THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GEG
v. 43-44

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Theophil Zolling.**

Dreiundvierzigster Band.
(Nr. 1 — 25.)

Berlin 1893.
Verlag der Gegenwart.

# Register.

## Dreiundvierzigster Band.

### 1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.


Seite

Die Vertheilung des Arbeitsertrages. Von Eduard v. Hartmann 1. 19
Zur Militär-Debatte im Reichstag. Von v. T. . . . . 17
Für Kaiser und Reich, gegen Reaction und Revolution. Von Georg Winter . . . . . 33
Slovenisches Staatsrecht. Von Saxo . . . . . 36
Der winterliche Arbeitsmangel. Von Rentamtmann J. G. Weiß 49
Die politische Lage und unser Heer. Von v. T. . . . . 65
Die Home Rule-Bill und ihre Schwierigkeiten. Von Otto Gaupp (London) . . . . . 81
Die Bedeutung Egyptens für England. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein . . . . . 98
Ein Plebiscit-Reichstag. Von Freidank . . . . . 113
Jesuitismus und Staatsbewußtsein. Von Johann Paul. . . 129
Die Militärvorlage und unsere Parteien. Von Archivar Georg Winter . . . . . 145
Erbrechtsreform. Von G. B. . . . . 147
Ungarische Wirthschaft. Von Saxo . . . . . 148
Darwinismus wider Sozialismus. Von Otto Gaupp (London) 161
Sozialpolitische Ausblicke. Von Karl Walcker-Leipzig. . . . 163
Der deutsch-russische Handelsvertrag. Von N. Syrkin . . . . . 177
Das Recht des Kapitals auf Antheil am Arbeitsertrage. Von Eduard von Hartmann . . . . . 193
Die Lage der Landarbeiter in Deutschland. Von Georg Stamper 209
Die Frage verantwortlicher Reichsminister. Von Karl Walcker-Leipzig . . . . . 225
Zur Revision der Unfallversicherung. Von J. Sabin . . . . 241
Der Sozialismus in England. Von Otto Gaupp (London). . 257
Vatican und Kaiserschloß. Von Observator . . . . . 273
Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft. Von Landgerichtsdirector Raemisch . . . . . 274. 290
Die Consequenzen der Militärvorlage. Von Pz. . . . . 289
Der neue Reichstag. Von Observator . . . . . 305
Die Sozialpolitik und das Strafrecht. Von Ludwig Fuld-Mainz 306
Parlamentarismus und Corruption. Von Paul Dehn . . . . 321
Rumänische Streitschriften und Memoranden. Von Albert Schiel-Kronstadt . . . . . 325. 340
Die Ehe im deutschen Zukunftsrecht. Von Justus . . . . . 337
Vor den Wahlen. Von Georg Winter . . . . . 353
Skeptische Politik in Frankreich. Von Ludwig Jacobowski . 374


### 2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.


Die Herrschaft des Messers. Von Medicus . . . . . 3
Unser Apothekerwesen. Von Hermann Ahlgreen . . . . . 99
Wahrheit und Dichtung über Blinde. Von einer Blinden . . . 118
Aus Werner von Siemens' Lebenserinnerungen. Von Wilhelm Berdrow . . . . . 132
Aerztliche Berufsthätigkeit in den Gefängnissen Von Dr. med. M. Alsberg . . . . . 179
Th. Ribot und die neuere Psychologie. Von Eduard Sokal. . 215
Ueber die verschiedenen Methoden der Psychologie. Von Th. Achelis 248
Naturwissenschaftliche Bigotterie. Von Hieronymus Lorm . . 310
Jacob Moleschott. Von Albert Albu . . . . . 354


### 3. Vermischte Aufsätze.


Seite

Moltke als Mensch. Von J. Rosenstein. . . . . 7
Moslimische Proselyten im Abendlande. Von Professor Hermann Vambéry . . . . . 52
Commissionsberathungen. Von P. Asmussen . . . . . 66
Jüdischer Antisemitismus. Von einem Juden . . . . . 68
Zur Lehre von Zeit und Raum. Von Carl du Prel . . . 71
Der Prinz von Preußen und die deutsche Frage. Von Bruno Gebhardt. . . . . 83
Die Ausstände im Kohlenbezirk Saarbrücken und Dortmund. Von einem Kgl. Geheimen Bergrath . . . . . 114
Das baltische Deutschthum. Von Selmar Wallow. . . . . 116
Die Verschwendung des Offiziermaterials. Von v. H. . . . . 196
Die sibirische Pacificbahn. Von W. Berdrow . . . . . 210
Der Anachronismus. Von Armin Tille . . . . . 213
Der Nord-Ostseekanal im Weltverkehr. Von S. Werblunski. . 226
Ganze, nicht halbe Schulreform. Von Kg. . . . . 228
Der Kochunterricht, eine pädagogische Modethorheit. Von einem Schuldirector. . . . . 243
Doppelgänger in der Sprache. Von Ernst Wasserzieher . . 259.
Die Versorgung Europa's mit Brot. Von S. Werblunski . 292
Die Bodenbesitzreform. Von Paul Siegfried . . . . . 308
Unzureichende Gesellschaftskunde. Von F. v. S. . . . . 322
Die Cavallerie keine fechtende Waffe mehr. Von einem deutschen Stabsoffizier . . . . . 342
Die Valutaregulirung in Rußland. Von N. Syrkin. . . . . 369
Erbgut und Lehngut in unserer Muttersprache. Von Ernst Wasserzieher . . . . . 371
Die Entwickelungsgeschichte der Sozialidee. Von Conrad Dohany 375
Die Fortschritte der Technik. Von Eduard von Hartmann. . 385


### 4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.


Der Uebermüthige. Von Albert Roderich . . . . . 9
Das alte Mütterchen. Von Alfred von Hedenstjerna . . . 27
Abenteuer eines Bräutigams. Von Albert Hall. . . . . 42
Halali. Von P. Hann . . . . . 59
Als der Vater nach Hause kam. Von Alfred von Hedenstjerna 76
Weggespült. Von M. Zehme . . . . . 90
Hans, der Musikant. Von Heinrich Sienkiewicz . . . . 105
Vaterland. Von Alfred von Hedenstjerna . . . . . 124
Erfüllte Wünsche. Von Hans Laupp . . . . . 138
Durch Eis und Schnee. Von Alfred von Hedenstjerna . . 154
Das Kaffeehaus in Surata. Von Graf Leo Tolstoi. . . . . 169
Das Spiel ist aus. Von Augustin Filon. . . . . 187
Unschuld. Von C. Schroeder . . . . . 201
Ausgeschlossen. Von F. Anstey . . . . . 219
Renn-Lene und ihr Junge. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna . . . . . 233
Ein Roman in neun Briefen. Von Fedor Mich. Dostojewski 250
Mutter und Sohn. Von P. Hann. . . . . 265
Die Trommel. Von Graf Leo Tolstoi . . . . . 282
Im Nachtigallenhag. Von Domenico Ciampoli . . . . . 297
Lotta. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna . . . . . 316
Impromptu. Von Siegfried Schneider . . . . . 332
Die Glocke. Von Jules Lemaitre . . . . . 346


278089

Seite

Ein reeller Spekulant. Von Alfred Freih. von Hedenstjerna 361
Wartburggedanken. Von Ernst Georg Zimmermann . . . 377
Das Sacrament. Von Magdalena Thoresen . . . . . 381
Post festum. Von Karl Gjellerup (Dresden) . . . . . 393

Aus der Hauptstadt. Von Caliban: In tyrannunculos! 12. Der allerneueste Kurs 28. Kommende Wahlen 43. Jesus Sirach 34, 27 61. Ein politisches Gründerjahr 76. Die gelöste Judenfrage 93. Deutschland im Sattel 107. Die Niederlegung der Börse 125. Das boxende Känguruh 139. Der Fall Saling 155. Bei Caprivi a. D. 170. Windthorst in Marmor 189. „Durchlaucht, die Gratulanten aus Berlin sind da!" 205. Aus den Tagen der Kugelfestigkeit 221. Die beleidigte Majestät 234. Finanzminister Necker 253. Leo der Reformator 267. Krok von Böblingen II. 284. Die Militärvorlage 299. Die freisinnige Vereinigung 317. Rothschild der Patriot 333. Wahlqual 348. An Deutschlands Rekrutenmütter! 361. „Ja — also!" 396.

### 5. Literarische Aufsätze.

#### a. Essays.

Eine provençalische Dichtung in deutschem Gewande. Von Moriz Carriere . . . . . 5
Aus Lenau's Knabenzeit. Von Leopold von Sacher-Masoch. 23
Die Shakespeare-Forschung und das Shakespeare-Jahrbuch. Von Ludwig Fränkel . . . . . 25
Salvatore di Giacomo. Von Ant. Andrea . . . . . 38
Ein norwegisch-amerikanischer Sittenschilderer. (Kristofer Janson.) Von Ernst Brausewetter . . . . . 55
Julien Gordon. Von L. H. Mann . . . . . 57
Rudolf Lothar. Von Max Wundtke . . . . . 73
Friedrich Hebbel's Briefwechsel. Von Ernst Heilborn . . . 87
Verdeutschen und Uebersetzen. Von Professor J. Mähly . . . 102
Zur deutschen Culturentwickelung. Von Georg Steinhausen-Jena 122
Die Stellung der Deutschen unter den Völkern. Von Karl Jentsch 135
Ein christlich-sozialer Roman aus England. Von E. Beyer . . 152
H. Taine und seine Stellung zu Deutschland. Von Ludwig Jacobowski . . . . . 165
Strindberg und das Weib. Von Franz Servaes . . . . . 166
Heinrich Ehrlich's Erinnerungen . . . . . 181
Aus Berthold Auerbach's Studirzimmer. Von Ernst Heilborn 200
Ferdinand von Saar und seine Wiener Elegien. Von Karl von Thaler . . . . . 218
Jung-Frankreich in der Literatur. Von Otto Krack . . . . 229
Klaus Groth. Von Eugen Wolff . . . . . 245
Ueber die nächsten Ziele der nationalen Kunst. Von Arnold Fokke 261
Ein deutscher und dänischer Dichter. (Karl Gjellerup.) Von Alfred Stoeßel . . . . . 263
Der deutsche Atheismus und Materialismus dieses Jahrhunderts. Von Eduard von Hartmann . . . . . 277
Gabriele d'Annunzio. Von V. Matthes . . . . . 280
Die Londoner Tagespresse. Von Ernst Heilborn . . . . . 327
Offizielle Geschichte. Glossen zur Münchner Historiker-Versammlung. Von Alfred Stoeßel . . . . . 328
Flirt. Stimmungsbild aus Paris. Von Curt Grottewitz . . 330
August Comte und Herbert Spencer. Von Otto Gaupp (London) 356
Carl Baron Torresani. Von Josef Ettlinger . . . . . 359
Buchkritik. Von Alfred Stoeßel . . . . . 378
Moderne Lyrik. Ein Beitrag zur Beurtheilung moderner Literaturströmungen. Von Hans Schacht . . . . . 379
Erinnerungen an Gottfried Keller. Von W. P. . . . . 389

#### b. Bühne und Bühnenkritik.

Ibsen's Baumeister Solneß. Von Max Rieß . . . . . 39
Das Theater der Zukunft. Von Otto Krack . . . . . 85
Vom Dresdener Hoftheater. Von Verus . . . . . 150
Die guten Manieren und das Theater. Von M. Kroschel . . . 278
Sardou und Sarah Bernhardt. Von Alexander Büchner . . 343

Dramatische Aufführungen: Der verlorene Sohn (Philippi) 14. Zwei glückliche Tage (Schönthan-Kadelburg) 14. Schulden (Moser-Trotha) 15. Familie Pont-Biquet (Bisson) 15. Heimath (Sudermann) 30. Der Deputirte (Malden) 62. Die Strindberg-Matinée im Residenztheater 63. Baumeister Solneß (Ibsen) 63. Kriemhilde (Meyer) 95. Der Komödiant (Lindau) 95. Der Talismann (Fulda) 108. Tosca (Sardou) 108. Vasantasena (Pohl) 126. Gäa (Goldschmidt) 140. Die Weber (Hauptmann) 157. Die beiden Champignol (Feydeau-Desvallieres) 173. Der Phonograph (Bisson) 173. Der Frosch (Hartleben) 175. Die Tragödie des Menschen (Madach) 190. Der Stolz der Familie (Lauffs) 206. Eine Palast-Revolution (Skowronnek) 206. Der eiserne Graf (Runkel) 206. Hanna Jagert (Hartleben) 238. Dämmerung (Rosmer) 239. Die Bohème (Murger) 269. Das neue Kleid (Tovote) 270. Brave Leut' vom Grund (Anzengruber) 270. Jugend (Halbe) 271.

Seite

### 6. Bildende Künste.

Allers' Bismarck-Zeichnungen. Von Cornelius Gurlitt . . . 13
Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Von Cornelius Gurlitt . . . . . 45
Pariser Kunsteindrücke. Von Ernst Zimmermann . . . . 69
Oeffentliche Denkmäler. Von Cornelius Gurlitt . . . . . 140
Aus den Kunstsalons. Von Cornelius Gurlitt . . . . . 156
Die „XI". Von Cornelius Gurlitt . . . . . 172
Aesthetische Streitfragen. Von Cornelius Gurlitt . . . . . 184
Pariser Kunstbetrachtungen. Von Ernst Zimmermann. . . . 197
Malereien eines Jägers. Von Franz Servaes . . . . . 222
Zur Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Von Georg Galland . . . . . 231
Die neue Berliner Bau-Unordnung. Von Cornelius Gurlitt 236
Die Walter Crane-Ausstellung. Von Cornelius Gurlitt . . 268
Protestantischer Kirchenbau. Von Cornelius Gurlitt . . 294. 313
Der Kaiser und Wallot. Von Cornelius Gurlitt . . . . . 301
Die Berliner Kunstausstellung. Von Cornelius Gurlitt 318. 350. 365. 398
Abseits von der großen Kunstausstellung. Von Franz Servaes 366
Die Sammlung Spitzer. Von Ernst Zimmermann (Paris) . 391
Von der „freien" Kunstausstellung. Von Franz Servaes . . 397

### 7. Musik.

Die erste Aufführung von Verdi's Falstaff. Von Rudolf Berger 101
Opern und Concerte: Der Millionenonkel (Zell-Genee) 15. Margitta (Meyer-Helmund) 46. Die Hexe (Enna) 47. Lachende Erben (Weinberger) 78. Fürstin Ninetta (Strauß) 78. Mireille (Gounod) 109. Die Rantzau (Mascagni) 142. Unter Räubern (Rubinstein) 286. Die Rebe (Rubinstein) 287. Ilka von Palmay im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater 287. Falstaff (Boito-Verdi) 364. Bellincioni, Prevosti, Padilla 383.

### 8. Notizen.

Literarische Neuigkeiten von: Bacchtold 127. Bernhardi 302. Beyer 303. Bibliographisches Institut 110. Bieber 303. Bierbaum 111. Boisgilbert 19. Bormann 31. Brennecke 335. Brockhaus 127. Busse 175. Byr 111. Düntzer 351. Ebers 15. Eckardt 303. Elbe 271. Embden 239. Entsch 110. Eucken 79. Flaischlen 111. Fritz 47. Ganghofer 47. Geiger 223. Griesebach 191. Grimm 110. Große 111. Gudden 287. Guhl & Koner 399. Haarmann 143. Hachette 175. Halevy 255. Hartleben 223. Heigel 79. Heigl 15. Henckel 255. Henne am Rhyn 63. Hesse-Wartegg 287. Hevesi 207. Jacobsen 143. Jonas 319. Kanngießer 31. Kürschner 271. 287. Limburg-Brouwer 223. Lindner 303. Mantegazza 111. La Mara 207. Meißner 175. Mertens 111. Meyer 287. Möser 255. Naaf 47. Nansen 207. Nöldecke 255. Perfall 175. Pfeilstücker 175. Philippson 111. Poschinger 303. Post 175. Prem 79. Rabe 79. Riehl 111. Ruseler 47. Seemann 191. Schlichtegroll 78. Schnitzler 78. Simmern 31. Specht 31. Springer 79. Stahn 47. Stern 255. Stilgebauer 78. Verlagsanstalt 159. Waldmüller 335. Walther 175. Weber 111. Wechsler 303. Wichner 399. Zola 207.

### 9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Lösung der Judenfrage 110. Verdi — Marchese von Busseto? 127. Nochmals unsere Archäologen 159. Tolstoi und Bernardin de Saint-Pierre 191. Studenti methodus 367.

№ 1. Berlin, den 7. Januar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Vertheilung des Arbeitsertrages. Von Eduard von Hartmann. — Die Herrschaft des Messers. Von Medicus. — **Literatur und Kunst:** Eine provençalische Dichtung in deutschem Gewande. Von Moriz Carriere. — Moltke als Mensch. Von J. Rosenstein. — **Feuilleton:** Der Uebermüthige. Von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** In tyrannunculos! Von Caliban. — Allers' Bismarck-Zeichnungen. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Vertheilung des Arbeitsertrages.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn man bei der Betrachtung der sozialen Fragen vom Einfacheren zum Schwierigeren aufsteigen will, so muß man zunächst die Frage nach der zweckmäßigen Vertheilung des Arbeitsertrages zwischen Arbeit und Kapital zurückstellen, um sich vor Allem klar zu werden über die zweckmäßige Vertheilung desjenigen Antheiles am Arbeitsertrage, der durch den Gang der geschichtlichen Entwickelung schon heute den Arbeitern zugewiesen ist. Es wird schon viel gewonnen sein mit einer deutlichen Sonderung dieser beiden Aufgaben, die gewöhnlich mit einander in unklarer Weise vermischt werden. Erst wenn man einen Einblick gewonnen hat, inwieweit den Beschwerden des Arbeiterstandes durch eine zweckmäßigere Vertheilung des ihm schon jetzt zufallenden Antheiles am Arbeitsertrage abgeholfen werden kann oder nicht, erst dann wird man beurtheilen können, welches Maß von Beschwerden auf Abhülfe durch andere Mittel angewiesen bleibt.

Die Vertheilung des Antheiles der Arbeit ist theils eine solche nach der Zeit innerhalb derselben Arbeiterklasse, theils eine solche nach der Gestalt der Güter, in welchen der Antheil am Arbeitsertrage den Arbeitern verabfolgt wird, theils eine solche unter den verschiedenen Arten und Klassen der Arbeiter. Wir wollen die erstere die zeitliche, die zweite die sachliche, die dritte die personelle Vertheilung nennen.

#### 1. Die zeitliche Vertheilungdes Antheiles der Arbeit am Arbeitsertrage.

Der Arbeitslohn wechselt theils nach der Jahreszeit, theils nach der Gesundheit und Krankheit des Arbeiters, theils nach der von den Marktconjuncturen abhängigen Arbeitsgelegenheit; andererseits wechseln die individuellen Bedürfnisse, wachsen von der Kindheit durch die Jugend zum Alter hin, theils mit der Abstumpfung und Schonungsbedürftigkeit des Körpers, theils mit der Verheirathung und dem Anwachsen der Familie bis zum Selbständigwerden der Kinder. Beide Veränderungen decken sich nicht. Thäten sie es, so bedürfte es keiner ausgleichenden, zeitlichen Vertheilung. Der Gegensatz zwischen wechselnden Bedürfnissen und gleichbleibendem Lohn, zwischen gleichbleibenden Bedürfnissen und wechselndem Lohn, zwischen steigenden Bedürfnissen und fallendem Lohn ist es, der eine zeitliche Vertheilung im Sinne der Ausgleichung erforderlich macht. Gegen Unfälle, Krankheiten, Invalidität und Altersgebrechlichkeit schützt ja gegenwärtig in Deutschland die obligatorische Versicherung die meisten Arbeiter, aber doch nicht bis zum vollen Ersatz für den Lohnausfall, so daß ein empfindlicher Mangel trotzdem bestehen bleibt, und auch jetzt noch eine Familie unter längerer oder häufigerer Erkrankung des Ernährers schwer zu leiden hat. Da das Invaliden- oder Krankengeld nothwendig geringer sein muß als der Lohn, um nicht der Simulation ein allzustarkes Motiv zu bieten, so ist auch eine Abhülfe für diese Leiden im Wege der Versicherung nicht möglich. Der Wechsel des Verdienstes nach den Jahreszeiten, wie er bei vielen Betrieben unvermeidlich ist, erfordert eine Uebertragung des reichlich fließenden Lohnes der Campagnezeit auf die Zeit der Arbeitslosigkeit (z. B. bei der Landwirthschaft, dem Baugewerbe, der Zucker- und Spiritusfabrikation u. s. w.). Es ist dringend geboten, daß diese Uebertragung nicht der erfahrungsmäßig unzulänglichen Vorsorge der Einzelnen überlassen bleibe, sondern durch die gesetzliche Vorschrift sicher zu stellender Lohnabzüge geregelt werde. Gegen unverschuldete Arbeitlosigkeit ist auf dem Wege der Versicherung nur insoweit anzukämpfen, als dieselbe durch Naturereignisse (wie Feuersbrunst, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Ueberschwemmungen) hervorgerufen ist, weil diese sich als zufällige einer Wahrscheinlichkeitsrechnung unterwerfen lassen. Dagegen scheint eine Versicherung ausgeschlossen gegen eine solche Arbeitslosigkeit, die ganz oder theilweise von menschlichen Willensentschließungen abhängt, weil dann der Bestand der Versicherung als Motiv zur Herbeiführung der Arbeitslosigkeit mit in das Gewicht fallen könnte.

Endlich bleiben die Lohnschwankungen auf Grund wechselnder Conjunctur auch für die dauernd in demselben Betriebe beschäftigten Arbeiter unvermeidlich. In Zeiten aufsteigender Prosperität fordern die Arbeiter einen erhöhten Lohn, den sie erforderlichen Falls durch Ausstände oder Ausstandsdrohungen erzwingen; in Zeiten des Niederganges sehen die Unternehmer sich vor die Wahl gestellt, entweder den Betrieb aufzugeben oder die Selbstkosten durch Herabsetzung der Löhne zu ermäßigen und können diese Herabsetzung erforderlichen Falls durch Arbeitssperren oder Drohung mit solchen erzwingen. Die erhöhten Löhne der kurzen guten Zeiten werden von den Arbeitern verbraucht und führen dazu, sie an vermehrte Bedürfnisse und gesteigerte Lebenshaltung zu gewöhnen; die herabgesetzten Löhne der weit längeren schlechten Zeiten genügen dann natürlich den gesteigerten Ansprüchen um so weniger und vermehren die Unzufriedenheit des Arbeiterstandes. Es ist deshalb dringend wünschenswerth im eigensten Interesse der Arbeiter, die Lohnschwankungen auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Schon jetzt bemühen sich die Fabrikleiter, durch Zahlung aus dem Kapital oder den Reserven in schlechten Zeiten den Arbeitern einen höheren Lohn zu zahlen, als

sie dürften, wenn sie ihnen nur einen Antheil am Arbeitsertrag überwiesen: sie zahlen sogar dann noch annähernd gleiche Löhne, wenn die Fabriken mit Verlust arbeiten, also gar kein Arbeitsertrag vertheilbar ist. Es ist demgemäß nicht unbillig, wenn sie sich auch in guten Zeiten sträuben, Löhne zu zahlen, die dem durchschnittlichen Antheil der Arbeit am Ertrage entsprechen, wenn vielmehr die Löhne trotz ihrer absoluten Erhöhung eine relativ kleinere Quote des Ertrages als im Mittel darstellen. Aber diese bisher schon geübte Ausgleichung genügt noch nicht. Es ist nöthig, daß die höheren Erträge der guten Jahre zur Bildung eines sicher zu stellenden Lohnreservefonds benutzt werden, der in schlechten Jahren zur Erhöhung der sinkenden Löhne dient. Die Arbeiter müssen es als in ihrem Interesse liegend erkennen lernen, die in guten Zeiten zulässige und von den Unternehmern bewilligte Lohnerhöhung nicht in die Hand zu bekommen, sondern in den Lohnreservefond abgeführt zu sehen, in dessen Rechnungführung einem Arbeiterausschuß Einblick zu gewähren ist. Die größeren Unternehmer sind längst daran gewöhnt, außer dem allgemeinen Reservefond mit den verschiedensten Spezialreserven, z. B. Erneuerungsfond, Verlustreserven u. s. w. zu rechnen, und haben es theilweise sogar schon mit Fonds zur Stetighaltung der Dividenden versucht, obwohl dieses löbliche Bestreben durch das neue Actiengesetz sehr erschwert wird; hier handelt es sich darum, einen Spezialreservefond zur Stetighaltung der Löhne hinzuzufügen, der nöthigenfalls unter staatliche Aufsicht gestellt werden könnte, wenn die Aufsicht des Arbeiterausschusses nicht genügend erscheinen sollte. Natürlich würde auch durch solche Einrichtungen keine unbedingte Stetigkeit zu erreichen sein, wohl aber ein etwas höherer Grad von Stetigkeit, als durch die gegenwärtigen Zustände.

Zur zeitlichen Vertheilung des Lohnes kann man auch die Frage rechnen, wie oft und zu welchen Zeiten der Lohn gezahlt werden soll. Der Mangel an Wirthschaftlichkeit macht es wünschenswerth, dem Arbeiter wöchentlich Geld in die Hand zu geben, sei es in Form von Vorschüssen, die am Ende des Monats verrechnet und beglichen werden, sei es in Gestalt festen Wochenlohnes. Die Verlegung des Löhnungstages vom Sonnabend auf den Mittwoch hat sich überall bewährt, wo sie versucht ist, und sollte allgemein zur Durchführung gelangen zu Gunsten der Weiber und Kinder und zum Nachtheil der Kneipen und Branntweinschenken. Neben den wöchentlichen Zahlungen für den laufenden Lebensunterhalt sollte aber weiterhin überall da, wo der Arbeiter die Wohnungsmiethe noch monatlich und nicht wöchentlich zu entrichten hat, ein entsprechender Mehrbetrag bei der letzten Löhnung im Monat gezahlt werden, der bei den drei vorhergehenden Löhnungstagen einzubehalten ist. Zahlungsunfähige Arbeitgeber müßten wegen verdienter und nicht bezahlter Löhne als Arbeitspreller unnachsichtig wegen Betrug und Unterschlagung bestraft werden.

Denkt man sich nun alle solche öffentlichen Einrichtungen zur gleichmäßigeren zeitlichen Vertheilung des Antheils der Arbeit am Arbeitsertrag durchgeführt, so bleiben diese alle doch nothwendig unzulänglich. Die obligatorischen Versicherungen dürfen, wie schon bemerkt, der Simulationsgefahr wegen, mit ihren Zahlungen dem normalen Arbeitslohn nicht allzu nahe kommen, die besten Einrichtungen für Stetighaltung der Löhne können ihr Ziel doch nur annähernd erreichen, und gegen die individuelle Arbeitslosigkeit kann es keine Versicherung geben. Der Staat und die Gemeinden können wohl bei eintretenden Nothständen durch öffentliche Arbeiten dem unqualificirten Arbeiter künstliche Arbeitsgelegenheit verschaffen, aber der qualificirte Arbeiter geht auch dabei leer aus, wenn ihn nicht die Noth zwingt, sich vorübergehend zur Leistung unqualificirter Arbeit zu bequemen. Das vielbesprochene „Recht auf Arbeit" kann immer nur ein Recht auf unqualificirte Arbeit sein, und nur insoweit als Recht gelten, wie der Staat es durch seine Rechtsordnung als Recht anerkennt, um größeren Uebelständen vorzubeugen. Aber da die unqualificirte Arbeit, wie der Staat sie bieten kann, immer nur einem kleinen Bruchtheil der Arbeiter zusagen wird, so hat auch die staatliche Anerkennung des Rechtes auf Arbeit praktisch nur eine geringe Bedeutung und unter normalen Verhältnissen eine verschwindend kleine. Die durch Vereinsthätigkeit versuchte Abhülfe gegen Arbeitslosigkeit bleibt ebenso unzulänglich, wie die öffentliche und private Wohlthätigkeit und hat nebenbei den Uebelstand, daß sie nur allzu oft den Unwürdigen und Arbeitsscheuen auf Kosten der fleißigen Arbeiter die Taschen füllt. Es bleibt kein anderer Weg übrig als die privatwirthschaftliche Selbsthülfe durch Zurücklegung von Ersparnissen in Zeiten normalen Verdienstes, die im Falle der Noth wieder aufgezehrt werden.

Daß der Arbeiter nicht sparen könne, auch wenn er wolle, ist thatsächlich unrichtig. Auch der schlechtgelohnte Arbeiter macht an sich oft genug die Erfahrung, daß er zeitweilig mit einer viel geringeren Einnahme leben *kann*, sobald er mit ihr leben *muß*. Es giebt keine Stufe der Bedürfnißlosigkeit, die nicht in irgend welchem Punkte übertroffen werden könnte. Der Kuli zeigt dem Russen, dieser dem Ostpreußen, dieser dem Rheinländer, daß man mit viel weniger auskommen kann, als jeder folgende denkt. Auch innerhalb jeder Gewohnheitssphäre gibt es einen nicht unerheblichen Prozentsatz an Individuen, die ihren Genossen den thatsächlichen Beweis liefern, daß man zurücklegen kann, wenn man nur will, und die Statistik der Sparkassen führt den Beweis der Sparfähigkeit der Arbeiter im Großen. Eine ganz andere Frage ist es, ob man dem Arbeiterstande zumuthen kann, Ersparnisse zum Zweck der Kapitalbildung zurück zu legen, wie es der wirthschaftliche Individualismus verlangt, damit der Arbeiter selbst allmählich Kapitalist werde. Diese Zumuthung halte ich entschieden für zu weit gehend, nicht als ob der Arbeiter sie nicht erfüllen *könnte*, wohl aber, weil sie ihm unbillige Entbehrungen zu Gunsten einer Concurrenz mit weit überlegenen Gegnern auferlegt, die seine moralischen Kräfte weit übersteigen. Hier handelt es sich nur um Ersparnisse für eigenen späteren Verbrauch, nicht um solche zur Festlegung als Kapital. Demnach kommt auch die Frage des menschenwürdigen Daseins hierbei gar nicht in Betracht, da die Voraussetzung festgehalten wird, daß der Arbeiter während seines Lebens die gleiche Lohnsumme verbraucht, ob er nun in Zeiten normalen Verdienstes zurücklegt oder nicht. Mir scheint jedenfalls eine mit den Bedürfnissen gleichen Schritt haltende Vertheilung der auf eine Lebenszeit entfallende Lohnsumme menschenwürdiger als die Abwechselung zwischen Zeiten etwas reichlicherer Befriedigung und Zeiten bitterer Noth und quälenden Elends. Theoretisch wird das auch kaum ein Arbeiter bestreiten, nur praktisch reicht die Selbstbeherrschung und wirthschaftliche Reife der meisten nicht aus, um das, was sie theoretisch als richtig anerkennen müssen, auch zu thun, d. h. um der Zukunft willen die Gegenwart zu verkürzen. Es ist einfach der Leichtsinn, die Unfähigkeit zur Ueberwindung anschaulich gegenwärtiger Motive durch abstrakte der Zukunft, in Verbindung mit falschen Vorstellungen von Menschenrechten, was die Arbeiter am Sparen zu rechter Zeit verhindert. Jede Steigerung der Sparmotive ist als etwas Segensreiches für den Arbeiterstand zu begrüßen; es wäre deshalb ein sehr weises Verfahren, wenn die Arbeitgeber möglichst allgemein, wie es jetzt schon bei einzelnen großen Unternehmungen geschieht, den Spareinlagen ihrer Arbeiter eine Jahresprämie von ein bis zwei Procent zuwendeten, um den Zinsgenuß derselben, und damit den Antrieb zum Sparen entsprechend zu erhöhen. Die geringe Mehrausgabe lohnt sich reichlich durch Erhöhung der Zufriedenheit und Wirthschaftlichkeit der Arbeiter.

In sämmtlichen Beamtenlaufbahnen ist jetzt der Grundsatz theils schon durchgeführt, theils in der Durchführung begriffen, daß mit Zunahme des Dienstalters entweder ein Aufsteigen in höhere Stellungen oder doch in höhere Gehaltsklassen eintritt. Dieser durchaus richtige und segensreiche Grundsatz ist auch bei Privatbeamten schon bis zu einem gewissen Grade anerkannt, aber noch nicht bei der Handarbeit auf Stücklohn und Wochen- oder Tagelohn. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich in dem Wechsel der Arbeitgeber. Der Schriftsteller findet darin einen gewissen Ausgleich, daß er als junger Namenloser selbst tüchtige Geistesprodukte schwer verwerthen kann, als älterer aber auf seinen einmal erworbenen

Ruf gestützt auch schwächere Erzeugnisse noch verhältnißmäßig gut entlohnt bekommt. Bei dem Handarbeiter fehlt ein solcher Ausgleich. Der Jüngling leistet dasselbe, wenn nicht mehr, wie der alternde Mann und jedenfalls mehr als der Greis; er erhält darum auch den gleichen Lohn wie diese, obwohl seine Bedürfnisse viel geringer sind. Der relative Ueberschuß der Entlohnung treibt ihn nothwendig zur Steigerung seiner Bedürfnisse bis zu einem Grade, den er später nicht mehr befriedigen kann, wenn er eine Familie ernähren muß. So wird die rohe Schwelgerei der Jungen und die Unzufriedenheit der Alten durch die Lohngleichheit beider systematisch gezüchtet. Die Abhilfe dieser Uebelstände kann nur auf dem Wege gesucht werden, daß den jugendlichen Arbeitern bis zur Verheirathung oder bis zum dreißigsten Jahre nur ein Theil ihres Lohnes ausgezahlt, der Rest aber sichergestellt wird. Die so erzielten Spareinlagen können dann theils zur Ausstener bei der Verheirathung ausgezahlt, theils zu den Kosten der Wochenbetten und Kindtaufen benutzt, theils zur Waisenversicherung verwendet werden. Versicherung der Wittwen ist im Arbeiterstande überflüssig, wenn ausreichende Waisenversicherung und Unfall- und Krankheitsversicherung der Wittwen durchgeführt wird.

(Schluß folgt.)

---

## Die Herrschaft des Messers.

Wenn man bedenkt, daß durchschnittlich alle vier Jahre eine Schrift erscheint, deren Verfasser das Kopernikanische System umzustoßen trachtet, so darf man sagen, daß es niemals an Leuten fehlen wird, die es als ihre ganz persönliche Verpflichtung ansehen, die Wissenschaft als solche zu bekämpfen. Wenn nun Ergebnisse, die ihre Richtigkeit während so langer Zeitspannen darzuthun Gelegenheit hatten, doch noch immer wieder angegriffen werden, so dürfte eine jüngere Wissenschaft, gegen die eben jetzt ein stärkerer Vorstoß gemacht worden ist, sich nicht sehr grämen. Es handelt sich dabei um die Chirurgie der letzten Jahrzehnte und die Angriffe, die ein Arzt in einer in Wien erschienenen Schrift, betitelt: „Unter der Herrschaft des Messers", gegen sie schleudert. Der Untertitel: „Ein Mahnwort von einem Freunde der leidenden Menschheit", läßt es als nöthig erscheinen, auf sie einzugehen, denn Alles, was für die leidende Menschheit gethan wird, hat ein Recht darauf, beachtet zu werden. Freilich ist wohl zu unterscheiden zwischen der Absicht und dem Erfolge des Handelnden. Schon Mancher hat geglaubt, der von ihm vertretenen Sache den größten Dienst zu erweisen, bis ihm nachgewiesen wurde, daß er im Begriffe ist, ihr sehr zu schaden. In dieser Lage dürfte sich der „Freund der leidenden Menschheit" schon, oder doch sehr bald befinden. Denn seine Behauptungen sind so ungeheuerlich, daß ihm selbst vor ihnen Angst werden würde, wenn er nicht auf außerhalb seiner Sache liegende Dinge mehr achtete, als wünschenswerth wäre.

Er stellt folgende wesentliche Behauptungen auf: Die Chirurgie ist im Begriffe zu *entarten*, denn es herrscht die sog. *Operationswuth*, in Folge deren mehr Eingriffe gemacht werden, als nothwendig ist. Daher kommt es auch, daß *trotz unleugbarer wissenschaftlicher Fortschritte* das *Resultat* sich gegen dasjenige früherer Zeiten *nicht geändert hat*. Es herrscht das *Messer* und nicht die *Wissenschaft*. Neben diesen wesentlichen Behauptungen laufen unwesentliche, nämlich die, daß es der heutigen Medizin an Philosophie gebricht, daß sie der richtigen Humanität verlustig gegangen ist und verroht. Daß eine Anzahl Aerzte der Humanität in sofern verlustig gegangen ist, als sie, wie der Verfasser behauptet, dem Patienten tödtliche Diagnosen in's Gesicht werfen, ist leider nicht zu leugnen. Es haben aber solche rücksichtslose Persönlichkeiten auf den Beifall der ärztlichen Gesammtheit nicht zu rechnen, sondern dürfen sogar sicher sein, entschiedenster Ablehnung zu begegnen. Wenn also „der Freund der leidenden Menschheit" gegen das Gebahren jener Herren energischen Protest einlegt, so darf er fest darauf rechnen, mit der weitaus überwiegenden Majorität seiner Kollegen in erfreulichster Uebereinstimmung zu sein. Anders freilich werden sie sich ihm gegenüber stellen müssen in Bezug auf seine Angriffe gegen die Vertreter der neuen Chirurgie, und sie haben einen berufenen Vorkämpfer gefunden in dem Professor an der Universität Wien, E. Albert, der zu der citirten Schrift die Antwort unter dem Titel: „Die Erfolge des Messers" bei Alfred Hölder in Wien hat erscheinen lassen.

Die neuere Chirurgie ist gegen die alte besonders durch drei Dinge ausgezeichnet. Sehen wir davon ab, welche Vortheile sie aus den Fortschritten der Anatomie, Physiologie und Pathologie gezogen hat, Fortschritten, die ja allen medizinischen Disciplinen in gleicher Weise zu Gute kommen, so bilden drei Ereignisse die bedingenden Momente für die Umgestaltung der Chirurgie. Diese sind die Einführung der Narcose, zuerst der durch Aether und dann der durch Chloroform, die Einführung der antiseptischen Wundbehandlung und endlich, als nächst bedeutendster Neuerung, der Operationsmethode an blutleeren Gliedern, die die Wissenschaft dem älteren Professor v. Esmarch verdankt.

Die alte Chirurgie, die ich rechne bis zu der allseitig als gültig angenommenen Thatsache des Blutkreislaufes, unterschied sich wenig von der mittleren, die ich bis zur Einführung der Antisepsis dauernd annehme. Man operirte geschickt, man erfand zuweilen ganz ausgezeichnete, auf rein anatomischen Thatsachen beruhende Kunstgriffe und Vorrichtungen, es gab aber eine Grenze für die Kunst insofern, als gewisse Eingriffe fast sicher den Tod herbeiführen mußten, und daher fast ganz verlassen wurden. Hierzu kam, daß man an Kranken operirte, die jeden Schnitt fühlten, ein Umstand, der an sich eine Reihe von Eingriffen verbot. Die Scheu vor ihnen ging, sofern sie nicht einer blöden Schneidesucht Platz zu machen hatte, so weit, daß manche Chirurgen tiefer in den Körper nicht eindrangen, wie z. B. Albrecht v. Haller, der es von sich selbst als Lehrer der Chirurgie erzählt und mit den Worten: nimis ne nocerem veritus begründet. Man wird heute billiger Weise darüber lächeln, daß ein Mann, der selbst Chirurgie nicht treibt, sie gelehrt hat. Das ist aber nichts Absonderliches für jene Zeiten, in denen die Medizin überhaupt fast nur Buchwissenschaft war. Als solche hat sie sich bis in dieses Jahrhundert hinein gehalten, und erst jetzt hat sich die Buchwissenschaft zur Erfahrungswissenschaft umgewandelt. Freilich ging diese Umwandlung nicht überall gleich schnell von Statten. Die Anatomie, Physiologie und Pathologie können leicht beobachten und Erfahrungen sammeln, denn sie arbeiten mit entweder todtem oder solchem Materiale, dessen Opferung für die Wissenschaft durchaus gerechtfertigt ist. Leichen und Thiere sind nicht besser als zu Erfahrungszwecken anzuwenden. Etwas ganz Anderes aber ist es mit den praktisch medizinischen Fächern. Die interne Medizin ist in dieser Beziehung noch am besten daran. Denn es handelt sich bei ihr nur um die Beobachtung des Krankheitsverlaufes und um seine Modificationen durch die Anwendung schon von vorneherein vernünftiger, weil nichts schadender Heilmittel. Die von ihnen, welche schaden könnten, werden in ihren Wirkungen auf Thiere genau untersucht und nach solcher Durchforschung erst am Krankenbette unter Anwendung peinlichster Vorsichtsmaßregeln verabreicht. Etwas sehr Schlimmes kann dabei kaum passiren, denn selbst seltenere Zufälle werden mit großer Sicherheit vorausgesehen, und in den wenigen Fällen, die in irgend einer Weise unglücklich verlaufen, bleibt ein für die Untersuchung unauflöslicher Rest zurück. Da wird es noch immer möglich, unberechenbare Dinge für den schlechten Ausgang verantwortlich zu machen.

Ganz anders steht die Chirurgie da. Sie beobachtet wohl den Verlauf der Verletzung oder der Krankheit, aber sie kann sich unmöglich damit zufrieden geben. Im Gegentheil wird sie ihrem Namen Ehre zu machen suchen und die Hand rühren zur Linderung mindestens, im besten Falle zur Heilung der Anomalie. Aber ihre Heilmittel sind ganz andere, wie die der inneren Medizin, sie sind nicht unberechenbar, sie wirken nicht

in die Ferne. An Ort und Stelle greifen sie an, an Ort und Stelle müssen sie wirken. Tritt der Erfolg nicht ein, so ist ein Fehler gemacht worden, der fast immer sofort nachzuweisen ist. Einige Beispiele werden nichts schaden. Nehmen wir eine so einfache und alltägliche Verletzung wie den Beinbruch. Was geschieht mit ihm? Er wird verbunden und nun soll er heilen, so zwar, daß die normalen Verhältnisse vollkommen wieder hergestellt werden. Nun heilt aber der Bruch nicht. In diesem Falle trifft den Arzt eine Schuld nicht, denn er kann nur vorsorgen, daß der von dem verletzten Knochen gebildete Ersatz die rechte Form annehme, nicht daß dieser Ersatz auch erzeugt werde. Heilt nun aber der Bruch, und zwar schief, so hat der Arzt, das ist zehn gegen eins zu wetten, einen Verbandfehler gemacht. Also schon bei einem so einfachen, unschuldigen Eingriffe ist der Chirurg geradezu verantwortlich zu machen, und dieses für die Ausübung des Berufes doppelt erschwerende Moment tritt erst recht in Wirksamkeit, wenn das Vorgehen des Chirurgen ein bedeutenderes wird, wenn er schneidend eingreift, wirkliche Verwundungen setzt, ja, wenn er sein Messer in lebenswichtige Organe zu senken sich veranlaßt sieht. Geschieht hier etwas Unglückliches, so kann dieses zweierlei Art sein. Einmal kann die Operation nicht von Erfolg begleitet sein, oder gar den Zustand verschlimmern, das andere Mal aber kann sie den Tod herbeiführen entweder sehr bald nachher, oder schon während sie vor sich geht. Der letzte Fall ist der äußerlich traurigste, aber thatsächlich leicht erträglichste, denn er ereignet sich wohl nur bei Patienten, die nichts zu verlieren haben und nur zu gewinnen. Die Operation wird an ihnen vollzogen, weil sie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr schaden kann. Fast ebenso liegen die Verhältnisse bei den Fällen, in denen der Tod bald nach der Operation eintritt. Aber nicht immer. Es sterben zuweilen Kranke nach Operationen, ohne daß man hätte daran denken können. Hier wird schon der Chirurg sich fragen müssen, ob er auch wirklich keinen Fehler gemacht hat, und hier kann auch der zur Frage Berechtigte sehr wohl Aufklärung verlangen, wie denn der Todesfall zu Stande gekommen ist, und nicht geleugnet kann werden, daß es sehr viel von seinem guten Willen abhängt, ob er den Operateur als frei von aller Schuld ansehen möchte oder nicht. Am schlechtesten steht der Chirurg eigentlich in dem äußerlich günstigsten Falle von den beiden, dann nämlich, wenn die Operation von Erfolg nicht begleitet ist, oder den Zustand verschlimmert. Hier kann man sich mit Recht fragen: Wozu ist operirt worden? oder: Wäre nicht durch einen unblutigen Eingriff, durch medicamentös-diätetische Behandlung ein besserer Erfolg erzielt oder mindestens der Fall nicht verschlimmert? Hat man die Chancen der Operation genau genug abgewogen, hat man mit der nöthigen Sachkenntniß und Geschicklichkeit eingegriffen? Solche Eventualitäten mußten hindernd auf die Entwickelung des mit ungenügenden Mitteln arbeitenden chirurgischen Handelns einwirken. Hierzu kamen aber noch Erfahrungen schlimmster Art in anderer Hinsicht. Wenn man bedenkt, wie viele Operirte in früherer Zeit, trotz der größten Geschicklichkeit der Aerzte, an Infectionen der Wunden starben, so kann man nur bewundern, daß man nicht verzweifelte, trotz der geradezu heimtückischen Zufälle, die Schliche der „gütigen Mutter Natur" durchkreuzen zu können.

Eine Veränderung brachte die Einführung des Chloroforms, aber nur insofern, als man ruhigere Operationen hatte und für gewisse Fälle eine eingehendere Untersuchung am narcotisirten Kranken. Die Chancen der Operationen aber wurden dadurch nicht wesentlich verbessert. Die Infectionen traten nach wie vor ein, und die Ruhe während der Operation verscheuchte nicht die Unruhe nachher.

Eine ganz andere Wendung aber nahmen die Dinge, nachdem Lister mit seinen Publicationen hervorgetreten war. Er gab die Methode der antiseptischen Wundbehandlung an, und wenn auch von seinem Verfahren heute in der Chirurgie fast nichts mehr zu Recht besteht, so ist doch Alles, was später auf dem Gebiete an Veränderungen und Verbesserungen ausgeführt ist, auf seinen Prinzipien aufgebaut. Man hat jetzt den Weg gefunden, den man gehen muß, um der Infection nicht mehr zu begegnen. Man hat sich eine Methode geschaffen, nach der man verfährt, wo auch immer man einzugreifen hat. Die Einführung der Antisepsis in die Chirurgie ist der weitaus bedeutendste Fortschritt, den die Wissenschaft gemacht hat und er ist so geradezu umwälzend, daß Statistiken aus der septischen Zeit für die Gegenwart ohne jede Bedeutung sind, soweit sie sich auf Operationen beziehen, deren unglücklicher Ausgang von Infectionen bewirkt zu werden pflegte. Das ist ganz selbstverständlich, denn gerade die Todesursache ist durch die Antisepsis unschädlich gemacht. Außerdem aber ging aus der Aufnahme des antiseptischen Verfahrens, dessen Erfolge bei unvermeidlichen Operationen sich so glänzend erwiesen, die Erweiterung der Chirurgie selbst hervor. Denn außer den nöthigen Operationen gab es noch einen großen Theil wünschenswerther, deren Vornahme jedoch unterblieb, weil man eben die Infection fürchtete. Es ist ganz klar, daß eine zielbewußte Chirurgie die Zahl der Eingriffe, die unterbleiben müssen, möglichst einschränkt. Denn überflüssig ist eine Operation an sich niemals, sie kann es nur für den vorliegenden Fall sein. Und es waren gerade sehr wichtige, die unterbleiben mußten, solche die lebensrettend hätten wirken können. In der vorantiseptischen Zeit war es z. B. einer der mächtigsten Eingriffe, die Bauchhöhle zu eröffnen, denn die außerordentliche Empfindlichkeit des Bauchfelles für Infectionen bewirkte, daß zumeist selbst bei geschicktester Ausführung des Eingriffes, der tödtliche Ausgang folgte. Heutzutage ist die Eröffnung der Unterleibshöhle eine der unschuldigsten Operationen, so unschuldig, daß sie geradezu zu einem diagnostischen Hülfsmittel geworden ist. Es wird kein Chirug, der seiner Sache sicher ist, Bedenken tragen, sie vorzunehmen, falls er auf anderem Wege unmöglich zu einer klaren Diagnose kommen kann, und der Fall ihm so zu liegen scheint, daß der Aufschub energischen Vorgehens Gefahr bringt. Die medizinische Literatur verfügt über eine große Anzahl von Fällen, in denen diese Praxis von der segensvollsten Wirkung war. Noch vor verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit hätte jeder für einen wissenschaftlichen Projectenmacher gegolten, wenn er gewagt hätte, einen solchen Umschwung auch nur für möglich zu halten. Heute ist er längst zur Thatsache geworden, und ihm sind Erweiterungen aller chirurgischer Gebiete gefolgt, die unbetretbar waren, so lange die, wie eine den Eingang wehrende Festung, davorliegende Laparotomie nicht besiegt war. Ich verfehle nicht, noch eine andere Gattung von Operationen hier zu erwähnen, deren Ausführbarkeit wesentlich auf der Ungefährlichkeit beruht, die sie durch die Antisepsis erhalten haben; ich meine die Gehirnoperationen. Wenn früher jeder Fall eines im Gehirn sitzenden Eiterherdes oder einer Geschwulst daselbst mit dem Tode endete, so sind auch hier die Verhältnisse andere, bessere geworden und werden es noch immer mehr werden. Unterstützt von der Physiologie, die wegen der grundlegenden Versuche zu diesen Ergebnissen der Thierquälerei beschuldigt wurde, trägt die Chirurgie keine Bedenken, die Schädelkapsel zu eröffnen, den vorher der Lage nach stimmten Abseeß oder Tumor zu entfernen, und sie sieht dem weiteren Verlaufe mit nicht mehr Unruhe entgegen, als man früher bei der Eröffnung des allerkleinsten Gelenkes haben mußte. Ich verzichte darauf, die Fortschritte der Chirurgie einzeln aufzuzählen, ganz besonders aber darauf, wie die Antisepsis vereinfachend auf eine Reihe früher sehr complicirter Eingriffe gewirkt hat. Das Einzige, was ihr gegegenüber gerechtfertigt ist, ist das Vertrauen.

Früher bedurfte selbst der kleinste Eingriff der sorgfältigsten Wundbeobachtung, und trotz größter Sorgfalt fielen sehr viele Operirte der Infection anheim. Heute ist das anders. Hat man aseptisch operirt und kunstgemäß verbunden, so kann man sicher sein, daß Nichts passiren wird. Dennoch werden auch eine ganze Reihe von Fällen ambulant behandelt, aus denen man früher klinische machen mußte, und nur die schwereren, bei denen der Verlauf in anderer noch als in Beziehung der Infection von Bedeutung ist, werden in der Klinik behalten. Daß von den letzteren eine Reihe zu Grunde geht, liegt in der Natur der Sache, von den sogenannten poliklinischen aber dürfte wohl

nicht einen schlimmen Verlauf nehmen. Was soll man nun dazu sagen, wenn der oben citirte „Freund der leidenden Menschheit" folgende Berechnung anstellt:

Im Jahre 1856 wurden gemacht 184 Operationen
„ „ 1888 „ „ 2122 „
„ „ 1856 starben 7% = 12,88 Personen
„ „ 1888 „ 7,9% = 167,63 „
„ „ 1856 wurden geheilt 89% = 163,7 Personen
„ „ 1888 „ „ 78% = 1655 „

Diese Zahlen sind den Berichten der chirurgischen Klinik des Wiener Allgemeinen Krankenhauses entnommen. Nach ihnen hat sich, wie der Freund der leidenden Menschheit, der übrigens nicht ein Freund ruhiger Ueberlegung zu sein scheint, nachweisen will, trotz aller hygienischen Errungenschaften, trotz aller technischen und wissenschaftlichen Fortschritte die Zahl der Erfolge nicht nur nicht vermehrt, sondern sogar vermindert, und nur eins geht mit absoluter Deutlichkeit hervor, nämlich daß im Jahre 1888 mehr operirt worden ist, als im Jahre 1856, und daß die Schneidewuth es verhindert hat, die Früchte der wissenschaftlichen Bemühungen zu pflücken. Jeder aber, der nicht mit Zahlen allein, sondern auch etwas mit dem Verstande rechnet, wird aus ihnen den glänzendsten Beweis für die Chirugie entnehmen, wenn er nur die Ergebnisse der bisherigen Ausführungen aufgenommen hat. Denn unter den 184 Operationen des Jahres 1856 befanden sich ganz bestimmt eine große Anzahl solcher, die heute als poliklinisch überhaupt nicht mehr weiter in Betracht kommen, unter den 2122 Operationen des Jahres 1888 aber befinden sich eine große Anzahl solcher, die im Jahre 1856 überhaupt unterlassen werden mußten, weil sie ohne Weiteres mit dem Tode zu enden drohten. Es ist nun ganz klar, daß man die Anzahl der poliklinischen Operationen, die alljährlich vollzogen werden, nur auf 5000 anzunehmen und zu jenen 2422 zuzurechnen braucht, um ein ganz anderes Resultat zu erhalten. Die poliklinischen Operationen enden eben immer mit Heilung und nie mit dem Tode. Es ergibt sich also Folgendes. Im Jahre 1856 starben von 184 Operirten 12,8, im Jahre 1888 von 7122 Operirten 167,63. Es ergibt sich also für die Todesfälle:

Im Jahre 1856: 7%
„ „ 1888: 2,3%

Für die Heilungen ergibt sich:

Im Jahre 1856: 89%
„ „ 1888: 95%

So sind die Resultate in Wirklichkeit, und der Herr Freund der leidenden Menschheit hätte dem Gegenstande seiner Sorge keinen guten Dienst geleistet, wenn er sie davon abhalten wollte, der modernen Chirurgie für ihre endlosen Bemühungen und Erfolge Dank zu sagen. Daß da und dort eine Operation unnütz gemacht wird, daß da und dort eine, die glücklich hätte verlaufen müssen, einen unglücklichen Ausgang nimmt, das ist nicht zu bezweifeln, aber daran ist nicht der Geist der modernen Chirurgie schuld, sondern die Unzulänglichkeit einzelner ihrer Vertreter. Wenn etwas Gutes in schlechte Hände kommt, wirkt es zwar schlecht, aber an sich bleibt es etwas Gutes.

Medicus.

---

## Literatur und Kunst.

### Eine provençalische Dichtung in deutschem Gewande.

(Mireio von F. Mistral.)

Von Moriz Carriere.

Die Versuche, eine Mundart innerhalb der gemeinsamen Schriftsprache oder ihr gegenüber zur Geltung zu bringen, werden immer nur gerathen, wenn eine große dichterische That ein Werk der Dialektpoesie in die Weltliteratur einführt, oder wenigstens im eigenen Volke allgemein bewundernde Theilnahme gewinnt. So geschah es nach mancherlei lyrischen Vorgängen mit dem Alemannischen oder Oberbayrischen durch Hebel und Kobell, im Plattdeutschen durch die „Stromtid" von Fritz Renter, einer Dichtung von so edel gesundem Sinn, mit so lebenswahren Charakteren, mit solcher Fülle des Humors nicht bloß in Situation und ergötzlichen Reden, sondern in der Plastik von Gestalten voll so echter Komik und so kernhafter Tüchtigkeit, daß wir wieder einmal einen Roman hatten, bei dem es uns so recht wohl wurde. Ueber ein ähnliches Werk aus der Provence mögen wir uns nun in Deutschland erfreuen.

Als 1870 Eduard Böhmer die Provence bereist und dann eine Schrift über die neuerwachte provencalische Dichtung veröffentlicht hatte, ward auch in der „Gegenwart" darüber berichtet. Roumanille hatte seiner Mutter, einer schlichten Gärtnersfrau, seine französischen Gedichte durch Uebertragung in's Provençalische verständlich gemacht, und war dadurch selbst vom Zauber seiner heimischen Mundart ergriffen, dazu veranlaßt, an die mittelalterliche Literaturblüthe anzuknüpfen und neuprovençalisch zu dichten. Frederi Mistral schloß als Jünger zuerst sich ihm an und ward der Meister einer Genossenschaft, die sich etwas sonderbar Feliber nannte, was Schriftkunde bedeuten soll. Erst das Epos „Mireio" aber von Mistral hat für sie den Sieg gewonnen. In's Französische, Spanische, Englische übersetzt erschien es auch Deutsch, aber in ungenügender Form; jetzt liegt es in poetisch treuer, schwungvoll fließender Nachbildung vor, die wir wie eigene Poesie genießen können: Mireio. Provençalische Dichtung von Frederi Mistral. Deutsch von August Bertuch.*) Es gibt ein prächtiges Bild von Land und Leuten der Gegend von Arles; dort am Meeresstrande spielt die zweite Hälfte, die erste auf einem reichen Bauernhof der Crau, einer steinigen Ebene zwischen den Alpinen und dem Meer. Es hebt ganz idyllisch an; zum Abendessen der Feldarbeiter kommt ein alter Korbflechter mit seinem Sohn Vincen, und während jener, in jungen Tagen Seesoldat, ein kriegerisch Lied zum Besten gibt, unterhält sich dieser von seinem Thun und Treiben mit dem hold aufblühenden Töchterlein des Hauses Mireio (Mirjam, Maria). Die Liebe beginnt im Herzen Beider zu keimen. Und die Olivenernte, das Pflücken der Maulbeerblätter wie die Beschäftigungen mit den eingesponnenen Seidenraupen, das Heumachen, wie der Zug der Schnitter nach dem Getreidefeld gibt mit dem stets hereinragenden Hintergrunde der Natur, der Landschaft, ein so klares und anschaulich treues Bild des Volkslebens, das uns an Theokrit und andere griechische Dichter gemahnt, so daß in dieser Beziehung wohl Lamartine sagen mochte: es sei wie wenn eine hellenische Insel herangeschwommen wäre zur Provence. Aber schon die große Ausdehnung der Naturschilderungen — auch in der Menge von Gleichnissen — trägt einen sentimentalen Zug, und wie die Dichtung sich höher hebt, überwiegt das romantische Gepräge; der altkeltische, altgermanische Volksglaube spielt ergreifend herein, und im zweiten Theil die christliche Legende und Mystik. Aber der Dichter hat als Sohn unserer Zeit die Feen und Kobolde wie die erscheinenden heiligen Frauen so behandelt, daß sie als Gebilde der aufgeregten Phantasie dort des verwundeten Vincen, hier der vom Sonnenstich getroffenen und sterbenden Mireio betrachtet werden können.

Gar anmuthig ist die Schilderung, wie beim Pflücken der Maulbeerblätter Vincen und Mireio ein Vogelnest entdecken: Das bedeutet Glück, wenn man die gefiederten Jungen nicht entschlüpfen läßt; da nimmt sie das holde Mädchen unter das Busentuch auf; aber der Ast bricht, auf dem Beide zusammengekommen; einander umfangend gleiten sie zu Boden. Nun steigt das Werk zu größerer Spannung, und bald zu leidenschaftlicher Bewegung empor Drei Freier kommen und werben um Mireio, ein reicher Herdenbesitzer, der seine Schafe und

*) Straßburg, Trübner. Eine Dramatisirung des Gedichts hat bekanntlich Gounod in seiner Oper „Mireille" in Musik gesetzt.

Ziegen vorüber treibt, ein Rossezüchter aus der Wiese am Meer, und ein gewaltiger Herr und Bändiger von Stieren. Mireio versagt sich ihnen. Der Letztere aber hört ihr Liebesgeflüster mit Vincen, und findet am Abend in ihm den rechten Gegenstand, seinen Zorn auszulassen. Von Worten kommt es zum Ringkampf. Endlich wird der Wilde besiegt. Wie er sich wieder erhoben hat, stößt er seinen Stachelstock dem Gegner in die Brust und läßt ihn wie todt liegen. Aber wie er mit seinem Roß an die Rhone kommt und den Kahn zur Ueberfahrt besteigt, da ist gerade die verhängnißvolle Nacht, wo die im Fluß Ertrunkenen emporsteigen und dem Mörder dräuend erscheinen; das Boot wird leck, die Wogen verschlingen den Frevler. Von den Geistern aber heißt es gar sinnig:

Sie suchen ja, die armen Seelen,
Gehorsam göttlichen Befehlen,
Was sie an gutem Werk, an frommer That gesät
Auf ihres Erdenlebens Reise,
Ein jeglicher nach seiner Weise;
Und finden sie die Himmelsspeise,
Dann hurtig, gleich dem Lamm, das frisches Gras erspäht,

Ergreifen sie, was in der Krume
Sie einst gesät; dann wird zur Blume
Die gute That; und ist's zu einem Strauß genug,
Spricht Gott: geh' ein zum Gnadenhorte!
Und auf von fernem Prüfungsorte
Zu Petri offner Himmelspforte
Trägt den, der ihn gepflückt, sein Blumenstrauß im Flug.

Vincen aber wird scheintodt aufgefunden, zum Hofe gebracht, und wie er wieder aufathmet, im Geleite seiner Geliebten zur weisen, zauberkundigen Frau getragen, die ihn zur Genesung in die Feengrotte bringt. Die Gestalten des Volksglaubens treten uns hier entgegen, Naturgeister, wie sie eben so wohlthätig für den Menschen sind, als sie ihn auch zu ihnen herniederziehen und seiner geistigen Bestimmung abtrünnig machen; Sinnenlust, Trug der Einbildungskraft, wilde Begierden und vor Allem das schwarze Lamm, das gleich dem goldenen Kalb der Juden durch die Macht des Goldes die Herzen bethört. Taven, die Hexe, selber sagt:

So wie der Arzt aus schlimmsten Dingen
Das Beste weiß hervorzubringen,
So wir: durch Zauberkunst erzwingen
Wir von des Bösen Macht, was heilsam ist und gut.

Und so ist die Wanderung wie in Mozart's Zauberflöte zugleich ein Prüfungsweg der Läuterung.

„Den Ruhm erkauft man nie zu theuer,
Sein Weg führt stets durch's Fegefeuer;
Seid muthig, und der Sieg ist euer!"

Und so dringen sie vor bis zum Tropfsteintempel, wo der Zauberkessel schäumt, aus dessen heißer Welle Taven die Wunde beträuft, und mit dem Ausrufe des Heilandes dem Leidenden Heilung bringt.

Er kommt heim, bekennt seine Liebe dem Vater, der ihn sofort auf das Unmögliche hinweist, daß die Reiche des Armen Braut werden könne, aber auf des Sohnes dringende Bitte sich entschließt, für ihn zu werben. Er kommt unter die Schaar der zur Ernte heranziehenden Schnitter, wird mit ihnen gastlich bewirthet, und fragt dann den Vater Mireio's um Rath. Sein Vincen liebe eine vermögliche Pächterstochter und wolle nicht von ihr lassen, was sei zu thun? Ob er, der Vater, für den Sohn werben solle? Spart Euch den Gang, ruft der reiche Ramoum, weist den Sohn zur Ruhe, man stirbt nicht gleich aus Liebe. Zeigt dem Jüngling den Stock, wenn er nicht hören will. Da tritt Mireio hervor und betheuert: Sie sei es, die Vincen liebe, sie selber sei ihm entgegengekommen und werde ihm ewig angehören. Prachtvoll ist die Darstellung, wie Vater und Mutter gegen sie auffahren, wie nun auch Vincen's Vater das Recht des Herzens, der Armuth, der sittlichen Tüchtigkeit vertheidigt. Und während draußen die Schnitter tanzen und durch die Johannesfeuer springen, weint die Jungfrau einsam in ihrer Kammer um Vater und Mutter, die ihr stets sonst so gütig gewesen und jetzt so grausam sind, und gedenkt an das Wort des Geliebten: wenn sie je ein Ungemach treffe, solle sie sich zu den heiligen Frauen wenden.

Es ist die Legende der Provence: nach dem Tod Jesu hätten die Juden einige seiner treuesten Bekenner und Bekennerinnen auf ein Schiff gebracht und den Winden und Wellen preisgegeben. Die seien nach der Insel Camargue bei Südfrankreich getrieben worden und hätten die Provence zum Christenthum bekehrt. Darunter waren die drei Marien: Maria Magdalena, Maria Jacobea, Maria Salome. Sie haben am Meeresstrand später ein gemeinsames Grab gefunden, und über der Krypta ist eine Kirche mit einem Sanctuarium und dem Reliquienschrein im obersten Geschoß erbaut worden. Dorthin, nach der Gegend von Arles, aus der Crau über die Rhone hinüber beschließt Mireio zu wandern, Trost und Rath und Hülfe zu suchen.

So bricht sie in der Morgendämmerung auf, an den melkenden Hirtenfrauen vorüber, der heißen Sonne entgegen. Die Wanderung wird farbenhell geschildert während zweier Tage: der glücklich gefundene Quell, die Luftspiegelung der Fata Morgana, der Sonnenstich, der die Pilgerin trifft; das Seelenleben, die Landschaft in wunderbarer Wechselwirkung.

Ihre Eltern verzweifelt über das Verschwinden der Tochter, berufen alles Gesinde, alle fremden Arbeiter. Hier ist eine allzugroße Länge. Dreimal lesen wir, wie der ladende Bote voraneilt, wie er den Heumachern, den Schnittern, den Hirten immer dasselbe wiederholt, und es scheint fast, als ob das frisch gemähte Gras sogleich auf den Wagen geladen werde, und die Heuernte trifft doch wohl auch in der Provence so wenig wie in der Wetterau oder in anderen deutschen Gauen mit dem Weizenschnitt zusammen, wenn auch dort nicht erst Margarethe, sondern schon Johannes die Schnitter bringt. Die Hirtinnen haben das Mädchen gesehen, und die Eltern beschließen, ihr nachzueilen zu den heiligen Marien.

Ermattet kommt Mireio zur Kapelle der heiligen Frauen, betend sinkt sie nieder:

O heilige Marien, zu Blumen wandelt ihr
Der Armen bittre Thränen, seid gnädig denn auch mir!

Sie bekennt ihre Liebe zu Vincen:

Ich lieb' ihn, wie die Quelle zu Thal zu fließen liebt,
Ich lieb' ihn, wie der Vogel die Luft, die ihn umgibt,
Und nun soll ich das Feuer verlöschen, das nicht stirbt,
Soll wollen, daß im Blühen der Mandelbaum verdirbt!

Sie mögen ihr den Geliebten geben, der Eltern Herz erweichen:

O heilige Marien, in Blumen wandelt ihr
Die Thränen, die wir weinen, seid gnädig denn auch mir! . . .
Was blendet mich, was schau ich? Ist das des Himmels Thor?
Es wächst der Kirche Wölbung zum Sternenzelt empor.
O Seligkeit! sie kommen! Dem wolkenlosen Raum
Entsteigen meine Heiligen im goldnen Strahlensaum!

Und kniend sah die Welientrückte
In Andacht athemlos Verzückte,
Ihr heißes Flehn erhört mit innigem Erbaun.
Hinauf nach Petri Himmelsthoren,
Den traumhaft starren Blick verloren
Schien sie, den irdischen Schleierfloren
Zum Trotz, das Jenseits schon in seinem Glanz zu schaun.

Und sie hört die Stimme der Heiligen. Wer denn glücklich sei auf Erden, wo jede Lust vergänglich, wo jede Rose dornenvoll, wo wir durch Leiden zu einem höheren, wahren Sein geläutert werden?

So manche, die zu lächeln scheinen
In eurer Welt, erstickt das Weinen;
Doch wer nach Labung lechzt, und wessen Herz verlangt
Zum Quell des Lebens durchzudringen,
Der muß mit Schmerzen ihn erringen,
Der Stein muß doch in Stücke springen,
Bevor sein Silberkern an's Tageslicht gelangt.

Wenn nun die Marien auch in einem ganzen Gesang ihre Geschichte erzählen, von Jerusalem auch die Meerfahrt und die Wanderungen in Südfrankreich und die Bekehrung der Heiden zum Christenthum, so fragen wir: ob das nicht besser anderswo vom Dichter mitgetheilt wäre; indeß er wollte offenbar zu den

vielen Naturbildern der Landschaft auch das Meer und einen Seesturm schildern, und das ist ihm gelungen.

Während Mireio, von der Entzückung verklärt, still kniet, sind die Eltern herangekommen. Es ist ihr Kind, sie haben es wieder! Sie wollen Versöhnung. Sie wollen für die Tochter sterben. Mireio wird zum obersten Raum emporgetragen, wo man das Meer und die Sonne erblickt, wo eine kühle Luft die Leidende erfrischt, wo nun auch Vincen die sterbende Geliebte findet mit heftigem Schmerzensausbruch, den sie mit dem Worte der ewigen Lebenshoffnung zu mildern weiß. Ein heller Stern wird den Liebenden frei von Zwang die schönere Wohnstätte sein. Im Tode lächelnd, in ihren Händen die der Eltern, des Geliebten sinkt sie nieder. Er kann nicht glauben, daß sie gestorben sei; sie ist so schön in der Verklärung. Er mag nicht von ihr scheiden, an ihrer Seite will er im Grabe ruhen, während von unten der Choral ertönt:

O schöne Heilge, milde Frauen
Der bitternißgetränkten Auen,
Ihr lohnt mit reichem Fang der Fischer fleißig Mühn;
Schneeweiße Blumen unsrer Heiden,
Laßt ungetröstet und in Leiden
Die sünd'ge Schaar von Euch nicht scheiden,
Und wenn ihr Friede fehlt, laßt Frieden ihr erblühn!

Es ist das Martyrium der Liebe, das Mireio auf sich genommen, um die harten Herzen zu erweichen, zu versöhnen, und selbst Frieden zu finden. Und eine Stimme der Liebe für die Armen und Bedrückten, eine Mahnung für die Stolzen und Reichen, daß sie in Selbstsucht nicht selber das Heil sich zerstören, erklingt durch die ganze Dichtung.

Die tiefsinnigste Stelle steht in der Mitte, in der Feengrotte, wo die weise Frau über Vincen's Wunde, die sie aus dem Zauberkessel besprengt hatte, das Zeichen des Kreuzes mit den Worten einzeichnet: Christ ist geboren, Christ ist gestorben, Christ ist auferstanden — Christ wird auferstehen!

Er wird erstehn, dies ist mein Glaube . . .
Ich seh ihn fern im Straßenstaube,
Durch Kiesel und Gesträuch klimmt blutend er empor!

Seherisch verkündet sie, wie Jesus allein, ohne Veronica, ohne Simon von Kyrene, ohne die Marien, mit kenchendem Ermatten, ohne Hülfe das Kreuz trägt. Aber die Erbarmungslosen wird ein Schüttelfrost überfallen, wenn Feuer ihre Saaten verzehrt, wenn Schwerter und Speere klirren, Leichen auf Leichen sich häufen. Denkt der Dichter an eine furchtbare Zerstörung der religions- und liebeleeren Welt durch die atheistische, anarchistische Umsturzpartei? Er fährt fort:

St. Petri morscher Nachen
Zerbarst am Felsenriff mit Krachen!
Doch nun in neuem Boot, von Schaum und Gischt umtanzt
Die er besiegt in heil'gem Zeichen,
Seh ich den Fischer ohne Gleichen
Der Rhone stille Fluth erreichen;
Er hat das Gotteskreuz am Steuer aufgepflanzt.

O unermeßne Himmelsgnade!
Ich seh ein neues Land, Gestade
Voll hellen Sonnenscheins! Seh junger Mädchen Reihn
Im Farandoletanz sich wiegen
Und Früchtelast die Zweige biegen,
Ich seh auf Garben Schnitter liegen,
Rings um ein Faß geschaart, in fröhlichem Verein.
Und seh, erkannt in seinen Lehren,
In seinem Tempel Gott verehren.

Also eine neue Auferstehung Jesu als des Helden der Liebe, der Freiheit, des Friedens.

---

## Moltke als Mensch.

Von J. Rosenstein.

Die seit dem Herbst vorigen Jahres im Erscheinen begriffene Sammlung von Moltke's Schriften liegt jetzt, soweit sie nicht technisch-militärischen Inhalts sind, mit der Herausgabe des siebenten, die Reden des Feldmarschalls umfassenden Bandes, abgeschlossen*) vor: ein kostbares Vermächtniß für das deutsche Volk in allen Kreisen. Die noch zu erwartenden rein militärischen Werke, von denen bisher zwei Bände erschienen sind, dürften für den größeren Theil des Publikums von etwas geringerer Bedeutung sein, so Werthvolles sie auch für die eigentlichen Berufsgenossen des großen Kriegers und sicher auch für den Geschichtsforscher enthalten werden. Das Urtheil, das sich gleich nach dem Erscheinen der ersten Bände der „Denkwürdigkeiten" bildete und fast einstimmig zum Ausdruck kam, ist durch die weiteren Veröffentlichungen nur verstärkt worden. Immer unvergleichlicher erscheint uns die Tüchtigkeit dieses seltenen Mannes, immer reiner und lauterer sein Charakter, immer liebenswerther die gesammte Persönlichkeit; erquickend und aufrichtend wirkt in den trüben Zeitläuften der Gegenwart das Bild, das sich von diesem Mann vor uns entrollt. Seine Anschauungen über Menschenwerth wurden nicht bestimmt durch die Größe der Erfolge, und es entspricht seinem innersten Wesen, wenn er als Achtzigjähriger schrieb: „Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebniß kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Werth eines Menschenlebens entscheiden" (Brief an den Oberhofprediger Schaubach in Meiningen V. S. 174). — Neben den Erinnerungen und Ueberlieferungen von Freunden und Bewunderern, sind es vorwiegend Briefe an die Nächststehenden, in denen uns Moltke vor Augen tritt, schriftliche Aufzeichnungen, die ohne irgend welchen Hinblick auf spätere Veröffentlichung entstanden waren, gänzlich unbefangen unter der Wirkung des Augenblicks, ein getreuer Spiegel dessen, was gesehen, erlebt, empfunden ward. Es befinden sich darunter ausführliche Schilderungen von Land und Leuten aus den verschiedensten Theilen Europas, namentlich aus Italien und England, wo er wiederholt und länger in seiner Eigenschaft als Adjutant zweier königlicher Prinzen geweilt hatte. Moltke verstand zu sehen und zu beobachten und das Gesehene so klar und treffend wiederzugeben, so verständig und anziehend in seinen Eindrücken zu beurtheilen, daß seine Schilderungen zu dem Mustergültigsten gehören, was die deutsche Literatur in dieser Art aufzuweisen hat. Moltke hielt darauf, daß seine Lieben, vor Allem seine Frau genau wußten, wie es ihm in der Ferne ging, und so gestalten sich seine Briefe als umfassende und eingehende Darstellungen, getragen von dem liebevollen Streben, die Empfänger der Briefe möglichst Alles mit sehen und erleben zu lassen. Wir verweisen in dieser Beziehung namentlich auf die Briefe an seine Frau aus England. — Wir können indessen bei diesen Darstellungen hier nicht länger verweilen, sondern möchten die Aufmerksamkeit auf denjenigen Theil der Aufzeichnungen lenken, die sich auf sein Verhältniß zu den ihm am nächsten stehenden Menschen beziehen; in seinem Wesen gegenüber den Eltern, namentlich der Mutter, sowie gegenüber den Brüdern, kannten wir ihn bereits aus den früheren Sammlungen; jetzt lernen wir ihn kennen, wie er sich zu den jüngeren Generationen, Neffen und Großneffen stellte; die Krone der Sammlungen aber sind die Briefe an Braut und Frau. —

Den Großneffen gegenüber ist er der zärtliche „Opapa", der ihrer Entwickelung mit warmer Fürsorge folgt und ein nachsichtiges Herz für tolle Streiche und kleine Unarten hat. Da ist namentlich der Sohn des Neffen Wilhelm, mit Namen Helmuth, der uns öfter in den Briefen begegnet: „ein ganz prächtiger Junge", schreibt der Großonkel am 8. Sept. 1886, „häßlich, mit ebenso großen Ohren wie ich, aber derb und tüchtig und nicht leicht anders als durch seinen Papa zu bändigen. Letzt kam er trotz Tamtam nicht zu Tisch und wurde erst nach langem Suchen am Mühlgraben gefunden, wo er mit seinem Sonntagshut Fische fing." (V. S. 79.) Derselbe Helmuth erscheint

*) Band 5, Briefe (zweite Sammlung) und Erinnerungen an ihn. Band 6, Briefe (dritte Sammlung) an seine Braut und Frau. Band 7, Reden. Berlin 1892, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

einige Jahre später als ein „Schlingel", der in den Ferien nicht nach Hause darf; „es fehlt ihm gar nicht an Verstand und Anstelligkeit, letzteres besonders zu dummen Streichen; doch" — hier bricht der zärtliche Opapa wieder durch — „ist er ein ehrlicher guter Junge und ich hoffe, daß wir ihn in den Sommerferien wieder sehen." (V. S. 127.) Helmuth muß dem Großonkel ganz besonders nahe gestanden haben, denn als er seine Uhr ruinirt hat — es scheint die erste gewesen zu sein, und wem ist das bei einer ersten Uhr nicht zugestoßen — schickt ihm der Opapa „ganz ausnahmsweise" fünf Mark, mit dem dringenden Rath: „Im Uebrigen mußt Du Dich mit Deinem Taschengeld einrichten, und wenn Du kein Geld hast, Deine Uhr nicht todtrepetiren." (V. S. 131.) Auch das falsch geschriebene „Tercia", wo übrigens Helmuth am 26. März 1891 noch nicht war, geht dem jungen Mann nicht ungerügt vom Großonkel hin. — Von einer wahrhaft väterlichen Fürsorge war Moltke für den Neffen Wilhelm, den Sohn seines Bruders Adolf. Dieser war im Jahre 1863 auf dem Gymnasium in Altona, ein hochaufgeschossener Junge, der in Folge starker Erkältung an Blutspeien litt. Auf Moltke's Rath wurde er nach Wiesbaden geschickt, um sich in dem milderen Klima zu erholen und seine Gymnasialstudien zu beendigen. Der Onkel selbst brachte ihn bei einem Professor unter und sorgte väterlich für ihn. Er blieb mit ihm in fortlaufender Correspondenz und fand dazu auch während des Krieges 1864 noch im Hauptquartier Zeit. Wilhelm, der wegen seiner anfangs zarten Gesundheit für den Soldatenberuf nicht geeignet schien und studiren sollte, ist im Jahre 1866 doch in die Armee getreten und ein tüchtiger und kräftiger Soldat geworden. Der Onkel ließ es an einer Zulage nicht fehlen und ebenso wenig an gutem Rath. So schreibt er ihm am 23. December 1866: „Wenn in Zukunft Dir Jemand anbieten sollte, Deine Rechnungen zu bezahlen, ein Fall, der allerdings in Praxis recht selten vorkommt, so möchte ich Dir rathen, ihn nicht vierzehn Tage auf Antwort warten zu lassen . . . Es ist aufmerksamer und klüger, dann bald zuzugreifen." Daran schließt sich dann noch ein mild kräftiges Wort über Borgen und Verborgen. „Wer einen Thaler mehr braucht, als er hat, ist immer ein armer Mann, ganz gleichviel, ob er 400 oder 4000 Thaler Zulage erhält."

Eine seiner Nichten, Fräulein Marie Ballhorn, die ihn seit dem Jahre 1839 kannte, schildert in ihren Erinnerungen (V. S. 227) in überaus anziehender Weise, wie er bei aller Schweigsamkeit und Zurückhaltung in der Gesellschaft außerordentlich gern mit Kindern verkehrte, sich viel mit ihnen neckte, ihnen die schönsten Geschichten erzählte und still in sich hinein lachte, wenn er all' die staunenden Kinderaugen auf sich gerichtet sah. Seine Liebe für kindliches, unbefangenes Seelenleben, so erzählte Frl. Ballhorn, mochte bei dem Feldmarschall auch wohl bei seiner Verlobung mitgewirkt haben, denn seine Braut war fast ein Kind, als er sich mit ihr verlobte. Wenige Tage nach ihrem sechzehnten Geburtstag war sie die Braut des schon vierzigjährigen Mannes. Die Briefe an die Braut umfassen die Zeit vom Mai 1841 bis April 1842. Es sind wahrhaft köstliche Briefe, und Niemand wird ohne Rührung lesen, wie tief beglückt der ernste, reife Mann in dem Bewußtsein war, sein Leben mit einem so jungen, edlen, holden Wesen schmücken zu dürfen, kein Zug von irgend welcher Sentimentalität, überall aber warme, treue Zuneigung, ein immer auf's Neue aus vollem Herzen bekundetes Glücksgefühl, liebevolles Streben, auf den Charakter der jugendlichen Braut, deren Leben sich nur in den engsten Kreisen bewegt hatte, im Hinblick auf die neuen Kreise, in die sie treten sollte, einzuwirken. Die Frage des Altersunterschiedes hatte natürlich Moltke zu denken gegeben. So schrieb er ihr: „Die aus der Verschiedenheit unseres Alters hervorgehende Art zu empfinden, macht, daß ich ohne unwahr zu werden, Dir nicht dasselbe lebhafte Gefühl bieten kann, wie sich's in Deinen schönen Augen ausspricht und wie Du es wohl als Erwiderung fordern darfst . . . So viel ist gewiß, daß ich sowohl glücklicher sein, als auch Dir liebenswürdiger erscheinen werde, wenn ich Dich wirklich in Deiner Zukunft zufrieden sehe. Die Zweifel daran, gehen aus meinem Charakter hervor, die gute Hoffnung, die ich hege, aus der Vortrefflichkeit des Deinigen." (VI. S. 30.) Bei der tiefen Aufrichtigkeit seines Wesens und bei einer gewissen Anlage zur Selbstquälerei, peinigte ihn zuweilen der Gedanke, daß die Braut ihn überschätze. „Süße Marie, wenn es mir doch gelänge, Dich ein paar Jahre glücklich und zufrieden zu machen, wie gerne will dann abscheiden." Wir wissen aus den früheren Briefen Moltke's, daß er sehr scharf mit sich selbst in's Gericht ging, daß er in seinen jungen Jahren sich mit dem Gedanken herumschlug, keinen wirklichen Charakter zu haben, sondern ein ganz schwacher und haltloser Mensch zu sein. Mit dieser inneren Unsicherheit hatte auch gelegentlich noch der Vierzigjährige zu ringen. Nachdem er in einem langen Briefe der Braut die besten Lehren über die Eigenschaften gegeben hat, die zum Auftreten in der Welt gehören, kommt er auf sich selbst und sagt (VI. S. 63): „Gestehe ich es doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahire. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüth niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war, hilf Du mir fortan mich zu bessern." Es ist uns an einer anderen Stelle unserer Sammlung (I. p. 150) überliefert worden, was die Braut ihm darauf erwiderte. Es ist zu charakteristisch für Beide, um es nicht hier noch einmal wenigstens theilweise zu wiederholen: „Was mich bei Dir so rühren kann, ist die übergroße Bescheidenheit Deines Charakters und vor Allem die Gutmüthigkeit, die Du bei jeder Sache an den Tag legst. Sobald Du irgend Jemand unfreundlich begegnet bist, so thut es Dir nachher so leid, und Du suchst es auf alle Weise wieder gut zu machen." — Am 20. April 1842 führte Moltke die Braut, die eben in das siebzehnte Lebensjahr eingetreten war, heim. Ueber ihren Charakter und ihre ganze Persönlichkeit, über ihr Eheglück sind in dem ersten Bande unseres Werkes so eingehende und anziehende Schilderungen enthalten, daß wir nur Einzelnes aus dem vorliegenden Briefwechsel hervorzuheben haben. Doch mag auch noch einer Charakteristik gedacht werden, die Moltke nach mehr als fünfjähriger Ehe in einem Brief an seinen Bruder Adolf von seiner Gattin gibt. „Mein größtes Glück ist meine kleine Frau. Seit fünf Jahren habe ich sie selten traurig und nie verdrießlich gesehen. Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntniß davon bei mir. Ein wirkliches Unrecht dürfte man ihr nie zufügen; sie würde es beim besten Willen nicht verzeihen können, denn bei aller Heiterkeit des Gemüths hat sie einen entschiedenen, festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde." So war Marie Moltke und so blieb sie in einer mehr als 26jährigen Ehe, in der sie, wie der Gatte wiederholt bezeugt, eine Quelle des Glücks für ihn war; an ihrer Charakterfestigkeit und Zuversicht hatte er sich in der Zeit großer Entschließungen oft aufgerichtet und gestärkt. Die vorliegende Briefsammlung erstreckt sich über die gesammten 26 Jahre; sie enthält ausführliche und sehr anziehend geschriebene Berichte über sein Ergehen und Erleben, überall derselbe warme Herzton tief innerlicher Beglücktheit. Besonders hervorzuheben sind die Briefe, die sich auf seine Reise von Rom nach Berlin im Jahre 1846 beziehen, als er nach dem Tode des Prinzen Heinrich dessen Leiche überzuführen hatte. Er blieb indessen an Bord der Korvette „Amazone" nur bis Gibraltar und fuhr dann über Spanien, Frankreich und Belgien nach Hamburg, eine Landreise von 400 Meilen in 18 Tagen. Sehr lesenswerth sind auch die eingehenden Briefe aus England, wohin er den Prinzen Friedrich Wilhelm auf seinen Brautfahrten und dann zur Vermählung begleitete. Ueber die Ansichten, die er in Betreff der Jahre 1848/50 hegte, und die auch hier wiederholt hervortreten, sind wir aus den früheren Briefsammlungen eingehender unterrichtet. Die Gattin war, wo möglich, noch strenger conservativ und royalistisch als er, der zum Maßhalten rieth. So schrieb er ihr am 17. Februar 1850 aus Magdeburg (p. 173): „Du bist nun mal

schwarzweißer Reaktionär, und das ist mir schon ganz recht, laß aber die freie Presse dem, der sie liebt; jedenfalls stehen interessante Sachen darin." Daß er nicht auf dem Standpunkt der Kreuzzeitung stehe, hielt er im Jahre 1855, zur Zeit des Orientkrieges, für geboten, offen auszusprechen (p. 208). Im Ganzen und Großen treten die politischen Ereignisse in den Briefen sehr zurück; namentlich nichts über die Regentschaft und den Verfassungsconflict; wesentlich mittheilsamer ist er über die Kriege von 1864 und 1866. Der letzte Brief an die Frau datirt aus Ilmenau, vom 30. August 1868. Es folgen dann noch andere Briefe an die Geschwister, sowie von seiner Schwester Auguste — Mariens Stiefmutter — und der Frau von Burt. Wir entnehmen diesen letzteren die tief ergreifenden Schilderungen der letzten Tage Mariens. Am Weihnachtsabend 1868 starb sie in Folge eines Gelenkrheumatismus, an dem sie 14 Tage schwer darnieder gelegen hatte. Der Gatte drückte ihr die lieben braunen Augen zu — so berichtet Frau von Burt — und sank dann auf seine Kniee und beugte das graue Haupt tief auf seine Hände und dankte Gott, daß er den Kampf beendet und das geliebteste Leben zu sich genommen. Das hat Moltke auch selbst ausgesprochen: „Sie schied in der Blüthe des Lebens und der Gesundheit, voll Stolz auf ihr Vaterland und ihren König, voll Liebe zu allen Menschen, nach einem kurzen, aber, soweit es hienieden möglich, glücklichen Dasein, und ich möchte sie nicht in dies Leben zurückrufen." Noch über 21 Jahre hat Moltke seinen Lebensweg einsam zurückgelegt, bis er seine Ruhestätte an der Seite der geliebten Frau fand, deren Ring ihn bis in den Sarg begleitet. Aus zahlreichen Stellen seiner Briefe ersehen wir, wie oft ihm das Herz in schmerzlich süßen Erinnerungen an die Dahingeschiedene überwallte, namentlich um die Zeit, wo sich der Todestag jährte. Und auf der Höhe seines Ruhmes, als er sieggekrönt, als der vergötterte Held seines Volkes, aus Frankreich heimkehrte, hat er es tief empfunden, daß ihm Marie nicht entgegeneilen konnte, wie nach den Siegen des letzten Krieges. Am 20. Dezember 1870, also kurz vor dem traurigen Gedächtnißtag, schrieb er an seine Schwester Auguste: „Wie sie mich 1866 nach dem Feldzuge freudig auf dem Bahnhof empfing, so hoffe ich, daß sie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird, und darnach kann ich mich oftmals herzlich sehnen. Gern würde ich zuvor das große Werk glücklich zu Ende geführt sehen, bei welchem ich mitzuwirken berufen bin." Von den letzten Briefen, die sich zum größeren Theil auf Reisen nach Rußland, Italien und der Schweiz beziehen, haben wir nur den letzten hervorzuheben, der an seinen Neffen Henry gerichtet ist und die religiöse Frage berührt. Er entstammt Moltke's letztem Lebensjahre und wurde im November 1890 geschrieben. Er ist in demselben Geiste versöhnlicher Duldung gehalten wie die „Trostgedanken". Bei aller Gläubigkeit an Gott und Unsterblichkeit, wie sie Moltke stets und überall bekundet, bleibt er auf dem Standpunkt, daß der Moslem und der Heide ebenso gut selig werden kann, wie der Christ. — Unsere Besprechung des 7. Bandes der Sammlung, welcher Moltke's Reden enthält, kann eine kurz gefaßte sein. Die Reden, die Moltke im preußischen Herrenhause wie im deutschen Reichstage, dem er ununterbrochen angehörte, gehalten hat, sind der Nation bekannt; sie hat denselben mit der warmen Aufmerksamkeit und Theilnahme gelauscht, die sich an Alles knüpfte, was von diesem einzigen Mann kam, den Alle liebten und verehrten. Dennoch durften diese Reden in Moltke's gesammelten Werken nicht fehlen, sie verdienen es vollauf, aus dem engen Rahmen der Parlamentsberichte heraus dem deutschen Volk für alle Zeiten zugänglich gemacht zu werden. Sie beziehen sich vorwiegend auf Gegenstände militärischer Natur, und welchen besseren Berather könnte das deutsche Volk in diesen Fragen haben, namentlich jetzt, wo wir wieder vor einer hochwichtigen Entscheidung über die nothgedrungene Stärkung unserer Wehrkraft stehen. Der einzige nichtmilitärische Gegenstand von größerer Bedeutung, den Moltke in seinen Reden berührt hat, ist das Sozialistengesetz. Er hat bedauert, daß man es aufgehoben hat; er meinte, daß jetzt nur rücksichtslose Repression übrig bleibe. Im Uebrigen stand er auf dem Boden einer durch ein starkes Königthum durchzuführenden Sozialreform, wie sie durch die großen Arbeiter-Versicherungsgesetze angebahnt war. — Neu und höchst bemerkenswerth sind die in dem Bande enthaltenen Entwürfe zu Reden, von denen drei für das Zollparlament und einer für den norddeutschen Reichstag bestimmt waren. Sie sind außerordentlich bezeichnend für die Strömungen, die zwischen 1866 und 1870 das deutsche Volk in Nord und Süd beherrschten und dann durch die Großthaten des Krieges 1870/71 in ein Bett geleitet wurden, sie zeigen aber nicht minder, in welcher gewissenhaften Art Moltke vom Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn an seine Aufgabe als Mitglied des Reichstages auffaßte. Seine unermüdliche Pflichttreue hat er auch in dieser Stellung bewährt bis zum letzten Tage seines Lebens. Er hatte der Reichstagssitzung am 24. April 1891, dem letzten Tage seines Lebens, nicht mehr beiwohnen können, da gleichzeitig eine Herrenhaussitzung war. Von dieser kehrte er am Nachmittage jenes Tages in seine Wohnung zurück, die er lebend nicht mehr verlassen hat: getreu bis in den Tod.

Wir scheiden von dem Buche in der Ueberzeugung, daß seit manchem Jahrzehnt dem deutschen Volk in allen seinen Kreisen keine so köstliche Gabe zu Theil geworden ist, als die Erinnerungen an diesen großen und guten Mann, wie sie — zum größten Theile — von ihm selbst niedergeschrieben sind.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Uebermüthige.

Humoreske von Albert Roderich.

Gestatten Sie mir, geehrter Leser: Herr Erich Frei. — Er ist 35 Jahre alt, von hoher, schlanker Figur, hat sein männlich hübsches, angenehmes Gesicht und besitzt ein sehr bedeutendes Vermögen. Zur Kennzeichnung seiner geistigen und moralischen Beschaffenheit folgen hier einige Sätze aus einem Briefe, den Herr Frei vor kurzer Zeit dem Erzähler dieser Geschichte geschrieben hat.

. . . „Aus alledem also ersiehst Du, lieber Freund, daß ich hier in der ungeheuren, menschenwimmelnden Stadt nicht weniger einsam bin als in der großen abessynischen Wüste, die ich im vorigen Jahre durchstrich. Es ist mir Alles »öde, schal und unerspießlich.« All' das, was glückliche Menschen erhoffen dürfen, weil sie es nie erlangen können — das habe ich Elender Alles gehabt! Ich habe Alles genossen, was zu genießen war. Ich habe es sogar mit Verstand genossen. Ich würde jetzt mit Vergnügen einen nicht unbedeutenden Theil meines anspruchsvollen Verstandes für eine Thorheit hingeben, die mir ein wenig Zufriedenheit und Behagen schaffen könnte. Oh, ich weiß, was Du mir entgegnen wirst: Deine Kenntnisse, Dein Geist, Dein Reichthum! — Jawohl, vergiß nur nicht meine edle Mannesgestalt und meinen herrlichen, dunkelblonden Vollbart! . . . Ach, lieber Freund, mein Humor ist zum Teufel! Die Sorgen des Reichthums quälen mich. Die Sorge, für nichts und Niemanden sorgen zu müssen, macht mich trostlos. Ich möchte irgend etwas Nützliches thun, irgend etwas schaffen, werden, einerlei was — Kaufmann, Diplomat, Seiltänzer, Steinklopfer — ach, es ist so zu langweilig!" . . .

Erich Frei schlenderte nachlässig durch die Straßen der großen Residenz, mißmuthig, ziel- und planlos. Er war aus dem Viertel der Paläste und der großen Hotels in die Gegend des kleinen Mittelstandes gerathen. Seine gleichgültig umherschweifenden Blicke blieben plötzlich an einem kleinen Porzellanschilde haften, das an der Thüre eines hohen, grauen Hauses sich befand. Auf dem etwas beschädigten Schilde war zu lesen:

Meta Pilserich. 4. Stock.

Feinstickerei. Gelegenheitsgedichte.

Erich Frei blieb stehen und lächelte. Diese Zusammenstellung amüsirte ihn. Er sann einen Augenblick nach und rieg dann die vier hölzernen, ausgetretenen Treppen hinauf. Durch eine schmale, niedrige Thür trat er in eine ärmliche Wohnung. Ein blasses Kind führte ihn in ein spärlich möblirtes, enges, kleines Zimmer, in dem Frau Meta Pilserich an einer Stickerei arbeitete. Zwei andere blasse Kinder saßen in einer Ecke und spielten. Frau Meta Pilserich sah sorgenvoll und leidend aus. Sie stand von ihrer Arbeit auf, als der fremde Herr eintrat.

„Ich habe auf dem Schilde unten an der Thüre gelesen, daß hier auch Gelegenheitsgedichte angefertigt werden," begann Erich.

„Ach, mein Herr," erwiderte Frau Pilserich, „damit kann ich leider

jetzt nicht dienen. Die Gedichte macht mein Mann, und der ist schon seit drei Wochen im Krankenhause."

Das Elend rührte Erich. Wie unwillkürlich griff seine Hand in die Tasche. Da durchfuhr ihn ein Gedanke. Hier war etwas zu thun für ihn. „Hm, Madame, ich bin eigentlich auch nicht gekommen, um ein Gedicht zu bestellen. Nein, ich bin selbst Dichter. Aber ich habe kein Glück damit. Ich habe keinen Namen — man will meine Gedichte nicht drucken. Hm — es geht mir nicht besonders. Ich wollte fragen, ob Ihr Mann mich nicht als Gehülfen gebrauchen könnte. Ich beanspruche nur sehr geringes Honorar — man nimmt ja gerne irgend etwas " —

„Sie sehen doch aber nicht aus, als wenn Sie Mangel litten."

„Sie meinen, der Ueberzieher — der Hut — aus der Leihanstalt, liebe Frau — es galt einen letzten Versuch bei einem angesehenen Redacteur; man wird gar nicht vorgelassen, wenn man schlecht gekleidet ist."

„Ich weiß," sagte seufzend Frau Pilserich. „Aber Sie sehen ja, ich kann Ihnen nicht helfen — mein Mann ist ja im Krankenhause."

„Gerade deshalb können wir uns vielleicht gegenseitig helfen. Werden nicht noch Gedichte bei Ihnen bestellt?" — „Oh ja, dann und wann."

„So lassen Sie mich statt Ihres Mannes die bestellten Gedichte machen. Ich beanspruche nur den vierten Theil des Honorars. Sie werden das Geld gewiß auch gut gebrauchen können; dann ist uns Beiden geholfen." — „Ach, du lieber Gott, ja, das Geld könnte ich gebrauchen!"

Frau Pilserich warf noch einen forschenden Blick in das hübsche, offene Gesicht Erichs, und dann ward der Handel geschlossen. Am nächsten Tage schon trat Erich seine neue Stellung an. Zum ersten Male nach langer Zeit war er wieder heiter gestimmt. Er fühlte sich doch wieder ein ganz klein Wenig nützlich. Er hatte sich einen recht unelegenten Anzug angeschafft und saß nun drei Stunden täglich vier Treppen hoch in einem kleinen Dachstübchen an einem alten wurmstichigen Pulte und machte Gelegenheitsgedichte. Und die Sache machte ihm noch viel mehr Spaß, als er sich davon versprochen hatte. Namentlich bei den Besprechungen mit seinen verschiedenen Auftraggebern amüsirte er sich zuweilen köstlich. Er hatte auch schon beinahe 20 Mark Honorar eingenommen, wovon er der Frau Meta Pilserich, seiner Prinzipalin, wie er sie nannte, als deren dreiviertel Gewinnantheil 40 Mark herausgezahlt hatte. — Also Frau Pilserich saß im Wohnstübchen und stickte, und Erich Frei saß in der kleinen Dachkammer nebenan und dichtete, als eine junge Dame bei Frau Pilserich eintrat. Die junge Dame war auffallend hübsch, von anmuthiger Gestalt, und aus dem guten, frischen Gesichte blitzten ein Paar kluge, freundliche Augen.

„Hier bringe ich Ihnen wieder Arbeit," begann das junge Mädchen, ein kleines Packet auf den Tisch legend, „sind die anderen Taschentücher fertig?" — „Jawohl, gnädiges Fräulein."

„Sehr schön. Wo sind denn die Kinder, Frau Pilserich? ich habe da eben im Ausverkauf geradezu spottbillig ein Paar Kleidchen gekauft — ich versichere Sie, liebe Frau Pilserich, ganz unglaublich lächerlich billig."

„Ach, liebes, gnädiges Fräulein!"

„Ach Unsinn! — Wie geht es Ihrem Manne?"

„Ein wenig besser, Gott sei Dank!"

„Aber Sie selber sehen so leidend aus — Sie müssen sich schonen —"

„Ach, mir geht es ja auch viel besser. Ich habe jetzt Jemand, der für meinen Mann dichtet. Denken Sie, gnädiges Fräulein, in sechs Tagen hat er für meinen Antheil 40 Mark verdient!" — „Ach wirklich?"

„Jawohl, er muß ein sehr bedeutender Dichter sein!"

Die junge Dame lächelte. — „Wo ist denn der bedeutende Dichter?"

„Da drinnen; er sagte — ih, wie sagte er noch? Ja, die Kammer da wär' ein ganz famoser Stall für den Pegasus. Da ließ sich's prächtig drin dichten." — Die junge Dame lachte.

„Frau Pilserich, ich möchte den bedeutenden Dichter wohl kennen lernen. Ich werde mir auch ein Gedicht von ihm dichten lassen."

Sie klopfte an die Thüre der Dachstube und trat auf ein lautes „Herein" zu dem von seinem Pulte aufgesprungenen Gelegenheitsdichter.

Erich Frei stutzte einen Augenblick, als er das schöne Mädchen eintreten sah. Er faßte sich aber schnell und frug unter tiefer Verbeugung, womit er dem gnädigsten Fräulein dienen könne.

„Ich möchte ein Gedicht von Ihnen verfaßt haben."

„Oh, ganz außerordentlich gern — mit dem hervorragendsten Vergnügen. Bitte, nehmen Sie Platz, meine Gnädigste. Also, gehorsamst zur Sache: wie heißt er?" — „Wie er heißt?! Wer?"

Der Dichter lächelte geheimnißvoll. „Nur Vornamen, Gnädigste — selbstverständlich nur Vornamen, und auch dann noch grenzenlose Discretion meinerseits." — Die junge Dame runzelte die Stirn.

„Es handelt sich um ein Gedicht zur Gelegenheit einer — einer silbernen Hochzeit!"

„Ah, sehr schön — eine meiner bedeutendsten Spezialitäten. Vielleicht zur silbernen Hochzeit hochgeschätzter Eltern der Gnädigen?"

„Nein, nein — zur silbernen Hochzeit meiner — meiner — Herrschaft!" — „Herrschaft?! Gnädigste, eine Köchin sind Sie hoffentlich nicht!"

„Und wenn ich es wäre?"

„Das wäre traurig — mit solchen Augen kocht man schlecht."

„Ei — sieh! Nun beruhigen Sie sich — ich bin — Gouvernante — Stütze der Hausfrau!"

„Ah so — sehr wohl. Und die verehrte Herrschaft feiert silberne Hochzeit. Sehr schön. Belieben Sie ein Gedicht mit simpeln oder mit schweren Reimen?" „Was ist der Unterschied?"

„Die simpeln Reime kosten 15 Pfennig per Vers — die schweren 20 Pfennig. Ich habe sogar auch Verse für zehn Pfennig, dazu würde ich aber selber nicht rathen."

„Was nennen Sie denn simple, und was schwere Reime?"

„Oh, also zum Beispiel: Heut' sind es fünfundzwanzig Jahr, Daß sich verband das Jubelpaar, — das ist ein simpler Reim. Im 20-Pfennig-Vers würde ich ungefähr so sagen: Der keuschen Muse will es wohl geziemen, Daß sie heut singt vom Band des Gottes Hymen, —."

Das schöne Mädchen lachte laut auf.

„Bitte, geben Sie mir von diesen Versen. Darf ich Ihnen gleich zahlen? Wie viel macht es?"

„Also sagen wir zwölf Verse. Sie wollen es doch ein Bischen nett haben, nicht wahr?" „Gewiß."

„Also zwölf Verse à 20 Pfennig macht 2 Mark 31 Pfennig."

„Macht 2 Mark 40 Pfennig. Im Rechnen sind Sie anscheinend etwas schwach."

„Gnädiges Fräulein können daran sehen, daß ich ein wirklicher Dichter bin."

„Also hier ist das Geld. Es ist wirklich billig. Freilich, Schiller und Goethe haben verhältnißmäßig doch noch billiger gedichtet."

„Schlimm genug, mein gnädiges Fräulein, schlimm genug, diese Leute haben uns das Geschäft auch gründlich verdorben. Also, wohin darf ich Ihnen das Gedicht schicken? Bitte ergebenst um gütige Adresse."

„Hm — ich — ich werde mir das Gedicht abholen —"

„Ach, nein — Sie werden sich das Gedicht leider nicht abholen."

Das Mädchen stutzte. „Wie so wissen Sie das?"

„Das weiß ich von — Ihrer Herrschaft." — „Von meiner Herrschaft?!"

„Sie haben sich für »Stütze der Hausfrau« ausgegeben — das ist — gedichtet!"

Das schöne Mädchen erröthete. „Herr, wie können Sie — ich — ich — muß bitten —"

„Sehen Sie, jetzt haben Sie die Herrschaft schon verloren. Sie sind keine »Stütze der Hausfrau« mehr." — „Aber woraus schließen Sie das?"

„Aus Ihren Reden und Ihren — Handschuhen."

„Gut, mein Herr, wenn ich also keine »Stütze der Hausfrau« bin, dann sind Sie aber auch kein Gelegenheitsdichter!"

„Ah, und woraus schließen Sie das?"

„Aus den vierzig Mark Ueberschuß, die Sie der armen Frau da drinnen bei zehn bis zwanzig Pfennig pro Vers herausgezahlt haben."

„Hm, so — glauben Sie mir, verehrtes Fräulein — ich beschwindle die arme Frau trotz alledem."

„Das glaube ich wohl. Adieu, mein Herr!"

„Ich begleite Sie." Erröthend folgt er ihren Spuren.

„Sie werden mich nicht begleiten!"

„Dann werde ich hinter Ihnen herlaufen."

„Mein Herr, machen Sie Anspruch auf Tact und Bildung?"

„Allerdings." — „Dann — laufen Sie nicht hinter mir her!"

Die junge Dame verließ eilig die Wohnung der Frau Pilserich, und Herr Erich Frei blieb, in Gedanken versunken, in seinem Dichterstalle zurück. Dann begab er sich in das Zimmer der Frau Pilserich, die wie immer fleißig stickte, und fragte ohne Weiteres:

„Frau Pilserich, wer war die junge Dame, die eben bei uns war?"

„Ich weiß nicht. Ich flicke für sie. Sie hat mir wieder Taschentücher gebracht." — „Wie heißt sie denn?"

„Das weiß ich nicht. Ihren Namen hat sie nicht genannt. Sie bringt und holt die Sachen immer selbst ab. Sie ist eine gute, liebe Dame und bezahlt immer mehr als ich verlange. Sie hat mir heute auch Kleider mitgebracht für die Kinder."

„Hm — so —." Ehrich sann einen Augenblick nach.

„Was hat sie Ihnen denn heute zum Sticken gebracht, Frau Pilserich?" — „Ein Dutzend Taschentücher — ganz feine Taschentücher."

„So. Und da hinein sollen Sie ein Monogramm sticken, nicht wahr?" — „Ja, gewiß." — „Welche Buchstaben denn?" — „S. M."

„So — S. M. — Hm —." Erich sann wieder nach und ließ seine Blicke in dem kleinen Zimmer umherschweifen. Auf dem kleinen, wurmstichigen Holztische sah er zwei geöffnete Packete liegen. In dem einen lagen die Taschentücher, in dem anderen die Kinderkleidchen. Erich sah, daß die Umhüllung der Taschentücher aus einem feinen Seidenpapier bestand, während die Kleider in einem gröberen, großbedruckten Umschlag lagen. Erich las begierig, was auf dem Papier in großen Lettern gedruckt stand: Hermann Wolter, Confection und Modewaarenhandlung.

„Frau Pilserich, diese Kinderkleider müssen Sie mir 'mal für eine Stunde leihen!"

Eine Viertelstunde später betrat Erich mit einem großen Packete die Modewaarenhandlung von Hermann Wolter, Wilhelmstraße 22.

„Vor einer Stunde ungefähr hat eine junge Dame hier diese Kleider gekauft. Ich möchte gern den Herrn sprechen, der die Dame bedient hat."

Erich hatte sehr laut gesprochen, und es kamen mehrere der Angestellten herbei.

„Die Kleider habe ich verkauft," sagte ein sehr elegant gekleideter junger Mann mit einem Friseurladenkopfe.

„Aha! Das Fräulein ist nämlich im Zweifel, ob sie die Waaren bezahlt hat oder nicht."

„Oh gewiß — das Fräulein hat bezahlt. Das gnädige Fräulein bezahlt immer gleich."

„Dann läßt das Fräulein um eine quittirte Rechnung bitten."

„Mit dem größten Vergnügen!"

Zwei Minuten später hielt Herr Erich Frei ein für ihn unschätzbares Document in der Hand: Rechnung für Fräulein Moor, Hochwohlgeboren. 12 Meter Kleiderzeug à 2.40 = M. 28.20. Zahlung dankend empfangen. Nun eilte Erich in's nächste Restaurant und ließ sich den Adreßkalender geben. Darin fand er sieben Mal den Namen Mohr und drei

Mal den Namen Moor. Der erste dieser letzteren war ein Tischlermeister, der zweite ein Agent und der dritte war Wolfgang Moor, in Firma W. Moor & Co., Bankgeschäft.

„Das ist sie!“ rief Erich lauter, als er vielleicht beabsichtigte.

„Sie, Kellner, kennen Sie diese Firma?“

„W. Moor & Co.?! Oh ja, das ist unser erstes Bankhaus.“

„Aha, danke — hier — behalten Sie nur den Rest.“

Nun warf sich unser Freund in einen Wagen und fuhr zu dem Freunde, der zufälliger Weise auch der Erzähler dieser Geschichte ist.

„Kennst Du Wolfgang Moor, in Firma W. Moor & Co.?“

„Dem Namen nach, gewiß — einer der reichsten Männer der Stadt.“

„Was ist das für ein Mann?“ — „Sehr respectabel — hochangesehen —“

„Hat er Kinder?“ — „Eine Tochter.“ — „Oh, weißt Du, wie sie heißt?“

„Gewiß — mein Freund, der Maler Helms, verkehrt ja in dem Hause — er schwärmt für das Mädchen — warte doch — richtig — Sabine heißt sie.“

„Richtig! S. M. — Danke Dir tausendmal, lieber Roderich. Adieu!“

„Aber Mensch, was hast Du?“ — „Geht Dich vorläufig nichts an! Adieu!“

Herr Erich Frei warf sich wieder in seinen Wagen und ließ sich nach dem Telegraphenamte bringen. Er telegraphirte dringend an seinen Banquier in Berlin, der sein Vermögen verwaltete, wie folgt:

„Stehen Sie mit Wolfgang Moor & Co. hier in Verbindung? Wenn ja, senden Sie mir sofort allerwärmstes Empfehlungsschreiben und accreditiren Sie mich für hunderttausend Mark.“

Am folgenden Tage begab sich Erich Frei in's Bureau des Herrn Wolfgang Moor und überreichte das allerwärmste Empfehlungsschreiben, das durch die Accreditirung für hunderttausend Mark beinahe heiß gemacht worden war. Trotzdem Andere da waren, die den Chef des großen Hauses zu sprechen wünschten, ward Erich doch sofort vorgelassen und Herr Moor empfing ihn sehr freundlich und zuvorkommend.

Erich bezeichnete es als den Hauptzweck seines Besuchs, mit Herrn Moor über die Belegung eines größeren Kapitals zu sprechen.

„Darüber sprechen Sie besser mit meinem Geschäftsführer.“ sagte Herr Moser, „aber mein Freund in Berlin empfiehlt Sie persönlich so herzlich und dringend — ich rechne bestimmt auf das Vergnügen, Sie in meinem Hause zu sehen.“

„Es wäre mir eine große Ehre — aber — ich kann leider nur so kurze Zeit in Ihrer Stadt bleiben —“

„Also bitte — Sie speisen morgen bei mir zu Mittag.“

„Morgen? Ich muß morgen früh abreisen. Wenn ich heute von Ihrer Güte Gebrauch machen dürfte —“

„Mit dem größten Vergnügen. Aber wir sind ganz allein, meine Frau und Tochter und ich — wenn Sie ganz en famille —“

„Oh, ich versichere Sie — damit erweisen Sie mir die größte Freundlichkeit — und Sie werden dafür sagen, daß Ihre Damen meine Reisekleidung entschuldigen?“

„Gewiß — ganz ohne Umstände. Also bitte — um 5 Uhr — und, wenn es Ihnen recht ist, gehen Sie heute Abend mit uns in's Theater —“

„Oh ja, das ist mir sehr recht. Ich danke Ihnen!“

„Also auf Wiedersehen! —

Und damit geleitete Herr Moor seinen Gast an die Thür und übergab ihn dem Portier mit der Weisung, den Herrn zum Disponenten zu führen. Mit diesem hatte Erich seine geschäftlichen Angelegenheiten schnell erledigt und wandte sich darauf wieder an den Portier.

„Wo ist die Privatwohnung des Herrn Moor?“

„Hier im selben Hause.“ — „Bitte, führen Sie mich dahin.“ —

Der Portier hatte wohl bemerkt, mit welch besonderer Zuvorkommenheit der Fremde von seinem Herrn behandelt worden war, und richtete seine eigene Zuvorkommenheit genau danach ein. Er führte den Fremden in ehrerbietigster Weise in die Privatwohnung des Herr Wolfgang Moor. — — Hier übergab er seinen Empfohlenen einem Diener mit zweckentsprechender Anweisung.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?“ fragte Erich den Diener.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen.“ — „Und das Fräulein?“

„Das gnädige Fräulein ist zu Hause.“ — „Bitte, führen Sie mich zu ihr.“

„Wen darf ich melden?“

„Sagen Sie nur, ich käme von Frau Pilserich.“

Zwei Minuten später trat Herr Erich Frei zu Fräulein Sabine Moor in den Empfangssalon.

Die junge Dame empfing ihn mit einem Ausrufe des Erstaunens.

„Mein Herr — Sie! Wie kommen Sie — —“

„Gnädiges Fräulein, Sie hatten die Güte, mir einen Auftrag für ein Gedicht zur silbernen Hochzeit zukommen zu lassen. Aber Sie haben leider vergessen, mir freundlichst die Namen der zu besingenden Herrschaft mitzutheilen — —“.

„Schon gut,“ unterbrach mit gerunzelter Stirn das Fräulein den Dichter — „ich verzichte auf das Gedicht.“

„Ah, Sie ziehen Ihren hochgeschätzten Auftrag zurück?“ — „Ja!“

„Hm, schade, ist mir wirklich leid. Saß gerade hübsch im Pegasussattel. Nun, wie Sie wollen, gnädiges Fräulein. Ich zahle Ihnen natürlich das Geld zurück. Waren es nicht zwei Mark vierzig Pfennig?“

„Ja. Legen Sie es nur dort auf den Tisch!“

„Wie sie befehlen, Gnädigste.“

Erich zog ziemlich langsam eine Brieftasche hervor, nahm sehr bedächtig eine Banknote heraus und sagte:

„Habe leider kein kleines Geld. Hier sind hundert Mark. Bitte ergebenst mir herauszuzahlen.“

Das hübsche Gesicht des Fräuleins verfinsterte sich noch um ein Bedeutendes mehr. — „Herr, Sie sind, — was wollen Sie eigentlich?!“

„Ich will — Sie kennen lernen, mein Fräulein!“

„Das ist doch — o, Sie sollen mich sofort kennen lernen!“

Sabine trat zur Thür und streckte ihre Hand aus nach dem Knopfe der elektrischen Glocke.

„Halt, mein Fräulein,“ rief laut Erich Frei, „halt! lassen Sie sich vor einer großen Verlegenheit bewahren. — Wenn Sie das ausführen, was Sie jetzt vorhaben, wie können Sie dann nachher freundlich gegen mich sein, wenn wir zusammen speisen?“

„Wir zusammen speisen?! Haha!“

„Ganz gewiß, mein Fräulein, ich werde das zweifellose Vergnügen haben, heute Mittag an Ihrer Seite zu speisen. Und dann werden Sie freundlicher gegen mich sein, als in diesem Augenblcke, nicht wahr?“

Die junge Dame lachte ein wenig höhnisch.

„Ja, wenn Sie heute Mittag an meiner Seite speisen — dann will ich freundlicher gegen Sie sein.“

„Ich danke Ihnen. Und nachher im Theater sind Sie mir dann gar nicht mehr böse, nicht wahr?“

Der Aerger des Fräuleins verwandelte sich für einen Augenblick in Furcht. Der Mann war nicht bei Sinnen. Wie sie ihn aber so ruhig, gelassen und siegesgewiß dastehen sah, verwandelte sich ihre Furcht wieder in Aerger. — „Mein Herr, jetzt aber sage ich Ihnen — —“

Da öffnete sich die Thüre und Herr Wolfgang Moor trat in den Salon. „Ach, mein lieber Herr Frei — sehr freundlich, daß Sie ein wenig früher kommen. Liebe Tochter — Herr Erich Frei. Komme gerade, Dir mitzutheilen, daß Herr Frei heute Mittag mit uns speisen wird. Um fünf präcise, liebes Kind, ja? Sie entschuldigen mich so lange, mein werther Herr, nicht wahr? Ich habe noch eine ganz dringende Conferenz —“

„Ich bitte, daß Sie sich nicht stören lassen.“

„Sehr freundlich. Und dann, liebes Kind, präcise fünf Uhr. Sage es der Mama auch. Wir wollen nachher in das Theater. Also auf Wiedersehen.“

Herr Wolfgang Moor verließ schnellen Schrittes das Zimmer, und seine Tochter starrte ihm in höchster Verwunderung nach. — Dann wandte sie sich Herrn Frei zu, der ihr ruhig lächelnd in das Auge blickte. „Mein Herr, ich erwarte eine Aufklärung von Ihnen!“

„Fräulein Sabine, – ich will Sie kennen lernen!“

Sabine wandte sich vor Erregung zitternd ab.

„Fräulein Sabine, es ist noch eine Stunde bis fünf Uhr. Ich weiß, daß Ihr Herr Vater eine berühmte Gemäldesammlung besitzt. Wollen Sie mir die Bilder zeigen?“

„Sie sind der Gast meines Vaters — kommen Sie!“

An dieser Stelle nun muß es gesagt sein, daß mein Freund Erich Frei ein liebenswürdiger Mensch ist —, daß er ein hervorragend liebenswürdiger Mensch ist, wenn er sich besondere Mühe gibt, und daß er sich in der Gemäldegallerie, bei Tische und im Theater ganz besonders hervorragende Mühe gab, liebenswürdig zu sein. Und in liebenswürdigster Weise erzählte er auch der jungen Dame, wie er zu Frau Pilserich gekommen war. — Die Vorstellung war zu Ende, und Herr Wolfgang Moor und Familie legten den kleinen Weg vom Theater nach Hause zu Fuße zurück. Herr Moor und seine Frau gingen voran, Fräulein Sabine und Herr Erich Frei an ihrer Seite folgten in kurzer Entfernung.

„Mein Fräulein,“ begann Erich im Flüstertone, „wir werden uns gleich trennen müssen. Ich will Ihnen zuvor noch schnell ein Geständniß machen. Ich bin im Begriffe, mich in Sie zu verlieben. Noch kann ich zurück — wenn Sie sich nicht auch in mich verlieben können. Sabine, soll ich Morgen wiederkommen?“

Da entgegnete Sabine wie in krampfhaftem Schluchzen:

„Sie sind ein übermüthiger Mensch! Ich lasse nicht spielen mit mir!“

In diesem Augenblicke wandte sich Herr Wolfgang Moor zu dem jungen Paare und sagte:

„Ich habe da eben mit meiner Frau überlegt: wir könnten morgen einen kleinen Ausflug machen — wollen Sie mit uns, Herr Frei?“

„Ich kann morgen nicht, Papa,“ sagte schnell Sabine.

„Und ich,“ sagte mit einem kaum merklichen Zittern der Stimme Erich, „ich muß ja morgen früh abreisen.“

— — — Als zwei Tage später Erich Frei wieder bei Frau Pilserich erschien, erschrak diese über das veränderte Aussehen ihres Freundes.

„O Gott, wie elend sehen Sie aus!“ rief Frau Pilserich.

„Bin auch ein wenig elend. Und, was ich sagen wollte, Frau Pilserich, ich muß fort von hier. Es ist aus mit dem Gedichtemachen.“

„Ach, Du mein Gott, das fehlte mir gerade noch! Mein Mann ist wieder schlimmer geworden, und nächste Woche muß ich wieder im Krankenhaus bezahlen. Ach, lieber, guter Herr, verlassen Sie mich doch jetzt nicht! Gestern waren wieder zwei Herren hier und wollten Gedichte gemacht haben. Ich will Ihnen ja auch gern die Hälfte abgeben vom Honorar —“

„Ja, freilich, wenn Sie mir die Hälfte abgeben wollen! Hm, da kommt mir übrigens gerade eine Idee. Wenn es Ihnen so schlecht geht, dann schreiben Sie doch mal an das wohlthätige Fräulein, das Ihnen die Kinderkleider geschenkt hat.“

„Hab' ich auch schon gedacht. Aber ich weiß ja ihren Namen und ihre Adresse gar nicht.“

„Die weiß ich.“ Frau Pilserich blickte überrascht auf.

„Ich will Ihnen meinetwegen einen Brief dictiren an die Dame. Und wenn sie hierherkommen sollte auf diesen Brief, dann — Frau

Pilserich —, dann — dann möchte ich gern ein paar Minuten allein sprechen mit der Dame."

Frau Pilserich blickte noch überraschter auf.

„Ach so — ach Du mein — na ja, dann dictiren Sie mir nur den Brief." Und Erich Frei dictirte den Brief und sandte ihn ab.

Und die folgenden Tage erschien Erich bereits Morgens neun Uhr bei Frau Pilserich und saß bis Abends zehn Uhr in seinem Dichtergelasse. Am vierten Tage gegen Mittag erschien Fräulein Sabine Moor bei Frau Pilserich. Diese wohlmeinende Dame rief unter einem fürchterlich dummen Vorwande ihren Dichtergergenossen herbei und verließ dann mit einer fast ebenbürtig dummen Entschuldigung das Zimmer.

Die Beiden standen einander gegenüber. Sabine hochaufgerichtet, Erich das todtenblasse Gesicht auf die Brust gesenkt.

„Ich bin in Folge des Briefes gekommen, den Sie mir geschrieben haben," begann in hartem Tone Sabine. — „Den ich geschrieben habe?!"

„Ja, den Sie geschrieben haben! Der Brief ist auch ganz gut in seiner Art. Sie hätten nur auch der guten Frau Pilserich zugleich einen etwas plausibleren Vorwand eingeben sollen, unter dem sie uns Beide allein läßt." Erich fuhr empor.

„Und warum sind Sie gekommen, mein Fräulein?"

„Warum? Weil ich ein Weib bin. Ich wollte doch einmal sehen, wie sich jetzt Ihr Uebermuth befindet."

„Mein gnädiges Fräulein — wir sind jetzt quitt. Aber ich will etwas voraushaben vor Ihnen. Ich will großmüthig scheiden und Ihnen sagen: Ja, ich bin der Geschlagene — Sie haben gesiegt. Ich habe den Brief geschrieben —, weil ich noch hoffte. Jetzt wissen Sie, wie sich mein Uebermuth befindet —, möge der Ihrige weniger hart bestraft werden! Leben Sie wohl, mein Fräulein."

Sabine hatte sich abgewandt und reichte, wie zum Abschiede dem Manne die Hand. Er fühlte einen leisen Druck, der ihn zurückhalten zu wollen schien. „Sabine, um Gotteswillen!"

„Ich habe ganz vergessen, den zweiten Grund zu nennen, der mich hierher führt. Mein Vater will den Ausflug, von dem er Ihnen gesagt, morgen unternehmen, und ich soll Sie fragen, ob Sie uns begleiten wollen?"

„O, Sabine! Sabine! Und — warum haben Sie mich eben so fürchterlich gequält?"

„Weil ich Sie auch kennen lernen wollte, Sie Uebermüthiger!"

„Ach, meinen Uebermuth kennst Du noch lange nicht!"

Und Erich umfaßte die sich nicht allzu heftig sträubende junge Dame und küßte sie auf den Mund.

„Ach, Du mein Gott," rief entsetzt Frau Pilserich, die eben wieder in das Zimmer trat.

„Frau Pilserich," rief jubelnd Erich, „hier giebt es eine Aussteuer zu sticken — siebentausend fünfhundert Monogramme!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## In tyrannunculos!

Als dem Grafen Caprivi seine Militärvorlage noch nicht gefährdet genug schien, und er deshalb, loyal wie immer, den Widersachern Zeit und Gelegenheit geben wollte, weiter gegen sie zu wühlen, brachte er rasch ein paar kleine Gesetzchen vor den Reichstag, welche den Gang der Hauptdebatte wohlthuend unterbrachen. Seine große Rede hatte, so verwunderlich es ihn immerhin dünken mochte, hier und da ehrliche Sympathien für die Heeresreform erzeugt; seine Rede war bei Weitem nicht so ungeschickt gewesen, wie die langer Hand vorbereiteten Stimmungsartikel jener Kreis- und Militärwochenblätter, von denen die Sage geht, daß sie alles nicht für Inserate gebrauchte Papier den reptilfeindlichen Männern des neuen Courses vollständig gratis zur Verfügung stellen. Die Regierung, ganz verdutzt durch den günstigen Eindruck, den Caprivi's beredte Redlichkeit gemacht hatte, beeilte sich, diesen Eindruck möglichst rasch zu verwischen, und statt, wie das der abgewirthschaftete Agrarier Bismarck und der korsische Parvenü zu thun pflegte, den Sieg durch unermüdliche Verfolgung des Feindes vollständig zu machen, bot sie Waffenstillstand. Bei einer Vorlage von so ungeheuer weittragender Bedeutung hätten andere Staatsmänner nicht gezögert, Zug um Zug zu spielen, die Entscheidung rasch herbeizuführen. In Frankreich ließ man, einer „lumpigen, gar nichts Neues" bietenden Skandalaffäre wegen in der Kammer Budget Budget sein und vernachlässigte die wichtigsten Geschäfte, um allem Volke zu beweisen, was die Coulissiers der Abendbörse schon lange sich erzählten: daß die Katze eine Katze wäre und die Herren Rouvier, Floquet und Clémenceau die Retter der Republik. Hier zu Lande aber ist es Brauch, die Herren Abgeordneten nicht mit ewigem Einerlei zu ermüden, und so schob man denn in die militärische Berathung die der lex Heinze ein und die des Gesetzes, Auswanderung betreffend.

Die Regierung liest statistische Tabellen, die Regierung liest sensationelle Prozeßverhandlungen, und wenn des Kaisers Majestät mit ein paar Erlaßzeilen stachelt, dann liest die Regierung doppelt aufmerksam. Da hat sie nun gelegentlich entdeckt, daß in gewissen Monaten des Jahres an die 20,000 Menschen aus der Heimath fortgegangen sind. Gleich kommt ihr der Gedanke, ob es nicht rathsam wäre, die Auswanderung in diesen Monaten ganz zu verbieten, im Uebrigen aber die Zwischendeckspreise zu erhöhen und den Emigranten möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Sie hofft zuversichtlich, dadurch die furchtbare, in Flammenschrift anklagende Zahl von 20,000 bedeutend herabmindern zu können. Wo des Confutse weicher Sinn und die zum Letzten entschlossene, großherzige nazarenische Menschenliebe allein zu helfen vermöchten, da will man's mit Paragraphen, Geldbuße und Haft versuchen, mit kleinlich-tyrannischen Zwangsmaßregeln und Chicanen, mit Schutzleuten und Reviervorständen. — Der Prozeß Heinze ließ einen Blick in schlimme Fiebersümpfe werfen; freilich verrieth er nichts, was nicht jeder Einsichtige schon Jahrzehnte lang gewußt hätte, aber dem Philisterium fiel vor Schreck die Nachtmütze von den Ohren, und seine Regierung gibt ihm nun als Beruhigungspille die lex Heinze. Prügelstrafe, Lattenarrest, Dunkelhaft, Fasten — was weiß ich! 's wird schon helfen, sagen die kleinen Polizeipolykratesse, welche die Menschennatur so gut kennen, wie Herr Alb. Moll den Goethe, wie Herr Lombroso den genialen Kopf und wie die Börsen-Enquête-Commission Börsenverhältnisse. Und hurrah hurrah hopp hopp hopp kommt zu Lattenarrest und Dunkelhaft, durch Fasten verschärft, die Unterdrückung der „obscönen" Literatur, und im Hintergrunde sieht man eine übelberüchtigte Gasse von Alt-Berlin wieder erstehen und die wunnige Zeit, wo in jeder Stadt neben der Kirche ein viel vergnügteres Haus sich zu erheben pflegte. Mag sein, daß dem Gesetzgeber einige unsere Berliner Theater den Anstoß dazu gaben, das zu legalisiren, was man in der Praxis lange schon übte, und den Enterbten Genüsse zu gönnen, die bisher immer ein Logenbillet und nachher Diamanten und Perlen kosteten.

Was die realistischen Dichter betrifft, an denen Herr Heinze sich rächen will, so wird ja manch leidlich kluger Familienvater im Lande sein, der den paragraphenschmiedenden Ministerialräthen nicht so ganz Unrecht geben möchte. Ein großer Theil unserer „naturalistischen Schriftsteller" wetteifert in schamloser Frechheit und Wüstheit der Phantasie erfolgreich mit den fürchterlichsten Colportageromanciers und ist nur deshalb ungefährlicher als diese, weil seine Verleger durch ungeheuer hohe Buchpreise anerkennenswerther Weise jeden Käufer abschrecken. Vorkommnisse, wie der bekannte Leipziger „Realistenprozeß", in welchem den Angeklagten nachgewiesen werden konnte, daß sie just die unsittlichsten Stellen ihrer Romane als Lockspeise in die Schaufenster hängen lassen wollten — Exceesse solcher Art bahnen den Polizeimaßregeln der Sittlichkeits-Tyrännlein den Weg. Herr Heinze gibt dem Kinde seinen Namen, und eine aus Wachtmeistern und Nachtwächtern zusammengesetzte Literaturcommission verruinirt mit wenigen Axthieben das pornographische Schriftthum, bewirkt eins, zwei, drei die sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes.

Auf den ersten Blick scheint es allerdings, daß die Verurtheilung eines Zuhälters wegen Nachtwächtermord mit Goethe's römischen Elegien und den Schöpfungen Rubens' und Makart's nichts zu thun hat. Es wird sogar Leuten, die nicht in Ministerialbureaux aufgewachsen sind, einigermaßen schwer fallen, zu begreifen, daß an Frau Heinze's „ehebrecherischem Treiben" eigentlich die Statuen auf der Berliner Puppenbrücke schuld sind; aber immerhin wäre der Urheber der lex Heinze erst dann ad absurdum zu führen, wenn fragliche Bildwerke sämmtlich Winterüberzieher trügen und die Unsittlichkeit dennoch nicht aus der Welt verschwände. Wem die Lächerlichkeit einer Bestrebung, durch harte Preßgesetze, Verbot der bildnerischen Darstellung nackter Wahrheiten u. dgl. m. die Volksmoral zu heben, nicht ohne Weiteres einleuchtet, dem fehlt aller gesunder Humor und dem ist deshalb eine gute Carrière als moderner Solon sicher.

Zu den nothwendigen Requisiten eines modernen Politikers und Gesetzgebers gehört vor Allem die Unfähigkeit, der eigentlichen Ursache sozialer und sittlicher Krankheiten nachspüren zu können. Man verfällt vielmehr mit köstlicher Regelmäßigkeit auf das Naheliegendste und Plumpste, wie Kinder es thun; man züchtigt den Spiegel, weil er Grimassen schneidet; man reglementirt. Statt das Volk zu bessern, macht man es durch Polizeiverordnungen und fallenreiche Paragraphen auffässig.

Diese kleinliche, auf Schrauben gestellte Beherrscherei, diese Agathoklesgelüste bringen aber auch oft die Minister in directen Gegensatz zum Monarchen selbst. Man erinnert sich der schnell beliebt gewordenen und durchaus berechtigten Worte unseres Kaisers an die Nörgler, welchen er freundschaftlich rieth, den deutschen Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln. Der Fürst fordert also jeden Unzufriedenen in anerkennenswerth unverblümter Form auf, sich davon zu machen; seine Regierung aber sinnt auf Mittel, den Leuten die Auswanderung zu erschweren. Der peinliche Widerspruch zwischen beiden Anschauungen muß jeden Patrioten verletzen und mehr noch, er ist geeignet, die monarchischen Gefühle im Herzen des auswandernden Volkes zu erschüttern. Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wer denn nun eigentlich der Herr im Lande ist, Graf Caprivi oder des Kaisers Majestät. Mit tiefem Schmerz wenden wir uns von solchem Schauspiel ab. Dem Bismarck, dessen tyrannische Gelüste aller Welt sattsam kundbar waren, hätte man so etwas schließlich zugetraut, Seiner Excellenz, dem Herrn Commandeur des 9. Armeecorps a. D. aber nun und nimmer. Nein, Polizeistaatsmänner sollen uns der unerhörten Segnungen des neuen Courses nicht berauben; unsere Vertreter im Reichstage, deren unentwegte Kühnheit in jedem Wahlaufruf herrlich sich offenbart, werden mannhaft für absolute Auswanderungsfreiheit eintreten. Diese letzte Waffe prinzipieller Opposition sollte man dem lieben Onkel Eugen Richter aus Berlin nicht entwinden; wenn er es einmal müde sein wird, in Friedeberg-Arnswalde an undankbare Wählersöhne Bonbons vertheilen zu lassen, muß ihm wenigstens das Weltmeer offen stehen.

Wie die Regierung mit ihren ethischen Gesetzen solchermaßen in

Gegensatz zum Volksbewußtsein, zum Kaiserwort tritt, so auch zu sich selber, zu ihrem eignen Wollen und Wünschen. Und dadurch wird die Sache tragikomisch. Es ist das spezielle Pech des sozialreformerischen und versöhnenden neuen Courses, daß gerade seine Sittlichkeitsbestrebungen den Stempel der Gehässigkeit an der Stirn tragen und ihre scharfe Spitze ausschließlich wider die ärmeren Volksschichten kehren.

Ich habe schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen, daß die sozialen Reformthaten des Plusmachers Miquel von der Reichsregierung unaufhörlich gestört werden. Graf Caprivi ähnelte anfangs, natürlich nur in einem einzigen Punkte, dem durch seinen Collegen Goethe berühmt gewordenen Faust darin, daß, zwei Seelen, ach, in seiner Brust wohnten, und in jenen bösen Tagen, wo er noch keinen Eulenburg zur Seite hatte, sondern für dasselbe Gehalt Preußen und Deutschland regieren mußte, in jenen Tagen hat er zweifelsohne grausige Sozial-Kämpfe im eigenen Busen ausgekämpft. Miquel will Kapital und Besitz vernichten, wie ich in einem sehr glaubwürdigen Börsenblatt las, und Miquel will das Vermögen confiszieren, wie ich in mehreren sehr glaubwürdigen Börsenzeitungen mit politischem Beiblatt las. Den besten Beweis für Miquels sozialistische Gesinnung liefert die Thatsache, daß es im preußischen Abgeordnetenhaus keine Liebknechtianer gibt; die Kerle wissen ganz genau, daß der Finanzminister ihr Mann ist und wollen ihm das Leben nicht noch schwerer machen. Im Reiche aber, wo man der bevorstehenden großen Anleihen wegen das Kapital nicht verstimmen will und froh ist, den blutsaugerischen Agrariern ihre Liebesgabe gerettet zu haben, im Reich kujoniert man den armen Mann und treibt indische Kasten-Politik.

Die lex Heinze und andere Verschärfungen des Preßgesetzes, welche uns bevorstehen, haben mir während der Weihnachtstage wiederholt Annoncenblätter in die Hand gedrückt, aus denen ich mich über offene Dienerstellen informire, denn man kann nicht wissen. . . . Unter den neuen Sittlichkeitsparagraphen wird es eine Kunst sein, als Chroniqueur unangefochten durchs Leben zu wandeln; jeden Augenblick kann man in Gefahr kommen, ganz unbewußt zur Ermordung eines Nachtwächters beizutragen. Ich habe nun unter der Rubrik „Vakante Placements" mit Ueberraschung gelesen, welche Tugenden heutzutage von den Dienstboten verlangt werden. Nie und nimmer hätte ich geglaubt, daß unser Geschlecht noch so sittenstreng ist. Denn Leute von musterhafter Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, Treue, Aufrichtigkeit, Ergebenheit, Wachsamkeit, Discretion, Bildung u. a. m. müssen doch vorhanden sein, sonst könnte man sie nicht in Dutzenden von Exemplaren, wie ganz alltägliche Waare, verlangen. Mir entfiel nach der Lektüre der ersten Annoncen schon aller Muth; ich fühlte, daß meine moralischen Qualitäten hier nicht ausreichten, und nur ein brennender Wunsch blieb mir im Herzen übrig: Möchten doch die Herrschaften den zehnten Theil der Tugenden entfalten, die sie gewohnheitsmäßig von ihren Dienstboten verlangen! Nataly von Eschstruth fände dann im wirklichen Leben edelmüthig-aristokratische Helden für ihre Weihnachtsbücher.

Die Frage liegt nun aber nahe, warum denn eine hochwohlweise und einsichtsvolle Regierung gerade so viel für die Hebung der Sittlichkeit des niederen Volkes thut, warum man denn alle Reglements, Zuhälterparagraphen, Kasernirungspläne, Auswanderungshindernisse, Polizeistunden und Tanzverbote gerade so einrichtet, daß sie immer und immer nur die misera pleps contribuens, die Lumpenproletarier erster und zweiter Güte treffen. Meine Erfahrungen reichen bei Weitem nicht an die des Herrn Heinz Tovote in Friedenau bei Berlin heran; wie die meisten jüngstdeutschen Dichter verdanke auch ich meine Kenntniß des Berliner Lebens den Wiener Witzblättern, dem phantastischen Wirrwarr Krafft-Ebings und einer Kellnerin aus Pasewalk. Ich glaube aber bemerkt zu haben, und das „Kleine Journal" bestätigt es in seiner nicht nur bei Droschkenkutschern beliebten Montagsausgabe, daß Berlin W viel schlimmere Excesse in baeho et venere sieht als die östlichen und nördlichen Quartiere. Außer in London amüsiren sich große Herren und Kartenprinzen auch in unseren Mauern gottvoll, und nicht nur die Jobber-Aristokratie brillirt durch wüste Ausschweifungen. Ganz selbstverständlich können in diesen Zeitläuften, wo allein das Gold die Frauen verführt und schlecht macht, die jungen Männer der unteren Stände lange nicht so entsittlichend wirken wie ihre Concurrenten aus der jeunesse bornée. Die verlorenen Töchter unseres Volkes, unsere unglücklichen Schwestern, wer hat sie fast allsämmtlich ins Verderben gestürzt? doch nicht der Arbeiter, doch nicht der Vierzig-Thaler-Commis? Warum also wettert man mit Traktätchen und Gesetzen gegen die Kleinen, warum will eine hochwohlweise Polizei-Regierung ihnen mit papiernen und mechanischen Verordnungen ihr bischen Vergnügen beschneiden, ihren Sonnabendrausch, ihren Sonntagstanz, ihre Schauerromane? Ist Kauf und Verkauf abgelegter Tugend erst dann unsittlich, wenn es sich um einen niederen Kaufschilling als hundert Mark handelt? Ich kann es nicht für wahr halten. „Mais le vrai ce n'est pas toujours vraisemblable", sagt Voltaire. . . .

Das ist keine Unterhaltung für junge Damen, die noch ins Residenztheater gehen, gewiß nicht. Aber die Polizeiethik gutsituirter und l[illegible]on kahlköpfiger Büreaukraten darf nicht unwidersprochen unserem S[illegible]fgedrängt werden. Herzlich zu danken ist den ultraconservativen A[illegible]no dem wackeren Bebel, die im Reichstag mit flammenden Worten e[illegible]werk zerpflückten, dessen Urheber aus den Mißerfolgen früherer g[illegible]cischer Versucher ähnlicher Art nichts gelernt haben. Mit Sensp[illegible] nicht und nicht mit Prügeln ist eine Krankheit zu kuriren, deren S[illegible]:ief im Körper der modernen Gesellschaft befindet. Unsere Regi[illegible]:or: heute ist unfähig, hier den Arzt zu spielen — man tadelt sie[illegible]h nicht; aber sie sprechen sich selber ihr Urtheil, wenn sie zu q[illegible]n beginnen. Eine Regierung beweist dadurch, daß ihr Auge st[illegible] und ihr Horizont eng, daß ihr Blick spießbürgerlich auf der obersten Oberfläche der Dinge haften bleibt. Ihre Abwehrmaßregeln werden grausam ungerecht und kleinlich zugleich, tyrannunkulisch erscheinen.

Caliban.

## Allers' Bismarck-Zeichnungen.

Der Schulte'sche Kunstsalon führte uns zu Weihnachten die Zeichnungen des Hamburger Künstlers C. W. Allers: „Fürst Bismarck in Friedrichsruh" vor, welche inzwischen als Prachtwerk vervielfältigt*) und auf's Reichste ausgestattet in allen Schaufenstern zu sehen waren und gewiß unter vielen deutschen Weihnachtsbäumen lagen. Ist es doch ein besonderes Vergnügen, den alten Herrn in seinem Heim belauschen zu können, sein Haus und seine Besucher, das engste Familienleben vor sich abgespiegelt zu sehen. Der Gegenstand ist höchst verlockend und Viele haben das Werk gewiß mit Ungeduld erwartet, seit man wußte, Allers sei in Friedrichsruh thätig, und mehr noch schöpfen daraus patriotische oder auch künstlerische Befriedigung.

Mir ist's vor den Zeichnungen eigenthümlich ergangen! Das was ich mir über sie sagte — das drucken zu lassen hatte ich eine zunächst unerklärte Scheu. Erst als ich ernster nachdachte, fiel mir ein, daß es doch viel zu trivial sei, um es öffentlich aussprechen zu können: denn wer auf kritische Reputation hält, sagt heute nicht mehr, ein Kunstwerk sehe wie eine Photographie aus, den Künstler habe billig auch ein photographischer Kasten ersetzen können. Das ist dem Realismus schon zu oft an den Kopf geworfen worden, als daß man es wiederholen dürfe, und das habe ich zu oft selbst für Thorheit erklärt, um es meinerseits vorbringen zu können.

Und doch — mir ist Allers zu realistisch! Ich finde zwar nicht, daß er eben sehr wahr sei. Wenn er uns Bismarck in ganzer Figur zeichnet, so glaube ich ihm nicht, daß unser alter Reichskanzler eine solche Mißgestalt sei, wie er sie uns gibt. Ich glaube ihm nur, daß der photographische Apparat die vorgestreckten Füße zu groß und den zurückgelehnten Kopf zu klein wiedergibt, daß die Zeichnung also nicht nach der Natur, sondern nach einer ungeschickten Aufnahme gemacht sei. Ich sehe auch sehr deutlich, daß Allers' Realismus an einer Eigenschaft des Künstlers selbst scheitert: Nämlich daran, daß Niemand über seinen Schatten springen und Niemand ein Kunstwerk schaffen kann, das größer ist als er selbst. Solange also Allers die Kaffeemaler vom Wandrahm in Hamburg darstellte, war sein Realismus für mich erträglich. Allers den Bismarck darstellend — das geht mir über mein Aufnahmevermögen: Ich sehe immer einen trockenen, witzelnden, hausbackenen Kleinkrämer und sehe nichts von dem Bismarck, den ich aus vielen Reden und mehr Thaten verehren lernte, ich sehe immer einen sehr geschickten Kunstfabrikanten, der, wie es scheint, alle Tage ein Dutzend Blätter fertig montirt auf den Markt bringt, aber nicht einen Mann, dem ich die Darstellung des Besten, was wir besitzen, anvertrauen möchte — und es thut mir leid, daß der Bismarck, den Lenbach malte, nun auch so verknotet wie durch Allers der Nachwelt überliefert wird.

Ich habe in den Zeitungen wiederholt gelesen, daß Allers viel „Gemüth" habe. Andere Leute haben das allem Anschein nach aus seinen Blättern herausgelesen. Ich habe mir ehrliche Mühe gegeben, das „Gemüth" in den Zeichnungen wiederzufinden. Zunächst sah ich die Absicht auf Realismus und zweitens die auf „Genialität". Von der letzteren wird unter Leuten, denen es ernst um die Kunst ist, bei Allers nicht wohl zu reden sein. Alle gut marktläufige Waare hat einen gewissen Stich: Bei dem Stand unseres Kunstverständnisses *kann* das wahrhaft Gute nicht der Menge gefallen. Gerade durch *den* Beifall, den er fand, ist er für Andere gerichtet! Ich bin aber keineswegs einer von Jenen, die von aller Kunst fordern, sie solle für die Nachwelt schaffen. Die Gegenwart von einem braven Knaben ist immer auch schon was! Und auch die schaulustige Mitwelt soll ihren Spaß haben, auch die Momentphotographie bringt Dinge, die zwar wenig oder gar nicht künstlerisch, aber doch sehr lustig zu betrachten sind. Und warum soll nicht auch dieses Halbschürige mit durchlaufen, Unfertigen zur Freude? Warum soll man Vielen die Freude an Zeichnungen verderben, die nur Umschreibungen der Photographie zu sein scheinen. Sie sind so natürlich, so gemüthvoll!?

Es mag sein, daß es der Abstand zwischen Bismarck und Allers ist, was mich drängt, gegen diese Zeichnungen Widerspruch zu erheben: Es ist die Plattheit, die sich an die Größe heranschleicht, der Kammerdiener, der uns von seinem Herrn erzählt, den er besser zu kennen glaubt, als Andere, der uns die rechte Stimmung nimmt, den Ganzen als Ganzes zu betrachten. Und das „Gemüth"! Es besteht darin, daß Allers den Kleinen im Geist die geistige Größe Bismarck's nahe zu bringen sucht. Bismarck der raucht und „Döntjes" erzählt, Bismarck als Spießbürger — das wollen die lieben Leute sehen, das vermögen sie zu begreifen, das ist wahr!

Es war für mich keineswegs eine Ueberraschung, als Allers mir klar vor Augen stellte, daß auch Bismarck nicht ununterbrochen Weltgeschichte macht, daß er ißt und trinkt und verdaut, wie andere Menschen. Ich lasse mir gern von dem äußeren Verlauf seiner Tage erzählen — nicht zu viel, aber genug, um mir mit innerstem Behagen klar darüber zu werden, daß in dem größten Deutschen die größte Schlichtheit des Denkens und Empfindens thront. Ich weiß wohl, was es für unsere

*) Verlag der Deutschen Verlagsgesellschaft Union, Stuttgart.

Nation werth ist, daß ihr Führer keine Liebesabenteuer und keine Schulden hat; daß man auch seinen Kammerdiener um Nachrichten über ihn angehen darf, ohne Furcht, der Nation ein Ideal zu zerstören. Aber ich bin nicht Mitglied der Goethe-Gesellschaft und werde nie Mitglied einer ähnliche Ziele erstrebenden Bismarck-Gesellschaft werden. Auch des Altkanzlers Waschzettel haben für mich nur Waschzettel-Werth. Und ich glaube nicht, daß es gut ist, alsbald mit der Verpfundung von Bismarck's Größe zu beginnen. Noch haben wir vor Allem daran zu thun, den Mann zu begreifen und der Nation zu zeigen, wer er war, ehe wir ihn wissenschaftlich tranchiren. Und ein solcher Realismus ist der von Allers, wie er auch in den Goethe-Gesellschaften wuchert. Der Realismus der Topfguckerei! —

Nur ein Mann im deutschen Volk hat Ursache, Allers für sein Buch dankbar die Hand zu schütteln: Es ist Lenbach. Selbst an der winzigen Kleinheit des Allerwelts-Zeichners kann man seine Größe messen. Wem es aber darum zu thun ist, seinen „Kunstsinn" zu üben, der vergleiche die erste beste Skizze jenes „Dichters" mit dem Bande der „Lustigen Person" aus dem Bismarck behandelnden malerischen „Vorspiel auf dem Theater", um zu unterscheiden zwischen dem für die Nachwelt Unverlierbaren und dem für den Augenblick Geborenen.

Wer diesen Unterschied zwischen Lenbach und Allers mit Redlichkeit gegen sich selbst bemerkte, wem er kräftig zum Herzen sprach — der versteht etwas von Kunst. Cornelius Gurlitt.

---

## Dramatische Aufführungen.

Der verlorene Sohn. Schauspiel von F. Philippi. (Neues Theater.) Zwei glückliche Tage. Schwank von Fr. v. Schönthan und G. Kadelburg. (Deutsches Theater.) Schulden. Lustspiel von G. v. Moser und T. v. Trotha. (Lessing-Theater.) Familie Pont-Biquet. Schwank von Alexander Bisson. (Residenz-Theater.)

Ein paar Bühnenschriftsteller gibt es in deutschen Landen, die hinter siegreichen Dramatikern vorsichtig hinterher ziehen, sich mit ihnen in die Beute zu theilen. Wie die Vorbilder sich räuspern und spucken, das sehen sie ihnen ganz genau ab, und wenn das Premièrenpublikum, guten Geschäftsganges wegen, sich in der Gebelaune befindet, die Claque aber Hand und Fuß hat, macht die Imitation volle Häuser, zum Erstaunen des Theaterdirectors, zum größeren Erstaunen des Dichters, der allmählich und mit Recht die Menschen verachten lernt. Die unabhängige Kritik, einigermaßen verblüfft und doch in der Zwangslage, den starken Erfolg ratificiren zu müssen, spricht dann gerne von „vorzüglicher Mache" und lobt die Schauspieler.

Herr Felix Philippi ist von den Schlimmsten Keiner, und darum thut es mir eigentlich leid, daß am Sonntag im „Neuen Theater" nur August, der Chef der Claque, seinem Schauspiel „Der verlorene Sohn" applaudirte. Herr Philippi, obwohl ihm von Ibsen bis auf Bisson nichts Menschliches fremd ist, unterscheidet sich doch darin grundlegend von Lubliner und Anderen, daß er an einem Muster festhält und nicht Jahr um Jahr das Zugstück der vergangenen Saison copirt, 'mal Kotzebue, 'mal Benedix, 'mal Bauernfeld, dann wieder Raupach, dann Sudermann. Herr Philippi folgt, wie der Aehrenleser dem Schnitter, den Franzosen Sardou'scher Richtung und, last not least, dem über Allen thronenden und Alle in sich vereinigenden, vielbelesenen Blumenthal. Ein schönes und moralisches Thesenstück ist „Der verlorene Sohn", und von Ehrenschulden handelt es, von den Gefahren des Offizierthums im Allgemeinen und dem Werthe bügerlicher Arbeit. Womit aber der Director des Lessingtheaters sein Publikum vor zehn Jahren entzückte, das zieht heute nicht mehr. Der Schlaukopf weiß das und componirt jetzt blanke, blödsinnig fidele Possen; Philippi & Co. aber thun, als schrieben wir noch 1882. Damals hätte sein Schauspiel, mit Blumenthal'schen Dialoglichtern illuminirt, Glück gemacht; heute ließ es das Parkett eiskalt.

Der Genre geht nicht mehr, was ein einsichtsvoller Geschäftsmann, wie unser Dichter wissen müßte. Wen fesselt noch das Bühnenspiel mit Schachpupen? Herr Philippi glaubt sein Publikum zu kennen, und er thut ihm allerlei zu Lieb. Dem Tragödienvorwurf, der seinem Stück zu Grunde lag, brach er die scharfe, verletzende Spitze ab und bog die Figuren, bis ein „versöhnender Schluß" möglich war; Possen-Episoden entzückten die „höheren Ränge", Oberländer'sche Lieutenants und eselhafte Aristokraten das freisinnige Parterre; prachtvolle Tiraden von ehrlicher Arbeit, Sozialreform und „neumodischem Schwindel" (womit Herr Felix Philippi frei nach Richter die Sozialdemokratie vernichten will) ergriffen jedes fühlende Herz. Und doch half Alles nichts. Herr Philippi hat eines erträumten Erfolges wegen rücksichtslos die Kunstform des ernsten Dramas gesprengt, und es ist eine Kühnheit, unter solchen Umständen noch immer von „glänzender Mache" zu sprechen. So voller Brüche stellt sich schon bei oberflächlicher Prüfung die Arbeit dar, voll verletzender Absichtlichkeiten, unrealistisch-aufdringlicher Parallelen, daß man fast fürchten muß, Sudermann existire für Herrn Philippi nicht — zum Glück beweist er an anderer Stelle deutlich das Gegentheil. Wir haben nie in die Lärmtrompete für Sudermann's „Ehre" gestoßen, aber das sei betont: Jeder deutsche Dramatiker muß in ihre Schule gehen. Auch durch ihren schweren Fehler belehrt sie. Philippi's Stück zeigt den bühnenerfahrenen Regisseur, aber den schlechten Mathematiker. Und wenn wir schon nicht verlangen, daß ein Schauspiel inneres, vollsaftiges Leben zeige — Poetenkunst ist Gottesgabe, deren Mangel Herr Philippi kaum beklagt —, den Schein des wahren Lebens zum mindesten, den soll uns der Dramatiker vorgaukeln.

Der Held, Secondelieutenant Kurt, interessirt uns viel weniger als z. B. sein Kamerad Tremplin, der doch nur einmal, dann freilich im Mantel des rothen Henkers, auftritt. Lieutenant Kurt ist ein blutloses Kerlchen, dem wir seine Ausschweifungen nicht glauben, der all diesen scenischen Aufwand, den Zorn seines Vaters nicht verdient, von dem wir freilich auch nun und nimmer annehmen können, daß er nach stattgefundener Versöhnung ein brauchbarer Mitarbeiter des Erzeugers wird.

Des Stückes Handlung ist die übliche, aus manchem Familienroman wohlbekannte. Den Stolz der — übrigens miserabel, ganz im Stile eines Liebhaber-Theaters dargestellten — Mutter will Papa aus seiner Offizierscarrière reißen, Schulden halber; das Menschlein sucht sich beim Jeu zu retten, plumpt aber noch tiefer hinein, und es blieb ihm nichts als die Kugel übrig, wenn nicht rechtzeitig ein minnig Mägdelein in sein Garçonzimmer stürzte, der Papa auf dem Fuße folgt.

Im beliebten Ton einer Berichtigung „auf Grund des § 11 des Preßgesetzes" muß man Herrn Philippi sagen: Es ist unwahr, daß dieser Vater diesen Sohn in ein Dragonerregiment thut, damit er dort „Arbeit und Pflichten" kennen lerne; unwahr ist, daß der von Gewissensbissen gequälte, halb und halb reumüthige Junge, den ein Glückszufall aus dem Schmutz herauszog, ohne Noth wieder hineinspringt; unwahr ist es, daß er ohne Noth sein Ehrenwort gibt, 250,000 Mark binnen 24 Stunden zu bezahlen, obwohl er ganz genau weiß, daß ihm Niemand mehr pumpt (aber freilich, Herr Philippi braucht dies Ehrenwort; es ist der Nagel, daran der Selbstmörder sich aufhängen soll). Es ist unwahr, daß dieser Vater die Viertelmillion Spielschulden lammesgeduldig begleicht... Alles ist unwahr.

Das Rechenexempel ging nicht auf, und die es lösen und uns plausibel machen wollten, hatten einen schweren Stand. Frl. Schweighofer, welche schon in der Fresco-Tragikomödie des berühmten Held auffiel, bestand mit Ehren in einer unglücklichen, leeren Rolle; Herr Worlitzsch war ein braver Naturbursch, und Herr Hahn errang sich als Commerzienrath Engelhardt einmal rauschenden Applaus bei offener Scene. Der Rest ist Schweigen.

Von gewohnter Plattheit waren auch die fröhlichen Weihnachtsnovitäten. Im Deutschen Theater ein seichtes Schauspielerstückchen: „Zwei glückliche Tage", das sich auf einem bekannten Pariser (nicht Berliner!) Witzwort aufbaut: ein Villenbesitzer hat zwei glückliche Tage; wann er einzieht und wann er auszieht. Aus dem hübschen Wort hätte sich auf der Bühne etwas Gutes exemplifiziren lassen, aber es hätte dazu Geist, Humor und Menschenkenntniß gehört, worüber keiner der halben Dichter zu verfügen hat. Spaß, schaler Spaß in salopper Form ist es, was zusammengetragen und von den Schauspielern des theatermüden Herrn L'Arronge mehr schlecht als recht gespielt wird. Flegelhafte Gäste, die geradenwegs aus „Lolo's Vater" zu kommen scheinen, ein blöder Onkel, ein verdrehter Villenbesitzer, eine unmögliche Erbtante aus dem Adolf Ernst-Theater — nirgend im ganzen Stück eine Spur von Lebenswahrheit oder auch nur von Lebensmöglichkeit, kein Streben nach vernünftiger, geschlossener Handlung und deutschem Stil, nichts als krampfhaftes Haschen nach Augenblickswirkungen und guten Kassenrapporten. Immerhin ist uns Schönthan, der Theaterspekulant aus der Schule der Frau Director Striese, noch lieber als der furchtbar ernsthafte Dichter des Goldenen Buches und anderer Gespreiztheiten der letzten Jahre, und wir begrüßen seine Rückkehr zu den anspruchlosen Scherzen der „Goldfische" als eine heilsame Selbsterkenntniß seines bescheidenen Talents.

Da ist uns G. v. Moser, der heitere Cavalier der Posse lieber, denn er will nie literaturfähig sein und gibt sich, wenn er nicht gerade für seinen genialen Freund Lindau schwärmt, immer liebenswürdig und vornehm. So auch in seinem neuen Stück, das bei aller Banalität thurmhoch über dem Erzeugniß von Schönthan steht.

Im Vergleiche zu diesen deutschen „Lustspielen" ist die Posse aus Paris: „Die Familie Pont-Biquet" ein Meisterstück. Der Verfasser des „Seligen Toupinel" war sonst im Aufbau seiner Kartenhäuser glücklicher, aber auch dieser Schwank ist so reich an drolligen Einzelheiten, daß man aus dem Lachen nie herauskommt. Dabei sind es nicht die abgestandenen alten Possenscherze der Schönthaniden, sondern oft frappant neue Einfälle und wahrhaft humorvolle Zerrspiegelungen tiefer Lebenswahrheiten. Wann wäre je einem unserer Schwankdichter die Figur eines Dagobert (schlechtweg!) eingefallen, der von seinen Abonnenten und Verehrern z. B. dem Prinzen von Wales spricht und ganz einfach ein Fischmensch ist! Oder der Ehemann-Untersuchungsrichter, der alle Welt scharf inquirirt und die Eigenthümlichkeit hat, nach gewissen Excessen für mehrere Stunden stocktaub zu werden, was zuletzt eine überraschende Lösung ermöglicht. Oder der leidenschaftliche Phrenolog, der bei seiner schlafenden Schwiegermutter den sinnlichen Höcker — „Hügelchen" verdeutscht der „ungallische" Uebersetzer! — entdeckt und aus Liebe zur Wissenschaft eine postlagernde Liebescorrespondenz mit ihr unterhält; als er jedoch in einem gefährlichen Abenteuer von ihr entlarvt zu werden droht, weiß er sie mit dem einzigen Wort „Robert!" magisch zu bannen, denn so unterschreibt sich ja ihr unbekannter Verehrer. Oder der Bauer, der in der Stadt eine Kuh kaufen will und dabei im Schlaf zu einer wilden Miß Carmen kommt, die in ihrer Wuth alle Möbel kurz und klein schlägt. Oder die gelungene Parodie einer Gerichtssitzung, wo der Richter-Stellvetreter den Kläger auf Grund ihm vertraulich ausgeplauderter Abenteuer zur Zurücknahme der Klage zwingt. Das Stück ist wie ein mathematisches Rechenexempel von größter Präzision, alles von einem komischen Centrum ausgehend und bis in seine letzten Verästelungen verfolgt. Die Herren Pansa und Alexander treffen den parodistischen Stil solcher Palais-Royal-Possen, wo auch der

Dichter mehr Caricaturen als Menschen vorschreibt. Daher war Herr Pagay übel berathen, als er in der zweiten Aufführung seinen Fischmenschen zu ernst und vornehm gab; nur wenn das Handwerk jeden Augenblick die Maske des correcten gentleman Lügen straft, wird der Part im Geiste solcher übermüthigen Farcen wirksam und dankbar. Die Damenrollen sind auch in Paris in schwachen Händen und werden daher schon vom Dichter als quantités négligeables verkürzt. Dort wie am Residenz-Theater verlangen der Director und sein Publikum nur hübsche Gesichter und schöne Kleider und Brillanten, und das wird, allen Standreden wider den heillosen Toilettenluxus der Schauspielerinnen zum Trotz, auch im neuen Jahre so bleiben!

## Opern und Concerte.

Der Millionenonkel. Operette in drei Acten von Zell und Genée. Musik von Adolf Müller jun. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.)

Thackeray erzählt einmal von einem ehrsamen Londoner Kaufmann, der in sicherer Erwartung einer Expropriation in seinem schlecht gelegenen Laden wohnen bleibt und lieber dem wirthschaftlichen Verfalle zutreibt, als die Hoffnung auf die großartige Entschädigung der Enteignungsbehörde aufgibt. An diesen Londoner Geschäftsmann erinnert mich Herr Julius Fritzsche, der Director und Eigenthümer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. Seit vielen Jahren wartet er unverdrossen auf den Wiederaufschwung der Operette, aber die ersehnte neue „Madame Angot" kommt ebenso wenig von Paris, als ein anderer „Bettelstudent" von Wien. „Gasparone" hieß eigentlich sein letzter großer Erfolg, denn als er den „Mikado" deutsch gab, hatte die englische Operettengesellschaft bereits den Rahm abgeschöpft. Und er wartete und fristete sein Repertoire mit neuen Wiener Operetten, die er auch dann noch oft bis zur 50. Vorstellung auf dem Spielplan erhielt, wenn auch schon die erste ihr das Lebenslicht ausgeblasen hatte, bloß weil er über nichts Besseres verfügte. Sogar mit der Berliner Operette hat der unermüdliche Bühnenleiter es versucht, doch Ludolf Waldmann erwies sich nur schöpferisch in den schrecklichen Gassenhauern des Schunkelwalzers und der Kleinen Fischerin; sein „Incognito" fiel kläglich durch. Auch mit dem erprobten Mittel halb verkrachter Wiener Directoren versuchte es Herr Fritzsche: mit einem Cyclus, und so sahen wir sie denn alle nach einander wieder auf seiner Bühne, die Cancan-Schönheiten des Monsieur Offenbach und der Mademoiselle Schneider: vom Mädchen von Elisonzo bis zu Hoffmann's Erzählungen, — ein wohlgezähltes Dutzend Operetten, und eine jegliche mit einem Eifer inscenirt und einer Opulenz ausgestattet, als wäre ihr die 100. Aufführung sicher. Daß trotz alledem das Haus halb leer blieb und die Stücke sich in Folge dessen schneller ablösten, als es der Plan voraussehen ließ, zeigte so recht wieder den Verlegenheitscharakter dieser Ausgrabungen und das hatte zudem den Nachtheil, daß das Publikum daran gewöhnt wurde, hier nur noch Reprisen zu finden. „Ist das Stück wirklich neu?" fragte man sich mißtrauisch auch bei der letzten Erstaufführung.

Nun, der „Millionenonkel" ist wirklich eine neue Operette, wenigstens ziemlich neu. Der Text ist so französisch, daß es auch hinter der Zell-Genée'schen Verwienerung noch deutlich zu erkennen ist. Weiß Gott, wo die „trefflichen Minirer" diesmal den hübschen Stoff ausgegraben haben. Sie pflegen ihre Quellen bekanntlich nicht zu nennen. Im Original mag es ein übermüthiger Atelierscherz in der Art von Murger oder Henry Monnier sein, aber die Wiener machten aus den Béranger'schen Studenten und ihren Grisetten junge Maler und Akademieschüler, Studentinnen der Medizin (in Paris!) und Modellstehrinnen. Es ist daher nur eine wohl temperirte Fröhlichkeit, die in dem Verein „Allotria" herrscht, aber wir begreifen vollkommen, warum sie der junge Akademieschüler Fodor Cakow noch immer den heimathlichen Gestaden des Schwarzen Meeres vorzieht, wohin sein Onkel ihn zurückholen will. Der drohenden Enterbung gegenüber weiß die Allotria einen guten Ausweg: Fodor wird nach Bulgarien zurückkehren, aber die Freunde nimmt er mit. Der Onkel macht gute Miene zum bösen Spiel, doch wird ihm schließlich der Skandal zu arg. Hat da der ungerathene Neffe sein Stammschloß Balzik in ein Bad umgewandelt, welches das Franzensbad von Halbasien werden soll. Fodor selbst ist Badearzt für Damen, seine Freundin Kathinka Arzt für Herren, ihr Geliebter Wunibald Schwimmmeister, und die übrige „Allotria" spielt Badeverwaltung. Das fidele Bad blüht wirklich, denn die Nassauer strömen herbei, und der eben wuthschnaubend eintreffende Millionenonkel wird als hundertster Kurgast gefeiert. Aber er ist schlauer als Alle. Er markirt den Schwerenöther, schafft sich eine weibliche Leibgarde mit friedericianischen Blechmützen an und will Kathinka heirathen und den Neffen enterben. Alle reden ihm zu, das doch lieber nicht zu thun, und zuletzt gesteht er, bloße Allotria getrieben zu haben, um seinen Neffen zu curiren. Alles löst sich in Wohlgefallen auf. Fodor heirathet die geliebte kaukasische Fürstin, hinter der sich des Onkels Mündel verbirgt, und Kathinka begnügt sich mit ihrem Wunibald.

Was Zell und Genée dem ganz ohne Zweifel französischen Stoffe Neues zugefügt haben, besteht fast nur aus Reminiscenzen aus früheren Operetten und „Fliegenden Blättern." Der bulgarische Onkel muß ein russischer Oberst a. D. werden, um mit dem altbewährten Kamtschukoff aus „Fatinitza" eine weiße Mütze zu tragen, zu fluchen und mit der Karbatsche zu knallen. Dazu die verliebt-brummigen Scherze des Obersten Ollendorf aus dem „Bettelstudent" und ein Füllhorn noch älterer Witze. Arm an Eigenart ist leider auch die Musik des Kapellmeisters am Wiedener Theater; munter, frisch, aber ohne durch Melodienreichthum irgend zu beunruhigen. Gleichwohl ist manche Nummer ganz wirksam, wie zu Anfang das Lied der Kellner der Restauration zum Robinson, das englisch-deutsche Lied, des Obersten Auftrittslied, und manche Feinheit ist im Orchesterpart verarbeitet. Indessen erregte nur eine Nummer die Begeisterung der Sachverständigen, der arg banale Gassenhauer: „Herr Oberst, so was thut man nicht", der uns wohl bald aus allen Leierkasten entgegendröhnen wird. Das Beste hat sicherlich der fleißige Drama urg des Theaters, Herr L. Hermann, gethan. Während seine Kollegen sich darauf beschränken, die eingereichten Theaterstücke zu lesen — oder auch nicht — und ihrem Brodherrn ohn' Ermatten die Waschzettel für die Zeitungen aufzusetzen, hat Herr Hermann, wie früher den Offenbach-Cyclus und das „Verwunschene Schloß", so auch diese Operette sehr geschickt bearbeitet und mehrere gute Einlagen verfaßt. Er ist neben Eduard Jacobson der einzige, der in Berlin noch ein Couplet zu schreiben versteht. Und wie das Stück, so war auch die Aufführung sorgfältig vorbereitet und Decorationen und Costüme reich und schön. Diese künstlerische Hingebung ist für Herrn Fritzsche charakteristisch. Nicht in den Pariser Bouffes und ebenso wenig im Theater an der Wien sieht man bessere Operettenaufführungen. Neben Daubray und dem unvergleichlichen Girardi darf Herr Wellhof mit Ehren genannt werden, und wir haben es aus Millöcker's Munde selbst, daß er der beste Ollendorf war. Ein prächtiger Bariton-Busso ist auch Herr Klein, ein vortrefflicher Sänger und in seinem übersprudelnden Humor immer geschmackvoll. Die Damen Collin und Cornelli geben ihren Wiener und Pariser Colleginnen nichts nach. Die komische Alte Frl. Elise Schmidt findet höchstens bei der Deselaufaz, und in Wien überhaupt nicht ihres Gleichen; nur die Stimme will nicht mehr recht mit. Es wäre wirklich ein tragisches Verhängniß, wenn so viel ehrlicher Kunsteifer unbelohnt bleiben und das Ende von Thackeray's Kaufmann erleiden sollte.

## Notizen.

Die Geschichte meines Lebens. Von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ein durchaus fesselndes und liebenswürdiges Buch, worin ein bedeutender Mensch von sich und seinen Jugendjahren erzählt, und namentlich für Berliner ansprechend, denn die Schilderung von Ebers' Kinderzeit erzählt zugleich sehr ausführlich und anmuthig vom Berlin der Vierziger Jahre. Besonders schön ist seine geistig regsame, gütige Mutter, eine Holländerin, gezeichnet, von der ein liebliches Bild nach Schadow beigegeben ist — die Freundin von Humboldt, Rauch, Schleiermacher, Hegel. Auch das tolle Jahr 1848, die Berliner „Revolution", findet nach dem Tagebuch seiner Schwester anschauliche Behandlung, ebenso des Dichters Pensionszeit bei Keilhau, die Gymnasialjahre in Kottbus und Quedlinburg und das Corpsburschenleben zu Göttingen. Lepsius und Brugsch weihen ihn in die Alterthumskunde speziell Aegyptens ein, und zu Wildbad und Hirsau im schwäbischen Schwarzwald entsteht seine „Aegyptische Königstochter", nachdem sich schon im Jüngling zuweilen der Dichter mächtig geregt. Es gewährt einen eigenen Genuß, einen Blick in diese geistige Werkstatt zu werfen und Zeuge ernsten Ringens um das Ideal zu sein, und darum können wir diese Memoiren des beliebten Weihnachtserzählers bestens empfehlen.

Gedanken über die soziale Frage. Von Ferdinand Heigl. (Bamberg, Handels-Druckerei.) Der Verfasser, Rechtsanwalt in Bamberg, gibt uns in diesem Büchlein eine Schrift, die sich durch eine gefällige, einfache und klare Darstellung vortheilhaft empfiehlt. Er hatte dieser Broschüre halber vielfach mit Gegnern seiner Ansichten Auseinandersetzungen gehabt. Wir selbst können uns gleichfalls nicht auf seinen Standpunkt stellen, den er allerdings geschickt zu vertheidigen weiß. Die von Heigl entwickelten Gedanken führen zwar auf die possibilistische Theorie und versickern nicht in Utopien einer sozialistischen Zukunftsgesellschaft, die bei der einmal gegebenen Menschennatur einfach unmöglich ist. Sein Programm ist auf praktische, in absehbarer Zeit erreichbare Ziele gerichtet, bei denen die bürgerliche, die individuelle Freiheit bestehen kann. Was wir vorweg tadeln müssen, ist, daß es eben ein Schriftchen ist, fast nur ein Flugblatt, somit Jedermann leicht zugänglich. Derlei populär gehaltene Schriftchen sind aber gefährlich, weil sie zumeist in Lesekreise Eingang finden, für die sie eigentlich nicht bestimmt sind. Unreife, confuse Köpfe, die keine schweren Denkstrapazen vertragen, werden über solche Lectüre nur noch confuser. Heigl will zwar hoffen, daß bei einem Anprall der „Enterbten" ein richtiges Empfinden die Schätze der Wissenschaft und die Erzeugnisse der Künste vor Vandalismus behüten werde; allein wir vermögen diese Hoffnung nicht zu theilen, wir fürchten vielmehr, daß bei einer derartigen Katastrophe sich eher Vischers Worte bewahrheiten würden: „Rom ist von den Gothen zertrümmert. Unsere Gothen werden die Knoten sein." k—l.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".


Soeben erschien:

# Der Rembrandtdeutsche

von

**einem Wahrheitsfreund.**

Preis 1 Mark.

Diese Schrift giebt die fesselndsten Aufschlüsse über die Persönlichkeit des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher" und darf theilweise dem Rembrandtbuch ebenbürtig an die Seite gesetzt werden.

**Verlag der Druckerei Glöß, Dresden.**

---

**Feinstes und billigstes Geschenk**

für Jedermann ist die **hochelegante** Kunstmappe

**„Im Waffenrock"**

von **Feodor Czabran.**

Preis: 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direct von der Verlags-Kunstanstalt von Gustav Lentzsch in Gera, Reuß, gegründet 1860.

Gegen franco Einsendung von 6 Mark erfolgt **portofreie** Zusendung.

---

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

**Rudolf Lothar.**

**Der Werth des Lebens.** Ein Mysterium. M. 2,—.

**Der verschleierte König.** Ein Bühnenmärchen. Zweite Aufl. M. 1,—, geb. M. 2,—.

---

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit

von Ferdinand Graf Eckbrecht

**Dürckheim.**

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

---

Verlag von Georg Siemens in Berlin W 30.

**Otto Rieth:**

**Architekturskizzen.**

120 Handzeichnungen in Autotypie.
kl. Fol. Eleg. geb. Pr. 20 M.

---

**Dr. phil.**

zuletzt Leiter eines bek. litt. Untern. und Musikschriftsteller von Fach, sucht zum 1. April 93 (event. auch für später) anderw. Stellung als ständ. Musikreferent, Fach- oder Feuilleton-Redakteur mit gesichert. Eink. Off. unter B. 497 bef. die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A. G. Leipzig.**

---

Der Verein der Bücherfreunde

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlags-Buchhandlung
**Friedr. Pfeilstücker,**
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

---

# Die Gegenwart
## Nr. 40.

Diese **beschlagnahmte** Nummer, enthaltend u. a.:

**Caliban:**

**Anti-Vespasian,**

ist vom Kgl. Landgericht I wieder **freigegeben** worden und kann durch alle Buchhandlungen, sowie bei Voreinsendung von 53 Pf. in Marken direct von uns wieder bezogen werden.

**Verlag der Gegenwart**
**in Berlin W, 57.**

---

---

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Hierzu eine Beilage: Carl Heintze, Berlin W.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 14. Januar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur Militär-Debatte im Reichstag. Von v. T. — Die Vertheilung des Arbeitsertrages. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Aus Lenau's Knabenzeit. Von Leopold von Sacher-Masoch. — Die Shakespeare-Forschung und das Shakespeare-Jahrbuch. Von Ludwig Fränkel. — **Feuilleton:** Das alte Mütterchen. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Der allerneueste Kurs. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur Militär-Debatte im Reichstag.

Zum zweiten und dritten Male erscheint die neue Militärvorlage im Deutschen Reichstag, und ihre Annahme wird immer zweifelhafter. Auch der militärische Standpunkt, wie er zu Gunsten der Vorlage am besten von Major Keim in seiner bekannten Schrift*) vertreten wird, läßt gar manche triftige Einwendung gegen eine so exorbitante Belastung des deutschen Volkes und deren Nothwendigkeit zu. In dem Wunsche, daß Deutschland in einem künftigen Kriege nicht geschlagen werden dürfe, stimmt Jedermann mit dem Major Keim überein, allein wir theilen seine Ansicht nicht, daß es der Einsetzung des letzten Mannes und des letzten Groschens für diesen Zweck bedürfe. Die Gefahr eines Krieges liegt für absehbare Zeit, wie der Reichskanzler selbst erklärte, nicht vor, und wenn dieser Krieg kommt, so haben wir in demselben die Allianz zweier Großmächte. Kein Staat der Welt außer dem an Nationalreichthum Deutschland beträchtlich überlegenen Frankreich bildet bis jetzt jeden Mann seiner wehrfähigen Bevölkerung oder auch nur annähernd so viel für den Krieg aus; auf dieser Bahn aber Frankreich zu folgen, würde der wirthschaftliche Ruin unseres ärmeren Landes sein, auch ist beim Einschlagen derselben nicht einmal die Garantie gegeben, daß die $4^1/_2$ Million zum Kriegsdienst auszubildender Männer auch thatsächlich in einem Kriege zur Verwendung und zur Geltung gelangen werden. Es liegt im Gegentheil die Annahme weit näher, daß die Entscheidung des Krieges schon mit Einsetzung mehrerer hunderttausend Mann, sagen wir selbst zweier Millionen, fallen wird und daß der unter großen Opfern ausgebildete Rest faktisch unverwerthet bleibt. Kein Staat, sei er auch noch so reich, hat die Mittel, die Waffen, Munition, Ausrüstung, Fahrzeuge, Pferde und besonders die Cadres für 4—5 Millionen Streiter bereit zu stellen und dauernd bereit zu halten, zur vollen Geltung vermögen diese Millionen daher nur zu gelangen, wenn die Mannschaft in den vorhandenen Cadres durch Gefechtsverlust und Krankheit größtentheils aufgebraucht wird. Derartig hartnäckig und langwierig aber werden die heutigen Kriege nicht geführt. Alle Verhältnisse drängen nach rascher Entscheidung, und der verlängerte Widerstand Frankreichs nach Sedan war, da keine sichere Aussicht auf eine fremde Intervention bestand, ein politischer und militärischer Fehler, aus dem die Nationen zu lernen vermögen.

Was den ziffermäßigen Nachweis der Ueberlegenheit des französischen und russischen Heeres über das deutsche betrifft, so erscheinen die Zahlen, welche Major Keim gibt, im Großen und Ganzen richtig, wir bemerken jedoch hinsichtlich ihrer Bedeutung das folgende. Wenn die nachgewiesene Ueberlegenheit des französischen und russischen Heeres um 70 Bataillone und 46 Batterien, bezw. 564 Bataillone und 185 Schwadronen, bei einer Minderzahl Frankreichs von acht Schwadronen, bezw. Rußlands von 46 Batterien*) in der That eine so bedrohliche wäre, wie Major Keim sie hinstellt, so würde die Regierung sicher nicht gezögert haben, bereits früher auf diese Gefahr nachdrücklicher hinzuweisen und umfassendere Maßregeln zum Schutz getroffen und beansprucht haben, wie die Heeresverstärkungen von 1888 und 1890. Allein es waren damals und sind noch heute, ganz abgesehen von der Qualität des deutschen Heeres, Momente vorhanden, welche diese Ueberlegenheit an Zahl wesentlich ausgleichen und compensiren. Dieselben bestehen einerseits in den militärischen Aufgaben, welche Frankreich durch den Schutz seiner ausgedehnten Colonien in Afrika und Indien, nämlich in Algier, Tunis, Senegal, französische Sudan, Goldküste, Annam und Tonkin ꝛc. erwachsen, und von deren Besatzungstruppen, mit Ausnahme derjenigen von Algier und Tunis, nicht angenommen werden kann, daß sie im Kriegsfalle rechtzeitig nach dem europäischen Kriegsschauplatz herangezogen zu werden vermögen, um dort noch an der Hauptentscheidung Theil nehmen zu können, während andererseits die Territorialtruppen in Algier unseres Erachtens nicht genügen dürften, um, wie Major Keim glaubt, die Ruhe und Ordnung in jenem häufigen Aufständen ausgesetzten Lande aufrecht zu erhalten. Bei Ausbruch des Krieges von 1870, den Frankreich, wie seiner Heeresleitung wohl bewußt war, gegen eine starke, numerische Ueberlegenheit unternahm, blieben trotzdem nicht weniger als sechs Infanterie-Regimenter, zwei Cavallerie-Regimenter und acht Batterien in Algier zurück, und sie wurden erst nach der Zertrümmerung der Hauptarmee zu den französischen Neuformationen nach Europa herangezogen. Auch auf die gemischte Brigade in Tunis, wo es für Frankreich einen wichtigen Besitzstand zu halten gilt, dürfte eine Verwendung in Europa nicht zu rechnen sein und wenn wir auch etwa $^2/_3$ der algerischen Truppen als dafür disponibel annehmen, so dürfte der Ausfall des französischen Heeres an Linien-Truppen für die Colonien von unvorherge-

*) Warum muß Deutschland seine Wehrmacht verstärken? (Berlin, Mittler & Sohn.)

*) Nach einer Berechnung des „Mil.-Woch.-Bl." beträgt die Ueberlegenheit nur 46 Bataillone und 46 Batterien, bezw. $425^1/_2$ Bataillone und 216 Schwadronen.

sehenen Fällen, Aufständen ꝛc. ganz abgesehen, immer noch etwa ein Armeecorps betragen.

Was andererseits die die numerische Ueberlegenheit Rußlands ausgleichenden Momente betrifft, so resultiren dieselben sowohl aus dem ungeheuren Raume, auf welche diese stärkere Truppenzahl vertheilt ist, wie aus dem besser entwickelten Deutschen und österreichischen Eisenbahnnetz. Jener Flächenraum ist über zehnmal so groß, wie der Flächeninhalt des deutschen Reiches (5,862,547 Quadrat-Kilometer gegenüber 540,419 Quadrat-Kilometer) und übertrifft denjenigen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns (1,165,976 Quadrat-Kilometer) zusammen um das fünffache. Man könnte einwenden und hat eingewandt, daß die Hauptmasse des russischen Friedensheeres bereits im westlichen Rußland dislocirt ist, und in der That stehen in den westlichen Generalgouvernements Wilna, Warschau, Kiew und Odessa nicht weniger als vierzehn russische Armeecorps und vierzehn Cavallerie-Divisionen nebst den entsprechenden technischen Truppen und Parks. Allein diese vier Generalgouvernements umfassen einen Flächenraum von 904,578 Quadrat-Kilometer, der nicht unerheblich größer als der 846,262 Quadrat-Kilometer betragende größte Theil Preußens und Oesterreich-Ungarns zusammen genommen ist. Wir haben die Mühe nicht gescheut, die Flächeninhalte der einzelnen russischen Gouvernements von Kurland bis Taurien, und ebenso diejenigen der östlichen und mittleren Provinzen Preußen von Posen bis Schleswig-Holstein und der Länder des österreichisch-ungarischen Staates, excl. Bosnien zusammen zu rechnen und zu vergleichen. Das in militärischer Hinsicht bemerkenswerthe Resultat dieses Vergleiches bestand darin, daß jenen vierzehn russischen Armeecorps gegenüber auf einem gleich großen Raume Deutschlands und Oesterreich-Ungarns elf deutsche und vierzehn österreichisch-ungarische Armeecorps dislocirt sind. Wenn man nun auch deutscherseits sieben bis acht dieser Armeecorps für die Verwendung auf der Westfront (neben den dort dislocirten) abrechnen muß, so bleiben doch, selbst wenn das österreichische V. Corps, wie anzunehmen ist, in Bosnien verbleibt, immer noch 17 bis 18 Armeecorps der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere und deren Reserveformationen für die Offensive gegen das westliche Rußland verwendbar.

Diesen Streitkräften aber stehen deutscherseits etwa zehn durch die östlichen Provinzen von Westen nach Osten durchgehende Bahnlinien, österreichisch-ungarischer seits dagegen sechs über die Karpathen führende Bahnlinien in Summa 16 für ihren Aufmarsch an der russischen Grenze zur Verfügung, während Rußland nur sechs derartige Bahnlinien besitzt.

Die Heere Deutschlands und Oesterreich-Ungarns vermögen daher bei Ausbruch des Krieges die gemeinsame Offensive gegen die numerisch-schwächeren Kräfte im westlichen Rußland — ein fernerer Ausgleich der russischen Ueberzahl — zu ergreifen, und eine Entscheidung herbeizuführen, bevor die Gesammtmasse der russischen Streitkräfte aus dem Innern Rußlands, in Russisch-Polen eingetroffen zu sein vermag. Man könnte uns auf die Anlehnung, welche den Russen hier zahlreiche Festungen gewähren, verweisen; allein bekanntlich hat die neueste Kriegsgeschichte den Werth der Festungen recht problematisch gemacht, und andererseits besitzt die Artillerie des Angreifers heute ein Geschützmaterial, dem weder Granitschüttungen noch Beton und Panzerthürme Stand halten. Gelingt es aber den verbündeten Heeren, an der mittleren Weichsel dem Gegner eine Schlacht zu liefern, worin derselbe unterliegt, wozu schon in Anbetracht ihrer Ueberlegenheit um mehrere Armeecorps und deren Reserve-Formationen, alle Aussicht vorhanden sein dürfte, so ist die Belagerung der Festungen der russisch-polnischen Festungsgruppe und damit das Festsetzen in denselben wesentlich erleichtert und das numerische Uebergewicht des russischen Heeres kommt derart voraussichtlich von vornherein nicht zur Geltung.

Die Vertheilung der beiderseitigen Streitkräfte auf die West- und Ostfront der Dreibundmächte aber könnte sich nach einer ungefähren Schätzung etwa folgendermaßen gestalten: drei französische Armeecorps und deren Reserveformationen und Territorialtruppen an der italienischen Alpengrenze. Ferner französische Truppen in ungefährer Stärke von einem Armeecorps und deren Truppen der zweiten Linie in den Colonien. Fünfzehn französische Armeecorps und deren Reserveformationen an der Ostgrenze Frankreichs gegenüber Elsaß-Lothringen. Drei bis vier deutsche und vierzehn österreichisch-ungarische Corps nebst deren Reserveformationen gegen die vierzehn Corps des westlichen Rußlands und deren Reservetruppen, somit verblieben sechzehn bis siebzehn deutsche Armeecorps und deren Reserveformationen gegen Frankreich zur Verfügung, zu denen, sobald die österreichische Brenner- und Murthal-Bahn von österreichischen Truppentransporten frei sind, eine Anzahl italienischer Armeecorps immer noch rechtzeitig zustoßen vermöchte, um am Kampfe gegen die Befestigungszone der französischen Ostgrenze Theil zu nehmen. Wie aber bei einer derartigen Gruppirung der Streitkräfte die numerische Ueberzahl Frankreichs und Rußlands an Truppen des stehenden Heeres und besonders Reserven, in bedrohlicher Weise zur Geltung kommen soll, ist uns nicht erfindlich. Wir müssen ferner bezweifeln, daß, wie Major Keim behauptet, die französische Armee sich alle die großen Vortheile, die wir 1870 der rascheren und planmäßigeren Mobilmachung, der Ueberlegenheit an Truppenzahl und Geschützen, einer musterhaften Kriegsvorbereitung, fester Organisation der Reservetruppen und des Ersatzwesens verdankten, inzwischen ebenfalls sämmtlich und in gleichem Maße angeeignet hat, denn bis jetzt hat das französische Heer außer von manchen Mängeln begleiteten Mobilmachungsversuchen in verhältnißmäßig kleinem Maßstabe, eine Probe im großen Stil in diesen Richtungen noch nicht abgelegt und bestanden. Die programmmäßig verlaufenen Armeemanöver in der Champagne, sowie die letztjährigen mit Heranziehung der Reservedivisionen in Poitou vermögen weder als gelungene noch als ausreichende Probe bezeichnet zu werden; ebenso aber ist der Truppentransport in so umfassender Weise, wie er bei der Mobilmachung stattfindet, auf dem französischen Bahnnetz noch nicht erprobt und bewährt.

Die strategische Situation des Dreibundes gegenüber den Zweibundsmächten berührt der Autor nur mit wenig Worten und legt dem Eingreifen Italiens, unseres Dafürhaltens, unverdient wenig Werth bei; der höchst wahrscheinlichen Cooperation der englischen Flotte erwähnt er gar nicht, dagegen exemplifizirt er an dieser Stelle auf die ungeheuren Räume Rußlands und sein Festungssystem als einen Faktor der schwierigen Ueberwältigung dieses Landes, der jedoch, wie wir sahen, in militärischer Hinsicht bei Beginn des Krieges gerade eine Schwäche desselben bildet. Auch die Behauptung, daß die central gelegenen Dreibundsmächte gegenüber den getrennten Heeren Frankreichs und Rußlands nicht im Vortheile seien, halten wir im Wesentlichen so lange für hinfällig, als nicht der Nachweis geführt wird, daß eine gegenseitige Unterstützung der östlichen und westlichen Heeresgruppen des Dreibundes nicht möglich ist, sobald in Folge einer nachhaltigen Entscheidung Truppen auf der einen oder der anderen Front für dieselbe frei werden. Möge jedoch Frankreich und Rußland noch so entscheidende Siege gegen ihre jeweiligen Gegner erringen, eine gegenseitige Unterstützung ihrer Truppen auf ein und demselben Kriegsschauplatz und Schlachtfelde ist abgesehen von Flottenexpeditionen von nicht in das Gewicht fallendem Umfange, durch ihre geographische Lage ausgeschlossen; es sei denn, beide Heeresgruppen träfen sich inmitten der Dreibundstaaten nach stetigen Erfolgen, in etwa ähnlicher Art wie die Heere der Alliirten dasjenige Napoleons bei Leipzig, jedoch unter doppelter Umfassung der Gegner.

Es ist gewiß wünschenswerth, daß Deutschland sich weniger wie jeder andere Großstaat der Gefahr aussetzt, in einem Kriege geschlagen zu werden; sollte dieses Unglück jedoch eintreten, so dürfte es sich unseres Erachtens alsdann nicht sowohl um die Existenz des fünfzig Millionen-Reiches, sondern nur um die Abtretung Elsaß-Lothringens und eine gewaltige Kriegskostenentschädigung handeln können. Die militärischen Stärkeverhältnisse Deutschlands aber sind, wie wir nachwiesen, den in Betracht kommenden Staaten gegenüber keine ungünstigen.

In diesem Sinne haben sich beide Reichskanzler, sowohl Fürst Bismarck, wie noch vor unlanger Zeit Graf Caprivi ausgesprochen. Inzwischen aber hat sich die Lage nicht verändert. Die zahlenmäßige Ueberlegenheit der beiden Nachbarheere an militärisch ausgebildeten Mannschaften, auf welche der Autor hinweist, ist zwar eine große und stetig wachsende; allein diese Ueberzahl dürfte, wie erwähnt, in einem Kriege nicht zur Geltung gelangen, da die Entscheidung vorher gefallen sein wird. Den Reserveformationen Frankreichs gegenüber sind wir in der Lage, annähernd ähnlich starke durch eine Verdoppelung unserer Linien-Infanterie-Truppentheile im Mobilmachungsfall entgegen zu stellen. Der bereits im Frieden präsenten Reserveformationen bedarf Rußland in Folge der aus der geringen Entwickelung seiner Communicationen hervorgehenden Schwierigkeit, die Reserven im Mobilmachungsfall rechtzeitig und ohne Störung einzuziehen. Ein deutsches, auch nicht im Frieden präsent gehaltenes Reserve-Bataillon aber dürfte in Folge seiner höheren moralischen und intellektuellen Eigenschaften, seiner besseren Befehligung und sorgfältigeren Ausbildung der Mannschaft einem russischen präsenten Reservebataillon unseres Erachtens dennoch völlig gewachsen, wo nicht überlegen sein. Zum Ausgleich der numerischen Ueberlegenheit des französischen und russischen Heeres reichen unseres Dafürhaltens sowohl die bereits erwähnten Momente, wie auch solche technischer Natur, z. B. das entwickeltere Eisenbahnnetz, die schnellere Mobilmachung und ganz besonders die bessere Ausbildung der Truppen vollständig aus. Uebrigens sind wir der Ansicht, daß, wenn die Ueberlegenheit unserer westlichen und östlichen Nachbarn eine so bedrohliche und die militärische Situation eine so ernste wäre, wie Major Keim sie hinstellt, wir nicht zu einer Umgestaltung des Heeres schreiten dürfen, welche erst in einem Zeitraum von zwölf Jahren das verloren gegangene militärische Gleichgewicht wieder herstellt. In diesem langen Zeitraum aber, welchen die Militärvorlage für die Herstellung des Gleichgewichts in Aussicht nimmt, liegt das stillschweigende Eingeständniß, daß unsere militärische Situation zur Zeit und noch auf Jahre hinaus nicht ernstlich compromittirt ist. Wir meinen überdies, daß letzteres erst dann der Fall sein wird, wenn Frankreich und Rußland zu einer in das Gewicht fallenden Verstärkung der Anzahl ihrer Linien-Armeecorps schreiten.

Major Keim ist bemüht, einen Hauptmangel der Vorlage, ihren plötzlichen Bedarf von über 2000 Offizieren und 12,000 Unteroffizieren, als einen leicht zu beseitigenden hinzustellen. Nun fehlen jedoch zur Zeit dem stehenden Heere überhaupt noch circa 830 Offiziere und etwa 1800 Unteroffiziere. Der Bedarf der Armee stellt sich daher mit der Vorlage auf circa 3000 Offiziere und 13,500 Unteroffiziere. Von einer Deckung dieses Offiziersbedarfs in zwei bis drei Jahren, wie der Autor annimmt, kann nicht die Rede sein und noch weniger von einer solchen des Unteroffiziersmangels. Selbst wenn dieser Bedarf aber in jenem Zeitraum gedeckt würde, so würde die Armee mit den neu ernannten 3000 Offizieren und 13,500 Unteroffizieren ein durchgehends unerfahrenes Chargenpersonal erhalten, dem es an jeder Dienstroutine fehlt. Hierin aber besteht der unbestreitbare große Nachtheil der beabsichtigten Aufstellung der 4. Bataillone für das Heer. Das von der Vorlage in Aussicht genommene Handgeld für die Unteroffiziere und die Capitulantenlöhne dürften ferner in Anbetracht dieser Ziffer eine neue ganz erhebliche Mehrbelastung des Landes ergeben. Unter großen, gesammtstaatlichen Gesichtspunkten aufgestellt, würde die Vorlage die zur Zeit ungünstige Finanzlage Preußens und das Darniederliegen der wirthschaftlichen Verhältnisse in Deutschland, sowie die Unmöglichkeit der Annahme der Vorlage für alle Parteien, und deren Consequenzen im Auslande, vor ihrer Einbringung in's Auge gefaßt haben. Ihre Urheber würden sich dessen erinnert haben, daß der Reichstag nach Annahme der Resolutionen von 1891 unmöglich eine neue gewaltige Mehrforderung bewilligen kann, und daß die damaligen Erklärungen der Regierung, daß ihre Forderungen bis auf einigen Bedarf an Truppentheilen der Spezialwaffen nunmehr mit der letzten großen Bewilligung ihr Ende erreicht hätten, sowie die Aeußerungen des Reichskanzlers, daß unser Heer allen Eventualitäten gewachsen sei, mit den heutigen Forderungen in schroffstem Gegensatz stehen. Nachdem Graf Caprivi jede Hoffnung auf die Nachgiebigkeit der Regierung zerstört hat, muß man auf die Folgen einer ablehnenden Abstimmung des Reichstags gespannt sein. v. T.

---

## Die Vertheilung des Arbeitsertrages.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Die eigentliche Noth des Arbeiterstandes beginnt mit der Geburt des dritten Kindes, und sie wächst mit der jedes folgenden. Ist die Frau nicht als Arbeiterin beschäftigt, so erhält gegenwärtig auch der Mann nichts für die Dauer der Wochenbetten und Krankheiten seiner Frau, was sich ändern würde, wenn die aus Lohnabzügen entstandenen Ersparnisse der jüngeren Arbeiter zu Wochenbettentschädigungen und Kinderzulagen Verwendung fänden. Deshalb wäre es durchaus rationell, wenn die unverheiratheten und jung verheiratheten Arbeiter auch privatim für sich noch Ersparnisse zurücklegten, die sie etwa vom fünften bis zum fünfzehnten Jahre ihrer Ehe (d. h. bis die Kinder anfangen mitzuverdienen) wieder verbrauchen könnten. Aber so lange die Motivationskraft der bitteren Noth, die als bloß mögliche in der Zukunft gedacht wird, nicht ausreicht, um den gegenwärtigen Bedürfnissen Einschränkungen aufzuerlegen, ist auf eine allgemeinere Befolgung solcher vernünftigen Grundsätze nicht zu rechnen. Ist doch selbst in den gebildeten Ständen die Sparfähigkeit auf die kleinere Hälfte der Individuen beschränkt. Eben dadurch ist aber die allmähliche Ausdehnung der bevormundeten Zwangsversicherung auf mehr und mehr Gebiete trotz ihrer verhältnißmäßig kostspieligen Verwaltung gerechtfertigt. Auch die privaten Versicherungsgesellschaften nehmen meist einen recht bedeutenden Aufschlag als ihren Gewinn dafür ein, daß sie die Versicherer bei Gefahr des Verfalls der Policen zwingen, ihre Spareinlagen regelmäßig zurückzulegen, und die meisten Privatleute zahlen gern diesen Aufschlag als Strafe ihrer wirthschaftlichen Unreife. Wo nun die Unreife noch so groß ist, daß sie nicht einmal freiwillig diesen Zwang zu regelmäßigen Rücklagen sich auferlegen mag, da ist es ganz in der Ordnung, wenn dieser Zwang ihr durch Gesetz auferlegt wird, mögen auch dabei die Aufschläge für Verwaltungskosten noch höher sein, als sie von privaten Versicherungsgesellschaften erhoben werden. Dringend zu wünschen bleibt es allerdings, daß Mittel und Wege gefunden werden, um diese Verwaltungskosten der Zwangsversicherung (die bei der Unfallversicherung den ausgezahlten Entschädigungen nahezu gleichkommen) allmählich mehr und mehr zu verringern. Sollte die schwerfällige bureaukratische Verwaltungsmaschinerie der Unfallversicherungsgenossenschaften sich zu einer durchgreifenden Verbilligung der Verwaltungskosten unfähig erweisen, so wäre es das Beste, diese Unfähigkeit offen einzugestehen und die Ausführung der Versicherung an ein Consortium solider Versicherungsgesellschaften auf Actien zu übertragen, das jedenfalls die Sache sehr viel billiger machen würde.

Daß nach unseren Versicherungsgesetzen die Beiträge ganz oder theilweise von den Arbeitgebern geleistet werden, habe ich bei dieser Betrachtung außer Acht lassen zu können geglaubt. Diese Bestimmung hat einen nicht zu unterschätzenden Werth für den Arbeiterstand, aber nur als Uebergangsbestimmung, indem sie ihm den Kampf um die vorläufige Behauptung des bisher errungenen Antheiles am Arbeitsertrage erleichtert. Richtet man jedoch den Blick auf eine spätere Zeit, etwa ein Jahrzehnt oder gar ein Menschenalter nach Einführung der Versicherungsgesetze, so kann man behaupten, daß alsdann der Arbeiterstand allein die Kosten der Rücklagen

oder Umlagen oder Beiträge bestreiten muß. Durch die mannigfachen Schwankungen der Löhne in größeren Zeiträumen muß sich dann nothwendig ein Gleichgewicht hergestellt haben, bei welchem die Arbeitgeber die Versicherungsbeiträge mit als Kosten der Arbeit in Rechnung stellen. Es scheint deshalb gerechtfertigt, über die Uebergangszeit, in der sich die Versicherungsgesetze erst einleben, hinwegzusehen und nur den Endzustand in's Auge zu fassen, wo in der That die Arbeiter selbst die Kosten der Versicherung tragen. So aufgefaßt bedeutet aber die Zwangsversicherung keine Verschiebung in den Antheilen der Arbeit und des Kapitals am Arbeitsertrage, sondern fällt lediglich unter den Begriff der zeitlichen Vertheilung des Antheils der Arbeit in demselben Sinne wie die freiwillig eingegangene Versicherung eines Beamten bei einer privaten Versicherungsgesellschaft.

Eine in diesem Sinne rationell durchgeführte öffentliche und private zeitliche Vertheilung des individuellen Antheils am Arbeitsertrage würde im Stande sein, das meiste und schlimmste Elend des Arbeiterstandes zu beseitigen, allerdings auf Kosten der Lebenshaltung, die dieser Stand sich jetzt in Zeiten guten Verdienstes gönnt. Namentlich die Weiber und Kinder, welche die bitterste Noth der schlechten Zeiten auskosten müssen, würden dabei gewinnen; die Junggesellen und Männer hingegen würden nicht nöthig haben, wesentlich schlechter als jetzt zu wohnen und zu essen, sondern würden sich hauptsächlich in den Ausgaben für Verzehrungsluxus außer dem Hause zu beschränken haben, der sie weder körperlich noch geistig fördert. Das ganze Leben der Arbeiter würde eine solidere wirthschaftliche Grundlage bekommen, der quälenden Sorge um die Zukunft überhoben sein, und des Leichtsinns und Stumpfsinns entrathen können, die jetzt gleichsam als Gegengift gegen die Sorge dienen müssen. Damit würde das Leben dieses Standes auch einen festeren sittlichen Halt gewinnen, die Familienbande würden wieder enger geknüpft werden, wenn die gefährlichsten Ursachen ihrer Zerrüttung beseitigt wären, und die Zufriedenheit würde in gleichem Maße gehoben werden wie das ganze Culturniveau des Standes. Die Lehre von dem Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung als der einzigen Rettung für den Arbeiterstand würde alsdann nicht mehr auf so fruchtbaren Boden fallen.

Es versteht sich von selbst, daß die Sozialdemokratie alle rationelle Vertheilung des individuellen Antheils der Arbeit am Arbeitsertrage auf das Grimmigste bekämpfen muß, eben weil durch sie die schlimmsten Uebelstände und die berechtigteste Unzufriedenheit beseitigt wird. Ihre Tactik muß nothwendig darauf gerichtet sein, die Uebelstände und die Unzufriedenheit bis in's Unerträgliche wachsen zu lassen, damit der Arbeiterstand zum Umsturz reif wird. Sie lehrt ihre Gefolgschaft den Sperling in der Hand verschmähen, um der Taube auf dem Dache nachzujagen, und verfährt darin ganz consequent. Die Erfahrung auf Grund der voll entfalteten Wirksamkeit der Versicherungsgesetze wird aber sehr bald die Arbeiter lehren, daß es doch besser ist, den Sperling in der Hand festzuhalten. Wenn heute die Sozialdemokratie zur Regierung gelangte, so dürfte sie es schon nicht mehr wagen, die Versicherung rückgängig zu machen, wenn sie auch in der Form der Ausführung und in der Art der Verwaltung erhebliche Umgestaltungen annehmen würde. Der gleiche Fall würde aber auch mit den anderen Vorkehrungen rationeller Vertheilung sich wiederholen, sobald sie einmal unter staatlicher Nöthigung in's Leben gerufen wären. Die wirthschaftliche Consolidirung und sittliche Hebung des Arbeiterstandes durch die zwangsweise erreichbaren Ausgleichungen würde endlich ganz von selbst dazu führen, auch den Procentsatz der zu freiwilligen Sparrücklagen moralisch befähigten Individuen gegen jetzt wesentlich zu erhöhen.

### 2. Die sachliche Vertheilung des Antheils der Arbeit am Arbeitsertrag.

Was die Arbeit in Verbindung mit dem Kapital producirt, sind Güter; demgemäß muß sich auch der Antheil der Arbeit am Ertrag letzten Endes in Gütern ausdrücken. Die Güter, deren der Arbeiter vor Allem bedarf, sind Nahrungsmittel, Wohnung, Kleidung und Brennmaterialien; erst in zweiter Reihe treten dann materielle und geistige Genußmittel hinzu. Zur Zeit der Naturalwirthschaft empfing der Arbeiter die Güter, deren er bedurfte, unmittelbar, sei es, daß er sie selbst producirte, sei es, daß er sie gegen selbstproducirte eintauschte. Gegenwärtig erhält der Arbeiter in der Regel nur Geld als das allgemeine Tauschmittel zum Einkauf der benöthigten Gebrauchs- und Verzehr-Güter, und nur stellenweise auf dem Lande ist noch ein Rest der alten Naturalwirthschaft übrig geblieben. So große Vortheile auch der Ersatz der Naturalwirthschaft durch Geldwirthschaft im Allgemeinen im Gefolge gehabt hat, so sind doch diese Vortheile vorzugsweise dem wirthschaftlich Starken und Reifen zu Gute gekommen, während er für die wirthschaftlich Schwachen und Unreifen neben gewichtigen Vortheilen auch schwere Gefahren mit sich geführt hat.

Die Vortheile bestehen in einer größeren Freiheit der zeitlichen und sachlichen Verwendung des Lohnes und in Erleichterung der Aufsuchung besserer Arbeitsgelegenheiten. Die Gefahren liegen darin, daß die wirthschaftlich Schwachen und Unreifen durch die gewährte größere Freiheit theils zur raschen Lohnvergeudung in den ersten Tagen nach der Entlohnung, theils zur unverhältnißmäßigen Bevorzugung materieller Genußmittel auf Kosten berechtigterer Bedürfnisse, theils zur egoistischen Bevorzugung des Lohnempfängers auf Kosten der berechtigten Ansprüche seiner Familie, theils zu einer unstäten Freizügigkeit und einem sittlich bedenklichen Wanderleben, theils zu leichtsinnigen Waarenkäufen auf Credit verführt werden, durch die sie in die Schuldknechtschaft eines ausbeutenden Waarenwuchers gerathen. Der Arbeiter, der auf Einkäufe in kleinsten Beträgen bei den zunächst wohnenden Händlern angewiesen ist, muß ohnehin die theuersten Preise zahlen und sich mit den schlechtesten Waaren begnügen, weil der Kleinhändler die größten Aufschläge auf die von ihm selbst schon theuer eingekauften Waaren nehmen muß, um überhaupt bei der Geringfügigkeit seines Umsatzes bestehen zu können. Hat nun der Mann seinen Wochenlohn zu früh für sich und seine Genußmittel verbraucht, so muß am Ende der Woche die Frau, um sich und die Kinder zu sättigen, Brod und andere Nahrungsmittel vom Krämer auf Borg nehmen; in des Krämers Interesse liegt es, daß seine Kunden bei ihm in Schuld gerathen, damit die Drohung mit der Beitreibung der Schuld sie zwingt, auch dann seine Kunden zu bleiben, wenn er ihnen minderwerthige Waaren liefert. Der Arbeiter muß noch froh sein, wenn ein Gesetz ihn wie in Deutschland vor der abscheulichsten Ausbeutung durch schamlose Nahrungsmittelverfälschung schützt, der z. B. der englische Arbeiter schutzlos preisgegeben ist.

In Folge aller dieser Umstände erhält der Arbeiter für seinen Geldlohn im Durchschnitt sehr viel weniger Güter geliefert, als er nach dem Marktwerth derselben erhalten müßte, wenn er befähigt wäre, bessere Bezugsquellen aufzusuchen, immer nur gegen baar und nicht in allzu kleinen Beträgen einzukaufen. Derjenige Arbeiter hingegen, welcher entweder selbstproducirte Güter oder solche, die sein Arbeitgeber selbst producirt, als Antheil der Arbeit am Arbeitsertrage empfängt und verbraucht, empfängt thatsächlich in diesen Gütern, nach dem Marktpreise berechnet, einen weit höheren Geldwerth, als sie in seinem Wohnsitz, der zugleich ihr Erzeugungsort ist, haben, weil ja der Producent am Produktionsort die Güter weit unter dem Marktwerth verkaufen muß, um einen Käufer zu finden. Fast noch schwerer als die wirthschaftliche Benachtheiligung des Arbeiters bei der Geldlöhnung fällt die sittliche Gefahr in's Gewicht. Die Naturalwirthschaft macht den Arbeiter seßhaft, stärkt sein Heimathsgefühl und seinen Familiensinn, verleiht ihm den berechtigten Stolz des eigenen, wenn auch noch so bescheidenen Besitzes, gewährt seiner ganzen Lebenshaltung Gleichmaß, Stetigkeit und Solidität, und macht ihn häuslich, sparsam und zufrieden. Die ausschließliche Geldentlohnung dagegen verleitet zu Leichtsinn, Verschwendung, Genußsucht, Egoismus, individualistischer Isolirung, Mißachtung und Auflösung der Familienbande, heimathlosem

Wanderleben, Vagabondage, Unzufriedenheit mit sich und der Gesellschaft. Alle diese Gefahren werden mit in den Kauf genommen als Preis einer abstracten Verfügungsfreiheit über den Antheil am Arbeitsertrag und über die eigene Person, einer Verfügungsfreiheit, mit der der Besitzer in den seltensten Fällen etwas Rechtes und Nützliches anzufangen weiß.

Wo Fabrikarbeiter hinreichend dicht und eng zusammenleben, um einen Consumverein zu gründen, ist für die besseren unter ihnen wirthschaftlich schon viel gewonnen, vorausgesetzt, daß eine ehrliche und geschickte Person für die Leitung des Vereines vorhanden ist. Die Unreiferen aber kaufen nicht beim Consumverein, weil sie dort baar bezahlen müssen und keine Waare auf Vorschuß erhalten. Die bestgemeinten Bestrebungen der Unternehmer, ihren Arbeitern durch Einkäufe im Großen billigere Preise zu gewähren, scheitern theils an der Unfähigkeit der Arbeiter, sich vom Wucherkrämer und seinen Vorschüssen zu emanzipiren, theils an ihrer Mäkelsucht und ihrem Mißtrauen gegen die Uneigennützigkeit des Unternehmers, der doch wahrlich an dem besseren Gedeihen und der wachsenden Zufriedenheit seiner Arbeiter genug indirecten Nutzen findet, um auf einen directen Nutzen an den vermittelten Waareneinkäufen verzichten zu können. Auch hier könnte die Zuziehung eines Arbeiterausschusses, beziehungsweise die Besorgung der Einkäufe im Großen durch einen solchen unter Beirath und Bürgschaft des Unternehmers von größtem Segen sein, sobald die Spannung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die großentheils durch künstliche Verhetzung erst herbeigeführt oder verschlimmert ist, sich soweit gemildert haben wird, um ein gedeihliches Zusammenwirken von Unternehmern und Arbeiterausschüssen zu ermöglichen.

In industriellen Bezirken ist es ja sehr schwer, wo nicht unmöglich, eine andere Form der Entlohnung als Geld zu finden, und alle Betheiligung der Einzelnen an der Wiederumwandlung des Geldlohnes in Güter muß eine durchaus freiwillige sein, wenn nicht den Mißbräuchen und dem Mißtrauen Thür und Thor geöffnet sein soll. Aber die Gelegenheit zu einer solchen Rückverwandlung ohne zu große Einbuße der Arbeiter muß wenigstens nach Möglichkeit überall geboten werden. Das einzige, was auch den industriellen Arbeitern theilweise nicht anders als in natura geliefert werden kann, ist die Wohnung, nämlich bei abseits von bewohnten Ortschaften gelegenen Fabriken, deren Arbeiter keine andere Wohnungsgelegenheit finden, als in dem vom Unternehmer für diesen Zweck hergerichteten Gebäuden. Aber selbst hier sollte die Wohnungsmiethe stets in Geld ausgedrückt und der Abzug an Miethe vom vereinbarten Lohne ausdrücklich durch den Lohnvertrag festgesetzt werden. Denn es liegt einmal in der menschlichen Natur, alles Aufgedrungene zu bemäkeln und mit Mißtrauen aufzunehmen, und nur das selbst Gewählte und Errungene recht zu schätzen. Alle Bemühungen der Fabrikunternehmer, den Arbeitern nicht bloß Miethwohnungen zu liefern, wo solche in der Nähe fehlen, sondern sie auch durch Erhebung von Amortisationsraten über den Miethzins hinaus allmählich zu seßhaften Eigenthümern zu machen, sind bisher an dem Widerwillen der Arbeiter gegen irgend welche dauernde Abhängigkeit vom Unternehmer entweder gescheitert, oder haben doch, wo sie erzwungen worden sind, nur Undank geerntet.

Anders liegt die Sache bei den ländlichen Arbeitern. Hier ist der Uebergang zum reinen Geldlohn vielfach an der Unmöglichkeit des Einkaufes der nothwendigen Lebensbedürfnisse gescheitert, so daß die directe Lieferung von Korn, Kartoffeln, Brennholz und dgl. als Theil des Lohnes noch jetzt häufig im Arbeitsvertrag vorgesehen wird. Die immer lauter erschallenden Klagen der Großgrundbesitzer über wachsende Unbotmäßigkeit und zunehmenden Abzug der ländlichen Arbeiter vom Lande nach den Industriegegenden lassen erkennen, daß das Leben des Landarbeiters im Vergleich zu dem des städtischen Fabrikarbeiters jetzt allzu wenig Reize bietet. Daß die Löhne auf dem Lande geringer sind, würde diesen Zug nach den Städten noch nicht zur Genüge erklären; denn soviel, wie der Lohn höher, ist auch das Leben in den Städten theurer. Daß die Gelegenheit zu Vergnügungen in den Städten reichlicher sind, mag manche verlocken; aber diesen Verlockungen könnte durch sorgfältigere Pflege der ländlichen Volksbelustigungen ein Gegengewicht geboten werden. Die Hauptsache ist doch, daß die Arbeiter auf dem Lande mehr arbeiten und schlechter wohnen müssen als in der Stadt, und daß sie dafür nicht einmal als Gegengewicht den Besitz eines eigenen Heimes haben, den der Städter gar nicht wünscht, der Landbewohner aber über alles schätzt.

Das Naturgemäße ist, daß der ländliche Arbeiter durch Besitz eines Häuschens und einer Scholle an die Heimath gefesselt und vor der Ausnutzung des Freizügigkeitsrechtes bewahrt wird. Die schlechteste Wohnung wird ihm genügen, wenn nur das Haus sein eigen ist; eine bloß gemiethete aber wird er kritisch vergleichen mit den besseren Wohnräumen des städtischen Arbeiters, ohne zu bedenken, daß dieser bei dem Mangel frischer Luft eine weit bessere Wohnung braucht als er. Anstatt dem ländlichen Arbeiter sein Korn und seine Kartoffeln als Deputat zu geben, lasse man sie ihn lieber auf eigener Scholle produziren; denn das Selbsterzeugte hat einen ungleich höheren sittlichen und gemüthlichen Werth als das bloß Empfangene. Glücklicher Weise greift unter dem Zwange der bitteren Noth die Einsicht von der Nothwendigkeit, die ländlichen Arbeiter als Häusler und Eigenthümer seßhaft zu machen, immer weiter um sich; aber der Staat müßte auch in ganz anderem Umfang durch Beispiel und Förderung vorangehen, nöthigenfalls durch Gesetz und Expropriation die unverständigen und widerwilligen Großgrundbesitzer zwingen, zu thun, was zu ihrem eigenen Besten unerläßlich ist. Alle Bemühungen, die Arbeiterwohnungen zu verbessern, müssen da einsetzen, wo die Arbeiter wegziehen, d. h. auf dem Lande, aber nicht da, wo sie hindrängen, d. h. in den Städten oder gar in den Großstädten. Jede Verbesserung der Arbeiterwohnungen in den großen Industriestädten wirkt vor einer entsprechenden Verbesserung der ländlichen Arbeiterwohnungen nur als ein neues Reizmittel, das die Arbeiter um so sicherer vom Lande nach den Städten lockt, und gleicht einem Aufzäumen des Pferdes beim Schwanze. Wir müssen vorläufig Gott danken, daß wir an dem unerfreulichen Zustande der städtischen Arbeiterwohnungen wenigstens noch ein, allerdings viel zu schwach wirkendes Abschreckungsmittel gegen die Ueberschwemmung der Großstädte mit Zuzug besitzen.

Man sieht hieraus, wie wichtig es ist, nicht bloß wie viel an Geldeswerth, sondern auch in Gestalt welcher Güter die Arbeiter ihren Antheil am Arbeitsertrag erhalten, beziehungsweise, welche Gelegenheiten zum Umsatz des Geldlohnes in Verbrauchsgütern ihnen geboten werden. Wie sehr auch im Allgemeinen der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft als ein Culturfortschritt anzusehen ist, so bleibt es darum doch wichtig, daß er gerade für die wirthschaftlich Schwächsten Gefahren mit sich führt, denen theils durch vorsichtige Conservirung eines lebensfähigen Restes von Naturalwirthschaft innerhalb des Systems der Geldwirthschaft, theils durch soziale Vorkehrungen zur vortheilhaften Rückverwandlung des Geldlohnes in Gebrauchsgüter vorgebeugt werden kann und muß. In ähnlicher Weise, wie der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft, bringt auch derjenige von der Geldwirthschaft zur Buchwirthschaft nur den wirthschaftlich Starken einen unmittelbaren Gewinn. Wechsel, Waarenscheine und Checks dienen ebenso wie Lombard-, Giro und Abrechnungsverkehr nur dem Begüterten, nicht dem Arbeiter, der nur das Lombardgeschäft des Leihhauses beim Mangel an Sparkassenguthaben zu seinem Schaden kennen lernt. Die ungeheure Vervielfältigung der Umlaufsmittel, die durch die modernen Verkehrserleichterungen des Zahlungswesens geschaffen ist, kommt dem Arbeiter nicht zu Gute, weil sein Umsatz zu klein ist, um die Buchung zu lohnen. Der Uebergang zur Buchwirthschaft in Arbeiterkreisen wäre mit einem Schreiberwerk verbunden, das außer allem Verhältniß zu der dadurch erzielbaren Ersparniß an Umlaufsmitteln stünde. Die Zahlungen des Arbeiters geschehen, abgesehen von monatlichen Miethszahlungen und der Anschaffung größerer Bekleidungsstücke, fast ausschließlich in Scheidemünze; diese wird ihrer Natur nach von der Buchwirthschaft immer unberührt bleiben.

Dagegen ist es für den Arbeiter gleichgültig, ob er seine Einnahmen und Ausgaben in Metallgeld oder in Zetteln begleicht, gleichgültig ferner, ob die Zettel Staatsnoten, Staatsbanknoten, Privatbanknoten, Fabriknoten oder sonstige gut fundirte Noten sind. Auch in kleinsten Beträgen werden die Zettel im Kleinverkehr gern genommen, soweit sie noch zum Ersatz von Silberstücken dienen. Nur darauf kommt es an, daß die Zettel den immer gleichen Werth repräsentiren, ohne jede Förmlichkeit übertragbar sind, und innerhalb des engen Zahlungskreises des Arbeiters überall statt Baargeld willig angenommen werden, daß sie auf eine feste, keinen spürbaren Schwankungen ausgesetzte Währung gegründet sind und gegen diese kein Disagio haben. Dagegen ist es ganz gleichgültig für die Interessen des Arbeiters, ob die Währung, gleiche Festigkeit vorausgesetzt, Eisen-, Kupfer-, Silber-, Gold-, Platin-, Gemischte-, Papier- oder sonst eine Währung ist. Der Arbeiter würde z. B. gar nichts davon merken, wenn an Stelle der Gold- oder Silber- oder Staatspapierwährung eine Arbeitsscheinwährung, d. h. an Stelle des Werthes eines Gewichtes Metall der Werth eines Normalwerktages oder eines unqualificirten Normaltagewerkes als Einheit träte. Wie jede Papierwährung erst dadurch ihren Noten internationale Kaufkraft verleiht, daß sie auf Edelmetalle bezogen wird und zu deren Werth ein gewisses Verhältniß behauptet, ebenso würde auch eine Arbeitsscheinwährung nur dadurch ihren Zetteln eine internationale Kaufkraft verleihen, daß sie zum Edelmetallwerth in ein bestimmtes Verhältniß gesetzt werden. Dann ist es aber auch gleichgültig, ob auf den Zetteln der Werth nur in Normalwerktagen oder nur in Metallwerth oder in beiden zugleich ausgedrückt ist, da doch jeder das Umrechnungsverhältniß kennen würde.

Es ist also ein Irrthum, wenn der Sozialismus glaubt, daß ein Ersatz des Geldes durch Arbeitsscheine für den Arbeiter irgend einen praktischen Werth haben könnte. Durchführbar wäre ein solcher Ersatz immer nur in ganz engen Kreisen, weil je nach der Veränderung des Klimas, der Ernährungsbedingungen, der ethnologischen Veranlagung, des Culturzustandes und der Sitten und Gewohnheiten das Normaltagewerk und damit auch sein Werth sich ganz verschieden darstellt. Für den interprovinziellen und internationalen Verkehr müßte deshalb doch die Metallwährung nach wie vor maßgebend bleiben. Innerhalb des provinziell beengten Kreises aber würden die Arbeitsscheine wie Zettelgeld wirken und keinerlei Vorzüge vor irgend welchen Staatskassenscheinen oder Banknoten besitzen. So wenig heute ein Land mit Papierwährung irgend welche sittliche Vortheile und geringere Corruptionsgelegenheit vor einem mit Metallwährung voraus hat, ebensowenig würde eine Provinz mit Arbeitsscheinwährung irgend welche sittliche Vortheile vor einer Provinz mit Metallgeld oder Staatsnoten voraus haben. Die ganze Theorie der Arbeitsscheine ist eine unfruchtbare theoretische Schrulle, die als formell richtige Consequenz aus einer falschen Werththeorie*) entsprossen ist, aber keinerlei praktische Bedeutung hat.

Durch solche unpraktischen theoretischen Schrullen wird der Blick nur von dem praktisch Ausführbaren und Segensreichen abgelenkt, wie es die sachliche Vertheilung des Antheiles der Arbeit am Arbeitsertrage darbieten kann. Es liegt aber im Interesse der Sozialdemokratie, die Gemüther von dem Ausführbaren und Segensreichen abzulenken und auf illusorische Ziele zu richten, deren Unausführbarkeit ihre praktische Werthlosigkeit zu erproben verhindert. Denn die Ausführung nützlicher Vorschläge würde die Arbeiter zufriedener machen und ihren Familien- und Eigenthumssinn heben müssen; der Sozialdemokratie aber kommt alles darauf an, die Arbeiter möglichst unzufrieden zu machen, die Gesellschaft in Atome zu zerfasern und keine Liebe zu individuellem Kapitaleigenthum (wie es Haus und Scholle sind) aufkommen zu lassen.

### 3. Die personelle Vertheilung des Antheils der Arbeit am Arbeitsertrage.

Nicht die soziale, wohl aber die demokratische Seite der sozialdemokratischen Lehre verlangt eine völlige Gleichstellung der Arbeiter in Bezug auf ihren Antheil am Arbeitsertrag. Der dumme, ungeschickte und faule Arbeiter soll den gleichen Lohn erhalten, wie der intelligente, geschickte und fleißige, die unqualificirte Arbeit soll ebenso entlohnt werden, wie die qualificirte, und alle Accordarbeit soll als die Kräfte zu sehr anstrengend verboten werden. Geschichtlich betrachtet ist der Werth der unqualificirten Arbeit ein Minimum im Anfang der Cultur und steigt fortwährend mit dem Fortschritt der Cultur, wogegen der Werth der qualificirten Arbeit Anfangs ein Maximum ist und beständig sinkt. Die Bildung ist anfänglich noch gar nicht vorhanden, sondern die Qualification beruht allein auf hervorragender individueller Anlage und autodidaktischer Uebung, die etwas Seltenes sind. Wenn die Bildung entsteht, ist sie ebenfalls zunächst selten, schwer zu übertragen, mühsam und kostspielig zu erringen, und deshalb nur demjenigen erreichbar, der Anlage mit Fleiß und Ausdauer verbindet und im Stande ist, die Selbstkosten der Ausbildung an sich zu wenden. Je mehr sich die Lehrmethoden vervollkommnen, und die Gelegenheit zum Unterricht sich vermehrt und verbilligt, desto mehr Menschen eignen sich Bildung an, desto mehr wächst das Angebot qualificirter Arbeit. Da die qualificirte Arbeit nicht nur besser entlohnt wird, sondern meistens auch bequemer, interessanter und angenehmer zu verrichten ist, so drängen sich immer mehr Menschen danach, Bildung zu erwerben, d. h. durch die vorbereitende Arbeit der Bildungsaneignung die künftige Berufsarbeit lohnender und bequemer zu machen. Die Kinder werden von den Eltern, die die Vortheile der Bildung erkennen, zum Lernen angehalten, die Eltern schließlich vom Staat gewungen ihre Kinder zur Schule zu schicken, wo sie im Lesen und Schreiben ägyptische Priesterweisheit, im Rechnen indische, in den Elementen der Geometrie hellenische Weisheit einsaugen.

So kommt es, daß jetzt ein Angebot an Schreibern besteht, welches den Tagelohn des Schreibers fast noch unter den des Straßenkehrers herabgedrückt hat, während im früheren Mittelalter der des Schreibens Kundige schon dadurch ein gemachter Mann war. Die Einnahmen der Obersten, Generale und höheren Staatsbeamten waren in früheren Jahrhunderten unverhältnißmäßig viel höher, und sind in Preußen seit 1816 nicht erhöht, trotz des gesunkenen Geldwerthes und der inzwischen eingetretenen Steuerabzüge; die Gehälter der Subalternbeamten und Lieutenants sind hingegen in fortwährender Steigerung proportional der Vertheuerung des Lebensunterhalts. Seit die Berechtigung zum Einjährigfreiwilligen-Militärdienst und die Vermehrung der höheren Schulanstalten einen starken Antrieb zum Erwerb höherer Bildung gegeben und diesen sehr erleichtert haben, ist der Andrang der niederen Stände zu den gebildeten Berufen entsprechend gewachsen, und da die höheren Stände ihre Kinder ungern zu niederen Berufsarten hinabsteigen lassen wollen, so ergibt sich daraus eine Ueberproduction an Gebildeten, die einerseits eine stete Steigerung der Bildungsansprüche, andererseits eine relative Verbilligung der geistigen Arbeit im Vergleich zur Handarbeit im Gefolge hat. Innerhalb der gewerblichen Berufsarten hat die Errichtung zahlreicher gewerblicher Mittelschulen einen Mittelstand zwischen dem Handwerk und der Hochschulbildung geschaffen, der den studirten Technikern das Gebiet ihrer Bethätigung verengert und dadurch eine Steigerung des Angebots an studirten Tech-

*) Die falsche Werththeorie glaubt den wirthschaftlichen Werth der Güter durch die Höhe der Herstellungskosten, d. h. letzten Endes durch die auf sie verwendete Arbeit bestimmen zu können. Es kann aber viel Arbeit auf ein ziemlich werthloses Gut verschwendet sein, und höchst werthvolle Güter können mit einem Mindestmaß von Arbeit herstellbar sein. Die Werthe entspringen mittelst Arbeit, aber nicht aus ihr allein und werden auch nicht durch sie gemessen. Der wirthschaftliche Werth ist immer Gebrauchswerth; dieser hängt ab von der dem Gut beiwohnenden Kraft der Bedürfnißbefriedigung und braucht keineswegs dem Arbeitsaufwand bei der Herstellung proportional zu sein. Der Marktwerth ist stets ein Compromiß aus dem Gebrauchswerth und der Höhe der Herstellungskosten. Ersterer bestimmt das Maximum, letztere, wenigstens auf die Dauer, das Minimum des Marktwerthes; denn wenn der Marktwerth zeitweilig unter den Herstellungskosten bleibt, so wird die Production eingeschränkt oder zeitweilig eingestellt. Die Herstellungskosten bestimmen also nur, ob das Gut producirt wird, aber nicht, welcher wirthschaftliche Werth ihm zukommt.

nikern hervorruft. Für unqualificirte Arbeiten, namentlich für solche, die erhebliche Körperkraft und robuste Gesundheit erfordern oder gar widerlicher Art sind, ist das Angebot trotz gestiegener Löhne so gesunken, daß die größeren Unternehmer oft genöthigt sind, Arbeiter aus fernen Ländern mit billigeren Lohnverhältnissen zu beziehen, und daß für gelegentlichere kleinere Arbeiten dieser Art die Unternehmer manchmal geradezu in Noth gerathen oder unverhältnißmäßig hohe Entlohnung bewilligen müssen.

Die gesammte Wirthschaftsgeschichte beweist, daß die Löhne der qualificirten und unqualificirten Arbeit die Tendenz haben, sich einander anzunähern. Eine Bildung, die Alle erwerben können und erwerben müssen, kann schließlich keinen Anspruch mehr auf höheren Antheil am Arbeitsertrage gewähren, wie ihn die Bethätigung hervorragender Körperkraft und Ueberwindung des Ekels allerdings gewähren. Aber wenn das Durchschnittsniveau der Bildung auf eine Höhe steigt, die in früheren Geschichtsperioden nur von Wenigen erreicht wurde, so folgt daraus noch nicht, daß der Unterschied qualificirter und unqualificirter Arbeit aufhört. Die Qualification, die einen Anspruch auf höheren Antheil gewährt, beginnt nur an einer anderen, Grenzlinie als früher. Je mehr Arbeit von Allen auf die Aneignung des gemeinsamen Bildungsniveaus verwendet wird, desto mehr steigert sich die Arbeit, die darüber hinaus hinzukommen muß, um sich eine hervorragende Bildung anzueignen, desto mehr tritt das Vorrecht der Anlagen, des Fleißes und der Ausdauer in Kraft, kraft dessen die für verschiedene Individuen bei gleicher Lerngelegenheit erreichbaren Stufen der Bildung sehr verschieden sind. Talent und Charakter machen in steigendem Maße ihren Einfluß auf die Höhe der günstigen Falls erreichbaren Bildung geltend. Der minder Befähigte fällt in seinem Bildungsgange früher ab und muß dem Befähigteren den Platz räumen. Der vermehrte Wettbewerb zwischen den höheren und den niederen Ständen kommt dadurch dem Ganzen zu Gute, indem er das Bildungsniveau der Berufsarbeiter in allen höheren Berufen hebt, wobei nur die Gefahr einer allzu einseitigen Spezialisirung der Bildung zu vermeiden ist.

In der That ist aber die Bildungsgelegenheit für die höheren und niederen Volksklassen nicht schon durch allgemeine Zugänglichkeit der höheren Schulen gegeben; man überschätzt die Macht der Schule, wenn man das glaubt, und unterschätzt den Einfluß der Familie und des Hauses. Die Befähigung zu höherer Bildung ist selbst an eine Bildungsatmosphäre der Umgebung geknüpft, die allerdings von den seltenen großen Talenten, aber nicht von den mittleren entbehrt werden kann. Es ist eine weise Einrichtung der Natur, daß, von seltenen Ausnahmen abgesehen, auch die intellectuelle Bildung nur im Verlaufe von Geschlechtern in einer Familie heimisch wird; denn diese Einrichtung bürgt dafür, daß eine gewisse Harmonie zwischen Verstand, Gemüth und Charakter, zwischen Wissen, Gesinnung, Gesittung und Tact erhalten bleibt, die anderenfalls sehr zum Nachtheile der Cultur in Gefahr gerathen würde. Es mag das nicht auf dem Geschmack eines die sozialen Individuen höherer Ordnung mißachtenden und die Gesellschaft atomistisch zersetzenden Individualismus sein, aber es ist eine selbst von diesem Standpunkt nicht zu leugnende Thatsache, daß das Aufsteigen und Sinken der Familien sich in der Regel nicht plötzlich, sondern stetig in einer Stufenreihe von drei, wenn nicht mehr Geschlechtern vollzieht, daß das Aufsteigen nur in dieser Allmählichkeit einige Gewähr für längere Dauer bietet, und daß es so für die Gesammtheit der Cultur am dienlichsten ist. An diesem Gesetz würde auch eine völlige Befreiung aller höheren und Hochschulen von Schulgeld nichts ändern.

Daß der höher Gebildete durch seine Arbeit mehr leistet als der minder Gebildete, ist zweifellos; wie viel von dieser höheren Bildung er seinen Anlagen, wie viel seiner Aneignungsarbeit (Fleiß und Ausdauer) verdankt, entzieht sich der Feststellung. Es ist deshalb gerecht und billig, daß der höher Gebildete einen größeren Antheil am Arbeitsertrage für seine werthvollere Arbeit bezieht als der minder Gebildete. Es ist dies aber auch zweckmäßig für das Ganze; denn die Aussicht auf den höheren Antheil am Arbeitsertrag ist ja für die bei weitem Meisten das einzige Motiv, das zur Aneignungsarbeit antreibt, und mit Wegfall dieses Motives würde sofort das Bildungsniveau reißend sinken. Die Mehrentlohnung für qualificirtere Arbeit darf also nicht unter einen Betrag sinken, der ausreicht, den Wettbewerb der Lernenden um die höhere Bildung rege zu halten, und eine Annäherung des Lohnes für qualificirte und unqualificirte Arbeit noch unter diesen Unterschiedsbetrag hinab würde eine schwere Schädigung der Cultur bedeuten. Auch die Talente müssen gehegt und gepflegt werden; denn das Talent leistet nichts ohne andauernde und mühsame Schule, und die Talente würden sich dieser andauernden Mühe nur ausnahmsweise unterziehen, wenn man dem ausgebildeten Talente die entsprechend höhere Entlohnung versagen wollte unter dem Vorwande, daß es unbillig sei, etwas zu belohnen, was man ohne Verdienst besitze. Auch die Anspannung des Willens, der Aufmerksamkeit und der Geistesfähigkeiten bei der Arbeit, die gewöhnlich unter Fleiß, Sorgfalt und Intensität der Arbeit befaßt werden, müssen stets eine verschiedene Qualität des Arbeitsproductes bedingen, also als eine verschiedene Qualification der Arbeit anerkannt werden, und verdienen eine billige Berücksichtigung bei der Vertheilung des Arbeitsertrages.

Der Betrag, um welchen der Lohn für qualificirte Arbeit den für unqualificirte überragen muß, um noch ausreichend motivationskräftig zu bleiben, läßt sich nicht theoretisch festsetzen, sondern ergibt sich empirisch aus der geschichtlichen Entwickelung und unterliegt selbst einem Wandel im Sinne stetiger Verminderung. Je höher der Culturprozeß ansteigt, desto geistig regsamer wird die Menschheit, desto stärker wird das Bedürfniß nach intellectueller Bethätigung und nach Uebung der Talente, desto geringerer Motive bedarf es, um die Menschen zum Lernen willig und ausdauernd zu machen, desto mehr darf der Unterschied der Entlohnung zwischen qualificirter und unqualificirter Arbeit zusammenschrumpfen ohne den Culturprozeß zu gefährden. Aber ganz verschwinden darf dieser Unterschied niemals und jede vorzeitige und übereilte Verringerung muß das Ringen des betreffenden Volkes nach Cultur eine entsprechende Strecke seiner Bahn zurückschleudern. In keinem Punkte liegt der culturmörderische Charakter der sozialdemokratischen Lehren so offen zu Tage, wie in der Forderung, alle Arbeit bei der Entlohnung über einen Kamm zu scheeren, und Jeden leer ausgehen zu lassen für Alles, was er in derselben Arbeitszeit mehr leistet als der dümmste, faulste, ungeschickteste und unaufmerksamste aller Arbeiter.

Die Gleichheitsschwärmer müssen sich daran genügen lassen, daß die Tendenz zur Ausgleichung in der Geschichte vorhanden ist und mit Nothwendigkeit fortwirkt, wenn auch die Unterschiede sich der Null nur nähern, ohne sie jemals zu erreichen. Durch das stetige, relative Wachsthum des Antheils der unqualificirten Arbeit im Vergleich zur qualificirten, und der minder qualificirten im Vergleich zur höher qualificirten wird ohne Zweifel der Handarbeiter mit der Zeit immer günstiger gestellt im Vergleich zum Geistesarbeiter, und damit abermals ein Theil der Beschwerden des Handarbeiterstandes gehoben. Aber zeitliche, sachliche und personelle Vertheilung des bisherigen Antheils reichen trotzdem nicht aus, den Arbeiterstand zu befriedigen, so lange das Kapital einen allzu großen Antheil am Arbeitsertrage vorwegnimmt und für den Antheil der Arbeit zu wenig übrig läßt.

---

## Literatur und Kunst.

### Aus Renan's Knabenzeit.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Neben den angeborenen oder ererbten Eigenthümlichkeiten sind es wohl vor Allem die Eindrücke der ersten Lebensjahre,

welche dem Menschen und mehr als Jedem, dem Dichter seine geistige Physiognomie geben, und diese wird um so eigenartiger und individueller werden, je stärker, anhaltender und absonderlicher die Eindrücke sind, welche er empfängt.

Nicolaus Nimbsch von Strelenau, bekanntlich 1802 geboren, hatte seinen Vater sehr früh verloren, seine Mutter hatte sich zum zweiten Male mit einem Arzte in Tokay verheirathet. Als die Kinder heranwuchsen, entschloß sich die um deren Erziehung besorgte Frau, nach der ungarischen Hauptstadt zu übersiedeln. Es war dies in mehr als einer Beziehung ein gewagter Schritt, denn sie war in Folge ihrer Wiederverheirathung mit ihrem Vater zerfallen, und die Mittel, welche ihr ihr zweiter Gatte, von dem sie sich für einige Zeit trennen mußte, zur Verfügung stellen konnte, waren nur sehr bescheidene. Die arme Frau kam mit fünf Kindern fast mittellos und sorgenvoll in der Hauptstadt an, und es begann ihr vor der Zukunft zu bangen, als sie die hohen Preise aller Lebensbedürfnisse wahrnahm. Vor Allem schien es ihr unmöglich, sei es in Pest, sei es in Ofen, die Miethe erschwingen zu können.

Sie war der Verzweiflung nahe, als sie endlich weit draußen an der Ecke der Schwabenberg- und der Schöpfungsgasse hinter der St. Nicolauskapelle in einem kleinen, ärmlichen, aus Holz und Lehm erbauten Hause eine Zufluchtsstätte für sich und ihre Kinder fand, welche hier eine Zeit schwerer Prüfungen und Entbehrungen durchzumachen hatten, die keiner so lebhaft empfand, als ihr damals kaum fünfzehnjähriger Sohn Nicolaus. Immerhin war der Hauptzweck erreicht, und der reichbegabte, nur etwas scheue und verschlossene Knabe konnte endlich jenen Unterricht erhalten, welcher zur Grundlage seiner späteren nicht geringen Bildung wurde.

In seinen freien Stunden, welche in jener Zeit der Jugend noch freigebiger zugemessen wurden, trieb sich der Knabe in der Umgegend umher oder versuchte der alten, trefflichen Geige, dem einzigen Erbtheil, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, Melodien zu entlocken.

Der Nachbar der Familie war ein alter Mann von bäurischer Tracht und schlichtem Wesen, der sich durch seinen kleinen Garten nährte und weder lesen noch schreiben konnte, dafür aber eine lebendige Chronik war. Nicolaus half ihm ab und zu seine Blumen und seine Gemüsebeete gießen, und saß dann gerne mit dem gesprächigen Alten auf der wurmstichigen Bank vor der verfallenen Hütte, und lauschte seinen naiven Erzählungen.

Es waren seltsame, ja grauenhafte Dinge, die der Knabe zu hören bekam, und die seine Phantasie mächtig aufregten. Die grasbewachsene Fläche, welche sich südlich der Ofener Festung weithin ausdehnte, hieß im Munde des Volkes das Blutfeld; dort befand sich der Pestfriedhof und unweit der Nicolauskapelle die Richtstätte. Der Bach, welcher die Wiese begrenzte, hieß der Teufelsbach. Hier waren im Jahre 1795 die sogenannten ungarischen Jacobiner hingerichtet worden, und ihre Leichen lagen bis zur Beerdigung in der Hütte, welche Lenau's Mutter mit ihren Kindern bewohnte, und die vordem als Todtenkammer gedient hatte.

Die Reaction, welche nach der großen Reformperiode Maria Theresias und Josefs II. während der Regierung Leopolds II. und des Kaisers Franz eingetreten war, ließ die eigentliche Masse des Volkes zwar gleichgültig, aber erregte dafür um so mehr Unzufriedenheit im gebildeten Mittelstande. Viele richteten damals ihre Blicke hoffnungsvoll nach Paris, und hofften einen Umschwung der vaterländischen Verhältnisse durch den Einfluß der großen Revolution, die sich in Frankreich vollzog, durch die neue Republik, mit der Oesterreich und Deutschland im Kriege lagen.

In Oesterreich sowohl wie in Ungarn verband sich eine Anzahl Männer aus den besseren Kreisen, zum Theil in hoher Stellung, zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Es ist dies ein dunkler Punkt in der Geschichte jener Tage. Ihre Richter und Henker brandmarkten und bestraften sie als Hochverräther und Verschwörer. Spätere freisinnige Geschichtsschreiber verherrlichten sie als Märtyrer. Andere erklärten ihr ganzes Beginnen für den harmlosen Traum unklare Ziele verfolgender Idealisten, und ihren unschuldigen Geheimbund von dem mächtigen Minister Thugut künstlich zu einer Verschwörung aufgebauscht, um die abnehmende Kriegslust des Kaisers und des österreichischen Volkes anzufachen. Sicher ist nur, daß diese Männer mit dem Pariser National-Convent in Verbindung standen. Ebenso sicher ist es, daß im August 1794 eine Anzahl angesehener Personen in Wien verhaftet wurden, unter ihnen befanden sich Beamte, Offiziere, Professoren und reiche Bürger; unter anderen Oberstlieutenant Franz von Hebenstreit, Hauptmann Billek von Billenberg, Baron Riedel, der frühere Lehrer des Kaisers Franz und Graf Hohenwart, der Neffe des damaligen Erzbischofs von Wien. Hebenstreit wurde im Januar 1795 zum Tode durch den Strang verurtheilt und auf dem Glacis zwischen der Stadt und den Vorstädten hingerichtet. Die Uebrigen wurden zu schweren Kerkerstrafen verurtheilt, und Einige vorher an den Pranger gestellt.

Kurz nach den Wiener Jacobinern wurden auch ihre ungarischen Gesinnungsgenossen verhaftet; das Haupt derselben war der Abt Martinovics, ein ehrgeiziger Mann von zweideutigem Charakter, welcher vom Priester, Freigeist und später vom Agenten der Polizei, Verschwörer geworden war. Martinovics war der Verfasser eines „Katechismus des Menschen und des Bürgers" und der Begründer der geheimen Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit. Die Mitglieder derselben waren durchaus Männer von Bildung und Stellung. Zu den hervorragendsten zählten Graf Szigray, der Vicegespan Hajnoczy, Rittmeister Laczkovics, der berühmte ungarische Dichter Franz von Kazinczy und der Ordenspriester Verseghy, gleichfalls ein bekannter ungarischer Schriftsteller und Poet.

Am 20. Mai 1795 wurden die fünf Häupter der Verschwörung, in denen das ungarische Volk Märtyrer der vaterländischen Sache und der Freiheit sah, auf der Wiese neben der St. Nicolauskapelle mit dem Schwerte hingerichtet. Sie benahmen sich zumeist muthig, ja herausfordernd, Szentmarjay sang die Marseillaise, Laczkovics rief: „Was liegt mir am Leben — die Saat wird eines Tages aufgehen. Die Jagdhunde gehen zu Grunde, die Jäger bleiben."

Während der Hinrichtung brachten zwei Reiter ein vornehm gekleidetes Mädchen auf die Richtstätte. Nachdem das Haupt des Grafen Szigray gefallen war, fing ein Henkersknecht das Blut in einem Becher auf und die beiden Reiter gossen dasselbe dem sich verzweifelt wehrenden Mädchen ein, von dem grauenhaften Aberglauben beherrscht, auf diese Weise die Unglückliche, eine ungarische Grafentochter, von der Epilepsie heilen zu können.

Nach der Hinrichtung wurden der Katechismus des Martinovics und andere Schriften der Verschwörer durch den Henker verbrannt. Noch zwei der ungarischen Jacobiner büßten ihre Schuld am 3. Juni 1795 durch das Henkerschwert. Die übrigen Theilnehmer an der Verschwörung wurden zu schwerem Kerker verurtheilt.

Dies Alles berichtete der Alte dem erregten Knaben wohl noch mit manchen lebendigen und schauerlichen Einzelheiten. Er zeigte ihm auch einen Kupferstich, den er aufbewahrt hatte, den sogenannten Blutbaum mit dem Namen sämmtlicher hingerichteten und zu Festungsstrafen verurtheilten Jacobiner, er wies ihm auch den Rosenstock, der am Morgen nach der Hinrichtung auf der blutigen Stätte von unbekannter Hand gepflanzt worden war. Man hatte denselben mehr als einmal ausgerissen und jedesmal war er von Neuem gepflanzt worden.

Eine zweite Freundschaft, die nicht weniger bedeutend für die Richtung seines Geistes wurde, schloß in jenen Tagen der Armuth und der Lebenskämpfe der phantasiereiche Knabe mit einem Zigeuner. Die Nicolauskapelle stand damals leer und gerieth langsam in Verfall; in derselben hatte sich jener Zigeuner angesiedelt und seine Schmiede aufgeschlagen. Nicolaus Lenau liebte es, ihm zuzusehen, wenn er das glühende Eisen mit dem schweren Hammer bearbeitete, die Funken nach allen Seiten auseinander stoben und durch die offene Thür, feurigen Faltern gleich, in die Nacht hinausflogen. Vielleicht mögen ihm damals schon bei dem monotonen Hammerschlag und dem sprühenden Feuer ähnliche düstere Gedanken gekommen

sein, wie später im amerikanischen Blockhaus, als er auf die im Kamin verglimmenden Holzscheite starrte.

Doch nicht dies war es, was ihm vor Allem zu dem braunen Gesellen hinzog. Der eigentliche Magnet war die Geige, die über dem primitiven Lager des Zigeuners hing, das nicht viel besser war, als das eines Waldthiers. Stundenlang konnte der Knabe lauschen, wenn der Zigeuner Feierabend machte und sodann Fiedel und Bogen ergriff. In seinen Händen schien die Geige ein Wesen, lebendig wie ein anderes, aber verzaubert. Die Seele derselben mußte erst geweckt werden, dann aber, wenn es geschehen war, begann sie zu sprechen, zu lachen und zu weinen. Immer beredter wurde dann der Zigeuner, ja er sagte in Tönen, was die Sprache kaum anzudeuten vermag.

Er schien von einer uralten verlorenen Heimath zu erzählen, von einem milderen Himmel, von anderen Sternen, von einer fremden Pflanzenwelt, von rauschenden Meereswogen, und wieder von Liebe und Haß, von räthselhaften Wonnen und namenlosen Qualen, von Kämpfen und heroischen Thaten, von gesprengten Ketten und kühn eroberter Freiheit. Spielte er den Czardas, so steigerte sich der Tanz mehr und mehr zum Bacchanal, zum wilden Reigen lachender Dämonen, durch das von Zeit zu Zeit die leise Klage, das Weinen trauernder Engel klang. Nichts bewegte den Knaben indeß so sehr, als wenn der Zigeuner den Rakoczymarsch spielte. Dann wurde der verfehmte, verachtete Sohn eines verlornen, heimathlosen Stammes zum Dolmetsch, zum Sprecher eines ganzen Volkes, dann klagte seine beseelte Geige das Leid des Ungarlandes, hundertjährige Schmach und Unterdrückung und forderte mit muthigem Trompetenklang zum Kampfe auf gegen Tyrannei und Fremdherrschaft.

Dieser Zigeuner wurde der Lehrer des Knaben im Geigenspiel, und der Jünger machte dem Meister Ehre. Auch von seiner Geige wurde der Bann hinweggenommen, auch ihre Seele erwachte, keine wilde, flammende Seele, die den Aufruhr predigte, sondern eine milde, elegische, welche um das eigne Leid trauerte, wie um jenes, das auf der Menschheit lastet.

Fast schien es der Mutter, wenn der bleiche Knabe vor dem Hause saß und der Mond sein von schwarzen Locken umspieltes Antlitz verklärte, während er seiner Geige wundersame, tränmerische Melodien entlockte, daß ihr Sohn dazu auserkoren sei, ein Musiker, ein Virtuose zu werden und sie baute bereits glänzende Feenschlösser in die vom silbernen Licht umflossenen Wolken hinein.

Doch es kam anders.

An einem Herbstabend verirrte sich der junge Lenau in den winkligen Straßen der naheliegenden Vorstadt und sah sich mit einem Male vor einem fremdartigen, an den Orient mahnenden Gebäude, dessen Fenster hell erleuchtet waren, während ringsum Alles in Dunkelheit lag. Als der Knabe mitten in der Straße stehen blieb, näherte sich fast unhörbar eine weiße Gestalt. Es war ein alter Jude, der zur Synagoge schritt, denn an diesem Abend wurde der Col-Nidre gefeiert, das erhebende Fest, das dem Versöhnungstage vorangeht.

Der Alte trat zu dem Knaben, lud ihn ein, an dem Gottesdienste Theil zu nehmen und machte ihn ehe sie in den Tempel eintraten, darauf aufmerksam, daß er seine Mütze aufbehalten sollte. Erstaunt blickte Lenau um sich, als er in dem hellerleuchteten Raum bei dreißig Männer erblickte, alle in langen, weißen Gewändern, die bärtigen Köpfe weiß umhüllt. Der Alte erklärte ihm leise die Bedeutung des Festes. Wie er ihm sagte, daß an diesem Tage ein Jeder in demselben Gewande erscheine, in welchem man ihn eines Tages in das Grab legen werde, erstannte Lenau nicht im Mindesten darüber; denn Alle, die er hier sah, erschienen ihm bereits wie Todte, wie dem Grabe Entstiegene. Als dann der Gottesdienst seinen Anfang nahm, lauschte der Knabe in steigender Theilnahme der fremdartigen Sprache, dem bald näselnden, bald sich frei und schön erhebenden Gesange, den herrlichen Melodien, welche die einzelnen Gebete begleiteten. Eine neue Volksseele enthüllte sich ihm und auch diese wieder in herzzerreißenden Klagen einerseits, in muthiger, fast heiterer Zuversicht andererseits.

Tiefbewegt verließ der Knabe die kleine Synagoge, an sein Ohr klangen noch immer die seltsamen, herzbewegenden Melodien, und er versuchte sie im Geiste festzuhalten. Als er sich der Nicolauskapelle näherte, lag der feuchte Wiesengrund im silbernen Lichte des Mondes wie ein großer See da, über dem der Nebel klagenden Geistern gleich schwebte. Aus der Schmiede tönten ihm die Hammerschläge des Zigeuners entgegen und aus der offenen Thür sprühte ein Funkenregen.

Der Knabe ging jedoch vorüber und trat dann in das kleine Haus, in dem er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern wohnte. Lange saß er stumm in sich versunken, dann holte er plötzlich die Geige von der Wand und begann zu spielen. Bald waren es die hebräischen Melodien des Col-Nidre-Abends, welche um ihn schwebten, bald sprangen wild und rebellisch die Klänge des Rakoczy-Marsches dazwischen, bis er endlich mit einer schrillen Dissonanz schloß, die Geige weglegte und sich an das Fenster setzte. Hier begann er beim fahlen Lichte des Mondes auf einem Stück groben, grauen Papiers zu kritzeln.

Die Mutter sah ihm lange zu, dann stand sie auf, trat leise hinter ihn und fragte: „Was schreibst Du, Nicolaus?"

„Verse," erwiderte der Knabe.

Die Mutter betrachtete ihn lange mit einem wehmüthigen Lächeln. Es war vielleicht zu gleicher Zeit die Ahnung seines künftigen Ruhmes und seines herzzerreißenden Schicksals, die sie bewegte.

An diesem Abend aber wurde Nicolaus Lenau zum zweiten Mal geboren, der wahre Lenau, der geniale Dichter der Schwermuth und des ungarischen Haidelandes.

## Die Shakespeare-Forschung und das Shakespeare-Jahrbuch.

Von Ludwig Fränkel.

Ohne irgendwie von Voreingenommenheit erfüllt zu sein, darf man sagen, daß die deutsche Shakespeare-Forschung, nach einigen überaus aussichtsvollen Ansätzen in den letzten Jahren, jetzt entschieden an Umfang abnimmt, dem Gehalte nach verflacht. Der neueste Band des „Jahrbuchs der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft", der siebenundzwanzigste in der Serie, gleich den zwölf voraufgehenden „im Auftrage des Vorstandes herausgegeben" von Professor Friedrich August Leo in Berlin, belegt diese Behauptung in typischer und ungemein bezeichnender Weise. Die sämmtlichen letzten fachmännischen Besprechungen des Jahrbuches sahen sich zu einem immer gesteigerten allgemeinen Tadel der Redaction, einem besonderen ihrer Leistungen gezwungen, öfters sogar zu scharfer Abwehr der von dem Herausgeber bei der Erfüllung seiner Amtsobliegenheiten befolgten Grundsätze. Wie unser vortreffliches „Goethe-Jahrbuch", das die kühne Initiative eines einzigen Mannes in das Leben gerufen hat, andauernd unter der Leitung seines verdienten Gründers ein Reservoir und Repertorium des gesammten Goethe-Wissens und Goethe-Forschens darstellt, so sollte man vom Shakespeare-Jahrbuche das Streben erwarten, wenigstens Deutschlands Beschäftigung mit dem britischen Dichterkönige eine Centralstätte zu bereiten. Nichts von dem! Wir haben im jüngsten Lustrum Jahrgänge erhalten, die weit, weit hinter den geringsten Ansprüchen in dieser Hinsicht zurückblieben. Die Schuld liegt wohl in der Führung der Redactionsgeschäfte. Herr Professor Leo, dessen Fähigkeit zu einem wahrhaften Verständnisse Shakespeare's — und das gehört zu den unbedingten Erfordernissen eines leitenden Shakespeareauers — auf thönernen Füßen ruht, wartet seine offiziellen Pflichten mit einem Gleichmuthe ab, der durch Nonchalance noch sehr parlamentarisch censirt wird. Der überwiegende Theil des verfügbaren Raumes geht, wenn man die periodischen Abschnitte

abrechnet, meistens auf Abdruck oder Uebersetzung von anderweitig veröffentlichten Artikeln, kurze Mittheilungen und kritiklose Bücherkritiken hin. Offen und unumwunden sprechen wir es hier aus: die Herausgabe dürfte nicht ganz und gar einem Manne überlassen werden, dessen Schultern sichtlich die schwere Last nicht zu ertragen vermögen, der allein die Entscheidungen trifft, ohne, da er „im Auftrage des Vorstandes" handelt, wirklich dafür verantwortlich gemacht werden zu können. Das „Goethe-Jahrbuch", das sogar nur gewissermaßen das Amtsblatt, das offiziöse Organ der Deutschen Goethe-Gesellschaft ist, besitzt neben seinem Herausgeber, dem allerseits als autoritativ anerkannten Professor Ludwig Geiger, einen Redactions-Ausschuß, der sämmtliche einlaufenden Beiträge vor der etwaigen Aufnahme zu begutachten hat. Weit eher das Shakespeare-Jahrbuch, das Eigenthum und in buchhändlerischer Hinsicht Privatdruck der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft ist (wie ja auch der volle Titel deutlich genug besagt) benöthigt ein derartiges Comité beigeordneter Controleure auf das dringendste, wenn es mit ihm nicht immer weiter bergab gehen soll. Wie Professor Leo es in unbegreiflichem Selbstbewußtsein verschmäht, die verschiedenen Shakespeare-Gelehrten, deren Arbeiten neuerdings Aufsehen erregten, zur Mitarbeit und ständigen Theilnahme einzuladen, so fehlen dem Werk seit etlichen Jahren auch Sympathie und Mitwirkung beinahe aller derjenigen Spezialisten, denen nicht irgend ein offizieller oder persönlicher Anlaß die namentliche Zugehörigkeit auferlegt. Nicht als ob wir lediglich dem unseres Erachtens nun nachgerade völlig ungeeigneten Herausgeber etwas am Zeuge flicken wollten: nein, keinerlei selbstsüchtiger oder polemischer Endzweck könnte uns zu niedrigem, kleinlichem Mäkeln treiben. Unsere Absicht ist und bleibt, wie bei allen unseren bezüglichen Anzeigen seit 1888, der innige Wunsch, die maßgebenden Leute auf die Discreditirung und die ernste sachliche Schädigung des Unternehmens nachdrücklich aufmerksam zu machen, das zum Mittelpunkte, zur Vorrathskammer der deutschen Shakespeare-Erkenntniß und -Erforschung geschaffen ward. Und leider scheint dies in kräftiger Form geboten zu sein. Denn der Hafen, in den alle, zum mindesten die seetüchtigsten und frachtreichsten Schiffe und Schifflein einmünden sollten, droht zu versanden, und man irrt kaum, wenn man den Rückschlag dieses rastlos sich verschlimmernden Zustandes in einem Niedergange des einschlägigen Wasserverkehrs überhaupt wahrzunehmen meint. Noch dürfte es nicht zu spät sein, zu den prächtigen Pfaden, die man unter Bodenstedt's und besonders dann unter K. Elze's Führung wandelte. Beide Meister, der eine bedeutend als schier congenialer Uebersetzer und feinsinniger Erklärer, der andere groß als literarhistorischer Erforscher und philologischer Commentator, schieden im Laufe der beiden letzten Jahre: auch nur halbwegs würdigen Ersatz fanden sie in ihrem Posten an der Spitze des Shakespeare-Jahrbuches bis heute nicht.

Wir schulden für unseren Angriff Beweis und Beispiel. Reden wir zunächst von Leo dem Redacteur. Obwohl er über vierhundert Großoctavseiten Druckpapier zur Verfügung hat, enthält der Band eine einzige längere Arbeit, „die Shakespeare zugeschriebenen zweifelhaften Stücke", von Professor Dr. R. Sachs (kann wohl nur Karl Sachs in Brandenburg sein, der Verfasser des berühmten französischen Wörterbuches!). Aber auch das ist keine Abhandlung, sondern, ganz ähnlich desselben Verfassers Arbeit über „Shakespeare's Gedichte" im 25. Bande des Jahrbuchs, eine Sammelstelle aller derjenigen Aeußerungen und Notizen über die 33 ganz oder theilweise nur als pseudo-shakespearisch zu betrachtenden Stücke, die ihm bei einem äußerst fleißigen Durchsuchen der ihm zugänglichen Shakespeare-Literatur unter die Hände kamen. Dabei erscheint aber weder die veranstaltete Enquête systematisch noch die Anordnung des zusammengehäuften Stoffes recht übersichtlich. Freilich gräbt er sehr viele verschollene Angaben aus; andererseits gibt er aber auch viele bibliographische Citate ungenau oder unvollständig, so daß Nachprüfungen keineswegs entbehrlich gemacht sind. Trotz alledem liefert Sachs ein reichhaltiges Compendium der bis dato zu Tage getretenen Ansichten über die relative Echtheit der Pseudodramen, sowie deren Ausgaben und die Geschichte ihrer Fabeln.

Von Darbietungen bislang unbekannten oder unbenutzten Materials sind allein zu nennen der kleine Aufsatz von Dr. Edmund O. von Lippmann, „Die Küste von Böhmen" und Dr. Johannes Bolte's stoffvergleichende Parallelen. Der erstere knüpft seine lehrreichen Auseinandersetzungen an die vielbehandelte poetische Licenz der „Küste Böhmens" im „Wintermärchen" an, wenn auch an diesem Orte nicht zum ersten Male: im 1891er Märzheft der „New Review" behandelte er „Shakespeare's ignorance", seine angebliche Unwissenheit. In geschickter Combination von einschlägigen Auslassungen mittelalterlicher Historiker und Novellisten legt er die Annahme nahe, mit „Böhmen", das bei Shakespeare und seiner Quelle, seines Todfeindes Robert Greene romantischer Erzählung „Pandosto, the Triumph of Time" (1558), als ein der Insel Sicilien benachbartes und vielfach verbundenes Land vorkomme, sei nicht das Gebiet der heiligen Wenzelskrone gemeint, sondern Apulien, das „Reich des Bohemund", der Sicilien direct gegenüberliegende Strich Italiens, wie man ganz ähnlich den nach einigen Starrköpfen angeblich von Martin Behaim entdeckten Welttheil Amerika als „Bohaimia" oder „das westliche Böhmen" bezeichnet habe. Die Einzelheiten dieses Aufsatzes, äußerst interessant von A bis Z, schweifen über alle möglichen Felder des Wissens hin. Denn der Verfasser, ein gar belesener Mann (wie bereits seine „Geschichte des Zuckers" bekundete), läßt kein Mittel unversucht, um seine eigenartige Hypothese zu stützen. Johannes Bolte, der seit Jahren in den Mußestunden einer Berliner Gymnasiallehrerstellung unermüdlich für die Stoffkunde des deutschen und verwandten Dramas im Reformationszeitalter und der älteren volksthümlichen Poesie mannigfachen Schlags emsig und mit großem Erfolge sorgt, gilt auch als hervorragender Kenner der Parallelen Shakespeare'scher Fabeln. Jedes Jahrbuch der letztverflossenen Jahre brachte mehrere betreffende Beiträge, und auch das vorliegende enthält deren vier: „Der Widerspenstigen Zähmung als Görlitzer Schulcomödie" (1678), nämlich in des 1666 bis 1695 amtirenden Rectors Christian Funcke Bearbeitung „Der Wunderbahren Heyrath Petruvio mit der bösen Katharinen", die mit des Zittauer Rectors Christian Keimann gleichnamigem Stück von 1658 und anderen freien Verdeutschungen des dramatisirten Exempels von der bösen Sieben enge Beziehungen unterhält; „Eine Parallele zu Shakespeare's The Taming of the Shrew", d. i. Nr. CLXX des prosaischen Anekdotenbuches „Gepflückte Fincken, Oder Studenten-Confect" (1667); holländische, französische und lateinische Auszüge von Parallelen „Zur Shylockfabel" in Schwankbüchlein der Zeit 1576—1666; Hinweis auf „die Oxforder Tragödie Thibaldus (1640)", die „in einem, wenn auch nur entfernten Verhältniß zu der Liebestragödie »Romeo und Julia« zu stehen scheint." Wie immer begrüßen wir auch diese heutigen Nachweise Bolte's dankend unter aufrichtiger Bewunderung seiner Umsicht.

Sonst ist das Eingreifen von Leo's Redacteurthätigkeit ersichtlich in der für möglichst glänzende Ausstattung erfolgten frischen Meinungskundgabe „Zur Scenirungsfrage" des Shakespeare-Theaters Seitens des vermittelnden Präsidenten des Vereins, Wilhelm Oechelhäuser's, dessen liebevoll strebsamer Vertiefung in die Dramen manche willkommene Frucht entkeimte, sowie in der Aufnahme des englisch geschriebenen Essays von Charlotte Carmichael Stopes über Shakespeare's Zeitgenossen, den Gelegenheitspoeten William Hunnis (am Schlusse heißt es selbst: „No connection with Shakespeare is proved!"), der Verdeutschung des wenig fördernden Artikels „Die Handlung in »Wie es Euch gefällt«. Eine inductive Studie. Von C. A. Wurtzburg" aus der sehr ungleichmäßig bedienten amerikanischen Monatschrift „Poet-Lore" Juni-Juli 1891, endlich in der Gruppirung der Rubriken „Literarische Uebersicht", „Nekrologe" u. s. w. Es ist ein wahrer Segen, daß Leo in dem recensirenden Theile sein eigenes Auftreten möglichst einschränkte. Denn die Referate, die in knapper und doch wohlunterrichteter Sachlichkeit J. Zupitza und L. Pröscholdt beisteuern, bemühen sich, einen haltbaren Eindruck von den Neuerscheinungen zu liefern, während die wenigen (anonymen) Anzeigen aus Leo's Feder den üblichen Ton seiner Ergüsse zeigen,

der durch leere Allgemeinheit der kritischen Notiz und Einflechtung gleichgültiger Personalien ebenso unangenehm auffällt wie durch fades Gewitzel und blumigen Bombast. Darin hat er sich nun etwas gebessert; ein Zeichen reuiger Umkehr: er trat die Hauptmasse der Besprechungen an denselben Kritiker Pröscholdt ab, der vorher in der schärfsten Tonart wider die Ausdrucksweise Leo's losgezogen hatte. Die Erkenntlichkeit gegen den Herausgeber, daß er den von Frederick James Furnivall, dem wunderbar leistungsfähigen englischen Literaturforscher, als Nr. 14 der sechsten Serie in den Veröffentlichungen der „New Shakespeare Society" herausgegebenen „Robert Laneham's Letter" von 1575 abdrucken läßt, unterdrücken wir nicht; außer reicher Belehrung über die mannigfaltigsten literar- und sozialpolitischen Fragen empfangen wir da ein farbiges Bild englischen Lebens aus der Zeit der Königin Elisabeth. Von „Nekrologen" stößt der (anonyme) von Gisbert Freiherrn von Vincke, aus Leo's Feder, geradezu ab: es steht so gut wie nichts von Lebensschilderung oder gar von Charakteristik darin, fast lauter Gemeinplätze. Ganz vortrefflich ist hingegen der Nachruf, den Friedrich Kluge seinem am 29. Januar verstorbenen Lehrer Bernhard ten Brink, einem der hervorragendsten Shakespeareaner, widmet.

Wenden wir uns nunmehr in aller Kürze zu Leo dem Mitarbeiter. Ueber ein Viertel des Jahrbuchs (108 Großoctavseiten!) wird von einer von ihm herrührenden Zusammenstellung der „Geflügelten Worte und volksthümlich gewordenen Aussprüche aus Shakespeare's dramatischen Werken" in Anspruch genommen, einer starken, ziemlich prinzipienlosen Aufschwellung der betreffenden Kapitel in Büchmann's „Geflügelten Worten", und zwar nach dem deutschen (Schlegel-Tieck'schen) und dem englischen Wortlaut. Solche Aufspeicherungen eines schematisch nicht abgrenzbaren Materials tragen stets den Stempel des Subjectiven an der Stirn, und daher findet man hier viele deutsche jenseit des Meeres ungebräuchliche Citate neben zahlreichen lediglich drüben verwertheten „household words" (König Heinrich V., IV 3). Einen literarischen Endzweck aber vermag man dieser mit arger Platzverschwendung gedruckten Aneinanderreihung, die nicht einmal sachliche Rubriken anzusetzen wagt, nicht zuzuerkennen, da sie nicht der Anforderung nachkommt zu zeigen, „wie weit sich die Volksthümlichkeit des betreffenden Dichters erstreckt — wie sehr seine Werke dem Volke im Herzen oder im Ohr sitzen." Leo selbst beansprucht übrigens selbst keinen erheblichen Ruhmestitel für sich: „Das Beste an der vorliegenden Arbeit ist jedenfalls die Idee, die geflügelten Worte aus Shakespeare's Werken zusammenzustellen." Gönnen wir ihm dieses Verdienst. Seine Glossirung der Hälfte von „Robert Sprenger's Bemerkungen zu Dramen Shakespeare's" sprudelt von Arroganz und unbelegtem Besserwissenwollen, die nirgends einen brauchbaren Vorschlag für abgewiesene Conjecturen des tüchtigen Sprenger einsetzt. Zwar, „unsere Reihen sind arg gelichtet, und wir brauchen starken Nachwuchs," wie Herr Leo schließt; aber sein Vorbild und seine Lehre — ja, vor denen möge eine gütige Vorsehung die aufstrebenden Shakespeareforscher behüten!

Wir übergehen den „Jahresbericht am 23. April 1891. Erstattet von W. Oechelhäuser" (darin geschieht „größter Mühewaltung Seitens des verdienstvollen Herrn Redacteurs" Erwähnung!), den „Bericht über die Jahresversammlung am 23. April 1891", das „Mitgliederverzeichniß", das genaue „Namen- und Sachverzeichnis", die Notiz über den „Zuwachs der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft seit April 1891. Von Dr. Reinhold Köhler" (dem hochverdienten, kürzlich dahingeschiedenen Großherzogl. Sächs. Oberbibliothekar), und werfen noch einen Blick auf zwei ungemein werthvolle periodische Abtheilungen des Jahrbuchs. Die — fast lückenlose — „Shakespeare-Biographie 1889, 1890, 1891. Von Albert Cohn", im Vorjahre von uns schmerzlich entbehrt, stellt eine außerordentliche Leistung deutschen Gelehrten- und Bibliographenfleißes dar. Denn nur wer diese beiden Eigenschaften mit buchhändlerischer Kenntniß und Umsicht vereinigt, ist im Stande, eine derartige 80 Seiten lange Uebersicht aller im Laufe dreier Jahre in wirklich aller Herren Länder der Druckerpresse entflohenen Shakespeareana anzufertigen. Die andere ständige Darbietung des Jahrbuchs, Armin Wechsung's „Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakespearischer Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern vom 1. Januar bis 31. December 1891" zeigt, daß in diesem Zeitraume durch 129 Bühnengesellschaften 24 Shakespeare'sche Dramen in 640 Vorstellungen zur Aufführung gelangten. „Der Kaufmann von Venedig" mit 77 Aufführungen durch 45 Gesellschaften beginnt; es folgen „Hamlet" mit 75, „Othello" mit 71 Mal durch 48 beziehentlich 54 Truppen. Eine einzige Schauspielergemeinschaft wagte sich an „Coriolanus" und brachte ihn zwei Mal auf die Bretter, wo auch „König Heinrich der Vierte. II." nur ein Mal vorsprach. Solche Stücke, die Parade- und Virtuosenrollen aufweisen, gelangen zwar nicht am Häufigsten auf die Bühne, wohl aber in's eiserne Repertoire der meisten Gesellschaften: „Richard III." mit 37 Darstellungen auf 25 Häusern steht „Was ihr wollt" mit 39 auf 11 gegenüber. An der Spitze marschirt übrigens natürlich die Hauptstadt des Deutschen Reiches, die über ein Sechstel der Gesammtziffer, 110, stellt, wogegen die alte Metropole der deutschen dramatischen Muse, Wien, mit (trotz des Gastspiels von Ernesto Rossi im Carl-Theater) nur 27 Abenden stark abfällt.

Unser diesmaliger Wegweiser durch das neueste „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft" — aus dem Inhalte des nächsten verrathen wir Friedrich Kluge's erschöpfende Charakteristik von „Shakespeare's Sprache" — mußte zu unserem lebhaften Bedauern manchem Mißstande in der derzeitigen Ausgestaltung etwas derb auf den Leib rücken. Gern eigne ich mir die Worte Leo's am Ausgange seiner Sprengerpolemik an, man „wolle aus dem Vorliegenden herauslesen, daß es von keiner Lust am Tadeln, sondern von dem Wunsche dictirt ist", dem stattlichen jährlichen Stelldichein unserer engeren Shakespeare-Gemeinde „so weit mein Können reicht, zur Seite zu stehen" als ein treuer Freund und nachdenklicher Berather. Dies schwebte mir als ausschließliche Absicht auch heute vor. Beugen wir uns doch alle ehrfürchtig dem bezwingenden Zauber, den die erhabene, einsam thronende Kunst des stammverwandten englischen Dichterfürsten ausstrahlt.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das alte Mütterchen.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

In dem kleinen Landstädtchen Knopköping, im östlichen Schweden, wohnte in einem Hintergäßlein unser altes Mütterchen mit ihrer Tochter Julie. Eigentlich hieß sie Frau Stark und demzufolge ihre Tochter Fräulein Stark und die alte Katze Stark's Mietzekatze. Sie bewohnten zwei kleine Stuben und hatten Antheil an einer Küche, die den Bedürfnissen sämmtlicher Hausgenossen genügen mußte. Der Hausvater bedurfte keines Raumes mehr, denn schon seit vier Jahren hatte er sein enges Schlafkämmerlein draußen am westlichen Ende der Stadt, wo die Ruhe nicht mehr gestört wird und keine irdischen Sorgen mehr hinreichen können.

Vater Stark war Schreiner gewesen; ein unermüdlich treuer Mann, nur lebend und sorgend für das Wohl der Seinen. War er schon immer ein fleißiger Mann, so spannte er jetzt, seit sein sehr begabter Sohn Emil auf das Gymnasium nach Upsala gekommen, alle seine Kräfte an, um die schweren Kosten dieser so kostspieligen Erziehung aufzubringen.

„Ach!" seufzte Vater Stark oft, „wie entsetzlich viel Geld kostet es doch, bis ein Mann so gelehrt wird, um sein Examen machen zu können!"

Da der für Mutter und Julie zurückgelegte Sparpfennig unter keiner Bedingung angegriffen werden durfte, so galt es, alle Kräfte anzuspannen und auch die Nächte zu Hülfe zu nehmen — und Alles und Jedes zu meiden, was nicht unumgänglich nothwendig war. Und kam Meister Falk, der Schuhmacher seines Gewerbes war, um ihn am Sonnabend aufzufordern, sich in Gesellschaft guter Freunde und Nachbarn mit einem Glas Grog zu erquicken, nach den Mühen und Sorgen einer ganzen Woche, so widerstand unser guter Vater Stark auch dieser schweren Ver-

suchung und wies solche wohlgemeinte Aufforderung mit einem entschiedenen Nein ab.

Während der alte Stark so weiter Tische und Stühle machte und oft bis tief in die Nacht hinein in seiner zugigen Werkstelle stand, begann er allmählich, ohne es zu merken, an seinem eigenen Sarg zu zimmern und bald ging es mit ihm zu Ende, und die Knopköpinger sahen nicht mehr das alte ehrwürdige Haupt ihres lieben Meisters Stark am Fenster

Nach dem Tode seines Vaters kam Emil nach Hause und wie wohl und hübsch sah er aus; auch sein neuer Anzug, der aus dem Erlös der letzten Arbeit seines verstorbenen Vaters bezahlt war, gab ihm ein gar schmuckes Ansehen. Beim Abschied war er sehr bewegt, umarmte Mutter und Schwester mit großer Herzlichkeit und versprach, ihnen bald eine Stütze zu werden, da er hoffe, seine Examen bald zu bestehen.

Da saßen sie nun, Mutter und Tochter, am kleinen, mit Geranien geschmückten Fenster, welches auf das Hintergäßlein ging; zwischen sich die Nähmaschine, die so fleißig schnurrte und lustig zwitscherte: nickenickenick — — nicke nick — Emil ist fleißig — — — nickenickenick Emil kommt bald — nickenickenick — Emil macht bald Examen.

Und das Geranium verblühte und trieb neue Knospen und die alte Mutter welkte dahin und Fräulein Julie wurde blaß und mager und litt viel an Rückenschmerzen; das fortwährende Arbeiten an der Maschine jahraus, jahrein machte sie so entsetzlich müde.

Da geschah es aber zuweilen, daß die Maschine zur Seite gesetzt wurde und statt dessen kam Mutter mit einem angezündeten Licht; dann wurden große, schöne Bankzettel in ein Couvert gesteckt, mit fünf Siegeln versehen und von Julie zur Post gebracht. Ach wie schwer und lang ist doch die Lehrzeit für das Examen! seufzte dann die alte Mutter. Wenn solch ein Brief in Upsala, Vaksala-Straße Nr. 24 ankam, da war die Freude groß; gewöhnlich waren auch gute Freunde da, die Emils Glück theilten.

„Bist Du ein Glückspilz! Deine Mutter ist die Perle aller nordischen Familienmütter — das muß man Dir lassen!"

„Ja, gut ist sie, das kann Niemand leugnen. So — nun wollen wir einmal losschlagen und etwas Gutes zu Abend essen; später treffen wir dann mit den Anderen im Rathskeller zusammen."

— — — Als nun der Brief mit den schönen Bankzetteln fort war, seufzte das arme Mütterchen so recht aus tiefstem Herzen; sie sah mit langem, traurigem Blick ihre Tochter an: „Sieh' nun, Julie, Du sollst auch ein kleines Vergnügen haben — da will ich Dir 25 Pfennig schenken, Du darfst Dir dafür kaufen was Du willst."

„Was wollen wir aber heut zu Mittag haben? Meinst Du nicht, wir essen wieder einen Hering? Sag', ist Dir's so recht, mein Herzchen?"

„Ganz wie Du willst, mein liebes Mütterchen, mir ist es schon recht."

In dem Maße, wie das Guthaben in der Sparbank immer mehr abnahm, konnten Vorübergehende bemerken, wie Mutter und Tochter immer länger in den Abend hinein sich gegenüber saßen und die Maschine rastlos arbeitete. Die Alte wurde immer kleiner und runzlicher und die arme Julie immer magerer und blässer. Auch die Maschine fing nun an langsamer zu gehen, denn die Füße der armen Julie konnten nicht mehr so fort wie früher.

An Arbeit hatte sie nie Mangel; auch manche Ausstattung für überglückliche Bräute wurde ihr zum Nähen gebracht. Bei solchen Gelegenheiten erhielt sie dann wohl hin und wieder einen schönen Uebergroschen nach Ablieferung ihrer Arbeit. Aber was half Alles? Das Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe gestaltete sich immer trauriger, und viele heiße, bittere Thränen des Kummers und der Sorge fielen auf ihre Arbeit!

Ihr gegenüber sitzt die Mutter. Frohe und rosige Träume scheinen das Herz der Alten zu bewegen. Was mag sie nur träumen? Welch' Gaukelspiel mag ihre Phantasie umschweben? Kaum hörbar, aber dann deutlicher murmelte sie vor sich hin: Ja — ja, Emil ist durch's Examen — endlich wird es — — und nun? — er wird vielleicht Bürgermeister in einer großen Stadt, viel größer als Knopköping, einer Stadt mit 4—5000 Einwohnern — dann wohnt seine alte Mutter im wärmsten Zimmer im ganzen Haus — heut' ist große Einladung — ein Bürgermeister muß ja dann und wann große Einladungen machen mit den Vornehmsten in der ganzen Stadt. Komm nun, meine gute Mutter! — Nein, Emil, Deine Mutter will nicht zu den vornehmen Gästen — Aber der Herr Landrath wartet auf Dich — O, Emil, Emil! — Und nun legt er zärtlich ihre alte, runzliche Hand auf seinen starken Arm und führt sie in den Saal mit strahlendem Blick; er schämt sich ihrer gar nicht und die vornehmen Gäste verbeugen sich vor der Mutter ihres Gastgebers — Einer oder der Andere nimmt gar sein Glas in die Hand: Erlauben Sie, Frau Stark, Ihr Wohl! — — O, Emil, Emil!

„Mutter, Mutter! Das Holz ist wieder zu Ende und wir haben gar nichts in der Kasse; ich habe allerdings noch keine Bezahlung für die letzte Arbeit erhalten, aber wie weit wird das reichen!"

„Ach Julie, was schwätzest Du doch! wozu störst Du mich? ich hatte einen so herrlichen Traum!"

— — — „Zum Becher, zum Becher
Ihr Freunde, kommt heran!"

so lallte, trotz Winterkälte, eine undeutliche, halb verschlafene Stimme zum offenen Fenster hinaus, im Bodenzimmer, Vaksala-Straße Nr. 24. Müde, mit glühenden Wangen und trüben Augen begibt sich Emil Stark auf Entdeckungsreisen nach Licht und Zündhölzchen . . . So — nun endlich ging's! — aber was alle Wetter liegt denn da? Ein Telegramm! — Und er, Emil? ja er hatte gefrühstückt den ganzen Tag. — —

„Mutter krank, will Dich sehen, komm gleich. Julie."

Er wurde leichenblaß, seine Lippen zitterten. Ein Telegramm, aus der armen, der blutarmen Heimath, das wenigstens einen Reichsthaler gekostet hatte — das war nicht im ersten Anlauf abgeschickt, das wußte er.

O Gott! Das war der Tod — der Tod, welcher diejenige holte, die ihm Alles geopfert — und er? er hatte nichts gethan, als ihr Noth und Kummer bereitet. Dazu hatte er sie drei lange Jahre nicht gesehen! Er besaß auch nicht *einen* Pfennig zur Reise. Er eilte fort zu seinen Freunden und Bekannten und bettelte, er weinte, er raste umher und flehte um Hülfe. Man begegnete ihm mit Achselzucken und Abweisungen aller Art: „Dich kennt man schon, guter Freund. Laß nur, Stark, und komm' uns nicht mit neuen Geschichten!" Und doch, endlich hatte er das nöthige Geld beisammen.

Welch' eine Fahrt war das! Im Waggon war er allein; er verkroch sich ganz in die Ecke; den Rockkragen aufgeschlagen, mit zusammengepreßten Lippen, um sein Schluchzen dem Schaffner zu verbergen. So saß er da, jeden Augenblick nach der Uhr sehend, um seine Ankunft berechnen zu können.

Nun noch zwei Meilen im Schlitten — dann nur noch eine. Die Gedanken eilen voraus: Er sieht Julie verweint in der Hausthür stehen und stumm nach der Thür zeigen, und da sieht er die Mutter steif und kalt liegen. Dann trat ihm der Schweiß auf die Stirn und jede Fiber seines Körpers zitterte vor Angst und Weh.

Endlich waren sie da. — Da lag die kleine Stadt, dort das niedrige Haus; am Fenster stand das Geranium wie immer, aber das Fenster war leer; sie waren Beide fort, die Alte und die Junge.

Mit dem gnadeflehenden Blick des Verurtheilten begegnete er Juliens Auge und las darin, daß das Leben noch nicht entflohen sei.

„Aber Emil, sei ganz still, Mutter ist so unruhig, sie phantasirt immer fort, dazwischen ist sie todtschwach, und es geht augenscheinlich bald zu Ende."

Er wankte nach dem Bett hin und verbarg sein Gesicht zu ihren Füßen.

„Das ist Emil! Geliebtes Kind, *mein* Emil! Faß' an, Emil, es liegt solch' schwere Last auf meiner Brust, Julie vermag nicht, sie zu heben. Fasse doch an und hilf mir, mein alter, lieber Junge, dann wird's gewiß besser werden. — Gut — daß Du endlich kommst und mich zu Dir nehmen willst — denn — ich — kann — nicht, lang' wär's nicht gegangen — nun wird's aber besser — o Emil! hätte es länger gedauert — ich fürchte, mein Herz — wär' gebrochen — Fasse an und hebe die Last, sie drückt so entsetzlich — hol' uns fort von hier — es geht nicht mehr — Julie, geh' rasch zu Berg's: Emil wär' nun Landrichter geworden, ich brauch' keine große Stube, nur eine ganz kleine — aber für Julie mußt Du gut sorgen. Das arme Kind, sie nähte immer so fleißig, auch wenn sie arge Rückenschmerzen hatte. Sie kann ja nichts dafür, daß sie nicht so hübsch und begabt war, wie „unser Junge." Scht — scht Julie, weine nicht so, nun ist er ja gekommen — der Landrichter, wissen sie es schon? — Ich muß aber schlafen — nein — nein, Ihr guten Leute — wir brauchen kein Holz mehr — wir ziehen — fort — zu — — —"

Auf einmal war es ganz still. Emil richtete sich auf; es war Alles vorbei und das alte Mütterchen war dorthin gezogen, wo es keine Täuschungen mehr gibt.

Aber Leidensschwestern hat sie zurück gelassen. Geduldige, ausharrende, alles aufopfernde, stets hoffende Leidensschwestern.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Der allerneueste Kurs.

Herr Richter rühmt sich in seinen Jugenderinnerungen, daß er noch mit elf Jahren der 84. unter 84 Schülern gewesen ist und doch schon zehn Jahre später, als kaum mündiger Jüngling, mannhaft für die Gewerbefreiheit eintrat; ich finde, daß er solcher Maßen den Erwartungen voll entsprochen hat, welche sein Ordinarius in der Quinta mit Recht auf ihn setzen konnte. Herr Richter ist immer der 84. geblieben, und immer mit dem natürlichen Scharfsinn des 84. hat er politische und wirthschaftliche Verhältnisse betrachtet. Dem glücklichen Zufall, daß Niemand in der Partei war, welcher sich auf eine vordere Bank setzen mochte, daß vielmehr Alle in bescheidener Erkenntniß ihrer Fähigkeiten hinter Richter Platz nahmen, verdankt er seine Großmachtstellung. Gelangt der 84. irgendwo zum Primusplatz, sei es im Staat, in der Hierarchie, in der Kunst oder in einer Partei, so wird er naturgemäß nicht auf geistiges Uebergewicht, sondern auf Gewaltmaßregeln seine Herrschaft stützen. Eugen Richter ist immer für die Rechte des unterdrückten Volkes, mit Ausnahme desjenigen in seiner Fraction, eingetreten, und er hatte sich schon behaglich darauf eingerichtet, als unentwegter Kryptorepublikaner und unumschränkter Zar aller Freisinnigen dermaleinst sein Junggesellenleben zu beschließen. Aber die Geschichte des Parlamentarismus lehrt von jeher, daß kleingeistige und verbissene Führer nur so lange Trumpf in der Hand haben, als ihre Partei Opposition macht; ändern sich die Verhältnisse einmal, so tritt augenblicklich Palastrevolution ein, der langjährige, nun erschrecklich unbequeme Vorkämpe sieht sich in Nacht und Dunkel gestoßen,

und Einer der früher verachteten „Gemäßigten" usurpirt Krone und Scepter.

Seit dem neuen Kurs des Staatspapieres hat es an Versuchen nicht gefehlt, die freisinnige Partei zur politischen Börse zuzulassen, ihr in Güte die prinzipielle Opposition zu verleiden und sie regierungs-, fackeltanzfähig zu machen. Graf Caprivi behandelte, um nicht mit Bismarck verwechselt zu werden, die Linke anfänglich in höflichster Form, und obgleich der unbestätigte Bürgermeister von Neuwied knurrend nur den holden Lockungen horchte, brach der temperirte Freisinn wider alle Hausordnung in ein fröhliches Hosiannah aus. Eine liberale Aera schien im Anzuge, der Premier brüskirte Conservative und Ultramontane, und da man ihn damals noch nicht kannte, glaubte Alles, er thäte es mit wohlberechneter staatsmännischer Absicht. Der Freisinn erholte sich, die Hofberichte seiner Blätter wurden wärmer, farbenreicher; seine Reporter hörten „aus der Mitte von Arbeitergruppen, denen der Kaiser vorüberfuhr, „brausende, jubelnde Hurrahrufe." In Thiergartenvillen — ich habe es einmal mit eigenen Augen gesehen — begann die männliche Balljugend, so weit es ihre Waden erlaubten, Kniehosen zu tragen. Und obwohl dann die Einbringung des Volksschulgesetzes alle Märchenträume jäh zerstörte — bis auf den heutigen Tag erhielt sich im Herzen der Rickertianer frohe Hoffnung lebendig.

Der Commandeur des 9. Armeecorps a. D. frettete sich mittlerweile schlecht und recht durch; wie Graf Taaffe seiner Zeit dem Bismarck, so sah jetzt Deutschlands Ministerpräsident dem Grafen Taaffe gewisse Kunstgriffe „parlamentarischer Regierung" ab. Das ging auch, bis es zu einer ernsten Entscheidung kam, zu dem Kampf um die Militärvorlage. Der Premier erlebte herbe Enttäuschungen. Er wußte, daß das Gesetz gut war; seine Räthe hatten es ihm sämmtlich gesagt, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" stimmte aus den reinsten Beweggründen bei. Nun plötztich erstand eine von Tag zu Tag anschwellende Gegnerschaft. Das Centrum, mit dem man in der Wilhelmstraße doch auf bestem Fuß zu stehen glaubte, und das von Windthorst längst auf den Lieber gekommen war, hielt unerwartet Tag und Stunde für geeignet, wieder einmal seine Macht zu zeigen. Herr Arendt von den Linkseonservativen brillirte Woche um Woche mit heldenmüthigen Husarenattacken auf die Vorlage; den braven Kreuzzeitungsmannen im Reichstag aber sagte Caprivi, kaum der Prozeß Löwe beendet war, eine Fülle der ärgerlichsten und verblüffendsten Dinge. Sie standen wie begossene Pudel da, ließen sich ihre stolzen Parteitagbeschlüsse geduldig zerzausen; nicht Einer von den versammelten Herren fand ein kerniges Wort der Abwehr. Graf Caprivi glaubte sich seiner Macht über sie so sicher, daß er gefahrlos die Bismarckpeitsche schwingen zu können wähnte; vielleicht aber hat er das Selbstgefühl der Partei doch unterschätzt. Wenn conservative Stimmen gegen die Militärvorlage votiren, so haben sich ihre Gegner beim Grafen Caprivi dafür zu bedanken. Und weil nun alle Welt, dutzendfacher Beweise vom Gegentheil nicht achtend, noch immer annimmt, des deutschen Reiches zweitgrößter Kanzler spreche, was er spricht, aus staatspolitischen, wohlerwogenen Gründen, so glaubten ganz kluge Leute, die Regierung wende sich von den rechten Ultras in heiliger Entrüstung ab und wolle es mit einer lauwarmen liberalen Aera versuchen.

Die jetzt unbezahlbare, früher aber sehr anständig bezahlte „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gab dem „verständigen Freisinn" einen nicht mißzuverstehenden Wink, daß nun seine Zeit gekommen wäre. Und alsbald regte sich 'was im Odenwalde. Die Unterrichts-Kurse im Menuet à la reine wurden plötzlich von schwarzhaarigen jungen Juristen, kommenden Männern, überlaufen; ein Minister-Frack-Verleih-Institut that sich auf, und Licentiat Gräbner, der es ohnehin satt hatte, ein geistlicher Hirt ohne Herde, ein Zeitungsherausgeber ohne Abonnenten zu sein, bereitete sich darauf vor, ein Unterstaatssecretariat zu übernehmen im Ministerium Goldberger-Rickert.

Der Umschwung lag seit Langem in der Luft. Kurz nachdem deutschfreisinnige Barden für Friedeberg-Arnswalde den schönen Vers gedichtet hatte:

„Drum, seid Ihr wieder auf den Plan gerufen,
So werdet Ihr mit Löwenmuth Euch schlagen,
Und, ohne Scheu vor Thron- und Altarstufen,
In's Herz der Feinde Eure Waffen tragen,"

gleich nach dieser lyrischen Großthat trank Graf Caprivi mit dem temperirten Freisinn Münchner Bier und scherzte mit ihm, wie er einstens mit dem genialen Lieber — „lieber Caro!" — gescherzt hatte. Die Welfenfonds-Enthüllungen, womit uns die streng deutsch-nationalen Vorwärts-Patrioten Singer, Liebknecht, Bading, Bamberger, Cohn I und II liebend von jeder Ueberhebung Frankreich gegenüber abhielten, sie entlockten nur Eugen Richter, sonst keinem moderaten Liberalen ein dankbares Grinsen. Und als ein Blatt, das von der Regierung nachweislich keinen Groschen annimmt und doch fast keinen zahlenden Abonnenten hat, den Freisinn mit sanftem Wort ermahnte, das anmaßliche Centrum zu depossediren, da ging ein Zittern durch die stolzen Leiber der Volkshelden. Justizrath Meyer und die theils geheimen, theils unheimlichen Commerzienräthe Goldberger und Herz betonten an der Spitze des „Berliner Freisinns" ihre loyale Gesinnung, leugneten auch jede Gemeinschaft und Solidarität mit schtechten (oppositionellen) Elementen.

Dem opportunistischen Freisinn fehlt es keineswegs an gutem Willen, den Fackeltanz mitzumachen. Doch wenn auch Graf Caprivi, welchem es in der Gesellschaft und beim Beifall der Linken längst nicht mehr unheimlich zu Muthe ist, sich ihr gar nicht abgeneigt zeigt, der Zeitgeist ist es um so mehr. Denn das scheint gewiß: verläuft die gegenwärtige Reichstagssession normal, kommt es erst 1895 zu Neuwahlen, dann werden die beiden Parteien schwere Verluste erleiden, welche über den spärlichsten Nachwuchs verfügen und der herrschenden Strömung am schroffsten entgegen treten: die nationalliberale nämlich und die freisinnige. Zu Friedeberg-Arnswalde sind die 8000 Stimmen, welche einst Herrn von Forckenbeck zufielen, auf 3000 zurückgegangen; in einem Orte bei Dresden taufte der Gemeinderath, wie ich vom schalkhaften „Figaro" hörte, einen neuen Verkehrsweg „Ahlwardtstraße", in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung erlitt Herr Loyal, profan Justizrath Meyer, bei der Wahl des stellvertretenden Vorsitzenden eine eklatante Niederlage, und auf allen Parteitagen erklären sich die begeisterten Mengen einmüthig für den Radicalismus. —

Ganz ernsthaft ist trotzdem in der Presse die Möglichkeit und die Folgewirkung einer liberalen Aera behandelt worden, und wer dem Liberalismus besonders unhold war, freute sich diebisch darauf, daß nun seinen Vertretern Gelegenheit geboten wurde, sich am Staatsruder unsterblich lächerlich zu machen und ihre Partei für alle Zeit zu ruiniren. Man vermuthete hier und da, der Kaiser wäre einem politischen Experiment dieser Art nicht abgeneigt; ganz verständige conservative Blätter geriethen in mimosenhafte Erregung, und eine Weile lang schien es, als hätte Graf Caprivi mit dem Schreckschuß sein Ziel erreicht und die meuternden Landsknechte wieder zur Ruhe gebracht. Man vergaß, daß bei all seiner Macht der Kaiser doch nicht im Stande ist, gegen den ausgesprochenen Willen der erdrückenden Mehrheit unseres Volkes zu regieren, und man vergaß, daß Graf Caprivi in seiner Todesnoth an Strohhalmen sich anklammert, auf die ihn der Kaiser gewiß nicht aufmerksam gemacht hat.

Der Liberalismus liegt, von seinen Medizinmännern umstanden, auf dem Todtenbett, und auch Premierhuld wird ihn nicht mehr galvanisiren. Wir fürchten viel von der gegenwärtigen Regierung; dies aber fürchten wir nicht. Aber eins leuchtet auch für das blödeste Auge erkennbar aus dem neuesten Verlegenheitsstreich des „Bismarckersatzes" hervor: So sehr schwebt unsere Politik in der Luft, so sehr entbehrt sie all und jeder soliden Grundlage, all und jedes Vertrauens beim Volke, daß man ihr die tollsten Sprünge zutraut, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Vor Monaten wies in einem damals vielbesprochenen Artikel Hans Delbrück darauf hin, daß in weiten Schichten der Bevölkerung die monarchische Gesinnung erschüttert wäre und unter Umständen unheilbaren Schaden nehmen könnte. Das männlich kühne Wort, welches der Kaiser seinem Lehrer gewiß nicht verargte, ist zum Gemeingut zahlreicher Schreiber geworden, aber es hat dadurch an innerer Wahrheit nicht gewonnen. Daß eine tiefe Erregung durch das Land geht, daß immer deutlicher die soziale und politische Scheidung des Volkes in monarchischen und republikanischen Radicalismus hervortritt, wer wollte es leugnen? In höherem Maße jedoch als das königsfeindliche Element sich verstärkt, wächst die Zahl der Männer, welche dem Kaiserthron nicht allein aus unklarer Sentimentalität, sondern aus wirthschaftlichen, aus nationalen, aus Verstandes-Gründen Treue geloben. Der Kaiser seinerseits hat im verflossenen Jahr unbestreitbar viel gethan, dem monarchischen Prinzip Freunde zu gewinnen. Er ließ das Volksschulgesetz fallen, weil das Gewissen der Nation sich dawider empörte; er bestätigte, um nur noch ein Beispiel zu nennen, telegraphisch den freisinnigen Oberbürgermeister von Berlin unter Umgehung des langwierigen Instanzenweges. Es wäre thöricht, in einen Fehler zu verfallen, über den schon Lassalle sich lustig machte, und mißverstandener Verfassungsparagraphen halber den Herrscher außerhalb aller Parteien stehend zu nennen. Wir wissen, daß der Kaiser ein Mann des aufgeklärten Conservatismus ist; wir sehen mit Vergnügen, daß er jeder Partei ihr Recht läßt, aber wir leugnen, daß dieser Fürst, der Führer der sozialreformerischen Conservativen, jemals ein „liberales" Ministerium um sich dulden wird.

Noch hält die große Mehrheit des deutschen Volkes treu zu seinem Fürstenhause, und noch immer sehen Millionen, die es gar nicht so sehr wie die „Kreuzzeitung" bedauern, wenn über prunkvolle Hoffestlichkeiten nur spärliche Nachrichten in das Publikum dringen — sehen Millionen in ihrem Kaiser den Mann, der wohl zu Gewaltigem berufen ist und in dessen Hand die Zukunft unserer Nation ruht. Diese Millionen wissen gleich wenig von bornirtem Kryptorepublikanismus wie von byzantinischer Augendienerei.

Es ist weit gekommen mit uns, wahrhaftig, aber es ist noch nicht zu spät, als daß nicht mehr zum allerneusten Kurs Der gemacht werden könnte, der uns aus all diesen Wirrnissen herausführt. Zwar schämen sich bereits hochangesehene Organe der conservativen Partei nicht, in ihren Preßrevuen Sätze, die sich lobend mit Bismarck beschäftigen, fortzulassen und censurmäßig durch . . . anzudeuten, gleich als handte es sich um gemeine und unsittliche Redewendungen. Zwar ist es „noch nicht ausgemacht", ob am Nationaldenkmal für den todten Heldenkaiser auch sein Bismarck ein Relief-Reiterbildniß erhält, „unangebrachten Verhaltens des gewesenen Reichskanzlers halber". In dem architektonischen Theil des Baues sollen die Bildsäulen aller deutschen Fürsten aufgestellt werden — sehr gut, denn sonst verschwände die Erinnerung an einen Theil von ihnen rasch aus dem Herzen des Volkes, während es bei Bismarck keiner Verewigung in Stein bedarf. Auch aus anderen Gründen mag Begas seine Kunst sparen. Ein Marmorblock der Erinnerung gebührt nur solchen, die ihre Rolle auf Erden ausgespielt haben, so oder so. Otto Bismarck hat das nicht.

Ganz im Gegentheil.

„Le roi me reverra." Den Mann Bismarck vielleicht nicht, doch seinen Geist und seine Ideen. Und deren Zeit ist näher, als irgend Jemand vom allerneusten Kurse zugeben darf.

Caliban.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bilder aus der neueren Geschichte**

von

**Wilhelm Müller,** Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

**Stuttgart.** **Ad. Bonz & Comp.**

# Die Gegenwart 1872–1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart**
**in Berlin W, 57.**

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

**Erinnerungen alter und neuer Zeit**
von Ferdinand Graf Eckbrecht
**Dürckheim.**
2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 5.75; für gebundene Bände M. 4.50. Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung
Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

F. P. Weber.
**Alte Geschichten.**
Band 2.
**Im Odenwald und Neckarthal.**
15 Bogen. 8°. geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—.

Aus der Schreibtafel eines Geschichtsfreundes und Verseschmieds. Erzählungen und Gedichte mit anziehenden landschaftlichen Schilderungen der genannten Gegenden und fesselndem historischen Hintergrund aus verschiedenen Zeiten. Das Bändchen ist ein Seitenstück zu einer im Jahre 1889 erschienenen Novellensammlung desselben Verfassers, aber vollkommen in sich abgeschlossen.

**Karl May's gesammelte Reiseromane**

sind das

**Interessanteste,**

was seit Jahrzehnten erschienen ist.

Jede Lieferung (64 Seiten) nur 30 Pf., jeder Band (ca. 640 Seiten) 3 Mk.

Vorrätig in allen Buchhandlungen oder direkt franko vom Verleger

**Friedr. Ernst Fehsenfeld**
**in Freiburg i. Breisgau.**

Soeben ist erschienen:

**Friedrich III.**
als
**Kronprinz und Kaiser.**

Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz
dargestellt von
**Martin Philippson.**

Mit dem Bildnis des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli.

gr. 8°. Preis 6 M., in eleg. Einband 7.50 M.

**Berlin SW.,** Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem
**innern Leben der Zigeuner.**
Ethnologische Mitteilungen
von
**Dr. Heinrich von Wlislocki.**
Mit 28 Abbildungen.
Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschien:

**Mirèio.**
**Provençalische Dichtung**
von **Frederi Mistral.**
Deutsch von August Bertuch.
Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.
8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—.

Früher erschien:

**Nerto.**
**Provençalische Erzählung**
von **Frederi Mistral.**
Deutsch von August Bertuch.
8°. 182 S. 1891. br. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Hierzu zwei Beilagen: E. S. Mittler & Sohn in Berlin und F. Tempsky in Wien und Prag.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 21. Januar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Für Kaiser und Reich, gegen Reaction und Revolution. Von Georg Winter. — Slovenisches Staatsrecht. Von Saxo. — **Literatur und Kunst:** Salvatore di Giacomo. Von Ant. Andrea. — Ibsen's Baumeister Solneß. Von Max Nieß. — **Feuilleton:** Abenteuer eines Bräutigams. Von Albert Hall. — **Aus der Hauptstadt:** Kommende Wahlen. Von Caliban. — Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Von Cornelius Gurlitt. — Opern und Concerte. Von Heinrich Reimann. — Notizen. — Anzeigen.

### Für Kaiser und Reich, gegen Reaction und Revolution.

Vorschlag zur Begründung einer Parlamentsmehrheit.

Von Georg Winter.

Es gährt und brodelt gewaltig in dem Hexenkessel, den wir Politik nennen; in wilder Leidenschaft kämpfen die verschiedenen Interessenkreise gegen einander an, schroffer als je stehen die Gegensätze der Geister einander gegenüber. Seitdem der große, geniale Steuermann, der diese divergirenden Kräfte mit seiner gewaltigen Hand trotz aller ihrer Verschiedenartigkeit auf das eine große Ziel zu richten wußte, das Steuerruder aus der Hand gelegt hat, ist das Chaos größer geworden denn je zuvor. Die dunkeln Geister der Tiefe, die der größte Staatsmann des Jahrhunderts mit dem sicheren Selbstbewußtsein des Genius zu bannen und niederzuhalten wußte, recken allenthalben ihre Häupter wieder empor und rütteln freventlich an dem hehren Bau, den der Uebermächtige errichtete zur sicheren Heimstätte seines Volkes; statt des ehernen Reichskanzlers, in dem sich wie in einem Brennpunkte das nationale Staatsbewußtsein concentrirte, ist unter dem milderen, aber auch schwächeren Scepter seines Nachfolgers die ecclesia militans mit ihren centrifugalen und particularistischen Anhängen mehr als je zuvor zur bestimmenden Macht in unserem zu zwei Dritteln protestantischen Staate geworden. Die kleinen und kleinsten Geister der Verneinung und Zersetzung, die Siegl und Genossen, sammeln neue Kräfte und regen und dehnen sich behaglich, nachdem der feste und unbequeme Druck des nationalen Heroen sie nicht mehr niederhält. Die Reichsregierung ist ein über das andere Mal genöthigt, tiefe Bücklinge vor den Nachfolgern der kleinen Excellenz von Meppen, vor den Anhängern des unfehlbaren Papstes und seiner staatlichen Souveränität zu machen, weil die Gesetzgebungsmaschine stillstehen würde, wenn die katholische Kirche ihre Mitwirkung versagte. In unseliger Verblendung über das wahre Wesen und die letzten Endziele ihres Verbündeten unterstützt die protestantische Orthodoxie die stets wachsenden Forderungen des mit ihr verbundenen Centrums, weil sie in einer Rückkehr zu der Abhängigkeit des Staates von der Kirche, in möglichst schroffer Reaction auf politischem wie kirchlichem Gebiet das einzige Ziel gegenüber der immer drohender anschwellenden Gefahr der sozialen Revolution zu erkennen meint. Je ernster und schwieriger die Probleme werden, die dem modernen Staate mit gebieterischer Nothwendigkeit zur Lösung gestellt werden, um so mehr gewinnen die Extreme von rechts und links an Kraft und Kühnheit, und schier rathlos steht die Staatsregierung in der Mitte dieser schroffen Gegensätze und weiß nicht, wie sie sie bannen oder versöhnen soll. Nirgends mehr erblickt man klare und sichere Zielpunkte einer consequenten, ihrer Sache sicheren nationalen Politik, die mit Bestimmtheit weiß, was sie will. Von den jeweiligen Strömungen des Tages bald hierhin, bald dorthin gerissen, schwankt das Staatsschiff in engem Fahrwasser zwischen gefährlichen Untiefen und Riffen unsicher dahin, weil diejenigen, welche allein ihm einen festen Kurs geben könnten, unter einander uneins und über die Richtung der Fahrt nicht klar sind.

Das klingt wie ein schwerer Vorwurf gegen die neue Reichsregierung und ihren Lenker, soll es aber nicht sein, sondern ist nur der Ausdruck einer von Vielen klar empfundenen und beklagten Thatsache, einer Thatsache, an der objectiv, nicht subjectiv, alle Mitwirkenden, Regierung wie Volk, die Mitschuld tragen, die aber zugleich ein nothwendiges Product der politischen Entwickelung ist und deren Eintreten uns über kurz oder lang doch nicht erspart geblieben wäre. Die Endursache des geschilderten Zustandes liegt eben einzig und allein darin, daß wir uns noch nicht daran gewöhnt haben, der zielbewußten und bis zur Rücksichtslosigkeit energischen Leitung des größten Sohnes unseres Volkes zu entbehren. Ein Bismarck wird einem Volke in Jahrhunderten nur einmal beschеert, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn sein Rücktritt von den Geschäften nicht mannigfache Erschütterungen und Verwirrungen in unserem politischen Leben hervorgerufen hätte. Wenn der Mann, der über ein Menschenalter die Geschicke seines Volkes nicht bloß, sondern bis zu einer gewissen Grenze die ganz Europas mit seiner mächtigen Hand geleitet hat, von dem Schauplatze zurücktritt, dann geht dies Ereigniß eben nicht spurlos an seinem Volke vorüber wie ein gewöhnlicher Ministerwechsel, dann muß eine Lücke entstehen, zu deren Ausfüllung es Zeit bedarf, um das durch das Ausscheiden der einen großen treibenden Kraft gestörte Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen. Diese Thatsache ist ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit jener rein demokratischen Geschichtsauffassung, nach der den einzelnen großen Persönlichkeiten gar nicht die Bedeutung im geschichtlichen Leben der Völker zukomme, die ihnen von einer „gedankenlosen" Geschichtschreibung zugeschrieben wird, zugleich aber ein Beweis für die Richtigkeit der anderen liberal-politischen Weltanschauung, daß für die Dauer das Wohl der staatlichen Gebilde nur dann gewährleistet wird, wenn sie nicht auf die beiden Augen eines Menschen zugeschnitten sind, sondern auf organischen bleibenden Institutен beruhen. Erst darin, daß Bismarck neben der gewaltigen Wirksamkeit seiner genialen Persönlichkeit auch dafür gesorgt hat, daß sein Werk auch nach seinem Ausscheiden dieser or-

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bilder aus der neueren Geschichte**

von

**Wilhelm Müller,** Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

**Stuttgart.** **Ad. Bonz & Comp.**

# Die Gegenwart 1872—1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

**Erinnerungen alter und neuer Zeit**

von Ferdinand Graf Eckbrecht

**Dürckheim.**

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung **Friedr. Pfeilstücker,** Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

**F. P. Weber.**

**Alte Geschichten.**

Band 2.

**Im Odenwald und Neckarthal.**

15 Bogen. 8°. geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—.

Aus der Schreibtafel eines Geschichtsfreundes und Verseschmieds. Erzählungen und Gedichte mit anziehenden landschaftlichen Schilderungen der genannten Gegenden und fesselndem historischen Hintergrund aus verschiedenen Zeiten. Das Bändchen ist ein Seitenstück zu einer im Jahre 1889 erschienenen Novellensammlung desselben Verfassers, aber vollkommen in sich abgeschlossen.

Soeben ist erschienen:

**Friedrich III.**

als

**Kronprinz und Kaiser.**

Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz

dargestellt von

**Martin Philippson.**

Mit dem Bildnis des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli.

gr. 8°. Preis 6 M., in eleg. Einband 7.50 M.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschien:

**Mirèio.**

**Provençalische Dichtung**

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—.

Früher erschien:

**Nerto.**

**Provençalische Erzählung**

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

8°. 182 S. 1891. br. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

# Karl May's gesammelte Reiseromane

sind das

**Interessanteste,**

was seit Jahrzehnten erschienen ist.

Jede Lieferung (64 Seiten) nur 30 Pf., jeder Band (ca. 640 Seiten) 3 Mk.

Vorrätig in allen Buchhandlungen oder direkt franko vom Verleger

**Friedr. Ernst Fehsenfeld in Freiburg i. Breisgau.**

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem

**innern Leben der Zigeuner.**

Ethnologische Mitteilungen

von

**Dr. Heinrich von Wlislocki.**

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Hierzu zwei Beilagen: E. S. Mittler & Sohn in Berlin und F. Tempsky in Wien und Prag.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 21. Januar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Für Kaiser und Reich, gegen Reaction und Revolution. Von Georg Winter. — Slovenisches Staatsrecht. Von Saxo. — **Literatur und Kunst:** Salvatore di Giacomo. Von Ant. Andrea. — Ibsen's Baumeister Solneß. Von Max Nieß. — **Feuilleton:** Abenteuer eines Bräutigams. Von Albert Hall. — **Aus der Hauptstadt:** Kommende Wahlen. Von Caliban. — Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Von Cornelius Gurlitt. — Opern und Concerte. Von Heinrich Reimann. — Notizen. — Anzeigen.

### Für Kaiser und Reich, gegen Reaction und Revolution.

Vorschlag zur Begründung einer Parlamentsmehrheit.

Von Georg Winter.

Es gährt und brodelt gewaltig in dem Hexenkessel, den wir Politik nennen; in wilder Leidenschaft kämpfen die verschiedenen Interessenkreise gegen einander an, schroffer als je stehen die Gegensätze der Geister einander gegenüber. Seitdem der große, geniale Steuermann, der diese divergirenden Kräfte mit seiner gewaltigen Hand trotz aller ihrer Verschiedenartigkeit auf das eine große Ziel zu richten wußte, das Steuerruder aus der Hand gelegt hat, ist das Chaos größer geworden denn je zuvor. Die dunkeln Geister der Tiefe, die der größte Staatsmann des Jahrhunderts mit dem sicheren Selbstbewußtsein des Genius zu bannen und niederzuhalten wußte, recken allenthalben ihre Häupter wieder empor und rütteln freventlich an dem hehren Bau, den der Uebermächtige errichtete zur sicheren Heimstätte seines Volkes; statt des ehernen Reichskanzlers, in dem sich wie in einem Brennpunkte das nationale Staatsbewußtsein concentrirte, ist unter dem milderen, aber auch schwächeren Scepter seines Nachfolgers die ecclesia militans mit ihren centrifugalen und particularistischen Anhängen mehr als je zuvor zur bestimmenden Macht in unserem zu zwei Dritteln protestantischen Staate geworden. Die kleinen und kleinsten Geister der Verneinung und Zersetzung, die Siegl und Genossen, sammeln neue Kräfte und regen und dehnen sich behaglich, nachdem der feste und unbequeme Druck des nationalen Heroen sie nicht mehr niederhält. Die Reichsregierung ist ein über das andere Mal genöthigt, tiefe Bücklinge vor den Nachfolgern der kleinen Excellenz von Meppen, vor den Anhängern des unfehlbaren Papstes und seiner staatlichen Souveränität zu machen, weil die Gesetzgebungsmaschine stillstehen würde, wenn die katholische Kirche ihre Mitwirkung versagte. In unseliger Verblendung über das wahre Wesen und die letzten Endziele ihres Verbündeten unterstützt die protestantische Orthodoxie die stets wachsenden Forderungen des mit ihr verbundenen Centrums, weil sie in einer Rückkehr zu der Abhängigkeit des Staates von der Kirche, in möglichst schroffer Reaction auf politischem wie kirchlichem Gebiet das einzige Ziel gegenüber der immer drohender anschwellenden Gefahr der sozialen Revolution zu erkennen meint. Je ernster und schwieriger die Probleme werden, die dem modernen Staate mit gebieterischer Nothwendigkeit zur Lösung gestellt werden, um so mehr gewinnen die Extreme von rechts und links an Kraft und Kühnheit, und schier rathlos steht die Staatsregierung in der Mitte dieser schroffen Gegensätze und weiß nicht, wie sie sie bannen oder versöhnen soll. Nirgends mehr erblickt man klare und sichere Zielpunkte einer consequenten, ihrer Sache sicheren nationalen Politik, die mit Bestimmtheit weiß, was sie will. Von den jeweiligen Strömungen des Tages bald hierhin, bald dorthin gerissen, schwankt das Staatsschiff in engem Fahrwasser zwischen gefährlichen Untiefen und Riffen unsicher dahin, weil diejenigen, welche allein ihm einen festen Kurs geben könnten, unter einander uneins und über die Richtung der Fahrt nicht klar sind.

Das klingt wie ein schwerer Vorwurf gegen die neue Reichsregierung und ihren Lenker, soll es aber nicht sein, sondern ist nur der Ausdruck einer von Vielen klar empfundenen und beklagten Thatsache, einer Thatsache, an der objectiv, nicht subjectiv, alle Mitwirkenden, Regierung wie Volk, die Mitschuld tragen, die aber zugleich ein nothwendiges Product der politischen Entwickelung ist und deren Eintreten uns über kurz oder lang doch nicht erspart geblieben wäre. Die Endursache des geschilderten Zustandes liegt eben einzig und allein darin, daß wir uns noch nicht daran gewöhnt haben, der zielbewußten und bis zur Rücksichtslosigkeit energischen Leitung des größten Sohnes unseres Volkes zu entbehren. Ein Bismarck wird einem Volke in Jahrhunderten nur einmal beschеert, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn sein Rücktritt von den Geschäften nicht mannigfache Erschütterungen und Verwirrungen in unserem politischen Leben hervorgerufen hätte. Wenn der Mann, der über ein Menschenalter die Geschicke seines Volkes nicht bloß, sondern bis zu einer gewissen Grenze die ganz Europas mit seiner mächtigen Hand geleitet hat, von dem Schauplatze zurücktritt, dann geht dies Ereigniß eben nicht spurlos an seinem Volke vorüber wie ein gewöhnlicher Ministerwechsel, dann muß eine Lücke entstehen, zu deren Ausfüllung es Zeit bedarf, um das durch das Ausscheiden der einen großen treibenden Kraft gestörte Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen. Diese Thatsache ist ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit jener rein demokratischen Geschichtsauffassung, nach der den einzelnen großen Persönlichkeiten gar nicht die Bedeutung im geschichtlichen Leben der Völker zukomme, die ihnen von einer „gedankenlosen" Geschichtschreibung zugeschrieben wird, zugleich aber ein Beweis für die Richtigkeit der anderen liberal-politischen Weltanschauung, daß für die Dauer das Wohl der staatlichen Gebilde nur dann gewährleistet wird, wenn sie nicht auf die beiden Augen eines Menschen zugeschnitten sind, sondern auf organischen bleibenden Instituten beruhen. Erst darin, daß Bismarck neben der gewaltigen Wirksamkeit seiner genialen Persönlichkeit auch dafür gesorgt hat, daß sein Werk auch nach seinem Ausscheiden dieser or-

ganischen Institute nicht entbehre, die ihm die Möglichkeit und Gewähr der Dauer gewähren, kommt die ganze weltgeschichtliche Größe dieses Mannes zu vollem Ausdruck. Die Institute, welche die Möglichkeit einer weiteren ruhigen Fortentwickelung gewähren, sind von ihm geschaffen; an uns ist es, sie recht zu gebrauchen und dadurch die Möglichkeit in Wirklichkeit umzusetzen oder, um einen oft citirten Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen, zu zeigen, daß wir, nachdem er uns in den Sattel gehoben hat, nun auch selbst reiten können. Darin, daß der große Lehrmeister diesen ersten, bis jetzt oft noch recht ungeschickten Reitversuchen noch selbst, rathend und warnend, zusehen und so seine unschätzbare Erfahrung wenigstens indirect uns nutzbar machen kann, liegt der einzige Trost dafür, daß diese unvergleichliche politische Kraft, um die uns alle Nationen der Erde beneiden, der unmittelbaren Wirksamkeit entzogen ist.

Aber stehen nicht die Rathschläge und Warnrufe, die er von seinem Tusculum aus wieder und wieder an uns gerichtet hat, im Widerspruch mit seinen Handlungen zu der Zeit, da er noch im Besitz der Macht war? Hat er, der früher so oft in scharfem Gegensatz zu dem Parlament gestanden hat und nicht selten im Gegensatz zu ihm seinen eigenen kühnen Weg gegangen ist, nicht trotzdem jetzt nachdrücklich und wiederholt die hohe Bedeutung betont, die er gerade dem deutschen Parlamente beimißt? Scheinbar ist das ein Widerspruch, aber eben nur scheinbar. Gewiß ist der gewaltige Mann mit dem unvergleichlich weiten Blick, dem nicht viele Sterbliche zu folgen vermochten, gar oft mit den Vertretern des Volkes hart zusammengerathen, eben weil diese nicht immer zu erkennen vermochten, wo er hinaus wollte, oft auch über die Mittel und Wege zum Ziel verschiedener Meinung waren. Aber in diesem Ziel, in dem großen nationalen Grundgedanken wußte er sich einig mit den Besten seines Volkes; und er wußte ganz genau, daß sein Werk nur Dauer haben konnte, wenn es ihm gelang, das Volk von der Richtigkeit und Festigkeit seiner Grundlagen zu überzeugen. Aus diesem Grunde schuf er das einheitliche deutsche Parlament im Gegensatz und als Gegengewicht zu den centrifugalen Kräften in den Einzelstaaten. Er schuf es und mußte es schaffen und hat sich dadurch keineswegs in Widerspruch mit seiner politischen Grundanschauung gesetzt. Er wußte ganz genau, daß es die nationale Strömung im Volke gewesen war, welche die nothwendige Voraussetzung und Vorbedingung seines ganzen Schaffens bildete. Darin eben liegt seine weltgeschichtliche Größe, daß er die Macht und das Wesen dieser Strömung richtig erkannt und für sein realpolitisches Schaffen zu verwerthen verstanden hat. Der große Realpolitiker wußte aber ebenso genau, daß die Staaten nur mit denselben Kräften erhalten werden können, denen sie ihr Dasein verdanken, daß die deutsche Einheit nur Bestand haben könne, wenn sie tiefe Wurzeln im Volke geschlagen habe. Dieses Bewußtsein hat ihn nie verlassen, auch wenn er momentan das deutsche Parlament als einen Hemmschuh seines Wirkens empfand; er wußte trotz alledem, daß wenn er einst nicht mehr sein werde, doch schließlich das deutsche Einheitsparlament es sein müsse, das die centripetalen Kräfte im Gegensatz zu den centrifugalen dauernd vertreten werde. Freilich ist ihm das, wonach er folgerichtig immer gestrebt hat, nicht zu vollenden gelungen: die Herstellung einer homogenen nationalen Parlamentsmehrheit, die er mit Recht als die beste Gewähr für die Dauer seines Werkes ansah, hat er nicht erreicht, vielleicht eben darum, weil die Elemente, die eine solche hätten bilden können, dies nicht für so unbedingt erforderlich hielten, so lange er selbst an der Spitze stand und dem nationalen Gedanken und damit einer stetigen nationalen Politik den gewaltigsten Ausdruck gab. Aber daß eine solche nationale große Parlamentsmehrheit nothwendig sei, daß sie noch weit nothwendiger sein werde, wenn er nicht mehr das Staatsschiff lenke, das hat er so klar erkannt wie irgend ein deutscher Patriot. Immer und immer wieder hat er auf einen engen Zusammenschluß der Mittelparteien gedrungen, und als er die Unmöglichkeit einsah, aus diesen allein eine feste Mehrheit zu bilden, hat er jenes Cartell empfohlen, welches, zunächst nur für einen einzelnen, bestimmten Zweck begründet, thatsächlich einige Jahre unser parlamentarisches Leben beherrscht hat, es aber für die Dauer nicht beherrschen kann, weil es aus zu verschiedenartigen, zum Theil in diametralem Gegensatz zu einander stehenden Elementen zusammengesetzt war. Wem es bisher noch nicht klar war, daß eine Wiederkehr dieser Parlamentsmehrheit für alle Zukunft ausgeschlossen ist, dem muß es bei Gelegenheit des Schulgesetzentwurfes und der späteren Vorgänge innerhalb der deutschconservativen Partei klar geworden sein. Die nothwendige Voraussetzung einer großen parlamentarischen Combination, die der Staatspolitik Ziel, Richtung und Stetigkeit verleihen soll, ist doch eben eine Uebereinstimmung in den elementarsten Grundlagen der politischen Weltanschauung, und diese war zwischen den einzelnen Elementen des Cartells, welches einen Stöcker und einen Rudolf von Bennigsen neben einander enthalten wollte, nicht vorhanden.

Eines aber hat die bloße, wenn auch nur vorübergehende Existenz des Cartells gezeigt, daß nur auf diesem Wege eines Zusammenschlusses mehrerer kleiner Gruppen zu einer großen, in Einzelfragen verschiedenen, in der Hauptsache übereinstimmenden mächtigen parlamentarischen Partei die Möglichkeit der Verfolgung einer zielbewußten nationalen Politik gegeben ist. Und daß eine solche, ein endgültiges Sichherausfinden aus der Zersplitterung parlamentarischer Parteien und Fractiönchen nicht allein wünschenswerth und möglich, sondern auch nach dem Rücktritt Bismarck's in noch höherem Grade als früher unbedingt nothwendig ist, diesen Gedanken haben wir seit Jahren an dieser Stelle immer und immer wieder vertreten*) und werden ihn so lange wiederholen, bis er endlich zur That werden wird. Und es will uns scheinen, als wenn die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit seit dem Erscheinen unseres ersten dahin zielenden Artikels nicht nur in den Kreisen der Parlamentarier, sondern auch in dem Volke selbst immer breiteren Boden gewonnen hätte. Damals waren es doch nur vereinzelte, wenn auch sehr hervorragende Stimmen, die sich für unseren Vorschlag eines Zusammenschlusses der Mittelparteien mit dem gemäßigten Flügel der Freisinnigen zu Einer großen Parlamentspartei zu erwärmen vermochten. Heut taucht das Streben nach dieser oder einer ähnlichen Combination doch immer und immer wieder an den verschiedensten Stellen und bei den verschiedensten Gelegenheiten auf, und zwar zumeist bei solchen politischen Vorgängen, welche das Trennende und Gemeinsame der großen Weltanschauungen klar hervortreten ließen. Namentlich waren es die großen Verwaltungsgesetze, Landgemeinde-Ordnung ꝛc., einerseits, die verschiedenen verhängnißvollen Schulgesetzentwürfe andrerseits, welche die verschiedenen getrennten kleineren Gruppen immer wieder in dieselben gemeinsamen Lager zusammenführten. Und in allen diesen Fällen bestand das eine dieser Lager just aus genau denselben Elementen, die wir als diejenigen bezeichnet hatten, die allein eine große nationale Mehrheit ermöglichen könnten. Immer wieder zeigte sich, wenn wir zunächst von der revolutionären und vorwiegend rein wirthschaftlichen Partei der Sozialdemokratie absehen, die innere Wahlverwandtschaft zwischen katholischer und protestantischer Reaction auf kirchlichem und politischem Gebiete einerseits, die in dem immer enger werdenden „schwarzen Cartell" zwischen Conservativen und Ultramontanen ihren zutreffenden Ausdruck fand, und den politisch wie kirchlich freiheitlich-nationalen Parteien der Freiconservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen andererseits. Wo es sich nicht um zufällige und wechselnde materielle Interessen, sondern um große geistige und politische Lebensfragen handelte, haben sich diese beiden Weltanschauungen immer wieder in zwei großen Lagern zusammengefunden. Aber während Conservative und Centrum bestrebt waren und sind, auch in anderen Fragen zusammenzugehen, leistet sich das andere Lager, dasjenige, welches unseres Erachtens die lebensfähigen Keime einer großen Nationalpartei sichtbarlich in sich schließt, noch immer den Luxus der Zersplitterung, während es gegenüber den wachsenden Gefahren der Reaction und der sozialen Re-

*) Vgl. namentlich Jahrgang 1890, Nr. 12 u. 13, Jahrgang 1892, Nr. 12.

volution doch geradezu eine Existenznothwendigkeit geworden ist, daß sich die national gesinnten Gegner beider Extreme zu einer festen Phalanx zusammenschließen. Nach wie vor sehen es Liberale und Freiconservative, welche dereinst mit dem Wahlspruche „Wider Pfaff und Junker" auf dem Plane erschienen, ruhig mit an, daß in nationalen Lebensfragen wie der Militärvorlage das mit den Conservativen eng verbundene Centrum die ausschlaggebende Entscheidung in den Händen hält. Und dann wundern wir uns, wenn die Regierung dem Centrum gegenüber eine schier unbegreifliche Schwäche und Nachgiebigkeit an den Tag legt. Sie *muß* es, weil sie in nationalen Existenzfragen auf die Hilfe des Centrums (wer lacht da?) angewiesen ist. Diesem unerträglichen Zustande *muß* ein Ende gemacht werden. Aber nicht an der Regierung allein, an *uns* ist es, das zu ermöglichen, indem wir, die wir eine ruhige und besonnene organische Weiterentwickelung unseres nationalen Staates anstreben, uns endlich über alle trennenden Unterschiede in Einzelheiten hinwegsetzen und eine rein nationale und zugleich im besten Sinne freisinnige Partei bilden, die einer stetigen und zielbewußten nationalen Politik der Reichsregierung den unentbehrlichen Rückhalt gibt. Thun wir das nicht, so *muß* die Regierung nach wie vor mit dem Centrum liebäugeln, weil sie ohne dasselbe nicht erreichen kann, was sie für eine solche nationale Politik braucht. Die stille Gemeinde nationaler Patrioten, die allenthalben im Volke vorhanden ist und über die schweren Rückschritte, die wir machen, über die verhängnißvolle Gestaltung unserer Politik wehklagen, muß sich endlich zu einer großen festen Organisation zusammenschließen, die ein gleich festes Bollwerk gegen die thörichten Bestrebungen einer Wiederbelebung überwundener Zustände wie gegen die frevelhaften Anstürme einer Umsturzpartei von Grund aus bildet. Vorwärts für Kaiser und Reich gegen Reaction und Revolution, das muß die große, auch dem Volke verständliche Parole werden, um die sich eine große Nationalpartei zusammenschließt, damit nicht die besten besonnensten Elemente des politischen Lebens in dem unseligen Kampfe zwischen den Extremen von rechts und links zerrieben und mattgesetzt werden. Haben wir diese Sachlage und die Nothwendigkeit einer solchen patriotischen Gesinnung erst voll und ganz begriffen, dann *muß* es auch möglich sein, den Gedanken in Wirklichkeit umzusetzen. An die Stelle des einen großen Mannes muß die opferwillige gemeinsame Arbeit vieler treten.

In der That scheint ja jetzt ein Versuch der Art im Werke zu sein. Man hört in letzter Zeit viel von einer in der Bildung begriffenen „Nationalpartei". Aber nach Art und Inhalt der Aeußerungen, die darüber bis jetzt in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, liegt doch die Befürchtung nahe, daß der beschrittene Weg nicht der richtige ist, daß er leicht dahin führen könnte, das Uebel, das die „Nationalpartei" beseitigen soll, noch zu verschärfen und zu den vielen schon vorhandenen Parteien eine neue hinzuzufügen, statt mehrere der bestehenden in eine einzige zusammenzufassen. Der Versuch scheint von wenigen einzelnen, nur *einer* Partei angehörigen Männern auszugehen, während es sich gerade darum handelt, führende Elemente verschiedener Parteien zu *einer* Partei zusammenzufassen, die im Volke selbst und in den Parteien ihre Träger findet. Täuschen wir uns in dieser Auffassung von der geplanten „Nationalpartei"; um so besser, wir werden uns gern und willig jeder *zukunftsreichen* derartigen Neubildung anschließen, wenn sie auch auf anderem Wege zu Stande kommt, als der ist, den wir bisher vertreten haben. Vielleicht ist es aber doch auch in diesem Falle nützlich, sich klar darüber zu werden, auf welche Elemente dabei zu rechnen ist.

Da darf wohl zunächst als sicher hingestellt werden, daß das Grundelement der neuen Partei diejenige alte Partei zu bilden hat, die den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, den nationalen Gedanken zur obersten Richtschnur ihres Handelns schon zu einer Zeit gemacht zu haben, als es noch kein Deutsches Reich gab: die nationalliberale. Sie würde der Neubildung die feste Grundlage jener Tradition geben, welche das Gegenwärtige mit dem Vergangenen verbindet, sie würde die Gewähr dafür bieten, daß die von der neuen Partei zu verfolgende Politik denselben Geist repräsentire, aus dessen innerstem Wesen heraus dereinst das Deutsche Reich geschaffen wurde. An diesen Grundstock, der eine Zeit lang sogar allein die Mehrheit im Parlament hatte, müßten die verwandten Elemente von rechts und links angeschlossen werden. Der Anschluß nach rechts wird weder für die nationalliberale noch für die freiconservative Partei irgend eine erhebliche Schwierigkeit bereiten, hemmend könnte er nur nach links hin wirken. Ueberblickt man die parlamentarischen Hauptabstimmungen in den wirklich wesentlichen Fragen auf politischem, wirthschaftlichem und kirchlichem Gebiet, so wird man fast ausnahmslos finden, daß Nationalliberale und Freiconservative Schulter an Schulter gestanden haben. Warum also nicht der inneren Uebereinstimmung auch äußeren Ausdruck verleihen? Daß die freiconservative Partei in allen nationalen und politischen Lebensfragen trotz ihres Namens mit ihrem Nachbar zur Linken unendlich viele, mit ihrem Nachbar zur Rechten so gut wie keine Berührungspunkte hat, haben die Verhandlungen über die Landgemeinde-Ordnung, über die Schutzgesetzentwürfe, über die obligatorischen Innungen ꝛc. über allen Zweifel erhaben gestellt. In jüngster Zeit hat es sich noch in dem Verhalten der Partei gegenüber dem Antisemitismus deutlich gezeigt. Die Abweichungen in Einzelfragen können gegenüber der Uebereinstimmung in diesen fundamentalen Lebensfragen getrost zunächst bei Seite gestellt werden. Es soll ja nicht ein unterschiedsloser Mischbrei, sondern eine nur in den Grundlagen einige Vereinigung besonnener und einsichtiger patriotisch denkender Männer begründet werden, unbeschadet der vollen Selbständigkeit in Einzelfragen, nicht nach einer starren Parteischablone, sondern auf Grund des Bewußtseins gemeinsamer Gesinnung und Lebensanschauung. Es wäre schon ein großer Gewinn, wenn die führenden Männer dieser beiden Parteien sich zu dem rettenden Entschlusse einer Vereinigung zusammenfänden.

Indessen eine feste Mehrheit würden diese Mittelparteien, deren Vereinigung, wie berührt, ein Herzenswunsch Bismarck's war, allein nicht bilden. Daß sie sich zu einer solchen von rechts her ergänzen könnten, wie das im Cartell versucht worden ist, ist nach unseren früheren Ausführungen ausgeschlossen. Eine Ergänzung zu einer festgefügten Mehrheit ist also nur nach links hin möglich. Am wünschenswerthesten wäre es ja natürlich, wenn für diese neue nationale Partei, für den Anschluß an die Mittelparteien die ganze freisinnige Partei dauernd zu gewinnen wäre, wie sie in vielen einzelnen entscheidenden Fragen mit jenen zusammen gestimmt hat. Und wer wollte leugnen, daß in der freisinnigen Partei eine große Zahl von Elementen vorhanden sind, die an Tiefe und Wärme der nationalen Gesinnung jedem Freiconservativen und Nationalliberalen durchaus ebenbürtig sind? Sitzen doch gerade in dieser Partei nicht bloß solche Männer, welche bis 1878 der nationalliberalen Partei angehört und die nationale Reichspolitik mit größter Aufopferung unterstützt haben, sondern auch solche, die ihr Alles für die Einigung Deutschlands eingesetzt haben, als es noch für Hochverrath galt, von einem einigen deutschen Vaterlande zu reden. Nichts kann verkehrter sein, als diesen Männern Mangel an nationaler Gesinnung vorzuwerfen oder gar sie zu bewußten Reichsfeinden zu stempeln. Auch ist der Gedanke einer Einigung *aller* Liberalen mit den Freiconservativen nicht bloß von mir, sondern auch von anderen patriotisch denkenden Männern warm und dringend empfohlen worden, während Andere wieder mehr für einen Zusammenschluß aller Liberalen allein unter einander eingetreten sind, wie das noch jüngst Rudolph von Bennigsen mit anerkennenswerthem Freimuth gethan hat. Aber leugnen läßt es sich nicht, daß einem solchen Anschluß aller Freisinnigen an die Mittelparteien zur Zeit fast unüberwindliche Schwierigkeiten sowohl von ihrer als von Seiten der Freiconservativen entgegenstehen würden. Wohl aber würde es bei einigem guten Willen möglich sein, den einen der beiden deutlich unterscheidbaren Flügel der Partei für die große neue Partei zu gewinnen; ja man darf behaupten, daß die Unterschiede zwischen diesen freisinnigen Mitgliedern der neuen Partei, einem Rickert, von Stauffenberg, Barth, Hänel, und den freiconservativen Mitgliedern kaum so

groß sein würde, als der jetzt vorwaltende Gegensatz zwischen ihnen und dem Richter'schen Flügel der Freisinnigen, der, wenngleich nach außen stets wieder übertüncht, doch bei jeder Gelegenheit und noch jüngst wieder bei der Art der Behandlung der Militärvorlage mit voller Deutlichkeit zu Tage getreten ist. Wird die Secession dieser ehemals nationalliberalen Mitglieder der Freisinnigen durch eine Reseceſſion weit gemacht und diese durch den Anschluß der besonnenen und gemäßigten Elemente der ehemaligen Fortschrittspartei unter Hänel's Führung verstärkt, dann ist der Anschluß nach links gewonnen, welcher die Mittelparteien zwar noch nicht im gegenwärtigen, wohl aber im nächsten Reichstage bei einigermaßen geschickter, sich an die nationalen Empfindungen der Volksmassen wendender Agitation zur Mehrheit des Parlaments werden lassen und Regierung und Parlament von der verhängnißvollen Macht des Centrums unabhängig machen könnte. Die bloße Existenz einer solchen, aus zugleich nationalen und in allem wesentlichen liberalen Elementen zusammengesetzten Mehrheit aber würde eine absolute Gewähr gegen jedes reactionäre Gelüst bieten und so über kurz oder lang immer mehr Elemente der freisinnigen Partei der neuen Partei zuführen. Die Schwierigkeiten, aus bisher getrennten Elementen eine feste Mehrheit zu bilden, sind wahrlich in anderen Verfassungsstaaten, wie z. B. in Oesterreich, bei weitem größer als bei uns. Sollen wir an der Lösung der Aufgabe verzweifeln, wir, bei denen doch wenigstens die gemeinsamen Grundlagen nationaler Gesinnung vorhanden sind? Sollen wir weiter zusehen, wie in Folge der Zersplitterung dieser nationalen Kräfte die antinationalen der Welfen, Polen und beschränkten Particularisten im Bunde mit dem Centrum das Zünglein der Entscheidung in der Hand haben, während die Partei des Umsturzes mit keckem Hohne die Früchte solcher Zersplitterung einheimst? Nein, sagen wir endlich dem Volke, welches der kleinen und kleinlichen Parteizänkereien müde ist und für die feinen Unterschiede, die uns trennen, kein Verständniß hat, mit klaren Worten, um was es sich handelt. Fragen wir die Wähler: wollt Ihr eine rüstige organische Fortentwickelung auf den nationalen Bahnen, die wir in den beiden Jahrzehnten nach der Gründung des Reiches, die wir namentlich in den ideal-schwungvollen Jahren 1870 bis 78 betreten haben, oder wollt Ihr einen freventlichen Umsturz alles Bestehenden oder eine Rückkehr zur alten Abhängigkeit des Staates von Kirche und Feudalaristokratie? so werden die Wähler die Antwort nicht schuldig bleiben. Das Volk in seiner großen Mehrheit ist national und freiheitlich gesinnt. Sieht es eine große geschlossene Partei vor sich, die diese Gesinnung folgerichtig repräsentirt, so wird es ihr ohne Frage zum Siege verhelfen. Aber klar und reinlich muß der Gegensatz sein, zu dessen Entscheidung es angerufen wird. „Für Kaiser und Reich gegen Reaction und Revolution", um dieses Banner werden sich Millionen deutscher Männer schaaren, wenn es richtig und energisch entrollt wird. Dies feste Vertrauen haben wir zu dem guten Genius unseres Volkes, der ihm schon über schwerere Krisen als die gegenwärtige hinweggeholfen hat. Und wer mit den breiten Massen des Volkes Fühlung hat, der weiß, wie populär der Gedanke einer solchen großen Parlamentspartei ist, die unsere Politik aus dem kläglichen Schwanken von Tag zu Tage erretten und endlich wieder zu einer nationalen im großen Stile machen würde. Denn eine solche Partei würde mit einer besonnenen Regierung stets zu einer Verständigung gelangen können. Auch das haben die letzten Wochen gezeigt, in denen es in der Lebensfrage der Militärvorlage wiederum die Freiconservativen, die Nationalliberalen und von den Freisinnigen der Abgeordnete Rickert waren, die eine Verständigung mit der Regierung energisch als ihr Ziel bezeichneten. Kommt diese große Partei zu Stande, dann, aber auch nur dann können wir auch einer Reichstagsauflösung ruhig entgegensehen. Dann würde, wenn unser Volk noch Sinn und Verständniß für seine nationale Existenz hat, der neue Reichstag unter dem Zeichen der neuen Mehrheit stehen und auch in der Militärvorlage zu jener Einigung mit der Regierung gelangen, die bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstags fast aussichtslos und doch im Interesse des Ansehens der deutschen Nation nach außen und im Interesse des inneren Friedens so dringend wünschenswerth ist. Also vorwärts zur That! Gehen wir dem Volke voran, es wird uns nicht im Stiche lassen. Nennen wir uns, um den Gegensatz gegen rechts und links prägnant auszudrücken, nationale Verfassungspartei, wie wir früher vorschlugen, oder liberale Reichspartei oder wie sonst. Der Name thut nichts zur Sache, aber die Sache thut dringend noth. An ihr mitzuarbeiten ist gegenüber den inneren und äußeren Gefahren, die unserem theuren Vaterlande drohen, Recht und Pflicht jedes Patrioten, dem das wahre Wohl des Volkes am Herzen liegt.

---

## Slovenisches Staatsrecht.

Durch die deutsche Presse geht eine Notiz, daß sich die Kroaten, Slavonen und Slovenen zusammengethan hätten und ein „Slovenisches Staatsrecht" aufstellen wollten, ähnlich dem Tschechischen. Schon hätten Verhandlungen zwischen der Partei des Starcewitsch, des Bischof Stroßmayer und der slovenischen Fraction in Krain und Steiermark stattgefunden, schon bereite man im Pester und Wiener Reichstag entsprechende Schritte vor. Mein reichsdeutsches Leibblatt macht dazu sehr tiefsinnige Bemerkungen: Zunächst verwechselt es die Slovenen mit den Slovaken und auf Grund der Erkenntniß, daß es sich um politische Aspirationen der Mausefallen-Händler handle, höhnt es über diese und beschuldigt den Grafen Taaffe, er sei Schuld an solchen sonderbaren Vorgängen in Oesterreich.

Aehnliches las ich in anderen Zeitungen. Was zumeist über solche Vorgänge geschrieben wird, ist so dumm, flüchtig und unwissend, daß es nur — in Paris gedruckt zu werden brauchte, um dem Gelächter der „gewissenhaften" deutschen Nation zu verfallen.

So aber, weil es deutscher Unsinn ist, gilt es als politische Weisheit. Es tritt auch bei uns kein Mensch auf, um solche Fragen klar zu legen: Wenn man nach Wiener Sitte einen Witz über sie gefunden hat, glaubt man sie erledigt.

Es wird daher Vielen vielleicht etwas sehr Neues sein, wenn ich ihnen hier von den Südslaven erzähle, daß 1102 König Koloman zum freien Herrscher Kroatiens eingesetzt wurde, daß der Staat sich im Riesenkampf gegen die Türken lange behauptete, daß er zu diesem Zweck 1527 Ferdinand, den Habsburger, König von Ungarn, auch zu seinem König erwählte, daß die Reichsverfassung von 1849 die Trennung des Königreiches Kroatien und Slovenien von Ungarn aussprach und daß seit dem Ausgleich von 1868 und 1873 ganz besondere Verhältnisse zwischen beiden Ländern bestehen, daß Kroatien zwar den Reichstag in Budapest beschickt, einen großen Theil seiner Angelegenheiten aber in eigenem Landtage regelt, und daß das Land eine eigene, diesem Landtage verantwortliche Landesregierung hat, an deren Spitze der vom König auf Vorschlag des ungarischen Ministerpräsidenten ernannte Banus steht. Bei diesen verwickelten Verhältnissen verstanden es aber doch die Magyaren, wie mit den Deutschen, so mit den Südslaven die Dinge nach ihrem Vortheil zu kehren. Ueber die Hälfte der Steuern geht zu Budapest, wo die Finanz ihren Hochsitz hat, dafür sucht man mit aller Gewalt magyarisches Wesen nach Agram, Warasdin und Essek einzuführen, indem man auf die Beamten drückt, die Wahlen fälscht, die Presse knebelt, das slavische Volksthum nach Kräften zurückdrängt. Es ist gerade im ungarischen Theil der südslavischen Lande der Haß gegen die Magyaren zu einer erschreckenden Höhe gestiegen. Schon heißt dort das maßgebende Stichwort: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!" Es wird vielleicht gut sein, einmal gelegentlich diesen magyarischen Schrecken näher in das Auge zu fassen und zu zeigen, daß dies Volk einen Hohn auf die europäische Cultur darstellt, daß es ein asiatisches Volk ist, das mit den unlautersten Mitteln die Führerschaft in Oesterreich an sich zog und die Bekämpfung

seines unnatürlichen Uebergewichts in allererster Linie im Interesse der Deutschen liegt!

Mich machte einst ein kroatischer Politiker darauf aufmerksam, daß von einem Groß-Slovenien wir den größten Vortheil haben würden. Nur durch dieses werden die Deutschösterreicher und die Tschechen die Macht erlangen, die magyarische Herrschaft zu brechen. Mag dem nun sein, wie ihm will, so gilt es vor Allem, uns klar zu werden, was die Leute dort unten wollen.

Natürlich ist man, wie in allen halbschürigen Ländern, sehr liberal in Kroatien. Die drei Parteien, die sich bildeten, nennen sich Volkspartei, unabhängige Volkspartei und äußerste Linke. Die erste steht den augenblicklichen Verhältnissen am wohlwollendsten gegenüber, entspricht etwa der „Linken" der Deutschen im Wiener Reichstag. Ihr Programm vom 27. Dez. 1883 forderte nur von den Magyaren gewissenhafte Einhaltung des Ausgleiches. Die „Unabhängigen" wollen ihren besonderen „Ausgleich", d. h. für den Agramer Landtag eine gleiche Stellung, wie der Reichstag in Wien und Budapest einnimmt; die äußerste Linke der Kroaten will wie jene der Magyaren völlige politische Trennung von Oesterreich und nur die Personal-Union durch das Herrscherhaus, soweit sie nicht republikanisch gesonnen sind. Ihre Führer sind die beiden vielgenannten Starcewitsch.

Man glaubt diesen Bestrebungen auf Selbständigkeit einen besonderen Makel anhängen zu können, wenn man sie panslavistisch nennt. Und gewiß hat Niemand mehr Recht, ihre panslavistische Seite zu fürchten, als die Magyaren und wir. Nach meiner Ansicht gibt es aber nur ein Mittel, diese zu unterdrücken: nämlich die Pflege der slavischen Einzelnationen. Gelingt es unter geistiger Führung der Deutschen in Bälde zu erreichen, daß die Südslaven ihre junge Literatur weiter ausbauen, daß sie sich national ausbilden und sondern, daß sie sich nicht bloß als Südslaven, sondern auch als Slovenen und Serben, als Bulgaren und Bosniaken so wenig nach Vereinigung mit Rußland mehr sehnen, wie etwa die Dänen und Holländer nach der Vereinigung mit uns, können wir ihnen dazu verhelfen, daß die magyarischen Schrecken für sie enden, können wir die Erfüller ihrer heißesten Wünsche, die Gründer ihrer Selbständigkeit, die Schützer ihrer Freiheit und ihres Partikularismus werden, so haben wir in ihnen die zuverlässigsten Bundesgenossen, so werden wir vor Allem durchsetzen können, daß die deutschen Enklaven in ihrem Deutschthum wirksam geschützt werden. Das bessere Verhalten der Südslaven gegen unsere Volksgenossen an der Sprachgrenze, im Gottschee'er Land, in Marburg, Klagenfurt, Villach, Görtz, Belovar, St. Lucas und der Woiwodina könnten wir als Prämie einsetzen für die Unterstützung, die wir den Slaven gegen die Magyaren leisten. Selbst der vielverlästerte Bischof Stroßmayer ist keineswegs Russenfreund. „Für unser theures Alt-Oesterreich sagte er, würde ich mein Leben geben. In ihm konnten wir uns national entwickeln. Aber unter Bach und Schmerling wollte man uns zu Deutschen, jetzt will man uns zu Magyaren machen. Doch das eine läßt sich so wenig wie das andere durchführen."

Der Panslavismus in Oesterreich ist ein solcher mehr aus Bosheit als aus Neigung. Jetzt heißt es eben im ganzen südslavischen Lande: „Lieber die Russen als die Magyaren." Man zieht stets die ferne der nahen Gefahr vor! Und man bedenke wohl: Es sitzen 30—40 Millionen Südslaven dort beisammen, zwischen Graz und Constantinopel: Sobald sie unter sich einig sind, werden sie für uns ein furchtbarer Feind werden!

Deutschland und Oesterreich haben alle Ursache, darauf bedacht zu sein, daß sich Serben und Bulgaren, Slovenen und Kroaten selbständig ausgestalten können, daß nicht äußerer Zwang dort vereint, was freundliche Pflege trennen würde. Und mir scheint die deutsche Politik zu fordern, daß im Südosten ein Staatengebilde entstehe, welches zu dem Deutschen sich verhält wie weiland der Rheinbund, die Schweiz und Savoyen zu den Franzosen!

Es gibt weite Kreise unter den Deutsch-Oesterreichern, in welchen man jedes „Liebängeln" mit den Slaven für Verrath an der deutschen Sache ansieht. Ich glaube nicht, daß das die Kreise der geistreichen Leute und weitschauenden Politiker sind. Läge die Frage so, ob dort im Südosten Slaven anzusiedeln seien oder Deutsche, so würde ich sagen: Weit fort mit jenen und Platz für unsere Brüder, Platz für sie, selbst durch die Gewalt der Waffen! Aber sie sitzen schon 1000 Jahre dort, die Slaven, und selbst die Türken haben sie nicht auszurotten vermocht. Wohl hat man sie in ihrer Cultureutwickelung lange aufhalten können. aber jetzt ist auch dies auf die Dauer nicht mehr möglich, trotz aller Wiener Witze über die neuentdeckte Sprache der Slovenen. Auch das Deutsch mußte durch Luther und in Gottsched's Zeit neu entdeckt werden, auch hat den Hohn selbst eines Friedrich des Großen überwunden. So wird auch das Südslavische sich bis zu der auch dieser Nation gesteckten Grenze der Bildungsfähigkeit entwickeln — daran zweifelt kein ernsterdenkender Mensch.

Was unlängst Dr. Menger in seiner Rede gegen das tschechische Staatsrecht sagte, und was man in Wien tausendfach wiederholt hören kann, wirft man auch dem slovenischen vor: Es sei ein Unding, solche Staaten schaffen zu wollen, weil sie eine selbständige Politik nicht führen könnten. Deshalb sind die Wiener „Staatsmänner" gegen sie. Sie scheinen also starke Gegner schwachen vorzuziehen!

Ich würde an ihrer Stelle aus denselben Gründen für Tschechovien und Slovenien sein. Denn mit solchen Staaten läßt sich nachbarlich leben, weil sie dringend auf das freundliche Zusammenwirken mit uns angewiesen sind. Es würden Staaten werden wie der magyarische. Obgleich man uns Deutsche in Pest haßt wie Gift, hält man fest am Bündniß mit uns! So erginge es sicher auch in Agram und Prag, wenn dort erst Herr Masaryk und Herr Stroßmayer Cultusminister und Herr Greger und Herr Baron Rukawina Minister des Aeußeren sind. Es werden lustige Staaten entstehen, an deren politischer Zerrissenheit wir unsere helle Freude erleben können! Aber wenn es erst dort gilt, einen bestehenden aber schwachen Staat im Kleingetriebe eifersüchtiger Politik zu vertheidigen, wird man sehr milde Saiten gegen uns, den starken Nachbarn, aufzuziehen beginnen.

Vor etwa zehn Jahren saß ich einmal in Hermalle bei Lüttich in großer internationaler Gesellschaft am Tisch des Staatsrechtslehrers Emile de Laveleye: Da war ein italienischer Abgeordneter, der inzwischen Minister wurde, ein berühmter französischer Statistiker, viel junge Serben, Rumänen und Bulgaren, die in Lüttich studirten, und ich als einziger Deutscher. Laveleye hatte das Glück, von Belgien aus den Gang der Dinge philosophisch und unbefangen ansehen zu können. Den Italienern rieth er, keine Großmachtspolitik, den Rumänen, Serben und Bulgaren überhaupt keine äußere Politik zu machen und mir Deutschen sagte er im Hinblick auf Oesterreich:

„Glauben Sie, daß es irgend einer Regierung möglich wäre, mit den Mitteln, welche die sogenannte moderne Civilisation ihr an die Hand gibt, eine so tiefgehende und allgemeine Bewegung zu unterdrücken, die im Herzblute lange geknechteter und nun verhängnißvoll sich entwickelnder Rassen Wurzeln geschlagen hat? Diese Menschen verlangen auch einen Platz auf der Bühne des Lebens, und was soll man ihrem unwiderstehlichen Drange gegenüber thun? Sie vielleicht unterdrücken und zu einem Mittelpunkte vereinigen, wie Schmerling und Bach es versuchten? Dazu ist es heute zu spät, und so bleibt denn nichts weiter übrig, als sich mit den verschiedenen Rassen zu vergleichen!"

Und als ich Laveleye zum Erstaunen der Umsitzenden sagte, das sei auch meine Ansicht, rief der Italiener nach einem längeren Schweigen mir zu:

„Die Deutschen sind zu stolz geworden seit 1870, um ihren wahren Vortheil richtig erkennen zu können. Denken aber Viele wie Sie, dann werden bald Sie in Constantinopel die Herren sein!"

Man kann eben draußen im Südosten nicht vergessen, daß die Bedrücker der nationalen Regungen Deutsche waren. Metternich's Gespenst erscheint den Völkern noch. Werfen

wir diese schlechte Ueberlieferung weit von uns, so haben wir weite Lande moralisch erobert und bekommen wir eine Handhabe, um unsere dort ansässigen Brüder vor Bedrückung wirksam zu schützen — wirksamer als es der Deutsche Schulverein kann! Saxo.

## Literatur und Kunst.

### Salvatore di Giacomo.

Anläßlich der Aufführung von „Mala vita".

Von Ant. Andrea.

Es lebte nur erst als künstlerische Idee im Kopfe des Dichters, als ich dies „Mala vita" kennen lernte; mit um so größerem Interesse verfolgte ich den Gang seiner Geburt und seines Lebensschicksals, bis ich es vor etwa zwei Jahren aus den Augen verlor und den jungen Dichter gleichfalls. Jetzt, seit einigen Monaten, stöbere ich alle Zeitungsnotizen durch in der Rubrik „Theater, Kunst und Wissenschaft" um mir keine der unverhofft wiedergefundenen Spuren von „Mala vita" entgehen zu lassen. Zuerst die Ankündigung seiner Aufführung als Melodrama in Wien, dann in Berlin, und nun die vielfachen Besprechungen in den Tagesblättern, in denen von dem Text fast mehr gesagt wird als von der Musik — aber der Name des eigentlichen Verfassers von „Mala vita" wird nirgends genannt: es ist der junge neapolitanische Dialektdichter Salvato re di Giacomo.

„Mala vita" sollte ursprünglich das Material zu einem neapolitanischen Roman abgeben, unter dem Titel „Il voto" (Das Gelübde); es erschien indes im Anfang des Jahres 1888 als kleine Novelle, in einem Bändchen neapolitanischer „Bozzetti" von S. di Giacomo. Unmittelbar nachher wurde „Il voto" unter Mitwirkung Cognetti's von dem Verfasser zu einem dreiactigen Drama „Mala vita" umgearbeitet, und schon im December desselben Jahres zum ersten Mal in Turin aufgeführt, dann in Genua, Mailand, Florenz, Rom und Neapel — überall mit durchschlagendem Erfolg. Im Jahre 1890, aus Anlaß eines literarischen Beitrages für die „Leipziger Zeitung" über süditalienische Dichter und Schriftsteller, für welchen ich verpflichtet worden war, bekam ich von S. di Giacomo sein Drama Mala vita zugeschickt, mit einem sensationellen Titelbilde: Vito Amante vor dem Krucifixe auf den Knien, die Arme zu dem Gekreuzigten erhoben, wie er unter dem Gaffen der Vorübergehenden auf dem Platze mit lauter Stimme das Gelübde thut, die Seele einer „Verlorenen" aus dem Fegefeuer zu erlösen, indem er aus der „mala femina" sein eheliches Weib macht — wenn ihm die Genesung von seiner furchtbaren Krankheit gewährt wird.

Es war im Herbst des Jahres 1887, als ich in dem Salon der schönsten aller neapolitanischen Marchesinen die Bekanntschaft des jungen Dichters machte, der damals zu der Redaction des „Corriere di Napoli" gehörte, an dessen Spitze der geistvolle Journalist Scarfoglio und seine Gattin Matilde Serao standen. Mitten in einer lebhaften Debatte über den französischen Naturalismus und den italienischen Verismus, erzählte S. die Giacomo mir den neuesten Roman in seinem Kopfe „Il voto" — in seiner Grundidee genau wie „Mala vita"; nur daß er anders endete: Christina, schon die Ehefrau des Vito Amante, der seine verbrecherischen Beziehungen zu Donna Amalia nicht zu lösen im Stande ist, fühlt sich immer noch verachtet von den Nachbarn, auch vernachlässigt von ihrem Manne, und wird des Lebens der rechtschaffenen Frau dabei so satt, daß sie aus freien Stücken und bei Nacht und Nebel ihren Mann verläßt, um in das verrufene Haus zurückzukehren. Die corrumpirte Natur ist stärker als der sittliche Wille! Sie wollte eine rechtschaffene Frau werden; vielleicht, mit der ungetheilten Liebe ihres Mannes wäre sie es geworden, aber, allein in dieser kalten Tugendatmosphäre erkaltet sie gegen ihren Mann und — langweilt sich. Nebenbei will es ihr auch scheinen, als existirte die weibliche Tugend gar nicht, mit der die Nachbarinnen sich so gern vor ihr brüsten; wenigstens ist Donna Amalia, die als geachtete Frau ihren Platz in der „basso porto"-Gesellschaft einnimmt, nichts besseres als sie, der man das Rechtschaffenwerden möglichst erschwert.

Ich eiferte natürlich gegen diesen Rückfall Christina's in ihr altes Lasterleben; der Dichter hingegen hielt diesen Schluß für den einzigen veristisch wahren.

Später, als ich Neapel und Italien verlassen hatte, verhandelte ich brieflich mit S. di Giacomo über eine Uebersetzung des Dramas „Mala vita". Ich hatte indes meine gerechten Bedenken: welche Berliner Bühne hätte es zur Aufführung gebracht oder bringen dürfen? Es unterblieb daher.

Heute nun geht „Mala vita" doch über eine Berliner Bühne, wenn auch nicht als Drama, so doch als Melodrama, als dessen Verfasser N. Daspuro genannt wird, während der Name Salvatore di Giacomo's dem deutschen Publikum fremd bleibt. Dennoch verdient der junge Dichter wohl gekannt zu werden, dessen Piedigrotta (Lieder) in ganz Italien gesungen werden, bei allen Volksfesten, zur Mandoline von fahrenden Sängern, von der „Signorina" im Salon zum Piano: wer im Volke den Namen di Giacomo's nicht zu nennen weiß, der singt wenigstens seine Lieder; die Kinder auf der Straße tanzen ihren Reigen zu dem famosen Carmelalied:

„Cammè quand' io ti vego
Mi sbatte o cor" — —

Seine größte, mir bekannte Dialektdichtung ist: „O Munasterio" (das Kloster), in welchem alle Vorzüge der di Giacomo'schen Muse zur Geltung kommen: seine feinen und doch farbenschillernden Schilderungen; seine dramatischen Donner und Blitze mitten in dem friedlichsten Idyll, vor Allem aber die Innigkeit und Volksthümlichkeit seiner Lyrik. Das „Santa Lucia, lontana e benedetta", welches der junge Klosterbruder in seiner verzehrenden Sehnsucht nach dem Meere und nach der weltlichen Freiheit singt, wurde gleich nach dem Erscheinen des „O Munasterio" von Costa in Musik gesetzt. Im Ganzen ist dieses Klostergedicht nichts weniger als ein modernes Epos, sondern eine poetische Zusammenstellung von Liedern, Avemarias, Beicht- und Herzensgeheimnissen. Wo indes ein starkes dramatisches Empfinden zum Durchbruch kommt, das ist in der Lebensgeschichte der beiden Frati, deren Zellen neben einander liegen, so daß einer den anderen des Nachts seufzen und klagen hören kann, über begangene Schuld und verlorenes Glück. Der ältere, der düstere, bleiche Bruder, stirbt in solch einer Nacht, indem er das Geheimniß seiner Schuld — Brudermord, dem anderen verräth. Dieser, ein Kind des Volkes von Santa Lucia, welkt langsam dahin unter dem Druck der Reue und der Sehnsucht nach dem alten freien Leben. Er hat seine Mutter, die ihn über alles liebte, umgebracht, weil das Mädchen seiner wahnsinnigen Leidenschaft es ihn geheißen. „Sie sprach zu mir: gib! und ich gab — nimm für mich, was nicht Dein ist! und ich nahm — tödte! und ich tödtete meine Mutter, eine Heilige, wie keine zweite mehr auf Erden wandelt." Und wirklich, diese Mutter, mit dem Messer in der Brust, tastet noch in liebevoller Besorgniß nach der Hand des Mörders, der nach vollbrachter That, wie erstarrt vor dem Grausen über sich selbst, vor ihr steht, und murmelt sterbend: „Hast Du Dir weh gethan — hast Du Dich verletzt, mein Sohn!" — —

Die unwürdige Geliebte, um deretwillen er zum Sünder und Verbrecher wurde, spricht nach langer Zeit im Kloster vor mit ihrem jungen Ehemann, um eine Erfrischung. Während der Mann sich müde in das Gras wirft, hüpft die junge Frau von Beet zu Beet in dem Klostergarten und pflückt Blumen. So kommt sie an den Grabhügel des jungen Frate, ihres einstigen Geliebten — auf dem die schönsten Blumen wachsen, über den ein Baum Schatten wirft, während der Vogel, welcher dort sein Nest gebaut, warnend zwitschert: „Rühre sie nicht an, diese Blumen! Sie entsprossen einem Herzen, daß Du freventlich brachst." Das leichtsinnige, junge Weib achtet indes nicht

darauf: hinter dem Rücken des „Bruder“ Gärtners, der ihr mit sanften Worten verbietet, die Blumen auf diesem Grabe anzurühren, pflückt sie ihren Strauß davon. In derselben Nacht erhebt sich aus dem Grabe ein Klagen und Seufzen, das dem armen Vogel mit seinen Jungen im Neste angst und bange wird. Als der Morgen graut, zieht er fort mit seinen Kleinen: seitdem singt kein Vogel mehr in dem Baume an dem einsamen Hügel.

Nach dem Erscheinen des „Klosters“ wandte S. di Giacomo sich mehr der Prosadichtung zu, und zwar dem in Jungitalien sehr beliebten Genre der „Bozzetti“, in denen sein eminentes Talent für die Kleinmalerei besonders zur Geltung kommt. Seine „neapolitanischen Morgenstunden“ (Mattinate napoletane) sind poetische Illustrationen des neapolitanischen Volkslebens — ein veristisches „Bilderbuch ohne Bilder“: es wurde bald nach seiner Veröffentlichung in das Dänische und Französische übersetzt. Ich unternahm den Versuch einer deutschen Uebersetzung, mußte aber davon abstehen, weil man überall, wohin ich mich mit den ersten Proben wandte, die Handlung oder das novellistische Interesse überhaupt in den Skizzen vermißte: man hat in Deutschland zu wenig Interesse für dieses Genre der feinen Kleinmalerei. Eines der „Bozzetti“, Serafine, wurde in der „Gegenwart“ 1889 veröffentlicht.

Wie den meisten jungen Veristen fehlt Salvatore di Giacomo die Geduld der Vertiefung in seine dichterische Aufgabe und die Ausdauer der Gründlichkeit, welche der Roman erfordert. Er thut am liebsten immer nur einen ersten Wurf und hält sich an die Schilderung von Momentbildern. Aus diesem Grunde ist er kein Romanschriftsteller, und aus ähnlichen Gründen gehen überhaupt so wenig Romanzieri aus der Schule der Veristen hervor. Die wenigen haben sich fast alle nach französischen Mustern aus der naturalistischen Kunst gebildet — selbst Matilde Serao verräth noch in ihrem Roman „Fantasia“ den Einfluß Emile Zola's — zum Glück gehen die Veristen nachher ihre eigenen Wege, die nicht nur zu der Wahrheit, sondern zum Ideal des Wahren führen. Außerdem haben sie eine wunderbare Fähigkeit, die äußerlichsten Dinge, der Wirklichkeit entnommen — die reine Außenseite des menschlichen Lebens, so poetisch zu beleuchten, daß die in den grellsten Farben geschilderten Uebel und Leiden der Welt, nie einen moralischen Ekel oder ein ästhetisches Unbehagen verursachen, wie es bei den meisten der französischen Naturalisten vorkommt. Sie verschmähen es, eine ethische Wirkung hervorrufen zu wollen mit ihrem Kunstwerk; aber das ihnen innewohnende ästhetische Empfinden ist so stark vorherrschend, daß die häßlichen Dinge, welche sie mit Vorliebe zu sagen unternehmen, so schön gesagt werden, daß sie ergreifen und Mitleid erregen, wo sonst sie verletzt und Abscheu erregt hätten. In dem Naturalismus der Franzosen geht die Poesie verloren; über dem Verismus der Italiener bleibt sie als leuchtendes Gestirn schweben: das ist der ganze — große Unterschied zwischen Beiden.

## Ibsen's Baumeister Solneß.*)

Von Max Rieß.

Alle Ibsen'schen Werke sind mehr oder weniger symbolisch gewesen, das jüngste ist fast nur noch symbolisch zu verstehen. Wer den Menschen und Handlungen dieses Stückes ohne eine Ahnung von ihrer symbolischen Bedeutung zuhört und zusieht, wird vielleicht ihr Reden und Thun einfach widersinnig finden und seine Kritik wird eine billige Parodie werden. Hier genüge es zu constatiren: Ibsen hat noch in keinem Werke die realistische Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit so rücksichtslos der Symbolik geopfert wie in diesem. Mag man ihm dies immerhin als eine Schwäche vorwerfen, so darf man doch darum nicht unterlassen, die symbolische Wahrheit des Stückes zu prüfen, geschweige denn sie ungeprüft verlachen. Noch mehr als in der „Frau vom Meere“, mit welcher eine Anknüpfung in der Person der Hilde Wangel augenfällig gegeben ist, tragen diesmal die hypnotistischen Motive zur Verwirrung bei. Eine posthypnotische, zehn Jahre lang (!) wirkende Suggestion, Gedanken- und Willensübertragung durch bloßen Blick spielen hier eine decentere, nicht ganz so magische Rolle, wie dort der „fremde Mann“ es gethan hatte, sind aber gerade in Folge dieser Halbheit für das Verständniß noch mehr complicirt. Freilich dem Märchendichter Kleist gegenüber, dessen unterwürfiges Käthchen die nächstliegende Analogie zur unterwürfigen Kaja liefert, hat Ibsen's Darstellung einen ganz modern-wissenschaftlichen Anstrich. In Wahrheit ist aber auch er diesen Dingen gegenüber nur zum kleineren Theile wissenschaftlich nüchterner Beurtheiler und Kenner und zum weit größeren — Künstler, der sich in das Geheimnißvolle mit fast andächtigem Schauer versenkt. Gerade der realistische Künstler ist ja der Versuchung ausgesetzt, mit seinen tiefsinnigen Erfahrungen über die „Nachtseiten der menschlichen Natur“ auf jenes von der Wissenschaft noch so wenig erhellte Gebiet hinzuflüchten, den Schein des Realismus zu retten, indem er jene Unbegreiflichkeiten durch diese symbolisirt. In Wahrheit werden sich beide kaum decken; außerdem ist ein echtes Märchen nicht nur unmittelbar poetischer, sondern auch verständlicher — um so mehr, als in Sachen der Hypnose das Publikum noch lange Zeit nur zwischen kindischem Aberglauben einerseits und dünkelhaft spottender Ablehnung andererseits getheilt bleiben dürfte.

Den Kern der symbolischen Handlung kann man betiteln: Die drei Ideale des Baumeisters Solneß. Erstes Ideal: Kinderglaube, Gottergebenheit. Solneß ist als Kind auf dem Lande in einem frommen Hause aufgewachsen; als er zu bauen anfing, kannte er keine höhere Lebensaufgabe als: Kirchen zu bauen. Allein seine Gottergebenheit hat sich in ihr Gegentheil gewandelt: in Trotz gegen Gott. Liegt — so müssen wir fragen — wissenschaftlich begründete Gotteslengnung, blanker Atheismus, „intellectuales Gewissen“ dieser seiner ersten Krise zu Grunde? — Nein! nach seinen eigenen Worten ist die Ursache seiner Verwandlung ein persönliches Erlebniß, eine bedeutsame Katastrophe seines Lebens. Sein Haus war in Flammen aufgegangen. Seine Frau, damals die glückliche Mutter eines Zwillingspaares von wenigen Wochen, hatte von dem Schreck ein Fieber davongetragen, welches, da sie ihre Kinder selber zu nähren sich nicht nehmen lassen wollte, den beiden Kleinen tödtlich geworden war. Derselbe Brand aber, durch welchen Solneß sein Familienglück für immer verlor, hat ihm in seiner Carrière als Baumeister so viel genützt, daß er ihm eigentlich seinen großen Ruf erst zu verdanken hat. Gott nun, so philosophirt er an der Stelle, wo er seine Auflehnung gegen diesen begründet, habe aus ihm nur zur Erhöhung seines göttlichen Namens ein berühmtes aber glückloses Werkzeug machen wollen; darum habe er jenen verhängnißvollen Brand geschehen lassen. — Hier stocken wir vor der ersten Inconcinnität des Werkes. Ist hier Widersinn? Aberglaube? Wenn er wirklich noch an Gott glaubt, so haben wir ohnmächtige Auflehnung des Geschöpfes gegen den Schöpfer vor uns, die jede Erhabenheit ausschlösse; wenn er nicht mehr an Gott glaubt, so haben wir Aufklärung in der Form einer abergläubischen Wahnvorstellung. Und Solneß müßte so unklar und krank schon vor zehn Jahren gewesen sein, denn so weit liegt jene grandiose Thurmbesteigung vor der Handlung des Stückes, deren durchsichtige allegorische Bedeutung folgende ist: Bevor Solneß sich von seinem Gotte abwandte, prüfte er erst seine menschliche Kraft und fand sie gottgleich; denn auch er kann „das Unmögliche“, er, der von Geburt Schwindlige, kann den hohen Kirchthurm besteigen und den Kranz auf der höchsten Spitze des Gerüstes aufhängen: nun steht er droben, sieghaft, stolz und hält Abrechnung mit seinem Gotte. — Wundervoll wäre diese Allegorie, wenn sie den Trotz und Stolz des Atheismus rein und ganz aus intellectualer Kraft bedeutete: Der Mensch, der Gott wider-

*) Es liegen uns schon vier deutsche Ausgaben vor: die autorisirte Uebersetzung von Ibsen's Sohn Sigurd Ibsen (Berlin, S. Fischer), eine von Victor Ottmann (Leipzig, Hesse), eine dritte bei Reclam und eine vierte aus dem Verlag von O. Hendel in Halle.

legt hätte, überwände dann seine innere Zaghaftigkeit, die ihm noch aus der Periode seines Glaubens anhaftet, er überwände so auch den Schwindel, der ihn bei dem neuen Ausblick von der Höhe seiner radicalen Erkenntniß zu erfassen droht, und ein Nietzscheschwärmer würde vielleicht wünschen, daß unser Held seinen „Gesang" dort droben anfinge: „Ich bin's, Halvard Solneß, der Gottlose, der da spricht: Wer ist gottloser denn ich, daß ich mich seiner Unterweisung freue?" So oder ähnlich im Sinne der in ihr consequenten Prägung unüberbietbaren Zarathustrasprache. Allein Ibsen ist kein Nietzsche; bei ihm ist nichts goldig, sonnig, überhell, sondern alles ist schillernd, nebelhaft, mystisch, — nordisch. Wie anders ist gleich der Einsatz des Solneß auf dem Thurm: „Jetzt höre mich an, Du Mächtiger!" Also nicht überwunden ist sein Gott, ihm wird nur Trotz geboten — aus wie unklarer Begründung, sahen wir oben. — Wundervoll wäre diese Allegorie, wenn sie eine rein intellectuale Bedeutung hätte, herrlich bleibt sie so, wie sie ist, noch immer, und das Gleichniß von dem Baumeister, der den angeborenen Schwindel auf der Thurmspitze seiner letzten Kirche siegreich niederkämpft, ist in jedem Falle ein großartiger Wurf, an dem man mit Freude seinen Ibsen wiedererkennt.

Auf jener Thurmhöhe, wo Solneß sein erstes Ideal umstürzt, ruft er auch zugleich sein neues Ideal, von Schaffensfreude begeistert, in die Lande: Heimstätten für Menschen zu bauen ist seine neuerkannte Lebensaufgabe, menschliche Wohnhäuser für „Vater, Mutter und die Kinderschaar". Der schwindelnd hohe Thurm war das Charakterzeichen der Kirchen gewesen, das Symbol des Göttlichen; darum — so könnte man erwarten — müßten die Heimstätten für Menschen symbolisch als thurmlose Häuser contrastirt werden. Aber Ibsen ist tiefsinniger. Gerade die menschlichen Häuser sollen von nun an statt der Kirchen mit hohen Thürmen geschmückt werden, das Menschenheim soll ein Zeichen tragen, welches empor weist. Erinnert dieses neue Ideal des Baumeisters Solneß nicht deutlich an die „Vergöttlichung alles Irdischen und Menschlichen" bei Zarathustra, welcher am bestechendsten an Stelle der „hinterweltlichen" Ideale den „Sinn der Erde" gepredigt? — Ist seit Nietzsche dieser Gedanke nicht neu, so ist er dennoch Jedem, dem diese Probleme am Herzen liegen, bedeutsam, groß, feierlich und wohl würdig, den Vorwurf für dichterische Darstellung zu bilden.

„Heimstätten für Menschen zu bauen, das ist keine fünf Pfennige werth." Mit diesen Worten entthront im letzten Akte der Held sein zweites Ideal. Er thut dies Geständniß nicht seiner Frau gegenüber, die ist seit dem Brande geknickt und fast verstört ist, sondern er thut es gegen die junge Hilde Wangel, deren mit der realistischen Wahrscheinlichkeit unrettbar auf gespanntem Fuße stehendes Hineinschneien in die Häuslichkeit des Baumeisters allmählich einen gänzlichen Ehebruchsconflict veranlaßt. „Jetzt sehe ich's nämlich ein. Die Menschen haben die Heimstätten da gar nicht nöthig. Jedenfalls nicht, um glücklich zu sein!" Furchtbar, zerschmetternd muß dem Baumeister diese Erkenntniß gewesen sein, die ihm auch sein zweites Ideal zertrümmerte. Woraus hat er eine so vernichtende Lehre geschöpft? Womit wird sie begründet? Sind mit „den Menschen" vielleicht nur die Alltagsmenschen gemeint, die ewig kleinen und kleinlichen Geschöpfe, von denen sich der Held ausnimmt, über die er sich erhaben fühlt? Fast sollte man dies denken, wenn man hört, nicht für die anderen Menschen habe er solche Heimstätten bauen dürfen, wie er sie träumte, denn die hätten sie ja nicht haben mögen, nur für sich selbst habe er ein stolzes Wohnhaus mit einem hohen Thurm errichtet, oder wenn man hört, daß in jenem Ideal der Heimstätten mit hohen Thürmen nur Hilde Wangel sich mit dem Baumeister begegnet, diese beiden „Einsamen Menschen". Jedoch dieser Schein trügt. Denn also geht die Resignation weiter: „Und ich hätte auch so ein Heim nicht nöthig gehabt. Wenn ich eins besessen hätte, heißt das. — Sehen Sie, das ist der ganze Abschluß, so weit ich zurückblicke. Nichts gebaut im Grunde genommen und auch nichts geopfert, um zum Bauen zu kommen." — Wieder reißt uns hier aus unserer Ergriffenheit die Mangelhaftigkeit der Motivirung. Als Solneß seinem Gotte Trotz bot, da hatte er ja jedes Heim und jede Möglichkeit, zu einem Heim zu gelangen, seit drei, vier Jahren bereits verloren, und wieder nur Aberglaube, sein Hang zum Unmöglichen lockte ihn, ein neues Haus mit drei Kinderstuben ohne Hoffnung auf neue Kinder, ein Haus mit dem Symbol des Glückes ohne jede Aussicht auf Glück zu errichten. So tragisch uns die Ironie dieses Aberglaubens berühren mag: aus dem Zusammenbruch seines eigenen Heims kann er jene neue schmerzliche Lehre nicht gefolgert haben. Sonst hätte er resigniren müssen, bevor er zu hoffen anfing. Und selbst wenn ihm erst durch Hildes Erscheinen dies Gefühl zum vollen Bewußtsein kam, wenn er erst in ihrer Gegenwart klar empfinden lernte, daß er in seiner Ehe an einen Leichnam gekettet sei, woher kann er dann wissen, daß sein Haus ohne jene Brandkatastrophe auch kein Heim geworden wäre, da doch seine Gattin eine so wundervolle Fähigkeit „kleine Menschenseelen aufzubauen", so viel Liebe und Güte anfänglich besaß. Worin ist Frau Aline Solneß vor der Katastrophe ihres Gatten unwürdig, unfähig, ihm Glück und ein Heim zu bereiten? Und wenn sie es war, warum wählte er sie? aus Eigennutz? aus Geschäftsgründen? Auf alle diese Fragen fehlt die Antwort! Der tragische Satz, der uns erschütterte, ist nicht oder mindestens nur ganz schief motivirt. Solneß predigt mit finsterem Blick eine furchtbare Wahrheit, nur daß er selber leider nicht genau weiß, warum sie furchtbar, noch warum sie wahr sei.

Wir müssen den guten Willen haben, diesen Mangel zu übersehen, wenn wir die letzte Krise in der Weltanschauung des Helden weiter betrachten. Die Heimstätten für Menschen machen dem dritten Ideale Platz: dem Schloß, das die „Prinzessin" Hilde erhalten soll. Vor zehn Jahren, als Solneß auf dem Kirchthurm von Lysanger vor seiner Gottähnlichkeit nicht bangte, da hat die Größe dieser Situation sich der zwölfjährigen Hilde ins Herz geprägt, und seit er sie am gleichen Tage in Festlaune geküßt und ihr das Königreich Apfelsinia versprochen hat, ist ihr Kuß und Königreich nicht mehr aus den Gedanken entschwunden, hat ihr das Vaterhaus zum Käfig gemacht, hat sie schließlich gelockt, wie ein wilder Vogel ihre Beute aufzusuchen und das junge Weib macht nun als ernste Forderung geltend, was dem halben Kinde im Scherz versprochen war: Kuß und Königreich, d. h. den Besitz des Mannes, der endlich in der That Weib und Ehe, Heimstätten für Menschen unter sich wirft, um seiner Prinzessin ihr Schloß zu bauen, ja der „jetzt erst anfangen zu wollen" erklärt. Was diese Symbolik besagen will ist deutlich: Jedes Band soll zerrissen werden. „Freiheit um jeden Preis!" heißt die Losung dieser beiden Uebermenschen, die eine Ehe brechen wollen, um ein „heiliges Concubinat" aufzurichten, die der ganzen modernen Moral Trotz bieten wollen durch ihren öffentlichen Kuß vor den Augen der Menge und der Ehegattin, beide in diesem Moment noch viel heroischer und trotziger als damals der Baumeister vor seinem Gotte stand. „Ein Luftschloß mit einer Grundmauer darunter", so heißt ihr tiefsinniges Wort, das mit seiner vorausdeutenden Tragik wundersam ans Herz greift: Als Solneß vor dem entscheidenden Kuß, der ihn ins „Jenseits von Gut und Böse" einführen soll, noch einmal die Probe wagt, mit dem Kranz in der Hand auf den hohen Thurm diesmal seines letzten Wohnhauses zu steigen, um auch diesmal vorher seinen Schwindel zu besiegen, da mißlingt die Probe und er fällt sich von der obersten Spitze zu Tode.

Also Auflehnung gegen Gott und sodann Auflehnung gegen die Moral, das ist im tiefsten Sinne der rothe Faden der Dichtung, mit dem nun viele andere Fäden und Fädchen verknüpft und leider auch oft verknotet sind, so daß es spitzer Finger bedarf, um das nicht überall ganz säuberliche Gewebe auseinander zu legen. Ein zweites, mit dem Leitmotiv nahe zusammengehöriges Symbol ist das „robuste Gewissen." Der Held, der schließlich an der Grundmauer seines Luftschlosses zerschellen soll, ist kein unentwegter Streiter, kein auf sich selbst festgegründeter Mann. So wenig, wie wir in ihm einen verstandesscharfen Gottesleugner fanden, so wenig ist er auch ein harter, scrupelloser Egoist. Allerdings hat er, um seinen

jugendlichen Zeichner, Ragnar Vorvig, den Sohn seines ehemaligen Lehres, jetzigen Assistenten Knut Vorvig, an sich zu fesseln, da er im anderen Falle einen ihm selbst überlegenen Concurrenten in ihm fürchtet, sich unehrlicher Mittel bedient, indem er seine Buchhalterin, Kaja Fosli, Ragnar's Braut, auf die er einen hypnotischen Einfluß auszuüben im Stande ist, durch Liebesvorspiegelungen seinen Plänen völlig dienstbar machte; allerdings hat er auf diesem Wege jedes Emporkommen Ragnar's so erfolgreich unterdrückt, daß er dadurch das Lebensglück des alten Knut Vorvig untergrub und schließlich zertrümmerte; allerdings sagt er, als er durch ein paar Zeilen der Anerkennung auf Ragnar's Zeichnungen diesem eine Carriere eröffnen und dem Alten, bevor er in die Grube fährt, einen letzten Trost mitgeben soll, stets und sogar vor Hilde: Er könne nicht anders handeln, — so daß man einen Moment vermeint, einen „unschuldigen" Bösewicht, einen aus Instinkt egoistisch Schaffenden vor sich zu sehen. Allein das genaue Gegentheil offenbart die Folge. Eine Last, die er nicht von seinem Gewissen abzuwälzen vermag noch sucht, ist die Schuld an dem verhängnißvollen Brande, welche er sich zumißt, nur weil er vorher diesen Brand sehnlich gewünscht hatte. Er hatte freilich eine Ritze im Schornstein, die dem Hause gefährlich werden konnte, lange vorher gekannt und nie zu stopfen unternommen, weil „ihm war, als ob ihm, wenn er daran gehen wollte, sich jedesmal eine Hand dazwischen legte;" aber das wirklich ausgebrochene Feuer war erwiesenermaßen gar nicht aus dieser, sondern aus einer ganz anderen Ursache, nicht im Schornstein, sondern in einer Kleiderkammer entstanden. Gleichwohl vergräbt er sich in den Gedanken, daß er die alleinige Schuld habe: denn es gibt „Helfer und Diener", Teufelchen, Kobolde, und weil er diese durch seine Wunschgedanken gerufen, so mußte das Haus abbrennen, mit der gleichen Gewißheit, mit der es unversehrt geblieben wäre, wenn z. B. Knut Vorvig es besessen hätte. Ja noch mehr, er kennt sogar die Wollust des Märtyrers: Seiner Frau gegenüber fühlt er sich seit jener Katastrophe so tief verschuldet, daß er ihre unberechtigten Eifersuchtssticheleien gegen Kaja Fosli wie eine Wohlthat, wie eine Linderung empfindet und es nicht ertragen kann, sie sich selbst anklagen zu hören. Also Hilde hat sehr Recht zu sagen, daß er ein zartes Gewissen habe. Auch ist sie es, nicht er, die das „robuste Gewissen" auf den Schild erhebt. In dem Ehebruchsconflict verführt sie ihn, nicht umgekehrt, und sie entflammt ihn zu dem Entschluß, vor dem entscheidenden Schritte noch einmal die Kraftprobe zu wagen, die ihm einst vor zehn Jahren aus eigener Macht gelang, an die er jetzt aber, ohne sie, gar nicht einmal gedacht hätte. Sie erzieht ihn zu dem, was er wird, erst im Laufe des Stückes. Also wäre sie eigentlich die Heldin und mehr Uebermensch als er? Ein Ibsensches Epigramm antwortet darauf mit: Nein!

Solneß (sieht sie mit gesenktem Kopfe an): Wie sind Sie zu dem geworden, was Sie sind, Hilde?

Hilde: Wie haben Sie mich zu dem gemacht, was ich bin?

Also von dem Manne geht die Kraft des Weibes aus. Die halbmagische Erklärung, das von dem jugendlicheren Baumeister, wie er vor zehn Jahren so groß und stark war, die Kraft entsprang, die Hilden jetzt beseelt, macht ihm zum Vater des heroischen, tragischen Entschlusses. Dennoch steht, mehr wohl als Ibsen gewollt, das Weib hier als die Heldin da und macht aus dem Stücke eine verkappte Hedda Gabler Nr. 2. — Auch in der Zeichnung Hildes ist die Einfachheit des hier entwickelten Verhältnisses mannigfach durchbrochen und complicirt. Anfangs wird niemand aus ihr klug; niemand weiß: wie viel ist magischer, posthypnotischer Bann, wie viel Naivetät und wieviel Berechnung in ihrem schlüpfrigen Benehmen gegen den verheiratheten Mann? Nachdem Frau Solneß ihr Herz vertrauensvoll gegen Hilde erschlossen hat, hat auch diese einen heftigen Anfall von zartem Gewissen auszuhalten. Erst die Mißtrauensäußerungen gegen die Größe ihres Baumeisters in Ragnar's Munde und eine gelinde Eifersucht gegen Kaja helfen ihr, diesen Anfall zu überwinden, und nun erst ist sie gänzlich entschlossene Bekämpferin der „Pflicht", jenes Wortes, daß sie von Anfang an nicht ausstehen mochte, weil es, wie sie meint, „sticht." Ich bin weit entfernt, dies einmalige Schwanken zu tadeln und finde es ebenso berechtigt, wie wirkungsvoll. Aber daß dieselbe Hilde ihren Baumeister auch zu der Niederschrift veranlaßt, die Ragnar in die Höhe bringen muß, daß sie ihn mit einem „Pfui!" der Entrüstung über seine eigennützige Verweigerung dieser Zeilen umstimmt, das macht ihre Gestalt völlig unklar. Hält sie ihren Baumeister für so groß, daß keiner ihn je überflügeln könnte? Sie bleibt doch bei ihrem Urtheil, als ihr Solneß das Gegentheil versichert. Die ganze That, die man mühsam durch eine ansteckende Wirkung von Solneß' Zaghaftigkeit auf sie erklären möchte, wird so sicher gethan, auch die reine Freude, die sie über dies Liebeswerk empfindet, so unterstrichen, und all das an keiner Stelle zurückgenommen oder auch nur abgeschwächt, daß man hier eine ganz befriedigende Lösung aufzugeben geneigt wird. —

Die bisher herausgeschälten Probleme liegen in dem Werk ziemlich vergraben. Wer nach der bisherigen Analyse dasselbe construiren müßte, würde noch zu manchem falschen Gebilde kommen. Von Auflehnung gegen die Moral z. B. wird mit keinem Worte gesprochen. Daß aber trotzdem mit dem öffentlichen Kuß, den Hilde erhalten soll, mehr als ein Kampf gegen die Convenienz eine wirkliche Umwerthung unserer Werthe versinnbildlicht wird, dafür bürgen die vielen direct aus der Nietzsche'schen Terminologie herbeigeholten Schlagworte. Das Ideal des „robusten Gewissens" unterscheidet sich nur durch den geringeren Grad von Radikalismus von der Lehre Zarathustras: „Der Gewissensbiß ist unanständig." Dem Gewissen die Zähne gestumpft zu haben, rühmt sich jener in Gleichnissen unerschöpfliche „Blutegel des Gewissens". Wenn ferner — um nicht andere Anklänge hier zu wiederholen — Hilde „der junge Tag" genannt wird, wenn mit der Erinnerung des Solneß an die Wikinger beinahe wörtlich diejenige Stelle aus Nietzsche's „Genealogie der Moral" verarbeitet wird, welche von den „blonden Bestien" handelt, die Blutvergießen und Weibervergewaltigung nicht ernster nahmen, als wir einen Studentenstreich, — dann ist der Beweis dafür vorhanden, daß in der Erfassung dieser Probleme, schon in der ganzen Fragestellung Ibsen in die Schule des Lehrers der „Herrenmoral" gegangen ist. Geringerer Radicalismus ist aber nicht der schlagende Unterschied zwischen Ibsen und Nietzsche. Von dem Philosophen unterscheidet er sich am wesentlichsten durch seine Eigenschaft als Dichter, durch seine Besonderheit als Tragiker. Nicht neue und unbedingte ethische Forderungen, sondern den Conflict der Neues Suchenden mit dem Alten stellt der Tragiker dar. Dies ist Ibsen's großes Thema von „Kaiser und Galiläer" herab bis auf den Baumeister Solneß. Starb in der klassischen Tragödie der Held, so siegte doch immer das Gute „in der Idee"; bei Ibsen's Tragik aber, besonders seit er in der „Wildente" die idealen Forderungen halb und halb selber zu compromittiren schien, bleibt immer die Frage offen, ob denn der Untergang des Helden für oder gegen seine neuen Ideale zeugen solle. Im jüngsten Stück ist diese Frage mit der gewohnten Vorsicht — oder Verschlagenheit? — in der Schwebe gelassen. Was Hilde aus dem Falle ihres Helden für eine Lehre zieht, das, was uns am meisten interessiren müßte, wird dunkel ausgedrückt. Ihre letzten Worte „Aber bis zur Spitze kam er", besagen, daß sie sich an den Gedanken klammert: War er auch kein ganzer Uebermensch, so war er doch schon ganz — eine Brücke zum Uebermenschen. Aber der „irre Triumph" dieser Worte, läßt uns wieder nichts für ihre Dauerhaftigkeit hoffen.

Solneß selber aber — dies ist der letzte Zug, der uns zu seinem Bilde fehlt — ist ein viel zu alter, schwacher, kranker Mann, als daß sein Scheitern etwas gegen seine Ideale beweisen könnte. Sein Uebermenschenthum ist nicht viel mehr als das Gerippe seiner abstracten Bedeutung, und ein Gerippe sieht man nicht. Das Fleisch um die Knochen, die Umrisse, die man sieht, zeigen beinahe das Gegentheil. Die Zeit, wo er wahrhaft stark war, liegt zehn Jahre zurück, und die innere Macht, die noch jetzt seiner Persönlichkeit innewohnt, zu beweisen, ist sein hypnotisirender Einfluß auf Kaja ein schwacher Behelf. Die Härte, die er durchführen will, gegen Ragnar, wird ihm, verwunderlicher Weise, wie wir sahen, von Hilde

verwiesen und verwehrt. Sein Aberglauben, seine Selbstquälerei seiner Frau gegenüber ist oben gestreift. Aber seine Leiden sind schon pathologischer Art. Die auf Unkosten seiner Nebenmenschen errungenen Erfolge empfindet er wie eine mit der Haut Anderer zugedeckte und doch unheilbare Wunde. Er fürchtet auch geradezu — obwohl mit Unrecht — daß ihn seine Umgebung als nicht mehr ganz zurechnungsfähig überwache. Aus seinem kränklichen Gewissen, seinem mystischen Hang und der Furcht vor dem sich nahenden Alter setzt sich seine ihn verfolgende Ahnung eines Umschwunges zusammen, welcher von der Jugend ausgehen werde. In diesem Motiv allzu eifrig geheime Confessionen des Dichters zu suchen, dürfte unrathsam sein. An so intime Dinge darf nur mit sehr leiser Hand gerührt werden. Wenn auch das Wort von den Jungen und „Allerjüngsten" wie ein Schwanensang Ibsen's anmuthen mag, so darf man doch keinesfalls bis zu der Schlußfolgerung gehen, als ob Ibsen heute mit einem „Nichts gebaut im Grunde genommen!" in's Grab zu steigen gesonnen wäre.

Symbolisch werden alle Schwächen des Baumeisters mit einem Worte zusammengefaßt. Er ist schwindlig. Wer hier einwendet, ein Baumeister, der von Jugend auf so schwindlig wäre, sei lächerlich, das ganze Motiv sei nur des tragischen Ausganges wegen da: der verkennt wieder die symbolische Wahrheit. Nicht so hoch steigen können, wie man selber gebaut hat, das ist doch wahrlich ein glänzendes Symbol für alle Weltverbesserer, welche hochfliegende Systeme bauen und in der Theorie alles umwerthen, ohne daß sie selbst — noch auch andere — diesen neuen Werthen nachzuleben wissen. Und auch wenn Solneß, der berühmt gewordene Baumeister, im Grunde von architektonischen Berechnungen nicht so viel versteht, wie sein im Dunkeln alt gewordener Assistent Knut Borvig, also in einem nur für Luftschlösser unwesentlichen Punkte, dem der Erbauungsmöglichkeit nämlich, mehr Laie als Fachmann ist, sollten nicht damit wiederum die Neuerer in der Theorie getroffen sein, welche von dem Material, mit dem sie arbeiten müßten, nämlich mit den in der Gegenwart vorliegenden moralischen und sozialen Verhältnissen, eine ungenügende Kenntniß besitzen, mit einem Wort — die Utopisten?

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Abenteuer eines Bräutigams.

Von Albert Hall.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von M. C. Larochelle.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als ich, den Reisesack in der Hand, meinen Weg vom Bahnhof zum Hotel zur Klippe suchte.

Ich wollte mich verheirathen. Die Heirath bildet einen Wendepunkt im Leben des Mannes und dies Factum erfüllte meine Gedanken. Ich war glücklich, ich war erregt, ich war nervös. Ich betete meine Erwählte an, und ich liebte meine Mutter zärtlich — und die Beiden hatten bei der ersten Bekanntschaft wenig gegenseitige Zuneigung verrathen. Meine Mutter pflegte von meiner Hochzeit zu sprechen, als handelte es sich um mein Begräbniß, und das war nicht erbaulich.

Ich heirathete in die Familie des verstorbenen Generals F. und da die Frau Generalin erst seit zwei Jahren verwittwet war, wünschte sie, die Hochzeit möchte in aller Stille gefeiert werden, und meine Braut war damit einverstanden.

Wir beabsichtigten sogleich nach der Hochzeit eine Reise nach dem Continent anzutreten und die Anzeige sollte nicht vor unserer Abreise in den Zeitungen erscheinen.

Meine Schwiegermutter war untröstlich bei dem Gedanken, sich von ihrer Tochter trennen zu müssen und betrauerte ihren verstorbenen Gemahl noch hinter den schwarzen Rändern ihres Taschentuches.

Die Reise zur Hochzeitsfeier trat ich ganz allein an; der letzte Abschiedswunsch meiner Mutter war gewesen: „Ich hoffe, daß Du Deinen Schritt nie bereust, mein armer Junge." Alles in Allem war es für mich eine unbehagliche Zeit, die ich hoffte, recht bald hinter mir zu haben.

Die Mutter meiner Emma lebte in einer Villa an der Themse. Unsere Hochzeit sollte am folgenden Tage stattfinden, und ich war genöthigt, unterwegs zu übernachten.

Das Hotel zur Klippe sah vielversprechend aus, und ich machte mich zu Fuß dahin auf, weil ich dachte, ein Spaziergang würde meine Lebensgeister auffrischen. In der That fühlte ich mich wohler und freute mich über die Schönheit der Gegend, als plötzlich das curiose Gebahren eines Mannes meine Aufmerksamkeit fesselte.

Er entleerte seine Taschen ihres gesammten Inhalts. Briefe, Karten und Papiere folgten einander, nachdem sie von ihrem Eigenthümer in kleine Stücke zerrissen waren. Der Fluß trug die Fragmente fort. Sein Taschentuch folgte, danach die Börse, aus welcher er jedoch zuvor das Geld nahm und es wieder in die Tasche steckte.

„Wenigstens beabsichtigt er keinen Selbstmord," dachte ich im Stillen.

Sein Federmesser prüfend, betrachtete er die Innenseite seines Hutes, löste ein Band heraus, welches er in kleine Stücke zerschnitt, drohte mit geballter Faust in die Luft, nahm seinen Reisekoffer auf und ging mit raschen Schritten davon.

„Nicht ganz richtig im Oberstübchen," sagte ich zu mir selbst im Weiterschreiten. Als ich an der Stelle vorbei kam, wo er gestanden, hielt ich an und blickte in den Fluß. Das Wasser dort unten war mit Papierschnitzeln bedeckt, die mit dem Strome fortschwammen; nur eine Visitenkarte hatte sich im Grase einer Bucht festgesetzt. Ich hob sie auf und las:

Cheops P. Mizzle.

Ein komischer Name, dachte ich. Vielleicht will er ihn vertauschen; ich wenigstens würde es thun. Und die Karte einsteckend, um Emma damit ein Vergnügen zu machen, ging ich in das Hotel. Zu meinem Entsetzen war die erste Person, auf die ich stieß, mein alter Bekannter, Herr Plauder.

Jedermann weiß, daß es Stellen gibt, wo man absolut kein Wasser bekommen kann; doch da existirt eine gewisse kleine Maschine, die beständig bohrend durch den härtesten Felsen dringt, bis sie zu dem Wasser kommt. Herr Plauder erinnert mich immer an diese Maschine. Menschen, welche der gewöhnlichen Pumpe widerstanden, gaben alle Hoffnung auf, wenn er den Bohrer ansetzte.

Wenn Plauder entdeckte, daß ich in dem Hotel war, so würde er mich überall verfolgen und so lange fragen, bis ich ihm alles erzählte, nicht nur, daß ich morgen Hochzeit halten wollte, sondern auch was von Diesem und Jenem gesagt, und von Diesem und Jenem gethan, und von Diesem und Jenem gedacht war, so weit ich es wußte. Wer die Gepflogenheit der Zeitungen meines Heimathlandes kennt, jede Hochzeitsfeier aus der Gesellschaft mit allen Details und nur möglichen Informationen zu bringen, und erfährt, daß Herr Plauder ein ebenso renommirter Publicist als gefürchteter Interviewer war, kann sich meine Abneigung, ihm gerade heute zu begegnen, vorstellen. Ich beschloß ihn daher zu „schneiden". Ich wollte schon in der Morgendämmerung aufbrechen und zwischendurch auf meinem Zimmer speisen. Ja, ich mußte Plauder „schneiden".

So zog ich meinen Hut tief in's Gesicht, drückte mich durch eine Seitenthür in's Haus, wurde von einem Kellner empfangen und dann zu dem mächtig herablassend dreinschauenden Clerk des Hotels geführt, der mir mit einem hoheitsvollen Blick ein Buch und Schreibfeder vorlegte. O weh, das Fremdenbuch; daran hatte ich nicht gedacht! Ich war verloren. Plauder würde die Namen der Neuangekommenen lesen und sich sogleich nach meinem Zimmer verfügen.

Mir kam ein lichter Gedanke. Niemand kannte mich. Ich würde vielleicht nie wieder hierher kommen. Ich wollte einen fremden Namen einschreiben und Plauder täuschen. Mein böser Genius muß es mir in's Ohr geflüstert haben, denn urplötzlich kam mir der Name auf der gefundenen Karte in's Gedächtniß und in derselben Minute stand er schon im Fremdenbuch:

Cheops P. Mizzle.

In dem Augenblick, als ich die Feder fortlegte, kam mir der Betrug zum Bewußtsein und ich wurde purpurroth. Doch es war zu spät. Alles was ich thun konnte, war, mich oben zu verbergen, bis der Morgenzug ging. Ich folgte dem Kellner mit großer Behendigkeit nach dem angewiesenen Zimmer.

Einmal dort angelangt, ein gutes Abendessen und den Kellner vor mir, der sich, mit einem guten Trinkgeld bedacht, die Hände rieb, fühlte ich mich sicher.

„Wohlverstanden," sagte ich, „ich bin für Niemand zu Hause. Ich bin müde und gehe gleich zur Ruhe. Wecken Sie mich früh genug zum Sechs-Uhr-Zuge und bringen Sie mir den Kaffee herauf."

„Sehr wohl, mein Herr. Gewiß, mein Herr. Sonst noch Wünsche, mein Herr?" fragte der Kellner.

„Nichts weiter," entgegnete ich. Er zog sich geräuschlos zurück. Ich schloß und riegelte die Thür hinter ihm zu und holte tief Athem. „Gerettet," murmelte ich, „gerettet, wenigstens vor Plauder!"

Ich aß meine Mahlzeit, rauchte meine Cigarette, trank auf die Gesundheit meiner Emma mit einem oder zwei Glas Madeira und begab mich zur Ruhe.

Die Matratzen der Hotelbetten sind hart, und meine machte keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Dennoch schlief ich bald und fest. Ein lautes Klopfen an der Kammerthür weckte mich auf. Es war natürlich der Kellner, doch erschien es mir für sechs Uhr noch zu dunkel. Ich zog die Uhr unter dem Kopfkissen hervor und zündete ein Streichholz an. Es war noch nicht drei Uhr; aber das Klopfen wiederholte sich.

„Wer da?" rief ich.

„Ich, Herr," antwortete der Kellner.

„Ich will erst um sechs Uhr geweckt sein," rief ich.

„Ja Herr. Dies ist nicht der Zug, Herr. Da ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht."

Plauder hatte mich ausfindig gemacht und war weiter gegangen, als er gewöhnlich zu thun pflegte. Trotz meines Aergers mußte ich über seine Unverschämtheit lachen.

„Sagen Sie dem Herrn, ich schliefe," sagte ich.

„Ja, mein Herr, ich sagte ihm das, mein Herr; aber er bestand darauf, er müßte Sie sprechen."

„Gut; sagen Sie ihm, er möchte zu Bett gehen; ich wollte ihn morgen sehen!"

„Ja, mein Herr," sagte der Kellner; aber er kehrte nach wenigen Minuten zurück und rief: „Er sagt, Sie müßten die Thür öffnen, mein Herr!" und eine andere Stimme fiel ein: „Ich hoffe, Sie werden meine Gäste nicht beunruhigen. Es ist für alle Theile besser, wenn Sie den Herrn ruhig einlassen."

Plauder war also nicht los zu werden. „Verwünscht," rief ich aus, „ich bezweifle Ihr Recht, mich zu stören. Meine Ruhe ist mir wichtig für diese Nacht. Doch lassen Sie ihn ein, wenn es nun einmal nicht anders geht." Und ich stand auf, zog den Riegel zurück und legte mich wieder hin.

Ein schwerer Schritt dröhnte durch's Zimmer, ein zweiter folgte, und dann wurde die Thür verschlossen und die Lampe angezündet. Aufrecht im Bett sitzend, sah ich zwei stark gebaute Männer, von denen der eine mit dem Rücken gegen die Thür lehnte, und der andere zu Füßen meines Bettes stand.

Ich reiste mit einer großen Summe Geldes, ausreichend, um die Kosten unserer Reise auf dem Festlande zu bestreiten, und mir kam der Gedanke, daß dies bekannt geworden sein könnte. Diese Menschen waren Räuber. Mein kostbarer Reisekoffer, der Werthpapiere, baares Geld, den Trauring und einen Perlenschmuck für Emma sowie unsere Billets enthielt, stand neben dem Lager. Meine Pistole lag unter dem Kopfkissen. Die letztere ergreifend, bereitete ich mich, Leben und Eigenthum zu vertheidigen. Doch einer der Männer entriß mir die Waffe, der andere ergriff mein Handgelenk, streifte eiserne Schellen darüber und lehnte sich drohend über mich mit einem Revolver in der Hand.

„Hülfe!" rief ich. „Mörder! Man beraubt und mordet mich! Hülfe! Hülfe!"

Nun mischte sich der Wirth ein. „Mein werther Herr, es ändert nichts an der Sache, und Sie verderben nur den Ruf meines Hauses."

„Ist es möglich," rief ich indignirt, „daß Sie mit den Dieben gemeinsame Sache machen?"

„Diebe?" sagte der Mann mit dem Revolver. „Wir sind gekommen, Sie dingfest zu machen. Wir sind Detectives, und das wissen Sie recht gut. Wir waren Ihnen schon die ganze Woche auf der Spur."

„Detectives?" sagte ich. „Dann haben Sie einen Ihrer gewöhnlichen lächerlichen Mißgriffe gemacht und den Verkehrten aufgespürt."

„Dann machten Sie wohl auch einen Mißgriff, als Sie Cheops P. Mizzle in das Fremdenbuch schrieben?" gab er höhnisch zurück.

„Ah! ist es das?" sagte ich.

„Jawohl," entgegnete er. „Wir hatten die Spur verloren, als einer der Gäste dieses Hotels, Herr Plauder, der unser Geschäft kennt, uns auf den Namen im Register aufmerksam machte."

„Oh, Herr Plauder! Und bitte, meine Herren, was habe ich verbrochen?"

„Betrügerei!"

„Betrügerei! Nun ja, ich gestehe, ich schrieb den Namen eines Andern; aber es war ein kleiner Scherz von meiner Seite."

„Der Scherz wird Sie theuer zu stehen kommen," sagte der Detektiv.

„Ich will Ihnen den Grund sagen, ich wünschte . . ."

„Nun, Sie brauchen sich nicht selbst anzuklagen, Herr Mizzle," sagte der Andere.

„Mein Name ist Lamm, Joachim Lamm."

„Zu spät. Sie haben soeben selbst den Betrug eingestanden. Kommen Sie, Sie sind unser Mann. Vielleicht ziehen Sie vor mit dem ersten Zuge zu fahren, um Aufsehen zu vermeiden. Stehen Sie auf und kleiden Sie sich an."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte ich. „Wollen Sie mich arretiren, weil ich einen falschen Namen in das Fremdenbuch schrieb? Ich verband damit keine böse Absicht; ich will Ihnen Alles erzählen."

„Wir arretiren Sie, weil Sie Herrn Isaac Silberpfennig's Namen unter verschiedene Wechsel gesetzt haben, wie Sie recht gut wissen."

„Nun und nimmer! Ich sah nie einen Wechsel von Isaac Silberpfennig!"

„Das ist merkwürdig! Sie sind doch Jahre lang sein Cassirer gewesen?"

„Ich? Ich? Ich bin keines Menschen Cassirer! Oh, nun verstehe ich! Cheops P. Mizzle ist ein Betrüger, den sie verfolgen?"

„Ganz recht," sagte der Detektiv.

„Und Sie haben mich fälschlich für ihn genommen," sagte ich. „Es war stupid, sich unter angenommenem Namen einzutragen. Doch ich versichere Sie, mein Name ist Joachim Lamm! Ich reise zu meiner Hochzeit. Ich bin im Geschäft meines Vaters in Liverpool. Ich bin nicht der Mann, den Sie suchen."

„Wir möchten nicht gern Gewalt anwenden," sagte der ältere der beiden Herren. „Doch versuchen Sie nicht, alte Praktiker hinter's Licht zu führen. Sie müssen uns folgen."

Ich saß in der Klemme. Freilich mußte sich ja meine Unschuld herausstellen; man brauchte mich ja nur mit Herrn Silberpfennig zu confrontiren. Doch ein Aufenthalt war unvermeidlich; meine Hochzeit mußte verschoben, meine arme Emma beunruhigt werden. Plötzlich kam mir ein Gedanke:

„Herr Wirth," sagte ich, „rufen Sie Herrn Plauder! er kennt mich."

„Wahrscheinlich ein Helfershelfer," meinte der Detektiv.

„Nein," entgegnete der Wirth. „Herr Plauder logirt hier jeden Sommer; er kennt alle Welt."

„Es wird nur ein Versuch sein, die Sache zu verzögern," sagte der Detektiv. „Wecken Sie den Herrn nicht um nichts und wieder nichts."

Doch der Kellner, dessen Verstand ich von dem Augenblick an zu würdigen begann, und dessen Auftauchen aus irgend einer dunklen Ecke ich zu bemerken versäumte, bemerkte: „Herr Plauder ist wach. Er fragt den Hausknecht über den Lärm aus, Herr. Er nimmt Antheil an Allem, Herr, was vorgeht."

Binnen wenigen Minuten trat Plauder in die Erscheinung. Ich hatte nie geglaubt, daß ich mich freuen würde, Plauder zu sehen, aber nun freute ich mich! Seine ersten Worte waren: „Was? Sie in der Klemme! Ein so feiner junger Mann! Erzählen Sie mir Alles."

Das that ich. Ich erzählte ihm Alles, wie ich hätte incognito reisen wollen, unterwegs eine Karte aufgegriffen und den Namen in das Fremdenbuch geschrieben habe. Auf seine Frage, warum ich hätte unerkannt bleiben wollen, entgegnete ich nur:

„Die Zeitungsberichte! Sie wissen, wir möchten die Hochzeit in der Stille feiern und nichts davon vor unserer Abreise erwähnt wissen."

Und Plauder war entzückt. Er befand sich im Besitz der ersten Neuigkeit, die für ihn allemal werthvoll war, und die Detectives ließen mich los, freilich ebenso widerwillig, wie eine Bulldogge den Bettler.

Ich fuhr mit dem Sechs-Uhr-Zug, und Plauder brachte mich zum Bahnhof.

Ich vermuthe, keine Hochzeit war je so allgemein bekannt gemacht, als die unsere. Plauder mußte mindestens fünfzig Reporter interviewt haben, denn alle Zeitungen brachten am nächsten Morgen Berichte von meinem Abenteuer und Jeder, der meine Braut oder mich kannte, gab uns das Geleit zum Dampfer.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Kommende Wahlen.

Im Herbste dieses Jahres finden die verfassungsmäßigen Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause statt, und wenn der verantwortliche Leiter unserer unverantwortlichen Politik, Seine Erlaucht Graf Caprivi, den Antisemiten und den Sozialisten einen besonderen Gefallen thun will, wird man uns auch Aschermittwochswahlen zum Reichstag bescheeren. Unter diesem Gesichtspunkte nehmen die krampfhaften Anstrengungen aller auf den Parlamentarismus eingeschworenen Volksbeglücker, bestehende Wahlsysteme zu verbessern, ein mehr als oberflächliches Interesse in Anspruch, und die Abend für Abend stattfindenden, hochpolitischen Sitzungen unserer Bezirksvereine beunruhigen nicht nur argwöhnische Ehefrauen, welche die Vorliebe ihrer Männer für Nachtlocale kennen. Die spitzigsten und anzüglichsten Bemerkungen beim Morgenkaffee, selbst die Revisionen von Portemonnaien und Brusttasche verfehlen bereits ihren Zweck; allzu sehr ist der theure Gatte überzeugt, daß mit der bevorstehenden Wahlreform auch die Frage endgültig entschieden wird, ob im 20. Jahrhundert aufgeklärter Liberalismus herrschen soll oder finstere Reaction, und daß ein vollbewußter Staatsbürger um so weniger auf dem Kampfplatze fehlen darf, als er doch seinen Mitgliedsbeitrag von fünfzig Pfennigen jährlich nicht umsonst in die Bezirksvereins-Kasse gezahlt haben will.

Wenn bisher keine überwältigende freisinnige Mehrheit in der Kammer saß, so ist nicht das tiefe Mißtrauen der Bevölkerung gegenüber dieser Partei, sondern die schon durch Bismarck (man kann das gar nicht oft genug wiederholen!) getadelte Elendigkeit des Dreiklassenwahl-Systems daran Schuld. Daß zufälliger Weise auch die Reichstagswahlen trotz der inbrünstigen Hülfe des Centrums und der Sozialdemokratie Herrn Richter nicht an das Ruder gebracht haben, beweist, daß auch dies System nichts tangt, vielmehr die Anschauungen des Volkes nur „gefälscht und verzerrt" wiedergibt. Es grübelt deshalb, wer sich mit nutzbringender ehrlicher Arbeit nicht zu quälen braucht, zur Zeit über einen Wahlmodus, durch den mit Sicherheit die conservative Majorität gesprengt wird. Die Nation will, wenn schon nicht ihren Eugen, so doch jedenfalls Alexander den Dicken auf der Ministerbank sitzen sehen; sie wünscht sich nach dreißig Jahren heiligsten Ernstes auch 'mal eine unbändig lustige Regierungsepisode. Herr Meyer, der in Glühlampen und Freisinn mit gleicher Virtuosität macht, bereitet sich dadurch auf's Beste für das Handelsministerium vor, und Herr Generalconsul Goldberger, der loyale Mann, welcher seinen Actionären Internationale Bank mit 120 gab und mit 105 wieder abnahm, hat lange genug Wechselportefeuilles geschwungen, um nicht auch ein Ministerportefeuille handhaben zu können.

Selten sind die besten Köpfe des politischen Deutschlands so angestrengt worden, wie jetzt in der Wahlreformfrage. Ich bin nur ein schwacher Mensch und nähre mich lieber noch, wie einer unserer jüngsten Lyriker, von Pfannkuchen als von Morgenzeitungen; ich lese nicht viel,

aber was ich im Laufe der Wochen an Vorschlägen für neue Wahlsysteme aufsischte, würde bei trockener Aufzählung allein mehr Spalten füllen, als der Herausgeber mir für ein ganzes Vierteljahr einräumt. Jeder „tadellos Gediente" z. B. soll ohne Weiteres in der zweiten Abtheilung wählen. Bekanntlich dienen die allermeisten Soldaten tadellos, und die allermeisten Bürger werden Soldaten; zu der zweiten Abtheilung fände also ein solcher Andrang statt, daß in ihr sehr bald zehn mal mehr Wähler als in der dritten wären. Von anderer Seite ist die Proclamirung der Wahlpflicht verlangt worden, weil ganz bekannter Weise an den Wahlen sich bisher vornehmlich die unruhigen, unzufriedenen Elemente, die Versammlungsbrüder betheiligten, während die zufriedenen und staatserhaltenden Herrschaften daheim geblieben sind, in dem Glauben, es ginge auch ohne sie gut. Diese Wahlpflicht, es ist wahr, würde vielleicht ein Uebriges thun, all und jeden Geschmack an dem wüsten Parteitreiben auch den Leuten zu verleiden welche sich bisher indifferent verhielten; diese Wahlpflicht würde rasch die Reihen der Parlamentsgegner verstärken und eine Regierungsform herbeiführen, welcher wir ohnehin mit geschwellten Segeln zusteuern . . .

* * *

Es ist noch nicht übermäßig lange her, daß Rußland von allen Journalen, die etwas auf sich hielten, als das klassische Land der Bestechlichkeit gebrandmarkt wurde, und als die Gaunereien des galizischen Ritters und Hofrathes Trzieniecki an das Tageslicht kamen, bewiesen manche Leute klar und bündig, weshalb die halbasiatische Regierung Oesterreichs für diese Vorkommnisse verantwortlich war und weshalb so 'was in einem liberalen Musterstaate nie passiren könnte. Inzwischen haben die parlamentarischen Panamisten im Palais Bourbon überzeugend dargethan, daß man ein unsäglich edeldenkender, unsäglich radicaler Volksheld und doch ein lumpus in folio sein kann, ja daß keine Regierungsform der Welt soviel Harpyen und Beutelschneider züchtet, wie das Ideal unserer freisinnigen Freunde, die parlamentarische Republik. Die vereineinigten Staaten von Amerika mit ihren Jay Gould und ihrem Blaine sprechen in dieser Beziehung ganze Bände. Herr Barth, der Eugen Richters Gelehrigster ist, hat zwar neulich dem Abgeordnetenhause beweisen wollen, daß „nicht nur zufällig" an den Panamaspitzbübereien ausschließlich Schutzzöllner sich betheiligt haben, während der einzige Ehrliche durch freihändlerische Gesinnung glänzt; doch, fürchte ich, wird er mit dieser Narrheit außer bei seinen Fraktionsgenossen nur noch im Debattirclub „Anti-Agraria" zu Schildburg Beifall finden. Mit viel größerer Berechtigung könnte man z. B. behaupten, die größten Diebe von Paris wären ihren Namen nach deutsch, ihrer politischen Gesinnung nach unzweifelhaft freisinnig, so Cornelius Herz, Demetrius Bach, Reinach, Eiffel, Arthur Meyer vom „Gaulois", Jacques Saint Cère, genannt Rosenthal-Kalisch.

Das parlamentarische Truggold der neuen Le Cor's hat in Paris auf dem Probierstein nicht bestanden, und Niemand weiß, ob es im ätzenden Königswasser nicht bald völlig zergehen wird. Jedenfalls ist zur Zeit jeder Versuch, das Ansehen des Parlamentarismus zu heben, sei es auch nur durch ein möglichst vernünftiges und gerechtes Wahlsystem, völlig aussichtslos. Ueberall vielmehr verräth sich eine bedenkliche Neigung, zu untersuchen, was er denn bislang dem Vaterlande genutzt hat. Und da zeigt es sich, daß von ihm eigentlich nur die stimmbegabtesten Rufer im Streite profitirt haben, daß man ihm mit gutem Gewissen nur die Fähigkeit zusprechen darf, Staatsbürgereitelkeit zu kitzeln. Den begrenzten Kleinen ist es ein tröstlicher Gedanke, durch ihr Stimme direct auf den Gang der Staatsmaschine wirken zu können. Dank dem Parlamentarismus gewinnt der barbarische Pöbel übertrieben großen, unheilvollen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte. Diesen Einfluß noch erhöhen wollen, heißt selbstmörderische Politik treiben; der Grundsatz a man a vote ist im schlechtesten Sinne sozialdemokratisch. Daß die Stimme eines Börsenpiraten oder eines sehr unkorsischen Parvenus fünfzig Mal mehr gelten kann, als die eines hochbegabten Gelehrten, eines Künstlers oder Dichters, das freilich macht die modernen Parlamente lächerlicher als die vernichtendste Satire es vermöchte; diesen Wahnsinn aber dadurch zu bekämpfen, daß man einen oberschlesischen Analphabeten oder einen Berliner Zuhälter vor der Wahlurne dem Bismarck gleich stellt, heißt doch mit Petroleum Feuer löschen. —

Herr Deroulède, der ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, glühender Vaterlandsliebe und keineswegs der wüste Schreier ist, als welchen ihn bornirte Deutschpariser dem Berliner Spießer denunciren, Herr Deroulède gewinnt bei seinem hartnäckigen Kampf wider den liberalen Panamaparlamentarismus immer neue Verbündete, und den Franzosen ist es sehr wohl zuzutrauen, daß sie sich eines Tages der 500 Duodeztyrannen im Palais Bourbon entledigen und das soziale, das starke, das unerschütterliche Königthum proclamiren, von dem unser Volk verworren träumt. Mit Hertzka sind es die modernsten und geistvollsten Nationalöconomen, welche die heutige Parlamentswirthschaft verpönen und Fachparlamente fordern.

Nun soll ja nicht geleugnet werden, daß die Abschaffung der Volksvertretung in manches Leben verwüstend eingreifen wird. Nicht nur, daß viele Tausend mit M. d. R. bedruckter Visitenkarten völlig außer Cours kämen, daß Fractions-Zweckessen mit Pommery Sec und Laterna magica-Bildern ausfallen müßten und so den Gastwirthen großer Schaden erwüchse, es möchten auch viele harmlose alte Herren die Entziehung eines liebgewonnenen Zeitvertreibes kaum verwinden können. Ich will nicht auf Rickert exemplificiren, dem ja immer noch sein schöner grauer Papagei bliebe, nicht auf Alexander Meyer, der dann, ganz Meyer und gar nicht mehr Alexander, alle Kraft seinem Brotherrn Siemens widmete, nicht auf den Contremeyer, den Justizrath, der in kein Dilemma mehr käme zwischen Eugen Richter's und des Kaisers Ungnade — aber eben dieses Eugen Richter's tragisches Geschick wäre thränenerweckend. Vielleicht hülfe und rächte er sich durch Herausgabe neuer Jugenderinnerungen, die noch ein ganz klein Bischen (— viel ist nicht möglich —) salzloser und trister als das erste Bündel sein müßten, aber auf die Dauer ertrüge er sein Friedrichsruh nicht . .

Indessen, kommen wir aus dem holden Traum zur Sache zurück.

* * *

Gewiß hat sich das preußische Landtagswahlrecht als verbesserungsdürftig erwiesen; ist es doch bei einer Berliner Nachwahl vorgekommen, daß fünf active Staatsminister, der Herr Präsident an der Spitze, in der dritten Abtheilung zu stimmen hatten, während im benachbarten Bezirk ein wohlhabender Portier die Wonnen des Urwählers erster Klasse kostete. Das preußische Staatsministerium hat diese krassen Uebelstände wohl erkannt und ist sehr geneigt, sie abzustellen; active Staatsminister sollen hinfort, auch bei den erbärmlichsten Hungergehältern, ohne Weiteres in der ersten Abtheilung, Portiers aber in der dritten wählen. Wenn dieser Paragraph noch nicht im Gesetzentwurf steht, so wird er hineinamendirt. Der kommende Mann des Loyalfreisinns, Herr Rickert, trat entschieden gegen das allgemeine und geheime Wahlrecht — in der Commune Berlin auf; im Uebrigen: a man a vote! Ein geflügeltes Wort Otto Bismarck's, das er schmerzlich genug bereuen mag, ward von Rickert zu Tode gehetzt — ein Wort desselben Mannes, den Eugen Richter als Morphinisten entlarvt hat und der, wie jeder Freisinnige weiß, seine robuste Gesundheit nur dem Umstande verdankt, daß er sie schon längst in Spiritus gesetzt hat. Auf Leute, die närrisch genug sind, Parlamentsberichte zu lesen, bevor sie ihre Butterbrote darin einwickeln, macht die ewige Wiederholung des Bismarck'schen Paradoxons gerade durch die Liberalen den kläglichsten Eindruck; müssen sie doch glauben, daß der Freisinn in Ermangelung eigener Gedanken bei seinem schlimmsten Feinde Anleihen aufzunehmen gezwungen ist. Doch glänzte, um der Wahrheit die Ehre zu geben, bei der Wahldebatte nicht nur der fortgeschrittene liberale Festredner durch gänzlichen Mangel an eigenen Gedanken; auch was die Gegner vorzubringen hatten, war auf's Beste geeignet, melancholische Erinnerungen an lang vergessene, liebe Leitartikel wachzurufen. Ein schelmischer Seiltänzer wollte das bestehende Wahlunrecht damit vertheidigen, daß es nun bald sein fünfzigjähriges Jubiläum feiere. Am besten noch bestand vor dem öffentlichen Urtheil der Herr, dessen Rede „auf der Journalistentribüne völlig unverständlich" blieb und deshalb dem Publikum vorenthalten werden mußte.

Meiner Treu, es gibt blinde Leute, denen niemals der Staar gestochen werden kann. Es gibt Leute, die immer noch glauben, mit politischen Freiheiten und Verfassungsparagraphen wäre ein Volk glücklich zu machen — wie es gewiß sehr schätzbare und wohlmeinende Professoren gibt, welche die gefährlichen Magenfragen der Gegenwart mit ethischer Cultur lösen wollen und den Insassen des Asyls für Obdachlose statt einer warmen Suppe Kant's gesammelte Werke zum Abendbrot überreichen. Das Geknurr eines leeren Magens halten diese Herren allen Ernstes für ungeschickt ausgedrückte Sehnsucht nach den Idealen der Culturmenschheit und des hellenischen Alterthums. Nun soll einer Assemblee von gewiß sehr schätzbaren und durchaus wohlmeinenden Professoren keineswegs das Recht bestritten werden, auf ihre Art der Menschheit Ach und Weh aus einem Punkte zu curiren und Zweigvereine in allen bewohnten Gauen Deutschlands zu gründen; es ist das immer besser noch als Philathelie und Langweile. Eine Volksvertretung aber muß erkannt haben, daß den breiten Massen der Vertretenen nichts, rein gar nichts gelegen ist an der Berechtigung, mit einem Minister am selben Wahltisch zu stehen; daß sie sich viel eher begeistern können für die Parole, mit einem Minister am selben Tisch zu essen. O Ihr freisinnigen Tafelredner, seht hier einen prächtigen Stoff für künftige Champagnertoaste!

Das ist des Pudels Kern, und um so häufiger muß auf ihn hingewiesen werden, als man immer wieder versucht, die Schlachtlinie zu verschieben: um wirthschaftliche Machtfragen handelt es sich an der Jahrhundertswende, allein um wirthschaftliche; von der politischen sprechen wir nachher, erwächst sie doch organisch aus den ersteren. Umgekehrt wird kein Schuh daraus. Ueber zwanzig Jahre schon erfreuen wir uns des allgemeinen und geheimen Reichstagswahlrechtes; die relative Mehrheit der Wähler hat sich mit brutaler Entschiedenheit für eine neue Gesellschaftsordnung ausgesprochen, und die Antwort darauf gab ihr neulich Herr von Stumm. Ein vaterländischer Politiker wird die Stumm'sche Rede in den schärfsten Ausdrücken verurtheilen, denn solche Provocationen schädigen unheilvoll den conservativen, den monarchischen Gedanken und reißen ihn aus dem felsigen Boden wieder heraus, wo er just vielleicht Wurzeln geschlagen hat. Aber eben diese Rede beweist deutlich, daß eine so starke politische Macht, wie die anarchisch-sozialistische Partei es ohne Zweifel ist, nichts auszurichten vermag gegen eine wirthschaftliche Macht. Die Wahlstimme nicht, der Thaler regiert und entscheidet. Die sozialpolitischen Reichsgesetze sind viel eher Thaten mitleidiger Großmuth als Thaten der Furcht vor Singer, Stadthagen und Bamberger; sie gingen gegen die Stimmen dieser Herren und ihrer Gefolgschaft durch. Lange schon betont die kluge Sozialdemokratie in ihrem Namen das Wort „sozial" und überläßt es dem senilen Liberalismus, das zerschlissene Banner der Demokratie zu schwenken. Ganz und gar auf wirthschaftlicher Grundlage muß die von allen Großgesinnten mit brünstiger Sehnsucht herbeigewünschte reformatorische Volkspartei stehen, welche, Königstreue und Vaterlandsliebe bei jedem ihrer Mitkämpfer als selbstverständlich voraussetzend, die Umstürzler von heute zerreiben oder in sich aufnehmen wird. Sie wird die sozialistische Partei der Zukunft sein.

Vielleicht ist es das Unglück der modernen Staaten, daß in ihnen

allen die politische Machtfrage vor der wirthschaftlichen aufsuchte; vielleicht ist es das Pech des Liberalismus, daß er als Frühgeburt und nicht hundert Jahre später auf die Welt kam. Der Tag wird kommen, man höret sein Rauschen wohl, da die freisinnige Partei von Nutzen sein könnte, in demselben Sinne, wie Eugen Richter während der Herrschaft Bismarck's als Gegengewicht unzweifelhaft von Nutzen war; aber an diesem Tage wird sich auch von den bekannten ältesten Leuten der Localreporter keiner mehr ihrer entsinnen können. Caliban.

## Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I.

Reinhold Begas hat sein Modell für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelm I. vollendet; der Kaiser hat es besichtigt und mit wenigen Ausständen genehmigt. Der Reichstag hat sich feierlich des Rechtes begeben, in der Denkmalfrage den Willen der Nation in etwas Anderem zu bekunden, als im Geldbewilligungsrecht, also hier eigentlich nur im Geldverweigerungsrecht. Wir stehen also in des Meisters Werkstatt vor einem Entwurfe, der als ein endgültiger anzusehen ist, wenn der Reichstag von seinem Recht einen günstigen Gebrauch macht. Jede Kritik hat also nur in bedingtem Maße Berechtigung, wenn man nämlich Kritik als ein lebendiges Mittel auffaßt, in die Kunstgestaltung mit einzugreifen, nicht für das Recht hält, am Gestalteten herumzumäkeln.

Fest steht der Platz für das Denkmal: Es ist jener vor Portal III des Schlosses, auf der freigelegten Schloßfreiheit. Es wird das Denkmal auf einer Ausbuchtung in die Spree stehen, welche sich an die Schleusenbrücke anlehnt. Man wird das Denkmal sehen: Wenn man vom Werder'schen Markt kommt, nachdem man an der Bauakademie vorbeigeschritten ist; von den Linden kommend, hinter der Commandantur; von dem Centrum Berlins kommend, nachdem man die Westecken des Schlosses umbogen hat. Es wird das Denkmal also nicht eine Wirkung auf den Gesammteindruck Berlins machen, sondern nur einen sehr bescheidenen Theil der Stadt beherrschen, es wird sehr unglücklich zur Bauakademie stehen und von den Linden aus wie in den Winkel gestellt erscheinen.

Dann weiter: Es wird vor dem Denkmal kein Platz sein, um es zu betrachten. Denn der Kaiser reitet im Bilde dem Schloß zu, also auch der belebten Straße, welche vor diesem sich hinzieht. Beides sind Umstände, auf welche die Fachkritik bei Wahl des Standortes von vorn herein aufmerksam machte, die aber auch von Begas nicht beseitigt werden konnten. Es ist nur die Frage, wie und ob Begas sich aus den unabwendbaren Schwierigkeiten herauszuziehen verstand.

Seine Denkmalsentwürfe haben mit jeder Erneuerung an Einfachheit gewonnen. Und das ist ein sehr erfreuliches Zeichen seiner Kraft, ein Beweis dafür, daß seine Künstlerschaft volles Vertrauen verdient. Er erwies sich als ein Mann, der nicht nach Hülfsmitteln sucht, um die Schäden der Aufgabe zu verdecken, sondern der die Aufgabe, so wie sie ist, zu lösen trachtet. Und wenn er gleich heute feierlich erklärt: Dies ist das Beste, was ich kann, mehr vermag ich nicht! so sei es doch erlaubt, an seinem Worte zu zweifeln: Er kann noch mehr, als er bot, und ich bin ohne Sorge, er wird sich selbst bei der Fortbildung in's Große den Beweis hierfür in mancherlei Verbesserung liefern.

Zunächst ist es ihm gelungen, dem Fehler des Platzes in geistreichster Weise gerecht zu werden. Schon sein früherer Partner hinsichtlich der das Denkmal umgebenden Architektur, Baurath Ihne, hatte gegen die Spree eine halbkreisförmige Säulenhalle angeordnet, welche, gegen das Schloßportal sich öffnend, einen kleinen Denkmalplatz schafft. Begas hatte den Sockel des Denkmals schon beim zweiten Entwurf so hoch angeordnet, daß der Reiter für die von Westen Kommenden über diese Halle frei emporragte. Bei dem neuen Entwurf ist diese Anordnung im Prinzip beibehalten. Aber die Reiterfigur wurde größer, ruhiger, die Halle belebter, reicher gestaltet so daß sie für den Fernblick sich mehr als Erweiterung des Sockels darstellt, für den Nahblick aber in der sehr interessanten Linienführung von allen Seiten der Figur ein rechter Hintergrund geschaffen wurde. Außerdem bietet jetzt die Halle nicht bloß einen Gang, sondern saalartige, überaus malerische Anordnungen, die für die Aufstellung von Denkmalen sich trefflich eignet. Sie ist nicht bloß Wandelbahn, man kann nach deutscher Sitte in ihr verweilen, sie bietet geschlossenen Raum mit prächtigen Durchblicken. Diese architektonische Lösung dürfte das Beste sein, was bisher für den Platz geschaffen wurde. Begas bediente sich zur Herstellung des an den Dresdner Zwinger mahnenden Schmuckwerkes eines Schülers Wallot's, Halmhuber, eines Architekten, der eben im Begriff ist, Maler zu werden. So hat sich in den beiden Schöpfern die Trias der Künste zusammengefunden, die den Renaissancemeistern eigen war und man sieht es am Werke deutlich, daß es keine Architekten- und keine Bildhauerarchitektur ist: es ist eine rein künstlerische.

Ein geschickter Zug war, die Enden der Halle nicht, wie Ihne wollte, bis in die Flucht des Denkmals vorzuziehen. So erhält Begas für freilich sehr schmale Theile der Schloßfreiheit und des Schloßplatzes den Blick auch auf den Sockel des Denkmals frei. Wenn man von der Kaiser-Wilhelmstraße oder der Kurfürstenbrücke kommend um das Schloß biegt, wird man den besten Anblick der Statue haben. Hierfür ist auch die Hauptgruppe angeordnet: denn man sieht hier den Kaiser im Mantel und Helm, auf ruhig schreitendem Pferd, welches eine Viktoria führt, von der Seite in sehr glücklichem Aufbau. Die Schwierigkeit, daß den von vorne Kommenden der Pferdekopf meist den Reiter verdeckt — hier kommt die Viktoria noch dazu — konnte Begas ruhig unberücksichtigt lassen. Denn gerade vor dem Denkmal ist die ungeeignetste Art zu seiner Betrachtung.

Das Denkmal soll dem Schlosse gegenüber stehen und zwar dem architektonisch wohl werthvollsten Theile desselben, dem Eosander'schen Portal. Es ist zwar in Berlin üblich, zu Ehren Schlüter's dies Portal als unbedeutend zu verschreien: Aber wer ein von Schulmeinungen unbeeinflußtes Auge hat, wird erkennen, daß in ihm das Barock in Berlin seine reinste und kräftigste Offenbarung hervorbrachte. Es wird sich also fragen, wie verhält sich das Portal, wie das Schloß zum neuen Denkmal?

Die Befürchtung, der Kaiser werde im Denkmal aussehen als reite er in's Schloßthor, ist dem neuen Modell gegenüber eine irrige. Der Sockel soll 11, der Reiter 9 Meter hoch werden. Es erhebt sich seine Helmspitze also über das Gesims des Portales und bleibt nur etwa 7 Meter unter dem Hauptgesims des Schlosses. Es sind das Abmessungen, die weit über das Uebliche hinausgehen. Der Reiter am Denkmal Friedrich's des Großen mißt 5,66 Meter, der Sockel 8 Meter. Der heilige Georg im Schloßhof, der ungefähr ähnliche Aufstellungsbedingungen hat, mißt im Ganzen 8,7 Meter Höhe. Die Spitze seiner Fahne reicht etwa bis an den Huf des kaiserlichen Pferdes.

Trotzdem fürchte ich nicht eine Schädigung des Schlosses. Im Gegentheil will mir scheinen, als werde das Denkmal wohl die Wirkung von Portal III beeinträchtigen, dem Schlosse aber zum Vortheil gereichen.

Sobald die Häuser der Schloßfreiheit gefallen sind, sobald es also dem Auge an einem Vergleichsmoment für die Größe des Königsbaues fehlt, wird dieser an Wirkung sehr einbüßen. Halmhuber's vortreffliche Architektur wird daher höchst willkommen sein, um in ihrer Zierlichkeit den Maßstab für die Größe des Ganzen abzugeben. Die beiden Quadrigen auf den Eckbauten, die wohl etwas kleiner sein könnten, als der Entwurf sie darstellt, werden weiter den Maßstab für das Kaiserbild darbieten, dieses in Wechselwirkung zum ganzen Schloß sammt der Kuppel, nicht bloß zum Portal treten. Ich glaube, daß hier ein sehr guter Griff gerade in den Maßstäben gemacht wurde, wenngleich bisher im Modell das Schloß selbst nicht mit zur Darstellung gelangte, also ein sicheres Urtheil nicht zu geben ist. Jedenfalls wahrt Begas durch die Größe seinem Denkmal selbständige Bedeutung, verhindert er, daß es nur als Ornament des Schlosses erscheine.

Der Aufbau des Denkmales selbst bietet nicht viel Neues. Mir scheint die Anordnung des Postamentes die mindest glückliche Seite. Vier Löwen liegen auf concentrisch sich vorstreckenden Blöcken, Trophäen bewachend. Zwischen den Blöcken steigt eine Treppe in vielen kleinen Stufen auf: Hier ist der schwächste Punkt der Anordnung. Die Linien fließen nicht in einander, man hat nicht die Empfindung, daß man nicht weiter experimentiren könnte, daß das Werk künstlerisch fertig sei. Die Linien weisen zu sehr nach oben, theilen das Denkmal, lassen es schmal erscheinen. Die Architektur — mit Recht schlicht und ruhig gehalten — ist trocken und dürftig. Dem Bildhauer, der durch sein gesammtes Wirken die alte Berliner Schule in der Plastik mehr als ein anderer mit zu überwinden half, schlägt hier der Architekt alter Berliner Richtung in den Nacken: Eckige, harte, saftlose Profile, ein dürres Baugerippe, welches zu beleben die Plastik vergeblich sich müht. Man sehe z. B. die obere Gesimslinie des Sockels, der nach vorne abgerundet, an den Seiten gerade ist: Es fällt in den Flanken ein wie der Gaul eines Distanzreiters.

Wenn ich mir einem Meister wie Begas gegenüber erlaube, diese Bedenken in aller Schärfe vorzutragen, so thue ich es in der Meinung, daß ein begründetes Urtheil nach fremder Auffassung ihm doch vielleicht willkommen sei, nicht um seine Arbeit zu verkleinern. Jedes solches Urtheil ist individuell; und ich habe keinerlei Garantie, daß dem Meinigen eine besondere Richtigkeit inne wohnt. Es handelt sich also hier nur um Wiedergabe meiner Ansicht, welche Jeder für sich vor dem Denkmal selbst prüfen mag. Obgleich die vier Genien, welche Begas an die Ecken des Postamentes stellte, nach meiner Empfindung weniger Karyathiden-Charakter und mehr Bewegung haben sollten, obgleich mir „Krieg" und „Frieden" zu unvermittelt auf den Treppen sitzen, zu gewaltsam bewegt werden mußten, um den breiten Raum zwischen den Eckvorlagen künstlerisch zu füllen, trotz aller dieser Bedenken zweifle ich doch nicht, daß es dem Meister gelingen werde, den verschiedenen Gestalten den künstlerischen Zusammenhang zu geben, der ihnen nach meinem Empfinden noch vielfach fehlt.

Die Reiterfigur selbst ist zweifellos eine der besten, welche vom Kaiser Wilhelm I. bisher geschaffen wurde: Es ist, was Begas' Schöpfungen überhaupt in so hohem Grade auszeichnet, Stimmung in dem Werke. Eine gewisse männliche Frische, ein sicheres Gottvertrauen, eine königliche Gelassenheit. Vielleicht auch nach meinem Empfinden, etwas zu viel Stil, etwas zu viel Idealismus: Zwingt Begas wirklich sein Schönheitsgefühl, den Kopf des Fürsten so klein zu halten? Man fordert ja laut von ihm, er solle den Kaiser „ideal und monumental auffassen". Worin dies besteht — das wissen die Wenigsten. Es heißt dies doch nichts Anderes, als die wahre Gestalt des Kaisers umbilden, bis sie dem landläufigen Schönheitsgefühl mehr entspricht als es die Wirklichkeit that: In Indien gibt man den Gestalten zwanzig Arme, im 14. Jahrhundert streckte man sie in's Ungemessene, im 17. gab man ihnen eine S-Schwingung und die Meister zu Anfang unseres Jahrhunderts brachten es auf, die Gestalten groß erscheinen zu lassen, indem man ihnen zu kleine Köpfe gab. Die Modejournale waren in diesem „Idealismus" voraus gegangen. Wenn Begas dem Kaiser jene Gestalt gäbe, die er thatsächlich besaß — und er war doch wahrlich eine schöne Mannesgestalt — so würde die Welt ihn verlästern und beschimpfen. Ich hoffe immer noch, er werde es bei der Ausführung doch noch thun. Denn er arbeitet nicht für heute und für die Tageskritik: Das Nationaldenkmal bleibt hoffentlich eine ganze Weile an seinem Platz stehen! Und da wird es ihm doch wohl werthvoller sein mit seinem Werke auch dann noch zu bestehen, wenn

die Damen in den Modejournalen einmal erst wieder kurz und dickköpfig gezeichnet erscheinen werden — und das ist nur möglich, wenn er bei der Natur bleibt, ein Bildniß wahr und nicht „ideal" schafft. Daß er das Zeug dazu hat, bewies er in zahlreichen Werken völlig zur Genüge.

Die Allegorien, welche das Denkmal schmücken, sind zum Glück bescheiden. Da ich wenig Geschick habe, Rebusse zu lösen, habe ich es auch ein für allemal aufgegeben, mich mit dem Inhalt allegorischer Aufgaben zu beschäftigen. Er ist mir völlig gleichgültig, wie etwa der Inhalt eines Ornamentes. Aber eines ist mir sehr wohlthätig aufgefallen: es wird mit den „Paladinen" kein allegorisches Spiel am Denkmal aufgeführt. Sie stehen nicht am Sockel herum und jenen Kunstkennern, welchen der „Inhalt" die Hauptsache ist, wurde die Gelegenheit zum geistvollen Streit genommen, ob dieser oder jener Mann an diese oder jene Stelle gehöre. Die Halle mit ihren Einzeldenkmalen bietet den Tummelplatz für solche „Untersuchungen" späterer Zeit. Und dann liegt irgendwo wohl bewahrt die Million, welche das deutsche Volk für ein Bismarck-Denkmal aufbrachte. Neben Kaiser Wilhelm würde der Reichskanzler nur jene Rolle spielen können, die er im Leben vertrat: die eines Tronje Hagen neben seinem König Günther. Aber es soll dem Tronje an anderer Stelle ein Denkmal geschaffen werden, das ihm allein gilt: Ist unsere Zeit zu klein dazu, dies Werk würdig zu gestalten, so wird eine kommende diese Pflicht nicht vergessen!

Kolossal ist das Reiterdenkmal Kaiser Wilhelms I. Die Größe ist zwar ein sehr äußerliches Moment, denn eine sehr große Statue kann künstlerisch sehr klein sein. Aber das Maaß spricht doch seine Sprache für Jeden: das haben alle Kunstzeiten gewußt, daß es, zwar nicht für sich allein, wohl aber bei zielbewußter Auffassung ein echt schönheitliches Moment sei. Und wenn schon der Platz für das Denkmal ein unglücklicher ist, so wird es doch an jener Stelle königlich, kaiserlich erscheinen, Ehrfurcht gebietend auch für die, welche dem Throne zürnen, namentlich aber für die von der gelehrten Aesthetik Belächelten, denen zunächst noch die Größe das wichtigste künstlerische Moment ist: Und Kaiser Wilhelm I. soll dort stehen, nicht allein für die „Gebildeten", sondern für die ganze Nation.

Es fragt sich nun, ob der Reichstag das Geld für das Denkmal bewilligen werde. Schon tönen Unkenrufe aus ultramontaner Presse, die Zeiten seien zu schlecht um ein Kunstwerk auf öffentliche Kosten zu errichten. Begas solle seine Phantasie zügeln: Ein nettes Denkmal von mittlerer Größe entspreche der Bescheidenheit des zu Feiernden am meisten.

Man beachte wohl: Das Denkmal setzen wir nicht bloß dem Kaiser, sondern auch uns selbst. Wilhelm I. wird nicht beleidigt, wenn es jämmerlich oder doch bloß so eben recht ausfällt: Wir werden den Hohn zu tragen haben, wir, die Nachlebenden, die vom alten Kaiser Geeinten, wir und unsere Kindeskinder!

Und wenn der Reichstag jetzt kein Geld für künstlerische Zwecke hat, so mag er wenigstens kommenden Reichstagen die Hand nicht binden. Im Mittelalter fing man mit einem großen Werke an und vertraute auf die agitative Kraft des Begonnenen, daß sie zum endlichen Ziele führte: mit bescheidenen Mitteln wurde somit Gewaltiges geleistet. Heute gilt es für klug, eines Werkes Werden von vorn herein zu vernichten, wenn man das Ende nicht alsbald übersieht. Haben wir Vertrauen zu uns, wie es unsere Väter zu sich hatten! Unser Volk ist reich genug, um dankbar, im größten Stile dankbar zu sein und diesem Dank auch monumentalen Ausdruck geben zu können! Cornelius Gurlitt.

---

## Opern und Concerte.

Margitta. Komische Oper in zwei Aufzügen von Rud. Bunge und Jul. Freund. Musik von Erik Meyer-Helmund. — Die Hexe. Text nach Arthur Fitger von Alfred Ibsen. Musik von August Enna.

An zwei auf einander folgenden Tagen je eine neue Oper — das ist ein selbst für Berlin seltener Fall! Die Kroll'sche Oper brachte am Donnerstag Meyer-Helmund's „Margitta", die Königl. Oper am Freitage darauf Fitger's „Hexe", von dem Dänen A. Enna zu einer Oper umgestaltet, zur ersten Aufführung. Die beiden musikalischen Bühnenwerke erlebten ein sehr ungleiches Schicksal: Margitta erfuhr eine deutliche und zweifellose Ablehnung — wenigstens von Seiten der musikalischen Kritik Berlins —, der „Hexe" wurde eine im höchsten Grade wohlwollende Aufnahme von Seiten des Publikums, theilweise auch der Kritik zu Theil. Glücklicherweise war der Componist der „Margitta" nicht zur Stelle, während der glückliche Däne — der sich, wie man hört, aus den niedrigsten Verhältnissen zum „Meister" emporgearbeitet hat — den reichen Beifall „in persona" wiederholt einheimsen konnte.

Im Allgemeinen wird man sagen können, daß dieser Ausgang ein Gottesurtheil, also gerecht und vernünftig zu nennen ist, trotzdem eine ganz erhebliche Anzahl „Wenn" und „Aber" dort das ablehnende, hier das zustimmende Urtheil der „vox populi" einschränken müssen. So viel ist gewiß: „Margitta" ist als Oper, und als komische Oper obendrein, unhaltbar, lediglich in Folge ihres geistlosen, albernen Librettos. Man weiß nicht, soll man mehr die Naivetät des Componisten anstaunen, oder die Unverfrorenheit der Textdichter (es gehörten zwei dazu, so schlechten Text zu Stande zu bringen!), solchem Opernsubject Bühnenleben geben zu wollen! Mühsam schleppt sich die „Handlung" zwei Acte hindurch und bietet als Hauptaction nichts, als daß der lüsterne Corregidor von Sevilla, der die Müllerstochter Margitta mit Liebeswerbungen verfolgt, im ersten Act von dieser auf die Knie gedrückt und — da er in Folge seiner Wohlbeleibtheit sich nicht zu erheben vermag — von den Bauern verlacht und verspottet wird, im zweiten Acte bei ähnlicher Situation in den Mühlgraben geräth, während seine keineswegs bessere Hälfte Donna Mercedes ebenso vergeblich, aber mit nicht so „tragischem" Ausgange, ihre Netze nach Fernando, dem hübschen Sensitenträger und Verlobten der Margitta wirft. Dazu hat der Componist des hübschen „Zauberliedes" eine Musik geschrieben, welche die ganze Scala der musikalisch-dramatischen Stilarten durchläuft: vom a capella-Ensemble der großen Oper bis zu den burlesken Tricks der französischen Operette. Des Pudels Kern aber ist ihm die Liedform in ihren drei vulgärsten Gattungen: dem der Carmen abgelauschten Tanzliede, dem hypersentimentalen Strophenliede, das an den wackeren Lortzing anknüpft, aber in unaufhaltsamer Decadenz tiefer und tiefer sinkt, und endlich dem specifisch Meyer-Helmund'schen „Zauberliede" mit seinem Talmi-Pathos und seiner phrasenhaften Melodie. Aber trotz der Unklarheit und Unreife, die sich in dieser Stilvermengung ausspricht, trotz der aus der Einfügung des Zauberliedes deutlich erkennbaren Absicht, mit seinem Werke nichts als Effect bei der großen Masse zu erzielen, zweifle ich nicht, daß Meyer-Helmund durch seine gefällige Melodik, durch seinen stellenweise deutlich erkennbaren Sinn für das echt Volksthümliche und Stimmungsvolle mit derselben Musik an anderer Stelle und in anderer, d. h. etwas vernünftigerer textlicher Verbindung einen besseren Erfolg gehabt hätte. Unserer deutschen Spieloper, richtiger unserem deutschen Singspiel, fehlen Männer von der Begabung eines Meyer-Helmund. Wollte er sich nicht von dem „klingenden" Erfolge seiner Lieder bestimmen lassen, ein untergeordnetes Genre zu cultiviren, wollte er aus dem genauen Studium Lortzing's und seiner Vorgänger erkennen, welche schöne und edle Aufgabe seiner zweifellosen Begabung erblühen könnte, wollte er endlich, getreu dieser Erkenntniß und unbekümmert um falsche Rathgeber dem deutschen Singspiel seine reinste und beste Kraft widmen, der mit peinlichster Ungeduld herbeigesehnte „Erfolg" würde nicht auf sich warten lassen und ihm würden so schmerzliche Täuschungen, wie „Margitta", erspart bleiben. Denn ich bleibe dabei: Meyer-Helmund's Musik zu „Margitta" ist trotz der Ueberladung mit Walzerrhythmen und trotz all' der anderen oben gerügten Mängel ein glänzendes Zeugniß für die Begabung des Autors zum deutschen Singspiel. Die Aufführung muthete einzelnen Kräften der Kroll'schen Bühne herbe Anstrengungen zu; vor Allem dem „Corregidor", Herrn Worms, dessen musikalische Sicherheit mindestens ebenso zweifelhaft ist, als die Tragfähigkeit der hochmögenden Corregidoren-Beine im ersten Act.

Mußte man sich bei der „Margitta" über ein wahres Nichts von Handlung beklagen, so hat man angesichts der Fitger-Enna'schen „Hexe" das Gegentheil zu thun. An der Ueberfülle der Handlung ist zuerst der Textdichter, dann der Componist erstickt! Jener hatte bereits das fünfactige Fitger'sche Drama wahrlich nicht zu Gunsten seiner psychologischen Vertiefung und vollkommeneren Herausarbeitung seines historischen Hintergrundes auf vier Acte reducirt, die dramatische Exposition verdunkelt und es ganz unklar gelassen, weshalb Thalea als „Hexe" gesteinigt werden und schließlich von der Hand des orthodoxen und bibelfesten Lubbo fallen muß. Durch die Degradirung Simeon's zu einer ganz untergeordneten Opernschablone ist die faustisch-freigeistige Natur Thalea's, seiner Schülerin, und ihr Abscheu gegen die Ceremonien der Kirche, gegen den Gottesglauben des gemeinen, von jesuitischen Eiferern verführten Volkes, unverständlich geworden; die jovialen Soldatenscenen sind weggefallen und vom ganzen zweiten Act ist nur die dem ersten Opernact mühsam und hirnwidrig angeklebte Verschwörungsscene geblieben. Das genügt sicher, um das Libretto als dramatisch verfehlt zu erweisen, obwohl es eine musikalisch-kritische Fraction wortgetreu nach der ausgegebenen Parole ihres Führers und Berathers als eins „der besten neuerer Zeit" gepriesen hat. Zu alledem hat der Prager Operndirector Angelo Neumann von den vier Acten der Oper das letzte Drittel des zweiten Actes und den letzten gestrichen und den Schluß des vierten Actes einfach an die ersten zwei Drittel des dritten Actes gehängt. Damit ist der Charakter der Almuth überhaupt unmöglich geworden. Almuth empfängt ihre Weihe dadurch, daß sie Thalea das Leben rettet: sie trifft der Steinwurf, der für Thalea bestimmt war. Das rechtfertigt erst Thalea's endgültige Entsagung und versöhnt uns damit, daß sie selbst sterbend Ahlmuth's Hand in die Edzard's legte. Und wie ganz anders wirkt nach diesem Vorgang denn jetzt die letzte Strophe des Thalea-Liedes im vierten Act: „Strahlt die Sonne auch klar und hell, welkt die liebliche Rose doch schnell". Das Lied, das im ersten Act bereits erklungen, wirkt hier wie erlösend, sühnend und versöhnend, in echt musikalisch-dramatischer Weise. Und diese erhabene Wirkung hat sich der Componist einfach durch den Rothstift Angelo Neumann's nehmen lassen! Durch die unbarmherzige und sinnlose Kürzung ist aber ein Mißverhältniß der einzelnen Theile zu einander entstanden, wie es schreiender kaum gedacht werden kann. Die ersten zwei Acte sind ihrer Dauer und Entwickelung nach auf vier Acte bemessen; daher schreitet die Handlung im ersten langsam fort und kommt im zweiten ganz zum Stillstand: Xaver und Lubbo, die Gegenspieler, betreten während dieses Actes überhaupt nicht die Bühne — und doch muß sich gerade hier die Katastrophe, die jene herbeiführen, vorbereiten! Der letzte Act nimmt sich danach aus, wie ein klein winziges Dach auf einem über die Maßen mächtigen Unterbau.

Wenn die Oper trotz dieser Mängel einen unbestrittenen Erfolg hatte, so mag das zum Theil in den geringen Ansprüchen liegen, die man an Operntexte stellt. Zum anderen, wesentlichen Theil gebührt dem Componisten das Verdienst dafür. Er ist Eklektiker und hat seine Vorbilder genommen, wo er sie fand und wie er sie brauchen konnte. Die Wagnerianer mögen ihn nicht, und mit Recht, denn Enna's Motive sind viel zu wenig

charakteristisch, sondern tragen ein conventionelles Allerweltsgesicht. Er paktirt mit den Alt-Italienern und gibt Edzard ein Auftrittslied („Ich grüße dich, Heim"), das an den tollsten Verdi der Ernani-Periode erinnert; das Streichorchester behandelt er à la Goldmark, die Blasinstrumente stellenweise nach Wagner'schem Vorbild, ebenso mag die Chorbehandlung manchen an den „Fliegenden Holländer", die Bühnenmusik beim Hochzeitzuge sogar an den Marschner erinnert haben. Auch bestimmte, greifbare Reminiscenzen hat man erwähnt. Wir legen darauf keinen Werth; Reminiscenzen sind billig zu haben und zumeist obendrein verfehlt. Aus Enna's Musik, namentlich dem zweiten und dritten Acte spricht, wenn nicht Alles täuscht, ein Künstler, der es ernst nimmt mit seiner Kunst. Er ist nicht in erster Reihe um ein theoretisch makelloses Musikdrama bemüht, sondern zu Convenienzen geneigt und bestrebt, jedem Genre das Gefällige und musikalisch Wirkungsvolle abzugewinnen. Dabei fehlt ihm keineswegs die dramatische Ader, wie die große Schlußscene des zweiten Actes (Thalea und Almuth) unwiderleglich beweist. Was er bereits in der „Hexe" neben manchem Flachen Gutes und Brauchbares gegeben hat, verdient laute Anerkennung, und erweckt die Zuversicht, daß seine demnächst zu erwartende „Cleopatra" einen weiteren Fortschritt bedeute.

Die Aufführung endlich, welche dem Werk durch unsere königl. Oper zu Theil wurde, verdient die höchste Anerkennung. Die Zeit des Niederganges unserer Oper ist vorüber, ein frischer, kräftiger Aufschwung ist zu spüren, der die allergünstigsten Aussichten auf die Zukunft eröffnet. Die Palme gebührt unstreitig dem neuen Kapellmeister Herrn Dr. Muck, der das Werk einstudirt hatte und mit der bewundernswerthen Klarheit, Umsicht und Ruhe eines Muster-Kapellmeisters leitete. Ich erinnere mich nicht, jemals im Opernhause eine solch' abgerundete, allseitig sichere und wahrhaft gediegene Operndarstellung erlebt zu haben. Von wundervoller Abtönung war der reizende Frauenchor im zweiten Act, sicher griffen die Gesammt-Chöre im zweiten und dritten Act ineinander, das Orchester war von einer ausgesuchten Klangschönheit; nichts Rohes, Brutales oder auch nur Unreines störte die Harmonie des Ganzen. Auch die Darsteller der Haupt- wie der Nebenparthien boten durchaus Vortreffliches. Regie und Inscenirung der Oper ließen keinen Wunsch unbefriedigt. Aber das Hauptverdienst hatte doch der neue Kapellmeister, zu dem man unsere Oper auf das Wärmste beglückwünschen kann. Heinrich Reimann.

---

# Notizen.

„Michael Servet" von G. Ruseler. (Varel, Aequistapace). Der historische Servet war ein Gegner des Dogmas der göttlichen Dreieinigkeit und wurde deshalb auf Betreiben des Genfer Reformators Calvin verbrannt. In diesem Trauerspiel werden mannigfache Vorkommnisse benutzt, aber im Ganzen ist die Handlung frei erfunden. Servet ist aus Vienne, wo er den Feuertod erdulden sollte, entflohen und sucht in Genf eine Zuflucht, erfährt aber durch seinen Freund Berthelier, daß soeben Calvin seine Schriften verbrennen läßt. Er naht sich nun dem Gewaltigen unter falschem Namen, rettet ihm das Leben und gewinnt die Liebe seiner Nichte Marie, die mit einem fanatischen Refugié verlobt ist. Calvin fühlt sich zwar zu Servet hingezogen, sein christlicher Eifer scheint ihm aber etwas verdächtig; er will eine Probe und fordert ihn auf, den Aufenthalt des verhaßten Servet zu erfahren und gesteht, daß seine Verhaftung in Vienne sein Werk gewesen. Auf das Tiefste empört, gibt sich Servet zu erkennen. Calvin vermag es dennoch nicht, den Retter seines Lebens zu opfern und weist ihn fort aus Genf. Er aber bleibt und läßt sich mit den Libertinern in eine Verschwörung ein, ja, im Sturm der Leidenschaft gibt er das Versprechen, Calvin zu tödten. Die That gelingt aber nicht, weil Maria dazwischen tritt. Infolgedessen scheitert der Aufruhr durch den Muth und die Entschlossenheit Calvins. Servet wird gefangen. Calvin sucht ihn zum Widerruf seiner Lehre zu bewegen und dadurch zu retten, aber die sich selbst aufopfernde Maria zeigt dem Geliebten den Weg zur Freiheit. Der Conflict liegt im Gegensatz zwischen der starren, gebundenen, aber durch ihre Geschlossenheit imponirenden Weltanschauung und der freieren Richtung des Geistes, die von dem Pantheisten Servet vertreten wird. Dieser ist ein reiner Charakter, aber kein Mann der rücksichtslosen That. Er geht scheinbar unschuldig zu Grunde, weil er von dem Verbrechen zurücktritt, aber in Wirklichkeit hat er mit seinem Charakter und seiner Weltanschauung gebrochen und dadurch seinen Untergang verursacht. Der Dichter hat versucht, die reiche Handlung in knappen Scenen und gedrängtem Dialog vorzuführen und so ein Bild zu geben von dem Genf Calvins, das in jener Zeit einem brodelnden Hexenkessel glich. Zahlreich sind die Streiflichter, die aus der Gegenwart, die von ähnlichen Kämpfen erregt wird, auf die düsteren Gestalten dieses Reformationsdramas fallen. Das Stück ist in seiner ganzen Anlage und Durchführung für die Darstellung berechnet, dramatisch und theatralisch, im Kern poetisch und äußerlich bewegt zugleich und eine durchaus gelungene Talentprobe. Möge ein tapferer Bühnenleiter den Muth zur Aufführung finden!

Gartheil und Krauseminz, Lieder im Volkston von Anton August Naaf. (Berlin, J. H. Meidinger.) Der Dichter sagt im Nachwort: „Gartheil und Krauseminz — wie diese Gartenlieblinge des deutschen Volkes, wenden auch die vorstehenden Liedchen sich in ihrer volksthümlich schlichten Natürlichkeit an Sinn und Herz unseres Volksthums. Sie wollen nicht durch seltene, absonderliche Formen und glänzende Farben prunken; ohne eigentliche Volkslieder in dem Sinne zu sein, daß sie etwa schon vorhandenen Mustern nachgebildet oder aus bereits bestehenden Volksdichtungen bearbeitet worden wären, sind diese Lieder in der Art entstanden, daß der Verfasser derselben als Sohn des Volkes, mit dessen Leben und Fühlen, Sitten und Bräuchen von Kindheit an vertraut, die volksthümlichen Anregungen, die er aus dem Leben des Volkes heraus, vom Boden der deutschen Muttererde her, empfangen hat, in volksthümlicher, volksmäßiger Weise selbständig formte, hiermit also keine Nach- oder Umdichtungen oder Bearbeitungen bietet." Und Naaf hat in manchen Fällen den erstrebten naiven Volkston zu treffen gewußt. Er ist immer schlicht, sinnig, innig und sangbar. Man höre das folgende allerliebste Lied:

Zwei Disteln,
Die stechen,
Und wollen steh'n allein:
Die sollst nicht brechen,
Nicht winden
Und binden
In einen Strauß hinein!
Zwei Nesseln,
Die brennen
Und wollen nicht lieblich sein —:
Die mußt du trennen
Bei Zeiten,
Und scheiden,
Sonst gibt es Noth und Pein!
Zwei Herzen
Voll Treue,
Die wollen eins stets sein —:
Die soll ohne Reue
Und Leiden
Nichts scheiden,
Sie müssen eins ja sein!

Weniger haben uns die Lieder gefallen, die an Volksgebräuche und Volkssitten anknüpfen und sie somit der Nachwelt erhalten helfen wollen, denn ein doctrinärer Zug und Stubenluft haften ihnen an. Ja, sogar häßliche Modewörter und Zeitungsdeutsch entstellen da und dort ein schönes Gedicht:

Wen sollt' ich neiden wohl um Glück und Glanz
Im bunten Wirrniß dieser Erdenwelt?
Mein Glück ist reich in sich, ist voll und ganz,
Ich hab' ein schlichtes Heim mir wohlbestellt.

Ein wenig mehr Licht über Bismarck, Caprivi und die eben erlebte Mobilmachung des Liberalismus. (Berlin, F. Stahn.) Eine der überflüssigsten und langweiligsten Erscheinungen unserer heillosen Broschürenseuche. „Meinungen, keine Enthüllungen" verspricht der trockene Doctrinär, aber er hätte gut daran gethan, auch die ersteren für sich zu behalten. Er beginnt mit einer widerlichen Verkleinerung der Verdienste Bismarck's, schwärmt dann für das Schulgesetz und die Jesuiten, donnert gegen den Liberalismus und die Wissenschaft und schließt nach byzantinischem Wettkriechen mit einer grotesken Lobhudelei des neuen Reichskanzlers, der ihm auch noch „halbirt" ein ganzer Held und Bismarck natürlich vollkommen ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Si tacuisses!...

Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert von Ludwig Ganghofer (Stuttgart, Bonz). Nachdem er sein Talent an werthlose Sensationsstücke und Gesellschaftsromane vergeudet, findet Ganghofer hier sein eigenstes Gebiet der alpinen Dorfgeschichte wieder und damit seine Meisterschaft. Diese Gebirgsmenschen sind prächtig gezeichnet, wahr und poetisch zugleich, und ihr Geschick greift uns mächtig an's Herz. Wenn auch für unseren realistischen Geschmack die oft allzu romanhaften Verwickelungen und der Allerweltsprobst von Berchtesgaden etwas altmodisch und unwahrscheinlich gemahnen, so wird doch gerade dieser spannende Theil dem Buch gewiß viele dankbare Leser gewinnen.

Zu Thal. Gedichte von S. Fritz. (Leipzig, Reißner.) Je n'ai ni père, ni mère, ni frère, ni sœur, ni femme, ni enfants, je n'ai que la rime. Das Motto aus Maupassant gemahnt uns wie Affectation, denn die ernsten schwermüthigen Gedichte von Fritz sind unwirklich und unwahr, gemacht und verkünstelt, während nur die fröhlichen und humoristischen echt und frisch uns anmuthen. Die Schattenrisse haben Witz, und die Vergnügungsreise eines Mißvergnügten sogar Humor.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig erschien soeben:

# Karl Bleibtreu als Dramatiker.

Ein Wort an die deutschen Bühnenleiter

von

**Hans Merian.**

8°. Preis broschiert Mk. 1,—.

Diese flott geschriebene dramaturgische Studie giebt ein vollständiges Bild von Karl Bleibtreus dramatischem Schaffen, indem sie zum ersten Male die Bühnenwirkung der einzelnen Stücke des Dichters und der darin enthaltenen Rollen untersucht. Dabei läßt Merian, als scharfer und durchaus gerechter Kritiker, hochinteressante Streiflichter auf die heutige Bühnenkunst überhaupt und auf unser Theaterwesen fallen. Besonders jetzt, wo sich in unserem Bühnenwesen große Veränderungen vollziehen und sich die Schulen und Parteien mehr als jemals befehden, dürfte Merians treffliche und ungemein fleißige Studie in manche schwebende Frage Klarheit bringen, und daher wird sie jedem Bühnenfreund willkommen sein.

# Romane von Theophil Zolling.

## Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

**Vierte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

## Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

**Dritte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

## Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

**Dritte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

☞ **In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

## Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe** der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

**Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?!** Preis 60 Pf.

**Vobert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Ver-**gangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

**Staehely, J. A., Thales erwacht!** Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

# Die Physiologie des Schönen

von

**Paul Mantegazza.**

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers. Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit

von Ferdinand Graf Eckbrecht

# Dürckheim.

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

## Das wichtigste historische Werk der Neuzeit.

Die Gründungsgeschichte des Deutschen Reiches, ausführlich und unparteiisch von einem der hervorragendsten Historiker der Gegenwart geschrieben, sollte von jedem Deutschen gelesen werden. — Es sei noch auf die Darstellung der Vorgänge in Ems hingewiesen.

Die „Tägliche Rundschau" sagt: Wenn ein Buch verdient in der deutschen Familie heimisch zu werden, so ist es sicher das vorliegende ꝛc.

Die „Kölnische Ztg." sagt: Es ist ein nach Ausstattung, Form, Darstellung und Inhalt gutes Buch, das wir nicht nur dem Deutschen, sondern auch dem Publikum des Auslandes empfehlen ꝛc.

Preis halbfranz gebunden M. 5.60.

Verlag von **C. E. M. Pfeffer** in **Leipzig.**

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

Friedrich Hebbel's

# Briefwechsel

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von

**Felix Bamberg.**

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

**Berlin SW.**, Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

In meinem Verlag erschien:

# Die Jungen von Holzgrün.

**Eine Erzählung.** 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

**Friedrich Schneider,** Verlagsbuchhandlung in **Leipzig.**

Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in **Leipzig.**

**C. Himmdo.**

## Chiemseelieder.

8°. geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Die Verfasserin von „Irmengard" und die „Giebinger" ist in diesen Liedern zu den ihr altvertrauten Ufern des Chiem-Sees zurückgekehrt. Eine Reihe von ernsten und heiteren Bildern, an der Hand von Geschichte und Sage, schildert in eigenartiger Mischung von Epischem und Lyrischem die Geschicke eines der schönsten deutschen Gaue.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 28. Januar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der winterliche Arbeitsmangel. Von Rentamtmann J. G. Weiß. — Moslimische Proselyten im Abendlande. Von Professor Hermann Vambéry. — Literatur und Kunst: Ein norwegisch-amerikanischer Sittenschilderer. (Kristofer Janson.) Von Ernst Brausewetter. — Julien Gordon. Von L. H. Mann. — Feuilleton: Halali. Von P. Haun. — Aus der Hauptstadt: Jesus Sirach 34, 27. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der winterliche Arbeitsmangel.

Von Rentamtmann J. G. Weiß.

Ungewöhnlich frühe und in ungewöhnlichem Umfange sind in diesem strengen Winter die Klagen über Arbeitsmangel in den größeren Städten des In- und Auslandes laut geworden. Ja selbst in Städten mittlerer Größe, in denen bisher die Privatwohlthätigkeit ganz im Stillen über die schlimmste Zeit hinweg zu helfen pflegte, hat man sich diesmal genöthigt gesehen, öffentliche Arbeiten vorzunehmen, um den Leuten Verdienst zu gewähren.

Man braucht keine Sehergabe zu besitzen, um voraussagen zu können, daß das Uebel sich noch weiter mehren wird, so lange das ungesund übertriebene Wachsthum der Städte in der gegenwärtigen Weise fortdauert. Namentlich die Baugewerbe und diejenigen anderen Gewerbe, die mehr oder minder von ihnen abhängen, sind es, die jeden Sommer eine Unzahl von neuen Arbeitern vom Lande heranziehen und diese dann beim Eintritt des Winters beschäftigungslos auf dem Pflaster sitzen lassen. Und so lange alljährlich große Schaaren wirklicher Arbeiter in diese Lage kommen, wird sich jeweils auch eine Menge von Strolchen unter sie mischen, denen es im Sommer nicht eingefallen ist zu arbeiten, die es aber gleichwohl vortheilhaft finden, nun in die Klage über den Arbeitsmangel einzustimmen und an den Wohlthaten theilzunehmen, die da gespendet werden. Der Volkswitz kennt diese Sorte von Leuten wohl. „Im Sommer Schneeschipper, im Winter Maurer" sagt er von ihnen. Aber was nutzt es, zu wissen, daß viele Unwürdige unter denen sind, die nach Brod rufen? Die Thatsache, daß sie den Haufen der Verzweifelten mehren und ihn dadurch gefährlicher machen, bleibt trotzdem bestehen. Aber auch abgesehen von den Gefahren, die der Gesellschaft etwa durch Gewaltstreiche der Beschäftigungslosen drohen könnten, ist es nicht statthaft, gegenüber dem Uebel des jeden Winter wiederkehrenden Arbeitsmangels die Augen zu schließen. Man darf doch denen, die schuldlos in Bedränguiß gerathen sind, nicht deshalb alle Hülfe versagen, weil man fürchtet, diese Hülfe könnte auch Unwürdigen zu Gute kommen! Gleichwohl steht der gegenwärtige Brauch, dem Mißstande jeweils durch Anordnung öffentlicher Arbeiten zu begegnen, mancherlei Einwänden offen.

So lange es sich um wirklich nothwendige und dabei in jeder Jahreszeit ausführbare Arbeiten handelt, ist es ja völlig zu billigen, wenn städtische und staatliche Verwaltungen bestrebt sind, solche in Zeiten zu legen, wo das Angebot von Arbeitskraft die Nachfrage nach solcher übersteigt. Das ist selbst vom privatwirthschaftlichen Standpunkte aus richtig, da anzunehmen ist, daß in solchen Zeiten die Arbeit mit geringerem Lohnaufwande sich ausführen läßt.

Anders gestaltet sich die Sache, sobald man, lediglich um Leute zu beschäftigen, Arbeiten im Winter ausführt, die zwar nothwendig sind, aber mit Vortheil nur im Sommer vorgenommen werden können, oder wenn man gar Geschäfte mit Gewalt herbeizieht, die entweder unnöthig sind oder vielleicht doch ohne Nachtheil noch Jahrzehntelang zu verschieben gewesen wären. Der Werth der geleisteten Arbeit für das Gemeinwesen bleibt hier hinter dem Betrage des Kostenaufwandes mehr oder weniger zurück, und die so sich ergebende Differenz stellt sich dar als eine den Arbeitern gewährte unentgeltliche Unterstützung.

Solch' unentgeltliche Unterstützung mag wohl Jeder gutheißen, wo es sich darum handelt, einem vorübergehenden und ausnahmsweisen Nothstande abzuhelfen; wie z. B. da, wo durch politische Ereignisse plötzlich Handel und Wandel lahmgelegt und eine große Menge von Arbeitern brodlos gemacht wird. Allein der winterliche Arbeitsmangel kehrt in größerem oder geringerem Umfange jedes Jahr wieder. Und er wird um so größer werden, je mehr man aus öffentlichen Mitteln zum Unterhalt der Arbeiter während des Winters unentgeltlich beiträgt. Denn es ist klar, daß die Einwanderung nach den Städten um so größer sein wird, je weniger der Einwandernde sich mit der Sorge zu befassen braucht, wovon er im Winter leben solle. Man schöpft also Wasser in ein Faß ohne Boden, wenn man jeden Winter den Arbeitslosen in den Städten Unterstützungen aus dem gemeinen Säckel zufließen läßt, und es ist — in dieser Beziehung wenigstens — nur von ganz untergeordneter Bedeutung, ob man die Unterstützungen unmittelbar als solche gewährt, oder ob man sie als Arbeitslöhne maskirt.

Nun ist es allerdings richtig, daß man die Leute nicht verhungern lassen darf, weil man fürchtet, den Nothstand für die Zukunft zu mehren, indem man ihn in der Gegenwart lindert; und so wird man freilich auch fortan zu dem seitherigen Linderungsmittel greifen müssen, wenn sich nicht ein eigentliches Heilmittel für das Uebel findet.

Künstlich die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte dauernd zu steigern, geht nicht an. Mit jedem derartigen Versuche zieht man im günstigsten Falle einen Wechsel auf die Zukunft, der einst wieder eingelöst werden muß. Schafft man in der Gegenwart Güter, für die kein Bedarf vorliegt, so drückt man das Bedürfniß nach Gütererzeugung für die Zukunft herab.

Es ist also nur möglich, eine bessere Vertheilung der vor-

handenen Arbeitsgelegenheit als Heilmittel in das Auge zu fassen. Fehlerhaft ist die heutige Vertheilung der Arbeitsgelegenheit in räumlicher und zeitlicher Beziehung. Wäre die beste denkbare räumliche und zeitliche Vertheilung aller thatsächlich vorhandenen Arbeitsgelegenheit innerhalb eines Wirthschaftsgebietes erreichbar, und es blieben dennoch Arbeitskräfte überschüssig, so hätten diese keinen Anspruch, irgendwie untergebracht zu werden. Sie müßten verschwinden, und sie würden auch verschwinden. Das würde, so lange andere Wirthschaftsgebiete noch fähig wären, sie aufzunehmen, durch Auswanderung geschehen; andernfalls durch Abnahme der Volksvermehrung (Zunahme der Sterbefälle und Abnahme der Geburten in Folge wirthschaftlicher Noth). Und es würde nichts Tadelnswerthes darin liegen, den Ueberschüssigen jede andere Hülfe, als die der nothdürftigsten Armenpflege zu versagen. Denn alle wirkliche Hülfe, die die Gesellschaft darüber hinaus zu gewähren vermöchte, wäre ja durch die Zuweisung aller zu leistenden Arbeit an die Arbeitslustigen erschöpft.

Um nicht mißverstanden zu werden, müssen wir hier übrigens betonen, daß wir keineswegs davon überzeugt sind, daß wir derzeit in Deutschland überschüssige Arbeitskräfte hätten, wenn die gedachte beste Vertheilung der Arbeitsgelegenheiten bei uns erreicht wäre. Eben so wenig sind wir überzeugt, daß durch den derzeitigen Fortgang der Volksvermehrung ohne Zunahme der Auswanderung innerhalb der nächsten Zeit ein Ueberschuß an Arbeitskräften herbeigeführt werden würde.

Weiter muß noch betont werden, daß wir stets nur die Frage im Auge haben, wie es in einem Wirthschaftsgebiete *den wirklich arbeitsfähigen Personen* bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit gesichert werden kann, daß sie ihren und ihrer Familien Lebensunterhalt verdienen. Wie für die sittlichen und körperlichen *Krüppel* und *Halbkrüppel* des betreffenden Wirthschaftsgebietes Sorge zu tragen sei, das ist ja eine Frage, die *gar nicht hierher gehört*.

Ist nun die unbedingt beste räumliche und zeitliche Vertheilung aller vorhandenen Arbeitsgelegenheit zu verwirklichen? Gewiß nicht! Aber es wäre viel gewonnen, wenn man ihr nahe kommen könnte. Untersuchen wir nun, wie weit das möglich ist!

Wenn wir der Kürze halber von einer besseren räumlichen Vertheilung der vorhandenen Arbeitsgelegenheiten sprachen, so war das eigentlich nicht ganz correct, denn es wird sich öfter um eine räumliche Verschiebung von vorhandenen Arbeitskräften, als um eine solche von Arbeitsgelegenheiten handeln, wenn es gilt, in einem gegebenen Zeitpunkte örtliche Mißverhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte zu beseitigen. In erster Linie ist es also der Arbeitsnachweis, der berufen ist, das Gleichgewicht herzustellen. Aber dieser allein genügt nicht immer; vielmehr ist es auch erforderlich, daß der Arbeiter Mittel und Wege finde, an den Ort zu gelangen, wo ihm die Arbeit nachgewiesen ist.

Arbeitsnachweis gibt es von zweierlei Art. Die eine Art wird von Geschäftsleuten betrieben und soll ihnen einen Nutzen abwerfen. Sie hat namentlich in Deutschland sich fast ausschließlich der ständigen und besonders der höheren Arbeit zugewendet, ist also wesentlich Stellenvermittlung geworden. Es scheint kein vernünftiger Grund vorzuliegen, weshalb der gewerbsmäßige Nachweis nicht auch für die unständige Arbeit und selbst für die geringste Arbeit dieser Sorte Platz greifen sollte. Es soll gerade nicht gesagt werden, daß diese Meinung schon dadurch als richtig erwiesen sei, daß der gewerbsmäßige Arbeitsnachweis für unständige Arbeit sich auf einzelnen Gebieten — z. B. bei Erntearbeiten — schon als möglich gezeigt hat. Denn sobald es sich nicht mehr darum handelt, ganze Schaaren von Arbeitern auf einmal unterzubringen, sondern auch das Verlangen nach einem einzelnen Arbeiter oder nach Arbeit für einen einzelnen Arbeiter und für einen einzelnen Tag jeweils berücksichtigt werden soll, erträgt das Geschäft keine große Vermittlungsgebühr mehr. Allein wenn wir uns ein umfangreiches Vermittlungsgeschäft mit weitverzweigten Verbindungen vorstellen, scheint doch die Möglichkeit gegeben, die Selbstkosten für den einzelnen Fall derart zu verringern, daß die Gebühr, die berechnet werden muß, nicht zu hoch ist, um auch nur einen einzigen Tagelohn — das Geringste, was der Arbeiter durch die Vermittelung gewinnen wird — ungebührlich zu belasten. Leider hat sich das Stellenvermittlungsgewerbe in einen recht schlechten Ruf zu setzen gewußt, wie schon daraus erhellt, daß man es in verschiedenen Ländern concessionspflichtig gemacht hat (so in Deutschland — Gewerbeordnung § 35 — und in Frankreich — Decret v. 25./III. 1852). Daß diese Maßregeln den Erfolg gehabt hätten, unsaubere Gesellen von dem Gewerbe fernzuhalten, kann leider nicht behauptet werden.

So sehr wir nun dem Grundsatze huldigen, daß der Privatunternehmung Alles überlassen bleiben solle, was sich für sie eignet, und so wenig wir grundsätzlich dagegen einzuwenden finden, daß dies beim Arbeitsnachweis der Fall sei; die Erfahrung scheint doch zu lehren, daß ein solider und dem Bedürfnisse genügender gewerbsmäßiger Arbeitsnachweis nicht zu Stande kommen will.

Betrachten wir uns also die andere Art des Arbeitsnachweises, die nicht darauf berechnet ist, einen Gebühren-Ueberschuß abzuwerfen und von Interessenten-Verbänden, von wohlthätigen Anstalten oder von Staats- und Gemeindebehörden gehandhabt werden kann. Der Kürze halber kann man diesen Arbeitsnachweis wohl als den uneigennützigen bezeichnen, wie wohl nicht geleugnet werden soll, daß indirect auch bei ihm der Egoismus im Spiel zu sein pflegt.

Zweifellos unterliegt auch diese Art der Arbeitsvermittelung einem gewichtigen Bedenken. Nur zu leicht gewöhnt sich nämlich der Arbeiter an den Gedanken, daß eine solche Einrichtung ihn unbedingt jederzeit mit Arbeit versehen *müsse*. Er nimmt es deshalb zu leicht, eine Beschäftigung, die er hat, zu verlassen, und er ist nicht in dem wünschenswerthen Maße selbst bemüht Arbeit zu finden, wenn ihm solche fehlt. Das kann aber doch gewiß nicht erstrebt werden, daß dem Arbeiter die eigene Sorge um eine Beschäftigung abgenommmen werde. Der Arbeitsnachweis kann nur den Zweck haben, Lücken auszufüllen. Er soll nur da in Anspruch genommen werden, wo der Arbeiter selbst sich schon vergeblich bemüht hat, Arbeit zu finden. Es ist deshalb nothwendig, daß selbst derjenige Arbeitsnachweis, der lediglich eingerichtet ist, um das Wohl der Arbeiter zu fördern, diesen Nichts unentgeltlich gewähre, und es empfiehlt sich, die Gebühren, die erhoben werden, so zu bemessen, daß sie voll die Selbstkosten decken. Nur dann wird der Arbeiter sich hüten, die Einrichtung zu mißbrauchen. Voraussetzung ist natürlich, daß die Selbstkosten, nach deren Durchschnitt die Gebühren sich berechnen, nicht zu hoch sind, um dem Arbeitsuchenden aufgebürdet zu werden. Und ein solcher Mißstand kann nur dann vermindert werden, wenn die ganze Einrichtung auf recht breiter Grundlage steht.

Bis jetzt hat sich der uneigennützige Arbeitsnachweis fast nur auf localer Grundlage entwickelt, und das genügt nicht. So lange Angebot und Nachfrage am gleichen Orte sind, pflegen sie ohne allzugroße Schwierigkeit von selbst zusammen zu kommen. Davon machen nur die größten Städte eine Ausnahme. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß der locale Arbeitsnachweis auch in kleinen Städten sich als eine dankenswerthe Förderung des Geschäfts auf dem Arbeitsmarkte darstelle. Allein er versagt, wo er am Wichtigsten wäre; zu Zeiten nämlich, da die Arbeitsgelegenheit am Orte nicht hinreicht, um alle Arbeitsuchenden zu beschäftigen, und an anderen Orten vielleicht gleichzeitig Ueberfluß an Arbeitsgelegenheit ist.

Der Entwickelung des Arbeitsnachweises auf breiterer als localer Grundlage steht aber ein gewichtiges Hinderniß entgegen. Was nutzt es, dem Arbeiter zu zeigen, wo es außerhalb seines Wohnortes Arbeit gibt, wenn er sich nicht dahin begeben kann, ohne Kosten aufzuwenden, die außer allem Verhältniß zu seinem Verdienste stehen? Die theuren Personentarife unserer Eisenbahnen sind es, die im Wege stehen. Nun scheint freilich eine Umkehr der deutschen Bahnen von ihrer mittelalterlichen Tarifpolitik noch nicht in naher Aussicht zu

stehen. Aber selbst auf Grund des derzeit mit Unrecht so beliebten Brauches, gewissen Klassen von Reisenden ausnahmsweise Vergünstigungen zuzugestehen, ließe sich das Wünschenswerthe erreichen. Wir denken uns etwa eine gemeinnützige Gesellschaft für Arbeitsnachweis über das ganze Reich verbreitet, mit einer Centralstelle in Berlin oder sonst wo, und mit Hauptagenturen in den Hauptstädten der einzelnen Provinzen und kleineren Bundesstaaten, sowie einem Vertrauensmann in jedem einzelnen Orte. Könnten einer solchen Gesellschaft nicht weitgehende Fahrpreisermäßigungen für Arbeiterbillets zugestanden werden — Ermäßigungen, die dem Arbeiter gestatten würden, auch auf größere Entfernung verhältnißmäßig so billig zu fahren, wie im Vorortverkehr einer großen Stadt? Die Gesellschaft würde die Billets selbst ausstellen, und die Eisenbahnen würden jeweils in gewissen Zeitabschnitten die abgegebenen Billets der Centralstelle der Gesellschaft zur Zahlung im Ganzen unterbreiten.

Es mag genügen, hier angedeutet zu haben, daß noch nicht Alles geschehen ist, was geschehen kann, um in räumlicher Beziehung das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte herzustellen. Allein nicht hier liegt der Schwerpunkt der Frage. Denn wenn zur Winterszeit in den größeren Städten der Arbeitsmangel beginnt, so pflegt auch außerhalb derselben an Arbeitsgelegenheit kein großer Ueberfluß zu sein. Die Landwirthschaft, die sonst meist über Arbeitermangel klagt, hat eben im Winter auch ihre Ruhezeit; und das heute mehr als jemals früher. Denn auch das Dreschen, das sonst einen guten Theil des Winters ausfüllte, besorgt heutzutage meist die Maschine unmittelbar nach der Ernte. Landwirthschaftliche Meliorationsarbeiten, Wege- und Straßenbauten und Aehnliches sind fast die einzigen Geschäfte, die für den tiefen Winter in Betracht kommen können, und auch in diesen Geschäften muß oft unfreiwillig Pause gemacht werden, wenn harter Frost eintritt. Allenfalls wäre noch die Holzhauerarbeit zu rechnen, für die sich in manchen Gegenden nicht immer ansässige Arbeiter in genügender Zahl und mit erträglichen Lohnansprüchen finden. Allein die Holzhauerarbeit will gelernt sein, und die städtischen Bauhandlanger u. s. w. würden im Walde wohl meist eine klägliche Rolle spielen. Die Hauptfrage ist es also, ob zeitlich ein besseres Gleichgewicht zwischen dem Angebot von Arbeit und der Nachfrage nach solcher herzustellen wäre; d. h. ob es möglich wäre, die Arbeitsgelegenheit im Winter zu mehren oder das Arbeitsangebot in dieser Jahreszeit zu mindern, oder beides.

Um das Arbeitsangebot im Winter zu mindern, ließe sich wohl ein Mittel anwenden, das wir hier wenigstens der öffentlichen Erörterung unterbreiten möchten, wenn wir auch nicht verkennen, daß es vor der Anwendung einer gründlichen Prüfung bedarf.

Wie bereits hervorgehoben, ist die regelmäßige Wiederkehr der winterlichen Arbeitsnoth schon dadurch bedingt, daß verschiedene Gewerbe ihrer Natur nach im Winter einen Stillstand erleiden müssen. In diesen Gewerben werden während der geschäftsreichen Zeit meist höhere Löhne bezahlt, als sie durch den Grad der Geschicklichkeit oder der Anstrengung, die das Geschäft erfordert, gerechtfertigt wären. Die Leute haben oft geradezu die Auffassung, daß darin eine Art Entschädigung dafür liege, daß sie im Winter nicht viel verdienen können. Allein sie bringen es nicht dazu, aus dem verhältnißmäßig hohen Verdienste des Sommers einen Nothgroschen für den Winter zurückzulegen, weil eben doch die Versuchung zu groß ist, die Lebenshaltung nach dem derzeitigen Verdienst einzurichten und die Sorge für den Winter der Vorsehung zu überlassen.

Es kann sich also hier unter Umständen darum handeln, den Arbeiter dazu zu nöthigen, daß er vom Verdienste des Sommers etwas für den Winter aufspart. Diese Nöthigung ist aber nur möglich, wenn man den erforderlichen Betrag seiner Verfügung entzieht. Es wäre also gesetzlich etwa Folgendes zu bestimmen:

In Gewerben, deren Betrieb seiner Natur nach im Winter eine Unterbrechung erfahren muß, ist jeder Arbeitgeber verpflichtet, einem jeden Arbeiter, den er während des Arbeitsjahres beschäftigt hat, im folgenden Winter im Falle der Arbeitslosigkeit einen Ernährungsbeitrag zu gewähren, der zur kümmerlichsten Lebensfristung hinreicht (ortsüblich) zu ermitteln und festzusetzen). Dieser Ernährungsbeitrag ist bis zu der gleichen Anzahl von Tagen zu gewähren, während deren der Arbeitgeber den Arbeiter beschäftigt hat. Der Arbeitgeber hat indessen Anspruch darauf, von dem Arbeiter für den Ernährungsbeitrag schadlos gehalten zu werden, und er ist berechtigt, um diese Schadloshaltung zu sichern, von dem Lohne des Arbeiters so viel einzubehalten, daß der winterliche Ernährungsbeitrag unter allen Umständen gedeckt ist. Vergeht der Winter, ohne daß der Ernährungsbeitrag überhaupt, oder ohne daß er bis zur vollen Höhe des einbehaltenen Betrages in Anspruch genommen wird, so ist — etwa am 1. März — dem Arbeiter sein Restguthaben auszufolgen.

Das ist der Kern unseres Vorschlages. Natürlich müßten noch verschiedene Einzelbestimmungen getroffen werden, um die Erfüllung des Zweckes zu sichern, Mißbräuche und Umgehungen zu verhüten. Vor Allem müßte der einbehaltene Lohnbetrag der Pfändung entzogen werden. Auch müßte, wo erforderlich, der Arbeitgeber dem Arbeiter Sicherheit für sein Guthaben gewähren, sei es durch Deponiren desselben oder sonstwie. Fraglich scheint es auch, ob das Guthaben des Arbeiters, wenn es einen gewissen Betrag überstiege, nicht etwa zu verzinsen wäre. Nach unserer Meinung dürfte das aber besser unterbleiben, da die dem Arbeitgeber hieraus erwachsende Mühe wohl schließlich schwerer in's Gewicht fallen dürfte, als der geringfügige Zinsbetrag, um den es sich im schlimmsten Falle handeln kann.

Was wird man zu unserem Vorschlage sagen? Die Zeit scheint nicht günstig für Derartiges. Arbeitgeber und Arbeiter sind voll Verdruß über dasjenige, was ihnen die Arbeiterversicherungsgesetze auferlegt haben, und sie unterscheiden nicht recht, wie viel von ihrem Verdruß berechtigt und wie viel unberechtigt ist, und noch weniger, wie viel von ihrem berechtigten Verdruß durch die Versicherungseinrichtungen selbst hervorgerufen ist, und wie viel durch die bureaukratische Schwerfälligkeit, die ihnen noch anhaftet, und die hoffentlich einmal beseitigt werden wird. Wenn wir nun eine Einrichtung vorschlagen, die Arbeitgebern und Arbeitern noch Weiteres auferlegt, als was sie schon zu tragen haben, so müssen wir darauf gefaßt sein, einem allgemeinen Kopfschütteln zu begegnen. Allein dasjenige, was der Arbeiter vor allem Anderen an den Versicherungsgesetzen auszusetzen hat, fällt hier weg. Es kommt hier Keiner in die Lage, für einen Anderen zu zahlen. Während z. B. bei der Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter jammert: „Ich muß mein Geld hinlegen und weiß nicht, ob ich jemals eine Rente dafür beziehen werde," weiß er hier ganz genau, daß er spätestens am 1. März des folgenden Jahres sein Guthaben bei Heller und Pfennig bezogen haben wird. Und was den Arbeitgeber anbelangt, so wird es ihm, nachdem er sich ja nun doch einmal mit Lohnabzügen (für die vorgestreckten Versicherungsbeiträge) zu befassen hat, keine große Mehrbelastung sein, auch noch die Summe für den etwaigen winterlichen Ernährungsbeitrag einzubehalten. Daß der Arbeitgeber einen Ersatz für seine Mühe darin finden wird, daß das einzubehaltende Geld um so länger in seinen Händen bleibt und von ihm benutzt werden kann, wollen wir nicht gerade behaupten. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Vortheil hinfällig werden wird durch eine Verschiebung der Lohnverhältnisse.

Diese zu erwartende Verschiebung ist überhaupt der bedenklichste Punkt an unserem Vorschlage. Denn wiewohl betont wurde, daß in den fraglichen Gewerben die Sommerlöhne meist verhältnißmäßig hoch sind, kann doch nicht behauptet werden, daß sie durchweg hoch genug sind, um den vollen Abzug des für den Unterhalt im Winter erforderlichen Betrages zu gestatten. Die Durchführung unseres Vorschlages würde also da, wo der Sommerverdienst des Arbeiters zur Bestreitung des Unterhalts für das ganze Jahr thatsächlich nicht hinreicht, eine Lohnsteigerung im Gefolge haben. Darin er-

blicken wir indessen noch nichts Schlimmes. Die Arbeitgeber würden die Lohnsteigerung ohne Mühe auf ihre Besteller überwälzen, und damit wäre in der That die Last auf die richtigen Schultern geladen. Es ist eine ganz natürliche Sache, daß Arbeit, die nur zu einer bestimmten Zeit geschehen kann, höher bezahlt werde als — unter sonst gleichen Umständen — Arbeit, die jederzeit geschehen kann. Und ebenso ist es eine natürliche Sache, daß die Mehrkosten dieser Arbeit von demjenigen getragen werden, dem die Arbeit geleistet wird, nicht aber von dem gemeinen Säckel. Letzterer trägt sie in der That, wenn die Arbeiter, wie heute der Fall, im Sommer billiger arbeiten, weil sie hoffen, sich im Winter mittelst öffentlicher Unterstützung durchzuschlagen.

So weit wäre also Alles recht. Es fragt sich nun aber noch, ob nicht die Gefahr vorliegt, daß die Lohnsteigerung das in den Verhältnissen begründete Maß überschreiten würde. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Arbeiter gutwillig bereit sein würden, ihren Aufwand während des Sommers einzuschränken. Sie würden ohne Zweifel versuchen, die Löhne so weit in die Höhe zu treiben, daß ihnen auch nach Abzug des für den Winter einzubehaltenden Theiles noch ebenso viel übrig bliebe, als sie früher im Ganzen verdienten. Es ist auch nicht unmöglich, daß sie diesem Ziele da und dort vorübergehend nahe kommen würden. Aber wir glauben zuversichtlich, daß die Concurrenz in kurzer Frist die Löhne wieder auf die wirklich angemessene Stufe zurückführen würde. Auch hier sehen wir also keinen Grund, an der Ausführbarkeit unseres Vorschlages zu verzweifeln, und anderweitige Bedenken von nennenswerthem Gewicht haben wir bis jetzt nicht zu finden vermocht.

Haben wir nun gesehen, was sich vielleicht thun ließe, um die Nachfrage nach Arbeit während des Winters zu mindern, so bleibt noch zu erörtern, was geschehen könnte, um die Arbeitsgelegenheiten während der kalten Jahreszeit zu mehren. So weit es möglich ist, der ungelernten Arbeit im Winter Beschäftigung zu geben, geschieht dies heute meist schon. Arbeiten, die lediglich Bethätigung der rohen Körperkraft verlangen, verlegt man, so weit es angeht, heute schon gerne in den Winter, der billigeren Löhne halber. Aber das Gebiet, auf dem mit der rohen Körperkraft allein etwas verdient werden kann, verengert sich immer mehr. Wo man eine Maschine verwenden kann, sinkt der Werth der rohen Körperkraft auf fast Nichts herab, und es will viel heißen, wenn man zugibt, daß sie da noch 2—3 Pfennige in der Stunde werth sei. Bezahlt kann da nur noch die Intelligenz des Menschen werden, der mit der Maschine umgeht. Also gilt es nicht, den Arbeitslosen zu zeigen, wo sie ihre Körperkraft, sondern wo sie ihre Intelligenz — allenfalls zugleich mit der Körperkraft — verwenden können. Man muß die Leute an die Maschine zu stellen, muß sie in der Industrie zu beschäftigen suchen.

Das hat nun zwei große Haken. Erstens legen die meisten Industriezweige, deren Betrieb von der Jahreszeit unabhängig ist, mit Recht großen Werth auf eine gewisse Stetigkeit in ihrer Production, weil sie nur so in der Lage sind, ihre Räumlichkeiten, Werkzeuge u. s. w. bis auf das Aeußerste auszunutzen. Ja, auch die Arbeitskraft des Unternehmers selbst verwerthet sich am besten, wenn der Umfang der Production keinen zu großen Schwankungen unterworfen ist. Wenn also ein Unternehmer bewogen werden sollte, seinen Betrieb im Sommer einzustellen oder einzuschränken, im Winter aber ihn wieder aufzunehmen oder auszudehnen, so müßten ihm hierfür schon ganz wesentliche Vortheile geboten werden. Wir wollen uns hüten, allzu optimistisch zu sein, aber wir halten es doch nicht für ganz ausgeschlossen, daß einzelne Industriezweige veranlaßt werden könnten, ihre Production mehr auf die Winterszeit zusammenzudrängen, wenn sie für die Nachtheile dieses Verfahrens dadurch entschädigt würden, daß sie in dieser Jahreszeit bedeutend geringere Löhne zu zahlen hätten. Aber da kommen wir nun zu dem zweiten Haken. Die Industrie kann in der Regel auch nicht den ersten besten Menschen von der Straße nehmen und an ihre Maschinen stellen. Und wenn sie das dennoch versucht, so geht ihr über der Ausbildungszeit des Mannes so viel verloren, daß der Vortheil des geringeren Lohnsatzes aufgewogen wird. Es ist also ein circulus vitiosus, den wir vor uns haben. Die Arbeiter sind im Winter verdienstlos, weil die Fabriken ihnen keine Arbeit geben, und die Fabriken können den Arbeitern keine Arbeit geben, weil diese in den vorhergehenden Wintern nicht in der Industrie gearbeitet haben, und somit das Geschäft nicht verstehen.

Daß es aber kein Unding ist, daß ein Mensch im Winter einer anderen Beschäftigung nachgehe als im Sommer, und daß das geschehen kann, wiewohl die im Winter getriebene Arbeit ebenso gut im Sommer fortgesetzt werden könnte, das sehen wir ja z. B. an kleinen Handwerkern, an Anstreichern, die im Winter Bürstenmacher sind u. s. w. Es darf also nicht vorweg behauptet werden, daß Aehnliches nicht auch im Großen möglich wäre. Denn wenn im großen Betriebe die Räumlichkeiten und Werkzeuge, die im Sommer unbenutzt bleiben sollen, eine größere Rolle spielen, so ist es hier auch wieder ein um so größerer Betrag, der bei vorwiegender Winterarbeit an Löhnen erspart werden kann.

Wie wäre aber wohl der Anfang zu machen? Könnte es vielleicht geschehen, indem man, statt aus öffentlichen Mitteln unnöthige oder noch nicht nöthige Arbeiten vorzunehmen, solchen Arbeitgebern, die gesonnen wären, ihre Betriebe in der Winterszeit auszudehnen, und die sich hierzu einen Stamm von speziellen Winterarbeitern heranbilden wollten, für solche Arbeiter Ausbildungssubventionen gewährte? Wir setzen voraus, daß das nur während einer beschränkten Zeitdauer fortzusetzen wäre, so lange nämlich, bis es Brauch würde, daß ein Arbeiter, der ein im Winter ruhendes Geschäft treibt, stets auch auf ein im Sommer ruhendes eingedrillt wäre. Man könnte dann die Subventionen fallen lassen ohne zu befürchten, daß die betreffenden Betriebe sich wieder mehr auf Sommerarbeit verlegen würden. Denn sie würden im Sommer gar nicht mehr die nöthige Zahl geschulter Arbeiter finden, um das Geschäft im gleichen Umfange fortzutreiben, wie im Winter.

Nun wird man sagen: die Winterarbeit soll also auf Kosten der ständigen Arbeit beschafft werden! In der That, so ist es. Was dem Winter gegeben wird, muß dem Sommer genommen werden. Wir haben ja schon im Eingange gesagt, daß es nicht möglich sei, die Arbeitsgelegenheiten künstlich zu mehren, sondern nur sie gleichmäßiger zu vertheilen, und daß für diejenigen, die bei einer richtigen Vertheilung der Arbeitsgelegenheiten dennoch wider Erwarten überschüssig bleiben sollten, kein anderer Rath ist, als sich von hinnen zu heben, oder sich mit dem zu begnügen, was eine vernünftige Armenpflege ihnen zu bieten vermag.

---

## Moslimische Proselyten im Abendlande.

Von Professor Hermann Vambéry.

Es gibt doch ganz sonderbare Käuze in unserer abendländischen Welt! Daß der Islam, dessen Anhänger mit Ausnahme einer kleinen Fraction ihre politische Selbständigkeit eingebüßt und von dem auf der ganzen Linie siegreich vordringenden Geiste des 19. Jahrhunderts überwältigt und übervortheilt wird, in Europa Bewunderer, Verehrer und eifrige Anhänger finden könne, ist jedenfalls eine außerordentliche Erscheinung. Und dennoch ist dies der Fall. Seit einigen Jahrzehnten sind an den verschiedenen Punkten der abendländischen Christenwelt einzelne Männer aufgetaucht, die aus Ueberschwänglichkeit in Glaubenssachen, vielleicht auch aus anderen Gründen, durch Verherrlichung der Lehre Mohammed's sich bemerklich machten, ja noch mehr als Apostel des Islams in dem von Religionsindifferentismus durchdrungenen Europa sich hervorthaten. Inmitten unserer, von den mannigfaltigsten Ideen und Zielen bewegten Welt sind diese Leute zumeist unbemerkt geblieben, doch für mich, den ehemaligen Derwisch,

war ihre Existenz und Wirken von besonderem und leichtbegreiflichem Interesse. Es wäre auch Schade, diese Sonderlinge der Vergessenheit anheim fallen zu lassen und folgende Zeilen seien ihrem Andenken gewidmet.

Es war im Jahre 1858, als ich in der Person des Herrn Charles Mismer den ersten für die Lehren der arabischen Propheten begeisterten Europäer kennen lernte. Herr Mismer, ein geistreicher und gebildeter Franzose, der längere Zeit in Constantinopel gelebt, gehörte zu den beliebtesten Gästen im Hause des damaligen Großveziers Aali Pascha. Ohne der Landessprachen kundig zu sein glaubte er mittelst Verkehr mit den französisch redenden Effendis und Paschas in den Geist des religiösen, gesellschaftlichen und culturellen Lebens der Stambuler Gesellschaft eingedrungen zu sein und vom Bosporus aus die ganze Islamwelt kennen gelernt zu haben. Seine 1869 erschienene „Soirées de Constantinoples" sind eine ganz merkwürdige Apologie des Islams. Er will vor Allem den Beweis führen, daß Humanität und Moralität eigentlich nur im Islam anzutreffen seien und daß wir Europäer unter dem Banne des grauenvollen Materialismus schmachtend für das wahre geistige, erhabene und himmlische Trachten und Streben keinen Sinn und kein Verständniß hätten, auch nicht haben können. Unsere Wissenschaft sei eine Mißgeburt, eine erbärmliche Nachahmung der geistigen Errungenschaft des Islams, unsere Institutionen, unsere Gesetze und Lebensnormen seien verwerflich und unheilbringend für die Menschheit; mit einem Worte: die abendländische Welt werde nur dann glücklich sein und die höchsten Ideale erreichen, wenn wir von der hellstrahlenden Fahne des Islams uns leiten lassen. Herr Charles Mismer sagt es ganz offen heraus: „La constitution de la société musulmane doit servir de base à la constitution de la société moderne comme la science musulmane à servir de base à la science moderne." Angesichts solcher Anschauungen ist es ganz natürlich, daß Herr Mismer für das bekehrende Schwert des Islams, für den Despotismus der asiatischen Regierungen, für die Polygamie und die vielen anderen Uebelstände der moslimischen Gesellschaft Entschuldigungen findet. Sein Buch war seiner Zeit eine beliebte Lectüre am Bosporus, aber dessen Folgen waren eben so schädlich für den Fortschritt auf der Bahn der modernen Bildung, als wenn Jemand dem Christenthum beweisen wollte, daß das Abendland seine geistige Superiorität über die übrige Menschheit der Bibel und dem Evangelium verdanke.

Nach dem Franzosen lernte ich auch einen Engländer in der Person des Lord S. kennen, der, in England the mohammedan S. genannt, so wie der Franzose, ohne zum Islam formell übergetreten zu sein, zu den eifrigsten Verfechtern der mohammedanischen Religion gehörte. Lord S. suchte überall Gelegenheit, die Vorzüge und Herrlichkeit des Islams dem Christenthum gegenüber im Relief zu bringen. Er war ein leibhaftiges Ungeheuer in den Augen der anglikanischen Frommen, und unvergeßlich ist mir sein Tête à tête mit dem seines Fanatismus halber berühmten Bischof von Oxford gelegentlich einer Lunchpartie im Hause des geistreichen Lord Houghtons. Die Blitzstrahlen, welche aus den Augen des excentrischen Lords gegen den seine Wuth in christlicher Demuth unterdrückenden Kirchenfürsten über die Tafel hinüber zuckten, boten ein interessantes Schauspiel. Lord S. klagte die Highchurch der ärgsten Unduldsamkeit an, ja er interpellirte sogar im Parlament: warum man ihm nicht gestatte, in London eine Moschee zu bauen, doch dies Alles fiel in England Niemand auf, ja man reizte ihn sogar zu erneuerten Angriffen, denn trotz all der überspannten und im Grunde nur selten echtfarbigen Religionssitten fällt die Excentricität doch Niemand auf. Als ich einmal im Gedränge mit einem Freunde dem eben zum Abfahren bereiten Eisenbahnzuge zueilte, trat eine elegant gekleidete Dame mit einem großen Pack Tractätchen an uns heran und war eifrig bemüht, uns einen Zettel mit der Aufschrift: „Save your Soul" zu überreichen. Mein Freund war ziemlich aufgebracht, und als er der Dame zurief: „Entschuldigen Sie, ich bin kein Christ, sondern Krokodilanbeter," schien letztere nicht im Mindesten frappirt und trachtete ihr Tractätchen an den nächststehenden Mann zu bringen. Lord S. hatte eine Zeit lang eine ganze moslimische Gemeinde um sich versammelt, doch für die Lehren, die er während eines mehrjährigen Aufenthaltes im Hause Ahmed Wefik Paschas sich angeeignet, hatte er an der Themse keine Anhänger gefunden, am allerwenigsten in den höheren Kreisen, in denen er sich bewegte.

Der moslimische Proselytismus in Europa und in Amerika hat ganz allerneuestens wieder angefangen, Sprossen zu treiben, und dies vorzüglicher Weise in der Religionsspeculationen leicht hinneigenden arischen Welt. Herr Schumann, ein Hannoveraner, seines Zeichens nach ein Schriftsteller, ist vor fünf Jahren von moslimisch proselytischen Anwandlungen heimgesucht worden und hat an den Scheich-ul-Islam Essad Efendi in Constantinopel ein Schreiben gerichtet, in welchem er um Aufnahme in den Verband des moslimischen Glaubens nachsucht. Was vor hundert Jahren noch kaum denkbar gewesen, nämlich daß ein Scheich-ul Islam mit einem Ungläubigen sich in Correspondenz einließe, das ist nun geschehen, denn Seine Heiligkeit schrieb persönlich einen Brief an Herrn Schumann, datirt vom 23. Schewwal 1305, in welchem er ihm zu seinem Vorhaben gratulirt und zu gleicher Zeit über das Grundwesen des Islam Aufklärungen gibt. Daß da alles in rosigen Farben geschildert und die Lehre Mohammed's als der Ausbund aller Vortrefflichkeiten dargestellt wird, versteht sich von selbst. Gewisse unbestreitbare Vorzüge des Islams über das Christenthum werden besonders hervorgehoben und dabei aber auch gewisse Schattenseiten in einer Weise beschönigt, die dem Abendländer doch nur schwer einleuchten kann. So wird die Polygamie als eine von Allah autorisirte Verwerthung der Urkraft bezeichnet und jedenfalls für ein Präservativmittel gegen die scheußliche Sünde der Unzucht erklärt. Der Hirtenbrief befaßt sich besonders viel mit den Ehegesetzen, und als Gegenbeweis der im Islam für erleichtert gehaltenen Ehescheidung wird der Koransatz: „Heirathet und scheidet nicht, denn bei einer Ehescheidung erzittert das Himmelsgewölbe!" angeführt. Ob diese Lehren den Landsmann von Büchner und David Strauß selig gemacht, ist mir nicht bekannt, doch scheint das Beispiel des biederen Hannoveraners nicht besonders gewirkt zu haben, denn die Lehren des semitischen Propheten haben in Deutschland wenig Hoffnung auf Erfolg.

Für extravagante Religionsschwärmereien ist und bleibt die angelsächsische Welt das ergiebigste Terrain. Was Engländer und Amerikaner auf diesem Gebiete zu leisten vermögen, das grenzt an's Unglaubliche. Kein Gedanke ist zu wild und zu ungeheuerlich, um hier nicht Befolger zu finden, und wer den Aufmarsch eines Bataillons oder einer Compagnie der Heilsarmee gesehen, wie diese mit Trommeln, Cymbaln, Castagnetten, Pfeifen und Trompeten gleich den Besessenen umherspringen und mit den Furien in Extasen wetteifern, der wird wohl begreifen, daß Engländer und Amerikaner in religiöser Geistesverirrung den Wilden von Terra di Fuego und vom Innern Afrikas nicht nachstehen. Nun, in diesen Ländern hat der moslimische Proselytismus sich neuestens in einer Weise geoffenbart, die ganz merkwürdig ist. In Liverpool hat ein Herr Quilliam eine aus mehreren hundert Personen bestehende moslimische Gemeinde gebildet, die, ihrer Geburt nach zumeist Engländer, ihr Seelenheil in der Lehre des arabischen Propheten suchen und mit geringen Adaptirungen den Islam auf britischen Boden verpflanzen wollen. Ahmed Brown, Omar Whitley Suleiman Macgregor und Emina Spencer, Chadidscha Bell und wie sie sonst heißen, besuchen regelrecht ihre Moschee, wenn vom Balkon des improvisirten Gotteshauses das Ezan in englischer Sprache verkündet wird; sie verrichten gewissenhaft ihre frommen Waschungen, sie enthalten sich des Genusses von Wein und Schwein, sie beten in der Richtung nach Mekka und schließen ihre Ehen nach mohammedanischem Ritus. Ja noch mehr, sie haben für ihre Mollas eine gewisse Tracht erfunden, sie sind, wie ich aus indischen, persischen und türkischen Zeitungen ersehe, mit ihren Glaubensgenossen im fernen und nahen Osten in Berührung getreten, und begeisterte Mohammedaner aus verschiedenen Theilen der Islamwelt haben propria sponte sich nach Liver-

pool begeben, um den fränkischen Glaubensgenossen bei Begründung des Islam mit Rath und That beizustehen. Wie weit nun der mohammedanisch-apostolische Eifer des Herrn Quilliam zur Islamisirung Englands beitragen wird, darüber läßt sich vor der Hand schwer ein Urtheil fällen. Ein außergewöhnlicher Erfolg ist keineswegs zu erwarten, denn selbst die bestehende Kirche hat einen harten Kampf mit den Lehren eines Huxley, Frederic Harrison und Herbert Spencer zu bestehen und dem Islam lächelt um so weniger eine rosige Zukunft entgegen. Doch in Religionssachen scheint dem Menschen anglosächsischer Abkunft das nüchterne, vorurtheilslose Denken abzugehen. Diese in ihrer individuellen Selbständigkeit meist entfalteten, in politischer Freiheit am weitesten fortgeschrittene und auch in cultureller Beziehung an der Spitze stehenden Repräsentanten des 19. Jahrhunderts sind theologischen Speculationen mehr zugethan als die verstocktesten Gläubiger in Mohammed, Buddha und Wischnu.

Während wir die moslimischen Neophyten von Liverpool anstaunen oder gar belächeln, tritt in der entgegengesetzten Seite der Welt Herr A. R. Webb, ein Amerikaner von Geburt und General-Consul der Vereinigten Staaten von Manilla, hervor und bekennt nicht nur seine vollständige Bekehrung zum Islam, sondern gibt auch die Absicht kund, als Missionär dieses Glaubens in der Neuen Welt wirken und die Yankees den Lehren des Korans zuführen zu wollen. Herr Webb, der eine streng orthodox presbyterische Erziehung genossen, ist ein klassisch und modern gebildeter Mann. Gelegentlich eines Vortrages, den er in Bombay im November 1892 vor einer aus indischen Mohammedanern bestehenden Gesellschaft gehalten, erzählt er ganz umständlich, wie er als frommer und guter Knabe in der Sonntagsschule seiner Geburtsstadt den langweiligen und dunklen Vorträgen des presbyterischen Geistlichen beigewohnt und schließlich lieber in die freie Natur gegangen, um Gott selbst im rauschenden Bache, im Zwitschern der Vögel und in der Farbenpracht der Blumen reden zu hören. Zwanzig Jahre alt stürzte er sich, unbefriedigt vom Christenthum, in den krassen Materialismus. Jahre lang in einer Bibliothek vergraben, hatte er in den Lehren von Mill, Locke, Kant, Hegel, Fichte, Huxley und Anderen keine Lösung des großen Räthsels zu finden vermocht, und nur in dem von Mohammed verkündeten Systeme entdeckte er das wahre Seelenheil und das reine, unverfälschte Licht der Gotteserkenntniß. Der begeisterte Yankee erzählt nicht nur die Geschichte seiner eigenen Bekehrung, sondern er unterrichtet zugleich seine neue Glaubensgenossen; er ruft mit Begeisterung aus: „Du irregeleiteter Christ, du meinst, im Islam wäre keine Philosophie. Ja, der Islam ist eine Philosophie und zugleich eine Religion, und dabei noch die reinste, vollkommenste und heiligste Philosophie!“ Sein Vortrag ist nicht nur eine Rede, eine Predigt, sondern auch eine allerdings mehr eifrige, als rationelle Controverse gegen die Lehre Christi und selbstverständlich eine Glorificirung des Islam. Auf die Einwendung eines Parsis, daß der Fortschritt des 19. Jahrhunderts doch dem Christenthum zu verdanken sei, antwortete Herr Webb mittelst Hinweisung auf die Bergpredigt und stellt den Satz auf, daß unsere moderne Civilisation, unvereinbar mit den Lehren des Christenthums, nur der Ausfluß von Ambition und Eigenliebe, eigentlich im achten Jahrhundert unter den Moslimen Spaniens entstanden sei. Auch die oft gerügte Sitte der Polygamie nimmt der Landsmann des Propheten von Utah in Schutz, und zwar vom Standpunkte der Moralität, denn die schauerlichen Laster und Verbrechen der europäischen Großstädte würden sofort schwinden, wenn es dem Manne gestattet wäre, mehrere Lebensgefährten zu nehmen. „Nehmet die europäischen Zeitungen zur Hand,“ ruft Herr Webb seinen asiatischen Zuhörern zu, „und leset einmal den Bericht über Ehescheidungen, gesellschaftliche Skandale und eheliches Elend, der einen mit Ekel und Widerwillen erfüllt, und dann sagt mir doch: ob die sogenannten christlichen Gesetze und christlichen Sitten gute Dinge seien. Wo ist das Heilmittel von all dem, wenn nicht in den mohammedanischen Gesetzen und Prinzipien des Islam?!“

In diesem Tone hat der amerikanische Apostel über zwei Stunden lang gesprochen, und daß seine Hörer erbaut und von seiner Begeisterung ganz durchdrungen waren, das ist am besten durch die bedeutenden Summen bewiesen, welche dieser Mann behufs Gründung einer moslimischen Mission für Amerika unter den Muhammedanern Hindostans gesammelt, und da er freiwillig auf seine Stellung als General-Consul verzichtete, um seinem apostolischen Wirken jenseits des Atlantischen Oceans ungestörter nachgehen zu können, so werden wir wahrscheinlich von dem wunderbaren Manne noch des Oefteren zu hören bekommen. Ob das Wirken des letztgenanten und der übrigen excentrischen Religionsmänner im Abendlande von Erfolg sein wird, das ist wohl sehr zweifelhaft, denn erstens ist die Zeit der Religionsspeculationen im Westen schon längst vorüber. Im harten Lebenskampfe ist der Abendländer des 19. Jahrhunderts von den materialistischen Tendenzen des Zeitgeistes so fest umschlungen worden, daß ihm nur wenig Lust und Muße übrig bleibt, mit überirdischen Dingen sich zu befassen, und angesichts des zunehmenden Indifferentismus für die seit altersher bestehenden Religionen ist das Interesse für neue Religionen eo ipso ausgeschlossen. Am wenigsten ist aber an die Propagation des Islams zu denken; eines Glaubens, der in so mancher Beziehung mit dem Christenthum den Vergleich aushält, aber im Gruude genommen als ein rein asiatisches Geistesproduct in erster Linie den Naturbedingungen und Geistesanlagen der asiatischen Menschen angepaßt, mit unseren auf der klassischen Bildung von Rom und Hellas beruhenden Culturbestrebungen doch stets in Collision gerathen muß. Der Islam ist kein Hemmschuh für Bildung und Aufklärung, wie das bisweilen behauptet wird, er enthält auch nicht das Gift für das staatliche und gesellschaftliche Wohlergehen der Menschheit, wie seine Verleumder uns einreden wollen. Aber als Religion, als positiver Glaube bildet er einen stählernen Wall gegen den Lauf der Gedankenfreiheit; einen Wall, den man nicht so leicht wieder niederreißen kann, als dies in Europa im Zeitalter der Renaissance beim Erwachen des Kampfes zwischen Glauben und Wissen geschah. Eben deshalb dünkt mir der moslimische Proselyteneifer der überspannten abendländischen Anwälte der Lehre Mohammeds als verhängnißvoll für den culturellen Fortschritt im Morgenlande. Die durch die Uebermacht des Westens in ihrer Eigenliebe verletzten Araber, Türken, Perser und Hindostaner berufen sich ohnehin fortwährend auf die Vorzüge ihrer Religion über das Christenthum, sie pochen stets auf die geistigen Errungenschaften der Blütheepoche des Islams, und je mehr sie in diesen Ansichten gekräftigt werden, desto schwerer werden sie zur Ueberzeugung gebracht werden können, daß Glauben und Wissen streng von einander geschiedene Begriffe seien und daß die geistige Ueberlegenheit Europas über die Gesammtwelt nicht mit, sondern trotz dem Christenthume zu Stande gekommen. Die Moslimen Asiens sollten von den Lobhudeleien und Verherrlichungen der abendländischen Bewunderer ihres Glaubens sich nicht irre leiten lassen, denn so wie bei uns Bibel und Wissenschaft schon längst in zwei ganz getrennte Fächer getheilt sind, ebenso müssen sie auch diesbezüglich des Korans thun. So weit die Erfahrung uns lehrt, ist in neuerer Zeit eine solche Richtung in den moslimischen Ländern Asiens glücklicherweise schon angebahnt, die Leiter eines gesunden Fortschrittes bekunden hier eine viel geschicktere Hand, als dies seiner Zeit bei uns in Europa der Fall gewesen, und so wie von uns, so wird auch von ihnen das Treiben der europäischen Apostel des Islam für ein harmloses Werk überspannter Geister gehalten.

# Literatur und Kunst.

## Ein norwegisch-amerikanischer Sittenschilderer.

(Kristofer Janson.)

Von Ernst Brausewetter.

Amerika besitzt in Kristofer Janson einen hochbedeutenden Schilderer der Culturzustände in den norwegischen Gemeinden der Union. In seinen sämmtlichen amerikanischen Novellen und Romanen tritt er als Polemiker von großer Leidenschaftlichkeit auf, aber zugleich erwirkt der Dichter in ihm eine gerechte und farbenreiche Darstellung der gegnerischen Elemente, sodaß wir meist das Bild voller Lebenswirklichkeit erhalten. Drei Punkte sind es, welche den ideellen Untergrund fast all' seiner Erzählungen bilden, und der qualvolle Ruf nach Freiheit tönt bald als Kampfschrei, bald als Sterbesröcheln aus ihnen heraus: „Freiheit für den Glauben, Freiheit für die individuelle Entwickelung, Freiheit des Weibes!"

Janson hat sich gefragt, wo die Haupt- und Grundursache für die heutige Unfreiheit der Menschen, für die geistige und körperliche Sklaverei des größten Theiles derselben herstammt, und er glaubt zu dem furchtbaren Resultat gekommen zu sein — von der christlichen Kirche. Die Lehre Christi, dieses Freiheitsapostels, dessen Mission es sein sollte, die Menschheit von Buchstabengläubigkeit und eitler Wortklauberei zu befreien, der durch sein Beispiel die Berechtigung der freien Forschung und Deutung anzeigte, der eine Religion des Herzens und der That begründen wollte, dessen Lehre wird benutzt zur schändlichsten geistigen Unterdrückung, zum Hemmschuh des Culturfortschrittes, zur Erstickung der Lebensfreude. Und zwar sind es diejenigen, welche sich seine treuesten Diener nennen, welche die Verkünder seiner Lehre sein wollen, die Geistlichen, die ein solches Verbrechen an der Menschheit und „ihrem Herrn" begehen. „An allem Unglück dieser Welt sind nur die Pfaffen schuld", könnte man als Motto auf alle diese Arbeiten Janson's setzen. Zwar meint Janson nur die Geistlichen der amerikanisch-norwegischen Gemeinden, weil seine Arbeiten auf diesem Boden spielen, aber wenn er näher in Betracht zöge, was anderwärts vor sich geht, würde er kaum anstehen, dieser seiner Auffassung eine erweiterte Form zu geben.

Christi Lehre, die Religion der Liebe, wird durch ihre geweihten Diener zu einer Religion des Hasses, der Verfolgung. Bald sind es tieftragische Ereignisse, der Untergang eines edlen und braven Charakters, die Vernichtung von Familienglück, die Zerstörung des Glaubensbedürfnisses der Menschen, welche aus dieser priesterlichen Unduldsamkeit und Herrschsucht hervorsprießen, bald erscheint sie im köstlichsten Gewande der Satire in ihrer ganzen Lächerlichkeit.

Da ist ein Mann, der seine volle, seelische Befriedigung durch Abhaltung von Erbauungsstunden findet. Seine guten, moralischen Lehren und das hübsche Beispiel seines Familienlebens üben auf die Umgebung den besten Einfluß aus. Aber der Geistliche kommt und erklärt, was dieser Mann lehre sei Satanswerk, nicht die einzig echte und reine Lehre, er macht die Fortsetzung seines Wirkens unmöglich, er wirft Zwiespalt in die Familie, indem er die Frau gegen den Mann aufhetzt, und verfolgt den Unglücklichen, bis er, all' seines Rückhaltes beraubt, im Trunke Trost sucht und so schließlich mit der Erkenntniß zu Grunde geht, daß das Volk zwei Hauptfeinde habe: die Pfaffen und die Flasche! („Folkets Fiender" in „Praeriens Saga".)

In einer anderen Erzählung („En Buggy-Praest") zeigt er, wie ein frommer Mann, eine glaubensbedürftige Seele, durch die Herrschsucht des Priesters, der die Forderung der norwegischen Synode auf private Beichte vor der Communion mit allen Gewaltmitteln einführen will und dabei bei diesem immerhin etwas aufgeklärten Mann auf Widerspruch stößt, ferngehalten wird von Kirche und Gottesdienst, die ihm ein solches seelisches Bedürfniß sind, daß der Mann schwer erkrankt. Und als er angesichts des herannahenden Todes aus Angst weich wird und zu Allem bereit ist, nur um des Gnadenmahles theilhaftig zu werden, selbst da peinigt ihn der Geistliche so lange mit Wortklaubereien, daß der Unglückliche ohne Befriedigung seines tiefen Seelenbedürfnisses, den Kelch vor Augen, aus dem Leben scheiden muß.

Dafür aber tönt in „En Bygdekonge" („Ein Dorfkönig") ein grelles Hohngelächter der Satire über den Formelfanatismus dieser Diener Christi empor, wenn geschildert wird, wie die Priester zweier verschiedener Gemeinden sich in die Haare kriegen und zum Jubel des „Dorfkönigs" sich gegenseitig todt zu dociren suchen.

Diese Herrschsucht und dieser Fanatismus der norwegischen Geistlichkeit hat es denn auch richtig im Laufe der Zeiten erreicht oder sucht es zu erreichen, daß die ganze geistige Ausbildung des Volkes ihre Unterlage in Katechismus und Bibel habe, sie hat es erreicht, daß alle weltliche Literatur für einen Greuel gilt, daß Kunst, Dichtung, mit einem Worte Schönheit, diesen Menschen fremde Begriffe sind. Das Leben wird zu einem Jammerthal, in dem Jeder nicht nur seine ihm zuertheilte Last tragen, sondern dieselbe noch möglichst schwer machen muß, indem er alle seine Wünsche unterdrückt und sich möglichst bemüht, die naturgemäße, freie Entwickelung seines Selbst zu hemmen. Das Alles in Hoffnung auf ein seliges Leben im Jenseits. Aber vielleicht fühlte die Geistlichkeit, daß auch diese Hoffnung noch den Menschen zu viel Selbständigkeit geben könnte, und so hat sie aus der Lehre von der Hölle einen wahren Cultus gemacht, so hat sie diesen Unglücklichen den letzten Rest einer Neigung zum freien Denken durch die Furcht ausgetrieben, daß ihrer auch im Jenseits nur Höllenstrafen harren.

So verkommt das Volk in Unfreiheit, Furcht, Unbildung und Freudlosigkeit. Alle edlen Triebe schlummern ein, und die Menschen werden zu Psalmenverse herleiernden Maschinen. Alle angeborenen schönen Gefühle ersterben, und der Haß erfüllt die Seelen. Schon die Kinder, die nach solchen Prinzipien erzogen werden, lernen ihre Eltern, ihre Lehrer, die Kirche, die Schule, kurz Alles, was ihnen lieb und werth sein sollte, in Folge der Unterdrückung ihres Emancipationstriebes — hassen. („Sara".)

Der frei in der Natur heranwachsende einzelne Mensch dagegen ist gut, edel und opferfreudig, und wenn man ihm mit solchen verbildenden Prinzipien kommen will, so lehnt sich seine gesunde Natur dagegen auf. („Wildrose".)

Und weil die christliche Kirche sich auf Jahrtausende alte Schriften stützt und jedes Wort in denselben als buchstäbliche Inspiration Gottes anerkannt wissen will, darum hält sie auch an der Unterdrückung des Weibes fest und wird somit die Ursache derselben. „Das Weib soll dem Manne unterthänig sein", diese Anschauung barbarischer orientalischer Völker soll maßgebend sein für unsere sonst weit vorgeschrittene Zeit und findet in den Dienern Christi ihre kräftigste Unterstützung.

So zeigt Janson, wie die Frau in diesen norwegischen Familien nicht denken darf, wie sie zum Dienstmädchen, zum Sklaven, ja zum Vieh erniedrigt wird. Sie muß sich sogar schlagen und mißhandeln lassen, denn wo fände sie Hülfe gegen den Mann als den Stärkeren. Die anderen Frauen leiden es selbst, die Männer halten es mit einander und der Geistliche macht sie nur darauf aufmerksam, daß sie dem Manne am Altar Demuth und Gehorsam gelobt habe. Fühlt sich doch ein solcher Geistlicher sogar berufen, eine Frau, welche die Mißhandlungen nicht mehr ertragen kann und daher das Haus des Mannes verläßt, mit Gewalt in dasselbe zurück zu bringen, so daß die Unglückliche schließlich in den Fluthen Erlösung sucht. („Kvinden skal vaere Manden underdanig", in „Praeriens Saga".) Eine andere wird nur als Arbeitsthier betrachtet, welchem der Herr der Schöpfung alle Arbeit aufbürdet, um selbst faullenzen zu können. („Et Arbeitsdyr".)

Und schlimmer noch als die körperliche Unterdrückung ist die geistige. Der Mann betrachtet die Frau als ein inferiores Wesen, mit dem er über seine geistigen Interessen nicht sprechen kann, oder höchstens gestattet er ihr ohne Widerspruch, den erhabenen Offenbarungen seines Verstandes zu lauschen, still-

schweigend seine Ansichten als die einzig richtigen hinzunehmen. („Sara", „Et Arbeidsdyr" und „En Buggy-Praest".)

Und auch in sittlicher Beziehung zeigt sich diese barbarische orientalische Anschauung vom Weibe. Obwohl der Mormonismus mit leidenschaftlicher Heuchelei verfolgt wird, herrscht thatsächlich doch die Vielweiberei. Dieselben Männer, die an Entrüstungsversammlungen gegen die Mormonen theilnehmen, unterhalten drei, vier bis fünf Maitressen neben ihrer Gattin. Sie, die sich die moralischen und sittlichen Stützen der Gesellschaft nennen dürfen, die Vornehmen und Reichen, sie betrachten jedes arme Mädchen als eine willkommene Beute für ihre Lüste. Sie würdigen die Weiber zu Thieren herab, um sich dann, wenn sie Niemand von ihresgleichen sieht, mit Wollust in diesem Schmutz herumwälzen zu können. („Sara".) Und diesen Mädchen gegenüber ist ihr Wort und ihr Eid wie leerer Schaum, ungestraft dürfen sie sie verführen, ungestraft ihnen den Makel der Schande anheften. („Hinter der Gardine".) Denn die Gerechtigkeit, die Staatsgewalt, die Kirche, Alles steht auf Seiten der Reichen, für die Armen ist nichts da. („So lange man Geld hat, gilt Wahrheit und Gerechtigkeit nichts." „Hinter der Gardine".)

Und damit kommt der dritte Punkt in dem Sündenregister der christlichen Geistlichen bei Janson, der die schwerste und furchtbarste Anklage in den Worten erhebt:

„Nun hat die Kirche fast 2000 Jahre bestanden und welchen Gewinn hat sie den Armen gebracht? Sie hat sich den Geldmenschen und Unterdrückern angeschlossen, um uns zu unterdrücken. Sie hat uns mit Verheißungen des Himmelreichs chloroformirt. Könnt Ihr mir sagen, wann die Kirche für die Kleinen und Unterdrückten eingetreten ist? Sie haben den Himmel gepredigt und die Erde für uns zur Hölle gemacht!" („Sara".)

Ja die Kirche, deren Sache es sein sollte, auf Seite der Armen und Schwachen zu stehen, habe es zugelassen, daß dieselben nun seit Jahrtausenden ein Sklavenleben führen. Sie habe nichts gethan, um zu verhindern, daß Millionen und abermals Millionen seufzend unter schwerer Arbeit zu Grunde gehen, daß sie niemals dahin kommen, ihre geistigen und seelischen Fähigkeiten entfalten und entwickeln zu können, daß all' die Schönheiten der Natur, all' die Herrlichkeiten, welche der Menschengeist geschaffen, für sie nicht da seien.

Diese Ausschließung von den Herrlichkeiten dieser Erde ist dann die Ursache geworden, daß es in den unteren Volksschichten gährt und brodelt, wie in einem Hexenkessel. Diese Noth, dieser Jammer, dieser Schmutz, unter dem sie sich dahinschleppen, er hat die Gemüther zwar abgestumpft, aber auch den Samen des Rachegefühls in sie hineingelegt, der dort nun lagert und nur des Sonnenblickes harrt, um keimkräftig emporzuschießen und diese „christliche Gesellschaft" zu erdrücken. („Sara" und „Hinter der Gardine.")

Aber Kristofer Janson ist nicht nur negativ, sondern er bietet in diesen Werken auch ein positives Programm, er will nicht nur zeigen, wohin es führt, wenn veraltete und mißverstandene Lehren zum geistigen Grunde und Mittelpunkt des Lebens eines Volkes gemacht werden und eine Menschenklasse einen herrschenden Einfluß auf die geistige und sittliche Entwickelung ausüben darf, die von Herrschsucht, Egoismus, Engherzigkeit und Geistesarmuth befangen ist; er will auch seine Menschheitsideale verkörpern, er will zeigen, wie die Menschen zum Glücke, zur Freiheit geführt werden könnten.

An die Stelle des kalten Dogmen- und Buchstabenglaubens müsse der wahre Herzensglaube, statt der Furcht vor der Strafe im Diesseits und Jenseits, die Liebe in die Herzen einziehen.

Janson verficht ein werkthätiges Christenthum. Gott ist nach ihm die Güte und Liebe, darum müssen auch die Menschen, die an ihn glauben, gut sein und die Liebe zu ihrem Lebensinhalte machen. Dann wird das Streiten um Worte und Dogmen aufhören und jeder nach seiner Façon selig werden können. Die Liebe zum einzigen Religionsdogma erhoben, macht all' das Abquälen mit alten abgethanen Schriften überflüssig, sie befreit die Menschheit also von einem Wust, den sie jetzt mühsam mit sich herumschleppt, sie weist jedem den Weg, sich frei nach seiner Eigenart zu entwickeln, ja sie wird veranlassen, daß jeder dem Andern dazu behülflich ist, denn nur so können die Menschen glücklich werden. („Sara.") Freiheit und individuelle Entwickelung wird aber auch insofern durch die Liebe geschaffen, als durch den Einzug der Anschauung in die Herzen der Menschen, daß alle Brüder und Schwestern seien, alle materielle Noth, alles Unrecht ein Ende hat. Die Kirche, die Schule, die Familie, Alles muß sich daher die Hand reichen, um diese Religion zu predigen, sie der Kindheit einzuimpfen und sie so allmählich zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Und ein jeder, der zu dieser hohen, befreienden Anschauung gekommen ist, muß gleichsam ein Prediger seiner Lehre werden, nicht mit Worten, sondern mit der That. („Ein Arbeitsthier.") Und die Frau muß in diesem schönen Kampfe an der Seite des Mannes stehen als seine treue Helferin und Förderin. Um dies aber zu können, muß sie von ihm als gleichberechtigt betrachtet werden, muß auch ihr das Recht der freien individuellen Entwickelung eingeräumt werden und sie eine geistige Erziehung und Ausbildung genießen, die sie zur würdigen Gefährtin des Mannes macht. („Sara.")

Ist die Menschheit auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit geführt, daß alle Wesen gleichberechtigt sind und auch die gleiche Fähigkeit haben, die Herrlichkeiten der Welt zu genießen, dann erst werden die Künste ihre erhabene Mission voll erfüllen können, dann, wenn ihr Genuß nicht das Vorrecht einiger weniger Glücklicher, sondern das gemeinsame Gut Aller ist, dann ist des Lebens Glück begründet, denn „des Lebens Glück beruht in der Schönheit." („Sara".)

Leider werden sich auf dieses Zukunftsprogramm Janson's, das einen Ausblick gewährt, wie auf eine in Sonnenschein und im Blumenflor prangende Wiese, im Gegensatz zu seiner Darstellung der bestehenden Zustände die schönen Worte anwenden lassen, die der Verfasser seiner Sara in den Mund gelegt hat: „dieses ist eine Wirklichkeit, die Traum sein sollte, jenes ein Traum, der Wirklichkeit sein sollte."

Janson, der in allen diesen Arbeiten ein Thesendichter ist, versteht es sehr gut, dieselben in eine meist schnell dahinfließende, nicht selten sogar handlungsreiche Erzählung einzukleiden. Es ist nicht der Verfasser, der dieses oder jenes predigt, sondern es sind aus dem Leben herausgegriffene Gestalten, die theils durch ihr Schicksal, theils auch durch ihre Worte, die dann aber der wohlmotivirte Ausfluß ihrer Individualität sind, für diesen oder jenen Satz den Beweis liefern. Nur sehr selten durch eine gelegentliche kleine Zwischenbemerkung, die wie ein das Ganze in grelles Licht setzender Strahl plötzlich hernieder-fährt, deutet der Verfasser seine eigene Meinung an, wenn sie im schroffen Gegensatze zu dem steht, was seine Gestalten als Consequenz ihres Seins lehren müssen.

Diese wirklichkeitsgetreue Darstellung zeigt sich namentlich auch darin, daß bei ihm selbst die Geistlichen, die ja durchweg die Träger des Gegenspiels sind — dieser der Tragödientechnik entlehnte Ausdruck wird am besten wiedergeben, was ich bezeichnen will —, als in sich völlig berechtigte, sogar von einem gewissen Idealismus getragene Charaktere erscheinen. Faßt nirgends sinken sie zu böswilligen Intriganten oder Heuchlern herab, sondern sie handeln bei ihm aus vollster Seelenüberzeugung von der alleinigen Richtigkeit und Nützlichkeit ihres Strebens. Sie werden somit oft geradezu zu tragischen Gestalten, so der Geistliche Abraham Jensen in „Sara", der durch seine geistlose Verständnißlosigkeit für das Wesen seiner Frau und seinen engherzigen Egoismus dieselbe von sich getrieben hat. Es wirkt geradezu tief rührend, wenn er sterbend aus einer langen tiefen Ohnmacht erwacht und Sara an seinem Bette sitzen sieht und dann flüstert: „Sara, denke Dir, ich träumte so häßlich, daß Du mich verlassen hättest."

Und selbst dort, wo das Licht greller Satire auf eine solche Gestalt fällt, wie in „En Buggy-Praest" („Ein Dorfpfarrer"), wenn derselbe im Frostnebel auf der Prärie erfriert, während er eine Abhandlung darüber skizzirt, „ob der Mantel, welcher sich von Elias zu Elisa vom Himmel herabsenkte, aus Kameelhaar oder aus Ziegenhaar war", und während seine

Gattin daheimsitzt, mit einem Briefe beschäftigt, in welchem sie ihm erklärt, „daß sie seinen Glauben nicht mehr theilt, daß sie Freidenkerin ist", selbst dort fühlen wir uns einer wirklichen Persönlichkeit gegenüber, die auf Grund ihrer Erziehung, Anschauungen, kurz alles dessen, was man Milieu zu nennen pflegt, nicht anders denken und handeln kann.

Janson's Lieblingsgestalten aber sind die starken, freien Individualitäten, die Naturkinder, an deren gesundem Sinn alle falschen Theorien, wie an einem stahlharten Panzer abprallen und die sich selbst mit kühnem Muthe trotz aller Hindernisse, trotz Noth und Anfeindung den Weg zur Freiheit bahnen.

Ein Siegfriedglanz geht von seiner „Wildrose", seinem „Waldmann" in „En Buggy-Praest", seinem Peter und seiner Sara in dem letzten großen Roman aus, ja selbst dort, wo es sich um ungebildete, geistig tiefstehende Wesen handelt, wie bei Guri in „Et Arbeidsdyr", die aber ein gesundes, seelenstarkes Naturkind ist, welches das Herz auf dem rechten Fleck hat, selbst da umgibt sie ein eigenartiger Glanz, ein Frühlingshauch strömt von ihnen aus.

Und neben diesen Kindern der Zukunft sind es die durch eine ernste Schule des Lebens zu einer reifen Weltanschauung und der allgemeinen Menschenliebe gelangten Männer und Frauen, wie Mr. Brown und Mrs. King in „Sara", der „Fremde", in „Ein Arbeitsthier", die Schulräthin in „Das Weib soll dem Manne unterthänig sein", Herr und Frau Walther in „Hinter der Gardine", die gleichsam im warmen Schimmer der goldigen Abendsonne vor uns dastehen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß alles das, was in den kleineren Erzählungen als Einzelthema behandelt ist, in dem Roman „Sara" zu einem einzigen großen Culturbilde zusammengefaßt wurde. Hier haben wir den Einfluß jener versumpfenden Weltanschauung auf die Jugend, auf die Erziehung, auf die Schule. Hier lernen wir die trostlose Selbstabtödtung, die Verzichtleistung auf alle Lebensfreude in ihrer ganzen Schädlichkeit kennen. Hier gellt uns der Hülfeschrei der getretenen, von aller Schönheit abgesperrten Menge entgegen, hier sehen wir Noth und Elend in den flammendsten Farben, hier erklingt der Racheschrei in seiner ganzen drohenden Furchtbarkeit. Hier sehen wir die Herabwürdigung des Weibes in der Ehe, seine Niedertretung in den Schmutz der Sittenlosigkeit. Hier aber treten uns auch die starken Individualitäten, die sich durchringen durch Jammer, Unterdrückung und Noth, die abgeklärten, von allgemeiner Menschenliebe erfüllten Charaktere entgegen. Hier ertönt der Jubelgesang der Freiheit, hier wird uns der Ausblick auf das herrliche Zukunftsgemälde in Glück und Schönheit eröffnet.

## Julien Gordon.

Von L. H. Mann.

In der an modernen Ideen und zeitgemäßer Technik armen heutigen Literatur englischer Sprache sind die Kundgebungen der Frau Humphry Ward nicht unbemerkt geblieben, und thatsächlich mag sich der Geschmack ihrer Productionen als ein frischerer von dem der übrigen merklich abheben. Indeß werden für einen der continentalen Literatur Gewohnten ihre zweifelhaften Bemühungen, durch platte Schilderungen zumal aus niederen Lebenssphären dem sogenannten „Realismus" sein Recht zu verschaffen, keine Prätension, besonders vorgeschritten zu sein, rechtfertigen. Es ist im Uebrigen auch nach der Mrs. Ward in England Alles beim Alten geblieben, und so muß als erster Dichter englischer Sprache, welcher mit der modernen literarischen Entwickelung, ohne zwar ihren Trägern zugezählt werden zu können, in Beziehungen steht, Julien Gordon bezeichnet werden.

Es ist begreiflich, daß es nicht leicht sein konnte, sich von den so lange in Kraft gewesenen Traditionen der Muttersprachenliteratur völlig zu emancipiren, und man wundert sich nicht, Anfangs hier und da unschuldigen Rückfällen in die Praxis des berüchtigten „Gouvernantenromans" zu begegnen. Indeß mag es dem Novellisten Julien Gordon durch Mrs. Julie van Rensselaer Cruger, die Amerikanerin und große Dame, wesentlich erleichtert sein, den richtigen, ihrer Eigenart wie den Zeitforderungen angemessenen Ton zu finden. Und es ist etwas Eigenthümliches um den Ton, in welchem Julien Gordon schreibt. Deutschland zumal hatte in seiner Literatur von jeher verhältnißmäßig so wenig aufzuweisen von der weltlichen Eleganz, welche nicht betont ist, weil sie als selbstverständlich gilt, von der naiven Versirtheit im großen Leben, die sicherlich keiner von denen besitzt, die in ihren Schriften der Gesellschaft, welche sie schildern, für ihre Person fremd und mißbilligend gegenüberstehen, häufig vielleicht nur als Kritiker der sauren Trauben.

Die vollendete Grazie erstreckt sich bei Julien Gordon, ohne je zur Oberflächlichkeit zu werden, auf Alles, was in den Betrachtungskreis geräth. Mit leichtem Zuge werden kleine, intime Toilettebilder oder überzeugend ausdrucksvolle Portraits gezeichnet. Eine beiläufige Anspielung auf charakteristische Kunstwerke vermag dabei nicht selten längere Beschreibungen zu ersetzen. „Ihr Haar erinnerte an das der Damen auf Bartolozzi's Kupferstichen und war loser aufgesteckt als die Mode gebietet." — Ueberhaupt muthet jedes Wort, sei es nun über persönliche oder über geistige, etwa künstlerische Interessen, als müsse man es mit verständnißvollem Nicken aufnehmen, wie im Kreise von Intimen gesprochen, die einander mit halben Worten zu verstehen gewohnt sind. Diese Darstellungsweise muß als bestimmend hervorgehoben werden, da die Charaktere, deren Entwickelung beabsichtigt ist, in die Hülle des gesellschaftlichen Treibens geschlossen sind, ohne bis an's Ende aus derselben abgetrennt werden zu können. Heben sie sich dann, wenn ihr oft schweres Geschick sich erfüllt, von solchem leichten, heiteren Hindergrunde — dessen Schilderung sich übrigens niemals überflüssig aufdrängt — ab, so ist die Wirkung eine doppelt starke.

In der Diction ähnelt Julien Gordon ein wenig der Pariserin Gyp, wenn sie auch meist ohne deren ausgelassene Lustigkeit ist. Verhauchen aber dann die flüchtigen Essenzen des graziösen Plaudertons, werden zum Schluß aus den Schicksalen der Hauptcharaktere die Consequenzen gezogen — kommt somit der Empfindungsgehalt der Erzählung zur Geltung, so erscheint häufig Bourget als das auserlesene Vorbild des amerikanischen Dichters. Es ist dann viel von der vornehmen, discreten Wehmuth zu fühlen, die man an ihm kennt, von seiner Resignation, die ein wenig zum Fatalismus neigt. Julien Gordon hat keine anderen Ausgänge. Die Wehmuth liegt immer darüber, ob es [illegible] die des Todes oder die des zerstörten Lebens ist.

Lehrreicher noch als die ersten Versuche des Schriftstellers sind für diese Compositionsweise seine beiden letzterschienenen Novellen.*) Die eine derselben ist in dem Tagebuche eines europäischen Diplomaten von vornehmer Geburt enthalten, der bei seiner Versetzung auf einen Petersburger Vertrauensposten in seiner Heimath eine kleine, unbedeutende Prinzessin zurückläßt, deren schüchterne Neigung er nicht hat erwidern können. Er ist dennoch im Begriffe gewesen, der sozialen Vortheile wegen zuzugreifen und möchte nun seinen schwankenden Empfindungen Ruhe verschaffen, voll von einer tiefen Trauer, in der sich Mitleid mit der Armen und Mißbilligung seiner eigenen Handlungsweise verbinden. Das ist die Stimmung, in der er den Kreis Mrs. Acton's, einer jungen, verwittweten Verwandten des amerikanischen Botschafters, betritt. Nun ist es überraschend schön ausgeführt, wie der Verkehr mit ihr die Trübung seines Empfindens besiegt. Er sträubt sich vergebens gegen die Gewalt, welche sie über ihn zu erlangen beginnt. Einmal heißt es:

. . . „Sie sind eine hübsche Frau," sagte ich, sie kritisch

*) „Daphne", nach A Diplomat's Diary, von J. G., deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen; „The Vampires", deutsch von E. Becher, vom „Fels zum Meer", Heft 3/4, 1891/92.

von Kopf bis Fuß musternd mit einer impertinenten Kühnheit, über die ich mich selbst wunderte; „aber Sie sind kaum schön. Nicht eine von den Frauen, von denen man sagt: sie hat etwas blendend Verführrisches.“

„Sie blieb eine Weile schweigend und wandte sich dann langsam zu mir, den Kopf beinahe bis zur Höhe des meinigen erhebend. Zuletzt öffnete sie die halb geschlossenen Lider weit und blickte mich an — ein Blick, der mir in die Seele drang und dessen Blitz durch meine Sinne wie Feuer rann. Ich kann Einem, der diesen Ausdruck von Mrs. Acton's Gesicht nicht gesehen hat, keinen Begriff von der seltsamen Macht des Blickes geben.

»Sind Sie dessen gewiß?« fragte sie, und ihre Stimme war nur ein Hauch.

„Nein.“

In kurzer Zeit findet er seinen Lebensmuth erwacht. „Liebe ist keine Krankheit, sondern die Fülle der Gesundheit des Leibes und der Seele.“ Nun ist es an ihr, seinem neuerstandenen Idealismus entgegenzutreten, seine ungestümen Hoffnungen abzugrenzen. Ihre beiderseitigen seelischen Dispositionen werden klar durch Gespräche wie das folgende:

„Ein ander Mal sprach ich verächtlich vom Reichthum. »Ach, mein Freund,« sagte sie, »Geld bedeutet Freiheit, und Freiheit ist Macht.« Wieder ein ander Mal von der Jugend sprechend, sagte sie: »Die Jugend ist die Periode der Enttäuschungen und steht in der Furcht, sich lächerlich zu machen, Qualen aus. Sie stirbt lieber in erhabenem Schweigen, als daß sie abfälliger Kritik kühn die Stirn böte. Wir,« fügte sie lachend hinzu, »wir, mein Freund, stehen im besten und glücklichsten Alter.«“

Trotz ihrer puritanischen Nüchternheit hat sie einmal, schon im Begriff, von seiner Leidenschaft fortgerissen zu werden, Mühe, sich diesen Ausruf abzuringen: „Lassen Sie das Fleisch in Frieden! Von ihm kommt alles Weh, alle Tyrannei, herrische Zumuthung und Eifersucht der Liebe. Ersticken Sie, ersticken Sie es, und vergeben Sie das Böse in mir, daß Sie in Versuchung führt!“ Eben weil auch sie ihn liebt, ist sie bis an's Ende darauf bedacht, in das Verhältniß keine Klarheit kommen zu lassen, welche es zerstören müßte. Es bricht damit ab, daß sie in ihre transatlantische Heimath zurückkehrt. Aus ihrem Briefe, der sein Geschick entscheidet, erfährt er, daß sie dem Manne die Hand gereicht, mit dem sie lange verlobt gewesen und von dem sie gewußt, er würde ohne sie seinem Leben ein Ende gemacht haben. Es spielt dabei, daß sie sich dem Amerikaner zurückgibt, viel von dem Vaterlandsstolze mit, der in Julien Gordon's Schriften nicht selten hervortritt. Die Novelle schließt mit einer ebenso subtilen wie wirksamen Schilderung von des Verlassenen Seelenzustand. Er zerreißt ihren Brief.

„Der Duft ihrer Hände schien auf dem Papier zu weilen und schüttelte meine Sinne mit der Erinnerung entnervender Süßigkeit. Ein kalter Schweiß trat mir auf die Stirne. Ich sammelte die zerrissenen Fetzen, warf sie von mir und trat sie unter meinen Hacken und Sporen in den Schnee. Sie waren bald eine ununterscheidbare Masse schmutzigen Breies. Ein einziges weißes Stückchen flatterte davon, und ein Vogel pickte es auf, während er mich dabei furchtsam ansah, und flog mit ihm davon, es in sein Nest zu bauen. Ich erinnere mich, daß ich dachte: welcher Hohn!“

Auch „Vampyre“, die zweite der hier zugezogenen Novellen, liegt in der Erzählung eines Mannes vor, der in Stellung wie Empfindungsart mit dem Schreiber des „Tagebuchs“ vielfache Berührungspunkte besitzt. Ueberdies hat er wie Jener schlimme, sentimentale Erfahrungen hinter sich, und er ist seelisch müde. Diese Stimmung beherrscht seine Anschauungsweise. Eine solche Umrahmung dieser Geschichte muß dem Autor als große Klugheit angerechnet werden, denn es handelte sich hier um ein Thema aus einem Stoffkreise, der seinen eigenen Erfahrungen ferner lag. Er that also gut, einen Mann reden zu lassen, dessen Augen an gleiche Lebensbilder gewöhnt waren wie die seinen; so rettete er seiner Darstellung vor Allem die subjective Wahrheit.

Der Erzähler speist in einem boardinghouse, wo er zeitweilig lebt, mit einem jungen Employé, einem treuherzigen, ungeschickten Menschen, für den er von Anfang an entschiedene Sympathie besitzt, welche stark mit dem Mitleid gemischt ist, das Menschen, die auf der Höhe leben, mit verkümmerten Existenzen empfinden können. In der naiv subjectiven Darstellung kommt es nicht in Betracht, daß dieses Mitleid für das erste ganz unangebracht ist, da der junge Mensch, mit seinem Schicksal völlig zufrieden, seiner nicht bedarf. Eines Tages bittet er seinen Tischgenossen, ihn seiner Braut vorstellen zu dürfen; er möchte durch seine vornehme Bekanntschaft bei seinen neuen Verwandten mehr Vertrauen erwecken. Der Erzähler merkt gleich die Sonderbarkeit des Verhältnisses. Die Braut und ihre Mutter sind durch den Krieg verarmte Honoratioren aus einem der Südstaaten. Sie sind voll Prätensionen und Eigendünkel, und nichts liegt ihnen ferner, als den kleinen unbedeutenden Commis als standesgemäßen Bewerber anzuerkennen. Aber sie nehmen ihn faute de mieux und sind entschlossen, ihn skrupellos auszunutzen. Schon nach dem ersten Blick, den er auf die Sachlage geworfen, hat der Erzähler, er weiß zur Zeit selbst noch kaum warum, im Conversationslexikon den Artikel „Vampyre“ nachgelesen. Dann ist es geschickt gemacht, wie er später den armen Kerl, den er lange aus dem Gesicht verloren, wiederfindet. Es ist als ob das „Blutsaugen“ der Vampyre thatsächlich vor sich gegangen wäre; der Gatte erscheint magerer und mit gerötheten Augen, seine kränkliche Frau dagegen befindet sich auf gutem Wege zur Besserung. Dabei ist der Aermste glücklich in seiner Alles aufopfernden Liebe. Noch einmal trifft ihn der Freund, der inzwischen durch gesellschaftliche und diplomatische Verpflichtungen mehr als je absorbirt ist, und der unvermuthete Eindruck ist ein doppelt heftiger. Der für den Luxus seiner Frau überarbeitete, brutal ausgesogene Mann ist am Sterben. „Madame, haben Sie je im Talmud gelesen?“ fragt der Erzähler, nachdem jener vollendet, die entsetzte Schwiegermutter, und dann sagt er ihr, in seiner frischen Entrüstung, ohne Weiteres eine dorther stammende, für das Wesen ihr ähnlicher „Vampyre“ sinnbildliche Fabel in das Gesicht. Auch sonst werden die beiden Damen in der Novelle übel mitgenommen. Es wird vielleicht etwas zu wenig berücksichtigt, daß sie schließlich nur ihrem Lebensinstinkte gefolgt sind, welcher sie, wie es zu gehen pflegt, sich des Unterganges eines Anderen zu ihrer eigenen Rettung bedienen ließ.

Julien Gordon schildert, gleich den meisten ihrer Colleginnen, die Frauen vielleicht treuer, jedenfalls strenger als die Männer. Es mag dies weniger Folge weiblicher Härte gegen ihre Geschlechtsgenossinnen sein, als eine Wirkung eifriger und rücksichtsloser Selbstbeobachtung. Diese konnte bei einem feinfühligen psychologischen Talent naturgemäß weniger zur Verachtung ihres Geschlechtes als zu einem verstehenden Bemitleiden der weiblichen Schwächen und einem Bedauern ihrer Ursachen führen: „— und sie war meist“, heißt es irgendwo, „erst am dritten Tage über die Schwelle eines Trauerhauses getreten, wo der erste Schmerzensausbruch der Beraubten sich schon ausgetobt hat, wenigstens bei dem Geschlecht, das über die passende Länge eines Crêpeschleiers und die Rockweite des Trauerkleides Berathungen halten muß.“ In dem „muß“ liegt sowohl Verständniß wie Bedauern.

Es ist sogar zu glauben, daß Julien Gordon, über die einfache Selbstbeobachtung hinaus, auch etwas von den Erfahrungen des sogenannten dédoublement besitzt, d. h. einer entarteten, nicht mehr beherrschten und kaum noch bewußten Selbstbeobachtung, welche den, der sie in sich mächtig werden läßt, zugleich seelisch abstumpfen und nervös erregen kann. Paul Bourget, der sie kennt, redet von dieser Krankheit, mit ihrer Vernichtung des schlichten Empfindens und mit dem Zwange einer verdoppelten Existenz, in welcher wir einen zweiten Menschen in uns mitleben, mitdenken und mitempfinden, uns mit seinen Einflüsterungen peinigen und mit seinem Hohne aufreizen fühlen. Zwar spricht manches dafür, daß das Seelenleben Julien Gordon's gesunder ist, als das so mancher ihrer europäischen Berufsgenossen, aber Anzeichen jener verhängniß-

vollen Selbstbespiegelung sind zu beobachten, und vielleicht ist das äußerlichste, welches sich bietet, nicht am wenigsten bezeichnend. Einem der Bände ist ein Portrait vorangeheftet, Kopf und Büste einer Frau von interessanter Schönheit darstellend: „Ich kann mir nichts Poetischeres denken, als ihre Neigung, nichts Reineres, als die Linie ihres Nackens, von dem kleinen rosigen Ohr bis zum Arm . . . dazu trug sie den Kopf stolz mit seiner mignonne nuque und dem Haar, das hinauffrisirt, in einem Lichtschein oben ergläuzte. Die Stirnlocken sind dunkler." Das Bild stellt Mrs. Van Rensselaer Cruger (Julien Gordon) vor, aber es könnte mit demselben Rechte dasjenige von Mrs. Acton, der Heldin der vorliegenden Novelle, sein, und zur Kennzeichnung dieser Schönheit braucht dort der Schreiber des Tagebuches die Worte, mit denen hier das Porträt der Verfasserin charakterisirt ist.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Halali.

Von P. Haun.

Als Karl Lachmund den Entschluß faßte, nach Berlin zu ziehen, war er kein Knabe mehr, ja auf dem Scheitel zeigte sich bereits, von den langen Haarsträhnen nur schlecht verhüllt, eine Stelle, die mit einer Tonsur verwechselt werden konnte. Aber den Frauen gegenüber war er von einer grünen Jugendlichkeit, wie sie der flaumbärtigste Gymnasiast, der sich heutzutage schon in der Tertia mit Kenntniß und Geringschätzung des Weibes ausrüstet, nicht besitzt. Die hohe Meinung von einer besseren Hälfte der Menschheit war ihm von Kindesbeinen an eingeimpft worden. Eine kränkliche, verwittwete Mutter, eine selbstlose Schwester, die unermüdlich die Hände rührten, um ihn bei seinen Stiften und Farbennäpfen zu lassen, hatten diese unmoderne Frauenverehrung in ihm großgezogen. Nun waren Beide todt, und an einem heißen Augusttage irrte er, Atelier und Schlafstube suchend, in Berlin herum. Rolf Amberg, der einzige Freund, den er in der Stadt besaß, skizzirte vierschrötige Bauern auf Rügen, und so war er auf sich allein angewiesen. Ihn lockten zwei Zimmer an, die der Ankündigung nach die Aussicht in's Freie hatten, nämlich auf das Geleise des Anhalter Bahnhofs, für das Lichtbedürfniß des Malers kein kleiner Vorzug. Lachmund stieg drei Treppen hinauf. Ein halbwüchsiges Dienstmädchen öffnete ihm und wies auf eine der Thüren, die in das dunkle Vorzimmer mündeten. „Frau Grumbkow ist da drinnen." Bevor er noch anklopfen konnte, wurde die Thüre von innen aufgerissen. Vor ihm stand eine fette, große Frau mit rothem, energischen Gesichte und kurzem Athem. Doch nicht so kurz, daß sie ihm nicht in der ersten Minute mit großer Bestimmtheit zu erklären vermöchte:

„Sie kommen zu respectablen Leuten, Herr, arm, aber respectabel. Mein gottseliger Mann war Staatsbeamter."

Zwei Mädchen, von welchen das eine etwa vierundzwanzig, das andere neunzehn Jahre alt sein mochten, standen hinter der Mama.

„Meine Töchter, Olga und Irene, Privatlehrerinnen," stellte Frau Grumbkow vor.

Karl verbeugte sich und nannte Namen und Beruf.

„Maler?" wiederholte die Wittwe gedehnt.

„Jawohl, Landschafter." Er blickte verblüfft darein; bei der Mutter, wie bei den Töchtern, die einander vielsagende Blicke zuwarfen, schienen seine Actien um fünfzig Procent zu fallen.

„Ah so, Landschafter," versetzte Frau Grumbkow beruhigt und schickte sich an, ihm die Zimmer zu zeigen. Das eine derselben war geräumig, das andere sehr klein, die Einrichtung schäbig gentil, vermuthlich ein Ueberbleibsel aus besseren Verhältnissen.

Zu seinem Ueberdruß begann die Wittwe auf's Neue ihre Respectabilität wie eine Patentmedizin anzupreisen. Unwillkürlich stieg der Wunsch in ihm auf, unverrichteter Dinge abzuziehen. Dennoch miethete er die Wohnung, nachdem er „die Aussicht in's Freie" genustert. Während er mit Frau Grumbkow verhandelte, wurde im Vorzimmer die Klingel gezogen, ein leichter Fuß schritt an seiner Thür vorbei und als er mit der Wittwe, die sehr zufrieden aussah, da sie ihm die Zimmer um fünf Mark theurer vermiethet, als seinem Vorgänger, in die Wohnstube zurückkehrte, lernte er noch ein drittes Fräulein Grumbkow kennen. Sie hieß Elise, war die einzige Schönheit des Kleeblatts, sah aber blaß, müde, geradezu halb verblüht aus, wiewohl sie dem Alter nach die zweite der Schwestern war. Den Maler quälte bei ihrem Anblick irgend eine vergessene Aehnlichkeit. Wo, zum Kuckuk, hatte er nur diese nußbraunen Augen in dem feinem Oval des Gesichtes, das griechische Näschen und das zerzauste aschblonde Haar schon gesehen?

„Auf gute Nachbarschaft," sagte Irene, die Jüngste, burschikos und schüttelte ihm kräftig die Hand. „Hoffentlich bringen Sie ein wenig Leben in die Bude. Ihr Vorgänger hätte ebenso gut taubstumm auf der Erde herumwandern können, einen so ersprießlichen Gebrauch machte er von Ohren und Sprachwerkzeugen."

„Ja, das war ein schrecklich lederner Mensch," bestätigte Olga, „nur der Gesichtssinn schien bei ihm entwickelt zu sein. Traf er Einen im Vorzimmer oder auf der Treppe, dann stierte er den Leuten mit Augen, die aus den Höhlen herauszurollen drohten, in's Gesicht. Aber" — mit einem geringschätzigen Achselzucken — „was konnte man Besseres erwarten? Er war ein Provinzler, aus Düsseldorf."

„Da bin ich auch her," sagte Lachmund mit seinem stillen Lächeln.

Eine Andere wäre in Verlegenheit gerathen; aber dieses Wort befand sich nicht im Vocabelschatz von Olga Grumbkow. Sie lachte auf. „Das war ein Reinfall erster Güte. Das vergessen Sie mir nie. Aber ich habe eine Entschuldigung; man sieht Ihnen den Düsseldorfer nicht an. Sie könnten unter Brüdern für einen Berliner verkauft werden."

„Haben Sie auch solch eine Voreingenommenheit gegen Kleinstädter?" wandte sich Karl an die zweite der Schwestern, die stumm dabei stand.

„Ich? o nicht im Geringsten. Auch Olga besitzt sie nicht. Wenn Sie länger in Berlin gelebt haben, dann werden Sie finden, daß man um des Lacheffects willen zuweilen eine Bosheit ausspricht, die nicht ernst zu nehmen ist."

Es that ihm wohl, ihre weiche verschleierte Altstimme nach dem scharfen, hellen Organ ihrer Schwester zu hören. Sie öffnete die Lippen, um fortzufahren, und er heftete erwartungsvoll den Blick auf sie. Vielleicht war in seinen Augen das Interesse zu lesen, das sie ihm einflößte. Wie ein Erschrecken lief es durch ihre Glieder, ihr Mund schloß sich und verängstet hafteten ihre Blicke auf ihm.

Lachmund grübelte über diese plötzliche Verwandlung nach. Eine Pause entstand.

„Ein Engel fliegt durch das Zimmer, oder ein Lieutenant bezahlt seine Schulden," sagte Irene. Ihm fiel ein, daß er unerlaubt lange geblieben sei. Er griff nach seinem Hute. Aber Frau Grumbkow, die sehr aufmerksam die kleine, stumme Scene zwischen ihm und Elise beobachtet hatte, redete ihm dringend zu, ihr bescheidenes Abendbrot zu theilen. Olga und Irene setzten sich lachend und schwatzend neben ihn an den Tisch unter der Hängelampe, Elise zog sich in eine halbdunkle Ecke zurück und blieb schweigsam. Lachmund erfuhr im Verlaufe des Abends, daß sie bei einem Photographen arbeite und aus seinen Bildern jedes Fleckchen, das die Natur in den Gesichtern angebracht, ausmerze. Ihr Prinzipal befinde sich vortrefflich dabei, er habe einen großen Zulauf, besonders von Damen. Aber Elise sei, wie ihre Schwestern behaupteten, von der Aufgabe, der unbarmherzigen Sonne so viel makellose Schönheit abzuringen, jeden Abend so erschöpft und abgespannt, daß sie kaum zu sprechen vermöge.

Lachmund's Blicke flogen oft zu ihr hinüber. Sie beschäftigte ihn trotz ihres abweisenden Stillschweigens mehr als ihre gesprächigen, freundlichen Schwestern. So blieb es auch, nachdem ihm die respectable Frau Grumbkow schon wochenlang ihre geradezu mütterliche Obsorge gewidmet hatte. Dem Hausgenossen gegenüber konnte Elise nicht vollständig fremd bleiben. Er hört zuweilen ihre weiche, tiefe Stimme und bildet sich ein, in den Augen für ihn aufkeimende freundliche Gefühle zu lesen.

„Frau Grumbkow, wollen Sie und Fräulein Elise mit mir in den Zoologischen Garten gehen?" fragte Lachmund, als Olga und Irene einmal eine Einladung zu einer Freundin angenommen hatten.

Die Mutter blickte befriedigt auf, die jüngste Schwester flüsterte Olga zu: „So, jetzt heißt es, sich den Mund abwischen."

„Mahlzeit," war die Antwort eben so leise, aber mit etwas verdrossenem Beiklang, „so ein langweiliger Lappen wäre doch nichts für Unsereinen."

Elise aber fuhr in die Höhe und streckte die Hände abwehrend aus. „Ich danke vielmals," sprach sie mit leiser Stimme, „aber ich kann wirklich nicht."

„Warum willst Du Herrn Lachmund's Freundlichkeit ablehnen?" versetzte Frau Grumbkow; der Ton klang süßlich, aber um den Blick, den sie auf die Tochter heftete, hätte sie jeder Thierbändiger von Beruf beneiden können. „Ich denke, Du versäumst nicht viel an Deiner Schmollecke, auch läuft sie Dir nicht davon." Dann wandte sie sich in überfließender Liebenswürdigkeit an den Maler. „Ich nehme die Einladung für mich und meine Tochter dankend an. Sie ziert sich ein wenig nach junger Mädchen Weise, aber sie geht mit Freuden."

Karl fühlte sich verletzt und hätte am liebsten auf das Vergnügen ganz verzichtet. Doch als er Elise fragend ansah, bewegte sie wie zum Zeichen der Zustimmung den Kopf, und so blieb ihm nichts übrig, als auf seine Stube zu gehen, um sich zum Aufbruch zu rüsten.

Als er eine Weile später in das Vorzimmer trat, schlüpfte Elise, scheu wie eine Verbrecherin, zu ihm heraus.

„Fordern Sie mich nicht mehr auf, mit Ihnen auszugehen, Herr Lachmund, nie mehr, hören Sie?" Sie sah ihn so ängstlich an, ihre Brust hob sich in so raschen, fast keuchenden Athemzügen, daß ihm ein gehetztes Edelwild in den Sinn kommt, dem die Meute auf den Fersen ist. So fassungslos erscheint sie, so außer sich, daß jede Empfindlichkeit schwindet und er nur betrübt fragt: „Aber warum, Fräulein Elise, warum? Bin ich Ihnen nicht gut genug?"

„Sie mir?" Bitter lacht sie auf. Er erneuerte in bittendem Tone seine Frage. „Warum soll ich nicht den Versuch wiederholen, ein wenig Abwechslung in Ihr einförmiges Leben zu bringen, Elise?"

Sie zauderte, schwankte, Bläße und Röthe wechselten auf ihren Wangen.

„Fragen Sie nicht, ich kann es Ihnen nicht sagen, ich kann nicht."

Er faßte beschwichtigend ihre Hand. Die Pulse klopften wie das

Herz eines erschreckten Vogels. Das Mitleid steigt so heftig in ihm auf, daß ihm die Augen feucht werden. Er möchte das Aschenbrödel der Familie, das, ohne Dank der Anerkennung zu ernten, zum größten Theil das Haus erhält, am liebsten in seine Arme nehmen und in einen sicheren, ruhigen Hafen tragen. Zärtliche Worte, wie er sie nie vorher zu einem Weibe gesprochen, drängen sich auf seine Lippen. Da erschallt laut und herrisch Frau Grumbkow's Stimme aus dem Wohnzimmer.

„Elise, mache Dich fertig!" Sie entzieht ihm ihre Hand und enteilt. — —

War das dieselbe Elise, der er einige Stunden später im Grünen gegenüber saß? Als er den Tisch auswählte, sah sie sich scheu um; aber sie waren abseits von den lauten, schwatzenden Menschen, gedämpft klang die Musik zu ihnen herüber, selten knirschte der Kies in ihrer Nähe unter vorüberwandernden Füßen. Anfangs verhielt sie sich stumm und gedrückt, hob nicht die Wimpern, kostete kaum von den guten Dingen, die Karl auftragen ließ. Aber unversehens schien eine mächtige Woge ihren Trübsinn fortzuschwemmen, sie sah nicht mehr halbverblüht aus, seine Röthe lag auf ihren Wangen, aus den Nonnenaugen leuchtete Lebenslust. Lachmund war heute förmlich redselig. Er erzählte von den engen Wänden, in welchen er aufwuchs, von dem lustigen Treiben auf der Akademie, von den tollen Streichen, die er mit seinen Kameraden ausgeführt. Der gute Junge prahlte; er war nie viel mehr als ein stillvergnügter Statist gewesen. Was war das? Erstaunt hält er inne. Er muß an die entzauberte Prinzessin des Märchens denken. Und ihm ist es gelungen, das halbverlernte Lachen auf diese Lippen zurückzuführen. Glücklicher dummer Hans. Da fällt Elisens Blick in die scharf beobachtenden Augen der Mutter. Es ist, als fühlte sie eine kalte Hand im Nacken. Erbleichend lehnt sie sich zurück, das Scherzwort erstarrt auf ihren Lippen. Die Musik macht eine Pause. Es ist spät geworden. Von den Tischen, die sie von ihrem Platze übersehen kann, sind die meisten Gäste aufgebrochen. Auch sie erhebt sich und erklärt, sie sei müde.

„Siehst Du, es geht ja noch," sagte Frau Grumbkow befriedigt, als sie mit der Tochter, die ihre Schlafstube theilte, allein war.

„Mutter, um Gotteswillen, verhöhne mich nicht!"

„Na, was ist es? Du weißt, ich kann das Komödiantengethue nicht leiden. Was willst Du eigentlich. Ich bin ganz zufrieden, ja ich danke Gott, daß er uns diesen heiligen Simplicius in den Weg geworfen hat."

„Mutter, Du denkst wirklich — nein, das ist nicht Dein Ernst — den braven, arglosen Mann zu täuschen."

„Woran ich denke, das sollst Du wissen; ich denke meine Pflicht zu thun," unterbrach sie Frau Grumbkow in den Brusttönen tiefer Ueberzeugung. „Ich will meine Kinder versorgt, respectabel versorgt zurücklassen. Erst bin ich Mutter, dann Philantropin. Was liegt mir an Karl Lachmund, Dich will ich als zufriedene, glückliche Frau sehen."

„Glücklich, zufrieden mit dem Bewußtsein einer solchen Schuld," seufzte Elise. Sie zwang sich, ruhig überredend fortzufahren: „Und bei der Wahrheit wäre nichts für Dich verloren. Oeffne ihm die Augen, und so sicher er nichts mehr von mir wissen will" — sie schlug die Hände stöhnend vor die Augen — „so sicher wendet er sich Olga oder Irenen zu, deren Lebhaftigkeit ihm jetzt schon so wohlgefällt und die auch ihn gut leiden können."

„Die finden noch Männer und vermuthlich etwas Besseres als einen armen Teufel von Bildermaler, der von der Hand in den Mund lebt. Oder wer kauft einen Apfel mit einem faulen Flecken?" versetzte die Wittwe brutal.

„Mutter, denke doch einmal an mich!"

„Ja, was thue ich sonst?" fragte Frau Grumbkow äußerst erstaunt.

„Sieh, jetzt gehe ich stumpf meiner Wege. Ein Tag wie der andere. Es ist wie eine Erstarrung, wie der Scheintod. Ich weiß, daß ich keinen Anspruch an das Leben mehr habe. Aber weckt mich auf, spiegelt mir das Glück vor, das ich mir für immer verscherzte — und stoßt mich dann in das alte Elend zurück (wie es kommen muß; wenn wir schweigen, werden ihm Andere die Augen öffnen), den Sturz in die Tiefe erlebe ich nicht, hörst Du, Mutter."

„Drohe mir nicht! Du thust es doch nicht wieder. Ein zweites Mal probirt es keiner. Und ich rathe Dir, mache keine Dummheiten! Wir haben genug durch Dich gelitten. Aus unserem alten, lieben Heim mußten wir in diese wildfremde Gegend ziehen, weil Alles mit Fingern auf uns deutete. Du bist unser ganzes Unglück!"

Sie war furchtbar. Trotz der in ihr kochenden Wuth berechnete sie, daß Lachmund's Zimmer an die ihren stießen und sprach mit gedämpfter Stimme, stoßweise, keuchend durch den kurzen Athem, die Augen flackernd. Elise wandte sich ab, um sie nicht ansehen zu müssen. — —

Karl Lachmund und Elise waren ein Brautpaar. Aber selbst in dem sehr verliebten und genügsamen Bräutigam regte sich zuweilen, allerdings nur ganz leise, der Gedanke, daß die Rosenzeit des Lebens genau so wie der vielbesungene Mai von den Poeten eine etwas zu günstige Beleuchtung erfahre. Bei dem einen Lenze vergessen sie die Regentage und bei dem anderen die weibliche Verwandtschaft. Elise trifft kein Tadel, still, finnig, mit der förmlich demüthigen Neigung im Blick verwirklicht sie sein Mädchenideal. Aber der außerordentlich große Antheil, den Mutter und neidlose Schwestern an ihrem Glück nehmen, wird zuweilen unbequem oder gerade heraus lästig. Unaufhörlich wollen sie sich an der Seligkeit der Verlobten weiden; wird Mama durch ihr Küchencommando abgerufen, dann springen Olga oder Irene für sie ein. Und dem armen Brautpaar gehören nur ein paar Abendstunden, denn Lachmund arbeitet tagsüber wie ein Biber, um Elisen und sich schneller ein behagliches Heim zu erobern, und das Mädchen will vorläufig nichts von einem Aufgeben ihrer Stelle wissen. Er hat die Wohnung, um den Leuten keinen Anlaß zum Gerede zu geben und die Respectabilität zu wahren, geräumt. Nach der Hochzeit, die in wenigen Wochen stattfinden soll, wird er mit seiner jungen Frau wieder in dieselbe einziehen; sie werden Alle eine Familie bilden. Geduldig wie er ist, lökte er doch wider den Stachel. Und eines Abends machte er sich auf und holte Elise von dem Photographen, dessen Atelier in der Königgrätzer Straße lag, ab. Sie war überrascht, ihn zu sehen und lächelte zaghaft. Er schlug einen Spaziergang vor. Zum ersten Male konnte er ihr in's Ohr verliebte Narrheiten flüstern, Zukunftspläne schmieden und das glücklichste, friedlichste kleine Luftschlößchen austapeziren. Da entfiel ihr eine Bemerkung, deren Bedeutung ihm erst viel später klar wurde. Sie drückte sich fester an seinen Arm und murmelte:

„Ich will mir einmal einbilden, es könnte Wahrheit werden."

„Was könnte Wahrheit werden?" Sie wechselte die Farbe und schwieg. „Sehe Einer das zweifelmüthige Frauenzimmer! Du denkst wohl, weil Du einem Künstler angehörst, kann es kein spießbürgerliches Glück für uns geben? Aber Schatz, glaube mir, ich bin ungeheuer solide."

Plötzlich sah er in geringer Entfernung Rolf Amberg, den er noch fern von Berlin vermuthete, auf sich zuschreiten. Er lachte ihm ein fröhliches Willkommen zu, Rolf schwang, ihn erkennend, den Hut und beschleunigte die Schritte. Da fiel sein Blick auf die Dame an Lachmund's Arme, er stutzte und blieb stehen, als habe ihn die Ueberraschung in eine Salzsäule verwandelt. Karl, Arm in Arm mit einem jungen Mädchen, das war in der That ein Schauspiel, das man nicht jeden Tag sehen konnte. Plötzlich wandte sich Rolf auf den Hacken um und verschwand in der nächsten Seitenstraße.

„Was fällt dem Querkopf ein?" murmelte Lachmund. Glücklicher Weise hatte Elise die Unhöflichkeit seines Freundes nicht bemerkt. Sie ging leicht wie auf Wolken, aber mit zu Boden geschlagenen Wimpern neben ihm her. Er verschwieg ihr die Begegnung, aber schon am nächsten Tage machte er sich auf, dem Sonderlinge den Kopf zurecht zu setzen.

Seit etwa zehn Jahren wohnte Amberg in einem altfränkischen Hause gegenüber dem ehemaligen Luisenstädtischen Kirchhofe. Doch traf Karl ihn nicht zu Hause. Unbeirrt setzte er seinen Weg fort. In der bairischen Bierhalle auf dem Alexanderplatze befand sich Rolf's Stammkneipe. Er saß vorläufig allein an einem Tische. Wie einer der Recken der Vorzeit erschien er stets der erste auf der Wahlstatt, die er der Letzte und oft allein Aufrechte verließ.

Er streckte Lachmund beide Hände entgegen, und als dieser sich ihm gegenüber gesetzt, hob er ohne jede weitere Einleitung an: „Sag, Du frommer Fridolin, wie kommst Du zu dem verschollenen Grumbkowmädel?"

„Kennst Du Elise Grumbkow?" stammelte Karl verblüfft.

„Na ob. Wer von uns kennt die nicht? Sie ist ja Vilmar's Harfenspielerin, die von einer Ausstellung in die andere wanderte und das liebe nichtsverstehende Publikum mit ihren sogenannten blendenden Farbentönen in Extase versetzte."

Das war also die Aehnlichkeit, die Lachmund verfolgt, gequält hat! – „Wie kam sie dazu, Vilmar zu sitzen?" fragte er. Sein Herz pochte dumpf, das Bewußtsein eines unabwendbaren zermalmenden Unglücks war über ihn gekommen.

„Es war halt so eine Geschichte, von denen zwölf auf das Dutzend gehen. Der Vater war ein kleines Thier in einem der Ministerien, und es ist nicht ganz richtig mit ihm zugegangen, ich glaub' durch die Schuld der verschwenderischen Frau, plötzlich starb er; es hieß vor seiner Entlassung. Absolut nichts blieb für die Familie zurück. Die Alte und die Mädeln verloren den Kopf, nur die Zweite, die hübscheste und gutherzigste der Töchter, dachte daran ein Bissel Brot in das Haus zu schaffen. Da wirft ihr das Malheur den Vilmar, den Lumpen, in den Weg — Du kennst ja den Herzenbrecher par renommée — sie steht ihm Modell, na und der bringt sie in das Unglück. Für das Bild kriegte er das große Romstipendium, ging auf und davon und ließ die arme dumme Grete in ihrer Trübsal sitzen. Er hat seitdem nicht viel Gescheites gemalt, jetzt radelt er wo in Südfrankreich mit einer rumänischen Bojarin herum. Und die Lise Grumbkow? Man munkelt, daß man sie einmal ihrer Mutter (die ein Donnerwetter tausend Meter in den Boden schlagen soll, die alte Heuchlerin!) tropfnaß aus der Spree in das Haus gebracht hat. Da, in der Nachbarschaft haben sie gelebt, und daß ich Dir's nur sag', ich war selbst ein Bissel vergafft in die kleine Dirn und ich wollt', sie hätt' auf mich statt auf den Thunichtgut gehört. Und wie ich Dich gestern mit ihr auf mich zukommen seh', da gibt's mir, baff, einen Schlag vor den Kopf — ich hätt' sie nicht um Alles in der Welt anreden können." Je eifriger er wird, desto stärker arbeitet sich sein süddeutscher Dialekt aus ihm heraus. Auf einmal unterbricht er sich: „Ja, was ist denn mit Dir, Karl? Was guckst Du so drein, als sitze Dir Banquo's Geist vis-à-vis?"

Lachmund zwang sich, die Augen, die stier auf den Fleck vor sich sahen, auf den Freund zu richten. „Ich? Unsinn! Ich habe Kopfweh, kein Wunder in der Luft. Zahlen!"

„Wie, Du willst schon aufbrechen?" fragte Amberg, „jetzt wird es erst gemüthlich."

„Ich komme nächstens wieder."

„Wo wohnst Du eigentlich?"

„Im Südwesten, aber ich bin im Umziehen begriffen," murmelte Karl zwischen den zusammengebissenen Zähnen, dann stand er auf. Der Kellner, der ihn bedient hatte, erkannte ihn nicht, er sah förmlich gealtert aus.

Zu Hause riß Lachmund mit einer Heftigkeit den glatten, goldenen Reif, der zum Hochzeitstage gravirt werden sollte, vom Finger, als versenge er ihm das Glied. Er suchte die paar niedlichen Handarbeiten, welche die Betrügerin für ihn angefertigt, zusammen, machte ein Päckchen, ordentlich, methodisch, wie er es im Kleinen und Großen gewohnt war, und wollte den Jungen seiner neuen Hauswirthin rufen, damit er es

Elisen hinüber trage. Er hielt inne. „Nicht heute," murmelte er. Tief im Grunde seines aufgewühlten, über das erbärmliche Spiel, das mit seinem Vertrauen getrieben worden war, erbitterten Herzens regte sich leise die Liebe zu der Unglücklichen — und das Mitleid. Ja er fühlte Mitleid mit der unwürdigen Heuchlerin. „Nicht heute; ich will ihren Schlaf nicht stören. Sie braucht klare Augen für ihr Tagewerk."

Aber seine Schonung half ihr wenig. Sie schloß kein Auge in dieser Nacht. Es war der erste Abend gewesen, an welchem Lachmund sich vergeblich erwarten ließ. Frau Grumbkow war sehr übellaunig geworden und hatte Drohungen gegen sie und den künftigen Schwiegersohn ausgestoßen. Jetzt schlief sie, äußerst unmelodische Töne von sich gebend, und Elise zwang sich, nicht laut zu schluchzen, um die Mama in dem verhältnißmäßig harmlosen Zustand zu erhalten.

„Es ist zu Ende, ich habe es voraus gewußt," murmelte sie leise. Einige Tage verstrichen. Noch immer lag das Päckchen auf Lachmund's Tische. Da steht eines Morgens die respectable Frau Grumbkow in seinem Atelier, wo er sich umsonst abmüht, die unstäten Hände zur Arbeit zu zwingen. Sie wirft einen Blick in das Gesicht, in dem die letzten Tage unverwischbare Linien gegraben. Er weiß alles. Sie muß Elisens Willen erfüllen.

„Sage ihm die Wahrheit, es ist das Letzte, was Du für mich thun kannst," hatte sie diesen Morgen mit erloschenen Augen und müder Stimme gebeten, „verweigerst Du es, dann muß ich sprechen — und ich schäme mich — ich schäme mich!"

Dabei hatte sie das Gesicht in die Hände gedrückt und zum Erbarmen geschluchzt.

Sie würde selber sprechen — sie thäte es ohne Schonung, ohne Nachsicht, sie kennt keine für sich. Aber die Mutter vermag alles was sie vertheidigen kann, anzuführen, für sie zu plaidiren wie ein Advokat vor dem Gerichtshof. Wie oft ist einer geschickten Zunge ein Freispruch zu verdanken. Sie zählte erst siebzehn Jahre, war kaum der Schule entwachsen, war arglos, unerfahren. Sie hatte bis dahin in der sichern, engbeschränkten Obhut eines bürgerlichen Hauses gestanden, und der Schurke hatte sie mit Betheuerungen seiner Liebe und Treue bethört, ihr die Ehe versprochen. Und welche Qualen, welch' ein Elend, welch' Schuldbewußtsein, welche Reue hat sie erduldet, seit er sie verlassen!

„Sie hätte Vertrauen zu mir haben sollen," murmelte Lachmund bewegt, „ich hätte" — ja, was hätte er?

Die Augen der Wittwe ruhten so erwartungsvoll, so gierig auf ihm, daß er aufblickend inne hielt. Zum ersten mal im Leben des ehrlichen, arglosen Mannes keimte das Mißtrauen in ihm auf. Aber es richtete sich gegen die Frau allein, nicht gegen das bedauernswerthe, in seine Arme gehetzte Mädchen. Elise mußte in ihrem Brautstand, von Scham und Selbstvorwurf gedrückt, grenzenlos unglücklich gewesen sein. Der verängstete Ausdruck ihres Gesichts, die scheuen Blicke, die sie auf die schreckliche Mama heftete, tauchten vor seinem Geiste auf.

„Was soll ich der Aermsten von Ihnen berichten?" drängte Frau Grumbkow, deren Geduld auf die Neige ging. Vor solch einem armen Farbenkleckser erniedrigte sie sich durch Enthüllung der Wahrheit nicht gern umsonst. Sie wollte zum Lohne für dieses Opfer wenigstens als sehr ausgewachsene Taube mit dem Oelzweig nach Hause flattern.

„Ich komme heute hinüber," sagte er halbabgewendet. Seine Frau kann Elise nicht werden; aber wenn es in seiner Macht steht, dann will er ihr eine ruhige Zufluchtsstätte, fern von diesem Weibe verschaffen.

Mit dem Bescheide muß sich Frau Grumbkow vorläufig zufrieden geben und verläßt ihn, von neuer Hoffnung erfüllt.

Rastlos wanderte Karl in seinem Atelier herum. Da drang einige Stunden später ein anderes Glied der Familie Grumbkow blaß und fassungslos bei ihm ein. Es war die jüngste Schwester, Irene.

„Wissen Sie nichts von unserer armen Elise?" fragte sie zitternd. „Als die Mutter heimkam, war sie verschwunden, wir glaubten, sie sei an ihre Arbeit gegangen, und nun schickte ihr Prinzipal herüber, ob sie krank sei, da sie ihn zum ersten Male, seit er sie beschäftigt, im Stich gelassen hat."

Lachmund starrte sie erschrocken an. Sie brach in Thränen aus.

„Mir ist furchtbar bange," rief sie. „Lise ist in den letzten Tagen so verstört, so gar nicht sie selbst gewesen. Ueber ihre Lippen kam kein Bissen Speise, und die Nächte hat sie durchgeweint."

Er nahm seinen Hut und ging mit ihr all die traurigen Wege, die man einschlägt, um einen vermißten Menschen aufzuspüren. Es blieb fruchtlos. Zuletzt führte ihn das Mädchen in die Belle-Allianceстraße.

„Hier ist sie oft gewesen," flüsterte sie gepreßt, als die Grabkreuze der Friedhöfe in Sicht kamen.

Und hier haben sie Elise Grumbkow gefunden. Sie lag kalt und steif, mit vom Todeskampf fast bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Zügen, ein gelecrtes Fläschchen Cyankali neben sich auf einem winzigen Kindergrabe ausgestreckt.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Jesus Sirach 34, 27.

Zu Hoffestlichkeiten rüstet man sich überall im Reiche, und jedes Blättchen beschreibt schon jetzt liebevoll ausführlich die Toiletten, worin an Sr. Majestät Geburtstag fürstliche Damen fürstlichen Herren überaus wohlgefallen werden. Schon jetzt verrathen uns fraudulöse Köche und Hofmarschallämter, welch leckere Bissen auf der und jener erlauchten Hochzeit die Gaumen ergötzen werden, und prächtige Karossen mit wohlgenährten Pferden davor und wohlgenährten, prachtigen Leuten darin rollen eben jetzt über den Asphalt der Linden, um pünktlich im Kaiserschlosse zur Gratulationscour einzutreffen. Aus dem Munde der zerlumpten und hungernden Menschen aber, die den prunkvollen, goldstrotzenden Gefahrten nachstarren, möchte auch der freisinnigste Localreporter kein „donnerndes, jubelndes Hurrah" vernehmen, und die Massenversammlungen von Arbeitslosen, welche zur selben Stunde in den fünf größten Sälen der Stadt abgehalten werden, schließt man nicht mit dem Absingen der Nationalhymne.

Ueberall im Lande entbrennt mit wüthender Heftigkeit der Brotkrieg. War es im vorigen Jahre die Theuerung, welche Tausende zum Aeußersten trieb, so ist's heuer der sibirische Winter gewesen. Das Militär begeht seines Kriegsherrn Geburtstag mit festlichen Mahlen und vergnügtem Tanz, selbst Graf Caprivi entschlägt sich für diesen Tag aller Pensionirungssorgen, aber sehr wenig feiertäglich ist den Massen zu Muthe, und der Kleinhandel mit Illuminationslichtern liegt noch mehr als irgend ein anderer Gewerbezweig darnieder. Für patriotische Acte fehlt dem das Interesse, der nicht weiß, woher er morgen für sich und die Seinen das laut Aussage aller Sachverständigen jetzt so billige Brot nehmen soll, und je furchtbarer sich die Nachrichten häufen von Arbeiterentlassungen, Abkehrungen und Lohnreductionen, desto ingrimmiger zürnt der gemeine Mann dem Racker Staat, der nach seiner Meinung für alles das verantwortlich ist, und desto begieriger drängt das Volk in den Tempel der sozialistischen Kirchenväter, wo über Jesus Sirach's Wort gepredigt wird: „Wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht gibt, der ist ein Bluthund."

* * *

Der Reichstag hat nahezu einmüthig decretirt, daß es keinen Nothstand in Deutschland gibt. Ihm schloß sich in eben so schöner Einmüthigkeit die ordnungsfreundliche Presse an, welche im localen Theil zwar nicht genug Zeilen zu verschwenden wußte, um die zahlreichen Opfer der Kälte und der Arbeitslosigkeit zu verzeichnen, Fall für Fall, auf der Vorderseite, im loyalen Theil aber, wo sie sich mit aller Macht des Gemüthes anstrengt, offiziös zu sein oder zu scheinen, klipp und klar bewies, daß der Nothstand eine freche, agitatorische Erfindung gewerbsmäßiger Volksverhetzer wäre und daß die zahlreichen Opfer der Kälte und der Arbeitslosigkeit offenbar nur beabsichtigten, durch ihren Tod die Regierung in Verlegenheit zu bringen. Herr von Böttticher, über dessen persönliche Bedürfnißlosigkeit auch die Herren Lunge und Miller sich klar sein werden und dem es zur Zeit finanziell wirklich recht gut geht, konnte mit ruhigem Gewissen Deutschland für nothstandsfrei erklären und jeden Grund zu Besorgnissen leugnen; hat doch schon der Abgeordnete Pachnicke auf Tivoli festgestellt, daß die Herren Minister bei ihren auskömmlichen Gehältern weder von der Brikett- noch von der Brottheuerung zu fürchten haben.

Niemand wird so unhöflich sein wie gewisse Berliner Volksversammlungen und Herrn von Böttticher seine Einsichtslosigkeit verargen; wäre der Lobredner des alten Fritz minder selbstbewußt und seelenruhig in Worten und Thaten, Freund wie Feind hätten, Jeder in seiner Art, weit weniger Spaß an ihm. So viele andere und wichtigere Sorgen lasten auf den Schultern eines Staatssecretärs, daß er nicht wissen kann, was jeder Liegnitzer Wähler weiß: daß seit Monaten, wöchentlich, täglich, aus fast allen größeren Städten, aus allen Industriebezirken umfassende Arbeiterentlassungen gemeldet werden, daß sein Spezialcollege von Berlepsch ausdrücktich bemerkt hat, man würde nun auch in den fiskalischen Gruben des Saarreviers große „Abkehrungen" vornehmen, die schon lange nothwendig gewesen und nur mit Rücksicht auf die Familie der Bergleute bisher unterblieben wären.

Daß die Verstaatlichung der Bergwerke durchaus kein Allheilmittel gegen das Bergwerkselend ist, wenigstens die jetzt beliebte Art und Weise der „Verstaatlichung" nicht, das haben die letzten Jahre zur Genüge dargethan. Man pflegt die Vertreter des „Staatssozialismus" voll Hohn zu fragen, weshalb Eisenbahnen und Gruben auch, in den Händen des Fiscus arbeiterfeindlich bleiben, und man vergißt ganz, daß jeder moderne Betrieb im letzten Grunde Jesus Sirach's Spruch überhören muß, ob nun reichbesternte Regierungsräthe oder ganz bürgerliche Verwaltungsräthe ihn leiten. Der moderne Staatskapitalismus arbeitet, etwas büreaukratischer zwar, etwas ungeschickter und etwas menschlicher als jeder private Kapitalist darauf hin, aus seinen Betrieben eine möglichst hohe Rente herauszupressen, und unter seiner Belegschaft bricht im Saarrevier in diesem trübselig beginnenden Jahr zuerst der Streik aus.

Weil das Geschäft noch sehr gut ging und die Brikettpreise nicht erhöht wurden, man also mit Recht bei bester Laune sein durfte, sah das gebildete und besitzende Publikum, soweit es nicht in Harpenern fixte, dem Bergarbeiterstreik von 1890 mit einem gewissen latenten Wohlwollen zu. Es freute sich recht herzlich darüber, daß keiner von den Führern dieser Bewegung zu den schrecklichen Sozialisten gehörte, und es erstarrte in Bewunderung vor des Kaisers Majestät, der die Streikdeputation mit patriarchalischen Worten empfing und ihr 'was Weniges von seinen gut bewaffneten Soldaten erzählte. Erst als die Geschichte langweilig wurde und die Ausständischen Wochen hindurch auf ihren Forderungen bestanden, trotzdem ihnen alle Berliner Blätter liebreich zuredeten, nun doch klein beizugeben und die Dividenden nicht muthwillig zu schmälern, da erst „machten sie sich durch ihren Eigenwillen selbst aller Sympathien verlustig." Heuer nun gar haben sie überhaupt keinen Freund gefunden. Ein Minister, welcher seine profunde Kenntniß der Thatsachen nicht etwa eigener Anschauung verdankte (denn eigene Anschauung macht leicht par-

teiisch), nannte den Streik „aus heiterem Himmel" gekommen und frivol vom Zaune gebrochen. Daß die Einführung ungerechter Arbeitsordnungen, ein Uebermaß von Strafgeldern, Lohnkürzungen durch Schaffung von Lehrhauern die Leute zur Verzweiflung bringen können, das glaubt ein Minister nicht. Ihn selbst hat Niemand zwingen wollen, bei halbem Gehalt erst zwei Jahre als Lehrminister zu arbeiten, und Strafgelder kannte er nicht.

Wer einmal in den nassen Schächten unserer Steinkohlengruben gestanden, mit den Sklaven da unten ein vertrautes Wort gewechselt hat, wer die Schrecknisse harter Arbeit in ewiger Nacht, in giftiger, verderbenschwangerer Luft, die Gewaltherrschaft der Directoren kennt und weiß, daß sie ihrer Tantièmen wegen natürliche Feinde aller Wohlfahrtseinrichtungen und Lohnerhöhungen sind, der wird den Heloten ein Glück auf! zurufen, wenn sie sich ihr über die Maßen elendes Loos nicht noch verschlechtern lassen wollen. Im Alterthum, das humaner war als unser christliches Jahrhundert', sperrte man nur den Abschaum der Menschheit, Verbrecher und dergleichen, in die Bergwerke. Man glaubte unbescholtene Bürger für die schlimme Maulwurfsarbeit zu gut. Müssen heute Diebe und Depoträuber geschont und in gut ventilirten Arbeitssälen gehalten werden, während die Ehrlichen 200 Meter unter der Erde ihre Beschäftigung finden, dann wenigstens soll ihnen durch allerlei Kniffe und Practica, durch Lehrhauereien und Nullungen ihr karges Einkommen nicht verkürzt werden. Und wieder citire ich den anklagenden Spruch des Bibelweisen. „Wer seinem Arbeiter den Lohn nicht gibt, der ihm zukommt, ist ein Bluthund."

* * *

Daß man sich der darbenden Vögel erinnern möge und daß in den königlichen Forsten dem Wild überall Futterstellen bereitet seien, sorglich vor Schnee geschützt, davon liest man Tag für Tag Erbauliches. Man liest auch Tag für Tag von erfrorenen Handwerksburschen, verhungerten Kindern, überfüllten Gefängnissen u. a. m.; aber diese Nachrichten regen den Bürgersmann bei Weitem nicht so auf, wie der Gedanke, daß eine Spatzenmutter entkräftet vom Dach fallen und sich die Flügel verstauchen möchte. Die Stadtverwaltung Berlin, welche mit Hunderttausenden nie kargt, wenn es zu repräsentiren oder ein imposantes Festmahl anzurichten galt, duldet es, daß öffentlich um milde Gaben wohlthätiger Privatpersonen für die Wärmehallen gebettelt wird. Sie läßt kaltblütig durch ihren Vertreter erklären, daß es ganz von der Stärke künftiger Schneefälle abhänge, ob man ein paar hundert Leute mehr bei der Straßenreinigung einstellen und dadurch vorm Hungertyphus bewahren könne; schneit es nicht, nun, so hat eben die Vorsehung den Untergang einiger hundert Familien gewollt. Kein Gottesurtheil kann bequemer sein. Sehr unvernünftiger Weise ist heuer mehr Schnee gefallen als im Etat erlaubt war; Berlin hat schon Mitte Januar die Summe für Schneeabfuhr ausgegeben, welche bis April hinreichen sollte. Ein hochwohlweiser Magistrat ist deshalb, weiteren Schneeunfug vorausseh end, gezwungen, gerade an dieser Post thunlichst zu sparen, und kann seinen Arbeitern keine Beschäftigung, folglich auch keinen Lohn geben. Beim Himmel mögen sie sich dafür bedanken, daß er absolut nicht auf die Stadträthe hörte und es vor dem 15. Januar schneien ließ. Und während Kottbus und Sprottau, zwei arme märkische Nester, Brot und Holz an ihre Bedürftigen vertheilen, läßt das reiche Berlin es bei einigen mitleidigen Worten bewenden. „Geben kann ich Euch nichts," sagte Herr Meubrink zu den Verhungernden, „aber weinen will ich mit Euch, weinen vom ganzen Herzen."

Hans Delbrück, den als geistvollen und großdenkenden Politiker zu schätzen Deutschland alle Ursache hat, wollte in einem beschämend flachen Feuilleton nachweisen, daß es mit unserer Zeit, vergleicht man sie anderen, keineswegs so schlimm bestellt sei, wie die Moralisten uns glauben machen wollen und diejenigen, welche immer von vergangenen schönen Tagen sprechen. Und doch kann ich beispielsweise dem Herrn Professor unzählige Fälle nachweisen, in denen vor vielen hundert Jahren, wenn die Theuerung im Lande war, die Kälte und das Elend, Fürsten und reiche Privatpersonen ihre Scheuern öffneten, ihre Wälder den Aexten der Armuth preisgaben. Das galt als Christenpflicht, und selbst die Kirche ließ sich mitunter, wenn auch seltener, zu solcher Mildthätigkeit herbei. Heut zu Tage reduzirt man, „um den Etat nicht zu überlasten" und „um mit der ausländischen Concurrenz Schritt halten zu können", die Löhne seiner Leute, und die letzten Hungerjahre brachten reiche Dividenden auch deshalb, weil das Arbeiterangebot so groß und Menschenkraft deshalb so gar billig zu haben war. Um zürnende Bibelsprüche aber kümmert sich kein Director und kein Aufsichtsrath. —

Ein paar ehrgeizige Gentlemen, die ihr Geld plagt und die ihre Zeit nicht besser todtzuschlagen wissen, planen einen politischen Fasching, und 23 von ihnen, nach anderen Berichten sogar fast 25, beriethen über die Gründung einer neuen Mittelpartei, die neben anderen Heldenthaten die Zerschmetterung des Nationalliberalismus, des Freisinns, des Antisemitismus und der Sozialdemokratie vollbringen, gleichzeitig aber auch das Kunststück fertig kriegen soll, nach keiner Seite hin anzustoßen. Größer als Bellachini, der aus dem Nichts doch nur Punsch und Pfannkuchen hervorzuzaubern verstand, schütteln die 23 ganzen halben Männer Majoritätsparteien aus dem Aermel, für welche in unserem Fünfzig-Millionen-Volk genau so viel Interesse vorhanden ist wie für die Erfindung heizbarer Champagnerkühler. Von Verfassungsparteien geht verworrene Rede, von der heiligen Allianz der Rickert, Bennigsen, Stumm und Helldorf, und die davon träumen, ahnen nicht, daß schon die nächsten Reichstagswahlen die mühsam geschmiedete Kette in tausend Stücke zersprengen würden. Den extremen, den sozialen Volksparteien, ich hoffe, den monarchischen, gehört schon die nächste Zukunft, und wohl unserem Vaterlande, wenn rechtzeitig noch sein Fürst an ihre Spitze sich stellt und die wirthschaftliche Befreiung der Nation vollbringt.

Wir nähern uns rasch dem Jahrestag der Berliner Februarkrawalle, und die Erinnerung an jene Stunden steigt machtvoll auf, wo zum grauen Königsschlosse das wüthende Geheul verzweifelnder Massen: „Gib uns Brot, Kaiser!" emporstieg. Heute rollen über denselben Platz, den damals Berlins Aermste besetzt hielten, in langer, unabsehlich langer Reihe, glänzende Karossen, und ein Lichtmeer entflimmert dem alten Fürstenhause.

Welche von beiden Szenen mag die historisch Wichtigere sein?

Das zu bestimmen liegt in des Kaisers Hand. Und der Glaube verläßt die Gutgesinnten nicht, und es ist ihr inniger Geburtstagswunsch, daß der Monarch, welcher über Europas mächtigstes Volk herrscht, auch Europas glücklichstes beherrsche.

Es ist das leichter als heut noch scheint.

Das Regierungsprogramm stünde in den Sprüchen Jesus Sirach's, Kapitel 34, Vers 27.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

Der Deputirte. Lustspiel von Max Malden. (Königl. Schauspielhaus.) — Die Strindberg-Matinée im Residenztheater. — Baumeister Solneß. Schauspiel von Henrik Ibsen. (Lessingtheater.)

Für die Aristophanesse hat unsere Zeit nichts übrig, und deshalb zähl' ich zu den köstlichsten Vorzügen der Theatercensur den Umstand, daß sie allen, auch den begabten Sprößlingen des Kamönenlieblings den Zugang zu den Brettern versperrt, ihnen solcherweise manches bittere Leid, manche herbe Enttäuschung ersparend. Wer es heute wagte, eine politische Komödie aufführen zu lassen, deren Tendenz den gebildeten (parkettfüllenden) Klassen unangenehm wäre, könnte getrost die Feder für immer bei Seite legen und irgendwo als Magistratsschreiber Unterschlupf suchen. Als Dichter wäre er ruinirt. Max Malden ist nun kein Aristophanide, nicht 'mal Lesefrüchte weiß er zu verwenden, was doch von jedem anständigen Dramatiker und ehrlichen Finder in erster Linie verlangt werden muß. Er hat ganz offenbar unterschiedliche satirische Feuilletons wider den Parlamentarismus gelesen, die ihm viel Spaß machten; er hat dann die unglückselige Idee gehabt, diese großartige, aber viel belächelte Institution möchte auch dem Parkett und der Berliner Kritik belächelnswerth erscheinen. Der Trugschluß liegt auf der Hand. Mehr noch als seine taube Phantasie, sein dichterisches Unvermögen, seine gröbliche Verkennung des Wesens dramatischer Satire hat die Kritik Herrn Malden den Umstand zum Vorwurf gemacht, daß er „eine so ernste Sache zum Object alberner Späße" wählen konnte. Die Unfähigkeit Malden's, dem hochinteressanten Stoff auch nur einen Theil seiner ergötzlichen Komik abzugewinnen, trat klar zu Tage, als er nach der ersten Hälfte des ersten Actes alle sorgsam aufgesammelten Caliban-Bosheiten verspritzt hatte, und „der Deputirte" legte sein usurpirtes Mandat schon am nächsten Abend nieder.

Es erfüllt mit wahrhafter Trauer, zu sehen, daß nicht nur der große Kaufmann von Venedig, Herr Ludwig Barnay, daß auch unser Königliches Schauspielhaus an der Existenz guter neuer Stücke verzweifelt, und, um seinen ungeduldig werdenden Abonnenten wenigstens einmal etwas Neues zu bieten, das erstbeste ihm in den Wurf kommende dramatische Scheusal auf die Bretter schleppt. Man bringt der Premièromanie aus Anstandsrücksichten ein Opfer, gestattet einem armen Kerl, sich für alle Zeit lächerlich zu machen und sichert sich vor der Beschuldigung, „nichts für die moderne deutsche Kunst zu thun". Das Malden'sche Stück verdiente kein Wort der Erwähnung, wenn seine Aufführung nicht so ungemein bezeichnend wäre für unsere trostlosen Theaterzustände, für die Sterilität einer Dichtungsgattung, welche nicht nur die vornehmste, sondern zur Zeit auch die volksthümlichste ist. Wir sind zum Import fremder Erzeugnisse gezwungen, um der starken Nachfrage nur einigermaßen genügen zu können, wir finden Gefallen an französischer und nordischer Dramatik, nicht weil wir Auslandsaffen sind, nein, weil die heimische Industrie nicht mehr concurrenzfähig ist. Eine deutsche Bühnenkunst, einen deutschen Stil gibt es nicht, und deshalb, allein deshalb jubeln wir fremden Kunststücken zu, die mit deutscher Weise nichts zu thun haben.

Die Namen Malden und Strindberg sind lehrreich in dieser Beziehung. Und nur in dieser Beziehung dürfen sie neben einander gestellt werden.

Seelennerven mit scharfem Messer bloß zu legen, saubere psychiologische Präparate zu bereiten und sie unterm plump vergrößernden Mikroskop des Bühnendramas dem lernbegierigen Publikum zu präsentiren, das ist die Lust unserer „naturalistisch" genannten Dramatiker. Statt kernigen, strotzenden Lebens führen sie uns freilich wie jeder Anatom nur Leichen vor, aber wir bemerken dies in unserer veristischen Begeisterung kaum noch. Strindberg hat sich eine ganz bestimmte Specialität ausgewählt; er analysirt das Weib, und weil ihm der Mechanismus der normalen Frau zu einfach erschien, construirte er auf Grund eigener, schmerzlicher Erfahrungen und auf Grund wirrer phantastischer Träume weibliche Dämonen. Blutsaugende Gespenster, Vampyre im Unterrock, die von der Lebenskraft des Mannes sich nähren, mit seines Geistes Gedanken sich mästen und nicht von ihm ablassen, bis er entkräftet zusammenbricht — diese schlimmen Fabelwesen sucht ein hochbegabter Märchenerzähler uns glaubhaft zu machen. Die These wird

aufgestellt und mit prachtvoller Dialektik vertheidigt, daß der nicht in ganz besonderem Feuer gehärtete Mann naturnothwendig am Weibe zu Grunde geht. Grimmiger noch als der selige Schopenhauer, wenn auch oft mit seinem Rüstzeug angethan, schmäht Strindberg die Eva. Während der Frankfurter Weltweise in der Frau nichts als das philiströse, ewig kindisch bleibende Geschöpf erkennen wollte, das nur zum Dalbern da ist und von wegen der Säuglinge, sieht der Normann eine Menschheitsgefahr in ihr. Und mit dem Oberweisen, der Zarathustra belehrt, sagt August Strindberg: „Du gehst zum Weibe? Vergiß die Peitsche nicht!" Ueberflüssig ist, zu erwähnen, wie so sehr diese Anschauung all unsern Gefühlen ins Gesicht schlägt, uns Deutschen, deren Poesie, deren Gesetzgebung das Weib verherrlicht haben wir diejenigen keines anderen Volkes. Ueberflüssig ist es aber auch, gegen einen genialen Fabulisten zu polemisiren, weil seine Geschöpfe denen nicht ähneln, die sonst unsere Erde bevölkern. Strindberg unterschätzt das Weib und überschätzt es. Er identificirt es mit dem Raubthier, der Dirne, und hält für specifisch feminin, was doch nur dirnenhaft ist: all die Symptome unnatürlicher Entartung, all die krankhaften Lüste und Triebe, welche im Sumpfe aufsprießen.

Von den drei Einactern, die am Sonntag Mittag im Residenztheater uns bescheert wurden, erhob der zweite, „Herbstzeichen" genannt, keinen Anspruch darauf, ein „Strindberg" im nun einmal gäng und gäben Sinne zu sein. Wie ein gemüthliches, sacht alterndes Frauchen endlich dazu kommt, auf ihren Mann eifersüchtig zu werden und so seinen höchsten Wunsch zu erfüllen; wie ihn ein drolliger Backfisch (der die Raubthierkrallen ein ganz klein wenig hervorstreckt) und eine liebesieche Wittib zu der Erfüllung dieses Wunsches verhelfen, das ist mit mehr liebenswürdiger als verblüffend originaler Kunst dargestellt. Wäre der Verdacht nicht beleidigend, so möcht' ich behaupten, Strindberg habe mit dem Lustspielchen eine Parodie auf unsere einheimische Komödienschreiberei bezweckt; so erfrischend carikirt er eine Reihe wohlbekannter „Charaktertypen", die hier zu Lande lebhaft als Clichés gehandelt werden.

Unverfälschten Strindbergianismus aber predigen die Tragikomödie „Gläubiger" und das Trauerspiel „Vor dem Tode". In diesem letzteren Stück sinkt ein schon lange zerbrochener, morscher Mann vollends zusammen, dessen Elend sein Weib verschuldet, dem es alles Glück und selbst die Liebe seiner Kinder gestohlen hat. Um so unheimlicher ist des Helden Untergang, als eine Todte ihn zu Boden wirft, ein abscheuliches Gespenst. Madame Durand zu Liebe hatte Herr Durand einst einen dummen Streich begangen, und diesen Umstand nutzte das Weib aus, um noch auf dem Sterbebette ihre drei Töchter gegen den Vater zu verhetzen. Was sie zu Lebzeiten thun konnte, dem guten Kerl das Dasein zur Hölle zu machen, hat sie redlich gethan; aber während sie ihn mit Peitschen schlug, stacheln die Töchterlein den Alten mit Skorpionen. Ausgemergelt und verzweifelt, moralisch und finanziell bankrott, ruinirt durch die Töchter, die ausnahmslos seine zärtliche Vaterliebe mit gemeinem, schnödem Undank vergelten, beschließt er zu sterben. Aber nicht, ohne die Zukunft der Geliebten sicher gestellt zu haben: eine Lebens- und eine Feuerversicherungs-Police müssen dazu helfen. Strindberg läßt die selbstlose, pelikanartige Vaterliebe in bengalischem Feuer erglühen, und mit wahrhaft höllischen Farben malt er die niederträchtigte, kichernde Herzlosigkeit des töchterlichen Kleeblattes aus: „Wenn Du es selber willst —" sagt das Nesthäkchen, Vaters Liebstes, als der alte Mann ihr seinen grausigen Entschluß ankündigt. Vielleicht gibt es Leute, die in dieser epigrammatischen Wendung den Triumph tiefdringender Seelenkunde erblicken. Andern wieder wird sie — ich will den kräftigen Ausdruck Luthers nicht anwenden — . . . . erlogen dünken. Ich gehöre zu diesen Anderen. Jeder gehört zu diesen Anderen, der da weiß, daß eines Vatermordes solcher Art nur Theaterkanaillen sich schuldig machen können. Eine sehr arge Hausfrau mag Strindberg sein genannt und bis in die letzten Winkel ihres verworfenen Gemüths studirt haben; die Seele seiner Schwester hat er nie durchforscht. „Vor dem Tode" fand nur bei einigen sehr jungen Herrlein und einigen sehr unjungen Fräulein in den verborgensten Parkettreihen Beifall; im Uebrigen widert es mit seiner schreienden Unwahrheit, seinen ekelhaften Megären, seinem Mangel an Poesie und physiologischer Feinheit selbst unser Premièrenpublikum an.

Stürmischen, minutenlangen Beifall erntete dagegen die erste Gabe der Matinée, die Tragikomödie „Gläubiger". Diese Gläubiger sind Menschen, denen ein Anderer Ehre und Lebensglück stahl und die nun an seine Thüre pochen, Zahlung für alles heischend, was man ihnen genommen; hat. Mit erstaunlicher Kunst, die die abnorme Länge des Einakters völlig vergessen machte und athenienfische Andacht bei den Hörern hervorrief, zeichnete der Dichter die seelenlose, sinnenheiße Schlange, die freche Unholdin, welche dem Manne alle Kraft raubt und mit seinem Können sich schmückt, welche die ausgesaugte Citrone dann lachend bei Seite wirft. Wie eine Nachtmahre hat diese Thekla ihren zweiten Mann, den Maler Adolf, beschlichen und langsam zu der mitleidwürdigen Ruine gemacht, als welche er uns erscheint. Alles hat sie ihm entwendet, um selbst dadurch zu steigen, sein Wissen, seine Leidenschaft, seinen Willen, seinen Gott und seine Gesundheit. Die Stunde aber kommt, wo ihr erstes Opfer, das in der Abgeschiedenheit zu neuem Leben erstarkte, Rechenschaft fordernd sich naht, und den jungen Königssohn aus ihren Krallen zu reißen, den Wehrwolf zu entlarven sucht. Wie es in Märchen immer ist, glückt der Plan, die gierige, kannibalische Närrin geht in die Falle, aber der arme Prinz Adolf ist nicht mehr zu retten. Ein Nervenschlag setzt seinem Leben ein Ziel. Genau so schließen auch E. T. A. Hoffmanns entsetzliche Geistergeschichten. Daß auch in diesem Stück die handelnden Personen nicht Menschen, sondern Gespenster, Ausgeburten einer rachsüchtigen Phantasie sind, weiß der Autor durch eine Fülle feinsinniger Beobachtungen und verblüffender Paradoxe vergessen zu machen; auch fand das zum Theil mit Strindberg noch gar nicht bekannte Parkettfüllsel an der ersten Aeußerung seiner Monomanie und perversen Kunst klärlich mehr Gefallen als an den folgenden beiden tristen Abklatschen.

Gespielt wurde besonders die Tragikomödie mit entzückender Verve. Daß das Residenztheater in Berlin die einzige Bühne ist, wo man immer auf ein ausgezeichnetes Zusammenspiel rechnen darf, haben Rudolf Rittner, Josef Jarno und Rosa Bertens aufs neue bewiesen; die Durcharbeitung jeder einzelnen Rolle nun gar übertraf die hochgespanntesten Erwartungen der Strindberg-Gemeinde. Auch Herr Pagay als Durand verdient hohes Lob. Ganz in der Stille streift hier unsere Schauspielerkunst das mätzchenhaft Theatralische ab und wird wieder jung, wird wahrhaftig.

Ueber die Aufführung von Ibsen's „Baumeister Solneß" im Lessing-Theater sei nur Weniges gesagt, denn das Drama selbst ist in der vorletzten „Gegenwart" bereits ausführlich von einem ibsensesten Charadendeuter untersucht worden. Was aber schon bei der Lectüre verworren und nebelhaft erscheint, vermag das immer vergröbernde Theater, zumal in einer Darstellung, die dem Dichter alles schuldig bleibt, ganz gewiß nicht zu erhellen. Um so weniger, als Director Blumenthal mit seinem Rothstift auf eine so brutal verständnißlose Weise in dem ihm anvertrauten Werke gehaust hat, daß man dem Dichter nur rathen kann, ein nächstes Mal die Gastfreundschaft einer pietätvolleren Bühne zu fordern. Einzig Frl. Marie Meyer, welche die wundervoll gezeichnete schrullenhafte Gattin des Titelhelden gab, stand auf der Höhe ihrer Aufgabe. Ganz verfehlt traten die zwei übermenschlichen Hauptfiguren in die Erscheinung. Reicher war verkünstelt und trocken, ein müder fin de siècle-Mensch, und Frl. Reisenhofer ein ungezogener, hysterischer Backfisch, nicht mehr. In Beiden lebte kein Funke von dämonischer Urkraft, ohne die Ibsen's blutige Gespenster zu schattenhaften Alltagsfiguren werden. Dem mystisch-symbolisch-allegorischen Bühnenstück hat schon das Premièrenpublikum das Lampenlicht so entschieden ausgeblasen, daß es auf lange hinaus nur noch im papiernen Reich der Dichtung fortleben wird. Unsere lieben Zeitgenossen gehen nun einmal bloß in's Theater, um sich leicht und seicht zu unterhalten, nicht aber um sich von einem unbequemen Magus des Nordens Welträthsel aufgeben zu lassen. Das gilt für Ibsen wie für Strindberg.

## Notizen.

Die nationale Einigung der Deutschen. Von Otto Henne am Rhyn. (Hannover, Carl Meyer). Von dem bekannten Schweizer Culturhistoriker und Staatsarchivar eine lichtvolle Auseinandersetzung der Entstehungsgrundlage und Zukunftsaufgabe des neuen Reiches, die er in drei Fragesätzen beleuchtet: Wie ist das deutsche Reich entstanden? Was haben die Deutschen ihrer Einigung zu verdanken? Was thut dem deutschen Reich noth? Namentlich der dritte Theil wird des Lesers Interesse gewinnen, da, wo des Polikers Urtheil in den Vordergrund tritt. Dieser Abschnitt läuft darauf hinaus, daß der größte Nothstand des Reiches das Parteiunwesen ist, als dessen unedelste Blüthe der Verfasser den Antisemitismus zuerst nennt, der eben, wie das ganze Parteiwesen aus der Verfehlung eines culturhistorischen Standpunktes für diese Dinge entstanden sei. Sehr billig und weitschauend beurtheilt er ferner den Culturkampf, erachtet die „Maigesetze" in ihrer Nachwirkung ebenso für den Einfluß der Jesuiten günstig, wie er das Sozialistengesetz als zu Gunsten der Sozialdemokratie ausgefallen ansieht; ist aber ein abgesagter Feind der Jesuiten und des das Staatswesen unterwühlenden „Ultramontantismus". Dagegen findet er eine Vereinigung aller vernünftigen und denkenden Deutschen zur Bekämpfung der Sozialdemokratie nöthig, die vom Anarchismus nur durch einen papiernen Schleier getrennt sei, und sieht in der moralischen Erziehung der Massen das wirksamste und einzige Gegenmittel. Im Uebrigen kann nur noch mit Thaten, durch vernünftig soziale Einrichtungen, geholfen werden. Mit einer an dem geborenen Demokraten anerkennenswerthen Objectivität erklärt der Verfasser die monarchische Staatsform als die beste für Preußen, Deutschland; und so Deutsch manches über unseren Staatshaushalt Gesagte, daß sich der gute erinnerte ebenso oft die Vorzüge seiner Landesregierung muß vom Ausländer vorrühmen lassen. E. B.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

*Ende Februar beginnt zu erscheinen*

in fünfter, gänzlich neubearbeiteter, verschönter und vermehrter Auflage:

# MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 100,000 Artikel auf nahezu 17,500 Seiten Text mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen.

***17 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. = 6 Fl. ö. W. oder auch 272 Hefte zu je 50 Pf. = 30 Kr.***

Probehefte und Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Soeben erschien im Verlage von **Otto Wigand** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt.

Herausgegeben von **Dr. F. Wollny.**

Preis 50 Pfge.

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

In unserem Verlage erscheint:

## „Aus fremden Zungen".

Jährlich 24 Hefte — à 6 Bogen in Umschlag.

Preis pro Heft: 50 Pfennig.

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

**Soeben** beginnt der neue Jahrgang, der Werke obengenannter u. a. Autoren enthält.

**Zu beziehen**
durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

**Verlag von Gustav Lentzsch in Gera (Reuß).**

Edward Stilgebauer: Vom Wege, sechs Novellen. 8°. 160 S. eleg. brosch. 2 *M.*

Edward Stilgebauer: Herodes, histor. Roman. 8°. 208 S. eleg. brosch. 3 *M.*

Durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags franco vom Verlag zu beziehen.

**Hartmann, Eduard von, Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus.**
2. erweiterte Auflage. Gr. 8°. (373 S.) Preis brosch. Mk. 6.—.

Der berühmte Philosoph weist in diesem Buche die Anfeindungen und Mißdeutungen, die seine Philosophie erfahren, mit glänzender Schärfe zurück. Er weist klar nach, daß sein Pessimismus mit dem ursprünglichen Pessimismus Kants völlig übereinstimme und nichts zu thun habe mit der Schopenhauer'schen Entstellung des Kant'schen Vorbildes, daß sein Pessimismus ein streng wissenschaftliches, lösbares und gelöstes Problem sei, daß er nicht nur nicht schädlich, sondern geradezu die Voraussetzung des religiös-ethischen Idealismus sei. Die neue Auflage ist doppelt so stark als die erste. Durch die neuen Zusätze verdient die neue Auflage dieselbe Beachtung wie ein neues Werk. In den hinzugefügten Abhandlungen orientiert der Verfasser über den allgemeinen Begriff der Axiologie, beleuchtet die Stellung, die dem Pessimismus in seinem philosophischen System zukommt, bespricht das Verhältnis Plotins zum Optimismus und Pessimismus seiner Zeit und giebt eine eingehende Analyse des bekannten Werkes von O. Plümacher. Ferner behandelt er den Pessimismus in der Lyrik, die Bedeutung des Pessimismus für die Erziehung, widerlegt schlagend die Behauptung, daß der Pessimismus zum Selbstmord führe und weist die neuerlichen Angriffe von Busch, Volkelt und Döring energisch zurück. Schließlich beschäftigt sich der Autor noch mit dem Bedenken, die von theologischer Seite in Betreff der Konsequenzen des Pessimismus für den Gottesbegriff geltend gemacht worden sind. Aus diesem reichen Inhalt wird man ersehen, daß das Buch für jeden, der seinen Hartmann gründlich kennen will, ganz unentbehrlich ist.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

## Für nach Italien Reisende.

# Italienischer Salat.

Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen

von

**Oscar Justinus.**

320 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

**Vossische Zeitung.** Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.

**Berliner Tageblatt.** Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.

**Berl. Local-Anzeiger.** Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.

**Norddeutsche allgem. Zeitung.** Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.

**Leipziger Tageblatt.** Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch erfunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

**Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.**

# Die Gegenwart 1872—1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 4. Februar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die politische Lage und unser Heer. Von v. T. — Commissionsberathungen. Von P. Asmussen. — Jüdischer Antisemitismus. Von einem Juden. — **Literatur und Kunst:** Pariser Kunsteindrücke. Von Ernst Zimmermann. — Zur Lehre von Zeit und Raum. Von Carl du Prel. — Rudolf Lothar. Von Max Wundtke. — **Feuilleton:** Als der Vater nach Hause kam. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Ein politisches Gründerjahr. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

### Die politische Lage und unser Heer.

Obgleich der Reichskanzler wiederholt die Erklärung abgab, daß die politische Lage keinen Grund zur Beunruhigung enthalte, wies er dennoch in seiner letzten größeren Rede in der Commission auf einige Momente der Beunruhigung hin und zwar darauf, daß es in Frankreich gähre, daß dort ein hervorragender Staatsmann zwar im Augenblick fehle und das Entstehen einer Dictatur darum jedoch nicht ausgeschlossen sei. Er erwähnte ferner, daß russische Parteien behaupteten, der Weg nach Constantinopel führe durch das Brandenburger Thor. Weder zwischen den Monarchen, noch zwischen den Regierungen und Staaten, wohl aber zwischen der öffentlichen Meinung bestehe eine Feindschaft. Nach Beleuchtung des Strebens Rußlands nach Constantinopel bemerkte der Kanzler weiter, bei der Freundschaft Frankreichs mit Rußland müsse man auf einen Krieg mit zwei Fronten gefaßt sein. Während diese Ausführungen des Kanzlers unbestreitbare Momente der Beunruhigung enthalten, ging man von anderer Seite sogar so weit, von einem „Ernst der Lage" und „drohenden Gefahren" zu sprechen. Gegenüber dieser wahrscheinlich nicht absichtslosen Schwarzmalerei der Situation erscheint es vielleicht angemessen, die heutige Gestaltung der politischen Lage, welche überdies in gewissen Hauptmomenten von längerer Dauer zu sein verspricht, und deren politische und militärische Consequenzen einer Erörterung zu unterziehen.

Da in Frankreich, wie Graf Caprivi bemerkte, ein prominenter Mann mit ausgesprochen kriegerischen Neigungen, wie etwa seiner Zeit der Kriegsminister Boulanger, heute fehlt, welcher sich der Dictatur zu bemächtigen im Stande wäre, und da noch unlängst der das allgemeine Vertrauen genießende Generalissimus des französischen Heeres in einem künftigen Kriege mit Deutschland, General Saussier, bei Gelegenheit einer Festlichkeit im Kreise der commandirenden Generale dem Präsidenden Carnot gegenüber aussprach, daß die französische Armee heut ebenso republikanisch wie das übrige Frankreich sei und treu zur Republik stehe, so erscheint in Frankreich bis auf Weiteres eine jede Militärdictatur ausgeschlossen, und die Republik durch ihre derzeitigen Wirren überdies derart mit der Regelung ihrer inneren Angelegenheiten und Spaltungen beschäftigt, daß eine Kriegsgefahr von dieser Seite auf absehbare Zeit als ausgeschlossen gelten kann. Ueberdies ist das Ansehen der Regierung der Republik durch die letzten Vorkommnisse in einem Grade geschädigt, daß ein Pactiren des Zaren mit einer derart erschütterten republikanischen Staatsgewalt höchst unwahrscheinlich ist. Jene kriegerischen Ablenkungsversuche bei inneren Wirren, welche in Frankreich in früherer Zeit stattfanden, von denen derjenige im Jahre 1870 mit einem verhängnißvollen Mißerfolge, der eine der schwersten Niederlagen des Landes zur Folge hatte, endete, dürften heute somit kaum zu erwarten und Frankreich mit der Ordnung seiner inneren Verhältnisse aller Voraussicht nach noch auf längere Zeit hinaus vollauf beschäftigt sein.

Was Rußland aber betrifft, so dürfte dasselbe im jetzigen Moment und ebenfalls für einen beträchtlichen Zeitraum nicht Veranlassung nehmen, in seinem Streben, nach Constantinopel vorzudrängen, zu einer kriegerischen Action zu schreiten, da es weder die Neubewaffnung seines Heeres durchgeführt, noch seine Finanzen geordnet, noch die Folgen des Mißwachses in seinen südlichen Provinzen überwunden hat, und da, wie erwähnt, ein Pactiren seinerseits mit Frankreich, um einen großen, allgemeinen, continentalen Krieg in Scene setzen zu können, durch die Erschütterung der Regierungsgewalt in Frankreich sehr in Frage gestellt ist. Ein Krieg Rußlands im Verein mit Frankreich aber, um Frankreich den Wiedergewinn Elsaß und Lothringens zu verschaffen, erscheint russischerseits nicht etwa aus Freundschaft für Frankreich, sondern nur in der Absicht denkbar, bei dieser Gelegenheit Oesterreich-Ungarn niederzuwerfen, um sich alsdann gegen sein eigentliches Ziel, die Türkei und Constantinopel, wenden zu können. Im letzteren Falle aber würde Rußland unzweifelhaft dem energischen Widerstande der Pforte und Englands, und bei einem etwaigen gleichzeitigen Angriff auf Oesterreich-Ungarn demjenigen Deutschlands begegnen. Was das Eingreifen Englands aber bei einem russischen Angriff auf die Türkei betrifft, so würden in dem Augenblick, wo Rußland den Zeitpunkt gekommen erachtet, um angriffsweise an der unteren Donau vorzugehen, zweifellos eine Gruppirung der Mächte eintreten, welche den Schwerpunkt sehr zu Gunsten des Dreibundes verschieben müßte. Nicht nur würden Rumänien und Bulgarien, sowie die Türkei förmlich an die Seite der Dreibundmächte gedrängt, sondern es träte dann auch an England die Nothwendigkeit zu einer activen Politik heran, welche nur eine antirussische sein könnte. Bei den gegenwärtigen Erörterungen über die Militärvorlage wird überhaupt nicht nur die wirthschaftliche Lage zu sehr außer Acht gelassen, man wendet auch der diplomatischen Lage nicht die genügende Aufmerksamkeit zu. Man darf jedoch annehmen, daß während die Militärs alle Anstrengungen gemacht haben, um die militärische Rüstung des Deutschen Reichs zu vervollkommnen, auch unsere Diplomatie nicht müßig gewesen ist. Bei der gegenwärtigen Constellation der Mächte ist

die Stellungnahme Englands von der größten, vielleicht entscheidenden Bedeutung. Da ist es nun — so sehr Großbritannien seine eigenen Wege zu gehen und bis an die äußerste Grenze neutral zu bleiben liebt — eine beruhigende Erwägung, daß alle Interessen Englands bei einem großen europäischen Conflict an die Seite des Dreibundes weisen. England kann nicht gleichgültig zusehen, wie Rußland die Alleinherrschaft in den Dardanellen, Frankreich die beherrschende Position im Mittelmeer erlangt. Durch ein weiteres Emporkommen Rußlands wäre die Stellung Englands in Indien nicht nur bedroht, sondern vollständig unhaltbar gemacht. Wenn man von den Aussichten eines Zusammenstoßes des Dreibundes mit der russisch-französischen Coalition, welche zweifellos alle ungelösten Fragen in Fluß bringen würde, redet, solle man nie vergessen, England, den erbittertsten und aufopfernden Feind des großen Napoleon, als einen bedeutungsvollen Faktor mit in Betracht zu ziehen.

Nimmt man nun an, Rußland führe den vielbesprochenen Anfall zur See gegen Constantinopel, ohne gleichzeitig Oesterreich-Ungarn den Krieg zu erklären, aus, so würde diese Macht zweifellos sofort gegen die Besitzergreifung Stambuls durch die Russen bewaffnet interveniren, und ebenso England in Anbetracht des hohen Interesses, welches es in der Aufrechterhaltung der Macht der Pforte am Bosporus besitzt. Deutschland aber brauchte in diesem Falle nicht zum Schwert zu greifen, da der casus foederis eines Angriffes auf Oesterreich-Ungarn nicht vorliegt, und sein Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo am Bosporus nicht bedeutend genug ist, um „die Knochen eines pommerschen Grenadiers" dafür zu opfern. Anders aber würde sich die Sachlage gestalten, wenn Frankreich in dem Angriff Oesterreich-Ungarns auf die russischen Streitkräfte in der Türkei, seinerseits den casus foederis als gegeben betrachtet und im Verein mit Rußland den Kampf gegen Oesterreich-Ungarn, England und die Türkei aufnimmt. In diesem vielleicht einzigen Falle würde Deutschland auch seinerseits den Bündnißfall für eingetreten erachten können, und gegen Frankreich und Rußland das Schwert ziehen. Es würde dies Eingreifen jedoch dann unter den günstigsten Umständen, nämlich an der Seite Oesterreich-Ungarns, Englands, der Türkei, Rumäniens, Bulgariens und zweifellos wohl auch Italiens erfolgen, so daß die etwas geringere Anzahl der Streitkräfte des Dreibundes denen Frankreichs und Rußlands gegenüber in Anbetracht der Mitwirkung der vorgenannten Mächte weit mehr wie ausgeglichen würde.

Allein selbst, wenn es Frankreich gelänge, Rußland zu einem Kriege gegen den Dreibund zu bewegen, welcher nicht das ausgesprochene Ziel, nach seiner siegreichen Beendigung auf Constantinopel vorzugehen, sondern nur die Rückgabe Elsaß-Lothringens von Deutschland und die Veränderung der politischen Schwergewichtslage als äußerlich erkennbares Ziel bezweckte und hinstellte, so würde dieser Krieg auf Seiten des Dreibundes zum mindesten unter wohlwollender wahrscheinlich selbst bewaffneter Neutralität der Türkei, Rumäniens und Bulgariens und vielleicht selbst Schwedens geführt werden, dessen Sympathien Rußland nicht besitzt, und bei welchem alte Differenzpunkte mit Rußland zu begleichen sind.

Die bei dem gesunden Sinn der Hauptmasse des dänischen Volkes überdies kaum ernstlich zu besorgende Theilnahme Dänemarks an dem Kampfe auf französisch-russischer Seite, würde durch jene Haltung Schwedens wahrscheinlich paralysirt werden. In beiden angenommenen Fällen werden daher aller Voraussicht nach England, die Türkei, Rumänien und Bulgarien, sowie Schweden entweder activ eingreifend oder in wohlwollender, zum Theil wahrscheinlich selbst bewaffneter Neutralität den Dreibundsmächten zur Seite stehen, so daß Rußland und Frankreich nicht unbeträchtliche Streitkräfte zur Beobachtung der Türkei und Rumäniens oder zum Schutze von Tunis und Algier von ihren Heeren abzuzweigen genöthigt sein werden. Die politische Situation ist daher in keinem Falle eine den Dreibundmächten irgend wie nachtheilige, im Gegentheil eine ihnen günstige, so daß die geplante enorme Verstärkung des deutschen Heeres in diesem Umfange und unter dieser Belastung des Landes keineswegs durch die allgemeine politische Lage geboten erscheint. v. T.

---

## Commissionsberathungen.

Von P. Asmussen.

Es ist gewiß eine gute Sitte, daß die wichtigeren Gesetzesvorlagen, bevor sie das zweite Mal vor versammeltem Parlamente gelesen und durchberathen werden, erst einer Commission zur Vorberathung überwiesen werden, einmal, weil in die Commission jede Fraction ihre tüchtigsten Arbeiter zu senden pflegt, und sodann, weil die Commissionsberathungen einen mehr vertraulichen Charakter wenigstens tragen können.

Wenn wir gerade auf den letztgenannten Punkt ein Hauptgewicht legen, so muß man das nicht verkehrt ausdeuten. Wir wollen durchaus nicht den Commissionsberathungen den Charakter von politischen Theeabenden aufgedrängt wissen, wo man sich über Dieses oder Jenes gemüthlich unterhält und sich persönlich und gesellschaftlich näher tritt, als das sonst im parlamentarischen Leben möglich ist. Im Gegentheil, es soll in den Commissionen viel und ernst gearbeitet werden, sonst mögen sie lieber verschwinden. Aber es gibt bei manchen Gesetzesvorlagen doch auch einige, sagen wir geheime Motive, von denen sich die Regierung oft in einem recht bedeutenden Maße hat leiten lassen und von denen ihr Vertreter vor besetztem Hause und gedrängt vollen Tribünen nicht gerne redet. Nehmen wir als Beispiel einmal die Militärvorlage. Daß wir eine Vermehrung unserer Heeresziffer nöthig haben, um mit den Rüstungen unserer muthmaßlichen Feinde gleichen Schritt zu halten und allen Eventualitäten eines Krieges gegenüber gerüstet zu sein, trotzdem im Augenblick keinerlei Kriegsgefahr bestehe, hat Graf Caprivi vor versammeltem Reichstage behauptet und zu beweisen gesucht. Wie weit ihm das Letztere gelungen ist, ist hier nicht zu untersuchen. Eine Kritik ist diesmal unsere Sache nicht. Auf eine eingehende Beweisführung konnte er sich nicht einlassen.

Ohne Zweifel weiß Deutschland über die Ausrüstung und Tüchtigkeit der russischen und französischen Heere, über Anlage, Stärke, Besatzung und Vertheidigungsfähigkeit der feindlichen Festungen, vielleicht sogar über Angriffspläne und was damit zusammenhängt, mancherlei. Wenn wir Deutschland sagten, so meinten wir die deutsche Regierung. Wie viel sie aber weiß, davon darf im Auslande, namentlich aber im feindlichen Auslande, Niemand etwas wissen, weil man dann dort sofort Anstalten machen würde, dieses Wissen zu einem unnützen zu machen. Ohne Zweifel weiß auch Deutschland genau, wie es einem Angriff von Westen oder Osten her oder von beiden Seiten zugleich zu begegnen gedenkt, aber diese Pläne darf man im feindlichen Auslande nicht kennen. Vor versammeltem Reichstage läßt sich so etwas nicht erörtern, wohl aber nach unserer Meinung in der Commission, ja, hier sollte es erörtert werden.

Jeder, der Caprivi's Rede zur Begründung der Militärvorlage gehört oder gelesen hat, hat den Eindruck bekommen, daß der Reichskanzler an eine unmittelbare Kriegsgefahr nicht glaubt. Er will nicht einmal Rußland als eigentlichen Feind betrachtet wissen, sondern betrachtet gewissermaßen die Frage als eine offene, ob nicht in einem deutsch-französischen Kriege Rußland nicht doch vielleicht neutral bleiben könnte, wenn er auch zugibt, daß Rußland während des Krieges zu Gunsten Frankreichs eingreifen oder nach beendetem Kriege mit uns anbinden kann. Nun sind wir ziemlich sicher, daß uns Frankreich ohne fremde Hülfe nicht angreift und daß es diese Hülfe nur bei Rußland finden kann. Ist also Rußland friedfertig, so ist der Weltfriede gesichert und die Militärvorlage könnte wenigstens warten. Wenn man sie trotzdem, trotz der ungünstigen Finanzlage des Reiches und der Einzelstaaten und trotz

der unendlichen Schwierigkeiten, die Vorlage finanziell sicher zu stellen, heute bringt, so muß die Reichsregierung mehr wissen und mehr befürchten, als sie vor den Ohren der ganzen Welt sagen kann. Könnten ihre Vertreter zu den Commissionsmitgliedern in vertrauter Weise reden, ohne die berüchtigten Ohren der Wände fürchten zu müssen, vielleicht wäre die Annahme der Vorlage trotz Lasten und Mehrkosten unzweifelhaft.

Aber hier gerathen wir auf einen wunden Punkt und können nicht umhin, mit der Tagespresse ein wenig in's Gericht zu gehen. Die großen Tagesblätter suchen eine Ehre darin, einander in der Schnelligkeit der Berichterstattung den Rang abzulaufen. Leider nur zu oft geschieht die Schnelligkeit auf Kosten der Zuverlässigkeit und die „Zeitungslügen" — das Volk bedient sich nun einmal dieses wenig parlamentarischen Ausdruckes — sind mit Recht berüchtigt. Was heute behauptet wird, muß morgen widerrufen werden und kommt übermorgen in einer neuen Version wieder. Das geplagte Redactionspersonal hat gar keine Zeit, sich um die Glaubwürdigkeit aller eingehenden Nachrichten zu kümmern, der Verleger aber will auf den Ruhm der schnellsten Berichterstattung durch seine Zeitung nicht verzichten und da die Zeitungen unter einander auch einen starken Concurrenzkampf auszufechten haben, wächst die Sorge um die schnelle Berichterstattung und die vom Volke verwünschte Unsicherheit nimmt zu. Eine weitere Folge dieses Concurrenzkampfes aber ist es, daß wenigstens die größeren Zeitungen sich verpflichtet fühlen, Alles zu wissen. Immer weniger können sie dabei der Dienste sogenannter Eingeweihter entbehren, Menschen, die sich hierher und dorther allerlei neueste Nachrichten zu verschaffen wissen, häufig aber nicht mehr wissen, als Andere sich ungefähr auch denken können und die oft ihrer Phantasie die Zügel bedeutend schießen lassen, aber doch stets wieder zu Gnaden angenommen werden, weil sie doch manchmal gute Nachrichten sich zu verschaffen wissen.

Als einen Auswuchs der Alleswisserei aber müssen wir es von unserem Standpunkte aus betrachten, daß die Zeitungen auch über die Commissionsberathungen längere oder kürzere Referate bringen. Das mag nun manchmal ganz unverfänglich sein, aber der Charakter des Vertraulichen geht den Commissionsberathungen dadurch verloren. Die Commission wird zu einer Art von Parlament in und aus dem Parlament. Freilich macht in derselben die Regierung ihre geheimen und vertraulichen Mittheilungen und die gute Sitte verlangt dann, daß dergleichen nicht ausgeplaudert wird und diese gute Sitte ist bis dahin ja wohl noch nicht übertreten worden. Aber ein Mal soll auch immer das erste Mal sein. Und die Regierung würde mit weit größerer Gemüthsruhe vertraulich zu den Commissionsmitgliedern reden und ihnen weit mehr offenbaren, wenn die Commissionsberathungen geheim gehalten würden und wenn nichts darüber in die Presse käme. Jetzt mag etwas Mißtrauen von Seiten der Regierung vom streng rechtlichen Gesichtspunkte aus freilich überflüssig erscheinen, aber vom allgemein menschlichen Standpunkte aus ist es sehr gut begreiflich. Wir erinnern nur an die jüngsten Fälle, wo Graf Caprivi genöthigt war, gewisse Aeußerungen in der Commission als von der Presse mißverstanden zu berichtigen.

Man könnte nun freilich einwenden, wenn über den Fortgang der Commissionsberathungen nichts in der Presse veröffentlicht würde, wisse man im Volke gar nicht, womit man sich in diesen ehrenwerthen Körperschaften die Zeit vertreibe. Dieses Hinschielen nach dem „souveränen Volke" hat nun schon manches verdorben und wird voraussichtlich noch viel mehr verderben, wenn man es nicht bei Zeiten bleiben läßt. Dieses souveräne Volk setzt sich in der Regel aus einigen Leitartiklern und einigen Bierbankpolitikern zusammen. Wer von denen nicht zu stark an der Schlafmütze gezupft wird, kümmert sich um die Politik blitzwenig und ist sehr zufrieden, wenn nur die Politik ihn in Ruhe läßt. Und um das Volk so zu erziehen, daß es an solchen Dingen Antheil nehmen kann, fehlt uns vor allen Dingen, trotz der Unzahl der politischen Tagesblätter, die Presse, die, wie sie nun einmal in Deutschland da ist, den Parteien dient, nicht der Aufklärung des Volkes. Um die Commissionsbeschlüsse aber hat sich nun das Volk gar nicht zu kümmern.

In Deutschland wählt das Volk seine Abgeordneten zum Reichstag als Vertrauensmänner. Wie die Herren in jedem einzelnen Falle zu stimmen haben, darüber hat der Wähler seinen Abgeordneten keinerlei Vorschriften zu machen, und wenn ein oder das andere Mal dergleichen Vorschriften gemacht werden, ist der Gewählte an sie keinen Augenblick gebunden. Die Vertrauensmänner dieser Vertrauensmänner aber sind wieder die Mitglieder der verschiedenen Commissionen. Zu diesen Leuten kann man denn schließlich auch wohl das Vertrauen haben, daß sie die ihnen vorgelegten Materien prüfen und zwar nach bestem Wissen und Gewissen, ohne daß gerade das Volk erfährt, was denn die Herren jeden Tag und jede Stunde beschlossen haben und was dieses oder jenes Mitglied zur Sache geredet hat. Sind es übrigens die Gewähltesten der Gewählten, die an dergleichen Berathungen Antheil nehmen, so dürften sie auch über den kleinlichen Ehrgeiz erhaben sein, ihre Reden in der Commission oder den Inhalt derselben in die Welt hinausposaunt zu sehen und den Muthes muth bewundern zu lassen, mit dem sie, so zu sagen unter vier Augen, den Vertretern der Regierung entgegengetreten sind, wozu denn auch freilich nicht viel Muth nöthig ist.

Uebrigens muß das Volk doch einmal gründlich von dem Wahn geheilt werden, daß es in den Commissions- oder den Sitzungsberichten des Reichstages die Reden der Abgeordneten erhält. Natürlich erlaubt der der Tagespresse zur Verfügung stehende Raum, der auch bei den im größten Umfange erscheinenden Blättern dem Stoffe gegenüber ein recht beschränkter ist, immer nur, die Reden abgekürzt zu geben. Und wer nun thatsächlich in seiner Zeitung die Reden dem Hauptinhalte nach bekommt, kann sich freuen. In der Regel werden sie mehr oder weniger nach dem Parteistandpunkte der Zeitung redigirt. Ein conservatives Blatt bringt z. B. die Reden der Conservativen ausführlicher als die der Mitglieder anderer Parteien, hebt das hervor, was der eine oder der andere Redner zur Vertheidigung des conservativen Standpunktes bringt und zur Widerlegung der Ansichten anderer Parteien, während eine scharfe und vielleicht treffende Abfertigung von anderer Seite her möglichst abgeblaßt wird. Und so machen es die Blätter anderer Parteien mit den Sitzungsberichten der Parlamente und Commissionen auch.

Schließlich wird ja auch in den Commissionen durchaus nichts Bindendes abgemacht, die Commissionsberathungen sind Vorberathungen und etwaige Abänderungsvorschläge werden im Hause mitgelesen. In diesen Vorschlägen empfangen, auch wenn die Commissionsberathungen geheime Berathungen werden, Volk und Parlament den Extract der Commissionsberathungen. Der Berichterstatter der Commission hat es noch immer in seiner Hand, über die Motive, auf welche gestützt die Commission einen Paragraphen annahm oder strich, neu hinzufügte oder abänderte, dem Reichs- oder Landtage Mittheilung zu machen. Und hält er es für besser, die Gründe nicht an die große Glocke zu hängen, so wird bei der allgemeinen Achtung, der sich die Commissionsmitglieder erfreuen, doch auch der einfache Hinweis darauf genügen, daß die Commission nach den ihr regierungsseitig gemachten Eröffnungen die Sache nur befürworten könne, um einen Parlamentsbeschluß in dem Sinne herbeizuführen.

Es ist aber durchaus nicht unsere Meinung, daß geheime Commissionsberathungen nur den Zweck haben sollen, die Vertreter der Regierung zu einer freieren Darlegung ihrer Geheimnisse und Pläne zu bewegen. Auch die Commissionsmitglieder sollen Gelegenheit finden, sich den Regierungsvertretern gegenüber in freierer Weise zu äußern. Freilich auch in den Parlamenten ist der „Zorn der freien Rede" noch nicht verpönt und verstummt, im Gegentheil, es gibt ja auch Abgeordnete, die extra dazu vorhanden zu sein glauben, der Regierung die bittersten sogenannten Wahrheiten zu sagen und an allen ihren Vorlagen so wenig wie möglich gute Haare zu lassen. Aber wer einmal in der Lage war, jemand eine bittere Pille bei

bringen zu müssen, der weiß auch, wie ungleich viel wirksamer es ist, dergleichen unter vier Augen zu sagen. Vor einer Gesellschaft glaubt jeder es sich und seiner Ehre schuldig zu sein, auch den begründetsten Vorwurf als unberechtigt abzuweisen. Unter vier Augen schwindet aber der Schein der Gehässigkeit. Rede und Gegenrede werden ruhiger, sachlicher und eben darum fruchtbringender. Vor versammeltem Parlamente und vollen Tribünen, gleichsam vor den Augen und Ohren der Welt, sieht es die Regierung als eine Schmach an, weichen zu müssen, und der Parlamentsredner möchte auch seinen Standpunkt bis auf das Aeußerste vertheidigen. Es ist ja charakteristisch, daß schon heute eine Verständigung über streitige Punkte immer in erster Linie von den Commissionsverhandlungen erhofft wird. Wären diese geheim, so würde eine Verständigung um so leichter erfolgen, weil Hans und Paul ja nicht zu erfahren brauchen und nicht zu wissen bekommen, weshalb von einer oder der anderen Seite nachgegeben worden ist, sondern nur das Resultat erfahren. Die Commissionsmitglieder könnten dann vielmehr über persönliche Erfahrungen und Stimmungen im Volke berichten. Es gibt in dieser Sache manchmal Dinge zu enthüllen, die für die Ohren der Welt durchaus nicht berechnet sind.

Wären die Commissionsberathungen geheim, so böte sie auch Gelegenheit, manch ein Stück schmutzige Wäsche zu waschen. Dergleichen gibt es in jedem Staate zu jeder Zeit, wenn auch in Deutschland kaum soviel als anderswo. Die Interpellationen über dergleichen Dinge sind nun sehr beliebt und durchaus nicht fruchtlos. Und einzelne Redner suchen eine Größe darin, dergleichen aufzugabeln und bei passenden, manchmal auch bei unpassenden Gelegenheiten vorzubringen. Wenn ein Militärposten einmal von seiner Waffe unzeitgemäßen Gebrauch gemacht hat oder eine Behörde hat von ihrem Einfluß einen ungesetzlichen Gebrauch gemacht, wenn ein Unterbeamter unverdientermaßen gemaßregelt wurde oder eine Oberbehörde einmal fünf gerade sein ließ und was der Fälle mehr sind, muß es gleich im Parlament zur Sprache gebracht werden. Natürlich ist es gut, daß die Regierung auf diesem Wege von Dingen erfährt, die sie sonst nicht leicht zu Ohren bekommt und die sie doch wissen muß. Aber die Redner reden denn doch wirklich manchmal mit etwas zuviel Pathos und geben manches liebe Mal solchen Dingen eine Wichtigkeit, die sie eigentlich kaum beanspruchen können. Dem gegenüber verfallen natürlich die Vertreter der Regierung zu leicht in das andere Extrem: sie wollen manchmal auch da vertheidigen, wo es nichts zu vertheidigen gibt. Und das Volk kommt da leicht zu der Ueberzeugung, daß die Regierung ihm nicht gerecht werden will. Durch die parlamentarische Behandlung derartiger Dinge werden Dinge zu Haupt- und Staatsactionen aufgebauscht, die von minimalster Wichtigkeit sind und im Auslande sieht man nicht selten auf Grund dessen die Zustände in Deutschland als durchweg barbarisch an.

Hätten wir Commissionen mit geheimer Berathung, so ließen sich derartige Beschwerden dort unter vier Augen anbringen und erst, wenn das nichts hülfe, würde man im Parlamente darauf zu reden kommen. Aber dann würde ja das Volk nichts davon erfahren? Solche Redner, die dergleichen nur vorbringen, um populär zu werden, thun im Grunde dem Volke keinen Gefallen. Von den zur Sprache gebrachten Dingen weiß das Volk als solches in der Regel nichts, es erfährt davon in der Regel erst durch die Verhandlungen. Und selbst die kleinen direct betheiligten Kreise haben die Sache in der Regel längst vergessen, wenn sie im Parlament zur Sprache kommen. Würden in der Commission die Dinge zur Sprache kommen, die Regierungsvertreter würden leichter mit sich reden lassen und die bemängelten Dinge schneller zur Erledigung kommen. Und darauf, nicht darauf, daß das Volk erfährt, wer die mächtigsten Reden vom Stapel gelassen hat, kommt im letzten Grunde alles an. Aber wie viele der großen Parlamentsredner glauben daran?

Wir glauben aber, daß die geheimen Commissionsberathungen manches Gute haben würden und daß man wenigstens den Versuch gern einmal machen könnte. Der Versuch aber müßte ein durchaus ehrlicher sein. Nicht nur, daß die Parlamentarier, die zu der Presse in Beziehung stehen, verpichte Brunnen sein müßten, die keinen Tropfen durchlassen, sondern Regierung und Commission mußten die in der Commission umstrittenen Gesetzesparagraphen nicht in der Presse weiter umstreiten. Der Streit in den Commissionen dürfte nicht eher in der Presse weiter geführt werden, wenn das Plenum ihn aufgenommen hat. Dies wäre ein leichtes, wenn alle an den Commissionsberathungen Betheiligten über diese Berathungen strengstes Schweigen auf Ehre und Gewissen versprechen müßten. Die Commissionsberathungen würden in dieser Weise den Charakter vertraulicher Besprechungen der hervorragendsten Parlamentarier mit der Regierung tragen, wobei sich beide Theile wohl befinden würden und manche Härte und Ecke vermieden würde.

---

## Jüdischer Antisemitismus.

Von einem Juden.

Als kürzlich im Reichstage von conservativer Seite in scherzhaft-ironischem Sinne das Wort vom „Jüdischen Antisemitismus“ fiel, da regte es das Zwerchfell der Herren Reichsboten zu der bekannten Heiterkeit an, die, in Klammern gefaßt, ein gewissenhafter Zeitungsberichterstatter so leicht sich nicht entgehen läßt. Die Antithese wirkte; die Sache an und für sich ist aber gar nicht so spaßhaft, wie die Herren Abgeordneten zu denken schienen, die jener „Heiterkeit“ Ausdruck gaben, und der jüdische Antisemitismus, der ihrer schnell bereiten guten Laune zum Trotze thatsächlich existirt, gibt eher zum Nachdenken, als zur Heiterkeit Anlaß.

In unserer zum Schematisiren nur allzu sehr hinneigenden Zeit wird freilich alles ohne Weiteres in einen Topf geworfen. Jude bleibt Jude für Liebe und Haß, und nur selten einmal hört man ein unbefangenes Wort, das scheidet zwischen Juden und Juden, das bei dem bloßen Namen Jude sich nicht ohne Weiteres verachtungsvoll abwendet; aber auch nicht sofort davor niedersinkt in blinder Verehrung.

Dann aber thut es einem umso wohler, wenn man als Jude gewöhnt ist, daß einem täglich ein paar Dutzend neuer Niederträchtigkeiten meuchlings in die Schuhe geschoben werden, von deren Existenz man bis dahin manchmal kaum eine dämmernde Ahnung hatte, wenn man es aber auch in tiefster Beschämung mit ansehen muß, wie Alles, was von Juden ausgeht, und sei es auch noch so verdammenswerth, von einer gewissen Seite bis in den Himmel erhoben wird.

Es ist schwer, sehr schwer, über die Judenfrage zu reden, wenn man selbst Jude ist, und sei man Jude auch nur der Geburt nach; sehr schwer, wenigstens in einer Zeit wie der, in der wir leben. Wie oft möchte man selbst mit einstimmen in so viele Vorwürfe, die gegen das Judenthum erhoben werden, offen dessen Sünden bekennen, und wenigstens für einen großen Theil der Juden Anschuldigungen ohne Einwand gelten lassen, die wider sie in's Feld geführt werden; aber unwillkürlich verstummt man wieder, wenn man sieht, wie fortgesetzt ohne jedes andere Urtheil, als das plumpste Vorurtheil von allen Seiten auf das Judenthum eingehauen wird; wie keine Beschuldigung sinnlos, keine Anklage ungeheuerlich genug ist, als daß sie nicht nur bereitwilligst Glauben fände, nein, ein tausendfaches Echo weckte, sobald sie nur gegen Juden erhoben wird. Und dann kommt man sich feige und erbärmlich vor, wenn man in so schwerer Zeit sich lossagen sollte von den Bedrängten, ob die Bande, die einen sonst mit denselben verknüpfen, auch noch so lose und äußerliche sind.

Ja, würde sich der Antisemitismus bloß richten gegen den Kapitalismus, wie er in einem großen Theil des Judenthums repräsentirt wird, gegen die rücksichtslose Ausbeutung der wirthschaftlich Schwächeren zum Zwecke eines möglichst müheloſen und möglichst großen Erwerbs, gegen den leider nicht zu leug-

nenden Hang eines so großen Theiles der Juden zum Wohlleben auf Kosten des Schweißes Anderer, würde er sich richten gegen eine corrupte und verlogene Presse, in der ja meist Juden eine traurig hervorragende Rolle spielen — er würde in Tausenden von Juden selbst begeisterte Anhänger finden, die heute, wenn sie unter sich sind, in gewisser Hinsicht es schon sind. Wenn der Antisemitismus aber die Juden, und zwar die Juden ganz im Allgemeinen und jeden Juden insbesondere für alles, was je von Juden begangen worden, verantwortlich macht, wenn er uns beschuldigt, Christenkinder zu rituellen Zwecken zu schlachten oder große Verschwörungen anzuzetteln, um nach dem Untergang aller bestehenden Gewalten, den wir herbeizuführen streben, auf den Trümmern derselben eine jüdische Weltherrschaft zu errichten; wenn er von vornherein Jeden gebrandmarkt wissen will, in dessen Adern selbst nur ein Tröpfchen jüdischen Blutes noch zu finden ist — dann ist es wohl nur zu natürlich, daß man nicht selbst noch neue Steine herbeischleppen mag, auf daß sie gegen uns selbst geschleudert werden; daß täglich neue Schaaren von Juden dem innerlich von Antisemitismus völlig zerfressenen, äußerlich aber Philosemitismus um jeden Preis heuchelnden Freisinne zuströmen; oder daß sie der, vorläufig wenigstens, noch nichts nach dem Glaubensbekenntniß, nach Nam' und Art fragenden Sozialdemokratie verfallen.

Und doch ist der Antisemitismus unter den Juden selbst, wie gesagt, thatsächlich vorhanden und größer, als man vielleicht vermuthen möchte. Nicht jener Antisemitismus, den die Juden des Thiergartenviertels mit Ostentation zur Schau tragen, wenn sie in Gesellschaft des Barons X. oder gar des Grafen Y. auf der alten Wiese in Karlsbad promenirend, einem armen, alten, polnischen Juden begegnen in Kaftan und Stirnlöckchen; oder wenn die erst kürzlich getaufte Frau Commerzienräthin mit schwärmerischem Augenaufschlag versichert, die Juden wären ihr antipathisch, denn sie wären sogar nicht „poetisch"; sondern der Antisemitismus jenes Theiles der Juden, die ihren arischen Mitbürgern gegenüber niemals ein Hehl machen aus ihrer Herkunft und sich zum Judenthume bekennen, wenngleich sie auch niemals die Schwelle einer Synagoge überschreiten und von dem Talmud nicht mehr wissen, als daß er eine Sammlung mehr oder weniger schwer und vieldeutiger rabbinischer Aussprüche darstellen soll. Denn Tausende von Juden gibt es, die für die Sünden bitter büßen müssen, die tagtäglich von jenem Theile ihrer Unglaubensgenossen begangen werden, der nicht allein nur in Berlin W. haust, Sünden, für die sie allenfalls mildernde Umstände finden können in der historischen Entwickelung und in Jahrhunderte währendem, schier unerträglichem Drucke, für die sie aber im Uebrigen das größte Maß von Verachtung haben trotz dem arischsten Arier; Tausende gibt es, die Dank oder vielleicht geklagt sei es der großen Judenemancipation dem Kapitalismus so ferne stehen, wie Allem, was damit zusammenhängt, und die sich von ihren arischen Mitbürgern durch nichts weiter unterscheiden, als durch den bösen Zufall ihrer Geburt.

Aber welches ist ihr Los!

Um ihrer sündigen Sippe willen mag Niemand etwas von ihnen wissen, erfahren sie die schroffsten Zurückweisungen, wo immer sie auch anklopfen, werden ihnen auf Schritt und Tritt schwere Knüppel zwischen die Füße geworfen. Ist es dann ein Wunder, wenn gar mancher unter ihnen, elend und entkräftet, wie er ist durch den immerwährenden ungleichen Kampf am Ende den steilen, beschwerlichen Pfad verläßt und auf den bequemen Weg einlenkt, auf dem so viele seiner Brüder auf Gummirädern schon lange behaglich einherrollen?

Ja, der jüdische Antisemitismus besteht! Aber eine urtheilslose Judenriecherei stößt Jeden erbarmungslos zurück, der sich mit dem Verdachte des Judenthums behaftet, nur in ihre Nähe wagt, und der Freisinn steht da mit offenen Armen, bereit die Gekränkten und Abgewiesenen an das pharisäische Herz zu drücken. Da hält es nicht immer leicht, den Lockungen zu widerstehen, und wahrlich, die Schlechtesten sind es nicht unter den Juden, die von dem Sirenengesang sich nicht bethören lassen und bei der Sozialdemokratie Heil und Rettung suchen.

Und doch wären diese Kräfte in ganz anderer Weise zu verwenden, könnten sie gerade den Keil bilden, der in den Semitismus getrieben, die Auswüchse desselben am kräftigsten zerstören könnte. Denn nur der Druck von Außen hält diese besseren Elemente des Judenthums noch an der Seite ihrer bösen Stammesgenossen. In dem Augenblick aber, wo dieser Druck aufhörte, würden sie aus Vertheidigern des Judenthums zu dessen heftigsten Gegnern werden, würde die Größe ihres lang zurückgedämmten Hasses gegen Jobber- und Protzenthum erst offenbar werden, ein Haß, der übrigens auf Gegenseitigkeit beruht.

Denn man bilde sich ja nur nicht ein, daß etwas Wahres sei an dem oft aufgetischten Märchen von der Solidarität der Juden.

Sie mag zutreffen für die Berliner Gemeindeverwaltung, und sicher fällt die Bevorzugung der Juden dort auch zusammen mit dem größeren Geschäftsinteresse. Im Uebrigen mag der jüdische Parvenu, wie jeder Emporkömmling, nicht gerne an seine Herkunft erinnert sein. Er läßt den Schnorrer aus dem Osten, der sich auf die Glaubensgemeinschaft beruft, an seiner Thüre und nicht immer mit couranter Münze abfertigen und zahlt mit Ach und Krach, und weil ihm doch manchmal bange wird für das Heil seiner Seele, seine Beiträge zu jüdischen wohlthätigen Vereinen und Einrichtungen; sonst aber liebäugelt er mit christlichen Bekanntschaften und begegnet dem Juden, der auf denselben Ton nicht gestimmt ist wie er, und mit ihm nicht von Cursen und nicht von Procenten zu reden weiß, mit größerem Mißtrauen, als einem von Herrn Ahlwardt's sauberer Gefolgschaft.

Wenn reiche Juden Buschoff eine Summe gaben, die ihn zeitlebens vor Sorge schützt und ihm ein gemächliches Leben gestattet, oder wenn der Sportsfreund des Prinzen von Wales, der große Baron Hirsch, Millionen spendet zur Linderung der Nothlage der armen vertriebenen russischen Juden, so vermag ich einen Gegenbeweis für die von mir bestrittene Solidarität der Juden noch nicht zu erblicken. Die „edlen Spender" wissen sehr wohl, was sie thun. Sie wissen, daß Buschoff in aller Ruhe vermuthlich und unangefochten noch heute sein Handwerk ausübte ohne sie, und daß sie die ganze große Bewegung gegen das Judenthum angerichtet haben, unter dessen Folgen Tausende jetzt schuldlos leiden. Sie wissen aber auch, daß aus dem Judenthum selbst ihre erbittertsten Gegner, ihre furchtbarsten Ankläger ihnen erwüchsen, stopften sie ihren Opfern nicht eiligst den Mund und wüßten sie nicht der Welt Sand in die Augen zu streuen mit ihren aus edlem Herzen angeblich geflossenen Gaben.

Aber auch ihre Zeit wird kommen, und wer weiß, wie sich Alles noch gestalten wird? Wie der auf Ahlwardt eingeschworene Radau-Antisemitismus sich die Sache vorstellt, sicher nicht. Die Herren vom conservativen Parteitag aber, die die Flagge des Antisemitismus so frohgemuth jüngst erst gehißt haben, sie haben sich auf den Vortheil der conservativen Sache schlecht nur verstanden. Nicht ihre Reihen haben sie gestärkt, sondern nur die ihrer Gegner, die Reihen des Freisinns und der Sozialdemokratie.

---

## Literatur und Kunst.

### Pariser Kunsteindrücke.

Von Ernst Zimmermann.

Wenige Stunden noch — und eine der größten und werthvollsten Sammlungen jener alten Kunstwerke, denen die genußfrohe Menschheit in dem grenzenlosen Wohlgefallen ihres Bewunderns das Prädicat „ewig" verliehen hat, wäre in Rauch

aufgegangen, und hätte jener zum Trotze die Endlichkeit ihrer Existenz dargethan. Schon waren am 22. und 23. Mai 1871, zur Zeit der Pariser Commune, da diese, im Begriff, ein Ende mit Schrecken zu nehmen, noch einen Schrecken ohne Ende begehen wollte, die stolzen Gebäude der Tuilerien, von rasenden Frauen und Männern mit Petroleum getränkt, entzündet und in Asche gelegt worden; schon wagte die thierische Rohheit entfesselter Barbaren an die Prachtbauten des Louvre die frevelnde Hand zu legen — da rettete das rechtzeitige Eintreffen der Truppen aus Versailles Paris, ganz Frankreich, die ganze gebildete Welt vor einem unersetzlichen Verluste. Nur eine kleine Verspätung noch — und, wo man heute den Meisterwerken der Kunst gegenüber tritt, würde man wandeln durch kunstreiche, nach altbewährter Tradition angelegte Gartenanlagen, wie auf dem Platze der ehemaligen Tuilerien, oder es würde hier ein üppiger Neubau, wie das Hôtel de ville, zu eigenen Ungunsten die Erinnerung an die Vergangenheit wachrufen, oder es ragten hier schließlich noch heute die ausgebrannten Trümmer in die Luft, wie die des Palais du Quai d'Orsay am gleichnamigen Quai der Seine, ein Menetekel der Bestie im Menschen.

Diese Gedanken, die schon früher, so oft sie kamen, meine Seele in Schwingungen gesetzt hatten, wollten mich nicht verlassen, als ich im Louvre der Säle lange Zeile durchwanderte und mit Aufmerksamkeit und Andacht die Kunstwerke musterte, die endlos an Zahl, unberechenbar an Werth und unausschöpfbar an innerem Gehalte hier zusammengehäuft sind. Jahrhunderte hatten dazu beigetragen, Ruhmessucht, Prunklust, Parvenustolz und nationalökonomische Erwägung sich gegenseitig ergänzt und abgelöst: da sollte ein einziger Augenblick, in dem die Menschheit in Fieberparoxien lag, dies alles wieder in Frage stellen!

Freilich, als ich länger in diesen Sälen verweilte und mit ihrer Erscheinung vertrauter wurde, verstand ich besser den Haß jener Volksklassen gegen ein Gebäude, das der Gebildete nur mit Ehrfurcht betritt: in seiner äußeren Erscheinung prägt sich die ganze Geschichte seiner Entstehung aus, eine Geschichte, die da mit beredten Zungen erzählt von der unbezwingbaren Ruhmeslust stolzer Fürsten, von der üppigen Prunksucht eines selbstherrlichen Geschlechts, das der selbst heraufbeschworene Haß des Volkes vernichtete, von dem überbietenden Copistenthum eines kaiserlichen Parvenus, der fast schlimmer war als seine Originale, schließlich von dem „odi profanum" einer exclusiven Gelehrtenkaste, die über dem Studium der Vergangenheit die eigene Gegenwart vergaß.

Franz I. war der erste gewesen, der hier zum Kunstmäcen wurde. Ein echter Renaissancemensch, ein Gemisch von prosaischer Genußsucht und idealem Streben, hatte er an seinen Hof von den tüchtigsten italienischen Künstlern die, welche nur immer wollten, herangezogen, sie für sich, für seine Schlösser wirken lassen und mit berechnender Schlauheit dafür Sorge getragen, daß sie Begründer einer nationalen Schule wurden. Heinrich II. war in seine Fußtapfen getreten. Als absolute Herrscher, bei denen Alles, selbst das Geringste, was sie begannen, schließlich doch nur zur Verherrlichung, zur Erhöhung des eigenen Ichs dienen sollte, traten dann im 17. Jahrhundert die Ludwige zur Kunst in Beziehung. Auf ihren Befehl wurde gesammelt, wo es etwas zu sammeln gab und Akademien in Paris und Rom gegründet; auf ihren Befehl fast stampfte man Künstler aus der Erde und gab ihnen reiche Stipendien und Belohnungen auf ihren künstlerischen Lebensweg mit; doch dieses Alles nur, damit einem in Pracht und Repräsentation aufgehenden Hofleben die geeignetste, d. h. die prachtstrotzendste Umgebung geschaffen würde. Der große Napoleon war nur eine vermehrte, aber keineswegs verbesserte Auflage. Jetzt wurde aus dem Sammeln ein Rauben, bei dem zu hunderten die Kunstwerke aus allen Windrichtungen nach „der Seele der Welt" strömten, um hier ein Museum zu Stande zu bringen, das seines Gleichen nicht hatte und nimmer haben wird. Gar manche Perle fand dann, als Recht und Sitte wieder in das über den Haufen gerannte Europa eingezogen, den Weg in ihre Heimath nicht recht wieder zurück. Zum Schlusse kamen die Gelehrten, die abgeschlossene Kaste der Allwissenden. Aus Asiens, aus Egyptens Fundgruben brachten sie aus eigener Initiative oder im Auftrage des Staates reiche Beute heim. Mit Ostentation, um des eigenen und um des Vaterlandes Ruhms willen ward jetzt das Banner der Wissenschaften und Künste hochgehalten.

Seltsame Faktoren, die Ausstrahlungen eines eigenartigen, in Wenigen concentrirten Volksgeistes, waren es, die hier eine Sammlung zu Stande brachten, auf welche die Welt neidisch herabblickt. Sie haben dieselbe geschaffen, aber sie haben ihr auch ihren Stempel unauslöschlich aufgedrückt. Noch jetzt zieht ein Hauch von fürstlicher Prunksucht, von Ruhmesbegier durch ihre Räume. Man fühlt sich dort nicht recht heimisch, an diesen Stätten der Aristokratie: die Republik besitzt noch kein republikanisches Kunstmuseum.

Schon das ist ungemein charakteristisch, daß diese Sammlung in einem wahrhaft königlich gedachten und ausstaffirten Schlosse ihr Heim dauernd aufgeschlagen hat. Man baut jetzt überall der Kunst eigene Paläste, einfach, würdig, ernst, wie sie selber sein soll. Hier hat man ihr eins der Königsschlösser zugewiesen, die jetzt ja freilich überflüssig geworden sind, hat dieses erweitert, aber im alten Stile und in seiner prächtigen Ausstattung gelassen und fortgeführt. Wie fürstliche Prunkzimmer sind die Säle geschmückt, mit festlich decorativen, malerischen und plastischen Ornamenten und zahlreichen Spiegeln. Das Gold fand reichliche Verwendung. Zwar darf man nicht alles zu genau, zu kritisch auf's Korn nehmen. Neben der weltberühmten, vornehm reichen, aber durchaus nicht überladenen Galérie d'Apollon, bei deren Ausschmückung ein Lebrun noch mußte, was decorative Kunst war, und der sich der große Delacroix in seinem großen Mittelbilde mit echt französischer Geschicklichkeit einzuschmiegen wußte, finden sich jene geist- und kunstlosen Schöpfungen der klassicistischen Künstler unseres Jahrhunderts, die Statuen statt Menschen malten und ganz vergaßen, daß zur Malerei auch Farben gehören. Auch was Moderne hier schufen, zeigt, daß man zum früheren Können noch nicht zurückgekommen ist. In summa summarum kann sich das Museum einer Ausstattung rühmen, die mit derjenigen der Schlösser von Versailles und Fontainebleau völlig zu rivalisiren vermag.

Es ist das jetzige Bestreben der Museumskreise, wo es irgend möglich ist, die Massenwirkung der Kunstwerke in Sammlungen zu beseitigen, um jedes einzelne derselben zu seinem Rechte kommen zu lassen. Die National-Gallery in London, das Rijksmuseum in Amsterdam, das neue kunsthistorische Hofmuseum in Wien sind hierfür die Beweise. In Paris lebt man noch in verjährten Traditionen. In den alten Gemäldesammlungen, wie sie uns gleichzeitige Bilder, z. B. die Tenier'schen Darstellungen der berühmten Gallerie des Erzherzogs Leopold Wilhelm zu Brüssel zeigen, stellte man aus den Gemälden, indem man eins in das andere hineinpaßte, ein kunstvolles Gefüge zusammen, mit dem man die Wände von oben bis unten tapezirte. Im Louvre ist man von dieser Anordnung, die aus dem Prinzip der größten Raumersparniß hervorging, in der Regel noch nicht abgewichen. Man bezieht die Wände noch jetzt mit Bildern und spart so beinah die Tapeten. Freilich gelangen dabei dann einige Bilder in Eiffelthurmhöhe, aber es sind ja nur Sterne dritter Größe, die man ja auch in Wirklichkeit kaum mit unbewaffnetem Auge sieht. Solche Massenverwendung aber, bei der man nur nach Zahlen rechnet, hat meinem Empfinden nach entschieden etwas Prunksüchtiges, ja fast Protzenhaftes an sich. Der wirklich Kunstverständige wird nicht mehr Bilder kaufen, als er hängen kann; er wird lieber auf einige verzichten, als daß er ihnen eine unwürdige Rolle zumuthet.

Mit den Antiken liegt die Sache anders. Auch ihre Aufstellung ging aus dem alten Prinzip, nach dem sie an den Stätten des Glanzes und Prunkes verwandt wurden, hervor; aber ihnen hat es nur Vortheil gebracht. Decorativ war früher oft ihre Aufstellung gewesen, fast sekundär dann ihre Bedeutung: sie fügten sich in den Gärtenanlagen, auf den Plätzen, wo sie eben Verwendung fanden, mit bewußter Regelmäßigkeit in ein größeres Ganzes ein. Man hatte sich bei ihnen an eine künstlerische

Aufstellung gewöhnt. So brauchte man hierin nur fortzufahren. In großen, leeren Räumen, die freilich in ihrer kellerartigen Gedrücktheit und Massivität den geraden Gegensatz zur freien Natur bilden, in der man sie sonst aufzustellen pflegte, sind sie im Louvre in weiten Abständen systematisch vertheilt worden und mit der Architektur in vollen Einklang zu bringen gesucht. Man sah nicht nur auf die Einzelwirkung eines jeden Kunstwerkes, auch die Gesammtwirkung wurde in Betracht gezogen und so Perspectiven geschaffen, die einzig in ihrer Art sind. Wer je eine Photographie eines dieser Säle gesehen, etwa desjenigen, in dem die Venus von Milo ihre Aufstellung gefunden, wird es verstehen, in wie fern dieses einst anderen Zwecken dienende Prinzip hier eine Aufstellung zu Stande gebracht hat, die den modernsten Anforderungen genügt, die aus einem Saale aufgespeicherter Museumschätze ein wirkliches Heiligthum der Kunst macht.

Nur wo man sich ungenirt niederlassen kann, als wäre man bei sich zu Hause, wo alles den Sitten, Gewohnheiten und Ansprüchen der Zeit völlig entspricht, fühlt man sich heimisch. Hier im Louvre wird man auf Schritt und Tritt an die vergangenen Tage eines repräsentativen Hofceremoniells alten Stiles erinnert, nach dem Stühle und Bänke, beides als kostbare Schaustücke behandelt, mehr zum Schmucke als zur praktischen Verwendung unverrückbar an die Wände placirt sind, weil bei großen Empfängen und Audienzen nur dem königlichen Hof zu sitzen erlaubt war. Hier stehen Bänke, reich geschmückt, aber unbequem, da sie ohne Lehnen sind, und meist spärlich vertheilt, an den Seiten, oft recht passend im Zuge vor den bei warmer Witterung immer geöffneten Fenstern, meist aber wie mit voller Berechnung, so, daß man von ihnen aus keines der Kunstwerke studiren kann. Man muß sich entweder ohne Genuß erholen, oder mit Anstrengung genießen. Beides zu vereinigen, geht hier nicht. Und doch, wäre diese Combination gerade hier bei der ungeheuren Ausdehnung der Louvresammlungen gar wohl angebracht. Ist doch die berühmte, langgestreckte Bildergallerie so ausgedehnt, daß man mit Schaudern an die bei ihrem Sackgassencharakter unvermeidliche Rückreise denken muß.

Was bietet sich nun dem kunsthungrigen Publikum in diesen so eingerichteten Prunkräumen dar? Wenn man absieht von den Sammlungen ägyptischer und asiatischer Kunst, die, an sich ja sehr werthvoll und ungemein interessant, dem Laien jedoch todte, stumme Steine bleiben müssen, fast nur die reifen Erzeugnisse aus den Zeiten höchster Kunstblüthe, ein fernerer Beweis, für die Tendenzen, mit welchen die Louvresammlungen begründet wurden. Antike, Renaissance, niederländische und holländische Kunst im Zeitalter des Rubens und Rembrandt, sowie, was das Land selber künstlerisch hervorzubringen wußte, bilden den Kern. Unter den Antiken ist viel Geringwerthiges. Antike behandelte man früher wie Götter. In blinder Verehrung wagte man keine Kritik ihnen gegenüber, man half ihnen, wenn sie im Kampfe mit der Zeit lädirt waren, wieder auf die Beine, setzte ihnen die Köpfe zurecht, verband ihnen die tausendjährigen Wunden und merkte dann nicht, daß sie gleichsam aus einer Altweibermühle verjüngt modern wieder zum Vorschein kamen. Den Bildern gegenüber verhielt man sich wählerischer. Hier nahm man nur das, was immer und jedem ohne weiteres gefiel und gefallen mußte, was eine gute Vergangenheit hinter sich hatte und dessen Schönheit gleichsam durch die Tradition beglaubigt war. Lauter klangvolle Namen! So zog hier Rafaels Zeitalter ein — Michelangelo, der stürmische Republikaner schon mußte draußen bleiben —, ihm schloß sich Correggio an. Die Venezianer, Tizian voran, folgten, unbeschadet einiger Nuditäten; Murillo, der ent- und verzückende und dann die Vlamen, die Holländer. In großen Sälen machten sich schließlich die heimischen Helden des Pinsels breit. Das höfische Leben sollte den gesellschaftlichen Verkehr in seiner idealsten Entwickelung zeigen, vollendet, nicht weiter entwicklungsfähig. So paßte es sich nicht, wenn hier in seiner künstlerischen Verbrämung die Zeiten der Entwickelung, die zukunftsvollen Knospen der Kunst in der Jungfräulichkeit ihrer Erscheinung, die uns heute, die wir reineren Herzen sind, bis zum Grund unserer Seele zu rühren vermag, ihre Vertretung fanden. Das Louvre steht hierin indessen nicht einzig da. Die Gallerie Pitti in Florenz, die Dresdner und andere, die alle eine verwandte Entstehung hatten, sind ihm hierin in gewisser Beziehung verwandt. Aber hier paßt so ganz besonders der Inhalt zu seiner Umhüllung.

Man versteht daher hier die Kunst schlechter als anderswo in den Museen ersten Ranges. Man steht hier immer an der höchsten Vollendung und fragt erstaunt, wie man denn eigentlich dahin gelangte. Die Sammlung muß auf diese Frage stumm bleiben und so wird man dann immer wieder zu jenem Genießen in Bausch und Bogen, in vollen Zügen zurückgeführt, das zu den leichtesten aller Dinge gehört und die moderne Oberflächlichkeit nur befördert. Man behandelt hier immer noch das Publikum nach den Worten des Dichters im Vorspiel zu Faust:

„Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen;
Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus."

Nirgends wird daher auch so wenig für die Belehrung des Publikums gethan, nirgends auch den strengen Anforderungen der Wissenschaft so wenig Genüge geleistet. Es gibt weder Kataloge, die für das Publikum geeignet sind, noch solche, die den Gelehrten genügen, es gibt keine gedruckten Führer, sogen. „Cicerones", wie sie jetzt für einige der wichtigsten Museen bei uns angefertigt sind. An Vorträge vor den Kunstwerken wird natürlich nicht im Traume gedacht und selbst die erklärenden Unterschriften unter diesen sind mangelhaft und fehlen oft ganz. Die subalternen Beamten sind Automaten, die hier wie überall sechs Stunden lang täglich mühsam gegen den Schlaf kämpfen, die wissenschaftlichen von echt französischer Liebenswürdigkeit zwar, aber zu wenig vertraut mit ihren hohen Aufgaben und wohl zu sehr Politiker. Eine Hauptsammlung des Louvre, die der Handzeichnungen ist noch jetzt so schlecht untergebracht, daß sie selbst für den Gelehrten kaum zu benutzen ist. Auch fehlt es, wie die Zeitungen es oft beklagen, an Mitteln zu Neuerwerbungen, die der Louvresammlung ein neues Gesicht zu geben vermöchten, und auf den alten Werken, den Gemälden sitzt oft ein jahrhundertjähriger Schmutz, als wären sie, seit sie zuletzt dem Königthum zur Folie dienten, nicht wieder abgewischt und abgestäubt worden.

Man hat hier so das Empfinden einem todten Kapitale gegenüber zu stehen. Nirgends empfindet man den frischen Zug, der bei uns vor allem durch die Berliner Museen geht, und so wollte ich denn, der ich zu jener Nation gehöre, welche die Welschen noch immer so gern die Barbaren nennen, schon zu mir selber das: „Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen", sagen, da dachte ich noch zur rechten Zeit an alles das, was hier die moderne französische Kunst von den „Alten" gelernt hat, wie sie ihre Lehren so viel richtiger als wir verstand, vor allem die wichtigste, daß jeder Künstler mit seinen eigenen Augen die Welt betrachten müsse. So schwieg ich betroffen und schlug mich nachdenklich seitwärts wieder nach Deutschland hinein.

---

## Zur Lehre von Zeit und Raum.

Von Carl du Prel.

Wer von uns hat je den gestirnten Himmel betrachtet, ohne sich zu fragen, welche Ausdehnung dieses Weltengewimmel im Raum haben mag, aber auch ohne sich sagen zu müssen, daß ein begrenzter Raum eben so unmöglich zu denken sei, als ein unbegrenzter? Wir können an keiner Raum- oder Zeitgrenze Halt machen, und werden immer weiter getrieben; und doch ist andererseits eine objectiv gegebene Unendlichkeit ein Widerspruch. Kant sieht in dieser „Antinomie" einen indirecten Beweis dafür,

daß Zeit und Raum nur Formen der menschlichen Erkenntniß seien. Aber nicht diese Antinomie war sein Ausgangspunkt. An die Spitze seiner Untersuchungen stellt er vielmehr eine Frage, aus deren Beantwortung die directen Beweise für die Subjectivität von Zeit und Raum sich ergeben. Diese berühmt gewordene Frage lautet: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Mit anderen Worten: Wie können wir vor jeder Erfahrung wissen, daß in aller denkbaren Erfahrung gewisse Grundwahrheiten nothwendig bestätigt werden müssen, z. B. daß — an diesem Punkte setzte Kant den Hebel an — jeder Veränderung in der Welt eine Ursache vorhergehen muß. Zu diesen Grundwahrheiten gehören auch die Axiome der Geometrie. Niemals können wir in der Erfahrung einer geraden Linie begegnen, die nicht die kürzeste zwischen zwei gegebenen Punkten wäre. In dieser Hinsicht verhalten wir uns in der Praxis des Lebens als Geometer, auch wenn wir davon nie etwas gehört haben sollten; ja Proclus sagt, daß nach der Lehre der Epikuräer sogar die Esel es wissen, daß zwei Seiten eines Dreiecks zusammen größer sind, als die dritte. Das kann nur der Fall sein, wenn unser Verstand gesetzgeberisch für die Erfahrung ist, und so sieht denn Kant in der Möglichkeit geometrischer Axiome einen directen Beweis für die Subjectivität der Raumform.

Die Uebereinstimmung unserer Erkenntnißformen mit der äußeren Natur ist erste Lebensbedingung für jedes Lebewesen; denn ohne sie wäre eine Orientirung in der Welt nicht möglich. Es ist aber durchaus nicht nothwendig, daß die vorgestellte und wirkliche Welt identisch seien, und sie sind es auch nicht. Wo z. B. der objective Vorgang Aetherschwingung ist, ist der subjective Vorgang ein Lichtphänomen. Wenn also die Correspondenz der beiderseitigen Vorgänge eine constante und gesetzmäßige ist, so genügt das für unsere Orientirungsfähigkeit; im Uebrigen aber könnten die beiden Welten total verschieden sein. Um die Frage nach dem Verhältniß zwischen „Erscheinung" und „Ding an sich" dreht sich seit Kant die Philosophie. Und mit Recht; denn sie ist das tiefste Problem, das überhaupt aufgeworfen werden kann. Wenn wir nämlich bedenken, daß dieses Verhältniß — mag es nun eine Identität sein, oder bloße Analogie — nur das Resultat des biologischen Anpassungsprozesses sein kann, so folgt daraus, daß auf jedem Weltkörper, welcher hochorganisirte Wesen trägt, die klare Besinnung über die Uebereinstimmung zwischen Denken und Sein eintreten muß, daß also auf jedem Weltkörper früher oder später die Frage aufgeworfen werden muß, welche in menschlicher Sprache lautet: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Das Problem gilt also für alle kosmischen Intelligenzen, mögen wir uns dieselben noch so verschiedenartig vorstellen.

Kant hat Uebrigens nur die eine Seite der Frage untersucht: wie aprioriſche Urtheile ihrem logischen Inhalt nach, als Erkenntnißphänomen, möglich sind. Dadurch, sagt er, daß — um beim räumlichen Beispiel zu bleiben — der Raum Anschauungsform des menschlichen Verstandes ist. Damit wurde ihm die Welt zur bloßen Erscheinung; er lehrte den transscendentalen Idealismus. Fragt man aber weiter, wie aprioriſche Urtheile als biologische Thatsache möglich sind, wie die Fähigkeit zu denselben entstanden sein kann, so läßt sich wohl keine andere Antwort finden, als daß die Erkenntnißformen sich den Formen der Dinge anpassen müssen. Damit wären wir aber wieder beim Realismus angelangt: Zeit und Raum müßten also auch der wirklichen Welt zugesprochen werden.

In der modernen Kantliteratur hat besonders Trendelenburg auf diese „Lücke" in der „Kritik der reinen Vernunft" hingewiesen. Er sagt, Kant habe die dritte Möglichkeit übersehen, daß Raum und Zeit sowohl ideal als auch real sein könnten. Darüber entstand ein berühmt gewordener Streit zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer, und viele Federn sind darüber in Bewegung gesetzt worden. Das Gleiche gilt von der Zeit. Es ist der wichtigste Theil von Kant's „Kritik der reinen Vernunft", der sich mit diesem Problem beschäftigt. Ueber keinen ist seit hundert Jahren so viel geschrieben worden, als über diesen, die transscendentale Aesthetik. Darum ist es aber auch nicht zu verwundern, daß der ganze zweite Band des Kant-Commentars von Prof. Vaihinger, der eben erschienen ist*), sich ausschließlich mit der transscendentalen Aesthetik beschäftigt, wobei allerdings auch die ganze hundertjährige Literatur, die darüber entstanden ist, hineinverarbeitet wurde, so weit sie berücksichtigenswerth ist. Vaihinger hat diesem Streit eine selbständige Erörterung gewidmet, wie er denn überhaupt zum Behagen des Lebens an entscheidenden Punkten die trockene Arbeit des Commentators durch zusammenhängende Exkurse unterbricht. Es finden sich solche über die wichtigsten Probleme, deren Titel gleich hier erwähnt werden mögen: Ueber die affizirenden Gegenstände. — Wie verhält sich Kant's Apriori zum Angeborenen? — Der Raum als eine unendlich gegebene Größe. — Reine und angewandte Mathematik. — Streit zwischen Trendelenburg und Fischer. — Methodologische Untersuchung der transscendentalen Aesthetik. — Historische Entstehung der Kant'schen Raum- und Zeitlehre. — Kant und Berkeley. —

Was nun Trendelenburg und das von ihm aufgeworfene Problem betrifft, so ist es keine Frage, daß eine unbefangene Prüfung der transscendentalen Aesthetik uns einem gemäßigten Realismus wieder zuführen muß. Freilich nicht dem plumpen Realismus der Materialisten, für welche die menschliche Erkenntniß nur passiv das Spiegelbild der Dinge erzeugt. Davon kann keine Rede sein; aber von den räumlichen und zeitlichen Beziehungen der Erscheinungen muß mindestens ein analoger Schluß auf Beziehungen der Dinge an sich erlaubt sein. Es muß ein reales Aequivalent für die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse in den Verhältnissen der Dinge an sich gegeben sein, wären diese auch ohne Zeit und Raum. Ja es muß geradezu Alles, was in der Erscheinung liegt, irgendwie im Ding an sich begründet sein. Sonst wäre die Welt nicht Erscheinung, sondern Schein.

Apriorität und Realität sind also nicht logisch unvereinbar, wie Kant meint. Man kann mit Trendelenburg sagen, daß Raum und Zeit objectiv und subjectiv zugleich gegeben sind. Damit würde die Vorstellungswelt noch lange kein Abbild der Wirklichkeit sein; denn, wenn selbst Raum und Zeit auf beiden Seiten gegeben wären, so könnte noch immer das Raummaß und das Zeitmaß für verschiedene kosmische Intelligenzen höchst verschieden sein. Kant hat dieses Problem kaum gestreift; aber wie total die Vorstellungswelt sich ändern würde, wenn nur etwa unser Zeitmaß abgeändert würde, das hat Ernst von Bär in einer Studie ausgeführt, die Niemand ungelesen lassen sollte (Reden und Aufsätze. I. 240—284), wie auch das, was Vaihinger darüber sagt. (II. 345—347.) Erörterungen dieser Art sind allerdings mehr oder minder fictiv; aber ihr Werth ist doch nicht bloß akademisch. Es gibt Kauze genug, die alle Tage die Gestirne betrachten können, ohne je auf einen anderen Gedanken zu kommen, als daß, wo immer Leben sich regen mag, Alles so eingerichtet sei, wie bei uns; daß auch dort zweibeinige Wesen an der Spitze des biologischen Fortschrittes schreiten, und auch dort Ulanenregimenter und Conditoreien, Tingeltangel und Parlamente, hundertprozentige Gemeindeumlagen und Schlagbäume, Droschken und wohl gar noch Verbindungsstudenten sich finden. Solchen Leuten kann es nicht schaden, wenn sie lernen, daß schon eine kleine Correctur an unserer Erkenntnißmaschine unser ganzes Weltbild, also auch unseren ganzen Culturinhalt umgestalten würde.

Die Naturwissenschaft lehrt: Andere Welten, andere Wesen! Kant lehrt uns aber, daß auch das Umgekehrte gilt: Andere Wesen, andere Welten! Das kann man sich nun so weit gehend denken, daß auf demselben Lebensschauplatz zweierlei Wesensreihen leben, ohne von einander etwas zu wissen, und ohne daß ihre respectiven Welten, die doch an sich identisch wären, die mindeste Aehnlichkeit mit einander hätten. Sollte das etwa der Fall sein in Bezug auf die sogenannten Geister und uns? Man entfernt sich nicht ganz und gar von Kant

*) Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Von H. Vaihinger. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

durch solche Hypothesen; denn mit der Geisterwelt hat er ganz ernsthaft geliebäugelt, und daß das Jenseits kein anderer Ort ist, sondern nur eine andere Vorstellung des Diesseits, hat er direct ausgesprochen.

Zwar hält sich der von mir betonte Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" und demgemäß auch in deren Commentar, im Hintergrund; aber doch weiß es auch der kritische Kant, daß die Unterscheidung zwischen Erscheinung und Ding an sich auch den Menschen selbst betreffen muß, daß also unser irdisches Selbstbewußtsein nur unsere irdische Erscheinungsform umfaßt, unser eigentliches Wesen aber uns unbewußt bleibt und daß dieses andere Erkenntnißformen haben könnte. Logischer Weise mußte also Kant ein noch immer verpöntes Gebiet streifen, und er gerieth dabei bekanntlich auf Gedankenreihen, die sich mit denen des Geistersehers Swedenborg deckten, aber so wenig bei diesem entlehnt sind, daß er sich sogar ernstlich gegen den Vorwurf des Plagiats verwahrte.

Das erkenntnißtheoretische Problem ist eben von so abgründiger Tiefe, daß Kant, wie später Schopenhauer, nothwendig ihre Fühlhörner bis in die Mystik vorstrecken mußten, woran sich übrigens nur diejenigen stoßen, welche nicht einsehen wollen, daß die Mystik nur unbekannte Naturwissenschaft ist, die aber mit der Zeit eine bekannte werden wird. Kant war der erste, der diesem erkenntnißtheoretischen Problem seine präcise Fassung gegeben hat, und darum ist die „Kritik der reinen Vernunft" das genialste Werk in der Geschichte der Philosophie; freilich auch das schwierigste, und daß es darin nicht ganz ohne Widersprüche abgeht, ist bei einem ersten Versuch und bei der Schwäche aller menschlichen Intelligenz begreiflich.

Das Studium dieses Werkes durch einen Commentar zu erleichtern, in dem das Wichtigste verzeichnet ist, was seit 100 Jahren über Kant geschrieben wurde, ist Vaihinger's hauptsächliches Verdienst; denn wer es unternimmt, über die Welt und sich selbst zu philosophiren, muß nothwendig mit Kant den Anfang machen, weil das eigentliche Object des Philosophirens erst durch die erkenntnißtheoretische Untersuchung geschaffen und präcisirt wird. Es gibt kein Werk, welches sich so sehr zu einer Gymnastik des Geistes eignet, als die „Kritik der reinen Vernunft", und in das Grundproblem derselben, und jeder Philosophie überhaupt, muß sich der menschliche Geist nothwendig immer tiefer hineinwühlen. Darum ist aber auch die logische Analyse dieses grundlegenden und umwälzenden Werkes, wie der darüber entstandenen Literatur, ein wirkliches Bedürfniß. Zudem will Vaihinger's vortrefflicher Commentar, indem er die sachlichen Probleme zu fördern sucht, zugleich zur Fortbildung der Philosophie selbst beitragen; denn eine solche ist nur möglich durch eine Geschichte der Probleme.

---

## Rudolf Lothar.

Von Max Wundtke.

Heutzutage besteht die Arbeit des Kritikers leider vorwiegend im Tadeln. Schließlich bleibt ihm nichts anderes übrig, wenn er mit Ernst und mit festem Glauben an die sich stetig höher entwickelnde Kunst die literarische Massenproduction scheiden, die Spreu von dem Weizen sondern will. Ja, wir müssen streng sein, wenn wir die im Sinken begriffene Ehre der Kunst retten wollen. Eine um so aufrichtigere Freude gewährt es mir, diesen „Nörgler"ton einmal fallen lassen zu können. Rudolf Lothar ist ein Dichter von echtem Schrot und Korn, einer von denen, die den Glauben an des Lebens Ideale nicht ersterben lassen im ringenden Menschenherzen. Er zeigt es deutlich genug, daß man modern im kühnsten Sinne des Wortes sein kann und doch den Adel des Künstlers und seiner Kunst keinen Augenblick zu verleugnen braucht. Aber wer ist Rudolf Lothar? Ich weiß, wenige unter den Lesern werden bisher von ihm Notiz genommen haben, zumal bei uns in Norddeutschland. Lothar, ein geborener Pester, der jetzt in Wien lebt, steht im 28. Jahre. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, auf das Gute mit Nachdruck hinzuweisen, um dem Dichter den Weg zu ebnen, wenn ich auch überzeugt bin, daß Lothar's künstlerische Kraft und seine Energie stark genug sind, sich selber Bahn zu brechen. Und was hat unser Dichter bisher geleistet? Nicht vieles, aber viel. Die Würdigung seines Talentes gründet sich vor Allem auf drei dramatische Gedichte: „Lügen" *) „Der verschleierte König", **) „Der Werth des Lebens", ***) Daß der Autor nebenbei kunstpsychologisch hervorragend thätig ist, (seine Artikel erscheinen in der Wiener „Neuen Freien Presse") fällt hier nicht in das Gewicht. Was bei den angeführten Dichtungen besonders wohlthuend berührt, ist, daß sie keine nüchternen Copien, keine wässerigen Abklatsche des Lebens sind, sondern sie sind herausgeholt aus der Tiefe einer schöpferischen Phantasie, eigenartig, von zartem, poetischem Hauche verklärt. Aber nicht in seltsamen, regellosen Gestalten gefällt sich die Schöpferkraft Lothar's — überall steht sie in dem Dienst einer großen, welterfüllenden und darum weltbeherrschenden Idee.

Die Reihenfolge, in der ich Lothar's Bücher vorhin anführte, gibt auch die Werthordnung zu erkennen. In „Lügen" (4 Aufzüge) sucht der Verfasser an einer äußerst packenden, fast sensationell zugespitzten Handlung zu zeigen, wie Glanz, Glück, Erfolg, Macht, Ehre, alles, alles sich auf Lüge aufbaut.

„Der Geist der Lüge wandelt durch die Welt!"

Auch Cäsar, ein Schauspieler, der Held des Stückes, kann nur durch eine Lüge in den Besitz eines von ihm über alles geliebten Weibes kommen. Die Lüge aber bringt schwerlastenden Fluch über ein Menschenherz, und er faßt den Entschluß —

„Von der Verdammniß will ich Dich erlösen!
Mit meinem Glück erkauf ich Deinen Fluch!"

Die Lüge schüttelt er von sich ab; dadurch ist der Frieden jener gequälten Menschenseele gerettet; aber sein stolzer Traum von Glück und Liebe ist dahin; als Betrüger steht er da — so wähnt Cäsar. Aber nein! Renée läßt ihn nicht:

„Nur deinem Herzen hab' ich mich verlobt,
Und rein von Lüge ist dein Herz geblieben! — —
Wir lieben uns, und Liebe nur ist wahr!"

Der Fluch der Lüge wird von der echten Liebe gelöst. Das die Tendenz. Aber nichts da von doctrinärer Ideenentwickelung! Nichts von erkältender Reflexion! Das ist warmes, leidenschaftliches Leben, was in diesen, von poetischem Schwung getragenen Versen pulsirt. Eine eigenthümliche Erscheinung, nicht allein hier, sondern auch in den andern Stücken, ist das Wiederauftauchen des griechischen Chors. Man muß freilich scharf hinsehen, wenn man seine Züge noch erkennen will. Alle drei Dichtungen zeigen das Gemeinsame, daß die Idee an zwei Personen entwickelt wird. Die eine erfährt die Wahrheit der Tendenz an sich; die andere gibt den Anstoß, den Commentar, führt den Beweis — das Beweisobjekt ist der eine, der Beweisende der Andere. Dieser vertritt die Stelle des griechischen Chors; aber er tritt, gewiß zum Vortheil der Kunstschöpfung, sehr in den Hintergrund, wenigstens bei den beiden zuerst genannten Werken. Motive anderer Art sind es, die ihn im letzten Buch zu einer Hauptfigur machen (der Tod). Ein tief symbolischer Zug ist es auch, daß die Wahrheit zumeist aus dem Munde eines Narren kommt. Wenn sich auch in dem Schauspiel „Lügen" Scaramouche nicht äußerlich als Narr documentirt, so ist er es doch seinem Wesen nach — der tiefsinnige Narr, der närrische Tiefsinn, wie ja auch schon der Name (italienisch Scaramuccio, ein Seitenstück zum Harlekin) andeutet.

Schärfer noch tritt die Rolle des närrischen Demonstranten im zweiten Stück, „Der verschleierte König", hervor. Hier übernimmt geradezu ein Hofnarr (Moftan) die

*) Wien, Frick.
**) Dresden, Pierson.
***) Dresden, Pierson.

Führung des Beweises. Der Inhalt dieser Dichtung, die der Verfasser „ein Bühnenmärchen" nennt, läßt sich sehr leicht mit des Dichters eigenen Worten wiedergeben. Es dreht sich hier vor Allem um das Gottesgnadenthum und die Mission des Herrschers. Wenn irgend einer, so zeigt sich hier Rudolf Lothar als moderner Strafprediger und Prophet, aber ohne die einem Kunstwerk gesteckten Grenzen irgendwo zu überschreiten. Daß er seine Mission voll erkannte, nicht spielend über das Leid der Menschheit hingehen will, beweisen die Worte, die er seinem gegen den Schluß hin auftretenden Dichter in den Mund legt:

Ich bin ein Seher, denn ich bin ein Dichter.
Der Seher aber soll die Wahrheit künden,
Und einz'ge Wahrheit ist das Menschenleid!
— — — — Ich leih ihm Donnerworte!
Du stolzer König, zittre auf dem Thron!
Der Dichter ist's der deine Herrschaft stürzt
Und deines Königsschleiers Trug vernichtet!
— — Ich seh dich sinken, Trug auf Königsthronen!
Ich seh dich sinken, priesterliche Lüge!
Verschwunden seid ihr, alte Herrenrechte,
Die an Geburt, an Titel sich geklammert.

Und als der König zur wahren Erkenntniß seiner Stellung und seiner Sendung gekommen ist, da schreitet er die Stufen des Thrones empor, dem Herrscher huldigend mit den Versen:

„Von deinem Volk steig ich zu dir empor!
Dem Volke bin ich, so wie Du entsprossen,
Und in der Wahrheit Dienst sind wir Genossen.

Assad, König eines Fabellandes, zeigt sich dem Volke nie anders als verschleiert, denn „so wills Jahrhundert alter Brauch." Er kehrt siegreich aus einem Kriege zurück und bereitet sich vor, einen prächtigen Einzug in seine Hauptstadt zu halten. Die Bemerkung des Narren:

„Mir däuchte, es genügt, wenn du zur Feier
Den guten Bürgern schickst des Königs Schleier."

leitet die Entfaltung der Idee ein. Assad hält es nicht für nöthig, sich dem Volke als Mensch zu zeigen:

„Der Glaube an des Himmels Gnad und Segen
Bringt meines Volks Gehorsam mir entgegen.
Der Glaube ist des Thrones bester Schutz —
Mein Amt ist göttlich — —!"

Aber der Narr polemisirt:

„So lang sie glauben, bist du wohl verwahrt.
Doch laß den Zweifel kommen in dein Reich; —"

dann wird man sagen:

„Dein königliches Antlitz glaub ich nicht,
Denn niemals blickt' ich dir noch in's Gesicht.
Dann zeig dein Angesicht dem Volke frei,
Und mit dem alten Zauber ist's vorbei;
Dann sieht das Volk, daß du ein Mensch doch nur
Wie alle wir — —
Dann rast das Volk, sein Glaube war Betrug,
Dann hemme der Empörung wilden Zug!"

Entsetzt zuckt König Assad vor diesem Ausblick zusammen:

„Halt ein! Das ist nicht mehr ein Narrenwort!"

Und der Narr fängt an zu flehen:

„Ich bitte dich, laß deinen Schleier fallen,
Und zeig, ein König und ein Mensch, dich allen!
Vom Thron herab mußt du zum Volke steigen! — —
Ein Uhrwerk ist der Staat ja nicht allein;
Ein großer Geist muß gegenwärtig sein,
Der hemmt und löst, verdammt, erhebt,
Mit seinem Hauch erwärmet starres Wort."

Des Narren Mahnung verhallt ungehört; aber ein gütiges Schicksal drängt den König auf den richtigen Weg. Geraume Zeit ist es noch hin bis zur Abendstunde, wo der feierliche Einzug stattfinden soll. Eine süße Regung des Herzens lockt ihn nach einem Garten, in welchem er damals, als er in den Krieg hinaus zog, eine liebliche Mädchenblume zum ersten Mal entdeckte. Dorthin zieht es ihn. Die zärtliche Tändelei läßt ihn alles umher vergessen, und so ist die Stunde des Einzugs herangenaht, ohne daß sich Assad eingefunden hätte. Da ergreift Moftan, der Narr, die Gelegenheit, hüllt sich in des Königs Schleier und hält, begrüßt und bejubelt als siegreicher Herrscher, seinen Triumphzug durch die Stadt, und — König Assad steht in ohnmächtigem Zorn dabei. Theils hält ihn ein der Geliebten gegebenes Wort, theils die alles aufwiegende Liebe zu dem Mädchen, vor Allem aber wohl das Bewußtsein, durch nichts dem Volke seine Identität beweisen zu können, zurück. Der zweite Aufzug, wo ein Büßer, der Kunde bringt von des falschen Assad Glück, in dem in süßes Schäferspiel versunkenen König wieder den Willen zur That entflammt, ist im Allgemeinen verworren, unklar componirt; aber zu desto höherer Schönheit erhebt sich wieder der Schlußact. Hier steht der Dichter, ein Kind der modernen Zeit, auf seiner Höhe. Saïd, der Sänger, führt seine Schaaren, Arbeiter, Landleute, Bürger, Bettler in geschlossenen Colonnen zur Königsburg, ihr Recht zu erzwingen, denn

„Es braust in allgewalt'ger Harmonie
Der Athem Gottes durch die freie Welt!
Des Königs Schleier ist ein falsch Gebild,
Das eine Puppe seinem Volk verbirgt.
Er tret' hervor, und ich will mit ihm sprechen,
Zu seinem Menschenherzen will ich reden,
Die Noth will ich ihm zeigen und das Elend;
Sein Volk will ich ihm zeigen wie es ist!
Das ist das Volk!"

ruft er, auf die Masse zeigend, „zum Königsthron empor — Schlägt nur der Schaum, von blankem Schein vergoldet." Jetzt erkennt Assad erst seine Sendung; er stellt sich mit dem Sänger an die Spitze der Schaaren und dringt in das Schloß, Moftan zur Rede stellend. Moftan will seinen Gedanken bis zur äußersten Consequenz fortführen; zwar nimmt er den Schleier ab —

„Ihr alle kennt mich, kennet mein Gesicht!
Ich heiße Moftan, bin der König nicht.
Doch sage, wer bist du und wer kennt dich?"

Auf Gott stützte Assad früher seine Macht; ein göttlich Wunder soll sein Recht erweisen. Aber

„Nicht weil ich Assur's Sohn, der wiederkehrt,
Steig ich empor des Königsthrones Stufen,
In eurem Herzen steht mein Königsthron,
Der wahre König ist des Volkes Sohn!"

Eine neue Zeit, ein junges Morgenroth bricht an für Volk und Herrscher. Damit schließt das Stück.

Für Lothar's bestes Werk halte ich das Mysterium „Der Werth des Lebens", ein Werk, dessen sich keine gereifte klassische Größe zu schämen brauchte. In einem kurzen Vorspiel, dessen Anlage dem Prolog im Himmel zum Goethe'schen Faust ähnelt, sehen wir den Tod zu einer nahen Schlacht eilen. Die „Schuld" hält ihn zurück. Sie klagt, daß, obwohl alles Leben seit Anbeginn ihr gehöre, doch Niemand noch ihre ganze Größe erkannte.

„Du rissest zu früh noch Jeden zu Boden!"

wirft sie dem Tode vor. Der wird nach langem Zögern mit ihr handelseins; aber nicht, ohne sich selbst zu vergessen. Hier, wie überhaupt in der ganzen Dichtung nimmt der Tod die Mephistomaske an. Hat sich dieser Eine zur Wahrheit hindurch gerungen, steht er dann auf der Höhe der Menschheit, um aus der dumpfen Atmosphäre der Ichsucht als idealer Mensch hinüber zu treten in das Reich aufopfernder Liebe, dann will er seine furchtbare Macht geltend machen und in der Freude an dem Sturze dieses Gottmenschen in das Nichts Entschädigung finden für das Opfer, das er der Schuld gebracht. Nun führt der Tod einen reich beanlagten Mann, den vertriebenen König Wilfried, über alle Höhen und Tiefen der Menschheit, um

ihn schließlich zu der Erkenntniß kommen zu lassen, daß Alles, die Macht, das Recht, die Liebe, die Wissenschaft von der Schuld ausgeht.

„S ist immer nur die Gier, den eignen Willen,
Und sei's auf Kosten einer Welt, zu stillen!"

Der Tod, als Einsiedler auftretend, hält die Hand, die der König zum Selbstmord erhoben, zurück, und nach langem Bemühen des „Trösters" kehrt Lebensmuth wieder in Wilfried zurück, da das Jugendtraumbild von einer das ganze Sein des Menschenherzens umfassenden Liebe seine Sinne zu neuem Ringen entflammt. Aber auf Schuld gründete sich Wilfried's Macht, Schuld führte seinen Untergang herbei, Schuld ist auch seine Liebe, wie es der zweite Aufzug zeigt; denn

„Du liebst nicht mich, du liebst nur deine Liebe!"

sagt Lilith, die er in Waldeseinsamkeit gefunden und deren Herz er im Sturme erobert.

„Du nahest mir mit Ketten — ich bin frei!
Du liebst mich, weil du mich dein Eigen wähnst,
Weil du, der Herr, dich nach der Sklavin sehnst! —
Du hast der Liebe Räthsel nicht ergründet;
Denn Liebe ist ein Aufsichselbstverzichten!"

Ein kühner Wurf ist in dieser Scene die mit großer Kraft gezeichnete Figur Lilith's. Nicht ein Weib schlechthin hat der Dichter hier dargestellt, sondern das Weib an sich. Sehr charakteristisch ist schon der Name gewählt (die Nächtliche, Unergründliche). Sie ist die Verkörperung des weiblichen Prinzips in der Natur in seiner ganzen, dem Manne dämonisch erscheinenden Unersättlichkeit. Sie zerbricht jede Fessel, bäumt sich auf gegen jede Beschränkung; darum ist ihr auch die Treue ein unfaßbarer Begriff, die Treue, die der Egoismus erfunden, um ohne Kraftanstrengung dauernd zu herrschen. — Wie Schuld den König seiner Macht beraubte, so beraubt ihn auch Schuld seiner Liebe, nämlich die Schuld, in der Liebe etwas Anderes erkannt zu haben als „Entsagen der eigenen Lust und eigenen Begier." Gothmar, der ihn in der Schlacht überwand, schlägt ihn auch hier aus dem Felde. Der Zweikampf der Rivalen, dessen Preis Lilith ist, endet mit der Niederlage Wilfried's; er fällt; aber auch der fliehende Gothmar findet, Lilith im Arm, seinen Untergang. Der Tod erscheint. Wilfried erkennt ihn; doch sein Durst nach Leben ist brennender als je. Der Einsiedler verbindet ihm seine Wunden. „Seid Ihr ein Arzt?" fragt ihn der Verletzte. „Der Allerbesten einer auf dieser Erde!" gibt ihm der Tod vielsagend zur Antwort; „möchtet Ihr vielleicht mein Schüler werden?" Und damit ist der dritte Aufzug eingeleitet. Wilfried hat unter des Todes Leitung die medizinische Wissenschaft studirt; von Keinem wird er in ihrer Kenntniß übertroffen. Aber sein frevelhafter, dämonischer Trieb, das Geheimniß des Lebens zu ergründen, fordert Opfer um Opfer. Der unselige Drang, zu wissen nur um des Wissens willen, treibt ihn weiter von Schuld zu Schuld. Von hervorragender Schönheit ist der große Monolog des Todes, in welchem er, verächtlich auf die Mühe Wilfried's herabblickend, seine eigene Zwitterstellung beleuchtet:

„Schärf deine Messer nur mit deinem Witz,
Und morde nur der Wissenschaft zu Ehren!
Du folgst getreulich meinen guten Lehren;
Du dienest mir und weißt es selber nicht!
— — Mit Schuld um Schuld beladest du dein Haupt,
Und schwerer wird die Kette Glied um Glied;
Du fühlst es nicht, wie sie dich niederzieht
Zum Thiere fast, das nur der Selbstsucht lebt.
Das Höchste hast gesucht du und erstrebt,
Und fandest nicht die Kraft, dich loszuringen
Von eignen Willens Lüsten und Begier.
— — Die Mutter aber, aller Schulden Schuld,
Sie harrt und wartet deiner mit Geduld.
— — Zu wahrer Menschlichkeit rafft du dich auf,
Der Selbstsucht Schlacken fallen ab von dir —
Wenn endlich du geendet deinen Lauf,
Dann steh ich grinsend, höhnend neben dir,
Dann will ich lachend dich zu Boden schlagen:
Das Dämmern magst du sehn, doch nicht das Tagen.
— — Und wie du jetzt mit Messern und mit Sägen
Dich mühst, ein armes Seelchen bloszulegen,
So möcht' ich selbst an deine Seele können!
— — Ich bin des Lebensstromes starre Wehr;
Das Leben aber brandet um mich her
Und all' mein Trotz ihm neue Kräfte schafft!
— Wär' ich nicht da — versickert wäre träg'
Das Leben längst!"

Wilfried kehrt von seinem blutigen Werke zurück. Enttäuschung und Schuldbewußtsein drücken ihn zu Boden und versenken ihn in einen traumhaften Zustand, welchen der Tod dazu benutzt, dem Schüler seine von diesem angezweifelte Majestät mit packender Gewalt vor Augen zu führen. Diese Scene, eine poetisches Todtentanzgemälde, ist von grandioser Wirkung. Mit dem gellenden Ton seiner Querpfeife ruft er die Schaaren aus den Gräbern herauf, und zuletzt nahen die Opfer von Wilfried's Schuld: die für die Herrschergelüste ihres Königs in den Schlachtentod getriebenen Krieger, die ertrunkene Lilith, die endlose Zahl der Kranken und Gesunden, die er für die Wissenschaft dahinmordete. Entsetzt wacht Wilfried auf — der Spuk ist verschwunden. Der Schluß dieses Aufzuges gestaltet sich zu einer neuen großartigen Apotheose des Todes. Ein zügelloser Volkshaufe, der Kenntniß von der Blutschuld des Arztes erhalten, dringt ein. Da stürzt das Gewölbe krachend zusammen und begräbt die entsetzte Menge unter seinen Trümmern — die Majestät des Todes hat ihre Opfer!

Im letzten Aufzug sehen wir den Gramgebeugten zur vollen Erkenntniß seiner Schuld gelangt. Aber eine neue Welt thut sich vor ihm auf: „Mein Gläub'ger ist das Leben! Und nun erst beginnt die Frist, wo ich die Schuld mit meiner That will zahlen und auf mich nehmen aller Menschen Qualen!" Ein Retter, ein Erlöser will er werden, darum zog er nach Italien, wo die Pest wüthet, um seine Kunst in den Dienst werkthätiger Menschenliebe zu stellen. Umsonst! Sein Mühen splittert an dem Grimm des Mächtigen, auch er fällt unter der Geißel des Todes. Der Ausgang sieht düster tragisch aus; aber gerade hier zeigt sich des Dichters todbesiegender Optimismus, wenn er dem Sterbenden folgende Worte in den Mund legt:

Du lehrtest mich, daß nichts verloren geht,
Daß alles unvergänglich, was besteht!
Die Kraft, die ich in meinen Muskel spannte,
Der Geist, den ich in meinem Hirne bannte,
Sie leben fort in wechselnder Gestalt —
Und über diese hast du nicht Gewalt.
So lebt das Wort, das meinem Mund entwich,
Durch aller Zeiten Rollen ewiglich.
Mein Denken stirbt in dieser Stunde nicht,
Für alle Zeiten flammend bleibt das Licht!
Erlösung von sich selbst, vom eignen Bann,
Das ist das Erbe, das ich lassen kann
Der Menschheit! — Ihr mein letzter Gruß!

Und dann der Aufschrei grimmiger, ohnmächtiger Wuth aus dem Munde des Todes:

„Nun, Thörin Schuld, nun fandest du Genügen!
Er sah dir voll und ganz in's Angesicht,
Und was er sah, war Licht, war Licht, war Licht!

Nein, Lothar ist kein Dichter des Pessimismus. Er glaubt an eine Verklärung des Menschenthums, an Freiheit, Würde, Wahrheit. Das Buch ist ein Evangelium, besonders für unser Geschlecht, bei dem die Selbstsucht größere Triumphe feiert denn je.

# Feuilleton.

Nachdruck verboten.

## Als der Vater nach Hause kam.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

Seit Anfang des Frühlings hatte es nicht geregnet; jetzt war Hochsommer und Alles stand dürr und verschmachtend auf dem ohnehin mageren Ackerfeld; ehern schien der Himmel und die Sonne brannte verfengend hernieder.

Die Mühlbäche waren ausgetrocknet; die Landseen traten von ihren Ufern zurück in die Tiefe, als wollten sie sich verbergen vor der Gluth der Sonne.

Dazu grassirte die Ruhr und forderte, namentlich unter den Kindern, viele Opfer. Die Hoffnungen des Landmannes waren total vernichtet und dies Jahr gab es keine Ernte.

Kalle in Hagen wurde nicht direct von solchem Unglück betroffen. Er bewohnte eine elende Hütte tief hinten im Föhrenwald und nicht weit davon zog sich längs des Waldweges ein mageres Ackerland hin, welches auch in günstigen Jahren keinen nennenswerthen Ertrag lieferte, denn nur, wenn es, was man ganz eigentlich „einen verregneten Sommer" nennt, gab, erzielte er 1 bis 1½ Scheffel Hafer oder Gerste. Aber welch ein Gewächs! Das Stroh kaum dicker als ein Zwirnfaden und die Aehren wie Fliegen. Der Unterschied zwischen einer Mittelernte und totalem Mißwachs wie in diesem Jahr konnte unmöglich die Existenz dieser armen Leute in Frage stellen, da es sich schließlich um eine Differenz von einem Scheffel handelte. Viel schlimmer war der gänzliche Mangel an Arbeit. Kalle pflegte sonst nach dem Dorf zu gehen, um für die Bauern zu dreschen, aber dies Jahr gab es nichts. Ferner war er geschickt im Decken der Strohdächer; das Stroh mußte aber nun in den Ställen verfüttert werden. Auch war er ein tüchtiger Steinarbeiter, wo hatte man aber diesen Sommer Geld, um Brücken zu bauen, oder Pflasterungen vornehmen zu lassen? Kurz, Mangel an Nahrung und Arbeit an allen Ecken und Enden.

Da hörte Kalle eines Tages, daß weit, weit oben im Norden, noch viel weiter als Stockholm, eine Eisenbahn gebaut werde und der Lieutenant auf dem Gutshof hatte gesagt: ein Mann wie Kalle würde schon angenommen werden, da es an Steinarbeitern fehle. Der Lieutenant wußte Bescheid, er war dort oben als Aufseher über die Bahnarbeiter angestellt.

Nun gab es Leben in der kleinen Hütte. Kalle's beste Jacke wurde vorgeholt und die Mutter sah nach, ob nicht etwa noch ein paar Tropfen Thran in der Lampe seien, um Vaters Schuhe gut einzuschmieren.

Es war so eigen, daß der Vater fort sollte. Kalle und Eva hatten fünfzehn Jahre zusammen gelebt; sie hatten vier Knaben und zwei Mädchen. Sie waren in dieser ganzen Zeit nur einmal auf ein paar Tage getrennt gewesen, als der Vater weiter fort auf Arbeit gemußt hatte. Nun sollte er aber ein ganzes Jahr lang wegbleiben! Es mußte aber sein, denn es galt, Mutter und Kinder vor Mangel zu schützen — und so war Alles gut und wohl.

Kein Liebeswort, keine Thräne, kein Zittern der Stimme ward beim Abschied wahrgenommen. Kalle aber sah seine Frau beständig an, während sie seine Jacke reinigte und bürstete; so genau hatte er sie, wenigstens die letzten fünf Jahre, nicht betrachtet.

„Du arme Seele, Du siehst so alt und verrunzelt aus, Du hast Dich zu arg plagen müssen mit den Kindern und der vielen Arbeit. Ja, Eva!"

Diese Bemerkung ließ an Feinheit der Form viel zu wünschen übrig, aber wie leuchteten ihre Augen; sie fühlte, daß Kalle ihr etwas Herzliches hatte sagen wollen.

„Der Herr sei mit Dir, Kalle! Führe Dich gut auf! Iß auch dann und wann einen Bissen Fleisch, das gibt Kraft. Vor Allem, hüte Dich vor dem Branntwein, und wenn Ihr sprengen müßt, da geh' auf die Seite, daß Du nicht zu Schaden kommst; es soll so gefährlich sein mit dem Dynamit."

Kalle nahm die letzte Kartoffel auf die Gabel, tunkte sie in die Heringsbrühe und sagte: „Ja, Mutter, ich will mich vorsehen."

Und so ging er fort, weit fort, um für die Seinen das Brot zu verdienen, ging ohne Umarmung, ohne Liebeswort. Wohl mochte er in seinem Innern tiefes Weh empfinden, aber harte Arbeit, Noth und Leiden lassen es bei den Kindern der Armuth oft nicht zur Aeußerung der Gefühle kommen.

Nur die beiden jüngsten Kinder Lars und Lina weinten sehr. Mutter stand in der Hausthür, rieb sich mit harter, magerer Hand die Augen und sah dem Vater auf dem Wege nach, so lange, so lange. —

Als sie in die Stube zurückkam, nahm sie seine Holzschuhe, die vorn vor dem Bett standen und schob sie weit darunter, daß man sie nicht mehr sehen konnte.

Da ging die Thür auf und der Vater stand auf der Schwelle.

„Wir hatten ja nur noch drei Heringe, Eva?"

„Ja, Kalle."

„Warum hast Du mir denn noch zwei in mein Tuch eingebunden? Da hast Du einen wieder. Leb' wohl, Eva!"

„Behalt ihn doch, Kalle, Du hast sonst gar nichts."

„Nein, nein, laß die Kleinsten ihn haben. Gott mit Euch, Eva." Und er ging wieder fort mit langsamem, schwerfälligem Schritt und gebeugtem Rücken; ging in die Welt hinaus um zu arbeiten und sich zu plagen, so viel in seinen Kräften stand, damit es nur nicht den Seinen am nothwendigsten Lebensunterhalt fehlen möchte.

Nach einem Monat brachte die Post das erste Geld vom Vater; es war wenig und doch fast alles, was er in dieser kurzen Zeit verdient hatte.

Später kam denn auch ein Brief, welchen das älteste Mädchen, das in die Volksschule ging, vorlas und wieder las, bis ihn Alle auswendig konnten. So erschienen dann und wann spärliche und fast unleserliche Nachrichten vom Vater: Es ging ihm so weit gut, der Aufseher war freundlich mit den Arbeitern, aber das Essen sehr theuer; schlafen mußte man draußen im Wald und es war sehr kalt in den Nächten, aber das nächste Dorf lag fast zwei Stunden entfernt und Abends war man sehr müde.

Eva sparte so viel sie konnte und so gelang es ihr dann und wann, ein paar Groschen zurückzulegen, um etwas Flachs und Wolle zu kaufen und ihren Webstuhl wieder in Gang zu bringen, denn die Kinder hatten fast nichts anzuziehen und der Vater mußte eine neue Jacke haben, wenn er wieder käme. Sie selbst brauchte nichts.

Aber nun kam eine traurige Zeit, denn die Briefe blieben aus. Eva ging in ihrer Noth zum Pastor im Dorf und später zum Inspector an der nächsten Eisenbahnstation, die über drei Stunden entfernt war. Aber Alles war vergeblich. So verging ein Monat und zwei — und es vergingen drei Monate und der Vater ließ nichts von sich hören.

Mit der dem Landbewohner eigenen zähen, ruhigen Geduld ertrug Eva diese Wartezeit, ohne große Unruhe zu zeigen. Sie zog bei den Mahlzeiten von den Kartoffeln ab; zertheilte jeden Hering in sechs, wie sonst in vier Theile. Und so hoffte und wartete sie von einem Tag zum anderen, und endlich, endlich kam Kalle.

Eines Abends, als es schon zu dämmern begann und sie vom Feld zurückkehrte, saß Kalle auf der Bank am Fenster; er stand aber nicht auf, als sie herein kam.

„Guten Abend, Eva."

„Aber Kalle, bist Du da? endlich wieder da?" rief Eva und sah nach dem Topf auf dem Feuer.

Keine Umarmung, noch Liebeswort, auch jetzt nicht, aber ihre Augen glänzten und sie bewegte sich rascher als sonst. Kalle blieb sitzen und sah sehr blaß aus; er war wohl müde von der Reise, der arme Mann! Bis zur Station hatte er Arbeiterfahrkarte gehabt, aber von dort waren noch drei lange Stunden bis zu seiner Hütte.

Eva fragte nach Allem und er antwortete in seiner ruhigen und bedächtigen Weise. Dann sprachen sie von den Kindern und wie es ihnen inzwischen ergangen sei und daß Lars nun zum Winter auch in die Schule müsse.

Die Kinder kamen und jubelten vor Freude, als sie den Vater sahen. Es wurde spät und Mutter brachte die Abendsuppe. Der Vater blieb aber immer auf der Fensterbank sitzen, ruhig und still, aber so entsetzlich blaß.

„Komm Kalle, nun wollen wir essen!"

Der Vater hörte wohl nicht; er strich sich mit der Hand über die Stirn und seufzte tief auf. Wie müde mußte er doch sein, der arme Vater!

Die Mutter ließ ihn sitzen, nahm den Eimer und ging zur Quelle, um Wasser zu holen. Der Frühlingsabend war linde und mild und sie war so fröhlich in ihrem Herzen, denn Kalle war wieder da. Das lange, schwere Jahr war zu Ende; sie durften wieder beisammen sein und mit einander arbeiten. Dies Jahr würde es auch wieder eine Ernte geben und der Vater brauchte nicht mehr so weit fort, um das Brot zu verdienen.

Sie füllte ihren Eimer, labte sich an dem frischen Wasser und ging wieder den Hügel hinan. Wie leicht wurde ihr heute der Rückweg. So vergnügt war die gute Seele nicht gewesen seit jenem Johannisabend, an dem sie sich mit ihrem Kalle verlobt hatte.

„Aber Kalle, nun mußt Du kommen, ich kann die Suppe nicht länger warm halten." Er bewegte sich nicht.

„Soll ich Dir die Suppe auf die Bank hinstellen?"

Da erhob er sich plötzlich, aber beim ersten Schritt zuckte er heftig zusammen und beim zweiten stieß er so hart gegen die Diele wie mit einem Stock, und so ging er auf den Tisch zu — hinkend und klappernd, mit großen, großen Schweißtropfen auf der bleichen Stirn.

Die Kinder sahen erschrocken zu, mit offenem Munde. Eva wankte und stützte sich gegen die Bettkante.

„Um Gottes Willen, Kalle! was hast Du mit Deinem Bein?"

Und Kalle sank auf den Stuhl hin, seine grobe, schwielige Hand vor die Augen haltend:

„Das Bein, Eva? Ja, das Bein, das liegt dort oben unterm Gerölle an der Nordbahn. Das holte mir das Dynamit."

# Aus der Hauptstadt.

## Ein politisches Gründerjahr.

Von den Sturmvögeln der kommenden Revolution, den utopistischen Romanciers, wird uns recht ausführlich, in behaglichster Breite, das wunnige

Freudeleben des 20. Jahrhunderts dargestellt, nebst den vorangegangenen Bartholomäusnächten, und nicht wenige Hausärzte sind es, die ihren hübschen, aber zur Korpulenz neigenden Pflegebefohlenen nach dem Mittagbrot so eins dieser Romankapitelchen verordnen oder zwei — sie erregen bourgeois-femininen Nerven etwas wie wollüstiges Grauen (es schaudert sich brillant auf seidenüberzogenem Divan), und der Schauder, an und für sich schon der Menschheit bester Theil, wirkt so ukräftig auf die körperlichen Functionen . . . Ich fürchte aber, die Zukunft wird nicht ganz so großartig ausschauen, wie es die sozialistischen Jules Verne's träumen. Ich fürchte vielmehr, statt der gewaltigen Gedankenkämpfe, die immerhin noch ein Häuflein klein unter uns bewegen, wird kleinliches Streiten um sehr kleinliche Dinge dann das politische Leben ausfüllen. Wenn die Magen nicht mehr knurrend der Weltordnung Opposition machen, unser sogenannter Verstand thut es ganz gewiß nicht. Der wirthschaftliche Großkrieg, welcher es jetzt zu einer Lust macht, zu leben, artet sicherlich in Guerillakrieglein und Klopffechtereien aus, und an Stelle der beiden Riesenparteien, in welche sich jetzt alle Menschheit theilt, werden wieder unzählige kleine hyperpolitische, ästhetische, ethisch-religiöse Gruppen auf einander loshacken, ganz wie es in der schlimmsten Epoche des nun längst überwundenen Scheinconstitutionalismus gewesen ist . . .

Doch ich verbreite da „unwahre Thatsachen", wie nicht Wippchen, wie Herr Brausewetter sagt. Zu der Großpolitik von England, zum Whig- und Tory-System sind wir noch nicht durchgedrungen; nicht zwei mächtige Parteien, zehn sehr ohnmächtige befehden sich bei uns, und statt daß es weniger werden, daß die gleichgesinnten, befreundeten in einander aufgehen, um so mit wuchtigerem Anprall rascher das gemeinsame Ziel zu erreichen, vermehrt sich die Liste deutscher Fractionen beständig. Ich sehe den Tag, ich hoffe ihn noch zu erleben, wo im Adreßbuch nicht nur die Vergnügungsvereine, sondern auch die politischen Parteien Berlins aufgezählt werden, wo jeder Club sich kurzer Hand zu einer Partei constituirt und seinen Vorstand zum Reichstag candidiren läßt. Wo nicht nur wie heute die Katholiken, die Juden, die Landwirthe, die württembergischen Demokraten und die hannöverschen Welfen ihre eigene Fraction haben, wo auch jeder Kegler, jeder Trapezkünstler und Skatspieler sich im Reichstag vertreten weiß.

Mag man dem alten Bismarck immerhin alles Böse nachsagen, aber so lange er herrschte und nicht sein an und für sich „größerer" Nachfolger, (die sozialistischen und ein Theil der loyalfreisinnigen Blätter wenigstens nennen Herrn von Caprivi so, und die sind bekanntlich immer am besten unterrichtet) so lange gab es wenigstens einen haarscharfen Unterschied, und man kannte, trotz all der kleinen Fractiönchen, im Nothfall immer nur zwei große Parteien: Reichsfreunde nämlich und Reichsfeinde. Das klang brutal, aber es war gut. Man wußte, wen man vor sich hatte. Heute kriegt in der Wilhelmsstraße jede Partei, wenn sie's will, sogar schriftlich die Versicherung, daß ihr Patriotismus die Goldprobe aushalte. Dadurch ist die Politik gefahrloser und amüsanter geworden; es fehlen nur noch Diäten, dann läßt kein vernünftiger Vater seinen vierzehnjährigen Bengel mehr Schuster oder Journalist, sondern Berufsparlamentarier werden. Der Verein Waldeck empfiehlt sich den p. t. Eltern als beste Vorschule. Und wenn erst Jeder parlamentarisirt und redet, reichen die bestehenden Institutionen und Parteiverbindungen natürlich nicht mehr aus.

Alle anderen Gewerke liegen darnieder, auch die Thronrede gibt es trotz Herrn v. Bötticher zu, aber die Tribünenschwätzerei ernährt noch ihren Mann, wie man in Paris sieht. Den ungeheuren Andrang voraussehend, welcher zu diesem Handwerk mit goldenem Boden in Zukunft stattfinden wird, etabliren eben jetzt versirte Männer neue Firmen und Parteien. Eine Gründerära ohne Gleichen ist angebrochen, und die politischen Actiengesellschaften schießen wie Pilze auf. Mit ewigem Völkerfrieden und zeitlicher Suttnerei, mit ethischer Cultur und Internationalen Cogitanten-Allianzen hub es an. Das interessirte auf die Dauer aber nur die Gründer selber und ihre Zeitungsverleger; die Namen gewöhnlicher Mitglieder wurden in den Zeitungen nie erwähnt. Wer deshalb ein bischen auf sich hielt und bei seinen Tanten gern als kommender Mann galt, machte Politik.

Anno 1890/1891 verging fast kein Tag, wo Buchhändlerspekulation nicht eine neue Broschüre auf den Markt warf; heuer scheint uns beinah jede Woche eine neue Fraction oder „Parteiconstellation" bescheeren zu wollen. Die Menschen sind waghalsiger geworden; vor Jahren retteten sie mit zwei Bogen Makulatur, broschirt, Ladenpreis eine Mark, das Vaterland; heute thut's nur noch eine neue Partei. Das ist freilich viel kostspieliger, aber wenn die Conjunkturen günstig sind, lohnt sich's auch mehr.

Erklärlich genug und durchaus berechtigt ist die Sehnsucht vieler Tausender, nicht mehr Allerwelts-Schwadroneure, sondern Vertreter ihrer persönlichen Interessen in der Kammer zu haben; größer als es die Berliner Faiseure ahnen, die vom hiesigen Candidatenvorrath an die Provinz zu soliden Preisen abgeben und bei dem kolossalen Umfang ihres Exportgeschäftes natürlich spezielle Wünsche der „Vertretenen" nicht berücksichtigen können — größer als es die Berliner Faiseure ahnen, ist die gährende Unzufriedenheit mit den mehr oder minder geschickten Parlamentscauseuren. Die Volksseele ringt nach Befreiung und sinnt auf Thaten, ihrem Verdruß Ausdruck zu verleihen, und der gentlemännischen Müßiggänger gibt es genug, welchen nach dem weißen Saal gelüstet. Zwei Löffel Liebe für Bismarck, ein gutes Pfund Abneigung vor Caprivi und seinen deplacirten Helfern, dazu etwas dünne Berlepsche Sozialreformerei und eine Messerspitze Empörung gegen Börsenjobber (nicht zu bitter) — und das Rezept für eine wohlschmeckende Nationalpartei ist fertig.

Daß jeder von den Neugründungen ohne Weiteres „die Herzen des Volkes", zum mindesten die aller anständig und patriotisch Denkenden zufallen, soll nicht geleugnet werden, weil es ja in allen Aufrufen steht und man Herren, die Einem völlig unbekannt sind, nicht der Lüge zeihen darf. Da ist es aber kein Wunder, wenn die alten Fraktionen, an solche Erfolge nicht gewöhnt, neidisch und ebenfalls gründungslustig werden. Ihre jungen Concurrenten springen aus dem Nichts hervor, wie eine Spielerei, geschnitzt aus Korke; sie aber machen's den niederen Infusorien nach und vermehren sich durch Theilung. Im Centrum soll's umgehen, wo der Lieber und der Ballestrem jeder für sich eine schöne neue Partei führen möchten; Herr von Helldorf, der Genirte und Genirende, der 22 Männer ohne Wähler hinter sich hat wie die Gründer der Nationalpartei, will rasch vor den Wahlen noch die Wonnen eines Fraktions-Chefs durchkosten. Und nun gar erst die Löwen vom Freisinn . . .

Daß im Schoße der fortgeschrittenen Liberalen eine starke Strömung vorhanden ist, die für Caprivi und den neuen Kurs optirt, daran zweifeln nur noch die paar Ehrlich-Einfältigen hinter Richter. Als vor etlichen Jahren der Aufstand gegen Eugen Richter losbrach und der mehr feinsinnige als freisinnige Hänel die Insurgenten führte, da waren es gerade Eugens Allerintimste, die am entschlossensten meuterten. In seinen „Jugenderinnerungen" hat er zwar verfehentlich nichts davon erwähnt, aber eine Denkschrift soll den Fehler gut machen, welche ich schon jetzt zum nächsten freisinnigen Jubiläum vorbereite. Ich werde darin den Festtheilnehmern erklären, weshalb just diejenigen ihren Eugen am ersten flohen, welche ihn am besten kannten, und weiter werd' ich zeigen, mit welchen erbaulichen Mitteln der große Feind aller Gewaltherrschaft sein Volk wieder an sich fesselte. Hänel ward damals zerschmettert, denn mit vielleicht demselben Recht wie der Kaiser kann Eugen Richter unter sein Bild: „Nemo me impune lacessit" schreiben. Nun aber ersteht ein Rächer aus den Gebeinen des liebenswürdigen, feinen Herr Hänel. Nicht in der Weise, wie gänzlich Uneingeweihte prophezeien, wird die Spaltung der freisinnigen Partei vor sich gehen. Weniger Herr Rickert und seine Freunde, die alle in den Jahren angelangt sind, wo man gern 'was Gut's in Ruhe schmausen möchte, weniger die wadenarmen Wadenstrümpfler als die um Richter fordern reinliche Scheidung.

Ich bin fest überzeugt, daß sich die alte Fortschrittspartei empfindlich geschadet hat durch die Aufnahme der unsicheren Kantonisten von rechts. Wie die meisten aus rein merkantilen Beweggründen hervorgehenden Fusionen, nützte diese Maßnahme nur der Concurrenz. Und man möge über Richter's Wirksamkeit unter Bismarck denken wie man will, trutzigen Muth, große Ehrlichkeit der Gesinnung und ziemliche Beliebtheit bei den Wählermassen darf man dem gewesenen Herrn Assessor nicht absprechen. Heute, wo Richter keinen Bismarck mehr zu bestehen hat, seinen Gegnern im Ministerium vielmehr fast ausnahmslos überlegen ist — die Militärdebatte zeigt dies in beschämender Weise — heut hätte die alte Fortschrittspartei bei Neuwahlen bedeutende Chancen! Zum Glück für das Vaterland und für die nationale Entwickelung haben die Rickert und die Meyer sich zu dem finsteren Tribunen gesellt. Besonders Herr Rickert hat — ganz objectiv betrachtet — sein Bestes gethan, durch die Erfindung der lächerlichen „Judenschutztruppe" und seinen unvorsichtigen Fanatismus bei Beurtheilung von Erscheinungen, welche anständige Juden selbst aufs Härteste verdammen, die Partei um allen Credit, verhaßt und unrettbar lächerlich gemacht. Die Leute in Friedeberg-Arnswalde haben nun und nimmer für den begrenzten Käsebröder Ahlwardt, gegen die Ausschreitungen des Börsen- und Handels-Judenthums haben sie votirt und damit den Freisinn getroffen. Sie werden in Liegnitz genau ebenso votiren.

Herr Rickert war es vornehmlich, der seine Partei in die bedrohliche Nähe des antisemitischen Mühlsteins brachte, und der „College" ganz links hat sie trotz 200,000 gratis verkaufter Broschüren nicht aus der des sozialistischen Mühlsteines fortziehen können. Ihr Schicksal wird sich entscheiden, wenn die Normal-Wahlmühle wieder zu klappern beginnt.

Weil höfische Sitte wieder modern wird, posthumer Tanz, posthume Galanterei und Courtoisey in Dynastenkreisen, ziemt es auch niedrig geborenen politischen Kämpen, dem Feinde Höflichkeit zu bezeugen, und so mein' ich denn, daß Herr Richter klug genug ist, kommende Tage zu sehen. Die Neuschöpfung der alten Fortschrittspartei und die Abstoßung der Gruppe Rickert steht näher bevor, als mancher Großwürdenträger glaubt. Einerseits wäre diese politische Entgründung zu bedauern, weil sie Richter's Schlagkraft bedeutend erhöhen würde; andererseits aber wäre sie den klugen Juden ein deutlicher Wink, sich nicht länger auf Rickert's Schutz zu verlassen, sondern die Schritte zu thun, welche allein dem Ahlwardtismus den Garaus machen können.

Als die Milliardenjahre, die fetten Kühe, daherkamen, hat Mancher, so klein sein Geschäft auch war, es doch verstanden, gewaltige Summen aus den Herren Gründern herauszuziehen, die seine Concurrenz los werden und einen tüchtigen Kopf für ihr Riesenunternehmen gewinnen wollten. Unter den unbestrittenen Tugenden des jüdischen Volkes ragt sein Geschäftssinn hoch empor. Es wird, ich bin überzeugt, nun eine neue Gründerära kommt, nicht länger in der discreditirten Firma Rickert & Co. bleiben, in diesem heruntergekommenen und verrufenen Hause, dem es schon an Commis, an Candidaten zu mangeln beginnt (Stadrath Wecker im Kreise Liegnitz ward sogar contractbrüchig!) und dessen Handlungsreisende sich nur noch mit Revolvern bewaffnet auf die Walze wagen. König Wiçwamitra-Rickert steht tausend Jahr lang unbeweglich auf einem Bein, um die heilige Kuh, den Sieg des „liberalen Gedankens" zu ertrotzen; aber die Juden sind verständiger, sie wollen weiter kommen. Schließlich, was kann ihnen an dem Sieg des liberalen Gedankens, überhaupt eines Gedankens, liegen? Die Politik von heute ist Wirthschaftspolitik.

Meiner Treu, auch Herr Stöcker vermag den Juden ihren Fundus an Geist und Witz nicht zu bestreiten. Geist und Witz aber sind die besten Betriebscapitalien für jede neue Partei.

Wer also bietet? . . .

Caliban.

## Opern und Concerte.

Lachende Erben. Operette von Horst und Stein. Musik von Carl Weinberger. (Theater Unter den Linden.) Fürstin Ninetta. Operette von Hugo Wittmann und Julius Bauer. Musik von Johann Strauß. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.)

Das „Ronacher-Theater", über das vielleicht schon in den nächsten Tagen der Gerichtsvollzieher die Sperre verhängen wird, hat noch schnell vor Thorschluß die neue Operette Weinberger's aufgeführt. Der Text, der eine arg verwickelte Erbschaftsgeschichte mit wenig Witz und viel Behagen behandelt, konnte leider den begabten Wiener Componisten nicht sonderlich anregen, doch sind immerhin einige Nummern recht ansprechend. Weinberger ist ein Schüler von Strauß und Millöcker und besitzt geringe Selbständigkeit, weshalb es bei ihm von handgreiflichen Reminiscenzen wimmelt. Der gesungene Walzer von der Liebe Zaubermacht ist wohl die gelungenste Nummer, doch verfällt der Componist auch hier in Trivialitäten. Wer über eine frisch quellende Phantasie verfügt, sollte sie durch den Geschmack zu zügeln wissen und den Gassenhauerstil vermeiden. Unter den Darstellern zeichnete sich der vom Walhalla-Operettentheater und aus dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wohlbekannte Tenorbuffo Steinberger aus, der zwar immer nur Caricaturen bietet, aber doch wirklich komisch wirkt.

Gleichzeitig hat Director Fritzsche mit der neuen Operette von Johann Strauß eine schwere Niederlage erlitten. Uns kam sie nicht unerwartet, denn daß der Schöpfer der „Fledermaus" nur noch eine völlig erschöpfte Erfindungskraft hat, wurde seit der „Nacht in Venedig" mit jedem Werke immer neu bestätigt. Das jüngste steht jedenfalls tief unter den früheren. Da ist auch nicht eine Melodie, die den Hörer packt, sondern alles matt und abgedroschen, sogar wo der Tanzrhythmus ertönt und der Walzerkönig seine alte Macht zeigen sollte. Sein neulicher Abstecher in's Gebiet der Oper („Ritter Pazman") scheint nicht von gutem Einfluß, denn nun macht er auch diese leichte Partitur opernhaft schwerfällig, besonders in der Orchestration. Das schließt freilich manches Anmuthige nicht aus. Das Auftrittslied des Paschas, das Walzerlied („Einst träumte mir") im dritten Act, das Duett von der Lieblingsfarbe, vor Allem aber die Musik zu dem allerliebsten Kinderballet, der Pizzicato-Walzer, der übrigens nicht neu ist. Auch manches Geistreiche, z. B. wie der stumme Lord, der mit seinem Liebesgestöne „Hm hm!" die Arien begleitet. Oder wie im ersten Finale ein Leyerkasten, das klavierklimpernde Wiener „Werkl" zu einem drastischen Effect verwerthet ist, doch auch hier bleibt die komisch erschütternde Wirkung aus, und so geht es durch alle drei Acte.

Die Darstellung trifft keine Schuld an dem Mißerfolg, trotz eines unbegreiflichen Mißgriffs in der Besetzung. Die alte Kokette Anastasia hatte nicht eine jugendliche Sängerin, sondern das groteske Frl. Schmidt zu geben, selbst auf die Gefahr hin, dem gesanglichen Theile nicht gerecht zu werden. Der treffliche Klein hat einen gefunden behäbigen Humor, aber gar keine parodistische Ader, und da er auch von Frl. Cornelli in dieser Hinsicht schlecht unterstützt wurde, so fiel die in Musik und Text reizende Hypnotisirscene („Es ist wirklich interessant sich im Schlafe zu verwandeln") mit ihrer Imitation der Duse und eines Tenoristen vollständig ab. Das muß man im Theater an der Wien von Girardi und der Palmay sehen und hören.

Ohne Zweifel haben die Librettisten den Durchfall zum überwiegenden Theile mitverschuldet: eine öde Verkleidungsposse, wo die Titelheldin je nachdem sie in Robe oder als Hosenrolle auftritt, als Fürstin Ninetta oder als Cicerone Carlino, alle Männer oder alle Weiber in sich verliebt macht. Zu diesen gehören das eben in Frankreich heimlich getraute Ehepaar Möbius und dessen Kinder aus erster Ehe, die sich zwar heirathen wollen, aber von dem Standesbeamten eben jener heimlichen Ehe ihrer „Herren Eltern" wegen getrennt werden, bis schließlich das Hinderniß beseitigt ist und sich alles in Wohlgefallen auflöst. Was diesen dürftigen Kern umgibt, ist Füllsel und Episodenwerk. Wittmann hat noch immer nicht gelernt, hübsch bei der Stange zu bleiben; auch hier ist wieder seine Handlung zerfahren, unklar, ohne Folgerichtigkeit und Wirklichkeitssinn, ohne concentrirtes und sich steigerndes Interesse. Seine gestaltende Phantasie versagt schon nach den ersten Anläufen und sucht dann durch bewegte Bühnenbilder, geistreiche Einfälle und immer neue Motive den Mangel zu verdecken. Hübsch ist die originelle Figur des Grafen Tatischeff alias Kassim Pascha. Als russischer Diplomat hatte er sich in Petersburg unmöglich gemacht, weil er sich eines Abends im Cirkus von einer Trapezkünstlerin mit den Zähnen in die Lüfte heben ließ, „denn das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Er ging hierauf nach Egypten, wurde Türke und Finanzpascha, und seine Mittel erlauben ihm jetzt, fürstlich zu reisen und sich zu amüsiren. Ein prächtiger Kerl mit seinem russisch-deutschen Accent, jovial, witzig, gutmüthig, aber das genügt seinem Schöpfer noch nicht: er muß auch noch Gedankenleser sein. Und hat er genug magnetisirt, so fällt Wittmann die Jettatura ein: das liefert wieder eine Scene, wo der Komiker vom gesammten Personal mit den zwei ihm entgegengestreckten Beschwörungsfingern hinausgegrault wird, wie Mephisto in Gounod's „Faust" durch das vorgehaltene Degenkreuz. Natürlich kommt der gebannte Pascha auf der anderen Seite wieder herein, und von seinem bösen Blick ist gar keine Rede mehr. Auch andere Effecte versagen völlig, denn Wittmann fehlt jeglicher Sinn für das Bühnenwirksame. Schon sein Dialog, so lebendig und anmuthig im Einzelnen, ist ganz und gar undramatisch und untheatralisch. Da wird innerfort, auch wenn der Sprecher sonst ein vollendeter Trottel ist, Geistreichelei getrieben, Goethe, Schiller, Heine, Philemon und Baucis citirt und sogar der hochselige Dante bemüht. Weil Wittmann aber fühlt, daß er mit seinem gesprochenen Feuilleton nicht weiter kommt, hat er sich den Witzbold des Wiener Extrablattes beigesellt, der ihm die Couplets und Kalauer zu liefern hat. Und wie es bei so bestellter Arbeit immer zu gehen pflegt, der Humor streikt einfach, weshalb Julius Bauer dann nicht mehr erfindet, sondern sich nur noch erinnert. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß von zehn Witzen und Gedankenblitzen mindestens neun altes Gemeingut aller Witzblätter und Anekdotensammlungen sind. Höchstens hat Bauer sie mit Beziehungen auf unsere Zeit etwas aufgefrischt, zumal der Panama-Scandal muß herhalten. „Es gibt Abgeordnete, die Alles annehmen nur keine Vernunft." Löfegeld erpressende Banditen nehmen von einem Panama-Director „aus Collegialität" nur die Hälfte. Andere ehrwürdige Witze entbehren jeder Retouche. „Vom Stamm der Asra, welche färben, wenn sie lieben", das Damenporträt in „Ueberlebensblöße" u. s. w., das gehört alles zum eisernen Bestand unserer Ulkblätter. Der Berliner stöhnt in solchen Fällen sein schmerzliches „Au!" und wird ungemüthlich.

Der Redacteur eines Witzblattes sagte im Foyer: „Es ist doch gut, daß ich Bauer's Späße anhöre, ohne meinen Hut auf dem Kopfe zu haben, denn ich müßte ihn sonst immerfort ziehen."

„Warum?"

„Weil ich ein höflicher Mann bin und meine alten Bekannten immer grüße."

Hier kann Herr Bauer einmal „Au!" sagen.

---

## Notizen.

Vom Wege. Sechs Novellen von Edward Stilgebauer. (Gera, Leutzsch.) Anspruchlose Alltagsgeschichten mit zumeist tragischem Ausgang, ohne spannende Verwicklungen, aber dafür ungekünstelt und wahr. Der Verfasser weiß hübsch zu erzählen, und für die oft fehlende Pointe entschädigen stimmungsvolle Naturschilderungen, scharf erfaßte Gesellschaftsbilder und ein starker realistischer Zug. Besonders in den vier kleinen Skizzen sind die Charaktere mit sparsam sicheren Zügen entworfen. „Der Schillerfalter" verdient jedenfalls den Preis, schon weil sich hier die unkünstlerische Tendenz weniger stark vordrängt. „Im Sturm" macht sich der Zufall bei der Katastrophe zu breit. Einen ergreifenden Conflict skizzirt „Aus Liebe." Vielleicht würde dem Verfasser, nach diesen Proben zu urtheilen, auch ein größerer Wurf gelingen.

Todtentänze. Ein Romanzero von Carl Felix Schlichtegroll. (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt.) Schlichtegroll ist ein bedeutendes Talent, auch besitzt er jene Eigenart, welche heute unerläßlich ist, wenn man im Gewühl der literarischen Menge nicht unbemerkt bleiben soll, und eine gute Form, die sich nicht selten zu großer Schönheit erhebt. Seine Sprache ist lebendig und bildlich, sein Vers voll Melodie, wie z. B. gleich in dem stimmungsvollen Cyclus, der Tod und die Natur.

Das müde Jahr beginnt sich auszukleiden
Und aus dem Haar löst es den Blumenkranz,
— Noch einmal singt der Vogel vor dem Scheiden,
Die Welt wird stiller, und bald schweigt sie ganz.

Stoff und Colorit werden ungleich bunter bei ihm durch die Vertrautheit mit der Welt des Ostens, der er verschiedene gelungene Bilder entlehnt, er trifft eben so sicher den Ton für rumänische oder serbische, wie für galizische Stimmungen und Vorgänge. Alles in allem eine jener wenigen Sammlungen, die beachtet und vor Allem gelesen zu werden verdienen. Man braucht nicht gerade Prophet zu sein, um voraussehen zu können, daß wir von dem jungen Dichter, der seines Zeichens eigentlich Maler ist, noch manches Schöne zu erwarten haben. Man sieht es seinem starken Talente an, daß es noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen hat.

Sacher-Masoch.

Anatol von Arthur Schnitzler. (Berlin, Bibliograph. Institut.) Unter dem Namen Anatol vereinigt der Autor sieben in der Form der dramatischen Einacter gehaltene Erzählungen, in deren jeder als Mittelpunkt Anatol, eine echte Wiener Oberklassenfigur, halb Lebemann, halb Künstler, halb Lyriker, halb Schwärmer, aber begabt mit einem guten Portemonnaie, steht. In fünf dieser Einacter erscheint noch neben der Hauptfigur des Anatol sein Freund Max, der ähnlich wie die Heldenfreunde bei Shakespeare, den Beruf hat, als negatives Charakterisirinstrument zu dienen, ohne selbst weiter charakterisirt zu sein. Sobald er nämlich mit Anatol zusammen kommt, gibt es Gefühlsideenscharmützel, aus dem Max sich gewöhnlich dann zurückzieht, wenn die Hauptschlacht beginnt, nämlich Anatol's Kampf mit dem Weib. Nur in einem Falle, in dem reizenden Einacter „Episode" behauptet Max das Feld, während Anatol etwas gedemüthigt zu weichen hat. Die inhaltliche Wiedergabe der Sujets würde viel von dem eigenartigen Zauber nehmen, den sie durch die Form erhalten haben. Die einzelnen Beobachtungen, die allenthalben eingestreut sind, haben etwas eisblumenhaft zartes. Ein rauher Hauch macht sie zu Wasser zerfließen. Daher gewinnen sie, gehört aus dem Mund eines ähnlich gearteten Recitators, wie Emanuel Reicher noch unendlich gegen-

über der Lectüre, wie der Erfolg, den dieser Schauspieler mit dem Vortrag des ersten Anatolstückes „Frage an das Schicksal" jüngst errungen, zur Genüge dargethan hat.

König Ludwig II. von Bayern. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Karl v. Heigel. (Stuttgart, Bonz). Wohl die werthvollste von all den zahlreichen Veröffentlichungen über den ebenso unglücklichen, als genialen König. Es ist ein psychologisch sehr fein ausgeführtes Charakterbild, das von Dankbarkeit und Verehrung zeugt und nebenbei auch den Zweck verfolgt, den Verfasser von dem Vorwurfe zu reinigen, daß er als Leibdichter ihn ausgenützt habe. Auch diese Rechtfertigung gelingt Heigel, wobei er Manches zum Verständniß der Separatvorstellungen beiträgt und das Wohlgefallen des absonderlichen Königs daran erklärt. Zehn Jahre lang hat Heigel für den König Theaterstücke geschrieben, deren Stoff ihm derselbe bezeichnete. Den gebilligten Plan führte er aus und erhielt nach der nur für den König bestimmten Aufführung Honorar, Geschenke, zuletzt den Adel. Der alberne Vorwurf, daß er durch seine Stücke die Prunksucht und Grausamkeit des Königs genährt habe, widerlegt Heigel durch deren Analyse und einige Proben, die allerdings weder für den Geschmack des königlichen Auftraggebers, noch für den seines Poeten sprechen. Auf die Münchner, die Wagner's Bühnenfestspielhaus an der Isar, wie der König es geplant, vereitelten, schiebt Heigel die Schuld: „Die Millionen, die man ihm hier ersparte, wo sie Frucht getragen hätten, wurden in einsamen Gebirgsthälern ausgegeben, wo sie vergeudet sind." Und von der Menschenscheu und Verbitterung bis zu Verbrechen und Wahnsinn, der aber erst nach 1880 ausbricht, ist eine Entwickelung von grauenhafter Folgerichtigkeit. Interessant ist die Erzählung, wie Ludwig die Absendung seines Briefes, der den König Wilhelm zur Annahme der Kaiserkrone einlud, ganz seinem Kabinetsecretär anheimstellte, und die freilich etwas dunkle Erklärung seines Todesganges mit Gudden.

Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken. (Leipzig, Veit & Comp.) Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, in diesem Werk „anschauliche und kräftige Bilder der leitenden Denker zu entwerfen", da wo bisher im Bewußtsein des Allgemeinen gewöhnlich „nur matte und vereinzelte Züge" davon vorhanden waren, „was ein Plato und ein Augustin, ein Spinoza und ein Kant im Ganzen ihres Wesens und Schaffens wollten und waren". Er hat sich zu diesem Ende eine historische Untersuchung vorgenommen, darüber, „wie sich der Arbeit jener Männer das Ganze des menschlichen Daseins gestaltete, und wie ihre Stellung zu den Hauptproblemen unserer Existenz war." Was hier an den Lebensanschauungen der einzelnen Geisteshelden an Einsicht für das ganze Lebensproblem der Menschheit und als Ergebniß ihrer Gesammtarbeit gewonnen wird, muß sich zu einer zusammenhängenden Geschichte der Philosophie gestalten, in sofern, als deren Hauptprobleme dabei zur Erörterung kommen; von Eucken sind dieselben nicht aber in der landläufigen Weise als trockene Lehrsysteme aufgeführt, sondern an ihren Vertretern selbst gegeben, die uns so als Fleisch und Blut gewordene Denker nun um so vieles menschlich näher treten, und dadurch nach ihrem Wesen und Schaffen eindrücklicher sind, als dies in den bisherigen „Geschichten der Philosophie" der Fall war. Unabhängig von jeder Schule, geht der Jenenser Philosoph, der dazu ein Meister objectiver Darstellung ist, wie ein echter Pfadfinder, seinen eigenen Weg durch die Geistesgefilde der Menschheit — die Mitarbeit des Lesers fordernd, aber auch fördernd. Eucken ist auf allen Wissensgebieten zu Haus. Es erhalten da im Zusammenhang des Lebensproblems alle Richtungen ihre Stelle und zwar mit solcher psychologischen Klugheit vertheilt, wie sie nur ein maßvoller Haushalter im Reiche des Geistes zu vertheilen versteht. Höchst fesselnd wirken auch die Ausblicke in die Zukunft, findet auch das soziale Problem seine Auswirkung, auf das doch jetzt die Sinne der Mehrheit gerichtet sind.

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin (Berlin, Springer). Alles Interesse concentrirt sich in diesem schön ausgestatteten Bande nicht auf die Person des preußischen Diplomaten Beguelin, sondern auf die seiner hochgesinnten patriotischen Frau, der Tochter des Hofrathes Cramer in Glogau. In ihrem gastlichen Haus in Berlin verkehrten zumal Stein und Hardenberg und der noch ganz unbekannte Hauptmann von Gneisenau, dessen Bedeutung sie zuerst erkannt und zur Anerkennung gebracht hat. Er nannte sie „eine Mosaik aus Montaigne, Cardinal Retz, Larochefoucauld und Labruyère", und sie war seine Egeria, aus deren Mund er Rathschläge und Tadel entgegennahm. Ein Duell zwischen den beiden Feuerköpfen Gneisenau und Scharnhorst hat sie durch ihr geistreiches, energisches Dazwischentreten verhindert. In diplomatischer Sendung kam das Ehepaar an den Hof Napoleons und dort feierte Amalie Triumphe, wenn auch die Unterhandlungen kein gedeihliches Ende nahmen. Napoleon, der sie zu gewinnen suchte, hatte ihr späteres Loos vorausgesagt: die Undankbarkeit des Vaterlandes, jenes travailler pour le roi de Prusse, das schon so Manchem übel bekommen sollte. Die Patriotin hat sich und ihr großes Vermögen im Dienste Preußens verbraucht und starb einsam, vergessen und in Dürftigkeit. Diese Memoiren beweisen es, daß sie den größten deutschen Frauengestalten beizuzählen ist.

Eine Erholungsfahrt nach Texas und Mexico. Von Joh. E. Rabe. (Hamburg, Voß.) Wir haben noch selten eine Reisebeschreibung so mannigfach angeregt und befriedigt aus der Hand gelegt, wie dieses gediegen ausgestattete Verlagswerk von Leopold Voß, und dabei besticht es den Leser nicht durch stilistische und feuilletonistische Effecte, sondern ist einfach, kunstlos, fast nüchtern, ohne jemals langweilig und trivial zu werden. Auch ist der Verfasser kein Schriftsteller von Beruf, vielmehr ein Hamburger Kaufmann, der bloß zu seinem Vergnügen und seiner Belehrung reist und sich eine recht zahlreiche Nachfolge wünscht, die er mit guten Rathschlägen und Reiseregeln versehen will. Dieser praktische Blick und Schick eines schildernden Touristen, der überall das Nachahmenswerthe aufzeigt, macht das Buch zu einem wahren Schatz für Amerikareisende, und gerade jetzt, wo die große Völkerwanderung nach Chicago anhebt, können wir keinen besseren Reisebegleiter empfehlen, als dieses unterhaltende, zuverlässige Buch, in dem auch der gesunde Humorist zu Worte kommt, der gute Patriot und der freie Weltbürger.

Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Literatur. Von S. M. Prem. (Leipzig, Renger'sche Buchhandlung.) Gewissenhafter Fleiß und sorgfältige Benutzung der großen über Martin Greif schon vorhandenen Literatur zeichnen dieses Buch besonders aus. Prem gibt auch ein gutes Stück Lebensgeschichte und weiß in seiner Behandlung äußeres Leben und poetisches Schaffen zumeist zu einem recht anschaulichen und fesselnden Bilde zu vereinigen. Das Hauptgewicht wird auf die Greif'schen Dramen gelegt, die der Verfasser sammt und sonders einer eingehenden Analyse unterzieht. Allerdings wird er dabei öfters zu weitschweifig und läßt ein tieferes Eindringen in Motiv und Stoffgebiet der einzelnen Stücke vermissen. Statt langathmiger Inhaltsangaben, die manchmal die Zeit des Lesers nicht minder in Anspruch nehmen, als wenn er frischweg an die Lectüre des besprochenen Werkes selbst ginge, hätte ich lieber eine genauere Auseinandersetzung über die künstlerische Composition und vollendete Bühnengerechtigkeit der Greif'schen Dramen gesehen. Der Zusammenhang in der Besprechung der einzelnen Dramen fehlt öfters, da Prem es vielfach unterlassen hat, für die Gesammtheit der dramatischen Schöpfung Martin Greif's einheitliche Gesichtspunkte zu gewinnen. Trotzdem ist jedoch seine Darstellung von wahrem Verständniß und einer gewissen Innerlichkeit getragen, die ihren Werth weit über den bloßer feuilletonistischer Kritik erhebt. Merkwürdig finde ich Prem's Behauptung, daß das deutsche Publikum sich über Martin Greif noch nicht klar geworden sei. Wir müssen doch bei der Kritik eines Dichters den Begriff von „Publikum" enger ziehen oder auch zu dem Begriff: „Deutsches Volk" erweitern. Angenommen, daß man selbst bis zum Sommer d. J. über Greif's Dramatik im Unklaren gewesen wäre, so kann das nach den glänzenden Tagen des Festspiels von Kraiburg Niemand mehr behaupten. Ein einheitlicher Gesichtspunkt wäre neben einem tieferen Eingehen in die ganz dem Fühlen und Denken des deutschen Volkes entnommenen Grundmotive der Greif'schen Dramen hauptsächlich durch eine genaue Behandlung seiner Lyrik zu gewinnen gewesen, welche Prem allzu flüchtig abgethan hat. Gerade von der Lyrik hätte sich zur Dramatik eine interessante Brücke spannen lassen; denn sie enthält vielfach dieselben dichterischen Motive bloß im Rahmen eines Liedes oder eines reizenden Naturbildes, welche in den Dramen zu großartiger Ausbildung gelangt sind, z. B. das Siegfried-Motiv der Greif'schen Hohenstaufen-Dramen. Trotz dieser Mängel muß jedoch das Buch nachdrücklich zur Lectüre empfohlen werden, da es in jeder Beziehung geistreich und stilistisch vollendet ist und vor Allem einen Vorzug in sich trägt, den man eigentlich von jeder Monographie verlangen muß: es macht unwiderstehlich die Lust rege, die Werke des Dichters selbst kennen zu lernen.

R. H. Greinz.

Weltuntergang. Aus dem Amerikanischen von Edmund Boisgilbert (Ignatius Donnelly.) (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Wieder eine Utopie! Aber zum Unterschiede von Bellamy schildert Boisgilbert die Welt am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts unter der vollendeten Herrschaft des Kapitals. Es gibt nur noch eine allmächtige Plutokratie und eine recht- und besitzlose Menge, die in dumpfer Verzweiflung dahinlebt. Die Besitzenden selbst finden nur noch in bacchantischem Sinnengenuß eine vorübergehende Befriedigung. So hat die ganze herrschende Weltordnung Bankerott gemacht und ist reif zum Untergange. Und sie geht unter in einer furchtbaren Katastrophe, in welcher die ganze Civilisation vernichtet und die Menschheit in den Urzustand zurückgeschleudert wird. Das Werk ist eine bittere, von starkem, sittlichem Pathos durchwehte Satire auf die amerikanischen Zustände, die sich ja in mancher Beziehung auch in Europa wiederholen. Das interessante Werk ist zuerst in Kürschner's Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen" erschienen, die alle besten Erscheinungen der ausländischen Romanliteratur in guten Uebersetzungen herausgibt und auf welche wir schon des Oefteren empfehlend hingewiesen haben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

*Ende Februar beginnt zu erscheinen*

in fünfter, gänzlich neubearbeiteter, verschönter und vermehrter Auflage:

# MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 100,000 Artikel auf nahezu 17,500 Seiten Text mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen.

***17 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. = 6 Fl. ö. W. oder auch 272 Hefte zu je 50 Pf. = 30 Kr.***

Probehefte und Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

## Belletristische Novitäten

aus dem Verlage der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

**Novellen**

von

**Ferdinand Kürnberger.**

Aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von

**Wilhelm Lauser.**

Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—

**Unheilbar.**

Roman von

**Dora Duncker.**

Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—

**Die Welt des Scheins.**

Roman von

**A. von der Elbe.**

2 Bde. Preis geh. *M* 5.—; fein geb. *M* 6.—

**An den Ufern des Ganges.**

Roman von

**Oskar Meding.**

(Gregor Samarow).

3 Bde. Preis geh. *M* 10.—; fein geb. *M* 13.—

In neuer Auflage ist soeben erschienen:

**Dahiel, der Konvertit.**

Roman von

**Richard Voß.**

Zweite Auflage.

2 Bde. Preis geh. *M* 12.—; fein geb. *M* 15.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

In unserem Verlage erscheint:

## „Aus fremden Zungen".

Jährlich 24 Hefte — à 6 Bogen in Umschlag.

Preis pro Heft: 50 Pfennig.

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

**Soeben** beginnt der neue Jahrgang, der Werke obengenannter u. a. Autoren enthält.

**Zu beziehen**

durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Soeben erschien vollständig:

## Carl von Hase's Leben.

Herausgegeben von **K. A. v. Hase.**

1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890. Bd. I/II zu je *M* 4, Bd. III *M* 6.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.**

Soeben erschien:

## Brot!

**Ein Büchlein für Alle, die Brot essen.**

Von Dr. **Karl Schmidt.**

8 Bogen 8°. Preis elegant broschiert 1 Mk.

Ein Werkchen, das die weiteste Verbreitung verdient und zweifellos auch finden wird. Der Verfasser faßt das, was wir heute die soziale Frage nennen, am richtigen Ende an und versteht es meisterlich, auch dem Laien in nationalökonomischen Dingen alles das klar zu machen, worum sich heute die wirtschaftlichen Kämpfe drehen. — Wie gewann man vor Zeiten sein täglich Brot? Wie gewinnt man es heute und wie wird man es in Zukunft gewinnen? Dies sind die drei Kardinalfragen, die Dr. Schmidt aufstellt und beantwortet. Der erste Teil des Büchleins zeigt, daß und wie zwar die Bedingungen und Formen des Broterwerbs sich fortwährend umgestaltet haben, daß aber Eines, trotz dem Wechsel der Form, im Wesentlichen bis heute geblieben ist: die rechtskräftige Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Die letzten Teile zeigen, daß für die Ausbeutungswirtschaft die Stunde geschlagen hat, und daß das Jammerthal sich in ein Freudenthal verwandeln soll und kann. — Dabei steht der Verfasser nicht auf sozialdemokratischem Boden, sondern ist ein Anhänger der sogenannten Bodenreform. Das Buch sei Allen empfohlen, die sich über die Brot- und Erwerbsfrage leicht und angenehm unterrichten wollen.

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

## Mirèio.

**Provençalische Dichtung**

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—

Bestellungen auf die

## Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 11. Februar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Home Rule-Bill und ihre Schwierigkeiten. Von Otto Gaupp (London). — Der Prinz von Preußen und die deutsche Frage. Von Bruno Gebhardt. — Literatur und Kunst: Das Theater der Zukunft. Von Otto Krack. — Friedrich Hebbel's Briefwechsel. Von Ernst Heilborn. — Feuilleton: Weggespült. Von M. Zehme. — Aus der Hauptstadt: Die gelöste Judenfrage. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Die Home Rule-Bill und ihre Schwierigkeiten.

Von Otto Gaupp (London).

Nur eine kurze Spanne Zeit trennt uns noch von dem Augenblick, da der greise Gladstone dem Parlament zum zweiten Mal ein Home Rule-Gesetz für Irland vorlegen wird. Wir dürfen uns auf die heftigsten parlamentarischen Kämpfe gefaßt machen; denn darüber sind Freunde und Feinde der Bill einig, daß wohl nie einem Parlament ein Gesetz vorlag, das im Guten oder Bösen für die Zukunft des britischen Reiches von einschneidenderen Folgen gewesen wäre. Es bedeutet nicht nur eine prinzipielle Ummodelung der lang erprobten englischen Constitution; sondern, indem es entweder, wie die Unionisten fürchten, zur gänzlichen Lostrennung Irlands aus dem Reichsverbande führt, oder nach Gladstone'scher Version eine auf „die Union der Herzen" gegründete vollständige Aussöhnung des keltischen Irland und des sächsischen England erzielt, berührt es zugleich auch die äußere Machtstellung Englands auf das empfindlichste. —

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verdienen die Vorgänge in England auch in Deutschland die gespannteste Aufmerksamkeit; denn England ist immer noch, wie wohl dies manche Leute bei uns oft zu vergessen geneigt sind, einer der wichtigsten Factoren in der europäischen Politik. Zweck der folgenden Zeilen ist es, das Ziel und Wesen der Home Rule-Politik kurz zu skizziren, und insbesondere ihre schwierigen Punkte, um die sich die parlamentarischen Kämpfe der nächsten Zeit vornehmlich drehen werden, nebst der jeweiligen Stellung der Parteien zu ihnen, in ein klares Licht zu stellen, so daß das Verständniß der Debatten auch dem deutschen Leser leicht sein wird, und daß er insbesondere die kommende Bill in ihren Abweichungen von der früheren zu würdigen vermag. Es ist allerdings wahr, außer Gladstone und wenigen ministeriellen Vertrauten kennt heute noch kein Mensch die kommende Bill — nebenbei gesagt, ist selten in der Geschichte ein politisches Geheimniß besser bewahrt worden — auf der anderen Seite wissen wir aber aus offiziellen Aeußerungen Gladstone's und seiner Collegen, daß die Bill von 1886 immer noch „das Feld hält" und daß nicht im Prinzip, sondern nur im Detail Aenderungen vorgenommen werden sollen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden überhaupt die Vorgänge im kommenden Frühjahr mit denen im Frühjahr 1886 eine starke Aehnlichkeit tragen, vielleicht selbst was das endliche Schicksal des Gesetzes betrifft. 1886 rief die Bill bekanntlich einen Riß in der liberalen Partei hervor, der Gladstone's Regierung verhängnißvoll wurde; und an Anzeichen zu einer neuen Revolte im Home Rule-Lager fehlt es auch heute nicht. Jedenfalls sieht sich Gladstone in seinem Versuch, die irische Politik in neue Bahnen zu lenken, der stärksten Opposition gegenüber, die je ein britischer Minister zu bekämpfen hatte, einer Opposition, die dadurch noch an innerer Kraft gewinnt, daß sie sich vornehmlich aus England, dem Hauptlande der Union, rekrutirt. Es trugen in demselben bekanntlich die Unionisten bei den letzten allgemeinen Wahlen eine Majorität von 71 Sitzen davon. —

Als Essenz irischer Home Rule läßt sich nun kurz bezeichnen: Schaffung eines irischen Parlaments mit einer von ihm abhängigen irischen Executive und das Recht desselben, in seiner eignen Sphäre frei von der Controle des Reichsparlaments gesetzgeberisch thätig zu sein. Jedes Gesetz aber, das diesen Gedanken verwirklichen soll, muß auf der anderen Seite, um für England annehmbar zu sein, nach Gladstone's eigenen Angaben drei Grundbedingungen genügen. Es darf erstens die Suprematie des Reichparlaments in keiner Beziehung gefährden; es muß zweitens gerecht sein, d. h. eine gleichmäßige Vertheilung der Reichslast garantiren, und genügende Maßregeln zum Schutz der Minorität in Irland enthalten, und es muß drittens den irischen Wünschen entsprechen, deshalb endgültig sein und jede Provocation zu erneuten irischen Forderungen ausschließen. — Die Stellung der Unionisten ist damit gegeben. Sie halten Home Rule im Prinzip für verwerflich, weil voll innerer Widersprüche, und ihre parlamentarische Tactik geht dahin, an den einzelnen Positionen der Bill nachzuweisen, daß, wie immer sie gefaßt sein mögen, die drei von Gladstone als conditio sine qua non bezeichneten Grundsätze sich gegenseitig ausschließen, und daß insbesondere der erste und zweite mit dem dritten in einem unauflösbaren Widerspruche stehen. Die Anhänger Gladstone's dagegen sind mit dem Prinzip der Bill einverstanden, vielfach aber im Widerspruch in Bezug auf das Detail und zwar in einem Widerspruch, der leicht zur Spaltung der Partei führen kann. — Ich will nun versuchen, an den einzelnen Hauptproblemen, in die sich die Home Rule-Frage zerlegt, zu zeigen, welche Schwierigkeiten es bietet, einerseits die Wünsche der Iren zu erfüllen, und andererseits zugleich die von Gladstone als für England nothwendig bezeichneten Bedingungen einzuhalten. —

Im Vordergrund des Interesses steht vor Allem die Landfrage. Es wird von unionistischer Seite aus geradezu behauptet, daß die irische Unzufriedenheit weit mehr agrarischen als politisch-nationalen Ursachen entspringe, und daß daher ihre Heilung auch ohne Umwälzung der Verfassung durch eine bloße Umgestaltung der agrarischen Verhältnisse im Sinne der Iren möglich wäre. Soviel kann man mit Sicherheit sagen, daß

die agrarische Frage jedenfalls ein Hauptfactor in der Home Rule-Bewegung ist. Die Eroberung Irlands durch seine sächsischen Nachbarn hat die Begründung einer fremden Grundaristokratie und die Aufrichtung eines aristokratischen, irischen Sitten- und Rechtsanschauungen widersprechenden Landsystemes zur Folge gehabt. Gegen dasselbe hat die irische Bauernschaft seit jeher mit einer Hartnäckigkeit und Grausamkeit, wie dies nur Bauern fertig bringen, Krieg geführt, und seine endliche Niederlage ist ihr sehnlichster Herzenswunsch. „Der irische Boden für die Iren", dieser Schrei ist das belebende Element in der ganzen irischen Agitation. Auf der anderen Seite geht es aber nicht an, die irischen Grundbesitzer, die loyale Bürger des Reiches sind, die Sünden der Vergangenheit, an denen sie keinen Theil haben, büßen zu lassen.

Wie soll Gladstone diese Schwierigkeit, deren Wurzeln in die ferne Vergangenheit zurück reichen, lösen? Auf der einen Seite kann er unmöglich den irischen Grundbesitzer der Gnade eines Parlaments ausliefern, das durchaus in den Händen der Leute sein würde, die in den Grundbesitzern „die verhaßte Garnison Englands", „die wahre Mauer zwischen Irland und seiner Freiheit" sehen, und die sicher kurzen Prozeß mit ihnen machen würden. Auf der anderen Seite ist aber gewiß die Regelung seiner agrarischen Verhältnisse eine locale Angelegenheit Irlands und jede Home Rule-Bill, die Irland dieselbe vorenthielte, würde gerade des Elements entbehren, das Home Rule irischen Herzen theuer macht. Was wäre eine Home Rule, die nicht „an ein und demselben Tage Irland von dem Zwillingsfluch des Grundbesitzerthums und der englischen Herrschaft befreite!" Gladstone hat bekanntlich 1886 seine Bill zusammengekuppelt mit einer irischen Landankaufsbill eingebracht; einer großartigen finanziellen Operation, welche das Auskaufen der irischen Grundbesitzer ermöglichen und damit der Ungerechtigkeit gegen Individuen die Spitze abbrechen sollte. Gladstone hatte diese Bill „als eine feierliche Verpflichtung der Ehre und des guten Glaubens" bezeichnet, sie aber, als sie nicht den erwünschten Anklang fand und insbesondere den entschlossenen Widerstand Ulsters und der Grundbesitzer keineswegs brach, schnell fallen lassen und für endgültig abgethan erklärt. Die neue Bill wird also jedenfalls keine solche Maßregel enthalten, die von den irischen Grundbesitzern wenigstens das Schlimmste abwendete, im Fall ihre Feinde die Klinke der Gesetzgebung in Dublin in die Hände bekämen. Da aber die öffentliche Meinung in England eine einfache Aufopferung der Grundbesitzer wohl kaum dulden wird, so wird man wohl einen dilatorischen Ausweg suchen, indem etwa die Gesetzgebung in agrarischen Dingen für eine Reihe von Jahren dem Reichsparlament reservirt wird. — Neben dieser Reservation wird die neue Bill wie die von 1886 noch in verschiedenen anderen Punkten dem Reichsparlament die ausschließliche legislative Competenz reserviren. Die 1886er Bill hat dem Dubliner Parlament die Befassung mit allen Angelegenheiten, die das ganze Reich angehen, verboten — als da sind äußere Angelegenheiten, Status der Krone, Heer und Flotte u. s. w. — daneben aber ihm noch eine Reihe anderer Gegenstände ohne einheitliches Prinzip entzogen, so Handel, Zölle, Maß, Gewicht und Währung, die Errichtung einer Staatskirche, das Schulwesen, die Gesetzgebung betreffs bestehender Corporationen. Alle diese Gegenstände sind entschieden rein irische Angelegenheiten und ihre Vorenthaltung bedeutet nur, daß Gladstone seinen irischen Freunden selbst nicht recht traut und ihnen die Macht, England zu schaden, möglichst beschneiden will. Alle diese Reservirungen widersprechen aber der Bedingung der Endgültigkeit. Die Iren werden zwar ihretwegen eine Bill kaum zurückweisen, sie vielmehr „pro tanto" annehmen, dann aber die Agitation gegen diese Beschränkungen ihrer Freiheit erneuern, oder wenn sie erst einmal ein Parlament in Dublin haben, sich überhaupt nicht weiter um sie kümmern. Alle diese Reservirungen, wird daher von unionistischer Seite ausgeführt, nehmen sich auf dem Papier wundervoll aus, wer bürgte aber dafür, daß sie, Home Rule einmal zugestanden, in der Praxis beachtet werden? Diese Ausführungen, meinen nun die Home Ruler verrathen eine Furcht, die gegenüber der unbestrittenen Suprematie des Reichsparlaments, wie sie insbesondere im Vetorecht des Vicekönigs zum Ausdruck gelangt, durchaus unbegründet ist.

Dieses Vetorecht und seine Auslegung bildet den zweiten heiklen Punkt jedes Home Rule-Gesetzes. Gladstone's erste Bill hatte bestimmt, daß die Executivautorität der irischen Regierung im Lordlieutenant, d. h. dem Vicekönig und den ihm zur Seite stehenden Ministern ruhen sollte. Die Minister sollen nominell von der Krone ernannt werden, in Wahrheit aber nach constitutionell englischem Brauch in Uebereinstimmung mit den Wünschen des irischen Parlaments. Dem Vicekönig sollte ferner das Recht zustehen, das Parlament zu berufen, zu vertagen und aufzulösen, und daneben ein Recht des Veto gegen jede Bill, wie es in gleicher Weise in der Theorie den Monarchen, deren Vertreter es ist, dem Reichsparlament gegenüber zukommt. Wie soll er nun diese Rechte ausüben? Ueber diesen Punkt gehen die Ansichten der Home Ruler weit auseinander. In England ist die Sache durch constitutionellen Brauch geregelt; der Monarch übt sein Vetorecht gemäß der Anleitung seines ersten Ministers, und damit gemäß den Wünschen der herrschenden Majorität. Wie aber in Irland? Nach Gladstone's Ansicht „würde die von ihr vollzogene Ernennung des Lordlieutenants der britischen Krone, und durch sie den Ministern, und durch die Minister dem Reichsparlament die Macht beliebiger Einmischung sichern."

Gegen diese Auffassung protestiren die Iren lebhaft; sie sind zwar bereit, die Suprematie des Reichsparlaments in der Theorie anzuerkennen, sie soll aber praktisch ruhen, so lange ein irisches Parlament besteht. „In allen irischen Angelegenheiten und allen Dingen, ausgenommen den ausdrücklich für das Reichsparlament reservirten, darf die irische Legislatur nur einem solchen Veto des Vicekönigs unterworfen sein, das auf Anweisung der irischen, dem Dubliner Parlament verantwortlichen Minister ausgeübt wird." Dahin geht die einstimmige Forderung der irischen Führer; ein irisches Parlament, das beständiger Einmischung von Westminister ausgesetzt wäre, gälte in ihren Augen als eine „erniedrigende Farce" und bliebe weit hinter jenem Ideal Parnell's zurück, einer Home Rule „frei von jeder fremden Einmischung, frei von jedem englischen und jedem Reichsveto, frei von der Controle jedes Engländers oder jedes englischen Ministers." Wie bei dieser Lage der Dinge die neue Bill zugleich dem irischen Streben nach nationaler Unabhängigkeit genügen und die Suprematie des Reichsparlaments sichern will, ist schwer zu sehen. Wahrscheinlich wird der Punkt gar nicht ausdrücklich und bestimmt festgestellt, sondern der Entscheidung der späteren thatsächlichen Entwickelung der Dinge überlassen.

In ein vielleicht noch gefährlicheres Dilemma sieht sich Gladstone durch die dritte Hauptfrage verwickelt, die Frage nämlich, wie es mit der irischen Vertretung im Reichsparlament gehalten werden solle. Die hartnäckige Obstruction, welche die 86 irischen Vertreter unter Parnell's geschickter Leitung im Parlament ausübten, hat vielleicht der Home Rule-Sache mehr als irgend etwas anderes Anhänger unter den mürbe gemachten englischen Parlamentariern gewonnen. „Ireland blocks the way" war ihre allgemeine Klage. Gladstone hatte daher in seiner 1886er Bill vorgeschlagen, die irische Vertretung im Reichsparlament ganz aufzuheben, und diese Befreiung von der irischen Plage als einen Hauptvorzug seiner Bill angepriesen. Dagegen erhob sich aber lebhafter Widerspruch in den Reihen der liberalen Partei und insbesondere Chamberlain wies darauf hin, daß dies der erste Schritt zu gänzlicher Trennung wäre; denn es involvirte, da nach Gladstone's Bill Irland im Gegensatz zu den großen Colonien einen jährlichen Beitrag in die Reichskasse zahlen sollte, Besteuerung ohne Vertretung, und gäbe damit Irland die gerechteste Veranlassung zu erneuten Klagen und zu erneuter Agitation. Der Widerspruch gegen diese Clausel war in der That so heftig, daß Gladstone, wenn auch widerwillig, nachgab. Die neue Bill will, wie wir wissen, die irische Vertretung im Reichsparlament beibehalten. Leider aber involvirt dieser Ausweg in gleicher Weise eine große Ungerechtigkeit

zwar nicht gegen Irland, wohl aber gegen Großbritannien. Die Iren könnten nämlich in diesem Falle ihre eigenen Angelegenheiten frei von jeder fremden Einmischung besorgen, hätten aber ihrerseits auch in rein schottischen und englischen Fragen eine entscheidende Stimme. Der Gedanke, sie nur in Angelegenheiten, die das ganze Reich betreffen, mit abstimmen zu lassen, scheint nahe zu liegen, leider aber übersteigt es nach Gladstone „Menschenwitz", eine feste Grenze zwischen local englisch-schottischen und Reichsangelegenheiten zu ziehen, zumal da jede rein englische Angelegenheit, dadurch daß eine Niederlage in ihr einen Sturz des Reichsministeriums herbeiführt, unmittelbar zur Reichsangelegenheit wird. Also auch hier ein Dilemma mit den zwei Hörnern, entweder Ungerechtigkeit gegen Irland oder Ungerechtigkeit gegen England.

Eine vierte Frage von vitaler Bedeutung ergäbe sich aus der Regelung der finanziellen Beziehungen zwischen einem Home Rule-Irland und Großbritannien. 1886 hatte Gladstone vorgeschlagen, Irland solle jährlich £ 4,600,000 ($^1/_{15}$ des Gesammtbetrages) in die Reichskasse zur Bestreitung der gemeinsamen Kosten zahlen. Um das regelmäßige Eingehen dieser Beisteuer zu sichern, sollten Accise und Zölle dem Reichsparlament reservirt bleiben, und überhaupt die ganze irische Finanzverwaltung einem Reichsbeamten unterstehen. Gegen diesen Beitrag, dessen Feststellung Gladstone selbst als liberal, ja generös bezeichnet hatte, haben die Führer beider irischen Parteien als „halsabschneiderisch" protestirt und ihn als „Tribut" stigmatisirt. Es wird also auch hier jedenfalls vieler Verhandlungen bedürfen, um das Maximum irischer Forderungen mit dem Minimum englischer Concessionen versöhnen zu können. Diesen vier großen Fragen gegenüber treten eine Reihe anderer, an sich sehr wichtiger Punkte doch in den Hintergrund, und wenn es Gladstone gelingt, in ihrer Lösung seine englischen Anhänger und seine irischen Verbündeten zusammen zu bringen, so hat er wenigstens Aussicht, seine Bill im Unterhause durchzudrücken. Als solche Fragen zweiter Ordnung will ich nur kurz nennen: die Frage der Constitution des irischen Parlaments, die Frage des constitutionellen Gerichtshofs und endlich die Frage, wem die Ernennung der irischen Richter und der Befehl über die irische Polizei zustehen soll. —

Alle diese Schwierigkeiten und inneren Widersprüche der Gladstone'schen Home Rule-Politik ergeben sich nothwendig daraus, daß sie die Combination zweier in vielen Punkten sich widersprechender Systeme nämlich des Föderativ- und des Colonialsystems versucht, und zwar von der Ueberzeugung geleitet, daß keines derselben in seiner reinen Form geeignet ist, die Irische Frage zu lösen, jedenfalls habe keines auf Annahme in Großbritannien rechnen könnte.

Das erstere involvirte eine vollständige Reconstruction der durch Jahrhunderte erprobten englischen Constitution, es legte die Axt an die Wurzel des ganzen englischen Verfassungslebens, die unbeschränkte Souveränetät des Parlaments, und hätte dafür ein oberstes Reichsparlament mit festbeschränkter Machtsphäre und vier oder mehr untergeordnete Localparlamente zu schaffen. Das Colonialsystem dagegen, das die großen englischen Colonien praktisch unabhängig läßt, sie aber durch Interessengemeinschaft und die Bande gleicher Abstammung und Sprache mit dem Mutterlande zusammenhält, bedeutete im Falle des katholischen und keltischen Irlands, wo alle Voraussetzungen für seine Wirksamkeit fehlen, nicht viel weniger als vollständige Trennung.

Nach alledem scheint es nur zu wahrscheinlich, daß auch für Gladstone's zweite Bill das Urtheil gelten wird, das einer der feinsten Kenner des englischen Staatsrechts über die erste fällte. „Sie war", sagte er, „ein feiner Versuch, ein unlösbares Problem zu lösen, das Problem nämlich, Irland eine Legislative zu geben, die zugleich praktisch unabhängig und theoretisch vom britischen Parlament abhängig sein soll, eine Legislative, die volle Gewalt haben soll, Gesetze zu machen und eine irische Executive zu schaffen, und die doch diese Gewalt niemals in einer Weise ausüben soll, die den englischen Interessen und den Forderungen der Gerechtigkeit widerspricht."

## Der Prinz von Preußen und die deutsche Frage.

Von Bruno Gebhardt.

Am 21. März 1848 unternahm Friedrich Wilhelm IV. mit den deutschen Farben geschmückt einen Umritt in Berlin und sprach zur Bürgerwehr, zu den Professoren, zu den Stadtverordneten schwungvolle Worte wie: „Ich trage die Farben, die nicht mein sind. Aber ich will damit nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott!" Und am Abend desselben Tages erließ er die Proclamation „An mein Volk und die deutsche Nation," in der es hieß: „Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute die Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf." Als wenig über ein Jahr später die Deputation des Frankfurter Parlaments ihm die Kaiserkrone anbot, lehnte er sie ab, ließ aber kurze Zeit darauf durch seine Regierung diejenigen deutschen Regierungen, welche zu weiteren Berathungen mit Preußen über den nun einzuhaltenden Gang und die fernere Entwickelung des Verfassungswerkes geneigt sind, zu Conferenzen in Berlin einladen. Zugleich wurde General von Canitz nach Wien gesandt, um die österreichische Regierung für den preußischen Plan zu gewinnen: Bildung eines eigenen Bundes unter Preußens Führung und unlösbare Union desselben mit Oesterreich. In nicht weniger als zwölf Denkschriften*) wies Fürst Felix Schwarzenberg diesen Plan zurück. Radowitz aber, dem der König die Führung der deutschen Politik überließ, eröffnete am 17. Mai die angekündigten Conferenzen, die zu dem Dreikönigsbündniß vom 26. Mai führten, das gewöhnlich Union genannt wird. Hoffnungsfreudig traten die Mitglieder des Frankfurter Weidenbusch-Vereins in Gotha zusammen, und die „Gothaer" sprachen ihre volle Zustimmung zu Preußens Vorgehen aus. Aber wie bald schwanden die Hoffnungen! Bayern und Württemberg verweigerten den Zutritt, und Oesterreich, das inzwischen mit russischer Hülfe seine Revolution niedergeworfen hatte, begann jetzt energisch den Kampf gegen die preußischen Absichten, und die Thatkraft Friedrich Wilhelms IV. erlahmte dem gegenüber sehr bald. Die Kreuzzeitungspartei, der die ganze deutsch-nationale Politik als ein Ausfluß der Revolution ein Greuel war, arbeitete dagegen, und die bayrischen Schwestern auf den Thronen Preußens, Oesterreichs und Sachsens griffen in die Politik ein und brachten die bekannte Familienzusammenkunft in Pillnitz zu Stande. Das Interim, als dessen Urheber der Referent für deutsche Angelegenheiten im österreichischen Ministerium des Auswärtigen, Herr von Biegeleben, neuerdings bezeichnet wird, wurde am 30. September abgeschlossen und eine Commission, aus Radowitz, Böttticher, Kübeck und Schönhals bestehend, übernahm aus den Händen des Reichsverwesers die Leitung der Centralgewalt. Innerhalb des Interims hielt Preußen noch für's Erste an der Union fest, aber Hannover und Sachsen, deren zweideutiges Verhalten trotz aller Ableugnung feststeht, traten aus dem Verwaltungsrath der Union aus, hielten aber am Bündniß vom 26. Mai fest. Daß dies nur ein leeres Spiel mit Worten war, zeigte die Betheiligung dieser beiden Königreiche an den Unterhandlungen und dem Abschluß des Vierkönigsbündnisses, das Bayern angeregt hatte, und dem Sachsen wenigstens thatsächlich beitrat. Trotz alledem ließ die preußische Regierung das Erfurter Parlament zusammentreten und die Unionsverfassung en bloc annehmen. Aber ehe die Sitzungen desselben noch geschlossen waren

*) Aus ihnen machte A. Beer jüngst Mittheilungen im Historischen Taschenbuch 6. Folge, Bd. 10.

(29. April 1850), hatte Oesterreich den Bundestag einberufen (26. April), ein entscheidender Schritt, dem gegenüber Preußens Unentschlossenheit auch auf dem Berliner Fürstentage noch deutlicher wurde. In diesen kritischen Tagen verfaßte der Prinz von Preußen eine Denkschrift*), die für die Anschauungen des nachmaligen ersten deutschen Kaisers ebenso wichtig wie in Hinblick auf spätere Zeiten merkwürdig ist. Sie ist vom 19. Mai 1850, dem Tage nach Schluß des Fürstencongresses datirt und beginnt folgendermaßen: „Preußens Geschichte gibt Zeugniß, daß seine Regenten zu allen Zeiten die Zeit richtig verstanden, in welcher sie regierten: die Bedürfnisse derselben mit den Mitteln der Zeit zu regeln wußten.

Preußen sollte in diesem Sinne seit der jetzigen Regierung auf eine Bahn von Institutionen geleitet werden, die zeitgemäß war: die bei ruhiger Entwickelung die Auswüchse der Zeit zu vermeiden im Stande gewesen wäre.

Die Katastrophe von 1848 hat mit einem Schlage diese ruhige Entwickelung gestört; man ist durch Concessionen weit über das mögliche Ziel, was eine Regierung möglich macht, hinausgeschossen.

Die Aufgabe ist nun also, auf gesetzlichem Wege die Auswüchse dieses Ueberschießens nach und nach zu beseitigen.

Das Berliner und Erfurter Parlament hat hierzu, für die gegebenen Umstände, nach Möglichkeit die Hand geboten, Preußen darauf in Zeit von $1^1/_2$ Jahre in eine Lage bereits versetzt, die die Erwartungen billiger Hoffnungen übertrifft. Auf dieser Bahn muß die Regierung unablässig ihre Kräfte entwickeln, damit dieselbe eine einige und starke wieder werde: das Königthum das Haupt und die Stütze des Staates bleibe. Wenn die Regierung mit weiser Mäßigung Schritt an Schritt dies Ziel im Auge habend vorschreitet, so wird es nach und nach gelingen, aus der Verfassung die noch zu demokratischen Elemente zu entfernen. Nur muß dabei der Zeit ein guter Theil überlassen werden; denn so wie dieselbe seit $1^1/_2$ Jahren die Unvernunft und den momentanen Schwindel der Gemüther bereits umgestaltet hat, ebenso darf erwartet werden, daß die Erfahrung ferner einwirken wird.

Preußens geschichtliche Entwickelung deutet darauf hin, daß es berufen ist, einst an die Spitze Deutschlands zu treten. Die Wiener Congreß-Bestimmungen hinsichtlich der Ländervertheilung zeigen, bezüglich auf Preußen, deutlich, daß man auf alle Weise diese Entwicklung hindern wollte. Die abnorme Eintheilung Preußens in zwei getrennte Hälften hatte wohl keinen anderen Grund, als den, dasselbe nicht einig und daher nicht mächtig werden zu lassen. Trotz dieser Länderzerstückelung ist jene Absicht vereitelt worden. Preußen hat sich intellectuell gehoben; durch seine Institutionen dem vernünftigen Fortschritt gehuldigt, durch seine Wehrverfassung eine ungewöhnliche Kraftentwickelung ermöglicht. Daher waren auch die Augen von ganz Deutschland auf dasselbe gerichtet; es wurde gefürchtet, weil es beneidet wurde. Der Zollverband bahnte zuerst eine wirkliche politische Einigung Deutschlands an. Bei jeder Gefahr von Außen richteten sich die Blicke von ganz Deutschland auf Preußen als die rettende Macht (1830—1840). Als 1848 die Revolution in Frankreich ausbrach und anfing in Deutschland Anklang zu finden, wendeten sich die Südstaaten desselben durch eine Mission an Preußen, um es an die Spitze des gesammten Deutschland zu stellen. Aus Pietät gegen Oesterreich finden frühere Insinuationen dieser Art keinen Anschlag. Als aber die Nachricht der Wiener Revolution in Berlin eintraf (16. März), war kein Augenblick zu verlieren. Das Manifest am 18. März Morgens kündigte die Intention des Königs an. Die Katastrophe des 19. März vereitelte Alles! — Trotz Preußens Ohnmacht bis zum November 1848 war doch das Gefühl verschleiert vorhanden, daß Preußen allein Rettung aus den Gefahren leisten werde, mit dem 11. November*) wurde dieses Gefühl klarer. Trotz allen Mangels an Sympathie für Preußen, trotz aller Machinationen in Frankfurt a. M., wuchs das Gefühl der Nothwendigkeit, sich auf Preußen zu stützen. Es erfolgte die ominöse Kaiserwahl als klarer Beweis dieser Nothwendigkeit, jedoch basirt auf einem Boden, der unhaltbar war".

Der prinzliche Verfasser weist nun darauf hin, wie trotz der Ablehnung der Kaiserwahl 28 deutsche Regierungen dabei beharren zu wollen erklärten, und wie durch dieselben Preußen das Recht erlangt hatte, in der Regelung der Zukunft Deutschlands die Initiative zu ergreifen. Es ergriff sie in dem Vertrage am 26. Mai (nicht März). Was aber die preußische Circularnote am 23. Januar 1849, die bekanntlich nach langen Berathungen entstanden war und die Idee des engeren Bundes aufnahm, vorhersah, ist in Oesterreich durch das Programm von Kremsier und die dortige Gesammtstaatsverfassung eingetreten. Sie verlangte, daß dem Kaiserstaat eine Stellung neben Deutschland angewiesen werde, in enger Allianz mit diesem. Durch eine solche Stellung war eine Parität zwischen den beiden deutschen Hauptmächten eingetreten, die Oesterreich auch im Interim anerkannt hatte. Der abgeschlossenen Union von ursprünglich 24 Staaten, aus der zwei (Sachsen und Hannover) wieder ausgetreten sind, machte Oesterreich Opposition; trotzdem schritt jene auf dem betretenen Wege fort bis zum Fürstentage und Erfurter Parlament. „Auf dem betretenen Wege aber muß Preußen mit den unirten Fürsten vorwärts schreiten, wenn es nicht diese im Stiche lassen will, sich der größten Inconsequenz schuldig machen, und mit Recht alles und jedes Vertrauen verscherzen will. Es sei denn, das Nichtglaubliche träte ein, daß in Frankfurt a. M. von Seiten Oesterreichs Propositionen gemacht würden, die ein viel Besseres enthielten als die Union, und die genügend wären, das gestellte Problem einer größeren Einigung aller deutschen Staaten zu lösen, als es die preußische Einladung vom 26. Mai 1849 vermag."

Der Verfasser nimmt an, daß Oesterreichs Gegnerschaft aus der Ansicht entspringe, es werde durch die Union aus Deutschland gestoßen und diese verletze § 11 der Bundesacte.**) Da auch die vier Königreiche nicht beigetreten sind, ist eben die Union nicht allein Deutschland und die Staaten sind nicht aus Deutschland ausgeschlossen, sondern der Deutsche Bund besteht für jene Staaten mit den Unionstaaten fort. Und da die Union gerade die größere Sicherheit der Staaten im Bunde bezweckt, ist sie nicht gegen die Sicherheit des Bundes gerichtet, widerspricht also § 11 nicht. Das Vierkönigsbündniß, das einzige Gegenproject, ist „durch die öffentliche Meinung bereits gerichtet"; Preußen kann deshalb die Union trotz aller Drohungen durchführen. Die Entscheidung über den Bruderkrieg liege jetzt in Frankfurt, wohin Oesterreich einen Gesandtencongreß berufen hat, basirt auf die Bestimmungen des Bundestages, der unbezweifelt erloschen ist. Trotz des Protestes haben die Unionsfürsten solidarisch verbunden ihn beschickt; kann Oesterreich nichts Besseres *vorlegen*, dann constituirt sich die Union definitiv. Greift Oesterreich zu den Waffen, „so wird die Welt entscheiden, wer im Recht und wer im Unrecht ist." Dann wird man ihm vorhalten, daß es durch seine Verfassung die elf Millionen Deutsche aus Deutschland entfernte, und durch seine Kriegserklärung verletze, und daß auch die Aufnahme seiner 22 Millionen Slaven eine Verletzung des

*) Sie wurde stückweise citirt bei Oncken, „Zeitalter Kaiser Wilhelms I." 311, dem sie, wie Herr Geheimerath v. Sybel mir freundlichst mittheilt, zur Einsicht, aber unter Verbot der Publication vorgelegen hat. Sie ist soeben von Herrn v. Sybel (Historische Zeitschrift. Neue Folge 34, 90 ff.) vollständig aus Bunsen's Nachlaß veröffentlicht worden. Prof. Nippold, der Herausgeber von Boyen's trefflichen Denkwürdigkeiten, kannte sie wohl aus dem Nachlaß des als Zustimmendem mitunterzeichneten Sohnes, des späteren Generaladjutanten von Boyen. Er nennt sie „das gewaltige Programm des Prinzen, in welchem in nuce schon das vorgebildet ist, was uns die Jahre 1866 und 1870 gebracht haben." Wir glauben, daß sie, eingereiht in den Gang der Ereignisse und erläutert, auch ein nichtfachmännisches Publikum interessiren wird.

*) An diesem Tage wurde die Bürgerwehr aufgelöst und in einer Proklamation Mittheilung von den Ereignissen gemacht und die Versicherung daran geknüpft, daß an den constitutionellen Freiheiten nichts verkümmert werden sollte.

**) Es ist der dritte Absatz gemeint: „Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindung einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wäre."

Bundes wäre. „Will Oesterreich diese Bundesverletzungen mit gewaffneter Hand durchzuführen versuchen, so wird es den gebührenden Widerstand finden, das Glück der Waffen wird entscheiden." Es wird allerdings jetzt darauf ankommen, Rußland, Frankreich und England von Preußens Recht hinsichtlich § 11 zu überzeugen, damit sie Oesterreich vom Kriege abhalten oder mindestens selber ihm fernbleiben. „Sollte der Krieg", so schließt der Verfasser, „zwischen Oesterreich und Preußen unvermeidlich sein und günstigen Falls beide Großmächte keine anderen Alliirten finden, als die mit ihrem Interesse verbundenen deutschen Staaten, so ist die kritische Lage Preußens gegenüber seinen an numerischem Gehalt überwiegenden Gegnern nicht zu verkennen. Denn wenn auch die in Berlin versammelten Unionsfürsten auf die erste vom Könige an sie gerichtete Frage, ob sie auch unter den kriegerischen Chancen am Bündniß halten wollten, mit bestimmtem Ja geantwortet haben, so ist doch die materielle Kraft, die sie Preußen zuführen, nur gering. Dieser kritischen Lage ist nur der Stern Preußens gegenüber zu stellen, seine tüchtige Armee und sein Recht, während die öffentliche Meinung bald zu Ungunsten Oesterreichs entschieden wird. Vor Allem aber bedenke Oesterreich, wie seine Lage wird, wenn es in diesem Kampfe unterliegt!" —

Ihre Zustimmung durch Unterschrift haben außer dem Prinzen Karl einige Persönlichkeiten kundgethan, die damals schon dem Prinzen nahe standen, und die man später als die Partei des „Preußischen Wochenblattes" bezeichnete, so Graf Goltz, Graf Pückler, Graf Perponcher u. A.

Es wäre nur wenig angebracht, eine posthume Kritik an dieser Denkschrift zu üben. Interessanter ist sie mit den damaligen Anschauungen des Königs selbst und mit den späteren des Prinzen von Preußen als König zu vergleichen. Die springenden Punkte sind: festhalten an der Union selbst für den Fall eines Krieges, wenn Oesterreich angreift — nirgends aber ist die Rede davon selbst anzugreifen.

In der Rede, mit der Friedrich Wilhelm IV. den Fürstencongreß eröffnete, und die, nie offiziell veröffentlicht, nur in der Fassung aus des Herzogs von Coburg und Duckwitz's Aufzeichnungen vorhanden ist, heißt es: „Wenn Oesterreich wirklich das Fortbestehen des Bündnisses und der daraus sich entwickelnden Union zum Grunde des Krieges zu machen gesonnen wäre, wozu in diesem Augenblick ebensoviel Möglichkeit als Unwahrscheinlichkeit vorhanden ist, so bin ich gesonnen, nicht den Krieg zu beginnen, sondern mich nach Kräften gegen den völkerrechtswidrigen räuberischen Einfall zu wehren. Ich rüste nun deswillen nicht, weil ich nach den Bestimmungen der Verträge, auf denen der deutsche Bund beruhte,*) einen Krieg innerhalb des Bundes für so völkerrechtswidrig als ungesetzlich halte; ich baue auf mein gutes Recht und auf die Stärke meiner Armee." Man sieht, etwas pathetischer und rhetorischer, aber im Grunde dasselbe, wie die prinzliche Denkschrift. In der Schlußrede kam der König auf diesen Gedankengang nicht mehr zurück.

Wir brauchen die Entwickelung der Ereignisse nicht weiter zu verfolgen. Der Prinz hatte in seiner Denkschrift darauf hingewiesen, es käme darauf an, die auswärtigen Mächte vom Rechte Preußens zu überzeugen. Ihm selbst wurde Rußland gegenüber diese Aufgabe zu Theil. Edwin von Manteuffel wurde vorausgeschickt; ihm dictirte der König am 20. Mai, also einen Tag nach Abfassung der Denkschrift seines Bruders eine Instruction,**) in der er die Erklärung abgibt: wenn Oesterreich ihn wegen der Union angreife, erwarte er, daß Rußland neutral bleibe; sollte aber Rußland sich trotzdem mit Oesterreich verbinden, so verkenne er nicht die großen Gefahren, die daraus für Preußen entständen, aber wenn er dann unterläge, so könnte er doch voller Vertrauen seine reine Sache dem Urtheil der Geschichte anheim geben. Wenige Tage darauf reiste der Prinz von Preußen nach Skiernewice zum Kaiser Nikolaus, um sich bald zu überzeugen, daß dieser gegen die Union und für den Bundestag sei. Graf Brandenburg ging nach Warschau, Manteuffel nach Olmütz, das ergebnißlose Schauspiel der Dresdener Conferenzen wurde aufgeführt und schließlich der alte Bundestag wieder hergestellt. Sechzehn Jahre später hatten sich die ungelösten Fragen wieder so zugespitzt, daß der Krieg bevorstand. Und wieder war es der König Wilhelm, der wie einst der Prinz, sich sträubte, zum Schwerte zu greifen und mit Bismarck, der zur Entscheidung drängte, „harte Auseinandersetzungen" hatte.*) Aber günstiger war die äußere Lage, besser gerüstet das Heer und die Situation fand den König Wilhelm und Herrn von Bismarck, nicht Friedrich Wilhelm IV. und Herrn von Radowitz. So begann der unvermeidliche Kampf, der eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse herbeiführte.

*) Eben der angezogene § 11.
**) Bei Sybel Begründung des Deutschen Reiches I. 385.

*) Sybel a. a. O. IV. 275.
**) Henri Gartelmann: Dramatik, Kritik des Aristotelischen Systems und Begründung eines neuen. Berlin, Fischer's Verlag.

## Literatur und Kunst.

### Das Theater der Zukunft.

Von Otto Krack.

Die Poetik des Aristoteles war zwei Jahrtausende lang die Bibel der dramatischen Kunst. Die Gesetze über die Choretik sind mit dem Wegfall des Chors im modernen Schauspiel naturgemäß aufgehoben, aber die Fundamentalsätze der Poetik blieben nach wie vor die zehn Gebote des Bühnenkatechismus. Das klassische Theater der Franzosen im Zeitalter des „Roi Soleil" vom heroischen Corneille bis zum eleganten Racine suchte jeden Buchstaben des heiligen Gesetzbuches zu erfüllen, und der skeptische Voltaire lag im Staube vor dem göttlichen Philosophen von Stagira. Selbst der große und freie Lessing macht nur selten Front gegen den abtrünnigen Schüler Plato's. Diese höfliche Schonung ist wohl erklärlich. Der Vater unserer literarischen Kritik mußte dem griechischen Theoretiker dankbar sein, der ihm so viele und scharfe Waffen gegen seine Erzfeinde in die Hand gab. Erst im Jahre des Heils 1892 ist der Versuch gemacht, das stolze theoretische Gebäude des Aristoteles, das so vielen Jahrhunderten trotzte, nieder zu reißen und auf seinen Trümmern ein neues zu errichten.

Diesen verwegenen Versuch hat Henri Gartelmann in seiner „Dramatik"**) unternommen. Der erste Theil des Buches gilt der Kritik des Aristotelischen Systems. Gartelmann sieht in der bekannten Definition der Tragödie, wie sie der griechische Philosoph gegeben hat, eine klare Verwechselung von Epos und Drama. Nicht die Fabel ist das erste, gleichsam die Seele des Dramas, wie Aristoteles meint, sondern die Charaktere sollen den eigentlichen Gegenstand des Dramas bilden. „Die Charaktere," sagt Gartelmann, „sind im Drama der Zweck, die Handlung aber nur Mittel zum Zweck; im Epos hingegen ist es umgekehrt, hier ist die Handlung der Zweck und die Charaktere sind die Mittel." So lautet denn die neue Definition: „Das Drama ist eine Dichtung, welche Charaktere nachahmend darstellt."

Ich kann diese Bestimmung ebenso gut auf das Epos anwenden, ohne ein Wort, einen Buchstaben daran zu ändern. Hier liegt nicht der Unterschied und der Gegensatz von Epos und Drama. Beide Dichtungsgattungen stellen eine Handlung durch Charaktere dar; im Drama wie im Epos lassen sich Handlung und Charaktere gar nicht trennen. Wenn Lessing sagt, daß diejenige Handlung die dramatisch größte ist, welche das meiste Licht auf den Charakter einer Person wirft, so hebt dieser Satz nicht die Bedeutung der Charaktere auf Kosten der Handlung hervor, sondern er zeigt nur den unlöslichen Zusammenhang von Handlung und Charakteren im Drama.

Wenn die Handlung erst in zweiter Linie in Betracht kommt, so müssen naturgemäß alle Regeln, welche man aus dem Gesichtspunkt des Aristoteles hergeleitet hat, irrig und falsch sein. Es wird denn auch in allem Ernst der Satz ausgesprochen: „Die Einheit der Handlung ist kein dramatisches Gesetz." Wenn die größten Dramatiker aller Zeiten und Völker gegen dieses Gesetz verstoßen haben — und das ist keine Frage — so ist damit noch nicht bewiesen, daß dieses Gesetz falsch ist. Ich kann ebenso gut Beweise anführen, daß die Einheit der Charaktere in manchen Meisterwerken nicht beobachtet ist. Folgt daraus, daß diese Einheit demnach kein dramatisches Gesetz ist? Das wäre doch ein offenbarer Trugschluß. Solche Beweise zeigen nur, daß alle Gesetze der Kunst nur eine bedingte Gültigkeit haben, und daß ein Genie nicht nach regelrechten Rezepten schafft. Ich glaube, es gibt keine große Schöpfung, weder im Epos noch im Roman, welche alle Satzungen des poetischen Gesetzbuches getreulich erfüllt hätte. Dabei behalten diese allgemeinen Satzungen dennoch ihre Gültigkeit. Mir erscheint diese ganze Frage übrig. Das Drama ist durch Raum und Zeit beschränkt, durch die Aufführung gebunden. Es verlangt eine straffere Concentration aller einzelnen Theile als das Epos. Dazu gehört vor Allem die Handlung. Diese muß einheitlich sein, wenn das Interesse nicht zerflattern soll. Schon Lessing hat diesen Gedanken klar ausgesprochen: „Wenn wir Zeugen einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein: so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wiederzufinden, was wir aus der Natur weg wünschten." Die moderne Technik verlangt diese Einheit immer gebietender vom dramatischen Dichter, gerade unsere Zeit zeigt die Vollgültigkeit dieses Gesetzes. Man prüfe doch von diesem Gesichtspunkt aus die Gesellschaftsdramen von Ibsen! Hier ist das Gesetz des Aristoteles fast buchstäblich erfüllt. Die Handlung ist so gehalten, daß kein Theil fortgenommen werden kann, ohne daß das Ganze zerrissen wird. Alle einzelnen Theile wirken zu einem Endzweck. Ob Ibsen und seine Schule, ob überhaupt die dramatische Kunst unserer Zeit diesen Endzweck erreicht, das ist eine andere Frage, auf die ich weiter unten zurückkommen werde.

Welche sprachliche Form Herr Gartelmann für den dramatischen Ausdruck verlangt, läßt sich aus seinen Grundsätzen leicht errathen. Wenn das Drama nichts ist als Nachahmung der Wirklichkeit, so muß auch die Sprache diejenige der Wirklichkeit nachahmen. „Einem Drama Verse und Reime geben," sagt Gartelmann, „heißt einen Adler mit Pfauenfedern ausstaffiren, die ihm zwar ein schönes Ansehen geben, ihm aber seine Flugkraft hemmen." An einer anderen Stelle schränkt aber der Verfasser diesen Satz ein, indem er sagt: „Es gibt natürlich auch Fälle, in denen die poetische Redeform im Drama richtig angewendet werden kann; sie muß dann eben, gleichwie die prosaische, als Nachahmung der Wirklichkeit aufzufassen sein." Als Nachahmung der Wirklichkeit? Was soll das heißen? Wo in aller Welt redet ein Mensch in Versen? Wo ist die metrische Sprache des Dichters jemals der Wirklichkeit nachgeahmt? Gibt es irgendwo Adamssöhne, welche sich in Jamben unterhalten? Und was soll das heißen, wenn der Logiker sagt, es dürfen immer nur einzelne Personen sein, welche in Versen reden, weil sonst die charakterisirende Wirkung derselben wegfalle? Warum soll die Versprache die eine Person charakterisiren, die andere nicht? Wenn alle handelnden Menschen in Versen sprechen, reden sie damit zugleich die Sprache des Dichters? Hat der Vers nicht dieselbe Kraft zu individualisiren wie die Prosa? Jede Person im Drama muß ihre eigene Sprache haben, ganz gewiß; aber kann der Dichter diese Sprache nicht ebenso gut in gebundener wie in ungebundener Rede charakterisiren? Doch ohne Frage! Hier hat sich Herr Gartelmann in seiner eigenen Schlinge gefangen. Wäre er consequent und logisch geblieben, hätte er die Existenzberechtigung des Verses im Drama leugnen müssen. Dagegen aber stehen so viele Meisterwerke, welche nun einmal den Vers gewählt haben, und mit diesen mußte gerechnet werden. Es ist wohl vor Allem Shakespeare, der Gartelmann zu diesem Compromiß verführt hat. Aber es ist doch mehr als zweifelhaft, ob der große Brite einen bestimmten Zweck mit der Verschmelzung von poetischer und prosaischer Sprache verfolgte. Mit seines Vaters Geist redet Hamlet in Versen, mit dem Todtengräber spricht er in Prosa; im Gespräch mit der Ophelia wechselt die gebundene mit der ungebundenen Rede ab. Läßt sich aus dieser Veränderung der Form irgend ein künstlerisches Prinzip herleiten? Doch sicherlich nicht! Die Versprache charakterisirt den Dänenprinzen so gut wie die prosaische Redeweise. Es ist gar kein Grund vorhanden, der Prosa eine größere Ausdrucksfähigkeit zuzugestehen als der metrischen Sprache. Und das gilt nicht allein von dem allgemein üblichen Vers des Dramas, dem Jambus, sondern von jedem anderen Rhythmus ebenso gut. Das beste Beispiel hierfür bieten die freien Verse im „Faust" und im „Peer Gynt".

Wenn der Verfasser seine Prinzipien bis in die äußersten Consequenzen verfolgt, so kommen manchmal merkwürdige Ergebnisse heraus. Durch die Betrachtung der viel umstrittenen Einheit der Zeit kommt Gartelmann zu folgendem Schluß: „Wird auf der Bühne eine Handlung dargestellt, so wird die Zeit, die sie zu ihrem Verlaufe gebraucht, zugleich mit dargestellt. Gebraucht eine Handlung in der Wirklichkeit zu ihrem Verlaufe eine halbe Stunde, so hat sie in der Nachahmung eben diese Zeit nöthig." Nun aber kann das Drama keine Scene aus dem Leben voll und ganz wiedergeben. Die Kunst scheidet das Nebensächliche, Zufällige, Bedeutungslose aus und verwerthet nur das Wesentliche, Charakteristische. Sie prägt in ihrer Werkstatt gewissermaßen die Wirklichkeit um. Eine Handlung, welche im Leben durch allerhand Zufälle, wie Krankheit und Tod, Glück oder Unglück fortdauernd unterbrochen wird und zu ihrem Verlaufe eine lange Zeit gebraucht, kann in einem einzigen Act dramatisch dargestellt werden, wenn der Dichter die einzelnen Theile logisch zu verbinden weiß. Hier behält der Ausspruch Schiller's seine volle Gültigkeit. Es gibt auf der Schaubühne keine andere Zeit als die stetige Folge der Handlungen.

Zu ganz anderen Ergebnissen kommt Jullien in seinem Buche: „Le Théâtre vivant".*) Er ist mehr praktisch als theoretisch. Im Gegensatze zu dem deutschen Dramaturgen sagt der Franzose: „Die Schaubühne darf nicht allein das Leben sein." Der Endzweck des „Théâtre vivant" ist, den Zuschauer zu interessiren und ihn vor Allem zu erregen. Das Publikum muß vergessen, daß es im Theater sitzt. Um dies zu erreichen, will Jullien den Saal dunkel sehen, sobald der Vorhang aufgeht. Dadurch soll das Bild schärfer aus dem Rahmen treten, der Zuschauer wird aufmerksam bleiben, man wird nicht zu sprechen wagen. Gegen diese Neuerung läßt sich mehr sagen als dafür. Wenn Tageshelle auf der Bühne herrscht und Dunkelheit im Saal, so wird das Gegentheil von dem erreicht, was Jullien beabsichtigt. Diese Diesharmonie der Beleuchtung muß dem Zuschauer nothwendig in das Bewußtsein rufen, daß er sich im Theater befindet und nicht inmitten der Wirklichkeit. Das Band zwischen Bühne und Publikum wird dadurch zerrissen. Die Illusion wird nicht gesteigert, sondern einfach zerstört. Ich glaube, hier muß das Theater seinem gegenwärtigen Prinzip treu bleiben. Herrscht auf der Bühne helles Licht, muß auch der Saal erleuchtet sein; wird die Scene dunkel, muß derselbe Wechsel im Zuschauerraum folgen. Durch diese Harmonie fällt eine Schranke zwischen Bühne und Publikum. Die Täuschung wird erhöht.

Einen weiteren Angriffspunkt bildet für Jullien die Theorie der künstlerischen Vorbereitung, die so lange ein Grundgesetz aller dramatischen Technik war. Das Publikum darf nicht in das Vertrauen gezogen werden, sagt der französische Kritiker. Dieses Prinzip sei falsch. Der Zuschauer müsse überrascht werden, denn das Leben sei nur Ueberraschung. Liegt das Interesse eines Dramas wirklich in dieser Ueberraschung? Ich glaube kaum. Denn wenn der Zuschauer durch eine kunstvolle

*) Jean Jullien: „Le Théâtre Vivant." Essai Théorique et Pratique. Paris, Bibliothèque-Charpentier. 1892.

Exposition auch ahnen mag, was geschehen kann, so weiß er damit nicht zugleich, wie es geschieht. In dieser Begrenzung des überraschenden „Inconnu“ liegt das Geheimniß der Spannung. Abgesehen hiervon ist das Leben auch nur dann Ueberraschung, wenn uns die Motive einer Handlung unbekannt sind. Würden wir diese Motive vor ihrer Aeußerung erkennen, so würde uns eine Handlung selbst durchaus nicht überraschen. Es ist gerade die Aufgabe des psychologischen Dramas, diese Motive zu exponiren, ehe sie sich in Handlung bethätigen, und das ist nichts anderes als künstlerische Vorbereitung.

Jullien kommt nun auf die dramatischen Motive selbst zu sprechen. Er sagt: die Axe des Theaters ist die Liebe. Diese Axe, um die das dramatische Werk gravitirt, muß verschoben werden. Der Rahmen des modernen Schauspiels muß erweitert werden. Es gibt in der Organisation und Entwickelung der Gesellschaft so viele Fragen und Probleme, die den dramatischen Dichter versuchen können. Allgemein menschliche und soziale Fragen sind die ersten dramatischen Motive. — Der Franzose weist auf Tolstoi und Ibsen hin und empfiehlt sie seinen Landsleuten als Vorbilder.

Jullien hat seine Theorie durch die Praxis unterstützen wollen. Die größere Hälfte des Buches nehmen seine Stücke ein, die am „Théâtre libre“ aufgeführt sind. Gleich das erste „L'Echéance“ gibt uns ein treffliches Beispiel des „Théâtre vivant“. Weder Stoff noch Behandlung können auf Originalität Anspruch machen. Es ist ein dialogisirter Ehebruchsroman in einem Act. Ein Bankier steht vor dem Ruin. Er braucht mehr als 50,000 Francs. Seine junge Frau verschafft ihm das Geld von ihrem Liebhaber, einem Freund ihres Mannes. Der brave Ehemann hegt zwar einen Augenblick Verdacht, aber das Pärchen spielt so gut Komödie, daß er voll Rührung und Dankbarkeit beide umarmt. — Das ist das Rezept der Jullienschen Theaterstücke. Es sind Studien, Skizzen, die manches hübsche Detail aufweisen; es sind kleine Novellen in Gesprächsform, aber keine Dramen voll Blut und Leben.

Die Prinzipien, welche in der „Dramatik“ wie im „Théâtre vivant“ ausgesprochen sind, mögen für den Roman eine gewisse Geltung haben, aber niemals für das Drama. Das Theater macht eine vollkommen getreue Darstellung der Wirklichkeit unmöglich. Die Schaubühne bleibt der Illusion unterworfen in jeder Beziehung. Es ist falsch, wenn Gartelmann behauptet, daß auf der getreuen Nachahmung von Seiten des Dramatikers die Wahrheit seiner Dichtung beruhe. Der Romantiker kann uns eine Götter- und Sagenwelt darstellen, von der wir ganz genau wissen, daß sie nicht ist und nie gewesen ist. Die Wahrheit seiner Dichtung wird doch nie darüber verloren gehen, wenn diese Welt nur von Gesetzen regiert wird, die unserem Denken und Fühlen angemessen sind. Darauf beschränkt sich die ganze Nachahmung der Wirklichkeit im Drama so gut wie im Epos. Schiller geht sicher zu weit, wenn er über die Tragödie sagt: „Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt, und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herum zieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit wieder zu gewinnen.“ Die dramatische Dichtung wird ihre Bausteine immer der Wirklichkeit entnehmen müssen. Anordnung und Aufbau jedoch entscheidet allein der Endzweck, den der Dichter im Auge hat.

Der Kern des dramatischen Wesens liegt auch nicht in dem Ausspruch Freytag's, der auf Molière's Geizigen Bezug nimmt: „Wir wollen auf der Bühne erkennen, wie Einer geizig wird, nicht wie er es ist.“ Das dramatische Leben liegt nicht in dem Werdeprozeß eines Charakters. Ich weiß nicht, ob irgend ein Zuschauer die Darstellung solcher Menschen wie Harpagon oder Tartuffe „ermüdend und eintönig“ finden wird, wie Freytag meint. Ich weiß auch nicht, daß diese Charaktere in ihrer unübertrefflichen Zeichnung unserer Bühne fremd werden, weil sie innerlich fertig sind. Wären diese Sätze richtig, so müßte die bei Weitem größte Mehrzahl aller Meisterwerke der Bühne undramatisch sein, denn es gibt im Verhältniß wenige, welche gerade das Werden eines Charakters darstellen. Im Allgemeinen sind es reifere Menschen, welche das Drama uns vorführt. Und das ist natürlich. Die Entwickelung eines Charakters bis zu jenem Punkt, wo es unveränderlich feststeht, bedingt einen Zeitraum von Jahren. Das Drama kann einen solchen Zeitraum sehr schwer concentriren und in wenigen Acten einen Jüngling zum Manne machen. Hier zieht der Geist des Dramas dem schaffenden Künstler eine Grenze, welche der Romandichter nicht zu beobachten hat. Ich denke auch, diese Frage kommt gar nicht in Betracht. Es ist ganz gleichgültig, ob das Drama einen werdenden oder einen fertigen Menschen zeigt. Das ist nicht das Wesen der dramatischen Poesie. Es handelt sich vielmehr einzig und allein um die Bethätigung der Charaktere. Diese Bethätigung in Gedanken, Gefühlen und Handlungen zu zeigen — das war immer die Aufgabe des Dramas und wird es ewig bleiben.

Man hat unserem modernen Schauspiel oft vorgeworfen, daß ihm die Abgeschlossenheit der Handlung fehle. Der Vorhang fällt, und wir bleiben im Ungewissen über das Schicksal der Menschen, für die der Dichter unser Interesse wachgerufen hat. Dieser Mangel liegt in der Wahl der Motive. Unsere Dramatiker haben die gefährliche Neigung, Probleme darzustellen, welche die Zukunft erst lösen soll, Fragen zu behandeln, welche nur das kommende Jahrhundert beantworten kann. So wie das moderne Drama vor uns liegt, ist es ein Stück Leben, ein Abschnitt aus der Wirklichkeit, aber das kann unseren Anforderungen nicht genügen. Wir wollen nicht bloß einen einzelnen Fall sehen, sondern wir wollen ihn bis zur Allgemeinheit gesteigert wissen. Wir verlangen hinter dem Besonderen das Universelle, hinter dem Zufälligen, Eintägigen, das Bleibende, Ewige — hinter dem Vergänglichen das Unvergängliche. Alle großen Meisterwerke sind so gehalten. Die Charaktere sind nicht bloß Individuen, sie sind zugleich menschliche Typen. Hamlet ist ein Schwärmer und Held und Grübler, aber er ist zugleich der Typus aller Menschen mit großem Wollen und kleinem Können; Tartuffe ist nicht nur ein Heuchler, er ist der Heuchler, und hinter dem einzigen Faust steht die ganze Menschheit.

---

## Friedrich Hebbel's Briefwechsel.

Von Ernst Heilborn.

„Kraft! Kraft! das ist's“, sagte Hebbel's Holofernes zu Judith. Das Wort gilt für seinen Dichter wie für ihn. War es vor allem die Energie des Denkers, die aus Felix Bamberg's erster Hebbel-Publication, den Tagebüchern, zu Tage trat, so offenbart sich in den Briefen*) in erster Hinsicht die Kraft der Persönlichkeit des Dichters. In scharfen Umrissen, groß und fest wie die Gestalten, die er in seinen Dramen geschaffen, so tritt dem Leser dieses Briefwechsels Hebbel's Persönlichkeit vor Augen. Ein ganzer Mann und ein Meister in einer Zeit der Halbheit und des Epigonenthums.

„Kraft! Kraft! darin hat Holofernes Recht, es gibt nichts Zweites“, schrieb der junge Hebbel aus Kopenhagen. Das Leben hat ihm wie wenigen Gelegenheit gegeben, die Wahrheit seines Wortes zu erproben und zu bethätigen. In ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, hat er auch später, nachdem Gönner sich seiner angenommen hatten, dauernd mit den Sorgen um seine Existenz zu kämpfen gehabt. Er hat den Fluch der Armuth, wie er es selbst einmal nennt, in seiner vollen Schwere kennen gelernt. Aber nie hat er Concessionen gemacht. Nie hat ihn die Noth dazu vermocht, um die Gunst des Publicums zu buhlen. Nie ist er mit den Tagesschrift-

*) Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort und einem Epilog zu Hebbel's literarischem Nachlaß herausgegeben von Felix Bamberg. Berlin, Grothe'sche Verlagsbuchhandlung.

stellern handelseinig geworden. Weil er von früh auf sein eigenes Ziel vor Augen hatte, hat er die ausgetretenen Gedankenwege anderer nie beschritten. Er hat gleichsam überall von vorn angefangen. Er hat sich seine eigene Sprache geschaffen und die Welt mit seinen, Friedrich Hebbel's, Augen betrachtet; dabei war es ihm ganz gleichgültig, wie die anderen die Dinge vor ihm beurtheilt hatten, oder noch beurtheilten.

Was es ihm ermöglichte, sich in pecuniär abhängiger Lage so ganz auf sich selbst zu stellen, das war die Kraft seines Selbstbewußtseins. Man hat ihm daraus einen Vorwurf gemacht. Wie thöricht! Gerade als wollte man einem Schiffbrüchigen vorwerfen, daß er sich vermißt, in sturmgepeitschtem Meere zu schwimmen. „Mir bleibt nichts, gar nichts als mein Dichtertalent, und damit werde ich mir, kein Hund wird zweifeln, die Unsterblichkeit, d. h. einen Platz am Kreuz neben meinen Vorgängern erobern", schrieb Hebbel aus Paris. Aber einerseits fehlte es ihm wahrlich nicht an Stunden trüber Selbstverzweiflung, und andererseits — hat er seine Worte nicht wahr gemacht? Wenn er im Vollgefühl seines Könnens — er dichtete damals Maria Magdalena! — so dachte, warum sollte er es dann nicht sagen und schreiben? Nur dem Schwächling, meine ich, ist die Sprache das Mittel, seine Gedanken zu verheimlichen.

Wahrsein ist Kraft. Weil Hebbel die Kraft des Wahrseins gegen sich selbst bis zum Aeußersten übte, darum besaß er sie auch anderen gegenüber. „Wenn ich sonst keine Tugend habe", schrieb er einmal, „ich bin wahr". Als sein liebster Freund Rousseau gestorben war, und die Eltern zum Andenken an den Todten dessen Gedichte herausgeben wollten, war es Hebbel, der unbeirrt abrieth, „weil die Forderungen, welche man in jetziger Zeit an dichterische Hervorbringungen macht und machen muß, unendlich groß sind." Dem damals schon gefeierten Gutzkow sagte er sein Urtheil ohne Rücksichtnahme und ohne Einschränkung. Jungen Anfängern, die er lieb hatte, wie Siegmund Engländer, trat er mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit gegenüber: er kannte kein hinter dem Berge Halten, kannte es auch dann nicht, wenn es sich um die Existenz oder Nichtexistenz des Betreffenden handelte. Seine Offenheit schlug oft in frischderbe Grobheit um. Er spricht selbst von „seinen nordischen Berserkeranfällen, die er keineswegs zu leugnen oder zu beschönigen gedenke". Aber auch er war nicht „als ein borstiger Igel zur Welt gekommen. Erst waren all die Stacheln nach innen gerichtet."

Der Ansicht entsprach bei Friedrich Hebbel die That. Er hat nicht davor zurückgescheut, in seinem Leben die äußersten Consequenzen von dem zu ziehen, was er für richtig und nothwendig erkannt hatte.

In Hebbel's Briefwechsel ist ein Roman enthalten. Die Heldin des Romans ist die unglückliche Freundin des Dichters: Elise Lensing. Einen Roman mit tragischem Ausgang werden es die einen nennen, mit glücklichem Ausgang die anderen. Aber nicht darin liegt die eigenthümliche Schwere dieses gelebten Romans, daß er sie verlassen hat, nachdem sie ihm zwei Kinder geboren hatte, sondern darin, daß er sich von ihr losgelöst hat, nachdem er sie zur Vertrauten seiner persönlichsten und tiefsten Gedanken gemacht hatte.

„Das zwischen uns bestehende Verhältniß", schrieb der Studiosus Hebbel an Elise aus München, „ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung, gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir's bedauern, daß er vorüber ist". Aber dann fuhr er fort: „Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja noch unklar über manche inneren Zustände bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Ueberschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle." Das war in den Jahren des Werdens. Im Kampfe um die Weltanschauung und um die Stellungnahme in der Kunst, im Ringen um die ersten Erfolge und im Ringen mit den Zweifeln am eigenen Können: all die wechselvollen Stimmungen, all die gährenden noch nicht geklärten Gedanken theilte er ihr mit, augenblicklich, wie sie in seiner Seele entstanden. Es war keine Phrase, wenn er ihr schrieb: „Du erhältst treue Abdrücke meiner Seele".

Als er nach Hamburg zurückkehrte, trat sein Verhältniß zu Elise in eine neue Phase. An Stelle der Freundschaft trat Liebe. Das Zusammenleben beider wurde zur Ehe, freilich zu einer Ehe ohne kirchliche und staatliche Sanction. Die Geburt eines Kindes verinnigte naturgemäß seine Gefühle gegen sie. Die Briefe, die er ihr bei darauf eintretender Trennung aus Kopenhagen schrieb, lassen keine andere Auffassung zu: es sind Briefe voll Liebe und rückhaltlosen Vertrauens, wie sie ein Gatte seiner Gattin schreibt. Ihr Bild war in seiner Seele ein anderes geworden: „Dein Brief hat mich innig erquickt, er war so schön, so voll von stammelnder Poesie, daß ich einer tiefen Dichterseele in's Auge zu schauen glaubte, die nur darum nicht singt, weil sie ihr Innerstes durch Blicke auszudrücken vermag. Du hast eine Hand voll Perlen gesammelt und sie in meine Brust hinab geworfen." Nichts mehr von hochtrabenden Freundschafts- und Gefühlsbetheuerungen am Schluß der Briefe. Ein schlichtes: „in innigster Liebe" oder „ewig der Deinige" ist an deren Stelle getreten.

Und wenn möglich erstarkte noch dies Gefühl des Zueinandergehörens und des aufeinander Angewiesenseins bei Hebbel's Rückkehr nach Hamburg. Bei erneuter Trennung — er ging nach Paris — fühlte er sich völlig vereinsamt. „Ohne Dich bin ich Nichts," schrieb er ihr. „Höchst wahrscheinlich kehre ich im Frühling nach Hamburg zurück. Dann gehen wir zusammen nach Berlin und zwar gleich oder doch bald. Und niemals trennen wir uns wieder." Die folgenden Briefe aus Paris suchten diesen Ton festzuhalten. Wer aber zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der fühlt, wie seine Liebe zu ihr nach und nach erkaltete. Bei dem Tode des Kindes versuchte er sich noch einmal in die Gefühle der früheren Zeiten hineinzuzwingen; es gelang ihm nicht. Eiskalte Reflection ist an die Stelle des unmittelbaren und naiven Gefühlsausdruckes getreten. Und dann aus Italien schrieb er ihr wieder Briefe, wie er sie ihr einst als Student aus München geschrieben: „Du schreibst mir, mein letzter Brief erinnere an die aus München. Das mag sein. Schon damals erschreckte mich in innerster Seele dies Dein Einbohren in mich, was ich bei der höchsten Freundschaft für Dich, bei den wärmsten Empfindungen nicht erwidern konnte, denn ich ahnte, was daraus werden, zu welchen Verhältnissen es führen würde." „Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt". Und wieder fügte er hinzu: „Theil' ich Dir nicht jeden meiner Gedanken mit?" „Dir gehören in Judith, Genoveva und Maria Magdalena einige der schönsten Stellen." „Wer weiß denn, wer von uns Beiden Wurzel, wer Blüthe ist?" Aber seine Liebe zu ihr war todt. Und als die große Liebe zu Christine Enghaus in ihm entstand, löste er das Verhältniß mit Elise vollends, um Christine seine Hand zu reichen. Ein Jahr darauf starb auch Elisens zweiter Sohn: da schrieb er ihr bei seiner Frau und ihm selbst Trost und Heilung zu suchen. „Ruhe den Todten, Friede den Lebendigen! — Dein Freund Friedrich Hebbel", schließt der Brief. Elise folgte der Einladung —: sie verließ sein Haus auf's Innigste mit Christine befreundet.

Henry Taine hat einmal gesagt: „dadurch daß ein Autor dem Publicum seine Schriften preisgibt, gibt er ihm keineswegs seine Persönlichkeit preis." Ich meine, es ist weder die Aufgabe noch das Recht der literarischen Kritik ein Urtheil über den Menschen Hebbel und seine Handlungsweise zu fällen. Als Künstler hat er sicherlich recht gethan; denn das Glück und der Friede, den er in seiner Ehe fand, ermöglichte ihm, harmonische und schönheitreiche Werke zu schaffen. Auch hielt er selbst seine Handlungsweise nicht nur für erlaubt, sondern für geboten: „Schüttle alles ab," schreibt er in seinem Tagebuche, „was Dich in Deiner Entwickelung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der Dich liebt, denn was Dich vernichtet, kann keinen Andern fördern." Daß er aber in diesem Falle so zu handeln vermochte, wie er dachte, das legt von der Stärke seines Charakters glänzend Zeugniß ab. „Kraft! Kraft! Das ist's."

Wie seltsam, daß ein Mann, wie Hebbel, in allen seinen Dramen Frauen die Führerrolle zuertheilte! —

„Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding." Es hat mir immer scheinen wollen, als liege eine durchaus echte psychologische Wahrheit in dem alten Bibelworte: die Gegensätze wohnen im menschlichen Herzen dicht bei einander. Einen frauenhaft weichen Zug weist die Kraftnatur Friedrich Hebbel's auf. Eine feine Sensibilität war ihm gegeben. Seine Seele reagirte auf die leisesten Eindrücke stark und anhaltend. Kein Wunder, daß der frauenhaft Empfindsame bei seinem stark ausgeprägten Selbstgefühl auch ein frauenhaft Empfindlicher war! Wer seine Tagebücher gelesen, weiß, wie sehr Hebbel sich seiner Empfindlichkeit bewußt war und wie sehr er darunter litt. Sie tritt auch in dem vorliegenden Briefwechsel überall trennend zwischen ihn und die anderen. Sie entfremdete ihm, zeitweise wenigstens, Gutzkow und Heine und Robert Schumann. Schumann hatte mit ihm der Genoveva wegen in Briefwechsel gestanden und sich ihm zum Cicerone in Dresden angeboten. Hebbel suchte ihn in Dresden auf: „der Componist Schumann freute sich «mich kennen zu lernen» und fragte mich, womit er dienen könne. Ich antwortete: damit, daß Sie mir sagen, wo ich die nächste Droschke finde, denn ich muß eilen, in mein Hotel zurückzukommen! Solch ein Empfang wird mir jetzt in der That auch nicht mehr bei wildfremden Personen zu Theil."

Auch die Kraft des Denkens schlägt in krankhafte Schwäche um, wenn sich die Reflection daran macht, die eignen Gefühle und die eignen Gedanken selbstquälerisch zu seciren. Was man den Personen der Hebbel'schen Dramen nicht mit Unrecht vorgeworfen, das ängstliche Brüten über die Regungen ihres Herzens, das trifft in vollerem Umfang auf den Dichter selbst zu. „Der leiseste Zugwind," schreibt er einmal, „tödtet den treibenden Frühling in meiner Brust und ein solcher Zugwind ist schon der Gedanke: «Heuchler, bist Du auch mit der Peitsche hinter das Gefühl her, legst Du auch Deinem Herzen Contribution auf?» Und etwas Wahres ist wohl nicht allein an meiner Empfindung in solchen Augenblicken, sondern auch an jenem Gedanken." In seiner Jugend war Hebbel stets auf der Suche nach jener Märtyrerwollust, die in den eignen Wunden wühlt. Bei dem Tode seiner Mutter sehnte er sich nach Schmerz, als ihm sein Freund Rousseau gestorben war, war ihm sein Schmerz nicht anhaltend, nicht stark genug. Am peinlichsten tritt dieser, fast muß man sagen, unkeusche Zug zu Tage, als er die Nachricht empfing vom Tode des Kindes, das ihm Elise geboren hatte. Er suchte sich in den Schmerz hineinzuzwingen. Er machte sich die bittersten selbstquälerischen Vorwürfe, damit nur ja das Herz blutete. Und immer wieder dictirte der Kopf neue Selbstpeinigung dem Herzen. — War Hebbel in seinem späteren Leben solchen Mißstimmungen nicht mehr zugänglich, so ist die Ursache davon nicht zuletzt in seiner glücklichen Ehe zu suchen. Aber schon in Italien begannen die Disharmonien in seiner Brust sich zum Accorde zu lösen: „So ist das Leben; bald bringt es weniger, als der Mensch erwarten durfte, bald auch mehr; und mir hat es mehr gebracht."

„Der Mensch ist der Gott des Menschen", hat Feuerbach gesagt. Das Wort findet auf Hebbel Anwendung: in seiner Weltanschauung spiegelt sich seine Persönlichkeit mit all' ihren Vorzügen und Schwächen wieder.

Gegen die christliche Religion und ihr Prinzip der Selbstverneinung konnte Hebbel, dem die eigene Kraft alles bedeutete und die eigene Persönlichkeit alles galt, nur eine ablehnende Stellung einnehmen. „Ich hasse das Christenthum", schrieb er aus München, „und weiß wohl warum." Ein Blattergift der Menschheit nannte er es und die Wurzel aller Schlaffheit. „Das Christenthum verrückt den Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demuth und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demuth die einzigmögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes". Aber auch später, als er gern eingestand, den sittlichen Kern der christlichen Religion hoch zu halten, wollte er mit der dogmatischen Seite derselben nicht mehr zu thun haben, als mit jeder anderen Mythologie. Seltsam und eigenartig begründete er von seinem späteren Standpunkt aus seine Bedenken gegen den christlichen Glauben. Der Materialismus habe, so meint er, von allen Factoren der Menschennatur nur das Gewissen als unzerstörbare Burg des Spiritualismus übrig gelassen. Das Gewissen aber kenne nur Gut und Böse, es stelle keine einzige Glaubensforderung auf.

Wie das Christenthum dem Kraftgefühl Hebbel's widerstrebte, so widerstrebte die herrschende spekulative Philosophie seinem concret denkenden Dichtergeiste. Schelling's Mysticismus und Hegel's doctrinäre Spekulation hielten gerade die besten Köpfe befangen. Hebbel aber warf entschlossen, was ihn zu hemmen drohte, über Bord. „Ich studirte Hegel und Schelling," schreibt er, „so lange bis ich sie (buchstäblich) mit Füßen trat, weil sie mich verrückt machten". Damals legte er mit Hegel und Schelling die Philosophie überhaupt bei Seite; später kehrte er wieder zu ihr zurück. Kant las er mit Genuß, zu Schopenhauer fühlte er sich sogar persönlich hingezogen, in Ludwig Feuerbach fand er eine congeniale Natur. Oft wäre es schwer zu entscheiden, wo bei seinen Aperçüs Feuerbach'sche Aussprüche ihm vorschwebten, und wo seine Gedanken selbständig dieselben Bahnen beschritten, wie die des Philosophen.

Mehr aber als alle Philosophie — und auch darin ist Friedrich Hebbel ein Vorläufer der Modernen — bedeutete ihm die Naturwissenschaft. Ihr galt sein Studium in späteren Jahren in erster Linie, mit ihren Resultaten suchte er seine Weltanschauung in Einklang zu setzen. „Der Materialismus", schrieb er, „ist neu — in seinen Gründen". Indem er aber den Consequenzen desselben die Forderungen des menschlichen Gewissens, als einer Grundthatsache, entgegensetzte, konnte er seine ethischen Anschauungen in dem Satze zusammenfassen: „strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt, auf der anderen die intellectuelle".

Ganz wie Hebbel's kraftdurchdrungene Physiognomie frauenhaft weiche Züge aufweist, so waren ihm neben dieser consequenten Weltanschauung abergläubische Vorstellungen von Prädestination und Schickung eigen. Klingt es schon sonderbar, wenn er einmal sagt, es sei ihm unumstößliche Wahrheit, daß kein Mensch die Erde verlasse, so lange sie ihn noch ändern könne, so ist man seltsam überrascht zu lesen, daß er sich vornimmt, das zuerst Gesehene solle ihm ein Zeichen für das Befinden seines kranken Freundes sein, oder daß er über die Aufführung der Judith das Loos befragt.

Solche Züge würden bei einem Philosophen beleidigen. Bei einem Dichter versteht man sie. Wie man den Dichter auch versteht, wenn er davor zurückscheut, die letzten Schleier zu lüften und wenn er einräumt: „die ängstlich große Frage nach dem Woher und Wohin wird der Mensch nimmer los, nur in etwas Positives, das wohl mehr als Poesie sein will, muß er sie nicht umsetzen".

Auch macht Hebbel's Weltanschauung nicht den Anspruch, ein wohlausgebautes vollendetes Gebäude zu sein. Sie war ihm nur die Grundlage, auf der er seine Kunstanschauung aufbaute. An der hat er sein ganzes Leben über gearbeitet: nicht planmäßig, sondern impulsiv. Denn es kam ihm nicht darauf an, eine festeingefrorene Aesthetik zu liefern oder zu besitzen: wie es das Bedürfniß des schaffenden Künstlers mit sich brachte, setzte er mit seinen Untersuchungen und Gedankenreihen bald an den alten Stellen, bald an neuen ein. Und oft genug hat er das Bestehende wieder eingerissen.

Immer aber war er sich selbst die höchste Instanz. Man kann auch seine Aesthetik eine erlebte nennen. Nicht Goethe, und nicht einmal Shakespeare galt ihm als das Gesetz, aus dem man bestimmte Regeln der Schönheit herleiten könnte. Wohl hat er Uhland und Tieck zeitlebens verehrt, wohl waren ihm Jean Paul und Kleist zeitweilig Muster, „soweit man Muster haben kann". Aber nicht durch das Studium neuer Schriftsteller oder durch tieferes Eindringen in die ihm bekannten, wandelten sich seine ästhetischen Anschauungen, sondern dadurch, daß er selbst ein anderer wurde. „Die Schönheit wird mir in Kunst und Leben immer mehr Bedürfniß", schrieb

er im Jahre 1845 aus Italien —: und dies Bedürfniß nach Schönheit führte dann die Stilwandlung herbei, welche seine späteren Schöpfungen gegen die früheren kennzeichnet. Darum, weil die Wandlung eine so innerlich persönliche war, verurtheilte er von seinem späteren Standpunkt so unerbittlich seine ersten Dramen, darum konnte er sie nur noch „als Skizzen betrachten", darum konnte er von einer „verwünschten" Maria Magdalena sprechen — derselben Maria Magdalena, welcher die moderne Literaturforschung unter seinen Dramen den Kranz gegeben.

Sich selbst seinen Weg bahnend, und nur dem eigenen Urtheil vertrauend, stand er vereinsamt da, in den literarischen Kämpfen seiner Zeit. Das „junge Deutschland" hielt er sich fern, trotzdem er mit Gutzkow zeitweilig in Verbindung stand. Von der revolutionären politischen Lyrik der vierziger Jahre wollte er nichts wissen: „ein politisches, d. h. nach meiner Theorie, kein Gedicht." In Julian Schmidt und Gustav Freytag sah er die Philisterverherrlicher in Theorie und Praxis. Bei der Lectüre von Soll und Haben fand er, „daß dieser Freytag so langweilig ist wie ein Sonnabend". Am kräftigsten aber befehdete er Geibel, „den Backfisch-Lyriker", den „Phrasendrechsler" und mit ihm seinen Kreis, die „Münchener Kleindichterbewahranstalt".

Auch zu dem Manne, mit dem die Literaturgeschichte seinen Namen vereinigt hat, zu Otto Ludwig, konnte er das rechte Verhältniß nicht finden. Es berührt schmerzlich, wenn er mit Genugthuung berichtet, daß die Maccabäer auf dem Burgtheater Fiasco gemacht hätten, wenn er schreibt, Ludwig ersticke am eigenen Bombast, wenn er in ihm nur einen Nachahmer seiner selbst sieht. Und doch scheint er sich auf die Dauer gegen die Erkenntniß der tiefen inneren Verwandtschaft nicht haben verschließen zu können. Wie schmerzliche Selbsterkenntniß klingt es, wenn er schreibt: „ich habe an diesem Manne, dessen bedeutendes Talent ich so wenig verkenne, als es mich genirt, nur das Eine auszusetzen, daß ich nicht der Erste war, dem er in Wien seine Stücke zusandte." Denn wenn Hebbel auch später einmal schrieb: „keine Charakteristik der Welt kann für den Stillstand der Handlung entschädigen": in Wahrheit blieb er wie Otto Ludwig der Dichter, der es für nothwendig hielt, „sich eher der Gestalten bewußt zu werden, als der Idee". Und ganz wie Otto Ludwig unter musikalischen Eindrücken stand, wenn er producirte, so mußte auch Hebbel von sich sagen: „ich höre immer Musik, wenn ich an einer bedeutenden Scene arbeite." Freilich fehlte dem tüftelnden, spintisirenden Ludwig das kraftvoll Impulsive der Hebbel'schen Schöpfernatur. Er, der Stoffzergrübler, konnte sich nicht rühmen, zu seinen Dramen gekommen zu sein „wie der Knabe zum Vogel", er konnte von sich nicht sagen, „daß die beiden letzten Acte für ihn nur Tigersprünge seien."

Aber wie die Vereinsamung eine Folge der Hebbel'schen Veranlagung war, so war sie eine Grundbedingung zu deren kraftvoll eigenartiger Entwickelung. —

Hinter der dominirenden Persönlichkeit Hebbel's treten in dem Briefwechsel die „Freunde und berühmten Zeitgenossen" wie in den Halbschatten zurück. Aber man hört manches kluge und tiefe Wort von ihnen. Man freut sich des geistreichen Humors Dingelstedt's, dessen Briefe so sehr an die seines großen Gegners gemahnen, der ihn den „Tyrannenvorleser" schalt, obwohl ihm der Frack mit dem Maximilianorden bequemer und besser saß, als die revolutionäre Blouse. Sympathisch tritt auch die Gestalt des Herausgebers Felix Bamberg hervor. Und gern erkennt man die Züge langgekannter Physiognomien wieder —: Uechtritz und Klaus Groth und Hermann Hettner, der in einem Briefe an Hebbel seine Literaturgeschichte „eine oft mit Herzblut geschriebene Parteischrift" nannte.

Vielleicht hätte der Herausgeber mehr gegeben, wenn er weniger gab. Ein Vorwurf soll darin nicht liegen. Ist es überhaupt schwer, aus einem Briefwechsel von dem Wichtigen das Unwichtige loszulösen, so ist es für den Freund doppelt schwer. Und was er gab verdient reichen Dank. Von der ersten bis zur letzten Seite steht man unter dem Banne der Persönlichkeit Hebbel's. Fast ist einem, wenn man das Buch aus der Hand legt, als müßte man dem Dichter zurufen, was Dingelstedt ihm einmal schrieb: „Lebe wohl, Großer, Fester, Beneidenswerther!"

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Weggespült.

Von M. Zehme.

Es ist ein kleines, etwas baufälliges Haus, das in dem stillen, abgeschlossenen Erdenwinkel steht; und weil es sich da und dort aus den Fugen drängt und die Fenster nur nothdürftig in ihren Rahmen hängen, weil die Luft kreuz und quer hindurch pfeift, und die beiden einzigen Oefen darinnen rauchen, sobald das erste Stückchen Holz in ihnen glimmt, und weil die Insassen dieses Hauses eine gute Strecke Weges von aller menschlichen Hülfe entfernt sind — darum hat man es zum Armen- und Siechenhause gemacht, Dank dem einstimmigen Beschluß einer weisen, vortrefflichen Dorfgemeinde. Das Dorf ist recht wohlhabend und seine Bevölkerung gehört einem zähen, kräftigen Menschenschlage an, wie man ihn eben an der östlichen Seeküste trifft, wo die herbe Luft die Nerven stählt und den Leib aushungert.

Und daher kommt es auch, daß in dem Armenhause einmal ein einziges, steinaltes, runzliges Mütterchen haust. Sie hatte den Mann sehr frühe begraben und redlich dann ihre fünf Kinder groß gezogen, und nun hat sie neulich das letzte Kind — die letzte Tochter — hergeben müssen, die zusammen mit ihrem Manne auf dem Meere den Tod fand. Diese hat zwei Kinder hinterlassen, mit denen man im Dorfe nichts Besseres anzufangen weiß, als daß man sie zu der Großmutter in das Armenhaus gibt. Für die Verpflegung der Drei sorgt man recht und schlecht, aber was sonst aus ihnen wird, danach frägt Niemand. Der Pastor ist alt, bequem und nicht allzu frischen Geistes mehr, der Lehrer aber jung und sein Herz voll Liebe zu einem Mädchen, das bald sein Weib werden soll. Wer konnte unter solchen Umständen verlangen, daß er für die geistige und sittliche Erziehung der beiden Waisenkinder Sorge trüge! Als man ihnen sagt, wohin sie gehen sollen und noch hinzufügt, daß man ihnen den Hausrath und die unbedeutende elterliche Hinterlassenschaft verwahren und später zurückgeben wolle im Falle ihrer guten Führung, nimmt Micken ihren Bruder an der Hand und wandert mit ihm hinaus — den weiten, öden Weg entlang zu ihrer Großmutter.

Mieken und Peter wurden als Zwillinge geboren, aber das Mädchen vor, der Knabe nach der Mitternacht, und so dünkte sich Mieken immer viel älter und weiser, als ihr Bruder; und freilich, um geschickter und bewanderter in allen Lagen des Lebens zu sein, als er, dazu brauchte es nicht viel; denn ihm fehlte ja das, wodurch wir überhaupt erst Eindrücke empfangen — das Augenlicht. Die Eltern erkannten es bald und waren sehr unglücklich über das hülflose Kind, aber ehe es Mieken begriff, mußte sie erst groß und verständig werden.

„Peter," sagte sie ostmals zu ihm, „weißt Du denn gar nicht, wie ich aussehe, daß ich braune Haare und blaue Augen und rothe Backen habe, gerade so wie Du? Daß es Bäume gibt und Häuser und Tische und Stühle," und nun führte sie eine unzählige Menge Gegenstände an, von denen dem armen kleinen Peter einer so fremd war wie der andere; und wenn er dann, still auf dem Sande und in der heißen Sonne sitzend, wie er es so gerne that, traurig den Kopf schüttelte, da rührte sie seine Hülflosigkeit, daß sie weinen mußte. Die Eltern waren gemeinsam viel fort, um den Unterhalt zu verdienen, und so war Mieken fast die ganzen Tage ihres Kinderlebens allein bei dem blinden Bruder, umgeben von einer stillen, ernsten Natur. Das reifte sie frühzeitig und machte sie nachdenklich, weich und erfinderisch in einem seltsamen Unterrichten und Belehren des kleinen Gefährten, der ihrem Herzen so nahe stand, wie kein Mensch weiter. Sie bat ihn mit ihrer herzlichen, einschmeichelnden Stimme, mit seinen Händen zuerst einmal sie anzugreifen, ganz langsam erst ihr Gesicht zu befühlen, an den Haaren lang herunter zu streichen und dann ihre Körperformen langsam nachzuziehen und im Geiste sie wieder zu zeichnen. Das strengte den Kleinen sehr an, und erst wurde er immer ganz roth vor Eifer, zuletzt aber kam dabei eine große Müdigkeit über ihn; dann hörte Mieken auf mit ihrer Lection, um sie am anderen Tage mit unendlicher, rührender Geduld wieder aufzunehmen. Und es dauerte sehr lange, ehe sie dem Knaben einen nur schwachen Begriff von dem beigebracht hatte, das ihn umgab. Einmal quälte er sie, ihr klar zu machen; was „schön" sei; da dachte sie lange darüber nach; endlich sagte sie, wenn ihm etwas schmecke, was er so recht gern äße, so wäre das etwas Schönes. Nun begriff er es und stellte erst schüchtern, dann immer herzhafter Vergleiche, die das Mädchen ostmals lachen machten.

Sie gleichen sich Beide sehr; nur ist er der Zartere, weil er ja seine Muskelkräfte niemals zu üben braucht bei dem unthätigen Leben, das ihm das Schicksal auferlegt hat. Sie sind Beide groß und schmächtig, geschmeidig, mit goldig-bräunlichem Haar und blauen, ernsthaften Augen. Und durch das wunderliche, abgeschlossene Leben haben sie eine große Scheu vor fremden Menschen bekommen und einen rechten Hang zum Träumen. Mieken ist sehr glücklich, als Peter sie verstehen lernt, als sie mit ihm über die junge, einsame Welt reden kann, in der sie — eines

sich dem Anderen hingebend — aufwachsen; mit dem Entwickeln seines Geistes und seiner Seele festigt sich ihre gegenseitige Liebe zu einander, und wenn Peter sagt: „Mieken, wenn Du bei mir bist, dann ist es ganz hell um mich, denn ich sehe ja mit Deinen Augen," da wallt es heiß in ihrem Herzen auf, und sie ist ganz zufrieden.

Als ihnen Vater und Mutter genommen werden, stehen sie im dreizehnten Jahre. Mieken geht zur Schule nur, wann sie will, denn um die Armenhäuslerin kümmert man sich nicht sonderlich. Und da es Sommer ist, lockt sie die niedrige Stube im Schulhause wenig. Da streicht sie lieber mit Peter draußen herum, und die Kinder pflücken Buchenekkern und machen sich lange Blätterguirlanden, und mit denen bindet Peter das Mädchen fest an sich und sagt, so müsse sie immer bei ihm sein.

Manchmal muß Mieken auch nähen an ihren und des Bruders Sachen, aber das thut sie nicht gern, und es steigt ihr dabei mancher kleine, ungeduldige Seufzer aus der Brust.

Im Winter dann gehen sie Beide zwei Mal in der Woche zur Religionsstunde, und da sie nachdenklich und ernst sind, sprechen sie nachher oft miteinander über ihren Glauben, der sehr treu und einfältig ist.

Im Sommer darauf blüht Mieken sichtlich auf; sie wächst über ihren Bruder fort und wird noch stärker und kräftiger; in ihren Augen schimmert eine tiefe Sehnsucht. Sie fühlt das Reifen ihrer Seele, und sie ängstigt sich darum, denn sie weiß oftmals nicht, was sie mit sich anfangen soll. Einmal klagt sie es dem Bruder, der sie stille anhört; „fühle nur, Peter, wie heiß mir mein Mund brennt —", und sie legt ihre Lippen auf die seinen; aber da küßt er sie gleich und zum ersten Male heftig.

Wenn Mieken jetzt in das Dorf geht, sehen sie die jungen Leute an; sie ist hübscher als die meisten Mädchen, die sie kennen, und daß sie sie nur so selten sehen und nicht mit ihr reden, das reizt ihr Wohlgefallen an ihr. Sie schreitet so gleichmüthig und stolz in ihrem geflickten, dürftigen Kleidchen an ihnen vorbei, und Keiner kann sich rühmen, je einen längeren Blick von ihr erhalten zu haben.

Zur Osterzeit werden die beiden Geschwister eingesegnet; sie treten allein, Hand in Hand, vor den Altar der kleinen Dorfkirche, Mieken zum ersten Mal in einem langen, schwarzen Kleide, in dem sie sehr groß aussieht. Die Aufregung hat sie blaß gemacht, und ihre Augen schimmern feucht. „Die Liebe hofft Alles" — der Spruch, unter dem sie gemeinsam eingesegnet werden, die feierliche Handlung selbst erregen Mieken so sehr, daß sie am ganzen Leibe zittert und Peter sie fest an der Hand faßt. Als sich dann Beichte und Abendmahl gleich daran anschließen und der Geistliche mit eintöniger Stimme betet:

„Jesus, gib gesunde Augen,
Die was taugen —
Rühre meine Augen an;
Denn das ist die größte Plage,
Wenn bei Tage
Man das Licht nicht sehen kann" —

schluchzt Mieken laut auf, und alle Menschen um sich vergessend schlingt sie ihre Arme um Peters Hals und weint bitterlich in ihn hinein. Im Armenhause bei der Großmutter erwartet sie kein festliches Mahl; aber sie behalten Beide ihre guten Kleider an und können auch den ganzen Tag eine feierliche, aufgeregte Stimmung nicht los werden. Mieken holt sich die Bibel und setzt sich neben ihren Bruder. Sie bekommt ganz rothe Backen und glänzende Augen, während sie darinnen hin und her blättert. Sie will den Einsegnungsspruch noch einmal aufsuchen, aber vorher fällt ihr Blick auf die Geschichte der Ruth. Mit raschem Athmen liest sie sie und bewegt ihre Lippen leicht dabei, und als sie zu Ende damit ist, bleibt sie ganz still sitzen; sie hat einen tiefen Eindruck davon empfangen, und mit großen Augen starrt sie aus dem offenen Fenster in den blauen Himmel und in den Frühling hinein.

„Mieken, was machst Du?" fragt Peter ängstlich, weil sie so lange nichts redet. Und sie kann auch jetzt nicht gleich antworten; nach einer Weile sagt sie mit einem übervollen Leben in der Stimme:

„Ach, Peter, es gibt so etwas Wunderschönes auf der Welt —"

„Was denn, Mieken? Du bist doch das Schönste und Beste — für mich gewißlich — und wohl auch für alle Anderen."

„Mein Peter — —" „Mieken, weinst Du?"

„Ja, Peter, ich kann nicht anders." — „Warum nur?"

„Ach! ich sehne mich so sehr —" „Nach was denn?"

„Ich weiß nicht — —"

„Mieken, ist es sonnig draußen?" fragt er und seine Stimme klingt sehr traurig. „Ja, Peter."

„Ich glaube, auf mich fällt ein großer Schatten —"

„Auf uns Beide," sagt das Mädchen aufgeregt, „wir sind ja Zwillinge und gehören immer zu einander." — „Nein, nein, Mieken!"

„Ja wohl, Peter, immer; aber komm! Draußen ist es viel schöner wie hier drinnen, wir wollen ein Stück zusammen laufen."

Als sie zurück kommen zur Großmutter, durchweht von der herben und doch so hoffnungstrunkenen Frühlingsluft, ist es schon dämmerig geworden. Die alte Frau sitzt auf einem Holzstuhl am Fenster; ihre trüben Augen sehen unter fast ganz geschlossenen Lidern theilnahmlos vor sich hin. Das gelbe, etwas grelle Abendlicht macht ihr Gesicht so fahl, und ihr Unterkiefer hängt müde, schlaff herunter, als wenn sie gestorben wäre. Mieken wird es ganz kalt, als sie sie so sitzen sieht. „Großmutter! Groß — mutter — lebst Du auch noch?" fragt sie laut, furchtsam an der Thür stehen bleibend.

Die Alte hustet auf und sagt dann mißmuthig: „Natürlich, kommt nur herein; übrigens, Mieken, war für Dich ein Bote hier; Du sollst morgen früh bei guter Zeit zum Ortsvorstand kommen."

„Ich?!" — „Na ja, Du." — „Was soll ich da?" — „Weiß ich's!" — „Dann gehe ich mit," sagt Peter besorgt.

„Nein, Mieken wird allein gehen."

Als Mieken heute ihr hartes, dürftiges Bettchen aufsucht, bleibt sie lange auf dem Rande sitzen. Die dicken Zöpfe fallen ihr nach vorn über die Schultern und um die Stirne legen sich weich die kurzen Haarsträhnen. Es ist ganz dunkel in dem Kämmerchen. Sie hat ihre Knie ein wenig hoch gezogen und ihre Arme darum geschlungen, der Kopf ist ihr in ihrem wachen Träumen auf die Brust gesunken, ganz tief auf die junge, lebendig arbeitende Brust, sodaß der Mond, als er später über die Baumkronen des Buchenwaldes heraufsteigt und mit seinem weißlichen, schimmernden Licht durch die graustaubigen Fensterscheiben sieht, ihren warmen Hals innig berührt. Da streckt sich das Mädchen schnell unter die Decke; und sie legt ihre beiden Hände fest auf die heißen Augenlider; aber die überreizten, jugendlichen Gedanken drängen sich in ihr Beten und in ihren unruhigen Halbschlaf, und der Seufzer, der von ihren Lippen in die stille Nacht geht, ist zum ersten Mal nicht mehr so unschuldig leicht, so seelenrein — — Am anderen Morgen steht sie frühe auf und kleidet sich sorgfältiger an, wie sonst. Ihr Haar ist glatt gekämmt, und sie trägt das schwarze Kleid von gestern und eine reine, bunte Schürze. Dann geht sie, und sie schreitet rüstig aus. Eine frische Brise weht vom Meere und röthet ihr die Backen. Von dem warmen Frühlingsmorgenduste, der die saftig grünen Buchenwaldungen leuchtend einwebt und sich nach dem weiten Horizonte hin sanfter abtönt, sieht sie nichts, denn ihr Herz ist bange davor, was man von ihr will.

Als sie an ihr Ziel gekommen, athmet sie erst noch einmal tief auf, ehe sie an die Thür anklopft, die gleich unten vom Hause aus rechts in eine große, niedrige Stube führt. Dann steht sie vor dem kleinen, korpulenten Mann, den sie fast um Kopfeslänge überragt.

„Ja, Mieken," sagt der und macht ein strenges Gesicht, „ich glaube, wir haben Dich nun lange genug gefüttert, und es wäre wohl an der Zeit, daß Du Dir Dein Brot selbst verdienst. Du bist groß und stark, wie nur eine, und das müßige Leben muß Dir ja selbst zur Last werden."

Mieken hat den Kopf hochmüthig zurückgeworfen.

„Ich werde schon arbeiten," antwortet sie ruhig und kalt, denn ihre Furcht ist verflogen bei den ersten unfreundlichen Worten des Mannes vor ihr, „bis jetzt kümmerte sich nur kein Mensch aus Eurem ganzen Dorfe um Mieken Flören und den blinden Peter —"

Das helle, rothe Blut ist ihr dabei bis in die Stirne gestiegen und ihre großen, blauen Augen sehen sehr leidenschaftlich drein. Daß an dem offenen Fenster ein jugendlicher Männerkopf auftaucht und ihre kräftige, anmuthsvolle Gestalt mit bewunderndem Blicke umfängt, gewahrt sie nicht. Sie fühlt sich gekränkt bis in ihr innerstes Herz hinein.

„Na, Mädchen," fährt der kleine Mann fort, „wenn Du willst, kannst Du gleich bei mir eintreten als Magd für meine Kinder. Du wirst Dein gutes Essen bekommen und anständige, ordentliche Kleidung und, wenn wir mit Dir zufrieden sind, wohl auch noch einen Pfennig in die Tasche."

Er sieht gespannt zu ihr hinüber, denn sie gefällt ihm gut für sein Haus. Sie bleibt eine Weile stille vor ihm stehen, und um ihre Lippen zuckt es ein paar Mal, als wolle sie weinen; dann sagte sie: „Mir ist's recht so; nur Eins möchte ich mir ausbitten — daß ich Abends wieder heimgehen kann, ich meine, in's Armenhaus, denn einmal an jedem Tage muß ich meinen Bruder sehen, meinen armen Bruder."

Sie kann's nicht aufhalten, daß ihr die Thränen in den blauen Augen über den Rand treten und langsam an den Backen herunter laufen.

„Aber Mieken, hier hast Du ja ein schönes, warmes Bett, und dort — — —" Der Ortsvorsteher verschluckt das Wort, das ihm unvorsichtig über die Lippen gehen wollte; „ich meine, Du mußt ja dann soweit noch laufen," fährt er nach einem verlegenen Räuspern fort, „und in der Nacht mußt Du doch schlafen und kannst nicht mit Deinem Bruder reden, sonst bist Du nicht frisch zur Arbeit am anderen Morgen."

„Laßt das nur meine Sorge sein; wenn wir uns Abends eine gute Nacht und früh einen guten Morgen wünschen können, ist es uns genug — und beten müssen wir auch zusammen, sonst hat es nicht die rechte Kraft; also darf ich zu ihm gehen oder nicht? ich sind' am Ende auch anderswo Arbeit."

„Na, na, ruhig Blut, Mieken! nur nicht gleich so oben hinaus, dazu hast Du keinen Grund und auch nicht das Recht; fällt mir übrigens eben ein, zu Euch 'raus kommen jetzt noch zwei Leute, der alte blöde Jan und Fischer Holm, da reicht's wohl nicht mehr zu?"

„Eins, zwei, drei — vier — — fünf, ja fünf! mein Bett bleibt doch noch frei," rechnet Mieken freudig aus und fügt ungeduldig hinzu: „Und jetzt! was wollt Ihr jetzt?"

„Meinetwegen denn, wenn Du darauf bestehst," und leise in sich selbst hinein murmelt er: „den Teufel hat das Mädchen im Leibe, ich kann es ihm nicht abschlagen."

Da streckt ihm Mieken in heller Freude und Dankbarkeit beide Hände entgegen, und das gerade sehen noch die zwei Augen zum Fenster herein, dann gehen sie langsam zurück — sehr langsam, denn sie haben sehr fest an dem Mädchen gehangen.

Mieken ist eben aus dem Garten herausgetreten, in dem das Haus des Ortsvorstehers liegt, und in das volle Sonnenlicht hinein; sie ist in Gedanken und fährt darum erschrocken zusammen vor dem großen, dunklen Schatten, der so dicht vor ihre Füße fällt. Als sie die Augen erhebt, sieht sie gerade in das Gesicht eines jungen Mannes; aber sie kennt ja hier Niemanden genau, deshalb will sie ausweichen und ein wenig schneller an ihm vorbei gehen; doch er vertritt ihr den Weg und sagt mit einer ernsthaften, derben Herzlichkeit:

„Guten Morgen, Mieken! Das wird wohl ein Glückstag für mich

werden, daß ich schon so frühe dem schönsten Mädchen im ganzen Dorf begegne."

„Laß mich nur gehen," sagt Micken etwas aufgeregt und geängstigt, „ich weiß gar nicht, wer Ihr seid?"

„Ist's nur das, was Dich grämt?" fährt der Bursche fort, „ich heiße auch Peter, wie Dein armer Bruder, Peter Frey, und bin Lootse und jetzt nur 'mal daheim, weil ich kürzlich ein Unglück nahm und mich nun ausheilen muß; zwei Rippen hatte ich mir gebrochen."

Micken hatte seiner Rede Stand gehalten und mit ihren ehrlichen, klugen Augen in sein braunes, wetterhartes Gesicht gesehen.

„Das thut mir leid," sagt sie theilnehmend, „aber jetzt laßt mich weiter."

„Das soll Dir aber nicht leid thun, daß ich jetzt hier bin, Micken!" erwidert er und rührt sich nicht von der Stelle. Er sieht sie mit einem sehr wenig braven Blicke an, und sie wird roth und zittert vor ihm. „Nein, nein, ich freue mich ja! aber, um Gottes willen, laßt mich hier durch!"

Peter Frey lacht lustig auf.

„Du freust Dich also?! Ich freue mich noch viel mehr, daß wir so nahe bei einander wohnen werden, denn, nicht wahr, Du kommst jetzt hierher in's Dorf, in jenes Haus dort?"

„Ja, aber ich kann Euer ganzes Dorf nicht leiden und komme sehr ungern hierher; ich bliebe viel lieber unten im Armenhause bei meinem Peter."

„Es braucht ja nicht nur im Armenhause zu sein — Du kannst auch hier einen Peter haben — Deinen — Peter — —" sagt Franz Frey, und er neigt seinen Kopf so tief zu ihr, daß sie ihr warmes Gesicht ganz fest in ihre beiden Hände hinein drückt, um nichts mehr von ihm zu sehen, und leise — bitterlich fängt sie an zu schluchzen. Da tritt er zur Seite.

„Geh nur jetzt," sagt er weich, „aber eine Hand kannst Du mir schon geben; sieh einmal, ich gehöre ja gar nicht mehr so recht zu dem Dorfe, das Du nicht leiden magst und von dem Du wohl auch nicht viel Gutes erfährst. Meine Heimath ist die See da draußen."

Micken hat sich bei seinen letzten Worten ein wenig beruhigt; mit halb abgewandtem Gesicht legt sie ihre Finger in seine ausgestreckte, grobe Hand; dann läuft sie, wie gesagt, den Weg entlang. Als sie eine große Strecke darauf hingegangen ist, hält sie athemlos inne; sie wendet sich zurück und legt schützend die Hand über die Augen wegen des grellen Sonnenscheins. Aber als sie dort unten eine große Männergestalt stehen sieht, mit dem Gesichte ihr zugekehrt, schämt sie sich sehr und geht schnell voran. Sie konnten es Beide nicht sehen, aber sie fühlten es, daß ihre Blicke in einander gegangen waren . . .

Als sie heimgelaufen kommt, athemlos und erhitzt, geht sie zuerst ihrem Bruder aus dem Wege; sie weiß, daß er ihre Hände und Gesicht streichelt und sie liebkost, und er würde sie fragen, warum sie so heiß wäre, und sie wüßte ihm darauf nicht zu antworten.

Aber sie muß sich dann doch zu ihm niedersetzen, neben ihn auf das schmale, graugrüne Bänkchen, seitlich der Hausthür. Sie sagt ihm, daß sie morgen fortginge in den Dienst, aber daß sie Abends immer zurück kommen würde, damit sie sich sähen.

„Du gehst wohl gerne fort, Micken?" fragt Peter mißtrauisch, denn er achtet so gut auf ihre Stimme, und es schien ihm, als wäre sie voll heimlicher Freude, als spräche sie mit lächelnden Lippen; er kommt ganz nahe zu ihr: „warum freust Du Dich?"

Hätte er den hülflosen, verstörten Blick aus Mickens Augen sehen können, so hätte er Mitleid mit ihr gehabt; sie drehte sich von ihm fort und sagt leise:

„Wenn ich so gern ging, dann käme ich doch Abends nicht wieder, nicht wahr?"

„Thust Du das auch nicht um meinetwillen nur?"

Da küßt sie ihn statt jeder Antwort, aber sie macht die Augen fest zu dabei.

Ohne jede Leitung hatte sie sich aus sich selbst zu dem entwickelt, was sie war, ein Gemisch von Sorgfältigkeit und Schwermuth, Herbheit und Schwäche, und sie war jung und fürchtete sich vor dem Gefühl, das in ihr wach wurde. Es wollte ihr über alle Vernunft gehen und nahm ihre Ruhe mit sich fort. Und dabei wollte sie es allein überwinden und begreifen lernen, weil sie sich schämte, es zu sagen, wie es in ihrer Seele aussähe. Der Tag, das, was er für sie brachte, hat sie so müde gemacht, das sie zeitig nach ihrem Bett verlangt, und sie schläft ein, noch ehe sie sich ausgekleidet hat; so matt hat sie sich noch nie gefühlt.

Früh wandert sie von Haus fort, noch ehe sie die Großmutter oder ihr Bruder gesehen haben; sie will ihm und sich selbst den Abschied ersparen. Ihre Sachen hat sie in ein wollenes Tuch geschlagen, das nimmt sie unter den Arm. Aber ihr Schritt ist langsamer als sonst, und ihr Kopf gebückt und aus ihren Augen sieht noch ein verträumter Sinn. Die Sonne blendet sie, und sie rückt sich das bunte, kattunene Tuch auf dem Kopf tief in die Stirne.

Als sie zum Ortsvorsteher Laren kommt, ist es noch sehr früh am Morgen, aber es ist schon viel Leben im Hause. Sie sieht jetzt zum ersten Mal die Frau, in deren Dienst sie treten soll; sie ist stark und groß und hat so wunderbar helle, scharfe Augen und eine herzhafte, nicht eigentlich gewinnende Art ihres Entgegenkommens. Die spiegelnden Haare trägt sie straff aus dem hageren Gesicht gekämmt, von einer tadellosen Ordnung und Sauberkeit spricht ihr ganzer Anzug. Ihrem herben, herrschsüchtigen Ausdruck sieht man es an, daß sie bei ihrer dienenden Umgebung dieselben guten Eigenschaften verlangt, die sie selbst in sich vereinigt, aber Micken will ihr gehorsam sein und aushalten bei ihr um jeden Preis. Bei diesem stillen Gelöbniß wandert ihr Blick halb unbewußt zum Nachbarhause hin, in dem man noch nicht an das Tageswerk ging. Dann steigt sie die zwei Treppen hinauf in ihre Kammer. Sie sieht sich darinnen mit großen, erstaunten Augen um, denn so schlicht auch die Einrichtung gehalten ist, ihr scheint sie reich und voll Ueberfluß; Stühle, Tisch und die Kommode, alles sieht gediegen und gut erhalten aus, und dann tritt sie an das Bett — sie hebt die Decke auf und streicht zaghaft bewundernd über die vielen, weichen, warmen Federkissen; sie denkt an ihr dürftiges Bettchen dort unten im Armenhause, und es ist ein wunderliches halb lachendes Schluchzen, das aus ihrer Brust kommt. Hier könnten sich die jungen Glieder behaglich strecken und ausruhen, aber sie will es nicht besser haben, als ihr Zwillingsbruder — ihr Peter. Als sie in Gedanken leise den Namen vor sich hin spricht, wird sie roth, es gibt nun noch einen Peter, den sie kennt — —

Später wird sie zu den Kindern abgerufen; vier Kinder sind es, die sie zu hüten hat, und das älteste von ihnen ist vier Jahre alt; aber sie lacht ihnen freundlich entgegen und redet ihnen gut zu, um sie nicht furchtsam zu machen. Und sie kleidet sie an unter viel munteren Späßen, daß sie nicht erst ungeduldig werden und in das Weinen kommen sollen. Dann geht sie mit ihnen in den Garten. Und sie plagt sich redlich, den ganzen Morgen spielt sie mit ihnen und singt sie ein und trägt bald dieses, bald jenes, oder auch zwei zusammen, eines auf ihrem Rücken und eines auf ihren Armen, herum. Als sie das thut, hört sie ihren Namen rufen, über den Zaun hinweg, der diesen Garten von jenem der Nachbarsleute trennt; sie dreht sich um und sieht Peter Frey drüben stehen; aber sie geht nicht zu ihm, sondern nickt nur leicht mit dem Kopf.

„Nein, Micken, Du mußt einmal herkommen," bittet er halblaut, aber so eindringlich, daß sie sich ihm langsam mit ihrer schweren Bürde nähert. „Drehe Dich einmal um," sagt er, als sie vor ihm steht und wie sie es thut, hebt er den dicken Buben von ihrem Rücken herunter und nimmt ihn auf seine Arme. Der schreit und zappelt, daß es dem Mädchen angst wird.

„Gib ihn mir schnell zurück!" bittet sie dringend.

„Ich werde ihn Dir hinüber bringen in den Garten, Micken," erwidert der junge Mann freundlich, aber bestimmt, „Du bist zu jung, um so schwer tragen zu können, das thut Dir Schaden, und das leide ich nicht."

Micken hat eine heftige Antwort auf den Lippen, doch als sie Peter in das Gesicht sieht, läßt sie den Kopf hängen und bleibt still. Sie ist ernst und zerstreut den ganzen Tag über. Und wie sie dann die Kinder zur Ruhe gebracht hat und es draußen dunkel wird, geht sie zurück zu ihrem Bruder. Frau Laren hat es wohl nicht leiden wollen, aber da hat sie der Rede nicht stand gehalten, sondern ist fortgelaufen. Der Himmel hatte sich gegen Abend mit Wolken umzogen, und nun pfeift der Wind in dem jungen Buchenlaub; es ist ein warmer Südwest, dem sie entgegen stürmt. Sie hat den Mund offen stehen, um leichter athmen und schneller gehen zu können; so dauert es nicht lange, bis sie daheim ist. Ihr Bruder sitzt auf den Stufen vor der Hausthür; mit Allem, was in ihm lebt, hat er auf sie gewartet. Fast wäre sie über ihn gefallen, wenn er nicht leise ihren Namen gerufen hätte.

„Micken, bist Du wirklich gekommen, mein Micken! und warum bist Du heute Morgen ohne Abschied von mir gegangen? Das darfst Du nie wieder thun, hörst Du? nie wieder."

Sie legt ihren Arm um seinen Hals und zieht ihn fort in den Hausflur und dann in die dunkle Stube hinein, in der die Großmutter schon schläft. Dort kauern sie sich zusammen in eine Ecke, Micken verlangt nicht nach Licht. Sie erzählt ihm von ihrem Tagewerk und er ihr von dem seinen, von der leichten Flechtarbeit, mit der er sich jetzt beschäftigt, und die er vor dem Haus im Freien gemacht hat, und wie er die Vögel dabei hätte singen hören, so zärtlich. Und sie sagen sich, wie lieb sie sich haben — und dann horchen sie auf das langsame, regelmäßige, volle Athmen der Alten. Noch dichter schmiegen sie sich an einander, Brust an Brust und Wange an Wange, und am Ende schlummert Micken in des Bruders Armen ein, ganz fest — so still — und er regt sich nicht, damit sie schlafen kann, so still, denn sie hat ihre junge Kraft verbraucht und muß sie wieder sammeln zum anderen Tage. Er ist so froh, sie ganz nahe bei sich zu haben, ihren Athem das Klopfen ihres Herzens zu fühlen, die lange Nacht hindurch.

Und so gehen die nächsten Monate hin, die Mickens gleichmäßiges, fleißiges Leben umschließen. Frau Laren fängt an, ihr freundlichere Blicke zu geben, denn sie weiß ihre Kinder sorgsam und gut bei ihr verwahrt. Und Micken zeigt sich im Dienste willig und freundlich und die Kinder hängen an ihr mit aller Liebe ihrer kleinen Herzen; so schnell kann sie sie beruhigen und trösten beim Weinen durch irgend eine Spielerei, und dabei lacht sie leise und kurz, freilich so recht aus voller Seele nicht mehr; der freundliche Ausdruck ihrer Züge wechselt jetzt so schnell mit einem herb schwermüthigen. Seit vielen Tagen lebt sie in heftigem, innerem Kampfe; Peter Frey hatte sie gebeten, immer wieder und mit großer Geduld gebeten, sie Abends auf ihrem Heimweg begleiten zu dürfen, und sie hatte es ihm nicht erlaubt, ihm schließlich hart und kalt darauf geantwortet; nun hat sie ihn seit drei Tagen nicht mehr gesprochen, kaum gesehen, und weil sie das so stark empfindet, weil sie so sehr unglücklich darüber ist, darum weiß sie es, daß sie ihn mehr liebt, als sie soll. Sie hat ihren blinden Bruder, und für ihn will sie sorgen ihr ganzes Leben lang und doch kann sie sich nicht in dieser Vorstellung zurecht finden. Sie denkt an Ruth, aber die hatte keinen hülflosen Bruder, sagt sie sich, und sie fängt mit einem Male darum an zu weinen, während die Herbstsonnenstrahlen mit sanfter Wärme sie und das Kind umfangen, das auf ihrem Schooße spielt. Als ihre Thränen wie blinkende Thautröpfchen auf die kleinen Finger fallen, die an den gelben Knöpfen ihrer Jacke hinauflangen, wischt sie sie erschrocken schnell fort und lacht schon wieder, so leise, rührend. Aber wie dann der Abend kommt und sie fortgeht, bleibt sie lange

noch am Zaune stehen, an dem Zaune, über den hinweg Peter ihr einst das weinende Kind vom Rücken nahm, just an derselben Stelle. Sie hat ihre Ellenbogen aufgestützt und ihr heute ein wenig blasses Gesicht in die kalten Hände gedrückt. Es ist ihr, als schüttele man alle ihre Gedanken durch einander; ihr ist es heiß am ganzen Leibe und darum fröstelt sie in der feuchten Abendluft. Sie kann den Abend heute nicht hingehen lassen, ohne etwas Besonderes — Außergewöhnliches zu thun, sie will den Weg allein wandern — sie kann nicht . . . Eilig, als fürchte sie ein rasches Aendern ihres Entschlusses, läuft sie durch den Garten, hinüber in den anderen; an der Hausthür drüben sieht sie Peter Frey's große, derbe Gestalt lehnen; sie will inne halten im Gehen, aber ihr Herzblut treibt sie näher an ihn heran, immer näher, nur wenige Schritte von ihm bleibt sie stehen. Sie senkt den Kopf auf die Brust, streckt hülflos ihre Arme aus, und ein zitternder Hauch wird ihre Stimme, wie sie sagt „Peter — komm mit — — mir — —"

Als habe er eben nur darauf gewartet, als wenn er es fest gewußt hätte, daß es so käme, steigt er die Stufen hinunter, langsam und ohne ein Wörtchen zu reden; er nimmt ihre Hand in die seine und drückt sie sehr fest, und er zieht das Mädchen schnell mit sich fort auf dem Landweg. Ohne Aufenthalt, hastig und nichts zu einander sagend, schreiten sie darauf hin. Am Himmel treibt zerrissenes, flockiges Gewölk nach Westen, Sterne blicken manchmal dazwischen hindurch, aber sie Beide können ihre Augen und ihre Herzen nicht aufwärts erheben . . .

Draußen, um das Armenhaus herum ist Alles wie gestorben. Die stille, dunkle Nacht sieht aus den kleinen blinden Scheiben, nur der Wind streicht durch die welken Blätter an den Bäumen und sie fallen hier und dort nieder. — Mieken grüßt mit ihren großen, scheuen Augen in das Fenster, hinter dem sie ihren Bruder schlummern weiß. Dann läßt sie sich von Peter auf das schmale, graugrüne Bänkchen seitlich der Hausthür herabziehen. Ihr Kopf sinkt ganz tief auf ihre Brust, Peter streicht mit weicher, schonender Zärtlichkeit über ihre feuchten Haare: „Mieken, Du liebes, liebes Kind — — —"

* * *

Als das kühle, nüchterne Morgenlicht Welt und Leben entschleiert, kniet Mieken am Bett ihres Bruders. Sie ruft ihn mit seinem Namen, aber sie fährt zusammen, wie sie sich sprechen hört:

„Peter, komm — wir wollen zusammen fortgehen."

Er ist bei ihrer Stimme gleich aufgewacht, aber er hat den Sinn ihrer Worte nicht begriffen. Sie sagt es ihm noch einmal.

„Wohin, Mieken?" fragt er.

„Fort —" sagt sie mühsam und verbirgt den Kopf in der Decke seines Bettes. Da macht er sich schnell bereit. Er weiß wohl nichts aus der Schwester jungem Liebesleben, aber er fühlt es in seiner Seele, daß diese letzten Stunden eine große Veränderung für sie brachten; und sie war gestern Abend auch nicht heimgekommen, sie hatte nicht mit ihm gebetet, am Ende gar nicht gebetet — —

Er läßt sich von ihr hinausführen und hält sie ein wenig fester an der Hand, wie sonst.

„Mein Mieken, sage es mir," bittet er zärtlich. Aber er hört sie nur schluchzen.

Es ist ein wunderbarer Morgen.

Die Sonnenstrahlen brechen durch das gelb und rothe Buchenlaub, das unbewegt an seinen Zweigen hängt. In der Ferne schimmert das weite, grenzenlose Meer, und dünner, weißer Nebel braut über ihm und dem Walde und der stillen blühenden Haide. Die Sonnenfäden spinnen sich von Baum zu Baum und über den Weg, und sie weben ein festes Band vom Bruder zur Schwester.

„Es muß heute sehr schön sein in unserer Heimath, nicht wahr, Mieken?"

„Wir gehen immer der Sonne entgegen," antwortet sie und legt die Lippen schmerzlich auseinander.

Sie wandern so lange fort, und der große, gewaltige Wasserspiegel rückt ihnen immer näher, ganz nahe — sie stehen davor — —

Da wird Miekens Gesicht mit einem male ganz weiß und vor ihren Augen wird es finstre Nacht. Sie läßt die Hand ihres Brudes fahren und breitet ihre beiden Arme aus.

„Peter ich falle!" schreit sie verzweifelt aus.

„Und ich mit Dir — —"

* * *

Um das kleine baufällige Haus, das in dem stillen abgeschlossenen Erdenwinkel steht, zieht der Abendwind mit leisem Gruß vom Meere. In das kühle, gelbe Licht der sinkenden Sonne sind die drei Menschen hinausgetreten, die dort wohnen, die Großmutter — der alte Jan und der Fischer Holm. Mit blöden, trüben Augen sehen sie in das Land und rufen abwechselnd in langgezogenen, klanglosen Tönen: „Mieken! Peter!" —

---

# Aus der Hauptstadt.

## Die gelöste Judenfrage.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat eine Judendebatte stattgefunden, die durch ihren Ton, durch die Wucht und Entschlossenheit des Angriffs sich merkwürdig unterschied von allen, welche wir hier zu Lande je gehört haben. Unumwunden, rücksichtslos erklärten die Führer einer großen Partei dem Judenthum den Krieg bis auf's Messer, und Aeußerungen wahrhaft infernalen Hasses wurden laut. Wieder einmal hat sich bei dieser Gelegenheit erwiesen, wie geringfügig im Grunde die Sympathien sind, welche man den jüdischen Mitbürgern auch in anderen Parteien als der conservativen entgegenbringt; matt und phrasenhaft klangen die Vertheidigungsreden der Hobrecht und Rickert, das Centrum aber hüllte sich, bedeutungsvoll genug, in ein vielsagendes Schweigen. Vom Regierungstische aus sprach kein Mensch. Obgleich Graf Caprivi vor Wochen die liberale Opposition Dank seiner bekannten Erklärung gegen Ahlwardt aufathmen, die Regierungspartei aber vor Aerger fast ersticken gemacht hatte, fühlte sich von seinen Collegen doch Niemand veranlaßt, die Worte des Leiters unserer Politik zu wiederholen oder die wenigen darin enthaltenen Gedanken auszuspinnen. So bedurfte es denn gar keiner Revue der Preßäußerungen, gar nicht der mißmuthigen Schimpfreden freisinniger und des triumphirenden Trommelwirbels antisemitischer Blätter, um die Welt klar erkennen zu lassen, wer hier eine schwere Niederlage erlitten hatte.

Es wird nicht bei der einen bleiben, und nicht bei der Niederlage durch bloße Worte. Das Ziel, worauf wir lossteuern, tritt klar zu Tage, seitdem die Parteibeschlüsse auf Tivoli den Antisemitismus salon- und regierungsfähig gemacht haben.

* * *

Ueber die Berechtigung der Bewegung an sich auch nur noch ein Wort zu verlieren, hieße Kohlen nach Newcastle tragen. Gewissenlos haben entartete jüdische Industrielle und Journalisten jahrzehntelang nicht sowohl gegen uns Deutsche als gegen ihre eigenen Stammesgenossen gewüthet, haben in bornirter Selbstverblendung so lange gestachelt und gehöhnt, bis der furor teutonicus erwachte. Ein jüdisches Blatt wagte zu schreiben, das Herrenhaus müsse, nachdem die evangelische Generalsynode darin getagt habe, gründlich desinficirt werden; ein jüdischer Bankier legte 1870 in Berlin die französische Kriegsanleihe auf, und jüdische „Finanzkunst" war es, die im vergangenen Jahrzehnt mittelbar wie unmittelbar den Wohlstand Tausender vernichtete. So herzlich die geistig vornehmen Juden solche Ausschreitungen bedauern und so sehr sie die Schmach empfinden, welche gerade ihre Genossen ihnen anthun, das Volk und die Agitatoren wissen nicht zwischen ihnen und den anderen zu unterscheiden.

In diesen Blättern haben die Vertreter der abweichendsten Ansichten das Wort ergreifen dürfen, und wo immer Einer der Frage auf den Grund ging, nicht mit flachen Humanitätsphrasen sie streifte, da kam er zu dem Endresultat, daß die Bewegung vom wirthschaftlichen wie vom national-sittlichen Standpunkt aus eine gewisse Berechtigung habe. Wo Rauch ist, da fehlt es gemeinhin nicht an Feuer; wo breite Massen der Bevölkerung murrend gegen eine öffentliche Erscheinung sich wenden, da ist es nicht allein demagogische Agitation, die sie aufreizt. Für die Juden steht heute Alles auf dem Spiel; der Radicalantisemitismus verhehlt es gar nicht, daß er die Gesetze von 1869 revidiren will, und wie die Dinge einmal liegen, muß man befürchten, daß ihm in nicht zu ferner Zukunft die Ausführung seines Programms zum Theil wenigstens gelingen wird.

Denn die Juden haben auf thatkräftigen Beistand der anderen Parteien wohl kaum zu rechnen. So paradox dies klingen mag, so wahr ist es. Aus Furcht, von der wachsamen Presse angegriffen zu werden oder gar das Schicksal Löwel's zu erleiden, auch wohl, weil sie nicht in den Ruf eines „potitischen Zuhälters" und Culturbarbaren kommen möchten, stehen die meisten Politiker der Judenfrage „neutral" gegenüber oder bekämpfen „antisemitische Ausschreitungen"; in Wirklichkeit aber sind sie Zöllner und Pharisäer fast allesammt. Neben den Conservativen versäumen die Klerikalen keine Gelegenheit, jüdisches Finanzgebahren, jüdische Moral, jüdische Lebensführung in ihren ungeheuer einflußreichen Zeitungen auf's Gehässigste anzugreifen; nicht nur der Abgeordnete Brandenburg, welcher den Ausschluß der Juden von der juristischen Laufbahn verlangte, sondern alle hervorragenden Mitglieder des mehr nach rechts postirten Centrums verhehlen bei passender Gelegenheit keineswegs ihre wahre Gesinnung. Durch katholische Organe ist der Antisemitismus nach Süddeutschland getragen worden. — Unter den Sozialdemokraten herrscht schon jetzt eine schlechthin fanatische Wuth gegen das Vorwärts-Judenthum, und nur der Umstand, daß die „Deutschsozialen" ihnen auf ihrem ureigensten Gebiete Concurrenz machen, ihnen sogar Wahlkreise fortzunehmen wissen, drängt den Judenhaß der gewöhnlichen Arbeiterführer zurück, macht sie den antisemitischen Parteien feindlich gesinnt. Aber nicht zum Letzten darum sind Herrn Vollmar die Herzen zugefallen, weil er in Opposition steht gegen die Singer, Stadthagen, Liebknecht, Zadek, Bernstein, Sabor, Bamberger, Lachmann, Lazarus, Lippmann. Auf dem diesjährigen sozialistischen Parteitag wurden in breiter Discussion ungemein viel Nebensächlichkeiten behandelt; über die brennenden Fragen, die staatssozialistische und die antisemitische, hütete man sich aus guten Gründen, eingehend zu sprechen und machte sie mit inhaltlosen Singerresolutionen ab.

Die Freiconservativen aber, die Nationalliberalen und die Freisinnigen, behauptet man, sind die mannhaften Vertheidiger „ihrer jüdischen Mitbürger"; der Kampf gegen den Antisemitismus soll eins von den Banden sein, welche gerade diese drei Parteien umschließen. Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Liest man indessen die „Post", das führende Organ der Reichspartei, die den Juden absolut nichts nachsieht und ihnen immer wieder, in gentilster Form natürlich, ihre Schwächen vorhält; beobachtet man das Verhalten der Fraction gelegentlich einer Judendebatte, das halb schadenfrohe, halb mitleidige Schweigen der ab-

ligen Herren, so wird man betreffs der Freiconservativen bald eines Besseren belehrt sein. Die Nationalliberalen haben wiederholt bei Stichwahlen für antisemitisch-conservative Candidaten gestimmt; große Zeitungen der Partei, seiner Zeit die „Kölnische" allen voran, nehmen gewissen Schäden gegenüber überhaupt kein Blatt vor den Mund, und das „Leipziger Tageblatt" läßt an Schneidigkeit auch nach dem Urtheil enragirter Antisemiten nichts zu wünschen übrig.

Was nun den Freisinn anbelangt, so möge man sich durch Herrn Rickert's große Worte nicht täuschen lassen. Herr Rickert meint es gut und ehrlich, aber sein Einfluß ist ganz offenkundig gleich Null; bei sehr vielen freisinnigen Herren darf man wie bei Herrn Justizrath Lessing von der „Vossischen" voraussetzen, daß sie sich nicht für „Culturbarbaren" und „Schandflecke des Jahrhunderts" halten, folglich aber auch den Antisemitismus nicht so streng beurtheilen wie die Parteiredner es thun. Freisinnige aus der Berliner Hochburg weigern sich, unter einem jüdischen Bezirksvorsteher zu arbeiten; freisinnige Stadtverordnete stimmen bei der geheimen Wahl des stellvertretenden Vorstehers nicht für ihr jüdisches Fractionshaupt, trotzdem sie dazu verpflichtet waren. Daß dies dieselben Leute sind, welche kurz vorher den Herrn Löwel antisemitischer Regungen wegen aus ihrer Mitte stießen, verräth ergötzlich die politische Heuchelei des Residenzfreisinns. Und ebenso ergötzlich ist der Umstand, daß Justizrath Meyer genau so viel Stimmen erhielt, als jüdische Stadtverordnete in der Sitzung anwesend waren. —

Ich habe mich über die Stellung der einzelnen Parteien zur Judenfrage deshalb so eingehend verbreitet, weil ich den Nachweis erbringen wollte, daß keine von den jetzigen Fractionen geschlossen und mit ehrlichem Herzen für die semitischen Mitbürger eintritt.

Mittlerweile gehen die Wogen des Antisemitismus höher und höher. Eine alle anderen Parteien mustergültige Begeisterung hat die Kämpfer erfaßt, und der „Tag von Liegnitz" wird für sie nicht minder glorreich als der von Friedeberg-Arnswalde sein. Noch nicht lange ist es her, daß, wer immer antisemitisch dachte, dies Gefühl heimlich im Busen barg, wie etwas Bestialisches, Gemeines (die liberalen Zeitungen hatten alles Volk mit der „Schmach des Jahrhunderts" eingeschüchtert); heute brüstet sich männiglich, in jüdischer Gesellschaft sogar, und kokettirt mit seinem „sittlichen" Antisemitismus. Heut' ist es modern, Judenfeind zu sein. Welche Empfindungen diese Strömung gerade in den Herzen der Juden erweckt, die es treu und ehrlich mit dem Vaterlande, mit deutscher Cultur meinen, die gern mitarbeiten möchten an dem großen Werke und sich nun geächtet sehen, sich nun wie ein parasitäres Element gehaßt wissen — das kann nur ein Tragiker schildern, der Herrn Fritz Mauthner weit und Herrn Jacubowsky überragt. Der Jude, gegen den berechtigter Haß sich kehrt, der gemeine Ausbeuter, der freche Cyniker, das aufdringlich-protzige Geistesgigerl — der scheert sich den Kuckuck um Hohn und Verachtung, der spinnt sich hochmüthig in den Wahn seines Nobilethums ein; wirklich edelmännische Juden aber leiden furchtbar unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die sie verbittert und verzweifeln macht.

Eines Ahlwardt würdig ist die Behauptung, zwischen Juden gebe es keinen Unterschied, der beste sei so gefährlich wie der verbrecherischste, und dieser Ahlwardt schadet dem berechtigten Antisemitismus fast so viel, wie die liberalen Blätter ihm nützen. Nicht aus reinem Wohlgefallen an der nackten Negation, an der Zersetzung des Volkes, welches ihnen Gastrecht und Bürgerrecht gewährte, sind die jüdischen Heersäulen der Rickertei zugefallen, sondern weil sie überall sonst zurückgestoßen wurden oder mit Fug Verrätherei argwöhnten. Ihre schlechte parteipolitische Diplomatie hat sie und den Freisinn in Verruf gebracht. Thatsächlich aber neigt der Jude seiner Geschichte und seiner Entwickelung nach zum aufgeklärten Conservatismus; nur so lange er um seine Existenz und seine Menschenwürde kämpfen muß, opponirt er stramm. Das ist, man sage was man wolle, an sich ebenso erklärlich wie berechtigt. Der Jude, und ich denke an den gebildeten Juden der jungen Generation, vornehmlich an den jüdischen Studenten, ist begeisterungsfähig, aufopferungsfreudig, wie nicht viele seiner christlichen Commilitonen; unter den jungen Juden finden sich Feuerköpfe und Feuerherzen zu Hunderten, die für eine große Idee sterben können wie wir. Wer in jüdischen Kreisen verkehrt — und wer dürfte sich Antisemit nennen, wenn er nie mit Juden Umgang gepflogen hat, seinen Feind also gar nicht kennt? — der wird mir bedingungslos beipflichten. Ich kam aus einer Berliner Gesellschaft, wo ein einheimischer jüdischer Kaufmann sich nicht entblödet hatte, vor der ganzen Versammlung sein Bedauern darüber auszudrücken, daß die „aufgeblasenen Deutschen" 1870/71 nicht geschlagen worden wären; ein schwarzhaariges, junges Kerlchen schloß sich mir an, um mit vor Entrüstung bebender Stimme seinen Religionsgenossen zu verleugnen und einen „vaterlandslosen Verbrecher" zu nennen. — Ich glaube, daß wir Deutschen im Begriff sind, uns an der Zukunft zu versündigen, wenn wir die doch unserem Volke gehörige jüdische Intelligenz zurückweisen oder auf oppositionelle Bahnen drängen; ich glaube, daß wir uns ein klägliches Armuthszeugniß ausstellen, wenn wir es nicht über uns vermögen, für das Vaterland die Geisteskraft von Leuten zu benutzen, die doch wie wir vom Vaterlande beschirmt werden, die wie wir dem Vaterlande ihre Existenz verdanken.

Der im guten Sinne moderne Jude ist so ganz anders als der alte, nur äußerlich emanzipirte Ghettogefangene, als sein noch im Gefängnißschmutz steckender, verschüchterter Bruder. Er ist ein so kostbares Bildungsferment, ein so unentbehrlicher Factor für deutsche Hochcultur. Was die Kreuzzüge dem deutschen Mittelalter, das könnten die Juden unserem Jahrhundert sein. Der junge Jude hat, wenn schon vor weiter nichts, so doch einen angeborenen Respect vor neuen Ideen; mit Lebhaftigkeit geht er auf sie ein, wo der ihm an Bildung gleiche Christ kalt und gleichgültig bleibt. Er ist geneigt, die Welt zu reformiren, den Armen und Bedrückten zu helfen, und das Wichtigste von allen: nie und nimmer neigt der Jude, den man die Monarchie nicht geradezu hassen gelehrt hat, zur Gleichmacherei, zum Republikanismus. Dem Morgenländer steckt die Scheu, die Ehrfurcht vor dem Thron im Blute, und die Schuld des Königthums ist es, wenn es sich aus den Juden Feinde erzogen hat. Was der Talmud über die königliche Würde sagt, mag jeden Ungläubigen überzeugen.

Ich stehe (schon als freier Mitarbeiter eines ausschließlich von Christen geleiteten und ganz unabhängigen Blattes) über dem Verdacht der „Judenknechtschaft" erhaben, und so darf ich denn behaupten, was eigentlich nicht mehr erlaubt ist: in jedem unverdorbenen, unverhetzten Juden lebt die aristokratische Gesinnung des bürgerlichen Patriziats, das sich besser als viele andere Klassen weiß, aber eben darum auch den Besseren, den Herrscher über sich, anerkennt.

* * *

In Deutschland stehen die Juden am Scheidewege. In letzter Minute mögen sie sich besinnen. Sie sind viel zu klug, um nicht zu sehen, daß der Liberalismus in seiner jetzigen Form abgewirthschaftet hat und unrettbar verloren ist. Es kann ihnen nicht entgangen sein, daß die Zeichen der Zeit auf anderes Wetter deuten, daß nicht um politische Vortheile mehr, daß um wirthschaftliche Macht die Parteien der Zukunft ringen. Wieder steigen die Tage der Graechen herauf. Und die Juden wissen es ganz genau, auf welche Seite nach menschlichem Ermessen der Sieg fallen muß.

Darum sind die jungen Israeliten zum größten Theil Sozialdemokraten, darum auch, weil sie gern zu den Unterdrückten stehen.

Oder ist es Trotz der Verzweiflung, ist es höhnischer Uebermuth, der sie in die Reihen der Feinde des monarchischen Staates treibt, sie den Umstürzlern gesellt? Ahnen sie nicht, daß dadurch ihr Schicksal besiegelt wird, daß die Monarchie im Kampf mit der Revolution sich eines Tages gezwungen sehen muß, Staats-Antisemitismus zu treiben, Ausnahmegesetze zu erlassen gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen des Judenthums? In je helleren Haufen Ihr den Singer und Liebnecht zuzieht, Ihr, die an Geist wohl Starken, an Zahl aber Schwachen, um so wahnsinniger wird der Haß gegen Euch entbrennen, und man wird Euch mit Recht hassen. Wer in meine Hütte, in meinen Tempel den Brand zu schleudern sich vermißt, der ist mein Todfeind, und den trachte ich zu vernichten wie ein gemeines Raubthier.

Der Jude ist Monarchist, das soll er nie vergessen. Ein „auserwähltes Volk" steht ohne Weiteres im Kampf gegen demokratische Gleichmacherei. Geistige Begabung, auf die der Jude doch so stolz ist und die er mit Recht für seine beste Waffe hält, erhebt an sich über ganze Schwärme der Mitmenschen.

Neue Kräfte im öffentlichen Leben werden frei; eine Sehnsucht sonder Gleichen erfüllt die Herzen nach dem kommenden Messias. Daß wirthschaftliche grundstürzende und grundlegende Reformen unvermeidlich sind, mit Gewißheit kommen müssen, daran zweifelt kein Verständiger mehr. Nun erringt von Tag zu Tag größere Erfolge die Partei, welche solche Reformen auf ihr Programm schrieb, sie aber nur um den Preis von Zukunfts-Kasernenstaaten und Herdenleben bringen will. Ihr entgegen arbeitend bildet sich langsam, aus tausend Quellen, die monarchische Volkspartei, für die wir seit Jahren auf dem Plane stehen, die der Ausbeuterei und Sklaverei ein Ende machen, nicht aber auch unsere Cultur zerschmettern soll. Ist es nicht bezeichnend, daß zum ersten Male, wo moderne hervorragende deutsche Dichter und Denker in das politische Treiben eingreifen wollen, sie es zu Gunsten dieser neuen Partei thun? Daß endlich, endlich die Idealisten, die Männer des Gedankens zum Schwert greifen, nachdem jahrezehntelang gewerbsmäßige, gedankenlose Vielschwätzerei das große Wort geführt hat?

Die Juden sind mit ihrer Beweglichkeit, ihrer angeborenen Rednergabe, ihrer Begeisterungsfähigkeit so gewiß von höchster Wichtigkeit für jede neue Partei, wie sie ihr bedrohlich werden können. An die jungen Juden ergeht der Ruf, unbekümmert um die jetzige politische Lage, einzutreten mit ehrlicher Seele für die Wohlfahrt, für die Zukunft unseres Vaterlandes. Sie werden sich ihre Rittersporen dabei gewinnen, und in gemeinsamer Arbeit um ein großes Ziel werden sie von uns Deutschen, wir von ihnen lernen. Zeigen sollen sie auch den Widerstrebenden, daß sie mehr vermögen als zu nörgeln und zu zersetzen, daß sie auch bauen können mit schaffensfreudiger Seele. Nicht wenn Deutsche und Juden sich feindlich gegenüberstehen, nein, wenn sie Schulter an Schulter auf den Schlachtfeldern des Geistes wider herzloses Manchesterthum und Revolution kämpfen, für den inneren Frieden und die Größe des Landes, wird die Judenfrage sich lösen.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo das israelitische Volk beweisen soll, daß seine geistige Zeugungskraft, seine Cultur noch lebendig und nutzbringend, daß es mehr ist als ein schmerzhafter Fremdkörper im Deutschthum. Wo es die Sympathien weiter Volkskreise gewinnen, wo es zeigen kann, ob es fähig ist, selbstlos für das allgemeine Wohl mit den scharfen und glänzenden Waffen zu streiten, die ihm Gott verliehen hat und die es vor vielen Anderen auszeichnen. Wenn die Juden jetzt zurückbleiben, wenn sie jetzt auf die Seite der Feinde unserer Monarchie treten, so verlieren sie jede Aussicht, sich vor der Geschichte zu rehabilitiren, ihr Verweilen in Deutschland zu rechtfertigen, so laden sie sich in Wahrheit die Mitschuld an dem Ruin unseres Volkes auf.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

Kriemhilde. Drama in 5 Aufzügen von Wilhelm Meyer. (Schauspielhaus.) — Der Komödiant. Schauspiel in 3 Abtheilungen und 5 Aufzügen von Paul Lindau. (Berliner Theater.)

Für die dramatischen Erfolgs- und Beifalls-Actien-Gesellschaften ist's ein arbeitsvolles Jahr. Sehr im Gegensatz zu ihren merkantilen Collegen und den großen Banken sehen sich die Directoren der Berliner Claque täglich gezwungen, neue Commis zu engagiren; thut's doch der armseligste deutsche Bühnendichter heutzutage nicht mehr ohne „äußeren Erfolg". Die Minister für soziale Reform würden sich von Herzen freuen, sähen sie einmal, wie intim, wie kameradschaftlich in unseren Theatern das Verhältniß zwischen Kopf- und Handarbeitern geworden ist, wie Autor und Claqueur treu zu einander halten und in des Wortes verwegenster Bedeutung einander in die Hände arbeiten. Je applausfauler das Publikum wird und je mehr in den neuen Theatern die Gallerien zusammengeschrumpft sind, desto dringender bedarf es animirender Kunstfreunde mit hohen Handschuhnummern.

Von allen Berliner Bühnen befindet sich das Schauspielhaus in der besten Lage. Es wurde zu einer Zeit erbaut, wo man Caviar für's Volk gab und für zahlreiche billige Plätze sorgte; es hat sich ein kleinbürgerliches Stammpublikum herangezogen, das keine von den spärlichen Novitäten ausläßt und sie ehrlichen Herzens beklascht, das die blasirten Hörer viel eher mit fortreißt als irgend ein Beifallskünstler aus den Rehbergen es vermöchte. Wo der Olymp umfangreich genug ist, da entscheidet er über das Schicksal des Dichters; und der Olymp ist immer empfänglich, dankbar und gebefreudig. Auf dem Olymp läßt man kein Stück durchfallen. Diesen wichtigsten Factor dramatischer Erfolge haben sich die Berliner Bühnendirectoren in unbegreiflicher Verblendung selbst verkümmert, und leicht möglich ist es, daß ein späterer Literarhistoriker den Baumeistern Schuld gibt am Siechthum des deutschen Theaters von heute.

Wie die Collegen den Director Grube beneiden mögen um sein Fünfzehn-Groschen-Publikum, seine Volksschullehrer und -Lehrerinnen, seine Studenten, seine immer entzückten, bildungsdurstigen Handlungsgehilfen, seine Beamtenfamilien, seine Fräulein aus den Theaterschulen! Die waren es, welche einem der klobigsten Machwerke dieser Saison (was doch etwas heißen will!), der Kriemhilde des Herrn Wilhelm Meyer, so begeisterten Beifall zollten, daß das erschrockene Parkett einfiel und der Dichter mit erstaunlicher Fixigkeit zwölfmal katzenbuckeln konnte. Offenbar war das ganze, weitverbreitete Geschlecht der Meyer im Theater anwesend und wollte dem Namensvetter ein billiges Vergnügen bereiten; schade nur, daß die schöne Aeußerung deutschen Familiensinns an einen so unwürdigen Gegenstand verschwendet wurde.

Der junge Meyer, dem wir bereits ein zweimal hintereinander aufgeführtes Drama von nicht alltäglicher Verworrenheit: „Unsichtbare Ketten" verdanken, hat diesmal die originelle Idee gehabt, der Nibelungen Leid zu travestiren und die Handlung des alten Epos von der Königsburg Etzels an die Productenbörse zu verlegen. Siegfried, Hagen, Gunther, Giselher führen sich als Getreidejobber ein, Etzel als russischer Kornwucherer; Hausse und Baisse ersetzen des grimmen Tronjers, des Hunnenfürsten Mordgewehr. Siegfried verspeculirt sich à la baisse, Hagen und Gunther, die Führer der Contremine, weigern sich sehr vernünftiger Weise, dem ganz geschäftsunkundigen Millionenverthuer beizuspringen, (man beachte die feinen Nüancen des Parodisten!) und der Held der Coulisse erschießt sich hinter ihr. Ueber diesen gewaltigen, noch nie dagewesenen Bühnen-Knalleffect gerieth der Olymp außer sich, und der Beifall bekam „Hand und Fuß". An Siegfried's Leiche schwur dann Kriemhild den Mördern blutige Rache. Nicht lange auch, und ein unsagbar alberner Laffe kam daher, ein Phrasendrescher und Roggenkönig, ein zweiter Graf Trast; der hübschen Wittib zu Liebe bedachte er sich nicht, hundert Existenzen zu vernichten, und binnen zwölf Monaten hatte Etzel die Burgunden pleite gemacht. Nun flehten und weinten sie vor der Schwester, wie Siegfried einst vor ihnen geweint hatte, und das stolze Weib konnte seiner Rache genießen.

Vor nicht zu langer Zeit ward an dieser Stelle Franz Held's, des Frescomannes, neue Bühnentechnik nach Gebühr gewürdigt. Wilhelm Meyer übertrifft ihn noch. Ich weiß, was ich damit behaupte, aber ich will mein Wort vertreten. Bei Wilhelm Meyer ist von fünf Acten einer, der vierte, überhaupt ganz überflüssig, weshalb er auch am lebhaftesten bejubelt wurde; andere sind um die Hälfte zu breit. Eine Exposition von so rührender Hülflosigkeit und technischer Unbeholfenheit hat ganz gewiß noch kein zweiter Dilettant fertig bekommen. In das Ballfest bei Siegfried's schneien unablässig geschäftliche Depeschen und Debatten hinein; aus dem Hin und Her, aus Tanzmusik und Mißernte, Bier und Wolkenbruch entsteht ein verwirrendes Kunterbunt sonder Gleichen. Zuweilen wird die Scene ganz leer; als befänden wir uns an einer Straßenecke, so kommen und gehen die Menschen; auch Monologe, des schlechten Dramatikers ultima ratio, stellen sich ein. Mit der psychologischen Entwickelung seiner Charaktere hält sich Meyer nirgend auf; wir müssen das Unglaublichste geduldig hinnehmen. Und wir thun's, weil wir uns in einem Parodietheater wissen.

Wer eine Börsentragödie schreiben will, muß doch wenigstens eine Ahnung von dem Getriebe in der Burgstraße, eine Ahnung davon haben, auf Grund welcher Ueberlegungen, bis zu welchen Grenzen Hausse- oder Baissespeculationen vorgenommen werden; nur ganz kleine, verzweifelte Cramboner, nicht aber Millionärfirmen engagiren sich Jahr um Jahr mit all ihrem Besitz und Credit nach einer Seite hin. Das thut man wohl einmal, wenn man des großen Erfolgs sicher ist, aber das wiederholt man nicht, weil man sich auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen versteht. Auch ringen Magen und Geschlechter auf der Getreidebörse nicht so wild mit einander; was hier verschwägert und verfippt ist, hält gern zusammen. Ueber diese Fragen mag sich Meyer bei seinem total verzeichneten Börsen-Agenten Spüssel (mosaischer Confession, aber trotzdem ein larmoyanter Verschwender) Raths erholen. Der könnte ihm auch sagen, daß beim Concurs einer Riesenfirma an Activen ganz sicher so viel übrig bleibt, um davon den Angestellten ihre Löhne zu zahlen. Lohn- und Gehaltsforderungen gehen bekanntlich allen anderen vor. Hätte Meyer einen Blick in's Handelsgesetzbuch geworfen, ehe er den Bankrott dramatisirte, so würden wir wenigstens mit der brutalen Arbeiterscene im dritten Act verschont geblieben sein. —

Gespielt wurde, wie recht und billig, im höheren Parodiestil. Fräulein Poppe, die Titelheldin, declamirte zum Entzücken gar und schwelgte im prächtigsten Nibelungenpathos, wodurch sie den ruhigen Zuhörer von der Verpflichtung entband, die Sache modern, d. h. ernst zu nehmen. Daß Frau von Hochenburger in der unkleidsamen Tracht einer barmherzigen Schwester Telesphora nicht so hübsch wie sonst aussah, machte das Drama noch langweiliger; sie spielte die unglückliche Rolle übrigens mit würdigem, wuchtigem Ernst. —

An gewaltigem Beifall, es sei wiederholt, fehlte es diesem Stück so wenig wie der neuesten Lindau'schen Schöpfung, dem „Komödianten", das im strebsamen Berliner Theater als die erste Première dieser Saison aufgeführt wurde. Da Herr Barnay, sonst ein anerkannt kluger Mann, keine starke Gallerie für sich hat, besorgte hier die stramme Claque den sensationellen Erfolg. Da das sanfte Zischen von Act zu Act melodisch anschwoll, erschienen in den Gängen der Mittellogen gleich nach Beginn des letzten Aufzuges Verstärkungen, die nicht einmal Zeit gehabt hatten, Paletot und Hut abzulegen. Ich liebe enthusiastische Kunstfreunde und gönne ihnen gern den kleinen Nebenverdienst, doch verdroß es mich einigermaßen, daß einer dieser hochachtbaren Gentlemen mir jede Aussicht auf die Bühne versperrte. Ein Entzückter per comptant braucht breite Hände, das ist wahr; aber ein allzu breiter Rücken ist ebenso unnöthig wie störend. —

Aus verschiedenen Theaternebenstädten, wo „der Komödiant" mehr oder minder energisch zurückgewiesen worden war, hatte man Kunde vernommen, daß Lindau dem Molière'schen Prinzip, Gutes zu nehmen, wo man es finde, allzu streng gefolgt wäre; im großen Ganzen aber erwies er sich als ehrlicher Finder. Er hat eben sämmtliche Molière-Anekdoten aus Claretie's Biographie und Louis Schneider's Schauspielrollen allzu gewissenhaft zusammengetragen und nicht nur die zahllosen Festspiele, die alljährlich an Molière's Gedenktag im Théâtre français und im Odéon gegeben werden, sondern auch die größeren Stücke von Goldoni, George Sand, Dupuy und Arago benutzt. Eine Hauptquelle ist das Charakterbild von Desnoyer und Labat, wo im ersten Act gleichfalls Molière's Thespiskarren und im letzten sein Tod auf der Bühne gezeigt wird, nur stirbt hier der große Komiker am Urbild des Tartuffe, während Armande's Verrath sich als ein Mißverständniß, ein Quiproquo erweist. Lindau hat dieses in den Vierzigerjahren bei uns oft aufgeführte Stück wohl nicht gesehen, aber es steht in Both's „Bühnen-Repertoire" gedruckt noch heute Jedermann zur Verfügung.

Gern sei noch anerkannt, daß viele echt Lindau'sche, niedliche und anmuthige Quinecaillerien das Werk schmücken, daß manche Scene von elegant geschliffenen Similis funkelt. Ein so liebenswürdiges Talent wie unser Autor erfreut auch da noch, wo es in bewußter, schlimmer Absicht auf Irrwegen wandelt. Aber diese Art, Dramen zu schreiben, ist speeifisch englisch; dies Durcheinander von farbenschillernden, lärmvollen Actionen, Witzen und thränenseligen Sentimentalitäten, Kostümen und Lichteffecten, psychologischen Nettigkeiten und wuchtigen Aetschlüssen nennt man in London „drury lane." Bisher haben wir stolz verächtlich auf dieses Genre herabgeschaut. Vielleicht befreundet uns Paul Lindau zum Gram der realistischen Reformer enger noch mit ihm.

Ludwig Barnay ist der alte Virtuose geblieben; alle Achtung! Sein Molière war aus Einzelheiten geschickt zusammengesetzt, aus schlauen Tricks und gut gefaßten Stimmungen; er hielt die Einzelheiten in der Hand, fehlte aber, leider, das geistige Band. Von prächtiger Lebendigkeit war Frln. Sorma, erzkokett, sündhaft liebreizend, eine wahrhaftige Armande Béjart; daß sie für Lindau's erlogene Gefühlsduseleien nichts übrig hatte und die lächerliche Versöhnungsscene mit Molière platt unter den Tisch fallen ließ, rechne ich ihr hoch an. An Herrn Formes, dem der Autor die verblüffend oft „noch nie dagewesene" Rolle eines weinseligen Poeten zugedacht hatte und der mit derber Hanswurstkomik wahre Lachstürme entfesselte, besitzt Director Barnay einen sehr, sehr tüchtigen Schauspieler alter Schule.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

*Ende Februar beginnt zu erscheinen*

in fünfter, gänzlich neubearbeiteter, verschönter und vermehrter Auflage:

# MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 100,000 Artikel auf nahezu 17,500 Seiten Text mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen.

*17 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. = 6 Fl. ö. W. oder auch 272 Hefte zu je 50 Pf. = 30 Kr.*

Probehefte und Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

---

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen

von

**Dr. Emil Reich.**

18 Bogen 8°. **Preis brosch. Mk. 2,—.**

Ein ganz einzig dastehendes Buch, das gleich bei seinem Erscheinen überall das allergrößte Aufsehen erregte!

Der Verfasser weist nach, wie seit der französischen Revolution die früher, unter dem Adelsregime die höchsten Fragen der Menschheit behandelnde Kunst von ihrer Höhe herabgesunken und in den Banden des Bürgertums gefesselt blieb, wo sie im „Genre" in Kleinlichkeit und Alltäglichkeit unterzugehen drohte. Erst dadurch, daß in neuester Zeit einzelne Künstler die großen sozialen Ideen unserer Zeit aufgreifen, kann die Kunst die ihr gebührende Stellung und damit die wahre Volkstümlichkeit wieder gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet Emil Reich die bildenden Künste, die Musik und die Dichtkunst unseres Jahrhunderts und sucht das Heraufdämmern einer neuen künstlerischen Ära — einer Kunst aus dem Volke und für das Volk zu dokumentieren. Giebt es aber eine Kunst für das Volk, so soll sie dem Volke nicht — wie bis jetzt — vorenthalten werden. Reich fordert leichteste Zugänglichkeit aller Kunstschöpfungen für das Volk. Das Buch Reichs ist eine epochemachende Arbeit, die das höchste Interesse aller Klassen wachrufen muß.

---

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

## Prinzipien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes

von

**G. Vorbrodt.**

**Preis M. 3.—.**

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."

„Post."

---

Verlag von Gustav Leutzsch in Gera (Reuß).

**Edward Stilgebauer: Vom Wege**, sechs Novellen. 8°. 160 S. eleg. brosch. 2 *M.*

**Edward Stilgebauer: Herodes**, histor. Roman. 8°. 208 S. eleg. brosch. 3 *M.*

---

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

## Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über

**Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.**

**Von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.**

**5. Auflage. — 10. Tausend.**

Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges."

Dr. K. Ch.

---

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

**Rudolf Lothar.**

**Der Werth des Lebens.** Ein Mysterium. M. 2,—.

**Der verschleierte König.** Ein Bühnenmärchen. Zweite Aufl. M. 1,—, geb. M. 2,—.

---

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

In unserem Verlage erscheint:

## „Aus fremden Zungen".

Jährlich 24 Hefte — à 6 Bogen in Umschlag.

Preis pro Heft: 50 Pfennig.

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten nnd neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist nnd bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Soeben beginnt der neue Jahrgang, der Werke obengenannter u. a. Autoren enthält.

**Zu beziehen**

durch alle Buchhandlnngen und Postanstalten.

---

## Manuscripte,

deren Inhalt von allgemeinem Interesse ist, auch diesbez. **Vorschläge**, zu Verlagsunternehmungen ꝛc. ꝛc. werden unter günstigen Bedingungen von einer leistungsfähigen Verlagsfirma zu übernehmen gesucht. Zuschriften, welche keinesfalls zurück gesandt werden, gefl. zu richten unter W. L. 033 an „Invalidendank", Dresden.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 7. Berlin, den 18. Februar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Bedeutung Egyptens für England. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein. — Unser Apothekerwesen. Von Hermann Ahlgreen. — Literatur und Kunst: Die erste Aufführung von Verdi's „Falstaff". Von Rudolf Berger. — Verdeutschen und Uebersetzen. Von Professor J. Mähly. — Feuilleton: Hans, der Musikant. Von Heinrich Sienkiewicz. — Aus der Hauptstadt: Deutschland im Sattel. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von Heinrich Reimann. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Lösung der Judenfrage. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Bedeutung Egyptens für England.

Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Durch das Verhalten des jugendlichen Chedive Abbas den Forderungen der britischen Regierung gegenüber, wurde in Egypten eine, dem Anschein nach noch nicht völlig beseitigte Bewegung hervorgerufen, die eine tiefere zu sein scheint, als man anfänglich annahm. Erst betrachtete man die Entlassung der unter englischem Einflusse stehenden Minister des Chedive nur als eine Aufwallung jugendlichen Selbständigkeitsdranges. Die inzwischen über England aus Egypten eingelaufenen Nachrichten sprechen von dem durch die Maßregeln des britischen Gouvernements verhinderten Ausbruch einer religiösen Erhebung, und die Times, welcher wir auf diesem Gebiet mehr politischen Instinkt für die Interessen Englands, als Sir Charles Dilke zutrauen dürfen, hat das scheinbare Nachgeben des Chedive lediglich als eine Finte bezeichnet, und es für nothwendig erklärt, daß England Vorsichtsmaßregeln betreffs Egyptens für die Zukunft ergreife. Der Grundgedanke der derzeitigen Bewegung in Egypten dürfte einfach in dem einer gewissen inneren Berechtigung nicht entbehrenden, seiner Zeit gegen die Fremden in Egypten, heute gegen die Engländer allein gerichteten Losungsworte des Aufstandes Arabi Pascha's „Egypten für die Egypter" zu suchen sein.

Britische Handelsinteressen sind und waren seit langer Zeit in umfangreichem Maße in Egypten engagirt, mit britischem Capital führte die egyptische Regierung unter englischem Einfluß zum beträchtlichen Theil die zahlreichen Reformen durch, welche dem durch die Mißwirthschaft früherer Jahre darniederliegenden Landbau und Handel des Landes mit ganz wesentlichem Erfolge wieder aufhalfen. Die Position Englands in Egypten ist somit eine in materieller und culturhistorischer Hinsicht lohnende und erfolgreiche und verspricht dies mit der Befestigung der neugeschaffenen besseren wirthschaftlichen Verhältnisse in noch erhöhterem Maße zu werden. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist der strategische Werth, welchen Egypten, besonders die maritime Position von Alexandria unweit der Hauptnilmündungen und von Port Said an derjenigen des Suezcanals für Großbritannien besitzt. Die Ansicht Sir Charles Dilke's, welcher unlängst für eine Neutralitäts-Erklärung Egyptens oder doch ein derselben ähnliches Abkommen zwischen den betheiligten Mächten England, Frankreich und der Pforte eintrat, daß das britische Protektorat Egyptens eine militärische Schwächung Englands bedeute, und der zugleich darauf hinwies, daß auch der Chef des früheren Tory-Cabinets, Lord Salisbury, das Protektorat Egyptens als eine Schwäche Englands bezeichnet habe, dürfte von der Masse der Engländer keineswegs getheilt werden, in diesem Sinne haben sich wenigstens die Fortnightly Review und zahlreiche andere namhafte Organe der britischen Presse ausgesprochen.

Bei den mannigfachsten politischen und commerciellen Interessen, welche im mittelländischen Meere einander begegnen und sich kreuzen, und bei der Entwickelung neuer staatlicher und maritimer Gebilde — wir erinnern an die Neubildung des Königreichs Italien, an die Schöpfung der italienischen Flotte, sowie an die Besitzergreifung von Tunis durch Frankreich und den von ihm in Angriff genommenen Ausbau des wichtigen Kriegshafens Biserta — sah sich England bis vor etwa $1^1/_2$ Jahrzehnten einzig auf seine beiden wichtigen Flottenstationen und Hafenplätze von Gibraltar und Malta im Mittelmeer angewiesen. Weniger zwar die Gestaltung Italiens zu einer einheitlichen Großmacht, welche sich bald in den Besitz einer sehr achtunggebietenden Flotte mit den stärkst armirten und schnellsten Panzerschlachtschiffen der Welt zu setzen vermochte, und zu welcher England in neuester Zeit in das Verhältniß eines eventuellen Verbündeten trat, als vor Allem der Aufschwung, welchen die französische Marine und die Bestrebungen der Machterweiterung Frankreichs in Nordafrika in den letzten Jahren nahmen, sowie selbst die unausgesetzten Aspirationen Rußlands nach der Durchfahrt durch die Dardanellen hatten die Machtverhältnisse und die politische Situation im Mittelmeer in neuerer Zeit zu Ungunsten Englands verändert, und seine absolute Beherrschung des kürzesten Weges nach Indien und des Eingangs zum Suezkanal erschien hierdurch bedroht. England suchte nach einer Verstärkung seiner Machtstellung im Mittelmeere und fand sie durch seine Besitzergreifung von Cypern und später bei seiner Intervention in Egypten. Während der britische Besitz von Cypern erst in Zukunft bei Anlage einer durch Befestigungen gesicherten großen Flottenstation von Bedeutung für die Beherrschung des östlichen Mittelmeerbeckens und der Verbindung zwischen dem Schwarzen und Rothen Meere zu werden vermag, da die bis jetzt auf Cypern errichtete Torpedostation und die ungesicherten kleinen Häfen von Famagusta und Limasol von untergeordneter Bedeutung sind, und die dort in Angriff genommenen großen Hafenanlagen noch der Vollendung harren, verleiht dagegen der Besitz Egyptens England die unmittelbare Herrschaft über den Suezkanal, und damit über den Zugang zu der neben derjenigen von Gibraltar wichtigsten Straße nach Ostindien. Die strategische Bedeutung Cyperns tritt somit gegenüber derjenigen Egyptens völlig

in den Hintergrund, und die geringe Stärke der britischen Besatzung dieser Insel von 554 Mann deutet darauf hin, daß die volle Werthentwickelung Cyperns, so lange der britischen Flotte gute Häfen in Egypten zur Verfügung stehen, erst einer späteren Zukunft, nach der Vollendung einer dortigen befestigten Flottenstation, angehört.

Der Gegensatz der maritimen Aspirationen Englands und Frankreichs auf die Herrschaft im Mittelmeerbecken und den Besitz Egyptens ist ein alter, und bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts begegneten sich britische und französische Geschwader im Kampf um dieselben, der auf dem Meer mit der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir endete. Allein der verhängnißvolle Ausgang dieser Seeschlacht vermochte Frankreich, welches damals in Egypten festen Fuß gefaßt hatte, nicht aus dem Lande der Pharaonen zu vertreiben, erst dem Siege eines britischen Landheeres unter Lord Abercromby gelang dies einige Jahre später, und auch heute dürfte für England dieser Besitz in Gestalt eines Protektorats kaum in Frage gestellt werden können, so lange seine Geschwader das mittelländische Meer beherrschen, und Großbritannien eine genügende Anzahl Landtruppen in Egypten hält.

Wenn England nicht das Protektorat über Egypten ausübte und dieses Land nicht mit einer allerdings nicht sehr bedeutenden Truppenmacht von 3300 Mann besetzt hätte, so würden die französischen Flottenstreitkräfte im Mittelmeer — bekanntlich der bei weitem überwiegende Theil der französischen Kriegsmarine — eintretenden Falls in der Lage sein, dem britischen bei Gibraltar und Malta stationirten, nur 10 Panzerschlachtschiffe, 6 Kreuzer, 5 Kanonenboote und einige andere Fahrzeuge starken Mittelmeergeschwader, mit beträchtlicher Ueberlegenheit entgegen zu treten und es zu schlagen vermögen, bevor Unterstützung aus den heimischen Gewässern eingetroffen ist, und sich des Suezcanals bemächtigen, und damit die Hauptarterie des weiten indisch-britischen Reiches unterbinden können. Selbst bei der Entfernung von 270 Meilen (in der Luftlinie) von Alexandria würde ein in Tunis bereit gehaltenes französisches Landungscorps, oder selbst ein solches von Algier oder Marseille aus weit eher bei Port Said zu landen im Stande sein, als jede britische bedeutendere Truppenmacht. Die britischen Besatzungstruppen von Malta von $6^1/_2$ Bataillonen, 5 Batterien, 3 Geniecompagnien und vier Batterien des Colonialcorps, in Summa 8924 Mann und von Cypern von 554 Mann, sowie selbst diejenigen von Gibraltar von 4 Bataillonen, 4 Batterien und 4 Geniecompagnien, in Summa 5754 Mann, würden, überdies nur zum geringeren Theile außerhalb dieser Festungen verfügbar, auch nicht annähernd die Stärke der Landungsexpedition erreichen, welche Frankreich binnen wenig Tagen nach Port Said zu senden vermag. Außerdem plant man in Frankreich bereits seit geraumer Zeit, den Canal du Midi für größere Kriegsschiffe passirbar zu machen, und derart die rasche Vereinigung des atlantischen und Mittelmeergeschwaders im mittelländischen Meere zu erleichtern.

Die derzeitige Herrschaft Englands in Egypten und die unmittelbare Beherrschung des Suezcanals ist daher für Großbritannien von unersetzbarem Werthe. An die dort befindlichen britischen Truppen vermögen sich diejenigen Maltas und Cyperns rasch anzuschließen und, mit oder ohne die egyptische Streitmacht, die Haupthäfen des Landes zweifellos so lange zu halten, bis stärkere britische Streitkräfte aus der Heimath zu ihrer Unterstützung eingetroffen sind. Großbritannien ist jedoch — das einzige Land der Welt — in der Lage, in jedem Momente eine complete Division aller Waffen in seinen heimischen Häfen einschiffen und nach jedem beliebigen Punkte der Welt senden zu können, welcher andere Truppenstaffeln rasch zu folgen vermögen, so daß das Eingreifen Englands sich sehr schnell in Egypten fühlbar machen würde. Es handelt sich daher für seine zur Zeit in Egypten garnisonirenden Truppen besonders darum, nächst der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in diesem Lande, den britischen Geschwadern mindestens den Hafen von Alexandria zu sichern, damit eintretenden Falls die von ihnen transportirten Truppen nicht den Schwierigkeiten und Fährlichkeiten einer Landung an offener Meeresküste ausgesetzt sind. Diese doppelte Aufgabe, welche den derzeitigen britischen Besatzungstruppen in Egypten zufällt, weist jedoch unmittelbar auf die heutige Unzulänglichkeit ihrer Anzahl und die bereits hervorgetretene Nothwendigkeit ihrer Verstärkung hin. Die englischen Bataillone sind 800—900 Mann stark, und die beiden Bataillone, welche vorläufig zur Verstärkung der britischen Besatzung nach Egypten (ein Devonshire-Bataillon und eins der Black Watch) gesandt sind, repräsentiren daher im Verein mit derselben ein nach continentalen Begriffen allerdings nur unbedeutendes Contingent von gegen 5000 Mann, welches jedoch als eine tüchtig geschulte und disciplinirte Streitmacht zur Aufrechterhaltung der Ordnung für ausreichend und der egyptischen, nur ca. 12000 Mann starken Armee, von der überdies 1400 Weiber als Träger in Abrechnung zu bringen sind — an Qualität gegenüber Quantität — angenscheinlich für gewachsen gehalten wird.

Die britische Besatzung in Egypten besteht im Speciellen aus 3 Bataillonen von 2685 Mann, 1 Escadron von 173, 1 Batterie von 149 und 1 Geniecorps von 107 Mann, ferner aus 205 Offizieren und Beamten des Stabes, mithin in Summa 3319 Mann. Die egyptische Armee, deren Effectivstärke durch den Hattischerif des Sultans von 1841 auf 18,000 Mann beschränkt ist, zählt 13 Bataillone, 6 Escadrons und 6 Batterien mit einer Gesammtstärke von ca. 12,300 Mann (incl. Offiziere), von denen jedoch, wie erwähnt, 1400 Weiber als Träger in Abrechnung gebracht werden müssen. Diese Streitmacht ist von britischen Offizieren, Unteroffizieren und Beamten reorganisirt worden, und 75 Offiziere und 674 Beamte und Unteroffiziere derselben sind Briten. Man darf daher die egyptischen Truppen als wesentlich unter dem britischen Einfluß stehend annehmen.

Allein noch nach einer anderen Richtung ist die Bedeutung der Machtstellung Englands in Egypten zu beurtheilen. Diejenige, welche durch die Interessen Rußlands an dieser Position bezeichnet wird. Nach Petersburger Meldungen arbeitet die russische Regierung gegen die britische Politik in Egypten, und der russische Botschafter in Constantinopel, Nelidow, soll einem Londoner Telegramm zufolge der Pforte eine Ermäßigung der Kriegsentschädigung und sogar eine Gebietserweiterung versprochen haben, wenn die Lösung der egyptischen Angelegenheit in antibritischem Sinne erfolge. Noch ist Rußland allerdings weit entfernt davon, den ungehinderten Zugang zum Mittelmeer durch den Bosporus und die Dardanellen erreicht zu haben; allein sein bereits erworbenes Passagerecht für Schiffe seiner Freiwilligen-Flotte mit Mannschaft und Kriegsmaterial für seine ostasiatischen Besitzungen bedeutet eine erste Etappe auf diesem Wege; und vielleicht ist die Zeit nicht allzufern, in welcher Rußland dieses Passagerecht auf die eine oder die andere Weise vollständig durchsetzt. Alsdann aber vermöchte, wenn Egypten nicht von England besetzt wäre, der Suezcanal die verhältnißmäßig leicht zu gewinnende Beute nicht nur eines französischen, sondern auch eines russischen Flottenangriffs zu werden, und Rußland damit die Unterbrechung der wichtigen Verbindung des englischen Mutterlandes mit seiner Colonie Indien bei einem dereinstigen Conflikt in Central-Asien mit Großbritannien bewirken können, welche die Unterstützung Britisch-Indiens auf dem kürzesten Wege von der Heimath her völlig aufheben könnte. Mit der Besetzthaltung Egyptens sichert England somit indirect seine Machtstellung in Asien, sowie als Weltmacht überhaupt, sowohl gegen eine Aggression von Westen wie eine dereinstige von Osten her.

Allein nicht nur in politischer und militärischer Hinsicht ist die Besetzung Egyptens für England von großer Bedeutung, sondern auch im handelspolitischen Interesse. Starke englische Capitalien sind in Egypten sowohl im Privatbesitz wie auch in öffentlichen Anleihen engagirt, und Dank ihrer, sowie der unbestreitbaren Energie, Umsicht und Thätigkeit der Engländer, hat die Regelung der völlig zerrütteten egyptischen Verhältnisse auf den wichtigsten Gebieten des Staatslebens stattzufinden vermocht. Die Lage des Staatsschatzes wurde auf dem Wege der Anleihe und eines angemessenen Tilgungsverfahrens der

schwebenden Schuld geordnet; die Finanzen überhaupt von Grund aus reformirt, und die Staatseinnahmen durch eine bessere Verwaltung und erweiterte Einnahmequellen vermehrt. Ein günstiger Handelsvertrag mit Griechenland, die Einfuhr von Tabak betreffend, wurde abgeschlossen und ergab innerhalb zweier Jahre eine Mehreinnahme von 200,000 Pfund Sterling. Die financiellen Erfolge der britischen Wirthschaftspolitik in Egypten sind unbestritten groß. Der Export erhöhte sich beträchtlich, während sich die öffentliche Schuld erheblich minderte. Der Consum des Reiches nahm zu, und Alexandria steht im Begriff, der bedeutendste Stapel- und Entrepotplatz des östlichen Mittelmeerbeckens zu werden. Die Landtransitzölle wurden zu Gunsten der Eisenbahnverwaltung abgeschafft, die egyptischen Staatspapiere stiegen erheblich im Curse. Die Regierung kam in die Lage, Ackerbautreibenden Land gegen geringen Zins in Bebauung zu geben, ein Verfahren, welches die Steuererträge in stetiger Zunahme vermehrte. Die Interessenzahlung für die Suezcanalactien an England hört mit dem nächsten Jahre auf. Ein Uebelstand bleibt mit der Belastung des Staatsschatzes durch eine übergroße Anzahl von Pensionen im Gesammtbetrage von über eine halbe Million Pfund Sterling bestehen.

Die Polizei des Landes wurde vollständig reorganisirt und verbessert, ebenso die Gefängnisse und die Behandlung und Verwendung der Gefangenen zu Staatslieferungsarbeiten. Die Gesundheitspflege und die Hospitäler erhielten eine zweckmäßige Organisation und Umgestaltung, Gerichtspflege und Unterrichtswesen erhebliche Verbesserungen.

Von der größten Bedeutung für die Hebung der Erträge des Landbaues, besonders derjenigen der Baumwollencultur, wurde die Regelung der Bewässerungsanlagen Unter-Egyptens. Die beiden mächtigen Nilstandämme des Rosette- und Damiette-Nilarms wurden wieder hergestellt, zahlreiche neue Canäle angelegt und die alten besser nivellirt. Ein ausgedehntes Drainagesystem trat hinzu und die befruchtende Inundation des Nils wurde derart geregelt, daß sich der Ertrag der Baumwollenernte beträchtlich über den früheren Durchschnitt hob. Infolge dieser Verbesserungen vermochte die Frohnarbeit der Bevölkerung, wenn auch nicht völlig beseitigt, so doch nach Zeit und Umfang wesentlich vermindert und zum Theil durch eine bezahlte ersetzt zu werden. Die egyptische Armee wurde durch englische Offiziere völlig reorganisirt.

Die Bedeutung dieser umfassenden und wesentlichen Leistungen Englands für das egyptische Staatswesen verleihen Großbritannien, wenn auch nicht den Bestimmungen der Verträge und der Botmäßigkeit Egyptens der Pforte gegenüber, so doch de facto ein kaum zu bestreitendes Recht und Interesse an der Fortdauer seiner Oberherrschaft in Egypten. Dazu kommt die von uns nachgewiesene hohe strategische Bedeutung dieser Vormachtstellung für die britischen Interessen. Auch das jetzige Whig-Cabinet dürfte daher, wie das vorige Tory-Cabinet und dessen Whigistischer Vorgänger zur Zeit der Beschießung Alexandrias, ungeachtet einer dem gegenüber stehenden Strömung in England, nicht in der Lage sein, auf diese Vormachtstellung im Nillande und am Suezcanal zu verzichten. In der heute vollzogenen Truppenverstärkung der britischen Besatzung Egyptens vermag der Beobachter daher nur ein deutliches Zeichen des Entschlusses Englands zu erkennen, seine gebietende Stellung im Lande der Pharaonen nicht aufzugeben.

---

## Unser Apothekerwesen.

Von Hermann Ahlgreen.

Seeschlangen gleich tauchen Jahr für Jahr aus der Fluth der Zeitungsnachrichten solche über eine „gutem Vernehmen nach“ demnächst zu erwartende neue Apothekerordnung hervor. Dieser Umstand allein spricht schon dafür, daß ein allgemeines Interesse für das Apothekerwesen vorhanden sein muß und scheint eine Besprechung desselben auch an dieser Stelle genügend zu begründen. Eine objective Betrachtung der bezüglichen Verhältnisse erscheint um so mehr geboten, als gelegentlich auch außer der Tagespresse ephemere Schriften, die unter sensationellen Titeln in's Volk geschleudert werden (vgl. z. B. „Enthüllungen über unser Apothekergewerbe“ von Hermann Pasie) im Allgemeinen wider die bestehenden Zustände eifern, dem Apothekerstande, der sich im Grunde eines großen und wohlberechtigten Ansehens erfreut, schwere Vorwürfe machen und Beunruhigung in die weitesten, auf verschiedene Art mit ihm in Verbindung stehende Kreise des Volks tragen.

Ehe wir auf die einzelnen dem System gemachten Vorwürfe näher eingehen, müssen wir gestehen, daß in der That die, das Apothekerwesen behandelnden gesetzlichen Grundlagen einer Neugestaltung bedürfen. Ganz abgesehen davon, daß es auf das Engste verquickt ist, mit den in unserem Jahrhundert des Dampfes unerhört entwickelten Naturwissenschaften einerseits, mit dem fast eben so großen Aufschwung zeigenden Gewerbsleben andererseits, zeigt schon ein Blick auf das Datum des Fundamentalgesetzes, die Apothekerordnung von 11. October 1801. Daß sie keine „Ordnung“ mehr sein und schaffen kann, daß sie im Gegentheil mit ihren unzähligen, sich theilweis selbst widerrufenden Anhängseln und mit den neben ihr here laufenden Ordnungen der neu erworbenen Landestheile ein Conglomerat von Bestimmungen bildet, durch die sich durchwinden zu können, nur wenigen Sterblichen gegeben ist, ist einleuchtend. Mit Recht nennt der Berliner Medizinalrath Wernich diese unverdauliche Masse: „einen übelverschlungenen Knäuel alter patriarchalischer Einrichtungen, einen unbeholfenen Versuch medizinalpolizeilicher Casuistik“.

Welche Vorwürfe werden denn nun dem System selbst gemacht, wer macht sie und mit welchem Recht?!

Das Schlagwort, das uns in erster Reihe entgegen tönt und dessen Berechtigung, weil es das große Volk interessirt, zuerst beleuchtet werden muß, heißt: theure Arzneipreise.

Die Preise einzelner, thatsächlich theurer Arzneien, können uns hierbei ebenso wenig interessiren, wie die hohen Preise der, durch ihre Seltenheit vielleicht, theuren Speisen die Frage der Volksernährung angeht. Andeuten wollen wir nur, daß auch ihre Zeit gekommen ist. Die Chemie auf der einen, rationellere Pflege der Arzneigewächse auf der anderen Seite haben viele ehemals fast unerschwingliche Arzneimittel im Preise herabgedrückt (Chinin, z. B. etwa auf ein Drittel des alten Werthes!) oder die Forschung hat billige Körper als ebenwerthig an die Stelle theurer gestellt (Salicylpräparate, Antifebrin an die Stelle des Chinin u. s. w.). Nur statistische, in großer Menge zu Gebote stehende Durchschnittszahlen können Aufschluß geben.

Genaue Berechnungen, wie sie alljährlich durch die Berliner Gewerkskrankenkassen aufgestellt werden und die sich für die Jahre 1886—90 auf rund 80,000 Kranke mit 250,000 Verordnungen erstrecken, zeigen, daß ein Kranker durchschnittlich jährlich für 2,07 M. Arznei braucht und daß jede ihm verschriebene Arznei 76,8 Pf. kostet. Aehnliche Aufstellungen einer „freien“ Kasse, die auch Kindern, deren Bedarf ein größerer zu sein pflegt, Arznei gewährt, freie Aerztewahl gestattet und keine Sparsamkeitsvorschriften gibt, zeigt ähnliche, wenig höhere Zahlen, nämlich einen Arzneibedarf von 2,21 M. und einen durchschnittlichen Arzneipreis von 96,25 Pf. Ferner haben Umfragen bei Apothekern verschiedener deutscher Provinzen ergeben, daß der Durchschnittsarzneipreis sich (er variirt zwischen 80 und 100 Pf.) auf höchstens 1 M. beläuft. Dieser in der That niedrige, jedenfalls erschwingliche Preis entkräftet unzweifelhaft den Vorwurf der Theuerung der Arznei des armen Mannes, ganz abgesehen davon, daß für ihn durch die sozialpolitischerseits eingerichteten vielerlei Kassen in jeder Art gesorgt ist.

Weitere Vorwürfe, die man, und zwar dürfte dieses „man“ wohl nur fachgemäße Kreise in sich begreifen, dem herrschenden System macht, beziehen sich auf den angeblich von ihm großgezogenen „Apothekenschacher“ und damit auf die geringe Möglichkeit, aus dem Durchgangsstadium des conditionirenden,

„arbeitnehmenden" Apothekers in das des besitzenden Arbeitgebers zu avanciren.

Die alte, oben erwähnte Apothekerordnung kannte nur vererb- und veräußerliche „Apothekenprivilegien", die approbirten Apothekern gelegenen Ortes verliehen wurden. Schon 1810 aber traten an ihre Stelle „Concessionen", die beim Tode des Concessionars an den Staat zurückfallen sollten, um geeigneten neuen Bewerbern wiederum verliehen zu werden. Da dieser neue Modus gewisse Härten im Gefolge hatte, wurden in der That die Concessionen den Privilegien bald fast gleich und im Lauf der Zeit völlig gleich erachtet, so daß de facto Concessionen veräußert und vererbt wurden und der Staat diesen eigentlich gesetzwidrigen Zustand der Dinge de jure sanctionirte, bis am 21. Juli 1886 bestimmt wurde, daß von nun an Concessionaren der Verkauf des Geschäftes erst nach zehnjährigem Besitz gestattet sein sollte. Durch diese bis jetzt streng gehandhabte und zu billigende Verordnung ist jedem approbirten Apotheker die Möglichkeit geboten, auch ohne größere Glücksgüter, nur auf Grund seiner Würdigkeit (über die natürlich, wie überall, auch hier zwischen dem Supplicanten und der Regierung Meinungsverschiedenheiten herrschen werden!) in den Besitz einer, einem nicht üblen Geschenk gleich zu achtenden Concession zu gelangen. Unzufriedenheit aber und, wie nicht abzuleugnen ist, berechtigte, erregt die geringe Menge ausgeschriebener Concessionen. Fragen wir nach positiven Grundlagen wieder bei der Statistik an (vgl. die Erhebungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes vom 4. April 1887). Die Zahl der Apotheken (und Filialen) vermehrte sich vom 1. April 1875 bis zum 1. April 1885 von 4416 auf 4680, also um 6 Procent, während die Einwohnerzahl um 9,7 Procent wuchs. Ja die Zunahme großer Gemeinden verhielt sich zur Zunahme der zugehörigen Apotheken wie 24:41! Es hätten also im Durchschnitt 61, in großen Gemeinden 70 Procent mehr Concessionen ausgegeben werden können als es geschehen ist!

Ist in den letzten Jahren auch (z. B. in Berlin) von der Regierung der bessernde Hebel angesetzt, so bleibt der Vorwurf, daß die Verleihung von Concessionen mit der Zunahme der Bevölkerung nicht im Einklang steht, voll berechtigt.

Daß diese Zustände allein schon genügen, um die Werthe der Apotheken in die Höhe zu schnellen, ist begreiflich, schon ohne in Betracht zu ziehen, daß durch ihre Privilegien sichere Geschäfte als Anlageobjecte für Kapitalien die Augen der Speculanten auf sich ziehen müssen, und es ist keineswegs als unerhört zu bezeichnen und verdient den Namen Schacher nicht, daß dieser günstigen Conjunctur Rechnung getragen wird.

Weniger einwandfrei und nicht zahlenmäßig ist der Beweis zu erbringen, daß, trotz der bestehenden Verhältnisse, nur mit Glücksgütern gesegnete Angehörige des Apothekerstandes zur erstrebten Selbständigkeit gelangen können. Genügte schon auf die Erfahrung hinzuweisen, daß in jedem Stand hervorragende Leistungen nicht allein im Schoße der Ueppigkeit und des Reichthums gezeitigt worden sind, daß im Gegentheil weitaus häufiger die blasse Noth an ihrer Wiege stand, so lehrt auch die oberflächliche Umfrage im Reiche der besitzenden Apotheker die Wahrheit des angeführten Erfahrungssatzes. Auf einen hierher gehörenden, durch die eigenthümliche Vorbildung bedingten Vorzug des Standes muß hier noch verwiesen werden. Es ist die leichte Anpassungsfähigkeit für andere Fächer, die Möglichkeit in andere Berufszweige überzutreten. Die Namen eines Justus v. Liebig und Schering, die des Reichstagsabgeordneten Witte, der Schriftsteller Fontane, Trojan, Stinde, Ruß, Sudermann, der Professoren Flückiger, Schmidt u. s. w. dürften beweiskräftig genug für diese Behauptung sein.

Was dürfte nun, wenn das „gute Vernehmen" nicht lügt, im Schoße der verbündeten (hoffentlich nicht der einzelnen) Regierungen zum Ersatz der alten, wie wir gesehen haben, gar nicht so schrecklichen Zustände erdacht werden?! Wird dem Wunsche des „Volks" Rechnung getragen, so müssen zwei diametral entgegengesetzte Vorschläge Beachtung finden: das System völliger Niederlassungsfreiheit und das der verstaatlichten Apotheke, das erste, unter anderem in Frankreich und in der Schweiz eingeführt, von fortschrittlicher Seite; das zweite, ein Steckenpferd sozialdemokratischer Anschauungen, und von ihren Anhängern empfohlen, noch nicht practisch erprobt. Der Einführung eines jeden der beiden Systeme müßte zweifellos eine Ablösung der derzeitigen Gerechtsame vorangehen, festgestellt auf Grund des augenblicklichen Werthes. Berechnen wir denselben, so erhalten wir, 4800 Apotheken und einen wohl der Wahrheit nahe stehenden Durchschnittswerth von 80,000 M. vorausgesetzt, die schöne Summe von rund 400 Millionen M., deren Verzinsung das Kopfschütteln manches Volksvertreters hervorrufen würde. Prüfen wir die Folgen der Freigabe des Gewerbes weiter, so lohnt es sich an die von ihr schon beglückten Länder zu denken. Wer hat sie nicht schon an sich probirt, wer mußte nicht als Tourist die Hülfe einer französischen oder schweizerischen Pharmacie, die eher einer Parfümerie glich, in Anspruch nehmen und wer war nicht über den exorbitanten Preis entsetzt, der ihm für das mit vollendeter Liebenswürdigkeit aufgenöthigte Mittelchen abgenommen wurde! Der deutsche Apotheker erfreut sich auch im Auslande ob seiner Vorbildung desselben ausgezeichneten Rufes, wie die deutsche Apotheke wegen ihrer Reellität und ihrer, wie wir oben schon dargelegt haben, in der That niedrigen Preise.

Würde durch die Staatsapotheke die Arznei des armen Mannes verbilligt und die Gelegenheit zu ihrem Bezug erleichtert werden, würden durch sie die Wünsche eines Theils der Apotheker nach sorgloser Selbständigkeit oder nach den erträumten Annehmlichkeiten des Beamtenthums erfüllt werden?

Alle drei Fragen können getrost verneint werden. Ein billigerer Durchschnittsarzneipreis, wie er oben angegeben wurde, ist von vornherein nicht gut denkbar, es ist im Gegentheil vorherzusagen, daß er durch die wesentlich höheren Betriebskosten des Staates höher werden muß. Die augenblickliche Verbreitung der Apotheken vorausgesetzt, würden die staatlichen Ausgaben etwa folgende sein

| | | |
|---|---|---|
| 4 Procent der Apothekenwerthe . . . . . | 16 | Mill. M. |
| für Gehälter an Vorsteher, Assistenten, Diener und für Miethe*) . . . . . | 31 | „ „ |
| für Utensilien und Waaren . . . . . | 18 | „ „ |
| in Summa | 65 | Mill. M. |

denen, jetzige Verhältnisse und einen Arzneiconsum vorausgesetzt, wie er amtlicherseits in Sachsen ermittelt worden ist (1000 Personen haben danach täglich 3,05 Verordnungen nöthig) und auf 47 Millionen Menschen berechnet, rund 42 Millionen M. gegenüberstehen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Staatsapotheker, mit bald angenommenen „schneidigen" Beamten-Allüren, auf eine Erhaltung des „Geschäftsumsatzes" kaum sehr bedacht sein dürfte, daß im Gegentheil freie Concurrenz sich sehr bald geltend machen und daß das souveräne Volk, auf größere Erleichterung der Arzneiversorgung dringend, die Errichtung weiterer Apotheken verlangen würde, daß ferner ein pharmaceutischer Stephan nicht unmöglich wäre, der, splendide Aesculapstätten bauend, den staatlichen Zuschuß noch weiter vergrößerte. Sollte ferner, um auch der Apotheker zu gedenken, der „Staatsapotheker" mit seinen, von mir, je nach der Anciennität und der Größe der „Aemter" auf 2600 bis 5000 M. normirten festen Gehältern zufriedener sein, wie der bisherige, bei aller staatlichen Ueberwachung, freie Geschäftsmann?!

Prüft man auf Grund vorgehender Betrachtungen die Nothwendigkeit einer Aenderung und die Berechtigung der Klagen über das augenblickliche deutsche Apothekerwesen, so

*) Dieser Posten setzt sich zusammen aus den Regiekosten für 1270 Apotheken, die bis jetzt ohne Hülfspersonal vom Besitzer allein betrieben wurden à 5300 M.
1900 die mit 1 Gehülfen oder Eleven à 6200 „
920 „ „ 2 „ „ „ à 7000 „
350 „ „ 3 „ „ „ à 9600 „
180 „ „ 4 „ „ „ à 11,800 „
80 „ „ 5 „ „ „ à 16,700 „
Ich habe dabei die Gehälter der Eleven mit 400—600, die der Gehülfen mit 1500—2000, die der Vorsteher mit 2600—5000 M., die der Diener mit 700—800 und die Miethen mit 800—3000 M. in Anrechnung gebracht.

muß man zugeben, daß ihm wesentliche Mängel nicht anhaften, daß es im Gegentheil den Forderungen, die das Volk an Arzneiversorgung zu stellen berechtigt ist, völlig gerecht wird und daß es auch seinen Jüngern so viel bietet, wie vernünftigerweise verlangt werden kann. Dagegen muß allerdings die Forderung nach Ersatz der alten oben geschilderten Ordnung durch eine neue, für das ganze Reich gültige, so wie nach Concessionsertheilungen, die im Einklange mit der Bevölkerungszunahme stehen, als berechtigt angesehen werden.

## Literatur und Kunst.

### Die erste Aufführung von Verdi's „Falstaff".

Von Rudolf Berger.

Mailand, 10. Februar.

Was die Amerikaner auf dem Gebiete der Reclame für den Welthandel sind, das sind die Italiener für den Kunstmarkt Europas. Vor einem Jahre rührte Genua die Reclametrommel, diesmal ist es Mailand, das aus allen Welttheilen die Vertreter der Presse und der Künstlerschaft herbeilockte. Damals war es die mißglückte italienisch-amerikanische Ausstellung zu Genua, heute die Première des „Falstaff" in der Mailänder Scala. Einen Monat vor der Erstaufführung bereits waren — nach den Angaben der „Impresa", die den Verkauf der Billets übernommen hatte — sämmtliche Plätze ausverkauft. Die enorme Höhe der Preise sollte das reisende Publikum auf die Vorgänge in Mailand aufmerksam machen. Die beabsichtigte Wirkung wurde erreicht. Ausnahmslos variirten die Sitzplätze zwischen 75 und 250 Lire. Zwei Sitzplätze auf der Gallerie kosteten 160 Francs. Schon in der Ansetzung der Eintrittspreise hatte man also einen geschickten „Coup" gemacht, um ganz Mailand, Italien und das Ausland in die nöthige Aufregung zu versetzen. Dazu kam noch das geheimnißvolle Dunkel, das über alle anderen Umstände der Novität sorgfältig gewahrt wurde. Nur einmal wagte eine Mailänder Zeitung, die „Sera", einen kleinen Auszug aus dem Libretto zu bringen. Sofort nach der Veröffentlichung erhielt ihr Herausgeber die unangenehme Mittheilung, daß gegen ihn eine Klage auf Schadenersatz wegen unbefugter Veröffentlichung eingereicht sei. Man sah mit um so größeren Erwartungen der ersten Probe entgegen; allein alle Hoffnungen, ihr beiwohnen zu können, blieben unerfüllt. Riccordi, der Beherrscher der Scala, kam allein mit dem Componisten Verdi und dem Librettisten Boito.

Mittwoch, den 8. Februar, endlich fand die Generalprobe statt. Den um Zutritt ersuchenden Kritikern antwortete Riccordi einfach: „Unmöglich; alle Thüren werden geschlossen gehalten: kaum weiß ich selbst, ob ich Zutritt bekomme." Nichtsdestoweniger gelang es einem unternehmenden Journalisten, sich mit einigen Choristen hinter die Coulissen einzuschleichen und der Hauptprobe unbeachtet beizuwohnen. Von seinem Versteck aus erblickte er Giuseppe Verdi, Arrigo Boito und Giulio Riccordi im Zuschauerraum. Außer ihm entdeckte er die Regisseure, welche vom Parquet die Wirkung zu beurtheilen hatten. Die dritte Gruppe der Zugelassenen setzte sich aus der Familie Riccordi, der Gemahlin Verdi's, Giuseppina Strepponi, und drei Mailändern zusammen. Von der gesammten Kritikerwelt hatte nur einer Erlaubniß zum Eintritt erhalten; es war der Berichterstatter des Secolo XIX, De Margi. Um 9 Uhr erschien Verdi, begrüßt mit anhaltendem Enthusiasmus, und drückte dem Kapellmeister des Abends, Mascheroni, dem Costumier und zwei Orchestermitgliedern die Hand. Punkt 9 Uhr begann die Probe. Der erste Act dauerte eine halbe Stunde, während die beiden folgenden je eine ganze beanspruchten. Der greise Maestro rieb sich vergnügt die Hände und rief ununterbrochen: Bravi, bene, non potrei desiderare di più (ich könnte es nicht besser wünschen). Die Darstellerin der „Jungfer Anna Page" fiel dem Componisten begeistert um den Hals; Verdi klopfte ihr väterlich auf die Wange und suchte dann die Vertreterin der Frau Hurtig in ihrem Toilettenzimmer auf. Damit hatten die zur Première nothwendigen fünfunddreißig Proben ihren Abschluß erhalten.

Die allgemeine Spannung fand ihre erste allgemeine Befriedigung an den ersten Morgenstunden des 9. Februar. Zu ungewöhnlich früher Zeit öffneten die Musik- und Buchhandlungen ihre Läden. Ueberall prangten Partitur und Libretto in den Schaufenstern. Aus dem Halbdunkel der Gassen stürzten die Zeitungsträger mit den Berichten über Musik und Textbuch. Eine neue Zeitung war über Nacht entstanden mit dem Namen „Falstaff", den sie vom Tage ihres Erscheinens an tragen soll. In unzähligen Exemplaren und Variationen erschienen Broschüren und Bilder der Autoren und Darsteller. Um die neunte Stunde bereits standen 150 Studenten am Platze vor dem Scalatheater und warteten über zehn Stunden auf die Eröffnung. Allmählich wurde der Andrang so groß, daß Polizei und Carabinieri die Verkehrsstörung nicht mehr hindern konnten. Jeder der Wartenden war mit dem Studium des Textbuches beschäftigt, doch war das allgemeine Urtheil über seinen Werth sehr getheilt.

Für den Kenner von Nicolai's Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" bietet dieses Libretto, das in drei Acte und sechs Abtheilungen zerfällt, wenig Neues, denn es gemahnt wie ein Auszug aus Mosenthal's Text mit einem Zusatze aus Shakespeare's Heinrich IV. und einem Beisatz italienisch-drastischer Komik. Arrigo Boito, der Verfasser des „Othello", „Mephisto", „Gioconda" u. s. w., hat mit diesem Libretto auf's Neue gezeigt, daß ihm die komische Ader vollkommen fehlt. An Stelle wahren Humors sucht er durch eine Reihe sprachlicher Neubildungen und durch Hervorholen längst veralteter Ausdrücke zu wirken. Auch ist er mit dem Shakespeare'schen Originale nicht mit gleicher Pietät verfahren wie bei Bearbeitung des „Othello". Diesmal hat er die ersten Scenen des unsterblichen Lustspiels weggelassen und beginnt mit dem Auftreten des immer übertölpelten Sir John Falstaff. „Sir John Falstaff! Hai battuto i miei servi!" singt Dr. Cajus bei Boito. Die durchgreifendste Verstümmelung der „Lustigen Weiber" ist dadurch hervorgerufen, daß aus Anna Page eine Nannetta Ford (also die Tochter Frau Ford's) geworden ist. Im Uebrigen hält sich Boito's Text ziemlich genau an das Original. Er schildert in drei Aufzügen das Liebeswerben Falstaff's um Frau Ford, sein unfreiwilliges Bad in der Themse und seine Peinigung durch die Quälgeister im letzten Aufzuge. Weggefallen ist aus den „Lustigen Weibern" die Verkleidung Falstaff's als altes Weib von Breutford; hinzugekommen ist aus Heinrich IV. vor Allem der Monolog Falstaff's über die Ehre:

„Il vostro onor! che onore?! che onor? che onor!
Che baja! — Può l'onore riempirvi la pancia?
No. — — Che è dunque? — Una parola."

Selbständig ist hier wenig von Boito hinzugesetzt; bemerkenswerth ist von seinen anderweitigen Zusätzen ein Sonett Fenton's, welches die Liebe dieses glücklichen Freiers um Nannetta besingt.

Nach sieben Uhr endlich öffnen sich die Pforten der Scala den ungeduldigen Mailändern. Eine Stunde später ist alles besetzt. Das Publikum ist zur Hälfte in Frack, Cylinder und Balltoilette erschienen. Unter den Berühmtheiten des Zuschauerraums erregen zumal Carducci, Panzacchi, der Abgeordnete Talamo, der Minister Martini unsere Aufmerksamkeit. Kurz vor Beginn erschien Prinzessin Lätizia, die Wittwe Amadeo's in ihrer Loge. Mascagni und sein Verleger Sonzogno bewahrten während des ganzen Abends einen außergewöhnlichen Ernst. Den zahlreichen Vertretern der Presse war in der Scala ein neues Telegraphenbüreau errichtet worden. Alle Zeitschriften, welche gerechten Anspruch auf einen internationalen Leserkreis machen, über hundert Blätter, waren vertreten. Von deutschen

Zeitungen nur die „Kölnische", der „Münchner General-Anzeiger", das „Berliner Tageblatt", die „Post" und vier Wiener Blätter.

Um $^1/_2$9 Uhr durfte der Kapellmeister Mascheroni nicht länger mit dem Anfang zögern. Drei Tacte im Fortissimo — und der Vorhang rollt in die Höhe, vier weitere Tacte und sofort beginnt der Dialog unter der immer aufgeregtesten Orchesterbegleitung. In der Art der alten Schule ist das „Amen" gehalten, welches die folgenden Worte Falstaff's rechtfertigt: „Cessi l'antifona." Der symphonischen Instrumentation dieses Satzes folgt ein hübsches Cantabile. Sir Falstaff's Selbstbewußtsein, von Frau Ford geliebt zu sein, findet seinen Ausdruck in einem originellen Falsettsatze: „Ich gehöre dem Sir John Falstaff" singt er, die Stimme der Geliebten copirend, einige schalkhafte Tonreihen, an Rossini's „Barbier" erinnernd. In dem eingeschalteten Monologe von der Ehre schließen sich Instrumentation und Singstimme eng an Shakespeare an. Ohne Aufgabe der eigenen Individualität ist hier Verdi auf das Gebiet der von Wagner angestrebten Compositionsweise gerathen, doch unterscheidet er sich von dem Bayreuther Meister durch die Einfachheit der Harmonie, die mitunter nahezu in eine harmonische Armuth verfällt. Die „unendliche Melodie" des Orchesters ist überall da, nur die Leitmotive fehlen gänzlich.

Zeigt der erste Theil den schon in „Aïda" und früher im „Don Carlo" bekundeten Einfluß der modernen Schule auf den greisen Maestro, so ist er im zweiten seiner ursprünglichen Art um so treuer geblieben. Schon das folgende Quartett der lustigen Weiber gemahnt stark wieder an Rossini. Ein sehr hübsches Madrigal ist das Liebesduett zwischen Anna und Fenton. Die gefällige Melodie des Finale zum zweiten Theile des ersten Aufzuges, welches mit einem Lachquartett endet, erinnert in manchen Dingen an Mozart. In den folgenden Theilen kämpft wieder der Einfluß Wagner's mit Verdi's ursprünglichen Kunstanschauungen. Fortwährend erkennt man die Absicht des Componisten, der neuen Richtung zu entsprechen, ein Streben, welches ihm die Italiener sehr verdenken; aber immer wieder kehrt die alte Natur zurück und neben der Vorliebe für Rhythmus und bel canto taucht auch manche banale Wendung auf. Ein ganzer Verdi ist die Arie im letzten Acte, welche „bis" verlangt wurde, ohne daß dieser Wunsch des Publikums nach Wiederholung genehmigt worden wäre. Dagegen blieb eine schön gesetzte Fuge am Schlusse, die das fabula docet des Spiels ausdrücken soll, ein vom Publikum unverstandenes Problem. Im Allgemeinen fällt der letzte Act ab.

Auch die neue Oper ist ein Beweis dafür, daß Verdi nichts weniger ist als ein musikalischer Humorist. Sein Wesen ist tiefernst, pathetisch, und fast regelmäßig, wenn er uns komisch kommen will, wie einst bei dem trübseligen Narren Rigoletto („O rabbia esser buffone!") geräth er in falsches Pathos und geschraubte Trivialität. Seine merry vives bleiben an kecker Lebenslust und sprudelnder Komik nicht nur weit hinter unserem Otto Nicolai zurück, sondern auch hinter dem alten Dittersdorf, der den Stoff bekanntlich zuerst in seinem Singspiel (1796) behandelt hat. So sehr sein Wagemuth Anerkennung verdient, die gute alte Opera buffa, worin sich die echt nationale Heiterkeit seines Volkes so liebenswürdig verkörpert, in modernem Geiste zu beleben und an die Traditionen eines Pergolese, Cimarosa, Paisiello, Donizetti und Rossini anzuknüpfen, es fehlt ihm die komische Ader von innen heraus, die ungebundene heitere Faschingsstimmung, jenes himmlische Gelächter des Wunderkindes von Pesaro. Statt Humor bietet er Sentimentalität oder gespreiztes Pathos, in den Stil der großen Oper verfällt er mit Flügelhorn und kleiner Trommel immer wieder, und selbst dort, wo die unsterbliche Heiterkeit des großen Briten ihn mitfortreißt, bringt er es über die bekannten Lazzi einer schüchternen Buffomusik nicht hinaus. Um so besser gelingen ihm die ernsteren Scenen. Die Instrumentation ist voll feinster Nuancen, eine den Worten und Situationen treu folgende, fleißige Nachempfinderin, und im Gesangspart ist manches, auch ohne in's Grelle seiner ersten Manier zu verfallen, geradezu packend. Noch immer fließt sein Melodienborn in so reicher Fülle, daß hundert deutsche Capellmeistermusikanten davon leben könnten. Er versteht auch noch immer wie kein zweiter Lebender für Singstimmen zu componiren. Trotzdem sehe ich in dem neuen „Falstaff" keinen Gewinn für die deutsche Opernbühne. Es ist eine Schöpfung voll charakteristischer Feinheiten, dramatischer Schlagkraft und genialer Anklänge, aber kein Werk von sieghafter Gewalt, das sich alle Herzen erobern wird. Bleiben wir also lieber bei unserem liebenswürdigen, ewig jungen Nicolai, den Verdi's gewichtiger und anspruchsvoller „Falstaff" bei uns gewiß nicht zu verdrängen vermag.

Die ausübenden Künstler setzten sich aus den größten Sängern und Sängerinnen Italiens zusammen, die sich Verdi selbst ausgewählt hatte. Es gilt auch von ihnen, was man im Allgemeinen über die italienischen Gesangsmeister sagen kann: die Vertreter der männlichen Rollen besitzen im Durchschnitt hervorragende Stimmen, welche ihnen den Ruf vorzüglicher Opernkräfte rechtfertigen, wenn sie sich nur das Virtuosenhafte in der Ausführung abgewöhnen wollten. Die Frauenstimmen waren nach unseren Begriffen schwach. In der Titelrolle fungirte der berühmte Maurel, ein wohlklingender hoher Bariton. Arimondo gab die Bassistenrolle des Pistol. Fast alle sangen und spielten ohne wahren Humor; immer pathetisch, scharf phrasirend, aber packend, wenn auch in grellem Toncolorit. Daß Italien das Land der schönen Stimmen ist, bewies auch der gut gedrillte Chor. Besondere Ausstattungspracht verlangt das Werk nicht. Decorationen und Costüme waren für italienische Verhältnisse großartig.

Die Hervorrufe waren zahlreich; sie steigerten sich zum Schlusse zu einer allgemeinen Ovation. Nach dem dritten Aufzuge wurden Darsteller, Autoren und Kapellmeister allein zehnmal gerufen. Verdi selbst ist seit der Premiere des „Othello" bedeutend gealtert, so daß man leicht begreift, daß er die Ehre, sein Werk selbst zu dirigiren, ausschlug. Er machte mit seinem weißen Haupthaar und Vollbarte den Eindruck eines ehrwürdigen Greises, welcher unter fortgesetzter geistiger und körperlicher Arbeit sich bis in sein 80. Lebensjahr noch eine bedeutende Schaffenskraft bewahrt hat. Er trug keinen seiner unzähligen Orden. Das freundliche Bild vervollständigt die einfache, schwarze Kleidung des Meisters und sein Cylinder, der einer älteren Periode anzugehören scheint. Wir werden in seinem Falstaff wohl seinen Schwanengesang begrüßen müssen und begreifen daher die geräuschvollen Huldigungen, die sich bis in später Morgenstunde vor seinem Hotel Milan fortsetzten und den „Senator von Genua", den neu ernannten Marchese von Busseto überschwänglich feierten.

## Verdeutschen und Uebersetzen.

Von Professor J. Mähly.

Als im vorigen Jahr des Göttinger Professors Ulrich v. Wilamowitz „Verdeutschung" des euripideischen Hippolytos erschienen war, erscholl in Deutschland das Lob unisono, und es galt unter den Kritikern für ausgemacht, daß mit dieser Leistung das Ideal der Uebersetzungskunst verwirklicht sei. Leise Zweifel hat sich, unseres Wissens, nur ein Gelehrter französischer Zunge, der Redacteur Reinach, der bekannte Secretär Gambetta's und dessen Biograph, erlaubt: Die Sprache des Verdeutschers schien ihm stellenweise zu nüchtern und dem hohen Schwunge des Originals nicht adäquat zu sein. Ob und wie weit das Urtheil dieses Franzosen, überhaupt eines Franzosen, maßgebend sein könne, wo es sich darum handelt, ein deutsches Sprachwerk nicht bloß auf sein Knochengerüst, sondern auf sein Innerstes, auf Herz und Nieren zu prüfen, muß freilich von vornherein fraglich sein, fraglich aber auch, ob dem bezeichneten Evoerus der deutschen Genossenschaften unbedingt zu trauen sei; denn es ist keine so ganz seltene Erscheinung, daß auch die Philologen zeit- und stellenweise, statt gewissenhaft den Fußspuren der Mutter Kritik zu folgen, sich auf die Pfade des Nachbetens verirren und allzuwillig der bequemen Mode des Autoritätsglaubens huldigen.

Um so mehr muß es reizen, ja um so eher scheint es geboten, zu untersuchen, ob die Autorität, deren sich Wilamowitz auf mehr als einem philologischen Arbeitsfeld mit Recht erfreuen darf, auch auf dem der Uebersetzung felsenfest sei, oder ob der bis zur Vergötterung — Wilamowitz würde sagen „Vergottung“ — gesteigerte Huldigungseifer sich nicht einige Abkühlung müsse gefallen lassen. Auch wer sich, wie Wilamowitz bedingungslos zur „preußischen Königstreue“ bekennt (er liebt es bekanntlich, durch solche pikanten Allotria seinen Stil zu würzen), wird zugeben, daß in wissenschaftlichen Dingen die Treue gegen Gelehrte und Lehren erst das Ergebniß voraussetzungsloser Prüfung sein darf, und daß Irrthum und Wahn unser aller Erbtheil ist.

Wir beabsichtigen im Folgenden uns lediglich auf das Verdeutschungswerk des Herrn v. Wilamowitz zu beschränken, inbegriffen das inhaltschwere Vorwort „Was ist übersetzen?“ Seine Behandlung der euripideischen Tragödie nach Form und Inhalt (d. h. die Kritik der Sage vom Hippolytos, und den philologischen Anhang) lassen wir aus mehr als einem Grunde bei Seite: einen derselben wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten, und zwar darum nicht, weil er einen kleinen Beitrag zur Charakteristik des Philologen Wilamowitz liefert: Wir haben nämlich, zu unserem Leidwesen, andere werden vielleicht finden, zu unserer Schande, seine Darstellung der Sage nicht recht verstanden. Was übrigens die „Schande“ betrifft, so wagen wir, zu etwelcher Milderung derselben, die Behauptung, daß unser mangelhaftes Verständniß wenigstens zum Theil auf Rechnung des Herrn Verfassers, das will sagen, seiner eigenthümlichen Sprache, zu setzen ist. So logisch und stilgerecht nämlich, ja, so schön und wohllautend und um es kurz zu sagen, so deutsch Wilamowitz in seiner vortrefflichen Uebersetzung zu sprechen verstanden hat, so eigenartig und eigenmächtig hat er seine Prosa gemodelt; schlicht und einfach zwar dem Scheine nach, in Wahrheit aber, gerade in Folge dieses augenfälligen Bemühens, zu künstlich, zu wenig natürlich und darum stellenweise schwer verständlich. Nun lautet doch, wie der Herr sehr gut aus seinem Cicero weiß, das erste Gesetz der sprachlichen Mittheilung: „deutlich sprechen“; dem Leser durch geschraubte Einfachheit Pein verursachen, ihn zwingen, daß er ganze lange Sätze zwei und dreimal lese, wenn er sie verstehen will, ist weder Kunst noch Natur. „Kurz und gut“ heißt nicht: kurz und dunkel. Man weiß zum Beispiel bei Wilamowitz, wenn er Ansichten und Einwände von Gegnern anführt und widerlegt, sehr oft nicht, wo die gegnerische Argumentation aufhört und wo seine Widerlegung beginnt. Er hat, wie es scheint, diese Eigenthümlichkeit gewissen Germanisten abgesehen, er baut — und das berechtigt zu diesem Schluß — in seiner Verdeutschungstheorie auch mit Abfällen und Spänen aus der germanistischen Hobelbank. Aber der Ruhm dieser Germanisten liegt denn doch anderswo als in ihren sprachlichen Schrullen. Bei den Franzosen (mit denen sich Herr v. W. auch ab und zu befaßt) kommt dergleichen nicht vor, und es wäre vielen deutschen Gelehrten zu rathen, daß sie es in ihren französischen Studien nicht bei den „dehors“ — so schreibt Wilamowitz — bewenden lassen, sondern sich in's Intérieur der Sprache vertiefen möchten, wie dies seiner Zeit A. W. v. Schlegel und, in neuerer Zeit, mit noch größerer Competenz und größerem Erfolg, jener Deutsche gethan hat, der den Germanophagen und Academiker Ernest Renan mit eleganter französischer Klinge abführte. Wenn auch nicht von jedem Philologen, so sollte man zum mindesten von dem, der mit den Franzosen in's Gericht geht, verlangen dürfen, daß er ihrer Sprache und ihres Geistes Meister geworden sei. Offenbar hält sich Wilamowitz für berechtigt zu einem Urtheil über diese Dinge; noch mehr, er läßt nicht bloß deutlich durchblicken, sondern zeigt an eigenem Beispiel, daß der richtige Philologe in den romanischen Sprachen überhaupt sattelfest sein muß. Auch altdeutsch und mittelhochdeutsch, scheint es, wird keinem geschenkt, denn hier setzt, neben der wissenschaftlichen, auch die patriotische Pflicht ihre Sporen an. Von Wilamowitz nimmt jeder Philologe gern Belehrung an, auch wenn die Lectionen in der Lauge des Spottes gebeizt sind; nur muß dann der Meister seine eigene Sprache in strenger grammatischer Zucht halten, darf z. B. nicht, wie es in einer Anmerkung geschehen, einem Candidaten die starke Declination aufzwingen und ihn einen Candidat sein lassen, darf auch nicht ein „du fassest“ in „du faßt“ verwandeln, darf auch nicht sagen „Gott noch Mensch“, statt „weder Gott noch Mensch“, noch weniger aber construiren (s. V. 1011): „als ob nicht dessen Urtheil längst verblendet sein muß(!)

Aber Wilamowitz verlangt von seinem Philologen noch mehr: „neben dem Wissen noch ein Können“; der Philologe soll im Stande sein, eine gutdeutsche Uebersetzung der antiken Klassiker zu liefern, er ist sogar, sagt er, der einzige, der dies kann, und um diesen Beweis in aller Form und Strenge zu leisten, muß der Philologe zeigen, daß er auch in der Sprache seiner Klassiker — also griechisch oder lateinisch — zu schreiben verstehe. Dieses (von Seiten der Logik anfechtbare) Axiom hat Wilamowitz in eigener Person — hic Rhodus, hic salta! — erfüllt, indem er einige Nibelungenstrophen in das Gewand zünftiger homerischer Verse gekleidet hat. Dies wenige war auch genügend, denn einerseits zweifelte Niemand an der sprachlichen Fertigkeit und Reproductionskraft dieses Herrn, andererseits aber wäre wohl ein Mehreres selbst ihm schwer gefallen; denn längere Strecken auf dem griechischen Pegasus, der denn doch nachgerade altersschwach und lendenlahm geworden, zu durchreiten, versteht heutzutage, wo es so viele Allotria zu bemeistern gilt, kein Philologe mehr, selbst ein Gottfried Hermann, der sich sowohl auf einem wirklichen deutschen Traber als auf dem figürlichen griechischen Flügelrosse kunstgerecht zu bewegen wußte, wäre wohl bald müde geworden.

Nach Herrn Wilamowitz ist es ein „gedankenlos und böswillig nachgesprochenes Wort, wenn man behauptet, daß es im Deutschen vortreffliche Uebersetzungen der Griechen gebe“; er läßt mit aller erwünschbaren Deutlichkeit zwischen den Zeilen lesen — und sein ganzer Versuch wäre ja ohne diesen präsumptiven Ankergrund haltlos! — daß erst mit ihm und seiner Leistung die Sonne der Uebersetzungskunst aufgegangen sei. Das Urtheil ist streng und das Selbstgefühl groß; daß jenes wahr, dieses berechtigt sei, ist freilich noch nicht bewiesen. Wir erlauben uns, offen gestanden, Zweifel. Was das Urtheil über andere betrifft, so ist allerdings der Durchschnittsgrad unserer deutschen Uebersetzungen antiker Klassiker, wie ich selbst schon wiederholentlich zu sagen veranlaßt war, ein beschämend niedriger: das Meiste, was sich als solches geberdet, zeigt eine hybride Fratze, kein deutsches Gesicht. Aber Ausnahmen sind denn doch, auch vor Wilamowitz, vorhanden. Um Beispiele anzuführen, so verdient der bei aller Anspruchslosigkeit hoch begabte Donner (obwohl kein Philologe nach Wilamowitz'scher Norm) nicht zu denen geworfen zu werden, die ihre Verse auf der „Hobelbank drechseln“ (wo, nebenbei gesagt, überhaupt nicht „gedrechselt“ wird!), und wenn Geibel „den griechischen Wein mit seinem Zuckerwasser begossen hat“, so hat der griechische Wein, trotz dem deutschen Zuckerzusatz, von seiner lieblichen Blume nur wenig eingebüßt. Und wer gedenkt nicht mit Dank und Bewunderung des wahrhaft köstlichen Kleinods, womit uns Theodor Heyse in seinem deutschen Catull beschenkt hat? Freilich, Catull ist ja ein Lateiner — aber sollte das Verdict nicht auch, im Stillen, über die Verdeutschungen aus dem Latein gesprochen sein?

Mit Recht warnt Wilamowitz vor der sogenannten Treue, die schon so viel Unheil angerichtet und sich unzählige Mal als die ärgste Treulosigkeit gegen die Muttersprache erwiesen hat. Aber er schießt mit diesem, übrigens längst bekannten und von allen unseren Uebersetzern befolgten Prinzip über das Ziel hinaus und wird — nicht gegen seine Muttersprache, die er meisterlich handhabt, wohl aber gegen das Griechische mehr oder weniger treulos. Daß er ungescheut drei griechische Verse zu zwei deutschen verdichtet oder, was noch öfter geschieht, zwei griechische in drei oder vier deutsche auseinanderreckt, mag ihm, so oft das Prinzip der Deutschheit und Deutlichkeit es nicht anders gestattete, hingehen, aber er macht auch, wo es nicht nöthig ist, von der Umschreibung ungenirt Ge-

brauch (zum Beispiel in der Bildersprache), wodurch der „umgekehrte Gobelin", ein, wenn ich nicht irre, von Cervantes glücklich erfundener Vergleich, um sein Recht kommt. Wenn es im Griechischen einfach heißt: „Jugend ist's, die hinstarb, dir zum Schmerz", so ist die Verdeutschung: „ein junges Lebenslicht erlosch", zwar ein recht schönes Bild, aber, mit Verlaub, eben jenes von Wilamowitz verpönte Zuckerwasser. Wo im Original der Ausdruck unbildlich ist, darf der Uebersetzer nicht zum Bilde greifen, wo im Original ein Bild gebraucht ist, das in der Sprache der Uebertragung durch ein nach Form und Inhalt ähnliches Bild gedeckt werden kann, ist die Treue eine Pflicht. Der Satz: „Die Liebeslust, aus der auf Erden alle wir entstanden sind" durfte nicht durch das Deutsche: „Der Trieb, durch den die Wesen alle geworden sind, auf die die Sonne scheint" wiedergegeben werden, und ebenso wenig „das Nichtsthun, das süße Gift" durch „die Muße, die nur durch Genuß entnervt", oder „Wenn anders Göttersitte unter Menschen gilt" durch „Ja, unser Leben ist des ihren (der Götter) Abbild", und noch weniger: „Wann wird wohl der Tod meinen Leib umschatten" durch „Wann aber umfängt mich endlich mit friedlichem Dunkel das Grab?" Unverständlich, wenigstens uncorrect ist das Bild vom „falschgemünzten Glanz" des Weibergeschlechts (statt des „gleißnerisch falschen Gezüchtes"), und wo es, im Original, heißt, daß „die Gattin, von den Pfeilen (Stacheln) der Göttin getroffen, ihren Sohn liebte", war der eigentliche aber kalte Ausdruck „denn ihre Liebe war das Werk der Göttin — nicht am Platz. Auch war an der Stelle V. 954 der „blaue Dunst" der vielen Bücher beizubehalten oder wenigstens, wie ich gethan („Knie vor deinem Bücherquark") durch ein ähnliches Bild wiederzugeben, nicht durch das blasse „Such' andächtig des Propheten Wort in manchem dicken Buch".

Was vom bildlichen Ausdruck gilt, hat natürlich auch Geltung für den eigentlichen, unbildlichen Begriff, und ganze Sätze bald, wo sie im Original vorhanden sind, wegzulassen, bald, wo sie nicht vorhanden sind, einzuschalten, mag für den Uebersetzer bequem sein, erlaubt ist es nicht. Herr v. Wilamowitz hat zahlreiche Ueberschreitungen nach beiden Seiten auf dem Gewissen. Weggelassen ist — ich kann des Raumes wegen nur einzelne Beispiele anführen — der ganze Vers 648: „Sie hörten auch von Jenen niemals einen Laut", weggelassen (V. 860) der durchaus nicht unwesentliche Halbvers „und in Theseus Bett" (ein ähnlicher Wegfall V. 1072 „gegen die Gattin deines Vaters"), weggelassen (V. 1140) der Begriff „durch deren Verstoßung", und wenn auch hier, wie überhaupt in den Chorgesängen, schon der geänderte Rhythmus dem Uebersetzer eine freiere Bewegung gestattet und ihn auch von der Fessel des Wortes entbindet, so ist in der anmuthigen Uebersetzung: „die dich in hoffendem Herzen getragen, manches Mädchen seufzt dir nach" — während es im Original heißt: „durch deine Verstoßung ist manches Mädchens heißes Mühen um den Ehebund mit dir vergeblich geworden" — von jener Freiheit ein übermäßiger Gebrauch gemacht. Unerlaubt war es ferner, die concrete und ausgesprochene Thatsache, daß „der Sohn des Vaters Bett geschändet" (V. 1260) in dem bloßen, blassen Begriff „Unthat" aufgehen zu lassen. Weggelassen ist ferner (V. 978): „nein, einen Prahlhans hieße (Sinnis) mich". Theils weggelassen, theils ohne Noth vertauscht sind Begriffe und Gedanken in V. 940 ff., V. 458 ff. u. a. Auch in „Entehrend meines Hauses Gott" (V. 886) ist der Dichter mit seinem „ohne Scheu vor dem heiligen Auge des Zeus" zu kurz gekommen; und „Schließ' mein brechend Auge" (V. 1458) statt „verhülle schnell mein Antlitz mit dem Tuch" ist, weil etwas anderes, unrichtig. Weniger verschlägt es, wenn aus einem „thessalischen" ein wuchtiger Speer, aus einem „jungen" Mädchen ein eitles oder aus Frauen „junge Mägde", aus den „blonden Haaren" „lockenumflatterte Wangen" und aus „dünnen" Binden schwere gemacht, wenn die einfachen Quellen als „ewig junge" angesungen und die einfachen Mägde in die zwei Kategorien Zofen und Kammerfrauen geschieden werden — aber „offen reden darf der Sklave nicht" (V. 114) für: „ich muß reden, wie sich's für Sklaven ziemt" ist keine Uebersetzung, sondern ein Stück Commentar, ebenso V. 1396 „und wär' ich sterblich, würd' ich weinen" statt des einfachen „ich darf nicht weinen" des Originals. Andere willkürliche Zusätze siehe in V. 173. 448. 459. 1074. 1082.

Aber das sind ja alles Kleinigkeiten! Gewiß, und kleinlich wäre es, mit dem Finger auf sie zu deuten, wenn sie nicht — das Kindschaftszeichen eines falschen Prinzips an sich trügen. Herr v. Wilamowitz formulirt sein Prinzip wörtlich wie folgt: „Uebersetzen heißt in Sprache und Stil unserer großen deutschen Dichter übersetzen." Diese Formel ist für's erste unvollständig, denn es gibt doch auch Uebersetzungen aus und in Prosa, die hoffentlich nichts mit Sprache und Stil unserer großen „Dichter" zu thun haben — zweitens ist sie unrichtig. Wenn ich einen kleinen Dichter (deren es bekanntlich schon im Alterthum eine Menge und in allen Gattungen gab) übersetzen will, so darf ich dies, auch wenn ich es wollte oder könnte, nicht in der Sprache unserer großen Dichter thun, ich darf den „Kleinen" nicht „groß" machen. Dieses Axiom ist so sonnenklar, daß es heut zu Tage keiner Erörterung mehr bedarf. Wenn ich mir das Vergnügen machen will, bloß zu „verdeutschen", so darf ich mir jenes Prinzip zu eigen machen, mein Deutsch braucht nur correct zu sein und hat sich um Ton und Farbe des Originals nicht zu kümmern; erlauben es mir meine Mittel und Reminiscenzen, so darf ich meinen Mann — denn es kommt mir ja nur auf den Inhalt an! — auch in höheren Registern sprechen lassen, als er es von Hause aus gewohnt ist — nicht aber in der Uebersetzung, wo die Form das erste und entscheidende Wort zu sprechen hat. Der Uebersetzer hat seinem Original Schritt für Schritt nachzugehen, hat gewissenhaft, ja ängstlich, wo es nur immer möglich, in dessen Fußspuren einzusetzen, darf nur in Ausnahme- und Nothfällen dieses Gleis verlassen — und darum ist seine Kunst größer und schwieriger als die des bloßen „Verdeutschers", wenn letzterer überhaupt einer „Kunst" sich rühmen darf.

Treten wir nun den metrischen Prinzipien des Herrn v. Wilamowitz näher.

Zu billigen ist (was heut zu Tage nicht mehr fraglich sein sollte), daß er die halsbrechenden Trapezkünste in genauer Nachahmung des griechischen Rythmus der Chorgesänge nicht gewagt hat. Sie sind bisher noch nie gelungen, können es auch nicht und werden es in hundert und mehr Jahren nicht können, außer (höchstens, und auch dann nur zur Noth) wenn zugleich die Noten für Vocal- und Instrumentalmusik nebst Pausenverzeichnung beigeschrieben werden. Was aber Wilamowitz an Stelle dieser griechischen Rhythmen geschrieben hat, als deutschen Ohren vertraut und deutschen Empfindungen angepaßt, ist hinter dieser allein richtigen Theorie in der Praxis zurückgeblieben. Das einzige Mittel, das uns zu Gebote steht, um die Chorgesänge — mit Ausnahme der anapästischen und etwa noch der dochmischen, an die sich das deutsche Ohr nicht allzuschwer gewöhnt — aus den Niederungen des Dialogs in die höheren Regionen dichterischen Flügelschlages zu erheben, und zugleich das deutscheste Mittel scheint mir der Reim zu sein. Warum Wilamowitz, dessen Harfe doch auf den Grundton „deutsch" gestimmt ist, dieses ebenso einfache als wirksame Mittel verschmäht und lieber undeutsch künsteln, als gutdeutsch reimen will, bleibt mir ein Räthsel. Theilt er etwa W. Jordan's anlautsschwärmerischen Ingrimm gegen den „Verwüster und Verstümmler der Sprache, den Zerstörer des Epos", den Reim? Kaum. Aber jenes Räthsel ist nicht das einzige. Wilamowitz gönnt dem Hexameter das deutsche Bürger-, wenigstens Niederlassungsrecht, und kann es folgerichtig dessen Zwillingsbruder, dem Anapäst, nicht weigern. Kein Zweifel für mich, daß er recht hat. Warum dann aber an der einen Stelle ihn anwenden, wo ihn das Original nicht hat, an einer anderen Stelle ihn verschmähen, wo ihn das Original hat?! Ich kann darin nichts als eine hyperästhetische Prüderie erkennen, welche deutscher sein will, als die Griechen griechisch waren.

Nun aber die Hauptsache: Wilamowitz vertauscht durchweg

den jambischen Trimeter, den eigentlichen dramatischen Vers der Griechen, mit dem jambischen Fünffüßler. Hätte er es gethan im Hinweis auf den Vorgang und das Vorbild unserer großen Dichter — warum nicht? Aber er will wieder deutscher sein, als sein Original griechisch, denn er versteigt sich zu der — sit venia verbo — ungeheuerlichen Behauptung, „er würde es für eine gründliche Zerstörung des eigenthümlich euripideischen Tones halten, wollte man seinen Dialog in demselben Maße wiedergeben"! Für Aeschylus aber, meint er, paßt der deutsche Trimeter vortrefflich. Das heißt doch nichts anderes als: Was den Griechen anstand und gestattet war, und worin kein Grieche jemals auch nur einen Schatten von Anstoß nahm, das ist dem deutschen Nachahmer nicht erlaubt! Die Griechen haben jederzeit den jambischen Trimeter nicht nur für die Tragödie, sondern auch für die Komödie (die hochpolitische, wie die gemeinbürgerliche) gebraucht und als typisch betrachtet. Die guten Deutschen dürfen dies in ihren Uebersetzungen bei Leibe nicht! Es ist ihm Ernst, er will unserem bürgerlichen Verstand nicht durch ein Paradoxon imponiren, aber er darf sich auch nicht wundern, wenn dieser Verstand sich vor seiner Logik bekreuzt. Wenn er entgegnen wollte: der jambische Trimeter ist bei Aeschylus ein etwas anderer als bei Euripides, bei diesem wieder ein anderer als bei Aristophanes, so ist es ja wahr: die Freiheit in den einzelnen Takten ist für die verschiedenen Zeiten und Gattungen des Dramas eine verschiedene, aber doch nur verschieden wie die Varietäten innerhalb derselben Art, und, wohlgemerkt, die deutschen Uebersetzer haben ja und hatten von jeher das Mittel in der Hand, und damit auch das Recht, ja die Pflicht, diese Unterschiede, wenigstens was die Hauptgattungen des Dramas betrifft, in der Hauptsache nachzuahmen.

Durch seinen unnöthigen Griff nach den Jamben unserer großen Dichter — die sich übrigens in glänzenden Beispielen, und nicht bloß Uebersetzungen, auch des reinen Trimeters bedient haben — hat sich Wilamowitz seine Aufgabe nur ein gutes leichter gemacht, allerdings ohne daß ihn dieses Motiv geleitet hätte. Es wäre mehr als Leichtfertigkeit, es wäre Thorheit, einem so geistvollen, unermüdlichen Arbeiter auch nur im Traume eine solche Erwägung zuzuschieben, eher das Gegentheil wäre denkbar, denn er huldigt dem Grundsatz: je schwerer, desto lieber; seine geistigen Mittel erlauben ihm das — aber leichter war es darum doch! Der jambische Trimeter birgt in seinem Bau ein Glied, das leicht übersehen, dann aber ein Stein des Anstoßes wird — das Glied nämlich, wo die sogenannte Cäsur einsetzt. Wer es nur um eine Stelle zurückschiebt, knickt den Vers in der Mitte und macht ihn dadurch lendenlahm. Wo es geschieht, hat es als Licenz zu gelten. Ich habe — unverhohlen sei es eingestanden — in meinen Euripidesübersetzungen mit dieser Licenz etwas Wucher getrieben und will mich nicht, zur Entschuldigung, hinter die Franzosen verschanzen, in deren (männlichem) Alexandriner die Licenz zum unverbrüchlichen Gesetz gestempelt erscheint. Unser deutscher dramatischer Vers (der jetzt gebräuchliche jambische Fünffüßler) ist gegen diese Gefahr durch die Mathematik — die sicherste aller Assecuranzen — ein für allemal gefeit, und darum eben leichter.

Summa summarum: Rein sprachlich betrachtet ist die Leistung des Herrn v. Wilamowitz nahezu tadellos, muster- und meisterhaft, in metrischer Hinsicht ist sie anfechtbar, als Uebersetzung steht sie, weil ein schiefes Prinzip ihr Abbruch thut, nicht ganz auf der Höhe.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Hans, der Musikant.

Von Heinrich Sienkiewicz.
Aus dem Polnischen von A. May.

Er kam schwach und hinfällig zur Welt. Die Gevatterinnen, welche sich am Lager der Wöchnerin versammelt hatten, schüttelten die Köpfe über die Mutter und über das Kind. Die Schmiedefrau des Dorfes, die Klügste von ihnen, tröstete die Kranke mit den Worten:

„Lasset Euch die geweihte Kerze anzünden, Gevatterin, denn aus Euch wird nichts mehr; für Euch ist es Zeit, sich für das Jenseits vorzubereiten und nach dem Geistlichen zu schicken, damit er Euch die Sünden vergebe."

„Und der Junge," sagte die Zweite, „muß gleich getauft werden; er wird nicht einmal die Ankunft des Geistlichen erleben, und es wird heilsam sein, damit er nicht als Nachtgespenst*) zurückbleibt."

Mit diesen Worten zündete sie die geweihte Kerze an, nahm hierauf das Kind, besprengte es mit Wasser, so daß es mit den Aeuglein blinzelte und sagte hierbei:

„Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und gebe Dir den Namen Johann; und so gehe denn hin, Du christliche Seele, woher Du gekommen bist. Amen!"

Die christliche Seele verspürte aber gar keine Lust, dahin zu gehen, woher sie gekommen und den schwächlichen Körper zu verlassen; sie zappelte vielmehr mit den Füßen dieses Körpers so gut sie konnte und fing an zu weinen, wenn auch so leise und traurig, daß, wie die Gevatterinnen sagten, man glauben konnte, es sei ein Kätzchen oder so etwas. Man schickte nach dem Geistlichen, er kam, that das Seine und fuhr wieder fort: der Kranken wurde besser. Eine Woche später ging das Weib zur Arbeit. Der Junge piepste kaum, aber immerhin piepste er doch; bis im Frühjahr des vierten Jahres der Kuckuk die Krankheit „bekuckukt" hatte und so besserte er sich und erreichte bei leidlicher Gesundheit das zehnte Jahr seines Lebens. Er war immer dürr und von der Sonne gebräunt, sein kleiner Leib war aufgedunsen und seine Wangen waren eingefallen; sein Kopfhaar war beinah weiß, wie Flachs, etwas in's Blonde spielend; seine weit aufgesperrten Augen sahen auf die Welt, als wenn ihr Blick sich in eine unermeßliche Ferne verloren hätte. Im Winter pflegte er hinter dem Ofen zu sitzen und still für sich zu weinen — vor Kälte, manchmal auch vor Hunger — wenn das Mütterchen nichts in den Ofen und in den Topf zu thun hatte. Im Sommer ging er in einem mit einem Tuchstreifen zusammen gehaltenen Hemd und in einem Strohhut, unter dessen abgerissener Krämpe er hervorschaute wie ein Vogel, den Kopf nach oben streckend. Seine Mutter, eine arme Einliegerfrau, welche wie eine Schwalbe unter fremdem Dache von einem Tage zum anderen lebte, mag ihn auch nach ihrer Art geliebt haben, oft aber schlug sie ihn und nannte ihn eine „Abart." Im achten Jahre lief er als Hütejunge hinter dem Vieh her, oder, wenn in der Hütte nichts mehr zu essen war, in den Wald, um Pilze zu suchen. Wenn ihn dort nicht die Wölfe gefressen haben, so ist dies allein Gottes Barmherzigkeit zu danken.

Er war überdies ein durchaus unentwickelter Knabe, der, wie alle Dorfkinder, bei einem Gespräch mit Leuten den Finger in den Mund steckte. Die Leute versprachen sich von ihm nicht einmal, daß er aufwachsen und noch weniger, daß seine Mutter einmal eine Stütze an ihm haben werde, denn zur Arbeit war er nicht tauglich. Nur auf eins war er begierig — auf's Spielen. Ueberall vernahm er Musik, und als er etwas herangewachsen war, dachte er an nichts Anderes mehr. Ging er in den Wald, um Beeren zu sammeln, so kam er gewiß ohne Beeren zurück und sagte lispelnd: „Muttchen! im Walde hat etwas so gespielt, ach, ach!"

Worauf die Mutter: „Ich werde Dir gleich etwas aufspielen, nim Dich in Acht!"

Manchmal geschah es denn auch, daß sie ihm Musik mit dem Kochlöffel machte. Der Junge schrie alsdann und versprach Besserung, doch der Gedanke verließ ihn nicht, daß im Walde „so etwas spiele." Was? ja, das wußte er nicht. Die Fichten, Buchen, Birken und Pirole — Alles spielte: es musicirte der ganze Wald und basta!

Auch das Echo ... Im Felde spielte ihm der Beifuß auf, im Garten bei der Hütte zwitscherten die Sperlinge, so daß die Kirschbäume sich schüttelten. An den Abenden lauschte er allen Stimmen im Dorfe und dachte bei sich, daß das ganze Dorf spiele. Wurde er zum Düngeransbreiten geschickt, so spielte ihm sogar der Wind in der Düngergabel. So sah ihn einmal der Aufseher, wie er mit wirrem Haar dastand und dem Wind zuhörte, der um seine hölzerne Gabel „spielte". Er löste seinen Leibriemen und gab ihm einen Denkzettel. Was nützte dies? — Die Leute nannten ihn: „Hans, der Musikant!" ... Im Frühjahre flüchtete er aus dem Hause und schnitt Pfeifen am Flußufer. Nachts, wenn die Frösche quakten, der Wachtelkönig auf den Wiesen rief, wenn die Rohrdommel im Nachtthau sumste und die Hähne in den Hühnerschlägen krähten: dann konnte er nicht schlafen, sondern lauschte diesen Tönen, und Gott allein weiß es, welche Musik er auch hierin zu hören vermeinte ... In die Kirche durfte ihn die Mutter nicht mitnehmen, denn wenn die Orgel brauste oder süße Stimmen sangen, so gingen dem Kinde die Augen über und schauten so aus, als wenn sie nicht mehr von dieser Welt wären.

Der Wächter, welcher Nachts im Dorfe umher ging — um nicht einzuschlafen — die Sterne am Himmel zählte oder leise mit den Hunden plauderte, sah öfter, wie das weiße Hemd Hänschens in der Finsterniß sich nach dem Kruge hinschlängelte. Der Junge ging doch aber nicht in den Krug, sondern hinter denselben, und dort von Außen an die Wand geduckt, horchte er mit angehaltenem Athem. Die Dorfjugend führte hier ihre Reigen auf, hin und wieder ließ sich das Jauchzen eines Burschen vernehmen: „U—he!" Dann hörte man das Stampfen mit den Füßen

*) Nach dem polnischen Volksglauben verwandeln sich Kinder, die mit zwei Reihen Zähne zur Welt kommen und nach zwei Tagen sterben müssen, oder Kinder, die ungetauft sterben, in eine Eule oder sie nehmen, wenn sie ihren Körper beibehalten, Eulenflügel an. Ueber die Häuser fliegend verkünden sie durch ihr Wimmern den Tod eines der Bewohner.

und die Stimmen der Mädchen: „Was denn?“ In sanften Tönen sangen die Mädchen: „Wir werden essen, wir werden trinken, wir werden lustig sein,“ und mit starker Stimme secundirte ihnen mit Würde der Baß: „Wie's Gott gibt! Wie's Gott gibt!“ Die Fenster waren hell erleuchtet und jeder Balken in der Tanzstube schien zu zittern, zu singen und zu spielen, und Hans lauschte . . . Was würde er dafür geben, wenn er eine Geige haben könnte, die so sanft spielt: „Wir werden essen, wir werden trinken, wir werden lustig sein.“ Ein so schön singendes Brettchen! Aber woher nehmen? Wo werden solche Wunderdinge gefertigt? Wenn man ihm wenigstens erlauben wollte, solch ein Ding auch nur einmal in die Hand zu nehmen! Kein Gedanke! Ihm war nur gestattet, zuzuhören und so lauschte er auch so lange, bis die Stimme des Wächters hinter ihm in der Finsterniß sich vernehmen ließ: „Wirst Du denn nicht bald nach Hause gehen, Du Plagegeist?!“ Dann schlich er, barfüßig wie er war, nach Hause, und es folgten ihm in der Finsterniß die Töne der Geigen: „Wir werden essen, wir werden trinken, wir werden lustig sein,“ und der ernste Ton des Basses: „Wie's Gott gibt! Wie's Gott gibt! Wie's Gott gibt!“

Wenn er nur die Geigen hören konnte, sei es bei einem Erntetanz oder bei einer Hochzeit, so war dies schon ein großes Fest für ihn. Er kroch dann hinter den Ofen und sprach tagelang kein Wort, indem er mit leuchtenden Augen wie eine Katze aus seinem tiefen Versteck hervorschaute. Er fertigte sich demnächst selbst eine Geige aus einer Schindel und aus Pferdehaaren, allein sie wollte nicht so schön spielen, wie die im Kruge, sie summte nur ein wenig, ja sehr wenig, wie die Fliegen und Mücken. Er spielte aber auf seiner Geige vom Morgen bis zum Abend, wenngleich er dafür so viel Stöße und Schläge erhielt, daß er schon so aussah, wie ein unreifer, angeschlagener Apfel!

Allein, das lag nun einmal in seiner Natur. Das arme Kind nahm immer mehr ab, nur sein Leib blieb aufgedunsen, sein Kopfhaar wurde immer dichter, seine oft thränenfeuchten Augen wurden immer größer, aber seine Wangen und seine Brust fielen immer mehr ein. Er war gar nicht wie andere Kinder, er glich vielmehr seiner Schindelgeige, welche nur sehr wenig summte. Dabei litt er vor der Ernte Hunger, denn er lebte meistentheils von rohen Mohrrüben und von dem sehnlichsten Verlangen — eine Geige zu besitzen. Dieses Verlangen sollte ihm zum Verhängniß werden.

Im Herrenhause hatte der Diener eine Geige; er spielte sie manchmal in der Dämmerstunde, um dem Stubenmädchen zu gefallen. Hans kroch manchmal zwischen dem hoch aufgeschossenen Hedrich bis zur offenstehenden Thür des Kredenzzimmers, um nur die Geige zu sehen. Sie hing an der Wand gerade der Thür gegenüber, und der Junge sandte ihr durch seine leuchtenden Augen seine ganze Seele zu. Ihm schien diese Geige ein für ihn unerreichbares Heiligthum, welches zu berühren er nicht würdig sei, der Inbegriff des Theuersten und Liebsten. Und doch verlangte er sie sehnsüchtig. Nur ein einziges Mal wollte er sie in seine Hände nehmen und in der Nähe betrachten . . . Das arme kleine Menschenherz bebte bei diesem Gedanken vor Glück! In einer Nacht war Niemand im Kredenzzimmer. Die Herrschaft war schon lange im Auslande; das Haus war leer, der Diener saß daher auf der anderen Seite bei dem Stubenmädchen. Hans, im Hedrich zur Erde geduckt, sah schon lange durch die weit offen stehende Thür nach dem Ziele aller seiner Wünsche. Am Himmel war gerade Vollmond, sein Licht fiel in schiefen Strahlen durch das Fenster des Kredenzzimmers und spiegelte dasselbe in der Gestalt eines großen, hellen Quadrats an der gegenüber liegenden Wand wieder. Dieses Quadrat näherte sich langsam der Geige, bis es die letztere ganz und voll beleuchtete. Dies machte in der finsteren Tiefe den Eindruck, als wenn die Geige silberfarbenes Licht ausstrahlte. Namentlich erglänzte die Wölbung derselben in so heller Beleuchtung, daß Hänschens Augen es kaum ertragen konnten. In diesem Lichtglanze war alles genau zu sehen: die zierliche Form der Ausschnitte, die Saiten und der gekrümmte Hals. Die Wirbel an ihr schienen zu leuchten wie Johanniswürmchen, und längs der Geige herab hing der Bogen in der Gestalt eines silbernen Streifens.

Ach! es war alles so schön und beinah märchenhaft; Hans wurde in seinem Anschauen immer begieriger. Niedergekauert im Hedrich, gestützt mit den Ellenbogen auf seinen dürren Knien, saß er da mit aufgesperrtem Munde und sah weltvergessen nach der wunderbar leuchtenden Geige. Bald hielt ihn die Furcht zurück, bald trieb ihn eine unüberwindliche Macht zu dem Gegenstande seiner Sehnsucht. War das denn Zauberei oder sonst etwas? . . . Die von hellem Schein umgebene Geige schien manchmal schwebend dem Kinde sich zu nähern. Zeitweise nahm ihr Lichtglanz ab, um bald darauf desto strahlender zu erscheinen. Was konnte denn das anders sein als Hexerei? . . . Inzwischen hatte der Wind sich gerührt; es rauschten leise die Bäume, es rasselte der Hedrich, und Hans glaubte deutlich eine Stimme zu vernehmen: „Geh Hans! Das Zimmer ist leer . . . geh, Hans, geh!“

Die Nacht war hell und klar. Im Garten am Teiche sang die Nachtigall, sie pfiff bald leise, bald lauter: „Geh, geh, nimm!“ Der gute Nachtreiher umkreiste in leisem Fluge den Kopf des Kindes und rief: „Hans, nein, nein!“ Aber der Nachtreiher entfloh, und die Nachtigall blieb, und der Hedrich brummte immer deutlicher: „'s ist Niemand drin!“ Mit einem Male erstrahlte die Geige von Neuem . . .

Die arme, kleine, zusammengekauerte Gestalt schob sich langsam und vorsichtig weiter, während die Nachtigall in den sanftesten Tönen flötete: „Geh, geh, nimm!“

Das weiße Hemd schimmerte immer mehr in der Nähe der Thür des Kredenzzimmers; der schwarze Hedrich deckte es nicht mehr. Auf der Schwelle des Zimmers hörte man das schnelle Athmen der kranken Brust des Kindes. Ein Weilchen noch und das weiße Hemd ist verschwunden, nur ein nacktes Füßchen zeigt sich noch hinter der Schwelle. Vergeblich fliegt noch einmal der Nachtreiher vorüber mit warnendem Ruf: „Hans, nein, nein!“ Hans ist bereits im Kredenzzimmer . . .

Wie erschreckt quakten plötzlich im Teiche des Gartens die Frösche ganz fürchterlich, bald jedoch verstummten sie wieder. Die Nachtigall hörte auf zu singen und der Hedrich brummte nicht mehr. Inzwischen kroch Hans leise und vorsichtig vorwärts, doch bald ergriff ihn die Angst. In dem Hedrich fühlte er sich wie zu Hause, wie ein kleines, wildes Thier im Gesträuch, jetzt aber gleicht er einem wilden Thierchen in der Falle. Seine Bewegungen werden heftig, sein Athem ist kurz und pfeifend, es umfängt ihn die Nacht. Ein schwaches, sommerliches Wetterleuchten zog am Himmel von Osten nach Westen und beleuchtete noch einmal das Innere des Zimmers und Hans auf allen Vieren vor der Geige mit emporgerecktem Kopf. Das Wetterleuchten ging schnell vorüber, ein Wölkchen umhüllte den Mond, und es ist nichts mehr zu sehen und zu hören . . .

Nach einer Weile kam aus dem finsteren Raume ein ganz leiser und weinerlicher Ton, als wenn Jemand unvorsichtig die Saiten berührt hätte . . . und plötzlich . . .

„Wer da?“ ließ sich eine rauhe, verschlafene Stimme aus einem Winkel des Kredenzzimmers ärgerlich vernehmen. Hans hielt den Athem an, aber jene rauhe Stimme wiederholte die Frage: „Wer da?“

Ein Zündhölzchen blitzte an der Wand, es wurde hell und nachher . . . Man hörte Flüche, Schläge, das Jammern des Kindes, dazwischen den Ruf: „Gott, ach Gott!“ das Bellen der Hunde, man sah durch die Scheiben das Hin- und Herflimmern eines Lichts, der ganze Hof war in Aufruhr.

Am anderen Tage stand der arme Hans vor dem Dorfgericht. Als was sollte man ihn richten, als Dieb? Wahrscheinlich! Der Vogt und die Beisitzer sahen ihn lange an, wie er vor ihnen so dastand mit dem Finger im Munde, mit weit aufgesperrten, erschreckten Augen, klein, schwächlich, hungrig, zerschlagen, nicht wissend, wo er sich befindet und was man von ihm will. Wie soll man so ein kleines, elendes Geschöpf richten, das erst zehn Jahre zählt und kaum auf den Füßen steht? Soll man ihn in das Gefängniß werfen oder was sonst? . . . Kindern gegenüber muß man doch ein wenig barmherzig sein. „Es nehme ihn der Wächter und züchtige ihn mit der Ruthe, damit er ein zweites Mal nicht stehle,“ entschied der Vogt, und die Beisitzer stimmten ihm zu. Sie riefen den Stach herbei, welcher das Amt des Wächters versah und sagten zu ihm: „Nimm ihn mit und gib ihm einen Denkzettel!“

Stach nickte mit seinem dummen, thierischen Kopf, nahm Hans wie eine Katze unter den Arm und trug ihn in eine kleine Scheune. Das Kind verstand entweder nicht, was mit ihm vorging, oder war erschreckt, denn es gab keinen Laut von sich; es schaute mit seinen hellen Augen drein wie ein Vogel. Weiß denn der Aermste, was man mit ihm machen wird? Erst dann, als Stach ihn in der Scheune mit roher Hand angriff, ihn zu Boden drückte, sein einziges Kleidungsstück etwas herauszog und mächtig ausholte, fing Hans zu schreien an: „Mutter, Mutter!“ Bei jedem Schlage wiederholte er klagend diesen Ruf, aber immer leiser und schwächer, bis er nach einem Hiebe ganz verstummte und die Mutter nicht mehr rief . . . Die arme zerschlagene Geige! . . .

Ei, Du dummer, böser Stach! wer schlägt denn so ein Kind? Und dieses war ja klein und schwach und gab schon immer nur geringe Lebenszeichen von sich. Es kam die Mutter und nahm den Jungen mit nach Hause; sie mußte ihn aber tragen . . . Am nächsten Tage stand Hans nicht auf, und am dritten Abend hauchte er sanft, auf seiner Schlafbank unter ärmlicher Decke ruhend, seine kleine Seele aus.

Die Schwalben zwitscherten auf dem Kirschbaume vor dem Hause, durch die Scheiben drang ein milder Sonnenstrahl und übergoß mit goldenem Licht das zerzauste Haar des Kindes und sein Gesicht, aus welchem alles Blut gewichen war. Dieser Sonnenstrahl war gleichsam der Weg, auf welchem die kleine Seele des Knaben ihre Wanderung nach dem Jenseits antreten sollte. Es war gut, daß diese zarte Seele wenigstens in der Todesstunde auf breitem, sonnerhelltem Wege von dannen zog, denn ihr Lebensweg war wahrhaft dornenvoll. Indessen bewegte aber der Athem noch die abgemagerte Brust, und das Gesicht des Kindes zeigte einen Ausdruck, als wenn dasselbe weltvergessen dem Wiederhall der Dorfstimmen lauschte, welcher durch das offene Fenster drang. Es war Abend; die Mädchen kehrten, lustige Weisen singend, von der Heuernte heim und vom Flusse her ertönten die Pfeifen. Hans lauschte zum letzten Male der Musik, wie sie das Dorf macht . . . Auf seiner Bettdecke lag bei ihm seine Schindelgeige. Plötzlich erheiterte sich das Gesicht des sterbenden Kindes und von den blassen Lippen kam lispelnd die Frage: „Mutter?“

„Was, mein Söhnchen?“ antwortete die mit Thränen kämpfende Frau.

„Mutter! wird der liebe Gott im Himmel mir eine wirkliche Geige geben?“

„Ja, mein Söhnchen, ja!“ erwiderte die Mutter; weiter konnte sie nicht sprechen, denn plötzlich rang sich aus ihrer harten Brust stürmisch das Gefühl der Wehmuth. Mehr stöhnend wie sprechend fiel sie mit den Worten: „Ach, Jesus, Jesus!“ mit dem Gesicht auf den Kasten und begann zu brüllen, als wenn sie den Verstand verloren hätte oder wie ein Mensch, welcher sieht, daß er dem Tode sein Liebstes nicht entreißen kann . . .

Und auch sie vermochte ihr Liebstes nicht zu retten; als sie das Gesicht erhob und auf das Kind sah, waren die Augen des kleinen Musikanten zwar offen, aber unbeweglich, das Gesicht war sehr ernst, finster und starr. Auch der Sonnenstrahl war verschwunden . . . Armer Hans, Friede Deiner Asche! — — —

Am zweiten Tage darauf kehrte die Herrschaft von Italien nach

Hause zurück; mit ihr auch das Fräulein und ein Cavalier, welcher um sie warb. Der Cavalier sagte zu dem Fräulein:

„Quel beau pays que l'Italie."

„Und welches Volk von Künstlern," antwortete die Dame.

„On est heureux de chercher là-bas des talents et de les protéger . . ." fügte sie hinzu.

Ueber Hänschens Grab rauschten die Birken.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Deutschland im Sattel.

Ich werde den Tag nie vergessen. Just vorher hatte er die Linke und den damaligen Führer der Deutschfreisinnigen, Excellenz Windthorst von Meppen, niedergeschmettert mit titanischem Wort: „Ich klage diesen Reichstag an vor Gott und vor der Geschichte" — und ein paar Stunden später sah ich ihn durch den winterlichen Thiergarten reiten. Eine prächtige Greisengestalt, ehern und sicher auf hohem Gaul, das Gesicht von Geist und Kampflust leuchtend, so trabte der Reichskanzler über die leicht beschneiten Wege dahin: Deutschland im Sattel. Es war ein schöner, klarer Wintertag — ich werde den Tag nie vergessen —, güldene Kronen prunkten ruhmverheißend auf den Bäumen des Waldes, und in purpurnem, prophetischem Glanze schimmerte der Abendhimmel . . . Heinrich Heine muß doch nicht nur Herrn Stöckers, er muß auch anderer sehr modern empfindender Menschen Lieblingsdichter sein; und als der erste Kanzler mit Galoppschlag an mir vorbeiwetterte, dachte ich an die begeisterten Worte der entzückend klugen Judenjungen im Buche Legrand: „Hosiannah, der Kaiser, der Kaiser!" Heinrich Heine hat vor Zeiten in Düsseldorf, da er Napoleon sah, den korsischen Parvenü gewiß nicht enthusiastischer begrüßt, als ich den pommerschen . . . den pommerschen Krautjunker und Deichhauptmann.

Deutschland sitzt nicht mehr im Sattel. Graf Caprivi reitet nicht. Er geht spazieren. Und er geht sehr fleißig spazieren. Er ist ein sehr guter Thiergartenkenner, und wer sich zeitig auf die Beine macht, kann ihm an schönen Frühlingstagen, wenn lau die Lüfte weh'n, öfters begegnen. Im Winter, glaub' ich, spaziert er nicht. Auch darin unterscheidet er sich von Bismarck. Auch hat er noch nie den Reichstag vor Gott und vor der Geschichte angeklagt. Weshalb auch? Ihm thut man schon eher einen Gefallen als dem früheren Inhaber des Weltgeschäftes in der Wilhelmstraße 76/77. Eugen Richter hätte allen Grund, seinen Vasallen streng auf die Finger zu sehen. Der grimme Volkstribun spottet Tag für Tag seines Gegners und reißt die neu hinzugetretenen Abonnenten der „Freisinnigen Zeitung", denen er den bisher erschienenen Theil des spannenden Romans „ gratis nachliefert, Tag für Tag zu fröhlichem Lachen hin; aber nicht immer lacht, wer zuerst lacht am besten. Graf Caprivi beginnt seit einiger Zeit, Glück zu haben, wie Polykrates, die koloniale königliche und kaiserliche Hoheit von Deutsch-Samos. Alles, was man im Auswärtigen Amt anfängt, ja sogar das, was man klug und verständig anfängt, schlägt ein. „„Heben wir Deutschland nur in den Sattel — reiten wird es schon können."" Bismarck hat sich geirrt, der Reitunterricht war pour le roi de Prusse; Deutschland sprang vom Gaul und versuchte nebenher zugehen. Und es ging, so lala.

Daß ihm alle Staaten voraus kamen, kümmerte uns eine Weile lang nicht. Wir wurstelten weiter, bis wir eines schönen Morgens nicht mehr weiter kamen. Und da verfuchte der regierende Herr Graf, durch 60,000 neue Rekruten Deutschland wieder in den Sattel heben zu lassen, auf daß es abermals im europäischen Tattersall die Tête nehmen könnte. —

Ich sagte eben, Graf Caprivi hätte seit einiger Zeit auffallend viel Glück, aber daß er dies Glück eben jetzt hat, ist sein Pech. Die Militärvorlage braucht, soll anders sie trotz der Wehemütter Rickert und Loë nicht als Compromißgeburt aus dem Schoße der Commission hervorgehen, schlimme politische Wintertage, Himmel und Erde Grau in Grau. Alles hatte sich, nicht zum Letzten dank der Geschicklichkeit des Reichskanzlers, auf das Beste angelassen. Die geduldigsten und unbezahltesten Hülfsarbeiter im Auswärtigen Amt kam ein Grauen an und sie suchten schleunigst um Urlaub nach, sobald sie sich in die Erfolge ihrer auswärtigen Politik vertieften. („Politik" ist seit drei Jahren nicht mehr mit „Staatskunst" zu übersetzen; diese Politik ist keine Kunst). Rußland und Frankreich hatten sich endlich gefunden, und der Allianzvertrag lag einer unverbürgten Schiffernachricht zufolge bereits in der Tournüre von Madame Carnot verborgen; England war ganz vom Dreibund abgesprungen; in Italien schien selbst Crispi zur Einsicht gekommen, und Graf Taaffe machte den Slaven ein süßes Gesicht. Eine bessere Constellation für Caprivi's Militärentwurf war nicht denkbar, aber kaum hatte die Debatte begonnen, da brach des Reichskanzlers Glückssonne durch das Gewölk. Sie überstürzten sich förmlich, die freudigen Ereignisse. Nicht genug, daß in Frankreich eine ungemein starke Nachfrage nach Eisenbahn- und Seedampfer-Aktien entstand, denn Panama rief in den Kreisen der oberen Zehntausend eine hochsommerliche Reisewuth hervor; nicht genug, daß der Zar darauf verzichtete, am 21. Januar, dem hundertjährigen Todestage Louis XVI., abermals ein französisches Geschwader in Kronstadt zu empfangen und abermals entblößten Hauptes die Marseillaise anzuhören, nein, er erquickte auch den Berliner Hof durch die Einsendung seines Sohnes, und der Umstand, daß diesmal kein freisinniges Blatt den „Cäsarewitsch" mit lobhudelnden Leitartikeln anekelte, wirkte auf das junge Blut hinreißend genug, um es zur Verlängerung seines Aufenthaltes zu bestimmen. Ganz Europa zeigte ein geradezu verletzend friedliches Aussehen; die Dilettanten vom Quai d'Orsay bewiesen durch die Behandlung ihres Schweizer Nachbarn, daß sie der Berliner Wilhelmstraße nicht erfolglos Concurrenz machten, und mit ihrem egyptischen Vorwitz verstimmten sie glücklich auch den ihnen so holden Gladstone. Gefährlich hätte der auswärtigen Politik Caprivi's nur der Umstand werden können, daß gerade jetzt der Buchbinder Poultney Bigelow sich wieder viel „Scheerereien" gemacht und ein neues Buch zu ihrem Preise gellebt hatte; aber auch diese Dummheit schadete nicht.

Oft genug mag, wenn die Witterung es erlaubte, Graf Caprivi während der letzten Tage im umgearbeiten Garten des Reichskanzlerpalais spazieren gegangen sein und das Geschick verflucht haben, welches recht wie zum Hohne ihn am Schluß seiner Laufbahn mit Gunstbezeugungen überschüttet. Glückliche Zufälle genügten jetzt nicht mehr, Deutschland wieder in den Sattel zu heben; die 100,000 Mann, welche Fürst Bismarck bekanntlich dem Vaterlande werth war, mußten, nun er fehlte, als Rekruten wirklich eingestellt werden.

* * *

„ . . . Ich entspreche diesem Ihrem Wunsche, indem ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident meines Staatsministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht ertheile, daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft mir und dem Vaterland nicht fehlen werden." So hatte es wörtlich in der allerhöchsten Entlassungsurkunde vom 20. März 1890 gelautet. Der Rath des Fürsten Bismarck schien aber dem neuen Staatsministerium, das sich dadurch in directen Gegensatz zu einer königlichen Willensäußerung stellte, mindestens entbehrlich, man hielt ihm vor, wie unpatriotisch und unklug es wäre, da nicht zu schweigen, wo ein Caprivi rede; vor seiner Thatkraft aber schützte man sich durch vertrauliche Depeschen an die Botschafter bei sämmtlichen europäischen Höfen. Dies geschehen, ging man, dem Programm der fortgeschrittenen liberalen Parteien folgend, mit Begeisterung daran, so weit als möglich alle Spuren der fluchwürdigen Aera Bismarck von dieser Erde zu vertilgen und den entgegengesetzten Kurs zu nehmen. Graf Caprivi erreicht alles, was er will. Fünfundzwanzig Jahre hindurch hatte unsere Staatskunst die fremde dupirt; Gentleman from tip to toe, wollte der neue Reichskanzler nicht länger leiden und vertauschte die Rollen. Zu wichtigen Unterhandlungen wurden hinfort die Männer auserwählt, welche dem Gegenstand und den Gegnern bestimmt nicht gewachsen waren. Die glorreichen Handelsverträge, deren zweite, bedeutend vermehrte und verschlechterte Ausgabe in russischer Sprache nahe bevorsteht, jagten mehrere deutsche Industriezweige platt ab und bewirkten den Rückgang unseres Exportes um elf, die Steigerung der Einfuhr um sechzig Millionen, d. h. einen Gesammtverlust in der Handelsbilanz von einundsiebzig Millionen Mark. Man muß zugeben, für den Anfang ist das ganz hübsch, besonders wenn man den guten Willen der Regierung in's Auge faßt, die kolossalen Defizits und die neuen Steuerlasten.

Als der Leiter unserer Geschicke den deutschen Reichstag zum ersten Mal in einige Mysterien des äußeren Amtes einführte, erhob sich auf der Linken ein groß Jubelgeschrei, und mit einem verächtlichen Seitenblick nach Friedrichsruh erkannte man dankbar an, daß nun endlich auch dem gewöhnlichen Unterthanenverstand der ihm gebührende Einfluß auf die hohe Politik eingeräumt werde. Sah man doch im Gegensatz zu früher, wo die Politik als eine schwierige, viel Mühen und Talent erfordernde Wissenschaft galt, jetzt einen vergnüglichen Sport für Dilettanten aller Art in ihr. Ich bin überzeugt, der Urheber des verrufenen Wortes vom beschränkten Unterthanenverstand wollte damit die unwissenden Schwätzer treffen, welche sich Tags über sehr vernünftiger Weise mit Seifensiederei und Scheerenschleifen befassen, Abends aber sehr unvernünftiger Weise in das Getriebe einer Maschine eingreifen wollen, von der ihnen jede Kenntniß abgeht. — Jetzt erst, unter neuem Kurs, verlor das junkerlich freche Axiom alle Gültigkeit, und schleunigst verjagte man die Creaturen Bismarck's, d. h. alle geschulten und guten Diplomaten, um sie durch wohlmeinende Amateure zu ersetzen. Der Rest war nicht Schweigen, denn Graf Caprivi redete viel, aber die Militärvorlage war der Rest.

* * *

Man muß gestehen, es war nicht leicht, Deutschlands Stellung so völlig, so grundstürzend zu ändern, aber mit Hülfe eines klug ersonnenen Systems und einer nicht alltäglichen Ausdauer glückte es schließlich, alle Künste des großen Rittmeisters Bismarck vergessen zu machen. Was aus den Archiven des neuen Courses bisher an's Tageslicht gekommen ist, erfüllt mit hoher Achtung vor seiner ganz ungewöhnlichen Consequenz in der Inconsequenz, mit stolzer Freude über die Seelenreinheit und Harmlosigkeit seiner Diplomaten. Der Helgolandhandel verschaffte uns ein deutsches Seebad wenige Stunden hinter Hamburg, während Zanzibar und die Länder am Tanganykasee ihrer weiten Entfernung wegen zu Ferienecolonien nicht taugen, also mit Recht aufgegeben worden sind. Unsere Vertreter wurden oft über's Ohr gehauen, aber sie hatten zuweilen mit Spitzbuben zu thun, wie jetzt Italien beweist, dessen ehemalige Unterhändler nun zum Theil wegen grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten in Bankdepotfragen Staatspension genießen; von Spitzbuben betrogen zu werden, schändet nicht, das ist das Schicksal aller ehrlichen Leute. Die deutsche Staatsregierung hat gewiß nicht verfehlt, ihre hintergangenen Beamten durch Verleihung von Orden und Titeln zu entschädigen. Zwei

Auch-Schriftsteller in Zürich mißbrauchten den nichtsahnenden Herrn von Bülow für ihre durchsichtigen Machenschaften, und ehe die deutsche Staatsregierung dahinter kam und ihren Beamten den Verkehr mit der romantischen Firma untersagte, vergingen volle vier Tage. Es mag ja manchem hohen Herrn in der Nähe des Auswärtigen Amtes nicht wohl um's Herz gewesen sein, als von hundert in einer alten Cigarrenkiste aufgefundenen Welfenfondsquittungen die Rede ging, und unterm alten Fritz, der jetzt oft als Muster hingestellt wird, hätte die Sache vielleicht böse Folgen gehabt; aber wir leben in einem solideren Jahrhundert, wo nur noch die Lyriker amtlich verpflichtet sind, nicht viel nach Geld und Gut zu fragen und goldne Ketten zurückzuweisen. Zum Dank für die Angst, welche er seinen Vorgesetzten gemacht und in Anerkennung seines guten Herzens (Talent ist Nebensache), schickte man den Gesandten von Bern zu den schlauesten, den geriebensten Menschen Europas, den römischen Monsignori und Eminenzen. Ich weiß nicht, ob Herr von Bülow sich auf guten Aßmannshäuser so trefflich wie sein jählings abberufener Vorgänger versteht und ob er an Trinkfestigkeit mit Herrn von Schloezer wetteifern kann, aber ich hoffe es. Dann wird, wenn nicht die Reitkunst, so doch wenigstens der Weinverstand des deutschen Reiches den Cardinälen auch fernerhin imponiren.

* * *

Die Militärcommission hat ihre Arbeit wieder aufgenommen, nachdem sie sie der Hoffestlichkeiten wegen vertagt hatte; und mit gerechter Freude können wir constatiren, daß die Festwoche den Herren Abgeordneten mit ihren Diners, ihren Maskenbällen und ihren Exbummeleien wohlgethan hat, daß sie allesammt nachgiebiger, versöhnlicher geworden sind, wie es sich unterm neuen Kurse schickt. Vielleicht bedarf es nicht mehr des Eingreifens Loës und Leos; vielleicht genügt die Erinnerung an Fackeltänze und Menuets, die Hoffnung auf künftige Einladung dazu, um die Unerschütterlichkeit auch da zu erschüttern, wo sie heute noch in Wasserstiefeln einhertrampft. Deutschland hat aus guten Gründen das Reiten und die diplomatischen Reiterkunststückchen aufgegeben; es hat dafür tanzen gelernt. Bismarck mußte jeden Tag, wenn er um zehn Uhr in's Auswärtige Amt ging, eine großartige Idee haben; das ist jetzt nicht mehr nöthig, hunderttausend Soldaten sind ebensogut wie eine großartige Idee und machen viel weniger Kopfbeschwerden. Deutschland tanzt. Graf Caprivi geht mit der Fackel voran. Und Anstandspflicht aller Parteien, die bisher seiner gentilen Politik zu Fuß Lob zollten, ist es, ihn jetzt nicht ausgleiten zu lassen, Anstandspflicht ist es und die Pflicht der Selbsterhaltung.

Denn wer weiß, ob nicht schon der alte Rittmeister hinter der Thüre steht und nur den Augenblick erwartet, das hüpfende Völklein in alle Winde zu zerstreuen? Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

Der Talisman. Dramatisches Märchen in 4 Aufzügen (mit theilweiser Benutzung eines alten Fabelstoffes) von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater). — Tosca. Schauspiel in 4 Acten von Victorien Sardou. (Neues Theater).

Anstrengender und freudloser als der geneigte Leser beim Morgenkaffee es ahnt, ist der Beruf eines Recensenten. Wo sind die schönen Tage geblieben, da alle Coulissengrößen, männliche und weibliche, vor dem Herrn Doctor sklavisch sich beugten, da in jeder Stadt ein Gewaltiger die kritische Herrschaft führte, streng aber ungerecht, und die Collegen sich seinem bewährten Urtheil nothgedrungener Weise anschlossen? Auf ihren Special-Jules Janin war damals jede Theaterstadt stolz; höher als das Stück ward in jedem Falle sein Referat darüber bewerthet, und wer ihm opponiren wollte, machte sich lästig oder lächerlich. Wir sind seither auch auf diesem Gebiete demokratischer geworden, es gibt keine kritischen Könige mehr; vierzig Recensenten mit mindestens ebenso viel grundverschiedenen Meinungen sorgen dafür, daß hinfort kein einseitiges Urtheil mehr in's Publikum kommt. Der Dichter, welchen zwanzig Dramenrichter zum bemitleidenswerthen Cretin stempeln, wird eben dadurch für die anderen Zwanzig ein unsägliches Genie. So heftig ist der Parteikampf entbrannt, daß wirklich moderne Recensenten sich principiell weniger mit der Dichtung als mit dem „verbohrten und albernen Urtheil der Collegen" befassen, und daß keine gute Besprechung mehr ohne hanebüchene Grobheiten gegen irgend einen Vereinsbruder aus der „Berliner Presse" denkbar ist. Nicht wer am scharfsinnigsten die Mängel des dargebotenen Stückes aufdeckt, gilt als der Befähigte für das kritische Richteramt, nein, Sieg und Ehrenkrone trägt davon, wer die Collegen am meisten blamirt.

Diese ungemüthlichen Zustände werden dadurch noch verschärft, daß die zeitunglesende und kunstverständige Bevölkerung gerade von dem Theaterreferenten ihres Blattes den hervorragendsten kritischen Gedanken, die tiefinnerste Ergründung der Absichten des Dichters verlangt. Sie will am Morgen nach der Première etwas Nochniedagewesenes, ungeahnt Originelles lesen, und sie nimmt, wenn's mal durchaus nicht anders geht, mit einer schwulstigen Verschobenheit fürlieb — nur nichts Alltägliches darf es sein, nichts, was der Abonnent am Ende selber zu schreiben vermöchte. Und die bedauernswerthen Opfer einer solchen Manie müssen, wenn alle anderen Theaterbesucher in's Bräu gehen, am Schreibtisch niederhocken und, oft sogar in Gegenwart ihrer Frau, geistreich, tief und gründlich sein, hurre hurre hopp hopp hopp, denn der Setzerjunge wartet vor der Thür. Aus Sprachdummheiten, erzwungenen Witzen und Aeußerungen einer ganz und gar nicht zur Sache gehörigen Augenblickslaune setzt seine Kritiken mancher kluge Mann zusammen, der, wäre er weniger abgespannt und abendbrotbegierig, ganz gewiß recht Vernünftiges über die Sache zu sagen wüßte. Der Autor lernt von solchen Zuchtmeistern freilich weniger als nichts; da aber die Leute, welche einer Elf-Uhr-Kritik glauben, nicht alle werden, hängt sein guter Name und seine Zukunft ganz von der Magenverfassung der Mitternacht-Recensenten ab.

Es ist einleuchtend, daß leicht gebaute und durchsichtige Stücklein, die dem ermüdeten Hirn keine Räthsel aufgeben, unter solchen Verhältnissen bei der Kritik immer auf größeres Verständniß rechnen dürfen als anders geartete. Ludwig Fulda hat mit seinem neuesten bunten Gaukelspiel diese freundliche Erfahrung machen dürfen, und es ist bezeichnend, daß am „Talisman" nur die Stellen leise getadelt wurden, wo der Dichter entschlossen und kraftvoll höheren Flug nimmt.

„Die Morgenröthe des deutschen Lustspiels" ward Fulda's Märchen genannt — wenn die Herren nur sagen wollten, was sie unter „deutschem" Lustspiel verstehen —, und „den ersten Ansatz zur modernen aristophanischen Komödie" erblickte jemand Anderes in ihm. Nun, dies Wort ist jedenfalls disentabel. Vom guten Lustspiel entfernt sich Fulda, nun er die sozialdemokratischen Masern überstanden hat, neuerdings weiter, als er es in seinen übersüßen Einactern, seiner großstadtluftigen „Wilden Jagd" gethan hat; aber ein so erquickender, so gesunder Hauch ätzender Satire durchzieht die Hauptacte des „Talisman", mit so entzückender Kraft und so kindlicher Wahrheitsliebe predigt der komische Dichter, daß ich gern bekenne, von keiner dramatischen Arbeit dieser Saison in gleichem Maße angeregt worden zu sein. Die Frage ist nur: darf Fulda sich als der geniale Schöpfer dieser politischen Komödie betrachten oder gebührt einem Anderen der Ruhm, dem Prinzen Don Juan Manuel, dem Stricker etwa oder dem Andersen? (Wer die übrigen Bearbeiter des „theilweis benutzten Fabelstoffes" kennen lernen will, findet sie in jeder besseren Literaturgeschichte oder in den daraus geschöpften, imponirend hochgelahrten Nachweisen meiner Herren Collegen.)

Das Stück verdankt Leben und Bedeutung der uralten Satire vom Zauberspiegel, der das Bild unehelich Geborener nicht zurückstrahlt, oder vom Zauberhemd, das dummen (bei Fulda dummen oder schlechten) Menschen unsichtbar bleibt. Was sonst die vier Acte des „Talisman" füllt, ist Beiwerk, zum Theil sehr ergötzliches, zum Teil störendes, jedenfalls aber entbehrliches Beiwerk. Wir haben neulich wieder aus Molière's Mund vernommen, daß dem Dichter jeder Stoff gehört, den er findet, daß es ein literarisches Eigenthum im strengeren Sinne nicht gibt; erst dadurch, daß er den aufgehobenen, rohen Diamanten in glitzernde Pracht zu verwandeln weiß, zeigt der Poet seine Künstlerschaft. Wie aber, wenn er nichts thut, als dem bereits fertigen Edelstein eine à jour-Fassung zu verleihen?

Andersen's nachdenkliches Märchen darf als bekannt vorausgesetzt werden; man vergleiche mit ihm Fulda's „theilweise" Benutzung der alten Fabel. Ich lasse natürlich alle Nebensächlichkeiten, die üblichen Liebesgeschichten und Hofintriguen bei Seite; ich halte mich nur an das, was die treibende Idee und die Größe des Stückes ausmacht.

Astolf, Selbstherrscher aller Cyprioten, ist erfüllt von dem Gefühl seiner hohen Würde, seiner königlichen Kraft, seines Gottesgnadenthums; Nächtens umzirkt, treue Diener haben es gesehen, ein Strahlenkranz sein geweihtes Haupt. Unendlich erhaben auch über dem besten und klügsten Unterthanen, fehlt ihm nur noch eine Macht: mit tödtlicher Sicherheit unterscheiden zu können zwischen Gerechten und Ungerechten, bedeutenden und unbedeutenden Menschen. Da kommt des Weges ein fahrender Gesell daher und erbietet sich, dem König zu geben, was ihm mangelt. Aus prächtigsten Stoff will er ein Gewand herrichten und es mit Hilfe eines Talismans zauberkräftig machen, so zwar, daß seine Herrlichkeit sich nur den Augen der Klugen und Braven enthüllt, Dümmlingen und Bösewichtern aber verborgen bleibt. Mit Wonne geht der Despot auf den Vorschlag ein, und als der Künstler sein Werk vollendet zu haben vorgibt, schickt er seinen Hofmeister zur Besichtigung und Kritik. Weil das Zauberhemd nicht vorhanden ist, vermag es der gute Niceola auch nicht zu erblicken; aber gerechte Scham hindert ihn, das einzugestehen, sein Mund fließt vielmehr vor Entzücken über. Und wie er, thun alle seine Collegen. Der König, auf das Aeußerste gespannt, von ihren begeisterten Schilderungen hingerissen, ist begierig, das Werk zu schauen; doch auch er erblickt nur einen leeren Kleiderständer. Bestürzt schickt er den Hof davon; in heißem Ringkampf mit sich selbst kommt er zu dem Entschlusse, die Existenz des Rockes anzuerkennen. Denn, argumentirt er, ist dieser Rock nicht vorhanden, dann haben meine Diener mich belogen, und ich war ein Dummkopf, solche Lügner an den Hof zu nehmen; liegt es aber an mir, daß ich den Rock nicht sehe, dann trägt keinesfalls meine Dummheit, meine Schlechtigkeit die Schuld daran. Und meine Schlechtigkeit, was ist sie anders als Regentengröße? . . .

Der Tausendkünstler Omar überredet nun den Fürsten, nachdem der Hof so gut bestanden hat, das ganze Volk zu prüfen. Ein pomphafter Triumphzug wird angeordnet; in seiner Mitte kommt unter prächtigem Baldachin der König in Unterhosen daher gegangen. Aber auch im Volk will Niemand verrathen, daß er den Zaubermantel nicht sieht, und alles bricht in Bewunderungsgeschrei aus. Da plötzlich, als Verzückung und Begeisterung ihren Höhepunkt erreicht haben, tönt ein zartes, feines Kinderstimmchen in den Lärm hinein: „Der König hat ja gar nichts an!"

Bei Andersen kommen nun König und Volk zur Vernunft; Fulda aber führt die Fabel, nachdem er sie bisher nicht „theilweis", sondern ganz und gar, mit all ihren Feinheiten benutzt hat, weiter. Sein König will und darf nicht zugeben, daß er gelogen hat; der brüllenden, höhnen-

den Menge bietet er titanisch Trotz, sein Cäsarenwahnsinn, der sich folgerichtig, in rasender Geschwindigkeit bis hierher entwickelte, flammt in grausiger Pracht auf. Wie dieser Fürst die erbärmliche Rolle des Lügners durchführt, begeistert, groß, wie er, von seiner Phantasie fortgerissen, den Mantel wirklich auf den Schultern fühlt, — der junge Heine hörte ja auch Rauschen wie von Adlerschwingen ob seinem Haupte — wie er dann, als der Paroxysmus vorüber ist, fröstelnd zusammenfährt und nach einem wärmenden Mantel verlangt — das ist mit bezwingender Kraft, ja, ich sage, mit aristophanischer Kraft dargestellt. Wer von Fulda verlangt hat, seinen König nach der schimpflich-spaßhaften Volksscene zur Einsicht kommen zu lassen, der versteht das Beste nicht, was dieser junge Dichter zu bieten hatte, der will ihn auf das Niveau des Märchen dramatisirenden Kindertheatralikers herabdrücken.

Alles fällt von König Astolf ab, Niemand glaubt mehr an den Zauber, der Künstler Omar selbst gesteht seinen Betrug ein — aber der Monarch straft ihn Lügen, er sieht das Hemd, er fühlt es, er allein, und so steht er einsam in seiner Größe da. Am Schluß des dritten Aetes wächst Fulda über Andersen und alle Mitbewerber hinaus, gibt er uns eine Scene aus der Komödie, nach welcher wir lechzen. Der am eigenen Machtgefühl vollgewordene Despot, Caligula der Große, der Gott steht vor uns, und ein tragischer Schauer durchrieselt uns, so erbärmlich dieser Lügner da oben, so bezwingend komisch die ganze Begebenheit ist. Hier trin vor unsere Augen der echte Komödienschreiber, hier der Molière an Kraft gleiche Geist. Um dieser einen Scene willen verzeihen wir gern den schlimmen vierten Aufzug, der mit allen Dogmen der Seelenkunde gar zu märchenhaft umspringt, der uns den gigantischen Lügner als kleinlichen, geduckten, constitutionellen Monarchen zeigt, der leer an wahrhaftiger, innerlicher, überladen mit erkünstelter Epigramm-Poesie und mit erkünsteltem Witz ausgeputzt ist. Wir verzeihen gern, daß die meisten Nebenfiguren leblos scheinen (Berengar, Maddalena, Diomed!), daß auch in den ersten beiden Aeten nicht die gehörige Kunst darauf verwandt worden ist, Astolf's seelisches Leben groß und klar genug darzustellen, daß vielmehr der Deckmantel des „dramatischen Märchens" mancherlei verhüllen muß.

Was dem Werke einen besonderen Reiz verschafft, ist, daß es vom ersten Augenblick an, ohne sich besonders phantastischer Mittel zu bedienen, die rechte Fabelstimmung erweckt. Der Duft des Orients umwittert all die Menschen, und auch ihre Komik hat etwas Morgenländisches. Und dabei, wie ursprünglich wirkt wieder die Satire, wenn sie uns die Verlegenheit und Verlogenheit der Schranzen vorm leeren Kleiderständer zeigt; wie viele von den silbernen Pfeilen, welche der Poet abschnellt, treffen Personen und Dinge von heute! Ich will nicht entscheiden, ob Fulda in diesem Werke nur darum so groß ist, weil er auf den breiten Schultern Großer steht; aber ich hoffe, er wird sich nicht ausgegeben haben. Er wird die Obenhin-Komik abstreifen, welche jetzt noch zwei Fünftel seiner Dichtung füllt, welche in Hanswurstfiguren excellirt, die mit dem Kern des Stückes nichts zu thun haben und neben der Hauptmoral der Fabel noch eine andere entwickeln.

Was das Glück von Fulda's „Wilder Jagd" machte: die sich im Halbminuten-Verkehr folgenden Witze, das ersetzte diesmal der Reim. Durch ihn gewann die Dichtung bunten Glanz und Schimmer, Schlagkraft und Glätte. Jene Herren, welche auf den Reim an sich schelten und ihn überlebt nennen, weil sie als professionelle Witzblattpoeten allwöchentlich ihr Bestes thun, ihn zu discreditiren, wird der „Talisman" über den Zauber und die Wirkung metrischen Klingklangs Augen und Ohren geöffnet haben. —

Vor ausverkauften Häusern und in einem Stück, das hohen Erfolges würdig ist, spielt sich's gut. Vielleicht könnte Josef Kainz seinen König Astolf ein ganz, ganz klein wenig humoristischer auffassen, so daß der Tyrann uns nicht nur Furcht, sondern auch Mitleid einflößt; die Prachtleistung gewönne dadurch noch an innerem Licht. Jammerschade ist, daß Habakuk-Engels, ein alter Korbflechter, vom Dichter außerhalb der eigentlichen Handlung aufgestellt und ganz auf den groben Possen-Lachreiz angelegt worden ist. Seine (nicht, wie Herr Fulda schreibt, „dessen") holdselige Tochter Rita-Ketty kam wirklich und wahrhaftig geradenwegs aus dem Märchenwalde; selbst Poetin, verschönerte sie bemerkenswerth die ihr vom Autor zugedachte Rolle. —

Brav gemimt ward auch in Victorien Sardou's „Tosca", die nach langem Hin und Her mit der Censur im „Neuen Theater" ihre Berliner Première erlebte. Die furchtbarsten Scenen, so die Anwendung der Folter im dritten Aete, so der ganze, nervenzerreißende fünfte Act, sind in Wegfall gekommen, und man darf der Behörde dafür Dank sagen; aber man muß gerechter Weise auch anerkennen, daß dadurch Sardou's Werk fast zerstört worden ist. So rohherzig dieser Mann arbeitet, so sehr Alles von ihm auf den bloßen äußerlichen, den schauspielerischen Effect abgestimmt ist und so scrupellos er in der Wahl seiner Mittel erscheint, das Gemüth des Zuschauers aufzuwühlen — niemals doch darf man ihm technische Ungeschicklichkeiten, Leichtfertigkeiten in Begründung der Handlung und in der Scenenführung vorwerfen. In der „Tosca" hat ein barbarischer Rothstift gewüthet, und mehr als ungeschickte Hände haben den Schaden gut zu machen gesucht; aber ich meine, auch wer das Original nicht kennt, vermag mit Fingern auf die Stellen hinzuweisen, wo die deutschen „Bearbeiter" ihr Licht leuchten ließen. Man weiß, daß der vielgewandte Pariser Tosca wie eine Reihe ihrer Vorgängerinnen für die geniale Bernhardt geschrieben hat, deren schlanke Taille hier zu Lande mehr als ihr Talent berühmt ist; und schlechterdings in Erstaunen setzt die Kunst, womit Sardou seiner Arbeitgeberin Gelegenheit zur Entfaltung ihrer brillanten schauspielerischen Mittel bietet. Auf literarischen Werth und ernsthafte, kritische Würdigung macht das schauerliche Sensationsdrama keinen Anspruch, es rüttelt die Nerven auf wie nur irgend ein Richard Voß, aber es widert jedes feinere Empfinden durchaus an, es versöhnt nirgend ein durch ein Aufblitzen poesievoller oder großer, leitender Gedanken, wie dies bei dem Drama des Deutschen fast immer der Fall ist. An der Plattheit des Dialoges war zu bemerken, daß Sardon es diesmal eilig hatte und keine Bonmots mehr anschleifen konnte; verblüffende, scenische Blender natürlich gab es in Menge.

Marie Barkany entspricht den modernen Anforderungen an eine „realistische" Schauspielerin wenig, aber für Tosca-Rollen bringt sie Manches mit. Die verliebte, brünstig verliebte Italienerin, die sich verrathen wähnende und wieder beruhigte Frau, die Rächerin endlich — die ganze Scala mächtiger Gefühlstöne ward mit Virtuosität durchrast. An falschen Tönen konnte natürlich bei den hastigen Sprüngen kein Mangel sein; aber wo sie sich besonders grell geltend machten, in der Liebes-„Scene" des ersten Aetes zum Beispiel, da lag eine triftige Entschuldigung, eine Erklärung sogar in dem Umstand, daß Signora Floria Tosca gerade als Sängerin-Schauspielerin unwillkürlich Mätzchen auch dann machen wird, wenn sie in wirklicher Leidenschaft handelt und spricht.

---

## Opern und Concerte.

Mireille. Oper von Michel Carré. Musik von Charles Gounod. (Kroll's Theater.)

Der französische Nationalopern-Componist Gounod hat nur mit wenigen seiner Bühnenwerke einen Erfolg erzielt; etwa mit Faust, Roméo et Juliette und — Mireille, die 1864 zum erstenmale gegeben wurde. Als vor elf Jahren „Le tribu de Zamora" in der Pariser Oper durchfiel, erklärte man diese auffallende Thatsache mit der Unzulänglichkeit des Textes. Gounod könne gute Musik nur zu guten Texten schreiben; z. B. zu Librettos aus Shakespeare, Goethe, Schiller, Molière, La Fontaine, Mistral. „Livrée à elle même, c'est une âme sans corps. Tant vaut le poëme, tant vaut la partition." Danach wäre also Mireille eine durchaus gute Oper. Ich weiß nicht, ob die ganz ausnahmsweise Aufführung dieses Werkes in Frankreich dort als ein Beweis für oder gegen die Güte des Werkes angesehen wird. Von deutschen Bühnen hat nur Wien die Oper in's Repertoire aufgenommen, um sie schnell wieder abzusetzen.

Die französische Operngesellschaft, die gegenwärtig am Kroll'schen Theater gastirt, hatte dies ursprünglich vieraktige Werk zu ihrer Antrittsvorstellung gewählt; d. h. eigentlich nur den ersten und zweiten Akt. Denn was schließlich als dritter Akt folgte, war eine unglaublich sinnlose Zusammenkleisterung, ähnlich dem bei der Enna'schen „Hexe" angewandten Verfahren. Nun ist freilich bei Gounod gegen das Ende hin der Faden der musikalischen Erfindung gar zu sehr spinnwebenartig dünn geworden, trotzdem der Componist an Mozart, den er zu seinem Schutzheiligen und Nothhelfer gegen die überhandnehmende „Wagnerei" in Frankreich ausgerufen hat, das beste Beispiel gehabt hätte, wie man eine Oper in jeder Beziehung gut und wirkungsvoll zu Ende führt. Es scheint überhaupt, daß damals, als Gounod die „Mireille" schrieb, noch nicht Mozart, vielmehr Donizetti, sein erwählter Patron war. Auf Donizetti weist nicht bloß der Mangel des echten französischen musikalischen „esprit" hin, sondern auch die glatte, einschmeichelnde Melodik, vor allem der Aufbau des 2. Finales. Im Uebrigen suchte Gounod in der „Mireille" weniger gute, als gefällige und graziöse Musik zu machen. So entstanden die Walzer-Arie, ein Bravourstück der Miolan-Carvalho, die Canzonetta der Zigeunerin und die volksthümlichen Chor- und Einzelgesänge des 2. Aktes: die Farandole und der liebliche Wechselgesang von Magali, einem wirklichen Volkslied aus der Provence. Der entzückende Text des Volksliedes: „O Magali, ma tan amado" . . . ist wie alles Uebrige von Carré verballhornt worden. Musikalisch zielt Alles auf die Wirkung der vormärzlichen Oper ab. Damit indessen dem „Drame lyrique" das Drama nicht ganz fehle, wurde das Finale des 2. Aktes und der Schluß des 4. mit den bekannten Hausmitteln der italienischen Oper ausgestattet. Dort verstößt der wohlhabende provençalische Pächter Ramon seine Tochter Mireille, weil sie von des armen Korbflechters Sohn Vincent nicht lassen und den Ochsenhirten, den ihr der Vater empfiehlt, nicht heirathen will. Hier stirbt die Heldin vor einer Wallfahrtskirche in der Gluthebene der Crau — originell genug — am Sonnenstich. Hierher nämlich, „zu den drei Marien", hatte Vincent in der Herzensangst seine Zuflucht genommen. Die Pariser Bearbeiter hatten indessen — mitleidigen Herzens — den Tod in eine Ohnmacht verwandelt, und so dem Vater Ramon Gelegenheit gegeben, einen unbedachten Schritt nicht ohne Erfolg zu bereuen. Uebrigens wäre sonst ja auch die Wallfahrt zu „den drei Marien" um ihr gutes Renommé in jener Gegend gekommen! Diese beiden Scenen geben den Kern der Handlung, wie sie Carré nach dem idyllischen Epos Mistral's geformt; und die Gounod mit einer angenehmen, aber auch für seine Verhältnisse nicht bedeutenden Musik ausgestattet hat. Man wird also mutatis mutandis von Gounod's Mireille sagen können: Rien vaut le poëme, asseż-la partition. Livrée à elle-même, cette musique n'est ni âme, ni corps — ohne daß man in diesem letzten Satz einen Widerspruch gegen den ersten zu finden braucht. —

Die Aufführung des Werkes war von Seiten der französischen Gäste eine voll befriedigende. Namentlich ist Mlle. Marcolini mit dem Stil Gounod's vertraut. Minder schien sich Herr Engel in seiner Rolle zu behagen. Der treffliche Künstler ist entschieden zu sehr an echten und

nicht bloß fingirten dramatischen Ausdruck gewöhnt. Die Uebrigen waren in ihren kleineren Partien vortrefflich. Das Orchester feuerte Signor Carboni mit echt italienischem Temperament an; daß er aber aus dem Clavierauszug dirigirte, kommt uns Deutschen doch zu — dilettantisch vor. Der Erfolg der Première war — angesichts eines eo ipso begeistert gestimmten Sonntagspublicums — ein überaus glänzender.

Heinrich Reimann.

---

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals die Lösung der Judenfrage.

Geehrtester Herr Doctor!

Was Ihr trefflicher Caliban in der letzten „Gegenwart" über dies leidige Thema plaudert, ist mir zum großen Theil aus der Seele geschrieben. Freilich wird es Sie überraschen, daß ich von den modernen Juden ebenso schlecht denke, als von den Antisemiten. Auch ich habe über die Lösung der Judenfrage Manches gedacht und ihr ein eigenes Kapitel gewidmet in meinem neuen Buche: „Dreißig Jahre Künstlerleben", das in einigen Wochen erscheinen wird. Vielleicht haben für Ihre Leser schon als Ineditum die folgenden Ausführungen eines geborenen Juden Interesse:

„Die Juden sind durchaus nicht von aller Schuld freizusprechen, und gerade das moderne Judenthum, „Jung-Israel", hat am meisten beigetragen, auch in solchen Kreisen, die sich dem herkömmlichen Judenhasse gegenüber gleichgültig verhielten, die Abneigung wieder zu erwecken und anzufachen. Der gedrückte Jude konnte Anspruch auf eine gewisse Theilnahme erheben und hatte sie auch gefunden; der ganz Freigewordene, Gleichberechtigte, zu Reichthum, Ehren und Einfluß Gelangte vergaß ganz und gar seine Vergangenheit, seine Selbstpflicht und geberdete sich als der Herr der Situation. Das seltsame Gemisch von Ueberhebung und Mangel an Selbstbewußtsein, von Vordringlichkeit und Schweifwedelei, von Arroganz gegen den weniger Reichen und Bescheideneren, Unterthänigkeit gegen die Vornehmeren, die man zu gewinnen hoffte, mußte selbst nicht Uebelwollende mißstimmen. Der ungeheure, zur Schau getragene Luxus, die maßlose Prunksucht, mit welcher Leute sich bemerkbar machten, die noch nicht lange vorher in recht bescheidenen Verhältnissen gelebt hatten, die eigenthümliche Art, mit welcher manche jüdische junge Herren sich als Mäcene der Kunst aufspielten, während sie selbst über sehr wenig Bildung und Kunstverständniß zu verfügen hatten, mußten den Spott aller Derer hervorrufen, die auf solche Protection nicht angewiesen waren, oder gleich mir ein sehr geringes Einkommen dem Gelderwerbe durch solche Protection vorzogen. Das Hinauftreiben aller Preise, die schwindelhafte Steigerung der Miethen, die Häuser-Spekulationswuth war zwar eine natürliche Folge des Geldzuflusses aus Frankreich, wurde aber durch die Juden in sichtbarerer Weise befördert als durch die Christen. Alle die Mitglieder der gebildeten Gesellschaft, die von einem bestimmten Einkommen, von ihrem Gehalte leben mußten, Beamte, Offiziere, Professoren u. s. w., welchen die ungeheure Vermehrung der Ausgaben Schwierigkeiten des Haushaltes brachte, wurden von Unwillen gegen die Juden erfüllt, denen allein sie all' das Uebel zuschrieben und deren Gebahren diesen nicht ganz gerechten Vorwurf als vollkommen berechtigt erscheinen ließ. Aber nicht bloß in gesellschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen haben die Juden Feindschaft erzeugt, sondern noch mehr in den geistigen, in der Literatur und ganz besonders in der schönwissenschaftlichen. Wenn die jüdische Presse entschieden liberal war und ist, und oft herausfordernd auftrat, so hat sie das ganz allein mit ihrer Ueberzeugung abzumachen, ohne weitere Rücksicht zu nehmen. Das sage ich, der nicht liberal Denkende. In der Politik muß Jeder zu der Fahne der Partei stehen, die nach seinen Ansichten die richtigen Grundsätze vertritt, und was den Ton betrifft, in welchem die verschiedenen politischen Glaubensbekenntnisse abgesungen werden, so liefern gerade manche hochconservative, von der besten Gesellschaft gelesene Zeitungen das Muster der allerunvornehmsten Schreibart. Aber die Beurtheilung der Kunst-, Wissenschaft- und schöngeistigen Erzeugnisse unterliegt unwandelbaren Gesetzen des Anstandes und des guten Tones, die nicht verletzt werden dürfen; und auf diesem Felde haben jüdische talentvolle Literaten dem Antisemitismus der gebildeten Kreise die besten Dienste geleistet. Die witzelnde, oberflächliche, auf überraschende Einfälle und Redewendungen zugespitzte Manier, die herzlose, zersetzende Kritik, der es nur darauf ankommt, recht viel blendenden Schein zu erzeugen, wird fast ausschließlich von jüdischen Schriftstellern gehandhabt; sie findet ganz gewiß einen viel größeren Kreis unter all' den Lesern, die vor Allem amüsirt sein wollen; aber sie erzeugt auch jenen „latenten Antisemitismus" von dem ein warmer Freund der Juden, der verstorbene Professor von Holtzendorff, spricht, und der viel gefährlicher ist, als der offen auftretende. Dieser kann bekämpft werden, seine rohen Ausschreitungen sind zuletzt den Regierungskreisen sehr unangenehm und nöthigen sie zu Erklärungen und Maßregeln; aber jener wirkt im Geheimen, ihm ist nicht beizukommen; und leider sind die Thatsachen, die er als Ursachen angibt, nicht wegzuleugnen. Diese Literatur findet ihr Echo auch in den Kreisen der gebildeteren jüngeren Banquiers, von denen manche zu den schlimmsten Verretern des neumodischen Judenthums gehören. Die noch im alten Glauben erzogenen Juden waren viel bessere Menschen, als diese neumodischen Sportsmen; sie genossen ihren Reichthum, sie hatten ein warmes Herz für den Leidenden, eine offene Hand für die Armuth, ohne damit zu prunken, und merkwürdigerweise viel mehr wahre Achtung für die Bildung, als die modernen, die nur den Berühmten oder Unterhaltenden schätzen. Und zwischen dieser Gattung Neujuden und der eben beschriebenen Literatur herrscht eine zärtliche Wechselwirkung; das waren auch die Leute, welche da sagten: „Das tangirt uns nicht", als die ersten Angriffe des Antisemitismus begannen, die sich zu hoch stehend dünkten, als daß sie darunter leiden konnten! Jetzt haben sie freilich erfahren müssen, daß ihr Cavalierspielen sie doch nicht schützte.

Nachdem ich nunmehr meine Meinung über die Fehler der Juden offen und rücksichtslos ausgesprochen habe, kann ich die Behauptung aufstellen, daß die übergroße Mehrzahl der Antisemiten nur von unlauteren niedrigen Motiven ausgehen, und daß die ganze Bewegung vor Allem dahin strebt, aus den wilden Leidenschaften der Masse Vortheil zu ziehen. Der Antisemitismus hat die Culturfortschritte der deutschen Nation auf Jahrzehnte aufgehalten und in vielen anständig denkenden und fühlenden Juden das bittere Gefühl erzeugt, daß auch die treueste Pflichterfüllung gegen das Vaterland nicht im Stande ist, vor Roheit und Niedertracht zu schützen. Die beste Lösung der Judenfrage wäre freilich, wenn die Juden alle zum Christenthum übergingen und die getauften Männer Ehen mit Christinnen schlössen. Aber gerade diese Lösung findet viel Widerspruch auf verschiedenen Seiten. Viele Juden halten fest an ihrem Glauben, der jetzt durch die Verfolgungen eine Art von Märtyrerthum geworden ist; auch sorgen ja die polnischen Rabbiner gleich den orthodoxen Pfaffen aller Glaubensbekenntnisse dafür, daß ihnen die Herrschaft über die ungebildete Masse ja nicht verloren gehe. Ob die von mancher Seite angestrebte Reform der Einrichtung der Feste, die Verlegung der Sabbathfeier auf den Sonntag, das Aufgeben des widersinnigen Schächtens und der Absonderung in den Nahrungsgewohnheiten eine ernstliche und dauerhafte versöhnliche Wirkung erzielen wird, muß die Folge lehren. Vor der Hand ist der Antisemitismus im Wachsen und kein nahes Ende abzusehen. Ich werde eine Besserung dieser Zustände nicht erleben. Vielleicht bietet ein nächster Krieg den Juden wieder Gelegenheit zum Beweise, daß sie gute Deutsche sind. Bis dahin aber mögen die besseren unter ihnen wirken, daß jene Eigenthümlichkeiten im Verkehre und in der geistigen Thätigkeit, die Abneigung erzeugen, nach und nach beseitigt werden. Hier kann nur die Selbsthülfe wirken."

In alter Freundschaft

Berlin. Prof. Heinrich Ehrlich.

---

## Notizen.

Das Bibliographische Institut in Leipzig beginnt mit der Veröffentlichung einer neuen fünften Auflage der großen Ausgabe von Meyer's Conversations-Lexikon. Diese wird auf nahezu 17,500 Seiten Text mehr als 100,000 Artikel umfassen und mit nicht weniger als 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 150 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen, versehen sein. Hinsichtlich der Bearbeitung und technischen Ausstattung verspricht die uns vorliegende erste Lieferung Außerordentliches, wie der sorgfältig redigirte und bis auf das Actuellste ergänzte Text, sowie die prachtvollen Farbendruckblätter beweisen. Besonders lehrreich und anschaulich ist die Karte zur Entdeckung und Colonisation Amerika's, so recht eine Festgabe zur Columbusfeier. Besondere Berücksichtigung haben überhaupt die colonialen Interessen gefunden, sowie die gegenwärtig alle Nationen bewegenden sozialpolitischen Fragen, wobei sich überall der Geist objectivster Gerechtigkeit bekundet. So verspricht das monumentale Werk auch in seiner neuen Gestalt auf dem Gebiete der encyklopädischen Literatur seine führende Stellung zu behaupten.

Nicht in seinem unscheinbaren Taschenformat und grauen Carton, wie er 56 Jahre lang erschien, kommt diesmal Entsch's Deutscher Bühnen-Almanach (Berlin, Ledner) heraus, sondern in größerer Gestalt und stilvollem Einband und dabei doch nicht weniger behäbig. Auch in seiner neuen Form ist er der alte zuverlässige Rathgeber Aller geblieben, die ein Interesse am deutschen Theater nehmen und daher für Directoren, Darsteller, Journalisten u. s. w. ein unentbehrliches Handbuch. Der Rückblick enthält alle bemerkenswerthen Ereignisse des verflossenen Theaterjahres und die Verzeichnisse des Personals der deutschen Bühnen. Vielleicht läßt sich in den folgenden Jahrgängen eine statistische Bearbeitung derselben bringen, die jedenfalls ein allgemeines Interesse beanspruchen könnte.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Prachtausgabe. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die in diesem Jahre frei gewordene Grimm'sche Märchensammlung hat schon oft bildliche Wiedergabe ihrer Gestalten erfahren, von denen die congenialen Schöpfungen des alten Richter unsterblich genannt zu werden verdienen.

Auch P. Grot Johann, der Illustrator der vorliegenden Ausgabe verräth eine der poetischen Leistung sich eng anschmiegende Nachempfindung, wenn er schon viel moderner und dramatischer gestaltet. Einwandlos und erfreulich sind in der ersten Lieferung zumal die humoristischen Bilder, die eine Fülle von komischer Kraft entfalten und auch dem griesgrämigsten Beschauer ein Lächeln entlocken. Wir können auf die Fortsetzung gespannt sein.

Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser. Von Martin Philippson. (Berlin, Grote.) Im Auftrage des Comités zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz, hat Professor Philippson diesen ausführlichen Lebensabriß unseres Frühlingskaisers verfaßt. Schon jetzt ein objectives Bild des in der Vollkraft seiner Jahre so tragisch entrafften Fürsten zu zeichnen, ist eine sehr schwere Aufgabe, denn noch verschließen sich dem Geschichtsschreiber die Archive, und die Rücksicht auf lebende Persönlichkeiten drängt sich auf. Andererseits ist es doch auch verlockend, gerade mitten im Streite der Parteien dieses historische Porträt zu entwerfen, die neusten Memoirenwerke und Enthüllungen, sowie namentlich das Zeugniß Mitlebender heranzuziehen. Zwischen objectiver Darstellung und actuellstem Interesse galt es also einen Mittelweg zu finden, und den hat der Verfasser gut getroffen, ohne die künstlerische Gestaltung aus dem Gesicht zu verlieren. Er übt weder Verschleierungen noch höfisch schmeichlerische Färbung der Wahrheit, und nirgend verfällt er der Gefahr des Byzantinismus. Trefflich schildert er die Jugend- und Erziehungsgeschichte des heranwachsenden Prinzen, den Hof, das Elternpaar, die geistig regsame Weimaraner Mutter, die verdüsterten letzten Lebensjahre seines königlichen Oheims, das Jahr 48, das auf den heranreifenden Jüngling tief einwirkte. Dann die Liebesidylle mit seiner jungen Gattin und der tiefe Einfluß, den ihr Vater Albert auf das Denken des Prinzen ausübte. Und nun die Jahrzehnte des an seinem Leben zehrenden Kronprinzenübels der Thatenlosigkeit, aus dem sich die glorreichen Kriegsjahre 64, 66, 70 leuchtend abheben. Bringt das Buch auch meist nur Bekanntes, so sind doch die verschiedenartigsten Quellen fleißig herangezogen und benutzt, und manches Urtheil beruht auf persönlicher Mittheilung Eingeweihter. Die Fabel, daß Friedrich III. kein begeisterter, ja nicht einmal ein guter Militär gewesen, wird auf Grund amtlicher Documente bekämpft, und sein mäßigender Einfluß beim Nikolsburger Friedensschluß, wie sein Kampf um die Kaiseridee gegen Wilhelm I. und seinen Kanzler mit Fug hervorgehoben. Weniger am Platze ist die beschönigende Stellung zu dem unseligen Sir Morell Mackenzie, auch die Frage über die Verfasserschaft der Proclamationen ist keineswegs so spruchreif, wie Philippson sie darstellt. Alles in Allem ist es ein schönes, warmherziges Buch über einen großen und edlen Menschen und wehmüthig und ernst, wie dessen tragisches Geschick. Ein Bildniß nach Lenbach ziert den Band, den der vornehme Verlag Müller-Grote's vornehm ausgestattet hat.

Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Mertens. (Jena, Costenoble.) Ein wahrer Hausschatz des volksthümlichen Humors, unterhaltend, köstlich und oft auch nachdenklich zu lesen. Der Verfasser sammelt hier die in dem Munde des deutschen Volkes noch lebenden Schnurren aus älterer Zeit und rettet sie so vor dem gänzlichen Untergange. Die Schwänke gruppiren sich nach ihrer Verwandtschaft; das erste Buch bringt deutsche Schwabenstreiche, das zweite Legenden und Teufelsgeschichten, das dritte „Kölsche Krätzcher" und das vierte ist ein Tummelplatz für „Allerlei Geister". Auch der ernste Forscher findet da jahrhundertjährige Erkenntniß, tief eingewurzelte Rechtsanschauungen unseres Volkes und religiöse Ueberreste aus den Zeiten der Vorväter.

Rutschepeter. Roman von Robert Byr. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Eine Familiengeschichte in der Art englischer Romane à la Ouida. Die Heldin gilt als die Nichte einer berühmten Sängerin, bei der sie lebt, aber sie ahnt, daß sie deren Tochter ist; im Verlaufe der Erzählung entdeckt sie auch ihren Vater in dem schrullenhaften aber talentvollen Maler Bosbach, dem Bruder des reichen Fabrikanten, mit dessen Sohn sie sich verlobt hat, ohne zu wissen, daß sie mit ihm verwandt ist. Der Conflict und die Spannung sind damit gegeben; daran schließen sich Nebenfiguren an, die geschickt charakterisirt sind. Weniger gefallen uns die etwas altmodischen Unterhaltungen über die moderne Malerei, die soziale und geistige Bewegung und die gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit. Tiefer steht „Landlust", der neue Roman von Marie Conrad-Ramlo, ein echtes Frauenproduct. Die Handlung ist recht schwach, die geschilderten Verhältnisse sind unerquicklich, die Figuren Schablonen und das Ganze — Theater. Dagegen sind, im gleichen Stuttgarter Verlag erschienen, „Bilder aus deutschen Alpen" von Arthur Achleitner ein werthvolle Gabe. Es sind frische Skizzen nach der Weise von Silberstein, Rosegger und Ganghofer, volksthümlich gesund, farbig in den Schilderungen, unterhaltend im erzählenden Theil und immer treu nach dem Leben eines kernhaften deutschen Stammes.

Deutsche und italienische Kunstcharaktere von Berthold Riehl. (Frankfurt, Hch. Keller.) Der Verfasser zeigt in seinem Werke die großen Gegensätze deutscher und italienischer Kunst und den fördernden Einfluß auf, den beide wechselseitig ausgeübt. Der erste Essay sucht den Unterschied der Kunstentwickelung aus der Eigenart der beiden Länder und Völker zu begründen und in den folgenden wird dies an einzelnen Beispielen entwickelt; für das Mittelalter durch die Städtebilder Regensburg und Verona, für die spätere Zeit, von der Frührenaissance bis in's 17. Jahrhundert, in Fra da Fiesole und Fra Bartolommeo. Dürer's Kunst für's Haus, die Wirksamkeit Giovanni Bellini's und Michelangelo's erfahren im Ferneren eingehende Würdigung, welche zugleich manche Probleme der künstlerischen Entwickelung und bedeutsame Momente in der Geschichte der Composition untersucht. Ein weiterer Aufsatz behandelt Teniers und Brouwer und mit ihnen das Sittenbild und den Humor der nordischen Kunst. Die Schluß-Abhandlung hat Rubens zum Gegenstande, in dessen Entwickelungsgang gezeigt wird, wie die nordische Kunst an der italienischen gelernt und einen mächtigen Einfluß auf die gesammte Kunstentwickelung ausgeübt hat. Der Verfasser stellt sich mit dem schön ausgestatteten und mit Bildern geschmückten Buch in die vordere Reihe unserer Kunstforscher und Kunstschriftsteller.

Hauff's Werke. Herausgegeben von Cäsar Flaischlen. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Diese herrlich illustrirte Prachtausgabe liegt nunmehr vollständig in zwei Bänden vor. Eine Biographie Hauff's und eine Analyse seiner Werke führen den Leser zum Genusse der Dichtungen, und eine Gruppe ausgezeichneter Illustratoren hat sich zusammengefunden, um die Gebilde des Dichters mit dem Stift vor unser Auge zu zaubern. Das schöne Werk reiht sich mindestens ebenbürtig den beliebten Goethe-, Schiller- und Shakespeare-Ausgaben des berühmten Stuttgarter Verlags an und wird sich gewiß einer gleich großen Verbreitung erfreuen.

Mein Theater-Album. (Leipzig, J. J. Weber.) Ein Führer durch das moderne Opernrepertoire mit knappen aber die charakteristische Eigenart der Componisten skizzirenden Biographien und Inhaltsangaben der Opernhandlungen. Das Schwergewicht ruht in den Fragen, die jedem Meister und jeder Oper gewidmet sind, das musikalische Verständniß zu erwecken, und welche der Besitzer des Albums zu beantworten und einzutragen hat. Also eine Art kritischen Stamm- und Tagebuchs der Opernmusik.

Die Kunst zu heirathen. Von Paolo Mantegazza. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der italienische Forscher im Reiche psychisch-physischer Gebiete, beleuchtet, von tiefem sittlichen Ernst durchdrungen, jene große Lebensfrage nach allen Seiten und widmet es „den Ungeduldigen, die zu früh heirathen", „den Ungebundenen, die zu spät heirathen", „den Furchtsamen, die zwischen dem Ja und Nein schwanken, bis es zu spät geworden". Die Uebersetzung liest sich wie ein Original. Der nämliche Verlag veröffentlicht zu gleicher Zeit gute Uebertragungen einiger ausländischer Novellensammlungen: „Die Diebin" von Georges Ohnet, „Nantas" von Emile Zola, „Das Kind" von Guy de Maupassant, „Starkmuth" von Edmondo de Amicis, die sich den früher erschienenen Bänden von Verga und Serao, Turgenjew und Djedloff, Geijerstam und Tavastjerna, Emilia Pardo-Bazán und Narcis Oller, Kabos und Kálnoki ebenbürtig anreihen und eine zugleich anregende, wie unterhaltende Lectüre bieten.

Am Walchensee. Roman von Julius Grosse. (Dresden, E. Pierson). Der verdienstvolle General-Secretär der deutschen Schillerstiftung bietet in seinem neuesten Roman eine schön componirte, mit Geist und Temperament niedergeschriebene Erzählung, die an den Gestaden des schwarzgrünen Walchensees in Oberbayern spielt. Der Roman zeigt — namentlich in den Naturschilderungen — eine stimmungsvolle, glanzgesättigte Farbengebung und eine Reihe gut gezeichneter Menschentypen. Namentlich ist die von capriciösen Launen und phantastischen Einfällen beherrschte schöne Leontine von Windisch eine aus dem vollen high life der Gegenwart herausgegriffene lebenswahre Person, während uns die jugendliche Martha in ihrem Verhältniß zu dem genialen Phrasenheld Manfred Burgscheid, einem echten Heine'schen Crapülinski, zu romantisch und backfischartig anmuthet. Gegen den Schluß hin allerdings gewinnt sie an Selbständigkeit und Individualität.

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1893. Herausgegeben von O. J. Bierbaum. (München, Albert & Co.) Während die norddeutschen Anhänger der „Moderne" nur mit Mühe einen Verleger finden, haben ihre Münchener Kollegen in Dr. Albert einen solchen, der ihre Werke bereitwillig druckt und auf das Opulenteste ausstattet. So den vorliegenden stattlichen Almanach, der prachtvolle Illustrationen nach Uhde, Stuck, Thoma, G. Max, Albert Keller u. A. enthält, sowie die Bildnisse von Liliencron, Holz, Schlaf, Thoma, Uhde. Minder erfreulich ist der Text. Liliencron hat die Höhe seiner „Adjutantenritte" auch hier nicht wieder erreicht. Bahr's Skizze ist mißlungen, und über die dramatischen Fragmente von Schaumberger und Held breiten wir schonend den Mantel der Liebe. Immerhin findet sich manches gelungene Stück von Otto Ernst, Hartleben, Holz und Rudolf Lothar.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Unter Palmen.

## Roman
## aus dem heutigen Ägypten

von

**Klaus Rittland.**

8°. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Wiederum sind die Augen der ganzen gebildeten Welt auf das alte Pharaonenland gerichtet, das auf eine 6000jährige Geschichte zurückblicken kann, und auf lange Zeit hinaus wird die moderne Welt an dem Geschick dieses Wunderlandes das lebhafteste Interesse nehmen. Da kommt der Roman Rittlands, der seinen Stoff aus dem Leben des modernen Ägypten genommen, zur rechten Zeit. Der Verfasser, der Land und Leute aus eigener Erfahrung kennt, führt den Leser an der Hand einer überaus anmutigen Erzählung in das Leben und Treiben des märchenhaften Cairo und Alexandrien ein. Wir glauben die schweigende Wüste und den lebenspendenden Nil mit den unverwüstlichen Baudenkmälern der Urzeit mit eigenen Augen zu sehen und geblendet zu werden von all der Märchenpracht des geheimnisvollsten Landes der Weltgeschichte.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

---

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Bilder aus der neueren Geschichte

von

**Wilhelm Müller,** Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

**Stuttgart.** **Ad. Bonz & Comp.**

---

## Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe** der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

**Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?!** Preis 60 Pf.

**Robert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Ver-**gangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

**Staehely, J. A., Thales erwacht!** Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

---

# Die Gegenwart 1872–1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

## Friedrich Hebbel's Briefwechsel

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von

**Felix Bamberg.**

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

**Berlin SW.,** Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

---

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

## Kritik des Sozialismus

von

**Dr. F. Wollny.**

Preis 50 Pfge.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

---

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem

## innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

**Dr. Heinrich von Wlislocki.**

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

---

In meinem Verlag erschien:

## Die Jungen von Holzgrün.

Eine Erzählung. 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

**Friedrich Schneider,** Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

---

Bestellungen auf die

## Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 25. Februar 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Ein Plebiscit-Reichstag. **Von Freidank.** — Die Ausstände im Kohlenbezirk Saarbrücken und Dortmund. Von einem Kgl. Geheimen Bergrath. — Das baltische Deutschthum. Von Selmar Wallow. — **Literatur und Kunst:** Wahrheit und Dichtung über Blinde. Von einer Blinden. — Zur deutschen Culturentwickelung. Von Georg Steinhausen-Jena. — **Feuilleton:** Vaterland. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Die Niederlegung der Börse. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Verdi — Marchese von Busseto. Von Rudolf Berger. — Notizen. — Anzeigen.

### Ein Plebiscit-Reichstag.

Vorschlag zur Güte.

Die so lange erwartete Militärvorlage ist nun längst da und zur brennenden Tagesfrage geworden. Man darf mit Recht auf den Ausgang der parlamentarischen Kämpfe diesmal so gespannt sein wie noch nie, und dem praktischen Studirenden der Psychologie bietet sich hier von selbst ein werthvolles Experiment. Sollte die Regierung nachgeben, so wäre ihr Ansehen, man möchte beinahe sagen: ihr letztes Restchen von Ansehen für immer verloren. Sie mag allerdings in unwesentlichen Nebenfragen sich entgegenkommend zeigen, aus Höflichkeit gewissermaßen, aber nach allen ihren bisherigen Aeußerungen und Erläuterungen kann und darf sie nicht zurückweichen: sie muß darauf bestehen, daß ihr jeder Mann und jeder Groschen bewilligt wird.

Nicht mit Unrecht wird die Meinung geäußert, daß die Regierung in Anbetracht der verzwickten parlamentarischen Verhältnisse ihre Sache etwas schlauer hätte anfangen müssen. Der jetzt im Parlament herrschende Krämergeist muß abhandeln um jeden Preis. Das scheint die Regierung nicht genügend berücksichtigt zu haben. Es mag auch wahr sein, daß die Regierung das Geschäft glatter abgewickelt hätte, wenn sie anfänglich einen ganz anderen Preis gestellt hätte: allgemeine Wehrpflicht ohne jede Ermäßigung, keine zweijährige, sondern wie bisher dreijährige Dienstzeit, Vermehrung der Friedenspräsenzstärke um Hunderttausende, Erhöhung der Jahresausgaben um Hunderte von Millionen, — dazu endlich Drohungen mit Conflict und rücksichtslosester Durchführung mit oder ohne Reichstag. So hätte Meister Bismarck gehandelt. Dann hätten sich gewiß die Mienen der zu Tode gehetzten Parlamentarier verklärt, wenn die Regierung nach langem, hartem Redestreit und Preßkampfe nachgegeben hätte, wenn endlich die Vorlage, so wie sie heute ist, übriggeblieben wäre, und wenn obenein die zweijährige Dienstzeit als leuchtender Hoffnungsstern am Horizont aufgetaucht wäre. Dann hätte Eugen Richter hintreten und verkünden können: seht, meine Wähler, das habe ich erkämpft mit meinen Parlamentariern.

Doch dazu ist es nun zu spät, und bei den gegebenen Verhältnissen bleibt nichts übrig, als die Auflösung des Reichstages möglichst unmittelbar nach Ablehnung der Vorlage. Dazu kommt, daß unser Reichstag nunmehr drei Jahre alt geworden ist, und es ist kein Anlaß ersichtlich, warum gerade er länger zu leben verdiente als alle seine Vorgänger. Die Regierung hat es überhaupt in der Hand, die fünfjährige Legislaturperiode praktisch in die dreijährige zurückzuverwandeln.

Nun würde sich allerdinge die Regierung einer schweren Täuschung hingeben, wenn sie etwa hoffte oder auch nur für möglich hielte, daß in Folge einer simplen Auflösungsordre ein ganz anderer, „besserer" Reichstag erscheinen könnte. Ohne Kampf kein Sieg! Die Regierung hat sich diesen Kampf sogar noch ganz unnütz erschwert durch die neuen Steuerprojecte, die wenigstens theilweise äußerst unpopulär sind. Sie hätte auch hier entschieden klüger gethan, ihre Hände in Unschuld zu waschen und die harte Nuß der Kostendeckung vertrauensvoll dem parlamentarischen Nußknacker zu überlassen. Denn thatsächlich hat die Frage der Kostendeckung mit der Militärvorlage an sich so wenig wie möglich zu schaffen und liegt auf ganz anderem Felde. Erst sollten wir möglichst schnell das Militär bewilligen und dann mögen wir uns recht langweilig und gemüthlich über die Gelder hin und her zanken.

Nach der Auflösung würde es die Hauptaufgabe der Regierung sein, das im höchsten und besten Sinne volksthümliche Gepräge der Heeresreform in's rechte Licht zu setzen und dessen gewaltig agitatorische Wirksamkeit gehörig und beharrlich auszubeuten. Hier könnte die Regierung geradezu bei den Sozialdemokraten in die Schule gehen. Einer für Alle und Alle für Einen, keine bewaffnete Macht neben dem übrigen Volke, sondern das ganze Volk ein einziges, einiges Volk in Waffen. Kein Privileg des Waffentragens, kein Privileg der Militärfreiheit, kein Freilosen durch hohe Losnummern, keine künstliche Dienstuntauglichkeit wegen unbedeutender Körpermängel, sondern Alle, die die Waffen führen können, sollen sie führen als deutsche Brüder in Freud und in Leid, ob wir uns nun „Genossen" oder „Kameraden" nennen. Kein verstümmeltes halbes oder Zweidrittelheer, das, weil von den Brüdern im Stich gelassen, umzingelt und durch die Uebermacht erdrückt wird, die dann über das wehrlose letzte Drittel herfällt. Entweder gemeinsam siegen oder gemeinsam, aber mit Ehren untergehen.

Doch noch ein Hinderniß erhebt sich bei der Auflösung des Reichstages: unsere Parteien. Ein Theil davon hat feierlich erklärt, daß nur über ihre Leichen, d. h. Wahldurchfälle der Weg zur Militärvorlage führe. Wir wollen niemand hier zum Reichsfeind machen. Aber wer tausendmal und immer wieder die eine Melodie: „keine Steuern, keine Soldaten, keinen Mann, keinen Groschen" heruntergeleiert hat, der muß endlich taub werden für jedes andere Lied und stumpf für jeden anderen Gedanken. Die Parteien müssen daher an die Wand gedrückt werden, daß sie quietschen, sie müssen zerschmettert werden. Ist das aber möglich, nachdem alle Schachzüge längst verbraucht, abgenutzt und abgelernt sind?

Alle großen Parteien sind das Product der Verhältnisse und insofern existenzberechtigt, sie können also auch nicht ohne Weiteres vernichtet werden, was auch nicht einmal wünschenswerth wäre. Bei besonders geschickt geleiteter Agitation für die Militärvorlage mögen deren Freunde bei den Neuwahlen eine achtunggebietende Minorität erringen, jedoch nicht die Mehrzahl. Die Zeit der 1887er Septennatswahlen ist dahin und sie kehrt niemals wieder, und selbst damals war bekanntlich der Erfolg äußerst nothdürftig.

Der natürlichste Ausweg wäre ein Plebiscit, bei dem auch die stärkste und bestorganisirte Partei gänzlich ohnmächtig werden muß, weil jeder nach seiner echten Ueberzeugung stimmen kann, und weil alle Compromißmacherei, Stichwahlbündnisse u. s. w. von vornherein ausgeschlossen sind. Doch leider ist das Plebiscit „verfassungswidrig", außerdem herrschen seltsame Vorurtheile dagegen, vielleicht von Napoleon III. her, vielleicht aber auch, weil es den Leuten zu natürlich und einfach, nicht complicirt genug ist, wie das parlamentarische System.

Wohl aber behält die Regierung noch den Ausweg übrig, daß sie unmittelbar nach der Reichstagsauflösung die feierliche Zusage gibt, daß der neugewählte Reichstag nur über die Militärvorlage einzig und allein befragt werde, und daß alsdann abermalige Auflösung und abermalige Neuwahlen folgen sollen. Dieser offenbar streng verfassungsmäßige Ausweg würde in der Praxis einem Plebiscit gleichkommen und somit der Mißwirthschaft unserer Parteien einen wohlgezielten Todesstoß versetzen. Wo bleibt da die berüchtigte do-ut-des-Politik? Bei einem so ehrlichen, glatten Geschäft ist jeder Betrug aussichtslos, es heißt: willst du oder willst du nicht? und kein Wenn oder Aber kann uns in die parlamentarischen Zwickmühlen hineinführen. Man braucht sich nur in die Seele des mißtrauischen Wählers hineinzuversetzen, um zu begreifen, daß er, obwohl Freund der Militärvorlage, dennoch einem Gegner seine Stimme gibt. Ja wenn nur die Militärvorlage allein da wäre, so sagt er sich, aber wer weiß, was in drei oder fünf Jahren alles dazwischen kommen kann, daher ist das Sicherste denn doch für alle Fälle ein „Oppositionsmann". So denken sicher Hunderttausende und wahrscheinlich Millionen von Wählern, und so wird eine Vorlage nach der anderen abgelehnt oder die Flügel werden ihr kunstgerecht beschnitten, während sonst vielleicht alle froh und frei leben geblieben wären.

Offenbar müßten ja in jedem Wahlkreise mindestens sechzig Kandidaten um den Sieg streiten, wenn Jeder den wählen wollte, der auch nur in den Hauptfragen mit ihm annähernd übereinstimmt. Nimmt man z. B. die militärische, soziale, kirchliche und juristische Frage und unterscheidet bei jeder zwei extreme und einen vermittelnden Standpunkt (durch a, b, c), so gibt es schon 81 verschiedene Möglichkeiten (aaaa, aaab, aaac, aaba u. s. w.).

Gerade die Militärvorlage ist förmlich wie geschaffen dazu, um einen Plebiscit-Reichstag in's Leben zu rufen und allen parlamentarischen Rechenhelden einen herzhaften, faustdicken Strich durch die Rechnung zu machen.

Freidank.

## Die Ausstände im Kohlenbezirk Saarbrücken und Dortmund.

Von einem Kgl. Geheimen Bergrath.

Die Presse übersieht in der Regel den Zusammenhang der Ausstände mit dem politischen Parteigetriebe und pflegt jeden Streik nach dem Schema „Arbeitssklaven — Geldprotzen" zu beurtheilen. Dies ist aber ganz falsch. Die Ursachen der Arbeitseinstellungen sind z. B. in England und Belgien andere als bei uns. Dort wächst die Bewegung von innen heraus, hier wird sie von außen hineingetragen, weil unsere leichtgläubige Masse sich gern mißbrauchen läßt. Ein Rückblick in die letzten 20—30 Jahre belehrt uns durch Beispiele.

Die Waldenburger Bergleute — Anfangs 1860 — hatten, wie Jedermann, mancherlei Wünsche. Diese wurden von fremden Agitatoren zu Wahlzwecken in damals fortschrittlichem Geiste formulirt, es wurde ein Streik organisirt und ein Nothruf an Deutschland zur Unterstützung erlassen. Es liefen nur spärlich die Gelder ein. Die auf Befehl des Comités ausgewanderten Bergleute wurden in Westphalen beschäftigt, kehrten aber zum größten Theil schon nach 2—3 Monaten in die Heimath zurück, um daselbst für niedrigere Löhne die Arbeit wieder willig aufzunehmen.

Nach dem Kriegsjahre 1866 finden wir über die westphälischen Reviere ein Netz von klerikalen Knappenvereinen gespannt, geleitet von dem Kaplan oder seinem Strohmann, je nach Umständen mit mündlichen Verabredungen oder mit geschriebenen oder gedruckten Statuten, welchen zur Vorsicht am Schluß ein Paragraph beigefügt war, daß auch evangelische Arbeiter theilnehmen könnten. Letztere fanden aber keinen Geschmack an dem, was man zwischen den Zeilen zu lesen hatte. Es wurden auch Anträge laut, bei der Bergarbeit die Confession zu trennen, damit das Seelenheil der Katholiken nicht Schaden litte! Mancherlei Bedenken ließen es räthlich erscheinen, die Vereine zu überwachen. Nach und nach verlauteten Beschwerden und häuften sich. Diese wurden agitatorisch verarbeitet, und hier und da brachen auf einzelnen Gruben zu verschiedenen Zeiten kleine Streiks aus, aber ohne inneren Zusammenhang. Bei den amtlichen Untersuchungen wurden erhebliche Gründe, welche Veranlassung zum Streik hätten geben können, nicht entdeckt.

Andere, nämlich agrarische Bewegungen lagen dem Streik bei dem Bergbau in Osnabrück zu Grunde. Die Bergarbeiter sind dort zum Theil auch Heuerleute im Dienste der Colonen. Letzteren paßte eine neue Schichteintheilung nicht, und die Folge war ein Ausstand der Bergleute.

Nach den Kriegsjahren von 1870 und 1871 nahm die Unzufriedenheit der Bergleute in Westphalen ungewöhnlich zu. Das allgemeine Wahlrecht spornte an zu offener Parteiorganisation, so daß sich vereinzelte Streiks wiederholten. Es erschien der „Culturkampf" auf der Bildfläche, die ultramontanen Volkszeitungen wurden zu Dutzenden gegründet und waren die einzige geistige Nahrung eines großen Theils der einheimischen Arbeiter und derer, welche, zahlreicher als bisher, aus verschiedenen Ländern, namentlich aus Polen, in Westphalen Arbeit suchten und erhielten. Jetzt traten auch die Sozialdemokraten mit ihrer Presse und ihren Agenten auf die Bühne, und der Kampf mit „geistigen Waffen" war auf der ganzen Linie eröffnet. Gegen die neue politische Lage Deutschlands wurde, wie 1866, die Unzufriedenheit weiter geweckt und genährt, der Kampf gegen die Autorität verschärft, die Gewalt angedroht. Als äußerer Vorwand diente die Befreiung des Arbeiters von der Macht des Kapitals. So ist die Lage auch noch jetzt. Beide Hetzparteien befehden sich und reichen sich die Hand, je nachdem es ihnen paßt, da sie bei den Reichstagswahlen einander unterstützen. Die alten Schlagwörter werden in allen Variationen durch die Hetzpresse und arbeitsscheue Redekünstler verarbeitet. Dabei ist es charakteristisch, daß die ultramontane Presse bei ausgebrochenem Streik abwiegelt mit der Begründung, er sei aussichtslos, aber gleichzeitig den ungemessenen Forderungen zustimmt. Auch plaidirt diese Partei gelegentlich im Reichstage für milde Beurtheilung und Behandlung der von ihr Verführten im Namen der Kirche.

Auf der anderen Seite nun ist ein sehr großer Theil der Bergleute diesem wilden Treiben von Herzen abhold, enthält sich aber der Abwehr aus Bequemlichkeit und bleibt gern ruhig und zufrieden bei der Arbeit. Doch im Stillen regt sich die Begierde. Wenn der Streik gelingt, dann fällt ja vielleicht für ihn auch etwas ab. Dieser Gedankengang und die Kameradschaft verleiten dann schließlich Viele, mitzuthun, ohne aber die Folgen zu bedenken, und ohne sich an Ausschreitungen zu betheiligen. So war es 1889 in Westphalen, wo der große

Streik, in Folge der umfassenden Untersuchung, ohne genügende Gründe ausbrach. Alle Ausstände begannen mit Contractbruch, ohne Kündigung. Und Alles trotz der besten Wohlfahrtseinrichtungen, die für das körperliche und geistige Wohl der Arbeiter getroffen sind, trotz aller Segnungen der neuen sozialpolitischen Gesetze, trotz aller großen Geldopfer, welche die „Schlotjunker", „Geldprotzen", „Couponabschneider" für die Arbeiter fortgesetzt leisten.

Ist es denn denkbar, daß in Saarbrücken 40,000, in Westphalen 140,000 Bergleute sich zu Sklavenarbeiten für „Hungerlöhne, bei nasser Arbeit, in giftiger Luft" von Generation zu Generation verdingen, daß Tausende von Arbeitern aus der Fremde in diese Bergwerksdistricte wandern, um elend mit ihren Familien zu vergehen?!

Jeder Streiksturm fegt einen Haufen Unrath fort. Die Entlassung der arbeitsscheuen, unbotmäßigen Leute erzeugt eine wohlthätige Ruhe, die fleißigen Arbeiter suchen den Ausfall an Löhnen wieder zu decken. Es erklingen wieder die gemüthvollen, fröhlichen Bergmannslieder, welche seit hundert und mehr Jahren die Herzen erfreuen. Man besuche nur die Feste der braven Bergleute und vergleiche sie mit den demagogischen Hetzversammlungen, welche seit zwei Jahrzehnten die Sinne, namentlich der zahlreichen Minderjährigen, verwirrt haben, aber Gott sei Dank! den besseren Sinn des alten Stammes nicht vergiften konnten.

Wenn auch vorübergehend die jetzt epidemisch gewordene Streikkrankheit sich durch Ansteckung verbreitet hat, so kann doch vorausgesehen werden, daß bei künftiger Handhabung der Gesetze, bei Wahrung der unentbehrlichen straffen Disciplin, bei ausreichendem Schutze der braven Leute ein geordneter Zustand zum Heile der Bergmannsfamilien zurückkehren wird.

Saarbrücken wurde 1815 von Frankreich an Preußen abgetreten, hiermit auch sämmtliche Staats-Bergwerke, welche also bis jetzt fortwährend unter staatlicher Verwaltung gestanden haben. Es ist dies für die Bergwerks-Industrie von großem Vortheil gewesen. Sie konnte sich stetig und ruhig entwickeln, ohne durch die wechselnden Börsenspiele gestört zu werden. Wie in den Ansiedelungen der Bergleute, so sind auch auf den Bergwerken vom Staate alle möglichen Wohlfahrtsanstalten errichtet, viele Einrichtungen getroffen für den geselligen Verkehr. Auch werden von der Regierung zu Zwecken des Hausbaues jährlich mehrere 100,000 Mark an die Bergleute verschenkt.

Im Jahre 1892 war der Kohlenpreis im Durchschnitt von 10,91 Mark heruntergegangen auf 10,30 Mark für eine Tonne, die Selbstkosten aber hatten sich erhöht von 8,30 Mark auf 8,36 Mark. Trotzdem betrug der durchschnittliche Lohn der Hauer 4,65 Mark, der Gesammt-Durchschnitt aller Bergleute aber 3,90 Mark für eine Schicht zu acht Stunden. Das ist der Lohn der „schwarzen Lohnsklaven", der „hungernden Elenden", der „Heloten!"

In Folge der bisherigen Organisation der Arbeit führten die Minderjährigen nach Verlassen der Schule ein so ungebundenes Leben, wie es den jungen Leuten in den Fabriken und den anderen Berufszweigen gar nicht möglich ist. Sie wurden naturgemäß die Beute der Aufhetzer. Es war daher dringend nothwendig, hier bei der Jugend den Hebel einzusetzen, um sie auf den richtigen Weg zurückzuführen. Dies geschah in Folge der Novelle vom 24. Juni 1892 zum Berggesetz, und hiergegen bäumten sich die Führer hauptsächlich auf. Sie organisirten den Streik. Es wurde hier und da behauptet, daß die „Einführung einer ungerechten Arbeits-Ordnung, ein Uebermaß von Strafgeldern, Lohnkürzungen durch Schaffung von Lehrhauern, die Gewaltherrschaft der Directoren" die Leute zur Verzweiflung gebracht. Dies ist gänzlich aus der Luft gegriffen.

Schon Anfangs 1889 war in Bildstock, im Bezirke der Bergwerks-Direction Saarbrücken, von der Agitationspartei ein „Rechtsschutz-Verein" für sämmliche dreizehn Berginspectionen gegründet, dazu ein stattliches Vereinshaus mit Bureau, Wohnung und Saal für Versammlungen erbaut, Alles aus freiwilligen Beiträgen der Bergleute, im Betrage von ca. 70,000 Mark, außerdem sind große Summen für die Verwaltung verbraucht. Letztere wurde geführt von bestraften und früher entlassenen Bergleuten und Agitatoren, welche dem Bergarbeiterstande überhaupt nicht angehörten. (Beiläufig wird erwähnt, daß mehrere Vorstandsmitglieder wegen verschiedener Verbrechen zur Zeit theils in Haft genommen, theils steckbrieflich verfolgt sind.)

Zweck dieses Vereins war es aber nicht, als Friedensgericht den Bergleuten in Rechtssachen billigen und angemessenen Rath oder Beistand zu leisten, wie es auch anderswo geschieht, sondern die Bergleute gegen die bestehende Rechtsordnung aufzuwiegeln. Der sozialdemokratische Vorstand dieses Vereins beanspruchte als deren rechtmäßiger Vertreter anerkannt zu werden und protestirte gegen die Berggesetz-Novelle vom 24. Juni 1892, hauptsächlich gegen die gemäß derselben eingeführte neue Arbeitsordnung. Diese war bereits dem seit zwei Jahren bestehenden Arbeiter-Ausschüssen als Entwurf vorgelegt, auch nach deren Wünschen geändert, überhaupt, soweit es das Gesetz gestattete, zu Gunsten der Arbeiter redigirt.

Der Rechtsschutz-Vereinsvorstand berief gegen diese Arbeitsordnung die Versammlungen, nachdem ein aufrührerisches Flugblatt die Arbeiter aufgefordert hatte, sich zum Kampfe zu rüsten. Es war am 28. December v. J. Diese, wie die späteren Versammlungen in Bildstock, wurden meistens von Minderjährigen besucht, welche auch das große Wort führten und zum Streik aufforderten, wobei natürlich die bekannten Schlagwörter ihre Wirkung nicht verfehlten.

Die aufrührerischen Bergleute hatten ihre Forderungen der Königl. Bergbehörde nicht vorgelegt, sondern nur in ihren Versammlungen beschlossen, daß der Vorstand des Rechtsschutz-Vereins mit der Bergbehörde unterhandeln, und daß die Anfahrt nur nach Aufforderung des Vorstandes wieder erfolgen soll. Der Ausstand sollte am 1. Januar beginnen. Eine Versammlung in Bildstock beschloß ferner, diese Bedingungen als Massenkündigung der gesammten Belegschaft zu betrachten, was gesetzlich unzulässig ist.

Die Königl. Bergwerksdirection warnte am 29. December durch Proclamation die Bergleute vor jedem Streikversuch mit der Erklärung, daß Jeder, der die Arbeit ohne Kündigung verläßt, die Folgen seiner Handlungsweise selbst zu tragen habe. Aber die Leute wurden weiter zum Streik angereizt durch Versprechungen von Geldmitteln aus fremden Bergdistrikten, durch die Versicherung, daß hinlänglich Revolver bereit wären u. s. w. Der Streik müsse aber plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht ausbrechen — und so kam es. Am 31. December war Alles ausständig, nur die Maschienenwärter blieben am Posten.

Die Königl. Behörden lehnten jede nachgesuchte Verhandlung mit der Rechtsschutz-Vereinsdeputation ab, weil diese als Vertreter der Bergleute nicht anerkannt werden könnte, weil die Bergleute ohne jeden haltbaren Grund und mit Contract-Bruch die Arbeit eingestellt. Es müsse sich jetzt entscheiden, ob der Wille des sozialdemokratischen Rechtsschutzvereins oder der Königl. Beamten zu gelten habe. Und nun griff die Behörde zum einzigen Rettungsmittel. Am 10. Januar wurden 442 Haupthetzer für immer abgelegt, 2000 bis 3000 Leute vorläufig von der Grubenarbeit zurückgewiesen. Die Verführten kamen zur Besinnung. Schon am 12. Januar kehrten 17,000 Mann zur Arbeit zurück, die anderen folgten nach, so daß bald, am 18. Januar, die ganze Belegschaft mit Ausnahme der Abgelegten wieder anfuhr. Die mit jedem Streik verbundenen Ruhestörungen wurden durch 150 Gendarmen niedergehalten, die Strafgerichte setzten sich sofort gegen die Verhafteten in Thätigkeit. Im Allgemeinen waren die Excesse weniger roh, als man sie in Westphalen gewohnt ist. Aber neu war die Betheiligung der Weiber, welche zur Fortsetzung des Streiks aufreizten. Sehr niederschlagend für die Streiker war auch die Erfahrung, daß die Hülfsgelder, namentlich aus Westphalen, ausblieben. Die Frivolität der Hetzer erging sich soweit, den Verführten die Auswanderung anzurathen und Frau und Kinder der Gemeindeunterstützung zu überlassen!

Der Hülferuf der Saarbrücker Arbeiter an die westphälischen Kameraden um Geldunterstützung wurde gern gehört

„aus Sympathie im Gefühle der Solidarität". In dem durch klerikale und sozialdemokratische Hetzen seit vielen Jahren durchwühlten Arbeiterstand war ein neuer Streik eine Abwechselung. Man konnte einige Zeit feiern, Reden hören, und zu hungern brauchte man ja nicht. In dieser Stimmung begannen die Versammlungen am 7. Januar gleichzeitig an den Hauptpunkten der Bergbau-Industrie Essen, Bochum, Gelsenkirchen. Dortmund und in den kleinen Ortschaften.

Und siehe da! Welche Personen finden wir als Leiter? Unsere alten Bekannten, die Kaiserdeputirten und sonstigen hervorragenden Redner — Genossen aus dem Streik von 1889, sämmtlich früher entlassene, zum Theil wiederholt bestrafte Bergleute, welche seitdem als Agenten, Händler und Wirthe wohlbehäbig vom Lohne der Bergleute leben. Der Erste der Kaiser-Deputirten hatte einen Aufruf zur Unterstützung der Saarbrücker Bergleute erlassen als „internationaler Vertrauensmann für Deutschland", und somit konnte der Tanz beginnen.

Täglich fanden in den verschiedenen Orten die Versammlungen statt mit der Tagesordnung: Saarbrücken. Es wurde eine Resolution angenommen:

1) Die Kameraden im Saar-Revier sind im vollständigen Recht,
2) die hiesigen Bergarbeiter haben die Pflicht der Unterstützung,
3) diese soll nicht durch Geld, sondern durch die Arbeitsniederlegung geschehen,
4) für den Streik wird ein Central-Ausstands-Comité ernannt.

Die Niederlegung der Arbeit begann ohne Kündigung und verbreitete sich weiter unter den allbekannten, sich stets wiederholenden Scenen: polizeiliche Auflösung von Versammlungen, Verhaftungen, Sperrung von Localen, Zerstörung von Betriebsstätten, Revolver- und Messer-Affären, Dynamit-Attentate, selbst behufs Zerstörung der Eisenbahn, gewaltsame Bedrohungen und Angriffe gegen die friedlichen Bergleute u. s. w. Militär stand in Düsseldorf bereit, doch war kein Einschreiten erforderlich, da die Polizei durch zahlreiche Verhaftungen, namentlich der Führer, Sperrung der Locale und Verbot der Versammlungen energisch eingriff.

Die Anzahl der Streiker hatte ca. 20,000 betragen. Weiter wollte die Sache nicht ziehen bei der Gesammtzahl der Belegschaft von 140,000 Arbeitern, obwohl allerlei Resolutionen zur Fortsetzung aufforderten. Inzwischen gingen auch die Nachrichten von Saarbrücken ein, daß dort der Streik keinen Erfolg habe. Der größte Theil der westfälischen Bergleute wollte nicht streiken, da ja keine Ursache dazu vorliege, der Ausschuß des 20,000—25,000 Mann starken evangelischen Arbeiter-Vereins erklärte sich aus demselben Grunde gegen den Streik.

Nun mußte neues Oel auf die erlöschende Lampe gegossen werden. Es kam ein neues Programm, analog dem von Saarbrücken.

Die hauptsächlichsten Forderungen, welche jetzt in den nicht mehr zahlreich besuchten Versammlungen beschlossen wurden, waren 25 Procent Lohnerhöhung, Selbstverwaltung der Knappschafts-Kasse durch die Bergleute allein, Wiederbeschäftigung der Gemaßregelten, Ungültigkeitserklärung der neuen Arbeitsordnung u. s. w.

Dagegen beschloß der Verein für die bergbaulichen Interessen gemäß der Arbeitsordnung: Sofortige Entlassung derer, die drei Schichten ohne Grund von der Arbeit fernblieben und Schadloshaltung an solchen Arbeitern durch Abzug an Lohn bis zu sechs Arbeitstagen, spätere Wiederannahme der Streiker erst in bestimmter Frist, d. h. zur Zeit keine Aufnahme von Bergleuten, welche wegen Betheiligung am Ausstand und Contract-Bruch aus der Arbeit entlassen sind.

Die Ordnung siegte, der Streik verlief sich gegen den 21. Januar, nachdem zum Schluß die Streik-Comités an die Arbeiter aller Länder einen Aufruf zu Geldunterstützung für die brotlos gewordenen Kameraden erlassen. Selbstverständlich hatten die Staatsbehörden den ganzen Verlauf nach eingehenden Berathungen überwacht, auch das strengste Einschreiten angeordnet. Als Nachwirkungen finden heute noch hier und da Versammlungen ohne Bedeutung statt, und die Agitatoren setzen die Bewegung für die „Arbeitslosen" in Scene.

Zum Schluß noch folgende Erläuterungen:

Die Lohnfrage war von vornherein in beiden Ausständen ohne alle Bedeutung. Die auf Grund der neuen Berggesetz-Novelle in Kraft getretenen Arbeits-Ordnungen enthalten für alle denkbaren Verhältnisse Bestimmungen, welche die Disciplin, die Rechte, Pflichten, Ansprüche der Arbeitgeber und Bergleute fest regeln, so daß Streitigkeiten möglichst vermieden werden. Auch werden die Minderjährigen der Einwirkung der Eltern und Vormünder mehr als bisher unterworfen.

Die Königliche Bergbehörde hat die Uebereinstimmung der Arbeitsordnungen mit den gesetzlichen Vorschriften zu prüfen. Die zum Theil schon eingeführte Anordnung, daß die frühere Klasse der Lehrhauer wieder hergestellt wird, ist nothwendig geworden, weil durch die bessere Vorbildung der Minderjährigen die Unglücksfälle, welche sich von Jahr zu Jahr vermehrten, vermindert werden können.

Die Knappschafts-Kasse bezieht die Beiträge der Arbeitgeber und Arbeiter, wird deshalb verwaltet von einem, aus beiden Parteien gewählten Vorstand. Die Coalitions-Freiheit ist gewährleistet, dahingegen die Verhinderung der arbeitwilligen Bergleute durch Ueberredung oder Gewalt unter Strafe gestellt. Letzteres hat keine genügende Wirkung. Die von den Regierungen vorgeschlagenen besseren Bestimmungen betreffend des Arbeiterschutzes sind leider vom Reichstage abgelehnt.

---

## Das baltische Deutschthum.

Von Selmar Wallow.

Die Russificirung der Ostseeprovinzen, welche von der russischen Regierung von langer Hand vorbereitet, seit einem Jahre aber mit besonderem Eifer betrieben wird, ist in jüngster Zeit in ein neues Stadium getreten, welches der ganzen Angelegenheit ein verändertes Aussehen verleiht. Bisher hatte nämlich Rußland bei seinen national-kirchlichen Bestrebungen in den Ostseeprovinzen nach einem anderen System gehandelt, als bei seinen ähnlichen Bestrebungen in den anderen Landestheilen mit nichtrussischer Bevölkerung, vor Allem in Finland und dem ehemaligen Polen, jetzigen Generalgouvernement Warschau oder Weichselgebiet, neuerdings aber scheint man in den russischen Regierungskreisen den Entschluß gefaßt zu haben, in allen diesen Landestheilen nach einem und demselben System zu verfahren. Es werden mithin an verschiedenen Theilen des Reiches dieselben Mittel angewandt, um das Polenthum, Finnenthum und Deutschthum zu russifiziren, so daß die eigenartige Behandlung, welche in früheren Jahren den Ostseeprovinzen in Sachen der Russifizirung derselben zu Theil geworden war, jetzt gänzlich aufgegeben ist. Es muß abgewartet werden, ob mit diesem neuen Verfahren die Russen bei ihren russificatorischen Bestrebungen in den baltischen Provinzen von größerem Erfolg begleitet sein werden, als dies bisher der Fall war, für den gegenwärtigen Augenblick aber scheint es mehr angebracht, die allerjüngsten Vorgänge auf diesem Gebiete und die von ihnen geschaffene Sachlage kurz Revue passiren zu lassen, insofern dieselben von allgemeinem Interesse sind. Die Frage der Berechtigung oder Nichtberechtigung derartiger nationaler Bestrebungen des einen Volksstammes gegen den anderen darf und soll hier nicht erörtert werden, wenn eine sachgemäße Schilderung der Vorgänge und der von ihnen geschaffenen Thatsachen ohne jegliche Voreingenommenheit dargelegt werden soll.

Mit dem jetzt eingeschlagenen System ist das Hauptgewicht auf die Einführung der russischen Sprache unter der Bevölkerung der Ostseeprovinzen gelegt worden und dieser Umstand führte dazu, daß die Russifizirung sich vor Allem dem Schulwesen zuwandte, wie dies auch in anderen Ländern

wo sich ein Kampf zwischen zwei Volksstämmen abspielt, häufig zu beobachten ist. Aber schon seit Beginn dieser Russificirungsperiode war und bleibt die Aufmerksamkeit des Petersburger Kabinets in erster Reihe auf die Universität Dorpat gerichtet, welche mit Recht als eine Hauptstätte deutscher Wissenschaft auf baltischem Boden stets zu gelten pflegt und noch immer gilt. Zuerst beschränkte man sich hinsichtlich dieser Hochschule auf die allmähliche Einführung der russischen Sprache als obligate Lehrsprache, und zwar wurde der Anfang mit der juristischen Facultät gemacht, in welcher jetzt diese Maßregel, völlig durchgeführt ist. In der medizinischen Fakultät ist dieselbe noch in der Durchführung begriffen, so daß ein Theil der Vorlesungen in russischer, ein anderer noch in deutscher Sprache gehalten wird. Die historisch-philologische Fakultät kommt zuletzt an die Reihe, und zwar wird mit der Einführung der russischen Sprache bei derselben noch in diesem Winter begonnen, so daß dann außer der theologischen Fakultät, welche aber aus dem Verbande der Universität ausgeschieden und zu einer besonderen Anstalt formirt werden dürfte, nur noch das russische Idiom zu vernehmen sein wird. Die Dorpater Universität wird hierauf das genaue Abbild der übrigen sieben Universitäten Rußlands darstellen, welche gleichfalls keine theologische Fakultät aufzuweisen haben. Es ist zwar inzwischen von verschiedenen Seiten behauptet worden, daß die russische Regierung die Absicht, die lutherisch-theologische Fakultät aus der Dorpater Universität auszuscheiden und dieselbe an einen anderen Ort zu verlegen oder in eine selbständige Hochschule, wie dies im übrigen Rußland der Fall ist, zu verwandeln, neuerdings aufgegeben habe, diese Behauptung ist jedoch unbegründet und es kann sich hierbei nur um einen Aufschub handeln, welchen man bei ähnlichen Fällen schon oft beobachtet hat. Diese Ausscheidung der theologischen Fakultät gehört so sehr zu den Grundlagen der angestrebten Russificirung der Dorpater Universität, daß die Regierung schwerlich auf dieselbe verzichten dürfte, nur wird wohl eine mehr passende Gelegenheit abgewartet, als der gegenwärtige Augenblick sie zu bieten vermag.

Ein weiteres wirksames Mittel zur beschleunigten Russificirung dieser deutschen Hochschule ist in einer der jüngsten Maßnahmen zu erblicken, von welcher man sich großen Erfolg verspricht. Von den übrigen russischen Universitäten wird den relegirten oder mit der Relegation bedrohten, ebenso den überzähligen Studenten angerathen, sich nach Dorpat zu begeben und an der dortigen Universität ihre Studien fortzusetzen. Diese Maßnahme, welche allerdings erst jüngsten Datums ist, soll immer mehr russische Elemente aus dem Innern des Reiches der Dorpater Hochschule zuführen und im Verein mit dem russischen Vortrage eine doppelte Wirkung erzeugen. Die thierärztliche Hochschule zu Dorpat ist auf diese Weise schon völlig russificirt und es tritt, wie bereits festgesetzt, in diesem Jahre auch der russische Vortrag in der historisch-philologischen Facultät in Wirksamkeit. Die Verwaltung und die Hausordnung der Universität waren verhältnißmäßig leicht zu russificiren, schwieriger stellte es sich mit dem Abhalten der Vorlesungen, da es den alten Professoren nicht leicht wird, die russische Sprache binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit zu erlernen, um ihre Kollegien im Russischen vorzutragen. Es fehlt denn dabei auch nicht an komischen Scenen und damit verbundenen Unterbrechungen während der Vorlesungen, welche mitunter durch ein unrichtig ausgesprochenes Wort oder durch die Nichtbeachtung einer der zahlreichen Eigenthümlichkeiten des russischen Idioms hervorgerufen werden, und häufig für den Lector peinlich sind. Daß die Sache des höheren Unterrichts unter diesen Verhältnissen jedenfalls nicht gefördert wird, ist selbstverständlich, indessen lassen es die Professoren der Dorpater Universität an Bemühungen nicht fehlen, diese linguistischen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und gegenwärtig sind es bereits ungefähr vierzig Docenten, welche an der Alma mater zu Dorpat russisch vortragen.

Einen noch ernsteren und geradezu tragischen Charakter kann man dagegen den Maßregeln nicht absprechen, welche in der geschilderten jüngsten Periode der Russificirung der Ostseeprovinzen gegen die lutherisch-evangelische Kirche und ihre Geistlichkeit ergriffen werden, da die russischen Behörden auf kirchlichem Gebiete in letzter Zeit mit größerer Strenge vorgehen, als auf dem Gebiete des Schulwesens und des höheren Unterrichts. Allerdings liegen auf kirchlichem Gebiete die Verhältnisse viel verwickelter und dürfen als sehr ungünstig bezeichnet werden. Der immer häufiger werdende Uebertritt von Evangelischen zur griechisch-orthodoxen Kirche und die von diesen Personen späterhin empfundene Reue über den gethanen Schritt und ihre Versuche, zur evangelischen Kirche zurückzutreten — ein Fall, der sich in letzterer Zeit nur zu oft wiederholt —, ferner die Mischehen zwischen den beiden sich befehdenden Confessionen, welche ebenfalls immer häufiger werden, der confessionelle Unterricht und überhaupt die Erziehung der in diesen Mischehen erzeugten Kinder, das sind die Steine des Anstoßes, welche in früheren Jahren nur äußerst selten vorkamen, jetzt aber fast auf jedem Schritt in dem öffentlichen Leben der Ostseeprovinzen zu begegnen sind, indem sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch zahlreicher zu werden versprechen. Die russische Staatskirche wird dabei als die herrschende betrachtet, welche im Streitfalle nicht nachgeben darf, ein Prozeß folgt nach dem anderen und die Gerichte haben die Hände voll zu thun. Bald ist dieser, bald ist jener lutherisch-evangelische Pastor in den Anklagezustand versetzt, der Prozeß wird sehr langwierig und nimmt einen schleppenden Gang, in dessen Verlauf die betreffende Familie und die ganze Ortschaft in Aufregung bleibt. Meist verlaufen diese Prozesse im Sande, nicht selten aber sind auch die Fälle, in denen der angeklagte Pastor zum Opfer fällt. Liegt der Fall so, daß sich seiner auch die Tagespresse hüben und drüben bemächtigt, so ist die Erregung der Gemüther eine um so größere und die Dauer des Prozesses eine um so längere, bis endlich die „Allerheiligst regierende Synode" zu Petersburg in die Sache eingreift und derselben ein Ende macht. Man kann alle diese Verhältnisse nicht anders bezeichnen, als sehr unerquicklich, und sie werden es in letzter Zeit mit jedem Tage immer mehr.

So weit die jüngste Phase der Russificirung der baltischen Provinzen, vornehmlich auf dem Gebiete des Unterrichts- und Kirchenwesens, und auf diesem Wege glaubt die jetzige russische Regierung das angestammte deutsche Wesen in diesen Provinzen durch das russische zu verdrängen. Hat man sich nun diesen Weg etwas genauer angesehen, so ist es von besonderem Interesse, auch die Kehrseite der Medaille näher zu betrachten, d. h. die Ergebnisse kennen zu lernen, welche die russische Regierung mit dieser ihrer Arbeit bisher erreicht hat. Es genügt nur ein flüchtiger Blick auf das gesellschaftliche Leben der Ostseeprovinzen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß bisher der ursprüngliche Charakter und das deutsche Wesen jener Landestheile noch nicht die geringste Einbuße erlitten haben. Nach dieser Richtung hin wollen wir die beiden oben erwähnten Gebiete des Unterrichts- und des Kirchenwesens etwas näher untersuchen, um die Richtigkeit dieser Ueberzeugung darzuthun.

Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Dorpater Universität, um deren Russificirung es der Regierung so sehr zu thun ist, daß sie zu den außerordentlichsten Mitteln greift und die ergrauten deutschen Professoren zwingt, auf ihre alten Tage das ihnen fremde russische Idiom zu erlernen, um in demselben Vorlesungen zu halten. Aus dem letzten Jahresbericht der Universität zu Dorpat ist ersichtlich, daß 1891 123 Mediziner die Universität absolvirt und als Aerzte attestirt worden sind. Dieser Procentsatz, mehr als 54 Procent der Zuhörerschaft, ist bisher von keiner anderen russischen Universität erreicht worden, und die nationalgesinnten russischen Blätter führen bereits lebhafte Klage über diesen umfangreichen Wirkungskreis der Dorpater Universität, indem sie allen Ernstes die Befürchtung aussprechen, die Dorpater Doctoren der Medizin könnten mit der Zeit überall die russischen Aerzte verdrängen. Jedenfalls geht aus dieser neuesten Thatsache hervor, daß die Alma mater zu Dorpat noch immer dieselbe Bedeutung besitzt, wie in früheren Zeiten.

Wenden wir uns nun dem gesellschaftlichen und Familienleben in den baltischen Provinzen zu, so sehen wir deutsches Wesen und deutsche Eigenart in allen Stücken voll und ganz erhalten. Als ein Beispiel von vielen möge hier nur der letzten Weihnachten Erwähnung geschehen, welche in den Ostseeprovinzen noch immer nach dem neuen Stil, also zu derselben Zeit wie in Deutschland und in dem übrigen westlichen Europa gefeiert werden, wobei man alle Gebräuche, Sitten und sonstige Eigenthümlichkeiten dieses hohen und frohen Festes dort ganz nach deutscher Art befolgt. Das Leben und Treiben in den Straßen, Wirthshäusern und Familien, namentlich in den größeren Städten, wie Riga, Dorpat, Goldingen u. a., erinnerte auch diesmal an echt deutsche Ortschaften, und besonders der Weihnachtheiligabend gestaltete sich sehr lebhaft und genußreich. Ueberall sah man Pfannkuchen, Karpfen in Bier, Punsch und Glühwein, auch die Hampelmänner und Knarren fehlten nicht, während die Geschäftswelt von einem ziemlich guten Weihnachtsgeschäft zu berichten hatte. Der russische Theil der Bevölkerung, welcher seinem Weihnachten erst nach ungefähr zwei Wochen entgegensah, machte den Trubel und die Festesfreude gern mit, und als späterhin die russischen Weihnachten an die Reihe kamen, da war an allen Orten von einem ähnlichen Trubel wenig oder fast gar nichts zu sehen, wenn man nicht gerade eine russische Kirche auf seinem Wege zu passiren hatte, welche an diesem Tage ihre mächtigen Glocken läuten ließ. In nicht minder greifbarer Form hat sich das vorjährige Osterfest und das ihm folgende Pfingstfest in echt deutscher und evangelisch-lutherischer Weise gestaltet, welche Festtage ebenfalls nach dem neuen Stil gefeiert werden und somit den entsprechenden russischen Festtagen um zwölf Tage vorangehen. So sehen wir in allen Fällen, in denen das gesellschaftliche und häusliche Leben in markanter Weise zum Ausdruck gelangt, das deutsche Idiom und deutsches Wesen die herrschende Rolle spielen und in den Vordergrund treten, während von den neuen Maßregeln und Bestrebungen der Russificirung fast gar nichts zu verspüren ist, und man ist daher zu der Annahme berechtigt, daß die allernächste Zukunft schwerlich irgend welche einschlägige Wandlung in dieser Angelegenheit mit sich bringen und daß das baltische Deutschthum nicht sobald diese seine Widerstandsfähigkeit verlieren werde.

## Literatur und Kunst.

### Wahrheit und Dichtung über Blinde.

Von einer Blinden.*)

Als im vergangenen Jahre der achte deutsche Blindenlehrer-Congreß in Kiel zusammentrat, da konnte mit vollem Recht behauptet werden, daß während der letzten Jahrzehnte, die so viel Ungewöhnliches in unserem Staats- und Culturleben bewirkten, auch auf dem Gebiet der Blindensache in doppelter Hinsicht bedeutende Errungenschaften zu verzeichnen seien. In erster Linie ist es die Augenheilkunde, die zum Segen der nicht sehenden Menschheit einen erfreulichen Aufschwung genommen hat; sie weiß durch weise Vorsichtsmaßregeln — wir erinnern nur an das Credé'sche Heilverfahren — die Erblindung in vielen Fällen zu verhüten, in anderen hinaus zu schieben, oder durch fast an das Wunderbare grenzende Eingriffe in den Organismus des menschlichen Auges zum Theil oder völlig zu heben. Allein auch dieser Wissenschaft sind, wie überhaupt jeder, ihre Schranken gezogen. Sie ist viel aber nicht Alles vermögend und es gibt einen Punkt, an welchem auch dem tüchtigsten, geschicktesten Augenarzt ein gebieterisches: „bis hierher und nicht weiter" entgegen tönt.

*) Die Verfasserin, Fräulein Anna Pötsch, ist seit ihrem dritten Lebensjahre völlig erblindet.

Im Hinblick auf diese dem menschlichen Können gesteckten Grenzen haben nun Menschengeist und Menschenliebe sich verbunden, um das Schicksal jener, deren leibliches Auge mit undurchdringlichem Dunkel umnachtet ist, nach Kräften zu erleichtern, und so trat die zweite der oben erwähnten Errungenschaften in's Leben, nämlich die Blinden-Bildung. Bevor sich dieselbe aus ganz geringen Anfängen zu ihrer heutigen Bedeutung entwickelte, scheint das Loos der Nichtsehenden ein höchst beklagenswerthes gewesen zu sein. Die Meisten unter ihnen waren verurtheilt, am Wege sitzend ihr Brot sich von den Vorübergehenden zu erbetteln; ja die Blindheit wurde vielfach als eine wohlverdiente Strafe für eigene oder fremde Schuld angesehen. Den Beweis hierfür liefert z. B. die Frage, welche die Apostel Angesichts des Blindgeborenen an Christus richten: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern"? Joh. 9. Zu dem Gebrechen, das schon an sich schwer genug zu tragen ist, gesellten menschliche Wahn-Vorstellungen noch einen drückenden Fluch. Dieser Begriff mußte den Blinden in vorchristlicher Zeit jedes Trostes, den unverschuldetes Leiden gewöhnlich für den Leidenden in sich birgt, berauben — er stempelte ihn zu einem verdammten, von den Göttern besonders gezeichneten Menschen.

Hin und wieder freilich mag man auch im Alterthume dem Nichtsehenden eine geachtetere Stellung eingeräumt — oder vielmehr Einzelne werden sich dieselbe errungen haben, durch ihre hervorragenden geistigen und seelischen Fähigkeiten, die wohl trotz der traurigen Verhältnisse nicht immer zu ertödten waren. Das zeigt sich beispielsweise in der Sophokleischen Antigone. Hier tritt uns der blinde Seher Teiresias als ein mit überirdischen Dingen vertrauter Mann entgegen, der aus den Vorgängen beim Opfer, obwohl er sie nicht mit eigenem Auge schaut, sondern nur durch das Gehör und fremde Beschreibung kennen lernt, den Willen der Götter herauszulesen weiß. In Bezug auf den Knaben, der ihn in die Versammlung der Fürsten geleitet, darf Teiresias sagen: „Dieser ist mein Führer, wie ich's Anderen bin". Daraus geht klar hervor, daß sich der Greis seines geistigen Führeramtes wohl bewußt ist, und die Anerkennung desselben läßt sich aus dem Verhalten König Kreon's und aus der Rolle, die dieser Seher in der Sagenwelt der Alten überhaupt spielt, deutlich genug ersehen. Hier beeinträchtigt die Blindheit nicht nur nicht die Würde und das Ansehen des nichtsehenden Greises, sondern sie erhöht dieselben, indem sie ihn mit dem Nimbus des Außergewöhnlichen, des Wunderbaren umgibt, der ja in den meisten Fällen einen geheimnißvollen Zauber auf den Menschen ausübt.

So mag schon in der Zeit des Alterthums die Stellung des Blinden eine mannigfache und im Grunde genommen, doch stets gleichartige insofern gewesen sein, als man ihn, gleichviel ob man an sein Gebrechen einen außergewöhnlichen Fluch oder Segen der Götter knüpfte, stets als außerhalb der menschlichen Gesellschaft stehend betrachtete.

Wie verhält sich nun in diesem Punkte die Gegenwart?

Ist es ihr, dank der Eingangs erwähnten Fortschritte, gelungen, das dunkle Schicksal der nichtsehenden Menschheit einigermaßen zu erhellen, und das Verständniß für sie allenthalben zu mehren? Die erste dieser beiden Fragen darf mit Freuden bejaht werden; denn wie viel man unser Jahrhundert immerhin schelten mag, so hat es sich doch, wie kein anderes, in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt, und dabei auch der Blindenwelt nicht vergessen. Fast in allen civilisirten Staaten Europas und Amerikas befinden sich heutzutage Institute zur Erziehung und Unterweisung Blinder, und überall schlagen fühlende Menschenherzen, die den von Dunkel Umnachteten das wärmste Mitleid entgegen bringen. Man kann z. B. die Bemerkung machen, daß selbst ganz Ungebildete, wenn ein Nichtsehender an ihnen vorüber geführt wird, in Worte des innigsten Bedauerns ausbrechen und sich lange über den Anblick des „armen Blinden" nicht zu beruhigen vermögen. Trotz alledem aber muß die zweite der oben aufgeworfenen Fragen, ob das Verständniß für die Blindensache in unseren Tagen entsprechend im Zunehmen begriffen

sei, leider verneint werden. Ein bedeutender Blinden-Pädagog der Jetztzeit schreibt hierüber: „Es fehlt, trotz unserer vorgeschrittenen Blindenbildung nach außen hin leider noch immer das rechte Verständniß für die Leistung der Blinden im Allgemeinen. Der Blinde, so bald er aus seinen Kreisen heraustritt, ist mehr oder weniger ein Fremdling in der Gesellschaft, oft ein Gegenstand entweder des Bedauerns oder mystisch angehauchter Auffassung. Es gibt viele Menschen, die noch geradezu abergläubisch sind und den Blinden für einen von Gott besonders gekennzeichneten Menschen halten, ihm am Liebsten aus dem Wege gehen oder in seiner Gesellschaft ein gewisses Gruseln empfinden." — Daß diese Behauptungen vollständig auf Wahrheit beruhen, können viele meiner Schicksalsgenossen mit mir aus eigener Erfahrung bestätigen. Sehr häufig, und zwar in gebildeten Kreisen kaum seltener als in ungebildeten, pflegt man uns für Wesen zu halten und wie solche zu behandeln, die mit Idioten die allergrößte Aehnlichkeit haben. So erkundigte sich z. B. einst ein Major X. bei einem blinden, sehr tüchtigen Musiker, ob er im Stande sei, seinen Rock selbst zuzuknöpfen; und an einen anderen nichtsehenden Bekannten richtete ein Arzt, also ein akademisch gebildeter Mann, eine Reihe von Fragen, die den Betreffenden schließlich zu der Gegenfrage: „Halten Sie mich denn für irrsinnig?" veranlaßten. Daß eine derartig geringe Auffassung von dem Sein und Können Blinder deren Leben und Streben ungemein erschwert, liegt klar auf der Hand. Trotzdem wäre es ungerecht, wenn wir der sehenden Menschheit wegen der irrigen Vorstellungen, die sie vielfach über uns hegt, einen Vorwurf machen wollten, da sich dieselben nur zu gut begreifen und entschuldigen lassen. Liefert doch die über die Blindensache weitverbreitete Unwissenheit zunächst einen erfreulichen Beweis dafür, daß die Blindheit noch verhältnißmäßig selten auftritt; denn wäre es anders, so würde wahrscheinlich auch größere Klarheit in Bezug auf ihre Folgen im Publikum herrschen. Viele Menschen kommen aber entweder gar nicht oder nur ganz flüchtig mit Nichtsehenden in Berührung. Sie haben keine Zeit und Gelegenheit, sich näher mit ihnen zu befassen, und was sie so im Fluge an ihnen wahrnehmen, das dient sehr häufig dazu, ihre Vorstellungen noch verworrener zu gestalten. Der erste Eindruck, den der Vollsinnige beim Anblick des Nichtsehenden gewinnt, ist selten ein angenehmer. Der Sehende hat sich gewöhnt, lebendigen, sprechenden Blicken zu begegnen, eine ganze Menschenseele aus ihnen herauszulesen; und hier findet er glanzlose, erstorbene, mit ganz wenigen Ausnahmen sogar entstellte Augen, die dem ganzen Antlitze einen unangenehmen, ja zuweilen abstoßenden Ausdruck verleihen. Wenn dann noch, wie dies bei manchen Blinden der Fall ist, eine verkümmerte Körperhaltung, ungeschickte Bewegungen oder gar auffallende Angewohnheiten hinzutreten, so ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß der Sehende, nur zu sehr geneigt, großen Werth auf Aeußerlichkeiten zu legen und nach ihnen zu urtheilen, eine unrichtige Meinung von seinem des Augenlichts beraubten Nebenmenschen hegt. Demnach ist die falsche Beurtheilung, die der von Dunkel Umnachtete häufig erfährt, in erster Linie auf Unkenntniß oder auf das ungünstige Aeußere seiner Persönlichkeit zurück zu führen. Sie wird jedoch auch durch manches Andere wesentlich befördert.

Interessant und charakteristisch nach dieser Richtung sind z. B. die Rollen, die unsere Dichter zuweilen auf den weltbedeutenden Brettern oder in Romanen den Blinden zuertheilen. Selbst Shakespeare hat in dieser Hinsicht fehlgegriffen, wie sich bei zweien seiner Dramen mit großer Leichtigkeit nachweisen läßt. Es tritt uns zunächst in dem älteren Gobbo aus dem „Kaufmann von Venedig" ein erblindeter Mann entgegen, dessen Auffassungsvermögen mit dem anderer Nichtsehenden in augenscheinlichem Widerspruche steht; denn während die Blinden, und das ist eine allgemein bekannte Thatsache, meist von der Natur mit einem sehr feinen Gehör ausgerüstet und dadurch auch befähigt sind, die verschiedenen Menschenstimmen sich dem Klange nach einzuprägen und von einander zu unterscheiden, hält dieser Gobbo seinen eigenen Sohn, obwohl derselbe ihm gegenüber weder mit Worten kargt noch seine Stimme irgendwie verstellt, für einen völlig Unbekannten.

Selbst Lancelot's so wiederholt ausgesprochene Frage: „Kennt Ihr mich, Vater?", vermag ihn nicht von seiner irrigen Ansicht, daß er es mit einem fremden jungen Manne zu thun habe, zu bekehren. Und gleichsam als triftigste Entschuldigung ruft er endlich aus: „Lieber Himmel, ich bin ein alter, blinder Mann, ich kenne Euch nicht". —

Aber, so wird vielleicht Mancher hier einwenden, die Figur des alten Gobbo trägt doch ganz unverkennbar das Gepräge großer Beschränktheit an sich und wo diese bei Nichtsehenden vorhanden ist, da dürfte es wohl um das Unterscheidungsvermögen kaum besser bestellt sein als im vorliegenden Falle. Diesen Einwurf widerlegt indessen die Erfahrung, denn selbst schwachsinnige Blinde vermögen in der Regel, andere, namentlich wenn sie häufiger mit denselben zusammentreffen, sehr gut am Klange des Sprachorgans zu erkennen. Ueberhaupt pflegt ihr Gehör, besonders aber das musikalische, meist ganz vorzüglich entwickelt zu sein.

Wenn nun schon in unseren Bühnenwerken die Blinden an und für sich oft sehr unrichtig und schwerfällig gezeichnet sind, so thun die Schauspieler außerdem gern noch das ihrige, um dem Publikum die Blindheit, die man ihnen sonst vielleicht nicht glauben würde, in möglichst übertriebener Weise zu veranschaulichen. Davon konnte ich mich einst selbst überzeugen, als ich einer Vorstellung des „Kaufmanns von Venedig" beiwohnte. Bei den Worten: „Gott im Himmelsthrone, was hast Du für einen großen Bart gekriegt", betastete der Vertreter von Lancelot's Vater mit der größten Harmlosigkeit statt des Bartes die Haupthaare seines Sohnes. Der in seinem Fache übrigens vorzügliche Künstler erlaubte sich diese Freiheit vermuthlich, um die Komik der Situation zu erhöhen, und erreichte seinen Zweck auch vollständig; denn schallendes Gelächter aus dem Zuschauerraume lohnte seine Bemühungen. Den wenigsten der Anwesenden schien es an dem Abend zum Bewußtsein zu kommen, daß sie sich auf Kosten der Wahrheit amüsirten. Ich aber, die als eine Nichtsehende sich den Vorgang erst erklären lassen mußte, konnte mich eines schmerzlichen Gefühls darüber nicht erwehren, daß die grenzenlose Uebertreibung jenes Schauspielers bei einem doch ziemlich durchweg auf Bildung Anspruch erhebenden Publikum wirklich eine solche Heiterkeit hervorzubringen vermochte. Unsere Regisseure besitzen gerade in Bezug auf klassische Stücke zuweilen ein förmliches Talent, Nahes und Fernes aneinander zu knüpfen, gehaltvolle Stellen großer Bühnenwerke abzukürzen oder gänzlich zu streichen. Wollten sie diese ihre Kunst einmal recht nachdrücklich an der eben besprochenen Scene üben, so hätte wahrlich Jeder, der dem Glauben an die ideale Bestimmung der Bühne noch nicht ganz entsagt hat, Ursache, ihnen dankbar zu sein. Dieser Auftritt zwischen den beiden Gobbo's enthält, wie bereits gezeigt wurde, mancherlei Unwahres; es ist aber auch im höchsten Grade unerquicklich, denn der Sohn „treibt Possen" mit der Blindheit seines Vaters, und das, selbst wenn es im Scherze geschieht, muß das ästhetische Gefühl verletzen.

Manche werden vielleicht diese Angriffe auf die Scene eines Shakespeare'schen Stückes durch den Einwand zu entkräften suchen, daß man hier, wo es sich um mehr komische Momente mit bekanntlich meist etwas stark aufgetragenen Farben handelt, doch kaum eine so strenge Kritik üben dürfe. Wer durch eine derartige Behauptung Shakespeare vor dem Vorwurfe, er habe es sich mit der Darstellung der Blindheit etwas leicht gemacht, zu schützen glaubt, den müssen wir auf ein zweites Werk dieses Dichters, auf „König Lear", verweisen. Zwar zeigt gerade in diesem Stücke der große Britte, daß er in mancher Hinsicht die Gaben Nichtsehender sehr richtig zu beurtheilen weiß. Auf die Worte Lear's: „doch siehst Du, wie die Welt geht", die er an den geblendeten Gloceſter richtet, erwidert dieser: „Ich sehe es fühlend", und erhält gleich darauf von dem Könige den Rath: „Schau mit dem Ohr". Wer diese beiden Aussprüche mit Aufmerksamkeit prüft und einigermaßen die Art und Weise kennt, wie der Blinde die Außenwelt in sich aufzunehmen pflegt, der muß zugestehen,

daß sich dafür gar keine treffenderen Ausdrücke finden lassen als dies: „fühlend sehen“ und dies „Schauen mit dem Ohr“. Um so überraschender und widersinniger ist nun die Rolle, die Gloceſter im sechsten Auftritt des vierten Aufzugs zu spielen hat. Hier will er sich von seinem Sohne Edgar, den er übrigens ebenfalls nicht erkennt, auf einen Felsen bei Dover geleiten lassen, um dort durch einen verzweiflungsvollen Sprung in die Tiefe des Abgrunds seinem lichtlosen Dasein ein Ende zu machen.

Edgar, dieses Vorhaben durchschauend, beabsichtigt den Vater zu retten. Das gelingt ihm auch, indem er nur scheinbar den Willen des Geblendeten erfüllt; in Wirklichkeit führt er ihn aber statt nach jenem Felsen auf völlig ebenem Pfade vorwärts, wobei er beständig von der Steilheit des Weges und der ungeheuren Tiefe des unter ihnen sich öffnenden Abgrundes redet. Obgleich nun Gloceſter anfangs einige schwache Einwendungen erhebt, wie z. B.: „Mich dünkt, der Grund ist eben“, so gelingt es doch der Redekunst seines Begleiters sehr bald, ihn in den Glauben zu versetzen, er sei nur einen Fuß breit vom letzten Rande des Abgrundes entfernt. Schon ein derartiger Irrthum ist im praktischen Leben, bei einem vernunftbegabten Blinden völlig undenkbar; denn ein solcher, da er den Unterschied von ebenen und ansteigenden Wegen mit großer Sicherheit und Leichtigkeit wahrnimmt, würde den Betrug sofort durchschauen. Gloceſter thut Letzteres auch dann noch nicht einmal, als er den Sprung vollführt hat und — anstatt in die vermeintliche Tiefe — auf die platte Erde gefallen ist. „Fiel ich oder fiel ich nicht?“ fragt er, und schenkt den Worten Edgars: „zehn Mastbäume aufeinander sind so hoch nicht, als steilrecht Du hinab gefallen bist“, willig Glauben.

Bei billiger Beurtheilung dieser Scene muß jeder Denkende zugestehen, daß Shakespeare, obwohl er das Innenleben der Blinden in trefflichen Aussprüchen charakterisirt, doch von ihrem physischen Wahrnehmungsvermögen zu gering dachte, um hier wahr schildern zu können. Jene schönen Worte aber, die der Dichter über das eine sagt, verhallen und werden von den meisten Theaterbesuchern wohl kaum beachtet, während das widersinnige Verhalten Gloceſter's, weil der Zuschauer Zeuge desselben ist, sich ihm fest einprägen und das sichere Fundament zu einem bleibenden im Interesse der Blindenwelt sehr zu beklagenden Irrthum bilden kann.

Es gibt noch verschiedene Bühnenwerke, in denen uns mehr oder minder richtig gezeichnet, nichtsehende Gestalten vorgeführt werden. Eine der anziehendsten und interessantesten aber ist unstreitig die liebliche Jolanthe in „König Renée's Tochter“ von dem Dänen Henrik Herz. Diesem Mädchen, das in frühester Kindheit durch heftigen Schreck bei einem Brande im königlichen Schlosse das Augenlicht verloren hat, wird sein trauriger Zustand auf das Sorgfältigste verheimlicht. Nicht wissend, was ihr mangelt, ohne überhaupt eine Ahnung von der Existenz des Gesichtssinns zu besitzen, erblüht Jolanthe in stiller Abgeschiedenheit zur anmuthigen Jungfrau, begabt mit einem ungewöhnlich reich entwickelten Seelenleben und reger Freude an allem Schönen, besonders aber an der Poesie. Durch die geheimnißvolle Kunst des maurischen Arztes Ebenjahia wird der blinden Prinzessin am Schlusse des Stückes auf unerklärte Weise die Sehkraft zurückgegeben, nach dem ihr zuvor Prinz Tristan von Lothringen, der aus politischen Gründen schon seit früher Jugend mit ihr verlobt ist, bei einem zufälligen Zusammentreffen von der ihr verschlossenen Welt und von der Fähigkeit des Sehens erzählt hat. Was dieses kleine und überaus poetische Drama besonders auszeichnet, ist, daß in demselben die Blindheit von Anfang bis zu Ende in vollständig glaubhafter Weise geschildert wird. Indem Henrik Herz schreibt: „Trotz Jolanthe's Blindheit sind ihre Bewegungen ungezwungen und sicher, nur hin und wieder eine horchende Stellung mit einer leisen Bewegung der Hand, als ob sie vor sich hin fühlte, verräth den Mangel des Gesichts“, zwingt er die Vertreterin seiner Jolanthe, wenn sie nicht den Intentionen des Dichters direct zuwider handeln will, die Rolle ohne lächerliche Uebertreibungen darzustellen, durch die der Zuschauer ein falsches Bild gewinnen könnte. Aber auch das reiche Innenleben, das bei den meisten Nichtsehenden vorhanden ist, findet in diesem Stücke einen beredten Ausdruck. So sagt z. B. Tristan zu Jolanthen: „In Euch ist eine solche innere Seelenklarheit, daß Ihr nicht der' bedürft, die von dem Lichte wir durch das Aug' erlangen“, und König Renée's Tochter selbst, als sie zum ersten Male von der ihr bis dahin verborgenen sichtbaren Welt vernimmt, ruft aus: „Hier nah' beim Herzen wohnt uns das Gesicht“, wahrlich ein schöner, und durch die Erfahrung vieler Nichtsehender bestätigter Ausspruch. Charakteristisch ist ferner jener Auftritt, in dem die sehend gewordene Jolanthe, die bis dahin lichtlosen Augen, zum ersten Male dem Lichte erschließt und ihre Umgebung erblickt. Nicht freudige Bewunderung, sondern ein Gefühl großer Bangigkeit vor dem Ungewohnten ergreift sie, das sich in den Worten Luft macht: „Halt' mich, das rückt mir so nahe! das macht mir so Angst! die Pflanzen sind entsetzlich, sie sinken auf uns nieder!“ Vielleicht wird Mancher in diesem Verhalten eine Unwahrscheinlichkeit erblicken und meinen, die plötzlich sehend Gewordene müsse doch mit lautem Jubel den sich ihr öffnenden Lichtstrom begrüßen oder, überwältigt von der Großartigkeit der neuen Eindrücke in sprachloses Staunen versinken. Die Erfahrung hat indessen schon öfter gezeigt, daß Henrik Herz auch hier nichts Unrichtiges vorführt, denn es gibt Fälle, in denen die von der Blindheit Geheilten sich nicht sofort in ihren neuen Zustand zu finden vermögen. So wurde mir beispielsweise von einem Kinde berichtet, das nach erfolgter glücklicher Augenoperation in der ersten Zeit mit seiner Sehkraft buchstäblich nichts anzufangen wußte. Um das Wesen der Gegenstände, die man ihm vorhielt, festzustellen, betastete es dieselben nach alter Gewohnheit, dabei krampfhaft die Augen schließend. Hin und wieder soll sich bei sehend gewordenen Personen sogar eine förmliche Enttäuschung eingestellt haben, weil die sichtbare Welt nicht jenen Erwartungen entsprach, die sie, dank ihrer lebhaften Phantasie, in den Tagen der Blindheit davon gehegt hatten. Es ist eben eine unumstößliche Thatsache, daß von Jugend auf Blinde in der Regel überhaupt keine Sehnsucht nach der Welt des Sehens empfinden und dieselbe mit ihrem geistigen Auge oft schöner und glänzender erblicken als sie dem leiblichen sich darstellt. Obwohl nun dies Alles in Henrik Herz' Dichtung angedeutet wird, so ist doch ein großer Theil des Publikums geneigt, die ganze Gestalt der Jolanthe in das Reich des Schwermöglichen zu verweisen. Das ist in vieler Hinsicht zu beklagen, aber es läßt sich begreifen, durch die eigenartigen Umstände, in denen die Jungfrau aufwächst, und die geheimnißvolle, an das Märchenhafte streifende Art, durch die Ebenjahia der blinden Prinzessin das Augenlicht zurückgibt.

Das Stück, in dem ein mit Bewußtsein von Jugend auf Blinder von der Bühne herab zu der Menschheit spricht, die Rechte der gegenwärtigen Blindenwelt vertritt, und ihre Lage wahrheitsgemäß veranschaulicht, ist eben noch zu schreiben. — —

Mit welchen Durchschnitts-Erwartungen darf man nun an einen Nichtsehenden der Jetztzeit herantreten? Und welcher Art sind die Nachtheile, die ihm aus seinem Gebrechen erwachsen? Eine Antwort auf diese Frage, die allerdings ein mehr allgemeines Gepräge tragen und von Einzelverhältnissen absehen muß, ist zur Förderung der Blindensache unbedingt nothwendig. Es kann sich nun im Folgenden weit weniger um Diejenigen handeln, die erst im späteren Alter, wenn sie bereits einen Lebensberuf ergriffen haben, ihr Augenlicht verlieren. Das Loos dieser muß in den meisten Fällen als ein höchst beklagenswerthes bezeichnet werden, weil für sie das Aufhören des Sehens gleichbedeutend sein dürfte mit einem Stillstand ihres bisherigen Wirkens, sowie mit einem völligen Umschwung ihrer ganzen Lebensverhältnisse und Lebensgewohnheiten. Da aber auch die Vorbildung später Erblindeter in der Regel eine sehr verschiedenartige ist, würde sich ein Allgemeinbild schwer entwerfen lassen. Anders freilich verhält es sich bei denen, deren Sehkraft schon früher in den ersten Tagen oder Jahren ihres Lebens für immer erlischt, und die folglich als Blinde aufwachsen, sich ausbilden, entwickeln und das Leben durchkämpfen

müssen. Von den Angehörigen unvernünftig verwöhnt oder vernachlässigt, selten jedoch richtig behandelt, leben die Meisten unter ihnen ohne Betheiligung an den fröhlichen Spielen ihrer sehenden Altersgenossen, in einem unnatürlichen, ungesunden Zustande, bis zu dem Zeitpunkte, da man sie einer Blindenanstalt zur Erziehung und Ausbildung übergibt. Für Einzelne erscheint dieser Zeitpunkt leider sehr spät, für Andere nie, denn noch besitzen nur die wenigsten Länder eine genügende Anzahl von Blindeninstituten und so muß ein gut Theil der nichtsehenden Kinder, obwohl sie dem deutschen Gesetze nach der Schulpflicht unterworfen sind, auch bei uns den Segnungen des Blindenunterrichts fern bleiben. Die natürliche Folge hiervon ist, daß von einem Anstaltszwange, wie er für blinde Kinder existiren sollte, gar keine Rede sein kann. Das veranlaßt thörichte und in ihrer Besorgniß kurzsichtige Eltern sehr oft, die ihres Augenlichtes beraubten Kleinen, selbst wenn ihnen die Gelegenheit dazu geboten ist, entweder gar nicht in eine Anstalt zu schicken oder sie ihr schon nach ganz kurzem Schulbesuche wieder zu entziehen. Alle Vorstellungen der Lehrer sind in den meisten Fällen fruchtlos, und erst wenn die heranwachsenden zu Nichts recht tauglichen Blinden sich und ihren Angehörigen zur Last fallen, sehen die Letzteren ein, wie thöricht sie gehandelt haben. Um derartigen betrübenden Vorkommnissen vorzubeugen, hat der am Eingang dieses Artikels erwähnte Blindenlehrer-Congreß eine Petition an die Landesregierungen gerichtet, in welcher diese ersucht werden, eine hinreichende Menge von Blindenanstalten in's Leben zu rufen und die schulpflichtigen, nichtsehenden Kinder zu deren regelmäßigem Besuche anzuhalten. Dänemark und das Königreich Sachsen sind bis jetzt die einzigen Staaten, die diese schönen Ziele bereits erreichten und in denen folglich der Anstaltszwang zum Segen der Blindenwelt gehandhabt werden kann.

. Diejenigen Nichtsehenden nun, denen das Glück zu Theil wird, in einer wohl organisirten Blindenanstalt aufzuwachsen, erhalten in der Regel eine gute elementare Schulbildung. Bekanntlich bedient man sich beim Blindenunterricht zum Lesen und Schreiben besonderer Schriftsysteme unter denen das von dem blinden Franzosen Braille erfundene Punktsystem gegenwärtig am gebräuchlichsten ist; doch werden daneben auch die großen lateinischen Buchstaben zu gleichem Zwecke verwandt. Vermittelst seines feinen, durch unausgesetzte Uebung geschärften Gefühls entziffert der Blinde mit seinen Fingerspitzen diese erhöht dargestellten Schriftzeichen und lernt sie auf eigens construirten Tafeln selbst bilden. Der Geographie-Unterricht wird in Blindenschulen ebenfalls nur dadurch ermöglicht, daß man dem Schüler Berge, Städte, Flüsse, Grenzen ꝛc. durch verschiedene fühlbare Linien oder Punkte veranschaulicht. Nach beendeter Schulzeit werden dann in den meisten Blindenanstalten die Zöglinge noch praktisch zu ihrem späteren Berufe vorbereitet. Die Gewerbe, die sich hauptsächlich zur Erlernung für Nichtsehende eignen, sind: Korbmacherei, Seilerei und Bürstenbinderei. Auch mit dem Schuhmacherhandwerk hat man, wie es heißt, in dänischen Anstalten gute Erfolge erzielt. — So kommt es, daß sich die Zöglinge meist von ihrem sechsten bis ungefähr zwanzigsten Lebensjahre in der Anstalt befinden und somit diesen für die Entwickelung von Leib, Seele und Geist wichtigsten Lebensabschnitt in stiller Abgeschiedenheit und unter besonders für sie eingerichteten Verhältnissen durchleben. Alles was die Kindheit Sehender ausfüllt und schmückt, eifriges Lernen und heiteres Spiel, das wird auch den Schülern und Schülerinnen unserer heutigen Blinden-Institute in reichem Maße dargeboten, und sie fühlen sich in der Regel dabei zufrieden und glücklich.

Unstreitig ist die Blindheit unter allen Gebrechen dasjenige, das auf die Charakterentwickelung am wenigsten nachtheilig oder hemmend einwirkt. Bei einem der letzten Blindenlehrercongresse hatte man für das beste Werk über Blinden-Psychologie einen Preis ausgesetzt; doch konnte derselbe nicht zur Vertheilung gelangen, da kein derartiges Buch geschrieben worden war. In der That dürfte sich eine eigentliche Blinden-Psychologie schwer aufstellen lassen, denn alle Charaktereigenschaften, wie sie uns bei Sehenden entgegentreten, kann man auch je nach Verhältnissen und Individualität stärker oder schwächer ausgeprägt in den Reihen Blinder vorfinden. Auf der anderen Seite ist es aber wieder ganz natürlich, daß durch die Blindheit eine Seelenregung mehr begünstigt wird als die andere, und daß die Seelenwelt des Nichtsehenden in mancher Hinsicht von Eigenart nicht vollständig frei ist.

Der Blinde wird durch die tausendfachen Eindrücke, wie sie sich im bunten Wechsel dem Vollsinnigen aufdrängen, nicht zerstreut, und ist daher mehr als Andere von der Außenwelt abgesondert, genöthigt, den Blick des Geistes und der Seele mehr nach innen zu lenken. So entwickelt sich bei ihm in der Regel ein ungewöhnlich lebhaftes Empfinden, eine warme Begeisterung für Alles ihm Verständliche, Schöne, die nicht selten an Schwärmerei für das Ideale streift. Durch das Gehör und Gefühl wird die Welt des Nichtsehenden gebildet; von Allem was außer dem Bereiche dieser Beiden liegt, muß seine Phantasie ihm ein Bild entwerfen. Da geschieht es denn zuweilen, daß diese kühne Malerin die Dinge und Verhältnisse in einer Weise schildert, wie sie der Wirklichkeit nicht entspricht; darum muß sich der junge Blinde, der hinaus treten will in die Welt, doppelt hüten, allzu glänzende Erwartungen von dem Leben zu hegen, die dasselbe — am allerwenigsten ihm erfüllt. Denn in seinem ehrlichen Streben, die in der Anstalt erworbenen Kenntnisse auf dem Gebiet des Handwerks oder der Musik praktisch zu verwerthen, stellen sich ihm die mannigfachsten Hindernisse entgegen. Ueberall findet er viel Vorurtheil, aber wenig Verständniß, ja selbst seine nächsten Angehörigen, denen er im Laufe der Jahre mehr und mehr entfremdet wurde, pflegen ihm erfahrungsgemäß sehr häufig nichts Anderes entgegen zu bringen. Trotz dieser mißlichen Umstände setzen viele Nichtsehende ihre ganze Kraft, ihr bestes Können ein und ruhen nicht eher, als bis sie ihren Nebenmenschen Achtung vor ihren Leistungen abgenöthigt und sich eine leidliche Existenz errungen haben. Andere hingegen, die dieser Willenskraft ermangeln, oder aus irgend einem anderen Grunde zu schwach sind, den Kampf mit den widrigen Verhältnissen aufzunehmen, ziehen sich zaghaft in sich selbst zurück. Je zuversichtlichtlicher zuvor ihr Vertrauen auf die Menschheit war, desto zurückhaltender werden sie nun derselben entgegen treten und nicht selten der Verbitterung oder stumpfer Gleichgültigkeit anheim fallen. Das sind traurige Erscheinungen, die sehr häufig vermieden werden könnten, wenn sich die Umgebung des Nichtsehenden etwas eingehender mit seinem Gemüthsleben, seinen Leiden und Freuden befassen wollte. Viele Blindenanstalten thun nun zwar redlich das ihrige, um den entlassenen Zöglingen ihr mühevolles Ringen durch Zuweisung von Arbeit und Gewährung kleiner Unterstützungen einigermaßen zu erleichtern, aber sie allein werden wegen Mangels an Mitteln ꝛc. niemals im Stande sein, das Loos ihrer Schutzbefohlenen in allen Fällen, besonders auch in seelischer Hinsicht, freundlicher zu gestalten.

Es wird in unseren Tagen so viel gesprochen und geschrieben über die soziale Frage und allenthalben macht sich das edle Streben bemerkbar, die Lage der Unglücklichen und Nothleidenden zu bessern. Auch die Blindensache ist ein Theil dieser großen, sozialen Aufgabe, denn der Nichtsehende hat wie jeder Andere ein heiliges Recht auf Bildung, Arbeit und eine seinen Kenntnissen und Talenten entsprechende Stellung in der menschlichen Gesellschaft. Er braucht nicht um Mitleid zu betteln, sondern er darf die Theilnahme seiner Nebenmenschen fordern mit dem unverbrüchlichen Rechte aller Leidenden. Die leibliche Blindheit muß der des Augenlichtes Beraubte ertragen, vor jener härteren des Geistes und der Seele hingegen kann und sollte die Menschenliebe ihn bewahren. Wie aber die soziale Frage nur dann gelöst werden wird, wenn jeder Stand das Seinige dazu beiträgt, so ist auch die Förderung der Blindensache nicht nur abhängig von dem Interesse der Regierungen und berufener Fachmänner, sondern vielmehr von dem jedes Einzelnen, den sein Lebensweg mit einem Nichtsehenden zusammenführt.

Möge dieses schöne Interesse — der Gegenstand verdient

es — immer mehr und mehr um sich greifen, und allenthalben einen hellen Lichtstrahl werfen in das undurchdringliche Dunkel, welches das Dasein Blinder umnachtet.

---

## Zur deutschen Culturentwickelung.

Von Georg Steinhausen-Jena.

Es ist ein tüchtiges Werk, die „Deutsche Geschichte" von Karl Lamprecht*), von der ein Theil, der eben erschienene dritte Band, der folgenden Skizze zum Vorwurf dienen soll. Eine eingehendere Besprechung scheint mir derselbe aus zwei Gründen zu fordern. Einmal beginnt mit diesem Bande ein neuer Abschnitt der Entwickelung, was der Verfasser auch äußerlich durch eine besondere Einleitung, die er demselben voransetzt, zu erkennen gibt. Sodann hat dieser dritte Band noch das besondere Interesse, daß er zum größten Theil dem Cultur- und Geistesleben der Epoche gewidmet ist. Vom Standpunkt des Culturhistorikers aus möchte ich denn auch das vorliegende Buch betrachten und dessen politischen Theil bei Seite lassen.

Als ich an einem anderen Orte den ersten Band der Lamprecht'schen Deutschen Geschichte anzeigte, erlaubte ich mir die Aeußerung zu thun: nothwendiger als eine Geschichte der Deutschen sei uns eine Geschichte des Deutschen. Ich glaube nicht, daß Lamprecht sich seine Aufgabe so gedacht hat: aber er scheint mir doch der Erfüllung dieser Aufgabe sehr nahe zu kommen. Ihn interessirt mehr als frühere Historiker das Volk in seiner Gesammtheit, das Volk als Persönlichkeit, der deutsche Mensch. Und ich lege mehr Werth auf seine Beiträge zur Entwickelung des nationalen Geistes- und Gesellschaftslebens, als auf seine Darstellung der politischen Entwickelung, bei der er doch, wie z. B. im zweiten Bande, trotz eigenartiger Beleuchtung nicht allzu viel Neues bringen kann. — —

In der Mitte etwa des 12. Jahrhunderts ist, wie Lamprecht in der erwähnten, höchst lichtvollen Einleitung zunächst feststellt, die deutsche Entwickelung an einen Scheidepunkt gekommen. Das deutsche Mittelalter theilt sich hier scharf in zwei Hälften. „Vor dieser Zeit herrscht noch die stärkste Gebundenheit des geistigen Lebens, wie sie uns auf dem Boden der Kunst am klarsten in der nationalen Beschränkung auf das Ornament, auf dem Gebiete der Religion nicht minder deutlich in den wunderlichen Formen der Frömmigkeit des 10. bis 12. Jahrhunderts entgegengetreten ist: es ist eine Haltung des Geistes, die sich nur in typischem Umriß, nicht individuell des geistigen Inhalts bemächtigt." In nationaler Beziehung sieht Lamprecht in dem bisherigen Gesammtstaat mit Recht nur einen äußerlich nationalen Staat, der im Grunde nur die Fortsetzung des römischen Imperiums sein will; in wirthschaftlicher Beziehung „verlief die soziale Schichtung noch ganz in den engen Verfassungsformen einer Naturalwirthschaft."

Als diejenigen Momente nun, welche einen Umschwung in der Entwickelung und zwar in einem freieren Sinne herbeiführten, bezeichnet Lamprecht zunächst die Anfänge und die Erweiterung der Geldwirthschaft. Stadt und Land begannen in Wechselwirkung zu treten: „Das Handwerk hob sich, der Handel nahm außerordentlich zu, die Landwirthschaft begann Gebrauch zu machen von den Vortheilen, die die neuen Erwerbszweige gewährten." Mit diesem materiellen Fortschritt ist ein geistiger verbunden: die Macht der Kirche, die fast einen unheimlichen Einfluß auf die Geister besaß, trat mehr und mehr vor den weltlichen Interessen zurück. Und weiter tritt ein nationaler Fortschritt hervor: zwar nicht des Staates, der sich vielmehr territorial zu spalten begann, aber der Nation Einheit ward begründet. Daß die Nation sich damals „zu der größesten That, die ihr als Gesammtkörper bisher gelungen ist", zur Colonisation des Ostens anschickte, hebt der Verfasser mit Recht scharf hervor. Ich begreife aber nicht, warum er nicht auch einen anderen, charakteristischen Fortschritt des nationalen und des geistigen Lebens überhaupt betont: das ist der allmähliche Sieg der deutschen Sprache über die lateinische in den Schriftsätzen und Urkunden, überhaupt im öffentlichen Leben.*) Freilich zeigen sich die ersten Spuren davon erst im 13. Jahrhundert, und so darf man erwarten, daß Lamprecht im nächsten Bande diese wichtige Erscheinung in die gebührende Beleuchtung rückt, die sie durch die kurze Notiz auf S. 174 noch nicht erhalten hat. Weiter läßt sich in dieser Zeit eine soziale Umbildung nicht verkennen. Die Nation gliedert sich jetzt nach Berufen: „neben den Landmann trat der Ritter, der Kaufmann, der Handwerker." Jener erste Stand, der ritterliche, zeigt uns sodann das erste Beispiel einer nationalen Gesellschaft, der „höfischen". In dieser ersten Zeit der neuen Entwickelung nimmt diese ritterliche Gesellschaft zunächst hauptsächlich das Interesse in Anspruch; und sie ist auch vorwiegend in diesem Bande behandelt. Aber daneben regt sich schon die Macht der Zukunft, das Bürgerthum, das hier nur in den Anfängen vorgeführt wird und wohl den Hauptvorwurf für den nächsten Band bilden wird.

Unzweifelhaft liegt der wesentlichste Faetor der neuen Entwickelung eben in dem Aufkommen des Bürgerthums, also in dem Aufblühen der Städte. Dasjenige Moment aber, worauf sich diese neue Macht gründete, dem sie ihr Wachsthum und Gedeihen verdankte, das ist der Handel. Niemand hat die Bedeutung des deutschen Kaufmanns für die gesammte deutsche Cultur wärmer hervorgehoben und schärfer betont, als Gustav Freytag, und gerade in unserer Zeit kann man nicht oft genug darauf hinweisen, daß die Zukunft der Nation damals weit mehr durch die fahrenden Kaufleute, die auch weit über die See hinausgingen, als durch sämmtliche Fürsten zusammengenommen vorbereitet und gefördert wurde. Es ist natürlich, daß auch Lamprecht diesem Moment eingehende und gerechte Betrachtung widmet. Die Geschichte des deutschen Handels, die er uns im ersten Theil seines Bandes gibt, ist übersichtlich und klar und führt die Hauptstadien der Entwickelung überzeugend vor. Wichtig ist vor Allem die kaufmännische Gilde. „Im Rahmen der Gilde erwuchsen recht eigentlich die Anfänge nationalen Eigenhandels und damit die Anfänge des Bürgerthums überhaupt." Andererseits war für die Bildung der Städte vornehmlich der Markt von höchster Bedeutung. Lamprecht folgt hierbei und in der weiteren Darstellung im Wesentlichen den Sohm'schen Ansichten, die ja überzeugend genug sind. Näher will ich mich darauf nicht einlassen, sondern nur das Resultat der Entwickelung feststellen: „Das 12. Jahrhundert eröffnet mit der von Niemand mehr geleugneten Thatsache, daß das Bürgerthum ein wesentliches soziales und politisches Element der Nation geworden; ab und zu scheinen die Städte schon in dunkel geahntem Gegensatz gegen das gesammte Fürstenthum die Centralgewalt zu stützen; deutlich sichern sie ihren speeifischen Handelsinteressen Berücksichtigung in der Reichspolitik." Und immer mehr stieg die Macht der Städte; es entstehen die Bünde; politisch und materiell mehrt sich der Besitz; das Selbstbewußtsein wächst und das Denken macht Fortschritte, ungeheure Fortschritte gegenüber der geistigen Dumpfheit der bisherigen Zeit. Aber noch ist der Bürger nicht der maßgebende Theil der Nation: zu dieser Bedeutung hat sich damals der Ritter aufgeschwungen.

Die Culturhöhe jener Zeit liegt in der ritterlichen Gesellschaft. Wie sich der Ritterstand sozial herausbildete, hat Lamprecht in dem dritten Kapitel („Politische Wirkungen der veränderten gesellschaftlichen Schichtung"), das einem Kapitel, in dem er sich als den bekannten trefflichen Wirthschaftshistoriker erweist, („Wandlungen der ländlichen Zustände vom 10. zum 12. Jahrhundert; Anfänge territorialer Entwickelung") folgt, unter Anderem ausgeführt. Hier will ich nur darauf verweisen. Für die geistige und gesellschaftliche Atmosphäre aber, in der sich diese ritterliche Gesellschaft bewegte, war ein Erforderniß

*) Berlin, Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder).

*) Vgl. Näheres in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" Bd. I.

nothwendig, das Lamprecht richtig erkannt hat, eine Erscheinung, die uns namentlich als Element des Fortschrittes interessirt, zumal seitdem es auch im Bürgerthum späterhin mächtiger hervortritt: das ist „die Säkularisation des geistigen Lebens in den führenden Schichten der Nation." Das Wesentliche, das Prinzip der gesammten mittelalterlichen Weltanschauung liegt in der Weltentsagung, der Weltverneinung. Der verstorbene Heinrich v. Eicken hat das in seinem umfangreichen Buch: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung" genugsam begründet. So weit war zwar der zwingende Einfluß der Kirche, den man als das eigentlich Charakteristische der mittelalterlichen Cultur bezeichnen muß,*) nicht gegangen, daß er diese — an sich unnatürliche — Forderung erfüllt sah: aber die Forderung galt doch allgemein als die einzig richtige; das Ideal war der Asket. Wer der Welt huldigte, that das im Gefühl, ein Sünder zu sein. Jetzt hob Frau Welt kecker und kecker das Haupt. Gerade die Kreuzzüge, die aus einem Ueberschwang kirchlicher Gesinnung hervorgegangen waren, wirkten durch die Erweiterung des Horizonts, durch die Anbahnung stärkeren Verkehrs, durch die fremden Cultureinflüsse antikirchlich. Treffend hat schon Prutz in seiner „Culturgeschichte der Kreuzzüge" bemerkt, daß in dem Zeitalter der Kreuzzüge die entscheidende Wendung in der Entwickelung begann, daß hier die Keime zu einer neuen Cultur lagen, und daß die spätere „allgemeine Erhebung gegen die Autorität der Kirche wesentlich durch die Kreuzzüge herbeigeführt worden ist". Und so ist denn allenthalben eine beginnende Opposition bemerkbar, der „zwivel" tritt bei tieferen Naturen hervor, bei anderen mehr eine leichtere Auffassung der kirchlichen Gebote. Man blieb fromm, noch recht lange fromm, aber man wurde dabei leichten Herzens ein Weltkind. Lamprecht führt eine bezeichnende Aeußerung des Bruder Berhtolt an, die lautet: „naeme ich die wal, daz ich ein guot mensche waere und des himelriches sicher waere, so waere mir dise zit hie uf ertriche lieber ze leben, danne ze himelriche". Auch die bisher monopolisirte Bildung begann weiteren Kreisen zu Theil zu werden, als nur den Geistlichen. Es entstand „eine erste große Laienbildung besonderer Art". Indessen darf man hier nicht zu weit gehen: eine wirkliche Laienbildung entstand erst in den Städten. Die ritterliche Gesellschaft zählte, was ihre männlichen Glieder anlangt, nur wenig des Lesens und Schreibens Kundige; größer war die Bildung der Frauen, aber sie kam aus den Händen der Geistlichen. —

Bei jeder Betrachtung der „höfischen" Cultur sollte ein Moment hervorgehoben werden, das zum Theil mit jenem angedeuteten Einfluß der Kreuzzüge zusammenhängt,**) das ist ihr französischer Ursprung. Die Cultur der Minnezeit und das gepriesene Ritterthum ist kein Reis, das deutschem Boden entsprossen ist. Ich stimme v. Buchwald***) vollkommen bei, wenn er sagt: „Das Ritterthum ist undeutsch. Von edler Kraft erzeugt, aus edlem Stamm Frankreichs entsprossen, ward es auch dem deutschen Volke eingeimpft. So lange die Cultur — um ein Jahrhundert von West nach Ost verschoben — die gleiche war, lebte es auch bei uns und trug ebenso edle Blüthen, wie in der Provence und der Normandie". Dreimal hat die benachbarte Nation auf das deutsche Culturleben mächtigen Einfluß geübt und damit doch immerhin gezeigt, daß sie zu gewissen Zeiten in der That „an der Spitze der Civilisation" stand. Das war in den Zeiten, als das romanisirte Gallien dem Westen Deutschlands ebenfalls zu römischer Cultur verhalf; das war in der Epoche der Fall, von der wir jetzt sprechen, und das geschah endlich und am nachhaltigsten im 16. und 17. Jahrhundert. Man mag auch einen vierten Beweis dieses Einflusses anführen, die mächtige Wirkung der französischen Revolution. Man soll das alles nicht vergessen! — Die Einwirkung, welche Frankreich seit dem 11. Jahrhundert auf das deutsche Leben übte, tritt bei Lamprecht hinreichend hervor. Er gibt dabei viele interessante Einzelheiten. (S. 186—193). Wichtig ist aber, daß, wie er hervorhebt, „im Gegensatz zu der eifrigen Aufnahme französischer Elemente in Süd- und Westdeutschland sich das nördliche Mitteldeutschland und Niederdeutschland von dieser Reception unmittelbar fast völlig frei hielten". Das ist auch für die weitere Entwickelung nicht ohne Bedeutung. —

Ein Hauptmoment nun dieser französisch-ritterlichen Cultur, das für Deutschland aber völlig neu war, ist die gesellschaftliche Hochschätzung der Frau. Der Nimbus, der sie im Zeitalter der „Minne" umgab, ist bekannt genug. Trotzdem war er gekünstelt, weil nicht national. Mit dem Verfall der höfischen Cultur schwand auch er rapide dahin, und die Frau blieb wieder in häuslich-beschränkter Abgeschlossenheit, bis erst wieder die französirende Cultur des siebzehnten Jahrhunderts sie zum Mittelpunkt der „galanten" Welt machte.

Ueberhaupt haftet diesem höfischen Ritterleben etwas Gekünsteltes und Gesuchtes an. Das Ganze war ein conventionelles Gethue. Sehr deutlich tritt das namentlich in späterer Zeit hervor; aber „schon die Helden der französisch-deutschen Romane aus der Blüthezeit, ein Lancelet, Gawan, Erec haben", wie Lamprecht meint, „etwas vom Don Quixote an sich." —

Soviel über die gesellschaftliche Cultur der Epoche. Was ihre geistige Cultur anlangt, so ist doch zunächst trotz der angebahnten neuen Entwickelung von einem Fortschritte wenig zu spüren. Eine allgemeine Bildung entwickelt sich erst später in den Städten. Gleichwohl zeitigt diese Epoche doch eine geistige Blüthe, die der Dichtkunst. Verstand und nüchtern reflectirende Beobachtung treten damals überhaupt hinter dem poetischen Empfinden zurück, auch auf intellectuellem Gebiet. „In der That bewegte sich das Laienwissen wie die Laienempfindung der Nation noch im 12. und 13. Jahrhundert auf fast durchweg dichterischer Grundlage." Zu den dafür von Lamprecht angeführten Formeln und didactischen Sprüchen möchte ich als Beispiele noch die ersten deutschen Briefe anführen, die sehr häufig — freilich waren es Liebesbriefe — poetisch waren. So bezeichnet denn Lamprecht nicht übel die Bildung der staufischen Zeit nicht als eine Bildung des Wissens in unserem Sinne, sondern als eine Bildung der ästhetischen Lebenshaltung. Was nun Lamprecht im Einzelnen über die Art der damaligen bildenden Kunst, was er vor Allem über die Entwickelung der poetischen Literatur beibringt, ist sehr anerkennenswerth. Er gibt sehr feine Beobachtungen und übertrifft darin manchen Literarhistoriker. Vor Allem wahrt er den Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Entwickelung. Auf dem Gebiet der bildenden Kunst weist er übrigens mit besonderer Betonung auf einige Leistungen hin, „die in jedem Betracht weit über das mittelalterliche Maß hinausragen: Die Naumburger Donatoren, die Wechselburger Sculpturen, die drei herrlichen Bildwerke des Meißner Domes". Ich zweifle aber doch, ob seine daran geknüpfte Bemerkung berechtigt ist: „Die glotzäugigen(?) Gestalten der Aegineten weist jedes Museum auf, zahlreiche Gipsabgüsse unserer großen mittelalterlichen Plastik sucht man fast überall vergebens. Wie lange noch wird die selbstmörderische Mißachtung der eigenen Größe währen?" —

Im Allgemeinen ist bei der Charakterisirung des damaligen geistigen Lebens ein Punkt hervorzuheben, der auch bei Lamprecht in genügender Schärfe hervortritt. Das ist der conventionelle Zug desselben. Wie im gesellschaftlichen Leben Convenienz und Etikette herrscht, wie man sich in conventionellen Vorstellungen und Idealen (z. B. der „höfische Ritter mit seiner zuht und fuoge") bewegt, wie man conventionell empfindet, auch in der Liebe: so ist es auch in Dichtung und Kunst. Auch in der Wissenschaft wird „nirgends die Individualität der geistigen Production betont". Dieser conventionelle Charakter ist der Grundzug der ganzen Epoche, auch des 14. und 15. Jahrhunderts. Ich erinnere noch an die feststehenden Formen und Ceremonien allen und jeden Verkehrs, an die Rechtshandlungen, an die Brautwerbung, an den Kampf, an das Handwerkerleben. Die Briefe jener Zeit sind nichts als ausgefüllte conventionelle Schemata. Erst der Bruch mit

*) Vergl. in meinen „Culturstudien" den Aufsatz: „Der mittelalterliche Mensch".

**) Vergl. Lamprecht, Band III, S. 188.

***) Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter II, S. 12.

diesem Conventionalismus bezeichnet die Anfänge der neuen Zeit. —

Der Schlußtheil des Bandes endlich ist, obwohl vielfach historisch-politischer Natur, doch auch culturgeschichtlich sehr interessant. Er behandelt die Colonisationsvorgänge des 12. bis 14. Jahrhunderts, „jene Großthat unserer Nation, der fast Dreifünftel des heutigen deutschen Landes als deutscher Besitz erst verdankt werden." In diesen Landen lag die Zukunft der Nation; „im Ganzen entwuchs dieser Entwickelung der specifisch norddeutsche, richtiger colonialdeutsche Charakter, als dessen edelste Spielart der Typus des Märkers gelten kann." Hervorragend war an dieser Entwickelung das deutsche Bürgerthum betheiligt. Dieses tritt von jetzt an kräftiger in die Erscheinung: es wird der bestimmende Mittelpunkt deutschen Lebens. Der nächste Band der Lamprecht'schen deutschen Geschichte wird sich damit zu beschäftigen haben. Es ist eine außerordentlich interessante und wichtige Zeit. Alwin Schultz hat kürzlich in seinem „Deutschen Leben im 14. und 15. Jahrhundert" diese Zeit nach der äußeren Seite hin behandelt; sein Werk erhebt sich an einzelnen Stellen nicht über eine Materialsammlung. Hoffen wir, daß uns Lamprecht auch den Geist und das innere Leben dieser Epoche näher bringe.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Vaterland.

Von Alfred von Hedenstjerna.
Autorisirte Uebersetzung von M. Langfeldt.

Sven Peter hatte, um bei der Wahrheit zu bleiben, sehr dunkle Begriffe von dem Worte „Vaterland". In seinen Knabenjahren, so um 1850 herum, waren die Volksschulen noch nicht, was sie jetzt sind. Man las, mit Ausnahme des Schulzen und des Reichtagsabgeordneten, keine Zeitungen in Bauernhäusern, und damals gab es noch keinen Palm und keinen Strindberg, die das Volk durch ihre Schmutzschriften das Vaterland von der schlechten Seite kennen lehrten. Aber Sven Peter wußte, daß das Land, in dem seines Vaters Häuslerei lag, Schweden und der König Oscar der Erste hieß. Schwedens Fahne war gelb und blau, das hatte er auf Räneslätt gesehen, jener großen Ebene, wo die Grenadiere stampften, daß der Boden zitterte, und mit den Büchsenkolben aufstießen, daß man glaubte, der Tag des jüngsten Gerichtes bräche herein. Auf jener großen Ebene, wo die Generale und Obristen und Käck, der für Skantebro diente, um die Wette ritten, so daß man nur Himmel und Pferdesüße sah.

Wie schon oft, war wieder einmal eine schwere Zeit für das arme Småland. Seit lange vor Johannis stand die Sonne wie ein glühender Kupferkessel am Himmel und weder Morgen- noch Abendthau fiel auf die dünnen verkümmerten Strohhalme, die sich mühsam durch die dichten, heißen Steine des Ackers emporgezwängt hatten. Die Brotnahrung war schon seit Weihnachten zu Ende, denn in der Häuslerei waren zu viele Esser. Sven Peter mußte in die Welt hinaus.

In brennender Junihitze saß er mit seiner steifen dicken Kleidung von grobem Wollenzeug und einem großen, wollenen Halstuch zweimal um den mageren, braunen Hals gebunden, saß und aß seine Abschiedsmahlzeit in Kartoffeln und saurer Milch auf der alten glatten Holzbank.

Am anderen Ende der Bank lagen die großen Zwillingsschafe der Familie. Ihre Füße waren mit den Strumpfbändern der Mutter zusammengebunden und die Mutter schnitt und schnitt in den üppigen Pelz der Zwillingsschafe und weinte, wenn sie Sven Peter ansah, der nun in die Welt hinaus sollte. Und wenn die Schafe strampelten und mit den Köpfen auf den Tisch schlugen, ging die saure Milch in der Blechschüssel in richtigen Wogen auf und nieder.

Es war schon reichlich spät zur Schafschur; doch als sie im Frühling herausgelassen wurden, waren sie so mager gewesen, daß die Mutter sie nicht zu scheeren gewagt hatte.

Es war recht frühzeitig, Sven Peter in die Welt zu schicken, doch draußen auf der Bank krochen noch vier Stück herum, die noch zarter waren als er und sich von dem schlechten Korn am Abhang ernähren mußten, dessen Halme so bleich und dünn und verkümmert aussahen, als hätte man sie mit einer Zange aus der Erde gezogen.

Der Vater war früh Morgens auf Tagelohn gegangen. Seine Abschiedsrede war nicht lang. „Nun, lebewohl, mein Junge! Die Stiefeln mußt Du im Sack auf dem Rücken tragen!" Das war alles. Aber die Mütter gleichen sich alle, ob nun ihre Thränen in ein Battisttaschentuch oder auf eine alte Bank fallen. Mutter Kaisa legte die Schafe auf den Fußboden, zog Sven Peter in ihre Arme und sagte: „Gott sei mit Dir! Magst Du nicht noch das Bischen Milch essen, das noch in der Schüssel ist?"

Und so zog er denn nach Süden mit sechzehn Schillingen in der Westentasche und seinen Alltagskleidern in einem Bündel auf dem Rücken.

In Schonen waren die Felder grüner, das Korn dichter und die Bauern dicker, aber leider hatten sie keine Lust, einen kleinen, ausgehungerten Smålandsjungen in Lohn und Brot zu nehmen. Hirtenknaben hatten sie selber. Und so wanderte und wanderte Sven Peter, bis er nach Malmö kam, aber auch dort konnte man einen Burschen nicht brauchen, der, als er um Arbeit bat, keine weiteren Empfehlungen hatte, als zwei große, hellblaue Augen, in denen Thränen funkelten.

Schließlich fand sich ein feiner Herr, der Sven Peter eine ordentliche Mahlzeit mit Kalbsbraten und Kartoffeln gab und ihn mit einer halben Stiege anderer kleiner, magerer, sonnverbrannter Jungen nach einem Gute in Seeland schickte. Es war viele Jahre, bevor die große jährliche Auswanderung schwedischer Dienstmädchen nach Dänemark begann, und Sven Peter glaubte, er müsse bis Amerika reisen.

Auf dem großen Gute hatte er es nicht zum Besten. Die Burschen erhielten zu wenig und schlechtes Essen, mußten des Nachts im Kuhstalle liegen und wurden vom Morgen bis zum Abend auf den Rübenfeldern härter zur Arbeit angetrieben als die Thiere. Eines Tages, als die Sonne heiß schien und ihm die Hacke zu schwer wurde, kroch Sven Peter in einen trockenen Graben und schlummerte ein wenig. Er erwachte von dem Gefühle, daß man ein Fuder Holz auf seinen Rücken würfe. Aber es war nur des Verwalters Stock und der flog auf und nieder, auf und nieder bis Sven Peter beinahe zerbrochen und halb todtgeschlagen sich schließlich blutend in seinen Stallwinkel schleppte.

In der Nacht erhob er sich mit schmerzenden Glieder, raffte seine Lumpen zusammen und lief fort, als gälte es sein Leben zu retten, lief ohne Rast und Ruh, wie nur ein armer, magerer, geängstigter småländischer Tagelöhnerjunge laufen kann, lief bis er sich plötzlich zwischen vielen tausend Häufern und Straßen befand und die Stadt wiedererkannte, in der er mit dem Dampfboot von Malmö gelandet war.

Weinend wankte er durch die Straßen. Er hatte keinen Sinn für die Merkwürdigkeiten der Stadt, er suchte nur ängstlich nach einem einzigen, freundlichen Gesichte, aber alle sahen so fremd und stolz aus und hatten es so eilig, daß er sie nicht anzureden wagte. Aber was glänzt dort auf dem Dache im Sonnenschein? Gelb und blau steigt es von der Bodenluke empor; blau und gelb legt es sich an eine lange Stange, wenn der Wind ruht.

Oh, das ist die Fahne von Ränneslätt.

Und ohne Besinnung, wie wenn ein gehetztes Wild sich in's Wasser stürzt, stürmt Sven Peter von der Straße in das Haus, die Treppen hinauf, in ein prächtiges Zimmer, umfaßt die Knie eines seinen Herrn und schluchzt: „Sind Sie von Ränneslätt, so helfen Sie mir um Jesu Willen!"

Der seine Herr war nun nicht gerade von Ränneslätt, aber er war schwedisch-norwegischer Generalconsul in Kopenhagen. Er hatte die schwedische Flagge aufgezogen, weil ein königlicher Namenstag war und er beschützte seinen armen kleinen Landsmann, der halb unbewußt unter vaterländischer Flagge Schutz gesucht hatte, auf das Beste.

Von diesem Augenblicke an wurde Sven Peter die Fahne theuer; das blaugelbe Zeug hatte in ihm eine Ahnung von dem erweckt, was Heimath und Vaterland sind, und als er nach einigen Jahren als Ausgelooster auf Ränneslätt exercirte, ging er zu einem wohlmeinenden Rittmeister, den er kannte und bat, ob er nicht für einen Bauernhof, der einen Soldaten stellen muß, reiten könne. Reiten unter den blau und gelben Farben für König und Vaterland an Stelle des alten Käck aus Strantebo, der bald ausgedient hatte. Und so erhielt er Nr. 57 und eine Büdnerei und ein Pferd und eine neue Uniform. Käck sollte er heißen nach dem alten Käck, und keck sah Sven Peter aus, wie er mit seinem großen Schnurrbarte und wohlgebürstetem Dolman auf seinem Braunen Kläm mitten im Quarré hielt, und wenn es in sausender Fahrt über die Heide ging, daß die Erdschollen flogen und die Bauern, die sich einen Feiertag gemacht hatten, um ihre Pferde zu sehen, vor Angst erbleichten.

Und so ritt er dreißig Jahre auf dem Manöverfelde, und ein Pferd nach dem anderen wurde dienstuntüchtig und mußte für Nr. 57 Strantebo ausgeschlossen werden, aber Käck war noch immer munter. Der erste war Kläm. Er wurde mit siebzehn Jahren steif und kam zu einem Brauer in Jönköping. Dann kam der liebe Fuchs, der sich das Bein in Bornarp's großem Park brach, und da weinte Käck beinahe ebenso sehr, wie damals, als sein kleiner Knabe beim Scharlachfieber draufging. Und nun war es sein alter, grauer Kalle und er glaubte wohl, daß er mit ihm zugleich ausgedient haben würde.

Es ging mit den beiden, mit Kalle und mit Käck zu Ende. Grau und etwas steifbeinig waren sie beide. „Was heißt das, Käck, Du springst ja so schwerfällig auf?" hatte der Rittmeister schon im vorigen Jahre gesagt. Als er beim letzten Manöver als Ordonnanz ritt, lachte der Fähnrich und sagte: „Ist das Käck oder Kalle, der anfängt, zu alt zu werden?"

Der alte Husar schwieg, biß sich stolz in seinen grauen Schnurrbart und sah auf die blau-gelbe Fahne. Bald würde auch sie, die ihn einst unter ihren Schutz genommen hatte, ihn von sich stoßen, weil er zu alt war, um ihr mit Ehren zu dienen. Er sah auf seinen blaugelben Dolman, bald würde er kräftigere und jüngere Glieder umschließen, die ein blitzschnelles „Aufgesessen" befolgen konnten und nicht bei einem gestreckten Galopp zitterten.

Der Tag der Generalmusterung kam. Steif und geputzt wie immer erhielt Käck seinen Abschied und seine Verdienstmedaille, sah starr vor sich nieder auf Kalle's Mähne und fühlte seine Augenlider zucken, als der General einige freundliche Worte mit ihm sprach. Mit ihm, dem alten Husaren, der brav gedient und „blank" im Strafbuch hatte.

Als man in die Ställe zurückgeritten war, kam der Gastwirth, der

Kalle gekauft hatte, und schrie: „Her mit dem Gaul!“ Da brach es los, und nachdem er dem alten Kameraden zum Abschied leise die Lenden gestrichen hatte, ging Käck auf's Feld hinaus und weinte wie ein Kind und große Tropfen fielen auf seinen Dolman, den blau und gelben.

Froher, junger Husar! Wenn das Regiment auf dem Marsche ist, wenn die Fahne weht und die Hörner an der Spitze schmettern, wenn die Füllen den Birkenhainen „guten Morgen“ zuschnaufen, wenn die Muskeln sich anspannen und die Brust sich mit jener kecken, übermüthigen Freude erfüllt, die ein richtiger Mann sonst nur empfindet, wenn er ein geliebtes Weib in den Armen hält, ein schaukelndes Deck unter seinen Füßen fühlt, ein blankes Gewehr schwingt oder einen tüchtigen Gaul zwischen den Beinen hat — dann sieh auch einmal nach der Seite des Weges hin und dann wirst Du vielleicht eine gefurchte Wange, einen weißen Schnurrbart über dem Holzzaun erblicken und ein Paar alte, schwache Augen Deinem stolzen Ritte folgen sehen.

Das ist der alte Husar. Er liebt es, mit seinen trüben Augen seiner früheren Schwadron bis zur nächsten Wegkrümmung zu folgen, vielleicht zum letzten Male; und mit bebenden Lippen murmelt er ein Lebewohl für Schwedens stolze Fahne . . . die Blau und Gelbe . . . Vaterland!

---

## Aus der Hauptstadt.

### Die Niederlegung der Börse.

Dies ist ein Project, wie andere mehr. Es erhebt keinen Anspruch auf Originalität, und vernünftig ist es auch nicht. Aber heute, wo man abermals daran geht, die Umgebung des Hohenzollern-Schlosses völlig zu verhunzen, wo ein langjähriger Abonnent der Nordbahn die Behauptung aufstellt, der Schloßplatz gehöre zum königlichen Gutsbezirk und Seine Majestät könne deshalb nach Belieben über ihn verfügen, heute kommt es auf eine Narrheit mehr oder weniger nicht an. Die Häuser, welche Herr Zelle unter dem Jubel des regierungslüsternen Magistratsfreisinns niederlegen will, um sich dankbar zu erweisen für ein kaiserliches Telegramm, sie dienen doch noch immer allerlei gewerblichen und Wohnzwecken. Sie sind noch nicht ganz nutzlos geworden für die Allgemeinheit. Wenn denn schon durchaus abgerissen werden muß und Berlin C sich in einen Schutthaufen verwandeln soll, wenn Haußmann-Zelle und seine Caprivi-Seligen mit der „freien Aussicht“ endlich Ernst machen wollen, so sei ihnen die Häuserreihe links vom Schlosse, die Burgstraße anempfohlen. In den hier befindlichen Gebäuden schweigt seit Jahren alles Leben; schaurig hallt die Glocke des Beamten, der die Börse ausklingelt, durch wüste Einsamkeiten, und wie menschenscheue Klausner sitzen die letzten Jobber in den melancholischen Hallen. Geschäfte von Belang werden überhaupt nicht mehr entreprenirt, wenn man von dem noch immer schwunghaften Apfelsinen- und Torten-Handel auf der Freitreppe absieht und den umfassenden Bonbon-Käufen jener jungen Herren, denen unvorsichtiger Weise irgend eine Portokasse anvertraut worden ist . . .

Schreckliche Oede ringsum. Es ist besser, man macht der Sache entschlossen ein Ende.

Wo jetzt die Börse steht, könnte in sinnbethörender Pracht eine Landungsbrücke für die kaiserliche Hausmarine sich dehnen, ein Schloßnebenbau aufsteigen, dessen Prunkgemächer mit Argentiniern und Portugiesen spottbillig tapezirt werden könnten, irgendwie ein Gebäude, das irgend einen erkennbaren Zweck hätte. Nur fort mit der gespenstischen, geschäftlosen Börse . . .

* * *

Die jungen Leute wissen ja gar nicht mehr, wie schön es war, damals, als die ganze Bevölkerung, vom Offizier bis herab zum Künstler, Abends um die Kurszettel sich balgte und andächtig sich schaarte um Hugo Löwy's Courstransparente, als man Queu bildete vor den Telephonzimmern zur Börse und mit Wonne sich über's Ohr hauen ließ. In den viel zu engen Börsenräumen drängten und puffsten sich Tausende. Ein Rennen und Jagen war die Burgstraße hinauf, hinunter, eine unabsehlich lange Reihe von Droschken und Equipagen, eine auserwählte Völkerwanderung und Luxus und Brillanten. So viel elegante, runde Weiber, so viel rosige, fette Männlein! Man warf das Geld mit vollen Händen in die Spree, man hatte es ja dazu!

Das waren rundliche, rosige Jahre. Wenn wir Morgens im Schlafrock am Frühstückstisch saßen und unsere Freundin den Thee eingoß — als geborene Ostpreußin verstand sich Minna trefflich auf diese Kunst — sagten uns die Zeitungen nur, was wir als selbstverständlich vorausgesetzt hatten: in Wien und New-York und Paris gingen die Course noch immer hoch, schwindelnd hoch, just wie bei uns in der Burgstraße. Und obgleich der Champagner von gestern Abend und die wüste, süße Nacht uns noch schwer in den Knochen lagen, lächelten wir doch behaglich der Kleinen zu, die sich so munter um uns zu schaffen machte, blickten lächelnd in die Zukunft, und Minna verstand dies Lächeln. Immer wenn wir behaglich lächelten, hatte sie einen Wunsch frei. Es war erstaunlich, welche Gold- und Edelsteinmassen ein so schwaches Weib auf so zarten Schultern tragen konnte; aber man sagte uns, daß sie mit mehreren Juwelieren der Friedrichstadt in einem Rückkaufsverhältniß (vierzig Procent Verlust) stand. Es galt uns gleich. Wir waren ihre Verehrer à la hausse. Wir hatten damals die Tête. Ohiobahnen, Credit mobilier, Wiener-Warschauer, Jelsen und Disconto-Commandit, alles marschirte aufwärts. Wir hätten damals die besten Parthien machen können. Unsere intimen kleinen Feste standen in hohem Ansehen, wir galten als Männer von Geschmack, sogar von Bildung; die Tischkarten ließen wir von ersten Künstlern auf Goldgrund malen und eigens Walzer für unsere Feste componiren. Schon in den ersten Takten mußte unsere Millionärschaft zum Ausdruck gebracht werden . . . Hatten sich unsere journalistischen Freunde den Magen nicht allzu sehr mit Pommery verkokst und sich dadurch begeisterungsunfähig gemacht, so schrieben sie noch am selben Morgen eingehende Berichte über das reizende Bacchanal und nannten uns „einen der ersten, vornehmsten und geistvollsten Börsenaristokraten.“ Minna sah immer sehr darauf, daß ihr Kostüm beschrieben wurde. Sie bekam alle Kostüme gratis geliefert, hatte sich aber dafür verpflichten müssen, insgeheim wie öffentlich für die generöse Firma zu wirken . . .

Das waren Tage! „bz. G.“ hieß die Signatur. Hinter jedem Papiere stand auf dem Couszettel bz. G. Man konnte gar nicht genug Papiere heranschleppen für die Leute, welche parlout ihr Geld los werden wollten . . .

Ach, wo bist du, Sonne, geblieben?

Krach auf Krach kam daher. Berlin, vormals der dominirende Platz, verlor völlig die Führung. Seine Feldherren warfen die Flinte in's Korn. Bleichröder, geplagt von körperlichem und seelischem Leid, verkroch sich ganz; König David von der Discontobank, ein Mann von vielen Graden, der manchen guten Schluck gethan, ward zusehends älter und bewahrte sich von allen einstigen Vorzügen nur seine gesunde Verdauung. Außer für Rebhuhnjagden und Dejeuners dinatoires verlor er allen Sinn für das Ideale. Seit der Popp und der Mannesmann ihm selbst bei Tage den Schlaf raubten und er nur noch auf den besten Modus zu sinnen hatte, die jämmerlichen Verluste in den Bilanzen zu verbergen, war seines Lebens Heiterkeit dahin. Und Disconto-Commandit fielen . . . fielen . . .

Dieselbe hervorragende Feder, welche uns vor wenigen Jahren einen der „ersten, vornehmsten und geistvollsten Börsenaristokraten“ genannt hatte, verlangt jetzt Ausnahmegesetze gegen die „Strauchdiebe und Flatterfahrer des Geldmarktes, bei denen es schwer halte, festzustellen, ob ihre Schurkerei größer ist oder ihre blöde Dummheit.“ Ich selbst sitze wieder da, wo ich ehemals saß: auf hartem Comptoirschemel mit 600 Thalern Gehalt, und ich freue mich, daß ich nicht noch wo anders sitze. Und wenn ich meine Morgenzeitungen zu Ende gelesen habe, die „Gartenlaube“ auch und im „Berliner Adreßbuch“ nichts Interessantes mehr finde — man muß doch irgendwie die Zeit todtschlagen, zu thun ist absolut nichts — dann guck' ich manchmal trübsinnig auf die Straße. Und dann seh' ich manchmal am Arme ihres Verehrers à la baisse meine Minna daherkommen. Meine Minna geht vorüber, meine Minna kennt mich nicht!

* * *

Die einst belebteste Straße der Stadt, die Hauptschlagader deutschen Wirthschaftslebens, durchschreitet nun um die Mittagsstunde grinsend Oberverwaltungsrath Kunze. Sein geistiges Auge sieht unendliche Colonnen zertrümmerungslustiger Maurer, und er hört stolzen Muthes die Fanfaren, welche vor Monden zur Niederlegung der Schloßfreiheit bliesen.

Sinnt er auf einen Karpfenteich, darin die Hechte fehlen sollen? Auf die moralische Besserung der Börse, wie sie unserer erleuchteten Regierung vorschwebt und in mattherzigen Steuergesetzen, nicht Fleisch noch Fisch, ihren Ausdruck findet? Die Börse weiß, daß Moralität sie vernichtet, und die Sittlichkeitsprediger erscheinen ihr wie Pioniere des Abbruchs. Und wer von ihren Bewohnern noch Zeit hat, der flüchtet sich mit seinen letzten Schätzen in's Privatleben, und die großen Banken errichten Dividenden-Reservefonds für die Hungerjahre, welche kommen. Mit grimmerer Herzenspein als bisher noch wird Jupiter Mammon die Seinen prüfen.

Oberverwaltungsrath Kunze läßt Fanfaren blasen . . .

* * *

Eine Hausse ist wieder entbrannt, wie man hört, aber es ist die Hausse der Verzweiflung, das letzte Strampeln des sinkenden Schwimmers. Verschlechtert sich doch die wirthschaftliche Lage mit jeder Woche. An Schlußscheinsteuer auf Werthpapiere gingen im Januar d. J. 60 Procent weniger ein. Bisher litten wir nur unter „wirthschaftlicher Depression“; jetzt aber zieht das Gewitter heran. Eine jener furchtbaren Handelskrisen, welche unter der Herrschaft des glorreichen Nichtsalsfreihandels-Prinzips seit dem Anfang dieses Jahrhunders in gemessenen Zwischenräumen Europas Wohlstand verwüsten und welche die Symptome eines krebsartigen organischen Leidens der Gesellschaft sind — die Handelskrisis rückt näher. Da vermag das weiseste Regiment, auch das des amtmüden Grafen Caprivi, nicht zu helfen, der Consum nimmt ab, in Deutschland sowohl wie, schlimmer noch, auf dem Weltmarkt. Vulgärökonomen, denen zur Schande des deutschen Volkes der ganze Reichstag zujauchzt, ermahnen zu gesteigerter Sparsamkeit und merken gar nicht, daß eine Befolgung ihres Rathschlages die Consumtion verringern, die Krise also noch verschärfen muß. Thiere auf wüster Haide, vom bösen Geist im Kreis herumgeführt! Wir ersticken am eigenen Blut, unsere Arbeitskraft tödtet uns.

Und da rafft sich, nachdem sie zwei Jahre lang vom eigenen Fette gelebt und sich selbst gefressen hat, die Börse zu neuem Streiche auf und steigert die Preise für Aktienpapier. Als ob jemals in der Handelsgeschichte Banken und Börsen den wirthschaftlichen Niedergang aufzuhalten vermocht hätten! Als ob ihre künstlichen Mittelchen nicht immer zur Ver-

schlimmerung der sozialen Zustände und zu ihrer eigenen Vernichtung ausgeschlagen wären! Als ob Niklas Biddle von New-York unsere Hansemann's nicht zehnmal überragt hat und doch untergehen mußte im Unwetter von 1839!

Nehmt Euch darum in Acht! Haltet die Taschen zu!

In den Geldschränken des Privatkapitals, in den Banktresors häufen sich die schlecht verzinsten Gelder. Argwöhnisch, ein Harpagon ohne Lust am Geize, sperrt Jeder sein Vermögen in eigenes Gewahrsam. Treu und Glauben sind aus der Geschäftswelt verschwunden, die Hoffnung dazu; seit die Schlauesten den Hals brachen und sogar die Mannesmann-Männer Hunderttausende vom Gründergewinn an ihre Gesellschaft zurückgeben mußten, um erschreckliche Unterbilanzen auszugleichen, seitdem wagt Niemand mehr große Schläge. Lumpereien wie das Bulgarengeschäft kommen wohl noch vor, aber da schöpft schon Wien durch seine Länderbank den Rahm von der Milch. Und auch hier mahnten Argentinien und Portugal das Kapital zur Vorsicht.

Weil es aber, ohne Selbstmord zu treiben, nicht unverzinst bleiben darf, fließt alles Geld, träge erst, dann mit steigender Hast an die Stätten, wo es sich sicher wähnt vor Dieben und Räubern, wenn es dort auch nur kümmerliche Rente findet. Auf die Staatsanleihen wirft es sich. Und nun klettern diese langsam zum Paripunkte empor. Es ist ein Jammer, bei Licht besehen, denn die rechte Hausse, die das Geld auf Industrie- und Bankwerthe oder auf riskante exotische Papiere lockt, drückt dadurch den Kursstand der billigen inländischen Anleihen herunter, bietet solchermaßen auch dem vorsichtigen kleinen Kapitalisten Gelegenheit zu günstigen Käufen. Die neueste Hausse aber beweist, daß der Großspeculation jede Hoffnung geschwunden ist, in absehbarer Zeit reiche Gewinnste einzuheimsen, daß sie sich mit Wenigem begnügt und dem Kleinrentner seinen Zins verkürzt . . .

Es gibt der Ritter viele, die die neue Aufwärtsbewegung, so betrübsam sie an sich ist und so sehr sie trotz Kohlenringe und Dividendengaukelei auf den Anleihenmarkt beschränkt erscheint, zum Ausgangspunkt eines neuen Raubzuges machen wollen. Gefällige Vermittler in der Presse, welche ihr knappes Monatsgehalt von 60 Mark gern auf 1000 Mark abrunden lassen, stellten sich immer noch rechtzeitig ein, und an Dummen hat es noch nie gefehlt.

Nehmt Euch in Acht! Dieser Hausse keinen Groschen! Haltet die Taschen zu!

Es ist ja nicht zu befürchten, daß Eure übergroße Vorsicht die großen Aktienbanken pro 1893 dividendenlos machen wird. Sie halten es wohl noch eine Weile aus, haben sie doch genierlich riesige Summen zusammengestohlen, als die Lust am Montanmarkte noch rein war und glänzende Emissionsprospecte vom Publikum mit Gold aufgewogen wurden.

* * *

Sie drängen und stoßen sich rücksichtslos um ein kleines Geschäft, sie überreizen ihr Gehirn, um neue Manöver auszutifteln und neue, courstreibende Lügenberichte, sie scheuen Telegramm- und Bestechungskosten nicht, aber der Erfolg wird unbedeutend sein. Jenseits dieser Tage, wo die Bankdividenden zur Auszahlung gelangen und Haussegelüste wie Weidenknospen hervorspringen, gähnt tiefere, endlos öde Baisse. Man macht heute schon anständigen Menschen das Betrügen so schwer, und es läßt sich kaum ausdenken, wie undankbar am Ende dieses Jahres das Jobberhandwerk sein wird. Manch ein großer Dieb, den man bisher immer noch laufen ließ, während die kleinen Wolff und Sommerfeld und Maaß gehängt wurden, mag sich in seiner Cravatte unbehaglich fühlen und sein ohnehin schon reducirtes Dejeuner-Menu um einen weiteren Gang verringern. Denn es ist gut, sich bei Zeiten an die einfache, aber derbe Hausmannskost von Moabit zu gewöhnen. —

In den guten Tagen fuhr allen Börsenbesuchern ein Schreck in die Glieder und das Schreien und Johlen verstummte, wenn Regierungscommissar Gamp in den heiligen Hallen erschien. Heute fürchtet man nicht mehr, durch überlautes Geröse die Börsen-Enquête-Commission im Schlafe zu stören. Aber an den Städteverwüster und Oberverwaltungsrath Kunze denken schaudernd die unbeschäftigten Männer der Burgstraße, von denen man allen Ernstes erzählt, das Polizei-Präsidium habe sich zur Vermeidung neuer Februarkrawalle entschlossen, die täglichen Zusammenrottungen Arbeitsloser in der Börse nicht länger zu dulden.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

Vasantasena. Drama in 5 Aufzügen von Emil Pohl, mit freier Benutzung der Dichtung des altindischen Königs Çûdraka. (Königliches Schauspielhaus.)

Es war einmal . . . . Eine schwarzgeaugte Bajadere war einmal, in dem fernen Wunderland am Ganges, ein hinreißend schönes, üppiges, stolzes Weib, mit Kleinodien vollbehangen, aber reicher noch und hochzeitlicher geschmückt war ihr jungfräuliches Herz. Ihr jungfräuliches Herz, obwohl sie, wie gesagt, zur Kaste der Bajaderen gehörte und heute unter die „lex Heinze" fallen würde. Mit vollen Händen verstreute sie Gold und Schmuck unter die Bedürftigen, und wo sie Jemand verzweifeln sah, da half sie und tröstete. Und ein verarmter Kaufherr war einmal, aus der Kaste der zweimal geborenen Brahmanen, gütig und großherzig wie Mahadöh, noch im Unglück ein mildthätiger Verschwender. Dann war noch ein dummer und schurkischer Despot, so aufgeblasen und arrogant, wie sie ganz gewiß nur in Asien gedeihen. Diese Beiden begehrten Vasantasena, das holde Prinzeßlein der Liebe, Gott Kama's Kind.

Wer ihre phantasiischen Schicksale, ihre brennend tropischen Leidenschaften, ihre uns so vertraut anmuthende Denkweise kennen lernen will, dem sei des altehrwürdigen Königs Çûdraka Komödie MṚKḲHAKAṬIKA (Mritschakatika) empfohlen, die, 1500 Jahre alt, zwar nicht „das älteste dramatische Werk der Menschheit" genannt werden darf, trotz der imponirenden Autorität des Herrn Pohl, die aber mit den größten Griechendramen in mancher Beziehung wetteifern darf und sie an Lebensfülle fast sämmtlich überragt. Das ist ein Treiben und Blühen und Duften ursprünglichster, süßester Poesie, daß man im mondbeglänzten, undurchdringlichen Zauberwalde, am Lotosweiher sich wähnt. Wir in Deutschland haben von vornherein viel für unsere Stammverwandten in Indien übrig; wenn in den Herzen unserer Poeten lyrische Gefühle unausrottbar sind, wenn wir uns rühmen dürfen, trotz alledem unter allen Völkern das beste Verständniß für Christi soziale und sittliche Lehren zu haben, den Altvordern des Sakuntalasängers verdanken wir's und dem großen Buddha, aus dessen tiefem Born mittelbar Jesus von Nazareth Weisheit schöpfte. Und der überaus freundliche Erfolg, den die Vasantasena im Schauspielhause davon trug, ist ganz gewiß nicht allein der geschickten, mit drastisch-groben Mitteln arbeitenden Bühnenkunst des Herrn Pohl zu verdanken und nicht der leichten Verdaulichkeit des Stückes, wie die Nörgler aus Prinzip behaupten; nein, das Behagen an lauterer, ursprünglicher Poesie war es, das alle Gesichter glänzen machte und alle Herzen den kindlichen Tönen öffnete.

Von Sr. Majestät dem König Çûdraka wissen wir wenig. Es ist uns unbekannt geblieben, in welchem glücklichen Lande er regierte; seine Herrscherthaten meldet kein Heldenbuch, und nur daß er im Alter von hundert Jahren und zehn Tagen den selbstgewählten Feuertod starb, ward uns überliefert. Ein dem Original beigegebenes Vorspiel berichtet noch, daß er mit den vier Veda wohl vertraut, ein Freund der Weltseele Siva und seiner Gemahlin Gauri war, daß sein stolzer Gang dem eines Elephanten, sein Antlitz dem des Mondes glich. Als Dichter erhebt er sich bedeutend über seine altindischen Mitbewerber; ihm eignet eine dramatische Gestaltungskraft, eine Frische und Ursprünglichkeit des Ausdrucks, welche man in anderen Hindudramen oft vermißt. Der Aufbau des Mṛṛkhakatika („Thonwägelchen") frappirt durch einen gewissen genialen Instinkt, über welchen man allerlei kleine Compositionsfehler gern vergißt. Von dem erstaunlichen Blumenreichthum der Sprache kann sich nur eine Vorstellung machen, wer das bekannteste indische Drama, Kalidasa's berühmte Sakuntala, gelesen hat oder besser noch, wer sich die Mühe gibt, das Original des „Thonwägelchens" selber zu lesen; überraschende und treffende Vergleiche umblühen wie Lianen und Orchideen in verwirrender Fülle das dramatische Geäst.

Ich erzählte hier gern des reizenden Märchens Handlung. Aber was ich hauptsächlich wiedergeben möchte, seine naive, frische Schönheit, sie würde ja doch nicht klar zum Bewußtsein kommen können. So viel Lebensklugheit, so viel Beobachtungsgabe, so viel berauschende Poesie steckt in dem Werke, daß eine kahle Beschreibung keinen Begriff von den glitzernden Schätzen geben kann, die hier ein wahrhafter Geistesriese aufgehäuft hat. Immer und immer wieder drängt sich, in den humoristischen wie den ernsten Scenen, der Vergleich mit Shakespeare auf.

Naturgemäß war es für den Bearbeiter keine leichte Aufgabe, die zehn Abtheilungen des Originals in ein fünfactiges Drama zusammenzuziehen, die reichgegliederte Handlung zu bewahren und von den dichterischen Kleinodien die glänzendsten in das neue Werk mit hinüberzunehmen. Es ist als ein Glück zu betrachten, daß Herr Pohl mit schöner Unbefangenheit, ohne jegliche Kenntniß des Indischen und der altindischen sozialen Verhältnisse, an die Arbeit ging; er bewahrte sich dadurch die robuste Entschlossenheit, wegzuschneiden, was irgendwie überflüssig schien, und vor Einzelschönheiten nicht zaudernd still zu stehen. Pohl's Drama hat, und dafür gebührt dem Autor uneingeschränktes Lob, von Çûdraka's Kronjuwelen dem Berliner Publikum eine reiche Auswahl vorgelegt, und erklärlich scheint, daß es hierbei nicht immer ohne Ach und Krach abging. Die feinen und doch festen Conturen der Charaktere sind oft verwischt, viele hübsche und ergötzliche Züge unterschlagen worden. Karudatta, der gebefreudige, aber verarmte Brahmane verschenkt im Originale, was ihm unter die Hände kommt und für jede Liebe, die man ihm anthut, erweist er deren zwei. Nicht der Geldmangel bedrückt ihn, aber daß nun alle Gäste sein Haus meiden, macht ihn verzweifeln. Einmal will er Vasantasena's Dienerin mit einem Ring belohnen, und köstlich ist nun seine Verlegenheit geschildert, als er keinen Reif mehr an den Fingern vorfindet. Samsthanaka, der protzige, eitle Mordbube und „Schwager des Königs, Bruder der Gemahlin des Königs", roh und grausam, anmaßlich bis zum Wahnwitz („Gottmensch" nennt er sich, „Juwelenkrug" und „ein zweiter Vasudeva"), wirkt gleichzeitig durch seine elende Feigheit und seine Gier nach Schmeicheleien im höchsten Grade komisch; der gekrönte Dichter machte ihn und seine Unwissenheit verächtlicher noch dadurch, daß er ihn im gemeinsten Dialekt sprechen und mit falschen Citaten prunken ließ. Thöricht geradezu ist es, wenn Pohl, offenbar durch Goethe verführt, das indische Bajaderenthum ganz und gar jener neuzeitlichen Einrichtung gleichstellt, mit der sich unsere heutige Literatur vorzugsweise und neben her noch das auf Herrn Heinze's Namen getaufte Unzuchtgesetz beschäftigt. Das ist, ich wiederhole es, mit Verlaub, platterdings eine Dummheit. Das zerstört die poetische Aureole um Vasantasena's Haupt und macht sie gemein. Wohl waren die indischen Bajaderen Priesterinnen der Liebe,

aber die Geburt bestimmte sie dazu, nicht böse Neigung. Und Vasantasena, die Zierde und der Stolz ihrer Kaste, giebt sich keineswegs jedem Erstbesten hin. In edlem Zorn weist sie Samsthanaka's hunderttausend Goldgulden zurück, denn sie liebt den armen Karudatta. Herr Pohl läßt der Heldin ihr Dienerthum von der lustigen Person des Stückes, dem Maitreja (diese Rolle stattete er mit besonderer Sorgfalt sehr reich aus) in ganz modernen, an dieser Stelle überaus peinlich berührenden Wendungen vorwerfen. Es entsteht dadurch im Stück eine heillose und völlig unnöthige Confusion. —

König Çûdraka sitzt unbarmherzig zu Gericht über gekrönte Häupter, die gegen ihre Pflicht und die Würde ihres Amtes verstoßen; hageldicht fallen schwere Geißelhiebe wider Corruption und Tyrannei. In den Höhen und den Tiefen des Lebens wohl erfahren, stellt er uns Prinzen und Höflinge, Kaufherren und Bajaderen, Spieler, Leute von der Heerstraße und Bettler mit gleich kraftvoller, unnachahmlicher Kunst vor die Augen; sein Werk ist dadurch, ganz abgesehen vom dichterischen Inhalt, zu einem klaren Spiegel des altindischen Lebens und des Hinduvolkes geworden.

Herr Pohl hat das alles occidentalisirt und darum in Vielem dem Theaterbesucher nur die äußere, gleißende Schale geboten. Anfänglich rümpfte ein verehrliches Publikum denn auch die Nase; es vermochte einen tieferen Sinn nicht zu erkennen hinter den lärmvollen, bunten Vorgängen, dem Schildgeklapper und Speergeklirr auf der Bühne. Aber als der nun seit 1500 Jahren todte Poet das Wort ergriff und eine Liebesscene uns dargeboten ward, die wie keine Zweite an Romeo und Juliens Brautnacht erinnerte, da rührten sich alle Hände, und alles saß im Zauberbann gefangen. Gott sei Dank, daß wir noch Wohlgefallen empfinden können an den Gaben kindlich großer Dichtkunst und daß einfältige Wahrheit wenigstens dann uns behagt, wenn sie anderthalb Jahrtausende alt ist und im Faschingskostüm aus Uggajini in Indien daherkommt!

## Offene Briefe und Antworten.

### Verdi — Marchese von Busseto?

Geehrter Herr!

Zu meinem jüngsten Mailänder Brief über die erste Aufführung des „Falstaff" gestatte ich mir als Nachtrag ein Dementi. Allgemein verbreitet war die Nachricht, König Umberto werde nach der Vorstellung dem greisen Maëstro den höchsten italienischen Orden persönlich überreichen und ihm seine gleichzeitige Ernennung zum Marchese von Busseto, seinem Heimathorte, verkünden. Vergebens richteten sich die Augen der im Festgewande erschienenen Theaterbesucher nach der königlichen Loge. Sie blieb leer. Statt des mit Ungeduld erwarteten „Schauspiels im Schauspiele" verbreitete sich im späteren Verlaufe der Première der Inhalt einer Depesche, welche die Absage des Königs und der Königin enthielt. Dieses Ausbleiben rief im Zuschauerraum eine seltsame Bewegung hervor. Gleichzeitig mit dem königlichen Telegramme lief, wie die italienischen Zeitungen berichten, ein äußerst ehrenvolles Schreiben Crispi's an Verdi ein, worin der ehemalige Minister auf seine frühere Stellung anspielte. „Damals" — gemeint ist das künstlerische Jubiläum Verdi's im Jahre 1889 — wurde der Componist vom Ministee Crispi durch ein Telegramm geehrt; „heute" — nachdem Italien einen neuen Minister hat — kann Crispi „als einfacher Bürger" (semplice cittadino) nichts als seine Glückwünsche übersenden. Vielleicht steht diese Depesche im engsten Zusammenhange mit den Mittheilungen einiger italienischer Zeitungen, wonach im Schoße der Regierung über die Erhebung Verdi's zum Marchese eine heftige Debatte stattgefunden hätte, in Folge deren die königliche Ernennung unterblieb. Nun höre ich aus bester Quelle, daß Verdi selbst gegen seine Standeserhöhung beim Minister vorstellig geworden sei und kann sogar den Wortlaut seines Telegramms mittheilen: „Ich lese in der »Perseveranza«, daß man mir den Titel eines Marchese ankündigt. Ich wende mich an Sie als einen Künstler mit der Bitte, Sie mögen Alles aufbieten, um dies zu verhindern. Dies ändert nichts an meiner Erkenntlichkeit, die nur um so größer sein wird, wenn die Ernennung nicht erfolgt . . . Verdi." — Ihm antwortete der Minister Martini: „Meister Verdi — Mailand. Ich kann Ihnen versichern, daß die Zeitungsmeldung grundlos ist. Ich schreibe Ihnen noch. Grüße."

Offenbar kam Verdi's Verwahrung den hohen und höchsten Herrschaften sehr erwünscht, um einen bedenklichen Rückzug zu decken und einen gefährlichen Conflict beizulegen.

Hochachtungsvoll Rudolf Berger.

## Notizen.

Der soeben erscheinende fünfte Band von Brockhaus' Conversations Lexicon, 14. Auflage, enthält wieder überraschend viel Schönes und Neues. Auf vollen 253 Seiten wird Deutschland und Deutsches Reich behandelt, und dazu gehören nicht weniger als 17 Tafeln, darunter 3 Chromotafeln und 14 Karten. Unter den Chromos tut vor Allem die Uniformentafel unserer ostafrikanischen Schutztruppe hervor; interessant sind auch die zwei Karten der Dislocation der deutschen, österreichischen, und französischen Truppen, namentlich an den Grenzen, wie auch im Binnenlande. Die Karte „Deutsch-Ostafrika", die zu dem Artikel über diese Kolonie gehört, enthält wie dieser selbst schon die neuesten Entdeckungen, wie z. B. Dr. O. Baumann's Eisassi-See. Sehr instructiv ist die Karte der deutschen Mundarten, worauf der Fortschritt oder Rückgang des Deutschthums verzeichnet wird. Der Kraft der Zukunft, der Elektricität, sind 8 Tafeln und 16 Figuren gewidmet. Eine neue bunte Welt des Mikroskops eröffnet die Tafel „Dünnschliffe" von Mineralien; ebenso reizend ist eine Tafel mit heimischen Eidechsen und die vollendete Wiedergabe des Dürer'schen „Christus am Kreuz" der Dresdener Gallerie. Daß die Redaction bestrebt ist, das Neueste aufzunehmen, wenn es allgemeines Interesse bietet, beweist auch der Umstand, daß die gefeierte Tragödin Eleonora Duse hier zum erstenmal in einem Conversations-Lexikon erscheint. Der Artikel bestätigt alle Angaben der „Gegenwart" und verweist die Meldungen der Berliner Blätter, sie sei mit einem Diplomaten vermählt 2c., ins Reich der Fabel. Vor seinem großen Concurrenten Meyer zeichnet sich Brockhaus hier wieder durch die größere Objectivität aus, die ihn auch dem liberalen Parteistandpunkt gegenüber seine volle Selbständigkeit bewahren läßt.

Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz. Von Jakob Baechtold. (Frauenfeld, J. Huber.) Wir stehen nicht an, dieses umfangreiche Werk für das Beste zu erklären, was aus Wilhelm Scherer's Schule und Nachfolge bis heute hervorgegangen ist. Offenbar strebt es der populären Literaturgeschichte des Meisters nach, aber es übertrifft sie an Tiefe und Vielseitigkeit, an Originalität und Neuheit der Forschungsergebnisse, ohne freilich andererseits ihre blühende Form und Abrundung zu erreichen. Das Buch will zwei Herren zugleich dienen, den Literaturfreund und den Forscher befriedigen, und das sind zwei schwer zu vereinigende Ziele. Die Frische und Lesbarkeit mancher Parthien steht stark mit anderen im Widerspruche, wo Baechtold noch im Urbrei der Quellenuntersuchung stecken geblieben ist, und wenn er auch manches Detail in die Anmerkungen und Nachträge verweist, so verliert sich die Darstellung noch oft genug im Nebensächlichen und Kleinlichen. Ueberall macht es sich fühlbar, daß der Verfasser aus Mangel an fremden Vorarbeiten die Handlungsarbeiten selbst übernehmen mußte, und nun das allgemeine Ziel aus den Augen verliert und mehr nur eine chronologisch geordnete Sammlung von Monographien bietet. So ist zum Beispiel der kleine Schweizer Voltaire Bodmer, dieser keifende, reimende, eitle Patriarch, der sich an einem Lessing rieb und auch von Goethe's Größe keine Ahnung hatte, gar zu ausführlich behandelt, während Haller und namentlich Lavater viel zu kurz kommen. Eine Vergleichung mit Mörikofer's bekannter Schweizer Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts genügt, um den großen Fortschritt Baechtold's zu erkennen. Er hat gleichfalls noch lebendige Familientraditionen befragt, verborgene Archive geöffnet, aber sein philologisches Rüstzeug und kritischer Verstand ist viel größer, auch ist er im Citiren genauer als sein pastorlicher Vorgänger, der einer Nachprüfung selten Stand hält. Meisterhaft sind die Manessische Liederzeit, die geistige Blüthe der Reformation, die Tellenspiele und das Drama des 16. Jahrhunderts behandelt, wo man auf jeder Seite Neues und Schönes findet. Auch den belebten Vortrag hat Baechtold seinem Lehrer abgesehen, und an burschikosen Sprüngen à la Erich Schmidt fehlt es nicht, wenn sie auch meist etwas schweizerisch derb ausfallen, z. B. wenn von Bodmer gesagt wird, er habe die Geschichte zu gutgemeinten Dramen „verwurstet." Solche und ähnliche Idiotismen stehen in schroffem Gegensatz zu den zahlreichen Wendungen des norddeutschen Papierdeutsch, und der Schweizer Leser mag oft den Kopf schütteln, wenn er da schwerfällige Construction mit „welcher" und „derselbe" und Modewörter, wie „nachgerade", „bedingen", „erheblich" findet. Eine neue Auflage wird dem Stil Leichtigkeit und Einheit zu geben haben. So wie das Werk vorliegt, bleibt es eine achtenswerthe Leistung, die nicht nur von den Kenntnissen und dem Fleiße des Verfassers spricht, sondern auch von dem Reichthum und der Bedeutung dieser schweizerischen Erzeugnisse deutscher Literatur oder der „Schweizer Nationalliteratur", wie Baechtold's Landsleute zu Gottfried Keller's Aerger gern etwas protzig zu sagen pflegen. Da erkennt man so recht die Wahrheit von Jacob Grimm's Wort, daß in dem Alpenlande Schätze von Poesie und Sage liegen, „mehr als in anderen deutschen Landstrichen", und was „diese geistigen Schweizerregimenter für ihr Land und für Deutschland gethan." Das St. Galler Kloster und die Tafelrunde des Maneß, Manuel und Zwingli, Haller und Zimmermann, Bodmer und Breitinger, Lavater und sein Goethekreis, sie alle gesellen sich bedeutsam dem Reigen jener großen Dichter bei, an die sich die Blüthe der deutschen Dichtung knüpft. Hoffentlich findet der Verfasser noch die Lust, seine Geschichte bis in die neueste Zeit fortzuführen und mit dem Höhepunkt der Schweizer Dichtung, mit Leuthold und Draumor, Keller und C. F. Meyer abzuschließen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

# Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".


Im Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** erscheint soeben:

**Backhaus, Wilh. Emanuel, Allen die Erde!** Kritisch-geschichtliche Darlegungen zur sozialen Bewegung. Gr. 8°. 14 Bogen in Sackleinen kart. Preis Mk. 3.—.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß in einem vollkommenen Staatswesen sich das Gesamtinteresse mit den Einzelinteressen nicht im Widerspruch befinden könne, sondern daß die Wohlfahrt aller mit dem Wohlbehagen des einzelnen Individuums zusammenfallen müsse, macht der Verfasser in klarer und durchaus gemeinverständlicher Sprache Vorschläge zu einer gründlichen Reorganisation unseres Staatswesens. Das einzig wirksame Mittel, den Individualismus mit dem Sozialismus zu vereinen, erkennt er in der Bodenreform, d. h. in der Überführung des gesamten Grund und Bodens in den Besitz der Gemeinde, des Staates, der Gesamtheit. Das Buch ist keine Parteischrift, sondern die ruhige und sachliche Darlegung eines gereiften, erfahrungsreichen und ungemein scharfdenkenden Mannes, es enthält eine Fülle von neuen und originellen Gedanken und muß, da die darin behandelten Fragen alle Stände, alle Parteien, alle Berufsklassen, ja überhaupt alle Menschen angehen und zudem in heutiger Zeit „brennend" geworden sind, großes Aufsehen erregen. Das Werk ist für jedermann von höchstem Interesse.

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

## Deutsche Geschichte

von

**Dr. Carl Lamprecht,**

Professor an der Universität Marburg.

**In sieben Bänden.**

Das Werk wird in sieben Bänden vom Umfange der jetzt vorliegenden drei Bände die Schicksale des deutschen Volkes bis zur Gegenwart hinab erzählen.

Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganze.

Band I, 1891 erschienen, 24 Bogen — 6 Mk., geb. 8 Mk.
Band II, 1892 erschienen, 26 Bogen — 6 Mk., geb. 8 Mk.
Band III, 1892 erschienen, 27 Bogen — 6 Mk., geb. 8 Mk.

Der Herr Verfasser ist mit dem Abschlusse des Werkes unausgesetzt beschäftigt.

Die bisher eingegangenen Besprechungen machen übereinstimmend und mit besonderem Nachdruck auf die **außergewöhnliche Bedeutung des Werkes** aufmerksam.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien:

## Die Physiologie des Schönen

von

**Paul Mantegazza.**

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß** des **berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

## Die Gegenwart 1872–1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 9 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Soeben ist erschienen:

## Friedrich III.

als

**Kronprinz und Kaiser.**

Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz

dargestellt von

**Martin Philippson.**

Mit dem Bildnis des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli.

gr. 8°. Preis 6 M., in eleg. Einband 7.50 M.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**A. Hausrath,**

## Arnold von Brescia.

8. geh. 3 *M.*

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeindesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

**Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.**

Soeben erschien:

## Brot!

**Ein Büchlein für Alle, die Brot essen.**

Von Dr. **Karl Schmidt.**

8 Bogen 8°. Preis elegant broschiert 1 Mk.

Ein Werkchen, das die weiteste Verbreitung verdient und zweifellos auch finden wird. Der Verfasser faßt das, was wir heute die soziale Frage nennen, am richtigen Ende an und versteht es meisterlich, auch dem Laien in nationalökonomischen Dingen alles das klar zu machen, worum sich heute die wirtschaftlichen Kämpfe drehen. — Wie gewann man vor Zeiten sein täglich Brot? Wie gewinnt man es heute und wie wird man es in Zukunft gewinnen? Dies sind die drei Kardinalfragen, die Dr. Schmidt aufstellt und beantwortet. Der erste Teil des Büchleins zeigt, daß und wie zwar die Bedingungen und Formen des Broterwerbs sich fortwährend umgestaltet haben, daß aber Eines, trotz dem Wechsel der Form, im Wesentlichen bis heute geblieben ist: die rechtskräftige Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Die letzten Teile zeigen, daß für die Ausbeutungswirtschaft die Stunde geschlagen hat, und daß das Jammerthal sich in ein Freudenthal verwandeln soll und kann. — Dabei steht der Verfasser nicht auf sozialdemokratischem Boden, sondern ist ein Anhänger der sogenannten Bodenreform. Das Buch sei Allen empfohlen, die sich über die Brot- und Erwerbsfrage leicht und angenehm unterrichten wollen.

Bestellungen auf die

## Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 4. März 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Jesuitismus und Staatsbewußtsein. Von Johann Paul. — **Literatur und Kunst:** Aus Werner von Siemens' Lebenserinnerungen. Von Wilhelm Berdrow. — Die Stellung der Deutschen unter den Völkern. Von Karl Jentsch. — **Feuilleton:** Erfüllte Wünsche. Von Hans Laupp. — **Aus der Hauptstadt:** Das boxende Känguruh. Von Caliban. — Oeffentliche Denkmäler. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von Heinrich Reimann. — Notizen. — Anzeigen.

### Jesuitismus und Staatsbewußtsein.

Von Johann Paul.

Rühriger und zuversichtlicher als je sind die Männer der „Mitte", der Centrumspartei. Ihre Reiseprediger und Volksredner sind überall und lassen überall sich hören, ihre Presse ist voll stolzer Hoffnung. Heuer ist ein Jubeljahr für die katholische Christenheit, und diejenigen Deutschen, die nicht bloß dem Namen, sondern auch der Gesinnung nach römisch katholisch sind, hoffen auf vielerlei und verstecken nur schwer die Jubelwünsche ihrer Herzen. Schon „nominiren" sie ihre Kandidaten für einflußreiche Ministerposten, vorerst noch vaterländisch gesinnte Männer, Vertrauenspersonen des Staates, die aber bald genug den wahren „Führern des Volkes" würden Platz zu machen haben, welche dann ihrerseits berufen sein werden, ein neues „Reich der Mitte" zu gründen und zu stützen. Die diesem zukünftigen Reiche den Weg bereiten sollen und seiner Regierung hülfreich zur Hand sein werden, die Jesuiten, stehen vor den Pforten Deutschlands, ungeduldig, mit ihren Segnungen es noch merklicher und vollkommener zu beglücken, als sie es schon ohnedies thun. Das deutsche Volk aber thut gut, sich auf seine künftigen Regenten vorzubereiten und verblaßte Erinnerungen wieder deutlicher werden zu lassen. Welches ist — so fragen wir — der Grund für das Entstehen und Wirken der Jesuiten, und welches die Berechtigung für ihre Wirksamkeit im heutigen Staatswesen?

Der Jesuitismus trat von Anbeginn reformatorisch auf. Die ersten Stifter, den heiligen Ignatius, den edlen Ritter de Recalde, gebürtig auf dem Schloß Loyola, an der Spitze, haben als Reformatoren gewirkt und sind als Reformatoren verfolgt worden. Vor ihrer Reformation war jedoch schon diejenige Luther's begonnen worden. Aber diese war deutsch, urdeutsch in dem Empfindungsleben und den Gemüthskämpfen des Mansfelder Bergmannssohnes und thüringischen Augustinermönches, wie nach dem Wesen der Männer, die Seite an Seite mit ihm kämpften; deutsch in den Volksregungen, auf die der Kampf sich gründete, und in den mannigfachen politischen Verhältnissen, die denselben unterstützten und ihm zum Siege verhalfen — die Reformation des Ignatius war undeutsch, eine wälsche Reformation war es, von Spaniern und Franzosen unternommen. Die Reformation Luther's war ebenso eine religiöse, wie patriotische That, die der Jesuiten war weder das eine noch das andere; sie war lediglich eine Reformation der Kirche, erneuerte und befestigte und vermehrte in der Folgezeit einen dogmatisch gebundenen Glauben und predigte die absolute Herrschaft eines Kirchenoberhaupts, die blinde, vaterlandslose Unterwerfung unter einen außerdeutschen, in Rom residirenden Souverain!

Wie sehr die offizielle katholische Kirche, die Jesuiten allen voran, die Reformation Luther's auch verwirft und verabscheut, die innere historische Berechtigung dieser Bewegung und ihres Sieges ist ihr nicht zweifelhaft. Hat doch das stark gepriesene reactionäre Reformconcil zu Trient, das es verschmähte, sich mit neuen Ideen zu erfüllen, jene Berechtigung geradezu anerkannt, wenn es in seiner sechsten Sitzung den völligen Verfall der Kirchenzucht und die Verderbtheit der Sitten von Klerus und Volk tadelt. Dies Concil meinte, bei seiner Erneuerung des alten Wesens mit den Kirchenfürsten den Anfang machen zu müssen. Die Jesuiten begnügten sich damit nicht, sie sind mitten in's Volk gegangen und demselben mit einem Geiste genaht, den es gar nicht mehr von den Vertretern seiner alten Kirche, den Weltgeistlichen sowohl, wie vollends den Angehörigen eines Mönchsordens, gewohnt war.

Völlig methodisch haben die ersten Jesuitenpater, Petrus Faber als ihr Führer, ihren wohlerwogenen, auf das Sorgfältigste den Verhältnissen angepaßten Feldzug gegen die neuen Irrlehren der Lutheraner und anderen Häretiker in's Werk gesetzt. Aber nicht als Ketzerrichter und verdammende Abgesandte des Herrn fühlten und gaben sie sich; sie wollten auf Herz und Gemüth wirken, und die zweifelnden oder bereits abgefallenen Glieder „der Kirche" wiedergewinnen, indem sie ebenso schlau wie liebevoll die menschlichen Schwächen in Betracht zogen. Indem sie andererseits den damaligen religiösen Bedürfnissen und Ideen entgegenkamen, das Trennende übersahen, an das Verbindende und Vorhandene anknüpften, sind sie ähnlich verfahren, wie die Begründer der christlichen Religion im altheidnischen Deutschland, wie jeder Missionär, der schonend auf die Eigenheiten der zu Bekehrenden Rücksicht nimmt und sie nur allmählich umzumodeln versucht. Dem Wirken der ersten Jesuiten in Deutschland ist ein großer, idealer Zug nicht abzusprechen; und dadurch nur ist ihr Erfolg zu begreifen, daß sie dem evangelischen Idealismus ihren kirchlichen Idealismus entgegensetzten. Es unterstützte sie dabei die Empfindung des Volkes, welches mit warmer Liebe dem Alten anhängt und sich leicht hingibt, wenn es ihm nur in verehrungswürdiger Gestalt entgegentritt. Und es lebte in den ersten Jesuiten, zumal in Canisius, deutsche Frömmigkeit, Schlichtheit, Aufopferung. So standen sie gleich ehernen Säulen mitten im Absturz des zerbröckelnden, brüchigen Kirchengebäudes; so haben sie es gestützt und ausbauen helfen, wo es in den mehr oder weniger katholischen Landestheilen, deren Herren vor Allem katholisch waren, wankte, und es auf neuem Grund

neu zu errichten sich bemüht, wo es in den Gebieten der Häresie, der kirchlichen Treulosigkeit, schon zerstört war.

Das erstere ist dem Jesuitismus vollständig, das letztere zum Theil gelungen; ihm ist es in der Hauptsache zuzuschreiben, wenn Deutschland heute so viele katholische Ländertheile umschließt. Wir wollen nicht fragen, warum es so kommen mußte, warum der ungestörte Fortgang der deutschen Reformation gehemmt wurde. Denn dieser Frage wird die andere entgegengesetzt: warum mußte der große Abfall unter den Deutschen stattfinden? Es ist tief im Wesen aller Religion begründet, daß diese Frage nie zur Entscheidung kommen wird, weil sie nie — wenigstens in absehbaren Zeiten — eine allgemein anerkannte Beantwortung finden kann. Keiner der beiden Theile ist im Stande, sich vom Glauben seiner Väter und seiner Kindheit loszulösen. Wir wollen die Kluft weder erweitern, noch ausfüllen, sondern überbrücken. Wir wollen nicht Zwietracht, sondern Eintracht, nicht Entfremdung, sondern Versöhnung. Nur mit dem Jesuitismus im Katholizismus, mit den Römlingen unter den Deutschen, mit den ultramontanen Staatsfeinden unter den Angehörigen desselben haben wir es zu thun. Was ist dieser staatsfeindliche Jesuitismus im Katholizismus?

Die reformirenden Jesuiten haben auf der Kanzel, im Beichtstuhl, von dem Katheder herab für ihre Aufgabe gekämpft. Ihre Thätigkeit als Lehrer ging nicht so in's Weite, umfaßte nicht so große Massen, wie das Wirken des Predigers und Beichtigers, aber sie drang in die Tiefe, sie zeugte meist unvertilgbare Früchte in den empfänglichen Gemüthern der Knaben, die mit jeder Bethätigung ihres jugendlichen Lebens den Einfluß der Jesuiten in deren Schulen unterworfen waren und als Studenten in demselben Banne sich bewegten. Ein Hauptbestreben hatten aber die Jesuiten bei aller ihrer Thätigkeit: Gehorsam, unbedingten Gehorsam gegen „die Kirche", d. h. das Oberhaupt in Rom, zu lehren, jungen Geistern denselben einzupflanzen, alten immer von Neuem in Erinnerung zu bringen — jenen Gehorsam, der das festeste Bollwerk der „römischen" Kirche ist, durch den die zweifelnde Seele es über sich gewinnt, nicht zweifeln zu wollen, sondern gläubig der Kirche anzuhängen und allen Ueberlegungen sich zu verschließen, weil sie zu Resultaten führen könnten, welche die Kirche verwirft und welche gleichfalls zu verwerfen der kindliche Gehorsam, die Sohnespietät, gebietet! Es ist der Autoritätsglaube in seiner ganzen kindlichen Einfalt und seiner naiven Unbegreiflichkeit, den die Jesuiten an der Schwelle der aufdämmernden Neuzeit tiefer als je bei ihren Anhängern begründet haben.

Durch die rücksichtsloseste Unterwerfung sind die Jesuiten an einander, an ihren General und damit an ihren Orden gefesselt, und mit derselben Rücksichtslosigkeit und Unbedingtheit unterwerfen sie den gläubigen Katholiken dem Kirchengeneral in Rom. Thatsächlich kann kaum jemals ein Widerspruch zwischen dem Jesuiten- und dem Kirchenobersten stattfinden: dieser ist mächtig durch jenen und dessen Gefolgschaft, und die Gesellschaft Jesu herrscht in der Kirche durch den Papst, dem sie sich bescheiden zur Verfügung stellt. „Die Leibgarde des römischen Hofes" hat Friedrich der Große einmal die Jesuiten genannt. Dies Wort bezeichnet nicht nur richtig das Verhältniß zwischen den beiden Gewalten in der Kirche — denn die „Garde" ist immer zugleich der meist bevorzugte Truppentheil, ihre Offiziere stehen dem Throne am nächsten — sondern es bringt auch zum treffenden Ausdruck, wie in der Gesellschaft Jesu ein militärisches Element seine vollkommene Entwickelung gefunden hat. Wenn in einem Staatswesen möglichst weite Kreise seiner Angehörigen von militärischem Geiste erfüllt sind und in diesem Geiste sich dem in seinem Oberhaupte personificirten Staate unbedingt verpflichtet fühlen, so kann für den letzteren daraus nur Gedeihen und Kraft entspringen. Wenn aber in einem Staatswesen eine Gemeinschaft einem außer dem Staate stehenden Befehlshaber in jenem militärischen Geiste unbedingter Subordination verpflichtet ist und von diesem den Befehl hat, alles aufzubieten, daß sie möglichst viele Angehörige jenes Staates einem auswärtigen Souverain unterwürfig macht und mit ihm in eben demselben Geiste militärischer Subordination unlösbar verknüpft — was wird dieser Staat thun? Er wird Kraft seiner Souveränität, um seiner vollen Selbsterhaltung willen, jene militärisch organisirte Gesellschaft von seiner Gemeinschaft ausschließen und des Landes verweisen, und ist er sie los geworden, dann wird er sie nie mehr bei sich aufnehmen und ihr alle Wege zu seinen Grenzen verschließen.

Wäre auch eine solche directe Staatsfeindschaft nicht das Gepräge der Jesuiten, so hätte der Staat doch Grund genug sich der neuen, Einlaß begehrenden Gäste auf das entschiedenste ein für alle Mal zu wehren. Der Jesuitismus ist die unpersönlichste, allen Verhältnissen, die den Menschen umgeben, allen Fesseln, die ihn beengen, am meisten entrückte Vertretung einer Kirchlichkeit, die man sich denken kann. Schon dadurch ist er, abgesehen von seiner besonderen, clerico-papistischen Tendenz, der unduldsamste und fanatischeste Vorkämpfer seines Glaubens — aus der Intoleranz aber und der Leidenschaft fließt die Kraft, strömt der Herrschaft über schwächliche, unentschlossene Seelen die meiste Macht zu. Der Kampf ist das Lebenselement des Jesuitismus, durch den Kampf ist er groß geworden, aus ihm zieht er die besten Wurzeln seiner Kraft; auf den Kampf ist der Jesuitismus hingewiesen und er muß ihn entfesseln, wenn Friede herrscht zwischen den Confessionen, neue Angriffsgründe und Angriffspunkte muß er sich suchen, denn er darf nie die Meinung aufkommen lassen, als wäre er überflüssig, und Glaube und Religion hätten ihre Stätte auch ohne ihn! Deswegen wird der Culturkampf nie aufhören, so lange die deutschen Katholiken nicht erkannt haben, daß sie nur das Werkzeug sind in der Hand Mächtigerer, und so lange sie nicht den muthigen Entschluß eines deutschen Patrioten gefaßt haben: nicht mehr ein Spiel sein zu wollen für die Herrschsucht Undeutscher. — So wirkt der Jesuitismus entfremdend, auseinandertreibend innerhalb des Volksganzen. Er wirkt wie ein Pilz, der mit der Fäulniß die Trennung der chemischen Bestandtheile hervorruft und die Substanz verändert, indem er das Verhältniß der in ihr enthaltenen Theile stört und schließlich zerstört.

Denn auf das Zusammenwirken der Theile kommt auch im staatlichen Leben alles an. Wie diese sich gegenseitig beeinflussen, in diesem oder jenem Sinne auf einander einwirken, so machen sie ein Ganzes aus und in ihrer Gesammtheit stellen sie sich als eine belebte, organische Einheit dar. Diese Einheit muß bei allen Maßnahmen und Veranstaltungen der Staatsleitung berücksichtigt werden; ihr Zweck kann nicht die vorgebliche Befriedigung eines Theiles allein sein, und nie und nirgend führt ein solcher ein gedeihliches Leben für sich. Daß dies möglich sei, ist die Wahnvorstellung wohl nicht der Jesuiten — denn die sind dafür zu klug — jedoch ihrer theils bethörten, theils unlauteren Kampfgenossen. Bei dem siegreichen Ausgang des jesuitischen Kampfes für absolute Kirchenmacht und Priesterherrschaft muß der Staat aufhören zu sein, und die Kirche führt eine Sonderexistenz, ohne Staat, außer dem Staat und daher ohne irgend eine Gemeinschaft. Diese Worte bezeichnen etwas Unmögliches, die Geschichte beweist es. Denn wo eine Kirche sich vom Staate frei gemacht hat, da ist sie selbst alsbald an seine Stelle getreten und hat die staatliche Gewalt übernommen; so entstehen Priesterherrschaften und Kirchenstaaten. Und dies ist der letzte Zweck des Jesuito-Papismus, stets verschwiegen, stets bestritten, aber unverkennbar aus allen seinen Handlungen hervorleuchtend. Daß ein solches Unternehmen zu seinem eigenen Ruin führen muß, sei es zum praktischen oder zum moralischen und sittlichen, das will der Jesuito-Papismus nicht einsehen und er darf es auch nicht, wenn er nicht sich selbst verleugnen will. Haben denn die Menschen sich zur Gemeinschaft zusammengefunden, bloß um Gott in Tempeln zu dienen und seinen Stellvertreter auf Erden zu verherrlichen? Alle Eigenschaften und Fähigkeiten des einzelnen Menschen zur höchsten Entfaltung innerhalb der Gattung zu bringen — dies ist der Endzweck, wenn auch nicht die Anfangsursache der Staatengründung, der Zweck, für den die Menschen ihre individuelle Freiheit aufgegeben haben

und ihren Eigenwillen unter den Gesammtwillen beugen. Ein steter Gottesdienst soll Menschenleben und Staatsleben sein, doch nur so, daß im einen, wie im anderen die Verwirklichung des Göttlichen angestrebt werden soll. Alles kirchliche Wesen aber ist nur ein Theil aus dem Leben des Volksganzen, empfängt von demselben seine Berechtigung und bedarf desselben zu seiner Kräftigung. Der Staat wird nie der kirchlichen Institute entbehren können, wenn er ihrer auch zur Erhaltung seiner Selbstherrlichkeit nicht unumgänglich bedarf; nothwendig gehören aber zu seiner Existenz die Institutionen der Familie, diejenigen für die Rechtsprechung, für die Erziehung, die Landesvertheidigung u. s. s. Dies sind die Organe des Staates neben den kirchlichen. Sie mögen manchem weniger bedeutungsvoll erscheinen als die letzteren, thatsächlich aber bedingen sie vor Allem das Leben der staatlichen Gemeinschaft.

Keinem werde seine Weltanschauung und sein Glaube gegenommen! Wir leben im Staate der Toleranz, im Staate der Hohenzollern, und von ewiger Geltung mögen die Grundsätze der frommen evangelischen Fürsten unseres Landes bleiben, welche ihren katholischen Soldaten und Unterthanen Kirchen bauten und Prediger hielten zu einer Zeit, als in keinem Staate sonst der Gedanke einer Fürsorge für die andere Confession auftauchte. Aber ein anderes ist es, wenn der Staat sich mit christlicher Liebe erfüllt und in solcher Gesinnung alle Unterthanen, welchen Glaubens sie auch seien — wenigstens, da hierüber nirgends ein Zweifel besteht, diejenigen gleichen Stammes — mit Gleichheit behandelt, ein anderes, wenn er selbst die Mittel bieten soll, staatsfeindliche, vaterlandslose Gewalten in's Land zu ziehen und Kräfte zu stärken, die der festen und harmonischen Einordnung in den preußisch-deutschen Staat an sich und von Natur durchaus entgegen sind. Der Staat würde sich selbst aufgeben, der dazu die Hand böte, und als staatsfeindlich handeln diejenigen, welche in jenem Sinne wirken.

In dem Jahrhundert des fröhlichen Cäsaropapismus, als jeder Fürst, ein klügerer Stellvertreter Gottes denn der Papst, diesem in's Handwerk pfuschte und seinem Kirchenregiment auf die Sprünge half, in jenem Jahrhundert, als in einem Staate nach dem anderen die Jesuiten „aufflogen" und nur, wenn man ihnen noch ein wenig wohlwollte, per Schiff dem heiligen Vater nach Rom verfrachtet wurden — in jenem Jahrhundert konnte es wohl der große Friedrich wagen, nachdem er Europa sammt Rom im ernstesten Kriege überwunden, Rom sammt Europa ein neckisches Schnippchen zu schlagen und die „Exjesuiten" in seinem Staate zu hegen. Er that es trotz der klaren Erkenntniß ihrer Staatsgefährlichkeit, weil er ihre Schulen, ihr Vermögen und ihre Kenntnisse für die Erziehung und den Unterricht seiner jungen, eben erst gewonnenen schlesischen Landeskinder brauchte. Er hielt sie auch unter Staatsaufsicht, „die Priester des königlichen Schulinstituts", wie die Exjesuiten in Preußen genannt wurden. Friedrich durfte den Entschluß wagen und durch denselben das Erstaunen von ganz Europa, sogar die heißen Dankgebete der ganz verblüfften Exjesuiten herausfordern. Er durfte es im Gefühl seiner Kraft, seiner Selbstherrlichkeit bewußt. Heute nach so berühmtem Muster handeln, bedeutete aber das Gegentheil; es hieße ein grenzenloses Schwächegefühl offenkundig machen. Daß der Staat Schritt für Schritt die „Maigesetze" aufgehoben hat, werden ihm heute die wenigsten noch zum Vorwurf machen; man kann mit Recht den Ausdruck des Selbstbewußtseins und Kraftgefühls darin erkennen. Jetzt ist aber Zeit, daß er sich auf das Hohenzollernsche Suum cuique besinnt, und, nachdem er der Kirche das Ihrige gegeben hat, auch sein Theil, seine Souveränität und freie Bewegung sich wahrt, vor Spott aber und Beschimpfung sich bewahrt.

Wir vermeiden es, auf die Vorwürfe einzugehen, die man in alter und neuer Zeit auf die Jesuiten gehäuft hat. Sie werden von den einen ohne weiteres geglaubt, von den anderen auf das leidenschaftlichste bestritten. Wir schweigen von den Urtheilen, die Kirchenfürsten und Männer, an deren Unbefangenheit kein Zweifel sein kann, über den Orden ausgesprochen haben, von den Prozessen, die er wegen der Art, wie er sich seine Güter vielfach aneignete, hat führen müssen; wir untersuchen weder die Klagen, welche Stände und Privatpersonen gegen den Orden erhoben haben, noch das Recht des erbitterten Papstes, die Jesuiten als die Kinder der Verworfenheit, lilii nequitiae zu bezeichnen. Doch dem Hinweis auf den Templerorden möchten wir nicht aus dem Wege gehen. Der Vergleich zwischen der militia domini im Mittelalter und derjenigen der Neuzeit liegt sehr nahe und ließe sich bis in die Einzelheiten durchführen. Clemens XIV. hat in der Bulle Dominus ac redemptor noster, vom 21. April 1763, durch welche er den Jesuitenorden aufhob und völlig beseitigte, die Aufhebung des Templerordens als Beispiel für sein Verfahren herangezogen. Es ist heute kein Zweifel mehr — Schottmüller's vielgeschmähtes Buch hat darüber Aufklärung verschafft —, daß die Gründe, um derentwillen man diesem geistlichen Ritterorden im Anfang des 16. Jahrhunderts den Prozeß machte, erlogen waren. Aber er mußte beseitigt werden, weil ein selbstbewußter und kräftiger Staat, wie es derjenige Philipp's des Schönen von Frankreich war — von dem bekanntlich der Sturm gegen die Templer ausging —, es nicht dulden konnte, daß in ihm eine unmäßig begüterte und durch ihr Vermögen, wie durch die Zahl und die Bedeutung ihrer Mitglieder ungemein einflußreiche, völlig selbständige Gesellschaft eine Sonderexistenz führte und so staatsgefährlich wurde. Dasselbe Schicksal mußte daher auch die Jesuiten treffen, als ihre Organisation immer mehr erstarkte, als mit dem Bewußtsein ihres Einflusses und ihrer Kraft das Verlangen nach Herrschaft und ungehemmter Bethätigung ihrer Bestrebungen immer dringender und auffälliger sich äußerte. So war es der einfachste und klarste, zugleich — im Lichte der Geschichte betrachtet — der gerechteste Grund, wenn Clemens XIV. den Orden beseitigte: für die Ruhe und den Frieden in der Christenheit, den Nutzen der Kirche, das Wohl der Völker. Andere Gründe hat er ausdrücklich nicht namhaft machen wollen, sondern für sich behalten. Dasselbe Schicksal wird aber den Orden immer von neuem treffen, sobald er lange genug in Wirksamkeit gewesen ist, um seine Staatsgefährlichkeit der ganzen Welt offenbar zu machen.

Denn die Bestrebungen des Jesuitismus sind unverändert dieselben, wie in den Zeiten seiner Gründung. Gestärkt in seiner Wirkung und in seinem Wesen verändert durch die Erfahrungen und die Uebung „jesuitischer" Kampfmittel während einer Jahrhunderte langen Entwickelung, verfolgt er dieselben Tendenzen, wie im 16. Jahrhundert, praktisch wie theoretisch.

In seiner Auffassung von den staatlichen und kirchlichen Dingen, von dem Zustand der Welt, ihrem Fortschritt in der Geschichte und ihren letzten Zielen, ist der Jesuitismus der alte geblieben. Und damit ist er gerichtet. Die Welt und die Menschen sind andere geworden, der Jesuitismus und alles, was von seinem Geiste ist, aber nicht. Wir stehen an der Schwelle des zweiten Jahrtausends, und vom 16. Jahrhundert bis dahin sind die gewaltigsten Veränderungen im Leben der Völker unter Kampf und Noth zur wirkenden Herrschaft gekommen. Dieser Erkenntniß entzieht sich der Jesuitismus. Der verfassungsmäßige Rechts- und Nationalstaat hat sich entwickelt — der Jesuitismus verabscheut ihn, denn er will den mittelalterlichen Priesterstaat; die moderne Wissenschaft mit all ihrer Wahrheit und all ihren Irrthümern übt auf allen Gebieten des öffentlichen wie privaten Lebens ihren Einfluß aus — der Jesuitismus haßt sie, denn er kennt nur eine Wissenschaft und Wahrheit, die der römischen Kirche, des scholastischen Mittelalters; die Nationalitäten sind sich ihrer Persönlichkeit bewußt geworden, haben das Ideal ihres staatlichen Eigenlebens und Auslebens, ihrer vaterländischen Selbständigkeit sich errungen — der Jesuitismus verachtet Nationalität und Vaterland, er kennt nur ein Vaterland, das ist die Kirche von Rom, nur eine Nation, die der papstgläubigen Katholiken.

Das ist der staatsfeindliche Jesuitismus, dem heute der Staat selbst ein freies Feld für seine Thätigkeit zur Verfügung stellen soll. Kommt es dazu und allmählich, nach und nach, zu den weiteren Folgen einer römisch-welfischen Politik, dann wird das hohe Haus der Volksvertretung es sein, dem die Geschichte diese Schuld zurechnet, und der Beweis, dem fast

täglich Satz um Satz hinzugefügt wird: daß die heutigen Parteien abgewirthschaftet haben und nichts besseres verdienen, als zu sterben — dieser Beweis wird bis auf den allerletzten Schlußsatz zu Ende geführt sein.

## Literatur und Kunst.

### Aus Werner von Siemens' Lebenserinnerungen.

Von Wilhelm Berdrow.

Der große Techniker hat in seinem Leben viel gehandelt und wenig geschrieben. Gelegentliche Mittheilungen an gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Journale, Vorträge, Berichte an hohe Behörden, zu denen sich später die eingehenden und tief durchdachten Abhandlungen gesellten, welche der Berliner Akademie vorgetragen wurden, — zwei mäßig umfangreiche Bände, in denen der alternde Forscher endlich diese losen Blätter seines Schaffens sammelte, — das ist fast die ganze schriftstellerische Ausbeute dieses an Thaten und Gedanken so überreichen Lebens. „Zu Publikationen in wissenschaftlichen und technischen Zeitschriften fand sich damals keine Zeit", — dieser Ausspruch, den Siemens selbst für die Epoche nach der Begründung des weltbekannten Geschäftes Siemens & Halske that, könnte mit wenig Ausnahmen für sein ganzes Leben gelten, ihm blieb eben vor Thaten selten zu Worten Zeit. Und als er sich mit 73 Jahren zu der ersten und einzigen größeren Niederschrift seines Lebens, zur Abfassung seiner „Lebenserinnerungen"*), entschloß, mußte er sich in die Stille seiner Harzburger Villa zurückziehen, um den an den gewohnten Stätten seiner Arbeitsthätigkeit ununterbrochen auf ihn eindringenden Forderungen des technischen und wissenschaftlichen Lebens der Gegenwart für eine Weile zu entgehen.

Derjenige Zweig des modernen technischen Lebens, mit dem der Name Siemens am engsten verknüpft ist, ist die Telegraphie. Wohl bietet auch diejenige Zeit, welche der Gründung jener bescheidenen Telegraphenbau-Werstatt, aus welcher durch ein halbes Jahrhundert die wichtigsten Fortschritte der Elektrotechnik ihren Ausgang nehmen sollten, vorhergeht, für die Entwickelung und das Leben W. Siemens' Interessantes und Bedeutendes genug. Die Zeit der Ausbildung in Berlin und Magdeburg, nachdem sich der 18jährige Jüngling, dem die bescheidenen Mittel des Elternhauses das ersehnte Studium des Baufaches versagten, der preußischen Armee zugewandt hatte; der dreijährige Besuch der Artillerie-Ingenieurschule zu Berlin, an der Lehrer wie Ohm, Magnus und Erdmann, Dove und Rieß, Freunde wie du Bois, Helmholtz, Clausius und Wiedemann den Wissensdurstigen in eine neue Welt geleiteten; die thätige Theilnahme am dänischen Kriege des Jahres 1848, in welchem Siemens durch die erste unterseeische und elektrisch bediente Minenanlage den Hafen von Kiel gegen die dänischen Kriegsschiffe vertheidigte, — diese und andere Erlebnisse und Erfolge machten das Leben des jungen Artillerieoffiziers frühzeitig zu einem bewegten und inhaltreichen, aber erst mit dem 1849 vollzogenen Austritt aus der Armee erhielt Siemens' Leben, das sich nun ganz in den Dienst des selbstbegründeten Unternehmens stellte, eine feste, alle Kräfte zur Geltung bringende Richtung. „Es galt jetzt für mich, das „Geschäft," welches schon meinen Namen trug, durch tüchtige Leistungen möglichst emporzuheben und mir als Mann der Wissenschaft wie als Techniker persönliches Ansehen in der Welt zu erringen. Obgleich meine Neigungen ganz auf Seiten der naturwissenschaftlichen Forschung standen, so sah ich doch ein, daß ich zunächst meine ganze Kraft technischen Arbeiten zuwenden müßte, da deren Resultate mir die Mittel und Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten erst verschaffen sollten — und auch wirklich verschafften."

Die Verbindung mit Halske und die eingehende Beschäftigung mit der elektrischen Telegraphie waren schon älteren Datums und reichen bis 1845 zurück. Siemens betheiligte sich damals mit lebhaftem Interesse an den vom preußischen Generalstab angeregten Versuchen des Uhrmachers Leonhardt, den zehn Jahre zuvor erfundenen Zeigertelegraphen zu einer Vollkommenheit zu bringen, die es gestatten würde, das ganze bisher gebräuchliche optische Telegraphensystem mit einem elektrisch functionirenden zu vertauschen. Unter Siemens' Hand und Geist entwickelte sich das Princip des Wheatstone'schen Zeigertelegraphen bald zu einer neuen, ungleich besser functionirenden Maschine; aus Cigarrenkisten, Blech- und Eisenstückchen und etwas Kupferdraht wurden in Eile ein paar Modelle der neuen Erfindung eigenhändig zusammengestellt, dann ließ der Erfinder durch den jungen, ihm aus der physikalischen Gesellschaft bekannten Mechaniker Halske den Apparat sachgemäß ausführen, und kurz darauf ging ein von ihm abgefaßter Bericht über den damaligen Stand der Telegraphie und ihre möglichen Verbesserungen an den General Oetzel, den Chef der optischen Telegraphie des preußischen Heeres, ab. Die Folge war die sofortige Versetzung Werners in die vor kurzem ernannte Commission des Generalstabes, welche die Einführung der elektrischen Telegraphen vorbereiten sollte. Als dann durch einen glücklichen Zufall der jüngere in London lebende Bruder Wilhelm mit der eben zuerst auf dem Markte erscheinenden Guttapercha bekannt wurde, seine Kenntniß davon Werner mittheilte, und dieser mit dem neu entdeckten Isolationsmittel, welches er durch eine selbst erfundene Maschine um die Leitungen preßte, in kurzer Zeit das eben von der Commission vergeblich discutirte Problem der sicheren unterirdischen Leitungen löste, da war der bis dahin unbekannte Secondelieutenant plötzlich der beherrschende Mittelpunkt des preußischen Telegraphenwesens geworden. Im Sommer des Jahres 1847 durfte er mit seinen Drähten und Halskes Apparaten die erste, Berlin mit Großbeeren verbindende Telegraphenlinie legen, welche einen vollen Erfolg zu bedeuten schien. Schnell wurde jetzt mit Halske das schon geplante Geschäft, in welches sich Siemens den späteren Eintritt vorbehielt, begründet, und während hier, in einem bescheidenen Hinterhause der Schöneberger Straße in Berlin, die nothwendigsten Einrichtungen getroffen wurden, kämpfte Siemens in der Commission schon wieder für neue, technisch fortschrittliche Ziele. Es ist heute schwer verständlich, daß die von ihm zuerst gegebene Anregung, die Telegraphie nicht für den Heeresdienst allein, sondern auch für die großen Kreise des Publikums zugänglich zu machen, den übrigen Vertretern der Commission nichts weniger als selbstverständlich erschien, sondern erst nach langem Sträuben, und nachdem Siemens in einem vom Hofe befohlenen Vortrage auch an dieser Stelle seine Ansicht begründet hatte, sich allmählich Geltung verschaffen konnte.

So schien sich für die Telegraphie sowohl als für ihren ersten deutschen Vorkämpfer Alles günstig zu gestalten, als die Ereignisse im März von 1848 und der darauf erfolgende dänische Krieg mit den übrigen Wirren dieser Zeit auch die telegraphische Commission auseinander sprengte. Erst im Herbste kehrten ruhigere Zustände zurück, und mit der Thätigkeit der ganzen Staatsmaschine stellte sich auch das Interesse an der Telegraphie wieder ein. Es ward beschlossen, in aller Eile eine unterirdische Linie — allen freien Luftleitungen brachte man damals aus verschiedenen Ursachen noch eine tiefe Abneigung entgegen — von Berlin nach Frankfurt a. M. zu erbauen, um die Beschlüsse der dort tagenden Nationalversammlung und des deutschen Reichsverwesers möglichst schnell nach Berlin rapportiren zu können. Die Leitung der Angelegenheiten war inzwischen vom Kriegs- auf das Handelsministerium übergegangen, und Siemens wurde auf seine Bereitwilligkeit, den Bau zu leiten, dem letzteren vorübergehend zucommandirt. Von Kiel zurückkehrend fand er Halske bereits in voller Thätigkeit; die Apparate standen fertig da, ein Ver-

*) Alle Schriften des jüngst Verstorbenen sind bei Jul. Springer in Berlin erschienen.

trag mit einer anderen Berliner Firma sicherte die Gummilieferungen zur Umpressung der Drähte, und die Unternehmer warfen ohne Zögern ihre ganze Kraft in das fast überhastet begonnene Werk. An Hindernissen fehlte es, wie bei dem ersten großen Unternehmen dieser Art nur zu natürlich, an keinem Tage: die Nothwendigkeit, jedes Leitungsstück vor dem Gebrauch zu prüfen, erzwang die Erfindung neuer, empfindlicher Elektricitätsmesser; die bisher noch ganz unbekannte Ansammlung der Elektricität in den großen, isolirten Leitungen, welche bei Entfernungen von 40 Meilen schon jede Verständigung vereitelte, forderte Vorrichtungen, sie zu umgehen; Gewitter und Nordlichter machten den Erbauern schwere Sorgen, und als das letzte Stück der Leitung, um schneller vorwärts zu kommen, dennoch oberirdisch verlegt werden sollte, mußte Siemens, um die Dienststörungen bei jedem Regenwetter zu verhindern, auch die jetzt gebräuchlichen Porzellanglocken erst erfinden. „Es ist heute," so unterbrechen sich die Memoiren bei der Wiedergabe aller dieser Störungen, „nicht leicht, sich auf den damaligen Standpunkt zu versetzen, um zu verstehen, welche Schwierigkeiten sich uns damals in Dingen entgegenstellten, die jetzt als ganz selbstverständlich betrachtet werden. Vorstellungen und Hülfsmittel, die heute jedem Schuljungen geläufig sind, mußten in jener Zeit oft erst mit Mühe errungen werden." Wenn allen diesen Hemmnissen zum Trotz die Linie so schnell beendet wurde, daß bereits die Kaiserwahl vom 28. März 1849 durch den Draht nach Berlin flog, so hatten die Erbauer gewiß alle Ursache, mit Stolz auf diese ihre erste Leistung zu blicken und der dabei gemachten Erfahrungen froh zu sein.

Während aber der Schöpfer dieser ersten großen Telegraphenlinie durch sie zu der festen Ueberzeugung gekommen war, daß die einfachen gummiumpreßten Leitungen in der feuchten Erde schnellem Verderben ausgesetzt seien und zu ihrem Schutze bei künftigen Ausführungen jedenfalls eiserner Umhüllungen bedürften, klammerte sich die Regierung fortan mit blindem Vertrauen an die alte und wohlfeile Art der Leitungen an, und so kam es zu den ersten Reibereien. Der Frankfurter Linie folgte eine solche nach Köln und zur preußischen Grenze, eine andere nach Hamburg und eine dritte zwischen Berlin und Breslau; und während die letzteren noch gebaut wurden, nagten an den ersten bereits Ratten und Mäuse. Siemens, der inzwischen seinen Abschied vom Militär genommen, führte die aufgetragenen Arbeiten, wenn auch unter Protesten, in der befohlenen Weise aus, als aber in den nächsten Jahren die Schuld und Verantwortung für den beginnenden Untergang der ungeschützten Leitungen von der Staatsverwaltung auf ihn gewälzt wurde, zögerte er keinen Augenblick, in einer freimüthigen Broschüre den wahren Sachverhalt darzulegen und alle ungerechten Vorwürfe energisch von sich abzuwehren. Allerdings führte dieser Schritt zu einem vorübergehenden Bruch mit der Staatstelegraphie, welche dem jungen Hause alle weiteren Bestellungen entzog, und für letzteres selbst zu einer schweren Krisis, aber die schnell um sich greifende Ausrüstung der noch durchaus in privaten Händen befindlichen Eisenbahnen mit elektrischen Telegraphen und die eben erwachende Verbindung des Geschäftes mit dem Auslande halfen über den schlimmsten Augenblick hinweg. — Während der Ausführung der Leitung zur belgischen Grenze hatte Siemens, wie er in den „Lebenserinnerungen" erzählt, Gelegenheit, den Anstoß zur Gründung des Reuter'schen Depeschenbureaus zu geben, dessen erster Inhaber bis 1850 Unternehmer einer Taubenpost zwischen Brüssel und Köln war und durch den elektrischen Telegraphen sein einträgliches Geschäft schonungslos zerstört sah. „Als Frau Reuter, die ihren Gatten auf der Reise begleitete, sich bei mir über diese Zerstörung des Geschäftes beklagte, gab ich dem Ehepaare den Rath, nach London zu gehen und dort ein ebensolches Depeschenvermittelungsbureau anzulegen, wie es gerade in Berlin unter Mitwirkung meines Vetters durch einen Herrn Wolff begründet war. Reuter's befolgten meinen Rath mit ausgezeichnetem Erfolge. Das Reuter'sche Telegraphenbureau in London und sein Begründer, der reiche Baron Reuter, sind heute weltbekannt."

Von den ausländischen Mächten, welche sich der neuen Einrichtung des elektrischen Fernschreibens bedienten und der jungen, in ihrem Vaterlande mit schweren Widerwärtigkeiten kämpfenden Firma Siemens & Halske zu neuen Bestellungen verhalfen, stand Rußland an erster Stelle. Schon 1849 war diese Verbindung durch die Lieferung der Apparate für eine Telegraphenlinie zwischen Petersburg und Moskau eingeleitet worden; mit dem Beginn des Jahres 1852 machten weitere Bestellungen die Reise von Werner Siemens selbst nach Petersburg nöthig, und während ihm der persönliche Verkehr in der fremden Stadt durch die Bekanntschaft und den Umgang mit Männern wie Lenz, Jacobi und v. Baer angenehm gemacht wurde, nahmen seine geschäftlichen Beziehungen zur russischen Regierung bald einen Umfang an, der schon in demselben Sommer eine zweite und in den nächsten Jahren noch zwei weitere Reisen nach Petersburg erforderlich machte. Eine Linie nach Kronstadt und Warschau, später von dort zur preußischen Grenze bildete den Anfang des umfangreichen Telegraphennetzes, welches das Haus Siemens & Halske bald über ganz Rußland spannen sollte. Während des Krimkrieges folgten dann, theils unter Werner's Leitung, theils unter derjenigen seines Bruders Karl, dem seit 1853 eine umfangreiche Tochteranstalt des Geschäftes in Petersburg unterstellt war, neue Linien, welche Moskau mit Kiew und Odessa, Petersburg mit Reval und Helsingfors und andere Orte, welche für den Feldzug von Bedeutung waren, mit einander verbanden. Daß bei der Unvollkommenheit der damaligen Transportmittel, dem Mangel an geübten Leuten und inmitten des tobenden Krieges diese Aufträge nur mit Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten vollzogen werden konnte, ist leicht zu begreifen. Am Schlimmsten aber kam es, als im Frühjahr 1855 während einer zufälligen Anwesenheit Werner's in Petersburg ganz plötzlich der Bau einer weiteren Linie bis in das belagerte Sebastopol verlangt wurde. Die Memoiren erzählen in lebendiger Anschaulichkeit, wie ihr Schreiber um Mitternacht fast mit Gewalt zum General v. Guerhardt geleitet wurde, dem Assistenten des allmächtigen Grafen Kleinmichel, der den beiden Siemens seit 1852 ein starker Beschützer in Rußland gewesen war. „Der Kaiser habe den schleunigen Bau einer Telegraphenlinie nach der Krim bis zur Festung Sebastopol befohlen, und der Graf wünsche Kostenangabe und Vollendungstermin bis zum nächsten Morgen um 7 Uhr von mir zu haben. Meine Bedenken hinsichtlich der Beschaffung und des Transportes der Materialien auf dem allein offenen Landwege von Berlin bis Sebastopol, sowie der Unmöglichkeit eines Linienbaues nach dem Kriegsschauplatze, wo alle Wege und Transportmittel vom Militär in Anspruch genommen wären, wurden durch das »der Kaiser will es!« niedergeschlagen. Und in der That bewährte sich das Zauberwort auch in diesem Falle. Die Linie wurde gebaut." Am nächsten Morgen, bevor noch der Ueberraschte seinen Bericht abliefern konnte, erhielt er den Bescheid, daß Kleinmichel dem Kaiser bereits die Vollendung in 16 Wochen und zu denselben Preisen wie die älteren Linien zugesichert hatte. „Ich erklärte beides für unmöglich . . . das half aber alles nichts und wurde kaum angehört. Der Kaiser hatte ja schon gesprochen! Im Laufe des Tages erhielt ich eine offizielle Zuschrift, worin mir mitgetheilt wurde, daß der Kaiser uns seinen Dank für die bisher geleisteten Dienste und für das Anerbieten des schleunigen Baues der nothwendigen Linie nach dem Kriegsschauplatze aussprechen ließe, daß er aber von uns erwarte, wir würden dieselbe in Anbetracht der schweren Kriegszeit billiger als die bisherigen bauen." So mußte denn mit allen Kräften und den Mitteln, wie sie sich in der Nähe der betreffenden Orte eben auftreiben ließen, gearbeitet werden; wie es dabei zuging, darin läßt die Art der Stangenbeschaffung in Nikolajew einen Blick thun, wo sich gerade der Hauptmann Beelitz, zur Siemens'schen Firma gehörig, befand. Siemens stürzt in der Nacht an den Telegraphen; Beelitz sendet seine Boten aus und läßt unverzüglich alle jüdischen Holzhändler aus den Betten holen. Bald meldet er, ein Jude wolle die Stangenlieferung übernehmen, verlange aber fünfzehn Rubel pro Stange. „Wirf ihn hinaus!" Rückantwort:

„Ist geschehen!" „Ein anderer will es für zehn Rubel thun!" „Wirf ihn auch hinaus!" „Ist geschehen!" — Eine Gesellschaft Anderer verlangt sechs Rubel, mit ihr wurde schließlich ein brauchbares Gebot erzielt. — Die Linie wurde rechtzeitig fertig — um den Fall der Festung als sicher in Petersburg zu melden; von dem bisher in Rußland erzielten Gewinn ging freilich mit ihr ein gut Theil wieder drauf. Bald erhielten aber die Unternehmer durch andere Aufträge Gelegenheit, ihre Verluste reichlich wieder auszugleichen.

Uebrigens waren es keineswegs diese Unternehmungen allein, welche die Thätigkeit Werner Siemens in den fünfziger Jahren absorbirten. Im Verein mit Halske ging es an eine gründliche Vervollkommnung der elektrischen und telegraphischen Meß- und Hülfsinstrumente; dem alten Zeigertelegraphen hatte sich der Morse'sche Schreibtelegraph zugesellt und gewann wie jener in den Siemens'schen Werkstätten gar bald ein neues Ansehen. Für die Eisenbahnen wurden elektrische Läutwerke, für die Telegraphie das doppelte Sprechen auf einem Draht, für die gleichmäßige Messung und Festsetzung elektrischer Größen in allen Ländern wurde ein umfassendes Einheitsprincip erdacht; die Weltausstellungen in Paris und London sicherten dem Namen Siemens die Führung der praktischen Elektrotechnik für das ganze Erdrund.

Schon bei der Telegraphenverbindung zwischen Petersburg und Kronstadt war von der Firma ein längeres submarines Kabel verlegt worden, und da man dasselbe vorsichtshalber mit einem festen Mantel von Eisendrähten umgeben hatte, während die englischen Techniker ihre Kabel vor- und auch noch lange nachher ganz schutzlos in's Meer senkten, so erlangte das Haus Siemens bald die Genugthuung und den Ruf, das erste dauernd brauchbare Seekabel geschaffen zu haben; alle übrigen Unternehmungen derart gingen stets einem schnellen Untergange entgegen. Da gleichzeitig auch die Siemens'sche Methode der Leitungsprüfung, durch deren Versäumniß bei umfangreichen Linien schon Hunderttausende verloren worden waren, ihre Vorzüge mehrfach bewährt hatte, so dauerte es nicht lange, bis das Berliner Haus auch für überseeische Telegraphenleitungen von allen Seiten in Anspruch genommen wurde. Die englische Firma Newall & Co. verlegte 1857 mit Siemens' Hülfe das erste Kabel im Tiefwasser des Mittelländischen Meeres, zwischen Algier und Sardinien, wo ein früherer Unternehmer schon zwei werthvolle Leitungen verloren hatte. Wenn Newall die Legung mit knapper Noth ohne Verlust und Bruch des Kabels vollendete, so hatte er das nur der Umsicht seines neu gewonnenen Helfers zu danken. An der bald folgenden Verlegung eines Kabels von Suez nach Indien, das die längsten bisherigen Linien um das siebenfache übertraf, nahm Werner Siemens mit einigen seiner Ingenieure ebenfalls Theil und hatte dabei auf der Abfahrt Gelegenheit, Kairo und die Cheopspyramide zu besuchen, während die Rückreise im Rothen Meer nicht ohne einen vollendeten Schiffbruch und eine viertägige Robinsonade auf einem kleinen Korallenriff von Statten ging. Größer jedoch war der Gewinn, den der Unermüdliche aus dieser Reise an Erfahrungen zog und in mehreren theoretischen und praktischen Abhandlungen über die vernunftgemäße Art der Kabellegung der ganzen Welt zur Verfügung stellte.

Bis dahin waren fast nur fehlerhafte, weil allzu billige Kabel verlegt worden; auch diese indische, sowie die im Sommer 1858 ebenfalls von England verlegte erste atlantische Leitung waren schon nach Jahresfrist unbrauchbar geworden, und damit Millionen buchstäblich in's Wasser geworfen. Wenn es jetzt anders wurde und wenn seit 1860 kein fehlerhaftes Kabel von Bedeutung mehr verlegt worden ist, so gebührt das Verdienst dafür in erster Linie den Brüdern Werner und William Siemens, denen in Ansehung ihrer Verdienste seit 1859 auch die englische Regierung die Prüfung ihrer Kabel übertrug.

Natürlich spornten diese Erfolge auch zu eigenen Unternehmungen an, zumal die Leistungsfähigkeit der Fabrik bereits erheblich gewachsen und außer dem Zweiggeschäft in Petersburg auch in London ein solches, unter Williams Leitung, groß geworden und bereits mit einer eigenen Kabelfabrik verbunden, entstanden war. Im Jahre 1863 erhielten die Brüder von der französischen Regierung ein Mittelmeerkabel zwischen Spanien und Algier in Auftrag, welches alsbald in Angriff genommen wurde, aber statt des erhofften Gewinnes schwere Verluste, große Gefahren und ein starkes geschäftliches Fiasco mit sich brachte. Man führte zwei Legungen umsonst und unter Verlust des Kabels aus, und die dritte wurde zwar, nach Gefahren, Angst und Noth, glücklich vollendet, aber kaum waren die ersten Depeschen gewechselt, so war unter den Einwirkungen der steilen, tiefen Abhänge unter dem Spiegel des Mittelmeeres auch diese Leitung zerrissen. Ein anderes Kabel im Schwarzen Meere, welches einige Jahre später durch die Londoner Firma verlegt wurde, blieb ebenfalls von kurzer Dauer, und schließlich bewirkte die Abneigung Halske's gegen derartige kostspielige und wagehalsige Unternehmungen die Loslösung des Zweiggeschäftes in London von dem Mutterhause, was freilich die Eintracht und die ständige Verbindung der Brüder selbst nicht in Mitleidenschaft zu ziehen vermochte. Werner widmete seine persönliche Kraft nach wie vor dem alten Geschäft in Berlin, blieb aber an den Unternehmungen der Häuser in London und Petersburg stets betheiligt. Er nennt die Periode dieser ersten mißglückten Kabellegungen ihre „eigentlichen Lehrjahre für derartige Unternehmungen. Statt des gehofften Gewinnes haben sie uns viel Sorgen, persönliche Gefahren und große Verluste gebracht, aber sie haben uns den Weg geebnet für die Erfolge, die unsere Londoner Firma später bei ihren großen und glücklich durchgeführten Kabelunternehmungen gehabt hat".

Diese großen Unternehmungen aber sollten nicht lange auf sich warten lassen. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre vollendeten die Gebrüder Siemens in der von Werner projectirten und mit Hülfe der englischen, preußischen, russischen und persischen Regierung ausgeführten directen Telegraphenverbindung zwischen England und Indien ein bis dahin für unmöglich gehaltenes Werk, dessen allgemeine Bewunderung sich noch um Vieles steigerte, als es einem neuen, ebenfalls von Werner Siemens erdachten Apparatsystem gelang, die Depeschen ohne Hülfe von Zwischenbeamten und damit ohne die Möglichkeit der Verstümmelung über die ganze, mehr als zehntausend Kilometer oder ein Viertel des Erdumfangs betragende Linie zu befördern. Die durch die erste, im Mittelländischen Meer mißglückte Kabellegung erlittene Schlappe war inzwischen durch eine mit ausgezeichnetem Erfolg für England von Malta nach Alexandria gelegte Linie längst wieder ausgewetzt; nun, im Jahre 1869, hielt man die Zeit auch für die selbstständige Ausführung eines transatlantischen Kabels für reif. Wohl waren sich die Brüder bewußt, damit den Neid und die Feindschaft des englischen Großkapitals, in dessen Händen bisher die meisten submarinen Kabel zu einem Geschäftsring verschmolzen worden waren, auf sich zu laden, doch konnte das ihren Unternehmungsgeist nicht hindern. Unter William's Constructionstalent entstand der erste wissenschaftlich und technisch vollkommene Kabeldampfer. Bruder Karl, der inzwischen von Petersburg nach London übergesiedelt war, übernahm die Verlegung selbst, und Werner blieb während derselben auf dem Ausgangspunkte der zu schaffenden Linie, an der irischen Küste, zurück. Die Legung ging gut von Statten, man befand sich schon auf hoher See, als die fortlaufenden Depeschen des Schiffes den Zurückgebliebenen einen ganz geringfügigen Isolationsfehler verriethen. Man hätte ihn unberücksichtigt lassen können, doch der Ehrgeiz verlangte eine ganz tadellose Leitung, und so begann man das letzte Stück aus der Tiefe von 18,000 Fuß wieder emporzuwinden. Mit Spannung verfolgten die Zurückgebliebenen das heikle Stück Arbeit am Galvanometer, dessen Zuckungen ihnen die Vorgänge auf dem Schiffe verriethen. Da — „plötzlich flog die Nadel unseres Galvanometers aus dem Gesichtsfelde — das Kabel war gebrochen! Gebrochen in einer Tiefe, aus der das Ende wieder aufzufischen ganz unmöglich erschien". Das war ein harter Schlag, um so härter, als man wußte, wie viel hämische Neider in England ihn laut und heimlich bejubelten. Zwei

bange Tage vergingen in ununterbrochener Beobachtung des Galvanometers, denn Werner war überzeugt, daß sein Bruder nicht zurückkehren würde, ohne das Wiederfischen des verlorenen Kabels wenigstens versucht zu haben. Eine Pause peinvollster Ungewißheit, die nur durch zeitweise Spiegelschwankungen am Apparat, wenn der Suchanker das Kabel berührte, nervös unterbrochen wurden. Dann aber, endlich, starke Spiegelschwankungen, offenbar durch Schiffsstrom, „die mit nicht enden wollendem Jubel des Stationspersonals begrüßt wurden. Das Unglaubliche war gelungen. Man hatte aus einer Tiefe, die die Höhe des Montblanc über dem Meeresspiegel übertraf, in einer einzigen Operation das Kabel gefunden und, was noch viel mehr sagen will, ungebrochen zu Tage gebracht . . . . Bruder Karl bekannte mir aber später, daß er während des ununterbrochenen Niederlassens des Suchankers, der sieben Stunden brauchte, um den Meeresgrund zu erreichen, doch die Hoffnung auf guten Erfolg schon verloren hatte."

Der „Faraday", das Siemens'sche Kabelschiff, bekam später noch viel Arbeit. Sechs atlantische Untersee-Linien sind im Ganzen durch Siemens Brothers, wie die Londoner Fabrik seit 1864 hieß, verlegt worden, darunter eins für Frankreich und zwei andere für den jüngst unter wenig lobenden Nekrologen bestatteten Eisenbahnhaifisch Jay Gould, der die Brüder Siemens übrigens nicht in die lange Liste der von ihm auf das Schimpflichste Ausgebeuteten einzureihen wagte. Unter wie manchen aufregenden Vorfällen diese großartigen, stets mit Beträgen von vielen Millionen rechnenden Unternehmungen verbunden waren, zeigt eine Episode aus dem Jahre 1874. Werner Siemens — die Erhebung in den Adelsstand erfolgte erst bei der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs — verließ eben seine Wohnung, um vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften, die ihn mit ihrer Mitgliedschaft beehrt hatte, seine Antrittsrede zu halten, da erreichte ihn eine Londoner Depesche. Der Faraday sei nach einer Kabelnachricht zwischen Eisbergen zerquetscht und mit seiner ganzen Besatzung zu Grunde gegangen! „Es erforderte nicht geringe Selbstbeherrschung, niedergedrückt von dieser schrecklichen Kunde doch meinen nicht verschiebbaren Vortrag zu halten! Nur wenige intime Freunde hatten mir die gewaltige Erregung angesehen. Freilich hoffte ich vom ersten Augenblick an, daß es ein Liebeswerk unserer Gegner wäre, diese Schreckenskunde in Amerika, woher sie telegraphirt wurde, erdichten zu lassen. Und so stellte es sich bald heraus. Es war nirgends ein fester Anhalt für die Herkunft der Nachricht zu finden, und nach Verlauf etlicher banger Tage meldete sich der Faraday wohlbehalten aus Halifax; er war durch starken Nebel längere Zeit in offener See festgehalten."

Natürlich mußten mit Unternehmungen dieses Umfanges entsprechende Vergrößerungen der Geschäfte und Fabriken Hand in Hand gehen. Längst ist zu der Berliner Fabrik eine größere, Massen von Arbeitern beschäftigende Anlage in Charlottenburg gekommen. In England wurde eine Guttapercha-Fabrik, im Kaukasus ein gewaltiges Kupferbergwerk angelegt, „ein Hüttenwerk im fernen Kaukasus, das an der Spitze der wissenschaftlichen Technik steht und mit ihrer Hülfe die Ungunst seiner Lage siegreich zu überwinden vermag." —

Wir sind uns wohl bewußt, in dieser Skizze des Lebens eines der ersten Deutschen einseitig verfahren zu sein. Von dem über Ermessen vielseitigen Wirken Werners von Siemens ist hier nur eine Seite, oder vielmehr eine Kette, die stärkste, welche sich durch sein Leben zog und es so groß und erfolgreich gemacht hat, behandelt worden — aber vielleicht ist diese Einseitigkeit kein Mangel, vielleicht ist sie ein Vorzug, der allein über ein so reiches Schaffen auch in kleinem Rahmen eine geschlossene Skizze ermöglichte. Um vollständig zu sein, hätten wir Siemens' Leistungen auf dem Gebiete des Meß- und Regulirungswesens, hätten wir seine einzig dastehende Förderung des elektrischen Eisenbahnwesens, der Dynamomaschine und der elektrischen Beleuchtung gebührend erklären müssen. Wir hätten den unglaublichen Reichthum an technischen Einzelheiten auf den verschiedensten Gebieten, der seinem Kopfe scheinbar mühelos entsprang, wenigstens kurz berühren und daneben die Fülle tiefster wissenschaftlicher Spekulation und Forschung halten müssen, deren derselbe Geist noch in den Mußestunden fähig war, welche ihm die Technik übrig ließ. Wir hätten Siemens' politische Thätigkeit nicht übergehen dürfen und seiner väterlichen Sorge für die tausende von Arbeiter- und Beamten existenzen, welche er geschaffen, gedenken müssen. Seine Arbeiten für das Zustandekommen eines Patentgesetzes hätten mehr als eine flüchtige Erwähnung verdient, und seine Sorge um den Fortschritt der reinen wissenschaftlichen Erkenntniß, die er durch ein fürstliches Geschenk an den Staat documentirte, verdient mehr Aufhebens, als die Millionengaben amerikanischer Milliardäre, welche hin und wieder der drohende Volkswille zu einem mißmuthigen Opfer, das sie nicht empfinden, zwingt. Es weiß ja ein Jeder, daß Werner von Siemens zu den Ersten unter den Deutschen, zu den Großen der Wissenschaft und zu den Führern des Zeitalters gehört, das er selbst das „naturwissenschaftliche" nannte.

---

## Die Stellung der Deutschen unter den Völkern.

Von Karl Jentsch.

Nicht Chauvinismus ist es, sondern es ist in der Natur der Dinge begründet, wenn sich uns Deutschen bei einem Ueberblick der Weltgeschichte unser eigenes Volk von selbst in den Mittelpunkt stellt, wie denn sein Wohnplatz der geographischen Lage nach das Land der Mitte ist. Ein Franzose, ein Engländer, ein Russe, gar ein Italiener, ein Spanier oder ein Schwede würde der künstlichsten Constructionen bedürfen, wenn er seinem eigenen Volke die gleiche Stellung anweisen wollte. Wir finden es daher begreiflich und gerechtfertigt, wenn ein deutscher Geschichtsphilosoph sich von vorn herein auf die Deutschen beschränkt, und eine kurze Betrachtung der Eigenheiten und Schicksale der übrigen Völker nur als Einleitung vorausschickt. So verfährt Dr. Ritter in seinen zwei höchst beachtenswerthen Versuchen. In einer kleineren Schrift: „Nationalität und Humanität", liefert er eine Völkerpsychologie, die sich jedoch auf die heutigen Völker Europas und die Nordamerikaner beschränkt. Denn, meint er, „es ist wohl nicht zweifelhaft, daß wir in der fast zweitausendjährigen Geschichte seit Cäsar und Christus eine gut durchgearbeitete Selbsterziehung des Menschengeschlechts sehen dürfen, zumal wenn sich nachweisen läßt, daß und wie diese Selbsterziehung in den psychologisch möglichen Energien des menschlichen Lebenstriebes erfolgt ist." Er glaubt, daß dieser Nachweis noch von keinem seiner Vorgänger geführt worden sei, und sagt, einige neuere Versuche erwähnend: „Wundt berücksichtigt (in seiner Ethik) von Völkerleistungen nur die[j] mehr natürlichen und vorchristlich-abendländischen, während Dilthey zwar psychologischer als einst Hegel, aber doch einseitig der Kategorie abstracter Entwickelung folgt, indem er beispielsweise die mohamedanischen Araber in die Reihe der Culturpotenzen von Verdienst setzt, während sie doch nur eine rückschreitende Störung verursacht haben, so daß sie eine nur negative Leistung aufzuweisen haben." Da hätten wir zugleich eine hübsche Probe von den ungeheuren Klüften der Gegensätze, welche die deutsche Wissenschaft auch an solchen Punkten spalten, wo die Ueberbrückung gar nicht schwierig wäre. Während Ritter den Mohamedanern jede positive Leistung abspricht, fehlt es nicht an populären und weitverbreiteten Geschichtswerken, die, noch über Dilthey hinausgehend, die spanischen Araber geradezu als die eigentlichen Väter der modernen Cultur preisen. In der Charakteristik der heutigen Culturvölker wird man mit Ritter im Allgemeinen einverstanden sein können, und auch darin, daß er die Russen mit Stillschweigen übergeht, also nicht dazu rechnet. Im Einzelnen wäre so manches auszusetzen, z. B. wegen der Behauptung auf S. 17: „Auch die Zucht durch Arbeit ward den Italienern nicht zu Theil;

so fehlten ihnen die Tugenden des Gehorsams und des Fleißes, die einst eine Zierde der Römer waren." Hat er doch an anderer Stelle selbst hervorgehoben, daß es die italienischen Stadtbürger gewesen sind, die durch ihre Arbeit eine höhere, über das priesterlich-ritterliche Leben des früheren Mittelalters hinausgehende Cultur geschaffen haben, und im ersten Bande von Karl Hillebrand's Italia hätte er sich durch Sidney Sonnino belehren lassen können, daß es auf Gottes Erdboden kein fleißigeres und emsigeres Geschöpf gibt als den toscanischen Halbpächter. Wie die Engländer und die Deutschen zu dem Vorurtheile gekommen sind, die Italiener für Faulenzer zu halten, braucht den Lesern der „Gegenwart" wohl nicht erst erklärt zu werden.

An diese einleitende nun knüpft Ritter seine Hauptschrift*) mit folgenden Worten an: „Wie der Verfasser dort versuchte, das ethische Leben der abendländischen Völker unter psychologischen Kategorien zu erfassen, und zu dem Ergebniß kam, daß die deutsche Nation allein dem immanenten Triebe zur Humanität, d. h. zum Gedanken des Menschenthums, bis zur Entfaltung ihres totalen Inhalts gefolgt ist, so möchte er hier den dort ausgesprochenen Gedanken in den Formen des concreten Lebens weiter verfolgen und den Nachweis führen, daß das Reich, wie es nach jenem Ergebniß nicht anders sein kann, denjenigen empirischen Staat darstelle, der der Idee des Menschenthums am meisten theilhaftig ist." Den Nachweis dieser kühnen Behauptung, gegen die ich trotz des hohen Begriffes, den ich vom deutschen Volke habe, ganz entschieden protestire, wird jedenfalls der zweite Theil erbringen sollen. Der vorliegende erste stellt dem Titel gemäß nur die Entstehung des Reiches dar, und ihm zolle ich die unbedingteste Anerkennung. Der Verfasser liefert, mit gründlichen historischen Kenntnissen ausgerüstet, einen raisonnirenden Abriß der deutschen Geschichte, indem er für jede wichtige Veränderung Ursachen und Bedeutung und den vernünftigen Zusammenhang aller Begebenheiten nachweist. Tief eingedrungen in den Geist der Weltgeschichte, eröffnet er dem Leser die überraschendsten Einblicke, die, je mehr sich die Darstellung der Gegenwart nähert, desto mehr an praktischem Werth gewinnen. So z. B. findet er, daß Barbarossa der nämlichen Verschuldung erlegen sei wie sein Gegner, der Welfe, wenn auch nicht, gleich diesem, bis zum Verlust von Land und Herrschaft, der Schuld nämlich, das dynastische über das Staatsinteresse gesetzt zu haben. Mit diesen Beiden ward die Herrschaft der Volksherzöge, die vormals das Reich geschaffen hatten, zu Grabe getragen, und an ihre Stelle traten die Geschlechter der Grafen als Träger des Reiches. Da aber diese Grafen ursprünglich königliche Beamte gewesen, also nicht Schöpfer, sondern Geschöpfe des Reiches waren, so war mit dieser Veränderung das Reich — um einen Lieblingsausdruck des Verfassers zu gebrauchen — in höherem Grade „politisirt" als bis dahin. Die großartige Stellung, die Kaiser Sigismund in der Entwickelung Deutschlands einnimmt, ist, so viel ich weiß, vor Ritter noch von Niemand hervorgehoben worden. Indem dieser Luxemburger — die Luxemburger haben, wie er richtig bemerkt, den Idealismus in der Politik sehr glücklich mit einem verständigen und erfolgreichen Realismus verbunden — indem dieser also Ungarn durch Heirath mit Oesterreich verband, den Hohenzollern die Mark Brandenburg übertrug und dem Hause Savoyen durch die Erhebung des Grafen zum Herzoge den Stachel des Ehrgeizes einpflanzte, hat er den Grund gelegt zu den Mächten des heutigen Dreibundes: Preußen, Oesterreich und Italien. Sehr schön erklärt Ritter, wie es kam, daß die unter Sigismunds Schutz und Leitung unternommene Kirchenreform bei allem guten Willen und klarer Einsicht des Kaisers scheitern mußte. Ihm waren von vornherein die Hände gebunden, weil er als Gegenkönig Wenzels, des Beschützers von Huß, gewählt worden war. Obendrein konnte er in England, wo soeben „die geistlich-feudale Reaction der Lancaster" den Wicliffismus unterdrückt hatte, die Regierung nur durch das Versprechen, den Johann Huß nicht zu beschützen, für sein Concil gewinnen; eine Kirchenreform aber war nur auf der Grundlage der Anschauungen von Wicliff und Huß möglich. Sigismund jedoch hatte keine Wahl; die Türkengefahr nöthigte ihn, die äußere Einigung der Christenheit durch Beseitigung des Schismas der Reform vorzuziehen. Fruchtbare Keime enthalten u. a. folgende Gedanken Ritter's: daß die Steuereinnehmer des Großen Kurfürsten Mitbegründer des preußischen Staates geworden sind, daß der Entschluß Friedrich Wilhelms II., der französischen Republik den Krieg zu erklären, nicht aus dem deutschen, sondern aus dem russischen Begriff von der Monarchie hervorgegangen ist, daß auf dem Wiener Congreß nicht französische, sondern russische Einflüsse uns Deutschen verhängnißvoll geworden sind, und daß man da besonders Sachsen ungerecht und unpolitisch behandelt hat. „Der König von Sachsen hatte im Grunde weiter nichts gethan, als treuer am Bündnisse mit Napoleon festgehalten zu haben, als Bayern, Württemberg und die übrigen Staaten des Rheinbundes. Die Theilung Sachsens war nichts weniger als Wiederherstellung. Wollte man wiederherstellen in Uebereinstimmung mit den Ideen und Zuständen, dann hätte man Sachsen an Preußen geben können, dafür aber den König von Sachsen zum Könige von Polen machen müssen, so daß Polen einen katholischen und im Reich politisirten Fürsten erhielt, das Reich sowohl einen Schutz gegen Osten als auch sein Culturgebiet ohne Schmälerung behielt. (Entfremdet worden war ihm dieses Culturgebiet, wie weiter oben gezeigt wird, durch die Königin Hedwig, des Ungarnkönigs Ludwig Tochter, die ihr Verlöbniß mit Wilhelm von Oesterreich brach und aus schwärmerischer Religiosität den Großfürsten Jagiello von Lithauen heirathete, um ihn zum Christenthum zu bekehren; diese Wendung legte zugleich den Keim des Zerfalls in den polnischen Staat, indem Jagiello seine Wahl zum Könige mit der Bewilligung jener „Freiheit" bezahlen mußte, die der Adel für sich beanspruchte.) Das wäre in der Culturidee des Reiches gewesen! Leider hat Friedrich Wilhelm III. mit dem unzuverlässigen Alexander im Widerspruch zu den übrigen Mächten sich anders vertragen." Endlich wollen wir doch die treffliche Bemerkung nicht übergehen, daß das Dreiklassenwahlgesetz ein Product des ethischen Materialismus sei und den Staat zur Actiengesellschaft erniedrige.

Es versteht sich, daß Ritter aufrichtiger Protestant ist; kann ja doch vom katholischen Standpunkte aus ein philosophisches Verständniß der Weltgeschichte gar nicht gewonnen werden. Eben dadurch ist nach ihm Preußen die Vormacht der modernen Culturwelt geworden, daß es als echt protestantischer Staat sich von der ursprünglichen mystischen Grundlage des christlichen Staatensystems losgelöst und auf den sicheren Boden der praktischen Bedürfnisse gestellt, aber als beseelendes Ideal und als Ersatz für die Religion die ethischen Gedanken und die sittliche Kraft des alten Reiches festgehalten hat. Indem aber Ritter selbst ebenfalls ein echter Protestant ist, vermag er der alten Kirche gerecht zu werden, und es ist daher seine Darstellung frei von jenen schiefen Auffassungen geschichtlicher Ereignisse, die, aus confessioneller Befangenheit entstanden, sich in den protestantischen Geschichtswerken, namentlich in solchen für das Volk, allen sicheren Ergebnissen der Forschung zum Trotz von Geschlecht zu Geschlecht fortschleppen. So z. B. erkennt er an, daß in dem Streite zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. der König es sei, der angefangen hat, daß beide Parteien in Unrecht waren und beide verspielt haben, und daß die Fürsten, die sich gegen Heinrichs Tyrannei auflehnten, nur von ihrem Rechte Gebrauch machten. „Auch sind es nicht der Papst und Kaiser in Absolutheit, sondern es sind die Fürsten des Reiches, welche das Concordat von Worms zu Stande bringen: dem Kaiser soll werden, was des Kaisers, dem Papste, was des Papstes ist, so daß dem Abendlande sowohl das Chalifat der geistlichen Autorität, als auch das Sultanat der weltlichen erspart blieben, dagegen die politische Entwickelung in Freiheit des Geistes und des Rechtes ungehemmt fortschreiten konnte." Auch läßt er sich durch den romantischen Glanz der Hohenstaufenzeit nicht blenden, sie höher zu stellen als die

*) Das Deutsche Reich als Staat. Eine geschichtsphilosophisch-politische Studie von Oberlehrer Dr. Ritter. I. Theil. Entstehung bis 1871/91. Dessau und Leipzig, Richard Kahle's Verlag.

vorangehenden und nachfolgenden Zeiten, noch auch durch den Umstand, daß die Hohenstaufen Feinde des Papstes waren, zu ihren Gunsten bestechen. Sein Urtheil über Barbarossa haben wir oben schon angeführt; insbesondere rechnet er ihm mit Recht noch dieses als schwere Verschuldung an, daß er die neue und höhere Culturmacht der Städte zu vernichten gesucht hat, während es seine Pflicht gewesen wäre, sie zu schützen und zu fördern. Was die Kaiser des 14. und 15. Jahrhunderts, was auch selbst noch die österreichischen Habsburger nach der Reformation für das Reich geleistet haben, hebt er gebührend hervor. So darf man sich denn nicht wundern, daß er auch dem unglücklichen Friedrich Wilhelm IV. gerecht wird, den noch neuerdings wiederum Heinrich von Sybel so ungerecht behandelt hat. Darin allerdings stimmt er mit der gewöhnlichen Beurtheilung dieses Königs überein, daß seine verfehlten Maßregeln seiner mystischen Auffassung des Königthums entsprungen sind; als die beiden verhängnißvollsten unter diesen Fehlgriffen bezeichnet er den Versuch einer ständischen Volksvertretung und die Ablehnung der dem Könige dargebotene Kaiserkrone.

Bin ich demnach in der Auffassung und Deutung der Thatsachen mit Ritter größtentheils einverstanden, so bin ich doch, wie schon angedeutet wurde, sein entschiedener Gegner in der Meinung über das Ziel, dem die geschichtliche Entwickelung zustrebt. Nach Ritter, der Hegelianer ist, soll der Staat die sittliche Idee verwirklichen. Das leugne ich, nicht sowohl mit Beziehung auf den deutschen Staat, als mit Beziehung auf den Staat überhaupt. Was den deutschen Staat anlangt, so hat er die Gerechtigkeit, die doch vor allen anderen sittlichen Ideen für das Staatsleben in Betracht kommt, niemals in dem Maße unterdrückt wie die übrigen Staaten, und in der preußischen Regierung, im Heere, im Beamtenstande, im Lehrkörper Preußens haben sittliche Kräfte nicht selten alle sonstigen Antriebe überwogen, am meisten allerdings in jener Zeit, da der preußische Staat so gut wie nicht mehr vorhanden war, und als Hardenberg und Altenstein jene herrlichen, die Wiedergeburt Preußens anbahnenden Denkschriften verfaßten, aus denen Ritter einige Stellen anführt. Aber so hoch wir die im Staate, die in *unserem* Staate wirksamen sittlichen Kräfte auch anschlagen mögen — der Staat als Verwirklichung der sittlichen Idee ist und bleibt eine contradictio in adjecto. Denn der Staat ist die große Zwangsanstalt, und der Zwang ist der Tod der Sittlichkeit, die auf Freiheit beruht. Die Sittlichkeit der Bürger des vollendeten Polizeistaates ist nicht mehr werth als die Sittlichkeit des dressirten Jagdhundes, der es weiß, daß er jede Abweichung von dem Pfade der Jagdhundtugend mit den grausamsten Mißhandlungen zu büßen hat. Der Staat soll darauf bedacht sein, die Antriebe zur Sittlichkeit zu vermehren, und soll seine Zwangsgewalt u. a. auch zu ihrem Schutze verwenden. Aber wenn er von der Idee besessen ist, die Sittlichkeit verwirklichen zu sollen, so verirrt er sich in jene Bevormundungs- und Einmischungssucht, die den schwächeren Naturen geistig die Knochen bricht, die stärkeren zu verbrecherischem Widerstande reizt, so züchtet er jene Spitzel-, Denuncianten- und Heuchlergewohnheiten, die den Volkscharakter in Grund und Boden verderben. Je mehr der Staat das Gebiet der freien Sittlichkeit einengt und das ganze Leben seiner Unterthanen mit einem Gehege pharisäischer Sittenvorschriften und bureaukratischer Reglements umgibt, das den Menschen von der Wiege bis zum Grabe keinen Augenblick unbeaufsichtigt und ungeleitet läßt, desto sicherer wird jene Stimmung erzeugt, wo mit Ausnahme der höheren Beamten, von denen der Zwang ausgeht, und der Millionäre, die er nicht trifft — denn Geld ist Macht, und Macht ist Freiheit, heutzutage mehr als je seit Erschaffung der Welt — wo also mit Ausnahme dieser beiden Klassen jedermann den Staat für seinen Todfeind ansieht. Hegel's Staatsidee wirkt um so gefährlicher, in desto nähere Verbindung sie mit dem Sittlichkeitsbegriffe von Kant und Fichte gebracht wird. Ritter selbst macht mit einer Naivität, die einem königlich preußischen Staatsanwalt, der es unvorbereitet liest, einen Schlagfluß zuziehen kann, die Nutzanwendung von dem Kant-Fichte'schen Moralgrundsatz, daß der Mensch stets Selbstzweck sei und niemals von einem andern Menschen als Mittel gebraucht werden dürfe. Daraus, meint er ganz richtig, lassen sich zwei Folgerungen für das Leben ziehen. „Es sind dies die Forderungen allgemeiner Wehrpflicht für ein Nationalheer und die Aufhebung der Unfreiheit in jeder Form und Consequenz; denn soll ein Mensch nur Selbstzweck, nicht Mittel für einen anderen sein, so darf er weder mit Beschränkung des Arbeitsertrages für ihn arbeiten, noch für ihn in das Feld ziehen, sondern ein jeder muß sowohl die ungeschmälerte Frucht seiner Arbeit empfangen als auch das eigene Leben für das Ganze und für sich einsetzen". Da hätten wir also das Recht auf den vollen Arbeitsertrag und die denkbar schärfste und überzeugendste Verurtheilung des Kapitalismus! Muß doch der heutige Lohnarbeiter einen weit größeren Theil seines Arbeitsertrages an den Gutsherrn oder Fabrikanten abtreten als der ehemalige Leibeigene. So viel ist klar, wenn die Kant-Fichte'sche Definition von Sittlichkeit richtig, und der Staat die Verwirklichung der sittlichen Idee ist, dann darf dieser kein Unternehmerthum dulden; nur für das Ganze, also für die Staatsverwaltung und Landesvertheidigung, darf der Einzelne einen Theil seines Arbeitsertrages abzutreten gezwungen werden, nicht für einen reichen Privatmann. Und können manche Gewerbe nicht anders als in der Form des Großbetriebes bestehen, dann dürfen die in diesem Falle unentbehrlichen Arbeitsleiter nicht „ausbeutende" Kapitalisten oder Angestellte von Aktieninhabern, sondern nur Staatsbeamte sein, die sich mit Besoldungen von einigen tausend Mark statt von einigen Millionen zufrieden zu geben haben. Die Sozialdemokraten sind also heutzutage die einzigen folgerichtigen Vertreter der mit Hegel's Staatsbegriff combinirten Kant-Fichte'schen Ethik, und nicht Zufall war es, sondern Nothwendigkeit, daß Fichte's Staatsideal, der „geschlossene Handelsstaat", sozialistisch ausfiel. Nur darum ist das moderne Beamtenthum der Sozialdemokratie so spinnefeind, weil es in ihr seinen gefährlichsten Concurrenten wittert. Uns Unparteiischen aber kann es gleichgültig sein, ob es die proletarische Sozialdemokratie oder eine vornehme Beamtenschaft ist, die uns in das Zuchthaus des absoluten Zwangsstaates sperrt. Als einzigen lachenden Erben der solchergestalt „politisirten und ethisirten" Menschheit sehe ich im Hintergrunde das bärtige Haupt unseres verehrten Freundes Eduard von Hartmann auftauchen — so wenigstens würde ich sagen, wenn es nicht eine Beleidigung für einen Pessimisten wäre, sich ihn in der Stimmung eines Lachenden vorzustellen. Nur durch „Entpolitisirung" der Gesellschaft, durch Einschränkung der Staatsgewalt und Wiederherstellung eines höheren Maßes der persönlichen Freiheit, eines Spielraums für die Entfaltung freier Sittlichkeit, läßt sich der Abgrund umgehen, dem wir zusteuern. Bin ich also in der Bestimmung des höchsten Zieles aller geschichtlichen Veränderungen der entschiedenste Gegner Ritter's, so treffe ich in der Bestimmung des nächsten praktischen Zieles der europäischen Politik wieder mit ihm zusammen. Es ist dies eine „Union Westeuropas, von der Frankreich als das erste Culturland der Kunst nicht ausgeschlossen bleiben darf."

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Erfüllte Wünsche.

Von Hans Lapp.

Es sind nun etliche Jährlein her, seit Michael Bunge in einer Straße, die von armen Familien wimmelte, einen kleinen Grünzeugladen öffnete. Seine kühnsten Forderungen an das Schicksal verstiegen sich damals nicht höher als bis zu einem Geschäfte, wie es sein ehemaliger Prinzipal betrieb und in besonders anspruchsvollen Augenblicken zu einer massiven

Goldkette, wie sie Jenem gegen den Magen schlug. Aber der Appetit kommt beim Essen.

Es dauerte nicht gar zu lange, da hatten die armen Familien, die gar viele Schnäbel mit Michael Bunge's Waaren stopfen mußten, den überaus sparsamen und fleißigen Junggesellen in die Lage versetzt, in einen geräumigen, hellen Eckladen überzusiedeln, eine Auslage von Südfrüchten, sehr bunten Blechdosen und, in der richtigen Jahreszeit, von Spargel, Blumenkohl, Radieschen auszustellen, die den Ehrgeiz auch des anspruchsvollsten Grünwarenhändlers befriedigt hätte und endlich eine Uhr und Kette zu tragen, die wirklich nur sehr wenig der seines alten Lehrherrn nachstand. Michael Bunge hätte nun wohl zufrieden sein sollen, aber jetzt kamen andere Wünsche an die Reihe, deren Erfüllung er nicht einmal halb so geduldig erwarten konnte, wie vorher.

Er hatte es nun mit einer anderen Klasse von Kundschaft zu thun, als in der armseligen Straße, Damen in Seidenpelzen kamen zuweilen, die wöchentliche oder gar monatliche Rechnung zu bezahlen, statt der armen Arbeiterfrauen, die sich Sonnabend Abend in seinem kleinen Laden zusammengefunden; zierliche Zofen mit weißen gestickten Schürzen und sehr kunstreichen Frisuren griffen prüfend seine Salatköpfe an, statt der ungekämmten halbwüchsigen Mädchen, die einst in Vertretung ihrer Mütter die Einkäufe besorgt. Dabei ereignete sich es, daß Michael Bunge's im verschwiegenen Herzen getragenes Frauenideal eine vollständige Umgestaltung erfuhr. Er begann das Zierliche, Feine, dem Auge Wohlgefällige über allerhand praktische Tugenden zu stellen, mit welchen er ehemals in Gedanken seine dereinstige bessere Hälfte ausgeschmückt, und da sich es so traf, daß das neue Ideal sich mit einer realen Erscheinung deckte, erwachten Wünsche in ihm, die er selber für ungleich unbescheidener hielt, als die den Eckladen und die goldene Uhr betreffenden. Was die hübsche Clara — die unter guten Freundinnen auch noch die minder rühmliche Bezeichnung „die dumme Clara" führte — betrifft, so erschienen sie ihr lange nicht so vermessen, wie der verliebte Grünwaarenhändler sich einbildete. Sie fand es nachgerade etwas langweilig, den ganzen langen Tag im Laden ihrer altjüngferlichen Tante zu stehen und Strickwolle, Nähseide und Häkelgarn zu verkaufen. Eine verheirathete Frau sein, das leuchtete ihr, trotz ihrer nicht übermäßig entwickelten Geistesgaben als etwas ganz Wünschenswerthes ein, und wenn in ihren Zukunftsphantasien vielleicht auch nicht gerade ein Grünwaarenhändler mit — es muß zugestanden werden — ungeheuren rothen Händen, einem äußerst gewöhnlichen Gesicht und einer derben Gestalt, die Hauptrolle gespielt, so verstand sie es, die Phantasien nach der Wirklichkeit umzumodeln, umso mehr, als die eigentliche Idealfigur, der schlanke, junge Mann mit dem schwarzen Schnurrbart, den ungezählten Millionen und der wahnsinnigen Liebe für sie durchaus nicht in ihrem Gesichtskreis auftauchen wollte.

Jeden Morgen, aber nicht bevor Michael vom Markte heimgekehrt, erschien sie sauber und zierlich wie eine Weihnachtspuppe im Laden, drehte das Köpfchen, lächelte, erröthete bei der Beflissenheit, mit welcher Michael, auch wenn noch so viele Kunden warteten, sie bediente, eifersüchtig darüber wachend, daß ihm sein Gehülfe nicht zuvorkomme. Wenn sie gegangen war, erschien er wie verklärt, so daß sich selbst die kleinen Lehrlinge zwinkernd anstießen; aber so freundlich ihr Lächeln und so verheißend ihre Blicke auch gewesen, der arme verliebte Narr fand lange nicht den Muth, seine glühenden Wünsche auszusprechen. Indessen ebnete er unbewußt die Bahn. Die Tante, die sonst an Allem etwas zu nörgeln fand, war angenehm überrascht von Maß und Qualität der Waaren, die Clara einkaufte, sie wurde nicht müde, den Michael im Gegensatz zu seinem Vorgänger als einen äußerst reellen Kaufmann zu preisen, dessen Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit über den grünen Klee zu loben. Und als Michael Bunge nach manchem vergeblichen Anlaufe endlich so viel Courage aufgespeichert, um in einem neuen schwarzen Anzuge, von welchem sich die dicke Uhrkette sehr wirkungsvoll abhob, in dem Zimmer hinter dem Woll- und Zwirnladen einen Sonntagsbesuch zu machen, als er diesen etliche Monate mit der Pünktlichkeit einer wohlregulirten Uhr wiederholt und endlich der hübschen Clara bei einem Spaziergang seinen sehnlichen Herzenswunsch bekannt und die Zustimmung der Tante und Nichte erlangt hatte, da wunderte er sich, daß ihm die Erfüllung desselben nicht schwerer gemacht worden. Von nun an glaubte Michael steif und fest, er sei ein Sonntagskind, das nur nach irgend einem begehrenswerthen Ding Verlangen zu tragen brauche, um es wie einen reifen Apfel vom Baum in seinen Schoß fallen zu sehen. Seine Wohnung war hübsch und reichlich eingerichtet, und sah seiner Ansicht nach geradezu vornehm aus, denn Clara hatte ihr ganzes elterliches Erbtheil für Möbel, Bilder, Teppiche und dergleichen ausgegeben. Vielleicht hätte sein früheres, praktischeres Ideal das kleine Sümmchen in sein Geschäft gethan, aber Michael konnte ganz wohl ohne dasselbe fertig werden und war im Stillen stolz auf die vornehmen Liebhabereien seiner Frau.

Ein eigenes Haus? Kaum war ihm der Gedanke aufgestiegen, daß dieses eine wünschenswerthe Sache sei, wurde das Gebäude, in welchem er seinen Laden hatte, zum Verkauf ausgeboten und er erstand es unter so günstigen Bedingungen, daß es nach einem Jahrzehnt sein schuldenfreies Eigenthum wurde. Und gerade als sich nach mehrjähriger Ehe über beide heitere und wohlgemuthe Gatten wie ein Spinnwebennetz ein leiser Schatten lagerte, als es wie ein Seufzer an das Schicksal klang: „es ist so still im Hause, wir sind allein", erfüllte ein blondköpfiges blauäugiges Ding die Wohnung mit nicht immer harmonischen Tönen. Einen stolzeren, seligeren Menschen als Michael Bunge an dem Tage, da sein Töchterchen Clara getauft wurde, hätte man vergeblich gesucht. Solch ein schwaches, winziges, gebrechliches Geschöpf! Ein starker Windstoß hätte ihm das leise flackernde Lebenslicht ausblasen können, und doch wurde es der Mittelpunkt für alle Hoffnungen und Wünsche seines Vaters. Daß man es auch einmal die „hübsche Clara" nennen würde, konnte selbst der oberflächlichste Kenner von Kinderphysiognomien nicht bestreiten, ein weißes, rosiges Gesicht, so fein wie das einer Prinzessin, schöne blaue Augen, goldblondes reiches Haar, Clara Bunge, die Tochter, versprach ihre hübsche Mutter tief in den Schatten zu stellen. Und als sich die ersten Regungen des Geistes in dem Kinde zeigten, da konnte Jedes darüber urtheilen, daß man sie niemals die „dumme Clara" nennen würde, deren Beschränktheit dem Herrn Gemahl nach den ersten Flitterwochen denn auch ziemlich deutlich geworden. Die kleine Clara ist schlau und klug wie ihr Vater; er ist stolz auf sie, auf ihr hübsches Gesicht, ihre kleinen feinen Hände, ihre klugen, vorwitzigen Aussprüche, die zierlichen Kleidchen, in welchen sie einhergeht, das Naserümpfen, mit dem sie schmutzigen, schlechtgekleideten Kindern ausweicht. Es ist keine Kleinigkeit für einen Grünwaarenhändler, eine Tochter zu haben, die Jeder für ein Millionärskind halten könnte. — Michael Bunge hatte kein schweres Schulränzel durch's Leben zu tragen; früh verwaist war er Lehrjunge in einem Grünwaarenladen geworden und hatte vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein arbeiten müssen. Dennoch wußte er den Segen der Bildung zu schätzen; sein Kind sollte ihm nicht den Vorwurf machen, daß er ihre Erziehung vernachlässigt und, was an ihm lag, unterließ, eine feine Dame aus ihr zu machen. Leider vergriff er sich, wie so mancher brave Mann vor ihm in der Auswahl der Mittel, die zum Heile führen sollten.

Manches Jahr verstrich zur Qual der Nachbarschaft, bis Clara etliche Salonstücke auf dem Klavier herunterzuspielen verstand unter dem Brausen des Pedals, das sie keinen Moment auszulassen pflegte. Wenn Jemand ihrem glücklichen Vater zu verstehen gegeben hätte, Frau Musika besitze eine begabtere oder geschultere Jüngerin, so würde er es unfehlbar für eine Lästerung gehalten haben. Sie lernte Tassen und Schärpen bemalen, Kissen und Decken sticken, Französisch und Englisch sprechen und sein Respect für die Gaben und Kenntnisse seines Töchterleins wuchs mit jedem Tage.

Selbstverständlich fiel es weder ihm noch seiner, wenn möglich noch blinder anbetenden Frau ein, von ihrer Lilie auf dem Felde zu erwarten, daß sie etwa spinnen und weben solle. Hätte sie in der Wirthschaft geholfen, dann wären die glatten weißen Hände am Ende rauh und roth geworden, anhaltendes Nähen hätte ihre Nerven angestrengt, irgend eine halbwegs nützliche und vernünftige Beschäftigung, wie sie ihre Eltern seit ihrer Jugend betrieben, wäre nicht nach ihrem Geschmack oder unter ihrer Würde gewesen. Unglücklicherweise langweilte sie sich leicht, und um sich nicht zu langweilen, las sie die rührenden Liebesgeschichten von Herzoginnen, die nach langen Kämpfen mit ihren getreuen, und mit allen erdenklichen Vorzügen ausgestatteten Bewerbern vereinigt wurden, oder die nicht minder spannenden Erlebnisse unvergleichlich schöner Mädchen aus dem Volke, die nach vielen Leiden, Thränen und Verfolgungen sich mit einem Herzog (besonders anspruchslose Verfasserinnen machten auch wohl bloß einen Baron aus ihm) vermählten. Von all den Schlössern, Boudoirs, Fuchsjagden, Champagnertafeln und Ballsälen war es ein mächtiger Sprung in die kleinen Stuben über dem Grünzeugladen, welche Mama Bunge am Anfange ihrer Ehe für wahre Muster des Geschmackes gehalten und welche ihrem Töchterlein als abschreckende Beispiele der Schäbigkeit und Dürftigkeit erschienen. Sie setzte es durch ein vornehmes Pensionat zu besuchen und sich an Mädchen aus angesehenen Häusern anzuschließen. Im Hause einer Schulfreundin näherte sich ihr ein junger Bankbeamter, Walter Stein, und wurde ihr getreuer Ritter.

Welche Qual für das eitle, großthuerische Geschöpf, als er sie einmal heimbegleitete, und die Tafel über ihres Vaters Laden den Ahnungslosen darüber aufklärte, aus welch' gewöhnlichem Nest der elegante und geschmackvolle Kolibri an seiner Seite geschlüpft war. Fräulein Clara war darüber so unglücklich wie irgend eine ihrer Romanheldinnen, und dabei weit übellauniger.

Glücklicherweise schien ihr der junge Mann den Makel ihrer Herkunft nicht sehr anzurechnen; gleich am nächsten Sonntagmorgen machte er seinen Besuch im Hause und war entschieden liebenswürdig, wenn auch mit einer herablassenden Schattirung gegen den sehr laut lachenden Papa, (dessen Manieren einen Schauer um den anderen über Clara's Rücken jagten) und gegen die viel zu höfliche und demüthige Mama. Ja, er erschien sehr oft und Michael konnte sich nun so gut es eben ging, mit der Idee vertraut machen, seinen größten Schatz an einen Wildfremden auszuliefern. Aber er durfte nicht klagen, im Gegentheil ihm ging alles nach Wunsch. Walters Vorgesetzte gaben ihm das beste Zeugniß, alle Erkundigungen ließen ihn als tüchtigen, respectablen Mann erkennen. Dazu war er aus einer zwar nur mäßig bemittelten, aber angesehenen Familie — kurz Michael Bunge galt von Neuem als ein großes Glückskind. Ob er sich selber für ein solches hielt?

Dem eigenen Hause waren mit der Zeit noch zwei andere nachgewachsen, seine Ersparnisse hatten sich hübsch abgerundet, da war es am Ende kein so großes Opfer, wenn er sich vom Geschäfte zurückzog. Er habe sich genug geplagt und sollte sich nun zur Ruhe setzen, hatte der künftige Schwiegersohn gemeint, aber Clara, die nicht eben allzu schonend und rücksichtsvoll war, hatte es ganz deutlich errathen lassen, der Familie ihres Bräutigams könne es nicht passen, sich mit einem Grünwarenhändler zu verschwägern. Es war eine bittere Pille, und Michael schluckte sie eben hinab, so gut es eben ging. Er hatte ja auch an anderes zu denken in diesen Tagen, da galt es eine hübsche Wohnung für das junge Paar zu miethen und in einer Weise einzurichten, daß Bunge zuweilen mit offenem Munde die Herrlichkeit anstarrte, die sein Töchterlein umgeben sollte. Er ist doch ein glücklicher Mann; das Schicksal ist ihm nicht einmal den Wunsch schuldig geblieben, geben zu können mit vollen Händen, die glücklich zu machen, welche er liebt, Freude und Dankbarkeit in den Herzen seiner Kinder hervorzurufen.

Freude und Dankbarkeit? Nun sie äußerten sich etwas merkwürdig

bei dem jungen Paar, das, nachdem es sein allerliebstes Nest bezogen, Freunden und Verwandten eine Festlichkeit veranstaltete. Bei jedem lauten Scherzwort faltete sich die Stirn des Schwiegersohnes, bei jedem derben schallenden Gelächter aus Michael's Munde wird Clara feuerroth. Hohe Bankbeamte sind da, Walter's Vorgesetzte, und wenn sie, wie das ja wohl geschieht, über Papa's Formlosigkeit, das Selbstgenügen und den etwas zu deutlichen Stolz auf all' die schönen Sachen, die er aus seiner Tasche bezahlt, lächeln, so wird es dem jungen Ehepaar zu Muthe, als wäre es an einen indianischen Marterpfahl angebunden.

„Papa ist so — so derb", klagt Clara ihrer Mutter, „er weiß sich so gar nicht in eine feine Gesellschaft hineinzufinden."

Und die beschränkte Mama unternimmt es, ihn von künftigen Festlichkeiten und Gesellschaften in dem Hause, das er aufgerichtet, fern zu halten; nach und nach wird die Entfremdung größer; Michael kommt immer seltener, immer seltener setzt seine Tochter den Fuß in seine Wohnung. Und nun, da er in einem weitläufigen Hause einsam sitzt, hat er einen sonderbaren, wunderlichen Wunsch. Er möchte wieder gern in dem kleinen Laden sein, in welchem außer am Samstag, wenn die Arbeiterfrauen die Wochenrechnungen bezahlen kommen, kein baares Geld zu sehen ist, möchte wieder am Anfange halten, ein kleines blauäugiges Ding auf seinen großen Füßen tanzen lassen, möchte es in dem kleinen Laden aufwachsen, ihm und der Mutter Hülfe leisten und möchte es zuletzt als das Weib eines schlichten Jungen, der etwa von ihm Laden, Kundschaft und kleine Ersparnisse erben würde, sehen — aber diesen Wunsch, den er nur einmal vor seiner Frau geäußert, um bei ihrem Aerger über solche unväterliche Selbstsucht kleinlaut zu verstummen, bleibt ihm das Schicksal schuldig.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Das boxende Känguruh.

Die Herren von der Deutschen Bank waren nicht unter den Zuschauern. Hatte doch am selben Tage keine größere Defraudation stattgefunden, die man dadurch am besten als belanglos kennzeichnen konnte, daß die gesammte Direction ein Spezialitätentheater besuchte und coram publico an echter Kunst und beneidenswerther Schenkelkraft sich ergötzte, wie es in den Abswochen der Fall gewesen war. Zudem interessirt, Jacques Reinach von Paris beweist das, ein maskirter Preisringkämpfer die höhere Bankwelt mehr als ein boxendes Känguruh, und so hatte man denn das Terrain im Wintergarten den neuerdings entschieden in Aufnahme kommenden Provinzbankiers und ihren landwirthschaftlichen Kunden überlassen. In langen Reihen saßen sie da, die Verkörperungen von Neid, Habgier und gemeiner Selbstsucht, die Agrarier, die herzlosen Bettelvögte, die bekanntlich vom Marke der darbenden Börse sich mästen und freisinnigen Haussrauen mit hämischem Grinsen den Kaffee-Napfkuchen immer mehr vertheuern. Ein ausbeuterisches Schmunzeln ging über die saunischen Gesichter, in welche Laster und Spiritus ihre unverkennbaren Furchen tief eingegraben hatten, und jedes Mal, wenn die schwindsüchtige Jammergestalt eines entschieden liberalen Brotverbilligers vorüberkam, lief ein Flüstern durch ihre Reihen: „Schreien wir, schreien wir, schreien wir!" Heuchlerische Augendiener und Mucker, wie sie sind, hielten die Agrarier auf der Brüstung ihrer Logen fromm die Hände gefaltet, und ihre Aeltesten stießen von Zeit zu Zeit ein durchdringendes Nothgeheul aus. Neben ihnen aber saßen geputzte Fräulein, ganz gewiß nicht ländliches oder gar eigenes Fabrikat, und aus dem Hintergrunde blinkten ungeheure Flaschenbatterien hervor. Das weltstädtische und entschieden liberale Publikum hielt mit Mühe seine Entrüstung nieder, und wenn die Agrarier der Lynchjustiz des ebenso empörten wie ausgesogenen Volkes entgingen, so haben sie dies nur den uneigennützigen Beschwichtigungsreden des Herrn Pinkussohn zu verdanken, z. Zt. Vorsitzenden des Dorotheenstädtischen Bezirksvereins. Herr Pinkussohn ist bekanntlich derselbe durchaus altruistisch gesinnte Gentleman, der vor wenigen Jahren unserer Hauptstadt mit bedeutendem Schaden unermeßliche Markthallenterrains, man kann sagen, schenkte. Seine hochgradige Verachtung jeder krassen Interessenpolitik ist deshalb völlig erklärlich, und daß er sie an dem verhängnißvollen Känguruh-Abend dennoch heldenhaft niederzwang, macht ihn würdig, bei der nächsten Hoffestlichkeit mit einer Einladung bedacht zu werden . . .

Als die Nebensächlichkeiten des Wintergarten-Programms erledigt, der Uebermuth der Agrarier aber auf's Höchste gestiegen war, trat unter ihrem widerlichen Jammergeschrei die sehnlichst erwartete great attraction des Abends, das boxende Känguruh, auf. Gewiegte freisinnige Kenner der Landwirthschaft, die sogar das Gras wachsen hören, hatten rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, in welch schamloser Weise die Agrarier, mit den Directoren Dorn und Baron verbunden, sich über die hochachtbare Regierung lustig machen wollten. Man brauchte sich nur unter dem Känguruh die deutsche Staatsleitung und unter dem Boxer den neugegründeten Landwirthschafts-Bund vorzustellen, um sofort die bösartigen Gesinnungen des vereinigten Junkerthums zu durchschauen. Hauptstädtische Intelligenz kam den Herren natürlich sofort auf die Schliche, und ein Sturm des Abscheus brauste durch das Local. Zwei Mitglieder des Dorotheenstädtischen Bezirks-Vereines, denen ihre Ehehälften in Anbetracht des gefährdeten Vaterlandes für diesen Abend sogar den Hausschlüssel überliefert hatten, pfiffen damit die widerliche Gruppe aus.

Wir enthalten uns jeder Kritik des Vorganges, um die ohnehin zum Aeußersten entschlossene Wuth unserer antiagrarischen Mitbürger nicht noch mehr zu reizen. Wir bemerken nur, daß der die conservative Partei darstellende Boxer natürlich mit allen Vorzügen starker Mannheit geschmückt war, während das unglückliche Känguruh, ganz außer Stande, den Riesen zu bestehen, traurig auf seinem Schwanze saß und vor sich hin brütete. Die Absicht ging nun dahin, dem freisinnigen Parterre Sand in die Augen zu streuen und den Eindruck wachzurufen, Regierung und Landwirthschaft befehdeten sich ihm zu Liebe bis auf's Messer. Das Känguruh sollte nach heftigem Scheinkampfe sich für besiegt erklären und auf die Handelsverträge mit Rußland Verzicht leisten. Zum Glück überwog bei dem Thiere im letzten Augenblick das neucoursliche Gefühl, es blieb einfach auf seinem Schwanze sitzen und erwiderte die rohherzigen Herausforderungen des Boxers nur mit vereinzelten Stößen der Hinterfüße. Wer dabei in seine weit geöffneten, hülflos dreinschauenden Augen sah, fühlte sich lebhaft an eine der jüngsten Reichstagssitzungen erinnert, wo die anmaßlichen Forderungen und Herausforderungen der Agrarier eine durchaus gentile Zurückweisung erfahren hatten und an ihren Patriotismus appellirt worden war.

Es ist zu bedauern, daß eine unverständige Presse sowohl diese Rede wie das völlig correcte Verhalten des Känguruhs in sattsam bekannter Weise, offenbar von Friedrichsruh aus inspirirt, angegriffen hat.

* * *

In den Blättern der offiziösen Känguruh-Partei konnte man dafür nach der mißglückten agrarischen Schilderhebung und den Krawallen auf Tivoli lesen, welch ergreifender Menge von Champagnerflaschen die nothleidenden Agrarier in selber Nacht den Hals gebrochen hatten. Unaufhörlich bis zum Morgengrauen sprangen die Austerschalen, knallten die Pfropfen, und zuweilen ward das Geräusch so laut, daß ehrsame Bürger nebenan ein freudiges Ereigniß in der kaiserlichen Familie vermutheten, das mit 101 Kanonenschüssen angezeigt würde. Es bleibe dahingestellt, welchen entsittlichenden Einfluß ein so üppiges Lasterleben, wie die losgelassenen Agrarier es beliebten, auf unsere gute Stadt ausüben mußte. Es bleibe dahingestellt, wie groß in Sonderheit die Versührung für unsere Bankiers war, wieder 'mal ein Depot anzugreifen und sich damit einen vergnügten Abend zu machen. Man hätte es den gequälten und verleumdeten Männern, die seit Monaten Entbehrungen aller Art geduldig trugen, wahrhaftig nicht verargen dürfen, wenn so böses Beispiel ihre gefestigten Grundsätze über den Haufen geworfen hätte, aber wir können heute mit Stolz sagen, daß sich unsere Bankiers abermals auf das Glänzendste bewährt haben. Keine Equipage, kein Omnibus mit Selbstdenncianten fuhr am kommenden Nachmittag beim Polizeipräsidium vor; keine größere Wechselstube Unter den Linden ließ die Jalousien herunter.

Doch noch in anderer Hinsicht beschämten die nothleidenden Metropolbankiers den prassenden Landmann. Als Fürst Bismarck endgültig abgewirthschaftet hatte, eröffnete man einen Feldzug gegen Alles, was sein war, vorzüglich gegen seine Schöpfungen; die mit Recht gehaßten Reptile der Vorzeit verwandelten sich in zahme, doch darum nicht schlechter bezahlte Känguruhs und trachteten danach, den Umstürzler von Friedrichsruh nieder zu boxen. Man merkte jeder ihrer Bewegungen die Dressur an, und man vertraute ihnen dafür um so rückhaltloser. So ward nach und nach von einsichtsvollen Känguruh-Politikern vernichtet, was der Alte aufgebaut hatte. Was früher schwarz gewesen war, färbte man nun weiß, und der Beifall, der früher von den Conservativen zu kommen pflegte, kam nun von den Ganz-entschieden-Freisinnigen. Rechter Hand, linker Hand, Alles vertauscht. Gegen alle Volksschichten und Parteien, nur gegen die Bankiers nicht änderte man sein Betragen. Gegen die Bankiers blieb man unfreundlich wie zuvor, d. h. unfreundlich immer dann, wenn man sie nicht brauchte.

Aber die Edlen klagten nicht. Sie hätten nur zu schreien brauchen, zu schreien, zu schreien, wie Ruprecht-Kansern, nur zu drohen, daß sie, soweit es noch nicht geschehen war, unter die Sozialdemokraten gehen wollten, und Herr Bamberger wäre ihnen beigesprungen. Herr Bamberger nimmt sich prinzipiell der Unterdrückten an, und niemals werde ich ihm die schöne Rede vergessen, in welcher er sich mannhaft gegen Unfallversicherung und Sozialreform erklärte, weil dadurch die Dividenden der bestehenden privaten Versicherungsgesellschaften geschmälert würden. Herr Bamberger ist auch der Meinung, daß man keine neuen Krankheits-Heilverfahren entdecken dürfe, um die berechtigten Interessen der Todtengräber nicht zu schädigen.

Es soll deshalb hier und da verblüfft haben, daß der Apostel des heiligen Profites inconsequent genug war, gegen die habsüchtigen Junker zu Felde zu ziehen, und hier und da ist sogar behauptet worden, die Berechtigung der agrarischen Ansprüche erhelle ohne Weiteres daraus, daß Bamberger sich gegen sie erklärt habe. Nun mag zugegeben werden, die Rede des Herrn Abgeordneten entbehrte diesmal tieferer Sachlichkeit, es fehlte ihr all' und jedes lodernde Feuer, die schöne Wärme fehlte ihr, womit der große Manchestermann sonst die Idee des „Nimm, wo Du 'was kriegst!" vertheidigt. Doch tragen besondere Umstände die Schuld an seiner feindseligen Stimmung. Befänden sich Preußens Rittergüter nicht so ausschließlich in den Händen erbeingesessener Junker, würden sie mehr durch Actiengesellschaften ausgebeutet: gewiß boxte Bamberger ihren Dividenden zu Liebe nicht minder energisch alle Handelsverträge nieder, als er dereinst das Unfall-Gesetz bekämpfte, um die Course der Privat-Versicherungsgesellschaften auf stolzer Höhe zu erhalten. — Auch die Thatsache, daß Bismarck

seine Milliarden nicht nur der Börsenspekulation mit Bleichröder, sondern vornehmlich den Getreideschutzzöllen verdankt, die er in echt agrarischer Selbstsucht einführte, um alle auf Varzin lastenden Hypotheken abstoßen und seine bisherigen Gläubiger um den Zins bringen zu können, auch diese Thatsache erklärt den tiefen Haß des freisinnigen Denkers. Er selbst, von Hause aus wohl begütert, besitzt doch nicht den geringsten Großgrund (auch hierin ähnelt er auffallend dem Grafen Caprivi und scheint zu seinem Nachfolger prädestinirt;) es kann ihm also gleich sein, wie die Junker mit einem Roggenpreis unter 150 Mark auskommen. Hilf dir selbst. Gesetzt den Fall, unsere Bauernschaft ginge zu Grunde, wer in aller Welt hätte das Recht, sie in dieser selbstgewählten Beschäftigung zu stören? Aber Herr Bamberger kann nicht einmal zugeben, daß die Landwirthschaft darniederliegt. Freisinnige Politiker und Mitglieder der Berliner Armen-Commission erkennen einen Nothstand erst dann an, wenn Spar-Agnes ihren letzten, schlecht verzinsten Groschen abgehoben, ihre Nähmaschine versetzt hat und von Pellkartoffeln mit Salz bescheiden sich nährt. Die mildernden Umstände des Nothstandes billigen sie dem Landwirth erst in dem Augenblick zu, wo er seinen Concurs angemeldet und sich verzweifelnd an einem Pfosten im Stall aufgehängt hat. Daß es eine Armuth gibt, die nicht fatalistisch in ihr Geschick sich beugt, sondern sich gegen den völligen Ruin wehrt, davon ahnt wenig, wer seine sozialreformerische Thätigkeit darauf beschränkt, beim letzten Gang eines opulenten Fractionsessens mit lallender Stimme die Armen der Stadt hochleben zu lassen. Mit Recht ist von einem anderen entschieden freisinnigen Orator betheuert worden, daß seine Freunde mehr „für die Landwirthschaft" thäten als sonst wer. Denn obgleich die Breslauer Steuervorschläge à la Vespasian nicht zur Ausführung kommen werden und eine Controle der Wahrheit obiger Behauptung deshalb unmöglich ist, kann man doch an die durchaus gesunden Functionen der freisinnigen Körper um so eher glauben, als ihre Eigenthümer von den schweren Sorgen keine Ahnung haben, die seit langem unsere Landwirthe, von Partenkirchen bis nach Demmin hinunter, ängstigen. Hypochondrische Sorgen wirken aber immer ungünstig auf die Verdauung, und wer ihrer entbehrt, bedarf auch der Schweizerpillen nicht.

Und doch, Herr Bamberger, wie gar so begründet sind die Sorgen der Wackeren, an denen Deutschland im Falle der Noth bisher immer seinen festesten Rückhalt hatte! Und doch, Herr Bamberger, welchen redlichen Arbeiter soll es nicht verdrießen, wenn er im blutigen Schweiße seines Angesichtes, unter Aufbietung aller, aller Kräfte just sein und seiner Jungen Leben zu fristen, just als ehrlicher Mann seinen Verpflichtungen nachzukommen vermag, während die Faullenzer in der Stadt, die großen Raubbanken und die Börsendrohnen mühelos Hunderttausende für ihr Nichtsthun einscharren? Oder gibt es wirklich Thoren, die das ohrzerreißende Geschrei in der Burgstraße, das handwerksmäßige Verbreiten lügnerischer Gerüchte, das Spekuliren auf den Ruin von hundert Existenzen für culturelle und hoch zu bewerthende Arbeit halten, für eine Arbeit, wichtiger und segensreicher als die des Landmannes? Wagt man es wirklich, dem Grundbesitzer Mäßigkeit zu predigen, ihm seine Flasche Rothspohn am Sonntag zu mißgönnen und ihm vorzureden, daß ein Nettogewinn von fünf Procent in einem einzelnen guten Erntejahr ihm die Verpflichtung auferlege, nachher geduldig Jahr für Jahr schwere Ausfälle zu tragen, und Handels-Uebereinkommen abschließen zu lassen, die den Unterhändlern wohl Orden und Titel, deutscher Landwirthschaft und deutscher Industrie aber schwere Wunden eintragen? Wagt man das, während Terraingesellschaften, die keinen Pflug durch ihr Gefilde gehen und keinen Spatenstich thun lassen, Jahr für Jahr 20 bis 30 Procent Dividende vertheilen?

Droben auf der politischen Bühne geht, nun es die anfängliche Schüchternheit überwunden hat und den Beifall des freisinnigen Parterres gar nicht mehr so unheimlich findet, das Känguruh mit Macht auf seinen Gegner los. Impresario Bamberger schaut ihm aus der Directionsloge lächelnd zu und freut sich des gelehrigen Schülers; alle die rückständigen Boxer-Kunstgriffe und Tricks, die grundfalsche Verquickung von Handelsverträgen und hoher Politik, die rührende Fürsorge für den ausgehungerten Consumenten, werden wieder angewandt. Aber mit unmäßig billigem oder geschenktem Brod ruinirt man Nationen, Roms Beispiel beweist es; hohe Löhne dagegen machen den kleinen Consumenten kaufkräftiger und setzen ihn in Stand, auch dem Bauer zu geben, was des Bauers ist. Darin liegt es. Die übermäßigen Gewinne des industriellen und banklichen Unternehmerthums schädigen Arbeiter und Landmann und schaffen künstliche Gegensätze zwischen diesen beiden wertherzeugenden Klassen, deren Interessen doch solidarisch sein sollten. Herr Barth, der sich neuerdings mit der economy of higls wages beschäftigt, thäte gut, seine Freunde zwischen Rousseau-Insel und Neuem See zu veranlassen, in ihren Fabriken und Comptoirs diese economy einzuführen. Wenn die Productionen des boxenden Känguruhs längst vorüber sind und auch vom Agrariertödter Bamberger kein Lied, kein Heldenbuch mehr meldet, würde Theodor Barth's Name noch in hohem Ansehen stehen als der des ersten Fortschrittmannes, der für wirklichen Fortschritt zu haben war.

* * *

Es ließe sich, denn eine bitterernste Sache heischt auch ein ernstes Wort, noch mancherlei vom deutschen Bauern- und Junkerthum sagen. Daß sie Nährboden und Stütze der Monarchie sind, daß aus ihnen vornehmlich unser Heer und die geistige Leibwache des Volkes sich rekrutirt; daß der Preußenjunker niemals gefehlt hat, wenn der Preußenkönig rief; daß er mit Freuden dem Vaterlande die unglaublichsten Opfer brachte, und daß der märkisch-preußische Geschichte nicht kennt oder nicht kennen will, wer die „Junker" als staatsgefährlich denunziren möchte. Es gibt ein wunderschönes Wort des Herrn von Krocher, wonach der preußische Grundbesitz stolz ist auf Verarmung und Verschuldung. Denn er verarmte und verschuldete, gab Gut und Blut hin in den endlosen Kriegen, die uns groß machten. Wenn wirklich eine „Liebesgabe existirte, verdienten die Nachkommen der Männer sie nicht, deren „Liebesgaben" in erster Reihe wir unseres Vaterlandes Ruhm und Macht verdanken? Denen der Staat die größten Opfer zumuthen wird und muß, wenn es wieder zum Aeußersten kommt?

So ließe sich noch manch ernstes Wort sagen. Aber die Känguruhs, auf den Feind dressirt, hören nicht zu, streifen die Boxhandschuhe höher, nehmen auf ihren Schwänzen behaglich grunzend Platz und vernichten, einstweilen vermöge gut einstudirter Reden, den rustikalen Gegner. Der sucht, thöricht genug, mit reichstäglichem Zureden und Massenversammlungen auf Tivoli sein Recht zu ertrotzen; der übersieht ganz, daß hier nur Entschlossenheit thut's und eine feste, derb zuschlagende Faust. Schreien allein thut's nicht, und Hochrufe auf Bismarck und Adressen an Bismarck vorsichtig unterdrücken, thut's noch weniger. Wenn der Kampf denn unvermeidlich ist, in Gottes Namen, los! Eine unconservative Regierung zu stürzen ist die Pflicht einer conservativen Partei. Caliban.

---

## Oeffentliche Denkmäler.

Es besteht ein Comité, sagen wir in Wilsnack, um ein Denkmal dort zu errichten. Eine öffentliche Körperschaft bewilligt Gelder dazu, Andere schießen bei. Sobald die Mittel beisammen sind, spricht man mit einem Bildhauer, dem man den „Verdienst" gern zuwenden möchte. Aber bald hält man für vornehmer, eine Concurrenz zu veranstalten. Und dann hat dies einen großen Vorzug: man kann zwischen mehreren Projecten wählen, man ist weniger gezwungen, eigenen Geschmack zu zeigen, man hat ein Comité hinter sich. Und bekanntlich sind sieben Sach-Unverständige, wenn sie nur zusammen ein Comité bilden, eine durchaus competente Behörde, gegen deren Urtheil anzuulken einfach Rohheit und Unverstand ist. Also man macht sein Comitéchen, extrahirt einen Weisheitsspruch aus ihm, den nicht etwa einer vertritt — jeder Einzelne würde in's Mauseloch kriechen, wenn man ihn persönlich für sein Handeln verantwortlich machen wollte — sondern der eben auf Beschluß beruht, also unumstößig ist, und nun sieht man zu, was sich mit diesem Beschluß geschäftlich anfangen läßt. Aber da man endlich doch merkt, wenn man Kunst machen wolle, müsse einer sie schließlich allein machen, überkommt selbst die mit dem Beschluß Ausgerüsteten nach und nach die Angst und sie schauen sich scheu um nach einem Manne, der den Muth habe, in künstlerischen Dingen etwas zu wollen.

Es ist dies aber, so weit der Blick reicht, nur der Kaiser. Also auf zum Kaiser! Man legt ihm die Concurrenz vor, man schiebt ihm den Beschluß des Comités unter und spitzt ängstlich die Ohren.

„Wähle, Kaiser!" ruft man laut. „Wähle aber um Gottes Willen nicht etwa nach eigener Wahl, sonst blamirst Du ja unser Comité, und sonst wird der Glaube des Volkes an alle Macht und Herrlichkeit der Comités nach und nach ganz erschüttert!" So raunt man dem Kaiser leise zu, so will man es ihm schriftlich unterbreiten.

Nun aber ereignet sich das Schrecklichste: der Kaiser hat wirklich den selbständigen Willen, an den man nur deshalb appellirte, weil man glaubte, er sei nicht vorhanden oder er werde sich sicher nicht äußern. Er setzt das Comité vor die Thür und entscheidet, wie es ihm behagt; er wählt, was ihm gefällt oder was von einem ihm vertrauenswürdig erscheinenden Manne stammt.

Und nun rauscht ein Geflüster über Autokratie durch den Blätterwald. Ein König, den man fragt: „Ja oder nein!" hat zu antworten: „Je nachdem!" oder „Allerdings — hm hm — beide Ansichten dürften ihre Berechtigung haben!" Oder er hat zu sagen: „Ich werde mir ein Obergutachten nun von vierzehn Nachtwächtern geben lassen!" Wenn er aber mit „Ja!" oder „Nein!" antwortet, — dann ist er ein Mann von sehr gefährlichen Gesinnungen. So entschieden darf nur der „Bürger", nie der König sein!

Ich möchte unseren Parlamentariern vorschlagen, eine lex Boese, Begas oder Calandrelli auszuarbeiten, ein Gesetz über die Aufstellung von Denkmalen an öffentlichen Orten. Es wäre das dümmste Gesetz noch lange nicht, das sie gemacht und vorgeschlagen haben.

Ich habe mir erzählen lassen, irgendwo in einem Schuppen stehe eine große Broncestatue des Prinzen Friedrich Karl, die von einem Comité von Kanzleirathen und Landwehrlieutenants für Steglitz bestellt worden war. Dort steht noch ein Bretterzaun, hinter dem das Postament versteckt sein soll — gesehen habe ich es nicht. Schon waren die Jungfrauen von Steglitz und ihre weißen Kleider frisch gewaschen, als Befehl von oben kam, die öffentlichen Behörden dürfen sich an der Enthüllung nicht betheiligen, da der Prinz zu Pferde dargestellt sei und in Preußen nur Könige auf Broncepferden reiten dürften — so erzählt man sich wenigstens.

Ich überlegte mir, daß ich zwar einen Prinz Eugen und Prinz Carl in Wien, einen heiligen Georg, eine Amazone und einen Panthertödter in Berlin zu Pferde kenne — aber keinen Feldherrn, Staatsmann, Dichter oder Bankier. Also scheint doch schon ein Gesetz zu bestehen, nach dem selbst die Prinzen, sowie sie in Bronce gekleidet sind, zu Fuß zu gehen haben.

Und dann fiel mir ein zweiter Fall ein. Wir haben vor einigen Jahren Geld gesammelt, um dem Fürsten Bismarck ein Denkmal zu setzen — es kam eine Million zusammen, es gab also die Nation ein

Votum ab, welches sehr vernehmlich für entschiedene Durchführung des Unternehmens sich aussprach. Wo ist nun diese Million? Gewiß ist sie bombensicher angelegt und würde selbst der knifflichste Rath der Oberrechnungskammer keinen Pfennig als vergeudet nachweisen können.

Aber die Nation gab das Geld nicht her, um ein Kapital zinsbar anzulegen. Es gab es um seine Verehrung für Bismarck zu zeigen; sie wollte „demonstriren", um das Vielen verständlichere Fremdwort zu gebrauchen.

Warum aber erfüllt das Comité nicht diese Aufgabe, warum haben wir noch keine Skizzen, keine Vorschläge, wohin das Denkmal kommen solle, wie es gestaltet werden solle?

Weil ein Bismarckdenkmal angeblich dem Kaiser nicht angenehm sei. Ich möchte nun wissen, ob nach dieser Richtung der Kaiser um seine Meinung angegangen worden ist, in offener Anfrage; oder ob die Nation nur deshalb um ihre Absicht zu Ehren Bismarck's gebracht wird, weil es jenen Herren an der Spitze des Comités nicht paßt, den Kaiser in heikler Angelegenheit zu fragen.

Und dann: Ob es nöthig sei, den Kaiser zu fragen! Denn — das haben wir ja nun zur Genüge erfahren — der Monarch hat die Eigenschaft zu antworten. Und mit einer ausgesprochenen Meinung muß gerechnet werden.

Endlich schwebt mir die Frage auf der Zunge: Wenn nun das Unglück Männern die Verwaltung jener Million in die Hände gäbe, welche nicht den Muth hätten, das zu thun, was die Schenker der Million beabsichtigten — welche Mittel haben dann die Schenker, um jene Herren zu zwingen, ihr Amt niederzulegen und auf welche Weise ist es möglich, der Nation Einfluß auf die Gestaltung eines Denkmals zu gewähren!

Es gibt Leute, die über Willkür schreien, weil der Kaiser der einzige Mann unter den vielen, die dem Geschlecht der Comitémitglieder angehören und doch über Kunstsachen bei uns entscheiden — mir aber scheint jenes passive Vorgehen des Comités außerordentlich viel willkürlicher und auf dieses möchte ich die Aufmerksamkeit der Volksvertreter lenken. Denn auf der einen Seite geschieht etwas, was wohl nicht Allen gefällt, aber doch die erstrebte Absicht durchführt. Auf der anderen Seite wird dem ausgesprochenen Willen derjenigen, welche ihr Geld gaben, nicht sein Recht gewährt.

Daher möchte ich ein Gesetz über die öffentlichen Denkmale, ein Gesetz, welches zunächst entscheidet, *wer* Denkmale zu setzen habe! Wohl jede Genossenschaft, jeder Einzelne, die das Geld dazu haben. Ich darf als freier Bürger doch nicht gehindert werden, ein Denkmal etwa meinem Schuster zu setzen, und doch wohl auch ein solches zu Pferde!

Weiter ein Gesetz, das entscheidet, *wohin* Denkmäler gesetzt werden dürfen: Auf öffentliche Plätze nur dann, wenn sie kein Aergerniß bereiten. Ich brauche nicht zu dulden, daß man mir eine Stadt verekele, indem man dort eine Büste Eugen Richter's an einen öffentlichen Lustort stellt!

Dann, *wem* die Denkmäler zu setzen sind: Von Staatswegen keinem, als dem Fürsten, aus Volksmitteln jedem, für den die Mittel aufkommen. Ich weiß wohl, was ich hiermit sage. Wir werden bald alle Parkanlagen voll Commerzienräthe haben, nach diesem Gesetz. Aber das schadet wenig, wenn nur § 2 gut formulirt ist. Wen würde es stören, wenn in Berlin C eine Allee aus Börsenerstatuen gebildet würde. Ich fürchte auch nicht, daß die Mehrzahl als Reiter erscheinen will — im Gegentheil, die Herme wird in Aufnahme kommen, da gerade Bauch und Beine an der Börse sich meist nicht zur Idealgestaltung entfalten.

Dann ein Gesetz darüber, wie die Denkmalsgelder zu verwalten sind: Laßt *vor* der Sammlung der Gelder eine Concurrenz ausschreiben und stellt unter jedes Project einen Sammelkasten. In welchem das meiste Geld liegt — das soll errichtet werden! Also Volks-Jury auf demokratisch-plutokratischer Basis — durch's Volk für's Volk! Dies als Lockspeise für die Fortschrittspartei. Wer das meiste Geld hat, ist am meisten das Volk! So ist die Wahl des Künstlers auf ein Plebiscit der Geldbeutel gestellt, mithin ist auch für völlige Gerechtigkeit gesorgt. Wer die lieben alten Tafelaufsätze von zehn Meter Höhe immer auf's Neue vorbringt, die das „Volk" liebt, der wird die Krone des Ruhmes und den Lohn des Auftrages heimtragen. „Verrücktes" wird nicht geduldet — den Witz des Geistes kann sich ein Einzelner gestatten, aber das Volk will eine angenehme Mittelmäßigkeit.

Und nun noch, *wie* soll das Denkmal gestaltet sein: Freiheit dem Künstler! Einen Clown mag er auf dem Kopf stehend und einen Oberbürgermeister kniend darstellen — wie es der Beruf mit sich bringt. Die Mitglieder der Berliner Denkmalcomités aber auf dem Bauche liegend!

Cornelius Gurlitt.

---

## Dramatische Aufführungen.

Gäa. Ein Mysterium von Adalbert von Goldschmidt. Gelesen von Emanuel Reicher. (Saal Bechstein.)

Den Feuer- und Wassergeistern in der Tiefe entstammt Gäa. Von der Sehnsucht nach dem ewigen Licht getrieben, reißt sie sich aus dem Chaos los und durchstreift, dem väterlichen Fluche trotzend, die noch kahle, nackte Erde. Da führt ihr ein freundliches Schicksal Eros in den Weg, dessen strahlender Schönheit sie sich schrankenlos hingibt, und nun erwacht rings zu wundersamer Blüthe die Natur, nun wird Kadmos, der Mensch, geboren. Dem Knabenalter entwachsen, fühlt er ein heftiges Sehnen und Drängen nach höchsten Zielen in der Brust, nach Wahrheit vor Allem; er will nicht fürder seine Tage in kindischem Spiel vertändeln, will sich von der Natur losreißen und eigenen Gesetzen leben. Satan gibt ihm den Dämon der Erkenntniß zum Begleiter, und Kadmos schweift, trügerischen Idolen, Irrlichtern nachjagend, Jahrtausende lang durch sein mütterlich Reich. Die Götzenbilder, die er sich nach seinem Bilde schafft, zerfallen doch immer wieder in Nichts vor seiner wachsenden Größe, bis er endlich zum Gipfel emporgeklommen ist, zum Tempel der Vollkommenheit, und an der Seite seiner Gemahlin, der Schönheit wahrhaftes Glück genießen darf. Aber kaum hat er den großen Augenblick geschaut, da sinkt er todt zusammen, wie weiland Doctor Faust auch. Und nun, da es vollbracht ist, stockt auf Erden der Werdetrieb, Gäa erblindet, all ihre Herrlichkeit zerfällt — aber dennoch, zu starrer Ruhe kommen die glühenden Massen des Chaos nicht mehr, und die Thräne, welche auf den Weltkeim tropft, erweckt künftiges, neues Leben. —

So stellt didaktisch-allegorisch Adalbert von Goldschmidt die Erschaffung der Erde, des Menschen, ihre Blüthe und ihren Untergang dar. Der begabte, von den gewohnten Bahnen ganz abweichende Liedercomponist, dem ein Hamerling das Textbuch „Die sieben Todsünden" schrieb, tritt nun selber als Dichter auf. Geplant ist „Gäa" als eine Art neuer Oper, darin Töne und Wort eng sich ergänzen sollen, und drei Abende würde die Aufführung des Gesammtwerkes in Anspruch nehmen. Sehr zusammengezogen, wenn auch noch nicht nach Gebühr gekürzt, wurde die Dichtung von Emanuel Reicher erst einer kleinen literarischen Runde, dann einem geladenem größeren Publikum zu Gehör gebracht. Es ist einigermaßen erstaunlich, daß gerade dieser Künstler die Einführung eines Werkes unternahm, das so viel Deklamation verlangt und oft nichts als Deklamation, das naturgemäß hinter einem Schwall prunkender Worte und schimmernder Bilder die Weisheit verbergen muß, „daß wir nichts wissen können"; und mitunter, wenn sein Pathos gerade da zu wuchtig anschwoll, wo nur die Sprache, nicht aber die Gedanken groß waren, wenn der Dichter verzückt von dem prächtigen Krönungsmantel schwärmte, der nahe vor unseren Augen hing und wir doch nur einen leeren Kleiderständer sahen — mitunter wünschte man einen Anderen als gerade Reicher am Vorleserpulte. Und dennoch . . . . . Wer in Berlin vermöchte es, wie dieser Mann die Doctores Faust des täglichen Lebens darzustellen? Und wem könnte mit ruhigerem Vertrauen ein unbekannter Gedankendichter sein Schicksal in die Hände legen? Hinsichtlich der Durcharbeitung und der Erfassung des Poems war Reichers Gäa eine Glanzleistung, und einige dunkle Flecken darin mag man getrost auf das Conto des Verfassers schreiben. Reichers Kunst ersetzte zum Theil die fehlende Musik.

Weil Goldschmidt sein Werk als Trilogie gedacht hat und aus dem uns dargebotenen Bruchstück ein endgültiges Urtheil gewiß nicht gewonnen werden kann, muß sich die Kritik, um Niemand ein Unrecht zuzufügen, naturgemäß bescheiden. Gelegentlich der bevorstehenden Aufführung von Emerich Madách's „Tragödie des Menschen", die einen Theil des Gäastoffes erschöpfend behandelt, wird sich Manches über Berechtigung und Zukunft der allegorisch-lehrhaften Dramatik sagen lassen, was einstweilen nur angedeutet werden darf. Wir können heute gerechter Weise nicht viel mehr thun, als die lebhafte Phantasie des Schöpfers der Gäa und sein auf das Höchste gerichtetes Streben anzuerkennen; wir können über die Bühnenwirkung im besseren Sinne des Wortes nichts sagen. Und da liegt doch der Angelpunkt einer vernünftigen Theaterkritik. Buchdramen sind immer abscheuliche Monstra.

Zweifellos ist der Vorwurf Goldschmidt's des Schweißes der Edelsten werth. Alles Wissen und Denken seiner Zeit über die tiefsten Probleme des Menschen- und Erdenschicksals im Spiegel der Dichtkunst wiederzugeben, den trockenen Hypothesen der Naturforscher, den dürr-metaphysischen Spekulationen der Philosophieprofessoren großes, flackerndes Leben einzuhauchen, daß ihre Wahrheit mit einem Schlage allen Menschen offenbar, daß Gemeingut der Nation wird, was bisher in dunklen Studirstuben verstaubte — o gewiß, der müßte kein Dichter sein, den solche Aufgabe nicht reizte, all' seine Kraft an ihre Vollendung zu setzen. Wolfgang Goethe hat darum gerungen, Ibsen, Wagner in seiner Art — es ist kein Wunder, daß die Gäa mit zahlreichen Anklängen an sie gemahnt. Alle Poeten von Anbeginn der Welt her rangen mit dem marmorspröden Stoff. Der Poet war's, der Zeus schuf, er hat die Mythologie und Götterlehren aller Völker ersonnen, die ja nichts sind als Versinnbildlichung farbloser Begriffe. Von langweiligem Symbolismus und pedantischer Allegorie, von „altmodischen Spielereien" kann deshalb nicht ohne Weiteres die Rede sein, wenn ein moderner Dichter an neue Götter- und Schöpfungslehren sich wagt; das westliche Berlin mit seinen Vorder- und Hinterhäusern, das nordwestliche mit Charité, Leichenschauhaus und Studentenkneipen haben noch lange kein Recht auf ein Poesiemonopol. Willkommen jeder Schöpfergeist, der den Nationalreichthum vermehrt, indem er „Unzahl vergrab'nen Gut's im Kaiserland" uns Allen zugängig macht; willkommen jeder Kämpe, der sich ohne Aussicht auf Tantième mit den letzten höchsten Dingen befaßt! Hier ist Spott so spottbillig. Aber ich sage Euch, für die Entwickelung der Cultur, und nicht allein der ethischen, unseres Volkes thut ein Goldschmidt mehr als jene Zöllner, die die große Heerstraße beherrschen, die imposantem Ansehen stehen, und in deren Beuteln das Geld klingt. Der Dichter möge immerhin fehlgreifen — viel wird dem verziehen werden, der viel gewollt hat. Es war ja, obwohl man sich's nie eingestehen wollte, von jeher das Ewig-Gestrige in pikanter Tunke Mode; aber wenn die Clauren auch zu jeder Zeit als realistisch wahr belobt und fleißig getauft wurden — wenn der Ball zu Ende ging, fegte man mit dem übrigen Kehricht auch ihre Bücher fort, und der nächste Tag wußte nichts mehr von ihnen. Das ist freilich ein schlimmer Trost für den Musenliebling, dem Glück und Gunst vorüberging, weil er zu viel zu geben hatte, und niemals auch erfreute sich besonders großer Beliebtheit der Ruhm, der das Grab erwärmt. Und doch, der Hui-Beifall läßt sich nur um billigem, glitzerndem Tand, niemals durch „literarische Thaten" erringen, und wer höher hinauf will, muß sich, bis er todt ist, an dem mürrischen Zuspruch

gränlicher Kenner genügen lassen. Ganz besonders dann, wenn sein großes und edles Streben mit dem Können nicht gleichen Schritt hält.

Adalbert v. Goldschmidt's Gäa ist das Werk eines Talentes, nicht das eines genialen Poeten. So wird ihm der Weg zum Erfolg sehr schwer werden. Wäre es flacher, dünner, mehr Ausstattungsstück, ränge der Dichter nicht in jeder Scene hartnäckig, schweißtriefend mit dem gewaltigen Stoff, suchte er die Schwierigkeiten nicht geradezu auf, seine „Gäa" machte wohl ihr Glück. Ein artiges Schöpfungsmärchen, hübsch nachdenklich, aber doch leicht capabel, so in der Weise wie Dr. Wilhelm Meyer's Uraniasahrten zum Monde, nur poetischer natürlich, würde das Bürgerthum gewiß begeistern können. Denn man bildet sich gern, wenn man was Buntes dabei sieht und sich nicht anzustrengen braucht für seine fünf Mark. Gäa aber enthält viel Dunkelheiten, in welche das Licht dichterischer Intuition nicht dringt, die Kraft des Künstlers erlahmt, oft läßt er den Arm müde sinken, und doch schenkt er sich und seinen Hörern keine Schwierigkeit. So grinst uns, wo wir üppig quellendes Leben heischen, das kahle Gerüst mathematischer Allegorie entgegen, und andererseits sind häufiger, als es gut ist, mit bunten Sprachblumen und der Phrase nachschleppendem Gewand triste Trivialitäten bekleidet. Das klingt dann und singt, aber es gibt keinen Accord. Immer verräth Ueberschwang und Wortpomp seelische Schwäche. Der Dichter ähnelt dann, man verzeihe, dem Roi Soleil, der mit der Allongeperrücke seinen Mißwuchs verbergen wollte.

Zusammensetzungen, wie Weltenkraft, Weltenfluch, Weltenschicksal und noch zwanzig andere Worte, mit Welten- und Ur- combinirt, wirken zuletzt nicht mehr großartig, weil sie Verlegenheit ausdrücken und die Unfähigkeit, greifbare Körper zu schaffen. Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch 'was denken lassen; aber nach der zehnten Wiederholung desselben Wortes glaubt er es nicht mehr.

Hier sei indeß auch bemerkt, daß da, wo dem Dichter Erkenntniß und Verständniß seiner eigenen Welt voll aufgegangen ist, wo er als souveräner Meister die Handlung beherrscht, daß da metaphysisch-naturgeschichtliche Vorstellungen in Bilder übersetzt werden von königlicher Anmuth, palmenschön, und daß seine Sprache dann ebenso durchsichtig klar wie lebendig ist. In einigen Scenen vergißt man ganz und gar die Allegorie; eine echt dramatische Gestaltungskraft imponirt dann, und Held wie Heldin erwecken unsere rein menschliche Theilnahme. Es müßte leicht sein, die Dichtung an diesen Stellen von wucherndem Unkraut zu reinigen. „Ich schlürfe Dich an's sehnende Herz" z. B. ist Fresco. — —

Ward nun auch keine Hochtragödie geschaffen, sondern nur eine poesie- und phantasievolle Verschmelzung vorhandener Stoffe und Gedanken, indogermanischer und hellenischer Mythologie mit Motiven aus Parsifal, Siegfried, dem zweiten Theile des Faust und der modernen Wissenschaft; gelang es auch nicht, das allzu zähe Material in rechten Fluß zu bringen — des regen Interesses aller Kunstverständigen darf die Gäa hinfort sicher sein. Freilich, wie schon erwähnt, nur des Interesses der Kunstverständigen. In der Kaiserhof-Vorlesung verstanden Dichter und Interpret zu fesseln; der „erlesenen Gesellschaft" im Saale Bechstein mangelte es schon bedenklich an Aufmerksamkeit. Hinter mir begleitete ein blonder Gesell, der sich auf dem letzten Balle „prachtvoll, wie ein junges Mädchen", amüsirt hatte und noch immer außer sich war über seine „entzückende Tischnachbarin, nein, es ist gar nicht zu sagen", den Vortrag mit ebenso tiefsinnigem wie vergnügtem Gekicher, das seinen drei älteren Damen höchst wundersam däuchte. „Nee, jnäd'ge Frau, verstehen Sie nun wieder das? Die Mitte des leeren Raumes? Unjlaublich!" Es gibt nun ja allerdings nach Kant keinen absolut leeren Raum, aber als er diese Behauptung aufstellte, hat er gewiß noch nicht die Köpfe berlinisch verkümmerter Ballherren gesehen. Wie der blonde Tischnachbar aber dachte insgeheim die Mehrheit des geladenen und vornehmen Publikums, und die Bänke lichteten sich von Act zu Act sichtbarer. Es blieb schließlich eine kleine Gemeinde übrig, die den Schönheiten Gäa's und dem Talent ihres Dichters ungekünstelte Bewunderung zollte; unter lautem Applaus für Autor und Darsteller schloß der immerhin denkwürdige Abend.

---

## Opern und Concerte.

Die Rantzau. Oper in 4 Acten von G. Targioni-Tozzetti und G. Menasci. (Nach Erckmann und Chatrian.) Deutsch von Max Kalbeck. Musik von Pietro Mascagni.

Am Sonnabend Abend konnte der Reclame-Telegraph nach Schluß der ersten Aufführung der mit Spannung erwarteten neuen Oper des Componisten der „Cavalleria" nach allen Richtungen der Windrose in seiner Art berichten. „Großartiger Erfolg! Mascagni nach jedem Act drei- bis viermal gerufen." Allerdings war der erste Act mit dem resignirten Gleichmuth eines tödtlich gelangweilten Publikums aufgenommen worden; aber bei den erhöhten Eintrittspreisen durfte man auf das Vergnügen, den berühmten Componisten der „Cavalleria" leibhaftig zu sehen, nicht verzichten. Und da man angesichts des mäßigen Erfolges der „Rantzau" in Wien nicht wußte, was etwa noch Schlimmeres kommen möchte, so rief man trotz des mißlungenen ersten Actes den Componisten, der auch bereitwillig dem Rufe folgte und sich vorstellte. Der zweite Act hatte — dank der bewunderungswürdigen Leistung von Bulß als Johann Rantzau — einen wohlverdienten rauschenden Erfolg; minder der dritte Act. Nach dem letzten leerte sich das Haus ziemlich schnell von „kritischen" Geistern, und nur die Mascagni-Gemeinde blieb, unaufhörlich ihren „Meister" rufend, der nicht müde wurde, sich seinen Verehrern immer wieder zu zeigen.

Der bekannten Novelle Erckmann-Chatrian's haben die italienischen Librettisten folgende Form gegeben: Auf dem Dorfplatze versammeln sich die Dorfbewohner; denn im Gemeindehause soll die Andreaswiese verpachtet werden. Auch die beiden feindlichen Rantzau, Johann und Jacob, erscheinen, jener von seiner Tochter Luise, dieser von seinem Sohne Georg begleitet. Um Luise wirbt der geckenhafte Obersörster Lebel, während Luise Georg liebt und, ohne daß sie es vermuthet und weiß, Gegenliebe findet. Beim Verkauf der Andreaswiese, die Johann ersteht, kommt es zu neuem, heftigem Streit zwischen den Brüdern, der in Thätlichkeiten überzugehen droht. Es folgt der zweite Act, der in der Wohnung Johann's sich abspielt. Um seinen Gegner zu ärgern, läßt Johann von Florentius, dem Schulmeister, Luise und Lebel ein „Kyrie" anstimmen; der feindliche Nachbar und sein Anhang antwortet mit einem Spottlied unter Dreschflegelbegleitung. Die Wuth Johann's steigt auf's Höchste, als Luise den Befehl ihres Vaters, Lebel zu heirathen, mit einem entschiedenen „Nein" beantwortet. Die seelische Erregung der vom Vater gemißhandelten Tochter wirft diese auf's Krankenlager; ein Chor von Bäuerinnen (Act 3) erkundigt sich beim Wasserholen nach ihrem Befinden. Inzwischen hat Georg den Entschluß gefaßt, da ihm von seinem Vater die Hand der Tochter verweigert wird, das elterliche Haus zu verlassen, während Johann aus Angst um das Leben seiner Tochter sich entschließt, seinen Todfeind in dessen Hause aufzusuchen. Der letzte Act bringt die bekannte Lösung durch Georg und schließlich die Versöhnung der beiden Rantzau.

Bei den Meisterwerken unserer großen Männer, bei Mozart's Opern, Beethoven's Symphonien, Wagner's Musikdramen offenbart jedes neue Werk auch einen neuen Stil. Wagner schuf innerhalb 49 Jahren künstlerischer Thätigkeit (von 1833 bis 1882) nur 13 Werke, sodaß also nahezu vier Jahre im Durchschnitt dazu gehörten, ein Werk zu vollenden. Mascagni hat in drei Jahren drei Opern geschrieben, er würde also voraussichtlich innerhalb 40 Jahren möglicher Weise 40 Opern geschaffen haben, sich und seinem Verleger, wie es scheint, zum Hauptvortheil. Die Zeit wird vielleicht von den 40 Opern — nach dem jetzigen Ergebniß zu urtheilen — ein Drittel vergessen und auch die seltsame Thatsache registriren, daß durch ein unbegreifliches „je ne sais quoi" Opern, wie „Freund Fritz" und „Die Rantzau" einen momentanen Erfolg erlebten, wie er bei Werken, die nicht bloß keinen Fortschritt des Componisten, sondern einen offenbaren Rückschritt bedeuten, räthselhaft ist. Bei Mascagni ist, wie bei den großen Meistern, der Stil allerdings auch nicht derselbe geblieben: aber er hat sich nicht verbessert, sondern verschlechtert. Man war allgemein überrascht und auf das Höchste erstaunt, als Mascagni seine „Sicilianische Dorfcomödie" mit einer bisher unerhörten Schlagfertigkeit und Eindringlichkeit dem Publikum vorführte. Wir verstanden das leidenschaftliche Temperament des Südländers und ließen uns willig die Empfindungen seiner Landsleute mit den allergrellsten Farben malen. Da führte ein unseliger Dämon den Componisten auf ein Gebiet, das sich deutsche Innigkeit und Gemüthstiefe zu ihrer stillen Heimstätte erkoren hatte, auf das Gebiet der deutschen Novelle. Und siehe, mit unbarmherzigen Fäusten zertrümmerte der Kecke die blumengeschmückten Altäre unserer heimathlichen Poesie. Jene deutsche Innerlichkeit, Wahrheit und Tiefe der Empfindung, vor deren sanft erwärmendem Sonnenstrahl selbst das rauhe, steinerne Herz zweier feindlich gesinnter Brüder schmilzt, verwandelt Mascagni in ein unsinniges Gerase zügellos entflammter Leidenschaft. Und wo in unserer Poesie den Leidenschaften des Zornes und Hasses mäßiger Spielraum geboten wird, da setzte Mascagni Zorn in Tobsucht, Haß in frenetisches Grinsen um und wußte schließlich keinen besseren Effect, als mit Dreschflegeln zuzuschlagen. Wo ein schlichtes Singspiel am Platze war, da hat Mascagni in gänzlichem Mißverständniß seines Stoffes versucht, die groben Wirkungen eines Verdi noch zu übertrumpfen, um dann schließlich mit dem Finger auf Wagner zu weisen und selbstgefällig zu schmunzeln: „Anch'io sono pittore."

Daß ein Componist Anleihen bei sich selber macht, findet man nicht schön aber begreiflich. Wenn aber in den „Rantzau" der erste Chor nach Struktur und Melodie sich als eine ganz farblose Nachbildung des ersten Chores in der „Cavalleria" erweist, so wird man gewiß nicht sagen können, daß der Componist „mit seinen höheren Zwecken" gewachsen sei. Nicht minder, daß es Geschmack verräth, auf den Text: „Und lieblich singt im Hain die Nachtigall" einen Männerchor und das volle Orchester im Fortissimo den Cis-dur Accord singen und blasen zu lassen! Ueberhaupt ist in Bezug auf die dramatische Behandlung des Chores Mascagni gegenüber Leoncavallo immer noch ein rechter Anfänger geblieben. Es sieht fast so aus, als hätte er sich vorgenommen, in den „Rantzau" die beliebtesten Zugstücke aus der Gattung Opernchöre zu copiren und sie nach Art eines Potpourri in der Oper anzubringen. Wenigstens fehlt der unvermeidliche Glockenchor ebensowenig, wie der Gesang der vorbeiziehenden „Nachtwache" und der „Plauderchor" am Brunnen, den eine Schaar elsässischer Mädchen singt und damit sogar dem immer süß lächelnden und classische Gemeinplätze stammelnden Schulmeister das urdeutsche Wort abringt: „Macht eure Mäuler zu und trollt euch weiter." Die ganze Chor-Scene am Brunnen (Anfang des dritten Actes) ist unnatürlich. Sie soll „lyrisch", sein, wird aber geradezu läppisch durch die zimperliche Schlußwendung: „Hast den Hirten du gesehen . . . ob er dir nicht tausend Grüße, wohl auch Küsse, für sein Mädchen aufgetragen!" Noch mehr! Den Mädchen wird vom Schulmeister und dessen Tochter berichtet, daß Luise ernstlich krank darnieder liege. Dazu stimmt das Orchester einen langsamen Walzer

in D-moll an! Ja dieses Moll! Es ist Mascagni's Element: das Moll und die Triole! In Moll erklärt Georg im vierten Act seine Liebe, nachdem er drei Acte in Moll — gesungen hat. Denn in Moll (und zwar Es-moll, mit den falschen Intervallen c d) sang Luise ihr Auftrittslied; aus H-moll geht das erste Vorspiel, in C-moll ist das zweite gehalten; nur das wie üblich, nichtssagende „Intermezzo" (das bei der Aufführung sehr anständiger Weise wegfiel) steht in F-dur; in C-moll dagegen wieder der große Monolog Johann's am Schlusse des zweiten Actes. Die Liebesscene ferner (im vierten Act): „Sagt dir mein feuchtes Auge nicht" kommt aus A-moll erst zu allerletzt heraus, und die letzte Anrede Georg's an Vetter und Oheim steht wieder in H-moll! Die „Triole" endlich ist bei Mascagni in Permanenz erklärt. Es wird nur verhältnißmäßig wenige Takte in den Hauptmotiven geben, in denen nicht mindestens eine „Triole" vorkommt. Dieses ewige triolische Gleiten und Schieben wirkt auf die Dauer Schwindel erregend, wie Seekrankheit. Dazu die Monotonie in der Instrumentation, die sogar im Vergleich mit „Freund Fritz" dürftig ausgefallen ist. Ewig derselbe Geigenklang — die Melodie in der hohen Lage — wie im Intermezzo und dem Vorspiel zur „Cavalleria"! Die Posaunen werden zu kurz gestoßenen, begleitenden Accorden verwendet, wie in der Cavalleria („Jubelt laut, denn der Herr ist erstanden"), nur noch viel aufdringlicher und unangenehmer! Die schaukelnden Begleitungsfiguren des Streichorchesters, die Harfenarpeggien, die grausamen und ganz unnöthig herbeigezerrte Quinten- und Octavenfolgen (im Vorspiel und im zweiten Act), die absichtliche Entstellung unserer gebräuchlichen Tonalität, vermöge deren Mascagni uns einreden will, es gäbe eine G-dur mit F, ein Moll mit großer Terz, eine Dur mit kleiner. — Alles das machte sich in der „Cavalleria" bereits übel bemerkbar. Aber die Wucht der dort mit Fug und Recht herrschenden Leidenschaft ließ es vergessen, und der kurze Umfang der einactigen Oper machte es nicht allzu auffällig. Aber in der dreiactigen Oper zeigte sich, daß nicht bloß Mascagni's musikalische Erfindungskraft, sondern auch sein technisches Können bescheiden ist. Man weiß sich vor Selbstcitaten des Componisten kaum mehr zu retten, und nur das hölzerne Dreschflegel-Concert der Partei Jacob Rantzau contra Johann Rantzau schien mir das einzig Neue und bei Mascagni selbst bisher noch nicht Gehörte zu sein.

Was nun die Behandlung der Solostimmen betrifft, so ist Mascagni gleichfalls derselbe geblieben. Aber wir treffen hier auf seine starke Seite. Er bietet unleugbar dem Sänger durchweg eine dankbare Aufgabe. In unserer Zeit, wo man den starken und hohen Tönen des „primo uomo" und der „prima donna" den ungeheucheltsten und klangvollsten Enthusiasmus darzubringen gewohnt ist, verlohnt es sich ja auch, ein durchaus lyrisches Werk gleichwohl mit dem Pathos der großen Oper auszustatten und so den Sängern von vornherein den Erfolg bei einer bestimmten Partei zu sichern. Doch abgesehen davon, Mascagni versteht sich auf eine wirkungsvolle, packende Cantilene und präcise Declamation. Sein dramatischer Parlando-Stil — so möchte ich Mascagni's Art zu declamiren lieber nennen (um jeder Verwechselung mit der Wagner'schen Declamationsart von vornherein auf das bestimmteste zu begegnen) kann von tüchtigen Sängern — wie z. B. von unserem überaus trefflichen Betz — sehr wirkungsvoll gestaltet werden. Sänger dagegen mit nicht vollkommen gebildeter Aussprache haben manche Schwierigkeit zu überwinden. Aber die Verve Mascagnischer Melodik hat für den Sänger etwas unendlich Antreibendes und Begeisterndes und das half denn auch einigen unserer Künstler über jene Schwierigkeiten hinweg. Ein weiterer Vorzug Mascagni's besteht in der außerordentlich zutreffenden und ergreifenden Darstellung dumpfer, düsterer, brütender Stimmungen: „Mag deinen Wein nicht genießen" — diese Stelle aus der „Cavalleria" klingt jedem, der sie einmal hörte, gewiß lange nach. In den „Rantzau's" ist der Eintritt Johann's in das Haus Jacob's wieder ein solcher mit Allgewalt packender Moment. Nicht minder wirkungsvoll — wenn auch in anderer Art — sind die letzten Worte Georg's an die feindlichen Brüder: „Denkt der Zeiten der Väter". Hier finden sich Inhalt und Ausdruck in glücklichster Vereinigung und Uebereinstimmung: es ist dies einer der wenigen, seltenen Fälle, wo man Mascagni nicht das Gegentheil zum Vorwurf machen kann. —

Und das Gesammturtheil? — Mascagni ist gewiß ein großes, starkes Talent! Aber er sollte nicht sich, als Künstler, zu Leide und Sonzogno, als seinem Verleger, zu Liebe jährlich eine neue Oper schreiben, vielmehr höchstens alle fünf Jahre eine. Dann aber eine wirklich neue, die beweist, daß der junge Maëstro seinem Ziele näher gerückt ist und die Kunst einen Schritt vorwärts gebracht hat. Das zu erreichen, dazu bedarf es aber vor Allem einer energischen Selbstkritik, die ihm zu fehlen scheint. Und dieser Mangel ist um so empfindlicher, je bedeutender und zahlreicher die Vorzüge sind, die der junge Componist unleugbar besitzt. —

Die Aufführung, von Kapellmeister Weingartner geleitet, war in Allem und Jedem eine so vollendete, wie sie sich der Componist selbst nicht besser wünschen konnte. Die Vertreter der Hauptparthien (Johann: Herr Bulß, Jacob: Herr Krolopp, Luise: Frl. Hiedler, Georg: Herr Rothmühl, Florentius: Herr Betz) verdienen sämmtlich uneingeschränktes Lob für die begeisterte Hingabe an das Werk. Chor, Orchester, Ausstattung und Inscenirung — genug, Alles war von prächtiger Wirkung.

Heinrich Reimann.

# Notizen.

Unser Militär und seine Zukunft. Allerlei Gedanken und Bedenken als ein Beitrag zur Sozialpolitik. (Leipzig, Carl Jacobsen). — Ein Anonymus, der mit den einschlägigen Verhältnissen offenbar sehr gut vertraut ist und seine Militärzeit zu einer Reihe kluger Beobachtungen benutzt hat, mischt sich in die große Streitfragen dieser Wochen, versteht es aber gleichzeitig, ein höheres Niveau einzunehmen als die drei Dutzend-Schriftsteller, die zum größten Theil in ganz einseitiger Weise Partei zur Militär-Vorlage ergreifen. An den nachgerade widerwärtig werdenden Schacher- und Compromiß-Vorschlägen all dieser Vaterlandsfreunde betheiligt sich unser Autor nicht; er blickt über den nächsten Sonntag hinaus, und darum wünschen wir, obgleich keineswegs mit all seinen Vorschlägen einverstanden, dem Büchelchen recht viel verständige und nachdenkliche Leser. Verfasser gibt einen kurzen Abriß der Geschichte unseres preußisch-militärischen Heerwesens, schildert dann die Weltlage und weist ergötzlich nach, daß genau dieselben Einwürfe, welche heute gegen die Vorlage erhoben werden, schon 1810 gegen Stein und Boyen lautgeworden sind. Es liegt uns so fern, den Grafen Caprivi mit Stein zu vergleichen, wie es Herrn Arendt fern lag, ihn mit Napoleon in Parallele zu stellen; wir sehen auch keinesfalls mit dem Verfasser eine That politischer Klugheit in der Vorlage, sondern nichts als die traurige Folge fortgesetzter diplomatischer Fehler und einer bejammernswerthen Schaukelpolitik, aber wir geben zu, daß es nun zum Heile des Vaterlandes nothwendig ist, diesen Fehler durch Einstellung von 60,000 neuen Rekruten wieder gut zu machen. Auch darin geben wir dem Verfasser Recht, daß die Mehrbelastung durchaus nicht erdrückend genannt werden darf; wir fügen hinzu, daß bei einem jährlichen Spirituosenconsum von 2600 Millionen Mark in Deutschland 117 Millionen für das Militär nicht allzu schwer in die Wagschale fallen. — Hochinteressant, verblüffend und gerade dadurch den Widerspruch besonders herausfordernd sind die positiven Vorschläge des Autors. Sehr richtig sieht er in der Armee eine hygienische Anstalt, unentbehrlich für die Gesundheit des Leibes der Nation, sieht er in ihr deutscher Macht festesten Grundpfeiler, der weiter gefestet werden muß; aber unumgänglich nöthig scheint ihm auch die gesetzliche Einführung der zweijährigen Dienstzeit. Um nun diese Postulate mit einander vereinigen zu können, verlangt er u. A. die militärisch-turnerische Ausbildung der gesammten der Schule entwachsenen männlichen Jugend, so daß dem Zukunfts-Heere immer ein durchgebildetes, gutes Menschenmaterial zugebracht wird. An triftigen Gründen fehlt es dem Verfasser für seine Vorschläge nicht, und daß man sie sozialistisch nennen könnte, schreckt ihn am allerwenigsten. Wir erkennen denn, von einigen Nebensächlichkeiten abgesehen, auch gern an, daß die Forderung im Kern gesund ist. Aber der Verfasser erscheint uns als ein unterrichteter Mann, und er weiß zweifelsohne, daß die Jugend nach heutiger harter Tagesarbeit in Fabriken und Comptoirs am Abend der Erholung, der Ruhe bedarf, zu Leibesübungen aber keine Kraft mehr hat. Anstrengendes Turnen nach den Mühen des Tages würde die jungen Körper nicht stählen, sondern ruiniren. Verfasser spricht am Schluß seiner gedankenvollen Auseinandersetzungen von der monarchisch-sozialen Volkspartei, die kommen muß, er wird, wenn er's auch nicht ausdrücklich sagt, mit uns annehmen, daß die conditio sine qua non für den Ausbau des Militärs in seinem Sinne die wirthschaftliche Befreiung des Volkes, die grundlegende Verbesserung seines Lebensstatus ist. — Gegen unsere Gewohnheit haben wir uns auf Einzelheiten einer politischen Broschüre eingelassen; wir thaten es, weil uns ihre Gedanken werthvoll und diskutabel scheinen. Ueber Pensions- und Anciennitäts-Verhältnisse im Heer, über die Erziehung der Offiziere u. a. spricht Verfasser mit großem Freimuth, und wir können nur wünschen, daß die maßgebenden Kreise seine Ideen sich zu eigen machen. z.

Das Eisenbahngeleise von A. Haarmann. Erste und zweite Hälfte. (Leipzig, Wilh. Engelmann.) Noch fehlt uns eine Eisenbahngeschichte, aber der Generaldirector des Georgs-Marien-Bergwerkvereins bietet uns hier wenigstens einen Theil Eisenbahnbaugeschichte, die wir Allen warm empfehlen können, die sich für eine der herrlichsten Erfindungen des menschlichen Geistes interessiren. Er behandelt Wesen, Technik und Geschichte des Oberbaues, d. h. der Schienen, Schwellen, Weichen ꝛc. Anziehend ist der geschichtliche Hinweis, daß schon die Griechen die Spurbahnen auf felsigem Boden kannten, daß diese um die Mitte des 16. Jahrhundets in deutschen Bergwerken wieder auftauchten, von da nach England kamen und hier mit dem Dampfwagen verbunden wurden. Möge die Oberbaufrage, von der eine Vergrößerung der Fahrgeschwindigkeit abhängt, bald eine befriedigende Lösung finden! Dieses Buch zeigt die Wege und Ziele.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Romane von Theophil Zolling.

## Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

Vierte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

## Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

## Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

☛ **In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

---

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.

17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

---

## Für nach Italien Reisende.

# Italienischer Salat.

Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen

von

**Oscar Justinus.**

220 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

**Vossische Zeitung.** Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.

**Berliner Tageblatt.** Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.

**Berl. Local-Anzeiger.** Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.

**Norddeutsche allgem. Zeitung.** Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.

**Leipziger Tageblatt.** Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch ersunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

**Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.**

---

# Die Gegenwart 1872–1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Soeben erschien im Verlage von **Otto Wigand** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt.

Herausgegeben von **Dr. F. Wollny.**

Preis 50 Pfge.

---

**Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

In unserem Verlage erscheint:

# „Aus fremden Zungen".

Jährlich 24 Hefte

à 6 Bogen in Umschlag.

Preis pro Heft: 50 Pfennig.

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Soeben beginnt der neue Jahrgang, der Werke obengenannter u. a. Autoren enthält.

**Zu beziehen**

durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

---

**Rich. Kahle's Verlag in Dessau.**

Soeben erschien:

# Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über

**Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.**

**Von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.**

5. Auflage. — 10. Tausend.

Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges." Dr. K. Ch.

---

Soeben erschien vollständig:

# Carl von Hase's Leben.

Herausgegeben von **K. A. v. Haase.**

1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890. Bd. I/II zu je ℳ 4, Bd. III ℳ 6.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 11. März 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Militärvorlage und unsere Parteien. Von Archivar Georg Winter. — Erbrechtsreform. Von G. B. — Ungarische Wirthschaft. Von Saxo. — **Literatur und Kunst:** Vom Dresdener Hoftheater. Von Verus. — Ein christlich-sozialer Roman aus England. Von E. Beyer. — **Feuilleton:** Durch Eis und Schnee. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Der Fall Saling. Von Caliban. — Aus den Kunstsalons. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals unsere Archäologen. Von L. P. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Militärvorlage und unsere Parteien.

Von Archivar Georg Winter.

Die Bedeutung der „Gegenwart" für unser gesammtes öffentliches Leben scheint mir nicht in letzter Linie darauf zu beruhen, daß sich dieselbe mit keiner der bestehenden politischen Parteien völlig identificirt, vielmehr zu einem Sprechsaal für alle stramm nationalgesinnten Männer geworden ist, in welchem in Einzelfragen die verschiedensten Meinungen neben einander Berücksichtigung und Raum finden, sofern nur die ihnen zu Grunde liegende nationalpolitische Gesinnung deutlich zu Tage tritt. So mancher politische Artikel, den diese Zeitschrift an leitender Stelle brachte, hat ein paar Blätter weiter hinten von dem allbeliebten Caliban eine mehr oder minder skeptisch-kritische Beurtheilung erfahren; auch meine eigenen Artikel, welche die Begründung einer großen nationalen Verfassungspartei aus den Mittelparteien und den gemäßigten Freisinnigen anregten, sind diesem Geschick nicht entgangen. Allein ich halte das, wie gesagt, keineswegs für ein Unglück; im Gegentheil, ich bin der Meinung, daß ein solches über den Parteien stehendes und doch den Pulsschlag einer jeden von ihnen beobachtendes Organ gerade in unserer Zeit gegenüber den großen nationalen Aufgaben, deren Lösung nur durch eine Verständigung aller wahrhaft nationalgesinnten Patrioten möglich ist, ein tief empfundenes Bedürfniß ist. Kein Verständiger kann sich mehr einer Täuschung darüber hingeben, daß wir in einer mächtigen und tiefgreifenden Umbildung unseres politischen Parteiwesens begriffen sind; es ist das eben eine der vielen unmittelbaren Folgen des Rücktrittes des gewaltigen Mannes, der Jahrzehnte hindurch unserem politischen Leben Ziel und Richtung gegeben und den Stempel seines Genius aufgeprägt hat. Nachdem er gegangen war, mußte nothwendiger Weise das bisher von ihm aufrecht erhaltene Gleichgewicht der Kräfte im politischen Leben zeitweilig verloren gehen und ein mehr oder minder chaotischer Zustand eintreten, aus dem sich erst allmählich ein Neues entwickeln muß, das an die Stelle der Einen großen leitenden Kraft zu treten hat. Ueberall zeigt sich unruhige Gährung, unsicheres Schwanken, die Parteischablonen wollen nicht mehr recht ausreichen, um den Kräften, denen sie Form gaben, Schranken aufzuerlegen. Daher die früher nur selten beobachtete Erscheinung, daß häufig in den entscheidenden Lebensfragen der Nation innerhalb der einzelnen Parteien die tiefgreifendsten Gegensätze neben einander bestehen und durch keine Parteidisciplin versöhnt und beseitigt werden können. Die Elemente sind durch einander gerüttelt und müssen sich erst wieder klären, ehe sie neue organische Verbindungen eingehen können. Zu dieser Klärung aber kann ein Organ wie diese Zeitschrift ein sehr Erhebliches beitragen.

Das hat sich vor Allem auch bei den Erörterungen über die jetzt im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehende Militärvorlage klar und deutlich gezeigt. Während in der Discussion darüber innerhalb der politischen Parteien der an sich nur in mittelbarem Zusammenhange damit stehende finanzielle Gesichtspunkt der einzig entscheidende war, ist die Vorlage in der „Gegenwart" von den verschiedensten, zum Theil schroff entgegengesetzten Standpunkten aus, aber nur aus in der Sache selbst liegenden Rücksichten erörtert worden. Während der eine Mitarbeiter, offenbar ein Sachverständiger in militärisch-technischen Dingen, aus der strategisch-taktischen wie aus der politischen Gesammtlage der europäischen Staaten nachzuweisen suchte, daß die in der Militärvorlage angestrebte Vermehrung unseres Heeres nicht erforderlich, ja in manchem Betracht bedenklich sei, hält ein anderer Mitarbeiter der „Gegenwart" das Durchgehen der Vorlage für so wichtig, daß er selbst an das politisch gewiß nicht ungefährliche Mittel eines ad hoc einzuberufenden und zu wählenden Plebiscit-Reichstages denkt. Beide aber ziehen das finanzielle Element der Frage nicht oder nur nebensächlich in den Kreis ihrer Betrachtungen; gerade dadurch unterscheiden sie sich von den rein parteipolitischen Erörterungen der Frage. Und sie haben in diesem Punkte, in welchem sie übereinstimmen, unbedingt Recht.

Gegenüber den allgemeinen und überall bis zum Ueberdruß wiederholten Klagen über die finanzielle Mehrbelastung, die dem deutschen Volke aus der Durchführung der Militärvorlage erwachsen würde, ist es ja gewiß nicht leicht, gegen den Strom zu schwimmen, aber es wird in diesem Falle zur unabweislichen Pflicht gegenüber dem Vaterlande. Es soll und muß dem deutschen Volke immer und immer wieder gesagt und in's Gewissen gerufen werden: die Frage, ob die von der Regierung verlangte Heeresvermehrung nothwendig ist, darf und kann nur aus sich selbst heraus, d. h. aus politischen und militärischen Gesichtspunkten entschieden, sie muß nur aus solchen rein objectiv und zunächst ohne Rücksicht auf das finanzielle Moment gewissenhaft geprüft werden. Ergibt diese Prüfung die Nothwendigkeit der Maßregel, so muß sie durchgeführt werden, wenn anders wir uns nicht das traurige Zeugniß ausstellen wollen, daß wir außer Stande sind, die großen nationalen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte als heiliges Vermächtniß für kommende Generationen zu schützen und zu wahren. Es ist nicht wahr, das muß mit aller Schärfe betont werden, daß wir die finanzielle Mehrbelastung nicht tragen

könnten. Wir würden im Falle eines unglücklichen Krieges, vor dem uns ein gütiges Geschick bewahre, an Contributionen und Kriegsentschädigung das Zehnfache von dem, was wir jetzt angeblich nicht zahlen können, zahlen müssen. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns das an der Hand der schweren Lehren, die uns die trübsten Jahre unserer Geschichte am Anfange des Jahrhunderts ertheilt haben, mit voller Klarheit zum Bewußtsein bringen, daß wir uns ferner daran erinnern, daß wir unser heutiges mächtiges und einiges Vaterland noch heute nicht haben würden, wenn in der Conflictszeit der sechziger Jahre der auch auf finanzielle Gesichtspunkte gestützte leidenschaftliche Widerstand der Volksvertretung gegen die damalige Militärreorganisation seinen Endzweck erreicht, d. h. diese verhindert hätte. Gerade in der letzten historischen Reminiscenz liegt doch eine ernste Mahnung und Warnung für unsere politischen Parteien, namentlich für die Liberalen. Es ist erst durch die historischen Forschungen der letzten Jahre, namentlich die Heinrich von Sybels, in vollem Umfange klar geworden, was der Liberalismus damals verscherzt hat, als er die Gelegenheit, sich ein unermeßliches Verdienst um die Fortentwickelung der nationalen Sache zu erwerben, vorübergehen ließ. Manche trübe Erfahrung der nächsten Jahre wäre ihm erspart geblieben: statt des Gegensatzes, der lange Zeit zwischen dem größten deutschen Staatsmanne und der damals in der Einheitsfrage am energischsten nationalen Partei obwaltete, wäre ein harmonisches Zusammenwirken beider gewonnen und dadurch mancher jähe Sprung in unserer nationalen Entwickelung vermieden worden. Sollen wir ähnliche oder größere, von außen drohende Gefahren noch einmal laufen? Glauben die liberalen Parteien, glauben die parlamentarischen Parteien überhaupt, die Verantwortung dafür übernehmen zu können? Sie würden damit einen verhängnißvollen Fehler begehen, vor Allem, sie würden beweisen, daß sie die innige Fühlung mit dem Volksleben verloren haben, daß sie den Umschwung, der sich gerade in dieser Frage in den letzten Monaten vollzogen hat, nicht klar zu erkennen und recht zu würdigen verstehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, von den süddeutsch-ultramontanen Wählerschaften abgesehen, die Kundgebungen im Volke für die Militärvorlage an Gewicht wie an Zahl der Stimmen bedeutender sind als die gegen die Militärvorlage. Daß es am Anfang, als die Militärvorlage anfing in unbestimmten Umrissen bekannt zu werden, unzweifelhaft anders war, daß damals in weiten Kreisen des Volkes in der That ein leidenschaftlicher Widerstand gegen dieselbe sich geltend machte, lag vor Allem an der ohne Frage sehr wenig geschickten Art, in der die Reichsregierung die Action für die Vorlage einleitete. Wenn aber z. B. die Freisinnigen auf diesen anfänglichen Widerstand des Volkes auch heute noch ihre Opposition begründen zu können meinen, wenn sie, wenigstens nach ihren offiziellen Aeußerungen, einer Auflösung des Reichstages und einer unter dem Zeichen der Militärvorlage sich vollziehenden Neuwahl mit großer Zuversicht entgegensehen, so dürften sie eine große und schwere Enttäuschung erleben, wenn es so weit kommen sollte. Entgegen allen Vertuschungsversuchen der parlamentarischen Parteileitung kann es für keinen, der mit den großen Massen der Wähler nahe Fühlung hat, irgend einem Zweifel unterliegen, daß der Umschwung zu Gunsten der Militärvorlage bis tief in die Kreise der freisinnigen Wählerschaften hineinreicht. Die freisinnigen Führer, namentlich die des radicalen Flügels der Partei, vergessen gar zu gern, daß ein großer Theil ihrer Wähler bis zum Ende der siebziger Jahre nationalliberal war und sich in gewissen Fragen, die sie für hervorragend nationale halten, unter die Parteiherrschaft des Herrn Eugen Richter nicht so unbedingt fügen, wie dessen unmittelbare Gefolgschaft. Der Anzeichen hierfür sind genug vorhanden; in Süddeutschland, unter den Wählern eines Freiherrn von Stauffenberg, wie in Thüringen sind sie hervorgetreten, und auch in Norden beginnt es sich zu regen, nachdrücklicher, als es Herrn Richter lieb sein wird. Bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstages, in dem die freisinnige Partei zu den stärksten Parteien gehört, ist diese Sachlage doch wichtig genug, um sie an einem Beispiel zu erläutern, welches nicht ohne Interesse ist.

Vor mir liegt ein vertraulicher, unbedingt zuverlässiger, von einem der Hauptbetheiligten ausgegangener Bericht über eine Versammlung, nicht etwa einzelner dissentirender freisinniger Wähler, sondern freisinniger Vertrauensmänner in Hamburg. In dieser Versammlung hat einer der Führer der dortigen freisinnigen Partei unter dem lebhaftesten Beifall der Versammelten auf das entschiedenste gegen die ablehnende Haltung Richter's in Sachen der Militärvorlage Front gemacht. Auf das nachdrücklichste wurde darauf hingewiesen, daß die Opposition gegen diese Vorlage geradezu dem freisinnigen Parteiprogramm, welches eine möglichst allgemeine Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und zweijährige Dienstzeit fordere, in's Gesicht schlage; es müsse daher unbedingt, um die Concession der letzteren durchzusetzen, eine Verständigung mit der Reichsregierung angestrebt werden. Diese Ansicht fand so energischen Anklang in der Versammlung, daß sogar offen der Gedanke ausgesprochen wurde, wenn Richter bei seiner ablehnenden Haltung verharre, so müsse der gemäßigte Flügel der Partei, die ehemaligen Secessionisten und die Hänel'sche Gruppe der alten Fortschrittspartei, aus der freisinnigen Partei ausscheiden und im Verein mit den Nationalliberalen den Grund zu einer neuen großen liberalen Partei legen. Wie man sieht, ist das nicht ganz, aber doch zum Theil der Gedanke, den ich seit Jahren in der „Gegenwart" vertrete, nur daß ich die so gebildete große liberale Partei durch die Vereinigung mit den Freiconservativen noch verstärkt zu sehen wünsche. Gerade dieser Umstand, daß ich immer und immer wieder die Nothwendigkeit dieser Vereinigung möglichst weiter, national und liberal gesinnter Elemente betont habe, war wohl die Veranlassung, aus der mir ein eingehender handschriftlicher Bericht über die Hamburger freisinnige Vertrauensmänner-Versammlung zuging.

Ich überschätze diesen einzelnen Vorgang nicht; ich betrachte ihn als weiter nichts als ein Symptom einer innerhalb der freisinnigen Partei bestehenden Unterströmung, aber auch als solches ist er ohne Frage von Bedeutung. Er zeigt eben, daß weite Schichten des Volkes in nationalen Fragen sich ihrer Gemeinschaft über die Parteischablone hinaus bewußt sind, und das ist ohne Zweifel eine erfreuliche Erscheinung, eine von den Erscheinungen, die dem Mitarbeiter in Nr. 8 dieser Zeitschrift den Gedanken an einen Plebiscit-Reichstag eingegeben haben.

Gewiß empfindet das Volk die auf ihm ruhende Steuerlast in der gegenwärtigen Periode wirthschaftlicher Depression schwerer als sonst, aber es ist sich doch, das hoffen und glauben wir von seinem guten Genius, deutlich bewußt, daß in nationalen Existenzfragen der nationale Gesichtspunkt finanzielle Rücksichten unzweifelhaft in den Hintergrund drängen muß.

Und wie steht es denn mit diesen finanziellen Rücksichten in Wahrheit?

Ist es wirklich wahr, daß das deutsche Volk, auch wenn es sich um die Frage der Sicherheit des Reiches nach außen hin handelt, an der Grenze der finanziellen Leistungsfähigkeit angekommen ist? Zur unbefangenen Prüfung und Würdigung dieser Frage kann eine Broschüre viel beitragen, welche vor einigen Tagen erschienen ist, aber die ihr gebührende Beachtung noch nicht in vollem Umfange gefunden zu haben scheint und auf die ich die Aufmerksamkeit richten möchte. Es ist die kleine Abhandlung des Berliner Privatdocenten Jastrow: „Drückt die Militärlast? Eine zeitgemäße Frage". In Bezug auf die finanzielle Seite der Sache, die den Hauptgegenstand seiner Erörterung bildet, weist uns der Verfasser zunächst auf die sehr bemerkenswerthe Thatsache hin, daß, während in den parteipolitischen Erörterungen, wie ich schon oben erwähnte, die Frage der finanziellen Mehrbelastung des Volkes die entscheidende Rolle zu spielen pflege, im wissenschaftlichen Lager der Nationalökonomen ganz ohne jeden Unterschied der Parteistellung nur eine Stimme darüber herrsche, daß man aus Gründen der

*) Leipzig, Hirschfeld.

Unerschwinglichkeit sich nicht gegen die Vorlage auszusprechen habe. Jastrow erweist das aus den Aussprüchen aller Nationalökonomen von Ruf, welche sich in der Frage haben vernehmen lassen, eines Neumann-Tübingen, Conrad-Halle, Meitzen, von Mayr u. A. Sie alle und Jastrow mit ihnen kommen auf Grund eingehender Vergleichung der Steuerbelastung in den verschiedenen europäischen Großstaaten zu dem Resultat, daß Deutschland in finanzieller Beziehung nicht etwa eine besonders hohe Militär- und Steuerlast zu tragen hat, sondern im Gegentheil eine besonders niedrige. Nach Professor von Kaufmann's sehr sorgfältigen Untersuchungen betragen z. B. die Kosten für Heer und Marine pro Kopf der Bevölkerung in England 17 Mark, in Frankreich 14, in Italien $8^1/_2$, in Deutschland aber noch nicht ganz $7^1/_2$ Mark, eine Summe, hinter der nur Oesterreich-Ungarn mit $6^2/_3$ Mark um ein Geringes zurückbleibt. Zu genau demselben, ja zu einem für Deutschland noch günstigeren Ergebniß kommt man, wenn man die Gesammtsteuerlast der verschiedenen Staaten mit einander vergleicht. Hier wird Deutschland von allen anderen Staaten, einschließlich Oesterreich-Ungarn, an Steuerlast übertroffen. Während pro Kopf der Bevölkerung in Frankreich, England, Italien, Oesterreich-Ungarn bezw. 58, 39, 32 und 28 Mark an Steuern zu zahlen sind, wird in Deutschland an Reichs- und Landessteuern zusammengenommen nur 21 Mark pro Kopf aufgebracht. Diesen, im Wesentlichen von wissenschaftlicher Seite allgemein als zutreffend anerkannten Zahlen gegenüber muß doch ohne Frage die Behauptung, daß wir eine weitere Belastung nicht ertragen können, unbedingt verstummen, so laut sie auch bisher immer und immer wieder aufgestellt worden ist; denn man kann doch, wie Jastrow das Ergebniß richtig auf S. 7 zusammenfaßt, nicht behaupten, daß der Steuerdruck in einem Lande wie Deutschland bereits auf dem Punkte der Unerträglichkeit angelangt sei, wenn er geringer ist als in allen anderen Ländern!

Ich glaube nicht befürchten zu müssen, daß ich etwa dahin mißverstanden werden könnte, als wollte ich aus jenen Zahlen die Folgerung ziehen, daß nun unbedingt Alles, was die Regierung für Heereszwecke fordert, bewilligt werden müsse. Das Eine aber darf danach allerdings als feststehend betrachtet werden: es ist nicht nur möglich, sondern unbedingt nothwendig, die Frage der Heeresvermehrung nur nach in ihr selbst liegenden, nicht nach finanziellen Gesichtspunkten zu prüfen; ergibt diese Prüfung die Nothwendigkeit der Maßregel, so kann nach den vorstehend mitgetheilten Zahlen gar keine Rede davon sein, daß wir eine solche als nothwendig erkannte Maßregel aus Rücksichten auf unsere Finanzlage unterlassen müßten.*)

*) Jastrow selbst geht in seiner Broschüre in seinen Folgerungen aus jenen vergleichenden Zahlen noch einen erheblichen Schritt weiter, über die eigentliche Frage der Militärvorlage hinaus, indem er auf die Nothwendigkeit erheblicher Mehraufwendungen auch auf anderen Gebieten als den militärischen hinweist. Er macht die ganz zutreffende Bemerkung, daß, wenn trotz jener relativ geringeren Belastung für Heereszwecke der Militärdruck in Deutschland trotzdem mehr empfunden werde, als in allen anderen Ländern, das im Wesentlichen daran liege, daß die Rücksicht auf die Heereszwecke in den civilen Verwaltungen allüberall zu einer eines großen Volkes nicht würdigen Sparsamkeit geführt habe, daß also in allen öffentlichen Angelegenheiten bei uns kein Interesse so in den Vordergrund gestellt, keines so thatkräftig und ausgiebig befriedigt wird, wie das militärische. Er weist das im Einzelnen an einer Reihe von Mißständen in unseren civilen und culturellen Verwaltungen nach, die nur durch eine aus Rücksicht auf die Heereszwecke geübte Sparsamkeit verschuldet seien, und kommt nun zu dem Ergebniß: „das ist in Wahrheit der Druck der Militärlast, daß die militärischen Interessen bei uns angefangen haben, alle Culturinteressen zu absorbiren." Dem müsse entgegengearbeitet werden, indem man mit der über steuerpolitische Fragen weit verbreiteten irrigen Auffassung endlich definitiv breche, nach welcher die Verminderung der Steuerlast für das A und O der politischen Weisheit gilt, während es in der Wissenschaft schon längst gemeinsame Ueberzeugung ohne Unterschied der Parteistellung geworden ist, daß die Culturentwickelung der Zukunft nicht auf Verminderung, sondern auf Wachsen der Steuererträge beruhen wird. Dementsprechend schließt er auf S. 15: „Es ist nicht wahr, daß uns das Geld fehlt, um unsere Grenzen zu schützen. Aber es ist ebenso wenig wahr, daß uns das Geld fehlt, um unsere Richter zu besolden, unser Unterrichtswesen würdig auszugestalten, für unsere Sozialpolitik und Gesundheitspflege die Fortschritte der Neuzeit ebenso auszunutzen, wie für Armee und Marine." Da dies Alles ohne erhebliche Vermehrung der Steuern nicht möglich ist, so ist als das A und O der Jastrow'schen Broschüre der den Erörterungen der Tagespolitiker allerdings schroff entgegengesetzte Satz zu betrachten, daß wir eben unsere, im Vergleich zu anderen Ländern sehr geringfügige Steuerlast nicht nach Kräften zu vermindern, sondern nach dem Maße unserer militärischen und culturellen Bedürfnisse zu vermehren haben. Ein so kühnes Schwimmen gegen den Strom wird ja freilich zunächst nicht auf allzu viele Nachahmer zu rechnen haben. Aber daß es einmal versucht wird, ist gewiß gegenüber den echt spießbürgerlichen Steuer-Jeremiaden eine höchst erfreuliche Erscheinung.

Wenn die parlamentarischen Parteien in ihrer Gesammtheit diese Ueberzeugung in sich aufnehmen, wenn sie, wie das ja in der Militärcommission in der That selbst von den vorläufig noch prinzipiell opponirenden Mitgliedern wirklich geschieht, die Vorlage ganz ohne Rücksicht auf die finanzielle Seite objectiv prüfen, dann ist eine Annahme derselben in vollem Umfange oder doch nur mit solchen Beschränkungen, welche in der Sache selbst begründet sind und von allen Betheiligten, einschließlich der Reichsregierung, als berechtigt anerkannt werden, auch im gegenwärtigen Reichstage ohne die mit einer Neuwahl verbundenen Erschütterungen möglich. Die Mittelparteien haben sich ja bereits auf diesen Standpunkt gestellt, und namentlich ist es Herr von Bennigsen, der in entsagungs- und verantwortungsvoller Weise auf eine Verständigung hinarbeitet. Geben die anderen Parteien, der thatsächlich durch Zahlen zu erweisenden Wahrheit gemäß, auch nur das Eine zu, daß die finanzielle Frage nicht die entscheidende ist, und stellen sie demgemäß ihren Mitgliedern in diesem Falle ihre Abstimmung unbedingt frei, so wird dieser aus den prinzipiell zur Verständigung geneigten Mittelparteien gebildete Stamm von allen Seiten Verstärkung erfahren. Daß in der conservativen Partei neben der aus Opposition gegen die zweijährige Dienstzeit auftretenden Fronde auch eine zur Bewilligung geneigte Richtung vorhanden ist und leicht zur überwiegenden werden kann, ist unzweifelhaft. Die Unterströmung im freisinnigen Lager erwähnten wir schon; sie ist nicht nur im Volke, sondern auch, wie uns auf das bestimmteste versichert wird, in der parlamentarischen Fraction vorhanden. Es kommt nur darauf an, daß diese Richtung den muthigen Entschluß faßt, sich in dieser wichtigen Frage nicht von Richter terrorisiren zu lassen. Und auch dafür ist es ein erfreuliches Symptom, daß der freisinnige Abgeordnete Hinze in der Militär-Commission in ausgesprochenem Gegensatz zu Richter für die vierten Bataillone gestimmt hat. Die Existenz eines der Militär-Vorlage günstig gesinnten Centrums-Flügels aber ist ja längst ein offenes Geheimniß. Es sind also in allen Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokratie Elemente zu einer Verständigung vorhanden. Sie brauchen sich nur selbständig zu regen und in dieser nationalen Lebensfrage die Fesseln der Parteidisciplin abzuwerfen, so ist die Verständigung gewonnen und dasselbe erreicht, was durch einen Plebiscit-Reichstag zu erreichen wäre. Daß das ein unermeßlicher Segen für das Vaterland wäre und zur Erhöhung unseres Ansehens im Auslande erheblich beitragen würde, ist ja unzweifelhaft.

## Erbrechtsreform.

Wenn unter den Vorschlägen, die gegenwärtig im Reich erörtert werden, die Erbschaftssteuer — etwas zaghaft — in den Vordergrund tritt, so muß es Verwunderung erregen, daß eine Erbrechtsreform von keiner Seite in Aussicht genommen zu sein scheint. Es kann dahingestellt bleiben, wie alt die Frage nach einer Reform des Erbrechts ist; auch wie etwa Römer und Griechen ihr Erbrecht in früherer oder späterer Zeit gestaltet haben, mag vollkommen auf sich beruhen. In neuerer Zeit waren es vorzugsweise der Graf von St. Simon und seine Schule in Frankreich, die einer Einschränkung des privaten Erbrechts das Wort redeten. In Deutschland existirt gleichfalls eine nicht kleine Literatur, die den Gegenstand behandelt. Statt aller anderen Schriften soll nur auf H. v. Scheel, „Erbschaftssteuer und Erbrechtsreform" (Jena 1877) hinge-

wiesen werden. Der Verfasser hat in diesem ganz vortrefflichen und leider wenig bekannten Werke auf 100 Seiten überzeugend nachgewiesen, daß es erlaubt und nothwendig sei, das Erbrecht der entfernteren Verwandten zu beseitigen und durch ein Erbrecht des Staates zu ersetzen. Es ist höchst erstaunlich, daß dieser einfache, große Gedanke nicht längst zum wohlthätigen Gesetz geworden ist.

Gegenwärtig herrscht, abgesehen von den linksrheinischen Gebieten des französischen Rechts, ein unbeschränktes Privaterbrecht. Der Verstorbene wird nicht bloß von seinen Kindern, Eltern, dem Ehegatten beerbt, von Onkeln, Vettern, Neffen u. s. w., nein, bei dem Mangel dieser näheren Angehörigen fällt sein Nachlaß an Personen, die ihm auch nur im allerentferntesten Grade verwandt sind. Daher kommt es, daß bei manchem Erbfall der Erbe und der Erblasser einander gar nicht gekannt haben; der Erbe hat zuweilen große Noth, überhaupt nachzuweisen, daß und wie er mit dem Verstorbenen verwandt gewesen ist. Der Volksmund spricht dann von „lachenden Erben". Fragen wir nach dem Grunde dieser doch seltsamen Erscheinung auf dem Rechtsgebiet, so zeigt es sich, daß die Einrichtung ihren Ursprung der geschichtlichen Entwickelung verdankt, — womit freilich keineswegs dargethan ist, daß sie heute noch die Berechtigung ihrer Existenz hat. Bei Völkern nämlich, die sich in den Anfängen staatlicher Entwickelung befinden, ruht der Rechtsschutz des Einzelnen bei seiner Familie, seiner Stammesgenossenschaft. Diese sind es, die ihm den Frieden verbürgen, die den Vormund des Unmündigen, den Rächer des Beleidigten stellen. Diesen durch die Blutsgemeinschaft begründeten Pflichten entspricht es in der That, wenn das Erbe des verstorbenen Familiengliedes nicht bloß den nächsten Angehörigen, sondern in Ermangelung solcher jedem zufiel, der nur irgend dem Kreise der Stammesgenossen angehörte.

Das ist aber lange her. Der moderne Staat befindet sich nicht mehr in den Anfangsstadien seiner Entwickelung. Der Zusammenhang mit den entfernteren Familiengliedern ist gelockert; nahe Beziehungen des Rechts, der wirthschaftlichen Gemeinschaft, der Zuneigung, bestehen nur noch innerhalb der eigentlichen Familie. Im Uebrigen ist es nunmehr der Staat der an Stelle der Blutsgenossenschaft den Frieden nach Außen und das Recht im Innern schützt, der dem Einzelnen die ungehinderte Entfaltung seiner Kräfte verbürgt und weit darüber hinaus den Schutz der Schwachen als seine Aufgabe erkannt und übernommen hat. Deswegen gebührt nunmehr ihm die Abgabe, die in vergangener Zeit einer vergleichsweise doch nur schwachen Familieneorporation willig entrichtet wurde. Heute ist es nur durch positive Bestimmung, nicht mehr durch innere Gründe gerechtfertigt, daß ich nach meinem Tode von jemandem beerbt werde, der sich nur darauf berufen kann, er sei ein Enkel meines Großonkels. Es ist schlechthin unwiderleglich, wenn v. Scheel in seiner erwähnten Schrift (S. 38) sagt, Jedermann werde zugeben müssen,

> „daß ein Erbrecht, welches nur die Thatsache der Blutmischung in irgend welcher beliebigen Verdünnung zur Grundlage hat, auf einer sehr willkürlichen und unzureichenden und weder in Volkswirthschaft, noch Moral zu rechtfertigenden Grundlage beruht."

Sollte der Erblasser in einem gegebenen Falle ausnahmsweise eine so zart besaitete, oder richtiger eine so eingebildete Persönlichkeit sein, daß ihm auch der entfernteste Verwandte dieser Eigenschaft wegen als der einzig würdige Erbe erschiene, so steht ja nichts im Wege, ihn durch Testament zu berufen. Aber es kann nicht Aufgabe der Staatsgesetzgebung sein, auch bei dem Mangel solcher Berufung zum eigenen Schaden Persönlichkeiten als Erben einzusetzen, die in keinem anderen Zusammenhang mit dem Verstorbenen standen, als dem einer gerade eben noch nachweisbaren, stark verdünnten Verwandtschaft.

Auch die Frage, an welcher Stelle die Grenze für das Privaterbrecht zu ziehen sei, ist nicht so schwer zu lösen. Man könnte an den oben erwähnten, bezeichnenden Ausdruck der Volksüberzeugung, an das Wort von den „lachenden Erben" anknüpfen. Eben diese wären zu beseitigen. Wenn einem Sohn der Vater, oder dem Vater ein Kind, oder ein Bruder seiner Schwester stirbt, wer spräche da wohl von lachenden Erben? Auch noch der Tod eines Onkels, eines Vetters wird ernste Betrübniß in der Regel hervorrufen; denn ein immerhin noch enges Band wird für alle Zeit gelöst. Darüber hinaus freilich sind es lediglich heitere Empfindungen, die die trauernden Hinterbliebenen zu erfüllen pflegen. Und das „Lachen" des Erben gilt nicht bloß dem Vergnügen über den glücklichen Zufall, der hier gewaltet hat, es ist ein Hohngelächter auf die Gesellschaft, die diesen Zufall zum Gesetz macht, die ihm, dem Erben, so unverdient, so ohne jeden vernünftigen Grund Tausende in den Schoß wirft, auf welche jeder Andere, d. i. die Staatsgemeinschaft, gleiches Anrecht hätte. — Folgt man diesem Gedankengang, so ergibt es sich als richtig, das gesetzliche Erbrecht der Privaten auf vier Grade der Verwandtschaft zu beschränken und darüber hinaus, in Ermangelung so naher Verwandten, den Staat als Erben zu berufen. Es ist nicht auszudenken, welche enlturellen Aufgaben der Staat mit Hülfe der ihm so zufließenden, ungezählten Millionen lösen könnte; wenn aber eine derartige Reform auch nur den einen Zweck hätte, die geplante und wohl nicht mit Unrecht so unpopuläre Vermögensteuer überflüssig zu machen, schon dann wäre sie ein Gewinn.

Die empfohlene Aenderung ist, wie Alles, der Kritik zugänglich. Man kann z. B. trauern, daß an geheiligten Institutionen der Vergangenheit freventlich gerüttelt werde, man kann sich wundern, warum gerade beim vierten Grade und nicht beim fünften abgeschnitten werden solle, man kann auch sagen, daß ein derartiges Gesetz durch testamentarische Bestimmungen leicht umgangen werden könne — ein beliebtes Mittel derer, die stets hindern wollen — aber das Eine kann Niemand bestreiten: Die Erschließung dieser staatlichen Einnahmequelle verletzt kein wohlerworbenes Recht irgend eines Menschen, keiner Wittwe und keiner Waise; sie nimmt keinem Lebenden etwas.

Und im Hinblick auf die großen sozialpolitischen Schöpfungen des Reiches dürfte es Mancher als einen weiteren Vorzug ansehen, daß das vorgeschlagene Gesetz, einfach in seiner Formulirung, einfach in seiner Ausführung, nicht nur einzelnen bedürftigen Klassen, sondern der gesammten Bevölkerung in seinen wohlthätigen Wirkungen zu Gute kommt. G. B.

---

## Ungarische Wirthschaft.

Wem der Liberalismus so recht eigentlich der Ausdruck höchster geistiger Entwickelung gilt, der muß als Deutscher mit einem gewissen Neid nach Südosten schauen; dort unten herrscht diese Weltanschauung am kräftigsten. Während wir noch soweit zurück sind, uns mit Conservativen und Clericalen herumplacken zu müssen, gibt es zum Beispiel in Serbien bloß drei Parteien: die Liberalen, die Fortschrittler und die Radicalen. Diese Parteien sind im Prinzip — nämlich im Liberalismus — unter sich einig, sie schlagen sich nur gelegentlich die Köpfe ein, weil der eine dem anderen den Liberalismus mit ihm an der Spitze aufzwingen will.

Die allerliberalsten aber da unten sind die Magyaren. Man kann sie das Mustervolk des Liberalismus nennen. Sie bauen sich jetzt ein dem Londoner nachgebildetes Parlamentshaus, sie haben parlamentarische Ministerien, sie verlegen die Entscheidung in die Mehrheit der vom Volk Erwählten — kurz sie haben die Errungenschaften der Engländer und Franzosen sich angeeignet, ohne sich mit deren staatsrechtlichen Veilletäten aufzuhalten. Man braucht sich nicht an die Politiker in Pest zu wenden, es sagt es Einem jede magyarische Dame beim Thee mit herablassendem Lächeln: In Sachen der Freiheit stehen wir Deutsche den Magyaren ganz außerordentlich nach. Wir sind eben geknechtet, politisch unreif; sie sind liberal, also auf der Höhe der Cultur.

Die jungen Damen in Pest sind von der Wahrheit dieser Auffassung völlig überzeugt. Nicht so sehr sind es freilich die Politiker. Ich habe noch nie gehört, daß das britische oder französische Parlament oder unser Reichstag sich darüber beklagt habe, die Welt sei über die Verhältnisse und Vorgänge in ihrer Heimath nicht genügend unterrichtet, die Regierung thue nicht genug dafür, daß über diese die Nachbarvölker angenehme Nachrichten erhielten. Im Ungarischen Abgeordnetenhause gehört es zum politischen Inventar der äußersten Linken, also der liberalen Musterleute, der Regierung solche Vorwürfe zu machen. Da nun Herr Weckerle das Vertrauen der Linken hat, dürfen wir sicher sein, daß er es auch in Zukunft rechtfertigen, und Europa von den Herrlichkeiten Transleithaniens reichlich unterrichten wird.

Früher war Otto Hermann der Mahner für Belehrung des Auslandes über ungarische Verhältnisse, jetzt hat sich Gabriel Ugron dieses Gebietes bemächtigt, ja selbst der Zukunftsminister der Partei Graf Albert Apponyi sagte unlängst (14. Juli): „In der europäischen Presse wird Ungarn systematisch angeklagt, verhaßt gemacht. Die Regierung hat sowohl die Organe der auswärtigen Regierung, wie ihr eigenes Preßbureau und alle zur Verfügung stehenden Mittel zu benutzen, um diese Discreditirung Ungarns vor der Meinung Europas zu paralisiren". (Lebhafte Zustimmung auf der Linken).

Schon Tissa pflegte auf solche Anklagen die Versicherung zu geben, es geschehe Alles nur irgend mögliche. Am 20. Febr. 1882 z. B. forderte er, alle Vorwürfe von sich abweisend, seine Gegner, vor Allem Otto Hermann selbst auf, „ihre Verbindungen und ihren Einfluß in deutschen Kreisen dahin zu verwenden, diese über ungarische Verhältnisse aufzuklären". „Ich würde mich schämen", sagte er am 27. Januar 1882, „wenn ich erst von Hermann aufmerksam gemacht werden müßte, meine Pflicht zu thun." Und er fügte höhnend hinzu: „Die Regierung hat nicht nur ihr Preßbureau zur Verfügung." Genau ebenso verhielt sich jetzt Graf Szapáry zu dieser Frage. Auch er hatte nicht nur das Preßbureau! Er hat noch wirksamere Mittel. Und er hinterließ sie seinem Nachfolger, der sie gewiß anwenden wird. Als ich die Jubelstöße in deutschen Zeitungen über Weckerle's Ernennung las, sah ich, daß der Mann wirklich sein Amt im Sinn magyarischen Liberalismus richtig versteht!

Die Magyaren sprechen in ihrem Abgeordnetenhause magyarisch. Das ist ihr gutes Recht, hat aber nebenbei den Vortheil, daß sie kein Mensch versteht, der eben nicht Magyare oder neuerdings in ungarischen Schulen erzogen ist. Als Kinder machten wir uns durch Lautverstellung eine Geheimsprache und neckten Andere damit, die uns nicht verstanden. In einer solchen Geheimsprache macht man in Pest Politik. Es sitzen da wohl Zeitungschreiber im Parlamentssaale, aber wehe dem, der etwas in eine öffentliche europäische Sprache übersetzt, was den Magyaren schaden könnte, was sie um ihren liberalen Nymbus brächte. Wiederholt forderte das Parlament gegen solche „die volle Strenge des Gesetzes". Die deutsche Presse wird vom ministeriellen Preßbureau bedient, die liberale nimmt gern das Zugesendete, weil der Absender liberal ist, die Conservativen nehmen es, weil es offiziös ist. Wer sollte auch sonst über magyarische Verhältnisse berichten? Die paar Correspondenten in Pest kennt man und kann man controliren. Sie schreiben sich um ihren Hals, wenn sie gegen die herrschende Nation agitiren. Mögen sie auf die Regierung oder auf die sie bekämpfenden Parteien schimpfen — das wird ihnen leicht verziehen — nur in einer Frage gilt es, die Geheimsprache nicht verrathen: In der Nationalitäten-Frage!

Vor einigen Jahren hat Graf Geza Zichy eine Rundreise durch Deutschland gemacht. Er war Pianist und zwar ein interessanter, da er nur einen Arm zum Spiel zur Verfügung hat. Man wunderte sich vielleicht über den concertreisenden Grafen, die Cavaliere anderer Völker thun dergleichen nicht. Der „Pester Lloyd" hat aber offen den Zweck seines Unternehmens verkündet: Zichy hat auf seiner Tournée intime Beziehungen zu den vornehmen Kreisen Deutschlands angeknüpft und diese über Ungarn „aufgeklärt". Darum ist er aber auch heute Hoftheater-Intendant, an jenem Hoftheater, an dem französisch, russisch, chinesisch — aber nie deutsch gesungen werden darf.

Vor zwei Jahren war in Berlin ein Schützenfest. Die Magyaren sind bei all solchen Festen in Deutschland gern zugegen. Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, ihrem Benehmen zuzusehen. Sie treten sehr splendid auf, machen überall Freundschaften und noch gegen ein Uhr Nachts hörte ich im Berliner Festsaale einen schnauzbärtigen Mann die Menge, auf dem Tische stehend, haranguiren: Er klärte die über seine politischen Reden höchlichst erstaunten Berliner über Ungarn auf.

Als die letzte internationale Kunstausstellung in Berlin eröffnet wurde, waren es die Magyaren, der frühere Deutsche Lieb, jetzt Munkaszy an der Spitze, welche den deutschen Künstlern Feste gaben. Die Künstler mußten „aufgeklärt" werden. Nur einmal, beim Dresdner Sängerfest, wurde der allzutäppische magyarische Agent entlarvt.

Ueberall, wo sich eine Gelegenheit bietet, erscheint der joviale Ungar — meist ein national verkommener Deutscher, der für fünf Gulden seinen Namen umändern ließ — und erzählt uns von der Freiheit seiner Heimath. Wenn ganze Karawanen französischer Künstler nach Pest gelockt werden, so hat der Staat Antheil an der Absicht, sie „aufzuklären". Die Linke thut also wahrlich Unrecht, den Ministern Lässigkeit vorzuwerfen: Sie benutzen die ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte eifrig und geschickt!

Diese aufdringliche Belehrung hat ihren guten Zweck. Wer ein reines Gewissen hat, der würde sich ihretwegen nicht so in Kosten setzen. Keine Nation ist empfindlicher als die Magyaren, namentlich gegen den Vorwurf des mangelnden Liberalismus — weil keine so viel Werg am Rocken hat, keine so frech den Liberalismus als Aushängeschild benutzt, um die gröbste Tyrannei, das verrotteste Festhalten am schlechten Alten zu verdecken. Denn wir Deutsche nennen conservativ sein, das Gute erhalten. Dort heißt liberal sein, das Schlechte erhalten, wenn es nur die Macht sichert.

Leuchten wir einmal dem magyarischen Liberalismus in seine dunkeln Höhlen und nehmen wir zunächst das Musterland magyarischer Wirthschaft, Siebenbürgen, als Beispiel.

Die Grundlage des Liberalismus ist die Wahlfreiheit, die Gleichheit aller Bürger in ihren Wahlrechten, das Streben nach einer allgemeinen, geheimen Wahl, wie wir sie im Deutschen Reiche seit nun bald einem Vierteljahrhundert haben. In Siebenbürgen herrscht im Wesentlichen das von der Metternich'schen Regierung gegebene Wahlgesetz von 1828, welches sich weiter auf jenem von 1791 aufbaut. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft trat 1849 eine Neuerung ein; es wurde Jeder wahlberechtigt, der einen gewissen Census zahlt. Das ist zwar nicht sehr liberal und widerspricht der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber das Musterland Belgien macht es ja nicht besser. Nun ist aber der Betrag dieses Census so hoch gestellt, daß es in Siebenbürgen Gemeinden von 2—3000 Seelen gibt, in welchen nicht ein einziger Hausvater ihn erreicht. Trotzdem wird dort gewählt. Denn nach dem Wahlrecht von 1828 hat jeder Handwerker und jeder Edelmann Stimme. Man denke sich ein solches Gesetz in Deutschland: der „Pester Lloyd" würde nicht aufhören, diesen Zopf als einen Schandfleck Europas anzuklagen. Edelmann ist nun, wer 1848 bis 1872 in die Wählerlisten eingetragen wurde, und das sind wieder fast ausschließlich die Székler (siebenbürger Magyaren). Oft sind diese Knechte eines Grundbesitzers, dessen Einkommen nicht ausreicht, um ihn wahlberechtigt zu machen. Und dann wählen eben die paar adligen Knechtlein allein im Dorf für den Reichstag. So kommt es, daß die Magyaren selbst in von Romänen dicht bewohnten Gegenden diese majorisiren. Es gibt Comitate, in welchen auf 290,000 Seelen bloß 6000 Wähler kommen, während die magyarischen Wähler fast ein Zehntel ihrer Volkszahl ausmachen, so daß die Magyaren ein fünffach, ja bis zu zehnfach so starkes Wahlrecht ausüben als die Romänen, denen es bei $1^1/_2$ Million Einwohner selten

gelingt, mit mehr als zwölf nationalen Abgeordneten durchzudringen.

Als Deutscher bin ich, daß muß ich dem magyarischen Liberalismus renmüthig gestehen, noch so weit zurück, daß ich dem Lande Glück wünsche, in welchem fester Besitz und adlige Geburt der Regierung die stützenden Kräfte zuführen. Wenn die Magyaren ihre prächtigen alten Adelsgeschlechter herrschen lassen wollten, dann ginge es den Nationen dort unten im Südosten wohl besser als jetzt. Aber einen solchen wahlberechtigten Széklischen Wähler als Träger einer aristokratischen Auffassung zu betrachten, vermag ich doch nicht.

Der ganze Adel ist eben wieder die blankeste Spiegelfechterei. Zu einer aristokratischen Regierung würden die Spekulanten und Advokaten, die jetzt in Pest in Liberalismus machen, auch bei Leibe nicht die Hand bieten. Es handelt sich dort beim Cultus des Nationalgefühles um sehr viel realere Dinge: um Aemter, Stellen, Einfluß, Gunst, Bevorrechtigungen. Es gibt kaum ein Land mit schamloserer „Cortège"-Wirthschaft als das magyarische Ungarn; auch die Panamaskandale sind dort zu Hause, werden aber auch in der Geheimsprache ausgefochten, so daß man vor den Thoren Magyariens das wüste Geschrei der Habgierigen nicht versteht.

Jetzt ist es schon dahin gekommen, daß die Zahl der romänischen Abgeordneten auf einen zusammenschrumpfte. Es war dies ein verdienter pensionirter General, Trojan Doda. Dieser vertrat also in einem Hause, in welches $15^3/_4$ Millionen Einwohner 444 Abgeordnete sendeten, allein die circa $2^1/_2$ Millionen seiner Landsleute. Angesichts der Thatsache, daß an ein ersprießliches Wirken für ihn nicht zu denken war, legte er am 10. October 1887 sein Mandat nieder und erntete für die bei dieser Gelegenheit abgegebene Erklärung einen nichts weniger als „liberalen" Preßprozeß.

Nicht zufrieden damit, die eine Kraft des Liberalismus, das Parlament, zum Spott auf sein Wesen als Vertretung aller Staatsangehörigen zu machen, sind die Magyaren ununterbrochen am Werke, den anderen Pfeiler des Liberalismus, die freie Meinungsäußerung, innen auszuhöhlen, so daß nur eine glänzende Außenschicht übrig bleibt.

Wie das Pester Parlament nicht die Gesammtheit der in Transleithanien lebenden Bürger, sondern ihrer magyarischen Herren vertritt, so gilt als Preßfreiheit nur das Recht, den Magyaren Gefälliges auszusprechen. Saxo.

---

## Literatur und Kunst.

### Vom Dresdener Hoftheater.

Zu dem Dutzend von Theatern, welche den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die beste Schaubühne Deutschlands zu sein, gehört natürlich auch das Dresdener Hoftheater — wenigstens nach der Ansicht übereifriger Localpatrioten im Publikum sowohl, wie in der Presse. O, kein Zweifel, auch wir haben wie die Hamburger und Leipziger, die neben den zehn anderen Städten Deutschlands sich brüsten, jenes ohne Zweifel beste Theater ihr Eigen zu nennen, auch wir haben unsere unübertreffliche X, unseren großartigen Y, und man kann es alle Wochen gedruckt hier lesen, daß man diese oder jene Rolle, das oder jenes Stück nirgends in der Welt besser dargestellt sehen kann, als gerade bei uns. Aber man weiß es ja, wie es mit solchen Urtheilen zu gehen pflegt, die so schwer und von so wenigen nur controlirbar sind; und durch die Reihen der Wissenden geht denn auch immer ein nicht zu unterdrückendes Kichern, sobald solche Trompetenstöße in echter oder gemachter Ueberzeugung für unser Kunstinstitut ertönen, für das die Munificenz des Königs von Sachsen eine halbe Million etwa jährlich aus seinem eigenen Säckel opfert zur Hebung jener Kunst, die von den Brettern herab sich uns offenbaren soll.

Aber mit der Kunst ist es ein gar eigen Ding. Durch Geld allein läßt sie sich eben so wenig erobern, als sie sich erzwingen läßt oder ertrotzen. Wie eine eigensinnige Schöne, die alle Werbungen reicher und mächtiger Verehrer in den Wind schlägt, um irgend einem armen Teufel sich hinzugeben, der von Niemandem zuvor beachtet wurde; zieht die Kunst scheu sich zurück, sobald ungeschickte Hände derb sie zu erfassen suchen. Mag dies Gleichniß in mehr als einer Hinsicht auch schief sein, man kann nicht sagen, daß die Hände, in denen Wohl und Wehe der Dresdener Hofbühne liegt, Feenhände sind, die mit Rosenfingern das Aschenbrödel Kunst an das hellstrahlende Licht der Rampen geleiten.

Es sind nun über drei Jahre her, seit der Intendant der Königl. Hoftheater, Graf Platen, seine Augen geschlossen. Was er als Erbe hinterließ, war gerade so übel nicht. Zwar ein Pfadfinder war er nicht, der der Kunst neue Wege zu erschließen und zu ebnen vermocht hätte; was jedoch an Künstlermaterial bildungsfähig und entwickelungsverheißend war, wußte er mit scharfen Blicken zu erspähen, und was an hervorragenden Kräften die Dresdener Hofbühne noch heute ihr eigen nennt, das ist fast ausnahmslos des Grafen Vermächtniß.

Ein wackerer, pflichtgetreuer Beamter übernahm die Geschäfte des Dahingeschiedenen. Das Vermögen des Königs zu verwalten, war bis dahin sein Amt gewesen, und nur zu natürlich war es, daß er die Grundsätze seines zeitherigen Berufes auch auf den neuen Wirkungskreis übertrug.

„Was kostet die Sache und was wird sie einbringen?" Das sind die beiden Fragen, welche in der Kanzlei des obersten Theaterchefs, der im vergangenen Jahre bereits seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, vorsichtig nun immer erwogen werden, ehe andere Gesichtspunkte überhaupt nur in Frage kommen können. Aber das Billigste ist schon im Leben nicht immer das Beste, wie erst in der Kunst, und erst recht ist es da nicht das, was das Rentabelste zu werden verspricht. Jedoch künstlerische Ambitionen liegen dem Chef der Dresdener Hofbühne fern, und ist nur einmal die Geldfrage erledigt, überläßt er das Weitere getrost seinen Untergebenen. Dann gilt in der Hofoper das Wort des omnipotenten Kapellmeisters, der unter dem offiziellen Titel eines Generalmusikdirectors schaltet und waltet, wie es ihm beliebt, während im Schauspiel der Oberregisseur den entscheidenden Einfluß übt. Und so versinkt die Dresdener Hofbühne allmählich in einen Dornröschenschlaf, aus dem es stürmisch ein Befreier wohl nicht zu bald noch erwecken dürfte.

Und doch sind die Herolde des Ruhmes unserer Hofbühne nicht immer so ganz im Unrecht, wenn sie wegen dieser oder jener Vorstellung die Theaterleitung mit Complimenten überschütten. Nur daß Complimente, wie schon Rabener sagt, unter die nichtsbedeutenden Wörter gehören, und daß die Höhe, auf der eine Schaubühne sich befindet, nicht danach allein gemessen werden darf, wie sie einzelne Vorstellungen herauszubringen, und was für Darsteller sie für diese oder jene Rolle in's Treffen zu führen vermag. Denn das beste Theater wäre demnach jenes, welches die besten Schauspieler in sich vereinigte. Aber man bringe die größten deutschen Schauspieler zu einer Truppe zusammen und lasse sie thun und lassen nach ihrem Gutdünken, und gewiß wird man eher das Gegentheil von dem erleben, was man als die beste deutsche Schaubühne würde bezeichnen können. Die Kunst des Schauspielers — eine Schauspielkunst will Lessing ja nicht gelten lassen und auch heute noch kann man ihm allem Geschwätze zum Trotze, das er seinerzeit schon festgenagelt, und das sich seitdem in's Ungemessene vermehrt hat, darin nicht Unrecht geben — die Kunst des Schauspielers leiht ja nur die Form, die hohl und nichtig bleibt ohne den geistigen Inhalt. Danach also wird die Bedeutung einer Schaubühne hauptsächlich abzumessen sein: nach dem Geiste, der sie durchweht, und der von ihr ausstrahlend dem Geistesleben der Nation sich mittheilt. Mag man zum Ruhme der Dresdener Hofbühne jedoch sagen, was man wolle, man wird nicht behaupten können, daß das Geistesleben der Nation von ihr seine kräftigsten Impulse bekäme.

Wir wollen von der Oper gar nicht sprechen. Hier ver-

mag die Form ja über manches hinwegzutäuschen. Eine tüchtige Künstlerschar, ein wackerer Kapellmeister, eine prunkvolle Mise en scène, und drei Viertel des Erfolges sind gegeben. Und über das Meiste davon, und stellenweise sogar über etwas mehr verfügt die Dresdner Oper, ob sie in einzelnen Fächern auch Jahre lang schon Lücken aufweist, ob sie einseitig vom Zeitgeschmack sich fortreißen läßt und ob, wie Eingeweihte behaupten, ein arger Nepotismus, namentlich wo es sich um Aufführung neuer Werke handelt, stärker als zuträglich sich dort breitmacht.

Wie aber sieht es im Schauspiel aus!

Soll man seine Höhe und Bedeutung nach dem Geiste schätzen, mit dem es geleitet wird, so kommt man in die ärgste Verlegenheit: denn von Geist ist schlechterdings nichts zu verspüren. Man soll die Schauspieler nicht schlechter machen als sie sind; aber es ist, die rühmlichen Ausnahmen in Ehren, nirgends viel besser, wo ihnen allein die Leitung einer Bühne anvertraut ist. Die glückliche Routine, die nach Lessing ihre ganze Kunst ausmacht, ist dann unumschränkte Gebieterin, die alles andere ersäuft und erstickt und ihren schlimmsten Feind vor Allem, den Geist, nicht aufkommen läßt.

Im Dresdener Schauspielhause aber regieren die Schauspieler. Zwar hat man sich nach dem Tode des Grafen Platen, wohl das Unzulängliche solcher Verhältnisse fühlend, fast als literarischen Beistand einen durch ein paar Stücke bösen Angedenkens nicht unerheblich belasteten Schriftsteller frisch vom Recensentenpult einer Dresdener Zeitung herbeigeholt. Aber der Einfluß des Herrn Intendanzraths reicht nicht weit, und der Spielplan weist von seinem Geiste kein ander Zeichen auf, als höchstens das seiner Liebe und Verehrung für die Vorbilder seiner Muse, mit denen es beim gemüthlichen Skat nebstbei so vergnüglich sich manch' schönen Abend sitzen läßt, für die Herren Lindau, Schönthan und Consorten, die im verflossenen Jahre unserer Hofbühne recht kräftig ihre Signatur aufgedrückt haben.

Denn von den zehn den Abend füllenden Novitäten, die das Dresdener Schauspiel uns im ganzen vergangenen Jahre in etwa 320 Vorstellungen geboten hatte, war Lindau mit zwei Stücken vertreten, während von Schönthan, Moser, Francis Stahl und Wilhelm Wolff je ein Stück aufgeführt wurde; den besseren Rest bildeten zwei Stücke von Heyse, Köstling's „Kolumbus" und Robert's „Satisfaction".

Die gesammte übrige Bühnenliteratur des Jahres aber, so wenig reichlich ihre Ausbeute auch war, existirt für die Dresdener Hofbühne nicht und wird kaum für sie je existiren. Man hält sich eben hier, und zwar in sehr bescheidener Auslese nur, an das, was sich bereits anderwärts bewährt hat und begnügt sich, es in leidlich guten Aufführungen einem Publikum vorzusetzen, das die Neugierde nicht allzusehr plagt, das weiß, wie die Sache in Berlin oder sonstwo angesprochen und was es von ihr zu halten hat, und nur ausnahmsweise einmal wird den Dresdenern Gelegenheit geboten, über ein dramatisches Werk zu Gericht zu sitzen, das nirgends sonst noch seine Feuertaufe bestanden. Man ist hier nicht auf der Jagd nach neuen, talentvollen Autoren und will weder Pfadfinder sein auf dem Gebiete der dramatischen Literatur noch Wegweiser. Auch auf Experimente läßt man sich hier nicht ein, wie sie die Münchener etwa mit ihrer Shakespeare-Bühne gemacht, und kein noch so winziger neuer Gedanke hat in den letzten Jahren in den Kanzleien des Dresdener Hoftheaters das Licht der Welt erblickt. Man läßt die Dinge an sich herankommen und trifft dann gemächlich seine Wahl, die von künstlerischen Erwägungen nur äußerst selten wohl bestimmt wird. Das finanzielle Moment, wie gesagt, und der Erfolg auf einer anderen Bühne, wenn es gut geht, oder persönliche Rücksichten geben den Ausschlag. Der Rest der 400 Stücke, welche nach der Versicherung der Intendanz jährlich bei der Dresdener Hofbühne eingereicht werden, wandert nach ihrem eigenen Eingeständniß ungelesen und vielleicht auch unbesehen gar zurück, und es ist wohl das Schlimmste nicht von dem, was in der Hoftheaterkanzlei alles sich ereignen kann, daß ein anonym eingereichtes Stück eines ziemlich bekannten Autors kürzlich als unbrauchbar von der Dresdner Hofbühne zurückgewiesen wurde, das nur ein paar Monate später, als sein Verfasser, nachdem es mittlerweile in mehreren Städten über die Bretter gegangen, es nochmals und nun unter seinem Namen eingab, bereitwilligste Aufnahme fand.

Laube, der doch ein ganz hübsches Alter erreicht hat und bis an das Ende seiner Tage sich einer immerhin beneidenswerthen geistigen Frische erfreute, hat bekanntlich jeden Tag während seiner vieljährigen Directionszeit ein Stück gelesen und mithin 365 Stücke im Jahre selbst geprüft. Die Herren aus der Dresdener Hoftheaterkanzlei aber klagten jüngst in einem Pronunciamento darüber, daß jemand nach der Lectüre der 400 jährlich bei ihrem Institute eingereichten Stücke mit Bestimmtheit für eine Nervenheilanstalt reif werden müßte, und daß dieses Loos und Schicksal doch etwas zu hart wäre für die Dramaturgen der Dresdener Hofbühne.

Und so lesen sie lieber gar nichts oder doch so wenig wie möglich!

Das ist ein guter, angenehmer und vor Allem ein bequemer Zustand für sie; aber ist es ein solcher, von dem die Literatur Befruchtung und Anregung erwarten könnte? Und doch ist dieses die Hauptaufgabe des Theaters überhaupt. Denn welche Aufgabe bleibt ihm noch, wenn diese in Wegfall kommt? Längst ist ja das Wort von der „Schaubühne als moralische Anstalt" zur leeren Phrase geworden, und durch Moser's „Lebemann", Stahl's „Gewagte Mittel", durch Lindau und Schönthau ist wohl keiner jemals „gebessert" oder „belehrt" worden. Gewiß wird auch das sogenannte klassische Drama im Dresdener Schauspielhause gepflegt, ja durch die Vorliebe des letzten Schauspielregisseurs für die Tragödie höherer Art, in denen er seine besten Rollen hatte, ward im vergangenen Jahre dieser ein ganz besonders breiter Spielraum gewährt. Aber um irgend einen beliebigen Monat herauszugreifen, in den 31 Vorstellungen des Januar 1892 ist Schiller, Goethe, Grillparzer und Shakespeare zusammen nicht öfters das Wort gegönnt worden als allein Blumenthal's jämmerlicher „Großstadtluft"; obwohl Shakespeare's „Heinrich IV." neu einstudirt worden war und deshalb eine größere Anziehungskraft zeigte.

Aber selbst wenn unsere Klassiker noch öfters auf der Bühne erschienen wären; hat denn ein Theater alle seine Aufgaben damit schon erfüllt, daß es Schiller, Goethe und Shakespeare läßt, was ihnen zukommt? Hat es keine Pflichten gegen die Lebenden? Unsere Hofbühne scheint solche Pflichten wohl zu kennen, aber sie übt sie dann hauptsächlich nur gegen die Herren Lindau, Schönthau und ihresgleichen, die auch in dem Spielplan des erwähnten Monats neben Blumenthal einen ganz beträchtlichen Raum einnehmen.

In dem Aufrufe des eben in seiner Bildung begriffenen Allgemeinen Deutschen Bühnenvereins heißt es unter anderem: „daß das Theater, möge es nun leichterer Unterhaltung oder ernstem geistigen Genusse dienen, nicht aufhören dürfe, ein Tempel echter Kunst zu sein; daß es möglichst das Beste vorführen solle nicht nur von anerkannten Werken älterer Perioden, sondern auch von den Schöpfungen unserer Zeit, und dabei, ohne hervorragende Dichtungen fremder Nationen zu verschmähen, den dichterischen Erzeugnissen des eigenen Volkes seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden möge. Bei der Aufführung würde auf harmonisches Zusammenspiel hauptsächlich und natürliche und dabei edle Darstellung zu achten sein."

Welch' reiches Feld der Thätigkeit böte dem genannten Vereine das Dresdener Hoftheater dar, das auf den Ruhm, dem Volke eine Bildungsstätte zu sein, nur in einem sehr bescheidenen Maße Anspruch erheben darf! Als Stätte des bloßen Vergnügens aber und der plattesten Zerstreuung für die bevorzugten Klassen, denen allein der Theaterbesuch bei den hohen Preisen ja nur möglich ist, verdient sie nicht das große Maß von Fürsorge, das ihr von höchster Seite so freigebig zu Theil wird.

Man spielt im Dresdener Hoftheater Komödie, wie man in Mittelstädten Komödie spielt, wo ein ehemaliger Schauspieler, der es als solcher zu Nichts bringen konnte, die Prinzipalschaft in Händen hat; und es verschlägt wenig, daß die Komödie hier besser ist, und die Armseligkeit der Mittel dort

durch Ueberfluß hier ersetzt wird. In der Wirkung, die sie beide auf das Geistesleben der Nation, auf die dramatische Production der Zeit üben, ist der Abstand zwischen ihnen nicht so groß, und in dieser Hinsicht ist das Niveau der Dresdener Hofbühne nicht höher, als das eines leidlichen Provinztheaters.

Freilich der Niedergang des Dresdener Schauspieles ist nur Hand in Hand gegangen mit dem Verfall des geistigen und künstlerischen Lebens in Dresden überhaupt. In der Malerei spielt Dresden ja schon lange keine Rolle mehr, und selbst in der Plastik, wo es so geraume Zeit Führerin gewesen, ist sein Ruhm im Verlöschen. Hähnel ist todt, und von Schilling kann man Neues, Anregendes ebensowenig mehr erwarten, als von dem Classicismus, den die beiden vertreten, und der altersschwach auf müden Beinen seinem Grabe zuwankt. Auf dem Gebiete der Literatur aber ist es vollends ruhig hier, und selbst was an Männern von größerem literarischen Ruf, deutschen sowohl als ausländischen, hier lebt, lebt seine eigenen Kreise, bleibt ohne jeden Zusammenhang mit der Stadt, drückt ihr keine besondere Physiognomie auf, spielt in ihrem Leben keine Rolle und gibt sich keine Mühe, eine solche zu spielen. Und doch war dieses einst anders, ganz anders, war Dresden ein Vorort deutscher Künste und Literatur allerersten Ranges.

Ob es so bald den verlorenen Platz sich wieder erobern wird? Wir möchten es bezweifeln, bezweifeln zunächst und in erster Linie für unser Hoftheater. Was diesem mangelt ist eine starke impulsive Kraft, ein Mann von Energie, Geist und literarischem Geschmacke, der, sei es als Intendant, sei es als Director des Schauspiels, allein unser arg stagnirendes Theater zu neuem Leben zu erwecken vermag. Denn auch unserem allerneuesten Schauspielregisseur Theodor Lobe wird das wohl kaum gelingen. Er ist ein trefflicher Schauspieler; aber eben wieder nur ein Schauspieler, und nie ist er überdies ein guter Director gewesen. Die Periode der „leichten Reizungen", die nach Laube's Abgang vom Wiener Stadttheater dort mit Lobe ihren Einzug hielten, gehört, so kurz sie auch war, keineswegs zu den Glanzepochen dieses Institutes, und am allerwenigsten ist Lobe, der überdies älter und bequemer geworden ist, der Mann, die gründliche Reinigung vorzunehmen, die unserem Musentempel Noth thut.

Umsomehr ist es daher zu bedauern, daß der Plan eines dritten Theaters in Dresden, das vor Jahr und Tag einmal hier nahe daran war, zu erstehen, nicht zur Ausführung gelangt ist, so wenig auch Herr Schweighofer, der die Leitung übernehmen sollte, vielleicht die geeignete Persönlichkeit dazu gewesen wäre. Denn da wir von unserer Hoftheaterleitung so wenig für die nächste Zeit zu erwarten haben, wäre schon die Hoffnung auf etwas Anderes, etwas Neues uns ein Trost gewesen. Verus.

---

## Ein christlich-sozialer Roman aus England.

(Charles Kingsley, „Vor zwei Jahren".)

Von E. Beyer.

Es hat zu allen Zeiten für ein wesentliches Merkmal des „Genies" gegolten, daß es ein Stück von einem Propheten in sich berge, ein Verkünder der kommenden Zeit sei, daß es mit seinen Anschauungen wenigstens um ein halbes Jahrhundert über die Zeit hinausrage in die werdende Zukunft hinein, und so zu einer großen Leistung für Mit- und Nachwelt befähigt und erkoren sei. Dieser Stempel des Genies ist auch dem englischen Dichter-Theologen Charles Kingsley in vollstem Maße aufgedrückt. Kingsley lebte und schrieb in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wirkte aber für die andere Hälfte desselben und weit darüber hinaus. Das gibt auch seinen Büchern das ganz moderne Gepräge, die doch bereits in den vierziger und fünfziger Jahren geschrieben sind. Und es trifft diese Beobachtung nicht etwa nur für die Form, die Sprache des Verfassers zu, sondern in ganz speziellem Sinn für den Inhalt, für die Gesammtideen des geistvollen Schriftstellers. Beschäftigen ihn doch bereits in den mittleren Zeiten des Jahrhunderts vorwiegend die Ideen und Probleme, die am Ende desselben noch, ja da erst recht die Geister erfüllen: nämlich und vor anderem das soziale Problem und dessen Lösung. Und das alles von seiner einsamen Landpfarre aus! Ja, ja, an Kingsley zeigt es sich auch wieder: der Ort macht nicht den Menschen — sondern der Mensch macht den Ort. Sonst wäre es rein unerklärlich, wie ein Kingsley von einem die Haut schaudernden Oertchen aus, diesem Eversley (Grafschaft Devonshire), bei dessen Anblick die Durchreisenden noch heute in gerührte Wehmuth und ungeheucheltes Erstaunen ausbrechen, ob des Dichters Bescheidenheit, der hier dreißig Jahre geweilt, diese Pfarrei versehen hat; der von hier aus alle wichtigeren Weltbegebenheiten, und hätten sie sich am äußersten Winkel des Erdbodens abgespielt, mit seinem Geistesblick verfolgt, in seinen behubaren Kopf aufgenommen, und zu solch weltbedeutenden Schöpfungen der Literatur verarbeitet hat. Das gute Eversley soll eine Gegend sein, wo man im Schmutz fast stecken bleibe. So wird es wenigstens vor Kingsley's Einzug dort beschrieben. Aber das war dem leiblich-geistlichen Helfer der Menschheit, der Kingsley war, gerade ein willkommenes Arbeitsfeld. Da konnte er nach seiner Art Seelsorge treiben, Material war genug vorhanden. Nicht, wie ein Pfarrer, der sich auf die Kanzel stellt und den Leuten Besserung predigt, entweder den Himmel verheißt oder die Hölle androht, sondern wie Einer, der ihr leibliches wie geistliches Wohl gleicherweise factisch in die Hand nimmt. Um bessere Menschen zu erziehen, zog er seine Eversleyer Pfarrkinder vor Allem nach Möglichkeit aus ihrem gewohnheitsmäßigen Schmutz heraus. Er vermittelte beim Gutsherrn, der in England bekanntlich zugleich der Schutzherr und Besitzer des Dorfes ist, wirthschaftliche Verbesserungen. Er erwirkte für die armen Menschen, die in wahren Schweineställen, in von Choleragefährlichen Sümpfen umgebenen Wohnstätten zusammengepfercht wohnten, menschenwürdigere Behausungen. Dann erst predigte er den Leuten von der Wichtigkeit der Reinlichkeit und einer gesunden Lebensweise, wie von ihren Pflichten, die sie nun ihrerseits den erlangten Verbesserungen und Segnungen gegenüber zu erfüllen hätten. So war Kingsley immer Aristokrat und Demokrat zugleich — ersteres von Geburt und Wesen, letzteres aus Christenliebe und einem stark entwickelten Gerechtigkeitsgefühl. Er nahm die Sprößlinge aus solchen armen Hütten, die sonst ganz sicher Candidaten der Verwahrlosung und des Verbrechens gewesen wären, mit sich auf seinen botanischen Wanderungen, um ihnen die Schönheit und das Geheimniß der Natur zu erschließen, um ihren Sinn von ihren schlechten Streichen ab- und auf bessere Dinge zu lenken. Ebenso unterrichtete er seine Pfarrkinder, groß und klein, Abends durch gemeinverständliche Vorträge über allmögliche praktische Dinge. So lebte Kingsley auf der abgelegenen Landpfarre: ein Mann des Volkes — für das Volk. —

Aber das wäre dennoch erst etwa der vierte Theil seiner ganzen Thätigkeit. Er hatte Sonntags seine zwei Predigten und dazwischen Kindergottesdienst zu halten; monatlich einmal in London in der Westminster Abtei vor der Königin zu predigen (denn er war auch Hofprediger) und dem Prinzen von Wales zeitweilig mit elf anderen Studenten ein Privatissimum über neuere Geschichte zu lesen. Die Universität Cambridge ernannte ihn zum Professor der neuen Geschichte, wonach er auch im Trinity College dort ab und an als solcher zu functioniren hatte. Dabei hielt er vielfach Vorträge gemeinnütziger Art in London und in der Grafschaft, sei es in Mäßigkeitsvereinen, Arbeiterversammlungen oder Frauenvereinen, entweder über Gesundheitswesen und Naturkunde, über die soziale Frage oder endlich auch über religiöse Gegenstände. Alles, was in der Welt vorging, von der Aufhebung der Sklaverei bis zum indischen Aufstand oder dem Krimkrieg, beschäftigte Kingsley's Geist auf das lebhafteste; und alles dies suchte er practisch zu verwerthen in Wort und That. Er hatte „Tapfere Worte für tapfere Soldaten und Matrosen", und er redete die „Arbeiter von England" während der Khartistenbewegung in Manifesten ebenso freimüthig an, wie er vor Königen und Herren naturwissenschaft-

liche oder politische Probleme behandelte, wobei er ihnen gelegentlich ihre Verpflichtungen gegen die unteren Klassen vorhielt —, keinem schmeichelnd — aber auch keinen verletzend — alle jedoch ernst auffassend.

Zu solch dreifacher Mannesarbeit kommt nun noch seine schriftstellerische Thätigkeit, eigentlich Mußearbeit hinzu, und diese theilt sich wieder in seine wissenschaftliche, von der wir hier absehen müssen, und seine belletristische, seine Lieblingsbeschäftigung, darin bestehend, seine ernstesten Gedanken und Bestrebungen für das Gemeinwohl in die Form von Romanen zu kleiden und sie so dem großen Publikum schmackhaft zu machen. Wenn man so Kingsley's Leben überschaut, um bei seinem Lebenslauf die Frage aufzuwerfen: „Wozu ist der Mensch auf der Welt?" — so würde die Antwort hier wohl nicht anders lauten können, als: „Um sich im Dienste der Menschheit aufzureiben." Das hat Kingsley denn auch weidlich, und da er wie jeder andere auch nur über *einen* Körper verfügte, verhältnißmäßig frühzeitig gethan: starb er doch bereits mit 55 Jahren . . . Aber er hat der Menschheit dafür auch unvergängliche Zeugnisse seines Geistes und seiner Arbeitskraft hinterlassen. Um hier nur von seinen Romanen zu reden, so sind dies: seine berühmte „Hypatia", ein meisterhaftes Cultur- und Lebensbild aus dem fünften Jahrhundert — dann „Yeast", das durch seinen Titel, der „Gischt", „Gährstoff" bedeutet, schon die Sprungkraft andeutet, die seinen Inhalt belebt, vom Dichter als „ein Problem" bezeichnet, handelnd von allen obschwebenden Zeitfragen — ferner „Alton Locke", der künstlerisch vielleicht ausgeprägteste Roman Kingsley's, worin er das Elend der arbeitenden Klasse in erschütternden Einzelzügen vor Augen malt, dem eigentlichen sozialen Roman — und dann „Two years ago": der genialste Wurf des Dichters mit den unvergleichlichen Charakterzeichnungen. Die spannendste Handlung ist allen Kingsley'schen Dichtungen eigen, und gewiß vorzugsweise die Eigenschaft, welche dieselben jederzeit „modern" macht. In jedem dieser Werke hat er ein Stück seines eigensten Wesens niedergelegt. Denn, er hat seine Lust nicht am bloßen „Fabuliren", um des Fabulirens willen, sondern daran, seine Gedanken über Welt und Zeit in dieser allgemein anmuthenden Form darzureichen.

In den meisten hat er das soziale Problem behandelt: so in „Alton Locke", so in „Yeast"; wohl auch in „Vor zwei Jahren." In dem, jüngst in vorzüglicher deutscher Uebersetzung (von Frl. Baumann) bei Fr. A. Perthes in Gotha erschienenen „Vor zwei Jahren" wird nun eindringlich geschildert, wie der praktische Christ den Unterdrückten und Elenden gegenüber zu verfahren, was er für die Minderbegünstigten zu thun hat, um dem sozialen Ruin entgegen zu wirken. Kingsley war „christlicher Sozialist". Damit verbindet sich aber in England ein wesentlich anderer Begriff, als mit unserem Berliner Hofsozialistenthum, das sich ebenfalls „christlich-sozial" nennt. Die „christlichen Sozialisten" in England, sind was ihr Name andeutet: wirklich und in erster Linie „Sozialisten", d. h. sie stellen sich auf Seiten des Volkes, um ihm zu helfen, oder doch nach Möglichkeit bessere Lebensverhältnisse für die Arbeitsleute herbeizuführen, indem sie sich zu Vermittlern aufwerfen bei den Reichen und bei den Arbeitgebern, um vortheilhaftere Lohn- und Productionsbedingungen zu erwirken. Die deutschen „Christlich-Sozialen" sind eine Partei von reactionär-feudaler Färbung, die mittelst Stärkung aller öffentlichen Autoritäten, der Polizei, der Kirche, des Adels und der Hierarchie, die Massen zu beherrschen trachten. Kingsley stellt die Pflichten der Reichen, und die Rechte der Arbeiter einmal zur Abwechslung in den Vordergrund — gerade das umgekehrte vom Prinzip der deutschen „Christlich-Sozialen".

Im Roman „Vor zwei Jahren" wird die Lösung der sozialen Wirren einzig von Seiten des praktischen Christenthums erwartet und dargestellt, wie Kingsley eine dauernde Reform des sozialen Lebens durchaus nur durch eine vorausgehende sittliche Hebung des Volksgeistes denkbar findet. Will man wissen, was er unter christlichem Sozialismus oder praktischem Christenthum — denn das deckt sich bei ihm vollkommen — versteht, so lese man nur den letztgenannten Roman. Da ist das praktische Christenthum, das ja zu treiben so unendlich schwer ist, in lebendigen, eindrücklichen Zügen geschildert. Da wird Einem ordentlich warm um's Herz für diese armen Menschen, die so schwer ihr Leben durchzubringen haben, und man kann daran förmlich Schule machen, wie man, als Christ mit seinen Mitbürgern zu verkehren hätte. Der Dichter hat sich, wie er in der Einleitung kundgibt, die Vorgänge der Jahre 1854 bis 1856 zur Grundlage genommen. — Wie wird man sich über eins da namentlich wundern müssen: daß ein Geistlicher der orthodoxen englischen Hochkirche solches alles geschrieben hat. Vom kopfhängerischen Pastor ist da auch nicht die leiseste Spur zu finden. Kingsley war eben so frei und so freimüthig und zugleich so gesund und demokratisch, daß er z. B. mit Bezug auf den Plan zur „Hypatia" sagen konnte: „Ich möchte den Grundgedanken entwickeln, daß das Christenthum recht eigentlich ein demokratischer Glaube ist, dem die Philosophie als das ausschließlich aristokratische Bekenntniß gegenübersteht."

Der Grundzug seines Wesens ist eben der, praktisch zu sein in Allem: in seinen Predigten, in seinen politischen Reden, in seinem Thun in der Pfarrgemeinde. Und darum ist er ein echter Vertreter der Neuzeit. Wie der Mann — so sein Werk! So werden einen Kingsley'sche Romane niemals in weichliches Sinnen wiegen, so gedankenreich sie auch andererseits sind — sondern sie enthalten Realismus genug, um zu ernster Arbeit anzufeuern, ähnlich dem Anblick der gigantischen Schweizerberge, den Jemand einmal sehr treffend dahin bezeichnete, er stachele zu mächtigen Thaten an, während Italiens ewig blauer Himmel zu ewigem Träumen verführe. Und wie spannend schreibt der englische Dichter, man folgt athemlos seiner Geistesspur. „Vor zwei Jahren", ist dem Sinne nach, ein großes Lehrgedicht des praktischen Christenthums, in sprudelndster, lebensvollster Form. Hauptträger der Idee, die Schäden des sozialen Lebens vermittelst der Humanität und christlicher Nächstenliebe und Menschlichkeit auszugleichen, ist der junge Arzt und Apotheker, und Allerweltshelfer, Tom Thurnall, der Dr. Barnakill aus „Yeast". Kingsley hat nämlich die Eigenthümlichkeit seine Helden oft unter demselben Namen ihre Rolle in einem anderen Roman weiterspielen zu lassen. So kehrt auch das menschliche „Turteltaubenpaar", der Maler Claude Mellot und seine süße kleine Frau Sabina von „Yeast" in „Two years ago" wieder und vereinigt bei sich die Menschen aller Weltenden und aller Hautfarben. Denn Kingsley zieht ja alle Weltbegebenheiten in den Bereich seiner Darstellung, soweit sie hineinpassen. So wird die Aufhebung der Sklaverei in Amerika in die Erzählung verflochten; so spielt der Krimkrieg in die Handlung hinein. Doch übernimmt Tom nur die eine Seite des Ideals von einem christlichen Sozialisten, wie es Kingsley vorschwebt, denn er entbehrt der specifisch religiösen Unterlage für sein humanes Betreiben der Nächstenhülfe. Dieses christliche Element ist darum noch durch eine weibliche Sozialistin, Grace, die junge Ortsschullehrerin, die ihn auch schließlich noch durch die Liebe dazu bekehrt, und durch den edelmüthigen Major Campbell wirksam vertreten. Trotzdem laufen diese beiden Männer, die prächtige Gestalten sind, bei all ihrer Selbsterziehung Gefahr, moralisch Schiffbruch zu leiden; sie sind doch noch nicht völlig reif, bis Grace sie lehrt, an Gottes Erziehung zu glauben und ihrem Pflichten-Begriff noch den höheren Begriff der Beugung unter Gottes Allmacht und der Liebe für die Nebenmenschen hinzu zu fügen. Die Gestalten in „Vor zwei Jahren" theilen sich eigentlich in solche, die mit ganzer Seele und allem Ernste ihres Sinnens und Trachtens dem Dienste der elenden Menschheit sich widmen, und solche, die Gegenstände einer derartigen Widmung sind: Hilflose aller Art, geistig wie körperlich Verkommene, Opiumtrinker, Cholerakranke, grobe und feinere sittlich Unterliegende. Die Cholera, die England im Jahre 1849 thatsächlich heimsuchte, steht nämlich im Mittelpunkt der Erzählung, und bildet vielleicht einen Hauptanziehungspunkt für des Lesers Interesse. Denn wer könnte an diesen Mark und Bein erschütternden Schilderungen ungerührt und kalt vorübergehen oder vergäße

je in seinem Leben wieder die der Epidemie vorausgehenden Warnungen und Vorkehrungen des Gesundheitsapostels und „Praktikus in allen Ecken", Tom Thurnall! So lebhaft erfährt man dies alles, als ob man es mit eigenen Augen erlebte. Ein feiner psychologischer Zug ist da von dem Dichter eingeflochten: Was der junge Geistliche auch in hochorthodoxen Phrasen von der Kanzel herab predigen mochte — er gewann erst Einfluß auf seine Gemeindeglieder dadurch, daß er ihnen menschlich näher trat, daß er ihnen handgreiflich half, ja daß er sie in der Cholera eigenhändig pflegte. Dieselbe schreckliche Heimsuchung bringt auch die Dissentersekten, Methodisten und andere, zu Fall, die den Leuten weißgemacht hatten, man dürfe Gottes Wege nicht durchkreuzen, das göttliche Strafgericht nicht aufhalten, indem man den Schmutz und alle die Ansteckungskeime der Cholera beseitige, mochte Tom und der gesunde Menschenverstand noch so sehr dagegen sprechen. Man sieht, auch „Vor zwei Jahren" zeigt, daß die Narren nicht alle werden! Auch hier ist es wieder der Allerweltsmann Tom, der dem an sich wohlgesinnten und gutgearteten Prediger den rechten Weg zu den Herzen der Menschen zeigen muß, den jener mittelst seiner orthodoxen Salbung und seiner im übrigen „Rühr-mich-nicht-an"-Politik nicht hatte selber finden können. Dadurch, daß er nun weniger predigt und verlangt und mehr thut und ihnen Vertrauen abgewinnt, wird er mehr gehört, als zuvor.

Es weht ein gesunder Realismus durch die ganze Dichtung. Tom, der allen Todesgefahren glücklich entronnen ist, geht, scheinbar gefeit, durch alle Schwierigkeiten und Fährnisse hindurch, um sich sodann mit unverwüstlichem Humor seinem humanen Dienste an der hülfsbedürftigen Menschheit zu widmen. Er übt Menschenliebe aus, ohne alle ideale Schwärmerei, „ohne Methode" gleichsam zu treiben, jedenfalls ohne jeden Anflug von Pedanterie. Seine „guten Grundsätze" sind mehr in Kopf, als in Herz, gleichmäßig aber in Arme und Beine übergegangen. Er hält keine Reden — er handelt. Er ist also kein „Idealist", wenn man darunter einen Schwärmer verstehen will, der mit seinen Ideen und Bestrebungen über dem gewöhnlichen Erdboden schwebt. Er ist ein Nützlichkeitsmensch, ein durch und durch moderner Mensch oder vielleicht auch ein Zukunftsmensch: Das Ideal etwa von einem Amerikaner, vermischt mit dem eines deutschen Christen. Die Welt, die er fast ganz gesehen, hat ihn gelehrt und dazu geschult, Einfluß auf Jeden zu bekommen, der mit ihm in Beziehung tritt. So wird er fast ein Erzieher der ihn umgebenden Menschheit, — alles psychologisch, alles pädagogisch auffassend und so, wie es am besten zum Ziel führt.

Sein trauriges Gegenbild ist „das verfehlte Genie", der verhimmelte, aber auch verbummelte Dichter, Elseley Vavasour, dessen Schicksal so gerecht wie ergreifend geschildert ist. Ueberhaupt ist Kingsley ein Meister der Schilderung jeder Art. Man nehme nur beispielsweise seine grandiose Naturschilderung „Melodrama der Natur" oder „das Wrack" im Anfang der Erzählung. Wie stellt er da den selbstsüchtigen, in sich verkommenen Phantasten, diesen „homme incompris" von Schriftsteller einer gigantischen Natureinsamkeit gegenüber, daß einem das Herz erbebt! Das ist Kingsley's Sprache, wie er sie den großen Gott zu dem winzigen Wicht von Menschenwurm reden läßt, daß es den Leser gewaltig ergreift! ein Realismus, hinter dem sich das Ideal verbirgt, in welchem das Ideal Fleisch und Blut geworden ist.

Noch eins, was sich uns beim Lesen des Kingsley'schen Romans aufgedrängt hat: wir meinen kein zweites Buch zu kennen, aus dem (natürlich ungewollt und unbewußt!) die Mängel der deutschen Partei der „Christlich-Sozialen", so deutlich in's Auge springen, in ihrem Unterschied von der gleichlautenden englischen Bewegung der „Christlichen Sozialisten". Während unsere Partei durch „Gesetze" sogenannte „christliche Institutionen" meint in's Leben rufen zu können, die die sich nur durch das Leben zu dauernden Segnungen entwickeln können, während sie über Idealismus debattirt, anderen den Idealismus abspricht, selber aber nichts thut, um das Ideal des Christenthums zu verwirklichen, welches doch im Dienen besteht und nicht im Herrschen, und schließlich die Rechnung ohne den Wirth macht, denn die Sozialdemokratie wird sich in so zartem Garn nicht mehr fangen lassen, wie ganz Anderes lehrt Kingsley! Wohl hat er den Arbeitern gleichzeitig begreiflich gemacht, wie das christliche Ideal von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aussieht, und ihnen nichts erspart, wo er ihr Vorgehen zu tadeln fand. Aber seine Predigt ergeht doch vor Allem an die Reichen und Mächtigen, ihnen ihre Verpflichtungen gegen die Minderbegünstigten vorhaltend, die nicht immer im Geldgeben bestehen, sondern in der viel schwierigeren und umständlicheren Obliegenheit, auf die Lebensinteressen des Arbeiters einzugehen, sein sittliches Wohl wahrzunehmen, bildend auf ihn einzuwirken und einen jeden von ihnen als eine von Gott geschaffene Menschenseele zu betrachten, gerade so gut, wie diesen und jenen, der im Golde sitzt. Kingsley hatte nicht den sozialdemokratischen Grundsatz, der in Bellamy's „Jahr 2000" verkündigt wird: Schafft den Arbeitern bessere Lebensgrundlagen, so werden sie schon von selbst bessere Menschen! Kingsley sagt: ohne eine vorausgegangene sittliche Hebung der Volksklassen wird keine Reform zur allgemeinen Befriedigung einschlagen. Es gilt also vor Allem ihnen gesundere Lebensideale einzupflanzen, ihre Noth und ihre gerechten Klagen mit Antheil anzuhören, wirklich vorhandene Mißstände zu heben und zu diesem Ende die Reichen vor Allem an ihre Verpflichtungen zu erinnern, wo man bisher immer mehr von den Obliegenheiten des Arbeiters gegen seinen Brodherrn geredet hatte. Wiederum ist Tom hierfür das Vorbild eines Vermittlers zwischen Hoch und Nieder. Er dient neben dem Armen auch ebenso gut dem armen Reichen, wenn es noth thut. Im Kingsley'schen Ideenbereich liegt aber durchaus keine Verwechselung der Begriffe „Kirche" und „Christenthum", wie dies bei unseren deutschen „Christlich-Sozialen" der Fall zu sein scheint. „Die Kirche" mit ihren menschlichen Satzungen kann aber die Sozialdemokratie nicht von ihren Irrthümern heilen — „das Christenthum" könnte es nach seinem Ideengang, wenn es nämlich ein rechtverstandenes wäre: ein Christenthum thätiger Nächstenliebe. Das etwa ist Kingsley's Ueberzeugung und die Voraussetzung zu seiner Stellung in der sozialen Frage. Kein Zweifel, daß es um die Ausführung eine höchst schwierige Sache ist und daß auch ein Kingsley die Erfüllung seiner Reformen nicht erleben konnte, aber sein Einfluß wirkt mächtig fort und fort.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Durch Eis und Schnee.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Autorisirte Uebersetzung von M. Langfeldt.

Die schmalspurige Zweigbahn war elf Meilen lang. Sie hatte drei Locomotivführer und schlechte Einnahmen. So ging es nicht an, diesen viel zu leben zu geben, da der Director selbst mit blankgescheuerten Aermeln herumlaufen mußte und seine Frau Stulphandschuhe gegen Provision verkaufte.

Ungefähr in der Mitte der Linie lag eine kleine, kleine Stadt, wohin das Scharlachfieber zweimal im Jahre kam, aber die neueste Mode erst ein ganzes Jahr später, nachdem sie in Stockholm abgelegt worden war. In der schmalsten Straße dieser kleinen Stadt in einem freundlichen, gelbangestrichenen Hause, das durch stets blanke Augen von Ausschußglas in die Welt blickte und üppige Geranien als Augenbrauen hatte, wohnte Zugführer Lindahl von der schmalspurigen Eisenbahn. Und hinter den Geranien neigte sich das hübsche, bleiche Antlitz seines lieben, kleinen Weibes über endlose Leinensäume, und am Fuße der Nähmaschine spielte ihr dreijähriger, blauäugiger Gustav. Wenn die Mama das Schwungrad der Maschine einölte und es herumsausen ließ, stand Gustav keck und breitbeinig dabei, streckte seine fleischige Hand aus und commandirte: „Zug heraus!"

Es war nun vier Jahre her, seit Papa und Mama zusammengekuppelt wurden und zusammen „Zug heraus" in's Leben fuhren. Richtung und Fahrplan kannte man freilich nicht voraus, doch es scheint, als ob der Zug nur wenig Güter mit sich führte, gut um die Kurven kam, aber sich lange, lange aufhalten mußte, ehe er eine Futterstation auf der Fahrt erreichte. Aber vorwärts ging es doch, denn die Liebe war

mit und feuerte treu an, wenn die Nahrungssorge die Linie undeutlich machen wollte.

Lindahl wurde von seiner Verwandtschaft geradezu als verrückt betrachtet, als er bei der Schmalspurigen eintrat. Er hatte ja die Prima des Gymnasiums durchgemacht und hätte vielleicht in fünfundzwanzig Jahren eine richtig feine Stellung einnehmen können, wenn er studirt hätte. Aber Lindahl hatte zu tief in die liebevollen Augen von Feldwebel Blomvall's munterer Maria gesehen, und fühlte, daß er nur eine Stelle brauche, die ihm schnellen, wenn auch knappen Verdienst verschaffe. So war es gekommen, daß diese Beiden und noch ein Kleiner in zwei Zimmern des freundlichen, gelben Hauses mit den Geranien wohnten. Es war dort niedrig, aber gemüthlich und warm.

Die Wange wurde rußbedeckt und die Brust kalt unter dem Schneetreiben draußen auf der Bahn, aber hierinnen thaute sie auf in Marias runden Armen und Gustavs liebem, goldblondem Köpfchen, das sich so dicht an Papas Lederwamms schmiegte, wenn er Abends heimkam.

Lindahl mußte einen Tag den Zug nach Süden bis zur Endstation führen und am Abend ihn wieder zurückbringen. Den folgenden Tag war er dann dienstfrei, und in seiner Sehnsucht nach diesem Augenblick stieg er mit Lust und Liebe auf sein Dampfroß und freute sich wie ein Kind über jedes Abfahrtssignal: es brachte ihn ja dem Kleinen und Maria näher.

Darum wunderte sich auch der Bahnhofsinspector, als er den Führer eines Morgens bleich und düster, mit schwarzen Ringen unter den Augen auf die Maschine steigen sah.

„Fehlt ihnen etwas, Herr Lindahl?"

„Unser kleiner Gustav wird wohl sterben müssen, Herr Inspector." Und damit ging der Zug ab.

Die ganze Woche war es hartes Frostwetter gewesen. Heute schneite es wieder und stürmte dazu. Der Zug kam auf jeder Station zu spät an, bei jeder wurde es später und später, und als man umkehrte, war es ungewiß, ob man die kleine Stadt Abends überhaupt noch erreichen würde. Es glückte, und mit einer Verspätung von zwei Stunden fuhr der kleine Zug in die Station ein. Er sah wie ein Spielzeug aus, wie alles Material auf unseren schmalspurigen Zweigbahnen. Mit einem „Gott sei Dank!" sprang Lindahl hastig auf den Perron und wollte heim eilen zu den Seinen.

„Lindahl!"

„Herr Inspector?"

„Wir sitzen in einer verteufelten Klemme. Der Mittagszug nach Norden mußte ein und einen halben Kilometer von hier wegen einer gewaltigen Schneewehe die Fahrt einstellen. Nun haben fünfzig Mann das Geleise dort freigeschaufelt und es ist jetzt möglich, den Zug durchzubringen. Er muß nun abgehen, aber Jensen liegt besinnungslos und der Doctor hat Typhus constatirt. Er hat ihn sich bei diesem Hundewetter auf der Maschine geholt. Sie müssen den Zug übernehmen."

„Was, jetzt — zur Nacht? — Herr Inspector — ich bin erkältet — überanstrengt — ich habe keine übermenschlichen Kräfte."

„Es ist hart, das weiß ich; aber im Reglement steht nichts von »Ueberanstrengung«. Sind Sie so krank, daß die Sicherheit der Passagiere und des Materials in Frage gestellt wird, wenn ich Sie fahren lasse?"

„Vielleicht nicht — aber Herr Inspector — mein kleiner Gustav stirbt gewiß in dieser Nacht — wenn es nicht schon geschehen ist —"

„Es thut mir leid, Lindahl, aber über kranke Kinder steht gewiß kein Wort im Reglement. Können Sie fahren oder nicht?"

„Wann soll der Zug abgehen, Herr Inspector?"

„Sieben Uhr fünfzehn."

„Karlßon, anheizen! in zehn Minuten bin ich zurück."

Zu Hause stand es schlecht. Feucht klebten die blonden Locken an der Stirn des kleinen Gustav, es rasselte im Halse und die kleinen Hände mit den Grübchen waren krampfhaft geballt. Die Brust hob sich mühsam und der Blick war so angstvoll, wie der eines verwundeten Vogels. — Der Mutter Thränen waren versiegt; bleich, mit fest zusammengepreßten Lippen trocknete sie den Fieberschweiß von den Wangen ihres Lieblings. Aber als der Vater kam, brach es wieder los, bebend und schluchzend hing sie an seinem Halse und rief: „Er stirbt! er stirbt! Aber er darf nicht sterben, er kann nicht sterben! Der Doctor sagt, es sei kaum ein Schimmer von Hoffnung. Aber Gott kann nicht so grausam sein! Gusli, hier ist Papa, er bleibt nun die Nacht über bei seinem lieben Jungen. Gusti, Du kennst doch Deinen Papa wieder?" Mühsam theilten sich die blutrothen Augenlieder, das Rasseln verstummte einen Augenblick, der Schatten eines Lächelns fuhr über die Wangen und die kleinen Lippen stammelten: „Lieber Papa, Du sollst an Gustis Bett sitzen!" — — —

Wieder stand er auf der klappernden Maschine, wieder ging es durch Eis und Schnee. Er wußte nicht, wie er sich aus Marias Armen losgemacht hatte und auf die Lokomotive gekommen war. Aber nun stand er da und sein Blick heftete sich fest auf die Schneewehen im Geleise. Die Schaufeln durchschneiden eilig die weißen Hügel und werfen weiße Wolken nach jeder Seite. So, gerade so gefühllos schneidet der Schmerz in seine Brust ein. Wie kalt ist es dort unten in dem harten Boden unter dem tiefen Schnee! Und dort soll sein kleiner Gustav bald gebettet werden, tief, tief hinein! Nie sollte er wieder spielen: „Zug heraus!" nie wieder würden seine kleinen Schritte auf dem Fußboden erschallen, wenn er den Papa die Thür öffnen hörte. Nie würde er sein: „Guten Abend, lieber Papa!" wieder zwitschern. Oh! —

„Was giebt's?"

„Nichts, Karlßon!"

„Es kam mir so vor, als ob Sie so unheimlich aufschrien, Herr Lindahl."

„Stehen Sie nicht da und träumen. Ich sage ja kein Wort. Nachheizen!"

Bei der nächsten Station stieg der einzige Passagier des Zuges aus. Der dicke Herr fuhr erster Klasse und im Biberpelz. Sein Schlitten hielt am Perron und der Kutscher empfing ihn. Der Zug war nur kurz und so hörte und sah der Führer alles.

„Wie steht's zu Hause, Blomqvist?" sagte der dicke Erstklassige.

„Alles wohl, gnädiger Herr!"

„Frau und Kinder gesund?"

„Ja, und lassen vielmals grüßen."

Es schnitt dem Führer in's Herz. Der dort im Biberpelz und eigenen bedeckten Schlitten, reich, froh und zufrieden, eilte in sein warmes schönes Heim. Ihn würden Weib und Kinder gesund und froh empfangen und ihm jubelnd die Arme öffnen; während er, der arme, halberfrorene Lump auf der kalten Maschine morgen nur ein gebrochenes Weib und eine starre kleine Leiche im Korbwagen finden würde.

Weiter durch Schneewehen und Nordwind. Letzte Station! mehr Kohlen! Erst am folgenden Tage sollte der Zug zurückgehen, um als Zug Nr. 3 wieder die regelmäßigen Fahrten nach dem Schneesturm aufzunehmen. So lautet die telegraphische Ordre.

Die Naturgewalten hatten ausgetobt und feierten Sabbath. Ein weißes Tuch lag über ihren Altar ausgebreitet und die Sonne strahlte vom Firmament. Schneediamanten glitzerten auf dunkelgrünen Tannen, die sich unter der Last beugten, die Bahnlinie lag frei und offen da, und an den Fenstern, denen man vorbeieilte, saßen frohe und zufriedene Menschen, schauten den kleinen Spielzeugzug an und freuten sich, daß die Züge nun wieder wie gewöhnlich gingen. Der Führer wandte sich hastig zur Seite. Zwei große Thränen rollten langsam die schwarzen Wangen nieder. Schnitt der Wind heute auch so scharf? O nein — da saß nur eine Frau mit ihrem kleinen Jungen auf dem Schoße an dem Fenster der kleinen Häuslerei an der Bahnlinie. Endlich — da! Er will keinen der Kameraden auf der Station fragen, wie es steht, er will es nur von den einzigen Lippen auf der Erde hören, die ihm die Bitterkeit mildern können, und so stürmt er nach Hause, ohne mit jemand zu reden.

In dem gelben Hause hingen die seinen, weißen Gardinen wie gewöhnlich und die Geranien standen wie immer dahinter. Es schien ihm, als wenn sie ihm zunickten: „Klein Gustav ist todt, klein Gustav ist todt!" Er flog die Treppe hinauf und riß die Thür auf. Maria fiel ihm schluchzend, aber unter Thränen jubelnd um den Hals, und im Korbwagen saß Klein-Gustav bleich und schwach, aber frei von Schmerzen und dem Leben wiedergegeben. Er spielte mit einem kleinen rothen Zeuglappen an einer kleinen Stange und lallte: „Zug heraus, Zug heraus, lieber Papa!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## Der Fall Saling.

Die Zahl der Triumphe Fritz Friedmann's, zu denen ihm nicht allein neidvolle Collegen condoliren, hat sich vor Wochenfrist wiederum vermehrt. Zwar Ehren-Wolff freizukriegen, gelang dem vielerfahrenen Anwalt nicht, trotzdem er ihm eine Musterkarte männlicher Tugenden auf den Rücken geklebt hatte, darunter Wohlthätigkeit und Häuslichkeit den fürnehmsten Platz einnahmen. Jene Wohlthätigkeit, von der gutgewachsene Schauspielerinnen vorletzten Ranges am meisten profitiren, und jene Häuslichkeit, die gern in jedem Stadtviertel ein eigenes Nest und in jedem Nest ein hübsches Singvöglein aus dem Opernchor hat. Jene Wohlthätigkeit, die Jeuverluste, Preßalmosen, Rechnungen über Mädchenfleisch-Consum und Dresselabende „auf Privatconto" schreibt, um nicht die Tantième des sozusagen uneingeweihten Personals zu schmälern; jene Wohlthätigkeit endlich, die von jeher allen großen Spitzbuben eigen war, mit der sie sich wie mit Ablaßgeld vor Selbstvorwürfen schützen wollten.

Auch Ehren-Polke hat nun vergebens einen Monatsgewinn in Façonschmiede geopfert; sein listenreicher und guthonorirter Rechtsbeistand vermochte die Grauköpfe am Leipziger Reichsgericht nicht völlig zu überzeugen, daß die Usance für unsere Volkswirthschaft nöthig sei und kleine Vermögensschädigungen allen spekulirenden Dummköpfen in der Provinz heilsam. Nein, mit der Rettung anrüchiger Börsengrößen hat Fritz Friedmann seit einiger Zeit kein Glück mehr; die Herren aus der Burgstraße, so da merken, daß nun die Reihe an sie kommt, werden gut thun, sich bei Zeiten nach einem schneidigeren und erfolgreicheren Anwalt umzusehen. Herr Friedmann hat sich in den letzten Jahren zu viel mit Literatur beschäftigt, und das wirkt, angesehene Poeten werden mir beipflichten, immer hemmend auf die Entwickelung der Geisteskräfte. Den Zeitungschreiber Saling frei zu machen, und noch dazu vor einem Schwurgericht, das war kein Heldenstück, Octavio; mit solchen Kleinigkeiten hätte sich Franz Moor nun und nimmer abgegeben.

Doch es ist nicht Herr Friedmann und nicht der eigenartige Spruch der zwölf Geschworenen, was den Fall Saling so überaus reizvoll macht. Das laienrichterliche Element Berlins gleicht so ziemlich dem von Paris: weiches Wachs in den Händen brillant parlirender Advokaten. Wenn ich nicht irre, war es College Crampton, der den Kunstenthusiasten Brander und Siebel anempfahl, Dickens zu lesen. Dasselbe möcht' ich thun allen Herrschaften gegenüber, die sich für vergleichende Rechtsgeschichte interessiren oder in die peinliche Lage kommen könnten, als Geschworene ein eigenes Urtheil haben zu müssen. Man versteht den Fall Saling nicht, wenn man

nicht den Prozeß der ehrenwerthen Speculationsfirma Dodson & Fogg contra Pickwick studirt hat, wenn man den monumentalen Serjeant Buzfuez nicht kennt.

Schwurgericht und Vertheidiger wollen wir ungeschoren lassen, denn der preußische Richterstand verdient sein Kreuz, und auch Herrn Saling rühren wir, weil uns ein Sprichwort warnend belehrt, nicht an. Herr Saling vom Kleinen Journal, bekannt dadurch, daß man bei seinen Cigarren um Gottes Willen nicht nach dem Preis fragen darf, verklagte neulich einen der ihm treugebliebenen Droschkenkutscher, der unter Beifügung der Abonnementsquittung behauptet hatte, nach jedem Saling'schen Artikel von hochgradigem Ekel erfaßt zu werden. Ueber diesen Geschmack läßt sich nicht streiten. Mich gelüstet aber keineswegs danach, von Herrn Saling wie besagter Abonnent behandelt zu werden, und um alles in der Welt möchte ich nicht einen Mann wider mich aufbieten, der, wenn auch von anderen Beweggründen getrieben, mit mir die Vereine gegen Verarmung! Gegen Bettelei! entschieden verurtheilt. So bleibt denn nur eine akademische, rein theoretische Erörterung des Falles übrig, ohne Ansehen der Person. Und wer gerade bei paragraphlicher Laune ist und seinem Mittagsschlaf ein Viertelstündchen abknapsen will, der kann nachher den überarbeiteten Gesetzfabrikanten des neuen Courses die Mühe abnehmen und immer schon eine „lex Saling" austüfteln, wie man jetzt geschmackvoll sagt.

Das journalistische Handwerk beginnt nachgerade, Johann Gutenberg und Herr de Villemessant mögen mir's verzeihen, anrüchig zu werden. Im kleinsten Kreise, unter vier Augen, beschimpften und verachteten sich die Tagesschriftsteller von jeher, und vielleicht thaten sie immer Recht daran; aber das Publikum hielt sie immer für Halbgötter und für Tabu. Erst seitdem sie ihre Wäsche, mit deren allwöchentlicher Erneuerung die Meisten es just nicht eilig hatten, grundsätzlich vor der Oeffentlichkeit zu waschen begannen, erst da fing auch die Leserwelt an, ketzerischem Atheismus Raum zu geben. Herrn Saling's Verhalten, das der Staatsanwalt mit so ungemein schmückenden Beiworten belegte, war allem braven Federvieh ein Stich in's Herz, aber es war möglich, weil bislang die Zunft und ihre Ehrengerichte den Mitgliedern kleine Schwächen gar zu duldsam nachsahen.

In Abonnentenkreisen wundert sich kein Mensch über Saling. Da erzählt man sich ganz andere Räubergeschichten. Da gilt überhaupt kein Zeitungsmann für voll, der nicht seine Lehr- und „Wander"-Jahre im Arbeitshaus, in Plötzensee oder besser noch und idealer, in Sonnenburg abgesessen hat. Nur wenn er den Beweis so angestrengter Thätigkeit erbringen kann, billigt man ihm feierlich das Recht zu, öffentlich und unerschrocken die Fahne ethischer Cultur, das Banner der Unentwegtheit zu schwingen wider alles Unrechte und Unreine. Erst dann darf er politische Gegner hinsichtlich ihrer bürgerlichen Unbescholtenheit bis auf die Nieren prüfen, erst dann ihre Waschfrau und ihre Zimmervermietherin interviewen; erst dann darf er jeden Candidaten der feindlichen Partei, der 'mal für ungenügend frankirte Briefe einen oder zwei Groschen Strafporto zahlen mußte, ein „vorbestraftes Subjekt" nennen.

Als Bismarck von den Leuten sprach, die ihren Beruf verfehlt haben, diente er als Phonograph der öffentlichen Meinung. Im Charakter des Preßhandwerkes liegt es, daß viele schiffbrüchige Existenzen, Stromer und Vagabunden sogar, in ihm das letzte Mittel erblicken, sich über Wasser zu halten; der urbane Journalist behandelt solche Catilinarier als ebenbürtig, und die Folge ist, daß man uns alle für Gestrauchelte ansieht. In Bohemia, sagt Saling's Abonnentenschaft, macht nur das Talent adlig. Und ganz besonders gescheite Dummköpfe vermuthen bei uns auch den allen Banditen eigenen Corpsgeist. Es ist mir jüngst ein Fall bekannt geworden, wo der Herausgeber einer obskuren Wochenschrift verschiedene Redactionen um fleißige Auslobung eines Werkes ersuchte, dessen Verfasser „durch antisemitische Machinationen (!) eines Sittlichkeitsverbrechens (!!)" überführt worden sei. Soweit ist selbst der schlecht bezahlte Licentiat Gräbner noch nicht gedrungen, dem Antisemitismus Schuld an jüdischen Sittlichkeitsverbrechen zu geben. Denkt aber ein Literat von seinen Collegen so gering, daß er sie für fähig hält, Verbrecher zu protegiren, weil sie von jüdischen Müttern geboren worden sind, meint er im Ernst, die gerichtliche Verurtheilung eines solchen gemeinen Verbrechers genüge, ihm in den Augen aller Redactionen eine Gloriole zu verleihen — wie dürfen wir es dann unwissenden Laien übelnehmen, daß sie uns mit den Zuchthaus-Candidaten in einen Topf werfen? Der Journalist neigt ihrer Meinung nach von Natur zu Niederträchtigkeiten, ist also wie ein Kleptomane zu entschuldigen, wenn er seiner bösen Neigung folgt. So haben die Geschworenen im Meineidprozeß Saling argumentirt, und auf Grund dieser Logik haben sie den Angeklagten freigesprochen. Anders wenigstens vermöchte ich mir ihr Votum nicht zu erklären.

Wenn nun alle Welt so gering von uns denkt, wäre es offenbar unsere Pflicht, den Lästermäulern nicht fortgesetzt neuen Stoff zu geben und nicht andauernd einen Stand zu prostituiren, der heute der wichtigsten und verantwortungsvollsten einer ist und zu den vornehmsten gehören könnte. Man sollte nicht immer wieder das eigene Nest beschmutzen lassen. Man sollte minder fleißig pirschen auf die, welche schreiende Uebelstände in der Zunft aufdecken und mit ehrlichem Herzen Besserung anstreben, aber thatkräftig sollte man sich gegen Jene wenden, welche aus bloßer Lust am Skandal den Journalismus herabsetzen.

Und das ist ein zweiter, über die Maßen wichtiger Punkt. Clericus clericum non decimat, aber wo ein Zeitungsschreiber dem Anderen einen Tort anthun kann, da läßt er das schönste Festessen im Stich. Besonders seit einiger Zeit wird dieser Sport mit wahrhaft inbrünstiger Leidenschaft betrieben. Man kennt das Karnickel, welches angefangen hat. Da wird in Bausch und Bogen die ganze Kollegenschaft der Bestechlichkeit, des Kulithums, der Gewohnheit, sich an den Meistbietenden zu verkaufen, beschuldigt. Gewiß hat, wer auf sein Handwerk hält, die Pflicht, vorlauten Pfuschern, schmutzigen Gesellen dies Handwerk zu legen; aber einen braven Mann allein wegen seines ehrlichen Handwerks anzufallen — das bekommt nur ein Literat fertig. Größenwahn macht sich so poetisch; die ganze Concurrenz summarisch für Esel, Schufte und Sklavenseelen zu erklären, imponirt dem guten Leser immer. Er glaubt zwar deshalb noch lange nicht an das geistige Heroenthum seines Redacteurs, aber er bildet sich gewisse unwiderlegliche Anschauungen über moral insanity beim Journalismus, und wenn er zum Geschworenen avancirt, handelt er dementsprechend. Er freut sich diebisch, wenn just sein Lieblingsschreiber die Anderen zwar nicht überflügelt, aber doch überflegelt; insgeheim freilich schwört er, hinfort allen intimeren Umgang mit diesem gefährlichen Volk zu meiden. Und haben sich die Mitglieder des Vereins Berliner Presse monatelang gegenseitig so verächtlich wie möglich gemacht, — ihrem freundnachbarlichen Verkehr thut das nicht den geringsten Abbruch — dann reißen sie nachher erschreckt die Aeuglein auf, weil das erschrockene Publikum mit ihnen nichts zu schaffen haben will und den Pressebällen fern bleibt.

Die Vorwürfe, die Ihr gegen den Journalismus erhebt, sind alle berechtigt, gewiß. Es gibt eine Galeerensklaverei bei der Presse, die an Furchtbarkeit alle Schrecken der, Gott hab' sie selig, weiland venedischen übertrifft; mit knirschender Wuth schreiben Tausende gegen ihre Ueberzeugungen, gegen ihre heiligsten Ideale, um nicht zu verhungern. Das ist eine Tragödie sonder Gleichen. Aber die geistreichsten und schärfsten Anklagen verhallen ungehört. Der Kapitalismus herrscht natürlich in einem so ausgesprochen modernen Betriebe, wie es die Presse ist, noch unumschränkter als in anderen Gewerbezweigen, und so wenig man einen sozialistischen Tagelöhner geißelt, weil er noch immer dem verhaßten Unternehmer frohnt, so wenig darf man einem Journalisten von heute aus seiner Gesinnungslosigkeit Vorwürfe machen. Mann und Weib prostituiren sich, wenn das Brot im Hause fehlt, nicht aber, wie die Lombroso-Strindberg meinen, aus purer Lust am Bösen . . .

Es gibt unter den Preßbedienten auch ein Raubritterthum von bewunderungswürdiger Organisation, gewiß. Manches lernt von seinem Verleger der anstellige Redacteur. Als Feuilletonist begnügt er sich damit, grundsätzlich nur Sängerinnen zu loben, die bei seiner Frau Unterricht nehmen, und sie auch dann zu loben, wenn sie gar nicht aufgetreten sind; begnügt er sich damit, wehrlosen Theaterdirectoren selbstgedichtete Stücke auf die Brust zu setzen. Die Nothwendigkeit, seine kargen Einnahmen zu erhöhen, zwingt ihn zu solchen Gewaltstreichen. Mit 165 bis 200 Mark im Monat läßt sich's dahier nur schlecht existiren, wenn man Familienvater ist und „repräsentiren" muß. Allgemach wächst man sich dann aus und wagt Gefährlicheres, denn die Kinder werden größer. Bis zu dem, was man so im Patois „Handelsredacteur" nennt, ist schließlich nur noch ein Schritt — ein Fehlschritt.

Doch hat auch das Treiben dieser Vielgehaßten hier in Berlin niemals entfernt solche Ausschreitungen gezeitigt wie anderwärts. Von Seiten der Börse fehlte es zwar nicht an Verlockungen, und immer eröffnete man bescheidenen Bewerbern gern ein Conto. Aber lag es an der verletzend brutalen Plumpheit unserer Bankleiter, die es verschmähten, den durchdringenden Geruch des Bestechungsgeldes mit süßerem Parfüm zu übertäuben, lag es an der Schwerfälligkeit unserer Presse — genug, in keiner Bankstadt ward und wird so wenig Betheiligung genommen und so viel dagegen gewettert wie bei uns. Es sind freilich Jahre dagewesen, wo allgemein das Nehmen für seliger galt als das Geben, wo man Freibillets, Ohrfeigen und Banknoten mit derselben unerschütterlichen Grazie zu Hunderten einsteckte. Börsenjournalisten, Redacteure sogar wohnten unter uns, deren aus reinlichen Quellen fließendes Einkommen sie kaum befähigt hätte, sich bei Lina Morgenstern satt zu essen und die doch lange, lange Zeit zu den fleißigsten Besuchern der Linden-Restaurants gehörten. Auch bei Borchardt sah man sie gern. Aber mit dem üppig lüderlichen Lasterleben ist's zum größten Theil wieder vorbei; und wenn in diesen Kreisen immer noch der frechste und unverschämteste Räuber am meisten gilt, so muß man darin weniger journaliftische als Börsen-Moral erblicken. In der Burgstraße zieht man „usancemäßig" besonders achtungsvoll den Cylinder vor Leuten, die zwei-, dreimal accordirt haben, und vor dem steht man stramm, der zwei-, dreimal „freigesprochen" worden ist.

Darum darf der Journalismus sich immer noch mit gutem Gewissen seiner relativen Tugendhaftigkeit rühmen, und wenn er es erst fertig gebracht hat, mit enschlossenem Ruck, ohne Ehrengericht und andere Apparate, all gar zu unsauberes Gesindel von seinen Rockschößen abzuschütteln, werden ihm die Achtung und die Stellung nicht länger versagt bleiben dürfen, die ihm gebühren, von Rechts wegen. Schon heute kämpft für des Handwerks Ehre ein Häuflein klein, das in seinem Beruf mehr sieht als die Pflicht, sensationslüsternen Kaffeetrinkern allmontäglich das Neueste zu serviren aus Gefängnissen, Frauenhäusern und anderen Theatern; mehr als das Recht, ohnehin platte Bursche zu geistigen Heloten und politischen Cretins zu machen. Ein Häuflein klein, das mit den Saling's und den betheiligten Almosenschnorrern von der Börse keine Gemeinschaft hält, dessen Mitglieder noch niemals, „die Hände in den Hosentaschen und mit dem Spazierstocke schlenkernd", zehn Tage nach gelungener Emission der neuen 10½ procentigen Dahomey-Ukerewe-Anleihe im Bureau der emittirenden Commandieb-Gesellschaft erschienen sind und noch niemals dankend quittirten über die „Differenz zwischen Pari und dem heutigen Cours" von, sagen wir, zwanzig Stück Dahomey-Ukerewern. (Die Anleihe, heut 130 bz. notirend, ist bestimmt zur Entwässerung der Sahara und zum Import von afrikanischem Streusand in die Mark Brandenburg; Zinsen garantirt aus der Civilliste des Königs Behanzin.) Es gibt solche Leute in Berlin, und sie nennen sich Journalisten, die noch nie von einem Theaterdirector und noch nie von einem Bank-Prokuristen auch nur die

allergeringste Gefälligkeit verlangten. Die nie ihre Ueberzeugung einem Geldmanne, einem Verleger zum Opfer brachten. Es gibt welche, hören Sie? Die Provinz muß das wissen. Und ich würde die Freisprechung des Herrn Saling segnen, wenn sie bewirkte, daß die Zahl dieser Leute sich rasch vermehrte. Caliban.

## Aus den Kunstsalons.

In Schultes' Kunstsalon ging ich zunächst, um die Bilder von David und Pierre Oyens anzusehen: Uebertragung der Tiefmalerei Israels'scher Art auf die frohe Farbenlust der Blamen, die nie die Rubens'sche ganz vergessen können. Es ist wahrhaftig der Mühe werth, die Bilder zu sehen, Arbeiten voll inneren Gleichmuths und kecker Kraft!

Aber es lenkten mich stärkere Mittel bald ab: da ist ein Fritz von Uhde: „Gang nach Emaus", kein großes Bild und doch auch wahrhaft groß! Was man in seiner „Verkündigung" kommen sah, was in Skizzen hier und dort hervortrat, das wird in diesem Bild zur Wahrheit: Uhde findet nach und nach die Farbe im höchsten Licht. Vielleicht hat Hofmann, hat Exter, haben die Norweger auf ihn gewirkt. Doch das ist gleichgültig gegen die Erkenntniß, daß ihm der Blick sich bereicherte, der Ton vertiefte. Ich glaube nicht, daß sein neues Bild wahrer sei, als die älteren; ich glaube auch nicht, daß es die Schönheitspfaffen versöhnen werde; ich glaube nur, daß es Vielen, die gerne sehen lernen möchten, schneller die Augen öffnet als seine dämmernden Stimmungen, seine weißliche Sonnenkraft, sein Zwielicht.

Ein Stück Wiese, ein Hügel, ein paar Bäume, drei Wandernde, die dem Hintergrunde des Bildes zustreben; Wolkenschatten und helles Sonnenlicht auf frühlingsgrüner Fläche — das ist Alles. Aber genug, um einen Landschaftston zu schaffen, der so echt, so empfunden, so wahr ist, daß er zu Uhde's Bestem gehört. Freilich sein Christus hat auch jetzt noch keine Schmalzlocken! Ernst, ohne Rücksicht auf sein Aeußeres, auch nicht im Geringsten repräsentirend wandelt er mit seinen Begleitern der scheidenden Sonne entgegen. Aber welche Ruhe, welcher Friede, welches Hinlauschen seiner Begleiter auf das Gotteswort — angegeben durch eine kleine, fast unmerkliche Neigung der Körper. Die Tatze des Löwen in jedem Strich!

Und dann ist da Dora Hitz, die man ja in Berlin hin und wieder auftreten sah, die aber jetzt zum ersten Mal mit einer Reihe von Arbeiten uns entgegentritt. Den Hut ab vor diesem bis in die Wurzel nervösen Weibe, das mit einer unvergleichlichen Feinheit der Empfindung die Farben durch einander schüttet, leichte, klare, spielende Töne ohne Umgrenzung, in verschwindenden Contouren, oft nur ein Hauch, ein Hinüberwischen eines Effects in den anderen, flüchtig dem Anschein nach, erprobt, empfunden, sorgenvoll erdacht in Wirklichkeit, wie es dem tiefer Schauenden bald deutlich genug vor Augen tritt: ein Fehlgriff im Ton würde das Bild über den Haufen werfen, eine dunkle Stelle würde das Ganze flach, ein zu helles Licht das Ganze farblos machen.

Da ist das Bild einer schönen Frau in schwarzem Kleid: sie steht in ihrem grün decorirten Zimmer, eingehüllt in tausend saltige Reflexe: Licht von allen Seiten, Licht vom Boden her, so daß sich die gefärbten Töne über dem sicher und anmuthig gezeichneten Gesichte brechen. Hier allein werden sie durch das darum doppelt freundliche Roth der Wangen besiegt.

Die erste Empfindung, die ich vor dem Bilde hatte, ist Achtung vor dem ihm eingeflochtenen Muth zweier Frauen: Eine Malerin, die sich vielleicht eine Reihe von Aufträgen verscherzt, weil sie nicht ein angenehmes Portrait, sondern ein ernstes Bild malen will, die mit einem durch den Erfolg belohnten Wagesinn ihr „Sujet" dort aufsuchte, wo es heimisch ist, in ihren eigenen Zimmern, und sie dort erscheinen läßt, wie eben Menschen in modernen Zimmern aussehen; und dann eine schöne Frau, so viel ich höre, eine Berlinerin, die im Bildniß nicht bloß sich selbst sieht, sondern die ernste That eines ringenden Menschen zu fördern strebt, die Malerin ist, indem sie gemalt wird. Diese Frau muß viele ihrer Berliner Schwestern nicht nur an körperlichen, sondern mehr noch an künstlerischen Qualitäten übertreffen!

Neben mir stand als Beschauer ein Paar, scharf kritisirend: „Sie ist ja ganz grün," sagte das Dämchen am Arm des bebrillten Herrn! „Die Arme," bestätigte dieser spottend, „was hat sie für Arme, die schillern in allen Farben! Lüderlich heruntergestrichen!"

Ich hätte ihm gern auf die Schultern geklopft, dem wackeren Kritiker, um ihm zu sagen: Lieber Mann, sehen Sie denn nicht, daß gerade diese Arme auf das Gewissenhafteste studirt sind. Arme wollen auch Portrait sein, und so wie sie im Bild erscheinen, sind sie wohl auch im Leben geformt. Aber das, was Euch mißfällt, das ist die Wahrheit des Lichtes — Ihr Thoren, die Ihr Jahr aus, Jahr ein die abscheuliche Rampenbeleuchtung auf der Bühne ohne Widerspruch ertragt, die Ihr also sicher nie die Farbe aufrichtig zu sehen gelernt habt, nie beobachtet habt, wie das Spiel der Töne den Körper umschlingt, wie Reflex um Reflex auf eine glänzend weiße Haut seine Schatten und Lichter hüllt, wie ein so glänzender Menschenleib zum Spiegel wird, der die Umgebung nicht in ihrer Einzelheit, aber in seiner Gesammtstimmung widerstrahlt.

Wollte man Dora Hitz anklagen, so wäre es deswegen, weil sie den malerischen Problemen nicht aus dem Wege geht, weil sie malt, was sie umgibt, nicht nach Motiven sucht, sondern in jedem Moment ein Bild vor sich zu haben scheint. Sperrte man sie in ihr Zimmer ein, in das nüchternste, spießbürgerlichste, oder in das stilvollste oder prunkendste — es würde ihr schwerlich je an Gegenständen fehlen: sie sind ringsum, Bild an Bild, die ganze Welt ein Object. Und wahrlich, nie ein langweiliges. Was sie sieht, sieht sie mit doppeltem Gesicht, mit einem äußerlich realistischen und mit einem inneren, künstlerischen. Es wird der Winkel zum Bilde, die schlichteste Farbe zur Tonart, der unscheinbarste Gegenstand durch die Accorde der Lichtbrechung zur Harmonie. Nicht immer wird das erreicht, was sie erstrebt, aber immer erkennt man das innere Streben einer feinen Seele.

Dann ging ich zu Amsler & Ruthart, wo eine ganze Ausstellung von Bildern aus Frauenhand sich findet. Zum Theil neben Werken anerkannter Künstlerinnen sehr interessante Arbeiten. O. von Bosnianska fiel mir als starkes Talent, Clara von Wegerer als eine innerlich vornehme Natur auf, die das derbe Fleisch einer blühenden Schwester in Eva mit all dem feinen Zittern der Haut wiederzugeben weiß — aber auch dort verdunkelte ein Frauenbildniß von Dora Hitz die ganze übrige Ausstellung, eine junge, feine Mädchenblüthe voll einfacher Anmuth hingemalt, so daß man sich nicht wohl vorstellen kann, daß ein Anderer dieselbe anders wiederzugeben vermöge, bei aller raffinirten Malkunst so schlicht, so redlich und so vornehm!

Und ich meldete mich im Atelier der Künstlerin an, einem nüchternen, praktischen Atelier mit sehr viel Licht und sehr wenig von dem Tand, welchen man in der Werkstätte einer Malerin noch mehr als in dem eines Professors erwartet und sah dort das Bild einer jungen Mutter, die ihr Kind im brünstigen Kusse zwischen Beeten weißer Lilien hinträgt, im Goldhaar den letzten Sonnenstrahl fangend, ein Bild, das dem durch die harten Tagestöne von der Straße her geblendeten Auge anfangs wie eine graugrüne Fläche erschien, aus dem dann aber zunächst der noch in den Umrißlinien unsichere, in den Bewegungen matte Körper der jungen Frau hervortritt, dann der sonnengestreifte Garten, der durch die Bäume hell hervorschimmernde Abendhimmel. Die Dämmerung lichtet sich vor dem sie eingewöhnten Auge, man erkennt die sorgende Kraft, mit der die Arme das kleine Wesen umschlingen, man erkennt in seinen Zügen das Mitgefühl der Malerin für die hundertfältigen Leiden des seiner Schönheit und Festigkeit wieder zustrebenden mütterlichen Körpers — so fein kann nur die Schwester für die Schwester empfinden.

Abgelauscht ist die Stimmung dem Moment, jenem Augenblick der Beleuchtung, der nur an schönen Frühlingstagen ein paar Minuten sich über die Natur ergießt; in breiten Strichen, verschwimmenden Tönen, schwankenden Conturen ist ein Werk ernstesten Studiums hingestellt — ernstes Studium, dessen Ergebniß wie eine Augenblicksdichtung erscheint, flüchtig wie jener Blick des Lichtes durch die blaugrauen Blätter.

Man hat mit Dora Hitz zu rechnen, jetzt und hoffentlich für die Folgezeit. Ein decoratives Talent, das die Dinge in ihren Massen sieht und darstellt, nicht in ihren Einzelheiten; das die Farben in ihrer Wechselwirkung zu einander betrachtet, nicht um ihrer Wirkung willen.

Neben ihren Bildern bei Schulte hängt ein älteres Bild des Düsseldorfer Carl Sohn „Der Schwester Fürbitte." Es ist ein treffliches Gegenstück, eine Scene aus einem historischen Schauspiel mit einer ersten Liebhaberin, einer Naiven und einem polternden Alten, Kostüm XVII. Jahrhundert; sehr sorgfältig gemalt, sehr tüchtig in jeder Einzelheit, sehr kräftig im Einzelton: Und doch sieht es neben den „grauen" Bildern der Hitz aus, wie ein getuschter Bilderbogen, todt, stumpf, farblos! Wer den Unterschied von Kunst aus erster und aus dritter oder vierter Hand erkennen lernen will, der vergleiche diese Arbeiten!

Freilich eines fordert Dora Hitz: Wer sie verstehen will, braucht zwar keine Kunstgeschichte zu kennen, aber er muß in das Buch die Nase gesteckt haben, welches vor ihm offen daliegt, in die Natur! Jeder mag seinen Maßstab an Bilder legen: der eine beurtheilt sie nach dem Preis, der andere nach der Annäherung an ihm Liebgewordenes, der dritte nach der Stärke, mit der sie den Wunsch des Besitzes in ihm rege machen. Mein Maßstab ist schon seit lange der, ob ich ähnliche Bilder wie die gesehenen in der Natur wieder finde. Denn ich halte die Künstler für Pfadfinder im Sehen und Empfinden und meiner Kunstweisheit letzter Satz ist: Laß dich willig führen!

Hier führt eine Frau in ihre Welt. Es ist Frauenwelt, aber nicht die der niedlichen Kleinigkeiten, der gefallsüchtigen Anmuth, nicht eine, welche sich auf Männeraugen stets vorbereitet hält, sondern die an ruhiges sich Ausgestalten denkt.

Und sie führt in ein Land der Empfindung, nicht jener, von der die thränenreiche Romantik schwärmte, sondern des beseelten Anschauens der Gotteswelt. Cornelius Gurlitt.

## Dramatische Aufführungen.

Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren von Gerhard Hauptmann. (Verein Freie Bühne.)

Die Rührung war allgemein. Hier und da sah man in schönen Damenaugen Thränen stehen. Auch unter den Herren fand sich mancher Vorkämpfer der economy of high wages, und in gemessenen Zwischenräumen ward feierliches Schneuzen laut. Die armen, armen Menschen! Was muß das für eine Regierung gewesen sein, die vormärzliche! Ohne den geringsten Humanitäts-Enthusiasmus, so recht nach Minnigerode-Rositzens Wunsch! Und was für hartherzige Fabrikanten waren das! So etwas kommt heutzutage glücklicherweise nicht mehr vor! Ja, wenn der aufgeklärte Bürger aus dem Hauptmann'schen Stück etwas lernen kann, so ist es dies: Seit 1844 haben sich die Zustände bedeutend ge-

bessert. Giebt es einen schlagenderen Beweis für die Vortrefflichkeit der heutigen Wirthschaftsordnung? Heute arbeitet niemand mehr für 13½ Silbergroschen achtzehn Tage lang, heute gilt Hundebraten mit Kartoffelschalen nicht mehr als Delikatesse der Saison, und die eigenthümlichen Feinschmecker, die zu Peterswaldau ein vom Schinder verscharrtes Pferd ausgruben und sich daran erquickten, mangels fleischlicher Nahrungsmittel von geringerem haut goût, auch diese Feinschmecker sind ausgestorben. Gott sei Dank, wir haben es weiter gebracht, herrlich weit. Gar nicht lange mehr, und jeder Arbeiter hat Sonntags sein vollgerüttelt Maß schöner, weißer Kartoffeln im Topfe. Und das wird ihm wohl thun, besonders wenn er vernünftig genug ist, sein glückliches Loos mit dem der Vorfahren zu vergleichen. Mehr noch. In den meisten Fällen reicht heute der Arbeitslohn sogar zu einem Pfündlein Schweinebauch aus. Aber kluge Arbeiter gieren nicht danach, sie *sparen* vielmher. Prof. Julius Wolf, der Denker für Tuchmacher und überhaupt der ökonomische Messias des Kapitalismus, hat klar bewiesen, daß man sich dreißigmal billiger an Kartoffeln als an Fleisch sattessen kann. Wahrhaftig, die Arbeiter haben's heute dreißigmal besser als vor fünfzig Jahren. Und nun wollen wir noch 'mal dem strebsamen und bescheidenen jungen Hauptmann Beifall klatschen, denn es giebt keinen, der uns linder beruhigen könnte über den Fortbestand moderner Cultur, und dann wollen wir nach Haus gehen, Mittagbrot essen. Ein schöner Kalbsbraten — kommen Sie doch mit, Herr Doctor, ganz sans gêne! . . . .

Erschüttert gingen sie alle fort, durchgerüttelt und gleichzeitig voller Mitleid für die „beste und sympathischste" Gestalt des Stückes, den frommgläubigen und lammsgeduldigen Webermeister Hilse, den „Gebetbichl-Hengst", der die erschreckliche Hungerrevolte nicht mitmacht, sondern am Fenster beim Webstuhl bleibt, wo ihn sein himmlischer Vater hingesetzt hat, und sich erschießen läßt. Unter den klugen Zuschauern war keiner, der hierin nicht eine Art unrealistischen Symbolismus' erblickt hätte, eine dramatische Bestätigung des Satzes, daß Revolutionen immer gerade die Besten tödten und deshalb an fonds verwerflich sind, ganz und gar verwerflich. — Nächstdem erkannte männiglich die wundersame Gestaltungskraft des Dichters an, der jeder seiner zahlreichen Personen ein individuelles, verblüffend kräftiges Leben verliehen hat, jede ihre eigene, charakteristische Sprache sprechen läßt. Und männiglich bejammerte, daß dem Stücke der eigentliche Held fehlte und so ganz und gar jede versöhnliche, romantische, humoristische Stimmung, und männiglich erwartete von seinem Kritiker, daß er alles dies am Montag-Morgen Herrn Hauptmann mit freundlichem Ernst vorhalten und gleichzeitig den Dichter beklagen würde, der noch immer keinem Bezirksverein beigetreten ist, sondern verbissen am Sozialismus festhält. Und dann grüßte man sich höflich zum Abschied und pilgerte zu Fuß nach Hause, denn es war ein überaus herrlicher Februarmittag, und die angenehme Lust lockte zu einem appetitförderlichen Spaziergang. Gesegnete Mahlzeit! . . . .

Die Censur soll sich wieder einmal, der allgemeinen Ansicht zufolge, auf das Kläglichste bloßgestellt haben, als sie Hauptmann's Weber verbot, und Herr Dr. Grelling, der selbst Stücke schreibt, will an Gerichtsstätte den Beweis führen, daß es sich hier nicht um aufreizende Kriegsfanfaren, sondern um ein unschuldiges historisches Stück handle, etwa um so'n Stück, wie Wilhelm Tell eins ist.*) Dem Wilhelm Tell wird Hauptmanns Drama überhaupt mit Vorliebe verglichen, theils dieserhalb, theils außerdem. Einmal, weil es die Tragödie der Massen sein soll und weil ein ganzes Volk als der Held erscheint, dann aber auch „seiner Tendenz wegen." Denn eine Tendenz hat es, natürlich, unbeschadet seines rein historischen Charakters. Im Oberverwaltungsgericht aber sitzen kluge Leute, ich glaube, auch Herr Kunze unter ihnen. Die haben Hannah Jagert freigegeben, denn ein Dirnlein, das zu gestempelter Anständigkeit sich durchringt, bietet immer ein erbauliches und belehrendes Schauspiel. Die werden auch der Herren Holländer und Land „Philippi"ka nicht unhold behandeln, denn es gehört bei den Heilanden unserer Literatur längst zum guten Ton, das Institut der Ehe mit Schmutz zu bewerfen; auch hat es keinen Zweck, zwei so vielversprechenden jungen Leuten einen gründlichen Durchfall zu mißgönnen. Von Gerhart Hauptmann's Webern aber werden die Herren vom Oberverwaltungsgericht sich schaudernd abwenden. Der Dichter behauptet zwar, sein Drama spiele in den vierziger Jahren, in den Ortschaften des Eulengebirges. Er irrt sich. Es spielt, übersieht man nebensächliche Einzelheiten, im Jahre 1890. Und wer, das Weberelend zu schauen, nicht bis nach Langenbielau wallfahrten will, der fahre mit dem Berliner Vorortzug um ein Geringes nach Neuendorf-Nowawes bei Potsdam. Da sieht er alles vereinigt, was er braucht, und kann Herrn Hauptmann's weißglühende Anklagen auf ihre Berechtigung prüfen, besser als die Sozialistentödter, besser als die Herren Eugen Richter und Julius Wolf, die sich gegenseitig zur Rettung der modernen Gesellschaft beglückwünscht haben.

Die Weber sind das gefährlichste und aufreizendste Schauspiel, das je in deutscher Sprache gedichtet worden ist. Hinter sieben Thüren und sieben Schlössern müßte es eine besonnene und staatskluge Censur verwahren. Ein Mann hat dies Stück ersonnen, dessen Herz, ihm selbst vielleicht unbewußt, heißer für die Armen der Niederung, die Bedrängten und Schwachen schlägt, als die respectiven Herzen des ehrsüchtigen Poseure Lassalle, Singer und Stadthagen zusammengenommen. Thurmhoch überragt dieser Mann die armseligen Schreiber, denen die gespenstische soziale Frage gerade gut genug dünkt, ihre Benedixiaden und Birchpfeifferein zeitgemäß damit aufzuputzen und interessant zu machen. Diesem Manne drückte nicht Ruhmsucht und Geldgier die Feder in die Hand, er schreibt aus dem grenzenlosen Mitleid und der flammenden Wuth heraus, schreibt, weil der Geist ihn zwingt, weil er der einzige zukunftkündende Poet unseres Landes ist. Mit Donnerstimme will dieser Mann die Gewissen aus langem Schlafe wecken. Das ist sein einziger Zweck, nichts anderes will er. Ein wahrhaftiger Dichter, sprengt er alle Schranken, kümmert sich um keine Regel; seine einzige Sorge ist, den passendsten Ausdruck zu finden für das, was er so gern in alle Welt hinaus schreien, schreien, schreien möchte, und wenn er die beste Form gefunden zu haben meint, gilt es ihm gleich, ob sie gegen alle Technik des Dramas verstößt. Was er mit dem Herzen ersonnen und geschrieben, das wird Tausende entflammen, wird flackernde Begeisterung in tausend andere Herzen gießen. Und keines wird erschreckt zurückfahren, weil der Poet sich um die aristotelischen Einheiten wenig kümmerte und wenig um die Bühnenwirksamkeit, die Aufführbarkeit seiner Schöpfung. Und Keinem wird das Geschwätz derer auch nur ein höhnisches Gelächter entlocken, die dem Gerhart Hauptmann rathen, sich doch um Gottes Willen auf die tendenzlose Dichtung zu beschränken, die reine und ewig unfruchtbare, und sich mit der gräßlichen Sphinx des Jahrhunderts nicht gar zu tief einzulassen.

Ein haß- und zornerfüllter Fehdebrief, gegen dessen Feuerworte Karl Marx' fürchterliche Anschuldigungen fast idyllisch anmuthen, das sollen uns Hauptmann's Weber sein. Rein zufällig, vielleicht nur, weil die Knappheit des Ausdrucks ihre unheimliche Wucht verstärkt, hat der Poet für seine Anklageschrift die dramatische Form gewählt. Man weiß, daß er diese Form trotz seines offenbar epischen Talentes meisterhaft beherrscht, hierin Herrn Sudermann auffallend ähnelnd, und er hat deshalb recht daran gethan, sie bei seinen großen Aktionen anzuwenden. Er erhöht ihren Eindruck dadurch und ihre Gewalt. Und gleichzeitig täuscht er dadurch leichter diejenigen, welche Angriffe auf die Wirthschaftsordnung von heute prinzipiell nicht lesen, und erzwingt sich Gehör.

„Mit euch Jungens wird man doch noch fertig werden," sagt der ganz moderne Parchentfabrikant Dreißiger, der den Directoren unserer Actienspinnereien und Webereien wie aus dem Gesicht geschnitten ist. „Ich bin doch schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden." — „Nu, das will ich globen", erwidert ihm ein Arbeiter. „A so a richtiger Fabrikante, der wird mit zwee-, dreihundert Webern fertig, ehe man sich umsieht. Da läßt a och noch ni a par morsche Knochen übrig. A so ener der hat vier Magen wie ne Kuh und a Gebiß wie a Wolf. Nee nee, da hat's nischt." Man sieht, das ist eine von den heute gäng und gäben proletarischen Anschauungen. Alle, die Arbeiterverhältnisse kennen, wissen, daß die Weber der sozialen Bewegung am fernsten stehen; diese Bewegung ist nur für Leute, die noch nicht alle Widerstandskraft verloren und noch Blut in den Adern haben. „Es verlangt dem Weber," schrieb man im vorigen Jahr aus Neuendorf, „und das scheint mir das Gräßlichste, kaum nach einer Besserung seiner Lage; stumpf und theilnahmlos dämmert er sein Pflanzendasein hin." Bedenkt man nun, daß vor fünfzig Jahren auch die stolzesten und selbstbewußtesten deutschen Werkleute, geschweige denn diese Armen, noch nicht um wirthschaftliche Befreiung rangen, daß damals noch Niemand an Sozialdemokratie dachte, sondern die Arbeiterschaft den entschieden liberalen, guten Revolutionären Vorspanndienste leistete, so ist es evident, was der Dichter mit seinem „historischen" Stücke sagen will. Seine proletarischen Männer haben nichts von der feigen, fatalistischen Ergebenheit vormärzlicher Fabrikhöriger und Dagewarte. Mit aller erforderlichen „Zielbewußtheit" treten sie in den Klassenkampf ein. Und zwar in echten, nicht in sorgsam zusammengeflickten Theaterlumpen; keine aufgeputzte Bühnenphrase, kein falscher Ton wird laut, wie sie in Menge kakophonisch durch die „Sozialdramen" Fulda's, Sudermann's und — last not least — Lubliners schrillen. Hier entspringt jedes Wort der Situation, jeder Gedanke ist gleichsam miterlebt. Eher zuviel kleine Züge, zu viel kleine Wahrheiten und zu wenig in der Tiefe lodernde, in die Tiefe bohrende Idee.

Wie die jungen Webersleute, so hat in bewußter Absicht Hauptmann den „Arbeitgeber" Dreißiger ganz modern gestaltet und mit ganz modernen Zügen ausgestattet. Nichts von jener patriarchalischen Gesinnung à la Stumm, welche 1840 in Deutschland wenigstens den Fabrikherren noch sämmtlich gut zu Gesichte stand. Ein rücksichtsloser Profitmacher, der kaum ganz oberflächlich die Dehors wahrt, ein Leuteschinder, feig und brutal dabei, ein waschechter „Unternehmer" von heut. Und auch von Seiten der übrigen Personen fällt manches Wort, das sich wie eine grimmige Satire auf heutige Theorien anhört. „Ihr macht ja a schauderhaftes Gelammetiere dahier. Was da d'r Himmel schickt, das miss' mir uns alle gefalln lassen. Und wenn's euch sonst nich zum Besten geht, wer is denn Schuld, wie Ihr selber? Wie's Geschäft gutt ging, was habt'r gemacht? Alles verspielt und versoffen habt'r. *Hätt' Ihr euch dazemal was derspart, da wär jetzt a Nothpfennig da sein*, da braucht'r kee Garn und kee Holz stehln." Wenn Eugen Richter ebenso schlecht spräche wie er schreibt, man sollte meinen, die Sparrede hätt' er bei der letzten Sozialistendebatte gehalten. Der zweite Satz würde sich freilich im Munde des frommen Herrn Bachem besser ausgenommen haben . . . . .

Da ist das thatsächliche Elend immer am grausigsten, wächst am schnellsten, wo die Sinne der Armen abgestumpft genug sind, es nicht mehr in seiner ganzen quälenden Scheußlichkeit zu empfinden. Jedes Volk hat die Noth, welche es verdient. Die Weber im Eulengebirge waren auf dem Standpunkt einer verwahrlosten Nation angelangt; sie hungerten gewohnheitsmäßig, und nur die plötzlich hereinbrechende Gefahr des Verhungerns ließ sie die letzte Kraft zusammennehmen und zur Axt greifen. Ihre Leiden hätten auf einen so hohen Gipfel nicht steigen können, wenn sie nicht geduldig wie das Vieh das Schlimmste ertragen, wenn sie das Klassenbewußtsein unserer heutigen Arbeiter besessen hätten. Hauptmann verleiht ihnen dies Bewußtsein. Durch diese poetische Freiheit nehmen in seinem Werk die Vorgänge von 1844 eine relativ gräßlichere Gestalt an, als sie in Wahrheit hatten. Um es zu sagen, langjähriger Hunger,

*) Der Aufsatz ist vor der gerichtlichen Verhandlung am 7. ds. Mts. geschrieben. D. R.

langjährige Krankheiten und die daraus folgenden Verbrechen und Laster hatten den Weber des Eulengebirges zu einem halbempfindungslosen Thiere gemacht; Hauptmann aber stellt in die schrecklichen Geschehnisse feinfühlige Menschen hinein, mit den zart differenzirten Nerven des heutigen, grübelnden Proletariers. Wo er Weber schildert, wie sie damals wirklich waren und dachten, erscheinen sie in ihrer aufgeklärten Umgebung wie lebendige Petrefacten.

Wir erkennen, Buchstaben von Feuer will der Dichter mit Riesenhand auf die Wolken schreiben; ein Mene tekel upharsin schreit er der Gesellschaft zu. Und darum — eine Verbeugung vor dem Censor, dem einsichtsvollen Schutzmanne. Auf die Klugheit und die scharfsinnige Wachsamkeit unserer Polizei verlassen wir uns und stützen wir uns.

Als staats- und gesellschaftsgefährlich, als geeignet, die öffentliche Ordnung zu stören und Klassen der Bevölkerung wider einander aufzureizen (§ 193 des Strafgesetzbuches) sind die Weber aus dem Bereiche des Lampenlichtes verbannt. Und das gereicht mir zur besonderen Freude. Gerhart Hauptmann's bestes Werk ist zugleich sein schlechtestes Drama. Es besteht aus lauter Episoden und Kleinmalereien; dem Poeten liegt gar nicht daran, die Handlung weiter zu schieben, nur Stimmungen will er geben, nur die Herzen rühren und schrecken. Als Dichtwerk an sich betrachtet, darf kein Wort der köstlichen Schöpfung fehlen; wollte man das Drama kritisiren, man könnte einen ganzen Akt als überflüssig, ganze Scenen als im höchsten Grade undramatisch, prächtige Details als nebensächlich und störend hinstellen. Gerhart Hauptmann's Weber sind für den Leser geschrieben. Sie sind zu gut, viel zu gut dafür, müde Protzen und ihre Damen über die Langeweile eines Theater-Abends hinweg zu täuschen, ihnen als Nervenkitzel zu dienen. Sie sollen da wirken und ernste Arbeit thun, wo sie es mit Aussicht auf Erfolg vermögen: in stillen Weihestunden bei großen, jungen Seelen.

---

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals unsere Archäologen.

Geehrter Herr!

In Nr. 52 ist Herr Cornelius Gurlitt im Verlaufe seiner Ausführungen zu Schlüssen gelangt, welche vielfach zu irrigen Ansichten über die Archäologie unserer Tage und ihre Vertreter führen könnten. So spottet er über die Spezialisirung der Archäologie und die oft kleinlich erscheinenden Detailforschungen, aber wie schwer mag er selbst das Fehlen derartiger Vorarbeiten bedauert haben, als er die Welt mit seinem Werke über den Barockstil beschenkte, einem Werke, in dem er mit den bis dahin sehr barocken Ideen über das Barocke so ordentlich und gründlich aufgeräumt hat! — Noch auf ein Zweites ist Gurlitt schlecht zu sprechen. Er las in den „römischen Mittheilungen" des Deutschen archäologischen Institutes einen italienisch geschriebenen Aufsatz eines Deutschen. Ist das unserer Nation zweiundzwanzig Jahre nach dem großen Kriege noch würdig? Wer sich diese Frage stellt, ist sich überhaupt über die Geschichte und Bedeutung des archäologischen Institutes nicht ganz klar. Das archäologische Institut in Rom wurde 1829 als internationales Institut begründet. Man braucht nur einen Blick auf die Namensliste der Mitglieder der Centraldirection im Jahre 1829 zu werfen und findet das darin klar ausgesprochen. Neben vielen Deutschen — ich nenne nur Gerhardt, Welcker, Kestner — saßen im Directorium eine ziemliche Anzahl Italiener, wie Fea, Nibby, Franzosen, so der Herzog von Blacas und späterhin der Herzog von Luynes, schließlich der Engländer Millingen. Die Abhandlungen erschienen in den von den Monumenti begleiteten Annali e bullettini italienisch oder französisch. Das Protectorat übernahm der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV. Damit trat das Institut mit der Zeit, besonders in materieller Hinsicht von Preußen gefördert, zu diesem Staate in nähere Beziehungen. Secretäre wurden besoldet, ein eigenes Haus angekauft, es bildete den festen Punkt der Deutschen Roms, aber daneben erschienen die Annali und die Bullettini in der alten Form weiter und erwarben immer mehr Geltung, wurden zum maßgebenden archäologischen Fachblatte der Welt. Die Italiener hatten ihm kein zweites an die Seite zu stellen. Alles, was sie um Italiens Vergangenheit thaten, erschöpfte sich bei ihnen in kleinen Localblättchen, die heute kamen, morgen verschwanden und keine nachhaltigen Spuren zurückließen. Die Gelehrten Italiens lehnten sich an die Publicationen des archäologischen Instituts an und betrachteten sie wie ein Heimathsblatt, das in der Förderung der Antike ja ihre Interessen mitförderte. Das änderte sich aber nach und nach, als Bismarck 1874 das Institut zu einer Reichsanstalt erhob, den Sitz der Direction ganz nach Berlin verlegte, schließlich 1885 die deutsche Sprache als die regelmäßige für die Institutsschriften bestimmte. Die Annali, Bullettini und Monumenti gingen ein, an ihre Stelle traten das „Jahrbuch", welches die Archäologische Zeitung ablöste und die größeren Abhandlungen, die sonst in den Annali Platz gefunden, in sich aufnahm, die „Antiken Denkmäler" und die Publicationen der beiden Institute: die römischen und athenischen Mittheilungen, wie sie kurz citirt werden (die letzteren schon seit 1876 bestehend). Und so erscheinen jetzt die Jahrbücher ganz in deutscher Sprache in Berlin, während in den Mittheilungen der Zweiginstitute hier und da ein Aufsatz in italienischer, noch seltener in neugriechischer Sprache erscheint. Bei der Gründung der römischen Mittheilungen hatte Michaelis in den Preußischen Jahrbüchern die Meinung ausgesprochen, „es werde die italienische Sprache vermuthlich noch auf lange Zeit die vorherrschende sein." Das ist nun freilich nicht eingetreten, man muß wohl hinzufügen: bedauerlicher Weise. Denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß mit dem Aufgeben der alten Annali viele Kreise in Italien verloren gegangen, ohne daß neue anderswo zuerworben wurden. Die Italiener fühlten und fühlen sich dem neuen Organe gegenüber fremd und während sie früher die Zwecke des Institutes auf jede Weise förderten, stehen sie ihm jetzt zum großen Theile kalt gegenüber und haben ihre eigenen Organe, wie das Bullettino municipale, dessen Gründung freilich schon in das Jahr 1872 fällt, und die von der Accademia dei Lincei herausgegebenen „Monumenti". Wenn man nun in den Mittheilungen einmal in der Zeit noch einen Aufsatz veröffentlicht, der in der Sprache des Landes, in dem man forscht, dessen Denkmäler man publizirt, verfaßt ist und dadurch die alten Traditionen noch ein wenig pflegt, schadet man sich damit selbst und begibt man sich seiner nationalen Würde? — Mit dem Institute hängt auf das Engste die alljährliche Entsendung von fünf Stipendiaten, unter denen einer für christliche Archäologie sich befindet, zusammen. Auch an dieser Einrichtung weiß Gurlitt zu tadeln. Daraus, daß einige Gelehrte Bücher über antike Topographie und auch Archäologie geschrieben haben, ohne vorher die klassischen Länder gesehen zu haben, schlägt Gurlitt Kapital gegen die Entsendung jüngerer Leute, die ihr Doctorat gemacht haben. „Schicket reife Männer nach dem Süden", ruft er aus. Aber es ist als sicher anzunehmen, daß wenn die von Gurlitt mit Namen genannten Männer das von ihnen beschriebene Land gesehen hätten, sie ihre Werke mit noch mehr Sachkenntniß geschrieben hätten, ja bei Einem von diesen hat sein Buch erst dadurch, daß es von einem Zweiten, der landeskundig war, zur vierten Auflage umgearbeitet wurde, den eigentlichen Werth gewonnen. Lessing, wird man einwerfen, hat seinen „Laokon" geschrieben und kannte das Original vorher nicht. Aber ist sein Werk vor Allem eine kunstgeschichtliche Arbeit? Zu seinen tiefen Gedanken über den Unterschied zwischen Poesie und bildender Kunst konnte ihn gerade so gut ein elender Kupferstich, wie ein schlechter Gipsabguß der Gruppe anregen. Was ist aber für Jeden, der sich mit Kunst beschäftigt, die lebendige Anschauung dem todten Buchstaben, dem matten Bilde gegenüber! Und wer versteht Kunst, wenn er nicht das Land und die Leute kennt, welche diese Kunst in das Leben riefen? Niemals ist man aber so empfänglich wie in dem Alter, in welchem die jungen Leute heruntergeschickt werden. Man ist von Vorurtheilen noch ziemlich frei, vielmehr sie sind noch nicht eingewurzelt. Der „reife" Mann, den Gurlitt herbeisehnt, hat schon seine Grundsätze, wahre und falsche, und nach diesen richtet er seine Eindrücke, nicht daß er sich von den letzteren leiten ließe. Ueberdies werden von Oesterreich, das in den Bestrebungen um die klassische Archäologie Deutschland so rüstig nacheifert, seit diesem Jahre, wie in Deutschland seit 1888, außer den Jüngeren auch Gymnasiallehrer, also reife Leute im Sinne Gurlitt's nach dem Süden geschickt und man mag auf die zu erzielenden Erfolge, die freilich erst nach Jahren sichtbar sein werden, neugierig sein.

Hochachtungsvoll L. P.

---

## Notizen.

Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und zwanzig Liedern von Ludwig Ziemssen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ziemssen's lyrischer Text ist formschön und feinsinnig, mitunter auch frommen Gemüthes voll, aber er tritt doch hinter den herrlichen Bildern zurück: Murillo's Maria Verkündigung, Raffael's Christus auf dem Wege nach Golgatha aus der Madrider Gallerie, Correggio's Heilige Nacht, Paul Veronese's Anbetung der Könige, Ferd. Vol's Ruhe auf der Flucht nach Egypten, Tizian's Zinsgroschen, Guido Reni's Christuskopf mit Dornenkrone aus der Dresdener Gallerie, Honthorst's Zwölfjähriger Jesus im Tempel, Van Dyck's Klage um den todten Christus aus der Münchener Pinakothek, Guido Reni's Taufe Christi aus dem Wiener kunsthistorischen Museum, Arry Scheffer's Versuchung Christi in der Wüste, Paul Veronese's Hochzeit zu Kana, Tizian's Grablegung aus dem Pariser Louvre, Rubens' Auferweckung des Lazarus aus dem Berliner Museum, Lionardo da Vinci's Abendmahl aus Sta. Maria delle Grazie in Mailand, Rubens' Christus zwischen den Schächern aus dem Museum und Kreuzabnahme aus der Kathedrale zu Antwerpen. Jedes Blatt ist ein Meisterstück unserer vervielfältigenden Kunst. Das Prachtwerk in seiner goldglänzenden Mappe eignet sich vorzüglich zum Confirmations- und Ostergeschenk.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text. — 272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk. — 17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. — 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

---

Als feinstes und billigstes Geschenk für Militärs und Interessenten

empfehle ich die in meinem Verlage erschienene hochelegante Kunstmappe

**„Im Waffenrock“.**

Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben.

12 Kunstblätter in Leinwandmappe

gezeichnet von Feodor Czabran.

Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung, wie auch direkt von der Verlagshandlung von Gustav Leutsch, Gera (Reuß).

Gegen Einsendung von 6 Mk. erfolgt Frankozusendung.

---

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“**

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung**, **Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung uud Wirkung gratis zum Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

---

**= Für die Passionszeit! =**

**Kretzschmar's Führer durch den Konzertsaal**

II. Abth., erster Theil: **Kirchliche Werke:**

**Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten.**

II. Abth., zweiter Theil: **Oratorien und weltliche Chorwerke.**

Jeder Theil ℳ 4.—, in Halbfranzband gebunden ℳ 6.—.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig**.

---

# Unter Palmen.

Roman

aus dem heutigen Ägypten

von

**Klaus Rittland.**

8°. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Wiederum sind die Augen der ganzen gebildeten Welt auf das alte Pharaonenland gerichtet, das auf eine 6000jährige Geschichte zurückblicken kann, und auf lange Zeit hinaus wird die moderne Welt an dem Geschick dieses Wunderlandes das lebhafteste Interesse nehmen. Da kommt der Roman Rittlands, der seinen Stoff aus dem Leben des modernen Ägypten genommen, zur rechten Zeit. Der Verfasser, der Land und Leute aus eigener Erfahrung kennt, führt den Leser an der Hand einer überaus anmutigen Erzählung in das Leben und Treiben des märchenhaften Cairo und Alexandrien ein. Wir glauben die schweigende Wüste und den lebenspendenden Nil mit den unverwüstlichen Baudenkmälern der Urzeit mit eigenen Augen zu sehen und geblendet zu werden von all der Märchenpracht des geheimnisvollsten Landes der Weltgeschichte.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

---

**Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.**

Soeben erschien:

**In Sachen der Hypnose und Suggestion.**

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt.

Von

**Dr. F. Wollny.**

Preis 50 Pfge.

---

Zu jeder Buchhandlung zu haben:

**Friedrichs des Großen**

Gedanken

**über Religion.**

10¼ Bg. broch. 70 Pfg. geb. 1 Mk.

**H. Jacnicke's Verlag in Dresden.**

---

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

**Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker,**

Berlin W., Bayreutherstr. 1.

---

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

**Friedrich Hebbel's Briefwechsel**

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von

**Felix Bamberg.**

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten.

Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

**Berlin SW.**, Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

---

**Verlag von Gustav Leutzsch in Gera (Reuß).**

Edward Stilgebauer: **Vom Wege**, sechs Novellen. 8°. 160 S. eleg. brosch. 2 ℳ.

Edward Stilgebauer: **Herodes**, histor. Roman. 8°. 208 S. eleg. brosch. 3 ℳ.

---

**Rich. Kahle's Verlag in Dessau.**

**Prinzipien der Ethik**

und

**Religionsphilosophie Lotzes**

von

**G. Vorbrodt.**

= Preis M. 3.—. =

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit.“

„Post.“


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 18. März 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Darwinismus wider Sozialismus. Von Otto Gaupp (London). — Sozialpolitische Ausblicke. Von Karl Walcker-Leipzig. — **Literatur und Kunst:** H. Taine und seine Stellung zu Deutschland. Von Ludwig Jacobowski. — Strindberg und das Weib. Von Franz Servaes. — **Feuilleton:** Das Kaffeehaus in Surata. Von Graf Leo Tolstoi. — **Aus der Hauptstadt:** Bei Caprivi a. D. Von Caliban. — Die „XI“. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Darwinismus wider Sozialismus.

Von Otto Gaupp (London).

Für einen Geschichtschreiber der Zukunft wir unter den vielen Räthseln, welche die sozialistische Bewegung unserer Tage ihm sicher aufgeben wird, vielleicht nicht das geringste ihre antagonistische Haltung, gegen alles, was Christenthum heißt, sein. Ist diese Feindschaft, mag er sich fragen, nicht seltsam bei einer Partei, die ebenso wie das Christenthum sich in erster Linie an die Mühseligen und Beladenen wendet, und den Reichen und Mächtigen flucht, die gleich jenem Brüderlichkeit und Gleichheit mit feurigen Zungen predigt und auf sie ihre sittlichen Forderungen gründet, und die wiederum, wie jenes, ihre beste Kraft aus einem beweislosen, aber unerschütterlichen Glauben an das Kommen eines Himmelreichs saugt? Sollte man nicht vielmehr erwarten, daß eine solche Partei gerade wieder mit aller Macht eine Predigt und eine Ethik in den Vordergrund drängte, die ihren Zielen so günstig ist und mit ihren Idealen so viel gemeinsam hat? Wir, die wir heute leben, verstehen den antichristlichen Charakter des Sozialismus leicht. Das Christenthum, das er vorfindet, tritt ihm entgegen verkörpert in einer Staatskirche, als eine der mächtigsten Stützen des Bestehenden, als eines der stärksten Hindernisse für das Kommen seines Reiches. So wenigstens stellt sich ihm die Sache dar; daher sein Haß, daher sein Bestreben, diesem Bollwerk die Wurzeln in den Herzen der Menschen abzugraben, daher seine fanatische Verehrung der Wissenschaft, die er hauptsächlich als die große Auflöserin bestehender Einrichtungen und Glaubensanschauungen hochschätzt. Es ist übrigens interessant zu sehen, daß da, wo das Christenthum im Volk noch nicht todt ist, wo, wie in England, ein blühendes demokratisches Sectenleben dasselbe im Gegensatz zur Staatskirche vor Versteinerung bewahrt, die Haltung des Sozialismus eine ganz andere ist. Keiner der revolutionären englischen Sozialisten, ein Burns, ein Keir Hardie, ein Hyndman hat seinen Zusammenhang mit dem Christenthum aufgelöst. —

Diese antikirchliche Gesinnung des Sozialismus hat nun auch seine Stellungnahme zu der wichtigsten wissenschaftlichen Theorie unseres Jahrhundertes, dem Darwinismus bestimmt. Er witterte in ihm sogleich ein antichristliches Element, übersah aber das antisozialistische; er proclamirte ihn daher unbesehen als neue wichtige Stütze seiner Lehre, und glaubte insbesondere in ihm eine passende Basis für eine sozialistische Ethik zu finden. Bestärkt wurde er in diesem Glauben durch das thörichte Geschrei wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Gegner des Darwinismus, die diesen als Vorfrucht des Sozialismus zu denunziren beliebten. So erklärte das frühere Parteiblatt, der „Volksstaat“, im ersten Jubel: „Die darwinistische Theorie ist eine wichtige Stütze für den Sozialismus. Sie ist sozusagen unbewußt die Sanction desselben von Seiten der Naturwissenschaft. Denn was ist wohl die Haupterrungenschaft oder die praktische Bedeutung der darwinischen Lehre: neben dem tief geistigen Einblick in das Wirken der organischen Natur überhaupt, doch gewiß nur die strikte Anerkennung des Satzes von der Gleichheit aller Menschen.“ Kann man sich eine verkehrtere Auffassung denken, kann man nicht mit viel mehr Recht den Darwinismus die wissenschaftliche Begründung der Ungleichheit nennen? Und doch ist sie nicht sehr verschieden von dem, was Bebel in seinem Buch „die Frau“ über das Verhältniß von Sozialismus und Darwinismus sagt. Er stellt dort den erstaunlichen Satz auf: „Der Darwinismus ist also wie jede wirkliche Wissenschaft eine eminent demokratische Wissenschaft.“ Dieses „also“ — nicht ein logisches, sondern eines jener spezifisch Bebel'schen „also“ — bezieht sich auf folgenden vorangehenden Satz: „Das Darwinische Gesetz vom Kampf ums Dasein findet in der Menschheit den Abschluß, daß schließlich die Menschen als denkende und erkennende Wesen ihre Lebensbedingungen, also ihre Zustände und alles was damit zusammenhängt, zielbewußt beständig ändern, verbessern und vervollkommnen und zwar in dem Sinn, daß schließlich für alle Menschen gleich gültige Daseinsbedingungen vorhanden sind.“ Womit dann nach Bebel alle Ungleichheit zu Ende ist; er theilt nämlich durchaus den Grundirrthum des Sozialismus, der vor allen inneren Ungleichheiten krampfhaft die Augen schließt, und ihre ganze Quelle nur in äußeren Einrichtungen sieht, und er lebt mit dem Volksstaat des Glaubens: „daß die Naturerkenntniß uns zwingt, jeden einzelnen Menschen als ein von Anfang an in völlig gleichem Maße entwickelungsfähiges Wesen aufzufassen.“ —

Diese ursprüngliche vertrauensselige und begeisterte Haltung, die der Sozialismus dem Darwinismus gegenüber einnahm, hat sich nun in letzter Zeit doch sehr abgekühlt. Ein Oskar Schmidt, ein Haeckel und andere wissenschaftliche Vertreter des Darwinismus haben diese falsche Auffassung nicht ganz umsonst bekämpft. Soviel scheint mir wenigstens aus drei neueren sozialistischen Auslassungen in dieser Frage hervorzugehen. Der Sozialismus hat augenscheinlich in diesem Punkt die Offensive aufgegeben und sich auf die Defensive zurückgezogen. Die drei Schriften feiern nicht länger den Darwinismus als einen Pfeiler des Sozialismus, noch verherrlichen sie Darwin als den Vorläufer und Mitheiligen ihres Parteipapstes Marx, sie bescheiden sich vielmehr zu zeigen, daß der Darwinismus

mit dem Sozialismus nichts zu thun habe, daß sich aus ihm keine Waffen gegen ihren Glauben schmieden lassen, daß seine Ergebnisse vielmehr leicht mit denen des Sozialismus in Einklang gebracht werden können. Gewiß eine viel bescheidenere Haltung! Die drei Auslassungen, die ich im Auge habe, sind ein Aufsatz Kautsky's im Oesterreichischen Arbeiterkalender, ein anonymer Essay in der „Neuen Zeit" betitelt Darwinismus contra Sozialismus, und die wichtigste ein Vortrag, den der englische Naturforscher Grant Allen, ein persönlicher Schüler Darwin's in der sozialistischen „Fabian Society" in London hielt. —

Am einfachsten stellt sich die Sache Kautsky dar. Sozialismus und Darwinismus, meint er, sind zwei ganz verschiedene Wissenszweige; der erstere beschäftigt sich mit der menschlichen Entwickelung, der zweite mit der Entstehung der Arten, beziehungsweise mit der Herausbildung typischer Verschiedenheiten unter den Lebewesen. Es ist deshalb eine absolut ungerechtfertigte Anmaßung, wenn die Darwinisten von ihrem naturwissenschaftlichen Standpunkt aus über den Sozialismus aburtheilen wollen, und die Sozialisten brauchen sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wie Sozialismus und Darwinismus zu vereinbaren seien; beide haben mit einander nichts zu thun.

Dies ist nun vollständig richtig, wenn man Darwinismus im engsten Sinne faßt, und unter ihm correcterweise die Theorie versteht, deren Aufstellung die originelle That Darwins bildet. Darwin hat zuerst gezeigt, daß der längst bekannte Kampf um's Dasein nicht nur arterhaltend, sondern auch Art schaffend wirkt. Die Idee vom Kampf um's Dasein wurde ihm hauptsächlich durch Malthus zum Bewußtsein gebracht, der lehrt, daß jede Art die Tendenz hat, weitaus mehr Nachkommen zu erzeugen, als am Leben bleiben können. Er verband dann mit ihr seine aus der Erfahrung und Naturbeobachtung gewonnene Kenntniß vom Auftreten spontaner Variationen und gewann auf diese Weise seinen Einblick in den natürlichen Mechanismus der Artentstehung. Diese rein biologische Theorie, die als die eigentlich schöpferische That Darwins anzusehen ist, läßt selbstverständlich den Sozialismus unberührt. Der Name Darwinismus wird aber — und man darf wohl sagen leider — in einem weit umfassenderen Sinne gebraucht, indem er eine Reihe von Theorien, die nicht von Darwin stammen, mitbezeichnet, ja geradezu als ein Synonym für Entwickelungstheorie überhaupt steht. In diesem Sinn wird die Unvereinbarkeit des Darwinismus und des Sozialismus behauptet. Die wirkliche Frage, die Kautsky zu beantworten gehabt hätte, ist, ob die sozialistischen Lehren nicht den Gesetzen der Entwickelung überhaupt widersprechen, und ob sie sich insbesondere mit der Lehre vom Kampf um's Dasein als dem arterhaltenden Prinzip zusammenreimen lassen? Das große und einzige Prinzip, durch das die beständige Anpassung einer Spezies an ihre Lebensbedingungen aufrecht erhalten wird, besteht in einem Prozeß der Selbstreinigung, in Folge dessen die weniger Lebensfähigen zu Grunde gehen, die besser ausgerüsteten dagegen leben und sich fortpflanzen. Ein Folgesatz dieses Prinzipes ist es, daß die Durchschnittskraft einer Rasse vermindert würde, wenn die Kranken und Schwachen gewohnheitsmäßig auf Kosten der Gesunden und Starken am Leben erhalten und in ihrer Fortpflanzung unterstützt würden. Ob der Sozialismus mit seiner geplanten Aufhebung des Concurrenzkampfes und mit seiner Gleichmacherei, die den Schwachen ebenso sichere Lebensverhältnisse zusichern will als den Starken, sich nicht gegen dieses oberste biologische Gesetz versündigt, und wie er die nothwendige Folge einer solchen Versündigung — eine Verschlechterung und Herabdrückung der Lebenskraft unserer Rasse — vermeiden will, das ist das wahre Problem, dessen Beantwortung Kautsky einfach umgeht. — Daß diese Form des Kampfes um's Dasein auch für die Menschheit von größter Bedeutung ist, erkennt der anonyme Verfasser in der „Neuen Zeit" an. Er wendet sich ausdrücklich gegen Kautsky's Behauptung, der menschliche Productionsprozeß bedeute die Ausschließung des Kampfes um's Dasein aus der menschlichen Gesellschaft; er gesteht ihm zwar zu, daß unter Menschen von dem specifisch darwinischen Kampf um's Dasein als artbildendem Prinzip nicht mehr die Rede sein könne, er bezeichnet aber doch die wirthschaftlichen Kämpfe der Menschheit als Formen, unter denen er sich in ihr abspiele. Andererseits wirft er den antisozialistischen Kritikern vor, daß sie immer nur eine besondere Seite des Kampfes um's Dasein in's Auge fassen, nämlich den individuellen Kampf um die Existenzmittel, ja daß manche von ihnen denselben geradezu mit Concurrenzkampf zusammenwürfen. In Wahrheit bestehe aber der Kampf um's Dasein nicht nur aus einem Kampf zwischen Individuen derselben Art, sondern insbesondere in einem Kampf einer Art als Ganzen gegen alle fremden Arten und gegen die Naturgewalt der Elemente. Von der ersteren Kampfart, dem Kampf innerhalb derselben Varietät, behauptet nun der Verfasser, er sei vielfach ganz nebensächlich. Innerhalb vieler Thierarten und insbesondere innerhalb der höheren sei von ihm auch nicht das Geringste zu spüren. Ein Ueberblick über die Entwickelung der Menschheit beweise, daß auch in ihr der individuelle Kampf erst im kapitalistischen System in's Dasein getreten sei. In den ursprünglichen Horden habe absolute Gleichheit geherrscht; dieselbe habe eine homogene Einheit gebildet, in der alle Glieder als gleichberechtigt galten; für Unterdrückung und Knechtschaft sei in ihr kein Raum gewesen. Trotzdem nun so in dem weitaus größten Zeitraum, den die menschliche Entwickelung bisher durchlaufen habe, der individuelle Kampf um's Dasein ganz ausgeschlossen gewesen sei, habe sich die Menschheit aus thierischen Anfängen zu einer verhältnißmäßig hohen Entwickelungsstufe emporgearbeitet. Erst allmählich, insbesondere mit dem Aufkommen des patriarchalischen Familientypus sei der Kreis, innerhalb dessen der individuelle Kampf um's Dasein ausgeschlossen gewesen sei, immer enger geworden, es seien allmählich Ungleichheiten in der wirthschaftlichen Stellung eingetreten und damit der Weg zur freien Entfaltung der Individuen gebahnt worden, d. h. — und man beachte dieses charakteristische d. h. — das rücksichtslose Einzelinteresse habe die Solidarität der Genossenschaft vernichtet. Der Sozialismus nun als ein Erzeugniß derselben Entwickelungsreihe lasse zwar die wohlthätigen Seiten des Kampfes um's Dasein bestehen, hebe aber den individuellen Einzelkampf, der nur das Ergebniß einer bestimmten Entwickelungsstufe gewesen sei, vollkommen auf, und führe damit eine höhere, der Menschheit würdigere Aera herbei.

Der ganze Zweck dieser geschichtsphilosophischen Darstellung ist natürlich der Nachweis, daß der Kampf um's Dasein, wie er sich im Concurrenzkampf darstellt, kein wesentlicher Factor für den menschlichen Fortschritt gewesen sei, denn die Entwickelung habe zum größten Theil ohne ihn stattgefunden. Gegen diese Ausführung ist nur das zu bemerken, daß sie auf einer vollkommenen Verkennung der Thatsachen beruhen. Die Behauptung, daß der Kampf um's Dasein nicht als artbildender, aber als arterhaltender Factor unter den höheren Thieren von keiner Bedeutung sei, ist grundfalsch. Auch unter den in Herdenform lebenden Thieren haben die Stärkeren immer den Schwächeren die Nahrung weggenommen, und sie mehr oder weniger von der Fortpflanzung ausgeschlossen; auch unter ihnen haben Hunger, Kälte, die Feindschaft anderer Arten ihre Opfer immer vorzugsweise in den Reihen der Schwächeren und weniger Lebensfähigen gefunden. Was anders aber hieße Kampf um's Dasein! Das Zusammenscharen, die ganze herdenmäßige Organisation, auf die der Verfasser so großen Nachdruck legt, hilft den betreffenden Arten zwar im Kampf gegen andere Arten und bis zu einem gewissen Grad im Kampf gegen die Naturgewalten, gerade die Ausschließung des individuellen Kampfes um's Dasein, d. h. die Fürsorge für die Schwachen auf Kosten der Starken, wie sie der Sozialismus verspricht, bewirkt sie nicht. Und das Gleiche gilt auch für die Menschenrasse. Die idyllische Schilderung der ursprünglichen Menschenhorden, in der für Unterdrückung und Knechtschaft kein Raum gewesen, bedarf in ihrer Rousseau'schen Naivität keiner Kritik. Wie wenn in ihnen nicht mehr als sonst wo das Recht des Stärkeren rücksichtslos gegolten hätte! Wo wären wir heute, wenn dem nicht so gewesen wäre! Es ist auch diesem Vorkämpfer des Sozialismus keineswegs gelungen, nach-

zuweisen, daß der Kampf um's Dasein für die Entwickelung der Menschheit ein unwesentliches Moment sei, und auch er hat uns nicht gezeigt, wie der Sozialismus, gesetzt es gelänge ihm, den individuellen Kampf um's Dasein etwa durch eine künstliche Regelung der Bevölkerungszunahme und durch eine zwangsweise Anpassung der Consumption an die Production auszumerzen, wie sage ich, der Sozialismus die unvermeidliche Degradation der menschlichen Rasse aufhalten, wie er ihr Zurücksinken in die Herdenform verhindern und das, was höchstes Ziel aller Cultur, Reichthum und Mannigfaltigkeit der individuellen Typen sichern wollte. —

Und nun noch ein Wort über die Bekehrung des Darwinisten Grant Allen, von der die „Neue Zeit" so viel Aufsehen macht und die Herbert Spencer und seine Anhänger in so große Bestürzung versetzt haben soll. Nebenbei gesagt, eine gänzlich aus der Luft gegriffene Behauptung; denn Spencer hat, wie er mir versicherte, von jener Damaskusrede nie ein Wort gehört, geschweige denn durch die Macht ihrer Gründe, wie die „Neue Zeit" versichert, sich niederschmettern lassen. In Wahrheit ist nun auch diese gerühmte Rede ein packender Beweis dafür, zu welchen Utopien auch ein naturwissenschaftlich gebildeter Mann sich versteigen kann, wenn er sich erst einmal in den Netzen des Sozialismus verfangen hat. Am charakteristischsten für die geistige Verfassung, in der die Rede abgefaßt wurde, ist wohl folgende Stelle. Allen versichert uns, daß auch im sozialistischen Staat, oder wie Herr Bebel lieber will, in der sozialistischen Gesellschaft, Unvollkommenheiten, die heute der Kampf um's Dasein ausmerzt, beseitigt würden, „wenn auch gewiß nicht auf so grausame und schmerzhafte Art wie bisher." Es gibt dafür ein einfaches und humanes Mittel, dessen Entdeckung der Menschenkenntniß Allen's alle Ehre macht. Man höre und staune.

„Ein auf humanem Weg bewirktes allmähliches Aussterben fehlerhaft begabter Familien wird vielleicht mit der Zeit an die Stelle der grausamen Vernichtung schwächlicher Individuen treten. Krüppel, Verbrecher, Idioten dürften durch Ueberredung (!) veranlaßt werden, davon abzustehen, ihres Gleichen in die Welt zu setzen!"

Im Uebrigen gipfeln Allen's Ausführungen in der Behauptung, daß der vom Darwinismus dem Sozialismus gegenüber gemachte Einwand mit genau demselben Recht gegen alle Civilisation von Anfang an erhoben werden könnte. Die natürliche Zuchtwahl werde in ihrem Wirken auf jeder höheren Stufe der Entwickelung mehr eingedämmt, und insbesondere die Civilisation charakterisire sich dadurch, daß sie schließlich den Kampf um's Dasein auf ein Minimum reduzire. Es stelle sich also der Sozialismus mit seiner gänzlichen Aufhebung desselben als das letzte und geradezu nothwendige Resultat der Evolutionsgesetze dar. —

In dieser Ausführung wird das Wort Kampf buchstäblich genommen. Es ist allerdings wahr, daß die Civilisation sich dadurch charakterisirt, daß der Kampf des Menschen gegen den Menschen immer mehr beschränkt wird und daß der brutalen Gewalt ein immer engerer Spielraum zugetheilt ist. Mit anderen Worten: Entwickelung der Civilisation meint immer weitergehende Realisirung des Gesetzes der gleichen Freiheit für Alle. Dieses Gesetz erkennt die Menschheit im Lauf ihrer Entwickelung immer mehr als nothwendige Bedingung eines sozialen Zusammenlebens an und dagegen wird auch der eifrigste Verfechter des Kampfes um's Dasein nichts einzuwenden haben. Denn unter diesem Gesetz ist der Kampf um's Dasein in seinen wohlthätigen Wirkungen keineswegs ausgeschlossen, und auf diese Ausschließung hin zielt der Sozialismus. Er will nicht gleiche Freiheit für Alle, sondern Beschränkung der Freiheit der Starken zu Gunsten der Schwachen.

Allen sucht dann den Stiel umzudrehen und dem heutigen System vorzuwerfen, daß gerade es seinerseits das segensreiche Wirken des Kampfes um's Dasein bereitete. Denn in unserer auf Zufall und Willkür gegründeten Gesellschaftsorganisation bestehe ein regelrechtes System der Bevorzugung und Benachtheiligung, das den einen Hindernisse in den Weg lege, während es die anderen künstlich vorwärts schiebe, und das damit das Gesetz vom „Ueberleben des Tüchtigsten" auf das Empfindlichste störe. Man wird die Berechtigung dieses Einwandes bis zu einem gewissen Grade anerkennen müssen; aber man darf nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Kein Mensch wird behaupten, daß unsere Gesellschaftsordnung vollkommen sei; aber man wird sagen dürfen, daß in ihr wie in keiner anderen doch das schließlich für das Wohl und Wehe des einzelnen Individuums Entscheidende seine eigene Kraft und Tüchtigkeit ist. Und darauf kommt Alles an.

Im Uebrigen decken sich die Ausführungen Allen's mit denen des Anonymus. Auch er sucht zu zeigen, daß je höher die Entwickelung der organischen Wesen steigt, desto mehr das Walten des Kampfes um's Dasein ausgeschlossen wird. Er begründet diese Behauptung hauptsächlich durch den Nachweis, daß die elterliche Pflege für die Jungen immer intensiver wird, was allmählich die Vernichtung Vieler zu Gunsten einiger Weniger auf ein Minimum reduzire. Dieser Begründung liegt aber eine ernste Verwechselung zu Grunde. Daß die Entwickelung des elterlichen Gefühls selbst eine Folge des Kampfes um's Dasein ist, weil solche Rassen, in denen es besonders ausgebildet ist, die meiste Aussicht auf eine zahlreiche Nachkommenschaft haben, ist leicht einzusehen, und daß den unmündigen Nachkommen gegenüber nach dem Prinzip je weniger eigene Kraft, desto mehr Hülfe gehandelt werden muß, liegt in der Natur der Dinge begründet. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob dieses System, wie der Sozialismus fordert, auch segensreich auf die Beziehungen zwischen Erwachsenen angewandt werden kann. Hier soll vielmehr, wie die Entwickelungsphilosophie lehrt, das gerade Entgegengesetzte gelten, nämlich daß der Sohn sich nach dem Verdienst zu richten hat. Dieses Prinzip sichert den Sieg der Starken und Lebensfähigen, und seine Aufhebung bedeutete den Untergang der Cultur.

Zusammenfassend können wir sagen, die Sozialisten behaupten mit Recht, daß der Darwinismus als solcher mit dem Sozialismus nichts zu thun habe; der wahre Prozeß besteht vielmehr zwischen ihm und der Entwickelungstheorie als umfassender Weltanschauung. Wie seine Lehren mit ihren Wahrheiten sich in Einklang bringen lassen, das hat er zu zeigen.

---

## Sozialpolitische Ausblicke.

Von Karl Walcker-Leipzig.

Die Hauptursachen und Symptome des Fieberzustandes Europas, besonders der Großstaaten, sind die allzu schroffen Gegensätze der Klassen, Parteien, religiösen Richtungen (sogar unter den Genossen einer Confession, z. B. den Protestanten), der Mangel an Stetigkeit in der inneren Politik, die übermäßigen Rüstungen, zu welchen der Friedensbund, der Dreibund, durch den Zweibund gezwungen wird, die aus all dem entspringende drückende Steuerlast und weit verbreitete Unzufriedenheit. Aehnlich wie die Medizin, kann die Staatswissenschaft nicht alle Uebel heilen, sie kann indes Mittel zu einer recht gründlichen Heilung solcher Uebel, wie der genannten angeben. Die ganze Culturentwickelung der europäischen Monarchie, besonders der großstaatlichen, drängt mit naturgesetzlicher Gewalt auf eine starke Einschränkung des Systems geheimer Vorträge der Minister und anderer Personen, auf berufsmäßige staatswissenschaftliche Studien der Fürsten, Prinzen, Staatsmänner, Parteiführer und sonstigen hervorragenden Politiker. Solche Ideen finden sich andeutungsweise bereits im 17. Jahrhundert beim Bischof und Prinzenerzieher Fénélon, im 18. Jahrhundert beim Hessen-Darmstädtischen Minister Frh. F. K. von Moser, im 19. Jahrhundert bei R. v. Mohl, Bluntschli, dem edlen, staatsmännischen Prinzgemahl Albert von England, verschiedenen anderen verstorbenen und lebenden Personen; in gewissem Sinne schon bei Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen und Joseph II. Es wird

früher oder später dahin kommen, daß viele Söhne der reichsten Familien in Stadt und Land, zunächst der liberalen, dann auch der conservativen und ultramontanen Familien, Jura und Nationalökonomie studiren, Richter, Verwaltungsbeamte, Rechtsanwälte, Professoren werden, im besten Mannesalter mit 30 bis 35 Jahren, ihren Abschied nehmen, als Rentiers, Redacteure, Mitredacteure ꝛc. ganz dem Studium der Zustände und Bedürfnisse ihres Vaterlandes, z. B. des Deutschen Reiches, der Beschwerden und Reformpläne aller Klassen und Parteien leben. Schon heute kommt es vor, daß reiche Offiziere im besten Mannesalter ihren Abschied nehmen. Sie können sich als Militärpolitiker sehr nützlich machen, z. B. indem sie für die Reform des preußischen Militärstrafprozesses nach bayerischem ꝛc. Muster, für unauffällige, im Zeitalter des rauchschwachen Pulvers doppelt nothwendige Uniformen eintreten. Solche aristokratische Juristen, Nationalökonomen, militärische Sachverständige wären Volkstribunen im edelsten Sinne des Wortes, das denkbar beste Menschenmaterial für Abgeordnete, Parteiführer, Minister; abgesehen natürlich von weniger bemittelten, aber begabten, rechtschaffenen Männern aller Klassen, einschließlich der unteren. Die Wissenschaft ist das Freieste, was es auf Erden gibt. Trotzdem enthält sie einen heilsamen Zwang. Wenn die Knochen eines bekannten oder unbekannten Thieres durcheinander gewühlt und vollständig beisammen liegen, so können sie nur auf eine Art, nicht auf viele Arten, von Zoologen zusammen gesetzt werden. Aehnlich ist es in den Staatswissenschaften, überhaupt in den Geisteswissenschaften. Wenn vornehme, schon durch ihre soziale Erziehung an Mäßigung gewöhnte Politiker die Denk- und Gefühlsweise aller volkswirthschaftlichen, historisch-politischen, philosophisch-religiösen Richtungen des Deutschen Reiches nach den Quellen, nicht nach gegnerischen Streitschriften, so zu sagen Caricaturen, gründlich studirt haben, so werden sie in der Regel, trotz einzelnen Meinungsverschiedenheiten, zu hoch wichtigen gemeinsamen Resultaten im Sinne der wohl verstandenen modernen Cultur, staatsmännischer, zeitgemäßer Reformen kommen; mag ein Theil dieser Männer auch ursprünglich mit feudalen, ultramontanen, oder pseudoliberalen Vorurtheilen an das Studium der besten Gründe der Andersdenkenden gegangen sein.

Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiß, daß die unteren Klassen, die kleinen Leute in Stadt und Land, und das weibliche Geschlecht, besonders reiche, begabte Damen, künftig in weit höherem Grade an der Denkarbeit der Gentlemen theilnehmen werden, wie bisher. Viele begabte, ja, zum Theil sogar geniale Männer sind aus den unteren Klassen hervorgegangen. Man denke z. B. an Papst Sylvester II., Luther, Melanchthon (den „Lehrer Germaniens"), Kant, Fichte, Scharnhorst, den preußischen Finanzminister Rother und Andere. Frauen haben auf verschiedenen Gebieten der geistigen Arbeit, selbst der Politik, Bedeutendes geleistet. Die englische Antikornzollliga verdankte ihren Sieg nicht zum Wenigsten der Frauenwelt, die viele Hörerinnen zu den Theeabenden und Vorträgen der Liga stellte. Aus den 1892 veröffentlichten Denkwürdigkeiten der Frau A. v. Beguelin, einer edlen, mit Undank belohnten preußischen Patriotin, ersieht man, daß sie eine Art Egeria so großer Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, Stein, Hardenberg war. Die altgermanische Anschauung, welche begabten Frauen etwas Prophetisches zuschrieb, hatte einen wahren Kern. In Deutschland und noch mehr in England ist es keine Seltenheit mehr, daß begabte, strebsame, kleine Leute, namentlich Arbeiter, dieselben populärwissenschaftlichen Werke lesen, wie künftige Kaiser, Könige, Premierminister, Abgeordnete, Professoren, z. B. das Roscher'sche oder Mill'sche System der Volkswirthschaft. Eine gleiche Bildung aller Erwachsenen ist unmöglich, nicht einmal wünschenswerth; weil es unzählige Grade der Begabung, Berufsarten, Einkommens- und Mußeklassen gibt und geben muß; aber eine gewisse Bildungseinheit der Menschheit hat im Alterthum und Mittelalter begonnen, macht langsam und stetig, unwiderstehlich unter Männern und Frauen aller Nationen, Confessionen, Klassen, Parteien Fortschritte. Es ist verständig, böse Pferde in Ställen, wilde Bestien in Käfigen gegen einander abzusperren; aber es ist unerlaubt, antinational, inhuman, unchristlich, Menschen, die in gewissem Sinne alle Brüder und Schwestern sind, in engherzige Parteidoctrinen einzuspinnen, in Bildungs- oder Unbildungs-Ghettos, Gedankenbastillen einzusperren. Wenn die Liberalen und die gemäßigten Conservativen das Ehrgefühl und die Bildung, die selbständige Kritik der Massen, besonders der begabten kleinen Leute, so zu sagen der Unteroffiziere in der Bildungsarmee, systematisch heben, so können sie die extremen Parteien, die Feudalen, Ultramontanen, Antisemiten, Sozialdemokraten, oder wie sie sonst heißen mögen, langsam, aber sicher matt setzen. Dazu gehört unter Anderem eine gründliche Reform der Volksbibliotheken, eine bessere Auswahl der anzuschaffenden Bücher und Zeitschriften. Beiläufig bemerkt sollten die Volksbibliotheken noch geeignete liberale und conservative Zeitungen halten. Die neuesten Musterkataloge für Volksbibliotheken sind von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Berlin*) und vom Gemeinnützigen Verein zu Dresden**) herausgegeben worden. Beide Broschüren sind wohlgemeinte, theilweise brauchbare Arbeiten; sie leiden indes an fundamentalen Mängeln. Die großen Conversationslexika von Meyer, Brockhaus, Pierer, Spamer und Roscher's System der Volkswirthschaft fehlen z. B., während der Berliner Katalog Patuschka's Volkswirthschaftliches Lesebuch***) empfiehlt. Der Verfasser dieses Lesebuches, ein Lehrer, schreibt das bekannte Schiller'sche Distichon: „Wenn die Könige bau'n" ꝛc. Ludwig XIV. (!) zu. Aehnlich irreführend sind viele nationalökonomisch sein sollende Ausführungen und Citate des Verfassers. Die Nationalliberalen, die Deutschfreisinnigen, eventuell noch gemäßigte, antiultramontane Demokraten sollten die besten Köpfe der kleinen Leute systematisch in wissenschaftliche Vereine, z. B. den Verein für Sozialpolitik, Wahlcomitees, Redacteurstellen ziehen; ferner begabte Bauern, Handwerker, Arbeiter, z. B. Führer der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine, in geeigneten Wahlkreisen als Compromißkandidaten aufstellen. Dann könnten die Liberalen den Feudalen, Ultramontanen, Sozialdemokraten viele Wahlkreise abnehmen. Durch eine wahrhaft volksthümliche Politik vergibt Niemand seiner Würde etwas. Vater Blücher, der Feldmarschall Vorwärts, und Kaiser Friedrich III., der Führer der Süddeutschen im glorreichen Jahre 1870, waren im edelsten Sinne des Wortes populär.

In manchen Zeiten ist eine conservative, in anderen eine liberale Politik objectiv nothwendig. Auf einige Jahrzehnte hinaus ist im Deutschen Reiche und in den meisten Ländern Europas eine maßvolle, staatsmännische, schwungvolle, erfolgreiche, trotz aller Nüchternheit so zu sagen begeisternde liberale Reformpolitik auf volkswirthschaftlichem, politischem, religiösem Gebiete eine so dringende Nothwendigkeit, daß sogar „conservative" Staatsmänner liberale Reformen befördern, oder ziemlich rasch Fiasco machen müßten. In England ist es seit Jahrzehnten sehr häufig, man kann fast sagen die Regel, daß conservative Ministerien liberale Reformen fortführen oder neue beginnen.

Die nationalen Gegensätze auf der Balkanhalbinsel müssen früher oder später zu Kriegen führen; selbst wenn die Türken wider Erwarten durch ihren Uebertritt zum Christenthum ihre Herrschaft retten sollten; aber diese Kriege würden für die Ruhe Europas ungefährlich sein, wenn Rußland sich nicht einmischt. Der russischen und der französischen Kriegspartei kann man nicht mit Friedensgesellschaften und internationalen Schiedsgerichten, wohl aber mit der gewaltigen Propagandakraft echt liberaler Ideen beikommen. Ueberzeugte russische und französische Liberale können, unter Umständen, diesen oder jenen Angriffskrieg billigen, z. B. auf Persien oder Marokko; indes niemals einen Angriffskrieg auf den Dreibund, Bulgarien oder Constantinopel. Seit dem 16., 18., 19. Jahrhundert gehen reformfreundliche, wie reactionäre Strömungen durch ganz Europa. Die neueste französische, ja sogar russische Original- und Ueber-

*) 6. Auflage, Hannover 1892.
**) 2. Auflage, Leipzig 1886.
***) 1889, 2. Auflage 1891.

setzungsliteratur zeigen ein gewaltiges Einströmen deutscher, liberaler, protestantisch-paritätischer Reform- und Friedensideen nach diesen Ländern. Frankreich allein wird schwerlich losschlagen, und die russische Kriegspartei wird matt gesetzt werden, sobald die Idee berufsmäßiger staatswissenschaftlicher Studien der Fürsten und Prinzen in Westeuropa und, mit logischer, wie psychologischer Folgerichtigkeit, in Rußland gesiegt hat. Wenn ein absoluter, oder ein constitutioneller Kaiser von Rußland berufsmäßig die schweren Schäden seines Riesenreichs studirt, so wird er große Reformen, s. g. Eroberungen im Innern, beginnen, die Kriegspartei mit einem quos ego! zu Paaren treiben. Schließlich muß es dazu kommen, selbst wenn der Zweibund einen Friedensbruch, oder mehrere Friedensbrüche beginge, und, natürlich, vom Dreibunde gebührend heimgeschickt würde. Kurz, die heutigen übertriebenen, halb kriegsmäßigen Rüstungen Europas können nicht ewig dauern: es muß früher oder später zu einer Art Abrüstung, zur Rückkehr auf einen maßvollen Friedensstand, zu einer bedeutenden Herabsetzung der drückenden Steuerlast kommen. Zu dieser Herabsetzung werden auch andere Reformen, namentlich massenhafte Anwendungen des heute sehr selten angewandten Paragraphs 89, Punkt 6 der deutschen Wehrordnung vom 28. Sept. 1875 und vom 22. Nov. 1888 beitragen. Es heißt daselbst: „Von dem Nachweise der wissenschaftlichen Befähigung (für den einjährig-freiwilligen Dienst) dürfen durch die Ersatzbehörden dritter Instanz entbunden werden a) junge Leute, welche sich in einem Zweige der Wissenschaft oder Kunst, oder in einer anderen, dem Gemeinwesen zu gute kommenden Thätigkeit besonders auszeichnen; b) kunstverständige, oder mechanische Arbeiter, welche in der Art ihrer Thätigkeit Hervorragendes leisten; c) zu Kunstleistungen angestellte Mitglieder landesherrlicher Bühnen.“ Namhafte Miltärpolitiker und Nationalökonomen, z. B. W. v. Rüstow, die Generale W. v. Peucker, J. v. Hartmann, Professor Schmoller in Berlin (Mitglied des preußischen Staatsraths), H. B. Oppenheim (der verstorbene, verdienstvolle Mitarbeiter der „Gegenwart“) und Andere haben längst mit Recht empfohlen, den Paragraph 89, Punkt 6 massenhaft zu Gunsten intelligenter Bauern, ländlicher und gewerblicher Arbeiter, Handwerker, Krämer ꝛc. anzuwenden. Dadurch würden zugleich die Gymnasien von unfähigen Schülern stark entlastet werden, das Gelehrtenproletariat, welches der Sozialdemokratie so manche untergeordnete Führer stellt, würde abnehmen. Die große Reform würde voraussetzen, daß bereits die Knaben das Exereieren lernen. Darin würde jedoch nichts Ungewöhnliches liegen: schon heute lernen Prinzen, Kadetten, Schüler mancher Bourgeois- und Volksschulen als Knaben das Exereieren. Wenn die Liberalen für die epochemachende Reform eintreten, so werden sie bei Reichstagswahlen den Reaetionären und den Sozialdemokraten viele Wahlkreise abnehmen.

Die hentigen Zustände haben große Schattenseiten, und die Zukunft wird ohne Zweifel manches Trübe bringen. Trotzdem ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß das Deutsche Reich und das übrige Europa in den nächsten Jahrzehnten eine Periode frischer, fröhlicher, siegreicher Geistes- und Reformkämpfe erleben werden, einem Zeitalter entgegengehen, von welchem man mit dem tapferen Ulrich v. Hutten, dem geistigen Ahnherrn der modernen deutschen Publizisten, sagen kann: „Oh, Jahrhundert, die Studien blühen, es ist eine Lust zu leben!“

---

## Literatur und Kunst.

### H. Taine und seine Stellung zu Deutschland.

Von Ludwig Jacobowski.

Der Begriff einer Weltliteratur ist echt deutsch. Seit Jahrhunderten ein internationales Becken für fremdländische Ideen und Neigungen, zeigt auch das zeitgenössische Deutschland seine Vorliebe für ausländische Literatur in demselben Maße, wie die seinige vom Auslande gering geschätzt oder überhaupt ganz ignorirt wird. Namentlich weiß man nicht, wie völlig ablehnend sich Frankreich zur deutschen Kunst und Literatur der Gegenwart verhält. Das ist nicht eine Folge naiver Ignoranz, auch nicht eine Frucht der Befriedigung über die eigene Produktion, sondern die ablehnende Haltung Frankreichs ist eine bewußte politische Aetion. Denn Frankreich beschäftigt sich ungemein mit der englischen, russischen und nordischen Literatur. Namentlich mit der englischen. Emile Hennequin, einer der geistreichsten leider zu früh verstorbenen Kritiker, ergeht sich über Charles Dickens und Edgar Poe, der geniale Boulevardier Baudelaire übersetzt die Novellen des letzteren, Gabriel Sarrazin versenkt sich in die Renaissancedichter Englands, in Shelley, Wordsworth, Coleridge, Tennyson, Browning und Whitman, Edouard Rod analysirt glänzend die sogenannten Präraphaeliten Swinburne, Rossetti, Hunt und Milais u. s. s. In diesem gesucht eifrigen Vertiefen in den englischen Geist liegt ein starker antideutscher Zug, der nicht ohne inneren Humor ist. Während es der französische Chauvinismus ablehnt, sich mit deutschem Wesen und deutschem Geiste zu befassen, sucht er auf Umwegen in seine Tiefen einzudringen, indem er unser deutsches Brudervolk jenseits des Canals, die englische Nation, liebevoll studirt.

Und doch ist dieser sich so naiv geberdende Deutschenhaß nur ein Kunstprodukt. Im Grunde haßt der ästhetische Sinn des Franzosen den praetischen Materialismus des Engländers über alle Maßen. Erst jüngst hat es Alphonse Daudet freimüthig ausgesprochen, wie die eentrisugalen Tendenzen des französischen Chauvinismus alle geheimen Sympathien für Deutschland in ihren Kreis bannen. „Ach“, sagte der Altmeister, „vor 1870 hat niemand in Frankreich die Deutschen gehaßt. Derjenige, den man haßte, das war der Engländer. Und sehen Sie, ich bin heute noch so. Ich habe mich gegen die deutsche Invasion geschlagen, ich bin Chauvinist, — aber ich verabscheue den Deutschen nicht, wohl aber den Engländer. Ich glaube, mancher in Frankreich denkt so wie ich!“ —

Daß die französische Jugend sich von dem deutschen Geiste und seinen Früchten abgewendet hat, dazu hat der jüngst verstorbene Taine ein klein wenig beigetragen. Gewiß wider Willen. Auch für ihn, den genialsten aller Kritiker, den großen Literarpsychologen, war der germanische Geist ein Phänomen, dem er als Gallier, als geborener Analytiker verblüfft gegenüberstand. Aber anstatt das Problem selbst anzugreifen, machte er den Umweg über England und — blieb dort stecken. Den englischen Idealismus und seinen Hauptvertreter Carlyle und den englischen Positivismus in seinem Führer Stuart Mill analysirte er eindringlich und gab in seiner „Geschichte der englischen Literatur“ Beweise einer völlig neuen literarpsychologischen Methode, noch ehe in Deutschland jemand die Autorität der Lessing'schen ästhetischen und literarischen Kritik auch nur anzuzweifeln wagte. Und in seinen im vorigen Jahre in fünfter Auflage erschienenen „Essays“ (2 Bde.) finden sich Studien über Jefferson, über die Mormonen, aber über die Deutschen — fast nichts. Und wie spärlich sind die Beispiele, die er aus dem Schaffen deutscher Künstler zur Unterstützung seiner Kunsttheorien herbeizieht! In seiner „Philosophie der Kunst“ führt er die Künste aller Länder vor, Shakespeare und Rubens, die griechische Tragödie, die holländische Malerei, die französische Tragödie, italienische Kunst, antike Malerei in Pompeji und Ravenna, „große Menschen“ wie Michelangelo und Corneille, die Portraitmaler Denner und van Dyk, neapolitanische und spanische Statuen . . . und neben diesem verblüffenden Wissen über die Cultur und Kunst aller Zeiten und Länder ein paar dürftige Bemerkungen über deutsche Musik, über die gothische Architektur und Goethe's Iphigenie, gleichsam als dämme er, der Bewunderer Hegel's, an einer chauvinistischen Ecke seines Herzens einen Strom zurück, der ihm deutsche Kunst und deutsches Wesen zuführte. Und ein wenig Chauvinist ist H. Taine. „In unseren Salons, in unseren Büchern lernte (nebst dem wilden Moskoviten u. a.) der tölpelhafte Deutsche (Allemand

balourd) die Kunst zu grüßen, zu lächeln und zu plaudern," betont der Gallier einmal stolz.

Und wenn er in einem Augenblick ein wenig Chauvin gewesen ist, der nur den Stil dreier Franzosen (Michelet, Balzac, Saint-Simon) und dreier Engländer (Shakespeare, Swift, Carlyle) bewundern kann, da regt sich doch seine wissenschaftlich Ehrlichkeit, und als Historiker entschlüpft ihm dann das Geständniß: „Von 1780—1830 hat Deutschland alle Ideen unseres historischen Zeitalters hervorgebracht, und ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahrhundert lang wird es unsere Aufgabe sein, sie noch einmal durchzudenken." (Philosophie de l'art. 1864. S. 72.)

Nur einmal, am 9. Oktober 1870 hat H. Taine die Feder ergriffen, um sich direkt mit Deutschland zu beschäftigen. Es waren erst fünf Wochen her, daß Napoleon III. bei Sedan gefangen genommen worden war; am 4. September war das Kaiserreich gestürzt worden, am 6. erschien Favre's pomphaftes Rundschreiben, daß er nur gegen Napoleon Krieg führe und keinen Zoll von dem Boden Frankreichs abtrete. Denn nach Napoleons Sturz waren in der deutschen und französischen Presse die künftigen Friedensbedingungen der Gegenstand eifriger Discussionen gewesen. Zwei Artikel zweier berühmter Historiker, von David Strauß in der „Allg. Ztg." und von Heinrich von Sybel in der „Köln. Ztg.", gaben H. Taine Anlaß zu seinem politischen Essay: „Die Meinung in Deutschland und die Friedensbedingungen." Derselbe ist, weil aus einer bestimmten Zeitstimmung herausgeboren, von eigenartigem Interesse. Er ist voll Resignation und Trauer über Frankreichs Sturz. Er warnt Deutschland davor, Frankreich Elsaß und Lothringen wegzunehmen, denn beide Provinzen sind seiner Meinung nach durch und durch französisch. Leider vergißt Taine, der berühmte Historiker, daß sie („o Straßburg, o Straßburg, Du wunderschöne Stadt!") noch vor zwei Jahrhunderten kerndeutsch gewesen waren! Zwei Punkte sind es namentlich, die er Strauß und Sybel wie den Deutschen überhaupt zum Vorwurf macht.

Zuerst hätten sie vom Franzosenthum einen durchaus falschen Begriff. Nach der Meinung der Deutschen seien die Franzosen „turbulent, ehrgeizig aus Instinkt, gewohnt, in alle Dinge sich einzumischen, gierig nach militärischem Ruhm . . . u. s. f." Taine kennt die deutsche Presse und Literatur, Deutschland selber aus eigener Anschauung, und überall habe er dieses Vorurtheil und diese falsche Auffassung vom französischen Volksgeist gefunden. Und doch ist diese Auffassung „ungenau und ungerecht" (Essais de critique et d'histoire, Paris 1887. S. 418.) Diese hielten die Deutschen um jeden Preis aufrecht, nur um einen dauernden und vernünftigen Frieden ablehnen zu können! Die Deutschen hätten noch die ruhmdurstigen Franzosen der Revolution und des ersten Empire im Sinne, mit denen der so überaus friedliebende zeitgenössische Franzose nichts mehr gemein habe. Der französische Bauer sei nichts weiter als friedliebend, und er repräsentire doch $^1/_4$ der Nation! Hier schiebt H. Taine eine kleine Studie über die Entwickelung des Bauern ein, in seiner Methode, die alle Eigenschaften aus der Umgebung herleitet, und weist sehr fein und geistreich nach, wie die Freude am Besitz des Bodens alle kriegerischen Instinkte dämpft und nur die friedlichen fortentwickelt: „Vier Male," sagt Taine, „habe ich vollständige Reisen durch Frankreich gemacht, abgesehen von einer Anzahl kleinerer Reisen. Ueberall habe ich mit den Handwerkern geplaudert, noch mehr mit den Bauern. Ganze Monate lang habe ich in verschiedenen Dörfern gelebt: immer und bei allen fand ich die gleichen Gedanken. Die meisten besitzen Land und denken an die Zukunft; seit der Vollendung der Eisenbahnen bedrücken Hypotheken und Wucher fast nicht mehr ihr kleines Gut; viele von ihnen haben einige Obligationen und Werthpapiere; ihr Comfort hat sich vermehrt; sie leben nicht mehr von Tag zu Tag; ihr Horizont, obschon sehr beschränkt, wird nicht mehr durch den bloßen drückenden Gedanken nach dem täglichen Brot eingeengt; sie wollen aus ihrem Sohn einen bemittelten Bauer machen, manchmal einen Herrn. Mit der Situation und dem Halbwohlstand eines Eigenthümers haben sie auch die Empfindungen eines solchen angenommen! . . ." Erscheint nach Taine's Schilderung der französische Bauer als der friedliebendste Mensch, dem der Krieg ein Greuel ist, so erzählt Taine weiter, daß er in allen anderen Kreisen auch die gleiche Unlust am Kriege angetroffen hätte.

Ueberhaupt — und das ist der zweite Vorwurf, den Taine den Deutschen macht — überhaupt wären wir über die Motive des Krieges falsch unterrichtet. Wir Deutschen wären so einfältig, die Pariser Revanche-Zeitungen ernst zu nehmen. „Die Agitation in Paris war künstlich und theilweise durch Geld gemacht, der Kaiser spielte auf einen Wurf um die Wiederherstellung seiner persönlichen Macht, die von ihm ernannten Kammern waren gefällig; mehrere Journalisten, die den Krieg predigten, hatten Interessenmotive oder liebten die wirkungsvollen Phrasen. Ihr Radau hat die Deutschen getäuscht und täuscht sie noch; der confuse Lärm der Straße hinderte, daß man ein anderes Wort vernehmen konnte, jenes aufrichtige und ernste Wort der wirklichen öffentlichen Meinung." Aus diesem Grunde sei der Krieg ihnen aufgedrungen worden, ein „Krieg aus Nothwendigkeit, nicht der Wahl!" Und wie in den kleinen Schulgeschichtsbüchern (z. B. von Duruy) trägt auch bei Taine der Hohenzollernprinz die Schuld am Kriege, der Spaniens König werden sollte, damit vielleicht Frankreich auch „noch im Rücken füsilirt werden könnte!"

Taine's Essay ist ein gelungener Ausdruck für die französische Stimmung nach Napoleons des Dritten Sturz. Als ganzer Gallier zeigt sich Taine in der Art, wie er Napoleon und die ganze französische Presse verleugnet, nur um das Prestige des französischen Volkes zu retten. Zu diesem Zwecke wird er sogar einem wichtigen Satze seiner literar- und zeitpsychologischen Methode untreu. Während er selber die Presse als ein wichtiges menschliches Document in seinen geschichtlichen Werken benutzt, während er die deutsche Presse für das Sprachrohr der deutschen politischen Meinung hält, verleugnet er das Prinzip in seinem eigenen Lande. „Die Fremden," sagt er, „die sich aus den Zeitungen über uns unterrichten, lernen uns nur gewissermaßen in „offizieller Parade" kennen," und ignoriren oder verkennen die wirklichen Meinungen und Gedanken des französischen Volkes.

Und doch ist dieses Abweichen von seiner Methode in jener Zeit und bei jener Gelegenheit verzeihlich. Noch betäubt von den gewaltigen Siegesnachrichten, die Frankreichs Herzen stocken und seine Lippen bleich machten, verliert einer der größten Franzosen und Historiker den Kopf, d. h. seine — historische Methode. Doch was bedeutete dieser kleine Gedankenverlust im Vergleich zum Verlust von Elsaß-Lothringen, den Frankreich — und H. Taine — fürchteten! Deshalb ruft er am Schlusse seines Essays noch einmal schmerzlich-pathetisch aus: „Frankreich ein solches Opfer auferlegen, das heißt einer Mutter befehlen, eines ihrer Kinder auszuliefern; *das ist wider die Natur und wider das Gewissen!* . . . Unsere Gegner sollten nur ihre Erinnerungen von 1807 und 1813 fragen, um zu wissen, daß Jena zu Früchten Leipzig und Waterloo gehabt hat!"

Nun ist fast ein Vierteljahrhundert dahingerauscht. Eine ganze Generation ist in's Grab gestiegen, eine andere hat das schwarz-weiß-rothe Banner des Kaiserreichs gesehen. Elsaß-Lothringen träumt wieder von seiner *deutschen* Vergangenheit, auf Jena ist kein Leipzig, sondern auf Sedan ist strenge Culturarbeit gefolgt. Der große Todte, H. Taine, hat falsch prophezeit. Und niemals war man einem für eine falsche Prophezeihung dankbarer als — H. Taine.

## Strindberg und das Weib.

Von Franz Servaes.

Die Aufführung von Strindberg's „Gläubigern" am Berliner Residenztheater ist ein weit bedeutungsvolleres Ereigniß im

geistigen Leben der Reichshauptstadt geworden, als der Dichter selbst und seine Anhänger vorauszusetzen wagten. In der Matinee, in der dieses seltsame Stück zum ersten Mal zum Vorschein kam und gleichsam wie aus einem verborgenen Erdspalt als schwälender Orakel-Dampf emporstieg, wirkte es mit der Macht einer gewaltigen Ueberraschung. Die meisten Zuschauer hatten bis dahin von der Existenz dieser „Tragikomödie" kaum eine Ahnung gehabt, nur wenige hatten Genaueres darüber erfahren, aber alle, alle standen wie vor etwas ganz Unerwartetem. Die „Gläubiger" sollten das dritte Stück aus der großen Weiberkampf-Trilogie sein, die vom „Vater" und von „Comtesse Julie" eröffnet wird. Ein „drittes" Stück, also wahrscheinlich ein schwächeres! Eins, das man zur Vervollständigung noch mitnehmen konnte! Statt dessen wuchs dieser titanische Einacter von Minute zu Minute ungeheuerer empor, so daß die beiden anderen Stücke von der Intensität dieses Eindruckes, vor der Urgewalt dieser Seelenenthüllung beinahe klein zu werden schienen. Was die „Gläubiger" darüber emporhebt, ist die grandiose Einfachheit, ist die Unmittelbarkeit der Aussprache. Man fühlt, wie der Dichter hier für seine eigenen und innersten Erlebnisse weniger nach Symbolen und Verkleidungen gesucht hat wie sonst — wie in den beiden Gatten des angeklagten Weibes jedesmal der Dichter selbst, das eine Mal als hilfloser Kranker, das andere Mal als erstarkter Wiedergenesener, vor uns hintritt — wie auch das unheilvolle Weib nur die eigene Gattin des Dichters, so wie sie sein umdüstertes, zornfunkelndes Auge zu sehen gezwungen war, sein kann. Gleich einem, unter Qualen losgerissenen Stückchen Leben, noch zuckend von warm tropfendem Blut, liegt diese Dichtung vor uns. Sie erzwingt sich Glauben, Miterleben, tiefe Erschütterung. Das Weib erscheint Einem wie ein Vampyr, auf die Erde geschickt, des Mannes Lebensblut zu trinken. Und man erwacht förmlich danach, wie zu einem unglaubhaften, märchenschönen Dasein, wenn man, noch halb betäubt, in die seelenvollen, gütestrahlenden Augen eines geliebten Weibes blickt.

Wo hat uns Strindberg hingeführt? Oder vielmehr, wo droht er uns hinzuführen? Denn noch sind wir ihm nicht ganz gefolgt. Und es wird Zeit, daß wir uns die Betäubung aus den Augen reiben und darüber nachsinnen, wie weit wir ihm folgen dürfen.

Strindberg ist ein Weiberhasser von eigener Art, und eigentlich ist dieses Wort viel zu grob und ungefüge, als daß man es auf ihn anwenden sollte. Denn wenn man auch nur ein wenig in den dunklen Ecken seines Innern herumstöbert, dann stößt man allenthalben auf wunde Stellen, die bei der Berührung schmerzlich zusammenzucken — und alle diese Wundheiten hat nicht der Haß, sondern übergroße, vergötterungsbedürftige herbenttäuschte Liebe geschlagen.

. . . „Ich will sie höher schätzen als mich selbst, will, daß sie mein besseres Ich sei! . . . Es ist mir ein Genuß, mich immer ein wenig von ihr übertreffen zu lassen . . . Sie sollte mir sein, was mir der Gott droben gewesen, so lange ich an ihn geglaubt — der Gegenstand für die Bethätigung meines Ehrfurchtsgefühls": beichtet der kranke Gatte in den „Gläubigern". Und der gesunde erwidert darauf: „Scharre es ein, Dein Ehrfurchtsgefühl, und laß anderes darüber wachsen, etwas gesunde Verachtung zum Beispiel . . . Ist das ein Atheist, dem noch der Weiberaberglaube im Blute steckt?!"

In diesem Für und Wider der Empfindung, diesem schroffen Gegensatz der Anschauungen, wie er in diesem Gesprächfragment sich ausdrückt, spiegelt sich Strindberg's eigenstes persönliches Erleben am Weib wieder: beide Mal ein heftig bewegter Vorgang innerhalb der Affectsphäre, ein sehnsüchtiges Aufschnellen und bitter-mattes Niedergleiten der edelsten Gemüthskräfte. Dann aber tritt verstandesmäßige Verhärtung ein: Eine rauhe Kruste legt sich über die gährende Weichheit. Und indem jetzt scheinbar nur der kalte Verstand spricht — während er doch in Wirklichkeit vom Gefühl gründlich aufgehetzt ist — springen dem Dichter Worte wie folgt über die Lippen: „Weißt du, welcher Art dieses Unfaßbare, Sphinxartige, die Tiefe bei deiner Gattin? Die bare Dummheit ist's! . . . Zieh ihr Hosen an, zeichne mit Kohle einen Schnurrbart unter ihre Nase, und höre ihr dann ernüchterten Sinnes zu, so wirst du dich überzeugen, wie ganz anders das klingt! Ein Phonograph, nichts weiter, der deine Worte — und die anderer — etwas dünner wiedergibt! — Weißt du, wie ein Weib gebildet ist? Ja, natürlich! Ein Jüngling mit Mütterbrüsten, ein unausgereifter Mann, ein jäh aufgeschossenes Kind, das hinterher im Wachsthum stehen geblieben, ein chronisch anämisches Wesen — was kann aus einem solchen werden!" Ich habe mir die „Gläubiger" jetzt dreimal angehört, und alle dreimal haben die Zuschauer bei dieser letzten Stelle gelacht. Diese Wirkung scheint unwiderstehlich zu sein.

Strindberg aber meint seine Worte bluternst. Und weil er fürchten möchte, daß man ihm als Dichter nicht genügend Vertrauen schenken dürfte, so hat er den Forscher in sich locker gemacht und seine Ansichten über das Weib in einer Abhandlung — „nach den Resultaten der Wissenschaft", fügte er geflissentlich bei — niedergelegt: „Die Ueberlegenheit des Mannes über die Frau, und die hieraus sich ergebende Berechtigung ihrer untergeordneten Stellung". In dieser Abhandlung will Strindberg für die „chronische Anämie" des Weibes den Beweis erbringen, indem er dessen Blutmasse in ihrer Zusammensetzung von rothen und weißen Blutkügelchen untersucht. Hieraus folgt allerdings, daß das Weib nach dieser Richtung hin in der Entwickelungskette eine Art Mittelstufe zwischen Kind und Mann einnimmt, daß demnach ein Mann, der die Blutmasse des Weibes hätte, als Mann für anämisch gelten müßte. Beim Weibe selbst von Anämie zu sprechen, liegt aber kein Grund vor; denn aus der Strindberg'schen Rechnung geht doch keineswegs hervor, daß das Weib für die Functionen des ihm eigenthümlichen Organismus generell an Blutmangel leide. So bleibt also nur soviel übrig, daß das Weib für seine Vegetation einer geringeren Blutmasse bedarf als der Mann. Wenn es daher auch einen niedrigeren Typus der Thierart „Mensch" bedeuten mag, so ist es doch in sich ebenso organisch gebildet wie der Mann — und das dünkt mich die Hauptsache zu sein. Dies zwingt aber die ganze Debatte vom Felde der Untersuchung über den Gradunterschied auf das der Untersuchung über den Artunterschied hinüber — und hiermit dürfte Strindberg's Position erheblich schwieriger werden. Seine übrigen weitläufigen Auseinandersetzungen über die niedrigeren Sinnes- und Geisteskräfte des Weibes haben demnach nur eine untergeordnete Bedeutung. Denn über die durchaus sekundäre Frage des Gradunterschiedes werden wir uns in Deutschland wohl sehr schnell einigen: Es dürfte bei uns noch nicht fünf Emancipationsdamen geben, die allen Ernstes behaupten wollten, daß das Weib dem Manne geistig und physisch völlig ebenbürtig sei.

So bleibt also als Hauptfrage übrig: Ist der Unterschied der Geschlechter so groß, daß diese in Folge dessen in einem ewigen und systematischen Kampfe liegen müßten? Diese Frage kann natürlich im Rahme eines Feuilletons nicht beantwortet werden. Denn das Leben selbst hat noch keine volle Antwort darauf gefunden und wird sie wohl auch niemals finden. Wir sehen Mann und Weib sich vertragen und sich schlagen, sich suchen und sich fliehen, gerade wie Mann und Mann und Weib und Weib. Wir sehen, daß je tiefer Liebe und Freundschaft wurzeln, um so erbitterter auch Haß und Feindschaft ausschlagen, und Strindberg selbst ist uns ein Beispiel dafür. Wir sehen aber nicht, daß Haß und Feindschaft die mächtigeren Gefühle seien als Liebe und Freundschaft und diese somit in der Menschenbrust zu verdrängen berufen wären. Wo aber der Haß die Liebe einmal verdrängt hat und an ihrer Stätte seine furchtbare Herrschaft aufschlug, da hat das Individuum, das dies an sich erfuhr, seinen Organismus im innersten Gefüge erbeben und wanken sehen und ein Gefühl wie von Auseinandersprengung schaudernd an sich erlebt. Wo hingegen nach langer Verödung und Entbehrung die Liebe endlich einzog, da schossen alle Säfte zusammen, und vereinigten sich zu regem, froh pulsirendem Kreisen und gaben dem Organismus die stolze Empfindung von neugewonnener Kraft und Fülle. So scheint Haß eine Erkrankung, Liebe eine Gesundung des

menschlichen Organismus zu bedeuten — und wenn Haß und Liebe ewig unvermischt blieben und Krankheit niemals stärker wäre als Gesundheit, dann wäre die oben gestellte Frage ja schnell und leicht zu entscheiden. So aber stehen wir der ungeheuren Vielgestaltigkeit des Lebens gegenüber, sehen die widerspruchsvollsten Empfindungen bald jäh, bald langsam sickernd ineinander überfluthen, sehen Liebe sich verbrauchen und Haß sich verzehren, und den Tod schließlich alles enden.

Dies mahnt zur Bescheidenheit . . . Und mit Bescheidenheit wollen wir uns auch Strindberg wieder zuwenden und seine Ausführungen weiter prüfen.

Wir sahen bereits: nicht der Intellect, sondern der Affect hat bei seinem Weiberhaß Gevatter gestanden. Strindberg unterscheidet sich dadurch von fast allen philosophischen Gesinnungsgenossen, die intellectuelle Weiberverächter waren, ohne selbst vom Weib stark gelitten zu haben. Es ist nun bei Strindberg das Eigenthümliche, daß er wohl den Affect sieht, der ihn zum Weibe hingeführt hat, nicht aber den Affect, der ihn vom Weibe losriß. Vielmehr, weil er, als eine mächtige intellectuelle Potenz, in der Verfolgung seiner Grollempfindungen wider das Weib durch Lectüre und Forschungen zu rein logisch aussehenden Resultaten kam, so glaubt er, daß er sich sein ganzes Gebäude mit dem Verstande und mit der Wissenschaft erbaut habe, und daß dieses eitel Vernunft und abgeklärte Erkenntniß sei. Auf den Affect aber, den Zündstofferreger, in seinem Naturell, blickt er mit tiefer Verachtung.

Eine Stelle in den „Gläubigern" ist dafür charakteristisch. „Auf Gefühl hast du vollständig verzichtet?" fragt das Weib seinen geschiedenen Gatten. „Vollständig!" erwidert dieser, und fügt genugthuungsvoll hinzu: „Deshalb, siehst du, kann ich aber auch denken!" In dieser ergötzlich naiven Antwort liegt der ganze Strindberg, in seiner ganzen Halbirtheit und Halbweisheit, in seiner ganzen hochfahrenden Verblendung und Selbsttäuschung. Nach seiner Auffassung vermag der Mensch bloß dann zu denken, wenn er die Empfindung gänzlich opfert und alles Affective in sich ausrottet, d. h. er vermag die eine seelische Kraft nur auf Kosten der anderen in sich zu entwickeln, und er muß sich gewissermaßen halbiren, um zu seiner höchsten Entwickelung, zu seiner Existenz als „reiner Vernunftmensch" (wie Bruno Wille sagen würde) zu gelangen. Ein bloß denkender Mensch ist aber ebensowohl ein halber Mensch wie ein bloß empfindender Mensch, und der Strindberg'sche intellectuelle Mann würde demnach um nichts höher stehen als das von ihm vorausgesetzte affective Weib. Mag Strindberg darin Recht haben, daß es dem Weibe meist an Logik gebricht — es bleibt um so mehr zu verwundern, wie es ihm selbst so sehr an Logik fehlen kann, daß er, indem er die Ueberlegenheit des Mannes predigt, dennoch die Ueberlegenheit des Weibes demonstrirt. Im „Vater" sowohl wie in den „Gläubigern" vermag der Mann dem Weibe nicht Stand zu halten, sondern wird von diesem entweder mit unausgesetzten Nadelstichen in den Wahnsinn getrieben oder durch systematische Abzapfungen völlig geistes- und blutleer gemacht, so daß er schließlich als ein ohnmächtiger Krüppel zusammenbricht.

Strindberg lehrt: Das Weib ist nichts aus sich selber; es ist stets nur was der Mann aus ihm macht. — Gut. Aber warum macht er dann eine Aussaugerin aus ihr, an der er selbst zu Grunde geht? Ich fürchte, daß der Mann, der das aus seiner Frau gemacht hat, diese Frau nicht zu behandeln wußte. Denn wer Gefahr läuft, vor dem Weibe seine Mannheit zu verlieren, während das Weib sich wie ein gierig trinkendes Geziefer am Männerblute mästet, der hat entweder das Weib nicht als Weib zu nehmen gewußt, oder seine eigene Mannheit nicht genügend gewahrt, oder — wahrscheinlicher noch — nach beiden Richtungen hin Fehler begangen. Wenn der Mann aber aus seinem Weibe machen kann was er will — vorausgesetzt natürlich, daß er das richtige Weib für sich zu finden wußte! — so mache er doch eine treue und anhängliche Lebensgefährtin und Kameradin aus ihr und eine hingebungsvolle Mutter für seine Kinder. Kein Zweifel, daß er das kann! Um so schlimmer, wenn er es nicht gethan hat!

Jedenfalls will mir die Verfolgung und Verunglimpfung des Weibes keineswegs als höchster Ausfluß der Männlichkeit erscheinen. Mir scheinen Schonung und, wenn es noth thut, Vergebung und Nachsicht höher zu stehen und eine gefestigtere Kraft und Ueberlegenheit zu bekunden. Der starke Mann kann milde sein. Freilich mag gegen das Geschöpf, das Strindberg in den „Gläubigern" als Vertreterin des weiblichen Geschlechtes auf die Bühne setzt, Milde nicht gerade angebracht sein. Diese Thekla ist eine seelisch zerrüttete, durchtriebene, empfindungsleere Kokette, die vom Weibe nur die biegsame Schlauheit und die unersättliche Saugelust besitzt, nicht die selbstlose und unbedingte Hingabe der Gattin, nicht die dankbare Seligkeit und natürliche Schirmkraft der Mutter. Sie ist die Ehebrecherin aus innerster Naturanlage, heimisch in allen äußerlichen Künsten und perfiden Kniffen, die den Mann so schwach machen, fremd aller innerlichen Treue und sorgenden Liebe, die das Weib im besten Sinne so stark machen. Poetisch genommen ist sie ein groß gesehenes und mit der Flammenschrift des Hasses hingemaltes Individuum aus einer verlotterten Rasse und, in diesem Sinne, eine gewaltige, inspiratorisch geborene dichterische Gestalt. Aber sie ist nicht eine Figur, aus der wir lernen können, was das Weib ist. Und doch scheint Strindberg das Weib nur in dieser einen Form sehen zu können: seine theoretischen Ausführungen und die Parallelgestalten der Comtesse Julie und der Laura aus dem „Vater" beweisen es. Wenn man also auch so weit gehen will, zu sagen, daß gerade diesen Typus von Weib — wohl den schlechtesten den es gibt! — niemals zuvor ein Dichter so grandios und präcis zugleich vor uns hingestellt hat, so darf man sich doch durch die Macht dieses dichterischen Eindrucks nicht die Augen verderben lassen und in allen Weibern eine Thekla und Laura wittern wollen. In unserem an Originalität so überreich gesegneten Deutschland regen sich aber bereits ausbündig schlaue Psychologen und literarische Modenarren, die dazu einen kühnen Kitzel verspüren. Sie glauben mit einem Sprunge die höchste Staffel der Modernität zu erklimmen, wenn sie, nach Nietzsche's und Strindberg's Vorgang, sich als Misogyne aufspielen und den „Kampf der Geschlechter" verkündigen. Sich den „Fall Nietzsche" und den „Fall Strindberg" in seiner Eigenart klar zu machen, fällt ihnen nicht ein. Lieber tuten sie besinnungslos mit in das Horn, das gerade am lautesten schallt.

Wie Strindberg aber aus persönlichen Erlebnissen zu seiner brüsken Stellungnahme gekommen ist, so ist er ganz besonders durch die allgemeine skandinavische Bewegung darin bestärkt worden. Wenn man hört, was so nach unserem ahnungslosen Deutschland herüberschallt, so sollte man glauben, daß die Hälfte aller skandinavischen Frauen durch Ibsen's „Nora" verrückt gemacht worden sei. Die Schilderungen wenigstens, die uns davon entworfen werden, hören sich grausig an. Eine Emancipationswuth und ein Sittlichkeitsdünkel scheinen da oben ausgebrochen zu sein, die alle Verhältnisse auf den Kopf zu stellen drohten und — das Schlimmste von Allem — eine systematische Rückwärtserei einleiteten, die alle selbständige Bewegungskraft niederzuhalten bemüht war. Strindberg selbst an der Spitze zeigt sich geneigt, alle Unbill, die er in der Heimath erfuhr, auf die mit den Pfaffen verschworenen Weiber zurückzuführen. Wenn er also gegen die Weiber brutal zu Felde zog, so that er es nur, um sich seiner eigenen Haut zu wehren.

Ein heiterer Zustand in einem Lande, wo die Männer gegenüber den Frauen in die Defensive gedrängt sind! Und spricht nicht gerade sehr überzeugungsvoll für die gerühmte Ueberlegenheit des Mannes! Noch närrischer aber wirkt es, wenn in einem Lande, wo solch ein Zustand gar nicht herrscht, einige beherzte Jünglinge plötzlich wider das andere Geschlecht Sturm rennen und wie besessen um sich schlagen. Da kann es denn nicht ausbleiben, daß die Frauen, nachdem sie sich von ihrem starren Staunen erholt haben, sich redlich zur Wehr setzen und den ungerufenen Angreifern tapfer heimleuchten. So geschah denn auch im Deutschland des Jahres 1893. Nachdem zuvor ein thatendurstiger Herr Max Wolf in einer Broschüre „Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes" in allerhand groben Ausfällen sein Müthchen gekühlt

hatte — wobei es ihm leider passirte, daß er, höchst unstrindbergisch! derb moralisirte — hat eine Frau, Ella Haag, eine Gegenbroschüre des gleichen Titels (nur daß es statt „Weib" — „Mann" heißt) losgelassen und darin einem höchst gepreßten Herzen in höchst bitteren Tönen Luft gemacht. Frau Haag's Büchlein ist nicht tief und trifft noch weniger den springenden Punkt, aber es ist, trotz der schlechten Laune der Verfasserin, recht belustigend zu lesen und gleichsam eine große, mit manchen pikanten Lebenszügen gespickte Gardinenpredigt. Dabei hat die Verfasserin in sehr, sehr vielen Punkten Recht, und es kann unserer Ansicht nach gar nichts schaden, wenn bei dieser Gelegenheit einer gewissen Sorte von Herren einmal gründlich der Kopf gewaschen wurde.

In vollem Ernst geredet, es scheint mir zur Zeit in Deutschland viel weniger die Frage zu sein, wie wir unsere Frauen bändigen sollen, als wie wir sie heben wollen. Strindberg freilich würde sich wenig davon versprechen. Er schreibt den Frauen keine große Entwickelungsfähigkeit zu. Sie könnten zwar in der, seiner Ansicht nach, untergeordneten Kunst und Literatur, nicht aber in der alles überragenden Wissenschaft Verdienste sich erwerben. Weshalb Letzteres wünschenswerth sein sollte, sehe ich zwar nicht ein. Da es indeß bereits weibliche Professoren der Mathematik und Heilkunde gegeben hat, so dürfte Strindberg noch nicht einmal sachlich Recht behalten. Die von ihm aufgestellte Rangordnung kann aber keinenfalls anerkannt werden, und demnach würde nach dieser Richtung hin eine prinzipielle Unterordnung des Weibes nicht anzuerkennen sein: es käme höchstens auf den Grad der Leistungen an. Oder wollte Jemand ernstlich Shakespeare unter Bacon, Richard Wagner unter Schopenhauer, Zola unter Taine stellen? Kann zwischen Kunst und Wissenschaft überhaupt ein Rangstreit existiren? Ebenso wenig, wie unter den Seelenkräften des Menschen. Denn wie Phantasie, Empfindung, Gemüth, Geist, Willenskraft nicht durch einseitiges Ueberwiegen, sondern durch organisches Ineinandergreifen erst ihre volle Kraft und Bedeutung erlangen, so auch für das geistige Leben Wissenschaft und Kunst, und für das Menschengeschlecht Mann und Weib.

Lange, allzu lange vielleicht hat der Mann fast ausschließlich in der menschlichen Entwickelung seine Rechte geltend gemacht. Wenn das Weib ihm jetzt etwas bemerklicher zur Seite tritt, so müßte der Mann ein sehr schwacher Mann, wo nicht gar ein Gaukler und Betrüger sein, wenn er für sich daraus Befürchtungen ableiten wollte. Es bleibt freilich nicht zu leugnen: indem das Weib anfing, Selbständigkeit für sich anzustreben, ist es in der Hitze der ersten Versuche gar zu sehr darauf ausgegangen, sich dem Manne anzugleichen. Dies war ein Fehler. Denn nicht als halber Mann, sondern als ganzes Weib allein kann es seine Vollkraft zum Einsatz bringen. Die besonderen weiblichen Kräfte aber sind, zumal in unserem von hundert ererbten Philistervorurtheilen eingeengten Deutschland, noch einer bedeutsamen Hebung fähig. Dem Manne selbst aber kann es nur zum Ruhme gereichen, seiner zurückgebliebenen Schwester hierbei behülflich zu sein und vor Allem es ihr zu erleichtern, sich nöthigenfalls eine eigene und unabhängige Existenz zu verschaffen.

Jedenfalls vermag ich nicht im allermindesten einzusehen, zu was es dienlich sein könnte, wenn wir zu unserer bereits vorhandenen unleidlichen Rassenverhetzung uns auch noch eine hervorragend überflüssige Geschlechterverhetzung eigens aus dem Auslande importiren wollten.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Kaffeehaus in Surata.

Von Graf Leo Tolstoi.

Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt.

Es war im Kaffeehaus in der indischen Stadt Surata. Durchreisende und Ausländer aus allen Gegenden kamen hier zusammen und unterhielten sich oft mit einander. Auch ein gelehrter persischer Theologe war unter ihnen. Er hatte sein Leben lang Gottes Wesen studirt und darüber Bücher gelesen und geschrieben. Lange hat er über Gott nachgedacht und geschrieben, sein Verstand spottete über sein Grübeln, alle Gedanken verwirrten ihm den Kopf, und er trieb es so weit, daß er zuletzt gar nicht mehr an Gott glaubte. Das hatte der Kaiser erfahren und ihn deshalb aus seinem Reiche vertrieben. Der unglückliche Theologe hatte sein ganzes Leben lang über den Urgrund nachgedacht und war darüber irre geworden. Statt zu begreifen, daß er keine Vernunft mehr habe, schloß er, es gebe keine höchste Vernunft, welche die Welt regiert.

Dieser Theologe hatte einen Sclaven, einen Afrikaner, der ihm überall folgte. Wenn er das Kaffeehaus betrat, blieb der Afrikaner hinter der Thür auf dem Hof und setzte sich unter den glühenden Sonnenstrahlen auf einen Stein und scheuchte die Fliegen fort. Der Theologe streckte sich aber im Kaffeehaus auf einen Divan und ließ sich eine Tasse Opium geben. Eines Tages trank er sie aus, und weil das Opium sein Gehirn in Wallung versetzt hatte, so wandte er sich an seinen Sclaven.

„Nun, elender Sclave," fragte er ihn, „gibt es einen Gott oder nicht?"

„Natürlich gibt es einen Gott!" sagte der Sclave und holte aus dem Gürtel einen kleinen Götzen von Holz. „Das ist der Gott, der mich beschützt, so lange ich lebe. Dieser Gott ist aus dem Ast jenes heiligen Baumes geschnitzt, den bei uns Alle anbeten."

Die Gäste im Kaffeehaus hörten dies Gespräch und wunderten sich über die Frage des Herrn und noch mehr über die Antwort des Sclaven.

Ein Bramine, der die Worte des Negers auch gehört hatte, wandte sich zu ihm und sprach:

„Unglücklicher Thor, wie kannst Du glauben, Gott könne wirklich hinter dem Gürtel eines Menschen stecken! Es gibt nur einen Gott — Brahma. Und dieser Brahma ist mehr als alle Welt, denn er hat die ganze Welt geschaffen. Brahma ist der einzige große Gott, dem die Tempel an den Ufern des Ganges erbaut sind, jener Gott, dem seine einzigen Priester, die Braminen, dienen. Nur diese kennen den wahren Gott. Zwanzigtausend Jahre sind vergangen, und wie viel Umwälzungen auch über die Welt gekommen, diese Priester sind geblieben, wie sie immer waren, denn Brahma, der alleinige, wahre Gott, schützt sie."

So sprach der Bramine und glaubte Alle überzeugt zu haben, aber ein jüdischer Wechsler widersprach ihm.

„Nein," eiferte er, „der Tempel des wahren Gottes ist nicht in Indien! Gott schützt nicht die Kaste der Braminen! Der echte Gott ist nicht der Gott der Braminen, sondern der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und der wahre Gott beschützt nur sein Volk Israel. Gott hat seit Anfang der Welt nur unser Volk geliebt und liebt es noch heute. Und wenn es jetzt über die ganze Welt verstreut ist, so ist es nur eine Prüfung. Gott wird, so wie er es versprochen, sein Volk wieder in Jerusalem sammeln, um das höchste Wunder des Alterthums, den Tempel zu Jerusalem, wieder aufzurichten und Israel zum Gebieter über alle Völker zu machen!"

So sprach der Jude und weinte. Er wollte seine Rede fortsetzen, aber ein Italiener fuhr ihm dazwischen.

„Ihr redet die Unwahrheit," sagte er zu dem Juden. „Gott kann ein Volk nicht mehr als ein anderes lieben. Im Gegentheil. Wenn er früher auch Israel beschützt, so sind nun schon 1800 Jahre vergangen, seit er über Israel in Zorn ist, und als Zeichen seines Zornes hat er dies Volk über die ganze Welt verstreut, so daß seine Existenz vernichtet ist und sein Glaube sich nicht ausbreitet. Gott bevorzugt kein einziges Volk, sondern ruft Alle, die gerettet sein wollen, in den Schoß der römisch-katholischen Kirche, die allein selig macht."

So redete der Italiener, doch ein protestantischer Pastor erwiderte, blaß vor Zorn, dem katholischen Missionär:

„Wie könnt Ihr sagen, daß das Heil nur in Eurem Bekenntniß sei? Nein, nein, nur Diejenigen werden gerettet, die Gott nach dem Evangelium im Geiste und in der Wahrheit getreu nach den Lehren Jesu Christi anbeten."

Da wandte sich ein Türke, der im Zollhause von Surata angestellt war, zu den beiden Christen:

„Vergeblich glaubt Ihr an die Wahrheit Eurer römischen Lehre," begann er. „Eure Religion wurde schon vor sechshundert Jahren durch die wahre Lehre Mohammeds ersetzt, und wie Ihr seht, verbreitet sich der wahre Glaube Mohammeds immer mehr in Europa, in Asien und selbst im aufgeklärten China. Ihr gesteht es ja selbst, daß Gott die Juden verleugnet, und führt zum Beweis an, daß die Juden erniedrigt sind, und daß ihr Glaube sich nicht ausbreitet. So erkennet denn die Wahrheit der Lehre Mohammeds an, weil sie in Ehren steht und sich lebendig immer weiter verbreitet. Nur wer an den letzten Propheten Gottes, Mohammed, glaubt, wird selig werden. Und unter ihnen nur die Jünger Omars, nicht Alis, denn diese gehören zu den Ungläubigen."

Hier wollte der persische Theologe, der zu den Jüngern Alis gehörte, widersprechen, aber im Kaffeehaus erhob sich ein lauter Streit zwischen den Ausländern verschiedenen Glaubens und Bekenntnisses, den abessynischen Christen, indischen Lamas, Ismaeliten und Feueranbetern, und alle stritten sie über das Wesen Gottes, und wie man ihn anbeten müsse. Jeder behauptete, daß man nur in seinem Lande den wahren Gott kenne und ihn zu verehren wisse. Und so stritten und schrien sie. Nur ein Schüler des Confucius, ein Chinese, saß still in einer Ecke und mischte sich nicht in den Zank. Er trank seinen Thee, hörte den Streitenden zu und blieb stumm.

Der Türke bemerkte ihn und wandte sich zu ihm.

„Hilf Du mir wenigstens, guter Chinese," sagte er. „Du schweigst, und doch könntest Du zu meinen Gunsten reden. Ich weiß, daß man

jetzt bei Euch verschiedene Lehren einführt. Eure Kaufleute haben mir oft erzählt, daß man bei Euch den mohammedanischen Glauben für den besten von allen hält und in Schaaren zu ihm übertritt. Steh' mir bei und sage, was Du von dem wahren Gott und seinem Propheten hältst?"

„Ja, ja, rede, wie denkst Du darüber!" fielen die Anderen ein.

Der Schüler des Confucius schloß die Augen, besann sich lange und kreuzte dann, indem er die Augen öffnete und die Hände aus den breiten Aermeln seines Gewandes zog, die Arme über der Brust und begann mit ruhiger, fester Stimme:

„Mir scheint, Ihr Herren, daß vor Allem die Selbstliebe den Menschen an der Eintracht im Glauben hindert. Wenn Ihr mich hören wollt, will ich Euch dies an einem Beispiel erklären.

* * *

Ich kam aus China nach Surata auf einem englischen Dampfer, der die Reise um die Welt gemacht hatte. Unterwegs landeten wir am östlichen Ufer der Insel Sumatra, um Wasser aufzunehmen. Gegen Mittag stiegen wir an's Land und ließen uns an der Küste unfern eines Dorfes im Schatten der Kokospalmen nieder. Es waren Fremde aus verschiedenen Ländern unter uns.

Als wir so saßen, trat ein Blinder zu uns. Er war, wie wir später erfuhren, erblindet, weil er zu lange in die Sonne geblickt hatte, weil er wissen wollte, was die Sonne sei. Er wollte es wissen, um sich des Lichtes der Sonne zu bemächtigen. Gar lange hatte er sich gemüht und alle seine Kräfte aufgeboten, um nur einige Strahlen zu erfassen, festzuhalten und in einer Flasche zu versiegeln. Und immer noch blickte er vergeblich in die Sonne und darüber erkrankten seine Augen und erblindeten.

Da sprach er zu sich selbst: Das Licht der Sonne ist keine Flüssigkeit, denn wenn es flüssig wäre, könnte man es hin und her gießen, und es würde wie Wasser im Winde zittern. Das Licht der Sonne ist auch kein Feuer, denn wenn es Feuer wäre, würde es im Wasser verlöschen. Das Licht der Sonne ist auch kein Geist, denn es ist sichtbar, und kein Körper, denn man kann es nicht bewegen. Und da das Licht der Sonne nicht flüssig, nicht Feuer, nicht Geist, nicht Körper ist, so ist es — nichts.

So hatte er entschieden und darüber nicht allein sein Augenlicht, sondern auch seinen Verstand verloren. Und als er ganz erblindet war, da glaubte er nur um so fester, daß es keine Sonne gebe.

Ein Lahmer mit einer Krücke saß neben ihm, hörte es und begann zu lachen.

„Du bist gewiß blind von Geburt, daß Du nicht einmal weißt, was die Sonne ist," sprach er zum Blinden. „Ich will es Dir sagen. Die Sonne ist ein Feuerball, der jeden Morgen aus dem Meere steigt und jeden Abend hinter den Bergen unserer Insel versinkt. Das sehen wir Alle, und auch Du würdest es sehen, wenn Du nicht blind wärst."

Ein Fischer saß dabei, hörte dies und sagte zum Lahmen:

„Man sieht, daß Du über Deine Insel nicht hinausgekommen bist. Wärst Du nicht lahm und wärest Du auf dem Meere gewesen, wüßtest Du, daß die Sonne sich nicht hinter den Bergen unserer Insel niederläßt, sondern, wie sie am Morgen aus dem Meere steigt, so auch Abends im Meer versinkt. Und was ich sage, ist wahr, denn ich sehe es alle Tage mit den eigenen Augen."

Das hörte ein Indier.

„Ich wundere mich," begann er, „wie ein vernünftiger Mensch so reden kann. Ist es denn möglich, daß ein Feuerball im Wasser versinkt und nicht auslöscht? Die Sonne ist kein Feuerball, sondern ein Gott."

Da mischte sich der Besitzer eines egyptischen Schiffes in's Gespräch.

„Nein," sagte er, „auch das ist nicht wahr. Die Sonne ist kein Gott und kreist nicht nur um Indien und seine goldenen Berge. Ich bin viel auf dem Meere gereist, auf dem Schwarzen Meer, in Arabien, in Madagaskar, auf den Philippinen — die Sonne leuchtet über alle Länder und nicht bloß über Indien und sie bewegt sich nicht um einen Berg, sondern sie steigt bei den japanischen Inseln auf, und darum heißt man diese „Japan", was „Geburt der Sonne" heißt. Und sie sinkt weit, weit hinter den Inseln von England nieder. Ich weiß das, denn ich habe selbst viel gesehen und vieles vom Großvater gehört. Mein Großvater aber hat das Meer bis zur äußersten Grenze befahren."

Er wollte noch weiter reden, doch ein Matrose unseres Schiffes unterbrach ihn.

„In keinem Lande," begann er, „weiß man besser wie die Sonne geht, als in England. Die Sonne — wir wissen es Alle in England — erhebt sich nirgends und läßt sich nirgends nieder. Wir wissen es, weil wir selbst um die Welt gereist und nirgends auf die Sonne gestoßen sind. Ueberall zeigt sie sich am Morgen und verschwindet am Abend, so wie hier."

Und der Engländer nahm einen Stock, zeichnete auf dem Sand einen Kreis und begann zu erklären, wie die Sonne sich um die Erde dreht. Aber es gelang ihm nicht gut und er wies auf den Steuermann seines Schiffes und sagte:

„Er ist klüger als ich und wird es Euch besser erklären."

Der Steuermann war ein verständiger Mann und hörte, so lange man ihn nicht fragte, ruhig zu. Nun aber Alle sich an ihn wandten, sagte er:

„Ihr betrügt Euch Alle gegenseitig, wie Euch selber. Die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, und die Erde dreht sich dabei auch um sich selbst und so kehrt sie im Laufe von 24 Stunden Japan und die Philippinen und Sumatra, wo wir uns jetzt befinden, und Afrika und Europa und noch viele Länder der Sonne zu. Die Sonne leuchtet auch nicht für einen Berg und nicht für eine Insel, nicht für ein Meer und selbst nicht für die Erde allein, sondern für viele solcher Planeten wie die Erde. Jeder von Euch könnte dies begreifen, wenn Ihr zum Himmel statt zu Boden sehen würdet."

Also sprach der weise Steuermann, der viel von der Welt gesehen und immer gen Himmel geblickt hatte.

* * *

Ja, die menschlichen Irrthümer und Streitigkeiten im Glauben kommen von der Selbstliebe," fuhr der Schüler des Confucius fort. „Wie mit der Sonne, so ist es mit Gott. Jeder Mensch will seinen Gott für sich haben. Jedes Volk will in seinen Tempel jenen Gott verschließen, der nicht die ganze Welt umfassen kann. Kann sich aber irgend ein Tempel mit jenem vergleichen, den Gott erbaut hat, um alle Menschen in einem Glauben zu vereinigen? Alle menschlichen Tempel sind nach dem Muster dieses Tempels — der Welt Gottes — gebaut. In allen Tempeln gibt es Kuppeln, Gewölbe, Bücher, Leuchter, Bilder, Gesetztafeln, Altäre und Priester. In welchem Tempel gibt es aber eine solche Kuppel wie der Ozean, ein Gewölbe wie das des Himmels, Leuchter wie Sonne, Mond und Sterne, Bilder wie die lebendigen, liebenden, einander unterstützenden Menschen? Wo sind die Bücher über den Segen Gottes so verständlich, wie die Wohlthaten, die Gott zum Glücke der Menschen überall verstreut hat? Wo gibt es eine Gesetztafel, die Jedem so klar wäre, wie die unseres Herzens? Wo gibt es Opfer gleich denen der Selbstverleugnung, die liebende Menschen ihren Nächsten darbringen? Und wo gibt es einen Altar gleich dem Herzen des guten Menschen, worauf Gott selbst das Opfer entgegen nimmt?

Je höher der Mensch Gott erfaßt, desto besser wird er ihn kennen. Und je besser er Gott kennt, desto mehr wird er sich ihm nähern und seiner Gnade und Liebe zu den Menschen nacheifern.

Und deshalb soll Jeder, der das volle Licht der Weltsonne sieht, den abergläubischen Menschen, der in seinem Götzen nur einen Strahl des Lichtes erblickt, nicht verurtheilen und nicht verachten, und er kann auch jenen Ungläubigen nicht verachten, der blind ist und das Licht nicht mehr sieht."

Also sprach der Chinese, der Schüler des Confucius, und Alle schwiegen und stritten sich nicht mehr darum, welcher Glaube der wahre sei.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Bei Caprivi a. D.

Nachdem das letzte Mitglied der Militärcommission an Altersschwäche verschieden und die Spezialdebatte bis zu § 3y, Absatz 7 des Entwurfs vorgedrungen war, hatte man sich, um einer weiteren Versumpfung vorzubeugen, dahin entschlossen, das Gesetz der immer noch tagenden Börsen-Enquête-Commission zur beschleunigten Durchberathung zu überweisen und inzwischen neue Reichstagswahlen auszuschreiben. Hatten sich doch in Folge des mannhaften Vorgehens der Regierung gegen die gewissenlose Ausbeutung von Börse und Industrie durch die Agrarier die Parteiverhältnisse so völlig verschoben, daß die sogenannten Conservativen mit den Sozialisten in engstes Cartell getreten waren und Ruprecht-Rausern zum Führer der neuen Fraction erkoren hatten, daß dagegen Herr Rickert jeden Fackeltanz mitmachte und der Dichter seines „Reichsblattes", Verfasser der Verse für die gold'ne 110, als Hofpoet fungirte. Auf dem bedeutend erweiterten Schloßplatze, der sich nun der besseren Aussicht wegen vom Rathhaus bis zum Kaiserbazar erstreckte, zog Morgen für Morgen unter Zelle's Commando eine freisinnige Leibwache des Monarchen auf, aus den entschieden liberalsten Mitgliedern der Bezirks-Vereine und den Aeltesten der Kaufmannschaft gebildet. Hier wurde bis in die sinkende Nacht Rumpfbeuge, Platt-auf-dem-Bauch-liegen und Männerstolz geübt.

Der Ausfall oben erwähnter Reichstagswahlen entsprach leider keineswegs den Hoffnungen wahrer Patrioten. Zwar gelang es dem unerschütterlichen Vorkämpfer deutscher Treue, Richard Saling, vor dem Ansturm der verbündeten Opposition wenigstens die Wahlkreise Hinter-Posen und Plötzensee zu retten, wo er bestens eingeführt war und zahlreiche intime Bekannte hatte; im Uebrigen aber wurde nicht 'mal Pachnicke wiedergewählt. Was Wunder, daß alle Corridore und Nothausgänge des neuen Reichstages von Agrariern wimmelten, daß die Militärvorlage rohherzig niedergestimmt wurde und Graf Caprivi verzweifelt seine Demission einreichte!

Die Furchtbarkeit dieses Schlages ging weit über Menschliches hinaus. Ueberall wo Deutschland wahre Freunde hatte, in Prag und Paris, in London und bei den Arabern am Nyassasee, hißte man die Flaggen Halbmast. Sämmtliche Bankgeschäfte blieben am hellen Tage geschlossen, was ungemein bankrottirlich aussah; auf der Börse trug man Trauerflor um den Cylinder, Hansemann war so erschüttert, daß ihm zum ersten Mal in seinem Leben der letzte Gang des Frühstücks nicht schmeckte. Als er den delicaten Kapaun mit trauriger Miene, aber ohne Appetit zurückschob, fielen Disconto-Commandit um 40 Prozent, und in Venezuela brach eine Revolution aus.

Doch Geschehenes läßt sich nicht ändern. Graf Caprivi blieb fest. Seitens der Freisinnigen wurde ein letzter Versuch gemacht, ihn zum Bleiben zu bewegen, indem man eine Nationalspende zur gründlichen

Renovirung des Reichskanzler-Palais befürwortete, wo es seit Bismarck's Zeiten durchregnete; bei der notorischen Armuth ihrer Anhänger jedoch, die unterm Druck enormer Einkommen-Steuern seufzten und selbst für den Wahlfonds (Berlin C) kein Geld mehr übrig hatten, mußte die Partei auf das Project verzichten. Die Staatsgaleere nahm entschlossen einen neuen Cours; Loë und Waldersee kamen mit Retourbillets aus ihren Garnisonstädten und regierten abwechselnd. Jeder einen halben Tag lang, bis ihm der Arm steif wurde. Man sollte es nicht glauben, nach Verlauf einer Woche erinnerte sich selbst der verdienstvolle und treue Pindter nicht mehr, jemals den Namen Caprivi gehört zu haben.

Von den fünfzig Millionen Deutscher hielt nur ich das Andenken des heimgegangenen Generals im Herzen. Man nenne mich immerhin sentimental, aber meinen Thiergartenspaziergängen fehlte aller Reiz, seitdem ich ihm nicht mehr begegnete. Kurz entschlossen nahm ich denn eines unschönen Tages Urlaub und begab mich in das Tuskulum meines verehrten Gönners, des zweitgrößten Reichskanzlers deutscher Nation.

Sein Landhaus war im byzantinisch-römischen Stil erbaut, wie mir der Portier versicherte, nebenbei erwähnt, ein Mitglied des neuen freisinnigen Bauernbundes und deshalb als ganz besondere Rarität hochgeschätzt. An der Front zeigten sich die wohlgelungenen Medaillonbilder hervorragender Geistesheroen, nämlich die Eugen Richter's, Karlchen Mießnick's und Pinkussohn's. Gefesselte Karyatiden, das vampyrgesichtige Agrarierthum und den mit ekelhaften Auswüchsen bedeckten Antisemitismus darstellend, trugen das Portal.

Dicht am Eingange erhob sich die mächtige Marmorstatue der absoluten Erfolglosigkeit, dem Grafen Caprivi vom dankbaren Auslande gewidmet. Einige Theile des Bildwerkes erinnerten lebhaft an Canova und Thorwaldsen; andere wieder, die mir besonders gelungen deuchten, glaubte ich bereits bei Begas und Eberlein gesehen zu haben; nur das Postament schien sehr Boese. Ich hielt deshalb die Arbeit für eine Art Uebersicht der modernen Bildhauerkunst, erfuhr aber, daß es ein Originalwerk des Meisters Calandrelli war. Um von diesem ebenso achtungswerthen wie lernbegierigen und assimilationsfähigen Herrn nicht auch als Gegner betrachtet und verklagt zu werden, glaubte ich meinem Führer ohne Weiteres.

Es war mir daran gelegen, dem Herrn Grafen baldmöglichst meine Reverenz machen zu können, und so durcheilte ich denn das eben eröffnete Caprivi Museum, ohne mich in seine Schätze besonders zu vertiefen. Nur fiel mir auf, daß all diese Geschenke und Ehrengaben französischen und englischen Ursprungs waren, Deutschland dagegen ganz unvertreten blieb, und harmlos fragte ich nach dem Grunde dieser Thatsache. Mein Mentor lächelte unbeschreiblich. „Das ist doch ganz klar," war seine Antwort, „Deutschland hat er ja auch nichts genützt. Uebrigens sind die schönsten Stücke der Sammlung doch deutschen Ursprungs. Hier z. B. sehen Sie den Stuhl, auf welchem Eugen Richter im Löwenbräu zu sitzen und stundenlang Reden zu halten pflegte, bis der Wirth es ihm untersagte, weil alle Stammgäste kaput gingen. Der Stuhl ist natürlich aus Pappel-Holz. Hier sehen sie die Jugenderinnerungen des großen Staatsmannes, in authentisch echte Windeln gebunden. Bei Abnahme von Partien (mindestens fünfzig) bedeutender Rabatt."

Ich entwich, gerade dem Kammerdiener des Exkanzlers, einem abcommandirten Jesuitengeneral, in die Arme laufend.

„Sie sind kein Großgrundbesitzer?" fragte er ängstlich. „Es laufen jetzt so viele Bettler in der Gegend umher, und wir können nichts mehr geben." Ich beruhigte ihn, und nachdem ich mich gehörig als ganz entschieden freisinniger Journalist legitimirt, auf meine langjährige Bekanntschaft mit Saling Bezug genommen und die unersättliche Habsucht der Agrarier verflucht hatte, wurde ich der Excellenz gemeldet und vorgestellt. Im Hintergrunde des Zimmers sah man mehrere Kardinäle mit höheren Militärs Schafkopf spielen, wobei Katholisch Trumpf war. Längs der Wand zog sich eine Colonne gewichster und ungewichster Stiefel hin; offenbar hatte Herr von Caprivi sich Bebel's Rathschläge zu Herzen genommen.

Der Graf schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Er sah wenigstens sehr angegriffen aus. Eine Weile lang saßen wir uns in jenem tiefen Schweigen gegenüber, das hochgestellte Staatsbeamte immer noch über ihre Subventionirung aus dem Welfenfonds bewahren. Endlich brachte ich die Rede auf die andauernden agrarischen Umtriebe und den geplant gewesenen Handelsvertrag mit King Bell von Kamerun. Ich erlaubte mir die Frage, weshalb denn die verflossene Regierung gerade den Landmann so schlecht behandelt hätte. Herr von Caprivi erwiderte mir, daß er dafür keinen Grnnd besitze. Er lehne es überhaupt ab, Grundbesitzer zu sein.

„Ich habe mich gestern, so weit es meine militärischen Studien erlaubten, den ganzen Vormittag lang mit Agrarpolitik beschäftigt und Alles über die Frage gelesen," fuhr er fort. „Ich erkannte nachträglich, daß ich recht gehandelt hatte, mich auf die Autorität Alexander Meyer's zu stützen, dieses fanatischen Gegners aller Interessenpolitik und Pensionärs der Berliner Elektricitätswerke. Mir kam es immer allein darauf an, die Gegensätze auszugleichen, den Klassen- und Rassenkampf zu beschwichtigen, mit einem Worte, zu versöhnen, und deshalb mußte ich die überüppige Landwirthschaft mit ihren antisemitischen Allüren möglichst bankerott machen. Handel und Gewerbe dagegen erfreuten sich meiner vollen Sympathie. Und sind mir meine Pläne nicht geglückt? Ist es nicht der erziehlich-versöhnenden Wirkung des neuen Courses zu verdanken, daß die Juden Hirsch Hildesheimer seine Inserate wider antisemitische Wochenschriften allein bezahlen ließen, daß sie den Talmud verleugneten und unter meinem Regiment alljährlich ein Versöhnungsfest feierten? Sagen Sie selber, mußte im Kampf zwischen Christenthum und Atheismus, auf dessen Entdeckung ich stolz bin, nicht gestärkt werden, wer eine vermittelnde Stellung einnahm? Oder sind Sie der Meinung, vom ‚rein theoretischen Standpunkte aus, daß die unermeßliche Wahrheit der geoffenbarten Religion, welche ohne Religion keine Religion ist und vor deren herzerfrischender Wunderkraft selbst ein ethischer Culturmensch so verblüfft steht, wie Professor Tönnies in Kiel vorm neuen Thor —"

„Ja, ganz gewiß!" antwortete ich überzeugt. Er schwieg gebrochen.

„Was nun das Project eines Handelsvertrages mit King Bell von Kamerun betrifft," hub ich wieder an, „so —"

Er machte eine abwehrende Geste. „Da müssen Sie sich schon zu meinem früheren ersten Rath bemühen."

„Wer ist das, wenn die Frage erlaubt —"

„Was?" unterbrach mich mein Gegenüber. Sie kennen ihn nicht, den Mann, der doch einen in ganz Europa, ja, in der ganzen Welt bekannten Namen hat —"

„Er heißt also Schulze?" fragte ich. „Oder Lehmann?"

„Nein, nein, den Huber meine ich. Ach Huber, Huber! Ein Mann, sag' ich Ihnen, der seiner Stellung, besonders aber seinem Namen wirklich alle Ehre macht. Unerschöpflich reich an Projecten und Vorschlägen, schrieb er vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein, war bald hier, bald da; es gab gar nicht grüne Tische genug für ihn. Nächst meinem Schützling Soden verdankt die deutsche Papierindustrie ihm ihren ungeahnten Aufschwung. Uebrigens war er auch bei Bismarck Hahn im Papierkorb."

Kaum war der Name Bismarck über seine Lippen gekommen, so fuhr er zusammen, verstummte und seufzte tief. „Wie's dieser Kerl, dieser pommersche Agrarier, nur angestellt hat, daß die Leute noch immer an ihn denken! Mich wird man bald vergessen haben."

Ich versicherte ihm, daß gerade an die Zeit seiner Regierung das deutsche Volk noch lange denken würde.

Mein Zuspruch richtete den Gebeugten wieder auf. „Es muß viel Reklame dabei gewesen sein, was? Und dann viel Routine, doch noch mehr Habgier! Sogar seine Gesammelten Reden gibt er jetzt heraus, in drei Bänden — da mag sich der Verleger vorsehen! Ich will mich nicht rühmen — aber was sind drei Bände Reden! Fast dreißig Jahre lang war er im Amt, ich kaum drei Jahre, und doch hab' ich zehnmal mehr geredet als er. Aber das Volk ist undankbar."

„Excellenz erfreuten sich doch immer einer großen, steigenden Beliebtheit und eines hohen Ansehens im Publikum," wandte ich schüchtern ein.

„Machen Sie doch nicht so viel Worte wegen solcher Bagatelle!"

„Welches ist übrigens, Herr Graf, Ihre Herzensmeinung betreffs der Antisemiten, ganz unter uns?" attackirte ich mit jäher Wendung.

„Nichts von Antisemiten!" fuhr er auf. „Lassen Sie mich mit denen in Ruh'! Die sind ja noch schlimmer als Pest und Agrarier! Der Einzige, auf dessen Anständigkeit ich fest vertraute, Herr Rickert, sagte mir kürzlich —"

„Sie verzeihen," fiel ich ihm in's Wort, „Sie nennen Herrn Rickert einen Antisemiten?"

„Nun freilich! Ihren enragirtesten Agitator sogar! Oder kennen Sie etwa einen, der mit seinen Reden mehr überzeugte Antisemiten gemacht hätte?"

„Uebrigens, Herr Graf," erlaubte ich mir zu bemerken, „der Antisemitismus ist, von der wirthschaftlichen Seite betrachtet —"

„Sie besitzen national-öconomische oder sonstige staatswissenschaftliche Kenntnisse, nicht wahr?" fragte er unsicher.

Ich bemerkte beschämt, daß ich keine besäße, nicht im Geringsten.

Der Graf athmete sichtlich erleichtert auf und drückte mir die Hand. „Es geht Ihnen genau so wie mir", sagte er dann. „Woher sollte man sie auch haben? Wenn man mit achtzehn Jahren in's stehende Heer eintritt, zum Kuckuk, da denkt man doch an ganz andere Dinge! Ich bin ja Junggesell geblieben, aber trotzdem — na, Sie verstehen mich. Nichts Menschliches ist mir fremd, homo sum." Und bei diesem Ausspruch tiefster Bildung zog ein unbeschreiblich weltmännisches Lächeln über seine ehernen Züge. „Man hat auch Sinn gehabt für Conditoreien. In Conditoreien liegen aber wohl die Wiener Witzblätter, keineswegs aber Rodbertus oder Adam Smith aus. Man kann das den Leuten ja auch nicht zumuthen, bei den hohen Mehlpreisen und der wachsenden agrarischen Begehrlichkeit, auf die mich Bamberger Gott sei Dank noch rechtzeitig aufmerksam gemacht hat. Aber wer muß den Schaden tragen? Der Offizier. Hätt' ich geahnt, daß man mir einst meine ganze Carrière verderben und mich zum Reichskanzler machen würde . . . Na, lassen wir das. Ich bin nicht wie Bismarck. Ich nörgle nicht. — Uebrigens hat mir Richter niemals aus meiner Unkenntiß einen Vorwurf gemacht. Er ist ein so feinfühliger, höflicher und nachsichtiger Politiker, in solchen Dingen. Er weiß nämlich selber nichts. A propos, Sie halten Richter doch auch für den größten Stilisten dieses Jahrhunderts?"

„Wenn Sie darunter den Langstieligsten verstehen, unbedingt."

„Es gibt so viele Berührungspunkte zwischen mir und ihm," fuhr der Graf ernst fort. „Er war derjenige, der mich immer am meisten lobte und mir immer Beifall klatschte. Das will doch etwas sagen bei einem Manne, den selbst Bismarck nie zu Beifallsrufen hinriß! Darauf kann ich doch stolz sein. Und dann ist Eugen Junggesell wie ich."

„Excellenz erwähnen Ihre Ledigkeit so oft — am Ende ist doch an dem Gerücht —"

Er verstand mich. „Um Gottes Willen! Das wäre mein sicherer Tod! Nichts gibt es in der Welt, das mir verhaßter sein könnte! Sperren Sie mich lebenslänglich ein, und ich fühlte mich immer noch freier, als wenn ich Freier wäre . . . Es müßte mir gerade von Majestät befohlen werden. Dann würd' ich natürlich gehorchen, gerade wie ich trotz inneren Widerstrebens im Reichskanzlerfalle gehorchte. Aber aus freiem Antrieb . . . brr! Ich bin als Soldat stolz und eifersüchtig auf meine Stellung Ich will nicht in dieselbe Lage kommen wie Waldersee. Der führt.

seit er verheirathet ist, den Namen eines »commandirenden« Generals in seinem Hause nicht mehr mit Recht."

Als er diese Worte mit der ihm eigenen soldatischen Schlichtheit und Geradheit gesprochen hatte, zog er seine Uhr und sagte sehr laut: „Schon eins vorbei! Wir essen uns eins — übrigens kann ich Ihnen das Restaurant im Orte bestens empfehlen. Fahren Sie aber noch vor Abend ab — es gibt hier wenig Schlafgelegenheit; man hat auf meinen Wunsch die Zahl der Betten bedeutend vermindert, um so der Versuchung zur Unzucht Abbruch zu thun. Ich hätte Sie gern über Nacht hier behalten, aber wir sind räumlich so beschränkt, daß nicht einmal der Reichstag in augenblicklicher Versammlungsstärke Platz fände."

Ich verstand den Wink. Beim Abschied überreichte mir der Graf ein sauber gebundenes, handschriftliches Exemplar seiner „Ausgewählten full dress-Reden". „Sie haben übrigens," verabschiedete er mich, „das Recht, alles drucken zu lassen, was ich Ihnen gesagt habe. Und wenn Sie unterwegs noch ein paar gute Gedanken haben oder in meinem Buche welche finden, die ich heute nicht erwähnte, fügen Sie sie nur ruhig hinzu."

Damit ging er.

Als meine ersten Ehrfurchtsschauer vorüber waren, that ich desselbigengleichen. Seine „Ausgewählten Reden" in der Hand, fuhr ich heim. Mir selbst kam kein Gedanke, den man zu den besseren zählen dürfte, so vertiefte ich mich denn in das Buch . . .

Aus bleiernem Schlaf erst erwachend, nachdem man mich wiederholt mit eiskaltem Wasser übergossen, die „Ausgewählten Reden" aber fetzenweis vorsichtig aus meinen Händen gerissen hatte, traf ich eine halbe Stunde später wieder in der Hauptstadt ein. Wochenlang andauernde, schwere Müdigkeit hinderte mich leider, aus dem Interview den geistigen Nutzen zu ziehen, welcher sonst seine nothwendige Folge gewesen wäre; auch die weitere Beschäftigung mit den „Reden" wurde mir ärztlich untersagt, als sich nach erneuter Lectüre alle Zeichen einer schweren Chloralhydrat-Vergiftung bei mir einstellten.

Caliban.

---

## Die „XI."

Die braven Leute von Berlin stecken in Schultes' Salon die Köpfe zusammen: das also ist die neue Kunst, das etwa werden uns die Münchner Secessionisten bringen! Es gibt Viele, die sich ehrliche Mühe geben, diese Kunst zu verstehen und die kopfschüttelnd sich sagen: „Von diesen XI gefällt mir Müller-Kurzwelly am besten, denn der allein ist ganz solid, wahr, natürlich; Schnars-Alquist verstehe ich, so lange er nicht zu blau wird. Aber meinetwegen: Es mag ja so aussehen in der Straße Babel-Mandeb; J. Alberts und Hans Herrmann mit ihren Hellmalereien sind sehr achtbar, sehr brav — es ist richtig, daß man sich mit der Zeit an das weiße Licht gewöhnt. Vor zehn Jahren hätte alle Welt Lärm geschlagen über diese Bilder, über den Gegenstand, über die Malweise, über das Licht, die Farbe; man hätte sich weidlich entsetzt. Aber jetzt kennt man das und — es läßt sich nicht leugnen, so ganz übel ist es nicht. Hugo Vogel hat sich diesmal zusammengenommen, er malte nichts was erschreckt. Masson, Stahl, Skarbina — in aufsteigender Reihe — diese sind schon über den Verstand des gebildeten Berlins, Lieberman ist wie immer entsetzlich und Hofmann wie immer verrückt, vielleicht noch ärger als im Vorjahr!" — Es stauen sich die Beschauer vor seinen Bildern und man hört aus der Ecke des Saales, in welcher sie hängen, das allerlustigste Lachen.

Wie es mir mit guten Bildern ergeht, daß ich nämlich die in ihnen dargestellte Stimmung nachträglich in der Natur finde, so begegnet es sich mir auch mit guten Büchern. Mir fiel in Schulte's Saal Zola's unvergleichliche Schilderung des Erfolges von Claude's Bild „En plein air" im „L'oeuvre" ein. Die Schilderung ist ja hauptsächlich deshalb so wahr, weil sie einen wirklichen Vorgang erzählt. Es handelte sich um das Bild Eduard Manet's „Das Frühstück im Grase", welches 1863 im Salon des refusés erschien. Man hat damals sehr laut über dieses Bild gelacht, die Kritik überkugelte sich in mit sittlichen Zornesausbrüchen versetzten Witzen, man hat mit ästhetischen Gründen die Falschlehre der neuen Schule bekämpft. Aber heute wird selbst der begeistertste Cornelius- oder Piloty-Schüler nicht leugnen wollen, daß von jenen Bildern eine Umgestaltung unsers Auges, ein neues Sehen ausging. Und wenn man heute Manet's vielverketzerte „Olympia" im Louvre sieht, so fragt man sich erstaunt, wie sie so viel Erregung schaffen konnte. Sie ist fast ein „altes" Bild geworden im besten Sinne!

Wird es mit L. v. Hofmann ebenso ergehen? Da sind Bilder, welche er Symphonien in zwei Farben nennt. Das ist kein von ihm erfundener Name. Der Nordamerikaner Whistler hat ihm dies schon vor zwanzig Jahren vorausgenommen. Whistler ist vielleicht ein nicht minder großer, vielleicht der größere Anreger als es Manet war. Er hat der Malerei das auf's Neue gelehrt, was ihr Stolz war in Deutschland vor fünfzig Jahren: die weise Beschränkung, das „Abstrahiren vom Nebensächlichen", die geschlossene Einheit von Gedanke und Form. Whistler ist ein umgedrehter Cornelius. Wie dieser auf die Farbe verzichtete, so verzichtet jener auf die Zeichnung. Cornelius ist ganz Dramatiker, Whistler ganz Lyriker. Jener will einen Vorgang, einen Gedanken, dieser eine Stimmung, einen Eindruck schildern. Jenem ist also um die Form, diesem um den Ton zu thun, Jener nähert sich der Plastik, dieser der Musik. Whistler hat in seinen Reden und Schriften sein Glaubensbekenntniß sehr klar niedergelegt. Daß es in Deutschland noch so gut wie Niemand kennt und daß es daher Alle mißbilligen, ändert wenig an seiner Berechtigung. Ihm ist die Dämmerung die Zeit künstlerischen Empfindens, die Klarheit der Gegensatz des Schönen, die Wahrheit nur insofern berechtigt, als sie sich auf die Echtheit der Empfindung bezieht. Hierin folgt ihm Hofmann. Ihm werden in der Symphonie die Felsen tief roth, erhalten eine ganz unmögliche Farbe, die Lichter wechseln zwischen leuchtendem Blau und in's Gelbgrüne überschlagendem Glanze, der Ton ist ein nie dagewesener, der Gegenstand unklar. Aber das Alles stört den Maler nicht. Er träumt, er malt ein koloristisches Märchen, er sinnirt sich seine Welt zusammen, wie sie sein könnte, wie sie auf Augenblicke schöner wäre als unsere Welt. Das ist sein gutes Dichterrecht. Es gibt ja auch keine Nixen und kein Menschenleben am Boden des Meeres, und der Dichter darf es uns doch glaubwürdig schildern.

Daß die Harmonie mir bei Hofmann nicht ganz harmonisch erscheint, wie dies bei Whistler stets der Fall ist, das allein macht mich scheu. Aber ich erinnere mich, erst unlängst den verstorbenen Martin Gropius, einen der ersten Vertreter der kunstgewerblichen Bewegung, in Berlin als einen großen Koloristen gefeiert gehört zu haben, und vor mir liegen farbige Tafeln, die er in den sechziger Jahren mit Anderen für den Schulunterricht herausgab, gerade um die Harmonie im Kolorit zu lehren! Sie erscheinen unserem Auge geradezu fürchterlich, es sind Faustschläge der koloristischen Rohheit, die auf uns niederprasseln. Also auch das, was als harmonisch erscheint, ändert sich mit der Zeit! Nur Geduld, vielleicht bekehrt mich Hofmann noch.

Ich glaube es fast, daß es ihm gelingen werde, denn in vielen seiner Bilder finde ich einen zauberischen Reiz. Nicht bloß in den kleineren, ruhig in einem Tone gehaltenen Skizzen: diese sind von einer Feinheit und Vornehmheit, die erst recht an Whistler mahnt; sondern namentlich in seinem „Abendfrieden". Ihr reichen Leute, achtet auf das Bild! Wer Frieden braucht, der hänge es an einen Ort, wo sein Auge oft und lang auf ihm weilt. Es ist eine Seligkeit, eine Ruhe, ein milder Glanz über diesem Werke, der einen bedeutenden Menschen ankündigt! Es erscheint so bunt auf den ersten Blick und es ist so ruhig, so ganz umzogen von dem aus der Wiese aufsteigenden Duft, wenn man sich hineingesehen hat. Das ist ein Bild, auf welchem das Auge ausruhend sich erfrischt. Und ähnlich ist „Daphnis und Chloë", das mir sympathischer erscheint als die Symphonie, als der „Märchengarten". Eine Symphonie nicht aus erdichteten, sondern selbsterfahrenen Tönen, zu der die Natur die Klangfarbe gab und die daher so ganz einheitlich, so ganz in sich aufgelöst erscheint, wie es eben nur die Natur ist.

Franz Skarbina hat seine Anfänge unter Menzel's Einfluß gemacht. Er ist kein Phantast, er sucht nicht das Märchenland. Seine Ausstellung ist aber geeignet, ihn als einen ganzen Mann und großen Künstler zu zeigen. Er zeigt was er kann und weil man ihn um Anton von Werner's willen aus der Akademie entließ, so liegt dieser Ausstellung vielleicht eine gewisse Absicht zu Grunde.

Es ist lange her, daß ich keine größere Arbeit von Anton von Werner sah. Das letzte Mal begegnete ich ihm auf der Londoner deutschen Ausstellung von 1891. Dort war das Bild, welches die kaiserliche Familie der Königin Victoria zum Jubiläum schenkte, als großes Zugstück aufgestellt. Auf jedem Reklamezettel war auf dieses Werk besonders hingewiesen, ein Polizeiposten stand stets daneben, damit es ja nicht beschädigt würde. Und ein Lachen, welches jetzt vor Hofmann's Arbeiten bei Schulte erklingt, das hörte ich auch dort. Aber sie klang mir tranriger, diese Lustigkeit. Ich war mit englischen Künstlern von Namen in der Ausstellung. Sie sagten mir in wohlwollendstem Tone, ob es nicht möglich sei, dies fürchterliche Bild zu entfernen, welches Deutschland wahrlich nicht zur Ehre gereiche. Die Presse erklärte, es sei begreiflich, daß die deutsche Kunst zurückgehe, wenn ein Mann von solch bescheidener Leistungskraft an der Spitze der Akademie stehe. Trocken in der Farbe, unbeholfen in der Composition, kindlich im Ton, leichtfertig in der Auffassung der Personen forderte dies Bild geradezu den Hohn der im Bildnißmalen so verwöhnten britischen Nation heraus. Anton von Werner, dem diese Ausstellung selbst fatal zu werden anfing, hat später in Deutschland Lärm geschlagen wegen der harmlosen Aufführungen aus deutscher Geschichte, die auf einem Festplatz der Ausstellung nach Art derer im Berliner Hippodrom sich abspielten — er hätte besser gethan zu schweigen, als durch diesen Lärm berechtigtere Angriffe zu übertosen. Denn nicht nach diesen Spielen haben die verständigen Engländer Deutschlands Kunstsinn bemessen, sondern an jenem traurigen offiziellen Bild unserer Kaiserfamilie vom Director der Berliner Kunstakademie. Der Mann hat unserem Ansehen im Auslande in dem einen Jahre zehnmal mehr geschadet, als er uns in der längst verflossenen kurzen Zeit seiner künstlerischen Frische zu nützen vermochte — die Rechnung der Nation mit ihm ist zum Mindesten quitt.

Freilich hat Skarbina keine „Velarien" ausgestellt, nicht den Kriegsruhm verherrlicht, und freilich hat er an der Akademie die „Anatomie" gelehrt, was eigentlich ein Hohn auf seine Begabung ist. Er bietet wenig Anlaß zu patriotischer Begeisterung, höchstens für die, welche glauben, der deutschen Kunst sei ein Sieg mit dem Pinsel nöthiger als die Darstellung eines Schwertsieges; es sei wichtiger, das Volk künstlerisch zu erziehen, als es durch die Kunst patriotisch anzuregen. Wenn es Skarbina's Absicht war, durch die Ausstellung der „XI" zu beweisen, was man an ihm verlor, so ist ihm dies für Jeden erreicht, welcher glaubt, daß man an der Berliner Akademie sich bemüht habe, Jeden das lehren zu lassen, was er am besten kann. Dem war aber leider nicht so. Wünschenswerth wäre es aber, daß ein Mann von so feiner Tonempfindung einen leitenden Einfluß nicht bloß auf das Studium der Anatomie erhielte. Man mag die jungen Maler nicht zwingen, ihm zu folgen, aber man

stelle ihnen die Wahl frei zwischen Werner und Skarbina. Sie werden wohl erkennen, wie viel tiefer, wie viel hellsichtiger, wie viel ernster und wie unendlich wahrer Skarbina's Kunst ist. Und zum Schluß, daß sie auch deutscher ist. Sie stammt unmittelbar von dem preußischsten aller Künstler, von Menzel. Und wenn sie der modernen französischen Kunst ähnlicher ist als die des Werner, so kommt dies daher, weil in Frankreich die Maler früher erkannt haben, daß Menzel auf der rechten Fährte sei. Die Zukunft der Berliner Malerei hängt davon ab, daß wieder einmal ein völliger Umschwung stattfinde. Werner war jung reif, mit 32 Jahren Akademiedirector: Er ist früh alt geworden. Das läßt sich an Skarbina's Frische am besten messen!

Man sehe seine Berliner Straßenscene an nebeligem Abend, sein „Wenn die Nachtigallen singen". So etwas ist noch nicht, oder doch nicht so gemalt worden. Das ist von so selbständiger, so feiner Beobachtung, so strenger Selbstprüfung, bedeutend nicht nur um deswillen, was man sieht, sondern auch um dessen, was man nicht sieht! Man prüfe sich selbst in gleicher Stimmung. Der Reiz dämmernden Lichtes liegt im Verhüllen des Details, in der Umschleierung des Gegenstandes, den man zu erkennen glaubt und doch errathen muß. Die Gestalten wirken in ihren Massen, im Umriß, als durch leichte Färbung den Ton durchbrechende Flecke. So flimmert die Welt der Erscheinungen durcheinander. Die Bewegung des Einzelnen erklärt seine Absichten, das Leben streift an uns vorbei, der rasche Blick versteht es und flicht in die huschenden Gestalten seine Gebilde ein. Die alte Aesthetik forderte vom Kunstwerk, daß es dem Geist Anregung zu selbständiger Thätigkeit gebe. Hier ist sie: Aber die Geister der modernen Beschauer wollen sich zumeist nicht wecken lassen. Sie vernehmen den Ruf nicht. Sie sind wie die alten Soldaten, die nur ihr Compagniesignal hören und weiter schlafen, wenn fremde Hörner schmettern!

Max Liebermann erweist sich als ein in sich befestigter Künstler. Man hat in Hamburg sich geweigert, in der Kunsthalle das Bildniß eines dortigen Bürgermeisters aufzustellen, das man bei ihm bestellt hatte. Die Hamburger liebten diesen Bürgermeister und wollten ihn schöner haben, als ihn Liebermann malte. Sie hätten ihn sicher auch nicht angenommen, wäre Franz Hals über sie gekommen. Liebermann ist ein durchaus nüchterner Mann, der zum Poeten keinerlei Anlage hat. Er ist Berliner, ich weiß nicht ob von Geburt, so doch ganz und gar dem Wesen nach. Er zieht zwar holländische Motive den heimischen vor, aber er beginnt jetzt mehr und mehr seine eigenste Umgebung zu malen: Frauen und Männer aus der Gesellschaft. Dorthin drängt ihn eigentlich sein Talent. Er mußte erst an der natürlicheren Natur Hollands sich die Klarheit schaffen, um die „verschönte" Natur, die ihn in Berlin W. umgibt, auf ihre eigentlichen Werthe prüfen zu können. Und da dürfte es ihm zunächst in Berlin, wie in Hamburg ergehen. Ich sah eine sehr fette Dame vor seinem Bildniß des Dichters Gerhard Hauptmann, welche erschreckt ausrief, das sei ja ganz grau, so sehe doch keine Haut aus. Ihre Haut war schön rosa angestrichen über dem weißen Puder Grund. Also sie mußte es ja wissen, wie Haut gemalt wird. Es ist noch weit hin, bis auch diese Bankiersgattin erkennen wird, daß der Mensch unter verschiedenen Beleuchtungen verschieden aussieht und daß nicht nur die in gebrochenem, zerstreutem Licht schön sei. Liebermann kommt ihr aber etwas entgegen, er hat sich endlich dazu bequemt, eine schöne, in frischem Sommerkleid lesend dasitzende Frau zu malen. Und er hat ihr den Gefallen gethan, sie in minder kritische Beleuchtung zu setzen, als den Hauptmann. Man wird es ihm danken und ihn dafür vielleicht gar beloben. Aber ich fürchte fast, daß Liebermann diese Anerkennung gar nicht so werthvoll sein wird. Seinem Wesen nach wird er das „Häßliche" weiter suchen. Nicht weil er diesem seinem Wesen nach für den Schweinestall inkliniert, den er so gern darstellt — ich kenne ihn als einen Mann, der sehr entschieden auf einen guten Schneider hält, der einen Cylinder trägt, welcher stets besser gebügelt ist, als man sie bei schönheitstrunkenen Heiligenmalern gewöhnt ist, ja ich schätze seinen Aufwand an Seife ganz erheblich über Normal — sondern weil er sich die künstlerische Aufgabe gestellt hat, der Welt zu beweisen, daß nicht der Gegenstand das Bild macht, sondern der Maler, weil er den Hamburgern zeigen wollte, daß selbst über ihren Bürgermeister hinaus das Gemälde Werth haben solle und weil er sich selbst komisch vorkäme, wollte er anfangen Phrasen zu machen, seitdem er bisher seine Kraft darin erkannte, auf gut berlinisch die Wahrheit zu sagen. Und wer im Deutschen die Wahrheit sagt, ist nicht höflich, will es nicht sein und kann es nicht sein.

Die Berliner Kritik will von Liebermann's Kunst gerade deshalb nichts wissen, weil er selbst Berliner Kritik malt. Seit Jahren verfolgten den Künstler z. B. die Angriffe des Schriftstellers Adolf Rosenberg. Ich weiß sehr wohl, wie viel höher Liebermann in geistiger Beziehung steht als jener Recensent. Aber der Maler würde Unrecht thun, zu glauben, jener sei durch persönliche Abneigung oder aus Neid gegen seine Ueberlegenheit gegen ihn eingenommen. Rosenberg ist gewiß ehrlich in seiner Unfähigkeit, Liebermann gerecht zu werden. Sie stehen zu sehr auf einem Boden, um sich nicht den Platz streitig machen zu müssen. Und zwar ist Rosenberg der Erbitterte, weil er fühlt, daß sein stärkerer Gegner ihn mit kräftigeren Püffen verdrängt. Zum Teufel auch, wo aber soll er hin, wenn er in Berlin ausgelebt hat! Rosenberg ist Idealist. Aber sein Idealismus ist verständig; er geht nicht durch mit ihm; er hat ihn fest in der Kandare. Idealismus gehört einmal zum besseren Menschen; die Wahrheit darf so wenig wie die Phantasie die Grenzen überschreiten, im Mittelweg liegt das Heil. Mit diesem Zug für das Mittelmäßige, dem bescheidenen Verstande des „Gebildeten" Entsprechende bekämpfte der Berliner Nicolai den Goethe, Hirth den Cornelius, Julian Schmidt den Hebbel, Rosenberg die moderne Kunst. Sie alle standen für die Kunstgesetze gegen die Reformatoren ein, kämpften mit dem Verstande für Wahrheit und Schönheit gegen die Empfindung, für die Regel der Kunst gegen die Künstler und ihre besonderen Gesetze. Liebermann ist aber wieder vollkommen regelrecht, vollkommen verstandesmäßig. Er gehört zu den Malern der Aufklärung, zu den Vertretern der Wissenschaftlichkeit. Der Streit zwischen jenen Beiden beruht nur auf zeitlichen, nicht auf inneren Gründen, außer etwa dem verschiedener Qualität. Es gibt jetzt schon kritische Ableger Liebermann's, die am Werke sind, die sich aus seinem Schaffen ergebenden Kunstgesetze zu formuliren und daraus einen Knebel für anderes Schaffen zu winden, die den nüchternen Realismus zur Regel erheben und mit diesen die Phantasten ab-nicolaisiren und ab-rosenbergern. Wohl fühlte man Liebermann's Bildern nach, daß auch er, nachdem er eine neue malerische Wahrheit mit zu entdecken geholfen hat, nachdem er wohl als die stärkste und in sich klarste Kraft unter den Deutschen der jungen Erkenntniß bis auf den Grund ging, nun auch wieder dem Reichthum zustrebt; daß er erkennt, wie das Ergründen, Zergliedern im Folgern, Aufbauen seinen Abschluß finden soll; wie die Wahrheit an sich nicht erhebt und befriedigt, wenn sie nicht zur Grundlage der Neugestaltung wird. Aber hier ist die Grenze seiner Begabung, hier trennt sich sein Weg von dem etwa Hofmann's. Er hat Großes geleistet, indem er das Werkzeug war, durch welches wir die Natur sachlicher zu sehen lernten, er hat der Malerei die wichtigsten Dienste geleistet, indem er ein Mehrer ihres Reiches wurde. Und er ist eine Persönlichkeit, deren Wirken noch heute dringend nöthig ist. Nur ein kleiner Theil selbst der Kunstfreunde ist bis zu seiner Klarheit und seiner Sachlichkeit durchgedrungen. Es steckt echte Idealität in ihm, wenn anders die Wahrheitsliebe eine Tugend ist, selbst jene etwas mit Bosheit gemischte, etwas absichtlich pointirte des echten Berliners. Aber mir will scheinen, als zeige sich schon der Weg, wie ein neuer Idealismus, die Verstandesarbeit benutzend, zu dichterischen Werthen fortschreitet.

In sehr merkwürdiger Weise äußert sich dies bei Walter Leistikow. Vor drei Jahren zeigte sich dieser als ein talentvolles Mitglied der „soliden" Berliner Landschaftsschule, wie sie Gude, Bracht, Ludwig, Vorgang, Flickel vertreten, jetzt ist er in seinem „Bergsee" ein Dichter geworden, der die Wahrheit auch dort erkannte, wo sie von aller Nüchternheit fern ist. Da spürt man ein mächtiges Weiterschreiten. Und in der Bewegung äußert sich am deutlichsten das Leben!

Cornelius Gurlitt.

## Dramatische Aufführungen.

Die beiden Champignol. (Champignol malgré lui.) Schwank in drei Acten von Feydeau und Desvallières. Uebersetzt von Benno Jacobson. (Residenz-Theater). — Der Phonograph. Schwank in drei Acten von Alexandre Bisson. — Der Frosch. Parodistisches Familiendrama in einem Aufzug von Otto Erich Hartleben. (Neues Theater.) — Wohlthätigkeits-Matinée im Residenz-Theater.

Die französische Invasion dauert noch immer fort, und nicht lange mehr, so wird mit ihren tollen Schwänken die lustige Basoche von Paris auch den letzten Franc von den fünf Milliarden aus unseren Taschen zurückgeholt haben. Der Weg zum Tempel Lachegotts führt, es ist ein Kreuz, das sagen zu müssen, nicht über Frankfurt am Main, wo Fulda's Wiege stand, auch über Mainz nicht, wo Carl Laufs Possen transpirirt; er führt nicht zu der Schönthan's väterlicher Stammburg, und selbst dem Berliner Auswärtigen Amte läuft er weit vorbei, obwohl Ernst von Wildenbruch dort furchtbar thront und uns, wie man munkeln hört, nächstens wieder 'mal satirisch kommen will. Nein, wer hier zu Lande, trotz Jesuiten, Portotheuerung und Militär, das Lachen nicht verlernen mag, muß sich an die altbewährten Pariser Firmen halten. Ihr hiesiger Generalvertreter Lautenburg ist, sieht man von dem schmunzelnden Schüler Lessing's und Dichter der Orientreise ab, der glücklichste Director von Berlin; Repertoiresorgen bedrücken ihn fast so wenig wie den Kunstonkel in der Dresdnerstraße, und bei seinen Premièren vergißt die Claque vor lauter Lachen den Applaus.

Was er als neueste Gabe uns bot, die sprudelnde Narrheit Champignol malgré lui der Herren Feydeau und Desvallières, ist ohne Zweifel die tollste Verwechslungskomödie dieses Jahrzehntes. Ganz und gar von groben Schlagern, häufig von Erinnerungen lebend (so begegnen uns Motive aus der „Fledermaus" und der „Nitouche", aus dem „Veilchenfresser", den „noces d'un réserviste", aus unzähligen Witzblättern und Witzblatt-Possen), unwahrscheinlich bis zum x, immer nur darauf bedacht, die Komik der Situation erbarmungslos auszunutzen, bemüht sich das Opus der jungen Doppelfirma, ungeheure Heiterkeit um jeden Preis zu erwecken. Das ist ihr nun auch im vollsten Maße gelungen. Solche Lachsalven, wie sie Pagay und Alexander als Champignols in Uniform zu entfesseln wußten, haben seit Langem nicht mehr das Residenztheater durchdonnert, und da man hier an herzhaftes Lachen gewöhnt ist, ehrt ihr Triumph immerhin auch die Autoren. Herr Alexander entfaltet sein ganzes, überraschendes Können nur in Rollen, die an den Künstler wie an den carikirenden und grimassirenden Clown gleich hohe Anforderungen stellen; der St. Florimond Feydeau und Desvallières' ist ihm auf den Leib geschrieben.

Die Muse dieses Dichterpaares ist im Circus geboren, ein vollblütiges Kind der Manège. Das ist Hanlon-Humor, Excentric-Komik, die immerfort sich selbst überschlägt und da, wo sie uns nicht lachen macht, doch wenigstens verblüfftes, bewunderndes Staunen über die Findigkeit ihrer Urheber hervorruft. Wie einen Kreisel, bald in größeren, bald in engeren

Bogen, peitschen sie die Handlung um den einen Mittelpunkt und ruhen nicht eher, bis alle Figuren und alle Tempi erschöpft sind. Wo unsere Berliner Schwankdichter erschrocken stehen bleiben und aus Furcht vor der Kritik des grausamen Spiels genug sein lassen, sind die Franzosen noch lange nicht auf dem Gipfel angelangt. Eine Affenkomödie, eine Hohlspiegelei sonder Gleichen, die nichts als Verzerrungen bietet und Drastica zum Lachen eingibt, daneben aber auch Zeugniß ablegt für eine komische Kraft allerersten Ranges — so treten uns die beiden Champignols entgegen. Ich kenne keine Posse, die das Kasernen- und Bivakleben mit glücklicherem und dreisterem Humor persifflirt. Ich kenne keine Schwankszene von überwältigenderer Komik als die im zweiten Acte, wo der falsche Champignol gezwungen wird, seinen Hauptmann zu malen und nun eine grausige Portraitskizze auf die Leinwand zaubert. Die wahnsinnigen Tollheiten jagen sich, der Humor schnappt über: viermal muß Champignol der Gatte unter die Haarscheere, während immer Champignol der Hausfreund gemeint ist, bis er zuletzt ein kahlrasirtes Haupt zur Schau trägt. So sehr sind sich die Autoren der bezwingenden Macht ihrer Situationskomik bewußt, daß sie von dem üblichen Mittel der Landsleute, durch artige oder unartige Zötlein die Wirkung zu erhöhen, ganz abgesehen haben. Sie verdienen alles Lob dafür. Die Zote ist überdies, seitdem sie massenhaft auftritt, unmodern geworden. Und wenn wir Appetit auf — freilich witzlose und breit ausgetretene — Gemeinheiten haben, brauchen wir nur ein paar Bände der sogenannten jüngstdeutschen Wahrheitsdichtung aus der Leihbibliothek holen zu lassen.

Der Mangel an sexuellen Kalauern schmückt das Werk, macht jedoch die Trivialität des Dialogs nicht vergessen. Freilich sind ein Reihe besonders greller Geschmacklosigkeiten auf das Conto des Uebersetzers zu schreiben; aber sowohl hier wie in der Gestaltung der Handlung und der Ausprägung der Charaktere versagt oft die Kraft der verbündeten Dichter, die wohl hervorragend witzig, aber nicht eben geistvoll sind. Darum fehlt ihnen die Gabe, zur rechten Zeit einen Scherz zu unterdrücken und übermäßig üppig wuchernde Details zu beschneiden; darum spüren sie gar nicht, wie ihre spaßselige Weitschweifigkeit ganze Acte empfindlich schädigt. Und dann — wie abgegriffen sind die Münzen, womit sie das Geschäft betreiben! Dieser Ehemann und Maler Champignol, der über seine Kunstreisen alles Andere vergißt; dieser St. Florimond, der ein langweiliges Frauchen lüstern umstreicht und von der ganzen Welt für ihren Gatten gehalten wird; dies Frauchen selbst, das so gar nicht pariserischen Ursprungs scheint! Diese militärischen Chargen allesammt, diese Provinzlerfamilie — in wie vielen Stücken deutscher und französischer Mache haben wir sie nicht schon schärfer und feiner gezeichnet gesehen: Manche Rollen, die einer albernen Landmagd zum Beispiel, gefährden geradezu das Stück und könnten ohne Noth ausgemerzt werden.

Es war verwegene Situationskomik, die diesmal den Sieg errang, nicht aber jene köstliche gallische Rabelais-Laune, als deren vornehmster Vertreter neben Blum und Touché noch immer Alexandre Bisson erscheint. Man kennt den genialen Autor des seligen Toupinel und der Madame Bonivard, den Schöpfer der Familie Pont-Biquet, zu gut, als daß man ihm nicht einen Fehlgriff verzeihen könnte, wie er mit dem „Phonographen" fraglos begangen worden ist. Das Stück selbst erfreut sich schon eines recht respectablen Alters, vermochte es aber bisher in Deutschland nirgendwo zu einer Aufführung zu bringen; Director Löwenfeld vom Neuen Theater erbarmte sich sein und gab es noch dazu in einer mehr als elenden Uebertragung. In der „Gegenwart" ist zuerst das Wort vom „mathematischen Vaudeville" gemünzt worden, das sich nachher im Flug bei der ganzen Berliner Kritik beliebt machte; es trifft auch auf den neuen Bisson zu. Aber hier ist das Gerüst zu dürftig verkleidet worden, die leitende Idee genügt in ihrer Armseligkeit nicht für drei Acte, und da Bisson außerdem diesmal keine verblüffend originellen Typen vorführte, sondern sich mit stadtbekannten Masken aushalf, vermochte das breit ausgesponnene Stück trotz vieler geistvoller Blender und manchem kecken Einfall nicht sonderlich zu interessiren.

Neben gallischer Tollheit hat deutscher Esprit von der methodischen Art sich von jeher schlecht ausgenommen. Wir wissen das, wir leugnen es nicht; die Herren Löwenfeld und Hartleben hätten sich die Mühe sparen können, uns nochmals umständlich den Beweis dafür zu erbringen. Der „Phonograph" taugte wenig, aber der „Frosch" war schlichtweg elend. Ganz entschieden handelt die Versuchsbühne am Schiffbauerdamm unpatriotisch, wenn sie mit so erschreckender Deutlichkeit zeigt, wie himmelweit noch immer der Abstand ist zwischen einem schlechten französischen und einem melancholischen deutschen Ulk. Solche Vorstellungen müßten im Interesse des Vaterlandes unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfinden; sie rufen bei etwa anwesenden Franzosen die felsenfeste Ueberzeugung von Deutschlands geistiger Inferiorität hervor, was entschieden schädlicher als das Gerücht von den Ahlwardtflinten und eben so falsch ist wie dieses. Nach Ludwig Fulda's eigenem Ausspruch blühen im Gegentheil Künste und Wissenschaften bei uns; es ist eine Lust zu leben. Aber lassen wir das. Wir wollen von Hartleben'schem Humor sprechen; deshalb Scherz bei Seite.

Herr Otto Erich Hartleben, der ewig Angekündigte, geht heuer scharf in's Zeug. Da er bei mehreren literarischen Unternehmungen als Mitthäter betheiligt ist und da andere Mitthäter zu den Sternen unserer hauptstädtischen Elf-Uhr-Nacht-Kritik gehören, begegnete es dem jungen Mann, daß eine blitzblöde und durch Dramatisirung nicht besser gewordene Schnurre von ihm, „Die Lore" geheißen, gar enthusiastisch aufgenommen und der staunenden Provinz als Blüthe drolligen Berliner Kneipenhumors angepriesen wurde. Wir haben, um Herrn Hartleben nicht künstlerisch zu schädigen und ungünstige Vorurtheile betreffs seiner Hannah Jagert zu erwecken, an dieser Stätte kein Wort von der Lore gesagt. Unter vier Augen hätten wir ihm vielleicht den Rath ertheilt, um Gottes Willen nicht wieder Stücke, die alle Theaterdirectoren schaudernd zurückweisen, Herrn Löwenfeld vorzulegen. Der kriegt es nämlich fertig und führt sie eilends auf. Kollege Dernburg meinte zwar neulich, daß jedem jungen Schriftsteller von Begabung für den Anfang seiner Laufbahn eine urkräftige Niederlage zu wünschen wäre. Denn die macht vorsichtig, weckt alle guten Geister der Selbstkritik, spornt zu höchster Anstrengung und schadet, da sie einem Unbekannten begegnet, nicht sonderlich. Kollege Dernburg meint indeß, verstehe ich ihn recht, einen ehrlichen, ehrenvollen Mißerfolg auf grünem Plane, vor vielumworbenen Burgen. Ein solcher Mißerfolg schändet nicht. Geht er aber im dramatischen Leichenschauhause am Schiffbauerdamm vor sich, dann vae victis!

Herrn Hartleben's Lore steht auf dem Niveau einer knotigen Witzblatt-„Humoreske"; sie paßt nicht in ein Theater, das sich selbst achtet. Weil aber der Autor ein verdammt fescher Kerl ist und im westlichen Sodom die Jankow's zu mangeln beginnen, fand das Späßlein Gnade vor den atropinhungrigen Augen der fetten Damen, die in „der größeren Pause nach dem ersten Stück" Schicksal spielen und die maßgebenden Kritiker mit fraulicher Milde beeinflussen.

Dieses war der erste Streich, und was nachkam, nannte sich der „Frosch."

Auf dem Theaterzettel war von einem parodistischen Familiendrama die Rede, und man sagte mir später, der Autor hätte die beste Absicht gehabt, Ibsen zu travestiren. Ich habe scharf hingehört, von einer Geißelung ibsenischer Schwächen aber nichts gespürt und schließlich bemerkt, daß das Stück nur einen sicheren Hartleben verhöhne, den aber freilich mit unbarmherziger Rohheit. Entschuldigend berichteten Leute, die Herrn Hartleben Bruder nennen, sein „Werk" habe in einer literarischen Gesellschaft die Feuertaufe erhalten und rauschenden Beifall geerntet. Rauschenden Beifall offenbar von jener Sorte, wie er jetzt allsonntäglich Abends um neun Uhr die Execution des berühmten Bierwalzers begrüßt. Ich will durchaus nicht leugnen, daß man mit sieben Litern Bier im Leibe die Erde für einen Schweizerkäse, den „Frosch" für eine witzige und geistvolle Parodie, die maison de santé aber für eine Akademie der Wissenschaften halten kann; so lange jedoch das Neue Theater seinen Besuchern vor Beginn der Vorstellung nicht ein paar Tonnen Echtes ansteckt, sondern sich an vernünftige und biernüchterne Leute wendet, sollte es wenigstens den äußeren Schein wahren. Der Berliner Kunstgeschmack mag weit heruntergekommen sein, und daß man ihm solche Beleidigungen zu bieten wagt, ist der beste Beweis dafür; die unterste Stufe aber hat er noch nicht erreicht. Und ehe das nicht geschehen ist, wollen wir uns kräftiglich dagegen wehren, daß auf einem sogenannten „vornehmen" Theater so hingesudelte Langweiligkeiten und primanerhafte Mimiken gegeben werden, wie der „Frosch" eine ist.

Wenn Blumauer die Aeneis travestirt und Martin Böhm, des geschundenen Raubritters Vater, den Faust, so thun sie das immer noch mit ungleich größerer Berechtigung als der Frosch-Aristophanes, der sich an Ibsen macht. Sie sind unfähig wie er, in die wirklich wunden Stellen des Originals mit spitzen Nadeln zu stechen, seine Scenen ergötzlich zu verrenken und sich lachend über den Tragiker empor zu schwingen, aber sie ennuyiren nicht geradezu: sie bringen ein ganz klein wenig Wortwitz mit. Unser Autor leistet auch auf dies letzte Hilfsmittel entschlossen und vornehm Verzicht, und seine enthaltsame Mäßigkeit macht ihm alle Ehre. Auch in Persien lobt man die Eunuchen ihrer strengen Keuschheit wegen.

Es gab Leute, die über „einzelne der hübschen satirischen Wendungen herzlich lachten; sie thaten's offenbar, um ihre Belesenheit und ihre Ibsenkenntniß vor versammeltem Kriegsvolk zu documentiren. Krampfhaftes Lachen und unheimliches Kichern begleitete auch die gesanglichen Leistungen unserer französischen Freunde, die sich an der residenztheaterlichen Matinée zum Besten der armen Menschen von Zante betheiligten. Was die Monsieurs und Mademoiselles darboten, war gar nicht übermäßig witzig; ihr ausnehmend bewegliches Mienenspiel annoncirte jedoch den Hörern jeden kommenden Witz, und so konnte man herzlich lachen, ohne eine Blamage fürchten zu müssen. Herr von Levetzow hätte dem Hause anstandslos die Censur: Französisch recht gut! ertheilt. Im Uebrigen entwickelten die gallischen Herrschaften in ihren Vorträgen jene entzückend anmuthvolle Ungebundenheit und jene Champagnerlaune, die wir leider nicht genug würdigen und die selbst den Schauspielerinnen Siegmund Lautenburg's noch immer völlig abgeht.

Ein dramatischer Versuch Sarah Berhardt's: „Das Geständniß" und Stella Hohenfels a. G. in Pailleron's „Zündendem Funken" — das waren die eigentlichen Ereignisse der Matinée. Man nimmt das Unangenehme gern vorweg, und so sei es denn gesagt, daß die göttliche Sarah zwar noch immer eine unermeßliche Comödiantin, aber nebenbei auch eine unermeßlich schlechte Comödienschreiberin ist. In einem einzigen kurzen Act so viel himmelschreiende Unnatur und so viel damenhafte Ueberschwänglichkeit hineinlegen zu können, welch eine Gabe! Welch ein Weib! Wenn „das Geständniß" nicht energischer abgelehnt und einfach ausgelacht wurde, so mag die Rücksichtnahme auf die hohen Gäste des Hauses und den wohlthätigen Zweck dahingewirkt haben. Die grotesk verzerrte Sardou-Imitation, nur der schönen Rolle wegen gemacht und aus Schauspielermätzchen zusammengeflickt, wird, all in ihrer erlogenen Coulissentragik, deutschen Dichtern tröstend sagen, daß manchmal auch jenseits des Rheines breite Bettelsuppen gekocht werden. Schade, daß seit dem Beginn der verdrießlichen Frauenemanzipation allenthalben Singvögel und Gänse anfangen zu glauben, man schätze sie hauptsächlich ihrer Federn wegen!

In dem chicken Einakter Pailleron's spielte Stella Hohenfels die Lachdrossel Trinon, und es ist nicht zu sagen, mit welcher wilden, ungestümen, hinreißenden Grazie. Das flatterte und schimmerte wie Sonnengold über die Bretter; trat sie ab, so schien die Scene leer — neben solchem Glanze verblassen auch brave Mitspieler zu wesenlosem Scheine.

Stella Hohenfels' schallendes Lachen ist das contagiöseste Ding von der Welt. So unmädchenhaft rauh ihr Organ auch zuweilen beim Sprechen klang, man meinte fast, diese Stimmfärbung gehöre zur Darstellung des reizenden Mädchencharakters.

## Notizen.

Hamburger Weihnachtsbuch. (Hamburg, Otto Meißner.) Das Prachtwerk ist zum Besten nothleidender Waisen gestiftet und ursprünglich nur als Jugendschrift angelegt; erst im Verlaufe seines Entstehens erweiterte es seinen Kreis zu einem Weihnachtsbuch, an dem auch Erwachsene ihre helle Freude haben können. In der That dürften sich kaum drei deutsche Städte den Luxus eines so stattlichen Eigengewächses erlauben, und wenn man bedenkt, daß alle Mitarbeiter, worunter Schriftsteller, Maler und Tonsetzer von großem Ruf, Hamburger Kinder oder wenigstens in der altehrwürdigen Hansastadt wohnhaft sind, so empfindet man Hochachtung vor dem künstlerischen Geiste der sonst als materiell verschrieenen Handelsempore. Da finden wir Geschichten und Gedichte von Boy-Ed, Ilse Frapan, Joachim Mähl, Adalbert Meinhardt, B. Noelting, Paysen Petersen, Albert Roderich, H. Schomburgk, O. Schwindrazheim, Stettenheim, Stinde, Waldmüller-Duboc, H. E. Waldsee, J. v. Wildenradt, Karl Woermann; nur einige talentvolle Jüngere vermissen wir, wie A. W. Ernst, J. Löwenberg, Otto Ernst (Schmidt). Auch mancher Gelehrter von Ruf hat etwas beigesteuert, z. B. der Director der Hamburger Kunsthalle Lichtwark, der jahrelange Berliner Kunstreferent der „Gegenwart", von dem das Album einen geistvollen Essay über das Makartbouquet und den Blumenstrauß bringt. Aber auch die Hamburger Künstler sind gut vertreten, denn da finden wir Allers, Dettmann, Gehrts, Kallmorgen, Kaufmann, Kuehl u. a. mit reizenden Skizzenblättern. Unter den musikalischen Beiträgen leuchtet aber der Name des großen Hamburgers Johannes Brahms. Da kann Otto Meißner wirklich in berechtigtem Localpatriotismus mit Schiller rufen: Ihr, ihr dort draußen in der Welt, die Nasen eingespannt!

Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen von Jul. Post. (Berlin, R. Oppenheim.) Der erste Band beschäftigte sich mit der Fürsorge für die Kinder der Arbeiter. Seine anziehenden Schilderungen waren das Ergebniß der Entdeckungsfahrten, die der Verfasser durch die industrielle Welt Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Frankreichs und Hollands unternommen hatte. Weitere Studienreisen, neue Beziehungen haben es dem Verfasser ermöglicht, für die Bearbeitung des soeben erschienenen zweiten Theils, der von den erwachsenen Arbeitern handelt, weiteres umfangreiches Material herbeizuschaffen, das durchweg bis auf die neueste Zeit ergänzt werden konnte. Der Inhalt behandelt zunächst: Arbeiterausschüsse, Arbeitsordnungen, Lohnform, Arbeitsstätte, Wohnung, Ernährung und Beschaffung von Gebrauchsgegenständen, Sparwesen, Unterstützungswesen, Erholung, sodann werden bestehende Mustereinrichtungen beschrieben, die als Typen für die beabsichtigte Nachahmung dienen können. Hoffentlich regt dieser Leitfaden der Wohlthätigkeit recht viele Arbeitgeber an, in ihrem Großgewerbe an der Versöhnung der Gegensätze mitzuwirken und so ein wichtiges Stück Sozialpolitik privatim zu lösen.

La formation de la Prusse contemporaine. Par Godefroy Cavaignac. (Paris, Hachette.) Der Name des Verfassers ist in den letzten Wochen viel genannt worden und man sieht in dem ehemaligen Marineminister schon den künftigen Ministerpräsidenten und sogar Carnot's Nachfolger. Als Historiker ist er durchaus ernst zu nehmen, obwohl er von einer stark deutschfeindlichen Tendenzmacherei nicht frei zu sprechen ist. In diesem Geiste ist auch sein neues Buch und sind auch seine jüngsten Essays geschrieben, in denen er die Fortdauer der Tortur in Preußen bis in den Beginn unseres Jahrhunderts aufzeigt. Hier leitet ihn die Absicht darzulegen, daß die deutschen Geschichtschreiber ganz im Unrecht sind, wenn sie die unbedingte Priorität Frankreichs auf dem Gebiete der sozialen Reform leugnen und lehren, daß Preußen die Grundsätze von 1789 schon vor der großen Revolution bei sich durchgeführt habe. In der Hauptsache hat er Recht, wenn er auch Stein's Erfolge auf dem Gebiete der Bauernemancipation unterschätzt. Jedenfalls geht er aber zu weit, wenn er die Grundsätze der sozialen Gerechtigkeit und Gleichheit schon im Frankreich des Sonnenkönigs und der Pompadur entdecken will. Das Buch ist übrigens gut und unterhaltend geschrieben und macht dem Sprossen „einer der drei berühmtesten Adelsfamilien der Republik" alle Ehre.

Conservatives Handbuch. (Berlin, H. Walther.) Ein treffliches politisches Nachschlagebuch, das sich zur Aufgabe macht, den Ueberblick in den wichtigsten politischen und wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart zu erleichtern. Mehrere der hervorragendsten conservativen und freiconservativen Parlamentarier, sowie andere conservative Männer haben zusammengewirkt, und es ist ein sehr geschickt gemachtes Buch entstanden, das nebst ausführlichen Artikeln politischen und nationalöconomischen Inhalts eine Fülle von statistischen Angaben über Heer und Flotte, Steuerfragen, Eisenbahn- und Finanzwesen u. s. w. enthält. Besonders schön ist der warme Artikel über Bismarck. Das Buch wird auch außerhalb der conservativen Partei Freunde finden.

Von der „Bibliothek des Humors" ist soeben im Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin ein neuer Band erschienen, der eine Sammlung von Anekdoten und charakteristischen Zügen, die etwas Humoristisches an sich tragen, aus der deutschen Geschichte bis zum Jahre 1861 enthält. Es ist eine deutsche Geschichte in Anekdoten. Was uns vom Humor der ältesten und älteren Zeit geblieben ist, erscheint oft beinahe ingrimmig. Reichlicher beginnen die humoristischen Quellen gegen Ende des Mittelalters zu fließen, schon die Reformationszeit ist ergiebiger, und auch unter den langen Kriegsgreueln der dreißig Elendjahre fehlt der Witz nicht ganz. Sehr reich an Humor ist dagegen das achtzehnte Jahrhundert, die Zeit der Querköpfe, schrullenhaften Regenten, lächerlichen Gesetze und komischen Verordnungen. Mit welchem Fleiße der Herausgeber Ernst Otto Hopp sein schier unerschöpfliches Material sammelt, beweist schon der Umstand, daß er auch unsere Zeitschriftenliteratur herangezogen hat. So entnahm er der „Gegenwart" eine temperamentvoll erzählte Anekdote Heinrich v. Kleist's vom preußischen Tambour, den „ungeheuersten Witz", den wir seinem Nachlaß entnehmen durften.

Gedichte von Karl Busse. (Großenhain, Baumert & Ronge.) Der Verfasser ist den Lesern unseres Feuilletons von einer Novellette noch in guter Erinnerung. Neben Liliencron, Carolath, Henckel und Stern ist Busse wohl der einzige neue Vollblutlyriker des letzten Jahrzehnts, der eine größere Begabung verräth und ein echter Dichter ist. Im vorliegenden Band ist bis auf wenig Verfehltes alles goldecht, warmherzig und innig empfunden. Neben schönen Liedern, die an den Volkston anknüpfen, finden sich wundervolle Naturschilderungen:

„Der Himmel versinkt im rothen,
Sonnigen Abendmeer,
Von Osten schleichen die Bolen
Der ersten Dämmerung her.
Von den blühenden Thälern und Hügeln
Klingt das letzte Abendgetön —
Wildschwäne mit weißen Flügeln
Rauschen über die Höhn."

Sogar im rhetorischen Pathos ist der blutjunge Dichter voll von warmem Gefühl, das den Leser mächtig ergreift:

„Ich bin ein Mensch, ein fünd'ges Kind der Zeit,
Jehovah, Christus, Gott — hörst du mein Flehen?
Mein junges Leben ist der Kunst geweiht,
Ich will des Künstlers Dornenpfade gehen.
Und ich will ringen, heiß und ohne Ruh',
Und rastlos schaffend nach Vollendung streben,
Mich treibt das Herz, das Herz treibt mich dazu —
Und dieses Herz — du hast es mir gegeben!"

Romanzero. Exotische Novellen von Anton Freiherrn von Persall. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Sechs Novellen: „Die schöne Barbara", „Auf Angelisland", „Mein Traum von Green-Island", „Aus meinem Hotelleben", „Der Engel von Alaska", „Tejada-Spring", meist in Nordamerika spielend, bald auf einem Dampfer des Ozeans, bald in New-York oder Chicago, bald auf der Pacificbahn oder im „fernen Westen". Ueberall ein stark romanhafter Reiz, ohne großen Wirklichkeitssinn, aber flott erzählt. Unvergleichlich höher stehen die „Novellen" von Ferdinand Kürnberger, die aus dem Nachlasse des Dichters von Wilhelm Lauser herausgegeben sind. Das ist kein Vielschreiber und Familienblatt-Klassiker wie Persall, sondern ein echter Dichter. Jede einzelne dieser fünf Novellen („Schulmädchen und Hausfrau", „Heimlicher Reichthum", „Das Duell ohne Waffen", „Der schützende Schutzgenosse", „Wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt") ist ganz und gar originell, theils fein humoristisch, theils voll tragischer Verwicklungen. Etwas grobschlächtige, aber gute leichte Lectüre bietet „Pique-Aß", Criminalroman von A. Oskar Klaußmann. Es ist der Spitzbubenname des Häuptlings einer Räuberbande, die in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts einen Theil von Oberschlesien unsicher machte, eine Gegend, die damals eine bettelarme Bevölkerung aufwies, von der selbst die sogenannten „Honoratioren" wegen Waldfrevels und Hotzdiebstahls bestraft waren. Da ist es begreiflich, daß auf solchem Boden noch in unserem Jahrhundert solche Räuberromantik möglich war, wie der Verfasser sie hier schildert.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

---

Als feinstes und billigstes Geschenk für Militärs und Interessenten

empfehle ich die in meinem Verlage erschienene hochelegante Kunstmappe

**„Im Waffenrock".**

Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben.

12 Kunstblätter in Leinwandmappe
gezeichnet von **Feodor Czabran.**
Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung, wie auch direkt von der Verlagshandlung von **Gustav Teutsch, Gera (Reuß).**

Gegen Einsendung von 6 Mk. erfolgt Frankozusendung.

---

**= Für die Passionszeit! =**

**Kretzschmar's Führer durch den Konzertsaal**

II. Abth., erster Theil: **Kirchliche Werke:**
**Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten.**

II. Abth., zweiter Theil: **Oratorien und weltliche Chorwerke.**

Jeder Theil ℳ 4.—, in Halbfranzband gebunden ℳ 6.—.
Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

---

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

**Deutsche Geschichte**

von
**Dr. Carl Lamprecht,**
Professor an der Universität Marburg.
**In sieben Bänden.**

Das Werk wird in sieben Bänden vom Umfange der jetzt vorliegenden drei Bände die Schicksale des deutschen Volkes bis zur Gegenwart hinab erzählen.

Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganze.

Band I, 1891 erschienen, 24 Bogen = 6 Mk., geb. 8 Mk.
Band II, 1892 erschienen, 26 Bogen = 6 Mk., geb. 8 Mk.
Band III, 1892 erschienen, 27 Bogen = 6 Mk., geb. 8 Mk.

Der Herr Verfasser ist mit dem Abschlusse des Werkes unausgesetzt beschäftigt.

Die bisher eingegangenen Besprechungen machen übereinstimmend und mit besonderem Nachdruck auf die **außergewöhnliche Bedeutung des Werkes** aufmerksam.

---

**Die Gegenwart 1872—1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

**Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.**

Soeben erschien:

**In Sachen der Hypnose und Suggestion.**

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt.

Von
**Dr. F. Wollny.**
Preis 50 Pfge.

---

**Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

**Drückt die Militärlast?**

Eine zeitgemäße Frage
besprochen von
**Dr. J. Jastrow,**
Privatdozent an der Universität Berlin.
Preis ℳ —.50.

---

**Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.**

Soeben erschien:

**Brot!**

**Ein Büchlein für Alle, die Brot essen.**

Von Dr. **Karl Schmidt.**

8 Bogen 8°. Preis elegant broschiert 1 Mk.

Ein Werkchen, das die weiteste Verbreitung verdient und zweifellos auch finden wird. Der Verfasser faßt das, was wir heute die soziale Frage nennen, am richtigen Ende an und versteht es meisterlich, auch dem Laien in nationalökonomischen Dingen alles das klar zu machen, worum sich heute die wirtschaftlichen Kämpfe drehen. — Wie gewann man vor Zeiten sein täglich Brot? Wie gewinnt man es heute und wie wird man es in Zukunft gewinnen? Dies sind die drei Kardinalfragen, die Dr. Schmidt aufstellt und beantwortet. Der erste Teil des Büchleins zeigt, daß und wie zwar die Bedingungen und Formen des Broterwerbs sich fortwährend umgestaltet haben, daß aber Eines, trotz dem Wechsel der Form, im Wesentlichen bis heute geblieben ist: die rechtskräftige Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Die letzten Teile zeigen, daß für die Ausbeutungswirtschaft die Stunde geschlagen hat, und daß das Jammerthal sich in ein Freudenthal verwandeln soll und kann. — Dabei steht der Verfasser nicht auf sozialdemokratischem Boden, sondern ist ein Anhänger der sogenannten Bodenreform. Das Buch sei Allen empfohlen, die sich über die Brot- und Erwerbsfrage leicht und angenehm unterrichten wollen.

---

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

**Mirèio.**

**Provençalische Dichtung**

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—.

Früher erschien:

**Nerto.**

**Provençalische Erzählung**

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

8°. 182 S. 1891. br. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.


Hierzu eine Beilage: Reuger'sche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 25. März 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der deutsch-russische Handelsvertrag. Von N. Syrkin. — Aerztliche Berufsthätigkeit in den Gefängnissen. Von Dr. med. M. Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Heinrich Ehrlich's Erinnerungen. — Aesthetische Streitfragen. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Das Spiel ist aus. Von Augustin Filon. — **Aus der Hauptstadt:** Windthorst in Marmor. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Tolstoi und Bernardin de Saint-Pierre. — Notizen. — Anzeigen.

### Der deutsch-russische Handelsvertrag.

Von N. Syrkin.

Trotzdem die Agrarier unter dem Kriegsschrei der Aufrechterhaltung der Differentialzölle die Abschließung eines Handelsvertrags mit Rußland zu vereiteln suchen, erfordern es dennoch die Interessen der Industrie ebenso wie des Handels, einen solchen Vertrag so bald als möglich zu Stande zu bringen. Die geographische Lage Deutschlands und Rußlands ist eine derartige, daß beide Länder in ihrem Verkehr und wirthschaftlichen Leben nothwendigerweise auf einander angewiesen sind und rege Handelsbeziehungen mit einander unterhalten müssen. Rußlands Ueberfluß an Getreide kann keinen besseren Abnehmer haben als das benachbarte Deutschland, ebenso wie die deutschen Industrieerzeugnisse am leichtesten und mit dem besten Vortheil an das ackerbautreibende Rußland verkauft werden können.

Seitdem in Rußland das Schutzzollsystem befolgt wird und die Grenzzölle so hoch gestiegen sind, ist der deutsche Import nach Rußland in steter Abnahme begriffen und von 500 Millionen Mark ist er auf 200 Millionen Mark gesunken. Deutschlands Handelsbilanz verschlechterte sich ohnehin in den letzten Jahren und ist vom Jahre 1886 bis zum Jahre 1892 in fortwährender Abnahme begriffen. Im Jahre 1886 war die Ausfuhr um 107 Millionen Mark größer als die Einfuhr, im Jahre 1887 um nur $1^1/_3$ Millionen Mark, dagegen übertraf im Jahre 1888 die Einfuhr die Ausfuhr um 83 Millionen Mark, im Jahre 1889 um $830^1/_2$ Millionen Mark, im Jahre 1890 um 863 Millionen Mark, im Jahre 1891 um $1063^1/_2$ Millionen Mark und im Jahre 1892 war die Einfuhr größer denn die Ausfuhr um $1133^1/_2$ Millionen Mark. Die Verringerung der Ausfuhr nach Rußland hat auf die deutsche Handelsbilanz nicht zum wenigen eingewirkt, namentlich wenn man seinen möglichen Umfang in Augen behält.

Der deutsch-russische Handelsverkehr ist oder war vielmehr ein sehr bedeutender und wurde in den Jahren 1887, 1888, 1889 und 1890 durch folgende Ziffern ausgedrückt:

| | 1887 | 1888 | 1889 | 1890 |
|---|---|---|---|---|
| | | Millionen Rubel | | |
| Ausfuhr nach Deutschland | 151,7 | 181,5 | 190,3 | 175,9 |
| Einfuhr von Deutschland | 172,5 | 122,3 | 124,1 | 114,3 |

Die von Deutschland nach Rußland gesandten Waaren figuriren am stärksten in den Listen des deutschen Exports, wie dies aus folgender Tabelle zu ersehen ist:

| | 1889 | 1888 | 1887 | 1886 |
|---|---|---|---|---|
| | | in 1000 Mark | | |
| Grobe Eisenwaaren | 8325 | 7964 | 5657 | 4554 |
| Maschinen | 7956 | 5067 | 4525 | 5500 |
| Rohseide | 15516 | 16084 | 11730 | 10872 |
| Gekämmte Wolle | 8577 | 5586 | 5089 | 1780 |
| Felle zu Pelzwerk | 5609 | 4618 | 4026 | 4642 |
| Schmiedbares Eisen | 4928 | 2558 | 1872 | 2958 |
| Schafwolle | 4895 | 6699 | 2562 | 5309 |
| Anilin ꝛc. | 3021 | 2399 | 3278 | 3119 |
| Bücher, Karten | 3227 | 2754 | 2875 | 2726 |
| Wollengarn | 7617 | 8888 | 6809 | 9452 |

Die deutschen Differentialzölle und die russischen Schutzzölle vermindern den Handelsverkehr zwischen beiden Staaten und gereichen beiden nicht zum Nutzen. Die östlichen Provinzen Preußens haben unter dem russischen Schutzzollsystem nicht wenig zu leiden, ebenso wie Ost- und Westpreußen durch die Abnahme des russischen Getreidehandels in jenen Gebieten ihre Wohlfahrt eingebüßt haben. Die Montanindustrie in Schlesien ist durch die hohen Zölle auf Kohle und Eisen bedeutend zurückgegangen, sowie auch die Industrie in Sachsen, und sobald die Gerüchte von der Abschließung eines deutsch-russischen Handelsvertrages aufgetaucht waren, meldeten sich eine Industrie nach der anderen, welche an dem Export nach Rußland interessirt waren und ersuchten die Reichsregierung um Berücksichtigung, so z. B. die Thüringer Waldindustrie, die Spielwaarenfabrikation, die Pianofortеindustrie u. s. w. In mehrfacher Beziehung schädigt somit Rußlands Absperrungssystem die deutsche Industrie, und die Vergrößerung des russischen Marktes für die deutschen Industrieerzeugnisse würde dieselbe sehr wesentlich fördern.

Die Befürchtungen der Agrarier, daß die Aufhebung der Differentialzölle die deutsche Landwirthschaft schädigen werde, sind vollkommen unhaltbar und zeugen davon, daß unter diesen Kreisen noch Vorstellungen über den internationalen Handelsverkehr herrschen, an die man in der Zeit des Telegraphen, der Eisenbahn und des Terminhandels kaum noch ernst festhalten kann. Wegen der Differentialzölle sucht Deutschland sein Getreide aus anderen Ländern als Rußland zu beziehen und in den letzten drei Jahren hat Deutschlands Roggenimport aus der Türkei und den Donauländern eine Steigerung von über 250 Procent aufzuweisen. In der Zukunft wird Deutschland immer mehr sein Getreide aus anderen Ländern zu beziehen suchen, falls die Differentialzölle gegen Rußland noch bestehen werden. Der Eingangszoll für Getreide aus

Rußland beträgt 50 Mark, aus anderen Ländern 35 Mark, Rußland ist somit in der Lage eines Kaufmanns, der einigen Kunden theurer verkauft als den anderen und seine Preise wesentlich höher normirt, als die benachbarten kleineren Concurrenten. Der Consument geht natürlich zu den kleineren Kaufleuten und die finden schon Rath, damit sie für die vortheilhafte Conjunctur genügendes Material zur Hand haben. Die kleineren Concurrenten Rußlands auf dem internationalen Getreidemarkt werden schon nach Mitteln und Wegen suchen, den Bedarf Deutschlands zu befriedigen, wenn Rußland selbst etwas abzugeben haben wird. Die europäischen getreidereichen Staaten können aus ihren eigenen Erträgen bei nur einigermaßen befriedigenden Ernten unter Beifügung der Ursprungsatteste Deutschland genügend versorgen und für den Abgang sich von Rußland den theils zollfreien, theils niedriger als in Deutschland versteuerten Import beschaffen. Es bedarf dazu nur eines ganz mäßigen Nutzens, denn der ausgebildete Welthandel bringt auch schon bei einem Gewinn von kaum einer Mark auf die Tonne den Waarenzug in die richtige Bewegung. Uebt also die Aufrechterhaltung des russischen Differentialzolles überhaupt einen Einfluß auf die Preise, so geht derselbe nur so weit, um den übrigen mit Deutschland im Handelsvertrag lebenden Staaten einen kleinen Nutzen für den Export ihres Gewächses nach Deutschland im Austausch zu eigenem Import russischen Ersatzes zu gestatten.

Für Weizen spricht ein russischer Differentialzoll angesichts des Deutschland zur Verfügung stehenden großen Weltmarktes überhaupt nicht mit, und für Hafer haben die verhältnißmäßig hohen Preise der letzten Jahre bereits dafür gesorgt, daß der Verbrauch dieser Getreideart mehr und mehr durch andere Gewächse, wie besonders durch Mais, an Umfang verliert und die Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande sich immer verringert. Alle die Ausführungen über die Nachtheile, welche den deutschen Landwirthen aus dem Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland erwachsen sollen, sind somit betreffs Getreides vollkommen haltlos. Für das Gros des Imports kommt nur der billigere Zoll in Frage, und was Deutschland an nothwendigem Zuschuß nicht direct von Rußland bei einer etwaigen Aufrechterhaltung der höheren Versteuerung seines Getreides bekommen kann, das kann es indirect erhalten, indem Rußland bei guten Ernten in den meist begünstigten Gebieten durch seinen Export das nothwendige Quantum für Deutschland frei machen kann. Für den Werth des Getreides ist die Absperrung Deutschlands gegen Rußland durch den Differentialzoll bis auf eine vielleicht mögliche Beeinflussung von ein oder zwei Mark pro Tonne völlig belanglos. Die Behauptungen der Agrarier, die Aufhebung der Differentialzölle gegen Rußland würde die deutsche Landwirthschaft schädigen, sind somit gänzlich haltlos, dagegen wird die Erschließung der russischen Grenze für die deutsche Industrie, welche um diesen Preis erkauft werden kann, den deutschen Export und die deutsche Industrie in die Höhe bringen.

Noch mehr aber als Deutschland hat Rußland selbst unter der gegenwärtigen Absperrung zu leiden. Der russische Getreideexport nimmt seit den letzten Jahren fortwährend ab. Die Blüthezeit des russischen Getreidehandels, welche in die Jahre 1877 bis 1881 fiel, war nicht von langer Dauer. Schon für die Jahre 1882 bis 1886 wird der Mindergewinn an Getreide gegen das halbe Jahrzehnt vorher auf 130 Millionen Rubel, 1887 auf 80 Millionen Rubel, 1888 auf weit über 100 Millionen Rubel berechnet, so daß Rußland in sieben Jahren an der Getreideausfuhr 300 Millionen Rubel eingebüßt hat. Seit dem Jahre 1888, welches eine sehr reiche Ernte aufzuweisen hatte, wurde der Export von Getreide ebenso immer mehr vermindert. Während derselbe 1888 $546^1/_2$ Millionen Pud Getreide im Werthe von 441 Millionen Rubel betrug, zeigte 1889 einen Export von $465^1/_2$ Millionen Pud Getreide im Werthe von $375^1/_2$ Millionen Rubel. Das Jahr 1890 hatte einen Export von 417 Millionen Pud mit einem noch kleineren Werthe von 338 Millionen Rubel zu verzeichnen. Im Jahre 1891 betrug die Ausfuhr an den acht Hauptgetreidearten 372 Millionen Pud und war noch etwas geringer als im vorangegangenen Jahre. Dem russischen Getreide sind nämlich mächtige Concurrenten entstanden und Amerika, Indien und Australien wetteifern auf den europäischen Handelsmärkten mit dem russischen Product. Der russische Weizen kann bei normalen Verhältnissen mit dem Weizen anderer Länder in Deutschland nicht mehr concurriren und viele Firmen in Odessa, welche in Königsberg und Danzig Zweigniederlassungen haben, sind gezwungen gewesen, dieselben zu schließen. Ganz besonders haben die baltischen Provinzen von den hohen Getreidezöllen zu leiden, denn sie sind wegen ihrer bedeutenden Getreideproduction vornehmlich auf den Absatz nach Deutschlands Osten angewiesen.

Das russische Schutzzollsystem hat der russischen Industrie eher geschadet als genützt, und man sieht jetzt fast allgemein ein, daß es bereits die höchste Zeit ist, damit zu brechen. Deutschland liegt es ganz besonders an einer Herabsetzung der russischen Metallzölle, welche die russische Metallindustrie nicht zu fördern vermochten. An Gußeisen ist in den letzten Jahren gewonnen worden: im Jahre 1887: 37 Millionen Pud, im Jahre 1888: 41 Millionen und im Jahre 1889: 45 Millionen Pud. Diese Zunahme der Ausbeute wird aber nur durch die Thätigkeit ausländischer Bergwerksgesellschaften im Gouvernement Jekaterinoslaw erklärt. Die Schmiedeeisenindustrie hat sich in den letzten 10 Jahren sehr langsam entwickelt und stand in den letzten 5 Jahren auf demselben Niveau (22 Mill. Pud), ja im Jahre 1888 nahm sie um 1,3 pCt. gegen das Jahr 1887 ab; erst im Jahre 1889 stieg sie auf 26 Millionen Pud, woran ebenfalls das von meist ausländischen Gesellschaften ausgebeutete Südrußland Theil nahm. Die Entwickelung der Stahlproduktion war in den letzten Jahren (mit Ausnahme des Jahres 1886) in fortwährender Abnahme begriffen, und nur das Jahr 1889 hat eine Zunahme aufzuweisen. Im Jahre 1886 betrug die Production 1,4 Millionen Pud, im Jahre 1887: 1,3, im Jahre 1888: 1,3, im Jahre 1889: 1,6, während die Production im Jahre 1880: 1,8 Millionen Pud betrug.

Die Steigerung der Steinkohlenproduction kann im Allgemeinen durchaus nicht der Einführung der hohen Zölle auf Steinkohlen zugeschrieben werden. Die russische Steinkohlenindustrie entwickelt sich jetzt nicht rascher als zu der Zeit, in welcher sie mit geringen Zöllen bis 1886 geschützt war. Es geht dies aus den folgenden Ziffern hervor. Rußland producirte Steinkohlen: 1880: 201, 1881: 213, 1882: 230, 1883: 243, 1884: 240, 1885: 261, 1886: 270, 1887: 277, 1888: 317, 1889: 379 Millionen Pud.

Auch die Einfuhr von Steinkohlen nahm nicht wesentlich durch die Erhöhung des Zollsatzes ab. Sie betrug im Jahre 1886: 107 Millionen Pud, im Jahre 1887: 88 und im Jahre 1888: 96,6 Millionen Pud. Die Billigkeit der Steinkohle für die industrielle Entwickelung Rußlands ist — wie überall — eine Hauptbedingung. Die Metallindustrie wird in Rußland hauptsächlich dadurch in ihrer Entwickelung gehemmt, daß es ihr an geeignetem Brennmaterial fehlt und daß man die theueren und schwer zu beschaffenden vegetabilischen Brennstoffe zu verwenden genöthigt ist. Ebenso gilt das in Bezug auf die russische Montanindustrie. Rußland muß daher die Verbilligung der Steinkohle unter allen Umständen anstreben und kann die einheimische Production dies nicht ermöglichen, so liegt es im Interesse des Landes, daß das fremde Product frei in's Land kommt.

Unter der durch den russischen Zolltarif geschaffenen Theuerung erleidet der Fiscus Schaden, indem bedeutende Mehrkosten für rollendes Eisenbahnmaterial, Ausrüstungsgegenstände der Armee und Flotte und sonstige Bedürfnisse der Militärwirthschaft entstehen. Am allermeisten aber leidet die Landwirthschaft, die in Folge der verhältnißmäßig hohen Preise sich gezwungen sieht, an Hufeisen, Radreifen, Schlössern, eisernen Eggen u. s. w. unrationelle Ersparnisse zu machen und genöthigt ist, für Pflug, Sichel, Sense das Doppelte zu zahlen. Der Verbrauch an Eisen hat überhaupt in Rußland abgenommen und während die Schutzzöllner sich freuen, daß im Jahre 1887 die Einfuhr des Eisens nur 12 pCt. des ge-

sammten Verbrauches ausmachte, dagegen im Jahre 1873 volle 45 pCt., so vergessen sie, daß im Jahre 1873 28 Millionen Pud Eisen verbraucht worden sind, im Jahre 1887 aber nur 25 Millionen Pud. Der Verbrauch an Eisen in einem Lande ist aber der Maßstab der technischen Fortschritte. Rußland nimmt auch hierin die letzte Stelle ein. So entfallen in England auf jeden Kopf jährlich 10 Pud Eisen (inclusive Gußeisen), in Frankreich 6 Pud, in Deutschland 5 Pud und in Rußland nur 22 Pfund. In Rußland sind Gußeisen, Eisen und Stahl doppelt so theuer wie in Deutschland, dabei ist aber das russische Eisen bei weitem nicht von so guter Beschaffenheit wie das deutsche und oft gar nicht zu gebrauchen. Die Einführung eines Schutzzolles auf landwirthschaftliche Maschinen hat die russische Landwirthschaft geschädigt und die Maschinenindustrie nicht gefördert. Die Preise für ausländische Maschinen sind wesentlich gestiegen, die einheimischen Fabriken waren aber bei weitem nicht im Stande, den inneren Bedarf zu decken, sie erhöhten vielmehr ihre Preise und verschlechterten die Qualität, weil sie nicht mehr die fremde Concurrenz zu befürchten hatten. Während im Auslande die Preise für landwirthschaftliche Maschinen fortwährend sinken, sind sie in Rußland im Steigen begriffen. Dabei ist die Verwendung der landwirthschaftlichen Maschinen für die russische Landwirthschaft eine Lebensnothwendigkeit und wird die Steigerung der Ernteerträge des erschöpften Bodens zur Folge haben. An der Herabsetzung der russischen Metall- und Kohlenzölle, zumal wenn um diesen Preis die Aufhebung der Differentialzölle oder noch andere Begünstigungen erkauft werden können, wird Rußland nichts verlieren, aber alles gewinnen.

Das ganze Schutzzollsystem stellt sich jetzt als verfehlt heraus und man sieht seine Unnatürlichkeit in Rußland immer mehr ein. Wenn der Russe krank wird, muß er nicht allein das Medicament, sondern auch den Zoll in der Höhe von 21 Rubel pro Pud bezahlen, um damit die einheimische Apothekerwaarenfabrikation zu fördern. Vom Thee wird ein Zoll in der Höhe von 21 Rubel das Pud auf der europäischen Grenze und 13 Rubel auf der sibirischen erhoben. Der Zucker hat gleichfalls einen überaus hohen Zoll. Durch das Schutzzollsystem werden aber auch die einheimischen Industrieartikel immer theurer, indem die Fabrikanten keine Concurrenz fürchten und keine neuen technischen Verbesserungen in den Betrieben einführen. Im Petersburger Rayon belaufen sich die Profite der Fabrikanten nach der Berechnung der „Freien Oekonomischen Gesellschaft" mitunter auf 80 Procent, der mittlere Gewinn der russischen Industriellen ist zwischen 30 und 40 Procent.

Rußland ist zwar durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, sein gegenwärtiges System aufzugeben und eine weniger protectionistische Richtung einzuschlagen, allein es wird dafür vom interessirten Staate und das ist Deutschland, Concessionen fordern, welche Deutschland wohl auch wird zugestehen müssen. Die russischen Panslavisten sind ausgesprochene Schutzzöllner und die „ökonomische Unabhängigkeit" bildet einen Bestandtheil ihres Programms, ebenso wie die „culturelle Unabhängigkeit". Nur die Abschließung eines Handelsvertrags wird die russische Grenze für die deutschen Industrieverhältnisse öffnen. Rußland wird in erster Reihe von Deutschland die Aufhebung der Differentialzölle ausbedingen, vielleicht auch eine friedliche Haltung gegen seine Finanzen. Es wird die Aufgabe der beiden Regierungen sein, das Abkommen in seinen Einzelheiten auszuarbeiten und die gegenseitigen Vortheile abzuwägen. Das aber steht außer jedem Zweifel, daß ein deutsch-russischer Handelsvertrag für die wirthschaftliche Entwickelung beider Nachbarreiche von dem größten Nutzen sein wird, und der deutsche Export sowie die russische Landwirthschaft und die ökonomische Lage des Landes werden in jeder Beziehung gehoben und gefördert werden.

## Aerztliche Berufsthätigkeit in den Gefängnissen.

Von Dr. med. M. Alsberg.

In den letzten Jahren sind in den wichtigsten Culturstaaten Europas Strömungen zu Tage getreten, welche auf eine Umgestaltung des Strafrechts und insbesondere des Strafvollzugs hinarbeiten. Ein solches Ziel verfolgt z. B. die „Internationale kriminalistische Vereinigung", an deren Spitze namhafte Strafrechtslehrer, wie von Liszt (Halle), van Hamel (Amsterdam), Prins (Brüssel) u. A. stehen. Der Verein geht bei seinen Bestrebungen von der Auffassung aus, daß Verbrechen und Strafe ebenso sehr vom soziologischen, wie vom juristischen Standpunkt in's Auge gefaßt werden müssen; derselbe betont daher die Nothwendigkeit soziologischer und anthropologischer Untersuchungen, die es voraussichtlich ermöglichen würden, daß wir allmählich einen Einblick in das Wesen der Verbrechernatur gewinnen und somit erst die Grundlage schaffen würden für Maßregeln, die uns in den Stand setzen sollen, das neuerdings in höchst bedrohlicher Weise anwachsende Verbrecherthum mit Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen. Noch weiter in ihren Forderungen gehen zahlreiche Gelehrte Italiens und Frankreichs, die Anhänger der von dem italienischen Anthropologen und Psychiater Professor C. Lombroso begründeten sogenannten „positiven Schule". Letztere lehrt bekanntlich, daß die dem Verbrechen zu Grunde liegenden moralischen Mängel im Wesentlichen auf Vererbung und Atavismus (Rückschlag auf die wilden Vorfahren des heutigen Culturmenschen) beruhen. Zur Begründung ihrer Anschauungen wird von den Vertretern der besagten kriminal-anthropologischen Richtung darauf hingewiesen, daß die Keime der Verbrechernatur oft schon bei Kindern sich bemerkbar machen (woraus erhellt, daß die dem Verbrechen zu Grunde liegenden moralischen Defecte dem Menschen häufig angeboren sind), und daß beim Verbrecher Anomalien der Schädelbildung und Gehirnentwickelung besonders häufig beobachtet werden. Ohne in allen Punkten zu den Anschauungen Lombroso's uns zu bekennen, müssen wir doch mit dem namhaften deutschen Anthropologen Dr. von Hölder zugestehen, daß körperliche Entartungszeichen, die zugleich auf eine Anlage zu geistiger Entartung deuten, bei Verbrechern besonders häufig vorkommen, wobei es jedoch keineswegs ausgeschlossen ist, daß die geistige Entartung durch entsprechende Maßregeln aufgehalten werden kann. Hölder unterscheidet zwei Arten von Gewohnheitsverbrechern, nämlich 1) solche Individuen, die durch mangelhafte Erziehung, schlechte Gesellschaft, Ausschweifungen u. dgl. zu Verbrechern werden, und 2) diejenigen, bei denen die Neigung zum Verbrechen angeboren und offenbar auf eine abnorme Beschaffenheit des Nervensystems zurückzuführen ist. Bezüglich der letzterwähnten Kategorie von Verbrechern sei hier daran erinnert, daß von Personen, die an Epilepsie leiden oder mit Anlage zur Epilepsie behaftet sind, Verbrechen besonders häufig begangen werden und daß der Arzt bei einem sehr bedeutenden Procentsatz der wegen Gesetzesübertretungen und gemeiner Verbrechen in Untersuchung befindlichen Personen das Vorhandensein von neurasthenischen Erscheinungen (Nervenschwäche), ferner durch Hysterie bedingte Krankheitssymptome oder gewisse andere Störungen der geistigen Functionen, wie sie bei Gewohnheitstrinkern und den Nachkommen von Trunkenbolden besonders häufig beobachtet werden, nachzuweisen im Stande ist. Selbst wenn wir, wie schon bemerkt, den extremen Anschauungen der obenerwähnten kriminal-anthropologischen Schule nicht beipflichten, so werden wir doch zugestehen müssen, daß der Verbrecher nur in den allerseltensten Fällen als ein körperlich und geistig vollständig normaler Mensch gelten darf und daß unter den Insassen der Gefängnisse und Zuchthäuser eine beträchtliche Anzahl von Personen sich befindet, die hinsichtlich ihrer Geistesverfassung den Insassen der Irrenhäuser außerordentlich nahe stehen. Wenn andererseits in Laienkreisen und selbst unter den Rechtsgelehrten hier und da die Ansicht ausgesprochen wird, daß die meisten Verbrecher für jede bessernde Einwirkung vollständig unzugänglich seien, daß bei denselben jede edlere Regung unter dem Schlamme des Lasters und des sozialen Elends erstickt sei, so werden wir im Nachfolgenden

den Beweis führen, daß eine in so hohem Grade pessimistische Auffassung der Verbrechernatur der Begründung entbehrt. Im Gegensatz zu einer solchen Ansicht fehlt es nicht an Beweisen dafür, daß der göttliche Funke menschlichen Fühlens und Denkens, wenn auch tief begraben unter der Schlacke der Verworfenheit, auch in der Brust des verhärtetsten, abgefeimtesten Verbrechers noch nicht vollständig erloschen ist und daß es nur einigen psychologischen Scharfblickes und einer genauen Kenntniß des menschlichen Seelenlebens bedarf, um eine Saite anzuschlagen, die auch in der Seele des für edlere Regungen scheinbar völlig unzugänglichen Verbrechers wiederklingt.*)

Ist aber bisher Alles geschehen, was geschehen kann, um jene Unglücklichen, die durch das Zusammenwirken angeborener geistiger und moralischer Mängel und ungünstiger sozialer Verhältnisse zum Verbrechen getrieben werden, auf die Bahn des gesitteten gesetzmäßigen Lebens zurückzuführen? Diese Frage muß entschieden verneint werden. Zwar hat in neuerer Zeit die staatliche Fürsorge große Anstrengungen gemacht, um die sanitären Zustände in den Gefängnissen, welche noch vor einigen Jahrzehnten als Brutstätten verheerender Seuchen gelten durften, so viel wie irgend möglich zu bessern und ebenso muß anerkannt werden, daß es bisher nicht an privaten Bestrebungen gefehlt hat, welche dahin zielen, dem aus dem Gefängniß entlassenen Sträfling ehrlichen Erwerb zu verschaffen. Aber große Erfolge hatten die zuletzt erwähnten Bestrebungen bisher wohl kaum aufzuweisen, wie u. A. daraus hervorgeht, daß unter den alljährlich den Gerichten zur Aburtheilung zugeführten Delinquenten der Procentsatz der rückfälligen Verbrecher nach wie vor ein sehr bedeutender ist. Wenn man denjenigen, der durch Arbeitsscheu zu Diebstahl oder Betrug veranlaßt wird, zum rechtschaffenen Erwerb zurückführen will, wenn man das wegen Sittlichkeitsverbrechen bestrafte Individuum oder den zu Gewaltthätigkeiten neigenden Sträfling bessern will, so liegt es auf der Hand, daß die Bekämpfung der den besagten Verbrechen zu Grunde liegenden geistigen und moralischen Mängel den Ausgangspunkt unseres Handelns bilden muß, daß wir dem Arbeitsscheuen die ihm abhanden gekommene Energie und Willenskraft wiedergeben und jene abnorme Geistesrichtung, welche zu Sittlichkeitsverbrechen und Gewaltthätigkeiten führt, beseitigen müssen. Dem gegenüber muß es uns in Erstaunen versetzen, daß eine so einfache Logik bisher nicht begriffen oder, wenn auch begriffen, doch nicht zur Richtschnur der auf die Bekämpfung des Verbrechens gerichteten Maßnahmen gemacht wurde; auch muß es als ein verhängnißvoller Irrthum angesehen werden, wenn die auf die Besserung des Verbrechers hinzielenden Bestrebungen in der Regel erst dann einsetzen, wenn er seine Strafe verbüßt hat oder aus der Haft entlassen wird.

Was speziell die Stellung des Staates zum Verbrecherthum anlangt, so kommt hier die Frage nicht weiter in Betracht, ob wir im Hinblick auf die vielen Verbrechern angeborenen geistigen und moralischen Defecte das Prinzip der Verantwortlichkeit des Verbrechers aufrecht erhalten wollen oder nicht. Wie wir uns auch zu dieser Frage stellen, dem Staate muß unter allen Umständen das Recht und zugleich die Verpflichtung zuerkannt werden, seine Angehörigen gegen rechtswidrige Uebergriffe und Ausschreitungen zu beschirmen, die Sicherheit der Person und des Eigenthums mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen. Aber aus jenem Rechte erwächst dann zugleich für die Gesellschaft die Verpflichtung, jene Unglücklichen, welche durch das Zusammenwirken der ihnen angeborenen geistigen und moralischen Mängel und der sozialen Verhältnisse zum Verbrechen getrieben wurden, wenn irgend möglich zum gesetzmäßigen Leben zurückzuführen, wodurch ja auch zugleich den Interessen der staatlichen Gemeinschaft am besten gedient wird. Der letzterwähnten Verpflichtung ist sich aber der Staat bisher nicht zur Genüge bewußt gewesen. Während er, wie schon bemerkt, in höchst anerkennenswerther Weise bestrebt war, die dem Aufenthalt in den Gefängnissen anhaftenden gesundheitlichen Nachtheile auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen, ist doch von einer Bekämpfung der moralischen Ansteckung, d. i. von der Beseitigung der den verbrecherischen Neigungen zu Grunde liegenden Defecte bisher so gut wie gar nicht die Rede gewesen. Ja wir dürfen sogar behaupten, daß der Staat, indem er das Verbrechen, nicht aber den Verbrecher straft und von einer unter Berücksichtigung der oben erwähnten geistigen und moralischen Mängel zu bewirkenden Unterscheidung verschiedener Verbrecherkategorien vollständig absieht, indem er ferner den Novizen des Verbrechens mit dem im Dienste des Verbrechens ergrauten Sträfling zusammenbringt und dadurch die vollständige moralische Verderbniß des Ersteren beschleunigt — wir dürfen wohl behaupten, daß der Staat durch ein solches Verhalten den auf die Bekämpfung des Verbrecherthums gerichteten Bestrebungen selbst ein großes Hinderniß bereitet.

Welches sind aber die Hülfsmittel, die uns voraussichtlich in den Stand setzen werden, wenigstens einen Theil der Insassen unserer Gefängnisse und Strafanstalten von der abschüssigen Bahn des Verbrechens zum gesetzmäßigen Lebenswandel zurückzuführen und in welche Hände muß die schwierige Aufgabe gelegt werden, auf das durch die obenerwähnten Momente zum Verbrechen getriebene Individuum bessernd einzuwirken? — Es ist das unzweifelhafte Verdienst einiger französischer Gelehrten, neuerdings darauf hingewiesen zu haben, daß für das in Rede stehende Besserungswerk — sobald es unter Berücksichtigung der geistigen und moralischen Organisation des Verbrechers und in stetigem Hinblick auf die dem Verbrechen zu Grunde liegenden Abnormitäten unternommen wird — die Aussichten keineswegs ungünstige sind und daß dem Berufe des Arztes — selbstverständlich nur eines Arztes, der durch eine besondere psychologisch-psychiatrische Ausbildung für die besagte Thätigkeit genügend vorbereitet ist — sich bei den Insassen der Gefängnisse, Straf- und Besserungsanstalten ein weites, bisher noch so gut wie gar nicht bebautes Feld für ein überaus segensreiches Wirken eröffnet. Wie der Irrenarzt die Geistesverfassung des seiner Fürsorge anvertrauten Irren zum Gegenstand seiner Beobachtungen und seines Studiums macht, um entsprechend der auf diese Weise gewonnenen Erkenntniß seine ärztliche Behandlung einzurichten, so wird, wie der französische Criminologe E. Laurent darlegt*), künftighin auch der Gefängnißarzt sich mit den obenerwähnten geistigen und moralischen Defecten des Verbrechers zu beschäftigen haben, um auf diese Weise eine Basis zu gewinnen für Maßnahmen, welche auf die Beseitigung, bezw. Abschwächung der den verbrecherischen Neigungen zu Grunde liegenden Ursachen hinzielen. Die Gefängnisse und Strafanstalten — bisher nicht ohne Grund als ein Sumpf bezeichnet, in welchem die Giftpflanzen der moralischen Verworfenheit und des Hasses gegen die gesellschaftliche Ordung, wenn auch häufig verdeckt durch die Maske der Heuchelei auf das Ueppigste fortwuchern, wo der Neuling des Verbrechens im Verkehr mit dem Abschaum der Menschheit Scheußlichkeiten kennen lernt, die ihm bisher völlig fremd waren — diese Anstalten müssen sich nach den Vorschlägen des französischen Gelehrten künftighin in Institute

*) Daß bei aller Verworfenheit und Schlechtigkeit dem Verbrecher zarte Regungen und Empfindungen nicht gänzlich fehlen, wird u. A. bewiesen durch die wohlverbürgte Geschichte des berüchtigten italienischen Raubmörders Tommasi. Derselbe hatte in einer abgelegenen Gegend des Appenin ein altes Ehepaar in seinem kleinen Hause überfallen, niedergemacht, die Baarschaft der Ermordeten an sich genommen und sich sodann entfernt. Nachdem er bereits eine Entfernung von etwa einer halben Stunde zurückgelegt hatte, fiel ihm ein, daß er in dem Gemach, wo die Ermordeten in ihrem Blute lagen, in einem daselbst aufgehängten Käfig einen Kanarienvogel erblickt hatte und daß bei der Abgelegenheit jenes von Bewohnern der Umgegend nur selten besuchten Hauses zu befürchten sei, daß der seiner Pfleger beraubte Vogel verhungern oder verdursten werde. Nicht achtend der mit der Rückkehr zum Schauplatz des Mordes verknüpften Gefahr kehrte er dorthin zurück, um den Kanarienvogel in Freiheit zu setzen — eine Handlungsweise, die zur Entdeckung des Verbrechens und zur Bestrafung des Mörders führte. Wir constatiren also hier die psychologisch hochinteressante Thatsache, daß bei einem Verbrecher, der zwei seiner Nebenmenschen in kaltblütigster Weise ermordet, ohne irgend welche Gewissensbisse zu empfinden, das Mitgefühl für die Leiden eines Thieres doch noch erhalten ist.

*) Vergl. Le rôle du médecin dans les prisons. Paris 1892.

umwandeln, wo unter ärztlicher Leitung und Ueberwachung die Ausjätung des in der Verbrecherseele wuchernden Unkrauts, so zu sagen die moralische Desinfection, unternommen wird. Bei seinem Bestreben, sich über die geistige Organisation des einzelnen Verbrechers Klarheit zu verschaffen — was natürlich eine längere Beschäftigung mit Letzterem, ein Eingehen auf dessen Familienverhältnisse, Schicksale, Neigungen und dergl. voraussetzt — kommt dem Arzte wohl der Umstand zu statten, daß der Gefängnißinsasse dem Arzte, dessen wohlwollende Absichten er herausfühlt, in der Regel ein gewisses Vertrauen entgegenbringt. Vor Allem wird es sich für den Gefängnißarzt darum handeln, zu spezialisiren, d. h. unter den Individuen, auf die er einzuwirken beabsichtigt, besondere Gruppen auszuscheiden. Wo es sich um Personen handelt, die in Folge gewisser körperlicher oder geistiger Gebrechen nicht im Stande sind, ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, bei denen es aber nicht allzuselten vorkommt, daß jene Arbeitsunfähigkeit nicht erkannt wird, und daß jene Individuen als Bettler oder Landstreicher dem Gefängniß überantwortet werden — bei solchen Personen wird der Arzt dafür zu sorgen haben, daß sie alsbald aus der Haft entlassen und in Armenhäusern untergebracht werden. Andererseits werden jene Individuen, bei denen eine tiefeingewurzelte Arbeitsscheu den Grundzug ihres Charakters und die Quelle aller ihrer Vergehen bildet, unter polizeilicher Ueberwachung so lange zur Arbeit anzuhalten sein, bis sie die ihnen abhanden gekommene, für den Nahrungserwerb erforderliche Energie sich allmählich wieder angeeignet und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß derjenige, der leben will, arbeiten muß. Speziell für die soeben erwähnte Kategorie von Individuen, die einen sehr beträchtlichen Procentsatz der Gefängnißbevölkerung ausmachen, dürfte die Begründung von „Strafarbeitscolonien“ nach dem Muster der in einzelnen Theilen des Deutschen Reiches und in anderen Ländern bereits Bestehenden anzustreben sein. Auch ist es in der That ein glücklicher Gedanke, wenn man neuerdings vorgeschlagen hat, die bisher uncultivirten Moorgegenden Deutschlands mit Hülfe der unter staatlicher Ueberwachung zu unternehmenden Sträflingsarbeiten für die Cultur zu gewinnen. Bei der relativ dünnen Bevölkerung jener Gebiete würde sich hier die Möglichkeit bieten, dem durch Arbeitsscheu zum Verbrechen getriebenen Individuum ein gewisses Maß von Freiheit zuzuerkennen. Entsprechend der Besserung, welche das Mitglied der Strafarbeitscolonie aufweist, könnte jenes Maß von Freiheit allmählich erweitert werden; eine vollständige Befreiung von der staatlichen oder polizeilichen Beaufsichtigung dürfte freilich erst dann stattfinden, wenn man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß jene zuvor erwähnte, die Grundursache des Verbrechens bildende Arbeitsscheu vollständig überwunden ist.

Ebenso wie die Bekämpfung der Arbeitsscheu in besonderen, unter staatlicher Ueberwachung stehenden ländlichen Arbeitercolonien sich als vollständig ausführbar erweist, dürfte es auch möglich sein, eine andere Quelle des Verbrechens, nämlich den Alkoholismus, der nach Baer die Grundursache von 65 bis 70 Procent aller Gesetzesüberschreitungen darstellt, mit Erfolg zu bekämpfen. In dieser Hinsicht dürften besondere Trinkerasyle, das ist staatliche Besserungsanstalten für Gewohnheitstrinker, in denen diese bei ländlicher Arbeit vom Spirituosengenuß vollständig entwöhnt, ihre Selbstbeherrschung und Willenskraft, ihre leibliche und geistige Gesundheit wieder erlangen und somit der Gesellschaft als brauchbare Mitglieder zurückgewonnen werden können, sich voraussichtlich sehr nützlich erweisen. Sowohl bezüglich der Unterbringung von Gefängnißinsassen in einer Arbeitercolonie oder in einem Trinkerasyle, wie auch hinsichtlich der Frage, ob das betreffende Individuum aus der Beaufsichtigung, der es in jenen Anstalten unterliegt, entlassen werden darf, müßte die Ansicht des Arztes ausschlaggebend sein.

Daß in solchen Fällen, wo Epilepsie, Hysterie, Neurasthenie und verwandte Zustände die Grundursache des verbrecherischen Hanges darstellen, eine besondere, den besagten Krankheitszuständen anzupassende, medicamentöse und diätetische Behandlung eingeleitet werden muß, bedarf kaum einer Erwähnung. In dieser Hinsicht fehlt es nicht an Beobachtungen, welche beweisen, daß beispielsweise bei Verbrechern, die von epileptischen Anfällen heimgesucht werden, durch eine längere Zeit fortgesetzte Bromkalium-Behandlung sowohl die Epilepsie, wie auch zugleich der meistens in der Form von Gewaltthätigkeiten auftretende verbrecherische Hang günstig beeinflußt wird. Ebenso wie die verbrecherischen Neigungen der Fallsüchtigen können auch die auf hysterischer und neurasthenischer Grundlage beruhenden Anomalien der geistigen und moralischen Organisation in vielen Fällen beseitigt, oder die im Verbrechen sich Luft machenden Störungen der Nervenfunctionen auf ein ungefährliches Maß herabgesetzt werden. Was die Behandlung der letzterwähnten Zustände anlangt, so ist es nach den in letzterer Zeit gemachten Erfahrungen wahrscheinlich, daß wir auch in der „Suggestion“ (Hypnotisirung der mit gewissen nervösen Störungen behafteten Individuen) ein Mittel besitzen, welches in geeigneten Fällen zur Bekämpfung jener Zustände von dem Arzte zu Hülfe gezogen werden wird. — Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wird der zukünftige Gefängnißarzt jenen Sträflingen zuzuwenden haben, bei denen der „moralische Irrsinn“ (die „moral insanity“ der englischen Irrenärzte) die Grundlage der verbrecherischen Neigungen bildet. Dabei wird in Erwägung zu ziehen sein, ob man nicht diese Kategorie von Verbrechern in besonderen Anstalten, in welchen die Abgeschlossenheit des Gefängnisses mit den Einrichtungen des modernen Asyls für Geisteskranke vereinigt ist, unterbringen soll. Unter allen Umständen ist es aber wünschenswerth, daß die mit der „moral insanity“ behafteten Verbrecher, deren Anzahl nicht unbeträchtlich ist, auch nach der Entlassung aus der Haft oder aus dem Asyl für verbrecherische Geisteskranke noch längere Zeit unter polizeilicher und ärztlicher Controle bleiben; denn nur auf diese Weise wird es möglich sein, den aus der ererbten geistigen und moralischen Degeneration, der Neigung zum Trunk und anderen nachtheiligen Einflüssen sich zusammensetzenden „Zirkel von Schädlichkeiten“, aus welchem der verbrecherische Hang dieser Individuen hervorgeht, zu durchbrechen und zugleich zu verhindern, daß diese Unglücklichen stets auf's Neue wieder die Gesellschaft mit Gefahren bedrohen.

Daß in den Gefängnissen und Strafanstalten die Neulinge der Gesetzesüberschreitung mit den im Verbrechen und Laster ergrauten Sträflingen in keinerlei Berührung kommen dürfen, damit nicht der von Letzterem ausgehende Pesthauch der Schlechtigkeit und Immoralität zur vollständigen Demoralisirung jener Individuen führe, die soeben erst als Novizen die Verbrecherlaufbahn betreten haben, und damit nicht dem Arzte seine auf Bekämpfung der geistigen und moralischen Defecte zielende, im höchsten Grade humane Thätigkeit unnöthiger Weise erschwert werde — diese Nothwendigkeit haben wir bereits im Vorhergehenden hervorgehoben. Auch ist es selbstverständlich, daß allen Delinquenten — ohne Rücksicht darauf, was sie sich haben zu Schulden kommen lassen — eine menschenwürdige Behandlung zu Theil werden muß, damit ihnen nicht der etwa noch vorhandene Rest von Selbstachtung abhanden kommt, wodurch jede Rückkehr zum gesitteten und gesetzmäßigen Lebenswandel von vornherein in Frage gestellt werden würde.

---

## Literatur und Kunst.

### Heinrich Ehrlich's Erinnerungen.

Seit vier Jahren hatten wir ihn nicht gesehen und waren sehr erstaunt, ihn so wohl und munter zu finden. Von seinem Hauskreuz befreit, war er entschieden jünger geworden. Seine untersetzte, kräftige Gestalt streckte in einem eleganten Anzug, ein schwarzes full dress-Jaquet saß ihm zum Entzücken gar, und sein breites, glatt rasirtes Gesicht strahlte in Lebenslust. Er selbst nennt es mit Unrecht häßlich, eine Mephisto-Fratze; eher

gemahnt es an die antiken Kaiserbüsten oder an die Napoleoniden, freilich mehr Plonplon als Napoleon I. Und wie frisch und rührig zeigte sich sein Geist im lebhaften Geplauder. Seine muntere Laune war unerschöpflich, wie sein Anekdotenschatz. Manche geistreiche Bemerkung kam über seine Lippen, auch viele Offenherzigkeiten, denn unter uns Männern ist er am allerwenigsten prüde, und als er sich zum Gehen erhob, verloren wir ungern den guten Gesellschafter.

Als welterfahrener und amüsanter Mensch zeigte er sich auch in seinen Memoiren, die eben bei H. Steinitz in Berlin herausgekommen sind, aber er ist mehr als das: ein vollendeter Musiker und ein Fanatiker alles Schönen in jeder Form. Doch das braucht man dem Leser der „Gegenwart" nicht erst zu sagen, denn er ist ja ihr ältester Mitarbeiter und war schon in ihrer ersten Nummer als Musikreferent vertreten. Auch sein Buch ist uns zum großen Theil ein alter Bekannter; die Kapitel über Lassalle, Bülow, Niemann, Auerbach, Julian Schmidt, die Primadonnen auf und hinter der Bühne u. s. w. Alles hat 1887 in diesen Blättern gestanden, doch enthält es auch Neues, denn neben seinen künstlerischen Erlebnissen erzählt Ehrlich auch seine politischen Thaten, Erfahrungen und Ansichten. Nichts Menschliches ist ihm fremd, und interessant ist Alles und hübsch erzählt.

Da wird erst der Psychologe gefesselt. Seit Rousseau's schaurigen „Confessions", worin sich der Genfer Bürger so manches Vergehens zeiht, das er, wie die Kritik nachgewiesen, gar nicht begangen hat, sind wenige Memoirenschreiber mit solcher Rücksichtlosigkeit vor Allem gegen sich selbst aufgetreten. Da ist Alles thatsächlich, documentarisch beglaubigt, die ganze Wahrheit, auch wo sie ihn selber bloßstellt, und durch alle Blätter geht ein Pater peccavi, aber nicht sentimental und renevoll, sondern resignirt: so bin ich nun einmal. Seine Herkunft und seine Jugend berührt er sehr kurz und beginnt mit dem Jahre 1862, wo er als armer junger Klaviervirtuose aus Oesterreich nach Berlin kam. In der aufblühenden Hauptstadt ist er geblieben, Protestant und Preuße geworden und hat manchen Erfolg und viel Kummer und Enttäuschung bis zum heutigen Tage erlebt. Aus dem frommen Gemüth ist mit den Jahren ein skeptischer Geist, aus dem wohlwollenden Optimisten ein Menschenverächter geworden, aber, was er auch sagen mag, der Idealist ist geblieben, der Freund des Schönen und Guten. In verbitterter Stimmung zumeist, aber doch thränenlächelnd, wie ein wahrer Humorist und Philosoph schreibt er hier seine Erinnerungen nieder. „Wenn dieses Buch erscheint", beginnt er, „habe ich das siebzigste Jahr überschritten, stehe also in einem Alter, wo der Mensch sein Leben als abgeschlossen betrachten muß. Die Außenwelt kann mir nichts geben, nichts mehr nehmen. Was immer das Geschick mir noch Arges bereitet, Aergeres als die letzten Jahre mir gebracht haben, kann mir nicht widerfahren, schon aus dem Grunde, weil ich überhaupt nichts Gutes mehr erwarte . . . Meine Erzählungen werden zur Genüge beweisen, daß ich das vollkommene Recht erlangt habe, der Meinung der meisten Menschen geringes Gewicht beizumessen und während der paar Tage, die mir noch zugewiesen sind, keine andere Richtschnur meiner Handlungen anzuerkennen, als meine Empfindungen und Ueberzeugungen." Allerdings ist es sehr cum grano salis zu verstehen, wenn er nichts von seinem Privatleben und dem Anderer zu erzählen verspricht. Gerade in dieser Beziehung werden die Aengstlichen manches Entbehrliche und sogar Schädliche finden und über Klatscherei zetern und den vielberufenen mur de la vie privée citiren. Nun, uns ist dieser Ehrlich, der seines Namens eingedenk gar nichts verschweigt, gerade am liebsten, denn nirgends blitzt die unlautere Freude am Skandal aus seinen Worten, vielmehr die gerechte Entrüstung des Wahrheitfreundes. Wir verstehen es menschlich durchaus, wenn er jetzt Abrechnung hält und Keinen schont. Es ist bloß die Frage, ob ein Ehrlich nicht zu gut ist, seinen heiligen Manneszorn an so unbedeutenden Erbärmlichkeiten auszulassen und ob er das allgemeine Interesse nicht zu oft mit seinem rein persönlichen verwechselt. Aber schließlich gehört doch das Alles zu seinem Charakterbild, und seine auch nach dem „Sturz" des Kritikers noch zahlreichen Verehrer und Freunde werden keinen Zug vermissen wollen.

Vieles erklärt sein Bildungsgang. Er ist Autodidakt. Mitten aus seinen Lernjahren wurde er in eine verlotterte halbasiatische Welt gestellt, und was er in einer guten Schule, die ihm niemals zu Theil ward, mit spielender Leichtigkeit erlernt hätte, mußte er später auf eigene Faust erringen, von guten Freunden erfragen, dem Leben abgewinnen. Daher denn noch heute seine wahre Autodidaktenlust, Neues zu hören, darüber zu grübeln; daher aber auch seine Neigung, als neu und wichtig zu halten, was harmonisch Entwickelten vielleicht längst veraltet scheint. Seine philosophischen und ästhetischen Citate aus Kant u. s. w., seine zahlreichen Fußnoten und Hinweise entspringen diesem naiven Mittheilungsdrange und machen sein Buch zuweilen unkünstlerisch und pedantisch. Aber dies kleine liebenswürdige Zöpfchen gehört nun einmal zum ganzen Menschen, dem jede Schablone verhaßt ist, und lehrt uns ihn verstehen. Und Autodidakt ist er auch in der Musik, so Schönes er als Aesthetiker und Virtuose geleistet hat. Ueber seine Begabung urtheilt er bescheiden genug, daß er sich, selbst nach den besten Erfolgen, immer nur „als einen geistreichen Pianisten zweiten Ranges" betrachtet. „Meine Auffassung, mein Vortrag wurden manchmal gelobt, aber meine Technik war so unsicher, die ganze Leistung so oft von geistiger und körperlicher Stimmung ganz abhängig, daß wider- und absprechende Urtheile vollkommen berechtigt erschienen." Ueber seine literarische Begabung — er hat auch Romane und Novellen geschrieben — beruft er sich auf fremde Urtheile. Offenbar stand, wie einem Berlioz, Liszt, Saint-Saens und Boito dem Musiker der Schriftsteller im Wege. „Madame, je suis musicien et écrivain!" erklärte er eines Tages nicht ohne Stolz in einer Gesellschaft, und man wandte ihm den Rücken. Diese Zwiespältigkeit hat ganz gewiß auch die harmonische Entwickelung verhindert. Er fühlt es selbst und weiß doch einen anderen Grund dafür.

„Ich führe das Alles nicht etwa an, um durch meine Anlagen meine Thorheiten und „Sünden" zu beschönigen, vielmehr um darzuthun, daß die immerwährende Zersplitterung der Geisteshätigkeit nothwendigerweise auch Unsicherheit und Widersprüche im inneren Wesen erzeugen mußte. Solche ganz verschiedenartige Beschäftigungen mit Erfolg ohne Schaden für die Uebereinstimmung des Denkens und Handelns durchzuführen, vermag nur ein ganz *energisches* Genie, das jede Aufgabe vollkommen beherrscht, nicht aber ein, wenn auch vielseitiges bewegliches bloßes Talent. Auch ist im öffentlichen Leben durchaus nicht der sittliche Werth — so unendlich hoch er auch zu schätzen — die erste Bedingung des Erfolges und einer geachteten Stellung, sondern in viel stärkerem Maße die äußerliche Lebensführung, die richtige Praxis, der gesellschaftliche Takt, die Sicherheit des Benehmens. Nun weiß ein jeder, der die Psychologie nicht bloß in der Gelehrtenstube, sondern auch im Weltleben und in der Beobachtung studiert hat, daß dieser Takt noch weniger als die sittlichen Eigenschaften ein durch Selbstbestimmung, durch den „freien Willen" zu gewinnendes Gut ist. Denn der sittlich nicht reich Beanlagte kann doch wenigstens nach der negativen Seite des Vermeidens das Gute anstreben, unterlassen, was als schlecht gilt. Wem aber Taktgefühl nicht angeboren oder unbewußt „anerzogen" ist, der mag „wollen" oder nicht, er wird in Taktlosigkeiten verfallen, die oft viel schlimmer wirken, als sittliche Fehler. Es waltet eine eigenthümliche Aehnlichkeit zwischen gesellschaftlichem und musikalischem Takt; beide sind entweder angeboren oder durch unbewußte Gewohnheit (d. h. nicht durch Achtgeben, durch den Willen) erworben . . . Angeborenes gesellschaftliches Taktgefühl mangelte mir gänzlich, die Erziehung, die ich genoß, die ersten zehn Jahre meiner Wanderschaft waren nicht geeignet, wohlthätigen Einfluß auf meine Haltung und Lebensführung zu üben, und die späte Erkenntniß half zu nichts — im Gegentheile, sie führte noch stärkere Widersprüche herbei . . . Formfehler im gesellschaftlichen Leben sind aber viel gefährlicher als sittliche, und meine Erfahrungen und Beobachtungen an anderen haben mich überzeugt, daß auch die edelsten Menschen unglücklich werden, wenn ihnen die Lebensklugheit fehlt, wenn sie glauben, nur durch gute sittliche Eigenschaften Anerkennungen und Erfolge zu gewinnen.

Mit einem künstlerischen Glaubensbekenntniß hat er vor zwanzig Jahren in der „Gegenwart" debütirt, und ihm ist er in seiner musikalischen und schriftstellerischen Laufbahn treu geblieben. „Ich selbst bin klassisch bis zur Einseitigkeit. Aber ich habe mir den Sinn offen bewahrt für Anderes, Entgegengesetztes, ja ich habe großen Respect vor Wagner's Genie, wenn ich auch dem, was außerhalb der Musik Wagner's liegt, fern stehe und stehen will. Kein Lied greift mir an's Herz wie ein Schubert'sches, aber ich war der Erste, der Brahms

Magellonenlieder bei ihrem Erscheinen jubelnd begrüßte. Und mit wahrer Freude kann ich den Gesang der Italiener genießen, wenn ich auch die Musik nicht öfter zu hören vermöchte. Und weil ich mir bewußt bin, das Große, Schöne, Wahre auf jeder Seite wahrzunehmen, bewahre ich mir meine volle Unabhängigkeit." Kein Wunder, daß er mit so mannhaften Grundsätzen in der feilen Journalistik unserer Tage überall anstieß. Sein Unabhängigkeitssinn hat zuletzt auch den musikalischen Kritiker unmöglich gemacht. Als er sich weigerte, einen Wiener Klavierlöwen, der an das Berliner Tageblatt warm empfohlen war, auf Commando zu lobhudeln, verlor er seine Stelle. Heute widmet er sich nur noch dem musikalischen Lehrfach und concertirt ab und zu. Ein Optimist ist er offenbar gleichwohl geblieben. Es ist für den Kenner der Verhältnisse unglaublich, wie freigebig er in seinem Buche mit den begeistertsten Epitheta umgeht und in seinem unbegrenzten Wohlwollen seichte Dutzendschreiber geistreich, charakterlose Musikanten genial und was für Menschen er nicht oft „groß" und „edel" nennt. Kein Wunder, daß er so oft im Leben schwere Enttäuschungen erfuhr. Hülfreich und gut war er wie Wenige, und Viele haben ihm zum Schaden seiner eigenen Interessen Förderung zu verdanken, z. B. Joachim, Rubinstein ꝛc. und Undank war fast immer das Ende. Charakterköpfe, gelungene Typen, scharf umrissene Silhouetten huschen vor dem Leser vorüber, Musiker, Dichter, Impresarii, Journalisten, Kapellmeister, interessante Frauen à la Cosima Wagner, Helene Racowitza-Friedmann-Schewitsch und Anna Rosenthal-Saint-Cère-Lindau, jene femmes supérieures, die Ehrlich so grimmig verabscheut. Dann der Troß der mehr oder minder berühmten Tactschläger, Geigenkratzer, Klaviertrommler und Cellostreichler. Der große Rubinstein schüttelt seine Löwenmähne, der edle Joachim ringt sich aus kleinen Anfängen empor, Abbé Liszt zeigt sich allerwegen als Charmeur und Brahms als großer und guter Mensch, der immer schwärzer werdende kleine Camillo Sivori, Paganini's einziger Schüler, spielt seinen ewigen „Carneval von Venedig", das Räthsel von August Wilhelmj's Künstlerschiffbruch wird leise berührt, wir hören Richard Wagner fächseln und den Kroll-Engel manscheln . . . Eins der interessantesten Kapitel betrifft eine ernstliche Auseinandersetzung mit Liszt wegen der Verfasserschaft einer ungarischen Rhapsodie. Ehrlich mag selber sprechen.

Im Jahre 1846 lebte Liszt eine Zeit lang in Wien. Ich hatte auf einem Gute in Ungarn eine Sonate componirt; die sandte ich ihm anonym; er erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, über die ich nie gesprochen hatte und fragte, ob ich denn nichts Kleineres, den Verlegern Bequemeres componirt hätte. Da spielte ich ihm einige Ungarische Fantasien vor, sie gefielen ihm und ich bat ihn, da er sich eben zur Concertreise nach Ungarn rüstete, einige dieser Sachen in Pest vorzuführen, es wäre mir dann ein Leichtes, ein anständiges Honorar zu erlangen. Er versprach es und meinte, ich sollte ihn daran erinnern lassen. Das that ich auch und schrieb an den Verleger Treichlinger. Dieser antwortete, er habe „meine Bitte dem Herrn Doktor vorgetragen", ich möge ihm einstweilen das Manuscript senden und gleich den billigsten Preis dafür angeben. In meinem thörichten Stolze schrieb ich zurück, es wäre mir nicht eingefallen, ihm Etwas anzutragen, meine Ansicht ginge nur dahin, den Herrn Liszt an sein gütiges Versprechen zu erinnern, der hätte ja die Abschrift und könne den Preis bestimmen. Die Sache ward vergessen, ich ließ das Ding liegen, im Jahre 1851 schenkte ich eine Abschrift der verstorbenen Gräfin Henckel, Mutter der Gräfin Saurma-Jeltsch; ihr Gemahl hatte mich nach meinem Concerte in Wien auf sein Gut Wolfsberg in Kärnthen eingeladen, und ihr gefiel der „delizióse" Ungarische ganz besonders. Im Jahre 1852 auf der Reise nach Paris besuchte ich Liszt in Weimar; er wohnte mit der Fürstin Wittgenstein auf der Altenburg und spielte mir seine neueste Rhapsodie vor. „Aber," rief ich, „das ist ja die ungarische Fantasie, die ich Ihnen 1846 gegeben, damit Sie sie in Pest spielen." „Comment", antwortete Liszt, „j'ai cru que c'étaint des motifs que vous aviez arrangés!" „Oui des motifs, mais les miens." „Ah alors j'écrirai sur le titre d'après des motifs de Mr. Ehrlich." Die Fürstin mischte sich nun in das Gespräch, und die Angelegenheit war beendet. Am anderen Tage besuchte mich Liszt, führte mich in Weimar herum, zeigte mir alle interessanten Punkte, gab mir Empfehlungen nach Paris an die Gräfin Kalergi (spätere Madame de Mouchanoff), an Berlioz u. s. w., und war so unwiderstehlich bezaubernd, wie nur er allein das zu sein vermochte. Ich dachte nicht mehr an meine Fantasie. Erst in späteren Jahren, als diese Rhapsodie gerade die beliebteste und überall auch in Orchester-Uebertragungen gespielt wurde, kam mir manchmal doch der Gedanke, meinen sehr starken Antheil an den Erfolgen in Anspruch zu nehmen. Ich sprach mit Bülow davon, und er wollte Liszt veranlassen, eine neue Ausgabe zu veranstalten und die Stellen zu bezeichnen, die er meinem Manuscript entnommen hatte. Ich wartete und wartete, und es kam nichts. Als nun im Jahre 1864 zwischen Bülow und mir ein Austausch gereizter brieflicher Aeußerungen entstand, erklärte ich unter anderem, man habe kein Recht, mich zu den Feinden Liszt's zu zählen, da ich doch gegenüber diesem nach der Benützung meines ihm anvertrauten Manuscripts mich so resignirend verhalten hätte. Diese Erklärung erhielt Bülow in Petersburg, wohin er inzwischen gereist war, sie mag ihn veranlaßt haben, Liszt aufzufordern, daß er sich über diesen Punkt ausspreche, und dieser schrieb mir u. a.: „En toute bonne foi j'étais autorisé à prendre mon bien partout où je le trouvais, d'abord dans mes souvenirs d'enfance qui remontent à Bihary et autres célébrités ziganes, plus tard à travers champs au beau milieu de bandes de musiciens bohémiens d'Oedenburg, Pressburg, Pest etc., etc., et enfin j'ai retenu et reprodnit à ma manière beaucoup de motifs, traits et saillies caractéristiques, qui pendant une vingtaine d'annés m'ont été communiqués avec une bienveillante profusion soit sur le piano, soit en notation, par les Comtes Amadé Apponyi, Szechényi, le Baron Angusz, Fay, Messieur Egréssy, Erkel, Doppler, Réménvi — — — et vous, cher Monsieur Ehrlich; quel embarras de richesse n'est-ce pas? J'espère pourtant m'en être passablement tiré, moyennant les quinze Rhapsodies que vous connaissez. Elles protestent résolument et sur tous le tons, que je n'ai fait aucun tort à mes nombreux créanciers dans le domaine du Csardas, parmi lesquels j'ai plaisir à vous compter, en vous assurant de ma sincère estime pour vos rares talents et de mes remercimens affectueux."

Auf diesen Brief habe ich, obwohl mir, dem ehemaligen Correspondenten der „Indépendance" und der „Nordischen Biene", die französische Sprache ziemlich geläufig ist, eine deutsche Antwort geschrieben. Ich bemerkte, daß doch ein gewaltiger Unterschied vorhanden sei zwischen der Benützung nationaler, bereits bekannter Motive und der von ganz originalen, die ein junger Componist einem Künstler anvertraute, daß ich es seinem Urtheile überlasse, die Gefühle zu beurtheilen, die mich überkämen, wenn ich diese beliebteste Rhapsodie hören muß und an deren Entstehung denke, an die Zeit, da ich in Noth und Kümmerniß ihm das Manuskript übergab mit der Bitte, ein Stück daraus in Pest zu spielen, und daß ich mit dieser Erklärung die Angelegenheit als abgeschlossen betrachte. Um nun jeden Zweifel zu beseitigen, jedem etwaigen Versuche, meine Darstellung als unrichtig zu bezeichnen, von vornherein den Riegel vorzuschieben, bemerke ich: Bei allen Rhapsodien mit Ausnahme der Nr. 2 lassen sich die Motive aus alten nationalen ungarischen Liedern, die zugleich zu Tanzweisen dienten, genau nachweisen; die meisten, wenn nicht alle, waren schon vorher im Drucke erschienen. Von den Motiven der Rhapsodie Nr. 2 kann Niemand den Ursprung nachweisen; Niemand ist im Stande, aus der Zeit vor 1846 ein Lied oder einen Tanz vorzuzeigen, in welchen irgend eines dieser Motive vorkäme. Es ist also unbestreitbar, daß die Motive der Nr. 2 von mir herrühren.

Wer Ehrlich kennt, wird keinen Augenblick über sein gutes Recht im Zweifel sein, doch bleibt es immerhin unbegreiflich, wie er erst nach Jahrzehnten dafür eintritt. Der practische Musiker und vor allem der gewiegte Journalist, der ja über mehrere Zeitungen verfügte, hätte sich einer solchen Saumseligkeit niemals schuldig machen sollen. Und was kann er jetzt, nach Liszt's Tode, noch für seine Ansprüche hoffen! Aber solche Unbegreiflichkeiten sind in seinem Charakter begründet, diesem Gemisch von Künstlersorglosigkeit und blindem Glauben an den Sieg der Wahrheit. Nicht umsonst hat er seinem Buche ein Goethe'sches Motto vorangesetzt, das sein Wesen und sein Schicksal aus einem Punkte verstehen läßt:

„Suche nicht vergebens Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß."

Ehrlich lüftet uns auch manchen Zipfel der sogenanten großen Welt. Die „Gesellschaft" von Berlin, Baden-Baden (vor 1870), Wien, Pest, Bukarest, Bayreuth, Mailand zieht vorbei, überall wo Ehrlich concertirte oder als our own der „Gegenwart" und anderer Blätter auftrat. Auch an einem jeudi der Kaiserin Augusta nehmen wir Theil, wo er als Pianist auftreten darf und der Journalist gleichfalls Lob erntet. Ehrlich spottet selbst über seine thörichte Vorliebe für den Adel und gesteht, daß es ihm zwischen Uebereilung und Versäumniß in jenen hohen Kreisen natürlich ganz und gar nicht glücken wollte. Dazu war sein Sinn doch zu frei und unabhängig, seine Zunge zu behende, sein Witz zu rücksichtlos. Dahin gehört das tragikomische Erlebniß in Frankfurt a. M.

Ich verkehrte im Hause des preußischen Bundestagsgesandten Freiherrn von Usedom, der im Gegensatze zu den anderen preußischen Herren, von Jasmund und von Wentzel, als ein ungemein liebenswürdiger und versöhnlich wirkender Mann anerkannt war. Ich musizirte manchmal bei ihm, wenn er Gesellschaft empfing. Unter den Gästen befand sich

österS ein alter österreichischer pensionirter General (wenn mich mein schlechtes Namensgedächtniß nicht trügt, hieß er von Schirnding), der mir besonders wohlwollte und immer sagte, „Sie sein der liebenswürdigste Künstler, den ich gesehen hab" und regelmäßig einschlief, wenn ich spielte. Dagegen waren einige höhere preußische Militärs sehr aufmerksame Zuhörer besonders bei Vorträgen klassischer Musik, sprachen aber nie ein ein Wort mit mir. Eines Abends, als eine größere Gesellschaft versammelt war und ich mich ganz besonders gut gestimmt fühlte, wurde mir vielfach freundlichstes Lob gespendet. Der alte Oesterreicher (die lauten Bravos hatten ihn wohl geweckt) war ganz entzückt; als er eben seine schönsten Complimente vorbrachte, trat auch ein hoher preußischer Militär an mich heran, ich dachte schon, nun werde ich einmal auch eine preußische Liebenswürdigkeit zu hören bekommen, stellte mich in Dankes-Positur; und der Herr sprach mit ernstester Miene: „Singen Sie auch?" Die Geschichte erregte damals in Frankfurt so viel Heiterkeit, daß ich Wochen hindurch von Bekannten auf der Straße mit den Worten angeredet wurde: „Singen Sie ooch?"

Ehrlich ist nicht nur ein guter Plauderer, sondern ein fast noch besserer Beobachter und Zuhörer. Was er aus zweiter Hand Interessantes empfing, hat er immer gleich seinem Tagebuch einverleibt, so die folgende Erinnerung des jüngstverstorbenen Schlachtenmalers Bleibtreu an Bismarck:

Nach einer Schlacht, deren Namen mir entfallen ist, fanden Bleibtreu und ein anderer Maler (oder ein Berichterstatter) in einem Dorfe nach langem Herumirren eine Unterkunft und sogar die Möglichkeit, einen Hammelbraten zu erhalten. Sie wollten sich eben zu Tische setzen, als die Thür aufging, und herein trat — Bismarck. Nach kurzer freundlicher Begrüßung meinte er: „Ei was haben Sie da für'n schönen Braten", ließ sich auf den Stuhl nieder und verzehrte die Hammelkeule bis auf den Knochen. Dann strich er mit wohlgefälliger Miene über den Bauch und sprach: „Aber nun thut es mir leid, meine Herren, Ihnen sagen zu müssen, daß ich Moltke erwarte und Sie das Zimmer nicht behalten können". Da fuhr Bleibtreu los: „Excellenz, daß Sie uns unser Essen bis auf den letzten Bissen weggenommen haben, dagegen will ich nichts einwenden, denn Sie sind ja unser größter Mann, und wenn Sie satt sind, wollen wir gerne hungrig zu Bette gehen; daß wir aber ganz und gar nicht zu Bette gehen, dürfen Sie doch nicht verlangen, wo sollen wir denn jetzt in später Nacht ein Unterkommen finden? Sie brauchen ja nur zu befehlen, Ihnen muß überall geöffnet werden, aber für uns ist keine Aussicht vorhanden; nein, Excellenz, das können Sie nicht verlangen." Bismarck sah verwundert auf den kleinen Mann, der so mit ihm zu reden wagte, dann nickte er mit dem Kopfe und sagte gutmüthig: „Sie haben Recht," ging hinaus und ließ durch eine Ordonnanz ein anderes Absteigequartier bestellen. So erzählte mir Bleibtreu; in meinem Notizbuche von 1875 fand ich neben seinen Namen die Skizze mit Bleistift geschrieben."

Eine andere Anekdote über den unglücklichen König Ludwig II. von Bayern hat er von Professor v. Holtzendorff:

Holtzendorff war eines Tages zum Könige berufen, um über einen Gesetzentwurf Vortrag zu halten. Man führte ihn in einen Saal vor die Thür eines Zimmers, an dessen Eingang sich eine spanische Wand befand; hinter dieser stand der König, bedeutete ihm, mit dem Vortrage zu beginnen, und blieb während der ganzen Zeit, als Holtzendorff sprach, unsichtbar und vollkommen schweigsam. Als der Vortrag geendet war, dankte er und schloß die Thür, ohne sich zu zeigen. Am nächsten Tage erhielt Holtzendorff ein Schreiben des Königs über den Vortrag, das ihn auf's Höchste überraschte und erstaunte. Jeder wichtige Punkt war erwähnt, die Bemerkungen über manche Einzelheiten zeugten von großer Kraft und Schärfe der Auffassung und von klarstem Verständniß der Verhältnisse; kein erfahrener Jurist konnte richtiger urtheilen und seine Ansichten klarer darlegen. Die immer wachsende Menschenscheu des genialen Monarchen erklärte Holtzendorff aus psychologisch-physiologischen Ursachen; er ahnte ein trübes Ende.

Von 1867 bis 1869 war Ehrlich, wie er es nennt, „viertels-offiziöser" politischer Schriftsteller und von 1872 bis 1875 noch einmal, und es ist sehr ergötzlich zu lesen, wie er da in Berührung mit politischen Größen und der Hofclique kam. Seine Berichte zeichneten sich durch den Freimuth aus, womit der damals noch nicht einmal Naturalisirte seine Meinung aussprach, und in gar manchen Dingen hat er seine Zeit besser verstanden, als mancher Staatsmann von Fach. Sehr Vieles von dem, was er voraussagte, ist eingetroffen. Nicht umsonst kam man damals aus Hofkreisen mit dem „Befehle" an ihn heran, gegen Bismarck und Lasker zu schreiben. Ja sogar in diplomatischer Sendung sollte er einmal verwendet werden und in Rumänien den Thron des Königs Karol festigen helfen, aber sein Debut war ziemlich unglücklich. Schon in Pest ließ er sich von einem österreichischen Agenten, dem ehemals preußischen Abgeordneten Freese, dem Uebersetzer von Lewes' Leben Goethe's, ausholen, und so scheiterte seine ganze Mission. Wieder die alte Uebereilung des Unverbesserlichen!

Und nun hat er glücklich mit aller Welt gebrochen und ist ein „Alleinflieger" geworden. Er hat den Großen stolz den Rücken gekehrt und den Journalismus abgeschworen und lebt still und vergnügt nur noch seinen Schülern, die ihn auf den Händen tragen, und seinen Schülerinnen, die alle in ihn verliebt sind, ein wahrer Philosoph, der aus dem Schiffbruch des Lebens wenigstens seinen Glauben an die Schönheit gerettet hat und der menschlichen Niedertracht spottet, denn sie kann ihm nichts mehr anhaben. Wieder wie früher ist sein tägliches Morgengebet Bach's Schlußchor des Weihnachtsoratoriums oder Händel's Chor aus Judas Maccabäus: „Wir wollen uns nicht beugen" oder Sarastro's Gesang: „O Isis und Osiris!" Und endlich als Siebzigjähriger ist er zufrieden. Möge der tapfere Streiter sein Glück noch lange genießen!

---

## Aesthetische Streitfragen.

Von Cornelius Gurlitt.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Literatur solcher Werke über ästhetische Fragen immer mehr anwächst, welche von Nicht-Philosophen geschrieben wurden, d. h. von Leuten, welchen das abstracte Denken nicht Lebensaufgabe ist. Ob dabei viel heraus kommt, ist freilich eine offene Frage. Es geht in der Aesthetik wie in anderen Handwerken: die Zunftmeister arbeiten sehr solid, sehr zuverlässig; aber die eigentlichen Förderer stehen meist außerhalb der Zunft. Nicht ein Schreiber hat die Buchdruckerkunst und nicht ein Soldat das Pulver erfunden!

Jede philosophische Forschung geht nothwendiger Weise auf Ergründung der Wahrheit aus. Und jeder Mann, der mit seinem Denken an die Grenzen seines Fassungsgebietes gelangt, findet endlich die ihm zusagende Wahrheit. Aber noch nie hat diese Wahrheit zweier selbständig wirkender Köpfe sich völlig geglichen. Noch hat kein hervorragender Aesthetiker die von seinem Vordenker erfaßte Wahrheit ungemodelt aus seinem Kopfe wieder entlassen. Es ist, wie der Maler Stauffer-Bern so tiefsinnig sagt, die Wahrheit „plastisch", jeder sieht sie von anderem Gesichtspunkt, jeder mit anderem Umriß, jeder unter verstellter Beleuchtung. Und so lese ich denn auch in den neuen Büchern nicht in der Hoffnung, dort das Urbild der Wahrheit zu finden — dieser Utopie habe ich mich schon längst entschlagen! — sondern um zu lernen, wie ihr Bild von einer anderen Seite aussieht, und zu prüfen, ob jener neue Schilderer mit redlichem Sinnen und mit ernstem Drange sich der räthselhaften Göttin nahte. Denn noch fehlt uns die Offenbarung in ästhetischen Dingen, noch fehlt der Ausspruch eines Gottes, den wir nicht mehr zu prüfen brauchen, sondern der jene wunderbare Ueberzeugungskraft in sich trägt, daß wir uns ihm glaubend anvertrauen.

So liegt mir auch fern, anderer Männer Wahrheit darauf hin zu prüfen und zu untersuchen, ob sie wirklich nach meiner Ansicht wahr sei. Ich glaube nicht, daß ich ihnen werde beweisen können, daß sie irren, ich kann ihnen nur ein anderes inneres Schauen entgegenstellen. Und so gern ich ihnen folge, wenn ihr Weg zum Urbild mir erleuchtet scheint, so mögen sie auch in mir nur einen neben ihnen Suchenden erkennen, dem seine Bahnen für einige Zeit zu folgen vielleicht auch der geistigen Bewegung lohnt.

Da liegt ein hübsch ausgestattetes Bändchen vor mir: Arno Holz, „Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze"*), ein Bändchen, welches, wie mir scheint, mehr beachtet werden sollte, als es beachtet wurde. Nach Kürschner's Literaturkalender ist Arno Holz, dessen Name als der eines ernsten Dramatikers

*) Berlin, Wilhelm Ißleib (Gustav Suhr).

ja viel genannt wurde, im Jahre 1863 geboren. Er hatte, als er sein Buch schrieb, sein dreißigstes Jahr noch nicht erreicht. Daß er in seinem Buche als noch jugendlicher erscheint, rechne ich ihm zum Verdienste an. Er ist mit Selbstzucht Realist und schreibt daher in eigener Sache die Sprache, die er spricht. Ich spreche diese an die Studentenkneipe und die Kaffeehäuser mahnende Sprache nicht, wenigstens nicht, wenn ich mich über ernste Dinge unterhalte. Mir scheint, als wenn noch der ganze Verschwendemuth der Jugend aus ihr spähe. Denn wie in der Baukunst der höchste Luxus in der Freigebigkeit mit Raum besteht, so im Menschenleben und in der Schriftstellerei der mit der Zeit, mit der eigenen, wie mit der der Leser. Obgleich durchaus Großstädter und vielleicht weil Großstädter hat Holz in seiner ganzen Diction viel Zeit zu einer kleinen Plauderei mit Dem und Jenem. Auf Seite 94 seines Buches fängt er erst an das zu sagen, was er eigentlich sagen will, dann schweift er wieder gesprächig in's Weite. Auf Seite 117 ist es endlich heraus und damit endet auch die eigentlich ästhetische Untersuchung, um derentwillen hier von dem Buche die Rede ist. Was sonst in diesem steht, eine Beschreibung des eigenen Entwickelungsganges, Auszüge aus eigenen Werken, darunter ganz ausgezeichnete Gedichte, Verse von erstaunlicher Kraft der malerischen Wirkung, dazwischen aber auch wieder ein gutes Stück polternden Burschenthums — das Alles ist ebenso sehr da, um dem Leser den Weg zur gefundenen Wahrheit zu weisen, als um ihn vom klaren Verständniß zu entfernen.

Holz leugnet ausdrücklich, daß die Gesetze der Kunst bisher gefunden seien und er spricht mit Selbstvertrauen die Ansicht aus, er habe das Problem auf „rührend einfache" Weise gelöst, wenigstens „innerhalb der vier Grenzpfähle unserer heutigen Weltanschauung", er habe den Grundstein für eine Wissenschaft von der Kunst gelegt, das Gesetz gefunden, „dessen Verkörperung die Kunst" ist, die Grenze zwischen dem gezogen, was Kunst ist und dem, was Kunst nicht ist. Er fand das Gesetz an einer kindlichen Zeichnung eines Knaben, welche dieser für das Bild eines Soldaten erklärte. Er schloß eben folgendermaßen: Das Ziel des Knaben war, einen Soldaten zu schaffen, er schuf ein ganz ungenügendes Abbild, trotzdem glaubte er, daß Wirklichkeit und Bild sich deckten. Es war sein Werk also als Kunsterzeugniß gleich der Natur, weniger den Reproductionsbedingungen der Kunst (Persönlichkeit des Künstlers, Material der Darstellung ꝛc.), der Schlußsatz von Holz' Untersuchungen lautet daher: „Die Kunst hat die Tendenz, wider die Natur zu sein. Sie wird sie nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproductionsbedingungen und deren Handhabung."

Holz ist dichterisch Realist. Er glaubt philosophisch das Wahre über seine Kunst gefunden zu haben, indem er eine Erklärung fand, welche den Realismus als höchste Kunstform erscheinen läßt. Denn nach seinem Gesetz muß der der größte Künstler sein, der der Tendenz der Kunst, wieder Natur zu sein, den geringsten Widerstand bietet. Und er schrieb mit seinem Freunde Johannes Schlaf seinen „Papa Hamlet", seine „Familie Selicke" — gewiß die allerbeste und eindringlichste Weise, seine Aesthetik zu beweisen, er schrieb Dramen, in welchen er den Dichter verschwinden zu machen und die unversetzte Natur auf die Bühne bringen wollte.

Ich möchte Holz' ästhetisches Gesetz nicht kritisiren, selbst nicht nach der Seite hin, ob es neu sei. Ich möchte nur den Finder fragen, ob es jetzt noch, zwei Jahre später, für ihn selbst gilt? Er nannte es 1891 vorsichtig ein Gesetz der „heutigen Weltanschauung." Wir schreiben aber schon 1893!

Daß zwischen diesen beiden Zahlen ein großer Unterschied ist, ersah ich sehr deutlich aus der Broschüre von Theodor Alt: „Vom charakteristisch Schönen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des künstlerischen Individualismus"*), eine Arbeit, die ich, wie desselben Verfassers „System der Künste"**) Herrn Holz zur herzstärkenden Lectüre empfehle. Diese Broschüre ist gegen den weitgehenden Subjectivismus in der Kunst, und wie das Vorwort sagt, gegen meine Recension des „Systems der Künste" in der „Gegenwart" gerichtet. Nach altem Erfahrungssatz traue ich mich erst dann eine Werthschätzung eines Mannes mit einiger Aussicht auf Richtigkeit zu geben, wenn ich einmal einen Streit mit ihm hatte. Ich würde sehr erfreut sein, wenn nach dem Lesen dieser Zeilen Herr Alt mit gleich angenehmen Empfindungen mein Gegner gewesen wäre, als seine Arbeit in mir erweckte.

Er geht in seiner neuen Arbeit auf den Widerspruch zwischen dem Charakteristischen und dem Schönen näher ein; er bekämpft meine Ansicht, daß das Schöne als solches nicht eigentlich existire, sondern daß nur das unserem Wesen entsprechende uns als schön erscheine, während es Anderen mit ebenso viel Recht als häßlich erscheinen könne; daß also Schönheit nicht eine Eigenschaft der Dinge, sondern unser sympathisches Verhältniß zu ihnen bezeichne.

Zunächst eine Abschweifung in eigener Sache. Ich bin ästhetischen Fragen zuerst als Kritiker nahe getreten. Meine Ansichten über Kunst habe ich nicht aus ästhetischen Gesetzbüchern geschöpft, sondern aus einem rein persönlichen Verhältniß zu den Kunstwerken. Mein nun leider verstorbener Bruder Fritz Gurlitt war es, der mich z. B. mit der ihm eigenthümlichen Empfindungsfeinheit auf die Größe Böcklin's und seiner Geistesverwandten hinwies. Ich bin ihm, dem Jüngeren, auf diesem Wege gefolgt. So bin ich zum Verehrer des Subjectivismus in der Kunst geworden, obgleich die Aesthetiker anfangs fast ausnahmslos gegen Böcklin Front machten. Wenn neuerdings Eduard von Hartmann das Individuelle für die eigentliche Bedingung des Schönen erklärt, so ersehe ich eben wieder, daß diese Wahrheit nicht auf dem Wege logischen Denkens, sondern durch eine Wandlung des Schönheitsgefühles, durch Empfindung gefunden und nachträglich logisch erklärt wurde; daß also hier wieder einmal nicht der Verstand, sondern das Herz die Köpfe der Philosophen leitete. Und ich zweifle keinen Augenblick, daß mit dem Auftreten einer neuen Kunst auch die neue Aesthetik wird geboren werden. Geht die Kunst wieder auf Typisches aus, so wird ein Hartmann oder Alt der Zukunft das Individuelle für das Minderwerthige erklären und logisch erweisen!

So weiß ich denn auch mit Alt's Erklärung des Schönen als der Zweckmäßigkeit in der sinnlichen Erscheinung nicht viel anzufangen. Vielmehr aber bietet Wasser auf meine Mühle die Anschauung Alt's, welche den Begriff der Zweckmäßigkeit auf individuelle Erfahrung begründet. Ihm ist ebenso das Gattungsmäßige, das eine Zweckeinheit verwandter Individuen Darstellende schön, wie das „Individuell-Zweckmäßige", das nur einer gesonderten Erscheinung eigen ist; nach seiner Erklärung gibt es also eine Gattungsschönheit und eine individuelle Schönheit. Der ästhetische Werth eines Kunstwerkes kann auf dem Gattungsmäßigen, ebenso aber auch auf Wahrheit in der Verkörperung einer concreten Idee beruhen. Da aber nun auch die gattungsmäßige Gestalt ihr Charakteristisches habe, und dieses an den schönen Vorstellungen eben das Schöne sei, so wird dies Charakteristische zum eigentlichen Kern des Wesens der Schönheit.

Der Vorschlag also, den ich Alt zu machen mir erlaubte, daß er in seinem „System der Künste" sehr oft einfach das Wort „charakteristisch" an Stelle des Wortes „schön" hätte setzen können, findet in diesen Ausführungen nur Bestätigung.

Trotzdem kann ich diesen nur bedingt zustimmen. Mir will eben immer noch scheinen als ob auch „charakteristisch" nicht eine den Dingen beizulegende Eigenschaft, sondern ein Ausdruck sei, der lediglich nach dem Vergleich verwandter Objecte einem von diesen durch unsere Wahl beigegeben wird. Kein Mensch, keine Sache ist „charakteristisch", erst durch das abwägende Zusammenfassen einer Gruppe der Erscheinungen aus dem Chaos heraus, macht unser Urtheil ihn zu einem Charakteristischen. Dies Abwägen besorgt aber das einzelne Individuum. Im letzten Grunde ist das Ich die Grundlage aller Schönheit, ist schön, was mir schön scheint.

Alt bezeichnet als Aufgabe des Künstlers „uns das Wesentliche und Charakteristische seines Gegenstandes deutlich

*) Mannheim, J. Bensheimer.
**) Berlin, G. Grote.

vor Augen zu stellen" und folgert daraus, daß die Subjectivität des Künstlers keine Rolle spielen dürfe. Er sagt also in schärferer und doch auch umfassenderer Weise dasselbe, was Holz will, nämlich, daß Aufgabe des Künstlers der Objectivismus sei, oder um mit Holz zu sprechen, daß in der Gleichung

Kunst = Natur — Productionsbedingung

der letztere Posten so niedrig als möglich einzusetzen sei, um die Kunst dem Größeren, nämlich der Natur, möglichst nahe zu bringen.

Nach meiner Auffassung schafft der echte Künstler in Darstellung eines sinnlich oder geistig Erschauten nach seiner freien Wahl. Er schafft nur für sich. Kunst kann doch auch erzeugt werden ohne Zuschauer. Daß der Meister diesen gern Antheil an seinem Empfinden und Wirken gewährt, ist menschlich sehr begreiflich, ästhetisch aber gleichgültig. Nach seiner Erfahrung wählt er, wenn er ein rechter Künstler ist, aus der Fülle der Erscheinung das ihm, und nur das ihm persönlich angemessen dünkende. Nicht sucht er aber der Menge zu gefallen. Nicht also ist seine Aufgabe, „uns etwas vor Augen zu stellen", sondern das vor seinem Auge stehende für sich festzuhalten. Trifft er mit seinem Werke in meinen Erfahrungen einen Widerhall, so erkenne ich sein Werk sofort als schön; lenkt er meine noch anders gestalteten Erfahrungen auf seine Wege, so lerne ich seine Schönheit nach und nach begreifen; reißt er die ganze Welt auf seine Bahn derart mit fort, daß sie die von ihm dargestellten Dinge, welche ihr früher weder für zweckmäßig noch für charakteristisch erschienen, für schön empfindet, dann ist er ein großer Mann, ein Reformator; als solchen erkennt man ihn vielleicht erst Jahrzehnte nach seinem Tode, während die Zeitgenossen seine Schönheit noch nicht verstanden. Leute von so bescheidener Tiefe des Denkens wie Max Nordau nennen ihn dann freilich einen Hysterischen und seine Anhänger Suggerirte, bis sie selbst unter die Ueberwundenen zählen und durch einen Beitrag für das Denkmal des hohen Genius sich von ihrer geistigen Schuld loskaufen möchten. Welcher große Mann hat unter seinen „verständigen und nüchtern denkenden" Zeitgenossen keinen Max Nordau gehabt? Nie fehlen die Clowns, sie machen selbst auf den ernstesten Seiten der Culturgeschichte ihre Sprünge.

Die „unwandelbaren Gesetze des Schönheitsempfindens", an welchen Alt trotz seiner in vielen Punkten so kühn neuernden Aesthetik festhalten zu müssen glaubt — ich finde sie auch nicht bei ihm erwiesen. Ich sehe nur den durch die Menschen bewirkten Wandel, nirgends ein Gesetz; ich sehe wirkende Kräfte, nirgends eine für diese unübersteigbare Grenze innerhalb des Irdischen. Tausendfältig sehe ich das Unzweckmäßige, Zweckwidrige als schön gepriesen — und habe nicht den Muth, alle jene, welche das mir zweckwidrig Erscheinende bewundern, für Thoren, mich aber für den Weisen zu halten. Das mir als schlechter Geschmack Erscheinende ist auch Geschmack; und das mir häßlich Erscheinende finden sehr verständige Leute für schön. Von Bismarck, den ich in allen Dingen als über mich an Erkenntniß weit erhaben verehre, las ich, daß er als Schriftsteller Stinde und als Künstler Allers bevorzuge. Beides ist nicht mein Geschmack. Aber wenn ich mich auch nicht beengen lasse in meinem Recht, meinem Geschmacke Worte zu geben, so thue ich es doch stets mit der Rücksicht, daß ich nicht ein auf Gesetze, sondern ein auf meine Person begründetes Urtheil abgebe. Mag jeder danach dessen Werth bemessen!

Ich möchte hier gleich von einem dritten Buche sprechen, von Dr. Heinrich Pudor's „Ketzerische Briefe aus Italien. Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen".*) Pudor lebt in Dresden und hat, wie ich höre, die Eigenthümlichkeit, in einem „naturgemäßen" Gewande auf der Straße und im Hause sich zu bewegen. So sehr ich selbständige Gesinnung und eine auf die Ausbildung seiner selbst begründete Eigenart liebe, so wenig habe ich für meine Person je die Neigung empfunden, mich von meinen Mitmenschen durch äußere, meinem Körper angefügte Merkmale zu unterscheiden. Mit größtem Vergnügen trug ich einst die Uniform, das Kleid der geregelten Gleichheit. Ich bin eben auch nach dieser Richtung der Meinung, daß hier der Erfolg darüber entscheidet, ob der Reformator ein Narr oder ein Geistesheld war. Siegt Dr. Pudor mit der Einführung des von ihm gewählten Kleides, so verpflichte auch ich mich feierlich, meinen Beitrag zu dem ihm zu errichtenden Denkmal zu zahlen. Ich werde das Gewand tragen, welches ich bisher noch nicht sah, ob es mir nun beim ersten Anblick zweckmäßig und schön erscheint oder nicht, wie ich die moderne Form des Cilinders beim Hutmacher wähle, ohne ästhetische Absicht, sondern dem unbewußt in mir wirkenden Zug der künstlerischen Angewöhnung folgend.

An Pudor's Kunstauffassung ist das Eigenartige, daß er vom Künstler sittliche Reinheit fordert und im Werke nach dieser spürt. Das ist eine Forderung, die unmittelbar auf Subjectivismus hinweist. Pudor will im Kunstwerk nicht den Gegenstand, sondern den Bildner sehen. Und deshalb ist er Gegner des Realismus, begeisterter Anhänger Böcklin's. Denn bei den Realisten sieht er zu deutlich und zu ausschließlich den Gegenstand, zu wenig das was Holz die Productionsbedingung nennt. Es will also in der Formel

Kunst = Natur — Productionsbedingung

den letzteren Posten möglichst hoch einsetzen, in vollem Gegensatz zu Holz.

Ich denunzire feierlich einen dem anderen! Auch von der Individualität des Schöpfers des Kunstwerkes spricht Pudor und zwar in seiner Besprechung von Donatello's Büste des Niccolo da Uzzano, welche ein vortreffliches Stück beschreibender Nachbildung ist, ein kleines schriftstellerisches Kunstwerk, wie es einem nicht alle Tage in den Wurf kommt. Für Pudor macht erst der Künstler die Abbildung selbst des charakteristischen Menschen zum Kunstwerk. Er sagt, es sei sehr fraglich, ob Uzzano so ausgesehen habe, wie seine Büste. Ihr Realismus beruhe nicht in der Aehnlichkeit mit der Natur des Objectes. Es sei dies auch ziemlich gleichgültig. Aber weil die Subjectivität des Künstlers eine Rolle spielte — um Alt's Worte zu gebrauchen — weil Donatello den Mann darstellte, wie er, der Künster, subjectiv ihn verstand — darum wurde die Büste ein Meisterwerk.

Ich denunzire wieder Alt an Pudor, Pudor an Alt! Mögen sie miteinander fertig werden, ohne sich gegenseitig zu verketzern!

Und dann nehme ich ein weiteres Buch, Johannes Merz, Das ästhetische Formgesetz der Plastik*) in die Hand, gegen 300 Seiten, die ich, offengestanden, nicht zu Ende gelesen habe. Merz baut im Wesentlichen auf Lessing's „Laokoon" und auf Semper's „Stil" weiter und will bei schematischer Sonderung in „Forderung III⁴" und „Typus IV" die Frage lösen, welche Formen ästhetisch schön seien. Ich will die von ihm auf Seite 20 und 21 gegebene Antwort nicht näher kritisiren. Aber ich möchte doch an ihn selbst die Frage richten, ob er, in dunkler Kammer eingeschlossen, zu jenen Ergebnissen gekommen wäre, welche er als die Früchte seiner Studienreisen darstellt. Was er sagt, vermöchte ich, soweit ich es las, in allen wesentlichen Punkten völlig zu unterschreiben, wenn er sich die Frage so gestellt hätte: Welche Formen an den bisher geschaffenen Kunstwerken erscheinen mir, dem kunstgebildeten Deutschen von 1892 als ästhetisch-schön?

Seine Gesetze fallen aber schon um, wenn er japanische Kunst in Betracht gezogen hätte, jene Plastik, die man in die Hand nimmt und umdreht, um sich an der Ausbildung der Fußsohlen der stehenden Figur ebenso zu freuen, wie an dem der Gesichter. Was nützt aber ein Gesetz, welches nur für die Todten gilt und das jeder Kommende als für sich maßgebend ablehnt? Ich glaube nicht, daß auch nur ein Bildhauer sich um Merz' Gesetze kümmern wird!

Und nun noch zu einem vierten und letzten Buch für diese Besprechung, mir unzweifelhaft dem liebsten und ehrwürdigsten, obgleich meine Ansichten fast überall ihm entgegenstehen: Es heißt „Zur Aesthetik und Technik der bildenden Künste. Akademische Reden von Sir Joshua Reynolds", dem

*) Dresden, R. Oskar Damm.

*) Leipzig, E. A. Seemann.

berühmten englischen Portraitmaler, es gibt in vortrefflicher Uebersetzung von Dr. Eduard Leisching*) einen Einblick in das Schaffen und Denken eines großen Künstlers aus dem vorigen Jahrhundert, wie er in gleicher, erwärmender Tiefe selten zu erlangen ist. Leisching's außergewöhnlich klare und sachliche Einführung macht den Leser mit dem Redner betraut, mit einem Meister, dem zunächst Raffael beim ersten Anblick von dessen Werken mißbehagt, der sich zwingt ihm geistig beizukommen, nach und nach für ihn Feuer fängt, suggerirt wird, wie Lombroso sagen würde, und nur durch sein Leben ein Raffaelist wird, sich nach ihm und seinen Nachfolgern eine allgemeine Idee der Natur schafft, in der er das Nothwendige vom Zufälligen, das Bleibende vom Wechsel, das Allgemeine vom Einzelnen getrennt zu haben glaubt, der somit in einen Idealismus sich einlebt, und aus diesem heraus mit edlem Gleichmuth schafft. Er erhebt die erlernte ideale Schönheit über Alles, was die Natur im Einzelnen aufweist, diese Schönheit liegt ihm nie im Individuum, sondern stets in der Gattung, er sucht im Bilde über die Natur hinaus stets einen höheren Gedanken zu verwirklichen. In diesen Grundsätzen ergeht er sich in Bild und Rede mit dem schönen Gleichton einer festbegründeten Ueberzeugung.

Und der Erfolg: Wir stehen bewundernd noch heute vor jenen Bildern, in welchen Reynolds den Raffael, den Tizian und den ganzen Idealismus mitsammt der „Idee" beiseite setzte. Seine schlichteren Bildnisse der Zeitgenossen sind seine besten Werke, je mehr sie ideal zu sein beabsichtigen, je mehr sie eine Gattung statt eines Individuums darstellen wollen, je stärker der „höhere Gedanke" in ihnen hervortritt, desto weniger können selbst die ihm grundsätzlich nahestehenden Idealisten von heute diese Arbeiten schön finden. Seine Geschichtsbilder, seine Allegorien, all das „Höhere", was er schuf, hätte ihn von der Vergessenheit vieler seiner Zeitgenossen, eines West oder Barry nicht gerettet. Daß dem wackeren Manne und tüchtig denkenden Engländer der Realismus die Hand führte, trotz des idealistischen Kopfes — das allein hat ihn zum Maler von dauerndem Werth gemacht! Trotz seiner idealistischen Aesthetik wurde er ein großer Künstler!

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Spiel ist aus.

Von Augustin Filon.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Es war eines Abends in Monte Carlo. Allabendlich sah man einen kleinen Dampfer den Golf durchschneiden, der einige zwanzig oder dreißig Touristen wieder nach Nizza beförderte, die er im Laufe des Tages hergebracht hatte. Pünktlich um zehn Uhr zog er die Anker auf und eine Weile noch hörte man durch die stille Nacht das Aechzen der Maschine, zuweilen auch Klänge aus einem Verdi'schen Chor, der in fröhlicher Laune von den Passagieren angestimmt wurde. In Monte Carlo blieben nur die enragirten Spieler zurück, die sich nicht so bald vom grünen Tische trennen mochten, ein seltsames und gemischtes Publikum. Man kannte sich halb und halb und verkehrte ohne viel Umstände mit einander. Da war mein Freund Achilles, ein Pariser Journalist und hervorragender Berichterstatter; Lord Croydon, der kürzlich von der Court of Bankruptcy fallit erklärt worden war; der Graf Narni, ein italienischer Diplomat, der in allerlei geheimen, nicht ganz sauberen Unterhandlungen gesteckt hatte; ein gewisser Funker, der sich für einen holländer Bankier ausgab; auch eine Frau: Mlle. Ponchette, eine Sängerin von der Opéra Comique, ein Bischen verblüht, aber durch einen Skandalprozeß wieder in Mode gekommen. Die Anderen waren unbedeutende Schatten, Statisten des Lebens, mit Ausnahme eines rothbärtigen Menschen, der ausgehungert und gierig aussah. Das Gesicht gefiel mir nicht.

„Kennen Sie den?" fragte ich Achilles.

„Nein, aber irgend Jemand hier muß ihn doch kennen."

*) Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Was diese Menschen einander näher gebracht hatte, war die gemeinsame Leidenschaft, das Bedürfniß, einander Spielgeschichten zu erzählen und unaufhörlich von ihren Gewinnen und Verlusten zu reden.

„Wird soupirt?" fragte Narni auf's Geradewohl.

„Es scheint so," versetzte Achilles, und man ging in einen der kleinen Speisesäle des Hotels.

„Gräßlich!" rief Ponchette plötzlich, „wir sind dreizehn!" Man lachte sie aus, aber sie wollte sich nicht niedersetzen. Ueber das Kapitel der Dreizehn und der Freitage hatte sie sehr feste Grundsätze. Aus Höflichkeit wollte ich mich zurückziehen.

„Durchaus nicht, ich hole einen Vierzehnten, Papa Montgobert, der wird uns amüsiren," rief der Bankier Funker.

„Wer ist Papa Montgobert?" fragte ich meinen Nachbar ganz leise.

„Ein Mensch, der immer aufgezogen wird, ein alter Pointeur."

Einen Augenblick später trat der alte Montgobert ein. Ich erkannte alsbald den grünen Ueberzieher, den kleinen, spitzen, grauen Bart, den elfenbeinernen Kahlkopf, die goldene Brille, die auf der Nasenspitze ruhte, diese alte, blutleere, ausdruckslose Physiognomie. Vor zwei oder drei Jahren hatte ich ihn in Spaa gesehen und eine Weile beobachtet. Immer fand ich ihn beim Roulette oder Trente-et-quarante. Spielen sah ich ihn fast nie. Die Diener sahen verächtlich auf ihn und antworteten ihm barsch, weil er nicht für seinen Stuhl bezahlte und Nadeln und Carton selbst mitbrachte. Die Croupiers aber hatten Mitleid mit ihm. Abends passirte es ihm oft, daß er beim ewigen Geräusch des „rien ne va plus" mit dem Ellbogen auf dem grünen Tisch einschlief, wobei seinen zitternden Händen wohl ein paar Silberstücke entfielen, die das Roulette verschmäht hatte, aber der Rechen, der rings um seinen Platz die Summen zusammenscharrte, vermied es sorgfältig, den alten Mann zu stoßen oder sein Scherflein zu berühren. Zuweilen fuhr er brummend auf, wenn ein ungewöhnlicher Treffer den Spielern einen Ausschrei entlockte, schob mechanisch sein letztes Geldstück hin und schlief wieder ein. Schließlich weckte man ihn und stieß ihn schwankend und schlaftrunken hinaus. Hätte man ihm erlaubt, auf dem unheilvollen Tische zu übernachten und mit seinem Körper das schreckliche runde Loch zu überdecken, das vielleicht schon mehr geprägtes Metall verschlungen hat als alle Tiefen des Oceans, es hätte zum Glück des armen Alten nichts mehr gefehlt.

Dieser Spieler war mir aufgefallen, aber ich wußte nichts von ihm, nicht einmal seinen Namen. Bald war ich von Allem unterrichtet, was ihn betraf, denn sobald er sich nach unterwürfigem Gruß gesetzt hatte, fing man an, ihn auszufragen. Er hatte seine Serviette an den Aufschlägen seines Ueberziehers festgesteckt mit den Nadeln, die er beim Pharao zum Pointiren gebrauchte, und blies methodisch jeden Löffel Suppe, ehe er ihn zum Munde führte. Nichts regte ihn auf, er antwortete langsam mit erloschener, weicher Stimme und einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln, als seien zwei Menschen in ihm, einer, den das Leben besiegt und erdrückt hatte, der andere ein Cyniker, der dem Publikum die Honneurs seiner Niederlage gemacht.

„Nun, Papa Montgobert, wie hat das Roulette Sie heute behandelt?"

Er machte eine Grimasse: „Wie alle Tage. Fortuna ist eine Frau, das sagt Alles . . . Entschuldigen Sie, gnädige Frau," fügte er mit ironischer Verbeugung vor Ponchette hinzu.

„Papa Montgobert, erzählen Sie doch diesen Herren, wie Sie zum Spieler geworden sind."

„Das ist eine alte Geschichte und ich glaube, ich habe sie Ihnen schon öfter erzählt. Es war an meinem Hochzeittage, ich war Juwelier mit dem Schilde „Zum silbernen Schwan" und am Morgen mit Rahel Lippmann, der schönsten Jüdin von Straßburg, getraut. Vor dem Diner, während meine Frau die Kleider wechselte, befand ich mich allein. Wir waren in Baden-Baden mit der ganzen Hochzeit. Da kam mir der Gedanke, in die Redoute zu treten. Ich wollte fünf Minuten da bleiben, und man fand mich dort nach fünf Stunden wieder. Ich hatte gewonnen, ich hatte verloren, ich hatte gefiebert, ich hatte ein ganzes Leben durchlebt. Ich merkte nicht, daß die Zeit verfloß, ich erkannte weder meine Frau, noch meinen Schwiegervater. Ich kannte mich selbst nicht, es war vorbei, das Gift saß im Blute."

Der Alte wurde immer lebhafter. Er erzählte, welch wüthende Schlachten er den deutschen Spielbanken geliefert habe, anfangs nach einem System mit großen, kühnen Schlägen, dann nach einem anderen „unfehlbaren Schema", das er lange studirt und gehegt hatte. Sein Vermögen war zerflossen, mit ihm seine kaufmännische Ehre. Er war bankerott erklärt, seine Freunde hatten ihn verleugnet, seine Frau hatte sich von ihm getrennt, seine Mutter war vor Kummer gestorben und er hatte weiter gespielt. Wie ein hundert Mal getäuschter Liebhaber glaubte er nicht mehr, aber er liebte noch. Ein Philosoph inmitten seiner Leidenschaft, weise in seiner Thorheit, hatte er das Wenige, was ihm blieb, in einer Lebensrente angelegt, und seine kümmerlichen Einkünfte hatte er in zwei Hälften getheilt. Die eine sicherte sein tägliches Leben und das seiner alten Aufwärterin Madeleine, die andere war in dreihundert fünfundsechzig gleiche Theile getheilt und dazu bestimmt, täglich vom Roulette verschlungen zu werden. Hatte er Alles verloren, so verlangte er mehr von Madeleine, die den Beutel verwahrte, aber er mochte bitten, weinen, vor ihr auf die Knie fallen, sie blieb unerbittlich, und Montgobert mußte sich begnügen, dem Ruin oder Gewinn Anderer zuzuschauen, zuweilen einen Orakelspruch zu thun oder durch eine plötzlich hingeworfene Idee einem Neuling zum Glück zu verhelfen.

„Aber wer wird Ihr Begräbniß bezahlen?" fragte unverschämt Ponchette.

„Mit meinem Leichnam kann man machen, was man will. Vielleicht bekommen ihn die Herren Professoren, die werden mich auf einen

schönen Marmortisch legen, mein armes Hirn öffnen, es wiegen und feststellen, in welcher Höhlung der Hirnschale meine verfluchte Leidenschaft ihren Sitz hatte."

„Das fehlt noch," rief Achilles, der ungeheuer getrunken hatte. „Meine Herren, wollen wir den Altmeister des Pharao auf die Anatomie bringen lassen, den Meister der Roulette, den Methusalem des Trente-et-quarante?"

„Das sei meine Sorge," sagte Funker, der gern den Großmüthigen spielte.

„Nein, nein, bitte, Herr von Crösus, dies Vergnügen werden Sie mit Ihren Spielkameraden theilen, wir thun uns zusammen."

Von allen Seiten erscholl ein Bravo. „Die Gesellschaft der Dreizehn ist gegründet," versetzte Achilles feierlich. „Artikel I. Die Gesellschaft wird dem Papa Montgobert ein ehrenvolles Begräbniß veranstalten. Artikel II. Die Mitglieder verpflichten sich, auf die Aufforderung von einem der Ihren Alles im Stich zu lassen und an den Ort zu eilen, wo besagter Montgobert verschieden ist, um ihm das letzte Geleit zu geben."

„Zugestimmt!" riefen die Gäste, fast alle betrunken.

„Verzeihen Sie," sagte Montgobert, „darf man eine Bemerkung machen?"

„Das dürfen Sie," versetzte der Journalist.

„Ich möchte in Amsterdam begraben werden auf dem Judenkirchhof. Das ist ein hübscher Ort, gute Luft, eine reizende Aussicht. Ich habe oft in einem nahegelegenen Wirthshause gefrühstückt; es gibt dort vortreffliche Würstchen und Forellen in Weißwein."

„Artikel II wird nach den Wünschen des Intereffenten geändert werden."

„Artikel III," sagte darauf Lord Croydon, indem er sich erhob: „Ein Roulette wird auf dem Sarge des Genannten befestigt werden, die Kugel wird in Bewegung gesetzt und der Sarg wird in das Grab gesenkt, das sogleich geschloffen wird, damit Niemand erfährt, auf welcher Zahl die Kugel zum Stillstand gekommen ist."

Der Artikel III rief allgemeine Begeisterung hervor.

„Und jetzt," schloß Achilles, „mein Fräulein und meine Herren, laffen Sie uns noch ein Glas Champagner auf das Wohl Papa Montgobert's trinken! Möge er so spät wie möglich von den Vortheilen profitiren, die unsere Verbindung ihm sichert!"

„Vater Montgobert soll leben!" erscholl es von zwölf männlichen Stimmen und einem schrillen Sopran. Alle Gäste zerbrachen gleichzeitig ihr Glas auf dem Tisch, nachdem sie die Statuten der Dreizehn beschworen hatten.

Ich ging hinaus. Ein leichter Wind erhob sich und im Osten hinter den Olivenbäumen der Straße von Mentone zeigte sich ein schwacher Schein, ein bleiches, grünliches Licht. Aus dem Speisesaale drang ein Summen, wie fernes Orgelgetön. Dort beschloß Lord Croydon im tête à tête mit einer Flasche schottischen Whisky das Fest auf englische Manier, das God save the queen vor sich hinbrummend. Dann wurde Alles still, und als die menschlichen Leidenschaften eingeschlafen waren, begannen die Vögel zu singen.

## II.

Vier oder fünf Jahre waren verflossen. Der alte Montgobert schlummerte eines Abends in Spaa nach seiner Gewohnheit am Ende des Tisches. Der Saal war ziemlich verödet, denn die Saison ging zu Ende. Den Händen des Greises war ein Goldstück entfallen und auf Schwarz gerollt und Schwarz hatte gewonnen. Der Einsatz war verdoppelt und bei der nächsten Umdrehung noch einmal. Zwölf mal nach einander fiel die Kugel auf Schwarz. Man wurde auf das ungewöhnliche Glück des Alten aufmerksam. Der neben ihm sitzende Croupier stieß ihn mit dem Ellbogen an, aber er rührte sich nicht.

„Nicht wecken!" flüsterten energisch die Umstehenden, „sonst hört das Glück auf." Und all diese Abergläubischen sprachen mit gedämpfter Stimme, bewegten sich auf den Fußspitzen, vermieden es, mit dem Gelde zu klirren. Den Neuankommenden machte man mit den Händen Zeichen, sich ruhig zu verhalten, denn Alle, die im Lesezimmer oder in der Nähe des trente-et-quarante waren, kamen herbei, um den sonderbaren Menschen zu sehen, der im Schlaf ein Vermögen gewann, oder sie kamen auch, um auf seine Seite zu setzen. Gold und Scheine regneten vor Montgobert und bildeten einen großen Haufen. Es war mehr als das damals festgesetzte Maximum: achttausend Franken.

„Wie viel ist's?" fragte der vorsitzende Croupier.

Trotz der Einsprache der Spieler mußte der Alte aus diesem eldoradischen Schlafe geweckt werden. Man schüttelte ihn heftiger. Seine Arme fielen schlaff auf den Tisch, und der Kopf senkte sich auf seine Schulter. Der alte Montgobert hatte seine letzte Partie gespielt. Welche Aufregung, welcher Tumult! Man trug die Leiche hinaus und fing wieder an zu spielen. Ein Amerikaner zahlte den Kellnern hundert Franken, um den Stuhl des Todten zu bekommen. Ein vorübergehender Philosoph machte die Bemerkung: „Fortuna ist schließlich doch gutmüthig. Sie hat wenigstens das Leichenbegängniß ihres Anbeters bezahlt."

Dieser Philosoph irrte sich; den unverhofften Gewinn des Alten erbte Madeleine, die Beerdigung wurde von unserer Gesellschaft bezahlt, von der ein Mitglied anwesend war, Lord Croydon. Durch ihn erhielt ich die Anzeige, die ich auf meinem Tische fand, als ich von einem Balle heimkehrte. „Die Dreizehn beehren sich, Sie von dem Ableben des Herrn Sadoc Elysée Montgobert in Kenntniß zu setzen. Er starb auf dem Felde der Ehre am . . . Sie werden gebeten, den Beisetzungsfeierlichkeiten in Amsterdam den . . . vier Uhr Abends beizuwohnen. Versammlung im »Russischen Hof.«"

Ich hatte meinen Schwur niemals ernst genommen, aber ich war jung, Herr meiner Zeit und frei, nach Gefallen zu handeln. Daher rollte ich zwei Stunden später in einem Zuge nordwärts. In Amsterdam fand ich, daß die Dreizehn auf vier zusammengeschmolzen waren, mich inbegriffen. Die drei anderen waren Croydon, Funker und der rothbärtige Mensch, der mir so sehr mißfallen hatte, und den in Monaco niemand kannte. In Amsterdam konnte man mir einige Auskunft über ihn geben. Wie hieß er? Burchard. Von Profession? Agitator. Welcher Nation? Das wußte man nicht. Vielleicht war er ein Pole, wenn er kein Italiener war, möglicher Weise war er ein Schweizer. Er war schon aus Frankreich, Deutschland und Rußland ausgewiesen. Ein netter Bursche, wie ich zu errathen glaubte. Halb Freibeuter, halb Fanatiker. Einer von denen, die ein Paar Stiefel entlehnen und eine Reihe Schimpfreden zurückgeben, arbeitete er an der sozialen Auflösung, trieb niedere Journalistik; gab, wenn er Gelegenheit fand, Unterricht in Sprachen, die er nur halb kannte, und spielte in den Zwischenpausen sehr wahrscheinlich falsch.

Zur festgesetzten Stunde machten wir uns auf den Weg. Es war ein trüber Herbstnachmittag. Mit seinen Schneeflocken durchsetzter Nebel ringsum. Fast war es dunkel als wir den Judenkirchhof erreichten. Eine alte Frau folgte uns weinend; es war Madeleine. Wir stellten uns im Kreise um das Grab. Die schwarze Decke wurde vom Sarge genommen, dann setzte man ihn auf die Stricke, die von den Todtengräbern gehalten wurden. Das Roulette wurde herbeigebracht. Es war ganz neu und fest auf die Mitte des Sarges gefügt, gerade über dem alten Herzen, das so heftig in der Aufregung des Spiels geschlagen hatte. Wir standen alle entblößten Hauptes. Funker kniete in dem schmutzigen Schnee. Ich erinnere mich, daß, trotz der durchdringenden Kälte, Schweißtropfen auf seiner Stirn standen. Er nahm die Kugel: sie war aus Elfenbein, zwei Reifen von Ebenholz kreuzten sich darüber. „Faites votre jeux!" murmelte er. Die Kugel rollte im raschen Kreise mit einem leise schnarrenden Ton und der Sarg senkte sich. Unwillkürlich neigten wir uns alle vor. Aber schon verschwand der Sarg im Dunkel, auch der durchdringendste Blick konnte nichts mehr unterscheiden. Noch hörten wir das Geräusch der Kugel, die von einem Fach in das andere sprang.

„Rien ne va plus!" murmelte Funker mit kaum hörbarer Stimme. Kein anderes Todtenamt wurde über der Leiche des alten Montgobert gehalten. Die Todtengräber ließen ein großes Brett über das Grab gleiten. Wir gingen stillschweigend hinaus. Alle hatten wir denselben Gedanken, und ich sprach ihn aus, vielleicht weil ich weniger von ihm erregt war, als die anderen.

„Diese Nummer! Wer die wüßte, könnte Geld verdienen!"

„Um so mehr, als er mitten im Glück gestorben ist," sagte Lord Croydon. „Das hat er mit hinabgenommen."

Funker und Burchard gingen vor uns her. Bei unseren Worten wandten sie sich um, aber sie sagten nichts. Der Engländer fuhr fort: „Es ist das Geheimniß des Todten, der möge es bewahren."

Einige Minuten später hatte ich meine Gefährten verlassen. Am anderen Morgen sagte mir der Kellner, als er mich weckte:

„Wissen Sie schon die Neuigkeit? Heute bei Tagesanbruch hat man Herrn Funker als Leiche aus der Amstel gezogen."

Ein Verbrechen? Ein Selbstmord? Man wußte es nicht. Die Polizei forschte, die Aerzte stritten sich vor der Leiche. Die ganze Stadt war in Aufregung. Sobald ich angekleidet war, ging ich hinab. Ich erfuhr, daß meine beiden anderen Gefährten, Lord Croydon und Burchard, noch am Abend vorher in verschiedenen Richtungen abgereist seien. Als ich meine Rechnung bezahlte, besprach ich den Fall mit dem Eigenthümer des Hotels.

„Es thut mir leid, Amsterdam verlaffen zu müssen, ehe Klarheit in die Sache gekommen ist," sagte ich.

„Die wird man schwerlich erlangen," meinte er achselzuckend.

Es kostete Mühe ehe ich ihn veranlaffen konnte, seine Gedanken darüber auszusprechen. „Sehen Sie," sagte er, „der arme Herr Funker war ein wüthender Spekulant. Man hielt ihn stark an der Hausse betheiligt. Nun kommen gerade sehr ungünstige Nachrichten aus dem Orient, und die Liquidation ist vor der Thür. Außerdem hatte er Feinde; an der Börse gibt es immer solche. Auch strich er," hier sprach er noch leiser, „ganze Nächte mit allerlei Leuten herum. Wie soll man da etwas herauskriegen?"

Als ich nach Paris zurückkehrte, hörte ich nicht mehr von der Angelegenheit reden und vergaß sie ganz und gar. Im vorigen Sommer war ich zur Kur in Ragatz. Eines Abends an der Table d'hôte kam das Gespräch auf die geheimnißvollen Verbrechen, deren Urheber nie entdeckt wurden. Jeder erzählte ein Beispiel zu diesem unerschöpflichen Thema. Ich weiß nicht, wie das Andenken des Börsenmannes mir in's Gedächtniß und sein Name auf meine Lippen kam. „Das ist gerade wie bei Funker," sagte ich.

Ein Herr, der mir gegenüber saß, ich glaube ein Kaufmann aus Metz, griff den Namen auf. „Funker! man kennt jetzt alle Einzelheiten über seinen Tod."

„Und wer hat sie erzählt?"

„Sein Mörder . . . Aber, damit sie verstehen, muß ich erwähnen, daß ein gewisser Montgobert" . . .

„Ich weiß, ich weiß . . . Ich war bei der Beerdigung."

„Dann kennen Sie Burchard?"

„Gewiß!"

„Dieser Mensch hat im Hospital in Nizza vor seinem Tode bekannt, daß Funker und er in der Nacht, die auf das Begräbniß folgte, in den Judenkirchhof eingedrungen seien. Mit einer Leiter und einer Laterne stieg Funker in das Grab, las die Nummer und stieg mit der Kugel wieder hinauf. Aber da erhob sich ein gräßlicher Streit zwischen den beiden Mitschuldigen. Sie theilten das Geheimniß, aber wer sollte

den Fetisch besitzen? Im Kampfe erhielt Funker einen furchtbaren Schlag und stürzte ohnmächtig zu Boden. Burchard warf ihn in die Amstel. Er hatte sich im Voraus durch seine fingirte Abreise mit dem Abendzuge ein Alibi geschaffen. An der ersten Station war er ausgestiegen und unbemerkt an den Ort des Rendezvous zurückgekehrt. Daher blieb sein Verbrechen ungeahndet. Er besuchte die Spielorte, und sobald er etwas Geld hatte, setzte er es auf die verhängnißvolle Zahl. Aber niemals, so hat er versichert, gewann er. Funker, der allein in die Grube hinabgestiegen war, während er Wache hielt, Funker mußte ihn getäuscht haben, indem er die wirkliche Zahl für sich behielt. Bei diesem Gedanken wurde er von solcher Wuth erfaßt, daß er sich, falls er sein Opfer lebend wiedergefunden hatte, auf den Unglücklichen gestürzt haben würde, um ihn zum zweiten Mal zu tödten."

„Und wie starb dieser Burchard?"

„Sein Todeskampf war schrecklich. Er glaubte zu spielen, Einsätze zu machen, und fieberno strich er den eingebildeten Gewinn ein. Immer rief er: Fünfunddreißig, schwarz! Ohne Zweifel die Zahl Montgobert's. Dann richtete er sich trotz der Gegenwehr einiger handfester Krankenpfleger hoch auf, lachte und schrie zwei Mal: die Bank ist gesprengt! Dann brach er leblos zusammen."

## Aus der Hauptstadt.

### Windthorst in Marmor.

Daß hier zu Lande für die Kunst viel zu viel gethan wird, ist ein öffentliches Geheimniß. Nur spricht man nicht gerne von ihr. Wahre Noblesse und wahrhaftige Wohlthätigkeit machen von ihren Geschenken nicht viel Aufhebens. Im Reichstag drückt man sich, kommt der fragliche Budgetposten an die Reihe, gern um ihn herum und sucht ihn mit ein paar verlegenen Redensarten, freundlich lächelnd, aber ohne besondere Umstände, zu erledigen. Für die Kunstdebatten werden immer nur solche Oratoren abcommandirt, die auch gern 'mal sprechen möchten, aber leicht Dummheiten machen und deshalb bei halbwegs wichtigen Theln zurückstehen müssen. Man kann dem hohen Hause auch gewiß nicht zumuthen, einer so völlig unproductiven Thätigkeit, wie die Kunst ist, größere Aufmerksamkeit zu schenken; hausenweis bleiben am Ende jeder Session unerledigte Gesetzentwürfe von ungleich höherer Bedeutung liegen; so sind diesmal die Vorlagen wegen Errichtung einer Appellkammer in Einschätzungssachen, wegen Neuuniformirung der Telephonbeamtinnen u. a. m. noch nicht erledigt, ganz zu schweigen von der nicht minder hochwichtigen Novelle, Einstellung eines etatmäßigen Nachtwächters in Tabora und Ausrüstung des Hinterlandes von Kamerun mit Dintensässern. Das geht unweigerlich vor, das gehört zur Regierung; ohne die Dintensässer und den Nachtwächter ist die Fortexistenz des Reiches in Frage gestellt, ohne die Kunst aber geht's weiter. Bei einem M. d. R. genügt es, wenn sein Kunstverstand sich auf die Durchdringung des Gesetzes, Kunstbutter betreffend, beschränkt, und er wünscht gar nicht, mit zeitraubenden Erörterungen über so nebensächliche Themata behelligt zu werden. Sofern er kein zielbewußter Centrumsmann vom demokratischen Flügel ist, wendet er anstandshalber nichts dagegen ein, wenn die kaiserliche Regierung Jahr für Jahr eine ganze viertel, manchmal sogar eine halbe Million daran verschwendet, dem Maler- und Bildhauerpöbel bei allen möglichen Gelegenheiten feste erste Preise in den Rachen zu werfen; selbst der Freisinn erhebt sich nicht gegen diese Liebesgabe, womit das ganz überflüssige und zu keiner Comptoirarbeit taugliche Künstlerproletariat auf Kosten der übrigen Bevölkerungsklassen gemästet wird. Man bewilligt, der sogenannten Civilisation zu Liebe, vom Militär- und Marine-Etat abgeknapste Unsummen für Nationaldenkmale und kirchliche Kunstbauten, die später nie als Unteroffizierschulen oder Trockendocks benutzt werden können, ja, man bewilligt sie, in Dreiteufelsnamen, aber man will dann auch weiter nichts damit zu thun haben. Wenn ich deshalb heute dem hohen Reichstag eine schüchterne Bitte vortrage, die auf Errichtung eines neuen Kunstwerkes hinausläuft, so hoffe ich, er wird diesmal seinem altbewährten Grundsatz folgen und in üblich schlecht besuchter Sitzung, bei Anwesenheit von 46 Mitgliedern, mir das Geld anstandslos bewilligen, sich aber um die Ausführung des Projectes so wenig kümmern, wie er um die Ausführung des Nationaldenkmals für den alten Heldenkaiser, wie er um den Neubau des Berliner Doms sich kümmerte. Ich bringe für meinen Zweck, um der herrschenden Strömung entgegen zu kommen, die mit Recht so beliebte Monumentenform in Vorschlag, bin aber auch, um alle Geschmäcker zu befriedigen, bereit, dies Monument in einer Kirche aufzustellen.

Es handelt sich, kurz gesagt, um eine nationale Ehrenpflicht. Mit stolzer Freude wird jeden wahrhaft patriotischen Mann die Thatsache erfüllt haben, daß der p. Heine für sein Marmorbild in unseren Landen bisher keinen Unterschlupf finden konnte; er verdient dies Schicksal vollauf, und die böhmischen Studenten waren im Recht, als sie den Düsseldorfer Stadtrath zu jenem denkwürdigen Denkmal-Beschlusse beglückwünschten. Sie hätten die Adresse vielleicht in etwas besserem Deutsch abfassen können, aber eben ihr miserabler Stil unterscheidet sie auf's Schärfste von dem vaterlandslosen Dichter. Herr Heine mag ein sehr braver Mann gewesen sein, ich kenne ihn und seine Werke so wenig wie der Stadtrath von Düsseldorf, aber dreierlei steht seiner Verewigung und Aushauung in Marmor im Wege. — Erstens, und das ist das Schlimmste, war er ein Civilist, was bekanntlich schon an Goethe lebhaft getadelt wurde; dieser Herr kam nur deshalb in den Thiergarten, weil er nachweislich längere Zeit hindurch im Ministerium des Innern beschäftigt gewesen ist. Zweitens mangelte dem p. Heine alt und jede Zielbewußtheit, Unentwegtheit und Gesinnungstüchtigkeit. Schließlich hat er, wie man mir sagt, Verse geschrieben, bessere sogar als Herr von Wildenbruch, der ihm als Legationsrath doch entschieden über ist; er hat auch mehrere Prosa-Werke veröffentlicht, darunter nicht eins über die Nothwendigkeit der Militärvorlage, darunter kein Hohenzollerndrama mit Visionen. Diese Gründe gegen sein Denkmal genügen. Denn daß er Unterstützungen aus französischem Staatsfonds angenommen hat, macht ihm der neue Kurs weniger zum Vorwurf; gibt es doch unter seinen Stützen hochangesehene Staatsmänner, die sogar aus hannöverschen Welfenfonds Almosen annahmen.

* * *

Immerhin ist die Denkmalsetzerei augenblicklich so in Schwung gekommen, daß unser Volk, als der Fall Heine erledigt war, sich sofort nach einem neuen Versteinerungs-Candidaten umsah. Mit hoher Genugthuung erfüllte mich deshalb die Meldung eines ultramontanen Blattes, daß die Fraction beschlossen hätte, ihrem verewigten Führer Windthorst in Meppen ein Monument zu stiften; nun haben wir, Gott sein Dank, Heine nicht mehr nöthig. Es ist wohl ohne Weiteres klar, daß man es nicht der ziemlich beschränkten Centrumpartei überlassen darf, einer unabweisbaren Ehrenpflicht gegen den großen und allbeliebten Todten nachzukommen; nein, die Nation muß diese Angelegenheit in die Hand nehmen, das ganze Deutschland soll es sein. Windthorst genügt allen berechtigten Ansprüchen. Als himmlischer Generalstabschef rangirt er in der Quartierliste gleich hinter Schlieffen; seine Unentwegtheit kannte keine Grenzen, und Verse hat er nie gemacht. Ein besonders günstiger Zufall will, daß er von sehr niedriger Statur, bedeutend kleiner als Heine gewesen ist und deshalb an ihm viel Marmor gespart werden kann.

Auf diese Weise entledigt Deutschland sich einer drückenden Schuld gegen seinen besten Sohn. Als Windthorst gestorben war, trat in feierlicher Versammlung, vor den Vertretern des Kaisers und den Großen des Reiches, der katholischen Priester Oberhaupt an den weihrauchumqualmten, blumenbelasteten Sarg und sprach die folgenden Worte: „Wir alle bezeugen ihm an seiner Bahre, daß er einen guten Kampf gekämpft hat. Gott gebe uns, wofür er gekämpft, was er erhofft!" Und alles Volk ringsum beugte andächtig das Haupt. Man ehrte den Todten um so lieber, als man dabei, in sonderbarer Ideenassoziation, seines just exilirten, aber noch lebenden großen Feindes in Friedrichsruh gedachte und hoffte, dieser Mann der „grauenhaften Einsamkeit" würde sich die Lection zu Herzen nehmen und bedauern, nicht wie Windthorst der Unermeßliche, der Umgängliche, der Allerweltsfreund gethan zu haben.

Dieser Windthorst, der dort im Tode lag, „das war ein Mann, dessen ganze Kunst darin bestanden hatte, auf die Dummheit, auf den religiösen Fanatismus der Menge zu spekuliren und sie aufzuhetzen, ein Erzfeind unserer Einheit, von 1871 an der Begünstiger aller auf Zersplitterung des Reiches gerichteten Bestrebungen, ein Welf im Gewand des Mönches, nichts als ein schlauer Handelsmann." Und deß zum Andenken ließ jeder Parteipatriarch, jeder Bezirkvereins-Metropolit und jeder politische Pobjedonoßzew in seinem Sprengel die Sterbeglocken läuten, übermächtigen Klangs.

Drei Jahre fast sind nun darüber verflossen, und Windthorst ist denkmalreif geworden. Wie ihm ganz Deutschland in Dankbarkeit Todtenkränze wand, wird jetzt ganz Deutschland zu seinem Marmorbilde gern die Mariengröschlein beisteuern. Es wäre ein so tüchtiger, ein so vernichtender Schlag in des alten Sachsenwäldlers Gesicht; es würde das Centrum dem großen Handelsvertrage geneigt machen, der bevorsteht, und außerdem würde es Windthorst's Geist versöhnen.

Denn der gerieben kluge Greis, der mit eherner Festigkeit, jesuitisch gelassen, seinen Weg machte, der einen Riesen zu bestehen wußte, indem er die schwarzen, dumpfen Massen wider ihn aufbot, nur mit Schmerz und Scham kann er auf die Erben seiner Macht herabschauen. Ich habe hier einmal von dem polykratischen Glück des Grafen Caprivi erzählt; ich hatte damals keinen Anlaß, das größte Glück zu nennen, das ihm und mit ihm dem protestantischen Deutschland in einem entscheidenden Augenblicke widerfuhr: Windthorst's Tod. In der Hand der redemächtigen, vielgewandten Excellenz wäre der General-Reichskanzler rasch ein willenloses Werkzeug der Kirche geworden; einem Windthorst gegenüber hätte man die Zurückziehung des Volksschulgesetzes nicht gewagt, die Rache dieses gewaltigen Taktikers wäre zu fürchterlich gewesen. Und man denke sich jetzt, in den Wirren dieser Tage, den verschlagenen Fuchs an der Spitze seiner großen Partei, jetzt, wo die Regierung, will sie im Reichstag wie in den Neuwahlen nicht schmählich auf's Haupt geschlagen werden, nothwendig einen Condottiere seiner Art gebraucht! Ich sage Euch Allen, die Ihr Eure Leiern stimmt und Eure Federn schärft, um pathetisch wider die Jesuiten zu donnern, lebte Windthorst noch, Eure Furcht wäre substanziirt, Eure Forckenbeck-Rufe nur zu berechtigt gewesen. Lebte Windthorst noch, Eure flammensprühenden Aufsätze und Eure gutgemeinten Gedichte hätten leider keinen höheren Werth als den erquicklicher Stilübungen. Er würde, das Zünglein der Wage, seinen Platz nicht aufgegeben haben; dominiren würde er heute, Herr sein im Lande und zerschmettern, wer sich ihm widersetzt. Es ist ja nicht zu sagen, wie leicht ein Windthorst irgend einer Partei heut, vier Wochen vor der Katastrophe, die Regierung in's Schlepptau nehmen könnte! Aber das ist das Glück, und das ist das Unglück: Windthorst liegt im Grabe, und Bismarck ist verbannt.

Die kleine Excellenz war ein Feldmarschall der Politik, kein schweig-

samer aus der preußischen Moltkeschule, ein Zögling vielmehr Niccolo Machiavelli's: höfisch und glatt, zuvorkommend im Frieden, aber rauh, borstig und unbarmherzig, grausam auf dem Schlachtfeld, auf der Tribüne des Reichtages. Seine Nachfolger im Commando — möchten sie uns zu Deutschlands Heil lange, recht lange erhalten bleiben! — der liebe Lieber, die Ballestrem, Bachem und Porsch, die imaginären Größen, von deren Existenz niemand etwas ahnte, als Windthorst noch lebte — sie machen's gerade umgekehrt wie der Meister. Sie jubiliren in ihren Provinzversammlungen, wo katholisch die Modefarbe ist, und singen auf Rheindampfern, selig betäubt, französische Freiheitslieder, aber in Berlin ducken sie immer wieder geräuschlos unter. Graf Caprivi hat viel Glück, es ist wahr. Und wem von uns Ungläubigen noch ein Fünklein Dankbarkeit im Herzen glimmt, der wird fleißig beisteuern zu dem Marmorbilde Ludwig Windthorst's, der so tactvoll war, so entgegenkommend und patriotisch, zu gehen, als Bismarck ging. „Stirb zur rechten Zeit!" Das ist ein schönes Wort Zarathustra's.

Gegen die Rückkehr der Jesuiten und den Sieg des Ultramontanismus auf märkischem Sande hat Niemand so kraftvoll gewirkt wie Windthorst, und dies allein dadurch, daß er verschied. Wie bedenklich die Meteorologen der Politik auch immer in das Morgen blicken und wie ängstlich die Wetterfröschlein quaken, es ist zur Sorge kein Anlaß. Die heute das Centrum leiten, verstehen nur Wind zu machen, aber keinen Sturm. Sie wünschen nicht in den Verdacht mephistophelischer Heimtücke und verrätherischer Krämergesinnung zu kommen, darum bleiben sie fest in der Militärfrage, wollen zum Mindesten die Neuwahlen abwarten und anderen Parteien Chancen gönnen. Sie wünschen aber auch nicht, von den parlamentarischen Soiréen beim Reichskanzler und beim Staatssecretär Bötticher ausgeschlossen zu werden, darum halten sie in allen anderen Fragen noch treu zur Regierung. Wenn ich ein Leitartikler wäre, verbreitete ich mich des Längeren über die Moralphilosophie von Buridan's Esel. Weil ich das nicht bin, aber mein Deutschland liebe, wünsch' ich Herrn von Ballestrem hundert Jahre lang die Führerschaft der Centrumpartei und bitte, von der Redaction drei Mark Beitrag für das Denkmal des todten Windthorst abzuholen . . . .

* * *

Der deutsche Kaiser rüstet sich mit erlesenem Prunk zu einer Romfahrt. Er will, denn im Quirinal ist man duldsam und aller Eifersucht bar, auch dem Pontifex Maximus einen Besuch abstatten. Und Leo Pecci, der ein unterrichteter Mann sein soll, ein Windhorst in der Tiara, wird, sobald er sich herzlich bedankt hat für den schönen Ring, den General Loë ihm als kaiserlich Geschenk überbrachte, den Hohenzollernfürsten in ein interessantes Gespräch voll historischer Reminiscenzen ziehen. Er wird an die Tage anknüpfen, wo Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. innig verbunden waren zum Schutz von Thron und Altar; wo sie rastlos sannen, sich gegenseitig gefällig zu sein, so daß der Kaiser, wenn Noth am Mann war, dem etwas unbeholfenen Nachfolger Petri die Steigbügel hielt und Alexander dem erholungsbedürftigen Kaiser zu einer amüsanten Orientspritzfahrt verhalf. Dann wird er von der Macht des heiligen Stuhles sprechen, der, Cardinal Gruscha, Fürstbischof Kohn und eine Encyklika beweisen es, alle schwebenden brennenden Fragen zu lösen weiß: die Frauenfrage, die soziale Frage, die Judenfrage, und der, hält man seinem Inhaber nur ein paar Jahre lang die Steigbügel, auch Deutschlands Militärfrage zu lösen wissen wird. Worauf Wilhelm II. unbeschreiblich lächelt: „Heiligkeit, das war einmal. Aber es gibt kein Centrum mehr in Deutschland. Sie müssen wissen, man sammelt bei uns eben für einen Windthorst in Marmor!" Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht von Emerich Madách. Nach der Uebersetzung L. Dóczi's bearbeitet von Oscar Blumenthal. (Lessing-Theater.)

An Waschzetteln hat es diesmal wahrhaftig nicht gefehlt, und sie erreichten fast ausnahmslos, ja, sie überschritten manchmal jene achtunggebietende Länge, die sonst nur Adolf Ernst gestattet ist. Wir hörten mit Bewunderung, daß man der ungeahnt prächtigen, poesievollen Decorationen wegen Wien hatte bemühen müssen, daß die Skizzen zu diesen Decorationen schon acht Tage vor der Première im Foyer ausgestellt worden seien, und daß die Vorbereitungen ganz ungewöhnliche große Opfer an Zeit und Geld verlangt hätten. Ohne den vorgeblich „anhaltenden Erfolg der Heimath Sudermann's", die unseren gar nicht mehr auf der Bank der Spötter sitzenden Director Blumenthal sozusagen „aller Repertoiresorgen enthob", würde eine Aufführung der „Tragödie des Menschen" auch in diesem Winter noch nicht möglich gewesen, Berlin also noch länger hinter den Theaternebenstädten zurückgeblieben sein. Wir hörten's mit Andacht, und Einige waren sogar, die es glaubten. Dem Uebelstand ist nun abgeholfen, wir haben die ungarische Faust-Ergänzung, das dritte Märchenstück der Saison, geschaut und gleichzeitig einen Bilderpomp anstaunen dürfen, der an die schönsten Zeiten der Meininger, ach, was sag' ich, des Victoria-Theaters erinnerte, ehe es in Friedländer & Sommerfeld's Hände gerieth und 800 Freibillets Tribut jährlich an einen einzigen unparteiischen Kritiker liefern mußte. Das Theater „Unter den Linden" ist überronachert worden, und die „Urania" kann sich verstecken. So 'was ist einfach seit sechs Jahren noch nicht dagewesen, und die maschinistische Leitung, für die Herr Moritz von Braunmühl verantwortlich zeichnete, errang einen durchschlagenden Erfolg. Desgleichen wurde den Decorationen ein begeisterter Empfang bereitet, die Regie ließ nichts zu wünschen übrig, und daß bei der römischen Orgie eine Bank unter der Last des edlen Catulus' zusammenbrach, ist ein geistvolles Symbol für die Gebrechlichkeit der damaligen Cultur, um das der erfinderische Barnay die Herren Blumenthal und Anno beneiden konnte. — Alles erntete Applaus, schlechthin Alles, und nur das Nebensächliche, Dichtung und Darstellung, ward am Schlusse ein wenig angeblasen. Des wackeren Ungarn umständliche Gedankenpoesie macht sich als Ausstattungsstück wirklich recht nett, und wenn sie auch ihren idealen Lebenszweck, Fulda's Talisman und Pohl's Cúdraka bankerott zu machen, nicht erreichen wird, große Kinder und kleine Mädchen werden vielleicht Erbauung in ihr finden. Selig sind, die da geistig arm sind und sich am Goethe-Nachguß berauschen können.

Wir Deutschen sind verwöhnt, denn uns ward Goethe geboren; selbst Byron's schwermüthiger Riese Manfred vermag uns, in all der königlichen Pracht seiner Gedanken, in all dem phantastischen Zauber seiner Sprache, nicht zu fesseln. Wo in einer philosophischen Dichtung auch nur Anklänge an den Faust sich finden, klappen wir das Buch zu und lächeln. Dies Lächeln mußte Nicolaus Lenau kennen lernen, in dessen Muskeln doch ungewöhnliche Kraft sich regte und dessen Schwingen doch zu manchem Hochflug ausreichten; Heinrich Heine spürte die Schwierigkeit „nach Goethe" und ließ es bei einem Tanzpoem bewenden; und die Fauste der Epigonen sind fast sämmtlich schon wieder eingestampft. Aus der Vorlesung der „Gäa" von Adalbert von Goldschmidt entsinne ich mich, wie bei gewissen Accorden, die auch im Faust schon erklingen, alle Mienen sich verdüsterten, gleich als wär' es ein Majestätsverbrechen, dem Goethe zu nehmen, was Goethe's ist. Director Blumenthal kennt sein Publikum und weiß, daß es in diesem Punkte keinen Spaß versteht, so tolerant es im Hause Lessing's sonst immer sein mag; mit kräftigem Rothstift hat er aus dem Madách-Dóczi'schen Original fast Alles herausgeholt, was gar zu auffällig an Wolfgang den Großen erinnerte. Es fielen so mehrere Scenen, die, vergleicht man sie den entsprechenden im Faust, von einer geradezu erschreckenden Dürftigkeit und Geistesarmuth zeugen; es fiel nebenbei manch schwulstige Wendung, manch äußerlich prangendes, im Kern aber taubes Weisheitswort. Das leerste Stroh ward bei Seite geschafft, das Gute greller, auffälliger angestrichen. So blieb denn eine philiströs-behagliche Langweiligkeit, eine Geschichtsübersicht in zwölf Bildern übrig, jedes Bild Bildung; man konnte von dem Stück, so aufgebläht es war, wirklich etwas lernen, und man hielt sich an vereinzelte gute Einfälle. Zu aufrichtigem, brausendem Beifall kam es natürlich nie. Danton und der Marseillaise-Pöbel, die schlugen ein, sonst nichts. Wer mit einem „Faust" oder „Adam" Triumphe ernten will, muß größer als Goethe sein; anderenfalls wäre rauschender Applaus eine Todsünde wider den Olympier, eine Pietätlosigkeit sonder Gleichen. Gounod's Margarethe, das Entzücken aller unserer Nachbarn, vermochte bei uns nie recht aufzukommen, denn wir hatten ja den richtigen, den Ur-Faust.

Dieser Adam, diese Eva, dieser Lucifer, die wir vereinigt durch die Jahrhunderte wandern sehen, erzwingen sich niemals unsere herzliche Theilnahme. Wir sehen sie hin- und hergeworfen im Sturmwind gewaltiger Leidenschaften, sehen sie in den prächtigsten Posen, den pruntvollsten Gewändern, im Feuerwerk geistvoller Worte, aber sie interessiren uns viel weniger als die Coulissenwunder, als der goldene Rahmen des Gemäldes. Da ist viel, viel blendende Farbe, viel exotische Buntheit, und faßt man hin, hält man todtes Holz in der Hand. Daß Held und Heldin aus einem farbigen Rock in den anderen schlüpfen, mag hingehen, ist vielleicht sogar von hoher dramatischer Ergiebigkeit; daß aber ihre Charaktere im Handumdrehen sich verändern wie ihre Kleider, das bricht dem Drama den Hals. Statt einer fortschreitenden Handlung, einer Folge von Veränderungen, die schließlich vom Endpunkt aus betrachtet, ein einheitliches Ganzes bilden, sehen wir einen grell betuschten, verwirrend bunten Bilderbogen. Adam gibt sich bald als philosophischer Grübler, als Pharao-Sozialreformer, als übersättigter Schwelger dann; sinnlich-überfinnlicher Freier jetzt, gleich darauf — der Bearbeiter ließ unbegreiflicherweise diese belebteste Scene des Originals aus — als Bummler und Dirnenjäger, astrologischer Hokuspokusmacher und Edelmensch par excellence. Einmal, im Phalansterium des Zukunftstaates, gleicht er auf's Haar Eugen Richter. Eva's innerliche Wandlungen sind noch viel schroffer; sie schwankt unabläßig zwischen Marienthum und frecher Dirnenhaftigkeit. So agiren unter den Namen Adam und Eva ein ganzes Dutzend grundverschiedener Menschen, keine tragische Entwickelung, keine Steigerung macht sich geltend und daher tritt beim Zuschauer rasch Zerstreutheit, völlige Interesselosigkeit ein.

Die Einheitlichkeit der Handlung — im höheren Sinne — und der Charaktere vermißt man auf's schwerste; wenn es aber dem Dichter gelungen wäre, wenigstens die einzelnen Ringe seiner Kette künstlerisch zu gestalten, man könnte ihm viel verzeihen. Die Reihe genial erfaßter, mit Poetenaugen angeschauter Bilder aus der Geschichte menschlichen Ringens um Cultur und Wahrheit ist, denk' ich, auch schon etwas. Aber hier versagte Madách's Können vollständig. Mühsam zusammengetragene, trockene Buchweisheit; Glasscheibe, Leder und Kurbel, aber nirgendwo der zündende Funke. Ihm belebt sich die Geschichte nicht; sein Geist durchdringt sie nicht und kann deshalb auch nie unser Verständniß für sie fördern. Wer dem modernen Publikum Sittenbilder aus Hellas und Rom malen will, der muß mit Hamerling um die Palme ringen und mehr können, als Schablonen durchzeichnen. Nur ein genialer Poet vermag diese Aufgabe zu meistern, nur ein Großer in der Kunst solche Cartons zu entwerfen. Bei Emerich Madách's (von Blumenthal fortgelassener) Griechenscene, bei seinem römischen Sympofion ward mir elend und flau zu Muth; allzu schwach, zu betrübend schwach sind die Arme des Dilettanten.

Dem, der sein Bestes gab, dem Todten will ich nicht Unrecht thun, aber wäre er in Wahrheit ein Dichter gewesen, gerade bei diesen Scenen hätte er rechtzeitig seine Unzulänglichkeit gerade diesem Stoff gegenüber erkannt. Einem Dilettanten freilich fehlt solche Erkenntniß.

Erscheinen die Schilderungen der Tage, die hinter uns liegen, philiströs und reizlos, so nehmen dafür Madach's Ausblicke in kommende Jahrhunderte ein etwas regeres Interesse in Anspruch. Adam und Lucifer treten in ein Phalansterium des Zukunftstaates ein, das der Ungar ganz nach Richter'schem Rezept möblirt hat, lange Jahrzehnte vor dem Erscheinen des berühmten Werkes unseres Eugen. Das Bild wirkt zuweilen derb komisch, Dank seiner groben Satire, und gefiel den satten Leuten. Statt mit Ammenmärchen unterhält man im Phalanster die ganz kleinen mit geometrischen Aufgaben und schwierigen Rechenexempeln; die Schöpfungen des alten Homer darf Niemand lesen, wer nicht Gelehrter ist und das sechzigste Lebensjahr überschritten hat; man fürchtet nämlich, sie möchten die Köpfe verwirren. Geheirathet wird nach einem großen Paragraphenbande. All und jede Kunst ist todt; Plato, Luther, Michelangelo gelten als Taugenichtse und werden bestraft. Von Thieren kennt man nur noch die direct nutzbringenden, Schaf und Schwein; Blumen gibt's nur noch in wenigen versteinerten Exemplaren. Madach spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Den Zukunftsstaat karikirt er bewußt und merkt gar nicht, daß er unbewußt den anderen Culturepochen gegenüber dasselbe thut. So sicher es niemals ein Phalansterium nach seiner Schilderung geben wird, so wenig hat es je Menschen und Zustände gegeben, wie die, welche er uns als in der Vergangenheit liegend beschreibt. Seine Phantasie ist freilich nicht ganz so arm wie die des geistesverwandten Richter, und bedauern können wir nur, daß man in unseren Tagen noch keine besseren Waffen zur Bekämpfung des Sozialismus hat als der mittelmäßige magyarische Soziologe von 1860, der unter dem Einfluß Fourier's schrieb.

Als Adam entsetzt das Phanlanster verlassen hat, durchirrt er eine Weile den leeren Weltraum; aber auch hier duldet's ihn nicht lange, und wir sehen ihn im letzten Traumbild wieder auf der Erde. Vernichtung, Vereisung ist inzwischen über sie hereingebrochen; am Aequator haust ein verthierter Eskimo, der seine Nachbarn ringsum erschlagen hat, weil sie ihm die Nahrung, die nur spärlich noch vorhandenen Robben, nahmen. Nach dieser schrecklichen Vision erwacht Adam aus dem Traum, darin ihn Lucifer im dritten Bilde versetzt hat; wir finden ihn in seiner Hütte vorm Paradiese wieder.

Die Einkleidung des Dramas ist an sich originell; da es aber Madach nicht gelungen ist, ihre Vortheile so auszunutzen, wie es beispielsweise Wilbrandt im „Meister von Palmyra" gethan hat, so versagt der Effect und die Schlußscene wird die schlechteste von allen. Verzweifelt über die furchtbare Perspective, die sich ihm eröffnet hat, will Adam seinem Leben ein Ziel setzen und so sein Geschlecht vor dem aussichtlosen, grausigen Kampfe bewahren; da gesteht Eva, daß sie sich Mutter fühle, und gleich nachher rasselt der Gott aus der Maschine. Adam wirft sich ihm, an allen Gliedern zitternd, zu Füßen; gebrochen und gedemüthigt fleht er um Verzeihung für sein Vergehen, fleht um Gnade für die arme Menschheit. Diese kraftlose Feigheit steht dem Kämpfer schlecht zu Gesicht, beraubt ihn unserer Sympathien und paßt zudem nicht in das Stück, widerstreitet seinem bisherigen Gedankengang. „Sage mir, Herr", ruft er, „bin ich und mein Geschlecht wirklich nur wie Wein, den man, ist er ausgegohren und reif, in den Staub gießt? Sollen wir uns wirklich, wie die Pferde am Göpel, abrackern" — das Bild paßt schlecht für den technisch noch ganz unerfahrenen Adam; aber es ist bezeichnend für die seelenlose Mache — „immer im selben Kreise, in nutzloser Arbeit? Und können, uns langsam veredelnd, Deinem Thron nie näher kommen?" Der Herr gäbe ihm gewiß gern eine freundliche Antwort, aber er denkt daran, daß er Herrn Madách und sein Drama nicht desavouiren darf: „Forsche nicht nach dem Geheimniß", sagt er gemüthlich. „Denn wenn Du's ganz durchschaust, macht Dir das Leben keinen Spaß mehr." (Als ob Adam aus den langen Traumbildern sein und der Seinen Geschick nicht klar erkannt hätte!) „Schlage Dich tapfer durch, wenn es auch weiter keinen Zweck hat; thu's Deinem Gewissen zu Liebe. Am Ende ist es sogar nicht ganz unmöglich — immer vorausgesetzt, daß Du Dich ordentlich hältst — am Ende ist sogar ein versöhnlicher Ausgang nicht unmöglich." Im Munde eines Herrgottes klingt diese billige Weisheit doppelt trivial, und wenn ihn die Mysteriendichter auch von jeher viel unklares Zeug sprechen lassen, hier, wo sein Schlußwort das ganze Drama blitzartig erleuchten, wo er in allerhöchster Person die Moral der vielbildrigen, lärmvollen Fabel verkünden soll, erscheinen solche ethischen Gemeinplätze geradezu kläglich. Eine Verherrlichung des Weibes macht im unbearbeiteten Original den Schluß; das Weib soll, der liebe Gott ordnet es selber so an, den Mann in der grausigen Tretmühlenarbeit mit „Trost und Lust" aufrecht erhalten. Das ist recht galant, aber Goethe sagt genau desselbe im Faust viel schöner. Und eine Fortsetzung dieses Werkes müßte doch über seine Schlußpointe hinauskommen. Wer die höchsten und tiefsten Fragen des Seins aufwirft, soll am Ende nicht den Intellekt der Mutter als das erlösende Weltprinzip hinstellen. Denn das heißt die hohe Intuition — ich darf nicht sagen, wie — schließen. Das ist wenig mehr als Taschenspielerei. —

Die Mysteriendichtung ist, wie wir schon sahen, von allen die schwierigste Kunstart; nur zwei Meister darin kennt die Weltliteratur. Nur wer mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts ausgerüstet ist; mit Augen, die die Nebel der Zukunft durchdringen und in die tiefsten Abgründe des Lebens spähen können; mit der schöpferischen Gestaltungskraft Shakespeare's und dem Forschergeist Spinoza's — nur ein unermeßliches Genie, ein lachender Held darf sieghoffend wagen, um ihre Krone zu ringen. Geschichte und Entwickelung der dramatischen Kunst weisen auf die philosophische Hochtragödie als auf ihre schönste, letzte Blüthe hin; sie steht über allem Schauspiel wie das Drama selbst über allen anderen Gattungen der Dichtkunst. Den Menschen in seiner Totalität, d. h. die Menschheit und ihre Geisteskämpfe zu erfassen und abzuschildern — es gibt keinen prächtigeren, größeren Vorwurf für die Könige der Poesie. Aber eben deshalb werden hier die Kleinen immer rettungslos scheitern. Felsblöcke lassen sich nicht mit Stecknadeln zu Kunstwerken ausmeißeln.

---

## Offene Briefe und Antworten.

### Tolstoi und Bernardin de Saint-Pierre.

Geehrter Herr!

Zu meiner Uebersetzung der Tolstoi'schen Erzählung in Nummer 11 der „Gegenwart" trage ich nach, daß diese neueste Veröffentlichung des berühmten Russen eine bekannte Parabel von Bernardin de Saint-Pierre: „Le café de Surate" zur Unterlage hat und mehrere Absätze daraus wörtlich wiedergibt. Da sich die holländische Wochenschrift: De Amsterdammer beeilt hat, Tolstoi deshalb einen strandvonder zu nennen, d. h. einen Mann, der die an seinen Strand geschwemmten Güter findet und birgt, so sei hier bemerkt, daß das in der Petersburger Monatschrift: Sewernyi Westnik gleichzeitig erschienene Original den ausdrücklichen Vermerk enthält, daß Tolstoi nach Bernardin de Saint-Pierre erzählt. Der Vorwurf des Plagiats an den Dichter von „Paul und Virginie" trifft also den großen Russen mit Unrecht, und aus einer Vergleichung des Originals mit der schöpferischen Nachbildung ergeben sich ganz erhebliche Unterschiede, die für Tolstoi's Fühlen und Denken, Dichten und Trachten sehr bezeichnend sind.

Hochachtungsvoll Cand. theol. A. Elverfeldt.

---

## Notizen.

Peter Paul Rubens. Eine Studie von Theodor Seemann. (Leipzig, P. Friesenhahn.) Die gut geschriebene Monographie behandelt in allgemein fesselnder Form das Werden und Wachsen des großen Malers, erzählt sein Leben, würdigt seine Werke und vergißt auch nicht, uns Rubens als Gelehrten und Sammler vorzuführen, der seine wissenschaftlichen Studien bekanntlich mit großer Umsicht betrieb und mit ungemeiner Sicherheit auch über archäologische Dinge zu urtheilen verstand. Die hübsche Schrift ist typographisch sehr schön und im französischen Bibliophilengeschmack mit Pergamentumschlag ausgestattet.

Der neue Tanhäuser. Von Eduard Grisebach. 17., vermehrte Auflage. (Stuttgart, Union.) Diese neue Auflage der vielverbreiteten erotischen Dichtung enthält zum erstenmale den Namen des Verfassers, der inzwischen seiner diplomatischen Laufbahn entsagt hat und seine Pension in einem Berliner Buen Retiro verzehrt, ein hoher, noch strammer Vierziger, dem man das „falsche Streben" des „edlen Tanhusäre" mit nichten anmerkt. Es sind nun 27 Jahre her, daß sein Name zuerst in die Oeffentlichkeit drang, als er aus einem Preisausschreiben mit dem klassisch schönen Sonett: „Hier hab ich lang am Grabesrain gesessen" als Sieger hervorging. 1871 erschien dann der „Neue Tanhäuser" zuerst und erregte das größte Aufsehen; in einer der ersten Nummern der neu gegründeten „Gegenwart" ist das sensationelle Gedicht besprochen worden, und später hat Wilhelm Jensen gleichfalls an dieser Stelle gegen Grisebach polemisirt, der ihm die Antwort nicht schuldig blieb. Darin hatte Jensen Recht, wenn er den Dichter als einen Schüler Heine's charakterisirte, aber er hat doch eigene starke Töne, die durchaus original sind, die glühenden Farben, die nur selten saloppe Form, den Schopenhauer'schen Pessimismus, der zu den weltmännischen Allüren einen pikanten Gegensatz bildet. Die heinesirenden Bummelverse von Kopenhagen mit ihren Anspielungen auf verschollene Personen und Dinge — schwerer Wagner und D'Heureuse, wo seid ihr hin! — sind noch am ehesten veraltet, aber einige Sonette und viele Verse der 1. Auflage, wie Faust und Ahasver, glänzen noch in Jugendfrische und Schönheit. Die neuen Strophen aus dem Orient scheinen uns gekünstelt und die jüngsten Zusätze selten glücklich. Schopenhauer ist noch immer Grisebach's alte Liebe, und als gereifter Mann hat er seinem Philosophen ein schönes Denkmal gesetzt in seiner vortrefflichen Volksausgabe von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken in der Universal-Bibliothek. Ganz meisterlich ist namentlich seine Herausgabe von Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß aus den auf der Kgl. Bibliothek in Berlin verwahrten Manuskripten. Der eben erschienene 3. Band enthält Anmerkungen zu Platon, Locke, Kant, namentlich die letzteren sind hier zum erstenmale genau so wiedergegeben, wie Schopenhauer sie niedergeschrieben hat. Auch zu Jacobi, Fichte, Schelling und Fries sind interessante Glossen und Randbemerkungen mitgetheilt.

---

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Als feinstes und billigstes Geschenk für Militärs und Interessenten

empfehle ich die in meinem Verlage erschienene hochelegante Kunstmappe

# „Im Waffenrock".

Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben.

12 Kunstblätter in Leinwandmappe

gezeichnet von **Feodor Czabran.**

Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung, wie auch direkt von der Verlagshandlung von **Gustav Leutzsch, Gera (Reuß).**

Gegen Einsendung von 6 Mk. erfolgt Frankozusendung.

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

**Deutsche Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.**

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

## Kees Doorik.

Ein vlämischer Sittenroman
von
**Georges Eekhoud.**

Preis geheftet *M* 2.—; eleg. gebunden *M* 3.—

## Ein Auserwählter.

Roman aus dem Russischen
von
**J. N. Potapenko.**

Preis geheftet *M* 3.—; eleg. gebunden *M* 4.—

Ferner ist soeben erschienen:

## Emile Zola,

**Der naturalistische Roman in Frankreich.**
Autorisirte deutsche Uebersetzung
von
**Leo Berg.**

Preis geheftet *M* 4.—; eleg. gebunden *M* 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien:

## Eheleben.

Roman
von
**Hermann Heiberg.**

In 8°. (472 S.) br. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—

In diesem, bisher in Zeitschriften noch nicht veröffentlichten Roman, schildert der Meister des deutschen Familienromans zwei moderne Ehen in der ihm eigenen überzeugend realistischen Weise, durch deren Darstellung man vom Beginn bis zum Schluß nicht losgelassen wird. Insbesondere ist es auch wieder einer jener Frauencharaktere, in deren vielseitigen und frappanten Schilderungen Heiberg wohl in Deutschland unerreicht dasteht, der uns fesselt. Die Erzählung hat eine durch und durch sittliche Tendenz, und auch da, wo der Roman die Ausschreitungen des modernen Ehegatten berührt, bedient sich Heiberg jenes feineren Handwerkszeuges, wodurch es ihm, wie keinem anderen gelingt, alles zur Darstellung zu bringen, ohne jedoch das ethische und ästhetische Gefühl zu verletzen. Eheleben ist ein Roman, der Frauen eminent interessieren muß, weil jede Züge ihres engeren interneren Naturells darin wiederfinden wird.

**Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.**

**Verlag von Gustav Leutzsch in Gera (Reuß).**

**Edward Stilgebauer: Vom Wege,** sechs Novellen. 8°. 160 S. eleg. brosch. 2 *M*.

**Edward Stilgebauer: Herodes,** histor. Roman. 8°. 208 S. eleg. brosch. 3 *M*.

## Cäsar und Minca

**(notorisch bekannt grösste Europäische Hunde-Züchtereien)**
*Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.*

**Zahna** (Königr. Preussen)
**begründet 1868.**

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers sowie Sr. K. Hoheit d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. d. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. d. Kaisers v. Marocco, Sr. Maj. d. Königs d. Niederlande. Ihrer Maj. der Königin v. Italien u. Ihrer Maj. d. Königin d. Niederlande, Sr. K. Hoheit d. Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihrer K. Hoheit Prinzessin Friedr. Carl v. Preussen, Ihrer K. Hoheit Prinzess. Albrecht v. Preussen, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

offerieren ihre Specialität in **Luxus- u. Wachhunden** vom grössten **Ulmer Dogg- u. Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen,** desgl. **Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier u. Windhunde,** ferm dressirte, als auch rohe und junge Thiere unter weittragendster Garantie.

**Preisverzeichnisse m. Illustrationen in Deutsch. u. Franz. Sprache fco. gratis.**

**Eigene Permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden.**
**(Bahnhof Wittenberg.)**

**Rich. Kahle's Verlag in Dessau.**

## Prinzipien der Ethik
und
## Religionsphilosophie Lotzes
von
**G. Vorbrodt.**

**Preis M. 3.—.**

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."
„Post."

## Abonnement
auf das
**II. Quartal 1898.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 13 beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**


Hierzu eine Beilage: A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 1. April 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Das Recht des Kapitals auf Antheil am Arbeitsertrage. Von Eduard von Hartmann. — Die Verschwendung des Offiziermaterials. Von v. H. — **Literatur und Kunst:** Pariser Kunstbetrachtungen. Von Ernst Zimmermann. — Aus Berthold Auerbach's Studirzimmer. Von Ernst Heilborn. — **Feuilleton:** Unschuld. Von C. Schroeder. — **Aus der Hauptstadt:** „Durchlaucht, die Gratulanten aus Berlin sind da!" Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Das Recht des Kapitals auf Antheil am Arbeitsertrage.

Von Eduard von Hartmann.

Der Arbeitsertrag entspringt aus der Arbeit, die sich dabei der Intelligenz, der Bildung, der Natur und der künstlichen Productionsmittel bedient. Die Intelligenz der Arbeiter und die die Production erst ermöglichenden oder doch begünstigenden Naturbedingungen sind als gegebene vorgefunden; die Bildung der Arbeiter und die künstlichen Productionsmittel (unter die auch Verbesserungen der Naturbedingungen gehören) sind erst durch Arbeit hervorgebracht, und vom Menschen selbst geschaffen. Intelligenz und Bildung (zu der auch die Schulung der Talente gehört) sind geistige, Natur und künstliche Arbeitsmittel sind materielle Productionsmittel. Nennt man Kapital Alles, was einen Ertrag abwirft, so gehören auch Gebrauchsgüter zum Kapital, die zwar nicht Productionsmittel sind, aber deren Nutzung doch einem menschlichen Bedürfniß entspricht und erst allmählich das Gut consumirt. So lassen sich z. B. reine Wohnhäuser Kapital nennen, weil ihre Nutzung einen Ertrag durch Miethe abwirft, ohne daß sie Productionsmittel wären wie Fabrikgebäude oder Wohngebäude, deren Räume zugleich einem häuslichen Gewerbebetrieb dienen. Wir haben es hier, wo es sich um den Anspruch des Kapitals auf Antheil am Arbeitsertrag handelt, nur mit solchem Kapital zu thun, das zugleich Productionsmittel ist, denn nur auf Antheil an der Production kann sich der Anspruch auf Antheil am Product stützen. Läßt man nur aufgespeicherte Arbeit als Kapital gelten, so sind zwar Bildung und künstliche Arbeitsmittel Kapital, aber weder Intelligenz, noch Grund und Boden. Nennt man nur übertragbare Productionsmittel Kapital, so gehören zwar Bildung, äußere Naturbedingungen und künstliche Arbeitsmittel unter diesen Begriff, aber nicht Intelligenz. Will man nur dasjenige als Kapital anerkennen, was man ohne eigene Arbeit sich durch bloßen Tausch übertragen lassen kann, so fällt auch die Bildung nicht mehr darunter, und es bleiben nur die materiellen Productionsmittel mit Ausschluß der geistigen übrig. Dieser eingeschränkte Kapitalbegriff darf nicht darauf gestützt werden, daß man den Kapitalwerth nach Geld zu schätzen gewohnt ist, und deshalb nur dasjenige Kapital nennen möchte, was man für Geld kaufen kann. Denn auch der Beitrag der geistigen Productionsmittel zur Production ist sowohl nach seinem Selbstkostenpreis, als auch nach seinen kapitalisirten Erträgen in Geld auszudrücken. Wenn man dennoch gewöhnlich den Beitrag dieser Hülfsmittel der Arbeit mit zur Arbeit rechnet und ihr ausschließlich die materiellen, durch Kauf übertragbaren Productionsmittel als Kapital gegenüberstellt, so rechtfertigt sich dies dadurch, daß Kapital als etwas Unpersönliches gedacht wird, Intelligenz und Bildung aber ebenso wie die Arbeit persönliche Factoren sind, die nur an und in der Arbeit und ihrer Beschaffenheit (d. h. ihrer höheren oder niederen Qualification) eine sinnlich greifbare Gestalt gewinnen. Die Bildung als allgemeiner Besitz der Menschheit erscheint zwar als etwas Unpersönliches; aber wo sie die Arbeit befruchten soll, muß sie als eine persönlich angeeignete Bildung wirksam werden, d. h. durch die Persönlichkeit hindurchgehen.

Faßt man die persönlichen Bedingungen der Production unter den Begriff der Arbeit im weiteren Sinne, die unpersönlichen unter Kapital im engeren Sinne zusammen, so darf man sagen, daß die Production das Product aus Arbeit und Kapital ist. Das Kapital producirt so gut wie nichts ohne Arbeit, die Arbeit so gut wie nichts ohne Kapital; auch das Pflücken der wildgewachsenen Baumfrucht oder das Erlegen des Wildes ist Arbeit, und die angestrengteste Arbeit bleibt fast ergebnißlos, wo die Natur ihren Beistand versagt und keine künstlichen Productionsmittel zu Gebote stehen. Die gleiche Arbeit producirt um so mehr, je bessere unpersönliche Productionsmittel ihr zur Verfügung stehen, und das gleiche Kapital leistet um so mehr, je mehr und je qualificirtere Arbeit auf dasselbe verwendet wird. Wie also der Arbeitsertrag ein Product aus dem Zusammenwirken von Arbeit und Kapital ist, so erscheint es auch billig und gerecht, daß er zwischen Arbeit und Kapital getheilt wird. Diejenige Arbeit, durch welche das Kapital erst geschaffen worden ist, hat eben noch nicht den Ertrag, der ihr gebührt, erhalten, sondern erwartet ihn erst indirect aus dem Antheil des Kapitals an der mit seiner Hülfe geleisteten Arbeit. Denn die kapitalschöpferische Arbeit producirt eben keine Genußgüter oder Gebrauchsgüter oder Verbrauchsgüter, und wenn sie nicht völlig ertraglose Arbeit sein soll, so muß dem Kapital als solchen ein Tauschwerth zugestanden werden, auf Grund dessen der kapitalschöpferische Arbeiter für einen Theil seiner Producte Gebrauchsgüter eintauschen kann. Dem Kapital kann aber wieder nur dann ein Tauschwerth zugeschrieben werden, wenn ihm das Recht auf einen Antheil am Ertrage der mit seiner Hülfe geleisteten Arbeit zugestanden wird. Ohne ein Recht des Kapitals auf einen Antheil am Arbeitsertrag würde es niemals zur Schaffung von Kapitalien kommen, sondern alle Arbeit würde unmittelbar auf die Erzeugung an Gebrauchsgütern beschränkt bleiben, weil nur diese lohnend wäre; d. h. es würde die Menschheit auf der untersten Stufe einer kapitallosen Arbeit stehen bleiben und niemals in den Culturprozeß eintreten. Die Vertheidiger des

Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag gehen von der stillschweigenden, aber unrichtigen Voraussetzung aus, daß des Kapitals schon genug producirt sei und von nun an alle Arbeit mit Hülfe der vorhandenen Kapitalien auf die unmittelbare Production von Genußgütern verwendet werden könne. Sie begehen ferner die Ungerechtigkeit, den Rechtsnachfolgern der Kapitalerzeuger ihr wohlerworbenes Recht zu entreißen, um sich einen desto größeren Nutzen zuzuwenden.

Wo der Inhaber des Kapitals selbst sein Kapital durch seine Arbeit geschaffen hat, wird Jeder es nur gerecht finden, daß er auch den Antheil des Kapitals am Arbeitsertrage in Empfang nimmt, denn es ist die Prämie seiner kapitalisirten Arbeit, d. h. der Lohn für die der Gebrauchsgütererzeugung entzogene und auf unmittelbar genommene werthlose Erzeugnisse gerichteten Arbeitsthätigkeit. Eine solche Prämie ist auch äußerst zweckmäßig, denn sie dient als Sporn für fernere Kapitalproduction. Wo der Arbeiter das Kapital von Vorfahren überkommen hat, die es durch eigene Arbeit geschaffen haben, wird man ebenfalls die Prämie als Hebel des Culturfortschritts gerechtfertigt finden, da die Sorge für die Nachkommen meistens ein stärkerer Beweggrund zur Kapitalisirung eigener Arbeit ist, als die Sorge für die eigene Zukunft. Ihre Gerechtigkeit kann man nur in Frage stellen, wenn man das Erbrecht für ungerecht erklärt. In Bezug auf unmittelbare Genußgüter wagt dies selbst die Sozialdemokratie nicht; es ist aber nicht abzusehen, warum die Erbfolge in Bezug auf die eine Art von Arbeitserzeugnissen gerecht, in Bezug auf die andere ungerecht sein soll. Die Anfeindung des Erbrechtes beruht überdies auf einem falschen atomistischen Gesellschaftsbegriff, der die Individualitäten höherer Ordnung verkennt. Der Familienvater erwirbt niemals etwas für sich als Person, sondern immer nur für die Familie, deren Haupt er ist, und wenn er durch den Tod ausscheidet, so erlischt nur seine Repräsentation der Familie; was die Familie durch gemeinsame Arbeit erworben hat, verbleibt ihr als sozialem Organismus, auch wenn ein Glied ausscheidet. Daß innerhalb der Familie theilweise auch personelles Eigenthum anerkannt wird, ist nur eine Vorbereitung für die künftige Gütertrennung bei Auflösung der Familie. Das entspricht dem germanischen Rechtsgefühl.

Auch wo das Kapital durch Tausch mit selbstgeschaffenen oder ererbten Werthen erlangt ist, müssen die an ihm ursprünglich haftenden Rechte mitübertragen werden. Zweifel können nur da entstehen, wo der Besitz durch unredliche Mittel erlangt ist, oder wo es sich um Naturkapital handelt, oder wo die Productivität des Kapitals durch äußere Umstände ohne Zuthun des Besitzers gesteigert ist.

Ein durch unredliche Mittel erworbenes Kapital gewährt keinen Rechtsanspruch auf Eigenthum, sondern wird zu Gunsten des Staates confiscirt; aber es muß zuvor der Beweis des unredlichen Erwerbes geführt sein, und so lange dieser nicht erbracht ist, muß die Vermuthung des redlichen Erwerbes und damit der Anspruch auf den Antheil des Kapitals am Arbeitsertrag fortbestehen. Im Falle der Verjährung des Unrechts läßt sich allerdings die Confiscation ohne ein zweites Unrecht nicht durchführen; es kann dann höchstens Enteignung gegen volle Entschädigung stattfinden. Dies gilt insbesondere dann, wenn mehrere Geschlechterfolgen seit dem unredlichen Erwerb verstrichen sind und die neuen Besitzer an der Amelioration des Kapitals mitgearbeitet haben.

Das Naturkapital ist bei niederen Culturzuständen so wenig gesucht, daß nur ein Theil in Besitz genommen ist und der größere Theil unbenutzt bleibt; die unbegehrte Sache geht in das Eigenthum des Besitzergreifers über und die Besitzergreifung und Cultivirung ist selbst schon ein Verdienst um die Cultur, das auch den Nachkommen belohnt werden muß. Es kommt hinzu, daß das Naturkapital, wo nicht ein es bald erschöpfender Ausbeutungsbetrieb stattfindet, durch die Bearbeitung selbst theils unwillkürlich, theils absichtlich in fortschreitendem Maße ameliorirt wird, daß der Kapitalwerth der durch lange Geschlechter aufgehäuften Amelirationen von dem des ursprünglichen Naturkapitals gar nicht mehr zu sondern ist, und diesen oft um ein vielfaches übersteigt. Es wäre unmöglich, beides rechnungsmäßig auseinander zu halten und dem Besitzer nur den Antheil des Amelirationskapitals unter Ausschluß desjenigen des Naturkapitals zu bewilligen.

Was endlich die Erhöhung der Productivität durch äußere Umstände betrifft, so ist diese wieder einestheils sehr schwer von der durch die eigene Bearbeitung bewirkten zu sondern, und ist anderentheils eine wechselseitige. Die Cultivationsthätigkeit jedes neuen Ansiedlers kommt nämlich nicht nur seinem eigenen Grund und Boden, sondern auch dem aller seiner näheren und ferneren Nachbarn zu Gute, indem der Landstrich durch Verdichtung der Bevölkerung gesundheitlich und wirthschaftlich aufblüht; es ist demnach nicht mehr als billig, daß ihm auch die Gegenleistung von den Nachbarn nicht entgeht, insofern diese ebenfalls zur Hebung der Gegend und ihres Gedeihens beitragen. Die Gesammtheit der Ansiedler ist ebenso wie die Gesammtheit ihrer cultivatorischen Arbeit als ein Ganzes zu betrachten, dessen Früchte billiger Weise auch dem Ganzen in Gestalt erhöhter Productivität aller Kapitalparzellen zufallen. Ueberall wird zunächst der minder ertragfähige Boden in Bearbeitung genommen, der gesünder belegen und leichter zu bearbeiten ist, auch größere Sicherheit gegen feindliche Angriffe bietet; die ertragreichsten Niederungen gelangen am spätesten zur Besiedelung, weil dieselbe eine stärkere Association und größere Opfer fordert, und erst zuletzt kommt der schlechteste Boden zur Bebauung, wenn die Uebervölkerung zur Aufschließung der Oedländereien drängt und überschüssige Kapitalien zu ihrer Urbarmachung vorhanden sind, die sich mit einem dürftigen Ertrage zu begnügen bereit sind.

Schwierigkeiten entstehen eigentlich erst da, wo erhebliche Steigerungen der Productivität des Kapitals durch Umstände erfolgen, die nicht mehr durch wechselseitige Förderung der gleichartigen Kapitalisten hervorgebracht sind, sondern durch Bevölkerungsklassen geschaffen werden, die an dieser Art Kapital keinen Antheil haben. Dieser Art ist namentlich die Steigerung der Productivität der Aecker, Gärten und Gebäude in ländlichen Gegenden oder in und bei Städten, deren rasches Aufblühen durch zuströmende Industriebevölkerung bewirkt wird. Diese Probleme sind erst in neuester Zeit in dringlicher Gestalt hervorgetreten und die geschichtlich entwickelten wirthschaftlichen Verhältnisse haben hier allerdings noch nicht die wünschenswerthe Ausgleichung gefunden. Es ist aber einerseits unrichtig, solche locale Erscheinungen voreilig zu verallgemeinern und mit universellen Mitteln bekämpfen zu wollen, andererseits unmöglich, eine schlechthin gerechte Vertheilung aller Zuwachse des wirthschaftlichen Gedeihens herbeizuführen, um so weniger möglich, je sprunghafter solche Aenderungen sich vollziehen.

Durch eine Veränderung großer Handelsstraßen, wie sie z. B. im Mittelalter mit der Mongolisirung Rußlands, mit den Eroberungen der Venetianer und später mit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien eintrat, werden die Kapitalien einiger Völker plötzlich unproductiver, diejenigen anderer plötzlich viel productiver, ohne daß es jemandem einfällt, eine Entschädigung der ersteren durch die letzteren zu fordern. Aehnliche Umwandlungen vollziehen sich gegenwärtig, wenn durch hohe Schutzzölle ein vorher offener Markt der ausländischen Industrie verschlossen wird, oder wenn aus bahntechnischen Rücksichten ein Bahnhof von einem Ende eines Ortes zum anderen verlegt wird. Nicht aller unverschuldete Glückswechsel in der Productivität der Kapitalien kann durch menschliche Correcturen ausgeglichen werden.

Gleichwohl ist es wünschenswerth, einen annähernden Ausgleich wenigstens da herbeizuführen, wo innerhalb desselben Staates einem Theil der kapitalbesitzenden Bevölkerungsklasse eine unverhältnißmäßig rasche Zunahme der Kapitalsproductivität zuwächst, der zum größeren Theil aus der Bethätigung einer anderen Bevölkerungsklasse entspringt. Die Besteuerungsweise, die Bauordnungen, die Beförderung der Decentralisation durch geeignete Vorkehrungen, die Eisenbahndifferenzialtarife, Verkehrserleichterungen und Wiedereinführung eines Zuzugsgeldes, schließlich die Expropriation der allzusehr begünstigten

Immobilien im öffentlichen Interesse bieten innerhalb der bestehenden Rechtsordnung genügende Handhaben zur Herbeiführung eines annähernden Ausgleiches. Wie sich die Kapitalverhältnisse bisher geschichtlich in einer Weise stetig entwickelt haben, die im Allgemeinen den Interessen des großen Ganzen entspricht, so ist zu erwarten, daß auch fernerhin die durch die Maschinenindustrie bewirkten Umwälzungen der Production durch stetige Veränderungen den Entwickelungsgang der Besitzverhältnisse corrigiren und im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit beeinflussen werden, ohne daß deshalb die grundsätzliche Theilnahme des Kapitals am Arbeitsertrage aufgegeben zu werden braucht.

Ob es besser ist, daß physische oder moralische Personen Kapitalisten seien, ob der private oder öffentliche Kapitalbesitz den Vorzug verdiene, das ist eine Zweckmäßigkeitsfrage besonderer Art, die nichts mit der grundsätzlichen Theilnahme des Kapitals am Arbeitsertrage zu thun hat. Auch Corporationen, Gemeinden und selbst Staaten innerhalb ihrer eigenen Rechtssphäre können, abgesehen vom staatlichen Besteuerungsrecht, nicht anders als Private zu Kapitalbesitz gelangen, nämlich entweder durch eigene Production desselben oder durch Tausch (Kauf oder Enteignung gegen Entschädigung), oder Erbschaft. Auch Staaten oder Gemeinden, die auf eine dieser Arten in Kapitalbesitz gelangt sind, haben zweifellos das Recht, für ihr Kapital einen Antheil an dem Ertrag der vermittelst seiner producirenden Arbeit zu erhalten. Sie haben andererseits, ebenso wie Privatpersonen das Recht, sich ihres Antheiles am Arbeitsertrage ganz oder theilweise zu Gunsten Dritter zu entäußern; aber eine Pflicht dazu wäre selbst für den zu ihrer Erhaltung nicht nothwendigen Theil nur dann zu construiren, wenn das augenblickliche Behagen der Bürger der einzige Zweck des Staates und der Gemeinde wäre. Wenn aber Staat und Gemeinde über die Zwecke des individuellen augenblicklichen Genußmaximums der Bürger noch selbständige Culturzwecke zu verfolgen haben, so muß zunächst erwogen werden, ob der für die Staatserhaltung entbehrliche Theil des staatlichen Kapitalantheiles nicht zweckmäßiger und gerechter verwandt wird, wenn er auf staatliche und communale Culturzwecke materieller oder geistiger Art verwandt wird, als wenn er wie ein lästiger Ueberfluß zur sofortigen Ausschüttung unter die Bürger gelangt.

Aber selbst dann, wenn Staat und Gemeinde gar keine eigenen culturellen Zwecke hätten, sondern bloße Veranstaltungen für das größtmöglichste individuelle Wohl ihrer Bürger wären, bliebe es doch unmöglich, daß der Staat mit einem Mal alles Kapital an sich nähme, um ein Maximum von dem Kapitalantheil am Arbeitsertrage zur Ausschüttung unter die arbeitenden Bürger zu bringen. Möglich wäre es nur auf dem Wege der Confiscation ohne Entschädigung; dieser Weg aber wäre ein schweres Unrecht gegen die Kapitaleigenthümer, die das Kapital geschaffen, redlich erworben oder ererbt haben. Ohne Unrecht ist es nur erreichbar auf dem Wege der Enteignung gegen volle Entschädigung, d. h. durch Ablösung des Kapital-Eigenthums vermittelst einer allmählichen Amortisation, deren Zins- und Amortisationsraten aus dem Antheil des verstaatlichten Kapitals selbst am Arbeitsertrage bestritten werden. Eine solche Ablösung aller Kapitalien durch Staat und Gemeinde auf einmal herbeizuführen, ist praktisch unausführbar; eine allmähliche, schrittweise Verstaatlichung von Kapitalsarten, die vorher in Privatbesitz waren, vollzieht sich in modernen Culturstaaten fortwährend und hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten in ausgedehntestem Maße vollzogen. Die Gerechtigkeit ist gewahrt, gleichviel ob eine Kapitalsart verstaatlicht oder in Privatbesitz ist; die Enteignung ist aber nur dann sachlich gerechtfertigt, wenn sie dem gemeinen Nutzen dient, und ob der gemeine Nutzen wirklich durch Verstaatlichung irgend einer bestimmten Art des Kapitals unter bestimmten Verhältnissen gefördert werde, kann nur durch vorsichtige Erwägung von Fall zu Fall, aber nimmermehr durch eine einfürallemalige doctrinäre Entscheidung festgestellt werden.

Die bisherigen Erfahrungen über Staatsbetrieb scheinen nicht geeignet, die Erwartungen der Sozialdemokratie zu bestätigen, daß der Staat es opportun finden werde, sich freiwillig eines Theiles seiner Kapitalrente zu Gunsten der arbeitenden Bürger zu entäußern. Diese Erfahrungen sind wesentlich dieselben, gleichviel welcher Art die Verfassung der betreffenden Staaten auch sei, ob monarchisch oder republikanisch, aristokratisch oder demokratisch, autokratisch oder parlamentarisch; nur die Integrität des Beamtenthums oder die Corruption macht einen bemerkenswerthen Unterschied aus. In Bezug auf Integrität ist aber jedenfalls das heutige Beamtenthum in Deutschland den Selbstverwaltungsorganen der sozialdemokratischen Vereine und Kassen thurmhoch überlegen, wie die häufigen Unterschlagungen und Beschuldigungen bei letzteren beweisen. Es ist deshalb schwer zu glauben, daß in Bezug auf die Integrität der staatlichen Kapitalverwaltung ein wesentlicher Vortheil für die arbeitenden Bürger daraus entspringen würde, wenn die jetzige Staatsverwaltung durch eine sozialdemokratische abgelöst würde.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen geht dahin, daß das Recht des Kapitals auf einen Antheil am Arbeitsertrage prinzipiell nicht bestritten werden kann, und daß dieser Antheil des Kapitals niemals auf Null herabsinken kann. Damit ist aber das sogenannte „Recht der Arbeit auf den vollen Arbeitsertrag" als ein prinzipiell verkehrter und unbegründeter Rechtsanspruch dargethan; denn die Arbeit könnte nur dann ein Recht auf den vollen Arbeitsertrag erlangen, wenn der Antheil des Kapitals an demselben auf Null reducirt wäre. Ein Recht auf den vollen Bruttoertrag seiner Arbeit hat der Arbeiter nur in den Fällen, wo er nicht mit fremdem Kapital producirt, sondern entweder mit eigenem Kapital (z. B. Werkzeugen) oder mit einem noch von Niemand in Besitz genommenen Kapital (Natur im Naturzustande). Die Behauptung, daß der Arbeiter, auch wenn er mit einem ihm nicht gehörenden Kapital produzirt, doch den vollen Arbeitsertrag beanspruchen könne, steht im Widerspruch mit sich selbst. Denn der Arbeiter, der mit eigenem Kapital arbeitet, müßte dann doch erst recht den vollen Arbeitsertrag beanspruchen können, also auch die rechtliche Verfügung über seine Arbeitsproducte, gleichviel welcher Art sie seien, also auch über die von ihm producirten Productionsmittel. Das soll aber nach dem Gesichtspunkt des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag nicht der Fall sein, vielmehr sollen die Productionsmittel, die ein Arbeiter producirt hat, seiner rechtlichen Verfügung entzogen werden und sofort dem Gemeinwesen anheimfallen, während die von ihm producirten Gebrauchsgüter allerdings ihm allein angehören. Das heißt doch nichts weiter, als jede Kapitalproduction bei Strafe der Confiscation verbieten und alle Production auf diejenige von Gebrauchsgütern einschränken, mit anderen Worten den Culturprozeß verhindern.

Etwas ganz anderes bedeutet das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag", wenn unter vollem Arbeitsertrag nicht der Bruttoertrag verstanden wird, sondern nur der Nettoertrag, der übrig bleibt nach Abzug aller Erfordernisse nicht nur für Erhaltung des bestehenden Culturzustandes, sondern auch für seine extensive Ausbreitung und intensive Steigerung. Der „volle Arbeitsertrag" bedeutet dann den unverkürzten Rest des Arbeitsertrages; die Größe dieses Restes aber bestimmt sich nicht durch aprioriſche Erwägungen, auch nicht durch die national, zeitlich und individuell ganz verschiedenen Bedürfnisse der Arbeiter, sondern nach der Größe der Erfordernisse für Erhaltung, Ausbreitung und Steigerung des Culturzustandes.

Wenn einmal zugestanden ist, daß ein Recht auf den vollen Bruttoarbeitsertrag eine Chimäre ist, so handelt es sich nur noch darum, den Antheil des Kapitals und den der Arbeit am Arbeitsertrage in gerechter, billiger und zweckmäßiger Weise gegen einander abzuwägen. Der Antheil des Kapitals soll nicht größer sein, als die Erfordernisse für Erhaltung, Ausbreitung und Steigerung des Culturzustandes, damit der Rest den Arbeitern unverkürzt zufließt. Der Antheil der Arbeit kann aber niemals größer sein, als der Rest, den der Antheil des Kapitals am Arbeitsertrage für die Arbeiter übrig läßt; denn der Culturfortschritt des Ganzen geht dem Behagen der Individuen vor. Nicht der Antheil des Kapitals bestimmt sich

nach dem der Arbeit, sondern umgekehrt. Nicht das Kapital hat sich mit dem zu begnügen, was die billigen Ansprüche der Arbeiter ihm vom vollen Arbeitsertrage übrig lassen, sondern die Arbeiter müssen sich wohl oder übel mit dem zudrehen, was der vorwegzunehmende gerechte Antheil des Kapitals ihnen übrig läßt. Denn einerseits hat das Kapital den Prioritätsanspruch der früher geleisteten und aufgehäuften Arbeit, also das ältere Anrecht voraus im Vergleich mit der erst nachträglich hinzukommenden Arbeit, welche mit seiner Hülfe producirt; und andererseits fällt der gerechte Kapitalantheil mit den Erfordernissen für die Erhaltung, Ausbreitung und Steigerung des Culturzustandes zusammen, gegen welche alle individuellen Wünsche und Bedürfnisse vergleichsweise rechtlos sind, wenn sie auch an und für sich noch so berechtigt scheinen mögen.

Ideale Rechtsfragen werden in der herben Wirklichkeit durch brutale Machtkämpfe entschieden, in denen die streitenden Mächte so lange durch die unbewußte List der Idee geleitet werden, bis das ideale Recht auch im Bewußtsein Motivationskraft erlangt und Einrichtungen zu seiner friedlichen Verwirklichung geschaffen werden, denen die öffentliche Macht ihren starken Arm zur Ausführung leiht. Wie viel Antheil das Kapital vom Arbeitsertrag für sich vorweg nehmen dürfe, wie viel es der Arbeit übrig lassen müsse, diese große Streitfrage ist von der Geschichte selbst beständig gelöst worden, um nach jeder Lösung immer wieder neu gestellt und von Fall zu Fall gelöst zu werden. Jetzt sind wir auf einem Punkte angelangt, wo die ideale Rechtsfrage selbst zur motivirenden Kraft im Bewußtsein der Streitenden geworden ist, und wo alles nach Einrichtungen hindrängt, die den Kampf roher Gewalten durch friedliche Entscheidung nach Recht, Billigkeit und Zweckmäßigkeit ersetzen sollen. Da wird es wichtiger als je zuvor, die gerechten Ansprüche des Kapitals vor dem Bewußtsein zur Klarheit zu bringen, damit an ihnen die gerechten Ansprüche der Arbeit richtig bemessen werden können. Es wird dies um so wichtiger, wenn falsche Theorien das Rechtsgefühl der Massen zu verwirren bestrebt sind und zu einem falschen Terrorismus der öffentlichen Meinung führen, der selbst gebildete Geister irre macht.

---

## Die Verschwendung des Offiziermaterials.

Der außerordentliche Luxus, den sich die Heeresverwaltung in den letzten Jahren mit dem Aufrücken verhältnißmäßig noch sehr junger Offiziere in hohe Stellungen und mit der über alles Maß raschen Verabschiedung der Offiziere der höheren und mittleren Chargen gestattet hat, muß auf die Dauer auffallen und zu einer Prüfung der Frage auffordern, ob ein derartiger Luxus für das Land Nutzen und Berechtigung besitzt. Zweifellos erfolgte dieses schnelle Aufrücken und rasche Verabschieden in dem begreiflichen Bestreben, die Armee in ihrem Offiziercorps auch in den höheren und mittleren Chargen möglichst jung, frisch und leistungsfähig zu erhalten. Allein dieser Prozeß kommt, so Vieles auch für ihn spricht, dem Lande denn doch auf die Dauer so theuer zu stehen, daß es ernste Erwägung verdient, ob das deutsche Heer seine qualitative Ueberlegenheit des Offiziercorps über dasjenige der fremden Armeen nicht auch dann bewahren würde, wenn seinerseits ähnliche Altersnormen wie dort für die verschiedenen Chargen der Offiziershierarchie eingehalten würden.

Bis jetzt hat man sich in den leitenden Kreisen des deutschen Heeres, namentlich des preußischen, nicht dazu entschließen können, gesetzliche Altersgrenzen für die verschiedenen Offizierschargen einzuführen. Als Grund für diese ablehnende Haltung gilt die Annahme, daß die körperliche und intellectuelle Rüstigkeit und Frische nicht an die Jahre, sondern an die Individualität der einzelnen Persönlichkeit geknüpft sind, und daß mancher Offizier mit 50 Jahren rüstiger ist als ein anderer mit einigen 40. Da jedoch im Laufe der Zeit sich die Lebensalterseinflüsse im Durchschnitt notorisch gleichmäßig geltend machen, und gerade in Folge zu raschen Avancirens noch in jeder Beziehung völlig rüstige Männer aus dem einfachen Grunde, weil keine höheren Stellen für ihre Verwendung frei sind, vor der Zeit aus dem Heere ausscheiden müssen, so stellt sich die Innehaltung der Altersgrenzen unter Zubilligung einzelner besonderer Ausnahmen für ganz besonders befähigte Individuen für die verschiedenen Offizierschargen als ein empfehlenswerther Act der Billigkeit sowohl mit Rücksicht auf den einzelnen, wie auch als eine bedeutende Ersparniß für das Land dar, ohne daß dadurch die Schlagfertigkeit und Ausbildung des Heeres, wie es auch bei anderen Armeen, wo diese Grenzen gelten, der Fall ist, in irgend wie in Betracht kommender Weise leiden würde. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß deutsche Offiziere auch in höherem und mittlerem Lebensalter, welche auf gleicher Altersstufe z. B. mit den französischen stehen, denselben, in Anbetracht der allerseits anerkannten Superiorität des deutschen Offiziercorps, durchschnittlich überlegen sind, und daß das deutsche Heer auch bei Annahme der Altersgrenzen für sein Offiziercorps den dieselben bereits besitzenden Nachbarheeren in dieser Hinsicht immer noch überlegen bleiben würde. Zugleich aber würde der Armee ein Schatz von Dienst- und Kriegserfahrung, sowie Routine erhalten bleiben, der selbst durch die jugendlichste Frische nicht hinreichend ersetzt zu werden vermag. Von einer Gefahr etwa, bei einem langsameren Avancement nicht die erforderliche Anzahl von Offizieren der höheren und mittleren Chargen für die zahlreichen Neuformationen im Mobilmachungsfalle zu erhalten, kann keine Rede sein, da das deutsche Heer gegen 20,000 verabschiedete und zur Disposition gestellte Offiziere besitzt, unter denen sich die Anzahl von vielleicht 40 – 50 Offizieren für im Kriegsfall zu creirende Divisionscommandeur-Stellungen, sowie von ca. 150 bzw. 250 für Brigadecommandeur- und Regimentscommandeur-Stellungen erforderlichen Offiziere, desgleichen für etwa 700—800 Bataillonscommandeur-Stellungen ꝛc. im Falle der Mobilmachung vollauf vorfindet. Erforderlichen Falls könnte überdies eine gesetzliche Bestimmung wie in Frankreich die erforderliche Anzahl jederzeit sicherstellen.

Der Zug unserer Zeit strebt nach gleichem Recht und Billigkeit für Alle und erheischt zugleich ein die Verwerthung der Kräfte der einzelnen Individuen für diese selbst oder den Staat. Der Staat möge daher die Offiziere des Heeres, so lange nicht Unfähigkeit, ihren Dienst zu verrichten, vorliegt, nach gleichem gesetzlich normirten Maße hinsichtlich ihres Ausscheidens messen, und nur für ganz außergewöhnlich befähigte Männer Ausnahmen gestatten. Dieses Maß ergibt sich aus der natürlichen Grenze, welche die verschiedenen Stufen des Lebensalters der Thätigkeit des Mannes setzt. Es dürfen unseres Erachtens die Offiziere nicht einem System der discretionären Gewalt preisgegeben sein, welches vor Mißbrauch Seitens der Höherstehenden dem Untergebenen gegenüber, gar oft hervorgerufen durch völlig subjective Eindrücke, nicht den mindesten Schutz bietet.

Wir treten daher für die Annahme des Grundsatzes ein, daß das Offiziermaterial nicht durch zu rasches Hindurchtreiben durch die verschiedenen Chargen verschwendet, sondern in ähnlichen Altersstufen, wie diejenigen der Nachbarheere in seinen Stellungen, so lange es dieselben ausfüllt, erhalten werde, und daß ihm beim Ausscheiden aus dem activen Heeresdienst nicht nur die Anwartschaft, sondern, wie bei den Unteroffizieren, das Recht auf Anstellung im Civildienst ertheilt werde. Eine Verpflichtung zur Annahme einer derartigen Anstellung dürfte ihm schon in Rücksicht auf die beträchtliche Zahl von Aspiranten des Civils auf derartige Stellungen nicht aufzuerlegen, und überhaupt die Anzahl der in Staats- und Communal-Dienst anzustellenden inactiven Offiziere auf ein entsprechendes Maß im Verhältniß zur Civilbevölkerung zu beschränken sein. Derart würden die Kräfte einer sehr beträchlichen Anzahl noch völlig rüstiger inactiver Offiziere im Interesse des Staatsdienstes zur Verwendung gelangen können und der Staat damit beträchtliche Ersparnisse an den zu zahlenden Gehältern

machen, bei denen die Pension in gewissen Grenzen zur Anrechnung zu bringen wäre. Gleichzeitig würde jedoch immerhin die erforderliche Anzahl von Offizieren für den Fall der Mobilmachung, gebotenen Falls unter Zurückgreifen auf die im Staats- und Communaldienst angestellten, wie dies hinsichtlich aller übrigen wehrpflichtigen Beamten mit wenig Ausnahmen geschieht, disponibel bleiben.

Der Luxus, den man in Deutschland mit der raschen Verabschiedung der höheren Offiziere treibt, wird aus einem Vergleich der Altersverhältnisse der deutschen Offiziercorps mit denen anderer Heere, z. B. des französischen, klar ersichtlich. Während im französischen Heere die Divisionsgenerals-Rang habenden Generale, darunter auch die commandirenden Generale der Armeecorps, mit 65 Jahren die gesetzliche Altersgrenze erreicht haben, und im laufenden Jahre mit einzelnen Ausnahmen wie Saussier, de Gallifet, de Miribel 2c. etwa ein Dutzend derselben aus dem activen Dienst ausscheiden muß, sind in der preußischen Armee nur zwei commandirende Generale über 65 Jahre alt, drei zählen nur 56, vier 57, einer 58, drei 59, zwei 55, drei 54 Jahre. Von den preußischen Divisionscommandeuren ist nur einer über 60 Jahre alt; die jüngsten stehen, abgesehen von zwei Prinzen, im Anfang der Fünfziger. Aehnlich jung sind die Brigadecommandeure, von denen der älteste 58 Jahre alt (im französischen Heere etwa zwei Dutzend einige 60 Jahre) ist, fünf Brigadecommandeure haben das 50. Lebensjahr noch nicht erreicht.

Aus dieser Lage der Anciennität gehen jedoch vielfach abnorme Avancementsverhältnisse im deutschen Heere hervor, denen zu Folge bei der Cavallerie über ein Drittel der obersten Brigade-Commandeure und sämmtliche Regimentscommandeure Oberstlieutenants sind. Auch bei der Artillerie führt eine Anzahl Obersten, circa fünf, bereits Brigaden, und über die Hälfte der Regimentscommandeure sind in dieser Waffe Oberstlieutenants.

Ein deutliches Symptom für diese Ueberstürzung im heutigen Avancementsmodus des Heeres bildet die Thatsache, daß kürzlich zum Commandanten der Reichs- und Landeshauptstadt Berlin, ein Posten, den bisher und besonders in früherer Zeit, nur namhafte Generale bekleidet hatten, ein Oberst ernannt worden ist. Dies System muß auf die Dauer unter allen Umständen zu kostspielig werden, und diejenigen, die es in Scene setzen, werden es nicht consequent durchzuführen vermögen und damit zum Nachtheil des Heeres und des Landes in die Brüche gerathen. Ueberdies lagern sie mit diesem System unzufriedene Elemente im Lande ab, und die Anzahl der politisirenden Generale und sonstiger Militärs dürfte sich damit stetig vergrößern. Auch in dieser Richtung zeigt sich daher eine Ueberstürzung des „neuen Kurses", die verhängnißvolle Folgen zeitigen muß, und das um so mehr, als diese massenhaften Verabschiedungen der letzten vier Jahre von circa 3000 Offizieren, angesichts einer bereits geplanten enormen Heeresverstärkung und damit eines gewaltigen Mehrbedarfs von über 2000 Offizieren stattfanden. In Folge dieses Ausscheidens einer ungemein starken Anzahl der bewährtesten Offiziere aus dem Heere muß das deutsche Offizierscorps in der That heute als in seinem früheren Werthe in der Mehrheit seiner älteren Offiziere in den höheren und mittleren Chargen wesentlich geschädigt bezeichnet werden, da man die bewährten Träger der Kriegs- und Friedens-Erfahrung, welche am Bau des Reiches auf den Schlachtfeldern von 1870 wesentlich mit zimmern halfen, ohne Scrupel ausschied, bloß um jüngere Kräfte an ihre Stelle setzen zu können.

Jedoch nicht nur aus den Durchschnittsalters-Verhältnissen sämmtlicher Generalschargen des französischen Heeres, sondern auch aus denjenigen fast sämmtlicher Offiizierschargen der österreichisch-ungarischen Armee bis auf diejenige der Majors und der Seconde-Lieutenants, geht ein Vorsprung des deutschen Offiizercorps um mehrere Jahre an jüngerem Lebensalter hervor. In der Charge der österreichischen Generallieutenants betrug dieser Vorsprung bereits im Jahre 1891 deutscherseits ca. 3 Jahre, bei den Generalmajors ca. 1 Jahr, den Obersten ca. 2 Jahre, den Obersilieutenants ca. 1 Jahr, den Hauptlenten der 3 Waffen 2—3 Jahre, den Premierlieutenants ca. 1—3 Jahre.

Das Durchschnittsalter der commandirenden Generale des preußischen Heeres stellt sich auf 60 Jahre, das der Divisionscommandeure auf 54,9, das der Brigadecommandeure auf 52,6, während dieses Durchschnittsalter im französischen Herre nach einer annähernden Schätzung bzw. mehrere 60 Jahre, nahe an 60 Jahre und über die Mitte der 50er Jahre beträgt.

Es soll nicht verkannt werden, daß die deutsche Heeresverwaltung bemüht ist, durch eine der Zunahme der Bevölkerung annähernd entsprechende Vermehrung der Bezirksoffizierstellen, sowie durch das Angebot von Stellungen bei der Intendantur, den Garnisonlazarethen, den Proviantämtern, als Districtscommissare 2c. nebst dem Festhalten an den 150 Militär-Postämtern für die Beschäftigung und Verwerthung der Kräfte der noch leistungsfähigen, aus dem activen Heeresdienst ausgeschiedenen Offiziere zu sorgen; allein sie ertheilt diesen Offizieren kein Anrecht, sondern nur die Aussicht auf diese Anstellung, und stellt die Annahme in das Belieben des Einzelnen und in die gerade obwaltende Gunst der Umstände; anstatt die Angelegenheit gesetzlich zu regeln, und damit bestimmte Garantien für die Verwendung der Kräfte der noch leistungsfähigen ausgeschiedenen Offiziere im Interesse des Staates, unter voller Berücksichtigung des Mobilmachungsbedarfs, sowie desjenigen der einzelnen Civilressorts zu schaffen.

Auch die neueste Abänderung des Militär-Pensions-Gesetzes zielt in der ersteren Richtung ab; allein der ungeheure Verbrauch von Offizieren des deutschen Heeres in den letzten vier Jahren muß als ein Luxus gekennzeichnet werden, den sich sowohl im Interesse des Staates, wie in dem der einzelnen Individuen und deren Familie, die Militärverwaltung nicht länger gestatten darf. v. H.

---

## Literatur und Kunst.

### Pariser Kunstbetrachtungen.

Von Ernst Zimmermann.

Vergangene Zeiten, vergangene Mächte haben in Frankreich in der Hauptsache die großen Kunstsammlungen zusammen gebracht, welche das Louvre heute in sich birgt; die Sammlung des Vergangenen ist so selber ein Erzeugniß des Vergangenen geworden. Erscheinung und Ursprung sind hier innig mit einander verwachsen: in jener kommt dieser deutlich zum Ausdruck. Seitdem hat die Zeit hier mächtig am alten Bestande gerüttelt. Das Frankreich von heute und seine zeit- und volksbeherrschenden Factoren sind andere geworden, als sie im vergangenen Jahrhundert waren. Vom Absolutismus kam man zur Volksherrschaft, von Dynastenlaune zu nationalem Empfinden. Der Wille eines einzigen ward durch den Willen eines ganzen Volkes ersetzt. Man sammelt auch heute hier noch mit Eifer von höchster Stelle aus, man fördert die Kunst mit allen Kräften, natürlich nur im Namen dieses ganzen Volkes. — Aber man hält sich jetzt vor Allem an die moderne Kunst. Aus dem consequenten Streben nach üppiger Pracht- und Glanzentfaltung, das einst die absolutistischen Herrscher mit der Kunst in Verbindung brachte, ist jetzt die nicht minder consequente Begierde nach Ruhm um jeden Preis, nach der staunenden Bewunderung des gesammten Auslandes geworden. Gloire, dieses hier niemals trivial werdende Lieblingswort des modernen Franzosen, dieses kleine, aber so volltönende Wörtchen mit dem jeder vaterländische Aufruf schließt, jeder Antrag die Wahrscheinlichkeit seiner Annahme erhöht, dieses gloire ist hier seit den Tagen des ersten Napoleon das treibende Moment in allen bedeutenden nationalen Thaten, die Endursache aller Erfolge und Mißerfolge Frankreichs in diesem Jahrhundert

und jetzt wohl der Hoffnungsschimmer einer goldigen Zukunft, die besser sein soll, als die momentanste Gegenwart. Einst mußten es militärische Heldenthaten sein, die altem Ruhm neuen hinzufügten; jetzt, wo es mit diesen vorbei, hält man sich inniger an die Künste und Wissenschaften und an die Industrie. La france marche à la tête de la civilisation, dieser alte schönphrasige Ausdruck soll Wahrheit bleiben und, er ist es — gestehen wir es ehrlich, wie es guten Deutschen geziemt — bis auf den heutigen Tag geblieben.

Freilich die Kunst ist hier so lange ein gewichtiger Faktor in der Kunstentwicklung des französischen Volkes gewesen, die Förderung derselben von Seiten des Staates so ununterbrochen und einheitlich betrieben worden, daß sie tiefe Wurzeln im Herzen des französischen Volkes gefaßt und für dasselbe auch die Bedeutung gewonnen hat, welche die Musik schon so lange für die Italiener besitzt. Für den Franzosen scheint die Beschäftigung mit der Kunst ein höherer, tiefer gehender und darum unentbehrlicherer Genuß zu sein als für uns, weil er sie dank besser geschulter Augen und vorurtheilsfreierer Auffassung mehr begreift als wir, die wir im Allgemeinen nur den Schaum, oft müßte man sagen, Abschaum von ihr genießen wollen. Es hieße sich daher von vornherein unpopulär machen, wollte man hier nicht das Erbe der Väter antreten. Die französische Revolution selbst, die doch so energisch mit allem aufräumte, was ihr werthloser Plunder aus werthlosen Jahrhunderten zu sein schien, hat doch nie die Kunst an sich aus ihrem sogenannten Idealstaate verbannt wissen wollen. Im Gegentheil! Die klassische Kunst, die damals dem Schutte von Jahrtausenden von neuem wieder erstieg, die selber damals, so seltsam uns dies auch heute erscheinen mag, als eine Revolutionärin sich gebärdete, hat man sich dienstbar zu machen gesucht, um sie, die älteste Tochter einer völlig reifen Cultur dem jüngsten Erzeugniß einer völlig unreifen an die Hand zu geben. Es war kein Freistaat im Sinne des Savonarola, den man haben wollte. So war es denn der große Fortschritt zum Rückschritt, als 1871 die französische Commune den edelsten Producten des Friedens den Krieg erklärte, und als ein großer Künstler, selber in seiner Kunst ein Revolutionär, der doch für seine eigenen Werke ein starkes Quantum von Toleranz verlangte, einem Kunstwerke, das nicht mehr so ganz den Ansprüchen seiner Zeit genügte, das Todesurtheil sprach.

Freilich reichere Früchte, als aller Idealismus trägt immer eine praktisch-realistische Auffassung der Dinge, und so ist es der modernen Kunstentwickelung hier in Frankreich nur zu statten gekommen, daß sich, dank einer aus Jahrhunderten resultirenden Erfahrung mit dem Wunsche nach Ruhm die Erkenntniß des nationalökonomischen Werthes der großen wie der kleinen Kunst verband, eine Erkenntniß, die da weiß, daß eine kräftige, nur um keinen Preis mattherzige Förderung derselben einer sich überreichlich verzinsenden Kapitalanlage gleichkommt. Wir in Deutschland sind ja leider nicht so glücklich, aus eigener Erfahrung derartige Schlüsse ziehen zu können. In unserem so lange zerstückelten Vaterlande hat von einer einheitlichen Kunstförderung nie die Rede sein können. Liebhaber der Kunst, selbst fürstliche Liebhaber gab es wohl. Aber ihre Kräfte waren nicht ausreichend, ihr Geschmack nicht geläutert, ihr Auftreten vereinzelt, darum ihr Wirken nur Stückwerk. So gilt uns die Kunst noch immer für Luxus, der Künstler im Grunde genommen für einen „Schmarotzer", der von den Brosamen des Tisches der Reichen sich nährt, gerade als hätte die Welt sich nicht geändert, seit Albrecht Dürer einst trauernden Herzens in der Lagunenstadt sich selber so nannte.

Dieses Verständniß der nationalökonomischen Bedeutung der Kunst ist denn wohl auch ein Grund mehr, weshalb man heute in Frankreich die vorhandenen Kräfte vor Allem auf die zeitgenössische Kunst concentrirt und die alte, namentlich hinsichtlich des Sammelns mehr und mehr außer Acht läßt. Freilich mit einer solchen Sammlung, wie das Louvre im Herzen der Stadt, durfte man diesen immer etwas gewagten Weg schon wandeln. Man hatte der Vorbilder genug, an die man sich halten konnte. Aber auch das Kunstgewerbe oder, wie man hier so viel richtiger sagt, les arts industriels, für die man keine derartig großen Sammlungen aufzuweisen hatte, behandelte man nicht besser. Ein eigentliches Kunstgewerbemuseum nach Berliner, Wiener und Londoner Stil besitzt Paris noch nicht. Das Louvre enthält manche kunstgewerbliche Gegenstände, die aber mehr der Zufall als systematisches Sammeln zusammengebracht hat, die mehr um ihrer nationalen Bedeutung oder ihres prunkenden Glanzes willen hier stehen, als wegen der in ihnen wohnenden pädagogischen Kraft; das Musée de Cluny ist in seinem Grundstock die Privatsammlung eines Gelehrten, der zugleich ein gründlicher Kenner war; das Musée des arts décoratifs besteht zum Theil aus Privatsammlungen, die kommen und wieder gehen; das Musée de Guimet schließt kunstgewerbliche Gegenstände nur ostasiatischen Ursprungs in sich. Auch macht der Staat keineswegs energische Versuche, diesen Mangel auszugleichen, wie er sich denn beispielsweise zur Zeit die weltberühmte, in wenig Wochen in Paris zur Auction gelangende Sammlung Spitzer um der leidigen Geldfrage willen für immer entgehen läßt. Worauf es in der Kunst zu allererst ankommt, sei sie nun groß oder klein, das ist die Technik, dieses ABC einer gesund schaffenden Kunst, das doch erst die Errungenschaft langer, stetig an einander geknüpfter, mit reichlichem Lehrgeld bezahlter Erfahrungen ist. Wie man daher seit Jahrhunderten in der École des beaux-arts, der alten, schon 1648 gegründeten Académie de peinture et sculpture eine permanente Hochschule für die große Kunst besaß, so hielt es die erste Republik, der Convent von 1794 für seine große Ehrenpflicht, ihr in dem Conservatoire des arts et métiers auch eine gleichen Zwecken dienende Gewerbeschule für die arts industriels an die Seite zu setzen. Dieser schließt sich heute ein reichhaltiges Museum an, in dem man, wie in keinem anderen der Welt, vor Allem die Herstellung alles dessen, was Künste, Handwerke und Industrien erzeugen, studiren kann.

Durch diese Schulen setzt der Staat hier jeden, der will, in den Stand, Gediegenes, Brauchbares zu lernen, d. h. vor Allem sich eine sichere Grundlage zur weiteren künstlerischen Entwickelung anzueignen. Auf der École des beaux-arts erwirbt der junge Künstler vor Allem eine gute, solide Technik, gründlicher als bei uns; er wird hier mehr zur Arbeit angehalten als unsere jungen Anfänger, für die Kunsterlernung und ein flottes, seeliges Bummelleben mit obligatem Genialsein identische Begriffe sind. Es ist vor Allem das große Verdienst des strengen, gesinnungstüchtigen Ingres, Gewissenhaftigkeit und Gediegenheit im Kunstschaffen wieder eingeführt und auch der Zeichnung wieder zu ihrem vollen Rechte verholfen zu haben. Einseitigkeit ist dabei ausgeschlossen, die verschiedenartigsten Auffassungen bestehen, so weit es eben möglich ist, neben einander. Nur Ehrfurcht vor der Natur wird unbedingt verlangt. Doch bleibt man hierbei nicht stehen. Auf öffentliche Kosten sieht sich dann der fleißige und begabte Schüler, der hier den Cursus mit Erfolg durchgemacht hat, in den Stand gesetzt, ohne Darben und Hungerleiden in Italien, auf der französischen Academie zu Rom Jahre zu verleben und mit der vollen Heiterkeit eines materiell zufrieden gestellten und darum frisch empfänglichen Jünglings einer großen Kunst auf einem großen Boden entgegen zu treten, ja nach den allerneuesten Bestimmungen, die der Stimmung der Zeit liberal Rechnung tragen, auf Studienreisen nach selbstgewählten Zielen eigenen Wünschen und Launen folgen zu dürfen. Ich weiß sehr wohl, daß hier wie drüben gar mancher Moderner strengster Observanz auf das allzeit Wunder wirkende Italien und seine Kunst mit der gleichen Verachtung herabsieht, wie einst die berühmten und berüchtigten Maler des vorigen Jahrhunderts auf die Antike, die doch ihr Ausgangspunkt einst gewesen, bis Winkelmann auftrat; aber man kann ja nicht von jenem verlangen, daß er weiß, was jene großen Künstler seiner eigenen Zeit, auf deren Schultern er sich stellte, ohne sie dabei überragen zu können, von den jetzt so veralteten Alten gelernt haben. Es mag ja mancher Streber durch diese Einrichtung großgezüchtet, manche Individualität dem natürlichen Nährboden entrissen und damit erstickt werden — sie wird aber dann gewiß nicht gerade sehr lebenskräftig gewesen sein —; auch wollte es wohl einmal die Schicksalsironie, daß jemand als Lernen-

dem alle Wege nach Rom verschlossen waren, damit er nicht als Lehrer, als Dichter der Akademie dort seinen Einzug hielte (Horace Vernet). Mit allen diesen unvermeidlichen Uebelständen aber wird durch die französische Staatserziehung ein langsames aber sicheres Vorrücken auf der ganzen Linie erreicht, das dem Wege folgt, den einzelne „Aufklärer" bereits freigelegt haben, was doch gewiß auch seine Vortheile hat, und dessentwegen man hier diese ganze Einrichtung mit Recht une nécessité fatale, un indispensable stimulant und un mal salutaire in einem Zuge nennt. Man braucht nur einmal eine der jährlichen Ausstellungen der Concurrenzarbeiten dieser jungen Akademiker, denen es nach dem schönen Süden gelüstet und die darum ihre volle jugendliche Kraft einsetzen, zu sehen, um sich zu überzeugen, daß hier das „Akademische" wenigstens nach unseren Begriffe nicht allzu garstig ist. Ich wüßte sonst wirklich nicht, wie man dann manche Werke unser gefeiertsten Meister noch bezeichnen wollte.

Ob man Italien, d. h. das Land des Südens und die großen Meister jemals ganz wird entbehren können, wer weiß es! Die Kunstgeschichte spricht dagegen. Die Richtung aber, die sich jetzt als die große Zukunftskunst ausgibt und die das eigene Land für ihre Zwecke groß genug erklärt, soll doch erst zeigen, daß sie wirklich das ist, wofür sie sich ausgibt und sollte vorher nicht vergessen, daß zwei große „Alte", Hals und Velasquez ihr, da sie wurde, als Geburtshelfer hülfreich zur Seite standen.

Eine gute Schulung, ein erweitertes Gesichtsfeld und große Vorbilder, das ist es, was Frankreich jedem, der Talent hat und nicht gerade zum Himmelstürmer geboren ist, von Anfang an zu bieten hat. Aber der Staat läßt die nicht laufen und Hungers sterben, welche er selbst gezüchtet. Es fehlt hier nicht an offiziellen Belohnungen und Aufträgen für den fertigen Künstler: Preise werden auf den Salons vertheilt, darunter der recht bedeutende Prix de Salon, jetzt Prix de Paris genannt, die Bourses de voyage ermöglichen ein Weiterstudium im Auslande. Der Staat macht jährlich auf den großen Ausstellungen seine für unsere Verhältnisse recht bedeutenden Ankäufe, nicht nach Bedarf, sondern nach Verdienst. Was er bedarf, das bestellt er. Es ist erstaunlich und beispiellos, wie viel in Frankreich in unserem Jahrhundert in öffentlichem Auftrage geschaffen wurde. Das Louvre, das Palais de Luxembourg, das Museum zu Versailles, das Hôtel-de-ville, das Panthéon u. a. m. wissen davon zu erzählen. Und dann die Kirchen. In den Kirchen von Paris ist in diesem einzigen, noch nicht vollendeten Jahrhundert mehr auf die Wand gemalt worden, als in irgend einer Stadt, ja irgend einer Landschaft Italiens in der kunstfrohen und kunstsprudelnden Zeit der Renaissance. Die Stadt, die Kirchenbehörden und Privatleute haben hier mit einander gewetteifert. Keine größere Kirche ist dabei übergangen worden; einige, und nicht eben die kleinsten sind völlig mit Monumentalmalereien ausgeschmückt, und wenn auch im Allgemeinen nicht allzu viel Bleibendes dabei entstanden sein mag, wenn Delacroix, Ingres und Flandrin vielleicht die einzigen sind, die es auf diesem heute so schwierigen Gebiete zu „ewigen" Schöpfungen gebracht haben, so ist doch den Franzosen bei allem Plein-air der Sinn für das Große noch immer nicht verloren gegangen. Wie wäre Millet ohne letzteren überhaupt denkbar! Bei uns freilich fehlte leider immer dank dem Unorganischen unserer Kunstverhältnisse denen, die den großen Stil halten, das technische Können, und denen, die das technische Können halten, der große Stil.

Man ist aber hier in Frankreich durchaus nicht einseitig; man lebt ja in einer Republik. Wie man daher bei der Trennung der Pariser Künstlerschaft in zwei große, feindliche Lager für keines von beiden offen Partei ergriff, vielmehr den Radicalen ein öffentliches Gebäude zur Ausstellung willig einräumte und in dem Drange nach Gerechtigkeit den großen Prix de Salon zum Prix de Paris umtaufte, so unterstützt man auch finanziell beide Parteien durch Ankäufe, so können neben den großschaffenden Künstler auch auf die Gunst von oben her die Kleinmeister, die Intimisten, die Jünger der sincerité hoffen. Und auch die Plastik wird nicht übergangen. Ihren Vertretern wird, abgesehen von den nun einmal überall unvermeidlichen Denkmälern reichliche Beschäftigung durch die Ausschmückung öffentlicher Gebäude, seien es nun das Louvre, die Oper, das Stadthaus oder die Bauten der Weltausstellung, bei deren letzteren nicht weniger als 17 Bildhauer dem Architekten Bouvard allein für den Dôme central zur Seite standen. Dann aber finden sie gewiß ihre Rechnung dabei, daß man hier seit alter Zeit die schöne Sitte pflegt, öffentlichen Plätzen und vor Allem den Anlagen, sowohl den nach altfranzösischer Gartenkunst angelegten, als auch den modernem englischen Geschmack folgenden, mit plastischen Werken heiterer und ernster Art ein reizvolle Erscheinung zu geben. Daß die französischen Bildhauer sich daher ganz besonders auf solche Kunstwerke verlegen, welche sich durch ihre abgeschlossene Composition und ihre ruhige Erscheinung zu einer derartigen Verwendung am besten eignen, ist dann nur eine ebenso natürliche, wie heilsame Folge, welche die französische Plastik glücklich über die aus der Salonüberfüllung erwachsenen Klippe des Effecthaschens hinüberhebt.

Kunst aber, welche gleichsam zu keinem praktischen Berufen geboren ist, wandert, vom Staate angekauft, in die Museen, vor Allem in das Musée de Luxembourg, von dort schließlich in das Louvre, dem sanctionirten Heiligthum der Kunst. Freilich in letzteres bei Weitem nicht alles. Die Franzosen, in allem, was Kunst betrifft, von sicherer Erfahrung, als wir, bei denen sie erst in unseren Tagen nach einer Pause von Jahrhunderten wieder kräftiger die Flügel regt, wissen, wie vergänglich Ruhm und Bewunderung zeitgenössischer Kunststerne sind, wie sehr sie Meteoren gleichen, die, wenn sie am hellsten in der Atmosphäre leuchten, am schnellsten für immer verlöschen. Zehn Jahre muß der Meister todt sein, bis seine Werke in dem Tempel der Kunst aufgenommen werden können. Hat er sich dann bewährt oder ist er vielmehr, wie es ja gewöhnlich zu gehen pflegt, in den Augen der Nachwelt größer geworden, als er es in denen der Zeitgenossen war, dann darf er sich getrost im Louvre den größten Collegen der größten Kunstperioden beigesellen. Wenn nicht, so wandern seine Werke in die Provinz. Dort ist noch Platz für viele. Das Musée de Luxembourg wird aber so gleichsam zum Purgatorium, aus welchem die Kunstwerke, durch die Zeit geläutert, entweder in den Himmel oder in die Hölle gelangen.

Freilich dürfte dann für viele die Hölle ein angenehmerer, selbst würdigerer Aufenthalt sein als das Purgatorium. Während die Provinzialmuseen durchaus nicht immer dem Vorurtheile entsprechen, das man hier allem, was sich provinzial nennt, entgegen bringt, ist das Musée de Luxembourg nichts weniger als mustergültig. Eine Art provisorischer Aufbewahrungsort, ein Lagerraum, der ja in der That hervorging aus einer ehemaligen Orangerie, also einem Raum, in dem man empfindliche Gewächse des Südens im Winter, d. h. wenn man nicht weiß wohin damit, unterzubringen pflegte, das ist die Localität, mit dem die modernste Kunst in der Hauptstadt der kunstliebenden Franzosen noch heute vorlieb nehmen muß. Einst war sie bedeutend vornehmer, als sie noch nebenan in dem alten Renaissanceschlosse, daß sich einst die trauernde Medizäische Königinwitwe hier in dem bildungsfrohen Quartier latin hatte errichten lassen, geduldet wurde, um dort die alten Gemächer, die ihres kostbaren Schmuckes der prächtigen Rubensbilder entkleidet waren, auszuschmücken. König Ludwig XVIII. hatte, als er — natürlich um des „Ruhmes des französischen Volkes" willen — mit der Gründung eines Museums zeitgenössischer Kunst eine seiner wenigen Thaten von Bestand vollzog, sie hier einquartirt; dort blieb sie im ruhigen Besitze der erworbenen Rechte, bis sie 1879 der Politik, d. h. dem Senate der Republik das Feld räumen mußte. Da wurde sie heimathlos. Doch, ne lui faudrait-il pas une maison digne des oeuvres qu'il a enfantées et enfante tous les jours; digne aussi de la ville de Paris, où il attire tant d'étrangers, digne enfin de la france dont les Beaux-Arts sont une force en même temps qu'une gloire? so schrieb damals sogleich der unermüdliche Conservator dieser Sammlung, Etienne Arago dem Ministerium. Er kannte seine Leute. Solch überzeugenden idealen und realen Gründen erwuchs kein Widerstand.

Man baute für die Kunst das Warmhaus (ein ominöser Name zwar für diese!) zurecht und ließ sie sich, so gut es eben ging, dort breit machen. Der Platz ist zwar beschränkt, die Räume sind eng und schmal, für die jüngsten Kinder der Kunst fehlt die ja unbedingt erforderliche Möglichkeit eines weiten Abstandsnehmen. Auch will gewiß nicht viel mehr in die vollen Räume hinein. Was thut es. Man läßt die Bilder an den Wänden um die Wette emporklettern und setzt die Plastik buchstäblich vor die Thür.

---

## Aus Berthold Auerbach's Studirzimmer.

Von Ernst Heilborn.

Immer wenn ich den Namen Auerbach höre oder lese, fällt mir eine Geschichte ein, die mir vor Jahren ein jetzt verstorbener Freund erzählte. Mit Auerbach zusammen war mein Freund bei heftigem Regen in einer Halle untergetreten. Nach und nach fanden sich mehr Leute, meist niederen Standes, dort zusammen, die gegen den Regen Schutz suchten. Da faßte Auerbach leise den Arm meines Freundes und sagte: „Was meinen Sie? Ob ich mich dem Volke vorstelle?"

In der Logik mag der Satz des Leibniz, daß Entgegengesetztes nicht von einem und demselben Dinge ausgesagt werden darf, seine gute Geltung haben. Auf das menschliche Herz findet er keine Anwendung! Aus dem Nachlasse desselben Auerbach, der einer so kindlichen Eitelkeit und Selbstüberhebung fähig war, sind jetzt — elf Jahre nach seinem Tode — Blätter herausgegeben,*) die zeigen, wie rührend bescheiden er von seinen Werken dachte, mit welchem sittlichen und künstlerischen Ernste er eigne und fremde Schöpfungen beurtheilte. Ganz wie Otto Ludwig seine Shakespearestudien schrieb, um daraus für sein Schaffen zu lernen, ganz so brachte Auerbach seine Eindrücke nach Theateraufführungen und nach der Lectüre zu Papier, um sich durch die Kritik selbst zu fördern. Und ehrt es den Künstler Auerbach, daß er danach strebte, auch der höchsten dichterischen Form, der dramatischen, Herr zu werden, so ehrt es den Menschen Auerbach, daß er nach ernsten Versuchen davon abstand, sich selbst auf das ihm Erreichbare bescheidend.

Aus literarisch bewegter Zeit — Mitte der fünfziger bis Anfang der achtziger Jahre — stammen diese dramatischen Eindrücke. In treuer, unparteiischer und vorurtheilloser Weise, ein strenger Richter und ein strengerer Selbstbeurtheiler, legt Auerbach sich selbst hier Rechenschaft ab. Aber es war ihm nicht wie seinem Freunde Otto Ludwig gegeben, in das innerste Wesen dichterischer Productionen einen Einblick zu thun: über die klassischen Dichtungen, die ihm durch die Aufführung auf dem Theater nahegerückt waren, hat er kaum je etwas Neues zu sagen. Aber es fehlte ihm der gesicherte Standpunkt, von dem aus er die Erscheinungen hätte beurtheilen können: trotz des Ernstes dieser Kritik hat man oft ein Gefühl der Unsicherheit.

Daß die Eigenthümlichkeit und das Wesen deutscher Dichtung, vielleicht deutscher Kunst überhaupt, in dem Streben nach scharfliniger Charakterzeichnung zu suchen, hat Auerbach nicht gewußt oder nicht wissen wollen. Und doch hat die deutsche Literatur immer dann, wenn sie von fremdem Einfluß sich befreite, und auf sich selber sich besann, in ausgeprägter Charakteristik ihr Heil gesucht und gefunden. Vom Hildebrandsliede gilt das wie vom Nibelungenliede, von den Fastnachtsspielen des Nürnberger Poeten, wie von den Jugenddichtungen unserer Klassiker. Freilich, wie Hebbel einmal die deutsche Geschichte eine Krankheitsgeschichte genannt hat, so könnte man auch die deutsche Literaturgeschichte eine Krankheitsgeschichte nennen. Immer wieder hat fremder Einfluß und Hochhalten fremder Muster auf Abwege geführt. Und wie die Römerzüge deutscher Kaiser auch dann das Volk schädigten, wenn die entfremdeten Herrscher als Sieger heimkehrten, ganz so haben die Italienfahrten vieler deutscher Dichter unserer Literatur nicht wahrhaft zum Heile gedient, auch wenn dieselben, befruchtet vom Geiste der Antike und der Renaissance, einzelne Meisterwerke schufen: Hat doch selbst Goethe in Italien zu Gunsten der blassen Helena sein Gretchen verleugnet.

Nachdem im Anfange unseres Jahrhunderts noch einmal von der jüngeren Romantik eine Reaction zu Gunsten des nationalen Gehaltes und Gepräges unserer Dichtung ohne jeden Erfolg versucht worden war, schien die Poesie unter der Last sozialer, religiöser und politischer Ideen erdrückt werden zu sollen. Die Dichtung hörte auf Selbstzweck zu sein. Das „junge Deutschland", in extensiver Hinsicht vielleicht die stärkste literarische Bewegung überhaupt, hatte in rein ästhetischer Beziehung nichts Neues zu bieten. In erster Linie kam es darauf an, für gewisse Ideen Propaganda zu machen. Und ganz dasselbe gilt für die politische Dichtung der vierziger Jahre.

In den Anfang der vierziger Jahre nun fällt der starke Erfolg der Gedichte Geibel's und der Dorfgeschichten Auerbach's. Beider Leistungen standen zu der Größe desselben in keinem Verhältniß, und beider Erfolg war derselbe. Das Publikum war der Tendenz- und Ideendichtungen müde geworden. Man verlangte nach einfacher Kost. Man war mit Pathos und Ironie übersättigt. Da kamen Geibel und Auerbach eben gerade zur rechten Zeit. Ihre Dichtungen hatten nichts Gekünsteltes und sie verfolgten keine Tendenz: sie waren schlicht und trugen den Stempel innerer Wahrhaftigkeit. Und diese Schlichtheit und innere Wahrhaftigkeit, der Auerbach seinen literarischen Erfolg zu verdanken hat, befähigte ihn auch, gerechtes und richtiges Urtheil über die dramatischen Werke der Tendenzdichter und Theatermacher seiner Zeit zu fällen.

Nie hat sich Auerbach durch das theatralische Geschick und den Formglanz der Gutzkow und Laube über die innere Hohlheit ihrer Dramen hinwegtäuschen lassen. Er durchschaute, daß im Essex alles für den Effect auf Kosten der Wahrheit gemacht war. „Die Figuren," schreibt er, „machen das aus Adrienne Lecouvreur stammende Schulreiten durch: Schritt, Trab, kurzen Galopp, Barrièrespringen, Umpurzeln ꝛc. Alles bloß als psychisches Schaustücklein in der Reiterbude." Dagegen fesselte ihn der Grundgedanke des Uriel Acosta, „den aber Gutzkow nicht faßte," nämlich: „die Logik und Consequenz eines Denkers durch historische und Familienrücksichten brechen und ihn daran zu Grunde gehen zu lassen." Tadelnd und zugleich auf die rechte Lösung hindeutend bemerkt er: „hier sind lauter objective Enttäuschungen gesetzt, er ist betrogen, die Mutter stirbt und die Braut heirathet. Nein, jene müßte leben, diese ihm werden können, und er nun in sich zu Grunde gehen!" Und ebenso war ihm die Grundidee des Narziß von Brachvogel nicht unsympathisch. „Wer hat sich," schreibt er, „nicht schon oft in Gesellschaft einsam gedacht: Wie wär's, wenn jetzt ein Prophet hereinträte in diese odeurdurchzogene, fächerrauschende Welt, oder gar ein gesunder Cyniker mit Keulenworten, der den ganzen Nipptischplunder in Stücke schlüge?" Aber die Gestaltung und Durchführung dieser Idee empörte sein ästhetisches und sittliches Gefühl. „Theaterspiel ist die That des Narziß." „Niemand nimmt Arg an diesem scheußlichsten aller Meuchelmorde, und doch wird die Pompadour dadurch fast eine tragische Heldin."

Am glänzendsten bewährte sich die Scharfsichtigkeit seiner Kritik den Freytag'schen Dramen gegenüber: man fühlt, hier schmerzt es ihn Ausstellungen machen zu müssen. So sympathisch ihm die Fabier sind, und so sehr er für all das Gute darin empfänglich ist, er kommt nicht darüber hinaus, daß das Ganze „mehr Sittengemälde als Menschengemälde" ist. Freytag verfuhr „rein antiquarisch, nicht poetisch." Und er trifft mit seiner Kritik das Wesen historischer Dichtung überhaupt, wenn er schreibt: „die Figuren müssen sich als Menschen, als römische Menschen präsentiren, aber nicht als Römer absolut. Jede Poesie, und vor Allem die dramatische, muß typisch sein, die Gewandung muß fallen und das rein Menschliche überall bestehen, überall anwendbar sein können." Rügt

*) Dramatische Eindrücke. Aus dem Nachlasse von Berthold Auerbach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

er hier, daß die Poesie vom rein Geschichtlichen überwuchert werde, während doch schon Aristoteles forderte, sie müsse sein: „φιλοσοφώτερον ἱστορίας," so vermißt er im Gegentheil in den Journalisten die große historische Auffassung. „Wer in künftigen Zeiten, ohne die Bewegungsjahre von 48 und 49 miterlebt zu haben, dieses Stück sähe, würde nur ein schielendes Bild des damaligen gewaltigen innerlichst bewegten Treibens gewinnen, denn mitten in die Bewegung ist die ironische Blasirtheit gestellt, die erst viel späteren Datums, oder vielmehr eine Erweckung der inmitten der Revolution abgethanen, dann aber wieder auflebenden, eigenthümlich verzweifelten Lustigkeit ist." Und während ihm sonst gerade für die Charakteristik der tiefe Blick abgeht, fühlt er hier fein heraus, daß „gerade wie in der Schiller'schen Tragödie der pathetische Held über sich reflectirt und über sich den Chorus spielt, hier der humoristische Held über sich reflectirt und den Narren über sich spielt, der ja auch eine Art Chorus ist, indem er Stimme und Stimmung der Betrachtenden vertritt."

Weil es eine Zeit des Niederganges deutscher Dichtung war, und das Theater von den klassischen Dramen allein nicht zehren konnte, war es auch eine Zeit starken Importes fremder Stücke. Scribe, Augier und Sardou begannen die deutschen Bühnen zu beherrschen. Auch diesen fremden Erzeugnissen gegenüber bewährte sich die Treffsicherheit der Auerbach'schen Kritik. Er nahm den von ihnen allein ernst, der als Dichter ernst genommen zu werden verdient: Augier. Wenn er ihn trotzdem verurtheilte, so geschah das weniger aus ästhetischen, als aus ethischen Gründen. In Scribe und Sardou aber sah er nur geschickte Taschenspieler: „In allen diesen Dramen erscheinen immer dieselben Schachfiguren, nur bald von Elfenbein, bald von Holz oder Metall, oder auch nur anders colorirt." Wohl aber hegte er Bewunderung für die technische Virtuosität, die sich in diesen Stücken kund gab. „Die Hände und Herzen, die diese technischen Fortschritte gebildet haben, sind unrein, der Reine und Starke wird sie ihnen entwinden und gesundes Leben damit schaffen."

Die Reinen und Starken waren da, und Auerbach erkannte sie nicht.

Daß Auerbach die deutsche Literatur von der Phrase erlöste und zu dem rein Menschlichen zurückführte, begründete und berechtigte seinen Erfolg. Aber sein Ruhm ist so schnell verflogen, als er schnell erworben war. Für einen großen nachhaltigen Erfolg hatte Auerbach dennoch nicht genug zu bieten. Zu einem großen Schriftsteller fehlte im ein Doppeltes, das im Grunde ein und dasselbe ist: die feste Gestaltungskraft und die Fähigkeit tiefer psychologischer Analyse. Hat man einen Roman von Auerbach gelesen, so meint man, eine Anzahl von Personen oberflächlich kennen gelernt zu haben. Könnte man ihnen auf der Straße begegnen, man würde sie möglicherweise wiedererkennen. Aber in's innerste Herz hat man keinem einzigen geblickt. Und dieser Mangel des Schriftstellers Auerbach ist auch der Mangel des Kritikers Auerbach. Er war nicht im Stande, diese wichtigsten Vorzüge, da wo sie geboten wurden, herauszuerkennen.

Die Reinen und Starken, die der deutschen Literatur damals neue Wege wiesen, und deren Bedeutung Auerbach nicht erkannte, waren: Otto Ludwig, Friedrich Hebbel und Anzengruber.

Mit Otto Ludwig war Auerbach befreundet. An dem guten Willen, Ludwig gerecht zu werden, hat es ihm sicherlich nicht gefehlt. „Wer den herrlichen Menschen kannte," schrieb er, „wußte doch, wie gut und geläutert er war." Aber eben weil ihm die tiefe Einsicht in die Charakteristik fehlte, kam er über die Mängel der Composition eines Dramas, wie der Erbförster, nicht hinweg. Wohl konnte auch er sich der Erkenntniß nicht entziehen, daß es, „lauter Charakterköpfe waren, wie sie wahrhaftiger nicht gedacht werden können," aber — „die Fabel, die Fabel ist die Hauptsache!" Mit diesem „Aber" richtet Auerbach als Kritiker sich selbst. Wenn dem so wäre, warum sind dann Scribe und Sardou nicht große Dichter?

Noch weniger hat er Hebbel verstanden. Daß Hebbel festgemeißelte Gestalten schuf, und daß er Einblicke in die tiefsten Tiefen der Menschenbrust gewährte — freilich oft dadurch, daß er die Personen sich selbst seciren ließ, wie er sich selbst secirte — hat Auerbach nicht erkannt. Es wäre geschmacklos und pietätlos — gegen Auerbach, wollte ich aus seiner Kritik der Maria Magdalena hier citiren. Nur das Eine: „ich wußte nur," schreibt er, „daß die Fabel mit den so großthuerischen als wohlfeilen Worten schließt: »ich verstehe die Welt nicht mehr.«" In diesen beiden Zeilen liegt sein volles Mißverstehen des Dramas. Er hat nicht gefühlt, daß in den Worten in epigrammatischer Kürze das Insichzusammenbrechen des Hauptcharakters gegeben ist.

Anzengruber gegenüber hat Auerbach sein Urtheil modificirt. Sicherlich spricht es für den sittlichen Ernst seiner Kritik, daß er auf der vorgefaßten Meinung nicht bestanden hat. Denn während er anfangs Anzengruber's Dramen wie seinen Roman „der Schandfleck" auf's Härteste verurtheilte, hat er sich später der Erkenntniß, daß Anzengruber „ein wirklicher Dichter ist," nicht verschlossen. Immer aber vermißt man bei seiner Kritik das volle Erfassen der Charakteristik. Bei dem feinen Verständniß, das Auerbach für die Fabel und Composition des Meineidbauern zeigt, wird er Anzengruber dennoch nicht gerecht. So wenig wie Hebbel und Ludwig gegenüber, empfand er, daß Anzengruber Neues, Wegweisendes bot.

Das sind die Mängel der Auerbach'schen Kritik. Aber wie seine Erzählungen noch heute durch ihre innige Ursprünglichkeit und Natürlichkeit sympathisch berühren, obwohl die Literatur in ihren besten Leistungen über sie hinweg die Bahnen beschritten hat, die Ludwig, Hebbel und Anzengruber ihr gewiesen haben, so wirkt auch seine Kritik trotz der gerügten Mängel sympathisch. Sympathisch, weil der sittliche Ernst und die Wahrheitsliebe des Menschen Auerbach aus ihr sprechen. Kein Zweifel, dem Herausgeber Otto Neumann-Hofer ist für seine Gabe Dank zu wissen; denn auch als Kritiker verdient Auerbach noch heute — dem Volke vorgestellt zu werden.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Unschuld.

Von C. Schroeder.

Der Ort war eine Vorstadt Londons, ein weitläufiges Villenquartier, das ulmenreiche Parks einschließt und saftgrüne Wiesen. Wir kehrten von unserem Morgenspaziergang zurück — Nora und ich. Ihr nichtsnutziger junger Neufundländer hatte soeben, als wir des goldgewaltigen Rothschild Weide durchkreuzten, alles Vieh durcheinander und auf uns zu gejagt. Unter Ach- und Wehgeschrei waren wir geflüchtet. Nun wir das geschlossene Feldthor hinter uns hatten, gab es Stoff zum Lachen, d. h. erst ward doch der Gerechtigkeit genüge gethan, Benno, der Schlingel beim Kragen genommen und von seiner Herrin mit kleinen Peitschenhieben, die er gar nicht fühlte, abgestraft, bis er mit braunen Schalksaugen Besserung gelobte. Dann aber — es ging eigentlich ein bischen über den Spaß, wie sie ihre würdige Gouvernante caricirte — die Nora. Mit solch' abgeschmackter Todesangst im Gesicht, mit solch' verzweifelten Arm- und Beinschwenkungen sollte ich meine Flucht vor den feindlichen Hörnern bewerkstelligt haben? Schelten hätte ich müssen und Strafe androhen, aber ich lachte, daß mir die Thränen über die Wangen liefen. Nun, ich war ja auch noch gewissermaßen jung damals, wenngleich ich zehn Jahre mehr zählte, als sie.

Sie war sechzehn, das viertälteste von — ich mag gar nicht sagen wie vielen Geschwistern, aber es war ein Kindersegen in dem Haus, daß die erwachsenen Söhne es pietätlos nur den Kaninchenbau nannten. Zwei von Nora's jüngeren Schwestern — lichtblonde, engelhaft aussehende Teufelchen — waren neben ihr noch meiner Obhut unterstellt. Sie hatten in sechs Jahren neunzehn Gouvernanten zum Hause hinaus gequält und wären in vierzehn Tagen mit mir fertig geworden, hätte ich Nora nicht zur Seite gehabt. Sie lockte mir die schwänzenden Schülerinnen aus den höchsten Wipfeln der Eichbäume und von den ungesattelten Rücken der Ponies und wenn mir die versammelte Dienerschaft eines Tages ein Dankesvotum darbrachte, weil es sich nach ihrer Versicherung, seitdem ich im Hause sei, beinahe drin lebe wie im Paradiese, so war dies einzig Nora's Verdienst. Sie hatte eine Art und Weise, der selbst die

Rangen nicht widerstanden. Wenn sie — mit etwas Spott auf der Lippe und noch viel mehr liebevoller Mahnung im Auge — sagte: „Kinder wollt ihr mir den Gefallen nicht thun?“ dann fuhr es ihnen durch den harten Sinn: „Was thut nicht Nora alles für uns? Hat sie sich je geweigert, eine Peitsche zu flechten, ein Schmetterlingsnetz herzustellen?“ und wie die Lämmer ließen sie sich von ihr zur Schlachtbank führen.

Ja, sie hatte eine große Macht über die Gemüther — nicht nur die der Geschwister. Wer Kummer hatte im Haus, der ging zu ihr und war ihm unrecht geschehen, dann konnte sie in prächtigen Zorn auflodern und Sühne für ihn heischen, von wem es auch sein mochte. War ihm aber nur die Eitelkeit ein Bischen verletzt worden, dann hob sie wohl sachte die dunklen Wimpern und blickte ihn so lange schelmäugig von der Seite an, bis sie ihm ein widerwilliges Lächeln auf die Lippen zwang. Daß aus diesem Lächeln rasch ein herzliches Lachen wurde, dafür trug ihr lustiger Humor Sorge. Er war ihr und mein bester Freund — dieser Humor — besonders an Sonntagabenden, wenn, dank der albernen Frömmelei ihrer Mutter, das Lesen zerknirschter Gebete unser einziger erlaubter Zeitvertreib war, aber — er verließ sie mitunter. Ja, es gab Tage, an denen meine fröhliche Gefährtin im Hause herumging wie die verkörperte Schwermuth. Wenn ich sie dann anredete, so schrak sie jedesmal wie aus einem Traum auf und sah mich an wie mit todten Augen. Was ihr dann war? Ich hatte schon viel darüber nachgegrübelt — heute, durch Zufall sollte ich es erfahren.

Wir lachten uns also Thränen über meine Angst vor Rothschild's Kühen. Als aber die Felder hinter uns lagen und wir in eine jener vornehmen Straße bogen, zu deren beiden Seiten, hinter hohen Mauern, die Villen reicher Kaufleute liegen, nahmen wir Benno in unsere Mitte und wurden ehrbar. Ich kann es bezeugen, daß meine Nora keinen ihrer Schelmenblicke mehr schweifen ließ und doch ging es hier sofort, wie es immer und überall ging, wo sie sich zeigte — die Köpfe der Herren, ob alt, ob jung, begannen sich in verstohlener Bewunderung nach ihr zu drehen. Warum? Ja, wenn ich es selber nur ergründen könnte, was an einigen Frauen die Männer so berückt! Es ist etwas, das der Schönheit nicht selten abgeht, während die Häßlichkeit es besitzt.

Nora war weder schön, noch häßlich. Sie hatte eine schlanke, mittelgroße Gestalt und war den weichgerundeten Formen nach schon viel mehr Weib als Kind. Der Kopf, das muß ich sagen, saß auf reizend modellirten Schultern, in dem weißen — allzuweißen Gesicht aber war die Nase fast plump gerathen, der Mund entschieden zu groß. Freilich die nachtschwarzen Haare dann wieder, die sich über dem weißen Antlitz wellten und zu rebellischen Löckchen kräuselten, mußte wohl Jeder als einen Reiz an ihr gelten lassen und mehr noch unter den feingezeichneten Brauen und langen Wimpern die schwarzgrünen Augen. Sie waren ja nicht groß, diese Augen, aber sie waren so seelenvoll, konnten so innig trauern, so fröhlich lachen, so leidenschaftlich blitzen. Und wenn sie blitzten, dann färbte sich die bleiche Wange mit einem ganz zarten, feinen Rosenhauch und dann — war Nora mehr als schön, dann war sie hinreißend, bezaubernd. Allein eben jetzt blitzten sie doch nicht, lachten nicht einmal, sondern blickten nur still vor sich hin, oder mahnend auf Benno. Was hatten also die Leute, sie so anzustarren? Von sechs Herren, die die Zeitung unter dem Arm an uns vorüber nach der Bahn hasteten, waren fünf wie electrifirt herumgefahren.

Der Fünfte gar, ein schlanker, dunkelbärtiger Mensch, ließ sich an dem einen Blick nicht entfernt genügen. Im Begriff im Bahnhofsgebäude zu verschwinden, machte er gerade zum vierten Mal kehrt, als Nora ihn gewahrte, zusammenschrak und heftig zu zittern begann.

„Wer war's?“ fragte ich verwundert. „Ich weiß es nicht,“ murmelte sie. „Nora!“ mahnte ich vorwurfsvoll. „Ich weiß es wirklich nicht,“ betheuerte sie und sah mich an mit Augen, in denen kein Falsch war, jetzt aber auch kein Licht mehr. „Eine Aehnlichkeit also?“ — „Ja,“ antwortete sie matt, tonlos und damit ließ sie den Kopf auf die Brust sinken. Wie sie jetzt neben mir herging, war es als habe sie Mühe ihre Füße zu schleppen. Ohne ein Wort weiter gewechselt zu haben, erreichten wir das Haus, das — ein Bischen abseits von der Verkehrsstraße — zwischen Gärten und Feldern anmuthig und bequem hingelagert war.

Vor dem Thor hielt ein Wagen. Gleich in der Einfahrt kam uns der General entgegen, eine hohe, vornehme Gestalt mit geistvollem Kopf, ein Mann, für den das Wort Gentleman eigens geschaffen schien. Er begrüßte mich im Vorübergehen in seiner stets freundlichen, verbindlichen Art und warf seiner Tochter einen befremdeten Blick zu. Sie hatte nämlich bei seinem Erscheinen das Gesicht abgewandt. Das verdroß mich, denn der Mann verdiente von seinen Kindern mindestens die Achtung und Bewunderung, die ihm die Welt entgegenbrachte — die ganze Welt, denn er war weit über die Grenzen Englands hinaus berühmt. Was er speziell als Soldat geleistet, weiß ich nicht, aber er war nicht nur nach dieser einen Seite hin glänzend begabt. Er hat in London großartige Bauwerke aufgeführt und auf chemischem Gebiet wichtige Entdeckungen gemacht. Als er vor kurzem starb, war sein Name in Aller Mund, sein Lob in allen Blättern.

„Pfui, Nora!“ schalt ich, als sich das Thor hinter ihm geschlossen hatte. „Das war unartig.“

„Mag sein,“ entgegnete sie achselzuckend.

„Du solltest Dich wirklich schämen!“

„Ich versuche es ja auch mitunter,“ lachte sie bitter auf. „Nachts, wenn ich im Bett liege, halte ich mir's vor. »Ein solcher Vater«, sag' ich mir dann, »ein so bedeutender Mann! Was hat er nicht schon gewirkt und geleistet! Und wie sie ihn alle respectiren — bis zu der Königin hinauf! Die gute Victoria! Heute befiehlt sie ihn zur Tafel, morgen gönnt sie ihm die Ehre, sie selbst an einem und ihren abgetragenen indischen Shawl am anderen Arm durch die Ausstellung zu führen. Und der Prinz von Wales — wie huldvoll ist der ihm gewogen! Hängt nicht zur Zeit unsere ganze Speisekammer voll von dessen höchsteigenhändig erlegten Fasanen? Und der Prinz Christian gar! Läßt sich wahrhaftig herab, sich ihm zum Taufpathen für seinen Jüngstgeborenen anzutragen! Ha, ha, ha! Es ist fast zum Bangewerden, wie sie gnädig sind — die allerhöchsten Herrschaften, aber ihn bringt es nicht aus der Fassung. Er bedankt sich schön und thut es zu dem Uebrigen, zu den in- und ausländischen Orden — oben im verstaubten Kasten — zu den diamantbesetzten Schnupftabacksdosen von russischen und anderen Potentaten, zu den —« Bah! Meinen Sie, daß diese Gewissenspredigten mir etwas nützten? Gar nichts! Ich hasse ihn nach wie vor!“ Sie hatte mit kalter Ironie gesprochen, bei den letzten Worten aber begann ihre Stimme zu beben. Hastig stieß sie die Glasthür auf, die aus der Veranda in das Schulzimmer führte. Mit ein paar Schritten wollte sie den Raum durchmessen und an mir vorüber in den Flur, allein ich hielt sie am Arm fest.

„Deinen Vater, Nora?“ forschte ich staunend, ungläubig, „das ist doch wohl nicht möglich?“

„Doch,“ fuhr sie mit heißen Wangen und sprühenden Augen fort. „Ich hasse — hasse ihn — ich — Oh! mein Gott — mein Gott! wie ich ihn hasse!“ Damit brach sie auf einem Stuhl zusammen und nun war es, als wollte sie sich die Seele ausschluchzen und ausweinen. Ich stand fassungslos daneben. Dieser Haß — er schien mir nicht nur widernatürlich, sondern, gegen einen der edelsten Menschen gerichtet, auch ganz und gar unbegreiflich. So etwas mag ich endlich wohl gesagt haben, denn sie richtete sich trotzig empor und rief sich die Thränen aus den Augen schüttelnd:

„Sie urtheilen eben nach dem Schein und der Schein trügt. Mich hat er auch betrogen, denn ich bin auch einmal Ihrer Meinung gewesen. Ja, es war eine Zeit, da gab es für mich nichts Herrlicheres auf der Welt als Papa. Wenn ich ihn mit anderen Männern zusammen sah, so war mir's immer, als überrage er sie alle um Kopf und Schultern und mit Frauen erst — ich konnte mir wirklich nicht helfen, aber wenn Mama ihm kam mit ihrem kindischen Gestöhne, ihren ewigen Quälereien um Geld, dann mußte ich an des Sokrates Xantippe denken. Wenn er aber ohne einen Vorwurf sein Checkbuch zog, und freundlich fragte: »Wieviel soll ich notiren?« und ohne mit der Wimper zu zucken die Unsummen hinschrieb, die sie verlangte und für die er sicherlich bessere Verwendung hatte, dann meinte ich, Sokrates sei doch nur ein alter Plebejer gewesen und hätte es gewiß nicht so vornehm gemacht. — Sie sehen, ich hatte ihn auf ein hohes Piedestal gestellt — jetzt liegt er unten im Staube.“

„Wenn ich nur wüßte weshalb?“

„Ich sage es ja! Das Edle ist nur Schein an ihm. Im Grunde ist er ein kaltherziger Egoist, ein neidischer, erbärmlicher Charakter.“

„Hm! Und wie hast Du dies entdeckt?“ Sie schwieg. „Das soll Geheimniß bleiben? Auch gut,“ sate ich und wollte mit etwas gekränkter Miene der Thür zu, aber da hing sie mir plötzlich am Halse.

„Ich habe noch mit Keinem darüber gesprochen,“ flüsterte sie, „aber Sie sollen es hören — Sie allein!“ Nun saßen wir neben einander — Schulter an Schulter — und nun begann sie mit zuckenden Lippen:

* * *

„Es sind jetzt bald zwei Jahre — da kam er zu uns — Onkel Frank.“ Hier wollten sich ihr die Thränen wieder in die Augen drängen, aber sie zwang sie zurück, kämpfte auch mit der Heiserkeit in ihrer Stimme, bis sie wich und der Ton ganz klar wurde und weich und schwärmerisch. „Er war Papas jüngerer Bruder — um fünfzehn Jahre jünger, meine ich. Er hatte keins von Papas Talenten, aber die Gabe sich bei aller Welt beliebt zu machen, die hatte er. So ungefähr von Bruder Harry's Größe war er wohlgebaut und stattlich, mit einem schönen, dunkelbärtigen Gesicht und Augen — wer Kummer hatte, der brauchte bloß hinein zu sehen, dann ward er schon froh. Dem Großvater zu Gefallen hatte er sich in Edinburg als Kaufmann etablirt gehabt, aber er war viel zu sehr Cavalier, um rechnen zu können. So hatte er sich denn verspekulirt und Alles verloren. Nun nahm ihn Papa als Sekretär zu sich. Seine Frau — denn, daß ich es nicht vergesse, er war seit Kurzem verheirathet — seine Frau kehrte zeitweilig zu ihren Eltern zurück. In unser Haus also kam er. Das Zimmer, das Sie jetzt bewohnen, war seins, Harry's Platz am Tisch nahm er ein und — Ach! die schöne, die selige Zeit! Wie ein neuer Geist fuhr es in uns alle — bis zu den Dienstboten hinunter. Selbst Ann, das keifende Hausmädchen, lernte zu lächeln und das will etwas sagen. Er hatte aber auch für Jedes ein freundliches Wort, eine rasche, hülfsbereite Hand. Glauben Sie, daß er Mary, die Köchin, einmal im Platzregen auf dem Markte traf und ihr seinen Schirm aufdrang? Ihm als Mann könne die Feuchtigkeit nicht schaden. Liebenswürdig, nicht wahr? Besonders da sie so alt und garstig ist, denn wenn ein junger Mensch einer hübschen Person Artigkeiten erweist, so darf man es ihm am Ende so hoch nicht anrechnen. Tom und Harry sind jederzeit ebenso bereit mit einem Küchenmädchen eine Liebelei anzuknüpfen, wie mit einer Gräfin. Er war von anderem Schlage, eine wahrhaft ritterliche Natur und — ein so lustiger Kamerad dabei! Wir Kinder lachten und tollten um ihn herum — d. h.“ besann sie sich rasch, „ich doch eigentlich nicht. Nun, ich war ja auch im Grunde kein Kind mehr, bin vielleicht nie eins gewesen, habe, während Mamas längeren Abwesenheiten in Bädern und anderwärts, so früh schon für die Kleinen Mütterchen spielen müssen. Nein, ich lachte und tollte nicht mit. Mir war bei aller Seligkeit, die ich fühlte, daß er da war, immer ein Bischen feierlich zu Muthe. Ich konnte nur stillsitzen wie in der Kirche und ihn ansehen. Dabei kam es vor, daß ich seine drolligen Einfälle ganz überhörte — die Wonne, daß er überhaupt sprach,

war für mich zu groß. Ach! sie liebten ihn ja Alle, aber ich — ich kann gar nicht sagen, wie lieb ich ihn hatte."

Sie preßte die Hand auf das Herz und aus den schwarzgrünen Augen schlug eine so heiße Flamme, daß mir auf einmal bange wurde, aber sie sah mich an, arg- und ahnungslos wie ein Kind und fuhr mit schwermüthig sanftem Lächeln fort:

„Er machte sich aber auch mehr aus mir als aus den Anderen — viel mehr. Wenn er zum Frühstück herunterkam, so hieß es jedesmal: »Guten Morgen, mein Liebling!« und dann küßte er mich auf den Mund — stets auf den Mund. Bei Tisch mußte ich neben ihm sitzen, in jeder freien Minute um ihn sein. Und traf es sich einmal, daß ich bei seiner Nachhausekunft noch nicht vom Spaziergang zurück war, dann ging er in seiner Ungeduld wohl ein Dutzend Mal an das Thor, nahm schließlich den Hut und kam uns entgegen. Wir hatten eine hübsche Gouvernante damals und — was glauben Sie? Die Person bildete sich ein, daß er sich ihretwegen bemühe, fing an zu erröthen und verschämt zu thun, sobald er in der Ferne auftauchte. Es war ja vielleicht nur lächerlich, aber mich machte es rasend. Er und ihr nachlaufen, er, der die Treue selbst war gegen seine Frau! So rasend machte es mich — tödten hätte ich sie können! — Nun, jedenfalls trug ich Sorge, daß sie aus dem Hause kam. An kokette Mädchen, die ihm zutrauten, daß er ihnen in's Netz laufen würde, war übrigens, wie die Folge lehrte, auch sonst in der Gegend kein Mangel. Die konnte ich ihm nicht aus dem Wege schaffen, die mußte ich mich schon begnügen, vom Grunde meiner Seele zu verachten. Bange für ihn ward mir nur einmal, als Edith Smith — Sie wissen, die schöne Edith, der Alle zu Füßen liegen — sich in den Kopf setzte, ihn zu bezaubern, aber ich hatte meine Furcht und sie ihre hohen Blicke vergebens. Er blieb kalt — kalt wie ein Eiszapfen.

Was für eine Frau er haben muß, dachte ich da, was für eine unvergleichliche Frau! und zum ersten Mal kam mir etwas wie Neugier nach ihr: „Hast Du ein Bild von Tante Rosa, Onkel Frank?" fragte ich ihn. „Nicht bei mir," antwortete er. „Nun, dann beschreibe sie mir einmal!" bat ich. Er that es auch, aber in einer leichten, oberflächlichen Weise, daß mir nichts klar wurde als die Farbe ihrer Haare und Augen. Man läßt fremde Leute eben nicht gern in das Allerheiligste seines Herzens blicken, dachte ich, ging ein bischen gekränkt meiner Wege und malte mir selbst das Bild einer göttlich schlanken, edelstolzen Blondine.

Es war in jedem Strich verfehlt, wie es sich herausstellte. Ein paar Wochen später kam sie nämlich auf einen Tag ihn zu besuchen. Er hatte mir nichts gesagt und so durchfuhr es mich mit plötzlicher Angst, als es hieß: „Tante Rosa ist im Salon!" Volle fünf Minuten stand ich, die Hand auf der Thürklinke und wagte nicht zu öffnen. Mit ihrem Götterblick werde sie mein armes Nichts sofort erkennen und ihrem Mann vielleicht verleiden, meinte ich. Götterblick! Ich muß noch lachen. Sie hatte graublaue Augen, die immer hin und wieder huschten und sich gar nicht die Zeit ließen, irgend etwas zu erkennen. Dazu kam noch ein Puppenjigürchen und ein Puppengesicht mit einem kleinen Mund, der unaufhörlich plauderte.

Hellauf jauchzte sie bei meinem Anblick. „Noch ein Sprößling!" rief sie und warf sich vor lauter Lust so weit hintenüber in ihren Sessel, daß ihre Füßchen frei zappelten. „Noch einer! Ha, ha, ha! Das nimmt ja gar kein Ende. »Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn — wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat!« — steht es so nicht in der Bibel, Frank? Ha, ha, ha! Dein Bruder ist ein gesegneter Mann! — Guten Morgen — wie war doch der Name? Nora? Guten Morgen, Nora! Von dieser hast Du gegen mich nie etwas erwähnt, Frank. Aber — ha, ha, ha! schau nur nicht so schuldbewußt darein — ich nehme es Dir wahrhaftig nicht übel. Wenn Du in jedem Brief den ganzen Kindersegen hier namhaft machen wolltest, so brächte nur die Post ja nichts als Kataloge!" So ging es weiter mit etwas Mutterwitz und sehr viel Oberflächlichkeit. Ihm war es zur Qual — ich merkte es ihm an. Stirnrunzelnd saß er da, unruhig auf seinem Stuhl hin- und herrückend. Nach mir sah er nicht ein einziges Mal hin. Er schämt sich ihrer, dachte ich und schämt sich doppelt, weil es Jemand sieht. Ich konnte daher nur machen, daß ich wieder hinaus kam.

Bei Tisch gab man ihr meinen Platz. Nun war er wie ausgetauscht — so redselig, so voll drolliger Einfälle! Aber seine Stimme hatte für mich einen harten, ungewohnten Klang und sein Lachen schnitt mir jedes Mal in's Herz. Ich hörte etwas wie Verzweiflung heraus und ich begriff die Verzweiflung. Eine solche Frau! Alles — Alles mißfiel mir an ihr — das Puppengesicht, das Babyorgan, die albernen, kleinen Hände, die, wenn sie glaubte, daß Niemand es merkte, Brotkügelchen formten und Harry bombardirten. Dem war das Scharmützel schon recht und ich kann Ihnen sagen, er antwortete mit Blicken, die eine ehrbare Frau hätten erröthen machen müssen. Aber sie und erröthen! Bah! Sie kicherte nur und zwinkerte mit den Augen und machte so, daß ich ihr am liebsten in's Gesicht geschlagen hätte. Ob Papa mir meinen Zorn ansah? Jedenfalls rief er plötzlich von seinem Tischende herüber: „Du issest ja nicht, Nora. Bist Du krank?"

Sie können sich meinen Schrecken denken — Papa, der uns so selten anredet!

„Nein," stammelte ich mit glühenden Wangen, „ich habe nur keinen Hunger."

„Dann wollen wir Dich entschuldigen."

Damit war ich von der Tafel entlassen. Daß Aller Augen mir bis an die Thür das Geleit gaben, ist selbstverständlich. Papa hatte sich ja für meinen Appetit interessirt, das machte mich für den Moment unendlich wichtig. Oben in meinem Zimmer versuchte ich zu lesen, aber immer zwinkerten mich zwischen den Zeilen ihre abscheulichen Augen an. Ich konnte nicht lesen, ich konnte sie nur hassen und aus dem Haus wünschen. Allein je heißer ich wünschte, desto länger dehnten sich die Stunden und aus dem einen Tag ward eine Ewigkeit. Endlich aber, endlich — Oh! wie ich aufjauchzte, als ich ihren Wagen davonrollen hörte, wie ich die Treppe hinunterstürmte und in den Garten hinaus!

An einen Baumstamm gelehnt stand er mit dem düstersten Gesichtsausdruck von der Welt. Das machte mir ein Bischen bange. So blieb ich denn stehen und wagte nur aus der Entfernung ein zaghaftes: „Onkel Frank!" Da fuhr er zusammen und es war — es war wirklich, als ob er die Flucht ergreifen wollte — vor mir! Wie ein Dolch ging es mir durch das Herz. Blitzschnell hatte ich mich umgedreht. Ich war schon wieder in der Veranda, als er mich einholte.

„Kind," schalt er, „was fällt Dir ein? Läufst vor mir weg?" Und als ich schwieg: „Nora, um Himmelswillen, was hast Du?"

„Ich wollte Dich in Deinem Schmerz nicht stören," brachte ich halb schluchzend hervor.

„In meinem Schmerz?"

„Nun, sie ist doch davongefahren — Deine Rose!" Ich hatte viel bitteren Nachdruck auf das letzte Wort gelegt, aber es war mehr als Bitterkeit, es war Hohn und Verachtung in seiner Stimme, als er jetzt rief:

„Meine Rose? Mein Dorn willst Du sagen, mein —" Er biß sich auf die Lippen und warf mir einen erschrockenen Blick zu. Dann in unsicherem Ton: „Das war Unsinn — Du mußt es vergessen, denn es hat keine Berechtigung. Sie ist eine gute Frau, sie — Du wirst es vergessen, Kleine?"

Ich that ihm den Gefallen und nickte Bejahung, aber wenn ich den „Unsinn" vergesse, die Wonne, die ich in dem Moment fühlte, vergesse ich mein Lebtag nicht. Ich schob meinen Arm in den seinen und zog ihn den Gartenpfad hinunter. Den ganzen Tag hatte es wie ein Alp auf mir gelastet, jetzt war mir so leicht — so leicht! Meine tollsten Tollheiten sprudelte ich hervor und er — der liebe, gute Mensch, wie er lachte! Mitten in unserer Heiterkeit aber ging plötzlich feierlich ernst Papa vorüber und sah uns an mit einem so sonderbaren Blick, daß wir Beide jäh verstummten.

„Was hatte er?" flüsterte, sobald seine Schritte verhallt waren, Onkel Frank mit einem ganz ungewohnten Roth in den Wangen.

„Ja, was wird er haben?" entgegnete ich achselzuckend. „Irgend ein schwieriges Problem im Kopf. Da stört ihn unsere Freude."

„Du freust Dich also?" — „Das will ich meinen." — „Und weshalb?" forschte er in eigenthümlich bebendem Ton. Ich lachte ein wenig gezwungen. „Ich freue mich," stammelte ich, „weil — weil ich mich freue!" Damit bückte ich mich hastig nach einer Klette am Wege, griff eine Hand voll prickeliger Kügelchen zusammen und begann ihn damit zu bewerfen — halb in der Verlegenheit, halb im Uebermuth. Wohl oder übel mußte er sich zur Wehr setzen und es gab eine lustige Schlacht — da hinten im Feld, wissen Sie, wo die Kühe grasen. Hin und her schwirrten die Kletten, er hatte schon den Bart voll und die Haare, da kam der Störenfried. Laut klirrend fiel hinter uns die Gartenthür in's Schloß und mitten zwischen uns stand Papa, eine Gewitterwolke auf der Stirn.

„Laß Deinen Onkel, Nora!" befahl er barsch. „Du wirst ihn reizen und in Wuth bringen." In Wuth! Es war ein bitter hartes Wort, denn, wenn er auch als heftig und jähzornig galt — Onkel Frank — gegen mich war er doch stets die Sanftmuth selber gewesen! Nie — niemals vergesse ich den schmerzlichen Gesichtsausdruck, mit dem er sich zum Gehen wandte. Papa ging auch und hinter seinem Rücken ballte sich meine Hand zur Faust und im Geiste nannte ich ihn einen kleinlichen, erbärmlichen Despoten, der, weil er selbst keine rechte Lebensfreude fand, auch Anderen keine gönnte.

So faßte ich einen wachsenden Widerwillen gegen meinen Vater. Ich hatte Unrecht, meinen Sie? Ja, dann erklären Sie mir einmal sein Benehmen an diesem und all den folgenden Tagen! Es war ja eine systematische Quälerei, die er in Scene setzte. Wir wurden unseres Lebens nicht mehr froh — Onkel Frank und ich. Ich brauchte bloß bei Tisch einmal den Blick nach ihm hinzuwenden, gleich war Papas Auge dazwischen, das für diese Sünde zürnend Rechenschaft verlangte, und wenn das Unglück wollte, daß er uns allein traf — in der Halle oder im Garten — sofort gab es für Onkel Frank im Laboratorium Wichtiges zu thun, oder für mich im Schulzimmer. Es ging so weit, daß wir zu geheimen Zusammenkünften unsere Zuflucht nehmen mußten, wenn wir uns etwas zu sagen hatten!"

„Nora!" entfuhr es mir entsetzt.

Sie mißverstand meine bange Erregung. „Nicht wahr," meinte sie, mir voll das schöne Auge zuwendend, in dem so gar kein Arg war, „das finden Sie nun doch auch empörend? Um ein freundliches Wort auszutauschen, mußten wir zu einander schleichen wie Verbrecher. Ach! und selbst das ward uns nicht lange gegönnt. Er kam eines Abends dahinter — Papa — und machte seinem Bruder eine Scene — eine furchtbare Scene. Was er ihm sagte, weiß ich nicht, aber bis in mein Zimmer scholl vom Laboratorium her seine Stimme — diese sonst so gedämpfte Stimme, das allervornehmste an ihm, wie Sie selbst neulich noch behaupteten.

Am nächsten Morgen fehlte Onkel Frank am Frühstückstische. Er sei in Papas Auftrage nach Liverpool gereist, hieß es. Das war so unwahrscheinlich nicht, denn damals gerade wurde in jener Stadt eine Canalisation nach Papas neu erfundenem System eingeführt und es kam schon vor, daß er seinen Secretär hinschickte, damit er ihm über den Fortschritt der Arbeiten Bericht erstatte. Unter anderen Umständen hätte mich also der Anblick des leeren Stuhles nur betrübt, nach dem stürmischen Auftritt von gestern Abend erfüllte er mich mit namenloser Angst.

„Papa hat ihn gar nicht rasch genug los werden können," sagte ich

mir, „und nun ist er im Stande, er hält ihn fern, schickt ihn von Liverpool nach Edinburg oder Glasgow und ich sehe ihn in langer Zeit nicht — sehe ihn vielleicht niemals wieder.“ Wie Blei lag mir an dem Tage das Herz in der Brust. Die Gedanken liefen mir wirr durcheinander. Auf alle Fragen gab ich verkehrte Antworten, in den Unterrichtsstunden konnte ich meine eigene Sprache nicht schreiben. So kam die Nacht heran. Selbstverständlich, daß ich keinen Schlaf fand, daß ich mich unter dem furchtbaren Bleigewicht stöhnend hin und her wälzte. Da — es hatte eben Eins geschlagen — knarrte draußen das Thor. Langsam, etwas schweren Schrittes kam Jemand die Treppe herauf, bog links in den Corridor, öffnete Onkel Frank's Thür und schloß sie wieder. Er war daheim. Meinen Jubel kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich lachte, ich weinte, ich sprang aus dem Bett und tanzte im Zimmer herum wie eine Verrückte. Hinterher erst machte mir der langsame, etwas schwere Schritt zu schaffen. Der war ihm sonst nicht eigen. In ein paar Sätzen pflegte er oben zu sein. Er wird müde sein, suchte ich mich zu beruhigen. Vielleicht schleppt er sich auch noch ein Bischen mit dem Aerger von gestern. — Aber wenn er nun krank wäre? fuhr es mir durch den Sinn und blitzschnell griff ich nach meinen Kleidern.“

„Nora, Du wolltest doch nicht —?“ fiel ich ihr erschrocken in die Rede.

„Hin zu ihm wollte ich und mich von seinem Wohlbefinden überzeugen,“ sagte sie. „Ich ging auch — ganz leise, um Niemand zu wecken, trat ohne zu klopfen bei ihm ein. Da saß er am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, und sah seltsam stier in die Flamme des Stearinlichts, die vor ihm flackerte. Er schien abgrundtief in Gedanken versunken. Erst als ich ihn anrief, kam er langsam zum Bewußtsein meiner Gegenwart. „Sieh da, Kleine!“ sagte er ohne sonderliches Erstaunen, halb noch wie im Traum.

„Onkel, was ist Dir?“ fragte ich bang. Und als er schwieg: „Onkel, um Gottes willen, sprich! — sag, ob Du krank bist — ob ich irgend etwas für Dich thun kann?“ Da machte er mit der schlaff herabhängenden Linken eine matte Bewegung nach seinem Reisenecessaire, das geöffnet am Boden lag.

„Du findest Kölnisches Wasser darin und ein Tuch,“ murmelte er. „Mir will der Kopf auseinander, wenn ich mich danach bücke.“ Rasch hatte ich das Verlangte hervorgezogen nnd das Tuch mit der wohlriechenden Essenz durchtränkt. „Binde es mir um die Stirn,“ bat er, „fest — fester! Ach! wie das wohlthut!“ Er lehnte den Kopf an meine Schulter und verharrte eine kleine Weile regungslos. Plötzlich: „Kind, wie Du zitterst! Und es sind doch nur Kopfschmerzen — die gar nicht ausbleiben konnten nach solchem Tagewerk. Wenn Du wüßtest, in wie viele dumpfe Löcher und übelriechende Kloaken ich hinabgestiegen bin heute!“ Der Ekel packte ihn in der Erinnerung, er schüttelte sich.

„Es ist eine Schande, daß er Dir solche Arbeit zumuthet!“ stieß ich grollend hervor. „Wer?“ — „Papa natürlich!“ — „Der schont sich selber auch nicht, Kleine — wäre wohl statt meiner nach Liverpool gereist, wenn —“

„So nimm doch nicht ewig seine Partei, Onkel,“ fiel ich ihm ungeduldig in's Wort. „Nach der Scene, die er Dir gestern Abend um nichts und wieder nichts gemacht hat, ist's wirklich etwas wie Schwäche in Dir!“

Er zuckte zusammen, hob den Kopf von meiner Schulter, ließ den erschrockenen Blick an den Wänden herumschweifen und taumelte auf die Füße. „Hergott — Herrgott!“ stöhnte er. „Es ist ja nachtschlafende Zeit!“ Und nach einer Stuhllehne haschend, um sich vor dem Fallen zu sichern. „Geh, Kleine — thu mir die Liebe und geh'. Ich sah vorhin noch Licht im Laboratorium. Jeden Moment kann er die Treppe heraufsteigen, einen Blick hier hereinwerfen und —“

„Und gesetzt den Fall er thäte es,“ fiel ich ihm trotzig in's Wort. „Ist es ein Verbrechen, daß ich meinen Onkel zu pflegen komme?“

„Was für mich zu thun war, hast Du gethan, Herzensschatz, jetzt geh' — laß mich nicht vergebens bitten!“ Wie seine Stimme bebte und wie ihm die Angst aus den Augen sah! Meine ganze Seele bäumte sich auf gegen den Mann, der uns Alle zu Feiglingen machte, selbst ihn.

„Ich gehe nicht!“ knirschte ich zwischen den Zähnen hervor. „Mag er mich hier finden, der Tyrann, der Anderen keine Liebe gönnt, weil er selbst nicht im Stande ist, Liebe zu wecken.“ — „Thorheit, Nora —“ „So? Ist's Thorheit?“ fuhr ich ihn heftig an, „dann gib Du mir eine bessere Erklärung dafür, daß er uns bei jeder Gelegenheit auseinander hetzt und jagt!“ Und wie er förmlich verlegen den Kopf zur Seite wandte: „Siehst Du wohl, daß Du mir keine weißt? Nun, laß ihn nur kommen. Ich habe Muth heute. Ich brenne vor Begier, ihm einmal — o nur ein einziges Mal in's Gesicht zu sagen, daß der blasse Neid ihn ganz vergebens verzehrt, daß uns Allen und besonders mir Dein unbedeutender kleiner Finger bis in alle Ewigkeit mehr werth sein wird wie seine ganze berühmte Person.“

„Unglückliche,“ schrie er entsetzt auf, „thätest Du es, wir wären verloren!“

Ich sah ihn an vom Kopf bis zu den Füßen mit etwas wie Mitleid im Blick. „Wie Du ihn fürchtest,“ sagte ich und ich glaube wohl, daß meine Lippen sich kräuselten. Das Blut schoß ihm heiß in die Wangen, er wollte heftig werden, aber er bezwang sich noch. „Meinetwegen,“ grollte er, „halte mich für feige — aber geh'!“ Nicht vom Fleck rührte ich mich, da packte ihn der Jähzorn. „Fort — hinaus!“ schrie er. „Ich will in's Bett! Meinst Du, ich hätte kein Recht auf ein paar Stunden Schlafs nach der Hundearbeit des Tages?!“

Bei dem ersten Wort schon war ich an der Thür. Nur noch einen Blick wandte ich von hier zurück. Der mag ihn wohl in's Herz getroffen haben, denn mit einem Schritt war er bei mir, in seine Arme wollte er mich fassen, aber — mit aller Gewalt stieß ich ihn zurück und zog die Thür hinter mir in das Schloß. So bis auf's Blut gekränkt hatte mich nichts, seitdem ich denken konnte. Die ganze Nacht durchweinte ich, aber als der Morgen kam — da ward mir es doch klar, daß er sich nur um mich geängstigt und daß auch die bösen Worte ihm nur Mittel zum Zweck gewesen. Er hatte mich vor der Gefahr, entdeckt zu werden, schützen wollen um jeden Preis. Ich grämte mich nicht mehr, ich fing an, mir bittere Vorwürfe zu machen, daß ich ihm so viel Aufregung verursacht hatte in seinem leidenden Zustande. Ein herzloses Geschöpf schalt ich mich und wartete in fieberhafter Ungeduld in der Halle, ob er zum Frühstück herunterstelgen werde. Ja, er kam — sie waren schon Alle nebenan im Speisesaal versammelt — da kam er und nie — nie vergesse ich den Anblick! Sein Gesicht war so weiß wie die Wand da, die Augen lagen ihm tief in den Höhlen. Er stützte sich auf das Treppengeländer, daß es ächzte, mit unsäglicher Mühe schien er einen Fuß vor den anderen zu schieben. An mich herankommen ließ ich ihn — meinen Sie, ich hätte ihm auch nur einen Schritt entgegen thun können? Wie gelähmt war ich an allen Gliedern und eine eiskalte Hand umkrallte mein Herz. Nun stand er vor mir.

„Mein Liebling,“ flüsterte er, „mein Herzensliebling, verzeih!“ Sein Arm umschlang mich, seine Lippen berührten, nicht meinen Mund wie sonst, nein meine Stirn — drei Mal, dann — ein dumpfer, schwerer Fall und langausgestreckt lag er auf den Steinfliesen zu meinen Füßen. Mein Schrei durchgellte das Haus und im Nu fand ich mich umringt von entsetzten Gesichtern.

Papa war es, der ihn aufhob und in sein Zimmer trug. Es sah sich brüderlich liebevoll an. Man hätte überhaupt auf den Gedanken kommen können, Onkel Frank sei seinem Herzen ganz besonders theuer, soviel Geld und Mühe ließ er sich's kosten um ihn. Die berühmtesten Aerzte telegraphirte er herbei — Leute, die sich den Besuch mit fünfzig Pfund Sterling berechneten. Und mit welcher Aufopferung er ihn pflegte. Seine dringendsten Geschäfte vernachlässigte er drüber, Tag und Nacht wich er nicht von seiner Seite.

„Freilich“ — sie lachte bitter auf — „während er am Krankenbette saß, konnte niemand anders hin!“ Und in jäh hervorbrechendem leidenschaftlichen Schmerz die Hände ringend: Mein armer, armer Onkel! In all seinen Fieberphantasien, in all seinen Schmerzen und Qualen hatte er nur mich im Sinn. „Nora — Nora, komm zu mir!“ das war sein einziges — ach so vergebliches Verlangen. Sie redeten von Typhus, von Ansteckungsgefahr und als sich's herausstellte, daß es sich nicht um Typhus handelte, sondern um Vergiftung durch tödtliche Gase, da fanden sie andere Vorwände, mich fern zu halten. „Nora, Nora, komm zu mir!“ bis in die entlegensten Winkel des Hauses drang es und die Dienstboten wandten wie in scheuer Verwunderung den Kopf nach mir, daß ich solchem Flehen nicht Folge leistete. Ach Gott — lieber Gott! wenn ich gedurft hätte! — — —

Die drittfolgende Nacht war die schlimmste. Je stiller es im Hause ward, desto lauter klang sein Fieberrasen. Wie eine Wahnsinnige lief ich in meinem Zimmer hin und her, die Hände auf die Ohren gepreßt, um den jammervollen Ruf nicht zu hören, aber mit dem Herzen vernahm ich ihn doch. Endlich gegen Morgen schien er ruhiger zu werden. Ich ließ mich auf einen Stuhl sinken und es kam über mich wie eine Betäubung. Da — auf einmal wird er, mein Name, so deutlich als sei er dicht neben mir gesprochen! Ich fchrak in die Höhe, stand am ganzen Körper bebend. „Nora, Nora, laßt sie kommen, laßt mich ihr Gesicht noch einmal sehen!“ Gott! die Verzweiflung in der Stimme — nie werde ich sie vergessen! Mit plötzlicher Wuth packte es mich gegen mich selber, daß ich so lange hatte widerstehen können. Ein feiges, erbärmliches Geschöpf schalt ich mich. Was konnte Papa mehr thun, als mich tödten, wenn ich seinem Willen zuwider handelte — und lag etwas an meinem Leben, wenn Onkel Frank von mir ging? Ich stürzte auf den Corridor hinaus, flog an die Thür des Krankenzimmers, aber — bevor ich noch öffnen konnte, stand Papa vor mir. Beim Licht der Kerze, die er hielt, erschien sein Antlitz bleich und düster. Er zeigte kein Erstaunen bei meinem Anblick, drängte mich nur sachte von der Schwelle zurück und zog die Thür hinter sich in's Schloß.

„Dein Onkel hat ausgelitten,“ sagte er. Wie ein Dolchstoß ging es mir durch das Herz.

„Todt!“ schrie ich auf, „und Du hast mich nicht zu ihm gelassen?!“

„Es war für euch Beide das Beste.“

Ich fand noch Zeit, ihm all die Qual nnd all den Haß, den ich fühlte, in die Augen zu blicken, dann verlor ich die Besinnung — —

Kaum war ich wieder erwacht zum Bewußtsein meines furchtbaren Verlustes, da packten sie mich in einen Wagen. Fort sollte ich, zu Verwandten. Papa wollte es so. Er selbst begleitete mich. Meinen Sie, ich hätte mich unterwegs auch nur ein einziges Mal überwinden können, nach ihm hinzusehen? Mein Abscheu war zu groß! — Nach Wochen kehrte ich zurück, so hoffnungslos elend, wie ich gegangen war. Die Hausgenossen hatten strenge Weisung erhalten, gegen mich Onkel Frank's Namen nicht zu erwähnen. So war ich denn allein mit ihm, wo ich ging und stand. Tags kam wohl mancherlei, uns zu stören, aber Nachts — da stand ich aus meinem Bett auf, setzte mich an das Fenster und wir hielten lange, lange Zwiesprache. Am Morgen fanden sie mich dann mitunter ohnmächtig neben meinem Stuhl. — — —

Nun ist es anderthalb Jahre her und die Zeit heilt alle Wunden, sagen sie, aber — sein armes, liebes Bild habe ich doch nicht wieder ansehen können und wenn mir auf der Straße Jemand begegnet, der ihm auch nur im entferntesten ähnlich sieht, dann ist es mit meiner Freude aus für den Tag.“ Sie schwieg und blickte mit den thränenverschleierten Augen sehnsüchtig zurück in die Vergangenheit. Ich aber dachte an den

edlen Mann, der lieber seiner Tochter Haß auf sich nahm, als daß er ihr die Kindereinfalt raubte und in Gedanken sagte ich ihr:

„Warte nur, bis eine zweite Liebe Dir über diese erste die Augen öffnet, dann wirst Du Deinem Vater manches Unrecht abbitten."

* * *

Und so mag es auch wohl gekommen sein, denn ein paar Jahre später, als sie im Begriff stand, dem Manne ihrer Wahl an den Altar zu folgen, schrieb sie mir in ihrer launigen Weise: „Mein Glück ist blond, hat blaue Augen und einen kecken Schnurrbart. Ein Apoll von Belvedere ist er nicht, aber ein recht männlicher Mann. Unter uns gesagt, ich möchte ihn in keinem Stück verändert, doch mitunter necke ich ihn und sage, daß er an Papa noch lange nicht hinanreicht. Das bringt ihn dann bei aller Verehrung, die er für Papa fühlt, immer ein Bischen in Harnisch."

## Aus der Hauptstadt.

### „Durchlaucht, die Gratulanten aus Berlin sind da!"

Allerlei Glückwünsche zum ersten April.

I.

. . . Da es nach Lage der Dinge nicht ausgeschlossen erscheint, daß Durchlaucht oder eine Ihnen nahestehende Person demnächst wieder die Züget der Regierung ergreifen wird, erlaube ich mir gleichzeitig, Ihnen anbei bemusterte Druckbogen weißen Papiers in beliebigen Quantitäten zu gefl. offiziösen Anstaffirungen anzubieten. Sie werden als Geschäftsmann vorurtheilslos genug denken, um es mir nicht zu verargen, daß ich drei Jahre lang Ihre Concurrenz bediente; der Mensch will leben, und eine Frau, deren „Besitz" mich glücklich gemacht hätte, fand sich nach Ihrem Abgange nicht gleich. Auch wollte es der Zufall, daß Graf Caprivi gerade eine passende und wenig gebrauchte Livrée für mich vorräthig hatte. — Im Uebrigen dürfen Sie mich von Herzen verachten; ich werde darum meine Vorzugspreise für Sie nicht erhöhen. Meine Brauchbarkeit, meine Vaterlandsliebe und meine Verdienste sind Ihnen bekannt. Ich bin ein entschiedener Idealist und kann mich für alles Edle, Erhabene und Schöne begeistern, angemessene Bezahlung vorausgesetzt . . .

Pinscher, Commissions- und Provisionsrath.

II.

**Streng vertraulich!!** Discretion Ehrensache! **Amtsgeheimniß!**

Wir verkennen die unsterblichen Großthaten Ew. Durchlaucht keinesfalls, aber wir bitten Sie, dies unser Geständniß unter keinen Umständen publik zu machen. Wir hätten in unserer letzten Fractionssitzung Ew. Durchlaucht von Herzen gern hochleben lassen, aber die Wände haben Ohren. Einer offiziellen Glückwunsch-Adresse an Sie haben wir uns enthalten, weil es vorgekommen sein soll, daß ungetreue Postboten das Briefgeheimniß nicht respectiren; die Sache könnte darum zu leicht auskommen. — Wir sind freie, muthige und zum Aeußersten entschlossene Männer; es wäre uns aber höchst unangenehm, wenn dies allgemein bekannt würde oder gar Sr. Majestät zu Ohren käme.

Der Vorstand der conservativen Partei.
J. A.: Baron Leisetritt.

**Um Verschwiegenheit wird dringend gebeten!!**

III.

. . . Ich habe mir außerdem erlaubt, als ein Zeichen meiner unerschütterlichen deutschen Treue und meiner aufrichtigen Verehrung für Sie an Ew. Durchlaucht eine Mille Cigarren als Geburtstaggabe unter Nachnahme abzusenden und hoffe, daß sie dem neuen Kurs bestens bekommen werden.

Richard Saling,
Journalist, Bismarcktödter und Mitglied des Vereins zur Besserung entlassener Strafgefangener.

IV.

Ew. Durchlaucht

senden wir, uns jeder weiteren Bemerkung enthaltend, in der Anlage Ausschnitt eines uns zufällig zu Gesicht gekommenen Post-Assistenten-Briefes, der Ihnen über die wahre Stimmung des Volkes beide Augen öffnen und Sie vor märchenhafter Ueberschätzung des zum heutigen Tage arrangirten Glückwunsch-Schwindels bewahren wird.

Das schwarze Cabinet.

Anlage.

. . . Diese Pression zur Sammlung einer Geburtstag-Ehrengabe für den Fürsten Bismarck blieb, da kurz vor Ultimo erfolgt, völlig unbeachtet. Du weißt, daß wir nur auf Befehl unserer Vorgesetzten freiwillige Sammlungen veranstalten, um so unser unmäßig hohes Assistenten-Gehalt auf anständige Weise durchzubringen; da aber, wie Herr Rheder Schiff sagen würde, die Cholera leider noch nicht ausgebrochen und auch eine Erneuerung der ostafrikanischen Artillerie durch Postassistenten-Beiträge nicht vorgesehen ist, verzichteten wir darauf, uns für den grauenhaften Einsiedler von Friedrichsruh an den Bettelstab zu spenden. Tanzt Ihr noch immer Sonntags bei Buldermann? Die dicke Guste ist wohl längst futsch? Ja, lieber Eduard, das waren liederliche Tage, die vor der lex Heinze! Erinnerst Du Dich noch, wie wir unter Bismarck gegen die Regierung wühlen durften und, schamlos wie die Agrarier, nicht hungern wollten? Seit Excellenz Caprivi am Ruder sind, bin ich ganz umgewandelt. Du nicht auch? Ist das Bier im Kronenkeller noch immer so miserabel? Trau' dem Wirth nicht; er ist ein versteckter Bismärcker. — Ich bete alle Abend dreiviertel Stunden lang, bevor ich zu Bett gehe, für das Zustandekommen der Militärvorlage und lese dann noch ein paar Zeilen aus den Reichstagreden Caprivi's, so daß ich bereits widerholt statt um sieben erst um elf Uhr auf dem Amt angekommen bin und selbst dort nicht ausschlafen konnte. — Die kleine Trude ist mir noch acht Groschen schuldig; erinnere sie doch gelegentlich daran."

V.

. . . Herzlichen Glückwunsch zum heutigen Tage. Wir können aber nicht umhin, Durchlaucht wegen Ihrer Stellung zur Militärvorlage unsere entschiedenste Mißbilligung auszudrücken und Ihnen dies der Portoersparniß wegen gleich heute mitzutheilen. Wie wir von dem kommenden Mann der Tochter unserer Frau Vorsitzenden und des Deutschen Reiches erfahren haben, halten Sie die Rekruten-Effectivzahl im Caprivi'schen Entwurf für unerreichbar hoch gegriffen. Dies Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit der deutschen Ehefrauen verdient entschiedene Zurückweisung.

Der Berliner Hausfrauen-Verein.

VI.

. . . Sie lehnen sich auf, so Jud' wie Christ,
Und streiken unverfroren;
Sie haben, seit Du nicht mehr furchtbar bist,
Auch vor mir alle Furcht fast verloren.
Fundament meiner Macht, du mein höchstes Glück,
Komm', eh sie sie vollends verlieren!
Wie Westarp ruf' ich: „Komm zurück!"
Daß die Freisinn'gen Ordre pariren!

Eugen Richter.

VII.

„Unbekümmert und sonder Scheu vor dem Urtheil der Welt erkläre ich, daß ich ein gläubiger Christ bin." (Cultusminister Bosse im Herrenhause.)

Sonder Scheu vor dem Zorn des Herren Grafen Caprivi und ohne Furcht vor allerhöchster Ungnade erkläre ich frei und kühn, daß ich dem exilirten Reichskanzler zu seinem Geburtstage nicht gratuliren werde.

Cultusminister Bosse.

VIII.

. . . Ich weiß von Ihnen zwar nichts weiter, als daß Sie drei Haare haben und unmäßig viel Bier trinken, deshalb auch ein Feind der Brausteuer sind; mein Glückwunsch ist hauptsächlich als Demonstration gegen die derzeitige Staatsregierung zu betrachten, die mich in meiner Erwerbsthätigkeit schädigt und mir durch ihre Gesetzentwürfe empfindliche Concurrenz macht. Seit drei Jahren hat sie, sobald es zur Erörterung auch der ernstgemeintesten Vorlagen kommt, immer die Lacher auf ihrer Seite, und das American-Theater bleibt leer.

Der urkomische Bendix.

IX.

— — — — — — — — — —

Unser Glückwunsch hat Dir gewiß geschmeckt;
Wolltest uns einen Wunsch nun gewähren
Und gegen jedes Schloßplatz-Project
Mit Eifer Dich erklären!
Dann ist gebrochen der Zauberbann;
Es stimmt, wie ich ermesse,
Einmüthig für den Abbruch dann
Die ganze hauptstädtische Presse. —
Für Singer, für Langerhans den Greis
Ist Kunze's Project dann geheiligt,
Die Grundstücke ringsum steigen im Preis . . .
Und wir sind doch d'ran betheiligt.

Die Pinkusjöhne.

X.

Ew. Durchlaucht

überreiche ich mit den aufrichtigsten Segenswünschen und shake hands anliegend mein neuestes, seiner Machart entsprechend nur verstohlen erschienenes Buch. Ich würde Ew. Durchlaucht von Herzen dankbar sein, wenn Sie mir das Werk mit einem sackgroben Handschreiben retourniren wollten, da ich bei meinem sinkenden Renommée in London und New-York diese Reklame nöthig wie's liebe Brot gebrauche.

Most respectfully
Poultney Thersites Bigelow.

P. S. Handschreiben einer Fürstlichkeit liegt, wie bei mir selbstverständlich, nur in Copie, zur gefl. Einsicht bei.

Anlage.

Seine Hoheit haben gnädigst geruht, Ihre unterthänigst ersterbend übersandte Broschüre „Bismarck ein Hochverräther oder Bigelow und der

Zar Alexander" huldvollst und in Gnaden anzunehmen. Man merkt dem glänzend abgeschriebenen Buche an, daß Sie sich viel Scheerereien damit gemacht haben; Ihre interessanten Exklebnisse sind gut dargestellt, und der Stil zeugt von einer seltenen Fingerfertigkeit. Ihre eigenen Gedanken und Beobachtungen sind so fein, daß man sie überhaupt nicht findet. Seine Hoheit haben bereits nach der Lectüre der ersten beiden Seiten geruht — — — Ihnen den St. Plagiarius-Orden mit Eichenlaub zu verleihen ꝛc.

XI.

Sinngedicht.

Da sitzen Sie nun noch unversöhnt
In Friedrichsruh und grollen,
Trotzdem man mich zum Dichter gekrönt —
Ich weiß nicht, was Sie noch wollen!
„Es glückt nichts mehr", behaupten Sie kühn —
Mein Stück wird doch täglich gegeben!
Die Wissenschaften, die Künste blüh'n,
Es ist eine Lust zu leben!

Ludwig Fulda.

XII.

Berliner Elektricitätswerke.

J. № 93/15,000 *M.*

S. W., Markgrafen-Straße, 1. April 1893.

Sehr geehrter Herr,

Wir verdanken Ihre Adresse Herrn Eugen Richter, hier, der seit drei Jahren in der Freisinnigen Zeitung betont, daß Sie große Freude an kleinen Nebenverdiensten haben. Da Sie nun in Hamburg etwa den gleichen Einfluß haben wie Herr Alexander Meyer, unser bewährter und selbstloser Mitarbeiter, in Berlin, so fragen wir ergebenst an, ob Sie ev. geneigt sind, unter soliden Bedingungen unsere Vertretung in der dortigen Stadtverwaltung zu übernehmen. Auch bitten wir, uns postwendend mitzutheilen, ob Sie vielleicht in der Lage sind, einen kleinen Weltkrieg zu entzünden und dadurch unseren Umsatz in Feldtelegraphen ꝛc. zu erhöhen; wir offeriren Ihnen 2½ % Tantième für alle durch Sie vermittelten Ordres.

Um gefl. Aufgabe von Referenzen bittend, empfehlen wir uns mit den besten Grüßen zum heutigen Tage

BERLINER ELEKTRICITAETS-WERKE.
ppa. Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Der Winter unseres Mißvergnügens ist vorüber! jubeln die schwergeprüften Bühnenleiter der sogenannten Theaterstadt Berlin. Was sie jetzt noch Neues aufführen, sind die berüchtigten Nachnovitäten, die man ohne Lust und Hoffnung ein paarmal gibt, um einer lästigen Verpflichtung ledig zu sein. Der Fehlbetrag in den Kassen schwindet um ihretwillen nicht dahin, und auch ein halbwegs freundlicher Erfolg kann nicht mehr ausgenutzt werden, denn der schlimme Concurrent Frühling macht noch die letzten Theaterbesucher aus der Provinz abspänstig. Der Kassirer kann also beinahe schon die Saison-Bilanz ziehen, wie der Kritiker die künstlerische Bilanz, und das Facit ist in beiden Fällen und für alle Bühnen mit Ausnahme des Residenz-Theaters gleich schlecht. Das Kgl. Schauspielhaus und das Deutsche Theater haben wenigstens zuletzt noch mit „Vasantasena" und dem „Talisman" mit guten literarischen Thaten ganz schöne Reihen voller Häuser erzielt, und das Opernhaus entgeht Dank dem allgemeinen Mascagni-Rausch für diesmal dem Deficit. Kroll wird den Versuch einer Winter-Oper kaum wiederholen, und sogar Adolph Ernst muß sich die Jubiläumspossen abgewöhnen. Noch viel schlimmer steht es um Director Blumenthal. Böse Gerüchte, die vom Spieltisch in der Schadowstraße ausgingen, veranlaßten ihn im vergangenen Spätherbst, in seinem Moniteur das Gerede, er sei nicht mehr Besitzer „seines" Theaters, in ziemlich ungeschickter Weise zu dementiren und im Gegentheil zu versichern, er habe seinen discreten Geldmann, den natürlich ganz Berlin kennt, sogar vollständig zurückbezahlt. Er war wohl der Einzige, der die ungeheure Heiterkeit, die dieser sein vielleicht bester Witz entfesselte, überhört hat. Aber auch im Unglück hatte er etwas Glück, denn seine und Kadelburg's Posse: „Die Orientreise" errang einen ziemlich guten, wenn auch nur kurzen Erfolg. Diejenigen Kritiker, die so keck waren, ihm mit der Voraussage eines nicht nachhaltigen Erfolges das Geschäft zu verderben, bekamen von Stund an keine Einladungen zu den Premièren mehr, und sehr rührend las sich im „Reichsboten" des Musikdirectors Theodor Krause Klage um seinen entzogenen Sitz in der nicht mehr als 17. Reihe. Und weil ein dummer Streich selten allein kommt, so suchte Blumenthal für das halbleere Lessing-Theater einen Ersatz, indem er das verrachte Wallner-Theater für ein Billiges miethete, um sein gerade unbeschäftigtes Personal dort zu verwerthen. Die Preise waren hier sehr niedrig gestellt, und doch spielten die armen Schauspieler meist vor leeren Bänken. Doch das focht Oscar wenig an, denn er gab ja meist seine eigenen Stücke, und ihre bloße Ankündigung mußte ja in den Provinzdirectoren den Glauben erwecken, daß der „Probepfeil", die „Große Glocke" und alle die anderen, seinem Vorbilde Paul Lindau nachempfundenen Meisterwerke in Berlin noch vielbegehrte Repertoirestücke seien. Auf die Dauer stellte sich das grausame Spiel vor leerem Hause freilich etwas theuer, um so mehr, als auch die naivsten Provinzdirectoren auf den Köder nicht anbeißen wollten und seine abgespielten Stücke auch ferner im Staub ihrer Archive ruhen ließen. Wohl oder übel mußte also der blutige Oscar, der seine Todfeinde, die deutschen Dramatiker, auch als Director noch immer verfolgt, sich an die Concurrenz wenden. Er that es in seiner Weise, von der die Voß, Hopfen, Franzos, Heyse ꝛc. ein erbauliches Lied singen können. Wenn nämlich die glücklichen Dichter mit der erfreulichen Ueberzeugung von einem großen Erfolg ihre letzte Verbeugung gemacht hatten und auch am folgenden Morgen von der, Blumenthal fast immer wohlwollenden Kritik nicht enttäuscht waren, so bereitete ihnen der schalkhafte Director selbst eine sinnige Ueberraschung, indem er ihr Stück schon nach der zweiten oder dritten Aufführung absetzen ließ, um irgend ein zweifelhaftes Eigengewächs an ihrer Stelle aufzuführen. Der Verfasser des „Präsidenten", der am Lendemain des „Erfolges" einen durchaus ernst gemeinten Dankbrief an den Director und seine Schauspieler veröffentlichte, soll sich von seinem Erstaunen über das rasche Verschwinden seines Schauspiels noch heute nicht erholt haben.

So erging es in Blumenthal's Wallner-Theater auch dem lustigen Mainzer Karl Lauffs mit seiner Posse: „Der Stolz der Familie". Schon die ausgesuchte Bosheit, daß Blumenthal diese Novität am nämlichen Abend geben ließ, da im Lessing-Theater die „Orientreise" das Rampenlicht erblickte, war bezeichnend für seinen Autorenhaß. Das Stück war nicht schlechter, als hundert andere Schwänke, die es zu hohen Jahren gebracht, und hatte wenigstens eine eigene komische Idee. Die Hauptperson war eine Wachsfigur, die dem Stolz der Familie, einem lebenslustigen Rechtsanwalt so ähnlich sieht, daß er sie des Nachts, wenn er angeblich arbeitet, in Wirklichkeit aber seinem Vergnügen nachgeht, an seinen Schreibtisch setzt, woraus allerlei naheliegende heitere Verwechslungen entstehen. Das spärliche Publikum lachte nicht wenig über diese Puppe, die von allen Leuten als Mensch behandelt wird, und sie war eigentlich die Einzige, die ihre Rolle gut spielte. Natürlich nicht lange, denn Blumenthal zog es vor, wieder seine große Reklameglocke für alle Provinzdirectoren läuten zu lassen.

Und so erging es auch Richard Skowronnek mit seinem allerliebsten Lustspiel: „Eine Palast-Revolution", das, wie alle Zeitungen constatirten, „mit einem reinen, ungetrübten, innigen Behagen" aufgenommen wurde. Nichts Aufregendes bot dies harmlose Stück, aber auch nichts Triviales und Abgeschmacktes; es war modern aufgeputzter Benedix, aber hübsch im Dialog und z. B. in der Zeichnung eines abgearbeiteten alten Journalisten ganz meisterlich. An einer anderen Berliner Bühne hätte es eine lange Folge von Vorstellungen erlebt; im Lessing-Theater schnitt man ihm nach wenigen Aufführungen den Lebensfaden ab. Vielleicht fühlte der Director, daß das frische Talent des Frankfurter Journalisten seiner Blumenthalia gefährlich werden könnte. Hoffentlich findet Skowronnek für sein nächstes Werk eine gastlichere Bühne, wo nicht nur die Muse ihres Directors per fas et nefas gehätschelt wird. Damit gesellt sich ein junger Autor einem Richard Voß und Paul Heyse bei, die ja das Lessing-Theater gleichfalls abgeschworen haben. Die Frage ist nur, wie lange sich das so geleitete Theater mit seiner Mißhandlung der zeitgenössischen Production noch halten kann, denn von Blumenthal's eigenen, literarisch gemeinten Stücken, die seit dem frechen Plagiat: „Sammt und Seide" alle durchgefallen sind, kann keine Bühne leben. Zum Unglück hat auch Sudermann's „Heimath", die von der Kritik jubelnd aufgenommen wurde, nichts „gemacht", und schon nach der zehnten Aufführung mag der Director mit Bedauern an die gemaßregelten Kritiker gedacht haben, denen er jetzt zur Füllung seines Theaters so gerne wieder die gestrichenen Freibillets senden würde, die zum bekannten Zweck der Vertheilung an unbequeme Schneider und zudringliche Freundinnen so sehr beliebt sind. Vielleicht erbarmt sich der eigentliche Besitzer des Lessing-Theaters der nothleidenden Bühne, setzt seinen Oscar kurz entschlossen wieder auf das kritische Redactionsstühlchen und bestellt sich einen besseren Director mit anderen Grundsätzen.

Im benachbarten Neuen Theater hätte eine zerschmetternde Nebenbuhlerin der Bühne Lessing's erstehen können, aber ihr Director und bester Schauspieler ist nur Herr Max Löwenfeld. An diesem Leiden wird denn auch das Theater zu Grunde gehen. Die letzte Agonie wird gegenwärtig aufgeschoben aber nicht aufgehoben, indem das Königl. Schauspielhaus, durch einen Umbau für längere Zeit expatriirt, dort ein Gesammtgastspiel eröffnet. Noch kurz vor Thorschluß hat Director Löwenfeld die ununterbrochene Reihe seiner Durchfälle mit einem Einacter von Ferdinand Runkel: „Der eiserne Graf" würdig abgeschlossen. Graf Rieneck ist als blaublütiger Sozialdemokrat ein Anhänger der freien Liebe, wenigstens in der Theorie. Als er jedoch den Jugendgeliebten seiner Frau in ihrem Schlafgemache findet, verleugnet er seine Ueberzeugung, und ein Duell beschließt das Stück. Die verwickelte Situation und Charakteristik hätte einen weit größeren Rahmen verlangt, aber Strindberg fordert eben Nachahmer und Opfer. Wie der Erfolg der „Cavalleria rusticana" die einactigen Opern aus dem Boden stampft, so muß man sich jetzt nach den „Gläubigern" auf die überzähligsten tragischen Einacter in Demuth gefaßt machen.

## Notizen.

Von Kalau bis Säkkingen. Ein gemüthliches Kreuz und Quer von Ludwig Hevesi. (Stuttgart, Bonz.) Der deutsch-ungarische Humorist Hevesi ist seit Heine unstreitig unser bester Reisefeuilletonist. In seinem neuen Bande schildert er uns meistens Literaturreisen, wenn man so sagen darf, Spaziergänge abseits vom Schienenwege, wobei ihn zuvörderst ein literarisches Interesse leitet. Da treffen wir ihn auf der Wettnau und in Säckingen in Scheffel's Spuren, in Braunschweig und Wolfenbüttel, Lessing's Andenken im Herzen, auf dem Lorelei-Felsen und auf einer wirklichen Wallfahrt nach Kevelaer verräth sich der Heineschwärmer. Werther findet er nicht nur in Wetzlar, sondern auch im Kloster Riddagshausen, im Schwarzwald lauscht er den Wasserfällen und Kuckuksuhren, noch mehr aber einem Gewährsmann und Modell Auerbach's; dann finden wir ihn an Friederike Brion's Grab im Badischen, in Offenbach's „Großherzogthum" Gerolstein lustigen Andenkens, die elsässischen Protestler in Badenweiler erinnern ihn an Fromont und Risler, und von Uhland's Geist einen Hauch verspüren wir in den Beschreibungen Tübingens und des altehrwürdigen Uracher Schäferlaufs. Wie er in Maulbronn auf Faust-Reliquien fahndete, hat Hevesi schon in der „Gegenwart" erzählt, sogar im Heidelberger Karzer forscht er nach Literatur, und in Kalau entdeckt er die Herkunft des geflügelten Wortes „Kalauer." Büchmann hält es für eine Uebersetzung von Catembourg und bemüht obendrein noch den heiteren Pfaffen von Kahlenberg, aber Hevesi weiß eine viel wahrscheinlichere Erklärung. Ernst Dohm pflegte nämlich in Kalau zu übersommern und von dort alltwöchentlich seine Manuscripte zum Redactionsschlusse des „Kladderadatsch" abzusenden. Manche Correspondenz begann mit der Formel: „Aus Kalau wird uns geschrieben." Daraus entstanden in der Druckerei gewisse Redensarten wie: „Ist diesmal nichts aus Kalau da?" oder „Gott sei Dank, die Kalauer sind angekommen" u. dgl. Und damit war das Wort geschaffen, ohne daß man eigentlich wußte, daß es eines war oder sein konnte. Hevesi, der den Kalauer mit Vaterliebe hegt und pflegt, wird hier auch zum Lobredner des meist mit schmerzhaftem „Au!" begrüßten Wortwitzes. „In der Regel hält jeder nur die Kalauer für schlecht, die ein anderer gemacht hat. Uebrigens scheint der Kalauer durch den Druck weit besser zu werden, und ist gar sein Verfasser todt, so ist er der Bewunderung sicher. Heine, in dessen Werken es von Kalauern wimmelt, schreibt ungenirt den Plural „Papagojim" oder das Wort „familionär" hin und findet in Hamburg nicht Macbeth sondern „Banko"; ein Unberührter im Salon würde sich damit einen Kreis von gerümpften Nasen zuziehen. . . . In Aristophanes und Plautus, ja in Homer und den griechischen Tragikern wimmelt es von richtigen Kalauern, in Shakespeare nicht minder, Rabelais und Fischart schreiben fast keinen Satz ohne dieses gepfefferte Salz, Abraham a Sancta Clara ist ganz und gar ein Pfaff vom Kahlenberg. Die alten Orakel waren meist nichts als Kalauer, wichtig thuende Wortspiele. Ein Theil der historisch berühmten Aussprüche ist auch nichts anderes . . . Ein großer Theil der Familiennamen sind solche Kalauer, nur umgekehrte, indem sie auf zufälligen Eigenschaften Einzelner beruhen. . . . Schließlich ist ja sogar jeder Reim ein Kalauer und zwar ein schlechter, denn er beruht auf zufälligem Gleichklang ohne Rücksicht auf die Bedeutung, er ist auch eine Art Schallwitz, aber nur gleichsam einer für das äußere Ohr." Sicher ist, daß Hevesi selbst nicht nur den „Au!"-Witz pflegt, sondern auch echten Humor. So sagt er von einem schlechten Photographen: „Seine Bilder sollen sich durch große Aehnlichkeit auszeichnen, nur sind sie leider nicht immer gerade der Person ähnlich, welche der Aufnahme gesessen. Vorzüglich gelingt ihm die Darstellung milder, gutmüthiger Charaktere, denn es fehlt seinen Bildern an jeglicher Schärfe. Ihre Treue dagegen ist so groß, daß sie ihre Originale nicht überleben können; ehe noch diese verbleichen, gehören jene schon längst zu den Verblichenen." Witzig schildert er die französelnden elsässischen Kurgäste von Badenweiler: „Sie sitzen beim besten Frühstück mit einer ablehnenden Zurückhaltung, als wäre jede Speise eine Regierungsvorlage und entwickeln dabei eine eigene Gewandtheit, aller Welt gleichzeitig den Rücken zu kehren. Die Herren machen ein Gesicht, als wären sie den ganzen Tag mit Optiren beschäftigt. Sie sehen alle aus, als wenn ich ihnen was gethan hätte. Und selbst die Umgänglichsten machen in ihrem Auftreten den Eindruck von Leuten, die nicht recht wissen, ob sie sich als inländische Ausländer oder ausländische Inländer betrachten sollen." Ein andermal löst er eine Fahrkarte „von nicht weniger als zweiter Klasse", um den schwärzesten Schwarzwald zu durchqueren. „Fichten, nichts als Fichten, uralte mit langen grauen Bärten von Baumflechten, über die Füße die dichsten, grünbunten Moosteppiche, gegen das Fichtenzipperlein. Ein blonder Laubbaum getraut sich gar nicht herein in solche dunkelzottige Gesellschaft. Nur hie und da rücken die Fichten auseinander, und da legt sich gleich die Sonne hinein und sonnt sich in ihrem eigenen Scheine." Man sieht, daß Hevesi auch das Poetische gelingt, und seine Landschaften haben immer ihre Stimmung, und wenn er einen Kirchhof trifft, durchschauert es auch seinen Leser. So commandirt er die Poesie und den Witz, und auch an feinen, weltklugen und seelenvollen Gedanken ist kein Mangel. Und das gitzert und funkelt allenthalben so von Geist und Gemüth, daß er eigentlich bedächtige, nachdenkliche, feinschmeckerische Leser braucht, nicht hastige, blasirte Recensenten, die ihm nur halb gerecht werden können.

Franz Liszt's Briefe. Herausgegeben von La Mara. Zwei Bände. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Diese überreiche Sammlung von gegen 700 zum größeren Theil noch ungedruckten Briefen charakterisirt den Meister und fast seinen ganzen Lebensweg 1829 — 1886. Weniger der große Künstler, als der immer bestrickend liebenswürdige Mensch kommt hier zum Vorschein, aber auch der gewandte Stilist. Besonders die französischen Briefe der jüngeren Jahre sind ganz vortrefflich geschrieben, zierlich, geistreich und herzlich wie Frauenbriefe. Auch dem Musikfreund wird Neues geboten, doch bleibt es fraglich, ob sich der Abdruck so vieler nichtssagender Geschäftsbriefe ꝛc. lohnt, die höchstens für einen Liszt-Biographen Werth haben. Interessant ist folgende Bemerkung über die reisenden Violinvirtuosen (1886): „Joachim m'avouait naivement qu'après avoir joué le Concerto de Beethoven, celui de Mendelssohn et la Ciaccone de Bach, il ne savait plus que faire et devenir dans une ville, n'était-ce de rejoner indéfiniment les mêmes deux Concertos et la même Ciaccone." Das Werk ist mit einem Bildniß des großen Musikers geschmückt, auch sonst schön ausgestattet und mit einem guten Namenregister versehen, das in dem ungeheuren Material einen willkommenen Führer bildet.

Der naturalistische Roman in Frankreich. Von Emile Zola. Autorisirte Uebersetzung von Leo Berg. (Stuttgart, Verlagsanstalt.) Der praktische Nutzen dieser Ausgabe will uns nicht recht einleuchten. Für das große Publikum hat der Theoretiker Zola kein Interesse, und die Fachgenossen halten sich jedenfalls lieber an das schmackhaftere und präcise Original. Dankenswerth sind Berg's Anmerkungen mit ihrer Conversationslexikon-Weisheit, doch hätte sich der Uebersetzer jeder ästhetischen Beurtheilung enthalten sollen, für die ja schon Zola genügend sorgt. Einige Irrthümer laufen mit unter, z. B. wenn Berg die Buttes Chaumont, den bekannten Volkspark des Pariser Arbeiterviertels, wörtlich mit „Hügeln Chaumont" wiedergibt und nach dem Brockhaus oder Meyer bemerkt: Vergrücken nördlich hinter Neuchâtel!! Das beweist, daß er Daudet's dort besprochenen Roman „Jack" gar nicht kennt. Sonst ist die Uebersetzung gut, und das will bei einem Werke Zola's schon etwas sagen.

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fritjof Nansen. (Hamburg, Verlagsanstalt.) Da bei uns der nordische Ski eingebürgert werden soll, mag man auch des kühnen norwegischen Reisenden gedenken, der nach Grönland „schlidderte" und seine Fahrt in diesem schön mit Bildern und Karten geschmückten Werk beschrieben hat. Geographen und Ethnologen mögen den Fachwerth des Buches untersuchen. Für das große Publikum ist die anschaulich und mit Humor verfaßte Schilderung ein Schatz. Besonders prächtig ist das Leben der Eskimos beschrieben, ihre Sprache und Sitten, und wie der Verfasser bei rohem Speck, Heilbut und gefrorenen Krähenbeeren ein Seehundfänger und „echter Eskimo" wurde. Er lernte das stille, friedliche, genügsame Volk lieb gewinnen und empfindet „Trauer über das sinkende Volk, das vielleicht nicht zu retten ist, denn es ist von dem giftigen Stachel der Cultur bereits gestochen". Ergötzlich ist die allmähliche Rückbildung des Verfassers zum Culturmenschen zu lesen. In Godthaab wusch er sich gründlich, freilich ohne den monatealten Schmutz auf einmal beseitigen zu können. Er aß in furchtbaren Mengen, bis endlich nach dem langen Fasten der thierische Heißhunger gestillt war. Auch konnte er in einem ordentlichen weichen Bett erst gar nicht schlafen, denn er war an seinen Schlafsack mit Eis als Unterlage schon zu sehr gewöhnt.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit vorliegender Nummer 13 beginnt das II. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung**, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

# Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Lukas, Prof. Dr. Franz: Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker.** Gr. 8°. 19 Bogen. Preis brosch. Mk. 6,—.

Die Vorstellungen, welche sich die Menschen schon in den ältesten Zeiten von dem Ursprunge der Welt gemacht haben, bilden einen so interessanten Teil des geistigen Lebens der Menschheit, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, dieselben zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung zu machen. Zu dem Interesse, das uns der Gegenstand schon an und für sich abgewinnt, kommt noch die wichtige Stellung der Kosmogonien im Geistesleben der Menschen überhaupt und insbesondere ihre Beziehungen zu den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens und Glaubens. Denn die Kosmogonien stehen in innigstem Zusammenhange mit Mythus, Religion und Ritus und lassen uns die Anschauungen der Völker vom Walten der Naturkräfte und dem Bau des Weltganzen so deutlich erkennen, daß sie uns gleichsam einen kurzen Abriß von den Grundanschauungen der betreffenden Völker in den hauptsächlichsten Gebieten des Glaubens und Wissens darbieten und deshalb ganz besonders geeignet sind, uns mit einem Schlage ein Bild von dem Kulturzustande eines Volkes zu geben. Die vorliegende Arbeit unternimmt es nun, in einer Reihe von Detailuntersuchungen über die Kosmogonien der Babylonier, der Genesis, der Ägypter, Inder, Eranier, Phönizier, Griechen, Römer, Kelten und Germanen, die Bedeutung und gegenseitige Stellung der in diesen Kosmogonien vorkommenden Grundbegriffe wie: Geist, Kraft, Urstoff, Raum, Zeit, Licht, Finsternis, Nacht, Liebe, Sehnsucht, Verlangen, Wille ꝛc. klar zu legen und dadurch ein volles Verständnis der Kosmogonien selbst anzubahnen und hofft, ein anschauliches und möglichst vollständiges Bild von der reichen Mannigfaltigkeit der Vorstellungen gegeben zu haben, mit deren Hilfe die Menschen schon in den ältesten Zeiten das große Rätsel vom Ursprunge der Welt zu lösen versuchten.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

---

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= *Soeben erscheint* =

*in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:*

17,500 Seiten Text.

*272 Hefte zu je 50 Pf.*
*17 Bände zu je 8 Mk.*

*17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.*

152 Chromotafeln.

*Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.*

*Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.*

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

---

Soeben ist erschienen:

**Dante's Hölle,** der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

**Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.**

---

**Als feinstes und billigstes Geschenk für Militärs und Interessenten**

empfehle ich die in meinem Verlage erschienene hochelegante Kunstmappe

## „Im Waffenrock".

Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben.

12 Kunstblätter in Leinwandmappe

gezeichnet von **Feodor Czabran.**

Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung, wie auch direkt von der Verlagshandlung von **Gustav Teutzsch, Gera (Reuß).**

Gegen Einsendung von 6 Mk. erfolgt Frankozusendung.

---

# Bad Reinerz

**in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —**

**Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franko.**

---

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Der Neue Tanhäuser von Eduard Grisebach.** 17. verm. Auflage in Octav. **Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.** In Pergamentumschlag 3 Mark. In ornamentiertem Orig.-Band 4 Mark.

„Glänzt noch in Jugendfrische und Schönheit."
„Gegenwart" 25./III. 1893.

---

In jeder Buchhandlung zu haben:

## Friedrichs des Großen Gedanken über Religion.

10¼ Bg. broch. 70 Pfg. geb. 1 Mk.

**H. Jaenicke's Verlag in Dresden.**

---

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

## Friedrich Hebbel's Briefwechsel

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von **Felix Bamberg.**

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

**Berlin SW.,** Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

---

**Verlag von Otto Wigand in Leipzig.**

## Kritik des Sozialismus

von

**Dr. F. Wolny.**

Preis 50 Pfge.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

**Verlag von Emil Felber in Berlin.**

Aus dem

## innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

**Dr. Heinrich von Wlislocki.**

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

---

Soeben erschien vollständig:

## Carl von Hase's Leben.

Herausgegeben von **K. A. v. Hase.**

1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890. Bd. I/II zu je ℳ 4, Bd. III ℳ 6.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

---

In meinem Verlag erschien:

## Die Jungen von Holzgrün.

Eine Erzählung. 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

**Friedrich Schneider,** Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 8. April 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Lage der Landarbeiter in Deutschland. Von Georg Stamper. — Die sibirische Pacificbahn. Von W. Berdrow. — **Literatur und Kunst:** Der Anachronismus. Von Armin Tille. — Th. Ribot und die neuere Psychologie. Von Eduard Sokal. — Ferdinand von Saar und seine Wiener Elegien. Von Karl von Thaler. — **Feuilleton:** Ausgeschlossen. Von F. Anstey. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Tagen der Kugelfestigkeit. Von Caliban. — Malereien eines Jägers. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Lage der Landarbeiter in Deutschland.

Aus den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik.

Von Georg Stamper.

Wer die stattliche Reihe der „Schriften des Vereins für Sozialpolitik" mustert und die Wandlung erwägt, die seit dem Beginn der siebziger Jahre in den öconomischen und sozialpolitischen Anschauungen bei der öffentlichen Meinung in Deutschland eingetreten ist, dem kann es nicht verborgen bleiben, wie dieser Verein, gleichsam eine „staatswissenschaftliche Academie" durch die Vorführung von umfassendem, wissenschaftlichem Material, wie durch die öffentlichen Verhandlungen über fast alle bedeutenden Probleme unseres wirthschaftlichen und sozialen Lebens viel zur Bildung einer breiten vermittelnden Schicht der Gebildeten beigetragen, die sich durch fast sämmtliche Mittelparteien hin erstreckt und doch als ausschlaggebende Majorität in den Lebensfragen unserer staatlichen Entwickelung zu betrachten ist. Gegenüber dem scheinbar vollständigen Siege der radicalen Theorien zu Ende der sechziger Jahre in unserer Gesetzgebung, denen keineswegs so starke praktische Gegengewichte bei uns gegenüber standen, wie in England oder Frankreich, und nach der Gründung der Arbeiterpartei durch Lassalle durfte die deutsche nationalöconomische Wissenschaft, die längst mit der statistischen und historischen Forschung der politischen Oeconomie eine neue Grundlage geschaffen hatte, nicht länger schweigen; es galt, unbekümmert um die sozialen Interessenparteien, in den Erscheinungen unseres verwickelten modernen Lebens die Wahrheit zu erkennen und die erkannten Schäden durch Reform zu heben. Trotz aller Angriffe von rechts und links ist dann auch der „Verein für Sozialpolitik" in seiner reichen Wirksamkeit furchtlos dieser Aufgabe, über den Gegensätzen zu stehen, treu geblieben und wie der erste Vorsitzende Professor G. Schmoller auf der jüngsten Generalversammlung hervorhob, arbeiterfreundlich, nicht sozialdemokratisch gesinnt, für die Hebung der unteren Klassen eingetreten und für die nothwendigen demokratischen Institutionen in unserem Staatsleben, aber nur insofern sie unsere guten, bewährten, vaterländischen und monarchischen Institutionen nicht vernichten.

Auf dieser letzten am 20. und 21. März in Berlin abgehaltenen Generalversammlung war die Lage der ländlichen Arbeiter bezw. der Bauern zur Debatte gestellt. Nachdem der Verein vor zwei Jahren in seiner letzten Generalversammlung die Lage der gewerblichen Arbeiter in ihrem Kerne behandelt hatte, waren umfassende Enquêten mittelst Zusendung von spezialisirten Fragebogen an die Landwirthe der meisten Landschaften unseres Vaterlandes aufgenommen und das gewonnene Material in einer für die Kürze der Zeit und den beschränkten Umfang an Mitteln vorzüglichen und lichtvollen Weise bearbeitet worden. Die Bände 53, 54, 55 der „Schriften des Vereins für Sozialpolitik" (Leipzig, Duncker & Humblot) dienten den Verhandlungen der Generalversammlung zur Grundlage. Während am ersten Tage der Verhandlungen die eigentliche Lage der Landarbeiter von mehreren der Redner erörtert ward und nur die allgemeinen Gesichtspunkte für den Angriff und die Fortführung einer Reform hervortraten, namentlich die innere Colonisation vermittelst der Staatsraison als der Hebel des Fortschritts betont wurde, brachte der zweite Verhandlungstag die praktischen Vorschläge im Einzelnen, wie sie bei der Schaffung eines gesunden Kleingrundbesitzes namentlich durch ein Aufhalten der fortschreitenden Verschuldung des Landbesitzes maßgebend sein müßten. Professor Dr. Knapp (Straßburg i. E.) hob als erster Redner zur Tagesordnung in seinen Erörterungen über die ländliche Arbeiterfrage und die deutschen Binnenwanderungen die große landschaftlich und historisch begründete Verschiedenheit der ländlichen Arbeitsverhältnisse hervor. Den Instleuten in Ostpreußen stehen in Westfalen die Heuerlinge gegenüber, in Hannover existiren überhaupt keine eigentlichen Landarbeiter. Es ist daher nicht möglich, alles nach einer Schablone zu behandeln, der Landarbeiter ist seelisch mit den Einrichtungen und dem Charakter seiner Heimath verwachsen. Die innere Colonisation, die der Staat in die Hand nimmt, verletzt nach keiner Seite hin ein Interesse; denn die Rittergüter sind heute nicht mehr allein im Besitze des Adels; eine Probe für die Richtigkeit dieser Colonisation zeigt sich in der Lebensfähigkeit der Bauerncolonien, während die sogenannten Arbeitercolonien keinen Bestand haben. Zu den Ausführungen des Unterstaats-Secretär Dr. v. Mayr (Straßburg i. E.) über den heutigen Mangel einer zuverlässigen Geburtsstatistik bei den deutschen Binnenwanderungen, suchte Privatdocent Dr. M. Weber die Schwierigkeiten der Enquête darzustellen, die Bebel ihm offen zugegeben. Die vom evangelisch-sozialen Congreß aufgestellte Statistik über die ländlichen Arbeiterverhältnisse leidet daran, daß sie lediglich von Geistlichen unternommen ist. Der Wandertrieb besonders nach Amerika, der unsere Landarbeiter im Osten beherrscht, hat den Grund in der Unmöglichkeit des Erwerbes von Landbesitz in der Heimath. Dr. Weber, der die Verhältnisse im ostelbischen Deutschland eingehend und gründlich bearbeitet hat, befürchtet bei den gegenwärtigen Zuständen eine Schädigung unseres Volksthums im Osten, durch den Zuzug polnischer und russischer Arbeiter, denen zeitweilig höherer Lohn als den einheimischen gewährt werden könne, da man für sie keine Ver-

pflichtung der Armenpflege zu übernehmen hat. Diese fremden Elemente verdrängen den deutschen Arbeiter, sie setzen die Löhne herab und die Folge ist die verringerte Kaufkraft und der Verlust von Culturerrungenschaften bei unserem Volke. Es muß deshalb die Einwanderung russischer und polnischer Arbeiter beschränkt werden und eine staatliche Regelung der Landarbeiterlöhne eintreten, die so wenig unerhört ist, daß sie in Mecklenburg vielmehr besteht. Da gerade die Ursache der heutigen Mißstände besonders darin liegt, daß unser Großgrundbesitz im Osten schwer mit dem der Nachbarländer concurriren kann, ist es ein Gebot der Nothwendigkeit, hier den Kleinbesitz zu fördern und durch Colonisation die deutschen Arbeiter seßhaft zu machen. So erwachsen auch für den Großgrundbesitz genügende einheimische Arbeitskräfte. Greift der Staat hier nicht energisch ein, so entsteht ein gefährliches Proletariat. Freilich steht auf diesem Terrain ein Kampf zum Theil gegen den Großgrundbesitz, besonders gegen das Manchesterthum, zu erwarten. Auf den Einwurf, die Arbeiter selbst seien bei der Enquête nicht gefragt worden, gab Dr. Kaerger, der die Verhältnisse in Nordwestdeutschland übersichtlich und eindringend bearbeitet hat, den Mangel als erklärlich zu, stellte indessen seine Ansicht der des Referenten für den Osten entgegen und wollte nur vom Standpunkte des Unternehmers aus eine Arbeiterfrage gelten lassen; da es Thatsache ist, daß selbst bei hohen Löhnen die Landarbeiter auswandern, so kann man den ländlichen Arbeitgebern nicht verwehren, ihre Arbeitskräfte zu nehmen, wo sie solche finden, selbst gegen chinesische Arbeiter und Schwarze aus den deutschen Colonien kann er eine Entrüstung nicht empfinden. In der Debatte, die sich an diese Frage knüpfte, hob Geh. Regier.-Rath Professor Dr. Conrad (Halle a. S.) als wünschenswerth hervor, wenn die Großgrundbesitzer einen Theil ihres Terrains, den sie nicht übersehen könnten, ihren Arbeitern zur Bewirthschaftung überließen. Dem Angriff des Dr. Schönlank (Berlin) auf die Gesindeordnung hielt Ober-Regierungs-Rath Dr. Thiel (Berlin) die Nothwendigkeit eines patriarchalischen Verhältnisses für jugendliche ländliche Arbeiter entgegen, derselbe Redner will indessen durch die innere Colonisation keine Zwergwirthschaften geschaffen wissen, wie sie im Süden und Westen Deutschlands leider allzu zahlreich zum Schaden der Besitzer sich finden. Auch ist die Wanderung der Arbeiter im Interesse gerade der intensiven Culturen deshalb nothwendig, damit die besten Arbeitskräfte an den passendsten Stellen angewandt werden können.

„Die Bodenbesitzvertheilung und die Sicherung des Kleingrundbesitzes" war das Thema, mit dem Professor Dr. Sering in die Debatte eingriff. Das Coalitonsrecht, meinte er, können die ländlichen Arbeiter mit Recht für sich fordern, und nur wenn man einen bäuerlichen Mittelstand schafft, d. h. wenn man durch Parzellirungen die Landarbeiter zu Besitzern erhebt, ist die ländliche Arbeiterfrage lösbar. Es ist kein Einwand dagegen, daß solche kleinen Grundbesitzer dem Großgrundbesitze gegenüber nicht concurrenzfähig sind, denn gerade die zunehmende Intensität der Landwirthschaft, die steigenden Ansprüche der Arbeiter führen zur Förderung der landwirthschaftlichen Production, die mit Nothwendigkeit kleineren Grundbesitz voraussetzt. Deshalb können heute die Großgrundbesitzer ihren Besitz eben wegen der zunehmenden Intensität des landwirthschaftlichen Betriebes kaum noch genügend bewirthschaften. Eine Verkleinerung entlastet also den Großgrundbesitzer; denn er hat dann keine Zinsen mehr für die Bodenfläche zu zahlen, die ihm kaum noch Ertrag gewährt. Die 12000 selbständigen Besitzer mit insgesammt 60,000 Köpfen, die im Osten unseres Vaterlandes angesiedelt sind, sind auf ihren 140—150000 Hektar der Stamm künftiger Bauerngeschlechter. Und dieser Bauernstand ist die Quelle für unsere militärischen und finanziellen Kräfte. Der letzte Grund der landwirthschaftlichen Krisis ist indessen die Bodenverschuldung. Hier muß die Reform einsetzen. Gegen das Wachsen dieser Bodenverschuldung sind Getreidezölle und Bimetallismus nutzlos: denn allein der Landwirth trägt das Risico der sinkenden Geteidepreise, während doch seine Zinsverpflichtungen unverändert weiter laufen. In Folge der heutigen Rechtspraxis von Vererbung und Besitzwechsel steigt der Preis des Bodens und damit die Verschuldung der ländlichen Besitzer von Generation zu Generation, ja oft deckt die Bodenrente kaum den Betrag der zu zahlenden Zinsen und der Nutzen des ländlichen Bodenertrags fällt denen zu, die der Bearbeitung völlig fern stehen. Dieser Verschuldung ist Halt zu gebieten. Keineswegs durch bureaukratische Controle, auch nicht durch Einschränkung des Meliorationscredits kann dies geschehen; denn die mit den technischen Fortschritten verbundenen Meliorationen machen den Credit für den Landwirth nothwendig. Wie ist der Aufschwung der Landwirthschaft in unserem Jahrhundert denkbar, ohne den Zufluß des Kapitals? Dieser Credit, der in immer steigendem Maße von der Landbevölkerung gesucht wird, muß ihr vielmehr bequemer als bisher zugänglich werden. Man muß im Grundbuche eine Verschuldungsgrenze angeben, wobei man den Rechtsgrundsatz festhalten muß, daß der Arbeitslohn von der Zwangsvollstreckung frei bleibt. Der mäßige Pachtwerth eines Grundstücks kann als unverschuldbar in das Grundbuch eingetragen werden, und die Zwangsvollstreckung aus Personalschulden darf auf den Grund und Boden keine Anwendung finden. Der Präsident der Generalcommission zu Frankfurt a. O. Metz berichtete über die Schwierigkeit der Einrichtung der neuen Rentengüter. 15 Hektar, 4—6 Hektar beim Tabakbau ist die angemessene Größe dieser für eine Familie bestimmten Güter. Die „juristische Nachlese", die Geh. Justizrath Prof. Gierke über die Bodenbesitzvertheilung hielt, zeigte in großen Zügen die Fortbildung der Agrargesetzgebung. Nicht als Waare sondern als soziale Position muß das ländliche Eigenthum an Grund und Boden angesehen werden und eine sozial-rechtliche Prägung bekommen. Es muß eine öffentliche Organisation des Bodencredits die Entschuldung und durch Errichtung einer Schuldgrenze die Möglichkeit einer Verschuldung in Zukunft zum Ziele haben. Man muß das Grundstück in eine Heimstätte verwandeln. Die freie Theilbarkeit darf, so lange Renten das Grundstück belasten, nicht zugestanden werden. Eine einschneidende Umwandlung unserer Rechtsverhältnisse und Opfer im Interesse der Volkskraft müssen wir verlangen. Geh. Regier.-Rath Prof. Dr. Adolf Wagner trat dem Grundgedanken des Dr. Weber bei, daß alle diese Fragen im Sinne der Staatsraison zu lösen sind, und daß mit größeren Mitteln der Staatshülfe die Colonisirung durchgeführt werden muß. Ein Verbot der Einwanderung polnischer Arbeiter verlangte er in erster Linie. Zur Vergleichung mit den deutschen Verhältnissen konnten die Berichte dienen, die Prof. Fahlbeck über die ländlichen Arbeiterzustände in Schweden und Prof. Hasbach (Königsberg) über die Landarbeiter in England als Ergebniß seiner Studienreise gaben.

In unserem, wie Reichstagsabgeord. Wisser sich äußerte, seit Rodbertus etwas „sozial verseuchten" öffentlichen Leben ist die Thätigkeit eines Vereins für Sozialpolitik, dem die Minister Miquel und v. Heyden als Mitglieder angehören, nicht zu unterschätzen, und ohne Zweifel ist seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck der Verein wieder in der Behandlung der großen Fragen unseres öffentlichen Lebens mehr in Aktion getreten, da er mit der Sozialpolitik des genialen Staatsmannes trotz mancher Berührungspunkte, doch wenig Fühlung haben konnte. Es ist ein Zeichen moralischen Fortschritts, wenn die Gebildeten und Besitzenden einer großen Nation ernst und energisch die Hebung der Massen betreiben und durch die Betonung der sittlichen Fragen in der Volkswirhschaft, die langsame Umwandlung der sittlichen Ideen anbahnen, um ihnen auf die Gesetzgebung des Staates und die Sitte des Volkes den gebührenden Einfluß zu bereiten.

---

## Die sibirische Pacificbahn.

Von W. Berdrow.

Wenn der alte und durch die Geschichte vielfach (freilich mit Ausnahmen) bestätigte volkswirthschaftliche Lehrsatz: daß

die gewerbliche und commerzielle Entwickelung eines Landes in hohem Grade von seiner Küsten-Ausdehnung und Gestaltung abhängig sei, noch heute seine Gültigkeit bewahrt, so nimmt unser in neuerer Zeit so vielbesprochener Grenznachbar im Osten unter den europäischen Staaten eine der letzten Stellen ein. Nicht allein, daß in dem mehr als die Hälfte unseres Erdtheiles deckenden Czarenreiche das Verhältniß zwischen Landes-Ausdehnung und Meeresküste sich nur halb so günstig als im übrigen Europa stellt, es ist auch von dieser spärlichen Küstenfront noch ein bedeutender Bruchtheil (nördl. Eismeer) überhaupt untauglich für den Handel, und ein weiterer und zwar der weitaus wichtigste Theil (Ostseeküste) vier bis fünf Monate im Jahre mit Eis bedeckt. Ist nun andererseits neuerdings in der Ausdehnung der Eisenbahnnetze ein Mittel gegeben, dem Mangel schiffbarer Küsten einigermaßen zu begegnen, so hat Rußland von diesem Mittel seiner Größe sowohl als seiner Einwohnerzahl nach nur einen recht spärlichen Gebrauch gemacht.

Das Eisenbahnnetz des europäischen Rußland hat eine Ausdehnung von rund 30,000 Kilometer und bleibt darin unter den europäischen Staaten hinter dem deutschen, französischen und englischen zurück; von dem Schienennetz der Union, welche sich in Bezug auf Größe und Einwohnerschaft allein mit Rußland vergleichen läßt, wird es sogar um das neunfache an Länge übertroffen, und dieser Mangel an Eisenbahnen wird durch die binnenländischen Wasserstraßen Rußlands keineswegs ausgeglichen. Freilich ist das russische Stromnetz ein bedeutendes; mit Einschluß der Kanäle und Binnenseen steht es Deutschland und Frankreich voran und wird nur von dem Wasserstraßennetz der Vereinigten Staaten — allerdings um ein Bedeutendes — übertroffen. Trotzdem steht die russische Binnenschifffahrt unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen. Im Sommer leiden die Stromläufe unter anhaltendem Wassermangel, im Winter unter einer festen, monatelang lagernden Eisdecke, sodaß für die Schifffahrt eigentlich nur die Zeit der Schneeschmelzen und der Herbstregen fruchtbar bleibt. Und überdies sind die Flußläufe für eine gewinnbringende Schifffahrt so ungünstig wie möglich vertheilt. Dem Kaspischen Meer, welches kaum zwanzig Procent des gesammten Wasserhandels aufnimmt oder entsendet, fließen mehr als 40 Procent des Stromnetzes zu, während sich in das Schwarze Meer bei 55 Procent Theilnahme am Wasserverkehr nur 27 Procent der Wasserstraßen ergießen. Die Ostsee, welche am Schiffshandel mit 23 Procent theilnimmt, empfängt nur 15 Procent der Flüsse und ebensoviel ergießen sich endlich, für den Verkehr fast ganz unnütz, in das nördliche Eismeer. Was schließlich die beiden größten Binnenseen, den Ladoga und Onega betrifft, so sind sie zwar bei ihrem unerschöpflichen Reichthum an geschuppten Bewohnern von größtem Segen für die Fischerei; aber der erste ist sechs bis sieben, der zweite fünf bis sechs Monate mit Eis bedeckt und überdies ist der Ladoga-See für die Schifffahrt so gefährlich, daß er dem Reiche bis jetzt nur die Anlage von 400 Kilometer Kanälen, ihn zu umgehen, eingebracht hat; der Onega wird in den Sommermonaten von einer ziemlich regen Schifffahrt belebt.

Zieht man schließlich die Gesammtsumme aller Fluß-, See-, Kanal- und Schienenstraßen, so ergibt sich für den riesigen russischen Reichskoloß mit seiner Flächenausdehnung von 5,4 Millionen Quadratkilometern nicht mehr als 65,000 Kilometer, während das deutsche Reich bei der halben Bewohnerzahl und dem zehnten Theil der Ausdehnung rund 70,000 Kilometer Verkehrsstraßen besitzt. Die Union weist deren bei neun Millionen Quadratkilometern mindestens 300,000 Kilometer, d. h. im Verhältniß zur Landesgröße das dreifache auf — und hat ihre Blüthe nicht zum Geringsten diesem ausgedehnten Verkehrsnetze zu verdanken. Die geringe Dichte der russischen Bevölkerung, weit entfernt, mit den spärlichen Verkehrsmitteln zu harmoniren, macht ihren Mangel nur um so fühlbarer, denn gerade in einem Staate wie Rußland, wo die mittlere Jahrestemperatur der südlichsten und nördlichsten Gegenden um 20 Centesimalgrade differirt, und wo sich fast die ganze Industrie (mit Ausschluß Polens) auf zwanzig unter fünfzig Gouvernements concentrirt, bietet ein ausgedehntes Verkehrsnetz das einzige Mittel, Thätigkeit und Wohlstand gleichmäßig über das ganze Land zu vertheilen und in allen Gegenden die ihnen entsprechende Bethätigung der menschlichen Kraft lebhaft anzuregen. Die Union, deren Bevölkerungsdichte (circa acht Seelen auf den Quadratkilometer) hinter der russischen (achtzehn Seelen auf den Quadratkilometer) noch weit zurückbleibt, bietet in dieser Hinsicht das lehrreichste Beispiel.

Unter solchen Umständen hätte Rußland, wenn es in Handel und Gewerbe eine seiner Größe und Macht entsprechende Stellung einnehmen wollte, wohl alle Ursache, sich eines zureichenden Eisenbahnnetzes zu versichern, und in der That ist dem Ausbau des russischen Schienennetzes in den letzten fünf Jahren eine ziemlich rege Thätigkeit zugewandt worden. Allerdings sind dabei, wie früher so auch jetzt, strategische Rücksichten in weit höherem Maße geltend als wirthschaftliche, und gar mancher Schienenweg, der jetzt im gewerblichen Leben Rußlands eine unersetzliche Lebensader bedeutet, verdankt seine Entstehung einzig und allein der fürsorglichen Rücksichtnahme auf eine schnelle und sichere Truppenverschiebung im Kriegsfalle. Man kann dafür kein zutreffenderes Beispiel aufführen als die im Jahre 1888 vom Kaspi-See bis Samarkand beendete und seitdem bis Taschkend fortgeführte transkaspische Eisenbahn. Die alte Karawanenstraße über Kasalinsk, welche früher den russischen Handel mit Centralasien aufnahm, ist heute fast verödet, während der Güteraustausch selbst sich nach einem Bericht des „Russischen Boten für Finanzwirthschaft und Handel" am Anfang des laufenden Jahres verdreifacht hatte. Die russische Zuckerausfuhr nach Chiwa und Bochara ist auf den siebenfachen Betrag ihres früheren Umfanges gestiegen und hat die Concurrenz mit Ostindien siegreich bestanden. Die Baumwolleinfuhr über Orenburg, die Getreideeinfuhr über Baku ist aufgelebt, der Import von indischem Thee hat sich gewaltig gehoben und eine jährliche Verkehrsziffer von 260,000 Personen beweist, wie sehr die Abkürzung des Weges in das innere Asien — die Entfernung Berlin-Samarkand hat sich auf vierzehn Tage ermäßigt — in Europa geschätzt wird. Jedenfalls ist durch die Transkaspibahn zwischen Europa und Asien ein Verbindungsglied eingefügt, dessen Bedeutung für den Handel alle Erwartungen übertrifft und den rein strategischen Entstehungsgrund, die Verschiebung der russischen Machtsphäre gegen die britisch-indische Grenze zu einem äußerst fruchtbaren Moment für die friedliche Entwickelung Rußlands gemacht hat.

Gründe strategischer Art sind es auch gewesen, welche den Plan einer sibirischen Pacificbahn, d. h. eines das ganze Asien durchquerenden und den Ural mit dem stillen Ocean verbindenden Schienenstranges, wenn auch gerade nicht erzeugt, so doch lebensfähig gemacht haben. In den Cirkeln russischer „Patrioten", d. h. Panslawisten, hinter denen sich wahrscheinlich alle diejenigen Kreise bargen, denen aus einer directen Verbindung Rußlands mit China irgend welche Vortheile erwachsen konnten, war die Ausführung einer Eisenbahn durch Sibirien schon jahrelang erwogen, und als eine Befreiungsthat gegen das englische Handelsmonopol ausposaunt worden, bevor dem Zaren von einigen einflußreichen Staatsmännern, u. A. vom jetzigen Generalgouverneur von Kiew, Grafen Ignatiew und vom Baron Korff die ersten greifbaren Vorschläge zu einer solchen Bahn unterbreitet wurden. Gewichtig scheinende Gründe, sie zu empfehlen, gab es genug. Die breite Verkehrsstraße des Amurstromes, sein Gold und seine fruchtbare Umgebung, an der chinesischen Grenze verlockend genug gelegen und 6000 Werst von Moskau entfernt, konnte Rußland nur dauernd gesichert werden, wenn die stählerne Schienenstraße jedweden Eindringling warnend an den Zaren und seine Truppenmacht gemahnte. Der bestgehaßten englischen Handelsmacht, welche schon längst von Indien aus lauernd die Entwickelung Rußlands in Asien beobachtete und seit der Eröffnung der Seehäfen von China auch an der ostasiatischen Küste den Löwenantheil des Verkehrs an sich gerissen hatte (i. J. 1884 gegen 75 Procent vom chinesischen und 50 Procent vom japanischen Außenhandel), ließ sich durch die Eisenbahn nach China eine empfindliche Wunde schlagen. Zudem liegt am äußersten Ende Sibiriens der russische Kriegshafen Wladiwostok, dessen Ver-

bindung mit dem russischen Eisenbahnnetz man eine unbedingte Nothwendigkeit nannte, und endlich — seitdem England sich 1885 durch den Bau der kanadischen Pacificbahn einen schnellen Weg zum Stillen Ocean und zu den Ostgrenzen der russischen Besitzungen selbst für den Fall geschaffen hatte, daß man ihm den Suez-Kanal eines Tages sperrte — seitdem ließ sich für Rußlands Machtstellung die sibirische Pacificbahn leicht zu einer Lebensfrage aufbauschen, brauchte man doch nur daran zu erinnern, daß jetzt England durch den Atlantischen Ocean, die kanadische Bahn und das Stille Meer seine Truppen schneller an die sibirische Ostgrenze und gegen Wladiwostok werfen konnte, als es über die alte sibirische Heerstraße den Russen selber möglich war! Man erinnerte an Sebastopol, das nur aus Mangel an Unterstützung 1855 gefallen sei, und das eine genügende Zufahrtsstraße aus dem inneren Rußland leicht hätte retten können, man stellte Wladiwostok neben Sebastopol und prophezeite ihm ein gleiches Schicksal, wenn es im Rücken seine ungedeckte Stellung beibehielt.

Alle diese vereinten Bedenken schienen schwerwiegend genug, um ein kaiserliches Machtwort auszulösen. Der Zar überwies die ihm unterbreiteten Vorschläge der kaiserlich-technischen Gesellschaft zur Prüfung und ließ inzwischen durch den Geheimen Rath Abasi die in Betracht kommenden Länderstrecken des sibirischen Innern gründlich erforschen. Nach den Resultaten dieser Untersuchungen erwiesen sich drei Tracen als ausführbar und unter ihnen entschied sich die gelehrte Commission für die mittlere, welche im Wesentlichen mit der alten Post- und Handelsstraße Sibiriens zusammenfällt, und längs deren sich auch seit 1871 die Telegraphenlinie zwischen Moskau und Wladiwostok erstreckt. Die ersten, dem Jahre 1887 angehörigen detaillirten Entwürfe wollten sich noch bescheidentlich mit einigen Schienenstrecken begnügen, die nur die fahrbaren Wasserwege des Ob, Jenissei und Amur zu verbinden hätten, bald indessen siegte die Ansicht, welche im strategischen Interesse eine ununterbrochene Eisenbahn verlangte, und seit ungefähr zwei Jahren steht der Plan, die sibirische Bahn zu bauen, vollkommen fest.

Verfolgen wir (nach den Angaben einer im „Archiv für Post und Telegraphie" 1892 niedergelegten Veröffentlichung) in kurzen Zügen ihre Trace, so müssen wir da anknüpfen, wo die von Moskau über Samara in den Ural führende Bahn ihr Ende erreicht, d. i. bereits jenseits der Uralkette, die in dem niedrigen Paß von Slatoust überschritten ist, in Tscheljabinsk. Es besteht freilich schon jetzt in der wenig nördlich gelegenen Bahn nach Tjumen ein Schienenstrang, der sich weiter nach Osten vorstreckt und sogar schon einige Meilen in Sibirien eindringt, doch hat die gewählte Linie in Rußland selbst einen günstigeren Anschluß und erreicht auch früher den Irtysch und die sibirische Heerstraße. Den breiten Strom sollte die Bahn anfänglich mittels einer Fähre überschreiten; mit den meisten übrigen Provisorien ist indessen auch dieser Plan bei dem endgültigen Entwurf in Wegfall gekommen, und zwei eiserne nebst mehr als hundert Holzbrücken sollen jetzt die zahllosen Bäche und Ströme der sibirischen Ebene, fast das einzige Hinderniß auf der ganzen Strecke, überspannen. Nach dem Irtysch-Uebergang wird die erste Stadt von Bedeutung erreicht, das 4000 Einwohner zählende Omsk. Schon sind wir 700 Kilometer vom Ural entfernt und eine gleiche Strecke ist zurückzulegen, bevor sich den Gleisen im Ob der zweite große Stromlauf in den Weg stellt. Seine Ueberschreitung geschieht nicht mehr, wie anfänglich geplant, bei Tomsk (44,000 Einwohner), sondern der Wegersparniß halber ein gutes Stück stromaufwärts. Der Aufschwung, welchen die Eisenbahn für diese bedeutendste Stadt Sibiriens zweifellos mit sich führen wird, kann übrigens dadurch nicht aufgehalten werden, da sich nicht allein eine Zweigbahn bis Tomsk selbst, sondern auch ein Netz von Verkehrswegen durch das ganze, ebensowohl an Silber, Platin, Kupfer und Blei, als an Kohlen und Salz überreiche Gouvernement Tomsk als directe Folge der Eisenbahn gar bald entwickeln wird. Folgen wir dem Hauptzuge derselben weiter, so geht der Weg zunächst in rein östlicher Richtung, dann gegen Südosten weiter durch dieselben endlosen Steppen, die ihn seit der russischen Grenze begleiten, und die sich vielleicht in zwanzig Jahren zu fruchttragenden Kornkammern, der schwarzen Erde des inneren Rußland gleich, umgewandelt haben werden. Bei Krasnojarsk wird der Jenissei, bei Irkutsk die reißende Angara, die sich jahraus, jahrein in ihrer eisigen Temperatur und ihrem rasenden Laufe gleichbleibt, überspannt, und wieder sind siebzehnhundert Kilometer, eine Entfernung gleich der von Riga bis Basel, dem endlosen Gleise angefügt. Noch 60 Kilometer, und der Baikalsee schiebt seine breite Fläche zwischen das Ende und die Fortsetzung der Bahn. Der anfängliche Entschluß, ihn im Sommer mit Fähren, im Winter durch interimistisch über das Eis geworfene Gleise zu überschreiten, erscheint nicht so abenteuerlich, da auch auf dem Baikal die Eisdecke gegen sechs Monate lastet; trotzdem hat der 250 Kilometer betragende Umweg über die Südspitze des Sees den Vorzug erhalten. Bei Werchne Undinsk, an der Südseite des Baikal, hofft man den gewaltigen Theehandel mit China, der jetzt seine Wege zum großen Theil durch die Mongolei oder über die See nimmt, an die Eisenbahn zu fesseln, und dem Grenzort Kjachta die Bedeutung zurückzugeben, welche ihm vor der Oeffnung der chinesischen Hafenstädte eigen war, als end- und zahllose Karawanen mit Thee und Seide durch die Pforte Maimatschin-Kjachta ihren Ausweg aus dem Reich der Mitte suchten. — Die Bahn tritt jetzt, zum ersten und einzigen Male auf ihrem ganzen Verlauf, in bergiges Terrain ein und nähert sich gleichzeitig, dem vorläufigen Entwurfe nach, ihrem Ende; der niedrige Paß des Jablonoi-Gebirges wird bei Tschita, der Hauptstadt von Transbaikalien (16,000 Einwohner) überschritten, und 200 Kilometer östlich, am Ufer der schiffbaren Schilka ist in Nertschinsk, 5000 Kilometer von der russischen Grenze und 7000 Kilometer von Moskau entfernt, die Endstation erreicht. Freilich ist es noch weit von da bis zum stillen Ocean und nach Wladiwostok, indessen will man sich vorerst darauf beschränken, den Rest des Weges, etwa 2500 Kilometer, auf der Schilka, den vielgewundenen Amur hinab und den Ussuri wieder hinauf zurückzulegen. Vom Ussuri endlich führt eine 400 Kilometer lange Zweigbahn schon jetzt bis Wladiwostok, das neben einer Bewohnerschaft von 18,000 Seelen durch eine kleine Kriegsflotte und eine Handelsflottille belebt wird. Setzt man den Weg auf dem Amur, anstatt dem Ussuri zu folgen, bis zu der übrigens völlig versandeten Mündung fort, so erreicht man den ehemaligen, der jetzt als Verbrecherkolonie benutzten Insel Sachalin gegenüberliegenden Kriegshafen Nikolajewsk. Zu gelegener Zeit ist übrigens auch zwischen Nertschinsk und dem Ussuri eine den Amur flankirende Eisenbahn in Aussicht genommen.

Das Imponirendste, vielleicht das einzig Imponirende an der ganzen sibirischen Eisenbahn sind ihre Ausdehnungsmaße. Vergegenwärtigt man sich, daß in dem Zarenlande in der That noch einmal das Reich erstanden ist, in dem das Tageslicht nicht erlischt, daß die Sonne, die über Warschau untergeht, gleichzeitig mit ihrer Morgenröthe die Berge der Tschuktschen und Kamtschadalen grüßt, und daß es die Ost- und Westgrenzen dieser Riesenmonarchie sind, welche der Stahlreif nun aneinanderfesseln wird, so begreift man die Größe des Unternehmens. — Die amerikanischen Pacificbahnen wurden als Wunderwerke der Verkehrstechnik viel gepriesen, nun, die Entfernung New-York—San Franzisko beträgt rund 5500, die von Moskau nach Wladiwostok aber mißt reichlich 9500 Kilometer, wovon zunächst 7000 als Schienen-, der Rest als Wasserstraße zu denken ist. Der Weg von China zur russischen Grenze, der jetzt drei bis vier Monate in Anspruch nimmt, soll sich auf sechzehn Tage ermäßigen, aus dem inneren Rußland und Europa bis zum stillen Ocean aber wird die Reisedauer über Land noch in bedeutend günstigerem Verhältnisse gekürzt. Für den Personenverkehr hofft man z. B. die Entfernung London-Shangai auf 22 Tage vermindern zu können. Und das, obwohl bis jetzt in Rücksicht auf eine leichte Construction des, übrigens breitspurigen Unterbaues nur eine Fahrgeschwindigkeit von 21 Kilometer in der Stunde und zur Verbilligung des Betriebes wahrscheinlich nur Tagesdienst in Aussicht genommen

ist. Für die Ausführung ist zur Verkürzung der Bauzeit ein gleichzeitiges Ausgehen von drei Punkten angerathen worden, was freilich bei der Schwierigkeit der Materialbeschaffung im Innern von Sibirien leichter gesagt als gethan ist. Indessen ist es ja durchaus nicht undenkbar, daß unter dem Hochdruck künstlich erregter politischer Bedenken die Schwierigkeiten hier ebenso wie beim Bau der Transkaspibahn einem Machtbefehl weichen müssen, und der Bahnbau ohne Rücksicht auf die entstehenden Mehrkosten mit allen Kräften forcirt wird. Die Gesammtkosten sind auf 341 Millionen Rubel veranschlagt, was für die gewaltige Ausdehnung wenig erscheint, bei dem unerschöpflichen Holzreichthum Sibiriens aber und dem Umstande, daß gerade das strenge Klima die Verwendung von Holz im weitesten Umfange zu Brücken, Oberbau und Gebäuden sehr empfehlenswerth macht, sich vielleicht verwirklichen ließe. Die Werst würde sich dann auf etwa 50,000 Rubel stellen, während im europäischen Rußland bisher 85—90,000 Rubel dafür verausgabt wurden; indessen hat die transkaspische Bahn sich sogar mit einem Aufwand von 32,000 Rubel pro Werst, und das bei einer bewunderungswürdig kurzen Bauzeit, herstellen lassen.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die Rolle, welche die vollendete sibirische Eisenbahn in Zukunft spielen dürfte. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß die Linie ihrem ganzen Verlaufe nach durch die südlichen Theile des russischen Asiens führt, ja zur Hälfte fast an der Grenze desselben hinläuft. Es werden somit die besten Theile des Landes unmittelbar an Rußland angeschlossen, denn dieser südliche Strich, von dem bisher nur ein verschwindender Theil unter Cultur steht, enthält gegen $2^1/_2$ Millionen Quadratkilometer anbaufähigen Landes und übertrifft damit Rußland selbst fast um das Doppelte. Umsomehr fällt dieser Reichthum an ertragsfähigem Boden in Betracht, als die gegenwärtigen, durch die Waldverwüstung und die Mißwirthschaft der Gemeinden allmählich herbeigeführten Mißernten in vielen russischen Gouvernements noch lange kein Ende zu nehmen scheinen, sondern vielfach in einen dauernden Nothstand auszuarten drohen. Eine ausgiebige Besiedelung der südlichen Striche von Sibirien mit der gleichzeitigen Möglichkeit, die dortigen Bodenproducte in geregelter Weise nach Rußland abzuführen, würde gegen ein weiteres Umsichgreifen der gegenwärtigen Nothlage des russischen Bauernstandes sicherlich eine kräftige, vielleicht die einzige Hülfe bieten. Bei den heutigen Verkehrszuständen ist eine solche Besiedelung, auch nur für das westliche Sibirien gedacht, völlig ausgeschloffen, denn auf Wagen- und Schlittentransporte und etwa die kaiserliche Post hin, welche die entlegenen Theile von Ostsibirien nur einmal im Jahre erreicht, läßt sich in unseren Tagen eben keine ausgedehnte Bodencultur mehr gründen. Mit dem Bergbau und der Industrie ist es nicht anders; wie im ganzen Süden von Sibirien das Land des Pfluges harrt, so warten in all' den unermeßlichen Ebenen längs der großen Ströme noch unberührte Bodenschätze der Hebung. Des ungeheuren Holzreichthums von Sibirien braucht man vorerst, da schon das russische Holz nur in beschränktem Maße am Export Theil nimmt, noch kaum zu gedenken, obwohl es in Zukunft vielleicht eine nicht geringe Rolle spielen wird. Aber es bleiben auch außerdem Werthe genug, die noch der Nutzung harren. Reiche Graphit- und Lapislazuliberge am Baikalsee, fast unberührte Steinkohlenlager im Gouvernement Tomsk, bei Nertschinsk, am Stillen Ocean und auf Sachalin, Blei und Silber in Tomsk und Transbaikalien, Eisen zu unerschöpflichen Massen in Transbaikalien und Nikolajewsk: Milliarden an Werth warten überall nur auf die Zeit, sich der allgemeinen Güterproduction anzureihen und in den Strom des Welthandels einzufließen. Und dazu kommt dann die Aussicht auf den Durchgangsverkehr vom Stillen Ocean nach Europa, und von hier nach China und Japan. Haben sich doch sogar die Erbauer der amerikanischen Ueberlandbahnen einst mit der Hoffnung geschmeichelt, den Güterverkehr zwischen dem westlichen Europa und dem östlichen Asien über ihre Gleise lenken zu können, warum sollten die Gründer der asiatischen Pacificbahn nicht bessere Aussicht haben, dieses Ziel zu erreichen? Der Weg von England, Frankreich oder Westdeutschland nach China und Japan, der über Suez und Indien mehr als 20,000 Kilometer beträgt, wird durch die Benutzung einer der amerikanischen Pacificbahnen bereits um durchschnittlich 1500 Kilometer vermindert, abgesehen von der Annehmlichkeit, anstatt einer vierzigtägigen Seefahrt nur fünfundzwanzig Tage auf dem Schiff und sechs Tage auf der Eisenbahn zuzubringen. Die sibirische Bahn ermäßigt die Entfernung fast um die Hälfte und vermeidet die Seefahrt vollständig, Grund genug, um von dem europäisch-asiatischen Personen- oder Postverkehr wahrscheinlich den größten Theil, von dem Güterhandel aber wenigstens die werthvollen und eiligen Bestandtheile, wie Thee, Seide und Aehnliches zu absorbiren. Es wäre natürlich voreilig, für die Rentabilität der sibirischen Bahn mit Bestimmtheit günstige Schlüsse ziehen zu wollen, und die naheliegende Vergleichung mit den entsprechenden Unternehmungen in der neuen Welt würde solche nicht einmal zulassen. Von den nordamerikanischen Pacificbahnen dient die kanadische in erster Linie politischen Zwecken und hatte auf günstige Betriebseinnahmen niemals zu rechnen, die fünf großen Eisenbahnen dagegen, welche innerhalb der Vereinigten Staaten vom atlantischen zum stillen Meer führen, erzielen wohl große Einnahmen, aber nicht aus dem Personen- oder Gütertransport, sondern aus den ungeheuren, insgesammt der Ausdehnung Oesterreich-Ungarns gleichkommenden Landschenkungen, welche die Regierung ihnen als Pathengeschenk in die Wiege legte.

Es bedarf indessen für derartige Werke der zahlenmäßigen Rentabilitätsberechnung auch gar nicht, der hohe civilisatorische Werth, den die amerikanischen Pacificbahnen in sich schließen, indem sie zuerst die Besiedelung des Mississippithales und des fernen Westens der Union durch Millionen betriebsamer Einwanderer anbahnten, reicht über alle Dividendenberechnungen himmelweit hinaus. Und warum sollte nicht die sibirische Eisenbahn, wenn auch erst im Verlaufe längerer Zeiträume, dieselbe Rolle als Culturträgerin für die anbaufähigen Theile des inneren Asiens spielen, welche an Ausdehnung denen des Mississippibeckens durchaus nicht nachstehen? Zudem sind, auch wenn man diesen Umstand vernachlässigt und die Bahn lediglich als Befriedigungsmittel für bereits vorhandene Bedürfnisse betrachtet, die Chancen hier und dort nicht dieselben. Als die Pacificbahnen der Union entstanden, hatten sie nur ein Bevölkerungscentrum von etwa 20 Millionen im Osten mit dem fast menschenleeren Westen Nordamerikas zu verbinden, hinter der sibirischen Eisenbahn dagegen stehen als Productions- und Consumtionscentren das ganze Europa im Westen, China und Japan aber mit ihren 440 Millionen Bewohnern im Osten. Nicht als ob diese Ziffern für die dereinstige Bedeutung jener Verbindungslinie in directem Verhältniß maßgebend sein könnten; aber unstreitig macht sich unter den Verkehrsbedürfnissen der Neuzeit immer mehr das Bestreben geltend, starke Industrie- und Handelscentren auf möglichst schnellem und directem Wege mit einander zu verbinden, und diesem Bedürfniß scheint die sibirische Bahn in Bezug auf die beiden stärksten Menschenanhäufungen der Erde gerade zur rechten Zeit entgegenzukommen.

## Literatur und Kunst.

### Der Anachronismus.

Von Armin Tille.

„Die Reise als Erzieherin" könnte ein zukünftiger Essayist seine Schrift betiteln, in welcher er die Bedeutung des Reisens für die Culturentwickelung der Menschheit zu erläutern sucht. Denn in der That der Verkehr, welcher die Kunde von fremden

Gegenden vermittelt, welcher dem verhältnißmäßig noch primitiven Menschen die Ueberzeugung verschafft, daß in anderen Ländern die Menschen andere Sitten und Gewohnheiten haben, ist einer der wichtigsten Factoren für den culturellen Fortschritt der Menschheit. Ist es ein Ergebniß erst der jüngsten wissenschaftlichen Erkenntniß, jeden Menschen als ein Product seines Landes und seiner Zeit aufzufassen, was doch so nahe zu liegen scheint, so wird es begreiflich, daß der inhaltschwere Satz: „Andere Zeiten, andere Bilder" lange Zeit auch den Völkern ziemlich fortgeschrittener Cultur mit seiner ganzen Tragweite verborgen blieb. Zeitliche und geographische Entfernung stehen hier in nahen Beziehungen zu einander: ist einmal die Ueberzeugung bei einem Volksstamm eine allgemeine geworden, daß in einem anderen Lande das entgegengesetzte als gut erscheinen kann, so ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der Erkenntniß, daß sich die Zeiten und die Anschauungen der jeweilig Lebenden immer ändern und nicht dieselben bleiben. Verstöße gegen diese so einfache Lehre nennen wir Anachronismen und verstehen darunter vor Allem geschichtliche Irrthümer, die nur ein Lächeln verdienen, wie wenn z. B. der eine bei Beschreibung der Schlacht von Marathon den Kanonendonner nicht vergißt und der Andere unter den Culturkräutern der Karolingerzeit die Kartoffel aufführt. Und doch ist das Lächeln in derartigen Fällen nicht so recht am Platze: man braucht sich nur ein wenig umzusehen und findet bei geistig hervorragenden Männern vergangener Zeit, denen allerdings die modernen Verkehrsmittel fehlten, eine Unmenge von Anachronismen, die uns heute erst darauf aufmerksam werden lassen, welchen ungeheuren Schatz die Arbeit vergangener Jahrhunderte hinterlassen hat. Denn durch ihn allein sind wir ja im Stande, heute diese Verstöße gegen die Zeitanschauung zu erkennen.

Es wäre aber ein großer Irrthum, wenn man meinen wollte, heute sei der Anachronismus nicht mehr unter den Lebenden; gerade jetzt befindet er sich sehr wohl, wenn auch sein Aeußeres nicht mehr so leicht zu erkennen ist. Die oberflächliche historische Bildung unserer Tage verhindert allerdings den Kanonendonner mit der Schlacht bei Marathon zu verbinden, verursacht aber viel Schlimmeres: in übermüthigem Stolze meint Jeder die Zeitenfolge fest im Gedächtniß zu haben und läßt sich dabei die gröbsten Verstöße gegen die Zeit und die ihr eigene Stufe der Culturentwickelung zu Schulden kommen. In hervorragendem Maße gilt dies für den Künstler, welcher Ereignisse vergangener Zeiten vorzuführen bestrebt ist. Und dabei liegt das Allgemeingefährliche darin, daß der Dichter besonders ein Culturbild so anschaulich zu gestalten weiß, daß Jeder, der davon einmal Kenntniß genommen, es fest in seinem Gedächtniß hält, viel fester als eine mit historischer Genauigkeit entworfene Schilderung der betreffenden Culturepoche. So läßt z. B. Wieland in den „Abderiten" Demokrit alles Ernstes mit einem Fernrohr auftreten; Hauff, welcher im „Lichtenstein" die Zeitverhältnisse ganz genau zu schildern meint und im Anhang sogar seine historischen Quellen anführt, entwirft von dem Leben und Treiben der Landsknechte ein Bild, welches dem historischen durchaus nicht entspricht. In den Erzeugnissen der jüngeren Literatur zeichnet z. B. Scheffel im „Ekkehard" ein Culturbild, welches drei Jahrhunderte später, als er sich denkt, etwa das richtige treffen mag; in den Romanen von Ebers sind die Uebertragungen von modernen und der Gegenwart näher stehenden Verhältnissen auf viel frühere Zeiten etwas Häufiges. Die nicht wahrheitsgetreue Wiedergabe von einflußreichen Personen der Geschichte, wie sie in den sogenannten „historischen" Romanen und Dramen fast regelmäßig wiederkehrt, wollen wir hierbei ganz außer Acht lassen, denn Manche meinen, der Dichter sei dazu berechtigt. Daß er das Recht hat, ist zweifellos, ob er aber seiner Nation dadurch einen Dienst erweist, ist eine andere Frage. Die dichterische Darstellung historischer Persönlichkeiten ist immer etwas mißliches, aber selbst wenn sie durchweg falsch ist, liegt darin für die Auffassung der gebildeten Welt noch lange nicht die Gefahr wie in einem falsch gezeichneten Culturbild. Ueber das Leben und die Thaten eines vor Jahrhunderten lebenden Königs kann man sich aus jeder leidlichen Weltgeschichte Raths erholen, über die Culturzustände einer Zeit nur mit viel mehr Mühe und Anstrengung.

Auf Gemälden ist der Anachronismus nicht seltener als in Dichtungen. So malte 1845 Schwerdtgeburt das bekannte Bild „Luther's Abschied von seiner Familie" und stellte die Familie des Reformators dar, wie sie sich um den brennenden Christbaum schart. Neuere Untersuchungen über das Alter des Christbaums haben dagegen mit voller Sicherheit ergeben, daß der Christbaum um diese Zeit sicher noch nicht üblich war, wie der Künstler uns glauben machen will. Ihm lag jeder Gedanke daran fern, aber sein Fehler, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begangen, ist sicher viel weniger zu entschuldigen als der Verstoß eines mittelalterlichen Dichters gegen die Chronologie der römischen Kaiserzeit. Wenn Emanuel Geibel die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde beschreibt und dabei die Verse gebraucht:

„Adlige Degen,
Städtische Macht
Singend entgegen
Ziehn sie der Schlacht",

so liegt darin wieder ein Anachronismus gefährlichster Art: die „städtische Macht," wie sie die Blüthezeit der Hansa kennt oder wie sie in dem langen Kampfe mit dem Adel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bis zur Niederlage bei Döffingen (1388) sich zeigt, wird in Geibel's Gedicht plötzlich in die Mitte des zehnten Jahrhunderts verlegt.

Der Antike bereits geht trotz ihrer hohen, der unseren in vielen Beziehungen sehr nahe stehenden Cultur das eine völlig ab, fremde Verhältnisse von dem Standpunkte derer zu beurtheilen, die sie als ihre Umgebung kennen. Der Grund dafür liegt unzweifelhaft in den trotz der Seefahrt immer noch beschwerlichen Verkehrsverhältnissen, die immer nur einem verschwindend kleinen Theile der Bevölkerung den Besuch fremder Länder möglich machten. Fast von jedem irgendwie geistig bedeutenden Griechen weiß die Geschichte zu erzählen, daß er lange Zeit in Großgriechenland, Kleinasien, Sicilien oder gar in dem gefürchteten Thrakien oder in noch ferneren Gegenden gereist sei. Selbst angenommen, diese wenigen auserwählten Geister wären eingedrungen in das Verständniß jener anderssprachigen fremden Völker, um ihrer Leser willen müßten auch sie, die gebildeten Schriftsteller, die tiefdenkenden Philosophen fremde Sitten und Einrichtungen mit den in ihrer Heimath herrschenden Gewohnheiten identificiren, und dieser Umstand macht oft die Beurtheilung einzelner Berichte recht schwer. Wie oft auch die Gottheiten asiatischer Völker bei Griechen und Römern nebst einzelnen Culthandlungen Erwähnung finden, klare Vorstellungen von ihnen konnte man sich nicht machen, bis durch die neueren Forschungen über diese Stellen sich ein helleres Licht verbreitete. Herodot und Xenophon finden es ja ganz natürlich, wenn der Perserkönig beim Zeus schwört. Aber selbst Taeitus, welcher allerdings nie in Germanien war, aber sich doch der Schilderung der fremden Zustände ausdrücklich hingibt, kann beim Göttercult der gefürchteten Völker des Nordens nur angeben, daß sie den Merkur, Mars und Herkules verehren. Daß dies ganz andere Gottheiten sind, welche für seinen Standpunkt nur zufällig einzelne Aehnlichkeiten mit den bezeichneten römischen gemein haben, scheint auch ihm nicht klar geworden zu sein, wenigstens läßt die Darstellung nicht darauf schließen.

Ein Jahrtausend später, bei den Germanen und Romanen des Mittelalters, tritt die Unfähigkeit, sich in räumlich oder zeitlich getrennte Zustände zu versetzen, noch deutlicher hervor. Die Cultur des gesammten Abendlandes war die griechisch-römische, welche von keltischem und germanischem Geiste neu belebt worden war: die Eigenart der einzelnen Völker hatte sich noch nicht so herausgebildet, fühlte man sich doch in Folge der gerade damals allmächtigen und einheitlichen kirchlichen Organisation unter Roms Prinzipat als ein Ganzes. Die durch die natürliche Beschaffenheit bedingten Unterschiede der Fruchtbarkeit und des Klimas, welche zwischen den Ländern bestanden, traten nicht sehr in den Vordergrund, denn an sie hatte man sich wie an etwas selbstverständliches gewöhnt. Bis

zu den Kreuzzügen, die in jede Bevölkerungsschicht neues Leben brachten, hatten die Schriftsteller und Künstler kaum Gelegenheit, von fremden Ländern eingehender zu sprechen, und als sie es dann thun, besonders in den Schilderungen der seltsamen Abenteuer des Ernst von Schwaben, da tritt immer wieder die eigenthumliche Denkart der Germanen in den Vordergrund, da zeigt sich eine kirchlich-naive Auffassung von der Welt, welche nichts für unmöglich hält. Die Ungeheuer, welche die Ritter gefährden, sind keine anderen, als die der deutschen Sage, höchstens tragen sie einen fremden Namen oder, wenn wirklich ein Thier des Morgenlandes, das man gesehen und beobachtet hat, die Vorlage bildet, so lebt die phantasiereiche deutsche Sage, wie sie die Dichter in volksthümlicher Gestalt sicher noch kannten, und die stolze germanische Denkweise in dem einzelnen Verfasser doch noch viel zu mächtig, als daß er nicht die ihm lieb gewordenen Züge der deutschen Ungeheuer auf die orientalischen übertragen sollte.

Ergötzlicher für uns, die wir es mit der Zeit etwas genauer zu nehmen gewöhnt sind, gestaltet sich noch die mittelalterliche Behandlung von Stoffen, die der Antike oder der christlichen Sage entnommen sind. Die Namen sind fast das einzige, woran man die Vorlage wieder erkennt, Verwechselungen und Anachronismen allein sind der Reihe nach verzeichnet. Bei weitem nicht alle Dichter zeigen sich mit der Chronologie so vertraut wie der Verfasser des Annoliedes und der Kaiserchronik, obwohl auch diese uns manches bieten, was einen modernen geschichtszahlenkundigen Schulmeister in Aufregung versetzen könnte. So erscheint Cäsar als der Beherrscher der Franken im Liede vom Heiligen Anno und in anderen Darstellungen als unmittelbarer Nachfolger, ja als Sohn Alexanders des Großen. Die Auflösung des alten Römerreichs und die Neugründung durch den großen Karl sind dieser Zeit, obwohl sie oberflächlich die Thatsachen kennt, völlig unbekannte Dinge, es ist in ihrer Auffassung zwischen den letzten Imperatoren und Karl keine Lücke, nur die Persönlichkeiten der Herrscher scheinen zu unbedeutend, um von ihnen zu sprechen. Solche Helden, welche dem deutschen Geiste mit ihrem kühnen Eroberungsmuthe zusagen, werden auf das Glänzendste gefeiert, aber so wie man es einem deutschen Könige schuldig zu sein glaubte. Am auffallendsten und bezeichnend für das Verständniß des Christenthums ist die Darstellung der heiligen Geschichte und Legende in der altsächsischen Dichtung, die wir den „Heliand" nennen. Christus ist hier der König oder Herzog, seine Jünger sind seine Mannen, die für ihn streiten: der ganze christliche Geist der Demuth und Erniedrigung ist verwischt, er hätte auf die hochgemuthen Sachsen gewiß auch wenig gewirkt. Jedoch die heldenhafte Darstellung jener Dichtung mußte zusagen und jenem Gott entstammten Herrscher sich zu unterwerfen auffordern, war ja doch auch der germanische König oder Herzog geborener Herrscher gewesen, der seine Ahnen bis zu den Göttern hinaufführte. Das Wohlgefallen, mit welchem im zehnten Jahrhundert noch Widukind, der Mönch von Corwey, von Mord und hinterlistiger Schandthat spricht, wenn nur Muth darin zum Ausdruck kommt und die Sachsen dadurch einen Vortheil gewinnen, ist auch geeignet ein Licht darüber zu verbreiten, wie jenen Leuten, die sich zum Christenthum bekannten, irgend ein christlicher Gedanke, das Gefühl für Liebe und Mitleid ferner lag als irgend etwas anderes. Auch dies ist ein Anachronismus des Gefühls: den Sachsen lag das christliche Glaubensleben und die ihm zu Grunde liegende Cultur so fern, daß sie sich durchaus nicht hineinversetzen konnten. Ein Herrscher mußte kriegerisch und heldenhaft sein, so wie ihre Herzöge.

Andere christliche Legenden machen wiederum Pilatus zu einem Mainzer Königssohn; in der legendarisch ausgeschmückten Jugendgeschichte der Maria tritt ein christlicher Bischof auf. Deutlich und am bezeichnendsten für die Denkweise der Zeit ist die christliche Uebertünchung der germanisch-heidnischen Heldensage im Nibelungenliede. Im Volksbewußtsein lebt in den Tagen, wo die uns erhaltene Form des Liedes entstand, noch germanischer Reckengeist, den die kriegdurchtobten und fehdenreichen Jahrzehnte des zwölften Jahrhunderts neu beleben mußten, wenn auch in einer von der alten wesentlich verschiedenen Gestalt. Doch die Zeit läßt sich nicht ohne Bischöfe mit gewaltigem Einfluß und ohne Messen mit buntem Gepränge denken, und deshalb muß die Heldengestalt eines Siegfried oder Hagen mit Pfaffen und kirchlichem Ritus umgeben werden. Aber auf der anderen Seite muß auch das höfische Ceremoniell, wenigstens so wie man es sich vorstellte, wiedergegeben werden und dies geschieht durch die eingehendsten Schilderungen aller einzelnen Umstände. Im Gudrunliede vermengen sich ebenfalls die Anschauungen verschiedener Culturepochen, die alte Sage mit ihren Heldengestalten und die bereits mildere Form der Cultur zur Zeit der Niederschrift. Bei der Schilderung des alten Wate, des gefürchtetsten Streiters, wird diese Vermengung einmal recht drastisch, denn dieser rauhe bärtige Geselle läßt sich herab, sein Haar mit einem seidenen Bande zusammen zu binden.

Einige Jahrhunderte später malte der florentinische Meister Leonardo da Vinci sein Abendmal und traf die geistige Situation in vorzüglicher Weise, aber die Eigenthümlichkeiten des Morgenlandes spiegeln sich weder in der Tracht noch im Gesichtsausdruck der dargestellten Personen oder in der Anlage des Raumes wieder, in dem sie weilen. Wie wenig dieser Umstand auch die Wirkung des Kunstwerkes beeinträchtigt, er beweist uns doch, daß der geniale Künstler in keiner Weise von historischem Geiste durchdrungen war. Illustrationen zur ganzen Bibel aus wenig späterer Zeit stellen uns wiederum die Helden des alten Testaments als Männer in der Tracht des Reformationszeitalters dar, die Krieger als Landsknechte mit ihrem charakteristischen Panzer, dem „Krebs", und die Könige mit der gut nachgeahmten deutschen Kaiserkrone und dem Mantel, gerade so wie die deutschen Könige und Kaiser auf Bildern jener Zeit erscheinen. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind uns eine Reihe deutscher und lateinischer Beschreibungen der Kämpfe vor Troja erhalten, welche auch den Text durch Bilder erläutern. Aber wer diese betrachtet, der hat keine antike Stadt vor sich, nein die Kämpfer, Kampfwerkzeuge und Rüstungen sind die des Mittelalters, wie wir sie in den Museen noch jetzt sehen, und die Bollwerke und Thürme sind dieselben, wie wir sie heute noch z. Th. in Nürnberg beobachten können.

Doch das Vorkommen des Anachronismus hat auch seine Kehrseite. Wir können heute dem Mittelalter nicht dankbar genug sein für seine unvollkommene Art der Auffassung in historischen Dingen. Dadurch allein erhalten wir die werthvollen Bilder aus den Zuständen der Zeit, in welcher sie entstanden. Das geistig unbedeutendste Machwerk des Mittelalters ist für uns von höchster Wichtigkeit für die Beurtheilung der Zeit, in welcher es entstand. Diesen Vorzug wird der größte Theil der geistigen Erzeugnisse aus den letzten zwei Jahrhunderten nicht für sich in Anspruch nehmen können, denn da geben sich die Autoren schon längst nicht mehr so, wie sie und ihre Zeit wirklich waren. Zum Glück sind die Forscher in diesen Zeiten nicht mehr auf alle Autoren als Quellen angewiesen, sondern eine kleine Zahl geistiger Heroen leisten hier zur Genüge diese Dienste.

## Th. Ribot und die neuere Psychologie.

Von Eduard Sokal.

„Vor dreißig Jahren würde man die Behauptung, die Psychologie sei noch in der Kindheit und habe wenig Aussicht, bald aus ihr herauszukommen, eine paradoxe genannt und den Vorwurf des Kritikers durch den Hinweis auf die seit Locke den verschiedenen Aeußerungen des menschlichen Geistes gewidmeten Schriften als hinlänglich zurückgewiesen erachtet haben. Heute wäre diese Behauptung nicht mehr paradox. Der Standpunkt ist ein anderer geworden und wenn man auch mit Recht anerkennt, daß die alten Psychologen in vieler Beziehung sich Verdienste erwarben, manche Punkte endgültig festgestellt und in der Analyse eine schwer zu übertreffende Feinheit und Schärfe

gezeigt haben, so will man doch in alledem nichts besseres als Versuche sehen. Der neue Geist der Naturwissenschaften ist auch in die Psychologie eingedrungen und man frägt sich, ob eine Summe scharfsinniger Bemerkungen, feiner Analysen, elegant dargestellter Beobachtungen des gesunden Verstandes, für werthvolle Wahrheiten ausgegebener metaphysischer Hypothesen ein gegliedertes Lehrgebäude, eine wahre Wissenschaft bilden und ob man nicht vielmehr zu einer strengeren Methode seine Zuflucht nehmen müsse. Auf diese Weise ist eine von Tag zu Tag schärfer werdende Trennung zwischen alter und neuer Psychologie eingetreten und obwohl jene, dem Anscheine nach, noch ziemlich feststeht, so sind ihre Tage doch gezählt. In der neuen Umgebung, welche um sie entstanden ist, sind ihre Existenzbedingungen verschieden, den stetig wachsenden Schwierigkeiten ihrer Aufgabe, den immer größeren Anforderungen des wissenschaftlichen Geistes sind ihre Methoden nicht gewachsen: sie zehrt nur noch von ihrer Vergangenheit. Vergeblich betonen ihre bedeutendsten Vertreter, man müsse die Thatsachen untersuchen, der Erfahrung Rechnung tragen: so aufrichtig ihre Concessionen auch gemeint sein mögen, sie fruchten nichts und werden in Wirklichkeit nicht erfüllt; sobald sie Hand an's Werk legen, ergreift sie wieder die Lust an der reinen Speculation. Uebrigens läßt sich etwas in der Wurzel falsches nicht reformiren und die alte Psychologie muß durch die in ihr enthaltenen Widersprüche untergehen. Die Bemühungen, sie den Anforderungen des Zeitgeistes anzupassen, können darüber nicht täuschen; ihr Grundcharakter, wie sich in wenigen Worten zeigen läßt, bleibt immer derselbe. Sie ist mit metaphysischem Geiste durchtränkt, sie ist die „Wissenschaft der Seele"; Selbstbeobachtung, Analysiren, Schließen sind ihre liebsten Forschungsmethoden; sie mißtraut den biologischen Wissenschaften, schöpft aus ihnen nur ungern, gezwungen und schämt sich ihrer Entlehnungen. Grämlich, wie alles Schwache und Alte, sehnt sie sich nur nach Zurückgezogenheit und Ruhe".

Mit diesen Worten zieht Th. Armand Ribot im Jahre 1879 die Bilanz der speculativen Bestrebungen in der Psychologie und durch den schroffen, unbeugsamen Gegensatz zu denselben ist das Programm seiner eigenen Forscherthätigkeit gegeben. Den Abgrund naturphilosophischer Zweifel, den die speculative Aera vor uns aufgedeckt, hat sie nirgends zu überbrücken vermocht und zu der weitumfassenden Bedeutung der aufgeworfenen Probleme standen ihre Lösungen in kläglichem Mißverhältniß. In Uebereinstimmung mit der Generation großer naturwissenschaftlicher Entdecker, welche aus dem Laboratorium Joh. Müller's hervorgegangen hält Th. Ribot jeden Compromiß mit der Naturphilosophie vergangener Decennien für unmöglich, aber auch jeden Kampf gegen dieselbe eigentlich für zwecklos; mit ihren Vertretern lasse sich nicht discutiren, da weder Grundsätze noch Methoden, weder Sprache noch Zweck gemeinsam seien". Aber während Männer, wie Helmholtz und Du Bois-Reymond, deren Begabung sie von Haus aus auf Beobachtung und Experiment anwies, in rastlosem Schaffensdrange der neuen Methode durch neue Entdeckungen zum Siege verhalfen, hat Ribot, seiner eigentlichsten Veranlagung nach Dialectiker, in der Schule abstract-philosophischen Denkens ausgebildet, mühsam erst und spät zur neuen Erkenntniß sich durchringen müssen.

Es wird uns daher nicht Wunder nehmen, daß der veränderten Denkweise die Denkgewohnheiten nicht in Allem sich anbequemt. Trotz seiner großen und aufrichtigen Bewunderung für die experimentelle Methode, konnten wir in keinem einzigen Werke Ribots die Schilderung auch nur eines selbständig durchgeführten Experimentes finden. In der ihm eigenthümlichen Art und Weise, ein Problem nach allen Richtungen hin gleichsam abzutasten, bevor er es scharf in's Auge faßt, zeigt er sich als Meister der Analyse, seine virtuos gehandhabte Kunst mit unklaren Begriffen sich auseinanderzusetzen, kann als Muster wohlangewandter Dialectik gelten. Mit einem Worte: er hat die geistigen Anlagen einer vergangenen Epoche in den Dienst der modernen Wissenschaft gestellt und an der Hand seiner Werke mag es uns gestattet sein zu zeigen, wie ersprießlich diese Vereinigung geworden.

Die ersten Arbeiten Th. Ribot's waren kritisch-historischer Natur. Des Satzes eingedenk, daß die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst sei, versucht er es in zwei ausführlichen Monographien über die englische und deutsche experimentelle Psychologie uns die kurze Vergangenheit der „Wissenschaft der Zukunft" zu erzählen. Das langsame Tempo, die vielfach verschlungenen Irrwege der Psychologie scheinen ihm psychologisch leicht verständlich zu sein, denn bitter klagt er darüber, daß man eigentlich Mathematiker, Physiker, Physiologe und Pathologe sein, über die Resultate und vor allem die Methoden sämmtlicher Experimentalwissenschaften verfügen müßte, um die psychologischen Untersuchungen mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Wenn demnach die Ausbeute bis jetzt nicht groß geworden, so spricht dies seiner Ansicht nach weder gegen die Methode noch auch gegen deren Vertreter; es ist das Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntniß eben in weit höherem Grade als man gewöhnlich annimmt, eine Function der Zeit.

In der „Psychologie anglaise contemporaine" (die im J. 1870 in erster Auflage erschien) bespricht Ribot ausführlich die Werke der beiden Mills, von Herbert Spencer, Alexander Bain und Georg Lewes, welche zu jener Zeit in Frankreich fast unbekannt waren. Dieses Buch, das innerhalb kurzer Zeit in die meisten Cultursprachen Europas übersetzt wurde, hat zur Verbreitung der besagten Autoren in so hohem Grade beigetragen, daß es gewissermaßen sich selbst dadurch überflüssig gemacht hat. In geistreicher, fesselnder Weise schildert es uns Geschichte, Methode und Ziele der englischen Psychologie, betont nachdrücklich die Vorliebe derselben für allgemeinere Systeme, ihren vorwiegend beschreibenden Charakter, hebt aber auch den Mangel an eigentlich experimenteller Grundlage sowie das Hypothetische der meisten Voraussetzungen hervor. Besonders bemerkenswerth scheint uns der Aufsatz über H. Spencer als dessen enthusiastischen Bewunderer und Anhänger Ribot sich bekennt.

Im Gegensatz zu der „organischen" Psychologie der Engländer, welche auf der allgemeinen Entwickelungshypothese fußend, die psychischen Erscheinungen als die höchste Daseinsform, als die complicirtesten, weil zeitlich letzten aller Naturprocesse auffassen, hat sich die deutsche Psychologie seit jeher eine andere Aufgabe gestellt. Sie hat den analytischen Weg eingeschlagen und entnimmt ihre Gesichtspunkte sowohl wie ihre Ausdrucksweise hauptsächlich den physikalischen Wissenschaften. Sie zeigt zunächst im Allgemeinen ein größeres Bestreben nach Genauigkeit; im Besonderen Anwendung des Experimentes; quantitative Bestimmung (da das Experiment Zahl und Maß erfordert); ein begrenzteres Forschungsgebiet; eine Bevorzugung der Monographien an Stelle der Gesammtarbeiten.

Die auf den ersten Blick sonderbar erscheinende Trennung von „deutscher" und „englischer" Psychologie ist demnach, wie wir sehen, in der Natur der Sache vollständig begründet. Wie in der Kunst und im öffentlichen Leben, so prägt sich auch der Nationalcharakter (in diesem Falle gewiß nicht weniger deutlich) in der Wissenschaft aus.

In den Zeitraum zwischen der Abfassung „der englischen" und „der deutschen Psychologie" (1870—1879) fallen noch zwei größere Abhandlungen unter dem Titel „L'hérédité psychologique" und „La philosophie de Schopenhauer", welche für das Verständniß des Ribot'schen Entwickelungsganges von großer Bedeutung sind.

Die erste bedeutet das einzige Opfer, das Ribot seinen speculativen Neigungen, die zweite das vollständige sich Lossagen von denselben.

Erblichkeit — Gewohnheit — Erhaltung der Kraft: zwischen diesen drei scheinbar weit abgelegenen Phänomenen versucht Ribot in den Conclusionen seines Werkes „L'hérédité" eine Brücke zu schlagen. „Considérée du point de vue philosophique, l'hérédité nous apparaît comme un fragment d'une loi beaucoup plus générale, d'une loi de l'univers et sa cause doit être cherchée dans le mécanisme universel. Rien de qui a été ne peut cesser d'être; de là, dans l'individu, l'habi-

tude et la mémoire, dans l'éspèce l'hérédité. Elle n'est qu'un cas de cette loi dernière que les physiciens appellent la conservation de l'énergie et les métaphysicieus la cans alité universelle".

Wir werden sehen, daß der hier angedeutete Gedanke einer weit concreteren Fassung fähig ist und dieselbe später bei Ribot auch gefunden hat; in der Form, wie er sich hier ausgedrückt findet, bedeutet der Satz allerdings nichts mehr als eine rein speculative Hypothese und trägt all' die Merkmale an sich, die Ribot selbst für eine solche angibt: er lautet bestimmt, ist klar umschrieben, deutlich und — unbeweisbar.

Unbeweisbar! dies ist auch das einzige Wort, das er nach ausführlicher Darstellung als Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie gebraucht. Und wie man in vollem Ernst, in tiefster Ueberzeugung an Unbeweisbares glauben, Unbeweisbares verfechten kann, scheint ihm im Verlaufe seiner Entwickelung immer unbegreiflicher zu werden. Es gilt ihm nunmehr die Metaphysik als eine Art zweiten Offenbarungsglaubens in der Wissenschaft, ihre Geschichte als die Geschichte des Irrthums.

Im Jahre 1881 beginnt Ribot die Reihe seiner epochemachenden Arbeiten über die Pathologie der psychischen Erscheinungen mit den „Maladies de la mémoire". Diese Arbeiten sind trotz des medicinischen Titels ausschließlich theoretischer Natur; den allgemein üblichen Anschauungen entgegen wird in ihnen der Versuch gemacht, die Lehre von den normalen Punktionen auf die Betrachtung der pathologischen Abweichungen zu gründen, die psychischen Krankheiterscheinungen als unentwickelte und daher weniger complicirte Formen der geistigen Thätigkeit aufzufassen.

Der älteren Psychologie ist das Gedächtniß ein besonderes Seelenvermögen, die höchst merkwürdige und anscheinend gänzlich räthselhafte Fähigkeit unseres Geistes, Vorstellung aufzubewahren, zu reproduciren und in der Vergangenheit gleichsam perspectivisch anzuordnen. Wie Ribot selbst es in seiner Abhandlung über die Erblichkeit bereits angedeutet, wie späterhin von E. Hering in der geistvollen Rede über „Das Gedächtniß als eine allgemeine Function organischer Materie" des weiteren ausgeführt wurde, ist das eigentlich psychische Gedächtniß im Grunde nur ein Spezialfall der weit allgemeineren Erscheinung des „organischen" Gedächtnisses, wie sie in Gewohnheit, Erblichkeit, im Instinct neugeborener Thiere uns entgegentritt. Dieses organische Gedächtniß ist jeder lebenden Zelle eigen, seine besondere Modification als psychisches Gedächtniß ausschließlich der Gehirnzelle.

Das Hauptverdienst von Ribot's Werk über das Gedächtniß besteht unseres Erachtens nach darin, daß es die zahllosen verwirrenden Thatsachen der einschlägigen psychopathologischen Litteratur in einer Weise geordnet hat, welche das unwesentliche vor dem wesentlichen zurücktreten läßt und in dem knappen Raum von 160 Octavseiten alles erschöpft, was auf den normalen Mechanismus des Gedächtnisses Licht werfen könnte. Die Ergebnisse, zu welchen Ribot am Schlusse seiner Untersuchungen gelangt ist, gehören auch durchaus nicht der weitverbreiteten Species selbstverständlicher Binsenwahrheiten an, sie sind vielmehr anscheinend paradox, wahre Columbuseier der Wissenschaft im besten Sinne des Wortes. Ein Beispiel mag unserer Behauptung zur Stütze dienen, nämlich die sogenannte „loi de regression", welche Ribot für den Verlauf der Gedächtnißstörungen aufgestellt hat:

„Dans le cas de dissolution générale la perte des souvenirs suit une marche invariable: les faits réeents, les idées en général, les sentiments, les actes.

Dans le cas de dissolution partielle le mieux connu (l'oubli des signes) la perte des souvenirs suit une marche invariable: Les noms propres, les noms eommnns, les adjectifs et les verbes, les interjections, les gestes.

Dans le deux cas, la marche est identique. C'est une regression du plns nonveau au plus aneien, du complexe au simple, du volentaire à l'autematique, du moins organisé au mieux organisé.

Nous avons rattaché notre loi à ce principe physiologique: „La dégénerescenee frappe d'abord ce qni est le plus récemment formé" et à ce principe psychologique „Le complexe disparaît avant le simple parce qu'il a été moins souvent répété dans l'expérienee".

Wir sehen hier eine Fülle einzeln höchst verblüffender Thatsachen in einem ganz selbstverständlichen Gesetze zusammengefaßt, sozusagen auf den gemeinschaftlichen Nenner gebracht — das Musterbild einer treffenden Erklärung.

Während Ribot in seiner Arbeit über das Gedächtniß die allgemein geläufigen Gesichtspunkte beibehalten konnte, begibt er sich mit den Maladies de la mémoire und de la personnalité auf viel schwankenderen Boden. Trotzdem wir täglich von Willenshandlungen und individuellem Bewußtsein sprechen, so wäre es uns doch ganz unmöglich, von beiden Erscheinungen eine einigermaßen exakte Beschreibung zu geben, wie sie für die Thatsachen des Gedächtnisses niemand schwer fallen könnte. In beiden Fällen ist es schwer, fast unmöglich zu entscheiden, ob wir es mit elementaren, besonderen Bewußtseinsinhalten oder mit einem sekundären, abgeleiteten Phänomen zu thun haben; in beiden Fällen haben auch die Untersuchungen Ribots zu einem wesentlich negativen Resultat geführt.

Es kann für den Naturforscher keinem Zweifel unterliegen, daß die Vorgänge im Nervensystem eben so wie alle anderen bekannten Erscheinungen des Weltalls dem Gesetze der Erhaltung der Kraft folgen, daß sie eine ununterbrochene, unverrückbare Reihe bilden, deren letztes Glied bereits durch das erste gesetzt ist. Die äußeren Reize, welche unsere Sinne treffen, pflanzen sich als innere Erzeugungen im Gehirne fort, gehen als centrifugale Impulse auf die motorischen Nerven über und entladen sich nach außen in Form unendlich mannigfaltiger Bewegungen. An dieser mechanischen Erklärungsweise müssen wir festhalten, denn bis jetzt ist sie die einzige, die freilich nicht alle, wohl aber einen kleinen Bruchtheil der Erscheinungen begreiflich macht. Sie ist unser einziger Rettungsanker in diesem anscheinend völlig gesetzlosen Wirrwarr und gemäß dem Ausspruch des unsterblichen Verfassers der „Mécanique céleste" kann ja in der Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen kein anderer Unterschied obwalten, als den unsere Unwissenheit hineinträgt.

Dies sind in großen Zügen die Voraussetzungen, von welchen Ribot bei seiner Beobachtung der Willenserscheinungen ausgeht und die er in seiner Arbeit Schritt für Schritt durchzuführen bestrebt ist. Er weist nach, daß es in jeder Willenshandlung zwei wohlzuunterscheidende Momente giebt: den Bewußtseinszustand, das „Ich will", welches eine Situation constatirt aber an und für sich völlig wirkungslos ist; und einen höchst complicirten psychophysiologischen Mechanismus, der allein Bewegungs- und Hemmungsimpulse auslösen kann. Er zeigt uns, daß in pathologischen Fällen bald der eine, bald der andere Faktor verloren gehen kann, daß im ersten Falle die unwiderstehlichen Zwangshandlungen, im zweiten das Krankheitsbild der Abonlie entsteht und schließt seine Ausführungen mit dem Satze: „La volonté n'est la cause de sien."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung der psychologischen Zustände als bloßer Epiphänomene gewisser Gehirnprozesse für die Oekonomie der Wissenschaft von großem Nutzen wäre, aber ebensowenig kann in Abrede gestellt werden, daß der „doppelte Nervenprozeß" bis jetzt denn doch nur eine unbewiesene Hypothese ist. In zweifachem Sinne ist der Versuch gemacht worden über sie hinauszugehen; einmal durch Rückkehr zu der alten Annahme eines Willens, der in das physische Räderwerk eingreifen könnte, das zweitemal in neuester Zeit von Janet, „L'automatisme psychologique, Binet, Les altérations de la personnalité u. a.) durch der Theorie des sog. „Doppel-Ich." Nicht nur gewisse, sondern alle Nervenprozesse ohne Ausnahme, sollen nach dieser Lehre von Bewußtsein begleitet sein, von einem Bewußtsein, daß sich gleichsam schichtenweise an verschiedene „Iche" vertheilen soll. Wir constatiren diese Theorie, ohne in ihr eine wesentliche Förderung unserer Erkenntniß erblicken zu können.

Um die Schilderung des Ribot'schen Lebenswerkes abzuschließen, müssen wir endlich einer kurzen Abhandlung unter dem Titel „La psychologie de l'attention" erwähnen, welche die Aufmerksamkeit als eine rein motorische Thätigkeit darstellt und (last not least) seiner vieljährigen Leitung der „Revue philosophique" gedenken. Gegenwärtig arbeitet er, wie aus einem

Briefe an den Verfasser dieser Zeilen hervorgeht, an einem neuen Werke unter dem Titel „La psychologie des sentiments."

Ueberblicken wir noch einmal Th. Ribot's wissenschaftliche Laufbahn, so können wir nicht umhin, derselben unsere aufrichtigste Bewunderung zu zollen. Wir sehen in ihm einen der geistreichsten Pfadfinder auf einem der schwierigsten Gebiete der gegenwärtigen Forschung.

---

## Ferdinand von Saar und seine Wiener Elegien.

Von Karl von Thaler.

Großstädte werden selten poetisch verherrlicht. Sie bieten dem Romanschriftsteller reichen Stoff, dem Dichter nur spärlichen. Rom bildet die einzige Ausnahme, aber Rom ist noch lange keine Großstadt. Mailand und Neapel verdienen diesen Namen weit mehr als die einstige Herrin der Welt. Wenn die Hauptstadt Italiens dereinst wirklich eine moderne Capitale geworden sein wird, dann wird sie ihren Zauber zum großen Theil verloren haben und der Fremdling nicht mehr mit Ehrfurcht ihren Boden betreten. Bis dahin mag Rom noch das Herz aller Dichter höher schlagen machen, mag es in schönen und schlechten Versen gefeiert werden, während andere Großstädte auf diese Ehre verzichten müssen.

Wien ist sie jedoch ausnahmsweise soeben zu Theil geworden durch einen seiner begabtesten Söhne, durch Ferdinand von Saar. Wenn man ihn den ersten lebenden Dichter Deutschösterreichs nennt, so wird wohl Niemand widersprechen. Es ist Keiner da, der ihm diesen Rang streitig machen könnte. Die Zeit, in welcher Wien eine ganze Schaar hervorragender Poeten beherbergte, liegt weit zurück; die Namen der Dichter aus der Ostmark, die sich eine Stellung in der deutschen Literatur eroberten, sind auf Grabsteinen verzeichnet. Was an jungem Nachwuchs vorhanden ist, muß erst in die Höhe schießen, wenn es überhaupt zu kräftigem Gedeihen Anlage zeigt und nicht in modernster Unnatur verkrüppelt. Seit Hamerling's Tod aber haben wir nur einen einzigen Dichter in Deutschösterreich, den wir neben die besten der anderen deutschen Gaue stellen dürfen — und das ist Saar.

Ein Wiener Kind, hat Saar seine Jugend in der Vaterstadt verbracht, und als er nach zehnjährigem Dienst in der Armee den historischen, später leider abgeschafften weißen Rock des österreichischen Offiziers mit dem schwarzen des Bürgers vertauschte, siedelte er sich in Wien an. Als ich ihn kennen lernte, wohnte er, dessen Verhältnisse kümmerlich genug waren, in einem unscheinbaren Hause der Preßgasse in der Vorstadt Wieden. Er hatte bereits seine Doppeltragödie „Heinrich IV." drucken lassen, ohne daß ihm das hochbedeutende Werk irgend etwas Anderes eingetragen hätte als die neidlose Anerkennung eines kleinen hochgebildeten Kreises. Seine Novelle „Innocens" dagegen, die just erschienen war, machte ihn dem großen Publikum bekannt. Einiges Verdienst daran darf ich mir selbst zuschreiben. Es geht zuweilen eine prächtige literarische Leistung spurlos vorüber, wenn sich nicht eine Hand findet, welche die Lärmtrommel in einer weitverbreiteten Zeitung rührt. In Wien ist das vielleicht noch mehr nöthig als anderwärts. Saar, den ich nie gesehen, hatte mir den „Innocens" mit einem Briefe geschickt, dessen liebenswürdige Bescheidenheit in mir sofort die Vermuthung weckte, der Schreiber müsse ein starkes Talent sein, denn die jungen Poeten, die wenig oder nichts können, besitzen mehr Selbstbewußtsein. Die Novelle entzückte mich — und nun trommelte ich so kräftig, daß nach wenigen Wochen alle Wiener und Wienerinnen, deren Horizont nicht ein ganz beschränkter war, sich des Geständnisses geschämt haben würden, sie hätten „Innocens" nicht gelesen. Wie jede gute That, fand auch meine ihren Lohn: in der Freundschaft des Dichters.

Inzwischen ist mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen und Saar berühmt geworden. Seit vielen Jahren lebt er nicht mehr ständig in Wien, sondern erscheint hier nur als Gast. Da wandelt er durch die Straßen, auf deren Pflaster er als junger Lieutenant den Säbel klirren ließ, und alte Erinnerungen, Bilder der Jugendzeit werden in ihm lebendig. Er liebt Wien, obgleich es von ihm keinen Dank beanspruchen kann. Es hat ihm nichts gegeben, und das Burgtheater verhält sich spröde gegen ihn. Als ich vor Jahren seinen „Thassilo" in diesen Blättern besprach, wies ich auf die bevorstehende Aufführung im Burgtheater hin. Sie hat nie stattgefunden, obgleich sie dem heimischen Dramatiker gegenüber eine Ehrenschuld war. Adolf Wilbrandt hatte den „Thassilo" angenommen, aber er schied bald darauf aus seiner Stellung, und die provisorische Regierung, welche dann folgte, schickte das Stück dem Verfasser zurück. Es kam Förster, es kam Dr. Burkhardt — aber die Ehrenschuld blieb bis heute unbezahlt.

Saar's Liebe für Wien ist somit frei von Eigennutz. Er beschämt es, indem er es in seiner neuesten Dichtung preist. Nicht als blinder Bewunderer, sondern als sinnender Betrachter, der Einst mit Jetzt vergleicht und der Vergangenheit manchen Seufzer weiht. Im Ganzen aber sind die Wiener Elegien ein so feiner Lobgesang für die Stadt an der Donau, wie ihr noch keiner gewidmet ward. Ihr Grundton ist leise Schwermuth — das natürliche Gefühl, welches den alternden Mann beschleicht, wenn er sich in die Vergangenheit versenkt und der entschwundenen Tage denkt, da ihm die Sonne des Lebens noch im Osten stand.

Die Elegien beginnen mit einem Gruß des Heimkehrenden, der sich selbst, um ungestört schaffen zu können, in ländliche Einsamkeit verbannt hatte. Er ruft der „schimmernden Stadt an der Donau" zu:

Jetzt, am Abend des Lebens, nach fast vollendetem Tagwerk,
Treibt Erinnerung mich, treibt mich die Sehnsucht zurück.

Bewundernd schaut er, „ein Fremdling dem neuen Geschlecht," die Entwickelung der Stadt, die stolzen Prachtgebäude an der Ringstraße, bei deren Anblick „selbst der Hesperier die klassische Heimath vergißt." Aber dies neue, weithin gebreitete Wien spricht nicht mehr so zu seinem Herzen wie der alte, einst von Wall und Graben umschlossene Stadtkern. Dem modernen Wien ruft er zu: „Bist du auch größer als einst, bist du doch nicht mehr mein Wien!" Dies letztere findet er wieder in den engen Gassen, wo die alten Paläste stehen.

„Freilich vollzieht sich auch hier stets rascher ein Wechsel der Dinge,
Fast mit jeglichem Jahr schwindet ein Reiz aus dem Bild;
Aber noch immer behauptet sich Altes inmitten des Neuen
Und Vergangenheit träumt still in die Zukunft hinein."

Zumal auf den Plätzen, die „Freiung" und „Am Hof" genannt, fühlt der Dichter sein Herz von den Jugendtagen ergriffen. Er denkt daran und erzählt uns, wie er im Schottengymnasium auf der Schulbank gesessen und mit Latein und Griechisch sich gequält. Wie dann nach dem Schulschluß die Jungen herausstürmten und sich an dem Obst erquickten, das damals wie heute von unzähligen Hökerinnen auf jenen beiden Plätzen feilgeboten ward. Er schildert den Weihnachtsmarkt und seine Freuden:

Heilige Schauer der Kindheit! Unschuldige Wünsche des Knaben,
Welche die Mutter ihm stets freudigen Herzens gewährt.
Selige Zeit, wo bist du? — Ist sie denn wirklich entschwunden?

Nein, erwidert er; es gibt noch immer verlangende Kinder und liebende Mütter

Und im Kreislauf erhält ewig das Leben sich jung.

So sehr liebt Saar sein Wien, daß er es im Sommer, da Alles aus seinen Mauern flüchtet, nicht verlassen will.

Nicht verlangt es mich mehr nach himmelragenden Gletschern,
Nicht nach des nordischen Meers wogenumbraustem Gestad.
Gern verträum' ich die Tage im Dunstkreis der stilleren Straßen,
Quälen auch Hitze und Staub, gibt es doch Oasen genug . . .
Seh'n ich mich dennoch nach kühleren Schatten, nach frischeren Lüften,
Führen auch Schienen und Dampf rasch mich in's Volle hinein.
Rasch in ein grünes Bereich der herrlichsten Eichen und Buchen,
Tief in des Wienerwalds quellendurchrieselte Pracht.

Der Dichter wandert hinaus in die jüngst einverleibten Vororte, wo in kleinen, schmutzigen Häusern die Armuth wohnt und mühevoll um das Dasein ringt. Der Anblick des Elends,

für das er stets tiefes Mitgefühl empfunden, entlockt Saar den Seufzer:

Schaudernd empfind' ich es jetzt: in stolzen Palästen nicht — hier nur
Webt sich dein Schicksal, o Wien, webt sich das Schicksal der Welt!

Dann führt ihn sein Weg in das freundliche Döbling, wo er einst lange gewohnt. Er kennt den Ort, der seinen früheren ländlichen Charakter vollständig verloren hat, kaum wieder, aber unverändert findet er das Haus, in dem er manches Jahr verbracht.

— — — — dort oben in einsamer Stube,
Dürftigem Hausrath gesellt, trännmte und sann der Poet;
Sann und blickte dabei auf ein Meer von grünenden Wipfeln
Und auf die Thürme der Stadt, die in der Ferne verschwamm.
Selige Qualen des Schaffens und selige Qualen der Liebe,
Bitterste Tage der Noth, — ach, wie verlebt' ich sie hier!
Manches hab' ich erreicht, darnach ich damals gerungen,
Und ich breche mein Brot nicht mehr in Thränen wie einst.
Aber verblüht ist der Lenz, verglüht das Feuer des Sommers
Und das fahlere Laub raschelt im herbstlichen Hauch.

Mit wenigen feinen Strichen zeichnet Saar in den nächsten Elegien das lustige, specifisch wienerische Treiben in den Schänken, wo der „Heurige" in Strömen fließt, die Pilgerfahrt zu den Friedhöfen am Allerseelentag, die Ballfreuden des Winters. Er sieht der Jugend zu, wie sie aus dem akademischen Gymnasium herausströmt, und verkündet ihnen die Zukunft, der sie entgegengeht, mit spöttischem Humor:

Schmächtiger Knabe, erhobenen Haupts hinwandelnd im Schwarme,
In dir reift mir gewiß bald ein Kollege heran.
Dichtest du etwa schon jetzt an einem veristischen Drama,
Das in der Klinik beginnt und am Secirtisch verläuft?

Die letzte der Elegien ist die einzige, welche politische Färbung zeigt. Der Poet blickt vom Abhang des Kahlenberges herab auf Wien, das im Frühlingssonnenglanze leuchtet. Er klagt, daß die Ostmark vom Reiche getrennt sei, daß man ihre Söhne kaum mehr zu den Deutschen zähle, daß in Oesterreich selbst, von Haß verblendet, die Glieder gegen das Haupt wüthen. Aber er läßt den Muth nicht sinken und schließt mit einem zuversichtlichen Ausblick auf kommende Tage.

Doch du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel dein Thurm auf,
Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan.
Und so wirst du besteh'n, was auch die Zukunft dir bringe —
Dir und der heimischen Flur, die dich umgrünt und umblüht.
Sieh, es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Früh.th —
Und bei fernem Geläut' segnet dich jetzt dein Poet.

So klingen die „Wiener Elegien" in demselben liebevollen und warmen Tone aus, in dem sie begonnen haben. Saar hat sie im Laufe dieses Winters wiederholt öffentlich vorgelesen und reichen Beifall geerntet. Wir wollen annehmen, daß die Zuhörer immer kunstverständig genug waren, um den inneren Werth der Dichtungen zu würdigen, und daß sie nicht deshalb klatschten, weil sie sich geschmeichelt fühlten. Kaum irgend eine Stadt gibt es in der Welt, deren Einwohner sich lieber loben hörten als Wien. Der Schriftsteller, welcher versichert, daß Wien wunderschön und der Reiz der Wienerinnen unübertrefflich sei, hat hier gewonnen Spiel. Saar war weit davon entfernt, auf diese Schwäche zu speculiren. Wenn er Wien rühmt, so geschieht es in ehrlicher Anhänglichkeit an die Vaterstadt; wenn er es idealisirt, so folgt er dem Zuge seines Herzens und macht von dem schönsten Recht des Poeten Gebrauch. Nur hegen wir einige Zweifel, ob die Aufnahme seiner „Elegien" im großen Publikum eine gleich anerkennende gewesen wäre, wenn sie auch die Schattenseiten Wiens behandelt hätten. Diese werden kaum flüchtig gestreift, höchstens angedeutet, um die Lichtpartien heller hervortreten und das Bild nicht unkünstlerisch flach werden zu lassen. Saar malt Wien wie Moreto seine Heiligen; es ruht Silberglanz auf seiner Schilderung. Das antike Maß ist ihm zuweilen, wie man merkt, eine ziemlich lästige Fessel, und bei den Dactylen hat er häufig das Ohr zu wenig befragt. Er braucht nicht nur Silben, die nach den Grundsätzen der quantitirenden Metrik lang sind, sondern auch solche, die Hochton haben, unbedenklich als kurze. Aber die vereinzelten Mängel der Form, die in einer Viertelstunde zu verbessern wären, sollen uns den Genuß des Inhalts nicht stören. Tadellos scandirte Distichen kann Einer machen, ohne ein Dichter zu sein; aus den „Wiener Elegien" aber weht uns wirkliche Poesie entgegen.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ausgeschlossen.

Von F. Anstey.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von C. M. Neuendorf.

Ein trüber December-Nachmittag. Langsam wandert Wilfred Rolleston durch das Gewühl der Londoner Straßen, die Augen auf die untergehende Sonne gerichtet. Noch vor wenigen Augenblicken hatte er kaum eine Ahnung, wo er sich befand oder wo er eigentlich hinwollte. Mechanisch, halb wie im Schlafe, war er vorwärts geschritten und nur von Zeit zu Zeit quälte ihn ein Gefühl von Jammer und Verzweiflung. Aber plötzlich, als hätte ihn ein Zauberstab berührt, erwachte er aus dem düsteren Traum zu einem fröhlichen Bewußtsein von Jugend und Hoffnung. Gemüther, welche an Anfällen heftiger Schwermuth leiden, finden oft Ersatz in der darauf folgenden Reaction.

Aehnlich ging es jetzt Wilfred Rolleston. Er fühlt, wie der Nebel seinen Geist frei giebt und daß er in den hellen Sonnenschein, der ihn jetzt umfluthet, getrost allen Sorgen in's Gesicht blicken kann, ja daß sie nicht einmal so schwer sind. Freilich ist er nicht glücklich in der großen Stadtschule, aus der er gerade kommt. Was soll er aber machen? Er ist langsam, mürrisch und sonderbar, das weiß er wohl und ebenso weiß er, daß ihn niemand recht leiden mag. Keiner will mit ihm Freundschaft halten, aber er seinerseits thut auch nichts um das Vorurtheil seiner Kameraden zu widerlegen, denn er ist sich selbst ganz klar, daß sie himmelweit von ihm verschieden sind. Er haßt sie deswegen, aber sich selbst vielleicht noch mehr. Selbst wenn er glücklich am Abend heimgekommen ist, hat er wenig Ruhe. Die Aufgaben für den nächsten Tag müssen gelernt werden und er brütet und brütet über denselben in Verzweiflung, die Augen starr auf das Buch vor sich geheftet, bis sie zuletzt nichts mehr sehen. So ist es immer gewesen und so wird es bleiben. Aber — wie konnte er denn das vergessen? — für eine Weile hat ja alles Elend ein Ende.

Heute Abend braucht er nicht über den Büchern zu sitzen, im ewigen Kampf mit den Regeln, die ihm am anderen Morgen nur neues Unheil bringen. Volle vier Wochen ist er befreit von ihnen und von der Schule, in der Jedermanns Hand wider ihn ist. Heut' ist ja Ferienanfang! Eben kommt er von der Aula, wo Schulschluß war. Hat er nicht Grund genug, fröhlich und dankbar zu sein? Wie thöricht, sich die schöne Zeit mit düsteren Gedanken zu verbittern! Und nach und nach stehen ihm alle Einzelheiten des Vormittags klar und deutlich vor Augen, aber nicht als hätten sie sich eben erst zugetragen, sondern als kämen sie allmählich aus weiter Ferne näher — der Gesang in der Aula und das Gebet des Professors, die Verlesung der Zeugnisse und das Ausrufen der Knaben, die eine Prämie bekommen haben. Sein Name war natürlich der letzte gewesen, aber das hätte auch niemand anders erwartet. Ein verhaltenes Kichern war durch die Reihen gegangen, als die Liste mit ihm schloß, und er hatte mit eingestimmt, um zu zeigen, daß er sich nichts daraus machte. Dann war die Klasse entlassen. Paarweise wanderten die Knaben nach Hause, um unterwegs Pläne für die Ferien zu machen — nur er war ausgeschlossen, er ging seinen Weg allein, bis die dunkle Verzweiflung über ihn kam, die ihn eben erst wieder verließ. Jetzt ist er froh. Er kommt ja nach Haus und dort wenigstens verachtet ihn keiner, dort findet er ein Asyl vor den Neckereien und Streichen der Kameraden . . .

Es ist immer dunkler geworden; in den Schaufenstern, an denen er vorüber kommt, glänzen die Lampen. Er sieht sich nicht um, er hat zu viel zu denken. Was wird er heute anfangen, an seinem ersten freien Abend nach so langer Zeit? Soll er lesen? Nein, lieber nicht gleich heute. Vor ein paar Tagen, es mag wohl erst gestern gewesen sein, hat seine Mutter mit ihm gesprochen, liebevoll und sanft wie immer, aber sehr ernst, daß er sich ändern müsse, daß er ankämpfen müsse gegen sein mürrisches Wesen und die Anfälle von Heftigkeit, während welcher er beinahe unzurechnungsfähig war, weil sie ihn für sein ganzes Leben elend machen würden. Er weiß, daß sie recht hat und fühlt plötzlich eine große Sehnsucht nach der Liebe, die er so oft rauh zurückgewiesen hat. Er faßt die besten Vorsätze. Gleich, wenn er nach Hause kommt, will er zu seiner Mutter gehen und ihr sagen, wie lieb er sie hat und daß er nicht weiß, wie weh er ihr oft thut, wenn diese Anfälle über ihn kommen. Sie wird ihm verzeihen, nur zu leicht! und dann ist alles wieder gut. Nein, nicht alles — er muß noch mit seinem Bruder Lionel Frieden machen. Sie haben beide nie gut mit einander gestanden. Lionel ist ganz anders, viel klüger und viel liebenswürdiger und hübscher. Worüber sie sich zuletzt gestritten haben, kann Wilfred sich nicht besinnen, aber jedenfalls ist er wohl, wie immer, im Unrecht gewesen. Er wird gleich seinen Bruder um Verzeihung bitten und — da kommt ihm ein Gedanke! er wird ihm etwas schenken, damit er sieht, daß er es ernst meint. Was kann er kaufen?

Halt! in dem großen Schaufenster, neben dem er sich gerade befindet, stehen mehrere Regimenter Soldaten aufmarschirt — das ist etwas. Lionel ist jünger als er und wird seine Freude daran haben.

Es scheint noch etwas loses Geld in einer Tasche zu stecken, mehr als er erwartet hat, und er tritt in den Laden und verlangt eine Schachtel Zinnsoldaten. Die beiden hübschen Mädchen, an die er sich wendet, fangen an zu kichern und stoßen sich an — sie finden es wohl komisch, daß solch großer Mensch noch mit Soldaten spielen will — als ob sie nicht recht gut sehen könnten, daß er die Dinger nicht für sich braucht. Dann geht er weiter, zufrieden über seinen Einfall. Nun werden sie doch sehen, daß er nicht so schlecht ist. Er hat lange nicht solche Sehnsucht empfunden, daß Jemand Gutes von ihm denken möchte. Immer weiter geht er, fast wie ein Nachtwandler, bis ein paar Töne an sein Ohr dringen und er still steht, um zu lauschen:

Und hoch im Christbaum hängt
Die Harfe und die Krone,
Die dir und mir geschenkt,
Daß Jedem sie heut' lohne.

Ein alter Mann hat die Strophe mit näselnder Stimme zu seiner Drehorgel gesungen, und mechanisch wiederholt Wilfred sie, obgleich sie ihm selbst nicht sonderlich zusagt, aber sie erinnert ihn an die Weihnachtsfeier bei den Nachbarn. Ethel Gordon hatte ihn so flehentlich gebeten zu kommen, aber er schlug es ihr mürrisch ab. Wie häßlich von ihm, sie so zu behandeln! Wenn sie ihn noch einmal auffordern sollte, wird er schwerlich nein sagen, obgleich ihm Gesellschaften sonst schrecklich sind.

Ethel ist so gut; sie denkt auch nicht, wie alle Leute, daß er zu nichts zu brauchen ist. Vielleicht thut sie auch nur so, aber das kann er sich eigentlich kaum vorstellen, wenn er bedenkt, wie geduldig und freundlich sie immer seine schlechte Laune und Heftigkeit erträgt und sich oft Mühe giebt ihn aufzuheitern. Nicht viele so hübsche Mädchen wie Ethel würden das immer wieder thun. Dabei ist er gerade in der letzten Zeit besonders unfreundlich gegen sie gewesen — vielleicht aus Eifersucht, weil sie so nett gegen Lionel war? Er schämt sich, daß das der Grund gewesen sein kann und nimmt sich vor, auch Ethel um Verzeihung zu bitten. Ob er ihr nicht auch einen Gefallen thun könnte? Ja richtig! Vor einiger Zeit hatte sie ihn gebeten etwas für sie zu zeichnen, aber er hatte ihr ziemlich unhöflich erwidert, er habe genug zu thun, ohne noch Spielereien zu treiben. Er wird zur Ueberraschung für sie etwas malen, gleich heute Abend. (Er haßt die Zeichenstunde in der Schule, obgleich er Talent hat und malt lieber nach eigener Phantasie). Aber was? Darüber denkt er eifrig nach, bis ihm etwas einfällt — eine Schlacht mit verwundeten Soldaten würde sehr schön werden, aber wohl nicht gerade passend für ein Mädchen. Nein, er weiß etwas Besseres: ein Piratenschiff wird er machen mit Masten und Segeln und der ganzen Bemannung auf Deck aufmarschirt mit Dolchen und rothen Mützen. Der Kapitän späht durch sein Fernglas über das Meer nach einem Kauffahrer. Rechts sieht man ein Stück von der Räuberinsel, auf der eine schwarze Flagge mit einem Todtenkopf darauf weht — den könnte er so schön mit chinesischer Tusche und Elfenbeinweiß herausbringen — und wenn noch Platz ist, soll eine Kanone auf das Bild kommen, vielleicht auch Palmen. Auf Piraten-Inseln sind immer Palmen.

Er ist so erfüllt von seinem Plane, daß er gar nicht auf den Weg geachtet hat und ist ganz überrascht, schon fast zu Haus zu sein. Dort drüben ist die Destillation mit den bunten Flaschen im Fenster und gegenüber der Gemüsekeller. Ihm däucht, vor Kurzem hätte da noch ein Barbier gewohnt.

Noch einmal geht es um die Ecke, und er steht vor einem kleinen altmodischen Häuschen aus Ziegelsteinen. Hier ist er zu Hause. Er öffnet das halb verrostete eiserne Gitter, an dem sonst eine Lampe zu hängen pflegt, und geht schnell an die Hausthür, um endlich aus der Kälte und Finsterniß zu kommen. Wie sonderbar! Die Klingel scheint entzwei zu sein, denn sie schlägt nur schwach an, so heftig er auch zieht. Er wartet ein paar Minuten, dann klingelt er wieder, diesmal noch stärker, aber Niemand kommt. Was wohl der Betty einfällt, ihn hier draußen in der Nässe und Kälte stehen zu lassen! Er wird sie tüchtig ausschelten, wenn sie endlich kommt. Jetzt . . . nein, doch nicht. Vielleicht ist sie auch fortgegangen und die Köchin oben, wo sie nichts hören kann. Mutter ist am Ende am Kamin eingeschlafen, wie es jetzt manchmal vorkommt. Er verliert völlig die Geduld und sucht nach dem Thürklopfer. Wie er den auch nicht findet, schlägt er mit den Fäusten gegen die Thür, immer lauter — sie müssen es doch endlich hören — bis er durch eine rauhe Stimme hinter sich unterbrochen wird.

„Hollah! was haben Sie denn da zu thun?" fragt ein Polizeibeamter, der bei dem merkwürdigen Gebahren stehen geblieben ist.

„Nun, ich will in das Haus hinein und kein Mensch hört mich. Können Sie mir nicht helfen?"

Der Polizist kommt langsam näher: „Ist das alles? Ich denke, Sie kehren besser um und gehen weiter."

Ein eigenthümliches Gefühl von Angst, er weiß selbst nicht wovor, kommt über Rolleston.

„Weitergehen soll ich? Aber warum denn? Ich bin doch hier zu zu Hause, sehen Sie denn das nicht?"

„Dummes Zeug!" sagt der Andere. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, ehe die Leute stehen bleiben."

„Was gehen die mich an?"

„So viel, daß ich Ihnen Beine machen werde, wenn Sie jetzt nicht gehen."

„Aber was wollen Sie eigentlich?" fragt Rolleston. „Ich wohne hier; ich komme eben aus der Schule und kann nicht hinein."

„Eine schöne Schule, aus der Sie kommen!" lacht der Mann. „Jetzt vorwärts, oder — — —"

Rolleston's Angst wird immer größer, während er dasteht, und wild schlägt er noch einmal auf die Thür, die ihn ausschließt von Heimath und Liebe. Es ist kalt und Dunkel und er ist so hungrig nach seinem weiten Weg — warum lassen sie ihn nicht ein?

„Mutter!" ruft er voller Verzweiflung. „Hör' mich doch! ich bin es, Wilfried."

Da faßt ihn der Constabler bei den Schultern. „Jetzt ist's genug, wir gehen. Sie sind nicht so ganz bei sich. Ich will Ihnen nichts thun, so lange Sie mich nicht zwingen; also gehen Sie ruhig Ihres Weges, obschon ich wissen möchte, wo Sie zu Hause sind."

„Hier! ich sage es Ihnen ja," schreit Wilfried.

„Und ich sage Ihnen, das ist ein Unsinn, der mir jetzt über ist. Kein Mensch wohnt hier oder hat je hier gewohnt, so lange wie ich den Bezirk habe."

Jetzt sieht sich Rolleston zum ersten Male um. Der Platz mit den Häusern sieht gerade so aus wie immer an einem nebligen Winterabend; nur das eine Haus, das seine, ist so anders. Alle Läden sind geschlossen; an der Thür fehlt der Klopfer und ein paar Fensterscheiben sind zerbrochen — das war doch alles nicht, als er heute Morgen fortging. Was soll das bedeuten? Ist irgend ein schreckliches Unglück in der kurzen Zeit geschehen? Das ist doch kaum denkbar. Er will sich nicht unnütz ängstigen.

„Nun? ist es gefällig?" fragt der Polizist nach einer Pause.

Rolleston stemmt sich mit dem Rücken gegen die Thür und klammert sich an den Angeln fest: „Nein!" ruft er. „Das ist nicht wahr, was Sie sagen, das glaube ich nicht. Sie sind Alle drin, sage ich Ihnen! Da drin! — -- Alle! Alle!" Eine Sekunde später fühlt er sich von der kräftigen Hand des Constablers gepackt und ein Ende mit fortgeschleift, bis an das Gitter, von wo aus plötzlich eine sanfte Frauenstimme für ihn bittet.

„Was ist geschehen? O lassen Sie doch den armen Menschen los!" tönt es mitleidig herüber.

„Ich thue nur meine Pflicht, Madame!" sagte der Polizist. „Er hätte sonst einen Auflauf verursacht."

„Nein!" schreit Wilfred, „er lügt. Nach Haus will ich und kein Mensch hört mich, oder glauben Sie, daß etwas geschehen ist?"

Es ist eine Dame, die für ihn gebeten hat. Wie er sich frei macht von dem Griff des Constablers und vorwärts kommt, blickt sie ihm in's Gesicht und wankt beinahe. „Wilfred!" ruft sie.

„Was? Sie wissen, wie ich heiße?" wundert er sich. „Dann können Sie ja dem Mann hier sagen, daß ich Recht habe. Woher kenne ich Sie denn? Sie sprechen ähnlich wie — wie Ethel?"

„Ja," erwidert sie leise und zitternd: „ich bin Ethel."

Einen Augenblick ist Wilfred ganz still, dann sagt er langsam: „Du bist nicht, wie Du früher warst — es ist Alles anders — Alles! Alles! und — o mein Gott! was bin ich?" Langsam beginnt die Wirklichkeit in ihm zu dämmern, bis sie zuletzt den ganzen Traum hinweggescheucht hat. Er weiß plötzlich, daß seine Jugendzeit mit den wenigen Augenblicken von Glück, die sie je hatte, für immer vorüber ist. Er hat an eine Thür geklopft, die sich nie wieder für ihn öffnen wird, und die Mutter, an deren Seite er den Abend verbringen wollte, schlummert schon seit Jahren auf dem Kirchof. In Gedanken durchwandert er sein Leben bis zur Gegenwart, wie er aus einem verstockten, mürrischen Knaben sich in etwas immer Schlimmeres verwandelt hat, bis er allmählich geworden ist, was er jetzt ist — ein lüderlicher, gefallener und verlorener Mensch.

Im ersten Augenblick steht er wie vernichtet. Dann wirft ihn der Gedanke, so von derjenigen gefunden zu werden, der die einzige reine Liebe seines Lebens gehörte, völlig zu Boden. Er lehnt das Haupt an das eiserne Gitter und ein Schluchzen, schrecklich in seinem Jammer und seiner Verlassenheit, dringt aus seiner Brust. Selbst der Polizist steht still und erschrocken da bei diesem Trauerspiel des menschlichen Lebens.

„Sie können jetzt gehen," sagt die Dame zu ihm, indem sie ihm etwas in die Hand drückt. „Sie sehen, ich kenne diesen — diesen Herrn. Er wird Ihnen keine Ungelegenheiten weiter machen." Und der Mann geht, aber ab und zu wirft er einen Blick auf die einsame Ecke, wo sich eben diese Scene abgespielt hat.

Noch ist er nicht lange fort, da richtet sich Rolleston mit einem rauhen Lachen auf. Er ist jetzt ganz verändert. Er ist nicht länger in Gedanken der Knabe, sondern spricht, wie man es seinem Aeußern nach erwarten würde. „Jetzt weiß ich Alles," sagt er. „Sie sind Ethel Gordon, ja natürlich, und Sie wollten nichts mehr mit mir zu thun haben — worin Sie auch ganz Recht hatten — und dann haben Sie meinen Bruder Lionel geheirathet. Sie sehen, ich bin wieder ganz klar. Also Sie hatten gehört, wie ich gegen die Thür polterte und kamen deshalb herbei? Können Sie glauben, daß ich mir einbildete, ich sei noch ein Schuljunge und käme nach Hause, um — bah! wen geht das 'was an! Jetzt ist Alles gleich. Aber eine sonderbare Idee, was? Der Branntwein spielt mir manchmal böse Streiche. Ich muß mich schön zum Narren gemacht haben!"

Sie antwortet nicht und er vergräbt die Hände tief in den zerlumpten Taschen. „Hoho! was steckt denn hier?" als er auf einen Gegenstand stößt, der, wie er ihn herausnimmt, sich als die Schachtel Soldaten zeigt, die er vor einer halben Stunde gekauft hat. Mit einem harten Lachen, von Verzweiflung durchtönt, hält er sie empor: „Sehen Sie hier? Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, was es vorstellt — ein Geschenk, das ich eben kaufte für — — für Ihren lieben Mann. Ich muß doch in einer netten Verfassung gewesen sein! Soll ich es Ihnen mitgeben? Lieber nicht! er mag inzwischen für so etwas zu groß geworden sein. So, da liegt es gut!" und er wirft die Schachtel über das Gitter,

wo sie auf das Pflaster niederfällt, daß das zerbrochene Glas auf den Steinen klirt. „Und nun guten Abend!“ mit ironischer Höflichkeit zieht er den Hut und will gehen.

Sie will ihn zurückhalten: „Nein, Wilfred! nein! nicht so. Wir wohnen noch hier, Lionel und ich, in demselben alten Heim wie früher!“ — sie zeigt auf das Nachbarhaus. „Er muß sehr bald kommen. Willst — willst Du nicht mit mir gehen und ihn erwarten?“ Aber ein unwillkürlicher Schauder überläuft sie bei dem Gedanken an diesen Gast.

„Und mich in seine Arme werfen? Wie er sich wohl freuen würde. Ich bin gerade ein Bruder, wie ein angesehener junger Rechtsanwalt ihn sich wünschen würde. Sie meinen, es wäre ihm wirklich lieb? Nein, nein, Ethel! Laß nur gut sein und erschrick nicht: Ich werde niemals seinen Weg kreuzen, ich verspreche es Dir. Ich will auch Dich gleich von meiner Gegenwart befreien.“

„Sprich nicht so!“ sagte sie, aber unbewußt athmet sie auf: „Sage, gibt es nichts, was wir für Dich thun können — ist Dir gar nicht zu helfen?“

„Nein, nichts!“ antwortet er düster. „Ein Mitleid will ich nicht. Glaubst Du, ich sehe Dir's nicht an, daß Du mich kaum mit der Feuerzange anfassen möchtest? Jetzt ist doch alles zu spät und am Besten, ich bleibe, wie ich bin. Ich verlange nichts weiter, als daß Du mich meiner Wege gehen läßt, meinetwegen dem Bösen in die Arme. Leb wohl. Es ist Weihnachtabend heut'? Das wenigstens werde ich doch nicht geträumt haben? Ich wünsche Dir und Lionel ein ebenso fröhliches Fest, wie ich es mir zu bereiten gedenke. Mehr kann ich nicht sagen.“

Er hat sich langsam umgedreht bei seinen letzten Worten und geht die Gasse hinunter, die er gekommen ist. Ethel Rollston steht noch eine Weile und schaut ihm nach, wie er allmählich im Nebel verschwindet. Ihr ist, als hätte sie seinen Geist gesehen, und nie mehr seit dieser Stunde wird sie auf die verschlossene Thür des Nachbarhauses blicken können, ohne auf seiner Schwelle eine verlassene und heimathlose Gestalt stehen zu sehen, die Einlaß begehrt. Und der Mann wandert auf seinem Wege weiter, bis er am Ende eine Thür findet, welche — leider! — nicht vor ihm verschlossen bleibt.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Aus den Tagen der Kugelfestigkeit.

Ich ennuyire meine Leser nicht gern, wenigstens nicht absichtlich und planvoll. Ich will nicht in den Ruf eines Mannes kommen, dem wie Oscar Blumenthal nichts mehr einfällt und der deshalb immer wieder denselben Witz macht, immer wieder denselben Stoff verarbeitet. Ich habe darum wochenlang vom Militarismus und von der Militärvorlage geschwiegen. Mit geriebener Schlauheit überließ ich, allen hinterlistigen Anzapfungen trotzend, die bis zur Seekrankheit langweilige Eröterung dieser Fragen den privilegirten Leitartikel-Windmachern, und es war mir klar, daß wenigstens diesmal mein Geschmack mit dem des verehrlichen friedliebenden Bürgers genau übereinstimmte. Wär' ich Eugen Richter und wie er auf Abonnentenfang für die „Freisinnige“ erpicht gewesen, ich hätte meinen Opfern „absolutes Stillschweigen über alle Militärfragen im kommenden Quartal“ versprochen und so den Leserkreis dieses vornehmen Organs verdoppelt. Mein Interesse wandte sich völlig von der Heeresreform ab; ich that, als gingen mich die 60,000 neuen Rekruten und die dankbaren Zustimmungadressen bräutigamloser Köchinnen nichts an, als gäbe es keine Soldatenmißhandlungen von empörender Gemeinheit und keine bankrotte Dilettantenpolitik im deutschen Reich. Ich zerbrach mir nicht den Kopf darüber, ob die eine Stimme Majorität, mit der Erlaucht Caprivi zufrieden sein will, im pechrabenschwarzen Kaplangewande oder im bunten Waffenrock eines freisinnigen Majors a. D. daherkommen würde; ich ließ des Krieges Stürme schweigen, aus Schonung für Dich, o Leser, der mich auf meinen Wochenwanderungen getreulich begleitet. Und als der Reichstag, des Blinde-Kuh-Spiels müde, sich vertagt hatte, als die wieder beruhigten Rekrutenmütter an den Feiertag-Kuchen dachten und die in der Journalistik von jeher beliebten Ofterglocken zu klingen begannen, da schien Mars allseitig von der Tagesordnung abgesetzt. Es hat nicht sollen sein. Ein Schneider kam dazwischen, gerade um die Vierteljahrswende, wo man ohnehin schon von seinem Schneider aufs Ungebührlichste belästigt wird und gar nicht vertröstende Redensarten genug zu ersinnen vermag. An allen Stammtischen schlug plötzlich die lang darniedergehaltene Flamme wieder hoch empor; das Heer stand wieder im Mittelpunkt der Diskussion, und von Hanf mit Drahtgeflechten, von Panzern aus Sand, Cement und anderem Baumaterial ging begeisterte Rede bis Mitternacht. Es wurden Uniformen aus Backstein vorgeschlagen; jeder Krieger sollte seinen zehnpfündigen Sandsack mit sich führen, der ihm Nachts als Bettdecke, Tags aber als Harnisch diente. Ganz und gar blieb ihm überlassen, wie er neben dem Tornistergepäck auch noch die neue Last transportiren wollte; auf eine Soldatenmißhandlung mehr oder weniger kommt es heutzutage ja nicht mehr an . . . Jedes Abendblatt brachte Kunde von neuen Panzerschneidern und neuen kugelhemmenden Dingen, die verachtetsten Stoffe kamen zu Rang und Ehren. Am Ende ist das Packet, das ein Schalk dem König von Italien attentäterisch in den Wagen warf, nur als Mustersendung gemeint gewesen, und sein Inhalt soll als Rohmaterial zu undurchdringlichen Halsbergen Verwendung finden . . . .

Der gewissenhafte Beobachter darf an dieser Erscheinung nicht sprachlos vorübergehen. Hat sie doch das allgemeine Interesse für militärische Angelegenheiten aufs Neue geweckt, bessert sie doch erheblich die Chancen des Regierung-Entwurfes und darf deshalb zu jenen Glücksfällen gezählt werden, an denen die Politik des Dilettantalus Polykrates chronisch leidet. Wenn er jetzt mit unerschütterlicher Festigkeit die Alternative aufstellt: entweder 60,000 neue Soldaten oder keine Panzer — werden da die durch ihn berühmt gewordenen Rekrutenmütter nicht wie ein Mann wider Rickert und Hinze aufstehen und sie zwingen, einzuschwenken gleich Unteroffizieren? Einen besseren Vorwand „zum Umfallen“ für den wackelnden Freisinn zu finden wäre nicht leicht; es muß eine Lust sein, unter solchen Verhältnissen abcommandirt zu werden.

* * *

Von zuverlässigen Interviewern wird außerdem behauptet, Schneider Dowe habe sich jahrelang als Vertrauensmann der Deutschfreisinnigen seiner Vaterstadt Mannheim bewährt; um so näher liegt es also, ihn tüchtig zu fördern und „in seinen Interessen nicht zu schädigen.“ Er könnte sich sonst veranlaßt sehen, aus der ohnehin sehr zusammengeschrumpften Partei auszuscheiden, was gerade jetzt einen verhängnißvollen Eindruck machen müßte. An Kapazitäten wie sogar an Reichstagcandidaten mangelt es ihr bedenklich; Herr Dowe aber kann in beiden Rollen mit Erfolg auftreten. Selbst wenn man die Frage nach dem Werthe seiner Erfindung unentschieden läßt, muß man ihm doch den Charakter eines Naturgenies und liebenswürdigen, bescheidenen Volksmannes zugestehen. Denn trotzdem das Geschick des Vaterlandes vom Zwinkern seiner Wimpern abhängt, thut er gar nicht dergleichen; dem niedrigsten Reporter erlaubt er, generös die ausgedehnteste Reklame für ihn zu machen und nicht einmal aufdringlichen Lügenberichten, die von Audienzen beim Kaiser und von Caprivi'schen Millionenofferten erzählen, tritt er entgegen. Seiner oft parlamentarischen Bescheidenheit und Wahrheitliebe paart sich anmuthig reichstägliche unverdrossene Arbeitslust, von der man in Abgeordnetenkreisen blaue Wunder zu erzählen weiß.

Wir in Berlin sind ja an gewaltige Arbeitkräfte gewöhnt. Wir erfreuen uns z. B. eines Mitbürgers, der gleichzeitig kaufmännischer Direktor einer großen Actiengesellschft, technischer Leiter einer Dampfsägemühle, Begründer und Vorsteher einer Genossenschaftbank und Aufsichtsrath-Mitglied von drei industriellen Riesenunternehmungen ist, nebenher aber noch Zeit behält, dem Protestantenverein als Kassirer, der Gesellschaft für ethische Cultur als Abtheilungchef, mehreren gemeinnützigen Verbänden als Schriftführer zu dienen und trotzdem den geschlagenen Tag über Unter den Linden spazieren zu gehen. Ein Anderer opfert sich den Mitmenschen als Rechtsanwalt, gemildert durch Vorsitz im Verein zur Besserung gefallener Engel. Morgens ist er unbesoldeter Stadtrath, Mittags Bezirksvorsteher, Abends fördert er die Kunst durch Befuch des Adolf Ernst-Theaters, präsidirt Volksversammlungen, spricht gegen Regierungsvorlagen, und glänzt im Vereine Waldeck. In seinen vierundzwanzig täglichen Mußestunden macht er schlechte Dramen; außerdem reibt er sich als Mitglied beider Kammern auf und ist durchaus nicht abgeneigt, seine überschüssigen Kräfte als Unterstaatssecretär zu verwenden. Aber so imponirend groß der Wirkungskreis dieser Männer auch immer ist und so prächtig sie die Wahrheit des Wortes illustriren: Süß ist der langsame Tod für's Vaterland — an Dowe reichen sie nicht heran! Ihm ist der Normalarbeit-Tag und damit die Sozialdemokratie bis auf den Tod verhaßt; staunend haben wir es vernommen, daß er Jahre hindurch rastlos Tag und Nacht arbeitete, abwechselnd Tuchhosen, erhabene Gedanken und kugelfeste Brustpanzer.

Allerdings ist Herr Dowe von Kindesbeinen auch an die fürchterlichsten Strapazen gewöhnt, was schon daraus klar hervorgeht, daß er zu den ältesten Abonnenten der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gehört. Ueber seine Jugendjahre ist sonst wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Er hat niemals Bismarck gratulirt und ist auch sonst völlig unbescholten. Wahrscheinlich gehört er zu den drei Schneidern, die über den Rhein zogen und die Herloßsohn besang; es wird ihm folgendes Kunststück zugeschrieben:

> Der Erste, der fing einen Sonnenstrahl
> Und fädelt ihn ein in die Nadel von Stahl.
> Er näht ein zerbrochenes Weinglas zusamm',
> Daß man die Naht nicht erkennen kann.

Damals blieb Herr Dowe mit seinen Heldenthaten noch in den Grenzen des ehrsamen Schneidergewerbes; die wachsende Bedeutung des Militarismus hat auch ihn aus der Bahn geschleudert und zu phantastischen Zielen getrieben. Wenn ein Blinder das Spektroskop, ein Bergmann den Luftballon, ein Diurnist die Trüffelpastete, ein Berliner Theaterdirector die Kunst, sein Haus ohne Freibillets zu füllen, und ein Börsenjournalist die Ehrlichkeit erfunden hätte, es wäre nicht erstaunlicher als die Dowe'sche Lösung des ungemein schwierigen Problems. Gewiß sind fast alle epochalen Erfindungen von sogenannten Nichtstudirten gemacht worden, während die Theoretiker sich bis in unsere Tage, bis auf Geheimrath Koch und seinen Nachtreter Liebreich als ewig unfruchtbar erwiesen haben; immer waren es Männer der Praxis und der allgemein bekannten schwieligen Faust, die bahnbrechend vorgingen. Aber sie blieben auch stets beim Leisten; ihre Großthaten wuchsen organisch aus dem Boden ihres Handwerks heraus. Alchymisten erfanden das Pulver, das Porzellan, den Phosphor; ein Weberjunge den mechanischen Webstuhl; ein Dampfmaschinen bedienender, spielsüchtiger Bengel die Ventilsteuerung. Daß aber Jemand, der Schniepel in Gehröcke verwandeln will, bei diesem heißen Bemühen zufällig auf die Construction kugelfester Brustharnische

kommt, das ist doch merkwürdiger noch als die Schneidergeschichte vom heiligen Rocke. Hier ist ein Wunder, glaubet nur. Und mit tiefinnerstem Behagen hat alle Tiefenbacher die Thatsache erfüllt, daß Herr Dowe zwar manchen guten Schluck, aber keine Volksschulbildung genossen hat. Man erkennt hieraus deutlich, wie weise die Caprivi-Lieber-Zedlitz'schen Bemühungen zu Anfang des vergangenen Jahres waren und wie verdummend die heutige Volksschule wirkt. Hätten wir sie nicht in der jetzigen skandalösen Ausdehnung, die jedes Naturgenie verbildet, so hätten wir auch mehr Dowe's und stünden vielleicht längst auf dem Standpunkte der allgemeinen Kugelfestigkeit.

Das ist ein Schauspiel für Götter. Mit dreisten Fanfaren kündet sich charlatanische Unwissenheit an, kommt, sieht und siegt; alles Volk wälzt sich, vom Taumel ergriffen, im Staube; Ahlwardt „macht nichts mehr" und Dowe ist die last sensation. Tausend „hochgestellte" militärische Mitarbeiter und „Autoritäten ersten Ranges" — man merkt erst bei solchen Gelegenheiten, wie viel Autoritäten es noch in Deutschland gibt — verspritzen ihre Dinte und vergeuden ihre Zeit, um einer Sache willen, von der sie so wenig wissen wie Herr Dowe selbst. Und das Tamtam-Trarah schwillt lawinenartig an, und alle Glocken fallen ein; größer noch als bei dem Koch-Rummel ist der Lärm. Denn der hatte ja nichts mit dem Militär zu thun. Nachher, wenn die Seifenblase geplatzt und der kugelsichere Stoff nur noch für die Witzblätter werthvoll ist, spottet alle Welt des Mannheimer Kleiderkünstlers, spottet ihrer selbst und weiß nicht wie . . .

Ernst und stolz steht in schöner Männlichkeit an des Jahrhunderts Neige der Mensch. Statt des Palmenzweiges schwingt er, ernst und stolz, die, leider, kugelsichere Narrenpritsche.

* * *

♂ Mannheim, 1. April, Mittags 1 Uhr. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Die Dowe'sche Erfindung erweist sich mit jedem Tage als werthvoller. Der kugelfeste Panzer ist auch als eleganter, faltenloser Frack und Gehrock zu tragen; beim Druck auf eine Feder verwandelt er sich in ein zweischläfriges, kugelfestes Sopha. Ich höre aus bester Quelle, daß die Regierung zur Zahlung von 5 Milliarden für die Erfindung entschlossen ist. Dowe erwartet morgen Postanweisung. — Unter den bei Dowe täglich einlaufenden 150—1 Briefen befindet sich heute einer mit dem Poststempel Friedrichsruh, worin der Erfinder beschworen wird, sein Patent unter keinen Umständen an den neuen Kurs zu verkaufen und ihn solchermaßen berühmter, geachteter und segensreicher zu machen, als es das BismarckischeRegiment war. — Herr Dowe wird auf den Straßen von der Jugend „verrückter Schneider!" genannt. Bekanntlich gelten nicht nur im Oriente, sondern überhaupt bei allen naiven Völkerschaften, zu denen auch die Mannheimer gehören, die Irren für gottgeweiht und heilig. Man ersieht hieraus, wie herzlich Mannheim seinen großen Sohn verehrt und wie es stolz auf ihn ist.

♂ Mannheim, 3. April, Mittags 2 Uhr. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Dowe soll in den Grafenstand erhoben werden. (Seit den Handelsverträgen geht man mit der Verleihung von Grafentiteln für jede Lappalie sehr verschwenderisch um. Anm. der Red.) Ein Angebot der Reichsregierung, die 100 Millionen für Dowe's Patent zahlen will, hat er als Bagatelle zurückgewiesen. — Gestern wurden hier 14 französische, 8 englische, 10 russische Spione verhaftet.

♂ Mannheim, 5. April, 3 Uhr Mittags. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Eben trifft Herr Hansemann von der Discontobank mit V. Popp und den Herren Mannesmann hier ein. Die Stadt ist beflaggt.

♂ Mannheim, 7. April, Abends 5 Uhr. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Herr v. Hansemann nahm am hiesigen Bahnhof ein zweistündiges Gabelfrückstück ein und reiste dann ohne Aufenthalt, ohne Herrn Dowe gesehen zu haben, nach Paris weiter. Die Entrüstung ist allgemein. Dowe hat für seine Erfindung 100,000 Mark gefordert.

♂ Mannheim, 9. April, Abends 7 Uhr. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Die kugelsichere Rüstung Dowe's besteht aus einer rostbraunen, eisenähnlichen Masse, macht sich als Decorationstück sehr nett und soll, wenn der Staat den Ankauf verweigert, in Massen zu Zimmerschmuckzwecken verwandt werden. Heute wurde das Jubiläum der 1000. Patentanmeldung auf kugelfeste Uniformen mit einem Dankgottesdienste feierlich begangen.

Mannheim, 11. April, Abends 9 Uhr. (W. T. B.) Dowe schneidert wieder.

Mannheim, 13. April. (W. T. B.) Dowe verkaufte heute seine kugelfeste Uniform an einen Antiquitäten-Händler für 30 Mark. Es hat sich herausgestellt, daß sie nichts als ein alter, verrosteter Ritterpanzer ist, den Dowe auf dem Boden seines Hauses fand. Da er jeder Volksschulbildung völlig entbehrt, ahnte er nicht, daß diese Apparate schon vor fast 1000 Jahren im allgemeinen Gebrauch gewesen und der Feuergewehre wegen später wieder abgeschafft worden sind. Caliban.

---

## Malereien eines Jägers.

Wer kennt nicht Turgenjeff's köstliches „Tagebuch eines Jägers"? Diese liebevollen ursprünglichen und prunklosen Aufzeichnungen eines Mannes, der, die Flinte im Arm, Tage lang und Nächte lang im Freien umhergestreift ist und dabei mit aufgeweckten Sinnen Natur- und Menschenleben so ganz anders eingeschlürft hat als wir modernen abgehetzten, athemlosen Großstadtmenschen mit dem verfeinerten aber leider höchst eigensinnigen Nervensystem! Wie da draußen im Walde, wenn man, ausgestreckt am Stamme einer über uns flüsternden Buche, seine müden Glieder ausruht und hier und da mit gutmüthiger Hand dem treuen Jagdhund über den welligen Pelz fährt, während nahebei Meister Specht klopft und vielleicht aus fernster Ferne der abgedämpfte Pfiff einer Locomotive das gewaltige Leben verräth, dem wir glücklich entflohen sind — wie da die schwirrende Vielgestaltigkeit des irdischen Treibens sich in wenige große Laute auflöst, die sich klar und einfach gruppiren und doch die ganze ungeheure Modulationsfähigkeit des Lebens-Orchesters in sich begreifen! Von dieser göttlichen inneren Stille und Gelassenheit etwas festhalten zu können, von dieser Gewappnetheit sich ein Stahlhemd zurechtzuwirken für drangvolle Stunden, das ist dann unser sehnlichster Wunsch, und wir meinen uns verachten und schelten zu müssen, weil wir nicht immer mit so reinen Augen Einschau und Umschau zu halten vermögen. Die Lebenswelle kommt mit ihrem Schlamm und ihrer Sturzkraft und spült den Weihegehalt unserer köstlichsten Einsamkeiten gleichmüthig hinweg. Dann greifen wir aus mit unseren Händen, um wenigstens einen Nachklang, ein Erinnerungsblatt zu behalten, und wir sind dem Künstler dankbar, der durch seine schöpferische Kraft es vermocht hat, einer ähnlichen Stunde Niederschlag vor der nimmer rastenden Zerstörung zu retten.

Diese Empfindung habe ich Turgenjeff's genanntem Werke gegenüber gehabt, sie ist mir wiedergekommen vor den Bildern von Bruno Andreas Liljefors.

Wer ist Liljefors? Ein etwa dreiunddreißigjähriger Schwede, Sohn eines Pulverhändlers aus Upsala. Ein malerischer Studiengenosse von Anders Zorn, mit dem er eines Tages zusammen nach Paris gewandert ist, um sich die moderne Technik der Franzosen anzueignen. Dann aber ein Heimgekehrter, der sich mit seinem jungen Weibe auf dem abgelegenen Forstplatz Quambo einfriedigte, möglichst fern von den Segnungen der Civilisation, und in tagelangen Streifzügen als Jäger und Maler der Natur auf dem Halse lag. Schließlich einer der charaktervollsten modernen Maler, der 1889 auf der Weltausstellung in Paris „entdeckt" wurde, im vorigen Sommer in München die erste Medaille errang und sich jetzt im „Salon Gurlitt" auch dem Berliner Publikum vorstellt.

Liljefors ist nicht das was man einen „interessanten" Künstler nennt. Dafür ist er viel zu sehr Naturmensch. Dennoch fühlte ich, je länger ich seine Bilder betrachtete und je öfter ich, von einem zum anderen schweifend, die eben empfangenen Eindrücke in mich hineinvertiefte, eine wachsende Unruhe. Es war als ob das große Räthselauge der Natur aus diesen anspruchslosen Malereien mir in's Antlitz schaute. Ich sah nur Wälder, Thiere und Jäger, jedes in seiner gewöhnlichen Existenz, schlicht und alltäglich, ohne irgend welchen vom Maler hineingetragenen Tiefsinn. Aber gerade darum fiel es mir als etwas unendlich Merkwürdiges auf die Seele, daß ich mich in einem Salon der Leipziger Straße befand, gegenüber dem Reichstagsgebäude und innerhalb einer Wirklichkeit, die der anderen Wirklichkeit da vor mir geradezu hohnlachend in's Gesicht schlug. Und da hatte es mich gefaßt, jenes Schmerz- und Sehnsuchts-, ja Schamgefühl, von dem ich Eingangs sprach, und das nur ganz reine und hohe Kunstwerke in uns zu erwecken vermögen.

Ein Maler, mit dem ich heiß und anhaltend über Liljefors stritt, tadelte seine Technik. Sie sei grob und roh und würde in Paris nimmermehr Geltung behalten. Sie lasse die Oelfarbe nicht vergessen, mit der sie gemalt sei. Sie sei arm an Ausdrucksmitteln und oft in Einzelheiten unzulänglich. Sie überrage das, was die anderen in ihren Schulskizzen hundertfach versucht hätten, nur durch die Größe der untergelegten Leinewand. So zeige sich keine ausgesprochene Persönlichkeit darin, keine originale Empfindungsweise.

Die Ansicht dieses Mannes ist mir nicht unwichtig, obgleich ich sie nicht im allermindesten theile. Sie zeigt mir aber, wie sehr sich unsere Maler daran gewöhnt haben, von einem modernen Bilde, das sie bewundern sollen, in erster Linie technische Kniffe und Wunderlichkeiten zu verlangen, und wie bedenklich sie damit auf dem Holzwege sind. Liljefors' Technik hat nichts Ausgeklügeltes, aber wahrlich auch nichts Stümperhaftes. Sie ist ebenso naturwüchsig, selbstverständlich und naiv wie der Inhalt dieser Bilder, und wie der Maler selbst, der sie geschaffen hat. Die Persönlichkeitsmarke liegt eben in nichts anderem als in der unbedingten und völlig tendenzlosen Hingabe an die Sache. Man muthe das einmal einem unserer geistvollen Witzbolde zu, und man wird gleich sehen, wie schwer es ist. Und eben darin steckt auch die Empfindung des Künstlers, die viel zu tief und quellrein ist, um sich in prahlerischen Gebärden zu verrathen.

Die Liljefors'schen Thierbilder scheinen ohne allen künstlerischen Ehrgeiz gemalt zu sein, rein aus der Liebe und Freude des Naturmenschen heraus. Darin beruht ihre Stärke. Daher haben sie den eigenthümlich warmen Lebenston, die eindringliche Glaubhaftigkeit. Es ist, als ob Liljefors im Besitz eines Geheimmittels wäre, um sich den Thieren des Waldes, insbesondere den Vögeln, unbemerkt zu nähern, ihre Seele und ihr intimstes Leben zu belauschen. Denn all' diese Thiere wissen nichts von der Nähe des Menschen. Sie sind harmlos und furchtlos, in ihrer Haustoilette. Man sehe die große Auerhenne, die im leicht herbstlich angeglühten Laube so ernsthaft, fast ehrbar dasitzt. Sie ist von einem Manne gemacht, der für das Lebensgefühl eines solchen Thieres eine Empfindung hat, der gleichsam dessen Blut klopfen hört. Und deshalb wandelt Einen vor einem solchen Bilde, wie vor allem Lebendigen, ein Schauergefühl an. Denn das Lebendige ist das Heilige, weil ewig Un-

begreifliche. So, voller Leben, ist die einsame Waldschnepfe, die geraden Fluges die Luft durchschneidet, während nach hinten zu der Tannenwald in dunkles Blau versinkt. So sind die Birkhühner, die auf bereisten Zweigen sitzen, hier und da halb versteckt, und hinter denen der Himmel, vom Zartgrünen in's Sattblaue verlaufend, lauschend hervorguckt. So sind die köstlichen kleinen Dompfaffen, die mit ihren rothen Brüsten munter im Schnee plustern, die mit den Flügeln schlagen und den Beinen kratzen, und deren Stimmen man durcheinandergellen zu hören glaubt.

Aber auch hier trifft in's Leben der Tod. Ein Habicht stößt nieder und hält in seinen Fängen ein zappelndes Rebhuhn. Erschreckt fliegen die anderen, wirren Flügelschlages (den der Maler höchst eigenartig wiederzugeben versucht hat), davon. Hinter ihnen des Räubers gierig-zorniger Blick. Oder das bewunderungswürdige Bild des Fuchses im Winterschnee, der einen erbeuteten Hasen beim Genick gefaßt hält und damit vergnüglich seiner Höhle zutrabt. Hier ist auch das Kleinste vortrefflich beobachtet. Man sehe nur wie der Hase seine Läufe von sich streckt, in jener starr-barocken Art, durch die der Tod das Leben zu verhöhnen scheint. Und dazu dieser herrlich klare Wintertag, dieses Leuchten des Schnees, der über die Wegabhänge hoch und endlos ausgebreitet liegt und nur spärlich schwarzes Gestrüpp durchragen läßt. Und zu diesem schimmernden Weiß dann der bescheidene Contrast des weißgelben Hasen, mit den rosig durchsichtigen Ohrenspitzen, und dagegen um Schnauze und Hinterläufe des Fuchses ein schattiges Traubenblau . . . . .

Den armen Hasen geht's überhaupt schlecht. Kaum, daß wir einmal einen allein für sich durch den Schnee laufen sehen, so hat er auch schon jenen eigenthümlich verängstigten Ausdruck, der überall Gefahr wittert. Auf einem anderen Bilde ist denn auch bereits einer niedergeknallt. Der Jäger kniet in der lachenden Landschaft und scheint nach der Kugel zu suchen. Vor ihm seine beiden Hunde, der eine stehend, der andere sitzend. Es ist ihnen geboten, sich ruhig zu verhalten. Die zuckenden Schwänze aber verrathen die innere Ungeduld. Und auch den Fuchs ereilt sein Schicksal. Dort drüben sehen wir den alten Fuchsjäger bei Sonnenuntergang heimtrotten. Meister Reinecke hängt an seiner Seite, mausetodt geschossen. Teckel, der ihn aus dem Bau gejagt hat, trabt müde und selbstzufrieden nebenher. Hinten der Horizont steht in rothen und gelben Flammen. Zögernd senken sich Schatten über die Schneefläche. In dem eigenthümlichen Widerspiel des Lichtes, das dadurch entsteht, sehen wir die Gestalten des Jägers und des Hundes auf uns zukommen. Schon wollen die Umrisse zerfließen, die Farbentöne ineinander vergleiten. Aber noch hält sie die letzte Kraft des Tages gebannt. Groß und leibhaftig heben sich die Figuren vor dem Beschauer.

Dies mag eine Vorstellung von der Wucht des animalischen Lebens geben, die auf den weitaus meisten Liljefors'schen Bildern herrscht. Auf anderen überwiegt das landschaftliche Element, wie auf jenem Bild aus dem Leben der Wildschwäne, wo wir unten die Vögel theils zwischen gelben Binsen, theils auf grauem leicht gekräuselten Wasser schwimmen sehen, während ein anderer, streckhalsig und mit nach hinten rudernden Flügeln, vor dem dicht geballten Wolkenhimmel einherfliegt. Dann schließlich Landschaften schlechtweg, ohne Thier- und Menschenstaffage. Meist verborgene Waldwinkel moosig und mit hohen Bäumen. Oder ein Stück leicht gewelltes Flachland und hinten den Wald, wie eine schwarze dicke Riesenschlange, darüber das Farbenspiel der enteilenden Sonne.

So ist denn also wieder einmal ein Nordländer als neuer Kunstheld unter uns erschienen. Aber es ist diesmal kein Prediger und kein Prophet und überhaupt kein Mann der Theorie, wie sie der zum Grübeln verführende kalte Norden zu gebären liebt. Sondern es ist schlechtweg ein helläugiger sinnenfrischer Mensch, der sich selbst und sein unverbrauchtes Temperament zum Einsatz bringt. Seine geistige Sensibilität zwar ist nicht aufs feinste ausgebildet. Er hat etwas Unnüanciertes, Derb-Ehrliches an sich. Aber mag eine aristokratische Natur, wie der hochbegabte Prinz Eugen von Schweden, ihn an Feinheit der Reizempfänglichkeit und an Zartheit der malerischen Wiedergabe auch übertreffen, Liljefors hat jedenfalls das eine für sich, worin er Niemandem weicht: seine volksthümlich naive gesunde Kraft.

Franz Servaes.

---

# Notizen.

Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt von Ludwig Geiger. (Berlin, Gebr. Paetel). Nach seiner Vollendung kommen wir auf dieses grundlegende Werk, dessen erste Hälfte bis zum Tode des alten Fritz reicht, eingehend zurück und bemerken für heute bloß, daß Geiger die oft verspottete Zeit der „Aufklärung" warm in Schutz nimmt, doch die Entstehung des specifisch berlinischen Geistes noch nicht darlegt. Besonders interessant ist das Kapitel von den Berliner Zeitungen und Zeitschriften, die, durch eine gestrenge Censur Friedrich Wilhelm I. geknebelt, erst unter dem jungen König aufblühen konnten. Auf seine Veranlassung kamen neu heraus die nachmalige Spenersche Zeitung und das französische „Journal de Berlin". Er hob die Censur auf, weil „Gazetten, wenn sie interessant werden sollten, nicht genirt werden müßten", doch wurde in Kriegszeiten den Journalisten stark auf die Finger geschaut und „mit Einsperrung in die Festung Spandau, Hausvogtei, Kalandshof und Arbeitshaus ohne lange Formalität gedroht. Bekannt ist, daß er zwei Redacteure der Gazette de Cologne und der Erlanger Zeitung prügeln ließ. Ueber die Schmähung seiner eigenen Person setzte sich der junge König philosophisch hinweg; als man ihn von dem Erscheinen einer französischen Schmähschrift benachrichtigte, schrieb er 1753: „Jeder der einen Staat regiert hat, sei es als Minister, als General oder als König, hat Sticheleien zu ertragen gehabt; es wäre mir daher unangenehm, wenn ich der Einzige sein sollte, dem dieses Schicksal erspart bliebe . . . Ich müßte eitler sein als ich bin, um mich über derartigen Schmutz zu ärgern, mit dem jeder auf der Straße beschmutzt werden kann, und ich müßte ein schlechterer Philosoph sein, als ich es bin, wenn ich mich für vollkommen und über die Kritiken erhaben halten wollte." Freilich veränderte sich im Laufe der Jahrzehnte seine Ansicht über die Censur; denn er schrieb 1772 an d'Alembert: „Wegen der Preßfreiheit und der Spottschriften, die eine unvermeidliche Folge davon sind, gestehe ich, soviel ich Menschen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beschäftigt habe, fest überzeugt zu sein, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich sind, weil die Freiheit stets mißbraucht wird; also daß man die Bücher zwar einer nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit und das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welche die Verspottung nicht verträgt." Lessing zog sich verbittert nach Braunschweig zurück und schrieb in tiefster Verstimmung: „Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land von Europa ist!" — Ein hartes, aber gerechtes Urtheil, das hinlänglich erklärt, warum die Berliner Journale unter Friedrich nicht zur Blüthe kommen wollten, und weshalb das Unterfangen der Wilhelm Scherer, Erich Schmidt u. A., in der deutschen Literaturgeschichte ein Zeitalter Friedrichs des Großen zu construiren, eine byzantinische Frivolität ist, vor welcher schon Lessing's Andenken bewahren sollte.

Albert Giraud's Pierrot lunaire von Otto Erich Hartleben. (Berlin, Verlag deutscher Phantasten.) Hartleben hat sich ehrlich Mühe gegeben, die halb genialen, halb blödsinnigen Verse des Pariser Symbolisten in Geist und Duft treu wiederzugeben, und es ist ihm zum Theil gelungen. Zwar hat er darauf verzichtet, uns seine Nachdichtung der tändelnden dreizehnzeiligen Rondels in gereimter Form zu bieten, wodurch die Sache natürlich viel einfacher wird, auch geht bei der Uebertragung der vocalische Klang verloren, auf den es dem Symbolisten in erster Linie ankommt. Als Probe dieser philisterfeindlichen, originellen Dichtungen mag das folgende Rondel gelten:

Heilge Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter stumm verbluten,
Blindgeschlagen von der Geier
Flatterndem Gespensterschwarme.
In den Leibern schwelgten Schwerter,
Prunkend in des Blutes Scharlach!
Heilge Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter still verbluten.
Todt das Haupt — erstarrt die Locken —
Fern, verweht der Lärm des Pöbels.
Langsam sinkt die Sonne nieder,
Eine rothe Königskrone. —
Heilge Kreuze sind die Verse! — *

Akbar. Roman von van Limburg-Brouwer. (Leipzig, Karl Reißner.) Ein historischer Roman aus einer sehr entlegenen Welt. Der Held ist Akbar der Große, ein hindostanischer Großmogul, unter dessen Regierung Indien im sechzehnten Jahrhundert zu hoher Blüthe gedieh. Der holländische Romandichter hat es verstanden, uns für dies mittelalterliche Indien zu erwärmen, das er mit glühenden Farben und offenbarer Liebe schildert. Auch die Handlung ist interessant, das Hofleben anschaulich gestaltet, die Liebesgeschichte zart und duftig, nur die philosophischen Gespräche dürften etwas weniger lang gerathen sein, doch ist bei Breite ein Erbfehler aller holländischen Romane. Die Uebersetzung von L. Schneider liest sich wie ein Original.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

---

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

**Die Physiologie des Schönen**

von

**Paul Mantegazza.**

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß** des **berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

---

## Romane von Theophil Zolling.

**Der Klatsch.**
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
**Vierte Auflage.**
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**Frau Minne.**
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
**Dritte Auflage.**
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

**Coulissengeister.**
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
**Dritte Auflage.**
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

☞ **In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

---

## Die Gegenwart 1872—1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Soeben erscheint:

## Berenice.

Historischer Roman
aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems
von
**Heinrich Vollrat Schumacher.**

In 8°. (514 S.) br. ℳ 6.— eleg. geb. ℳ 7.—

Zum ersten Male wird hier der dichterische Versuch gemacht, die Rolle des jüdischen Volkes in dem weiten Rahmen der allgemeinen Weltgeschichte erscheinen zu lassen und nicht nur die mannigfachen Wirkungen und Einflüsse zu schildern, welche von fremder Hand auf die Gestaltung jüdischer Verhältnisse ausgeübt worden sind, sondern auch und nicht zum unbedeutenden Theile jene, durch welche die Ideen der großen Geister ihre sichtbaren Spuren in der Entwickelung der Allgemeinheit zurückgelassen haben.

**Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.**

---

## Belletristische Novitäten

aus dem Verlage der
**Deutschen Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

**Die Rache ist mein.**
Roman von
**Ottomar Beta.**
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

**Unter den Tannsbuchen.**
Roman von
**Adolf Brennecke.**
Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

**Tante Jettes Pflegesöhne.**
Roman von
**Alexander Römer.**
2 Bde. Preis geh. ℳ 5.—; fein geb. ℳ 6.—

**Felicitas.**
Novelle von
**R. Waldmüller**
(Ed. Duboc).
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

In neuer Auflage ist soeben erschienen:

**Auch Einer.**
Eine Reisebekanntschaft
von
**Friedrich Theodor Vischer.**
Sechste Auflage.
Mit dem Bildnis des Verfassers.
2 Bde. Preis geh. ℳ 9.—; fein geb. ℳ 11.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

---

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

## In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt
von
**Dr. F. Wollny.**
Preis 50 Pfg.


Hierzu eine Beilage: Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 15. Berlin, den 15. April 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Frage verantwortlicher Reichsminister. Von Karl Walcker-Leipzig. — Der Nord-Ostseekanal im Weltverkehr. Von S. Werblunski. — Ganze, nicht halbe Schulreform. Von Kg. — **Literatur und Kunst:** Jung-Frankreich in der Literatur. Von Otto Krack. — Zur Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Von Georg Galland. — **Feuilleton:** Renn-Lene und ihr Junge. Von Adolf Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Die beleidigte Majestät. Von Caliban. — Die Berliner Bau-Unordnung. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Frage verantwortlicher Reichsminister.

Von Karl Walcker-Leipzig.

Die Forderung eines collegialischen, verantwortlichen Reichsministeriums ist von Liberalen und von gemäßigten Conservativen seit Jahrzehnten wiederholt aufgestellt worden. Herr v. Bennigsen forderte z. B. im März dieses Jahres in der Militärcommission des Reichstages einen verantwortlichen Reichsfinanzminister, und die Erfüllung dieses Verlangens würde die Einsetzung anderer verantwortlicher Reichsminister mit logischer und politischer Nothwendigkeit nach sich ziehen.

Zunächst würde es sich darum handeln, die heutigen Staatssecretäre des Reiches zu Reichsministern zu erheben; aber die Entwickelung könnte, aus verwaltungstechnischen, nationalen und finanziellen Gründen, dabei nicht still stehen: schließlich würde ein Zustand herauskommen, in dem jeder Reichsminister zugleich preußischer Minister wäre, und umgekehrt; abgesehen natürlich vom preußischen Cultusminister. Eine Reichsschulcommission gibt es schon heute, trotzdem ist das Zustandekommen eines Reichsministeriums für Cultus und Unterrichtswesen nur für eine ziemlich späte Zukunft oder gar nicht zu erwarten. In allen ausländischen Großstaaten, einschließlich Italiens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, gibt es einen Minister, der seine ganze Arbeitskraft den auswärtigen Angelegenheiten widmet; und das Deutsche Reich, dessen auswärtige Politik besondere Schwierigkeiten darbietet, würde verkehrt handeln, wenn es von diesem consensus gentium abweichen wollte. Thatsächlich dürften die künftigen Reichskanzler immer oder fast immer Diplomaten von Fach sein; es wäre indeß schwerlich zweckmäßig, eine solche Bestimmung in die Reichsverfassung aufzunehmen. Die Frage, ob der Reichskanzler zugleich den Titel eines preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten führen soll oder nicht, läuft auf eine Formalität hinaus, hat keine practische Bedeutung. Die Trennung beider Aemter ist streng genommen unlogisch; denn Preußen und die übrigen Einzelstaaten können keine besondere, von der Reichspolitik abweichende auswärtige Politik treiben.

Ein besonderer Minister, der nur Präsident des Ministeriums ist, sonst keine Competenz hat, ist sogar für großstaatliche Verhältnesse kaum jemals zu empfehlen; obgleich ein sog. Minister ohne Portefeuille unter Umständen nützlich sein kann. Man kann nur darüber streiten, ob der Vorsitz an ein bestimmtes Portefeuille geknüpft sein soll, oder ob jeder Ressortminister, unter der Voraussetzung persönlicher Qualification, zum Präsidenten ernannt werden darf. Am zweckmäßigsten dürfte es sein, den Vorsitz ein- für allemal mit dem Amte des Ministers des Innern zu verbinden; denn dies Ministerium nimmt so zu sagen eine centrale Stellung für die ganze innere Politik ein, ähnlich wie man von einer Anhöhe aus eine ganze Gegend übersehen kann.

In allen Bundesstaaten, auch in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten, hat der Meinungskampf einer mehr centralistischen und einer mehr föderalistischen Richtung eine gewisse Berechtigung; die Scheltwörter „Unitarier" und „Particularisten" sind daher zu vermeiden. Ja, es kommt sogar vor, daß die meisten Anhänger beider Richtungen in denselben Denkfehler verfallen. Im Deutschen Reiche übersehen z. B. fast alle Freunde und Gegner des Reichsministeriumprojectes die Hauptschwierigkeit der ganzen Sache. Man kann nämlich einwenden, Nichtpreußen, besonders Süddeutsche, seien mit den preußischen Zuständen und Bedürfnissen zu wenig bekannt, um sich zu Reichsministern und preußischen Ministern des Innern, der Finanzen, der Landwirthschaft ꝛc. zu eignen. Darauf wäre zu entgegnen, daß tüchtige „Ausländer" in keinem Staate der Weltgeschichte eine so große Rolle gespielt haben, wie gerade in Preußen. Man denke an die ursprünglich süddeutschen Hohenzollern, an Derfflinger, die Refugiés, Stein, Hardenberg, Niebuhr, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Moltke und viele Andere. Aehnliches ist in anderen Staaten Deutschlands und des Auslandes vorgekommen. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, ein richtiger Altbayer hätte nicht so energisch durchgreifen können, wie der Reformminister Graf Montgelas, der zwar ein geborener Bayer war, jedoch von ursprünglich savoyischen Ahnen abstammte. Glieder der ersten Adels- und Bourgeoisfamilien Bayerns, Sachsens ꝛc. sind längst in den diplomatischen Dienst des Reiches getreten; und sie können ebenso gut in den Civildienst Preußens treten, im Falle persönlicher Qualification Minister des Reiches und Preußens werden. Ein Bürger des Deutschen Reiches kann bekanntlich eine doppelte Staatsangehörigkeit (innerhalb des Reiches) besitzen, z. B. Bayer und Preuße sein. Wenn ein hoch begabter Nichtpreuße auch auf preußischen Universitäten studirt, Jahre lang im preußischen Staatsdienst gestanden oder wenigstens in Preußen gelebt hat, so eignet er sich weit besser zu einem preußischen Minister, als ein unbegabter Coneurrent, dessen Wiege zufälliger Weise in Preußen gestanden hat. Außerdem genießt ein preußischer Minister die Unterstützung mehr oder minder tüchtiger, meist eingeborener Räthe. Ein Departementschef kann die „rechte Hand" des Ministers sein.

Mit dem Steigen der Arbeitstheilung, überhaupt der Cultur, pflegt in einem Großstaate die Zahl der Ministerien bis zu einem

gewissen Grade zu wachsen. In den nächsten Jahrzehnten dürfte es im Deutschen Reiche mindestens zur Bildung folgender Ministerien des Reiches und Preußens kommen: 1) der auswärtigen Politik (Reichskanzleramt), 2) der Colonien, 3) des Krieges, 4) der Kriegsmarine, 5) des Inneren, 6) der Justiz, 7) der Landwirthschaft, Domänen und Forsten, 8) des Handels und der Gewerbe, 9) der öffentlichen Arbeiten, das heißt der Eisenbahnen, Chausseen, Kanäle, Be- und Entwässerungsanlagen, 10) des Post- und Telegraphenwesens, 11) der Finanzen, 12) des Medizinalwesens für Menschen und Thiere (Reichsgesundheitsamt). Der Bundesrath würde durch ein Reichsministerium keineswegs überflüssig oder bedeutungslos werden; er müßte als eine Art Staatsrath für das Reich und für Preußen fortbestehen. Das Statistische Amt des Reiches könnte unter dem Bundesrath stehen. Ausgezeichnete Fachmänner haben ausgeführt, daß das gesammte Wasserbauwesen aus technischen, administrativen und finanziellen Gründen unter einem Ministerium, und zwar unter demjenigen der öffentlichen Arbeiten stehen muß. Ein besonderes Hausministerium (Ministerium des kaiserlichen Hauses) ist zulässig, nicht unbedingt nothwendig. Der Minister der Finanzen oder der Landwirthschaft kann zugleich das Kronvermögen und die Civilliste verwalten; vorausgesetzt natürlich, daß das Kron- und Staatsvermögen in klarer Weise rechtlich und thatsächlich geschieden sind, was in Preußen längst geschehen ist.

Extreme Föderalisten pflegen ziemlich confuse Phrasen gegen die Idee eines Reichsministeriums vorzubringen. Der langen Rede kurzer Sinn läuft offenbar darauf hinaus, daß die ganze Sache jenen Ultraföderalisten subjectiv unsympathisch ist, und daß ein Reichsministerium nothwendiger Weise zum Einheitstaate führen müßte. Die zweite Behauptung ist unrichtig, und auf die erste, subjectiv wahre Behauptung ist zu entgegnen, daß die Weltgeschichte sich um eine so zu sagen lyrische Politik, um subjective Sympathien oder Antipathien nicht kümmert; daß es im privaten und öffentlichen Leben unzählige objective Nothwendigkeiten gab und gibt. Der Zollverein, die Eisenbahnen und die deutsche Einheit hatten z. B. in Deutschland und im Auslande viele Gegner, trotzdem sind sie zu Stande gekommen. Sogar in China wird der Widerstand der Dunkelmänner gegen die Eisenbahnbauten auf die Dauer vergeblich sein. „Fata viam invenient.“ Nach jenen Ultraföderalisten sollte man glauben, die Idee des Einheitstaates sei eine teuflische, erst im 19. Jahrhundert ausgeheckte Idee. In Wirklichkeit war das alte Reich besonders in den Jahren 843—962, vor dem Beginn der unseligen Römerzüge der alten Kaiser, zweifellos ein Einheitstaat. Die Herzöge waren zu Zeiten ebenso wenig erbliche Fürsten, wie etwa heutzutage die preußischen Oberpräsidenten erbliche Fürsten sind. Noch Karl V. und Ferdinand II. machten ernstliche Versuche zur Wiederherstellung des Einheitstaates. Diese Versuche mußten scheitern, weil sie mit reactionären, antinationalen Tendenzen verquickt waren; aber seit der durch Luther begründeten modernen Sprach- und Cultureinheit, seit dem Großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen, Goethe, Schiller, Blücher und Anderen, ist eine neue Einheitbewegung in's Leben getreten, die, natürlich in verfassungsmäßiger, gesetzlicher Weise, zum Einheitstaate führen kann, indeß nicht zu führen braucht. Unter den vielen Kräften, die zu Gunsten der Fortdauer des Bundesstaates wirken, kann namentlich ein Grund entscheidend in's Gewicht fallen: wenn die Mittel- und Kleinstaaten in den und den Punkten liberaler oder wahrhaft conservativer, kurz, staatsmännischer handeln, wie Preußen, so ist es denkbar, daß sie sich auf die Dauer behaupten. Die Reichsministeriumsfrage kommt dabei nicht in Betracht: schon die heutigen Staatssecretäre des Reiches sind ja thatsächlich, wenn auch nicht formell, Reichsminister.

Preußen hat seit 1850 verantwortliche Minister, aber noch kein Gesetz über die Verantwortlichkeit derselben. Aehnlich dürfte es im Reiche gehen. Wenn ein Minister gegen ein Straf- oder Sittengesetz verstößt, so ist seine Schuld klar. Viel schwieriger ist das Thema der sog. politischen Verantwortlichkeit der Minister. Wenn ein Minister, ohne böse Absicht oder grobe Nachlässigkeit, aus Ungeschick oder doctrinärer Befangenheit, eine schädliche Politik in Bezug auf Frieden oder Krieg, Colonialverträge, Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, Finanzen, Justiz, Kirche, Schule ꝛc. verfolgt, so ist es ungeheuer schwierig, in formell juristischer Weise die Art und den Grad seiner Schuld nachzuweisen. Aus solchen und anderen Gründen ist es auch zu erklären, daß in England seit langer Zeit keine Ministeranklage mehr vorgekommen ist. Practisch, politisch betrachtet, sind die Schwierigkeiten der Sache viel geringer. Wenn Fürsten, Prinzen und hervorragende Politiker auf dem gemeinsamen Boden derselben staatswissenschaftlichen Studien, derselben modernen, nationalen Cultur stehen, so werden ungeeignete, z. B. reactionäre oder radicale Politiker schwerlich Minister werden, schlimmsten Falles bald entlassen werden, bevor sie noch viel Schaden angerichtet haben. Für tüchtige Minister ist ihre Verantwortlichkeit eine Stütze, kein Hemmschuh; sie können sich z. B. auf ihre Verantwortlichkeit berufen, wenn Fürsten, Parteien, Klassen, Individuen etwas Ungehöriges von ihnen verlangen. Kurz, die constitutionelle Ministerverantwortlichkeit hat einen guten Sinn, sie liegt im wohlverstandenen Interesse der Fürsten und der Völker. Schon König Friedrich Wilhelm I., der trotz mancher Vorurtheile, Mißgriffe, Unterlassungssünden ein begabter Staatsgelehrter war, tadelte mit feiner Ironie diejenigen, welche die Verantwortlichkeit seiner Minister auf den unverantwortlichen König abwälzen wollten. Auch in diesem Punkte gehörte er zu den Bahnbrechern der neuen Zeit.

## Der Nord-Ostseekanal im Weltverkehr.

Von S. Werblunski.

Je weiter die Arbeiten zum Bau des Nord-Ostseekanals fortschreiten und je näher die Fertigstellung desselben und seine Uebergabe für den überseeischen Verkehr heranrückt, desto größer wird das allgemeine Interesse, welches diesem großartigen Unternehmen auf deutschem Boden und mit deutschem Kapital von dem gesammten Auslande entgegengebracht wird. Mehr als die eingehenden und langwierigen parlamentarischen Verhandlungen im deutschen Reichstag, die seiner Zeit anläßlich der Bewilligung der hierzu erforderlichen Staatsmittel die Gemüther in Deutschland so sehr erregt hatten, zeigen die jetzt aus vielen Theilen des Auslandes ertönenden Stimmen von dem verkehrspolitischen Werth und der weltbedeutenden Tragweite dieses neuzuschaffenden Wasserweges. Wie es aber stets in ähnlichen Fällen zu liegen pflegt und wie es auch hier nicht anders zu erwarten war, erweisen sich unter den europäischen Staaten diejenigen am meisten bei der Sache interessirt, deren Gebiet zunächst an Deutschland angrenzt, in minderem Maße jedoch die entfernteren unter ihnen und in letzter Reihe die überseeischen Länder, welche nur unmittelbar die Vortheile aus der neuen Wasserstraße ziehen werden; immerhin aber unterschätzen auch sie nicht die Bedeutung dieses großen Werkes moderner Kultur.

Da es sich bei diesem Kanalbau hauptsächlich um eine bessere und bequemere Verbindung der Ostsee mit der Nordsee handelt, so liegt es klar auf der Hand, daß die beiden Nachbarn Deutschlands im Norden und Osten, Rußland und Dänemark, nicht minder indessen auch Schweden und Norwegen, das größte wirthschaftliche und politische Interesse an diesem Werke haben müssen und solches auch in letzter Zeit immer mehr bekunden. Ist doch der ganze Binnenverkehr sowie der überseeische Verkehr jener Länder, namentlich aber der beiden erstgenannten, stets darauf angewiesen, aus den Gewässern der Ostsee in diejenigen der Nordsee und von hier aus über Meer und Ocean seinen Weg zu nehmen, und dieses Schicksal müssen in gleicher Weise Dampfer wie Segelschiffe, große wie kleine Fahrzeuge über sich ergehen lassen, welche aus den Häfen der Ostsee auslaufen.

Als der bei der Sache meistbetheiligte Staat erweist sich vorläufig Rußland, wenigstens gelangt man zu dieser Ansicht, wenn man die große Bewegung und die Urtheile betrachtet, welche sich schon jetzt in den russischen Regierungskreisen, noch mehr aber in den dortigen zahlreichen Interessentenkreisen und überhaupt in der ganzen dortigen Handelswelt kundgeben. Insbesondere macht sich ein überraschendes Steigen des allgemeinen Interesses in Rußland für dieses Unternehmen seit jenem Zeitpunkt bemerkbar, zu welchem der deutsche Kaiser im verflossenen Jahre jene Ortschaften besuchte, durch welche der Kanal gelegt wird, und auch die Bauarbeiten und die bereits vorhandenen Anlagen eingehend besichtigte. Ebenso hat hierzu die jüngst aus Kiel eingetroffene Nachricht beigetragen, wonach die Fertigstellung und die Eröffnung des Nord-Ostseekanals noch vor Ablauf des Jahres 1894, Dank dem gedeihlichen Fortgang der Arbeiten, immer wahrscheinlicher werde. Als neuestes Moment hierzu tritt noch der jüngst im Reichs-Gesetzblatt veröffentlichte Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler vom 1. April über die Aufnahme einer Reichsanleihe im Betrage von 22 Millionen Mark auf Grund des Gesetzes zur Herstellung des Nord-Ostseekanals.

Man muß es den Russen nachsagen, daß sie es in letzter Zeit an Energie und auch Geldmitteln nicht haben fehlen lassen, um den überseeischen Verkehr Rußlands zu heben und zu fördern und thatsächlich hat Rußland binnen verhältnißmäßig weniger Jahre auf diesem Gebiete gar Vieles erreicht und einen großen neuen Verkehr auf dem Seeweg nach dem fernen Osten Asiens geschaffen, welcher in seinen einzelnen Erscheinungen äußerst interessant ist, auf die aber näher einzugehen wir uns hier versagen müssen. Es sei nur des Umstandes Erwähnung gethan, daß gleichzeitig mit diesen erfolgreichen Bestrebungen in Rußland sich auch das Bestreben bemerkbar macht, den bisherigen, von früheren Generationen begründeten Handels- und überseeischen Verkehr der Seestädte des Schwarzen Meeres, namentlich Odessas, nach den russischen Seestädten des Baltischen Meeres abzulenken. Vornehmlich ist es Petersburg bezw. Kronstadt, ferner Helsingfors, Reval und Liban, welche in wenigen Jahren ihren Handelsverkehr wesentlich erweitert und neue, bisher unbekannte oder für unmöglich gehaltene Verbindungen mit fernen Ländern angeknüpft haben, wobei es sich immer mehr herausstellt, daß diese baltischen Hafenplätze sehr erfolgreich in ihrer Concurrenz mit den Seestädten des Schwarzen Meeres seien und auch begründete Aussicht haben, über kurz oder lang deren Stelle im Weltverkehr einzunehmen.

So glatt, wie es wohl scheinen mag, geht aber die Sache nicht von Statten und die Klagen der russischen Interessentenkreise wollen nicht aufhören über den weiten und beschwerlichen Umweg und die großen Fährlichkeiten, welche die russischen Schiffe längs der dänischen Küste und beim Passiren des Sund überwinden müssen, ganz abgesehen von den Zollplackereien und formellen Hindernissen aller Art, mit denen die dänischen Strombehörden nicht kargen. Da die meisten der einheimischen Fahrzeuge ihrer Construction nach nicht widerstandsfähig genug sind, um diesen beschwerlichen Umweg zu jeder Jahreszeit zurückzulegen, so fällt der Hauptantheil an dem Passagier- und Frachtverkehr der genannten baltischen Hafenplätze den ausländischen Dampf- und Segelschiffen zu. So sieht man in Kronstadt, Reval und Liban meist englische, holländische und selbst amerikanische Dampfer vor Anker liegen, bald ausladend, bald verfrachtend, während die russischen Schiffseigner das Zusehen haben. Diese für russische Schifffahrt so ungünstige Sachlage soll sich nun, nach der in Rußland allgemein herrschenden Auffassung, mit der Eröffnung des Nord-Ostseekanals mit einem Schlage in das Gegentheil verwandeln. Ganz abgesehen davon, daß der neue Weg durch den Kanal sich um eine Tageslänge kürzer stellen wird, als die bisherige Fahrstraße durch den Sund, bietet noch die Fahrt durch das ruhige und geschützte Kanalwasser eine angenehme und vortheilhafte Ablösung der gefährlichen und zu mancher Jahreszeit unpassirbaren dänischen Gewässer. Die Hoffnungen, welche man daher in den russischen Interessentenkreisen auf den neu zu eröffnenden Wasserweg zwischen der Nord- und Ostsee setzt, gehen sehr weit und man kann in Rußland den Tag kaum noch abwarten, an welchem der erste russische Dampfer, aus einem der baltischen Häfen auslaufend, anstatt seinen Kurs nach Dänemark und dem Sund zu nehmen, die Richtung nach Kiel und dem Nord-Ostseekanal einschlagen wird. Durch diese neue Verkehrsader soll mithin dem überseeischen Verkehr Rußlands jene Erleichterung gewährt werden, welche ihm gegenwärtig mehr denn je zuvor für seine Existenz nothwendig geworden ist.

Ein ganz anderes Bild bietet sich uns in Dänemark, und sind es in Rußland große Erwartungen und Hoffnungen, mit denen man dort dem Nord-Ostseekanal entgegensieht, so blickt man hierauf in Dänemark mit allgemeiner Bestürzung und sehr weitgehenden Befürchtungen. Soll doch Dänemark seiner historischen Stellung an der großen Wasserstraße, sowie der aus dieser Stellung fließenden reichen Staatseinnahmen mit einem Schlage verlustig gehen! Diese Befürchtungen werden in gleicher Weise von der Regierung, wie von dem Volke in Dänemark getheilt, und man muß es der dänischen Regierung nachsagen, daß sie nichts auf diplomatischem Wege unversucht läßt, um die drohende Gefahr von dem Königreich abzuwenden.

Schon seit vorigem Jahre steht die dänische Regierung in fortwährenden Verhandlungen mit dem Petersburger Cabinet und bleibt unausgesetzt bemüht, die russische Schifffahrt auch für spätere Zeiten über die dänische Wasserstraße zu lenken. Es werden dabei von dänischer Seite keine noch so verzweifelten Mittel gescheut, um die russischen, sowie die ausländischen Dampfer, welche den Frachtverkehr mit den baltischen Seestädten unterhalten, möglichst zu bewegen, den Nord-Ostseekanal zu meiden und den alten Weg durch den Sund auch fernerhin zu benutzen. Die Anerbietungen, welche bisher das Kopenhagener Cabinet der russischen Regierung gemacht hat, zeigen von einem weitgehenden, bei der dänischen Regierung sonst ungewohnten Entgegenkommen. Außer der Bereitwilligkeit, Kopenhagen zum Freihafen zu erklären, will Dänemark den russischen und überhaupt allen den Verkehr mit den baltischen Häfen unterhaltenden Schiffen viele Erleichterungen und sogar Vergünstigungen angedeihen lassen — so soll der Sundzoll theils ermäßigt, theils gänzlich abgeschafft werden, ebenso die Lootsengelder, Passagegebühren und die sonstigen zahlreichen Abgaben, ferner sollen die bisherigen Plackereien, vor Allem die strenge Controle der Schiffsbriefe, in Zukunft aufhören. Bei den eng verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Höfe von Kopenhagen und Petersburg, denen die gegenseitige wohlwollende Haltung der beiden Cabinette durchaus entspricht, wäre es der dänischen Regierung ein Leichtes, bei den offiziellen Kreisen Petersbugs ihren Willen durchzusetzen, wenn nicht der große Widerstand der zahlreichen russischen Interessenten, welche in dieser wichtigen Angelegenheit mehr als in irgend einem anderen Fall auf ihrer Hut sind. Nach allgemeiner Auffassung dieser betheiligten Kreise sind selbst die weitgehendsten Anerbietungen und die noch so eingreifenden Erleichterungen Dänemarks nicht im Stande, die Vortheile und die Erfolge auch nur theilweise aufzuwiegen, welche dem überseeischen Verkehr Rußlands, insofern derselbe die baltischen Seestädte angeht, durch die Schaffung des Nord-Ostseekanals entstehen dürften und auch sicherlich entstehen werden. Auch die russische Regierung kann nicht umhin, diesen Standpunkt unentwegt einzunehmen und so rührt sich die Sache Dänemarks, trotz der schon oft wiederholten Anklopfungen beim Petersburger Cabinet, nicht vom Fleck, während die im Laufe des verflossenen Winters im Sund besonders zahlreich vorgekommenen Verkehrsstörungen aller Art, verbunden mit vielen Katastrophen und sonstigen Unglücksfällen von Passagier- und Frachtdampfern, den Wunsch nach einer baldigen Fertigstellung des Nord-Ostseekanals in Rußland nur noch zu steigern vermochten.

Ueber die strategische Bedeutung sowie über den wirthschaftlichen Werth des Nord-Ostseekanals hat die allerletzte Zeit ebenfalls viel reiches Material geschaffen. Eine ebenso

eingehende wie anschauliche Darstellung dieser Verhältnisse finden wir in dem neuen Werke von C. Beseke.*) Wie aus dieser Darstellung ersichtlich, kommt auch bei der Beurtheilung der strategischen bezw. militärischen Bedeutung des Kanals Dänemark in erster Reihe in Betracht. Es fällt dabei besonders in's Gewicht der Umstand, daß Dänemark seine am Sund gelegene Hauptstadt Kopenhagen neuerdings durch Vervollständigung der Befestigungsanlagen auf der Land- wie der Seeseite zu einem hervorragenden Waffenplatz gemacht hat und noch weitere Festungsbauten bei und um Kopenhagen vorzunehmen beabsichtigt. Mit Recht zeigt der Verfasser darauf hin, daß eine derartige Befestigung Kopenhagens nur im Interesse des Nord-Ostseekanals liegen kann und ihm naturgemäß einen Schutz bieten muß, indem es jede fremde Macht daran verhindern werde, bei und um Kopenhagen eine Operationsbasis für etwaige feindselige Unternehmungen zu suchen. Daß in den betheiligten Staaten die Befestigung Kopenhagens eben in diesem Sinne aufgefaßt wird, beweist am besten die schlecht verborgene Unzufriedenheit, mit welcher die Festungsbauten bei Kopenhagen in Schweden und Norwegen, in Rußland und selbst in England betrachtet werden. Die Schlußfolgerung ist daher eine durchaus gerechte, wonach ein unbefestigter und somit ungeschützter Zustand Kopenhagens eher Besorgnisse für die zukünftige Lage am Eingange zum Nord-Ostseekanal erwecken müßte. Da kein triftiger Grund dafür vorliegt, an einer neutralen Haltung Dänemarks im Falle eines feindlichen Angriffs gegen die deutsche Küste zu zweifeln, so bleibt für eine feindliche Flotte keine Aussicht, sich eine andere Operationsbasis zu verschaffen, um jenes deutsche Küstengebiet ernstlich zu bedrohen.

Eben so zutreffend sind die Betrachtungen, denen wir in dem bezeichneten Werk über die wirthschaftliche Bedeutung des Nord-Ostseekanals für Deutschland begegnen. Es sind aber fast durchweg dieselben Anschauungen und Momente, wie wir sie in Rußland und bei den russischen Interessentenkreisen gesehen haben. Auch für Deutschland ist es die Abkürzung des Weges, die Meidung des Skagen und die Erleichterung des Verkehrs zwischen den beiderseitigen deutschen Küstengebieten der Nord- und Ostsee, welche im Vordergrunde der wirthschaftlichen Bedeutung des Kanals stehen.

Im Grunde genommen ist also diese Bedeutung des Nord-Ostseekanals von gleicher Tragweite für Deutschland wie für Rußland. Sie ist es aber auch in gleicher Weise für alle übrigen betheiligten Staaten Europas sowie für den gesammten Weltverkehr. Diese hohe Bedeutung des Kanals für den internationalen und überseeischen Schiffsverkehr stellt sich immer klarer heraus, um bei der Eröffnung desselben zur vollen Klarheit zu gelangen.

*) Der Nord-Ostseekanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirthschaftlicher und militärischer Hinsicht. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer.

---

## Ganze, nicht halbe Schulreform.

Der Finanzminister Miquel hat gelegentlich geäußert, daß er prinzipiell gegen jede Verstaatlichung von Nichtvollanstalten sei; er ist wegen dieser Aeußerung mehrfach angefochten worden und zwar von solchen, welche die Interessen des Lehrerstandes vertreten. Dennoch glauben wir das von ihm aufgestellte Prinzip als sachlich durchaus correct bezeichnen zu müssen; es ist folgerichtig, daß der Staat nur solche Anstalten unter seine Obhut nimmt, welche die für seine Zwecke nothwendigen Beamten vorbilden, daß dagegen den Gemeinden diejenigen Anstalten verbleiben, welche lediglich eine höhere Vorbildung für die Bedürfnisse des practischen Lebens gewähren. Niemand hat so energisch die aus dem verschiedenen Bedürfniß des Staats- und des Gemeindelebens für die Gestaltung des höheren Schulwesens sich ergebenden Folgerungen gezogen wie Paul de Lagarde in verschiedenen Aufsätzen, welche jetzt in seinen Deutschen Schriften gesammelt vorliegen; er verlangt, daß es den Gemeinden völlig überlassen sein muß, das Schulwesen nach ihrem Willen zu regeln, und daß die Jünglinge, welche sich dem Staatsdienste widmen wollen, auf besonderen Staatsanstalten erzogen werden, die er am liebsten von dem Treiben des gewerblichen Lebens ganz entfernt sehen möchte. Niemals sind gegen das Berechtigungswesen so scharfe Worte gefallen wie aus seiner Feder; er bezeichnet es als den Krebsschaden unseres ganzen höheren Schulwesens; und in seiner scharfen, rücksichtslosen Weise behauptet er, daß Preußen durch sein Berechtigungswesen alles wettgemacht habe, was es Gutes und Großes für Deutschland geschaffen. „Durch das Berechtigungswesen", sagt er, „sind die Gymnasien bis Untersecunda mit einer Bevölkerung überladen, welcher es um nichts weniger als um Kenntnisse zu thun ist, und welche die verhältnißmäßig kleine Zahl derer, die wirklich klassische Bildung verlangen, nur hemmt und die Lehrer müde und matt macht. — Hat man nicht so viel Logik einzusehen, daß es eine Gedankenlosigkeit ist, die Gymnasien, welche doch wohl als Ganze einen Zweck erreichen sollen, so beim zweiten Drittel auseinander zu brechen, als ob es für ihre Idee gleichgültig wäre, wo man mit ihnen aufhört? Gymnasien mit solcher Bandwurmnatur mögen dem Liberalismus werthvoll erscheinen, ein zu politischem Denken befähigter Mann wird aber darin, wodurch sie jenen gefallen, den stärksten Anlaß zum Tadel finden; sie überziehen die Nation mit dem zähen Schleim der Bildungsbarbarei, dieser ekelhaftesten aller Barbareien, die jetzt das Leben in Deutschland zu einer Strafe macht, und sie hindern die, welche wirklich lernen wollen, wie die, welche zu lehren gesonnen sind, ihre Absicht zu erfüllen. Ueber diese Secundanercultur, welche nun schon seit fast 25 Jahren Preußen und von Preußen aus das übrige Deutschland überfluthet, ist der Nation der Maßstab abhanden gekommen, mit welchem sie wirkliche Bildung messen könnte. Was besitzen denn sogar die meisten Studirten unseres Volkes, unsere Juristen, Aerzte, Verwaltungsbeamte, Abgeordneten an Bildung, wenn sie sich Bildung in den Wochenblättern und der Unterhaltungsliteratur gleich gekaut in den Mund spucken lassen können, ohne Ekel zu empfinden, wenn sie nicht einsehen, daß es genau ebenso unanständig ist, Bildung ohne Arbeit in einem Museum zu erlesen, wie es unanständig ist, Vermögen ohne Arbeit an der Börse zu erspielen. Wird denn ein Marmorblock dadurch zur Bildsäule, daß man ihn unter die Dachtraufe stellt?"

Verfolgen wir die Gedanken Paul de Lagarde's etwas weiter und legen uns die Frage vor, wie sich nach Durchführung seiner Ansichten das höhere Schulwesen Deutschlands gestalten würde, so glauben wir, daß bei einer verständigen Anwendung derselben sich die heilsamsten Folgen ergeben würden. Wir wollen nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, wir verlangen nicht, daß die ganze geschichtliche Grundlage unserer Schulen verleugnet wird: wir verlangen nur, daß unter Beibehaltung der bewährten Einrichtungen eine allseitig freiere Entwickelung des Schulwesens ermöglicht wird. Wir verlangen nicht, daß der Staat die Ausbildung seiner Beamten von Experimenten abhängig macht, zu denen berufene und unberufene Schulreformer ihn drängen möchten, auch nicht, daß durch Jahrhunderte bewährte Erziehungsgrundsätze dem durch die Zeitrichtung begünstigten Drängen kühner Neuerer nach moderner Bildung preisgegeben werden. Dagegen erscheint es zweckmäßig und billig, daß städtische Gemeinwesen volle Freiheit der Bestimmung darüber erhalten, welche Art der Bildung sie für ihre localen Verhältnisse am zweckmäßigsten erachten. Damit läßt sich das leidige Berechtigungswesen sehr wohl verbinden; der Staat muß nur seinerseits darauf verzichten, vorzuschreiben, daß nur derjenige die bestimmten Berechtigungen erhält, der so und so viel Latein und Griechisch oder so und so viel Französisch und Englisch ꝛc. in seinen Kopf hineingepfropft hat. Der Abgeordnete Schmelzer-Hamm äußerte in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 8. März 1892: „Ich suche für die Berechtigung ein objectives Maß. Das Lehrobject und die Lehrmethode bieten mir dieses objective Maß nicht, wohl

aber die Gleichmäßigkeit der Dauer des geistigen Exerzitiums, die Zeit von neun Jahren, die allen drei höheren Lehranstalten zugemessen ist." Schmelzer hob unseres Erachtens mit Recht hervor, daß es nicht sowohl darauf ankomme, was getrieben werde, als vielmehr auf die Zeit, welche ein junger Mensch ausschließlich auf seine geistige Ausbildung verwende. Gewiß führen viele Wege nach Rom, und neben den breiten Heerstraßen, auf denen die Pilger jetzt vorschriftmäßig wandern, kann es noch zahlreiche andere Pfade geben, welche ebenso gut, vielleicht kürzer und besser zum Ziele führen. Der Staat sollte also seine Berechtigungen nicht sowohl von den Gegenständen des Lehrplans, als vielmehr von der Dauer des Unterrichts abhängig machen. Ferner muß er verlangen, daß die übermittelte Bildung in sich bis zu gewissem Grade abgeschlossen sei, was die Forderung eines einheitlichen Lehrplanes von selbst in sich schließt.

Die Befürchtung, daß eine solche Freiheit zu vollem Mißbrauch führen würde, daß die höheren Lehranstalten ein Versuchsfeld für die abenteuerlichsten Experimente würden, erscheint uns völlig haltlos; denn während heute die Curatorien der höheren Lehranstalten 3—5 Schablonen vorfinden, nach welchen der Unterricht gehandhabt werden kann, würden sie in Zukunft ein sorgfältiges Studium darauf verwenden, die beste Auswahl der Lehrgegenstände zu treffen und die für ihren Bezirk geeignetste Form des Lehrplans zu finden. Vorsichtig und bedächtig würden sie in Verbindung mit bewährten Schulmännern nur solchen Reformen Raum geben, welche von vornherein eine gewisse Garantie des Erfolges bieten. Hervorragenden Schulmännern wäre trotzdem ein weites Feld pädagogischer Versuche geöffnet, und bei dem freien Wettbewerb der höheren Lehranstalten, der dann keine inhaltlose Phrase mehr wäre, würde sich von selbst das Gold von den Schlacken sondern.

Die städtischen Anstalten würden also zunächst das flüssige, die staatlichen das starre Element in der Entwickelung des Schulwesens darstellen. Aber natürlich würden neue pädagogische Gedanken, die sich an jenen bewährt und zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen haben, auch allmählich eine Umwandlung der Staatsanstalten nach sich ziehen. So würden alle Reformen des Schulwesens nicht sowohl den Berathungen am grünen Tische und der Arbeit einiger weniger Männer entspringen, die noch dazu dem practischen Unterrichtsbetrieb zum Theil fernstehen, sondern sie würden wie eine Naturnothwendigkeit aus dem gesammten Geistesleben der Nation herauswachsen. Gewaltsame Eingriffe zur einseitigen Beförderung einer bestimmten Richtung der Geistesbildung, wie sie noch kürzlich den Realgymnasien den Lebensnerv abgeschnitten haben, wären so gut wie ausgeschlossen; die Entwickelung der höheren Lehranstalten würde nicht beständig hinter der allgemeinen Entwickelung der Nation herhinken, sondern es wäre eine gewisse Garantie gegeben, daß die Bildung der heranwachsenden Jugend im engsten Zusammenhang mit den wirklichen Bedürfnissen des Volkes stände.

Aber der Staat, wird man einwenden, hätte doch keine hinreichende Gewähr, daß die Bedingungen thatsächlich erfüllt würden, an die er seine Berechtigungen knüpfen kann. Freilich, eine gewisse Aufsicht auch über die städtischen Anstalten müßte ihm verbleiben, eine Prüfung der Lehrpläne, eine berathende und warnende Stimme, und vor allen Dingen die Prüfung, ob die Lehrer, welche die städtische Gemeinde anstellt, die Garantie bieten, daß die vorgeschriebenen Lehrpensa in wahrhaft fruchtbringender Weise verarbeitet werden. An solchen Stellen, wo es im allgemeinen Interesse wünschenswerth erscheint, würde der Staat nach wie vor mit seiner Hülfe eintreten; er hätte es in seiner Hand, solche Unterstützungen zu verweigern oder zu entziehen, wo ihm die unerläßlichsten Bedingungen eines ersprießlichen Unterrichts weder durch den Lehrplan, noch durch die Zusammensetzung des Lehrercollegiums gewährleistet sind.

Eine Reform in unserem Sinne würde vor allen Dingen auch den Erfolg haben, daß alle banausische Taglöhnerarbeit im Unterricht aufhörte und daß viele Lehrer weit Besseres leisten würden, deren Individualität jetzt in zu enge Schranken eingezwängt ist. Die größere Begeisterung des Lehrers für seine Sache würde sich aber von selbst auch den Schülern mittheilen, und Hunderten würde das Lernen eine Lust werden, die es heute als Plage empfinden. Kg.

---

## Literatur und Kunst.

### Jung-Frankreich in der Literatur.

Von Otto Krack.

In unserem Deutschland herrschen so verschiedene und zum Theil so dunkle Vorstellungen über die Ziele und Tendenzen des jungen Frankreich, daß der Versuch lohnen dürfte, den typischen Charakter der heutigen Generation zu untersuchen. Die Literatur läßt uns hier im Stich. Noch ist kein „Held unserer Zeit" von einem gallischen Lermontoff geschrieben; es gibt kein getreues Portrait, in dem die französische Jugend sich wiedererkannt hätte. Die Realisten und Naturalisten konnten diesen Typus kaum schaffen. Weder Flaubert noch die Goncourt's oder Zola haben die Geistesströmungen in der Studentenschaft aus eigener Erfahrung oder eigener Anschauung kennen gelernt; sie sind niemals im vollen Sinne des Wortes Studenten gewesen wie Lamartine und Victor Hugo, wie bei uns Lessing, Schiller und Goethe. Bourget und Barrès haben wohl die Intelligenz ihrer Generation interpretirt, aber diese Generation steht jetzt im Mannesalter zwischen 35 und 50; ihr Standpunkt ist — zum Theil wenigstens — überwunden. Ein neues Geschlecht erscheint auf dem Platz, das andere Anschauungen und Ideen als Waffen mitbringt für den Kampf in Leben und Denken.

Die Generation Bourget's, die nach dem verhängnißvollen Kriege von 1870/71 in's Leben trat, war müde, melancholisch, verzweifelnd in Folge des nationalen Unglücks. Sie hatten alle die einzelnen Kapitel, welche nur Schrecken und Tod, Verwüstung und Niederlagen bargen, mit erleben müssen. Ihr Vaterland lag am Boden, blutend und verstümmelt.

Diese Erlebnisse übten einen tiefen Druck auf die jungen Gemüther. Hinzu kam der unheilvolle moralische Einfluß, den das zweite Kaiserreich seit zwanzig Jahren ausgeübt hatte. Mit der Thronbesteigung des dritten Napoleon begann die Herrschaft des Goldes und Luxus, das rechtlose Faustrecht der brutalen Gewalt, die unsittliche Allmacht des materiellen Erfolges — Erscheinungen, die so oft eine neue Monarchie begleiten. Es war wie ein Gift, das den ganzen französischen Organismus ergriff und zu verderben drohte. Der Krieg hat Frankreich seine moralische Krankheit mit Blut und Eisen in's Bewußtsein gerückt.

Diese Einflüsse formten ein Geschlecht von muthlosen Pessimisten, denen zum energischen Handeln und Schaffen jeder Muskel fehlte. Sie sanken zu unthätigen, müßigen Beschauern der Weltbühne herab, auf der sie schlechte Komödien von den armen Menschen sehr schlecht gespielt sahen. Keiner hat diesen ungesunden, hochgradigen Weltschmerz so wahr und innerlich dargestellt wie Paul Bourget in seinen psychologischen Meisterwerken. Der eifrige klassische Philologe, der an der „Ecole des Hautes-Etudes" neue Varianten zu den Texten von Demosthenes und Euripides auffand, konnte seine Generation wohl typisch darstellen; diese Typen saßen neben ihm auf den Bänken. Alle die Helden seiner Romane sind Kinder ihrer Zeit; sie sind krank durchweg, krank bis in's Mark. Sie verachten sich selbst, sie verachten alles Streben; nach kurzem Kampf werfen sie das Gewehr in den Graben. Sie suchen und finden kein Ideal, das ihnen Blut und Leben werth ist. Sie sind halb und schwach und sie wissen es; sie fühlen ihre eigene Krankheit, und dies Bewußtsein erfüllt sie mit Bitterkeit und dumpfer Schwermuth. Diese Selbsterkenntniß ist

traurig und rührend; sie fordert unser Mitleid. Wir möchten diesen Menschen die Hand drücken und sie trösten. Es sind unsere Brüder voll Wunden und Schmerzen, welche eine niederdrückende Vergangenheit geerbt haben, ohne sie überwinden zu können.

Vom Pessimismus bis zum Individualismus ist nur ein Schritt. Wenn nichts außer uns werth ist geliebt oder bewundert zu werden, so bleibt nur das „Ich" als einziges Ideal übrig. Der Ich-Cultus ist der typische Charakterzug der folgenden Generation von 1880, und Maurice Barrès ist ihr vollendeter Vertreter. Auf jedes seiner Bücher paßt als Titel: „Moi." Es gibt kein literarisches Werk, in dem der schrankenlose Individualismus, der brutale Egoismus der Menschennatur so nackt und ungeschminkt zu Tage tritt wie in seinen beiden Romanen: „Sous l'Oeil des Barbares" und „Un Homme libre." Das erste Buch theilt die ganze Menschheit in zwei Klassen: Die Barbaren und die Intelligenten. Zu den Barbaren gehören alle Leute von Amt und Beruf, vom Kaiser bis zum Bettler, vom ersten Minister bis zum letzten Ackerknecht, die Kaufleute, Handwerker, Krämer, Arbeiter, alle. Die Intelligenten sind die auserwählten, die kleine Aristokratie des Geistes, die Genußmenschen reiner Schönheit. Der „Homme libre" ist der Typus dieser Intelligenten. Sie sind nur relativ glücklich in der Exaltation, und sie steigern das Raffinement dieser Exaltation, indem sie sie analysiren. Sie studiren die Mittel, um das Leben zu beherrschen und „alle Kräfte ihrer Seele in Gewalt zu bekommen wie ein Hauptmann seine Compagnie regiert.." Alle berühmten Geister sind nur Fragmente ihrer Intelligenz; sie verachten diese höchste Intelligenz wie alle Dinge, aber sie brauchen sie als Werkzeuge des Vergnügens und der Selbstbefriedigung. Das Ideal dieser Auserwählten ist die absolute Einsamkeit, und es ist ihr ewiges Unglück, daß sie unter den Augen der Barbaren, im Verkehr mit ihnen leben müssen.

Ueber das dritte Geschlecht nach dem Kriege, über die Generation von 1890, unterrichtet uns kein Dichter und kein Philosoph. Man muß den einzelnen Stimmen in der „L'Université de Paris", in der „L'Ermitage" und kleinen Blättern lauschen; man muß sie hören in der „Association" und im Café; man muß mit ihnen im engsten Verkehr stehen, um ihr Wünschen und Wollen, ihren Haß und ihre Liebe, ihr Denken und Fühlen kennen zu lernen.

Es muß jedem Fremden, besonders dem Deutschen auffallen, daß diese Jugend der Politik völlig indifferent gegenübersteht. Früher trug fast jeder seine eigene Kokarde am Hut. Der eine war Bonapartist, der andere Royalist, der dritte Republikaner. Frägt man heute einen französischen Studenten nach seinem politischen Standpunkt, so lautet die gewöhnliche Antwort: „Moi? Je ne suis rien". Sie gehören keiner Partei an. Ihre Aufmerksamkeit gehört nicht den Streitigkeiten in der Kammer; ihre Bestrebungen sind nicht auf den Umsturz des Staates gerichtet. Sie haben nicht das Zeug zu Revolutionshelden. Die Staatsform, in der sie sich bewegen, nehmen sie hin, wie ein Kleid, das man ihnen zurecht geschnitten hat. Das patriotische Ideal der Chauvinisten ist die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen, und französische Hetzblätter, allen voran der „Intransigeant" von Rochefort, werden nicht müde, das verglimmende Feuer immer von Neuem anzufachen. In den Köpfen der gebildeten Jugend spukt das Gespenst der Revanche kaum mehr. Der Ausspruch Rémi's ist bezeichnend: „Ich würde um dieses Land nicht den kleinen Finger meiner rechten Hand geben, den ich zur Stütze beim Schreiben brauche, und nicht den kleinen Finger meiner linken Hand, mit dem ich die Asche vom Ende der Cigarette stoße." In Deutschland, glaub' ich, nimmt kein Corps und keine Burschenschaft einen Franzosen als actives Mitglied in ihre Mitte auf. Es soll eine geheime Klausel in den Statuten der „Association" geben, welche einem deutschen Studenten den Eintritt in die Allgemeine Verbindung der französischen Studenten verbietet. Beide Fälle bedeuten eine Rücksicht gegen nationale Tradition. Es wäre falsch, daraus auf eine allgemeine Gesinnung schließen zu wollen. Es wird dem Germanen in Frankreich, wie dem Romanen in Deutschland immer einmal gelüsten, bei Gelegenheit seine Natur herauszukehren. Im „Rodensteiner" zu Heidelberg feierten vor ein paar Jahren eine Anzahl Franzosen das Nationalfest des 14. Juli. Ein junger Hahn wurde übermüthig in seinem Rausch, er sprang auf den Tisch und schrie: „Vive la France!" Er wurde natürlich mit seinen Landsleuten hinausgeworfen. Ganz ebenso erging es einem meiner Bekannten in Paris. Wir saßen in einem Restaurant des Quartier Latin, und mein Freund, ein echt germanischer Student, wurde laut und immer lauter, je mehr „boc's" er vertilgte. Die Herren Franzosen faßten seine gehobenen Reden als Beschimpfungen auf, und wir wurden an die Luft gesetzt, verfolgt von den Rufen: „Regenschirme! Regenschirme!" (Das sollten wahrscheinlich deutsche Schmähworte sein.) Solche und ähnliche Scenen werden sich ewig wiederholen, so lange es noch verschiedene Nationalitäten gibt. Damit braucht der kleine Gallier in Heidelberg noch kein Deutschfresser zu sein, und mein Landsmann war sicher kein Franzosenfresser. In der That hat sich die junge Generation unserer Westnachbarn mit dem Unglück von 1870/71 abgefunden. Für die beiden voraufgehenden Geschlechter war der Krieg eine Wirklichkeit; sie hatten ihn mit eigenen Augen gesehen. In der Zeit, wo andere Knaben noch vom „Pfadfinder" und „weißen Häuptling" schwärmen, hörten sie das Prasseln und Donnern der Kanonen, die in ihre Vaterstadt einschlugen. Ihre Kindheit, ihr Jünglingsalter war tief traurig; und diese Eindrücke wirken bestimmend auf die ganze Geistesentwickelung eines Geschlechts. Für die jungen Männer, die jetzt 20 bis 30 Jahre zählen, hat der Krieg die Farbe des Lebens verloren. Er ist Geschichte geworden. Man beginnt diese Niederlage nicht mehr als eine persönliche Schmach zu empfinden; man sieht sie als eine historische Thatsache an, die ihre Gründe und Ursachen hat, und die gallische Elasticität trägt das ihrige dazu bei, über diese Thatsache hinweg zu kommen. Außerdem ist die chinesische Mauer, worin das französische Geistesleben sich entwickelte, vom Kriege durchbrochen worden. Ihre Bildung hat begonnen, den Blick über den Rhein wie über den Kanal zu lenken. Philologen werden vom Staat nach England und Deutschland geschickt, um fremde Cultur zu studiren und ihrem Vaterland zu Nutz und Frommen umzuwerthen. Männer wie Lichtenberger, Lavisse, Bontroux sind Verehrer deutschen Geistes und erkennen die Ueberlegenheit deutscher Wissenschaft rückhaltlos an.

Von den politischen Fragen hat sich das junge, gebildete Frankreich den sozialen Problemen zugewendet. „Das Erwachen der soziologischen Tendenz", sagte der junge Bérenger, der Präsident der „Association", in einem Vortrag „macht sich von Tag zu Tag fühlbarer, und ihr Sieg ist nur eine Frage der Zeit. Das Gefühl, das kein Gedanke vereinzelt steht im Leben, daß eine Kollectiv-Seele vorhanden ist, gebildet aus all den anderen Seelen — dieses Gefühl durchdringt alle Hoffnungen, alle Träume, alle Handlungen des jungen Geschlechts." An Stelle des Egoismus tritt das Gefühl der Solidarität. Demokratie und Wissenschaft sollen nicht länger Selbstzweck sein. Diese beiden großen Motoren künftiger Entwickelung sollen nicht in eigenem Dienst arbeiten, sondern sich einem höheren Prinzip unterordnen, das sie versöhnt und zum allgemeinen Fortschritt der Cultur verwerthet.

Die französische Literatur fängt an, sich mit diesem Geiste zu füllen. In Rosny's Werken sind Ansätze zum echt sozialen Roman, dem Roman der Zukunft. Aus dem „Bilatéral", „Nell Horn", „Marc Fane" weht der frische Wind einer neuen Zeit. Die unruhig ringende Seele des Modernen spricht aus diesen Blättern. Aber das Wollen des Dichters ist größer als sein Können. Seine Kunst hat die Mittel der Darstellung nicht in Gewalt. Selbst sein bestes Werk „Marc Fane" krankt an gesuchter Sprache und unreinem Stil. Inhalt und Form bleiben in Disharmonie. Die ersten Proben einer sozialen Lyrik hat Henry Bérenger in seiner „L'Ame Moderne" gegeben. Ein zielbewußter Geist hat diese Verse geschrieben. Der junge Dichter träumt von der Zukunft. Er schildert nicht das lärmende Paris der großen Boulevards, nicht die Welt der Finanzen, des Theaters, der Presse — er wandert durch die

Vorstädte, wo Elend und Armuth wohnen; er steht sinnend vor dem Wunder des Eiffel-Thurms, der ihm das Prinzip einer neuen Schönheit enthüllt. „Ich hätte niemals dieses Buch geschrieben", sagt er im Vorwort, „wenn meine Eindrücke, meine Empfindungen, meine Gedanken mich nicht zu dem Glauben geführt hätten, daß in dem beobachteten Schauspiel des modernen Lebens neue poetische Elemente liegen, ein herrlicher Stoff für Symbole, die noch keinen Ausdruck gefunden haben."

Die Weltanschauung Bérenger's und seiner Generation macht Front gegen alle pessimistische Negation. Sie ist positiv, aber sie ist noch nicht durch die Erfahrung gefestigt. Ihre Entwickelung bleibt ein Fragezeichen. Auf der gebildeten Jugend ruhen die Hoffnungen einer Nation. Die Zukunft allein kann beweisen, wie weit sich diese Hoffnungen erfüllen.

## Zur Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert.

Von Georg Galland.

Die modernen Künstler haben einen glänzenden Anwalt bekommen. Richard Muther's Geschichte der Malerei dieses noch nicht abgelaufenen Jahrhunderts, von der kürzlich die erste, zwölf Bogen starke Lieferung*) herauskam, nimmt, wenn ich den Verfasser recht begriffen habe, den Standpunkt ein, daß es von den Malern an der Schwelle unserer Zeit im Grunde genommen ein ungeheuerer Mißgriff war, sich die Antike zum Vorbild gewählt zu haben. Alle bisherigen Größen, die sich von der Sonne des klassischen Alterthums bestrahlen ließen, werden in dem Buche entthront und an deren Stelle andere Meister gesetzt, besonders der wahrhaft große Franzose Manet, der keinerlei Beziehungen weder zur Antike, noch zur Renaissance, noch zu den Vertretern des „braunen Gallerietons" hat, sondern der sich „auf den Schultern der Japaner erhob", der „den vollständigen Sturz der akademischen Convention vollendete" und der „mit den Seinigen die Welt eroberte." Das letztere lasse ich dahingestellt, und ich führe diese kurzen Sätze gleich zu Eingang meiner Betrachtung lediglich an, um darzulegen, wohin die Tendenz des neuen Geschichtswerkes steuert. Japan wird hier gleichsam gegen Hellas ausgespielt, und es wird gezeigt, wie den Künstlern der Culturvölker, die von dem Anblick und der Anwendung der Schönheitstile schließlich zum Erbrechen übersättigt waren, der Japanismus angeblich wie eine Erlösung, wie eine Offenbarung der Natur erschien und wie ihnen daraus die Anregung erwuchs, „die Natur ohne Mittler zu sehen und aus eigener Erkenntniß wahr zu sein."

Nicht oft hat uns ein Buch so lebhaft interessirt wie das vorliegende, nicht bloß weil uns die Neuheit und Wichtigkeit des Gegenstandes anzog, sondern vor Allem auch, weil der Autor durch die Eigenart seiner Gedanken, durch seine ebenso geistreiche, wie verständliche und eindringliche Schilderung zu fesseln weiß. Das Bild der künstlerischen Production unseres Jahrhunderts ist so überaus mannigfaltig, die Fäden der künstlerischen Entwickelung erscheinen so vielfach verschlungen, daß es selbst Eingeweihteren nicht immer leicht wird, sich überall zurechtzufinden. Um so verdienstvoller, erfreulicher ist eine Arbeit, wie sie Muther vollbrachte, indem er gleich einem geschickten Gärtner das unwegsame Gestrüpp in einen anmuthigen Park mit breiten Alleen und blumenbepflanzten Spaziergängen verwandelte. Wer ihm ohne Voreingenommenheit folgt, der wird, auch ohne die kritischen Resultate des Verfassers stets überzeugend zu finden, seine Ausführungen, so weit sie ein Bild der geistigen Strömungen bei den modernen Völkern geben und die äußere Entwickelung der Malerei zeichnen, gern billigen. Das gilt natürlich zunächst bloß von dem erschienenen ersten Theile des Werkes, dessen vollständige Disposition indeß gedruckt vorliegt. In letzterer befremdet allerdings, daß Meister wie A. Feuerbach und G. Max schon im ersten Band, dagegen Böcklin, von Marées und Thoma erst am Schlusse des dritten Bandes behandelt werden; aber Muther wird gewiß seinen Grund dafür haben und wir sind begierig, diesen kennen zu lernen.

Was Muther von den modernen Malern wünscht, daß sie gegenüber der Vergangenheit ihre Unabhängigkeit behaupten, ist ihm selbst als Kunsthistoriker im hohen Maße eigen. Er kümmert sich wenig um hergebrachte Urtheile, um bestehende Ansichten über angeblich unsterbliche Thaten, er zertritt manchen alten vergilbten Lorbeer und setzt nicht den bisherigen Kostgängern des Ruhmes, sondern theilweise anderen Jüngern Apolls neue grüne Kränze auf's Haupt. Außer Muther besitzen die modernen Maler in C. Gurlitt einen gleich namhaften federgewandten Wortführer, und ich muß ehrlich gestehen, daß ich bei beiden Schriftstellern sehr viel Schöneres über die Werke der Modernsten, als aus deren Werken gelesen habe. Wohl halte auch ich mit Muther daran fest, daß die Malerei der Gegenwart im sichtlichen Fortschreiten begriffen ist, aber ich urtheile weder so optimistisch über die Heldenthaten der jüngsten Richtungen, wie pessimistisch hinsichtlich der Alten vom Beginn des Jahrhunderts, in deren Schöpfungen Muther nichts Anderes sieht als einen „zünftigen, nachempfundenen, gelehrten Idealismus, der nach erlernten Regeln überkommene Idealfiguren compilirte." Ich halte den Impressionismus zwar für die letzte schöpferische Consequenz auf dem Felde coloristischer Bestrebungen; aber nicht immer bilden die letzten Consequenzen einer Sache deren Höhepunkt, nicht immer ist Fortschreiten gleichbedeutend mit Fortschritt, es gibt auch ein Fortschreiten auf der schiefen Ebene des Verfalls. Und was den Impressionismus betrifft, so halte ich ihn wissenschaftlich für eine unleugbare Errungenschaft, in die Praxis übertragen aber für künstlerische Degeneration. In einem „Tradition und Freiheit" überschriebenen Abschnitt des ersten Theiles sagt Muther: „Jene (die Alten) imitirten den Gallerieton der alten Meister, diese (die Neuen) haben, nachdem der Impressionismus in der umhüllenden Atmosphäre den Träger neuer Harmonien entdeckt, in der freien, rein dichterisch-symphonischen Verarbeitung coloristischer Werthe ein unermeßliches Experimentirungsfeld gefunden." Ja, leider nur ein Experimentirungsfeld, denn über das Experimentiren sind die Matadore der jüngsten Richtungen bis jetzt kaum hinausgekommen.

Ich will den „braunen Gallerieton" keineswegs für immer bewahrt wissen, aber ich hätte gewünscht, daß ihn der Verfasser mehr erklärte. Ueberhaupt scheint mir die herzerfreuende Toleranz, die mancher Kunstschreiber für die künstlerischen Versuche der Modernen verlangt, sich lediglich auf diese beschränken zu sollen. Es ist freilich immer dankbarer, die Partei der Jugend zu ergreifen. Aber vergessen wir nicht, daß es auch eine Zeit gab, da Lairesse „modern bis in die Fingerspitzen" war und Rembrandt zu den „Alten" gehörte. Der heutige Ton der alten Malwerke ist streng genommen auch ein Product ihres Alters, aber er ist vor Allem das Zeugniß eines wahrhaft gesunden, kräftigen Farbengefühls, das ich bei den „Modernen" in der Regel vermisse. Die Alten sahen vielleicht so scharf wie die Jüngsten unter uns, aber sie malten nur das, was sich mit ihrem künstlerischen Gewissen vertrug. Dieses künstlerische Gewissen trägt heute eben den Stempel des fin de siècle. Und haben sich dessen Panegyriker wohl ferner die Frage vorgelegt, wie die Mehrzahl der impressionistischen Bilder nach fünfzig oder gar hundert Jahren aussehen wird, ob dann noch der erkennbare Rest von den Lichteffecten und farbigen Reflexen zweifelhafter Art einen Eindruck auf die Nachkommen hervorrufen wird, vergleichbar dem der Werke der alten Meister? Vor Allem aber sind die Impressionisten und die sogenannten Neuidealisten auf dem besten Wege, das Band zu zerschneiden, welches die Malerei mit dem Volksthum verknüpft hat. Was nützt der laute Beifall der Parteileute, das selbstbewußte rücksichtslose Fortschreiten und die Unabhängigkeit von früheren Kunstanschauungen, wenn das Publikum kopfschüttelnd, befremdet, rathlos vor den Producten

*) München, G. Hirth's Kunstverlag.

dieser Maler steht, wenn die Malerei schließlich nur dem überreizten Gaumen einer kleinen Zahl Gourmands ästhetischen Genuß gewährt? Weder der Kunst, noch auch den Künstlern ist damit gedient. Erstere soll geistiges Volksnahrungsmittel sein, wenigstens ist sie das in den besten Zeiten gewesen. Das Publikum will sich des Anblicks der Kunstwerke erfreuen und diese in den üblichen wohlfeilen Reproductionen gern vor Augen haben. Oeffentliche Kunstausstellungen gab es übrigens schon früher, wenigstens waren einige der alten holländischen kamern van pictura wie Kunsthallen eingerichtet; und auch in der merceria zu Venedig soll vor Jahrhunderten Aehnliches bestanden haben. Das coloristische Ziel, das sich, nach Muther, die moderne Malerei setzt, wird jedenfalls nur unter Verzicht auf Volksthümlichkeit zu erreichen sein.

Nun pflegen Manche zu sagen, auch Böcklin, Thoma, Manet, Besnard u. A. sind früher verlacht worden, jetzt finden sie Bewunderung. Also wird es gewiß auch den Jüngsten, Verwegensten unter den Modernen einmal ergehen. Ich will in keines Pinselstreichers Brust messianische Hoffnungen ertödten, aber gegen obige Illusion muß ich mich wenden. Nichts ist verkehrter, als zu glauben, jene Meister werden heute ehrlicher verstanden und aufrichtiger geschätzt als ehemals. Wer z. B. die Gelegenheit sucht, in der Berliner Nationalgallerie Urtheile unbeeinflußter naiver Leute über Böcklin'sche oder Uhde'sche Bilder zu hören, der wird erstaunt sein über die Aehnlichkeit der kritikübenden Stimmen in einem Zeitraum von zwanzig Jahren. Auf den Uhde'schen Christus, der ein Mägdlein tröstet — eine Figur, die mich persönlich nicht wenig fesselte — hörte ich unlängst eine Dame sprechen, er sehe doch wahrlich aus wie ein gewöhnlicher Handwerksbursche, und ich glaube, sie hat Tausenden aus der Seele geredet. Uhde, der hinsichtlich seiner religiösen Empfindungsweise durchaus auf Rembrandt's Schultern steht, geht von der anfechtbaren Voraussetzung aus, als sei das Volk heute noch so kindlich und glaubensstark wie vor einem Vierteljahrtausend. Nein, das moderne Volk steht auf einem anderen geistigen Niveau, es ist theilweise sogar kirchlich indifferent. Und nach meinem Gefühl basirt die Uhde'sche Anschauungsweise lediglich auf Reflexion. Denn ich vermisse den Boden, auf dem sie natürlich und unmittelbar gewachsen ist, wie Rembrandt's Bibelillustration zu Leyden, in jener Stadt, die sich nach denkwürdigen ergreifenden Schicksalen damals in der That einer übertriebenen Religiosität hingab. Ich halte also daran fest, daß sich das Urtheil der maßgebenden Laienwelt gegenüber jenen Meistern nahezu unverändert erhalten hat. Weil einmal ein findiger Kopf über Nacht auf die Idee kam, einige Dutzend Malereien von Thoma in die Berliner Akademische Ausstellung zu bringen — dieses Ereigniß kann um so weniger als glücklicher Gegenbeweis angesehen werden, als ja die Bilder nach wie vor unverkäuflich blieben, trotz aller Posaunenstöße einer unerhörten Reklame. Nur das absprechende Urtheil ist naturgemäß milder geworden, je mehr man sich an den sonderbaren Anblick dieser Bilder gewöhnen konnte. Die Macht der Gewohnheit stumpft bekanntlich das leibliche und geistige Sehvermögen ab, und da die Jüngsten ihre Vorläufer noch übertrumpften, so brannte, um mit Shakespeare zu reden, ein Feuer nur das andere nieder. Auch haben die Speculation der Bilderagenten und der Bildersport, der mit der Mode geht, das ihrige gethan, um unter den Eingeschüchterten und Schwankenden Proselyten zu machen. Ich spreche hier durchaus objectiv und betone, daß ich Böcklin hochschätze, obwohl die mythenhafte Gestaltenwelt eines Rubens und Jordaens, die Stimmungslandschaft eines Rembrandt unvergleichlich viel tiefer und nachhaltiger als Böcklinische Schöpfungen auf mich wirken.

Ich werde mich daher hüten, Böcklin mit gewissen anderen Matadoren der Gegenwart in einem Athem zu nennen. Böcklin hat, wie die Meister der Vergangenheit, durchaus einfach begonnen und erst mit wachsendem Können seine Originalität, seine fesselnde Individualität gleichsam herausgearbeitet. Eine echte Künstlerlaufbahn wird niemals ohne Metamorphosen sein; und sie läßt sich auch nicht von hinten anfangen. Dichter mögen früher fertig sein, aber vom Maler verlangt man, daß er zunächst Beweise eines sicheren Könnens liefert, ehe er eine künstlerische Eigenart, hinter der sich vielleicht Unfähigkeit verbirgt, zur Schau stellt. Technische Grünlinge dürfen nicht das Recht der Künstler, uns für ihre subjective Naturanschauung zu interessiren, genießen. Sonst belohnen wir schließlich noch die Farbenblindheit. Auch herrscht heute wohl die Ansicht, daß es um so rühmlicher ist, je gewaltsamer man mit jeglicher Ueberlieferung bricht und je fanatischer und einseitiger man das Neue ausbildet. Dem gegenüber belehrt uns z. B. das Quattrocento, welches ja so mancherlei Verwandtschaft mit der Gegenwart besitzt, daß nicht Castagno und Uccello, die sich einseitig auf den neuen Standpunkt ihrer Zeit stellten, sondern Masaccio und Ghiberti, von denen jener an Giotto anknüpfte, dieser den gothischen Gewandstil modificirte, wahrhaft große Künstler und auch Techniker waren. Von Michelangelo — fürwahr einem unabhängigen Geiste — stammt das schöne Wort, das sich Muther zu nutze macht: Wer hinter den Anderen hergeht, kommt nie an ihnen vorüber. Zwischen Vorübergehen und Voraus- oder Abseitsgehen ist denn doch ein ziemlicher Unterschied, den freilich manche Jüngstmoderne nicht berücksichtigen.

Muther schreibt in der Einleitung seines Werkes: „Nicht denjenigen, deren Thätigkeit darin bestand, die künstlerischen Bedürfnisse der Zeit — wenn auch noch so geschickt — aus dem Vorrath fertiger überlieferter Formen zu decken, sondern den Pfadfindern, die vorwärts gingen und Neues schufen, hat unser Cultus zu gelten." Und nun beginnt er mit den Anfängen der modernen Kunst in England, mit Hogarth, Reynolds, Wilson, Gainsborough, die er und mit ihm Andere für Pfadfinder halten. Seit Hettner die Engländer als die großen literarischen Pionire der Neuzeit feierte, wird es immer mehr Mode, die britischen Geister als die Bahnbrecher in der modernen Culturbewegung Europas zu betrachten. Ihre Rolle als geistige Führer spielten sie indeß keineswegs aus sich heraus, sondern sie wußten sich hierin eine von den Holländern längst vor ihnen begründete Mission anzueignen. Und wie sie z. B. zahlreiche Namen der von jenen zuerst betretenen transoceanischen Gegenden, wie Neu-Holland, Neu-Amsterdam in Australien, New-York, verwandelten, so klebten sie auch sonst wohl oft nur englische Marken auf holländische Waaren und Werthe. Treitschke bemerkt in seinen Historisch-politischen Aufsätzen u. A., daß schon hundert Jahre vor Adam Smith der Leydener Maler Franz von Mieris in einem Briefe an Hugo de Groot, den Begründer des humanitären Völker- und Naturrechts, den Satz schrieb: „Der Rechtsgrund des Eigenthums ist die Arbeit." Viele die moderne Nationalöconomie beschäftigenden Fragen der Gegenwart waren notorisch bereits von den Zeitgenossen Rembrandt's aufgeworfen. Und es wundert uns selbst nicht, wenn wir vernehmen (Treitschke), daß eine so moderne Institution wie die Civilehe in Holland schon im Jahre 1656 eingeführt worden ist. Demungeachtet segeln nicht wenige geistige Errungenschaften von dort heute unter englischer Flagge. Selbst unsere Kunsthistoriker, die überall anders so gewissenhaft auszuspüren wissen, was entlehnt und was ursprünglich ist, neigen gegenüber der britischen Großmannssucht zu bedenklicher Nachgiebigkeit und Vergeßlichkeit. Sie sehen die englische Portraitkunst seit Reynold's für musterhaft originell an, trotzdem man dort noch heute nicht die Schule van Dyck's überwunden hat, sie preisen sogar die Einzigartigkeit der dortigen Präraphaeliten, trotzdem schon aus diesem Namen das Unsinnige ihres Optimismus, der, wie gesagt, gegenüber den Briten jetzt gewissermaßen zum guten Ton gehört, deutlich hervorgeht.

Auch Muther, der sonst mit bewundernswürdigem Scharfblick den Dingen auf den Grund geht, vergißt ganz das holländische Vorbild William Hogarth's, den großen Jan Steen, hinzuweisen, der doch ebenfalls moralisirt und in seinen Gemälden, freilich nur mit rein malerischen Mitteln, Liederlichkeit, Völlerei, Beschränktheit, Verliebtheit ꝛc. in seiner keck übersprudelnden, saftigen, urfrischen Weise gegeißelt hat, nicht in der forcirten steifleinenen Manier des britischen Nachahmers. Als zopfiger Prediger ist Hogarth dem holländischen Naturkinde zweifellos überlegen gewesen, als Künstler steht er

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

## Ankündigung.

Aus dem Leben

# Theodor von Bernhardis.

Erster Theil:

## Jugend-Erinnerungen.

Mit einem Bildnis der Geschwister Tieck.

gr. 8. Preis geheftet ℳ 4.50.

Elegant in Halbfranz gebunden ℳ 7.—.

---

Die bevorstehende Veröffentlichung der literarischen Hinterlassenschaften des ausgezeichneten Historikers und ersten Militärschriftstellers neuerer Zeit, Theodor von Bernhardi (gest. 1887 als Legationsrath a. D.) stellt der deutschen Memoirenliteratur eine Bereicherung von außergewöhnlicher Bedeutung in Aussicht.

Zeitlich umfassen diese Aufzeichnungen den größten Theil des 19. Jahrhunderts, inhaltlich die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens und die Verhältnisse nahezu sämmtlicher großen Kulturvölker Europas.

Als Sohn des namhaften Sprachforschers Aug. Ferdinand Bernhardi und Neffe Ludwig Tiecks im Jahre 1802 geboren, wurde der Verfasser im Kindesalter nach Rom, Wien und München verpflanzt und in die Kreise der Romantiker und ihrer Freunde (Frau von Staël, Fr. Schlegel, Schelling, Fr. Jacobi) geführt. Im Jahre 1812 nach Estland übergesiedelt, hatte er Gelegenheit russische Heerführer und Staatsmänner vom Range des Feldmarschalls Grafen

Toll, der beiden Generale von Knorring und des Weltumseglers Admiral von Krusenstern kennen zu lernen. Dreizehn, in Deutschland, Frankreich und Ober-Italien verbrachte Studienjahre boten zu Berührungen mit Männern, wie Goethe, A. W. Schlegel, Schlosser, Creutzer, Hans von Gagern u. s. w. Gelegenheit — während eines darauf folgenden siebenundzwanzigjährigen Aufenthalts in St. Petersburg aber bildete Bernhardi sich zum intimen Kenner der Sprache, der Geschichte, des Staats- und des Kriegswesens der russischen Monarchie aus. — Zu Anfang der 50er Jahre nach Deutschland zurückgekehrt, trat der Verfasser mit einer großen Zahl hervorragender deutscher Staatsmänner, Parlamentarier und Schriftsteller in Beziehungen, die ihn zum Zeugen und Theilnehmer der wichtigsten Stadien unserer neueren politischen Entwickelung machten. Endlich hatte er während des Lustrums 1866 bis 1871 Gelegenheit, als militärisch diplomatischer Agent an den Höfen, wie Florenz und Madrid, die wichtigsten Entscheidungen des Jahrhunderts aus der Nähe und im Einzelnen zu verfolgen.

Die Geschichte seiner Jugend hat Bernhardi zum Gegenstande einer in dem vorliegenden (ersten) Theile veröffentlichten zusammenfassenden Darstellung gemacht. Die folgenden Theile enthalten ausführliche Tagebuchaufzeichnungen, rücksichtlich welcher es genügen wird einige der Personen namhaft zu machen, welche der Verfasser redend und handelnd einführt: Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin, Kaiser Friedrich, Herzog Ernst von Koburg-Gotha, Herzog Friedrich von Augustenburg, Graf Moltke, Graf Roon, die Minister v. Patow, Auerswald, v. Bethmann Hollweg, die Generale v. Manteuffel, v. Brandt, v. Gerlach, v. Pfuel, Graf Usedom, v. Savigny, Max Duncker, Gustav Freytag, J. G. Droysen, H. v. Sybel, B. Auerbach, Franz Liszt, König Victor Emanuel und dessen Umgebung ꝛc.

Den Schwerpunkt der Bernhardischen Aufzeichnungen bilden die neuen Aufschlüsse, welche er über politische Zeitereignisse giebt. Das schließt indessen nicht aus, daß sehr zahlreiche literarische und künstlerische Erscheinungen älterer wie neuerer Zeit in bedeutsamen Excursen ausführlich erörtert werden. Freunde der stillen Geistesarbeit werden in dem Buche des ebenso gelehrten wie geistreichen Verfassers dieselbe reiche Ausbeute finden, wie Leser, denen vornehmlich an eingehender Bekanntschaft mit dem großen Kampfe der Zeit gelegen ist.

Bernhardis autobiographische Hinterlassenschaften umfassen zwei von einander wesentlich unterschiedene Aufzeichnungen: eine summarisch gehaltene (während der fünfziger Jahre niedergeschriebene) **Kindheitsgeschichte**, welche die Jahre 1805 bis 1818 umfaßt, und eine Sammlung von **Tagebüchern**, die von der Mitte der vierziger Jahre bis in die letzte Lebenszeit des Verfassers reichen; dieselben erscheinen im Verlage des Unterzeichneten und werden ungefähr 6 Theile umfassen, von denen jeder einzeln käuflich ist. Der erste Theil ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen auch **zur Ansicht** bezogen werden. Der 2. und 3. Theil soll noch im Laufe dieses Jahres zur Ausgabe kommen, die übrigen werden innerhalb des nächsten Jahres erscheinen.

Zu Bestellungen, welche in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen werden, wolle man sich des unten stehenden Zettels bedienen.

Leipzig, Ende März 1893.

S. Hirzel.

## Bestellschein.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei:

.....

..... **Aus dem Leben Theodor von Bernhardis.**
1. Theil geheftet *M.* 4.50
..... — — elegant in Halbfranz gebunden *M.* 7.—

und wünscht regelmäßige Zusendung der weiteren Bände nach Erscheinen.

Name: Wohnort:

klaftertief unter ihm. Auch das, was Reynolds wie Gainsborough als Portraitisten van Dyck verdankten, was Gainsborough als Landschafter namentlich Adr. van de Velde und Karel Dujardin entlehnte, machte die beiden Engländer nicht gerade zu eigenartigen Pinselführern. Trefflich ist Muther's Charakteristik der Werke und der Persönlichkeit des Spaniers Goya, der sich allein vor Rembrandt neigte. Ebenso glücklich werden die Beziehungen Watteaus zu Rubens und Teniers erläutert. Die alten Venetianer und Rubens haben bekanntlich zuerst galante erotische Scenen gemalt, und die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts standen auf deren Schultern, genau so selbständig oder unselbständig wie später David und seine französischen und deutschen Genossen auf den Schultern der antiken Meister, die doch für jene lediglich Bildhauer waren. Was aber die Einen, hinsichtlich der Originalität, über die Anderen stellen soll, vermag ich nicht einzusehen; oder darf diesen nicht billig sein, was jenen recht ist? Auch Chardin, der an Don erinnert, und Greuze, der wie ein verwässerter süßlicher Mieris aussieht, beweisen nur, daß damals in Frankreich bloß ein Wiederaufleben der niederländischen Kunstidee eintrat. Nachdem diese dann durch den Klassicismus und auch durch die Romantik unterdrückt wurde, gelangte sie später abermals zur allgemeinen Anerkennung. So wenig unser Autor sich für die beiden „reactionären" Kunstrichtungen, Klassik und Romantik begeistert, weiß er sie dennoch aus dem Geist jener Vergangenheit überzeugend zu erklären. Er kann und will es nicht ablengnen, daß die damaligen Meister, David, Carstens u. s. w., die Vorliebe und das Sehnen der feinsten Geister ihrer bedeutsamen Zeit künstlerisch zum Ausdruck brachten. Und eben deshalb erscheinen sie mir weit größer als sie Muther darstellt. Jede Zeit hat ihre besondere Wahrheit, auch bezüglich der Kunst, und nur nach dieser Wahrheit haben die Geister zu forschen. Möge uns die Fortsetzung der gediegenen Arbeit des jungen Gelehrten zeigen, wie sich die Maler der nachklassischen Perioden unseres Jahrhunderts künstlerisch zu dem gestellt haben, was die Besten ihrer Zeitgenossen und nur diese für wahr und erreichenswerth gehalten haben.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Renn-Lene und ihr Junge.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von E. Langfeldt.

Sie war siebzehn Jahre alt und hatte in ihrem ganzen Leben nicht einen Freudentag gehabt. Sie war siebzehn Jahre und wußte nicht, was es heißen will, von Mutterarmen umfangen, von zärtlichen, wenn auch rauhen Händen geliebkost zu werden, und sie hätte beinahe die Male zählen können, wo sie sich satt gegessen hatte, wirklich satt, so satt, daß sie nicht mehr mochte. Sie konnte sich weder ihres Vaters, noch ihrer Mutter erinnern. Der Vater war in das Zuchthaus gesteckt, weil er auf dem Markte zu Tjursbacke einen Menschen todtgeschlagen hatte, und die Mutter war gestorben, ehe Lene gehen konnte. Da mußte denn Lene für 27 Thaler zu einem Schuhmacher „ausgethan" werden. Dafür sollte er das Kind nähren, kleiden und ihr die nöthige Elternliebe geben. Aber die 27 Thaler gingen ganz in Brotrinden, kalten Kartoffeln, dünnem Mehlbrei und alten Lappen um den kleinen Leib auf, so daß zur Elternliebe nicht einmal ein Drittel Thaler übrig blieb.

Sie war nicht groß, das weiß Gott, wie sie da auf dem Fußboden herumkroch; sie war bleich und mager, ach so mager, daß sich der kleine braune Leib mit dem harten Brustkorbe unter dem grauschwarzen Leinen ganz wie ein leckes Anchovisfäßchen anfühlte. Doch trotzdem war sie überall im Wege, wurde von einer Ecke der Stube in die andere gepufft und geknufft und mußte hören, daß sie „wie ein Vieh fräße." Sobald die schmalen, knochigen, zitternden Finger etwas festhalten konnten, begann man Nutzen aus ihr zu ziehen. Sie mußte das Unkraut im Gärtchen ausreißen, Futter für das Schwein holen, Kindermädchen spielen und Reisig im Walde sammeln. Aber dafür ging sie auch auf der Auction der Armenordnung im Preise herunter und wurde statt für 27 Thaler für nur 10 „ausgethan." Dann ging sie in den Confirmationsunterricht. In schlechteren Kleidern als alle anderen Mädchen des Kirchspiels. Und wenn die anderen Mädchen ihre kleinen Bündel aufmachten und die Knaben mit Kringeln tractirten und dafür Gerstenzucker zum Dank erhielten, empfing Lene Spottreden in's Gesicht und Schneebälle auf den Rücken, wurde in den Graben gestoßen und mußte allein gehen. Und sie dachte, wie wunderlich doch die Lehre von einem Gotte sei, der Alle gleich lieb hat, und von einem Erlöser, der sogar für sie gestorben sei. Aber nachdem sie vor „dem Altar gestanden", war sie frei, das heißt, sie konnte sich nun selbst verkaufen, anstatt auf der Auction im Gemeindehause verhandelt zu werden. Und so verkaufte sie sich an einen Hofbauern im Weiler für 20 Reichsthaler im ersten und 23 im zweiten Jahre.

Der Hofbauer hatte Arbeit genug, aber er hatte auch Milch in der Mehlsuppe und Speck auf dem Räucherboden, und die Hausmutter war nicht schlimm. Mit Schlägen und Hunger war es nun vorbei. Da wurde die schmächtige Gestalt stärker, die wettergebräunten Arme wurden rund und der Rücken gerade; Farbe kam in die Wangen und Lebensfreudigkeit in die Augen. Hübsch konnte sie nie werden, aber sie wurde „ein appetitliches Wild" auf dem Jagdgrunde der Lüstlinge. Das Blut ist heiß mit siebzehn Jahren, und der Sommer ist so schön im Juni. Es war so wunderbar, an den warmen Sommerabenden freundliche Worte zu hören, und so wunderlich, daß einmal eine liebende Hand die Wangen der armen Lene liebkoste. Niemand hat sich sonst um sie gekümmert, niemand freundlich mit ihr gesprochen, jedem war sie im Wege gewesen. Und nun! nun suchten warme Blicke die ihren, nun wurde sie von starken, liebebebenden Armen umschlungen, nun brannten heiße Küsse auf den zuckenden Lippen der armen Lene. Denkt nur, Lene war einem Anderen etwas, und es gab Einen auf der Welt, der sie nicht verachtete. So war es auch — einen ganzen Sommer lang, aber im Herbst wußte das ganze Dorf, daß des Hofbauern Bube Armen-Lene an der Nase herumgeführt hatte.

Wenn das Heim des Reichen sich um die junge Gattin schließt, liegt etwas unbeschreiblich Rührendes in der Mutterschaft eines Kindes, doch über Armen-Lene schwebte kein poetischer Schimmer. Die Eltern ihres Verführers jagten sie fort, der Gemeindevorsteher miethete sie in der Kammer der Feldhütte ein und Lumpen-Mia aus dem Armenhause hielt ihren Knaben über die Taufe. Denn sie war ja ein Abschaum, ein Auswurf; vor zwei Jahren war sie erst confirmirt und nun betrug sie sich so.

Nachdem sie eine Viertelltonne Gerste und drei Reichsthaler verzehrt, sagte der Vorsteher, daß die Gemeinde das ihrige gethan hätte; Lene sei nun wieder wohlauf und müsse sich selbst versorgen. Sich und den Jungen!

Sie weinte und fragte, was sie mit dem Knaben anfangen solle, wenn sie auswärts einen Dienst bekäme. Der Gemeindevorsteher hielt ihr vor, sie hätte wohl gethan, sich das zu überlegen, ehe sie sich in solche Sachen eingelassen hätte.

Nun begann der Kampf mit dem Leben ernstlich. Im ersten Jahre brachte sie sich mit Spinnen, Strumpfstricken und Hungern durch. Nach den auf dem Lande üblichen Preisen bringt das Spinnen höchstens 37 Oere die Woche ein.

Als der Knabe ein Jahr alt war, mußte er sich selbst warten. Dann ging Lene zum Dreschen auf den Gutshof, beinahe den ganzen Winter für acht Schilling täglich und Beköstigung. Morgens löschte sie das Feuer im Herde, legte Messer, Scheere und Stopfnadel auf das Wandbrett, verschloß die Thür und bat die Besitzerin der Feldhütte: „Sieh 'mal nach ihm, Lisa, und wenn er gar zu sehr brüllt, gib ihm von den Brotrinden, die auf dem mittleren Ofenbrett liegen." Und damit war die Sache gut.

Im Frühling und im Sommer arbeitete sie auf den Feldern de

Bauern. Dabei erhielt sie Essen und zwölf Schillinge. Im Herbst half sie beim Kartoffelausnehmen. Auch dann bekam sie zwölf Schillinge, aber, weil die Tage kürzer waren, keine volle Beköstigung, sondern nur zwanzig gekochte Kartoffeln jeden Mittag. Von dieser Zeit an begann man sie „Renn-Lene" zu nennen, weil sie bald hier, bald da arbeitete.

Sie war rasch und tüchtig in ihren Leistungen. Sie mußte sich den Ruf als beste Arbeiterin des Dorfes erwerben und ihn auch behaupten, um sicher als Vertreterin zugezogen zu werden, wo man Hülfe brauchte. Der Rücken mochte schmerzen und die Knie zittern, so viel sie wollten, sie mußte sich so halten, daß, wenn das Unkraut die Kartoffelpflanzen beinahe erstickte oder das Korn in der Erntezeit nachblieb, der Bauer jedesmal sagte: „Es bleibt nichts Anderes übrig, wir müssen Renn-Lene kommen lassen."

Wenn die Sonne unterging und die Dämmerung sich auf das Feld niedersenkte, wenn die Tannen am Waldwege dunkel wurden und die Eule ihre Jungen zum Abendessen rief, dann hörte man stets ein Paar nackte Füße leise und schnell über die abgefallenen Nadeln schreiten, da hörte man einen trockenen, pfeifenden Husten vor der Feldhütte. Das war Renn-Lene, die mit schmerzendem Rücken und stechender Brust heim zu ihrem Jungen eilte.

Je näher sie der rasenbedeckten Hütte kam, desto heftiger klopfte das Herz unter dem grauen, schweißfeuchten Hemd, desto schneller schlugen die schmutzbedeckten Beine gegen den zerlumpten Rock. Ach, er konnte ja in die Höhe gekrochen und aus dem Fenster gepurzelt sein, wenn sie auch den Tisch von der Wand abgerückt hatte. Er konnte ja auf die Kisten geklettert sein und sich den Hals gebrochen haben! Sie hatte nicht auf der Menschenfleischauction im Gemeindehause gezittert, als der Schuhmacher mit einem Blick auf ihre zarten Glieder 17 Kronen 50 Oere bot und der Tagelöhner schrie: „Für 100 Thaler will ich das Geschöpf gleich nehmen!"

Als die Frau des Hofbauern, deren Sohn Lene's Leben zerstört hatte, sie aus der Thür stieß und rief: „Raus mit Dir, Kanaille, Du hast mein ganzes Haus in Aufruhr gebracht!" da hatte sie nicht gezittert. Aber sie zitterte für den kleinen Peter, ihre personificirte Schmach und Schande, für das Kind, das ihr das Streben nach dem täglichen Brot doppelt schwer machte.

Und war der Kleine frisch und wohlauf und kroch unter der Lumpendecke hervor und rief: „Mutter!" oder stand er an der Thür und weinte, oder hatte er auf dem Fußboden geschlummert mit der Hand unter der mageren, blassen Wange, dann war sie froh, von Herzen froh und das war ihre einzige Freude im Leben. Sie küßte ihn selten, sie liebkoste ihn nicht, aber ihr armes Herz klopfte so warm, so warm als ob es gegen den feinsten holländischen Battist schlüge. — Dann zog sie ein paar Tropfen Milch in einer Flasche hervor, die sie da, wo sie arbeitete, geschenkt erhalten hatte, oder ein wenig Wursthaut, die sie vom Abendbrot der Knechte geschmuggelt, auch wohl einen Hering, den sie im Dorfladen gekauft hatte. Dann machte sie Feuer im Herde, nahm Peter auf den Arm, fütterte ihn und schwenkte ihn hin und her. Ihre Kniee schmerzten und ihre Augen starrten in das Feuer. Zuletzt schlummerte Peter ein, das Reisigbündel erlosch und der Regen schlug immer härter gegen das graue Papier, das sie über die zerbrochene Fensterscheibe geklebt hatte.

* * *

Es war am Tagesanbruch eines Morgens kurz vor Weihnachten und die Dreschарbeit auf dem Gutshofe sollte gerade beginnen. Die Ochsen waren vorgespannt und der Oberknecht im großen Schurzfell stand breitbeinig am Meßtisch mit der Hand am Sternrad, um es in Schwung zu bringen. Drinnen auf der Tenne tagte es noch nicht; durch die Dachluke fiel ein trüber Schimmer auf die Knechte, die mit ihren Schaufeln das Stroh aufschüttelten. Die Tagelöhnerdirnen lösten schon die Garben, und die Zugochsen, die wußten was nun kommen würde, ließen das Wiederkäuen. „Alles in Ordnung?" — „Nein, halt! Renne-Lene soll unten am Cylinder harken, und sie ist noch nicht hier." — „Daß die dumme Kuh nicht aufpassen kann!" — Man wartete fünf, beinahe zehn Minuten. Dann übernahm eine andere das Harken und der Statthalter gab sein Urtheil dahin ab, daß Renn-Lene keine Arbeit wieder auf dem Hofe haben solle, weil sie so wenig zuverlässig gewesen sei. Doch das machte nichts aus, denn Renn-Lene brauchte keine Arbeit mehr. Der Staub der Tenne und die Dezemberkälte hatten ihr Werk vollbracht. Am vergangenen Abend hatte sie auf dem Heimwege durch den Wald zwei Mal stehen bleiben müssen. Sie hatte die Stirn gegen eine Birke gestützt, und rothe Tropfen waren über ihre bleichen Lippen gequollen. Zuerst langsam, zuerst zwei und wieder zwei, wie Thränen bei Menschen, der selten weint, dann aber rasch und reichlich, wie der Strom aus eines Kriegers Wunden. Renn-Lene war ja auch auf ihrer Walstatt gefallen. Dann wankte sie in die Hütte, gab dem kleinen Peter Brot und Kartoffeln, machte wie gewöhnlich Feuer im Herd an und setzte sich davor mit dem Kinde auf dem Schoß. Warme, klare Tropfen fielen auf die Wangen des kleinen Kerls.

„Mutter, nun leckt das Dach wieder!" weinte der Kleine.

Da lächelte Renn-Lene zum ersten Male seit langer, langer Zeit und wischte sich mit dem nassen Rockzipfel die Thränen aus den Augen. Dann gingen sie beide zur Ruhe und schlummerten tief und schwer.

* * *

„Mutter, hast Du noch Kartoffeln, ich bin so hungrig?" jammerte der Kleine, als er in der Nacht erwachte.

Aber die Mutter schlief und hörte nicht.

So kroch er denn wieder unter die Decke und legte sein Köpfchen fest an der Mutter Brust. Nach ein paar Minuten stöhnte er wieder:

„Mutter hast Du nichts, was Du mir anziehen kannst? Mich friert." Aber Renn-Lene rührte sich nicht. Sie wollte wohl einmal richtig ausschlafen. Da fing Peter an zu schluchzen und zu wehklagen. Er kroch bis an die Kopflehne, fuhr mit seinen kleinen, kalten Fingern über die dünnen Flechten der Mutter, streichelte ihren Hals und verbarg sein Gesicht an ihrer Wange.

„Mutter, liebe Mutter, lege im Herd nach. Ich bin so bange, so bange!" Lauter und lauter wurde das Geschrei des Kindes. Zum ersten Male hatte Renn-Lene keinen Trost für ihren kleinen Peter. Steif und kalt lag sie da und war für immer eingeschlummert, schlief schwer und tief wie nach einem schweren und langen Tagewerk.

Der kleine Peter weinte heftig und verzweifelt. Er legte seine Arme um der Mutter Hals, er streichelte, er liebkoste sie, er rief, er bat. Schließlich kroch er aus dem Bette und lief nach der Thür, schlug mit dem Kopfe dagegen und wimmerte:

„Macht auf, macht auf!"

Aber der Eigenthümer der Feldhütte und seine Frau schliefen fest und hörten ihn nicht. Er lief zum Herde, erfaßte den kleinen Topf, fand darin noch eine vergessene Kartoffel und begann zu essen. Aß und weinte. Aber mehr und mehr ergriff die Nachtkühle seine zarten Glieder und schluchzend lief er auf dem Fußboden umher, stieß sich am Tische und rief: „Liebe, liebe Mutter!"

Zuletzt weinte er sich auf dem eiskalten Fußboden in den Schlaf. In seiner krampfhaft zusammengeballten Hand hielt er den Holzschuh der Mutter und sein kleiner, bleicher, weißer Kopf lag auf der Thürschwelle.

So fand ihn die Dezembersonne, als sie am Morgen endlich, kalt und bleich, langsam über dem Waldrande emporstieg und das kleine, verklebte Fenster der Waldhütte traf.

So fand auch der Gemeindevorsteher — als er Mittags kam und die Thür erbrach — Renn-Lene und ihren Jungen.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Die beleidigte Majestät.

„Wer mich und meine Handlungen tadelt, zeigt die gute Absicht, mich belehren und besser machen zu wollen. Sollte er dabei den schuldigen Respect außer Augen setzen, so mag ihm das der guten Absicht wegen verziehen werden." So decretirte Joseph II. von Oesterreich. Und ein Pendant zu dem schönen, klugen Worte gab vor nicht zu langer Zeit

Khedive Ismail von Egypten, auch ein kluger Herr, der ganz genau den Werth des Widerspruchs kannte und daher fünfzehn seiner Paschas zur Opposition abcommandirte. Als die wackeren Greise sich submissest ersterbend dessen weigerten, ließ er ihnen die Bastonade geben, bis sie ihre Loyalität verloren hatten und zu Sr. Majestät getreuester Opposition, den durch Virchow berühmt gewordenen guten Republikanern, übergingen. Ismailischer Witz ist selten im Abendlande, wo man in der Politik blinden Fetischdienst verlangt oder intoleranten Atheismus. Zwar Graf Caprivi, der nicht aus Begeisterung für seine gute Sache, sondern weil er dazu abcommandirt worden ist, im Amt bleibt, hat egyptischen Geistes einen Hauch verspürt. Aber auch er ward pedantisch. Seit ihm nämlich sämmtliche Kreisblätter trotz der Sonntagsruhe siebenmal in der Woche mittheilen, daß er unbedingt der größte Staatsmann des Jahrhunderts ist, geht es mit ihm bergab; er glaubt den Betheuerungen seines Preßbureaus und haßt die Widersacher. So verschärft sich unnütz der politische Kampf. Die freisinnige Partei aber, der man doch im Allgemeinen viel Humor zutraut, obgleich sie allein in Berlin vier Witzblätter herausgibt, auch sie versteht die Sache nicht von der spaßhaften Seite aufzufassen; sie simulirt noch immer, ohne ihrer zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Waden zu gedenken, Opposition gegen Krone und Regierung und entrüstet sich um so lauter, schimpft um so fanatischer, je weicher es ihr um's Herz ist. Es könnte die heutige Operetten-Politik so schön in Ruhe und Frieden heruntergespielt werden, wenn die Einen josefinisch dächten und die Anderen sich der Bastonade erinnerten . . .

Wir befinden uns in der Aera der Majestätbeleidigung-Prozesse. Und wenn die Staatsanwalt-Substituten geriebener, die Missethäter nur unwesentlich dümmer wären, sähe sich unsere Obrigkeit gezwungen, an patriotischen Festtagen ganze Rudel Depoträuber und holder Megären zu begnadigen, nur um Platz für politische Verbrecher zu schaffen. Den Staatsanwälten ist ihr Eifer nicht zu verdenken. Man muß die Blätter des hauptstädtischen radicalen Flügels der freisinnigen Partei lesen, um zu wissen, welche Infamien Tag für Tag ungestraft gegen unseren christlichen Glauben, gegen unser Heer, gegen den Thron geschleudert werden. Selten nur gelingt es, einen dieser sittlichen und politischen knownothings abzufangen; zumeist ist die strafsähige Beleidigung mit Spitz-Bubenschlauheit cachirt, und zieht dennoch einmal der Staatsanwalt das Netz zu, so hat er nicht den wirklichen Thäter, sondern irgend einen wegen Unredlichkeit stellenlosen Hausknecht oder pensionirten Arbeitshäusler erwischt, der als verantwortlicher Sitzredacteur zeichnet und nebenher Botengänge für die Expedition besorgt. Diese Abart der Presse schädigt den monarchischen Gedanken auf's Empfindlichste. Beschimpft in irgend einer Dorfkneipe ein trunkener Pollack den Kaiser oder die kleinen Prinzen, so geben selbst seine bezechten Cumpane wenig auf die unfläthigen Reden des plumpen Narren; verhöhnt aber in einem zur Schande unseres Volkes vielgelesenen Tageblättchen Jemand, der von deutschem Wesen so wenig wie jener Pollack und von deutscher Grammatik auch nicht viel mehr weiß, den Kaiser und kaiserliche Handlungen, so vernehmen am nächsten Morgen zehntausend urtheilslose kleine Leute das boshafte Gerede und prägen es sich wohl ein. Jeder Freund der Monarchie weiß, wie sehr diese fortgesetzten Nadelstiche schaden, und es ist ganz erklärlich, daß unsere Richter, die Menschen sind wie wir, ihrer Erbitterung über das schmachvolle Treiben durch exemplarisch hohe, abschreckende Strafen Ausdruck verleihen — sobald die Nürrenberger eben einen haben.

Es wäre verkehrt, aus dieser unendlichen Prozeßkette auf das Verhältniß des Monarchen zu seinem Volke schließen und so sehr ungünstige Ergebnisse herausrechnen zu wollen. Man darf im Gegentheil wohl sagen, der Kaiser ist heute trotz aller Fehlgriffe seiner Regierung im ganzen Reiche populärer als je vorher. Die hinterlistigen Hetzereien einer in ihren Mitteln nicht wählerischen Presse hatten auch bei besonnenen Leuten ein Vorurtheil gegen ihn erweckt, das keineswegs leicht zu zerstreuen war; aber der jugendfrische, werkthätige Eifer, mit dem er an seine Aufgabe ging, eroberte ihm rasch die Herzen der Wohlmeinenden. Wie niedrig man immer die Erfolge seiner politischen Reisen veranschlagen mag (vielleicht kommen wir nicht einmal auf die Kosten der Geschenke dabei); wie sehr man die unnöthig harte Entlassung Bismarck's, die späteren Thaten des neuen Kurses bekritteln mag: aus allen Handlungen und Worten des Monarchen spricht eine stolze Individualität, ein nicht gewöhnlicher Geist, etwas wie faustischer Schaffensdrang. Bismarck soll anders darüber denken, aber ich bin es nicht allein, der im Angesicht dieses Monarchen das Gefühl hat, als wäre er berufen, Gewaltiges zu leisten, das Schicksal und der Befreier seines Volkes zu werden. Ueber ihn sind keine Richter als Gott und als die Geschichte; an ihm liegt es, mit seinem Pfunde in rechter Weise zu wuchern und es nicht in tausend Einzelheiten zu veraus-gaben. Monarchenreden haben mich immer schwer gelangweilt, denn hinter ihren ungefügen Satzconstructionen sah ich immer die katzbuckelnden Autoren, die schweifstriefenden wirkl. geh. Räthe, die Herren Derselbe, Letzterer, Dieser und Jener. Als ich aber den Kaisertoast las, worin Wilhelm II. erzählte, wie er in dunkler Sternennacht auf dem Deck des wellenumrauschten Oceandampfers einsam mit sich zu Rathe gegangen sei über sein und seines Deutschlands Geschick, da ward mir klar, daß dieser Hohenzoller keinen Berather, sondern nur subalterne Executivbeamte um sich dulden durfte, daß man zwar schnödes Unrecht that, ihn mit Friedrich II. zu vergleichen, daß aber der Geist der Joachime in ihm wieder lebendig geworden ist. Eine Weile lang schien es, und es scheint noch, als hätte der Mißerfolg seiner anfänglichen Reformpolitik den Kaiser niedergedrückt und müde gemacht, der frumbe „Reichsbote" durfte nicht mit Unrecht elegische „Hymnen der Arbeit" singen; aber diese Verstimmung wird vorübergehen, wie die Episode Caprivi.

Sueton erzählt von Tiberius' phosphorescirenden Augen, die die finsterste Nacht durchspähten: solche Augen braucht ein Fürst an der Wende dieses Jahrhunderts. Es will mir scheinen, als besitze Wilhelm II. sie. Als ahne er, was hinter diesen Tagen im dicken Nebel verborgen liegt, als sei er entschlossen, das Schrecklichste, die Herrschaft des Gesindels, von uns abzuwenden. Als hindere ihn aber ein beklemmendes Gefühl der Verantwortung, hohenzollern'sche Bedachtsamkeit und noch ein drittes retardirendes Moment, das ich nicht nennen will, daran, va banque zu spielen, mit kühner Hand durchzuführen, was er in schwarzer Sternennacht auf donnerndem Meere als unumgänglich nothwendig erkannt hat. Wilhelm II. weiß genau, was es mit den mystischen Vorstellungen vom Gottesgnadenthum auf sich hat; er ist in dieser wie in manch anderer Beziehung ein ganz modern empfindender, skeptisch veranlagter Mensch. Die ihn einen Romantiker auf dem Thron genannt und die ihm sozialistische Neigungen nachgesagt haben, irren weit vom Ziele ab; sie capriciren sich auf Aeußerlichkeiten, die einen ganz anderen Sinn haben. — Durch die Brust des Enkels ziehen Gedanken, wie sie dem todten Heldenkaiser und seinem josefinisch gesinnten Sohne nie gekommen sind, und gegen diese Gedanken setzt er sich zur Wehr, er will sie nicht wahr sein lassen, er will nicht. Was er von den Vätern ererbt hat, will er seinem Nachfolger in unbeschädigter Pracht hinterlassen. Und um die Welt nicht wissen zu lassen, wie er in der siebenten Kammer seines Herzens denkt, darum greift er zu stolzen, vielleicht überstolzen Worten, wie sie sein von Zweifeln am Gottesgnadenthum nie geplagter Großvater nicht fand. So sind jene Reden entstanden, vor denen das Philisterium auf's Aeußerste erschrak, jene Reden, die Hans Delbrück verschämt „absolutistische Velleitäten" nannte und die doch nichts waren als selbstverschriebene Arzneien für das Gemüth eines Mannes, der, mit sich selber uneins, sein von widersprechenden Empfindungen bewegtes Herz mit starken, kühnen Worten beruhigen wollte. Darum, aus diesem Zwiespalt heraus, ward cäsarischer Pomp entfaltet, wurden vergessene Hoftrachten, Hofvergnügungen, Hoftänze, Symbole alter, königlicher Herrlichkeit wieder an's Licht gezogen. Aus diesem Zwiespalt heraus unterblieb aber auch, was unerklärlich wäre bei einem Fürsten, dem Romantik und Prunk Herzenssache sind, die Krönung in Königsberg; darum vermied Wilhelm II. in seinen Erlassen das majestätische „Wir" und sprach nur noch im Singular von sich.

Auf psychologische Künste haben sich unsere Hanklotz-Politiker nie verstanden und die Wählermassen erst recht nicht. Man beurtheilte des Kaisers Thun und Treiben nach Schema F und war mit Erklärungen allewei rasch bei der Hand. So neulich, als das Gerücht umging, auf kaiserlichen Jagden hätten Soldaten eines namhaft gemachten Regiments, Einjährige darunter, Treiberdienste verrichten müssen. Darauf verständnißvolles, der Vorsicht halber sehr leises Lachen an allen Stammtischen;

die ganz Gelehrten hielten Flüstervorträge über Reiherbeize, und der Rest war Schweigen. In der Reichstagcommission hat man, wie behauptet wird, den Kriegsminister zur Rede gestellt; von seiner Antwort aber ist nichts bekannt geworden. Wahrscheinlich wies er darauf hin, wie gesund gerade für die Einjährigen muntere Bewegungen im winterlichen Walde wären, wie die Verwaltung statt unverlangter Vorwürfe inbrünstigen Dank dafür heische, daß sie den Soldaten active Theilnahme am Jagdvergnügen verschaffe, was ihnen später vielleicht nie wieder geboten würde. Wenn Excellenz ganz besonders bei Laune waren, machten sie vielleicht noch einen schlechten Witz und meinten, die Sache wäre bei Weitem nicht so schlimm, wie die Denuncianten sie dargestellt hätten; diese Treiber wären Uebertreiber. (Heiterkeit.) — Vor Jahren berichteten die Zeitungen von einem Manne, der das Hofmarschallamt inständig gebeten hatte, ihn bei der nächsten Hofjagd als Treiber zu verwenden, damit er so einmal den königlichen Gebieter ganz in nächster Nähe hätte. Die Geschichte ist keine Anekdote aus Dahomey, wo G'Behanzin's Fußtritte von seinen Unterthanen „mit Gold aufgewogen" wurden; sie ist auch keinem Berliner Oberbürgermeister passirt, wie man eigentlich vermuthen sollte; sie betraf einen biederen preußischen Gutsbesitzer. Dem Manne ist gewiß geholfen worden, und über seinen Geschmack läßt sich nicht streiten. Man sollte aber zu loyalen Handlungen dieser Art die Narren verwenden, die sich freiwillig melden, und Niemanden dazu einjährig freiwillig abcommandiren. Was ein richtiger Demokrat ist, der vergißt solche Unüberlegtheiten nie und nutzt sie bei jeder Veranlassung aus.

Die Fälscher sind beständig an der Arbeit, und das Volk kommt gar nicht dazu, sich über den Kaiser und kaiserliche Rechte in Ruhe ein Urtheil zu bilden. Man darf nicht vergessen, daß die Menge im Grunde immer antimonarchisch ist, daß sie sich viel lieber selbst regiert und erst zur Monarchie erzogen werden muß. Wird ihr im Laufe der Jahrhunderte allmählich klar, daß allein das erbliche Königthum einem Staate den unverrückten festen Mittelpunkt, die nöthige Stabilität verleiht, daß der Monarch ihr berufener Vertheidiger gegen Ausbeutung durch die Starken ist und daß er sich auf sie stützt, wie sie sich auf ihn, dann hält sie treu zur Krone mit Gut und Blut. Nicht nur die Geschichte Brandenburgs, die ein besonders glückliches Beispiel bietet, die Geschichte fast aller Königreiche beweist das. Von jeher bis auf den heutigen Tag bedeutet die Republik die Herrschaft der Reichen, der Edlen, der Geriebenen; wirkliche Demokratien hat es nie gegeben, oder sie verschwanden in kürzester Zeit wieder von der Bildfläche. Theodor Fontane, der prächtige Alte, den jetzt endlich Krethi und Plethi, die Brotneidischsten und die Größenwahnsinnigsten, eifrig loben, eben weil er alt ist und sein später Ruhm ihm nichts mehr nützen, ihnen nichts mehr schaden kann, Theodor Fontane wird zwar herzlich lachen, aber sein Lieutenant Vogelsang mit der „Royaldemokratie" steht mir unter allen deutschen Politikern mit in erster Reihe.

Es gibt keine absolut vortreffliche Staatsform; aber für unsere Hochcultur eignet sich die monarchische wie keine zweite. Wohin der Parlamentarismus führt, der immer Corruption im Gefolge hat, zeigt das England des 18. Jahrhunderts, zeigen Frankreich und das schmachvoll bestohlene Amerika unserer Tage. Wenn es keinen König gäbe, müßte man ihn erfinden, so wichtig ist es, an der Spitze des Staates einen Mann von unantastbarer, strenger Redlichkeit zu haben, der hoch über allen Cliquen steht und der Verantwortung hat vor der Vergangenheit, vor seinen Ahnen und vor der Zukunft.

Als die Politik noch mehr als heute in den Händen unwissender und unreifer Dilettanten lag, ward die Thorheit von der „constitutionellen Monarchie" ausgeheckt und damit eine Einrichtung geschaffen, die temperamentvolle oder geniale Fürsten nothwendig zum Staatsstreich treiben, weniger energische Naturen aber zu Schattenkönigen herabdrücken muß. Was die Staatsmänner von der Bierbank zu der constitutionellen Verfassung bewog, liegt ja auf der Hand: einmal wollten sie die Uebermacht der Krone vernichten, daneben aber die unentbehrliche monarchische Spitze des Staates beibehalten. Es sollte keinen Menschen im Purpur mehr geben, sondern nur noch ein bediademtes Symbol. Cäsar sollte hinfort wieder die Masse sein, aber ein Einzelner war erlesen, für sie die Krone zu tragen.

In dieser unmöglichen Situation hält es kein begabter Herrscher lange aus. Wohin er blickt, sieht er goldene Ketten, die ihn einengen; man speist ihn mit der Phrase ab, er stehe über allen Parteien, und thatsächlich nimmt man ihm das Recht, worauf auch der Aermste seiner Unterthanen Anspruch erheben darf: das Recht der freien Meinungäußerung. Er ist nichts als ein Palastgefangener der Parteibonzen, der heimlichen Kaiser; als farbenprächtiges, kostspieliges Decorationsstück behandelt man ihn, als stucco di lustro am Reichsgebäude. Und das wurmt den Fürsten und nagt an ihm, macht ihn reizbar und empfindlich. Majestätbeleidigung-Prozesse häuften sich immer in jenen Tagen, wo die königliche Macht zusehends sank.

Jeder Einsichtige nennt die staatsrechtlichen Zustände im heutigen Deutschland vieldeutig, unklar und ungesund, eine tolle Mischung von parlamentarischem Republikanismus, belgischer Kapitaltyrannei und zarischem Selbstherrscherthum. Das muß anders werden. Wilhelm II. ist, täuscht nicht alles, auf dem Wege zur vernünftigen Reform; er setze, unbeirrt von dem Gekläff constitutioneller Königsfeinde, von dem Gewitzel politischer Clowns, seinen Weg fort, sich selbst besiegend und erziehend, damit zugleich sein Volk erziehend . . .

Dieser Weg ist klar vorgezeichnet. Kein Mensch im Volke, von den leitartikelbekneipten Versammlungsbrüdern abgesehen, scheert sich heute den Daus um sogenannte politische Fragen; kein Vernünftiger würde heute auch nur einen Finger heben, wenn ein sozialreformerischer Fürst, um zum Ziele zu gelangen, die Verfassung suspendirte. Alle Welt hat die parlamentarischen Oelmühlen satt; im Musterlande England fordert Balfour zum Kampf gegen „tyrannische Mehrheiten" auf; bei uns schickt der Wähler, den Parteidespötchen zum Tort, die Ahlwardt, Fusangel und Sigl in den Reichstag, der Parlamentarismus erstickt am eigenen Gifte. Endlich beginnt das Volk politisch reif zu werden: Culturkampf, Freihandel und gleiches Wahlrecht für Alle locken keinen Gimpel mehr auf den Leim. Wir wissen nun, daß die politische Freiheit des Armen ein giftiger Hohn ist, so lange er nicht wirthschaftlich auf eigenen Füßen steht. Zehnmal lieber ist uns hohenzollern'scher Absolutismus als der würgende Kapitalismus. Von der wüsten Bebelei haben wir für die Zukunft nichts zu befürchten, Sozialistentödter brauchen wir nicht; aber daß ein Sanct Georg erstehe, der der Ausbeuterei ein Ende macht und die Ketten wirthschaftlicher Sklaverei zersprengt, darum beten wir auf den Knien zu unserem Gotte.

Darauf kommt Alles an, ob der Monarch bei Zeiten die günstige Schlachtordnung wählt und zur rechten Stunde das Signal gibt.

Und der Majestät muß es willkommen sein, wenn ehrliche, patriotische Männer mitarbeiten, mitrathen und thaten wollten, über sie und ihren Beruf nachdenken, sprechen und schreiben: dem Kaiser, der selbst immer frei und kühn seine Meinung sagt, wird es gefallen, wenn Andere ihm hierin nacheifern. Er hat vollen Anspruch darauf, daß sein Wort ernst genommen und eingehend, für und wider, erörtert wird; eine Majestätbeleidigung muß es ihn dünken, wenn man in ernster, gefahrvoller Zeit feige oder hochmüthig schweigt. Und ihm muß es überlassen bleiben, zu entscheiden, ob er sich von dem oder jenem beleidigt glaubt; er wird genau zu erwägen wissen freie, redliche Rede, hinterlistiges, gistiges Gezüngel und sinnlose Lästerung eines betrunkenen Tropfes.

Caliban.

---

## Die neue Berliner Bau-Unordnung.

Zu Anfang des nun so glänzend durch die herrliche Osterzeit abgethanen Winters hörte ich den Vortrag eines geistreichen jüngeren Königlichen „Regierungsbaumeisters" im Architekten-Verein, einer Genossenschaft, deren Vorstand ein Consilium von „Königlichen Bauräthen" darstellt; und zwar war an jenem Tage Vorsitzender der Festversammlung einer jener Bauräthe, welche die am 5. December 1892 erschienene Baupolizeiordnung damals noch in irgend einem heimlichen Sitzungszimmer berieth. Der Redner sprach über Martin Gropius, den trefflichen Architekten, er sprach vor Architekten. Er hatte also sehr aufmerksame, sehr sachverständige Zuhörer, deren Ansicht bei dem kleinsten Irrthum, bei jeder nicht Allen behagenden Aeußerung sich alsbald in einem Geflüster hin und her geltend machte.

Gropius' Lebensgang wurde erzählt, die Sorgen seiner Jugendzeit dargelegt. Endlich rief der Redner mit Pathos: „der aus überwältigender Neigung zur Kunst zum Baufach übergegangene Meister ist sogar ein Jahr lang bei der — Baupolizei thätig gewesen." Und durch die Reihen aller der Baubeamten ging ein Flüstern. „Der arme Mann!" Neben mir saß ein älterer Baupolizei-Beamter. Auf seiner Stirn erschienen tiefe Falten. Beklagte auch er den Gropius, der ein ganzes Jahr lang bei der Baupolizei war? Es schien fast so, denn es war ein Zug von Mitleid, nicht von Zorn, der um die Augenbrauen des Herrn Baurath's spielte. „Ein ganzes langes Jahr hat auch Gropius bei der Baupolizei aushalten müssen. Und trotzdem ist er ein Künstler geblieben. Ja, er war ein ganzer Kerl!"

Aber bald verflog der freundliche Zug wieder, die Herbheit des Beamten nahm von den Mienen Besitz. Gropius ging es später gut, er hatte viel zu bauen, er schuf Häuser, in welchen neue Gedanken zum Ausdruck kamen, er verdiente wohl gar Geld damit. Und je feuriger der Redner wurde, desto dunkler wurde es um die Augenwinkel meines Nachbarn. Man sah es ihm an, daß er mit der Kunst schon längst nichts mehr zu thun hatte. Als ein schöner Traum lag die Zeit hinter ihm, in der er zum Examen den letzten Entwurf schuf, ein mühsam zusammengestoppeltes Werk, an dem er erst recht sich klar geworden war, daß er mehr die „Tüchtigkeit" des Beamten, als den Genius der Kunst in sich fühle. Er war kein Architekt, sondern ein Dilettant in der Architektur, ein auf halbem Wege stehen Gebliebener, der nicht ohne Zorn sah, daß die Anderen immer weiter schreiten. Nach und nach war in ihm ein Haß, ein redlicher Neid gegen die entstanden, welche ihre architektonischen Studien zum Bauen benutzten. Er kannte die Laufbahn vieler Dutzender. Sie waren als junge Leute zu ihm gekommen, sehr bescheiden und noch dankbar dafür, wenn er sie auf Verstöße gegen die Bauordnung aufmerksam machte, er war schon lange der einflußreiche Beamte, dem Jeder, der mit dem Bauwesen zu thun hatte, seine Bücklinge machte, ehe der „Privat-Architekt" anfangen durfte, sich mausig zu machen. Aber kaum flügge geworden, brachte dieser Projecte, die gegen das alte Herkommen verstießen, das der Baupolizist dann selbstverständlich — um nicht die Verantwortung für die Neuerung zu übernehmen — ablehnte, die aber immer wieder kamen unter Reclamationen, Gesuchen um Dispens, immer dringender, immer hochfahrender — und nach und nach war ein Zorn über ihn gekommen, wenn nun der bescheidene Anfänger von damals als berühmter Mann im schönsten Cylinder und wärmsten Pelz vor ihm stand und der Tonfall seiner Sprache sichtlich an Bewunderung für die „Amtsstelle" nachgelassen hatte. Und wenn dann der Beamte immer wieder in sein Polizeibureau gehen mußte, eintönig, Jahr aus, Jahr ein, denselben Trott, ohne daß er für sich Mittel jähe zu lernen, was draußen in der Welt geschaffen wird, ohne eigene befriedigende Fachthätigkeit, immer auf der Lauer nach Irrthümern und Verstößen gegen die hunderte von Paragraphen der Bauordnung, ein Schulmeister, der nicht zu lehren sondern nur Hefte zu corrigiren hat, so verhärtete sich sein Gemüth gegen die, welche bauen, die ihm nur Scherereі bringen, denen, er, je besser der Entwurf, desto unangenehmere Handlangerdienste leisten, die Fehler herausstöbern muß, während den Ruhm allein der Bauende hat. Und dann schreibt er wohl, um wenigstens das zu zeigen, was ihm blieb, seine Macht, an seine Amtsstube: „Sprechstunde bis 9 Uhr Vormittags."

„Mögen sie um 6 Uhr aufstehen, die vom Glück Begünstigten, auch der Wurm krümmt sich einmal, wenn er getreten wird — das ist so meine Freude, wenn ich um ½9 Uhr den Professor, der in Wannsee oder Grunewald wohnt, bei mir antreten lassen kann. Mag er nur früh sich fertig machen in seiner Villa — ich will ihm doch auch einmal zeigen, wer ich bin und was ich vermag! Wir Beamte haben auch kein bequemes Leben!"

Man sah es deutlich an jenem Vortrage und an der Wirkung auf seine sachkundigen Hörer: stolz ist man in Architektenkreisen nicht darauf, zur Baupolizei zu gehören. Der Beruf an sich ist so nothwendig, so ehrenwerth, so bedeutungsvoll wie irgend ein anderer. Es muß also wohl an seiner Organisation liegen, daß man einen Künstler im Baubeamtenwesen öffentlich bemitleiden darf, weil er ein Jahr lang — Beamter war.

Das Alles fiel mir ein, als ich die „Baupolizeiordnung für Vororte von Berlin" in die Hand bekam und kurze Zeit darauf der Kampf gegen dieses Gesetz anging. Lange Zeit vorher war es angekündigt, dieses neue Werk der „gesetzgeberischen Häckselmaschine" in Berlin, Trompetenstöße waren ihm in der Presse vorausgegangen, der Kaiser selbst als der eigentliche Anreger bezeichnet worden. Dann war es still geworden, ganz still. Die „Commission" tagte, aus wem sie bestand, was sie beabsichtigte, blieb das mit preußischer Gewissenhaftigkeit bewahrte Geheimniß der Behörde. Nur einmal sollen Sachverständige „gehört" worden sein, die Vorstände der betheiligten Ortschaften und ein Mitglied des Architektenvereins. Aber es ging eigen zu bei diesem „Hören". Von dem, was der Fachmann sagte, nahm man wenig Notiz, und die Ortsvorstände schwiegen. Damit hatte das „Hören" sein Ende. Die Architekten arbeiteten selbst eifrig am kommenden Gesetz: die „Vereinigung Berliner Architekten", der vorzugsweise die Praktiker und Baukünstler umfassende Verein legte eine völlige Bearbeitung der Bauordnung vor, der Architektenverein fertigte unter dem Vorsitz eines Mitgliedes der „Commission" eine ähnliche Arbeit — aber mit großartiger Ueberlegenheit legte die „Commission" die Arbeit der Fachleute bei Seite. Die Polizei hatte das Wort, der gekränkte Beamtenstand zeigte den Fachleuten, daß bei ihm die Weisheit sei — weil er die Macht dazu habe!

Und so kam eine Bauordnung von 46 Paragraphen, von 263 Absätzen — ohne die Anlagen — zu Stande: 263 Klippen, an welchen der Baupolizeibeamte den Entwurf des Baulustigen scheitern lassen kann!

Als die Zeitungen meldeten, der Kaiser habe auf seinen Spazierfahrten den Entschluß gefaßt, gegen das tolle Bauen vielstöckiger Miethskasernen mitten in's freie Feld hinaus Maßregeln zu ergreifen, ging helle Freude durch alle die, welche die Umgegend der Großstadt nicht bloß mit Spekulantenaugen betrachten.

Und dann war man sehr einverstanden, als der Kaiser sich für die Thaten der Gesellschaft „Eigenhaus" zu interessiren begann, selbst ein kleines Arbeiterhaus kaufte und bewies, daß er mit offenen Augen durch England gereist sei, daß ihm die Wohlthat sehr bemerkbar geworden sei, wie dort selbst der kleine Mann meist ein eigenes Heim mit eigenem Gärtchen besitze, und zwar in unmittelbarer Nähe der großen Stadt.

Dazu stand ja schon seit längerer Zeit in Berlin selbst die Frage auf der Tagesordnung, ob die dort gültige Bauordnung von 1887 nicht geändert werden solle. Die Mißstände in Berlin beginnen schon zum Himmel zu schreien. Eckgrundstücke sind fast ganz entwerthet, die Parzellirung durch die Begünstigung großer Grundstücke so gestaltet, daß nur noch der reiche Mann oder Spekulant sich am Bauwesen betheiligen kann, die Unklarheit in den Vorschriften so groß, daß selbst unsere gewiegtesten Architekten nie wissen, ob sie diese oder jene Anordnung „durchbringen" werden, die Ertheilung der Baugenehmigungen, die Verhandlung mit der Behörde so zeitraubend, daß bedeutende Zinsenverluste schon dieser wegen von vorn herein mit in den Kostenanschlag eines gewissenhaften Rechners eingestellt werden müssen.

Aber wie es so in Preußen geht: die neue Bauordnung benutzte zwar gütigst die Vorarbeiten der freien Vereine, aber die vier Juristen und zwei Bauleute — von denen freilich schwerlich einer je ein Privathaus in Berlin gebaut hat — setzten fest, was nun Gesetz sei. Es wurde der Grundsatz zum leitenden, daß außerhalb Berlins die Häuser nicht so hoch und der Villenbau gepflegt werden solle. Daher wurden zunächst für eine „landhausmäßige Bebauung" ausgedehnte Gelände abgegrenzt. Hiergegen erhob sich ein lebhafter Protest. Es wurde eine Karte herausgegeben, nach der die Ausdehnung dieses „Villenviertels" geradezu als eine lächerlich große erschien. Meilenweit zu beiden Seiten der Bahnlinie sollten nur „Landhäuser" mit höchstens zwei Wohngeschossen errichtet werden: Woher sollten die reichen Leute kommen, die diese Riesenterrains füllten?

Wie es zur Technik unserer städtischen Demagogen gehört, den Berliner als „dummen Kerl" zu behandeln, so ist auch dieses kartographische Argument nur dazu da, ihm Sand in die Augen zu streuen. Der im Auftrag der Potsdamer Regierung herausgegebene „Bebauungsplan für die Vororte von Berlin" *) beweist dies auf das deutlichste. Zieht man von den Landhaus-Vierteln die verschiedenen Forste, die Zukunftslängen von Groß-Berlin ab, so erkennt man, daß die Commission in den meisten Fällen sehr verständig vorgegangen ist. Ja, man kann eher sagen, daß sie sich zu viel Beschränkung auferlegte, indem sie z. B. die Jungfernheide nicht mit in das Villenviertel einbezog. Bloß das zwischen Friedenau, Lichterfelde und dem Grunewald gelegene Terrain dürfte sich in der gewählten Ausdehnung nur dann als Villenviertel halten lassen, wenn in der Bauordnung auf das Arbeiterhaus im englischen Sinn Rücksicht genommen, d. h. eine viel billigere Ausführung ermöglicht würde. Es können nach der heutigen Ordnung Villen mit bis zu 40 Meter Front, in denen ein Dutzend Familien zur Miethe wohnt, auf großen Terrains zwar relativ billig hergerichtet werden, nicht aber solche von nur 8 bis 10 Meter Breite, wie sie sich in England zu hunderten aneinander reihen und dort mit 30 bis 40 Lrstrl. zu miethen sind. Wieder trifft die ganze Last der Bauverordnungen die kleinen Bauherren, ist das Gesetz wie eigens für die Spekulation und Großgrundbesitzer vorgerichtet.

Ganz unhaltbar sind für die großen Landhausviertel die Bestimmungen gegen den Ladenbau, gegen die Anlage der nothwendigen Gewerbebetriebe. Hier ist eine Aenderung unzweifelhaft nöthig, will man nicht die ganze Gewalt in das Ermessen der Polzei legen, die sich „Ausnahmen" vorbehielt. Ist es schon schlimm genug, daß ein reicher Mann, der sich ein zweigeschossiges Schloß derart bauen will, daß er auch Keller und Mansarde zu Wohnzwecken ausnutzen will, dies nach der Bauordnung im Villenviertel einfach nicht darf, so ist es noch viel ärger, daß die Bestimmungen über Construktion und Material ganz Berliner Verhältnissen angepaßt sind, daß z. B. jede Treppe ein Meter breit, feuersicher und bis zum Dachraum durchgeführt sein muß. In England erfüllen die Treppen geradezu nie in kleinen Häusern diese Bedingungen. Sie sind selten über 60 cm breit, so daß man größere Möbel durch die Fenster in den Raum einbringt. Da das Erdgeschoß selten höher ist als 3 Meter 50, so ist bei Feuersgefahr ein Sprung aus dem Fenster in den Garten sicherer als die sicherste Treppe! Errichtung eines Bauernhauses ist nach der neuen Bauordnung geradezu ausgeschlossen: Will man die Bauern von Birkenwerder oder Woltersdorf wirklich zwingen, Villen anzulegen?

Durch die unpraktischen Baubeschränkungen, welche selbst die etwa fünfzig schwerfälligen „Ausnahmen" nicht beseitigen, wird also das Arbeiterhaus unmöglich gemacht und das Bedenken ein berechtigtes, wer denn eigentlich die Fluren bewohnen solle, welche der „landhausmäßigen Bebauung" vorbehalten sind. Bei theuren, sperrigen Straßenanlagen, bei schlechten Verkehrsverhältnissen, der Unmöglichkeit für Ladenbesitzer, sich in der Nähe anzusiedeln, sind solche große Grundflächen dem Stillstand unweigerlich verfallen, Gemeinden wie Wilmersdorf, Friedenau finanziell in's Schwanken gebracht.

Der schwerste Vorwurf trifft aber die Bauordnung, weil sie auf die gewerbliche Ausdehnung Berlins nicht Rücksicht nimmt. Es müßten an dem Lauf der Spree, an den Bahnlinien Terrains bezeichnet werden, welche

*) Verlag von Jul. Straube, Berlin SW.

für Fabriken geradezu reservirt sind. Und zwar nur nicht für diese, sondern auch für ihre Arbeiter. Denn wenn man auch wie der kluge Vogel Strauß den Kopf in den Busch steckt, um die Fortschritte des Industriewesens nicht zu sehen, so wird man ihm damit doch keinen Halt bieten können. Es wird alle Bauordnungen durchbrechen und nur dann wird eine solche Bestand haben, wenn sie von vorn herein die gewerbliche Entwickelung der Stadt klar in's Auge faßt.

Die nicht für Landhäuser vorbehaltenen Fluren sind durch die Bauordnung in Klasse I und II abgetheilt. Im Grunde genommen hat Klasse I wenig Verschiedenheit mit Berliner Verhältnissen. Ob nun die Häuser fünf oder vier Geschosse über einander häufen, ob sie 22 oder nur 18 Meter hoch gebaut werden dürfen — das ist nicht von einschneidender Bedeutung. Nur der „Baurich" spielt eine Rolle, das heißt die Bestimmung, daß das Haus, wenn es nicht unmittelbar an den Nachbar anstößt (geschlossene Bauweise) mindestens einen gesetzlich bestimmten Abstand einhalten mußte (offene Bauweise) wie dies z. B. in Stuttgart, Bremen u. a. a. O. schon längst Gesetz ist.

Der Baurich beträgt bei Klasse I sechs Meter. Bei Klasse II beträgt die gestattete Höhe fünfzehn, der Baurich fünf Meter. Da aber die Breite der Grundstücke nicht beschränkt ist, wird es nur eine Frage der Erfahrung sein, ob sich der Baurich wirklich für große Ausnutzung des Terains rentirt, ob die Parcellirung auf ihn Rücksicht nehmen wird. Wir gehen also der Zukunft entgegen, daß Neuberlin wahrscheinlich noch langweiliger aussehen wird als Altberlin, da dem entwerfenden Architekten nicht mehr Freiheit, sondern nur stärkere Fesseln beschert wurden.

Und es fragt sich endlich, ob die Herren Juristen nicht doch noch einmal einsehen werden, daß Bauordnungen ohne Zuziehung der Architekten nicht gut zu Stande kommen können. Der Regierungspräsident Herr Graf Hue de Grais, welcher die Verordnung erließ, ist gewiß ein Mann, der sehr genau weiß was gut schmeckt. Aber ich glaube doch nicht, daß er sein Diner ohne Hinzuziehung seines Koches oder eines wirklich Kochverständigen sich zusammenstellt. Und er würde es sich sehr verbitten, wollte ein Jurist eine Kochordnung aufstellen, nach welcher die Seeproducte alle gesotten worden müßten, während er vielleicht gerade Seezunge und Austern liebt. Der Herr Graf möge daher in Zukunft den Leuten, die etwas vom Bauen verstehen, erlauben, daß sie ein Wort bei der Aufstellung des Bau-Menus mitreden. Er würde sich damit viel Aerger ersparen.

Namentlich aber mag man sich hinsichtlich der neu zu schaffenden Berliner Bauordnung den Vorgang in der Potsdamer Regierung als Warnung dienen lassen. Wieder hört man kein Wort davon, daß die Praktiker zur Berathung hinzugezogen werden. Man munkelt nur, daß wieder irgendwo ein Comité sitze und neue Gesetze schmiede. Was sie bringen werden — wer weiß es?

Wenn sie aber da sind, sollen sie doch nach dem Wunsche jedes wohlmeinenden Bürgers recht lange bestehen bleiben. Es ist schon schlimm genug, daß seit 1887 den Berliner Architekten fünf Bauordnungen aufgezwungen wurden, ohne daß man sie um ihren Rath frug. Es würde im Interesse gerade der Regierung sein, wenn für Großberlin endlich einmal ein Gesetz herauskäme, das Bestand behält. Und das wird am grünen Tische sicher nicht gefunden! Denn so, wie man bisher die Sache anfing, ist gerade das Gegentheil von dem erreicht, was der Kaiser beabsichtigte: In den größten Theilen der Umgegend von Berlin werden in alter Weise Kasten — freilich bloß solche von 18, resp. 15 Metern Höhe — entstehen, die Arbeiter werden nicht Vortheil, sondern Nachtheil aus der Neuordnung ziehen und die Industrie wird die sauber gezogenen Grenzen der „Klassen" durchbrechen oder begehrlich nach den staatlichen Forsten der Jungfernheide ꝛc. ausschauen und die Längen der Stadt anzugreifen suchen. Durch die Unmasse der sich nöthig machenden „Ausnahmen" wird aber nicht eine wirkliche Ordnung, sondern eine staatlich approbirte Unordnung entstehen und selbst der Chef der Baupolizei, dessen Macht und Glanz freilich jedem Frechling, der sich mit einem Bauproject ihm zu nahen wagt, furchtbar und ehrfurchtgebietend erscheinen wird, selbst dieser Gewaltige wird kaum Freude an der Unmasse der Reklamationen, Rekurse u. s. w. erleben, die gegen seine Handhabung der 263 Absätze und 50 „Ausnahmen" entstehen werden.

Man hört, es habe sich ein Comité aus Bauherren, Grundstückbesitzern und Architekten gebildet, welches Geld sammelt um es dem jetzigen Chef der Berliner Baupolizei mit der Bedingung zu überweisen, daß er sich dafür in Berlin ein Haus baue. Ich kann die beruhigende Versicherung abgeben, daß dieser boshafte Angriff nicht zur Ausführung kommen wird. Die Freunde des zum Opfer dieser Intrigue Auserwählten haben gesiegt und es bleibt dem wackeren Beamten der große Aerger, in den man ihn hinein locken wollte, glücklicherweise erspart!

Cornelius Gurlitt.

---

## Dramatische Aufführungen.

Hanna Jagert. Komödie in drei Acten von Otto Erich Hartleben. (Lessing-Theater.) — Dämmerung. Drama in fünf Aufzügen von E. Rosmer. (Verein Freie Bühne im Neuen Theater).

Das Prinzip der Arbeittheilung, das alle Welt beleckt, hat längst auf die Dramenschreiber sich erstreckt. Nicht in dem Sinne jener schönen Lubliner-Blumenthal-Epoche, wo zwanzig kleine Unbekannte ihre dürftigen Scherzlein den „Fliegenden Blättern" einsandten und ein großer Bekannter aus diesen zwanzig Scherzen, sobald sie angejährt waren, ein hochmodernes Lustspiel machte. Auch nicht im Sinne jener bald verkrachten Dichterfirmen, wo der eine Sozius seine Romane, der andere seine „Bühnentechnik" als Kapital einschoß und wo die Tantième redlich, die Arbeit aber so getheilt wurde, daß der unglückliche Romancier die Acte, der Bühnentechniker dagegen die Zwischenacte fabricirte. Nein, heute wird das Prinzip sinnreicher gehandhabt. Lange schon hat man eingesehen, daß mit Goethescher und Schiller'scher Allesdichterei nicht weiter zu kommen ist. Schon um der Kritik ihr Amt der Einregistrirung zu erleichtern, kriegt jetzt jeder Poet sein Fach zugewiesen und zwar immer das, worin er mit Glück oder „entschiedenem Achtungserfolg", d. h. ausgesprochenem Pech, debütirt hat; will er später in jugendlicher Verwogenheit zu etwas Anderem übergehen, so wird er, wenn nöthig unter Anwendung von Gewaltmaßregeln, wieder in die alte Branche hineingelobt. Lyrik, Epos, Roman und Drama sind innungmäßig organisirt, Gewerbefreiheit und Freiheit der Berufswahl thunlichst ausgeschlossen; auf Triumphe, Jubiläen, Ehrenmitgliedschaft in literarischen Vereinen und ähnliche Belästigungen darf nur rechnen, wer dem einmal ergriffenen poetischen Erwerbszweig treu geblieben ist. Neuerdings hat sich die größte Zunft, die dramatische, in Folge ungeheuer starken Lehrlingsandranges genöthigt gesehen, die Arbeittheilung in noch ausgedehnterem Maßstabe zu betreiben. Nicht nur überweist sie von vornherein ihre Mitglieder zu gleichen Theilen der tragischen und der vergnügten Muse, nein, sie gibt auch jedem Einzelnen ein Sujet, das er nun bis an sein seliges Ende ausbeuten muß. Was die amerikanische Industrie so leistungsfähig und gefährlich macht: die bis in's letzte Detail gehende Arbeittheilung, das wird nun auch unsere dramatische Kunst zur Blüthe bringen und ihr die lang entbehrte Exportfähigkeit verleihen. Was für ein ganzer Kerl und vollendeter Poet wäre Goethe geworden, hätte er ein gewisses, sehr deutliches, von der Zensur und allen Theaterdirectoren leider gestrichenes Motiv aus dem Götz bis in's Greisenalter immer wieder dramatisch variirt und sich von allem anderen Firlefanz ferngehalten; was hätte Schiller leisten können, wäre er bei der reizenden Hungerthurm-Idee und dem Raben Hermann geblieben!

Herr Otto Erich Hartleben, der bekanntlich sprudelnden Humor pflegt und wirklich furchtbar humoristisch sein kann, wenn er nur will, hat die fehlerhafte Taktik der Klassiker schmunzelnd durchschaut. Er weiß, dank der Verzettelung ihrer an sich minimalen, gar nicht humoristischen Kräfte haben sie es bereits dahin gebracht, daß kein Theaterdirector sie mehr geben würde, wären sie nicht völlig tantièmefrei, ließen sie sich nicht von jedem albernen Virtuosen textlich verhunzen und verstünden sie nicht die heut abhanden gekommene Kunst, eine starke Handlung energisch durchzuführen, bis in die letzte Scene hinein. Herr Hartleben hat sich deshalb mit kühnem Griff eine appetitliche Spezialität erwählt, und zwar das Berliner Dirnlein, die Spottgeburt, halb Dreck, halb Feuer. An ihr übt er seinen Humor, daß es so 'ne Art hat. Angèle, Lore, Lieschen Bode und Hanna Jagert heißen — vivant sequentes! — die bisherigen Heldinnen seiner „Dramen der lebenden Menschheit", und von jeder verabschieden wir uns, in der Sprache seiner lebenden Menschheit sprechend, mit einem urkräftigen „Psui Deibel!"

Bei den jüngeren Dramatikern ist es sehr modern geworden, der Buchausgabe ihrer Stücke, die entweder mit Aplomb durchgefallen sind oder noch durchfallen wollen, ein sinniges, aber total mißverstandenes Trostsprüchlein aus Lessing, Schiller und anderen angesehenen Kollegen voranzuschicken. Auch Herr Hartleben thut desgleichen.*) „Ich sage es Euch, die Ihr Euch dramatische Dichter nennt —: nur wo ein Problem vorliegt, hat Eure Kunst etwas zu schaffen. Wo Euch aber ein solches aufgeht, wo Euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in Eurem Geiste (denn beides muß zusammenfallen) das Moment der Idee, in dem es die verlorene Einheit wiederfindet — da ergreift es und kümmert Euch nicht darum, daß der ästhetische Pöbel in der Krankheit selbst die Gesundheit aufgezeigt haben will, da Ihr doch nur den Uebergang zur Gesundheit aufzeigen könnt." So spricht, nicht im besten Deutsch, aber doch recht nachdenklich und vernünftig, Friedrich Hebbel in der Vorrede zu seiner erschütternden Maria Magdalena. Der Umstand, daß Hartleben's eigenes Werk trotz krampfhaftester Anstrengungen alles andere eher als eine klare Problemdichtung geworden ist, daß er sich also mit dem kugelsicheren Schilde Hebbel's nicht decken kann, läßt unseren Autor kalt; ihm kommt es wohl hauptsächlich darauf an, von vornherein, im Bausch und Bogen, etwaige Gegner für ästhetischen Pöbel zu erklären. Das ist seit einiger Zeit, nämlich seitdem Dichtern und Kritikern der Witz ausgegangen ist, des Landes so der Brauch geworden. Der Ton unterm Strich gleicht seit einiger Zeit dem in der politischen Wochenstube, was Rüdigkeit und Knotigkeit anbelangt, auf's Haar, und was der schalkhafte Hermann Bahr dem Herrn Theodor Barth in den Mund legte, daß nämlich nur noch unerzogene Flachköpfe ohne gesellschaftliche und sonstige Bildung, unanständige Leute und Spekulanten sich in der Politik breit machten, sie jedem vornehm Denkenden verekelnd, das trifft auch fast auf die Kunst zu. Wo ist die aristokratische Schule Frenzel's und Fontane's geblieben? The happy times are long away . . .

Doch wir wollen von dem jüngsten Autor des Theaters der lebendig Todten sprechen. Hartleben's Hanna Jagert, die vorsichtiger Weise am wunderschönen Ostersonntag-Mittag ihre Première erlebte, so daß nur eingeschworene Anhänger der „neuen Richtung" und bedauernswerthe Freibilletler in Reih' und Glied dasaßen, Hanna Jagert soll offenbar die Lehre von der Liebesfreiheit des selbständigen Weibes, von ihrem unumschränkten Recht auf sich selbst verkünden Wenigstens die Heldin sagt so etwas in bombastischen Worten, und ihre Liebhaber sind ausnahmslos so gefällig, es umgehend zu

*) Berlin, Verlag von S. Fischer.

bestätigen. Hanna Jagert wirft den einen, den ehrlichen und recht sympathischen Sozialdemokraten Thieme, bei Seite, weil ein anderer, ein Fabrikbesitzer, ihr üppigere Nahrung für Geist und Sinne bietet; sie verabschiedet auch diesen Tölpel in brutalster Weise, als ein Baron mit reellen Absichten — wer's glaubt, wird selig — um ihre Liebe wirbt. Sie ist eine, der Autor sagt es selbst, tiefinnerliche Person, gewissenhaft, streng, anspruchsvoll, hochtalentirt, voller Ekel vor allem Unreinen; ich sage, sie ist eine nichtsnutzige Heuchlerin, eine herzlose Dirne, herzlos und gemein wie die, von der Grisebach singt, und nichtsnutzige, gemeine Heuchler sind all die Herrlein um sie her. Hartleben wollte in seinem neuen Opus einmal Menschen zeichnen, die nicht Abend für Abend in Mädelkneipen verkehren; der Versuch ist ihm fast völlig mißlungen. Einzig die horizontale Kleine, Lieschen, die allerneuste Auflage von Angèle und Lore, spricht und gibt sich wie ein wirklicher Mensch; außer ihr haben noch der schon erwähnte Sozialist Thieme und ein, von Herrn Höcker zum Glück brillant dargestellter, Freiherr von Vernier Momente der Natürlichkeit. Die Dirnlein aus den Berliner Hinterhäusern zeichnet Hartleben weit virtuoser und malt sie farbenreicher als es sein Vorfahr Sudermann gethan hat. Man erkennt deutlich die erfreulichen Früchte jahrelanger, angestrengter und aufreibender Studien am lebenden Object, aber man fragt sich erstaunt, ob denn das wirklich des Schweißes dieses Edlen werth gewesen ist.

Und damit schnappt es auch ab. Ein Baron wie dieser armselige Lasse Vernier, der, noch jung an Jahren, sich von dem schlauen und verlogenen Geschöpf schuhriegeln läßt und es wie eine Gnade Gottes bejauchzt, als sie sich herabläßt, ihn zu heirathen, mag freisinnige Junkertödter baß ergötzen, läuft aber auf hauptstädtischem Pflaster nicht herum; ein Doctor Könitz, der nach den Intentionen des Verfassers als geistreicher Causeur erscheinen soll, freilich nichts als unreife oder abgetragene Idee breitspurig vorführt und den bescheidensten Ansprüchen von Berlin W. nicht genügt, der sich gleichfalls von dem heiligen Dirnlein wie ein Hund aus dem Hause jagen läßt und dennoch in chronischer Liebe für sie erstirbt — wo wandelt dies Gespenst? Alle diese Männer, die es ganz gerechtfertigt finden und mit begeisterten Worten preisen, die es als Kundgebung einer gewaltigen Individualität bewundern, wenn sie von ihrer Maitresse den Abschiedstritt bekommen, scheinen mir Verkörperungen grauer Kateridеen. Heiliger Strindberg! so viel Unnatur in einer einzigen naturalistischen Komödie.

Nicht nur die Erfindung, deren armselige Dürftigkeit erschreckt, auch die eigentliche dramatische Handlung des Werkes ist gleich Null. Ich persönlich bin keineswegs der Meinung, daß die Bühnenlampen durchaus sensationelle, nervenerschütternde Ereignisse, geistvoll-verschmitzt ersonnene Actionen bescheinen wollen; das wäre eine Kolportageroman-Aesthetik. Ich halte die folgerichtige, d. h. dramatische Entwickelung der Charaktere, die ja immer Handlung bedeutet, für weitaus wichtiger. Doch auch hiergegen sündigt Hartleben aufs Aergste. Seine immer schattenhafter werdende Hanna kommt mit ihrer Entwickelung nicht zum Ziele; statt der drei Liebhaber könnte sie getrost deren vier, fünf, sechs, sieben nacheinander nehmen, ohne uns im Mindesten zu verblüffen, ohne die innere Oekonomie des Stückes zu stören; es würden dann statt dreier Akte eben vier, fünf, sechs, sieben nöthig sein — das wäre der ganze Unterschied. Die Komödie ließe sich wie ein Zola'scher Romancyklus bandwurmartig verlängern; die Komödie schließt in Wahrheit nicht nach dem letzten Niederrauschen des Vorhangs, denn Hanna wird als Gattin des (von Herrn Prechtler übrigens gegen die Absichten des Autors allzu albern gezeichneten) jungen Barons Vernier ihrem Individualitätsdrange und ihren polyandischen Gelüsten weiter nachgehen und außereheliche Seelenfreunde suchen, die sie mehr befriedigen als dieser unbedeutende Narr. Wenn Dich erst ein viertel Dutzend hat, dann hat Dich auch die ganze Stadt.

Während so, in Aufbau und Charakterisirung das Drama von groben Liederlichkeitsfehlern und Unklarheiten strotzt, zusammengepfuscht ist wie die Handarbeit eines zerstreuten Dämchens, soll der Dialog, alle Mitverschworenen betheuern es, ein Muster von Natürlichkeit und treuer Nachahmung des Lebens sein. Ja, mehr noch. Daß Herr Hartleben im Weichbilde Berlins als hervorragender Humorist, als der Dickens der Louisenstraße gefeiert wird, wissen wir bereits; Hanna Jagert zeigt zwar eigentlich nur, besonders in einigen an die Cameliendame und an Reuter erinnernden Scenen, seine hohe Begabung für unfreiwilligen Humor, aber der Dialog .... Der Dialog muß die Ehre des Tages retten, und man erschöpft sich in Lobhymnen über seinen schlechterdings verblüffenden, sprühenden Witz. Sehen wir zu. Lebhafte Heiterkeit erregten fast alle die saftig-schnoddrigen, bilderreichen Berliner Redewendungen, die Hartleben, der selbst kein „Jeborener" ist, in Kneipen und Tanzlokalen aufgelesen hat, die aber höchstens seinem Sammelfleiß, keineswegs seiner humoristischen Begabung Ehre machen. Im Uebrigen spricht in Berlin kein Mensch den Dialekt, den er uns als hauptstädtisch aufreden will. Da kennt Sudermann sein Hinterhaus besser. Hartleben läßt diese „Voigtländer" stillos bald „gar nichts," dann wieder „janischt," bald „für," dann „for," bald „nein," bald „ne" sagen; er weiß nicht, daß kein Berliner Kind, spricht es schon 'mal der Heimath traute Sprache, das „g" im Anlaut richtig herausbringt; er weiß nicht, daß der Jargon, von wenigen streng fixirten Ausnahmen abgesehen, keinen Dativ kennt. Er läßt die Berliner den hannover'schen Provinzialismus: „Setz' Dich ins Sofa!" anwenden, was hier zu Lande so unerhört ist, wie das öfter bei ihm vorkommende „zumal." Solche Beispiele ließen sich hundertweise anführen. Wo bei diesem Mischmasch von Dialekten der vielgerühmte, goldechte Verismus in der Sprachbehandlung bleibt, mag Graf Oerindur erklären ...

Indessen, macht ihm die lex Heinze mit ihren noch nicht ganz begrabenen Kasernirungsplänen keinen Strich durch die Rechnung, so wird Herr Hartleben bei seinen vom zarten Duft der Frühschoppenlyrik umwobenen Dirnen getreulich ausharren und es Dank dem Prinzip der Arbeitstheilung zu jener Fülle auf sie bezüglicher psychologischer Kenntnisse bringen, deren sich sonst nur Bordellwirthe und Inhaber von Kellnerinnen-Agenturen rühmen dürfen. Er strebt nicht allein. Eine ganz verwandte Spezialität hat sich, sie läßt es durch ihre literarischen Beichtväter aller Welt verkünden, u. a. die Gattin eines Münchener Rechtsanwaltes und Auch-Dramatikers, Frau Elsa Bernstein, erkoren, und ihr endloses Erstlingswerk „Dämmerung," das im Verein Freie Bühne das erschienene Häuflein klein von ½8 Uhr bis nahe an die Mitternachtsstunde heran jämmerlich langweilte, läßt für die Zukunft das Beste hoffen. Bei ihr handelt es sich um den Typus des hochgradig hysterischen Mädchens.

Man muß sagen, diese Isolde Ritter ist bei aller Neigung zur Verklärung ihrer Abscheulichkeiten mit einer frappanten Naturtreue, Zug um Zug, dargestellt, wie es nur nach langem, liebevollem, gründlichem Selbststudium möglich ist. Wer auf die genügsame Secundanertheorie schwört, ein Drama sei dann schon hoher Achtung würdig, wenn es auch nur einen wirklichen Menschen porträtähnlich darstellt, der wird in der „Dämmerung" seine Rechnung gefunden und sich nicht daran gestoßen haben, daß alle anderen Personen, der unglaublich seelengute, einsichtvolle, bei aller Künstlernervosität unglaublich geduldige Musikus Ritter, das unglaublich entsagungsfreudige, brave und ideale Fräulein Dr. Sabine Greeff, der unglaublich komische Knabe Carl — daß sie alle Wachspuppen sind, wie sie dutzendweis aus den zarten Fingern tändelnder Frauchen hervorgehen (Vorbilder: Frls. Bürstenbinder und John-Marlitt); der wird alle scenischen Unmöglichkeiten, alle die grausen Oeden und reizlosen Steppen des Dramas, wo immer dasselbe geschwatzt wird, wie im vorigen Akt, nur immer breiter und ennuyanter, „der Wirklichkeit abgelauscht" nennen; der wird für die Häufung von ganz nebensächlichen und undramatischen Dingen, auch für das Stiefelausziehen und Bettnachen auf der Bühne, für die Schmausereien und den dreißig endlose Minuten dauernden Gratis-Cursus in der Augenheilkunde dankbar sein. Diese wahllose, chaotische Aneinanderreihung von hundert hier und da im Leben und mehr noch in alten Schmökern aufgegriffenen Einzelheiten, das ist die unselige Wirkung der Hauptmann'schen Technik, der auch keinen Blick hat für Haupt- und Nebensachen, der mit epischer Umständlichkeit jedes Strickelchen und sei es das unwesentlichste, genau so scharf hervorhebt, wie den wichtigsten Zug des Gemäldes. Die Gesetze der dramatischen Perspektive sind diesen Leuten böhmische Dörfer. Diese Herrschaften wollen wie sparsame Hausfrauen nichts umkommen lassen; was in ihren Notizbüchern steht, jede Bleistiftzeile muß, als eine Feinheit mehr, ins Drama ... Die „Dämmerung" strotzt, wo Isolde Ritter nicht spricht, von schreiend falschen Zügen; schält man diese Rolle, diese Vorführung des mit grausamer Schärfe gezeichneten lieben Ichs, aus dem dramatischen Werk heraus, dann bleibt nur eine triste, phantasielose, nachempfundene Lüge übrig — weibliche Handarbeit.

Es lohnt sich, darum freie Bühnen zu bauen!

---

## Notizen.

Heinrich Heine's Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden. (Hamburg, Hoffmann & Campe.) Dieser Veröffentlichung von 112 Familienbriefen kommt nicht entfernt der hohe Werth zu, von dem die Heine-Gelehrten fabeln, sie ist aber doch interessant und verdienstlich. Sie beweist uns, den Verächtern des Dichters zum Trotz, daß Heine seine Mutter und Schwester innig geliebt hat und viel mehr Gemüth besaß, als man gemeinhin zugeben will. Jedenfalls hätte Herr v. Embden weit klüger gethan, die Briefe ohne die Beigabe seiner eigenen zweifelhaften Sauße zu veröffentlichen, sein verbindender Text und seine Anmerkungen wimmeln von unfreiwilliger Komik. „Die hohe Frau hegte eine auf feinstem Verständniß ausgesprochene Vorliebe für Heine ... Zu jener Zeit begann schon der Anfang seines Dichterruhms" u. s. w. Dann die unausstehlichen Inversionen des kaufmännischen Stils! „Er verlobte sich ... und erhielt er" ... Und nicht einmal den Text der Briefe hat der Herausgeber unangetastet gelassen, wie die zahlreichen Gedankenstriche beweisen: „ich bin jetzt nicht nur Dr. juris, sondern auch" — —. „Eine Anspielung auf seine Taufe den 28. Juni 1825", bemerkt Herr von Embden. Hätte er statt dessen lieber den Text nicht castrirt!

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text. — 272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. — 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

# Unter Palmen.

Roman
aus dem heutigen Ägypten
von
**Klaus Rittland.**

8°. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Wiederum sind die Augen der ganzen gebildeten Welt auf das alte Pharaonenland gerichtet, das auf eine 6000jährige Geschichte zurückblicken kann, und auf lange Zeit hinaus wird die moderne Welt an dem Geschick dieses Wunderlandes das lebhafteste Interesse nehmen. Da kommt der Roman Rittlands, der seinen Stoff aus dem Leben des modernen Ägypten genommen, zur rechten Zeit. Der Verfasser, der Land und Leute aus eigener Erfahrung kennt, führt den Leser an der Hand einer überaus anmutigen Erzählung in das Leben und Treiben des märchenhaften Cairo und Alexandrien ein. Wir glauben die schweigende Wüste und den lebenspendenden Nil mit den unverwüstlichen Baudenkmälern der Urzeit mit eigenen Augen zu sehen und geblendet zu werden von all der Märchenpracht des geheimnisvollsten Landes der Weltgeschichte.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei nervösen Leiden aller Art, bes. Kopfschmerz, Erregung mit Schlaflosigkeit durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

# Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison Eröffnung Anfang Mai.
Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franko.

# Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Ein neuer Roman von
## Friedr. Spielhagen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

# Sonntagskind.

Roman in sechs Büchern von
**Friedr. Spielhagen.**

3 Bände,
broschirt ℳ 10.— in 2 eleg. Leinenbänden ℳ 12.—
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

**Carl Heymanns Verlag, Berlin W.**
Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

# Der Rechtsschutz
gegen
# zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis ℳ 0,60 bar, postfreie Zusendung ℳ 0,65.

Soeben ist erschienen:

# Friedrich III.
als
## Kronprinz und Kaiser.

Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz
dargestellt von
**Martin Philippson.**
Mit dem Bildnis des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli.

gr. 8°. Preis 6 M., in eleg. Einband 7.50 M.
Berlin SW., Bernburgerstr. 35.
**G. Grote'scher Verlag.**

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

A. Hausrath,
# Arnold von Brescia.

8. geh. 3 ℳ.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeinbesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

**Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.**

# In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt
von
**Dr. F. Wollny.**
Preis 50 Pfg.


Hierzu eine Beilage: Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 22. April 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur Revision der Unfallversicherung. Von J. Sabin. — Der Kochunterricht, eine pädagogische Modethorheit. Von einem Schuldirector. — **Literatur und Kunst:** Klaus Groth. Von Eugen Wolff. — Ueber die verschiedenen Methoden der Psychologie. Von Th. Achelis. — **Feuilleton:** Ein Roman in neun Briefen. Von Fedor Mich. Dostojewski. — **Aus der Hauptstadt:** Finanzminister Necker. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Zur Revision der Unfallversicherung.

Von J. Sabin.

In dieser Session wird sich der Reichstag auch mit einer Aenderung des Unfallversicherungs-Gesetzes zu beschäftigen haben, die nach zwei Richtungen erfolgen soll. Einmal will man die Erfahrungen, die man über das gegenwärtig geltende Gesetz in Einzelheiten gemacht hat, verwerthen und manche Mißstände beseitigen, und dann will man den Kreis der zu versichernden Personen erheblich ausdehnen, indem man für das Handwerk eine ähnliche Organisation schaffen möchte, wie für die Industrie. Was die Aenderungen der ersteren Art anbetrifft, so werden diese weittragende Bedeutung nicht haben, sie werden sich auf Einzelheiten beziehen und im Allgemeinen formaler Natur sein. An dem Grundgedanken der deutschen Unfallversicherung, an der berufsgenossenschaftlichen Organisation, an der bisherigen Art der Rentenbemessung und der Entscheidung über die Rentengewährung soll nicht gerüttelt werden, trotzdem darüber die lebhaftesten Klagen nicht bloß von Seiten der Arbeiter geführt worden sind. Diese Klagen wurden ja auch im vorigen Jahre von dem unparteiischen Präsidenten des Reichsversicherungsamtes zum Theil als berechtigt anerkannt, und zwar in dem bekannten Rundschreiben, worin die Berufsgenossenschaften ermahnt werden, von der Befugniß des § 65, die Rente zu ändern, nicht allzureichlichen Gebrauch zu machen, wie das bislang geschehen sei. Die Thatsache, daß eine solche Mahnung überhaupt erfolgte, spricht für sich selbst. Wenn aber selbst die Verwarnten der Aufforderung des Herrn Bödicker nachgekommen sein sollten, worüber ja heute noch kein Urtheil auf Grund von ziffermäßigen Angaben gefällt werden kann, so wäre doch das Uebel nicht beseitigt, denn das Mißtrauen der Arbeiter, einmal wachgerufen und nicht minder auch künstlich vermehrt durch Parteiagitation, wird selbst in dem Falle nicht schwinden, daß eine Aenderung der Rente nunmehr nur selten vorgenommen wird. Der Arbeiter wird in den Entscheidungen der Berufsgenossenschaften stets nur eine einseitige Interessenwahrnehmung erblicken, zumal er heute daran gewöhnt worden ist, von vornherein jeder Handlung eines Unternehmers böswillige Absichten unterzulegen. Darum wird er, angespornt noch durch das kostenlose Verfahren, so oft als möglich Berufung an das Schiedsgericht einlegen, in dem die Hälfte der Beisitzer aus Vertretern seines Standes besteht. Gerade die sozialpolitische, versöhnende Wirkung, die man von dem Gesetze erhofft hatte, tritt also nicht ein, vielmehr wird der vorhandene Haß des Arbeiters gegen den Arbeitgeber verschärft und die Kluft zwischen Beiden noch erweitert. Hier liegt der wundeste Punkt dieser Gesetzgebung. Die gewiß wichtige Frage, ob territoriale Versicherungskreise oder Berufsgenossenschaften, ist in ihrer sozialen Bedeutung nur eine Frage zweiten Ranges. Man mag ja darüber streiten, ob der Arbeiter da ein Recht haben soll, wo ihm keine Pflicht obliegt, ob er also an der berufsgenossenschaftlichen Verwaltung, deren Kosten ganz und gar aus den Taschen des Unternehmers bestritten werden, Antheil haben soll. Das mag formal ganz richtig sein, dem Grundgedanken des Gesetzes entspricht es aber nicht, und eine Aenderung nach dieser Richtung wäre verhältnißmäßig leicht durchzuführen. Hoffentlich bestätigt sich aber die Nachricht, daß der Wunsch der Berufsgenossenschaften, behufs der Entscheidung über die Gewährung und die Höhe der Renten zeugeneidliche Vernehmungen bewirken zu dürfen, in der Novelle erfüllt wird, damit der häßliche Streit beseitigt werde, der darüber zwischen dem Reichsversicherungsamt sowie einzelnen Gerichten und dem preußischen Justizminister geführt wird.

Von weit größerer actueller Bedeutung ist die Ausdehnung der Unfallversicherung auf das Handwerk, auf die Hochseefischerei u. s. w. Vor Allem müssen drei Fragen hier entschieden werden: Erstens, ist diese Ausdehnung überhaupt nothwendig? Zweitens, wie eng oder wie weit soll der Kreis der zu Versichernden begrenzt werden? Drittens, welche Organisation soll eingeführt werden?

Das Bedürfniß nach einer Unfallversicherung für das Handwerk hat sich zweifellos geltend gemacht und kann nur von denjenigen geleugnet werden, die grundsätzlich der sozialpolitischen Gesetzgebung feindlich gegenüberstehen. Zunächst ist heute die Scheidung zwischen Fabrik- und Handwerksbetrieb keine so deutliche, daß eine Grenze von vornherein bestimmt werden könnte. Das Gesetz von 1884 findet den formalen Ausweg, daß es abgesehen von den Betrieben, in denen Dampfkessel oder Motoren zur Verwendung kommen, auch diejenigen als Fabriken bezeichnet, in denen mindestens zehn Leute regelmäßig beschäftigt werden. Die Zahl „zehn" ist durch nichts begründet. Die Gefährlichkeit des Betriebes ist von der Arbeiterzahl ganz unabhängig, und man kann nicht recht einsehen, warum eine Werkstätte, in der nur acht oder neun Gehülfen thätig sind, etwas Anderes sein soll als eine Werkstätte, in der ein oder zwei Leute mehr arbeiten. Weit eher könnte doch für den Begriff „Fabrik" der Umstand maßgebend sein, ob auf Bestellung oder auf Vorrath gearbeitet wird. Der Handwerker im eigentlichen Sinne des Wortes verfertigt nur bestellte Waare, während die Fabrikation auf Massen- also Waarenproduction beruht. Nun kann es vorkommen, daß ein tüchtiger Handwerker

regelmäßig zehn Gesellen beschäftigt für Arbeiten, mit denen er von Privatleuten zu deren eigenem Gebrauch beauftragt wird, während irgend ein speculativer Kopf, der von Beruf gar nicht Handwerker ist, sein mäßiges Kapital zur Anlegung einer Werkstatt benutzt, in der Producte zum Weiterverkauf angefertigt werden. Nach dem geltenden Gesetze hat ein solcher Mann keine Pflicht, seine Leute gegen die Unfallgefahr zu versichern, falls er deren weniger als zehn beschäftigt, während der oben geschilderte Handwerker dazu von vornherein gezwungen ist. Das muß zweifellos als eine Ungerechtigkeit bezeichnet werden, die um so drückender wirkt, als Fälle der letzteren Art ziemlich häufig vorkommen. Ein ferneres Unrecht ist es, daß ein Handwerker darum gesetzlich zum Fabrikherrn avancirt, weil er einen Gasmotor im Betriebe hat, dabei aber nur einen oder zwei Gehülfen beschäftigt und sich dabei recht kümmerlich ernährt, während der wohlhabende Handwerker, der sich nicht elementarer Kraft bedient, von der Versicherungslast befreit ist. Man wird einwenden, daß hier die Gefährlichkeit des Betriebes ausschlaggebend sei, aber dem muß doch andererseits entgegengehalten werden, daß ja auch Betriebe, in denen keine elementare Kraft verwendet wird, zu den versicherungspflichtigen gehören, falls eben eine gewisse Anzahl Personen in ihnen thätig sind.

Zu diesen Erwägungen kommt der oft ausgesprochene Wunsch einzelner Handwerksberufe nach einer Unfallversicherung. Es gibt ja eine Anzahl Handwerker, bei denen die Gefahr einer die fernere Erwerbsfähigkeit beschränkenden Verletzung ziemlich groß ist, z. B. im Tischler- und Fleischergewerbe. Die Frage ist hier bloß die, ob die Meister dieser Gewerbe unter den heutigen ungünstigen Verhältnissen die neue Last zu tragen im Stande sind. Ueber diese Frage soll weiter unten gesprochen werden. Bisher waren von den eigentlichen Handwerken nur das Mühlen- und Schornsteinfegergewerbe versicherungspflichtig und bildeten eine eigene Berufsgenossenschaft, während das Fleischergewerbe der Nahrungsmittelberufsgenossenschaft zugerechnet wurde, ein Beweis, daß der Grundgedanke einer Unfallversicherung des Handwerks schon in dem Gesetze von 1884 enthalten ist

Man hört vielfach die Klage, daß das Handwerk einen Mangel an tüchtigen Kräften leide. Der Grund dafür ist leicht zu finden. Der von der kapitalstarken Industrie niedergedrückte Handwerker kann nicht dieselben Löhne zahlen wie der Fabrikunternehmer, und so wenden sich die jungen Leute der Arbeit in den Großgewerben zu, in denen ihnen ja auch noch ein größeres Maß individueller Freiheit, was die tägliche Beschäftigungsdauer anbelangt, gewährt wird. Kommt noch dazu die Vernachläßigung Seitens der sozialen Gesetzgebung, so ist ein Grund mehr vorhanden, um die jungen Leute von dem Handwerk abwendig zu machen. Im Interesse des Handwerks selbst liegt also die Ausdehnung der Unfallversicherung.

Es fragt sich nur, wie weit diese Ausdehnung zu gehen hat. Die Beantwortung dieser Frage ist theoretisch sehr leicht: so weit eine Unfallgefahr vorhanden ist. Aber bei dem Mangel einer Unfallstatistik ist die Begrenzung außerordentlich schwer zu finden. Hierbei kommt noch in Betracht, daß, wenn für einzelne Handwerke eine Ausnahme statuirt wird, diese in noch höherem Grade als bisher über Mangel an tüchtigen Kräften zu klagen haben werden. Will man diese Beeinträchtigung nicht und schreibt darum die Unfallversicherung für das gesammte Handwerk vor, so schiebt man einem Theile der Meister, die schon jetzt in keinem beneidenswerthen Zustande sich befinden, eine neue Last auf die Schultern, die vielleicht schwer empfunden werden wird. Vielleicht! Nämlich, wenn die zu schaffende Organisation sich nicht den Handwerksverhältniffen anpaßt.

Nach Maßgabe der bereits bestehenden Unfallversicherung entfallen an Kosten für jede einzelne versicherte Person etwa $6^1/_2$ Mark, eine Summe, die sich im Laufe der Jahre vielleicht auf 8 Mark steigern könnte. Diese Summe kann nicht so bedeutend genannt werden. Bei einer Unfallversicherung für das Handwerk würde sie sich aber wesentlich verringern. Zunächst kämen, wenigstens zum größten Theil, diejenigen Summen in Wegfall, welche unter Unfallverhütungskosten gebucht sind, und die sich bei den Berufsgenossenschaften auf etwa 1 Procent der Gesammtausgaben belaufen. Sodann würde die Zahl der zu entschädigenden Unfallverletzten naturgemäß eine geringere sein als z. B. in den gewerblichen und landwirthschaftlichen Betrieben, in denen sie ungefähr jährlich 5 vom Tausend bilden. Nehmen wir aber selbst die gleiche Höhe der Ausgaben für die Handwerker-Unfallversicherung wie für diejenige der Industrie an, so würden die Kosten für einen Betrieb mit fünf Arbeitern im ganzen 32 bis 35 Mark jährlich ausmachen. Thatsächlich beschäftigt aber die überwiegende Mehrzahl der Betriebe weit weniger als fünf Gehülfen. Von den Klagen über die bisherige Unfallversicherung ist insbesondere die über die Höhe der Verwaltungskosten besonders lebhaft. Daraus müßte man die Lehre ziehen, daß ein einfacherer, weniger kostspieliger Verwaltungsapparat geschaffen werden sollte. Es wird daher nöthig sein, das bureaukratische Element möglichst auszuscheiden, von hohen Diäten für Delegirte, von überflüssiger Schreibarbeit abzusehen und die neue Unfallversicherung möglichst auf die Basis ehrenamtlicher Verwaltungsthätigkeit zu stellen. Das wird um so leichter durchzusetzen sein, als die Verhältnisse des Handwerks nicht die Complicirtheit wie in der Industrie aufzuweisen haben. Sodann dürfte sich auch der Interessenstreit friedlicher gestalten unter der Voraussetzung, daß die Verwaltung nicht lediglich in den Händen der Meister liegt. Eine Theilung der Arbeit zwischen Meistern und Gehülfen ist nicht bloß unschwer herbeizuführen, sondern auch eine Nothwendigkeit. Denn zweifellos wird, wenn die ganze Sache überhaupt einen Zweck haben soll, der Meister selbst unfallversicherungspflichtig werden; da er in der Werkstatt mitthätig ist, so liegt für ihn die Gefahr einer Verletzung in gleicher Weise vor wie für den Gehülfen. Die Interessen des Arbeitgebers und Arbeitnehmers sind also nach einer Richtung hin ziemlich gleich. Dazu kommt, daß der geringe soziale Unterschied zwischen Beiden leichter eine Verständigung ermöglicht.

Nun erhebt sich die Frage, wie die gesammte Organisation gegliedert sein soll, ob wie in der Industrie nach Berufen, oder, wie es vielfach verlangt wird, ohne Unterschied der einzelnen „Professionen" nach Territorien. Da dies aber nur eine Zweckmäßigkeitsfrage ist, so wird sie auch nur mit Zweckmäßigkeitsgründen sich beantworten lassen. Schließt man die neue Versicherung an die Invaliditätsversicherung an, so wird die Abgrenzung mit verschiedenen Landgebieten erfolgen müssen, folgt man dem System der industriellen Unfall- sowie der Krankenversicherung, so ist eine Scheidung nach Berufen vorzunehmen. Beide Arten der Organisation haben ihre Vortheile und Nachtheile, sie zeigen aber, wie nothwendig eine Centralisation der Arbeiterversicherung ist. Da sich die Organisation der Krankenkassen, so viel man auch im Einzelnen an ihr auszustellen haben mag, im Ganzen bewährt hat, so wäre es heute am besten, wenn man diese zum Vorbilde nehmen würde. Keinesfalls aber dürfte man die Leitung in die Hände der Innungen legen. Abgesehen davon, daß diese Verbände kaum ein Zehntel des gesammten Handwerkerstandes umfassen, erfreuen sie sich auch wirklich keiner großen Beliebtheit bei der Gesellenwelt.

Davon aber sollte man nicht absehen, sämmtliche Arten von Handwerken der Unfallversicherung zu unterwerfen, und zwar schon deswegen nicht, weil ein Handwerk in das andere leicht übergreift, eine genaue Scheidung also kaum möglich ist. Nun ist es ja wahr, daß in manchen Handwerksberufen die Unfallgefahr minimal ist, und daß in diesen die Verwaltungskosten leicht die Summe der jährlichen Renten übersteigen könnten, aber dieser Gefahr wäre doch einigermaßen vorzubeugen, indem man die Genossenschaften in möglichst große Unterabtheilungen zerlegte. Schließlich würde die geringe Unfallgefahr ihren Ausdruck finden in geringen Ausgaben. Warum sollen denn aber diejenigen, die sich in diesen Berufen eine die Erwerbsfähigkeit beeinträchtigende Verletzung zuziehen. schlechter gestellt sein als ihre Kollegen? Im Ganzen würde es sich um etwa 7 Millionen Menschen handeln, die das neue

Gesetz träfe, und der dritte Theil davon arbeitet in zweifellos gefährlichen Berufen. Schon diese Zahl allein genügt zur Beweiskraft für die Nothwendigkeit einer Erweiterung der Unfallversicherung.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ein derartiges Gesetz im Stande wäre, den Niedergang des Handwerks irgendwie zu hemmen. Aber es macht doch den Todeskampf etwas leichter, und auch das wäre ein Verdienst.

## Der Kochunterricht, eine pädagogische Modethorheit.

Von einem Schuldirector.

Auf einer kürzlich abgehaltenen Lehrerversammlung standen unter Anderem zwei Gegenstände auf der Tagesordnung, die, obschon sie äußerlich kaum vergleichbar scheinen, in schroffem Gegensatz zu einander stehen: die neueren Bestrebungen auf dem Gebiete des naturkundlichen Unterrichtes und Koch- und Haushaltungsschulen. Nicht an sich, wohl aber als Typen betrachtet, stellen sich in den beiden Gegenständen scharfe Gegensätze dar, die zugleich eine immer deutlicher hervortretende Scheidung der Geister auf pädagogischem Gebiete bezeichnen. Zwei Richtungen, von denen die eine das utilitare, die andere das ideale Prinzip vertritt, sondern sich immer schärfer von einander. Darauf kann hier nicht eingegangen werden; bleiben wir bei dem concreten Beispiele!

„Werft einen Blick hinein in das Leben der Volkskreise, die unsere Volksschule bevölkern! Muß sich einem nicht das Herz umwenden, wenn man sieht, wie das deutsche Familienleben, auf dem Deutschlands Größe beruht, mehr und mehr dem Untergange entgegen geht? Wo bleiben die alten deutschen Sprichwörter vom eignen Haus und Herd? Wo findet man noch stilles Familienglück? Wo sind die deutschen Frauen, die weise herrschen im häuslichen Kreise, die die Knaben und Mädchen lehren, die dem Vater die Sorgenfalten aus der Stirne herauszaubern, die in weiser Sparsamkeit das Haus führen und durch verständiges Wirthschaften alle körperlichen Bedürfnisse des Mannes und der Kinder befriedigen, die mit den bescheidensten Mitteln Nahrhaftes, Gesundes, Kraftgebendes herzustellen wissen, die auch von den dürftigsten Einkünften noch Ersparnisse erzielen für die Zeit der Noth? Das Leben, der Großbetrieb treibt die Mädchen, die kaum oder nicht der Schule entwachsen sind, hin in die Fabriken, hinaus aus dem Hause; eine liebende Mutter nimmt sich ihrer nicht an; sie lernen die Fabrikmaschinen bedienen, sie lernen sich für den Tanzsaal putzen; sie genießen die freie Liebe, die bald zum Heirathen zwingt — aber was zur Führung eines Haushaltes gehört, das wissen sie nicht. In der unsinnigsten Weise verwenden sie den ohnehin kärglichen Lohn des Mannes zu lätschigen, saft- und kraftlosen Speisen; sie können keine schmackhafte Suppe, kein Stück Fleisch, kein Gemüse kochen; sie vermögen keine Leibwäsche, kein Kleidungsstück in Ordnung zu halten; die Unkenntniß und mangelnder guter Wille machen das Haus zu einer Stätte ungemüthlichster Unordnung, krassester Liederlichkeit, nackten Elends! Was Wunder, wenn der Mann dem Kneipenleben, dem furchtbarsten Krebsschaden unserer Zeit verfällt! — Wer kann — wer will — wer muß da helfen? Hier muß offenbar die Schule eingreifen, und zwar mit rascher Hand, mit kühnem Griffe, ehe es zu spät wird. — Was hilft unseren Mädchen das gelehrte Zeug über den Siede- und Thaupunkt, über die Verdunstungsgesetze u. s. w., wenn sie nicht eine Tasse Kaffee kochen können; was soll ihnen die Belehrung über Flachsseide und andere Schmarotzer, womöglich mit pflanzenphysiologischen Versuchen, wenn sie nicht ein Hemd flicken oder einen Strumpf stopfen können? Man belehrt sie, wie die Minirspinne ihre Wohnung baut, aber wie das eigene Bett beschaffen sein muß, lernen sie nicht. Man überlege ja, daß erst das Nothwendige und dann das Wünschenswerthe kommt! Darum trete an die Stelle des theoretischen, gelehrten Unterrichtes der praktische, in strenger Verbindung mit dem Leben stehende Haushaltungsunterricht! — Am besten wäre es ja wohl, die Stunden für diesen Unterricht könnten einfach der bestehenden Stundenzahl hinzugefügt werden; wenn dies aber nicht möglich ist, dann müssen andere Fächer, die weniger wichtig sind, wie Zeichnen, Naturkunde, Erdkunde, ohne Zögern gekürzt werden. — Doch man wird einwenden: die Einführung des Haushaltungsunterrichtes kostet den Gemeinden zu viele Opfer! Dem ist zu erwidern: Wie kann man nur bei einer so hochwichtigen Sache, wo es sich um die Wiedergewinnung nationaler Güter handelt, den Geldpunkt als ausschlaggebend bezeichnen! Nein, wo ein Wille ist, da wird sich auch ein Weg finden. Ja, bei rationellem Betriebe wird der Unterrichtszweig sich selbst erhalten; denn die gefertigten Speisen können ja zu einem mäßigen Preise an die Schülerinnen oder an andere Leute abgegeben werden. Ferner werden sich begüterte Leute in Menge finden, die dem idealen Zwecke Opfer zu bringen gern bereit sind, und endlich dürfen die lumpigen paar Hundert Mark, mit denen die Gemeindekassen jährlich belastet werden, in Anbetracht des Erfolges gar nicht gerechnet werden.

Und wer der neuen Einrichtung pädagogische Bedenken entgegenbringt, dem möge gesagt sein, daß wohl kein Unterrichtszweig das Mädchen allseitiger bildet als der Haushaltungsunterricht. Ein umfängliches praktisches Wissen muß sich mit klarem, vernünftigem Denken paaren. Muß nicht das Dringen auf Sauberkeit und Akkuratesse, die Ausschmückung des Kochlocales das Schönheitsgefühl, das Vertheilen der Speise an Arme und die Gemeinsamkeit, die Vertheilung der Arbeit das sympathetische und soziale, der Hinweis auf den Geber alles Guten durch das Tischgebet das religiöse Interesse mächtig heben?

Wer aber diesen Gründen gegenüber immer noch zweifelt, der sehe einmal der Wirklichkeit zu: Mit welcher Lust und Liebe sich die Mädchen betheiligen; wie freudig sie sich auch der schwersten Arbeit hingeben — der frage einmal in den Kreisen der betreffenden Eltern nach, und er wird nur eine Stimme, laute Anerkennung finden! Darum gehe man allerwärts unbefangen und ohne Zaudern an die Einführung von Haushaltungs- und Kochunterricht!“

Ich habe mich redlich bemüht, mich einmal ganz in die Stimmung eines Schwärmers für die Kochschulen zu versetzen; es ist mir schwer geworden, und mehr als einmal drohte mir die Feder zu einer satirischen Wendung auszugleiten. Doch ist es wohl recht, eine aus der besten Absicht hervorgegangene Sache ernst zu behandeln, so lange wenigstens, als nicht die Begeisterung die nüchterne Ueberlegung erstickt, so lange, als man noch eine sachliche Entgegnung ruhiger Erwägung würdigt.

Ich halte die Einführung des praktischen Koch- und Haushaltungsunterrichtes für Mädchen im schulpflichtigen Alter für eine Verirrung auf dem Gebiete der Erziehung, gegen die nicht allein die Lehrerschaft einmüthig Stellung nehmen müßte. Dagegen, daß einem Mädchen, das nächstdem sich zu verheirathen gedenkt und dann eigenen Hausstand führen muß, Koch- und Haushaltungsunterricht ertheilt wird, läßt sich von keinem Standpunkte aus etwas einwenden; im Gegentheil müßten die Lehrer solchen Bestrebungen gegenüber Auge und Herz offen halten, sie zu fördern bestrebt sein, so lange die Weibesausbildung so mangelhaft bleibt, als sie jetzt ist. Das fest umgrenzte Gebiet der Schule im heutigen Sinne aber zu betreten, sollte den sozialen Homöopathen streng verboten sein.

Während vom sozialen Standpunkte aus der Koch- und Haushaltungsunterricht sich mit einem Scheine des Rechts einzuführen versucht, gelingt es ihm vom pädagogischen Standpunkte aus auch nicht im geringsten, seine Berechtigung nachzuweisen. Ich bemerke aber gleich von vornherein, daß ich bei meinen Ausführungen die heutige Schule im Sinne habe. Ich kann mir wohl eine Schule denken, die auch solche Einrichtungen in ihren Plan aufnehmen kann; das ist aber keine Schule mehr, wie sie heute besteht; das kann nur eine Schule mit ganz anderer, mit glücklicherer Organisation sein, als die heutige sie zeigt. Wollen die Pädagogen von heute Erziehungs-

einrichtungen anbahnen, die das erziehungsbedürftige Geschlecht bis zum Erzogensein bilden, dann will ich mit eintreten für Koch- und Haushaltungsunterricht — und für vieles andere. Aber das will man nicht; das kann man nicht wollen.

Ich fühle mich fast versucht, einen Kampf auf dem Felde des Sozialen aufzunehmen, da es meine Ansicht ist, daß auch von diesem Stundpunkte aus eine Erziehung 12—14jähriger Mädchen zur Haushaltung gar keine Stütze erhält. Doch, was meines Amtes nicht ist, da will ich meinen Vorwitz lassen. Nur einige Bemerkungen seien mir gestattet. Es ist immerhin auffällig, daß in den Aeußerungen der führenden Kreise der Arbeiter (das sind allerdings Sozialdemokraten) ebensowohl, als auch in den Kreisen aufgeklärter Frauen Bestrebungen der Art entweder kalter Nichtachtung oder schroffer Abweisung oder beißender Ironie begegnen. Doch das mag Verblendung sein. Jedenfalls aber ist die Verblendung schlimmer, die da meint, mit dem Kochenlernen werde der soziale Knoten auch nur an einem Endchen gelöst. Sind denn die geschilderten Mißstände nicht Folgeerscheinungen viel tiefer liegender Ursachen? Kann man denn mit dem Kochunterrichte zugleich auch der späteren Hausfrau die Zeit, das Geld und die Einrichtungen zum Kochen geben? Nein, gewiß das kann man nicht. Nun frage ich: Welche Leute sind denn der Hülfe mehr bedürftig, die das alles haben, aber nicht kochen können, oder die das alles nicht haben? Ist es nicht viel verdienstlicher, diesen zu helfen versuchen vor jenen? Wer sich zum Helfer geboren meint, möge doch seine Kraft da versuchen, wo es am nöthigsten ist. Warum denn Mücken seihen und Kameele verschlucken?

Doch ich weiß schon, daß ich mit einem solchen Gemeinplatze bei den glühenden Verehrern kein Glück habe: denn, so sagt man, wieviele gibt es nicht, die zwar nicht im Uebermaße leben können, aber mit bescheidenen Mitteln bei gutem Willen, verständiger Eintheilung und der Fähigkeit Haus zu halten, sicher gut auskommen und ein echt deutsches Familienleben führen könnten! Dagegen frage ich: Glaubt man wirklich durch die Aneignung einiger Handgriffe diese drei Tugenden einer Hausfrau den Mädchen beizubringen? Ja, wenn es nur wenigstens Gewöhnung wäre! Aber reicht die Zeit, etwa acht Wochen! zur Gewöhnung aus? Und wenn das schon der Fall wäre: kann eine Gewöhnung wirksam sein, die durch jahrelanges Nichtbethätigen, wie es ja bei den meisten unserer Arbeitermädchen der Fall ist, unterbrochen wird? Nicht einmal die einfache technische Fertigkeit ist bis zur Zeit des Verheirathens verbürgt. Schon die rein praktische Bedeutung des neuerstrebten Unterrichtszweiges fällt also in sich zusammen, weil er viel zu früh auftreten würde. Daß aber der gute Wille und vernünftiges Handeln auf ganz anderer Grundlage beruht als auf der Fähigkeit einiger praktischen Handgriffe, braucht in pädagogischen Kreisen nicht gesagt zu werden.

Wie steht es aber mit dem praktischen Werthe, wenn man die Unterschiede erwägt, die zwischen den Einrichtungen einer Kochschule und denen einer Arbeiterwohnung bestehen? Hier ein weiter Raum, ein feingefügter, offener Herd mit Rauchverzehrung oder sonst einer famosen Erfindung, dort ein schlechter, rauchiger Ofen im engen Wohnzimmer; hier die Masse von Gefäßen, Töpfen, Kasserolen, Geräthen, dort die ärmliche Küchenausstattung, die auf der Ofenbank Platz hat; hier Säcke voll Vorräthe, dort alles in minimalen Tütchen; und daß auch qualitativ Unterschiede vorhanden sind, dafür sorgen schon profitliebende Leute. Wer nicht zugibt, daß auch von solchen Dingen der Erfolg der Kochkunst abhängt, scheint mir nichts davon zu verstehen und sollte sich ja nicht als Kochschulmeister versuchen.

Wie kommt man übrigens dazu, die Küche als den Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens hinzustellen? Es ist wahr, daß von einer vernünftigen und kräftigen Ernährung nicht bloß das Wohl einer Familie, sondern die Zukunft der Nation mit abhängt; aber daß es das Vernünftige wäre, daß jede Familie „sich selbst kocht", kann doch im Ernste nicht behauptet werden. Wäre es nicht viel rationeller, wenn die Kocherei von Sachverständigen in gemeinsamen Kochanstalten besorgt würde und jede Familie ihren Bedarf nach freier Auswahl — und nach ihren Mitteln — decken könnte? Nur der Philister kann sich die Hausfrau gar nicht anders vorstellen als mit der Küchenschürze und dem Kochlöffel. Gerade für unsere ärmere Bevölkerung wäre die Einrichtung öffentlicher Kochanstalten ein wahrer Segen. Man denke nur an den einzigen Nachtheil, den das Kochen und Brodeln in der Wohnstube, besonders im Sommer, für die Gesundheit der Inwohner hat; wie lästig ist an sich schon die Hitze, wie widerwärtig der Dunst, der beim Ueberlaufen oder Herausspritzen von Speisetheilen entstehen muß! Und nun denke man sich in einer solchen Stube noch einen Säugling schlafend! Wer nur acht Tage lang hinter einander gezwungen würde, zwischen 11 und 12 Uhr in einer solchen Stube zuzubringen, wird schnell von der Schwärmerei für's Kochen kurirt sein. Ich würde es für ein stark wirkendes Mittel halten, den Mann an's Heim zu fesseln, wenn man die Küchendüfte daraus verbannen wollte oder könnte. — Ich lebe der Anschauung, sie mag zu ideal sein, daß es lediglich persönliche, und zwar gemüthliche und geistige Eigenschaften sind und sein müssen, die den Mann an das Weib ketten; Küchenfertigkeiten an deren Stelle zu setzen, heißt nicht nur das Bildungsziel ganz und gar verschieben — und das ist für einen Pädagogen von Fach ein schweres Unrecht — sondern auch unserer ärmeren Bevölkerung idealen Sinn absprechen. Die Frauenbildung muß gehoben werden; dies kann und darf nur auf geistigem Gebiete geschehen; unsere Mädchen aber für Haus und Küche zu züchten, heißt das Bildungsniveau herabdrücken. Nur eine selbstsüchtige, engherzige Männerpädagogik kann dies wollen. Die Verfrühung des Haushaltungsunterrichtes ist aber auch auf anderem Wege als unberechtigt nachzuweisen. Hat das Mädchen neben dem Hausfrauenberuf einen nicht viel, viel wichtigeren darin, daß es später auch Mutter werden soll? Und sündigen unsere Frauen nicht als Mütter mehr, denn als Hausfrauen? Man würde mit Recht für toll erklärt werden, wollte man fordern, daß die Schule hierauf in dem Umfange eingehe, wie man es etwa für den Hausfrauenberuf verlangt. Aber steht das Kind nicht diesem genau so fern als jenem? Soll das Kind nicht als Kind erzogen werden? Ja, ich bin fest überzeugt, daß die Kinder all den Bestrebungen eben nur kindliches Interesse entgegenbringen und die Sache ohne all den Ernst betreiben, den die Unternehmer von ihnen wünschen. Als angenehmes und nützliches Spiel mag man sich die Sache wohl gefallen lassen; die Schule jedoch hat ernstere Aufgaben.

Aber selbst dann, wenn von allen Seiten die unbedingte Nothwendigkeit des Koch- und Haushaltungsunterrichtes in der Volksschule unwiderleglich begründet würde, müßte die heutige Schule jedwede Zumuthung, ihren Wirkungskreis zu erweitern ohne die Gewährleistung, daß ihr bisheriger Besitzstand unangetastet bleibt, ernst und nachdrücklich zurückweisen. Ist man bereit, die Schulzeit der Mädchen zu verlängern, nicht etwa bloß die Stundenzahl zu vermehren (das müßte vom gesundheitlichen Standpunkte bekämpft werden), sondern die Mädchen ein oder zwei Jahre länger der Schule anzuvertrauen, ja dann mit Freuden solche Fächer aufnehmen! Will man das aber nicht; will man vielmehr den jetzigen Unterricht beschränken, dann Kampf solchen Bestrebungen bis auf's Messer! Es ist geradezu bedauerlich, mit welch leichtem Sinn von manchen pädagogischen Kreisen Errungenschaften der heutigen Schule, die mit schweren Opfern nach heißen Kämpfen erzielt werden, preisgegeben, wie Prinzipien, an deren Begründung die besten Kräfte unseres Standes und unserer Wissenschaft gewendet wurden, zu Gunsten von Modeerscheinungen fallen gelassen werden. Ist das nicht der Fall, wenn man zu Gunsten des Kochunterrichts den Unterricht in den Naturwissenschaften aufgeben oder auch nur beschränken will; wenn man das nackte, öde Nützlichkeitsprinzip an die Stelle oder doch an die Seite des Erziehungsideales der heutigen Schule, Bildung eines sittlichen Charakters durch geist- und gemüthanregenden Unterricht setzen will?

Es ist nicht anzunehmen, daß die große Masse des deutschen Volksschullehrerstandes so ohne Weiteres den neuen Zumuthungen entgegenjubelt, dazu wird er doch zu oft aus den stillen, fried-

lichen Bahnen gleichmäßigen Fortschreitens herausgestoßen durch Reformhelden; aber gefeit gegen Modeartikel ist er auch nicht, und zwischen der Ablehnung, die dem Phlegma entspringt, und bewußter Abweisung ist doch ein großer Unterschied.

---

## Literatur und Kunst.

### Klaus Groth.

Von Eugen Wolff.

Vierzig Jahre sind es heuer, seit die Gedichtsammlung eines Unbekannten mit dem sonderbar anmuthenden Titel „Quickborn" in die deutschen Lande hinausging. Wer im großen deutschen Vaterland das Büchlein aufschlug, gewahrte mit keineswegs freudigem Staunen, daß diese Verse nicht einmal leicht lesbar seien: kein Buch, das sich so halb zwischen Wachen und Träumen durchblättern ließ — nicht unser gebildetes Hochdeutsch der üblichen Schriftsprache, nein, Mundart, Plattdeutsch! Platt — — Deutsch!! Und dieser sonderbare Schwärmer, der Verfasser Klaus Groth — wie man bald hörte: ein „Schulmeister" aus Ditmarschen — wagte im ersten Vers seiner Sammlung zu behaupten:

„Min Modersprak, wa klingst du schön!"

Ja:

„So herrli klingt mi keen Musik
Und singt keen Nachdigal" — —

Die platte Bauernsprache, und Musik und Nachtigall: das schien doch mehr als dreist, das konnte geradezu lächerlich erscheinen! — Aber was war das? In der Gegenstrophe dieser Verse hieß es:

„Mi lopt je glick in Ogenblick
De hellen Thran hendal."

Plattdeutsch, und Thränen?! Das wird ja immer sonderbarer. Wer wollte den Kuhstall und die Viehmagd tragisch nehmen?! Wer neugierig auch nur das erste Blatt herunterlas, stieß sofort auf ein Gedicht „Min Jehann":

„Ick wull, wie weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt so grot!
Wi seten op den Steen, Jehann,
Weest noch? bi Nawers Sot.
An Heben seil de stille Maan,
Wi segen, wa he leep,
Un snacken, wa de Himmel hoch
Un wa de Sot wul deep."

Und dann:

„Ei, du lüttje Flaskopp,
Ik fret di vaer Leev op!
Wat hest du vaern Pusbacken,
Noch söter as Twebacken!
Ei, du lüttje Flaskopp,
Ik fret di noch op!"

Das ist ja Volkspoesie! das ist ja ein Originaldichter!

Nun ja. Der „Quickborn" ergoß sich in wenigen Wochen über ganz Deutschland, eine Auflage folgte schnell der anderen, und der Dichter war mit einem Schlage ein berühmter Mann.

Doch ich will hier nicht die Geschichte dieses Buches schreiben, auch nicht die Geschichte dieses Mannes. Sonst wäre von der gewiß nicht einzig dastehenden, aber darum nicht minder tragischen Erscheinung zu berichten, daß dem jähen Emporschießen des labenden Springquells, des Quickborn, zur Sonnenhöhe von Glück und Ruhm eine Periode folgte, in der man die Wasser, die doch demselben Born frisch entquollen, sich ruhig und gemächlich verlaufen ließ. Es wäre von neuen Sternen zu berichten, die in den Bahnen des meisterlich Vorauleuchtenden den Vorgänger zu überstrahlen schienen. Oder — weshalb sollen wir offenkundige Thatsachen bildlich verschleiern? — es wäre daran zu erinnern, daß der Dichter nach den Huldigungen, die ihm nicht nur sein ditmarscher Volksstamm, darunter ein Müllenhoff, ein Mommsen, sondern ganz Deutschland darbrachte, voran Gervinus, Alexander von Humboldt und besonders Ernst Moritz Arndt — sich durch ein eigenthümliches, verhängnißvolles Mißverständniß in den Hintergrund gedrängt sah. Der Mecklenburger Fritz Reuter, dem auch der wärmste Freund der Klaus Groth'schen Muse nicht den Rang eines Humoristen und Charakterzeichners ersten Ranges streitig machen wird oder will, gelangte bald nach seinem Auftreten zu dem Rufe des größeren, ja des allein echten plattdeutschen Dichters. Gewiß, auf seinem Gebiete war Reuter unvergleichlich größer als Groth; aber steht denn Groth nicht ebenso auf seinem eigentlichen Boden unvergleichlich da? Weil beide plattdeutsch — und nicht einmal in demselben plattdeutschen Dialekt! — schrieben, darum glaubte man den Lieder-, Balladen- und Idyllendichter an dem Humoresken- und Romandichter abmessen zu können. Und mehr als das: jenes mühsam durch Groth's Auftreten widerlegte Vorurtheil, daß die Mundart und insbesondere die plattdeutsche nur für derbe Komik geeignet sei, fand unwillkürlich und ohne Reuter's Schuld an dessen Werken neue Nahrung. So kam es, daß man — besonders auch verleitet durch die größere Verständlichkeit des Mecklenburger Platt — feierlich decretirte: der Vater der neuplattdeutschen Literatur, der Schöpfer der neuplattdeutschen Dichtersprache hat gar keine richtige plattdeutsche Dichtung zuwege gebracht! Hatte denn der niederdeutsche Stamm nur den „Till Eulenspiegel" und „Reinke Vos" geschaffen? Dachte man nicht an die ditmarscher historischen Volkslieder, deren Stil aus den stammverwandten schottischen Balladen seit dem vorigen Jahrhundert bei uns neue Begeisterung weckte? Ist der ditmarscher Volkscharakter wirklich schnurrig und drastisch? nicht vielmehr düster, sinnend, spröde, adlig?

Genug. Keine Jubiläumsbetrachtung, am wenigsten eine elegische hat der Dichter und sein „Quickborn" nöthig, sondern vorwärts dürfen wir heuer blicken. Die Vergangenheit mit ihrem Lorbeer und ihrer Dornenkrone sei abgethan. Was aber wird Klaus Groth der Zukunft sein? was soll er der Gegenwart werden?

Die Frage wird angeregt durch Klaus Groth's Gesammelte Werke*), die in diesen Wochen unsere Literatur bereicherten. Hier ist Alles beisammen, das Gepriesene und das Verkannte, das Verstreute und das Vergessene, und auch mancherlei Neues. Niemand wird mehr ein Recht zu haben scheinen, von Klaus Groth nur als dem Dichter des „Quickborn" zu sprechen. Zum ersten Mal wird ein Gesammturtheil über Groth — zwar nicht erst ermöglicht, aber doch nun unmittelbar herausgefordert.

Der Gesammteindruck läßt dem Leser keinen Zweifel, daß unserem Klaus Groth bis in's Alter hinein viel plattdeutsche Lieder und Balladen gelungen sind, die sich seinem ersten ruhmgekrönten Wurf durchaus ebenbürtig anreihen, ja daß er im Vers-Idyll sehr wesentliche Fortschritte aufweist. Als erzählender Prosadichter vereint er gleicherweise idyllischen Charakter besten Stils mit schöpferischer Beherrschung von Lust und Leid einer im engen Rahmen vielgestaltigen Welt. Aus den hochdeutschen Gedichten klingt es wie fein abgeschliffenes Glas, auch sie athmen Seele, wennschon ihre Originalität nicht so unbedingt und unumschränkt ist. Ueberall herrscht der ernste, schwermüthige Ton vor: die Tragik ist schmucklos ergreifend, und Groth's Komik liegt ganz im Idyllischen, Behaglichen. Alles in allem eine Poesie, bei der es einem wohlig wird, gesunde, erquickende Kost.

Für den aufmerksamen Leser ist damit zwar gleichzeitig die völlige Eigenart wie die Grenze des Groth'schen Talentes bezeichnet. Indessen laden diese Werke wahrlich zu eingehenderem Studium ein, und man verweilt gern fast bei jeder Einzelblume des reichen Poesienkranzes, den uns die Muse unseres Dichters darbietet.

Heute, wo wir bequem in der Lage sind, nicht nur die Lieder des „Quickborn", sondern auch die Erzählungen Groth's als geschlossene Kette einheitlich zu überblicken, dürfen wir es

*) In vier Bänden. Kiel, Lipsius und Tischer.

aussprechen, daß Groth's Poesie und Prosa, jede in ihrer Weise, ein volles, lückenloses Bild vom Leben der Ditmarschen in geographischer, sozialer und geschichtlicher Hinsicht darbietet. Die Marsch bildet keineswegs eine bloß decorative Seenerie, die man beliebig wechseln könnte: fest im Boden wurzeln die Gestalten, wie aus ihm hervorgewachsen. Und wie alle wurzelhafte Poesie ist der Grundzug und das Urwesen der Groth'schen Muse episch oder doch coneret, plastisch: Gestaltung und Erzählung bilden den festen Kern auch seiner Lyrik, und alle Lebensverhältnisse seiner Heimath werfen ihren Abglanz in diese hinein. Aber nicht nur räumlich hat Klaus Groth den Umkreis ditmarscher Volkslebens erfaßt, auch zeitlich hat er die Hauptmomente der kampf- und ruhmreichen dithmarscher Geschichte poetisch festgelegt, theils durch unmittelbare Gestaltung, theils indem er einen leisen Nachklang der großen Vergangenheit wiedertönen läßt. Würde der ditmarscher Volksstamm aussterben — wovor Gott diese freidigen, kernhaften Männer und Frauen bewahre! — oder unter veränderten politischen und sozialen Verhältnissen seine Physiognomie verwischen, so ließe sich sein Wesen und seine Geschichte, sein soziales und geistiges Leben aus den Gesammelten Werken von Klaus Groth reconstruiren. Durch sie hat sich der ditmarscher Volksstamm ein Denkmal in der Geschichte des germanischen Geisteslebens errichtet dauernder als Erz.

Auch formell erforderte es eine Arbeitskraft und Künstlerschaft, die mit einem Erzguß wetteifert, um jene markige Meißelung der plattdeutschen Umgangsmundart in poetischen Schliff, Vers und Reim zu bewirken. Mit einer Hingebung, wie sie dem jungen Geschlecht von heute kaum noch verlohnend erscheint, hat Klaus Groth mit Platen's Vorbild nach Meisterschaft der Form gerungen; und der Sprachstoff, den er zu bewältigen hatte, war ein spröder Stoff. —

Wer dem Werden und Wachsen der Groth'schen Muse nachgehen will, dem hat Karl Müllenhoff den Weg gewiesen. Sein in den „Lebenserinnerungen" von Klaus Groth (1891) als Einleitung wieder abgedruckter Aufsatz über unseren Dichter verfolgt die Dichtungen des „Quickborn" nach der Zeit ihrer Entstehung. Wir können danach zunächst das Herauswachsen Groth's aus der niederen Komik bisheriger Dialektdichtung beobachten. „Dagdeef", „De Melkdiern", aber auch schon ein so entzückendes, herziges Gedicht wie „Min Annamedder" gehören zu den ersten Schöpfungen des Dichters im Jahre 1849; ebenso „Hans Schander", worin „Tam o' Shanter" von Burns auf dithmarscher Weise weiter ausgeführt ist. Auch „De Krautfru" (1850) hält sich noch in demselben Bereich und Ton. Es sind meist Darstellungen von typischen Einzelfiguren aus dem Volksleben der Heimath. Daneben aber entstehen 1850 schon die größeren erzählenden Gedichte „Hanne ut Frankrik", „Peter Kunrad", und sobald der Dichter Gesammtbilder eines Lebenskreises gibt, hat er seinen Stil gefunden: jene Mischung von idyllischer Behäbigkeit, die ein echt episch retardirendes Elementbildet, mit unaufhaltsamer Tragik des Menschenlebens. So, umhergetrieben zwischen Erschütterung und Besänftigung, erfährt das Herz eine eminent poetische Wirkung, eine Wirkung, die stellenweise, besonders in der Schlußkatastrophe die Machtmittel der Poesie nahezu umfassend ausschöpft. Wesentlich episch, sowohl in den Einzelbildern wie in den geschlossenen Lebensbildern, setzt also unser Dichter ein. Die Schöpfungen des folgenden Jahres geben lyrischen Elementen, Stimmungsbildern, schon breiteren Raum: die Empfindung schweift sehnsüchtig in die Vergangenheit, in die Jugendzeit („Min Jehann"); die Erscheinungen namentlich der Natur treten nicht mehr bloß in objectiver Darstellung vor uns hin, sondern mit Anfügung ihres subjectiven Eindrucks auf den Dichter („Dat Dörp in Snee"), oder direct von der Stimmung des Dichters umschwebt („Abendfreden"). So sind denn die Vorbedingungen für jene lyrisch-epische Zwischengattung gegeben, welche bald epische Gegenständlichkeit mit lyrischer Empfindung beseelt, bald die Empfindungsfülle mit concreter Gegenständlichkeit sättigt: die Ballade und Romanze. „Unruh Hans" sowie „Ol Büsum" und „Herr Jehannis" sind die ersten Ausflüsse dieser Errungenschaft. Auch außerhalb des historischen Volksliedes ist der Balladenton glücklich getroffen. Die Dichtungen des Jahres 1852, wie sie unmittelbar vor dem Druck der ersten Auflage entstanden, beweisen diese Fähigkeit in allen Stücken. Namentlich sind die Schrecken der plötzlich hereinbrechenden Fluth („De Floth") mit dramatischer Bewegung und Spannung erfaßt. Ja, die eigentliche Ballade, die poetische Gestaltung von Volkssagen, besonders solchen, die sich um eine bestimmte Naturseenerie gruppiren, gelingt jetzt erst als reine Gattung: „Dat staehnt int Moor", „Dat gruli Hus", „De hilli Eck." — Der letzte Schritt, der einem echten Vertreter volksmäßiger Poesie in der Hinwendung vom Epischen zum Lyrischen möglich ist, besteht in Bereicherung seines Wirkungskreises durch Aufnahme des Liedes. Das eigentliche, sangbare, volksmäßige Lied hat keineswegs die epischen Elemente abgestoßen: es bewahrt sie als festen Kern und hat sie nur ganz mit Empfindung umflossen. Besonders ist hier an „Fiv nie Leeder ton Singn" zu denken:

„Dar weer en lüttje Burdiern,
De muß na Melken gan,
De harr en breden Strohhot,
Doch Strümp harr se nich an.
Wa kannst du lüttje Burdiern
Alleen na Melken gan?"

Man sieht: es ist lyrisch aeeentuirte Erzählung. Selbst das lyrischste dieser Lieder „Min Anna is en Ros' so roth" spinnt seine durchaus conereten Vergleiche zu direeter Erzählung aus:

„De Vullmach hett en Appelgarn,
Un Rosen inne Strat;
De Vullmach kann sin Rosen wahrn.
De Vullmach kann sin Appeln arn:
Min Anna is min Staat!"

Und so auch die köstlichen Kinderlieder „Vaer de Gaern":

„Still, min Hanne, hör mi to!
Lüntje Müse pipt int Stroh,
Lüttje Vageln slapt in Bom,
Röhrt de Flünk un pipt in Drom."

Ebenso:

„Dar wahn en Mann int gröne Gras."

Zur Erkenntniß von Klaus Groth's Dichterphysiognomie und der Gestalt, in der sie unter uns fortleben wird, ist dieser bleibende epische Grundzug von höchster Bedeutung: kann man doch sagen, daß die Lyrik um so höher steht, je mehr episch-eonerete, man könnte auch sagen: dramatische Elemente sie sich bewahrt hat.

Mit der ersten Ausgabe des „Quickborn" ist Klaus Groth's Entwickelung durchaus nicht abgeschlossen. Nach mehr als einer Richtung wurden die späteren Ausgaben bedeutungsvoll. Des Dichters ernstes Streben offenbarte sich einerseits in sorgfältigem Feilen des bereits Veröffentlichten. Andererseits vermehrte sich der Umfang des Bandes zunächst von Auflage zu Auflage. Da finden wir neue Proben der uns schon in Groth's Dichtung bekannt gewordenen Gattungen mit manchen Fortschritten, aber auch ganz neue Gebiete erschließen sich. So brachte schon die zweite Auflage namentlich die Cyelen „En Lederkranz", „Dünjens" und „Ut de ol Krönk". Der „Lederkranz" bietet wieder intimste Berührungen mit dem Ton des Volksliedes; ja, ein Gedicht wie „Vaer Daer" ist ihm völlig eongenial, ist ohne Weiteres ein Volkslied — wird es doch auch gern gesungen:

„Lat mi gan, min Moder slöppt!
Lat mi gan, de Wächter röppt!
Hör! wa schallt dat still un schön!
Ga un lat mi smuck alleen!
Süh! dar liggt de Kark so grot!
An de Mür dar slöppt de Dod.
Slap du sund un denk an mi!
Ik dröm de ganze Nacht vun di.
Moder lurt! se hört't gewis!
Nu's genog! — adüs! adüs!
Morgen Abend, wenn se slöppt,
Bliv ik, bet de Wächter röppt."

Da ist Seene, dramatisches Leben, äußere und innere Handlung: zwei Liebende vor der Thür heimlich bei einander —

der Schall des Wächterrufes ertönt und stört das Mädchen auf — die Kirche und der Kirchhof sind örtlich nahe und werfen ihre Weihen und Schauer in die liebende Begegnung — das Lauern der Mutter ragt zeitlich beschleunigend in die Situation hinein — der Liebhaber zögert, sich von Arm und Mund des Mädchens zu scheiden — ihr wiederholtes Mahnen zum Aufbruch — und endlich als zeitliche Erweiterungen des Bildes: sie wird von ihm träumen und morgen wiederkommen. Ein ganzes Liebesleben in voller räumlicher und zeitlicher Ausbreitung ist in die meisterhaften zwölf Zeilen eingemeißelt. Eine ganz neue Gattung sind die „Dünjens", kleine Lieder in Volkston, theilweise schon mit Hindeutung auf's Spruchartige. — Die Stücke „Ut de ol Krönk" bieten den größten und schönsten Fortschritt der Romanze zum echten Ton des historischen Volksliedes. Schon die Anfänge setzen glücklich und stilgerecht ein; direct hinweisend:

„Dat weer Graf Geert der grote, de keem na Oldenwörn",

oder fragend:

„Wat treckt dar daer de Hamme so blank un so roth?"

oder gar unmittelbar mit directer Rede dramatisirend:

„Kamt rop, Herr Graf vun Bökelnborg, de Buern kamt mit Korn!"

Wie zu diesem Griff aus der Chronik hatte ihn sein neuer gelehrter Freund Karl Müllenhoff, der durch die erste Ausgabe des „Quickborn" auf den Dichter aufmerksam geworden war, zum erneuten Studium des deutschen Volksliedes ermuntert. Der Kranz „Ole Leeder" seit der dritten Auflage legt davon Zeugniß ab. In beiderlei Hinsicht lobt das Werk den Meister. Volksliedartige Motive klingen nun in stärkeren Accenten an, und einfache Situationen kommen in einem Tone zum Vortrag, der sich auf das Engste dem Romanzenstil nähert, d. h. sie gelangen zu dem für sie erreichbar höchsten Ausdruck. Man suche nur einen Dichter nach Bürger und Goethe, der Groth's Lied „Bi Norderwold" übertreffen könnte:

„Dat weer en lusti Burgelaag,
Dat Junkvolk danz de hele Nacht.
De schönste Diern un de der danz,
Dat weer de bleke mit den Kranz.
De Schipper hett de krusen Haar,
Dat weer vunnacht dat schönste Paar . . .
Un as se gungn int düstre Holt:
Do full en Schuß bi'n Norderwold.
Och Broder, nu is grote Noth,
Wulf Jäger schütt den Schipper dot!" . . .

Eine weitere Anregung Müllenhoff's kam der gnomischen Neigung entgegen, die wir, ebenfalls in echt volksthümlicher Weise, sich bereits vorbereiten sahen. So entstehen die Priameln und das „Bispill". Wenn indeß noch ein Zweifel über das Wesen von Klaus Groth's Muse möglich war, so mußte um gleiche Zeit eine Fabel wie „Matten Has'" die Aufklärung auf das glänzendste bieten. Wie hier jede Spur didactischer oder intellectueller Elemente fehlt, wie die Dichterseele sich mit unbefleckter Naivetät in das Thierleben völlig objectiv versenkt: ist eine vollendete Rechtfertigung oder vielmehr Bestätigung von Jacob Grimm's Fabeltheorie im Gegensatz zur Lessing'schen geboten.

Noch bis in die vierzehnte Auflage hinein ergoß sich der „Quickborn" in immer reicher quellenden Ausstrahlungen. Niemand wird behaupten dürfen, daß Verse wie die folgenden Spuren des Alters und erlahmender Kraft aufweisen:

„Och aewer de Heid, de brune Heid
Dar heff ik wannert mannigmal!
De Storm de harr de Blöm verweiht,
Un eensam leeg se, kold un kahl"

Oder man denke an das Duett: „Ut den Swanenweg" („Klockenlüden" und „Min Port"), das dem Jahre 1882 angehört, um sich zu vergewissern, daß die Kraft des Dichters ungebrochen, seine Empfindungsfülle noch unmittelbar aus wurzelhaftem Boden sich verzweigt. —

Im Hinblick auf diese späteren Ergänzungen des ersten „Quickborn"-Bandes erscheint das Vorurtheil von vorn herein haltlos, als ob der zweite Band des Werkes, der Ende 1870 erschien, einen jähen Abfall bedeute. Wohl mochten sich namentlich manche Gelegenheitsgedichte darin finden, die keine höheren Ansprüche herausfordern; aber der Band bietet so viel des Trefflichen, ja nach Seiten der poetischen Erzählung hin einen so entschiedenen Fortschritt, daß er sein bisheriges Loos wahrlich nicht verdient. Die Zeit seines Erscheinens am Anfang des großen Krieges dürfte in erster Linie dazu Veranlassung gegeben haben, daß unser Buch in weiteren Kreisen unbekannt blieb, wenn es ihm auch an einzelnen begeisterten Lobrednern vom Schlage eines Emanuel Geibel und Rudolf Haym nicht fehlte. Sprudelt nicht noch der alte spiegelklare Quickborn in Versen wie:

„Schall Leenken mit to Danzen gan?
Marleneken? man to!
Se hett de blauen Hasen an,
Darbi de blanken Schoh."

Man wird Mühe haben, selbst im ersten Band des Quickborn etwas so volksmäßig Gedachtes wie „Dat ole Leed" zu finden:

„Is Ener, de mi drinken leet,
So sung ik em en nies Leed,
Dat is en Leed vun Mann un Fru,
Dat ole Leed vun Lev un Tru."

Die Krone des zweiten Bandes bleibt aber „De Heisterkrog", ein größeres epelisches Epos, das auf breitem idyllischen Untergrund sich zu erschütternder Tragik erhebt. Die Vorzüge des Erzählers Groth zeigen sich hier in hellstem Glanze, und selbst die Mängel gewinnen den Charakter einer an sich nicht ganz unberechtigten Eigenart. Die Handhabung des Verses geschieht hier mit künstlerischer Meisterschaft. Die ersten Gesänge, welche, wie meist bei Groth, in einem wohl zu stark retardirenden Idyllencharakter behaglich verweilen, dürfen dennoch schon als plastische Einzelbilder von gefälliger, in sich geschlossener Rundung unseren Beifall beanspruchen. Je mehr sich das Werk aber dem Ende nähert, je mehr sich die von weit her angesponnenen Fäden verschlingen, desto unaufhaltsamer stürmen die Ereignisse der Katastrophe zu, und die hellen Flammen echter Leidenschaft lodern in dem idyllischen Heim zu verzehrender Tragik empor. Die epischen Stilmittel beherrscht Klaus Groth in voller Ursprünglichkeit, nicht also wie einen äußerlich angelernten Apparat, sondern in naiver Congenialität zum epischen Volksgeiste. Insofern ragt er über Voß hinaus, nicht nur hier, sondern auch in einem hexametrischen reinen Idyll wie „Rotgeter Meister Lamp un sin Dochder." —

Um Klaus Groth als Erzähler voll zu würdigen, müssen wir uns seine Prosadichtungen vergegenwärtigen. Wirkliche Dichtungen, trotz der Prosaform. Denn nicht bloßer Unterhaltungsstoff ist hier durch Zufall und Willkür zusammengewürfelt: auch diese Geschichten wachsen mit Nothwendigkeit wie Naturproducte aus dem Boden der Ditmarschen hervor, krystallisiren sich aus den Sozialverhältnissen des Ländchens heraus. Jede Groth'sche Erzählung liest sich wie ein Stück Selbstbiographie im Stile von Goethe's „Wilhelm Meister". Naiver Realismus gibt hier eine plastische Reproduction ditmarscher Lebens. Namentlich flüchtet des Dichters Phantasie immer wieder in seine Jugend, um die Erlebnisse dieser seligen Zeit in mannigfachen Gestaltungen aus dem Schacht der Erinnerung zu Tage zu fördern.

Wie frisch lebendig setzt die erste Geschichte der „Vertelln" ein: „Wat en holsteenschen Jung drömt, dacht un belevt hatt, vaer, in un na den Krieg 1848" (entstanden im Winter 1854 zu 1855, wesentlich vervollkommnet 1880). Der kleine Held ist mit humorvoller Ironie behandelt: „Am levsten wull he Landvagt warrn," so lauten gleich die ersten Worte. „Dat düch em dat nettste. Sin Vetter weer Scholmeister, dat düch em nich so pläserli." Bei der Natur unseres Dichters erscheint es nur begreiflich, daß er ein intimer Kenner der Kinderseele ist. Aber zu unvergleichlich höherer Bedeutung erhebt sich das Werk mit der Zeit, da Held Detelf in den Krieg für Schleswig-Holsteins Unabhängigkeit zieht. Weit entfernt von Pathos oder gar Phrase, fordert Klaus Groth gerade durch schmucklos ergreifende Objectivität gegenständlicher Darstellung unsere Achtung heraus. Man lese und bewundere: „He seeg man

en Ogenblick hin, wo dar Een achter leeg as in't Verscheeden, un vaer em seet en Annern mit en bleek Gesicht un Blot anne Hann. De harr he fohlt un sä to Detelf: »Ick heff Fru un Kinner un seeg se wul ni wedder. Awer«, sä he un wenn' de bleken Ogen gegen den Regen nan Heben, »dat mutt sik wul all hölpen, wenn nu uns Sak man gut geit!« Detelf kunn em natürli nix seggn as en lerri Wort, dat he't ok haep. Denn muß he wider un sin Platz holn" (S. 58). Aehnlich unübertünchte, unerschrockene Darstellung der Wirklichkeit, des Thatsächlichen bietet sich überall: „Wer harr ni mit sungen, weer ni mit gan? Sunst vun Moth un Courag' to spreken is en egen Ding. Mit de Angst geit't as mit de Seekrankheit, keen Minsch will se hatt hebbn . . . Awer wenn't Moth heet, on sin gerechte Sack löben . . . denn hebbt wi em." Mit manhafter Hand gestaltet Groth die Gräuel des Krieges zu einem schlicht ergreifenden Bilde, wirksam gemildert durch verzweifelten Humor des einen oder andern Kriegers.

Neben dieser ersten Prosa-Erzählung Groth's gebührt wohl der „Trina" („Vertelln", zweiter Band, 1856) der Preis. Wiederum voller Goethe-Stil: ganz Leben — ein Idyll, das alle Klänge der Seligkeit und der Tragik des Menschenlebens ertönen läßt, voll Keuschheit und Reinheit wie alle Schöpfungen unseres Dichters, eine Vereinigung von seßhafter Behäbigkeit und von sittlichem Ernst der Thatkraft.

Erst 1871 entstand „Um de Heid", die jetzt den dritten Band der Gesammelten Werke beschließt. Auch diese mit Künstlerschaft geführte Erzählung bietet offenbar wieder viel Persönliches, Erlebtes. Alles ist anschaulich, köstlicher Humor eint sich abermals mit ergreifender Rührung. Besonders werthvoll wird dieses Werk durch Darbietung eines Stücks ditmarscher Sozialgeschichte in bestimmt begrenzter, bewegter Zeit, im Jahre 1806. Wie die Weltereignisse in diesem engen, wirksam gerundeten Rahmen sich spiegeln, ist von wirklicher culturgeschichtlicher Bedeutung.

Aehnliche Culturbilder im poetischsten Sinne aus späterer Zeit bietet der Cyclus „Ut min Jungsparadies". Ditmarscher Landschaft, Leben, Geschichte schließen sich zusammen, die Sage der Vorzeit ragt hinein — und über dies alles ist der träumerische Glanz echt norddeutscher Poesie gebreitet. Alle Lust und Schauer eines Kinderlebens entfaltet namentlich die erste Erzählung des Cyclus. Sie zeichnet sich besonders auch durch Farbe, durch malerischen Glanz aus. Das flackernde Herdfeuer in der Dämmerung weckt Wonne und Weh. Diese Mischung gibt der Geschichte ihre Signatur. Lakonisch ist hier überall Groth's Humor, lakonisch die Tragik, doch um so herzbewegender. Freilich keine Drastik, kein „Amüsement", aber wohliges Behagen. Zum Raffinement des Zeitgeschmackes stehen diese naiven Dichtungen im schroffsten Gegensatz. —

Bevor wir von den plattdeutschen Schöpfungen Klaus Groth's scheiden, haben wir noch des Vers-Bruchstücks „Sandburs Dochder" zu gedenken. Wenn sich der greise Dichter entschließen wollte, dieses Epos zu vollenden, so wäre sein Ruhmeskranz um eins der schönsten Blätter bereichert. So frei, leicht und gefällig hat er sich kaum sonst bewegt. Die vollendete Beherrschung von Vers und Reim, wie des idyllischen Stils vereinen sich zu einem ausgezeichneten Eindruck; es liegt etwas Volksliedartiges, Balladenhaftes in dem frischen Ton des Gedichtes. —

Versäumen wir schließlich nicht, einen Blick auf die hochdeutschen Gedichte Groth's zu werfen. Gewiß, sie können sich durchaus nicht mit der ganz einzigen Bedeutung seiner dialektischen Schöpfungen messen. Auch finden sich Anklänge an bekannte Töne. Aber wenn der Dichter somit hier Vergleiche herausfordert, einen eigenartigen Werth tragen diese Verse dennoch in sich: denn alles in allem ziehen sich die Einzelzüge zu einem Gesammtbild des hochdeutschen Dichters Groth zusammen, wie es sich in dieser Mischung nicht wiederfindet. Und ist es nicht eine wirksame Ergänzung und Beleuchtung der plattdeutschen Schöpfungen gleicher Muse, diese zarten, seelenvollen, formell mit hervorragender Sorgfalt gebauten Verse zu lesen?! Den schon 1854 erschienenen „Hundert Blättern" reihen sich die jetzt zum ersten Mal veröffentlichten Gedichte „An meine Frau" würdig an. Hier wie dort liebenswürdig und zu Herzen gehend, bewähren die Verse doch in erster Linie eine musikalische Wirkung, und wenn sie stellenweise an Platen, Heine und das Volkslied erinnern, so gereicht ihnen das doch ebenso stark zum Ruhme wie zum Schaden. Auch hier bleibt Groth der ernste, norddeutsche Küstenbewohner, und die Melodien des Meeres rauschen im Hintergrunde. Aber nun erst erkennen wir, wieviel weiches Gemüth in dieser hartknochigen Gestalt verborgen liegt. —

Als den Nordländer von der platten Seeküste, im engsten und schärfsten Sinne als den Ditmarsen haben wir Klaus Groth überhaupt vor unserem Blicke festzuhalten, wenn sich seine Erscheinung von denjenigen abheben soll, denen er jedenfalls am nächsten steht: Burns und Hebel. Nicht dem frischen, genialen Hochländer, nicht dem leichtblütigen, gemüthlichen Süddeutschen kann er völlig gleichkommen: den schweren, ernst sinnenden, tüchtigen, freigeborenen Ditmarsen aber repräsentirt er in entsprechender Weise auf das Vollkommenste. So bleibt er zweifellos eine der eigenartigsten, eine der verschwindend wenigen eigenartigen Figuren in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, und seine Werke müssen in weiterem Sinne dem klassischen Hausschatz deutscher Dichtung beigezählt werden. Möge denn dieser Charakterkopf nie übersehen werden, wenn das deutsche Volk seine Dichterhalle mustert!

---

## Ueber die verschiedenen Methoden der Psychologie.

Von Th. Achelis.

Der Schrecken, welchen seiner Zeit A. Lange mit seinem bekannten Wort von der Psychologie ohne Seele der zeitgenössischen Philosophie einflößte, ist allmählich verschwunden und hat einer nüchternen Stimmung Platz gemacht. Zwar findet sich noch in gewissen exclusiv-idealistischen Kreisen, welche den Traum von der Souverainetät des weltschöpferischen Ich ruhig weiterträumen, dieselbe vornehme Gelassenheit und kühle Gleichgültigkeit gegen Alles, was die gemeine Erfahrung etwa auch für die philosophische Erkenntniß bieten könnte. Aussprüche, wie z. B. das Anathema von Prof. Harms: „Die empirische Psychologie ist die Psychologie ohne einen Begriff der Seele, wenn sie überall eine Wissenschaft wäre" (Psychologie S. 105), gehören nicht zu den Seltenheiten, aber sie beschränken sich doch in der Hauptsache auf solche Richtungen, die unter dem Banne einer dogmatischen Formel prinzipiell jede Umbildung und nun gar jeden Gegensatz der spekulativen Auffassung perhorresciren. Seitdem aber ein so ausgesprochener Metaphysiker und zwar der schärfsten Observanz, wie Lotze, es nicht verschmähte, gerade für den unerläßlichen positiven Unterbau seiner idealistischen Weltanschauung sich so gründlich und nachdrücklich bei der mißachteten Erfahrung Raths zu erholen, nachdem er sogar große und auf minutiöse Beobachtungen gestützte Entdeckungen in der Phylologie machte, wich unvermerkt die frühere Geringschätzung, welche geflissentlich der Psychologie von der Phisiosophie entgegengebracht wurde, sobald jene Miene machte, sich noch abgesehen von der schon von Kant mit Recht in Zweifel gezogenen Selbstbeobachtung mit der Erfahrung in Beziehung zu setzen. So wenig der Philosophie überhaupt das Recht bestritten werden soll, ihre Forderungen, die sie im Interesse einer einheitlichen Welterklärung aufzustellen sich genöthigt sieht, auch innerhalb des engeren Rahmens der psychologischen Forschung festzuhalten, so wenig darf eine vorurtheilsfreie Untersuchung der Thatsachen des psychologischen Mechanismus von vorne herein durch bestimmte metaphysische Voraussetzungen, um nicht zu sagen, Glaubenssätze über die Substanz der Seele, ihr Vermögen u. s. w. sich die Hände binden lassen. Es wäre dies in der That das Anbeten der Idole unseres Verstandes, über das Bacon

so drastisch seiner Zeit spottete. Es kann somit wohl (von verschwindenden Ausnahmen abgesehen) als ein Gemeingut der neueren Psychologie bezeichnet werden, daß sie grundsätzlich jene dogmatische Befangenheit ablehnt und dagegen der erkenntnißtheoretischen Erörterung nur in soweit freien Spielraum läßt, als dieselbe nicht mit unzweideutigen Aussagen der wissenschaftlichen Erfahrung collidirt. Das ist auch insbesondere der Fall mit der modernen experimentellen Richtung der Psychologie, an deren Spitze Wilh. Wundt in Leipzig steht.

Nachdem sich die Unfruchtbarkeit der durch Herbart begründeten mathematischen Psychologie immer mehr herausgestellt hatte, selbst für die Anhänger seines Realismus, war es dem feinsinnigen Fechner, dem letzten Metaphysiker, wie man ihn wohl genannt hat, vorbehalten, durch das umfassende Programm der Psychologie wieder einen frischen Zug in die Bewegung zu bringen, und hieran knüpft auch Wilhelm Wundt an, wenn er sagt: „Vor dreißig Jahren war die experimentelle Psychologie ein Zukunftsprogramm, für dessen Erfüllung außer der damals eben erst von Fechner beschrittenen Bahn der Psychophysik noch wenig gethan war, und dessen Durchführbarkeit allerwärts mißtrauischen Zweifeln begegnete.“*) Im Uebrigen ist diese Uebereinstimmung Wundt's mit dem älteren Leipziger Collegen, bei dessen Bestattung bezeichnender Weise unser Verfasser die Trauerrede hielt, wieder sehr bewerkenswerth, weil eben sowohl zwischen dem Mystiker und energischen Vertheidiger des Spiritismus und andererseits dem nüchternen Vertreter eines gemäßigten Idealrealismus begreiflicher Weise nur eine sehr lose Beziehung herrschen konnte. Was will nun die experimentelle Psychologie und inwiefern bedeutet etwa ihre Auffassung und Perspective einen erheblichen Fortschritt gegen früher?

Unter dem wachsenden Druck der Naturwissenschaften hatte sich die erfahrungsfeindliche Spekulation zu dem Entgegenkommen bereit finden lassen, in der Selbstbeobachtung ein angeblich untrügliches Mittel zur Beschaffung eines werthvollen psychologischen Materials anzuerkennen. Doch gar bald mußte man sich überzeugen, daß gerade bei diesem Vorgange diejenige Voraussetzung fehle, unter der sonst in dem Bereiche der Naturwissenschaft den Beobachtungen eine wirklich hervorragende methodische Bedeutung zukommt, nämlich die Unbefangenheit und Unabhängigkeit des Beobachters von dem Gegenstande, dem er seine Aufmerksamkeit zuwendet. Wundt sagt deshalb an einer anderen Stelle sehr richtig: „Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten, um so sicherer können wir sein, daß wir überhaupt gar nichts beobachten. Der Psycholog, der sein Bewußtsein fixiren will, wird schließlich nur die eine merkwürdige Thatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses Wollen gänzlich erfolglos bleibt.“ Es ist Nichts besonderes dabei, sich einen Menschen zu denken, der irgend ein äußeres Object aufmerksam beobachtet. Aber die Vorstellung eines solchen, der in die Selbstbeobachtung vertieft ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau der eines Münchhausen, der sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Object der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selber. Das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung unterscheidet von der zufälligen Wahrnehmung, besteht aber gerade darin, daß wir die Objecte soviel als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und hier ist es die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert, je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht. An die Stelle nun dieses völlig unzuverlässigen und trügerischen Hülfsmittels soll das Experiment treten, das ja in dem ganzen Bereich der modernen Naturwissenschaft von den unendlichen Sphären des gestirnten Himmels bis zu dem kleinsten Zellengewebe die epochemachendsten Entdeckungen gezeitigt hat. Während jede, auch noch so oft wiederholte Beobachtung irren kann und thatsächlich irrt, (man denke doch nur an die alltägliche Täuschung über den Auf- und Untergang der Sonne!), gibt ein sorgfältig und immerfort wieder auf seine Richtigkeit hin geprüftes Experiment eine nahezu objective Sicherheit und Verläßlichkeit. Aber, so wird Mancher ausrufen, was soll hier das Experiment, wo es sich nicht um chemische und physikalische Vorgänge handelt, sondern um unfaßbare seelische Erscheinungen, die doch als solche jeder derartigen äußeren Einwirkung eo ipso unzugänglich sind? Scheinbar mit Recht, und es würde dann wieder Nichts übrig bleiben, als Alles beim Alten zu lassen und nach der landläufigen Theorie des altbekannten Dualismus von Leib und Seele, vielleicht noch in der monadologischen Beleuchtung durch Leibniz sich den Zusammenhang unserer psychophysischen Existenz zurecht zu legen. Aber dieser Schein trügt; denn so wenig wir durch irgend ein Experiment die Seele direct zu beeinflussen vermögen, so sehr sind wir dazu im Stande durch die ununterbrochenen Wechselwirkungen des psychologischen Stromes, in dem wir schwimmen, auf Grund bestimmter physiologischer Veränderungen die entsprechenden Reactionen auf psychischem Gebiete zu verfolgen. Wir können nicht, bemerkt Wundt mit Recht, an der Seele selbst experimentiren, sondern nur an ihren Außenwerken, an den Sinnes- und Bewegungsorganen, deren Functionen zu den seelischen Vorgängen in Beziehungen stehen. Jedes psychologische ist daher zugleich ein physiologisches Experiment, ganz so wie den psychischen Prozessen des Empfindens, Vorstellens, Wollens zugleich physische Prozesse entsprechen. Eben deshalb aber ist diese Bedingung keine solche, die dem Experiment den Charakter einer psychologischen Methode zu rauben vermöchte, sondern sie entspringt lediglich aus den allgemeinen Bedingungen unseres seelischen Lebens, zu welchen auch dieser Zusammenhang mit dem körperlichen Leben gehört.

Das Detail dieser höchst mühevollen, aber eben auch sehr ersprießlichen Untersuchung hier zu verfolgen, wäre unstatthaft; nur so viel sei bemerkt, daß es die einfachen Empfindungen (Sinneseindrücke durch Ohr und Auge), Sinneswahrnehmungen (wohinein auch die Sinnestäuschungen gehören) und endlich die genau meßbaren zeitlichen Verhältnisse der Entstehung und des Wechsels unserer Vorstellungen sind, auf welche die experimentelle Psychologie ihre Aufmerksamkeit richtet. Aber auch unter diesem Vorbehalt, fürchten wir, wird der skeptische Widerspruch nicht verstummen und das nöthigt uns noch zu einer kurzen Entgegnung; angenommen, wir würden auf jene inductive Weise einen getreuen Einblick in die Structur gleichsam seelischer Prozesse gewinnen können, vielleicht auch in bestimmte Gesetze oder wenigstens normale Functionen, würden wir dadurch das eigentliche Wesen unserer Seele besser kennen gelernt haben? Diese Fragestellung beruht wieder auf der alten, immer auf's Neue sich hervorwagenden verhängnißvollen Neigung, über die genau erkennbare Grenze unserer wissenschaftlichen Erkenntniß sich in das Gebiet der bloßen Spekulation zu begeben, diesem bequemen Tummelplatz einer erfindungsreichen Phantasie. Je weniger wir jenes An sich als eine terra incognita von jeder menschlichen Forschung, so weit sie wenigstens auf wissenschaftliche Legitimität Anspruch machen will, scharf absondern, desto mehr verfallen wir den verführerischen Einflüsterungen jener geheimnißvollen metaphysischen Macht, die schon so viel Unheil in der Entwickelung der Philosophie und nun gar in unserem Vaterlande angerichtet hat. Aber wohl ist ein anderer Einwurf berechtigt, nämlich der, daß unsere psychophysischen Untersuchungen überall da versagen, wo nicht irgendwie ein entsprechendes Eingehen auf diese Messungen seitens des Objectes vorausgesetzt werden kann, mit anderen Worten: sie bedingen das Bewußtsein als abgeschlossenen Thatsachencomplex, dagegen ist ihnen die Entstehung des Bewußtseins, auf der anderen Seite wieder die Entwickelung der eigentlichen Denkprozesse, sowie der höheren Gefühls- und Triebformen verschlossen. Lassen sich für die Aufhellung dieser so eminent wichtigen Erscheinungen nicht andere Hülfsmittel heranziehen?

Sieht man von der ziemlich unergiebigen Kinderpsychologie ab, bei der aus leicht begreiflichen Gründen zu viel Täuschung mit unterläuft, so käme in dieser Beziehung zunächst die Thierpsychologie in Betracht, welche besonders unter dem Einfluß,

*) Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Zweite umgearbeitete Auflage. Leop. Voß, Hamburg und Leipzig.

ja unter nicht geringer Förderung Darwin's selbst sich in neuerer Zeit eines lebhaften Aufschwunges zu erfreuen gehabt hat. So wenig angebracht der frühere Hochmuth der Philosophie war, den sie unseren biologischen Verwandten gegenüber zur Schau trug, so daß es als eine ganz selbstverständliche Thatsache galt, daß außerhalb der menschlichen Seele überhaupt kein geistiges Leben bestehe, so sehr hat man sich andererseits vor übereilten Erwartungen und überschwänglichen Hoffnungen zu hüten. Sah man früher in den Thieren nur leblose Maschinen, so erscheinen sie jetzt in einem zauberhaften Lichte einer übermenschlichen Intelligenz und Kunstfertigkeit; besonders verhängnißvoll hat hier, wie bekannt, die Lehre vom Instinkt gewirkt. Dazu kam noch die bedenkliche Sucht, möglichst viel interessante Beobachtungen zu Tage zu fördern, wobei dann, wie an folgendem Beispiel zu ersehen ist, Phantasie und Laune ihr anmuthiges Spiel treiben: „Ein Dutzend junger Königinnen — es handelt sich um Ameisen — belustigte sich damit, außerhalb des Haufens auf einen großen Kieselstein zu steigen, der sich vor dem Eingange des Nestes befand. Hier drängten und zwickten sie sich zum Scherz, jede wollte den besten Platz erhalten. Die Arbeiterinnen nahmen keinen Antheil an den Spielen, schienen sie aber zu überwachen. Von Zeit zu Zeit grüßten sie die Prinzessinnen mit ihren Antennen, im Uebrigen ließen sie ihnen vollständige Freiheit." Dazu bemerkt Wundt: „Die Richtigkeit dieser Beobachtung braucht man nicht zu bestreiten. Warum sollten nicht einige junge Königinnen sich auf einen Kieselstein gedrängt und einige Arbeiterinnen dabei gewesen sein und jene gelegentlich, wie es die Ameisen allerwärts thun, mit ihren Antennen berührt haben? Aber daß die Thiere mit einander gescherzt und gespielt haben, die Anderen jene als eine Art von Hofmeisterinnen überwacht und ihnen gelegentlich ihre Ehrfurcht bezeugt haben — das hat wieder die Phantasie des Beobachters hinzugedichtet, die zu dieser Geschichte schwerlich angeregt worden wäre, hätte nicht die Zoologie die zu solchen Analogien verführende Bezeichnung „Königinnen" für die eierlegenden weiblichen Thiere nun einmal eingeführt. Wie nahe liegt es dann, die noch nicht erwachsenen Weibchen „Prinzessinnen" zu nennen? Und da zu einer Prinzessin eine Hofmeisterin oder Gouvernante gehört, so macht sich die übrige Geschichte von selbst."

Dieselbe falsche Analogie ist verhängnißvoll gewesen, wie bekannt, für die Deutung und Erklärung des sogenannten Thierstaates, besonders bei den Bienen. Ueberall ist es die freilich sehr begreifliche, aber nichtsdestoweniger verwerfliche Verwechselung unserer psychischen Motive und Zwecke mit den ja vor der Hand noch unbekannten und deshalb erst zu constatirenden, erforderlichen Falls sogar als zweifelhaft hinzustellenden Vorgängen des thierischen Bewußtseins. Das gilt ganz besonders von dem im märchenhaften Glanze gefeierten, nach rein logischen Kriterien angeblich erfolgenden Urtheil- und Schlußbildungen, welche eine vertrauensselige Beobachtung namentlich bei den höheren Thieren annimmt, während es sich nur um einfache associative Bildungen handelt, wenigstens in den weitaus meisten Fällen. Noch verfehlter ist freilich die immer noch nicht ganz beseitigte Erklärung mancher Erscheinungen, besonders innerhalb des instinctiven Lebens, durch die Gewohnheit, während diese doch gerade einer psychologischen Begründung bedürfte. Auch hier kann nur eine möglichst nüchterne Auffassung, die sich thunlichst von allen Jagdgeschichten frei hält, einen wirklich nachhaltigen Gewinn zeitigen; man vergesse nie, daß wir hier in Gefahr schweben, unser eigenes geistiges Leben — natürlich häufig unbewußt und unwillkürlich — den fraglichen Vorgängen unterzuschieben.

Eine dritte Fundgrube endlich für die psychologische Forschung, und zwar eine der reichhaltigsten, besteht in der Untersuchung der großen sozialpsychologischen Schöpfungen des menschlichen Geistes, die sich in Sprache, Religion, Sitte, Recht und Kunst verwirklicht haben. Hier, wo das engbegrenzte Feld der individuellen Erfahrung, des persönlichen Bewußtseins verlassen ist, thut sich vor dem staunenden Blick die unübersehbare Sphäre des allgemeinen geistigen Lebens auf, wie es die Sozialpsychologie unserer Tage bearbeitet. Die vergleichende Sprachwissenschaft und Mythologie, die psychische Anthropologie in ihren verschiedenen Zweigen, die Völkerpsychologie endlich (merkwürdiger Weise erwachsen auf dem unfruchtbaren Baum der Herbart'schen Psychologie, Lazarus und Steinthal waren ihre ersten Vertreter) fußen auf der Ueberzeugung, daß sich das geistige Sein nicht erschöpft in der Enge des beschränkten Ich, das man (nicht ohne guten Grund) dann als allmächtigen Schöpfer der ganzen Welt hinzustellen liebte, um so aus den unerschöpflichen Tiefen des eigenen Bewußtseins das ganze Material zum Weltbau zu entnehmen. Durch die entgegengesetzte sozialpsychologische Anschauung lernte man die Wahrheit begreifen, daß überall unser Bewußtsein kein unveränderlicher, absoluter Factor ist, sondern ein unaufhörlicher Entwickelungsprozeß, dessen Elemente weit über die Sphäre individueller Erfahrung in das geheimnißvolle Gebiet des Unbewußten hinübergreifen. Diese Entfaltung des Bewußtseins auf den Stufen einer unendlich complicirten Entwickelung in Sprache, Religion, Sitte u. s. w. läßt sich somit auf Grund des inductiven, durch die einzelnen Wissenschaften beschafften Materials verfolgen, und so ist uns die Möglichkeit geboten, über den Rahmen unserer Subjectivität hinaus den Werdegang des bewußten geistigen Lebens und Seins aus der Werkstatt unbewußter geistiger Kräfte zu studiren. Diese interessanten Untersuchungen, an welchen gerade in unseren Tagen von den verschiedenen Soziologen, ob sie mehr der naturwissenschaftlichen, philosophischen oder der historischen Richtung angehören, auf das Lebhafteste gearbeitet wird, hat Wundt aus der zweiten Auflage seines Werkes ausgeschieden, und zwar aus dem einfachen Grunde einer räumlichen Beschränkung; in der That ist das der Völkerpsychologie zu Gebote stehende Material, wie er hinzufügt, heute ein so überaus reiches, zugleich aber der Stand der Wissenschaft auf allen hier in Betracht kommenden Gebieten ein so gänzlich veränderter geworden, daß eine Neubearbeitung von völlig neuen Grundlagen ausgehen müßte. Aber auch bei dieser grundsätzlichen Beschränkung auf die individualpsychologische Forschung, wie sie hier angestrebt ist, wird das vorliegende Werk überall bei Fachgenossen und selbst in den weiten Schichten des gebildeten Publikums eines lebhaften Interesses sicher sein. Es vereinigt die bekannten Vorzüge dieses ausgezeichneten Forschers: völlige, allseitige Beherrschung des einschlägigen Materials, nüchterne, vorurtheilsfreie Prüfung des Thatbestandes, sowie der bisherigen Hypothesen und endlich eine klare und übersichtliche Darstellung.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Roman in neun Briefen.

Von Fedor Mich. Dostojewski.*)

Aus dem Russischen von Hubert Putze.

I.

(Peter Iwanytsch an Iwan Petrowitsch).

Geehrter Herr und werthgeschätzter Freund Iwan Petrowitsch!

Jetzt ist es schon der dritte Tag, daß ich, so zu sagen, hinter Ihnen herjage, werthgeschätzter Freund, um mit Ihnen eine dringende Angelegenheit zu besprechen, und Sie nirgends treffe. Meine Frau hat gestern, als wir bei Ssemjon Alexeitsch waren, über Sie sehr treffend im Scherz bemerkt, daß Sie und Tatjana Petrowna ein unruhiges Pärchen bilden. Noch nicht drei Monate sind Sie verheirathet, und Sie vernachlässigen bereits Ihre häuslichen Penaten. Wir Alle haben viel gelacht — natürlich nur, weil wir Ihnen aufrichtig zugethan sind — aber Scherz bei Seite, unschätzbarer Freund, Sie haben mir viel Mühe verursacht. Ssemjon Alexeitsch meinte zu mir, daß Sie vielleicht auf dem Balle des Klubs der Vereinigten Gesellschaft sein würden. Ich lasse meine Frau bei Ssemjon Alexeitsch's Gemahlin und fliege selber in die Vereinigte Gesell-

*) Die erste deutsche Uebersetzung einer auch in Rußland fast unbekannten Humoreske des Dichters von „Raskolnikow" u. s. w.

schaft. Lachen und Kummer! Stellen Sie sich meine Lage vor: ich gehe auf den Ball — allein, ohne meine Frau! Iwan Andreitsch, der mit mir in der Portierloge zusammentraf und mich allein sah, schloß sofort (der Bösewicht), daß ich eine ungewöhnliche Leidenschaft für's Tanzen besitze, und wollte, indem er mich unter den Arm nahm, fast mit Gewalt in eine Tanzlocal schleppen, wobei er erklärte, daß er in der Vereinigten Gesellschaft sich gedrückt fühle, sich, obwohl ein junger Mensch, nicht gehen lassen könne und von Patchuli und Reseda Kopfschmerz verspüre. Ich finde weder Sie, noch Tatjana Petrowna. Iwan Andreitsch versichert und schwört mir, daß Sie unfehlbar im Alexandrinen-Theater sein würden, um „Verstand schafft Leiden" von Griboiedow zu sehen.

Ich fliege in's Alexandrinen-Theater: auch dort sind Sie nicht. Heut' morgen dachte ich, Sie bei Tschistojanow zu treffen — Sie waren nicht da. Tschistojanow schickt zu Perepalkin's — dasselbe Resultat. Mit einem Worte, ich habe mich total abgemattet, urtheilen Sie selber, welche Mühe ich mir gegeben habe, um Sie zu treffen! Jetzt schreibe ich an Sie (es hilft nichts!). Die Feder zu führen ist gar nicht meine Sache (Sie verstehen mich); ich ziehe eine Auseinandersetzung unter vier Augen vor, und da ich so schnell wie möglich über Dringendes mit Ihnen sprechen möchte, so lade ich Sie und Tatjana Petrowna für heute zum Thee und zu einer Abendunterhaltung bei mir ein. Meine Anna Michailowna wird sich über Ihren Besuch sehr freuen. Sie werden uns wirklich bis in's Grab verpflichten, wie man sagt. A propos, mein unschätzbarer Freund — da ich einmal zur Feder gegriffen habe, so will ich Alles schreiben — ich sehe mich jetzt genöthigt, Ihnen Vorwürfe zu machen und Sie, verehrtester Freund, sogar zu tadeln wegen eines scheinbar sehr unschuldigen Streiches, den Sie mir gespielt haben . . . Sie böser, gewissenloser Mensch! Um die Mitte vorigen Monats führten Sie einen Ihrer Bekannten, nämlich Eugen Nikolaitsch, in mein Haus ein und empfahlen ihn mir in einer auch mich verpflichtenden Weise; ich freue mich über die Gelegenheit, nehme den jungen Mann mit offenen Armen auf und stecke damit zugleich den Kopf in die Schlinge. Aber Schlinge hin, Schlinge her, jedenfalls ist etwas Hübsches, wie man zu sagen pflegt, herausgekommen. Ich habe jetzt keine Zeit zu näheren Erörterungen, bin auch mit der Feder nicht gewandt, und richte nur die gehorsamste Bitte an Sie, mein schadenfroher Freund, auf irgend eine Art und Weise zart und leise Ihrem jungen Manne in's Ohr zu flüstern, daß es in der Hauptstadt viele Häuser außer dem meinigen gebe. Ich kann nicht anders, mein Lieber! Ich falle Ihnen zu Füßen, wie unser Freund Simonewitsch sagt. Wenn wir uns sehen werden, will ich Ihnen Alles erzählen. Ich spreche nicht in dem Sinne, als ob der junge Mann keine Lebensart besäße, als ob er sonst gegen etwas verstieße. Im Gegentheil, er ist sogar ein liebenswürdiger und angenehmer Mensch, aber warten Sie nur, wir werden etwas erleben; wenn Sie ihn treffen, sprechen Sie, Verehrtester, um Gottes Willen leise zu ihm. Ich würde dies selber thun, aber Sie kennen ja meinen Charakter: ich kann es einfach nicht, denn Sie haben ihn mir empfohlen. Uebrigens werden wir uns heute Abend ausführlicher aussprechen. Vor der Hand auf Wiedersehen. Ich verbleibe u. s. w.

Nachschrift. Mein Kleiner kränkelt schon seit acht Tagen, und es geht ihm von Tag zu Tage schlechter. Er bekommt Zähne. Meine Frau wartet ihn und härmt sich dabei ab, die Aermste. Kommen Sie zu uns, Sie werden uns wirklich erfreuen, mein werthgeschätzter Freund.

## II.

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanytsch).

Geehrter Herr Peter Iwanytsch!

Ich erhalte gestern Ihren Brief, lese ihn und kann Nichts begreifen. Sie suchen mich Gott weiß wo, und ich war einfach zu Hause. Bis um zehn Uhr habe ich auf Iwan Iwanytsch Tolokonow gewartet. Sogleich nehme ich meine Frau, miethe eine Droschke, gebe Geld aus und komme um ungefähr sieben Uhr zu Ihnen gefahren. Sie sind nicht zu Hause, aber Ihre Frau Gemahlin empfängt uns. Ich warte auf Sie bis um halb Elf; länger war es mir unmöglich. Ich nehme meine Frau, begleite sie in einer Droschke nach Hause, gebe Geld aus und begebe mich selber zu Perepalkins, im Glauben, Sie bei Ihnen zu treffen, täusche mich aber wieder in meiner Hoffnung. Ich fahre nach Hause, schlafe die ganze Nacht hindurch nicht, beunruhige mich, fahre Vormittags dreimal, um 9, um 10 und um 11 Uhr zu Ihnen, gebe dreimal unnütz Geld für Droschken aus und Sie lassen mich wieder mit langer Nase abziehen.

Als ich Ihren Brief las, wunderte ich mich. Sie schreiben von Eugen Nikolaitsch, bitten mich, ihm etwas zuzuflüstern und erwähnen nicht, weshalb dies. Ich lobe mir Vorsicht, aber Papier und Papier ist verschieden, und Geschäftspapiere gebe ich meiner Frau nicht zu Haarwickeln. Und schließlich ist mir nicht klar, in welchem Sinne Sie beliebt haben, mir dies Alles zu schreiben. Sollte es übrigens weit gekommen sein, weshalb soll ich mich da einmischen? Ich stecke meine Nase nicht überall hinein. Sie konnten selber ihn abweisen; ich sehe nur, daß ich mit Ihnen kürzer, entschiedener sprechen muß, und überdies verstreicht die Zeit. Ich befinde mich in Geldverlegenheit und weiß nicht, was ich machen soll, wenn Sie Ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Ich habe eine Reise vor, sie kostet Geld, und dabei bittet mich meine Frau unter Thränen, ich solle ihr einen Sammetmantel nach der neuesten Mode machen lassen. In Betreffs Eugen Nikolaitsch beeile ich mich, Ihnen zu bemerken, daß ich gestern unverzüglich, während ich bei Paul Semjonytsch Perepalkin war, Erkundigungen über ihn eingezogen habe. Er besitzt seine fünfhundert Leibeigenen im Jaroslawer Gouvernement und hofft von der Großmutter ein Landgut in der Nähe Moskaus mit dreihundert Seelen zu erben. Wie viel Geld er hat, weiß ich nicht, und ich glaube, daß Sie dies am besten wissen müssen. Ich bitte Sie dringend, mir eine Zusammenkunft zu bestimmen. Sie haben gestern den Iwan Andreitsch getroffen und schreiben mir, er habe ihnen erklärt, daß ich mit meiner Frau im Alexandrinen-Theater sei. Und ich schreibe Ihnen, daß er lügt, und daß man ihm in solchen Dingen um so weniger glauben darf, als er erst vorgestern seine Großmutter um achthundert Rubel betrogen hat. Ich habe die Ehre zu verbleiben u. s. w.

Nachschrift. Meine Frau ist in anderen Umständen; dabei ist sie furchtsam und zeitweise melancholisch. Bei Theatervorstellungen wird bisweilen geschossen und Donner künstlich nachgeahmt. Daher führe ich sie niemals in's Theater, aus Furcht, sie zu erschrecken. Ich selbst bin kein großer Liebhaber von Theatervorstellungen.

## III.

(Peter Iwanytsch an Iwan Petrowitsch).

Mein werthgeschätzter Freund Iwan Petrowitsch!

Ich bin schuldig, bin tausend Mal schuldig, eile aber, mich zu rechtfertigen. Gestern in der sechsten Stunde, gerade als wir uns mit aufrichtiger Theilnahme Ihrer erinnerten, kam ein expresser Bote vom Onkel Stephan Alexeitsch mit der Nachricht angesprengt, daß es der Tante schlecht gehe. Da ich meine Frau nicht erschrecken wollte, sage ich ihr kein Wort, schütze eine Geschäftsangelegenheit vor und fahre zur Tante. Ich finde sie sterbenskrank. Punkt fünf Uhr hatte sie der Schlag getroffen, bereits das dritte Mal in zwei Jahren. Karl Feodorytsch, ihr Hausarzt, erklärte, daß sie die Nacht nicht überleben werde. Versetzen Sie sich in meine Lage, werthgeschätzter Freund. Die ganze Nacht auf den Beinen, in Sorgen und Kummer! Erst am Morgen legte ich mich erschöpft, körperlich und geistig abgemattet, bei der Tante auf's Sopha, vergaß zu sagen, daß man mich rechtzeitig wecken solle, und erwachte um halb Elf. Der Tante ging es besser. Ich fahre zu meiner Frau; die Arme hatte sich mit Warten ganz abgehärmt. Ich nehme einen Bissen zu mir, umarme den Kleinen, tröste meine Frau und begebe mich zu Ihnen. Sie sind nicht zu Hause. Ich treffe bei Ihnen Eugen Nikolaitsch. Ich kehre nach Hause zurück, ergreife die Feder und schreibe an Sie. Murren Sie nicht und zürnen Sie nicht, mein aufrichtiger Freund. Schlagen Sie mir den schuldigen Kopf von den Schultern, aber berauben Sie mich nicht Ihres Wohlwollens. Von Ihrer Gemahlin habe ich erfahren, daß Sie heute Abend bei Slawjanow's sein werden. Ich werde mich unfehlbar dort einfinden. Mit der größten Ungeduld erwarte ich Sie.

Jetzt verbleibe ich u. s. w.

Nachschrift. Unser Kleiner versetzt uns in wirkliche Verzweiflung. Karl Feodorytsch hat ihm Rhabarber verschrieben. Er stöhnt, gestern hat er Niemand erkannt. Heute erkennt er uns wieder und stammelt fortwährend Papa, Mama — Buch . . . Meine Frau schwimmt den ganzen Morgen in Thränen.

## IV.

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanytsch).

Geehrter Herr Peter Iwanytsch!

Ich schreibe an Sie in Ihrer Wohnung, in Ihrem Zimmer, an Ihrem Schreibtisch; aber bevor ich nach der Feder griff, habe ich über dritthalb Stunden auf Sie gewartet. Jetzt erlauben Sie mir, Ihnen, Peter Iwanytsch, meine offene Meinung über diese widerwärtige Thatsache zu sagen. Aus Ihrem letzten Briefe schloß ich, daß man Sie bei Slawjanow's erwarte, und daß Sie mich dorthin bestellten; ich finde mich ein, sitze fünf Stunden lang da, aber Sie lassen sich nicht sehen. Soll ich etwa Ihrer Ansicht nach den Leuten zum Narren dienen? Erlauben Sie, geehrter Herr . . . Ich begebe mich Morgens zu Ihnen, in der Hoffnung, Sie zu Hause zu treffen, und ohne auf diese Weise gewissen betrügerischen Persönlichkeiten nachzuahmen, welche die Menschen Gott weiß wo suchen, während sie dieselben zu jeder passend gewählten Zeit zu Hause antreffen können. Bei Ihnen ist Niemand anwesend. Ich weiß nicht, was mich jetzt abhält, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen. Ich will nur so viel bemerken, ich sehe jetzt, daß Sie sich hinsichtlich unserer bekannten Vereinbarungen anders besonnen haben. Und erst jetzt, wenn ich mir die ganze Sache überlege, erstaune ich entschieden, wie ich gestehen muß, über ihre ganz hinterlistige Denkart. Ich sehe jetzt klar ein, daß Sie die Absicht, mich zu schädigen, längst gehegt haben. Meine Vermuthung rechtfertigt der Umstand, daß Sie sich bereits in vergangener Woche auf eine beinah' unerlaubte Weise Ihres an mich gerichteten Briefes bemächtigt haben, in dem Sie selber allerdings ziemlich unklar und unzusammenhängend, unsere Vereinbarungen über das Ihnen sehr gut bekannte Geschäft fixirt und formulirt hatten. Sie fürchten sich vor Urkunden, vernichten sie und lassen mich als Narren dastehen. Aber ich erlaube Ihnen nicht, mich für einen solchen zu halten, denn bis jetzt hat das noch Niemand gethan, Alle haben vielmehr über mich nur günstig geurtheilt. Jetzt öffne ich die Augen. Sie machen mich consus, täuschen mich mit Eugen Nikolaitsch, und wenn ich Ihnen, mir bis jetzt räthselhaften Brief vom Siebenten dieses Monats in der Tasche, eine Unterredung mit Ihnen suche, so bestimmen Sie mir eine Zusammenkunft, zu der Sie absichtlich nicht erscheinen. Denken Sie, geehrter Herr, daß ich nicht im Stande sei, dies Alles zu bemerken? Sie versprechen mir, mich für Ihnen sehr gut bekannte Dienste, nämlich dafür, daß ich Sie an verschiedene Persönlichkeiten empfehle, zu belohnen, und inzwischen, ich weiß nicht wie, richten Sie es so ein, daß Sie selber Geld in bedeutenden Summen ohne Quittung von mir entnehmen, wie dies erst in voriger Woche geschehen ist. Jetzt, nachdem Sie das Geld erhalten haben, verstecken Sie sich und wollen den von mir Ihnen mit Eugen Nikolaitsch erwiesenen Dienst nicht anerkennen. Sie rechnen vielleicht auf meine baldige Abreise nach Simbirsk und denken,

daß ich die Sache mit Ihnen nicht in's Reine bringen werde. Aber ich erkläre Ihnen feierlichst und gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß, wenn es so weit kommen sollte, ich bestimmt noch zwei volle Monate in Petersburg bleiben, mein Recht suchen, mein Ziel erreichen und Sie finden werde. Auch wir verstehen bisweilen, unangenehm zu werden. Zum Schlusse erkläre ich Ihnen: wenn Sie heute sich mir gegenüber nicht genügend erklären, erstens brieflich, sodann persönlich unter vier Augen, und in Ihrem Briefe nicht von Neuem all' die Hauptbestimmungen angeben, die zwischen uns existiren, und nicht bestimmt Ihren Gedanken hinsichtlich Eugen Nikolaitsch's aussprechen, daß ich genöthigt bin, zu Ihnen sehr unangenehmen und auch mir selbst widerwärtigen Maßregeln meine Zuflucht zu nehmen.

Erlauben Sie mir, zu verbleiben u. s. w.

V.

(Peter Iwanytsch an Iwan Petrowitsch).

11. November.

Mein geliebter, geehrter Freund Iwan Petrowitsch!

Bis in die tiefste Seele bin ich durch Ihren Brief betrübt worden. Und Sie haben sich nicht geschämt, theurer, aber ungerechter Freund, so mit einem Menschen zu verfahren, der Ihnen nur das Beste wünscht! Sich zu überstürzen, die ganze Sache nicht zu erklären, mich durch solch' beleidigenden Argwohn zu kränken! — Aber ich beeile mich, Ihre Beschuldigungen zu beantworten. — Sie haben mich gestern, Iwan Petrowitsch, deshalb nicht zu Hause getroffen, weil ich plötzlich und vollständig unerwartet an ein Sterbebett gerufen wurde. Die Tante Euphemia Nikolajewna ist gestern Abend in der elften Stunde verschieden. Von den Verwandten bin ich einstimmig zum Anordner der ganzen Trauerfeierlichkeit gewählt worden. Es gab so viel zu thun, daß ich heut Morgen Sie weder sehen, noch durch eine Zeile benachrichtigen konnte. Von Herzen bedauere ich das zwischen uns vorgekommene Mißverständniß. Die von mir im Scherz und vorübergehend über Eugen Nikolaitsch geäußerten Worte haben Sie in direct entgegengesetztem Sinne aufgefaßt und der ganzen Sache eine mich tief beleidigende Bedeutung beigelegt. Sie erwähnen des Geldes und sprechen Ihre Unruhe deswegen aus. Aber ich bin ohne Weiteres bereit, all' Ihren Wünschen und Forderungen zu genügen, obwohl ich hier, vorübergehend, Sie daran erinnern muß, daß ich das Geld, dreihundertfünfzig Rubel, in voriger Woche von Ihnen auf Grund bestimmter Vereinbarungen und nicht als Darlehen erhalten habe. In letzterem Falle würde unbedingt ein Schuldschein existiren. Ich will mich nicht auf eine Erörterung der übrigen in Ihrem Briefe berührten Punkte einlassen. Ich sehe, daß dies ein Mißverständniß ist, ich sehe darin Ihre beleidigende Hast, Heftigkeit und Aufrichtigkeit. Ich weiß, daß Ihr guter und offener Charakter keinem Zweifel in Ihrem Herzen zu bleiben gestattet, und daß Sie selber schließlich mir die Hand zuerst hinreichen werden. Sie irren sich, Iwan Petrowitsch, Sie irren sich gewaltig.

Obwohl Ihr Brief mich tief verletzt hat, wäre ich dennoch bereit, zuerst und noch heute bei Ihnen mit einer Entschuldigung zu erscheinen, aber seit gestern befinde ich mich in solchen Sorgen, daß ich wie zerschlagen bin und mich kaum auf den Füßen zu halten vermag. Um das Unglück vollzumachen, liegt meine Frau zu Bett; ich befürchte eine ernsthafte Krankheit. Was unsern Kleinen anbetrifft, so befindet er sich. Gott sei Dank, besser. Aber ich lege die Feder hin . . . die Geschäfte rufen mich, und ich habe ihrer eine ganze Menge. Erlauben Sie mir, unschätzbarer Freund, zu bleiben u. s. w.

VI.

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanytsch.)

14. November.

Geehrter Herr Peter Iwanytsch!

Ich habe drei Tage gewartet; ich habe sie gut zu benutzen gesucht — inzwischen habe ich, wohl einsehend, daß Höflichkeit und Anstand der erste Schmuck jedes Menschen sind, Sie seit meinem letzten Briefe vom zehnten dieses Monats weder durch Wort noch That an mich erinnert, theils, um Sie Ihre Christenpflicht gegenüber Ihrer Tante ungestört erfüllen zu lassen, theils, weil ich in einer gewissen Angelegenheit mich unterrichten und nachforschen mußte. Jetzt beeile ich mich, in definitiver und entschiedener Weise mich Ihnen gegenüber zu erklären.

Ich bekenne Ihnen offen, daß ich während der Lesung Ihrer beiden ersten Briefe ernstlich geglaubt habe, Sie wüßten nicht, was ich wollte; dieserhalb habe ich vor Allem eine Zusammenkunft und mündliche Auseinandersetzung mit Ihnen gesucht, ich habe mich vor der Feder gefürchtet und mich unklarer Ausdrucksweise meiner Gedanken auf dem Papier beschuldigt. Es ist Ihnen bekannt, daß ich Erziehung und feine Manieren nicht besitze und eitlem Prunke fremd bin, denn aus bitterer Erfahrung weiß ich, wie trügerisch bisweilen das Aeußere ist, und wie unter Blumen sich zuweilen die Schlange verbirgt. Also Sie haben mich sehr gut verstanden; Sie haben mir nicht so geantwortet, wie es sich gehörte, weil Sie sich von vornherein vorgenommen haben, Ihr Ehrenwort treulos zu brechen und die zwischen uns bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu lösen. Dies haben Sie durch Ihr abscheuliches Betragen mir gegenüber in der letzten Zeit vollständig bewiesen, durch ein meinen Interessen schädliches Handeln, das ich nicht erwartet hätte und an das ich bis zum gegenwärtigen Augenblicke nicht glauben wollte, denn im Anfange unserer Bekanntschaft habe ich, bestochen durch Ihr anständiges Benehmen, Ihre feinen Umgangsformen, Ihre Geschäftskenntniß und die Vortheile Ihrer Gesellschaft geglaubt, in Ihnen einen aufrichtigen Freund, Bekannten und Gönner zu finden. Jetzt habe ich klar erkannt, daß es viele Menschen gibt, die unter einem schmeichlerischen und glänzenden Aeußeren Gift in ihren Herzen verbergen, ihren Verstand auf Ränke gegen den Nächsten und auf unerlaubten Betrug anwenden und daher Feder und Papier fürchten, und zugleich damit ihren Stil nicht zum Nutzen der Nebenmenschen und des Vaterlandes, vielmehr zur Einschläferung und Betäubung der Einsicht Derer gebrauchen, die mit ihnen verschiedene Geschäfte und Verträge eingegangen sind. Ihr betrügerisches Handeln, geehrter Herr, mir gegenüber, ist aus Folgendem klar ersichtlich.

Erstens, als ich in klaren und genauen Ausdrücken meines Briefes Ihnen, geehrter Herr, meine Lage auseinander setzte und Sie zugleich damit in meinem ersten Briefe fragte, was Sie unter einigen Ausdrücken und Andeutungen, besonders bezüglich Eugen Nikolaitsch's verständen, haben Sie sich zu schweigen bemüht und sind, nachdem Sie einmal meinen Argwohn und Zweifel erweckt und mich in Besorgniß versetzt hatten, ruhig zurückgetreten. Sodann haben Sie, nachdem Sie mit mir Dinge angestellt haben, die man mit einem anständigen Ausdrucke nicht bezeichnen kann, mir geschrieben, daß Sie sich gekränkt fühlen. Wie soll man Dies nennen, geehrter Herr? Ferner, als jede Minute mir kostbar war, und Sie mich veranlaßt hatten, durch die ganze Stadt hinter Ihnen her zu jagen, haben Sie unter dem Deckmantel der Freundschaft mir Briefe geschrieben, in denen Sie, absichtlich von der Hauptsache schweigend, von vollständig abseits liegenden Dingen gesprochen haben, besonders von der Krankheit Ihrer in jedem Falle von mir hochgeschätzten Gemahlin und davon, daß Ihr Kleiner Rhabarber eingenommen und einen Zahn bekommen habe. Dies Alles haben Sie in jedem Ihrer Briefe mit wiederwärtiger und mich beleidigender Regelmäßigkeit erwähnt. Ich will allerdings zugeben, daß die Leiden des leiblichen Kindes ein Vaterherz zerreißen, aber weshalb will man Dies dann erwähnen, wenn etwas ganz Anderes, Nothwendigeres und Interessanteres zu sagen ist? Ich habe geschwiegen und Geduld gehabt; jetzt, da die Zeit vergangen ist, halte ich es für geboten, mich zu erklären. Endlich haben Sie, indem Sie mich einige Male durch lügenhafte Bestimmung einer Zusammenkunft wortbrüchig getäuscht haben, mich ersichtlicher Weise die Rolle Ihres Narren und Spaßmachers, der zu sein ich niemals beabsichtige, spielen lassen. Dann benachrichtigen Sie mich, nachdem Sie mich zu sich eingeladen und, natürlich, hinters Licht geführt haben, daß Sie zu Ihrer kranken, Punkt fünf Uhr vom Schlage getroffenen Tante gerufen worden seien. Auch hier haben Sie sich einer lügenhaften Genauigkeit bedient. Zu meinem Glück habe ich nämlich, geehrter Herr, während dieser drei Tage Nachfragen anstellen können, und auf Grund ihrer erfahren, daß der Schlag Ihre Tante bereits am achten dieses Monats kurz vor Mitternacht gerührt hat. Hieraus ersehe ich, daß Sie die Heiligkeit verwandtschaftlicher Beziehungen zur Täuschung völlig fremder Menschen mißbrauchen. Schließlich erwähnen Sie in Ihrem letzten Briefe auch des Todes Ihrer Verwandten, als ob er gerade zu der Zeit erfolgt sei, da ich zur Berathung über gewisse Angelegenheiten zu Ihnen kommen sollte. Aber hier übersteigt Ihre abscheuliche Hinterlist und Lügenhaftigkeit alle Grenzen, denn sehr glaubwürdige Nachrichten, die ich noch zur rechten Zeit habe einholen können, haben mich informirt, daß Ihre Tante erst volle vierundzwanzig Stunden nach dem in Ihrem Briefe gottlos angegebenen Termine ihres Hinscheidens gestorben ist. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Anzeichen aufzählen wollte, aus denen ich Ihre Wortbrüchigkeit mir gegenüber ersehen habe. Für einen unparteiischen Beobachter genügt es, daß Sie mich in jedem Ihrer Briefe Ihren aufrichtigen Freund nennen und mir die liebenswürdigsten Namen geben, was Sie, meinem Verständnisse nach, nur deshalb gethan haben, um mein Gewissen einzuschläfern.

Jetzt komme ich zu Ihrem hauptsächlichsten Betruge und Wortbruch mir gegenüber, der in Folgendem besteht: in dem vollständigen Schweigen über Alles, was unser gemeinsames Interesse anbelangt, in dem gottlosen Raube des Briefes, in dem Sie, obwohl dunkel und für mich nicht ganz verständlich, unsere beiderseitigen Vereinbarungen aufgesetzt hatten, in der barbarischen gewaltsamen Anleihe von dreihundertfünfzig Rubel in Silber ohne Schuldschein, die Sie bei mir als Ihrem Compagnon gemacht haben, und endlich in der abscheulichen Verleumdung unseres gemeinsamen Freundes, Eugen Nikolaitsch. Ich sehe jetzt klar ein, daß Sie mir zu verstehen geben wollten, es sei von ihm, wie, mit Verlaub zu sprechen, vom Bocke weder Milch noch Wolle zu holen, er selbst sei weder Dies, noch Jenes, weder Fisch noch Fleisch, und daß Sie ihn in Ihrem Briefe vom 6. dieses Monates als einen lasterhaften Menschen dargestellt haben. Ich kenne Eugen Nikolaitsch als einen bescheidenen und wohlgesitteten jungen Mann, der zu fesseln und sich Achtung in der Welt zu verschaffen und zu verdienen versteht. Es ist mir auch bekannt, daß Sie jeden Abend während ganzer vierzehn Tage einige Zehnrubelnoten, bisweilen an hundert Rubel in Silber als Bank- und Stockhalter für Eugen Nikolaitsch in Ihre Tasche gesteckt haben. Jetzt leugnen Sie dies Alles und wollen mich für meine Bemühungen nicht nur nicht entschädigen, sondern haben sich sogar meines eigenen Geldes, das ich nimmer wiedersehen werde, bemächtigt, indem Sie mich, als Ihren Compagnon, verführt und durch mir in Aussicht gestellte Vortheile verlockt haben. In der ungesetzlichsten Weise jetzt im Besitze meines und Eugen Nikolaitsch's Geldes vermeiden Sie es, mir zu danken, wobei Sie sich der Verleumdung bedienen und unverständig den in meinen Augen anzuschwärzen suchen, den ich mit Mühe und Noth in Ihr Haus eingeführt habe. Sie selber haben, nach Erzählungen von Freunden, sich bis jetzt fast mit ihm geküßt und ihn vor Jedermann als Ihren besten Freund ausgegeben, obwohl es in der Welt keinen so ausgemachten Narren geben wird, der nicht sogleich errieth, worauf all' Ihre Absichten gerichtet sind, und was namentlich Ihre freundschaftlichen Beziehungen bedeuten. Ich sage, daß Sie Betrug, Wortbruch, Vergessen des Anstandes und der Menschenrechte bedeuten, gottlos und ganz lasterhaft sind. Ich selber gebe

ein Beispiel und einen Beweis dafür ab. Wodurch habe ich Sie beleidigt, und weshalb sind Sie mit mir auf eine so gottlose Weise verfahren?

Ich beendige meinen Brief. Ich habe mich erklärt. Jetzt schließe ich: wenn Sie, mein Herr, mir nicht sofort nach Empfang dieses Schreibens erstens die von mir Ihnen gegebene Summe von 350 Rubeln und zweitens das ganze nach Ihrem Versprechen mir gebührende Geld zahlen, so werde ich zu allen möglichen Mitteln greifen, um Sie sogar mit offener Gewalt zur Herausgabe zu zwingen; ferner werde ich den Schutz der Gesetze anrufen, und endlich erkläre ich Ihnen, daß ich gewisse Beweisstücke besitze, die, in den Händen Ihres ergebenen Dieners und Verehrers bleibend, Ihren Namen in den Augen der ganzen Welt beschimpfen und vernichten können.

Erlauben Sie mir zu verbleiben u. s. w.

VII.

(Peter Iwanytsch an Iwan Petrowitsch).

15. November.

Iwan Petrowitsch!

Nach Empfang Ihres bäuerischen und zugleich sonderbaren Schreibens wollte ich es im ersten Augenblicke in Stücke reißen — habe es aber der Seltenheit wegen aufgehoben. Uebrigens bedauere ich aufrichtig die zwischen uns obwaltenden Mißverständnisse und unfreundlichen Beziehungen. Ich wollte Ihnen nicht antworten, aber die Nothwendigkeit zwingt mich dazu. Ich muß Ihnen nämlich mit diesen Zeilen erklären, daß Sie noch einmal in meinem Hause zu sehen, mir sehr unangenehm sein würde, ebenso wie meiner Frau: sie hat eine schwache Gesundheit und der Geruch von Theer ist ihr schädlich. Sie schickt Ihrer Gemahlin das bei uns zurückgebliebene Buch: Don Quixote von La Mancha mit Dank zurück. Was Ihre Ueberschuhe anbetrifft, die Sie bei Ihrem letzten Besuche bei uns vergessen haben wollen, so benachrichtige ich Sie mit Bedauern, daß wir sie nirgends gefunden haben. Sie werden einstweilen noch gesucht; wenn sie sich aber gar nicht finden lassen, so werde ich Ihnen neue kaufen.

Uebrigens habe ich die Ehre zu verbleiben u. s. w.

VIII.

(Am sechzehnten November empfängt Peter Iwanytsch mit der Stadtpost zwei an ihn adressirte Briefe. Nach Oeffnung des Couverts des ersten Briefes nimmt er ein Schreiben auf einem zierlich zusammengefalteten, hellrothen Papier heraus. Es ist die Handschrift seiner Frau. Das Schreiben ist an Eugen Nikolaitsch unterm 2. November adressirt. Peter Iwanytsch liest:)

Lieber Eugen! Gestern war es schlechterdings unmöglich. Mein Mann war den ganzen Abend zu Hause. Komme morgen pünktlich um elf Uhr. Um halb Elf reist mein Mann nach Zarßkoje und kehrt um Mitternacht zurück. Ich bin die ganze Nacht wüthend auf ihn gewesen. Ich danke Dir für die Uebersendung der Nachrichten und Correspondenz. Welcher Hansen Papier! Hat sie denn dies Alles geschrieben? Uebrigens ist Stil darin; ich danke Dir, ich sehe, daß Du mich liebst. Zürne mir nicht wegen gestern und komme morgen, um Gottes Willen. A.

(Peter Iwanytsch öffnet den zweiten Brief).

Peter Iwanytsch!

Mein Fuß würde ohnedies niemals Ihre Schwelle mehr betreten haben; Sie haben unnöthig Papier zu besudeln beliebt.

In nächster Woche reise ich nach Simbirsk; als unschätzbarer Bekannter und liebenswürdiger Freund bleibt Eugen Nikolaitsch bei Ihnen zurück; ich wünsche Erfolg; wegen der Ueberschuhe incommodiren Sie sich nicht.

IX.

(Am siebzehnten November empfängt Iwan Petrowitsch mit der Stadtpost zwei an ihn adressirte Briefe. Nach Oeffnung des einen Couverts nimmt er ein flüchtig und schnell geschriebenes Briefchen heraus. Er erkennt die Handschrift seiner Frau; das Schreiben ist an Eugen Nikolaitsch unterm 4. August adressirt. Sonst liegt nichts bei. Iwan Petrowitsch liest:)

Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Eugen Nikolaitsch! Möge Sie Gott dafür belohnen. Seien Sie glücklich; aber mein Geschick ist grausam und schrecklich! Sie haben Ihren Willen gehabt. Wäre nicht die Tante, so würde ich mich Ihnen anvertraut haben. Lachen Sie weder über mich, noch über die Tante. Morgen werden wir getraut. Die Tante freut sich, daß sich ein guter Mensch gefunden hat, der mich ohne Mitgift nimmt. Ich habe ihn mir heute zum ersten Male genauer angesehen. Er scheint ein gutmüthiger Mann zu sein. Man treibt mich zur Eile. Leben Sie wohl, leben Sie wohl mein Lieber! Gedenken Sie manchmal meiner; ich werde Sie niemals vergessen. Leben Sie wohl! Ich unterschreibe diesen letzten Brief, wie meinen ersten . . . erinnern Sie sich? Tatjana.

(Im zweiten Briefe stand Folgendes:)

Iwan Petrowitsch! Morgen erhalten Sie neue Ueberschuhe; ich bin nicht gewöhnt, Etwas aus fremden Taschen zu nehmen, auch sammele ich nicht gern allerlei Lumpen auf den Straßen.

Eugen Nikolaitsch reist morgen in Geschäftsangelegenheiten nach Simbirsk und hat mich gebeten, ihm einen Reisebegleiter zu suchen; wollen Sie es nicht sein?

---

# Aus der Hauptstadt.

## Finanzminister Uecker.

Die neuen preußischen und deutschen Anleihen sind von glänzendem Erfolg gekrönt worden. Dr. Miquel, den gewiß tausend sich andauernd in momentaner Geldverlegenheit befindende Doctoren aller Facultäten auf das Bitterste beneiden, hat unter dem Ansturm patriotischer Selbstdarleiher und enthusiastischer Staatsborger so schwer zu leiden gehabt, daß er sich die vom studentischen Standpunkte unentschuldbare Blöße geben mußte, drei Viertel der pumpfreudigen Manichäer zurückzuweisen. Gleichzeitig votirte eine unerwartet stattliche Mehrheit die Annahme der neuen Steuergesetze im Abgeordnetenhause, und wen das Herz dazu drängt, und wer nicht über 6000 Mark Vermögen irgendwo in's Depot gegeben oder sonst so gut wie verloren hat, der kann Sr. Excellenz täglich zwischen 11 und 1 Uhr Mittags im Kastanienwäldchen zu dem schönen Doppelsiege gratuliren. Seltsames Spiel des Zufalls! Während der Herr Reichskanzler trauernd am Sterbebette des unglückseligen militärischen Wechselbalges steht, das doch sämmtliche auchcommandirende Generäle am Neujahrstage aus der Taufe gehoben, betoastet und bechampagnert haben; während ihre letzten Streiche eine Staatskunst vollbringt, die so unwahrscheinlich ist, daß Herr Fulda sie ohne Weiteres als Handlung für sein nächstes Drama verwenden könnte, windet Dr. Miquel Lorbeer auf Lorbeer um sein greises Haupt und dreht sich behäbig auf dem Culminationspunkte seines Ruhmes. Schlachtenbummler der Politik und sehr naive Leute versteigen sich bereits so weit, die Conrirzug-Carrière Sr. Finanzeminenz für noch nicht beendet zu halten und ihm in schmerzlich bewegten Leitartikeln den erledigten Reichskanzlerposten anzubieten; ist doch, seit Pindter mit verdoppelter Energie für den ohnehin schwergeprüften Grafen Caprivi eingetreten ist, sein Sturz nicht mehr zweifelhaft. Aber die Weisen aus dem posen'schen Morgenlande und Frau Dr. Egeria, die blinde Seherin, tappen diesmal ganz im Dunkeln. Sie vergessen, daß die Ernte nicht sowohl dem gehört, der getreulich das Feld beackerte, als dem, der die Saat in den Boden zu legen befahl. Sie geben sich dem Grundirrthum hin, als sei heute noch oder schon eine selbständige Ministerpolitik möglich, als fahre unter dem Regime des Kaisers nicht jeder Ressortchef mit versiegelten Ordres und strengen Weisungen für jeden einzelnen Fall auf's offene Meer hinaus. Wenn man Wilhelm II. schon mit Ludwig XIV. vergleichen will, so darf man nur an den jungen, thatenlustigen, regierungsfreudigen Fürsten denken, der nach Mazarin's Tode seine Räthe zu sich entbot und ihnen mit majestätischen Worten verkündete, daß von nun an er regiere, er allein, daß von nun an jede Maßnahme seiner Minister, jede Paßvisirung seiner Staatssecretäre ihm zur Unterschrift vorgelegt werden müsse. Seit drei Jahren macht in Deutschland der Kaiser die Politik, und weil, wie ich vor Wochenfrist mich bemühte, aufzuzeigen, noch ein Zwiespalt in seinem Wollen und Streben besteht, hat er's mit zwei verschiedenen Wegen versucht: den einen mußte Graf Caprivi wandeln, den anderen Dr. Miquel. Dem Reichskanzler ward aufgegeben, im ausgefahrenen, scheinbar sicheren Geleise zu bleiben, er sollte der Mann für urbane Bourgeoispolitik und gemäßigte Manchesterei sein, der Mann nach dem Herzen der „gebildeten Klassen". Herr Miquel aber mußte, ein Afrikareisender der inneren Politik, den Vorstoß in unbekannte, dunkle Gebiete wagen; staatssozialistische, antiliberale Steuerreform mit Selbstdeclaration und Progression, hohe Belastung des mobilen Kapitals und Schutz des Grundbesitzes, des bäuerlichen Mittelstandes — so lautet seine Marschroute. Es lag viel tiefsinniger Humor darin, daß für diesen Feldzug wider das gebenedeite Portemonnaie eine stadtbekannte Säule des Liberalismus, eine bourgeoiser, hochmoderner Bankdirector a. D. auserlesen worden war, und für die andere Aufgabe ein sozusagen feudalconservativer alter General . . .

Wollte der Kaiser aus dem Erfolg des doppelgesichtigen Unternehmens ersehen, welcher Weg von beiden zum Ziele führen würde, galt es eine Frage an das Schicksal? Nun, dann hört er jetzt eine Antwort, die weder Hörner noch Zähne hat. Methode Miquel hat sich glänzend bewährt; System Montecuculi ist bankrott. Unter heilloser Verwirrung,

unter Oppositionssiegen, Regierungniederlagen, erbitterten Wahlkämpfen und Verfassungconflicten geht ein Versöhnungregiment zu Grunde, von dem Graf Caprivi das Beste erhofft hatte. Der Mensch denkt — Gott lenkt. Das alte Sprüchwort ist diesmal freilich nur in der zweiten Hälfte Wahrwort . . .

* * *

Der Scharfblick des Kaisers hat sich dagegen wohl bewährt, als er Herrn Miquel in geflügelten Worten: „Sie sind mein Mann!" für sein Finanzministerium, mit täglicher Kündigung, engagirte. Freilich vom Standpunkte der Hoffräulein, die des neuen Fackeltänzers chronisches Wadendeficit kopfschüttelnd betrachteten, und vom Standpunkt der freisinnigen Leitartikelschreiber aus war Dr. Johannes kein voller und ganzer, unentwegter Mann. Sowie er auf dem curulischen Sessel Platz genommen und dem feierlich gesperrt gedruckten Willkommengruß der „Kölnischen" seinen ersten tiefen, traumlosen Ministerschlaf verdankt hatte, streifte er all' und jede Partei-Toga ab und begann zu arbeiten. Allen Ernstes, zu arbeiten. Es war erstaunlich. Man hatte gehofft, er würde nur reden wie die anderen Arbeitlosen vor und neben ihm. Man empfand es von Anfang an schon sehr unangenehm, daß ihm das glänzende Nichtwissen seiner Collegen vollkommen fehlte; man war aber einfach empört, als er nicht wie sie gemüthvoll darauf Verzicht leistete, seine Untergebenen durch überlegene Bildung zu beschämen.

Dem bösen Anfang entsprach ein böser Fortgang des Werkes. Excellenz wurden parteilos und unbefangen, ein treuer Diener des Herrn, und capricirten sich darauf, sämmtlichen ihr im Conversationslexicon gemachten Lobsprüchen zu genügen, wodurch sie nicht allein die Herren Meyer und Brockhaus, sondern auch alle übrigen noch lebenden Berühmtheiten der 17 Bände auf's Aeußerste verletzten und ängstigten. Als das Volksschulgesetz daher kam und die Leidenschaften der protestantischen Nation tief aufrührte, schien er entschlossen, katholisch zu werden und unter die Trappisten zu gehen; wenigstens übte er sich bereits in der Erfüllung ihrer wichtigsten Ordensregel und bewahrte während der ganzen erregten Debatte tiefes, feierliches Schweigen. Eugen Richter hätte eine solche Selbstbeherrschung nicht für möglich gehalten und gab in der „Freisinnigen Zeitung" seiner Bewunderung dieser übermenschlichen Eigenschaft Miquel's in der ihm angeborenen, großherzigen Weise Ausdruck. Die nationalliberale Presse selbst vertraute noch lange „ihrem" Minister und hoffte zuversichtlich, er würde so ganz peu à peu, vielleicht 'mal, wenn die Gelegenheit sich böte, an der Hoftafel zwischen Dessert und Käsestangen, das Heidelberger Programm ausführen. Errare humanum, wie zu meinem lebhaften Erstaunen seit Mondenfrist kein gebildetes M. d. R. mehr citirt hat. Der Schüler Hansemann's that gar nicht dergleichen, nahm vielmehr die Steuerdeclarationen von Mitgliedern aller Parteien mit gleicher Liebenswürdigkeit entgegen. Er schickte auch dem schwärzesten Ultramontanen höflich verbindliche Einladungen auf rosa Papier, sich ungenirt wie im Beichtstuhl über seine Einkünfte auszusprechen; in echt humaner Weise versetzte er selbst den langjährigen Quintaner Eugen Richter wenigstens in eine höhere Steuerklasse und zeigte so deutlich, daß er ür unbedingte Gleichberechtigung der streitenden Fractionen wäre.

Eigentlich beanspruchen ihn denn auch alle Parteien für sich, bis auf die freisinnige, die mit feinem Instinct die Gefährlichkeit dieses scharfgeschliffenen Werkzeuges in der Hand eines reformerischen Fürsten erkannt und ihn mit brünstigem, leidenschaftlichem Haß verfolgt hat. Sonst aber ist man dem gewiegten und bescheidenen „Geschäftsträger Sr. Majestät" allseitig gewogen; die Agrarier geben gern ihrem Faible für ihn Ausdruck, das Centrum schätzt den Mann, der culturkämpferischen Lockungen standhaft trotzte und erst neulich wieder einen hübschen kleinen Handel mit ihm abschloß. Unter den Nullen und Eynern der Nationalliberalen mag heute ja Mancher dem ehemaligen „Grundpfeiler der Partei" entschieden mißtrauen und sich den viel weniger complicirten, mit aufgedeckten Karten spielenden Herrn Reichskanzler vorziehen; aber verwandtschaftliche Bande sind nicht so leicht zu lösen. Und so voltigirt Se. Excellenz, hierin weit geschickter als Jacques Necker aus Genf, der vorrevolutionäre Minister, wie ein verfeinerter Graf Taaffe zwischen den unruhigen Fractionbestien hin und her und macht sich über sie alle lustig.

Außer Bismarck und Herrn Rickert hat seit Jahren kein Mensch den Parlamentarismus so blamirt, wie Excellenz Miquel. Er gab sich mit heimtückischer Schlauheit den Anschein, als könne man von jedem Abgeordneten, der über eine wichtige Sache spricht und einen Gesetzentwurf der Regierung verdammt, einige Kenntniß dieser Sache verlangen, als wäre es nicht parlamentarischer Brauch, unbefangen, wie ein Naturbursch darauf los zu schwatzen. So wurde es ihm natürlich kinderleicht, den ahnungslosen und vertrauensvollen Alexander Meyer vor aller Oeffentlichkeit bloßzustellen. Die freisinnige Partei rächte sich furchtbar, indem sie von nun an allen Reden seines Concurrenten Caprivi, nie aber ihm Applaus spendete. Beifall links nach einer Ministerrede bedeutet bekanntlich, Graf Caprivi behauptete es gelegentlich selbst, daß die Regierung eben im Begriff stehe, einen schweren Fehler zu machen. Indem der Freisinn aber Herrn Miquel seinen Beifall hartherzig vorenthielt, denuncirte er ihn als einen heut zu Tage völlig unbrauchbaren Minister von Bildung, Wissen und Geist, der andauernd so uncollegial handelt, sich vor allen Schwuppern ängstlich in Acht zu nehmen.

Der Haß des Freisinns ist von jeher das beste Mittel gegen vorzeitige Pensionirung gewesen; unter den berühmt gewordenen „tödtlichen Axthieben" dieser Herren stirbt ein Minister nur — an Altersschwäche. Miquel besonders, der in Redeschlachten ergraute Parlamentarier, hatte und hat noch heute keinen Grund, die Furcht Necker's vor Parteigrößen zu theilen, und ganz besonders gut weiß er, wie wenig seine alten Freunde aus der Sezession zu fürchten sind. Diese souveräne Verachtung von Klüngel und Clique ist es, was an ihm so sehr erfrischt, und weshalb ich ihm immer wieder seine fatale Neugier betreffs meiner Nebeneinnahmen per 1892 aus Speculationgeschäften, Lotteriegewinnsten, Preßbetheiligungen und Verkauf von Freibillets gern verzeihe. Ich grüße prinzipiell auf der Straße keine Subalternbeamte und gehe an allen Mitgliedern der derzeitigen Regierung stolz wie Minna vorüber, aber Herrn Miquel zu Ehren schone ich meinen blitzblanksten Cylinder nicht. Herr Miquel hat etwas gelernt, was man den meisten seiner Collegen nicht zum Vorwurf machen kann; vornehmlich etwas Geschichte. Was ihn an seinem Vorbilde Necker ersprießlich deuchte und nachahmenswerth, sah er ihm ab: auch er schuf sich sehr verständiger Weise als Bankier ein artiges Vermögen — ich weiß nicht, ob es genau sechs Millionen Franken waren —; auch er kritisirte das scandalöse Finanzgebahren Anderer in schärfster Weise mit geistfunkelnden Broschüren, schwang sich zum Ministerresidenten — pardon, Oberbürgermeister seiner geistigen Vaterstadt auf und sorgte ganz nebenbei dafür, daß ihn eine hugenottische Mutter gebar. Dagegen vermied er bisher auf's Klügste alle Thorheiten Neckers. Weder zwang er den Hof zur Sparsamkeit, noch machte er aus eigenem Antrieb dem untersten Stande Avancen; sein Bestreben war vielmehr darauf gerichtet, die kleinen Beamten durch Gehaltskürzungen genügsamer zu machen und von übertrieben luxuriösem Lebenswandel abzuhalten. Miquel's Wahlgesetz begünstigte die Fraction, von der Voltaire am wenigsten wissen wollte, und mit Parteiprogrammen verfährt er, wir hörten es schon, so practisch und pietätlos wie ein musikgeplagter Großstädter in dieser choleraschwangeren Zeit mit Concertprogrammen.

* * *

Wie Necker's materielle Triumphe und finanzpolitische Erfolge imponiren auch die seinigen Freund und Feind, und es erhoffen von ihm nicht Wenige die Lösung der großen, unser Volk beängstigenden Fragen. Der Locomotivführer, calculirt man, müsse auch das Land gründlich kennen, wo hinein er uns fährt. Ich fürchte, man täuscht sich mit diesen Speculationen. Es ist von jeher das Schicksal der Discontobank-Directoren gewesen, Speculanten zu enttäuschen. Ich glaube, daß Herr Miquel an Geist und . . . Klugheit seinen gewiß nicht einfältigen Kollegen Necker noch weit überragt, daß er aber so wenig wie der Generalcontroleur des unglücklichen Ludwig Capet weiß, auf welches letzte Ziel er losgeht, und daß auch sein Ehrgeiz nicht höher schwindelt als zu dem Wunsche, die Finanzen zu ordnen, ihre Hülfsquellen reicher fließen zu machen. Geschichtliche Vergleiche sind immer mißlich, nicht allein geschichtunkundiger Staatsanwälte wegen; nur der Menschengeist und Menschengedanken wiederholen sich im Laufe der Jahrhunderte, nie aber die Verhältnisse,

nie das Milieu. Weil heut ein starker Fürst die Zügel in Händen hat, kann Minister Necker nicht den Monarchen gängeln, sondern der Monarch weist seinem Diener den Pfad. Und darum erschrecken uns die Neckereien Miquel's kaum. Wir nehmen es gelassen hin, wenn er mit Hundertmillionen-Anleihen weiter Raub treibt auf Kosten der nächsten Zukunft — „nach uns die Sündfluth" —, statt unter so lockend günstigen Verhältnissen wie den heutigen Bismarck's Idee vom Tabaksmonopol entschlossen aufzugreifen, Bergwerke und Betriebskraft zu verstaatlichen und den steigenden Bedürfnissen des Reiches wie ein solider Geschäftsmann, nicht wie ein sorglos pumpender Bohémien zu genügen. Wir tadeln seinen Sparsamkeit-Fanatismus in kleinen und kleinsten Dingen nicht und nicht die Manier, ein Millionendefecit durch Abstricheleien von wenigen Tausenden, auf Kosten der Kleinen und Schwachen, zu verringern. Ja, daß die Ueberschüsse einer Steuer, deren ganzen Ertrag der Staat mit vollstem und heiligstem Rechte für sich beanspruchen darf, daß die Ueberschüsse der neuen Einkommensteuer ähnlich verplempert werden sollen wie die Erträgnisse der lex Huene, für Kreispaläste und prachtvolle Landrath-Pferdeställe — nicht einmal das verargen wir der Excellenz Miquel. Zwar wird so der Staat um 40 Millionen gebracht, die ihm aller Ecken und Enden fehlen; zwar wird, weil man sich vor dem albernen Schimpfwort „Plusmacher!" fürchtet, das so fein ersonnene Steuergesetz zum mechanischen Apparat, ohne practischen, mit rein ideellem Nutzen herabgewürdigt. Ueberall Necker's Geist und nur zuweilen Turgot'sche, seltener noch Colbert'sche Züge. Ueberall ein peinlich sauberes Streben, Ordnung in's Ressort zu bringen, Schlagfertigkeit, Gewandtheit und Geist überall, aber selten überlegenen Geistes, tiefgründiger, origineller Staatskunst eine Spur. Weil aber heute kein Necker und kein Mirabeau gefährlich werden, weil die soziale Revolution durch staatssozialistische Evolution gegenstandslos gemacht werden kann und der Kaiser seinen Weg genau kennt, darum läßt sich alle Welt den gewissenhaften Finanzer gern gefallen.

Caliban.

## Notizen.

Der Kunstverlag von Dr. E. Albert & Co. in München hat in prachtvoller Ausstattung eine neue Gedichtsammlung von Carl Henckell verlegt: „Aus meinem Liederbuch", uns schon darum eine willkommene Erscheinung, weil der streitbare junge Dichter hier ganz auf das politische Pathos verzichtet, das bei ihm nicht weniger phrasenhaft klingt als bei Anderen. Vielmehr erscheint er hier als harmlos liebegirrender Troubadour und stimmungsvoller Naturpoet. Prächtig ist der „Frühlingsvorwitz", nur die „blauen Himmelsschärpen" klingen absichtvoll und prosaisch. Noch schöner das Thoreulied: „Ich bin der Herr von Unverstand, im Lande Wahn geboren" und „Mein Lied":

Ich bin ein schwertgegürteter
Vorkämpfer in der Schlacht,
Ich bin ein zartbemyrtheter
Spielmann auf stiller Wacht. — — —
Kein Wahn von himmlisch blinkender
Unsterblichkeit mich narrt,
Ich bin ein zukunftwinkender
Poet der Gegenwart.

Aber dem begabten Dichter thut noch viel Selbstkritik Noth, das beweisen die zahlreichen Verse, die nur er für bedeutend und schön halten wird, wie etwa die ganz unverständliche und lederne Reimerei:

Rings Kartoffelfeuer rauchen,
Kinder hocken auf dem Feld,
Lust'ge Herbstpropheten hauchen
Kühle Schauer über die Welt.
Schweife treuer dir und treuer
Kühlen Schauern beb' ich nicht.
Busens flammendes Liebesfeuer!
Röthet wärmend mein Angesicht.

„Der Feind im Land!" Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71 nach französischen Tagebüchern von Ludovic Halévy. Deutsch von H. Altona. (Braunschweig, Salle.) Französische Soldaten, ein Husarenoffizier und ein paar Civilisten erzählen in schlichter Sprache ihre Kriegserlebnisse. Von den Vorgängen auf dem Marsche, im Lager, im Gefecht werden farbige Schilderungen geboten, aus denen uns der frische Hauch des Ursprünglichen und Selbsterlebten entgegenweht. Ein humoristisch gefärbter Bericht eines Civilisten führt uns nach Tours, dem Sitz der damaligen provisorischen Regierung, und entwirft mit photographischer Treue ein Bild von der dort herrschenden Zerfahrenheit, während uns die Erzählung eines wackeren Mobilgardisten von den traurigen Zuständen bei der Armee Bourbaki's Einsicht nehmen läßt. Von den „barbarischen Greuelthaten" der Ulanen und von den gestohlenen Pendulen, die bekanntlich selbst in den besseren populären Kriegsgeschichten der Franzosen immer wieder vorgebracht werden, weiß merkwürdigerweise keines der Tagebücher ein Wort zu sagen. Wo von unseren Truppen geredet wird, geschieht es durchweg in leidenschaftloser Weise, manchmal sogar mit dem Ausdruck unverhohlener Bewunderung. Nur ein Maire aus einem Dorfe bei Versailles behauptet, die deutschen Befehlshaber hätten jede Beschwerde von französischer Seite über das Betragen deutscher Soldaten kurz und unwirsch abgewiesen; doch findet auch er, daß sich die deutschen Offiziere „ziemlich anständig" betrugen. Wie in Zola's „Débacle" wird die französische Armee, trotz zahlreicher Beweise von heldischer Hingebung, in einem außerordentlich ungünstigen Lichte dargestellt. Feige Ausreißer waren auch nach diesen Soldatenberichten gar keine Seltenheit. Nach der Capitulation von Sedan sieht ein Jäger, wie sich in der Stadt Alles der Plünderung hingibt; auch andere Beweise von Disciplinlosigkeit werden hier erbracht, so daß Zola mit seinen pessimistischen Romanschilderungen durchaus Recht behält.

Aus der Mansarde. Neue Gedichte von Albert Möser. Fünfte Sammlung. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) Möser zeigt sich auch hier als ein schönheitdurstiger, idealsfroher Sänger. Diese Mansarden-Gedichte sind gedankenvertiefter als die früherer Sammlungen. Die Hoffnungsseligkeit der Jugend ist geschwunden, über manche Blätter des Buches gleiten des Lebens herbstliche Schatten, ja, zuweilen macht sich ein resignirt-pessimistischer Zug deutlich bemerkbar. Im Großen und Ganzen beurtheilt, fehlt diesen stark zur Reflexion sich hinneigenden Gedichten, die in der Form den aristokratisch-vornehmen eines Platen nicht nachstehen, der lebenswarme esprit d'amour; sie gleichen häufig in Marmor gemeißelten Kunstwerken: schön, aber kalt. Auch kommt — namentlich in den schwerflüssigen Oden — der Akademiker in Möser's Wesen stark zur Geltung. Schöne Nummern bietet der Sonetten-Cyklus: „Aus dem Walde." Unter den vermischten Gedichten heben wir hervor: „Frühlingsrosenstock", aus der Abtheilung: „Geschichte und Sage", „Alexander VI."; auch die „Idyllen" und „Poetischen Erzählungen" zeigen werthvolle Stücke. Wer sich an Gedichten erfreuen will, bei denen maßvolles Empfinden und eine abgeklärte Weltanschauung vereint ist, greife zu dem Möser'schen Buch. e.

Aus den Papieren eines Schwärmers. Herausgegeben von Mauriee von Stern. (Dresden, Pierson). Der verstorbene große Schwärmer ist natürlich eitel Mystification. Stern, der bekannte Lyriker, ist nicht nur Herausgeber, sondern auch Verfasser. Als Vegetarianer und Temperenzler kennen wir ihn schon aus seinen Gedichten, hier kommt er uns als Weiberfeind und Asket à la Tolstoi. Sein sittliches Zukunftsprogramm ist geradezu erhaben, viel zu erhaben für die Menschen von heute und morgen. Der Stil bewegt sich kraftgenialisch zwischen St. Johannes und Nietzsche und liebt die poetische Hyperbel, das apokalyptisch dunkle Gleichniß, wobei er oft zur ergreifenden Poesie wird. Die Sprache ist kraftvoll und selten schwülstisch, die Ueberzeugung tief und stark. „O Mutterliebe", ruft er einmal aus, „warum bist Du so groß und so gut und so rein? Weil Gott Dir von Anbeginn zum Gefährten gab den Schmerz, als Wächter über die Lust und als Sühne für den Rausch des Blutes." Künstlerisch also ist das Büchlein zu loben, nur die Entsagungsmanie wird seinem Erfolg im Wege stehen.

Orientalische Skizzen von Theodor Nöldeke. (Berlin, Gebr. Paetel.) Ein ganz vortreffliches Buch, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen. Der Straßburger Orientalist plaudert hier in anregendster Weise über sein eigenes Fach und weiß uns auf jeder Seite zu fesseln. Er schildert die wunderbare Entwickelung des Islam, und erzählt uns von der Entstehung der Lehre Mohameds, dem muslimischen Charakter, der orientalischen Frau und der Sclaverei, sowie über die Ausbreitung der Lehre nach dem Tod ihres Begründers. Fast noch interessanter ist der Aufsatz über den Koran, den Nöldeke das gelesenste Buch nennt, obwohl Mohamed kein guter Stilist und als Dichter lediglich Rhetoriker sei. In dem Essay über Theodoros, König von Abessinien ist Bekanntes und Unbekanntes zusammengetragen, ein tragischer Stoff, den wir Dramatikern und Epikern bestens empfehlen können.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Leben

# Theodor von Bernhardis.

**Erster Theil:**

## Jugend-Erinnerungen.

Mit einem Bildnis der Geschwister Tieck.

gr. 8. Preis geheftet: *M* 4.50. Elegant in Halbfranz gebunden: *M* 7.—.

Bernhardis autobiographische Hinterlassenschaften umfassen zwei von einander wesentlich unterschiedene Aufzeichnungen: eine summarisch gehaltene (während der fünfziger Jahre niedergeschriebene) **Kindheitsgeschichte**, welche die Jahre 1805 bis 1818 umfaßt, und eine Sammlung von **Tagebüchern**, die von der Mitte der vierziger Jahre bis in die letzte Lebenszeit des Verfassers reichen; dieselben werden ungefähr 6 Theile umfassen und in rascher Folge erscheinen. Jeder Theil ist einzeln käuflich.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

# Drei Jahre im hohen Norden.

**Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884.**

von

**Adolph W. Greely.**

Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.

Einzig autorisirte Ausgabe.

**Zweite Auflage.** Eleg. Broch. 7 M., eleg. geb. 9 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell-Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen, kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und **aufregendsten Erlebnisse** und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

**Hartmann, Eduard von,** Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus.

2. erweiterte Auflage. Gr. 8°. (373 S.) Preis brosch. Mk. 6.—.

Der berühmte Philosoph weist in diesem Buche die Anfeindungen und Mißdeutungen, die seine Philosophie erfahren, mit glänzender Schärfe zurück. Er weist klar nach, daß sein Pessimismus mit dem ursprünglichen Pessimismus Kants völlig übereinstimme und nichts zu thun habe mit der Schopenhauer'schen Entstellung des Kant'schen Vorbildes, daß sein Pessimismus ein streng wissenschaftliches, lösbares und gelöstes Problem sei, daß er nicht nur nicht schädlich, sondern geradezu die Voraussetzung des religiös-ethischen Idealismus sei. Die neue Auflage ist doppelt so stark als die erste. Durch die neuen Zusätze verdient die neue Auflage dieselbe Beachtung wie ein neues Werk. In den hinzugefügten Abhandlungen orientiert der Verfasser über den allgemeinen Begriff der Axiologie, beleuchtet die Stellung, die dem Pessimismus in seinem philosophischen System zukommt, bespricht das Verhältnis Plotins zum Optimismus und Pessimismus seiner Zeit und giebt eine eingehende Analyse des bekannten Werkes von O. Plümacher. Ferner behandelt er den Pessimismus in der Lyrik, die Bedeutung des Pessimismus für die Erziehung, widerlegt schlagend die Behauptung, daß der Pessimismus zum Selbstmord führe und weist die neuerlichen Angriffe von Busch, Volkelt und Döring energisch zurück. Schließlich beschäftigt sich der Autor noch mit dem Bedenken, die von theologischer Seite in Betreff der Konsequenzen des Pessimismus für den Gottesbegriff geltend gemacht worden sind. Aus diesem reichen Inhalt wird man ersehen, daß das Buch für jeden, der seinen Hartmann gründlich kennen will, ganz unentbehrlich ist.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

Ein neuer Roman von

# Friedr. Spielhagen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

# Sonntagskind.

Roman in sechs Büchern von

**Friedr. Spielhagen.**

3 Bände,
broschirt *M* 10.— in 2 eleg. Leinenbänden *M* 12.—
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung
Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

# Die Gegenwart Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

# Caliban:

## Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart**
**in Berlin W, 57.**

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen aller und neuer Zeit

von Ferdinand Graf Eckbrecht

# Dürckheim.

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Bestellungen auf die

# Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 29. April 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Sozialismus in England. Von Otto Gaupp (London). — Doppelgänger in der Sprache. Von Ernst Wasserzieher. — **Literatur und Kunst:** Ueber die nächsten Ziele der nationalen Kunst. Von Arnold Fokke. — Ein deutscher und dänischer Dichter. (Karl Gjellerup.) Von Alfred Stoeßel. — **Feuilleton:** Mutter und Sohn. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Leo der Reformator. Von Caliban. — Die Walter Crane-Ausstellung. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Sozialismus in England.

Von Otto Gaupp (London).

Jeder unbefangene Beobachter der sozialen und politischen Verhältnisse unserer Zeit wird zugeben, daß alle Nationen Europas sich in schnellerem oder langsamerem Tempo auf der breiten Straße bewegen, die zum Sozialismus führt. Man prüfe die Arbeiten der Parlamente, man durchlaufe die Leitartikel der Presse, man lausche dem Volksredner oder wende sich an die Verkündiger patentirter Weisheit auf Katheder und Kanzel, überall tritt uns die Predigt von einem neuen sozialen System entgegen, das in der Wahrheit: daß der Werth und das Wohl eines Volkes allein von der Energie, der Initiative und dem Verantwortlichkeitsgefühl der Individuen abhängt, ein abgestandenes Ammenmärchen sieht, und das seinerseits all seine Hoffnung und all sein Vertrauen auf die Allgegenwart, Allwissenheit und Allmacht des Staates setzt. Allen anderen Nationen voran stürmt auf diesem Irrpfade England, dasselbe England, das bei uns noch vielfach als die eigentliche Heimath des Laisser faire und als die entschiedene Gegnerin aller staatlichen Bevormundung und Einmischung gilt. Auf dem Continent träumt man noch immer von dem England der Cobden und Brights, dem England der Macaulays und Mills; und nur wenigen ist es aufgegangen, daß sich in den sozialpolitischen Anschauungen Englands, wie sie Rednerbühne, Parlament und Presse in beinahe einstimmigem Chore wiedertönen, im Lauf des letzten Vierteljahrhunderts die gründlichste und radicalste Veränderung vollzogen hat. Jene Theorien des alten Liberalismus, unter deren Herrschaft England, nachdem sie in der Aufhebung der Kornzölle im Jahre 1846 einen endgültigen Sieg errungen, den unvergleichlichsten Aufschwung genommen hat, können in sozialistischen Winkelblättchen Deutschlands nicht grausamer verhöhnt werden, als dies bei den verantwortlichen Staatsmännern der zwei großen Parteien des Landes Mode ist; die Lehren der classischen Nationalöconomie, gegen die sich noch vor dreißig Jahren kaum eine abweichende Stimme hören ließ, gelten heute als passendes Inventar für eine Rumpelkammer, und wer sich noch zu ihnen bekennt, spielt die Rolle eines Athanasius contra mundum; Gesetzesvorschläge, die man vor einem Vierteljahrhundert gar nicht einzubringen gewagt hätte, und die eingebracht, das Parlament ohne Einzelprüfung als im Widerspruch mit allen Dogmen einer gesunden Staatsleitung verächtlich verworfen hätte, werden heute nicht nur debattirt, sondern dem Statutenbuch des Reiches einverleibt. Hätte wohl ein Cobden oder ein Macaulay es für möglich gehalten, daß im freien England im Jahre des Heils 1893 Fragen wie der zwangsweise Achtstundentag oder die zwangsweise allgemeine Altersversicherung von ernsthaften Politikern ernsthaft erörtert würden! Noch 1866 konnte Lord Sherbrooke das englische Parlament glücklich preisen, „daß es eine Oase gebe, auf der Alle ohne Unterschied der Partei einen festen Standpunkt hätten und das sei die gesunde Grundlage der politischen Oeconomie." Heute wagt umgekehrt kein Politiker zu widersprechen, wenn Sir Harcourt, der jetzige Finanzminister, bekennt: „Heute sind wir alle Sozialisten." Man täuscht sich auf dem Continent vielfach über diese Entwickelung der Dinge und das aus zwei Gründen. Einmal ist England und das aus sehr guten Gründen — in seiner Handelspolitik der liberalen Tradition bis jetzt treu geblieben, wenngleich auch hier naturgemäß der Schrei nach „Fair Trade", d. h. Schutzzöllen für Industrie und Landwirthschaft immer wirksamer ertönt. Und dann vergißt man nur zu leicht, daß viele Maßregeln, die auf dem an ein patriarchalisch bevormundendes Regiment gewöhnten Continent nichts Außergewöhnliches sind, für England einen Bruch mit seiner traditionellen Politik bedeuten, ein Bruch, der nur aus einer vollkommen inneren Umstimmung erklärbar ist. In den continentalen Staaten herrscht seit jeher ein traditioneller Regierungssozialismus, der sich gewohnheitsmäßig innerhalb gewisser Schranken hält; für England dagegen bedeutet der Staatssozialismus eine Be- oder besser eine Verkehrung und kein Eifer ist bekanntlich größer und gefährlicher, als der Neubekehrter. Während daher bis tief in die sechziger Jahre hinein die Tendenz der englischen Gesetzgebung dahin ging, die Macht und Thätigkeit des Staates immer mehr einzuschränken und dadurch das Einzelindividuum möglichst von allen lähmenden Fesseln zu befreien und auf seine eigene freie Kraft anzuweisen, herrscht seit dieser Zeit ein gerade umgekehrtes Bestreben, das die Functionen des Staates immer mehr vervielfacht, und sich in Gesetzen und Regulationen, die immer tiefer in die individuelle Freiheit eingreifen', gar nicht genug thun kann.

Man wird vielleicht in den obigen Zeilen übertriebene und beweislose Behauptungen sehen wollen. Wohlan, den Beweis findet man verzeichnet in den Parlamentsberichten und Gesetzbüchern Englands. Wer sie studirt, wird wohl bestreiten können, daß das aufkommende System unheilvolle Folgen haben wird, er wird aber nicht leugnen, daß es den geschilderten sozialistischen Charakter trägt und sich als einen vollständigen Bruch mit der Tradition der liberalen Aera darstellt. Ich kann hier zum Beweis meiner Behauptungen nur einen mageren Ueberblick über das legislative Resultat der letzten 20 Jahre geben.

Als ersten Keim des sozialistischen Upasbaumes, der nun so üppig gedeiht, kann man den „Landlord and Tenant Act“ für Irland vom Jahr 1870 bezeichnen. In demselben verrieth die liberale Partei zuerst ihren Hauptgrundsatz, keine Klassengesetzgebung zu machen. Unter dem Druck politischer Verhältnisse reichte sie vielmehr zu Gunsten der irischen Pächter dem Sozialismus den Finger, durch den er bald die ganze Hand bekommen sollte. Das Gesetz verletzte die Freiheit der Contracte, es ließ zu, daß Tribunale die Pachtzinsen fixiren, es beraubte die Grundbesitzer jeder Autorität über ihre Pächter und es stellte diesen zum Zweck der Land-Eigenthumserwerbung den Staatscredit zur Verfügung. Dieser Geist ist in allen weiteren irischen Landgesetzen herrschend geblieben. Man konnte aber natürlich nicht ungestraft politischen Rücksichten seine Grundsätze opfern; die agrarische Agitation dehnte sich nach Schottland, Wales und England aus, wo die Pächter die gleichen Begünstigungen verlangten, wie sie ihren irischen Brüdern aus fremder Tasche zu Theil geworden. In dem Zeitraum von 1870 bis 1887 wurden nicht weniger als 75 auf Haus- und Landeigenthum sich beziehende Gesetzesvorschläge eingebracht; 15 derselben erhielten Gesetzeskraft. Sie gehen alle mehr oder minder von dem Grundsatz aus, daß der Staat ein Recht hat, dem Individum den Gebrauch, den es von seinem Eigenthum machen soll, vorzuschreiben und wirkliches Eigenthum zu confisciren; sie verrathen alle eine Tendenz, dem Privateigenthum an Grund und Boden Landnationalisation oder duales Eigenthum zu substituiren. Diese Tendenz ist in ihrer Wirksamkeit nicht abgeschwächt worden, dadurch, daß in Folge des Reformacts von 1885 tausende ländlicher Arbeiter das Stimmrecht erhielten. Sie sind bei den letzten allgemeinen Wahlen von der liberalen oder richtiger radicalen Partei mit den wildesten Versprechungen überschwemmt worden und sie haben in der neulich eingebrachten Parish Councils Bill, die die althergebrachte englische Landcommunalverwaltung von Grund aus demokratisirt und der demokratisirten Gemeindeversammlung weitgehende Expropriationsrechte gibt, eine erste Abschlagszahlung erhalten.

Ist Eigenthum an Grund und Boden bisher die gefährdeste Eigenthumsform gewesen, so hat doch, was nur die schlimmste Kurzsichtigkeit hoffen konnte — der Sozialismus bei ihr nicht Halt gemacht. Seiner ganzen Natur nach eignet sich für seine Experimente am besten das Eigenthum großer Corporationen, wie Pferdebahn, Gas- und Wassergesellschaften. Der Schrei nach ihrer Verstaatlichung oder besser Municipalisirung hat im Parlament viel Anklang gefunden; jährlich richten sich gegen sie eine Reihe Bills, die ganz rnhig davon ausgehen, das was in Wirklichkeit reines Privateigenthum ist, öffentliches Eigenthum sei, mit dem der Staat nach Belieben verfahren kann.

Ein willkommenes Object für die staatliche Interventionsmanie bot der Bergbau. Hier hat das Parlament eine Reihe von Gesetzen gegeben, deren Absicht freilich die beste ist, deren Wirkung aber zum großen Theil darin besteht, daß sie das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit bei den Grubenbesitzern abschwächen und ein ungerechtfertigtes Vertrauen auf Regierungsinspection hervorrufen. Nicht weniger als 20 neue Gesetze seit 1872 beschäftigen sich mit Eisenbahn, Schifffahrt und Fischerei, mit der Absicht, privates Unternehmen staatlich zu reguliren. Ein beständiges Verfehlen der erstrebten Zwecke drängt hier, wie überall zu immer neuer gleich erfolgloser Gesetzgebung.

Sehr ausgedehnt ist natürlich die eigentliche sogenannte Arbeitergesetzgebung. Sie verläßt überall das gesunde Prinzip der Beschänkung staatlichen Schutzes auf die Unmündigen, d. h. Kinder und eventuell Frauen, und sucht durch willkürliche Eingriffe in die Vertragsfreiheit auch dem erwachsenen männlichen Arbeiter Schutz und Hülfe zu Theil werden zu lassen. Bis 1887 allein wurden nicht weniger als 16 Gesetze publizirt, die alle von der Voraussetzung ausgehen, daß es Pflicht des Staates sei, den Arbeitern Wohnungen, öffentliche Gärten, Concerte, Bäder extra zu verschaffen, und daß dieser Zweck Besteuerung und Landesexpropriation rechtfertige. Hauptsächlich die Rücksicht auf die Arbeiter hat auch die englische Schulpolitik bestimmt; hier hebt der Staat in steigendem Maße die Verantwortlichkeit der Eltern für die Erziehung ihrer Kinder auf und tritt an ihre Stelle. Den Leuten, die er umsonst erzogen, stellt er allerorten schöne Leseräume und reiches Material zum Lesen gratis, d. h. auf Kosten der Steuerzahler zur Verfügung.

Vielleicht die treffendste Illustration für die „Overlegislation“, an der England leidet, bietet die den Alkohol betreffende Gesetzgebung. Das Parlament wird jedes Jahr mit derartigen Bills überschwemmt, mit dem Erfolg, daß allein bis 1887 nicht mehr als 20 derselben dem Statutbuch einverleibt worden sind. Für den tyrannischen Geist, mit dem dabei vorgegangen wird, ist ein gutes Beispiel die Local Option Bill, die dieser Tage ein Ministerium, das sich liberal nennt, einzubringen wagte. Sie proponirt kühl, es in das souveräne Belieben einer Zweidrittel-Majorität zu stellen, ob in einem District ein Mensch ein Glas Bier in einem Wirthshaus erhalten kann oder nicht.

Ich muß mich auf diese Skizze beschränken, möchte aber doch Jeden, der sich eine lebendige Vorstellung von dem sozialistischen Geist machen will, der heute in England übermächtig herrscht, auf das Studium der sogenannten Privatbills, insbesondere derjenigen, die von Stadtbehörden ausgehen, hinweisen. Sie zeugen zum großen Theil von einer geradezu souveränen Verachtung für individuelle Freiheit und individuelles Eigenthum. Bei der Lectüre derselben mit ihren oft bis in's kleinste Detail gehenden Regulationen und Bestimmungen meint man oft unwillkürlich ein Kapitel aus dem alten Statutenbuch der Tudorzeit vor sich zu haben. Man hat den liberalen Staat oft einen Nachtwächterstaat genannt; mit mehr Recht kann man den Namen „Großmutterregiment“ einem System beilegen, das sich öconomisch betrachtet als immer weitere Substituirung der Staatsthätigkeit für die Privatthätigkeit, juristisch als Confiscation des Vermögens der Einen zu Gunsten der Anderen und ethisch als Schwächung des individuellen Verantwortlichkeits- und Selbständigkeitsgefühles darstellt.

Wo haben wir die Ursache für diese gründliche Umwandlung in den sozialpolitischen Anschauungen Englands zu suchen? Ist nicht nach dem Spruch von der Vernünftigkeit des Seienden gerade ihre Allgemeinheit und Unwiderstehlichkeit ein Beweis dafür, daß sie durch das wirkliche Wohl und Interesse des Landes gefordert ist? Ich glaube kaum; ich denke, es läßt sich für diese ganze Erscheinung eine „vera causa“ anführen, die mit der inneren Berechtigung derselben nichts zu thun hat. Um es kurz zu fassen: der Staatssozialismus in England scheint mir das directe Ergebniß der immer weiter schreitenden Demokratisirung seiner Verfassung zu sein.

Seit dem Jahre 1867, in dem zwei Millionen Arbeiter das Wahlrecht erhielten, das seitdem noch weiter ausgedehnt wurde, hat sich England immer mehr der reinen Demokratie genähert. Die politische Macht ist den Händen der „Gentry“ entfallen und sie ruht heute practisch beim Arbeiter- und Handwerkerstand. Alles kam nun darauf an, wie wird diese neue Wählerklasse ihre beherrschende Stellung benützen, wird sie es machen, wie Andere vor ihr, und die Klinke der Gesetzgebung egoistisch im Interesse der eigenen Klasse handhaben? Man wird nicht leugnen können, daß sie dazu eine lebhafte Neigung zeigt. Der erste Gebrauch allerdings, den die Arbeiter von ihren neuen Rechten machten, lag in der rechten Richtung; sie hoben alle staatlichen Beschränkungen der Vereinsfreiheit auf. Seitdem aber haben sie einen immer stärkeren Druck zu Gunsten eines Sozialismus ausgeübt, der aus anderer Leute Tasche Geld herausstimmt, um ihre Klasse damit zu beschenken. Daß dieser Druck so erfolgreich war, dafür liegt eine der Hauptursachen in der britischen Constitution. Der berühmte Nationalöconom Fawcett hat bereits 1872 in einem seiner Essays prophetisch auf sie hingewiesen und folgenden Warnungsruf ertönen lassen: „Die wachsende Tendenz, sich immer nach staatlicher Hülfe umzusehen, ist für England eine größere Gefahr als für irgend ein anderes Land. Die zwei großen politischen Parteien, die um Stellen und Macht kämpfen, sind der beständigen Versuchung ausgesetzt, einander in Versprechungen

zu überbieten, um die Unterstützung der Wählermassen zu erhalten. Unter dem Druck dieser Versuchung mögen sie leicht Lehren annehmen, gegen die sie selbst als die ersten protestiren würden, wenn ihr Urtheil nicht voreingenommen wäre. Diese Gefahr hängt drohend über dem Lande." Heute hat sich diese Gefahr realisirt, und keine der zwei großen Parteien ist von der Schuld freizusprechen, aus Parteiinteresse die soziale Bewegung geschürt zu haben. Die liberale Partei, von der man ihrer Vergangenheit nach am ehesten eine entschlossene Front gegen den Staatssozialismus erwarten sollte, hat in der Ausheckung staatssozialistischer Pläne und in der gewohnheitsmäßigen Verkündigung gefährlicher Phrasen, die der Eitelkeit der Arbeiter schmeicheln und ihre Stimmen fangen, die Conservativen sogar um ein Gutes übertreffen. Sie entwickelt sich immer mehr zur rein radical-sozialistischen Partei; ihre whiggistischen Elemente, die noch bis zu einem gewissen Grad an den liberalen Traditionen festhalten, werden bei jeder Wahl rettungsloser in den Hintergrund gedrückt, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis sie ganz zu ihren alten Feinden, den Tories, übergehen. Vielleicht will es die Ironie der Geschichte, daß die letzteren in dem Kampf gegen die drohende Tyrannei der Vielen über die Wenigen noch die einzigen Vorkämpfer für die individuelle Freiheit und persönliche Unabhängigkeit werden.

Was wird die Entwickelung der Zukunft sein? Ich glaube, man kann sicher sagen, England wird für geraume Zeit auf dem beschrittenen Wege vorwärts schreiten und sich — insbesondere nun erst die Home Rulefrage aus dem Wege — in immer großartigere und gewagtere sozialistische Experimente einlassen; vielleicht wird es dann durch Schaden klug werden und wieder zu dem öconomischen Glauben zurückkehren, dem es seine Größe verdankt und den es nun so undankbar abgeschworen. Heute zeigen sich noch wenige Spuren einer Umkehr; nur so viel haben die Gegner des Sozialismus bis jetzt erreicht, daß die Entwickelung in England nicht mehr wie in der ersten Zeit eine blinde, sich der eigenen Tragweite unbewußte ist. Gerade das hat nämlich den englischen Sozialismus so gefährlich gemacht, daß er nicht wie der continentale durch Predigen der Revolution und durch das Enthüllen seiner letzten Ziele und Absichten das Bürgerthum erschreckte. Seine Methode ist weniger lärmend und viel verführerischer; er steckt sich ein Ziel nach dem anderen, und sucht jedes auf constitutionellem Wege durch Parlamentsacte zu erlangen. Die Wähler und die Tagespolitiker sehen aber immer nur auf die nächsten Wirkungen einer Maßregel — und diese scheinen bei vielen sozialistischen Vorschlägen so augenscheinlich heilsamer Natur zu sein — sie vergessen, daß jedes einzelne Gesetz die Tendenz hat, die ganze Richtung der Gesetzgebung zu bestimmen und sie glauben es immer in der Hand zu haben, der Bewegung, die sie entfesselt, mit einem „Bis hierher und nicht weiter" Halt bieten zu können. Bis es zu spät ist!

---

## Doppelgänger in der Sprache.

Von Ernst Wasserzieher.

Professor X., ein bekannter Germanist, der sich mit Recht des Rufes als hervorragender Sprachforscher erfreut, that einmal irgendwo den Ausspruch: Die Sprache sei allem Luxus abhold. Als ich den Satz zum ersten Male las, machte er mich stutzig; und je länger ich darüber nachdachte, um so mehr Zweifel kamen mir. Schließlich mußte ich auf Grund des massenhaften Stoffes, den ich gesammelt, zu der Einsicht gelangen, daß der auch von mir hochgeschätzte Germanist in diesem Falle geirrt habe, daß seine Ansicht sich ohne Zwang in das Gegentheil umkehren lasse. Und wie sollte es auch anders sein? Herrscht nicht überall in der Natur ein unerhörter Luxus, eine arge Verschwendung? Gehen nicht täglich viele tausend Milliarden lebensfähiger Keime verloren, aus denen Pflanzen oder Thiere hervorgehen könnten? Verwest nicht aller Orten Nahrungs- und Brennstoff, der so und so viel armen Menschen dienen könnte? Und — um nicht beim Nützlichen stehen zu bleiben — blühen nicht unzählige Blumen in stiller Pracht und Schönheit, ohne jemals ein Auge zu erfreuen?

Was für die Natur gilt, darf schon a priori für die Sprache, dieses wundersame Erzeugniß von Natur und Cultur, als zutreffend angenommen werden. Ich will nicht sprechen von den 250,000 Wörtern der deutschen Sprache, von denen wir kaum den hundertsten Theil brauchen, im täglichen Leben der Ungebildeten aber vielleicht nur der tausendste Theil sich in Umlauf befindet. Wenn jedes Wort eine verschiedene Thätigkeit oder einen verschiedenen Gegenstand bezeichnete, so brauchte das noch kein Luxus, nur Reichthum genannt zu werden. Aber dem ist nicht so. Durch Differenzirung des ursprünglich bescheidenen Wortvorraths sind eine große Anzahl Doubletten desselben Ausdrucks entstanden, die entweder, was die Bedeutung betrifft, sich decken, oder in einem nachweisbaren geschichtlichen Zeitpunkt einen stärkeren oder geringeren Wandel erlitten haben.

Was für ein sachlicher Unterschied läßt sich beispielsweise constatiren zwischen Mädchen und Maid, Karre und Karren, die Ecke und das Eck, die Lichte und die Lichter? Und wenn hier sachliche Gleichheit vorliegt, so ist lautliche Identität vorhanden bei Renigkeit und Neuheit, Kleinigkeit und Kleinheit; das Ableitungssuffix ist dasselbe. In den weitaus meisten Fällen jedoch haben sich lautliche, mehr noch sachliche Unterschiede eingestellt; und solche Doppelformen, die aus derselben Quelle flossen, aber sich selbständig weiter entwickelten, möchten wir Doppelgänger in der Sprache nennen. Jedem sind sie bekannt; trotzdem dürfte Manchem die folgende kleine Zusammenstellung die Sache in anderem, neuen Lichte erscheinen lassen. Denn es ist mit der Sprache, die wir täglich sprechen, ähnlich wie mit den Steinen, die wir täglich betreten: wir achten nicht darauf, was wäre daran merkwürdiges? Und doch kann ein Stein, wenn man ihn näher betrachtet, und ein Wort, das man nach seiner Geschichte fragt, nicht selten sehr interessante Dinge berichten.

Ich fühlte mich bewogen, ihm zu glauben; so sagen wir, und gleich darauf: das Meer war bewegt. Bewogen und bewegt sind dieselben Formen von bewegen, haben sich aber geschieden, wenngleich noch vor gar nicht langer Zeit. Prätorius schreibt noch: das Meer war vom Winde bewogen, und Pachel: der hat im Tanze die Beine nicht recht bewogen; daneben findet sich: dadurch ward er bewegt, das und das zu thun. Aehnlich verhält es sich mit verderbt und verdorben; man spricht von verdorbenem Fleische, aber von einem verderbten Charakter; jenes wird sinnlich, dieses moralisch gebraucht.

Geibel singt: Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. Niemand wird Schneider statt dessen setzen wollen; obwohl beide von schneiden abgeleitete Substantive sind und die Beschäftigung beider in derselben Thätigkeit gipfelt, im Schneiden. Aehnlich gebildet sind Reiter und Ritter, Sänger und Singer, letzteres mehr als Eigenname und in der Zusammensetzung von Minnesinger; hier hat ein kleiner bzw. gar kein Bedeutungswandel stattgefunden.

Als der Gegner das Schwert auf ihn zückte, zuckte der Held mit keiner Wimper; die Dame zuckte die Achsel; das sah entzückend aus. Irgend ein sachlicher Unterschied zwischen zucken und zücken existirt nicht, erst der Sprachgebrauch der letzten 90 Jahre macht ihn. Lessing redet noch vom Zucken des Schwertes, Herder vom Anblick eines Zückenden. Ebenso verhält es sich mit drücken und drucken.

Wie man bei Pferden von Füchsen spricht, so auch von Rappen. Das erste Bild ist ohne Weiteres deutlich; das zweite ist durch die Orthographie verdunkelt. Man erkennt kaum noch den Doppelgänger zu Rabe; und ebenfalls unerkannt läuft die Münze mit dem schwarzen Vogelskopf nebenher, der schweizerische Rappen, früher Rappe. Wie Rabe

und Rappe im Mittelalter gleichbedeutend gebraucht wurden, so auch Knabe und Knappe, die jetzt weit auseinander gehen.

Bei den Römern hieß stilus (griech. stylos) zunächst Pfahl, spitziges Werkzeug zum Fortschaffen der Würmer von den Pflanzen, auch der Stengel mancher Pflanzen. Dann wurde es übertragen auf den Griffel oder Stift, mit dem man schrieb; an einem Ende war er gespitzt, am anderen breit; was man in die Wachstafel gegraben hatte, konnte man damit wieder verwischen. „Saepe stilum vertas" räth Horaz in seiner ersten Satire, „wende den Griffel oft um", d. h. feile deinen Ausdruck! So bezeichnet nun das Werkzeug auch die damit ausgeführte Thätigkeit: „stilus exercitatus" ist eine „geübte Feder" (Cicero, de Oratore 44, 150); die Ausdrucksweise, Redeweise, Stil. Aber auch in der ursprünglichen Bedeutung „Stengel" haben wir das Wort entlehnt, schreiben es hier aber „Stiel", um nur ja keinen Zusammenhang merken zu lassen. So zerstört die Schreibweise oft das Sprachgefühl und stellt Scheidewände zwischen Zusammengehöriges, ja, zertheilt ein Wort, aus dem nun zwei Doubletten werden. Wer würde Buffon's berühmtes Wort: „le style c'est l'homme" übersetzen können mit „der Stengel, das ist der Mensch?" Wäre der Mann aber so ganz im Unrecht?

Albrecht Haller, der Naturforscher und Dichter, sagt einmal: „Du bist der Weisheit Meer, wir sind davon nur Tröpfe!" Heute denkt wohl kaum Jemand daran, daß „ein armer Tropf" oder ein „dummer Tropf" seinen Namen der kleinen glitzernden Wasserperle verdankt. Klarer möchte der Zusammenhang sein zwischen den Leuten, die Goethe „bescheiden" nennt, und dem Stoff, aus dem unser Papier hergestellt wird; im Plural verrathen sich die „Lumpen" als nächste Verwandte.

„Ich bin allein auf weiter Flur" singt Uhland's Schäfer, meint damit aber nicht etwa die Flur im Hause; sonst hätte er gesagt: Ich bin allein auf weitem Flur; so will es der Sprachgebrauch; warum, wissen die Götter. — Unentschieden läßt Goethe in seinem herrlichen west-östlichen Gedichte:

Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein!

ob er einen Menschen oder ein Mensch meint; bei Hinzufügung eines Adjectivs wäre hell, was jetzt dunkel ist; das Mensch hat oft ebenso viel und noch mehr im Leben zu kämpfen als der Mensch; noch hundert Jahre nach Luther war von Doppelsinn beider keine Rede; erst im 18. Jahrhundert hat sich die verächtliche Nebenbedeutung eingeschlichen.

Der Kaufmann weist auf sein Schild, der Junker schlägt an seinen Schild; wer das Verdienst hat, dem wird nicht immer der Verdienst zu Theil; die See ist größer als der See; die richtige Erkenntniß des Richters fördert das Erkenntniß; es gibt manche Posse, in der keine Possen vorkommen; und endlich — was haben Buch und Buche mit einander gemein? Sind es Doppelgänger oder nicht? Gewiß, und ihre einstige innige Verwandtschaft bestätigen die Buchstaben, d. h. Buchenstäbe oder Buchenstäbchen. Darauf ritzten die Priester der Germanen ihre Runen, Schriftzeichen; die Stäbe wurden verstreut und dann aufgelesen und entziffert, gerade wie wir die kleinen schwarzen Buchstaben in unseren Büchern lesen, freilich jetzt nur noch mit den Augen. So wirft die Betrachtung auch bisweilen culturhistorischen Gewinn ab.

Bei Lehn- und Fremdwörtern tritt die Neigung, Doppelformen zu bilden, besonders häufig hervor. Es kommt vor, daß aus demselben lateinischen oder französischen Worte zweimal, zu verschiedenen Zeiten, deutsche Wortbilder geschaffen werden, wobei denn je nach Anschauung oder Laune oder Bedürfniß des entlehnenden Jahrhunderts eine verschiedene Bedeutung sich damit verbindet.

Auf dem palatinischen Berg zu Rom wohnten die Kaiser, daher galt später palatium für Kaiserwohnung, Fürstenhaus, mochte es nun stehen wo es wollte. Die Italiener nennen es palazzo, die Franzosen palais; wir Deutschen haben es in eine Silbe zusammengezogen: Pfalz! „Und wieder wird man bauen hier eine Kaiserpfalz!" singt Rückert. Dort am Rhein lagen die Pfalzen seit Karl dem Großen, zu Frankfurt, zu Ingelheim, auf einer kleinen Insel bei Caub sieht der durchreisende Engländer noch jetzt die wohlerhaltene „Pfalz"; ein ganzes Landgebiet am Rhein trägt bekanntlich denselben Namen. Später ging palatium noch einmal in's Deutsche über: palas hieß das Hauptgebäude der Ritterburgen, jetzt haben wir, wie auch an andere Wörter, ohne logische Verpflichtung ein t daran gehängt. Diese beiden Doppelgänger haben noch einen späten Bruder erhalten durch Entlehnung aus der französischen Form: Palais. Mit Vorliebe spricht man vom Palais des Kaisers; Pfalz wäre zwar deutscher, klänge schöner, voller, vornehmer, indem es an die alte Kaiserherrlichkeit erinnerte — allein, danach geht's nun einmal nicht.

Da wir gerade bei den Römern sind und von den Kaisern sprechen, sei es gestattet, des russischen Kaisers, des Czaren, zu gedenken. Es ist kein so großer Sprung als Mancher glauben mag. Ein sehr mächtiger Mann im alten Rom hieß Cäsar; wir haben alle seinen gallischen Krieg in Tertia gelesen; leider interessirte er uns so wenig, daß wir seinen Verfasser zum Teufel wünschten. Glücklicherweise half uns das nichts, und das war gut. Denn hätte es keinen Cäsar gegeben, so besäßen wir heute keinen Kaiser! Der Name jenes Römers wurde für werth gehalten, die höchste weltliche Würde überhaupt zu bezeichnen: gesprochen wurde er jedenfalls Käsar, wenn nicht schon bei Lebzeiten, so doch bald nach seinem Tode, und daraus entstand unser Keisar, Keiser, etwa seit dem Jahre 1500 Kaiser geschrieben. Die Russen machten kurzen Prozeß und begnügten sich mit einer Silbe: Car oder Czar. Das ist die Verwandtschaft von Caesar — Kaiser — Czar.

Wenn man Jemand als Dummkopf hinstellen will, so sagt man wohl: Der hat das Pulver nicht erfunden! Niemand würde es hingegen übel nehmen, wenn man ihm die Erfindung des Puders abspräche. Beide sind identisch und beruhen auf lateinisch pulvis, das ist Staub. Das Pulver haben die Römer nicht erfunden, aber im Pudern, Schminken und anderen Frisirkünsten hatten sie es schon herrlich weit gebracht.

„Hospitalia" nennt Vitruv, der römische Baumeister, das Gastzimmer, Fremdenzimmer. Gebäude, die zur Aufnahme Kranker oder Alter dienen, nennen wir danach Hospital oder Spital, auch Spittel; Herbergen aber für Reisende — Hôtel, mit Ausfall des ganzen Mittelstücks — pi —; das s erscheint wenigstens durch den Circonflexe angedeutet. Unerkannt stehen die Hotels neben den Hospitälern; jene dünken sich vornehmer, diese besser; aber im Grunde sind sie doch eins; müde Erdenpilgrime aufzunehmen ist beider Bestimmung.

Verlassen wir dies Gebiet und wenden wir uns noch einem kleinen, unscheinbaren Pärchen zu: das und daß. Vergessen wir auf zwei Minuten, daß uns in der Schule ihre himmelweite Verschiedenheit oftmals eingeprägt wurde.

Vor Jahrtausenden gab es nur ein das; man konnte damals nur sagen: „das Buch, nicht dieses." Aus dem betonten wurde ein unbetontes Wort: das Buch. Nun ist das hinweisende Pronomen zum Artikel geworden, ähnlich wie lat. ille zu franz. le. Weiter. Das Buch, das sehe ich — das Buch, das ich sehe; nun hat es den Werth eines Relativs angenommen. Durch die Umstellung des Zeitworts hat der Satz einen kunstvolleren Bau erhalten. Und endlich: „ich weiß das, er kommt" ergibt mit Verschiebung der Pause: ich weiß, das er kommt. Das, nun daß geschrieben ohne jeden vernünftigen Grund, ist vom ersten Hauptsatz in den zweiten hinübergerutscht, es hat eine verbindende Function übernommen, ist Conjuntion geworden. Im Französischen und Englischen ist es gerade ebenso; que und que heißt das und daß, ebenso engl. that und that. —

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Hochdeutsche kein ganz einheitlicher Organismus ist, sondern daß es Bestandtheile vieler Mundarten in sich aufgenommen hat, ganz besonders aber nieder- oder plattdeutsche Elemente. Ich erwähne diese hier besonders, weil sie Veranlassung zur Entstehung von neuen Doppelgängern gegeben haben. Bemerkt sei dabei, daß niederdeutsches t hochdeutschem s oder z entspricht, ch — f, p — f oder pf. So bestehen neben einander das niederdeutsche fett und

das hochdeutsche feist, sacht und sanft, Schacht und Schaft, schlapp und schlaff, Stapel und Staffel, Lippe und Lefze, Wappen und Waffen, Nelke und Nägelein; besonders interessante Aufschlüsse geben die zuletzt erwähnten; wir können jedoch jetzt nicht näher darauf eingehen.

Kehren wir zu der am Beginn unserer Betrachtungen aufgeworfenen Frage zurück, ob die Sprache dem Luxus abhold sei. Nach dem, was wir an Beispielen gebracht — und es war nur eine kleine Auswahl aus dem umfangreichen Material — wird die Antwort nicht zweifelhaft sein können. Die Sprache ist reich, sehr reich; sie treibt großen Luxus; sie kann ihn sich gestatten. Sind wir arm an Ausdrücken, so dürfen wir der Sprache keinen Vorwurf daraus machen; auf uns fällt die Schuld, die wir uns nicht die Mühe geben, in sie einzudringen und aus ihren Schachten das glitzernde Erz zu Tage zu fördern und es in rastloser Gedankenarbeit in klingende Münze umzuprägen. Daß es sich verlohnt, hat — hoffentlich — diese geringe Arbeit dem Einen und Anderen gezeigt.

---

## Literatur und Kunst.

### Ueber die nächsten Ziele der nationalen Kunst.

Von Arnold Fokke.

In den Dingen der Literatur die Frage aufzuwerfen, ob ein Dichter gut thue, seine Stoffe aus einer mehr oder minder weiten Vergangenheit, oder einer näheren oder entfernteren Gegenwart zu entnehmen, ist ein ebenso thörichtes wie müßiges Beginnen und kann im Ernst nur solche Leute beschäftigen, denen entweder die frische Quelle eines selbständigen Urtheils niemals geflossen hat, oder denen sie von den Schichten eines langsam fallenden, aber sicher erstickenden Schulstaubes von langen Jahren her verschüttet worden ist. Ein jeder Stoff, mag er vor unseren Füßen liegen, oder mögen seine Gestalten aus nebelgrauer Ferne zu uns herüber dämmern, hat für den Dichter genau ein und dieselbe Bedeutung. Nur auf ihn selber, nur auf die Art und Weise kommt es an, wie er den Gegenstand objectivirt, den er nicht bloß äußerlich betrachtet, sondern innerlich anschaut. Das Wesen der Dinge bleibt immer dasselbe, es ist jetzt, wie es im Anfang war, die Arbeit des Dichters ist es, dieses zu erfassen und ihm nach Maßgabe der einwirkenden Motive in der Darstellung die Verschiedenheit des Maßes und der in's Unendliche gehenden Nüancirung zu geben. Mit anderen Worten, es handelt sich darum, menschliche Dinge menschlich zu sehen und Menschen ihr Ebenbild vor die Augen zu bringen. „Tat twam asi", das bist du, wiederholt Schopenhauer aus den indischen Veden fast bis zur Ermüdung.

Ist es demnach für den Dichter eben so leicht, die Gestalten aus weiter zeitlicher Entfernung mit derselben Sicherheit zu zeichnen, wie diejenigen, welche sich seiner Betrachtung aus unmittelbarer Nähe geben? Gewiß. Denn Hekuba wird von demselben Schmerze niedergeworfen, der in unseren Tagen eine Mutter auf das Grab ihrer Kinder hinabbeugt, und Achilles wird von der gleichen Leidenschaft in den Kampf getrieben, die uns das Schwert in die Hand drückt. Nur einen Unterschied gibt es, und der bringt allerdings große Schwierigkeiten mit sich. Hekuba klagt über die Verwüstung ihres Hauses, aber in welcher Weise thut sie es? Ist es richtig, den Ausbrüchen ihres gequälten Herzens einfach den modernen Ausdruck zu geben? Es ist unzweifelhaft, daß nur dem Dichter das volle Lob der Realität gebühren würde, der der inneren Regung aus Zeit und Ort heraus auch die entsprechende Form, nicht bloß in der Gewandung, sondern auch in der Sprache, Haltung, Geberde zu verleihen verstände. Indessen, wenn schon nach dieser Seite hin in der Gestaltung der Körperlichkeit dem Dichter keine leichte Aufgabe gestellt ist, so ist nach der anderen in der Bewältigung des geistigen Gehaltes der Objecte keine geringere Schwierigkeit zu überwinden. Vielleicht eine noch größere. Die der Vergangenheit angehörigen Gestalten entziehen sich im Verhältniß der größer werdenden Entfernung dem Auge in den äußeren Umrissen, während der Kern für alle Zeit in gleichem Maße erkennbar bleibt, diejenigen der Gegenwart dagegen drängen sich gerade in ihrer Aeußerlichkeit den Sinnen auf und verhindern oft durch ein zu nahes Herantreten, den Kern des Wesens zu erkennen, von dem die Erscheinung nur der Reflex ist.

Auf das innerliche Erschauen allein kommt es an, und wenn es auch einem Shakespeare oder einem Goethe gleichgültig ist, ob seine dichterische Gestaltungskraft es mit Menschengestalten aus grauer Vorzeit oder aus dem hellen Lichte des Tages zu thun hat, so dürften doch solche Dichter, denen nicht die ganze Stärke eines sieghaften Genius zu Theil geworden ist, die schwierigere Arbeit an der sicheren und lebenswahren Darstellung der Menschen finden, von denen sie sich im Augenblick umdrängt sehen. Die Personen, welche der Geschichte angehören, sind wie die abgeschiedenen Geister: war auch ihr Leben ein stürmisches, so ist doch jetzt ihr Gang durch die Räume der Ewigkeit ein stiller, ruhevoller. Ob auch die Erinnerung, welche die Blätter der Geschichte aufbewahren, den gewohnten Einfluß auf unser Gemüth nicht verlieren kann, so liegt es doch bloß bei uns, welchen Raum wir diesem Eindruck gestatten wollen, auch können wir jeden Augenblick den elektrischen Strom auf uns einwirken lassen, aber auch in jedem Moment ihn wieder abstellen. Anders aber ist es mit den Menschen, die mit uns die gegenwärtige Zeit anfüllen. Sie sitzen mit uns an derselben Lebenstafel und führen mit uns den häßlichen Kampf um's Dasein. Eben dieser ist es, der, ob wir auch gern bei Seite stehen möchten, uns doch immer wieder in die Wirrnisse des Lebens zurück zerrt. Denn unsere persönlichen und die Interessen der Menschheit stehen auf dem Spiel, und es ist nicht bloß ein selbstsüchtiges Wollen, sondern auch ein sittliches Gebot, im Kampf in der Arena auszuharren.

Wir können nicht anders als Partei nehmen, auch wenn die Begierde uns so wenig zöge, wie die Pflicht uns zu treiben pflegt. Denn gesetzt auch, wir hätten das Recht, unseren Willen zu tödten, so kann den Menschen das doch nur in den seltensten Fällen, unter den ungewöhnlichsten Umständen gelingen. Auch dem Verborgensten drängt sich die Welt auf, und er kann sich ihren Eindrücken nicht entziehen, so lange er mit Sinnen und Verstand, mit Vernunft und Gemüth ihr Korrelat ist. Die Welt ist überall wo der Mensch ist, oder dieser müßte nicht sein, was er in Wahrheit ist, das Subject, in welchem die Erscheinung erst Leben gewinnt. Darin hat Schopenhauer unzweifelhaft Recht, ob er aber auch darin Recht hat, daß er uns die Abtödtung des Willens empfiehlt, so ist das eine andere Frage. Denn was er auf der Stufe der Kunstübung die Negation des Willens nennt, um durch sie zur reinen Anschauung zu gelangen, das ist im Grunde doch nichts Anderes als die Bethätigung derselben Kraft nach einer anderen Seite, nicht nach derjenigen des Subjectes, sondern nach der des Objectes hin. Es gilt hier, nicht das Streben des Subjectes auf die Welt der Erscheinungen zu hemmen, sondern das Eindringen dieser abzuwehren, die verwirrende Kraft des Spieles der Erscheinungen zu besiegen, oder, um in dem vielgebrauchten Schopenhauer'schen Bilde zu bleiben, den bethörenden Schleier der Maja zu zerreißen und an die innere Seite der Dinge zu gelangen.

Der Dichter, welcher glauben möchte, daß er, um den täuschenden Schein der Außenwelt von seinen Dichtungen fern zu halten, sich selber vor ihrer Einwirkung zurückziehen müßte, der mithin in der Weltflucht die erste Vorbedingung für sein poetisches Schaffen erblicken wollte, der würde mit der Wirkung seiner Thätigkeit auf unsere Gemüther keinen besseren Erfolg haben, als der Philosoph in den Kräften unseres Verstandes erreichen würde, der, über die Grenzen aller möglichen Erfahrung hinausschreitend, diesen Kräften mit leeren Ab-

stractionen beikommen wollte. Kant sagt an irgend einer Stelle, daß dies ein Beginnen sei, wie wenn der Vogel versuchen wollte, im luftleeren Raume zu fliegen. Der Dichter soll nicht scheu vor der Erscheinungen Spiel sich zurückziehen, sondern vielmehr es aufsuchen. Dabei hat er allerdings die Verpflichtung, in einer Begegnung, die eher liebevoll als feindlich ist, die verwirrende Wirkung derselben zurückzudrängen und indem er bis zu ihrem Wesen vordringt, die herrschende Stellung zu ihnen zu gewinnen.

Auf die letztere kommt es an. Der Dichter, welcher in den Maschen des Netzes oder des Schleiers der Maja hängen bleiben würde, der könnte äußerlich und dem Umfange nach freilich wohl, aber nicht in Absicht auf wahre Kunst einen größeren Erfolg gewinnen, als derjenige, welcher fern vom Schatten der Erde Stoff für seine dichterischen Gestalten suchen möchte. Von innen heraus erreicht der Dichter den Punkt, der ihm mit der Klarheit des alles umfassenden und durchleuchtenden Gedankens die Herrschaft über den Wechsel der Erscheinung verleiht. Von ihm aus schwingt er sein Scepter mit der Souveränetät eines absoluten Herrschers. Denn die Phantasie ist frei und aus jeder Idee kann er seine Kunstwelt hervorgehen lassen, die nicht deshalb das Lob der Realität verdient, weil sie die Erscheinungen der gemeinen Wirklichkeit in getreuem Ausdruck wiedergibt, sondern weil sie vom richtigen Gedanken ausgeht.

Aber es ist schwierig, durch die hüllende Form hindurchzudringen und sich des treibenden Gedankens zu bemächtigen, um so schwieriger, je näher die Wellen des Lebens den Darsteller umfluthen. Wenn es nicht so wäre, so müßten wir, wenn jemals vorher, eine wahre Hochfluth von Dichtern haben. Denn wie viele tauchen nicht täglich in diese Wellen des Lebens hinab, um uns das echte Gegenbild desselben herauf zu bringen, aber wie Wenige entsprechen den Hoffnungen, die sie erweckten und erfüllten das Versprechen, das sie gaben! Sie alle gleichen dem Geiste, den sie begreifen, und das ist nicht der Geist der Wahrheit, durch dessen Kraft auf dem Grunde der Idee das In- und Gegeneinander des Lebens wiederholt wird. Die Realisten bleiben im Staube, die Naturalisten im Schlamme stecken, die einen haften noch in den Kindersocken politischer oder sozialer Voreingenommenheit, peinvoll quälen andere sich in der Objectivirung irgend eines philosophischen Gedankens ab und die meisten mißbrauchen die Kunst zur Durchführung einer Tendenz, die dem Leser aus allen Ecken entgegengrinst und nirgends das Gefühl der Unmittelbarkeit aufkommen läßt. Denn die Gestalten in solchen Dichtungen sind nichts anderes als Gliederpuppen, denen die Verfasser ihre eigenen Ueberzeugungen umhängen, wie der Schneider seine Holzgestelle mit Jacken und Hosen drapirt. Der Hexensabbath, den augenblicklich unsere Kunst feiert, bleibt an Verzerrtheit und Fratzenhaftigkeit in nichts hinter dem Bilde einer richtigen Walpurgisnacht zurück.

Unklarheit in den einfachsten Dingen! Vermehrt worden ist die Verwirrung noch dadurch, daß man von gewisser Seite mit scheinbarer Gedankentiefe den Begriff der „Moderne“ eingestellt hat. Wenn man doch in den hiermit sich beschäftigenden Schriften darauf auch hätte bedacht sein wollen, einigermaßen Klarheit darüber herzustellen, was man unter den „modernen“ Forderungen verstanden wissen will. Freilich wenn der Anschein erweckt werden soll, als ob man im tiefen See schwimme, so handelt man verständig und thut gut, das Wasser des Teiches trübe zu halten. Nicht ohne Absicht hat man für gewöhnlich den Begriff deshalb undefinirt gelassen, um in dem gewünschten Gegensatz zur „Antike“, als ob in ihm alle Unklarheit gehoben wäre, desto ungenirter auf diese schimpfen zu können. Es ist aber klar, daß die Definition keineswegs allein durch diese Gegenüberstellung gegeben wird, sondern ebensowohl einestheils festgelegt wird durch das Verhältniß, in welchem der geistige Gehalt eines Volkes zu den früheren Phasen seiner Entwickelung steht, wie andererseits durch die Stellung, die es als Theil und Nation dem Ganzen der übrigen Völkergesammtheit gegenüber einnimmt.

Im gewöhnlichen Leben versteht man unter „modern“ das Gesetz, in welches die Velleitäten der Gesellschaft den äußeren Menschen einschnürt, aber es leuchtet ein, daß darauf hin diese neuesten Propheten ihre Sache nicht hinausgespielt haben wollten. So bleibt denn nichts Anderes übrig, als daß die Erklärung in dem gesucht werde, was man als das actuellste Wahrzeichen der Gegenwart hinstellen möchte. Die großartigen Resultate der Naturforschung, die „Thaten der Wissenschaft!“ In der That, wer hätte vor ihnen nicht ungemessenen Respect? Aber wenn es einerseits wahr ist, daß die wissenschaftliche Methode den Tod aller Kunst bedeutet, so kann andererseits von Niemand behauptet werden, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse in der zeitgenössischen Literatur nicht die ausgiebigste Beachtung und Behandlung gefunden haben. Wer möchte jedoch nachweisen, daß damit das Niveau unserer Kunst auch nur um eine Spanne gehoben sei? Der Erweis ist nicht gebracht und wird nicht erbracht werden, selbst wenn du Bois-Reymond zehn Mal den Akademiker Maupertuis vor Voltaire's Akakia retten und wenn er abermals und nochmals seine Lanze für Wagner gegen Faust einlegen wollte. Auch hat die Wissenschaft keineswegs das Höchste in unserer Zeit geleistet. Wenn sie allerdings sich breit vorlegt und anderen Kräften des Lebens den Athem benehmen möchte, so folgt daraus nicht etwa, daß sie nun auch in Form und Inhalt bestimmend für die Kunst werden müsse, sondern daß es die höchste Zeit für sie sei, sich auf ihre natürlichen Grenzen zurück zu begeben und der edleren Schwester das Licht wieder zu geben, das sie ihr seit Langem durch ihre ungebührlichen Anmaßungen entzogen hat. Doch dies ist schon so häufig und so gut gesagt worden, daß hier füglich nicht mehr davon gesprochen zu werden braucht.

Das Wort hätte nicht gewählt werden sollen, aber, da es einmal da ist, was Anderes kann man im Ernste unter „modern“ verstehen, als daß ein Volk der Summe seiner geistigen Kräfte in der Zeit jedesmal die Form und den Ausdruck geben soll, die von der ihm jeweilig gestellten Aufgabe bedingt werden. Zur Zeit der Reformation hatte es die Verpflichtung, dem geläuterten Gottesgedanken Raum in der Welt zu schaffen, und wie es derselben nachgekommen ist, dafür sind noch immer die Bibelübersetzung, das Kirchenlied, die Werke der kirchlichen Plastik und Malerei die lebendigen Denkmale. Später galt es, dem Geiste des Alterthums durch das Filtrum, wenn ich so sagen darf, unseres besonderen intelligibilen Charakters hindurch eine so klare Fassung zu geben, wie ihm von sonst keinem Volke zu Theil geworden ist. Daß wahre Menschlichkeit, wie die Werke der Alten sie in so schöner Natürlichkeit zeigen, in allen ihren Ausstrahlungen nirgends glänzendere und edlere Darstellung gefunden hat, als in deutschem Gewande, dafür braucht der Beweis nicht erbracht zu werden.

Was augenblicklich die Aufgabe des deutschen Volkes sei, wer kann es wissen? Daß die Wissenschaft der Kunst jemals Gesetze werde geben können, ist nach der Natur der Dinge für immer ausgeschlossen, wohl aber ist ein Streben des Menschengeistes darauf hin denkbar, daß alle Wissenschaft zur Kunst werde. Ist es ein aprioristisches Gesetz für Jene, daß sie trocken und langweilig sei, daß sie sich in endlose Reihen verlaufe? Doch wir dürfen diese Fragen dahingestellt sein lassen, weil sie zu weit führen würden, und uns einem Punkte zuwenden, der vor unseren Füßen liegt. Vielleicht aber ist gerade er es, von dem die Bewegung ausgehen und die Lösung des Problems in dem eben angedeuteten Sinne erfolgen muß.

Es ist eine alte Wahrheit, daß das deutsche Volk in manchen nicht unwesentlichen Dingen hinter den anderen tonangebenden Nationen Europas zurückgeblieben ist. Ebenso wenig neu sind die Ursachen dieser Erscheinung. Die innere politische Zerklüftung, die damit zusammenhängende Ausschließung der Nation als solcher vom Weltverkehr hat Eigenthümlichkeiten in uns groß werden lassen, die keineswegs achtunggebietend sind. Sie äußern sich auf der einen Seite in übertriebener Bewunderung alles Fremden und auf der anderen in einer pedantischen und ungelenken Betonung der wirklichen oder vermeintlichen eigenen Vorzüge. Das eine zeugt so wenig von wahrhafter innerer Freiheit wie das andere, und Beide

sind gleich weit ab von der selbstbewußten, weltmännischen Art, die den Franzosen und Engländern eignet. Der Fürst Bismarck hat seiner Zeit häufig genug darüber geklagt: ihm trat der Fehler in der Politik entgegen, aber nicht minder sichtbar ist er in den Dingen der Literatur, der Kunst und der Wissenschaft.

Nun ist freilich manches seit den Jahren der nationalen Erhebung besonders dadurch besser geworden, daß der befreiende Hauch des Weltmeeres bis weit in die Thäler des Binnenlandes hineindringt, aber es ist natürlich, daß der Fortschritt nur langsam geht. Bismarck hat dem deutschen Volke in den Sattel geholfen, aber bis zu dem festen Sitz auch die sportsmännische Elasticität und Leichtigkeit gekommen ist, welche die Hindernisse spielend nimmt, bis dahin wird noch immer eine geraume Zeit vergehen. Aber wenn dieses schon natürlicher Weise so ist, so dürfen wir doch am allerwenigsten hierin den Grund finden, uns still bei Seite zu stellen. Unsere günstige politische Stellung haben wir nur einer beispiellosen Anstrengung und der consequenten Behauptung nicht bloß idealer, sondern diesmal realer Forderungen zu verdanken. Nicht anders darf unser Verhalten in Sachen der Kunst sein. Wollen wir eine nationale Kunst haben, so müssen wir mit ebenso viel Unbefangenheit wie Festigkeit das Licht unserer Art auf den Leuchter der Welt stecken, denn bloßes Nachahmen des Fremden thut es nirgends. Es ist nicht bloß modern, sich nach Londoner oder Pariser Art zu kleiden, es gehört nicht bloß dazu, dichterische Stoffe anders als nach den griechischen Vorschriften des Aristoteles zu gestalten, noch auch, den Werken unserer Kunst die nur in der Zeit liegende Verschiedenheit des Charakters zu geben, sondern darauf kommt es an, nachzuholen, was zu erreichen uns eine trübe Vergangenheit nicht gestattete, und unserem eigensten Wesen die so zu sagen weltmännische Form zu verleihen. Die moderne Forderung der Gegenwart ist, dem deutschnationalen Geiste den Ausdruck zu geben, der in Gedankenfülle und selbstbewußter Kraft mit Leichtigkeit und unbefangener Anmuth sich ebenbürtig neben das Fremde stellt oder auch die Führung übernimmt. Mit anderen Worten, wir sollen in der Kunst erst noch in den weiten Mantel hineinwachsen, den uns eine Staatskunst von beispielloser Kraft und Weisheit um die Schultern gehängt hat, wir sollen uns auch auf den weiten Gebieten der Kunst der Weltstellung würdig erweisen, die große Männer uns angewiesen haben.

Dem Deutsch-Besonderen hat, wie es mir scheinen will, bis dahin der Abglanz des Weltganzen in der Weise gemangelt, daß es nicht nach allen Seiten hin jene innere Bewegungsfreiheit besaß, die bei aller Nothwendigkeit der Einordnung in das Allgemeine jedem Einzelnen gebührt, das die selbständige Bewegungskraft hat. Es ist eine Thatsache, daß wir nach der einen Seite in einer gewissen Unklarheit und Unfähigkeit der Maßbestimmung mannigfach über das Ziel hinausschossen, während auf der anderen eine falsche Bescheidenheit und ein unangebrachtes Stillestehen vor dem Fremden uns hinderten, die eigene Kraft mit einem kräftigen hands off bis an die ihr gebührende Grenze vorzustoßen. Auf diesen Grund ist die realistisch-naturalistische Bewegung zurückzuführen, die auch in Deutschland so hohen Wellengang verursacht hat. Man hat gewitzelt über den neuen Sturm und Drang, als ob er keine Berechtigung neben jener bekannten Bewegung des vorigen Jahrhunderts habe. Aber wer weiß, ob er nicht doch der Anfang einer Fluth ist, die unsere Kunst zu bis dahin noch ungeahnten Zielen führt. Es ist nicht zu leugnen, daß eine weite Kluft zwischen dem politischen und dem Kunstkönnen des deutschen Volkes gähnt, und unzweifelhaft ist die Unbefriedigtheit, die sich in dem Gebahren der Stürmer ausspricht, berechtigt. Bloß der von ihnen eingeschlagene Weg, um Wandel zu schaffen, war unrichtig und mußte es sein, weil die Mittel nur einseitig gewählt waren. Aber schon beginnt man sich auf die gemachten Fehler zu besinnen. Die Schreier treten zurück und machen Männern Platz, in denen das Neue geklärt erscheint und die das gute Alte mit diesem Neuen in feste Verbindung zu bringen verstehen.

## Ein deutscher und dänischer Dichter.

(Karl Gjellerup.)

Von Alfred Stoeßel.

Die berufsmäßigen Entdecker, die alle vierzehn Tage einmal, wenn Stoffarmuth sie dazu nöthigt, ein leuchtendes Gestirn am literarischen Himmel ausspüren, das sich später freilich nur zu oft bloß als ein bescheidenes Oelflämmchen erweist, dem die Nahrung überdies jeden Augenblick auszugehen droht; sie machen es einem wahrlich nicht leicht, einen Hinweis auf einen Namen zu wagen, dessen Klang bisher noch nicht so weit gedrungen, als er es unserer bescheidenen Meinung nach verdient haben würde. Das Metier ist zu arg discreditirt, und nicht gerne möchte man dieser Art von Sternguckern beigezählt werden, denen schlechtes Fensterglas den Blick nur trübt, während sie thun, als sähen sie durch wer weiß wie scharfe Brillen.

Und doppelt schwer wird die Sache, wenn es sich um einen jener Nordländer handelt, die, wie man oft genug von gewisser Seite zu hören bekommen kann, unsere ganze herrliche deutsche Literatur versenchen mit dem Gifte ihres Pessimismus, Naturalismus und ähnlichen schönen Dingen, vor denen der gute deutsche Idealpoet, mit den langen Haaren und dem nie versiegenden Schmerz als Reim auf Herz, sich dreimal erst zu bekreuzigen pflegt, ehe er sie auch nur zu nennen wagt. Denn wie in den meisten Dingen steckt ja auch hier ein Körnchen Wahrheit in all dem Uebereifer gegen die böse Nordländerei und eine gewisse Berechtigung, und gar zu leicht wird ein Talentchen bei uns für ein Genie ausgeschrien, sobald es nur unter der Flagge eines skandinavischen Namens segelt, das kaum irgendwelche Beachtung fände, wäre es aus deutscher Erde erwachsen; und allzu willig ist man ja bereit, gar Vieles als berechtigte Eigenthümlichkeit gelten zu lassen, wofür die Kritik dem heimischen Poeten ohne Zweifel gehörig auf die Finger klopfen würde.

Aber andererseits kann doch ein Zweifel darüber nicht aufkommen, daß jene kleinen, dünn bevölkerten Länder da oben in kurzer Zeit wirklich eine überraschende Fülle poetischer Talente hervorgebracht haben, so stark, daß sie sich selbst die Beachtung der am heftigsten Widerstrebenden zu erzwingen verstanden. Und immer noch scheint der Boden unerschöpflich zu sein, dem stets neue, kräftige Talente ersprießen, daß es einen kaum noch Wunder nimmt, wie oft mit einem neuen Namen dort auch ein echtes und rechtes Talent den Plan betritt.

Karl Gjellerup freilich, von dem in diesen Zeilen die Rede sein soll, ist kein neuer Name, wenigstens nicht in seiner dänischen Heimath, wo, nennt man die besten Namen, auch der seine nicht vergessen wird. Aber in Deutschland ist er noch so viel wie unbekannt, während gar mancher seiner nordischen Kollegen, der einen Vergleich mit ihm nicht auszuhalten vermag, schon in breite Schichten gedrungen ist; ob Gjellerup auch seit Jahren schon mitten unter uns lebt, mit eifrigstem Interesse jede Regung deutschen Lebens, sei es auf politischem, sei es auf künstlerischem Gebiete verfolgend, ein begeisterter Apostel des Deutschthums unter seinen Landsleuten, ein „Jünger der Germanen", wie er mit Stolz sich nennt.

Und deshalb will ich allen Bedenken zum Trotze hier von ihm sprechen; denn es scheint, daß es wahr ist, was Karl von Thaler jüngst in diesen Blättern erst behauptet, daß auch eine prächtige literarische Leistung und, wie wir hinzufügen möchten, selbst eine prächtige literarische Erscheinung spurlos vorübergehen kann, wenn sich nicht eine Hand findet, welche die Lärmtrommel für sie rührt. Und eine prächtige literarische Erscheinung ist Karl Gjellerup ohne Zweifel, ein echter Poet, der unbekümmert um alles Geschwätze von Schulen und Schülchen, Cliquen und Coterien unbeirrt seinen Weg geht; heute ein heikles soziales Problem mitten herausgreift aus unserem modernen Leben und vor nichts zurückschreckend, es verfolgt bis in seine äußersten Consequenzen, morgen zurückgeht bis in der Edda graue Vorzeit und aus ihr sich seinen Vorwurf holt für seine Dichtung; bald im Vers, bald in Prosa die Fülle

seines Könnens ausströmend; im Roman, wie im lyrischen Gedichte, im Drama, im Epos oder im politischen und ästhetischen Essay seine Kräfte messend.

Denn erstaunlich reich ist die Menge seiner Production, und nicht weniger als 24 Bücher hat Gjellerup in den 36 Jahren, die er heute zählt — er ist am 2. Juni 1857 auf Seeland geboren — veröffentlicht, und schon wieder steckt er mitten drin in neuen Plänen, neuen Arbeiten, neuen Entwürfen. Und doch hat die Qualität seiner Arbeiten nicht unter ihrer Quantität gelitten, und doch scheint es, als habe er den Gipfel seines Könnens lange noch nicht erreicht.

Als ein Revolutionär und Abtrünniger hat Gjellerup seine schriftstellerische Laufbahn begonnen. Auf der Universität hatte er Theologie studirt; aber schon in seinen ersten Publicationen in den Romanen „Ein Idealist" und „Das junge Dänemark" wie in der Abhandlung über „Erblichkeit und Moral", für die ihm übrigens die Universität Kopenhagen die goldene Medaille zuerkannte, zog der Freigeist zu Felde gegen die Orthodoxie. Von dem frommen Kinderglauben seiner Jugend hatte er sich durchgerungen bis zu den Lehren von der mechanischen Erklärung der organischen Natur des großen englischen Forschers, dem der Dichter in seinem „Requiem für Darwin" poetisch auch ein Denkmal gesetzt hat.

Aber gleichzeitig war er auch schon, im Gegensatz zu den Revanchelüstigen und Rachesinnenden unter seinen Landsleuten, die Schleswig-Holstein und die Ereignisse des Jahres 1864 noch nicht verschmerzt haben, kräftig für das Germanenthum in Dänemark eingetreten, dessen großen und wohlthuenden Einfluß auf das Geistesleben seiner Heimath, wie die Nothwendigkeit der Anlehnung Dänemarks an Deutschland in geistiger und politischer Hinsicht er auch dichterisch in dem Roman „Der Jünger der Germanen" nachzuweisen sich bemühte. Die Fahne des Pan-Germanismus hat er noch oft seitdem dort oben im Norden aufgepflanzt und mit Begeisterung stets vertheidigt, sei es auf politischem Gebiete, sei es, indem er deutscher Kunst die Wege bahnte zu den Herzen und zum Verständnisse seiner Landsleute, das diesen in ihrer seit dem Kriege so heftigen Abneigung gegen alles Deutsche, und ganz dem französischen Einflusse unterworfen, wie sie in Folge dessen vielfach sind, trotz aller Stammesgemeinschaft immer mehr und mehr abhanden gekommen ist. In einem auch in's Deutsche übersetzten Buche „Richard Wagner in seinem Hauptwerke: der Ring der Nibelungen"*) sucht er alle die gewaltsam zerrissenen Fäden wieder zusammenzuknüpfen und über die mächtigen Pfeiler der Gemeinsamkeit unserer Abstammung und unserer herrlichen alten Sagendichtungen eine Brücke zu schlagen, die wieder verbinden soll, was besser niemals sollte getrennt worden sein. Die Aufführung der „Walküre" in einer von Gjellerup herrührenden Uebersetzung zu Kopenhagen im März 1891, die nicht viel geringere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als die bekannte Lohengrinaufführung in Paris, ist zum größten Theil sein Verdienst, und unzählige andere Verdienste hat er sich um den deuschen Geist in den nordischen Landen erworben, dem er selbst ja wieder so Vieles verdankt.

Er verdankt ihm zunächst seine Weltanschauung, die Basis, auf die er sein ganzes Schaffen zu stellen vermochte; aber auch eine Menge kleiner Züge, denen in seinen Werken nachzugehen nicht uninteressant ist: etwas Zartes und Sinniges im Gegensatz zu dem Herben und Rauhen, dem brutal Zugreifenden, was so vielen seiner skandinavischen Kollegen anhaftet, die, wie ihre Vorfahren einst, die Wikinger auf ihren kleinen und gebrechlichen Fahrzeugen, die Welt in Schrecken versetzen und in Verwirrung trotz des leichten geistigen Rüstzeugs, das sie führen, allein durch ihren ungemessenen Wagemuth.

„Bei uns im Norden," sagte mir jüngst erst ein skandinavischer Autor, „sind die Schriftsteller sehr oft von einer ganz überraschenden Unbildung." Aber zum Theil beruht darin vielleicht ihre Stärke. Die Ursprünglichkeit des schaffenden Genius wird bei ihnen nicht erst gepreßt durch das Röhrenwerk einer gelehrten Bildung, und ungebärdig oft, aber naturfrisch und elementar fließt deshalb der Quell ihrer Production.

Gjellerup hat sich durch dieses Röhrenwerk einer gelehrten Bildung hindurch gerungen; er zählt zu den belesensten und gelehrtesten Autoren Skandinaviens; aber von der Ursprünglichkeit und Frische seines Talentes hat er, ob er sich auch an Wissen und an deutschem Wissen zumal vollgesogen, sich doch noch genug zu bewahren gewußt, und nur das Wikingerhaft-Erschreckende hat er zum großen Theile verloren. In dem bunten Teppich seiner Production kann man einen starken Schuß von etwas Weichem, Feinem und fast Vornehmem verfolgen, und in den beiden einzigen von seinen poetischen Werken, die in deutscher Uebertragung vorliegen im „Romulus"*) und viel mehr noch in der Novelle „G-Dur",**) so voll intimen Reizes, wird man gar Vieles finden, was einen lebhaft an Theodor Storm und Paul Heyse gemahnt. Und doch wird man auch in diesen Werken den Nordländer auf den ersten Blick zu erkennen vermögen, den Naturalisten, was im Grunde die Skandinavier ja fast alle sind: wie er die Leiden eines von rohen Bereitern fast zu Tode gemarterten Pferdes mit peinlicher, qualvoller Naturtreue schildert, des schwarzen „Romulus" der Remonte 311, die so zugerichtet wurde, „daß es keinen einzigen Trainsoldaten im Regiment gibt, der sich dieser Nummer nicht bis zu seinem Sterbetage erinnern wird"; und wie er unbarmherzig in „G-Dur" ein braves, wackeres Mädchen dem bitteren Schicksale der ungeliebten, einsamen, alten Jungfer überantwortet, der eine interessante kleine Kokette, an Bravheit und Tüchtigkeit jener auch nicht im geringsten zu vergleichen, das Herz ihres Bräutigams listig entwendet hat.

Aber freilich noch schärfer und heller leuchtet aus seinen letzten beiden Werken, aus „Hermann Vandel", das im vergangenen Jahre die Freie Bühne in Kopenhagen zur Aufführung gebracht hat, und aus dem Drama „Wuthorn", das im Dagmar-Theater in Kopenhagen mit großem und nachhaltigem Erfolge gegeben wird, der grelle Schein der Mitternachtssonne. „Wuthorn", wo die freie, aber echte Liebe Triumphe feiert über die lose Gemeinschaft von Mann und Frau, die nur Kirche und Staat mit ehernen Banden aneinander geschmiedet; und „Hermann Vandel", wo die innerliche Faulheit und Hohlheit der bürgerlichen Gesellschaft erschütternd grell an den Schicksalen einer Schulrektorsfamilie illustrirt wird; wo die Tochter, um sich eine gute Versorgung an der Seite eines vermögenden Gutsbesitzers zu sichern, zu einem Mittelchen greift, das ihr der Bruder verrathen, damit man die zu erwartenden Folgen eines kürzlichen illegitimen Verhältnisses zu beseitigen vermag; einem Abguß von den Blättern des Sebenbaumes, der von jungen Mädchen gern genommen wird, „die eigentlich nicht mehr junge Mädchen sind und es doch gerne bleiben wollen."

Da zeigt die Stoffwahl schon den Skandinaven und nicht minder die Art der Behandlung des Themas, die bis zu den letzten, äußersten Schlüssen muthig vordringt. In knappem, straffem Aufbau gliedert sich die Handlung, und scharf umrissen zeigen sich die Charaktere. Aber der deutsche Einfluß zieht auch hier, leicht erkennbar, seine Spuren. Nicht wie Ibsen will Gjellerup auf den Monolog, als einem reichen poetischen Ausdrucksmittel, Verzicht leisten, und seine Personen sind nicht groß im Schweigen. Sie reden und reden oft bei aller Charakteristik des Dialoges doch eine schwungvolle, poetisch beseelte Sprache. Der Künstler in ihm will auch in Tönen schwelgen, im Wohlklang der Sprache, wie der Maler an Farben sich berauschen mag, die im Grunde ja doch auch nur ein technisches Hülfsmittel sind eines höheren künstlerischen Zweckes. Und deshalb kehrt Gjellerup immer wieder einmal zum Verse zurück, für den er eine offenbare und schwärmerische Liebe zu haben scheint. Wie nach harter Arbeit in ein kühles, erfrischendes Bad, taucht er nach einigen Prosaarbeiten stets wieder unter in die rauschenden Fluthen des Verses. Und immer wieder flüchtet er sich nach hartem Kampfe in das Reich

*) Leipzig, Feodor Reinboth.

*) Heinrich Minden, Dresden.
**) E. Pierson, Dresden.

des Schönen, wo die Kunst, soweit sie überhaupt dies vermag, sich selbst Zweck ist und bewußt wenigstens nicht, und nicht mit Absicht das Zeichen der Herausforderung zum Streite an der Stirne trägt.

Im Romulus klagt die Heldin darüber, wie sehr sie unter dem bloßen Anblicke der Mißhandlungen zu leiden hatte, die das arme Thier erdulden mußte. „Mir fiel dabei ein," sagte sie, „daß wir — Sie und ich und unsere ganze Gesellschaftsklasse — doch eigentlich nur als Zuschauer leiden — denn die rechne ich gar nicht mit, welche so egoistisch sind, daß ihnen das ganze Dasein sehr gut und ausgezeichnet erscheint. Und wenn schon das „Zuschauer sein" das Glück zerstört, was müssen dann die nicht leiden, die selbst unter der Peitsche sind — und das sind am Ende die meisten . . ." Und sie erhält darauf die Antwort: „Wenn man als Zuschauer leidet, so soll man aufhören, Zuschauer zu sein, so soll man vertheidigen, wo etwas zu beschützen ist, zuschlagen, wo etwas zu rächen ist und lieber seine Waffen brechen, als sie rosten lassen."

Und Gjellerup läßt seine Waffen nicht rosten. Aber dann will er auch seinen Passionen und Liebhabereien nachgehen können, soviel es ihm beliebt, und seine Production ist deshalb für diejenigen, die sie verfolgen, eine fortgesetzte Kette von Ueberraschungen. Eine schnellbereite Rubrikenweisheit wird mit ihm nicht leicht fertig; denn der Dichter der „Rococomödie aus dem galanten Sachsen" und der „Arkadischen Legende". muß aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden, als der des Revolutionsdramas „Saint-Just"; und der modernen sozialen Problemen nachgehende Schöpfer des „Wuthorn" und des „Hermann Vandel" verträgt sich nicht gut in demselben Schubfache mit dem Verfasser der Tragödie „Brunhild", der Gedichte „Das Buch meiner Liebe" oder gar des dramatischen Poëms „Thamyris", eines merkwürdigen Werkes, das im ersten Act eine mythologische Tragödie ist, im zweiten ein idyllisches Schäferspiel und im dritten Act als Oper mit einem Satyrspiel auf Helikon endigt. Thamyris, ein thrakischer König, fordert die Musen selbst zum Wettstreit heraus. Zur Strafe für seinen frevlen Uebermuth wird er mit Blindheit geschlagen; aber die Kunst des Gesanges kann ihm nicht genommen werden, und, von Stadt zu Stadt ziehend, übt er sie zum Entzücken aller Menschen unter dem neuen Namen, den ihm die Götter gegeben: Homer.

Und weiß Gott, in welcher Art Vermummung der Dichter uns in Zukunft noch in den Weg treten wird. Aber immer wieder wird er uns doch leicht kenntlich bleiben; denn einer so starken und interessanten künstlerischen Individualität begegnet man nicht alle Tage. Aber ist man ihr einmal begegnet, dann verliert man sie auch nicht so leicht aus dem Gedächtniß.

---

## Feuilleton.

### Mutter und Sohn.

Von P. Hann.

Frau Helene Stolberg wanderte ruhelos über den Teppich ihres Wohnzimmers. Sie trat an's Fenster und starrte auf die windgepeitschten Bäume ihres Gartens hinaus, einen trostlosen Ausdruck in den Augen, der mit dem herbstlich kahlen Landschaftsbilde übereinstimmte. Sie wendete sich zur Thüre und horchte nach der Treppe hin; zuweilen blieb sie an dem Theetisch stehen, der an den englischen Kamin mit dem traulich loderuden Feuer gerückt war, und betrachtete mit bitterem Lächeln die Vorbereitungen, die sie getroffen, damit es einen recht behaglichen Eindruck mache. Schon seit Monaten kämpfte sie mit einem unbekannten Feinde, mußte sie Anstrengungen machen, um ihrem Kinde das Alleinsein mit ihr nicht als Opfer erscheinen zu lassen. Der Vielbeschäftigte hat keine Zeit zu dem gemüthlichen Dämmerstündchen im Zimmer seiner Mutter. Und wenn er sich einmal einfindet, dann vermeidet er ihre Augen, starrt theilnahmlos vor sich hin und gähnt, wenn sie eine theilnehmende Frage an ihn richtet, oder in erkünstelter Heiterkeit etwas aus ihrem stillen, einförmigen Leben erzählt.

Wenn Frau Helenens Blick den Schreibtisch in der Fensternische und das Häuflein schmutziger, zerrissener Papiere, die auf seiner Platte liegen, streift, dann zuckt sie zusammen und stöhnt. Bis vor wenigen Stunden war Frau Stolberg, die Wittwe des angesehenen Hofraths im Auswärtigen Ministerium, eine junge, schöne und glückliche Frau. Ihr Glück hat einen Schaden erlitten, von dem es sich vielleicht nie wieder erholen wird, und um Mund und Augen liegt ein Zug, als wollten Jugend und Schönheit, die ihr ohnedies länger treu blieben als anderen Frauen, Abschied nehmen.

Ihre guten Freunde hatten Alles längst vorausgesehen. Hätte die verblendete Mutter ihren trefflichen Rathschlägen Gehör gegeben, dann wären ihr die trostlosen Erfahrungen erspart geblieben. Aber predige Einer Lebensklugheit an die Adresse einer gefühlvollen, schwärmerischen, oder wie die guten Freunde sagen, überspannten Frau. „Erwin soll auf eine ungetrübte Kindheit zurückblicken. Wenn er ein Mann geworden ist, soll sie als die goldene Zeit des Lebens in seiner Erinnerung stehen," erklärte sie ihnen. Die schöne, vielbewunderte Frau zog sich, als ihr Gatte starb, vollständig von der Gesellschaft zurück, um ihrem Kinde zu leben. Rührend und lächerlich zugleich war der Cultus, den sie mit ihm trieb. Gemiethete Hände durften es nicht berühren. In wohlverschlossener Lade bewahrte sie eine Sammlung von seinen ersten Schuhen und winzigen Strümpfen, Photographien in jährlich erneuerter Auflage — Erwin im Stechkissen, im Tragkleide, zum erstenmale aufrecht stehend, als kühnen Reiter auf dem Schaukelpferde, als kleinen Matrosen, als künftigen Künstler, die Violine in den Händen — von außer Dienst gesetztem Spielzeug, verunglückten Schreibversuchen, Zeichnungen von zweifüßigen Pferden und Hunden. Sie kannte die Spottlust ihrer Zeitgenossen und behütete ihre Schätze ängstlich vor profanen Blicken; aber wenn sie ein Feierstündchen halten wollte, dann ordnete sie ihr Museum und verglich die Bildchen: es war stets dasselbe lachende Knabengesicht mit den großen blauen Augen, rosigen Wangen und dem kurzen Grübchenkinn, an welchem die gütigen Freunde Mangel an Willensstärke, einen haltlosen Charakter erkennen wollen.

Wie schnell verstreicht die Zeit! In seiner Uniform stramm, schlank und bildhübsch, schreitet Erwin durch das Haus, die Sporen klirren, denn seine Mutter ist wohlhabend genug, seinen Wunsch zu erfüllen und ihn bei der Cavallerie mit den Söhnen des alten, unnahbaren Adels dienen zu lassen. Ein glückliches und zugleich verhängnißvolles Geschenk wurde Erwin in's Leben mitgegeben: mühelos gewinnt er Freunde. Graf Bruck, der mit ihm dient, zieht ihn in seinen Kreis und macht ihn mit allerhand erlesenem Zeitvertreib, mit Wetten und Kartenspiel vertraut. Frau Helene freut sich über den Freund, den er gewonnen hat. Beziehungen, in jungen Jahren geknüpft, halten meist für's Leben vor. Der Vater des jungen Grafen ist ein Mann von Einfluß, er vermag Erwins Laufbahn zu ebnen.

Zu seinem Unheil spielte er Anfangs mit Glück. Ohne die Mutter mehr als billig in Anspruch zu nehmen, konnte er lange der unzertrennliche Gefährte seines vornehmen Freundes bleiben, bis sein Umgang und das aufregende Amüsement ihm Bedürfniß und die Theeabende bei Frau Helene, die er früher für gemüthlich und anregend hielt, langweilig wurden. Das Blatt wendete sich, Erwin verlor. Aber er vertraute sich seiner besten Freundin nicht an, er schämte sich. Er trat mit einem Ehrenmanne dunkelster Schattirung in Verbindung, der für das Wagniß, einem Unmündigen zu borgen, die höchsten Zinsen forderte, wiewohl er wissen konnte, daß ihm hier keine Gefahr drohe. Der einzige Sohn einer Wittwe, einer wohlhabenden Frau! sie wird sich hüten, es auf einen Skandal ankommen zu lassen.

Längst beunruhigte Frau Stolberg das unstäte, flackernde Licht in den Augen ihres Sohnes, der Verlust des alten Lächelns, sein Hinbrüten und gewaltsames Auffahren. Nun kennt sie die Ursache seiner Verstörung. Der dunkle Ehrenmann hat sie verlassen, nachdem sie die Schuldscheine eingelöst, und sie wandert ruhelos durch das Zimmer. Daß Erwin Schulden gemacht, würde ihr keinen so tiefen Schmerz bereiten, wiewohl sie sich, Dank den betrügerischen Zinsen, künftig einzuschränken haben wird. Sie hat zu ängstlich die Hand über ihn gehalten, und der an fremde Leitung Gewöhnte ließ sich leicht verlocken. Jedoch wie eine tödtliche Wunde traf es sie, daß sie von einem Fremden seine Verirrung erfahren mußte, daß er nicht offen vor sie hintrat und dieselbe eingestand. Ihre große, selbstlose Liebe hatte ein wenig Vertrauen verdient. Ihr ist zu Muthe, als könne das Verhältniß zu ihrem Kinde nie wieder das alte werden.

Stunde um Stunde verstreicht, die Nacht bricht an und Erwin läßt sich ganz vergebens erwarten. Die Sorge erwacht und verdrängt den Groll. Daß er an diesem Tage das Heimkommen bei den Karten vergißt, kann sie nicht glauben; weiß er doch, daß sie heute mit der bittersten Enttäuschung ihres Lebens kämpft.

Erwin ritt aus der Heumarktkaserne zu dem Landhause seiner Mutter in Hietzing; lässig hielt er die Zügel, sein Kopf war auf die Brust gesunken. Die Aufopferung der edlen Frau war auf nicht ganz dürres Erdreich gefallen. Er liebte sie, er würde ihr, soferu es sein schwacher, fremden Einflüssen zugänglicher Charakter gestattete, gerne Kummer und vor Allem die Beschämung erspart haben, in der Schätzung ihres Sohnes so traurig irre gegangen zu sein. Das Pferd wurde unruhig unter seinen Händen; er hatte es selber wählen dürfen und sich für ein junges, feuriges Thier entschieden. Bisher waren sie vortrefflich mit einander ausgekommen. Jetzt aber hatte es unter der Stimmung seines Meisters zu leiden, bald ward ihm volle Freiheit gelassen, bald fühlte es Sporen und Zügel. Wie es gewohnt war, trug es Erwin zur

Villa, aus deren Fenstern freundliches Licht herausschien. Aber der junge Mann kann die Helle nicht ertragen, er wirft das Pferd herum und stürmt mit ihm durch die verödeten Gassen bis weit hinaus, wo die Landhäuser aufhören. Schaumbedeckt und zitternd steht es still, sein Herr ist in dumpfes Hinbrüten versunken, da schlägt es von selber den Rückweg ein und bringt ihn wieder in den Lichtschein des Hauses. Er fährt auf, im Jähzorn zerrt er an den Zügeln, drückt die Sporen ein, läßt die Gerte sausend niederfallen. Das Thür bäumte sich wild auf und schleuderte den Reiter gegen einen Baumstamm. Blutbedeckt, mit gebrochenem Arm brachte man Erwin spät in der Nacht der Mutter in's Haus.

Bei seinem Anblick verstummten alle Vorwürfe. Erst als unter ihren pflegenden Händen die Verletzungen zu heilen begannen, sprach sie sanft, daß sein Mangel an Vertrauen sie tief betrübt hatte.

„Mutter, ich wollte Dir nur Kummer ersparen und spiegelte mir immer die Hoffnung vor, das Glück werde mir wieder lächeln," betheuerte er, „ich habe schreckliche Tage verlebt. Aber sie sind mit der Lehre, die sie mir gaben, nicht zu theuer erkauft. Nie wieder rühre ich eine Karte an." Sie schloß ihn vertrauend in die Arme; sie glaubte ihm.

Ohne Zweifel war es ihm auch ernst mit seinem Gelübde. Aber als zur Feier seiner Genesung Graf Bruck ein kleines Fest gab und die Karten hervorgeholt wurden, da schämte sich Erwin, seine frommen Vorsätze zu verkünden. Er fürchtete den Spott, der sich über ihn und, was ihm noch unerträglicher schien, über seine Mutter ergossen hätte. Man wäre nicht sehr glimpflich mit dem Genossen umgesprungen, der am Schürzenbande der Frau Mama hing. Verzweiflung im Herzen schied er aus der Gesellschaft. Wieder hatte er den dunklen Ehrenmann in Anspruch zu nehmen.

Es ging in rasender Eile abwärts mit Erwin Stolberg. Die guten Freunde prophezeiten nicht mehr, sondern ließen das halb triumphirende „habe ich es nicht gesagt?" hören. Alles gab den Spieler, den Sohn der Wittwe, der die Habe seiner Mutter vergeudete, verloren. Alles, nur sie nicht. Sie hält an dem Glauben fest, er werde doch noch den rechten Weg gewinnen. Und deshalb ist sie nachsichtig — o, so nachsichtig! Freilich sieht sie, was den Andern entgeht, daß er ringt und kämpft, um sich aufzuraffen, daß er wochen- und monatelang nicht von ihrer Seite weicht, bis die Lockung wieder an ihn herankommt und er erliegt. Sie sieht die Verzweiflung in den erloschenen Augen, die eingefallenen Wangen, die gebeugte Gestalt. Sie sagt sich, daß sie einen Kranken vor sich habe und will ihn durch die Alles besiegende Macht der Mutterliebe heilen.

Wieder liegt ein Haufen zerrissener Papiere auf ihrem Schreibtische. In Frau Helenens Augen leuchtet ein seltsames Feuer. Kein Wort des Vorwurfs, keine Klage fällt von ihren Lippen, wiewohl sie heute hingegeben hat, was ihr ein sorgenfreies Alter verschaffen sollte. Scheu wie ein Verbrecher vor seinem Richter steht ihr Sohn vor ihr. Sie schließt den Schreibtisch auf und entnimmt ihm ein Päckchen Werthpapiere.

„Es ist das Letzte, was ich habe," spricht sie, „ich verkaufte meinen Schmuck und verpfändete auf Jahre hinaus meine Pension. Nimm das Geld, fange damit in irgend einem verborgenen Erdenwinkel ein neues Leben an. Nimm es, ich will's. Aber höre mich"; ihre Gestalt richtet sich hoch auf, „laß mich nicht in dem Glauben sterben, daß zu große Liebe eine Schuld ist, die härter gebüßt werden muß, als jede Todsünde. Nein, mache keine Versprechungen, betheuere nichts! Ich werde hier im Kreise meiner schadenfrohen Bekannten warten, mein Brot selber verdienen, Demüthigungen und vielleicht Entbehrungen ertragen, bis Du mich rufst, bis Du für mich ein Asyl bereitet hast, in welchem ich meine Tage beschließen kann. Vergiß nicht, daß ich nicht lange zu warten vermag!"

Frau Stollberg hat ihre Villa mit einer sehr bescheidenen Stadtwohnung vertauscht, bei Sturm und Frost eilt sie, in die immer schäbiger werdenden Kleider aus ihren besseren Tagen gehüllt, durch die Straßen Wiens zu ihren Pianostunden, die nicht so zahlreich und gut bezahlt sind, wie es zu wünschen wäre. Merkwürdigerweise bleibt sie bei der kärglichen Kost, die sie sich vergönnt, gesund und kräftig und zeigt ihren intimen Feinden eine unbewölkte Stirn, die Leidenszeit ist für sie nur ein Uebergang; unerschütterlich hält sie an dem Glauben fest, Erwin werde in der Fremde seine Existenz begründen und für sie sorgen.

Wie ein Orkan, Bäume und Sträucher knickend und selbst das niedrige Gras zu Boden drückend, sind die Erlebnisse der letzten Zeit über Erwin hingezogen. Ob sich die Gefühle je wieder aufrichten werden, ohne welche ein erfolgreiches Leben undenkbar ist, das Selbstvertrauen, der Glaube, daß er nicht verloren sei, die Hoffnung, einmal wieder das Haupt frei tragen zu können? Eines ist sicher, er muß auf Jahre hinaus die Versuchung fliehen. Schaudernd denkt er an eine Viertelstunde zurück, in welcher die letzten Worte seiner Mutter, die sonst unaufhörlich in seinem Ohre klingen, spurlos verhallten. Ohne Rast wanderte er auf dem Verdeck des Dampfers herum. Aus dem Rauchzimmer erschallten lustige Stimmen, und er blieb vor der geöffneten Thür stehen. Wie ein Fieber überfiel ihn das Verlangen, Karten zu mischen, auszutheilen, auf den Tisch zu werfen. Es war ungefährlich, er brauchte das letzte Gut seiner Mutter nicht anzugreifen, die drinnen spielten eine Partie Skat. Schon hatte er den Fuß gehoben, da ballte er die Hände in den Taschen zusammen, daß sich ihm die Nägel in's Fleisch einpreßten, und rief sich selber wie einer zweiten Person zu:

„Wenn Du Dich je wieder an einem Spieltisch niedersetzest und Dir es mit lustigen Gesellen wohl sein läßt — Du Lump — bei Gott im Himmel ich jage Dir eine Kugel in's Gehirn!"

Er hatte noch keinen Plan gefaßt, was er in Amerika beginnen werde. Nur daß er in keiner großen Stadt bleiben durfte, stand fest. Er mußte allein sein, um die Zerstörungen des Orkans ausheilen zu lassen. Seit seinem Sturz vom Pferde war eine Schwäche in seinem linken Arm zurückgeblieben, wegen welcher er seiner Militärpflicht enthoben worden war; seine Heimath machte keine Ansprüche mehr an ihn, und er konnte unbehindert den Aufbau eines neuen Lebens beginnen. Seine paar leichtsinnig durchjubelten Studienjahre verwiesen ihn auf die große Stadt, er konnte Kaufmann, Lehrer, wenn er sich zusammenfaßte und einige Jahre daran wendete, Arzt werden. Aber er fühlte Todesangst vor dem Feinde, den er in seiner eigenen Brust beherbergte. Verlockend erschien ihm der Gedanke, unter seinen eigenen Fruchtbäumen, neben wogenden Aeckern und saftgrünen Wiesen ein nützliches Tagwerk zu vollbringen. Stundenweit kein Nachbar, er mit seinen Arbeitern von Sonnenaufgang bis -Untergang fleißig die Hände rührend und Abends in einen tiefen traumlosen Schlaf versinkend. Auf das Land hinaus wird ihm die Mutter gern nachfolgen. Zwar hat er nie einen Pflug geführt, einen Spaten in der Hand gehabt, einen Obstbaum gezogen. Aber die Landwirthschaft gehört zu den freien Künften, in welchen sich Jeder ungestraft versuchen zu können glaubt. Wenn er einen Theil des Kaufgeldes als Hypothek auf seinen Besitz eintragen läßt, genügen seine Mittel, ein Gut zu erstehen, das ihn daheim zum Großgrundbesitzer machen würde. Man preist es ihm an, vortrefflicher Boden, reichliche Bewässerung, kein rauhes Klima, das Alles läßt ihn glauben, er sei bei dem Ankauf seiner Farm, die an der Grenze der Staaten Pennsylvanien und New-Jersey liegt, vom Glück begünstigt worden. Die Romantik der Ansiedler, das Wurzelausroden und den Boden mittelst Feuer und Axt urbar machen, wird er entbehren müssen, denn sein Besitz ist längst der Cultur zugeführt. Ja er krankt bereits an den Folgen des Raubbaues, den seine amerikanischen Eigenthümer getrieben. Unter den Händen eines tüchtigen deutschen oder skandinavischen Bauers könnte trotzdem ein ergiebiges Gut daraus werden. Aber von all den verunglückten Existenzen, die gerade unter den gebildeten Einwanderern so häufig anzutreffen sind, ist die des städtischen Bauers, des „Gentleman-Farmers" die bedauernswürdigste. Seine Arbeiter sind unehrlich und träge, sein Vieh erkrankt auf unerklärliche Weise, wenn Alles ringsum über ein glänzendes Erträgniß jubelt, hält er eine Mißernte. Hätten gute Vorsätze, ein geradezu eigensinniger Fleiß, ein störrisches Ausharren bei der schweren ungewohnten Arbeit genügt, dann wäre Erwin Stolberg erfolgreich gewesen. Aber ihm fehlte die Einsicht in den Betrieb der Landwirthschaft, die Erfahrung. Und als er diese theuer erkauft hatte, vermochte er sein Gut nicht zu halten. Die schwere Arbeit in brennender Sonne und rauhem Wetter hatte seinen verweichlichten, durch das tolle Leben der letzten Jahre wenig widerstandsfähigen Körper hart mitgenommen. Im Spätherbste, drei Jahre nachdem er sein neues Leben angefangen, streckte ihn eine schwere Krankheit auf sein Lager. Nicht mehr die zärtliche Mutterhand, die rauhe Faust eines Farmarbeiters (des einzigen, der zurückblieb, als seine Gefährten — den größten Theil des Ertrages in ihren Löhnen mitnehmend — davonzogen) pflegte ihn. Erwin hatte, als das Fieber wich, Zeit zum Nachdenken. Die Zinsen der Hypothek, Steuern und Arbeitslohn verzehrten seinen Gewinn. Es hieß, das Gut aufgeben und ein Arbeitsfeld suchen, das keine so großen Ansprüche auf physische Kraft stellte. Durfte er es wagen? An seinem Geiste ziehen die letzten drei Jahre vorüber. Was hat er, seit er sich in der Einsamkeit vergrub, verloren und gewonnen? Er hat hart gearbeitet, und das Resultat ist die Erschöpfung, in welcher er jetzt auf seinem Bett liegt und der Verlust des theuer erkauften Zehrpfennigs, den ihm seine Mutter mit auf den Weg gegeben. Aber ganz ohne Gewinn für ihn sind die drei Jahre doch nicht verstrichen. Langsam, stätig haben sich Bäume, Sträucher und Gräser aufgerichtet, das Selbstvertrauen ist zurückgekehrt, er kann in den Strudel des großstädtischen Lebens hineinspringen, ohne zu fürchten, fortgerissen zu werden. Zuweilen, wenn er zum Kaufmann oder Advokaten in die Stadt fuhr, riefen ihm Nachbarn zu, er solle, wenn er sein Geschäft beendigt, ein Spielchen mit ihnen machen. Er wunderte sich, wie wenig Ueberwindung es ihn kostete, eine Abhaltung vorzuschützen und den Heimweg allein anzutreten. Der Augenblick vor der offenen Thüre des Rauchzimmers war die Krisis in seiner Krankheit gewesen. Freilich sind die derben Gesellen mit Pfeifen oder gar Kautaback im Munde nicht allzu verlockend, aber wäre die Spiellust unbezwinglich, dann würde er mit jeder Gesellschaft vorlieb nehmen. Das alte, fröhliche Knabenlachen auf den Bildern daheim, welche Frau Stolberg am Feierabend hervorholt und betrachtet, bis sie ihr durch Thränen undeutlich werden, tritt auf sein Gesicht. Besorgt sieht ihn der alte Farmarbeiter an. Es muß das Fieber sein, sonst hätte der junge Herr wahrlich keine Veranlassung vergnügt zu sein.

„Gesund werden und wieder anfangen," murmelt Erwin, dann wendet er sich zur Wand und schließt die Augen. Der tiefe, traumlose Genesungsschlaf umfängt ihn.

Etwa sechs Monate später bekam Frau Stolberg den ersten Brief von ihrem Sohne. Er enthielt einen kleinen Betrag, Erwins erste Ersparnisse, die er gemacht, seit er bei einem Fruchthändler, dem er früher seine Obsternte zu verkaufen pflegte, eine kleine Stelle angetreten. Solch ein herrlicher Brief, so voll Hoffnung, Liebe und Dankbarkeit! Es war kein Wunder, daß die Wittwe, sonst die Zurückhaltung selbst, von Haus zu Haus wanderte und den guten Freunden aus dem Briefe vorlas, bis er aussah wie ein uraltes Pergament. Kein Wunder, daß sie ihr Museum allabendlich vor sich ausbreitete und sich in den Anblick all der kleinen Erwin Stolberg's vertiefte. Eine leidenschaftliche Sehnsucht erwachte in ihr, ihn wiederzusehen. Aber es dauerte noch einige Jahre, bevor er kam. Sie hätte ihm früher nachreisen können: eine Verwandte, die ihr, wenn sie wohlhabend geblieben wäre und es nicht gebraucht, ihr ganzes Vermögen hinterlassen hätte, starb und vermachte ihr ein Legat von einigen tausend Gulden. Aber sie hatte in der Abschiedstunde erklärt, sie wolle warten, bis er zurückkehrte; und die Genugthuung mochte sie sich nicht entgehen lassen, aller Welt zu zeigen, wie sehr im Rechte sie war, als sie an den guten Kern in ihm glaubte.

Und da riß eines Abends eine ungeduldige Hand an der Klingel ihrer Wohnungsthüre. Die alte Christine, die seit Frau Stolberg's Kindheit bei ihr gewesen und sie auch in der schlimmsten Zeit nicht verlassen hatte, öffnete und stieß einen gellenden Schrei aus. Dann wurde es wieder still in der Küche. Die Wittwe erhob sich beunruhigt von ihrem Sitze, da wurde die Thüre aufgerissen, und ein fremder, bärtiger Mann stürmte herein; blaß und zitternd sank sie auf einen Stuhl. „Erwin, bist Du es?" wollte sie fragen, aber die Lippen brachten nur ein undeutliches Stammeln heraus. Er fiel vor ihr auf die Knie und verbarg sein Gesicht in den Falten ihres Rockes, wie er es oft als Knabe gethan.

„Mutter," sprach er und dann wieder nur dieses eine Wort. Wie oft hat er es lautlos vor sich hin gesagt, wenn seine Kraft zu erlahmen drohte und er kleinmüthig wurde.

Sie richtet seinen Kopf auf und sieht ihn lange an. Linien sind in dem Gesichte, die selbst das Glück des Wiedersehens nicht verwischen kann — die werden in nicht langer Zeit Furchen werden — und sein Blick ist ernst, fast düster geworden. Aber um den Mund zieht sich das Knabenlächeln, sie hat es wegen des Bartes nur nicht sogleich gesehen.

„Mutter, wirst Du Dich in dem neuen Leben eingewöhnen können?" fragte er, nachdem er ihr von allen Erlebnissen, Enttäuschungen, seinem schweren Kampf und seinen jetzigen trefflichen Aussichten erzählt; „ich habe für Dich ein hübsches Heim vorbereitet, und nun beschleicht mich die Sorge, Du werdest Deine Umgebung und Deine Freunde schwer vermissen."

Sie schüttelt den Kopf. „Ich werde ja bei Dir sein, Erwin," versetzte sie.

Frau Stolberg hat keinem ihrer guten Freunde den Anblick ihres Amerikaners erlassen. Bis in's kleinste Detail schilderte sie Jedem, wie gut es ihm ergehe und welch' ein behagliches Hauswesen sie drüben erwarte. Das dauerte einige Wochen, dann hatte die alte Christine, die auch jetzt ihre Herrin begleitete, Alles eingepackt, und sie traten die Reise über das Wasser an.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Leo der Reformator.

Am Sonntag, dem 23. April d. J., ward dem Nachfolger St. Petri, den man im Vatikan in humaner Einzelhaft mit Selbstbeköstigung hält, allerhöchster Besuch angekündigt. Seine Heiligkeit rückten die Tiara zurecht und setzten sich auf dem apostolischen Stuhle in Positur. Heiligkeit waren entschlossen, den hungernden und trotzdem ungläubigen Reporterpöbel diesmal gründlich zu enttäuschen und führten das Gespräch mit den deutschen Majestäten, wie man in modernen Wirklichkeitdramen Gespräche führt: mit umfassender Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse Roms und der Wetteraussichten für die nächste Woche; auch an discreten Fragen nach dem beiderseitigen Wohlbefinden soll es nicht gefehlt haben. Nachdem sich der Papst auf diese Manier trotz seiner lateinischen Gedichte als Meister des Stils erwiesen hatte — den man bekanntlich daran erkennt, was er weise verschweigt — segnete er wie ein Evangelist seine Feinde und that wohl denen, die ihn hassen, indem er die Unterhaltung abbrach. Die Audienz war zu Ende. An der Thür aber flüsterte er dem deutschen Herrscher lächelnden Mundes noch ein paar Worte zu. Es müssen bedeutsame Worte gewesen sein. Denn der Monarch, meldet man uns, blieb regungslos auf der Schwelle stehen und starrte sein Gegenüber halb verwundert, halb erschrocken, an. Dann, als der kaiserliche Wagen zum Quirinal zurückrollte und die Kaiserin, wie ein hiesiger, alleweil auf seinem edelsten Körpertheil, dem Bauche, liegender Localanzeiger meldet, „durch anmuthvollen Liebreiz auch den eingefleischtesten Radicalen zum begeisterten Monarchisten machte", blickte Wilhelm II. lange ernst und stumm vor sich nieder und überdachte des Papstes seltsames Abschiedswort.

* * *

In die Bekämpfung von Kirche und Monarchie theilen sich der liberale Industrialismus und die Bebelei — jene beiden Mächte, von denen wir für die Zukunft alles besorgen müssen, gleichgültig, auf welche Seite der Sieg fällt. Der Sozialdemokrat haßt den König, der ausbeutende „gebildete und aufgeklärte" Bourgeois die Kirche brünstiger; Jeder haßt am meisten, was ihm der Erreichung seines letzten Zieles am meisten zu widerstreben scheint. Weil die Sozialdemokratie über entgötterte Massen herrscht, fürchtet sie die Kirche wenig und erklärt Religion für Privatsache; weil der Industrialismus im Fürsten den obersten militärischen Befehlshaber, den bis an die Zähne bewaffneten Schützer des Eigenthums, erblickt, nennt sie sich königstreu. Auch gewissen kirchlichen Einrichtungen, so dem Verbot des Diebstahls, so dem paulinisch unchristlichen Gebot: „Ihr Knechte, seid gehorsam Euren Herren, mit Furcht und Zittern!" steht sie durchaus sympathisch gegenüber; sie liebt es, wie Prinz Alois Liechtenstein neulich witzig bemerkte, wenn der Beichtstuhl dem Staate Detectives erspart, wenn man von der Kanzel herab, in frecher Verhöhnung der Lehren des Gottessohnes, den Armen die Entbehrungen auf Erden schmackhaft zu machen sucht durch Hinweise auf das Jenseits. Im Grunde aber fürchtet die Bourgeoisie nicht sowohl pfäffischen Einfluß auf ihre Heloten als vielmehr das Christenthum in seiner wahren Gestalt; sie weiß recht gut, daß diese Religion der Armuth, würde sie noch so gepredigt wie ihr erlauchter Stifter es that und in seinem Geiste, der ganzen Gesellschaftsunordnung von heute über Nacht den Garaus machte.

Wer das neue Testament zu lesen, in Sonderheit, wer die späteren Einschiebsel und Textfälschungen zu erkennen weiß, der wird sich rasch darüber klar werden, was der Mann aus Nazareth eigentlich bezweckte. Aus der ärmsten und bedrücktesten Klasse des Volkes hervorgegangen, groß geworden unter Kümmernissen und Entbehrungen aller Art, schwoll sein Heilandherz vor Mitleid mit seinen Brüdern, und ein wilder Haß stieg darin auf wider allen Reichthum und alle Ueppigkeit. „Wehe dem, der sich mästet vom Schweiße seiner Brüder!" donnerte der Messias vom Berge herab, „liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" So entrollte er das Banner der sozialen Befreiung zwei Jahrtausende vor Singer und Stöcker; so zog er in den heiligen Krieg mit schlagkräftigeren Waffen, mit glühenderem Hasse als sechshundert Jahre vor ihm der Königsohn Buddha. Er kümmerte sich nicht um religiöse Streitfragen, er war ein gläubiger und frommer Jude, wenn er auch die formalistische Heuchelei erbarmunglos verspottete; ganz ausdrücklich hat er erklärt, daß seine Absicht nicht dahin gehe, die Propheten zu stürzen, sondern sie „auszuführen." Den tiefgründigen sozialen Reformator zu einem religiösen Sektirer herabzudrücken, ist den Verunstaltern seiner Lehren trefflich gelungen; der Mann, der die satten Bourgeois des Alterthums mit göttlich fanatischer Wuth bekämpfte und weißglühende Diatriben wider den Besitz schleuderte, der die Armen selig pries und die Depotbankiers aus dem Tempel jagte: der einzig große Mann wird heute als Gott verehrt von einer Gesellschaft, die statt des Kreuzes die Kreuzspinne zu ihrem Symbol wählen sollte. — Die Juden von jeher, besonders aber die Juden der herodischen Zeit zeichneten sich, wie wir aus zahlreichen Ueberlieferungen wissen, durch weitgehendste Toleranz in religiösen Fragen aus; das Sektirerthum stand damals in Palästina in höchster Blüthe, und Jeder konnte nach seiner Façon selig werden. Nicht einmal eine antisemitische Partei hetzte zum Confessionshaß, worauf Herr Rickert gelegentlich hinweisen sollte, denn das Musterland Baden zieht nicht mehr so recht. Hätte sich Jesus von Nazareth damit begnügt, den zwölf mosaischen Sekten von damals eine neue zuzugesellen, kein Haar auf seinem Haupte wäre ihm gekrümmt worden; niemals ward in Palästina ein „Ketzer" zum Tode verdammt. Jesus von Nazareth aber „hetzte die Massen wider Besitz und Bildung auf", wie der terminus technicus lautet, und dafür ward ihm die übliche Strafe „rebellischer Sklaven": das Kreuz.

* * *

Die Kirche ist noch stark, viel stärker als die Aufgeklärten und die Gottverächter meinen, und gleichwie es an der Monarchie liegt, sich durch wirthschaftlich befreiende Großthaten zu einem rocher de bronce zu stabiliren, so auch an ihr. Wollen sie nicht Herrn Krok von Böblingen, dem Gesindel, ohne Schwertstreich das Feld räumen und die verschwommene Cultur von ihm kuriren lassen, so müssen beide Mächte, König- und Priesterthum, ihm zu trotzen suchen. Ja, sie werden um die Ehre, wer von ihnen den Angriff der Hunnen und Knoten abschlagen soll, kämpfen, und täuscht nicht alles, so wird das Wort in Erfüllung gehen und auf märkischem Boden dieser Kampf ausgefochten werden.

Es ist der Kirche, besonders der katholischen, in Leitartikeln oft der Vorwurf gemacht worden, sie habe sich nie um das Wohl der Völker gekümmert, habe sie ausgesaugt und ausgebeutet, sie sich hörig und leibeigen gemacht. Man könnte Zahl und Gewicht dieser Vorwürfe

leicht vermehren, leicht beweisen, daß Rom mit Vorliebe gerade die Aermsten verfolgte und verbrannte — aber luden denn die Monarchen Europa's nicht fast ausnahmlos noch schwerere Flüche auf ihr Haupt? Und die lutherische Kirche, hat sie sich etwa minder furchtbar an der Armuth versündigt? Wer war es, der, sei es aus gekränkter Eitelkeit oder aus serviler Fürstendienerei, gegen die „räuberischen Rotten" der Bauern hetzte und Jedem das Paradies versprach, der sie „mordete, schlug, stach und schoß?" Gewiß, die Curie that nichts für den vierten Stand und warb nicht um seine Liebe — aber was hätte ihm auch die Liebe einer Volksklasse nutzen können, die sich noch nicht auf sich und ihre Kraft besonnen hatte? Politik ist nicht die Kunst der handelnden Freiheit, wie Herr Proudhon idealistisch meint, sondern die Kunst des freien Handels; Politik ist ein Geschäft, wir sehen's und beklagen's Tag um Tag. Man gibt nur, wo man empfängt.

Gesetzt den Fall, Leo XIII. wollte eine Reformation in's Werk setzen, die Curie wollte wirkliches, christliches Christenthum predigen lassen — ihre Vergangenheit könnte sie dann nicht daran hindern, und ihre Vergangenheit dürfte ihr dann kein unparteiischer Geschichtschreiber hohnlachend vorhalten. —

Seit den Lutherjahren hat sich Europa langsam christianisirt, im Sinne des Menschheithelden von Nazareth; neuerdings ist der vierte Stand zu Rang und Vermögen gekommen; er kann für allerlei Hülfe Zahlung auf den Tisch leisten. Manche nennen ihn sogar den Erben dieses Jahrhunderts. Die Monarchie hat begonnen, um seine Liebe zu werben, sie wird fortfahren im heißen Bemühen; und der kluge Kirchenfürst von Rom beginnt allen Ernstes, ihr Concurrenz zu machen. Der Stellvertreter Christi eignet sich für die Wiederaufnahme seines Werkes wie kein Anderer; indem er den Armen beispringt, predigt er lauteres Evangelium, und die Geschichte wird Leo Pecci — ich weiß nicht, ob nur ironisch — den ersten christlichen Papst nennen.

Cardinal Lavigerie demokratisirte in seinem Auftrage den royalgesinnten Klerus Frankreichs; daß die lobenswerth vernünftige Wahlreform in Belgien durchgesetzt, den Wünschen der Arbeiter Rechnung getragen worden und eine in ihren Folgen unabsehbare Revolution verhindert worden ist, darf der Ultramontanismus, höchst wahrscheinlich der Papst, als sein Verdienst in Anspruch nehmen. Die sogenannten Liberalen unter dem Schwätzer Frère-Orban, der gelegentlich seiner Ministerherrlichkeit den Vatikan schwer beschimpfte und zur gerechten Strafe dafür von Julius Stettenheim besungen worden ist, die sogenannten Liberalen stimmten mit bezaubernder Verbohrtheit gegen den Antrag Nyssen's, „der politischen Unreife der Bevölkerung halber". Die politische Unreife der Bevölkerung spricht sich nämlich darin aus, daß sie keinen Liberalen wählt und daß ihr kurioser Weise das kleinste Stückchen Brot lieber als der längste Culturkampf ist. Die Liberalen von heute sind fanatische Anhänger der culturellen Entwickelung Europas und des Sieges der Gerechtigkeit, falls sie keine Mandate dabei verlieren; sie sterben bei uns in Preußen gern den Märtyrertod für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht, so lange seine Einführung absolut ausgeschlossen ist. Kommt es aber zur Abstimmung über einen Vorschlag, der dem allgemein beliebten kleinen Mann ein größeres Stimmrecht verleihen soll, dann empören sich Bildung und Besitz, stellen ihre letzte Hoffnung auf die sonst so bitter gehaßte „Junkerkammer", das „archaistische Herrenhaus" und lassen zeitgemäße Wahlreformen von den „conservativ-klerikalen Reactionären" beschließen. So hat bei uns das Centrum die Wahlstimme der dritten Klasse gewichtiger machen wollen, so hat es unter seinem himmlischen Generalstabschef, dem der Marmor leicht sein möge, einmüthig die Bismarck'schen Reformgesetze votirt, und den Hauptschlag führte Leo Pecci selbst mit seiner berühmt gewordenen Encyklika über die soziale Frage, die zwar Niemand gelesen hat, Jeder aber mit dem größten Eifer und dem schärfsten Spotte tadelt. Von ihren unfehlbaren Irrthümern und heiligen Oberflächlichkeiten abgesehen, ist sie eine recht verständige, vor allen Dingen eine gutmeinende und gut geschriebene Arbeit. Majestätisch erhebt sie sich in ihrer liebreichen Milde — Pio Nono's schlechte Corporalsgewohnheit des Fluchens kennt der kluge Leo nicht — über concurrirende Dutzendschriften aller Art, und obgleich sie tiefe Blicke in die sozialen Verhältnisse vermissen läßt, sinkt sie doch nie zu so platten Narrheiten herab, wie sie beispielsweise Professor Julius Wolf, der profunde Denker, Buchmacher und Retter des Kapitalismus, spielend vollführt. Sie schließt nicht, daß es den Armen unmöglich schlecht gehen könne, weil sie so viel Geld für Schnaps, Bier und Tabak ausgeben, als ob Schnaps, Bier und Tabak nicht Erregung- oder Würzmittel für unzureichende Nahrung seien. Leo Pecci ist ein kluger Mann, fast Herrn Miquel ebenbürtig, und wäre er in einer protestantischen Beamtenfamilie Pommerns zur Welt gekommen, unser Finanztechniker stünde im Ministerium nicht so „grauenhaft vereinsamt" da.

* * *

Zwei Jahrtausende hindurch haben Curie und Thron das soziale Elend mit gleich verständnißlosen Blicken betrachtet; auf Seiten der Päpste erhärtet es manche heitere Anekdote, und was die Könige anbelangt, so sei nur an Marie Antoinette's Wort erinnert: „Die Leute haben kein Brot? Ja, warum essen sie dann keinen Kuchen?" Aber während der Thron noch unschlüssig schwankt, wohin er sich neigen soll, hat der apostolische Stuhl seine Festigkeit wiedergewonnen und sich entschieden; wem die Zukunft gehört, weiß er, und so läßt er denn, die Herzen der Armen zu erobern, ihnen auf der Kanzel erzählen, wie er ihrer denke und um sie sich sorge, Tag wie Nacht. Jeder Geschäftsmann preist seine Waare an, und daß der Papst die christlich-katholische Kirche als Heilmittel gegen alle soziale Schäden verschreibt, ist, wir haben es gesehen, so verkehrt keineswegs. Mag es immerhin pfäffische Berechnung sein, Furcht, auch das letzte Terrain zu verlieren und der Wunsch, sich die Geister wieder zu unterjochen, was Leo XIII. treibt, als Reformator nicht nur der Kirche, nein, auch der Gesellschaft vor uns hinzutreten — es gilt gleich. Das unverfälschte Christenthum des Nazareners ist die Religion der Zukunft, und wer es der Welt wiederbringt, verdient höheren Ruhm als die Savonarola, Huß, Luther, Calvin und Marx.

Nicht mehr ferne mag vielleicht die Stunde sein, wo in allen Kirchen und Kapellen der Papst von Rom das ungefälschte Bibelwort verkünden und erklären lassen wird. Und wahrlich, hätte ich mich nicht entschlossen, hier die Chroniken zu schreiben, so ginge ich dann in die Dörfer predigen, wie ich hier über Jesus Sirach gepredigt habe, und wär' ich nicht Caliban, Caplan der neuen Kirche möcht' ich sein.

Vor den abgewirthschafteten Jesuiten hat der Staat sich nicht zu fürchten, wohl aber vor denen, die früher als er aufgestanden sind und nun des Weges daherkommen, dem Volk die reine Wahrheit zu bringen und ganz nebenbei den Papst-Befreier, den großen Reformator von Rom, zu preisen. — —

Das war es vielleicht, was Leo Pecci Wilhelm dem Zweiten beim Abschied in's Ohr flüsterte und was den Monarchen so nachdenklich stimmte, mitten unter den flatternden Fahnen, den grünen Guirlanden und bunten Blumenkränzen, der goldenen Sonne von Rom, mitten unter dem Rauschen der Fanfaren und dem wilden Jubel des Römervolkes.

Caliban.

---

## Die Walter Crane-Ausstellung.

Wohl weiß ich, daß meiner Kunstberichterstattung ein arger Fehler anhaftet: es sind mir die meisten meiner hochgeehrten Herren Kollegen in der Fixigkeit ganz erheblich „över". Ja, ich weiß wohl, daß ich den Ausstellungen nur zu oft mit meinen Besprechungen nachhinkte. Um so stolzer bin ich heute, von einer Ausstellung berichten zu können, die erst kommt, die einstweilen noch in ihren Kisten steckt und erst in einiger Zeit in Berlin zur Schau kommt.

Es ist eine Sammlung von Werken von Walter Crane, Kunstgewerbliches, Zeichnungen, Bilder, eine Sammlung, die zum Theil eben eine Rundreise durch die Hauptstädte Nordamerikas gemacht hat und die nun zum ersten Mal auf dem europäischen Continent erscheint.

Es ist allerdings nicht überhaupt das erste Mal, daß man Werke von Crane bei uns sieht. Seine Illustrationen zu Kinderbüchern sind auch bei uns weit verbreitet. Unter den verwandten Werken hatte zwar das von Kate Greenaway größeren Erfolg, aber Ralph Caldecott und Walter Crane einen tieferen, ernsteren, jener als Humorist, dieser als Stilist. „Abroad", „The Baby's Bouquêt", „Alladin or the Wonderful Lamp", „Princess Belle-Etoile", „Beauty and the Beast" und endlich das herrlichste: „Pan Pipes" sind auch bei uns beliebte Bücher geworden. Und dann sah man auf der letzten Internationalen Ausstellung ein Bild von ihm: „Fliehende Hunnen" hieß es nach dem Katalog, und „Fliehende Stunden"

hätte es nach Crane's Wunsch heißen sollen, eine wenig beachtete, weil unscheinbar strenge Darstellung, vor der aufgehenden Sonne im griechischen Wagen durch die Lüfte dahinbrausende Jünglinge, ein Bild, das, wenn es in Pompeji von Engländern aufgefunden worden, von diesen wohl für echt hellenisch genommen worden wäre, das für uns Deutsche aber unbedingt englisch aussah.

Ich bin neugierig, was die Berliner Kritik von Crane sagen wird, der in die beiden Klassen, in welche man jetzt die Kunst abtheilt, nicht hineinpaßt; was die Idealisten zu ihm sagen werden, der sich selbst wohl für einen solchen hält und der doch so ganz gegen die bei uns gültigen Schönheitsgesetze verstößt; und was die Realisten, die ihm gar keine malerischen „Qualnäten" werden abgewinnen können. Es thut eben sehr gut, sich einmal vor ein so fremdartiges Menschenwerk zu stellen, wie es Crane bietet, um Werth und Unwerth solcher Stichworte und das eigene Urtheil zu prüfen.

Nun freilich, schnell ist man mit Crane fertig, wenn man ihn kurzweg für „unbedeutend" erklärt. Und wirklich, mit Raketen wird in seiner Kunst nicht geschossen und bengalisches Rothfeuer nicht angezündet. Aber wenn gleich Crane selbst in England nicht mit offiziellen Ehren überhäuft wurde, bei der dort herrschenden verschämten, aber nicht minder heftigen Titelsucht ist ihm nur gestattet, ein R.W.S. seinem Namen beizufügen, „Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wasserfarben-Maler", wenn er auch jenseits des Kanals seine Kämpfe und Anfeindungen hat, für „Herrn Niemand" hält ihn Keiner drüben, weder den Maler, noch den Musterzeichner, noch endlich den Illustrator. Er hat seine feste begründete Stellung bei Freund und Feind. Es wird also das Achselzucken ihm gegenüber nicht genügen. Man muß eben wohl oder übel seinen inneren Menschen vor ihm einmal umkrempeln, um sich selbst beschauen zu können. Da ist so viel für den Deutschen Fremdes, das sich aber doch für den tiefer Schauenden ohne Weiteres nicht ablehnen läßt, da ist ein Mann, den man bald mit Rethel, bald mit Japanern vergleichen möchte, der gothisch zeichnet und hellenisch empfindet, aber dabei nie einen Zoll vom Wege modernsten Engländerthums abweicht — da ist eben ein Ding, vor dem man erkennt, daß persönliches Behagen oder Mißbehagen nicht alsbald über den Kunstwerth entscheidet, sondern daß selbst jener, der den Raffael auswendig weiß und die Antike ganz in der Tasche hat, noch eine neue Schönheit lernen kann — wenn er nämlich sich nicht bockbeinig gegen sie sträubt; — daß die Kunst also nicht bloß hinter, sondern auch vor uns liegt und daß hier ein Engländer seinen Weg in ihr Reich weist. — Ich sage *seinen* Weg, denn es gibt tausend andere und jeder hat seinen besonderen!

Jetzt heißt das Stichwort „Realismus". Ob es jeder richtig versteht ist freilich fraglich. Real sein heißt, mir seine Natureindrücke getreulich wiedergeben. Ich betone wieder *seine* Natureindrücke. Wer die Natur nach Uhde oder Liebermann malt, ist nichts besser als wer sie nach Hübner oder Piloty oder nach Titian oder Fra Angelico malt. Das unmittelbare Verhältniß zur Natur macht den Realisten, macht den echten Künstler. So ist es auch in der Ornamentik, der realistische Zug der Zeit hat dazu geführt, daß das Zeichnen von Blumen nach der Natur den Musterzeichnern wieder empfohlen wird. Man erinnere sich zum Beispiel der Bestrebungen von Professor Meurer, welche der Staat unterstützt und der sehr schönen, sehr genauen, sehr lehrreichen Aufnahmen, welche Meurer und seine Schüler als Lehrmittel für den Unterricht anfertigten. Gern wird man die Trefflichkeit der Leistung und bereitwillig auch das System als das Richtige anerkennen. Aber man höre auch die Gegner. Zunächst haben wir Deutsche wieder einmal ein System und einen danach eingerichteten Unterricht. Das was uns fehlt, ist zunächst der *Mann*, der das System anwendet. Wohl mag hier und da ein Spucknapf, eine Zündhölzchenbüchse, eine Gardine nach neuem Kunstsystem geschaffen sein, aber es fehlt die organische Kunstart, der Stil. Es ist Gefahr im Verzuge, daß wir wieder den „Naturstil" so lange theoretisch vorbereiten, bis die Lust zu ihm verschwunden sein wird. Bei Crane steht das anders. Er ist Realist, er studirt die Blumen, das Thier, den Menschen. Er zeichnet sie in einen umrahmten Raum hinein, malt sie mit ein, zwei Tönen aus — und das realistische Idealornament ist plötzlich ganz ohne System da. Er hat eben eine lehrmäßig nicht zu erlangende, wunderbare Kraft des Stilisirens: nämlich die, daß jeder Strich aussieht, wie ein echter Walter Crane, so ganz genau Kunst von 1893, wie nur irgend ein Werk früherer Zeiten seinem Entstehungsjahr angehört. Da sind wohl Spuren von Gothik oder Antike, von Renaissance oder Rococo, von Japan und Arabien, aber immer bleibt ganz ohne Aufdringlichkeit und ohne das Streben nach Originalität der Künstler Herr seiner Arbeit, das, was er aufnahm, ist ganz ein Theil seiner selbst geworden, es gehört ihm an, es ist sein eigenstes Geisteseigenthum. Crane hat auch oft Vorträge darüber gehalten, wie er sich das Wesen des Ornaments und dessen Fortbildung denkt: aber er erzählt in diesen, wie er es macht, nicht, wie es nach einem System gemacht werden sollte. Das ist eben der Unterschied zwischen dem Künstler und dem Theoretiker!

Wer englische Kunst kennt, der weiß zwar, daß Crane's Idealisirung der Naturformen nicht von ungefähr kam. Nur wer die Werke des jung verstorbenen Frederick Walker kennt — und es gibt deren diesseits des Kanales nicht eben viel — der weiß die geheimnißvolle Quelle seiner Freiheit. Das war ein Maler, der die von den Präraffaeliten erkämpfte Selbständigkeit des Schauens durch die Kraft eines gewaltigen Schönheitsgefühles zu bändigen verstand. Ein Realist von kühner Kraft, ein Idealist, der seine Bilder zum wahren Ausdruck seiner Vorstellung des Gegenstandes machte, der einen jungen Engländer hinter dem Pfluge zum wahrheitlichen, packenden Typus des thatkräftigen, arbeitsamen Britenthums erhob, so daß er eine echte Individualität und doch der Vertreter einer ganzen Rasse war, der seinen Menschen eine so innerliche, in ihrer Art begründete besondere Schönheit zu geben wußte, einer Landschaft so viel Ton und Stimmung, dem Bild so viel Wahrheit — daß es ihm anfangs selbst bei den Künstlern schwer wurde, verstanden zu werden, bis endlich der Jubel über seine Werke hell ausbrach. — Walker war als Jüngling Architekt gewesen, Gothiker, und es blieb etwas Statuarisches in seiner Zeichnung. Er componirte unwillkürlich, so uncomponirt den Akademikern seine Arbeiten erschienen, er sah die Welt in Umrissen, in Massen, in Linien, aber er sah sich selbst in sie hinein, er selbst ein weicher, auf Empfinden gestellter Mann, der, als er 1875 starb, aus einem Gothiker ein Hellene an freiem Schönheitsgefühl geworden und doch bis in die letzte Faser Engländer geblieben war.

Und neben ihm gingen zwei Maler des Tones, der feine, ossianisch tiefe Mason und der gewaltige Farbendichter Cecil Lawson, beide selbständige Köpfe, die ihren eigenen Gang und Wandel hatten, spät anerkannt wurden und nun die eigentlichen Väter jener Kunst sind, welche hoffentlich in England siegt, der britischen Kunst, im Gegensatz zu der französirenden, der sogenannten Newlyner Schule. Ohne Walker hätte Herkomer seine Miß Grant, Holl seine Männerbildnisse nicht malen können. Dort stammt auch Crane's Zeichnung her, der eigenartige Pathos der Linien, die vornehme Strenge, der Freiseoton, die innere Gebundenheit bei hoher Freiheit des Ausdruckes.

Will man sich das Auge frei halten von Schulstaub, so ist es gut, einmal einem so fremdartigen und so großen Künstler fest auf die Hand zu zu schauen wie Crane einer ist. Freilich Hellmaler ist er nicht und Tieftonmaler auch nicht, so wenig wie er Titian und Reynolds nachahmt. In die Schulen alle mit einander läßt er sich nicht pressen. Selbst in England steht er fast allein, geistig nahe zwar dem Burne Jones und dem Frederick Watts, aber doch wieder durch eine starke Grenze von ihnen getrennt, nämlich dadurch, daß auch jene ganze, große Menschen, also Welten für sich sind. Bei Crane wird jeder Strich zum Ornament, er ist der geborene Decorateur, und wenn er die ernstesten, tiefsten Gedanken malerisch dem Nachdenkenden vorlegt, so wird das Bild unter seiner Hand unwillkürlich ein nach den Grundsätzen des Musterzeichners vertheiltes Spiel der Massen, wird das tanzende Mädchen zur schön geschwungenen Ranke, der Baum zum „Fondmuster". Ich weiß nicht, welche seiner Bilder mit nach Berlin wandern. Seine „Wasserlilie" oder seine „Flora" oder irgend ein anderes schlankes Mädchen in weißem Kleide, weniger ein Individuum als ein Ornament von fast architektonischer Gliederung; oder sein „Pegasus", der seinen quadratischen Rahmen füllt wie eine gut componirte Metope, oder die „Renaissance der Venus", seine „Persephone", „Wahrheit und Wanderer", seine todtentanzartigen Bilder oder seine kleinen, stillen, harmlosen Landschaften, die an unseren Thoma mahnen. Aber was ich von ihm bisher sah, hat mir den Eindruck erweckt, als wandle dort drüben ein Mensch, dem die Natur sich in besonderem Bilde äußere, den ein innerer Drang treibe, sie stilistisch zu gliedern, jener Drang, der ihn *zwingt*, typisch zu sein, in jener rhythmischen Sprache zu sprechen, aus der die Stile entstehen, die bekanntlich noch nie durch geometrische oder kunsthistorische Grübeleien erfunden wurden.

Solche Menschen, wie Crane, denen ein Gott auf die Stirne ihren Beruf schrieb, sind zwar nicht häufig, aber es gibt doch solche auch unter den Deutschen. Die paar Ornamente, welche Max Klinger zeichnete, sind auch Darstellungen, in welchen sich Menschenleib und Pflanzenranke, einfach hingezeichnet wie durch inneren Beruf zum planmäßigen Flächenschmuck ausbildeten. Der treffliche Otto Hupp in München ist weiter ein solcher Mensch von rein ornamentaler Veranlagung, dem jeder Strich zu einem stilistischen wird, der eine Begabung zum Verallgemeinern der Formen und doch zu einer Selbständigkeit ihrer Darstellung hat, die ihn hoch über die meisten Ornamentfabrikanten erhebt, und dann ein ganz und gar Unbekannter in deutschen Landen, Carlos Schwabe, der als Pariser Rosenkreuzler natürlich einem Otto Brandes oder Max Nordau als vollkommener Narr erscheint — denn die Welt, in welcher sie herrschen, ist natürlich die vernünftigste und daher allein berechtigte. Und er gehört dieser nüchternen Welt kaum mit einer Faser seines Wesens an!

Ausstellungen sind für kluge Leute nicht dazu da, daß man die Kunstwerke prüfe, sondern daß man sich vor den Kunstwerken prüfe. Walter Crane ist ein gutes Mittel für diesen Zweck. Ich bin wie gesagt neugierig, wie Crane vor der Berliner Kritik und noch neugieriger, wie die Berliner Kritik vor Crane besteht. Und zwar ohne jede Voreingenommenheit für unseren britischen Gast, nicht etwa weil ich glaube, er stände über dem deutschen Urtheil, sondern weil ich weiß, daß er neben ihm steht, als „Auch Einer!"

Cornelius Gurlitt.

## Dramatische Aufführungen.

Die Bohême. Schauspiel in fünf Acten, nach H. Murger's „Scène de la vie de Bohême" von Paul Lindau. (Lessing-Theater.) — Das neue Kleid. Plauderei von Heinz Tovote. (Residenz-Theater.) — Brave Leut' vom Grund. Volkstück in drei Abtheilungen von Ludwig Anzengruber. (Lessing-Theater.) — Jugend. Ein Liebesdrama in drei Acten von Max Halbe. (Residenz-Theater.)

Wer von den Nichtwissenden so viel Zeit daran setzen wollte, der konnte sich gelegentlich der Erstaufführung von Lindau's „Bohême" im Blumenthal-Theater drei Stunden lang darüber belehren lassen, wo die vergnügten Mütter von Sudermann's Alma, von Hartleben's Angèle und Lore, wo die strebsamen Väter des Wolzogen'schen Lumpengesindels

gelebt haben: im fidelen Paris nämlich, zu der Zeit, wo Heinrich Heine, die Hände in den Hosentaschen und mit dem Spazierstock schlenkernd, frei von Denkmalsorgen, über den Boulevard des Capucins wandelte und Witze auf den hochgelahrten Premier Guizot ersann. Lindau's boshafte recherche de la paternité ist vom besten Erfolg begleitet gewesen, aber es fragt sich sehr, ob wirklich ein fünftheiliges Drama dazu nöthig war, uns mit den Urbildern der Berliner Theater-Kokotten bekannt zu machen. Ein Essay hätte es vielleicht auch gethan, und sicher hätte Lindau damit auf schmunzelndere Zustimmung rechnen dürfen. Denn das Barrière'sche Stück, dessen Uebertragung er sich ungemein leicht gemacht hat, ist durch fünfundvierzigjähriges Lagern nicht besser geworden; der „Bearbeiter" verzweifelte von Anfang an daran, etwas Vernünftiges aus der thränenseligen Jammerkomödie gestalten zu können und änderte deshalb lieber gar nichts. So sind alle die rustical grobkörnigen Effekte, über die man nun schon längst zur Tagesordnung übergegangen ist, die rührseligen und heroischen Scenen, die man seitdem zwanzig und mehrere Male in späteren Stücken erdulden mußte — sie sind alle stehen geblieben.

Murger's reizendes und angenehm zu lesendes Skizzenbuch hat am meisten dazu beigetragen, neben dem Namen auch den Begriff der bohême bekannt und klassisch zu machen; sein nach Absynth und Cigarretten duftender Humor führt uns schnell in die Geheimnisse des lustigen Zauberlandes, und mit dem Augenblick, da wir sie kennen lernen, stehlen sich diese Durandin, Marcel und Schaunard, die noch unentdeckten Genies der Dachkammer, in unser Herz, gleich ihren tänzelnden und trillernden Gefährtinnen auch. Behaglich zuschauend, belachen wir ihre Narretheien, hoffen, streben, faullenzen und pumpen mit ihnen; es geht uns, wie Kindern liebgewordenen Märchenfiguren gegenüber. Bohemia ist nämlich längst ein Märchenreich geworden; den jungen Geistesarbeitern von heute fehlt alles, was ihre Ahnen glücklich machte. Ein fideles Bohêmestück, das sich ja an Murger hätte anlehen können, aber auch eben nur an ihn, nicht an den diesmal ganz besonders flauen Barrière — vielleicht wäre dies Stück das gewinnbringende Märchendrama geworden, wonach Director Osear sich gar so herzlich sehnt. Der durchschlagende Erfolg des lustigen zweiten Aetes mit seiner unnachahmlich zigeunerischen Stimmung wies den Weg. Eine verständige Regie, die das Märchenkostüm, ich meine das echte, komische Pariser Bohêmekostüm der vierziger Jahre gewahrt hätte, statt uns hochmodern gekleidete Herrlein auf die Bühne zu pflanzen; Schauspieler, die wie Franzosen jener Zeit, nicht wie schwerblütige Pommern und verbildete Berlinerinnen von 1893 daherkommen, hätten dem dramatisirten, echten Murger, der Pariser Grisettenkomödie zu hohen Ehren verholfen.

Wir würden uns bei ihr darüber getröstet haben, daß die lange schon angekündigte Berliner Zigeunerposse trotz Wolzogen und Hartleben noch immer nicht erscheinen will. In abgerissenen Skizzen, die sie Novellen und Romane nennen, die aber trotz ihres erschrecklichen Umfanges lange nicht so lehrreich und ach, lange nicht so amüsant sind wie Murger's, malen uns hiesige Sittenschilderer nun seit zehn Jahren Munchische Bilder; aber alles bleibt im Epos stecken, die dramatische Gestaltungkraft versagt. Von Heinz Tovote war man u. A. einer Großthat auf diesem Gebiete gewärtig, und da der junge Herr lange schon nach Theaterlorbeeren ausspähte, auch in räthselvollen Andeutungen sich erging, hoffte man das Allerbeste. Vergangenen Sommer theilte ein hiesiges Blatt in Folge einer Personenverwechselung mit, Heinz Tovote habe seine sommerliche Muße dazu benutzt, mit Herrn von Moser verbündet eine Posse zu schreiben. Aha, sagten sich die Eingeweihten, paßt Achtung, nun kommt es! Der Mann aus Friedenau bei Berlin erkannte alsobald, daß dies eine sehr schöne Gelegenheit wäre, sich der vergeßlichen Oeffentlichkeit wieder 'mal in's Gedächtniß zu rufen und nahm Photographier-Pose an, 1, 2, 3, bitte recht weltschmerzlich. Mit wunderbaren Farben schilderte er in einer Zuschrift an das erwähnte Journal seinem entzückten „Damen"-Publikum, wie er, ausnahmsweise 'mal ganz allein im Boot, „im Abendschein die Dahme hinunterrudernd," von allen Reizen der Natur umringt, die Abendzeitung mit jener Nachricht entfaltete und vor Entsetzen schier in's Wasser geplumpt wäre. (Sein neuer Sportanzug, tief ausgeschnitten, kostete baare fünfzig Mark — es hätte mir wirklich leid darum gethan.) Wie Herr Heinz Tovote übrigens so fern von Berlin so früh zu einer Abendzeitung kam, ist mir ein unlösbares Räthsel geblieben; ich glaube immer noch, der kleine Schäker hat geschwindelt und die betreffende Nachricht erst im Café Keck gelesen, bei Modellstudien und einer Mélange; es war ihm nur um die schöne Pose mit dem Wasserhintergrund für seine erlauchte Dichterperson zu thun gewesen. Kurz und gut, in seiner Berichtigung hob er wehmüthig hervor, daß ihm das Leben bisher nur Aergernisse gebracht habe (was ich recht ungalant gegen seine Modelle finde) und daß er deshalb nicht in der Stimmung sei, Possen zu machen; dagegen — jetzt kommt es — werde ein trauriges Schauspiel aus seiner Feder bald die Menschheit melancholisch stimmen. Herr Tovote liebt es, wie weiland Graf Platen, Iliaden, Odysseen prahlend anzukündigen; nachher gibt er statt einer schicksalschwangeren Problemdichtung eine „Plauderei". „Das neue Kleid" enttäuschte sogar seine besten Kundinnen, die von ihrem Clauren etwas Mimilihaftes erwartet hatten: allerlei Kunde von krachenden Corsettplanchetten, wallenden Schneehügeln, blendenden Nacken, runden Schultern und sonstigen angenehmen Dingen, für deren genaues Studium Herr Tovote allem Anschein nach den größeren Theil seines Honorares ausgibt.

„Das neue Kleid" ist von einer so erbarmungwürdigen Inhaltlosigkeit und einer so drolligen Composition, daß es auch dem langjährigsten Witzblatt-Abonnenten, betrachtet er es auf seinen Kunstwerth hin, ein trübes Lächeln abgewinnen muß. Drei Menschen treten auf und schwatzen, jeder eine gewisse Zeit lang; sie überbieten sich darin, möglichst geistlos und witzlos zu sein. Wahrscheinlich haben sie hinter den Coulissen darauf gewettet, wer das trivialste Zeug zu Tage fördern kann; wenn der Erste ausgeredet hat, glaubt man zuversichtlich, er würde den Preis mit Auszeichnung gewinnen, aber nein, der geehrte Herr Nachredner besiegt ihn glänzend. Nicht eine ergötzliche Wendung, nicht ein erfrischendes Bonmot taucht in der Oede auf; in seiner Verzweiflung genirte sich der Autor schließlich nicht einmal, den schon in der Steinzeit bedauerlich antiquirten Scherz vom Damen-Staats-Sozialismus wieder vorzubringen. Aber so viel Aufgewärmtes er auch servirte, sein Stück ließ doch kalt, und der Berliner Realismus ist um eine Hoffnung ärmer. Auch nicht eine Hand seiner Mitverschworenen rührte sich, um den Verfasser vor die Rampe zu lärmen, und trotz der Schwindeleien befreundeter Tageskritiker von einer „beifälligen" Aufnahme, mußte Director Lautenburg die verunglückte Nichtigkeit schon nach der zweiten Aufführung absetzen.

Ludwig Anzengruber, der im Lessing-Theater mit seinem nachgelassenen Volksstück „Brave Leut' vom Grund" noch einmal zu Worte kommt, weiß Poesie und Humor besser zu commandiren, und beiden, dem modernen Dichter und Komiker freilich entbehrlichen, Mächten verdankte sein Werk ungemessenen, fröhlichen Beifall. Ich weiß nicht, ob Anzengruber das Werk wirklich zur Veröffentlichung und Aufführung bestimmt hatte; in Conception und dramatischer Gestaltung trägt es so wenig den Stempel seines Genies, daß man es für eine leichte, in müßigen Stunden ganz nebenher geschnitzte Spielerei halten möchte. Am Deutschen Volkstheater in Wien vermochte es denn auch trotz der Glöckner nicht zu erwärmen. Jede von seinen drei Abtheilungen ist ein abgeschlossenes Stück für sich; von durchgehender und zusammengehöriger Handlung hat der Dichter ganz abgesehen, nur dieselben Leut' führt er uns wieder vor, dieselben braven und schlechten Kerle. Für diesen Fehler, der Spannung und Theilnahme nicht eintreten läßt, entschädigt aber reichlich der quellfrische Humor des gottbegnadeten Mannes, entschädigt die wundersame, schlichte Schönheit einiger Scenen. Manche von den Figuren haben etwas Todtes, Puppenhaftes an sich, wieder andere sind nicht plastisch genug, um uns an ihre Lebenswahrheit glauben machen zu können; aber doch, mit welch überwältigender Meisterschaft zeichnet Anzengruber seinen Lorenz, seine Mali — die Fräulein Groß diesmal sehr anerkennenswerther Weise gänzlich ohne Brillanten gab — sein Backfischlein Toinette! O diese von Herzen kommende, goldechte Lustigkeit des Wiener Völkchens, deren Waldesduft sieghaft in's Parterre drang, auch wenn die Darsteller sich hier und da vergriffen! Ganze Auftritte entbehrten jeder eigentlichen, forttreibenden Handlung und packten doch mit Zauberkraft und rissen zu begeistertem Beifall hin; sie hörten sich, überrachtet mit süßester Poesie, wie lyrische Gedichte an. In liebevoll gezeichneten Schilderungen aus dem Leben des Mittelstandes zeigt sich die scharfe Beobachtungsgabe Anzengrubers und seine hervorragende Kunst der Kleinmalerei auf's Glänzendste; kein erschütterndes, großes Ereigniß tritt in die engen Kreise seiner bescheidenen Menschen, und doch, wieviel Glück und Sonnenglanz weiß der Poet in enge vier Pfähle zu bannen! Trotzdem befriedigt das Werk als Ganzes nicht, was hauptsächlich seiner dritten Abtheilung zur Last fällt, wo eine unmögliche, halb possenhafte Handlung auch die Personen unwahrscheinlich macht. Hier hätte Anzengruber gewiß noch grundlegende Aenderungen vorgenommen; diesen letzten Act hätte er gewiß auf die Tonart der vorhergehenden gestimmt. Daß er es unterließ, es vielleicht unterlassen mußte, deswegen mögen wir mit dem Geschick rechten, das uns zu früh diesen einzigen Mann genommen hat. Und man vergißt gern kleine Schwächen und Flecken eines Kunstwerks, wenn man mit glänzenden Augen seine unvergänglichen, keuschen Herrlichkeiten betrachtet und sich dann plötzlich erinnern muß, daß seinen Schöpfer auch der innigste Dank nicht mehr zu erreichen vermag.

Ein Dichter von heißem Athem und voll imponirender Kraft ist auch Max Halbe, dessen Liebesdrama „Jugend" auf einer Matinée des Residenztheaters stürmischen Jubel entfesselt und dem Verfasser reiche Ehrung eingetragen hat. Wird die Siedehitze des Beifalls zum großen Theil auch auf Rechnung der überaus stark vertretenen Neuen freien Volksbühne gesetzt werden müssen, eins ist augenscheinlich: Max Halbe hat seit seinem „Eisgang" einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan und bewiesen, daß er berechtigt ist, nach dem höchsten Kranze zu greifen. Der junge Poet hat die Fesseln der Tendenzmeierei abgestreift und blühendes, blutwarmes Leben darzustellen gesucht; wie sehr dies seinem starken, ausgiebigen Talente gelungen ist, beweist am besten der Umstand, daß man wie bei Anzengruber auch bei ihm alle Fehler, als die Schwächen seiner Vorzüge, willig und widerspruchlos in Kauf nimmt. Das Halbe'sche Drama gewinnt, mißt man es an den schwächlichen Produeten der Sudelköche, die uns mit Unfläthereien und Dirnenhistorien das Theater verekeln wollen, so sehr an Größe und innerer Schönheit, stellt sich so sehr als die Offenbarung einer ungewöhnlichen Natur dar, daß ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder mit fröhlichem und doch bewegtem Herzen aus dem Bühnenhause fortgegangen bin.

Es ist die alte Geschichte, die der Poet erzählt: Aennchen Klein, ein entzückendes Kind der Sünde, verliebt sich in den Ersten, der ihren Weg kreuzt, und weil sie dem jungen Studenten so viel geschenkt hat, daß ihr zu schenken nichts mehr übrig bleibt, geht sie in den Tod, für dessen pünktliches Erscheinen diesmal ein idiotischer Stiefbruder sorgt. Die glühend phantastische Leidenschaft der beiden jungen Leute, die tiefen und vollen Herzenstöne, die wunderbar feinen Züge und Bemerkungen, die der Dichter aus unerschöpflich reich rinnendem Bronn in sein Werk leitet, sie allein machen es groß und bedeutend. Dies prächtige Geschöpf, das der Mutter heißes Blut in den Adern fühlt und in brennender Sinnlichkeit auflodert, trotz Kaplangewinsels und Beichtvatermacht, trotz des wuchtigen Druckes, den der Mutter trauriges Schicksal auf ihr Gemüth ausüben muß; diese kleine Heldin, der jede Pose fremd ist, deren queck-

silberner Uebermuth, deren unbedingte, schrankenlose, verliebte Hingabe, deren verweinte Seele mit erstaunlicher Virtuosität dargestellt ist — man muß ein Großer sein in der Kunst, um solch ein Menschenwesen schaffen zu können. Es mag sein, daß ihre rasende Verliebtheit einen Stich in's Frivole und Schamlose zeigt; daß es ihrer Mädchenhaftigkeit besser gestanden hätte, sich nicht selbst anzubieten und nicht ihrerseits den gefährlichen Gang in des Geliebten Schlafkammer anzutreten — aber sie scheint darum noch nicht gemein und ihr Gretchenschicksal rührt uns darum nicht minder. Neben ihr Studiosus Hartwig, der eben der Schulbank entlaufene Pennäler, in all seiner holden Jugendeselei, mit all seinen beugelhaft hochfliegenden Plänen, großen und erhabenen Gedanken, in all der leichtsinnigen, napoleonisch frechen Genußsucht und Gewissenlosigkeit seiner Jahre! Wie viel mal übertrifft dieser Bursch an Lebensfrische nicht den albern carikirten, unmöglichen Karl der Dämmerung-Dichterin Bernstein! Aber die beiden verliebten Helden sind nicht die Hauptpersonen des Dramas; in höherem Maße noch als sie erobern sich Pfarrer Vincenz Hoppe, nächst ihm der Candidat Gregor von Schigorski unsere Theilnahme.

Der alte Pfarrer ist eine Anzengruber'sche Figur — anzengruberisch nicht wegen der Aehnlichkeit mit Schöpfungen des Wiener Meisters, sondern wegen der congenialen Kraft und Wahrheit seines Wesens. Sonnenlicht geht von dem alten Manne aus und verklärt das Gemach; fast zu hart und düster deucht uns in diesem goldenen Schein sein Widerspiel, der strenge und zelotische Kaplan Gregor. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Gottesmännern erhebt das Stück über die Sphäre, worin es sich eigentlich abwickeln sollte; was dem Plan nach nur als Episode und Nebenhandlung gedacht ist, reißt am unmittelbarsten hin. Jung Aennchen will der finster fanatische Gregor für ein Kloster einfangen, damit sie dort die Sünde ihrer Mutter büße; man merkt, er ist selbst verliebt in das ungestüme Ding, und weil er sie nicht besitzen kann, sucht er jede Regung der Lebensfreude und des Fleisches mit ernstem Wort in ihr niederzuhalten. In jugendlicher, asketischer Starrheit tritt er dem alten Pfarrer entgegen, ihre Pfade kreuzen sich, der Conflict steigt herauf: und wenn der Ausgang der Tragödie dem Eiferer auch Recht zu geben scheint, wenn der arglos vertrauende, heitere Greis sich auch auf's Fürchterlichste getäuscht sieht von dem Jüngling, der ihm sein Liebstes, sein „Lichtchen" schändet — er bleibt dennoch Sieger; eine köstliche, der Katastrophe vorausgehende Abrechnungsscene voll ursprünglicher, bäuerischer Derbheit und Grobheit läßt ihn über den „Popolski" triumphiren.

Halbe hat erkannt, daß die unverändert herbe, bigotte Strenge des Kapalans nicht immer ganz natürlich scheinen möchte und ihn deshalb einmal seinen Ernst vergessen, fröhlich unter Fröhlichen sein lassen; doch dünkt mich hier der Uebergang unvermittelt rasch vollzogen. Die Lustigkeit des jungen Zeloten schmeckt säuerlich, und da es gleichzeitig dem sonst sehr fidelen Studiosen einfällt, schmollend in der Ecke zu sitzen, wird es nicht einmal recht klar, ob die plötzliche Heiterkeit des Priesters echt oder erkünstelt ist und nur den Zweck hat, den Nebenbuhler zu kränken. Bis auf diesen einen Zug aber, der noch Unsicherheit verräth, sind die Umrisse der Gestalten Halbe's tadellos gezogen, das alles sind Menschen mit menschlichen und darum sympathischen Fehlern. Von meinem Lobe ausschließen möchte ich nur den Stiefbruder Aennchens, den beschränkten Amandus, der vom Autor wie von der Natur gleicher Weise sehr vernachlässigt worden ist, nicht organisch in das Gefüge des Dramas gehört, aber mit seiner Handlung leider sehr fest verbunden ist. Er ist kein Glied des Baumes, aber er stützt ihn und muß ihn vorm Umfallen behüten. Er hat den Studiosus Hartwig mit Aennchen zu belauschen und ihre Vertraulichkeiten dem Kaplan zu verrathen, wodurch die Katastrophe herbeigeführt wird; er muß von Anfang an einen unversöhnlichen Haß auf den Fremdling werfen — da er halb irrsinnig ist, bedarf dieser Haß keiner Erklärung und erfordert also keine umständliche Psychologie — er muß ihn aus seinem Haß heraus am Schlusse niederknallen wollen und dabei Aennchen treffen, womit der Knoten gelöst ist. Sehr obenhin gelöst — nein, durchhauen. Will der Dichter es nicht leichtfertig dem Zufall anheimstellen, welcher von beiden Schuldigen die übergroße Leidenschaft mit dem Tode büßen soll — Aennchens unmotivirte Ermordung macht fast diesen Eindruck — so wäre es offenbar gerechter, Hartwig sterben zu lassen, der sich so schwer an dieser Mädchenblume versündigte. Ihn trifft unser Verdammungsurtheil. Aennchen dagegen fällt der moralischen und der Bühnen-Convention zum Opfer. Max Halbe wolle sich in Zukunft ängstlich vor den verlogenen Theaterkniffen der Sudermann-Technik hüten und sein nächstes Drama nicht eher zu schreiben beginnen, als bis er eine auch in ihrer letzten Verästelung und in ihrer Krone noch wahrhaftige Handlung zusammengefügt hat. Vor einem Premièrenpublikum mit minder viel guten Freunden als am Sonntag im Residenz-Theater versammelt waren, wäre die Flintenkugel ex machina nicht Aennchen Klein, sondern dem Autor verhängnißvoll geworden.

## Notizen.

Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1893. Herausgegeben von Joseph Kürschner. (Eisenach, Kürschner's Selbstverlag.) Mit seiner Uebersiedlung in die thüringische Heimath hat sich der unermüdliche Katalogarch des deutschen Schriftthums keineswegs zur Ruhe gesetzt, wie der pünktlich erschienene 15. Jahrgang dieses unentbehrlichen Nachschlagebuchs für alle Federmenschen und Literaturfreunde beweist. Und mächtig angeschwollen ist wiederum der stattliche Band, und zwar nicht nur aus dem Grunde, weil das lästige Supplementbändchen des Vorjahres ihm diesmal einverleibt ist, sondern weil die literarische Zunft unaufhaltsam in's Ungeheure wächst. Da Kürschner, der es freilich besser wissen muß, die Grenzen des Aufzunehmenden nicht enger ziehen will, so droht der Kalender mit der Zeit in's Unförmliche anzuschwellen. Diesmal haben wir auch nicht das Geringste auszustellen. Der Leser findet neben dem Hauptheil, der aus dem Lexikon der deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen besteht, die wichtigsten literarischen Rechtsverhältnisse aufgezeichnet, eine Aufzählung aller literarischen Vereine und Stiftungen, eine Chronik des verflossenen Jahres, ein Verleger- und Zeitschriftenverzeichniß, Theaterdirectionen und Agenturen und die practische Städteschau, die auf Reisen ebenso gute Dienste leistet, wie als Register in hartnäckigen Fällen von Namengedächtnißschwäche. Jeder Fachmann sollte das nützliche Buch schon aus Corpsgeist anschaffen, einer Redaction ist es nachgerade unentbehrlich, in jedem Lesezirkel und in öffentlichen Bibliotheken sollte es aufliegen, und auch Literaturfreunde, Verleger und Sortimentsbuchhändler werden bald gar nicht mehr ohne den Kalender auskommen.

Die Welt des Scheins. Roman von A. von der Elbe. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der leere, falsche Schein ist allerorten, wohin man sieht, — diese Tendenz tritt indes nirgend lehrhaft und aufdringlich hervor, und das entworfene Gesellschaftsbild ist discret und fein gezeichnet. Ebenso natürlich wie die Menschen hier sind, entwickelt sich die Handlung, so daß die gut erzählte Geschichte lebhaft anspricht und nie den feineren Geschmack verletzt. Bessere Damenmache und -Lectüre ist auch: „Sie", Roman aus dem Polnischen von Marie Rodziewicz, doch ist die Heldin etwas allzu vollkommen und engelgleich, um wahr oder wenigstens wahrscheinlich zu sein. Will man einen Kritiker als Romanschreiber sehen, so greife man zu Paul Bourget's bekannter Studie: „Der Schüler", von der die Verlags-Anstalt eine gute Uebersetzung bietet. Das Psychologische und Analytische ist meisterlich, die Gestaltungskraft dagegen ziemlich schwach, und ein Erzähler ist Bourget auch nicht. Hier werden die Folgen der mißverstandenen Auffassung eines an sich unschuldigen, wenn auch paradoxen philosophischen Systems geschildert, dessen Schöpfer in tiefster Zurückgezogenheit einen untadelhaften Lebenswandel führt, während ein junger Mann, der sich seinen Schüler nennt, zum Schandbuben wird, der ein edles, hochstehendes junges Mädchen in den Tod treibt und als ihr Mörder gilt — mit Unrecht, insofern die physische That in Frage kommt, mit Recht, insoweit sein Thun ein derartiges war, daß es den Selbstmord des unglücklichen Geschöpfes bei ihrer ganzen Seelenanlage nach sich ziehen mußte. Der Knotenpunkt des psychologischen Charakterbildes aber ist die Verblendung, womit sich der Held unter Berufung auf das philosophische System seines Meisters als Unschuldiger fühlt. Jedenfalls eine durch und durch interessante und geistreiche Charakterstudie.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

# Der Alchymist.

## Epische Dichtung in 12 Gesängen

von **Arthur Pfungst.**

Brosch. *M* 2.—. Eleg. geb. *M* 3.—.

Diese Dichtung, welche den 2. Theil des Epos „Laskaris" bildet, schildert die Weltfahrt des Helden, dessen Jugendzeit im ersten Theil behandelt worden war. Die Kritik hat das Werk eine „Odyssee der Erkenntniß" genannt und festgestellt, daß es sich um eine Arbeit von durchaus origineller Prägung und hohem dichterischen Werthe handelt.

Der Verfasser hat es unternommen, die Frage: „Ist das Leben werth gelebt zu werden" in einer Dichtung großen Stiles zu beantworten. Das außerordentliche Interesse, welches der erste Theil erregt hat, fand seinen Ausdruck in der überaus großen Zahl von Essays und Besprechungen, welche er hervorgerufen. Ausführliche Prospecte sendet die Verlagshandlung auf gefl. Verlangen.

---

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.

17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

---

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

# Die kleine Odyssee.

## Eine Seegeschichte

von

## Heinrich Kruse.

8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

---

## Für nach Italien Reisende.

# Italienischer Salat.

## Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen

von

**Oscar Justinus.**

220 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

**Vossische Zeitung.** Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.

**Berliner Tageblatt.** Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.

**Berl. Local-Anzeiger.** Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.

**Norddeutsche allgem. Zeitung.** Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.

**Leipziger Tageblatt.** Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch erfunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

**Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.**

---

# Die Gegenwart

## Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

# Caliban:

## Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

---

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

# Drückt die Militärlast?

## Eine zeitgemäße Frage

besprochen von

**Dr. J. Jastrow,**

Privatdozent an der Universität Berlin.

Preis *M* —.50.

---

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

# Mirèio.

## Provençalische Dichtung

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5.—, geb. in Leinw. M. 6.—

Früher erschien:

# Nerto.

## Provençalische Erzählung

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

8°. 182 S. 1891. br. M. 3.—, geb. in Leinw. M. 4.—.

---

Im Verlage von **Ernst Asser, Strehlen** in Schles. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Der Brief Pauli an die Philipper

in Bibelstunden

von

**Ernst Albertz,**

Pastor in Strehlen i. Schles.

Gr. 8°. 11 Bogen stark. Preis geheftet Mk. 2.—, in Original-Leinenband Mk. 3.—.

---

In jeder Buchhandlung zu haben:

# Friedrichs des Großen

Gedanken

## über Religion.

$10^1/_4$ Bg. broch. 70 Pfg. geb. 1 Mk.

**H. Jaenicke's Verlag in Dresden.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 6. Mai 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Vatican und Kaiserschloß. Von Observator. — Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft. Von Landgerichtsdirector Raemisch. — **Literatur und Kunst:** Der deutsche Atheismus und Materialismus dieses Jahrhunderts. Von Eduard von Hartmann. — Die guten Manieren und das Theater. Von M. Kroschel. — Gabriele d'Annunzio. Von V. Matthes. — **Feuilleton:** Die Trommel. Von Graf Leo Tolstoi. — **Aus der Hauptstadt:** Krok von Böblingen II. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

### Vatican und Kaiserschloß.

Von Observator.

Wir hegten zuerst die Absicht, unserem Artikel die Ueberschrift „Kaiser und Papst" zu geben. Aber die Begriffe dieser Worte sind zu enge. Nicht über den Besuch Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. bei Seiner Heiligkeit dem Papste Leo XIII. wollen wir Betrachtungen anstellen, nicht über die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Cardinal Rampolla*), der bei allen zu Ehren des Kaisers veranstalteten Festlichkeiten unpäßlich ward; sondern über die Stellung, welche jeder Papst und jede römische Curie gegenüber einem jeden protestantischen Staate einhalten werden und müssen, so lange der Statthalter Christi der Herr und die Cardinäle die obersten Vertreter der allein seligmachenden Kirche sind. Wir werden daher alles unfruchtbare Philosophiren vermeiden, und die historischen Thatsachen, besonders die von der katholischen Kirche selbst festgestellten anführen, und aus ihnen unsere Schlußfolgerungen ziehen.

Die katholische Kirche ist älter als alle bestehenden Reiche und Dynastien, und wird höchst wahrscheinlich sie auch alle überdauern. Ein gewiß unverdächtiger Zeuge, ein warmer Protestant, Macaulay, hat in seinem Essay über Ranke's Geschichte der Päpste — eine kurze Studie, die alle protestantischen Staatsmänner auswendig lernen müßten, und der Herr Cultusminister Bosse Sr. Majestät dem Kaiser unterbreiten sollte — die sehr wahre Bemerkung ausgesprochen: „Die katholische Kirche war groß und verehrt, bevor die Angelsachsen in Britannien gelandet, bevor die Franken über den Rhein gefahren waren, als noch griechische Rednerkunst in Antiochia blühte und in Mekka Götzenbilder angebetet wurden. Und sie dürfte wohl in unverminderter Kraft noch bestehen, wenn einst ein Reisender aus Neuseeland in einsamer Stille auf einem verfallenen Bogen der Londoner Brücke sitzend die Ruinen der Sanct Paulskirche abzeichnet."

Die innere Einrichtung der katholische Kirche ist eine rein hierarchische, eine vollkommen gegliederte Priesterherrschaft. „Die Hierarchie ist göttlichen Ursprungs" hat im Jahre 1848 der Erzbischof von Lemberg dem ersten österreichischen Reichstage zugedonnert, als einige weltliche Mitglieder die Macht der Geistlichkeit beschränkt wissen wollten. Alle Geistlichen jubelten ihm zu, und wir behaupten, kein katholischer Würdenträger wird diesen Ausspruch des damaligen Erzbischofs verleugnen wollen. Alle Maßnahmen der römischen Curie, von den ersten Synoden bis in die neueste Zeit haben die Hierarchie gekräftigt, immer mehr gegen jede Lockerung gefestigt. Und in der vollkommenen Einheitlichkeit dieser hierarchischen Einrichtung liegt der Hauptgrund der bewunderungswürdigen Widerstandskraft der katholischen Kirche, mit welcher sie jeder Gefahr, jedem ihr nicht anstehenden staatlichen Gesetze andauernd Trotz bietet, und früher oder später ein Nachgeben erzwingt. In der katholischen Kirche ist der geistliche von dem Laienstande durch die Ehelosigkeit scharf getrennt; die Macht des Priesters über die Gemüther der Gemeinde ist eine unwiderstehliche durch die Vielfältigkeit der Sacramente, insbesondere durch die Firmung, die Ohrenbeichte und die damit verbundene Absolution, durch die letzte Oelung, Sacramente, deren Nichtbeachtung die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses nach sich zieht, mithin „die ewige Verdammniß." Dagegen bietet die Lehre vom Fegefeuer (welche die protestantische Kirche verwirft) dem schlimmsten katholischen Sünder die Hoffnung, daß er bei einem recht reuigen Verhalten vor dem Tode und der letzten Oelung, und wenn er der Kirche die Gaben spendet, viele Seelenmessen zu lesen, Vergebung seiner Missethaten erlangen und selig werden kann.

Die katholische Kirche hat mit unvergleichlicher Ausdauer und Thatkraft und mit immer sicherem Erfolge an dem Grundsatze festgehalten, jedem Verlangen nach freierer geistiger Bewegung in Glaubenssachen nicht bloß das mindeste Zugeständniß zu verweigern, sondern ihm auch ein neues, strengeres Dogma entgegen zu setzen, der Phantasie neue Anregung zu geben durch geheimnißvolle, der Vernunft unzugängliche Sätze. Sie hat den Meinungsäußerungen gelehrter Bischöfe über die eigentliche Bedeutung der Worte Christi beim Abendmahle ein Ende gemacht und jede selbständige Aeußerung hierüber für alle Zeiten beseitigt durch die Feststellung des Dogmas von der wirklichen Verwandlung (Transsubstantiation) und durch das Gesetz, daß nur der geweihte Priester, nicht der Laie vom Kelche genießen dürfe. Ihre Maßnahmen gegen Johann Huß und gegen die von Luther durchgeführte Reformation sind bekannt. Um den letzten Ueberrest von Unglauben aus dem Jahre 1848 zu tilgen, wurde im Jahre 1854 die Lehre von der unbefleckten Empfängniß zum unverbrüchlichen Glaubenssatze erhoben, und 1870, kurz vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges, ward die Unfehlbarkeit des Papstes verkündigt und in der ganzen katholischen Welt anerkannt; einige deutsche und ungarische Bischöfe, die Anfangs Bedenken zu äußern gewagt hatten, wurden durch Androhung der Excom-

*) Cardinal Rampolla ist der erste katholische Würdenträger und der erste ausländische Minister, dem dieser höchste preußische Orden verliehen ward. Allerdings war auch Fürst Bismarck der erste protestantische Staatsmann, der von einem Papste den Christusorden erhalten hat.

munication, durch Aufhetzung ihrer Gemeinden eines Besseren belehrt und unterwarfen sich — laudabiliter se subjecere. So hält die Curie als oberste katholische Behörde unter allen politischen Wirren und Zwischenfällen an ihren Grundsätzen unerschütterlich fest, und gewinnt immer neue Macht.

Wir gelangen nun zu den Schlußfolgerungen. Die katholische Kirche ist älter als alle in den letzten tausend Jahren entstandenen Staaten und Nationalitäten; es liegt ihr also nicht die mindeste Verpflichtung ob, für irgend einen Staat oder eine Nationalität Rücksicht zu hegen, wenn sie dabei nicht eine Machtverstärkung erzielt. Ein deutscher, italienischer, französischer oder irgend einer anderen Nationalität angehöriger Staatsbürger kann Patriot sein, d. h. die Interessen seines Vaterlandes denen der katholischen Kirche voransetzen, in seiner Pflichterfüllung gegen den Staat unbeirrt bleiben, wenn auch die päpstliche Curie mit seiner Regierung im Hader ist. Aber der katholische Geistliche muß, zumal jetzt nach der Feststellung der päpstlichen Unfehlbarkeit, dem Gebote Roms allein gehorchen, sonst ist er eben kein katholischer Geistlicher; das hat am besten die Haltung des katholischen Klerus während des Culturkampfes bewiesen, in welchem die wenigen der Regierung gehorchenden „Staatspfarrer" eine klägliche Rolle gespielt haben. Daher sind auch die Jesuiten die besten Katholiken, die stärksten Stützen der katholischen Kirche, weil sie kein Vaterland, keine Regierung anerkennen, nur das Gebot des Oberen, des Generals. Und ein Orden, der über alle Welttheile verbreitet ist, der so viele feingebildete, sehr kluge, die Sprache jedes Standes, jeder Gesellschaftsschichte handhabende Mitglieder in sich faßt, und der keinen anderen Beruf kennt als den, die Macht der katholischen Kirche überall auszubreiten und zu festigen, ist doch unstreitbar eine sicherste, verläßlichste Stütze des Papstthums. Und jeder Papst muß gegen diesen Orden Rücksichten hegen, selbst wenn ihm hier und da dessen in der Curie überwiegender Einfluß unbequem wird und wenn andere Orden die Jesuiten, ihre Macht*) und die Vortheile, die sie überall zu erlangen verstehen, mit Eifersucht betrachten. Aus der Thatsache, daß viele deutsche katholische hochadelige Familien ihre Söhne in der Jesuitenanstalt Stella mattutina erziehen lassen, mag die deutsche Reichsregierung ihre Schlüsse für die Zukunft selbst ziehen.

Deutsche und italienische regierungsfreundliche oder liberale Blätter haben an den Besuch Sr. Majestät des Kaisers bei Sr. Heiligkeit dem Papste frohe Hoffnungen geknüpft, nur sehr wenige sich zurückhaltend geäußert. Aber die katholischen Blätter haben Jubelrufe ausgestoßen; der „Moniteur de Rome" verkündigt die Ueberlegenheit des religiösen über das Staatsprinzip, und wie jeder wahre Christ sich freuen müsse, daß der Chef der protestantischen Kirche im Papste das oberste Haupt des Christenthums anerkenne; die voce della verità verkündigt den Triumph, den Glorienschein des Centrums im deutschen Reichstage u. s. w. Die „Kölnische Volkszeitung" erzählte sogar eine Aeußerung Sr. Majestät des Kaisers an den Cardinal Ledochowski, als hätte ihn der Monarch quasi um Verzeihung gebeten dafür, daß der renitente Kirchenfürst unter der Regierung des glorreichen Kaisers Wilhelm I. zur Verantwortung gezogen ward. Zwar hat der „Reichsanzeiger" erklärt, daß die „Form", in welcher die „Kölnische Volkszeitung" die „huldvolle Aeußerung Sr. Majestät" wiedergegeben, eine völlig „erfundene" sei, aber die Thatsache der huldvollen Annäherung ist bestätigt, ohne daß man bestimmen kann, von welcher Seite der erste Schritt geschehen ist.

Die katholischen Zeitungen haben jedenfalls mehr Ursache zum Jubel als diejenigen Blätter, welche die Staatsgewalt vertreten. Denn der sichtbare Vortheil liegt in diesem Augenblicke jedenfalls auf Seiten der römischen Curie. Die beiden mächtigsten und bisher intransigenten Cardinäle sind von Sr. Majestät dem Kaiser mit besonderen Gnaden ausgezeichnet worden; was der Vatican dem protestantischen Königsschlosse bieten wird, bleibt abzuwarten. Wir wollen nicht bezweifeln, daß ein wohlwollender, feingebildeter Papst wie Leo XIII. für Se. Majestät den Kaiser Wilhelm aufrichtige Sympathie empfindet; wir glauben auch, daß die römische Curie, von der noch alle Staatsminister lernen können, es vortheilhaft findet, in dem deutschen Kaiser den Glauben zu erwecken, daß die Freundschaft des Vaticans werthvoller sei als die des Quirinals, und daß der Papst ein stärkerer Bundesgenosse sein könne, als die italienische Regierung. Wir wollen nur auf die historischen, festgestellten Thatsachen hinweisen und nunmehr der deutschen Reichsregierung und der preußischen die Entscheidung über die Frage anheimstellen, ob die römische Curie und irgend ein Papst jemals die Machtvollkommenheit eines Staates, besonders eines protestantischen, anerkennen wird.

*) Der Jesuit Curci, ehemaliger Redacteur der „Civiltà cattolica", ließ sich beikommen, 1877 auf die Nothwendigkeit einer Versöhnung des Papstes mit dem Königreich Italien hinzuweisen. Auf Befehl von Pius IX. ward er von dem Orden ausgestoßen. Er schrieb weiter; Leo XIII. ließ ihm die priesterlichen Functionen verbieten. 1891 ist er gestorben, nachdem er einige Tage zuvor . . . wieder in den Jesuitenorden aufgenommen worden als reuiger Sünder. Uns sollte es nicht wundern, wenn der Graf Grensbroech auch wieder Jesuit wird, trotz seiner Absage. Die katholische Kirche versteht es, Abtrünnige zu bekehren.

## Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft.

Von Landgerichtsdirector Raemisch.

Vor einigen Monaten beschäftigte sich das österreichische Abgeordnetenhaus mit dieser wichtigen Angelegenheit und nahm ein Gesetz „betreffend die Entschädigung für ungerechtfertigt erlittene Strafen" an. Auf meine Bitte sind mir die diesbezüglichen Parlamentsverhandlungen höchst liebenswürdiger Weise von Wien aus überschickt worden. In dem vorangehenden Berichte des Strafgesetz-Ausschusses jenes hohen Hauses, erstattet von dem Obmanne Grafen Pininsky und dem Referenten Dr. Jaques, heißt es:

> Jede wahrhaft conservative Anschauung von dem Wesen des modernen Staates, jede Anschauung, welche von dem Wunsche beseelt ist, die Staatstreue der Gesammtbevölkerung möglichst zu befestigen, die namhafte Zahl und die gefährliche Thatkraft der heutigen Bekämpfer der bestehenden staatlichen Ordnung möglichst zu verringern, wird als eines der Mittel zu solchem Zwecke auch ansehen müssen: daß der Staat dort eine Rechtspflicht der Entschädigungsleistung anerkenne, wo durch seine Organe — sei es auch ohne nachweisbares Verschulden — dem Einzelnen bei Ausübung der Rechtspflege ein schwerer und erweislich unverschuldeter Nachtheil am Leben und Gesundheit, Freiheit und Ehre, Vermögen und Erwerb, für ihn selbst und möglicherweise für seine Angehörigen zugefügt worden ist.

Diese Worte sind so bestrickend, sie klingen so selbstverständlich, daß man sich erstaunt fragt, „ja sind wir denn noch nicht so weit? Ist es denn noch nöthig, daß so etwas in das Programm einer Partei aufgenommen wird? Hat denn die civilisirte Welt nicht längst diese Frage, die doch überhaupt gar keine Parteifrage sein dürfte, gesetzgeberisch gelöst?" — Und siehe da, wir finden entsprechende Gesetze nur in zwei Gesetzbüchern aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts: für Toscana und das Königreich beider Sizilien und in den letzten Jahrzehnten in 18 Schweizer Kantonen, in Württemberg, in Schweden, in Dänemark und in Belgien. In England erfolgt eine Entschädigung in Form einer bedingungslosen Begnadigung durch die Königin und auch in Deutschland resp. Preußen wird im Gnadenwege entschädigt, obwohl die Sache einen gesetzgeberischen Abschluß nicht gefunden und der Bundesrath, welcher einen vom Reichstage am 7. März 1888 genehmigten Antrag des Abgeordneten Munkel nicht angenommen hat, sich damit begnügt hat „sein Vertrauen dahin auszusprechen, daß die Bundesstaaten für Geldmittel behufs billiger Entschädigung unschuldig Verurtheilter Sorge tragen würden." Bayern und Sachsen haben daraufhin auch Posten in ihre Etats eingestellt, in Preußen sind dieselben in dem Dispositionsfond des Mi-

nisters enthalten. Und doch ist man gerade in Preußen — zeitiger als in der Aufklärungszeit Frankreichs, wo man die Frage akademisch beleuchtete — der Sache sehr energisch näher getreten und kein Geringerer als Friedrich der Große hat eine Verordnung vom 15. Januar 1766 dahin erlassen:

> Ist eine verdächtige Person wegen eines Verbrechens in Untersuchung gerathen und ist, weil sie nicht hat überwiesen werden können, von fernerer Untersuchung abgestanden worden, so soll, wenn im Verlauf der Zeit, durch nachherige Begebenheiten, die völlige Unschuld dieser Person entdeckt wird, solche nicht nur vollkommene Restitution der Kosten, sondern auch aus der Sportelkasse desjenigen Kollegii, wo die Untersuchung geschwebt, eine nach Bewandtniß der Umstände und der Verschiedenheit des Standes zu arbitrirende Vergütungssumme erhalten, damit die nachher entdeckte Unschuld wegen allen bei der ersten Untersuchung erlittenen Ungemachs schadlos gestellet werde!

Diese Verordnung — ein prächtiges Denkmal für die nüchterne Staatsklugheit des großen Königs — enthält noch für die heutige Zeit schätzbare Winke zur Lösung jener Frage.

Etwas später (am 8. Mai 1788) legte der Justizminister Ludwig des XVI. den Generalständen eine ordonnance (déclaration du roi relative à l'ordonnance criminelle) vor und fügte zur Rechtfertigung hinzu: „Zum größten Erstaunen habe Se. Majestät gesehen, daß die Gesetze des Königreichs noch keine Bestimmungen zu Gunsten der unschuldig in Untersuchung Gerathenen enthalten" — und der König selbst sagte, aus seinem edelmüthigen Herzen heraus, „er halte die Entschädigung eines jeden unschuldig Verurtheilten und Abgestraften für eine Schuld der Gesellschaft, für eine Pflicht der Gerechtigkeit, und er bedauere es lebhaft, wenn nicht einem solchen Unglücklichen der ihm zugefügte Schaden von Staatswegen und kraft Gesetzes vergütet werde".

Und trotzdem ereignet sich das Sonderbare, daß nicht einmal die Gesetzgebung der Revolutionszeit, speziell die Strafprozeß-Ordnung von 1791, ein entsprechendes Entschädigungsgesetz aufweist — ebensowenig der von Napoleon I. inspirirte code (des délits et des peines), so daß sein Neffe die dette de la société nicht selten aus seiner eigenen Privattasche bezahlte.

Woran lag es denn, daß man die Klinke der Gesetzgebung wegen oft recht unbedeutender Dinge in Bewegung setzte und sie für einen so wichtigen Zweck nicht finden konnte? War es Halsstarrigkeit und Verstocktheit der Regierenden, die den ihnen anvertrauten Völkern die Wohlthat eines Gesetzes nicht gönnen und sie höchstens vom patriarchalischen Standpunkte — mit dem Erweisen einer Gnade abspeisen wollten, die sie dem Gehorsamen erweisen und dem Widerspenstigen versagen könnten? Gewiß nicht! — Der Grund lag in der großartigen Schwierigkeit, welche eine Regelung dieses Rechtsstoffes mit sich bringt, und die man zwar weniger würdigt, wenn man als Volksredner mit dem Brusttone der Ueberzeugung die Menge für die eigene Partei einnehmen will, die sich aber riesengroß auftürmt, wenn man an der Hand der praktischen Erfahrungen dazu übergehen will, jenen schönen Gedanken in eine handliche und brauchbare gesetzgeberische Form zu gießen! Soll nur für eine erlittene Strafe oder auch für Untersuchungshaft, soll bei jeder Freisprechung oder nur dann, wenn die Unschuld erwiesen wird, entschädigt werden? Für welche Beschädigung und in welchem Umfange soll Genugthuung gegeben werden? Von welchem Richter soll die Entschädigung festgesetzt werden? Soll sie nur in Geld bestehen dürfen? Alle diese und noch andere Fragen bedürfen der gewissenhaften Erörterung, ehe man an eine gesetzliche Lösung herantreten kann.

Zunächst wollen wir einmal untersuchen, auf Grund welcher Beobachtungen man denn — natürlich nur ungefähr — abschätzen kann, wie oft Verurtheilungen Unschuldiger vorkommen. Freilich wird diese Schätzung etwas verschieden ausfallen, je nachdem man sich auf den richterlichen Standpunkt oder auf den der Vertheidigung stellt; der letzteren kann man es ja füglich nicht verdenken, wenn sie — im Gegensatze zu der Anschauung der Staatsanwaltschaft sehr leicht von der Unschuld des Angeklagten durchdrungen, selbst wenn er verurtheilt wurde — noch mehr Instanzen wünscht, in denen sie die Freisprechung durchsetzen möchte und wenn sie immer wieder mit Gesuchen um Wiederaufnahme des Verfahrens das Gericht antritt. In den letzten Jahren beschäftigt ein solcher Fall — wo man mit großer Hartnäckigkeit eine Wiederaufnahme den geordneten Gerichten förmlich abzuzwingen versuchte, die öffentliche Meinung in besonderen Brochüren und in den periodischen Zeitschriften. Außer dem Vertheidiger, Rechtsanwalt Friedmann in Berlin, hat sich auch der Schriftsteller Paul Lindau und im Parlamente Rechtsanwalt Träger mit der Sache beschäftigt. Ich meine den Prozeß gegen den Barbier Ziethen in Elberfeld. Träger äußerte sich am 22. Febr. 1888 dahin:

> Ziethen ist wegen Ermordung seiner Ehefrau vom Schwurgericht verurtheilt worden, verurtheilt worden in einem hohen Grade der Erregung, welche der Bevölkerung und leider auch der mit der Aburtheilung der Sache beschäftigten Personen sich bemächtigt hatte (!). Allerdings lag gegen den Mann ein höchst ungünstiges Verhältniß gegen seine Frau aus früheren Zeiten vor, und man hielt es für eine gerechte Strafe auch rückwärts für alles das, was der Mann bis dahin an seiner Frau (sie beschuldigte ihn vor dem Tode) begangen hatte. Er hatte aber einen Zeugen für sich, der ganz unwiderleglich war und auch nicht in den Verdacht der Bestechung oder Voreingenommenheit gerathen konnte: die Uhr nämlich. Es handelte sich hier um die Feststellung der Zeit; der Mann hatte eine Reise gemacht, war vom Bahnhofe in seine Wohnung geeilt, die Uhren, fast lauter amtliche Uhren, die Bahnhofsuhr, die Rathhausuhr, sowie Privatuhren waren nach den Wahrnehmungen der Zeugen genau mit einander verglichen und für jeden, der unbefangen heute die Verhandlungen liest, ist die Unmöglichkeit, daß der Mann die That begangen haben könnte, durch die Uhr constatirt. Der Mann — er war zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt worden — hatte vier Jahre gesessen, da kommt auf einmal sein Lehrling Wilhelm, der früher der Beihülfe mitangeklagt war und legt das Geständniß ab, daß er der Mörder gewesen sei, ein Geständniß, das der Mörder zwar nachher widerrufen, aber alsdann wiederholt hat und zwar unter glaubwürdigster Darstellung aller Nebenumstände, die nur ihm allein bekannt sein konnten. Es wurde in Folge dessen das Wiederaufnahmeverfahren beantragt, die Strafkammer in Elberfeld ließ dasselbe zu; auf Berufung der Staatsbehörde aber lehnte der Appellhof in Cöln diese Wiederaufnahme ab. Ich meine also, wenn solche Dinge möglich sind, wenn das Wiederaufnahmeverfahren unter solchen Umständen abgelehnt werden kann, dann haben wir wahrhaftig keine Veranlassung, die Vorbedingungen des Wiederaufnahmeverfahrens zu beschränken.

Diese Worte — weithin hörbar in dem preußischen Parlamente von einem Juristen gesprochen — kritisirten also sehr herbe einen ausführlich begründeten Beschluß eines hohen Gerichtshofes — ohne auch nur dessen Gründe anzugeben. Inzwischen ist beinahe das ganze Actenmaterial in einer Zeitschrift, ebenfalls von einem sehr berufenen Juristen, veröffentlicht worden und es ist, für mich unwiderleglich, der Beweis geführt worden, daß Ziethen, der Mörder, sich so beeilt hat, um sich eine Art Alibibeweis zu schaffen — und daß die Zeitbestimmung nach der Uhr ihn nicht entlastet. Es ist nachgewiesen, daß jener Lehrling Wilhelm von der Ziethen'schen Familie unausgesetzt ausgespürt, ausspionirt und an der Zunge gezogen worden ist. Seine Geständnisse, die nach den von ihm geltend gemachten Thatmotiven ganz unglaubwürdig waren, hat er immer widerrufen, sodaß man ihn für eines jener moralisch haltlosen Wesen taxiren muß, die zeitweise fremden Gedankeneinimpfungen widerstandslos unterliegen. Kurzum, es ist der Nachweis vor der Oeffentlichkeit erbracht worden, daß nach richterlicher Auffassung eine Freisprechung des Ziethen in einem wiederholten Verfahren durchaus nicht zu erwarten stand, daß also das Oberlandgericht Cöln ganz Recht gehabt hatte — — trotzdem ist natürlich das öffentliche Bewußtsein beunruhigt, denn nicht Jeder, der die allgemeine Anschuldigung in der

Presse gegen die Gerichtspraxis gelesen hat, liest auch das, was zur vollen Rechtfertigung jener Beschlüsse geschrieben worden ist — und soweit sind wir denn doch noch nicht, daß die Gerichte verpflichtet oder berechtigt wären, auf alle Angriffe oder Kritiken von Zeitungen sich vertheidigen zu müssen — besonders bei Sprüchen der Geschworenen dürfte dies auch seine großen Schwierigkeiten haben.

Ich sage also: Wer nicht der ganzen Verhandlung beigewohnt hat, oder wer nicht den Acteninhalt eines Strafprozesses von A bis Z kennt, der soll doch mit der alarmirenden Vermuthung, daß ein Unschuldiger in Strafe genommen wäre (oder auch daß ein Schuldiger dem Gesetze entschlüpft wäre), recht vorsichtig sein. Die Rechtsgarantien zum Schutze eines Angeschuldigten sind in Deutschland sehr groß. Im Großen und Ganzen sind falsche Denunziationen nicht allzuhäufig, wir haben die sorgfältige und pflichtgemäße Prüfung der Staatsanwaltschaft, wir haben die Prüfung des Gerichts über die Eröffnung des Hauptverfahrens oder über Einstellung des Verfahrens, wir haben die sorgfältig vorbereitete und durchgeführte Hauptverhandlung und wir haben die weitgehenden Befugnisse und die Mitwirkung einer zahlreichen und eifrigen Rechtsanwaltschaft als Vertheidiger während des ganzen Verfahrens. Trotzdem versteht es sich von selbst, daß die Gerichte für ihre Urtel keine Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen dürfen, sondern sich auf denselben bescheidenen Standpunkt stellen müssen, wie der muhamedanische Kadi, der seinem Richterspruche die Formel hinzufügt: „Allah weiß es besser". Fehlsprüche sind in der Geschichte der Rechtsprechung immer vorgekommen, sie haben auch leider zu dem geführt, was man „Justizmord" nennt und Fehlsprüche können und werden auch in Zukunft nicht ausbleiben, weil bei dem redlichsten Willen und bei der denkbar größten Vorsicht die Richter — Beamte, Geschworene und Schöffen — irren können und weil auch in dieser Richtung immer noch oft genug dargethan worden ist, daß unser vermeintliches Wissen Stückwerk ist, trotz aller redlichen Arbeit, die darauf verwendet worden sein mag. Nur die Uebertreibung der Besorgniß möchte ich hier bekämpfen. So theilte neulich der Staatssecretär des Reichs-Justizamtes mit, daß die in den Einzelstaaten für unschuldig Verurtheilte vorhandenen Fonds sehr selten in Anspruch genommen werden — so selten, daß man sie im vorigen Jahre in Bayern auf die Hälfte herabgesetzt hat.

Einer der bedeutendsten Criminalisten der Neuzeit, der leider zu früh verstorbene sächsische Generalstaatsanwalt Dr. v. Schwarze, ein ebenso vorurtheilsfreier als gründlich unterrichteter Mann, fügte seinem Berichte als Reichstagsabgeordneter i. J. 1883 — ich habe diesen wahrhaft klassischen Bericht, aus welchem ich vielfach geschöpft habe, hier vor mir — die Zusammenstellung bei, welche das Reichs-Justizamt von den Regierungen der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten über die Fälle erbeten hatte, in welchen eine rechtskräftige Verurtheilung aufgehoben und nachträglich auf Freisprechung erkannt worden war. Man zählte seit dem 1. October 1879 — der Bericht ist von Ende April 1883, also auf circa $3^1/_2$ Jahre — 205 solcher Erkenntnisse, von denen 10 von Schwurgerichten, 99 von den Strafkammern der Landgerichte und 96 von Schöffengerichten gefällt worden waren. Freilich ließ sich nicht überall erkennen, ob die neue Freisprechung nur erfolgt war, weil bei der erneuten viel späteren Verhandlung die ursprünglichen Beweismittel in leicht erklärlicher Weise (— es konnten Hauptzeugen verstorben sein oder sich der Sache nicht mehr so bestimmt erinnern —) abgeschwächt worden waren, oder ob der volle Beweis für die Nichtschuld des Angeklagten erbracht worden war. Aus den mitgetheilten Gründen der bayerischen Gerichte entnahm Dr. v. Schwarze, daß es sich in 17 von 22 Fällen um wirklich früher unschuldig Verurtheilte gehandelt habe und daß dieses Verhältniß von knapp $^1/_4$ zu reichlich $^3/_4$ ungefähr die Regel sein möchte, so daß also von jenen 205 Urteln immerhin etwa 160 auf Irrthum beruhten, was für ganz Deutschland etwa 46 Fälle pro Jahr ergeben würde.*)

Mag man diese Ziffer, gegenüber der Legion von Verurtheilungen, auch Gott sei Dank als klein bezeichnen dürfen, so ist sie doch unzweifelhaft groß genug, um ihr eine ernste Berücksichtigung zuzuwenden und sich zu erinnern, daß man diesen unter dem Schein des Rechts, in Wirklichkeit aber zu Unrecht, verurtheilten Personen, die zum größten Theil durch Vollstreckung der Strafe Einbuße an Leib und Gut erlitten haben, Genugthuung schuldig ist.

Diesem Gedanken haben sich auch die deutschen Bundesregierungen keineswegs verschlossen und ihr Commissar, der Geh. Regierungsrath Leuthe, erklärte bei den Berathungen Ende 1886 (allerdings ohne ausdrückliche Vollmacht zu bindenden Erklärungen),

„daß allen Interessen am besten entsprochen würde, wenn man die Gewährung der Entschädigung in das Ermessen des Landesherrn, bezw. des Kaisers stelle und zu deren Disposition die bezüglichen Mittel in den Etat einstelle. Daran, daß alsdann die Gewährung der Entschädigung von derselben Instanz erfolge, welcher auch das Begnadigungsrecht zusteht, könne man nur Anstoß nehmen, wenn man bei einem Gnadenacte an ein Handeln aus Laune oder Willkür denken wollte, während doch die Gnade gerade da den Beruf habe mit Rücksicht auf die Umstände des einzelnen Falles einzutreten, wo von einem höheren Standpunkte aus Unrecht geschehen sei, obwohl das, was geschehen, auf formellem Rechte beruhe."

Der Herr Commissar verwies außerdem auf eine drei Jahre früher von ihm abgegebene Erklärung, Inhalts deren „der Herr Staatssecretär des Reichs-Justizamtes sich damit einverstanden erklären werde, daß die Entscheidung der Frage, ob der Fall einer Entschädigungspflicht vorliege, durch ein Gericht (der Herr Reichskanzler habe das Reichsgericht im Auge) erfolgen solle. Vielleicht wäre es sehr zweckmäßig gewesen, dieser Andeutung damals entgegen zu kommen und den eingebrachten Entwurf danach umzuformen, denn — weiter wird man auch in Oesterreich jetzt nicht kommen, nachdem die Commission des österreichischen Herrenhauses beschlossen hat, in erster Linie die Feststellung eines Anspruches dem Justizminister zu übertragen und erst, wenn dieser den Anspruch gar nicht oder in zu geringem Umfange zulassen will, die Klage bei dem Reichsgericht zuzulassen, da dieses verfassungsmäßig berufen ist, über die öffentlich rechtlichen Ansprüche des Einzelnen an die Gesammtheit zu erkennen.

Ich sage, es ist heute allgemeine Rechtsüberzeugung, daß man dem unschuldig Verurtheilten Genugthuung schuldet und zwar Seitens des Staates, weil dieser als oberster Träger der Rechtsidee unter dem Scheine und in den Formen des Rechts thatsächlich Unrecht zugefügt hat. Im Alterthum bedurfte man dieses Prinzips weniger, weil man auch bei den meisten Verbrechen einen Privatankläger hatte, der sehr empfindlich herangezogen wurde, wenn ihm die Durchführung seiner Anklage mißglückte; in späteren Zeiten konnte man sich von dem Grundsatze, der das Privatrecht beherrscht, nicht losmachen, daß es keine Entschädigungspflicht ohne Verschulden des Beschädigers gäbe. Wer bei Leitung einer Rechtssache absichtlich das Recht beugt, wird (§ 336 Strafgesetzbuch) mit Zuchthaus bestraft und bleibt selbstverständlich für allen Schaden verhaftet. Zum Glück kommen aber derartige Fälle kaum vor. Dagegen können Unschuldige verurtheilt werden, weil der Richter, sehr entschuldbar vielleicht, irrte. Dann trifft ihn kein „Verschulden" und noch weniger den Staat, dessen Hoheitsrecht er ausübte. Trotzdem hat sich mit der reicheren Entwickelung des öffentlichen Rechtes die Einsicht ausgebildet, daß auch hier geholfen werden muß. Muß sich der Einzelne den geordneten Eingriff in seine Ehre, Freiheit und Leben gefallen lassen, weil er den Gesetzen zu gehorchen hat, so muß ihn auch das Gesetz entschädigen, wenn er sogar seine Unschuld darthun kann. Das Gesetz legt z. B. den Eisenbahnen eine gewaltige Entschädigungspflicht auf, ohne von dem Verletzten zu verlangen, daß er eine

*) Eine andere Statistik, welche der Centrumsredner am 11. Febr. 1892 in Bezug nahm, gibt 97 Fälle unschuldig verbüßter Strafen auf den Zeitraum von zwei Jahren, also circa 48 pro Jahr an, was mit dem Gesagten ziemlich zusammenfällt.

Schuld derselben nachweist; es gewährt Entschädigung, wenn Jemand im höheren Interesse des Staates oder der Gemeinde sein Grundstück oder z. B. bei Viehseuchen seine Thiere, oder bei Manövern seine Feldfrucht hergeben muß. Der Staat leistet vor Allem einen großen Zuschuß bei den modernen sozialen Versicherungen — und doch trifft ihn natürlich kein „Verschulden", daß seine Arbeiterbevölkerung alt wird und der Unterstützung bedarf, weil die schwache Kraft des Einzelnen diesem natürlichen Ereignisse, diesem Zufalle gegenüber, nicht im Stande ist, sich allein aufrecht zu erhalten. Gewiß ist der Staat nicht die allgemeine Wohlfahrtsanstalt, welche alle Unterschiede in der Welt ausgleichen kann, er kann nicht dem Reichen das Leder stehlen und armen Leuten Schuhe daraus machen — das würde uns mit Nothwendigkeit zu einer rein sozialistischen Entwickelung drängen, bei der die freie Entwickelung des Einzelnen vernichtet würde und bei der die Confiscation des Eigenthums und die polizeiliche Bevormundung in das Unerträgliche steigen müßten — — aber bis dahin wird man meines Erachtens sehr wohl gehen dürfen, daß der Staat nicht ohne Hülfe diejenigen untergehen oder dem Ruin nahe kommen lassen darf, die unschuldig unter seinem mächtigen Eingriffe leiden und von seinem Räderwerke zermalmt werden; er ist der Menschen wegen da, die Menschen bilden und sie erhalten ihn durch ihre Steuern und sonstigen Leistungen — in Fällen der Noth muß er darum auch für sie eintreten, mag man dies nun auf die Idee einer Art Zwangsversicherung oder auf sonstige ähnliche Fälle vergleichend zurückführen. Mag man dies früher als eine Forderung der Billigkeit angesehen haben — heute, bei den erweiterten Aufgaben des Staates — sehen wir es als eine Forderung der Gerechtigkeit an, der gesetzlich entsprochen werden muß.

Wer soll denn nun entschädigt werden? — Nun, der unschuldig Verurtheilte! Ist denn jeder Freigesprochene, der in einem früheren Verfahren verurtheilt worden ist, ein für unschuldig Erklärter? — Leider, nein! Hier scheiden sich die Geister und hier liegen hauptsächlich die der Sache so lange hinderlichen großen Schwierigkeiten.

Eine Freisprechung ist keineswegs immer eine Unschuldserklärung. Nehmen wir an, daß sich später herausstellt, daß eine kleine Formalität bei dem Strafantrage fehlte, daß ein Tag über die Verjährungszeit verstrichen ist — — der Mann muß, trotz der Strafthat, freigesprochen werden! Nehmen wir an, die Belastungsmomente häuften sich zu ungeheurer Höhe, die öffentliche Meinung hätte gar keinen Zweifel an der Thäterschaft — aber der Richter oder Geschworene verlangt noch eine untergeordnete Aufklärung, die nicht gebracht werden kann — — es wird, weil ihm auch der geringste Zweifel zu Gute kommen soll, der Angeklagte, vielleicht mit der durchsichtigen Begründung: „Aber hüten Sie sich ein anderes Mal," freigesprochen! Nehmen wir an, es ist gelungen, die Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen, und in dem neuen Termine fehlt ein hochwichtiger Belastungszeuge, dessen Aussage, wenn er verstorben ist, vielleicht aus irgend einem Grunde nicht verlesen werden kann — der Mann wird freigesprochen, während ihn auch die jetzigen Richter unbedingt verurtheilt hätten, wenn ihnen dasselbe Beweismaterial wie im ersten Termine zu Gebote stand! — — Will man wirklich allen diesen Freigesprochenen, die sozusagen dem Gesetze entwischt, mit einem blauen Auge davongekommen sind, noch eine Art Prämie schenken? Ich zweifle, daß dies wirklich die allgemeine Volksmeinung wäre.

Dagegen erfolgen Freisprechungen, weil sich klar herausgestellt hat, daß eine Strafthat gar nicht verübt worden ist (eine Frauensperson hat eine Nothzucht vorgespiegelt), daß der Angeklagte die That überhaupt nicht begangen haben kann oder daß die Beweismittel, auf Grund deren er allein verurtheilt worden ist, sich als gefälscht und als nicht stichhaltig (etwa eine gefälschte Urkunde, die man für von ihm herrührend annahm) herausstellen.

Heutzutage macht die Urtelsformel zwischen diesen sehr verschiedenen Arten der Freisprechung keinen Unterschied mehr; bei schwurgerichtlichen Urteln läßt er sich auch nicht aus der Begründung erkennen, und der Vorsitzende, soweit er dies überhaupt darf, kann ihm auch keinen Ausdruck verleihen, weil er die Gründe gar nicht kennt. Früher allerdings gab es eine sogenannte „Entbindung von der Instanz", eine vorläufige Lossprechung, bei welcher das Damoklesschwert des Staatsanwalts, insofern er neue Beweise auffand, über dem Angeklagten hängen blieb. Dadurch wurden sozusagen Freisprechungen II. Cl. geschaffen. Man ist hiervon zurückgekommen und kein Mensch wird den alten Zustand zurückwünschen; wer von der erhobenen Anklage losgesprochen wird, der soll es womöglich endgültig werden. Aber wenn wir auch die Formen des Verfahrens ändern und alte Benennungen abändern — so weit in den Dingen selbst natürliche Unterschiede obwalten, lassen sie sich dadurch nicht bei Seite schieben, und ich huldige allerdings nicht der Ansicht, daß unter allen Umständen Freisprechung und Freisprechung dasselbe ist.

Ich erinnere hier an jene Cabinetsordre des alten Fritz, in welcher Entschädigung verheißen war, wenn „Jemandes völlige Unschuld entdeckt würde" — und in demselben Sinne verordnet die im Landtage wieder in Bezug genommene württembergische Strafprozeß-Ordnung vom Jahre 1868:

> Einem Verurtheilten, dessen Schuldlosigkeit an den Tag kommt, ist der von ihm nicht verschuldete Schaden durch die Staatskasse zu ersetzen, vorbehaltlich des Rückgriffs an die Schuldigen.

(Schluß folgt.)

---

## Literatur und Kunst.

### Der deutsche Atheismus und Materialismus dieses Jahrhunderts.

Von Eduard von Hartmann.

Der philosophische Materialismus hatte im vorigen Jahrhundert in Lamettrie, Hollbach und Cabanis seine höchste Ausbildung erreicht und namentlich in dem letzteren, dessen Wirksamkeit sich bis in dieses Jahrhundert hinein erstreckt, sich mehr als je zuvor auf die Physiologie gestützt. In Deutschland hatte dieser französische Materialismus noch nicht vermocht, dem Deismus Boden abzugewinnen, als die mit Kant beginnende spekulative Epoche alle Aufmerksamkeit des philosophischen Publikums auf sich zog. Nach der Restauration des französischen Königthums folgte dann eine Periode der romantischen Reaction, deren philosophische Widerspiegelung in Deutschland der spekulative Theismus von Baader bis Lotze, in Frankreich der Spiritualismus und Eklekticismus war. Dieser spekulative Theismus rang zunächst mit dem spekulativen Pantheismus, der seine höchste Verkörperung in Hegel gefunden hatte, und drängte die Linke der Hegel'schen Schule zu einer immer radicaleren Opposition gegen den christlichen Theismus, während Hegel selbst noch in dem Glauben gestorben war, die eigentliche Wahrheit eben dieses Theismus philosophisch formulirt zu haben. In dem Maße als die Reaction und Romantik im modernen Zeitgeiste an Boden verlor und die revolutionären Strömungen der vierziger Jahre stärker und stärker anschwollen, trat auch der spekulative Theismus in den Hintergrund des philosophischen Interesses. Auf den gemeinsamen Trümmern des Hegel'schen Systems und des spekulativen Theismus erwuchs ein moderner Atheismus, der eine überwiegend materialistische Färbung annahm.

Dieser Atheismus wurde aus drei verschiedenen Hauptquellen gespeist, zu denen noch einige andere Nebenzuflüsse beisteuerten. Die erste Quelle bildete wie gesagt die Linke der Hegel'schen Schule, die durch die Angriffe des spekulativen Theismus gegen die Hegel'sche Philosophie zu immer schärferer Gegnerschaft hingedrängt wurde. Ihre Träger fühlten sich

noch als Mitglieder einer Aristokratie des Geistes, wenn sie auch ihre Mission darin suchten, die Revolution vorzubereiten. Der Höhepunkt dieser Bewegung fällt in das Ende der dreißiger und die vierziger Jahre, und sie ist deshalb auch am meisten bekannt und am häufigsten geschildert worden. Die zweite Quelle war die wiederauftauchende Erinnerung an den französischen Materialismus des vorigen Jahrhunderts, welche durch den Uebergang Feuerbach's zum materialistischen Sensualismus geweckt, durch die Hinweise Schopenhauer's auf Cabanis unterstützt und durch den zunehmenden Einfluß der Naturwissenschaften auf den Zeitgeist befördert wurde. Diese Richtung hatte einen mehr populären, demokratischen um nicht zu sagen plebejischen Anstrich; sie entsprach der in die Massen gefahrenen revolutionären Tendenz und erreichte ihren Höhepunkt in der Reactionszeit der fünfziger Jahre. Die dritte Quelle war die Schopenhauer'sche Philosophie selbst, die sich allem Theismus und Pantheismus gegenüber ausdrücklich als reinen Atheismus hinstellte und in diesem Sinne von den meisten ihrer Anhänger aufgefaßt, verbreitet und fortgebildet wurde, obwohl sie thatsächlich nichts weniger als Atheismus, sondern vielmehr ein modificirter Pantheismus war. Während die Lehre Schopenhauer's in den fünfziger und sechziger Jahren allmählich eine stille, dem politischen Tagestreiben abholde Gemeinde um sich gesammelt hatte, entwickelte sich seine atheistische Schule erst seit der Errichtung des Norddeutschen Bundes bis zur Gegenwart, woselbst ihr Einfluß vorläufig noch im Wachsen scheint.

In diese einander zeitlich ablösenden drei Hauptströmungen spielen als Nebenzuflüsse hinein die Schelling-Oken'sche Naturphilosophie und der Comte'sche Positivismus. Die erstere fand in Planck einen verspäteten Restaurator im materialistischen Sinne, übte daneben aber auch durch den Physiologen Johannes Müller hindurch noch auf Häckel einen gewissen Einfluß. Der Positivismus Comtes wirkte zunächst nur an vereinzelten Punkten mit in diesen Prozeß hinein, z. B. bei Dühring, und entfaltete erst später einen größeren Einfluß, als sich der Zeitgeist, der metaphysischen Streitigkeiten müde, durch Vermittelung des Neukantianismus zum Skepticismus und zur gänzlichen Verachtung aller Metaphysik hinwandte.

Die Ströme der verschiedenen Quellen fließen zum Theil ungemischt neben einander her, zum Theil mengen sie sich auf die verschiedenste Weise mit einander. Die Schopenhauerianer nehmen im Ganzen ebensowenig vom Hegelianismus auf, wie die Hegelianer vom Schopenhauerianismus; insbesondere bis in die siebziger Jahre hinein gehen beide unbekümmert um einander oder mit feindseligen und verächtlichen Scheelblicken neben einander her, und selbst in jüngster Zeit ist eine gewisse theoretische Anerkennung nicht im Stande gewesen, die atheistischen Zweige der Schulen einander practisch zu nähern. Dagegen haben beide Fühlung gesucht mit dem Materialismus oder doch Naturalismus der Franzosen. Dieser Materialismus oder Naturalismus hat aber auch in ausgesprochener Mißachtung gegen alle Spekulation auf Grund der Fortschritte der Physik und Physiologie sich zu erneuern gesucht. Theils waren es philosophische Dilettanten und Naturforscher dritten bis siebenten Ranges (Vogt, Moleschott, Büchner), die sich diesem Unternehmen widmeten, theils Philosophen, die mit den jüngsten spekulativen Systemen gebrochen hatten und im naturwissenschaftlichen Dilettantismus Ersatz suchten. Dieser Materialismus liebte es dann, sich für die einzig mögliche und wahre Weltanschauung der modernen Naturwissenschaften auszugeben, und in Laienkreisen eine bis heute nachwirkende Verwirrung zwischen naturwissenschaftlicher und materialistischer Weltanschauung anzurichten. Die geistig höchststehenden Naturforscher haben dagegen zu keiner Zeit vergessen, daß die Naturwissenschaft als solche mit metaphysischen Fragen gar nichts zu thun hat, und daß eine solche Verquickung auf einer unwissenschaftlichen Verwechselung und dilettantischen Uebergriffen in das philosophische Gebiet beruht.

Zwischen den Atheisten der Hegel'schen und der Schopenhauer'schen Schule besteht insofern ein beachtenswerther Unterschied, als die ersteren zum sensualistischen Materialismus, die letzteren dagegen zu einem übersinnlichen Dynamismus oder einer Willensmetaphysik hinneigen, die immer atomistische Zersplitterung zeigt, aber bald im nüchternen Sinne einer blinden Willkür oder Gesetzlichkeit, bald im mystischen Sinne eines zweckvollen transcendentalen Individualismus. Atheismus aber bleiben diese Richtungen selbst im letzteren Falle wenigstens insofern, als sie sich gegen die Existenz oder Nichtexistenz eines letzten zweckensetzenden Weltgrundes theoretisch und practisch gleichgültig verhalten (indifferentistischer Atheismus), selbst dann, wenn sie sich durch Annahme des Gottesglaubens trotz wissenschaftlicher Unbeweisbarkeit mit dem Pseudotheismus berühren (wie z. B. Wundt).

Diese geschichtlichen Zusammenhänge waren bisher noch nirgend zu einer klaren und zusammenfassenden Darstellung gebracht worden. Lange's „Geschichte des Materialismus" war ursprünglich darauf angelegt, mit der erkenntnißtheoretischen Ueberwindung des Materialismus durch Kant abzuschließen; erst in der zweiten Auflage verbreitete Lange sich ausführlicher über die neueste Zeit, aber ohne systematische Vollständigkeit und ohne geschichtlichen Zusammenhang, mehr, um über allerlei nahe liegende Probleme in zwangloser Rede sein Herz auszuschütten, und die Schopenhauerianer sind ihm offenbar ganz unbekannt. Wäre Kant's Erkenntnißtheorie so sicher begründet, wie Lange annimmt, so wäre allerdings durch sie mit der gesammten Metaphysik auch der Materialismus überwunden. Aber diese Ansicht, die in dem modernen Skepticismus eine vorläufig auf allen Gebieten herrschende Vertretung gefunden hat, ist jedenfalls bis in die siebziger Jahre hinein nicht die herrschende gewesen und wird auch jetzt noch von Vielen auf das Nachdrücklichste bestritten. Es scheint deshalb geschichtlich nicht angängig, die Geschichte des Materialismus als in der Hauptsache durch Kant abgeschlossen anzusehen. Gerade die neueren Materialisten und Naturalisten sind in vieler Hinsicht in der Begründung und Durchbildung ihres Standpunktes weit über das noch sehr embryonische Système de la nature von Hollbach hinausgekommen.

Eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Erscheinungen dieser Art hat zuerst Dr. Arthur Drews geliefert in seinem Werke: „Die deutsche Spekulation seit Kant u. s. w."*), dasselbe bietet in Bd. II. S. 235—520 eine Reihe trefflich ausgeführter kritischer Monographien über Feuerbach, Strauß, Büchner, Häckel, Czolbe, Dühring, Planck, Mainländer, Bahnsen, Hellenbach, du Prel und Wundt, während Stirner und Nietzsche erst in desselben Verfassers Geschichte der neuesten Ethik behandelt werden sollen. Wenn auch Drews mit seiner Kritik auf einem ganz anderen Standpunkt steht als Lange, so wird doch jeder Leser von Lange's Geschichte des Materialismus erfreut sein, eine Fortführung dieses Werkes bis auf die Gegenwart in den betreffenden Abschnitten der Drews'schen Darstellung zu finden.

---

## Die guten Manieren und das Theater.

Von M. Kroschel.

Vom Theater als einer moralischen Anstalt und von deren unmoralischen Abarten ist von berufenen Leuten viel geredet und geschrieben worden. Mit Recht und Berechtigung. Wie groß der Einfluß ist, den die Bühne auf Zuhörer und Zuschauer ausübt, ist nicht zu wägen oder zu berechnen; daß dieser Einfluß groß ist, wird Niemand bestreiten.

Die Wirkung, die erzielt werden, der Einfluß, der gewonnen werden soll, läßt sich im Voraus nicht bestimmen; sehr oft entspricht beides der Absicht des Autors keineswegs, und der Ansicht des Kritikers auch nicht. Wer als harmloser Mensch, dem man keine kritischen Tücken zutraut, mit anderen harmlosen Menschen über theatralische und überhaupt literarische Eindrücke zu reden Gelegenheit hat, der bekommt oft

*) Berlin, Macter, 1893.

Ansichten zu hören, von denen „die vom Fach“ nicht vermuthen würden, daß sie möglich seien; denn ihnen gegenüber geben sich die harmlosen Leute eben nicht ungezwungen und spielen — zumeist unbewußt — mit ihnen und mit sich selbst ein wenig Komödie.

Der großen Menge ist und bleibt die Scene eben die Schaubühne, die Fortsetzung des Bilderbuches, das einst die Kinder unterhielt. Die Gestalten sind beweglich geworden und sie sprechen den erläuternden Text selbst; im Allgemeinen aber verhalten sich die Zuschauer ihnen gegenüber nicht so sehr viel anders, als einst den Typen der kindlichen Fehler und wünschenswerthen Tugenden gegenüber. Was über die Unterhaltung hinausgeht, was so absichtlich lehrhaft wirkt, daß eine blinde Frau es mit dem Stocke fühlen könnte, das — zielt eben auf den lieben Nächsten oder die liebe Nächste; die mögen sich ein Lichtchen aufstecken lassen oder ein warnendes Beispiel nehmen.

Ganz merkwürdig ist es auch, wie anders als fast identische Vorkommnisse im Leben die Vorgänge der Bühne überhaupt ihrem sittlichen Werthe nach geschätzt werden. An zweifelhaften Charakteren, an direct strafbaren Handlungen nehmen Leute von peinlichster Ehrenhaftigkeit durchaus nicht den Anstoß, den sie nehmen würden, wenn dergleichen im Leben ihnen nahe träte. Das liegt nicht allein daran, daß die fortschreitende Handlung, — die sich manche Modernste allerdings mehr und mehr abgewöhnen — daß die Vielheit der Eindrücke den naiv Genießenden befangen macht und die Schnelligkeit und Schärfe seines Urtheils hemmt; es liegt der Grund für diese mehr lässige Auffassung darin, daß die Geschehnisse und Charaktere auf der Bühne nicht ganz ernst genommen und für voll angesehen werden.

Diese eigenthümliche Anspruchlosigkeit zeigt das verehrliche Publikum auch in anderer Weise; nicht nur gegen Verstöße, die seine moralischen Empfindungen im Leben arg kränken würden, ist es so nachsichtig; es übt diese Nachsicht auch gegen Aeußerlichkeiten, die eben, weil sie Aeußerlichkeiten sind, recht in die Augen fallen müßten. Verstöße gegen die guten Manieren, oft gegen die einfachsten Gebote, gegen die Grundregeln des guten Tons passiren manchmal auf der Bühne, und die im Leben sehr empfindlichen Damen und Herren der Gesellschaft im Zuschauerraum lassen sie lächelnd passiren.

Dabei denke ich hier gar nicht an Stücke mit „heiklen Situationen“, auch nicht an diejenigen Bühnen, die geradezu auf die Verrohung des Geschmackes hinarbeiten, an Darstellungen, die das moralische und das ästhetische Feingefühl abzustumpfen geeignet sind. Eine ungewöhnliche, befremdende, in ihrer Gewagtheit abstoßende Situation ist weder für den moralischen Unwerth eines Bühnenstückes ein Beweis, noch für die gesellschaftliche Unerzogenheit des betreffenden Autors; die künstlerische Nothwendigkeit und Berechtigung hat in solchen Ausnahmefällen allein die Entscheidung zu treffen. Die Darstellungen aber, bei denen die absolute Unmanier die Solostimme hat, gehören wiederum vor den Richterstuhl der Moral.

Die „guten Manieren“ sind durchaus keine absolute Gewähr für die sittliche Qualität dessen, der sie ausübt. Und doch ist der Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und guter Sitte unleugbar und beruht nicht nur auf einer Lautverwandtschaft der Worte. Die guten Manieren sind der offenkundige Ausdruck der guten Sitte; wie angenehm sie im Verkehr sind, dessen wird man meist erst gewahr, wenn man mit Leuten, die solcher Vorzüge nicht theilhaftig sind, in unerwünschte Berührung kam. Wer sich guter Manieren befleißigt, muß eigentlich fortwährend zu Gunsten Anderer sich kleine Beschränkungen auferlegen, Opfer und Opferchen bringen, sich selbst in Zucht nehmen, Rücksichten üben: und das Alles mit Freundlichkeit und Grazie; denn „sich was merken zu lassen“ wäre schon nicht mehr gute Manier. Die rauhbeinigen Tugendbolde, die sich ihrer gediegenen Geradheit und rücksichtslosen Offenheit so gerne rühmen, sind immer ein wenig „suspect“ — das deutsche „verdächtig“ ist nicht ganz dasselbe — und sie müssen wirklich ein gut Theil Originalität aufweisen können, um nicht als unausstehlich empfunden zu werden.

Die guten Manieren soll man nicht gering schätzen; wie das gute Recht der Gerechtigkeit, will auch die gute Sitte gepflegt und beobachtet sein. Es ist leider richtig, daß sich sehr viel Unkraut unter den Weizen eingenistet hat, daß es mit „der Sittenfreundlichkeit“ im geselligen Leben nicht sehr rühmlich bestellt ist. Viele Faktoren arbeiten da einander in die Hände; aber ganz so unmanierlich, wie es uns oft die Bühne glauben machen könnte, geht es im gesellschaftlichen und im geselligen Leben doch nicht zu. An diesen Verstößen gegen die durch Uebereinkommen geheiligten, manchmal auch nur dem Empfindlichen wahrnehmbaren Regeln des gesellschaftlichen Anstandes ist keineswegs allein den Darstellern die Schuld beizumessen, und wenn es so ist, so sind sie oft genug nur der „leidende Theil“; viel mehr sind die Autoren und die, welche ein Theaterstück „einzurichten“ haben, Directoren und Regisseure, der Schuld zu bezichtigen; und das geschätzte Publikum, das im Leben so empfindlich und vor der Rampe so überaus nachsichtig ist, trägt auch seinen Schuldantheil.

Nun werden sicher sogar einige der verehrlichen Leser fragen: „Wozu der Lärm? auf unseren guten Bühnen kommen doch so auffällige Verstöße gegen gesellschaftlichen Anstand nicht vor.“ — Wohl ihnen, wenn sie in der That so gute Bühnen haben, an denen so gute Stücke von so guten Directoren eingerichtet und von so guten Darstellern gespielt werden; überall ist das nicht so gut bestellt.

Es kommt vor, daß in einem Stücke, das so naturgetreu inscenirt ist, daß selbst echte Regentropfen an richtige Fensterscheiben klopfen, in der Privatwohnung irgend eines der „Gesellschaft“ zugehörenden Mannes allerlei Leute erscheinen, unangemeldet auftreten, mit kaum begründeter Manier abgehen, sich überhaupt mit einer Zwanglosigkeit benehmen, als befänden sie sich in einem Eisenbahnwartesaal und nicht in einem „mit allem Comfort der Jetztzeit eingerichteten“ Salon. Es ist auch schon vorgekommen, daß Herren mit dem Hut auf dem Kopf in das Zimmer traten, so ruhig wie in der Scene vorher in den grasgrünen Wald. Und das war keine „Nuance“; nein, kein beredter Blick, kein ausdrucksvolles Achselzucken mitspielender Damen ließ wahrnehmen, daß die Unmanier bemerkt worden sei.

In einem neuen Stück eines „vielgegebenen“ neuen Autors kommt ein junger Mann vor, der sich mit wunderbarer Geschwindigkeit in einen Backfisch verliebt. Daß er dies auf Geheiß des Autors thut, ist sein Schicksal und geht uns weiter nichts an; aber daß er bei dem ersten Beisammensein mit jenem Backfisch sich halb auf den Tisch setzte, sich am Ofen räkelte und beide Hände in die Taschen seiner Hosen versenkte, das war entschieden unmanierlich. Und es nahm weder der holde Backfisch, noch irgend Jemand unter den Zuschauern Notiz davon. Welche Thaten der Unmanier übrigens die typischen Bühnenbackfische vollbringen . . . da möchte man auch sagen: heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen. Unter den Typen der Bühnenfiguren ist diese Puppe eine der widerwärtigsten. Die jungen Mädchen aus guter Gesellschaft sind, so lange sie im Uebergangsstadium zwischen „jungem Mädchen“ und „junger Dame“ sich befinden, im Leben auch noch keine Meisterinnen des guten Tones; sie wissen oft genug nicht, wie sie es anfangen sollen, um ihren Richterinnen gerecht zu werden und stoßen bald hier, bald dort an. Die sogenannte Naive auf der Bühne aber ist zumeist recht fertig; viel weniger unerzogen als direct ungezogen. Der Unterschied ist nur der, daß man bei der schön costümirten Kleinen auf den Brettern das „reizend“ findet, was man bei seines Nächsten Töchterlein, und auch beim eigenen, im Leben unpassend, albern, häßlich finden würde. Ein Backfischchen, das sich vordrängt mit seinen unreifen Urtheilen, das nicht rücksichtvoll und aufmerksam gegen ältere Herrschaften sich erweist, das kokettirt, wie es die „junge Wittwe“ nicht besser machen könnte — es kommt ja wohl im Leben auch vor; aber sicher kommen dann auch so und so viele andere Leute vor, die das bemerken und der Sünderin oder ihrer lieben Mama einen mehr oder minder

ausführlichen Vortrag über gute Manieren halten; wenn es gesellschaftlich sichere Leute sind, in jener harmlosen Weise, die am geeignetsten ist, recht unangenehme Dinge zu sagen.

Eine andere Person der Bühnenwelt, die im Nichtbeachten guter Manieren viel leistet, pflegt der „junge Mann" zu sein. Er ist das männliche Pendant zur Naiven, ebenso unnütz in der Welt, so verzogen, so verlogen — aber doch „so lieb." Ist der junge Mann auf einer Universität gewesen, so bringt er seine Studentenmanieren in den Salon mit und behandelt alle nichtakademischen Leute mit großer Verachtung; auch wenn es seine eigenen Eltern sind.

Wenn sich unter den anderen Personen des Stückes eine darüber wundert, wenn solches unmanierliche Benehmen Jemand kränkt, ei nun, so gehört es eben in das Stück, ist ein wesentlicher Zug; auch wenn das nicht eintritt, wenn aber ein derartiges Benehmen als charakteristisch für ein Individuum oder für einen Stand ausdrücklich vorgeschrieben ist, so ist auch nichts dagegen zu sagen. Werden aber Manieren, die außerhalb der Gesellschaft, die man mit Recht die gute nennt, nur vorzukommen pflegen, innerhalb derselben jedoch nicht geduldet sind, ohne Widerspruch an einer so auffälligen Stelle, wie die Bühne es ist, wieder und wieder vorgeführt, so liegt die Befürchtung nahe, daß einerseits ein falsches Bild, eine unrichtige Vorstellung von der guten Gesellschaft bei denen erweckt werde, die nicht zu ihr gehören, und daß andererseits das böse Beispiel den Rest von guten Sitten bei denen verderbe, die sich ohnehin nicht gerne Zwang auferlegen.

Ein wenig Mehr, ein gewisses Zuviel ist in der realistischen Darstellung guter Manieren jedenfalls weniger schädlich, als die übermäßige Deutlichkeit in der Vorführung schlechter Sitten. Die wirken schon ohne Uebertreibung genug, sowohl abschreckend, wie anreizend.

Zudem, was dem Einen recht ist, sei dem Anderen billig. In allem äußerlichen Beiwerk, das der Decorationsmaler, der Decorateur, der kunsttechnische Beirath, der Schneider, der Waffenschmied, der lichtspendende und der feuchte Techniker an, auf, über den weltbedeutenden Bettern arrangiren, da muß Alles von „bezaubernder Echtheit" sein, bis auf den wirklichen Champagner (keinen deutschen Schaumwein!) und die wirklichen dampfenden Kartoffeln und das wirkliche Schneegestöber und das echte Wickelkind; warum sollen da die nicht minder wichtigen Faktoren, die guten Manieren, unberücksichtigt bleiben? Um eine gute Gesellschaft zu charakterisiren, ist die Beobachtung guter Manieren von größerer Bedeutung als die Ausführung sogenannter „edler Handlungen." Die guten Manieren, die vom Hausgesinde bis zum Gebieter hinauf in der Jedem zukommenden Weise wie etwas Selbstverständliches geübt werden, sie sind es gerade, die für das „Milieu" so charakteristisch sind. Und wenn ein Autor uns mit Witzraketen die Augen blendet, mit „Prospecten und Maschinen" die wunderbarsten Effecte erzielt, schöne Damen mit schönen Schmucksachen die schönsten Rollen spielen läßt, er wird uns sofort Zweifel an seiner Beherrschung des „guten Tons in allen Lebenslagen" erwecken, wenn er z. B. den „interessanten Mann" im Stück an jene schöne Frau die beliebten Worte richten läßt: „Schöne Frau!" O wie oft hörte man sie schon — auf der Bühne . . . Einer Dame der wirklichen guten Gesellschaft ist es ja ebenso wenig unangenehm zu hören, daß sie schön ist, wie einer Dame aus einer anderen Welt; nur auf das Wie kommt es an. Und die grobe Schmeichelei widerstrebt feiner Sitte. Der Unglückliche, der eine feine Dame mit jenem familiären Huldigungswort anzureden wagte, wie erbarmunglos würde er „geschnitten" werden!

Und die Art zu schenken auf der Bühne, Blumenkörbe, Amoretten, Schmucksachen — von Leuten, die sich es nicht unterstehen dürften, an Leute, die es nicht annehmen würden; und die Art, „großmüthig" zu sein in Geldsachen; und die Art, zu tractiren oder zu poniren, oder mit welchem Fremdwort man diese protzenhafte Manier bezeichnen will: es mag ja zuweilen ganz effectvoll wirken, realistisch, d. h. den realen Verhältnissen entsprechend, ist es nicht. — Ueber die Ansichten und Auffassungen von Religion und Pflichten, von allem „Besten in der Welt", wird man bei zwei Individuen, die einen annähernd gleichen Bildungsgang durchlaufen haben und derselben „Kaste" angehören, oft staunen müssen: so diametral stehen sie einander gegenüber; über die Art, einen Gast zu empfangen, eine Schleppe zu tragen, eine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen, zu sitzen, sich zu verneigen, kleine Dienste zu leisten oder entgegenzunehmen, versteckte Liebenswürdigkeiten und „kandirte Bittermandeln" auszutheilen, und was der tausenderlei Kleinigkeiten sind, aus denen sich das Mosaikbild zusammensetzt, das man „gute Manieren" nennt, darüber wird in „maßgebenden Kreisen" wenig Verschiedenheit der Meinungen obwalten.

Nun ja, gute Manieren zu haben ist noch nicht das Höchste; aber es gibt doch nun einmal dergleichen. Darum soll man acht geben, ob sie und daß sie da angewendet werden, wo sie hingehören. Also verlangt es der „Realismus auf eine andere Art."

---

## Gabriele d'Annunzio.

Von V. Matthes.

Ebenso wie in der Literatur der anderen Nationen macht sich auch in der italienischen eine gewaltige Gährung, ein Abweichen von den gewohnten, conventionellen Bahnen, ein Streben nach Neugestaltung und neuen künstlerischen Zielen bemerkbar. Die Zahl der Schriftsteller und Dichter ist Legion; aber bei dem verhältnißmäßig leider geringen Interesse, welches die italienische Literatur bisher in Deutschland fand, sind nur wenige von ihnen bei uns bekannt. Unter den Neuerern, welche in dem Sturm und Drang der gegenwärtigen Epoche eine führende Stellung sich errungen haben, ist es besonders der Name Gabriele d'Annunzio's, der in Italien vielfach genannt wird — von den einen mit überschwänglicher Begeisterung, von anderen mit Mißbilligung und einem Schauer der Entrüstung, von Allen aber mit dem intensiven Interesse, welches dieses kühne, rücksichtslose und mächtige Talent mit Recht beanspruchen kann.

Es sind etwa zehn Jahre verflossen, seit d'Annunzio erfolgreich mit seinem „Canto Nuovo" in die Oeffentlichkeit trat und bald darauf auch Novellen und Erzählungen herausgab, von welchen vor Allem die Sammlung „Libro delle vergini" Aufmerksamkeit erregte. Während das, 1884 erschienene „Intermezzo di rime" als anstößig verurtheilt wurde, fanden seine „Poesie" großen Beifall. In jüngster Zeit haben seine Prosawerke, besonders „Piacere", „Giovanni Episcopo" und der letzte Roman „L'Innocente", die literarischen Gemüther in Aufregung versetzt und die widersprechendsten Beurtheilungen gefunden. Den Kritikern und dem Publikum wird d'Annunzio wie schon bisher so auch fernerhin noch manches Räthsel zu lösen aufgeben, und diejenigen, welche nach der Sitte — oder Unsitte? — unserer Tage jede, auch die kleinste Gruppe von Schriftstellern mit einem bestimmten Namen bezeichnen, mögen mit dem Bestreben, die Richtung und Individualität d'Annunzio's zu classificiren, ihre liebe Noth haben; denn seine Individualität besteht eigentlich gerade darin, daß sein Talent sich nicht in eine feste Schablone zwängen läßt, sondern von einer überraschenden Vielseitigkeit ist, so daß der d'Annunzio von gestern und der von heute oft als zwei geistig ganz verschieden ausgeprägte Persönlichkeiten erscheinen. So geschieht es denn, daß er nach einander als Romantiker, Symbolist, extremster Verist, als Nachfolger oder sogar Nachahmer der Brüder Goncourt, von Bourget, Flaubert, Zola, Tolstoi und Dostojewski genannt wurde, und jedes einzelne nicht ohne eine gewisse Berechtigung. „O rinnovarsi o morire!" ruft er in seiner Vorrede zu der Erzählung Giovanni Episcopo aus — und so tritt er fast mit jedem neuen Werke auch wirklich als ein Neuer in die Oeffentlichkeit. Er kennt kein Stillestehen, rastlos schreitet er fort, hier als begeisterter Führer dem Leser

die Zaubergärten der Romantik erschließend, dort als unbarmherziger Forscher mit sicherem Griff alle Falten des menschlichen Herzens bloßlegend und die trostlosesten, tiefsten Abgründe der Menschennatur dem schaudernden Auge enthüllend. Ein sonst so maßvoll und wohlwollend urtheilender Kritiker wie Eugenio Checchi beschreibt den Eindruck, welchen er von d'Annunzio's letztem psychologischen Roman „L'Innocente", empfangen hat, mit folgenden Worten: „Ich habe ein Gift in mich aufgenommen, das scharfe Gift, welches aus allen Poren des neuen Romans d'Annunzio's strömt, und jetzt möchte ich mein Blut davon befreien." Andere Kritiker, wie z. B. Decio Cortesi, Carlo Segrè, urtheilen viel milder; ja, letzterer erklärt sogar, daß — wenn auch an sich kein gutes Buch — doch vom allein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, L'Innocente der beste Roman sei, der in den letzten Jahren in Italien erschienen ist. Das Interesse des Lesers werde weniger gefesselt durch die an sich so einfache Handlung — (Tullio Hermil, der „Held" des Romans, ermordet das Kind seiner Gattin, welches nicht das seinige ist, und sie, den Haß des Gatten gegen das „unschuldige" Kind theilend, macht sich durch ihre schweigende Billigung zur Mitschuldigen der That) — sondern durch die Entwickelung und scharfe Zergliederung der Empfindungen dieser beiden Menschen, die von Natur aus nicht schlecht, durch die Verkettung der Ereignisse und die Verirrungen des eigenen Herzens zu Untreue, Haß und Mord geführt werden. — Alle, auch diejenigen Beurtheiler, welche die jüngsten Romane d'Annunzio's als moralische oder geistige Verirrungen bezeichnen, sind aber einig im Lobe der Form, welcher dieser Schriftsteller einen wahren Cultus widmet, und der Geistesschärfe, mit der er die verborgensten Gefühle seiner Personen analysirt. Soviel Berechtigung nun auch der einen wie der anderen Auffassung zuzusprechen ist, — entschieden Unrecht haben aber sicher diejenigen, welche in d'Annunzio nichts Anderes und Besseres sehen wollen, als einen modernen Marquis de Sade jenen berüchtigten, französischen Schriftsteller, der vor etwa 100 Jahren seine raffinirt-obscönen Romane schrieb. Wer diese Beschuldigung gegen ihn erhebt, der lese die Gedichte d'Annunzio's, und er wird erkennen, welcher Begeisterung für das Schöne und Hohe derselbe fähig ist, und wie meisterhaft er es versteht, „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe" zu weben. Nein, nicht aus Wohlgefallen am Unmoralischen und Verbrecherischen, nicht, um wollüstiges Grausen im Leser zu erwecken, malt d'Annunzio Nachtbilder menschlicher Gestalten und Charaktere; ihm ist es Ernst mit seinem Beruf, und die tiefsten, bedeutungsvollsten Probleme finden sich eben nicht in den harmonischen, tugendreinen, sondern in den schuldvollen und lasterhaften Seelen. Aber der Genius dieses Schriftstellers gleicht einem Januskopfe, dessen eines Gesicht mit sanften Zügen uns aus träumerischen Augen anschaut, während das andere von den schlimmsten Leidenschaften zerwühlt scheint; und wenn er in den Prosawerken dem Räthsel in der Menschenseele, und besonders der „bête humaine", dem Bestialischen im Menschen nachgespürt, und sein Pfad ihn dabei durch moralischen Morast und Schlamm geführt hat, dann rettet er sich wie zu einem erquickenden Bade auf die lichten, sonnenhellen Höhen der Poesie, und sein schönheitsdürstender Geist schafft, in ihrer reinen Luft schwelgend, Werke von so auserlesener Schönheit und Idealität, wie die „Elegie Romane" und die „Poesie", erschienen 1892 und 1890, also zwischen, und kurz vor seinen letzten berühmten und berüchtigten Romanen.

Die Elegie Romane sind durchweht von jener süßen, unendlichen Melancholie, welche die römische Campagna kennzeichnet, und d'Annunzio schildert, wie wenige italienische Dichter vor ihm, ihren eigenartigen Zauber, in dem soviel intensiver Farbenglanz mit soviel geheimnißvoll-verschleiertem Licht gemischt ist. Die Schwermuth seiner Seele harmonirt mit dem tiefen Schweigen dieser Landschaft. Doch auch in lichteren Farben weiß d'Annunzio zu malen — die Maisonne lächelt durch die Wolken, und ganz von goldigen Schleiern umhüllt, leuchtet Rom aus dem blauen Duft zum Himmelsgewölbe empor und breitet seine rosigen Arme nach dem Meere aus.

Ein anderer Zauber wieder ist es, mit dem d'Annunzio uns in seinen „Poesie" umspinnt, welche Gedichte aus den Jahren 1885 bis 1888 umfassen und aus zwei Theilen bestehen: „L'Isotteo" und „La Chimera".

In „Isotteo" mischen sich helle Jubelklänge des Glücks mit sehnenden Liebesklagen; das Bild reiner Weiblichkeit verherrlicht der Dichter, und nennt die Holde, der er sein Herz und seine Lieder geweiht, Madonna Isaotta, sie mit Isaotta Blanzesmano, der Isolt Weißhand vergleichend, welche aus Gottfried von Straßburg's „Tristan und Isolde" bekannt ist. In dem Sonett, welches den Cyklus einleitet, ruft er die goldenen Paläste an, in welchen das Lachen, die Hoffnung und die Freude wohnen und unter deren hohen Hallen, mit Kronen geschmückt, die Träume tanzen; den goldenen Wald ruft er an, in welchem Amor seiner lieblichen Opfer harrt, und zum Zauberquell die weißen Schwäne der Venus scharenweis ziehen — Alles soll in schönerem Glanze strahlen, und lauter sollen seine Lieder erklingen zum Preise Isotta's. Im Tone der Troubadours besingt er sie in den kunstvollsten Strophen, die von unnachahmlicher Grazie der Form sind; Balladen wechseln mit Sonetten, einem Frühlingsfestspiel mit Chören, Madrigalen und Sestinen; des Dichters Phantasie zaubert alle Wunder der Märchen- und Sagenwelt hervor und umhüllt die Gestalt der Geliebten mit dem Duft zartester Poesie. Unter ihrem Balcon weckt er sie am sonnigen Morgen durch sein Lied und fleht um den ersten Kuß. Sie durchstreifen zusammen Wald und Flur, sie reitet auf weißem Zelter, die Bäume rings öffnen ihre Knospen der Sonne, und die schwanken, leichten Zweige wehen bei jedem Luftzuge wie grünes Feenhaar im Winde; Pan, die Nymphen und alle Gottheiten verklungener Zeiten scheinen wieder aufzuleben, wie sie einst Botticelli auf den Hügeln von Fiesole schaute. Isotta will Veilchen pflücken, deren Duft den Wald erfüllt; sie springt aus dem Sattel und an ihres Ritters Brust, ihre schönen, schlanken Hände erscheinen ihm in dem Grase wie weiße Lilien zwischen den blauen Veilchen. Dichter und dichter wird der Wald, majestätischer ragen die Bäume zum Himmel empor; — Isotta meint, vielleicht führe dieser Pfad zu dem Ort, wo die schönste Jungfrau schläft, begraben unter der Fluth ihres blonden Haares, das seit tausend Lenzen wuchs und wuchs; einst fand ein Ritter den Ort und warb um die Schöne, er sprach von Schätzen und Schlössern, von Huldigungen in unermessenen Landen —, sie aber lachte und sagte: „Andere Reiche habe ich beherrscht! die Scharen der Gestirne waren meine Sklaven, und ich habe Feste gefeiert im Reiche der Töne, der Farben und Formen", und mit silberhellem Lachen taucht sie wie in einen Wasserstrudel hinab, in den Wellen ihrer Haare verschwindend. — Dies ist wohl die reizvollste Allegorie der Kunst, die sich denken läßt, wie überhaupt die vierzehn Balladen „Isaotta nel bosco" mir als das Schönste aus dem Isotteo erscheinen — Balladen nicht in dem heut gebräuchlichen Sinn, sondern in der früheren Bedeutung des Wortes, wo man ballata, ursprünglich „Tanzlied", ein kürzeres lyrisches Gedicht, ähnlich dem Sonett und Madrigal nannte. Das Isotteo schließt mit dem Gedicht „Trionfo d'Isaotta", achtzeiligen Stanzen im Stil Lorenzo's von Medici, einem Hymnus des Glücks nach der Trennung von der Geliebten: Isotta ist zurückgekehrt zu den Gärten und Wäldern, die stumm und öde waren, da sie ferne weilte; die Horen, Narzissenkränze im Haar und Lilien in den Händen, begleiten sie; ihnen folgen die berühmten Liebespaare vergangener Zeiten, von Paris und Helena bis zu Boccaccio und Fiammetta, Poliziano und der schönen Simonetta; das Gefolge beschließt die Göttin des Todes mit ihren lieblichen heidnischen Pagen: Traum und Freude, und sie Alle sagen:

„Alles in der Welt ist eitel,
Süßes Glück gibt nur die Liebe! —
(dicon: — Tutto al mondo è vano.
Ne l'amore ogni dolcezza!)"

— mit diesem Refrain schließt jede Strophe. Ich muß mich auf diese flüchtige Skizzirung beschränken und es mir versagen, etwas aus diesem Cyclus hier in metrischer Uebertragung beizufügen; das eine oder andere Gedicht, aus dem Zusam-

menhange gelöst, wäre doch nicht im Stande, eine Vorstellung von der poetischen Anmuth und Grazie des Ganzen zu geben.

Der zweite Theil des Buches enthält zumeist Sonette und Romanzen verschiedenen lyrischen Inhalts; als besonders poetisch möchte ich die Gedichte, betitelt „Donna Francesca" hervorheben, außerdem die Romanzen und Rondeaus aus dem Intermezzo melico, und die Nuziali, Sonette zur Hochzeit der Schwester. Wenn ich an den Gedichten etwas auszusetzen hätte, so wäre es, daß die Gelehrsamkeit oft mehr, als es mir in der Lyrik statthaft scheint, hervortritt; ebenso die Sucht nach Mannigfaltigkeit der Form; aber jedenfalls zeigt sich d'Annunzio in der Behandlung auch der schwierigsten Formen — ein Gedicht ist sogar nach dem Muster der japanischen „outa" geschrieben — stets als Meister.

### Ermahnung.

Hier, Bruder, ist der Weg. In Frieden schreite
Dahin. Der Weg ist gut. Es stillt der Tod
Am End' in tiefem Bett all' deine Noth;
Als Leuchte nur die Hoffnung dich geleite.
So dir's gefällt, zieh singend in die Weite,
Doch froh zu singen, sei dir ein Gebot;
Brich mit dem Ueberdruß, der feindlich droht
Zu lähmen deinen Arm im harten Streite.
Kommt dann entgegen dir der Ritter Schmerz,
Dem flammend aus dem Helm die Augen glühen,
So fürcht' dich nicht vor seiner Lanze Flug.
Nein, biet' der Wunde stolz dein großes Herz,
Nie lieg' um Schonung bittend auf den Knien,
Wie viel des Bluts auch fließt, sag' nie: Genug!

Die Rondeaus oder Rondels folgen der freieren Regel des altfranzösischen Dichters François Villon:

### Rondeau.

Aus den Wipfeln laubumhangen,
Drin des Südwinds Geister weben,
Und aus tausend grünen Reben
Hymnen unsrer Liebe klangen.
Doch die Vöglein sah'n voll Bangen
Uns im Trennungsschmerz erbeben —
Aber heut' von neuem Leben,
Hörst du wohl, wie froh sie sangen?
Dämmernd kommt der Tag gegangen
Draus sich Romas Kuppeln heben,
Um die weiten Foren schweben
Sonnenstrahlen, die mit Prangen
Glückverheißend uns umfangen.

Alle Gedichte dieses Buches aber, dies betone ich nochmals, geben Zeugniß von dem ernsten, nach dem Hohen und Idealen strebenden Sinn d'Annunzio's, und auch das erotische Element, das in ihnen viel vertreten ist, zeigt keine Spur jenes frivolen sinnlichen Tones, der von vielen jungen italienischen Dichtern in Heine'scher Manier so gern cultivirt wird. An Gluth der Empfindung fehlt es ihnen sicher nicht; aber es ist ein reineres Feuer, das hier brennt, und in den Elegien zeigt es sich zudem noch gedämpft durch schwermuthvolle Entsagung, so daß in ihnen die Gestalt des Weibes wie in keusche Unnahbarkeit und mystische Schleier gehüllt ist.

Fast scheint es, als wolle d'Annunzio in seinem nächsten Werke das mystische, symbolische Gepräge seiner Poesie auch in die Prosa übertragen; hierauf läßt wenigstens der Artikel schließen, den er vor einigen Wochen im „Mattino" in Neapel veröffentlichte. In demselben prophezeit er der italienischen Literatur in nächster Zukunft eine außerordentliche Entwickelung, welche sich wieder dem Mystischen zuwende. Die neue Kunst des Schriftstellers müsse darin bestehen, sich mit der Wissenschaft zu verbinden, „aus allen Arten der Wissenschaft und allen Arten des Geheimnißvollen eine Harmonie zu bilden, das ganze, volle Leben darzustellen und doch zu gleicher Zeit alle Träume zu suggeriren." Den Zeiten der décadence sei die unruhvolle Sehnsucht, aus der gewöhnlichen Wirklichkeit herauszukommen, und das Verlangen, ein leidenschaftlicheres, vollkommeneres Leben zu leben, eigen — daher das Bedürfniß des Traumes und der Wunsch nach dem Wunderbaren. Und, in seinem jugendlichen Ungestüm weit über das Ziel hinaus schießend, erklärt er: „alle früheren Schriftsteller, und alle die lebenden, welche schon das vierzigste Jahr erreicht haben, gehören einer bereits abgeschlossenen Kunstperiode an, einer Welt, welche fast gänzlich von der unsrigen losgelöst ist."

Wie d'Annunzio sich diese Aufgabe des Schriftstellers: die Vereinigung der beiden, einander feindlichen Gegensätze: der eracten Wissenschaft mit dem Traumhaften, der realen Welt mit dem Abstracten, denkt, und auf welche Talente, außer seinem eigenen, er das Vertrauen auf diese Kunst der Zukunft gründet, ist freilich nicht recht klar. Doch glaube ich, es wäre übel bestellt um die Literatur Italiens, wenn sie sich wirklich nur auf die jungen Schriftsteller unter vierzig Jahren beschränkt sähe — d'Annunzio selbst ist 1860 geboren —; schwerlich ist unter ihnen eine solche Fülle hervorragender Erscheinungen, daß man Autoren von so hoher Bedeutung wie de Amicis, Farina, Panzacchi, Capuana und vor Allem Fogazzaro einfach als überlebt und veraltet bezeichnen darf, nur weil sie das ominöse vierzigste Jahr schon überschritten haben.

In jedem Fall kann man nach diesem Artikel, der ebenso sehr ein Schlachtruf wie ein Programm scheint, dem nächsten Werke d'Annunzio's, welches wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, mit Spannung entgegen sehen. Wenn d'Annunzio die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf sich ziehen wollte, so ist ihm dies sicher gelungen; aber zu gleicher Zeit hat er sich auch den Erfolg erschwert. Sollte sein nächstes Werk den Erwartungen, welche er selbst in so verwegener Weise wachgerufen hat, nicht entsprechen, so dürfte das Urtheil der Kritik, des Publikums, und nicht zuletzt seiner Kollegen von der Feder, die mehr als vierzig Jahre zählen, unbarmherzig sein, und er wäre um die Kritiken, die er erfahren würde, nicht zu beneiden. Nun, vielleicht bewahrheitet sich an ihm das Sprichwort: dem Muthigen gehört die Welt!

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Trommel.

Eine russische Allegorie von Graf Leo Tolstoi.
Autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt.

Jemeljan diente bei einem Herrn. Eines Tages arbeitete er auf einer Wiese, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte. Jemeljan wandte sich um und erblickte ein wunderschönes Mädchen, das in seiner Nähe stand. Und das Mädchen sprach zu ihm: „Jemeljan, was heiratheſt Du nicht?"

„Wie soll ich heirathen, liebes Mädchen?" gab Jemeljan zurück, „ich besitze nichts, also wird mich kein Mädchen heirathen wollen."

„So nimm mich zur Frau," sagte das Mädchen.

„Gerne, aber wo und wie werden wir leben?"

„Darüber braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Viel arbeiten und wenig ruhen und wir leiden keinen Hunger," sagte das Mädchen.

„Gut, heirathen wir also!" sprach Jemeljan. Und er zog mit dem Mädchen in eine nahe Stadt. Dort heiratheten sie, erbauten am Ende der Stadt eine Hütte und führten ein gemeinsames Leben.

Eines Tages fuhr der Wojewode mit seinen Dienern zur Stadt hinaus und an Jemeljan's Hause vorbei. Jemeljan's Weib kam aus der Hütte, den Herrn zu sehen. Der Wojewode sah sie und staunte. „Welche Schönheit!" rief er. Er ließ halten, befahl Jemeljan's Gattin zu sich und fragte sie aus. „Wer bist Du?"

„Des Bauern Jemeljan Weib," war die Antwort.

„Wie kann eine solche Schönheit einen Muschik heirathen? Du verdienst eine Fürstin zu sein," sagte er.

„Dank für die gute Meinung," erwiderte sie, „mir ist aber beim Muschik wohl."

Der Wojewode wechselte noch einige Worte mit ihr und fuhr weiter. Gegen Abend kehrte er in seinen Palast zurück, konnte aber Jemeljan's Weib nicht vergessen. Er verbrachte eine schlaflose Nacht und dachte immer darüber nach, wie er Jemeljan seine Frau entreißen könnte. Ihm selbst fiel kein Mittel ein. Er befahl also seine Diener zu sich, damit sie ein Mittel fänden, seinen Wunsch zu verwirklichen. Und die Diener sagten dem Wojewoden: „Nimm Jemeljan als Arbeiter auf; wir wollen ihn durch schwere Arbeit zu Grunde richten, seine Frau wird also Wittwe, und dann ist sie Dein." Und der Wojewode entbot Jemeljan zu sich und ließ ihm sagen, er solle mit seiner Frau nach dem Palast übersiedeln und die Stelle eines Knechtes übernehmen.

Am anderen Tage ging Jemeljan in die Burg des Wojewoden, aber allein. Der Schloßaufseher fragte ihn, warum er ohne sein Weib gekommen sei, und Jemeljan gab ihm zur Antwort, er habe ein eigenes Haus und könne sie nicht mit sich herumziehen lassen. Und man wies Jemeljan im Burghof eine Arbeit an, die groß genug für Zwei gewesen wäre. Jemeljan fing an zu arbeiten; er hoffte kaum, seine Arbeit bis zum festgesetzten Zeitpunkte vollenden zu können. Aber siehe da, noch vor der Dämmerung war er fertig. Als der Schloßaufseher sah, daß Jemeljan in einem Tag die schwere Arbeit verrichtet, wies er ihm am folgenden Morgen eine viermal so große Arbeit an. Abends ging Jemeljan nach Hause. Dort war Alles hübsch hergerichtet, der Ofen geheizt, das Abendbrot bereit, und seine Frau saß mit einer Näharbeit am Tisch und erwartete seine Ankunft. Nach Tische befragte sie ihn über seine Arbeit im Schlosse. „Schlecht geht es mir," erwiderte Jemeljan; „sie geben mir Arbeit über meine Kräfte und richten mich damit zu Grunde."

„Denke nicht an die Arbeit," rieth die Frau, „und Du wirst schon sehen, wie Alles zur Zeit fertig wird."

Am folgenden Morgen ging Jemeljan wieder in's Schloß und machte sich an die Arbeit, fleißig und ohne Rast, und siehe da! noch vor Sonnenuntergang war er fertig, so daß er noch vor der Dunkelheit zu Hause war. Der Schloßaufseher vermehrte täglich die Arbeit, doch Jemeljan war damit immer zur bestimmten Zeit fertig. So verstrich eine Woche. Und als die Diener sahen, daß sie den Muschik durch schwere Frohn nicht zu Grunde richten konnten, wiesen sie ihm noch viel, viel härtere Arbeit zu. Aber auch damit konnten sie Jemeljan nichts anhaben. Die Arbeit der Tischler, Maurer und Zimmerleute, alles was man ihm auftrug, verrichtete er schnell und geschickt. So verstrich eine zweite Woche. Der Wojewode befahl seine Diener zu sich und sprach zu ihnen: „Glaubt Ihr, ich füttere Euch umsonst? Schon zwei Wochen sind vorbei, und mein Wunsch ist noch nicht erfüllt. Ihr glaubtet, Jemeljan durch schwere Arbeit umbringen zu können, und ich sehe aus meinem Fenster, daß er täglich fröhlich Lieder singend nach Hause geht. Glaubt Ihr, ich wolle mich von Euch zum Narren halten lassen?"

Die Diener zögerten nicht, sich zu rechtfertigen. „Wir haben alle Kräfte aufgeboten," sprachen sie, „um ihn durch schwere Arbeit zu Grunde zu richten, aber nichts konnte seine Kraft erschöpfen. Alles verrichtet er schnell und unermüdlich. Nun gaben wir ihm Arbeiten, die Geschick und Kenntnisse forderten, weil wir glaubten, sein Verstand reiche dazu nicht aus, aber er erwies sich auch diesen Aufgaben gewachsen. Man muß fast annehmen, daß er oder seine Frau Zauberer sind. Jetzt aber wollen wir ihm eine Aufgabe stellen, die er unmöglich ausführen kann. Wir wollen ihm befehlen, in einem Tage eine Kirche zu bauen. Lasse also Jemeljan zu Dir kommen und gib ihm diesen Befehl. Und da er die Kirche nicht erbauen kann, so werden wir ihm wegen Ungehorsams den Kopf abschlagen."

Der Wojewode befahl Jemeljan zu sich. „Nun," sprach er, „höre meinen Befehl: baue mir auf dem meinem Schloß gegenüberliegenden Platz eine neue Kirche, die bis morgen Abend fertig sein muß. Gelingt es Dir, so belohne ich Dich, wenn aber nicht, lasse ich Dich hinrichten."

Jemeljan hörte mit Schrecken diesen Befehl und eilte nach Hause. Nun ist mein Ende da! dachte er. Und er sprach zu seiner Frau: „Weib, mach' Dich reisefertig, wir müssen fliehen, gleichviel wohin, sonst werde ich ohne Schuld umgebracht."

„Was ist denn geschehen?" fragte die Bäuerin bestürzt; „was, hast Du den Muth verloren und willst fliehen?"

„Wie soll ich den Muth nicht verlieren!" erwiderte Jemeljan. „Der Wojewode hat befohlen, ihm morgen in einem Tag eine Kirche zu bauen. Ist es mir nicht möglich, so will er mir den Kopf abschlagen lassen. Es bleibt nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, so lange es noch Zeit ist."

Die Bäuerin widersetzte sich aber dem Fluchtplan ihres Mannes. „Die Diener des Wojewoden sind zahlreich," sprach sie, „sie werden Dich überall zu finden wissen. Da gibt es also kein Versteck. So lange Deine Kräfte ausreichen, mußt Du gehorchen."

„Gehorchen!" schrie Jemeljan, „meine Kräfte reichen für diese Aufgabe nicht aus."

„Sorge nicht, Täubchen," beruhigte ihn die Bäuerin; „iß Dein Abendbrot und gehe schlafen. Morgen stehe frühzeitig auf, und Du wirst schon Alles vollbringen."

Jemeljan ging zu Bette. Bei Tagesanbruch weckte ihn sein Weib. „Geh," sprach sie, „baue die Kirche, da hast Du einen Hammer und Nägel und bis zum Abend wirst Du mit der Arbeit fertig sein." Und Jemeljan ging in die Stadt. Als er dem Schlosse des Wojewoden näher kam, sah er eine neue Kirche in der Mitte des Platzes. Der Bau war vollendet, nur noch Weniges fehlte. Jemeljan machte sich an's Werk, um Alles in Ordnung zu bringen, und gegen Abend war die Kirche vollendet. Der Wojewode, der immer lange schlief, stand um diese Zeit auf, sah zum Fenster hinaus und erblickte die vollendete Kirche. Er wurde zornig bei diesem Anblick. Er ärgerte sich, daß er keinen Grund hatte, Jemeljan hinzurichten und seine Gattin zu entführen. Und er befahl wieder seine Diener zu sich. „Jemeljan hat auch diese Aufgabe ausgeführt," sprach er zu ihnen; „man muß ihm eine noch schwerere Aufgabe stellen. Denkt nach, sonst lasse ich Euch zuerst hinrichten." Und die Rathgeber des Wojewoden beschlossen, Jemeljan solle rings um die Burg einen Fluß mit Hafen und Segelschiffen führen. Der Wojewode ließ Jemeljan zu sich rufen und theilte ihm den neuen Befehl mit. „Morgen," sagte er, „muß Alles fertig sein, sonst lasse ich Dich köpfen."

Jemeljan kam traurig nach Hause. „Warum so traurig, Jemeljan?" fragte ihn sein Weib, „hat man Dir einen neuen Befehl ertheilt?"

Jemeljan erzählte ihr Alles und schloß: „Ich sage Dir, wir müssen fliehen." Wieder verwarf die Bäuerin den Flnchtplan, indem sie ihm die Fruchtlosigkeit eines solchen Versuches vor den unzähligen Häschern begreiflich machte. „Geh' schlafen und steh' früh auf!" sprach sie, „und Alles wird in Ordnung sein."

Als der Morgen kam, wurde Jemeljan von seiner Frau geweckt. „Geh in die Stadt," sprach sie, „Alles ist bereits gemacht. Nur in der Nähe des Hafens erhebt sich noch ein Hügel. Also nimm den Spaten mit und trage ihn ab." Jemeljan ging, und als er in die Stadt kam, sah er zu seinem Erstaunen einen breiten Fluß, der das Wojewodenschloß umgab, und wie die Segelschiffe von allen Größen darauf herumfuhren. Nahe beim Hafen erhob sich der Hügel, und Jemeljan fing an, die Erde abzutragen. Der Wojewode stand vom Schlafe auf, sah schnell zum Fenster hinaus und blieb vor Schrecken gebannt. Vor dem mächtigen, breit sich ergießenden Fluß, auf dessen Oberfläche die Schiffe fuhren, ergriff ihn ein gewaltiger Zorn, denn nun hatte er ja wieder keinen Grund, Jemeljan das Leben zu nehmen. Er berief seine Diener und sprach: „Heckt eine Aufgabe aus, die Jemeljan unmöglich ist, denn Alles, was wir bisher erdacht, hat nichts genützt, und ich besitze die schöne Bäuerin noch immer nicht."

Nach langem Nachdenken sagten die Diener Folgendes: „Laß Jemeljan rufen und befiel ihm, er solle nach Ich-weiß-nicht-wohin gehen und das Ich-weiß-nicht-was bringen. Dieser Falle wird er nicht entrinnen, denn wohin er auch gehen und was immer er bringen mag, so kannst Du stets sagen, er sei nicht an den richtigen Ort gegangen und habe nicht das Rechte gebracht. Dann kann man ihn köpfen und sein Weib entführen."

Und dieser Rath fand beim Wojewoden Gefallen. „Das habt Ihr vernünftig ersonnen," sprach er. Er ließ Jemeljan rufen und sagte zu ihm: „Gehe nach Ich-weiß-nicht-wohin und bringe mir Ich-weiß-nicht-was. Kannst Du es nicht, lass' ich Dir den Kopf abschlagen."

Jemeljan begab sich nach Hause und erzählte seiner Frau Alles. Die Bäuerin wurde nachdenklich und sprach: „Diesmal hat der Wojewode sein eigenes Verderben besiegelt. Wir müssen jetzt nur vernünftig handeln.“ Und nach einigem Ueberlegen sprach die Bäuerin weiter: „Vor Dir liegt ein langer Weg, denn Du mußt zu unserer Großmutter, zur Mutter der Muschiks*) und um ihre Gnade bitten. Sie wird Dir ein Ding geben, womit Du zum Wojewoden gehen sollst. Ich werde bis dann schon im Schlosse sein, denn ich kann vor den Häschern nicht entkommen. Sie werden mich also mit Gewalt entführen, aber nicht auf lange Zeit. Wenn Du Alles thust, wie die Großmutter es befiehlt, so wirst Du mich bald befreien.“

Jemeljan rüstete sich zur Abreise. Sein Weib gab ihm einen Sack mit Brot und ein Spinnrad. „Das Spinnrad gibst Du der Großmutter,“ sagte die Bäuerin; „es wird ihr als Zeichen dienen, daß Du mein Mann bist.“

Und Jemeljan nahm von seiner Frau Abschied und ging. Lange wanderte er, bis er zu einem großen, dichten Walde kam. Dort stand eine kleine Hütte. Da saß die alte Bauernmutter am Spinnrad und weinte bitterlich. Als die Alte seiner ansichtig wurde, fragte sie nach seinem Begehren. Er überreichte ihr das Spinnrad und sagte, seine Frau habe ihn hergesendet. Die Alte wurde noch weicher und fing an ihn auszufragen. Und Jemeljan erzählte ihr sein ganzes Leben, von seiner Heirath, von seiner schweren Arbeit bei dem Wojewoden und wie man ihn nunmehr geheißen habe, Ich-weiß-nicht-was zu bringen.

Die Alte hörte aufmerksam zu und sagte: „Ruh' Dich aus, mein Sohn, iß etwas und es wird Alles gut.“ Als Jemeljan gerastet hatte, gab ihm die Alte ein Knäuel und sprach: „Nimm dieses Knäuel, rolle es vor Dir hin und folge ihm, wohin es sich rollen wird. Es ist ein weiter Weg bis zum Meer. Am Meeresstrande wirst Du eine große Stadt sehen; dort kehre im letzten Haus ein und Du wirst finden, was Du brauchst.“

„Wie werde ich aber das richtige Ding erkennen?“ fragte Jemeljan.

„Wenn Du ein Ding siehst, vor dem alle Menschen mehr Achtung als vor Vater und Mutter haben, das ist das Richtige. Ergreife es und gehe damit zum Wojewoden. Wenn er Dir Dein Recht und Deine Frau verweigert, so schlage auf das Ding los, zertrümmere es hierauf und wirf es in's Wasser. Dann wird Alles gut.“

Jemeljan nahm Abschied von der Großmutter, rollte das Knäuel vor sich hin und folgte ihm. So gelangte er zum Meer, wo er eine große Stadt erblickte. Er ging in das letzte Haus und bat um ein Nachtlager. In der Frühe wurde er durch laute Trommelschläge aus dem Schlafe geweckt. Er sprang auf und lief auf die Gasse, wo er einen Mann sah, der ein rundes Ding, von beiden Seiten mit Fell bezogen, in den Händen hatte und mit zwei Stäben darauf losschlug, wobei Alle ihm folgten und gehorchten. Er fragte, wie das Ding heiße, und man sagte ihm: „Das ist eine Trommel.“

Jemeljan bat nun den Mann, er möge ihm die Trommel geben, aber seine Bitte wurde abgeschlagen. Jemeljan verfolgte den Mann bis in die Nacht hinein, und als dieser zur Ruhe ging, ergriff Jemeljan die Trommel und lief davon. Lange lief er, bis er die Stadt erreichte. Er wollte sein Weib sehen, fand es aber nicht, denn es war gleich nach seiner Abreise in's Schloß geführt worden. Jemeljan ging also zum Wojewoden und ließ seine Ankunft melden. Der Wojewode ließ ihm sagen, er möge in einigen Tagen kommen. Jemeljan ließ sich aber nicht abweisen. „Sollte der Wojewode mich nicht empfangen,“ drohte er, „so werde ich ohne seine Erlaubniß hineingehen.“

Der Wojewode trat vor Jemeljan hin. „Wo warst Du?“ fragte er. Jemeljan nannte den Ort. „Nein, es ist nicht der Richtige. Und was hast Du gebracht?“ Jemeljan wollte die Trommel zeigen, aber der Wojewode rief: „Nein, die habe ich nicht gewollt.“

„So?“ sprach Jemeljan, „wir werden ja sehen!“ Er ging auf die Straße und schlug mit Leibeskräften auf die Trommel. Schon nach den ersten Schlägen ging das ganze Heer des Wojewoden wie ein Mann zu Jemeljan über und alle Ehren erwies es ihm und nahm von ihm Befehle entgegen. Bestürzt lief der Wojewode zum Fenster, schalt seine Soldaten und befahl ihnen, zu ihm zurückzukehren, aber Niemand gehorchte, Alle folgten Jemeljan.

Als der Wojewode dies sah, gab er Jemeljan sein Weib zurück und bat ihn um die Trommel. „Nein,“ erwiderte Jemeljan; „ich werde sie zertrümmern und in's Wasser werfen.“ Er ging zum Flusse, warf die Trommel in's Wasser, nahm sein Weib und begab sich nach Hause. Von nun an hörte der Wojewode auf, den Muschik mit schwerer Arbeit zu plagen und sonst zu quälen. Und Jemeljan führte ein ruhiges, glückliches Leben und vergaß die schlimmen Zeiten.

*) Marfa Pozadniza, die in den Freiheitkämpfen wider Iwan den Grausamen fiel und von den russischen Bauern fast wie eine Heilige verehrt wird.

# Aus der Hauptstadt.

## Krok von Böblingen II.

Im alten Rom hat es Journale gegeben, Theodor Mommsen erzählt selbst davon, und ich hoffe, er wird es nicht wieder nachträglich in Abrede stellen; auch an Commissionen kann es kaum gefehlt haben. Denn Rom, sagt das Sprichwort, ist nicht an einem Tage erbaut worden, die Sache hat vielmehr Jahrhunderte lang gedauert und ist auch heute noch nicht zu Ende geführt, Beweis genug, daß sie von Romulus und Remus vertrauensvoll in die Hände einer Commission gelegt worden ist. Man darf nun vielleicht — ohne die alten Römer beleidigen zu wollen — annehmen, daß ihre Journale und ihre Commissionen mit den neuzeitlichen auf gleich hoher Bildungstufe standen und daß sie, als in der ewigen Stadt die damals noch nicht sozial genannte Frage sich von Jahr zu Jahr verschärfte, als die Gothen immer ungestümer an die Thore der heiligen Stadt pochten, unablässig auf Mittel sannen, „den hervorgetretenen Uebelständen abzuhelfen“, den Gang des Schicksals zu hemmen. Ich möchte, wie gesagt, die alten Römer nicht kränken, umsomehr als sie gerade in den letzten Tagen von autoritativer Seite mit Schnupftabakdosen und schwarzen Adlern geehrt worden sind, aber ich gebe mich der unmaßgeblichen Meinung hin, daß auch ihre offiziösen Organe den bis auf die Haut ausgepowerten Bauernstand, das großstädtische Hungerproletariat mit versöhnlichen Leitartikeln und wunderschönen Reden vom freien Spiel der Kräfte zu sättigen, daß sie Herrn Krok von Böblingen, den berüchtigten Barbarenhäuptling mit zerrissenen Kelten-Hosen, durch eine Fluth urkräftiger Schimpfworte vom Sturm auf Rom abzuhalten suchten. Daß ihre Ausdrücke ähnlich pöbelhaft waren wie die, deren sich seit einigen Jahren Herrn Richter's Leiborgan und seit einigen Wochen die Vertreter der deutschen Nation bedienen, wage ich nicht zu behaupten; den naiven Lateinern traut man so viel gesellschaftliche Bildung nicht zu, auch waren die Markthallen damals noch nicht erfunden. Jedenfalls aber erwies sich ihr erbitterter „geistiger“ Kampf wider Krok von Böblingen als genau so nutzlos wie der Feldzug unserer verbündeten Ordnungsparteien gegen Hermann Ahlwardt sich erweisen wird; Krok brach in Italien ein und verruinirte alles, Rector Ahlwardt steht heute bei den fanatisirten, hungernden und mißhandelten Gothen in höherem Ansehen als je zuvor. Seine unglaublich thörichten Angriffe auf den Berliner Magistrat, auf Isidor Löwe und Johannes Miquel haben ihm nicht geschadet und können ihm nicht schaden; man mag ihn hart mit Gefängniß bestrafen, ihn in jeder, in der schimpflichsten Weise bloßstellen — von den Hunderttausenden, die drohend hinter dem Rector a. D. aufmarschirt sind, wankt Keiner, und je toller er es treibt, auf desto ungemessenere Beifall und desto höhere Entréeeinnahmen darf er rechnen. Man mag es bedauern, daß die Bildung und Besitz vertretenden Blätter der bürgerlichen Demokratie diesen Mann von jeher, und nicht nur diesen Mann, sondern auch Adolf Stöcker, Professor Wagner, Liebermann v. Sonnenberg in der unflätigsten Weise besudelt haben; jetzt,

wo ein kräftiges Himmeldonnerwetter allenfalls am Platze wäre, ist das Lesevolk gegen die herrlichsten Kernflüche abgebrüht und hält sie für säuselnde Liebeslyrik. So tief und von Herzen ich es bedauere, wenn nun auch Männer wie Oechelhäuser den Entschluß gefaßt haben, sich vom politischen Leben zurückzuziehen und den groben Klötzen das Feld zu räumen, verübeln darf man ihnen ihren Ekel und Widerwillen nicht. Die Emanzipation der Frauen ist Thatsache geworden; nicht mehr Männer scheint es, Fischweiber vertreten unser Volk im Reichstag. Den Gothen hinter Ahlwardt imponirt ihr Gezeter mit Nichten, und gesetzt den Fall, es gelänge wirklich, das enfant terrible umzubringen — ein Anderer, der noch ärger ist als er, stiege auf seinen Schultern empor und führte die heulenden Schaaren gegen Rom. Nach Krok wird Etzel kommen, und nach Etzel Timurlenk-Tamerlan.

Denn die Fluthwelle des Antisemitismus, die brandende Volkskraft selber trägt das empor, was Herr Rickert „Abschaum" nennt, und was thatsächlich, wie Gischt und Schaum des Meeres, seine wüthende Gewalt, seine Erregtheit beweist.

Da ist ein begrenzter, spießbürgerlicher Mann, wie viele seinesgleichen durch widrige Umstände in Elend und Noth hineingesetzt, ausgewuchert, bestohlen und geplündert, ein Mann, der verzweifelt um seine und seiner Familie Existenz rang und nach Art aller Ertrinkender in den Mitteln just nicht wählerisch war. Die einen Wolff, einen Maaß, die Friedländer, Sommerfeld und Hugo Löwy zu Parteigenossen zählten, sie thäten gut, seine Armuth und seine Vergehen aus Armuth dem Ahlwardt nicht vorzuhalten. Der Rector hätte damals vom Verein zur Abwehr des Antisemitismus mit Kußhand Geld genommen und wäre Geschäftsphilosemit contre coeur geworden wie andere Leute mehr; so tief sank er nun freilich nicht, aber er war doch vollkommen entschlossen, gegen einen Singer-Pump selbst dem Sozius Rosenthal zu verzeihen und Sozialist zu werden. Es verlangte ihm nach Geld, nach nichts als Geld. Glücklich, wer eine solche Situation nicht versteht! Glücklich, wer als Politiker keine Familie hat und es getrost allerlei Actien-Gesellschaften, denen er als Aufsichtsrath angehört, überlassen kann, für ihn zu sorgen! Der Verzweifelte stellte sich endlich, von rasender Wuth gepackt, seinen Drängern; er entdeckte gewisse Gaben in sich, die ihn zum Kampf ums Dasein und zum Kampf im Reichstag hervorragend befähigten: er konnte wie ein Berserker schimpfen und Stunden lang reden, ohne etwas zu sagen zu haben. Kurz resolvirt schloß er sich der eben emporkommenden Partei der unterdrückten kleinen Leute an und wetterte gegen die Juden. Der Beifall, der ihm Abend um Abend zu Theil ward, hätte eine Duse berauscht; er stieg dem kleinen Geiste zu Kopfe, Ahlwardt glaubte sich bei Ahrens, wo kurz zuvor Eugen Richter tragikomischer Weise durch ein Fenster hatte entweichen müssen, der Messias Deutschlands. Seine an und für sich geringe Urtheilskraft verflüchtigte sich unter der Siedehitze dieser Erfolge ganz und gar; es trieb ihn zu immer grotesqueren Narretheien. Groteske Narretheien, wohlgemerkt, von unserem Standpunkte aus. Das Volk steht zu ihm. Man hat es so lange mit allerlei Kniffen und Pfiffen an der Nase herumgezogen, daß es jetzt am begeistertsten dem zujubelt, der ihm die schaurigsten Spukgeschichten erzählt. Dem Volke bietet Ahlwardt die Kost, nach der es lechzt. Seit Jahrzehnten ist in wüster Wahlagitation den kleinen Leuten, und nicht nur ihnen, alle gesunde, ruhige Ueberlegung geraubt worden; man hat gestachelt, gepeitscht, gehetzt, die bürgerliche Demokratie ebnete mit ihren scrupellosen Beschimpfungen einer Regierung, auf die noch unsere späteren Nachkommen stolz sein werden, Herrn Ahlwardt den Weg. An ihren Früchten soll man sie erkennen, die Ammen und Gönner des Reichsblattes. Man erinnere sich nur der Verleumdungen, die von deutschfreisinniger Seite wider Bismarck geschleudert sind, der gehässigen, noch immer andauernden Bemerkungen über die Quellen seines Wohlstandes, und man wird Ahlwardt's Lehrmeister deutlich erkennen. Auf einen Schelmen anderthalbe! Und dies ist gewiß, und dies erhebt den Rector über seine Vorbilder: er hält sich immer noch allen Ernstes für einen Streiter der Wahrheit, er lebt der festen persönlichen Ueberzeugung, in ihrem Dienste gequält und verfolgt zu werden. Er selbst, freilich unter 400 er allein, glaubt an die Echtheit und die Beweiskraft seiner Acten. Glaubte er nicht daran, wäre er fähig, selbst zu lichten und zu prüfen, er gönnte seinen Gegnern nicht immer wieder so wohlfeile Triumphe, böte ihnen nicht immer wieder Gelegenheit, ihn „moralisch todtschlagen" und ungestraft beschimpfen zu können. Wäre er wirklich die Theater-Kanaille, die im Verleumden und Lügen höllische Lust findet, er ginge bei aller Tölpelhaftigkeit geschickter zu Werke. So aber bietet er in trotzigem Krokgefühl, gerade der Verblendung seine Kraft verdankend und seine eherne Stirne, frohgemuth dem ganzen Reichstag die Stirne, und alle Widersacher können ihn nicht so verachten wie er sie. Er wird, jede Niederlage verschmerzend, weiter nach compromittirlichen Acten forschen, wird weiter die Politik für einen Colportageroman ansehen und überall Verbrechen und Verschwörungen wittern. Man werfe ihn immer von Neuem zu Boden und schlage ihn immer wieder in's Gesicht — nur seine Wuth wird wachsen, wie die Wuth Krok's von Böblingen, und damit seine Kraft.

Denn darüber täusche sich Niemand: eine Zerschmetterung Ahlwardt's durch den verbündeten Reichstag schadet ihm so wenig wie dem Antisemitismus. Man hat das Vorleben jedes Mannes, der dieser Bewegung seinen Arm lieh, durch Privat-Detectives bis in's letzte Detail untersuchen lassen; man hat, wie das bei Führern einer proletarischen Partei immer leicht sein wird, den meisten von ihnen arge Schandthaten beweisen können, und wo dies nicht möglich war, hat man Lappalien, erfolgreiche Liebesverhältnisse u. dgl. zu groben Verbrechen aufgebauscht. Als ob die ehrwürdigen Häupter des Deutschfreisinns nie auf solchen Abwegen gewandelt wären und, bietet sich erquickliche Gelegenheit, nicht noch zuweilen wandeln! Als ob Licentiat Gräbner seinen Knechten das Gelübde der Keuschheit abnähme! Durch diese ebenso thörichte wie unanständige Kampfweise ist nichts erreicht worden, und durch den persönlichen Kampf gegen Ahlwardt ist man ebenfalls keinen Schritt weiter gekommen. Denn nicht in seinen nachgerade langweilig werdenden und kindischen Anschuldigungen liegt die Stärke des Mannes; hier vermag er höchstens persönlichen Muth zu zeigen und darzuthun, daß, wer Hunderttausende hinter sich zu haben behauptet, diesen Hunderttausenden folgerichtig vorangehen muß, nicht aber statt seiner Sitzredacteure und Reichsblattdichter in den Kampf schicken darf.

Die Politik Ahlwardt's wäre leicht abzuthun in einer Gesellschaft, die ihre schwächeren Brüder nicht hungern und unter das drückende Joch des Kapitalismus zwingen läßt; wie bei uns aber die Dinge liegen, würde selbst ein Bismarck, ein Luther ihr gegenüber ohnmächtig sein. Nicht Ahlwardt spricht für sich und in seinem Namen, der unartikulirte, sinnlose Wuthschrei eines niedergetretenen Volkes ringt sich aus seiner Kehle, der schrille Fluch von Unzähligen wider Industrialismus und Ausbeuterei. Das ist's, was ihn und seinesgleichen fürchterlich und unverletzlich macht. Monate hindurch hieß das Instrument, worauf man seiner dumpfen Unzufriedenheit am lautesten Ausdruck geben konnte, Ahlwardt, und darum stieß Alles in dies Horn. Der gesammte kleine deutsche Mittelstand, unser Bauer, unser Subalternbeamter, unser Handwerker, alle, die vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht rastlos sich mühen und doch die Stunde kommen sehen, da die würgende Umarmung des Großkapitals sie erstickt, alle, an deren Elend eine verständnißlose Regierung schweigend vorübergeht und die doch ihrem Herrn und König treu bleiben wollen — sie haben sich zum Sprecher diesen Mann erkoren, der am furchtlosesten gegen den gemeinsamen Feind vom Leder zieht. Im Antisemitismus glauben die beschränkten Kleinen das Heil gefunden zu haben, Ahlwardt trägt sein schreiendstes Roth und wird der Heerführer bleiben, bis ein Anderer auf die Idee kommt, sich noch greller zu kleiden.

Wer im Antisemitismus nichts als ein Radaubedürfniß sieht und deshalb von politischen Rowdies und Zuhältern spricht, mag ein treffliches Beweisobject für Dr. Cohn's Behauptung von der erschreckenden Zunahme der Kurzsichtigkeit in Deutschland sein, aber verständiger Weise sollte er sich vom öffentlichen Leben zurückziehen oder dem Jünglings-Verein Waldeck beitreten, wo er seinen kranken Augen zum Heil bei jeder Sitzung in's Grüne schauen kann. Auch ist der Antisemitismus so leicht nicht zu fassen und zu zergliedern, wie gewisse Nebenbei-Politiker, wie etliche spaßhalber „Staatsmänner" genannte kindliche Dilettanten glauben. Aus verschiedenen klaren und trüben Quellen bildet sich der mächtig anschwellende Strom, und die verschiedensten Kräfte vereinigt er in sich. Confessioneller Haß, schmutziger Neid, Rachsucht und dunkle Instinkte, aber auch Vaterlandsliebe, patriotischer Zorn und ökonomischer Tiefblick

lassen sich schon bei oberflächlichster Betrachtung als Motive der Bewegung feststellen. „Die antisemitische Partei", schrieb 1890 ein bekannter unabhängiger Politiker, „erblickt, spießbürgerlich kurzsichtig, schlagkräftig und voll wilder Begeisterung, wie eben eine echte Volkspartei sein muß, im jüdischen Denken und im jüdischen Gelde die Wurzeln alles Uebels, und weil sie ihren Haß auf ein paar ganz bestimmte Dinge beschränkt und weil sie diese Dinge sehr geschickt, gewissermaßen mit Dichterphantasie, zu verkörpern weiß, macht sie breiten Massen die Entscheidung, den Uebertritt zu ihr leicht und sichert sich auch in kapitalistischen »christlichen« Kreisen eine mindestens wohlwollende Neutralität." Der Jude ist all den mißvergnügten, aber loyalen Leuten, die kein Abstractum, die einen Menschen von Fleisch und Blut bekämpfen wollen, der Teufel, die Verkörperung des Bösen; man wäre fast versucht, an Bismarck zu denken, dem es in den sechziger Jahren ganz ähnlich erging. Im Judenhaß finden sich reine Ideologen, die eine Renaissance deutschen Geistes herbeiführen und die völlige Vergiftung des Volksgewissens hindern wollen, mit erklärten Sozialisten zusammen; um Geist geht's dem Einen, dem Anderen um irdisches Gut. Während diesen, ich möchte sagen, immateriellen Antisemiten Ahlwardt ein Gräuel ist, über den sie in den härtesten Ausdrücken aburtheilen und den sie für den gefährlichsten Feind ihrer Bestrebungen halten, vergöttern ihn die Anderen. Dort möchte man deutsche Hochcultur von häßlichen Auswüchsen befreien, sie zu erhabener, reiner Schönheit läutern; hier aber haßt man diese Cultur brünstig, weil sie und die ihr als Fundament dienende Gesellschaftordnung der Grund alles menschlichen Elends scheinen. Und

wenn die Cultur verschwommen,
Kann nur ein Krok noch frommen —
Alles muß verruinirt sein!

Die Willens sind, ernsten Willens, den Antisemitismus zu bekämpfen, sehen also den Weg klar vor sich. Er führt nicht zum Gebrauch abscheulicher Schimpfworte, er führt zu ehrlicher reformerischer Arbeit, zu wirthschaftlichen, wahrhaft christlichen Großthaten der Bruderliebe. Wie Rom durch die Befreiung seiner Sklaven und die Ablösung der unheilvollen kapitalistischen Latifundienwirthschaft sich vor Krok hätte retten können, so die Gesellschaft von heute. Möge die freisinnige Partei denn zeigen, daß sie nicht nur ihres Wahlfonds und ihrer Thiergartenfreunde wegen das Judenthum schützt, sondern daß sie gesonnen und entschlossen ist, die eigentlichen Quellen der antisemitischen Strömung zu verschütten! Muß es nicht dicke Rührungsthränen in die Augen des unverbesserlichsten Heiterlings locken, wenn er die Herren Rickert, Bamberger und Licentiat Gräbner an der Spitze eines „Vereins zur Abwehr manchesterlicher Ausbeutung (früher Antisemitismus)" sähe.

Caliban.

---

## Opern und Concerte.

„Unter Räubern". Komische Oper in einem Act von Anton Rubinstein. Text von Ernst Wichert. — „Die Rebe." Ballet in drei Acten von Anton Rubinstein. Text von Taglioni, Grandmougin und Hansen. (Kgl. Opernhaus.) — Ilka von Palmay im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Rubinstein als Operncomponist ist ein für die Verehrer des großen Pianisten betrübendes Kapitel. Eine bedeutende compositorische Begabung, Melodienreichthum, dramatische Kraft und Sinn für feenische Wirkungen, — nichts von alledem ist dem Wundermenschen versagt, und doch sind seine Opern ohne nachhaltige Wirkung, wie blutlose Schatten vorübergehuscht. Zumal wenn der Zauber seiner Persönlichkeit mitwirkte, mit Begeisterung aufgenommen, sind die „Makkabäer", die „Kinder der Haide" (sie sollen demnächst bei Kroll galvanisirt werden) und „Feramors" spurlos von den Bühnen verschwunden, und traurig fragen wir, was die Lebenskraft von so viel Schönem, Bedeutendem, Eigenartigem verkümmern konnte. Die beiden Novitäten, die das Schicksal aller bisherigen Werke Rubinstein's theilen werden, geben uns vielleicht eine Erklärung.

Rubinstein steht seinen Librettisten kritiklos gegenüber. Aber wenn auch „Feramors" und die „Kinder der Haide" undramatische Texte waren, so kann man doch die „Makkabäer" ein vortreffliches Libretto nennen, und doch versagte die Oper. Jedenfalls steht Ernst Wichert's Machwerk tief unter allen Texten des trefflichen Rodenberg und des bühnenschlauen Mosenthal. Es sieht und hört sich an wie die schülerhafte Dramatisirung einer schlechten Humoreske. „Die fidele Räuberhöhle" könnte man den Vorwurf heißen. Eine spanische Reisegesellschaft wird von Räubern gefangen genommen und fällt aus ihren Händen in die einer zweiten Bande. Die anfänglich für Befreier gehaltenen Biedermänner lassen aber mit sich reden. Ihr Hauptmann Pedro, der als Räuber unter der großen Concurrenz zu leiden hat, erkennt bei der Bestimmung des Lösegeldes bald, daß er keinen guten Fang gemacht, obgleich er auch einen Prinzen von Geblüt miterwischt hat. Es ist also den geprellten Räubern sehr erwünscht, daß der einflußreiche Prinz sich erbietet, für die nothleidende Bande vom König nicht nur den Pardon zu erwirken, sondern auch die Rückkehr zu einem redlichen Handwerk à la Rinaldini zu ermöglichen. Bis zu seiner Rückkehr vertreiben sich nun die Gefangenen ihre Zeit bestmöglich, und diese Zustandsbilder aus dem gemüthlichen Räuberlager, lose aneinandergereiht und ohne Humor und Geist gestaltet, sind der eigentliche Kern des grausamen Spiels. Don Pedro macht sich bei den Damen als galanter Schwerenöther beliebt, Andere klopfen einen hispanischen Skat, schließlich schwingt die ganze Gesellschaft das Tanzbein, und der mit der Amnestie zurückkehrende Prinz macht die fidelen Räuber und ihre Opfer noch glücklicher.

Zu diesem Nichts hat Rubinstein eine anspruchlose Musik geschrieben. Aus seinen früheren Werken wissen wir, daß er der Mann der musikalischen Localfarbe ist. In den „Kindern der Haide" kommt er uns zigeunerhaft slavisch, im „Feramors" — nach Thomas Moore's Erzählung „Lalla Rookh" — turkistanisch, in den „Makkabäern" angeheimelt hebräisch. Die „Räuber" haben spanisches Colorit, und besonders in den Tanzrhythmen werden wir trotz Bizet ganz andalusisch gemahnt. Der Humor liegt Rubinstein fern, aber seine Melodik ist hier frisch und anmuthig, ohne unpassend großen Aufwand von Mitteln, discret und fein, wie es sich für den Lustspielcharakter einer kleinen komischen Oper schickt. Stimmungsvoll vorbereitend hebt das Vorspiel an, ein Potpourri der besten Nummern; das Sextett: „Laßt den Muth nicht sinken," das Quartett vom Mantel der Liebe, der Chor der Räuber in E-dur, alles ist zuweilen breit ausgesponnen und ungleich im Werth, aber hübsch erfunden, geschmackvoll und anmuthig.

Minder erfreulich ist das Ballet. Der Text bietet uns ein Unicum: die getanzte Reblaus. Wörtlich. Die Geister des Weines umnebeln die Sinne der Winzer, die Königin der Reben entführt einer ländlichen Schönen den Bräutigam, und die Phylloxeren in Person tödten die Reben mit ihren Küssen. Was Bacchus nicht gelingt, diese wieder in's Leben zurückzurufen, vermag zuletzt die Wissenschaft, die es auf der Bühne entschieden weiter gebracht hat, als in der Wirklichkeit. Ihre Leuchte drängt die Rebläuse in ihre Höhlen zurück, und als Verlobte empfehlen sich wieder die glücklichen Winzer.

Drei Acte ist etwas viel für das dürftige Spectakel, aber die Tonmassen Rubinstein's, die Zehenakrobatik des Fräuleins dell' Era und Meister Tetzlaff's Regiekünste suchen den Mangel bestmöglich zu verdecken. Eine Gavotte, der Champagnertanz und der Rebenwalzer sind die musikalischen Höhenpunkte der Partitur, aber auch hier macht sich Rubinstein's alter Fehler geltend. Seine Melodik ist kurzathmig. Mit Schwung und Liebe hebt er an, doch bald ermattet er und schließt frostig und conventionell ab. In dem Einacter kommt diese ungenügende Durcharbeitung der Themen nicht so zum Vorschein, umso mehr macht sie sich in dem Ballet fühlbar. Und noch eins. Es fehlt Rubinstein weniger an Erfindung, als Empfindung. Er sucht dies auch hier durch stark aufgetragene Localfarben, durch exotische Lyrik, durch allerlei Klangeffecte zu verdecken, die oft bis zur Kakophonie gehen. Bei allen blendenden Einzelheiten und trotz unleugbaren künstlerischen Ernstes ist der Gedankengehalt dürftig. Dazu kommen Sätze mit handgreiflichen Anklängen an Beethoven, Schumann, Mendelssohn. An Wagner, wie immer bei Rubinstein, niemals; es wäre denn, daß man ihm die Oboefigur der „Fröhlichkeit" als Leitmotiv aufmutzen wollte. Alles in Allem eine Musik, die uns für den

Augenblick blendet, aber kalt läßt und fremd bleibt. Die Seele, das Gemüth fehlt, — Virtuosenmusik.

Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gastirt Fräulein Ilka von Palmay. Der Ruf der ersten deutschen Operetten-Soubrette ging ihr voraus, und ihren großen Musterbildern, der Gallmeyer und Geistinger, wird sie an der Donau gleichgestellt. Nicht ganz mit Unrecht. Der parodistische Geist der lustigen Pepi lebt in ihr, aber feiner, zarter, an unsere unvergeßliche Possensoubrette Ernestine Wegner erinnernd. Gesanglich reicht sie an die Geistinger in ihrer Blüthezeit nicht hinan, die in ihrem Vortrag immer discret und fein war und niemals schrie und kreischte, was man der hübschen Pesterin leider nicht nachrühmen kann. Die Schule fehlt ihrem Gesang. Ihre Stimme ist in der Höhe schwach und besonders ihr Triller sehr mangelhaft. Um so volleres Lob verdient ihr Spiel, das immer von überwältigender Unmittelbarkeit ist. Als Antrittsrolle wählte sie Meilhac's Mamsell Nitouche, die sie in der herkömmlichen Pariser Ingénue-Weise der Théo und mehr noch der Milly Meyer gibt. Freilich ist sie in ihrer Erscheinung und ihren Mitteln nicht ein so zerbrechliches Porzellanfigürchen, wie die Prinzessin der Bouffes parisiens, sondern Alles in Allem derber und Wienerisch fesch, aber das schalkhaft Jungfräuliche trifft sie mit verwandter Virtuosität. Sie fällt nie parodistisch aus ihrer Rolle, wie es die unbändige Gallmeyer nur zu gerne pflegte. Dieses Blümlein Rührmichnichtan ist wirklich ernst zu nehmen, all in seiner duckmäuserischen Ausgelassenheit. Unnachahmlich verschämt ist die Drolerie, womit das Stiftfräulein hinter den Coulissen den Arm des hübschen Galans ergreift oder wie es als Aushülfsprimadonna das kurze Röckchen und was darunter sitzt, kreischend mit ausgebreitetem Taschentuch zu verdecken sucht. Nichts Geniales, wie in der Gallmeyer oder Geistinger, aber doch eine komische Kraft und, was uns noch mehr gilt, eine Natur. Leider kann sie in Berlin nicht nach Verdienst gewürdigt werden, denn dazu ist sie doch zu österreichisch — Pardon magyarisch. Zwar hat sie den unversälschten Jargon des berühmten Mikosch so ziemlich abgelegt, immerhin ist in ihrer Spache noch mehr als genug, um das norddeutsche Verständniß zu erschweren. Ihr Dialog ist — „änfach unbegräflich", und wenn sie nun gar noch mit Dulieh und Tschindarabum zu singen anfängt, so versteht man kein Wort mehr.

In unserem Herrn Klein fand die Ungarin einen Partner, der als operettenschreibender Abbé mindestens ebenbürtig neben ihr stand. Ein Buffo von etwas behäbigen Formen und ganz und gar nicht elegant, aber in seinem Humor goldecht und herzlich. Er gibt nie bloße Caricaturen wie sein College Wellhof, sondern menschenmögliche Originale, unverfälscht und gemüthvoll. Und was für ein trefflicher diseur er ist, bewies er in dem fein vorgetragenen Liede von seiner Doppelgängerschaft:

„Und wenn umarmt der Floridor,
Hat was davon auch Céléstin."

## Notizen.

Der erste Band der neuen Auflage von Meyer's Konversations-Lexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist erschienen und zeigt das monumentale Werk, das in vier Auflagen eine Verbreitung von weit über eine halbe Million Exemplare gefunden, auf der Höhe modernen Wissens und Könnens. Einige vorzügliche coloniale und handelsgeographische Artikel beweisen eine besondere Berücksichtigung dieses Wissensgebietes und seiner brennenden Fragen. Ganz ausgezeichnet sind die Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften behandelt, wobei die Gesetzgebung der Hauptländer (besonders von Oesterreich-Ungarn) hervorgehoben ist. Nicht weniger sorgsam finden sich die das öffentliche Leben bewegenden Fragen beantwortet: Sozialpolitik, Arbeiterversicherung, Gewerbe- und Handelspolitik, Bank- und Steuerwesen und Währungsfrage. Ein ungeheures Material war bei der Neubearbeitung der Naturwissenschaften zu bewältigen, wo die neuesten Fortschritte fachmännisch und doch allgemein verständlich aufgezeigt werden. Gerade in dieser Mischung von Wissenschaftlichkeit und Popularität, von Doctrin und Praxis steht „Meyer" unerreicht da. Ebenso ist den Textbildern belehrende Klarheit und strenge Sachlichkeit nachzurühmen. Namentlich der geographische Atlas wurde durch zahlreiche Neustiche von Stadtplänen und Karten bereichert. Der von sozialdemokratischer Seite erhobene Vorwurf, Meyer beurtheile zumal die geschichtlichen Vorgänge vom nationalliberalen Standpunkt und verdamme jede volksfreiheitliche Regung, ist mindestens dieser neuen Auflage gegenüber ganz hinfällig und kennzeichnet sich selbst als eine leere parteiische Unterstellung.

Kürschner's Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten. (Eisenach, Kürschner's Selbstverlag). Das Buch ist für Zeitungsleser und eigentlich jeden guten Deutschen, der sein Staatsgebäude kennen zu lernen wünscht, ein wahrer Schatz. Es ist ein Stück Gothaischen Hofkalenders, namentlich aber ein Staatsbeamtenregister und ein statistisches Jahrbuch. Die Reichsbehörden, die diplomatische Vertretung, der Personaletat der Armee, Rechtspflege, Eisenbahnen, Post und Telegraphie, Schule, Finanz und Industrie, die deutschen Städte und ihre Vorsteher- und Beamtenschaft und zuletzt noch eine Fülle zuverlässigster statistischer Angaben, die man nirgendwo anders so bequem beisammen findet.

Chicago. Eine Weltstadt im amerikanischen Westen. Von Ernst von Hesse-Wartegg. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) Der durch seine Reiseschilderungen bekannte Autor und Gatte von Minnie Hauck gibt hier einen feuilletonistischen Führer durch die Ausstellungs- und Wunderstadt, ihre Merkwürdigkeiten und sozialen Verhältnisse. Die Lectüre kann eine Erfahrung ersetzen, die nur durch langen Aufenthalt zu gewinnen wäre, und jedenfalls wird der deutsche Besucher der Weltausstellung gut thun, sich daraus Raths zu erholen. Ein ernsterer Reisebegleiter ist Gustav Diercks' neues Büchlein: „Ein Jahrhundert nordamerikanischer Cultur" (Berlin, Lesser), das in angenehmster Form ein gedrängtes, aber vollständiges Bild der geschichtlichen und Culturentwickelung der Vereinigten Staaten entwirft. Die statistischen Angaben sind neu und zuverlässig, und überall macht sich der genaue Kenner bemerklich, der Amerika selbst bereist und studirt hat. Dabei ist er aber ein kühler und besonnener Beoabachter geblieben, und wie wenig er sich in blinder Lobrednerei gefällt, beweist das Schlußkapitel, worin er über die noch immer zweifelhafte Bedeutung der Chicago-Ausstellung für die alte Welt offen und klug sich ausspricht. Das handliche Bändchen sollte keinem Besucher der Columbia-Ausstellung fehlen.

Familienfestspiele. Von Sophie Gudden. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Georg Ebers führt dies Erstlingswerk der Tochter von König Ludwigs Todesgefährten in den Leserkreis ein. Es sind sieben in Versen geschriebene Festspiele für Polterabende, Hochzeiten, Geburtstage u. s. w. Sie lassen sich leicht für jedes einzelne Fest und für die in Frage kommenden Verhältnisse einrichten, so daß das Büchlein für Familienfeste ein willkommener Führer sein wird. Wer die oft nur handwerksmäßigen dramatischen Scherze z. B. auf Berliner Hochzeiten über sich ergehen lassen mußte, wird der sinnigen Verfasserin für diese echt poetischen Vorlagen dankbar sein.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**
Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Wollny,** Dr. Fr., **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

**Die Physiologie des Schönen**

von

**Paul Mantegazza.**

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß** des **berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

## Romane von Theophil Zolling.

**Der Klatsch.**
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**Frau Minne.**
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**Coulissengeister.**
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"**

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

**Altbekannte Stahl- und Soolquellen.**

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt

**Fürstl. Brunnen-Direction.**

Im Verlag **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

**Raubzeug.**

Novellen von **M. G. Conrad.**

8°. broch. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

„Raubzeug" betitelt M. G. Conrad den soeben erschienenen Band seiner neuesten Novellen. Der Dichter hat hier Seelenzustände künstlerisch analysirt, wie es mit gleicher Kraft und Schärfe selten geschehen ist in unserm neuen Schriftthum. Der Titel „Raubzeug" läßt errathen, daß wir in diesem merkwürdigen Buche in keine still gesittete froh genießende Welt geführt werden. Dennoch fehlt es nicht bei allem Peinlichen und Schrecklichen an versöhnenden Momenten. Das Buch ist ein kunstvoll geschliffener Moralspiegel unserer erregten Uebergangszeit.

**Die Gegenwart**

**Nr. 15.**

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

**Caliban:**

**Die beleidigte Majestät,**

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

**Prinzipien der Ethik**

und

**Religionsphilosophie Lotzes**

von

**G. Vorbrodt.**

Preis M. 3.—.

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."

„Post."

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem

**innern Leben der Zigeuner.**

Ethnologische Mitteilungen

von

**Dr. Heinrich von Wlislocki.**

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 13. Mai 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Consequenzen der Militärvorlage. Von Pz. — Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft. Von Landgerichtsdirector Raemisch. (Schluß.) — Die Versorgung Europa's mit Brot. Von S. Werblunski. — **Literatur und Kunst:** Protestantischer Kirchenbau. Antrittsrede gehalten an der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden von Professor Dr. Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Im Nachtigallenhag. Von Domenico Ciampoli. — **Aus der Hauptstadt:** Die Militärvorlage. Von Caliban. — Der Kaiser und Wallot. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Consequenzen der Militärvorlage.

Die Entscheidung über die Militärvorlage ist vorläufig gefallen und dem neu zu wählenden Reichstage wird es beschieden sein, dieselbe zu bestätigen oder zu modificiren. Allein, möge der neue Reichstag sich nun für die Ablehnung oder Annahme des von der Regierung angenommenen Huene'schen Antrages, oder, was wahrscheinlicher sein dürfte, für einen neuen veränderten Compromiß entscheiden, so lassen sich doch bereits heute gewisse Consequenzen der Vorlage, wenn dieselbe ganz oder zum wesentlichen Theile zur Durchführung gelangen sollte, mit Bestimmtheit voraussehen, welche Beachtung verdienen dürften.

Welchen Effect die Durchführung der Vorlage auf unsere innerpolitischen Verhältnisse haben, ob dieselbe bei den bevorstehenden Wahlen zu einer noch weiteren Zersetzung einzelner bisher mächtiger und geschlossener politischer Parteien führen wird, läßt sich auch nicht mit annähernder Bestimmtheit voraussagen, das eine aber dürfte ziemlich gewiß sein, daß eine neue gewaltige Vermehrung des deutschen Heeres auch im Auslande erneute Anstrengungen hervorrufen wird, hinter diesem deutschen Heeresmachtzuwachs nicht zurückzubleiben. Bereits haben namhafte russische Blätter auf diese Nothwendigkeit für Rußland und Frankreich mit großer Bestimmtheit hingewiesen, und in Frankreich, wo man eben den neuen Truppenverband der Meurthe-Division an der Ostgrenze allerdings unter Zusammenstellung bereits vorhandener Truppenkörper geschaffen hat, dürfte die Neigung, die Stärke der Wehrmacht des Landes zu erhöhen, noch keineswegs erschöpft sein. Von größter Wichtigkeit ist dabei allerdings der Umstand, ob Frankreich nicht thatsächlich an der Grenze seiner militärischen Leistungsfähigkeit angelangt ist, wie man allerseits behauptet. Der vor einiger Zeit in der französischen Presse erfolgte Hinweis auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Tunis deutet jedoch nicht gerade darauf hin, daß man französischerseits eine Steigerung der Wehrkraft der Republik bereits für völlig ausgeschlossen hält, und mit der Zeit dürfte Frankreich aus seinen zahlreichen Colonien in Aunam, Cochinchina, Cambodja und Tonkin, mit einer Gesammtbevölkerung von 19 Mill. Menschen, wo es bereits eingeborene Truppen aufgestellt hat, sowie am Senegal und anderwärts denn doch ein wenigstens in seinen besten Elementen zum Kriegsdienst verwendbares Material erwachsen, welches von französischen Offizieren und Unteroffizieren befehligt, vielleicht wenigstens das Mutterland von der Abgabe nationalfranzösischer Truppen an die Colonien zu entlasten vermöchte. Wenn nun auch dieser Theil der sich mit der Durchführung der Militärvorlage eröffnenden Perspective als ein noch ungewisser bezeichnet werden muß, so dürfte jedoch der Widerhall, den eine neue gewaltige deutsche Heeresverstärkung in Rußland erwecken würde, sehr bald weit bestimmtere Umrisse erhalten. Ein enormes Menschenmaterial steht Rußland noch für eine Vermehrung seiner Heeresmacht zur Verfügung und sein Recrutencontingent erschöpft das Jahrescontingent der russischen Wehrpflichtigen und Diensttauglichen keineswegs. Nur eine Frage der Mittel und der Zeit wird es daher unseres Dafürhaltens sein, bis Rußland die deutsche Heeresverstärkung mit einer seinen Machtverhältnissen entsprechenden beantwortet. Ob es dem Deutschen Reiche daher zum Segen gereichen würde, mit der Durchführung der Militärvorlage den ihm gegenüberstehenden Nachbarmächten den Impuls zu neuen starken Rüstungen gegeben zu haben, bleibt denn doch eine offene Frage.

Während jedoch einerseits mit Sicherheit anzunehmen ist, daß diese Mächte diesem Impulse folgen und ihre Heere zu Ungunsten Deutschlands von Neuem auf die eine oder die andere Weise verstärken werden, so droht andererseits die Durchführung der deutschen Militärvorlage ihre Consequenzen bei den Deutschland verbündeten Dreibundsmächten, Italien und Oesterreich-Ungarn in qualitativer Hinsicht gerade in entgegengesetzter Richtung geltend zu machen. In Italien sowohl wie in Oesterreich-Ungarn schickt man sich an, wenn Deutschland die zweijährige Dienstzeit einführt, dieselbe ebenfalls zur Einführung zu bringen. Der italienische Kriegsminister, General Pelloux, verfügt bereits über einen ausgearbeiteten Entwurf für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit im italienischen Heere, den er der Kammer, sobald die Angelegenheit reif geworden ist, vorzulegen angekündigt hat. In Oesterreich-Ungarn bildet an den maßgebenden militärischen Stellen die deutsche Armeereformvorlage mit der zweijährigen Dienstzeit den Gegenstand sorgfältigen Studiums in der Richtung, in welchem Umfange und Ausdehnung die betreffenden Prinzipien auf das österreichisch-ungarische Heerwesen Anwendung finden sollen. Die Thatsache steht, wie das „Wiener Tageblatt" berichtet, fest, daß ein Project der Neuorganisation der österreichisch-ungarischen Armee auf der Grundlage der zweijährigen Präsenzdienstzeit in Ausarbeitung begriffen ist, dem ungarischen Ministerpräsidenten und Finanzminister, Weckerle, sollen bereits Mittheilungen über die Schätzung der jährlichen Mehrkosten dieser Reform gemacht worden sein. Mit Bestimmtheit wird bemerkt, daß die in Oesterreich-Ungarn geplante, auf der Grundlage der zweijährigen Präsenzdienstzeit beruhende Armeereform keineswegs so weit gesteckt ist, wie der dem deutschen Reichstage vorgelegte Reformplan, und daß daher der öster-

reisch-ungarische Reformplan weit geringere finanzielle Mittel erforderlich machen würde als der deutsche. Das in der Ausarbeitung begriffene Project soll jedoch erst dann zur Durchführung gelangen, wenn die deutsche Militärvorlage vom deutschen Reichstag, sei es auch modificirt, angenommen wird. Als ganz unzweifelhaft wird die Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Oesterreich-Ungarn bezeichnet, wenn dieselbe in Deutschland zur Annahme gelangt.

Wir stehen somit vor der Thatsache, daß sowohl Italien wie Oesterreich-Ungarn, wenn die Militärvorlage im kommenden Reichstage durchgeht, die zweijährige Dienstzeit in ihren Heeren einführen werden. Für die Einführung derselben verlangen bekanntlich bei uns die militärischen maßgebenden Kreise Compensationen von derartigem Umfange und Kostenaufwand, daß Oesterreich-Ungarn und Italien, sowohl angesichts ihrer Finanzlage, wie der Wünsche ihrer Bevölkerung nicht daran denken können, auch nur annähernd ähnliche Compensationen als Aequivalent für die zweijährige Dienstzeit bei sich durchzuführen. Bei allen sonstigen Vorzügen der zweijährigen Dienstzeit kann man sich jedoch nicht verhehlen, daß, wenn, vom rein militärischen Standpunkt aus betrachtet, Compensationen für dieselbe fehlen oder ungenügend gewährt werden, ihre Durchführung als eine den militärischen Werth eines Heeres erhöhende Maßregel nicht erachtet werden kann. Nun ist jedoch bei der Finanzlage Italiens, welches in Folge öconomischer Schwierigkeiten erst vor Kurzem eine Reduction seines Kriegsbudgets um acht Millionen Lire vornahm, und ebensowenig bei der finanziellen Disposition Oesterreich-Ungarns, wo nach harten Kämpfen die geringfügige Summe von fünf Millionen Gulden, namentlich für die Einführung des Präsenzstandes der Friedenscompagnien auf den im Vergleich zu anderen Heeren minimalen Präsenzstand von 95 Mann per Compagnie bewilligt wurde, nicht im entferntesten anzunehmen, daß diese beiden Staaten auch nur annähernd ausreichende Compensationen für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit ihren Armeen schaffen werden. Bei dieser Lage der Dinge stehen wir jedoch bei Durchführung der Militärvorlage vor der höchst bedenklichen Aussicht und selbst Gewißheit, die Qualität der Heere Oesterreich-Ungarns und Italiens, und somit die Wehrmacht des gesammten Dreibundes eine schwerwiegende Einbuße erleiden zu sehen, während Rußland oder Frankreich unter Beibehalt ihrer fünfjährigen, bezw. dreijährigen Dienstzeit — vielleicht unter Beschränkung der Exemptionen von letzterer — gründlicher, weil anhaltender ausgebildete Heere besitzen und dieselben zugleich in jeder ihnen möglichen Richtung verstärken würden.

Derart würde sich jedoch das Ziel, welches die Regierung mit der Militärvorlage verfolgt, Stärkung der Wehrmacht Deutschlands und des Dreibundes als ein in wesentlicher Hinsicht verfehltes herausstellen und ein wichtiges Moment qualitativer Ueberlegenheit den Gegnern des Dreibundes zufallen.

Noch eine andere nachtheilige Consequenz der geplanten abnormen Heeresverstärkung liegt sowohl in dem Zurückgreifen auf die für den Heeresdienst nur bedingt tauglichen mit körperlichen Fehlern behafteten Wehrpflichtigen in ganz unverhältnißmäßig größerer Anzahl wie bisher, wie auch in der voraussichtlichen Erhöhung der Anzahl der Invalidenpensionen, welche nicht nur in Folge des Mehrbedarfs von 60,000 Mann, sondern auch in Folge der Einstellung jener bedingt Tauglichen das Militärbudget künftig belasten würden. Als ein weiteres Moment dieser Gattung tritt schließlich die bis jetzt unseres Wissens nirgends in Betracht gezogenen Mehrbelastung des Landes durch die stärkere Einquartirung bei den Manövern hinzu, die wenn 75,000 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften mehr wie bisher drei bis vier Wochen lang manövériren, d. h. während dieser Zeit außerhalb ihrer Garnisonen verpflegt werden müssen, eine keineswegs unbeträchtliche Summe repräsentirt, besonders wenn man auch die freiwilligen Leistungen des Landes an Naturalien während dieser Zeitdauer in Anrechnung bringt.

Somit gestalten sich die Consequenzen der Militärvorlage, soweit sich dieselben bis jetzt übersehen lassen, als nachhaltig ungünstig einwirkende, und vor Allem ist es die Schwächung der Heere unserer Verbündeten durch die Nachahmung der Vorlage ohne genügende Compensationen für die zweijährige Dienstzeit, auf welche wir mit unseren Ausführungen warnend hinzuweisen beabsichtigten.

Pz.

---

## Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft.

Von Landgerichtsdirector Raemisch.

(Schluß.)

Solche Selbstverschuldungen können natürlich auch vorkommen, wenn ein Angeklagter durch falsche Selbstanzeige, durch unwahres gerichtliches oder außergerichtliches Geständniß oder gar absichtlich — vielleicht für einen Anderen, der ihn dafür bezahlt, oder dem er zu Liebe handelt — seine Verurtheilung herbeiführt. Der deutsche Entwurf von 1886 enthielt daher auch die Bestimmung:

> Insoweit der Angeklagte seine Verurtheilung durch Vorsatz oder grobes Verschulden herbeigeführt hat, ist ein Anspruch auf Entschädigung ausgeschlossen.

Von den Gegnern einer solchen Staatsverpflichtung wird vielfach eingewendet: Ein solches Gesetz wird zum Mißbrauche anreizen, die Wiederaufnahmegesuche werden sich in das Ungemessene vermehren, weil der Gewinn reizt; es wird sich eine Verbrecherindustrie herausbilden, bei welcher A dem B, und wenn Jener freigesprochen und entschädigt ist, B dem A helfen wird; dadurch werden Hunderte oder doch Dutzende neuer Anklagen wegen falschen Zeugnisses, wegen Meineides ꝛc. herbeigeführt werden. Nun — ich glaube, darin liegt viel Uebertreibung. Zunächst würde das eine Fäulniß des Rechtsbewußtseins bis in den Kern des Volkes voraussetzen, an die ich als Jurist nicht glaube. Die betreffenden Spekulanten dürften auch bald erkennen, daß sie sich doch einer zu großen Gefahr aussetzten, denn die Gerichte — welche an keine Beweisregeln gebunden sind — würden ein solches Treiben denn doch durchschauen. Wir kommen auch jetzt schon in Lagen, wo wir selbst mehreren eidlichen Aussagen die Glaubwürdigkeit gegenüber den glaubwürdigeren Angaben einer Partei versagen. Ich erinnere an das alte Scherzwort: Wenn mir ein Zeuge sagt, „er hätte soeben Herrn X getroffen", so werde ich das leicht glauben; wenn mir zwei Zeugen erzählen, „sie hätten soeben den Herrn Geheimrath A im Straßengraben gefunden" — so werde ich mir meine Ueberzeugung vorbehalten, wenn mir aber zehn Zeugen versichern, „der Kirchthurm hätte ihnen einen tiefen Knix gemacht" — so werde ich sie zum Tempel hinausjagen.

Uebrigens kann man auch bei besten Gesetzen, wie bei allen irdischen guten Dingen, ausnahmsweise eine oder die andere üble Folge erfahren — es fragt sich nur, ob der zu erwartende Nutzen den zu fürchtenden Schaden beträchtlich übersteigt.

Wir wenden uns zu der Frage: „Wie soll Entschädigung geleistet werden?" Daß der Staat eine eingezogene Geldstrafe herauszahlen muß, versteht sich von selbst. Der französische Jurist Philippe de La Madeleine suchte auch nach einer besonderen Genugthuung für die erlittene Ehrverletzung; er wollte dem für schuldlos Erkannten eine besondere Ordensdecoration zuwenden und ruft aus: „Wer würde ihn nicht mit Vergnügen geschmückt sehen durch ein weißes Band, von welchem ein Kreuz oder eine Medaille herabhinge, die auf der einen Seite die Worte trägt: »Die erkannte Unschuld« und auf der anderen eine aus Palmen gebildete Krone mit dem Datum des freisprechenden Urtheils!!" Ich bezweifle, daß unser Zeitalter an dergleichen Geschmack finden dürfte und schließe mich dem Urtheile von Lilienthal's an, welcher sagt: Das schießt weit über das Ziel hinaus; es ist keine Schande, unschuldig verurtheilt worden zu sein, eine Ehre ist es aber auch nicht. Empfehlen würde es sich dagegen, wenn solche Freisprechungen nicht bloß im Reichsanzeiger (§ 411 Strafprozeß-Ordnung) veröffentlicht werden müßten, sondern wenigstens noch in

zwei anderen von dem Freigesprochenen zu bezeichnenden Blättern. Uebrigens können solche Bekanntmachungen gemäß der betreffenden Gesetzesstelle auch jetzt schon nach dem Ermessen des Gerichts erfolgen. Als einziges Ersatzmittel bleibt uns sonach nur das allgemeine Aequivalent für jeden äußeren Schaden — das Geld übrig. In welchem Umfange soll man nun hier einen gesetzlichen Anspruch zulassen? Soll man einem schneidigen Bankier die 100,000 Mark, die er für seine Haftzeit als entgangenen Gewinn herausrechnen wird, zahlen? Soll man auf die Anträge eines findigen Anwalts eingehen, der eine wahre Doctor- und Apothekerrechnung aufstellen und mit den sublimsten Beweisen unterstützen wird? Soll der entgangene Gewinn oder auch nur der ganze nachweisbare Schaden in den Formen des Prozesses erörtert und gefordert werden können? — Das erscheint mir bedenklich, obgleich sich über letzteres wohl reden ließe.

Wir haben bei der Erörterung des Princips auf eine Vergleichung mit der Altersversicherung hingewiesen. Auch hier hat man — natürlich gegen auftauchende begehrlichere Wünsche aus betheiligten Kreisen — dem Altersinvaliden nicht sein volles früheres Einkommen garantirt und ihn zum vollen Staatspensionär gemacht, sondern man hat zwischen dem ihn naturgemäß treffenden Uebel und zwischen der Beihülfepflicht der Gesammtheit nach einem billigen Ausgleiche gesucht, den man auch als einen gerechten anerkannte. Ich verweise in dieser Richtung auf eine im Jahre 1891 in Zürich erschienene kleine Schrift von Berolzheimer, in welcher dieser empfiehlt, die Entschädigung so weit eintreten zu lassen, als dadurch „der herbeigeführte oder unmittelbar drohende Ruin des unschuldig in Haft Gewesenen" abgewendet wird. Vielleicht ist dieser Vorschlag wieder etwas zu eng. In dem Bericht des H. v. Schwarze wird auf die im § 188 Strafgesetz-Buch bei Beleidigungen zu verhängende Buße als eine der analogen Ausdehnung fähige Einrichtung verwiesen. Man wird wohl hier dem Richter und der Praxis einen gewissen Spielraum vergönnen müssen und ihm dasselbe als Richtschnur mitgeben, was die Motive des österreichischen Regierungsentwurfes dahin ausdrücken: Wie das Gesetz ein Billigkeitsgesetz ist, so wird der richtige Maßstab für den Ersatz nur in den Gründen der Billigkeit gesucht und gefunden werden können; es wird sich mit den strengen Begriffen der „Schadloshaltung" oder der „Genugthuung" (nach österreichischen Rechtsausdrücken) nicht operiren lassen; wohl aber wird es sich empfehlen, dafür zu sorgen, daß dem Verurtheilten für die durch den Strafvollzug erlittenen Nachtheile in jedem Falle „eine billige Vergütung" zu Theil werde.

Finanzielle Staatsbedenken werden hiergegen nicht geltend gemacht werden können. Ob die Gelder in dem Dispositionsfonds des Herrn Ministers oder in dem Reichsjustiz-Etat stehen, hat auf die Höhe der nothwendigen Summe keinen Einfluß — wenigstens schwerlich dann, wenn das in Frage kommende Gericht der oberste Gerichtshof des Reiches ist. Wenn, wie der Herr Staatssecretär sagt, jene Fonds so wenig in Anspruch genommen werden, so beweist dies eben, daß man mit nicht zu großen Aufwendungen ausreichen wird — und um einem in dieser Richtung anerkannten Rechtsbedürfniß zu genügen, dazu ist Deutschland noch reich genug!

Wir treten nun vor die Frage: „Von welchem Gerichte soll die Entschädigung zugesprochen werden?" Nach unserer ganzen Gerichtsverfassung müßte die Anerkennung der Unschuld von dem Strafrichter, die Zubilligung der Entschädigung, wie bei jedem anderen Schaden, von dem Civilrichter erfolgen. Diese Zerreißung der Frage hat jedoch nicht die allgemeine Zustimmung erfahren. Man will eben nicht ein weitläufiges, kostspieliges und zeitraubendes Verfahren vor den Civil-Gerichten, mit Anwaltszwang und endlosen Beweiserhebungen, sondern ein abgekürztes, von der Entscheidung über die Unschuld des Verurtheilten ungetrenntes. Am einfachsten erscheint es daher, die Entschädigungsfrage mit der Strafsache selbst in engster Verbindung zu lassen und sie zugleich mit dem neuen Urtheile im Wiederaufnahmeverfahren zu verbinden. Indessen hat dies auch seine Bedenken. Zunächst würde dies auch sofort wieder den peinlichen Unterschied der „Freisprechung mit und ohne Zubilligung einer Entschädigung" herbeiführen, da selbstredend der Antrag auf Entschädigung immer gestellt werden würde und, im eigensten Interesse des Angeklagten bezüglich der Freisprechung, auch gestellt werden müßte, ohne abzuwarten, aus welchen Gründen sich schließlich seine Freisprechung ergeben hat. Wenn nun zugleich auch alle die Thatsachen ermittelt und festgestellt werden sollen, aus denen sich der Umfang der zuzubilligenden Entschädigung ergibt, so wird damit — wie auch Schwarze sagt — das Strafverfahren unerträglich ausgedehnt und mit fremdartigen, die Erledigung der Beweisfrage in der Straffache selbst erschwerenden und verzögernden Aufgaben belastet. Die Thätigkeit des Strafgerichts würde an Einheit, Klarheit und Entschiedenheit verlieren und auf Momente hingelenkt werden, die außerhalb der strafrechtlichen Aburtheilung liegen. Auf ein anderes Bedenken wies im österreichischen Abgeordnetenhaus Dr. Jaques hin. Er führte aus, daß ein Richtercollegium (insbesondere also die in ihrer Besetzung meist gleichbleibende Strafkammer des Landgerichts), wenn es früher eine Verurtheilung ausgesprochen hat — und nun sich ein Dementi geben und eingestehen soll, daß es sich geirrt hat — instinktiv nach allen Mitteln suchen wird, welche den früheren Spruch zu unterstützen geeignet sind, und daß es sich „unwillkürlich" dem Beweise der Unschuld mehr verschließen wird als ein Gericht, welches noch niemals mit der Sache befaßt war. In dieser Erwägung liegt ja auch einer der Hauptgründe, welche man immer für die Wiedereinführung der Berufung geltend gemacht hat. Darum hat auch der ultramontane Abgeordnete Rintelen bei seiner sehr dankenswerthen parlamentarischen Mitarbeit die hier besprochene Frage immer mit einer Aenderung des Wiederaufnahmeverfahrens in Verbindung gesetzt. Ich möchte auf diesen Grund ein zu großes Gewicht nicht legen, obgleich ich mich dem keineswegs verschließe, daß man auch die richterliche Thätigkeit mit dem Maßstabe menschlicher Schwächen zu bemessen hat; ich glaube, daß sich ein Berufsrichter nicht so leicht von dem fiskalischen Gedanken wird beeinflussen lassen, dem Staate durch seine Spruchthätigkeit möglichst wenig Unkosten zu bereiten. Andererseits sind solche zu treffenden Nebenentscheidungen doch immer, wie schon gesagt, ablenkend, irritirend und leicht irreführend.

Maßgebend dafür, welcher Richter entscheiden soll, bleibt immer das Bedenken, daß eine zu große Zahl zuständiger Gerichte das Einheitliche der Praxis gefährdet, auf welches bei einem solchen Billigkeitsgesetze unbedingt Rücksicht zu nehmen ist. Dadurch ergibt sich aber die Auswahl des Reichsgerichts oder je eines obersten Gerichts eines Bundesstaates von selbst. Die Zuordnung eines rechtskundigen Vertreters und das ganze Entschädigungsverfahren müßte natürlich kostenlos sein, da es sonst wegen der räumlichen Entfernungen der ärmeren Bevölkerung, die dieses Schutzes am nöthigsten bedarf, nicht viel helfen würde. Eine weitere Abkürzung würde noch dadurch herbeigeführt werden, wenn man ein kurzes Zwischenverfahren im Verwaltungswege zuläßt: der Freigesprochene meldet binnen einer bestimmten Frist seinen Anspruch an, die Justizverwaltung gibt einen schnellen Bescheid, ob sie anerkennt und den Antragsteller klaglos stellen will — und erst wenn sie sich weigert, kann der Weg der Klage beschritten werden. Diesen Weg wählt auch der Gesetzentwurf, welchen die freisinnige Partei als Träger'schen Antrag unter dem 2. December 1890 in unserem Reichstag eingebracht hat. In demselben wird — in Uebereinstimmung mit fast allen wissenschaftlichen Untersuchungen — die Vererblichkeit des Anspruches auf die Wittwe, auf Kinder, Eltern und Geschwister verlangt.

Bis hierher sind — darf man sagen — die Gelehrten ziemlich einig und es würde meines Erachtens selbst heute noch nicht so schwer halten, ein nach den vorgetragenen Gesichtspunkten gestaltetes oder „eingeschränktes" Gesetz zu erlangen. Aber die Ansprüche Vieler gehen heutigen Tages weiter und da herrscht noch ein erbitterter Geisterkampf, der sich gleich dadurch erkennbar macht, daß der ruhige — vielleich auch etwas langweilige — Ton sachlicher Erörterung verlassen wird und große Worte an die Regierung kommen. Die Herren Ab-

geordneten Philipp und Lenzmann hatten sich noch 1886 in der von mir geschilderten Einschränkung bewegt. In neuerer Zeit hat ein Jurist einen eigenen Gesetzentwurf eingereicht, in welchem er auch Entschädigung für die Verluste verlangt, welche durch die Untersuchungshaft herbeigeführt worden sind. Nicht sowohl der Kern dieser Forderung, als ihre Begründung dürfte doch auf manchen Widerspruch stoßen! Der Herr Antragsteller erklärt die Freisprechung in dem heute geltenden Wiederaufnahmeverfahren für einen seltenen Glücksfall gegenüber der Zahl der irrthümlichen Verurtheilungen. Er sieht, „wenn man das Entschädigungsgesetz auf diese wenigen Personen beschränkt", darin eine ungerechte Bevorzugung dieser gegenüber der weit größeren Zahl ihrer weniger glücklichen Leidensgefährten, welche als verkannte Opfer der Justiz elend und mit ungerechter Schmach bedeckt in's Grab sinken. Die Ausdehnung der Ersatzpflicht solle der Strafjustiz als ein höchst wichtiges Mittel der Selbstcontrole dienen und solle darin segensreich wirken, daß sie ein Gegengewicht bilde gegen die viel zu häufige Verhängung und Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft. Dies sei dasjenige Zwangsmittel, auf dessen übertriebenen, die Verdunkelung des Thatbestandes herbeiführenden Gebrauch fast alle sogenannten Justizmorde zurückzuführen sind, weil dadurch der Gefangene als dringend verdächtig gekennzeichnet, allen Nachtheilen des Inquisitionsverfahrens (!) ausgesetzt und nur zu häufig in seiner Vertheidigung wesentlich beschnitten wird. Das Entschädigungsgesetz solle durch seine bloße Existenz die Zahl der Justizirrthümer auf ein Minimum reduciren, indem es die sorgfältigere Prüfung der Vorbedingungen der Haft, die leichtere Aufhebung der Haftbefehle, die schnellere Erledigung der Haftsachen veranlaßt — mit einem Worte die Anwendung des in hohem Grade gemeinschädlichen und irreführenden Zwangsmittels der Untersuchungshaft auf das Maß des unbedingt Nothwendigen beschränkt."

Ich habe den Herrn Antragsteller ausreden lassen — ich glaube, es wäre aber auch angezeigt, wenn sich in öffentlichen weiteren Kreisen auch manchmal richterliche Stimmen gegen diese Vorwürfe vernehmen ließen. Jene Motivirung leidet meines Erachtens an argen Uebertreibungen. Ueber langsame Behandlung von Haftsachen wird man nicht klagen können, wenn man sich erinnert, daß z. B. im Anfange dieses Jahres in Görlitz zwei — keineswegs auf frischer That ergriffene — Mörder schon ihr Urtheil empfangen hatten, ehe ein Monat seit ihrer That vergangen war. Und wie es dort geht, geht es anderwärts auch. Es wird von dem Inquisitionsverfahren, von dem Zwangsmittel der Untersuchungshaft gesprochen, als ob wir zu den Zeiten Philipps von Spanien lebten — und doch hat die Strafprozeß-Ordnung bezüglich der Vernehmung des Inhaftirten, seines Beschwerderechtes, seiner Verbindung mit der Außenwelt und dem Vertheidiger alle Rechtsgarantien geschaffen, welche unserer Culturentwickelung und Aufklärung nur irgend wünschenswerth erscheinen. Am 11. Februar d. J. hat ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter behauptet, daß nach der letzten Kriminalstatistik von 435,000 Inhaftirten 369,000 verurtheilt — also 66,000 freigesprochen worden seien. Ich vermag augenblicklich die Richtigkeit dieser Zahlen nicht zu prüfen — aber etwas Ungeheuerliches scheint mir noch nicht vorzuliegen, und das Verhältniß würde sich schwerlich ändern, wenn seine Partei den Staat leitete. Von der Polizei, der Staatsanwaltschaft, dem Untersuchungsrichter wird ein schnelles Eingreifen auf ihre Gefahr hin verlangt, sonst können die Zwecke der Strafjustiz sehr oft nicht erreicht werden. Wenn in einer Stadt innerhalb weniger Jahre mehrere schwere Mordthaten unentdeckt bleiben, vielleicht weil die berufenen Beamten sich gescheut haben, mit Verhaftungen vorzugehen, sodaß möglicher Weise dadurch der Thäter entkommen ist, so wird die Bevölkerung dafür schwerlich dankbar sein. Wenn gesagt wird, daß die Untersuchungshaft häufig den Thatbestand verdunkele, so liegt doch auf der Hand, daß der Thatbestand noch viel häufiger verdunkelt wird, wenn der wahre Thäter entflieht, Zeugen seiner That besticht und Spuren verwischt, weil man ihn in Freiheit gelassen hat. Selbstverständlich kommen auch bei der Verhängung der Untersuchungshaft — die übrigens ganz allein den Gerichten zusteht — Mißgriffe vor! Darum sorge man nach Kräften für eine sorgfältige Auswahl der mit jenem Machtmittel betrauten Personen! Nicht das Feuer ist gefährlich, sondern seine Verwahrlosung in einer ungeschickten Hand! Haben doch schon die letzten beiden Herren Justizminister ausdrücklich in Verfügungen hervorgehoben, daß man keineswegs zu Strafrichtern „die minder veranlagten Kollegen" auswählen soll, und damit anerkannt, daß die Arbeit des Civilrichters durchaus nicht als die vornehmere oder wichtigere hinzustellen ist. Man hat, auch regierungsseitig, den Einwand erhoben, daß mit der Annahme einer Entschädigungspflicht wahrscheinlich die Energie der Strafverfolgung gelähmt werden dürfte, denn sie werde den Richter ängstlich machen und ihn veranlassen, aus übergroßer Besorgniß vor späterer Verantwortung die Verhaftung von Personen, trotz der dafür sprechenden Gründe, nicht vorzunehmen, so daß oft der richtige Zeitpunkt für die Verhaftung versäumt und der Erfolg der Untersuchung gefährdet werde. Gewiß wäre ein solches Ergebniß nach der kriminalpolitischen Seite hin bedenklich! Wenn von dem nächtlichen Thatorte eines Verbrechens drei unbekannte Männer nach verschiedenen Seiten enteilen, so muß man sie alle drei festnehmen, auf die Gefahr hin, auch einen Unschuldigen darunter zu haben. Das Gesetz hat ja die einzuhaltenden Grenzen: „dringenden Thatverdacht und Fluchtverdacht oder Verdunkelungsgefahr" deutlich genug vorgezeichnet, und es ist ebenso unbegründet, allgemeine unerwiesene Anklagen wegen Gesetzesverletzungen gegen die Richter zu erheben, wie es ungeeignet wäre, eine Rücksicht schaffen zu wollen, welche den Richter in seinem — zum Wohle der Gesammtheit weit gestellten — vernünftigen Ermessen einschränken sollte. Die beiden Dinge haben gar nichts mit einander zu thun. Gewiß kann auch durch eine Untersuchungshaft, die sich hinterher als zu Unrecht verhängt herausstellt, eine schwere Schädigung des Betroffenen entspringen — und auch für diesen Fall liegt ein gewisser Ersatz in dem Gebote der Billigkeit. Aber es waltet hier doch ein großer Unterschied ob, ob es sich um das Provisorium der Untersuchungshaft handelt, oder ob Jemand unter dem Scheine des Rechts verurtheilt worden ist und zu Unrecht Strafe hat leiden müssen. Ich glaube daher, daß man diese Art der Entschädigung allerdings dem Gnadenwege überlassen kann, weil das Rechtsbewußtsein nicht in gleichem Maße wie durch ein irrthümliches Urtel verletzt worden ist.

Das sind meines Erachtens die leitenden Gesichtspunkte bei der Beurtheilung der Frage nach der Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- und Strafhaft Es ist klar, daß man derartige Aufgaben nicht mit Parteigeschrei, mit Uebertreibungen und Schlagworten löst, sondern daß man sich — wie bei allen wichtigen Dingen im Leben — erst durch ernste Arbeit und durch ruhiges, vorurtheilsfreies Nachdenken mit den Schwierigkeiten der Lösung bekannt machen muß, ehe man mit Ueberzeugung seine Stimme in solch brennender Tagesfrage abgeben kann.

---

## Die Versorgung Europa's mit Brot.

Von S. Werblunski.

Auf materiellem Gebiete des öffentlichen Lebens hat das letzte Jahrzehnt tiefgehende Umwälzungen besonders in der Brotversorgung Europas hervorgebracht, und sieht man sich dieselben genau an, so kommt man zu dem sicheren Schluß, daß sie an Bedeutung den anderen Umwälzungen auf geistigem und sozialpolitischem Gebiete nicht nachgeben. Wiewohl es sich hierbei hauptsächlich um die mitteleuropäischen Staaten handelt, darunter wiederum in erster Reihe um Deutschland, so muß man doch von dem gesammten Europa, mit alleiniger Ausnahme Rußlands, mit Recht sagen, daß es im Durchschnitt und in den meisten Fällen nicht so viel an Brotkorn produ-

cirt, wie es davon für die Ernährung seiner Bevölkerung bedarf. Bald dieser, bald jener der europäischen Staaten sieht sich darauf angewiesen, einen Theil seines Bedarfs an Brotkorn aus fremdem Lande zu decken oder fremdes Getreide dem einheimischen Product beizumischen, und so haben durch alle Zeiten die verschiedenen Theile Europas gegenseitig auf dem Wege des internationalen Getreidehandels ihre derzeitigen Bestände an Brotkorn auszugleichen gesucht.

Der Hauptantheil indessen an der Versorgung Europas mit Brot fiel zahlreiche Menschenalter hindurch dem russischen Reiche zu und das mittlere und theilweise auch das westliche Europa sah seit Menschengedenken in Rußland seine naturgemäße Bezugsquelle für alle Getreidearten. Auch die Russen fühlten sich behaglich in der Rolle der Brotspender des Westens und gefielen sich in dem Ausdruck, daß ihr Vaterland die „Kornkammer Europas" sei. Durch Gesetze und zollpolitische Maßnahmen waren diesem naturgemäßen Zustand keinerlei Hindernisse entgegengesetzt, aus Rußland konnten ungeheure Mengen von Brotkorn in's Ausland geschickt werden, während das Product bei Ueberschreitung der Landesgrenze von den benachbarten Staaten durchaus bereitwillig in Empfang genommen und mit gar keinen oder nur geringen Einfuhrzöllen belegt wurde. Die Versorgung Europas mit Brotkorn ging auf diese Weise von Rußland aus seinen Weg viele Menschenalter hindurch ungestört, und erst dem Beginn der achtziger Jahre war es beschieden, eine radicale Wendung in dieser Angelegenheit zu bringen.

Zuerst war es der Export aus Amerika, welcher dem amerikanischen Getreide raschen Erfolg auf dem europäischen Productenmarkt brachte und es in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem gefährlichen Concurrenten des russischen Products machte. Indessen schien in der ersten Zeit dieser neuentstandene Wettbewerb dem russischen Export keine wesentliche Einbuße zuzufügen, während derselbe Wettbewerb sich sehr vortheilhaft für die Entwickelung der Dinge auf dem europäischen Getreidemarkt erwies, indem die Versorgung Europas mit Brotkorn fortan aus zwei Richtungen geschah, und zwar von Rußland und Amerika. Aber diese für Europa so sehr günstige Sachlage sollte nicht lange anhalten. Gerade in jenem Zeitpunkt, an welchem die amerikanische Concurrenz begann, von ihren kleinen Anfängen zu einer größeren Entwickelung zu gelangen, da verfiel man in Rußland auf den unglücklichen Gedanken, sich in höherem Maße, als es bisher der Fall war, der Industrie und den verschiedenen industriellen Betrieben zuzuwenden und alles Mögliche für die Förderung und Hebung der Fabrikation industrieller Erzeugnisse zu thun, welche Rußland sonst fast ausschließlich aus dem Auslande bezog, wobei es sich ganz wohl fühlte. Ein solches Beginnen Rußlands konnte und kann auch heute nur auf Kosten des Ackerbaues und der Landwirthschaft in's Werk gesetzt werden und mußte zu einem theilweisen, wenn nicht völligen Ruin dieser letzteren führen, auf welche Rußland, seiner Natur und Bodenbeschaffenheit nach, in erster Reihe angewiesen ist. Um die einheimische Industrie zu fördern, mußte Rußland die industriellen Erzeugnisse des Auslandes mit hohen und immer höheren Einfuhrzöllen belegen, welche im neuen russischen Zolltarif von 1891 zum höchsten Ausdruck gelangten. Das Ausland, vornehmlich Deutschland und das übrige Mitteleuropa, konnten sich naturgemäß einem solchen Vorgehen Rußlands gegenüber nicht gleichgültig verhalten und antworteten mit entsprechend hohen Einfuhrzöllen auf russisches Getreide. Ein Unglück kommt selten allein, und so mußte noch eine Mißernte auf die andere folgen und schließlich auch eine Hungersnoth in Rußland hinzutreten, um den vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch so schwungvollen russischen Getreideexport brach zu legen.

Obwohl das übrige Europa diesem ganzen Vorgang vorläufig ruhig zusehen kann, da es an den einheimischen Ernteerträgen und den reichlichen Zufuhren aus Amerika vollen Ersatz für das fehlende russische Getreide aufzuweisen hat, so ist doch die neugeschaffene Sachlage vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus äußerst zu beklagen. Im Interesse Europas lag und liegt es, seine Versorgung mit Brot, außer mit den Erträgen des einheimischen Bodens, noch durch Zufuhren von zwei Richtungen her und durch die dadurch entstehende Concurrenz besser gesichert zu sehen, anstatt wie im gegenwärtigen Augenblick auf den amerikanischen Import allein angewiesen zu sein. Von diesem rein theoretisch-wirthschaftlichen Standpunkte aus müßte die Förderung und Hebung des Ackerbaues und der Landwirthschaft in Rußland, sowie die Wiederbelebung des russischen Getreideexports für das übrige Europa, vornehmlich für Deutschland, nur erwünscht sein, während eine etwaige, aus welchen Gründen immer hervorgegangene Abnahme der amerikanischen Zufuhren diesen Wunsch nur steigern könnten. Es ist indessen mehr als fraglich, ob selbst ein Zustandekommen eines Zollvertrages, über welchen jetzt zwischen Rußland und Deutschland verhandelt wird, dieser für beide Seiten unerwünschten Sachlage abhelfen werde, da die Wurzel des Uebels in der Vernachlässigung und dem Niedergang des Ackerbaues und der Landwirthschaft in Rußland zu suchen ist.

Auch in Rußland selbst ist man seit verflossenem Sommer zur klaren Einsicht über diese unhaltbaren Zustände gelangt, und aus allen Kreisen macht sich dort, wenn auch freilich aus anderen Gründen, wie im Auslande, immer mehr der Wunsch nach einer Förderung und Hebung des Ackerbaues und Verbesserung der Bodencultur geltend. Gegen die übertriebene Fürsorge der Regierung für die einheimische Industrie erheben sich in Rußland viele Stimmen, die Klagen über den Niedergang der landwirthschaftlichen Betriebe und damit auch des russischen Getreideexports werden immer lauter, und letzthin drangen an die Regierung aus den Interessentenkreisen wiederholte Verlangen nach der Schaffung eines russischen Ministeriums für Ackerbau und Landwirthschaft, dessen Rußland noch immer entbehrt, während andere europäische Staaten, welche den Ackerbau in weit geringerem Umfange als Rußland betreiben, ein solches Ministerium längst aufzuweisen haben. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so dürfte demnächst diesem allgemeinen Verlangen, welchem sich auch das Ausland anschließt, von der russischen Regierung gewillfahrt werden, thatsächlich scheint dies aber, wie wir bald sehen werden, bereits geschehen zu sein.

Es war im verwichenen Spätherbst, als der langjährige russische Domänenmeister Ostrowski entlassen wurde. Ein Nachfolger wurde ihm nicht ernannt, vielmehr Geheimrath Weschnjakow als provisorischer Verweser des genannten Ministeriums eingesetzt. Unter dem Eindruck des bezeichneten Verlangens entstand damals die Ansicht, die Regierung beabsichtige, das Domänenministerium, als eine leicht entbehrliche Centralstelle, gänzlich abzuschaffen und die hierdurch freigewordenen Staatsmittel für die Errichtung und die Unterhaltung eines russischen Ministeriums für Ackerbau und Landwirthschaft zu verwenden. In dieser Auffassung wurde man noch bestärkt, als am jüngsten russischen Neujahrstage die Bestätigung Weschnjakow's zum activen Minister durch den Zaren, wie dies sonst am Neujahrstag üblich zu sein pflegt, nicht erfolgte. Erst in allerjüngster Zeit traf ganz unerwartet die Nachricht aus Petersburg ein, daß durch einen Ukas des Zaren der bisherige Gehülfe des Finanzministers, Geheimrath Jermolow, zum Domänenminister ernannt worden sei. Es wäre indessen durchaus verfehlt, wollte man aus dieser Ernennung die Schlußfolgerung ziehen, es bleibe beim Weiterbestehen des Domänenministeriums und mit dem längst ersehnten russischen Ackerbauministerium sei es wieder einmal nichts. Im Gegentheil, der allgemeine Wunsch ist mit dieser Ernennung in Erfüllung gegangen und in den eingeweihten Kreisen in Rußland ist man sich keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß dieser tüchtige und kenntnißreiche Volkswirth und Staatsmann, als welcher Jermolow mit vollem Recht allgemein gilt, nur nominell Domänenminister sein wird, thatsächlich aber Ackerbau- und Landwirthschaftsminister sein und nach dieser Richtung hin auch die Geschäfte des ihm unterstellten Ministeriums leiten werde. Daß die ministerielle Amtsthätigkeit Jermolow's diesen und keinen anderen Weg einschlagen wird, dafür spricht seine ganze Vergangenheit, aus welcher nur folgende Da-

ten, ihres allgemeinen Interesses wegen, hervorgehoben werden mögen.

Schon in seiner ersten Jugend bekundete Jermolow besondere Anlagen und Interesse für die Boden- und Ackerbaukunde, sowie für die landwirthschaftlichen Disciplinen, er gab daher das juristische Fach auf, für welches er sich vorbereitete, und schrieb sich bei dem Landwirthschaftlichen Institut zu Petersburg ein, bei dessen Absolvirung er den ersten Gelehrtengrad erhielt. Von jener Zeit ab widmete er sich ausschließlich dem agronomischen Fach und war bestrebt, seine theoretischen Kenntnisse durch practische Uebungen zu vervollständigen. Seit Mitte der sechziger Jahre bis auf den heutigen Tag konnte man keine der russischen Fachzeitschriften sehen, in welcher nicht eine wissenschaftliche Arbeit oder eine interessante Neuigkeit auf dem Gebiete der Bodencultur und der Verbesserung des Ackerbaues in Rußland aus der Feder Jermolow's zu lesen wäre. Ebenso hervorragend sind seine größeren Arbeiten und Untersuchungen, welche er als besondere Werke herausgegeben hat und von denen einige als Lehrbücher auf den Hochschulen für Ackerbau und Landwirthschaft dienen. Auch mit Gütern ist er reichlich gesegnet, und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes, denn er ist Großgrundbesitzer in den beiden Gouvernements Woronesch und Tombow. Er verwaltet diese seine großen Besitzungen mit gutem Erfolg und sammelt zu seinen reichen Kenntnissen noch practische Erfahrungen. Selten hat ein Staatsmann alle Eigenschaften zur Leitung eines Ackerbauministeriums in so ausgiebiger Weise in seiner Person vereinigt, wie Jermolow, welcher gleich bei seinem jetzigen Amtsantritt betont hat, daß sein ganzes Thun als Minister auf die Förderung und Verbesserung des Ackerbaues in Rußland gerichtet sein werde, namentlich auf eine mehr rationelle Bestellung des Bodens, woran es in Rußland am meisten Noth thue.

Die allgemeine Zufriedenheit, mit welcher dieser ganze Vorgang in Rußland aufgenommen worden ist, wird auch in dessen Nachbarstaaten, sowie in ganz Europa lauten Widerhall finden, denn ist erst für eine rationelle Bestellung des Bodens in Rußland Sorge getragen, so wird eine Steigerung der Ertragsfähigkeit des stellenweise bereits erschöpften Bodens nicht lange auf sich warten lassen. Eine Verbesserung des russischen Products, dessen Beschaffenheit sich in den letzten Jahren sehr verschlechtert hat, dürfte ebenfalls alsbald erfolgen und somit auch zur Hebung und Wiederbelebung des russischen Getreideexports wesentlich beitragen. Wurde doch letzthin in Rußland selbst behauptet, daß mit einer Verbesserung des russischen Products dem Export desselben mehr gedient wäre, als durch alle administrativen Maßnahmen und Erleichterungen und selbst durch eine Ermäßigung der deutschen Einfuhrzölle. Sollten alle diese Erwartungen in Erfüllung gehen und der Ackerbau sowie der damit verbundene Getreideexport Rußlands demnächst auf rationelle Weise in richtigere Bahnen, als die bisherigen, geleitet werden, so kann das auch im Interesse des übrigen Europas und dessen Versorgung mit Brot nur erwünscht sein.

## Literatur und Kunst.

### Protestantischer Kirchenbau.

Antrittsrede gehalten an der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden, von Professor Dr. Cornelius Gurlitt.

Die Lebensanschauungen des Menschen sind mehr, als er selbst oft wünscht, abhängig von seiner Geburt, seiner Jugend. Es gibt Wahrheiten, die wir mit der Muttermilch einsaugen, und die, selbst wenn sie später als Unwahrheit erkannt werden, doch nur schwer aus unseren Seelen zu reißen sind. So beim einzelnen Menschen, so bei ganzen Wissenschaften. Will man Werth und Unwerth gewisser landläufigen Anschauungen prüfen lernen, so ist es meist gut, sie historisch zu betrachten, zu sehen, woher sie kamen, wie sie sich verbreiteten, warum sie siegreich wurden, und darüber hinaus zu untersuchen, welcher Ansicht die Welt war, ehe sie auftauchten.

Der Rector der technischen Hochschule, Geh. Hofrath Heyn, hat unlängst in einem Vortrage darauf hingewiesen, daß eine große Mehrzahl der protestantischen Theologen und der Gemeinden den gothischen Stil für den der protestantischen Kirche angemessensten hält, ferner, daß die gegen diese Ansicht gerichteten, schon 1845 ausgesprochenen Worte selbst eines so großen Künstlers wie Gottfried Semper auch jetzt noch, nach einem halben Jahrhundert, keine durchgreifende Anerkennung fanden, daß sie noch immer einen Protest gegen jenen Stileifer darstellen, welcher früher auf allen Kunstgebieten wüthete und jetzt noch sich den Kirchenbau zum ästhetischen Schlachtfeld erkor.

Wie kommt es, daß die Gothik als der hervorragend kirchliche, ja als der hervorragend für den Protestantismus geeignete Stil gilt? War diese Ansicht stets da oder ist sie erst gekommen und kann sie daher wieder vergehen?

Unsere Kunstgeschichte, namentlich die Architekturgeschichte des Mittelalters, ist ein Kind erst unseren Jahrhunderts. Getragen wurde das Studium der alten Bauwerke durch die Romantik. Die Romantik aber war das Widerspiel gegen die all zu nüchterne Klarheit der antik geschulten Köpfe. Sie führte sich als Gegensatz der Aufklärung ein, wuchs aber mit jener auf demselben Baume geistigen Lebens. Beide trafen sich zusammen in der Philosophie des deutschen Volkes aus jener Zeit: fast mystische Tiefe des transcendentalen Denkens neben größter Schärfe des logischen Gliederns und Aufbauens. Die Nation selbst erkannte, daß die Schelling-Hegel'sche Philosophie das glänzende Gebäude ihrer Lebensauffassung kröne, daß die scheinbar widerstreitenden Anschauungen, die Klarheit und die Empfindungstiefe sich in jener gipfelten und zusammenschlossen.

In jener Zeit begann man die Bauwerke des Mittelalters zu studiren. Sie stellten sich als etwas Neues dem ästhetisch Denkenden gegenüber, man hatte ihre Schönheit durch das Gemüth verstehen gelernt und war durch sie auf das Tiefste ergriffen. Man lese Goethe's Aufsatz über deutsche Baukunst, man lese Wackenroder, Tieck, ja selbst Heine, und man wird bei diesen durchaus auf antiker Basis erzogenen Männern eine Erschütterung des Gemüthes durch die mittelalterliche Baukunst finden, ein Ergriffensein bis zu Thränen, ein Aufjauchzen, Stimmungen, welchen wir heute in gleicher Kraft kaum mehr folgen können. Es war die Zeit des Entdeckens der neuen Kunst, die Zeit, in welcher noch Muth dazu gehörte, den Kölner Dom oder Straßburger Münster für ein erhabenes Bauwerk zu erklären, bei deren Beginn alle fachmäßig Gebildeten dies Urtheil als romantische Schrulle belächelten.

Denn bis in unser Jahrhundert hinein herrschte die Antike. Der Begriff Gothik bestand, aber noch im Sinne als Stil der Gothen, der Barbaren. Alles Ueberladene, alles Verwirrte, Krause, Formlose, alles das, was man später „zopfig" nannte, hieß damals Gothik. Die ganze Welt war damals mit sich darin einig, die Schönheit der Antike beruhe auf den in den Säulenordnungen festgelegten Verhältnissen. Die Gothik hatte nun weder Säulenordnungen, noch Verhältnisse. Man verstand ihre Schönheit nur insofern, als es ihr gelang, sich der Antike zu nähern. Man suchte sie mit antikem Formgefühl zu durchdringen. Einem Mann, welcher vorgeschlagen hätte, einen neuen gothischen Bau zu errichten, dem hätte man noch um 1800 einfach in's Gesicht gelacht. Vielleicht wäre es in Schottland, der Heimath der Romantik möglich gewesen, sonst aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum irgendwo in der Welt. Der Gedanke würde ebenso befremdlich erschienen sein, als wenn man heute vorschlüge, einen ägyptischen oder chinesischen Tempel als protestantische Kirche neu zu errichten. — oder als wenn man heute verlangt, für den Protestantismus solle in dem Stil gebaut werden, der sein Zwilling ist,

in Renaissance; oder in jenen Stilen, die deutlich seinen Einfluß zeigen, im Barock und Rococo.

Der Gedankengang aller Kunstfreunde war damals ein ganz Anderer. Gott, sagten sie, hat den Griechen vor anderen Völkern das formale Gesetz der Schönheit verliehen, wie den Juden das biblische Gesetz. Diese hohe Gabe rein zu erhalten ist jeden Volkes Pflicht. Die Kirche ist ein Stück der Menschheit und hat das Recht, alle Gaben des Menschenthums sich dienstbar zu machen. Also ist es Pflicht des geläuterten Protestantismus, die den Griechen offenbarte Schönheit zur Ehre Gottes zu verwenden. Die schönste Kirche ist nothwendiger Weise auch die beste. Die Schönheit liegt im Verhältniß, die Verhältnißlehre ist allein rein in der Antike, also ist die beste Kirche eine nach antiken Verhältnissen geschaffene. Aufgabe des Architekten ist es, das Bedürfniß der Liturgie mit der idealen Form in Einklang zu bringen. Widerspricht aber diese der idealen Form, so muß unbedingt der Idealismus über den Formalismus siegen: Das heißt: Lieber eine unprotestantische als eine unschöne Kirche!

Dieser Ansicht war im Wesentlichen auch Schinkel, obgleich er von der romantischen Idee mächtig ergriffen war. Er hat viel Versuche mit der Gothik gemacht, welcher er Verhältnisse zu geben trachtete, indem er sie nach seinem antiken Formempfinden umbildete. Aber er kam von ihnen stets wieder ab. Die reine, höchste weihevollste Form schien ihm allein das rechte Gefäß, in welchem Gott verehrt werden könne. Die banausischen Regeln der Praxis mußten erst recht dieser höchsten künstlerischen Aufgabe gegenüber schweigen. Klenze unterschied kaum zwischen einer protestantischen und katholischen Kirche — auch er suchte lediglich die ideale Form, auch ihm war der Cultus nur als Form der Benutzung des Gotteshauses von Werth, das Haus selbst aber der eigentliche Selbstzweck.

Die Meister der Romantik kamen fast genau zu denselben Ansichten. Daß es eine aufklärerisch nüchterne Romantik war, welche damals zumeist die Köpfe beherrschte, erwies die Auffassung der Gothik, sobald man vom Anschwärmen ihrer Wirkung zum Nachbilden ihrer Formen überging, sobald man nicht mehr sich in dämmernden Klosterhallen träumte, sondern am hellen Sonnentag auf dem Werkplatze Romantik schaffen wollte. An der wunderbaren Fülle fein empfundener, mit dem Herzen erdachter Bauten, welche gerade Deutschland aufzuweisen hat, an den glanzvoll gedankenreichen Werken des Romanischen Stiles, den intim geschmückten der Frühgothik, den sprudelnd geistvollen Arbeiten des 15. Jahrhunderts mehr oder minder kalt vorbeigehend, blieb die Romantik vor dem Kölner Dom stehen. Jene bildete sie in ernüchterter Systematik wieder, in diesem fand sie das vollendete System fertig verwirklicht. Am Kölner Dom erkannte die Zeit, daß der gothische Stil der universell christliche Kirchenbaustil sei, ihn nannten auch die Protestanten oder richtiger nur diese, „das erhabenste gemeinsamste christliche Bekenntniß der deutschen Nation, das Triumphlied des christlichen Glaubens in Stein".

Warum gerade den Kölner Dom? Weil er den Stil der sogenannten Hochgothik am klarsten zum Ausdruck bringt, das heißt, weil er das künstlerische Gesetz der Gothik scharf und deutlich erkennbar darlegt, in Grundriß und Aufriß eine völlig verstandesmäßige, durchsichtige, ja nüchterne Folgerichtigkeit zeigt. Wenn Romantik wirklich eine sinnliche, gemüthstiefe, vom Herzen mehr als vom Verstande beherrschte Stimmung ist, so kann man wohl den Kölner Dom eine der unromantischsten aller mittelalterlichen Kirchen nennen. Er ist so scharf verstandesmäßig berechnet, so wohl überlegt in seiner Construction, er bietet so rein diese, daß ich Jenen Recht geben muß, welche sagen, künstlerisch wirke das Bausystem des Kölner Doms auf sie wie das einer eisernen Fachwerkbrücke; er sei das beste Object für das Studium der Ingenieure.

Daß die aufgeklärten Romantiker sich für diesen Bau begeisterten, an dem sie nicht den wahren Geist des deutschen Volkes, sondern besser den logischen Aufbau des kirchlichen Dogmas studiren konnten, die zur Spitzfindigkeit gewordene Durchbildung eines Systemes — das ist eben das Bezeichnende für jene Zeit: Man suchte nach dem über der Willkür der Einzelnen stehenden Gesetz der Romantik, nach einem Canon, wie die antiken Ordnungen ihn geboten hatten, denn man war sich immer noch ganz klar: eine Kirche ist ein Haus Gottes; ein Haus Gottes muß ein schönes Haus sein; die Schönheit beruht auf Gesetzen, also ist das schönste, gesetzmäßigste Haus, das beste Haus Gottes. Der Kölner Dom ist nun dieses schönste, gesetzmäßige Haus der Christenheit, also baue man Kölner Dome, wenn man eine gute Kirche schaffen will. Langen hierzu nicht die Mittel, eignet sich die Liturgie nicht für diese Bauweise, so ist es Aufgabe des Architekten, die Forderungen des Bedürfnisses, als des Untergeordneten, mit dem ästhetischen Ziele, als dem für ideal Gesinnte allein Maßgebenden, zu versöhnen.

Diese Auffassung unterstützte die Schelling-Hegel'sche Philosophie mit dem gewaltigen Rüstzeug ihrer Logik, also mit einem Eisenpanzer, unter dem man den Träger nicht sah, vor dem alle nicht Gepanzerten sich daher entsetzlich fürchteten, bis sie endlich dahinter kamen, daß das Männchen, welches den Küraß trug, in ihm gänzlich eingedorrt, ja endlich erstickt sei und daß nur noch der unüberwindliche Panzer als Popanz dastehe.

Eduard von Hartmann hat sich die Mühe genommen, in einer Monographie die Ansicht der deutschen Aesthetiker, freilich nur jener der romantischen Schule, über die Baukunst zusammenzustellen. Wen es freut, die hohe Schule auf dem Denkpferde zu reiten, der mag die Folge der Gedanken dort genauer prüfen. Er wird finden, daß er sich in der Circus-Manège befindet, d. h. im Kreise sich bewegt.

Die große Formel, daß die Kunst nur sich selbst Zweck sein dürfe, daß ihr Wesen verneint werde, wenn das Kunstwerk einem Bedürfniß entspreche, war damals eine der Grundlagen des ästhetischen Denkens. Schelling sagt: „Schöne Kunst ist in sich absolut, also ohne äußeren Zweck, nicht Sache des Bedürfnisses." Wie aber hierbei mit der Baukunst sich abfinden, welche doch unverkennbar dem Bedürfniß zu dienen hat? Erst Solger fand den Muth zu völlig logischem Schluß: die Baukunst dient dem Bedürfniß, also ist sie keine schöne Kunst. Sie kann es nur insofern sein, als sie dem Unendlichen dient, also der Gottheit Häuser baut. Andere erkannten aber, daß selbst die Erhabenheit des Zweckes nicht dessen Eigenschaft als Zweck aufhebe. Es war da also nicht viel zu machen und man blieb dabei, die Baukunst ist nur insoweit Kunst, so weit sie darauf verzichtet, einem Zwecke dienen zu wollen.

Daß dieses Ergebniß philosophisch-logischen Denkens ein Widersinn sei, das haben alle Aesthetiker im hintersten verborgensten Kämmerchen ihres Gehirnes gefühlt. Sie haben, Jeder andere, Auswege gesucht, um sich vor dem Widerspruch gegen die einfachste Thatsache frei zu machen. Aber für die Welt wurde der Panzer blank erhalten und es ergab sich als Schlußsatz die Erkenntniß: Je weniger der Bau dem Zwecke, dem er dient, also die Kirche der Liturgie, entspricht, je mehr er sich einem abstracten Vorbilde, der Idee eines vollendeten Gotteshauses nähert, je schöner er also ist, desto würdiger ist er auch in ästhetischer Beziehung. Schafft nur ein ideales Haus, seht zu, wie ihr den Gottesdienst in diesem Hause zur Noth unterbringt, so daß man den Zweck des Baues nicht zu deutlich merke, stellt vor Allem Gott in der Kunst dar — so erreicht ihr die in der Baukunst höchstmögliche Vollendung! Als ob Gott sich in Strebepfeilern und Kreuzblumen irgendwie überzeugend darstellen ließe!

Die Kunstgeschichte ging dieser Anschauung der romantischen Aesthetik zur Hand. Sie lehrte mit wachsender Kenntniß des Stoffes die Entwickelung der Formen. Ihr Ziel war und ist noch heute, darzustellen, wie aus einem Volk, aus einem Glauben, einer Weltanschauung ein Ideal sich bildet und wie schrittweise dessen Darstellung durch die Form erstrebt wird, bis endlich Inhalt und Form sich decken und in der „Verfallzeit" die Form den Inhalt übertrifft, so daß der Inhalt nicht mehr für die Form genügt. Die Kunstgeschichte lehrt noch das Walten dieser Schelling-Hegel'schen Anschauung, daß schön die Kunst sei, in welcher Form und Inhalt sich decken, wobei aber unter Inhalt nicht der Zweck, sondern

die Vorstellung eines schönsten Bauwerkes, eines Ideales verstanden wird. So erscheint das Streben der Völker nicht als ein solches nach zweckdienlicher, sondern nach rein ästhetischer Form, das heißt, nach einer solchen, welche des Zweckbegriffes entbehrt.

Es hat mich nun vielleicht ganz allein der Umstand, daß ich jünger bin, als die soeben geschilderten Anschauungen, zu ihren Gegnern gemacht. Vielleicht ist auch nur der Umstand daran schuld, daß ich jahrelang die Geschichte eines Stiles bearbeitete, der damals, als ich ihn in halb Europa aufsuchte, fast überall als der Ausbund von Scheußlichkeit galt, der Zopfstil, Barockstil, das Rococo — alles drei ebensolche Schimpfworte, als Gothik eines ist. Ich sah mich in die Werke des 17. und 18. Jahrhunderts hinein, erkannte sie als Werke hoher, künstlerischer Kraft und las doch in allen diese Kunstzeit besprechenden Schriften in einem Tonfall, der durch höchste Derbheit des Ausdruckes sich kennzeichnete, daß das, was mir gefiel, das Jammervollste, Frivolste, ja Gemeinste sei, was eine gottverlassene Kunst je hervorgebracht habe. Ich lernte viel aus dem Vergleich dieser heftigen Kritik mit den begeisterten Hymnen, welche die Zeitgenossen der angefochtenen Periode ihren Künstlern darbrachten. Ich vertiefte mich in die Aesthetik jener Zeit — und fand sie um ebenso viel einfacher als tiefer, um ebenso viel plastischer im Gedanken als die romantische spitzfindig war, um ebenso viel förderlicher als jene kunstfeindlich war. Ich sah dann ferner, daß die Schelling-Hegel'sche Aesthetik Alleinbesitz der deutschen Nation sei, um den uns ringsum Niemand beneidet, daß diese auf der deutschen Kunst wie ein Alp laste und daß die ganze Welt uns künstlerisch zu überflügeln drohe, wenn wir nicht den philosophischen Alp von uns abwerfen und statt von der abstracten Logik wieder vom vernünftigen Denken und Empfinden Gebrauch uchen.

Mit einem Worte, jene Gedankenkreise, in welche meine Geburt als Deutscher, meine Ausbildung als Architekt sowohl wie als Schüler Friedrich Vischer's mich hineingetragen hatte, mußte ich erst an der Hand des Denkens anderer Zeiten und Völker durchbrechen, um mit mir selbst in's Klare zu kommen. Daß neben mir Viele in ästhetischen Dingen Geschultere und weiter, wenn auch meist unbewußt, fast alle ausübenden Künstler, gleiche Wege gingen, erleichterte mir das Finden und Fortschreiten.

Seither ist es mein Bemühen gewesen, im Gebiet der Kirchen-Architekturgeschichte auf eine neue Fassung der wissenschaftlichen Aufgabe hinzuweisen. Nicht mehr die Formengedanken an sich zu verfolgen, sondern die Formen als Ausdruck des liturgischen Bedürfnisses. Eine Sichtung des gewaltigen Stoffes nach diesem Grundsatz fehlt fast gänzlich. Noch in den jüngsten großen baugeschichtlichen Werken über die christliche Kirche erscheint der Baumeister als einziger Fortbildner, die Technik als schier ausschließliche Basis des Weiterschreitens. Mir will scheinen, als sei ein eifriges Studium der kirchlichen Bewegungen das zunächst Wichtigste. Längst wissen die Geschichtsforscher, daß die christliche Kirche auch im Mittelalter nicht eine feste Einheit darstellt, Frieden im Glauben, Uebereinstimmung im Gebet, duldende Hingabe an ein gleichmäßig gelehrtes Bekenntniß. Selbst in der rechtgläubigen Kirche schwankten die Ansichten der Parteien, selbst in den geschlossenen Ordensgemeinschaften kämpfte Askese und Herrschsinn ununterbrochen einen schweren Kampf. Die Cisterzienser haben einst als Reiniger des Sittenlebens auch die Vereinfachung des Kirchengrundrisses durchgeführt, später hatte Cluny selbst einen mit zahlreichen Kapellen umgebenen Chor. Ist nur das Gottesideal, ist nur das technische Können ein anderes geworden, oder hat der Wandel der Sitte, des Glaubens und mit diesem die Liturgie, die Form der Anbetung sich geändert? Wo die Albigenser auftreten, finden sich fast ungegliederte Predigtsäle. War es der Zufall, daß in Südfrankreich der Gewölbbau blühte, welcher diese Form schuf, oder war es das durch die evangelische Auffassung erweckte Bedürfniß? Die Ueberwinder des Albigenserthums, die Dominikaner, wie alle Predigtorden bauten weite, dem hörenden Volk gewidmete Hallen. Verschwand das Querschiff zufällig, bloß aus ästhetischen und formalen Rücksichten, oder liegt der Grund unter, daß die Bettelmönche sich nicht vom Volk trennen wollten, wie es die vornehmen Orden thaten? Gleiches erfolgte in England in Wicleff's Zeit. Und warum baute man in Spanien den Coro in's Schiff der Hallenkirchen, deren künstlerische Wirkung zerstörend: weil im kirchlich eroberten Lande die Predigt schwieg, die Gemeindekirche wieder eine Klerikerkirche wurde, der Klerus, dem der alte Chor nicht genügte, vom Laienschiff Besitz ergriff. Die Liturgie ist also überall der maßgebende Bauherr, sie bestimmt die kirchlichen Formen, aus ihr heraus sind sie zu erklären. Das Mittelalter hat nicht ein einheitliches Ideal, nicht eine Kindheit, eine Blüthezeit, eine Verfallzeit, sondern es wechselt nach den geistigen Strömungen seines öffentlichen Lebens in seinen Idealen, und die düstere, reich gegliederte Klosterkirche des 11. Jahrhunderts ist ebenso sehr eine vollendete Ausgestaltung des christlichen Bekenntnisses ihrer Erbauer, wie die nüchterne, helle, weitraumige Hallenkirche des 13. und 14. Jahrhunderts den Idealen des heiligen Dominikus entspricht und der Kölner Dom einer Bischofskirche gemäß ist, aus der Zeit der Bulle Unam sanctam, welche die Gehorsamspflicht aller Creatur gegen den Bischof von Rom verkündete. Jede dieser Bauten ist der vollkommene Ausdruck seines Zweckes, wie der griechische Tempel Ausdruck des seinigen war. Es ist also ein Mißverstehen der Absicht des Mittelalters, wenn man ihm Gleichgültigkeit gegen das Bedürfniß und alleinige Hingabe an das andichtet, was unsere Väter ideal nannten, nämlich an die Herausgestaltung einer absolut schönen Form. Wo die scharfe Trennung der Laienwelt vom Chor gewünscht war, wo der Messe unbedingt das Uebergewicht in der Liturgie zugesprochen wurde, da wurde die Kreuzform zum Gesetz. Es erweist sich eben, daß das Mittelalter keineswegs eine einzige ideale Form suchte, sondern daß es seine Kunst fand, indem es dem Bedürfniß weihevolle Form gab, ja daß es nie rastete, beim Entstehen neuer kirchlicher Bedürfnisse neue Formen zu suchen, alte Kirchen umzubauen, Vorhandenes zu zerstören, um vor Allem ein zum jeweiligen Gottesdienst geeignetes Haus zu schaffen. Freilich erging man sich nicht in ästhetischen Untersuchungen hierüber, die Leute von damals waren eben in der glücklichen Lage der modernen Engländer und Amerikaner, daß sie das einfach Verständige in der Baukunst nicht erst gegen die gepanzerte Aesthetik zu vertheidigen brauchten, daß ihr Idealismus auf ein Ziel vor ihnen los ging, während unseres auf das Erneuern eines Vergangenen, also auf ein Ziel hinter uns zustrebt.

(Schluß folgt.)

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Im Nachtigallenhag.

Von Domenico Ciampoli.
Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte.

Der Alte schlief nicht. Auf seinem elenden Strohsack hingestreckt betrachtete er die halbe Mondessichel, die langsam am Himmel herabstieg auf die dunklen Berggipfel zu. Das weitgeöffnete Fensterchen der Hütte umrahmte ein gutes Stück Himmel und Erde, und die Aussicht ließ den Alten nicht einschlafen. Plötzlich erhob sich von der Matratze ihm zur Seite der junge Blinde, den sie in Folge seines Gebrechens Cecato nannten. Tastend näherte er sich dem Fenster und horchte hinaus. Der Nachtwind trug die leisesten Geräusche herbei, fernes Hahnengeschrei, das Rauschen des Laubes im nahen Walde, Schwirren und Gesumm der Nachtfalter und Insekten, hier und da ein einsamer Eulenruf, und über Allem das ferne Tosen des Wasserfalls: das rauschte, wie wenn ein dichter Hagelschauer auf den Wald niederprasselt. Cecato hob die erloschenen Augen gen Himmel, lauschte gespannt, die Rechte hinter dem Ohr, mit angehaltenem Athem . . . Jetzt hörte er deutlich die Schläge einer Axt

gegen eine junge Eiche, dann das Fallen des Bäumchens. Endlich lächelte er, schlich auf Zehenspitzen an das Bett des Alten und rief: „He, Cola, Cola!“ Der Alte seufzte tief, als ob er gähnte. „Sie sind da, sie sind da, hörst Du? Sie singen, daß es eine Freude ist!“ — „Wirklich?“ — „Laß uns gehen, wenn Du willst.“

Der Alte sprang hurtig auf, während Cecato den Leibriemen fester zog und seinen Stock suchte. „Wo halten sie sich auf?“

„Oh, überall; eine halbe Meile, eine Meile von hier . . . Eine hab' ich drunten in der Riccardoni'schen Schonung gehört.“

„Was für feine Ohren! Der liebe Gott erhalte sie Dir!“

„Ja, ja, ich hab' sie statt der Augen . . . Weißt, ich hab' nie recht begreifen können, wozu die Augen da sind; seit ich am Leben bin, hab' ich sie noch keinen Augenblick entbehrt.“

Er hatte inzwischen die Thür geöffnet und horchte wieder in die stille Nacht hinaus, während Cola Vogelnetz, Pfeife und Stock zusammen suchte. Ein großer, weißer Schäferhund kroch aus seinem Hundehause, dehnte sich behaglich, riß gähnend das gewaltige Maul auf, wedelte mit dem buschigen Schweif und schüttelte das feste, eisenbeschlagene Halsband. Als er sah, daß sein Herr und Cecato den Weg am Berg hinunter einschlugen, fing er an, schwerfällige Freudensprünge zu machen, wie ein eben erst gezähmter Bär.

„Nein, Wolf, Du bleibst hier, hörst Du? Und gibst gut Acht!“ sagte der Alte und streichelte ihm den zottigen Kopf. Der Hund schaute den sich Entfernenden lange mißvergnügt nach, dann bellte er heißer auf, wie um sie noch einmal zu grüßen, und kroch dann wieder in seine Hütte.

Der Blinde und Cola waren jetzt ganz im Freien. Sie gingen schweigend neben einander an Hecken von stachligen Akaziensträuchern und blühendem Hollunder entlang; kaum daß hin und wieder die Stille unterbrochen wurde, wenn Cecato's Stock an einen Stein stieß, oder das Feuerzeug des Alten unter seiner Hand Funken auf den Zunder springen ließ, um seine Pfeife anzubrennen. Der Mond ging unter, und der Himmel bedeckte sich allmählich mit weißem Gewölk. Nach und nach wurde die Morgenluft schärfer und drang den beiden Jägern bald durch Mark und Bein.

„Heut' fangen wir nichts,“ sagte Cecato; „es ist schon zu spät. Aber wir werden doch erfahren, wo sich die Vögel am liebsten aufhalten, die Lockrufe kennen lernen, ihre Nester und die beliebtesten Wipfel. Das ist für heute Nacht schon ganz viel. Voriges Jahr . . .“

„Geh' rechts durch den Wald,“ unterbrach der Alte rauh. „Und sprich mir nicht von vorigem Jahr.“ Sie schritten durch den dunklen Wald vorwärts, als sei er eine offene Wiese, der Blinde immer voran. Er war im Walde aufgewachsen, und obgleich er nicht das Geringste sehen konnte, kannte er darin jeden kleinsten Pfad, jeden Richtweg, jeden Schlupfwinkel.

„Wir werden bei Sonnenaufgang draußen sein,“ sagte Cecato, welcher merkte, daß er den Alten erzürnt hatte. „Ich höre, daß die Elstern mit den Flügeln schlagen, um den Thau abzuschütteln. Der Thau tropft auch von den Blättern. Hörst Du, wie das Gras wächst?“

Nein, der Alte hörte gar nichts; er biß nur die Zähne fest auf die erloschene Pfeife und stieß zornig den Stock auf die Nesseln, die duftende Münze und die Malven am Wege. Als sie droben auf der kahlen Felshöhe beim Diebs-Herrgott aus dem Wald traten, seufzte er auf's Neue, bekreuzte sich und kniete vor dem rohgezimmerten Holzbilde nieder. Auch der Blinde kniete nieder; beide beteten. Von oben sah die weite Ebene aus wie ein Nebelmeer, aus dem die umliegenden Bergketten und zackigen Felshäupter gespenstisch aufragten. Von fern her klang verschleiert, wie ein entferntes Echo, Glockengeläute, auf welches dann hier und da langsam, wie verloren, Anderes antwortete.

„Die Frühglocke,“ sagte der Blinde und erhob sich. Im unsicheren Schimmer des Morgengrauens hatte sein blasses, still-wehmüthiges, des Augenlichts beraubtes Antlitz etwas unaussprechlich Rührendes. Der Alte schien das auch zu empfinden, auch mochte das Gebet ihn weicher gestimmt haben, denn als sie den Abhang hinab schritten, sagte er, wie um ein abgebrochenes Gespräch wieder aufzunehmen:

„Was sagtest Du vom vorigen Jahre?“

„Ah,“ entgegnete der Blinde überrascht und ein wenig verlegen, „ich sagte . . . das heißt, ich wollte sagen, daß . . . ja so, daß ich wohl zwanzig Nachtigallen gefangen habe.“.— „Und weiter?“ — „Weiter . . . nichts.“

Sie hatten die Ebene erreicht. Der Wald verlor sich in einzelnen Eichen, kräftigen, fällbaren Stämmen und dichtem, üppigem Gestrüpp; in der dämmerigen Morgenbeleuchtung nahm sich die Gegend traurig und verlassen aus wie ein Friedhof. Der Alte ging immer schneller in hastigem, aufgeregtem Lauf und warf dem Begleiter abgerissene Worte zu, die der Morgenwind entführte. Der Blinde hätte gern mit ihm Schritt gehalten, aber er fürchtete, mit dem Kopf gegen eine Felswand zu rennen, oder sich durch einen Sturz in einen Felsspalt den Hals zu brechen. Endlich rief er aus: „He, Cola, warum hast's denn so eilig?“ Der Alte blieb erst bei einer schönen Gruppe mächtiger Steineichen stehen, warf sich in's Gras und erwartete seinen Begleiter. Den alten braunen Filz warf er neben sich nieder und stützte das weiße Haupt auf die beiden Hände. Er glich einem kernfesten, alten Eichbaum, den der Blitz getroffen hat. Hin und wieder schüttelte er den Kopf zwischen den kräftigen, braunen Armen. Er weinte. Der Blinde hörte das zurückgehaltene Schluchzen — es klang wie dumpfes Röcheln — und näherte sich ihm demüthig wie ein gezüchtigter Hund. Er sei ja schuld an Allem, er habe ihn doch erst an voriges Jahr erinnert. Nun, so möge er ihn nur schlagen, aber tüchtig schlagen, er wolle Alles ertragen, nur nicht dieses — so könne er ihn nicht sehen . . . Es zerreiße ihm das Herz . . .

Der Alte wandte sich zornig um. Wer sagte denn, daß er geweint habe? Nein, bei allen Teufeln! Cola de' Santoressi habe ein Herz von Eisen und schwach — schwach habe ihn noch keiner gesehen. Er habe sie voriges Jahr begraben mit den anderen Siebenzig zusammen in eine Grube, wie einen Hund. Nein, nein, er denke nicht mehr daran, er wolle nicht davon reden hören . . . Habe er nicht jene Hütte gerade darum erbaut, um fern von Allen zu sein? Habe er es nicht über's Herz gebracht, die Alte und den Hof und die Felder zu verlassen, nur damit er seinen Kummer vergessen könne? Wolle man ihn denn durchaus zum Mord bringen, ihn, den rechtschaffensten Mann auf sechzig Meilen im Umkreise? Da er keine Antwort erhielt, warf er plötzlich den Kopf zurück, wie ein wüthender Stier, aber als er sah, daß dem Blinden zwei Thränen die mageren Wangen hinab rannen, wurde er plötzlich ruhig. „Komm, komm, mein Sohn, wir fangen immer wieder von den alten Geschichten an. Lassen wir das jetzt!“

— — — Beide gaben sich ganz der wehmüthig-süßen Lust der Erinnerung hin, und allmählich wurden die beiden starken Herzen weich, als wollten sie sich ausruhen in den traumseligen, warmen Tagen des jungen Frühlings und im trauten Frieden der Natur, und sie wurden wieder wie die Kinder, unschuldig und fromm, als hätten sie nie gekämpft und nie geweint. Der Blinde dachte zurück. Als der liebe Gott auch seine Mutter zu sich gerufen hatte, da hatte ihn Cola als kleines Kind freundlich aufgenommen, und er war auf dem großen Bauernhofe aufgewachsen, der hülflose blinde Knabe, dem selbst die rauhen Landleute wegen seines Gebrechens sanft begegneten. Und er war mit den Kindern des Herrn aufgewachsen wie dessen eigener Sohn. O, welche Freude, Marias Stimme zu hören, mit ihr durch die Felder zu laufen und mit ihr zu spielen, mit ihr, die ihm nie ein hartes Wort sagte, und ihn so viele nützliche Kleinigkeiten lehrte . . . Dann war die Maria groß geworden, und er hatte seine Beschäftigung gefunden: Stühle flechten, Vogelnetze spannen, angeln. Die Beiden begegneten sich jetzt seltener; doch blieben sie wohl Abends auf der Tenne oder in der Küche bei einander stehen, und er hörte ihr dann zu. Ihre Stimme drang ihm so warm zu Herzen, that ihm so wohl, ihr zu lauschen war ihm gleichsam ein Trost bei seinem Gebrechen . . . Ja, das waren glückliche Jahre! . . . Später . . . wurde sie fortgeschickt — in die Stadt zur Erziehung, denn sie sollte eine vornehme Dame werden. Und dann begannen für den Blinden die bösen Jahre! Sie kam nicht mehr herab zu den anderen auf das Feld und in die Gesindestube. Sie hielt sich zurück und war still und gedankenvoll geworden, nur hin und wieder sang sie . . . Ach, jener Gesang! wie köstlich erschien er dem Blinden, schöner als . . . ja richtig, schöner als die Weisen seiner geliebten Nachtigallen! . . . O, wie schön mußte sie sein, die so singen konnte! Er hätte seiner Seele Seligkeit mit Freuden hingeben, um sie zu sehen, ja, um ihr nur einmal die Hände und das Antlitz berühren zu dürfen. — Eines Abends saß er ausruhend allein unter dem großen Lindenbaum, einer Zierde des Hofes, dicht an der Hecke. Plötzlich hörte er ein leichtes Rauschen von Gewändern — sie war es! Kannte er sie doch an der leisesten Bewegung! Dann tauchte aber jenseit der Hecke ein anderer auf, und er hörte leises Liebesgeflüster und süße Versprechen austauschen. Gott, wie litt er darunter! Und dieses wiederholte sich monatelang jeden Abend, bis sie eines Morgens die Maria nicht in ihrer Kammer fanden . . . Sie war mit jenem anderen enflohen. — „Sie ist todt,“ sagte der Vater kalt und starr wie Eis in seinem furchtbaren Schmerze. — Seit dem Tage suchte sie der Blinde überall. Nein, nein, sie war nicht todt, für ihn nicht; und ihm würde es nicht genügen, einmal wieder ihre Stimme zu hören, sie glücklich zu wissen . . . Als er sie endlich in der großen Riccardoni'schen Schonung in einem Schmuckkästchen von einem Hause wiederfand, fiel es ihm wie eine Centnerlast vom Herzen. Sie erzählte ihm dann alles ganz unbefangen, ihre Flucht mit dem Sohne des Grafen, der sie heirathen wolle, und ihren Kummer über die Thränen ihrer alten Eltern. So wurde der Blinde ihr Vertrauter, ihr Freund . . . ja, aber besser so, als sie ganz und gar zu verlieren! —

Inzwischen setzten die Nachtigallen ihren klangvollen Sängerkrieg in den tollsten und wundersam schönsten Harmonien fort, das ganze Thal hallte davon wieder, und die Sonne stieg wie in königlichem Glanze empor aus den durchsichtigen Opaltönen des Horizonts. Wer dachte noch an die Jagd? Der furchtbare Cola wurde reich beim Gedanken an seine rothwangige, braunäugige Maria mit ihrer Fülle schwarzer Locken, an seine kleine Maria, die ihm nie einen Augenblick Ruhe ließ mit ihren Sprüngen, ihren Küssen und Liebkosungen, seine Maria, die vor seinen Augen heranwuchs schön wie ein Fürstenkind . . . Und jetzt? Jetzt ist sie todt, ist dahin auf ewig!

„Nein“, fuhr er plötzlich auf, „nein nein, nein, niemals!“ Und als ob er soeben aus einem bösen Traum erwacht sei, fuhr er sich mit der Hand über die Augen, die zu seinem Erstaunen voll Thränen standen. Er blickte um sich und bemerkte den Blinden, der, mit dem Haupt gegen den Stamm einer Cypresse gelehnt, zu schlafen schien, in den Händen hielt er noch das Vogelnetz, auf welches der Rosenbusch ihm zu Häupten einen wahren Blüthenregen von Rosenblättern ausgestreut hatte.

„Armer Bursch!“ sagte er kopfschüttelnd, „er hat sie auch so innig geliebt. Vor Kummer sieht er aus wie ein Todtkranker; und dabei lächelt er, und thut, als gäb's auf Gottes Erdboden keinen lustigeren als er . . . . Ja, ja, die Jagd! Was ist sie wohl anders als ein Vorwand, um nicht droben still sitzen zu müssen wie ein paar Verzweifelte!“

Leise und behutsam, um den Schläfer nicht zu wecken, ging er bis an den Rand des Abhanges. Der Nebel hatte sich verzogen. Tief unten im Thal sah er sein Heimathdorf Montaspro liegen, wohin er vor Scham nie wieder hinabgestiegen war, nicht einmal, um die Messe zu hören oder Salz zu kaufen. Und weiterhin lag sein Gut, wo er geboren, wo er alt geworden war, der schöne, große Bauernhof, um den ihn bis vor Jahresfrist all' seine Nachbarn beneidet hatten! Jetzt lag das Haus

so öd' und still da, als sei alles drin ausgestorben; nur durch die leeren, verlassenen Räume irrte wie ein Schemen seine greise Lebensgefährtin umher, halb wahnsinnig vor Schmerz in ihrer qualvollen Einsamkeit, und betete zur heiligen Jungfrau, daß sie sie aus diesem Leben erlösen möchte..... Nein, er würde nie mehr den Fuß über seine geschändete Schwelle setzen, nie mehr in sein heimathliches Dorf zurückkehren. Sein Leben hatte mit dem Verschwinden seiner Tochter geendet; jetzt war's besser, er blieb in der wilden Einsamkeit seiner starren Felshöhe allein. Drunten stieg ihm das rothe Blut zu jäh ins Gehirn und klopfte in seinen Schläfen und flammte ihm vor den Augen und reizte ihn zu blutiger Rache, zum Mord. Und wie um auch hier den lästigen Gedanken zu verscheuchen, wandte er sich langsam wieder zurück. Er hatte indeß die rosenbewachsene Cypresse noch nicht erreicht, als er stehen blieb. Er sah wie der Blinde sein Garn bei einer Pinie gestellt hatte und nun, mit dem Gesicht nach unten auf der Erde ausgestreckt, im hohen Grase lag und den Gesang einer weiblichen Nachtigall nachahmte. Aus dem Wipfel der Cypresse antwortete ein Männchen, das jetzt flügelschlagend von Ast zu Ast herabflatterte, da der liebevolle Lockruf immer süßer und schmelzender wurde. Der Alte stand unbeweglich, um den Fang nicht zu stören, zwischen hohen Ginsterbüschen geduckt, verfolgte er aufmerksam und gespannt die verschiedenen Bewegungen des Blinden und das unruhige Hin- und Herflattern des Vogels. Endlich sah er ihn auf eine nahe Espe fliegen, das reizende Köpfchen schütteln, in ein lautes Tiriliren ausbrechen und dann geradewegs in die von dem Garn umspannten Zweige hinabschießen. Wie ein Blitz war der Blinde aufgesprungen, zog sein Netz zu, und der arme Sänger war gefangen.

„Gut gemacht!" rief der Alte aus und trat hinzu. „Was willst Du jetzt mit ihm anfangen?" Der Blinde faßte seine Beute sehr zart mit der Rechten und bat den Alten, ihm einen Zipfel des Netzes zu reichen, der vorläufig als Bauer dienen konnte. Sein Antlitz leuchtete dabei in stiller Freude: Maria würde sich gewiß sehr des hübschen Vogels freuen; vor drei Tagen war ihr gerade eine wunderschöne Nachtigall gestorben, und sie war darüber tief bekümmert. Er sagte aber nur: „Jetzt ist's spät, ein zweiter Versuch gelingt schwerlich. Sowie die Sonne auf ist, schlafen die Nachtigallen, oder ruhen sich, oder jagen nach Insekten: lassen wir sie zufrieden.... Wozu soll man am End' auch die armen Geschöpfe Gottes stören und quälen? Dieser eine Vogel genügt mir."

Der Alte begriff wohl, warum ihm dieser eine genügte, er sagte aber doch mit listigem Lächeln: „Ei, ei, einem weichherzigen Jäger wird die Jagdtasche aber nimmer voll!"

Der Andere antwortete nicht, sondern summte nur ein altes Volkslied vor sich hin und pfiff dabei den Refrain wie eine Amsel. So gingen sie zur Hütte zurück.

Cecato ahmte unterwegs den Gesang der Vögel so vortrefflich nach, daß an allen Ecken und Enden des Hags das Echo wach wurde. Aus seiner Kehle jubelten tausend freudige Weisen durch die Morgenluft. Er hätte ganz allein den Wald fast füllen können mit dem Stoßschrei der Häher, dem Schwatzen der Elster, dem Laut des Kuckucks und dem Hämmern der Spechte, und dazwischen warf er einen Buchfinkenschlag, Nachtigallentriller, das Flöten der Meisen, einen Falkenschrei oder Wachtelschlag..... Und mit den verschiedenen Modulationen seiner Stimme, schienen die Vögel mehr oder minder entfernt, oft weit, weit weg wie Lerchen, die sich im Aether verlieren, dann wieder ganz nahe wie Grasmücken auf einem Dornstrauch..... Der Alte hörte bewundernd dieser Kunstfertigkeit zu. Oft fühlte er sich versucht, dem Blinden um den Hals zu fallen, er bezwang sich aber und folgte ihm auf dem schmalen Pfade, die Hände auf dem Rücken, schweigend und tief bewegt.

Sie schlugen selbander den Weg nach der pinienbepflanzten Anhöhe ein. „Horch!" rief der Blinde aus. „Hörst Du? Dort oben.... laß uns eilen!" Und wie von einer plötzlichen Angst befallen, stürzte er vorwärts mit hochgerötheten Wangen.

Der östliche Horizont flammte und glühte inzwischen im höchsten Glanz von Purpur und Gold; über den Hügel zog's wie geheimnißvolle Schauer beim Wiedererwachen des Lebens, das die Natur mit köstlichen, frischen Düften feierte. Die Nachtigallen wetteiferten mit einander in tausend lieblichen Weisen zum Preise des anbrechenden Tags. Köstlich vermischten sich da sanfte, elegische Klagen und laute Jubelgesänge, wehmüthig hinschmelzende Seufzer und übermüthiges Gezwitscher von Läufen und Kadenzen wie aus Künstlerinnenkehle, abgerissene, gleichsam tastende Laute und Trillerschläge, die schier kein Ende nehmen wollten, einzelne, einsame Stimmen und entzückende Chöre... Die beiden Jäger schlichen sich ganz leise herbei, um dieses klangreiche Freudenfest nicht zu stören. Der Alte drückte dem Blinden die Hand wie in eisernem Griff, während dieser hingerissen, am ganzen Körper zitternd dastand und selig lächelte....

„Komm, komm, setzen wir uns hinter diesen Cytisusstrauch", sagte endlich Cola; „komm!" Und da blieben sie sitzen, schweigend, mit angehaltenem Athem und lauschten.

„Halt!" rief der Blinde plötzlich aus und athmete die würzige Luft kräftig ein, „hier müssen Veilchen stehen... Massen von Veilchen... Ich will mir ein Sträußchen pflücken." Und richtig, längs des klaren, silberhellen Bächleins nickten die blauen Veilchen heimlich, als wollten sie sich vor der Gluth der Sonnenstrahlen verstecken. Der Alte half dem Blinden pflücken... Und dabei war ihm die Kehle wie zugeschnürt vor Zorn und Rührung. Er wußte es ja, diese Veilchen, die er pflückte, würden in die Hände jener Unglückseligen gelangen, ja er war dessen so sicher wie des eigenen Lebens — und doch, doch riß er in fieberhafter Hast mit bebenden Fingern die Blümchen ab, ja oft mit der ganzen Wurzel aus, und das alte schneeweiße Haupt zitterte ihm dabei... Ja, dieser Cecato! Er hatte eine so eigene Manier, er zwang den Alten auf alle mögliche Art und Weise immer wieder im Guten an seine Tochter zu denken... Ach was, Tochter! Seine Tochter war ja todt! — Und doch wuchs ihm das Veilchensträußchen unter den Händen, ohne daß er's merkte, so war er in das Bild seines Kindes vertieft, des kleinen Mädchens, seiner letzten Liebe, der einzigen Hoffnung seiner alten Tage. Sie wechselten kein Wort mehr, bis sie die Hütte erreicht hatten. Dort zündete der Alte die Pfeife wieder an und setzte sich in den Schatten einer hundertjährigen Korkeiche, mit halbgeschlossenen Augen und strenggerunzelter Stirn. Der Blinde brachte das Netz mit dem Vogel in Sicherheit und machte sich daran, aus Weiden und Binsen einen Käfig zu flechten. Die Veilchen erfüllten die ganze elende Hütte mit ihrem Duft. Dem armen Jüngling war's, als spürte er den Hauch seiner geliebten Maria; er malte sich ihre Freude aus beim Empfang des doppelten Geschenkes, des Vogels und der Blumen... und dann, ja, für diese Nacht führte er noch ganz anders im Schilde...

Gegen Mittag legte er Feuer an und kochte Polenta wie eine gute Hausfrau. Cola ließ ihn gewähren, nur hin und wieder schauerte er zusammen. — Nein, nein, dieses Leben konnte er nicht länger ertragen; es konnte so nicht fortgehen. Er würde verzweifelt und unsäglich unglücklich drau zu Grunde gehen, aber nachgeben, nein nachgeben konnte er nicht. Was sollte denn auch seine Tochter in dem großen Schloß bei den vornehmen Herrschaften? Magd sein? Selbst als Gattin des jungen Grafen würde sie ja bei der grausamen Frau Schwiegermutter bald vor Furcht und Gram sterben... Ach, wenn doch Maria ihren Fehler bereuen und in seine Arme zurückkehren wollte!... Er würde dann mit ihr auswandern, weit weg, nach Amerika, — wenn sie wollte, gar an's Ende der Welt, und er würde ihr verzeihen und sie auf Händen tragen. Aber sie einem dummen und lasterhaften Cavalier zur Frau geben, um sie später unglücklich und vernachlässigt zu sehen, nein und tausendmal nein, das wollte er nicht!

Die Beiden hatten sich zu Tisch gesetzt; ohne selbst viel zu genießen, ermunterten sie sich gegenseitig zum Essen. Plötzlich trat Colas alte Gattin herein; trotz ihrer roth geweinten Augen lächelte sie doch. Sie habe ihrem Mann etwas Gutes gebracht, sagte sie; Gott sei Dank gehe es ihr heute leidlich, sie habe sich unterwegs nur zwei oder drei Male ausruhen müssen. Sie dürfe nicht lange verweilen, denn auf dem Hofe seien die Magd und der Knecht unbeaufsichtigt bei der Arbeit, aber sie habe doch nun ihren Mann einmal wiedergesehen... Die beiden Alten blickten sich dabei zärtlich an, und als Cecato sich entfernte, um Wasser zu holen, brachen sie in leises Weinen aus.

„Meine Lena, sei doch vernünftig!" begann Cola endlich sie zu trösten, konnte jedoch nicht fortfahren. Aber dem Weibe war das Herz voll zum Zerspringen, sie schluchzte ganz herzzerreißend: warum, o warum nähme unsere liebe Frau sie nicht endlich zu sich? Was habe sie denn verschuldet, daß sie in ihren alten Tagen so leiden müsse? Unten in der Wirthschaft gehe alles verkehrt, sie wisse nicht mehr wo aus noch ein... O lieber den Tod!... Das Kind verharre auf seinem schlechten Wege, und sie selbst sehe nirgends einen freundlichen Lichtstrahl... Was nur thun? Was nur thun?

Cola hüllte sich in grimmiges Schweigen. Bei jedem Besuch seiner Alten dort oben bereute er von neuem, daß er sie in der Stunde des Unglücks verlassen hatte, und fühlte die Versuchung zurückzukehren. Nur die Scham vor dem Wiedererscheinen im Dorfe hielt ihn davon ab. Aber heute ging ihm das magere abgehärmte Aussehen seiner Frau mehr zu Herzen als sonst; sie war wie eine wandelnde Leiche. Er konnte nicht zornig werden wie sonst, wenn von seiner Tochter die Rede war; und als er in der Dämmerung die Alte ins Thal hinabbegleitete, sprach er ihr sogar ganz sanft zu und gab ihr Hoffnung: „Wir werden sehen, wir werden sehen", sagte er beim Abschied und schlug langsam den Rückweg ein.

— — — Zu vorgerückter Nachtstunde sagte der Blinde plötzlich: „Jetzt ist's Zeit; wenn Du willst, führe ich Dich an die Stelle, wo sie noch schöner singen als heut Morgen."

Cola zuckte gleichgültig die Achseln, zündete die Pfeife an dem Kienspahn, der ihnen als Leuchte diente, wieder an und antwortete: „Meinetwegen." — War's ihm doch die ganze Nacht unmöglich gewesen, ein Auge zuzuthun, die Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Er hatte bemerkt, daß die Veilchen und der Vogel verschwunden waren, auch daß seine Frau seltsam bewegt war und kaum an sich halten konnte, und daß sogar auch der Blinde, trotzdem er Ruhe heuchelte, einen Sturm im Herzen barg.

„Gehen wir," sagte er kurz und löschte den harzigen Span. Der Blinde ging so schnell durch die finstere Nacht, daß Cola sich führen lassen mußte. Auf den Bergen und im Thal schlief alles, in den Hecken schwirrten die Leuchtkäfer, am fernen Horizont erhellte hin und wieder ein aufblitzendes Wetterleuchten tiefhängende, gewitterschwere Wolken. Thymian, Quendel und Acazien dufteten durch die laue Nacht, und von den fernen Hirtenhütten klang wohl ein Bellen oder ein vereinzelter Glockenton herüber. Die Beiden gingen immer zu; Cola wußte gar nicht mehr, wo er war: zwischen den hohen Hecken in der tiefen Dunkelheit konnte er, dem sonst jeder Weg und Steg bekannt war, sich nicht orientiren. Endlich betraten sie einen schmalen, von dichten Bäumen beschatteten Fußsteig; selbst Leuchtkäfer gab's da nicht mehr, aber statt dessen wehte von oben ein kühler Hauch, wie von einem nahen Teiche. Sie verfolgten den Weg und hörten die ersten Nachtigallen. Und wie anders sangen sie als am Morgen, wie viel voller, schöner, glänzender!

„Setzen wir uns hier", sagte der Blinde mit seinem Stab umhertastend; „hier muß eine Steinbank stehen". Sie setzten sich und hielten

den Athem an, um dem unsichtbaren Sängerchor zu lauschen. Die ganze Natur um sie her schwieg und schien es ihnen nachzuthun, kein Blättlein regte sich und die Blumen öffneten vielleicht dieser bezaubernden Musik die zarten Kelche. Die hehren Klänge hallten durch den Wald, majestätisch, feierlich, fröhlich, wehmüthig, verschiedenartig wie Flötenklang und Geigenton, in lauten Trillern, in gedämpften Klagetönen, in kühnen Sprüngen, in glatten Läufen, in harten Dissonanzen und wundersamen Auflösungen . . . Es war ein wunderbarer, doppelchöriger Hochgesang der Liebe, der hier von der stillen Erde zum sternbesäten Himmel emporgetragen wurde . . .

Hingerissen lauschte der Alte. Er hörte nicht, sah nicht wie eine weiße Gestalt aus dem Dunkel auftauchte, sich ihm rasch näherte und sich ihm zu Füßen warf . . . Und als ihn diese Gestalt schluchzend um Verzeihung bat, und er sie leidenschaftlich an sein Herz drückte, da schien es ihm noch immer wie ein Traum. Der Blinde aber stand etwas abseits und weinte und lachte zugleich darüber, daß er dem Vater die reuige Tochter wieder zugeführt hatte.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Die Militärvorlage.

Ein deutsches Geduldspiel.

### Erster Act.

Arbeitzimmer des Premiers, mit Ruhebetten prunkvoll möblirt. Mehrere Subalternbeamte. Kein Bismarck. Kein Moltke.

Der Premier
(erhebt sich gähnend und wirft E. Richter's Jugend-Erinnerungen in den Papierkorb.)

Sapperment — das wirkte — nun hab ich genug —
Gott Morpheus selber beschämt dies Buch!
Als Schlafmittel thut es seine Pflicht,
Aber — ein angenehmes ist es nicht.
(ruft in's Nebenzimmer)
Na, Huber, kann ich die Sachen bald seh'n? —
Ich muß doch noch spazieren geh'n!
Sie trödeln wie'n Corso-Viererzug,
Gesetzgeben lange nicht rasch genug,
Und kommen, was ich auch sagen mag,
Nie über sechs lumpige Gesetze per Tag!

Huber (eintretend).

Excellenz wieder geistreich zu scherzen belieben —
Ich bin bereits bei Nummer Sieben!
Da ist zunächst das Unzucht-Gesetz
Betreffs Schaustellung von Damen-Corsets,
Die Kampfbill wider agrarische Stürmer,
Die lex zum Schutze der Regenwürmer,
Ueber Besteu'rung zerbroch'ner Weißbierpullen,
Ueber den Höchstconsum von Butterstullen!
Ich verbrauchte heut schon zehn Rieß Papier —

Der Premier.

Seh'n Sie, Huber, so gefallen Sie mir!
Und bringen Sie's erst auf zwei Ballen am Tage,
Versprech ich Ihnen Gehaltzulage.
(Huber ab.)
Ich weiß nicht . . . mir ist . . . es läßt mich nicht ruh'n . . .
Ich möchte gern 'was Geniales thun . . .
Ich lebe müh'los und sorgenfrei
Wie ein Winterkellner auf Norderney,
Und doch, und doch . . . Minuten es gibt,
Wo der Muth in der Brust seine Spannkraft übt.

Wenn man die drei Jahre überblickt,
Bis auf's Wichtigste ist mir Alles geglückt;
Ich hab' das Regieren der deutschen Welt
So kinderleicht mir nie vorgestellt.
Europa in schönster Einigkeit,
Kein Wölkchen am Himmel weit und breit;
Was Leo Peeei will, geschieht,
Hansemann hat noch immer Appetit;
Das boxende Känguruh kam in Flor,
Die Börse ihre Schafe schor,
Sauzucht und dramatische Poesie
Unter meinem Regimente gedieh;
Lubliner stellte das Dichten ein —
Meiner Treu, man könnte zufrieden sein!
Man sollte mich rühmen und vergöttern
Nicht nur in den dafür bezahlten Blättern.

(sinnend) Und doch sagt Jeder unverblümt,
Meine Art zu regieren sei nicht berühmt.
Ich ahne den Grund — heil'ger Mars, ich merk's:
Noch fehlt der Schlußstein meines Werks!
Ich stehe bei allem staatsmännischen Glück
In Einem noch gegen Bismarck zurück;
Meine Schöpfung ist nicht recht beseelt,
So lang ihr die Militärfor-d'rung fehlt!
Wir müssen durch extravagante Sachen
Vom neuen Kurse reden machen,
Mehr Rekruten noch fordern, mehr Geld dazu,
Als mein Abkanzler in Friedrichsruh!
Will doch 'mal seh'n, ob den nörgelnden Greis
Ich nicht zu übertrumpfen weiß!
(Er schellt: Wirkl. Geh. Rath Schulze erscheint)
Nanu, Sie gähnen, altes Haus?
Schulze, wie seh'n Sie verschlafen aus!

Wirkl. Geh. Rath Schulze.

Statt solcher Arbeit lieber keine!
Ich schrieb für die Norddeutsche Allgemeine!

Der Premier
(voll innigem Mitleid) Sie Aermster! . . . Doch weg mit Schmerz und Weh!
Schulze, ich habe 'ne Idee!
(Schulze blickt ehrfurchtvoll zweifelnd auf.)
Schulze, jetzt mach ich mich populär
Wie Bismarck — ich fordere Militär!
Was meinen Sie, um gleich anzufangen,
Wie viel könnt' ich allerhöchstens verlangen?

Schulze.

Ich rathe ab, bei dem herrschenden Geiste —
Doch sechs tausend Mann — das wär' das Meiste!

Der Premier (mit sich kämpfend).

Sechstausend Mann — Sie sind nicht klug — —
Das ist zu viel . . . das ist mehr als genug!
Sechstausend Mann verlangen Sie mehr?
Wo krieg' ich dafür die Stimmen her?
(großartig)
Und weil ich sicher unterliege
Und weil ich auch sechstausend Mann nicht kriege,
Will zeigen ich beschränktem Sinn,
Daß ich ein gewaltiger Staatsmann bin,
Ein Junggesell, der sich in seinem Leben,
Mit „Kleinigkeiten" nie abgegeben!
(entschlossen)
Ich will beweisen, was ich kann,
Ich ford're sechzigtausend Mann!
(Schulze stürzt, wie vom Blitz getroffen, ohnmächtig zu Boden.)
Arbeiten Sie mir bis Morgen zu Haus
Die Vorlage nebst Motiven aus!

(Der Vorhang fällt langsam.)

### Zweiter Act.

Massen-Protest-Versammlung der Angstmeier aller Parteien auf Tivoli. Das Podium schmückt eine bekränzte Büste Richter's; der Saal ist mit Abonnementsquittungen, Anti-Bismarck-Broschüren und Guirlanden festlich geziert. Als die Abgeordneten des Deutschfreisinns eintreten, flammt knallrothes Bengalfeuer auf, und eine Musikbande intonirt das von Alb. Träger unvergleichlich gedichtete Weihelied. Die Versammlung singt stehenden Fußes den Text mit.

O Rickert, o Richter, o wunniges Glück,
Daß sie uns zu Führern berufen!
Die Kühnen schrecken nimmer zurück
Vor Thron- und Altarstufen!
Wir erlägen dem Moloch Militär,
Wenn Rickert und Onkel Eugen nicht wär'!

Abg. Rickert.

Ein Axthieb, wuchtiger als Ihr's ahnt,
Wird gegen des Volkes Freiheit geplant . . .
Weltbürger — Toleranz — Reaction —
Lessing — Friedrich der Große — Mendelssohn —

Abg. Richter (unterbricht ihn).

Wie wild auch der frechen Junker Geschrei,
Meine Herren, vertrau'n Sie uns'rer Partei;
Caprivi unsern Trotz nicht bricht —
(Beifall)
Vergessen Sie nur den Wahlfonds nicht! (Schweigen.)
Bis unser Lebenslicht erloschen,
Zahlt Ihr für's Heer keinen weitern Groschen;
Heil jedem Deutschen, der nicht verthiert
Und auf die „Freisinn'ge" abonnirt! —
Wir wissen, arme Bevölkerung, fast
Zu Boden drückt dich die Steuerlast (Sehr wahr!)
Der Militarismus frißt Blut und Geld —
Am Ausgang sind Teller aufgestellt.
(Schweigen.)
Und wenn Euch Gott im Himmel verläßt,
Wir bewilligen nichts, wir bleiben fest,
Und nimmt das Schicksal seinen Gang —
Dann beeilt Euch mit dem Abonnement! (Rauschender Applaus. Auf der Gallerie umarmen sich zwei sieche Urgreise, die beiden letzten Leser der „Freisinnigen Zeitung".)

Alexander Meyer.

Caprivi ist ein guter Mensch,
Nur zahlenwüthig und wetterwend'sch,
Meine Herren, ich kenn' ihn so genau,
Wie Rickert den Kartoffelbau!
Hört er des Volkes Wuthgeschrei,
Dann gibt Caprivi gern klein bei,
Seine Vorlage bleibt eine piafraus —
Meine Herren, geh'n Sie ruhig nach Haus!
So viele Partei'n der Reichstag vereint,
Dieser Vorlage sind sie alle feind,
Von Bebel bis zu Hammerstein,
Von Bennigsen klingt's bis zu Lieber: Nein! (Minutenlanger Beifall, allseitiges Schmunzeln und vergnügtes Lachen, als hätte Meyer keinen Witz gemacht. Die Begeisterung wächst, Alb. Träger beginnt seine Freiheitgedichte zu deelamiren, und im Nu ist der Saal menschenleer. Unter dem Klappern der Sammelteller rauscht die Gardine nieder.)

### Dritter Act.

Der Reichstag.

Tagesordnung: Erste Lesung der Militärvorlage.

Präsident.

Meine Herren, sollt's Ihnen möglich sein,
So stellen Sie heute das Schimpfen ein;
Jedes Schimpfwort Herrn Richter tief verletzt,

Das nicht sein Blatt in die Welt gesetzt.
Also bitte ergebenst: heut ohne Erhitzung!
Meine Herren, ich eröff'ne die Sitzung!

Abg. Großmund (Rehberge-Voigtland).

Meine Herren, Sie fragen sich ängstlich beklommen,
Warum ich nicht gestern das Wort genommen:
Ich habe, weil's den Redner ziert,
Mich gestern für heute präparirt!
Erst hab' ich aus Witzblättern, wie Sie das lieben,
Mir passende Scherze abgeschrieben,
Dann Skandalgeschichten aus alten Tagen
Und Weiberklatsch zusammen getragen,
Und schließlich studirt' ich — Sie thun's jetzt fast alle —
Zwei Stunden in der Central-Markt-Halle.

Ich hasse das breite Geschwätz, das flache;
Meine Herren, ich komme gleich zur Sache.

College X. ist — was sagen Sie nu? —
Ein verächtlicher und gemeiner Filou!
(Begeisterter Beifall links).
Als Säugling schon ging er im Elternhaus
Auf allerlei Ferkeleien aus;
Als Knabe zog er, verlottert ganz,
Den Pferden Haare aus dem Schwanz. (Pfui!)
Als Jüngling aber — Sie hören's mit Rührung —
Betrieb er sogar Dienstmädchen-Verführung!
(Pfui, Unruhe und Gewissensbisse links.)

Präsident.

Herr Großmund-Rehberge, eine Frage:
Gehört das zur Militär-Vorlage?

Abg. Großmund.

Wer ist denn am Worte von uns Beiden?
Ich kann dies Unterbrechen nicht leiden!
Meine Herren, ich bin ein Freund der Moral
Wie Singer's Sozius, Herr Rosenthal;
Meine Herren, ich war allezeit
Ein Mann von Treu' und Röthlichkeit —
(Zwischenruf: Wer's glaubt!)
So halten Sie mich für kein Tugendgenie,
Sie sittlich verwahrloster Bube Sie? *)
Man kennt Sie als frechen Verleumder *) schon,
Sie Lump, Sie unverschämter Patron! *)
Ihre Infamien *) verpesten *) die Luft,
Gewissenlos ekelerregender Schuft! *)
Ich bin ein Muster geschliffener Feinheit,
Sie sind von niederträcht'ger Gemeinheit *);
Ich werde von allen Anständ'gen verehrt,
Sie sind moralischer Fußtritte )* werth!
(Enthusiastischer Beifall und Heiterkeit; Redner wird beglückwünscht.)

Erstes Hökerweib (auf der Gallerie).

Du, der hat's raus! Der is zu beneiden!

Pennbruder.

Darunter muß meine Erziehung leiden!
Det is zu doll — ick wer' mir entfernen!

Zweites Hökerweib.

Juste, hier können wir noch wat lernen!

Präsident.

Meine Herr'n, eine Frage, dieweil wir verschnaufen:
Haben die Fractionen Lust zu raufen?
Dann muthig vorwärts, unverdrossen —
Morgen wird mit Pistolen geschossen!
Vorher noch auf einen Augenblick
Kommen Sie bitte zur Sache zurück.

Der Premier.

Wer zwei Beine hat und 'nen Arm für's Gewehr —
Immer her damit, meine Herr'n, immer her!
Von Jesus schon hat man den Ruf vernommen:
„Lasset die Kindlein zu mir kommen!"
Das ruf' auch ich trotz Friedrichsruh
Den deutschen Rekrutenmüttern zu!
(Bravo rechts).

Abg. Bennigsen.

Versöhnlich und friedlich ist unser Streben,
Wir wollten anfänglich gar nichts geben,
Doch weil man Ihre Verdienst kennt,
Herr Kanzler, biet' ich 80 Procent!

Der Premier.

Auf solchen Vorschlag erwidr' ich stramm:
Wir sind hier nicht am Mühlendamm!

Abg. Lieber.

Die Erinnerung mir ewig bleibt,
Wie ich mit Ihnen Bier gekneipt;
Ich bin ein Freund von Genie und Bier
Und muß sagen, Sie gefallen mir.
Ich liebe Sie, Graf, ich will Sie nicht stürzen,
Aber 30 Procent — die können Sie kürzen!

Der Premier.

Höflichst entgegn' ich Euer Gnaden:
Wir sind hier nicht im Kleiderladen!

Abg. Meyer.

Verehrter Herr Graf, ich hege für Sie
Die denkbar größte Sympathie!
Ich bin Ihr politischer Feind, indessen
Wir haben auf einer Schulbank gesessen —
Wir spielten als Knaben so froh und munter —
Nicht wahr, um die Hälfte geh'n Sie herunter!

Der Premier.

Wir sind, Sie werden mich versteh'n
Hier nicht in der gold'nen Hundertzehn!

Abg. Entouteas.

Man sieht, der Herr Minister zeigt
Sich heute völlig abgeneigt —
Recht hat er: solche Dinge ließen
Sich nie an einem Tage beschließen,
Man muß sie bedenken, beschlafen, besprechen;
Sie sind nie über's Knie zu brechen.
Meine Herren, in dieser schwierigen Lage
Am besten ist's, daß man vertage;
(Bravo!)
Am allerbesten ist es schon,
Man vertagt und wählt eine Commission.
Ich werd' heut Abend zu Dressel schlendern;
Bis Morgen kann sich vieles ändern!
(Zustimmung auf allen Seiten des Hauses.)

*) Blüthenlese aus den Reichstagreden Deutscher Denker und Edelster er Nation, vom 26. und 28. April l. J. Anmerk. des Setzers.

## Vierter Act.

Bankett im ersten Stockwerk einer Thiergartenvilla. Mehrere Abgeordnete mit verstörten Mienen, ganz aufgelöst. Champagner.

Erster Festredner.

Meine Herren, hoch Eugen Richter's Genie!
Die Freiheit hoch und die Demokratie!
Wenn tausend Teufel uns umschrei'n,
Wir bleiben fest und sagen: nein!
Wenn Reaction Euch Schlingen legt,
Bleibt voll und ganz und unentwegt.
Meine Herren, Tod der Finsterniß,
Der Halbheit Tod und dem Compromiß!
(Die Gläser klingen dröhnend zusammen. Tusch.)

Privatgespräche.

A.: Meine Nachricht aus bester Quelle stammt,
Auflösung ist sicher!
B.: Verdammt! Verdammt!
C.: Unter uns gesagt — es thäte mir leid!
D.: Sie meinen, es kommt wirklich so weit?
A.: Meine Herren, das gibt 'nen derben Rutsch!
F.: Ein Dutzend Mandate geh'n sicher futsch.
B.: Ein Dutzend nur? Ich bin kein Prophet . . .
Ein Dutzend? Wenn's uns nicht schlimmer geht . . .
Unf'rer Sitze Zahl, ich versich're Sie,
Langt dann nicht mehr zu 'ner Skat-Partie!

Rickert (für sich.)

Ging' mir vorüber doch dieser Kelch!
O Zukunftstraum! O Portefeuille!

Zweiter Festredner (schlägt an's Glas.)

Und wenn dicht umher die Wetter droh'n,
Wenn die Hölle los und die Reaction,
Wenn ganz verloschen der Sonne Licht —
Sei ruhig mein Volk! Wir wanken nicht!
Ein feiger Patron ist, ein Schurke, mich deucht,
Ein Ahlwardt, ein Ahlwardt, wer jetzt sich beugt!
Wer jetzt noch Compromisse sucht,
Er sei in Ewigkeit verflucht,
Im Bureau wie im Grabe sind' keine Rast,
Wer mehren hilft des Volkes Last!
(Jauchzender Beifall. Fanfaren.)

Abg. Meyer (stürzt herein).

Ihr Herren, helft, bevor's zu spät!
Es findet sich keine Majorität! (sinkt verzweifelt nieder.)

Erregte Privatgespräche.

B.: Wie, was? Also Auflösung sicher und Wahl?
F.: Hören Sie, Meyer, das wäre fatal!
A.: Und Lieber sagt nein? Bleibt wirklich fest?
D.: Auch Bennigsen will nicht?
B.: Das gibt uns den Rest!
A.: Das Centrum, dacht' ich, würd's übernehmen!

Rickert (groß).

Meine Herren! So müssen wir uns bequemen!
(Pause.)
A.: In Rheinland und Westfalen schon
Ist Manteuffel an der Agitation!
F.: Stöcker hat diesmal Schlesien erkoren!
B.: Sachsen ist schon so gut wie verloren!
D: Nur Berlin bleibt fest — die Hauptstadt des Lichts —
B: Fürchten Sie alles. Hoffen Sie nichts.
G: Ein Wahldurchfall brächte mich auf den Hund,
Mir fehlt' dann zum Nichtsthun jeder Grund!
C: Ihr lust'gen Tage in Berlin —
Nun läßt mich Mutter nicht mehr zieh'n! —
D: Gab gestern in Druck — warum konnt' ich nicht warten! —
Tausend M. d. R.-Visitenkarten.
O, M. d. R.! Es ist zu dumm!
Nun liegen die Dinger nutzlos 'rum!

Rickert (mit Kraft).

Ich tanze lieber heut als morgen
Vor Majestät im Fackeltrab —
Ich muß für meine Zukunft sorgen,
Mit einem Wort: ich schwenke ab!
Die Neuwahl löscht des Freisinns Flamme,
Ahlwärdts herrscht dichte Finsterniß;
Da helfen keine Parteiprogramme,
Da hilft allein das Compromiß!
Caprivi hoch! Das Glas erheben
Will ich zum Toast, bei unserm Fest;
Der Freisinn läßt Caprivi leben,
Damit Caprivi ihn leben läßt!

(Bewegung, Gruppe.)
Vorhang.

## Fünfter Act.

Das Schlafzimmer Caprivis. Tiefe Nacht.

Der Premier.

Sie beugen sich langsam dem sanften Joch,
Nur fünfzig Stimmen fehlen noch —
Die Fünfzig bringen mich nicht aus der Ruh' —
Na, lieber Bismarck, was sagen Sie nu?

Kammerdiener.

Excellenz, Sie werden gütigst verzeih'n:
Just kriecht ein Herr zum Fenster hinein!

Der Premier.

Aha, man immer 'rauf auf die Bühne —
Alle Wetter! Sie sind es, Huene?

Abg. v. Huene.

Pst, pst! Nur nicht so ungestüm!
Nur still! Ich komme ja anonym!

Pst, pst! Sie dürfen mich nicht verrathen!
53 000 neue Soldaten!
Zwanzig Kapläne stimmen dafür —
(schrickt zusammen.) Horcht etwa Jemand an der Thür?

Der Premier (jubelnd).

Nun mögt Ihr verstummen, Nörgler und Tadler!

Hucne.

Und heißen Dank für den schwarzen Adler!

Der Premier.

Zwanzig Stimmen! 'Ne hübsche Schose!

Hucne.

Gegengeschenk für die Schnupftabakdose! (schleicht ab.)

Der Premier.

Noch dreißig, und ich hab' sie zerschmettert!

Kammerdiener.

Just kommt ein Herr übern Zaun geklettert!

Herr v. Koscielski.

Es fiel mir nicht leicht, ich muß gesteh'n —
's wird mich doch Keiner bei Ihnen seh'n?
Mühselig hab' ich hier und dort
Acht Stimmen für Sie zusammen geschnorrt.
's darf keiner wissen — weg mit dem Licht! —
Und nicht wahr, undankbar sind Sie nicht?
Sie waren stets so gut und mild!
Merci bien für das Flotten-Bild!
(verschwindet geräuschlos.)

Der Premier.

Geht das so weiter, nu, dann kann's sich
Noch machen. Fehlen zweiundzwanzig.

Kammerdiener.

Zwei Vermummte — Herr Graf, was kann das sein? —
Zum Schornstein kriechen just hinein.

Rickert und Heinze (maskirt).

O du, der Bismarck furchtlos bekämpft, —
Und der Junker Uebermuth gedämpft,
Der den Ahlwardt bezwang, so wild und wüst —
Gestrenger Herr, sei uns gegrüßt!
Bedenk' uns, wenn ein Posten frei —
Zwölf Stimmen bringen wir herbei!
Gedenke freundlich unserer Waden
Und schütz' uns vor Richters Wuth in Gnaden;
Wir lechzen nach Hofluft und Fackelschein,
Wir wollen auch immer hübsch artig sein —
Hast Du zu uns'res Alters Zier
Nicht ein abgelegtes Portefeuille bei Dir?

Der Premier.

Zu den schönsten Hoffnungen Recht verleiht
Eure glänzende Talentlosigkeit;
Doch Escarpins trägt unbedingt
Nur, wer mir die letzten zehn Stimmen bringt!
(Mit den Aussichten Rickert's zugleich sinkt der Vorhang.)

## Sechster Act.

Zweite Lesung der Militärvorlage im Reichstage.

Der Premier

(gibt vor den Coulissen einen Beweis seines ausgezeichneten Gedächtnisses, indem er die bei der ersten Lesung gehaltene Rede fast wörtlich wiederholt; dann hinter den Coulissen):

Wer seine Meinung noch ändern kann,
Immer' ran, meine Herrschaften, immer 'ran!
Die allerbesten Bedingungen stell' ich:
Posten im Reichsministerium gefällig?
Jesuiten? Reformen in Rickert's Geleise?
Wir zahlen für Stimmen die höchsten Preise!

Eugen Richter

(entrollt das Banner der Freiheit, der Unabhängigkeit, sowie der Feindschaft gegen alle Vergewaltigung und hält es zwei Stunden lang im steifen Arm; dann hinter den Coulissen zu den abtrünnigen Fractions-„Freunden"):

Sie weigern sich noch — was? — in der That?
Ich mache Sie brotlos, Sie Aufsichtsrath! — —
Kehrt Ihr nicht gleich zu mir zurück,
Kerls, ich brech' Euch das Genick!

Der Premier.

Wenn Sie mich nicht mit dem Jawort erfreu'n,
Meine Herren, Sie werden's bitter beren'n!
Das Sitzungschwänzen, das Ahlwardt-Gerauf,
Sogar das straflose Schimpfen hört auf! (Bewegung.)
Nun stimmt nur, wie man's Euch eingetrichtert!
(Namentliche Abstimmung über die Militär-Vorlage.)

Stimmen von rechts oben.

Sie ist gerettet!

Stimmen von links unten.

Ist gerichtert!

Eugen (sich vor seinem Gefolge verneigend).

Sie erlassen mir wohl alle Dankesphrasen,
Ich muß sofort zum „Sammeln" blasen!
(Die Teller für den Central-Wahlfonds werden in Umlauf gesetzt, der Reichstag aufgelöst).

Ein Chefredakteur.

Auflösung — Wahlkampf — Neuwahl — famos!
Nun bin ich die Hundstag-Sorgen los!
Grundgüt'ger Caprivi, sei bedankt!
Wie hätte sonst der Stoff gelangt!

Ende.

Erste Wiederholung des Stückes: Gleich nach den Neuwahlen.

Caliban.

---

## Der Kaiser und Wallot.

Durch die Zeitungen gehen allerlei Nachrichten über Aeußerungen, welche der Kaiser über das Berliner Reichstagsgebäude in älterer und neuerer Zeit gemacht haben soll, meist solche recht ungünstiger Art, ja eine, welche jenen Bau als den „Gipfel der Geschmacklosigkeit" bezeichnet.

Für den gemeinen Sterblichen, der aus der Ferne solche Nachrichten in seinem Blättchen vorgebrockt erhält, fehlt es an jedem Mittel, ihre Richtigkeit zu prüfen. Es gibt ja in jedem Kreise liebe Leute, welche einen Satz aus einem Gespräch sauber herauszuschälen verstehen, so daß er in seiner Einsamkeit etwas ganz Anderes besagt, als im Zusammenhang beabsichtigt war. Solche lieben Leute sind sonst unter dem weiblichen Geschlecht besonders stark vertreten, und zwar mindert sich ihre Zahl nicht unter jenen Frauen, an welche der herbe Ernst des Alters herantrat. Unhöfliche nennen die Fähigkeit, ein Gespräch in wenige markante und für einen Dritten recht unangenehme Brocken zu zerlegen: Klatsch. Und in unserem demokratisirten Zeitalter, welches selbst nicht vor der Höhe der Krone und vor der Weihe der Kunst zurückschreckt, hat man sich nicht gescheut, ganz ausdrücklich vom Hofklatsch und dem Künstlerklatsch als zwei der ausgiebigsten Gebiete der Wirksamkeit älterer Damen beiderlei Geschlechts zu sprechen.

Ob also jene Worte vom Kaiser gesprochen wurden, ob er wirklich, wie es heißt, die Architekten nicht zu den Künstlern zählt, ob er thatsächlich das Reichstagsgebäude für verfehlt und Wallot für einen geschmacklosen Nichtkünstler erklärte, weiß ich nicht. Es ist daher der Titel, den ich meinem Aufsatze gab, wohl ein falscher. Ich hätte nicht schreiben sollen „der Kaiser und Wallot", sondern „Jene guten, an den Kaiser sich drängenden Leute, welche Wallot durch ihren Klatsch eins auswischen wollen, und Wallot selbst!" Oder „Der Kaiser, wie ihn jene haben möchten, und Wallot!"

Es sei mir gestattet, nun mich mit den unverantwortlichen und unverantwortlich handelnden Zwischenträgern zwischen Herrscher und Volk auseinanderzusetzen. Ich will aus den verschiedenen Aeußerungen, welche sie colportiren, mir die Kunstanschauungen, welche sie dem Kaiser andichten, aufzubauen suchen und mich dann fragen, ob diese Ansichten ein so moderner Mann, wie Kaiser Wilhelm II., haben kann.

So weit ich ästhetische Anschauungen geschichtlich zurück zu verfolgen vermag, gab es nur eine Zeit, in welcher man Kunst und Architektur in einen Gegensatz zu einander stellte. Es war der während der Herrschaft der romantischen Philosophie, in der Schelling-Hegel'schen Periode. Damals war die idealistische Kunstanschauung allgemein verbreitet, namentlich auch bei den Künstlern. Das Kunstwerk sollte nicht Naturnachahmung, sondern Darstellung eines Urbildes, einer tieferen Idee von der Natur sein; das Bauwerk hatte kein solches Urbild, also vermochte es nichts zu idealisiren. Das Kunstwerk sollte ferner ohne äußeren Zweck, sondern nur sich selbst Zweck sein. Weil nun die Architektur einen Zweck hat, ja, wie jeder Verständige weiß, in der Zweckerfüllung ihre Aufgabe sucht, so kann sie keine Kunst, der Architekt also kein Künstler sein. Diese Ansichten sickerten langsam durch, vor dreißig, vierzig Jahren waren sie weit verbreitet. Damals unterschied man aus logischen Gründen zwischen Künstlern und Architekten. Heute denkt kein in unserer Zeit lebender Mensch mehr an diese Anschauungen.

Aeltere Leute haben die Eigenthümlichkeit, daß sie aus einem noch so langen Gespräche sich nur das merken, was in ihren Kram paßt. Ein solcher alter Herr aus dem römischen Künstlerkreis, einer der langlockigen Generalpächter des Idealismus, mag es gewesen sein, der uns weiß machen will, unser junger Kaiser sei noch heute von jener der Baukunst feindlichen Aesthetik beherrscht, gegen welche schon vor des Kaisers Geburt, schon 1860, Semper in der Vorrede zu seinem „Stil" sagt, sie destilliren aus der vollen Traube der Kunst nur den Schnaps ästhetischer Theorie. Es wäre ein Hohn auf die ganze lebensvolle Persönlichkeit Wilhelms II., wollte man glauben, daß er so gänzlich abgethanen Anschauungen aus Großvaters Zeiten heute noch huldige, als stehe er noch in der nun fast von aller Welt glücklich überwundenen Zeit des „Spekulirens auf dürrer Haide!"

Darum zweifle ich keinen Moment, daß Kaiser Wilhelm II. mißverstanden wurde, da er von den Architekten als Nichtkünstlern gesprochen haben soll. Hätte man gleiches von Kaiser Wilhelm I. erzählt, so hätte es sich aus der zu dessen Jugendzeit herrschenden Ansicht erklären lassen: aber diese Zeit ist seit bald 50 Jahren altmodisch geworden. Ich glaube namentlich deshalb nicht daran, weil man von Kaiser Wilhelm II. sonst über die Architektur Ansichten ausgesprochen hört, welche beweisen, daß er die Regungen der modernen Kunst sehr wohl zu würdigen versteht und die an gesunder Modernität über der Phantasie der Väter jenes Klatsches stehen.

Zunächst ist er sichtlich beseelt von dem Gedanken des Individualismus im Kunstschaffen. Der Ausspruch, welchen die Zeitungen uns zutrugen, daß der Kaiser sich beengt fühle durch Baucommissionen, ist vielleicht auch in dieser Form etwas von der Absicht des lieben Berichterstatters gemodelt, auch den Commissionen eins auszuwischen, aber in ihm steckt sicher etwas Wahrheit. Der Kaiser will sich selbst künstlerisch zum Ausdruck bringen, dort wo er selbst baut, das haben zahlreiche seiner Handlungen bewiesen. Das ist eine so rechte, vornehme, durchaus moderne, echt kaiserliche Anschauung, daß der Klatsch auf diese nicht wohl selbständig verfallen kann. Er hat überall bewiesen, daß er ein selbständiges Urtheil habe, daß er den Künstler herauszugreifen weiß, der seinen Ansichten entspricht.

Das Wesen des Individualismus besteht eben darin, daß man erstens sich selbst als berechtigtes Dasein kräftig empfindet und zweitens, daß man anerkennt, auch andere Wesen haben das gleiche Recht. Im Individua-

lismus liegt daher der höchste Stolz und die höchste Bescheidenheit. Er erkennt, daß jede seelische Freude bedingt ist von dem Temperament, den Anlagen, der Bildung des Genießenden, daß es nicht eine absolute Schönheit gibt, wie die romantische Philosophie faselte, sondern daß das Wort Schönheit nur das Verhältniß eines Gegenstandes zu einem Menschen bezeichnet, daß also derselbe Gegenstand für den einen schön, für den anderen häßlich erscheinen kann, ohne daß nothwendig deshalb der eine einen guten und der andere einen schlechten Geschmack habe. Zur Zeit Raffael's haßte man die Gothik. Mit Abscheu hätte dieser große Meister den Kölner Dom betrachtet, wie Winkelmann bekanntlich Raffael's Sixtina als „nicht eben in seiner besten Manier" bezeichnete, Mengs und Knobelsdorf sich über Raffael's Farbe und Composition lustig machten. Es fehlte jenen Zeiten noch die historische Kunsterkenntniß, welche jetzt leicht zu erwerben ist, daß nämlich ihr über große Leistungen Anderer absprechendes Urtheil nur begründet war auf einer anderen Weltanschauung, und von dieser aus durchaus richtig begründet war. Geschmack haben, heißt eben ein seiner Weltanschauung entsprechendes Schönheitsgefühl besitzen. Der Geschmack von gestern ist nothwendigerweise ein anderer als der von morgen, der der Alten ist nicht der der Jungen, er wandelt sich im einzelnen Menschen wie in der Zeit und reißt Fürsten und Völker mit sich fort!

Der Kaiser hat sicher erkannt, daß in Wallot vor ihm einer der am schärfsten ausgeprägten modernen Künstlernaturen steht. Wenn z. B. der Kaiser eine ruhigere Monumentalität von der Berliner Architektur fordert, so ersieht man gerade hieraus, daß Wallot sein Mann sein muß. Wo des Reichtagsbaumeisters Schüler hervortraten, da bewiesen sie auf das Deutlichste, daß er auf gleiche Ziele hinweist, wie es der Kaiser gethan haben soll. Es hat sich im Atelier Wallot ein wahrer Haß gerade gegen den nach jenen Berichten auch vom Kaiser getadelten Schematismus der Säulenordnungen herausgebildet, der ohne Zweck dies höchste Ausdrucksmittel der Baukunst an ungeeigneten Orten aushäuft. Wenn ich nicht irre, war es Wallot's Schüler, Otto Rieth, welcher in derbem Werkstättendeutsch die Säule die „Hure der Baukunst" nannte. An allen Arbeiten der Schule spürt man die sinnlich kraftvolle, süddeutsch lebenswarme Kunst, die von Wallot ausgeht. Der Kaiser hat ja selbst erst in jüngster Zeit bewiesen, daß nicht die Säule, sondern der Mißbrauch mit der Säule ihn beleidigt, als er Halmhuber's säulenreiche Architektur zum Nationaldenkmal ausführen zu lassen befahl. Und Halmhuber erwies sich in seiner Architektur — das wird er selbst gewiß gern jedem sagen, der es hören will — so recht als Wallot's Schüler. Dem Meister huldigt aber die deutsche Künstlerschaft aller Orten wegen der großen befreienden Anregungen, die sein noch nicht einmal fertiger Reichstagsbau ausstrahlt. Ich habe selten von Bildhauern mit solch geradezu schwärmerischer Verehrung von einem Architekten als „ihrem Manne" reden hören, wie von Wallot. Man erhofft und erblickt in ihm das Haupt der Deutschen Architektur. Man verkennt zwar nicht, daß manche seiner Bildungen uns fremdartig, hart, gewaltsam erscheinen. Aber der echte, große Künstler hat nicht zu bieten, was die Menge liebt; denn diese liebt nur was sie schon kennt. Er soll die Menge auf seine Bahnen ziehen, er soll sie zwingen, sein Empfinden auch ihrerseits als schön anzuerkennen, so sauer es ihr Anfangs werden mag. Jeder echte Meister macht daher Zukunftskunst. Auch von Richard Wagner sagten einst fast Alle, er sei „geschmacklos". Auch seine Kunst mochte Kaiser Wilhelm I. anfangs nicht leiden. Aber der alte Herr kannte viel zu sehr die Größe seiner Situation, um nicht sofort zu empfinden, daß es der Majestät der Krone nicht schadet, wenn sie der Majestät der Kunst huldigt. Sie stehen nicht eine über der anderen, diese Gewalten, sondern eine neben der anderen. In Wallot steckt nun etwas von der hinreißenden Kraft Wagner's. Man kann sich gegen diese sträuben, man kann seine Ziele für nicht die rechten halten, aber über den Willen auch der Fürsten und Großen hinaus erhebt sich der gewaltige Wille des Künstlers, der der neuen Zeit den neuen Ausdruck schafft. Es wäre Vermessenheit, wenn der Zeitgenosse zu entscheiden wagte, ob in Wallot oder einem Anderen die für die Zukunft umbildende künstlerische Kraft liegt. Es hieße aber auch die Höhe unterschätzen, auf welche der Kaiser durch sein Amt gestellt wurde und die Weite des von dort möglichen Umblickes, wollte man sich weiß machen lassen, daß er das Uebergewicht Wallot's über seine Fachgenossen nicht bemerkt habe. Es kann der Kaiser sehr wohl gesagt haben, der Reichstagsbau entspreche nicht seinem Geschmack, nicht aber er sei eine Geschmacklosigkeit. Man müßte dann dem Kaiser zumuthen, er wolle durch ablehnende Kritik der Kunst die Richtung angeben. Und diesen Gedanken wird jeder, der des Kaisers Thun mit aufmerksamer Freude beobachtete, als unpassend von vorn herein ablehnen, ja als Beleidigung gegen des Fürsten klare Selbsterkenntniß. Denn der Mäcen kann zwar den rechten Meister suchen, finden und halten — und darin liegt *seine* Größe. Aber er selbst kann die Kunst nicht fördern, er kann sie nicht weiter bilden.

Ich glaube daher nicht, daß die Aeußerung von der angeblichen „Geschmacklosigkeit" des Reichstagsgebäude in dieser Form wirklich vom Kaiser kommt; ich glaube es um so weniger, als sie den ausgesprochenen Ansichten des Kaisers widerstreitet, der stets sich gegen die Tadelsucht derer richtete, die das Getadelte selbst nicht besser machen können, gegen die Nörgler, gegen die Leute des „Aber!"

In den schweren Zeiten, welchen unser Vaterland durch den drohenden Conflict entgegengeht, hat solcher Hof- und Künstlerklatsch seine besondere Gefahr, nämlich die, daß er das Verhältniß zwischen dem Fürsten und den Künstlern trübt und somit das Verhältniß auch zu den Kunstfreunden, die in den angegriffenen Künstlern ein Stück auch ihrer Idealität gekränkt fühlen. Und derer gibt es mehr als man glaubt! Da der Kaiser sicher keine ästhetische Vorlesung halten wird, in welcher er seine Anschauungen klar legt, so hat leider Jder Gelegenheit, ihm seine Anschauungen zu supponiren und nach seinen kleinen Wünschen mit entstellten kaiserlichen Worten herumhausirend gegen Den oder Jenen Stimmung zu machen. Das ist die Kehrseite vom Individualismus in der Kunst, von des Kaisers höchst bewundernswerthem Kampf gegen die Commissionen, von seinem Bestreben, bei den von ihm abhängigen Bauten sich als Bauherr künstlerisch zum Ausdruck zu bringen.

Die Baukunst unter Wilhelm I. brachte es zu keinem charakteristischen Gebilde, soweit die Commissionen herrschten; die unter Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm IV. erhielt zwar eine eigenartige Gestaltung, weil der Fürst selbst seinen Willen über den der Künstler stellte, und zwar je nach Maßgabe der Bedeutung des Fürsten selbst, aber auch die Kunst unter Friedrich dem Großen brachte es nur, so weit dieser Knobelsdorf gewähren ließ, zu selbständigen Stilgebilden. Sie blieb sonst Nachahmung der Franzosen. Die Kunst unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm III. leistete das Höchste, weil jene beiden Fürsten in Schlüter und Schinkel den Ausdruck ihrer Person fanden und durch diese sich und ihre Zeit zum Ausdruck brachten. Zum königlichen Willen fand sich hier der feine Blick für den Mann, der im einzelnen Schaffensgebiet genug *kann*, um das Erwünschte durchzuführen und die menschlich große Selbstbeschränkung, dem als Könner, als Künstler Erkannten freie Hand zur Gestaltung zu gewähren. Von letzterer Art, so hoffen wir, wird auch Kaiser Wilhelm II. sein. Er ließ Raschdorff den Dom bauen, wie ihn sein Vater gewünscht hatte. Wallot baut den Reichstag nach den Plänen, welche Kaiser Wilhelm I., hierin endlich einmal ganz der eigenen Initiative folgend, den Commissionen zum Trotz durch Wallot auszuführen befahl. Der Vorwurf, daß sie der „Gipfel der Geschmacklosigkeit" seien, träfe also auch den alten Herrn. Glaube wer will, daß dessen eigner Enkel diesen Vorwurf über die Lippen gebracht habe, selbst wenn der Kaiser Wallot's kühn vorwärtsschreitende Stilformen einstweilen noch nicht billigt. Ich möchte es geradezu als eine prophetische Hinterlassenschaft des Stifters des Deutschen Reichs betrachten, daß er durch die Formensprache des Reichshauses und durch die Berufung Wallot's Berlin von der akademischen Fessel im Monumentalbau befreite!

Und nicht bloß Wallot feindselig ist dieser Klatsch; er richtet sich auch mittelbar gegen den Kaiser. Denn dieser selbst gab die Genehmigung zur Durchführung der ihm im Entwurf wiederholt vorgelegten Wallot'schen Pläne. Darum zweifle ich nicht, daß kein Wort an all dem Gerede wahr sei, sondern daß intriguante Zwischenträger hier den Kaiser gegen sich selbst ausspielen wollen!

Cornelius Gurlitt.

---

# Notizen.

*Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's.* Erster Theil: Jugenderinnerungen. (Leipzig, S. Hirzel.) Der Name von Theodor Bernhardi, dem bedeutendsten Militärschriftsteller der Neuzeit, wie Moltke ihn nannte, wird sich eines dauernden Ansehens erfreuen, und die Lebenserinnerungen, die aus seinem Nachlaß gespendet werden, sind eine überaus dankenswerthe Gabe. Dieser erste Theil umfaßt die Jugend- und Studienjahre, die Zeit von 1805 bis 1834 und enthält Tagebuchaufzeichnungen, Briefstellen und andere Aeußerungen, die von einem Freunde des Verstorbenen geordnet und mit verbindendem Text aneinander gereiht sind. Bernhardi's Mutter war Sophie Tieck, die Schwester des Dichters und des Bildhauers, in den Kreisen der Romantiker zu Hause und wie auffallend viele Frauen dieses Kreises in unglücklicher Ehe mit dem ausgezeichneten Sprachforscher August Bernhardi lebend. Nach ihrer Trennung von ihm heirathete sie einen esthländischen Adligen, von Knorring; der Sohn blieb bei ihr und fand an ihrem zweiten Gatten einen treuen Vater. In Rom, Wien und München verliefen die Jugendjahre des Knaben, dessen treues Gedächtniß auch aus dieser Frühzeit manche interessante Erinnerung festgehalten hat. 1812 begab sich die Familie nach Esthland auf die Knorring'schen Güter und hier verbrachte der heranreifende Jüngling sechs Jahre unter mannigfachen Studien, wie der Zufall die Bücher in seine Hand brachte, aber mit ausgesprochener Vorliebe für die Kriegswissenschaft, die er, so gut es ging, systematisch betrieb. Sein Wunsch, in's preußische Heer einzutreten, ging aus nicht näher erörterten Gründen nicht in Erfüllung. In Heidelberg lag er juristischen und historischen Studien ob und vollendete seine Ausbildung in Paris und Mailand. Beim Tode der Mutter, der seine Uebersiedelung nach Petersburg zur Folge hatte, bricht der vorliegende Band ab. Die wichtigste Zeit in Bernhardi's Leben steht also noch aus, aber ganz ohne interessante Ereignisse und Beiträge zur Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten ist auch dieser Anfang des Memoirenwerkes nicht. Goethe, die

Romantiker, Bettina und Andere finden Erwähnung, Fritz Jacobi und Schelling verkehrten im elterlichen Hause, politische Persönlichkeiten wurden ihm bekannt, die Schilderung der esthländischen Jahre läßt einen Einblick in ganz eigengeartete, sonst wenig bekannte Verhältnisse thun, und unter alledem zieht das sich entwickelnde Kind, des Mannes Vater, den Blick mit Theilnahme auf sich. Unsere Memoirenliteratur wächst in erfreulicher Weise und gewinnt durch Bernhardi's Erinnerungen einen gehaltvollen Zuwachs, den die späteren Bände noch erhöhen werden. Nach ihrem Erscheinen werden wir des Näheren darauf eingehen. G.

Vaterländisches Gedichtbuch. Herausgegeben von Franz Lindner. (Berlin, Mittler & Sohn.) Eine treffliche Anthologie, die als Unterrichtsbuch an höheren Lehranstalten in Gebrauch genommen werden soll, gleichzeitig aber als Hausschatz deutscher Dichtkunst von selbständigem Werth angesehen werden kann. Auch Fabeln, Sprüche, Oden, Elegien sind, wie billig, herangezogen, doch ist das Hauptgewicht auf die patriotische Tendenzdichtung gelegt, für süddeutsche und österreichische Leser wohl etwas zu sehr borussenthümlich, aber sonst geschmackvoll und so vollständig, daß man kaum ein bekannteres Lied vermissen wird. Sonderbarerweise ist Heinrich von Kleist nicht vertreten. Vielleicht schöpft der Verfasser in einer nächsten Ausgabe weniger aus anderen Anthologien und mehr aus den Quellen; auch ein Register der Liedanfänge ist wünschenswerth. Gegen einige Unterschriften ist Verwahrung einzulegen. Matthissон ist überall fälschlich mit nur einem s gedruckt. Bei Hoffmann und Müller wird von Fallersleben und von Königswinter verschämt eingeklammert, damit nur ja das Heroldsamt nicht Einspruch erheben soll, und der demokratische Feodor Wehl würde sich im Grabe umdrehen, wenn er sich hier dreimal als Feodor von Wehlen angeführt sähe. Die Nobilitirung einiger Anderer ist dem Herausgeber gewiß nicht bekannt geworden, sonst würden wir wohl ehrerbietigst von Hermann von Lingg, Friedrich von Bodenstedt, Hans Ritter von Hopfen lesen, die doch alle so geschmackvoll sind, ihre Dichter-Signatur wenigstens vor der adeligen Partikel zu bewahren.

Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit (1791 bis 1794.) Von Julius Eckardt. (Leipzig, Duncker & Humblot.) Sieben meisterhafte Essays, gleichsam zur hundertjährigen Wiederkehr der ausgehenden französischen Revolution verfaßt und zusammengestellt. Der öffentliche Ankläger des Revolutionstribunals; Unsere liebe Frau vom Thermidor; Josephine Beauharnais und Delphine de Custine; Marat, Hebert und Chaumette, Ausländer im revolutionären Paris, Postmeister Drouet, — nicht alle und auch nicht die wichtigsten Revolutionshelden werden geschildert, aber das großartige Bild der blutigen Erhebung kommt doch mit vollendeter Plastik zur Erscheinung. Eckardt ist mit den neuen und neuesten Forschungen völlig vertraut und hat auf eigene Faust gar Manches aus den Quellen geschöpft, aber er ist auch ein Herzenkenner, ein Psycholog und ein Stück von einem Dichter, wie mehr als eine seiner Schilderungen deutlich beweist, z. B. Danton's zweite Eheschließung mit all ihren bewegenden Peripetien. Der durch Dahlmann u. A. idealisirte Mirabeau wird auf Grund der neuen Forschungen von Loménie u. A. der „genialste und charakterloseste Theilnehmer der Nationalversammlung" genannt, der Sündenbock Robespierre kommt ziemlich gut fort, aber der Versuch, Danton von dem Verbrechen der Septembermorde zu reinigen, ist nur halb gelungen. Gewiß ist es schwer, zwischen dem alles beschönigenden Louis Blanc und seinen Anhängern und dem alles grau in grau zeichnenden Taine die richtige Mitte zu finden. Eckardt hat wohl in den meisten Fällen das Wahre getroffen, und dabei ist seine Darstellung überall eine so künstlerische, daß sie auch den verwöhntesten Leser befriedigen muß.

Details Berliner Neubauten herausgegeben von R. Bieber. (Berlin, W. Schultz-Engelhard.) Mit diesen stilvollen Fassaden- und Innenstuck-Decorationen stellt sich ihr Urheber in die erste Reihe unserer Bildhauer-Architekten. Er hat sich offenbar an Schlüter gebildet, lehnt sich aber namentlich an Begas, doch findet er zwischen beiden Meistern eine durchaus selbständige Stellung und kraftvoll künstlerische Eigenart. Schlußsteine mit ausdrucksvollen Mascarons, effectvolle Consolköpfe, Pilasterdecorationen, Dach- und Thürbekrönungen, Füllungen, ein Thürаufsatz und ein Schiffsschnabel, meist Rococo und Barock und immer edel und stilgerecht in Figur und Ornament, geben uns einen großen Begriff von dem Erfindungsgeist und der stets künstlerischen Technik des Bildners. Architekten, höhere Baubeamte, Stuckateure und Bildhauer werden aus diesen 25 prachtvollen Lichtdrucken künstlerische Anregung schöpfen, aber auch jede größere Bibliothek sollte sich die schöne Mappe anschaffen. Der rührige Verlag von W. Schultz-Engelhardt, der sich mit Otto Lessing's Barock- und Rococodecorationen so imponirend einführte, verdient auch für diese neuen Kunstblätter den Dank und die Aufmunterung aller Kunstfreunde.

Lieder der Waldfrau von Heriberta von Poschinger. (Heinz Offer). (München, Dr. E. Albert & Co.) Die Gattin des bekannten Biographs von Bismarck, Bucher und Lassalle bietet hier manches nur halb Gelungene, aber nichts Schlechtes. Dafür ist zumal in den Naturbildern Vieles fein empfunden und echt weiblich gemüthvoll, wie „Wandlung", „Verarmt", „Das Nest", im „Frühling" ꝛc. „In der Waldkapelle" lautet ganz anmuthig:

Wo früher stand der Kelch verschlossen
In goldner Nische am Altar,
Baut sich aus Gras und Tannensprossen
Sein Nest ein wildes Taubenpaar.
So ringsum Zeichen des Verfalles,
Nur die Natur erschöpft sich nie,
Und ihre Liebe schlingt um Alles
Den Blüthenkranz der Poesie.

Kleine Poetik. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte von C. Beyer. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ein Auszug aus des bekannten Rückert-Forschers dreibändigem Werk, von dem wir freilich f. Z. nicht viel Gutes zu melden wußten. Von den Geschmacklosigkeiten der großen Poetik mit ihrer deutsch-nationalen Metrik und Strophenbenennung, der Richard Cabanis-Weise, der Conrad Beyer-Weise u. s. w. hält sich das geschickte und nützliche Excerpt so ziemlich frei, und nur selten noch verfällt der Autor in Beckmesser'sche Tabulatur. Recht verkehrt und bedenklich ist § 5: „Das dichterische Genie ist nicht angeboren; es muß erworben werden durch angestrengten Fleiß, durch eine Schule der Technik und des Handwerks." Das kann auf dichtende Quartaner nur unheilvoll wirken, und Professor Beyer übernimmt da eine schwere Verantwortung. Daß er unter den historischen Romanen nur drei der Ehre der Anführung theilhaftig werden läßt, darunter seinen eigenen: „Erzherzog Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald" — schon der Titel spricht ganze Bände — ist eine kleine Schwäche, die er mit manchem Literatur-Bearbeiter unserer großen Conversationslexica theilt.

Heimathzauber und andere Novellen. Von E. Wechsler. (Leipzig, W. Friedrich.) Novellen sind es nun freilich nicht, kaum Novelletten, aber kleine Alltagsskizzen, wie sie in einem Zeitungsfeuilleton bequem Platz haben. Für diese short stories ist das liebenswürdige Talent Wechsler's wie geschaffen. Keine psychologischen Kunststücke, keine realistischen Posen, Alles harmlos, anmuthig, beseelt und immer einfach erzählt mit guter Schlußpointe. Einige dieser Erzählungen sind unterhaltende Humoresken, wie „Emils erstes Liebesabenteuer" und die lustige „Geschichte einer verfehlten Ritterlichkeit", und auch die Tragik des modernen Lebens weiß der Verfasser stimmungsvoll und ergreifend darzustellen, so in „Seine Braut". Alles in allem eine vielseitig anregende und unterhaltende Lectüre, ein Buch, nicht in einem Mal zu lesen, sondern in stillen Stunden, wenn man eines Trostes, einer Zerstreuung, einer Aufheiterung bedarf.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Wollny,** Dr. Fr., **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 *Pf.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= *Soeben erscheint* =

*in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:*

*272 Hefte zu je 50 Pf. 17 Bände zu je 8 Mk.*

*17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.*

17,500 Seiten Text. 152 Chromotafeln.

*Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.*

*Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.*

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

**Altbekannte Stahl- und Soolquellen.**

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt

**Fürstl. Brunnen-Direction.**

## HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

### Die Liebhaberkünste,

ein Handbuch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben, von *Franz Sales Meyer.* 2. verb. u. verm. Auflage. Mit 260 Illustrationen. gr. 8°. Br. 7 M., geb. M. 8.25.

### Lederschnitt und Lederplastik,

40 Vorlagen auf 32 Tafeln in Farbendruck mit Pausebogen (natürl. Grösse) nebst **Anleitung zur Lederplastik** nach neuerem vereinfachten Verfahren von *G. Büttner.* In Mappe M. 10.50.

### Neue Kerbschnittmuster,

40 Tafeln qu. Folio mit ca. 200 Gegenständen, von *Clara Roth,* nebst **Anleitung zur Kerbschnitzerei.** In Mappe 11 M.

**Neuere Dichtungen von August Sturm:**

„Lied und Leben", Gedichte, Hamburg, Verlags-Anstalt.

„Donat", Drama, ebendaselbst.

„Merlin", Epos. Köhler, Gera-Untermhaus.

Soeben erschienen:

„Reinhard Frei", Schauspiel aus der Gegenwart. Naumb. a. S., Schirmer.

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

**Friedrich Hebbel's Briefwechsel**

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von **Felix Bamberg.**

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

**Berlin SW.,** Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschien:

**Margarete.**

Eine Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Oktav. 110 Seiten.

Preis geh. *M* 2. In geschmackvollem Einb. *M* 3.

**Novellen aus der Heimath.**

Von **Adolf Wilbrandt.**

Zweite Auflage. Oktav. 310 Seiten.

Preis geh. *M* 3.50. In geschmacko. Einb. *M* 4.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

**Drückt die Militärlast?**

Eine zeitgemäße Frage

besprochen von

**Dr. J. Jastrow,**

Privatdozent an der Universität Berlin.

Preis *M* —.50.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

# Der Alchymist.

## Epische Dichtung in 12 Gesängen

von

**Arthur Pfungst.**

Brosch. *M* 2.—. Eleg. geb. *M* 3.—.

Diese Dichtung, welche den 2. Theil des Epos „Laskaris" bildet, schildert die Weltfahrt des Helden, dessen Jugendzeit im ersten Theil behandelt worden war. Die Kritik hat das Werk eine „Odyssee der Erkenntniß" genannt und festgestellt, daß es sich um eine Arbeit von durchaus origineller Prägung und hohem dichterischen Werthe handelt.

Der Verfasser hat es unternommen, die Frage: „Ist das Leben werth gelebt zu werden" in einer Dichtung großen Stiles zu beantworten. Das außerordentliche Interesse, welches der erste Theil erregt hat, fand seinen Ausdruck in der überaus großen Zahl von Essays und Besprechungen, welche er hervorgerufen. Ausführliche Prospecte sendet die Verlagshandlung auf gefl. Verlangen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 20. Berlin, den 20. Mai 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der neue Reichstag. Von Observator. — Die Sozialpolitik und das Strafrecht. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Die Bodenbesitzreform. Von Paul Siegfried. — **Literatur und Kunst:** Naturwissenschaftliche Bigotterie. Von Hieronymus Lorm. — Protestantischer Kirchenbau. Antrittsrede gehalten an der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden von Professor Dr. Cornelius Gurlitt. (Schluß.) — **Feuilleton:** Lotta. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Die freisinnige Vereinigung. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

### Der neue Reichstag.

Von Observator.

Am 15. Juni wird das deutsche Volk über sich zu Gerichte sitzen und entscheiden, ob es werth ist, zu den großen Nationen gezählt zu werden, denen das nationale Ehrgefühl als oberstes Gebot gilt, oder ob man es als eine Zusammenhäufung (Conglomerat) von Stämmen betrachten soll, die zwar eine und dieselbe Schriftsprache handhaben, von denen jedoch ein Jeder in seinem Denken und Thun von anderen Sonderinteressen und Leidenschaften bestimmt wird. Das deutsche Volk wird entscheiden, ob es das Deutschland vom Jahre 1872 weiter erhalten will, oder sich nach den Zeiten des Bundestags, der Zerrissenheit und des Gespöttes anderer Völker zurücksehnt.

Die Verhandlungen und die Abstimmung des letzten Reichstages über die Militärvorlage haben deutlich gezeigt, daß sämmtliche Parteien den jetzigen Verhältnissen gegenüber mehr oder weniger politisch unfähig sind, daß keine von ihnen sich bereit finden ließ, die Wehrkraft Deutschlands, die Machtstellung des Vaterlandes bedingungslos festzustellen. Keine Partei hat als solche während der Verhandlungen für die Regierungsvorlage gestimmt, ohne daß der Pferdefuß eigensüchtiger Nebenabsichten sichtbar wurde. Die wenigen Mitglieder des Centrums und der freisinnigen Partei, die mehr Vaterlandsgefühl als andere Rücksichten bekundeten, wurden sofort von den Führern verleugnet und zum Austritte gezwungen.*)

Die stärkste geschlossene Partei — das Centrum — hat am entschiedensten bewiesen, was in nationalen Angelegenheiten von ihr zu erwarten steht. Es haben ja manche Mitglieder die Sorge für das Volkswohl herausgekehrt und von der Steuerlast gesprochen, für deren Vermehrung sie die Verantwortlichkeit nicht übernehmen wollen. Aber die katholischen Blätter in Rom**), die Organe der Curie, sind viel offener zu Werke gegangen und haben geradezu erklärt, daß ohne die Zurückziehung des Schulgesetzes die Haltung des Centrums eine ganz andere gewesen wäre. Aus all' ihren Andeutungen läßt sich der sichere Schluß ziehen: wenn der Reichskanzler von Sr. Majestät dem Kaiser die Bewilligung erlangt hätte, die Aufhebung des Jesuitengesetzes einzubringen, und das Schulgesetz katholischen Ansichten entsprechend wieder vorzuschlagen, so konnte er darauf rechnen, daß die Centrumpartei ohne Rücksicht auf irgendwelche Steuervermehrung die Militärvorlage annahm. Den Sozialdemokraten, die Sr. Majestät für seine edlen Bestrebungen, dem Arbeiter bessere Verhältnisse zu schaffen, den Dank erweisen, daß sie bei dem Hochrufe auf den Monarchen den Sitzungssaal verlassen, brauchen wir wohl keine besonderen Betrachtungen zu widmen; auch den Antisemiten nicht, die gewiß damit einverstanden sind, daß bei einem nächsten Kriege die Juden für das deutsche Vaterland tapfer kämpfen, auch Geld hergeben, wenn ihnen dafür nur nicht die mindeste Beförderung im Militär- oder Civildienst gewährt wird.*) Den Conservativen würden wir unbedingt die politische Fähigkeit zuerkennen, wenn sie nicht während der wichtigsten Verhandlungen mit ihren Währungsfragen hervorgetreten wären, die im jetzigen Momente nur ein Theilinteresse darstellen.

Denn sagen wir es gerade heraus: die Zeitlage ist eine solche, daß Reaction oder Fortschritt, Schutzzoll oder Freihandel u. s. w. ad infinitum ganz gleichgültige Schlagworte sind, die nur im Wahlkampfe zur Bedeutung gelangen können, aber ohne Wirkung bleiben gegenüber der Hauptfrage: Soll Deutschland eine Großmacht bleiben oder wieder in Zerrissenheit verfallen? Die Wehrkraft Deutschlands muß derartig gefestigt werden, daß es stark genug dasteht, um allen Feinden die Stirne zu bieten und des Sieges sicher zu sein — soweit menschliche Berechnung das voraussehen kann und darf. Nur eine solche Festigkeit der deutschen Wehrkraft bietet wahre Bürgschaft für den Frieden; die anderen Nationen werden sich dann lange besinnen, uns anzugreifen. Ist einmal der Friede in solcher Weise gesichert, dann können wieder die Parteiprinzipien in den Vordergrund treten, dann mögen die Herren ihre Redekriege nach Herzenslust führen, dann wird auch der Regierung die Nothwendigkeit einleuchten, daß sie in den inneren Verhältnissen ein Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Steuerlast nach und nach erziele. Aber jetzt darf keine andere Frage in Betracht kommen als: Deutschlands Kräftigung oder Schwächung?

*) Die Spaltung in der ohnehin kleinen freisinnigen Partei ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Männer wie Bamberger, Barth u. A. haben erkannt, daß die ernste Sachlage jede andere Rücksicht als die für die Stärkung des Vaterlandes gegen das Ausland zurückdrängt. Wir werden gewiß nicht in den Verdacht des Liberalismus gerathen, wenn wir unser tiefes Bedauern aussprechen, daß ein Mann wie Bamberger, des Kampfes müde, jede weitere Thätigkeit im neuen Reichstage so ganz entschieden ablehnt.

**) In einigen Blättern ward die Mythe verbreitet, Se. Heiligkeit der Papst wolle die Völker und Regierungen zu allgemeiner Abrüstung ermahnen. Ein allgemeiner Frieden, der die italienische Regierung festigte und die letzte Hoffnung auf Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes beseitigte! Das der römischen Curie zuzumuthen, dazu gehört doch ein starker Glaube — aber keinesfalls ein katholischer!

*) Ob es den Geboten der Staatsklugheit entsprach — von der „Humanität" kann heutzutage nicht die Rede sein — daß die Regierung die Fluth anschwellen ließ, bis sie alle Dämme durchbrach und der Grundschlamm hervortrat?

In den Wahlkampf des 15. Juni treten vor Allem zwei Mächte: die römisch-katholische Partei und die Sozialdemokratie, keine andere Partei bildet eine so feste geschlossene Macht. Was von den beiden zu erwarten steht, liegt klar. Ihnen gegenüber gibt es nur eine sichere: die monarchische; an diese appelliren wir, und an die Regierung, welche der Monarch mit seiner Vertretung betraut hat. Sie kann nicht Alles, aber sehr vieles beitragen zur Klärung, wenn sie die nöthige Kraft und Entschlossenheit entfaltet. Sie muß vor Allem dem Monarchen die Sachlage genau darlegen, ohne Rücksicht für irgendwelche Partei. Sie muß Se. Majestät den Kaiser bitten, daß er die deutsche Nation daran erinnere, was sie sich schuldet. Ein kaiserliches Mahnwort, ja eine leise Andeutnng aus des Kaisers Mund wird genügen, den nächsten Reichstag vor den meisten unsauberen Elementen des letzten zu bewahren, vor Leuten, denen es nur darum zu thun ist, Scandal zu erregen, vor den Leuten, die Deutschlands Ehre vor dem Auslande auf das tiefste geschmäht haben und vor jenen Vaterlandslosen, die ganz offen die Auflösung aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse anstreben. Ein solches kaiserliches Mahnwort mag vielleicht „unconstitutionell" erscheinen, aber das Uneonstitutionell-Vernünftige ist doch jedenfalls viel besser, nützlicher, als all das Constitutionell-Unvernünftige, daß die Verhandlungen des letzten Reichstages zu Tage gefördert haben.

Und so schließen wir mit den Worten, mit denen wir begannen: Am 15. Juni wird das deutsche Volk über sich zu Gericht sitzen und entscheiden, ob es werth ist, zu den großen Nationen gezählt zu werden; und wir rufen ihm die Worte zu, die ein edler freiheitbegeisterter, echt deutscher Dichter, Schiller, dem wackersten Kriegerhelden, Dunois, sprechen läßt:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

## Die Sozialpolitik und das Strafrecht.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Wie von dem bürgerlichen Rechte, so wurde auch lange Zeit von dem Strafrecht die Bedeutung zum größten Theile verkannt, welche die Sozialpolitik für das von ihm beherrschte und zu regelnde Gebiet besitzt; vielleicht noch in höherem Maße als in der Normirung des bürgerlichen Rechtes, hat die Gesetzgebung es unterlassen, bei der Aufstellung der strafrechtlichen Vorschriften den Forderungen der Sozialpolitik Rechnung zu tragen. Diese lange Vernachlässigung macht den Eifer erklärlich, mit dem man jetzt bestrebt ist, das Versäumte nachzuholen. Zwar die Gesetzgebung verhält sich einstweilen noch ruhig und abwartend, noch vorsichtig und zurückhaltend, um so mehr ist man aber in der Wissenschaft an der Arbeit, um den Forderungen der Sozialpolitik Eingang in das Strafrecht zu verschaffen und auch diesen Zweig des Rechtes auf eine den sozialpolitischen Anschauungen unserer Zeit gerecht werdende Höhe zu bringen. Daß der Eifer da und dort zu einem Uebereifer geworden ist und es nicht an Vorschlägen fehlt, welche die Grenze zwischen Sozialpolitik und Strafrecht überhaupt verwischen und den zur Bestrafung begangener Uebelthaten berufenen Richter zu einem sozialpolitischen Helfer machen möchten, kann uns nicht Wunder nehmen. Ist es doch gerade unserer Zeit beschieden, die seltsamsten Vorschläge zur Umgestaltung des Strafrechtes erleben zu müssen, hat sie doch die Erfahrung gemacht, daß eine Schule, welche ihre Ansichten mit feurigem Fanatismus vertheidigt, kein geringeres Ziel erstrebt, als die tausendjährigen Grundlagen der Strafrechtspflege zu beseitigen und an deren Stelle eine Reihe kühner Sätze zu setzen, welche die dem normalen Menschen ohne Weiteres als wahr erscheinenden Begriffe „Schuld" und „Unschuld" als veraltet und unbrauchbar bezeichnen. Diese Vermischung von Sozialpolitik und Strafrecht ist für beide Gebiete gleichmäßig bedenklich und gefährlich. Dem Strafrecht schadet sie insbesondere um deswillen, weil durch sie die Reform der Strafrechtgesetzgebung im sozialpolitischen Sinne, soweit sie berechtigt erscheint, gehemmt und erschwert wird. Der Richter ist nicht dazu da, die sozialen Uebelstände zu heilen und die unbefriedigenden Erscheinungen im gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Leben der Völker und Staaten zu beseitigen, sondern er hat dafür zu sorgen, daß die Rechtsordnung aufrecht erhalten werde und demjenigen, welcher dieselbe antastet, die entsprechende Ahndung nicht vorenthalten bleibe. Eine wesentlich andere Aufgabe hat der Sozialpolitiker: er soll durch geeignete Maßnahmen die Ursachen der Verübung von Verbrechen, soweit dieselben in den gesellschaftlichen Verhältnissen enthalten sind, hinwegräumen, er soll die gesammte öffentliche und private Gesetzgebung, wie auch die staatliche Verwaltung so einrichten, daß sie dem Armen und Unbemittelten, an welchen die Versuchung zum Einbruch in die Rechts- und Gesellschaftsordnung ja in erster Linie herantritt, einen kräftigen Schutz und eine wirksame Unterstützung gewährt. Ihrer Natur nach hat somit die Sozialpolitik einen präventiven, wenn man den der Naturwissenschaft entlehnten Ausdruck gebrauchen will, einen prophylaktischen, die Strafrechtspflege einen repressiven Charakter, und beide werden denselben vermuthlich für immer behalten. Innerhalb ihres weit reichenden Gebietes bewirkt die Sozialpolitik, wenn anders sie nach gesunden Grundsätzen ziel- und zweckbewußt behandelt wird, unmittelbar eine Verminderung der strafbaren Handlungen zwar nicht aller, aber doch sehr vieler Kategorien und schon um deswillen bestehen zwischen ihr und der Strafrechtspflege gewisse enge Wechselbeziehungen, welche nur dann übersehen werden können, wenn man nicht einsieht, daß das Verbrechen eine soziale Erscheinung ist und deshalb mit den zu einer bestimmten Zeit vorhandenen sozialen Zuständen in untrennbarem, ursachlichem Zusammenhang steht. Es ist eine bekannte, durch die statistischen Forschungen in den verschiedensten Ländern bewiesene Thatsache, daß die Zahl der Vermögensverbrechen, vor Allem der Diebstähle durch den Stand und die Bewegung der wichtigsten Lebensmittelpreise beeinflußt wird. Die Preiserhöhung der für die Ernährung der breitesten Bevölkerungsschichten maßgebenden Nahrungsmittel hat regelmäßig eine Vermehrung dieser strafbaren Handlungen zur Folge, während umgekehrt das Sinken der Preise eine Verminderung derselben nach sich zieht. In Zeiten, in welchen die Nachfrage nach Arbeit das Angebot bei Weitem übersteigt, in welchen die Zahl der Arbeitslosen eine besonders große ist, schwillt das Budget der meisten strafbaren Handlungen erheblich an. Nicht nur die Zahl der wegen Diebstahls jeder Art bestraften Personen ist in denselben eine außergewöhnlich hohe, sondern auch die Zahl derjenigen, welche wegen Bettelns und Landstreicherei zur Bestrafung gezogen werden, ja die Statistik läßt uns auch nicht im Zweifel darüber, daß in solchen Zeiten die Zahl jener verlorenen weiblichen Wesen, welche sich durch die Schande ernähren, eine besonders erhebliche ist. Die Strafrechtswissenschaft, welche dies übersehen wollte, würde mit Recht dem Vorwurf sich ausgesetzt sehen, daß sie für die ätiologische Seite der Criminalität blind ist. Sie kann allerdings nicht unmittelbar hierauf einwirken, aber wohl ist sie berechtigt und verpflichtet, den Staat und die Gesetzgebung hierauf aufmerksam zu machen und daran zu erinnern, daß jede Maßregel, welche die Bedürfnißbefriedigung der unbemittelten Schichten erschwert, welche den Daseinskampf verschärft, sich durch eine Vermehrung der strafbaren Handlungen bitter rächt. Es hieße der Strafrechtswissenschaft eine der fruchtbarsten Seiten ihrer Thätigkeit entziehen und eine ihrer wichtigsten Aufgaben verschließen, wollte man ihr es versagen, die sozialen Ursachen der Verbrechen zu ergründen und festzustellen, die Strafrechtspolitik würde damit lahm gelegt, denn es ist klar, daß das Streben jeder Strafrechtspolitik sich auf die möglichste Verminderung der Verbrechen richtet, welche ihrerseits ohne die sorgfältige Erforschung der Ursachen der Verbrechen nicht zu erreichen ist. Am weitesten geht in der Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse für die Criminalität der Sozialismus, dessen Stellung zu der Reform der Strafrechtspflege überhaupt eine ganz eigenartige ist. Nach Ansicht des

Sozialismus ist das Verbrechen überhaupt lediglich ein Product der bestehenden sozialen Ungleichheit und würde daher verschwinden, wenn die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse im Sinne der sozialistischen Forderungen umgestaltet wären; nicht nur die Vermögensverbrechen werden in dem sozialistischen Zukunftsstaate unbekannt sein, sondern auch die Verletzungen der Sittlichkeit, der Ehre und der Gesundheit, gar nicht zu reden von den Verbrechen gegen den Staat, die ja durch die Beseitigung der Staatsgewalt schon zur Unmöglichkeit geworden sind. Der bedeutendste Schriftsteller des deutschen Sozialismus, A. Bebel, hat sich über diese Zukunftsmusik in seinem vielgelesenen Buche „Die Frau und der Sozialismus", übrigens einem streng sittlichen Werke, in erwünschter Ausführlichkeit ausgelassen und es mag wohl gestattet sein, die Ansichten desselben mit seinen eigenen Worten hier wieder zu geben: „Man kennt künftig," sagt Bebel, „weder politische Verbrechen und Vergehen mehr, noch gemeine; die Diebe sind verschwunden, weil das Privateigenthum verschwunden ist und Jeder in der neuen Gesellschaft seine Bedürfnisse leicht und bequem, gleich allen Anderen, durch ehrliche Arbeit befriedigen kann. Stromer und Vagabunden existiren ebenfalls nicht mehr, sie sind das Product der auf Privateigenthum beruhenden Gesellschaft und hören auf zu sein, sobald dieses fällt. Mord! Weshalb? Es kann Keiner am Anderen sich bereichern und der Mord aus Haß und Rache hängt direct oder indirect mit dem heutigen Sozialzustand der Gesellschaft zusammen. Meineid, Urkundenfälschung, Betrug, Erbschleicherei, betrügerischer Bankeroti? Das Privateigenthum fehlt, an dem und gegen das diese Verbrechen begangen werden konnten. Brandstiftung? Wer soll daran Freude oder Befriedigung suchen, da die Gesellschaft ihm jede Möglichkeit zum Haß nimmt? Münzverbrechen? Ach, das Geld ist nur Chimäre, der Liebe Müh war umsonst. Religionsschmähung? Unsinn; man überläßt dem allmächtigen und allgütigen Gott zu bestrafen, wer ihn beleidigt, vorausgesetzt, daß man sich noch um die Existenz streitet." Aehnliche Ansichten hat in seinem überaus verbreiteten Staatsromane „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000" Bellamy entwickelt; der amerikanische Schriftsteller ist aber oberflächlich und stellt außerdem die allerdings nicht neue Behauptung auf, daß die meisten Verbrecher geisteskrank seien. Man kann nun schwerlich bestreiten, daß das Bild, welches Bebel von dem sozialistischen Zukunftsstaate entwirft, von diesem Standpunkte aus ein verlockendes ist; wie schön muß die Welt sein, wenn die finsteren Leidenschaften der Menschenbrust sanften Regungen Platz gemacht haben, wenn das Verbrechen unbekannt ist, wenn statt Haß und Neid Liebe und Freude die Menschen beseelt? Wird dann nicht das messianische Reich vorhanden sein, in welchem Lämmlein neben Tigern und Panthern friedlich auf grünem Rasen weiden? Das Zukunftsbild spricht für die Phantasie der Maler, die es gemalt, es hält aber vor dem nüchternen Auge der Kritik nicht Stand. Gewiß würden in der sozialistischen Gesellschaft die Vermögens-, Religions- und staatlichen Verbrechen unbekannt sein, aber Nichts spricht dafür, daß auch die übrigen Verbrechen durch die Sozialisirung der Gesellschaft beseitigt würden; der Sozialismus rechnet auf eine völlige Umgestaltung der menschlichen Natur als Folge der Beseitigung des Eigenthums, aber mit welchem Rechte? Weshalb soll in der das Privateigenthum nicht kennenden Gesellschaft Liebe und Eifersucht kein Verbrechen hervorrufen? Wird in derselben der Mann vielleicht aufhören, das Weib zu begehren, dessen Anblick seine Sinne erregt, sein Herz entflammt, wird nicht vielmehr die vom Sozialismus geplante Beseitigung der heutigen Ehe zahlreiche Schranken aus der Welt schaffen, welche heute die stärkste aller Leidenschaften eindämmen? Es spricht somit mit Nichten ein ersichtlicher Grund für die Richtigkeit des sozialistischen Zukunftsbildes, auch dann nicht, wenn man sich rückhaltlos auf den Boden der sozialistischen Voraussetzungen stellt. Natürlich kann die Strafrechtswissenschaft über derartige unwissenschaftliche Anschauungen nur ein absprechendes Urtheil fällen und muß dieselben mit den phantastischen Schilderungen des gelobten Landes der Träume auf eine Stufe stellen, welche in den Staatsromanen eines Thomas Morus, Campanella, Cabet und anderer Staats- und Gesellschaftsverbesserer vielfach anzutreffen sind. Paradiesische Zustände haben unter den Menschen niemals existirt und werden niemals existiren; so lange der Mensch Mensch ist, werden seine Triebe sich vielfach in einer Weise geltend machen, welche mit dem Wohle und Interesse der Gesammtheit unverträglich ist. Diese Wahrheit ist bitter, aber darum nicht minder wahr und für die Wissenschaft sowohl wie für die Gesetzgebung könnte es nur verhängnißvoll sein, wenn sie sich von dem thatsächlichen Boden der Verhältnisse entfernten und utopischen Träumen nachjagten. Das Strafrecht soll aber seine Normen nicht einer angenommenen Theorie entsprechend anpassen, sondern es soll sie nach den sozialpolitischen Bedürfnissen richten und hierbei ganz besonderes Gewicht auf die Bedürfnisse der Armen und Darbenden, der Mittellosen und Elenden legen; auch die Erfüllung dieser Forderung scheint keiner Rechtfertigung zu bedürfen und gleichwohl fehlt es an ihr in den geltenden Strafgesetzgebungen noch so gut wie gänzlich. Ein Blick in die Strafgesetzbücher zeigt uns die Richtigkeit dieser Behauptung. Das Rechtsgut, mit dessen Beschützung sich die Gesetzbücher in erster Linie beschäftigen, bildet das Vermögen; in weit geringerem Maße wendet der Staat der Beschützung der Ehre, der Gesundheit, der weiblichen Sittlichkeit seine Aufmerksamkeit zu; das Vermögen bildet aber vorzugsweise das Gut, an dessen Schutz die besitzenden Klassen interessirt sind, für die Besitzlosen hat dasselbe thatsächlich einen geringeren Werth, als Gesundheit, Ehre und Sittlichkeit, gleichwohl sind diese drei Rechtsgüter im Vergleiche zu jenem nur ungenügend durch strafrechtliche Vorschriften bewacht. Man denke daran, daß, während der Staat die kleinste Entwendung bestraft und selbst die zur Stillung des Heißhungers verübte Antastung des Eigenthums unter Strafe stellt, er für den gewissenlosen Verführer, welcher durch raffinirte Künste ein armes Mädchen um seine Unschuld bringt, keine Strafe übrig hat. Man vergegenwärtige sich, daß einerseits die Wegnahme von abgefallenen Aesten der Strafe untersteht, andererseits dagegen der Vermiether, welcher den bescheidensten Anforderungen der Gesundheitslehre widersprechende Wohnungen vermiethet, von jeder strafrechtlichen Verantwortung frei bleibt! Die Gesetzgebung ist eben unbewußt der materialistisch-plutokratischen Tendenz unterthan gemacht worden, welche bekanntlich unsere Zeit in geradezu tyrannischer Weise beherrscht und auch das Strafrecht hat dem Mammonismus wohl oder übel seinen Tribut zahlen müssen. Hier Wandel zu schaffen und einen gleichmäßigen Schutz aller Rechtsgüter zur Wirklichkeit zu machen, ist die Aufgabe der künftigen Strafgesetzgebung. Aber auch in anderer Beziehung läßt das geltende Strafrecht die Rücksicht auf die Anforderungen der Sozialpolitik schmerzlichst vermissen. Zahlreiche strafbare Handlungen werden mit Geldstrafen bedroht, die im Falle des Unvermögens des Verurtheilten in Freiheitsstrafe umgewandelt werden; der Reiche und Bemittelte zahlt die ihm auferlegte Buße und hat damit seine Strafe erledigt, der Arme, welcher die Mittel zur Bezahlung nicht besitzt, muß in die Strafanstalt wandern, der Fluch der Armuth wird für ihn doppelt empfindlich. Weshalb gestattet der Staat ihm nicht, die Strafe in Theilzahlungen nach dem Maße seiner Fähigkeit abzutragen, weshalb gewährt er ihm nicht das Recht, an ihrer Stelle gleichwerthige Arbeit zu leisten? Noch schlimmer ist es aber, daß bei der Verurtheilung zu einer Geldstrafe den sozialen Verhältnissen gar keine Rechnung getragen wird. Das Gesetz droht beispielsweise bei einem bestimmten Delikte Geldstrafe von 20 — 600 Mk. an; der Millionär, welcher sich derselben schuldig macht, wird von dem Richter vielleicht zur Zahlung des höchsten Betrages von 600 Mk. verurtheilt, während den Mittellosen vielleicht die Verurtheilung zur Zahlung von 50 Mk. trifft. Für jenen bedeuten 600 Mark gar nichts, er verdient sie in einem Bruchtheile eines Tages wieder, für diesen dagegen bedeuten 50 Mark den größten Theil des Monatseinkommens. Entspricht es nun der sozialen Gerechtigkeit, einer formellen Gleichheit zu Liebe die thatsächliche Ungleichheit zu sanctioniren und dem Reichthum eine bevorzugte Stellung einzuräumen? Nie und nimmer, die Strafe muß bei dem Reichen

und bei dem Armen in einem entsprechenden Verhältniß zu ihrem Einkommen stehen, und so lange dies nicht der Fall ist, kann man nicht davon reden, daß das Strafensystem den sozialen Verhältnissen die gebotene Berücksichtigung angedeihen lasse.

Wir gehen aber weiter, wir behaupten, daß das ganze Strafensystem, welches der Staat gegen unerwachsene Personen anwendet, mit den Geboten der Sozialpolitik in Widerspruch steht; bekanntlich ist im Deutschen Reiche jede über zwölf Jahre alte Person für die von ihr verübten strafbaren Handlungen dem Strafrichter verantwortlich und ihre Bestrafung muß mit Nothwendigkeit erfolgen, wenn ihre geistige Reife genügend entwickelt war, um sie zur Erkenntniß des strafbaren Charakters ihres Thuns in den Stand zu setzen. Darum, ob das unentwickelte Kind auch eine ausreichende Erziehung erhalten hat, die es hierzu befähigte, darum, ob es durch die Eltern oder Erzieher zum Bösen oder Guten angehalten wurde, hat sich der Staat bisher nur ungenügend bekümmert; erst in den letzten Jahren hat er seine Aufmerksamkeit dieser Frage zugewendet und die Anordnung einer staatlichen Erziehung für zulässig erklärt, wenn zu befürchten ist, daß die Erziehung durch die Eltern das Kind auf den Weg des Lasters und Verbrechens führen werde. Mit welchem Rechte macht aber der Staat ein in verdorbener Umgebung aufgewachsenes, von entarteten Eltern, von einer verworfenen Mutter systematisch vergiftetes Kind für eine von ihm verübte strafbare Handlung verantwortlich, wenn er sich um die Art und Weise der Erziehung gar nicht bekümmert, wenn es ihm gleichgültig ist, ob Vater und Mutter ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen oder schamlos mit Füßen treten? Die Sozialpolitik kann sich nicht damit zufrieden geben, daß der Staat den Armen — und in den soeben erwähnten Fällen handelt es sich um die Aermsten der Armen und die Schutzlosesten der Schutzlosen — schuldig werden läßt und dann der Pein überläßt, sie muß vielmehr von ihm verlangen, daß er, bevor derselbe schuldig geworden ist, thätig werde, um das Schuldigwerden zu verhüten. Diesem Verlangen hat die Strafgesetzgebung nachzukommen und sie muß dieserhalb den staatlichen Organen das Recht verleihen, Kinder der Gewalt der Eltern zu entziehen, wenn dieselben nicht im Stande sind, ihnen eine geeignete Erziehung zu Theil werden zu lassen. Die neuen Gesetze über das Zwangserziehungswesen stehen bereits zum guten Theile auf diesem Standpunkte. Sie entsprechend zu erweitern und in eine harmonische Verbindung mit dem Strafrechte zu setzen, ist die Aufgabe der nächsten Zukunft, und an der erfolgreichen Lösung derselben mitzuarbeiten haben alle Kreise der Nation, denen es um die sittliche Hebung der Bevölkerung, um die wirksame Bekämpfung des Verbrechens zu thun ist, das höchste Interesse. Bilden doch die jugendlichen, noch unentwickelten Personen beiderlei Geschlechts die Rekruten des Verbrecherthums und ist es doch vollkommen zutreffend, daß man durch die Verminderung der jugendlichen Sünder und Uebelthäter die Hauptquelle verstopft, aus welcher der breite Strom des Verbrecherthums gespeist wird.

Noch zahlreiche andere Punkte ließen sich hervorheben, bei deren Regelung das heutige Strafrecht den sozialpolitischen Bedürfnissen nicht genügt; für den nichtjuristisch gebildeten Leser werden aber die besprochenen ausreichen, um ihm die Bildung eines Urtheils darüber zu gestatten, daß die Strafgesetzgebung erst dann allseitig befriedigen kann, wenn jede ihrer Normen mit Deutlichkeit erkennen läßt, daß die sozialen Verhältnisse, nicht abstracte Vorstellungen und Begriffe, den Boden bilden, auf dem sie steht und wurzelt, wachsen und gedeihen kann. Man hat oft über das berühmte Wort des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches gespöttelt, daß jedes Gesetz mit einem Tropfen sozialen Oeles getränkt sein müsse, und doch ist es wahr und richtig; in der Strafgesetzgebung muß dasselbe noch zu seinem Rechte kommen, sollte auch dadurch manche liebgewordene strafrechtliche Tradition, manche mit Zähigkeit festgehaltene Anschauung beseitigt werden müssen.

---

## Die Bodenbesitzreform.

### Ein Vorschlag.

Von Paul Siegfried.

Mit grenzenlosem Ingrimm fällt in neuester Zeit die Börsenpresse über Michael Flürscheim her, den Schöpfer und Leiter der bodenreformerischen Bewegung Deutschlands. Ein Berliner Privatdozent hat sogar eine Broschüre gegen ihn geschrieben, und damit wieder einmal die Welt gerettet vor den bösen Barbaren und Umstürzlern. Aber all dies Bellen beweist nur, daß die Bodenreform immer mehr Boden gewinnt, und in der That kann auch der ehrliche Gegner nicht leugnen, daß diese Bewegung bei fast allen Parteien und Bevölkerungsgruppen in hoher Achtung steht. Und diese Achtung ist in jeder Beziehung wohlverdient. Sein Buch „Der einzige Rettungsweg" (Dresden, Pierson) sollte jeder gelesen und durchstudirt haben, der überhaupt in Sachen der heutigen Volkswirthschaft mitreden können will. Alle seine Vorgänger in der Nationalökonomie, auch den so hochbegabten Henry George hat er übertroffen und in manchen Punkten wesentlich berichtigt und in siegreicher, unwiderstehlicher Beweisführung widerlegt.

Flürscheim's Lehren können nur berichtigt werden, indem man über sie hinausgeht. Wer dahinter zurückbleibt, ist ein Reaktionär im traurigsten Sinne des Wortes, und mag er auch zehnmal das Wort „Fortschritt" auf seine Fahne schreiben. Aberglaube ist es, wenn man im Ernste behaupten will, der Zins des Kapitalisten sei kein Abzug von der Arbeit seines Schuldners, den dieser sich in seiner Nothlage gefallen lassen muß, sondern der Zins sei ein natürliches Wachsthum, das dem Kapitalisten auch selbst zu theil geworden wäre, wenn er keinen Schuldner gefunden hätte, und das auch dem Schuldner theilweise zu gute komme. Schon das Einmaleins widerlegt solche Träumereien, wie der berühmte Pfennig lehrt, der bei Christi Geburt ausgeliehen, heute schon zu einem Kapital angewachsen wäre, für das man sich bequem alle fünf Erdtheile gegen sofortige Baarzahlung kaufen könnte. Wo sollte wohl dies Geld hergekommen sein? Doch nur aus der Nothlage eines unglücklichen oder auch leichtsinnigen Schuldners, der sich in einer Zwickmühle hat fangen lassen, aus der es schon nach wenigen Zügen kein Entrinnen mehr gibt. Marx wollte prophezeien, daß in naher Zukunft wenige Milliardenleute die ganze Erde in der Tasche haben würden. Aehnliches wäre schon heute längst eingetreten, wenn nicht das natürliche Faustrecht in Form von Kriegen (d. i. Friedensbrüchen oder großen Contraktbrüchen) ein zermalmendes Gegengewicht gewesen wäre. Gewaltsame Lösungen des gordischen Knotens sind die anarchistischen und communistischen Zukunftsstaaten — losigkeiten, zum Theil auch der sozialdemokratische Staat. Eine durchaus friedliche Lösung sucht die Bodenreform, und schon der bloße Versuch einer solchen ist etwas Großes, Achtunggebietendes.

Der Gedankengang der Bodenreform ist etwa der folgende: Der Mensch kann in der Luft und im Wasser nicht leben, er ist ein Landwesen, und braucht daher vor allen Dingen Grund und Boden. Der Deutsche ist kein Wilder, er darf daher nicht nach Centralaustralien geschickt werden, sondern er hat ein gutes Recht auf ein angemessenes Fleckchen heimathlicher Erde, wo ihn das Schicksal hingestellt hat. Leugnung dieses Rechtes hat zur sofortigen Folge berechtigte Nothwehr der Enterbten und endlich den Krieg aller gegen alle. Boden muß jeder haben, um sein Brot ehrlich erwerben zu können. Dieser Boden muß ihm bedingungslos gewährt werden, nur unter Abzug der allen auferlegten Staatsabgaben, die in seinem eigenen Interesse verbraucht werden. Ohne den Staat könnte der Mensch nicht menschenwürdig leben. Aber der Boden darf nicht mißbraucht werden zu einem Schwitzsystem und Ausquetschsystem, indem der Hypothekengläubiger den Bauern und Arbeitern das Fett wegschöpft, und ihnen nur das läßt, was zur Fristung des thierischen Daseins unentbehrlich ist. Der Boden braucht nur Leute, die ihn bebauen, bearbeiten, doch niemals solche, die ihn „besitzen". Daher soll der Boden nur an Leute vergeben werden, die ihn selbst pflegen wollen. An diese soll er von Zeit zu Zeit verpachtet werden, das Ober-

eigenthumsrecht soll der Staat, die Gesammtheit aller Bewohner behalten und niemals aus der Hand geben. Denn wenn einer den Boden besitzt, läßt er andere für sich arbeiten, und verzehrt seine Zinsen oder Renten.

Wie soll aber dieser neue Zustand herbeigeführt werden, da doch heute das Land in Privathänden ist? Henry George schlug vor, allen Besitzern von Land ohne jede Entschädigung ihr Land wegzunehmen und es für Staatseigenthum zu erklären, denn Noth bricht Eisen, und Privatbesitz von Land sei ein so großes Unrecht, daß jedes Aufhören desselben ein Akt höchster Gerechtigkeit sei, und die früheren Besitzer froh sein müßten, wenn sie nicht noch eine Strafe für ihr altes Unrecht erhielten. Er stellt also das juristische Verhältniß genau so dar wie bei einem alten Straßenräuber, der endlich besiegt wird. Ihn entschädigt man nicht für die Einbuße seiner bisherigen Erwerbsquelle, sondern man macht ihn unschädlich.

Mit Recht bekämpft Flürscheim diese Auffassung, einfach deshalb, weil sie unpraktisch und unzweckmäßig ist, nicht etwa mit Gründen theoretischer Spielereien. Flürscheim will, daß alle Grundbesitzer auf Heller und Pfennig entschädigt werden durch Staatsschuldscheine. — Nun kommt aber der schwache Punkt! Flürscheim nämlich behauptet, daß die Bodenpreise stetig weiter steigen werden, und daß daraus der Staat einen riesigen Gewinn einheimst, so daß er alle seine Schulden bezahlen kann, d. h. ohne etwa den Boden dann wieder zu verkaufen, sondern einfach durch die höhere Grundrente oder Pacht, die der Staat aus seinem Boden zieht. Alsdann kann der Staat alle Steuern erlassen, indem er aus seinen Grundrenten alle Bedürfnisse bestreitet. Er hat sogar ungeheure Summen übrig für tausend Dinge, an die heute bei den Staatsschulden und der ewigen Steuernoth gar nicht zu denken ist — und endlich kann der Staat mit seinem riesig wachsenden Kapitalüberfluß so stark auf den Zinsfuß drücken, daß dieser ganz auf Null und sogar noch etwas unter Null sinkt, weil eben jeder seinen Kapitalbedarf aus der Staatskasse leicht decken kann.

Ob die Grundrente in Zukunft steigen oder fallen wird, darüber wollen wir hier nicht streiten. Man muß es thatsächlich als höchst wahrscheinlich ansehen, daß vorläufig die Grundrente im allgemeinen noch stark steigen wird.

Aber Flürscheim scheint hier einen verderblichen Rechenfehler gemacht zu haben, indem er den Einfluß der Grundrente auf den Bodenpreis verkehrt ansetzt. Wenn z. B. heute das wahrscheinlichste ist, daß alle Grundrenten um jährlich zehn Procent steigen, bis sie nach etwa 30 Jahren auf das Zehnfache gestiegen sind, und wenn diese Wahrscheinlichkeit wirklich eintritt, so hat einer, der heute ein solches Grundstück kauft, und es nach 30 Jahren wieder verkauft, nicht den mindesten Vortheil bei dieser Grundstückspekulation, d. h. er hat nur ebensoviel, als sein Kapital, wenn er es nicht im Boden angelegt hätte, durch das gewöhnliche Spiel des Zinseszinses eingebracht hätte. Denn der Bodenpreis ist schon heute genau so hoch, daß der Verkäufer ohne Verlust verkaufen kann! Erst wenn wider Erwarten die Grundrente um noch mehr als zehn Procent jährlich stiege, könnte jener Spekulant gewinnen. Wenn sie aber wider Erwarten nur neun Procent steigt, so muß er schon verlieren.

Dagegen könnte Flürscheim nur noch einwenden, daß der Staat, wenn er heute kauft, die Preise nach der heutigen Grundrente abschätzt, statt nach dem wahren Preise, was ein weiter Unterschied ist. Dann aber —? Dann werden die Grundbesitzer nur theilweise entschädigt! Es wäre dann viel richtiger, wenn gleich gesagt würde, jeder wird nach einem Theile des wirklichen Werthes entschädigt, zu $^2/_3$ oder $^1/_2$ u. s. w. Alle aber, die ihr Grundstück erst gekauft haben, erleiden dadurch einen harten Verlust, da sie natürlich den wirklichen vollen Kaufpreis erlegen mußten. Umgekehrt alle, die rechtzeitig noch schnell verkaufen konnten, bevor die Neuerung bekannt wird, gewinnen einen sehr ungerechten Vortheil, da sie noch den alten richtigen Werth erhalten.

Von den Schwierigkeiten bei den Pachterneuerungen und manchen anderen Lücken wollen wir hier nicht weiter reden, obgleich z. B. die Frage sehr merkwürdig wäre, auf welchen Zeitraum längstens die Verpachtung gestattet sein soll. Denn Pachten mit sehr kurzer Frist haben die schwersten Bedenken gegen sich, und lange Pachten nähern sich immer mehr dem gefürchteten Privatbesitz, — soll ferner eine abermalige Verpachtung an denselben „Pächter" gestattet sein?

Alle solche Schwierigkeiten möchte man gern in Kauf nehmen, denn nichts Irdisches ist vollkommen, und man muß das kleinste Uebel wählen, weil es nichts Besseres gibt. Aber wir behaupten, daß es noch ein Besseres, noch ein viel kleineres Uebel gibt, das einfacher, gerechter, milder ist, sich viel mehr an die bestehenden Ordnungen anschließt, keinen einzigen hart trifft, und dennoch wirksamer zum Ziele führt.

Deutschland führt eine progressive Vermögenssteuer ein, die aber erst bei Vermögen von über 10,000 Mark beginnt, bei 100,000 Mark den durchschnittlichen Zinsfuß erreicht, so daß jeder Mann von 100,000 Mark die ganzen Zinsen braucht, um seine Vermögenssteuer zu bezahlen, und nur dadurch sein Vermögen vermehren kann, daß er arbeitet oder mit besonderem Geschick sein Geld anlegt und verwaltet, ob nun in Land oder sonstigen Dingen. Endlich wird ein unüberschreitbares Vermögensmaximum festgesetzt, etwa eine viertel Million. Alles was darüber ist, fällt ohne weiteres an den Staat. Jeder „Uebergangszustand" ist schon deshalb unnöthig, weil dies Gesetz nur Leute trifft, die es wahrlich vertragen können, und er wäre geradezu thöricht, weil das Gesetz viel später kommt, als es eigentlich kommen mußte. Es ist im Gegentheil nöthig, dem Gesetze eine gewisse rückwirkende Kraft beizulegen, indem anfangs das Maximum nur 100,000 Mark beträgt, weil im allgemeinen anzunehmen ist, daß jedes Plus im wesentlichen dem veralteten System sein Dasein verdankt. In der Praxis ist dies Verfahren jedenfalls das bei weitem thunlichste, und es verzichtet auf alle Theorien, wie sie an grünen Tischen fabrizirt zu werden pflegen.

Alle schwierigen volkswirthschaftlichen Probleme, wie die unbebauten städtischen Grundstücke, die großen Parkanlagen, Jagdgründe u. s. w., werden dadurch mit einem Schlage aus der Welt geschafft, aber ohne alles gewaltsame Eingreifen in unseren kunstvollen wirthschaftlichen Betriebszusammenhang. Es braucht nur jeder verpflichtet zu werden, für alle seine Besitzthümer einen bestimmten Verkaufspreis zu nennen. Dieses Einschätzungsverfahren vollzieht sich mit beispielloser Einfachheit, sobald der Staat zu jenem Verkaufspreise auf ein Jahr des Vorkaufsrecht erhält. Dadurch wird jede betrügerische zu niedrige Einschätzung von vornherein unmöglich. Eine zu hohe Einschätzung ist schon durch die hohe Vermögenssteuer ausgeschlossen. Nur Leute, die ein sehr geringes Vermögen besitzen, könnten zu hoch einschätzen, aber das wäre dann ein unschuldiges, weil unschädliches Vergnügen. Alle Hypotheken sind schon heute eingetragen, und sollte sich zu einem Grundstück oder einer Hypothek der Besitzer verkriechen wollen, dann um so besser für den Staat, der sie als herrenloses Gut einzieht.

Ein Großgrundbesitzer kann dann seinen Besitz nur halten, indem er an den Staat stark tributpflichtig wird, oder an viele andere kleinere Kapitalisten, und das wird für ihn nur dann Erfolg haben, wenn er wirklich besondere Fähigkeiten hat, um einen landwirthschaftlichen Großbetrieb mit Geschick und Vortheil leiten zu können.

Während Flürscheim damit beginnt, den Staat in riesige Schulden zu stürzen, wird hier umgekehrt der Staat zum Universalkapitalisten, dem alle Großen zinspflichtig sind. Der Staat kann dann zunächst seine heutigen Schulden abbezahlen, und damit das möglichst schnell beendigt ist, kann er vorläufig noch eine Einkommensteuer beibehalten. Nachher kann er bald die Einkommensteuer und überhaupt alle Steuern, ja selbst die Vermögensteuer wieder aufgeben, indem er nun von seinen eigenen Zinsen oder Renten lebt, ganz wie bei Flürscheim, nur viel zwangloser. Dort zwingt der Staat die Rentenverpflichtung allen auf, hier bietet er sie nur als Wohlthat für den, der sie haben will, d. i. als Hypotheken zum billigsten Zinsfuß aus. Ein kleiner Bauer also der auf „seinem Eigen und

Erbe" leben und sterben will, kann dies Vergnügen haben, er ist sogar ganz abgabenfrei, sogar die Grundsteuer kann er ablösen, wenn er will, und er ist dann ein kleiner reichsunmittelbar steuerloser Freiherr. Nur Localabgaben für Wegebauten u. s. w. die den Werth seines Eigenthums verbessern, wird er natürlich ebensogut zahlen müssen wie heute.

Der Staat braucht sein Geld nur um ein klein wenig billiger anzubieten als die heutigen ersten Hypotheken, so hat er in kürzester Zeit ganz freiwillig so gut wie alle ersten und zweiten Hypotheken in seinem Besitze, und damit kann man vorläufig zufrieden sein. Dabei braucht er die Hypotheken durchaus nicht unkündbar zu machen. Nur dürfte es sich empfehlen, eine kleine Aenderung, die aber völlig freiwillig bleibt, in den Hypothekenvertrag aufzunehmen. Nämlich da der Zinsfuß stets ein wenig schwankt, so ist in Wirklichkeit jedes Hypothekengeschäft heute eine Spekulation, um so mehr, je länger die Zeit ist, auf die fest abgeschlossen wird. Wenn nämlich der Zinsfuß wider Erwarten steigt, so hat offenbar der Hypothekengläubiger Schaden, der Grundbesitzer Vortheil. Umgekehrt wird es, wenn der Zinsfuß wider Erwarten sinkt. Als Beispiel denke man 10,000 Mark zu vier Procent auf fünf Jahre ausgeliehen — dann werden jährlich 400 Mark gezahlt, und nach fünf Jahren 10,000 Mark zurückgezahlt. Nun würde aber jeder Besitzer mit Freuden darauf eingehen, wenn der Geldmann ihm sagte: ich gebe dir das Geld zu drei Procent du zahlst also jährlich nur 300 Mark, und kannst nach fünf Jahren die Schuld wieder löschen, und zwar falls der Zinsfuß alsdann noch auf drei Procent steht, mit 10,000 Mark. Ist der Zins auf vier Procent gestiegen, so brauchst du nur das fünfundzwanzigfache, also 7500 Mark zurückzuzahlen, d. h. wir einigen uns dann frei nach Angebot und Nachfrage, wie du den Jahreszins durch eine einmalige Zahlung ablösen kannst, ebenso frei wie wir uns heute nach Angebot und Nachfrage einigen, um welchen Preis du eine jährliche Zahlung von 300 Mark bis auf weiteres übernimmst. Sollte nun aber der Zins in fünf Jahren auf zwei Procent gesunken sein, so mußt du deine 300 Mark mit dem fünfzigfachen Betrage, also mit 15,000 Mark ablösen. Das aber kannst du sehr wohl thun, da bei sinkendem Zinsfuß der Grundstückpreis ganz von selbst in die Höhe steigt, indem die Grundrente unverändert bleibt.

Bei Flürscheim ist es keineswegs ganz sicher, ob jeder Deutsche wirklich zu seinem Lande kommt, das er so nöthig braucht. Er muß doch den Pachtpreis an den Staat zahlen, und kann das jeder auch erschwingen? Es bleibt sehr zu befürchten, daß die kapitalkräftigen Pächter den armen Teufeln das Land genau so vor der Nase wegschnappen würden, wie heute die kräftigen Großkapitalisten.

Aber ist es denn wirklich wahr, daß jeder Mensch, um unabhängig und sorgenfrei leben zu können, Land braucht? Es klingt trivial, aber es muß gesagt werden — was fragt man viel nach Grund und Boden, wenn man nur — Geld hat! Hat man nur einiges Geld, einen „Nothgroschen" hinter sich, dann kommt die Arbeitsgelegenheit mit dem Nießbrauch des nöthigen Untergrundes, Fußbodens und Standpunktes ganz von selbst, und man läßt sich auch nicht leicht von Wohlhabenderen „ausbeuten".

Man spricht heute mit Recht wieder immer mehr von „Familieneigenthum." Ein ererbtes Familiengut ist nicht ohne weiteres unumschränktes persönliches Gut dessen, der zufällig heute darin sitzt, er darf es nicht nach Belieben verspielen und vertrinken, sondern er muß seinen Erben wenigstens ein bestimmtes Mindestmaß davon hinterlassen. Wie kurzsichtig wäre es, wenn man diesen gesunden Gedanken nicht folgerichtig und praktisch bis zu Ende denken könnte oder wollte. Es kann zwar nicht jedem Kinde ein Aeckerchen in die Wiege gelegt werden, aber es kann und muß jedem deutschen Kinde eine gewisse winzige Summe als Erbtheil der großen Familie Deutschlands in die Wiege gelegt werden, die ihm die Möglichkeit, die wirthschaftliche Macht gibt, die nöthige Arbeitsgelegenheit zu finden ohne Druck und schlimme Ausbeutung. Man kann diesen Plan communistisch nennen, das macht ihn aber nicht schlechter, vielmehr wäre das gerade der berechtigte und gesunde Kern, den selbst die große communistische Tollheit in sich enthält. Da sorgt man ängstlich um das „Pflichttheil" der Kinder der Millionäre, aber liegt denn die Sorge, daß ein Proletarierwurm 2000 Mark hat, nicht etwas näher, als daß ein Millionärskind volle 100,000 Mark von seinem Vater erbt? Wenn der Millionär seine Million nicht durchbringen darf, dann durfte auch der Urahn des Proletarierkindes sein Geld nicht ganz verlieren — wohlhabende Vorfahren hatte auch ein Lump ganz sicher irgend einmal. Nun sagt man uns wohl: wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Aber es ist etwas da. Es war für die Reichsunmittelbaren erst Steuerfreiheit da, und dann war sogar eine „Entschädigung" für die lange steuerlose schreckliche Zeit da, es ist genug da, um die Staatsschulden zu verzinsen, man war kühn genug, Staatsschulden zu machen, und dadurch den Zinsfuß hoch zu treiben und die Reichen noch reicher zu machen. Man wird daher auch die nöthige Kühnheit finden, um Staatsvermögen zu machen, den Zinsfuß kräftig niederzudrücken, und die Armen weniger arm zu machen, die Enterbten in ihr Erbtheil wieder einzusetzen, den verstoßenen Kindern ihr rechtmäßiges Pflichttheil ehrlich und feierlich zurück zu erstatten.

## Literatur und Kunst.

### Naturwissenschaftliche Bigotterie.

Von Hieronymus Lorm.

Nicht anders als mit vorstehenden Worten läßt sich die neueste Schrift von Ernst Haeckel*) bezeichnen; sie sind eine erschöpfende Kritik, die nur auseinanderzulegen und dadurch verständlich zu machen ist. Der Forscher in Stoff und Kraft wird von seinem Gegenstande bis zum Fanatismus ergriffen, so daß er ihm Göttlichkeit beimißt und zu einer alle Momente des Lebens und Denkens umfassenden Gottesverehrung für ihn auffordert. Diese Bigotterie führt den Namen Monismus und beharrt wie jeder Aberglaube heftig auf der realen Beschaffenheit, auf der wirklichen Existenz einer Voraussetzung, die noch nicht bewiesen werden konnte und dadurch zu einem Dogma sich gestaltet. Dogmen sind der Inhalt der Religionen, und diejenige Religion, für welche Ernst Haeckel ein Band mit der Wissenschaft gefunden zu haben glaubt, ist nicht irgend eine bei den verschiedenen Völkern der Erde bereits historisch gewordene Confession, sondern ein angeblich neugestalteter, in Wahrheit ewig vorhandener Glaube, den man vor 200 Jahren Pantheismus und heute Monismus taufte.

Betrachten wir die Sache vorerst ganz simpel aus dem Gesichtspunkt des naiven Realismus, des einfachen, gesunden Menschenverstandes. Ein Botaniker oder Zoologe hat bisher so eifrig seinen Studien obgelegen, daß er sich um die Verbindung seiner Materie mit einer etwaigen philosophischen Richtung gar nicht kümmerte, d. h. sich indifferent zur Religion verhielt, bis es ihm endlich zu Gewissen ging, daß er sein Seelenleben im höchsten Punkte vernachlässigte und er greift eilig zu der Schrift, die ihm ein Band zwischen Wissenschaft und Religion zu liefern verheißt. Was findet er statt der letzteren? Eine Verschlechterung und Herabsetzung intellectuellen Gutes, seiner Wissenschaft, denn in dieser schritt er auf sicherem Boden von einer Gewißheit zur anderen und keine Skepsis störte ihm die Aufeinanderfolge der bewiesenen Thatsachen. Jetzt wird ihm plötzlich unter dem Namen der Religion eine weder logisch noch practisch verwirklichte Verheißung gegeben, welche ihm Zweifel an dem bisher wenn auch beschränkten, doch sicheren Gang und Ziel seines Studiums erregt. Das

*) Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntniß eines Naturforschers. (Bonn, Strauß.)

Ziel ist nämlich nicht mehr Botanik oder Zoologie, sondern ein in der Luft schwebender Monismus. Mit diesem soll er den plötzlich in ihm erwachten heißen Sehnsuchtsdrang nach Religion abspeisen.

Andererseits sucht ein Mann, der in schlichter Einfalt durch das Leben wandelnd mit seinem religiösen Glauben sich zufrieden gebend, aber eines Tages von dem Selbstvorwurf gepeinigt, sich um weitere geistige Erkenntniß gar nicht gekümmert zu haben, das „Band zwischen Religion und Wissenschaft" auf, er muß also nothwendig nach seiner Religion darin suchen, nur hinübergeleitet in die ihm fremd gebliebene Wissenschaft. Was findet er nun an der Stelle seines Gottes? Eine Herabsetzung und Verschlechterung seines Glaubens, seines ganzen bisherigen Lebenstrostes. Denn Gott ist der armen bedrückten Creatur ein Aufschwung des niedergeschmetterten Herzens zu einem gütigen und allmächtigen Wesen, welches durch Veränderung des Schicksals oder selbst durch den Tod der armen gebrochenen Creatur Hülfe und Rettung bringen werde. Was findet er nun an der Stelle seines Gottes? „Da die Naturkräfte ihren gemeinsamen Grund in einem einheitlichen, den allgemeinen unendlichen Weltraum erfüllenden Urprinzip besitzen, so kann man dieses letztere, den Weltäther, als umfassende Gottheit betrachten," sagt Haeckel.

Zum Weltäther soll die arme gequälte Creatur beten! Heißt das nicht, wie Faust sagt, „in Worten kramen"? Man entkleidet einen Begriff wie hier „Gott" seiner ursprünglichen Bedeutung, seines ganzen historischen und religiösen Inhalts und klebt den leeren Namen auf den Weltäther, und damit hat man die Einheit zwischen Welt und Gott, Natur und Geist, die heiß ersehnte Lösung und Erlösung, kurz den Monismus, glücklich zu Stande gebracht!

Er gibt sich freilich mit einer empirischen oder eudämonologischen Bethätigung nicht zufrieden und die Verzweiflung des armen, einfältigen Mannes, der vergebens in der Wissenschaft eine Religion suchte, kümmert den Monismus nicht einen Pfifferling. Das „Jammerthal" ist ihm überhaupt nur ein Gegenstand des Gelächters, und was hat das leidens- und qualenvolle Martyrium des Menschengeschlechtes, seit man Geschichte schreibt, noch zu bedeuten, wenn es einmal gelingt, mit dem Kleister der Wissenschaft den Namen Gott auf dem Weltäther zu befestigen! Zu Blut und Thränen und zu den gemeinen Vorstellungen der menschlichen Creatur läßt sich der Monismus nicht herab, nachdem er das einzige Zugeständniß gemacht hat, dem Volke zu Liebe den Glauben an die Ursubstanz eine „Religion" zu nennen. Er bemüht sich durch seine Betrachtungen um das Welträthsel, ohne in dieselben das Weltelend mit einzuschließen; wenn dem Gehirn ein neues Licht aufgesteckt ist, dann können die Herzen brechen.

Verlassen wir also den Standpunkt des naiven Realismus, denn der Monismus will sich ausschließlich wissenschaftlich durchsetzen. Schon sein Name ist ein Kriegsruf gegen die Philosophie, insoweit sie ihm veraltete Wissenschaft ist. Wäre es ihm bloß darum zu thun gewesen, zum Rang einer neuen Dogmatik, einer neuen Theologie emporzusteigen, so hätte er sich ja einfach mit dem Namen des dogmatischen Spinozismus, des Pantheismus, begnügen können, nur in Anwendung auf die modernen Entdeckungen der Naturwissenschaft. Allein er will nicht bloß Dogmatik, sondern auch Polemik sein und darum formulirt er sich schon in seinem Namen zu einem scharfen Gegensatz, zum Antipoden des Dualismus überhaupt, wie er seit Anfang aller Zeiten zwischen Erde und Himmel besteht, insbesondere aber zum Dualismus der Erkenntnißtheorie, zu Kant.

Seinen eigentlich bloß pantheistischen Inhalt gibt der Monismus Haeckel's selbst zu. Als neuer Glaube kann er auch nichts Besseres thun, als sich auf eine Dichtung stützen, auf das große, schwärmerische und ergreifende Gedicht Spinoza's. Der Pantheismus ist eine mit voller Phantasiekraft arbeitende Poesie. Er sieht die Sehnsucht der Menschheit nach Vereinigung mit dem Unendlichen als eine bereits vollzogene Thatsache an und ohne das erst so viel später erwachte kritische Bewußtsein der Subjectivität aller Erkenntniß, fabelt und dichtet er sich die objective Erfüllung jener heißersehnten Vereinigung. Als das holdeste Gedicht der menschlichen Bedürftigkeit, als der seligste, poetische Traum des Entbehrenden, ist der Pantheismus auch am würdigsten von großen Dichtern gefeiert worden. Wie kommt „πάν" zum „θεός", das sinnfällig Erkannte zum nicht sinnfällig Erkennbaren? Eine Beschäftigung mit dieser Frage erst würde den Pantheismus zur Philosophie machen; da er aber die Nothwendigkeit der Frage nicht ahnt, sondern sie mit der Naivetät des Dogmatismus schon in seiner unbewiesenen Prämisse wie etwas Selbstverständliches beantwortet glaubt, so gestalten sich auch die Consequenzen zu einem wunderbaren Märchen, wie es Kinder und Poeten gerne glauben, wie sie sich willig davon berauschen lassen.

„Bei der Lectüre des Spinoza — so sagt Heine — ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich — man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel."

Haeckel nimmt von Heine keine Notiz und bestreitet den poetischen Aufputz seines Monismus ausschließlich mit Goethe, namentlich mit den zum Ueberdruß abgeleierten Versen: „Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße" ꝛc. Seinem in der Poesie alleinseligmachenden Goethe schreibt er auch die Originalität der Ansicht hinsichtlich der ununterbrochenen Wechselwirkung von Materie und Geist zu, was doch in einem Satz von Spinoza als eines der Grundaxiome seiner Ethik ausgesprochen ist: „nihil est in sensu quod non sit in intellectu." Große deutsche Gelehrte, aus deren wissenschaftlicher Leistung gleichwohl nicht zu erkennen ist, ob sich ihr Gemüth jemals der Poesie geöffnet hat, lieben es, den Namen Goethe gelegentlich wie einen Kanonenschuß abzufeuern, dessen Knall das Lautwerden eines Verlangens nach ästhetischen Bekenntnissen ersticken soll.

Indessen steht die Tradition von Goethe's Spinozismus nicht mehr unerschütterlich fest, seit der geniale Helmholtz seine überaus bedeutsame Rede über Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen in der Goethe-Gesellschaft zu Weimar gehalten hat. Helmholtz, dessen für philosophisches wie für exactes Forschen gleich unsterbliches Verdienst es ist, die transcendentale Aesthetik aus dem Bereich speculativer Ideen in die Welt der apodiktischen Gewißheit, nämlich der naturwissenschaftlichen Thatsachen, hinübergeleitet zu haben, läßt in jener Rede deutlich genug erkennen, daß Goethe bloß durch die Gewalt seines künstlerischen Fluidums allmählich und gleichsam unbewußt aus der pantheistisch einheitlichen in die kritisch zwiespältige Weltanschauung gelangt ist. In der That sind die durch alle Zeiten leuchtenden Worte im zweiten Theil des „Faust" — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß" — ein Bekenntniß der Anschauung, daß sich hinter dem erkennbar Vergänglichen das unerkennbare Ewige verbirgt. Damit ist der Bruch vollzogen, der Dualismus zurückgewonnen und der Monismus, der nur die polemische Bezeichnung für Pantheismus ist, hat mit Kant zu rechnen.

Allerdings gibt Haeckel Grenzen des Naturerkennens zu, aber keineswegs im Sinne des Du Bois-Reymond'schen „Ignorabimus." Diese Grenzen sind uns durch die Unvollkommenheit unserer Erkenntnißorgane gesetzt, aber, meint Haeckel, die Lücken, welche die empirische Naturforschung im Gebäude der Wissenschaft offen lassen muß, können wir durch Hypothesen ausfüllen, durch mehr oder weniger *wahrscheinliche* Vermuthungen. Auch gesteht Haeckel, daß solche Hypothesen *zur Zeit noch nicht* sicher zu beweisen seien; er nennt sie „wissenschaftliche Glaubenssätze", sie sind daher als die Metaphysik der Naturwissenschaft anzusehen.

Da nun mit der Annahme von Grenzen des Naturerkennens Kant's „Ignoramus" vorläufig bestätigt und nur das Futurum, das du Bois-Reymond daraus gemacht hat, mit

Hinweis auf die Zukunft, die das „zur Zeit noch nicht" Erkannte bringen werde, entschieden bestritten wird, so darf man auch aus Kant das Urtheil über den Werth der Wahrscheinlichkeit in solchen Materien herbeiziehen. Er verwahrt sich (Prolegomena) ausdrücklich dagegen, daß man die Behauptung der Unerkennbarkeit dessen, was über die Erfahrung hinausgeht, durch Entgegenhalten der Wahrscheinlichkeit oder der Vermuthungen widerlegen wolle, „welches der Metaphysik ebenso schlecht ansteht als der Geometrie." Nichts kann ungereimter sein, wiederholt er, als in einer Philosophie der reinen Vernunft — und eine solche sind ausnahmslos alle „Glaubenssätze", ob sie aus Naturlehre oder Kirchenlehre hervorgehen — seine Urtheile auf Wahrscheinlichkeit und Muthmaßung gründen zu wollen. „Nur in der empirischen Naturwissenschaft können Muthmaßungen (vermittelst der Induction und Analogie) gelitten werden, doch so, daß wenigstens die Möglichkeit dessen, was ich annehme, völlig gewiß sein muß."

Von selbst leuchtet es ein, daß Hypothesen nur in der empirischen Naturwissenschaft zulässig und sogar unentbehrlich seien, weil sie hier die Instrumente oder Schlüssel zu weiteren Forschungen bilden, immer mit dem Vorbehalt, daß die nächste Zukunft, die nächste Entdeckung sie entweder bestätigen oder beseitigen werde. Diese Zukunft ist den aus reiner Vernunft geschöpften „Glaubenssätzen" verschlossen, mögen sie nun aus der Phantasie des Naturforschers oder aus den Dogmen der Scholastik stammen, und wenn Haeckel seine Hypothesen nicht mit den „kirchlichen Glaubenssätzen" verwechselt wissen will, weil die letzteren dem Causalgesetz widersprechen, so ist er uns den Beweis eines Unterschiedes schuldig geblieben. Denn auch sein Glaube an die Urzeugung, an die alleserschaffende Ursubstanz des Geist und Natur in sich schließenden Weltäthers, ist ja, wie er selbst gesteht, zur Zeit noch nicht bewiesen, beruht also auf keinem Causalgesetz, und es ist nicht einzusehen, weshalb der Glaube an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria unbeweisbarer sein soll als der Glaube an die Vereinigung von Gott und Natur in Gestalt von Uratomen. Naturwissenschaftliche Bigotterie! Denn Haeckel's Hypothesen erfüllen nicht die Bedingung, unter welcher Kant solche allein für zulässig erklärt, daß nämlich ihre Möglichkeit völlig gewiß sein müsse. Nicht einmal eine Annäherung an die „zur Zeit noch nicht" als Gewißheit einzusehende Möglichkeit ist gegeben, weil Glaubenssätze oder Schlüsse aus reiner Vernunft nicht gleich den Erkenntnissen aus Erfahrung einer fortschreitenden Entwickelung fähig sind.

Durch die bedingte Anerkennung, die Haeckel der Philosophie Kant's zollt, zieht sich doch ein unwillkürliches oder beabsichtigtes Mißverständniß. Dahin gehört die Verkennung des Kant'schen Raumes, der nach ihm eine bloße Form der Sinnlichkeit ist, woraus sich die von Haeckel ganz materialistisch begründete Unmöglichkeit eines leeren Raumes von selbst ergibt, da ja die Form nicht ohne ihren Inhalt erscheinen kann. Dahin gehört auch die „schiefe Ebene", auf die Kant in der „Kritik der practischen Vernunft" gerathen wäre, als ob dies unversehens geschehen wäre, während doch der Abfall Kant's von Kant schon im Entwurf der „Kritik der reinen Vernunft" geplant und vorbereitet war. Doch würde eine Ausführung der hier angedeuteten Punkte über die Grenzen eines Zeitungsartikels hinausgehen.

Erfreut sich nun Kant von Seiten Haeckel's einer entschiedenen, wenn auch eingeschränkten Anerkennung, so richtet sich dessen grimmigster Zorn gegen Du Bois-Reymond, der mit seinem „Ignorabimus" die Unüberwindlichkeit der Grenzen des Naturerkennens als ein für alle Zeiten bestehendes Welträthsel proclamirt hat. Man kann nicht anders als die Widersprüche des großen Gelehrten Haeckel, bei allem Respect, den man ihm schuldet, theils kindisch, theils komisch zu finden. Kindisch ist es, wenn er den Nachweis des berühmten Berliner Physiologen von der Unbegreiflichkeit der Entstehung des Bewußtseins und der damit festgestellten Grenze des Naturerkennens mit der Berufung auf eine von Haeckel selbst zugestandene Unbegreiflichkeit widerlegen zu können glaubt: „Das neurologische Problem des Bewußtseins ist nur ein besonderer Fall von dem allumfassenden kosmologischen Problem, der Substanzfrage." Als ob es uns für die „religiöse" Befriedigung, die wir aus dem Monismus schöpfen sollen, von der geringsten Wichtigkeit sein könnte, ob ein Problem für sich besteht oder nur Theil eines anderen Problems ist. Komisch ist es, wenn Haeckel eine „eigenthümliche Ironie des Schicksals" darin erblickt, daß vor zwanzig Jahren, als du Bois-Reymond seine unsterbliche und unwiderlegte Rede hielt, gleichzeitig „Der alte und der neue Glaube" von David Friedrich Strauß mit entgegengesetzten Behauptungen erschien. Der Letztere war ja kein Naturforscher, sondern ein Theologe und vermochte in naturwissenschaftlicher Beziehung nur schon früher von Anderen Behauptetes aufzunehmen, so weit es in seinen Kram paßte.

Das Welträthsel der Ursubstanz und somit auch: „Ignoramus" ist also von Haeckel zugestanden. Geleugnet wird nur „Ignorabimus" und dadurch ist der ganze Monismus in dem Satze erschöpft: Wir wissen nicht — aber wir werden wissen. „Wir wissen nicht" — das ist selbst schon eine Wissenschaft und hat als solche die apodiktische Gewißheit eines jeden aus den aprioriischen Bedingungen der Erfahrung geschöpften Urtheils. Wir müssen das ganze Gebiet der exacten Naturerkenntniß überblicken, um zu der Ueberzeugung zu gelangen: wir wissen nicht. Ist dies eine Wissenschaft, so ist: „Wir werden wissen" eine Religion. Damit glaubt Haeckel das Band zwischen Religion und Wissenschaft gefunden zu haben. Die bloß äußerliche Zusammenkoppelung beider Theile jener These ohne innerliche Beweiskraft, ohne logische Ableitung des einen Theiles aus dem anderen, macht den Monismus zu einem puren Dogma und zu einer unerlaubten Hypothese, weil eine solche nur zulässig ist, wenn wenigstens ihre Möglichkeit apodiktische Gewißheit ist.

Man wird zugeben müssen, daß eine Religion, deren ganze Dogmatik in den drei Worten besteht: „Wir werden wissen" ein sehr dürftiges Glaubensbekenntniß ist, wenig geeignet, dem Gemüth des Menschen einen religiösen Dienst zu leisten. Was dieser Religion an positivem Inhalt fehlt, das sucht Haeckel durch die Negation der kirchlichen Dogmen zu ersetzen. Dabei geräth er in eine höchst überflüssige Polemik, sodaß es zu bewundern ist, wie der große Gelehrte sich herablassen mag, gegen längst überwundene Glaubenssätze zu Felde zu ziehen. Was er über einen persönlichen Gott und über die Unsterblichkeit der Seele im Sinne der persönlichen Fortdauer vorbringt, das hat sich jeder gebildete und denkende Mensch unserer Zeit schon lange von selbst gesagt und einen Kampf gegen den Katechismus der Kinderschule unternehmen, heißt wirklich „enfoncer une porte ouverte". Sollen jedoch die Nichtgebildeten und Nichtdenkenden ihrem Kinderglauben abwendig gemacht werden, so ist dies von vornherein vergebliche Mühe. Denn der Glaube weist mit einem gewissen Rechte Verstand und Vernunft als unnöthig von sich ab, weil er nicht mehr zu forschen braucht, sondern mit dem lieben Gott die Lösung des Welträthsels in der Tasche hat. Gibt es gleichwohl Hunderte und Tausende, die mit ihrem Glauben nicht zufrieden sind, so werden sie auch niemals von der Wissenschaft befriedigt, weil sie kraft der ihnen von Kindheit an eingepflanzten Glaubensformeln nicht eine Erhebung darüber, sondern eine Bestätigung derselben von der Wissenschaft verlangen.

„Wir werden wissen" macht den Monismus, der vorderhand gar nichts leistet, zu einer Frucht der Zukunft, zu einer Aufgabe des Fortschrittes. „Es gilt, dem mächtig fortschreitenden Menschengeiste endlich die Augen zu öffnen", sagt Haeckel. Dies gibt nun genügenden Anlaß, den Dualismus, um dessen Besiegung es sich handelt, von einer anderen Seite zu betrachten. Er ist nicht bloß die Unvereinbarkeit des erkannten Endlichen mit dem unerkennbaren Unendlichen, der verstandesmäßigen Erkenntniß der Erscheinungen mit dem darüber hinausliegenden Alles erklärenden und Alles umfassenden Urprinzip als dem Wesen der Dinge, sondern der Dualismus gestaltet sich zunächst zu der Frage: Wie kommt das Endliche, statt vollauf in sich befriedigt zu sein, zu einem Bruch, nämlich zu einem Bedürfniß nach Unendlichem?

Der Verstand erkennt die gesammte Außenwelt und ordnet sich mittelst Benutzung ihrer causalen Beziehungen die Naturkräfte unter; er ist der Herrscher aller Erscheinungen. Die Vernunft ist der synthetische Trieb, der ewig unerfüllt bleibende Drang nach Verknüpfung der Erscheinungen mit dem Wesen der Dinge. Da er nun ewig unerfüllt bleiben muß, weil er noch keine einzige Wahrheit gewonnen hat, von der aus eine weitere Entwickelung möglich wäre, wie beim Verstande, so besteht der ursprüngliche Dualismus schon im unveränderlichen Organismus des Menschen, er besteht unversöhnlich und unausgleichbar zwischen den beiden Gehirnfunctionen: Verstand und Vernunft.

Die Frage, ob es überhaupt Fortschritt gebe oder nicht, entspringt bloß aus der Verkennung des Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft. Der Verstand (Causalität) ist die unausgesetzte Thätigkeit im Auseinanderlegen von Ursache und Wirkung. Diese Thätigkeit kann er nur logisch als Grund und Folge oder empirisch an wirklich vorhandenen Gegenständen üben, also an den Naturdingen, deren Beziehungen zu einander er immer mehr erweitert und darin immer größere Entdeckungen und Erfindungen macht. Wer an diesem Fortschritt des Verstandes zweifelte, gehörte in's Narrenhaus, falls er nicht einfach durch die Thatsachen zu belehren wäre, daß ich vor 3000 Jahren eine Büffelhaut trug und heute ein Battisthemd, daß ich damals mit dem Ochsengespann fuhr und heute mit dem Orient-Expreßzug. Nun sind aber die Leute, die damals trugen und fuhren, ganz und gar dieselben Massen geblieben, die sie heute noch sind, ebenso götzendienerisch gegenüber von religiösen Fabeln und ganz ebenso geneigt, wie der Pöbel von London, Paris und Berlin stets zu beweisen bereit ist, ein bestialisches Raubthier zu werden. Dieser Zustand aber entspringt einzig und allein aus dem Umstand, daß nicht wie der Verstand auch die Vernunft fortschreitet.

Ein Vernunftschluß muß selbst erdacht und nicht erlernt werden, weil er, bloß dem Gedächtniß eingeprägt, keine Wirkung auf den innern Menschen haben und als überkommen und nicht selbst erzeugt immer bezweifelt werden kann. Gäbe es einen einzigen Vernunftschluß, welcher den Beweis seiner apodiktischen Wahrheit und Gewißheit zuließe, wie eine naturwissenschaftliche Entdeckung, so hätte die Vernunft an diesem einzigen Schluß schon einen sicheren Boden, auf dem sie fortschreiten könnte. Statt dessen begegnen sich die urältesten Vernunftschlüsse mit den heute ausgedachten in dem gleichen Schicksal, daß man sie annehmen oder verwerfen, behaupten oder bestreiten kann. Thatsächlich documentirt sich die Unmöglichkeit eines Vernunftfortschrittes in den geschichtlichen Erscheinungen aller Zeiten. Der Verstand hat die Inquisition abgeschafft, aber hat er deshalb den blödsinnigen Fanatismus des religiösen und politischen Parteihasses, der Wuth, mit der sich die Menschen um götzendienerischer Dogmen willen blutig bekämpfen, auch nur im Geringsten beseitigt? Haben wir nicht den lächerlichen und schandhaften Antisemitismus? Haben wir nicht den Grimm und Neid, die den sozialistischen Bestrebungen zu Grunde liegen? Diese Erscheinungen hätten wir nicht, wenn die Vernunft fortschreiten könnte. Sind nicht noch vor zwei Jahren Hunderttausende zum heiligen Rock in Trier gewandert und wären nicht Millionen beim Besitz der Mittel auch dazu bereit gewesen? „Mächtig fortschreitender Menschengeist", sagt Haeckel. Hat die Statistik nicht sonnenklar nachgewiesen, was Buckle zum Grundpfeiler seiner „Geschichte der Civilisation" machte: daß die Verbrecherzahl im Verhältniß zur Bevölkerungszahl immer die gleiche bleibt und folglich auch die Sittlichkeit. „Mächtig fortschreitender Menschengeist!" Ist nicht eine der höchsten Angelegenheiten, die Kunst, abwärts gehend, werden nicht Poesie und Plastik des Alterthums als unerreichbare Muster allen späteren Tagen dargestellt? Fortschritt!

Diese Fragen ließen sich mit der gleichen ironischen Antwort lange fortsetzen. Könnte die Vernunft überzeugend sein, wie eine Erfahrung in die Masse dringen, so wäre dadurch nicht etwa bloß ein geistiges Ziel erreicht, was nebensächlich bliebe, sondern der Friede, das Glück des Menschengeschlechtes. Statt dessen haben wir den Militarismus, den schreiendsten Verkünder der Unvernunft, die rasselnde und donnernde Verhöhnung alles Fortschrittsglaubens. Was sind gegen diese Wahrheit voll Schrecken und Entsetzen die Fortschritte des Verstandes? Er hat es dahin gebracht, die öffentliche Wohlthätigkeit durch Vereine, Institute ꝛc. zu organisiren und dafür muß man ihm dankbar sein. Einen Fortschritt des inneren Wohlthätigkeitsdranges selbst zu bewirken, läge außerhalb seiner Thätigkeit.

Der Thätigkeit und den Erkenntnissen der Vernunft aber fehlt das Kriterion der Verstandeserkenntnisse: nothwendig und allgemein eingesehen werden zu müssen.

Der Dualismus zwischen zwei Gehirnfunctionen, von denen der Verstand mit begrenzter Macht ausgestattet, die Vernunft mit grenzenloser Ohnmacht belegt ist, dieser Dualismus ist ein Naturgesetz und kann als solches nicht in Monismus verwandelt werden, weil Naturgesetze durch Forschen und Denken nicht aufgehoben, sondern nur bestätigt werden können. Auf der einen Seite die Erfahrungswelt, auf der anderen Seite das vergebliche Suchen nach dem Erklärungsmotiv (Urprinzip) der Erfahrung, welches mit logischer Nothwendigkeit nicht selbst wieder Erfahrung sein kann, sondern außerhalb derselben liegen muß — dieser Dualismus innerhalb eines Naturproductes, des menschlichen Gehirns, berechtigt zu dem Ausspruch: im Menschen ist die Natur mit sich selbst zerfallen. In dem immer ohnmächtigen Suchen der Vernunft manifestirt sich das immer unbefriedigte metaphysische Bedürfniß der Menschheit, und es kann nicht durch gemeinen Erdenstaub gestillt werden, auch nicht, wenn er einen neuen Namen empfängt, den Namen eines unbewiesenen und bloß zum Glauben empfohlenen Monismus.

---

## Protestantischer Kirchenbau.

Antrittsrede gehalten an der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden, von Professor Dr. Cornelius Gurlitt.

(Schluß.)

Ich habe in besonderem Werkchen versucht, die Entwicklungsgeschichte des Kirchenbaues in Sachsen, als der Heimath des Protestantismus, festzustellen. Im 15. Jahrhundert, mit dem Beginn des Kampfes gegen das Dogma und die Uebermacht des Klerus, beginnt die Umgestaltung des Kirchengrundrisses. Das Klerus und Laienwelt trennende Querschiff verschwindet, der den Klerus beherbergende Chor verkümmert, die zur Bergung von viel Volk geeigneten Emporen gewinnen maßgebenden Einfluß auf die Baugestaltung der großen Hallen. Die Reformation kommt und mit ihr die Aufhebung so vieler Kirchen. Aber wo doch neue entstehen, sieht man die Architekten bemüht, einen für den Protestantismus geeigneten Grundriß zu finden. So an den Schloßkapellen zu Wittenberg, Halle, als Vorstufen, und zu Torgau unter Luthers eigenen Augen. Der Chor verschwindet ganz, der Altar tritt mitten in die Gemeinde. Man findet nicht gleich das Rechte, aber auch wir haben es ja noch nicht zur Stelle gebracht. Die Absicht, dem Bedürfniß ideale Form zu geben, spricht sich klar und deutlich aus. Im 17. und 18. Jahrhundert suchen vorzugsweise wieder sächsische Künstler nach einer Verkörperung der durch die Liturgie gegebenen Bedürfnisse. Das Erreichte ist großartig. Zwar hat es der Protestantismus in seinem formalen Idealismus über sich gebracht, sich selbst als Gegensatz der Kunst darzustellen, zu sagen, mit Luther ende die echte Kunst, was später geschaffen sei wäre kunstlos, ja kunstwidrig. Ich rechne mir es zum Verdienst an, als Erster der protestantischen Welt gesagt zu haben, daß sie sich in ihrer Selbstverlästerung irre, daß der Protestantismus sehr viel mehr geleistet habe, als die Protestanten glauben. Und ich hoffe, daß ein Werk, welches demnächst aus der Mitte der „Vereinigung Berliner Architekten", der auch ich anzugehören die Ehre habe, hervorgehen soll, die Welt in Staunen setzen wird über die baukünstlerische Leistung und den Gestaltungseifer des Protestantismus.

Und dies geistesstarke Ringen, welches in Dresden seinen Höhepunkt beim Bau der Frauenkirche*) findet, endet am Rationalismus. Der Kampf ihres Erbauers, des Zimmermeister Bähr gegen den klassisch gebildeten Knöfel, das Ringen von Bähr's früherem Gesellen, Schmidt gegen den gelehrten Architekten Exner gelegentlich des Baues der Dresdner Kreuzkirche sind typische Erscheinungen. Die mit der Kraft einer tiefen und daher wortkargen Ueberzeugung protestantisch schaffenden Künstler stehen gegen die Idealisten der Form, der wissenschaftlich festgestellten antiken Regel. Obgleich die Frage des protestantischen Kirchengrundrisses als Gegensatz zum katholischen damals öffentlich, auch in der Literatur, zur Aussprache kam, ward in Dresden beim Planen des Baues gar nicht davon gesprochen, daß der protestantischen Kirche eine andere Form zu geben sei als die eines mit Emporen umgebenen Gemeinderaumes, ebenso wenig wie man daran denkt, die gleichzeitig errichtete katholische Hofkirche anders als eine Processionskirche mit Nebenkapellen und Umgängen zu schaffen. Der Idealismus, welcher in der würdigen Erfüllung des Zweckes liegt, war noch nicht durch klässisch- oder romantisch-philosophische Spitzfindigkeiten und gelehrte Empiriker angekränkelt und daher so seiner sicher und so stark, daß jener Idealismus, welcher nur auf formale Vollendung hinwirkte, zunächst gar nicht zum Wort kam oder doch noch völlig zum Schweigen gebracht wurde.

Die Verstandesnüchternheit brachte einen neuen Idealismus mit sich. Sie gab sich als das Höhere, weil sie das Göttliche, oder doch das Gottgeweihte an Schönheit dem Menschlichen entgegenzusetzen wähnte. Sie gab die vollendete Form zunächst der Antike, dann des Mittelalters; sie brachte eine Aesthetik, welche uns lehrte, die Kirche ist ein Gotteshaus, sie müsse sich daher vom Menschlichen lostrennen. Sie vergaß, daß der Protestantismus die Kirche als Gemeindehaus auffaßt; daß er Gottes Wohnung nicht in Häusern von Stein gemacht, sondern in den Herzen der Gläubigen sucht; daß also auch die protestantische Kirche nicht ein Tempel sei, in welchem Gott eine Stätte hat, sondern daß er wohne, wo zwei oder drei in seinem Namen vereint sind. Aus einem kräftigen auf thatsächlichen Glauben, auf die Ausgestaltung des Gottesdienstes hinwirkenden Idalismus folgte ein solcher der Worte, der Symbole, der Mißachtung der Liturgie, der Anbequemung an abstracte, kalte Ideale. Man konnte tausendfach hören, die Cultformen des Protestantismus sind zu wenig schön, als daß man sie als Grundlage für den Kirchenbau wählen könne. Man schaffe wenigstens einen idealen Bau für den unidealen Cultus. Man hätte richtiger gesagt, man schaffe erst einen idealen Cultus und dann einen ihm angemessenen Bau, ehe man ein Haus gründete, das über seinem Zweck stehen solle, in dem also der Zweck, der Cultus, die gemeinsame Gottesverehrung, vermeintlich unter dem Werth des Baues steht; der höher Organisirte also besser thut, das Haus zu beachten, als den Gottesdienst. Ein solches Haus ist z. B. die gothische Nicolaikirche in Hamburg, die Protestations-Gedächtnißkirche zu Speyer, dieses beschämende Zeugniß der Schwäche des protestantischen Formen-Idealismus, der an die Geburtsstätte des Protestantismus, an den Befreiungsort von der Messe eine Meßkirche setzte, mit allen Eigenschaften einer solchen.

Es ist nicht confessionelle Streitsucht, welche mir dieses harte Wort eingibt. Ich glaube, man kann streng protestantische Kirchenformen fordern, ohne Haß gegen den Katholicismus. Ich hasse ja nicht die öffentlichen Lehrsäle, wenn ich wünsche, mein Wohnzimmer solle nicht aussehen wie ein Saal. Ich verachte nicht die städtischen Wohngebäude, wenn ich von den Kasernen fordere, sie sollen nicht wie Zinshäuser, und von den Zinshäusern, sie sollen nicht wie Kasernen aussehen. Ich fordere nur von jedem Bau, daß er in der Ausgestaltung seines Zweckes sein Ideal erblicke, daß er ganz er selbst sei, keine Form entlehne, die nicht zu seinem Wesen gehöre, und sei sie an einem anderen Bau noch so schön. Weil Reime im Drama schön sind, sind sie es doch nicht auch beim Plaidoyer eines Staatsanwaltes!

In unserer Zeit kunstvoller Verdunkelung des einfach Verständigen wird es nöthig, den Satz mit Betonung auszusprechen: es kann in der Architectur keine ideale Form geben, die mit dem Zweck in Zwiespalt käme. Es ist der unbedingte Merkstein dafür, ob eine Form ideal, d. h. sinngemäß, ihrem Wesen entsprechend, gestaltet ist, daß sie dem Zwecke Ausdruck gibt. Wo ein Zwiespalt entsteht, muß stets der Zweck siegen, als derjenige Factor, dessen reiner Sieg das höchste Ideal der Baukunst ist. Zweck des Kirchenbaues ist nun nicht die Gottesverehrung: diese geschieht im Menschenherzen; Kirchen beten nicht! Zweck ist ferner nicht die Schaffung eines des Zweckes entbehrenden Idealbaues, denn nutzloses Bauen kann kein Ideal ergeben; Zweck ist nicht die Schaffung eines Gotteshauses: denn Gott wohnt nicht in Häusern: ausschließlicher Zweck ist die Bergung des Gottesdienstes in einem ganz und ausschließlich für seine Erfordernisse geschaffenen Hause, in welchem Christen beten, die Predigt hören, die Sacramente empfangen, oder eines anderen Hauses, in dem Juden oder Heiden ihrem Gottesdienst zweckmäßig obliegen können. Und da es sehr verschiedene Formen des Gottesdienstes gibt, so gibt es auch sehr verschiedene Formen idealer Kirchen, deren jede dann ihr Ziel erreicht, wenn sie dem Gottesdienst eine ihm entsprechende, also weihevolle Stätte bereitet. Der Künstler, welcher sagt, es gebe stilistische, technische, schönheitliche Bedenken, welche ihn hindern, rein für die Liturgie dienliche Formen zu wählen, hat entweder einen falschen, formalistischen Idealismns, oder er hat nicht die künstlerische Kraft, den rechten, zweckdienlichen zum Ausdruck zu bringen.

Im öffentlichen Leben herrscht aber thatsächlich ein Zwiespalt zwischen den praktischen Forderungen und dem ästhetischen Schönheitsgefühl, welcher zu allerhand Mischformen führt. Die Herren Theologen mögen die Güte haben mich zu berichtigen, wenn ich die liturgischen Bedürfnisse des Protestantismus falsch darstelle. Sie mögen mir nur zugestehen, daß ich nach bestem Wissen sie richtig darzustellen versuche.

Im protestantischen Gottesdienst ist die Hauptsache die Erklärung des Wortes, also die Predigt. Neben dieser sind die Sacramente von Bedeutung, also Taufe und Abendmahl. Der sogenannte Altardienst, sowie die Kirchenmusik treten hiergegen zurück. Mir will also scheinen, es sei Aufgabe der Architecten, ein Haus zu schaffen, welches diesen Bedürfnissen schlechtweg dient. Also zuerst einen Raum zu schaffen, in welchem die Gemeinde sich zum Hören der Predigt und zur Feier von Taufe und Abendmahl zusammenfindet. Man wähle hierzu einen Raum, wie mir würdiger erscheint, der alle drei Zwecke erfüllt; oder man wähle drei Räume, deren jeder für den besonderen Zweck geeignet ist. Die entscheidende Frage hierbei ist die, ob die Gemeinde bei allen kirchlichen Handlungen als Einheit zu fassen ist.

Wählt man einen Raum, so sei er zunächst ein Predigtraum. Im Katholicismus weist die Kanzel auf den Altar hin, wo das Meßopfer sich vollzieht. Dort steht sie sehr richtig im Langhaus, so daß der Prediger aus dem Volk heraus auf den Altar zu wirken kann. Die Stellung der Kanzel im späteren Mittelalter, in den heutigen katholischen Kirchen ist also eine zweckdienliche, daher ideale. Im Protestantismus ist die Erklärung des Wortes die Hauptsache und hat der Altar nur insofern Werth, als er das Geräth ist, an welchem das Abendmahl gespendet wird. Nicht ist er wie bei den Katholiken die Stätte, an der sich Gott finden lassen will, Opferstätte, Heiligengrab. Er unterscheidet sich nicht vom Abendmahl-Kelch oder der Schüssel. Und wie diese als Geräthe ab und zu getragen werden, so würde auch der Abendmahlstisch nicht entheiligt werden, stellte man ihn gelegentlich bei Seite.

Viel mehr scheint es mir bedenklich, wenn der Altar die Kanzel und den Taufstein von dem Platz verdrängt, der ihnen gebührt: das Wort ist der vornehmste Inhalt der protestantischen Liturgie und der Träger des Wortes als solcher, nicht

*) Siehe hierüber das soeben erscheinende interessante Werk von L. J. Sponsel, Die Frauenkirche zu Dresden (Dresden, Bänsch).

um seiner Person willen, gehört daher mitten in das Angesicht der Gemeinde.

Daß man die Kanzel nicht in die Achse der Kirche stellt, hat vielfache Gründe, deren vornehmster der ist, eben daß dort der Altar stehe. Die Versuche, den Geistlichen über, hinter oder vor den Altar zu stellen, haben in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaues zu mancherlei Ergebnissen geführt. Hinter dem Altar stand er bei den Frühchristen. Bunsen empfahl mit Recht diese Stellung. Ueber dem Altar stand die Kanzel bei den Kirchen des 17. und 18. Jahrhunderts in der Regel. Er steht auch ganz gut dort. Was wird dagegen eingewendet: daß der Geistliche über den Tisch des Herrn sich erhebe, sei eine Blasphemie. Nein, nicht der Geistliche steht dort, sondern die Quelle des Worts befindet sich dort. Jahrhunderte lang war alle Welt damit einverstanden, bis die Phrasen der Romantiker in die Welt gingen, die Gothik strebe gen Himmel, sie deute nach oben, bis also der Welt weiß gemacht wurde, der Gott, an den wir glauben, wohne räumlich über uns und wer am höchsten steht, stehe ihm am nächsten. Die protestantische Kirche soll nicht himmelwärts streben, sondern zusammenschließen, nicht nach oben, sondern nach innen deuten, ihr Ideal als Gemeindehaus beruht in der geschlossenen Raumwirkung. Es ist also auch keine Schmach für den Altar, daß man über ihm die Kanzel sieht, sowenig wie für die Kanzel, wenn über ihr die Orgel steht.

Wenn also die Kanzel in die Achse der Kirche gehört, so ist die Stellung der beiden, den Sacramenten dienenden, an sich gleichwerthigen Geräthe gegeben: Neben der Kanzel, etwa Altar rechts und Taufstein links oder beide in gleicher Form, so daß auf den Tisch der Kirche bald das Taufbecken, bald das Abendmahlsgeräth gestellt wird. Denn wie es der Würde des Kelches gemäß ist, nach dem Gebrauch in die Sakristei verschlossen zu werden, so kann doch wohl auch dem Taufgeräth hierdurch kein Abbruch geschehen.

Erreicht wird auf solche Weise aber die räumliche Einheit des Gottesdienstes, zumal wenn der baulichen Anordnung, welche Kanzel, Altar und Taufstein künstlerisch vereint, auch noch Orgel und Sängerchor eingefügt werden. Erreicht wird die Möglichkeit, ein ideales protestantisches Kirchengebäude aus dieser Einheit heraus zu schaffen. Verletzt wird freilich ein sehr wichtiger Theil der religiösen Empfindung, die Ueberlieferung. Und so muß denn kurz die traditionelle Stellung des Altars betrachtet werden.

Der Altar der mittelalterlichen Kirche war der Laienwelt ganz entrückt. An ihm funktionirte allein der Geistliche, die Laienwelt sah von Ferne seinen Handlungen zu; der Geistliche wendete sich in seinem einsamen Gebet zum Altar, so daß die Laien sich damit begnügen mußten, ihn zumeist vom Rücken aus zu sehen. Er wendete sich zu ihnen um, wenn er ihnen den empfangenen Segen spendete. Die zweite Seite des Altars blieb unbenutzt. Man konnte dort hohe Gefäße aufstellen, später Bildwerke, endlich eine ganze Bildwand aufführen. Aus dem schlichten vierbeinigen Tisch bei der eucharistischen Feier der Frühchristen wurde der reichgeschmückte Heiligenaltar. Diesen übernahm der Protestantismus, mit ihm mußte er sich liturgisch abfinden, als die Abendmahlsfeier auch die Laienwelt an den Altar heranzog. Nur wenige Gemeinden hatten den Muth, sich vom altgeliebten Heiligenaltar zu trennen und nahmen das Abendmahl als Mahl, an Tischen sitzend. Ich habe einer solchen Feier in Westphalen beigewohnt, in der die Gemeinde an zu diesem Zweck aufgeschlagenen Tischen sitzend, Orgel, Gesang und Predigt anhörte und dann nach der Aussprache der Einsetzungsformel gleichzeitig Brod und Wein nahm. Ich habe einen weit tieferen Eindruck von diesem Mahle heimgebracht als von der Form, welche den Heiligenaltaren zu Liebe zumeist gebräuchlich wurde, nämlich dem der Procession nach dem Altar mit ihrem langen Warten, der Zerrissenheit des ganzen Vorganges, dem Unsymbolischen der Mahlesfeier.

Es ist eben das Beklagenswerthe, daß wir nicht Altäre haben, die unserem Abendmahl, sondern ein Abendmahl, das unseren Heiligenaltären entspricht, getreu dem formalen Idealismus, der unsere Geister beherrscht.

Ich würde es trotz dieser Anschauungen für eine große Thorheit halten, wenn ein Architect von einer Gemeinde verlangen wollte, sie solle nach seinen ästhetischen Ansichten und Baugedanken ihren Cultus ändern. Der Architect hat nicht die Aufgabe, das Bauprogramm zu schaffen, sondern es aus der Liturgie abzuleiten. Aber es ist wohl auch nicht berechtigt, wenn die Liturgie an Formen festhält, obgleich diese nur durch die Unzweckmäßigkeit älterer Bauwerke für ihre Bestrebungen ihr aufgezwungen wurden. Auf jeden Fall sollte man der gestaltenden Kraft des Volkes nicht Hemmschuhe anlegen und ihr vorschreiben, den für ungeeignet gehaltenen Altar immer auf's Neue zu schaffen. Ich würde es aber auch für eine Thorheit halten, wollte ein Architect einer Gemeinde, welche bestimmte liturgische Absichten besitzt, einreden: diese lassen sich nicht künstlerisch gestalten oder diese widersprächen ideal künstlerischer Anforderungen. Ebenso wenig aber will mir die Unentschiedenheit behagen, welche zu Tage tritt, wenn die Gemeinde weiß, daß die alten Kirchenformen nicht für sie passen, wenn der Architect ihr hierin zustimmt und doch beide vereint das ungeeignete Alte schaffen — aus Idealismus, der Tradition zu Liebe — einer mißverstandenen Tradition, die das als ungeeignet Erkannte festhält. Die Kirche ist ein conservativer Körper: aber conservativ sein heißt nicht erhalten kurzweg, sondern das Gute erhalten!

Ja an der Tradition sollen wir halten: an welcher denn? Jener der Frühchristen, wie Bunsen sie aufleben lassen wollte? Damit kann man sehr wohl einverstanden sein. Jener der katholischen Predigtorden? Sie bietet viel Gutes. Jener des sächsischen Erzgebirges und der Reformationszeit? Man wird die reichste Anregung zur Befreiung von veralteten Formengesetzen finden? Jene der Zeit des lebendigen Pietismus und der Durchwärmung des nach Luther vertrockneten Protestantismus im 17. Jahrhundert? Gewiß, dort wird man die Quellen der Erfrischung finden. Warum aber gerade sollen wir der Tradition der katholischen Bischofskirchen folgen, jenen des scharf ausgeprägten und nach unserer Ansicht keineswegs vollendet christlichen Katholicismus des 13. Jahrhunderts, warum sollen wir stets aufs Neue Heiligenaltäre bauen, die wir nicht zu Heiligen beten, warum Chöre bauen, die wir keinen von ihnen beherbergten Clerus haben, Querschiffe, die wir keine Sonderung der Gemeinde wünschen, hallenförmige Langhäuser, in denen keinen Procession aufzieht, die Kanzel bei Seite rücken, auf die das Auge doch zumeist in der Kirche gerichtet ist?

Ja, die Tradition! Wir sollen eifrtg suchen in der Kunst vergangener Zeiten nach jener kräftigen Sinnesart, die das Verständige unbeirrt um sogenannte Ideale that, und diese Sinnesart auch kräftig auf uns wirken lassen. Diese Ueberlieferung des Mittelalters, der Renaissance, der Barockzeit, welche ich Redlichkeit gegen die eigene Absicht nennen möchte, sollen wir eifrig pflegen. Wir sollen dabei Alles erhalten, was einst Werth hatte, und alles Alte erneuern, was für uns noch heute Werth besitzt. Aber wir sollen den Muth haben, auf das an sich Vollendete zu verzichten, wenn es uns in unserem Wesen beeinträchtigt. Unsere Geistlichen haben keine prächtig gestickten Chorröcke und unsere Superintendenten tragen keine schönen goldenen Tiaren. Und wir sind stolz darauf, daß dem so ist. Warum bauen wir Kirchen mit dem kirchlichen Prunk des Mittelalters, also mit jenem Fehler, den Luther bekämpfte!

# Feuilleton.

## Lotta.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von M. C. Larochelle.

Der Frau wird es gewöhnlich leichter als dem Manne, sich in neue Verhältnisse zu finden, und wird ein schwedisches Bauernmädchen Kaiserin wie Katharina I. von Rußland, oder Diva oder Weltnachtigall, wie Christine von Snugge, so bekommt das Naturkind immer so viel von einer „Dame" mit, daß es seinen zuvor bloßen und sonnenverbrannten, nunmehr atlasbeschuhten Fuß in jeden Salon Europas stecken kann.

Der Mann, welcher im Tagelöhnerhäuschen geboren wurde, braucht eine Generation, ehe er ordentlich auf einem Boudoirdivan sitzen kann, und zwei, ehe er gut auf einem Vollbluthengst sitzt. Das Bauernmädchen dagegen, sofern sie Glück hat, kann schon nach einem Jahre in der ersten Societät unseres Welttheils auftreten, mag es sich um ein Diner in Windsor, eine Soirée in — nun sagen wir Wexiö — oder den Empfangsabend einer Herzogin im Faubourg St. Germain handeln.

Das hätte auch Lotta gekonnt.

Als ich sie zum ersten Male sah, hütete sie die Schafe auf dem Felde. Ihr Röckchen war zerrissen, das Haar flachsfarben, die Nase stumpf, die Augen lebhaft, das Hemdchen von unbestimmter Farbe und die Wangen offenbar unkundig, daß es etwas in der Welt gäbe, was man Erröthen der Verlegenheit oder Döring's Seife nennt.

„Wie geht es Dir, mein Kind?"

„Danke, gut; aber der alte, leidige Schafbock macht mir das Leben sauer; er will niemals, wie er soll," kam es im Dialect der Gegend zurück.

Dann tauchte die kleine Tochter des Bauern auf mit dem Mittagsmahl: saurer Milch und einem Stück harten, trockenen Brotes. Die kleine Hirtin war arm, aber hätte sie ihre Reihe weißer Zähne einer Dame in der großen Welt und ihren Appetit einem Könige verkaufen können, so hätte sie bald fragen dürfen, was alle Schafe, das Feld, ja das ganze Bauerngut zusammen kosteten.

„Wie heißt Du?"

„Lotta."

Ich habe immer für Ingenüen geschwärmt, und hier hatte ich eine vor mir. Ein Bouquet war hier nicht angebracht, denn es wuchsen ja einige Millionen Blumen am Rande der Gräben, und zum Soupé einladen ging nicht wohl an, da nicht einmal ein Restaurant in der Nähe lag.

Also zehn Oere in blanker Münze. Adieu, Kleine.

* * *

Alles nutzt sich ab; Gefühle, Erinnerungen, Bande der Freundschaft und das ganze Universum, am meisten aber die Halskragen. Es war eine dieser kritischen Lagen, wo ein junger Mann zu wählen hat, ob er lieber schmuck am Halse oder fidel sein will, zu wählen hat zwischen einem halben Dutzend neuer Kragen oder vier Theaterbillets.

Auf der einen Seite schöne Melodien, noch schönere Kostüme und blitzende Augen, aber auch grau in grau am Halse und hochaufgeschlagene Rockkragen; auf der anderen die Einsamkeit und Langeweile des Stübchens, aber Primaglanzstärke unter dem Kinn, die Hochachtung der Aufwartefrau und alles mitbürgerliche Ansehen, welches untadlige Wäsche ihrem glücklichen Besitzer verleiht.

Ich dachte an meine Reputation und meine Zukunft, opferte der Diva der Jönsson'schen Theatergesellschaft einen Seufzer der Entsagung und ging in ein Weißwaarengeschäft.

Steife, stolze, glänzende Halskragen, o du schlankes, goldlockiges, hübsches Ladenfräulein. Doch wo hatte ich das Gesicht schon gesehen?

„Lotte, wo hast Du das Schiffchen zu meiner Nähmaschine?" klang es plötzlich aus dem anstoßenden Zimmer.

Lotte . . . Lotte . . . Lotte! Ja wahrhaftig! Das war ja meine kleine Schafhirtin, welche avancirt war und nun statt Wolle Schätze von Leinen hütete.

Ich blieb einige Tage in der Stadt und kaufte jeden Vormittag einen weißen Shlips, nur um mit Fräulein Lotte plaudern zu können. Wir sprachen nicht von den Schafen und dem Bauernhofe und dem Zehn-Oerestück, aber ich sah, daß sie sich meiner mit Wohlwollen erinnerte. Sie war jetzt sehr civilisirt, die Kleine, sie pflegte ihre niedlichen Hände und verschmähte es, sich die Ellenbogen an den Cartons einzurennen, wie manche andere Ladenfräuleins, wenn sie den ersten Versuch machen, sich mit Eleganz zu bewegen. Sie fühlte sich im Ganzen recht wohl in ihrer neuen Stellung; es machte ihr nur augenscheinlich Kummer, daß die Buchhalter auf den kleinen Gesellschaften, welche sie dann und wann mitmachen konnte, die Bürgertöchter den jungen Damen aus den Läden beim Tanz vorzogen. Lotta strebte offenbar danach, sich hinauf zu arbeiten.

Da konnte ich mich nicht enthalten, an den Leithammel zu erinnern, der ihr das Leben schwer gemacht, und dessen Hartnäckigkeit sie schließlich doch überwunden und die Hoffnung auszusprechen, es möchte mit den Buchhaltern ebenso gehen.

„Ja, aber die sind von anderer Wolle," meinte Lotte.

* * *

Es war eine dichte Menschenmenge auf dem Dampfboot von Oresund; ehrwürdige Matronen wurden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht hier- und dorthin gestoßen, ein dicker Gutsherr aus Skåne stand eigensinnig auf meinen Fußspitzen still, und der Kaffee, welchen die lange Gouvernante in der ersten Kajüte bestellt hatte, floß gerade den Rücken eines Gerichtschreibers herunter, der braunen Rock, schlechte Laune und Salonbillet besaß.

Da waren viele Männer und Frauen von verschiedensten Alters- und Vermögensklassen, von skånischem Adel und distinguirtem Aussehen, unter ihnen die Gräfin Katzenklaue, welcher ihr Sohn, der Lieutenant bei den Dragonern, mich früher einmal in Helsingborg vorgestellt, als Ersatz dafür, daß er mich beinahe umgeritten und mir einen Todschrecken verursacht hatte.

Ich lächelte resignirt, verbeugte mich und ließ dabei Hut und Regenschirm fallen; die Gräfin verneigte sich gnädig, ließ nichts fallen und präsentirte ihre „Gesellschafterin, Mamsell Charlotte Fredriksson."

„Danke, wir sind alte Bekannte," sagte eine stattliche junge Dame mit dem Gesicht einer Ingeborg, der Gestalt einer Juno und einer Toilette so elegant und neu, als wäre sie eine Prinzessin, die ausgegangen, Gutes zu thun im Stillen, gefolgt von fünfundzwanzig Zeitungsreferenten.

Der tausend, Fräulein Lotta! Konnte weder Sprachen noch Musik und war gleichwohl Gesellschaftsdame bei einer Gräfin geworden!

Wir konnten einige Secunden ungestört mit einander sprechen.

„Nun, Fräulein Charlotte, ich vermuthe, Sie befinden sich wohl in Ihrer neuen Stellung?"

„Ach ja, in mancher Hinsicht; aber diese geborenen Fräulein plagen mich zu Tode mit ihrem Hochmuth und ihrem »Mamsell, Mamsell«!"

* * *

Eines Vormittags hatte mich ein gemeinsamer Bekannter bei einem Glase Bier dem Millionär, Großhändler und Ritter des Vasaordens Herrn Jeremias Pepparling vorgestellt, und dieser lud mich, mir nichts dir nichts, noch zu demselben Abend zum Balle ein. Ich entschuldigte mich, ich sei auf der Reise und hätte keinen Frack im Reisekoffer; doch er sagte, das machte nichts aus — und ich habe mir zum Prinzip gesetzt, Alles zu glauben, was Millionäre sagen — bis ich einmal in die Steuerveranlagungscommission komme.

„Meine Frau — Herr Sigurd."

Wieder war es Lotta!

„Ah, ich bitte, ich habe die Ehre und Freude schon seit langer Zeit mit Frau Pepparling bekannt zu sein."

Millionäre und Großhändler haben im Allgemeinen bessere Weine als Grafen und Barone auf ihren Gastmählern, denn sie wagen nicht, so unvorsichtig zu flunkern in Hinsicht auf den Platz, wo der Wein gekeltert wurde, und hatten keine Ahnen im dreißigjährigen Kriege, auf deren Raubluft sie die kleinsten und schlechtesten Flaschen abwälzen können.

Vielleicht war dies der Grund, daß Lotta, alias Fräulein Lotte, alias Mademoiselle Charlotte, alias Frau Pepparling und ich an jenem Abend aufrichtiger und vertraulicher mit einander sprachen wie je. Schließlich sagte sie mit einer Verstimmung, welche zu verbergen sie sich nicht die geringste Mühe gab:

„Pepparling und ich haben uns Zoll für Zoll unsere Stellung in der hiesigen Gesellschaft erkämpft. Heute Abend haben wir sogar den Kreishauptmann und Frau eingeladen; aber sie haben geruht, sagen zu lassen . . ."

„Ach, Frau Pepparling," flüsterte ich voller Bewunderung, „wie ist es doch mit dem Leithammel, den Buchhaltern und den adligen Fräulein gegangen! Seien Sie überzeugt, Sie legen auch noch eines Tages den Herrn Kreishauptmann zu ihren kleinen, reizenden Füßen!"

---

## Aus der Hauptstadt.

### Die freisinnige Vereinigung.

In einem abgelegenen, verträumten Seitenthale des Thüringer Waldes, wo kein Hotel auf steiler Bergeshöh' furchtbar sich erhebt und kein Oberkellner dem arglosen Wandersmann mit drohend geschwungener Serviette entgegenstürzt, um sich zu vergewissern, daß es nicht der preußische Finanzminister ist, der incognito Einnahmesteuerstudien machen will — auf der ersten Station meiner Reise nach dem Süden ereilte mich die Kunde von der Auflösung des Reichstages. Wir hatten friedlich zu Mittag gegessen, Frau Wirthin schickte sich an, die Laube zu verlassen, um einer längst angekündigten Interpellation, Forellen betreffend, und einem Gesetzentwurf, der sich mit der Anrichtung von Stangenspargel beschäftigte, zu entgehen; hinten am Häuschen sah ich die niedliche, rothe Blouse auftauchen, mit der ich mich sozialpolitischer Ferien-Studien wegen innig befreundet hatte; die letzten Blätter der von Berlin mitgenommenen Freisinnigen Zeitung waren verbraucht, es fehlte mir also nichts, um vollkommen glücklich zu sein — da überraschte uns jene Trauerbotschaft. Bisher war mir (was ich zum größten Theil den geschickten Anstrengungen der rothen Blouse, mich zum Nationalliberalismus zu bekehren, verdankte) die Zeit sehr schnell vergangen, obgleich ich Tovote's neuesten Roman mit auf die Reise genommen hatte; nun mit einem Schlage öffnete sich mir der Ausblick in eine Zukunft voll Wahlversammlungen, Candidatenreden und ähnlicher bleierner Langeweile. Was, sagte ich mir, hast du Sr. Erlaucht, dem commandirenden Herrn Reichskanzler des deutschen Vaterlandes, so Schlimmes gethan, daß er just deine Ferien zu solchen Thaten mißbrauchen konnte? Wenn er sich schon an mir rächen wollte — seiner vielberühmten gentlemännischen Noblesse müßte eigentlich solche Absicht durchaus fern liegen — warum ließ er es dann nicht bei einem fetten Preßprozeß mit zwei Jahren Gefängniß bewenden? Warum gleich diese neronische Grausamkeit, die nicht allein mich, die auch den völlig unschuldigen Leser auf's Härteste trifft? Denn jetzt, wo's doch wieder nichts wird, darf ich es Dir, Du mein zum Photographiren freundlicher Leser, ja verrathen, daß ich den ganzen Sommer über so unpolitisch wie möglich sein, mich in sentimentalen Reiseskizzen versuchen und außerdem Nietzsche, Maupassant und Lombroso ausschreiben wollte, um später nach berühmten Mustern unter die Lesefrüchte meinen Namen zu setzen und Dir solcher Weise den ganzen Winter hindurch grausamlich zu imponiren. Mit diesen stolzen Plänen, diesen, ach so bescheidenen Hoffnungen ist es nun nichts. Ich muß zurück in's Joch, muß Leitartikel lesen, obgleich der Himmel so heiter lacht, als hätte er nie einen Witz Alexander Meyer's gehört. Heute Morgen brachte die rothe Blouse zugleich mit dem entzückend unverfälschten deutschen Kaffee zwei Aufrufe, einen schlecht gedruckten, aber gut geschriebenen sozialistischen und einen, den ich auf's Haar für Eugen Richter's Schöpfung gehalten hätte, so ergreifend miserabel war er stilisirt; bei genauer Durchsicht stellte sich aber heraus, daß er dem Hirn eines Kunden suchenden Flickschneiders entsprungen war. Auf der fortgeschrittensten linken Zaunpfoste klebte das schwefelgelbe Plakat des Hildburghauser Candidaten Kulicke der antisemitischen Volkspartei; ich erfuhr daraus zu meiner bodenlosen Bestürzung, daß im Falle einer Nichtwahl Kulicke's der Fortbestand Deutschlands in Frage gestellt, der Krieg unvermeidlich und die Zertrümmerung des Dreibundes sicher wäre. Der Leser möge aber ermessen, in welchen Tartarus von Gewissenszweifeln es mich stürzen mußte, als gleich nachher mein Berliner Moniteur, dessen Auflagehöhe ich wie sein Verleger schamhaft verschweige und von dem ich nur sagen will, daß er seiner Zeit aus Existenzgründen standhaft gegen das Verbot des Einwickelns von Käse in bedrucktes Papier kämpfte — als dies angesehene Organ der frischgetünchten Linken kategorisch erklärte, die Wahl Kulicke's wäre gleichbedeutend mit dem Versinken germanischer Hochcultur, dem völligen Untergange der Civilisation, sowie der Verthierung Europas, jeder für ihn votirende Bürger aber wäre ein schamloser, serviler Knecht, ein — nein, bitte, lesen Sie selbst das schreckliche Wort in den Reichstagverhandlungen vom April nach; ich genire mich, so etwas in die Feder zu nehmen, und ich bin überzeugt, der feingebildete Herr Arthur Stadthagen würde andernfalls die „Gegenwart" abbestellen.

Einer oder der andere meiner Freunde findet vielleicht, ich behandle eine Sache nicht ernst genug, die zur Zeit alle Capacitäten des Berliner Volkes in dauernder, schmerzlicher Aufregung hält, und wer mir aus alter Anhänglichkeit bis hierher folgte, obschon er am 6. Mai die Lectüre aller politischen Artikel bis Mitte Juni abgeschworen hat, freut sich diebisch, daß ich mein in der Ueberschrift gegebenes Wort offenbar nicht zu halten gedenke und von der neuen „Freisinnigen Vereinigung" barmherzig schweige. Beide thun mir Unrecht. Ich verstünde mein Geschäft schlecht, nutzte ich den dankbaren Stoff nicht aus, so lange es noch Zeit ist; nach dem 15. Juni wird es eine „Freisinnige Vereinigung" *gegeben* haben und von den Helden lobebaeren hinter Rickert wird nur noch verworrene Sage gehen — erfreuen wir uns also an ihrer urwüchsigen Komik wenigstens noch diese letzten vier Wochen hindurch!

Wollte ich in meinem Vaterlande so wenig gelten wie der auch sonst ungemein bescheidene Herr v. Boetticher, der sich in preiswürdiger Selbsterkenntniß begabte Minister neben einem begabten Monarchen nicht gut denken kann, ich spielte mich heute auf mein Prophetenthum hinaus. Als diese Zeitschrift zum fünften Male im laufenden Jahre vor dem verehrlichen Publikum erschien, beschäftigte ich mich bereits mit der bevorstehenden Zerreißung der deutschfreisinnigen Partei *), kennzeichnete die offiziellen Dementis der Fractionleitung und behauptete, daß nicht Herr Rickert, daß vielmehr Eugen selber den Kaiserschnitt vornehmen würde. Mein guter, alter Feind hat nicht gezögert, meine Winke sämmtlich zu beherzigen; um seine Schlagkraft erhöhen, seine Beliebtheit bei den Wahlen gebührend ausnutzen zu können, schreckte er vor einem politischen Skandal nicht zurück. Ich habe in dem erwähnten Aufsatz angemerkt, daß die Entgründung der freisinnigen Actiengesellschaft von 1884 im Interesse unserer nationalen Entwickelung sehr bedauerlich sein würde; der unbeengte, ungehemmte Richter, meint' ich, an der Spitze einer zwar kleinen, aber ihm blindlings ergebenen Schaar wäre dreimal gefährlicher als an der Seite Hänel's und Meyer's. Die „Freisinnige Volkspartei" machte bei der für sie wie für all' und jeden Radicalismus so ungemein günstigen Conjunctur zweifellos glänzende Wahlen, wenn Eugen sich in unbegreiflicher Verblendung nicht zu dem taktischen Fehler hätte hinreißen lassen, seiner Zeit dem todten Ahlwardt noch einen Tritt zu geben. Das verzeihen ihm, der bisher absichtlich die Antisemiten ignorirt, sagen wir ruhig, tolerirt, hatte, die Bewegungsmänner nicht; das Kleinvolk, der radical-fortschrittlich-antisemitische Handwerker, ist stutzig geworden, und die neue Partei wird hier manche Wahlstimme einbüßen, die ihr bei größerer Zurückhaltung auf Seiten Richter's sicher gewesen wäre.

Wenn stillere Tage in's Land gezogen sind, und der Hundsstern am herrlichsten prangt, hoff' ich die Coulissengeschichte der Spaltung im Freisinn recht ausführlich erzählen zu können; für heute genüge die Andeutung, daß der finstere Tribun nicht aus Herzensbedürfniß gegen den Antisemitismus wetterte, daß ihn vielmehr ein ungemein kluger Schachzug der Gruppe

*) „Ein politisches Gründerjahr." Die Red.

Rickert dazu zwang. Wohl befehdete die „Freisinnige Zeitung" in der ihr eigenen, geschliffenen und liebevollen Art immer von Neuem, seit ihrem Bestehen den verhaßten Adolf Stöcker; aber nicht wider den Judenfeind stritt Eugen, nein, wider den Volksmann, der ihm an Beliebtheit bei den Wählermassen nahezu gleich kam und es fast so gut wie er verstand, die lauschende Menge zu entflammen. Eugen Richter haßt aus Herzensgrund immer nur die, die seine Eifersucht erregen und ihn zu verdunkeln scheinen. Der kluge Mann erkannte bei Zeiten und erkannte ganz genau, in wie umfassendem Maße der Antisemitismus Modesache geworden war, wie die kleinen Leute, der geringere bürgerliche Mittelstand, zu ihm hinüber neigten; und gerade aus diesen Schichten zieht der Freisinn seine Mehrheiten, gerade sie beschützten ihn bisher, in ihrer blinden Vorliebe für Richter, vor der Gefahr, von den Revolutionären rechts und links zerquetscht zu werden. Eugen Richter ist nach Bismarck, das weiß Jeder, der unser Volk kennt, leider Gottes der beliebteste Mann im Lande. Ganz abgesehen von seiner hohen rednerischen Begabung und dem auch ihm eigenen grobschlächtigen Eulenspiegelwitz, der unserem deutschen Kleinbürger aller Zeit behagte, gefällt den Wählern vor allen Dingen sein trutziger Muth, seine Kaltblütigkeit, der nichts imponirt, und seine catonische Treue gegen sich selbst. Unser von einer gutmeinenden, exact arbeitenden, aber im Formalismus erstarrten Büreaukratie zerregiertes Volk fürchtet „außer Gott und Nichts in der Welt" noch die Polizei; ein Gang zur Wache, auf die Amtsstube bedeutet für Tausende immer noch den schrecklichsten der Schrecken. Die erbärmliche Mißwirthschaft, das Papierregiment vergangener Jahrhunderte rächt sich auch an den Enkeln, das Grobianthum der Kanzleien ist unvergessen, die „Anschnauzerei" steht sogar hier und da, und nicht allein auf den Dörfern, noch in Blüthe. Wenn wir vor den Franzosen und Russen Stand halten wie die Mauern, vor'm Polizeistock rennen wir Deutschen davon; die behördliche Uniform ist uns noch immer ein heiliger Rock. Und da erfrischt es denn das Gemüth der Bevölkerung über die Maßen, wenn ein Mann auftritt, dem kein Ministerfrack, ja, dem die Krone, dem Bismarck's Kürassierkoller niemals auch nur den allergeringsten Schreck einjagte, der höhnisch herabblickt auf alle die Excellenzen, auf die Herren Commissare und Geheimen Räthe, der sie schulmeistert, als handele es sich um Dorfbengel und nicht um Großmogule und unumschränkte Ressorttyrannen. So lange mit der Regiererei und den endlosen Reglement-Erlassen nicht gebrochen wird, so lange ist ein Eugen Richter der Abgott von Millionen, sehen sie in ihm ihren berufenen Vertheidiger und ihren Rächer. Nicht dem Geiste oder dem Programm einer deutschen Regierung, nein, der Regierungs-Form erstand immer die wüthendste, die fanatischste, die gefährlichste Opposition.

Eugen Richter dünkte aber die Kleinen nicht nur ein geschworener Feind der uniformirten Herrscherkaste — der Handwerker und selbst der Bauer glaubten sich auch im Kampfe gegen das Kapital auf ihn verlassen zu können. Wunderlich malt sich ja in den Köpfen dieser Guten die politische Welt. Daß Richter so selten, fast nie jene Ausschreitungen des Judenthums beschönigte, denen der vornehme Jude selbst am feindlichsten gegenüber steht, daß er sich in den heftig tobenden Streit nicht einmischte, hat man ihm hier hoch angerechnet. Aus einer so günstigen Position ließ er sich durch Herrn Rickert hinausdrängen. Kurz vor der Ahlwardtdebatte nämlich hatte sich alles Volk im Freisinn bei trefflichem Menu und Champagner wieder 'mal verbrüdert, jeder Mißton schien geschwunden, die Einigkeit war bruchlos, Richter's schroffer Standpunkt gegenüber der Militärvorlage Parteidogma, und Niemand wagte zu mucken. Da verstand es ein vielgewandter Geschäftsträger des Thiergartenflügels, den schmunzelnden Gewaltigen zu überzeugen, daß nun auch er seinerseits sich erkenntlich zeigen, daß er Herrn Rickert im Kampfe gegen Ahlwardt ablösen müßte, umso mehr, als sein kräftiges Wort allein dem mandatraubenden Antisemitismus völlig den Garaus machen könnte, gerade wie es die Sozialdemokratie vernichtet hätte. Und so schlau war der Plan eingefädelt, mit so geistvoller Verschlagenheit wurde er durchgeführt, daß der biderbe Tribun sich prellen ließ und auf den Rector losging.

So viel an ihm liegt, wird Eugen Richter im Wahlkampfe den schlechten Eindruck seiner Großthat zu verwischen suchen und es ganz Herrn Rickert überlassen, in Toleranz, Aufklärung und Philomammonismus zu reisen. Im Embryo verdorbene „Real-Politiker" haben die Trennung der Freisinnigen für eine unverantwortlich große Dummheit erklärt und den völligen Ruin der zusammengeschrumpften Partei geweissagt; dies Triumphgeschrei zeigt mit beschämender Deutlichkeit, wie sehr sogar unseren „Machern" der politische Blick, die Fähigkeit fehlt, das einfachste Exempel zu lösen, mit gegebenen Größen zu rechnen. Trotz der prächtigen Wahlparole, die Graf Caprivi ihm in die Hand spielte, trotz der unsäglich discreditirten Militärvorlage hätte der Freisinn in alter Gestalt bei den jetzigen Wahlen eine vernichtende Niederlage erlitten; Antisemitismus und Sozialdemokratie haben die Manchesterleute überall zu einem Gegenstand des Abscheus gemacht; sämmtliche Nachwahlen sprechen in dieser Beziehung Bände. Eine einzige geschickte Schwenkung — und Eugen Richter war aus der tödtlichen Umarmung heraus; seine „Freisinnige Volkspartei", die auch im Süden Freunde zählt und dank der Württemberger Demokratie dort fest fundamentirt ist, kann jeden Verdacht „mammonistischer Umtriebe" entrüstet zurückweisen. Radicale Politik ist in Mode, die vermittelnden und die Mittel-Parteien lösen sich auf oder werden zerrieben; seit drei Jahren sah Richter mit immer besorgteren Blicken, mit immer größerer innerer Unruhe auf das fractionelle Barometer. Entspricht doch auch eine entschiedene, schroffe Stellungnahme, ein Kampf mit Ellbogen und Dreschflegel seinen Neigungen und Gaben weit besser als der Posten eines lavirenden Steuermannes oder eines risseverkleisternden Philosophen. Die Feststellung des Programms ward mit wohlbedachter Klugheit hinter den Wahltermin verlegt, aller Zank, aller Widerspruch bis dahin unmöglich gemacht — überhaupt zeigt Richter's Taktik sich in der ganzen Angelegenheit unzweifelhaft von ihrer glänzendsten Seite. Auf die unglückliche „Freisinnige Vereinigung" aber fällt das schlimme Odium des manchesterlichen Hofdemokratenthums; sie muß den Brei auslöffeln, den doch auch der Koch Eugen verderben half. Während seine Getreuen ihre Sitze behalten, höchst wahrscheinlich sogar beträchtliche Eroberungen machen werden, büßen die Wadenstrümpfler ganz sicherlich einen großen Theil der Mandate ein, die ihnen ihr einstiger Chef als Trinkgeld und Ablöhnung generös gönnen will. Niemals seit 1890 haben die Aussichten für Rickert's Fackeltanz schlechter gestanden als in diesen Wochen. Es ist wahrlich kein Parteiprogramm denkbar und die regste Phantasie vermöchte keine so häßliche, so unmögliche politische Chimaira zu ersinnen, wie Don Quixote-Rickert in's Leben zu rufen sich redlich bemüht. Vertretung des internationalen und „nationalen" mobilen Kapitals, phrasenhaftes Weltbürgerthum, erbitterter Widerstand gegen alle sozialreformerischen Bestrebungen, Kniebeuge vor einer anerkannt schwachen Regierung und plumper Byzantinismus — bei der heutigen Stimmung im Volke genügt schon ein einziges dieser Rezepte, beschleunigten Candidatendurchfall hervorzurufen. Wenn nun eine Partei ihren schwachen Rücken mit allen fünf Lasten belädt, dem Gegner nichts als Angriffspunkte bietet, von den bisherigen Freunden aber ihrem Schicksal überlassen wird und keinen populären Mann in ihren Reihen zählt — was soll das werden?

Wir rüsten uns, die pompes funèbres des Manchester-Freisinns alten Stils zu begehen. Sanft ruhe seine Asche! Caliban.

## Die Berliner Kunstausstellung.

Das haben die Münchner Secessionisten ohne allen Zweifel erreicht. Mit ihrem Auftreten an der Spree ist die Berliner Kunstausstellung eine andere geworden. Mag in den vorderen Sälen, die sich nicht wesentlich von dem in früheren Jahren Gebotenen unterscheiden, die „solide" ältere Kunst das Uebergewicht haben, der Schwerpunkt des Ganzen liegt zweifellos dort, wo die Münchner wieder einmal der Welt zeigen, was die Ringenden unter den Künstlern erhoffen, erstreben und erreichen. Dort ist der Kampf, dort allein kann der Sieg sein!

Zunächst werfen die „Jungen" die von der Menge eben erst mühsam erlernten Bezeichnungen für die neuen Kunstarten über einander. Wenn man die junge Kunst bisher im Rummel „Helllichtmalerei" nannte, so verdient sie diesen Titel kaum noch. Es ist kaum ein echtes Helllicht mehr vorhanden, das heißt kaum eins, welches sich die Aufgabe stellt, den weißen Sonnenschein in voller Kraft und in der Absicht, alle Schatten aufzulösen, wiederzugeben. Malt Hans Olden das Licht, so malt er jetzt auch tiefe Schatten. Er ist ein Lichtmaler, kein Helllichtmaler. Der Zug, den die Schotten in den letzten Jahren auf den Continent brachten, wieder

Farbe in's Licht zu bringen und namentlich die Farbe in der Tiefe der Dämmerung zu sehen und zu behaupten — dieser Zug beherrscht in erster Linie die moderne Malerei.

Es ist da ein wunderliches Bild in der Ausstellung von George Henry: Ein braunes, rothes Stück Leinwand, auf dem einige röthere Flecken herbstliche Bäume, ein paar schwarze, fast nur im Umriß modellirte Massen weidendes Vieh darstellen, darüber ein Streif Grünblau als Himmel und einige mächtig geballte, weiße Wolken. Endlich ein Ding, als wenn ein böser Bube Tinte über sein Blatt habe laufen lassen — es stellt einen Bach dar.

Dieser George Henry gilt in Glasgow als der kommende Mann in der Kunst. Man muß den jungen Künstler in seiner Werkstätte selbst einmal gesehen haben, einen Naturburschen von feinen Sinnen, einen witzigen Denker und doch eine harmlose Natur. Und man muß Schottland mit seinen Augen sehen zu lernen sich bemühen, das wunderbare Nachglühen der Landschaft nach dem Sinken der Sonne, in dem dann das Körperliche heller erscheint als die Luft, in dem die Farben zu einer purpurnen Tiefe sich umstimmen und bei der Unklarheit der Contour der Werth dessen, was man sieht, nur in der symphonischen Tonstärke beruht. Wer einmal mit offenen Sinnen diese Landschaft sah, der wird erkennen, warum ein Maler wie James Guthrie, der in seinem kostbaren Bildnisse des Erzbischofs von Glasgow bewies, daß er in's Detail zu sehen und doch die Haltung im Bilde zu wahren versteht, mit Bewunderung auf Henry schaut, warum Meister wie John Lavery oder Edward A. Walton mich beim Besuch in Glasgow zuerst in Henry's Werkstätte schleppten, dorthin, wo man das Ziel auch ihres Strebens am schärfsten und deutlichsten erkennen kann. Auch sie erkennen sehr wohl das Unzulängliche in Henry's Darstellungsweise: Er stellt die Farben in breiten Flecken neben einander wie ein Mosaicist — aber welche Farben! Er baut die Natur aus Massen zusammen und gibt die großen, wuchtigen Eindrücke wieder, welche in seiner dämmerungsreichen, lustfeuchten, farbengewaltigen Heimath zu Hause sind.

Und damit ist der Zug der jüngsten Kunst festgestellt. Sie hat einen schweren Kampf und einen entschiedenen Sieg hinter sich. Nachdem seit der Zeit des Nebulismus, der hellen, weißlich-süßen Töne der Klassiker nach Art des Oeser zu Anfang dieses Jahrhunderts die Nachahmerei der Coloristen der Renaissance und ihres ursprünglichen sowie des durch das Alter der Firnißschichten auf den Bildern erzeugten Braun in Schwang gekommen war, ist endlich wieder die Frische der Farbe erobert. Nach dieser Richtung ist in zehn Jahren ein völliger Umschwung erkennbar. Wir sind coloristisch selbständig geworden, modern und stilvoll zugleich. Man gehe nur in die vorderen Ausstellungssäle, um zu vergleichen, welche Wandlung im Ton auch bei den „Alten" sich vollzog; wie sehr die „solide" Kunst zwar über das Neue schimpfend, doch selbst diesem nachzog, wie außerordentlich sich der Blick auch der verbissensten Gegner des Neuen wandelte. Man sehe die beiden Achenbach's, die zwar älter wurden, sich selbst aber am meisten treu blieben, die noch vor zehn Jahren als weit vorausschreitende Helden des Vorkampfes auf unseren Ausstellungen erschienen, jetzt aber mit zu den „Aeltesten" gehören in ihren glasigen, forcirten Tönen. Das sind Siege der jungen Kunst, die man vor Allem festzustellen hat, ehe man gegen deren „Ausschreitungen" loszieht. Man muß zum Beispiel sehen, welchen Einfluß Böcklin, der Vielverlachte, auf die deutsche Kunst gewinnt, wie sehr der Phantastik, dem germanischsten aller Kunsttriebe, demjenigen, der zuerst unsere Altvordern künstlerisch zum Ausdruck anregte, in das Schaffen von heute hineingriff — und wie all das „Verrückte", was man einst sich verschwor, Böcklin nie zu verzeihen, jetzt ein künstlerisches geworden ist, das seine Gemeinde hat, die es erbaut und erfrischt. Nicht der Hohn der geschriebenen und gesprochenen Kritik, nicht das Verdammungsurtheil der Schönheitsapostel, nicht der Unverstand der staatlichen Autoritäten halten die Kunst auf. Sie wandelt ihren Meistern nach, mit unüberwindbarer Sicherheit. Sie geht in's Neuland und wenn die an der Scholle Klebenden noch so sehr jammern! Und sie straft den, der nicht mehr mit fort kann mit argen Geißelhieben, nämlich mit dem Unverständniß einer regsamen Jugend gegenüber und dem daraus sich ergebenden Aerger über den Lauf der Welt. Jubelnd ziehen die Finder voraus, mit freudigem Blick folgen ihnen die Gleichgesinnten, schimpfend trottet hinter ihnen die Menge her, der jede Bewegung eine Störung ihrer Bequemlichkeit ist, die aber mittrabt, weil sie vom Zuge unwillkürlich erfaßt wird. Und weinend sitzen am Wege die Stumpfen, welche nicht mehr vorwärts können und nun die Bewegung schon an sich für ein Verbrechen halten. Endlich verschwinden sie in weiter Ferne und ihr Gejammer hört nur noch der, der sich darüber lustig machen und seine Kraft zum Fortschreiten in ihrer Lendenlahmheit vergleichend prüfen will.

Man wird in Berlin viel Stoff in der Ausstellung finden, um sich zu entsetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Berliner, wenigstens die „Gebildeten", sich mit Abscheu von der neuen Kunst abwenden werden. Wer Verdauungssorgen hat, liebt, sich selbst zum Schaden, die Ruhe. Viele freilich werden sich redliche Mühe geben, zu verstehen. Sie werden die „Gedanken" der Bilder zu ergründen suchen und keine finden. Denn wer ein Bild begreifen will, muß doch auch die im Bilde verwirklichte Idee kennen. Da es sich aber jetzt nicht mehr um die Bibel oder die Odyssee, nicht um die Dichter und um die Geschichte in der Kunstdarstellung handelt, da Wissen „Bildung" vor den Gemälden und Statuen fast nichts mehr helfen, so werden sie kopfschüttelnd abziehen.

Thäten sie nur eines: Nämlich in der Natur, die sie ja hin und wieder zu sehen bekommen, nach den im Bild erschauten Stimmungen zu suchen, ja sich redlich zu mühen, die Stimmung zu finden. Wenn sie dann das durch das Kunstwerk, durch das malerische Vordenken einer Stimmung, erleichterte Schauen der Natur als Unterlage der Kunst einmal wirklich begriffen haben, dann haben sie den Schlüssel zum Kunstsinn, den sie in zwanzig Bänden Aesthetik vergeblich suchen werden. Dann wird ihnen jedes Bild schön erscheinen, das der als schön erkannten Natur entspricht. Und sie werden mit den Augen des modernen Malers die Natur durchstreifen, der sie überall, in jeder Stimmung malerisch findet, der nur aus freier Wahl bald diesem bald jenem Farbenspiele nachgeht und aus der Natur die Kunst herausholt, wie es einst Dürer wollte!

Wir leben in einer Zeit der malerischen Entdeckungen und Ueberraschungen. Mag Dagnan-Bouveret seine Madonna in grünem Laubengang malen, oder Besnard seine Sirene vor dem im Reflex des Abendrothes schimmernden Meer, oder Exner sein Adam und Eva in den gelbgrünen Reflexen des Waldes und Klinger an seiner Studie zeigen, bis zu welchem Grün im Zwielicht zwischen Mond und Feuer ein Menschenleib sich umfärbt — immer sind es die Proteste derer, die mit Entzücken künstlerisch noch nicht Verwerthetes in der Natur sahen, gegen jene, welche das Gesehene nicht als auch im Bilde schön hinnehmen wollen, die eine besondere Aesthetik für die Natur und für das Kunstwerk haben, diesem die Einseitigkeit, den Verzicht auf den Vollaccord des Tones aufzwingen wollen.

Einst sagte man von hunderterlei Stimmungen, sie seien unmalerisch, oder es sei unmöglich, sie zu malen, weil Niemand glauben würde, daß sie wahr seien — die Jungen malen diese einst verpönten „Zufälligkeiten", die doch so wenig zufällig sind, als irgend eine andere Erscheinung der Natur: Und man beginnt ihnen, sich selbst zur Freude, zu glauben!

Cornelius Gurlitt.

## Notizen.

Von der von Fritz Jonas besorgten kritischen Gesammt-Ausgabe der Briefe Schiller's (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) liegen nunmehr die ersten Bände vor. Sie umfassen die Correspondenz des großen Dichters bis December 1789, also bis zu seiner Niederlassung in Jena und seiner Verlobung mit Charlotte v. Lengefeld, und gewähren einen tiefen Einblick in die Entwickelung seines Geistes und seiner äußeren Verhältnisse. Es ist ein werthvoller Ersatz für die uns vorläufig versagte vollständige Schiller-Ausgabe. Alles handschriftlich Zerstreute wird hier zu einem großen Werke kritisch gesammelt, von dem bekannten Schreiben des 13jährigen Knaben bis zu den letzten Zeilen des herrlichen Mannes. Die von Michael Bernays nachgewiesenen Verballhornungen in den ersten Abdrücken zumal der Briefe an Dalberg von 1819, deren Fehler sich wie eine ewige Krankheit durch alle seitherigen Ausgaben schleppen, hat Jonas ausgeschieden, so daß der Dichter hier überall seine unverkümmerte Sprache redet und sein eigener Lebensbeschreiber und Erklärer wird. Und welche Sprache! Auch in seinen Briefen ist Schiller eine ideale Erscheinung, selbst dort wo er tief in die menschliche Misère tauchen muß und bis in seine Geschäftsbriefe hinein, wo er sich keineswegs als unpractischer Wolkenwandler gibt, sondern oft erstaunliche Gewandtheit und Scharfblick, ja einen unerschöpflichen Reichthum an Auskunftsmitteln zeigt. Aber welch' edle Beredsamkeit überall, welch' tiefes Gemüth, welche Hoffnungsfreude und Mannesstärke in allen Lagen der Noth und Beschränkung! Goethe's Wort: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann", bewahrheitet sich auf's Herrlichste an Schiller's Briefen. Wir wünschen dieser schönen Gesammtausgabe die weiteste Verbreitung. Die Ausstattung ist des renommirten Verlages würdig. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber, im Druck der Briefe die deutsche Schrift nicht mehr durch Antiqua zu unterbrechen, wo der Dichter oft nur zufällig unsere Currentschrift verlassen hat. Diese peinliche Wiedergabe wirkt störend auf den Leser und macht den Satz unnöthig bunt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

# Das Leben der Sprache

und ihre Weltstellung

von

## Dr. Rudolf Kleinpaul.

*Drei Bände gr.-8°. Preis brosch. M. 24.—, geb. M. 30.—.*

Dieses grosse sprachphilosophische Werk liegt jetzt komplett vor. Wie der Haupttitel anzeigt, ist es dem Verfasser nicht um grammatische Tifteleien, nicht um eine Sprache, sondern um die Weltbeziehungen und um die Weltverhältnisse der Sprache als solcher zu thun gewesen, und er hat damit einer Betrachtungsweise des Volkssprachlebens, namentlich der unbewussten Hälfte desselben, Bahn gebrochen, wie sie bisher noch niemals auch nur annähernd versucht worden ist.

Soeben erschien im Verlag von **FERDINAND ENKE** in **STUTTGART**:

## WUNDT, Prof. Dr. Wilhelm, LOGIK.

Eine Untersuchung der Principien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Zwei Bände. I. Band: Erkenntnislehre. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. 15 *M.*

**MEYERS** KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= *Soeben erscheint* =

*in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:*

*272 Hefte zu je 50 Pf.* — *17 Bände zu je 8 Mk.*

*17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.*

17,500 Seiten Text. — 152 Chromotafeln.

*Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.*

*Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.*

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

# Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

**Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franko.**

## Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe** der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

**Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?!** Preis 60 Pf.

**Robert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Ver-**gangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

**Staehely, J. A., Thales erwacht!** Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Neuere Dichtungen von August Sturm:**

„Lied und Leben", Gedichte, Hamburg, Verlags-Anstalt.

„Donat", Drama, ebendaselbst.

„Merlin", Epos. Köhler, Gera-Untermhaus.

Soeben erschienen:

„Reinhard Frei", Schauspiel aus der Gegenwart. Naumb. a. S., Schirmer.

# Die Gegenwart

## Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

## Caliban:

## Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart**
in Berlin W, 57.

Rich. Rahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

## Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über

**Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.**

Von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.

5. Auflage. — 10. Tausend.

Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges." Dr. K. Ch.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem

## innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

**Dr. Heinrich von Wlislocki.**

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7 — Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. — Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 27. Mai 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Parlamentarismus und Corruption. Von Paul Dehn. — Unzureichende Gesellschaftskunde. Von F. v. S. — Rumänische Streitschriften und Memoranden. Von Albert Schiel-Kronstadt. — **Literatur und Kunst:** Die Londoner Tagespresse. Von Ernst Heilborn. — Offizielle Geschichte. Von Alfred Stoeßel. — Flirt. Von Curt Grottewitz. — **Feuilleton:** Impromptu. Von Siegfried Schneider. — **Aus der Hauptstadt:** Rothschild der Patriot. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Parlamentarismus und Corruption.

Von Paul Dehn.

Welche Entrüstung brach doch in der französischen Deputirtenkammer aus, als der Abgeordnete Delahaye in der denkwürdigen Sitzung vom 22. November vorigen Jahres zum ersten Male die parlamentarische Corruption auf Grund seiner Kenntniß von geheimen Schriftstücken enthüllte, als er mit dramatischer Anschaulichkeit von jenem Abgeordneten (Sansleroy) erzählte, der seine ausschlaggebende Stimme im Ausschuß für das Panamaloosgesetz in der entscheidenden Minute um 200,000 Francs an den Agenten der Panamagesellschaft (Baron Reinach) verhandelte! Man verlangte von Delahaye die Namen der Verdächtigten, der Schuldigen zu wissen. Präsident Floquet selbst erhob sich, um so allgemeine Denunciationen für unwürdig zu erklären. Allein Delahaye ließ sich nicht außer Fassung bringen. Noch nannte er keine Namen, aber er hatte die Belege in der Hand, und indem er auf sie hinwies, rief er: „Hier sind mehr als hundert! . . . Jener Finanzier verlangte fünf Millionen, um Alle, die im Parlamente käuflich waren, zu kaufen. Jeder Abgeordnete hatten seinen Tarif. Drei Millionen Francs wurden unter 150 Volksvertreter getheilt!“ Es schwanken die Angaben über die Zahl der gekauften Abgeordneten und Senatoren und über die Höhe der gezahlten Beiträge. Schuldig waren die meisten, mitschuldig aber alle, sei es auch nur, weil sie die Corruption, die keine Scham mehr kannte, stillschweigend gewähren ließen. Wesentlich aus diesem Grunde mögen die angeklagten Parlamentarier, wie sie willkürlich herausgegriffen worden waren, von den Pariser Geschworenen freigesprochen worden sein.

Aron-Arton, dieser erfolgreiche Unterhändler der modernen Geldcorruption, hat gelegentlich einmal selbst erzählt, wie er es anfing, die Parlamentarier zu bestechen. Uebel würde er angekommen und zur Thüre hinausgeworfen worden sein, das wußte er, wäre er ohne Umschweife zu einem Abgeordneten oder Senator gegangen und hätte er einfach gesagt: „Sie bekommen so und so viel für Ihre Abstimmung.“ Dazu war doch Arton viel zu schlau und gewandt. Steht der gewünschte Abgeordnete in gutem Ruf, so läßt man sich ihm durch einen gemeinsamen Freund vorstellen. Man erzählt von der allgemeinen Wichtigkeit des Unternehmens, von dem Interesse, das man ihm entgegenbringt, man bietet eine Betheiligung an oder sagt: „Da haben Sie einen Credit. Verwenden Sie ihn, um Leute zu werben, die sich auch für das Unternehmen interessiren wollen.“ Kann man da von Bestechung reden? Gewiß nicht, sagt Monsieur Arton, sittlich entrüstet über dieses gehässige Wort. Man hatte sich mit Hülfe einer finanziellen Spionage Auskunft über die persönliche Lage aller erreichbaren Parlamentarier verschafft, über ihre Bedürfnisse, über ihren Vermögensstand und nicht zuletzt über ihre Schulden, und so konnte man jedem eine seinen Verhältnissen angemessene wohlberechnete Taxe bieten. Ein kleiner verschuldeter Parlamentarier ließ sich mit 1000 oder 2000 Francs abfinden, ein großer, einflußreicher Führer mußte mit Gold aufgewogen werden. Zuweilen fand ein förmlicher Handel statt und man einigte sich erst nach zähem Feilschen. Auch die Frauen spielten dabei ihre Rolle. Ein Abgeordneter hat eine putzsüchtige, verschwenderische Gattin, man zahlt ihre Schneiderrechnung. Die Frau eines anderen Abgeordneten malt. Monsieur Arton findet so großes Gefallen an den Gemälden dieser parlamentarischen Frau, daß er einige ihrer Meisterwerke um hohe Beträge anzukaufen sich beeilt. Wer wagt es, den Mann dieser Frau der parlamentarischen Corruption zu zeihen?

In wieweit ist für diese Corruption die parlamentarische Regierungsform verantwortlich zu machen?

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Corruption auch in absoluten wie in constitutionellen Monarchien vorkommen kann und thatsächlich vorkommt. Allein man wird einräumen müssen, daß hier ihrem Einflusse eine bestimmte Grenze gezogen ist, daß sie — von wenigen unrühmlichen Ausnahmen abgesehen — keine Macht gewinnt über den obersten Vertreter des Staatsgedankens, über den Träger der Krone. Der Monarch steht über den Parteien und Interessen, er ist nicht vom Parlamente abhängig und will es nicht sein, er ernennt die Minister nach seinem Ermessen und sucht sich mit ehrlichen Räthen zu umgeben, schon vom dynastischen Standpunkt aus. Aber auch aus sittlichem Pflichtgefühl ist er darauf bedacht, das Gesammtwohl zu fördern und erblickt in den Bestrebungen der Corruption zu Gunsten von Einzelinteressen feindliche Mächte, denen entgegengearbeitet werden muß. In Rußland wie in der Türkei wird seit langer Zeit über die weitgehende Corruption des Staatsbeamtenthums geklagt und mit guten Gründen. Aber wie noch sehr viel schlimmer würde es um die Verwaltung und Gesetzgebung dieser beiden Reiche bestellt sein, wie würde dort die große Corruption schrankenlos und souverän ihre Macht entfaltet haben, wenn sie nicht unüberwindlichen Widerstand an den Monarchen selbst fände, die ihrerseits nach Kräften, so weit sie es eben vermögen, den Grundsätzen von Recht, Ehre und Gewissenhaftigkeit Achtung zu verschaffen suchen und die Corruption in Schach halten! In den parlamentarischen Monarchien mit ihren Schattenfürsten und vollends in den Republiken kann die Cor-

ruption mit Hülfe der Mehrheit der Volksvertretung auch Ministerium und Regierung in ihren Bannkreis bringen, da die Machtbefugnisse des Staatsoberhauptes auf das Aeußerste beschränkt sind, in solchen Staaten kann sie sich, zunächst überall da, wo ihre Sonderinteressen in Frage stehen, zu einer geheimen Nebenregierung entwickeln, indem sie sich mit ihrer großen Geldkraft in den beständigen Kämpfen der Parteien um die Staatsgewalt auf jene Seite stellt, welche ihr die weitestgehenden Zugeständnisse macht, und für den Sieg dieser ihrer Partei den Ausschlag gibt. Floquet und Rouvier haben von der Hochfinanz eingestandenermaßen bedeutende Beträge erhalten, um den Wahlfeldzug gegen Boulanger zu führen, und nach einer Aeußerung von Constans wären bei den Wahlen von 1889 kaum zwanzig Conservative in die Abgeordnetenkammer gekommen, wenn er statt einer halben etwa drei Millionen zur Verfügung gehabt hätte. Das Uebergreifen der modernen Geldcorruption auf die Staatsregierung läßt sich nicht anschaulicher hervorheben und Schäffle trifft das Richtige, wenn er die reine Parlamentsherrschaft als einen Ausfluß der real vorhandenen sozialen Geldübermacht bezeichnet.

Der Parlamentarismus hat sich durch seine bedenkliche Verquickung mit der Corruption der Plutokratie keineswegs in Frankreich allein discreditirt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in den südamerikanischen Republiken, in Spanien ꝛc. scheint die Corruption über den Parlamentarismus bereits die Oberhand gewonnen zu haben. Vom englischen Unterhause ist festgestellt worden, daß es gegen hundert Mitglieder zählt, welche von den großen Privatbahngesellschaften gänzlich abhängig sind und in ihrem Auftrage darüber wachen müssen, daß kein Gesetzentwurf oder Antrag durchgeht, der ihrem Verkehrsmonopol irgendwie Abbruch thun könnte. Noch vor Jahr und Tag erklärte der englische Schatzkanzler, daß er selbst Director mehrerer Actiengesellschaften sei und sich nicht darum kümmere, in wieweit andere Mitglieder des Unterhauses ähnliche einträgliche Nebenämter inne haben. Und nicht gerade überraschend sind die Enthüllungen über die parlamentarische Corruption in Rom gekommen. Wie in Frankreich so sind auch in Italien nicht nur einzelne Abgeordnete persönlich compromittirt, sondern, was die Macht der Corruption noch bedenklicher erscheinen läßt, die Regierung selbst in Gestalt jener Ministerien, welche sich von der Banca Romana ꝛc. Mittel zur Wahlagitation bewilligen ließen, mit dieser Hülfe sich am Ruder erhielten und danach genöthigt waren, gewisse Einzelinteressen auf Kosten der Gesammtheit zu begünstigen.

Trotz aller dieser Erfahrungen erblicken in Deutschland die radicalen Politiker noch immer in dem Parlamentarismus ihr Staatsideal und verlangen dessen Verwirklichung. Daran ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Vor zwanzig Jahren versicherte der Abgeordnete Bamberger einmal, daß die Einführung der parlamentarischen Parteiregierung in Deutschland sich nicht mehr länger als höchstens einige Jahre verschieben lasse, und er fügte begründend hinzu, daß die Minister „aus der freien Luft der größeren Welt" kommen müßten und nicht aus der „bureaukratischen Baumschule", die nur „Subalterne" erzeuge. Erst jetzt, nach den jüngsten Vorkommnissen zu Paris und Rom, wird diese Begründung recht verständlich. Man weiß, was die Plutokratie will, wenn sie Minister „aus der freien Luft der größeren Welt" verlangt, wenn sie die Praxis der Rouvier, Floquet, Freycinet ꝛc. stillschweigend billigt. Zu solcher Praxis hätten sich allerdings die „Subalternen" der „bureaukratischen Baumschule" nicht verstanden, sie lassen sich noch von „beengenden" sittlichen Grundsätzen, von Ehre, Pflicht und Gewissenhaftigkeit leiten, über die man sich in der „freien Luft der größeren Welt" nur zu leicht hinwegsetzt. Möge man in Deutschland wie bisher so auch in Zukunft das Eindringen und Emporkommen solcher Elemente zu verhindern wissen. Deutschland erfreut sich, was alle unbefangenen Kenner im Auslande übereinstimmend zugestehen, einer musterhaften, vielleicht der besten Staatsverwaltung, hauptsächlich weil es das ehrlichste und tüchtigste, in guten Ueberlieferungen fortarbeitende Beamtenthum besitzt. Dieses Beamtenthum in seiner Leistungsfähigkeit und in seinem Charakter unangetastet zu erhalten, insbesondere vor den bedenklichen Einflüssen des modernen Parlamentarismus und der modernen Geldcorruption zu bewahren, wird auch in Zukunft zu den wichtigsten Aufgaben der leitenden Kreise gehören.

---

## Unzureichende Gesellschaftskunde.

Eine erziehlich-sozialpolitische Studie.

Den Anhängern der grundstürzenden Sozialdemokratie ist mit Recht eine „unhistorische Denkweise" vorgeworfen worden, weil sie sich über die geschichtlich gegebenen Verhältnisse des Gesellschaftsorganismus hinwegsetzen. Ihnen ähneln gegenwärtig größere Gruppen von jungen Männern gebildeten Standes insofern, als sie sich bei einem gewissen Aufstreben an einschlägige gute Ueberlieferungen nicht kehren. Da sind zum ersten jene vermeintlichen Klüglinge, welche sich dadurch eine möglichst sorgenfreie Existenz zu verschaffen, sich über die elterliche Finanzlage hinaus empor zu schnellen gedenken, daß sie eine „gute Partie" so zu sagen außerhalb der Gesellschaft suchen, nämlich durch ein Heirathsgesuch in der Zeitung. Ein solches ist den Italienern fremd; falls man nach Mantegazza's neuestem Buche „Die Kunst, eine Frau zu nehmen" urtheilen darf, scheint es in dem „Lande der Denker, Dichter und Leihbibliotheken" weit mehr, als in England und Frankreich vorzukommen. Es tauchte in Berlin vor wenigen Menschenaltern nur selten auf, findet sich gegenwärtig in zwei dortigen Zeitungen Tag für Tag sehr häufig (unter der Rubrik „Vermischtes"). Wir lassen das mit einer Personalbeschreibung versehene, muthmaßlich auf eine bloße Buhlschaft abzielende ganz bei Seite, ingleichen dasjenige, dessen Fassung einen Mangel an Bildung verräth — beispielsweise bezeichnete ein Einsender sich als „situirt", ohne anzugeben wie — sowie dieses oder jenes uneigennützige. Dann bleiben noch immer unzählige Geldfreier übrig, welche sich ohne Nennung ihres Namens öffentlich ausbieten. Das ist ein nach unseren Ermittelungen nicht zu dem gewünschten Ziele führender Weg, der im Verhältniß zu den anderweiten Abpaarungen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft immer ungewöhnlich erscheinen wird. Welche wunderliche Vorstellung müssen jene Freiwerber eigener Art von dem sog. Heirathsmarkt gewonnen haben! Wir dürfen annehmen, daß sie nur Umgang mit Männern, keinen Familienverkehr pflegen, gar nichts oder wenig von den Freuden und Leiden einer idealen Minne, von dem Liebeswerben wissen, zum Theil wohl verschuldet oder aus beschränkten Verhältnissen hervorgegangen sind, daß sie — vielleicht auf Grund unseres landläufigen Lustspiels mit seinen (durch äußere Gegensätze möglichst dramatisch gestalteten) Liebesscenen — sich einbilden, es gebe gar viele bemittelte Dämchen, die nicht innerhalb des eigenen Verwandten- und Bekanntenkreises Bewerber finden und gemüthlos oder einfältig genug sind, dem ersten Besten die Hand zum Bunde für das Leben zu reichen.

Scheinbar verschämt, in der That unverschämt zeigt sich die nicht kleine Gruppe junger vermeintlicher Feuilletonisten und Humoristen mit unanbringlichen Federthaten ohne ausreichende Kenntniß der Lesewelt und älterer Unterhaltungsschriftsteller. Das geht hervor aus den Klagen, welche von Redacteuren in literarischen Fachzeitungen über die ihnen von Neulingen eingesandten unzulänglichen Artikel (insbesondere Plaudereien über Reisen und Sommerfrischen) erhoben werden, und deutlicher noch aus dem Briefkasten humoristischer Blätter. „Was Sie für neue Scherze halten", wurde in einem solchen unlängst ein Jüngling belehrt, „sind uralte Gesprächsscherze und magere Gelegenheitskalauer" — warum holte der naive Scribent sich ein Urtheil über seine vermeintlichen Humoristika nicht lieber vorher gesprächsweise aus dem Munde einer fein gebildeten kritischen Frau ein? „Des warnenden Beispiels wegen", wurde ein aufdringlicher „cand. phil." beschieden, „setzen wir einen Ihrer Scherze an diese Stelle: Wie kommt man am

billigsten nach Italien? Man stellt eine Lampe auf den Fußboden, rutscht vorsichtig über den Brenner, und wenn man erst über den Brenner ist, so ist man auch bald in Italien." Dieser unreife, spaßhafte Student scheint die anspruchsvollen Leser eines Witzblattes mit angeheiterten Kneipcumpanen oder lachlustigen Kindern zu verwechseln. „Ein- und Ausfälle", mußte ein anmaßlicher Kiekindiewelt sich bedeuten lassen, „dieses ist die richtige Weide für literarische Dilettanten, und das schicken Sie noch unfrankirt!" — Letzteres gehört in das Gebiet der für Berlin schon von Rahel Varnhagen gerügten „Ruppigkeit." Zu Jean Paul's Zeit scheinen die Milchbärte strebsamer gewesen zu sein, als gegenwärtig. „Es gibt heutzutage", erklärt der „geniale Kleinstädter" im „Siebenkäs" gelegentlich (im Hinblick auf die beliebte Lecture der damals aufkommenden Conversationslexika), „wenig Leser, die nicht Alles verstehen, wenigstens unter den jungen . . . und diese fordern von ihren Schoßautoren, sie sollen noch mehr wissen." Das jetzige Geschlecht ist es, von dem einer unserer Schöngeister sagte: Wir sind das lesefaulste und zugleich schreiblustigste Volk.

Zu jener zweiten Gruppe gesellt sich die dritte und letzte mit ihrer Ruhmsucht, welche derjenigen des Herostrat nahe kommt. „Noch nicht hinter den Ohren trocken", heißt es in dem neueren realistischen Roman eines Münchner Autors, „wollten wir berühmt werden und die Augen von ganz Europa — oder wenigstens von unserem Stadtviertel auf uns lenken. Jeden Morgen war die erste Frage: Wie fangen wir's an? Und dabei erreichten wir zuerst, daß wir im Examen mit Pauken und Trompeten durchfielen." Demnächst überlegten die Grünschnäbel doch wiederum: ob sie zu jenem Zweck fünfactige Dramen schreiben oder eine neue Religion oder ein neues Schießpulver erfinden sollten, um der Menschheit ein ungeahntes Heil zu bringen; wenn sie sich doch einen Namen zum wenigsten durch eine neue Art von Pillen machen könnten! Einem solchen Gernegroß begegnet man ja auch in Norddeutschland häufig, während vorlängst von Jean Paul (im „Siebenkäs"), neuerdings von E. v. Hartmann gegen die Ruhmsucht geeifert wurde, von letzterem als gegen eine epidemische Krankheit der Zeit. Da die jungen Männer der drei vorgedachten Gruppen offenbar eine ausreichende Gesellschaftskenntniß bei ihrem Eintritt in die große Welt nicht besitzen, so liegt die Frage nahe: wie wirken wohl Schule und Haus, die Buchlectüre und die Sommerfrische auf sie ein und wie wäre da weiter zu helfen?

Die Schule kann unseres Erachtens nach der berührten Richtung hin wenig thun, da die meisten Lehrer überbürdet und vollauf damit beschäftigt sind, das vorgeschriebene „Pensum" an der Hand der Lehrbücher mit Dutzenden von Schülern durchzunehmen, die zum Theil eine geringe Begabung und Lernbegier haben. Wir wollen uns aber hier einmal einen nicht überlasteten Pädagogen denken, welcher in den oberen Gymnasialklassen den Zöglingen bei geeigneten Gelegenheiten lehrreiche Winke etwa von der Art der nachstehenden gibt. Handelt es sich im „Sommer-Semester" um den üblichen Ferienaufsatz: „Beschreibung eines Tages in der Sommerfrische", so empfiehlt er ihnen: eine möglichst frühe Anfertigung des ersten Entwurfs, dessen Ruhenlassen für einige Zeit, demnächstige besonnene Prüfung des Aufsatzes in stilistischer Hinsicht, unter Umständen Vorlesung an urtheilsfähige Verwandte, endlich abschließende Durcharbeitung. Will er befähigte Schüler zu einer gefälligen, witzigen Darstellung anregen, so legt er ihnen nahe, unverfängliche Dialoge von dem feinen Spötter Lucian, dem „Voltaire des Alterthums", in guter Uebersetzung zu lesen; wir erinnern in dieser Hinsicht hier nur an das ergötzliche Gespräch „Das Schiff oder die Wünsche", worin drei Athenische Bürger, vermeintliche Philosophen, als Weggenossen ihre Gedanken über begehrenswerthe Lebensgüter austauschen und von dem vierten ob ihrer Weltlichkeit verlacht werden. Gelegentlich der Lectüre römischer Klassiker weist unser Lehrer Zöglinge der obersten Klassen darauf hin, wie „Excellenz Cicero" zur Besserung seiner zerrütteten Finanzen in zweiter Ehe eine blutjunge Erbin heirathete, sich indeß bald darauf von dem ihm herzlos erscheinenden Dämchen wiederum scheiden ließ, auch wie bei Martial sich um die Tochter eines vermögenden Mannes zehn Dichter, sieben Anwälte, vier Tribunen, zwei Ausrufer bewarben — solche gelangten damals bei dem häufigen Besitzwechsel schnell zu Wohlstand — und der Vater sie ohne Besinnen einem der letzteren gibt. Im literaturgeschichtlichen Unterricht knüpft er einzelne hier interessirende biographische Notizen an die Vorweisung von Photographien namhafter Autoren aus dem Besitze dieses oder jenes jugendlichen „Sammelmeier": wie Lessing seinem jüngeren Bruder bemerklich gemacht, daß man bei Abfassung eines wirksamen Lustspiels für sich sehr ernst nachdenken müsse, wie Frau von Staël jeden ihrer literarischen Stoffe zuerst in gesellschaftlicher Conversation gründlich durchgesprochen, wie Schiller, bereits berühmt als Dichter der Räuber, weder vor den Augen seiner edlen Gönnerin Frau v. Wolzogen, noch bei seinem Verleger als Bewerber um die Hand der Tochter Gnade gefunden, weil er noch keine auskömmliche Existenz hatte.

Der durchschnittliche Familienvater von heute gelangt bei immer härterem Kampf um's Dasein auch nicht oder wenig dazu, durch dergleichen belehrende Notizen auf seine heranwachsenden Sprößlinge erziehlich einzuwirken, falls er überhaupt das geistige Rüstzeug hierfür besitzt. Bedenklich erscheint in jener Hinsicht der Fall, welchen ein großstädtischer Handelsherr in Nordamerika (irren wir nicht, in Philadelphia) als Curiosum, vielleicht als warnendes Beispiel, in der Zeitung veröffentlichte. Er lasse seine Kinder morgens bei seinem frühen Weggang zum Berufe schlafend zurück, treffe sie bei abendlicher Heimkehr schon wieder in Morpheus' Armen, sei Sonntags mit ihnen, da sie die Sonntagsschule besuchten, nur zur Mittagszeit zusammen; als er da einmal seinen gerade unartigen ältesten Sohn zur Strafe geschlagen, habe derselbe sich bei der zufällig nicht anwesenden Mutter über den Angreifer beklagt und auf ihre Frage nach dessen Persönlichkeit geantwortet: der große Herr, der am Sabbath immer bei uns zu Mittag speist. Ist es in Deutschland auch noch nicht so weit gekommen, so sehen doch die Kinder in unzähligen Haushalten werktäglich den Vater erst des Abends, und zwar zufolge der Beobachtungen eines Menschenkenners oft einen abgearbeiteten, mürrischen, verdrossenen Vater. Immer seltener werden die Fälle, wo ein Haushaupt im Alter noch Kraft, Lust und Muße hat, schriftlich die Summe seines Lebens zu ziehen, seine Erfahrungen wenigstens für seine Söhne zusammen zu stellen, nicht zugleich für weitere Nachkommen, die meist keinen persönlichen Eindruck von ihm haben.

Einst hatte der Begründer eines Fideicommisses nach einer Stifter'schen Studie dem jedesmaligen Nutznießer desselben die eigenthümliche Verpflichtung auferlegt, alle Narrheiten und Uebereilungen, welche er als jüngerer Mann begangen, aufzuzeichnen und die Schrift in einem aus rothem Marmor ausgehauenen Gemach niederzulegen; ein jugendlicher Erbe durchblättert einige derartige Bekenntnisse und ruft dann kühnlich aus: „Ubaldus und Johannes und Procopus und Julianus und wie Ihr heißt; Eure Schriften sind mir unnütz; jedes Leben ist ein neues und was der Jüngling fühlt und thut, ist zum ersten Mal auf der Welt, ein entzückend Wunderwerk, das nie war und nie mehr sein wird — aber wenn es vorüber ist, legen es die Söhne zu dem anderen Trödel der Jahrtausende und es ist eben nichts als Trödel; denn Jeder wirkt das Wunder seines Lebens auf's Neue." Stifter selbst hebt hervor, daß das Menschenherz eine natürliche Scheu hat, den dunklen Spuren eines Anderen nachzugehen, auf denen er zu Schuld und Unglück wandelte. Hierzu kommen bei Ueberlieferungen aus älterer Zeit Veränderungen in den Sitten, z. B. in der Neuzeit der Wegfall des von Eltern auf Kinder ausgeübten Heirathszwanges, kommt im vorliegenden Fall der Satz: Gut gibt Muth, aber oft Uebermuth. Bei den Italienern lieferte einen Beleg für Letzteres neuerdings der junge Herzog von Sciarra durch unsinnige Verschwendung, Maitressenwirthschaft, Verkauf von werthvollen Gemälden aus einer fideicommissarisch festgelegten Gallerie; wir lassen ähnliche bei uns vorgekommene Fälle aus Discretion unberührt. Die Thor-

heiten jener Goldjugend, welche nicht Fenster genug finden kann, um das Geld hinaus zu werfen, werden durch die moderne, auf Neuigkeiten gerichtete Tagespresse leicht ruchbar, steigern bei der großen Menge in der sozialpolitisch erregten Gegenwart den Klassenhaß gegen die sog. Besitzenden; sie sollten von den Vätern und Verwandten schon im öffentlichen Interesse auf ein möglichst geringes Maß zurückgedrängt werden. Wer Schulden macht, hat in der Jugend nicht gelernt, seine Abende zu Hause zuzubringen, sie mit Lectüre auszufüllen.

Der Durchschnittsjüngling von heute liest neben den Robinsonaden, den Familien-, Ritter-, Räuber- und Sensationsromanen, welche seine Einbildungskraft beschäftigen, beliebte Biographien. Durch diese fördert er aber mehr seine Geschichtskenntniß, als seine Gesellschaftskunde. So übergeht das verdienstliche Rogge'sche Werk „Kaiser Wilhelm der Siegreiche, sein Leben und seine Thaten für das Volk und die Jugend dargestellt" begreiflicher Weise des Prinzen Wilhelm innige Neigung zu der — schließlich von Staatsrechtslehrern nicht für ebenbürtig erachteten — älteren Tochter des bekannten Faust-Componisten Fürsten Radziwill.*) Der große Herrscher läßt sich der aufstrebenden Jugend nicht nur durch dieses zarte Verhältniß und dessen Ergebnißlosigkeit menschlich nahe bringen, sondern auch durch den Umstand, daß er mit seiner rührenden Genügsamkeit und Sparsamkeit mehrere Millionen Mark ansammelte und hierdurch die reiche Ausstattung seiner Enkelinnen, der Töchter seines Sohnes, ermöglichte, während seine Gemahlin ihm nur 50,000 Thaler, also 150,000 Mark als Mitgift eingebracht hatte. Vergeblich sucht man in Lebensbeschreibungen von „Unserem Fritz" eine seinen haushälterischen Sinn charakterisirende Zeitungsnachricht aus seiner schlesischen Sommerfrische; gab er doch am Schluß derselben einem Dorfoberhaupte auf die Frage, ob er noch ein Bad besuchen werde, eine Antwort des Inhalts: Was denken Sie, lieber Schulze, wenn ich als Familienvater mit dem Landaufenthalt zu Ende bin, dann ist das Geld auch ausgegangen. Unsere aufstrebende männliche Jugend erführe durch Herrscher-Biographien sicherlich eine wesentliche Förderung in der Gesellschaftskunde, wenn sie darin anhangsweise über die Schattenseiten des vom Gernegroß gar sehr beneideten fürstlichen Berufs aufgeklärt würde, und zwar auf Grund der einschlägigen Festrede von E. Curtius, dem einstigen Lehrer Kaiser Friedrichs III. Bereits in dem Anrecht auf die Krone liege, wird dort ausgeführt, ein Verzicht auf die mancherlei Reize unseres Privatlebens: die Lust des frischen Wagens, die ersten Erfolge der auf sich selbst angewiesenen Kraft, der Wettkampf mit fröhlichen Genossen, welche mit uns die Palästra betreten, die wachsende Befriedigung im selbstgewählten Beruf. „Wie der Mensch von Natur beschaffen ist, erscheint die äußere Nöthigung wie eine Wohlthat, wie ein Sporn, dessen die Meisten nicht entbehren können, um die volle Leistungsfähigkeit zu entwickeln." Der fürstliche Beruf verlange eine Kenntniß des menschlichen Lebens nach allen Richtungen, und doch sondere er von der Gesellschaft ab und erschwere die Anschauung dessen, was unter den Menschen vor sich geht. Der Herrscher sei äußerlich verwöhnt wie ein Sonntagskind und werde mit Ansprüchen umdrängt, denen keine menschliche Kraft gewachsen. „Denken wir endlich daran, wie Frevelmuth und Wahnsinn die Häupter der Fürsten immer vorzugsweise zu ihren Zielpunkten machen, so tritt uns der Fürstenberuf bei allem Glanz, der ihn umgibt, als ein vorzugsweise schwerer und als ein Leben voll Entbehrungen und Gefahren entgegen."

Mit dem vielfach biographirten Fürsten Bismarck berührt sich das Durchschnittsherrchen vielleicht nur in der Fehlliebe zu irgend einer Haustochter; wäre diese Erfahrung des damaligen Landjunkers in den Lebensbeschreibungen erwähnt, so könnte es daraus schon zeitig die bei Schiller gestreifte Lehre für Gründung eines häuslichen Herdes ziehen. Die Selbstbiographie des genialen Finanzmannes und Alterthumsforschers Schliemann enthält wenig über sein schnelles Emporkommen durch Indigohandel, und gar nichts über seine Verheirathug mit seiner ersten Frau, von welcher er sich nach Zeitungsmeldungen in Nordamerika scheiden ließ. „Die Thorheiten der Väter sind für die Söhne verloren", erklärte der Altmeister einmal am Abende seines Lebens bei Gelegenheit einer damals eben erschienenen Sammlung seiner Gespräche; vermuthlich dachte er hierbei an „Widersacher, Weiber, Schulden", vielleicht auch an die ersten Aufsätze. Als Schiller 1789 von Jena aus brieflich mit seiner zukünftigen Gattin und Schwägerin den phantastischen Einfall seiner erneuten Dramaturgen-Anstellung bei dem Theater zu Mannheim erwog, schrieb er ihnen: bei dieser Stadt falle ihm allerdings ein, daß sie ihm manche Thorheiten zu verzeihen hätten, die er zwar vor der Zeit ihrer beiderseitigen Bekanntschaft beging, aber doch beging — ohne Zweifel fand er nachmals keine Veranlassung, dieselben seinen Sprößlingen mitzutheilen.

Wenn der Vater den Kindern auch seine Jugendsünden verschweigt, so vermag er bei einiger Muße doch, ihnen gute Rathschläge für ihr Aufstreben zu ertheilen und sie auf die Lebenserfahrungen Anderer aufmerksam zu machen. Für ihr etwaiges praktisches Schriftthum sollte er ihnen den bildenden Gedankenaustausch in einem offenen Hause mit dessen im besten Sinn des Worts gemischter Geselligkeit empfehlen, welche beispielsweise einst im Hause des berühmten Aegyptologen Lipsius manche Geisteshelden anzog und fruchtbringend anregte. Sind die erwachsenen Söhne etwa Partienjäger, so mag der Vater ihnen die Umdrängung der einstigen Verlobten des Dichterfürsten vorhalten, welche die Auslese der Goldjugend von Frankfurt am Main ähnlich einer Circe in zahmes Federvieh zu verwandeln schien: „O wie sie hüpfen, laufen, trappeln, mit abgestumpften Flügeln zappeln, die armen Prinzen allzumal in nie gelöschter Liebesqual.

„Wie hieß die Fee? — Lili — fragt nicht nach ihr,
Kennt Ihr sie nicht, so dankt Gott dafür."

Ist er mit dem biographischen Schriftthum von Madame Roland, Carlyle und Brandes bekannt, so läßt er siegesgewisse Herrchen nachlesen: wie jene Revolutionsheldin als Fräulein Philipon eine ganze Reihe von Freiern, einen nach dem andern, bekorbte, wie Cromwell als Vertreter seines zu verheirathenden ältesten Sohnes mit dem Gutsbesitzer Mayor, dem Vater einer gottesfürchtigen Tochter, über die Ehepacten der jungen Leute zwei Jahre lang (mit Unterbrechungen) verhandelte, weil jedes der beiden Familienhäupter behauptete, daß der andere Theil mehr für den jährlichen Unterhalt des Paares beizusteuern vermöge — ein unter Grundeignern noch heute nicht ungewöhnlicher Fall — wie der berühmte Freischaarenführer Lützow nur eine reiche Frau ehelichen wollte, in den Vermögensverhältnissen seiner Gattin sich in Folge der Verschwendung ihres Vaters getäuscht sah, vor dessen Tod sich von ihr scheiden ließ und einen traurigen Lebensabend hatte.

Väter und Söhne scheinen selbst in der geschäftsfreien Sommerfrische nicht zum Lesen von Geschichtswerken der hier berührten Art oder zum praktischen Studium der Gesellschaftskunde zu gelangen. Hunderte von Badegästen spazierten in Westerland-Sylt, wie Frau Wilhelmine beschreibt, auf dem Sande, saßen in Körben oder sonnten sich, platt ausgestreckt; „viele gruben Kuten in den Sand, worin sie hausen, die Wälle mit Fähnchen bepflanzt, oder bauten Festungen, wie die Kinder" — welche rührende Harmlosigkeit! Der Schwiegersohn der Frau Buchholz, ein praktischer Arzt, ergab sich in einer „Kute" dem Kartenspiel, während sie selbst und Großpapa Quenglhuber (ein ihr von ihrer Romfahrt her bekannter Kunstgeschichtsforscher) die Kinder bei deren Beschäftigungen überwachten und ihre eigene Tochter und die seinige Strandwanderungen unternahmen. Der Held in Spielhagen's Vergnügungscommissar begiebt sich nach Interlaken, nach einer

*) Noch im Jahre 1824 betrachtete man dies Verhältniß als ein so aussichtsvolles, daß der Hohenzollernsproß auf einem Hoffest von einer Pilgerin bei Vertheilung kleiner Scherzgedichte mit folgendem Vers bedacht werden konnte, welcher auf seiner Herzensdame Aufenthalt in Schlesien Bezug hatte:

Wenn der Frühling wiederkehrt,
Kommen auch die Nachtigallen,
Doch die besten, die man hört,
Sollen um den Künast schallen.

im Bergwald belegenen Kaltwasser-Heilanstalt zu einer Kur und findet, daß die Badegesellschaft von Tannenberg größtentheils aus Heerdenmenschen besteht, d. h. aus Menschen, die sich nur in Gemeinschaft von Ihresgleichen glücklich fühlen. In Briefen an einen Freund spottet er über die ihm natürlich auch langweilig erscheinende Mittagstafel, über die Nachmittags bei schlechtem Wetter zu Stande kommenden Pfänderspiele und über die sonstige Trennung der beiden Geschlechter von einander. Der jugendliche, auf sich gestellte Gutsbesitzer (von der Insel Rügen), macht des Nachmittags bei Regen einen Spaziergang durch den nahen Wald und liest des Abends auf seinem Gastzimmer Reuter's „Ut mine Stromtid". Indeß kommt es in der Folge dahin, daß er auf Betrieb einer neckischen Schönen zum Mitgliede des Vergnügungs-Ausschusses neben zwei würdigen Kaufleuten aus benachbarten Städten gewählt wird, sich für jene Dame interessirt und mit ihr verlobt. Des Arztes, wie des Landwirthes Bedürfniß nach Erholung und Stärkung entspricht wohl einer Verallgemeinerung des Satzes: während der einen Hälfte des Lebens opfern wir die Gesundheit, um Geld zu erwerben — „Ich bin selber ein reicher Kauz, aber des lieben Geldes hat man nie genug", sagt schon Kotzebue's „Pachter Feldkümmel" — während der anderen Hälfte des Lebens opfern wir das Geld, um die Gesundheit wiederzuerlangen, mittlerweile geht Gesundheit und Leben von dannen. Im Nothkampf um dieses scheinen sich unsere Bildungs-Proletarier denjenigen des heutigen Athen zu nähern, wo die meisten Studenten ob ihrer Mittellosigkeit als Diener, Aufwärter, Laufburschen ihr Dasein fristen, zum mindesten jenen in der Schweiz und Nordamerika, die während der großen Ferien in Bade- und Kurorten als Kellner lohnenden Verdienst suchen und sich hierbei mehr Weltkenntniß aneignen, als mancher deutsche (immer nur mit Seinesgleichen verkehrende) Musensohn. Reist letzterer doch auch meist in Gemeinschaft Anderer, was ihn oft abhält, Gedankenaustausch mit zufälligen Gefährten und mit Leuten aus dem Volke zu pflegen.

Wenn unsere aufstrebenden jungen Männer von heute gemeinhin bei einer anstrengenden Tagesarbeit durch Schule und Haus, durch Lectüre und Erholungsaufenthalt nicht zu ausreichender Gesellschaftskunde gelangen, so wäre ihnen solche vielleicht auf anlockende Weise als billige Abendunterhaltung darzubieten: durch einschlagende gehörig erläuterte Bilder (etwa Illustrationen zu den obengedachten Fingerzeigen eines betriebsamen Pädagogen, eines lehrhaften Vaters) in kleineren Theatern und zwar mittelst jenes in der Berliner Urania von jeher angewandten Schattenwerfers oder Skioptikons, dessen Hermann Grimm sich neuerdings bei seinen kunsthistorischen Universitätsvorlesungen mit Erfolg bedient. Um das soziale Steigen und Absterben von Familien, die ja doch die Grundlage der Gesellschaft bilden, der großstädtischen, meistentheils ganz in der Gegenwart lebenden Bevölkerung zu illustriren, könnte mit dem lehrreichen Stammbaum der Goethe und Schiller etwa eingesetzt werden. Er versinnlicht uns zweier Geschlechter Uebergang von der Handarbeit zur Kopfarbeit, ihr Uebertritt aus dem erwerbsfreudigen Mittelstande, mit seinem frischen, fröhlichen „Drauflosheirathen" in den bedächtigen, meist auf sein Gehalt angewiesenen Beamtenstand und in ein kastenartiges Adelthum, sowie als Abschluß ihres Emporkommens ihr Erlöschen. Hieran ließe sich ein zweitheiliges Bild anreihen: eine Weihnachtsfeier von Goethe's Großvater und eine von seinen Enkeln. Wir sehen links den Frankfurter Schneidermeister, nunmehrigen Gasthalter in dem ihm durch seine zweite Frau zugebrachten Wirthshaus „Zum Weidenbusch", umgeben von Gattin und einer fröhlichen Kinderschaar, rechts die beiden baronisirten Enkel des Dichters als vergrämte Junggesellen in dem Mansardenzimmer des Weimarschen (sonst ganz von Sammlungen des Altmeisters eingenommenen) Goethehauses von einer alten Haushälterin bedient. Eine Darstellung von „Lilis Park" würde die Umdrängung einer „guten Parthie" durch Herrchen in's Licht setzen. Ein Conterfei der Frau von Staël (als Verfasserin des Buches über Deutschland) wäre zu begleiten mit einer Hinweisung auf die oben gestreifte Art ihrer Schriftstellerei, als gegensätzlich zu der einsamen literarischen Production vieler Federhelden von heute. Für die erste der drei oben erwähnten Gruppen von jungen Männern empfehlen sich besonders Illustrationen zur ersten Erzählung in Dora Dunker's Büchlein „Heirathsgesuch und andere Inserate", deren Held, ein Versicherungsbeamter, auf Grund seiner „Annonce" einige Dutzend Angebote heirathslustiger Personen — neben Brieflein von Spottvögeln — erhält, bei einem Wesen, dessen orthographisches Schreiben allein ihm gefiel, unliebsame Erfahrungen in jeder Hinsicht machte und schließlich seiner Frau Wirthin Töchterlein heimführte. Die Bilder, welche auf kleinen Glasplatten photographisch für das mit elektrischem Licht gespeiste Vergrößerungsglas fixirt werden müssen, ließen sich ohne große Schwierigkeit beschaffen.

Vorführungen der fraglichen Art erscheinen auch dazu geeignet, die Gesellschaftskunde der vermeintlich allein werkthätigen Bevölkerung zu fördern, auf welche zu Eingang angespielt wurde. Recht lehrreich für sie wäre: Der Girondisten letzte Fahrt (zur Hinrichtung) von Piloty und Robespierre's Sturz im Nationalconvent von Adamo (in der Berliner Nationalgallerie). Bei einem Conterfei der Madame Roland, welche bekanntlich zu Paris hingerichtet ward, könnte ihrer Aufzeichnungen über ihre Bekorbungen von Geldfreiern gedacht, auch darauf hingedeutet werden, wie spät diese einzige Tochter eines braven, zuletzt verarmten Kupferstechers, sich mit einem soliden älteren Junggesellen verheirathete; es ist ein Gegensatz zu dem leichtsinnigen Heirathen vieler junger Leute von heute. Bietet die Schaubühne für Gesellschaftskunde nicht nur gute Compositionen, sondern auch wohlstilisirte Erläuterungen — vielleicht aus dem Munde einer trefflich declamirenden Schauspielerin — so könnte sie sogar zahlreiche ältere, bis zum Abend beschäftigte Männer gebildeten Standes (Aerzte, Kaufleute, Rechtsanwälte u. s. w.) anziehen, denen es die — ihnen durch des Tages Last und Hitze versagte — Buchlectüre einigermaßen ersetzen würde. Unter solchen Umständen unterbreiten wir unseren idealistischen Vorschlag der Beurtheilung des „heute regierenden Publikums." F. v. S.

---

## Rumänische Streitschriften und Memoranden.

Von Albert Schiel-Kronstadt.

### I.

Als vor einigen Monaten König Karol von Rumänien von seiner Auslandsreise in die Heimath zurückkehrte, wurde ihm an der Grenzstation Predeal auf der Höhe des Tömöspasses ein festlicher Empfang bereitet. Minister, höhere Offiziere und andere Würdenträger waren erschienen, um den König zu begrüßen und die Bukarester Universität hatte 200 Studirende zu demselben Zwecke entsendet. Diese Deputation war zur Begrüßung des Königs erst zugelassen worden, nachdem sie das Versprechen abgegeben hatte, in ihrer Ansprache jede panrumänische Anspielung, die als eine Herausforderung Ungarns aufgefaßt werden konnte, zu unterlassen. In der Ansprache wurde diese eingegangene Verpflichtung correct eingehalten; als aber der Sprecher der Deputation zum Schlusse dem König ein Bouquet überreichte, dessen Schleife die Inschrift trug: „Die Universitätsstudenten — Sr. Majestät Karol I. König der Rumänen", brach die Deputation in jubelnde Hochrufe aus.

Der „Pester Lloyd", der über diesen Vorfall mit all seinen Nebenumständen berichtete, stellt der rumänischen Regierung und dem König Karol selbst das Zeugniß aus, in der ganzen Angelegenheit dem Nachbarstaate gegenüber sich in loyalster und taktvollster Weise benommen zu haben. Auch die Arrangeure der Demonstration, die Studenten, werden als Leute, die in jugendlich unbesonnenem Feuereifer gehandelt hätten und eigentlich nicht verantwortlich seien, ziemlich glimpflich behandelt. Verantwortlich sei das gesammte rumänische Unter-

richtswesen, welches, statt dafür Sorge zu tragen, der Jugend gediegene Kenntnisse zu überliefern und in ihr den Sinn für das Ideale zu pflegen, dieselbe, beim Gymnasium beginnend, auf der Hochschule fortsetzend, in den Strudel wüstesten Parteilebens hineinzerre und die Pflege der Phrase, des Chauvinismus und unklarer, radikaler Theorien begünstige. Jeder, der rumänische Schulen und Schüler kennt, wird dieser verurtheilenden Bemerkung zustimmen; eigenthümlich ist es nur, daß derselbe „Pester Lloyd" diese Bemerkung macht, der, wenn ungarische Studirende, seien es nun Hochschüler von Budapest oder Klausenburg, oder gar nur Gymnasiasten, in ähnlicher und noch schärferer Weise demonstrirend sich in Angelegenheiten hineinmischen, die sie nichts angehen und für die ihr Verständniß nicht ausreicht, die höchste Befriedigung empfindet, daß die Jugend an politischen Fragen so rege und verständnißvolle Theilnahme bekunde. —

Etwa zu derselben Zeit, da diese Predealer Demonstration stattfand, hat ein Theil der Bukarester Universitätsjugend in anderer Weise von sich sprechen gemacht. Da haben, so wird berichtet, zehn Studirende eidlich sich verpflichtet, ihr ganzes Leben der Sache ihrer unterdrückten Nationsgenossen im Ausland zu weihen. Als nun durch einen russischen Agenten diesem Decemvirat die Mittheilung gemacht wurde, die russische Regierung sei gerne erbötig, die für antimagyarische Demonstrationen und Agitationen nöthigen Gelder zur Verfügung zu stellen, begab sich der Präsident des Zehnerbundes zum russischen Gesandten und wies dessen Geldanerbieten entrüstet zurück: sie arbeiteten nicht bloß für die Befreiung der ungarischen Rumänen, sondern auch für die der bessarabischen. —

Auch jener Bemerkung des „Pester Lloyd", die derselbe über die Predealer Demonstration macht, kann man zustimmen, indem man sie auch auf das zweite, oben angeführte Factum ausdehnt: man dürfe derartigen Ereignissen nicht allzu große Bedeutung beilegen, aber sie auch nicht unterschätzen, weil sie Stimmung und Gesinnung jener Kreise kennzeichneten, die in der Zukunft berufen seien, Stützen des Staates und des Rechtes zu sein. Ja man kann hinzufügen, daß gerade in so jungen Staatswesen, wie das rumänische, deren Bevölkerung ihrer großen Mehrzahl nach so wenig allgemeine Bildung und politische Schulung besitzt, und die sich deswegen so gern der Leitung solcher Personen anvertraut, welche diese Bildung und Schulung besitzen oder wenigstens zu besitzen scheinen — die Gesinnung der Universitätsjugend geradezu als Gradmesser der Gesinnung des ganzen Volkes angesehen werden kann und auch von leitenden Kreisen deswegen nicht unberücksichtigt gelassen werden darf. Aus diesem Grunde verdient der Broschürenkampf, der im letzten Jahre zwischen rumänischen und ungarischen Studenten geführt wurde, Beachtung, eine größere Beachtung, als ihm sonst zukommen würde.

Eröffnet wurde der Streit durch die „Denkschrift der Universitäts-Studirenden Rumäniens über die Lage der Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen". Dieselbe verfolgt ausgesprochener Weise die Tendenz, sich an das „Publikum der Universitäten oder richtiger an das Parlament der europäischen Intelligenz" zu wenden. Eine solche Parteischrift hat natürlich in erster Linie die Absicht, Stimmung zu machen, die Stimmung zu gewinnen; man wird also von ihr ruhige, sachliche Unbefangenheit nicht verlangen können, man wird es sogar entschuldigen, wenn diesem Parteizweck zu Liebe die Thatsachen in besonderer Gruppirung und Beleuchtung dargestellt erscheinen. Die rumänische Denkschrift macht aber von diesem Rechte einen zu weitgehenden Gebrauch. Dieselbe enthält so viele Uebertreibungen und Unrichtigkeiten, daß dadurch die Wirkung der sonst geschickt abgefaßten Schrift wesentlich beeinträchtigt wird. Selbst wer die Verhältnisse nicht kennt, wird beim Lesen an vielen Stellen das Gefühl haben, daß die Behauptungen, so ohne alle Belege hingestellt, unwahrscheinlich sind, und er wird gegen die Darstellung Mißtrauen empfinden. Dieses Mißtrauen wird durch den Ton der Broschüre, der im Allgemeinen anständig und würdig gehalten, doch gar zu sehr an Selbstüberhebung und Hochmuth dem Gegner gegenüber leidet, gefördert. Wer Sätze liest: „Wir Rumänen sind wohl Sprößlinge des Südens, aber nichts destoweniger verbleiben uns die Merkmale der westlichen Cultur und Lebensart. Zum Westen allein blicken wir mit Zuversicht." Wer einige Seiten weiter die Magyaren als „aus dem Mittelalter in unsere Zeit hineingeirrte Rückständler" charakterisirt findet, der muß sich sagen, daß der erste Satz, selbst wenn man allen Fortschritten der Rumänen in den letzten Jahrzehnten volle Anerkennung angedeihen läßt, doch nur als Ausdruck des Wunsches und Strebens Berechtigung hat; und die zweite Bemerkung etwas gar zu cavaliermäßig wegwerfend aburtheilt. Es hätte zumindest dieses scharfe Urtheil auch schärfer begründet werden müssen.

Auf diese Denkschrift der Rumänen haben natürlich die Academiker Ungarns eine Antwort gegeben und auch Gregor Moldovan, Professor an der Universität Klausenburg, ein magyarisirter Romäne und darum in ganz Ungarn wohl die von den Romänen bestgehaßte Person, fühlte sich berufen, seinen ehemaligen Nationsgenossen in scharfer Weise den Text zu lesen. Wir unterlassen eine Charakteristik dieser Erwiderungen, weil ihr Gegenstand außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung steht. Auch erwähnen wir nur der Vollständigkeit wegen, daß neuerdings unter dem Titel: „Die romänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn" die romänischen Studirenden Ungarns auf die Antwort ihrer magyarischen Collegen replicirt haben. Wir können uns die Besprechung dieser Schrift um so eher erlassen, als dieselbe nichts Wesentliches enthält, was nicht schon, klarer und gründlicher, in jenem Documente enthalten wäre, das in Ungarn einen solchen Sturm des Hohns und Unwillens entfesselt hat, und dessen Inhalt ich nun in seinen Hauptzügen skizziren will; ich meine jenes Memorandum der ungarländischen Rumänen, das eine Deputation in Wien dem Kaiser-König überreichen sollte und dessen Annahme aus staatsrechtlichen Gründen abgelehnt wurde.

Bevor ich aber mich diesem Memorandum zuwende, will ich noch erwähnen, daß beiden rumänischen Universitätsdenkschriften ethnographische Karten beigelegt sind, in welchen von der unteren Donau und dem schwarzen Meere bis zu dem Randwall der östlichen Karpathen und über denselben hinaus bis in die Nähe der Quellen des Pruth und Sereth, dann von dem mittlern und untern Dnjester bis zu den ungarischen Städten Temesvár, Arad, Großwardein und über dieselben hinaus das romänische Gebiet als eine geschlossene Masse erscheint, in der, inselartig, im mittleren und östlichen Siebenbürgen das Gebiet der 200,000 Siebenbürger Sachsen und der etwa ebenso starken Széкler schwimmt. Trotz dieser Karten, die man beinahe als Drohung oder als Programm auffassen könnte, wird selbst in der Bukarester Denkschrift ausdrücklich erklärt, daß die Studirenden der Bukarester Universität mit den inneren Angelegenheiten ihrer Nachbarn sich nicht befassen wollten und könnten. Eine solche Erklärung, gerade von jungen Leuten abgegeben, die am ehesten geneigt sind, in möglichster Ausbreitung ihres Staates und Volksthums chauvinistischen Patriotismus zu bethätigen, ist immerhin werthvoll als Beweis dafür, daß gegenwärtig wenigstens eine rumänische Irridenta, die Idee eines Panrumänenthums nicht existirt und daß jenes Decemvirat, das von Rußland Bessarabien, von Oesterreich-Ungarn die Bukowina, Siebenbürgen und fast das ganze Gebiet ostwärts der Theiß und von allen anderen Nachbarstaaten kleinere Theile fordert, sich vorderhand mit der Ausarbeitung seiner weit reichenden Pläne im Stillen befassen muß, bevor es zur Durchführung derselben öffentlich schreiten kann.

## II.

Und nun will ich in Folgendem den Gedankengang jenes Memorandums entwickeln.

Das romänische Volk, vertreten durch die in Hermannstadt am 20. und 21. Januar 1892 versammelte Wählerconferenz erklärt, daß es dem Reichstag und der Regierung kein Vertrauen entgegen bringen könne und daß es auch dies-

mal von seinem Rechte, Vertreter in den Reichstag zu wählen, keinen Gebrauch machen wolle. Die Romänen haben mit Besorgniß der in den Jahren 1866–68 auf dualistischer Grundlage erfolgten Umwandlung des Regierungssystems entgegengesehen, weil im Leben eines Staates jeder Versuch einer retrogressiven Entwickelung, die einmal verliehene Rechte zurücknimmt, ein gefährlicher Fehler ist; aber sie haben als ordnungsliebendes Volk und im Vertrauen auf die väterliche Fürsorge Sr. Majestät sich dem neuen Sachverhalt unterworfen. Trotz der feierlichen Versprechungen, alle Nationalitäten durch die Respectirung der einmal erworbenen Rechte zufrieden zu stellen, ist jedoch in Ungarn mit dem neuen Regierungssystem ein Rassenregiment inaugurirt worden und das Streben, dem magyarischen Volke die nationale Hegemonie zu sichern, hat dem ganzen constitutionellen Leben in den letzten 25 Jahren das charakteristische Merkmal aufgedrückt. Obwohl durch das historische Recht, das siebenbürgische Staatsrecht, die Grundgesetze, die pragmatische Sanction, die Autonomie Siebenbürgens gesichert erschien, in welcher Autonomie das romänische Volk die Garantie seiner nationalen Existenz erblickte, ist diese Autonomie durch die Union Siebenbürgens mit Ungarn vernichtet worden. Und zwar ist diese Union beschlossen worden von einem Landtage, auf welchem die Romänen in keiner ihrer Bedeutung und Zahl entsprechenden Weise vertreten waren, von einem Landtage, der zusammengesetzt war auf Grund von Gesetzen, die der Zeit des finstersten Feudalismus entstammen, von dem Se. Majestät in der Thronrede vom 15. Juni 1863 selbst erklärte, daß ein so zusammengesetzter Landtag gar nicht als die wahre Vertretung des Volks angesehen werden kann.

Durch den Dualismus und die Union in den Besitz der Staatsgewalt gelangt, hat das magyarische Element, mit Außerachtlassung der Interessen des Staates, nur den Zweck der nationalen Hegemonie und der magyarischen Unificirung verfolgt und alle seither geschaffenen Gesetze sind ein Zeugniß für das Fortschreiten auf dieser Bahn, vor Allem das Wahlgesetz, das Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationalitäten, die Unterrichtsgesetze, das Municipalgesetz, das Preßgesetz und die Agrargesetze.

(Schluß folgt.)

## Literatur und Kunst.

### Die Londoner Tagespresse.

Von Ernst Heilborn.

Am ersten März des Jahres 1711 kündigte sich in London eine neue Tageszeitung an. Sie trat im Rahmen einer Novelle hervor: Ein junger Gentleman, der fleißig studirt und ein gut Theil von der Welt gesehen haben sollte, und der darauf verzichtete, im Leben selbstthätig handelnd eine Rolle zu spielen, um dem Leben der Anderen als ein überall Unparteiischer zusehen zu können, war der Held der Novelle. Er berichtete, was er Tag für Tag beobachtete und erlebte, was ihm in dem Treiben der Londoner Straßen auffiel und was er in den Theatern, in den Kaffeehäusern, an der Börse Bemerkenswerthes sah. Seine und seiner Genossen Erzählungen bildeten den alleinigen Inhalt jener Tageszeitung. Ihr Name war: „The Spectator".

Durchblättern wir heutzutage die acht, nicht allzu starken Bände jener Zeitung, so muthet es uns an, als wäre sie in der Hauptstadt irgend eines Märchenreiches erschienen. Wie hat sich das Alles im Laufe jener 180 Jahre geändert! Wie anders die Londoner Zeitungen von heute mit ihrem nervösen Durcheinander von All und Jedem, mit ihrer kühlen Thatsächlichkeit! Kein Zweifel: der Telegraph hat die Poesie der Tagespresse getödtet.

In der Politik hat die Tagespresse ein neues Leben gefunden! Nicht ursprünglich eine Tochter der Politik, warf sie sich ihr mehr und mehr in die Arme. Und dieser Prozeß ist auch heute noch nicht abgeschlossen. Es bedarf nur des Vergleiches des verhältnißmäßig unentwickelten deutschen Zeitungswesens mit dem höchstentwickelten Englands, um das Fortschreiten des Prozesses augenfällig zu machen. Massingham's neues Buch: The London Daily Press*) erleichtert diesen Vergleich.

Die Geschichte der großen englischen Zeitungen ist die Geschichte der Wandlungen englischer Politik in den letzten fünfzig Jahren. Es war im Jahre 1865, daß „Daily News" in einem Artikel Gladstone als den Mann bezeichnete, der allein geeignet sei, die Führerschaft der liberalen Partei zu übernehmen. Seit der Zeit hat das englische Blatt seine Sache mit der Gladstone's identificirt: es hat ihm zu seinen Siegen verholfen und hat seine Schicksale getheilt. Im Laufe der Jahre wurde Gladstone „the grand old man", und „Daily News" kann sich heute rühmen, die weitverbreitetste liberale Zeitung der Erde zu sein. In dieser bedingungslosen Identification der eigenen Sache mit der eines politischen Parteiführers steht aber „Daily News" unter den englischen Zeitungen ziemlich allein da. Das Bestreben fast aller geht darauf hinaus, sich von der Beeinflussung der Parteileitung frei zu machen, sich über dieselbe zu stellen. Als Gladstone zum ersten Male home rule brachte, fiel die andere große liberale Zeitung, „Daily Chronicle", von ihm ab. Dieser Abfall wurde für Gladstone selbst entscheidend. Aber wiederum entscheidend griff „Daily Chronicle" dadurch in sein Schicksal ein, daß es 1889 die sozialen Fragen in seinem Sinne zu lösen suchte. Ganz ebenso sah die Times-Redaction stets ihren Stolz darin, unabhängig von jedweder Fraction die Stimmung der herrschenden Klassen auszusprechen. Und vom „Standard", der anfänglich von der conservativen Parteileitung inspirirt wurde, erzählt man, daß sein Redacteur eines Tages — obwohl das Blatt conservativ blieb — die ihm zugesandten Notizen dem betreffenden Abgeordneten mit den Worten zurückschickte: „Sehr geehrter Herr! Erst wünsche ich Sie gehängt zu sehen!"

Das große, entscheidende Ereigniß in der Geschichte des englischen Zeitungswesens war der Dockstreik des Jahres 1889. Damals galt es zuerst, den sozialen Fragen gegenüber Stellung zu nehmen. Die Art und Weise, in der das geschah, wurde für das Schicksal der betreffenden Blätter ausschlaggebend. „Pall Mall Gazette" gewann ihren bedenklich erschütterten Einfluß wieder. „Daily Telegraph", das Blatt des conservativen Bourgeois, ging auf die sozialen Fragen weitläufig und mit der Arbeiterpartei sympathisirend ein, und vertiefte dadurch seine ohnehin bedeutende Einwirkung auf die Massen. „Daily Chronicle" aber wurde durch eine fortlaufende Reihe bedeutsamer sozialer Artikel zum Arbeiterjournal par excellence. Und dieser Kampf der Tagespresse war das Vorspiel, besser die Vorbereitung, auf den unmittelbar folgenden politischen Kampf, aus dem Gladstone als Sieger hervorgehen sollte. Wann wird sich die deutsche Presse ähnlichen Einflusses auf den Gang der Tagesereignisse rühmen können?

„Ich bin Journalist geworden, gnädiges Fräulein. Ich gehöre zur Zunft. Wer dazu gehört, kann den Ehrgeiz haben, witzig oder bedeutend zu schreiben; was darüber hinausgeht, ist nicht für uns." So der deutsche Journalist Gustav Freytag über deutsche Journalisten. Und Massingham schreibt: „Ich habe, wenn ich meine „Times" lese, nicht den Eindruck, die Stimme irgend eines Unbekannten zu hören, der bei seiner mitternächtigen Studierlampe sitzt: ich höre die Ansichten der Leute, welche ich in dem Eisenbahncoupee erster Klasse treffe, an der Börse, im ersten Rang der Londoner Theater, auf den grünen Bänken des Parlaments, in den Citypalästen und in den kühlen Villen am Meeresstrande." Man kann den Unter-

*) The London Daily Press, by H. W. Massingham. London. The Religious Tract Society.

schied zwischen deutscher und englischer Journalistik kaum besser kennzeichnen. Ursache und Wirkung fallen seltsam zusammen: der deutschen Presse fehlt das Lebensvolle und Maßgebende, weil ihr die Macht abgeht, und die Macht geht ihr ab, weil ihr das Lebensvolle und Maßgebende fehlt. Deshalb hier so viel Reflectionen und Betrachtungen, wo dort aller Nachdruck auf dem Thatsächlichen liegt, und das Thatsächliche in jenem sicheren Stile berichtet wird, den nur das Leben gibt, und dessen sich nur der bedienen kann, der sich der Wirkung seiner Worte gewiß ist. Neben der englischen Presse nimmt sich die deutsche aus, etwa wie ein suchender Jüngling neben einem fertigen Manne.

Zum größten Theil liegt die Ursache davon in der Verschiedenheit der politischen Verhältnisse beider Länder. England ist und bleibt das Eldorado der Politik, weil politische Interessen von Alters her dem ganzen Volke an's Herz gewachsen sind, und ein jeder Engländer das Gefühl hat, in seiner Weise an der Regierung des Landes theilnehmen zu können. Auch nationale Eigenthümlichkeiten kommen in Betracht. Es liegt etwas frisch Thatkräftiges im englischen Naturell. Man hat im Inselreiche noch immer gar kein Verständniß für Decadence, man hat noch immer sehr wenig Vorliebe für Reflection. Mit jovialem Humor das Leben anfassen und es zu etwas bringen: das sind die Ideale des jungen Engländers von heute, wie sie es zu Shakespeare's Zeiten waren. Dieser thatkräftig practische Zug, vereint mit ausgeprägtem Natursinn und jenem stets wandelnden, ewigen Humor gibt auch der englischen Literatur ihr eigenthümliches Gepräge. Will die englische Kritik ihr höchstes Lob ertheilen, so sagt sie: „it is strong work."

Noch ein Drittes, scheinbar ganz Aeußerliches, scheint mir hinzuzukommen, die Londoner Tagespresse zu dem zu machen, was sie ist.

In deutschen Familien gibt es am Morgen eine behagliche Frühstückstunde. Man liest in Ruhe seine Zeitung, man theilt sich das Neueste gegenseitig mit, man findet wohl auch ein Viertelstündchen für das Feuilleton. In England ist die Tageseintheilung eine andere. Familienzusammensein und Erholung gehören dem Abend an. Am Morgen ist Alles Unruhe und Hast. Der Cityman steckt die Zeitung in die Tasche, um sie auf der Bahn oder im 'bus zu durchfliegen. Für weitläufige Erörterungen und Betrachtungen fehlt da Zeit und Stimmung. Zum Theil also deshalb möglichstes Sichbeschränken auf das Thatsächliche, zum Theil deshalb der knappe, präcise Stil. Was der Londoner Tagespresse abgeht: tieferes Eingehen auf Kunst, Wissenschaft und geistige Interessen, ersetzen Wochen- und Monatsschriften.

Die wichtigsten und zugleich eigenthümlichsten Factoren in der Redaction einer großen englischen Zeitung sind der Spezialcorrespondent und der Kriegscorrespondent. Die „Times", 1788 gegründet, war in den ersten Jahren ihres Bestehens ein nichtssagendes Localblatt: sie wurde ein Weltblatt, als Crabb Robinson als Pariser Specialcorrespondent in ihre Dienste trat. In kurzen Zügen ein Bild davon zu geben, was das politische, geistige, gesellschaftliche Leben einer Weltstadt ausmacht, ist die mit jedem Tage neu erstehende Aufgabe: sie wird von englischen Journalisten in mustergültiger Weise gelöst. Diese Correspondenzen, die den maßgebenden Blättern durchweg telegraphirt werden — die „Times" hat täglich von 9 Uhr Abends bis 3 Uhr Früh in Berlin, Paris und Wien einen für sie reservirten Draht — erheben sich oftmals über den Werth von Tagesmittheilungen zu dem, politisch und culturell wichtiger Kundgebungen. Es ist für englische Verhältnisse charakteristisch, daß der Pariser Correspondent der „Daily News" — eine Dame ist. Mrs. Crawford gilt für einen der besten Spezialcorrespondenten unserer Zeit.

Die populärste Figur der Londoner Tagespresse ist der Kriegscorrespondent. Fragt man in London nach den Namen bekannter Journalisten, so werden einem zumeist solche genannt. Das ist seltsam. Das Volk, welches Dank der insularen Lage seines Landes am wenigsten genöthigt ist, große Kriege zu führen, bringt Schlachten und Gefechten, militärischen Dingen überhaupt, das lebhafteste Interesse entgegen. Vielleicht lebt in den Engländern von heute noch etwas von dem trotzig kriegerischen Geist des angelsächsischen Stammes. Ein großer Theil der Londoner Bevölkerung aber — ich wenigstens konnte mich dieses Argwohns nie entschlagen — betrachtet diese Dinge als eine Art von Sport. Aufregender als andere Sports, aber darum — desto willkommener. Es läßt sich nicht verkennen, daß die allgemeine Wehrpflicht bei den Völkern des Continents in so fern segensreich gewirkt hat, als sie uns eine derartige, kindlich inhumane Auffassung unmöglich gemacht hat.

Sonderbare Leute, diese englischen Kriegscorrespondenten! Kipling, der in Indien halb und halb selbst zu ihnen gehörte, hat mit seinem ausgeprägten Wirklichkeitssinn überzeugende Portraitzeichnungen von ihnen geliefert. Nicht in erster Linie Schriftsteller, sind sie nach Neigung und Charakteranlage Abenteurer. Sie wissen mehr oder weniger alle, daß ihre mit Lebensgefahr verknüpfte Arbeit End aller Enden nur dazu da ist, den niedrigen Instinkten der Londoner Volksmasse zu fröhnen. Aber es lebt etwas in ihnen vom Geiste der alten germanischen fahrenden diet. Längst gewöhnt, ihr Leben humoristisch aufzufassen, finden sie den einen großen Genuß darin, in körperlichen Anstrengungen und muthigem Aufsspielsetzen des Lebens mit zu thun und zu thaten. In dem Leben eines der Männer, die Kipling schildert, gibt es ein Moment, worüber er selbst nicht spottet, das ihm heilig ist. Man sollte denken, es handelt sich um eine künstlerische Conception oder um einen literarischen Erfolg. Nichts von alledem. „So oft er darüber grübelte, daß sein Leben hätte besser sein können, sein Einkommen größer, seine Seele um ein Beträchtliches reiner, fand er seinen Trost in dem einen Gedanken: »ich ritt mit Bredow's Brigade bei Vionville!« Es kommt auf ganz dasselbe hinaus, wenn Massingham schreibt: „Wie Archibald Forbes („Daily News") macht Mr. Burleigh („Daily Telegraph") schon äußerlich den Eindruck des genialen Kriegscorrespondenten. Sein energisches, scharfgeschnittenes Gesicht, seine breiten Schultern, seine eiserne Gestalt künden den Mann, dem die Schlacht eine Wollust ist. Wahrscheinlich gibt es keinen Kriegscorrespondenten, der die Gemetzel, die Beschwerden, das Elend eines Feldzuges mit größerem Enthusiasmus beschrieben hätte."

Im Guten wie im Bösen eben ist die Londoner Tagespresse ein Spiegelbild des Londoner Publikums. Sie ist es in höherem Grade, als man es von der irgend einer anderen Nation sagen kann. Die vox populi ist in England stärker als anderswo zu Lande. Und die Presse ist bemüht, dieselbe voll und ganz zum Ausdruck zu bringen — auch dadurch, daß sie dem Publikum in freigebigster Weise ihre Spalten zur Erörterung irgend einer Tagesfrage öffnet. Aber eben deshalb ist auch die politische Machtstellung und die starke, politisch erziehliche Wirksamkeit der englischen Presse nur eine directe Folge der politischen Reife des englischen Volkes. —

Mit einem unserer bekanntesten Angliciſten führte mich die tägliche Arbeit in London zusammen. Aeußerte ich meine Bewunderung über englische Einrichtungen, so pflegte er zu antworten: „Gedulden Sie sich. In hundert Jahren sind wir in Deutschland ebenso weit."

Sieht man von den nationalen Eigenthümlichkeiten ab, so scheint das auch auf die englische Presse im Vergleich mit der unsrigen Anwendung zu finden: sie macht den Eindruck, um etwa hundert Jahre gereifter zu sein.

Gedulden wir uns. —

---

## Offizielle Geschichte.

Glossen zur Münchner Historiker-Versammlung.

Von Alfred Stoeßel.

Ein ungewöhnlich starker Schneefall hatte die Straßen mit einem fußtiefen Teppich belegt, und gedämpft nur klang das Rollen der Wagen hinauf in die weiten Räume des Ar-

chives eines k. k. österreichischen Ministeriums, in dem ich als junger, eifriger Historiker damals meine drei, vier Stunden täglich Acten aus der Zeit Ferdinands II. excerpirte. Die fleißig bediente Dampfheizung verbreitete eine behagliche Wärme, und die Beamten des Archivs hatten eine kleine Pause gemacht inmitten ihrer nicht allzu anstrengenden Beschäftigung und besprachen eifrig die allerneuesten Ereignisse. Selbstredend stand das Wetter im Mittelpunkte der Unterhaltung; aber auch von der Arbeitlosigkeit war die Rede, die ja in den großen Städten zur Winterzeit regelmäßig ungezählte Opfer fordert, und einer der Beamten erzählte, wie es einem seiner Schützlinge, einem braven und rechtschaffenen Manne, trotz der wirksamsten Protection nicht möglich sei, eine Stelle selbst als Schneeschaufler zu erlangen, weil schon so und so viel Hunderte Bewerber vorgemerkt wären.

Die Geschichte gab mir damals viel zu denken. Mitten in meine Studien vergangener Jahrhunderte war mir beinahe im vollsten Sinne des Wortes hier die brutale Misère unserer Zeit hineingeschneit, und über dem „Rauschen und Rollen der Begebenheiten" des Tages habe ich nachher den Kaiser Ferdinand und seine Schulden und meine historischen Studien überhaupt lange Zeit vergessen.

Die Geschichte aber fiel mir wieder ein, als ich jüngst von dem Historikercongreß las, der vom 5. bis zum 7. April im Saale der Königl. bayr. Akademie zu München tagte. An die Thüre der stillen Gelehrtenstube hatten mit hartem Finger die Herren des Tages gepocht, auf daß der einsame Forscher über dem Suchen nach Wahrheit die „Forderungen der Zeit" ja nicht übersähe und die Wissenschaft sich endlich auf ihre Aufgabe besinne, Mitstreiterin zu sein in dem so lange und leider ach so erfolglos geführten Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Auf der berühmten Schulconferenz zu Berlin war das Kuckuksei gelegt worden, und in Form von drei Thesen machte der Elbinger Gymnasialdirector Professor Martens den Versuch, es dem Historikercongreß unterzuschieben, damit es von diesem ausgebrütet werde. Denn daß die Geschichtswissenschaft bei Weitem nicht das erfülle, was jeder Einsichtige, der „die einschlägigen Thatsachen bewußt unter dem sozialpolitischen Gesichtspunkte" betrachtet, der in der Sozialdemoratie nichts weiter als den leibhaftigen Gottseibeiuns zu sehen gewohnt ist, mit einigem Anrechte von ihr erwarten könnte, gab ja lange schon zu Klagen Anlaß, und nicht geringeren Verdruß verursachte es, daß der Unterricht allzu willig den Spuren der Wissenschaft folgte und nur in bescheidenem Maße gut zu machen sich bemühte, was Jene unterlassen. Und so war es denn kein Wunder, daß man auf jener oben erwähnten Conferenz in Folge einer Anregung von hoher Stelle sich mit dem Gedanken trug — Professor Kropatschek, der reactionäre Kreuzzeitungsredacteur hat es in München verrathen — die Schule ganz von den Fesseln der pflichtvergessenen Wissenschaft zu lösen und durch einen in usum Delphini abgefaßten offiziellen Leitfaden der neueren Geschichte, der obligatorisch an den höheren Lehranstalten eingeführt werden sollte, der deutschen Jugend endlich Mittel und Wege zu weisen „zur Bekämpfung der Sozialdemokratie auf dem Grunde des verantwortungsvollen Staatsbewußtseins."

Aber nicht immer fallen allerhöchste Anregungen auf so fruchtbaren Boden, wie bei dem Elbinger Schuldirector, der mit volltönenden Worten nicht gespart hat, um die Frage des Historikercongresses: „In wie weit hat der Geschichtsunterricht zu dienen als Vorbereitung zur Theilnahme an den Aufgaben, welche das öffentliche Leben der Gegenwart an jeden Gebildeten stellt?" im Sinne jener Richtung zu beantworten, die auch den Geschichtsunterricht sich dienstbar machen möchte, um in „systematischer und auf eine bestimmte Gesinnung hinzielender Weise" auf die Jugend einzuwirken. Die erste Versammlung deutscher Historiker hat es nicht nur abgelehnt, die These von der Bekämpfung der Sozialdemokratie durch die Geschichtswissenschaften, aus der ich eben einige Sätze wörtlich citirte, in Verhandlung zu nehmen, sie hat auch in allen übrigen Punkten durch ihre Zustimmung zu den von Professor Stieve aufgestellten Thesen just das Gegentheil von dem als ihre Meinung zu erkennen gegeben, was Professor Martens als Zweck und Ziel des Geschichtsunterrichts bezeichnet hat.

In den Thesen des Elbinger Schuldirectors heißt es: „Der Geschichtsunterricht wird seiner Aufgabe, für das öffentliche Leben vorzubereiten, gerecht, wenn es gelingt, das Staatsbewußtsein als die allbeherrschende, verantwortungsvolle Pflicht gegen den Staat zu lehren und zum unverlierbaren Besitzthum des Einzelnen zu machen." Die These des Professor Stieve aber, der die Versammlung in seltener Einmüthigkeit beigetreten, lautet: „Der Geschichtsunterricht kann und soll nicht in der Weise als Vorbereitung zur Theilnahme an den Aufgaben des öffentlichen Lebens dienen, daß er in systematischer oder auf eine bestimmte Gesinnung hinzielender Weise für dasselbe vorbereitet, sondern er hat zu dem angegebenen Zweck lediglich diejenigen geschichtlichen Kenntnisse zu übermitteln, welche zur späteren Theilnahme am öffentlichen Leben befähigen und Interesse für diese Theilnahme anregen." Einen schüchternen Versuch Professor Stieve's, Director Martens durch einen Schlußsatz ein klein wenig entgegenzukommen, in dem es hieß, daß dieses Interesse für die Theilnahme am öffentlichen Leben „insbesondere durch Erweckung der Vaterlandsliebe und eines strengen Bewußtseins der Pflicht gegen den Staat" angeregt werden möge, hat die Versammlung jedoch zurückgewiesen und den Passus gestrichen.

Viel und nicht ohne Berechtigung ist in letzter Zeit gegen den deutschen Professor geeifert worden und den verderblichen Einfluß, den er übt; daß ihm aber auch gute Seiten anhaften, hat sich in diesen Beschlüssen des Münchener Congresses erfreulich doch gezeigt. Freilich, die „Koryphäen" der historischen Wissenschaft sind gerade der Versammlung fern geblieben, und für ihre Gesinnung ist dieses Fernbleiben bezeichnend genug. Es hat eben nicht Jedermann den Muth, seiner Ueberzeugung rückhaltlos Ausdruck zu geben, zumal wenn diese Ueberzeugung in directem Widerspruche zu einem allerhöchsten Willen steht, und um so seltener ist er bei denen, die in Folge der Bedeutung ihrer Stellung mehr als Andere den controlirenden Blicken von „oben" her ausgesetzt sind. Aber die 105 Historiker des Münchener Congresses haben diesen Muth gehabt und haben es frank und geradezu ausgesprochen, daß sie die Freiheit der Forschung sich nicht rauben und die Wissenschaft nicht mißbrauchen lassen wollen zu politischer Tendenzmacherei.

Die Thatsache an und für sich ist erfreulich, ob eine Selbstverständlichkeit auch nur durch sie ihre Bestätigung findet: daß die Wahrheit oberstes Prinzip aller Wissenschaft bleiben soll und muß. Verwunderlich aber bleibt es immerhin, daß der warme Vorkämpfer der Idee, die Geschichte in den Dienst seiner politischen Partei zu stellen, Prof. Martens selbst, das Ungeheuerliche eines solchen Versuchs eingesehen und seine Thesen zu Gunsten derjenigen des Professor Stieve, seines Gegners, zurückgezogen hat. Die Thatsache an und für sich ist erfreulich. Aber da es sich, wie gesagt, nur um eine Selbstverständlichkeit handelt, so wäre die Sache nicht so vieler Worte werth, wenn Axiome selbst, wie wir gesehen haben, in den Augen gewisser Herren nicht neuer Stützen bedürften, sobald Parteileidenschaft ihnen die Blicke trübt, und wenn an diesem Beispiel es sich nicht wieder zeigte, wie ihnen das, was sie als das schwerste Unrecht an anderen rügen, sofort zum Rechte wird, sobald sie selbst es begehen. Janssens freilich auch von reactionären, nebstbei aber von streng katholischem Standpunkt geschriebene „Deutsche Geschichte", die Luther und den Reformatoren stark zu Leibe rückt, wird in allen protestantischen Kreisen als ein Monstrum von Geschichtsfälschung hingestellt; aber ein „zur Bekämpfung der Sozialdemokratie auf dem Grunde des verantwortungsvollen Staatsbewußtseins" angefertigter Leitfaden für den Geschichtsunterricht ist ein herrliches Ding, das man nicht sehnlich genug sich wünschen, nicht laut genug preisen kann. Und so kann es einen auch nicht weiter in Erstaunen setzen, daß in allem Ernste der Versuch ventilirt wurde — denn das Centrum muß ja geschont werden — den Geschichtsunterricht getrennt für die einzelnen Confessionen zu ertheilen. Die Geschichte wäre demnach nur noch Glaubenssache und nicht mehr eine durch mehr oder min-

der sichere Zeugnisse überlieferte Reihe von Thatsachen, und sie zerfällt in katholische, protestantische, jüdische, griechisch-unirte und nicht unirte und muhammedanische Universalgeschichte. Und nur die weitere Fortsetzung in dieser Linie wäre es, wenn der Geschichtsunterricht in Zukunft auch je nach dem politischen Bekenntnisse der Eltern getrennt ertheilt werden würde. Kinder von Vätern, die sich zu dem Programme des letzten conservativen Parteitages bekennen, erhalten gegen Vorweisung der Abonnementsquittung der entsprechenden Zeitungen, auf die ihre Herren Eltern subscribirt haben, ihre eigene patentirt conservative Geschichte vorgetragen, dürfen eventuell auch bei antisemitischen Geschichtsstunden hospitiren; beileibe aber nichts von den historischen Unterweisungen ihrer nationalliberalen oder Centrumscollegen erfahren, während freisinnige Knäblein nur nach einem von Herrn Richter noch abzufassenden Geschichtskatechismus unterrichtet werden dürfen.

Die Sache ließe sich ergötzlich noch weiter ausspinnen; aber wir wollen es an den gegebenen Andeutungen genug sein lassen, die ja hoffentlich hinlänglich zeigen, wohin es führt, wenn Wissenschaft unwissenschaftlich und dilettantisch angefaßt wird. Als ob die Geschichte nicht täglich und allerorten, in der Schule, wie in Büchern geradezu genugsam gefälscht würde und nicht nur dort, wo solche Fälschungen unwissentlich unterlaufen, aus der Einseitigkeit der menschlichen Natur erfließen. Denn ungewollt selbst wird eine starke Individualität, sei es als Forscher oder als Lehrer seinem Stoffe seinen besonderen Stempel als Tendenz aufdrücken, und ein Franzose wird bei allem Streben nach Objectivität die Geschichte von 1870 anders schreiben oder vortragen, als ein von dem gleich redlichen Bemühen geleiteter Deutscher dies zu thun im Stande wäre.

Aber es ist noch immer nicht genug, und nicht genug ist es, daß ein immer weiter um sich greifender Byzantinismus und Servilismus da, wo er es am wenigsten dürfte, in der Schule, in falsch verstandenem Patriotismus ohnehin hier und dort seine Orgien feiert, und daß Wissen und Fähigkeit des Lehrers nur zu oft in den Augen seiner vorgesetzten Behörde weit weniger Anwerth finden, als bloße Gesinnungstüchtigkeit. Die Thatsache ist wohl kaum abzuleugnen; denn wie sonst wäre Professor Kaufmann dazu gekommen, dem Congresse eine These vorzulegen, welche lautet: „Unerläßliche Vorbedingung für eine gedeihliche Erfüllung der Aufgaben des Geschichtsunterrichts ist, daß auf die Lehrer keinerlei Druck von politischen oder kirchlichen Behörden geübt wird.“?

Ob die Männer, die daran sind, das Danaidenwerk der Schulreform zu verrichten, durch die Selbverständlichkeitsbeschlüsse der Hundertundfünf zu München sich davon werden abhalten lassen in der begonnenen Richtung fortzufahren, ob sie auf den Warnungsruf der Männer vom Fache hören, oder mit dem ganzen Eigensinn des Dilettanten alles daran setzen werden, ihrem Willen Geltung zu verschaffen? Ob sie fortfahren werden, aus den Tempeln der Wissenschaft und der Schule mit roher Hand die Wahrheit zu vertreiben und der Fälschung mit tiefen Bücklingen die Thore zu öffnen, um doch nur just das Gegentheil von dem zu erreichen, was sie bezwecken, die Stärkung der Sozialdemokratie, anstatt ihre Zerschmetterung? Denn je toller und plumper die Fälschung ist, desto eher wird sie als solche sich kenntlich machen und damit ihre Wirkung verfehlen; sie wird die Achtung vor denen, die sie in die Welt gesetzt, untergraben, die Theilnahme für diejenigen aber erst recht erwecken, zu deren Nachtheil sie ersonnen ward.

In dem Jahrhunderte währenden Kampf zwischen Kirche und Staat ist bis auf unsere Tage die Kirche noch immer Siegerin geblieben; und wahrlich, es ist ihr auf schlau ersonnene Lügengewebe, auf ein paar Fälschungen und Entstellungen nicht angekommen. Es war nicht immer die Wahrheit, die sie mit tausend Zungen verkündete, und schon lange ist es nicht die Lehre desjenigen, in dessen Namen sie zu sprechen vorgibt, die sie allerorten predigt; sondern ein mit kluger Berechnung und für ganz besondere Zwecke zusammengestellter und zurechtgestutzter Katechismus, dem nur der Zaubername des großen Menschheiterlösers noch als Aushängeschild dient. Aber die Kirche ist Siegerin geblieben über den Staat, und nun scheint es, als wolle dieser bei seinem glücklicheren Gegner in die Schule gehen und mit denselben Waffen denjenigen zu Leibe rücken, die an seine Vollkommenheit nicht glauben wollen und an seinen Fundamenten zu rütteln wagen. Was ihm unbequem ist und was gegen ihn spricht, möchte der moderne Staat gar zu gerne aus den Büchern der Geschichte hinwegwischen und nur das darin stehen lassen, was seinen Zwecken dient. Aber er vergißt dabei eins: wie nämlich immer neue Propheten auferstanden gegen die verfälschte Lehre, und wie sie mehr als einmal den ganzen stolzen Bau beinahe zum Stürzen gebracht haben, bis geschickte Baumeister durch allerlei Reparaturen ihm für einige Zeit nothdürftig wieder größere Festigkeit gegeben. Die Ankläger der modernen Staatsordnung hat kein noch so kräftiger Bannstrahl zum Schweigen bringen können; glaubt man sie nun wirklich durch einige schwächliche Büchermacher mundtodt zu machen und durch einen Leitfaden der offiziellen Geschichte?

---

## Flirt.

Stimmungsbild aus Paris.

Von Curt Grottewitz.

Vor ein paar Jahren erschien ein Roman von Paul Hervieu mit dem Titel: „Flirt“. Das Wort tauchte zum ersten Male in der Literatur auf, und es wurde sofort mit derselben Anerkennung aufgenommen wie das Werk, das ihm Salonfähigkeit schuf.

Die Londoner Damen wissen, wie wahrscheinlich alle Damen der Welt, sehr gut mit dem Fächer umzugehen. Sullivan's Mikado hat es denen, die es noch nicht wußten, gelehrt, wie viel gute und schlimme Gedanken, Liebe und Haß und Koketterie die Frauen in die Bewegung ihres Fächers zu legen wissen. Besonders die Koketterie, die nichts ernst nimmt, die spielt und sich unterhält, versteht das zierliche, flitternde Ding gar geschickt zu handhaben. Es geht dann zuweilen von dem Fächer, besonders wenn er schnell zusammengeklappt und aufgerissen wird, ein raspelnder, flirrender Laut aus: Flirt nennen es die Engländer und Flirt hat man bald angewandt, um jene flanirende kokette Liebelei zu bezeichnen, die spielt, scherzt und spielt, und nie zu einem Ziele oder Abschlusse kommt.

Das Wort drang herüber nach Paris, wie denn überhaupt gegenwärtig so viele englische Ausdrücke des höheren Luxus und der Convenienz — five o'clock, garden-party, lunch u. s. w. — in der Seinestadt zum guten Ton gehören. Zunächst wurde es natürlich auf den Boulevards colportirt, bis Hervieu es literaturfähig machte. Flirt ist ein sehr tüchtiger Roman; er steht an Feinheit der Beobachtung den Bourget'schen Romanen gewiß nicht nach, ja er übertrifft dieselben vielleicht noch an Echtheit der Farbe, des Fin-de-siècle-Duftes der Pariser vornehmen Gesellschaft. Es geschieht nichts in dem Roman, es soll immer eine Menge geschehen, aber es kommt zu nichts. Es sind Ansätze zu schweren Liebesconflicten, zu leichten Liebesabenteuern, aber weder die einen noch die anderen kommen zu einem Culminationspunkte. Die Personen sind so rückgratslose, theils in Convenienzen erstarrte, theils durch übermäßigen Genuß blasirte, im Ganzen so kraftlose, decadente Gestalten, daß sie sich nie zu einer ernsten, leidenschaftlichen That aufraffen können, vielleicht nicht einmal aufraffen wollen.

Der Geist des Flirt aber zieht sich nicht nur durch die Gesellschaft, wie Bourget und Hervieu sie schildern, er scheint in gleicher Weise seit einiger Zeit die junge französische Literatur zu durchwehen. Flirt ist das Wort, das auch die gegenwärtige Dichtung charakterisirt. Nach den Hochfluthen der französischen Literaturbewegung in den achtziger Jahren macht sich eine gewisse Erschlaffung geltend. Nicht als ob die Strömung stille stände, im Gegentheil heben und senken sich eine Unmenge von Wellen auf dem Flusse der französischen Dichtung, allein

die Wellen sind kleiner, kraftloser, sie zucken und flirren, aber es ist keine echte Leidenschaft in ihnen, keine Größe und stürmische Gefährlichkeit; viel schillernden Nippesprunk zeigt die heutige Literatur, aber keine Faustgestalt.

Die Großen, an deren Namen sich der Literaturaufschwung der letzten Jahrzehnte knüpft, schweigen still; Daudet, E. de Goncourt lassen nicht viel mehr von sich hören, Maupassant's Kraft ist für immer dahin, Zola und Bourget aber haben ihren Höhepunkt bereits erreicht. Ihre letzten Werke sind nicht gerade weniger hervorragend als ihre früheren, aber sie sind auch nicht besser als jene, bezeichnen also keinen Fortschritt.

Um den Fortschritt, um die Weiterführung von Frankreichs Literatur bemühen sich eine Menge jüngerer Schriftsteller. Unter ihnen gibt es zunächst eine Gruppe, die in der Tradition des Naturalismus wandelt, die vollständig Dogmatiker des Naturalismus geworden sind. An Kraft den Meister nicht erreichend, ersetzen sie durch Uebertreibung aller seiner Schwächen die Stärke, die ihnen abgeht. Durch eine Presse begünstigt, die den Instinkten der Masse schmeichelt, huldigen sie entweder einer naturalistischen Pikanterie oder einer nüchternen Plattheit. Die Romane der Tagesjournale sind heutzutage fast alle naturalistisch, wie sie früher die Richtung Feuillet-Ohnet pflegten, bei der jetzt die Familienblätter stehen.

Alle bedeutenden, wirklich ernsten Schriftsteller erkannten bald, daß Zola den Höhepunkt in seiner Kunstrichtung bedeute. Ihn zu übertreffen, ihm auch nur gleich zu kommen auf seinem Gebiete, war unmöglich, weil er darin das erreicht, was zu erreichen war. Wie die moderne Welt mit ihren Menschen und Dingen uns erscheint, uns nach ihrer äußeren Form erscheint, das hat er wie keiner zu sagen und zu zeigen vermocht.

Aber Zola beschränkte sich auf die groben äußeren Formen. Die Fortbildung seiner Kunst ergab sich daher ohne Weiteres. Und wirklich sind auch alle selbständigen Nachfolger des großen Naturalisten darin einig, daß es nicht genüge, bei der Außenseite stehen zu bleiben, sondern daß es jetzt Hauptaufgabe der Dichtung sein müsse, auch die Innenseite des modernen Lebens zu erschließen.

In der Auffassung dieser Innenseite sind nun freilich die einzelnen Dichtergruppen sehr verschiedener Meinung. Diejenigen, deren Ansicht den meisten Einfluß gehabt und die mehrere vorzügliche Werke geschaffen haben, sind die Psychologen. Ihnen kommt es darauf an, die einzelnen Regungen der Seele in anatomischer Genauigkeit zu schildern. Bourget ist der bekannteste und hervorragendste unter den Dichtern dieser Richtung. Man kennt seine Art, jede Aeußerung seiner Personen mit einem langen Commentar und einer raffinirten Analyse zu versehen. Die Aeußerung selbst, die formelle Thatsache, ist ihm nebensächlich, aber die psychologischen Einzelheiten, die zu jener führten, beschäftigen ihn im weitestem Maße. Was von Bourget gilt, das bezieht sich mehr oder weniger auf alle Psychologen, Paul Hervieu, Eduard Rod, Maurice Barrès, Octave Mirbeau u. s. w. Sie erreichen nicht seine Höhe, wenn sie auch schon darin meist geschickter sind als er, daß sie Erzählung und psychologischen Commentar besser mit einander zu vereinen wissen. Bei einigen geht der psychologische Gesellschaftsroman, wie ihn Bourget und Hervieu pflegen, schon mehr in eine leichte Salonlectüre über. So ist Paul Margueritte's letzterschienenes Buch „Sur le retour" schon recht banal und salop, ein echter Flirtroman. Ein nicht mehr junger, aber noch sehr rüstiger Hauptmann besucht auf einer Urlaubsreise seinen Bruder und lernt bei ihm die Nichte von dessen Frau kennen. Er verliebt sich in das noch sehr junge Mädchen, während sie von seiner schüchternen Liebe nichts ahnt. Der einfache wackere Hauptmann, der niemals mit den Damen zu verkehren verstanden, schämt sich seiner Neigung und kämpft mit sich sehr schwere Kämpfe. Zum ersten Male blickt er in diese Welt der Liebesabenteuer, und es entsetzt ihn, wie er bemerkt, daß sein Bruder intim mit einer anderen Frau verkehrt. Die Aufregung dieser Tage und eine Erkältung ziehen ihm, der niemals krank war, ein Nervenfieber zu, das ihn daran erinnert, daß er alt geworden ist. Er sagt sich, daß das junge Mädchen ihn niemals lieben werde, daß die Verbindung mit ihr ein Unding sei, und kehrt in seine ferne Garnisonstadt zurück. Der Roman ist sehr flüssig und elegant geschrieben, er ist in eine Unmenge von kleinen Kapiteln zerlegt und in jedem Kapitel steht — was? — ein kleines Nichts, ein wenig Sensation, ein wenig Melancholie, ein wenig Geplauder, Flirt! Flirt! . . .

Mehr als nach der leichten Seite hin entwickelt sich die psychologisirende Literatur nach der grüblerischen, ungesunden Richtung. Man suchte immer mehr Feinheiten in der psychologischen Analyse, man kam zu Subtilitäten, zu Abnormitäten. Auf der anderen Seite fordert der Versuch, alles haarklein zu erzählen und genau zu definiren, die Gegenwirkung heraus, das aufzusuchen, was undefinirbar und unerklärlich ist. Sodann aber sehnte man sich aus der Nüchternheit des Naturalismus heraus nach neuen, nie vorher empfundenen Sensationen und Gefühlen. Aus diesen drei Wurzeln entspringt die Dichtung, die man mit dem Namen Decadence, Symbolismus, Occultismus u. s. w. belegt hat.

Man kann die Vertreter dieser Richtung heutzutage nicht mehr unter einem einzigen Programm vereinigen. Es lassen sich bereits mehrere Gruppen von ausgeprägter Individualität unterscheiden. Da sind zunächst die Lyriker aus der Schule von Paul Verlaine und Stephan Mallarmé. Die beiden Meister, deren eigentliche Wirkungszeit schon in die achtziger Jahre und noch früher fällt, waren durch Schopenhauer in ihrem Gedankenkreise und durch Wagner in ihrem künstlerischen Gefühle beeinflußt worden. Sie sangen von Leid und Herzensweh in einer Rhythmik, die, barock und rebellisch, an Instrumentalmusik erinnerte, in Versen von oft dunkeln, seltenen Worten. Es drückte sich darin eine unendliche Sehnsucht und Trauer aus, und doch trafen sie die echten Gefühle des Herzens. Der jüngere Nachwuchs der beiden Meister steht bei weitem nicht auf ihrer Höhe. Es sind sehr viele Namen, die sich um Verlaine und Mallarmé scharen, aber keiner hat es zu einer großen Bedeutung gebracht. In „La Plume", „Art et Critique" und einigen anderen Zeitschriften begegnet man zwar sehr häufig den Gedichten dieser pessimistischen Lyriker, es ist manches gute Körnchen darin, aber auch hier ist viel Gezwungenes, viel Gemachtes und Erkünsteltes, zu viel Flirt und zu wenig echte Leidenschaft.

An Verlaine und Mallarmé schlossen sich in vieler Beziehung auch die eigentlichen Symbolisten an, diejenigen, für die das Wort „Symbol" das Stichwort ihrer Kunst ist. Sie streben danach, alle Ereignisse unter dem Gesichtspunkte eines Gleichnisses zu betrachten. Man wirft ihnen sehr oft vor, daß sie nichts Neues wollten, daß jede Kunst ein Gleichniß des Lebens sei. Allein darin klammert man sich wieder zu sehr an das Wort. Was die Symbolisten möchten, ist, einen Totalitätsbegriff, ein Totalitätsgefühl für die einzelnen Kräfte, Fakten, Vorgänge des Lebens. Während der Naturalismus ein Bild des Lebens dadurch zu erreichen suchte, daß er alles haarklein beschrieb, wollen sie mit einer Phrase, mit einem Worte sofort die ganze Stimmung, die ganze Atmosphäre eines Dinges suggeriren. Sie glauben, das am besten und leichtesten zu erreichen, indem sie anstatt des Dinges, das sie sehen, ein bekanntes Bild geben, das sofort einen, wenn auch etwas dunkeln Totaleindruck der Sache suggerirt.

Wenn jemand für den Gegenstand, den er schildern will, einen Vergleich anführt, so wird er immer einen bekannten Vergleich nehmen. Da liegt denn die Gefahr nahe, daß eine neue Sache unter den alten Begriffen und Bildern nie zu ihrem vollen Ausdrucke kommt. So werden auch durch den Symbolismus moderne Gefühle in die Zwangsjacke alter Gleichnisse gesteckt. Und das ist das Gefährliche dieser Kunstrichtung. Sie ist im letzten Grunde reactionär, mag man sie noch so sehr mit dem Namen „Neu"-Romantik oder einem ähnlichen „Neu"-Ausdrucke belegen. So zeigt sich denn auch in dieser Richtung ein Kokettiren mit mittelalterlichen Wörtern und Satzstellungen, von denen das am meisten genannte Werk von Jean Moréas „Le pélerin passionné" ganz erfüllt ist. Zwar Charles Morice, der Kritiker unter den Symbolisten, und Henri de Régnier,

legen auf diese Anwendung veralteter Ausdrücke keinen besonderen Werth, aber da auch sie in der Dichtung schnelle Suggestionen und unbestimmte Gefühle wie in der Musik erregen wollen, so wirkt ihre Kunst immer mystisch-romantisch. Bei dem Beginn einer neuen Epoche, wo neue künstlerische Gefühle für die neuentdeckten Wahrheiten noch nicht gefunden sind, kann sich die Kunst nur allmählich durch genaue Schilderung ihr Gebiet erobern. Der Symbolismus, der mit einer Phrase sofort intuitiv künstlerische Stimmungen verschaffen will, kann dies nur erreichen, indem er alte Gefühle wachruft, die, längst im Herzen seßhaft, bei jedem leisen Anschlag nachklingen. Selbst Maurice Maeterlinck, sicher der Begabteste unter den Symbolisten, erregt mit seinen feinen, zarten präraphaelitischen Gemälden nur Märchenstimmungen aus der Kinderzeit und der Epoche der Romantik.

Den letzten Einfluß des Naturalismus haben die Occultisten abgestreift. Sie haben sich ganz auf das Gebiet des Spiritismus, des Abenteuerlichen und Ungeheuerlichen begeben. J.-K. Huysmans hat in seinem letzten Werke „Là-bas“ dieser Richtung mit der Kraft und Bizarrerie, die ihm eigen ist, seinen Tribut gezollt. Alles mystische und kabbalistische Hausgeräth, Askese und Fleischschwelgerei und alle satanistischen Perversitäten sind in dem Buch enthalten. Allein sie werden wohl mehr geschildert, als daß Huysmans selbst unter ihrem Banne steht. Ob er ein unbedingter Gläubiger ist, das weiß man nicht, er sagt es wenigstens nicht.

Eine Gruppe anderer Dichter dagegen, die Magier, die unter dem Vorsitze des „Sar“ Peladan, im Verein mit einigen Malern und Bildhauern, den mystischen „Orden des Rosenkreuzes vom Tempel und vom Graal“ gegründet haben, sind vollständig Gläubige. Sie haben eben wieder ein großes Lebenszeichen von sich gegeben. Auf dem Champ de Mars haben sie einen mächtigen Ausstellungssaal gemiethet, ein wahres Colloſſeum von einer Halle, in dem die hundert Gemälde und Skulpturen und ein ganzes von Holz und grauer Leinwand errichtetes und mit bunten mystischen Streifen verziertes Theater fast verschwinden. Es ist wahr, was menschliche Phantasie an Ueberspanntem, Verschrobenem, Sensationellem ersinnen kann, das ist hier vereint, aber man kann dem Ganzen eine gewisse Einheitlichkeit, einen gewissen Stil nicht absprechen. Man wird wirklich zuweilen in die Stimmung einer mystischen Welt versetzt, wenn man nicht durch die Uebertreibung und die krampfhafte Originalitätssucht, die so vielen dieser Kunstwerke eigen ist, immer wieder ironische Anwandlungen bekäme.

Die Farben und Züge dieser bildenden Kunst sind im Allgemeinen die impressionistischen, nur ist alles noch heller, noch mehr hingehaucht und verwischt. Einige dieser Werke würden ganz annehmbar sein, wenn sie nicht irgend eine Ueberspanntheit enthielten. Ein Landschaftsbild mit Bäuerinnen ist nicht schlecht gemalt, aber wozu haben die schlichten Landmädchen Heiligenscheine? Ueberhaupt sind viele Gemälde mit allerhand mystischen Abzeichen versehen, bei den meisten freilich liegt das Magische in der ganzen Idee und Ausführung. Da gibt es Gespenster und Todtengerippe, verzerrte, fahle Gesichter, abenteuerliche Gestalten in der Form und Farbe japanischer Figuren und dergleichen.

Im Theater wurde zuletzt ein Werk des Sar Peladan, Babylone, gespielt, durch das sich derselbe Geist zieht, der auch von der bildenden Kunst des Rosenkreuzordens ausgeht. Das Stück spielt in uralter Zeit in Babylon; es knüpft an die Weissagung des Jesaias an, der eine Aera prophezeit, da das Schwert nicht mehr den Sieg geben werde, und der Friede in der ganzen Welt herrschen werde. Der Sar Baladan, der Beherrscher von Babylon, ein stolzer, kriegerischer Fürst, der schließlich einem anderen Fürsten unterliegt, beugt sich demüthig vor dem Sieger und wird, auf alle irdischen Würden verzichtend, Hoher-Priester. Der rohen Kraft der alten Zeit steht die neue Gerechtigkeit, die Liebe, die Demuth und Selbstentäußerung gegenüber. So banal das Thema ist, so voll und beladen ist der Dialog, so mystisch und phantastisch sind die Ereignisse. Da gibt es eine Menge Allegorien, die auf die Jesusgeschichte Bezug haben, da verwandelt sich das Tau, das Symbol Babylons in ein glühendes Kreuz und dergleichen Mysterien mehr. Jeder Hauch des modernen Salonstückes wird sorgfältig vermieden, die Sprache ist das ganze Stück hindurch eine pathetisch gehobene; die Personen sprechen lange Monologe, oder sie reden sich sehr eindringlich und erhaben an. Ihre Gesichter sind von einer unendlichen Würde und von einer mystischen bläulichen Bläſſe, und die Gewänder erinnern an das Heroenzeitalter.

Man mag einzelne Stellen dieses Dramas bewundern, man mag selbst den Magiern eine Art künstlerischen Stils und zuweilen ein tieferes Gefühl zuerkennen: etwas Großes darf man von ihnen nicht erwarten. Man kann niemals genau unterscheiden, wo der Ernst aufhört und die Spielerei anfängt, auch hier ist, wie in der ganzen französischen Literatur von heute, zu viel Flirt, allzuviel Flirt!

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Impromptu.

Von Siegfried Schneider.

Ich will's nur gleich gestehen: ich war beklommen, als ich im Poste-restante-Bureau nach ihrem Briefe fragte und einige Minuten warten mußte, ehe man ihn mir ausfolgte.

Dann aber, als ich ihn in den Händen hielt, zauderte ich. Das wonnige, ach! so lange entbehrte Gefühl der Aufregung überkam mich wieder. Nicht hastig öffnete ich das Couvert — nein, langsam, ganz langsam, indeß meine Hand zitterte und warme Röthe mir in die Wangen stieg. Nun entfaltete ich ihren Brief und . . .

Ich mußte aufblicken. Ich hatte die Empfindung, daß ich beobachtet werde. Und als ich die Augen jäh vom Briefe erhob, erfasse ich . . .

Es war eine süße, bestrickende Verkörperung von Morgenröthe und Veilchenduft. Sie war himmlisch schön. Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden. Ich vergaß Alles um mich her. Mir war es mit einem Male, als klängen leise, leise, von fern her, die Töne eines Adagios von Beethoven an mein Ohr. In solcher Ekstase starrte ich sie an . . .

Meine Begeisterung schwand plötzlich, ein ironisches Lächeln zuckte um meine Mundwinkel; gibt es auch Engel, die postlagernde Briefe erheben? — Das entging ihr nicht. Sie wurde ein wenig verlegen und sagte — ja, sie sprach das erste Wort:

„Pardon. Ich habe Sie unwillkürlich beobachtet . . .“

Ich unterbrach sie mit einer nichtssagenden Höflichkeit.

„Es war gar zu köstlich anzusehen, wie Sie Ihre Aufregung meisterten, mit welchem Raffinement Sie den Inhalt dieses Briefes auskosten, genießen wollten. Aber Sie haben ihn ja nicht einmal zu Ende gelesen — verzeihen Sie —“

„Es bedarf keiner Entschuldigung, mein Fräulein. Sie wunderten sich über mein Raffinement? — Die Augen einer schönen Frau —“

Sie fiel mir in's Wort:

„Eigentlich waren Sie doch sehr neugierig, nicht wahr?“

„Ja. Sie haben Recht.“

„Und dieser Brief ist von einer Frau, in die Sie rein vernarrt sein müssen. Leugnen Sie es nicht — das ist ja keine Schande.“

Dies sagte sie mit entzückender Naivetät und mit der lieblichen Neugierde eines Kindes. Ich gerieth in Verwirrung, weil ich nicht wußte, was ich ihr antworten sollte. Hätte ich ihr denn gestehen sollen: ja, dieser Brief ist von einem Weib, das mich seit Monaten quält, martert, das meine leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen mit gnädiger Ironie entgegennimmt, die überschwänglichsten Briefe mit einigen flüchtigen Zeilen oder auch gar nicht beantwortet? . . .

Sie wartete nicht, bis ich mich gefaßt hatte, sondern wandte sich zum Gehen.

Ist es nicht seltsam, daß ich ihr folgte? Daß ich, der ich eben den

Brief einer Anderen gelesen hatte, der mir nach banger Erwartung endlich Erhörung versprach — ihr folgte, von der ich mit Bestimmtheit wissen konnte, daß sie aus demselben Grunde wie ich im Postrestante-Bureau gewesen sei?

Ja, das war es, was mich reizte: der Gedanke, daß dieses Mädchen einen Geliebten habe, und daß ich es nicht sei!

Je mehr ich mich in diesen Gedanken verbohrte und festbiß, um so quälender wurde er, desto reizender, begehrenswerther erschien sie mir. Jener Anderen vergaß ich so schnell, als ob ich sie kaum gekannt hätte. Alle die unzähligen kleinen Erinnerungen, die mich zärtlich an jene Frau gebunden hatten, waren mit einem Schlage ausgelöscht. Alles, was in mir lebte, drängte und riß mich zu der unbekannten Schönen wie zu einer neuen Gottheit.

Ich folgte ihr und bald hatte ich die Fäden unseres Gespräches dort verknüpft, wo sie eben entzwei zu reißen drohten.

Wir gingen in harmlosem Gespräche nebeneinander und gelangten in den Stadtpark.

Zwischen Fragen und Antworten beobachtete und studirte ich sie; versuchte, sie zu enträthseln und mir über die Eindrücke, die sie in mir hervorgerufen, Rechenschaft zu geben. Sie hatte eine mäßig große Gestalt, war nicht elegant, eher einfach gekleidet, aber es lag etwas in ihrer Toilette, was von der großen Kunst zeugte, wie eine Frau mit feinem Geschmacke sich auch ohne große Mittel entzückend kleiden kann. Das Hütchen, die Handschuhe, der Sonnenschirm, die Mantille, die zierlich schön geformten Schuhe — alles war so adrett und so zu ihrer Erscheinung, ihrem Wesen passend, als ob es gar nicht anders sein könnte. Die schlanken Glieder und der rührend jugendliche Busen zeigten eine wohlige Weichheit; ihr Antlitz war von außergewöhnlicher Feinheit und Reine, und darin leuchteten zwei blaue, unglaublich blaue Augen.

Die widerstreitendsten Empfindungen bemächtigten sich meiner, als ich an diesem lauen Frühlingsabend an frischem, jungem Grün vorbei mit der Geliebten eines Anderen spazierte. Ich erinnere mich nicht mehr, wovon sie sprach. Sie sprach so lieb und unbefangen und mir klang es so neu, so überraschend wie eine Offenbarung. Dazwischen Vogelgezwitscher und fröhliches Kinderlachen, und während meine Sinne in anregendem Spiele sich beschäftigten, versuchte ich, meinen Gefühlen auf den Grund zu kommen, indem ich sie analysirte. War es aufkeimende Liebe, Bewunderung, Eitelkeit, Eifersucht, Reue, Schuldbewußtsein? Von Allem etwas. Ich dachte an ihren Geliebten und haßte ihn schon. Ich ward erbittert über ihn, wie wenn er mich um mein Bestes und Liebstes gebracht hätte. Wenn er noch ein bedeutender Mensch wäre! Aber so ein Tropf wie der! Ich stellte mir ihn vor: eine Gesammtausgabe männlicher Tugenden; schön wie ein Kellner in einem fashionablen Restaurant; höflich und liebenswürdig wie ein Commis in einem Damenmoden-Magazin; geistreich wie ein Geschäftsreisender . . .

„Aber Sie reden ja gar nichts. Vor lauter Plaudern merk' ich das erst jetzt . . . Schnell, sagen Sie, woran Sie die ganze Zeit gedacht haben."

„Ich — dachte darüber nach, wie Sie wohl heißen können."

„Ist das auch wahr? . . . Ich heiße Marie."

„Marie! Ein schöner, ein sehr schöner Name. Uebrigens — mit Ihrem blonden Haar und ihren blauen Augen können Sie ja gar nicht anders heißen."

Das war der Anfang einer Neckerei.

„Sie sind ein Schwärmer, vor Ihnen muß man sich in Acht nehmen," rief sie lachend aus. „Sie gehen wohl selten bei Tage spazieren, weit öfter bei Nacht, bei Mondschein? — Sie machen Gedichte, bringen Ihrer Geliebten ein Ständchen — — —"

„Wie Sie das errathen haben, Fräulein! Ich bin ein Romeo. Ich kann nur Damen lieben, die einen Balkon haben."

„Wegen der Strickleiter! — Um Himmels Willen, was machen Sie, wenn sich der Balkon Ihrer Julia im vierten Stock befindet?"

„Wenn Sie die Julia wären, würde ich auch vor dem fünften Stock nicht zurückschrecken."

„Aber mir würde schwindlig werden. Ein Glück, daß ich nicht Ihre Geliebte bin."

Wie sie das sagte, fühlte ich, wie all' mein Blut sich reißend zum Herzen stürzte. Aber ich antwortete ihr nicht, um sie nicht meine Erregung merken zu lassen.

„Haben Sie noch andere Fehler?" fragte sie.

„Nicht viele. Aber sehr schlimme."

„Zum Beispiel?"

„Ich kann nicht eifersüchtig sein . . ."

„Oh, das glaube ich nicht," unterbrach sie mich rasch. „Uebrigens — ist denn das ein Fehler?"

„Mehr als ein Fehler: ein Unglück."

„Nein — nein."

„Es ist ein Unglück. Wer die Eifersucht nicht kennt, kann auch nicht lieben, lange lieben, leidenschaftlich, mit elementarer Gewalt lieben."

„Würden Sie das sagen, wenn Sie wirklich so unglücklich wären? . . ."

Wir kamen eben an einem traulichen Plätzchen vorbei, das einladend zwischen blühenden Tamarisken liegt. Rings umher war es still geworden. Eine kupplerische Stimmung lag über der ganzen Natur. Die Häuserreihen der Stadt waren durch die Kronen der Bäume unseren Blicken entzogen. Zwischen den Zweigen schimmerten die Wellen des Teiches. In der langsam nachtenden Dämmerung wurde Alles unklar und weicher. Die Gegenstände flossen immer mehr und mehr ineinander.

Wir sahen uns unwillkürlich an und sprachen kein Wort. Wir hatten uns mit Blitzesschnelle verstanden. Wir fühlten, daß wir die seltsamen Empfindungen in unserer Brust wortlos verklingen lassen müßten; fühlten, daß die Seligkeit dieses Augenblicks mit keinem Laut unterbrochen werden dürfe . . .

Sie hatte sich auf die Bank niedergelassen und lehnte den schönen Kopf, der mir jetzt etwas bleicher schien, in den hellrothen Tamarisken zurück.

Ich setzte mich neben sie und erfaßte ihre Hand. Sie zuckte nervös. Es war eine schöne, weiche Hand mit feinen, blauen Linien. Ich mußte sie küssen. Sie wandte den Kopf und blickte mich mit schmerzlicher Verwunderung an. Es lag etwas unvergeßlich Räthselvolles in ihrem Blick, etwas von dem schaurig Süßen einer Sphinx.

Sie fragte: „Lieben Sie mich denn?"

Es entstand eine Pause.

„Nein," sagte ich endlich. „Ich liebe Sie nicht. Ich empfinde für Sie nicht das, was man gewöhnlich Liebe nennt . . . Aber ein viel edleres, himmlisches Gefühl zieht mich zu Ihnen. Ich liebe Sie, wie ich ein Kunstwerk lieben muß, das mich zu apollinischem Enthusiasmus entflammt. Ich liebe Sie ohne Absicht; ohne den Wunsch, Sie mein zu nennen; denn ich weiß, daß Sie mir angehören, wenn ich Sie anblicke. Ich habe Ihre Seele erfaßt und verstanden; mir wurde so leicht und wohl, je länger ich Sie ansah . . . Alle die schlechten Gedanken, die in der Brust eines Menschen schlummern, sie müssen in Nichts zerflattern dem, der in Ihre Augen blickt . . ."

Ich hielt Ihre Hand noch immer in der meinen. Ich konnte mich nicht entschließen, sie loszulassen, denn ich wußte, daß jede Minute, die ich in meinem Glücke ungenutzt verstreichen ließe, für immer verloren sei.

Sie entzog mir endlich sanft ihre Hand. Es war ganz dunkel geworden, als wir uns erhoben, und in den Staub und Duft der Großstadt zurückkehrten . . .

---

# Aus der Hauptstadt.

## Rothschild der Patriot.

Als ich vor einiger Zeit den feinsinnigen Dichter des Thüringer Waldes, August Trinius, in seiner grünen Einsamkeit von Waltershausen aufsuchte, um das Handwerk zu grüßen, fand ich ihn unter Manuskripten vergraben, ameisenfleißig wie immer. Von jeher ist es meine Ansicht gewesen, daß es sich für jeden Poeten empfiehlt, nach Herrn von Wilden-

bruch's Beispiel neben dem Musen- auch täglichen Bureaudienst zu thun; er bleibt dann schon durch die bloße Macht der Gewohnheit davor behütet, sich zu überarbeiten, er hält das behäbige Bureautempo auch bei allen Pegasus-Galoppaden ein. Freund Trinius hat niemals „in der Verwaltung" gesessen und niemals über ewig unerledigten Acten gebrütet; sein werkthätiger Fleiß erklärt sich also ganz ungezwungen aus dem Umstande, daß er es eben nie besser gelernt hat. Ich erlaubte mir trotzdem, ihm sanften Tones einige Vorwürfe zu machen und lang und breit von dem einzigen Gesetz zu sprechen, das fast niemals doloser Weise verletzt wird und so gut wie keine Feinde hat: von dem Gesetze der Trägheit nämlich. Wie erstaunt war ich aber, als mein weltfremder Wirth all meine Argumente verwarf, Ruhe nicht für die erste liberale Bürgerpflicht gelten lassen wollte und energisch dafür eintrat, daß außer den Witzen Alexander Meyer's nichts faul sein dürfe im Staate Dänemark. Vergebens wies ich auf das Beispiel des nun begrabenen Reichstags hin, der doch drei Jahre lang so gut wie nichts gethan hatte und trotzdem zu so hohen Ehren gekommen war, sprach vergebens von Ministern der öffentlichen Arbeiten, die noch Niemand öffentlich oder privatim arbeiten gesehen hatte, deren Ressorts vielmehr noch immer auf der Höhe der Zeit von 1835 standen, wo man so allmählich die ersten deutschen Eisenbahnen baute. Der Thüringer Wanderer beharrte trotzig auf der veralteten Maxime, Müßiggang sei aller Laster Anfang. Ja, noch mehr. Auch aller Dummheit Anfang. Er bewies es an einem, ich muß freilich gestehen, schlagenden Beispiel. Als Fräulein Bürstenbinder, die in der „Gartenlaube" ihren so klangvollen Namen mit dem spießbürgerlich trivialen „E. Werner" vertauscht hat, Familienromane zu schreiben begann, trieb sie offenbarer Müßiggang zu diesem scheußlichen Laster; fortgesetzter Müßiggang verschuldete es, daß sie schließlich die soziale Frage dreibändig enjonirte und die Mißgeburten sogar dramatisiren ließ. Müßiggang ist aller Dummheit Anfang . .

Ich muß meinem Gastfreunde nachträglich Recht geben, die von ihm erweiterte alte Sentenz hat doch Manches für sich. Betrachtet man, auf sie gestützt, gewisse Ereignisse der letzten Zeit, so gewinnen sie ein ganz anderes, originelleres Aussehen; hundert gequälte Combinationen und Hypothesen werden ohne Weiteres hinfällig, leuchtet man mit ihr den Thatsachen keck in's Gesicht. Die Wahrheit bleibt nicht länger verborgen. Wie viel ist in diesen Wochen nicht von links und rechts über den Schritt der Berliner Bankdirectoren zu Gunsten der Militärvorlage geschrieben worden, wie angestrengt hat man seinen Beweggründen nachgegrübelt, seine letzten Wurzeln aufzuspüren gesucht! Eine solche Fülle geistvoller Motive ist den achtzehn Gentlemen untergeschoben worden, daß sie bei der Lectüre der Abendblätter sprachlos sich selbst bewunderten; so viel Verstand hatten ihnen nicht einmal ihre kleinen Freundinnen, geschweige denn sie selbst sich zugetraut! Die plötzlich und leidenschaftlich aufgeflackerte Vaterlandsliebe der Gruppe Rothschild schien aller Welt der erste Schritt zur sozialen und sittlichen Revolution. Ein Director der Discontobank, der sich über Appetitlosigkeit beklagt, müßte schon zu den Weltwundern gezählt werden; ein Director aber, der an acutem Patriotismus leidet — „ach, Mutter, so 'ne Thiere giebt's ja gar nicht!"

Und doch läßt sich so einfach die That der Achtzehn erklären. Auch bei den „Mitgliedern der Berliner Finanz-, Bank- und Börsenkreise" zeigte eben der Müßiggang seine dummheitfördernde Kraft.

Ich habe an dieser Stelle oft genug mit ungeheucheltem Bedauern auf die geradezu premiermäßige Arbeitlosigkeit der hiesigen Börsengrößen hingewiesen; mit redlichem Zorn habe ich das beleidigende Mißtrauen bekämpft, das unser Volk immer noch den liebenswürdigen Löwy's und Polle's aus der Burgstraße entgegenbringt. Mein Vorwürfe und Mahnungen verhallten ungehört; wohl gegen Paasch, nicht aber gegen die Feinde „einer gedeihlichen Fortentwickelung deutschen Wirthschaftslebens" schritt Herr v. Schelling ein, und immer öder und immer unheimlicher wurde es in den Räumen der großen Banken. Die Procuristen nahmen theilweis schon im Januar Sommerurlaub; kein aufgeregter, wagemuthiger Kunde störte mehr die Herren Directoren beim Gabelfrühstück, und die dümmsten Gutsbesitzer zeigten eine geradezu beleidigende Hartnäckigkeit im Festhalten ihrer Ersparnisse. Mit der zunehmenden Heftigkeit des Kampfes um die Militärvorlage sank das Börsenbarometer immer mehr, die Geschäftsstille fand ihr Pendant höchstens noch in dem fürchterlichen gähnenden Schweigen, das die Premièren neuerer realistischer Komödien stimmungvoll begleitete. Liebespaare, die sich ganz ohne Zeugen sehen wollten, gaben sich Rendezvous in der Börse, gerade um die Zeit der „lebhaftesten" Geschäftsstunden, und Berliner Theatercassirer in spe begannen hier die Vorstudien für ihren menschenscheuen Eremitenberuf. Der Müßiggang herrschte unumschränkt, und schwapp, war auch die Frucht des bösen Nichtsthuns, die Dummheit, da.

Achtzehn sogenannte Börsennotabeln, aus deren Mitte der Name Rothschild prächtig hervorschimmert, haben sich zu einem Aufruf vereinigt, wie er seinesgleichen in der Weltgeschichte nicht hat. Verfasser des Schriftstückes soll ein allen älteren Damen vom Ballet — und welche von ihnen wäre das nicht? — wohlbekannter Actien-Bankmann sein, der sich bei Aufstellung seiner Bilanzen dadurch vortheilhaft von unseren Lustspieldichtern unterscheidet, daß er absolut nichts abschreibt. Für die hinterposen'sche Herkunft des Autors spricht auch der Wortlaut seiner merkwürdigen Annonce. Wir sind seit geraumer Zeit an die systematische Nothzüchtigung unserer Muttersprache gewöhnt, und wir machen Leuten, deren Eltern von germanischer Cultur und deutscher Zunge so wenig wußten wie die „Freisinnige Vereinigung" von geschickter Wahlagitation, keinen Vorwurf aus ihrem elenden Jargon, aber ich sollte doch meinen, unter achtzehn Chefs großer kaufmännischer Firmen hätte sich wenigstens einer finden können, der den „Aufruf" in's Deutsche zu übertragen fähig gewesen wäre. Einen Lehrling mit solchem Stil, wie ihn die achtzehn Notabeln durch ihre Unterschrift als für sie mustergültig anerkennen, würde nicht 'mal Herr Hugo Löwy in seinem Comptoir beschäftigt haben; ja ich fürchte, selbst seiner Carrière als Preßofficiöser hätten sich Schwierigkeiten entgegengestellt.

Doch legt von den Aufruf-Männern wohl Niemand so hohes Gewicht auf seine etwaigen schriftstellerischen Gaben wie der Mit-Bankier und Dramendichter Philippi es thut; jeder Einzelne unter ihnen sagt stolz von sich: kein Talent, doch ein — öffentlicher Charakter. Und um die süße Herrlichkeit, den inneren Werth ihrer gemeinsamen Geistesarbeit ganz würdigen zu können, darf man sich nicht an der jämmerlichen Form stoßen, sondern muß dem Gedankengehalt auf die Spur zu kommen suchen.

Im ersten Augenblicke berührt die Vorstellung, das internationale, mobile Kapital, die Börse, die rücksichtlos unseren Nationalwohlstand geschädigt hat und nur auf Gelegenheit lauert, ihm neue Wunden zu schlagen, die Börse wolle für Deutschlands Wohlergehen in die Schranken treten — im ersten Augenblick berührt diese Vorstellung schlechthin komisch, und man glaubt an einen unpassenden Scherz. Doch fühlen sich die ernsten Achtzehn gerade jetzt zu Scherzen wenig aufgelegt, wo der Semestralabschluß nahe bevorsteht und ein Resultat herausgerechnet werden wird, wie man es gleich trist seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen hat. Nein, die Angst vor einer weiteren Verschlechterung des Geschäftes, vor einer völligen Verstauung der Spekulation macht Rothschild & Co. patriotisch und treibt sie zu einem Schritt, dessen Folgewirkungen sie in ihrer brünstigen, alles um sich her vergessenden Sehnsucht nach besseren Coursen völlig übersehen haben. Die „Freisinnige Vereinigung" hat wahrhaftig schwer genug unter der Ungunst der Verhältnisse zu tragen; daß ein gütiges Schicksal sie aber nicht einmal vor so plumpen Bundesgenossen bewahrt, zeigt betrübend ihre gänzliche Gottverlassenheit. Bei der zornigen antikapitalistischen Stimmung der Wählerheere muß das Eintreten des Mammonpriesterthums für die Militärvorlage geradezu verhängnißvoll werden. Die Antisemiten wie die Sozialisten nutzen den unglaublichen faux pas denn auch bereits mit Freudengeschrei aus, und jede Partei, der ihre Mandate lieb sind, thut gut daran, sich spornstreichs und so grob wie möglich die Unterstützung des Berliner Börsenthums zu verbitten. Ist es nicht unerhört, eine so wichtige deutschnationale Frage rein vom Standpunkt des schäbigen Profites beurtheilt zu sehen? Sollen wir denn alles, worum ein geistiger Kampf sich noch lohnt, die Existenz des Vaterlandes, den Ausbau unseres Heeres in den Schmutz des Geldgeschäftes hinabziehen lassen? Strengen wir wirklich die letzte Kraft unserer Muskeln an und opfern wir wirklich Blut und Gut für die Größe der Heimath, damit nachher, in behaglicher und gesicherter Friedensruhe, wieder gewinnbringende Emissionen exotischer Papiere

möglich sind, damit die Dividenden der Berliner Raubbanken steigen und der tolle Hexensabbath von 1890 abermals anheben kann?

Diese achtzehn Herren, die leichtfertig genug der Regierung den Wahlkampf so über die Maßen erschweren und das Votum des Volkes gegen die Militärvorlage geradezu herausfordern, sie hätten wohl Mittel und Wege finden können, eine Sache materiell zu unterstützen, zu deren moralischer Unterstützung sie, wie die Dinge einmal liegen, ganz und gar unfähig sind. Sie erfreuen sich sämmtlich, unberufen, eines bedeutenden Reichthumes, und es dürfte ihnen deshalb, meinen sie's mit ihrem Aufruf ehrlich und wollten sie mit der einzigen Macht, die ihnen zu Gebote steht, mit dem Geldbeutel, in den Wahlkampf eingreifen, auf diverse Millionen nicht ankommen. Statt dessen spendet von den achtzehn Herren Jeder eine halbe Krone für das Inserat und überläßt es dann den lieben Mitmenschen, die restirenden Unsummen aufzubringen. Alles, Alles will man dem Staate bewilligen, sofern Andere die Kosten tragen.

Doch selbst gesetzt den Fall, Rothschild & Co. hätten in banger Furcht um ihr Börsengeschäft sich selbst überwunden und aus eigener Tasche ein paar Millionen geopfert, so hätte das heimlich geschehen müssen, ganz in der Stille. Manchmal stinkt das Geld nämlich. An und für sich schon ist die Bettelei für Wahlfonds etwas Unästhetisches, ja Unconstitutionelles, denn die zusammengeschnorrten Summen dienen dazu, die verfassungmäßige Freiheit der Wahl zu beeinflussen, einen Druck auf die Wähler auszuüben. Dennoch aber ist's ein Anderes, ob der begeisterte Arbeiter, der bedrängte Bauer und der sorgenvolle Handwerker, ob der Parteifanatiker seinen Groschen, seinen Thaler auf den klappernden Teller legt, oder ob der Hochfinanzier aus kahlen Geschäftsgründen, auf Grund schnöder Gewinnstrechnungen Zehntausende opfert. Ob Einer aus uneigennütziger Liebe zur Sache, zum Vaterlande sein Scherflein bringt, oder ob er's thut, um sich lieb Kind zu machen, um Geheimer Commerzienrath zu werden und seiner Couponsscheere mit Dampfbetrieb mehr Arbeit zu geben.

Ein kapitalistisches Blatt suchte den fadenscheinigen Patriotismus der Gruppe Rothschild bengalisch zu beleuchten, indem es darauf hinwies, wie selbstlos diese Ehrenmänner für eine Vorlage einträten, die doch die Erhöhung der Börsensteuer ganz sicher im Gefolge haben würde. Als ob je ein Banquier nur zwei Pfennige dieser Steuer aus seiner Tasche bezahlt hätte! Dasselbe Blatt setzte auch die raffinirte Lüge von der Bankdirector-Conferenz beim Grafen Caprivi in die Welt. Man mag ein noch so entschiedener und rücksichtloser Gegner des derzeitigen Reichskanzlers sein: den vornehmen Mann in dieser Weise zu verleumden und bloßzustellen, hätte Niemand gewagt, als die unglückseligen Tölpel, die alle Chancen der Militärvorlage schon dadurch vernichten, daß sie für sie eintreten. Wohl mag es der Eitelkeit gewisser Geldgrößen schmeicheln, wenigstens in einer gutbezahlten Zeitungnotiz als Mann von Einfluß, als Mitglied und Berather der deutschen Regierung zu erscheinen; aber nun und nimmer werden uns die Tage des Julikönigthums dämmern, wo nicht Louis Philipp und nicht Guizot, sondern James Rothschild regierte. In den modernen Rothschild's lebt der alte Geist nicht mehr, der weltbezwingende. Wenn Bleichröder noch den famosen Aufruf der Achtzehn gelesen hätte, wie vergnügt würde sein kurzes Lachen getönt haben und sein sierotypes höhnisches: „Gitt — die Concurrenz!" Und welche Schlüsse mag die findige, schlaue Wiener Spekulation aus einem so plumpen Vorgehen auf die Geisteskräfte der Berliner Collegen ziehen! —

Die Militärvorlage wird Gesetz werden, selbst gegen den Willen des nächsten Reichstages, dessen Mitglieder sich erst gar keine Visitenkarten drucken zu lassen brauchen; kommende Wahlen werden das Land mürbe machen. Wir vermeiden so vielleicht den Conflict, die Revolution von oben, die ein verbrecherischer Wahnsinn wäre, wenn nicht eine grundlegende wirthschaftliche Reform sie begleitete. Auch mischt eben das Centrum von Neuem die Karten, nachdem es der Regierung seine Kraft gezeigt und seine Hülfe werthvoll gemacht hat. Die schwarzen Herren sind rechnende Patrioten wie die um Rothschild, nicht viel klüger als sie, aber angesehener; und bei der heillosen Verwirrung in fast allen Parteilagern gelingt es ihnen vielleicht, eine Beute einzuheimsen, um die unsere Börse sich so gern Orden, Ehrenzeichen und Schlußnoten centnerweise verdient hätte. Wer aber Schacherpolitik treiben will, muß eine gründliche kaufmännische Lehrzeit durchgemacht haben, und daran hat's Manchem der Herren gefehlt, die heute in der Hochfinanz leitende Stellungen einnehmen. Sie mögen schlecht und unrecht bei ihrem Leisten bleiben. Und wie schon oft wünsch' ich ihnen auch heute bessere Geschäfte, damit sie im dolce far niente des Privatcomptoirs nie wieder ähnliche Thorheiten aushecken können. Müßiggang ist aller Laster, auch des profithungrigen Börsenpatriotismus' Anfang.

Caliban.

## Notizen.

Unter den Taunusbuchen. Roman von Adolf Brennecke. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Dieser nachgelassene Roman eines liebenswürdigen Menschen und Dichters, den unlängst die Schwindsucht dahingerafft hat, spielt in einer Heilanstalt am Taunus, und das schreckliche Leiden und Sterben ist wehmüthig vorahnend geschildert. Um seine angegriffenen Lungen zu kräftigen, ist der Held in's Bad gereist, und eine Kranke flößt ihm eine tiefe Liebe ein, stirbt aber vor der Vereinigung mit dem Geliebten. Der Werth der gut geschriebenen Erzählung liegt nicht allein in der feinen Charakterzeichnung, sondern noch mehr in den anmuthigen Schilderungen dieses Lungenkrankenheils und seiner Insassen, doch ist das Pathologische überall mit feinem Humor gemildert. Ebenfalls etwas altmodisch gemahnt uns „Die Rache ist mein", Roman von Ottomar Beta und zwar nicht bloß darum, weil er in den fünfziger Jahren spielt. Die Handlung ist nicht neu und interessant genug, doch verdient die satirische Schilderung des kleinstädtischen Lebens von Anno dazumal volles Lob. Gewandter und fesselnder erzählt Robert Byr in seinem Roman: „Wozu", wo ein junger Edelmann dem Ruin einer befreundeten Familie entgegenarbeitet und mit der Liebe des Töchterleins belohnt wird. Die philosophischen Excurse, die bloß aufhalten und nichts Ungewöhnliches bieten, hätten wir dem Verfasser gern geschenkt, auch ist es ein Fehler seiner Gestalten, daß sie zu oft die Caricatur streifen.

Klänge aus der Fremde. Von Robert Waldmüller. (Eduard Duboc.) (Leipzig, H. Haessel.) Ernst und Scherz in leichten, freien Weisen im Volkston nach litauischen, serbischen, sinnischen, esthnischen, polnischen Motiven, aber neben diesen slavischen Nachklängen auch eine originelle bretonische Ballade, zwei lustige Liedchen aus dem Ungarland und englische Motive nach Swift und Tennyson. Der feinsinnige Dichter ist uns unbekannten Vorlagen gefolgt und wir begreifen wohl, daß Mancheiner gern einen philologischen Ausweis und wohl gar die Originale selbst wenigstens in einem Nachtrag finden möchte; wir wissen aber nur, daß es gar reiche lyrische Schätze sind, die Waldmüller uns vorlegt, und erfreuen uns an dem köstlichen Erdgeruch, der volksthümlichen Frische, den eigenartigen Stoffen und der echten Poesie dieser Verse. Auch der Humor geht nicht leer aus, wie in dem reizenden: „Sprach der Vater", und zum guten Ende lehrt der Dichter auf gut Deutsch:

Mißlungnes nicht bereuen,
Sich am Gelungnen freuen,
Im Schaffen die Kräfte stählen,
Auf Lob und Dank nicht zählen, —
Das ist die echte Weise
Auf dieser Lebensreise.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

# Halb.

**Roman von Käthe Schirmacher.**

8°. Preis broch. ℳ 3.50, eleg. geb. ℳ 4.50.

Der vorliegende Roman behandelt die Frauenfrage. Die geistvolle Verfasserin schildert in ungemein anschaulicher Weise einen Frauencharakter, der sich von den Traditionen der alten Zeit, von der althergebrachten in Unthätigkeit und Nichtigkeiten dahinlebenden Weiblichkeit loszuringen sucht, ohne jedoch mit den alten Idealen brechen zu können. So halb in dieser, halb in jener Weltanschauung stehend, muß sich die Heldin mit Naturnothwendigkeit aufreiben. „Halb" ist eins der vorzüglichsten Bücher, die in den letzten Jahren geschrieben wurden.

Soeben erschien:

## Die Mittel

zu einer

## großartigen Hebung

der

**Landwirtschaft, der Industrie, des Handwerks, Handels und Bankwesens des Deutschen Reiches.**

Von

**Dr. Karl Walcker,**

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis 80 Pfg.

Der Verfasser stellt, im Sinne J. H. von Thünen's, H. B. Oppenheim's u. A. ein volkswirthschaftliches Reformprogramm für das Deutsche Reich auf.

Leipzig. **Roßberg'sche Hof-Buchhandlung.**

# Die Gegenwart
## Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

# Caliban:

## Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart**
**in Berlin W, 57.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

# Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte

von

## Heinrich Kruse.

8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= *Soeben erscheint* =

*in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:*

*272 Hefte zu je 50 Pf.*
*17 Bände zu je 8 Mk.*

*17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.*

17,500 Seiten Text. — 152 Chromotafeln.

*Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.*

*Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.*

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien:

# Die Physiologie des Schönen

von

## Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß** des **berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

**Neuere Dichtungen von August Sturm:**

„**Lied und Leben**", Gedichte, Hamburg, Verlags-Anstalt.

„**Donat**", Drama, ebendaselbst.

„**Merlin**", Epos. Köhler, Gera-Untermhaus.

Soeben erschienen:

„**Reinhard Frei**", Schauspiel aus der Gegenwart. Naumb. a. S., Schirmer.

Im Verlage von **Ernst Asser, Strehlen** in Schles. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Der Brief Pauli an die Philipper

in Bibelstunden

von

**Ernst Albertz,**

Pastor in Strehlen i. Schles.

Gr. 8°. 11 Bogen stark. Preis geheftet Mk. 2.—, in Original-Leinenband Mk. 3.—.

Bestellungen auf die

# Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7 — Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. — Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 3. Juni 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Ehe im deutschen Zukunftsrecht. Von Justus. — Rumänische Streitschriften und Memoranden. Von Albert Schiel-Kronstadt. — Die Cavallerie keine fechtende Waffe mehr. Von einem deutschen Stabsoffizier. — Sardou und Sarah Bernhardt. Von Alexander Büchner. — **Feuilleton:** Die Glocke. Von Jules Lemaître. — **Aus der Hauptstadt:** Wahlqual. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. II. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Ehe im deutschen Zukunftsrecht.

In schleichendem Tempo — gleich als fürchtete sie sich vor sich selbst — schreitet die zweite Lesung des großen „Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches" vor. In langwierigen Berathungen werden wesentliche und unwesentliche Normen Wort für Wort durchgegangen, verändert, aufgehoben und erneuert. Bricht sich hier und da auch einmal ein zeitgemäßer Gedanke durch die trüben Schatten romanistischen Geistes Bahn: Die Grundlage ist — das steht bereits jetzt fest — die alte geblieben. Der Geist Roms schwebt weiter über dem deutschen Einheitswerk. Eine zweitausendjährige Entwickelung ist spurlos an dem Gesetzgeber vorübergegangen. Die Form hat den Sieg behalten über den Inhalt, das Schreiberthum über das Geistesthum. Das Werk, das uns jetzt in zweiter Lesung entgegenblickt, es muthet uns an wie eine alte Jungfer, die ihr verwittertes Angesicht mit einem modernen Hütchen kokett umrahmt, oder wie ein morscher Bau, den man mit groteskem Außenschmuck ein modernes Ansehen zu geben versucht. — „Geflickte Schienen" hat der kampfesmuthige Pfizer die „Verbesserungen" genannt, welche die Commission zweiter Lesung in mühevoller Arbeit „zusammengeschweißt". Man hat ihm das Wort schwer verargt — niemals war ein Ausdruck treffender.

Und doch, wir scheinen dem Entwurf Unrecht zu thun. Auch dies Werk hat seine moderne Seite. Im Obligationenrecht haben wir sie allerdings vergeblich gesucht. Im Sachenrecht haben wir unter Zuhülfenahme einer Lupe ein modernes Kuriosum entdeckt, das wir nicht verschweigen dürfen: das Recht auf den Nothweg. Die Einräumung eines Nothweges darf nicht verlangt werden, wenn der Nothstand von dem Eigenthümer oder dessen Rechtsvorgänger vorsätzlich oder fahrlässig verursacht worden ist. Wenn also z. B. bei der Parzellirung eines Grundstückes der Erwerber eines von anderen Parzellen umgebenen Landstückes versäumt, sich für dies Stück ein Wegerecht zu bestellen, so sollen nicht nur er, sondern auch alle späteren Erwerber für immer gehindert sein, das Grundstück jemals zu betreten. Abgesehen davon, daß aus solchen anscheinend geringfügigen Dingen mit Recht ein Rückschluß gezogen werden darf auf die soziale Engherzigkeit, von der der Entwurf regiert wird, so offenbart sich doch in dieser Vorschrift insofern ein stark „moderner" Zug, als hier das große Prinzip der „Vererbung" einer Schuld in ein bürgerliches Gesetzbuch eingeführt wird. Wir empfehlen dieses Motiv unseren „Jüngsten" zur freundlichen Beachtung für dramatische Verwerthung. Die Vererbung einer „verschuldeten Zugangsnoth" dürfte etwas Abwechselung in die ewigen Trunksuchts- und Wahnsinnserbschaften bringen.

In der Hauptsache aber hat die modernen Anwandlungen das Familienrecht — und gerade der wichtigste Theil in ihm, das Eherecht — zu verspüren gehabt, ein Beweis, daß auch an unserem Entwurf der soziale Kampf des Weibes mit dem Manne nicht spurlos vorüber gegangen ist. Nur will es leider ein fataler Zufall, daß gerade die sozialreformatorischen Eingriffe, mit denen der Entwurf hier berechtigten Neuerungen Bahn zu brechen meint, zu seinen größten Verirrungen gerechnet werden müssen. Unter den Problemen, welche gerade hier einer grundsätzlich anderen Lösung und Entwickelung harren, als der Entwurf sie vorschlägt, verdienen zwei Punkte einer besonderen Hervorhebung: die grundsätzlich falsche Stellung, die der Entwurf der Ehefrau zugewiesen hat, und das grundsätzlich falsche Prinzip, das er hinsichtlich des Ehescheidungsrechtes befolgt hat. Wir kommen damit auf Gebiete, denen nach der sozialen Seite hin die höchste Beachtung geschenkt werden muß, und die auch von jeher in der sozialistischen Literatur einen hervorragenden Platz eingenommen haben. Der Gesetzgeber trägt hier eine um so schwerere Verantwortung, als die heilsamen und schädlichen Folgen seiner Rechtssätze sich weniger an uns als an unseren Kindern und Kindeskindern offenbaren. In die Hand des Gesetzgebers ist damit ein guter Theil der Zukunft der menschlichen Gesellschaft gelegt. —

Es ist ein kerngesunder und mit der Volkssitte und Volksanschauung im innigsten Einklang stehender Grundsatz, der auch von jeher die germanische Rechtsanschauung beherrscht hat, daß dem Mann als dem Haupt der Familie, für deren Unterhalt er zu sorgen hat, vorzugsweise die Leitung und Vertretung der ehelichen Rechtsgemeinschaft zusteht. Mann und Frau gehören zusammen und gelten auch im geschäftlichen Rechtsverkehr als ein verbundenes Paar. Treten sie nicht gemeinsam auf, so erscheint der Mann, als das Haupt der Gemeinschaft, berufen, Träger des Geschäftsverkehrs mit Dritten zu sein. Diesen Gedanken, der wie kein anderer die Verschmelzung der Ehegatten zu einer Personeneinheit durchführt, weist der Entwurf, als der modernen Rechtsanschauung nicht mehr würdig, weit von sich. Mit rauher Hand trennt er die Rechtsgemeinschaft der Ehegatten und stellt die Ehefrau als ein prinzipiell gleichberechtigtes Individuum in voller Selbständigkeit neben den Mann. Der Ehefrau wird durch den Entwurf die volle Geschäftsfähigkeit zuerkannt.

Während nach den meisten Kodificationen bis zum heutigen Tage die Verpflichtungen der Ehefrauen ohne die Genehmigung

des Ehemanns ungültig sind, es sei denn, daß sie in die Sphäre der Haus- und Wirthschaftsausgaben fallen, wird durch den Entwurf der Ehefrau das unbeschränkte Recht eingeräumt, jedwede Verpflichtung einzugehen, jedwede Verfügung zu treffen, auch ohne Genehmigung des Ehemanns. Daß diese Bestimmung demjenigen Theile unserer Frauenwelt, der, von unklaren Emancipationsgährungen erfüllt, das Ewig Weibliche weit von sich weisend, unter dem Banner: „Freiheit dem Weibe! Gleichheit des Weibes mit dem Mann!" in thörichter Leichtgläubigkeit spielend jenes Problem lösen zu können meint, welches seit mehr als einem Jahrhundert ernste Sozialpolitiker beschäftigt: wer wollte es bezweifeln. Der flüchtige Beobachter ist vielleicht auch selbst versucht, der Begründung der Motive zum Entwurf beizustimmen, daß der Entwurf mit einer überlebten Anschauung habe aufräumen, nur eine berechtigte, durch die fortgeschrittenen Zeitverhältnisse bedingte, Forderung habe erfüllen müssen. Ein tieferer Einblick aber muß die Nichtigkeit dieser Ansicht und die sozialen Gefahren dieser Neuerung klar machen.

Sehen wir davon ab, daß durch eine derartige Bestimmung, welche einen gesonderten geschäftlichen Verkehr des Mannes, einen gesonderten der Frau ermöglicht und fördert, mit nothwendiger Consequenz ein Interessenzwiespalt zwischen Mann und Frau heraufbeschworen wird, der zerstörend auf das Zusammenleben der Ehegatten, auf das Gemeinleben des Hauses und der Familie einwirken muß. Sehen wir weiter davon ab, daß durch eine derartige Bestimmung die Frau aus der Stellung herausgedrängt wird, welche Natur und Sitte ihr seit jeher angewiesen haben — die Pflegerin des Hauses, die Hüterin der Kinder zu sein und den Mann als das Haupt der Gemeinschaft anzusehen. Die Hauptsache liegt noch in einem anderen Punkte. Was war es denn, was schon die Römer veranlaßte, ein Gesetz zu geben, welches verpflichtende Bürgschaften der Frau für ungültig erklärte? Man kannte die natürliche Unerfahrenheit der Frau in geschäftlichen Dingen, man kannte ihre Leichtherzigkeit, Versprechen zu geben und Verpflichtungen einzugehen, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß die Versprechungen erfüllt, die Verpflichtungen eingelöst werden müssen. Und ist es heute anders? Ist heute die Frau im Allgemeinen geschäftlich erfahrener, etwa weniger leichtherzig? Was weiß die Frau von einem Wechselaccept oder Giro, was von einer Verpflichtung durch Cession oder Bürgschaft? Wohl gibt es Ausnahmen, aber gerade von diesen Ausnahmen kann man mit gutem Gewissen behaupten, daß sie sich zum größten Theil ihre Geschäftskunde nur angeeignet haben unter Preisgabe ihrer ersten und heiligsten Pflichten: der Pflicht der Hausfrau und der Pflicht der Hausmutter. „Schwerlich kann" — so ruft Gierke aus — „für die Zukunft ein unabweisliches Bedürfniß anerkannt werden, sämmtlichen deutschen Hausfrauen eine vom Manne unabhängige Thätigkeit zu ermöglichen und den Mann zum geduldigen Zuschauer zu verurtheilen, falls die Ehefrau Wechselschulden macht, sich für die Schuld von Verwandten und Freunden verbürgt, Börsengeschäfte und, wer weiß, welch' andere geschäftliche Spekulationen betreibt."

Eine nothwendige Ausnahme macht natürlich die „Handelsfrau". Eine Frau, die mit Einwilligung ihres Ehemannes ein Erwerbsgeschäft betreibt, muß im Interesse der Sicherheit des Verkehrs, soweit diesbezügliche Verpflichtungen in Frage kommen, als unbedingt geschäftsfähig gelten. Dies aber statuirt schon das Handelsgesetzbuch, da brauchte nicht erst das bürgerliche Gesetzbuch einzugreifen. Eine nothwendige Ausnahme machen ferner die Verpflichtungen der Ehefrau im Gebiete der sog. „Schlüsselgewalt", d. h. bezüglich der in jeder Wirthschaft sich findenden nothwendigen kleinen Ausgaben und Schulden des täglichen Lebens. Die Schulden, die die Frau bei dem Bäcker, bei dem Fleischer macht, sind selbstverständlich gültig und müssen von ihr berichtigt werden, auch wenn sie ohne Genehmigung des Ehemannes eingegangen sind. — Ebenso ist die Ehefrau in Nothzuständen, bei Krankheit und Abwesenheit des Mannes, als geschäftliche Vertreterin desselben mit den Befugnissen und Verpflichtungen einer solchen zuzulassen. Hier darf die Zustimmung des Ehemanns nicht als Requisit der Gültigkeit der Verpflichtungen erfordert werden. Aber gerade hier, wo wirklich die „unbeschränkte Geschäftsfähigkeit des bürgerlichen Gesetzbuches am rechten Platze gewesen wäre, da fehlt sie. Der Entwurf faßt in einer merkwürdigen Verschiebung der einfachsten öconomischen Gesichtspunkte die Geschäfte, welche die Frau in ihrem Wirkungskreise als Hausfrau bei Führung der Wirthschaft und des Hauswesens eingeht, als Geschäfte des — Ehemannes auf, welche die Frau nicht kraft eigenen Rechtes, sondern als Beauftragte und Bevollmächtigte des Ehemannes abschließt. So entsteht die verhängnißvolle Folge, daß es dem Manne jederzeit freisteht, auch ohne die geringsten Gründe, das Recht der „Schlüsselgewalt" der Frau zu beschränken oder ihr ganz zu entziehen, und daß die Frau dann ihrerseits, um ihr Recht zurückzuverlangen, mit einer Klage auf „Herstellung des ehelichen Lebens" vorgehen muß. Das ist aber geradezu unnatürlich. Handelt es sich doch hier „um ein im Wesen der Ehe begründetes Recht der Frau, das umgekehrt dann nur entzogen und beschränkt werden dürfte, wenn der Mann einen Mißbrauch dieses Rechtes durch die Frau nachzuweisen vermag. Dem Manne, nicht der Frau müsse folgeweise die Klägerrolle zufallen." Und was den zweiten Punkt — die Vertretung des Mannes durch die Frau, in Nothfällen, bei Krankheit, bei Abwesenheit des Mannes anbelangt — so läßt uns hier das bürgerliche Gesetzbuch vollständig im Stich. Diese Fälle kennt es überhaupt nicht.

Als gesetzlichen Güterstand hat der Entwurf in zweckmäßiger Weise die sog. „Verwaltungsgemeinschaft" angenommen, d. h. vollständige Trennung der beiderseitigen Vermögensmassen, welche in der Verwaltung des Ehemannes bleiben. Der Mann hat an dem Vermögen der Ehefrau, soweit es nicht Vorbehaltsgut ist, den Nießbrauch, bei dessen Ausübung er wirthschaftlich zu verfahren und für die Erhaltung des Frauenvermögens zu sorgen hat. Immerhin muß es sehr bedenklich erscheinen, daß, im Gegensatz zum heutigen preußischen Recht, dem Manne jede Verfügung über die Substanz und somit auch die Veräußerung beweglicher Sachen grundsätzlich versagt wird. Ist das Vermögen der Ehefrau in Werthpapieren angelegt, gehen die Werthpapiere einem bedenklichen Kursrückgange entgegen, kann oder will die Ehefrau aus irgend welchem Grunde nicht ihre Einwilligung zu einem Verkauf geben, so steht dem Ehemann also durchaus kein Mittel zu Gebot, den drohenden Vermögensnachtheil von sich abzuwenden; mit gebundenen Händen muß er es ruhig mit ansehen, wie das Vermögen durch den Unverstand oder das Unvermögen seiner Ehefrau hinschwindet. — Noch weitb esorglicher aber ist die Bestimmung des bürgerlichen Gesetzbuches, wonach aus allen diesen gegensätzlichen Beziehungen zwischen Ehemann und Ehefrau Ansprüche hervorgehen, welche nicht etwa erst bei der Auseinandersetzung der Ehegatten, sondern sofort, jeden Augenblick während der Ehe, durch Klage geltend gemacht werden können. Mit der berühmten deutschen Einigkeit der Ehe sieht es ohnehin leider oft traurig genug aus. Welches Bild wird da erst die Zukunft bieten, wenn das Gesetz selbst den Ehegatten die Mittel und Wege gibt, gegen einander zu processiren, so also den Samen der Zwietracht selbst in das Haus trägt! — —

Wenn Menger, der große Kenner sozialen Lebens dem Ehescheidungsrecht des Entwurfes nach der sozialen Seite hin seine Billigung schenkt, weil es Grundregeln aufstellt, die nahe an das Prinzip der Unlösbarkeit streifen, so erklärt sich dies aus der durchaus einseitigen Stellung, welche dieser Schriftsteller gerade der sozialen Seite des genannten Rechtsinstituts gegenüber einnimmt. Es ist richtig, daß eine allzugroße Ausdehnung der Ehescheidungsgründe die Festigkeit der Ehe, das Fundament der Familie erschüttern muß. Auf der anderen Seite aber kann eine in ihrem Bestande ungesunde Ehe, deren nothwendiger Lösung weiter nichts entgegensteht als der starre Buchstabe des Gesetzes, unmöglich den segensreichen und veredelnden Einfluß ausüben, den man von der Ehe nach der sozialen, ethischen und sittlichen Seite für die Familie erwartet, und eine Schädigung der Gesellschaft wird in letzter Linie ihre Folge sein.

Als erstes und oberstes Prinzip für die Zulässigkeit der

Ehescheidung hat der Entwurf bekanntlich das „große Prinzip der Verschuldung" aufgestellt. Nur dann wenn auf Seiten des einen Ehegatten ein schweres Verschulden vorhanden ist, soll der andere zu einer Lösung berechtigt sein. Der Entwurf glaubte durch diese Vorschrift die Mitte zu ziehen zwischen jenen Gesetzgebungen, die, wie z. B. das preußische Landrecht, in gewissen Fällen schon auf Grund gegenseitiger Einwilligung, ja sogar schon in Folge einseitiger unüberwindlicher Abneigung die Scheidung gestatten, und jenen, die, wie z. B. das katholische Eherecht, die Ehe als ein ihrem Begriff und Wesen nach unauflösliches Institut hinstellen. Die Idee der sittlichen Schuld mag für ein bürgerliches Schauspiel ein nothwendiges Requisit bilden, als Grundgedanke eines bürgerlichen Gesetzbuches gemahnt er uns an jene Zeiten, die wir eigentlich schon einer überwundenen Culturperiode zugezählt hatten. In welche Bahnen der Entwurf bei der radicalsten Verfolgung dieses Prinzipes gelangt ist, dürfte auch in nichtjuristischen Kreisen zu bekannt sein, als daß hier eine nähere Erörterung nothwendig wäre.

Verworfen wird zunächst auf das Bestimmteste, ohne Zulassung irgend welcher Ausnahmen, die Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung. Wir sind weit davon entfernt, uns jener Ansicht anzuschließen, daß die Ehe gleich jedem anderen Rechtsgeschäft wie durch übereinstimmende Willenserklärung geschlossen, so einfach durch übereinstimmende Willenserklärung ohne weiteren Grund lösbar sein müsse. Wir verkennen nicht, daß durch eine derartige Behandlung der Ehe die sittlichen und sozialen Grundlagen dieser innigsten Lebensgemeinschaft auf das Gröblichste zerstört werden würden. Wir behaupten aber: Es muß ein Mittel geben, um die Lösung einer in ihrem Inneren zerrütteten und von Zwietracht durchwühlten Ehe herbeizuführen, um zwei Menschen von einander zu befreien, welche weiter kein Verbrechen begangen haben, als daß sie in thörichter Verblendung sich für einander geschaffen dachten und zu spät erst die Kluft erkannten, welche sie von einander trennt. Eine Ehe, welche beiden Theilen nur noch als eine unerträgliche Kette erscheint, bringt einen verderblichen Keim in das Wachsthum der Familie, sie vergiftet den Stamm in der Wurzel.

Aber abgesehen hiervon, das bürgerliche Gesetzbuch scheint sich auch des unendlich praktischen Werthes der Scheidung durch gegenseitige Einwilligung durchaus nicht bewußt gewesen zu sein. Die hervorragende praktische Bedeutung dieses Systems liegt darin, daß die Ehegatten in solchen Fällen, in welchen ein gesetzlich anerkannter Scheidungsgrund, z. B. Ehebruch oder ein Verbrechen, vorliegt, durch das Institut der Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung in die Lage gesetzt werden, die Scheidung erwirken zu können, ohne genöthigt zu sein, den eigentlichen Scheidungsgrund zur Kenntniß des Richters zu bringen. Auf diese Weise wird das mit dem Scheidungsprozesse sonst für die Ehegatten selbst und deren Familie verbundene Aergerniß schonend abgewendet. Trotzdem die Motive selbst auf diesen Punkt hinweisen, kennt der Entwurf derart humane Rücksichten nicht. Er zwingt den Ehegatten, der die Scheidung verlangt, die Schuld des anderen Theiles bloßzulegen, die den wahren Scheidungsgrund bildet, Sachen der Oeffentlichkeit aufzudecken, die sonst im Schoße der Familie tief verborgen geblieben wären, und mitschuldige Dritte in den schmutzigen Skandal hineinzuziehen. Müssen wir nicht fürchten, daß die Ehegatten, die beiderseits sehnlichst die unerträglichen Bande abzustreifen wünschen, die freud- und friedlos sie mit einander verknüpfen, wenn das Gesetz sie hohnlächelnd zurückweist, weil keiner seiner Paragraphen auf sie Anwendung findet, weil sie noch nicht Ehebrecher und Verbrecher geworden sind, sich nun selbst einen Scheidungsgrund schaffen werden, den auch das Gesetz als einen „rechtmäßigen" anerkennt? Die bisher vor dem Ehebruch zurückgeschreckt haben, die werden — und wahrscheinlich mit gegenseitiger Einwilligung, ja Ermunterung — nach dem Mittel greifen, das sie aus ihrer Lage befreit. — Der Entwurf hat diese letzten ungeheuerlichen Consequenzen vorausgeahnt; denn er bestimmt voll Weisheit, daß das Recht auf Scheidung wegen Ehebruchs dann ausgeschlossen sein soll, wenn der andere Theil dieser Handlung zugestimmt hat. Daß diese Bestimmung für die Praxis vollständig werthlos ist, bedarf keiner Betonung. Wird doch niemals eine Partei Zeugniß gegen sich selbst ablegen oder Zeugen gegen sich selbst anführen.

Aufgabe des bürgerlichen Gesetzbuches war es — wir betonen es nochmals — kräftig jedem Mißbrauch entgegenzutreten, welchen das Institut der Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung leicht herbeiführen kann. Das mußte sein Ziel sein. Der zur Erreichung dieses Zieles verfehlteste Weg war es, dies Institut ganz zu beseitigen. Die Ehe steht rechtlich weit, weit ab von dem gewöhnlichen Rechtsgeschäft. Aber das Gesetz muß dem Richter gestatten, auch ohne weitere gesetzliche Spezialgründe die Lösung der Ehe bei beiderseitiger Einwilligung dann auszusprechen, wenn er nach freier sachlicher und umfassender Prüfung die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Ehe derart zerrüttet ist, daß ein ferneres Zusammenleben für die Ehegatten unmöglich, für die Familie unheilbringend ist.

Verworfen wird weiter die Scheidung wegen unheilbarer, während der Ehe ohne Verschulden entstandener körperlicher Gebrechen. Die Motive nennen als einzigen Grund, der den Gesetzgeber geleitet hat, den, daß das Wesen und die sittliche Natur der Ehe es mit sich bringe, daß die Ehegatten, wie Freud und Glück, so auch Leid und Unglück mit einander tragen müssen. Ohne die ehrenwerthen Anschauungen, die sich in diesen Worten kundgeben, zu verkennen, wagen wir es doch, die gegründetsten Zweifel in den inneren Werth der hierauf gegründeten Ehescheidungsversagung auszusprechen. Wenn der Gatte, durchdrungen von dem Bewußtsein der Ehe als der höchsten sittlichen Gemeinschaft, in treuer Erfüllung seiner ehelichen Pflichten, freiwillig an dem Siechbette des Gatten bleibt, so wird das Sprichwort „Getheiltes Leid ist halbes Leid" seine gerechte Anwendung finden. Wenn das Gesetz aber den Gatten wider seinen Willen zwingt, an der Gemeinschaft festzuhalten, so bringt es den einen Gatten damit um Lebensmuth und Zukunft, dem anderen verdoppelt es die Qualen, wenn er täglich hören und fühlen muß, daß der Gatte wider seinen Willen neben ihm, dem Siechen, ausharren und weiter gegen ihn die ehelichen Pflichten erfüllen muß.

Welche Blüthen aber ein „großes Prinzip" zu tragen vermag, das beweist die allen gesunden Regeln des Verstandes und des Lebens Hohn sprechende Vorschrift des Entwurfes, nach welcher nicht einmal die unheilbare Geisteskrankheit einen Scheidungsgrund der Ehe bildet. Allerdings nur die unverschuldete. Aber wann ist Geisteskrankheit verschuldet? Mit dem Todten wird der Lebende durch das Gesetz zusammengekoppelt. Was kümmern den Gesetzgeber alle sozialpolitischen Bedenken, die Gefahren, welche eine derartige Norm für den Hausstand, die Nahrungsverhältnisse, für die Erziehung der Kinder und für die Sittlichkeit mit sich bringt! Das Prinzip geht ihm vor. Um des Prinzips willen zwingt er den Ehegatten, ewig gebunden an ein Wesen zu bleiben, das fern von ihm in einer Anstalt ohne Bewußtsein seines Ich und seiner Außenwelt, ohne Hoffnung auf Gesundung, ein unglückliches Dasein fristet. Was eine höhere Macht getrennt hat, das soll der Richter — so gebietet ihm in starrem Formalismus das Gesetz — weiter als fest verbunden betrachten. — — —

Wenn auch in allen anderen Theilen des Entwurfes schwere Fehler gesucht und gefunden worden sind, so sind diese Fehler doch nicht so verhängnißvoll als wie hier auf dem Gebiete des Familienrechts. Im Sachenrecht, im Obligationenrecht und zum Theil im Erbrecht, da stehen immerhin nur materielle Interessen auf dem Spiel, da tröstet uns ferner aber auch der Ausblick auf ein lebensvolles und gesundes Sonderrecht, das, in Reichs- und Landesgesetzen niedergelegt, auch nach der Codification des bürgerlichen Gesetzbuches neben diesem weiter Handel und Wandel regieren wird. Anders das Familienrecht! Hier gilt es, die bis in das Mark der Nation hineinreichenden sozialpolitischen und sittlichen Interessen des Volkes zu vertheidigen und zu schützen. Die Familie als der Ausgangspunkt aller sozialen Vereinigungen, als das Fundament für die sittliche

Kraft des Volksthums benöthigt wie kein anderes Rechtsgebiet der sorgfältigsten Beachtung und Pflege seitens des Gesetzgebers. Eine den Grundsätzen des Lebens angepaßte, von keinen außerhalb einer praktischen Vernunft liegenden Einflüssen bemeisterte Behandlung des Familienrechts wird in langsamer, aber sicherer Weiterbildung ihre segensreiche Rückwirkung nicht lange vermissen lassen. Ein Mangel im Fundament aber, und der ganze Bau stürzt zusammen. Justus.

---

## Rumänische Streitschriften und Memoranden.

Von Albert Schiel-Kronstadt.

(Schluß.)

A. Das Wahlgesetz. Das Hauptstreben des für Siebenbürgen geschaffenen Wahlgesetzes besteht darin, durch künstliche Mittel eine magyarische Mehrheit zu schaffen. Die Verfügungen dieses Gesetzes sind verschieden, je nachdem Gegenden von Széklern oder von Romänen bewohnt werden. In Siebenbürgen ist der Census, der das Wahlrecht ertheilt, neunmal höher, als in dem wesentlich fruchtbareren eigentlichen Ungarn, so daß es Gemeinden von 2 bis 3000 Einwohnern gibt, in denen sich nicht ein einziger Wähler findet. Es wird in Städten allen Handwerkern, auch wenn sie gar kein Vermögen besitzen, es wird allen Edelleuten, ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Staate Abgaben entrichten oder nicht, das Wahlrecht ertheilt, sodaß das Gesetz thatsächlich fast allen Ungarn und Széklern das Wahlrecht verleiht. Die Romänen machen drei Viertheile der Bevölkerung Siebenbürgens aus und können, die friedlichsten Zeitumstände vorausgesetzt, höchstens 10—12 Abgeordnete in den Reichstag wählen. Indem ferner die Wahlkreise so künstlich arrondirt sind, daß der romänische Wähler oft einen ja mehrere Tage reisen muß, um an den Ort der Wahl zu gelangen, ist es möglich gemacht worden, den in Siebenbürgen lebenden 100,000 Magyaren die Mehrheit der Wahlstimmen zu verschaffen. Zahlen sprechen am deutlichsten. Außerhalb des Széklerlandes kommen auf 90,000 bis 290,000 Einwohner 2000—6000 Wähler, in den Städten fallen auf 3500—29,000 Seelen 1800 bis 2000 Wähler. — Ueber 60,000 Wähler sind Wähler, weil sie Edelleute von Geburt oder weil ihnen besondere Rechte verliehen sind; nur 15 bis 20,000 Wähler üben ihr Wahlrecht auf Grund des Census aus; endlich fällt in den von Romänen bewohnten Comitaten auf 50 bis 60,000 Einwohner ein Deputirter, im Széklerland auf 4000 bis 5000. Daß bei den Wahlen selbst grenzenlose Corruption und Demoralisation herrscht, trotz allen gesetzlichen Bestimmungen, daß jede Freiheit der Wahl zweifelhaft, ja unmöglich ist, daß die Wahlen beinahe den Charakter eines Bürgerkrieges annehmen, ist allgemein bekannt.

Aber durch all die Willkür sind die Romänen von solcher Unzufriedenheit erfaßt, daß eine Theilnahme der Romänen en masse bei den gefälschten Wahlen leicht Scenen hervorrufen könnte, deren Tragweite nicht ermessen werden kann, in einem Lande wie Siebenbürgen, in welchem der Vergewaltigten es eine so große, der unbesonnenen Vergewaltiger aber eine so kleine Anzahl gibt.

Die Romänen haben immer den Wunsch gehegt und hegen ihn auch jetzt, am öffentlichen Leben ihres Vaterlandes Theil zu nehmen. Diese Theilnahme ist jedoch unmöglich, so lange die gegenwärtigen Zustände andauern und die Romänen erachten es als eine Pflicht ihren Vorfahren gegenüber, zur Consolidirung eines Staates nicht beizutragen, in welchem jede national-romänische Entwickelung unmöglich gemacht wird.

B. Das Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationalitäten, wenn auch mangelhaft, hätte die Romänen bestimmen können, an dieser Consolidirung mitzuwirken, wenn es aufrichtig ausgeübt worden wäre. Denn, wenn es in einem so polyglotten Staat auch als ein Waguiß erscheint, durch Verwechselung des politischen Begriffs der Nation mit dem ethnischen, das ungarische Volk als eine Einheit darzustellen; wenn es auch eine Härte ist, die magyarische Sprache zur Staats- und Amtssprache zu erheben und die anderen Sprachen nur als permissiv, gleichsam als geduldet anzusehen, so wird dann durch die Ausübung dieses Gesetzes überdies die Ansicht bekräftigt, daß die Gesetzgebung bei der Schaffung dieser Bestimmungen, was die Praxis anbelangt, Hintergedanken hatte.

In 23 Comitaten Ungarns bilden die Romänen die überwiegende Majorität, wenn nicht die ausschließliche Bevölkerung, aber im ganzen Königreich gibt es keinen einzigen romänischen Obergespan, nicht einmal einen Vicegespan. An den 65 vorhandenen Gerichtshöfen findet sich nur ein einziger romänischer Gerichtspräsident. An den beiden Universitäten existirt ein einziger romänischer Professor, in der ganzen Unterrichtsverwaltung ein einziger Romäne als Schulinspector. Da nun die Romänen in den letzten Decennien große Anstrengungen gemacht und Opfer gebracht haben, um Bildung in ihrem Volke zu verbreiten, und da sich unter ihnen Tausende von Personen finden, die Befähigungsnachweise für alle Zweige der Wissenschaft besitzen, so mußten sie unter den obwaltenden Umständen zur Einsicht gelangen, daß sie als Fremdlinge in ihrem Vaterlande betrachtet wurden. Je mehr dies Gefühl in die Massen dringt, um so mehr nimmt der Kampf, welcher ihnen aufgedrungen wird, eine rauhere Seite an.

Die Romänen sind im Königreich Ungarn einer schlechteren Behandlung ausgesetzt, als die Bevölkerung eroberter Länder. In der Verwaltung, bei den Gerichten, im ganzen öffentlichen Leben treten ihm überall in magyarischer Sprache Leute entgegen, die weder ihre Sprache, noch ihre Eigenheiten, noch ihre Gewohnheiten, noch ihre speciellen Interessen kennen. In magyarischer Sprache erfolgt vor den Schranken des Civil- oder Criminalgerichts die Verhandlung und die Urtheilsfällung und der Romäne sieht sich in den meisten Fällen verurtheilt, ohne sich Rechenschaft geben zu können, über das Wie und Warum. — Nicht einmal daheim, in seiner Gemeinde kann der Romäne Angestellte aus seiner Mitte erlangen. Denn der Stuhlrichter hat beispielsweise bei den Notarswahlen das Recht, die Candidaturen aufzustellen und trägt dann in den meisten Fällen dafür Sorge, daß ein romänischer Mitbewerber nicht einmal unter die Candidaten aufgenommen wird.

Wenn der Romäne, obwohl das Gesetz den Gebrauch der Muttersprache gewährleistet, irgend ein Bittgesuch oder eine Schrift in derselben einreicht, so wird dieselbe zurückgewiesen, mit dem Bescheid, sie sei nicht in magyarischer Sprache abgefaßt. Wenn er Berufung einlegt, wird der Zurückweisungsbescheid gutgeheißen und der Beamte hat nicht einmal die entstehenden Kosten zu tragen. So fordert die Regierung geradezu zur Nichtbeachtung des Gesetzes auf und deckt mit ihrer Autorität jene Beamten, die sich eine solche zu Schulden kommen lassen.

C. Das Municipalgesetz, dessen Grundlagen die ungerechten Bestimmungen des Strafgesetzes sind, hat ebenfalls die Tendenz, die Romänen aus dem öffentlichen Leben hinauszudrängen. Aus den nämlichen Gründen, aus welchen die Romänen im Reichstag nicht vertreten sind, können sie auch in den Versammlungen jener Comitate und Districte nicht ihrer Anzahl und Wichtigkeit entsprechend vertreten sein, in welchen sie die überwiegende Mehrheit ausmachen.

D. Kirche und Schule. Der Paragraph 14 des 42. Gesetzartikels aus 1868 sichert der Kirche ihre Autonomie, sowie die Competenz der kirchlichen autonomen Behörden in Sachen der Religion und der Volksbildung. Hierin ist auch das Recht enthalten, den Unterricht in den von Confessionen errichteten und unterhaltenen Volks- und Mittelschulen zu organisiren und zu leiten. Aber schon nach wenigen Jahren erhielt eine Bestimmung Gesetzeskraft, wonach die Lehrer an confessionellen Schulen in bestimmten Terminen gehalten sein sollten, sich die magyarische Sprache anzueignen, wenn sie nicht ihres Amtes entsetzt sein wollten. Seither wurden Lehrer und Schüler gezwungen, wöchentlich achtzehn Stunden, den weitaus größten Theil des Unterrichts, zur Erlernung einer Sprache zu verwenden, nach der sie in ihrem alltäglichen Leben in der

Gemeinde niemals Bedürfniß fühlen. Weil aber in rein romänischen Gegenden, wo außerhalb der Schule das Kind nie einen magyarischen Laut zu hören bekommt, die Resultate des Gesetzes zu unbefriedigend waren, wurde, trotz der Einsprache der nichtmagyarischen Nationalitäten, im Jahre 1891 das Gesetz für die Kinderasyle geschaffen, durch welches die Kinder, vom Alter von drei Jahren angefangen, gezwungen sein sollten, die magyarische Sprache zu erlernen.

Aus den von den drei Millionen Romänen Ungarns gezahlten Steuern wird keine einzige romänische Anstalt erhalten: kein Gymnasium, keine Handels- oder Landwirthschaftsschule, keine Lehrerbildungsanstalt, keine Universität; dem Lehrstuhl für romänische Sprache in Literatur an der Klausenburger Universität ist der Gebrauch der romänischen Sprache, als Vortragssprache nicht gestattet, ja die Romänen müssen die Besetzung dieses Lehrstuhles geradezu als eine dem romänischen Volke und dem höheren Unterricht zugefügte Insulte ansehen.

Zwar wird im Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationen ausdrücklich das Recht eingeräumt, daß Confessionen aus eigenen Mitteln Schulen errichten und die Unterrichtssprache darin bestimmen dürfen. Aber auch dieses Recht ist illusorisch. In Arad und Caransebes haben die Romänen wiederholt um die Autorisation angesucht, Gymnasien zu errichten, die Regierung hat jedoch die Bewilligung unter nichtigen Vorwänden vorenthalten. Ja noch mehr! Bereits bestehenden Anstalten, wie dem Naszoder Gymnasium wurden die zu ihrer Erhaltung nöthigen, ihnen zweifellos gebührenden Mittel durch offenbaren Rechtsbruch und willkürliche Auslegung entzogen und dadurch ihr Fortbestand in Frage gestellt.

Die Romänen haben es stets für ihre Pflicht gehalten, gegen solche Uebergriffe mahnend und warnend ihre Stimme zu erheben. Die ungarische Regierung dagegen hat immer schärfere Maßregeln ergriffen, um diese Stimme zu unterdrücken. Zu diesem Zwecke hat sie besondere Gesetze geschaffen, die nur für Siebenbürgen Gültigkeit haben:

E. Die Preßgesetze. So hat denn Siebenbürgen nicht nur ein besonderes Wahl-, sondern auch ein besonderes Preßgesetz, mit schärferen, dem wahren Liberalismus zuwiderlaufenden Bestimmungen. Um unter allen Umständen des Erfolges sicher zu sein, wurde die Jury von Hermannstadt aufgelöst, weil sie einige Male sich nicht bewogen gefühlt hatte, Verurtheilungen aussprechen und die Preßgerichte nach Klausenburg und Maros-Vásárhely verlegt, wo die Geschworenen Magyaren und demnach, den romänischen Blättern gegenüber, Richter in eigener Sache waren. Haben doch die Staatsanwälte sich nicht gescheut, das Verlangen zu stellen, die Geschworenen mögen sich ihre Ueberzeugung nicht nach den in dem incriminirten Artikel Gesagten bilden, sondern sie sollten zwischen den Zeilen lesen, sie sollten nicht die bestehenden Gesetze im Auge behalten, sondern ihre Gefühle als Kernmagyaren. Während im Verlaufe von fünfundzwanzig Jahren nicht ein einziges der zahlreichen in magyarischer Sprache erscheinenden politischen Blätter zur Verantwortung gezogen wurde, sind im Jahre 1888 allein nicht weniger als acht romänische Blätter mit Preßprozessen verfolgt und ihre Redacteure mit Gefängnißstrafen und Geldbußen belegt worden. Im Jahre 1890 wurde ein Correspondent der „Tribuna" zu eineinhalbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er den Kossuthcultus der magyarischen Blätter mißbilligt hatte.

F. Die Agrargesetze begünstigen die Großgrundbesitzer gegen die ländliche Bevölkerung in einer fast unerträglichen Weise. Heute, 44 Jahre nach Abschaffung der Roboten, schweben noch zahlreiche Prozesse zwischen den ehemaligen Grundherren und Leibeignen und erschweren so den Gang der öconomischen Entwickelung. Noch mehr haben die Romänen in Angelegenheiten der Segregation bei Commassirungen und Limitirungen zu leiden. Nach jahrelangen Prozessen wird ihnen nicht der Pflichttheil zugesprochen, der ihnen auf Grund der Urbarialgesetze gebührt, sondern nur die Hälfte oder der vierte Theil von dem, was ihnen gemäß des Nutznießungsrechtes zukommt; in den meisten Gemeinden wird ihnen sogar dies Recht ganz abgesprochen, obgleich sie es mit Beweisen belegen können. In Gegenden, wo die Segregation der Wälder und Weideplätze zwischen dem Aerar als Eigenthümer und den Romänen als gewesenen Frohnbauern vollzogen wurde, hat die Regierung verfügt, daß die Benutzung der Wälder nicht einmal für Geld den Romänen aus der betreffenden Gemeinde zugesprochen, sondern anderen verkauft werde. So können in dem siebenbürgischen Bergland, wo das Volk seit Jahrhunderten durch Viehzucht und Handel mit Holz sich ernährte, die Romänen sich kaum noch das tägliche Brot verdienen und ein großer Theil der Bevölkerung ist zur Auswanderung genöthigt.

Aber die romänische Bevölkerung Ungarns ist es nicht allein, die sich in dauernder Erregung und Unzufriedenheit befindet, die Magyaren sind, angesichts der Fruchtlosigkeit ihrer utopistischen Bestrebungen, die am meisten Erregten und treiben schweren Erschütterungen zu. Denn eine Staatspolitik, die in ihrer Grundlage und ihrem Endzweck verfehlt ist, muß unheilvoll werden, sowohl für die, die in ihr beharren, als auch für das Vaterland und den Thron. Eine aufrichtige und auf gegenseitige Beachtung der Existenzbedingungen und der nationalen Entwickelung beruhende Verbrüderung kann allein den Staat auf der Bahn der inneren Festigung und der Macht leiten. Das herrschende System hat hierauf keine Rücksicht genommen, und so stehen heute, nach 25jährigem constitutionellem Leben, die Völker Ungarns sich mehr als je feindlich gegenüber und der Rassenkampf ist mit Vorbedacht organisirt worden.

## III.

Dies ist, kurz zusammengefaßt, der wesentliche Inhalt des Memorandums.

Die Abfassung desselben war — wir folgen der in Wien erscheinenden Monatsschrift „Romänische Revue", die zur Orientirung in einschlägigen Fragen viel und werthvolles Material bietet — bereits im Jahre 1887 von der am Vorabend der Reichstagswahlen nach Hermannstadt berufenen Nationalconferenz, bei welcher fast alle von Romänen bewohnten Wahlkreise aus Ungarn und Siebenbürgen vertreten waren, beschlossen worden. Ob es aus constitutionellen und nationalpolitischen Gesichtspunkten zulässig erscheine, daß die Nation, um ihre politische Nothlage zu bessern, die Intervention der Krone anrufe, darüber waren alle politischen Kreise der Romänen prinzipiell einig und sind es noch heute: sie halten einen solchen Schritt nicht nur für berechtigt, sondern unter Umständen geradezu für geboten. Dagegen bestanden in der Nationalconferenz selbst und in dem von ihr entsendeten Comité Meinungsverschiedenheiten darüber, welches der geeignete Zeitpunkt für die Ueberreichung dieses Memorandums sei. Die Majorität des Comités war der Meinung, die Absicht der Unterbreitung des Memorandums sei lediglich, die politische Nothlage des romänischen Volkes zu bessern, daher dürfe die Ueberreichung nur erfolgen, wenn man genügende Garantien für ein willfähriges Entgegenkommen der Krone besitze, sie sei also bloß die äußere Inscenirung bereits vorher gehörig vorbereiteter Transactionen. Die Minorität trug durch die Presse den Streit nach Außen, wirkte auf das Volk und die Massen, und als im Winter des vorigen Jahres die unerwartete Auflösung des ungarischen Reichstages die rasche Einberufung einer Nationalconferenz nöthig machte, wurde auf derselben die sofortige Ueberreichung des Memorandums beschlossen.

Wenn also alle Romänen der Ueberzeugung sind, ein Recht zu haben, sich direct an die Krone zu wenden, und wenn die Deputation in Wien ein Recht hatte, als Beauftragte des ganzen romänischen Volkes aufzutreten, und diese Deputation nicht, wie die gegnerische Presse behauptete, ein abenteuerliches Unternehmen einzelner Agitatoren ist, so muß auf der anderen Seite zugegeben werden, daß das von der Nationalconferenz mit der Durchführung der Beschlüsse betraute Comité eine Anzahl von groben Fehlern beging, und sich solcher Mittel bediente, die von vornherein einen Erfolg der Deputation unmöglich machen mußten. Daß Vorsorge getroffen werden müsse, in Zukunft solche Fehler zu vermeiden, darüber sind

die romänischen Kreise einig, aber ebenso darüber, daß die Fehler des Centralcomités die Haltung der Nationalpartei und das Nationalprogramm in keiner Weise tangiren und die Hoffnung der Magyaren, unter den Romänen werde eine Spaltung entstehen, voreilig sei.

Hervorragende Führer der Opposition im ungarischen Abgeordnetenhause, voran Graf Albert Apponyi, haben das Memorandum zum Gegenstand von Interpellationen gemacht, indem sie dem Ministerium Schwäche und Planlosigkeit in der Nationalitätenfrage vorwarfen. Der Ministerpräsident, Graf Szapáry, hat diese Angriffe in geschickter und glücklicher Weise zurückgewiesen. Hält man nun seine Erklärungen mit den im Memorandum ausgesprochenen Beschwerden und Forderungen der Romänen zusammen, so ergibt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Ansichten des Regierungsvertreters durch keine gar so tiefe Kluft von dem getrennt sind, was das von der gesammten Presse in Grund und Boden zerstampfte Memorandum sagt. Der kürzlich verstorbene romänische Erzbischof von Blasendorf, Johann Vancsa, hatte vor mehr als zwanzig Jahren in Folge einer Aufforderung des damaligen Ministerpräsidenten, Lónyay, eine Denkschrift ausgearbeitet und überreicht, in welcher er seine Ansichten darüber entwickelte, wie der Friede mit den Romänen hergestellt werden könne. Diese Denkschrift, die durch den bald darauf erfolgten Rücktritt Lónyay's und andere störend eintretende Ereignisse nicht zur Verhandlung kam, forderte Berücksichtigung der romänischen Sprache in Schule und Kirche, Errichtung romänischer cultureller Institute, Verwendung von Romänen in Rechtspflege und Verwaltung und — endgültige Erledigung der Unionsfrage durch Se. Majestät.

Der regierungsfreundliche „Pester Lloyd", der dem verstorbenen romänischen Kirchenfürsten einen warmen Nachruf widmet und das Hinscheiden dieses so friedlich gesinnten, versöhnlich wirkenden Mannes gerade im gegenwärtigen Moment schmerzlich beklagt, meint, diese letzte Forderung sei von Vancsa jedenfalls in seiner Denkschrift nur aufgenommen worden, um im Ernstfalle sofort wieder fallen gelassen zu werden. Denn die Frage der Gesetzlichkeit der Union zwischen Ungarn und Siebenbürgen kann von Romänen nicht aufgestellt werden, und wenn eine von ihnen selbst für unerfüllbar gehaltene Forderung doch aufgestellt werde, so sei es nur geschehen, um ein Compensationsobject zu haben und um ihren Nationsgenossen der extremen Richtung eine Art Zugeständniß zu machen und Entgegenkommen zu zeigen.

Nun erklärt der Ministerpräsident Szapáry in seiner Interpellationsantwort allerdings, daß mit den Leuten des Memorandums nicht verhandelt werden könne, daß die Einheit des Staates, die Staatssprache u. s. w. nicht discutirt werden dürfe; wenn man aber, wie der „Pester Lloyd" es bei der Denkschrift Vancsa's gethan, auch bei dem gegenwärtigen Memorandum der Meinung wäre, daß manche der Forderungen und Beschwerden nur aufgestellt worden seien, um im Ernstfalle fallen gelassen zu werden, um als Compensationsobject zu dienen, wenn man das Fernhalten der Romänen vom politischen Leben thatsächlich bedauert, wie es der Ministerpräsident gethan, und ihre Theilnahme an demselben als ein zu erstrebendes Ziel ansieht; wenn man zugibt, daß die Beschwerden der Romänen, bei manchen Uebertreibungen doch unendlich viel Wahrheit enthalten; wenn es eine Pflicht der Regierung ist, dafür zu sorgen, daß jeder Bürger des Staates im Staate sich wohl fühle: wenn es Grundsatz sein soll, daß bestehende Gesetze und Rechte nicht nur auf dem Papier figuriren sollen, sondern im Leben Geltung haben müssen, nun dann erscheint eine Verständigung nicht so unmöglich. Das beliebte Mittel, einzelne Personen als die bösen Störenfriede, als die egoistischen Agitatoren darzustellen, während die von ihnen verführte Masse des Volkes eigentlich ganz zufrieden sei und sich wohl fühle: das Mittel sollte doch nicht mehr angewendet werden. Fünfundzwanzig Jahre lang läßt sich ein wirklich zufriedenes und ein wesentlich friedlich gesinntes Volk durch keine Agitatoren aus seiner Ruhe aufhetzen. Der Staatsmann aber, der diese Wunde am politischen Leben Ungarns zur Heilung brächte, könnte sich rühmen, eines der schwierigsten, aber auch verdienstvollsten Werke geschaffen zu haben.

---

## Die Cavallerie keine fechtende Waffe mehr!

Von einem deutschen Stabsoffizier.

Die Vervollkommnung der Feuerwaffen unter Annahme des rauchlosen Pulvers, welche den taktischen Werth der Infanterie und Feldartillerie in so hohem Maße gesteigert hat, kommt der dritten Hauptwaffe, der Cavallerie, am wenigsten zu statten, ja sie ist für die Zukunft derselben geradezu verhängnißvoll geworden. Zwar bemühen sich noch manche Militärschriftsteller, der Cavallerie den Zauber der Romantik, welcher diese Waffe von jeher umgeben hat, auch fernerhin zu erhalten, sie sehen noch künftig die stolzen Reitergeschwader in sausender Gangart in die tod- und verderbensprühenden Linien der Infanterie und Artillerie einreiten und blutige Ernte halten, wie es so zahllose Beispiele der älteren und neueren Kriegsgeschichte dargethan haben. Allerdings werden die Behauptungen von der künftigen Rolle der Schlachten-Cavallerie vielfach verklausulirt. Man verlegt sie in die Momente, wo der Gegner bereits völlig niedergekämpft ist und zu keinem Widerstande mehr fähig, oder construirt sich gewisse Qualitäten gegnerischer Infanterie, etwa wie wir sie gelegentlich des französischen Massenaufgebots in der zweiten Hälfte des letzten Krieges gegenüber gehabt haben. Bei den heutigen Wehreinrichtungen der großen Staaten des Festlandes dürfte aber auf derartig zusammengerafftes Fußvolk beim Gegner wenig zu rechnen sein und wenn solche Momente immer kommen werden, wie sie der ersten Voraussetzung zu Grunde liegen, so kann man sich doch wohl fragen, wo bis zu jenem Augenblick die Reitergeschwader gesichert gegen die weittragende Wirkung der Feuerwaffen, die gegenwärtig noch einer wesentlichen Steigerung entgegengeht — ihren Aufenthalt genommen haben, wo sie, ohne dezimirt zu werden, à portée gestanden haben, um jene Momente auch wirklich auszunutzen. Auch unser ritterlicher Kaiser scheint von der Anschauung durchdrungen, daß der Schlachten-Cavallerie noch große Aufgaben warten, denn er hat ja sämmtliche Reitergattungen mit der Lanze ausgerüstet, deren Bedeutung doch nur beim geschlossenen Einreiten der Massen zu Tage zu treten vermag, deren Beigabe dagegen bei den sonstigen vielfachen Aufgaben der Cavallerie als ein sehr wesentliches Hinderniß betrachtet werden muß, wenn sich auch die Technik nicht ohne einen gewissen Erfolg bestrebt hat, Formen zu finden, welche erst beim Gebrauch ein Ausziehen auf die volle Länge bedingen. Die Lanze war bis zu jenem Vorgehen Kaiser Wilhelms II. ziemlich allgemein in Mißkredit gerathen. Die Franzosen hatten sie nach dem letzten Kriege, in einem gewissen Unmuth über die geringe Geltung, welche die Lanze in den Händen ihrer Lanziers gewonnen, ganz abgelegt. Kaiser Alexander III. hatte die Lanze nur noch für das erste Glied der Kosaken beibehalten, der Linien-Cavallerie im Uebrigen das Bajonett-Gewehr gegeben, nachdem vorher die gesammte Cavallerie im ersten Gliede mit der Lanze bewaffnet gewesen war. Die Oesterreicher haben allerdings noch elf hauptsächlich in Polen rekrutirende Ulanen-Regimenter, aber die „Pike", wie sie genannt wird, ist längst abgeschafft, und es hat sich auch nach dem deutschen Vorgang kaum eine Stimme für die Wiederannahme derselben gerührt. Es war lediglich Frankreich, welches sich durch Deutschland hat imponiren lassen, indem der Kriegsminister de Freycinet zur Beruhigung der öffentlichen Meinung die zehn Dragoner-Regimenter der Cavallerie-Divisionen *versuchsweise* mit Lanzen ausgerüstet hat. Italien, welches unter seinen 24 Cavallerie-Regimenter bereits 10 Regimenter Lancieri besessen, ist auf diesem Stande verblieben. Die Anschauung, welche in Deutschland über die Rolle der Cavallerie die maßgebende war, hat aber noch weitere Folgen gehabt.

Um allgemein verständlich zu sein, sei uns hier erst eine kleine Erläuterung gestattet. Die Eintheilung der Cavallerie im Armeeverbande während des Krieges bedingt eine Sonderung in größere selbständige Körper, Cavallerie-Divisionen genannt, unter Beigabe von reitender Artillerie und technischer Truppen, und in die Cavallerie, welche den größeren Einheiten gemischter Waffen, wie Divisionen, Armee-Corps beigegeben wird, sich also in inniger Verbindung mit den anderen Hauptwaffen befindet. Die letztere wurde bei uns in der neueren Kriegsführung als Divisions-Cavallerie bezeichnet; sie betrug für eine Infanterie-Division von vier Regimentern Infanterie und einem Regiment Feld-Artillerie, ein Cavallerie-Regiment, das dem Divisions-Commandeur der Infanterie unmittelbar untersteht. In der Friedens-Eintheilung dagegen war die Cavallerie bis 1890 in Brigaden von zwei bis vier Regimentern entweder innerhalb der Divisionen mit den Infanterie-Brigaden verbunden, oder in Cavallerie-Divisionen vereinigt, der letzteren bestanden indeß nur einige wenige, eine bei der Garde, eine an der West- und eine an der Ost-Grenze. Man hat nun 1890 eine gründliche Veränderung in der Friedenseintheilung vorgenommen, die Divisionen der Cavallerie wurden bis auf diejenige des Garde-Corps aufgelöst, die Eintheilung erfolgte durchweg in Brigaden von zwei Regimentern (nur eine schlesische behielt drei, wegen der ungeraden Gesammtzahl der Regimenter). Für den Kriegsfall und die größeren Truppenübungen theilte man jetzt nicht mehr den Infanterie-Divisionen Cavallerie-Regimenter, sondern den Armee-Corps Cavallerie-Brigaden zu und stellte die übrig bleibende Cavallerie in selbständige Divisionen zusammen, indem man zugleich einige Commandeure für Cavallerie-Divisionen im Frieden als Cavallerie-Inspecteure vorräthig hielt. Der Grundgedanke hierbei war: alle Cavallerie ist Schlachten-Cavallerie, man muß also auch diejenigen des Armee-Corps in höhere Verbände vereinigen, nicht mehr auf die Infanterie-Divisionen verzetteln, alle Cavallerie muß bereit sein, nach Belieben als Bestandtheil der Cavallerie-Divisionen oder als Corps-Cavallerie verwendet zu werden; Friedensgliederung und Ausbildung muß daher eine gleichmäßige sein. Danach wurde von 1890 ab verfahren.

Aber 1892 brachte eine Ueberraschung, die unscheinbar in das Leben trat, bisher nur in einigen militärisch besser unterrichteten Fachblättern bemerkt worden ist, aber eine tiefgreifende Bedeutung hat. Die sogenannte Felddienst-Ordnung, welche noch unter Wilhelm I. in neuer Bearbeitung in das Leben trat (1887), erfuhr 1890 eine lange Reihe von Abänderungen, worunter sich auch die Abschaffung der Divisions-Cavallerie und die Annahme der Corps-Cavallerie-Brigade befinden (vergl. oben). Unter Beibehalt des Grundtextes werden solche Abänderungen durch Aufkleben der veränderten Stellen am geeigneten Platze vorgenommen, die bekannten Texturen oder Deckblätter. Die vor einem Monat erschienenen Deckblätter von 1892 stellen nun die Divisions-Cavallerie wieder her und schaffen die Corps-Cavallerie wieder ab, die glücklich zwei Jahre in Kraft gewesen war. Eine bessere Illustration zu dem alten Wahrspruch: „Die Kriegskunst ist veränderlich" kann nicht gedacht werden. Es kommt aber noch ganz anders. Die Divisions-Cavallerie hat künftig als ihre fast ausschließliche Aufgabe die Aufklärung. Bisher sollte letztere nur so lange im Vordergrund stehen, als die Fühlung mit dem Gegner noch nicht erreicht war, von da ab sollte die taktische Verwendung den Vorrang gewinnen. Die Deckblätter kleben dies unbarmherzig zu und bezeichnen die taktische Verwendung nur als nicht ausgeschlossen, „wenn sich eine günstige Gelegenheit bietet." Aber hier ist auch wieder ein Riegel vorgeschoben, denn es soll künftig jeder selbständig auftretende Truppentheil, auch während des Gefechtes Reiter zugetheilt erhalten, „bis zum Bataillon hinab." Dies bedingt eine hochgradige Verzettelung der Cavallerie, die bisher schon durch den bloßen Sicherheitsdienst zu einer Menge von Abgaben gezwungen war. Man wird überhaupt niemals mehr soviel Divisions-Cavallerie zusammen haben, um eine größere Attacke ausführen zu können. Nun wird man sagen, das Alles gilt ja nur für die Divisions-Cavallerie. Richtig, aber wie stark ist denn diese? Wir haben in dem ganzen deutschen Heere jetzt 43 Friedens-Divisionen, die im Kriege Infanterie-Divisionen werden, und in Summa 93 Cavallerie-Regimenter. Von diesen werden also 43 in den Infanterie-Divisionen aufgehen, nahezu die Hälfte der Cavallerie kann im Kriege nicht mehr als fechtende Waffe gelten, führt mithin nicht nur die Lanze als Hinderniß mit, sondern verschwendet eine Unmasse Zeit, um die Führung derselben zu erlernen. Und welche Forderungen stellt man heut in dieser Hinsicht? Das Reglement von 1812 schrieb dem Ulanen nur vier Stiche mit der Lanze vor, jeder Cavallerist erlernte später, am Schlusse seiner Dienstzeit, die Handhabung, da alle Landwehr-Cavallerie Lanzen führen sollte. 1852 fiel letzteres weg, die Lanze blieb nur bei den Ulanen. Die Vorschrift von 1891 schreibt nicht weniger als sechzehn Stiche und sieben andere Gewandtheitsübungen vor; Neuerfindungen im Umgang mit dieser Waffe werden bei den ausbildenden Offizieren gern gesehen. Es ist aber nicht die Lanze allein, jeder Cavallerist führt auch den Karabiner, erhält eine eingehende Ausbildung im Schießdienst und Schützengefecht, muß in allen Zerstörungsarbeiten von Communicationen bewandert sein, die größten Flüsse durchschwimmen, zu Fuße wie zu Pferde fechten u. s. w. Rechnen wir hierzu die Pferdedressur, so begreift man kaum, wie Alles das in drei Jahren geleistet werden kann. Jedenfalls aber sollte man das Ueberflüssige, und das ist für die ganze Divisions-Cavallerie die Lanze, bei Seite stellen.

Man wird nun einwenden, daß jene Depossedirung der Cavallerie als fechtender Waffe sich nur auf die jeweilige Divisions-Cavallerie bezieht, die Aufgaben der Cavallerie-Divisionen dieselben geblieben sind und jede Cavallerie zum einen, wie zum anderen Dienst gleich brauchbar sein muß. Ueber das letztere ließe sich streiten, haben wir doch in einer anderen Waffe, der Artillerie, die „Theilung der Arbeit" zum Hauptgesichtspunkt erhoben. Aber auch davon abgesehen, so würde man einer für den Dienst als Divisions-Cavallerie vorzugsweise bestimmten Reiterei unter allen Umständen diejenige taktische Ausbildung geben, um nutzbar als Massen-Cavallerie verwendet zu werden; daß sie aber, um gelegentlich eine Attacke zu reiten, auch mit der im eigentlichen Aufklärungsdienst oft höchst hinderlichen Lanze bewaffnet sein müßte, wird Niemand behaupten können. Die Aufgaben der Cavallerie-Divisionen werden übrigens in der Hauptsache gleichfalls unter den Gesichtspunkt der Aufklärung, allerdings in größerem Maßstabe, fallen. Da voraussichtlich im nächsten Kriege, von Anfang an, beide Seiten ihre Cavallerie-Divisionen vorschieben werden, so werden Zusammenstöße und Gefechte, aber wesentlich von Cavallerie gegen Cavallerie, nicht ausbleiben und mag hier die Lanze ein Factor der Ueberlegenheit sein, der nicht unwichtig ist. Es mag aber genügen, wenn wir bei den bisherigen 25 Ulanen-Regimentern und den 14 schweren Reiter-Regimentern fernerhin die Lanze beibehalten und diese Regimenter dann vorherrschend den Cavallerie-Divisionen zutheilen, die leichte Cavallerie aber dieses Ausbildungszweiges ganz entheben. Die Gelegenheiten, bei welcher in der entwickelten Schlacht die Massen-Cavallerie noch weiterhin eingreifen kann, sind, wie wir oben angedeutet, beschränkt und es dürfte dann kaum noch wesentlich sein, ob dieselbe so oder so bewaffnet ist.

---

## Sardou und Sarah Bernhardt.

Von Alexander Büchner.

Im Frühjahr 1880 vollzog sich ein in der französischen Bühnengeschichte bis dahin unerhörtes Ereigniß. Alle Welt weiß, daß dort die Mimen beiderlei Geschlechts, sobald sie einigen Erfolg haben, zu den bevorzugtesten Sterblichen gehören. Jedermann will ihre Portraits haben; sie kommen in die beste Gesellschaft, man behandelt sie fast wie Halbgötter

und manchmal werden sie sogar decorirt. Sind sie aber, mitunter noch sehr jung, bis in die ganz republikanisch gebildete Société de la Comédie française vorgedrungen, so halten sie ihren Marschallstab in Händen und können in Ehren und Reichthum dahin leben. Eine solche Stellung war noch von Niemand vor der Zeit aufgegeben worden, als mit einem Male Sarah Bernhardt, ein Stern erster Größe an jenem Firmament, die höchste Bühnenberühmtheit seit Rachel, aus der Comédie française austrat. Wegen einer übel beurtheilten Rolle in Augier's „Aventurière" wurde sie plötzlich böse, that nicht mehr mit und benutzte ihre nunmehrige Freiheit, um in Paris und irgend sonst wo Alles zu spielen, was, wo und wie es ihr beliebte. Man ist nämlich an jenem Theater gehalten, sich an gewisse würdige und gewählte Traditionen, Gattungen und Stoffe zu halten und sie in einer hergebrachten Weise vor einem äußerst schwierigen Publikum und einer pedantischen Kritik wiederzugeben. Dabei muß der Künstler natürlich auf die großen volksthümlichen Erfolge und Gewinnste verzichten, welche Andere auf anderen Bühnen und bei den immer mehr überhand nehmenden Kunstreisen in die Provinz und in das Ausland erringen. Nun hielt sich aber Sarah für ein Genie; Eitelkeit, Ehrgeiz und Größenwahn stiegen ihr zu Kopfe; sie wollte ihre reichen Gaben nicht in einen allzu engen Rahmen spannen, welcher dieselben in ihrer echten Geltung hemmten; sie begriff seit der nothgedrungenen Wanderung der Comédie française 1870 nach London, welche Wirkung derartige Ausflüge haben können, und gedachte nun ein dem Ende des Jahrhunderts entsprechendes Geld draußen und über dem Meer in der neuen Welt nebst kosmopolitischen Lorbeeren zu verdienen. In Wirklichkeit waren bis dahin ihre Leistungen und der Beifall, welchen sie errang, außerordentlich gewesen. Warum sollten sie es auch nicht ferner sein? Von den excentrischen Grillen und Launen, Absonderlichkeiten, Wunderlichkeiten und sonstigen Extravaganzen dieser berühmten Frau haben wir jetzt nicht zu reden, und auf ihre ungewöhnlichen Bühnenmittel werden wir später zurückkommen. Aber schon hier müssen wir bemerken, daß sie, gleichwie Richard Wagner, das Kunstwerk der Zukunft versprach und in ihrer eigenen Person der Künstler der Zukunft sein wollte. Die Bühne genügte ihr nicht, sie wollte auch in den anderen Gattungen glänzen, nebenbei auch Bildhauerin, Malerin und Dichterin sein. Ich erinnere mich z. B. einer Statue, die sie vor manchen Jahren im Pariser „Salon" mit großem Aufsehen aufstellte. Außerdem hat sie gelegentlich eine Berufsgenossin ausgehauen, aber nicht mit dem Meißel, sondern mit der Reitpeitsche. Späterhin verfaßte Sarah einen hochdramatischen Einacter „l'Aveu", der über einen Achtungs- oder Scandalerfolg (wie man will) nicht hinauskam und neulich auch in Berlin durchgefallen ist. Eine Sonne wie sie konnte natürlich keine anderen Lichter neben sich leiden. Ihre Colleginnen, die Croizette, Bartet, Dudlay, Reichemberg, machten ihr einen Theil des Glanzes streitig, und da deren Beseitigung in einer solchen Mitte nicht anging, so spielte Sarah Bande à part, wie weiland Satan im Himmel, und erschien fortan außerhalb und in solchen Stücken, in welchen nur Eine große erdrückende Frauenrolle vorkam. Diese aber mußte ihr selbst zufallen. Vorerst begab sie sich nach London und dann nach Amerika, wo sie ihrer Sache zum Voraus sicher war, und fernerhin wohl wissend, daß Ein großer Erfolg alle Kunstrichterei der Welt platt schlägt, zählte sie fest auf einen berühmten Theaterdichter, der seinen Ruf und sein Talent fortan in ihren alleinigen Dienst stellte.

Dieser Dichter aber war kein geringerer als Victorien Sardou, der Akademiker. Bis zum Jahre 1861 hatte er sich in der schönen Literatur vielfach versucht, bis er endlich die richtige, ihm passende Gattung fand. Die Vermischungen der verschiedenen Dichtungsarten auf dem Theater, welche den Franzosen von jeher einen gelinden Schrecken eingeflößt hatte, war zwar schon lange durch Victor Hugo und seine Schule durchgesetzt worden, jedoch so, daß die Tragik dabei vorwiegend war und den Ausschlag in der Handlung gab. Nun war aber Sardou Lustspieldichter, und darum griff er die Sache so an, daß das komische Element vorzugsweise zur Geltung kam, wobei jedoch tragische Motive häufig in das Lächerliche herüber streiften und uns erschreckten, während wir doch gekommen waren, uns bei ihm zu ergötzen. Es geht also wie in vielen Stücken des altenglischen und besonders des spanischen Theaters, und Sardou hätte auf diesem Wege bei seiner großen Fruchtbarkeit der französische Lope de Vega werden können, wenn er nur bei der Stange geblieben wäre. Die „Pattes des Mouches" 1861 waren sein erstes erfolggekröntes Stück; dann wurde er im Laufe der nächsten zwanzig Jahre hochberühmt und sehr reich mit seiner großen Sittenkomödie, wie die „Familie Benoiton", „Onkel Sam", „Seraphine" ꝛc. Auch auf das Gebiet des historischen Dramas wagte er sich mit „Patrie", einem egmontartigen Stoff, und auf das der Feerie mit Le Roi Carotte, dessen Handlung der „Königsbraut" von E. T. A. Hoffmann entlehnt ist, was übrigens Sardou keineswegs erwähnte und erst von mir in meiner Abhandlung: „Hoffmann et le Roi Carotte" 1881 zur Sprache gebracht wurde. Ferner baute er mit großem Geschick die politische und religiöse aristophaneske Komödie an mit „Rabagas", „Daniel Rochat" und „Les Bourgeois de Pontarcy". In allen diesen Werken zeigte Sardou, daß er ein Stück aufzubauen verstand, wie Niemand, den Knoten schürzte, wie man es nicht erwartete, und denselben löste, wie es sich nicht voraussehen ließ. Er führte das Charakter- und Sittenlustspiel wieder ein, welches in den Händen von Scribe und seiner Mitarbeiter zum bloßen Intriguen- und Lachstück, in den Händen des jüngeren Dumas zu einer witzigen und doctrinären, aber oft sehr langweiligen Schwätzerei geworden war. Andern Nebenbuhlern gegenüber, wie Augier und Feuillet, wirkte Sardou mehr durch die Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit seines Hervorbringens; denn bis Jene mit Mühe und Noth ein Stück ausheckten, brachte Sardou deren gleich drei auf den Pariser Markt. Er war eben noch jung und behielt beständige Fühlung mit dem Feind, das heißt mit dem Publikum. Ueberall finden sich hier frische Lebensbilder von kräftiger Färbung, und enn man bedenkt, daß er in seiner ersten Manier bis zum Sturze des Kaiserreiches ein reichliches Dutzend solcher Sitten- und Charakterlustspiele lieferte, so kann man sich nicht erstaunen, wenn er zu jener Zeit für den besten französischen Komödiendichter galt. Damit konnte er sich wohl zufrieden geben. Aber auch über ihn kam der Größenwahn. Die Weltberühmtheit und der außerordentliche Reichthum lagen für ihn ebenso wie für Sarah Bernhardt anderswo. Es traf sich also, daß diese beiden gleichgesinnten Seelen sich in gleichen Wünschen begegneten und einsahen, daß sie sich gegenseitig unterstützen konnten — Sardou, indem er wirkliche Zugstücke schrieb, welche nur auf Sarahs Leib paßten, Sarah, indem sie in solchen Stücken die volle Kraft ihres blendenden Talentes entfaltete. So wurde denn ein Compagniegeschäft zwischen Beiden gegründet, welches seit Anfang der achtziger Jahre bis in unsere Tage dauerte und sich an Weltruf und Geldgewinn für die Theilhaber äußerst fruchtbar erwies. Von eigentlicher Kunst war da keine Rede mehr, sondern nur von Lärmerfolgen. Die oft schwer verständlichen Feinheiten der Komödie wurden vernachlässigt. Mitleid und Schrecken sollten durch Kraftmittel auf die Erregungen der Nerven wirken, das Publikum wurde gepackt, wo es sich nur packen ließ, der Beifall wurde genothzüchtigt.

Das alte Melodrama oder Schauerdrama hatte mit ähnlichen Zwecken und Mitteln gearbeitet, aber das war jetzt vieux jeu; man wollte großartige Bilder aus der zeitgenössischen Gesellschaft zeigen, womöglich mit amerikanischen oder russischen Ingredienzien und dem unheimlichen Wetterleuchten der Politik im Hintergrunde. Oder aber es gab zeitgeistige Rückblicke in weit entfernte Vergangenheit mit gewaltigen Römergestalten in klirrender Rüstung und märchenhaft flammenden orientalischen Weibern in unglaublich luxuriösen Toiletten daneben. Man wollte haarsträubende, herz- und steinspaltende Situationen bringen, wie sie noch nie dagewesen waren, und Leidenschaften von überwältigender Stärke in Liebe oder Haß, blutdurchtränkt im Augenblick der höchsten Wollustgefühle. Das Alles konnte

freilich nicht auf kleinem oder nur von einem wählerischen Publikum besuchten Theater vor sich gehen, sondern die Massenhaftigkeit mußte die Massen bezwingen: in gewaltigen Häusern wie die Porte St. Martin im Herzen von Paris oder im Ausland, in Rio, London oder New-York, wo die Leute nicht von einem kritischen Feuilleton gehofmeistert werden. So entstanden denn für die Rechnung der Firma Sardou & Sarah die Dramen „Odette", „Dora", „Fedora" und späterhin, als das Geschäft blühte: „La Tosca", „Theodora" und endlich „Cleopatra" — Stücke, die fast alle auch über die deutsche Bühne gingen.

Sardou hat hier seine Stücke Sarah auf den Leib geschrieben; ihrerseits begriff sie, daß nur sie solche Rollen aushalten könne, und dies that sie unter Aufbietung ihres ganzen Talentes und mit der vollständigsten Aufopferung ihrer eigenen Person. Die Stücke waren immer sehr lang, und Sarahs Rollen waren Alles in Allem. An den endlosen Abenden von acht bis halb eins kam sie kaum von der Bühne, und zwar Tag für Tag, und Sonntags sogar zweimal. Dabei entfaltete sie eine Kraft und Ausdauer, welche jeder Beschreibung spottete. Wenn sie zum Beispiel an einem zweiten Neujahrstage sich als Theodora zwischen fünf und sechs erdrosselt hatte, fragte man sich unwillkürlich, wie es diese lange, hagere, nur aus Knochen, Sehnen und Nerven bestehende 50jährige Frau machen werde, um gleich nach acht Uhr von vorne anzufangen. Sie aber trotzte der Erschöpfung und beherrschte ihre Ermüdung und wenn man glaubte, sie müsse zusammenbrechen, dann zeigte sie erst recht, was sie vermochte. Sie kannte keine Schonung ihrer wundervollen Stimme, sie flüsterte und seufzte, sie flötete und drohte, sie heulte und tobte mit einer Virtuosität, welche auch die Kaltblütigsten hinriß. Außerdem trat sie nicht immer nur in Sardou's Stücken auf, sondern spielte auch andere Kraftrollen, wie z. B. die rührende, aber schwindsüchtige „Kameliendame". Hier machten selbst die ruhigsten Kritiker wunderbare Erfahrungen, besonders wenn sie sich die Mühe gaben, die Wirkungen nicht an sich selbst, sondern in anima vili, d. h. an jugendlichen Naivitäten zu beobachten. Solche Leutchen weinten im vollsten Ernst mehrere Taschentücher naß. Noch nach manchen Jahren denke ich selber an den gelinden Schauder zurück, der mich überlief, wenn sie als Marguérite Gautier starb. Bei Anfang des letzten Actes liegt sie todtkrank zu Bette; draußen Schneelandschaft. Plötzlich erscheint ihr reuiger Armand. Sie belebt sich, richtet sich auf, kleidet sich an, endlich tritt sie in ihrem weißen Gewand in den Vordergrund. Was ist ihr denn? Sie war allerdings krank, aber das ist jetzt vorbei, und mit dem kommenden Frühling will sie nach dem Süden reisen. Nun flackert das Lebenslicht hell auf; sie steht kerzengerade da, Armand's Hand in der ihrigen und redet mit Lebhaftigkeit. Plötzlich geht ihr der Athem aus. Sie stürzt hin, wie aus einem Stück, steif wie ein Pfahl, indem sie einen Halbkreis um ihren Stützpunkt beschreibt. Man glaubt in einer Klinik für Schwindsüchtige zu sein.

Sogar an Shakespeare wagte sie sich heran, der aber für ihre raffinirte Kunst doch allzu naturwüchsig war. Als Lady Macbeth mit ihren feierlichen Worten und Mienen und wallenden Schleppkleidern ging sie noch an, aber als Ophelia wurde sie unerträglich. Ich saß mit einem sehr scharfen Glas in der vorderen Reihe, und wie nun das arme Mädchen erschien mit dem alten hageren Gesicht unter der strohgelben Flachsperücke und mit den spindeldürren Armen, da hatte ich genug und zog mich strategisch zurück, denn der Illusion war mit einem Male der Athem ausgegangen, wie der Kameliendame.

Bei Sarah lag von jeher ein großer Theil des Erfolges in der geschmackvollen Wahl ihrer kostbaren Toiletten, ihr langer, dünner Schlangenkörper ist der richtige Kleiderstock, und wie sie den herauszuputzen weiß, das muß man selbst gesehen haben. Die langen weiten Gewänder mit all dem Brimborium, welches daran hängt, verdeckten ihre sprichwörtliche Magerkeit und verliehen ihrem immer edlen Spiel die richtige Würde. Man wußte nie recht, was man vor sich hatte, aber immer war es etwas Imposantes. Bekanntlich verjüngt die Bühnenoptik, hier aber halfen die Kleider ganz gewaltig mit; für den Zuschauer wurde die Schauspielerin schön. Theodora prangte in den schweren Brokatgewändern der byzantinischen Kaiserin. Als Tosca trug sie einen wunderbaren Blumenhut, welcher sogleich in die Mode kam und von Alt und Jung getragen wurde, besonders von den Alten, die jung aussehen wollten. Wo aber die Rolle ausnahmsweise eine solche Ausstaffirung nicht erlaubte, da machte die Natur ihr unerbittliches Recht geltend. Eine Ophelia kann nicht hereinkommen wie eine Yacht unter Segel, und darum erinnerte Sarah in dieser Rolle nur an eine alte abgetakelte Fregatte.

Immer gleich blieb sich ihr wunderbares Stimmorgan, die sogenannte voix d'or. Es ist klang- und tonreich, voll Biegsamkeit, Weichheit und Stärke und drückt mit gleichem Wohllaut die hinschmelzende Zärtlichkeit, die schwärzeste Trauer, den Zorn und die Verzweiflung aus. Man hört so oft sagen, der Darsteller müsse die ausgedrückten Gefühle wirklich empfinden. Aber der Zornige stottert ja, der Wüthende überschreit sich, der Betrübte bekommt einen Thränenschnupfen, der Fröhliche erstickt vor Lachen, was Alles einen guten Vortrag unmöglich machen würde. Dann hat man auch die unwillkürlichen Geräusche im Publikum, das Husten, Nasenputzen, Hin- und Herrücken und dergleichen. Alle diese Schwierigkeiten müssen von der Stimme und der Aussprache überwunden werden, und Sarahs Stimmfülle besiegte dieselben in der wunderbarsten Weise. Ich mußte mich oft in einem sehr großen Haus mit einem der hintersten Plätze begnügen, wo ich die Schauspieler nur stellenweise verstand. Sobald aber Sarah kam, wurde es in dem weiten Saal mäuschenstill. Jederman hielt den Athem an. Und nun ging ihre Stimme klangvoll und rein wie Glockenton bis in die äußersten Winkel und Höhen des Hauses. Der Conversationston war natürlich und klar, aber auch alle Töne der Leidenschaft wurden richtig articulirt. Jeder noch so verstohlene Seufzer traf das Gehör, und wenn sie einem Mitspieler etwas in's Ohr sagte, leise, ganz leise, damit ja der anwesende Tyrann, Intrigant oder Nebenbuhler nichts höre, so verstand ich dieses Geflüster über das ganze Theater hinweg so deutlich, als ob meine nächste Nachbarin zu mir gesprochen hätte. Für diese Deutlichkeit war ihr das Publikum äußerst dankbar, und dies erklärt zum Theil, wie die Firma Sarah & Sardou es jahrelang unter ihrem Bann halten konnte. Außerdem war Sarah klug genug, sich nicht schnell abzunutzen. Sobald sie merkte, daß in Paris das Interesse nachließ, trat sie eine ihrer meist transatlantischen Weltfahrten an, blieb ein, auch zwei Jahre aus, und wenn sie mit viel Beute und noch mehr Ruhm wiederkam, war das Publikum erneuert, Sardou hatte wieder ein Stück verfertigt, neue Toiletten wurden aufgebaut und vom Journalismus unter Trommel- und Trompetenschall zum Voraus beschrieben, sie selbst aber bei ihrer Ankunft mit fast königlichen Ehren empfangen.

Als Sarah von ihrer vorletzten Reise nach Amerika zurückgekehrt war, soll sie geäußert haben, sie wünsche jetzt nur noch die Jungfrau von Orleans, die Cleopatra und — die Mutter Gottes (im Oberammergauer Mirakelstil) zu spielen. Die Jungfrau hat sie in der That gegeben, aber ohne sonderlichen Erfolg, denn wir haben schon gesehen, daß ihr eigentlich nur die großen Salondamen gelingen, welche Liebe und Coketterie bis zum Wahnsinne treiben, nicht aber die Unschuld vom Lande, wie Jeanne d'Arc. Die Mutter Christi declamirte sie nur in einem Oratorium, wobei ihre herrliche Stimme allerdings zur vollen Geltung kam. Mit der Cleopatra aber hatte sie und ihr Geschäftstheilhaber vor etwa drei Jahren den entschiedensten Mißerfolg. Sardou's sowohl wie Sarah's Fehler traten hier klar zu Tage und kamen dem Publikum zum Bewußtsein. So stark sich Sardou sonst auf Bühnenwirkungen verstanden hatte, hier ließen sie ihn im Stich. Shakespeare's Nachbarschaft schien ihn zu erdrücken, das Stück war matt und hatte nur historisches Interesse, wonach in Paris nie gefragt wird. Die bloßen Aeußerlichkeiten, wie Römer in voller Kriegsrüstung, egyptischer Prunk und Farbenreichthum, die Pyramiden oder die Wüste im Hintergrund reichten nicht mehr aus. Was aber Sarah betrifft, so bemerkte man endlich die Uebertreibungen in Spiel und Diction, welche sie sich mehr und mehr angewöhnte hatte.

So sehr die Rolle der Cleopatra der Natur ihres Talentes entsprach, so brachte sie doch keinen rechten Zug hinein. Sie spielte oder vielmehr sie sang und seufzte, sie brüllte und flötete in dem psalmodirenden Ton, in welchen sie allmählich verfallen war. Sie gab eine sentimentale, pathetisch weinerliche, leidende, schmachtende, hinfällige Cleopatra. Auch führte sie ihre Rolle nicht gehend und stehend, sondern sitzend und namentlich liegend aus, so daß sie für jeden Act ein anderes Ruhebett hatte, auf welchem sie sich räkelte und rollte. Der clou de la pièce sollte der bekannte Schlangentod werden, welcher aber leider nur lächerlich wirkte. Sarah hatte sich zu dem Ende ein allerliebstes lebendiges Schlänglein angeschafft, ein von ihr selbst gezähmtes und abgerichtetes Thierchen, welches sich sehr gebildet betrug und nur so that, als ob es beiße. Sie ließ es vorerst durch die Finger gleiten, damit man auch sehe, daß es keine bloße Haarflechte sei. Endlich aber schob sie es in ihre Busenfalten, wo sie dann noch lange daran herumtippelte, bis es sich häuslich eingerichtet hatte und anfing seine Schuldigkeit zu thun. Dabei seufzte sie: „encore! encore!“ als ob sie alle Wonnen des Paradieses empfände und gar nicht genug kriegen könnte. Wie es scheint, rechnete die Firma Sarah & Sardou sehr entschieden auf diesen Kniff, aber leider wirkte er nur auf das Zwerchfell. Mit dem Durchfall der „Cleopatra“ war plötzlich der Bann gebrochen, unter welchem die beiden Associés die Welt jahrelang gehalten hatten, und nun rächte man sich plötzlich für alle die Unbilden, die man von der launischen Bühnenkönigin hatte ertragen müssen. Es regnete Epigramme und Caricaturen, und die berühmte Firma hatte sich in Paris für immer lächerlich gemacht.

Mittlerweile tauchten auch andere Sterne auf. In der Réjane besonders war ihr eine Nebenbuhlerin von dem äußersten Naturtalent erwachsen, welche Concurrenz sie schwerlich bestehen wird. Empört über so viel Undank ging Sarah abermals zu Schiff, aber die Epigramme folgten ihr nach wie die Eumeniden dem Sohne Agamemnon's. Es hieß u. A., sie genieße nur noch bei einigen amerikanischen Hinterwäldlern, die hinter ihrer Zeit zurückgeblieben und durch ihren Revivals an das puritanische Psalmodiren gewöhnt seien, einiges Ansehen und werde sobald nicht wiederkommen.

Wir haben hier nur noch zu fragen, ob Sarah und Sardou wohl daran thaten, die früheren Pfade zu verlassen, um anderweitigen Erfolgen nachzujagen. Mindestens war es für Sardou schade, daß er das Goethe'sche Wort vergaß: „Such Er den redlichen Gewinn!“ Wäre er bei der feinen Komödie verblieben, wie es offenbar sein Beruf war, so hätte er, wenn nicht ein zweiter Molière, so doch ein neuer Beaumarchais werden können. Er hat dies um einer neuen Manier willen verschmäht, und wenn ihm letztere auch große Erfolge gebracht hat, so sind diese doch von zweifelhaftem Werth, und er wird schwerlich seine literarische Bedeutung wieder erlangen, um so weniger, als mittlerweile eine neue Schule guter Lustspieldichter erstanden ist und ihn verdrängt hat. Es ist gar keine Frage, daß die Bernhardt sein böser Genius war.

Für Sarah dagegen liegt die Sache anders. Ihr großes Talent konnte sich in dem engen Raum der Comédie française nicht genügend entfalten, und daß sich die Letztere bei ihrem starren Verbleiben in einer herkömmlichen Kunst allmählich verknöchert hat, das beweist das Fiasko, welches sie im vorigen Jahre mit ihrem Gastspiel in der Wiener Theaterausstellung gemacht hat. Sarah glaubte, daß die Schauspielerin, die nur in der Mitwelt lebt und etwas gilt, wohl thut, ihren Platz und ihr Fach soweit auszudehnen, wie nur irgend möglich. Sie hat sich von zwei Welten anstaunen lassen, um ihrem Ruhm- wie Golddurst reichlich Genüge zu thun. Ihre Künstlerlaufbahn aber ist oder scheint abgeschlossen. Seit ihrer heurigen Rückkehr aus Amerika hat sie kein festes Engagement mehr angenommen, sondern sich nur zuweilen an Festvorstellungen in Paris, London oder Brüssel betheiligt. Die Firma Sardou & Sarah kann also ruhig liquidiren. Sie hat viel Geld verdient und nebenbei manchen theatralischen Genuß und noch mehr Sensation geboten. Mit der Kunst hatte sie von Anfang an wenig oder nichts zu thun, und in der Bühnengeschichte wird sie bei allen Erfolgen doch nur ein bescheidenes Kapitel füllen.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Glocke.

Von Jules Lemaître.

Im Kirchlein zu Lande-Fleurie waren eine alte Glocke und ein alter Pfarrer.

Die Glocke war so vielfach gesprungen, daß ihr Läuten wie der Husten eines alten Weibes klang. Es that Einem weh, wenn man sie hörte, und die Ackersleute und Hirten auf den Feldern wurden traurig bei ihrem Klang.

Der Geistliche Abbé Corentin war trotz seiner 75 Jahre noch sehr stramm. Er hatte ein runzliges aber rosiges Kinderantlitz, das von weißen Haaren umrahmt war, die den Fäden glichen, welche die Weiber von Lande-Fleurie spinnen. Und seine geistlichen Schafe beteten ihren Hirten an um seiner Herzensgüte und großen Mildthätigkeit willen.

Als die Zeit nahte, da man sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feiern wollte, entschlossen sich seine Pfarrkinder, zur Feier dieses Tages ihm ein ansehnliches Geschenk zu machen.

Die drei Kirchendiener und Küster sammelten unter der Hand in allen Häusern, und als sie hundert Thaler beisammen hatten, brachten sie das Geld dem Abbé und baten ihn, nach der Stadt zu gehen und selbst eine neue Glocke auszusuchen.

„Liebe Kinder,“ sagte der Abbé, „meine lieben Kinder . . . der liebe Gott, der . . . so zu sagen . . . in dieser Weise . . .“

Er konnte nicht weiter sprechen, so sehr war er bewegt. Er konnte nur murmeln:

„Nunc dimittis servum tuum, Domine, secundum, verbum tuum in pace.“

Schon am folgenden Morgen machte sich der gute Abbé Corentin auf den Weg, um die Glocke zu kaufen. Er mußte zwei Meilen weit zu Fuß bis zu dem Flecken Rosy-les-Roses. Dort ging die Post durch, die ihn nach dem Hauptstädtchen der Provinz, nach Pont l'Archevêque führen sollte.

Es war herrliches Wetter. Unter den wärmenden Strahlen der Sonne entfaltete sich blühendes Leben in Bäumen, Vögeln und nützlichen oder angenehmen Pflanzen links und rechts am Wege. Und der alte Pfarrer, im Kopfe schon das künftige schöne Glockengeläut, ging heiter dahin und lobte Gott, wie der heilige Franziscus, im Frohsinn der Natur.

Als er Rosy-les-Roses näher kam, sah er am Wegrande einen abgespannten Wagen, der Seiltänzern gehörte. Nicht weit davon lag ein altes Pferd am Boden, die vier dürren Beine von sich gestreckt, die mageren Rippen und spitzen Knochen durchbohrten fast die abgeschabte Haut, Blut an den Nüstern, an dem dicken Kopf und den weißen Augen sah man gleichfalls Blut.

Ein alter Mann und eine alte Frau in sonderbaren Lumpen und vielgeflickten rosafarbenen Baumwolltricots saßen am Graben und weinten über das todte alte Pferd.

Ein fünfzehnjähriges Mädchen sprang vom Boden empor, lief auf den Abbé zu und sprach:

„Erbarmen, Herr Pfarrer! bitte, schenken Sie uns etwas!“

Die Stimme war zugleich rauh und sanft, und ihre Bitte klang schmeichelnd, wie das Lied einer Zigeunerin. Das Kind, dessen Hautfarbe wie frisch gegerbtes Leder aussah, war nur mit einem schmutzigen Hemd und einem rothen Rock bekleidet, aber es hatte große, schwarze, sammtene Augensterne und die Lippen waren roth wie reife Kirschen; die gelben

Arme waren mit blauen Blumen tätowirt, und ein kupferner Reifen hielt die schwarzen Haare zusammen, die wie ein Fächer auf beiden Seiten das magere Gesichtchen einfaßten, wie man es oft auf egyptischen Bildern sieht.

Der Abbé zog ein Zweisousstück aus seinem Beutel. Als er aber den Augen des Kindes begegnete, blieb er stehen und begann sie auszufragen.

„Mein Bruder ist im Gefängniß, weil sie sagten, er habe eine Henne gestohlen," gab sie zur Antwort. „Er hat für uns gearbeitet, und wir konnten leben. Jetzt aber haben wir seit zwei Tagen nichts gegessen."

Der Abbé steckte seine zwei Sous wieder ein und zog eine Silbermünze aus dem Beutel.

„Ich kann allerlei Künste und meine Mutter kann wahrsagen," plauderte die Kleine weiter. „Aber man erlaubt uns nicht mehr, in den Städten und Dörfern unser Handwerk zu betreiben, weil wir zu arm und elend sind. Und jetzt ist gar unser Pferd todt, also was soll aus uns werden?"

„Könntet Ihr nicht in der Gegend Arbeit suchen?" fragte der Abbé.

„Die Leute fürchten sich vor uns und werfen uns mit Steinen. Wir haben auch nicht arbeiten gelernt, wir können nur Kunststücke machen. Wenn wir ein Pferd und ein Bischen Geld hätten, um uns ordentlich anzuziehen, dann könnten wir schon wieder von unserer Kunst leben. Aber jetzt bleibt uns nichts weiter als zu sterben."

Der Abbé steckte sein Silberstück wieder in seinen Beutel.

„Liebst Du den lieben Gott?" fragte er.

„Ich würde ihn lieb haben, wenn er uns nur hülfe," antwortete das Kind.

Der Abbé wog an seinem Gürtel das Gewicht der hundert Thaler seiner Pfarrkinder. Die kleine Bettlerin verwandte von dem heiligen Priester ihre großen Zigeuneraugen nicht, und er fragte sie:

„Bist Du artig?"

„Artig?" fragte die Zigeunerin wieder, denn sie verstand ihn nicht.

„Sage: Mein Gott, ich liebe Dich!"

Das Kind schwieg und seine Augen schwammen voller Thränen. Der Abbé hatte die Knöpfe seiner Soutane aufgemacht und zog den dicken Sack mit dem Geld heraus.

Die Zigeunerin griff geschwind darnach und sagte:

„Herr Pfarrer, ich liebe Sie."

Und sie floh zu den beiden Alten, die noch immer über den Tod ihres Pferdes weinten.

Der Abbé setzte seinen Weg nach Rosy-les-Roses fort, dachte an das große Elend, worin Gott so viele seiner Geschöpfe läßt, und bat seinen Schöpfer, diese kleine Zigeunerin zu erleuchten, die augenscheinlich gar keine Religion und vielleicht nicht einmal die heilige Taufe empfangen hatte.

Aber plötzlich fiel es ihm ein, daß er eigentlich gar nicht mehr nach Pont l'Archevêque zu gehen brauchte, denn er hatte ja kein Geld mehr zu der Glocke.

Er kehrte also zurück.

Jetzt konnte er gar nicht begreifen, wie er einer unbekannten Bettlerin, einer Seiltänzerin eine so ungeheure Summe, die ihm nicht einmal gehörte, hatte geben können.

Er ging schneller und schneller — er hoffte die Zigeuner wiederzusehen. Aber am Graben fand er nur noch das todte Pferd und den abgespannten Karren.

Er überlegte, was er thun sollte. Er hatte ohne Zweifel eine große Sünde begangen und das Vertrauen seiner Herde mißbraucht, ein Depot entwendet und eine Art Diebstahl begangen.

Und mit Entsetzen sah er die Folgen seines Fehlers. Wie ihn verbergen? ihn wieder gutmachen? Wo sollte er andere hundert Thaler finden? Und was sollte er denen antworten, die ihn fragten? Wie konnte er seine Uebelthat entschuldigen?

Der Himmel überzog sich mit Wolken. Fast unheimlich hoben sich die Bäume von dem bleifarbenem Horizont ab. Große Tropfen fielen. Die Traurigkeit des guten Abbé Corentin schien auf die ganze Schöpfung überzugehen.

Unbemerkt konnte er in die Pfarre zurückkehren.

„Schon wieder da, Herr Abbé?" fragte seine alte Haushälterin. „Sind Sie denn nicht nach Pont-l'Archevêque gefahren?"

Der Abbé erfand eine Lüge.

„Ich habe die Post nach Rosy-les-Roses verfehlt. Ich werde ein ander Mal hingehen. Aber sage Niemand, daß ich schon zurückgekommen bin."

Am nächsten Morgen las er nicht die Messe, sondern blieb in seinem Zimmer eingeschlossen. Er wagte nicht einmal in seinem Garten zu spazieren.

Aber am folgenden Tage holte man ihn zu einem Sterbenden im Weiler Clos-Moussu, dem er die letzte Oelung geben sollte.

„Der Herr Abbé ist noch nicht zurück," log die alte Haushälterin.

„Sie irrt sich, da bin ich," sagte der Abbé Corentin.

Als er von Clos-Moussu zurückkehrte, traf er seine frommsten Pfarrkinder.

„Nun, Herr Pfarrer, haben Sie eine glückliche Reise gehabt?"

Der Abbé log zum zweiten Mal.

„Eine sehr glückliche Reise, mein lieber Freund."

„Und die Glocke?"

Der Abbé ersann eine neue Lüge. Ach er konnte sie schon gar nicht mehr zählen!

„Herrlich, mein Freund, herrlich! Sie ist wie von reinem Silber. Und was für ein hübscher Klang! Man gibt ihr nur einen Nasenstüber und sie klingt fort und immer fort."

„Und wann werden wir sie zu sehen bekommen?"

„Bald, liebes Kind, bald. Aber es müssen erst ihr Taufname, die Namen ihrer Pathen und Pathinnen und einige Verse aus der Heiligen Schrift eingegraben werden. Und das fordert viel Zeit!"

— — — „Höre," sagte der Abbé, als er nach Hause zurückgekehrt war, zu seiner Haushälterin, „wenn man den Lehnstuhl, die Stutzuhr und den Schrank in meinem Zimmer verkaufen wollte, glaubst Du, man würde hundert Thaler dafür lösen?"

„Bah, noch nicht einmal drei Silberstücke, Herr Pfarrer, denn, nehmen Sie es mir nicht übel, Ihr ganzes Mobiliar ist gar nichts werth."

„Nein," sagte der Abbé nach einer Weile, „ich will kein Fleisch mehr essen. Das Fleisch bekommt mir nicht."

„Herr Pfarrer," antwortete die alte, brave Frau, „das ist alles verdächtig. Sie verheimlichen etwas . . . Und das ist seit dem Tage, wo Sie von Pont-l'Archevêque zurück sind. Was ist denn geschehen?"

Sie quälte ihn so sehr mit ihren Fragen, daß er ihr alles erzählte.

„Ach!" sagte sie, „das verwundert mich gar nicht. Ihr gutes Herz wird Sie noch einmal zu Grunde richten. Aber machen Sie sich nur keine Sorgen, Herr Pfarrer. Ich nehme es auf mich, die Geschichte so lange hinzuziehen, bis Sie wieder die hundert Thaler beisammen haben."

Und nun ersann Scholastika allerhand Geschichten, die sie Jedem zum besten gab. Als man die Glocke einpacken wollte, war sie geborsten, und man mußte sie wieder umgießen. Dem Herrn Pfarrer war dann die Idee gekommen, diese neue Glocke nach Rom zu schicken und sie vom Heiligen Vater einsegnen zu lassen, und das war eine lange Reise . . .

Der Abbé ließ sie reden und lügen, aber er wurde von Tag zu Tag unglücklicher. Denn nicht nur, daß er sich seine eigenen Sünden vorwarf, er fühlte sich auch für die seiner Haushälterin mitverantwortlich, und mit der Unterschlagung des Geldes seiner Pfarrkinder bildete es schließlich eine erschreckliche Sündenmenge. Er brach fast unter der Last zusammen, und nach und nach trat auf seine Wangen an die Stelle der rothen Rosen seines unschuldigen, kräftigen Alters erdfahle Bläße.

Der zur Jubelfeier des Abbés und der Taufe der Glocke angesetzte Tag war längst vorbei. Die Bewohner von Lande-Fleurie waren über diese Verzögerung sehr erstaunt. Allerlei Gerüchte waren im Umlauf. Farigoul, der Hufschmied, hatte erzählt, daß man den alten Abbé in Gesellschaft einer schlechten Person in der Umgegend von Rosy-les-Roses gesehen habe und fügte hinzu:

„Ich sage Euch, er hat das Geld für die Glocke mit dem hübschen Mädchen verpraßt."

Eine Partei bildete sich gegen den würdigen Priester. Wenn er über

die Straßen ging, sah er Hüte, die auf den Köpfen blieben, und im Vorübergehen hörte er feindselige Reden.

Der arme Gottesmann war von Gewissensbissen gefoltert. Er verstand jetzt die ganze Tragweite seiner Schuld und fühlte tiefe Zerknirschung darüber, aber was er auch thun mochte, eine vollständige Reue empfand er nicht.

Er fühlte wohl, daß dieses unvorsichtige Almosen, dieses Almosen mit fremdem Gelde, wider seinen Willen gespendet worden war, und daß er nicht einmal frei hatte darüber nachdenken können. Er sagte sich auch, daß diese unvernünftige Freigebigkeit für die unwissende Seele dieser Zigeunerin vielleicht die beste Offenbarung Gottes und der Anfang einer inneren Erleuchtung gewesen sei. Und immer wieder sah er die Augen der kleinen Gauklerin vor sich, so schwarz, so sanft und so thränenvoll.

Inzwischen wurde seine Gewissensangst geradezu unerträglich. Seine Schuld wurde immer größer, je länger sie dauerte. Eines Tages, nachdem er lange im Gebet verharrt, beschloß er, seine Sünde von sich abzuwälzen, indem er sie seinen Pfarrkindern öffentlich bekannte.

Am folgenden Sonntag stieg er nach dem Evangelium auf die Kanzel und bleicher und mit größerem Heldenmuth als die christlichen Märtyrer in der Arena, begann er:

„Meine lieben Kinder, meine lieben Freunde, meine lieben Brüder, ich habe Euch eine Beichte abzulegen."

In demselben Augenblick ertönte ein helles, freudiges, silbernes Läuten im Glockenthurm und erfüllte die alte Kirche . . . Alle Köpfe wandten sich um, und ein überraschtes Geflüster lief durch die Bänke der Gläubigen.

„Die neue Glocke! . . . Die neue Glocke!"

* * *

War ein Wunder geschehen? Hatte Gott die neue Glocke von seinen Engeln herbeitragen lassen, um die Ehre seines mildthätigen Dieners zu retten?

Oder hatte die Haushälterin den beiden Amerikanerinnen Suzette und Bettina Parceval, die drei Meilen von Lande-Fleurie ein so schönes Schloß bewohnten, die Verlegenheit ihres alten Herrn gestanden, und hatten diese beiden vortrefflichen Damen dem Abbé Corentin diese hübsche Ueberraschung bereitet?

Meiner Ansicht nach wäre die zweite Erklärung noch schwieriger als die erste.

Wie dem auch sei, die Bewohner von Lande-Fleurie haben nie erfahren, was ihnen der Abbé Corentin hatte beichten wollen.

## Aus der Hauptstadt.

### Wahlqual.

Die heurige Wahlbewegung entspricht den Erwartungen, die man als deutscher Pfahlbürger und Freund der Freiheit billiger Weise an sie stellen konnte, ganz und gar nicht. Allenthalben sind Gastwirthe und Drucker über die Maßen enttäuscht; weder drängt sich bier- und idealdurstiges Volk massenhaft in qualmige Versammlungräume, noch setzen reichbegüterte Central-Wahl-Comités die Rotationspressen des deutschen Reiches Tag und Nacht in Arbeit. Eugen Richter möchte wohl, aber er kann nicht, denn was ist ein Unermüdlicher gegen vierzig Millionen Gleichgültige; Rickert, der sanfte Heinrich, scheint in den Wirren der letzten Wochen so muthlos und nervös geworden zu sein, daß ihn selbst die erfrischende Niederlage seiner geldsammelnden Berliner Börsenfreunde nicht mehr aufzurichten vermag. Wie man sagt, leidet er seit der Trennung von Albert Träger an hochgradiger Schlaflosigkeit, und in der That muß die plötzliche Entwöhnung von diesem mohnköpfigen Lyriker auch den stärksten Organismus bedenklich erschüttern; jedenfalls spürt die verehrliche Wählerschaft diesmal wenig von dem Löweneifer für Wahrheit, Toleranz und Freihandel, womit er sich sonst muthentbrannt in die Wahlschlacht zu stürzen pflegte. Auch anderen fractionellen Größen fehlt der heilige Enthusiasmus früherer Jahre. Sei es nun, daß ihre Unentwegtheit in den Krebs-Monaten ohne R gesetzmäßig zurückgeht, sei es, daß die respectiven Frau Gemahlinnen unpatriotisch genug auf ihrer gewohnten Badereise bestehen und den ihnen civilrechtlich angetrauten Volksmännern Tag um Tag gereizten Tones bezügliche Vorlagen machen: so viel ist augenscheinlich, an der richtigen, frommen Wühllust mangelt es diesmal allenthalben. Die Wählermassen folgen lieber dem reichsfeindlichen Rathe Freund Trojans und setzen sich Abends eine kleine Bowle an, statt den begeisterungdurchtränkten, aber doch mehr wässerigen als moselweinhaltigen Reden ihrer erprobten Vertreter zu lauschen; spärlich nur und selten kommt ein Flugblatt geflogen, sich unter unserem Fuß niederzulassen, und die geschätzten Partei-Vorstände hören in den für theueres Geld gemietheten Locales oft noch fünf Minuten vor Eröffnung des Meetings kaum einen Hauch. Warte nur, balde ruhest Du auch. Selten nur sieht man die Hausthüren mit blutrothen und schneeweißen Aufrufen „An die Gewehre!" verunziert; melancholisch gesteht in jeder Nachtausgabe die „Freisinnige Zeitung" ein, daß ihre Klingelbeutel noch immer leer sind. Und seitdem der Reichstag nach Hause geschickt worden ist, haben sogar die wüsten Schimpfereien ein Ende genommen, alle „Lumpen" und „infamen Schufte" im deutschen Lande sind verschwunden; die schon argwöhnisch gewordenen Polizeibehörden, anfänglich entsetzt über das im Reichstage hervorgetretene Maß „sittlicher Verworfenheit", sehen, wieder beruhigt, von einer Erhöhung ihrer etatmäßigen Stärke ab. Zum großen Leidwesen erwerbsüchtiger Irrenärzte werden nicht mehr Tag um Tag ein Dutzend Parlamentarier von ihren Gegnern für „geistesabwesend", „blödsinnig" oder von „moral insanity befallen" erklärt; der seit Beginn der vorigen Reichstagsession rapid gestiegene Procentsatz politischer Geisteskranker nimmt zusehends ab. Alles dies und der glückliche Umstand, daß Alexander Meyer sich entgültig entschlossen hat, seine hervorragenden geselligen Talente hinfort nicht mehr in der Landesvertretung, sondern nur noch in Thiergartenvillen leuchten zu lassen, wo man zu ihrer Würdigung weitaus befähigter ist als in der Leipzigerstraße, erfüllt unsere Herzen mit froher Zuversicht und läßt uns auf einen erbaulichen Ausgang des Militär-Geduldspieles hoffen. Ja, wär' ich im Preßbureau des Herrn Reichskanzlers beschäftigt oder fühlte sonst eine beschleunigte Abnahme meiner intellectuellen Kräfte, aus der allgemeinen Apathie der Wählerheere schlöss' ich kühn auf die gesteigerten Aussichten des Amendements Huene.

Lenzstimmung erwacht. Unter denjenigen Patrioten, die dem Kaiser begeisterte Lobhymnen sangen, weil er kurz vor der Reichstag-Auflösung seine einfache Pflicht gethan hatte und von Rom nach Berlin zurückgekehrt war, finden sich jetzt einige, die mit wohlthuender Wärme für den sofortigen Antritt seiner Nordlandfahrt plädiren; scheint ihnen doch, nachdem der grimme Freisinn auf Nimmerwiedersehn auseinander gegangen ist und der Herzog von Cumberland sich als deutscher Bundesfürst für die Militärvorlage erklärt hat, jedes Wölkchen am Maienhimmel geschwunden. Fast möchte man wünschen, diese Politiker wären zart in Mull und Tüll gekleidete, tief ausgeschnittene Balldamen, da dann ihre liebreizende Naivetät wesentlich erfrischender und anziehender wirken würde; aber wir wollen nicht zu viel verlangen und dem Herrgott auf jeden Fall für sie dankbar sein, selbst in ihrem jetzigen, bedauernswerthen Zustande, mit ihren durch angestrengtes, wenn auch erfolgloses Nachdenken gelichteten Schädeln, ihren decolletirungunfähigen Busen und ihren dünnen Preßbüreau-Beinen. Denn es ist, wenn schon weiter nichts, doch ein wahrer Trost, zu wissen, daß es noch heute Menschen gibt, die, gegen gute Bezahlung natürlich, aufrichtig an einen Sieg der Regierung bei den bevorstehenden Wahlen glauben. Hinfort darf Niemand behaupten wollen, aus den Herzen unseres Volkes sei aller Idealismus geschwunden, wir seien ein Geschlecht öder Skeptiker und phantasieloser Barbaren. Das offiziöse Preßbüreau widerlegt, gegen gute Bezahlung natürlich, all diese thörichten Anklagen auf's Glänzendste; wenigstens hat es nie gläubigere und vertrauensvollere Gemüther, nie Menschen von solcher holden Einfalt und solchem Schwunge der Einbildungskraft gegeben, als zur Zeit auf dem Preßbüreau ihre Federn schlecht und recht, daß heißt, mehr schlecht als recht ist, für des Reiches Herrlichkeit schwingen, gegen gute Bezahlung natürlich.

Wir Anderen, denen ein Gott die köstliche Gabe absoluter Harm-

losigkeit neidisch versagt hat und die sich nicht rühmen dürfen, völlig mit Blindheit geschlagen zu sein, wir Anderen wissen, was die träge Ruhe, die Interesselosigkeit der Wählermassen diesmal zu bedeuten hat. Die Schlacht ist entschieden, ehe sie beginnt. Der 15. Juni, sagen wir, die ihm folgenden hundert bis zweihundert Stichwahlen, werden eine Mehrheit in den neuen Reichstag bringen, wie sie erdrückender noch keiner deutschen Regierung gegenüber gestanden hat. Wer jetzt, sein Ränzel auf dem Rücken, das deutsche Land durchwandert und so im Stande ist, die Stimmung der Leut', der kleinen wie der großen, kennen zu lernen, wird auch im Stande sein, schon heut ein Tableau des Wahlresultates zu entwerfen. Und Graf Caprivi, der den freisinnigen Zeitungen zufolge sonst so gut bediente, und Kaiser Wilhelm, der aufhorchsame und intelligente, hätten sich wohl bedacht, den schlechten Reichstag von 1890 davonzujagen, wenn sie gewußt hätten, was jeder politische Wanderbursch weiß: daß es nämlich heuer nur schlimmer kommen kann, besser aber keinesfalls. Längst hat sich der Wähler sein Urtheil gebildet. Die fieberhaft gährende Unzufriedenheit lechzt danach, sich klar und unumwunden zu documentiren. In die Wahlversammlungen geht Niemand, von den paar Skandalbrüdern abgesehen, die Morgens an Verdauungbeschwerden leiden, wenn sie sich Abends vorher nicht die Kehlen heiser brüllen konnten. Der Wähler ist diesmal nicht, wie sonst wohl, im Zweifel, ob seine Ansicht auch wirklich die richtige sein möchte; er verspürt auch gar nicht das Bedürfniß, sich in dieser Ansicht vom obersten Parteigötzen bestärken, festigen zu lassen. O nein. Er trägt den Stimmzettel für den 15. Juni bereits in der Brusttasche bei sich. Und wenn ein Großer im Reiche Harun al Raschid-Gelüste empfände und sich unter das Kleinvolk mischte, und wenn dieser Große so streng constitutionell gesinnt wäre, wie Bamberger beispielsweise oder die politische Strohwittwe Salisbury's, die arme Queen Victoria — er arbeitete sich jetzt schon eine Ministerliste aus, darauf die Namen Bebel (Inneres), Ahlwardt (Finanzen) und Richter (Auswärtiges) figurirten.

In mehr als einer Beziehung ist es ja von unschätzbarem Nutzen, daß die derzeitig leitenden Staatsmänner in weitesten Kreisen rühmlichst unbekannt sind und sich ängstlich bemühen, keine unpassende Größe an den Tag zu legen. Ganz abgesehen von den mannigfachen Mißständen, die ministerielle Berühmtheit mit sich bringt — die Regelung der Denkmals-, der Einladung-, auch der Pensionsverhältnisse wäre ungemein schwierig, und schon der Wunsch, seinem Lande nicht zu viel Geld zu kosten, wird jeden braven Staatsdiener vor dem Trachten nach Unsterblichkeit bewahren — ganz abgesehen hiervon glaube ich, daß die Erkenntniß unserer „Lage" jeden hellsehenden, oder gar genialen Staatsmann zur Verzweiflung bringen müßte. Keine Partei, kein Stand im Reiche ist mit der Regierung zufrieden: der Klassenkampf, der Brotkrieg tobt mit unerhörter Heftigkeit; eine dumpfe Wuth, die Empfindung, daß es so keine zehn Jahre mehr weiter gehen könne, hat von Millionen Besitz ergriffen; fanatischer Haß gährt in den Köpfen all dieser Kleinen und Gedrückten; da ist nichts mehr, vor dem sie Ehrfurcht fühlten oder andachtvolle Scheu. Die Gebildeten, deren Gedanken weit weniger vom Kampfe um's nackte Leben erfüllt scheinen, sind darum nicht glücklicher und zufriedener als ihre bedrängten Brüder. Sie sehen das Verhängniß mit Riesenschritten nahen und die Wetterwolken der sozialen Revolution heraufsteigen; zum Theil fehlt ihnen das Verständniß für die fürchterliche Gefahr und nur eine fieberische Unruhe, wie vorm Gewitter, macht sich in ihren Reihen bemerkbar; dem anderen Theil aber eignet etwas wie Kassandragabe, und mit bangem Entsetzen, mit steigendem Ingrimm blicken sie auf eine Regierung, deren Mitglieder fast ausnahmlos ihrer Zeit und den Aufgaben dieser Zeit nicht gewachsen sind. Sehnsuchtvoll richten sich da immer wieder alle Blicke auf den einen, den großen Mann, der allein fähig scheint, den Sturm zu beschwören; und so überzeugend, mit so haarscharfer Logik ihnen immer wieder bewiesen wird, daß an seine Rückkehr nicht zu denken ist, so innig klammern sich doch alle Herzen an ihrem Herzenswunsch fest. Und jeder Schimpf, den man diesem einen Manne anthut, jede Vernachlässigung, deren man sich ihm gegenüber schuldig macht, verletzt tödtlich auch die Empfindungen der Ersten und Besten unseres Landes. Wer daran arbeitete, kurz vor den Wahlen eine Versöhnung des Kaisers mit Bismarck herbeizuführen, war ein so feiner und kluger Politiker, wie man ihn im heutigen Deutschland kaum noch vermuthet hätte; wer das that, kannte sein Volk und das Gewissen seines Volkes. Durchsichtig genug war der Beweggrund zu diesem Schritt, um die Kaperung von Wahlstimmen handelte es sich; aber wäre er zur Ausführung gelangt, es hätte sich Niemand an den Motiven gestoßen, es hätte für jeden Deutschen das Mittel den Zweck geheiligt. Und nicht nur Zehntausende von Wahlstimmen, nein, was ungleich mehr werth ist: tausend begeisterte, feurige Agitatoren wären der Regierung sicher gewesen, die heute nur frostige, mißmuthige, aus kühl opportunistischen Gründen zu ihr stehende Anhänger hat.

Es gibt keine Macht der Welt, die heute deutsche Gemüther so zu bewegen vermöchte, wie ein Wort des Fürsten Bismarck es könnte. Ich bin ein Monarchist, und das nicht allein, weil meine Vernunft mich in ihr die derzeitig vernünftigste Regierungsform erblicken läßt; ich erhoffe allein von einer starken Krone die Lösung der brennenden wirthschaftlichen Fragen, die Errettung unseres vom Industrialismus niedergetretenen Volkes aus sozialer Noth. Aber ich verhehle mir keine Secunde lang, daß ihr zu solcher Heraklesthat heute noch die Muskeln fehlen, und daß ihr das Vertrauen im Volke dazu fehlt. Ich weiß, daß zu allem Unglück nicht sowohl die niederen, als gerade die höchst gebildeten Volksschichten den Handlungen und Reden des Kaisers tiefen Argwohn entgegenbringen. Während häufig, zumal bei unserer Bauernschaft, bei unserem Kleinbürgerthum, erquicklich vernünftige Urtheile über den jungen Fürsten laut werden, hat sich in der Provinz bei der geistigen Elite fast durchgängig eine thörichte, mißtrauische Verbissenheit wider den Monarchen eingenistet, die nur schwer und nur in sehr vertrautem Gespräch auszujäten ist. Wir wissen alle, wodurch diese Zustände herbeigeführt worden sind. Des Kaisers prächtiger, jugendlicher Elan, der die Schäden der Zeit mit raschem Anlauf beseitigen wollte; sein stolzes, königliches Selbstgefühl, das uns Gewißheit von edlem und ernstem Wollen gibt — sie gerade waren es, die verletzten. Während der bedächtige Zuschauer sich all dieser Kraftäußerungen freute, in ihnen Vorboten späteren geistigen Heldenthums sah und darüber gern die Eigenartigkeit ihrer Form vergaß, ja, während ihm vielleicht just diese Form all in ihrer trutzigen, rischen Kraft gefiel, zerlegten die constitutionell Erzogenen sie in tausend kleine Bestandtheile und deuteten an jedem Einzelnen so lange herum, bis den Philistern und den Aengstlichen nicht nur heimlich im Busen bang wurde. So ward denn der Kaiser für all diese Vorsichtigen und Langsamen ein Mann, dem sie nicht in Liebe und bedingungloser Hingabe vertrauen, nein, dem sie kühl zweifelnd und voll Furcht in's Auge blicken. Dem Monarchen ist das kaum lange verborgen geblieben; es schmerzte ihn, seine redlichsten Absichten so verkannt zu sehen, und unwillkürlich klang von nun an ein scharfer Ton aus all seinen Worten heraus. Zum Unheile des Vaterlandes bessert sich das gegenseitig gespannte Verhältniß nur langsam . . .

Darum thut der Monarch Recht, wenn er auf eine Proclamation „als Bundesfeldherr" an die Bevölkerung verzichtet, und darum darf man den gelegentlichen Ansprachen, die er aus redlichem Herzen heraus, für das Glück der Militärvorlage wie jeder Patriot besorgt, an seine nähere Umgebung richtet, nicht das Gewicht „einer entschiedenen Parteinahme" beilegen wollen. Weit weniger als sonst wann ist jetzt die Zeit, das Ansehen und den Namen des Kaisers für den Entwurf auszuspielen. Dieser Entwurf wird Gesetz werden, denn er muß es, wir bedürfen seiner wie wir des täglichen Brotes für unsere Existenz bedürfen; aber vor dem ersehnten Ziele wird er noch schwere Niederlagen erleiden. Die Wahlqual endet keineswegs mit dem 15. Juni. Und Pflicht jedes Freundes von Thron und Vaterland ist es, dafür zu sorgen, daß der böse Eindruck dieser unvermeidlichen Schläge gegen die Regierung nicht auch des Kaisers Majestät schädigt. Sie kann aus all dem Gewirr nur dann unverletzt hervorgehen, wenn sie einstweilen in strenger Neutralität verharrt. Caliban.

# Die Berliner Kunstausstellung.

## II.

Unlängst saß ich gegen Abend beim Festessen in einem Saale, als dessen Oberlichtfenster plötzlich die Aufmerksamkeit auf sich zogen: Woher kam das märchenhaft tiefe Blau, in welchem sie leuchteten, ein Blau von so reiner, voller Tönung, wie es selbst die Glasmalerei kaum herzustellen vermag? Im Saale brannte schon das Gas. Draußen, jenseits der Fenster konnte kaum etwas Anderes sich befinden, als der abendliche Himmel. Entwickelte dieser heute die gewaltige Farbenpracht, welche die Grotte von Capri überblaute? Man trat auf den Balcon hinaus. Die Sonne war längst untergegangen, verdrießliche graue Wolken deckten den Himmel. Die Stimmung in der Natur hatte nichts ungewöhnliches. Man sah zu den Fenstern auf: Sie strahlten freundlich das gelbe Licht des Gases in die Dämmerung hinaus.

Nur der Toncontrast hatte die Fenster so blau erscheinen lassen — darüber war man sich bald klar. Neben dem Gelb des künstlichen Lichtes erschien das Graublau der Natur doppelt farbig. Man ging hin und wider, um die Wirkung zu prüfen. Man öffnete die bisher verhängten Fenster und schaute vom Zimmer aus in die Landschaft: Mit der Ausdehnung der Fläche schwand die Entschiedenheit der Färbung. Aber selbst die im Sehen weniger Geübten waren über den wunderbaren Blauduft erstaunt, der auch jetzt noch die Bäume und Häuser, die Wolken und das Wasser umfärbten. Wieder erschien es, als spannte sich vor die Fensteröffnungen ein farbiges Glas, welches alle verschiedenartigen Töne in der Natur auf einen einzigen hin umwerthet.

Es waren starke Mittel der Natur, durch welche diese hier ihr Wesen offenbarte. Neben mir saß ein Mann, der mich schon oft mit der Frage gelangweilt hatte, ob es denn eigentlich mein voller Ernst sei, wenn ich meist die verrücktesten Bilder am meisten lobe. Diesem bemühte ich mich die Erscheinung des Abends in's Gedächtniß einzuprägen. Ich hoffte, daß ihm die ganze Gewalt des Tones, die er, im Bilde gesehen, bespöttelt haben würde, einmal an diesem Beispiele klar werde. Und sichtlich gab er sich Mühe zu sehen, er erkannte wie eine Offenbarung, daß hier wirklich die Bäume und die Dächer blau erschienen, daß es nicht eine Phantasterei der Maler sei, sie so zu malen, sondern ein Ergebniß scharfer Beobachtung. Mit Staunen empfand er, wie wenig er bisher die Natur gesehen habe!

Ich traf den halb Gewonnenen wieder vor einem der „verrücktesten" Bilder der Ausstellung, vor Peter Behrens' „Gegen Morgen". Ein Kaffeehaus, ein einzelner Zecher; das Local ist noch erleuchtet, tonmächtiger ist aber schon das blaue Dämmerlicht durch die großen Scheiben hereingebrochen, mit Gewalt den gelbrothen Gasschein verdrängend. Und ich erkannte meinen Freund kaum wieder: Er vertheidigte das Bild gegen die Lacher, er verschwor sich, es sei wahr — obgleich jene nun ihn für verrückt oder mindestens für farbenblind erklärten; ja er behauptete kecklich, das Bild sei sehr schön — bis ihn jene kopfschüttelnd stehen ließen. Und dann wendete er sich zu mir und sagte: „Wenn die Kerls nur die Augen aufmachen wollten!"

Und wir traten vor Max Klinger's Bild „L'heure bleue".

„Noch lange nicht blau genug!" sagte mein Freund im Eifer jungen Wissens und Erkennens, „das müßte noch viel blauer sein. Ich habe es ja gesehen — in der Natur; in jener schönen Abendstunde, wie die Welt so farbig ist — das malt mir kein Maler . . ."

Auch in Klinger's Bild ist derselbe koloristische Conflict: Ein Feuer brennt am Meere im Dämmerlicht der Nacht, von Steinen dem Beschauer verdeckt, und bescheint drei Menschen. Sie thun nichts, diese Menschen, als sich bescheinen lassen; sie sind nichts als Menschen. Es wird keine Anekdote im Bild erzählt, es besteht keine geistreich angedeutete Wechselbeziehung zwischen dem kauernden Jüngling, dem liegenden oder dem aufrecht stehenden Weibe; sie sind alle drei nackt, aber trotzdem „reizlos", d. h. sie haben keinen Zug, welcher ihre Sinnlichkeit verräth und fremde Sinnlichkeit anzuregen bemüht ist; aber sie sind lebendige Wesen in voller Kraft, Menschen, geboren zu leben und zu lieben, Menschen mit gesunden Sinnen, denen es nicht an Muskel und Nerv zur Leidenschaft fehlt.

Klinger hat seine Arbeit eine „Studie" genannt. Sie ist mehr als eine solche, sie ist ein fertiges Bild. Der Gegenstand ist zwar sehr einfach, aber er ist reich durch die Entschiedenheit, mit der er erfaßt, und die Deutlichkeit, mit der er zum Ausdruck gebracht ist. Es liegt System darin, daß die drei Figuren jede für sich so gesondert im Raum steht, keine die andere nach der Regel der Composition überschneidet, ein zur Plastik hindrängendes System, welches die Mitglieder der neurömischen Schule gemeinsam haben, das Marées wohl dem Botticelli absah, vielleicht sogar unbewußt von ihm entlehnte. Das Ziel der Bilder aller dieser Maler ist, daß es aus sich selbst heraus wirke, ohne Mithilfe des „Sujets" oder der Embleme. Ein einfaches Naturobject soll unter den besonderen Umständen, in welchen es gesehen wurde, völlig deutlich in die Erscheinung treten. Die Eindrücke, welche draußen nicht geschlossen auf uns wirken und daher auch nicht rein empfinden, sollen im Bilde gesondert zur deutlichen Einheit gefaßt werden, so daß das Bild die Natur in ihrem Stimmungswerthe uns erklärt, daß der einzelne Mensch als Ganzes begriffen werde. Klinger hat selbst die Forderung aufgestellt, das Bild solle überphantastische, allegorische oder novellistische Zuthaten vermeiden, dagegen Vollendung der Darstellung in Form, Farbe, Ausdruck und Stimmung suchen. Es soll sich nach innen concentriren, ein Ausschnitt der Welt, aber als solcher einheitlich sein. Und es werde den höchsten Ansprüchen genügen, wenn es dem Maler gelingt, die Erscheinung der Welt durch seine Augen dem Beschauer glaubwürdig zu zeigen.

Ich will gleich vorausschicken, daß sich mancherlei sagen läßt gegen diese Ansichten, die Klinger in seiner Broschüre „Malerei und Zeichnung" (München, Ulrich Putze) näher entwickelte. So wenig wie ein zünftiger Aesthetiker hat er, der Künstler, ein Bildgesetz gefunden, dem Jeder sich zu fügen hat. Es war wohl auch nicht seine Absicht, ein solches Gesetz zu geben. Aber er zeichnete sich selbst das Gesetz vor. Er lehrte der Welt erkennen, was er will, und ließ ihr die Prüfung, ob das Gewollte gut und ob es erreicht sei.

Es ist hier nicht der Ort, das genauer zu untersuchen. Es soll hier Kritik getrieben werden, nicht Aesthetik. Kritik aber ist der Vergleich zwischen den vom Künstler im Kunstwerk dargestellten Anschauungen und jenen des Beschauers. Bei diesem Vergleich kann das Kunstwerk sich als minderwerthig erweisen, vielleicht aber auch der Beschauer. Es ist daher in unserer kritisch gestimmten Zeit wohl erlaubt, einmal das Kunstwerk den Kunstschreiber kritisiren zu lassen, das heißt, vor einem Bilde den Werth dessen, was über dieses gesagt wurde, zu prüfen. Es wird dies zur Pflicht, wenn das Bild ein wahrhaft bedeutendes Werk ist. Wer Klinger's Arbeit sah, wer den Mann in seinen Werken suchte, wer sein Streben beobachtete, der weiß, daß er einer der ernstesten deutschen Künstler ist. Er mag fehlen, es mag sein Können dem Wollen nicht genügen, aber er ist zweifellos ein Mann, dem man die öffentliche Achtung nicht versagen darf. Ihm nicht und nicht seinem Bilde.

Hören wir nun, wie ihn die Kritik in Berlin behandelt! Ludwig Pietsch findet zunächst, daß er „mit den Tendenzen der Modernen nicht das Mindeste gemein habe." Adolf Rosenberg erklärt dagegen, er sei „ein Nachahmer der modernen Franzosen im Stil eines Besnard." Die beiden Herren mögen den Streit unter sich ausfechten, wer von ihnen das minder Verkehrte gesehen habe. Die Urtheile beweisen nur, daß Pietsch glaubt, es gebe ein Rezept, wie man modern zu sein habe und daß er den nicht für modern hält, der dies Rezept nicht befolgt, und daß Rosenberg die von ihm schon zur Genüge bewiesene Eigenschaft der sachlichen Verständnißlosigkeit noch einmal feierlich zu bestätigen sich verpflichtet fühlte. Pietsch schreibt weiter: „Klinger's wunderliches großes Bild, das den entsprechend wunderlich gewählten und gesuchten Titel „L'heure bleue" führt, läßt gar zu sehr die vergeblich gebliebene Qual und Mühe des Malers bei der Ausführung, bei der Verwirklichung seines sonderbaren Traumgesichts erkennen. Anscheinend in der eben beginnenden ersten Morgendämmerung sieht man am Meeresufer drei nackte lebensgroße Menschengestalten um ein hinter großen Steinblöcken entzündetes, von letzteren halb verborgenes Feuer gruppirt. Die nicht vom Gluthschein getroffenen, sich scharf davon abgrenzenden Parthien sind von der beginnenden Morgendämmerung, dem Schein der „blauen Stunde" bläulich angehaucht; wo diese Bläue noch ein wenig über die Schattengrenze hinüberstreift, bilden sich grünliche Töne, die eine fatale Aehnlichkeit mit dem von der Verwesung erzeugten haben. Mußte denn aber diese ganze nackte Gestalt, an welcher der Maler sein Beleuchtungsexperiment strenger noch als an den anderen beiden durchzuführen bemüht gewesen ist, darum nothwendig ein solches „corpus vile", so kläglich und unglücklich gewachsen, mit zwei so „kort' Aermche", so welken Brüsten, so schwammigen wulstigen Hüft- und Leibparthien, so häßlichen Füßen und Beinen begabt sein, wie diese sonderbare Nachtschwärmerin? — Nicht besser ist die ebenso hüllenlose, aber in vollem Tageslicht am Meeresufer ausgestreckt ruhende angebliche „Nymphe" Klinger's von der Natur oder ihrem Maler ausgestattet. Angesichts dieser Zeichnung, Modellirung, Farbe und Behandlung eines Werks von einem so mächtig und hoch begabten Meister wie Klinger, fragt man sich nur immer: „wie ist es möglich?!" — und findet keine Antwort darauf."

Es ist kein Wunder, daß Herr Pietsch keine Antwort findet. Bei Rosenberg würde er sich auch vergeblich Rath holen. Aber er empfindet doch, daß das Bild ernst ist. Es gibt nun ein sehr gutes Mittel, über Dinge, die man nicht versteht, anständig hinweg zu kommen, bis man sie begreifen gelernt hat, nämlich das Schweigen. Ehe er schweigt, beweist Pietsch lieber mit seiner kindlichen und doch boshaften, immer aber gleichmäßig flachen und allem Mittelmäßigen holden Kritik so recht deutlich, daß er nicht zu sehen gelernt habe. Er hält das Bild für ein Traumgesicht, während es ein Stück Natur ist, ein sorgfältig unter besonders schwierigen Verhältnissen treu beobachteter Menschenkörper, welcher freilich anders ausschaut, als ihn Ludwig Pietsch sieht, wenn er auf die Fleischbeschau geht, und die Natur im Korsett decolletirter Commerzienräthinnen und Bühnengrößen sucht. Ihm erscheint dieser Körper mißbildet, weil er nicht zu erkennen vermag, wie die ihn umspielenden Lichtbrechungen jede Schwingung der Haut hervorheben; er spricht von welken Brüsten, weil diese, von unten beleuchtet, nicht die ihm gewohnte Abtönung zeigen, er versteht das weiche Leben um Hüfte und Leib nicht, weil die Streiflichter der Formen stärker hervorheben, er fragt: „Wie ist das möglich?" weil sein gänzlich verbildeter Geschmack ihn unfähig macht, einen Künstler wie Klinger zu begreifen. Aber er läßt das Witzeln nicht, obgleich er sehr wohl fühlt, daß er hier einem Manne gegenüber steht, dem er in keiner Weise geistig gewachsen ist. Gerade der Umstand, daß die ruhige Kraft Klinger's sein Irrlichteriren so gründlich überragt, reizt den Kritiker, sich mit Bosheiten zu rächen, gerade der gründliche Ernst lockt seine geschwätzige Flüchtigkeit zu ein paar besonders gewagten Bocksprüngen hervor.

Der Bildhauer Hähnel pflegte von solcher Kritik zu sagen, sie wirke nach der Art der Fliegen, welche unsere Stubendecken beschmutzen: Sie spritzen ihren Mist nach oben! Man könnte wohl vornehm zu dieser Fliegenkritik die Achsel zucken, wäre Pietsch nicht früher, als er noch das Streben der Künstler verstand, noch in der damals jungen Kunst als ein geistig Junger lebte, ein Besserer gewesen, und wäre seine Art zu urtheilen nicht typisch für Berlin und er nicht der Mann, welcher das Geschick hat, heute zu sagen, was Berlin morgen denkt; wäre es nicht die ganze Berliner Kunstbarbarei, welche aus solchen Kritiken traurig hervorschaut!

Sehr bezeichnend ist Pietsch's Bemerkung, daß die grünlichen Töne der stehenden Figur eine fatale Aehnlichkeit mit dem von Verwesung haben. Man sieht sehr deutlich, wo das hinaus will. Wo sich Blau und Gelb mischen, da gibt es Grün. Das weiß auch Pietsch. Aber damit die satten Beschauer nicht an den Ernst des Todes gemahnt werden, was ihre Verdauung stören könnte, würde Pietsch als Maler sicher etwas Anderes statt des allein richtigen Grün dorhin gesetzt haben, was nach seiner Ansicht schöner ist als die Natur, was also nicht die Natur, sondern „Idealismus" ist!

Ich weiß es sehr wohl, daß in der „L'heure bleue" wie in der „Pietà" Klinger's noch nicht Alles kloppt. Man sieht den Bildern noch den Schweiß der Arbeit an. Sie sind nichts weniger als virtuos, sie sind Studien in dem Sinn, als der Maler an ihnen zu lernen sich eifrig bemüht zeigt. Man sieht hinter der Leinwand den Mann, der sie schuf: Einen sorgenden, ernsten, kämpfenden, zweifelnden, hoffenden Mann. Einen, der nicht rasch mit sich fertig wird, sondern der unermüdlich an sich arbeitet, der zu verstehen sucht und sich verständlich zu machen sucht; eine einsame Seele, deshalb einsam, weil sie in sich abgeschlossen ist und es bleiben will; ein Mann, der Auge und Hand mit heißem Bemühen übt, um zur Natur in ein unmittelbares Verhältniß zu treten und der alle bequemen Hilfsmittel ablehnt, alle Vermittler aus alter und neuer Zeit; ein Künstler, der dauernd ein Lernender zu bleiben sich entschloß, weil kein Meister sein Ziel ist, sondern er aus sich selbst heraus in der Unendlichkeit das Ziel sucht. Ein Denker, nicht ein Erzähler; ein Bildner, nicht ein Illustrator; ein Maler, nicht ein Colorist; ein ganzer Mensch mit vielen Gaben und manchen Mängeln, aber doch vor Allem ein Mensch, ein in sich geschlossenes um seiner selbst willen beachtenswerthes Wesen, nicht das Mitglied einer Schule, Gilde, Zunft. Den Mann muß man verstehen lernen, sich ihm einordnen, will man sein Werk verstehen. Und darum verhöhnen ihn die Pietsche, welche sich nicht vorstellen können, daß man einen Menschen vertragen könne, der anders denkt und wirkt, als eben die Pietsche.

Die Dresdner Gallerie hat Klinger's „Pietà" gekauft. Ich gratulire dem Director Woermann aufrichtig zur Wahl und zum Muth der Wahl. Jeder — mit Ausnahme natürlich von dem unaussprechlichen Rosenberg — sieht's, daß es ein sehr ernstes Bild ist, welches vor uns steht, selbst Pietsch verging das Lächeln der Ueberlegenheit auf einige Augenblicke, auch er konnte sich vor dem Bilde für zehn Zeilen zum Ernst sammeln. Wenn er später wieder in jenes Witzchenmachen verfiel, mit dem sich der innerlich Ergriffene aus der ihn bewältigenden Stimmung herausreißt, so beweist doch schon die kurze Wirkung auf den des Haltes Entbehrenden, daß hier tiefe Wahrheiten gepredigt werden. Es ist schwer, das in einfacheren Worten zu thun. Wer z. B. die Schrift der verschränkten Hände der Mutter Gottes und des Apostel Johannes bis auf den Grund verstehen lernt, der weiß von Bitte um Trost und gewährender Liebe zu erzählen. Wer den stummen Schmerz der Mutter Gottes sieht, in dem die Kraft zum Abschiede sich in einem tiefen, den Kopf zurückwerfenden Ausathmen gesucht wird, der empfindet, daß hier der Trost von innen kommt, der Trost, welchen der Zweck von Christi Tod in sich birgt — er müßte denn ein zünftiger Kritiker sein. Pietsch sagt freilich, es sei in diesem Gesicht das „Schnüffeln" dargestellt. Und er hat Recht: der „seltsame Ausdruck ist mit ungeschminkter Wahrheit wiedergegeben, den Gesichter nach vielem Weinen, wenn die Thränen versiegen, annehmen." Wer den Schmerz kennt, kennt auch diesen Zug. Aber wer Witze über ihn macht, den pflegt man nicht gern um sich zu dulden.

Es ist ein gewaltiges, ernstes Bild, welches in Deutschlands vornehmste Gallerie kommt. Es wird neben den Werken der größten Meister hängen. Es wird dort für alle Zeiten bekunden, daß wir 1893 ein Stil in der Malerei hatten, der unabhängig von den Alten seine Quellen in der Natur suchte, daß wir Maler hatten, welche nicht nach den Recepten früherer Kunstgerichte suchten, sondern selbst ihren Brei sich zu bereiten verstanden, und daß es unserer Zeit nicht an dem Ernst gebrach, welcher zum Göttlichen sich hindrängt und das Menschenthum zum Unendlichen, das Leid zur Liebe in Beziehung bringen will.

Die „Pietà" ist ein Bild, welches allezeit kunstgeschichtlichen Werth behalten wird. Ob es allezeit als Kunstwerk so hoch geschätzt werden wird, wie ich es schätze — wer weiß dies mit Sicherheit zu sagen, wer will die Zukunft vorauszubestimmen sich unterfangen? Aber es wird nie in die Rumpelkammer verschwinden, in der alle jene Werke wandeln, die einst dem mittleren Geschmacke der Menge behagten. Es wird bestehen in jener Achtung, welche ernste Menschen ernstem Streben nie versagen werden.

Cornelius Gurlitt.

## Notizen.

Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit. Von Heinrich Düntzer. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger). Von allen Goetheforschern ist Professor Düntzer ohne Zweifel der genauste Kenner wenigstens des äußeren Lebens des Dichters und der in's Endlose wachsenden Goethe-Literatur. Darum haben wir erwartungsvoll nach dem obigen Buche gegriffen, das in der alten und nicht mehr aus der Welt zu schaffenden Friederikenfrage viel Neues und Wichtiges mittheilen würde, wenn es auch, wie wir zum Voraus wußten, nur den bekannten Standpunkt Düntzer's vertheidigen sollte. Nachdem wir uns nicht ohne Mühe durch die 150 Seiten der Schrift hindurchgearbeitet, können wir unser Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken. Die „vorurtheilsfrei eindringende Untersuchung", auf die sich der Verfasser so viel zu gute thut, ist nichts weiter, als eine sehr willkürliche Interpretation von Goethe's Lebensbeschreibung und Briefen, und die Friederikens Unschuld „schmunzelnd verdächtigenden" Gegner werden fast nur durch grobe Kraftworte, wie „Unwahrheit", „Fälschung" ꝛc. bekämpft, was wohl die Schwäche der Beweisführung verdecken soll. Düntzer macht es sich auch gar zu bequem. Was Froitzheim erkundet hat, ist vorweg haltlos, Friederike und Goethe bleiben ein rein ideales Liebespaar, die Zeugnisse der Sesenheimer u. s. w. sind schändliche Verleumdung. Die Leser der „Gegenwart" werden sich erinnern, daß wir in Nr. 50 v. J. auf das Altweibergeschwätz der Elsässer und auf Froitzheim's Entdeckung des mythischen Straßburger Pastetenbäckers wenig Gewicht gelegt hatten, weil uns Friederikens Mutterschaft in diesem Falle noch nicht erwiesen schien. Das Zeugniß des ehrwürdigen Predigers Gambs über seine Studentenliebschaft mit Goethe's „Braut" scheint uns aber auch heute noch so gewichtig, daß wir Düntzer nicht um die Leichtherzigkeit beneiden, womit er das Tagebuch einfach als Renommisterei, den jungen Theologen als Bruder Liederlich und die für seine Söhne geschriebenen Bekenntnisse als das Gefasel eines goetheseindlichen Muckers verdächtigt. Wenn es seine Gründe zu stützen gilt, ist Düntzer überhaupt in seinen Mitteln wenig wählerisch. Um die leider undatirten Briefe Goethe's an Salzmann recht harmlos erscheinen zu lassen, stellt Düntzer ihre herkömmliche Reihenfolge um, so daß die verzweiflungsvollen Zettel an den Anfang zu stehen kommen und Goethe's Abreise von Straßburg als ein ganz geordneter Rückzug erscheint. Wenn am 5. October Goethe an Salzmann verdächtige Anspielungen macht, so decretirt Düntzer, daß beileibe nicht von Friederiken die Rede sei, sondern bloß von den Freunden Jung und Lerse. Und wenn der Dichter sich in Selbstanklagen gefällt, so gilt dessen eigenes Wort dem Professor plötzlich gar nichts mehr, denn „Goethe hat mancherlei nicht zutreffende Bemerkungen über seine Werke gemacht, wie daß Weislingen das Ergebniß seiner eigenen selbstquälerischen Büßung sei." Das muß Düntzer natürlich viel besser wissen. Selbstverständlich ist auch Lenz ein Narr und Lügner. Düntzer leugnet, daß Lenz Eifersucht als Grund seines Bruches mit der Sesenheimerin angegeben habe, und ebenso falsch ist unsere Annahme, das Gedicht von dem Candidaten ziele auf Friederike u. s. w. Als ob Goethe die Handschrift jenes Gedichtes nicht von Friederike oder Schlosser hätte bekommen können! Kurz, die „auf Kosten Goethe's erdichtenden Gegner" haben da einen Widersacher gefunden, der sie im Erdichten weit übertrifft, aber seine Phantasien kommen uns doch nicht entfernt so wahrscheinlich vor, wie die Hypothesen Froitzheim's und seiner sich mehrenden Anhänger. Düntzer klagt am Schlusse seines Buches, daß sogar Woldemar von Biedermann zu ihnen übergegangen sei; nun, in einigen Jahren wird er mit seiner Idealisirung der Elsässer Idylle wohl ebenso vereinsamt dastehen, wie schon heute mit seiner platonischen Auffassung von Goethe's Verhältniß zu Frau v. Stein. Es ist wirklich schade, daß die Leipziger Briefe an den liederlichen Genossen Behrisch nicht todtgeschwiegen werden können, daß gewisse Römische Elegien sich nicht als fremde Interpolationen erweisen lassen und daß die verspätete Heirath der Vulpius, zu deren Hochzeit der „frühreife" August das Hochzeitcarmen hätten schreiben können (wie H. v. Kleist spottet), so gar nicht mehr als grobe Unwahrheit zu brandmarken ist, denn die Düntzer, Erich Schmidt, Bielschowsky ꝛc. würden sonst auch diese Kunststücke fertig bringen. Düntzer's Streitschrift ist ein neuer Beweis, daß Goethe nur dem Geiste gleichen darf, den jene Herren begreifen, und daß er nun einmal durchaus auch ein Philister sein soll. z.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit
von Ferdinand Graf Eckbrecht
**Dürckheim.**
2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

**Carl Heymanns Verlag, Berlin W.**
Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:
**Der Rechtsschutz**
gegen
**zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.**
Von
Dr. **Karl Walcker,**
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis ℳ 0,60 bar, postfreie Zusendung ℳ 0,65.

**Die Gegenwart**
**Nr. 15.**
Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:
**Caliban:**
**Die beleidigte Majestät,**
haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.
**Verlag der Gegenwart**
**in Berlin W, 57.**

Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig.

Soeben ist erschienen:
**Drückt die Militärlast?**
Eine zeitgemäße Frage
besprochen von
Dr. J. Jastrow,
Privatdozent an der Universität Berlin.
Preis ℳ —.50.

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

**Rudolf Lothar.**
Der Werth des Lebens. Ein Mysterium. M. 2,—.
Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen. Zweite Aufl. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Soeben erschien:
**Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen**
von
Dr. **Emil Reich.**
18 Bogen 8°. **Preis brosch. Mk. 2,—.**
Ein ganz einzig dastehendes Buch, das gleich bei seinem Erscheinen überall das allergrößte Aufsehen erregte!

Der Verfasser weist nach, wie seit der französischen Revolution die früher, unter dem Adelsregime die höchsten Fragen der Menschheit behandelnde Kunst von ihrer Höhe herabgesunken und in den Banden des Bürgertums gefesselt blieb, wo sie im „Genre" in Kleinlichkeit und Alltäglichkeit unterzugehen drohte. Erst dadurch, daß in neuester Zeit einzelne Künstler die großen sozialen Ideen unserer Zeit aufgreifen, kann die Kunst die ihr gebührende Stellung und damit die wahre Volkstümlichkeit wieder gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet Emil Reich die bildenden Künste, die Musik und die Dichtkunst unseres Jahrhunderts und sucht das Heraufdämmern einer neuen künstlerischen Ära — einer Kunst aus dem Volke und für das Volk zu dokumentieren. Giebt es aber eine Kunst für das Volk, so soll sie dem Volke nicht — wie bis jetzt — vorenthalten werden. Reich fordert leichteste Zugänglichkeit aller Kunstschöpfungen für das Volk. Das Buch Reichs ist eine epochemachende Arbeit, die das höchste Interesse aller Klassen wachrufen muß.

**Reichstagswahl.**
Niemand versäume jetzt zu lesen das
**Programm der neuen sozial-monarchischen Partei,**
das in folgenden hochbedeutenden Schriften niedergelegt ist:
**Wendel Hipler, Ehe denn die Schlacht beginnt.** Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser. Preis ℳ 1.—.
**Wendel Hipler, Der Ruin des Volksgewissens.** Preis ℳ 1.—.
**Unser Militär und seine Zukunft.** Allerlei Gedanken und Bedenken als ein Beitrag zur Socialpolitik. Preis ℳ —.80.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagsbuchh. Carl Jacobsen in Leipzig.
**Für jeden Wähler hochwichtig.**

**Bekannte Glückscollecte A. Gerloff, Nauen b. Berlin**
Für **nur 1 Mk.** kann man **obige Bezeichnung erproben.**
**Freiburger Geldlotterie schon 8. u. 9. Juni**
**1 Orign.-L. 3 M., Anth. ½ 1 M. 60 Pf., ¼ 85 Pf.,** P. u. L. 20 Pf.
Gstgw. **215 000 M.** Hptgw. **50 000, 20 000, 10 000 M.** etc.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
**Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe** der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.
**Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?!** Preis 60 Pf.
**Robert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit,** Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.
**Staehely, J. A., Thales erwacht!** Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.
**Bad Pyrmont.**
Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.
**Altbekannte Stahl- und Soolquellen.**
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
**Fürstl. Brunnen-Direction.**


Hierzu eine Beilage: Gustav Grimm in Budapest.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 10. Juni 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Vor den Wahlen. Von Archivar Georg Winter-Magdeburg. — Jacob Moleschott. Von Albert Albu. — August Comte und Herbert Spencer. Von Otto Gaupp (London). — Carl Baron Torresani. Von Josef Ettlinger. — **Feuilleton:** Ein reeller Spekulant. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** An Deutschlands Rekrutenmütter! Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. Von Heinrich Ehrlich. — Die Berliner Kunstausstellung. III. Von Cornelius Gurlitt. — Abseits von der großen Kunstausstellung. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten. Von Dr. W. — Anzeigen.

### Vor den Wahlen.

Von Archivar Georg Winter-Magdeburg.

Als die Entscheidung über die Militärvorlage in dem verflossenen Reichstage noch nicht gefallen, aber mit Sicherheit vorauszusehen war, daß sie in negativem Sinne erfolgen werde, da sind von den verschiedensten Seiten von patriotisch empfindenden Männern, welche die Nothwendigkeit der von den verbündeten Regierungen vorgeschlagenen Maßregel völlig klar erkannten, in banger Besorgniß vor den Folgen eines Conflicts die mannigfachsten Vorschläge gemacht worden, wie ohne Verfassungsbruch und ohne verhängnißvolles Zusammenprallen der gesetzgebenden Gewalten das als nothwendig Erkannte doch durchgeführt werden könne. Von einer Neuwahl versprach sich eigentlich Niemand einen erfreulichen Erfolg; eine wesentliche Verschiebung innerhalb der alten Parteien schien ausgeschlossen, und neue Parteien waren erst in einem unklaren und gährenden Werdeprozesse begriffen, der es nicht gestattete, sichere Combinationen auf sie zu begründen. Die Möglichkeit, den Parteien, welche geschlossen für die Militärvorlage bezw. den Huene'schen Antrag gestimmt hatten, den conservativen Fractionen und den Nationalliberalen, im neuen Reichstage die Mehrheit zu erringen, erschien verzweifelt gering. Hätte doch dazu gehört, daß den bisherigen Mehrheitsparteien, Centrum, Sozialdemokratie und Freisinnigen nebst ihren particularistischen Anhängen etwa 40 Mandate entrissen wurden. In dieser Verlegenheit ist ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift sogar auf den naheliegenden, aber doch keineswegs unbedenklichen Gedanken gekommen, eigens zur Entscheidung über die Militärvorlage einen Plebiscit-Reichstag vorzuschlagen, der sofort nach Bewilligung derselben wieder zu entlassen wäre.

Sehen wir zunächst einmal von den bedenklichen Folgen, die eine solche ungewöhnliche Maßregel als Präcedenzfall hätte haben können, ab und fragen nur, in wie fern der Vorschlagende berechtigt war anzunehmen, auf diesem Wege das erstrebte Endergebniß, die Annahme der Vorlage durch diesen Plebiscit-Reichstag, zu erreichen. Offenbar lag dem Vorschlage die Beobachtung und Ueberzeugung zu Grunde, daß innerhalb der Wählermassen der zur negirenden Mehrheit gehörigen Parteien zahlreiche Elemente vorhanden seien, welche an sich trotz im Ganzen mit ihren Vertretern übereinstimmender politischer Gesinnung doch in dieser einzelnen Frage anderer Meinung, d. h. bereit seien, die Militärvorlage zu bewilligen. War diese Beobachtung richtig, so war in der That anzunehmen, daß diese Elemente bei der Wahl zu einem Reichstage ad hoc auch einem Candidaten ihre Stimmen geben würden, der sonst nicht mit ihnen übereinstimmte, sofern er nur für die Militärvorlage zu stimmen bereit war; daß also z. B. ein freisinniger Wähler, der sonst fest zur freisinnigen Partei stand, aber die Militärvorlage zu bewilligen bereit war, in diesem besonderen Falle nicht für den freisinnigen, sondern für den nationalliberalen, ja selbst für den conservativen Candidaten stimmen werde. Auf diese Weise konnte in der That bei einem Plebiscit-Reichstage durch Unterstützung von freisinniger und katholischer Seite — denn auf sozialdemokratischer war eine solche Geneigtheit nicht vorauszusetzen — eine Mehrheit für die Militärvorlage gewonnen werden. Dieser Vortheil aber mußte naturgemäß bei der Wahl zu einem gewöhnlichen Reichstage fortfallen, weil dann die freisinnigen oder die katholischen Wähler nicht bereit gewesen wären, dem Candidaten einer anderen, ihnen feindlichen Partei ihre Stimmen zu geben, da sie dann fürchten mußten, daß derselbe in anderen wichtigen Fragen ihrer politischen Auffassung entgegenhandeln werde. Aus diesem Gedankengange ist jener Vorschlag eines Plebiscit-Reichstags hervorgegangen.

Ohne Frage aber war diese ganze Auffassung nur so lange gerechtfertigt, als jene unzweifelhaft zu Tage getretene Neigung zur Bewilligung der Militärvorlage auf freisinniger und katholischer Seite nur auf die Wählermassen beschränkt blieb und in den parlamentarischen Vertretungen der Oppositionsparteien keinen Widerhall fand. Die letzten Tage der Berathungen zeigten aber deutlich, daß dies nicht der Fall sei. Thatsächlich hat ein Theil der Freisinnigen und ein Theil des Centrums für die Vorlage gestimmt, und die weiteren Vorgänge innerhalb der freisinnigen Partei haben gezeigt, daß dieser Theil sich erheblich vergrößert haben würde, wenn sich die Dinge hätten ausreifen können. Denn mit den nur sechs Freisinnigen, welche für die Militärvorlage gestimmt haben, sind dann noch eine ganze Reihe anderer Männer bei dieser Gelegenheit aus der Fraction ausgeschieden, welche, wenn die Verhandlungen fortgesetzt worden wären, auch noch für den Huene'schen Vermittelungsantrag gestimmt haben würden.

Es liegt nun auf der Hand, daß alle die Momente, welche für den Plebiscit-Reichstag sprechen, nunmehr diesen aus den Oppositionsparteien ausgetretenen Elementen zu Gute kommen müssen, daß die oben bezeichneten Möglichkeiten jetzt ohne den bedenklichen Ausweg eines Plebiscit-Reichstages eintreten können. Die freisinnigen Anhänger der Militärvorlage brauchen jetzt eben nur für eines der ausgeschiedenen Mitglieder der früheren freisinnigen Partei zu stimmen; sie geben dann ihr Votum für die Militärvorlage ab, ohne besorgen zu müssen, in anderen Fragen mit ihrem Vertreter in Gegensatz

zu gerathen. Je umfassender also in den freisinnigen Wählerkreisen die Neigung zur Annahme der Militärvorlage ist, um so mehr von jenen ausgeschiedenen Mitgliedern werden gewählt, um so schwächer wird der Richter'sche Flügel der alten freisinnigen Partei werden. Es liegt auf der Hand, daß dies für jene Reseceſſioniſten — denn es sind zumeist die ehemaligen Secessionisten aus der nationalliberalen Partei — eine außerordentlich günstige Lage ist, die, wenn gehörig ausgenutzt, ihnen zu einer einflußreichen Stellung im neuen Reichstag verhelfen kann, zumal sie sich unter dem Namen, den sie vor der Vereinigung mit der alten Fortschrittspartei hatten, wiederum zu einer Partei zusammengeschlossen haben. Die Männer, die sich gegenüber dem terroristischen, von Richter ausgeübten Fractionszwange zu dieser patriotischen That aufgerafft haben, stehen vor einer großen und bedeutsamen Wendung, die hoffentlich nicht allein zu ihrem, sondern auch zum Segen des Vaterlandes ausschlagen wird. Denn es liegt auf der Hand, daß der Ausfall der Neuwahlen in erster Linie davon abhängt, in wie weit es gelingt, diese „freisinnige Vereinigung" gegenüber der Richter-Payer'schen freisinnigen Volkspartei zu stärken. Nur auf diesem Wege ist eine Mehrheit für die Vorlage zu gewinnen. Wir kommen darauf sogleich noch zurück.

Weniger hoffnungsvoll erscheint uns die Secession, welche in derselben Frage in der Centrumspartei stattgefunden hat, weil hier die patriotischen Männer, welche trotz des Fractionszwanges für die Vorlage gestimmt haben, in ihrer überwiegenden Mehrzahl den bedauerlichen Entschluß gefaßt haben, in Folge dessen sich vom politischen Leben zurückzuziehen und das Feld der intransigenten demagogisch-particularistischen Mehrheit ihrer Fraction zu räumen. Ansätze zur Neubildung einer Partei aus diesen Elementen im Gegensatz zu der offiziellen Centrumsfraction sind daher bis jetzt so gut wie gar nicht vorhanden. Möglich ist es ja allerdings, daß in den altpreußischen Provinzen — namentlich in Westfalen und in einigen Bezirken in Schlesien und am Rhein scheint sich das anzubahnen — einige bisher vom Centrum innegehabte Mandate an solche Katholiken übergehen, welche für die Militärvorlage sind, aber diese Aussicht ist doch vorläufig noch eine zu unsichere, als daß sie für bestimmte Wahrscheinlichkeitsrechnungen und für die Entschlüsse der anderen Parteien in Bezug auf die Wahlen wesentlich in Frage kommen könnten. Klar ist in dieser Beziehung nur das Eine, daß die Parteien, welche für die Militärvorlage eintreten, in den Bezirken, in welchen im Gegensatz zum Centrum ein katholischer Anhänger der Militärvorlage aufgestellt wird, von vornherein für diesen mit Eifer eintreten müssen, wenn sie selbst keine oder nur geringe Aussicht haben, den eigenen Candidaten durchzubringen.

In erhöhtem Maße aber gilt das gegenüber der „freisinnigen Vereinigung". Neben der Aufrechterhaltung oder Vermehrung der eigenen Mandate kann es für die bisherigen Minderheitsparteien keine wichtigere Aufgabe geben als die, die „freisinnige Vereinigung" gegenüber der „freisinnigen Volkspartei" zu unterstützen; das wird selbst der geschätzte Caliban-Mitarbeiter dieser Zeitschrift, der von den Aussichten der „freisinnigen Vereinigung" eine sehr ungünstige Vorstellung hat, zugeben müssen. Im Gegensatz zu ihm aber möchten wir glauben, daß die Aussichten dieser Partei an sich durchaus nicht schlecht sind. Vor Allem wird die bloße Existenz derselben in vielen Fällen ein Zusammengehen aller Liberalen gegenüber der Sozialdemokratie ermöglichen, wie sich das in Stettin und den Hansastädten schon gezeigt hat. Es ist nicht unmöglich, daß gerade dadurch in mehreren Wahlkreisen die bisherigen sozialdemokratischen Vertreter verdrängt werden, die gar nicht selten durch die schroffe Feindseligkeit der Nationalliberalen und Freisinnigen unter einander gewählt worden sind. Jetzt bildet die „freisinnige Vereinigung" eine natürliche Brücke zwischen den beiden anderen liberalen Parteien. Insofern darf der Zerfall der freisinnigen Partei in die beiden Hälften, die für jeden Kundigen schon längst deutlich von einander zu unterscheiden waren, als ein Glück bei dem Unglück der Reichstagsauflösung betrachtet werden.

Aber selbst zur dauernden Klärung unserer nur zu sehr verworrenen Parteiverhältnisse kann diese Scheidung innerhalb der freisinnigen Partei erheblich beitragen. Diejenigen unserer Leser, welche sich unserer früheren Ausführungen über unsere politischen Parteien und die Nothwendigkeit der Begründung einer großen nationalen Verfassungspartei noch erinnern, wissen, mit welcher Bestimmtheit ich gerade die Männer, welche jetzt als „freisinnige Vereinigung" sich zusammengeschlossen haben, namentlich als solche bezeichnet habe, welche für die Mitarbeit an den großen nationalen Aufgaben gewonnen werden müßten, wenn das große Ziel einer gleichartigen und constanten Parlamentsmehrheit und damit der Sicherheit und Stetigkeit unserer ganzen politischen Entwickelung erreicht werden sollte. Immer und immer wieder habe ich darauf hingewiesen, daß es unbedingt nothwendig sei, die ehemaligen Mitglieder der nationalliberalen Partei und von der alten Fortschrittspartei Professor Haenel mit seinem Anhange von dem verhängnißvollen Einflusse Richter's zu befreien und zu den positiv mitarbeitenden nationalen Mittelparteien herüberzuziehen, die nur dadurch zu einer Mehrheit ergänzt werden könnten, nicht aber durch einen Anschluß an die conservativen Ultras, wie er im Kartell dereinst versucht worden ist. Nur so ist der alte Lieblingswunsch des Fürsten Bismarck, die Mittelparteien zum bestimmenden Element unseres Verfassungslebens zu machen, erreichbar. Der negative Theil dieser von uns bezeichneten Aufgabe ist mit dem Ausscheiden der ehemaligen Secessionisten und der Fraction Haenel aus der freisinnigen Partei gelöst. Die Rückkehr dieser Elemente zu den alten Fahnen des nationalen Liberalismus ist nur eine Frage der Zeit. Ist sie aber erfolgt, dann wird die Vereinigung dieser verstärkten nationalliberalen Partei mit der in allen Lebensfragen mit ihr einverstandenen freiconservativen keine allzugroßen Schwierigkeiten mehr haben und damit das Zustandekommen einer großen, echt nationalen, stramm staatlichen, gemäßigten Mittelpartei endlich gesichert sein. Die Wahlreden, welche Brömel in Stettin, Alexander Meyer in Halle vor ihren Wählern gehalten haben, zeigen deutlich, daß diese Männer schon jetzt, kurz nach der Trennung, der nationalliberalen Partei näher stehen als den früheren Fractionsgenossen. Sollte der neue Reichstag nicht nur die Bewilligung der Militärvorlage, sondern auch eine Weiterförderung dieser für das Vaterland gegenüber dem Radicalismus rechts und links dringend nothwendigen Entwickelung zu Stande bringen, so wäre dieses Resultat mit der Auflösung des vorigen Reichstages und den Unruhen und Aufregungen der Neuwahlen nicht zu theuer erkauft.

---

## Jacob Moleschott.

Von Albert Albu.

Jenseits der Alpen hat vor einem Menschenalter ein Forscher eine Freistatt gefunden, die ihm sein geistiges Heimathland versagt hat. Der besten Einer, die deutscher Geist erzogen hat, wurzelte er, ein Ausländer, mit seinem ganzen Empfinden und Denken tief in deutschem Wesen, und der Schmerz wühlte deshalb seine Seele auf, als er einst an der Geburtsstätte seines Ruhmes fast auf der Höhe seiner geistigen Entwickelung Deutschlands Staub von seinen Füßen schütteln mußte. Es war eine Zeit, da Ministerworte der Wissenschaft „umzukehren" befahlen, da die Freiheit des Denkens verboten war und die öffentliche Meinung unter dem Drucke einer geisttödtenden Reaction seufzte. Die Zeit ist zum Glücke Deutschlands längst entschwunden, fast in Vergessenheit gerathen, und wir können heute mit gerechtem, freiem Blick einen Mann beurtheilen, der einst einer der Führer des geistigen Lebens in Deutschland war, der unsere Anschauungen über die reellen Erscheinungen dieser Welt geklärt und unsere philosophische Erkenntniß wesentlich vertieft hat.

Nur wenige der Lebenden vermögen sich noch jener Zeit

zu erinnern, da die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft, deren Fortschritte sich fast überstürzten, in's Volk drangen und auf das Geistesleben einen Einfluß ausübten, wie er bisher beispiellos in der Geschichte der Wissenschaften gewesen ist. Neue Vorstellungen, neue Begriffe, eine neue geistige Welt entwickelten sich vor dem Auge des lauschenden Beobachters, und wenn auch noch wenig geklärt, übten diese neuen Anschauungen auf das gesammte Empfinden der Zeit ihren nachhaltigen Einfluß aus. Es entstand wieder eine „Naturphilosophie", aber weit verschieden von jener, die einst Schelling und Hegel, jeder von ihnen nach seiner Art, inaugurirt hatten, und unter deren Einwirkung die Naturwissenschaften und die Medizin Jahrzehnte hindurch brach lagen. Aus dem Lager der mit des Meisters Ende in sich zerfallenden Hegel'schen Schule erfolgte die Reaction, wie sie auf jedes Extrem folgt, und nun allerdings auch sogleich wieder in's entgegengesetzte Extrem umschlug. Ludwig Feuerbach ist es gewesen, der an die Stelle der Vergeistigung der Naturprozesse ihre Materialisirung setzte; Schulter an Schulter mit ihm reformirte David Friedrich Strauß, der Verfasser des „alten und neuen Glaubens." Es schien, als ob die ganze denkende Welt eine Umwandlung von der spekulativ-theologischen Anschauung zur naturwissenschaftlich-naturalistischen durchmachte. Der ideale Radicalismus bethörte die Köpfe. Der gewaltige Erfolg war dadurch fest basirt, daß die Abstractionen der Philosophen eine kräftige Stütze in einigen der hervorragendsten deutschen Naturforschern fand, welche die Meinung zu verbreiten suchten, daß die materialistische Weltanschauung eine nothwendige Consequenz der modernen exacten naturwissenschaftlichen Forschung sei. In erster Reihe standen Carl Vogt, damals in Gießen, und der junge Jacob Moleschott in Heidelberg. Als dritter gesellte sich Ludwig Büchner hinzu, dessen Büchlein „Kraft und Stoff" zu den gelesensten in Deutschland gehörte. Es wurde für das große Publikum der Katechismus seiner Weltanschauung. Der Materialismus war durchaus nichts Neues; schon Lucrez huldigte ihm und in Frankreich haben die berühmtesten Encyklopädisten Diderot, Holbach, D'Alembert u. A. ihn vertreten. Fast nirgends aber ist er consequenter durchgeführt worden als in Deutschland. Hier schuf man das radicale Schlagwort: „Der Mensch ist, was er ißt", das einst Feuerbach in der berühmt gewordenen Recension von Moleschott's „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" (1850) hingeworfen hatte. Alles geistige Leben wurde durch die Materialistenschule so in Abhängigkeit von der sicht- und wägbaren Substanz gebracht, daß man es am treffendsten in dem Satze „Kein Gedanke ohne Phosphor" zu analysiren glaubte. Heute, nach 40 Jahren, ist die große Mehrheit des „Volkes der Denker" von dieser extrem radicalen Auffassung des Lebens und der Welt zurückgekommen, aber der naturwissenschaftliche Materialismus bleibt doch eine der interessantesten Epochen in der neueren Geschichte des deutschen Geisteslebens, und der Name Jacob Moleschott ist mit ihr auf das Innigste verknüpft, man kann auch sagen: auf das Rühmlichste, denn wenn er auch in seinen Schlußfolgerungen zuweilen über das Ziel hinausschoß, seine Grundlagen und Voraussetzungen waren sehr solide. Sie bestanden in unantastbaren Ergebnissen der exacten Forschungen, an denen er selbst einen erheblichen Antheil hatte.

Der Lebenslauf Moleschott's unterschied sich vortheilhaft von der Lebensgeschichte eines zünftigen deutschen Professors, der, von einer Universität zur anderen wandernd, eine Rangstufe nach der anderen mühsam erklimmen muß. Wenngleich Holländer von Geburt und seit zwei Jahrzehnten naturalisirter Italiener, war Moleschott doch seiner ganzen Bildungs- und Denkart nach durch und durch Deutscher, und er hätte wohl auch niemals der ihm lieb gewordenen zweiten Heimath den Rücken gekehrt, wenn man ihn nicht daraus vertrieben hätte. Er ist am 9. August 1822 zu Herzogenbusch in Holland geboren, wo sein Vater Arzt war. Dieser ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden und schickte ihn zum Studium nach Deutschland. Neunzehn Jahre alt bezog Jacob Moleschott die Universität Heidelberg, die der Schauplatz seiner ihn frühzeitig berühmt machenden Thätigkeit wurde. Er studirte offiziell Naturwissenschaften (Physik und Chemie) und von der Medizin besonders die Physiologie. Er nennt als diejenigen Lehrer, welche den größten Einfluß auf ihn ausgeübt haben: Henle, Bischoff, Tiedemann, Gmelin, Chelius, Nägele u. A. Nebenher vertiefte sich der junge Student sehr eifrig in die Hegel'sche Philosophie, die damals en vogue war. Von Hegel hat er sich dann später zu Feuerbach gewendet. Noch als Student eröffnete er seine wissenschaftliche Laufbahn mit einem glänzenden Debüt: „Kritische Betrachtung von Liebig's Theorie der Pflanzenernährung", 1845. Die von umfassendem Wissen und ätzendem Scharfsinn zeugende Abhandlung erhielt den Preis der Akademie in Harlem. Nach dem bald darauf in Heidelberg absolvirten Doctorexamen kehrte er nach Holland zurück und ließ sich in Utrecht als practischer Arzt nieder. In seiner Mußezeit beschäftigte er sich aber mit Vorliebe mit physiologischen Studien, er arbeitete in Mulder's Laboratorium und verband sich mit seinen Landsleuten, dem später weit berühmt gewordenen Augenarzt Donders und van Deen zur Herausgabe der „Holländischen Beiträge zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften". 1847 kehrte er schon nach dem ihm lieb gewordenen Heidelberg zurück, habilitirte sich als Privatdocent und entfaltete eine sehr umfangreiche Lehrthätigkeit, er las über menschliche und vergleichende Anatomie, Physiologie und Anthropologie und hielt auch practische Uebungskurse in der physiologischen Chemie ab, die sein eigenstes Arbeitsfeld wurde. Unter seinen ersten Zuhörern befand sich der spätere Rostocker Physiologe Aubert, der Zoologe Krohn, der Anatom Berlin, später gehörten dazu Männer von weitem Rufe in der Wissenschaft, wie Roscoe, Wislicenus, De Filippi, Hayem u. A. Sein Auditorium war immer international. In Heidelberg machte Moleschott die „Sturm- und Drangperiode" seiner wissenschaftlichen Entwickelung durch. Er fand einen gleichgesinnten, treuen Freund in dem Literarhistoriker Hermann Hettner, später Professor in Jena. Ihr Empfinden und Denken in jener Jugendzeit hat Moleschott nach Hettner's Tode in dem ergreifenden Büchlein „Hermann Hettner's Morgenroth" in einer für jene politisch so bedeutsame Aera der Entwickelung Deutschlands recht charakteristischen Weise geschildert. Moleschott's Bedeutung wurde in den Heidelberger Gelehrtenkreisen schnell erkannt. Der Altmeister Tiedemann beauftragte ihn, den dritten Band zu seiner unvollendet gebliebenen Physiologie „Untersuchung über das Nahrungsbedürfniß, den Nahrungstrieb und die Nahrungsmittel des Menschen" zu schreiben. Moleschott nahm den ehrenvollen Auftrag an, der Gestaltung gewann in der von ihm selbständig herausgegebenen „Physiologie der Nahrungsmittel" (1850), die als „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" in allgemein-verständlicher Form erschien. Wie das erstere Werk die Fachmänner in Erstaunen setzte, so wirkte das zweite verblüffend auf das große Publikum. Moleschott's Namen wurde populär. Alle seine späteren Werke bringen nur den weiteren Ausbau der in jenem Erstlingswerk niedergelegten Grundanschauungen. Moleschott war einer der ersten, der damit begann, die Physiologie in Physik und Chemie der Lebensprozesse aufzulösen. Das Experiment gab das Mittel dazu her. Er war ein sehr exakter Experimentator, ein scharfer Beobachter und streng logischer denkender Forscher. In einem neuen Lichte erschienen ihm die physiologischen Thatsachen, er heftete seinen Blick nicht auf das zu Ergänzende, sondern auf das positiv Nachweisbare, und aus den Erscheinungen des Materiellen leitete er die Erklärung für die Functionen des Lebenden und Geistigen ab. Die Physiologie der Ernährung betraf ein drittes, wiederum populär geschriebenes Büchlein „über den Volksgeist im Verhältniß zur Volksernährung", worin er z. B. das Zurückgehen der Thatkraft des holländischen Volkes, das einst in der Weltgeschichte von sich reden gemacht, auf die überwiegende, mangelhafte Kartoffelnahrung zurückführte und dagegen die politische Regsamkeit der Engländer aus dem Saft der Beefsteaks herleitete. Wer Moleschott noch nicht kennt, kann aus diesen Stichproben einen Begriff seiner Anschauungsweise bekommen. Die Hauptsätze seiner Logik wird Niemand antasten können, nur die Schlußfolgerung ist oftmals geradezu

eine Vergewaltigung des logischen Denkens. Im Jahre 1851 erschien die Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren, und 1852 der „Kreislauf des Lebens", das Grundbuch und der Leitfaden des modernen Materialismus. Es hat fünf oder sechs Auflagen erlebt und bildet jedenfalls eine hoch interessante Lectüre, auch für solche, welche dem kühnen Fluge materialistischer Ideen nicht zu folgen vermögen. Nach Moleschott besteht ein ewiger Kreislauf des Stoffes zwischen der gesammten todten und lebenden Welt. „Der Bergmann, der im Schweiße seines Angesichtes seinem lebensgefährlichen Beruf nachgeht, weiß nicht, ob ntcht der Stoff des besten Kopfes durch seine Hände gleitet, er setzt mit seiner verborgenen Arbeit vielleicht Jahrhunderte in Bewegung." Der Mensch ist ein vollkommenes Product der Stoffe, aus denen er besteht. Er ergänzt seine körperliche und geistige Kraft ständig aus dem, was er zu sich nimmt und verarbeitet. Aber nicht nur im Menschen geht ein Stoffwechsel unaufhörlich vor sich, in dem ein und derselbe Stoff in verschiedenen Erscheinungsformen immer wiederkehrt, sondern die Materie bildet sich von Todten zu Lebenden, von Organischen zu Unorganischen und auch in umgekehrter Richtung unmerklich um, so daß zwischen diesen scheinbar verschiedenen Dingen kein wesentlicher Unterschied besteht. Das Leben ist nicht nur Einfluß einer besonderen Kraft, sondern nur ein Zustand des Stoffes, der durch die ihm eigenthümlichen mannigfachen Bewegungserscheinungen, Mischungen und Organisationen einen sehr verschiedenen Ausdruck gewinnt.

Trotz dieser radicalen Auffassungen ist Moleschott niemals jenem krassen Materialismus verfallen, der alles Geistige leugnet. Stoff und Geist ist ihm beides nur eins, beide sind unzertrennlich mit einander verbunden und existiren selbständig nicht. Der Geist ist ihm eine Erscheinungsform des Stoffes, der unbeseelt unwirksam wäre. Moleschott kennt weder einen unbegeisteten Stoff, noch einen immateriellen Geist. Die in sich beseelte Kraft regiert die Welt. Daß diese Auffassung Moleschott's auch sittlich ist, beweist wohl folgende gelegentliche Aeußerung über die Religion: „So sind wir doch endlich einmal über die Zeit hinaus, wo das Wort „Religion" für die große Mehrheit ein Glaubensbekenntniß bezeichnete. Was ist religiöser als Faust's Zweifel, wie er sie Gretchen beichtet, und doch wie entschieden ist da ein Glaubensbekenntniß zurückgewiesen. Nein, unabhängig von jedem Glaubensbekenntniß lebt in jeder Menschenbrust ein Etwas, das ihm heilig ist, das ihm die höchste Pflicht, die seeligste Neigung, die wärmste Ueberzeugung, das reinste Gut bedeutet, für das der Edle lebt und stirbt, dem der Zaghafte lebend entsagt, das der Gemeine ruchlos zu verrathen im Stande ist."

Als Moleschott's naturwissenschaftliche Lehren der im Aufsteigen begriffenen materialistischen Bewegung in Deutschland immer neuen Nährzunder zuführten, glaubte der Senat der Heidelberger Hochschule die Jugend vor diesen Irrlehren schützen zu müssen und ertheilte Moleschott eine „socratische" Verwarnung. Er antwortete sofort, daß er freiwillig der Lehrthätigkeit an einer Hochschule entsage, an der die Lehrfreiheit nur dem Worte nach bestehe. Er zog sich in's Privatleben zurück, bis er 1856 einen Ruf als Professor der Physiologie an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich erhielt. Die Schweiz war in der Mitte dieses Jahrhunderts das Land, welches den in Deutschland unmöglich gewordenen Gelehrten einen herzlichen Empfang bereitete. Von Zürich siedelte Moleschott 1861 nach Turin über, seit 1878 schließlich wirkt er in Rom. Italien war ein äußerst fruchtbarer Boden für seine Thätigkeit geworden, er hat hier eine Schule von Physiologen herangebildet (Montegazza, Lombroso, Mosso, Aducco), die jetzt in der Wissenschaft eine eigene angesehene Stellung einnimmt. Er genoß dort großes Ansehen bei Volk und Regierung, er trug sogar die Würde eines Senators. Von Zeit zu Zeit besuchte er noch Deutschland, schrieb für deutsche Zeitungen und Zeitschriften und gab stets seinen Antheil an dem geistigen Leben Deutschlands zu erkennen. In dem „tollen Jahre" 1848 wurde auch Moleschott in dem engen Kreise seiner Heidelberger Freunde von der politischen Bewegung tief ergriffen. Er war einer von Denen, welche am lautesten ein einiges großes Deutschland forderten, dem er selbst sein Heimathland einverleibt wissen wollte. „Von dem Wunsche beseelt, in Deutschland mit der Freiheit auch die Macht erblühen zu sehen, wünschte ich ihm vor Allem eine Seemacht, und für Holland, ohne daß es die Freiheit verlöre, die Verschmelzung mit einer großen Macht, mit der es stammverwandt die Bildungswege und viele ideale und praktische Lebens- und Weltbedürfnisse theilt." Seine Landsleute haben ihm diese großdeutsche Idee stark verübelt.

Mit den oben genannten hervorragendsten Werken ist Moleschott's literarische Thätigkeit bei Weitem noch nicht erschöpft. In Fachzeitschriften sind seine zahllosen physiologischen Beobachtungen und Entdeckungen in der Lehre vom Blut, von der Athmung, von der Bildung der Milch, der Galle, vom Bau der Horngebilde, über den Einfluß des Lichtes auf die Athmung, über die Innervation des Herzens u. a. zerstreut. Als einer der Ersten hat Moleschott den Werth des Jodoforms erkannt.

Kein Zweiter hat zur Verbreitung physiologischer Kenntnisse im Volke so viel beigetragen als er. Wir nennen nur einzelne seiner meisterhaft geschriebenen populären Vorträge: Die Einheit des Lebens, Licht und Leben, Natur- und Heilkunde, Physiologie und Pathologie u. a. Seine „Kleinen Schriften" umfassen viele Bände, sie sind Muster allgemeinverständlicher Darstellung wissenschaftlicher Fragen. Ein fließender Stil, eine klare Uebersichtlichkeit, eine gewandte, geistreiche Dialektik zeichnet sie aus, und dabei zeugen alle seine Auseinandersetzungen von einer tiefen, philosophischen Denkweise. Können wir auch den Verstorbenen nicht strikt zu den Unsrigen zählen, so können wir doch stolz darauf sein, daß sich in ihm, einem der ruhmvollsten Vertreter der modernen Naturwissenschaft, ein gut Stück deutscher Geistesart wiederspiegelt. Wer einst die Geschichte der Entwickelung des deutschen Geisteslebens schreiben will, wird den Namen Moleschott an den Beginn einer neuen Zeit stellen müssen, unter deren Nachwehen wir gegenwärtig noch stehen.

---

## August Comte und Herbert Spencer.

Von Otto Gaupp (London).

Comte und Spencer sind unbestreitbar Erscheinungen von europäischer Bedeutung in demselben Sinne, wie ein Kant und ein Schopenhauer. Ihre Werke sind in die meisten Culturssprachen übersetzt, ihre Gedanken haben das Denken unserer Zeit auf das Vielseitigste befruchtet und Wahrheiten, die der Welt noch vor 50 Jahren fremd und abstoßend erschienen, zum Gemeingut der Gebildeten gemacht. Merkwürdiger Weise ist ihr Einfluß auf das geistige Leben vielleicht am schwächsten in Deutschland gewesen, demselben Deutschland, das man so gerne das Land der Denker nennt. Sollte dies daher kommen, daß wir, reich an eigenen Gedankenschätzen, nichts von jenen Männern zu lernen hätten? Ich glaube kaum; es scheinen mir andere, weniger schmeichelhafte Gründe hier mit zu spielen. —

Die Hauptwerke, in denen Comte und Spencer ihre Gedanken niedergelegt haben, führen beide im Titel das Wort „Philosophie", und, so seltsam dies klingt, dies kleine Wort „Philosophie" stand ihrer Einwirkung auf Deutschland am meisten entgegen. Ganz einfach! Wir leiden noch immer an dem Katzenjammer, der auf den Rausch der tollgewordenen idealistischen Philosophie zu Beginn dieses Jahrhunderts folgte. Der Mann der exacten Wissenschaft ist bei uns noch heute von einem unbesiegbaren Mißtrauen gegen alles, was sich Philosophie nennt, erfüllt. Er glaubt von solchen Werken nichts lernen zu können, er sieht in ihnen im besten Fall geistreiche Träumereien; der Begriff einer Philosophie, die gleich der Comte's und Spencer's sich streng auf den Resultaten der exacten Wissenschaften aufbaut und die niemals versucht, diese zu meistern, liegt ihm noch ganz fern.

Und der Fachphilosoph? Ich glaube, in ihm wirkt immer noch die Geringschätzung nach, mit der die idealistische Periode deutscher Philosophie auf den „lahmen und rohen" englischen Empirismus herabsah. Was sollten wir Deutsche, das philosophische Volk par excellence, von einem Engländer oder Franzosen lernen können! Es kommt dazu ein zweiter Umstand. Die deutsche Philosophie ist Professorenphilosophie — ich sage dies ohne jeden Nebengedanken à la Schopenhauer; ich constatire einfach die Thatsache. Eine Eigenthümlichkeit des Professor aber, zum mindesten des deutschen ist es, daß für ihn ein Mensch erst zu existiren anfängt, wenn er einige Zeit todt ist; ja man kann sagen, daß er für ihn um so interessanter wird, je länger er todt ist. An diesem Maßstab gemessen, sind allerdings Comte und Spencer gar nicht interessant!

Eine Bestätigung zu den obigen Ausführungen bildet gewiß die Thatsache, daß die einzige gute und ausführliche Darstellung der Lehre Comte's und der an ihn anknüpfenden Schulen, die wir im Deutschen besitzen, aus der Feder eines katholischen Priesters, Hermann Gruber's S. J. *) stammt. Der Bericht, den Pater Gruber von Comte's Leben und Lehre gibt, sowie von den von ihm ausgehenden hochinteressanten Bestrebungen, die in der Gründung einer neuen Menschheitsreligion gipfeln, ist durchaus zuverlässig, klar und übersichtlich. Von der Kritik allerdings, die er Comte und dem Positivismus angedeihen läßt, will ich nur sagen, daß sie durchaus vom orthodox katholischen Standpunkt ausgeht. Sapienti sat! Nur gegen einen falschen Eindruck, den man aus der Lectüre von Gruber's Buch gewinnt, möchte ich protestiren, zumal da er eine weit verbreitete falsche Ansicht verstärkt. Er betrifft das Verhältniß Spencer's und Comte's. Nach Grubers Darstellung muß man unwillkürlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir, hätte es keinen Comte gegeben, auch nie von einem Spencer etwas gehört hätten. Ich glaube, es ist leicht, die Grundlosigkeit dieser Ansicht nachzuweisen! August Comte hat zum ersten mal das Wort positiv mit dem Wort Philosophie in Verbindung gebracht. Welche bestimmte Eigenthümlichkeit seiner Philosophie wollte er mit diesem Prädicat bezeichnen? Nun, positive Philosophie bedeutet nichts anderes als wissenschaftliche Phiosophie, d. h. eine Philosophie, deren Methode die der Wissenschaften ist. Wir können nicht eigentlich von positiven Wissenschaften sprechen; das wäre ein Pleonasmus. Denn jede Wissenschaft ist als solche positiv, d. h. sie beruht auf der Beobachtung von Thatsachen und ihr einziges Ziel ist es, in ihrem Gebiet constante Gleichzeitigkeiten und Folgen fest zu stellen, die sie Gesetze nennt. Jede Wissenschaft knüpft zugleich an ein Gegebenes an, das sie als solches hinnimmt, und keine versucht es, das innere Wesen, die ersten und letzten Gründe ihrer speziellen Phänomene zu erforschen. In dieser Beschränkung besteht ihre Stärke, ihre Bestimmtheit und ihre Sicherheit, kurz ihre Positivität. Diese Bescheidenheit hat sich nun nach Comte auch die Philosophie anzugewöhnen, auch sie muß positiv werden. Ist sie dem dann aber überhaupt noch nöthig? Wird nicht ihre Aufgabe schon von den sogenannten Wissenschaften erfüllt? Nein; denn diese Wissenschaften beruhen auf dem Prinzip der Arbeitstheilung — sie verfolgen ihre Ziele einseitig und mehr oder weniger unbekümmert um einander. Diesem Uebelstand muß die positive Philosophie abhelfen. Sie enthält allerdings nichts, was nicht schon die Einzelwissenschaften enthalten — und ist deshalb positiv; sie faßt aber die Einzelerkenntnisse zu einem einheitlichen Weltbilde zusammen, um so gleich der alten Metaphysik dem unausrottbaren Einheitstrieb der menschlichen Vernunft zu genügen — und sie ist deshalb Philosophie. —

Das unsterbliche Verdienst Comte's ist es, als erster nicht nur den Begriff einer solchen Philosophie klar erfaßt und fest definirt, sondern auch einen Versuch zur Ausführung eines solchen Riesenwerkes unternommen zu haben. Sind nun aber die Grundgedanken, auf die er diesen Begriff einer positiven Philosophie stützt, Wahrheiten, die er zuerst erfaßt hat, oder hat er sie mit anderen von früheren Denkern als ein gemeinsames Erbstück überkommen? Wir werden sehen, daß das letztere der Fall ist. So gleich wenn wir jenen ersten Hauptsatz der positiven Philosophie in's Auge fassen, der lautet: Alles Wissen beruht auf Erfahrung. Die Wahrheit dieses Satzes ist der Tod aller Theologie und Metaphysik, die etwa mit Hülfe einer „Offenbarung", „einer intellectuellen Anschauung" und was dergleichen Kunstgriffe mehr sind, auch über das, was unsere Erfahrung übersteigt, etwas wissen wollen. In Betreff dieses Satzes gibt nun Comte selbst zu: „Alle guten Köpfe seit Bacon wiederholen, daß nur das Wissen ein wirkliches ist, das auf der Beobachtung von Thatsachen beruht". Und gerade die englische Philosophie hat im Gegensatz zur deutschen, die trotz Kant's machtvoller Kritik luftiger Spekulation nicht zu entsagen vermochte und in einem Hegel und Schelling die „grobe Empirie" durch ein „höheres Wissen" corrigiren zu können glaubte, immer an dieser Lehre festgehalten und sich um ihre nähere Begründung durch die Ausbildung ihrer Associationspsychologie große Verdienste erworben. In diesem Punkte ist Spencer ein treuer Schüler Bacon's und Hume's.

In engem Zusammenhang mit diesem ersten Grundsatz aller wissenschaftlichen Philosophie steht der zweite, der besagt, daß alle unsere Erkenntniß phänomenal oder relativ ist. Wir kennen die Dinge nur, wie sie uns erscheinen, wissen aber nicht, was sie an und für sich sind. Die Erkenntniß des Absoluten ist uns daher verschlossen. Auch diese Wahrheit ist keine neue Entdeckung Comte's. Seit Protagora's Zeiten waren die meisten bedeutenden Denker ihrer mehr oder weniger deutlich bewußt. Ihre volle Erfassung hat die Nichtigkeit jener metaphysischen Weisheit enthüllt, die meint, das innere Wesen einer Erscheinung erfaßt zu haben, wenn sie eine metaphysische Entität als ihre Ursache bezeichnet; gleich Molière's Arzt, der die einschläfernde Wirkung des Opiums dadurch erklärte, daß er ihm eine vis dormitiva zuschrieb.

Dies sind die negativen Wahrheiten, die einer wissenschaftlichen Philosophie als Grundlage dienen; ihre positive Grundlage hat sie in dem Glauben an die Unwandelbarkeit der Naturgesetze, das heißt, in der durch keinen widersprechenden Fall widerlegten Voraussetzung, daß alle Erscheinungen, denen der menschliche Verstand sich zuwendet, unwandelbare Gleichförmigkeiten der Beziehungen aufweisen. Daß aber dieser Glaube an die Allgemeingültigkeit des Causalgesetzes bereits vor Comte Eigenthum der Wissenschaft war, darüber kann wohl kein Streit bestehen. —

Diese Wahrheiten, die das Nettoresultat alles Philosophirens und Spekulirens darstellen, hat Comte zur selbstverständlichen, keines weiteren Beweises bedürftigen Grundlage seiner Philosophie gemacht. Indem er sich voll und ganz zu ihnen bekennt, hat er eine strenge Grenzlinie zwischen seiner positiven und aller theologischen und metaphysischen Philosophie gezogen und er hat diesen Unterschied in markanten Worten festgestellt. Kein Wunder daher, daß der Theologe, der Comte's Philsophie studirt, gerade durch diese, all seinen Denkgewohnheiten widersprechenden Wahrheiten auf das stärkste erregt wird! kein Wunder, daß er allmählich diese Wahrheiten, die er nirgends als so selbstverständlich hingestellt sah und nirgends sonst in ihrer Einheit als Grundlage einer Philosophie kennen gelernt hat, mit dem Namen Comte's indentificirt. Dasselbe wird dem Kritiker, der in der Geschichte des menschlichen Denkens wenig bewandert ist, begegnen; dasselbe dem begeisterten Schüler, den Comte's Philosophie zuerst in die Wissenschaften eingeführt hat. Und so bildet sich bei ihnen allen dann die Meinung heraus, daß alle Männer, die sich ebenso unumwunden zu diesen Lehren bekennen, auch Comte's Schüler sein müssen. Niemand hat unter diesem Irrthum mehr zu leiden gehabt als gerade Herbert Spencer. Ich könnte für diese falsche Classificirung Spencer's zahlreiche Beispiele anführen; ich begnüge mich aber mit dem Hinweis auf das genannte Buch Gruber's.

Gruber sieht in der Spencer'schen Philosophie wesentlich einen Ableger der Comte'schen, und begründet diese Auffassung

*) 1) Hermann Gruber, August Comte; sein Leben und seine Lehre, 1889. — 2) Der Positivismus vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage, 1891. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung.

gerade durch den Nachweis, daß Spencer mit Comte die oben erläuterten Ansichten theile. Dies ist nun vollständig richtig; wir können sogar hinzufügen, daß Spencer viel gethan hat, ihre Beweiskraft zu erhöhen, während Comte sie einfach hinnahm, wie er sie vorfand, da seine Idiosynkrasie gegen alle Psychologie ihm den Weg zu ihrer Kritik und zu ihrem Beweis verschloß. Selbstverständlich, Spencer's Philosophie ist eben keine Metaphysik, sondern wissenschaftliche Philosophie.

Es ist weiter wahr, daß Spencer gleich Comte bestrebt ist, die Schäden, die aus der Zersplitterung der Wissenschaften entstanden, dadurch zu heilen, daß er sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfaßt. Während aber Comte's Synthese, d. h. Zusammenfassung der Wissenschaften eine rein encyklopädische und logische ist, ist die Spencer's eine kosmische. Er bringt alle Wahrheiten, die in Bezug auf Coexistenz und Succession der Erscheinungen bekannt sind, in engste gegenseitige Verbindung dadurch, daß er sie als Corrolarsätze einer einzigen ersten Wahrheit darstellt, die für die ganze Fülle der Phänomene gilt, in denen sich die allgegenwärtige unerkennbare Kraft offenbart. Diese Synthese bringt er aber zu Stande, ohne ontologische Data, ohne Kräfte, die außercosmisch sind, zu Hülfe zu nehmen, und dies bildet den entscheidenden Unterschied gegen die ähnlichen Versuche eines Hegel's oder Schelling's. Wenn Riehl meint, Spencer's Philosophie sei nicht viel besser als Hegel's Naturphilosophie, so übersieht er, daß Spencer's Denksymbole in Ausdrücke sinnlicher Erfahrung übersetzbar sind, während dies von denen Hegel's nicht gesagt werden kann. Spencer's Lehre läßt daher eine Verification zu, sie kann bewiesen oder widerlegt werden, was wiederum von rein metaphysischen Spekulationen gleich denen Hegel's nicht möglich ist.

Man mag von der erkenntnißtheoretischen Grundlage der Spencer'schen Philosophie denken, was man will, man mag seine Lehre vom „Unerkennbaren" verwerfen, und seinen Versuch einer Versöhnung von Religion und Wissenschaft illusorisch finden, das große Verdienst wird man ihm nicht bestreiten können, daß er als erster das Gesetz der Entwickelung als ein ebenso universelles Weltgesetz, als das der Gravitation erkannte, daß er es zuerst in klaren und präzisen Worten formulirte, daß er seine Allgemeingültigkeit nicht nur empirisch nachwies, sondern als eine nothwendige Folge aus dem Gesetz der Erhaltung der Kraft und dem Wesen der Vertheilung der Materie und Bewegung feststellte. Hier liegt der entscheidende Punkt, den man bei einer gerechten Würdigung der Spencer'schen Philosophie fest im Auge zu behalten hat. Von hier aus hat Spencer dann auch in alle einzelnen Wissenschaften umgestaltend eingegriffen.

Gerade in diesem Punkte nun konnte Spencer von Comte nichts lernen; denn dieser war ein abgesagter Feind aller auf die Feststellung der Evolutionstheorie gerichteten Bestrebungen, die „den unwissenschaftlichen Geistern zu überlassen seien". Er verwahrte sich auch ausdrücklich gegen die Evolutionstheorie Lamark's, in der ein guter Kern Wahrheit steckte. —

Angeregt zur Entwickelung dieser Gedankenreihen wurde Spencer vielmehr durch von Baer, der zuerst die von Harvey geahnte, von Wolff schon bestimmt aufgefaßte Formel, die das Gesetz der Entwickelung des individuellen Organismus ausdrückt, aufgestellt hatte. Aber auch jene Lehren von der Relativität der Erkenntniß, von der Erfahrung als einziger Quelle des Wissens u. s. w., die Spencer mit Comte gemein hat und die er bei ihm hätte finden können, hat er nicht von ihm übernommen. Sie verdankt er, soweit sie nicht Werk seines eigenen Denkens sind, nach seinem eigenen Zeugnisse dem schottischen Philosophen Hamilton, der seinerseits wieder auf das stärkste von Kant und der deutschen Philosophie beeinflußt war. Im Allgemeinen hat aber gewiß John Stuart Mill recht, wenn er von Spencer sagt: „Keines Denkers Schlüssen kann man so deutlich anmerken, daß sie das Ergebniß einer fortschreitenden Entwickelung seiner eigenen ursprünglichen Gedanken sind." — Wenn wir so nachgewiesen haben, daß Spencer die Lehren, die er mit Comte gemeinsam lehrt, nicht von diesem, sondern aus einer anderen Quelle hat, wenn wir weiter gezeigt haben, daß gerade von der Lehre, auf der der Werth und die Originalität seines Gedankensystems beruht, bei Comte nichts zu finden ist, so bleibt uns nur noch übrig, zu zeigen, daß Spencer die Lehren, die ihrerseits ausschließliches Eigenthum Comte's sind, und auf deren Originalität er sich viel zu gute thut, ausdrücklich verwirft. Dann dürfte der Beweis für die Unabhängigkeit Spencer's von Comte vollständig geführt sein. Es kommen hier insbesondere Comte's Lehre von der sogenannten Hierarchie der Wissenschaften und sein großes soziologisches Gesetz, das für jede menschliche Entwickelung das naturnothwendige Durchlaufen dreier Stadien, des theologischen, des metaphysischen und des positiven behauptet, in Betracht. Wie Spencer diese zwei Lehren im einzelnen bekämpft und verwirft, kann ich hier nicht ausführen; ich verweise dafür auf seine Schrift: „Reasons for dissenting from the Philosophy of M. Comte", die sich im zweiten Band seiner Essays findet.

Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältniß unserer beiden Philosophen, zu dem was man im weitesten Sinn die soziale Frage nennen kann. Es ist ungemein charakteristisch für die alles überschattende Stellung, die diese Frage im Bewußtsein unserer Zeit einnimmt, daß es Interesse für ihre Probleme war, das die zwei ersten Philosophen unseres Jahrhunderts zur Ausgestaltung ihrer Philosophie bewog. Alle Erkenntnisse zu einem einheitlichen Ganzen zusammen zu fassen, um so eine sichere Basis für den Aufbau einer gesunden Ethik und Politik zu gewinnen, das war das ausgesprochene Ziel und die treibende Kraft im Denken Comte's und Spencer's. —

Die erste bedeutende Schrift Comte's führte den Titel: „Prospectus des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société" und wir haben es aus seinem eigenen Munde, daß er die Ausarbeitung der positiven Philosophie nur in die Hand nahm, um für sein politisches System die nöthige wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen. Ganz ähnlich Spencer. Die erste Schrift, die er als 22jähriger junger Mann veröffentlichte lautet: „The proper sphere of government". Er erkannte bald, daß die Frage nach der Natur, den Zielen und Grenzen der Staatsthätigkeit eminent ethische Probleme in sich schließe. Was für Prinzipien sollen jene höchste Autorität — den Staat — binden, die Gesetze über Recht und Unrecht erläßt und erzwingt? Die Ueberzeugung, daß die Basis, auf die die Moral gegründet zu werden pflegt, ungenügend ist, und wissenschaftlicher Kraft entbehrt, trieb ihn zu seinen umfassenden Studien, als deren krönendes Endergebniß die Aufstellung einer wissenschaftlichen evolutionären Ethik anzusehen ist. —

Diese Gemeinsamkeit des Ausgangspunktes ist aber auch hier alles, was die beiden Denker theilen; in ihren Resultaten gingen sie dann zu entgegengesetzten Extremen aus einander. Während Spencer auf seine Philosophie eine streng individualistische Ethik gründete, während er alles Heil in einer Steigerung der Freiheit und Selbständigkeit der Individuen erblickt, wird Comte ein Apostel des Sozialismus und der Begründer eines Systems, das man nicht mit Unrecht „Katholicismus minus Christenthum" genannt hat. Eines zum wenigsten scheint diese Differenz sicher zu beweisen, daß wir nämlich noch weit von dem Ideal einer positiven Soziologie entfernt sind, dessen Verwirklichung Comte bereits erreicht zu haben glaubte. Denn gewiß, positiv ist eine Wissenschaft erst dann, wenn sie die Zukunft voraussagen kann, d. h. wenn sie mit Bestimmtheit anzugeben weiß, „wenn das und das geschieht, muß das und das folgen, wenn wir also das und das erreichen wollen, haben wir das und das zu thun". Wer aber wird behaupten wollen, daß die Soziologie heute einer solchen Anforderung entsprechen kann?

## Carl Baron Torresani.

Von Josef Ettlinger.

Einer der Goncourt hat gelegentlich die Forderung gestellt, kein Autor solle einen modernen Roman schreiben dürfen, er habe denn zuvor ein Mindestalter von vierzig Jahren erreicht. Das mag ein hartes Gebot sein, sonderlich für die nicht geringe Zahl derer, die bis zum absolvirten Schwabenalter auch nicht von Luft und rosigem Licht allein zu leben in der beneidenswerthen Lage sind; aber von seiner materiellen Unmöglichkeit abgesehen, ist es nur gerecht und billig und richtet sich vor Allem an die frühreife Schnellfertigkeit unserer literarischen Homuneuli, bei denen das knapp bestandene Abiturientenexamen meist schon das Signal zur eigenen frisch-frei-fröhlichen Production zu geben pflegt. Gerade der Roman, der den modernen Menschen in seinen unendlich mannigfaltigen Spielarten zeigen, der den geistigen und sittlichen Unterströmungen des modernen Culturlebens nachgehen und dabei doch in Form und Sprache stets vornehm und vollendet sein soll, der Roman von heute, wie er von Zahllosen erstrebt und von den Wenigsten erreicht wird, verlangt von allen Arten und Gattungen der Dichtung die reifste Menschenkenntniß, die größte Formbeherrschung und vor Allem die gründlichste Verstandes- und Herzensbildung. Während darum in Lyrik, Drama und Novelle schon ganz junge, kaum flügge gewordene Talente wirklich Großes und Bleibendes geschaffen haben, sind die wenigen wirklichen Muster- und Meisterromane, die wir besitzen, fast alle erst zu einer Zeit entstanden, da ihre Verfasser jene Altersgrenze schon erreicht oder überschritten hatten. Flaubert, der uns Allen nicht so sehr durch seine geniale Gestaltungskraft, als durch die peinvolle Gewissenhaftigkeit seiner Arbeitsmethode ein vielbewundertes Vorbild geworden ist, war vierzig Jahre alt, als er „Madame Bovary" zu schreiben begann. Gustav Freytag stand im gleichen Alter, als „Soll und Haben" erschien. Heyse's „Kinder der Welt" waren das Werk eines Vierzigers, und Fontane gar stand schon an der Schwelle des Greisenalters, als er die Reihe seiner prachtvollen Romanschöpfungen eröffnete. An diesen und zahlreichen ähnlichen Beispielen erläutert sich das Goncourt'sche Wort, zeigt es sich, daß ein vollgültiges Kunstwerk der in Rede stehenden Gattung nur von dem geschaffen zu werden pflegt, der die Mittagshöhe des Lebens, so wie der Psalmist es uns zumißt, bereits erklommen hat und von dieser Höhe herab das Leben und den ganzen Jahrmarkt der Eitelkeiten, der es erfüllt, zu überschauen vermag.

Ungleich seltener, vielleicht einzigartig ist der Fall, daß ein von Haus aus reich begabter Autor überhaupt erst in so vorgerücktem Lebensalter seiner Berufung inne wird, wie der Oesterreicher Carl Torresani, der erst vor ganz wenigen Jahren und so verspätet zum literarischen Ringelstechen auf dem Kampfplatze der Oeffentlichkeit erschien, daß er noch heute dem gebildeten Lesepublikum von Norddeutschland eine nahezu unbekannte Größe ist, während in Oesterreich der Kreis seiner Leser und Verehrer — was beinahe dasselbe heißt — sich von Tag zu Tag erweitert. Gleich so manchem begabten Zeitgenossen, gl ich Detlev von Lilieneron, Georg von Ompteda u. A. ist er von Haus aus Militär. Als der Sohn italienischer Eltern kam er zu Mailand 1846 zur Welt, lernte im Heranwachsen deutsche Sprache und Dichtung kennen und lieben und ward nach einander Zögling des Wiener Theresianums und des Jesuitengymnasiums zu Feldkirch. Er war zum Offizier bestimmt und erhielt nach vierjährigem Aufenthalt in der Wiener Neustädter Militärakademie 1865 sein Patent als Cavallerielieutenant, mit dem er im folgenden Jahre an dem Feldzug in Italien theilnahm. Nach weiteren zehn Jahren war er des Kasernenlebens überdrüssig, nahm als Oberlieutenant den Abschied und kaufte sich irgendwo in Steiermark an, um sich ganz seiner inzwischen begründeten Familie und der edlen Landwirthschaft zu widmen.

Bis dahin — er stand im 31. Lebensjahre — war ihm niemals der Gedanke gekommen, eine Feder zu anderen als den Zwecken des alltäglichen Lebens in die Hand zu nehmen. Das eigene, reich bewegte Dasein hatte ihn vollauf beschäftigt und absorbirt, und seine temperamentvolle, genußfrohe Natur fand begreiflicherweise mehr Freude daran, Romane zu leben, als sie zu schreiben. Dann reizte ihn eines Tages die Lectüre von Edmondo de Amicis' „Bozetti militari" dazu, dieses Werk seines italienischen Lieblingsautors zu übersetzen, um es dem österreichischen Lesepublikum zugänglich zu machen. Der Absicht folgte die Ausführung, eine einheimische militärische Zeitschrift übernahm die Veröffentlichung, und die naive, jedem schriftstellernden Menschen wohlerinnerliche Freude, sich gedruckt zu sehen, gab dem glücklichen Uebersetzer den entscheidenden Anstoß dazu, sich auch als Original zu versuchen . . . Einmal, mitten in der Nacht, kam ihn der Einfall an, eine eigene Erzählung zu beginnen: er stand auf, begann zu arbeiten und schrieb in einem Zuge, ohne nur abzusetzen, die drei ersten Kapitel des Romans „Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit" nieder — ein respectables Stück von vierzig Druckseiten. Aus den drei Kapiteln wurden im Handumdrehen drei Bände, und als das Erstlingsopus fertig war, wanderte es gleichfalls auf die Redaction jener Militärzeitung, die es für ihr Feuilleton erwarb und dafür ein Honorar von 400 fl. zu zahlen sich verpflichtete. Aber wie so oft kleine Ursachen unverhältnißmäßig große Wirkungen nach sich ziehen, so auch hier: der Umstand, daß das Werk in einem obscuren Blatte zuerst erschien, hat die literarische Carrière seines Autors um volle zwölf Jahre aufgehalten. Das vereinbarte Honorar nämlich wurde ihm niemals ausbezahlt; und dieser erste große Verdruß, den er nicht als materiellen Verlust, sondern als persönliche Kränkung empfand, übte auf ihn eine derartige Depression, daß ihm im Nu die ganze Schriftstellerei wieder entleidet war. Eine durch und durch ehrliche Natur, schloß er von der entwürdigenden Behandlung, die ihm und seinem Werke widerfahren war, ohne Weiteres auf dieses selbst und versenkte, von seiner Talentlosigkeit völlig überzeugt, das Bündel Feuilletons in sein Schreibpult, da wo es am tiefsten war.

Zwölf Jahre waren seit diesem ersten Debüt in's Land gegangen und Torresani hatte bereits sein Dreiundvierzigstes angetreten, als gelegentlich einer seiner Freunde, der zufällig von seinem schriftstellerischen Debüt gehört hatte, sich das verstaubte Convolut zur Lectüre ausbat. Erst nach längerem Widerstreben ward ihm willfahrt: aber schon anderen Tages war der Besuch von Neuem zur Stelle, schalt den Freund gewissenlos, weil er sein großes Talent so gänzlich brach liegen lasse und ruhte nicht eher, bis ihm die Ermächtigung ertheilt ward, dem Buche einen Verleger zu suchen und es zu veröffentlichen. Sein Erscheinen erregte in der österreichischen Lesewelt auch wirklich so lebhaftes Aufsehen, daß eine zweite Auflage innerhalb weniger Wochen nöthig ward, und dieser überraschende Erfolg erweckte in Torresani mit einem Schlage die alte Schaffenskraft wieder, wie sie ihn bei der Abfassung seines Erstlinges befeuert hatte. Er ging mit frischem Muth von Neuem an die Arbeit und hat seit jener Zeit — es sind erst wenige Jahre inzwischen verflossen — einer ansehnlichen Zahl neuer Werke das Leben geschenkt, von denen zumal die später erschienenen ihn in der allgemeinen Beliebtheit und Hochschätzung seiner Landsleute rasch eine hohe Stufe haben erreichen lassen.

Die Entwickelung dieses eigenartigen Talentes zu verfolgen, hat für den Kenner einen ganz besonderen Reiz, deshalb, weil Torresani zu den wenigen seines Berufes gehört, die mit rastlosem Ergeiz an der eigenen Vervollkommnung arbeiten und bei denen jedes folgende Werk deutlich die neuen Schossen und Sprossen erkennen läßt, die der Baum jeweils seit seiner letzten Blüthe getrieben hat. Seine ersten Arbeiten zeigen noch die ganze Unsicherheit des begabten Anfängers: auf der einen Seite eine wahnsinnige Stoffverschwendung, wie in der „schönen, wilden Lieutenantszeit", auf der anderen ein völliges Vergreifen in der Wahl des Gegenstandes, wie in dem kleinen Roman „Mit tausend Masten" und seiner Fortsetzung „Auf gerettetem Kahn", den beiden schwächsten Arbeiten des Verfassers. Dazwischen wieder eine Novellenschöpfung von entzückender Feinheit und Poesie, die Erzählung „Drei Tage für ein Leben".

in dem Sammelbande „Schwarzgelbe Reitergeschichten", die ich schlechthin dem Besten an die Seite stelle, was unsere gewiß nicht arme Novellenliteratur aufzuweisen hat. Aber erst mit der vor zwei Jahren erschienenen „Zuckercomtesse", die unbegreiflicher Weise im katholischen Oesterreich ihrer angeblich antiklerikalen Tendenz wegen eine Zeitlang verboten werden konnte, hat Torresani sich auf den richtigen Weg gefunden, der ihn wahrhaft künstlerischen Zielen zuführt und auf dem er seither unbeirrt weiter gegangen ist.

Es ist ein eigenartiges und neues Genre von Roman, in dem er seine Werkstatt aufgeschlagen hat, und eine schlechtweg treffende Bezeichnung dafür gibt es nicht. In der Mischung verschiedener und zum Theil ganz heterogener Elemente liegt sein schwer definirbarer Reiz. Eine ungewöhnlich plastische Darstellung fällt zunächst an allem auf, was er schreibt. Namentlich in der Kunst, die Personen durch ihre Redeweise und deren Eigenthümlichkeit nach Dialect, Wortwahl, Satzbau, und insbesondere nach der Aussprache zu charakterisiren, hat er die Vollendung eines schreibenden Imitators erreicht; man hört oft mehr als man liest. Damit in Zusammenhang steht eine starke Gabe, die Menschen und Dinge von ihrer komischen Seite zu nehmen, so weit es sich mit dem Ernst des Stoffes verträgt. Mit dem Scharfblick des geborenen Caricaturisten versteht er mit drei, vier Strichen irgend eine Nebenfigur charakteristisch herauszuheben und mit Vorliebe pflegt er die Umgebung seiner Hauptpersonen mit einer ganzen Comparserie solcher humoristisch erfaßter Typen zu bevölkern. Die „schöne wilde Lieutenantszeit", die nur lose in den Rahmen einer geschlossenen Handlung gefaßt erscheint, ist zumeist aus Einzelbildern dieser Art zusammengereiht, und so wahl- und planlos die Arbeit als Ganzes sich gibt, so kostbar in seiner erheiternden Wirkung ist das fast überreichlich eingestreute Episodenwerk, dessen lachender, saftiger und häufig grotesker Humor stellenweise eines Dickens und Thackeray fast würdig wäre. Als die Arbeit eines Anfängers kennzeichnet sich gerade dieses Buch noch durch die tolle Vergeudung einer Anzahl dankbarer Stoffe, die bei einigermaßen öconomischer Verwendung zu einem halben Dutzend Romane und der doppelten Zahl Novellen ausgereicht hätten, hier aber mit verschwenderischer Nonchalance in allerhand Intermezzi verzettelt sind. Die Vorliebe des Autors für das Anekdotische, die hier zweifellos weit über die erlaubten Grenzen geht, tritt auch in seinen sämmtlichen späteren Arbeiten, jedoch maßvoller hervor.

Die „Zuckercomtesse" leitete die zweite Phase in Torresani's Entwickelung ein. Mit ihr war die geschlossene und gerundete Form, die künstlerische Gliederung des Stoffes und die einheitliche, lückenlose Durchführung der psychologischen Vorgänge gewonnen, die den Roman zum Kunstwerk erst erhebt. So originell der Stoff als Ganzes, so frisch und plastisch im Einzelnen die Ausführung. Die Comteß Jella Zagradsky, ein bildhübscher, kluger Strudelkopf von zwanzig Jahren, hat mit der ihr gegebenen geistigen Ueberlegenheit frühe schon die hohle Scheinwelt ihrer einheimischen Aristokratie erkannt — die eigenen Angehörigen nicht ausgenommen — und den fixen Vorsatz gefaßt, sobald sie majorenn geworden, in das Kloster einzutreten, in dem sie erzogen worden ist. Da alle Anstrengungen der Familie, sie von diesem Vorhaben abzubringen, nichts fruchten, verfällt man, dem Rathe eines Hausfreundes gemäß, darauf, in dem jungen Harry von Proch, einem vermögenslosen Lieutenant, einen heimlichen Bundesgenossen anzuwerben, der die eigensinnige Klostercandidatin durch Hymens Bande vor der selbstgewählten Verbannung bewahren soll. Harry ist seit Langem einer der treuesten Verehrer Jellas, und diese mag ihn gleichfalls gerne, so daß der klüglich spintisirte Familienplan wohl Aussicht auf Gelingen hat. Aber die superkluge Jella dreht Allen eine Nase an. Sie sagt dem betroffenen Harry gleich beim ersten tête-à-tête auf den Kopf zu, daß er nur der Lockspitzel ihrer Familie sei, zwingt ihn aber, als er in brennender Beschämung auf sie verzichten will, die ganze Komödie vor den Ihrigen weiter zu spielen, um sich selbst dadurch vor deren fernerem Bohren und Miniren zu sichern, bis sie ihre Mündigkeit und damit die Verfügung über ihre Zukunft erlangt hat. Nun entwickelt sich ein an drolligen Seiten reiches, geschwisterlich-kameradschaftliches Verhältniß zwischen den Beiden, in dessen Verlaufe die Liebe auch bei ihr lichterloh aufschlägt, ohne daß sie es vor sich selber Wort haben will. Sie bleibt sich und ihrem Entschlusse treu, und trotz einiger erhitzter Scenen, in dem sich ihr Inneres blitzartig verräth, zieht sie am Tage ihrer Majorität in's Kloster ein. Aber im letztmöglichen Moment siegt doch die zwangsweise niedergehaltene Leidenschaft über Eigensinn und Religiosität, und aus der dem Irdischen schon halb entrückten Gottesbraut und dem armen Corydon im Waffenrock wird zum guten Ende noch ein glückstrahlendes Paar.

Mit dieser profanen Wendung der Dinge waren jedenfalls die Leser des Buches mehr einverstanden, als der österreichische Clerus, der es durchsetzte, das das harmlos-fröhliche Werk eine Zeitlang auf den Index der Censur gesetzt ward. Geschadet hat ihm die kleine Reclame gewiß nicht, aber nöthig hat es sie auch nicht gehabt. Man braucht nicht gleich so weit zu gehen, den Roman an den schweren, stilvollen Werken unserer neueren Erzählungsklassiker zu messen: dazu ist er wohl von zu leichtem Karat und nicht tiefgründig genug in der Wahl und Behandlung der psychischen Probleme. Aber gerade in der keck sprudelnden, flotten Art, wie er sich gibt, liegt sein unverfälschter Reiz. Alles ist springend und klingend, hell und heiter und mit so viel gesundem und derbem Humor versetzt, daß man sich förmlich daran erfrischen muß in einer Literaturepoche, die für nüchtern-trübe Werkeltagsschilderungen so viel und für Licht und Lachen gar so wenig übrig hat

Auf ein erheblich höheres Gebiet begibt sich Torresani's nächster, zweibändiger Roman „Der beschleunigte Fall", in dem sein Talent zu psychologischer Analyse in voller Breite zur Geltung kommt. Es ist die Geschichte eines jungen, lebensfrohen Offiziers, den eine jähe Leidenschaft für eine bestrickend reizende Frau erfaßt und in stetigem Wachsen und Steigen mehr und mehr zermorscht und zermürbt, bis er der völligen Willenlosigkeit, der geistigen Umnachtung verfällt. Der unheilvolle, parasitische Einfluß des Weibes in seiner gefährlichen, lächelnden und verführerischen Gestalt, seine verheerende und entnervende Wirkung selbst auf einen robusten und willensstarken Charakter, der unheilbare Feminismus als Form moderner Entartung überhaupt, wie ihn in der französischen Literatur beispielsweise Graf Muffat oder Bourget's Claude Larchet repräsentiren, ist thatsächlich von einem deutschen Autor mit gleicher Consequenz und Eindringlichkeit bislang noch nicht dargestellt worden, zum mindesten noch nicht mit einer so intimen Kenntniß der weiblichen Psyche, ihrer ewig unlösbaren Räthsel und Widersprüche. Den Verlauf dieses bis zur Rapidität „beschleunigten Fall"-Prozesses begleitet, wie stets, ein vielfarbiges Beiwerk von Neben- und Episodenhandlungen meist ergötzlicher und parodistischer Natur; dabei macht sich denn freilich hier gerade mehr noch als sonst die Neigung zum Scurrilen, Carikirten machmal bedenklich bemerkbar und stört die einheitliche Stimmung. Charakteristisch für diesen Zug ist schon das sonderbare Motto, das den Titel des Buches ziert! die mathematische Formel von der Beschleunigung der Schwerkraft $g = \frac{v-c}{t}$! Wie es Leute gibt, die lieber einen Freund verlieren, als einen Witz, so möchte man Torresani vorwerfen, daß er manchmal lieber auf die ganze einheitliche Wirkung verzichtet, als auf eine komische Nuance oder Situation, die sich ihm just in die Feder drängt. Auch die allzu weit gehende Vorliebe für auffallende und entlegene Vergleiche tritt hier stärker als zuvor zu Tage. Von seiner Originalität jedoch vermögen diese unleugbaren Schwächen dem Romane nichts zu nehmen, und diese besteht eben neben dem stofflichen Reichthum zum guten Theil in der eigenartigen Mischung der Farben und Töne: es ist gewissermaßen ein Amalgam von Leidenschaftsdrama und Vaudeville, von Salvini und Girardi, von Bourget und Wilhelm Busch.

Torresani ist durch und durch ein Schwarzgelber, mit Leib und Seele. Seine Heimath dies- und jenseits der Leitha kennt er Fleck für Fleck und liebt sie mit dem guten Stolze eines

Mannes, der die Welt gesehen und ein eigenes Urtheil hat. Seine Erzählungen spielen alle auf k. k. Reichsboden, theils in der Garnisonstadt Erzburg (Pseudonym für Oedenburg), theils sonst im Lande. Nach Wien selbst hat er sich jedoch erst mit seinem neuesten, dem Wiener Künstlerroman „Oberlicht" gewagt, den die letzte Weihnacht gebracht hat, und der zwar eine fortschreitende Beherrschung der Technik, doch aber nicht die Fülle sprudelnden, vielgestaltigen Lebens und glücklich ersonnener Situationen aufweist, wie der vorangehende. Zum ersten Male ist nicht mehr das eigentliche high-life der Hintergrund der Darstellung. Die glücklich-unglückliche Ehe eines grundguten und genialen, aber charakterschwachen und moralisch haltlosen Bildhauer mit einem leidenschaftlichen, tief empfindenden Mädchen, das den berühmten Gatten abwechselnd vergöttert und haßt, ist der Gegenstand der Erzählung — ein Thema für Daudet's variations sérieuses der „Künstlerehe". Zu diesen beiden Hauptpersonen tritt als unvermeidlicher Dritter ein junger französischer Diplomat, der die schöne Frau vom ersten Tage an, da er sie gesehen, liebt und begehrt und dem sie sich par dépit an den Hals werfen will, als sie ihren Gatten zum ersten Male auf Abwegen von der ehelichen Treue ertappt hat. Er aber verschmäht das Opfer in solcher, ihm peinlicher Form und fesselt sie gerade durch diesen Zug von Hochsinn zu glühender Dankbarkeit und Freundschaft an sich, die sich allmählich in Liebe wandelt und zuletzt doch zur Katastrophe führt. Den fesselnden Mittelpunkt bildet auch hier die weibliche Hauptfigur und die seelischen Conflicte, die sie, eine großherzige, feinfühlige Natur, den abschüssigen Weg von der wunschlosen Freundschaft bis zum Ehebruch zurücklegen lassen. Wie im „beschleunigten Fall" geht ein blühendes Menschenleben in dieser Krise zu Grunde; aber hier ist es das reine Weib, das unterliegt, dort war der Mann vernichtet worden und die schöne Bohémienne, die ihn in's Verderben geführt, hatte rasch getröstet weiter leben und genießen dürfen.

Man mag nach alledem immerhin so Manches an Torresani und der Art seines Schaffens auszustellen haben, und der Einzelne mag vielleicht im Tadel gewisser Eigenheiten und Auswüchse weiter gehen wollen, als es hier geschehen ist. Was er ist, das bleibt er trotz alledem: eine sympathische und interessante Erscheinung und vor Allem — eine Individualität, die sich ihr eigenes Gebiet geschaffen hat. Seine impulsive Kunst zu erzählen, seine reiche, nirgends versiegende Kraft zu fabuliren und sein unverwüstlicher, warmblütiger Humor sind die besonderen Qualitäten, die ihm seine Beliebtheit in Süddeutschland verschafft haben und in dem kühleren Norddeutschland hoffentlich noch verschaffen werden. Es sind dieselben Eigenschaften, deren beschleunigte Abnahme bei unserer gegenwärtigen, brillentragenden, literarischen Generation am deutlichsten wahrzunehmen und zu verfolgen ist.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein reeller Spekulant.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von M. C. Larochelle.

Herr Josephus Janzohn hat ein Comptoir mit gravirtem Porzellanschild in einem der hübschesten Häuser nahe bei dem Bahnhof von Svälta, ein Comptoir mit bequemer Dürftigkeit und kluger Berechnung möblirt, so daß kein hülfesuchender kleinerer Landwirth durch zu großen Luxus und Furcht vor zu hohen Provisionen abgeschreckt wird.

Herr Josephus selbst geht in sauberer, aber einfacher Kleidung einher. Seine Nägel, Stiefel, Rock und Hut werden mindestens einmal an jedem Tage gebürstet, der Rock sogar zweimal, wenn Josephus an einem einsamen Orte zufällig mit einem alten vormaligen Clienten mit Ingrimm im Herzen und spanischem Rohr in der Hand zusammentrifft.

Herrn Josephus' Weise im Umgang ist bieder und angenehm. Hätte unser Herr ihn nur mit Brillengläsern und dem hinterlistigen Ausdruck im Gesicht verschont, so hätten ihn selbst halbwegs weltkluge Leute in der Eile und bei mangelhafter Beleuchtung für einen ehrlichen Kerl halten können; aber der Schöpfer, welcher der gefährlichsten des Schlangengeschlechtes ihre Klapper gegeben, konnte nicht erlauben, daß Herr Josephus unter anderen harmlosen Menschen ganz ungezeichnet umherging.

Das erste, worüber man erstaunt, wenn man zu dem Herrn Agenten kommt, ist, daß es noch solch einfältige Leute gibt, welche ihr Geld in Aktien, Sparbanken und Renten anlegen, oder es auf erste Hypothek verleihen, so lange Herr Josephus ihnen solche Geschäfte in Grundbesitz anbieten kann.

Da gibt es Karten, geschriebene und gedruckte Beschreibungen und Zeichnungen über Landsitze, welche zu einem so geringen Bruchtheil des wirklichen Werthes käuflich sind, daß dieser nur als Preis für das Loos zu betrachten ist, auf welches man in der Hamburger Lotterie das große Loos gewinnen kann.

„Ein alter Herrensitz an einer der schönsten Buchten des Mälarsees" wird für 30,000 Kronen verkauft, „großartige, schloßähnliche Gebäude, 500 Tonnland besten Ackerbodens, 9000 Tage Frohndienst, reiche Jagd und Fischerei und Wald zum Abholzen in mehr als doppeltem Werth der Kaufsumme."

„Ob der Eigenthümer ein Idiot ist?" nein, Gott bewahre, das ist ist er gewiß nicht.

„Warum er da nicht lieber die Hälfte seines Waldes verkauft und sein Gut behält, das er dann umsonst hat?"

Ja, da liegt der Haken! So viele Köpfe, so viele Sinne. Der Mann hat das Gut „von seinem Vater ererbt; beide Herren haben immer den Wald geschont, und es würde den alten Herrn betrüben, ihn verwüsten zu müssen. Wenn er einen reellen Käufer finden kann, will er am liebsten das Ganze los sein. Hätte nie das Gut verkauft, wenn nicht der plötzliche Tod eines geliebten Sohnes . . . traurige Erinnerungen . . . Ach, mein Gott, wir sind alle schwache Menschen . . ."

Ihr müßtet Herrn Josephus hören und sehen, wenn er einem Spekulanten die Freuden des geselligen Lebens in der Gegend schildert, wo das zu verkaufende Gut liegt. „Prächtige Nachbarn, lebensfrische Menschen . . . gemüthlicher Ton, frisch, froh, lebenslustig" . . . (Sieht eine Ecke des »Stadtmissionars« aus der Ueberrocktasche des Spekulanten hervorstecken) „Ja . . . Hm . . . das heißt, so war es in der Gemeinde, aber dann ließ der Herr aus dem Munde eines jungen Pfarradjuncten einen kräftigen Gnadenwind wehen, und nun . . ."

Das Leben der Riesenschlange hat zwei Phasen: wenn sie auf ihre Mahlzeit spekulirt und wenn sie dieselbe verdaut; das des Herrn Janzohn nur eine: wenn er auf Raub lauert.

* * *

Im Personenzuge, der sich Svälta's Station nähert, sitzt der frühere Student Petterquist, das Dasein Gottes bezweifelnd, das Universum verfluchend und die Menschheit verachtend.

Unter den Wissenschaften hat er sich vorzüglich mit praetischer Mäthematik beschäftigt: „Neun von Null geht nicht, borge ich einen." Und borgen that er, so lange er das sehr relative Maß von Kredit genoß, welches einem in höheren Semestern stehenden Studenten gewährt wird während er noch einen guten Rock und heile Stiefel besitzt. Dann bettelte er. Würde vielleicht auch gestohlen haben, wenn es nicht so umständlich gewesen wäre. Dank seiner Faulheit war er noch ein ehrlicher Mann.

Der Zug hielt, und auf dem Perron stand Herr Josephus Janzohn, Herrn Petterquist von früher von einem Punschabend her bekannt. Dies gab Veranlassung zum Anpumpen um eine kleine Reiseunterstützung. Herr Petterquist war auf dem Wege zu seiner Vaterstadt. Bislang hatten die Almosen seiner Mitreisenden ihn in den Stand gesetzt, die Eisenbahn zu benutzen; wo sie aufhörte, mußte der Fußgängersport beginnen.

Der Herr Agent hatte nie etwas für nichts und wieder nichts fortgegeben, aber jetzt fuhr ein schneller Gedanke durch seine Hirnmolekülе.

„Können Sie sich für einige Tage frei machen?".

„Nun ja; ich glaube nicht, daß die Welt untergeht, wenn ich ein wenig Ferien mache. Um was handelt es sich?"

Ja, das bekam er draußen auf dem Perron nicht zu hören; das sollte im Vertrauen im Comptoir ausgemacht werden. — — —

Einige Tage später reiste Herr Josephus mit der Eisenbahn in Gesellschaft eines feingekleideten Herrn von respectablem Aeußern und sympathischem Gesicht, das aussah, als wäre es höchstens 35 Jahre in Gebrauch. Dieser Herr war der frühere Student Petterquist.

* * *

Auf der Veranda von Torgargina saß Patron Hohnsson mit Frau und drei blühenden Töchtern und seufzte und wartete, ob nicht der freundliche Agent mit dem auf Treu und Glauben verheißenen „reellen" Spekulanten auf das Gut kommen wollte. Bekam er einigermaßen gut bezahlt, so konnten noch einige Tausend Kronen übrig bleiben, wo nicht, so mußte er Bankerott machen, wie alle seine Vorgänger auf dem Platze, denn Torgargina war eins dieser ausgezeichneten Landgüter, die niemals etwas Anderes abwerfen, als den Eigenthümer, nachdem er einige Jahre im Sattel gesessen.

Nun, da kam der Agent und Herr Petterquist, der als ein sehr reeller Spekulant auf das Gut vorgestellt wurde.

Herr Petterquist war ein wenig verlegen bei all den ausgesuchten Artigkeiten, welche einem „reellen" Spekulanten gewöhnlich erwiesen werden von Seiten eines armen Gutsbesitzers, der in ihm seine einzige Rettung erblickt; aber er sah bescheiden, gutmüthig und vor allen Dingen solide aus, wie er im neuen Ueberrock einherging und die Wirthschaftsgebäude inspicirte.

Und die Familie auf Torgargina hätte Herrn Josephus fast in Stücke gerissen, um recht viel über den interessanten jungen Mann zu erfahren. „Ob er auch ganz solide ist?" wollte der Patron wissen. „Ja, freilich; er bezahlt ja 15,000 Kronen baar beim Antritt, und der Rest steht ja auf Hypotheken."

„Ob er einer von den Uddavalla Petterquisten ist?“ fragte Mama, der viel daran gelegen zu sein schien, daß ihr neuer Bekannter „aus guter Familie“ stammte. „Ja gewiß, und ein Verwandter sogar vom Consul Petterquist selbst in Uddavalla.“ Ob er verlobt sei? interessirte das älteste Fräulein zu erfahren. Verlobt? Nein. Er hatte Herrn Josephus soeben auf der Reise erzählt, daß ihm vor vierzehn Tagen seine Braut gestorben.

Und Herr Petterquist nahm die Familie mit Sturm, ehe der Abend hereinbrach. Er kaufte das Besitzthum von Papa und handelte nur 2000 Kronen von dem verlangten sehr hohen Preise ab, und er ließ Mama verstehen, wenn es der Familie schwer würde, bis zum 14. März auszuziehen, so könnten sie den Sommer über wohnen bleiben, und er wolle sich bei ihnen in Pension geben. Er sprach mit den Mädchen zart und rührend von der Trübseligkeit des Junggesellenlebens und er spielte mit dem kleinen Bruder eine halbe Stunde auf dem Gutshofe Crocket.

Der benachbarte Bauer, welcher bei Ausfertigung des Kaufcontractes als Zeuge zugezogen war, fragte freilich, ob der Käufer keine Sicherheit für Zahlung stellen sollte, wurde aber von der Frage des Agenten unterbrochen, wozu das nöthig sei, da er ja am Tage des Antritts alles bezahle, was nicht auf das Gut eingetragen sei.

Bevor die Herren abreisten, acceptirte der überglückliche Verkäufer einen vom Agenten gezogenen Wechsel auf 1500 Kronen. Das war Herrn Janzohn's Provision, deren Auszahlung ja nichts im Wege stand, da der Handel rechtsgültig abgeschlossen war.

Den Mädchen standen die Thränen in den Augen, als Herr Petterquist bei der Abreise mit der Peitsche auf einen kleinen Hügel neben dem Hause deutete und sagte:

„Dort werde ich einen kleinen Tempel in gothischem Stil bauen. — Einen Tempel der Liebe,“ fügte er mit gedämpfter Stimme zu Fräulein Julia gewandt hinzu. — — —

Je mehr sich der Zug dem Bahnhof von Svälta näherte, desto weniger ehrerbietig wurde das Benehmen des Agenten gegen den Käufer, und als sie in's Comptoir gelangt waren, äußerte er in kurzem Geschäftston:

„Frei Station und fünfzig Oere pro Tag war ja wohl unser Uebereinkommen. Hier sind 4,50 und noch eine Kleinigkeit überher zum Nachtlogis.“

„Halt, mein Herr; so haben wir nicht gewettet. Wenn Sie Ihre baaren Tausend bei dem Handel verdienen, so kann ich wohl noch lumpige fünf Kronen überdies verlangen, und Sie könnten mir dazu meine Spekulantenkleider lassen.“

„Meinetwegen“, lachte der Agent, denn er besaß ein wenig Herz für seine Mitmenschen, wenn sie volle sechs Fuß hoch und im Besitz von zwei tüchtigen Fäusten waren.

* * *

Brief des vormaligen Studenten Petterquist an Herrn Patron Olof Johnsson auf Torgargina:

Trossa, denn 29. März 188*.

Bester Herr Patron!

Nach vielen Irrfahrten und mehrmals retournirt hat Ihr geehrtes Schreiben mich zuletzt am Ende der Welt aufgefunden, und ich danke Ihnen herzlich für dasselbe, da es mich an einige der glücklichsten Stunden erinnerte, die ich in den letzten Jahren zugebracht.

Sie fragen, warum ich nicht zu bestimmter Zeit, am 14. d. M. mein Eigenthum angetreten habe? Bester Herr Johnsson, seien Sie überzeugt, daß niemand so sehr wie ich die Freuden des Landlebens zu schätzen weiß; an der Seite einer geliebten Gattin würde ich als Herr auf Torgargina alle anderen Zukunftspläne haben fahren lassen. Aber leider habe ich von den 15,000 Kronen, welche beim Antritt erlegt werden sollten, noch nicht mehr zusammenscharren können, als 50 Oere, welche ich gestern Abend von freundlichen Menschen erhielt. Im Uebrigen hatte ich mit größter Sicherheit auf eine größere ausländische Erbschaft von meinem schwindsüchtigen Vetter Kalle Pettersson gerechnet, welcher mir im vorigen Frühling, als wir zusammen unter einer Tanne im Solnawalde logirten, sagte, daß er nach Amerika gehen und dort ein Vermögen erwerben wollte, da ihn daheim die Polizei doch niemals in Frieden ließe. Jetzt erfahre ich jedoch zu meinem Schrecken, daß Kalle nicht allein noch lebt, sondern auch gänzlich versäumt hat, sich nach Amerika zu begeben. So ist es denn ganz unnütz, an unser kleines Geschäft zu denken, sofern Sie noch auf der Form des „Kaufes“ bestehen und nicht die Zahlungsbestimmungen ein wenig zu meinen Gunsten ändern wollen.

Sollten Sie hingegen geneigt sein, mir das Gut in Pacht zu lassen und mir einige Jahre Credit auf das Inventar zu geben, so stehe ich jederzeit zu Diensten.

Um nochmaligen herzlichen Dank und hochachtungsvollen Gruß an Ihre Damen bittet

Ihr ergebenster Emanuel Petterquist.

P. P. Ich bin durch Nachdenken zu dem Resultat gelangt, daß gothischer Stil zu dem Tempel auf dem Hügel nicht passen würde; lassen Sie ihn lieber in Renaissance aufführen. D. O.

Als dieser Brief in dem stillen Wohnzimmer auf Torgargina vorgelesen wurde, bekam Mama Convulsionen, die beiden jüngsten Töchter sahen verschüchtert aus, Fräulein Julia zerdrückte eine große Thräne zwischen den Lidern, und Papa that Gott und sich selbst das heilige Gelübde, niemals wieder einen Agenten zuzulassen.

Dasselbe sollte jeder Grundbesitzer unter meinen Lesern thun.

---

# Aus der Hauptstadt.

## An Deutschlands Rekrutenmütter!

Ich lebte so über die Maßen glücklich, glücklicher jedenfalls, als ein Berliner außerhalb der Reichshauptstadt anständiger Weise eigentlich leben darf; ich arbeitete wie ein Actienbank-Director — auf dem Sopha hingestreckt, that ich den ganzen lieben Tag lang absolut nichts. Keine Majestät der fünf Welttheile, Serbien einbegriffen, vermochte sich mir, was Herrschermilde und Leutseligkeit anbetrifft, zu vergleichen; denn während sie doch immer nur an einigen Stunden des Tages, in der vorschriftmäßigen Regierungzeit, allerlei Orden, Hofrathtitel, Standeserhöhungen und andere kleidsame Livréen gnädigst zu verleihen geruht, konnte ich mich Abends rühmen, den ganzen Tag über gnädigst geruht zu haben. Indem ich nun mein Loos mit dem der Erdengewaltigen verglich und dabei die trostreiche Entdeckung machte, daß es mir bis auf die knappere Civilliste doch recht bedeutend besser ging als ihnen, nistete sich langsam ein früher nie gekanntes Hochgefühl in meinem Busen ein, und . . . ja, schon um der Ehre Willen, nunmehr von der triumphirenden „Freisinnigen Zeitung“ definitiv in die Liste ihrer politischen Geisteskranken aufgenommen zu werden, will ich's sagen . . . und etwas wie Größenwahn überschlich mich. „Wie“, sagte ich mir, „Du liegst nach einem recht comfortablen Mittagbrot anmuthig auf dem Canapée ausgebreitet, siehst gedankenlos wie ein Unterstaatssecretär durch das offene Fenster in all die Buchenherrlichkeit, in das wehende Sonnenlicht, in die entschieden sozialistisch angehauchten Blumenbeete, beobachtest eine Blüthenpracht, die üppiger noch als seiner Zeit der famose Herr Pickenbach wuchert — und Du hast jemals den Caprivi um seine 56,000 Mark jährlich, mit Pensionsberechtigung, beneiden können? Darfst Du nicht pharisäisch an Deine Brust schlagen und Gott danken, daß Du nicht bist wie dieser, keines Menschen Sommerfreude aufgelöst hast, von keinem Berliner Bankcomité politisch unterstützt wirst und kein Preßbureau besoldest, dessen Geistesdürre auch mit der momentan herrschenden großen Hitze kaum entschuldigt werden kann?“ Unter solchen gotteslästerlichen Reden entging es mir zunächst, daß mein schlichtes Gartenzimmer sich plötzlich in einen hochgewölbten, glänzenden Raum verwandelt hatte, darin außer einem wenig gebrauchten Papierkorb keinerlei Möbel vorhanden waren, die irgend welchen Schluß auf besonders angestrengte schriftstellerische Thätigkeit ihres Besitzers zuließen.

„Sie entschuldigen, Herr Doctor,“ wandte ich mich nach dem ersten Erstaunen an einen neben mir stehenden Gentleman, den ich seiner Lakaientracht wegen für einen bevorzugten Mitarbeiter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ hielt, „es thut mir riesig leid, aber ich bin ganz ohne meine Schuld in diese fremde Umgebung gekommen — ich will nicht länger stören —“

„Excellenz scherzen geistreichst,“ erwiderte der Lakai. „Sie befinden sich ja in Ihrem eigenen Arbeitszimmer, Herr Reichstagswahl-Minister.“

„Aber das ist ja so ein Unsinn, wie ihn Lubliner nicht ärger erdichten kann!“ rief ich wüthend und erhob mich von meiner Bärenhaut. „Ich muß Sie bitten, keine unpassenden Scherze mit mir zu treiben. Sie sind nicht Alexander Meyer, und ich bin kein Reichstag. Auch bekümmere ich mich den Kuckuk um die Reichstagswahl. Ich —“

„Schon recht,“ unterbrach mich der Betreßte. „Das verlangt ja auch kein Mensch. Die anderen Herren Minister bekümmern sich zumeist auch nicht um ihre Ressorts. Sie sind nun 'mal zum Reichstagswahl-Minister ernannt, Sie haben wie Caprivi der Subordination wegen angenommen, und damit basta.“

„Aber um Alles in der Welt,“ jammerte ich, „das kann ja gar nicht sein. Mein Name ist Caliban, ich muß heute noch für die »Gegenwart« schreiben —“

„Eugen Richter hat also doch Recht!“ murmelte der Diener tief erschüttert in seinen Bart. „Wenn Sie so etwas behaupten, dann sind Sie irre!“ Und er hielt mir die letzte Mitternacht-Ausgabe der „Freisinnigen“ entgegen, worin die Behauptung aufgestellt und erwiesen wurde, daß der neue Reichstagswahl-Minister mit einem anno 1753 aus der Kaltwasser-Heilanstalt zu ** in Klein-Asien entsprungenen Unglücklichen identisch

wäre. Ganz ungezwungen erklärten sich alle seine bisherigen Reden, Verordnungen und Handlungen aus dieser tieftraurigen Thatsache. So großes, menschliches Mitleid mit dem armen Narren und seiner schwergeprüften Familie auch jeder Anhänger der F.VP. (Freisinnigen Volkspartei) empfinden müsse, so bedauerlich sei es andererseits und so grelle Streiflichter werfe es auf den Stumpfsinn der F. Vg. (Freisinnigen Vereinigung), daß ihre Presse noch keine einzige Injurienklage von diesem Auch-Minister zugestellt erhalten hätte.

Ich erschrak, denn ich hatte schon von den zartesten Kindesbeinen an vor Eugen's Zorn schaudern gelernt und mußte befürchten, von ihm auch noch als Morphinist, Opiumraucher und Gewohnheitsäufer entlarvt, dann aber aus meinem Seatclub ausgestoßen zu werden. Demzufolge beschloß ich, dem Lakaien meinen Geisteszustand zu verbergen, warf mich in die Brust und sagte:

„Gewiß, gewiß, natürlich — nun erinnere ich mich auch wieder — ich habe gestern Rubinstein's „Kinder der Haide" gehört — mir ist noch ganz dumm und confus davon im Kopf. Aber das bleibt unter uns, verstehen Sie? Hier haben Sie einen Orden für sich, und den anderen nehmen Sie Ihrem Jüngsten mit. Sollen auch Commissionsrath werden! — — Fünf Groschen wären Ihnen lieber? Das will ich gern glauben, aber ich bin jetzt Minister und muß mich einschränken. — Wenn Jemand im Wartezimmer sitzt, herein damit!"

Mein Excellenzfrack saß mir wie angegossen, ich fühlte es mit freudigem Stolz und gewann der Rolle schon einigen Geschmack ab. Und als gleich darauf ein untersetzter Elegant in's Zimmer trat, der auf den Namen Gröning hörte und nächstens zu Caprivi's Wirkl. Geh.-Rath ernannt werden sollte, ging ich ihm würdevoll zwei Schritte entgegen, klopfte ihm auf die Schulter und meinte:

„Sie sehen heute ganz vorzüglich aus! Gut geschlafen, was?"

„O ja — ich komme von einer dreistündigen Unterhaltung mit dem Herrn Reichskanzler und Herrn von Bötticher. Excellenz sollten wirklich suchen, mit diesen beiden hervorragenden Männern intimer bekannt zu werden; ist doch ihren Namen ewiger Ruhm und ewige Dauer sicher.

„Wenn schon nicht ihren Namen — denn Einer von ihnen ist Junggesell — so doch ihrem Reden", pflichtete ich begeistert bei. „Diese Reden scheinen mir schon jetzt jedes Mal, wenn ich sie anhören muß, von ewiger Dauer. Was führt Sie übrigens zu mir? Bitte rasch, denn ich muß heute Nachmittag noch für die „Gegenwart" schreiben."

„Eugen Richter scheint wieder Recht zu haben", bemerkte Gröning schaudernd ad spectatores. „Ich komme", fuhr er mit erhobener Stimme fort, „Eurer Excellenz ein paar neue Vorschläge zu machen, die vielleicht auf den Ausgang der Reichstagswahlen —"

„Man zu", stöhnte ich gebrochen auf.

„In der Hauptsache gilt es, die Spaltung des Freisinns weiter zu betreiben und ihn so lange zu spalten, bis Eugen ganz allein steht, einen Oberbürgermeisterposten im Kamerun'schen annimmt oder unter die Klassiker geht", flüsterte Gröning. „Da hab' ich ein paar famose Ideen, ohne Uebertreibung. So erlaubt' ich mir gestern, Herrn Baumbach, der ja sehr für ein bischen Französisch ist, den kleinen Plötz zu dediciren, behufs gründlicher Repetition der regelmäßigen Verba, und ich hoffe, dies wird ihn versöhnlicher stimmen; über Knörcke, dies Naturtalent, schreib' ich eine ästhetische Broschüre: „Confucius, Goethe und Knörcke, oder die Entwickelung der Menschheit"; Hermes kriegt Doré's Prachtbibel, mit dem hübsch illustrirten Märchen von Christus, und Pachnicke soll einen Marmor-Sockel empfangen, der in Mecklenburg-Schwerin irgendwo hingestellt wird und auf dem er jeden Tag, Mittags zwischen elf und eins, Platz nehmen muß, durchreisenden Fremden zur Seelenspeise. Zum wirklichen Denkmal langt's Geld nämlich nicht, aber Pachnicke wird es zu würdigen wissen, daß wir ihn wenigstens in dieser Weise vor Bismarck verewigen. Solchermaßen hoffen wir ihn ganz zu isoliren, den streit- und schimpflustigen linken Flügel der freisinnigen Volkspartei —"

„Sie meinen den linken Flegel der freisinnigen Volkspartei —"

„Bitte, Excellenz, keine Personennamen! — Noch ist aber mein Programm nicht erschöpft. Zweifellos erinnern Sie sich aus dem Anfang dieser langjährigen Wahlbewegung, daß ein Comité von Berliner Bankiers für die Militärvorlage eintrat, und in selbstlosester Weise andere Leute aufforderte, das nöthige Geld dafür herzugeben und mit ihren Mitteln den Zweck zu heiligen. Die Regierung bedauerte aufrichtig den Mißerfolg dieses Schrittes, denn wenn sich schon achtzehn erwachsene Leute todesmuthig blamiren, sollen sie doch später auch wissen, wofür; und wir leben der festen Ueberzeugung, ganz Deutschland wird einst, wenn er nicht mehr ist, von Herzen bedauern, seinen Rothschild so ausgelacht zu haben."

„Man erkennt immer zu spät, wieviel man an seinem Bankier verloren hat," bemerkte ich feierlich.

Gröning nickte. „Ich will nicht, gerade wie die neuerdings bei uns Offiziösen beliebt gewordene ausländische Presse, will nicht wie das vormalige Organ der befreundeten englischen Regierung behaupten, daß die Deutschen das feigste und niederträchtigst Volk der Welt seien, obwohl ihre feige Furcht vor 60 Millionen jährlichen Mehrausgaben und die Niedertracht, womit sie noch immer den Dilettanten Bismarck über das Stout Porter-Genie Gladstone stellen, einen solchen Vorwurf hinreichend substantiiren würde, aber das börsenfeindlichste Volk der Welt muß ich uns nennen, so leid es mir thut. Nun habe ich überlegt, ob man denn bei uns barbarisch und ungalant genug denke, das, was Wirkl. Geh. Commerzienräthen hartherzig verweigert worden sei, auch Wirkl. Geh. Commerzienräthinnen und ihren mehr oder minder unschuldigen Töchtern abzuschlagen. Den rührenden Bitten holdester Weiblichkeit, die sich dazu durch rundliche Körperformen vorteilhaft von glatzköpfigen und spitzbäuchigen Comptoiraristokraten auszeichnet . . . . Aber was ist Ihnen denn? Sie schlafen ja ein?"

„Ich thu' nur so," entgegnete ich erschreckt. „Es ist das eine Finte von mir, die ich dem vergangenen Reichstag abgesehen habe."

„Wie rasch Sie alle Gewohnheiten eines Ministers angenommen haben, Excellenz!" rief Herr Gröning bewundernd aus. „Ich bin überzeugt, Sie bringen's weiter als Miquel! — Was mir nun das Originellste, ich darf wohl in aller Bescheidenheit sagen, das Geistreichste an meinem Plane scheint, das ist der Umstand, daß besagter Aufruf sich nicht an die rohen Massen männlichen Geschlechtes, sondern an die zarter empfindenden Frauen, an die Rekrutenmütter wenden soll. Auch hier sind Jungfrauen nicht ausgeschlossen. Wenn Ew. Excellenz mir nur noch einige Minuten schenken und wenn Sie vielleicht inzwischen das Taschentuch vom Munde wegnehmen wollten —"

Ich nickte huldreichst Gewährung, wie mir überhaupt das Einnicken diesem begabten Manne gegenüber kinderleicht wurde.

„Für den Aufruf sind, wie ich ohne Uebertreibung behaupten darf, die »angesehensten« Damen bereits gewonnen," setzte Gröning seinen Vortrag fort, „sie pflegen nämlich alle auf Bällen und bei Diners besonders tief ausgeschnitten zu erscheinen, um dadurch die sozialistische Lüge zu entkräften, wonach das Fleisch mit jedem Jahre seltener wird und sich den Blicken des Volkes immer mehr entzieht. Die Namen der unterzeichneten Ehefrauen sind in weitesten Kreisen bekannt; ich nenne ihnen nur einige: Mayer, Isaacsohn, Lehmann und noch 'mal Meyer, diesmal aber mit »e«. Hören Sie nun in Kürze der Wortlaut des Aufrufes:

„Mitbürgerinnen! Rekrutenmütter!

Die unterzeichneten Mitglieder der Berliner Bank- und Handelskreise sind auf ihrem letzten Kaffeeklatsch nach reiflicher Erwägung zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Verstärkung von Deutschlands Wehrmacht eine gebieterische, wirthschaftliche Nothwendigkeit geworden ist, welche [folgt erster Relativsatz], welche [folgt zweiter, eingeschachtelter Relativsatz], welche [kann in beliebig plumper Weise fortgesetzt werden]. Wir haben im Laufe dieses Jahres mehrere Töchter zu verheirathen, deren Mitgift im Kriegsfall vergrößert werden müßte, sind doch die jungen Leute schon in Friedenszeiten kaum noch zur Verlobung zu bewegen; wir fürchten ferner, daß unsere Männer aus den Wetterwolken am politischen Horizont Anlaß nehmen möchten, uns etwas vom Wirtschaftsgelde abzuknapsen; an Gründen dafür fehlt's den Drückebergern ja nie.

Wir sind deshalb entschlossen, voll und ganz diejenigen liberalen Parteien zu unterstützen, welche zielbewußt für eine Vermehrung der Lieutenantsstellen und damit für die Erleichterung standesgemäßer Heirathen eintreten; indessen bemerken wir schon an dieser Stelle, daß uns reelle

Anträge und Bewerber aus allen Fraktionen genehm sind, mit alleiniger Ausnahme jener Antisemiten und Sozialisten, die über weniger als 40,000 Mark Rente verfügen.

Sehr im Gegensatz zu unsern Eheherren (vergleiche den Aufruf männlicher Mitglieder der Berliner Bank-, Börsen- und Handelskreise), sind wir entschlossen, nicht nur Beiträge aller Art von Anderen anzunehmen, sondern auch selbst unser Bestes zu thun; es werden also in nächster Woche mehrere Gartenfeste, Diners, Bälle, Bazare und Ausverkäufe abgelegter Kleider zu Gunsten der Militärvorlage abgehalten werden; ferner hat sich eine töchterreiche, leider durch die taetlose Zudringlichkeit der Depotgläubiger völlig verarmte Bankierswittwe entschlossen, ihre beiden ältesten Kinder öffentlich auskegeln zu lassen, bezw. an den Bewerber zu verheirathen, der die neue lex Huene am feurigsten zu vertheidigen weiß.

(Hier die Unterschriften.)"

„Eine schöne Proclamation," konnte ich mich nicht enthalten auszurufen. In diesem Augenblick sah ich am Fenster zwei ältliche Damen vorübergehen, denen die mehrfache Rekrutenmutterschaft auf den Gesichtern geschrieben stand. Trotz meiner amtlichen Stellung blitzte ein guter Gedanke in mir auf und mit einem Sprunge war ich, aller ministeriellen Würde vergessend, bei ihnen draußen. Herr Gröning folgte mir auf dem Fuße.

„Patriotinnen," schrie ich ihnen entgegen, „Ihr, die uns ein Gott in den Weg gesandt, sollt zwischen mir und Eugen Richter sein. Gröning, lesen Sie ihnen Ihren Aufruf der vereinigten Commerzienräthinnen Berlins vor, geben Sie ihnen auch das Flugblatt des offiziösen Preßbureaus zu kosten, darin die Reden Caprivi's auszugsweise so schön gedruckt sind, daß man das Fehlende absolut nicht vermißt und das Vorhandene nicht versteht."

Die beiden Damen lauschten dem Vortrage Gröning's gespannt. Sie konnten es ruhigen Herzens thun, denn die eine war mit dem Bacillus B (Hoffmann), der Flacherie oder Schlafsucht hervorbringt, schon in frühester Kindheit erfolgreich geimpft worden; die Andere aber versah Nachtwachdienste in einem städtischen Krankenhause und brauchte deshalb nicht bei Tage zu schlafen.

„Wie finden Sie das Flugblatt?" fragte Herr Gröning. „Und wie wirkt der Aufruf auf edle Weiberseelen?"

„Von dem Flugblatt können Sie mir dreitausend ablassen," sagte die Aeltere wohlwollend; „ich bin 'ne Schlächterfrau, und das bedruckte Papier wird ja billiger sein als reines weißes; der Wurst aber ist es Wurst, worin man sie wickelt. Was jedoch den Aufruf anbelangt —"

„Schäbig nenn' ich ihn," fiel die Nachtwächterin ein. „Denn entweder, wenn ich mich mausig machen will, spendir' ich selbst das nöthige Geld, oder aber ich halt' den Mund. Beiträge geben ist seliger denn welche entgegennehmen. Und unter den Männern findet sich vielleicht ein Dummer, der auf so 'was 'reinfällt; wir Weiber sind zu helle dazu."

Herr Gröning schien die wenig rentable Absicht zu hegen, zur Salzsäule zu erstarren, trotzdem die Erzeugung dieses nützlichen Gewürzes strenges Staats-Monopol ist; ich selbst schnitt eine Grimasse, wie weiland das preußische Staatsministerium, als ihm die Zurückziehung der Schulgesetz-Vorlage gemeldet wurde. Nur verfuhr ich consequenter und reichte unverzüglich meine Demission ein.

Ehe aber noch das abschlägige „Niemals!" eingetroffen war, stand schon der Kaffee auf dem Tisch, hatte mich schon das Fräulein in der rothen Blouse, von dem ich meinen sommerlichen Lesern allbereits gemeldet habe, vom Schlaf erweckt.

Und wir tranken auf das Wohl der militärfrommen liberalen Parteien, die mit Sr. Erlaucht dem Herrn Grafen Caprivi kein Huenchen zu pflücken haben und die ihre glorreiche Niederlage bei der kommenden Wahl allein dem Opfermuthe der Bankiers und Bankièren aus Berlin W. verdanken werden . . .

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

„Falstaff", Commedia lyrica von Verdi, Text von Arrigo Boito. Aufgeführt im Königl. Opernhause von den Mitgliedern des Mailänder Scala-Theaters.*)

Den allgemeinen Betrachtungen über die komische Oper überhaupt muß der Ausdruck zweifacher Bewunderung für Verdi vorausgehen: für die geistige und körperliche Frische des Achtzigjährigen, der ein solches Werk ausführte, und für die vielen großen Schönheiten, und geistvollen, feinen Einzelzüge, die er in dem Werke geschaffen hat. Von diesen wird noch die Rede sein, jetzt wollen wir der komischen Oper und ihrer Entwickelung einige Worte widmen.

Das Schicksal der komischen Oper ist fast ein tragisches zu nennen. Denn die Gattung Text und Musik, welche den Begriff „komische Oper" kennzeichnend darstellte, existirt nicht mehr, kann nicht mehr existiren, wie wir gleich beweisen werden; alle die Versuche neuer Formen, die Mischungen alter Ueberlieferung mit neuen Zuthaten haben zu keinem günstigen, allgemeingültigen, dauernden Resultate geführt; sie haben viel Geistreiches, Interessantes, auch künstlerisch Bedeutendes zu Tage gefördert, aber keine echte komische Oper, die sowohl den Kenner wie den Laien in gleichem Maße befriedigt. Von allen im neunzehnten Jahrhundert componirten komischen Opern sind nur Rossini's „Barbier" und Nicolai's „Lustige Weiber", dauernd auf den Bühnen geblieben; aus dem verflossenen Jahrhundert strahlt noch Mozart's Wunderwerk „Figaro's Hochzeit" für alle Zeiten. Alle anderen bedeutenden Erfolge gehören der französischen Conversations-Oper und zuletzt der Operette, deren Emporkommen am besten den Verfall der wahren Komik kennzeichnete.

Denn die Ursache der Wirkung des wahrhaft Komischen liegt nicht im Verhöhnen des Sittlichen oder Anständigen, im geschickten Handhaben des Schlüpfrigen, Zweideutigen, Lüsternen, das der übergroßen Mehrzahl der Operetten**) den Hauptreiz verleiht, sondern einerseits in dem lustigen Vergnügen am Spaß, am liebenswürdigen Lachen über Irrthümer und Verkehrtheiten, das der romanischen Rasse, ganz besonders den Italienern so gut stand, andererseits in der Darstellung der Gegensätze im gleichartig Scheinenden, der Aehnlichkeiten im äußerlich Gegensätzlichen, im Schaffen humoristischer Gestalten, das den Dichtern germanischen Stammes am besten gelang. Solche humoristische Gestalten belebten auch das gute, alte, deutsche, heute allerdings ungenießbare Singspiel***), sie walteten noch in den von wahrem poetischen Geiste erfüllten Zauberpossen Raimund's („Die gefesselte Phantasie", „Diamant des Geisterkönigs", „Bauer als Millionär", „Verschwender") und in den ersten Anfängen Nestroy's (z. B. im „Lumpaci vagabundus"). Der alte Wenzel Müller schrieb damals seine gemüthlichen Melodien zu den meisten dieser Stücke, das Lied des Jugendgenius im „Bauer als Millionär"

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergeh'n"

war einst auf allen Straßen und in vielen Salons von Wien zu hören. Die Musik zum „Verschwender" hat Conradin Kreuzer geschrieben.

Zwischen den beiden eben beschriebenen Urelementen wahrhafter Komik erscheinen die französischen Conversationsopern des verflossenen und des ersten Drittels unseres Jahrhunderts als ein Mittelding mit angenehmer Mischung von Lustigkeit und graziöser Empfindsamkeit. Monsigny, Gretry, D'Alayrac, Isonard sind Hauptvertreter dieser „Opéra comique"; auch Auber's frühere Werke („Maurer und Schlosser") und besonders Boieldieu's „Weiße Dame" und „Johann von Paris" sind Muster der Gattung; man kann sie als den in Musik gesetzten Gesprächston der guten Gesellschaft bezeichnen. Aber schon gegen Ende der dreißiger Jahre zeigten sich in dieser Gesellschaft die bedenklichen Aenderungen, den heiter-empfindsamen Opern folgten die pikant-schlüpfrigen („Schwarzer Domino", „Krondiamanten", „Postillon", „Glöckchen" 2c.); und unter dem Kaiserreiche entsprachen die Offenbach'schen Operetten und zuletzt die Chansons der Theresa den gesellschaftlichen Zuständen am besten; hat doch die kunstbegeisterte Fürstin Metternich „Theresa's" „rien n'est sacré pour un sappeur" in den Tuillerien gesungen!

Die Romanische Lust am Spaße und am graziös-leichtfertigen, die in Serva padrona, Matrimonio segreto, Nozze die figaro, barbiere, in den oben angedeuteten französischen Opern selbst noch der späteren Periode vorherrschte, sie ist verschwunden; zuchtlose Ausgelassenheit, trunkene Schwelgersucht waren die Grundlagen der neueren Texte („Schöne Helene", „Pariser Leben", „Giroflé", „Mamselle Nitouche u. s. w.). Ebenso wenig ist in den deutschen Operetten irgend etwas von der ehemaligen humoristischen Richtung der Zauberposse zu finden. Der einst so überreiche Born des Humors, der aus dem Volksleben hervorquoll, ist versiegt, dieses

*) Herr Professor Heinrich Ehrlich hat die Besprechung des „Falstaff" für uns ganz ausnahmsweise übernommen, um damit einige Bemerkungen über die komische Oper überhaupt zu verbinden und mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er sich absolut nicht mehr mit ständiger Tageskritik befassen will. Die Red.

**) Auch der französischen Lustspiele, welche den Hauptstock für das Repertoire der deutschen Unterhaltungsbühnen bilden. Siehe die Berliner Theaterzettel.

***) Der Verfasser hat in früheren Zeiten für Dittersdorf's „Doctor und Apotheker" geschwärmt, und bei öfteren Gelegenheiten die Aufführung empfohlen. Als sein Wunsch erfüllt ward, das Singspiel erst bruchstückweise in der Friedrich-Wilhelmstadt, dann ganz vollständig im Königl. Opernhause zur Aufführung kam, da sah er ein, daß jetzige Sänger, Raumverhältnisse und gesellschaftliche Gewohnheiten dieser Art von Bühnenmusik durchaus nicht anzupassen sind.

bietet nur mehr Anregung zu trüben Betrachtungen. So ist es denn leicht erklärlich, daß die Textdichter für deutsche Operetten ebenfalls alle möglichen prickelnden Reizmittel anwenden, um die Componisten anzuregen, und das Publikum anzulocken. Aber dieses Mittel will auch nicht mehr wirken. Die Besucher der Unterhaltungs-Theater verlangen immer neue, schärfer gewürzte Kost, wie sie nur die französischen Bühnenköche zubereiten. Ein geschickter Komödiendichter neuen Stils wird nun immer neue amüsante Unanständigkeiten, schlüpfrige Scenen, sehr bedenkliche Situationen erfinden können; aber neue, unanständige und doch gefällige Musik zu schreiben, ist eine schwierige Aufgabe. Die abgebrauchten Formen und abgestandenen „pikanten" Melodien ziehen gar nicht mehr, und neue Formen zu schaffen darf man den Componisten, die sich an solchen Texten begeistern doch nicht zumuthen. Aber um ganz gerecht zu sein, müssen wir hier betonen, daß auch das „gebildete" Publikum, das der Operette gegenüber sittsame Zurückhaltung beobachtet, für feinere komische Oper keine Empfänglichkeit besitzt. Dies beweist das fast tragische Schicksal der beiden besten komischen Opern, die seit dem „Barbiere di Seviglia" componirt worden sind: „Don Pasquale" von Donizetti und „Der Widerspänstigen Zähmung" von Götz. Beide sind Meisterwerke, das eine der italienischen, das andere der deutschen heitern Musik, beide sind als solche von den Kennern sofort anerkannt worden, beide enthalten viele Nummern, die bei der Aufführung immer den größten Beifall hervorrufen; und beide werden außerordentlich selten gegeben, weil sie keine Anziehungskraft ausüben, weil sie nicht „packen". *) Und auch die Mehrzahl des „gebildeten" Publikums will jetzt „gepackt" sein, durch Gewaltiges oder Ueberlustiges. Es ist hier auch zu bemerken, daß wahrhaft Tragisches (nicht empfindsam Trauriges) zu allen Zeiten wirksam bleibt, während daß selbst die echte Komik bei jeder Aenderung in den Zeitstimmungen und gesellschaftlichen Verhältnissen an Wirkung verliert. Die Lustspiele Molière's werden viel gepriesen, wenig gegeben. Beaumarchais „Mariage de figaro" ist nur mehr durch Mozart's himmlische Musik bekannt; wo sind die Komödien Kotzebue's? wo die reizenden, einst mit allgemeinem Entzücken aufgenommenen Lustspiele Bauernfeld's „Bekenntnisse", „Bürgerlich und Romantisch" u. s. w. Ja selbst Falstaff, dieser wahre Vertreter des old merry England erscheint im Schauspiel auf der Bühne nur im Heinrich IV. als Gegensatz zu den ernsthaften Gestalten; der Falstaff der „lustigen Weiber" ist immer nur eine Opernfigur. Shakespeare's Lustspiel ist im Königl. Schauspielhause vom Jahre 1825 bis 1827 vier Mal gegeben worden; aber Nicolai's Oper kam seit 1849 bis heute wenigstens 200 Mal zur Aufführung.

So viele Vorstellungen wird Verdi's „Falstaff" nicht erzielen, obwohl das Werk in künstlerischem Werthe jenes von Nicolai berghoch überragt. Der Text Rosenthal's ist vielleicht lustiger, packender als der Boito's, der ja bisher auch nur tragische Stoffe behandelt hat, Mephistopheles für seine eigene Oper, Gioconda für Ponchielli, Othello für Verdi. Auch ist Falstaff's Wesenheit der deutschen Komik näher stehend, als der italienischen. Dagegen sind Fenton und Anna von Boito ganz meisterhaft gezeichnet, ebenso auch Bardolph und Pistol.

Verdi's Musik wird in Einheitlichkeit des Stils, in vornehmer Haltung, in seiner Charakteristik, in künstlerisch vollendeter Instrumentation und Stimmführung überall als ein ganz ausgezeichnetes Werk anerkannt werden; einzelne Nummern wie das entzückende Frauenquartett im ersten Acte, das herrliche Duett Fenton's und Nanetta's, die Korbscene, der Monolog Falstaff's im zweiten Acte und manche andere werden auch überall unmittelbaren Erfolg finden; das letzte Finale, eine achtstimmige Fuge mit Chor, in der ein ungemein glücklich erfundenes, lustiges Thema mit großer Meisterschaft durchgeführt ist, wird wohl nur von dem aufmerksam zuhörenden Kenner gleich gewürdigt werden; es gibt aber ein herrliches Zeugniß für den hohen Ernst, mit dem der greise Meister seine Aufgabe erfaßt hat, wie er den momentanen Effect der künstlerischen Eingebung ganz unterordnet; und darum riefen wir aus vollem Herzen: Es lebe Verdi!

Die Aufführung war in Bezug auf die Solisten eine solche, daß man sich verwundert fragen mußte: Sind das die Künstler des ersten Operntheaters von Italien? In Bezug auf Zusammenwirken dagegen ließ sie nichts zu wünschen übrig; auch zeigte sich der italienische Dirigent Edoardo Mascheroni als ein durchwegs sicherer und feuriger Meister seines Faches. Der Erfolg war ein ehrenvoller, aber kein solcher, wie ihn der Unternehmer dieser Vorführungen für seine zukünftigen Einnahmen wünschen mochte.

Ein sonderbarer Zufall wollte, daß im Krolltheater am Tage vor „Falstaff" der „Barbier von Sevilla" und zwei Tage nach Falstaff „Die lustigen Weiber" gegeben wurden, beide Opern mit der unvergleichlichen Marcella Sembrich, die nie schöner, mit herrlicherer Stimme und vollendeterer Kunst gesungen hat, dabei ganz entzückend spielte, und das Publikum immerwährend begeisterte. Rossini's geniale komische Oper, die bedeutendste nach Mozart's himmlischer „Hochzeit", zeigte, wie eben ein Genie das Derbste künstlerisch zu gestalten vermag. Nicolai's Oper bewies, daß melodiöse Stillosigkeit, wenn sie nur den Sängern recht dankbare Parthien bringt, immer auf Erfolge rechnen kann. Unsere Verehrung und Bewunderung für „Falstaff" stieg noch höher nach der glänzenden Aufführung der „Lustigen Weiber" und wir rufen nochmals: Es lebe Verdi!

Heinrich Ehrlich.

*) Auch Cornelius' geistvoller „Barbier von Bagdad" findet mehr Hochachtung als Theatererfolge.

## Die Berliner Kunstausstellung.

III.

Zwei Einladungen zu Ausstellungseröffnungen gingen mir in dieser Woche zu: am 6. Juni erschließt sich die „Freie Berliner Kunstausstellung" dem Besuch der Schaulustigen, am 10. Juli wird der „Verein bildender Künstler Münchens", die „Secession", ihr neues Heim zugänglich machen. In Düsseldorf, Weimar, Dresden haben sich die Jungen von den Alten getrennt. Der Riß in der deutschen Künstlerschaft ist tief und scheinbar nicht wieder zu flicken.

Ich sprach hierüber mit einem Kunsthistoriker von anerkanntem Namen. Er sagte mir sehr richtig: „Das Merkwürdige an der Lage ist, daß alle jene meiner Fachgenossen, welche ein ernstes Verhältniß zur älteren Kunst haben, alle, welche die alten Meister wirklich genau kennen, und nicht bloß sie anschwärmen, auf der Seite der modernen Künstler stehen. Sehen Sie auf Bodo Lippmann in Berlin, Woermann, Lehrs und Seydlitz in Dresden, Fiedler, Mayer, Beyersdorfer, Muther in München — Sie werden überall die wissenschaftliche Intelligenz dort finden, wo sie das Fortschreiten bemerkt. Diese Männer wissen eben, daß die Helllichtmalerei eine so großartige Entdeckung im Gebiet der Malerei ist, wie sie seit dem 15. Jahrhundert, seit der Entdeckung der Perspective nicht gemacht wurde. Es ist aber allen Jenen, welche von diesem Fund sich nicht berühren lassen, unmöglich, zu erkennen, daß Andere sie plötzlich mit Recht so mächtig überflügeln. Das Alte wehrt sich seiner Haut, das Neue überbietet sich im Ausbilden des jungen Wissens bis an seine letzten Grenzen! Stärkere Verkürzungen, als die Italiener des 15. Jahrhunderts oft noch mit geringem Geschick ausführten, sind in späterer Zeit auch nicht wieder gemacht worden!"

Und doch sind die Maler jener Zeit uns nicht bloß kunsthistorisch lieb und werth. Auf Melozzo da Forli, Bramantino oder Borgognone und ihre Kunstgenossen wird sich immer unser Blick lenken, nicht bloß weil sie es wagten, starke Verkürzungen anzuwenden, sondern weil man ihren Werken die frische Lust anmerkt, das Gebiet der Darstellung zu erweitern und zu vertiefen. Weil sie also als Personen in die Kunst eintreten, als Bildner des Neuen, als Mehrer ihres Reiches.

Unlängst ist bei Bruckmann in München ein sehr merkwürdiges Buch durch W. v. Seydlitz herausgegeben worden: „Handzeichnungen deutscher Meister von Carstens bis Menzel." Ein Buch, das den Wandel der Anschauungen wunderbar illustrirt. Nicht ein Blatt ist darunter, welches den betreffenden Meister als fertig darstellt, nicht eines, welches die eigentlichen Klassicisten unserer Zeit, die Schwärmer für die klassische Schönheit gewählt hätten. Seydlitz sah und sieht modern, ihn interessirt das Werdende und er stellt der ihren alten Göttern den Dienst aufsagenden deutschen Kunst diese in der Größe vor, die sie einst hatten, ehe sie Nachahmer der Italiener wurden. Es ist eine wunderbare Welt, in die uns Seydlitz einführt, eine knorrige, aber ernste, anstrebende, aber aller Regelrichtigkeit feindselige Welt, eine Zeit des Ringens nach individuellem Ausdruck in der Zeichnung, welches jenem von heute nach Bethätigung in der Farbe gleicht. Leider endete diese Kunst in der Manier, in der entlehnten Schönheit — möge der neue Ansatz der Nation sich ihrer selbst zu besinnen lehren, sie zum Stil, zur selbständig entwickelten, von innen heraus wirkenden Schönheit führen! Der Weg ist in beiden Fällen der gleiche: Es müssen erst Kunstmenschen an die Stelle der Kunstschulen treten, damit eine neue Kunst entstehe. Ist sie aber da, dann muß man der Jugend die Freiheit lassen, sie wieder umzustoßen, immer neue Kunst zu schaffen für neue Menschen und neue Zeiten.

Wer die Ausstellungen der letzten Jahre kennt, wird kaum einen ganz neuen Namen in Berlin antreffen. In den vorderen Sälen der Ausstellung mag sich ja manches finden, was in alten Bahnen gut gebildet ist. Aber auf der Suche nach Menschen findet man dort wenig noch Unbekanntes. Die zu eröffnende „freie" Ausstellung wird uns erst zeigen, ob die Jury wirklich Schuld daran trägt, daß keine originellen Kräfte auf der Bildfläche erschienen.

Ich weiß sehr wohl, daß mein Suchen nach Eigenart nicht die allein richtige Form der Kunstbetrachtung ist. Es gibt eine Kunst, die die Erfüllung einer von der Zeit gestellten Aufgabe erstrebt und eine zweite, die Vielen eine Freude, eine Anregung und eine Belehrung bieten soll; eine Kunst, die nur auf das Empfinden des Meisters selbst Rücksicht nimmt und eine andere, die dazu da ist, Vielen zu behagen; eine Malerei, die neue schönheitliche Werthe zu schaffen sich müht, und eine andere, welche der Menge die alten in neuer Umgestaltung zum Genusse darbietet.

Die eine Kunst fließt sehr spärlich, die andere strömt breit daher. Die eine arbeitet für alle Zeiten, die andere für heute. Die eine wird von Wenigen, die andere von Vielen verstanden, die eine spricht die Sprache der Zukunft, die andere erzählt uns Vergangenes. Selbst wenn ein so ausgezeichneter Künstler wie Peter Janssen eine riesige Leinwand bemalt, so sagt er uns damit nichts, aber auch gar nichts Neues. Der Mönch Walther Dodde sammt der Schlacht bei Worringen ist mir völlig Wurscht, ich glaube sogar, sie wären mir beide nicht interessanter, wenn ich als Düsseldorfer das Licht der Welt erblickt hätte. Ich lese leidlich viel, Gutes und Schlechtes, aber ich habe mich noch nicht entschließen können, die halbe Seite Text im Katalog durchzufliegen, welche wahrscheinlich nur erklärt, wer denn der Dodde und seine Schaar seien. Ich sehe nur ein Bild, in welchem große Arbeit steckt, einen Maler, der sich eine gewaltige Aufgabe stellte, einen Künstler, der die Natur zu studiren eifrig beflissen ist. Aber bei allem guten Willen, seinem Bilde gerecht zu werden, glaube ich doch, daß auch Peter Janssen im Grunde der Mönch Dodde ziemlich gleichgültig ist. Wenn ein Kunstfreund ihn bäte, lieber den Peter von Amiens aus ihm zu machen, für den ich ihn vor Ausgabe des Kataloges

hielt, so würde sich mit ein paar Kreuzen und Muscheln auf den Kleidern der den berittenen Prediger Umgebenden viel machen lassen! Ich sehe eben durch die redliche Arbeit überall die gemalte Phrase, Helden nach der Art der Gothen des Felix Dahn, von denen zwar erzählt wird, daß jeder für sich in der Schlacht mit einem Streich fünfhundert Römer niedermetzelt, denen man aber sehr anmerkt, daß sie eigentlich nur in der Einbildung existiren und was schlimmer ist, in Wirklichkeit anders existirten. Wir haben einen Verein für historische Kunst und viel Patriotismus, der sich früher, wo es noch keine geschichtliche Gegenwart gab, sehr verständiger Weise mit Barbarossa und anderen nationalen Helden der Vergangenheit beschäftigte. Heute liegt unsere Aufgabe vor uns. Und wie nie ein wahrhaft künstlerisch denkendes und vorwärts strebendes Volk seine Geschichte malte in dem Gedanken, dadurch sich und seine Ahnen künstlerisch zu ehren und der Kunst eine würdige Aufgabe zu geben, so sollten auch wir das endlich aufgeben. Ich kenne wenigstens keinen Fries von Phidias, welcher darstellt: „Solon bekämpft den Beschluß der Adelsregierung, Salamis dem Feind zu überlassen", oder kein Bild von Michelangelo, „Graf Walter de Brienne ändert mit Hülfe der Arbeiter die Verfassung von Florenz" oder sonst eine der historischen Witzchen, deren Zweck ist, mit viel Kostümkenntniß und meinetwegen auch Aetstudium ein „lebendes Bild" zusammen zu bringen. Wahre Kunstzeiten suchten nicht nach geschichtlichen, sondern nach malerischen oder plastischen Vorwürfen. Die Historienmalerei, erfunden in der Zeit des unkünstlerischen Aesthetisirens über die Kunst, wird mit der romantischen Aesthetik verschwinden. Und Deutschland kann sich freuen, wenn es ihm zuerst gelingen sollte, sie über Bord zu werfen. Sie hat Werth als biblia pauperum, man mag für den geschichtlich Ungebildeten durch sie Anschauungsunterricht ertheilen, man mag ihren Kunstsinn heben. Aber diese Kunst steht zur echten, wie die Thätigkeit des Lehrers zum Gelehrten: Jener verbreitet Bekanntes, dieser findet Neues! Sehr brav und höchst achtbar, wenn ein wackerer Mann die Menge über die Fortschritte der geistigen Entwickelung belehrt, sehr ehrenwerth, wenn ein Maler Wände schmückt und dabei den Schaulustigen etwas von den Geschehnissen vergangener Zeiten erzählt, wie einst die mittelalterlichen Künstler von den Wundern der Heiligen an den Kirchenwänden berichteten! Aber nicht die Wunder, welche sie darstellten, machen ihre Bilder bedeutend, sondern allein die Wunder einer ganz unbefangen, für jene Zeit ganz modern empfundenen Darstellung. Michelangelo zeichnete zwar den Karton für ein Schlachtbild: Aber man hat darüber gestritten, welche Schlacht er gemeint habe! Der „historische Inhalt" des Kartons ist gleich Null, der Künstlerwerth durch die Fülle an nackten Gestalten unvergleichlich!

Und so lockt mich denn mein Schritt immer wieder zu den Seeessionisten, in die hinteren Säle. Da hat es mir unter Anderen ein Schwabe, Otto Reiniger, dadurch angethan, daß er so ganz des Gegenstandes sich zu begeben weiß. Schon 1891 fiel er in München auf, 1892 schien er dort nicht so gut vertreten. Aber in Berlin sah ich, daß ich dem Manne Unrecht gethan habe. Seine Bilder wollen Licht, sehr viel Licht, das er dort nicht im vollen Maße hatte. Es sind trockene, rauhe, derbe Werke, die er schafft. Ein Stück Feld nach Sonnenuntergang, Winter oder doch nur eine Ahnung des Frühjahrs, der Schnee ist eben geschmolzen, die Welt sieht graubraun und eintönig aus. Eine große, leere Leinwand.

Ich erinnere mich, wie ich vor drei Monaten etwa in Thüringen, von einem Freunde geführt, durch die Landschaft strich. Jener wollte mir die Herrlichkeiten der Gegend zeigen und beklagte vielfach, daß sie noch nicht grün sei. Ich aber sah den sonderbar grauen Duft aus den Feldern hervorsteigen, ich sah die kalten Reflexe des schon ergrauenden Abendhimmels auf jeder feuchten Scholle, das eigenthümliche innere Erglühen in röthlichem Gelb, das den Wiesen wie eine Nachahmung des Abends so lange anhaftet, ich sah mich in die Düsterniß der Hügellehne hinein, und später den ganzen mystischen Schauer, der um jedes Stück unserer alten Mutter Erde die Dämmerung webt. Und entzückt sagte ich meinem Freunde, es sei herrlich hier.

„Wenn es nur grün wäre!" antwortete er, ohne sich umzusehen. „Es ist noch nicht weit genug im Frühjahr. Wenn es erst grün ist — dann sollst Du sehen!"

Ich bemerkte bescheiden, ich finde den Abend auch jetzt schon schön.

„Das ist Unsinn," antwortete er freundlich belehrend. „Erst muß es grün sein!"

Ich kenne die Menschen genug, um einen Mann, der nun einmal nur die grüne Welt liebt, von anderer Schönheit belehren zu wollen und ging schweigsamer neben ihm her. Das sich auf die Landschaft senkende Dunkel beschäftigte mich fast allein. Nun wurden die Nebel stärker, ein kaltes Grau deckte sich über die Thäler, die Wolken hatten nur noch einen leichten rothbraunen Schein. Die Hügel aber, die gegen den Westhimmel in kräftiger Linie abstachen, färbten sich in ein wunderbares, purpurnes Violett, aus dem ein Streifen früh erwachter Saat in einem sonderbar kalten Grün hervorblickte.

Ich blieb stehen und schaute voll innerstem Glückes an dem tiefen Reichthum des Tones in die Halbnacht.

„Was guckst Du denn?" sagte mein Freund. „Man sieht ja nichts mehr. Komme in sechs Wochen wieder, dann wirst Du hier eine schöne Aussicht haben. Man sieht von hier den Inselberg! Ungefähr dort kommt er 'raus. Aber jetzt sieht man ja nichts mehr!"

Vor Reiniger's Bildern fiel mir der Thüringer Spaziergang ein. Man sieht nichts auf seinen Bildern, Tausende gehen ohne Achtung und Beachtung an ihnen vorbei. Sie wollen viel Licht und viel Naturliebe, diese Bilder. Aber wer sich in sie hineinfah, der lernt als Sonntagskind durch die Welt gehen. Es braucht für ihn nicht die Sonne zu scheinen und nicht erst frühlingsgrün zu werden. Er findet die Schönheit am dürren Feldrain reichlich genug ausgestreut, um ihn mit Glück zu erfüllen. Er ist ein reicherer Mensch geworden, denn er empfindet als schön, wo Andere nicht mehr sehen, seinem Schauen geht die Sonne niemals unter!

Cornelius Gurlitt.

---

## Abseits von der großen Kunstausstellung.

Während die Massenneugier unserer Kunstbedürftigen dem Moabiter Park zustrebt, wo man so hübsch Frühjahrstoiletten studiren und, zwischen zwei Orchestern sitzend, sich an einer Tasse Kaffees oder einem Glas „Echten" erlaben kann, ist auch an stilleren Orten Kunst zu sehen, und bessere sogar, als man sie für die Regel geboten erhält. Da ist zunächst das Architectenhaus, das officielle Ausstellungslocal des „Vereins Berliner Künstler" und in Folge dessen ein altbeliebter Sammelpunkt für pinselnde Nullitäten und Medioeritäten. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß dieses Etablissement, mitten während es seinem überlieferten Berufe mit rührender Redlichkeit treu bleibt, sich einen Gast geladen hat, der beinahe seine Mauern sprengt. Es ist ein in München, zuletzt unter Uhde ausgebildeter junger Russe, namens Wladimir Schereschewski, der uns mit seinem Erstlingswerk in Staunen und Erschütterung versetzt. Das Bild stellt eine Etappe auf einem nach Sibirien gerichteten Verbrechertransport dar und giebt uns Einblick in eine dumpfe Halle oder vielmehr Steinhöhle, wo ein Trupp dieser Unglücklichen sein Nachtlager erhalten hat und von einem Soldaten bewacht wird. Vorwürfe dieser Art sind in der russischen Malerei wie Litteratur nichts Neues und oft mit unverhüllter anklägerischer Tendenz behandelt worden. Dem Bilde von Schereschewski gereicht es zum Lobe, daß es aus solcher Tendenz kein billiges Kapital schlägt, sondern seine ganze Wucht auf die künstlerische Durcharbeitung und psychologische Erfassung des gewählten Themas geworfen hat. Da dadurch auch die Anklage, weit schärfer und eindringlicher als es durch dickes Auftragen hätte geschehen können, zum Ausdruck gebracht wird, so ist dies eben ein ein neues Zeugniß dafür, daß man in der Kunst getrost der Kunst vertrauen darf und sich von keinerlei außerhalb liegenden Absichten ablenken lassen sollte.

Es ist ein Stück Völkertragödie, das Schereschewski vor uns entrollt. Alle diese Menschen, die da in düsterer Stimmung beisammen hocken, haben Strich unter ihr Leben gemacht. Sie werden entweder gar nicht oder gebrochen, wie Dostojewski, in ihre Heimath zurückkehren. Und das Bewußtsein dieses Schicksals malt sich auf ihren Gesichtern, spricht sich in ihrem Verhalten mit ergreifender Selbstverständlichkeit aus. Da gibt es keine theatralische Wuth, keine knirschende Verzweiflung. Man hat sich an das Unerträgliche durch harte Leiden und Entbehrungen bereits gewöhnt und nimmt es hin wie etwas Alltägliches. Aber gerade in dieser Abgestumpftheit liegt die Tiefe der Tragik. Nicht nur die Körper dieser Menschen sind gebeugt, auch ihre Seelen werden gemordet. Nur vereinzelte Krampfzuckungen des fliehenden Bewußtseins sind noch zu bemerken. Da ist ein Mädchen, kaum dreizehn oder vierzehn Jahre alt, wie in epileptischem Anfall zusammengebrochen: die zu tausend Hoffnungen berufene Jugend kann sich am schwersten an das harte Schicksal gewöhnen und wird am leichtesten von Verzweiflungswallungen übermannt. Matt beugt sich die Mutter, mit ihrem bleichen von blutrünstigen Augen entstellten Antlitz, über das zusammenbrechende junge Leben und sucht es mit selbst nicht geglaubten Tröstungen wieder aufzurichten. Vergebens: die Ohnmächtige liegt wie leblos in ihren Armen. Bei den Leidensgefährten erregt dieser Vorgang nur geringe Antheilnahme. Man hat derartiges zu oft schon miterlebt und wundert sich höchstens, daß es immer wieder vorkommt. Am ergriffensten erscheint noch der dicht neben der Gruppe stehende wachehabende Soldat, wiewohl er sich nichts anmerken lassen will. Er pafft wie in nervösem Ingrimm aus seiner Pfeife und nimmt eine eigenthümlich gebeugte Körperhaltung an, fast als ob er sich zwingen müsse, nicht beizuspringen, indem er das bajonnetirte Gewehr schräg absetzt. Er ist offenbar von Natur ein weichherziger Russe, der aber hier den Harten spielen muß, wofern er nicht das Schicksal seiner „Schützlinge" theilen will. Nur Geduld, er wird schon hart gesotten werden und selbst dereinst die Knute, die er jetzt fürchtet, genugthuungsvoll schwingen. Auf ihm ruhen die Augen der Gefangenen, soweit diese nicht gänzlich theilnahmlos da sitzen, den Kopf in den Händen vergraben, oder vor Uebermüdung eingenickt sind, wie jene andere Mutter mit ihrem neugeborenen Kinde oder der junge Bursche dort an der Erde, der die Beine soweit spreizt, als es die schmale Fußkette eben zuläßt Aber da sind im Hintergrund ein paar haßerfüllte Augen in einem gemeinen Kopf, der einem echten Verbrecher von der gefährlichsten Sorte angehört. Auch dieser Bursche steht völlig regungslos da, doch man liest es auf seinem Gesicht, daß er vor nichts zurückschreckt und bei erster Gelegenheit entfliehen wird. Aber noch ein zweites Augenpaar ist groß und durchdringend auf den Soldaten und die zu seinen Füßen niedergesunkene Gruppe gerichtet. Auf der Seitenbank, eingezwängt unter andere Verurtheilte, sitzt ein hagerer langbärtiger Mann, leicht ergraut, und ballt lose die Fäuste im Schooß über dem härenen Kittel, den er gleich den anderen trägt. Es liegt keine Erregung auf dem geistig durchgearbeiteten Asketengesicht, aber ein aufmerksames Beobachten und tiefes Einätzen in's Gedächtniß, und ein furchtbares, entschlossenes Schweigen. Es ist vielleicht ein liberaler Professor oder oppositioneller Publicist oder auch nur ein unvorsichtiger Künstler, der hier unter einer Gesellschaft von allerlei Auswurf und Elend gerathen ist, und der mit ganzer glühender Seelenstärke den furchtbaren Kampf wider die ihm drohende geistige Austrocknung aufzunehmen gewillt ist. Nach außen kann er nichts von sich geben; er frißt alles in sich hinein, um es in blanker Münze auf den

Tisch zu legen am Tage der großen Abrechnung. Wohl möglich, daß er niemals kommt, dieser Tag, ja nur allzuwahrscheinlich! Aber der schwache Hoffnungsschimmer muß den Geist aufrecht erhalten, unter all dem Druck von Trübsal und Erniedrigung.

Noch eine zweite Kammer, von trüber Oellunzel schlecht erleuchtet, öffnet sich nebenan. Soweit man hineinblicken kann, liegen und kauern dort die Menschen gerade so wie in dem vorderen Gelaß, das von oben durch eine winzige, dick vergitterte Fensteröffnung sein Licht erhält. Graugrün ist die Atmosphäre in dieser Höhle, feucht und stickig. Auf der grauen Hinterwand liegen löschende Schatten, kahl und freudlos stehen die Wände. Nur aus einer dunklen Ecke schimmert etwas wie ein kleines Heiligenbild herüber. Es ist offenbar dazu bestimmt, in den dem Leben geraubten Herzen die Tröstungen der Religion wachzurufen . . . .

Ein anderes Bild, greuelvoller noch als dieses, aber doch zugleich auch erhebend und stählend: das Panorama der Schlacht von Rezonville (Gravelotte), gemalt von den beiden Franzosen Edouard Detaille und Alphonse de Neuville und neuerdings ausgestellt in Berlin in der Herwarthstraße. Eine Schlacht, sie sei auch noch so blutig, ist doch immer noch ein Messen zweier lebendiger Kräfte, eine Anspannung der menschlichen Energien, eine Erweckerin hoher männlicher Tugenden, nicht eine langsame Abtödtung des Geistes, eine schleichende Vergiftung aller Lebenssäfte, eine öde und brutale Vergewaltigung Wehrloser und Schutzloser. Für die Kunst ist das freilich gleichgültig. Sie ist souverän wie das Leben selbst. Sie schöpft Goldwasser aus Pfützen und Lebenskeime aus Blutlachen. Wo sie ihre Kraft bethätigen kann, da wirkt sie, auch wenn man ihr hundert Mal den Boden unter den Füßen wegziehen will.

Schereschewski's Gefangenentransport ist zweifellos ein ganzes Kunstwerk, ein Panorama, auch wenn es von zwei hochtalentvollen französischen Meistern gemalt ist, bleibt immer nur ein halbes. Ich meine damit nicht bloß, daß es stets auf rein mechanische, handwerkliche Beihülfe angewiesen ist, sondern mehr noch, daß es auf eine Art der Illusion ausgeht, die ihrem Wesen nach unkünstlerisch ist und einen Widerspruch in sich selbst enthält. Der Beschauer soll nicht glauben, vor einem Bilde, sondern vor einer Wirklichkeit zu stehen. Alles was direct das Bild zum Bewußtsein bringt, wie Begrenzung und Rahmen, ist aufgehoben, und der Beginn der gemalten Leinwandfläche wird dem Beschauer sorgfältig verborgen. Je mehr aber dieser grobe Wirklichkeitseindruck angestrebt wird, desto todter müssen die in Bewegung dargestellten Figuren erscheinen. Wenn das eine wirkliche Landschaft ist, die sich da vor uns ausbreitet, warum sind die darin handelnden Menschen mitten in der heftigsten Bewegung erstarrt? Wie kommt es, daß sie die begonnene Bewegung nicht zu Ende führen? Und ist ein derartiges Inderschwebehalten der Bewegung nicht die unmöglichste der Unmöglichkeiten, und deshalb in ihrer Darstellung die absurdeste der Absurditäten?

Es sind dies Einwände, die jedes Panorama treffen, die aber schließlich durch Gewöhnung an nachhaltiger Kraft verlieren, sodaß auch ein kritischeres und feinfühligeres Auge bei der Betrachtung zum Genuß kommen kann. Das Werk der Herren Detaille und de Neuville ist aber zweifellos eine ungewöhnlich hervorragende Leistung und muthet an wie der letzte Satz einer großen tragischen Symphonie. Es ist Abend, sieben Uhr vorüber. Das Feuern beinahe ganz eingestellt. Bloß hinter einem niedrigen Gemäuer liegt noch eine Abtheilung französischer Grenadiere und wechselt Schüsse mit den bei Mars-la-Tour liegenden Preußen. Sonst werden überall Abrüstungen getroffen, und man schickt sich an, das Facit des blutigen Tages zu ziehen. Verwundete Soldaten wanken gestützt auf ihre Kameraden ins Dorf, Offiziere werden auf Bahren getragen, Krankenträger legen an einem improvisirten Lazareth ihre traurige Last nieder. Die stark reducirten Compagnien kauern sich auf der Erde ermüdet zusammen. Einzelne stehen und schauen prüfend aufs Schlachtfeld. Andere eilen an die Pumpe und bewegen eifrig den Schwengel nach Wasser. Durch die Dorfstraße aber sprengt ein Trupp reitender Jäger, die Escorte des Generals Bourbaki, der mit seinen Stabsoffizieren zur Begrüßung des Marschalls Canrobert reitet, um mit ihm Beobachtungen und Ansichten über die geschlagene Schlacht auszutauschen. Auf freiem Felde werden preußische Gefangene durch Gardecürassiere bewacht. In der Nähe ist der sanft ansteigende Weg nach Villers-aux-Bois, über und über bedeckt mit den Leichen preußischer Cürassiere und Ulanen, die vor wenigen Stunden unter Führung des Majors von Bredow ihren berühmten Todesritt gemacht haben. Aber das Morden und Metzeln liegt schon in der Vergangenheit. Der gegenwärtige Augenblick ist beinahe friedlich. Doch indem man erleichtert aufathmet, fällt das Auge mit Grauen auf die stummen Zeugen begangener Greuel.

In wunderbar herrlichem Gegensatz zum schweren Ernst dieser Stunde steht die umgebende Natur, das leidlich verschont gebliebene Dorf Rezonville mit seinem breiten kurzdachigen Kirchthurm und der alles mit rosigem Glanz überhauchende, luftklare Sonnenuntergang. Wie mit idyllischem Festglanz ist alles übergossen, und der kleine Dorfteich glitzert und schimmert in hundertfältigen Farben. Discret und vornehm ist dieser auflösende Gegensatz von den Künstlern zum Ausdruck gebracht, und gerade dadurch erfüllt er seinen Zweck einer wohlthuenden Milderung.

Zum Schluß noch, nach den ausländischen Malern, sei auch ein deutscher Meister erwähnt: der ewig unerschöpfliche Lenbach, der im Schulte'schen Kunstsalon, mitten in die klägliche Ausstellung der Eschke-Schüler hinein, eine Sammlung seiner vorzüglichsten Porträts und Pastellstudien entsandt hat. Was soll man über Lenbach heute noch sagen, wo schon so vielfach der Versuch gemacht worden ist, das Wesen seiner Schöpferkunst mit Worten zu umschreiben? Bleibt er doch immer der Alte! Aber wenn man auch zuerst, nach einem flüchtig schweifenden Blick, glaubt sagen zu können: „Alles schon einmal dagewesen!" — bei Lenbach nämlich, bei keinem anderen! — so muß man doch nach eingehender Prüfung aufrichtig gestehen: „Noch nichts jemals dagewesen!" Alles voll unversieglicher Kraft, voller Lebensodem und voller Besonderheit. Alles auch mit souveräner Leichtigkeit und Treffsicherheit hingeworfen, als könnte es nicht anders sein. Männerwucht und Frauengrazie, ja gerade den Gegensatz der beiden Geschlechter, sowie er sich in der allerverfeinertsten Culturschicht herausgearbeitet hat, drückt er mit wundersam ursprünglicher Sinneskraft aus. Gleich Pflanzen keimen die Frauen empor, gleich saftpochenden Stengeln, an denen wunderfarbige Blumen schwer und üppig schwanken und wie aus stumm verlangenden und doch strengen Augen in den sie umtanzenden Lebenswirbel blicken. Da ist Madame Tallandière mit ihrem reizenden Strampelwicht, in goldbraunem Sepiaton aus einem Medaillon hervorwachsend, da ist neben mancher Anderen vor allem des Künstlers Gattin, eine geborene Gräfin Moltke, ein Muster von vornehmer Pikanterie: volle geistreiche Lippen, schwere Augenlider und die Fülle tiefwelligen goldrothen Haares um die schmale Klytiastirn. Und dann dieser selbstbewußte sprühende Stolz, der so fern ist von Starre wie von Hochmuth! Es ist dies der Zug der auf allen Lenbach'schen Porträts wiederkehrt, den männlichen wie den weiblichen, und der nur aus des Künstlers Seele stammen kann. Derselbe Stolz ist's, der sich auch in der Machart dieser Bilder ausprägt, in der entschiedenen Herausarbeitung der geistigen Persönlichkeit und in der geringschätzenden Behandlung aller Nebendinge, besonders der Kleidung. Darin etwas Tadelnswerthes zu finden, ist mir nicht gegeben. Denn die andeutende Behandlung, die Lenbach den Nebendingen zutheil werden läßt, genügt vollständig, um die Illusion in die richtigen Wege zu leiten, und mehr sollte hier kein Künstler anstreben wollen, der zu stolz ist, für Modejournale zu arbeiten. Den Menschen aber sieht man bei Lenbach stets in seiner ganzen seelischen Existenz erfaßt. Sei es nun Bülow oder Liszt, Gladstone oder Moltke, Bethmann-Hollweg oder Baron Tucher oder ein bayerischer Staatsminister, stets tritt die Eigenart der Persönlichkeit mit völliger Unzweifelhaftigkeit vor uns. Und weil man denn das doch von Leubach mit Sicherheit erwartet, so fehlt auch in dieser Ausstellung der Altreichskanzler nicht. Auf zwei meisterlichen Pastellstudien ist er vertreten und sie bringen entgegengesetzte Stimmungen des Mannes zum Ausdruck, wie um anzudeuten, daß auch diesem übermenschlichen Heros nichts wahrhaft Menschliches fremd ist. Das eine Bild zeigt gleichsam den Melancholiker, den Menschenverächter, den sorgenvollen Staatsmann, das andere den Choleriker voll dämonischer Naturkraft: wild will er aufsahren gegen einen Feind und ihn rücksichtslos zerschmettern.

Franz Servaes.

---

## Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Im „Flensburgschen Wochenblat für Jedermann" vom 18. October 1788 findet sich von einem ungenannten Verfasser folgende hübsche Anweisung zum Studiren, die auch heute, nach mehr als 100 Jahren, noch nicht veraltet und Ihren Lesern willkommen sein dürfte. Sie lautet:

Studenti methodus.

Wilt du studiren recht mit Grund,
so merke dir, was ich thu kund.
Die Logik hast du schon zur Noth
von deiner Amme, tröst sie Gott.
Matthesiu schau beym billard,
Psychologiam bey der Kart,
Geschichten leihst du allerhand
um einen Schilling für den Band.
Steig oft zu Dorf, und ohne Müh
kopirst du die Geographie,
und wenn du Schulden machst wie Hen,
so lernst du bald, quid juris sey.
Anatomie begreifen wirst,
wenn du dich fleißig duellirst —
Und wenn du säufst als wie ein Held
Und alles thust was dir gefällt,
so wirst du bald ein Medikus —
Das Uebrige sich finden muß.
Am Ende weiß doch jeder Christ,
daß unser Wissen Stückwerk ist!

Hochachtungsvoll Dr. W.

---

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag **Wilhelm Friedrich**, Leipzig, erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

# Raubzeug.

**Novellen von M. G. Conrad.**

8°. broch. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

„Raubzeug" betitelt M. G. Conrad den soeben erschienenen Band seiner neuesten Novellen. Der Dichter hat hier Seelenzustände künstlerisch analysirt, wie es mit gleicher Kraft und Schärfe selten geschehen ist in unserm neuen Schriftthum. Der Titel „Raubzeug" läßt errathen, daß wir in diesem merkwürdigen Buche in keine still gesittete froh genießende Welt geführt werden. Dennoch fehlt es nicht bei allem Peinlichen und Schrecklichen an versöhnenden Momenten. Das Buch ist ein kunstvoll geschliffener Moralspiegel unserer erregten Uebergangszeit.

# Die Gegenwart
## Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

# Caliban:
## Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

In der Schlüter'schen Buchhandlung in Altona a. d. Elbe erschien und ist in fast allen Buchhandlungen zu haben:

# Das Burschenfest

von

**Christian Kirchhoff.**

Mark 2.—

Das Buch ist ein Bild aus dem Studentenleben des Jahres 1844, der Zeit der deutschen Hoffnung. Tiefer deutscher Sinn und freudiger Humor besiegen Spott und einfache und niedrige Gesinnung.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

## Robert Schumann.

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.

4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.

(Erste vollständige Ausgabe.)

Von **F. Gustav Jansen.**

2 Bde. gr. 8° geh. ℳ 12.—, fein geb. ℳ 15.—.

**Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W. 64.**

Soeben erschien:

# Briefwechsel

des Generals

## Leopold von Gerlach

mit dem Bundestags-Gesandten

## Otto von Bismarck.

Geh. 5 M., geb. in Leinw. 6,20 M., geb. in Halbfranzband 6,50 M. — 22 Bogen Lex. Oct.

# Reichstagswahl.

Niemand versäume jetzt zu lesen das

**Programm der neuen social-monarchischen Partei,**

das in folgenden hochbedeutenden Schriften niedergelegt ist:

**Wendel Hipler, Ehe denn die Schlacht beginnt.** Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser. Preis ℳ 1.—.

**Wendel Hipler, Der Ruin des Volksgewissens.** Preis ℳ 1.—.

**Unser Militär und seine Zukunft.** Allerlei Gedanken und Bedenken als ein Beitrag zur Socialpolitik. Preis ℳ —.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagsbuchh. Carl Jacobsen in Leipzig.

**Für jeden Wähler hochwichtig.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

# Drei Jahre im hohen Norden.

**Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884.**

von

**Adolph W. Greely.**

Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.

Einzig autorisirte Ausgabe.

**Zweite Auflage.** Eleg. Broch. 7 M., eleg. geb. 9 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell-Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen, kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und aufregendsten Erlebnisse und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Bilder aus der neueren Geschichte

von

**Wilhelm Müller,** Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

**Stuttgart.** **Ad. Bonz & Comp.**

# Die Gegenwart 1872—1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 24. Berlin, den 17. Juni 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Valutaregulirung in Rußland. Von N. Syrkin. — Erbgut und Lehngut in unserer Muttersprache. Von Ernst Wasserzieher. — Skeptische Politik in Frankreich. Von Ludwig Jacobowski. — Die Entwickelungsgeschichte der Sozialidee. Von Conrad Dohany. — **Literatur und Kunst:** Wartburggedanken. Von Ernst Georg Zimmermann. — Buchkritik. Von Alfred Stoeßel. — Moderne Lyrik. Ein Beitrag zur Beurtheilung moderner Literaturströmungen. Von Hans Schacht. — **Feuilleton:** Das Sacrament. Von Magdalena Thoresen. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. R. — Anzeigen.

### Die Valutaregulirung in Rußland.

Von N. Syrkin.

Seit einer Reihe von Jahren ist die russische Regierung unaufhörlich bemüht, ihre Goldvorräthe zu vergrößern und Goldreserven im Lande zu schaffen, welche im günstigen Augenblick von einer weitgehenden wirthschaftlichen Bedeutung für das gesammte Land werden könnten. Die Aufspeicherung von Gold steht in engem Zusammenhang mit der Einführung einer Metallvaluta in Rußland, welche eine nothwendige Bedingung jedes nach wirthschaftlich geregelten Zuständen strebenden Landes ist. Auch für politische Zwecke sind Rußland seine Goldvorräthe von ungeheurer Wichtigkeit, indem durch die Höhe derselben die Kriegsfähigkeit des Zarenreiches bedingt wird. Ganz Europa hat daher die Thätigkeit des russischen Finanzministeriums, besonders unter Wyschnegradski, mit gespanntem Interesse verfolgt, denn die Erfolge Rußlands auf diesem Gebiete sind überaus groß. Der Gesammtvorrath an Gold in den verschiedenen Fonds bezifferte sich Ende des Jahres auf:

| | 1892 | 1891 | 1890 | 1889 |
|---|---|---|---|---|
| Millionen Mark | 1536,0 | 1213,6 | 893,6 | 842,4 |

Während die Bank von Frankreich nach ihrem letzten Ausweise über einen Goldbestand von circa 1339 Millionen Mark, die deutsche Reichsbank über einen solchen von 871 Millionen Mark verfügt und die Bank von England ungefähr 500 Millionen Mark besitzt, erheben sich die russischen Goldbestände auf rund 1536 Millionen Mark.

Die Goldreserven, welche der russischen Regierung gegenwärtig zur Verfügung stehen, setzen sich aus mehreren Fonds zusammen, von welchen jeder nominell eine besondere Bestimmung hat. In erster Reihe müssen die Goldfonds der Reichsbank erwähnt werden, unter welchen der Einlösungsfonds die erste Stelle einnimmt, der bei seiner Begründung die Bestimmung hatte, den Notenumlauf allmählich durch Metall zu ersetzen. Dazu verfügt die Reichsbank über einen gegenwärtig beträchtlichen Vorrath an Gold und Silber in ihrer Betriebskasse und über ein jederzeit kündbares Contocorrentguthaben bei ihren ausländischen Correspondenten, welches jederzeit in Geld umgesetzt werden kann. „Das Depositum der Reichsrentei" ist ein weiterer Goldfonds der Regierung bei der Reichsbank, welcher aus den Zolleinkünften zusammengesetzt ist. Ferner hat die Regierung unabhängig von der Reichsbank ein eigenes Contocorrent bei verschiedenen ausländischen Bankiers, welches oft einen sehr bedeutenden Kreditsaldo aufweist. Ein kleiner Goldfonds im Münzhof zu St. Petersburg ist noch zu erwähnen, welcher wie das Depositum der Reichsrentei ebenfalls in unmittelbarer Verwaltung der Reichsrentei steht. Alle diese Fonds sind in den letzten Jahren so sehr angewachsen, daß Rußland gegenwärtig, wie erwähnt, sehr bedeutende Goldreserven in seinem Besitze hat.

Um mit dem Einlösungsfonds in der Notenabtheilung zu beginnen, so beträgt er nach dem Ausweis der Reichsbank vom 1. April 1893:

310,379,349.95 Rubel nominal in Gold
1,125,682.14 „ „ „ Silber

insgesammt: 311,505,032.09 Rubel nominal.

Dieser Fonds ist im Jahre 1843 geschaffen worden, als die jetzt circulirenden Kreditbillet die Assignaten ersetzten, wobei seine Bestimmung darin bestand, die stete Einlösbarkeit des Papiergeldes zu ermöglichen. Aber schon im Jahre 1854 betrug der Notenumlauf 333 Millionen, der Einlösungsfonds dagegen nur 161 Millionen Rubel, worauf im Jahre 1857 das Verhältniß sich noch ungünstiger gestaltet hat, indem die Notenmenge auf 700 Millionen gestiegen und der Einlösungsfonds auf 147 Millionen gesunken war, und somit nur 21,3 % der Noten ausmachte. Im nächsten Jahre wurde daher die Einlösung gänzlich eingestellt und das Metallgeld verschwand aus dem Verkehr. Die „Papierwährung" trat alsdann in Rußland ein. Im Laufe des russisch-türkischen Krieges ist der Notenumlauf um 400 Millionen Kreditrubel vermehrt worden, während der Einlösungsfonds auf 180 Millionen Rubel sank. Am 1. Januar 1885 betrug der Einlösungsfonds nur noch 171 Millionen Rubel und verminderte sich somit um neun Millionen Rubel.

Seit dieser Zeit aber beginnt die russische Regierung den Einlösungsfonds zu vergrößern und verordnete im Jahre 1887 laut dem Ukas vom 10. Juli einen Zuschlag von 40 Millionen Rubeln. Im Laufe des Jahres 1891 sind dem Einlösungsfonds noch 100 Millionen Rubel beigefügt worden, namentlich als Garantie für die letzten Notenemissionen im gleichen Betrag, so daß dieser Fonds nominell 311½ Millionen Rubel beträgt.

Kein geringer Geldfonds ist gegenwärtig in der Reichsbankkasse zu Petersburg aufgespeichert. Bis zum Jahre 1885 erhob sich der Bestand der Reichsbankkasse nicht über fünf Millionen, seitdem aber begann ein rasches Steigen dieses Fonds. Eine Zusammenstellung der Goldbestände der Reichsbankkasse an dem ersten jedes Monats in den Jahren 1885 und 1891 wird das rasche Steigen dieses Goldfonds am besten beweisen.

| | 1885 | 1889 | | 1885 | 1889 |
|---|---|---|---|---|---|
| | Mill. Rubel | Kredit | | Mill. Rubel | Kredit |
| Januar | 29,7 | 49,9 | Juli | 46,7 | 103,9 |
| Februar | 30,0 | 53,2 | August | 46,7 | 172,5 |
| März | 30,1 | 60,7 | September | 47,0 | 100,5 |
| April | 29,8 | 67,6 | October | 46,9 | 70,2 |
| Mai | 30,0 | 94,9 | November | 56,9 | 81,6 |
| Juni | 39,4 | 95,1 | December | 69,6 | 89,2 |

Nach diesem Goldfonds folgt das Depositum der Reichsrentei, welches ebenfalls in den letzten Jahren sehr wesentlich angewachsen ist. Die folgende Tabelle gibt über die Höhe dieses Fonds in den Jahren 1887 und 1891 Aufschluß.

| | 1887 | 1891 | | 1887 | 1891 |
|---|---|---|---|---|---|
| | Mill. Rubel | Metall | | Mill. Rubel | Metall |
| 1. Januar | 8,9 | 35,7 | 1. Juli | 16,5 | 41,6 |
| 1. Februar | 10,4 | 36,7 | 1. August | 17,7 | 24,3 |
| 1. März | 10,7 | 38,2 | 1. Septbr. | 19,4 | 11,6 |
| 1. April | 12,2 | 40,2 | 1. October | 19,3 | 18,2 |
| 1. Mai | 13,5 | 28,2 | 1. Novbr. | 19,0 | 25,7 |
| 1. Juni | 14,9 | 40,6 | 1. Decbr. | 18,2 | 30,6 |

Die Goldvorräthe des Depositums der Reichsrentei sind dadurch erklärlich, daß die seit dem Jahre 1877 in Gold und Goldeswerth eingehenden Zolleinkünfte meist in die Reichsbank zur Aufbewahrung wandern und dort aufgespeichert werden. Die Zollabgaben werden in Goldmünzen, noch mehr aber in Goldwerthen entrichtet, und zwar in sogenannten Assignowken, d. h. Anweisungen der staatlichen Bergwerksverwaltungen auf den Petersburger Münzhof gegen an sie eingeliefertes Gold, in Depositalquittungen der russischen Reichsbank über bei ihr deponirtes Gold, in Coupons und amortisirten Obligationen von Goldanleihen und endlich in ausländischen Banknoten, durch welche die Regierung zum Gläubiger ausländischer Banken wird. Um sich eine Vorstellung zu machen, wie weit die Zolleingänge der russischen Regierung angewachsen sind, wollen wir dieselben im Jahre 1877 und 1889 vergleichen. In 1000 Rubeln ausgedrückt, flossen in den genannten Jahren ein:

| | Goldmünzen | Silbermünzen | Assignowken | Deposital-Quittungen | Ausländische Banknoten |
|---|---|---|---|---|---|
| 1877 | 13,032 | 370 | 197 | 5,249 | 8 |
| 1889 | 10,054 | 92 | 21,937 | 2,685 | 20,194 |

Zu den Baarvorräthen an Gold müssen noch diejenigen im Münzhof zu St. Petersburg gezählt werden, welche letzthin aber sehr wesentlich zurückgegangen sind, indem sie im Jahre 1884 8,950,000 Rubel Gold betrugen, im Jahre 1891 aber nur 3,373,591 Rubel ausmachten.

Einem baaren Goldbesitz sind die Guthaben der russischen Regierung, sowie der Reichsbank bei ausländischen Bankiers und Banken gleichzusetzen. Diese Guthaben können nämlich bei einer Realisation in Gold umgesetzt werden und befähigen die Regierung zu denselben Operationen, welche sie durch ihre Baarbestände an Gold hinsichtlich des Valutakurses vornimmt. Das Guthaben der russischen Regierung bei den ausländischen Bankiers hat sich in den letzten acht Jahren fast verdoppelt, indem es im Jahre 1884 58,451,600 Rubel Metall, im Jahre 1881 dagegen 101,761,000 Rubel Metall ausmachte. Die Reichsbank hat ebenfalls beträchtliche Guthaben bei ihren ausländischen Correspondenten, welche im letzten Jahre sehr wesentlich gestiegen sind. Aus der unten folgenden Tabelle über die Höhe der Guthaben am ersten jeden Monats in den Jahren 1888 und 1891 ist das Anwachsen dieser Guthaben sehr deutlich zu ersehen.

| | 1888 | 1891 | | 1888 | 1891 |
|---|---|---|---|---|---|
| | Mill. Rubel | Kredit | | Mill. Rubel | Kredit |
| 1. Januar | 23,4 | 146,5 | 1. Juli | 40,7 | 130,3 |
| 1. Februar | 24,2 | 149,2 | 1. August | 42,9 | 92,5 |
| 1. März | 21,1 | 145,4 | 1. Septbr. | 36,0 | 108,0 |
| 1. April | 21,3 | 147,6 | 1. October | 27,2 | 107,2 |
| 1. Mai | 29,4 | 132,6 | 1. Novbr. | 13,3 | 81,9 |
| 1. Juni | 35,8 | 135,9 | 1. Decbr. | 8,2 | 59,7 |

In der letzten Zeit hat die russische Regierung zahlreiche Guthaben vom Auslande zurückgezogen, so daß dieselben nunmehr nach dem Ausweis vom 1. April d. J. nur 28,155,467 Rubel ausmachen. Dagegen stieg erheblich der Goldfonds des Depots der Reichsrentei, indem er gegenwärtig 151,955,288 Rubel beträgt. Im Ganzen belaufen sich die russischen Goldvorräthe auf 550,802,800 Rubel Gold, welche Summe in Kreditvaluta umgerechnet zwischen 800—900 Millionen Rubel schwankt.

Dieser außerordentlichen Vermehrung der Goldbestände tritt zwar eine verstärkte Notenausgabe zur Seite. Insbesondere im Nothstandsjahre sah sich die Regierung gezwungen, den Notenumlauf zu vergrößern. Aus der ursprünglichen Ziffer von 780 Millionen Rubel Noten ist eine solche von ca. 1000 Millionen Rubel geworden. Die Deckung derselben in Gold erhebt sich somit auf über 52 Procent. Rußland könnte folglich ohne allzu große Schwierigkeiten die Goldwährung im Lande einführen.

Von den verschiedenen Vorschlägen über die Einführung einer Goldvaluta in Rußland wollen wir hier einen hervorheben, wie er von dem bekannten Kenner des Münzwesens Ottomar Haupt in einem russischen Blatte gemacht worden ist. In seinen Aufsätzen wird die Art der Valutaregulirung bis auf die kleinsten Einzelheiten ausgeführt und der Verfasser glaubt, daß diese Operation sich in Rußland selbst ohne die Schwierigkeiten vollziehen ließe, denen die gleiche Operation in Oesterreich begegnet. Es sei ein Goldrubel zu kreiren, und zwar auf der Basis des Durchschnittskurses unserer Jahre, wie er sich aus den Kursbewegungen an der Berliner Börse ergibt, der nach Berechnung Haupt's sich auf etwa 2,25 Mark für den Rubel stellt. Dieser Goldrubel („Ruß" genannt) hätte einfach an die Stelle der alten Rubel zu treten, ohne daß auch nur im Geringsten sich etwas in den Rechnungen ändern würde. Der Gewinn aus der Prägung von Scheidemünze, etwa 3 Ruß pro Kopf, also 340 Millionen Ruß, würde die Kosten der Operation decken. Zur Schaffung von 340 Millionen „Silberruß" gebraucht man 75 Millionen „Goldruß", und es bliebe für die Herstellung der Goldmünzen der Rest des Goldbestandes in den Kassen der Reichsrentei, deren Haupt mit 700 Millionen Ruß Gold berechnet. Dieser Betrag genügt gegenüber einem Restbetrag von nicht zurückgezogenen 5-Rubelnoten von 100 Millionen Rubel, 455 Millionen in 25- und 100-Rubelnoten, zusammen also von 555 Millionen Ruß.

Es ist dies zwar ein etwas zu kühner Phantasieschwung, eine umfangreiche finanzielle und wirthschaftliche Reform auf diese Weise mit einem Schlag über Nacht zu vollziehen, indessen muß man zugeben, daß währungstechnische Schwierigkeiten hier nicht entstehen dürften. Noch in einer anderen Beziehung ist für Rußland die Conjunctur günstig. Es hätte nicht nöthig, eine solch umfassende Zinsverkürzung seiner fremden Anleihen durchzuführen, wie Oesterreich-Ungarn dies als Vorbedingung für die Durchführung seiner Valutareform thun mußte, da ein sehr großer Theil russischer Anleihebeträge, die sich im Auslande befinden, bereits auf 4 Procent convertirt worden ist. Die 4procentigen Goldanleihen nehmen seit geraumer Zeit schon annähernd den Paristand ein, beispielsweise notirte die 1889er 4procentige Goldanleihe I. zu höchst:

| | Gegenwärtig | 1892 | 1891 | 1890 | 1889 |
|---|---|---|---|---|---|
| Procent | 99,10 | 98,00 | 100,50 | 99,25 | 95,50 |

Trotz all' diesen günstigen Umständen muß es bezweifelt werden, daß Rußland jetzt schon die Einführung der Goldwährung plane, oder daß eine solche Reform für die nächste Zukunft schon bevorstehe. Für ein ackerbautreibendes Land mit dünner Bevölkerung und geringem Verkehr ist eine Goldwährung nur wenig angebracht und ist eine Silberwährung in solchem Falle vorzuziehen. Die asiatischen Reiche zeichnen sich alle durch ihre Silberwährung aus, dagegen hat sich die Goldwährung in Europa eingebürgert. In Bezug auf seinen Verkehr erinnert Rußland viel eher an Asien, als an Europa. Es bestehen überhaupt mehrfache Besorgnisse für eine Metall-

valuta in Rußland, indem das Papiergeld dort wohl leicht für Metall eingetauscht, von der trägen Bevölkerung aber alsdann thesaurirt und dem Verkehr nicht zurückgegeben werden kann. Das Geld wird von der landwirthschaftlichen Bevölkerung leicht absorbirt werden, während der Verkehr aus Mangel an Münze in's Stocken gerathen kann.

Ein weit erheblicherer Zweifel an der Einführung einer Metallvaluta in Rußland entsteht aber jetzt schon, wenn man bedenkt, daß Rußlands Goldschatz mehr für politische Zwecke bestimmt ist, als für wirthschaftliche. Mit dem Augenblick, wo Rußland seine Goldreserven für die Goldwährung verwendet, wird es auch kriegsunfähig und muß eine andere Politik einschlagen, als jetzt. Für den Augenblick strebt daher das russische Finanzministerium, die Papiervaluta möglichst zu stabilisiren. Das will man durch die Erschwerung der Agiotage mit russischer Valuta erzielen. Man will sich in Petersburg beim Ankauf von Devisen von der Vermittelung der Berliner Börse emancipiren und ebenso von dem Verkaufe von Kreditrubeln in Berlin für russische Rechnung, und alle diese Operationen in Petersburg concentriren. Das sollen auch die Maßnahmen bezwecken, welche gegen die Ausfuhr von Rubeln getroffen wurden. Man sieht, daß das russische Finanzministerium noch in dem alten Irrthum steckt, als ob der Rubelkurs nur deswegen Schwankungen unterworfen ist, weil er einen Gegenstand der Speculation bildet. Dies ist aber eine Verwechselung von Ursache und Wirkung. Nur Reformen, gerichtet auf die wirthschaftlichen Verhältnisse, in erster Reihe aber die Verbesserung der deutsch-russischen politischen und Handelsbeziehungen würden die Speculation mit dem russischen Rubel wesentlich beschränken und den russischen Wechselkurs möglichst stabilisiren.

---

## Erbgut und Lehngut in unserer Muttersprache.

Von Ernst Wasserzieher.

Wie verschieden auch die Bedingungen zur Bildung und Entwickelung der Sprachen sein mögen, immer sind es zwei Elemente, die den Stoff hergeben: Ererbtes von den Vätern und Entlehntes von Fremden. Verfolgt man diese beiden Elemente, die für den unbefangenen, naiven Blick des sprachlich nicht Geschulten friedlich neben und ineinander laufen, so bietet sich ein eigenthümliches, höchst interessantes Bild dar. Schichtenweise, wie in einem Bergwerke die einzelnen Formationen, sind hier die einzelnen Elemente des Sprachstoffes gelagert, und zwar in der Reihenfolge ihrer Aufnahme in den Sprachschatz. Bleiben wir beim Deutschen, das völlig ausreicht, um einen Einblick in das Getriebe solcher Entwickelung zu gewinnen, so bezeichnen Wörter wie Hund, Hand, sechs, Mutter, Vater die erste, tiefste, und festest gegründete Schicht; arg, gut die zweite. Hanf und Silber führen uns schon vom Erbgut zum Lehngut, deren älteste Vertreter sie sind. Amt und reich mögen an zweiter, Kaiser, Mauer, Pflaume, Pfeil, Arzt an dritter, fein, Manier, Palast an vierter Stelle genannt sein. Damit wäre die älteste Zeit und das Mittelalter durchlaufen, und wenn wir noch Armee, Blockade, Lärm aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges hinzunehmen, so überschreiten wir damit schon die Grenze, die wir im Interesse der Durchsichtigkeit und Uebersichtlichkeit des ungeheuren Gebietes uns gesteckt haben. Sowohl die Massenhaftigkeit dessen, was seit dem 17. Jahrhundert von allen Seiten in unsere Muttersprache eingeflossen ist, als auch die verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten, die gerade die neuere Zeit bietet, lassen eine Ausschließung der genannten Periode gerechtfertigt erscheinen.

Die vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts hat mit völliger Gewißheit festgestellt, daß Inder und Perser, Griechen und Italiker, Slawen, Kelten und Germanen in uralter Zeit Ein Volk gebildet haben, gleich in Sprache und Sitte. Wann die Einheit dieses Volkes, dessen Wohnsitz nicht mit Sicherheit angegeben werden kann, zerstört wurde, und wie sie zerstört wurde, entzieht sich der Beurtheilung. Man nimmt an, daß entweder Uebervölkerung oder feindliche Angriffe, oder die den meisten Menschen angeborene Wanderlust, der Trieb nach Neuem, die Indogermanen oder Arier — so nennt man das ungetrennte Urvolk — von ihrem Heimathlande in Hochasien oder Nordeuropa vertrieben haben. Sie zogen gen Westen, und unterwegs blieben Theile desselben sitzen, andere schwenkten ab; so Inder und Iranier (Perser). Dem Anscheine nach setzten die Anderen ihren Marsch um den Kaspisee herum fort und kamen nach der weit vorspringenden Halbinsel Asiens, die später Europa genannt wurde. Während ein Theil des wandernden Volkes in die Balkanhalbinsel, ein anderer nach Italien sich wandte, ließ sich ein dritter im heutigen Rußland, ein vierter im heutigen Süddeutschland, Frankreich und Großbritannien nieder, und der Rest breitete sich im ganzen Norden Europas aus. Griechen und Römer nannte man später die ersten beiden, Slawen, Kelten, Germanen die dritte, vierte und fünfte Gruppe. Die alte Muttersprache hatten sie alle mitgenommen; aber was ist daraus geworden im Laufe der Jahrtausende, unter dem Einfluß neuer Umgebung, anderer Naturerzeugnisse, fremder Völker, verschiedenen Klimas! Manches Wort ging verloren, alle erlitten starke Umbildungen, neue wurden aufgenommen. Immerhin bleibt die Zahl der Wörter, welche in allen oder mehreren der genannten Sprachen aus der Urzeit her bewahrt sind, ziemlich groß: sie bilden das eigentliche Erbgut, an dem wir mit Römern und Griechen, Iren und Indern gemeinsam Antheil haben.

Wie sieht dieses Erbgut nun im Deutschen aus?

Noch eins sei vorausgeschickt. Die Chemie lehrt, daß innere Verwandtschaft und äußere Aehnlichkeit nicht immer, ja in seltenen Fällen verbunden sind. Der rothe Zinnober und das weiße flüssige Quecksilber, das körnige mineralische Salz und das luftförmige grün-gelbe Chlor — ähnlich sind sie sich wahrlich nicht, und doch nahe verwandt. Denn Zinnober ist nichts anderes als Quecksilber in Verbindung mit einem anderen Stoff, und Kochsalz besteht aus einem Metall (Natrium) und aus dem Chlorgase. — Aehnlich verhält es sich mit Spracherscheinungen. Nicht äußerer Gleichklang oder ähnliche Schreibweise entscheiden, sondern die lautgesetzlich wohl zu verfolgende Zusammengehörigkeit. Deutsch Kopf und lateinisch caput haben trotz der gleichen Bedeutung nichts mit einander zu schaffen, und haben und habere sind zunächst nicht mit einander in Verbindung zu bringen, obwohl von höherem Gesichtspunkte aus sich in letzterem Falle Beziehungen erweisen lassen. Dagegen sind canis und Hund, cantor und Hahn verschieden fortentwickelte Bildungen desselben zu Grunde liegenden Etymons, obschon die Wörter äußerlich weniger Aehnlichkeit zeigen als die vorher erwähnten. Der Laie könnte auf sprachlichem Gebiete das Wort des Kirchenvaters sich merken: Credo, quia absurdum!

Das älteste Erbgut, den edelsten Adel bilden jene Wörter, die in möglichst vielen arischen Sprachen ihr Dasein fortführen. Je mehr Parallelformen, um so verbriefter und unwidersprochener die Herkunft aus der indogermanischen Urzeit. Welche Wörter sind das?

Bei Hirten und Ackerbauern, als welche wir uns das ungetrennte Indogermanenvolk vorzustellen haben, sind die Vorstellungen und Anschauungen beschränkt. Sie umfassen das Nächstliegende, das Sinnlichwahrnehmbare; abgezogene Begriffe liegen fern. Körpertheile, Hausthiere, die gewöhnlich vorkommenden wilden Thiere und einige Waldbäume, Verwandtschaftsnamen, ein kleiner Kreis von Zahlen — das sind Gruppen, die sich in mehr als einer indogermanischen Sprache wiederfinden. Kaum dürfte es ein Wort geben, das in allen bewahrt geblieben wäre; bald sind es indisch, persisch, griechisch, bald griechisch, lateinisch, deutsch, bald deutsch, littauisch, keltisch, bald auch andere, aus mehr oder weniger als drei Sprachen bestehende Zusammenstellungen. Deutsch Fuß, im Mittelalter vuoz, fuoz, gothisch fôtus, entspricht lateinisch ped- (Nominativ pes; wir geben hier

womöglich die Wurzeln), griechisch pod-, indisch pâd-. Das Vorhandensein derselben Wurzel im Indischen, Griechischen, Lateinischen und Deutschen erbringt den überwältigenden Beweis, daß alle vier aus derselben Quelle geschöpft sind, daß es sich also um Urverwandte handelt. Wenig kommt darauf an, ob sie auch im Slawo-Littauischen, Keltischen und Persischen bezeugt sind oder nicht; noch viel weniger ist es von Belang, daß andere germanische Sprachen die parallelen Entwickelungen zeigen; so altnordisch fotr, angelsächsisch fot, englisch foot, altsächsisch fôt, niederländisch voet. Gleichgültig aber und für unseren Zweck ganz unwesentlich ist die Existenz der indogermanischen Wurzel pôd- im Französischen (pied), Italienischen (piede) und anderen, erst in jüngerer Zeit entstandenen secundären Sprachzweigen; sie kommen hier gar nicht in Betracht.

Als Beispiel der Verwandtschaftsnamen diene „Vater", althochdeutsch fater, gothisch fadar (neben atta) und altsächsisch fadar, altnordisch fadher, angelsächsisch faeder, niederländisch vader und vaar, lateinisch und griechisch pater, indisch pitr; Ableitung davon ist Vetter. Man bringt Vater mit sanskritisch pa = schützen in Verbindung, so daß es der Schützende hieße. Allein diese Erklärung steht ebenso wenig fest, wie Tochter = die Melkende und Mutter = die Zutheilerin. Näher läge es, Entstehung aus einem Naturlaut pa anzunehmen; schon bei Homer kommt Pappa vor; von einer Entlehnung unseres Papa aus dem Französischen kann also keine Rede sein.

Auch die gewöhnlichen Waldbäume haben vorgermanisches Alter. Der Buche entspricht lautlich angelsächsisch boc, buck, englisch beech, altnordisch bok, altslowenisch buky, lateinisch fagus, griechisch phegos oder phagos. Dieses bedeutet nun freilich „Eiche", was man aus dem Wechsel der Vegetation, der Aufeinanderfolge einer Eichen- und einer Buchenperiode erklärt. Auch sonst weicht die Bedeutung gerade bei uralten Erbwörtern ab, während die lautlichen Verhältnisse stimmen; z. B. bei den Farben. Von dem Gebrauch der Buchen als Schreibmaterial, worauf unser „Buchstabe" jetzt noch hinweist, kann hier nicht weiter gehandelt werden.

Wissen wir, welche Hausthiere bei Indern, Griechen, Italikern und Germanen heute noch urverwandte Bezeichnungen tragen, so kennen wir damit diejenigen Thiere, welche das indogermanische Urvolk zu zähmen und zu benutzen verstand. Es sind: Vieh, Kuh, Ochse, Schaf, Fohlen, Roß und Hund. Statt vieler diene das erste als Beispiel. Im frühen Mittelalter fihu, fehu, gothisch faihu (gesprochen fächu), angelsächsisch feoh, niederländisch vee, entspricht das germanische Wort dem lateinischen pecu, indisch paçu. Besonders interessant wird das Wort noch dadurch, daß es ein Licht wirft auf die Art des Handels bei den Ariern; Vieh diente anstatt des Geldes als Tauschmittel, und lateinisch pecunia, gothisch faihu, angelsächsisch feoh bedeutet neben „Vieh" geradezu Geld, Vermögen; das neuenglische fee hat sogar die ursprüngliche Bedeutung verloren und heißt nur noch so viel als „Lohn, Trinkgeld".

Von wilden Thieren lassen sich nur wenige, wie Wolf, Bär, Biber, Hase, Maus in mehr als einer indogermanischen Sprache zugleich nachweisen; von Vögeln Aar, Kranich. Bei Aar hat das Germanische die Bedeutung eingeschränkt; es bezeichnet eine ganz bestimmte Vogelart, während das urverwandte griechische ornis Vogel überhaupt meint.

Die Entstehung der Zahlen entzieht sich gänzlich unserer Beurtheilung. So viel ist sicher, daß ihrer ursprünglich sehr wenige waren, daß von zehn ab alle durch Zusammensetzung gebildet und daß bis 999 die Zahlen allen indogermanischen Völkern gemeinsam sind. Lateinisch decem, griechisch deka, deutsch zehn, indisch daçan entsprechen sich; es ist überflüssig, den Beweis auch für die anderen zu führen. Tausend dagegen scheinen die Einzelvölker jedes für sich gebildet zu haben; weiter als bis 999 konnte das Urvolk also nicht zählen, will man nicht annehmen, daß die Bezeichnung dafür verloren gegangen sei; griechisch chilioi, lateinisch mille. Uebrigens sind vielleicht schon Zahlen unter zehn Zusammensetzungen; bei acht, lateinisch und griechisch octo, altirisch ocht, sanskrit ashtan hat man das t der Endung für Ueberrest von zwei, griechisch dyo, sanskrit dva, englisch two gehalten, während der erste Bestandtheil „flache Hand" (vier Finger) sein soll. Diese Ansicht, die ich bei Weber in Berlin hörte, scheint sehr unsicher und wurde z. B. von Delbrück in Jena nicht getheilt.

Damit haben wir die urältesten Erbworte noch nicht erschöpft. Es treten hinzu die einfachsten Lebensäußerungen, einfache Thätigkeiten und Eigenschaften, wie stehen, gehen, decken; süß, voll, dürr, nackt; von moralischen Begriffen: lieben und hassen, Freund und Feind. Betrachten wir beispielsweise die gesperrt gedruckten.

Decken erscheint im Indischen als sthagami, littauisch stegti, lateinisch tegere; dem Substantiv Dach entspricht griechisch tegos, littauisch stogas, lateinisch toga. Dieses beweist, daß die ursprüngliche Bedeutung eine umfassendere war; das Deckende, Bedeckende überhaupt, sowohl an der Hütte wie am eigenen Körper. Lateinisch tugurium Hütte zeigt eine neben toga laufende Entwickelung. Gedackte Pfeifen, das Deck, die Decke, das Gedeck, der Deckhengst, Detective, Ziegel (von tegula), die Protection stammen alle von derselben indogermanischen Wurzel teg; im letzten Beispiel ist die geistige Bedeutung, der Schutz, überwiegend geworden. Englisch thatch heißt Strohdach.

Das Vorhandensein eines Wortes für decken, bedecken beweist, daß sowohl der Hütten- oder Häuserbau, als auch Kleidung bei dem Urvolke bekannt war. Unterstützt wird letzteres noch durch nackt, welches den Gegensatz des nicht Nackten, d. h. Bekleideten enthält; altslowenisch nagu, littauisch nugas, vielleicht auch lateinisch nudus, sicher indisch nagna stehen dem deutschen nackt (gothisch naquaths) zur Seite. Ursprünglich ist nackt Particip, wie auch zart, kalt, traut und andere auf -t.

Eine weitverzweigte Sippe hat der Begriff „lieben" erzeugt. Indisch priyas lieb, beliebt, von prî erfreuen, stimmt zu gothisch frija, wovon freis = frei, althochdeutsch frî, mittelhochdeutsch vrî. Das dazu gehörige Substantiv lautet im Gothischen frijathwa, angelsächsisch frigu = Liebe. Nimmt man an, daß die germanische Wurzel frî hegen, schonend behandeln bedeutet, so ergibt sich für frei = liebend, geliebt, geschont. So erklärt sich auch sanskrit priya als Gattin, auch Tochter; ebenso altsächsisch frî, angelsächsisch frêo Weib, und unser freien = als Weib heimführen. Von freien, gothisch frijôn, lautet das Particip Präsentis frijônds, althochdeutsch friunt, angelsächsisch freond, englisch friend, niederländisch vriend = der Liebende, der Freund. Die berühmte Schauspielerfamilie Devrient, die wir französisch auszusprechen gewohnt sind, trägt den holländischen Namen de vrient. Aehnlich ist Feind (gothisch fijands) = der Hassende gebildet. Eine Reihe anderer Ableitungen sind: Friede = Schonung, Zustand der Liebe; ferner Friedhof = eingehegter Ort, Ort der Schonung· Friedrich = Fürst der Liebe (gothisch Frithareiks), Freitag = Tag der Freia, der Göttin der Liebe, lateinisch dies Veneris. Erwähnt sei, daß Friede erst eine spätere Bildung des Germanischen ist. — Eine zweite Stufe der Sprachbildung trat ein nach der Spaltung des Urvolks. Die Germanen verloren einerseits manche alte Wurzel, andererseits bildeten sie, den Verlust zu decken, neue. Was jene betrifft, so genüge es, po (trinken) und do (geben) anzuführen, die beide in anderen indogermanischen Sprechen, z. B. dem Lateinischen und Griechischen, reich entwickelt erscheinen. Während von diesen keine Spur mehr bei uns erhalten ist, lassen sich von anderen solche noch verfolgen. Was ist z. B. Acker ursprünglich andres, als der Ort, wohin das Vieh getrieben wurde? Noch im vorigen Jahrhundert wird diese Bedeutung in der Schweiz bezeugt. Wie sich aber treiben zu Trift verhält, so lateinisch agere zu ager, griechisch agros, deutsch Acker; zugleich ein neuer Beweis für die Annahme, daß die Indogermanen früher ein Viehzucht treibendes als ackerbauendes Volk waren; Acker = Weideland nahm allmählich mit fortschreitender Cultur den Sinn „bebautes Feld" an.

Die Neubildungen betreffen meist ethische Begriffe, wie gut, arg, hold, treu, Ehe, oder religiöse Vorstellungen, wie Gott, Himmel, Hölle; den Indogermanen, als unge-

treuntem Volk, müssen diese Begriffe fremd gewesen sein; nur innerhalb der germanischen Sprachen finden sich Verwandte. Gegen den Beginn der christlichen Zeitrechnung setzt man den Abschluß dieser zweiten Periode, den Abschluß zugleich der Wanderung der Germanen und ihre Ansiedelung in dem von Kelten und anderen Völkern bewohnten Gebiet zwischen Weichsel, Alpen und Rhein.

Hiermit haben wir die Uebersicht über das Erbgut der Indogermanen und der Germanen beendet.

Der Hanf und das Silber führen uns auf die Stufe des Lehnguts; sind es doch die ältesten bezeugten Wörter, die dem Erbgut nicht angehören können. Aber woher stammen sie?

Im späteren Mittelalter hanef, hanf, im früheren hanaf, hanof lautend, fehlt die gothische Bezeichnung zufällig, die hanaps heißen würde. Dagegen zeigt das Angelsächsische die Form haenep, woraus sich englisch hemp entwickelt hat. Früher war man geneigt, den Hanf wie unzählige andere Wörter aus den klassischen Sprachen herzuleiten, mochten lautliche Verhältnisse und sachliche Bedenken noch so sehr dagegen sprechen. Was ersteres betrifft, so gibt es kein Beispiel, daß ein Lehnwort aus dem Griechischen oder Lateinischen die Lautverschiebung vollständig erlitten hätte; aus griechisch kannabis, lateinisch cannabis kann Hanf sich nicht gebildet haben. Gerade diese Lautverschiebung beweist ferner, daß das Wort bei den Germanen schon im 2. Jahrhundert v. Chr. eingebürgert war. Die Griechen lernten den Hanf erst zu Herodot's Zeit kennen; er stammt aus der Gegend des Kaspischen Sees, wo er noch jetzt üppig wuchern soll. Auf ihrem Durchzuge durch Südrußland mögen die Germanen Pflanze und Wort kennen gelernt haben, und zwar von demselben Volk wie die Griechen; auch bei diesen ist kannabis Lehnwort. Eine ähnliche, freilich auch nicht schlagende Beweisführung verlangt das Silber. Wir treten jetzt in historische Zeiten ein und haben sicheren Boden unter den Füßen.

Cäsar erwähnt in seinen Memoiren über den Krieg in Gallien einmal einen „ambactus" = Dienstmann. Ein römisches Wort ist das nicht; und gegen den germanischen Ursprung spricht das Zeugniß des Festus: „ambactus lingua gallica servus appellatur", ambactus heißt in gallischer Sprache Diener. Es ist in alle germanischen Sprachen übergegangen und begegnet z. B. im Gothischen als andbahts, im Althochdeutschen als ambaht, im Altsächsischen als ambahtman, im Angelsächsischen als ambiht; ähnlich lautet die Bezeichnung für das Abstractum „der Dienst". Im späteren Mittelalter erscheint es stark zusammengezogen: ammet, und in neuerer Zeit ist es gar einsilbig geworden: Amt, wovon Ableitungen wie Amtmann, Ammann (in der Schweiz), Beamter, amtiren. In den romanischen Sprachen hat das altkeltische ambactus eine andere Entwickelung genommen; italienisch ambasciatore der Gesandte, ambasciata Gesandtschaft, Auftrag; französisch ambassadeur, ambassade.

Obwohl im Sprachbewußtsein weit auseinander gehalten, verrathen sich die sämmtlichen Ableitungen als verwandt, und auch in der Bedeutung hat trotz der zwei Jahrtausende kein großer Wandel stattgefunden; die Grundbedeutung beauftragt, gesandt, geschickt läßt sich deutlich erkennen.

Das zweite Wort, das unser Sprachschatz keltischem Einfluß in vorchristlicher Zeit verdankt, ist Reich, reich. Mittelhochdeutsches rîche, althochdeutsches rîhhi, entsprechend gothischem reiki, angelsächsischem rîce, bedeutet Reich, Land, aber auch Reichsoberhaupt, Herrscher. In Eigennamen wie Friedrich (= Friedensfürst) und anderen lebt die zweite Bedeutung fort. Zu Grunde liegt keltisches rîg = Herrscher, das im lateinischen rex (reg-is) und im sanskritischen râjan = König Urverwandte hat. Allen diesen wäre vorauszusetzen die indogermanische Wurzel reg, als deren directe Ableitungen auch unser recht, gerecht, richtig gelten müssen. Jenes oben erwähnte Reich aber hat das Adjectiv reich erzeugt, das ursprünglich königlich, mächtig bedeutet; so noch im Nibelungenliede, wo Günther als „rîcher künec" bezeichnet wird. Aus dem Germanischen (gothisch reiks) schöpfte das Romanische; italienisch ricco, französisch riche. Englisch rich dagegen stammt aus erster Quelle gleich dem Deutschen.

Das sind die beiden einzigen nachgewiesenen Entlehnungen aus dem Keltischen; abgesehen haben wir hier von späteren, durch Vermittelung anderer Sprachen geschehenen Entlehnungen; abgesehen ferner auch von Gebirgs-, Fluß- und Ortsnamen, wie Taunus, Main, Rhein, Worms, die uns die Kelten hinterließen, als sie uns die Rheingegend preisgaben.

Es ist bezeichnend, daß Kaiser und Reich, die Mittelpunkte des mittelalterlichen Lebens und der Hauptinteressen außer dem Papstthum, beides nichtdeutsche Wörter sind. Wie dieses keltischen, ist jenes römischen Ursprungs, wie ja auch die Sache selber als römisch gelten muß: Heiliges römisches Reich! Der größte römische Feldherr Caesar, griechisch kaisar, gab die Bezeichnung für die höchste weltliche Würde her. Im frühen Mittelalter keisar, im späteren keiser, wurde unter Maximilian I. das ei in ai verwandelt, nach der Schreibung der bayerisch-österreichischen Kanzlei; die Angelsachsen sagten câsêre. Eigenthümlich ist es, daß die Romanen, die doch dem Latinismus viel näher stehen, keinen Caesar kennen; sie haben „imperator" zum Ausgangspunkt ihrer Bildungen genommen; französisch z. B. empereur. Auch die Engländer haben keiser, das noch bei Chaucer vorkommt, in der Neuzeit gegen emperor umgetauscht; die Slawen dagegen nahmen durch deutsche Vermittelung Caesar an; russisch verkürzt zu Car oder Czar. Unser Karl der Große hat den Slawen übrigens die Bezeichnung für König geliehen; russisch koroli, altslowenisch kralji, littauisch karalius ist unser Karl oder Kerl.

Verdanken wir so einen Ausdruck für König den Kelten, so schenkte uns das Römerreich den Kaiser, und es ist gewiß kein Zufall, daß dies das erste nachweisbare lateinische Lehnwort in deutscher Sprache überhaupt ist. Das Herrschervolk gibt als erstes Geschenk den Caesar, und 2000 Jahre später ist uns Neudeutschen der Kaiser noch ebenso hoch und hehr als jenen Völkern der Vorzeit.

Damit sind wir eingetreten in die Periode der näheren Berührung der Deutschen und Römer. Flossen bisher die Lehnwörter sehr spärlich — wir konnten erst fünf aufzählen —, so ergießt sich jetzt ein Strom von Italien nach Nordeuropa. Nie empfand ein Volk die überlegene Cultur eines anderen so stark und so tief als unsere Vorfahren diejenige der Römer! Vergebliche Mühe wäre es, das Material hier nur annähernd vollständig zusammenzutragen; nur andeuten läßt sich Art und Menge der Entlehnungen. Die römische Baukunst brachte uns Wörter wie Mauer, Kammmer, Pfeiler, Söller, Ziegel; die römische Verkehrs- und Handelssprache: Straße, Meile, Kiste, Sack, Pfund, Münze; der römische Garten-, Obst- und Weinbau Wörter wie Pflanze, Pflaume, Pfirsich, Rettig, Kohl, Wein, Kelter, Most; die römische Kochkunst: Koch, Küche, Kessel, Schüssel. Die eindringenden Wörter verdrängten entweder deutsche oder sie traten in Lücken, wo nichts war. Letzteres ist der Fall mit den südlichen Pflanzen, die die Römer nach Deutschland brachten, z. B. die Obstbäume und den Wein; nur ein einziger Obstbaum, der Apfel, scheint einen deutschen Namen zu haben, und selbst dieser ist der Entlehnung verdächtig. Aber die Germanen ließen auch alte, einheimische Wörter in Vergessenheit gerathen über den fremden, modischen; so wurden Spiegel und Tafel von Rom, Tisch von Griechenland eingeführt (speculum, tabula, diskus). Im Englischen hat dish sich noch weiter von der ursprünglichen Bedeutung „Scheibe" entfernt; es bezeichnet das in der Scheibe oder Schüssel Befindliche: das Gericht.

Mit Einführung des Christenthums nahm die Entlehnung römischer und griechischer Wörter immer an Ausdehnung zu. Fast alle Ausdrücke der Kirche und Schule, des Schreibens und Lebens, kurz alles Geistigen, Wissenschaftlichen sind, wie bei anderen europäischen Völkern, so auch bei uns Lehngut, das im 10. und 11. Jahrhundert schon als eingebürgert gelten kann.

Den lateinischen Einfluß löst von jener Zeit an der französische ab; das erste nachweisbare französische Lehnwort

ist — fein! Ist das Zufall oder hat es eine tiefere Bedeutung? Ihm folgen andere höfische und kriegerische Wörter, wie Soldat, Palast, Turnier, Manier, Abenteuer, Lanze. Latein und Französisch stürmen seit zwei oder einem Jahrtausend auf unsere Sprache ein; bald hat dieses, bald jenes größeren Einfluß; und nur allzuwillig haben wir uns beiden stets hingegeben. Im 16. Jahrhundert überwog lateinischer Einfluß, im 17. und 18. französischer; im 19. sind beide vielleicht gleich stark; nur kommen noch eine ganze Reihe Sprachen hinzu, und es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die deutsche Sprache noch besteht. Das Erbgut hat sich bisher stärker erwiesen als alles Lehngut; es bildet immer noch die Grundmauern des Sprachpalastes; das Lehngut dient nur als Schmuck, Zierrath. Sorgen wir dafür, daß es den stolzen Bau nicht überwuchere, entstelle, unsichtbar mache; streben wir danach, den Spruch zu beherzigen, der nirgends besser paßt als gerade hier:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

---

## Skeptische Politik in Frankreich.

Von Ludwig Jacobowski.

Die gute, alte aristotelische Eintheilung der Staatsformen hat noch heute ihren vollen Werth in der Geschichte behalten. Noch immer gelten die monarchischen, aristokratischen und demokratischen Staaten als die einzig möglichen Modificationen des Staatslebens. Der Verfechter des einen Staatsprinzips schwört auf die „absolute" Bedeutung der von ihm geschätzten Staatsform, die Verfechter der anderen nehmen den gleichen „absoluten" Werth für die anderen Staatsformen in Anspruch. So lange sich diese Kämpfe auf dem dürren Boden der Theorie abspielen, haben sie nur für den Staatsphilosophen eine mehr oder minder starke Bedeutung. Aber die Politik ist nicht nur eine Wissenschaft, die in Büchern ihre Schlachten schlägt, sondern die Millionen Menschen, die gestorben, die Ströme Blutes, die in Jahrtausenden geflossen, beweisen, daß sie nach „blutvollem" Leben ringt, daß sie ihre Theorien mit unvergleichlicher Gewalt in die Wirklichkeit zu übertragen sucht.

Ja, wer die Wahrheit finden könnte in diesem Labyrinth! Wer da sagen könnte, welche Staatsform am reinsten und meisten Menschenglück auf Erden verbreiten kann! Aber Niemand wagt die Entscheidung so zu treffen, daß der Widerspruch der Gegner vor der siegreichen Gewalt der Argumente schweigt. Ein Jahrhundert gibt eine andere Antwort als das zweite, ein Land gibt in derselben Zeit eine andere als sein Nachbarland, ein Stamm trifft eine andere Entscheidung als ein ihm befreundeter oder befeindeter, ein Erdtheil hat eine andere Antwort als die anderen u. s. f.

Europa wird seit Jahrhunderten von dem monarchischen Staatsideal geleitet. Mit geringen Ausnahmen repräsentirt der an Culturarbeit fortgeschrittenste Erdtheil das monarchische Element der Erde. Aber mit den beiden Ausnahmen: Schweiz und Frankreich! Namentlich ist Frankreich durch seinen republikanischen Elan das Schmerzenskind der guten Mutter Europa. In keinem Lande sind die republikanischen Ideale Rom's mit so enthusiastischer Vorliebe gehegt und gepflegt worden. Von Montesquieu an, der mit leiser Melancholie den Ursachen über den Verfall der Römergröße nachspürte, von „Gracchus" Babeuf an bis zum zeitgenössischen Frankreich ist der Cultus der römischen Republik wach geblieben, und Robespierre, als er behauptete, die „Tugend sei stets in der Minorität auf Erden", und Thiers, als er sich Napoleon III. männlich widersetzte, da glaubten beide im Namen der „römischen Tugend" gesprochen zu haben.

Da ist es charakteristisch, wenn mitten aus dem republikanischen Lager heraus sich eine Stimme bemerkbar macht, welche den ganzen Republikanismus für einen politischen Sophismus ersten Ranges erklärt. Charles Benoist, der bekannte Verfasser von „L'Etat et l'Eglise", „La politique du roi Charles V." u. s. f., veröffentlichte soeben im Verlage von Perrin & Co. seine „Sophismes politiques de ce temps". Sein Werk geht weit über den Rahmen einer kritischen Studie über die Regierungsformen und -prinzipien hinaus; es ist eine ungemein geistreiche Analyse einer durch und durch — skeptischen Politik.

Nicht nur in der Kunst ist „alles eitel". Benoist weist nach, daß auch in der Politik keine absoluten Werthe und Wahrheiten zu finden sind, daß alles nur schwankende und wankende Relation ist. Er befürchtet, daß seine Ideen in seinem eigenen republikanischen Lager als unerhört verschrieen werden. Und doch will er selbst nichts weiter als einige Ketzereien des republikanischen Katechismus und ein paar Sophismen in der republikanischen Dialektik aufdecken, trotzdem er sich selber Republikaner aus Ueberzeugung nennt.

Bentham ist eine Art Vorläufer von Benoist. Während ersterer aber nur einzelne parlamentarische Sophismen analysirte, will Benoist das ganze Gewebe der politischen Theorien bloßlegen, welche irrige politische Meinungen erzeugen. Zuerst widerlegt er die Folgerung aus der aristotelischen Eintheilung, daß es eine reine Monarchie und eine reine („absolute") Demokratie geben könnte. Darin begegnet er sich mit dem Nationalökonomen Roscher, der auch behauptet: „Die einzelnen Elemente des Staats kann die Wissenschaft mit voller Schärfe in monarchische, aristokratische und demokratische eintheilen; daß aber in der Wirklichkeit ein ganzer Staat aus bloß monarchischen, bloß aristokratischen oder bloß demokratischen Elementen bestanden hätte, davon ist mir wenigstens kein Beispiel vorgekommen."

Einen zweiten Sophismus, der echt französisch ist, erblickt Benoist darin, daß man alle „Tugenden" nur der demokratischen Regierungsform zuschreibt. Montesquieu hatte in seinem „Geist der Gesetze" würdevoll behauptet, in einem demokratischen Staate bedürfe man eines „Ressorts, das weniger in der Monarchie zu finden sei, nämlich der — Tugend! Dieses Wort, halb mißverstandenes Römerthum, halb allzu gut verstandenes Rousseauthum, besticht mit seinem Glanze das ganze republikanische Frankreich. Und doch zerpflückt es der unbarmherzige Skeptizismus Benoist's, dieses politischen Analytikers, und nennt es boshaft das „letzte Hülfsmittel der Redner, die nichts mehr zu sagen wissen". In der That, die besten Beispiele dafür gibt ihm die Geschichte seines eigenen Landes. Wie schrieb doch Heine 1849 von den Franzosen: „Die Republik ist nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte sich diese corrupte, weichliche Gesellschaft so schnell verwandeln? Geld machen, Aemter erhaschen, vierspännig fahren, eine Theaterloge besitzen, aus einem Vergnügen in's andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten diese Menschen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher so sorgfältig versteckt?"

Ebenso schlimm wie die „demokratische Tugend" kommen bei Benoist die Schlagworte der Jahre der großen Revolution weg, die schon zu heiligen Fetischen versteint sind. „Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," Worte, welche die Herzen von Millionen einst höher schlagen ließen, zerpflückt ein Urenkel dieser revolutionären Generation mit der lächelnden Miene eines Jongleurs, der sich seiner eigenen Kunststücke freut. Die Erklärung der Menschenrechte, einst das Entzücken des ganzen rationalistisch gesinnten Europas, ist ihm ein einziger Irrthum, ein „Mißtrauensvotum gegen die Vergangenheit, ein Protest, ein Kriegsruf", aber kein Regierungsprogramm — im Gegentheil, diese berühmte Erklärung der Menschenrechte enthält nach seiner geistvollen Auseinandersetzung die energischsten Keime zur — Anarchie. Der Begriff der Freiheit, wie ihn die Republik vertritt, dieses „ewige Naturrecht", ist ihm eine metaphysische Null, der Ausdruck einer lächerlichen Phraseologie. Die Revolution des vorigen Jahrhunderts decretirte: „Die Freiheit hat zum Prinzip die Natur (Was ist das? fragt Benoist), zur Regel die Gerechtigkeit (Was ist das? fragt Benoist), zum Schutz das Gesetz." (Bloß zum Schutz? fragt Benoist.) So hängt sich der Skeptizismus dieses furchtlosen Franzosen wie ein Bleigewicht an alle Phrasen und Formeln,

an alle Schlagworte und Prinzipien des Demokratismus. Gerade im Gesetze, diesem Phantom der Revolution, erblickt Benoist mit Recht eine Schwächung der persönlichen Freiheit. Mit Bentham sagt er: „Was die Beherrscher der Menschen nicht zu wissen scheinen, ist, daß alle Rechte auf Kosten der Freiheit fixirt sind!“ Deshalb kann keine Regierung auf „Freiheit“ basirt sein, jede Regierung ist die Negation der Freiheit, dieser „alten Guitarre, auf der man unaufhörlich in Frankreich alte Arien spielt!“ . . .

Schlimmer noch erscheint ihm der Sophismus von der Gleichheit. Er lächelt über die Phrase, die französische Parlamentarier so oft gebraucht haben: „Das Volk dürstet nach Gleichheit.“ „Ach nein,“ sagt Benoist. Und wie die römischen Imperatoren, die dem Volke „panem et circenses“ boten, wie Napoleon mit seiner kalten Verachtung der Volksmasse, so sagt auch er, daß das Volk Zerstreuung und Abwechselung liebt, Titel, Ordensbänder u. a. m., d. h. Zeichen, welche ein Individuum vor dem anderen auszeichnen und abheben, also ungleich machen! In den drei Republiken der Welt, Nordamerika, Schweiz und Frankreich lieben Alle das Geld (Benoist nimmt die Franzosen aus; denken Sie an Panama, Monsieur!), der Franzose liebt dazu noch Titel und Würden. Und Geld, Titel und Würden schaffen doch nur Ungleichheit, vernichten sie aber nicht! Zumal bei den Franzosen, dieser hierarchischen Rasse aus Instinkt! Deshalb ist ihm die Ungleichheit ein durchaus lobenswürdiges Regierungsprinzip. Hat ihm doch Herbert Spencer, der große Soziologe, bewiesen, daß nur durch Differenzirung, d. h. durch Ungleichheit und Vertheilung der Arbeit innerhalb eines kleinen Gemeinwesens, eine günstige Entwickelung erzielt werden kann.

Die „Brüderlichkeit“ der französischen Revolution schlägt Benoist durch die Selectionstheorie Darwins auf etwas dilettantische Weise aus dem Felde, ohne den Namen dieses großen Briten zu nennen. Gewiß, gibt er zu, sei auf dem Prinzip der Brüderlichkeit eine Religionsgemeinschaft zu gründen, aber keine Regierung. Dieser Angriff auf die Brüderlichkeit ist aber nur das Präludium zu dem großen Angriff, der sich direct gegen das Herz der Republik richtet, gegen die „Souveränität des Volkes“. Mit einer gewissen „diabolischen“ Freude wendet sich Benoist gegen dieses Fundamentaldogma der Politik der Neuzeit. Aus der Anschauung, daß die Majorität eines Volkes die Wahrheit besitzt, daß es souverän ist, ist die parlamentarische Regierungsform mit seinen zahlreichen Wahlsystemen entstanden. Zerstört der Skeptizismus Benoist diese Voraussetzungen, dann ist er am Ende aller Regierungsformen angelangt, wo er mit seinem großen Vorläufer, dem Skeptiker Montaigne sagen kann: „Que sais-je?“ Was weiß ich? —

Deshalb ist Benoist hier sehr vorsichtig. Er will die Souveränität des Volkes corrigiren, nicht aufheben. So wendet er sich gegen alle Scheinerklärungen des Wortes „Souveränität“; er läßt die Constituante vom Jahre 1795 sprechen, die Constitution vom Jahre 1848 aufmarschiren, Lamartine gegen Rousseau eifern u. s. f., und bei den inneren Widersprüchen dieser verschiedenen Erklärungen schüttelt er vergnügt den Kopf und constatirt, daß die Idee der Souveränität an und für sich falsch, veraltet und unnütz ist. Damit hat er bereits einen Schlag gegen das große Palladium des allgemeinen Wahlrechts gethan. Ihm folgen andere, welche alltäglicher Natur sind, z. B. daß Frauen und Kinder vom „allgemeinen“ Wahlrecht ausgeschlossen sind, daß ein großer Theil des Volkes zu unwissend ist, um in wichtigen politischen Fragen mitsprechen zu können u. a. m. Diese Gründe erscheinen Benoist so überzeugend, daß er mit Napoleon III. sagt: „Das allgemeine Wahlrecht ist eine Dummheit, die aber die Runde um die Welt machen wird.“ Nächst dem Wahlrecht bedarf das parlamentarische System einer gründlichen Erneuerung. Die Art und Weise, wie Gesetze mechanisch angenommen, die wichtigsten unerhört schnell „durchgepeitscht“ werden, wie private Interessen die großen politischen Interessen verdrängen, wie ein ungeheurer Berg von Gesetzen sich aufthürmt, die modificirt und theilweise wieder abgeschafft werden, all das ist ihm ein Beweis, daß die Parlamentsmaschine sehr verbesserungsfähig ist. Nicht minder aber das Material derselben, das Volk der Franzosen! Offen gesteht Benoist ein, daß vom Auftreten der französischen Nation in der Geschichte an bis zur Gegenwart, in Frankreich mit dem öffentlichen Wort Mißbrauch getrieben worden ist! „Wir sind,“ sagt er, „im Grunde Barbaren geblieben, welche die langen, unnützen Reden lieben und mit Händeklatschen den Flötenspielern folgen.“

Nun, Benoist beweist, daß er „den Flötenspielern nicht folgt.“ Er hat den Muth, eine eigene Meinung zu besitzen, er hat den Muth, sie auch auszusprechen. Aber sein Buch machte den Eindruck eines großen Trümmerhaufens, auf dem ein skeptischer Franzose hockt, wenn er nicht positive Vorschläge gemacht hätte. Freilich gibt er mehr Winke als Vorschläge, weil er diese sich für ein neues Werk vorbehält. Auch er, der Skeptiker der Politik, geht von einem — Prinzip aus (Montaigne würde ihn dafür lachend bei den Ohren fassen), obschon Skeptizismus als einziges Prinzip die Prinziplosigkeit besitzt. „Das Leben“, das „nationale Leben“ fördern, das ist der Ausgangspunkt, der Zweck und das Ende der von ihm angestrebten Regierungsform. Unzweifelhaft erscheint ihm die Demokratie als für Frankreich am besten passend; wenn er aber alles in ihr fördern will, was am meisten sich dem gegenwärtigen Zustand der französischen Nation anschließt, wenn er die freie Concurrenz für das Wesen des „nationalen Lebens“ erklärt, so ist damit nichts Positives gegeben, sondern ein Wort durch ein anderes ersetzt. Was ist „nationales Leben“? — Klarer ist sein Vorschlag betreffs Erneuerung des politischen Lebens. Guizot schließt er sich an, der gesagt hat: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk!“ Das Stimmrecht des Einzelnen will er zu Gunsten eines Plural-Stimmrechts abgeschafft wissen; dieses wird den Minoritäten, welche nach Ibsen und Nietzsche immer die Wahrheit besitzen sollen, mehr gerecht, als es das allgemeine Stimmrecht ist. Dieses Plural-Stimmrecht wird den localen Vereinigungen gegeben, welche ihrerseits Deputirte zu entsenden haben. Auf diese Art hofft Benoist, wird der zukünftige Senat ein Abbild des gesammten nationalen Lebens sein.

Gewiß steckt viel Unklarheit in diesem Programm. Aber das Buch selber ist trotzdem als ein Symptom der Gesundung zu begrüßen, welche das politische Leben Frankreichs so lange entbehrt hat. Nicht ohne Besorgniß scheint Benoist sein Werk herausgegeben zu haben. An mehreren Stellen klingt sie vernehmbar hindurch. Kennt er doch seine Landsleute allzu gut! „Sie sind im Grunde Barbaren geblieben, welche die langen, unnützen Reden lieben, und mit Händeklatschen den Flötenspielern folgen . . .“ Und Benoist hat doch kein Flötenspieler sein wollen!

---

## Die Entwickelungsgeschichte der Sozialidee.

Von Conrad Dohany.

Die wirthschaftlichen Aufgaben des Einzelnen, wie des Staates, wurden erst spät als Gegenstand der Wissenschaft anerkannt und bearbeitet. Denn nur diejenigen Dinge im Leben wurden stets der Geistesarbeit werth erachtet, welche in irgend einem Sinne einen höheren, erstrebenswerthen Endzweck ahnen ließen. In den Fragen des Erwerbslebens jedoch konnte eine solche Bedeutung anfänglich weder erkannt noch geglaubt werden, sie wurden besterdings als nothwendiges Uebel angesehen, und erschienen der wahren, hohen, menschlichen Bemühung und Bestimmung nicht würdig. Es bestand deshalb auch zu jener Zeit im Allgemeinen die sittliche Auffassung, daß den materiellen Zwecken nur im dringendsten Maße zu dienen sei, um alles Schaffen und Streben den eigentlichen Menschheitszwecken widmen zu können. Bekannt sind ja auch jene ergreifenden Gestalten aus dem klassischen Alterthume, welche in hochedelstem Eifer und voller Aufopferung für das Ideale, Beweise von Entsagung und Enthaltsamkeit glaubten üben zu sollen — wie Diogenes — welche ein beispielloses Zeugniß menschlicher Selbstverleugnung darstellen.

Der erhoffte glückliche Zustand des Menschengeschlechtes ist aber doch nicht eingetreten bei all diesen höchsten und schönsten Ideen. Und je weiter in dieser Auffassung fortgeschritten wurde, desto entschiedener ist stets ein innerer Widerspruch fühlbar geworden. Darüber täuschten sich die Philosophen der alten Zeit auch nicht; denn manche schwermüthige Untersuchung haben sie angesichts dieser ihnen unbegreiflichen Erscheinung angestellt, wenn sie auch keine Erklärung noch zu finden wußten. Die heutige Wissenschaft befindet sich nun nach den großen Lehrjahren weltgeschichtlicher Erfahrung darüber in keinem Zweifel mehr. Es zeigte sich nämlich unwiderleglich, daß in dem Besitze irdischer Güter auch eine gewisse ideale Bedeutung gelegen sei, und daß die Ermangelung solcher Güter den Fortschritt daher auch erschweren oder gar unmöglich machen könne. Diese neu entdeckte problematische Eigenschaft der materiellen Dinge hat eine wahre Geistesrevolution hervorgerufen, denn es traten nun zwei Weltanschauungen einander gegenüber, welche die größten Menschenopfer durch ihre beiderseitigen Irrthümer und Verblendungen forderten.

Die Alten behaupteten weiter, daß das ideale Streben des Menschen besseres Theil sei. Es könne nicht begriffen werden, daß das hab- und genußsüchtige Treiben, durch welches die unedelsten und verächtlichsten Leidenschaften zumeist hervorgerufen werden für die Entwickelung der Cultur nützlich oder gar nothwendig sei. Die entgegengesetzte Richtung hingegen deutete mit teuflischem Triumph auf die Hülflosigkeit und Unzulänglichkeit der Idealisten im Leben der Wirklichkeit.

Durch die weltbewegenden Ereignisse, die diese sich bekämpfenden Ideen hervorriefen, ist die moderne Forschung allmählich in der Erkenntniß dieser Probleme weiter gelangt. Es zeigte sich nämlich in Wahrheit, daß den irdischen Gütern eine hohe moralische und intellectuelle Wirkungsfähigkeit verliehen sei, daß diese daher gleichfalls, wie jedes andere Geistesmittel, berufen seien, den Zwecken der Menschheit zu dienen. Demnach sei es sowohl Recht als Pflicht jedes Menschen, nach Erwerb und Besitz zu streben, um seine Entwickelung herbeiführen zu können. Aber es wurde auch erkannt, daß die Gesammtheit dieses Streben niemals ganz in dem vorgezeichneten Sinne und um des schönen Zweckes willen gepflegt hat. Es artete immer bald in einen lüsternen Kampf um gleißenden Besitz selbst aus. Die wahre Bestimmung des Erwerbslebens war also nur stets verkannt worden. Die besseren oder höheren Naturen glaubten daher ein solches Streben, dessen häßliche Seite sie meistens nur sahen, verschmähen zu müssen und zu können und warnten auch ihre Mitmenschen davor. Und am allerwenigsten hätten sie es noch für richtig erachten können, den Besitzlosen zu einem solchen Streben aus Gründen der Liebe und Gerechtigkeit noch zu verhelfen.

Denn betrachtet man kritisch die Ursache des wechselnden Glückes der sozialen Bewegung aller Zeiten, dann ist wohl zu erkennen, daß diejenigen wirthschaftlichen Forderungen, welche zum Dienste der Intelligenz erhoben wurden, theils erfüllt werden mußten oder immer siegreicher sich behaupten, während die nur auf Gewinn von Hab und Gut gerichteten Bestrebungen trotz angewandter Gewaltsmittel keine Idee der Zukunft darstellen.

In dem großen Vornehmen, die soziale Geschichte des 19. Jahrhunderts zu bearbeiten, hat Prof. Warschauer nun eine Studie über die beiden ersten Vertreter der sozialen Reform Saint Simon und Fourier veröffentlicht. In dieser wissenschaftlichen Ausarbeitung ist gezeigt, daß, als nach der großen französischen Revolution die Verkehrsmittel sich erleichterten und vereinfachten und die wirthschaftliche Betriebsamkeit frei und uneingeschränkt sich entfalten konnte, allmählich erkannt wurde, welch hoher Culturfactor die wirthschaftlichen Güter zugleich sind. Die Erscheinung, daß wohlhabende Völker wie Einzelpersonen gleichzeitig auch in der Intelligenz entwickelter sich erwiesen, während die Mittellosen zurückgeblieben waren, führte bald dazu, wissenschaftlich den Werth und die Wirkung der wirthschaftlichen Fragen für die Menschheitszwecke zu ergründen. Daß also die wirthschaftlichen Interessen auch eine hohe erziehliche Bedeutung in sich bergen, davon war man nun überzeugt und fühlte sich verpflichtet, dieselben gleichfalls als eine Frage der Cultur zu beachten und zu behandeln. Aber über Umfang, Maß und Ziel dieser neuentdeckten Idee konnte man anfangs gewiß noch nicht klar sein, nachdem wir doch noch heute in dieser Sache den verwickeltsten Erscheinungen gegenüber uns befinden. In dem heißen Drange nun, der unschuldig leidenden Menschheit rasch zu helfen, wurden daher die verzweifeltsten, abenteuerlichsten und geistlosesten Vorschläge und Behauptungen gemacht, welche aber der Menschheit das erstrebenswerthe Heil nicht brachten, weil sie Wahres mit Unwahrem, Richtiges mit Unrichtigem vereinten, die Natur aber niemals Vergewaltigung duldet, sondern stets ihre eigenen hohen Gesetze unerbittlich fordert und zur Geltung bringt. Die Träger dieser erfolglosen Systeme stellen die ergreifendsten Opferbilder in der Entwickelungsgeschichte dar. Da sie über ihre begangenen entschuldbaren Irrthümer nicht aufgeklärt wurden, hielten einige mit übermenschlichem Trotz die Richtigkeit ihrer Idee aufrecht, bei aller Vernachlässigung und Demüthigung durch die Gesammtheit; andere wieder verloren den Glauben an das mögliche Glück der Menschheit überhaupt. Sie wußten nicht, daß sie dennoch zu einer großen Sache beigetragen haben und daß nicht die Grundidee an sich, sondern nur die Art ihrer Ausführung fehlerhaft sei. Saint Simon, der Sprößling eines erlauchten französischen Adelsgeschlechtes, war der Erste, welcher die neu offenbarten Ideen praktisch ausgestalten wollte. Er verlangte die Uebertragung der Regierungsgewalt an diejenigen, die durch Arbeit und Wissenschaft die menschliche Gesittung fördern und die Entfernung des Adels und des Klerus. Er forderte die Einführung eines Dreikammersystems, in welchem nur Gelehrte, Künstler, Fabrikanten, Industrielle und Arbeiter über alle Fragen der Verwaltung berathen und entscheiden sollten. Er hoffte, daß eine solche aus allen Berufsständen zusammengesetzte Obrigkeit jedem Individuum verhelfen könne, seine Zwecke zu erreichen und zu erfüllen. Bemerkenswerth ist auch, daß Saint Simon diesen Zustand nicht nur mit der Monarchie und dem Christenthum vereinbar, sondern diese beiden für nothwendig und nützlich hielt. Er meinte nämlich, daß die von ihm gelehrte höchste Gerechtigkeit und gleiche Liebe für alle Menschen doch auch das vornehmste Gebot der Religion sei, und ferner, daß eine Monarchie auf einem solchen Fundamente am besten gegründet sei.

Saint Simon forderte natürlich sofortige Umgestaltung und glaubte mit einem Zauberschlage das glückliche Zeitalter schaffen zu können. Nun konnte ihm die große Enttäuschung nicht erspart bleiben. Er, als erster Reformator hatte das langsame Gesetz der Entwickelung noch nicht aus der Erfahrung wissen können oder in dem berauschenden Jubel über das neue Heil es ganz übersehen. Die gesammte Menschheit hätte unmöglich die Reife und Fähigkeit beweisen können, aus der gewordenen bestehenden Entwickelungsphase in ganz neue veränderte Verhältnisse unvermittelt überzutreten, selbst wenn diese neuen Dinge wirklich die besten und glücklichsten gewesen wären, was schließlich auch noch nicht endgültig und unbedingt bewiesen ist. Eine allmähliche und allseitige Fort- und Umbildung ist der Werdegang alles materiellen und geistigen Seins. Die Menge stand ihm daher verständnißlos und ungläubig gegenüber. Er aber beharrte auf seiner Sache, denn er konnte begreiflicher Weise nicht glauben, daß seine aus edelstem und besten Gefühle hervorgegangenen Ideen eine Thorheit oder eine Schlechtigkeit wären. Endlich stand er ganz allein und gerieth in eine solche Verlassenheit, daß die größte Lebensnoth über ihn kam. Er, welcher die höchsten militärischen und staatlichen Würden einst bekleidete, mußte im höchsten Alter Unterstützungsgesuche an seine ehemaligen Freunde wie Talleyrand, Cuvier, Carnot richten, welche mit den Worten beginnen: „Monsieur, soyez mon sauveur, je meurs de faim.

Das Auftreten Saint Simon's und die stets wachsende Unzufriedenheit hatte aber bei der leidenschaftlichen Menschennatur zur Folge, daß der Wahn sich nur steigerte und eine vernunftmäßige Besonnenheit immer weniger beachtet wurde. Es erschienen Enfantin und Bazard, welche bereits den ver-

zweifelten Plan faßten, die Gesellschaft mit Gewalt zu den von ihnen gebotenen neuen Wohlthaten zu zwingen, da sie diese freiwillig nicht annehmen wollten. Sie forderten Abschaffung des Erbrechtes mit der Bestimmung, daß der Staat alle angesammelten Güter zu übernehmen habe, um damit die Bürger nach Verdienst zu belohnen. Es werde dann nicht mehr der Zufall der Geburt, sondern die persönliche Leistung über Besitz und Vermögen entscheiden. In diesen Auffassungen allein ist bereits zu erkennen, daß die Nachfolger nur noch verblendeter waren als der Urheber. Sie entfernten sich immer verhängnißvoller von der ursprünglichen Auffassung des sozialen Zweckes. Indem sie Recht und Pflicht des Einzelnen sichern wollten, hoben sie die hierzu so nothwendige und förderliche Freiheit auf. Nachdem diese Begriffe aber zu den ewig bestehenden Schöpfungsgesetzen nicht stimmen konnten, war es nun auch nothwendig, den Kosmos umzuschaffen, nach ihrer eigenen Weisheit. Daher kommt es, daß diese Nationalökonomen auch neue philosophische Weltsysteme zugleich hervorbrachten und sich mit Fragen und Problemen befaßten, die zu der eigentlichen sozialen Idee, von welcher anfangs ausgegangen war, in gar keiner Beziehung mehr standen. Beispielsweise Abschaffung der Ehe, freie Liebe und dergleichen. Gegen diese Verirrungen bewies sich aber wieder die Natur des wahren Lebens. Wie sehr auch die Gesellschaft nach Verschönerung und Veredelung des Daseins schmachtete, von diesen Heilversuchen wandte sie sich doch ab, sie fühlte wohl, daß sie von ihnen nicht das erwarten kann, wessen sie eigentlich bedarf. Schließlich mußte sogar die Regierung einschreiten, wegen der Unruhe und Unordnung, welche diese Bewegung im öffentlichen Leben anrichtete.

Hochbedeutsam ist hier, daß aber diejenigen Ideen des Saint Simonismus, welche entwickelungsfähig waren, weil sie im wahren sozialen Geist abgefaßt waren, thatsächlich zum Wohle Aller sich entfalteten. Die bedeutendsten Männer wie Michel Chevalier, Emile Pereire, Begründer des Suez-Kanal-Unternehmens, Adolph Garnier, Leon Halévy und der Unterrichtsminister Carnot, Liszt, Berlioz ergriffen die fortschrittlichen Ideen und strebten sie praktisch zu verwirklichen.

Aber auch die nun einmal entfesselten Utopien nahmen ihren Fortgang. Die Ungeduld der Masse auf Verbesserung des Lebens bot hinlänglich Nahrung dazu. Es stand Fourier auf, welcher wieder die ganze Natur umbilden wollte nach einem philosophischen Plan, den er sich ganz selbständig nach eigener Phantasie gestaltete, um dann seine Allheilsideen darauf begründen zu können. Er behauptete gar, daß das unendliche Streben der Menschheit nur auf einfache drei Grundtriebe zurückzuführen sei und kam zum ersten Male auf den Gedanken ein großes Haus, Phalanstere genannt, zu errichten, in welchem für alle drei Triebe gesorgt werden soll, wodurch sich dann alle Menschen befriedigt sehen würden.

Dieser Höhepunkt sozialer Wunderkur hat sogar die anhaltendste Wirkung geübt und die höchste Aufopferung gefunden, gerade aber auch dadurch am überzeugendsten erkennen lassen, daß die Menschen eigenmächtig nichts gegen das Universum vermögen.

Victor Considerant durfte sogar in der Deputirtenkammer zu Paris im Jahre 1848 die Ideenwelt Fouriers entwickeln und allen Ernstes eine Verwirklichung derselben empfehlen. Es wurden ungeheuere Summen durch freiwillige Spenden gesammelt, um Phalansteren in Brasilien und Afrika zu gründen. Das bedeutendste und denkwürdigste Ereigniß ist die Gründung der Phalansteren in Texas im Jahre 1854. Eine Million Dollars wurden aufgebracht und 1200 Personen bildeten die Expedition. Die Blicke aller Sozialisten richteten sich auf dieses Werk, aber das riesige Unternehmen, welches sich verwegen auf einer falschen Weltanschauung gestellt hatte, scheiterte in erschütternder Weise. Und Considerant, welcher noch heute am Leben, ist nach dieser für ihn so trostlosen Enttäuschung nicht mehr in die Oeffentlichkeit getreten.

Je mehr aber die naturwidrigen und phantastischen Ideen sich als illusorisch zeigten, um so herrlicher und mächtiger bewähren sich stets diejenigen, welche in schöpferischem Geiste die Erziehung des Menschen zu wahrer Freiheit und Hoheit erstreben. Auf diese Weise haben demnach alle vorangegangenen Epochen auch beigetragen zur Aufklärung und zum Fortschritt. Denn in dem großen Mißerfolg derselben ist eher eine Hoffnung als ein Zweifel für die Zukunft zu erblicken.

## Literatur und Kunst.

### Wartburggedanken.

Bin nun der lauten Stadt entronnen
Und der Parteien wildem Streit,
Hier quillt der Felsschlucht frischer Bronnen,
Hier grünt des Waldes Herrlichkeit.

Dies sind der Wartburg stolze Mauern,
Wo Kraft mit zierem Schmuck sich paart,
In diesen Hallen überdauern
Erinnerungen großer Art.

Hier stritt vor eines Fürsten Throne
Einst eine edle Sängerschaar,
Und sie gewann die erste Krone,
Die deutschem Lied beschieden war.

Wo aus des Ostens dunstger Ferne
Der Ettersberg herüberblaut,
Dort strahlten Deutschlands größte Sterne,
Dort klang der Sprache schönster Laut.

Vergangen sind der Künste Zeiten,
Und unsre Zeit füllt Waffenklang,
Errungen ward in blut'gem Streiten,
Was heißt ersehnt jahrhundertlang.

Des deutschen Volkes neue Größe
Ist Kunst nicht, sondern Kraft und Macht,
Ein Panzer schütze jede Blöße,
Denn Feinde lauern Tag und Nacht.

Nicht jeder Zeit ist es verstattet,
Daß Kunst und Wissen erste That,
Wo düstre Sorge uns umschattet,
Da werde sie zu lindern Rath.

Mit festem Blick und starkem Wollen
Drückt Euch den Stachel in das Herz,
Und übertönet ohne Grollen
Der Laute Klang durch Stahl und Erz.

Fürwahr, ein Großes ist zu schirmen,
Der Väter That, das neue Reich,
Nichts Größres war, das mög' uns firmen
Und mach' uns jenen Helden gleich.

Als heilge Pflicht ist uns vererbet
Mit ihrem Werk sein starker Schutz,
Noch gilt's nicht, daß Ihr dafür sterbet,
Doch drauf zu stehn, bereit zum Trutz.

Einst stand hier auf der Wartburg Zinnen
Ein Mönch mit schwertesscharfem Wort,
Der Seele wollte er gewinnen
Den Frieden in des Glaubens Hort.

Drum hat er also hart gestritten,
Wie kaum ein Mensch noch jemals rang,
Der Friede läßt sich nicht erbitten,
Er wächst allein aus Kampf und Drang.

Und wollt auch Ihr des Friedens Segen,
Der Kunst und Wissen Euch bescheert,
Ihr müßt die Brust mit Erz belegen
Und schärfen Euer gutes Schwert.

Eisenach, Juni 1893.

Ernst Georg Zimmermann.

---

## Buchkritik.

Von Alfred Stoeßel.

Bergehoch thürmen sich die zu einer „geneigten Besprechung" bei den Zeitungsredactionen einlaufenden Bücher. Gedichtsammlungen, für die, trotz der entschiedensten Abneigung des Publikums, sie zu kaufen, sich immer noch leichtsinnige Autoren finden, die ihr Geld an die Publikation ihrer lyrischen Ergüsse verschwenden; Romane und Novellen, Tragödien und Lustspiele, Gereimtes und Ungereimtes, Lieferungswerke und Broschüren, und was sonst der deutsche Buchhandel in schier unbegreiflicher Menge alljährlich auf den Markt bringt, das alles wird prompt den geehrten Redactionen zugesandt. Mir ist kein Zeitungskatalog zur Hand, und ich weiß nicht, in wie viel Tausenden von Blättern die deutsche Nation aus der von neuen, weltbewegenden Gedanken und den profundesten Weisheiten stets vollgepfropften Brieftasche ihrer Literaten heraus gefüttert wird; das aber weiß ich, es ist kein Blättchen so klein, daß auf seinem Redactionstische sich nicht Recensionsexemplare häuften. Es ließen sich ergötzliche Geschichten darüber schreiben, wie z. B. philosophische Schriften etwa einem Fachorgane für Lederindustrie zur „freundlichen Beurtheilung" übersendet werden, und ein ausführliches Werk über eine neue Behandlung von Ziegenfellen an ein literarisches Blatt geräth, und man wäre danach manchmal wahrhaftig geneigt, die ganze geehrte deutsche Verlegerwelt für eine Collection der ausbündigsten Narren zu halten, würde neben der geistlosen Schablonenarbeit, wie sie freilich nirgends ärger als gerade im Buchhandel betrieben wird, und die in ihrer Gedankenlosigkeit ähnliche heitere Episoden oftmals ja verschuldet, nicht doch auch eine Geschäftspolitik sich bemerkbar machen, die nur zu deutlich zeigt, wie richtig im Grunde der Verleger trotz der anscheinenden Widersinnigkeit seines Verfahrens manipulirt.

Er steht zur Kritik in einem rein geschäftlichen Verhältnisse. Sie kommt für ihn, der mehr noch als der bekannte Mime auf lobende Zeitungsausschnitte zu reisen pflegt, nur in so fern in Betracht, als sie seine Waare anpreist und Reklame für sie macht, und warum sollen sich unter den Lederindustriellen nicht auch schließlich speculative Köpfe finden, die sich für Philosophie interessiren, und die durch eine Besprechung in ihrem Fachblatte auf die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete aufmerksam gemacht werden? Im umgekehrten Falle dürfte freilich kaum ein Redacteur eines Literaturblattes anzutreffen sein, der den Fachschriften über Lederindustrie ein genügendes Verständniß entgegenbrächte, wohl aber eine ganze Reihe gewiegter Kaufleute, die wissen, daß ein Buch immerhin einen gewissen Marktwerth hat, und die in Folge guter Verbindungen mit Antiquaren ꝛc. einen möglichst großen Theil dieses Marktwerthes in couranter Münze für sich herauszuschlagen verstehen. Wenn sie dann als Gegenleistung die vom Verleger selbst gelieferte Kritik, den sogenannten „Waschzettel" in ihr Blatt hineinschmuggeln, so ist dieser vollständig befriedigt und druckt der nächsten Ankündigung des von ihm edirten Werkes mit stolzer Genugthuung das lobende Urtheil vor, das die „Literarische Post" unter vielen anderen Blättern über das neue Buch gebracht, und das er sich selbst so klingend zurechtgedrechselt hat.

Und leider sind es nicht nur vereinzelte Fälle, wo mit Recensionsexemplaren ein schwungvoller Handel getrieben wird. Mir ist ein Beispiel bekannt, wo bei einem sehr angesehenen Blatte die Summen für den Erlös von Recensionsexemplaren in dem Budget des Blattes, wo sie von dem Verleger stets sorgsam geführt wurden, als ein nicht unbeträchtlicher Posten figurirten; ein anderes, wo zwischen Verleger und Redacteur eine heftige Fehde darüber entbrannt war, wem von den Beiden das Recht zustände, die Recensionsexemplare zu verkaufen, und in einem dritten Falle wurden Recensionsexemplare an die Kritiker des Blattes nur mit der höflichen, aber sehr durchsichtigen Bitte verschickt, das Buch nach erfolgter Besprechung an die Redaction wieder zurücksenden zu wollen.

Die Buchverleger wissen dieses alles sehr wohl, wenn sie sich auch häufig so anstellen, als merkten sie nichts; und wahrlich nicht die geschäftlich Klügsten unter ihnen — obwohl geschäftsklug und anständig sich nicht immer decken — sind es, die dagegen Protest erheben und sich zu schützen versuchen, indem sie, ähnlich wie die Besitzer von Leihbibliotheken dies mit ihrem Geschäftsstempel zu thun pflegen, auf das Titelblatt und an zahlreichen und auffälligen Stellen des Buches den Stempel drücken: „Recensionsexemplar". Der ernsthafte Kritiker nimmt ein solcher Art gezeichnetes Buch nicht ohne tiefe Beschämung darüber zur Hand, daß man es ihm auch nur zumuthen kann, er würde ein Buch ohne Weiteres wieder verschachern, das ihm zur Besprechung übergeben worden ist; der unanständige aber ärgert sich, daß ihm die Möglichkeit benommen worden, in seiner Weise Vortheil aus dem Buche zu ziehen; und jener Verleger kommt schließlich doch noch besser weg, der sich nicht darum kümmert, ob seine Recensionsexemplare versilbert werden oder nicht, und der seinen Büchern stets fein säuberlich die „Waschzettel" beilegt, die von hunderten von Redacteuren, ohne daß sie ein Gefühl zu haben scheinen dafür, wie wenig Schmeichelhaftes ihnen die bloße Zusendung desselben schon zumuthet, willig abgedruckt werden, theils weil man doch unmöglich Zeit hat, Alles zu lesen, was einem in's Haus geschickt wird, und dann, weil durch das Lesen die Bücher ja verdorben werden und beim Antiquar nicht mehr den Anwerth finden, wie neue, unbenutzte.

In einem geistvollen Aufsatze in der Wiener „Deutschen Zeitung" hat Hermann Bahr jüngst ein Langes und Breites über den augenblicklichen Zustand der Kunstkritik geschrieben, von dem gar Vieles auch für die Buchkritik zur Beherzigung sich sagen ließe. Aber nur ganz nebenbei hat er es gestreift, wie die Kritik zu so großem Theile leider zur reinen Geschäftssache geworden ist, die mit ideellen Zielen und Bestrebungen nichts, rein gar nichts meist zu thun hat. „Man hat immer Leute zu versorgen," hatte Bahr einst, wie er erzählt, in köstlicher Naivität ein großer Berliner Zeitungsverleger gestanden, „Neffen oder Waisen; wenn da einer zu gar nichts taugt, gibt man ihm die Kritik der Theater; ist er aber dafür auch zu dumm, so läßt man ihn in Gottes Namen über Malerei und solche Sachen schreiben." Der „große" Verleger hätte ruhig hinzufügen können: „Wenn er aber selbst dafür als unbrauchbar sich erweist, dann bleibt einem freilich weiter nichts übrig, als ihn Bücher recensiren zu lassen."

Du lieber Himmel! Was heutzutage nicht Alles Bücher reeensirt! Eine große illustrirte Zeitung, die von sich behauptet, das beste illustrirte Blatt Deutschlands zu sein, gibt die Bücher, welche ihr zur Besprechung eingesandt werden, zum großen Theile den Commis ihrer Expedition zur Beurtheilung. Aber da diese Herren gar oft dringende Abhaltungen durch allerhand Tanzvergnügungen haben und auf diversen öffentlichen Balllocalen mit Dienstmädchen und Ladenmamsells sich im Kreise drehen müssen, so überlassen sie das langweilige Geschäft häufig noch gefälligen Freunden von ähnlichem Bildungsgrade und gleicher Urtheilsfähigkeit, die gegen die unentgeltliche Lectüre des Buches gern bereit sind, einige Worte über dasselbe zu schreiben, die dann, so unglaublich das auch klingt, thatsächlich ihren Eingang in jene Zeitung und damit den Weg zu Tausenden von Lesern finden!

Und nun stelle man sich vor, daß ein ernsthafter Autor, der sein bestes Können vielleicht und die emsigste, angestrengteste Arbeit vieler Monate oder Jahre gar an ein Werk gewendet, es sich gefallen lassen muß, sich von irgend einem dummen Jungen, der mit Mühe und Noth einen Jambus von einem Trochäus zu unterscheiden vermag, in einem in vielen

Tausenden von Exemplaren verbreiteten Blatte darüber belehren zu lassen, wie er die Sache hätte anfangen müssen!

Ja die Buchkritik ist zum großen Theile das purste Geschäft geworden. Und weil Geschäfte doch meistens etwas einzubringen pflegen, drum drängen Männlein und Weiblein in Scharen sich heran, einen Bissen davon wenigstens zu erhaschen. Im Theater hat man als Recensent den freien Eintritt, und die Theaterbillets lassen sich ja auch sonst noch, wie Beispiele gezeigt haben, verwerthen; der Buchkritiker aber hat das Buch, aus dem man gleichfalls unter Umständen noch einen anderen Gewinn ziehen kann, wie wir gesehen haben, als einen rein geistigen, und den Nimbus und das Prestige, das Jeden, der ein kritisches Richteramt übt, mehr oder weniger umgibt, nimmt man als angenehme Zugabe gern noch mit in den Handel.

Es würde zu weit führen, wollte man alle Zweige dieses Geschäftsbetriebes bloßlegen, der in der Buchkritik sich breit gemacht hat, wo es sich, Gott sei Dank, ja nicht immer nur um die schlimmste Seite der Sache, um den Bücherschacher handelt. Aber da gibt es noch jene Schar von Literaten, die von der Massenabschlachtung leben, und die sich gegenseitig das Wild abzujagen suchen, die es fertig bringen, in einer halben Stunde ein dreibändiges Buch durchzufliegen, um in weiteren zehn Minuten ihre Besprechung fix und fertig der Redaction zu übersenden, damit ihnen ja kein Anderer dort zuvorkomme und sie die ersten am Platze seien. Das sind die Urheber jener berüchtigten Urtheile à la minute, die nach einer durch vielfache Uebung erworbenen Routine in den bekannten allgemeinsten Redensarten sich ergehen und sich ängstlich hüten, dem Wesen der Sache, von der man gar oft ja auch nicht mehr kennt, als die Außenseite, den Titel, die Vorrede, und wenn es gut geht, noch zwei, drei Seiten dazu, ja nicht zu nahe zu kommen; jene Marodeure, die ihrer Beute schon von Weitem auflauern, schon im Buchhändlerbörsenblatte aufspüren, um sie wo möglich, noch ehe sie auf dem Markte erschienen, in einer jener famosen Notizen zu erjagen, wo die Inhaltlosigkeit nach der Zeile honorirt zu werden pflegt. Das sind die Erfinder aller jener Phrasen von orakelhafter Sinnlosigkeit, an deren Wohllaut aber der Bildungsphilister, in dessen Hirn „alles Mögliche, nur nicht Klarheit und Ehrlichkeit einer gesunden Logik phosphorescirt", mit wahrer Wollust sich zu berauschen liebt, jene Penny-a-liners, die überall Worte statt Begriffe bringen, halbverstandene Redensarten, bei denen sich gar nichts oder doch nur das denken läßt, was durchaus nicht zur Sache gehört, jene „Schmierlinge", wie Gerhard von Amyntor sie frei nach Johannes Scherr einmal genannt hat, und die er vor just 15 Jahren einmal folgendermaßen charakterisirte: „Es gibt eine impotente kritische Zudringlichkeit, die ihre Publikationen mit dem Brandmal gewerbsmäßiger Hast und Hetze, der Oberflächlichkeit des Urtheils und der geistreich scheinen wollenden Unzulänglichkeit zeichnet. Ob sie je eine Dichtung genießt mit der heiteren, unbefangenen Stimmung des Empfänglichen, des nur empfangen Wollenden? Oder ist ihr die Schöpfung auch des größten Genius nichts als ein willkommenes Object, an dem sie ihren Witz üben und die Kartoffelfrage kritischer Lohnarbeit lösen kann?. Aehnelt sie nur entfernt jener ausschließlich materielle Ziele verfolgenden, aber fleißigen, redlichen Thätigkeit des Diggers in den südafrikanischen Minendistricten, der den Boden durchwühlt, um Diamanten zu suchen, oder späht sie mit der Ausdauer jenes grauen Vierfüßlers in der geistigen Flora nur nach den Disteln, deren Klassificirung ihr am geläufigsten ist und deren häufiges Vorkommen ihre ästhetische Empfindlichkeit durchaus nicht verletzt, da dieses congeniale Gewächs ihr den meisten Nahrungswerth garantirt? Daß es aber auch solche Käuze geben muß, wer möchte sich darüber ereifern? Sie sind im großen Reiche der zweihändigen Geschöpfe gewiß ebenso nothwendig und natürlich berechtigt, als es im Thierreiche die Wanzen sind, wenngleich auch die haarspaltendste Teleologie nie im Stande sein dürfte, deren Zweckmäßigkeit nachzuweisen."

Und dann die gewerbsmäßigen Entdecker angeblicher literarischer Größen, die Kritiker nach dem Geschäftsprinzip der wechselseitigen Versicherung und was es an ähnlichen Scherzen mehr noch gibt!

Die Buchkritik ist Geschäft geworden, und kein sehr wohl accreditirtes dazu, und immer größer wird deshalb das Maß von Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung, das an diejenigen gestellt wird, die aus einem anderen Gesichtspunkte an das schwere Werk gehen, die von dem Glauben nicht lassen wollen, daß die Kritik noch andere Aufgaben zu erfüllen habe, als bloß die ihren Mann zu ernähren. „Die Kritik," sagt Wilbrandt, „soll dem Schriftsteller die höchste Schule werden, die ihn reif werden lehrt. Sie soll in ihm diese Doppelnatur zur Entfaltung bringen, ohne die kein wahres Künstlerthum möglich ist: die Geschmeidigkeit des Intellects, die, wie eine weise Pflanze, auch aus dem rauhesten Sturmwinde der Kritik den edlen Sauerstoff der Kritik in sich aufnimmt, und die Festigkeit des Charakters, die, wie ein gutes Metall, unter dem Eisenhammer des Vorurtheils oder des Mißerfolgs nicht schmilzt, sondern sich härtet."

Aber wäre sie dann auch noch „modern", wenn sie inmitten unserer von großkapitalistischen Interessen durchtränkten Zeit allein eigensinnig auf so veralteten, so philiströsen Anschauungen verharrte, und ist „Modernsein" heutzutage, wenigstens nach der Ansicht aller derjenigen, die es ja wissen müssen, nicht das einzige und beste Mittel, vorwärts zu kommen, das Schiboleth des Erfolges?

Von den großen Verlagsgesellschaften aus, die die letzten Jahre gezeitigt, wird mit Hülfe großer Kapitalien der freilich wenig Erfolg versprechende Versuch gemacht, die ganze deutsche Literatur womöglich zu monopolisiren und Alles, was da kreucht und fleucht an literarisch Nutzbringendem und Gewinnverheißendem unter einen Hut zu bringen; und so würde es uns wirklich nicht groß Wunder nehmen, würden wir eines schönen Tages eine Aktiengesellschaft erstehen sehen, deren Zweck die „geschäftlich einheitliche und bessere Ausbeutung der Buchkritik" wäre, mit Zweigniederlassungen in allen größeren Hauptstädten und Zeitungsredactionen. Vielleicht fällt die gegebene Anregung auf fruchtbaren Boden; auf unseren Gründerantheil wollen wir im Voraus großmüthig verzichten.

---

## Moderne Lyrik.

Ein Beitrag zur Beurtheilung moderner Literaturströmungen.

Von Hans Schacht.

Den neuen und neuesten Erzeugnissen der Lyrik steht das Publikum meist rathlos gegenüber, eine allgemeine Würdigung derselben ist noch nicht durchgedrungen, und mehr denn anderswo richten die bekannten Schlagwörter hier Unheil an, verwirren Geschmack und Urtheil. Vielfach wird der Niedergang dieser Literaturgattung als eine ausgemachte, vielleicht nicht einmal bedauernswerthe Thatsache hingestellt. Es will scheinen, als ob der Roman und das Theater bestimmt seien, die Erbschaft aller schöpferischen Thätigkeit auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften anzutreten, den alleinigen Tummelplatz widerstreitender Ideen abzugeben. Man ist deshalb geneigt, das Versemachen als eine dilettantische Spielerei anzusehen, und selbst die jüngsten, kräftigen Triebe am Baume der Dichtkunst sind für ängstliche Gemüther erst recht ein Zeichen unaufhaltsamen Verfalles. Und doch regt es sich mächtig im Reiche der Dichter, es gährt und keimt, und nur wer verkennt, wie eng das Wesen der Poesie mit der Sprache, mit den Gemüthsäußerungen des Menschen verknüpft ist, kann ihr eine untergeordnete Stelle zuschieben wollen. Freilich hat sich die Stellung der Lyrik sehr verschoben, im Kampfe der Ideen ist der Prosa der Löwenantheil zugefallen. Es zieht kein begeisterter Sänger mehr den Kriegern vorauf in die Schlacht, die Bardenklänge eines Westarp zur Rückberufung Bismarck's haben kein weites Echo gefunden, die Wirkung gereimter Gedanken hat aufgehört, eine unmittelbare zu sein. Aber, wenn auch beschränkt auf dem Gebiete ihrer Wirksamkeit, in einer Beziehung

ist sie geblieben, was sie war, der getreue Spiegel der Zeiten, denn alles, was die Menschenbrust bewegt, tönt in ihr aus. Sie wird deshalb immer unser volles Interesse beanspruchen dürfen. Soll sie nicht nur subjectiven Zwecken dienen, so wird sie als reine Kunstform um so höheren Forderungen gerecht werden müssen. Dann ist sie keine müßige Spielerei, sie ist als eine Aeußerungsform des Kunstbedürfnisses so ewig und nöthig, wie die Religion oder die Philosophie. Wir legen besonderen Nachdruck auf die Lyrik als eine reine Kunstform, denn nur bei einem strengen Festhalten einer ästhetischen Beurtheilung vermögen wir uns durch die dilettantische Ueberwucherung auf dem lyrischen Gebiete hindurch zu arbeiten. Die Lyrik darf nicht der Willkür herrschender Strömungen führerlos preisgegeben werden; sie davon befreien heißt nicht, ihr eine Zwangsjacke anlegen, sondern sie erheben. Nirgends hält es schwerer, dilettantische Versuche von wahrer Kunst zu unterscheiden, wenn Regellosigkeit zum Gesetz erhoben wird, deshalb glauben wir, daß, je strengere Anforderungen an die Kunstform der Lyrik gestellt werden, um so eher müßten das Mißtrauen und die Mißachtung schwinden, welche im Publikum dieser Kunstgattung noch vielfach entgegengebracht werden. Man wird uns darum nicht mißverstehen und glauben, daß wir die Polizeiaufsicht eines begrabenen Klassizismus wieder heraufbeschwören möchten. Unsere Forderung einer strengen Selbstcontrole des Dichters an der Hand alt erprobter Gesetze des Schönen ist eine Schutzwehr gegenüber den Anmaßungen einiger Moderner, welche gern jede Schranke beseitigt sähen, um für ihre zügellose Phantasie und die Sprünge ihres schlecht zugerittenen Pegasus freie Bahn zu bekommen. Sie gleichen Sonntagsreitern, die der gaffenden Menge ihre ungeschickte Haltung als echte Reitkunst vorführen wollten, nur mit dem Unterschiede, daß diese schwerlich jemand täuschen. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß durch solche Ankündigungen, wie sie ein modern sein wollender Dichter seinen modernen Liedern vorauszuschicken für gut fand, leicht Mancher irre geführt wird und in Versuchung geräth, das, was ihm geboten wird, für eine neue Offenbarung des Schönen zu halten.

Karl Foy hält es nämlich für angebracht, seine Leser zu versichern:

„Es hat der Reim uns nie behext,
Die Phrasen sind uns Possen.
Wir dichten herzgebornen Text,
Wir dichten keine Glossen."

und was uns dann in den der Sammlung „Deutsche Lyrik von 1891" einverleibten Musterstücken vorgeführt wird, beweist allerdings, daß aus seinen Phrasen Possen geworden sind, zu denen wir uns die Glossen sparen können.

Die soeben erwähnte Sammlung, zu welcher ein Aufruf an Deutschlands Lyriker erlassen worden war, um zu zeigen, daß Deutschland nach wie vor das Land der Lyriker heißen dürfe, ist überhaupt charakteristisch für die herrschende Strömung in der Dichtkunst. Nicht, daß sie dieselbe erschöpfte, da aber doch eine Sammlung des Besten unter dem zahlreich Eingesandten veranstaltet wurde mit möglichster Unparteilichkeit, so darf man sich immerhin ein allgemeines Urtheil danach bilden. Das so erstandene Bild müßte allerdings mit der Brille der Herausgeber angesehen werden, soll der Eindruck ein durchwegs erfreulicher sein. Glücklicherweise beseelte das Streben nach Originalität die Herausgeber der Anthologie nicht minder als viele der Dichter, und so bekommen wir oft wunderliche Producte zu Gesicht. Es soll mit der Vergangenheit gebrochen werden, neue Bahnen soll der Dichter wandeln. Einmal muß der Mensch doch heraus aus dem todten Wust, er soll aufhören Leichenduft zu athmen. Hinein drum, in die frische, fröhliche Gegenwart! Aber wie wird uns da? Gleich beim ersten Schritt gerathen wir in einen Anatomiesaal. Da hat ein Dichter sein Liebchen ausgescharrt und mit dem Gerippe sein Zimmer ausstaffirt. Der kühne Gedanke muß den Herausgebern der „Deutschen Lyrik von 1891" sehr imponirt haben, denn es ist nicht Jedermanns Sache, sich Nachts ein Gerippe auszuscharren, und wenn es die Herzallerliebste wäre! Da haben wir die Originalität! Das Uebrige freilich, die Todtenbeine, das süße, todte Lieb, der bleiche Mondschein und der noch bleichere Mann sind Requisiten aus Heine's Rüstkammer. Heine hat überhaupt noch die meisten, wenn auch nicht immer glücklichen Nachahmer unter den originellen jungen Dichtern gefunden. Daß der Fuselduft nicht fehlt, ist für eine moderne Gedichtsammlung selbstverständlich. Und so hat denn der vielgefeierte Detlev von Liliencron ein Gedicht geliefert, „Betrunken", worin das Unglaublichste geleistet wird. Sogar die Originalität des Versmaßes ist gewahrt; es besteht nur für das Auge. Man wird keinerlei Kniffe anzuwenden haben, um die Geschichte wie Prosa zu lesen. Darin erblicken ja viele den höchsten Triumph der Dichtkunst. Es soll ja Dichter geben, die Reim und Versmaß für eine hemmende Schranke erklären, eine Zwangsform, in die sich ihre gewichtigen Gedanken nur schwer gießen lassen. Als Probestück feiner Beobachtung ist diese Schilderung meisterhaft zu nennen, bloß, daß sie in einer Sammlung lyrischer Dichtungen Aufnahme gefunden, scheint uns eben charakteristisch! Die Dichter von heutzutage wollen Naturdichter sein, Naturdichter in Behandlung und Wahl ihres Stoffes. Die Kunst soll damit nichts zu thun haben, der Dichter soll alles seiner angeborenen Gabe, seinem Auge, seinem Beobachtungssinn, der Kunst nichts zu verdanken haben. Es ist dies eine von der antiken wesentlich verschiedene Auffassung. Bei der alten war es zwar der göttliche Hauch ebenfalls, welcher den Dichter antrieb, aber — er war doch vor Allem ein Künstler. Die moderne Anschauungsweise drückt sich sehr gut aus in Cäsar Flaischlen's Herbstspott: „Im Waldmoos wollt' ich träumend liegen — und Kind einmal und Dichter sein." Und doch, gerade die gelungensten unter den neueren Gedichten, Meisterstücke einer durchdringenden Betrachtung der Umgebung des Dichters, stimmungsvolle kleine Gemälde, zeugen von einer ausgesuchten Künstelei. Man lese nur: „Ein Abschied" von Arno Holz, einem überzeugten Repräsentanten der sogenannten naturalistischen Richtung. Freilich, Künstelei ist noch keine Kunst!

Es liegt eben viel jugendlicher Uebermuth, den wir gerne verzeihen, aber auch ein gut Theil Anmaßung, die eine Zurückweisung hervorruft, in der Art, wie sich die neuen Bestrebungen der jungen Dichter Geltung verschaffen wollen. Sie lieben es allerdings, sich oft schlechter zu stellen, als sie im Grunde sind; die Selbstironie ist ein starker Zug in ihrem Wesen. Es wird dabei auch etwas Tüchtiges geleistet, nur werden wir den orakelhaften Ton nicht allzu ernst nehmen. Wenn die jungen Dichter mit genialer Freigebigkeit ihre Hucke vor uns ausschütten, als wollten sie sagen: da seht, was man in dieser Lumpenwelt zusammenliest, so werden wir mit den Lumpensammlern eher Mitleid fühlen.

Arno Holz fand es einmal für angezeigt, ein Frühlingslied in anderer als der gewöhnlichen Manier zu dichten, ohne Sonnenschein und Maiglöckchen, ohne Vogelsang und Maienlust, sintemal es doch im Frühjahr der regnerischen, windigen, kalten Tage sehr viele gibt, an denen man sich am allerwahrscheinlichsten einen Schnupfen holt, sonst nichts. Diese Wahrnehmung haben vor ihm gewiß schon viele Andere gemacht, haben sie genügend an sich erfahren; sie haben sie aber nicht dichterisch verwerthet, denn sie haben gerne zehn schlechte Tage über einen sonnigen vergessen und haben geglaubt, daß die Kunst da sei, um des Menschen Herz zu erfreuen.

Solche Gedichte dürfen aber nicht als einer Kunstrichtung angehörig betrachtet werden; sie sind nicht so ernst gemeint. Sie sind ein Ausfluß schlechter Laune, und die schlechte Laune ist mittheilbarer als die gute, und beides ist das Recht eines Dichters. Oder nicht? Wir brauchen uns ja nicht anstecken zu lassen.

Der pessimistische Zug, der durch die neue Lyrik geht, entspricht dieser Stimmung. Zum Theil auch entstammt er einer bewußten Auflehnung gegen die in der Poesie bislang vorherrschende ideale Auffassung der Welt und des Lebens. Es ist die Auflehnung des in's Leben eintretenden Jünglings gegen ihm gepredigte Ansichten. Aber das ist ja alles falsch! ruft er in heiliger Entrüstung aus, da nun wirklich so vieles nicht schön aussieht, und er predigt nun selber mit dem Eifer

eines Proselyten über bekannte Erscheinungen als über etwas Neues, ihm Offenbartes, das die Alten der Beachtung nicht werth gehalten hätten. Aus dieser Stimmung heraus wollen viele Erscheinungen der modernen Lyrik erklärt werden. Es berührt ganz eigenthümlich, wenn wir Jünglinge, die kaum in der Mitte der Zwanziger stehen, von ihren bitteren, mannigfachen Erfahrungen reden hören, von den Enttäuschungen des Lebens, der Nichtigkeit, Leerheit, Fäulniß der Welt. Man glaubt sich von einer Generation junger Werther umgeben.

Aber diese moderne Auflage der Weltschmerzlyrik äußert sich nicht sentimental, nicht elegisch wehmüthig, sondern sarkastisch, beißend, sie ist voll herben Hohnes. Bezeichnend genug dafür wird in dem Vereinsblatte einer der zahlreichen, zur Förderung der Dichtkunst und Literatur in Berlin bestehenden Vereinigungen die heitere, lebensfrohe, tändelnde Lyrik Baumbachs eine Butzenscheibenlyrik gescholten.

Der Dichter von heutzutage scheint es ernst, sehr ernst mit seiner Rolle als Aufklärer zu nehmen, der das Gewissen der Gesellschaft aufrütteln will. Ihn kümmert wenig, ob er gefalle, er will erstaunen, überraschen, erschüttern; mit grausamer Hand packt er das Herz an, wenn es auch weh thut. Wir müssen diese Berechtigung dem Dichter zugestehen, obgleich wir nicht jedes Mittel gut heißen können.

Es ist dies glücklicherweise nur ein Zug, wenn auch ein hervorstechender, in der modernen Lyrik.

Nach all dem Gesagten erscheint es selbstverständlich, daß die sozialen Fragen auch in der Lyrik behandelt werden. Uns interessirt hiervon besonders eine, da sie ein Lebenselement der Lyrik berührt, die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander, ihre verschiedene Stellung in der modernen Gesellschaft. Auch hier wirft sich die Lyrik zur Trägerin neuer, wir müssen gestehen, oft fruchtbarer Gedanken auf.

Die soziale Stellung der Frau, eine Frage, die schon das Theater unsicher macht, aber auch da meist unconsequent behandelt oder falsch gestellt wird, beschäftigt auch lebhaft unsere Dichter. Allerdings modificirt sich das Problem ein wenig, denn in's Lyrische übersetzt, heißt es nicht mehr: gleiche Erwerbsfreiheit, gleiche sittliche Stellung der Frau mit dem Manne; es heißt jetzt: unbeschränktes Recht auf Liebe, besonders auf Seite des Mannes.

Die Lyrik hat von jeher auf dieses Recht Anspruch erhoben, sie hatte es aber bisher unterlassen, dieses Recht so zu sagen wissenschaftlich zu begründen. Die Gesellschaft der lyrischen Dichtung war stets eine andere, als die wirklich bestehende; was die Zeit ersehnte, erstrebte, wurde da zur Wirklichkeit. Ihre Anschauungen als allein gültige hinzustellen, sie gewissermaßen in Wirklichkeit umzusetzen, ist das Bestreben der modernen Lyrik. Dadurch verdient sie den Namen realistisch.

Daß durch die lyrische Behandlung der Frauenfrage die Frau selbst an innerem Werthe gewonnen habe, konnten wir leider nicht feststellen. Die persönliche Empfindung tritt hier naturgemäß zu sehr in den Vordergrund, der Wunsch ist hier immer Vater des Gedankens, das physische Moment drängt sich überall hervor. Die Folge davon ist, daß vielfach die Dirne in poetischer Verklärung erscheint. Sie wird zum umworbenen Gegenstand, dessen Besitz beglückt, dessen Verlust schmerzliche Sehnsucht erweckt. Das wird für eine kühne Neuerung gehalten und die Kraftgenies thun sich auf diesen Griff in's volle Menschenleben nicht wenig zu gute.

Ist nun diese — kühne Darstellung des Liebeslebens wirklich so neu? Die ganze Liebeslyrik der Griechen und Römer hat es mit der Dirne zu thun; auf dieser Voraussetzung baut sie sich auf, aus ihr heraus will sie verstanden und aufgefaßt sein. Als die Stellung der Frau sich hob, mußte auch die Lyrik sich verändern. Nicht zum mindesten der geachteteren Stellung des Weibes verdankt die römische Liebespoesie ihre größere Blüthe, ihren Vorzug vor der griechischen, die uns fremdartig anmuthet.

Auf germanischem Boden entwickelte sich der deutsche Minnesang, welcher der Frau einen Ehrenplatz in der Dichtung anwies, den sie bis heute bewahrt hat, der aber auch den Dichter in geziemende Schranken weist. Erst die krankhaft überreizte Nervenpoesie unserer Jungen und Jüngsten kehrt das Verhältniß wieder um und wird — klassisch!

Man komme uns ja nicht mit Goethe, daß er z. B. die römischen Elegien gedichtet habe. Hier wird nirgends die Dirne als solche verherrlicht, nie hat Goethe ihr irgend welche Sentimentalität entgegen gebracht. Wenn er es that, geschah es in mythischem Gewande und mit viel Zartgefühl, wie z. B. in dem Gedichte: Der Gott und die Bajadere. Was Heine betrifft, so war allerdings seine Muse ein leichtgeschürztes und wechselndes Ding, aber man vergleiche einmal sein tiefgefühltes Gedicht: „Die Erinnerung", Buch der Lieder, Romanze 25, mit z. B. Hans Weber's „Und naht die Nacht", aus „Deutsche Lyrik von 1891", Seite 156. Beiden Gedichten gemeinsam ist die Erinnerung an vergangenen Liebesgenuß, aber hier sinnlich grob, dort ethisch verklärt.

Die Sprache der modernen Lyrik leidet unter dem Streben nach Originalität, unter der Sucht nach Neuem, noch nie Dagewesenem. Sie erweckt oft das Gefühl, als ob dem heutigen Geschlecht der Sinn für Wohllaut und Sprachrichtigkeit verloren gehe; gar zu oft fehlt die Achtung vor der Sprache. Und wenn geneuert wird, so geschieht es in unsinnigen Zusammensetzungen, die den schwerfälligen Compositis der Inder wenig nachgeben. Da kommen vor: Mondsilberhuschestrahl, Purpurlebensmeer, rosenbuschumdunkelt, goldlockenschön, nichtsthun-schöne Rast.

Von einem Beitrag zur Würdigung der modernen Literaturströmungen kann ein abschließendes, allgemeines Urtheil nicht gefordert werden. Kam es doch hauptsächlich darauf an, die charakteristischen Merkmale der neuen Richtung aufzusuchen und zu beleuchten, wobei wir uns allerdings am gegebenen Orte der Mißbilligung, wenn sie geboten schien, nicht enthalten haben. Sie war, wo die Neigung zur Ueberhebung so stark hervortritt, um so eher am Platze und mußte unser Vorhaben, einen nützlichen Beitrag zur Beurtheilung zu liefern, wirksamer unterstützen. Dadurch wird die Anerkennung, daß die moderne Lyrik auch Treffliches aufweist, daß ihr ausgebildeter Beobachtungssinn Vorzügliches besonders auf dem Gebiete der Stimmungsmalerei hervor zu bringen vermag, keineswegs ausgeschlossen. Ihr Gebiet ist zu mannigfaltig, als daß zu befürchten stehe, sie könne in einseitiger Bahn verlaufen. Jede exclusive Richtung trägt ihr Correctiv in sich; sie wird nicht weiter können und andere Wege einschlagen müssen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Das Sacrament.

Von Magdalena Thoresen.

Einzig autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

Es war an einem regnerischen Tag im Anfang des April. Abwechselnd regnete und schneite es und bisweilen kam beides durcheinander, sodaß es einen reinen Veitstanz abgab und jeder froh sein mußte, der von demselben verschont bleiben konnte.

Unten an der Meeresbucht lag ein schmales Gebäude, dessen Rückseite bis zum Hafen hinunterreichte. Das war eine Krämerbude. Der Raum war eng, niedrig und dumpfig, und die Gestalten, welche in derselben herumstanden, sahen nicht sehr zahlungsfähig aus, während ein älterer und ein jüngerer Handlungsgehülfe hinter dem Ladentisch nicht danach ausschauten, daß sie geneigt wären, Credit zu geben.

Da kam ein schlotteriger, elender, alter Mann hinzu. Er konnte nur mit Anstrengung die Thüre öffnen; aber gleichwohl fiel es niemand ein, ihm zu helfen. Jeder hatte genug mit sich selbst und seinem Elend zu thun.

Als der Mann hineingekommen war und die Thür hinter sich geschlossen hatte, taumelte er gegen die Thüre zurück und schnappte schwer nach Luft. Auch das rührte niemand.

„Was willst Du, Claus?“ fragt der ältere Ladendiener.

„Meine Abrechnung will ich haben!“

„Deine Abrechnung? Hast Du nicht Dein Contrabuch —?“

„Das — ja — aber das ist keine Abrechnung. Das ist nur etwas was Du eingeschrieben hast — und das versteh' ich nicht. Zu Hause bei mir aber — da steht es und das ist klar. Nun mußt Du mit mir kommen, denn ich bin nahe dem Tode.“

„Unsinn! Meinst Du, ich hätte nichts Anderes zu thun?“

„O ja, das schon — denn gaunern und betrügen geht flink von der Hand!“

„Hinaus mit Dir, Kerl!“ schrie jener.

„Still, still! Nimm es nur nicht so scharf. Als ich ein wohlhabender Mann war und mein Boot hatte, da hieß es: komm nur her, lieber Claus! — Geld? — Das eilt nicht. Du hast Credit bei uns — nimm nur was Du brauchst!

„Ich meine, das war ein gutes Angebot!“ brummte der Ladendiener und sah sich zwischen einzelnen neuen Kunden um, die sich am Ladentisch aufgestellt hatten.

„O ja — das war ein schöner Köder — und der Fisch biß an, sodaß es lohnte,“ fuhr der Mann mit kurzem Lachen fort. „Aber hinter dem Köder ist ein Haken! Ich aß und trank so lange auf Credit, bis der Hunger kam, aber der bekam keinen Credit!“

„Mein Laden ist kein Armenhaus!“ brummte der Ladendiener.

„Nein — so verrückt bist Du nicht, daß Du nach einem hungrigen Mann fischest, das wäre schlimmer, als todte Fische.“

„Mach' jetzt, daß Du fort kommst oder ich werfe Dich hinaus.“

„Meine Abrechnung will ich haben!“ schrie der Mann, und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, sodaß eine Flasche und ein paar Gläser herunterfielen.

Im selben Augenblick schwang sich der Ladendiener über den Tisch, packte den Claus bei der Brust und drängte ihn mit solcher Gewalt aus dem Laden heraus, daß er rücklings in eine Pfütze von geschmolzenem Schnee und Schmutz fiel.

Hier blieb er eine Weile besinnungslos liegen, bis ein paar Arbeiter es übernahmen, ihn heimzuschaffen. Er hatte einst in einem ordentlichen Hause gewohnt, nun hielt er sich in einer verfallenen Erdhütte auf, deren Bewohner an einer ansteckenden Krankheit ausgestorben waren und welche daher unbewohnt war.

Am Morgen des folgenden Tages hatten Vorübergehende in der Hütte Stöhnen und Rufen gehört, aber niemand hatte sich hineingewagt. „Nun kämpft der alte Claus mit dem Bösen,“ sagte man, und dann ging jeder seines Weges; denn Claus war nicht beliebt — er that weder Gutes noch nahm er es von jemand an. Und doch gab es Leute, welche sich seiner aus seiner Jugend her entsinnen konnten. Erst auf dem Meere und dann im Hafen, immer volles Boot. Ging es nicht mit dem Netz, so ging es mit der Angel, niemals war er in Verlegenheit. Er hatte ein hübsches Weib und hielt sie wie eine Madame! Auch seine Kinder gingen wohlgekleidet. Dann kamen Mißjahre, und viele litten Hunger, aber Claus bekam auf Borg, was er haben wollte. Dann fischte er wieder ganz gut; aber der Niedergang hatte begonnen, und wie er auch stritt, wie er sich plagte, es ging bergab. Da wurde er schwermüthig — Noth und Tod kam in sein Haus — der Kaufmann verweigerte ihm weiteren Credit und verlangte erst Zahlung. Das konnte er nicht, denn er besaß nicht das Geringste, und er würde es auch nicht gethan haben, weil er behauptete, besser mit seiner Schuld Bescheid zu wissen, als der Krämer. Aber das behaupteten ja alle Fischer, vermochten es aber nicht zu beweisen. Die meisten schwiegen, versanken in Armuth und starben. Aber Claus war klüger und streitbarer, als die meisten und darum wollte er Abrechnung haben. Er bekam sie aber nicht.

Zwei Tage lag er in Fieberphantasien und stritt für sein Recht, stritt mit Hunger, Krankheit und Tod, und so lange hieß es unter den Leuten, er ringe mit dem Teufel.

Am dritten Tage kam der Pfarrer auf Vardö*) an. Seit die „lange Nacht“*) anbrach, war er nicht dort gewesen, darum gab es für ihn hier eine Menge zu thun. Eine Stunde nach seiner Ankunft sah man ihn aber trotzdem mit dem Küster zu Claus' gefürchtetem Aufenthaltsorte wandern und durch die niedrige Thür eintreten.

Claus lag völlig angekleidet auf dem Boden. Der Rest einer alten Felldecke lag zusammengerollt unter seinem Kopfe, und es sah aus, als hätte er sich gerade zu einem Mittagsschlaf niedergeworfen. Seine Augen waren geschlossen, und jeder Zug war wie im Zorn erstarrt. Selbst die Hände hielt er zum Kampfe geballt.

Der Pfarrer stand still und wartete. Schlief der Mann, wollte er seine letzte Lebensruhe nicht um einen Athemzug verkürzen; und war es der Tod, kam es ihm nicht zu, das fliehende Bewußtsein zurückzurufen.

Aber plötzlich öffnete der Kranke die Augen — zwei Abgründe voll Schreck und Verzweiflung. „Wer bist Du?“ fragte er.

„Ich bin der Pfarrer.“

„Was willst Du?“

„Ich will Dich trösten und Dir Linderung verschaffen, so gut ich kann.“

„Schaff' mir Essen — Essen — Essen!“ schrie der Alte.

Der Pfarrer wandte sich zum Küster und sprach heimlich mit ihm, worauf dieser schnell davoneilte. „Nun sollst Du Essen bekommen“, sagte der Pfarrer und strich ihm über die Hände. „Aber Lieber! ich habe Dir noch etwas Besseres zu bieten — ich habe Speise und Trank vom Gnadentische des Herrn, und bist Du mit Deiner Lebensabrechnung fertig —“

„Räuber! Dieb! — bist Du da!“ schrie Claus und schlug mit geballten Fäusten in die Luft hinaus. „Abrechnung will ich haben. Der Teufel hole das Contrabuch, das ist Alles Schwindel. Dort steht die Abrechnung — dort auf der Wand — zehn Striche und einer quer, das macht hundert — einhundert, zweihundert, dreihundert —“

Zuerst war der Pfarrer vor dem wahnsinnigen Menschen zurückgewichen, der genug Kraft zu besitzen schien, einem Jeden Gewalt anzuthun, der ihm nahe kam. Aber als er dann seiner Handbewegung folgte, wurde er eine Menge Kreidestriche gewahr, welche mehr oder minder verwischt die ganze Hinterwand der Hütte bedeckten, und er verstand, daß das mit dem Wahnsinn des Kranken zusammenhängen mußte.

Nach einiger Zeit kam der Mann wieder zu sich, und als der Pfarrer ein paar Fragen über die Striche an ihn richtete, erzählte er ziemlich ordentlich seine traurige Geschichte. Hätte er sie früher in solchem Zusammenhang vor dem Richter erzählen können, hätte er vielleicht Recht bekommen. Erst jetzt, in dem zusammengedrängten Licht an der Thüre des Todes bekam er recht Augen dafür, aber damit war die Abrechnung auch vollzogen.

Nach einer Pause wandte er sich wieder an den Pfarrer. „Und Du bist der Pfarrer,“ sagte er. Der Geistliche nickte zustimmend. „Was hast Du einem sterbenden Manne Gutes zu sagen?“

„Erstens,“ erwiderte der Geistliche, „daß Du nach meiner ehrlichen Meinung als ein schuldenloser Mann stirbst. Und sollte es kein Anderer bezeugen, werde ich dafür einstehen.“

„Ich zeuge für mich selbst,“ unterbrach ihn Claus. Und gleichzeitig richtete er sich auf den Knien auf, und indem er nach der Wand zeigte, ging er noch einmal seine Rechnung durch. Ab und zu ward er von einem Beben ergriffen und fiel auf das Lager zurück; aber er erhob sich wieder und fuhr genau da fort, wo er aufgehört hatte. Kürzer und kürzer wurden seine Athemzüge; er zerrte an seiner Brust, er stöhnte und rang mit dem Tode um jede Handbreit Leben. Schließlich hörte der Kampf auf und er sank auf dem Lager um.

Da kehrte der Küster mit einer Schale Milchsuppe in der Hand zurück.

„Hier ist Essen,“ sagte er rasch und lebhaft. Der Pfarrer winkte ihm, zu schweigen.

„Essen!“ schrie der Mann und richtete sich wieder empor. Eine wilde Gier flammte über sein Gesicht hin, er streckte beide Hände nach der Schüssel aus und erbebte am ganzen Leibe. Ein anderes Wort hätte

*) Insel an der Nordspitze Europas.

*) Vom 19. November bis 17. Januar geht für Vardö die Sonne nicht auf.

er in dieser Welt nicht mehr gehört, aber dieses hörte und verstand er. Aus der Ruhe des Todes kehrte er noch einmal zum Kampfplatz des Lebens zurück, um sich eine Speise zu erobern, deren er nicht mehr bedurfte.

Aber schnell trat der Pfarrer zwischen sie.

„Du sterbender Mann," sagte er, „Du bedarfst nicht mehr der leiblichen Speise, sondern der Labung vom Gnadentische des Herrn, und die habe ich Dir hier zu bieten."

„Essen!" stöhnte Claus. „Essen!" schrie er und versuchte den Pfarrer bei Seite zu schieben.

Der Geistliche stand entsetzt da; verschied der hungergepeinigte Mensch unter diesem Kampfe, so starb er nach seiner Meinung ja wie ein Thier! Hier war also kein Augenblick zu verlieren; was geschehen sollte, mußte gleich geschehen. So ergriff er die Schale mit der Suppe: „Höre mich, Du Unglücksmensch," rief er und trat dicht zu dem Sterbenden hin, der die Schale mit wilden Augen verfolgte. „Hier reiche ich Dir die Speise, deren Du bedarfst, und ich segne sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Der Mann ließ die Arme ruhig sinken und trank aus der Schale in des Pfarrers Hand. Dann sank er zurück, ein sanftes Lächeln glitt über sein vertrocknetes Gesicht und er war todt.

Der Pfarrer kniete bei dem Todten nieder, legte seine Hände zurecht und faltete sie über der Brust — dann betete er das Vater Unser und der Küster sagte Amen.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Opern und Concerte.

Die Kroll'sche Opernbühne hat im Verlaufe des verflossenen Jahres eine erstaunlich rührige Thätigkeit entwickelt. Eine Anzahl alter vergessener Opern, darunter Donizetti's liebenswürdiger „Don Pasquale", wurden wieder aufgenommen, und nicht weniger als zwanzig neue Opern kamen auf die Bretter, die meisten freilich, um bald wieder von ihnen — zu verschwinden. Nur wenige unter ihnen, vor Allem Tasca's A Santa Lucia, werden dauernde Bestandtheile des Repertoirs bleiben. Zum ersten Male hat sich die Kroll'sche Opernbühne den Fährlichkeiten einer Wintercampagne ausgesetzt und sie mit ziemlichem künstlerischen Erfolge überstanden. Der schwerfällige Apparat, mit dem unsere große Oper arbeitet, läßt weder ein besonders abwechselungsvolles Repertoire aufkommen, noch ermöglicht er — ohne die erheblichsten Anstrengungen für das Personal und Anforderungen an die Zahlungsfähigkeit des Publikums — umfangreichere und häufigere Gastspiele. Die kleine Kroll'sche Bühne ist daher eine willkommene Ergänzung unserer großen Oper, und es wäre im Interesse des Berliner Kunstlebens durchaus wünschenswerth, wenn auch im kommenden Winter die Pforten des Kunsttempels am Königsplatz geöffnet — bleiben könnten!

Der verflossene Winter- und ebenso der Frühlingsanfang dieses Jahres gehörte den italienischen Gästen. Der weitverbreitete Ruf des Tenoristen Stagno war der Anlaß zum Abschluß eines Gastspielvertrages mit der Kroll'schen Bühne. Zu gleicher Zeit wurde auf ausdrücklichen Wunsch des Künstlers ein gleichzeitiges Gastspiel der noch ganz unbekannten Gemma Bellincioni vereinbart. Der Erfolg zeigte, daß der berühmte Tenorist nicht viel mehr als ein echter italienischer „Quetschtenor", und die Anfangs nur als nothwendiges Uebel angesehene Bellincioni eine Künstlerin ersten Ranges war. Nicht Stagno, sondern Bellincioni wurde der „nom célèbre", der Berlin in einen Enthusiasmus versetzte, wie seit der Etelka Gerster ihn höchstens noch d'Andrade erregt hatte. Die Violetta (in Verdi's „Traviata"), die Rosella (in Tasca's „A Santa Lucia"), die Cristina (in Giordani's „Mala vita"), die Santuzza und endlich — im Königl. Opernhause am 2. Juni d. J. — die Carmen waren die hauptsächlichsten Rollen, in denen sie auftrat. Daneben machte sie — strana ingiunzion, um mit Verdi's „Falstaff" zu reden — den Versuch, die Hauptpartie in Rossini's lustigem „Figaro" auf das Gebiet des Contra alto im Sinne der alten Oper zu übertragen — ein Versuch, der indessen zur Beurtheilung ihrer künstlerischen Eigenart keinen neuen Beitrag liefern konnte. Sie fand sich mit dieser Partie (Straßenscene), ebenso wie mit der Schlußscene aus Rossini's „Othello" (als Desdemona) so ab, wie man es von einer genial veranlagten Schauspielerin zum mindesten erwarten konnte. Ihr Bestes gab sie unstreitig als Rosella. Hier zeigte sich in Gesang und Spiel eine vollendete Harmonie, beides als der Ausdruck einer tief empfindenden Künstlerseele, die sich aber zugleich der Mittel auf das Genaueste bewußt ist, wodurch ihrem Empfinden die packendste und ergreifendste Wirkung auf das Publikum verliehen werden kann. Es ist jene Art Schauspielkunst, die sich nicht blindlings dem Affect überläßt, sondern mit dem Effect rechnet: danach Alles, jede Geberde, jede Geste, jede Körperwendung, jeden Accent der gesungenen Rede wohl erwägt und mit dem Verstande abmißt, ohne darum die Stimme des Herzens völlig zu ersticken. So gelingt es ihr, als Violetta die Sterbescene mit derselben ergreifenden Wirkung auszustatten wie die Spottscene im zweiten Act der „A Santa Lucia", die beiden dramatischen Scenen in Mascagni's „Cavalleria" und die Schlußscene in „Carmen". Ueberall zeigt sie sich in erster Reihe als denkende Künstlerin; sie will so erscheinen, und um diese ihre Eigenart recht augenfällig zu machen, sich auf das allerstrengste von alle dem zu sondern, was Bühnenpraxis und herkömmliche Auffassung heißt, thut sie mitunter des „Verständigen" zu viel. Daß sie die Carmen als Zigeunermädchen unterster Sorte spielt, wird ihr Jeder dankbar nachempfinden, der jemals eine Carmen im rothen, blitzsaubern Atlasröckchen aus der Coulisse treten sah. Wenn aber die Bellincioni ihrer Carmen nicht bloß im ersten, sondern namentlich im zweiten und dritten Acte, wo mächtigere und höhere Impulse auf sie einwirken, einen frech-cynischen Zug verleiht, so weiß ich nicht, wie das der Verstand selbst der verständigsten Künstlerin rechtfertigen will. Die entschieden schwächste Seite der Bellincioni ist übrigens ihr etwas starres, ungefüges (allerdings sehr wohlklingendes) Stimmmaterial. Nur spröde und widerspenstig fügt sich ihr Organ dem Coloraturenzwange älterer Bel-Canto-Partien; hier lassen die Prevosti, die Sembrich ihre Kollegin weit hinter sich. Die Prevosti scheint mir überhaupt das Negativ der Bellincioni zu sein: jene veridealisirt, diese entidealisirt. Leider sind die äußeren Mittel zur Lösung ihrer so entgegengesetzten Aufgaben allzu ungleich vertheilt; die Bellincioni ist ein Krösus gegen die Prevosti. Und die dritte der illustren Gastinnen der Kroll'schen Bühne, Frau Sembrich? Sie thut weder das eine, noch das andere; sie spielt und singt stets — sich selbst, gleichviel ob sie als Violetta, Frau Fluth, Rosine oder Regimentstochter auf der Bühne erscheint. Immer dieselben liebenswürdigen, graziösen Bewegungen, dasselbe freundliche Spiel mit „ihrem" Publikum, dieselbe süße, schmelzende, glockenreine Stimme, dieselbe musikalische Sicherheit und Genauigkeit, dasselbe einmüthige Entzücken der großen Sembrich-Gemeinde, minutenlanger Applaus, Blumenregen und was sonst noch als der Ausdruck „intimster" Begeisterung gelten kann!

Welcher von den drei Sängerinnen der Preis gebühre? Unhöflich wäre es, zu antworten: „Keiner", also seien wir recht höflich und entscheiden: „Allen drei!" „Un pajodi tre!" Jede hat ihre Vorzüge, jede ihre Partei, jede ist schließlich von ihrer ausschließlichen Würdigkeit für den ersten Preis überzeugt! — Und doch, käme noch Jemand in Frage, ein Künstler freilich, keine Künstlerin, wir würden nicht so zögern, sondern ihm als dem ersten und besten Künstler unter allen Italienern, die da kamen und gingen, den Vorrang zuerkennen: Es ist Signor de Padilla. Er ist der unerschöpfliche, geniale Meister der Darstellung und zugleich ein unerreichter Meister des Gesanges. Wer ihn, noch vor zwanzig Jahren, als „Don Juan" gesehen hat, weiß, daß er auch heute noch keinen Rivalen hat. Freilich sind ihm Manche an Stimmmitteln „über", keiner aber kommt ihm auch nur annähernd gleich an künstlerischer Vollendung in Gesang und Spiel. Er hat kein spezielles Fach, das ihm auf den Leib geschrieben wäre; tragische wie komische Rollen liegen ihm gleich gut — um im Künstlerjargon zu sprechen! Das Ergötzlichste, was er bei seinem diesmaligen Gastspiel bot, war sein Dottore Malatesta in Donizetti's „Don Pasquale". Demnächst der Barbier; die abgedroschenen Melodien des Germont in der „Traviata" erhielten neuen, ungeahnten Glanz, ja, sie erzielten sogar eine tiefgehende dramatische Wirkung; sein „Don Juan" war nach wie vor im Vergleich mit den berühmtesten deutschen und italienischen „Don Juans" die einzig annehmbare und wirklich allseitig vollendete Darstellung dieser Rolle. Wohl hat die Stimme nicht mehr die volle, frühere Kraft, aber der Schmelz und der Wohlklang ist ihr geblieben. Mag das noch lange so bleiben, damit die kommende Generation an einem lebendigen Beispiele und nicht aus Büchern lerne, war wirklicher „bel canto" ist! Noch eines hervorragenden Künstlers muß ich Erwähnung thun: des Baßbuffo Merly, dessen Pasquale und Bartolo Meister- und Musterleistungen waren!

H. R.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen zu haben:

**De Wilhelmshäger Kösterlüd.**

Plattdeutscher Roman

von

**Felix Stillfried.**

2 Bände.

Preis geh. M. 5.40. Eleg. geb. M. 7.—

In feiner Frische der Darstellung, seiner originellen Charakterzeichnung, und in seinem anheimelnden gemüthswarmen Humor erinnert dieser Familienroman vielfach an **Reuter's Stromtid.**

**Frauenleben in der Vorzeit**

von Prof. **F. Bernhöft.**

Eleg. brosch. M. 2.—

Ein interessantes Büchelchen, welches das Brautwerben und das Eheleben der alten Culturvölker schildert und es in fesselnde Parallelen zu dem Liebesleben halbcivilisirter Völkerschaften stellt.

**Wismar.**

**Hinstorff'sche Hofbuchhandlung**
**Verlags-Conto.**

# Die Gegenwart Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

## Caliban:

## Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart**
**in Berlin W, 57.**

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschien:

**Mirèio.**

**Provençalische Dichtung**

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—

Früher erschien:

**Nerto.**

**Provençalische Erzählung**

von Frederi Mistral.

Deutsch von August Bertuch.

8°. 182 S. 1891. br. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.64.

Soeben erschien:

**Briefwechsel**

des Generals

**Leopold von Gerlach**

mit dem Bundestags-Gesandten

**Otto von Bismarck.**

Geh. 5 M., geb. in Leinw. 6,20 M., geb. in Halbfranzband 6,50 M. — 22 Bogen Lex. Oct.

## Romane von Theophil Zolling.

**Der Klatsch.**

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

Vierte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**Frau Minne.**

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

**Coulissengeister.**

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

☞ In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.

## Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe** der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

**Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?!** Preis 60 Pf.

**Bobert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit,** Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

**Staehely, J. A., Thales erwacht!** Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

## Bekannte Glückscollecte A. Gerloff, Nauen b. Berlin.

**Grosse Weimar-Lotterie schon 17. u. 19. Juni.**
1 Original-Loos **1 M. für beide Klassen** gültig.
Porto und Liste **nur 20 Pf. — 1700 Gewinne.**
Ges.-Werth **200 000 M.** — Hauptgew. 1. Kl. **20 000 M.**
2. Klasse **50 000 M. W.**

# Die Gegenwart 1872—1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 24. Juni 1893. Band XLIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Fortschritte der Technik. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Gottfried Keller. Von W. P. — Die Sammlung Spitzer. Von Ernst Zimmermann (Paris). — **Feuilleton:** Post festum. Von Karl Gjellerup (Dresden). — **Aus der Hauptstadt:** „Ja — also!" Von Caliban. — Von der „freien" Kunstausstellung. Von Franz Servaes. — Die Berliner Kunstausstellung. IV. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Fortschritte der Technik.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn wir die heutige Bevölkerung Deutschlands mit derjenigen nach den Befreiungskriegen vergleichen, so finden wir, daß die vom Ackerbau lebende Landbevölkerung und die Zahl der Handwerker ungefähr sich gleich geblieben ist. Der ganze Bevölkerungszuwachs seit jener Zeit entfällt auf die Industrie und den aus ihr emporgeblühten Handel. Auch auf dem Lande können jetzt mehr Menschen leben, weil sich eine ländliche Industrie entwickelt hat, wo vorher keine war. Der landwirthschaftliche Betrieb ist bedeutend intensiver geworden, so daß die gleiche Bodenfläche für mehr Menschen Nahrungsmittel liefert; aber es sind für diesen intensiveren landwirthschaftlichen Betrieb nicht mehr Arbeitskräfte erforderlich wie früher, weil er rationeller geworden ist und direct und indirect von den Fortschritten der Technik Nutzen zieht (durch landwirthschaftliche Maschinen und rationelle Amelioration). Daß das deutsche Volk sich in kaum drei Menschenaltern nahezu verdoppeln konnte, verdankt es wesentlich den Fortschritten der Technik, die neben und über dem Handwerk eine großartige Maschinenindustrie geschaffen haben; dann ohne einen bedeutenden Mehrertrag des eigenen Bodens und ohne die Befähigung, eingeführte Nahrungsmittel mit ausgeführten Industrieproducten zu bezahlen, würde der Volkszuwachs Hungers gestorben sein.

Mit der Zahl der Bevölkerung ist aber auch die durchschnittliche Lebenshaltung gestiegen. Das Elend und die Noth der ärmsten Schichten ist freilich nicht geringer geworden; aber erstens ist die in diesem Elend lebende ärmste Schicht zu einem relativ kleineren Bruchtheil des Volkes geworden, und zweitens fällt das Elend derselben gerade darum jetzt stärker auf, weil es mit einer durchschnittlich besseren Lebenshaltung in Contrast steht. Wir sehen alle mehr oder weniger von der gegenwärtigen Noth und nichts von der vergangenen; wir hören und lesen sehr viel von der gegenwärtigen, weil sie das Tagesgespräch ist, und wenig von der vergangenen, theils weil man früher weniger Aufhebens von ihr machte, theils weil nur Wenige sich um Wirthschaftsgeschichte kümmern. Die Löhne der Fabrikarbeiter, seit es solche gibt, sind etwa auf das Doppelte gestiegen, jedenfalls in rascherer Progression als der Preis der nothwendigen Lebensmittel. Die Lebenshaltung der heutigen Fabrikarbeiter können wir freilich nicht unmittelbar mit derjenigen am Anfang dieses oder am Ende des vorigen Jahrhunderts vergleichen, weil es damals bei uns noch keine gab. Wir wissen indessen erstens, daß die ländlichen Arbeiter heute zwar massenhaft in die Fabriken strömen, daß aber fast gar kein Rückstrom stattfindet, und zweitens, daß die Lebenshaltung der heutigen ländlichen Arbeiter bedeutend besser ist, als die der früheren. In allen Nahrungsmitteln, Genußmitteln, Beleuchtungs- und Erwärmungsmaterialien und Bekleidungsstoffen ist der Durchschnittsverbrauch auf den Kopf geradezu kolossal gestiegen, so daß man mit Recht sagen kann, daß der Mann aus dem Volke durchschnittlich jetzt sehr viel besser, behaglicher und angenehmer lebt als im Anfang dieses Jahrhunderts. Auch die übel berufenen Wohnungsverhältnisse haben sich in allen Ständen gegen früher ganz ungeheuer verbessert; sie waren eben früher noch unglaublich viel elender als jetzt. Ebenso haben die Hungersnöthe abgenommen und die Durchschnittsmenge der jährlichen Nahrungsmittel für den Kopf zugenommen. Während die ländlichen Vergnügungen ungefähr auf demselben Stande geblieben sind, haben sich die städtischen in's Unglaubliche vermehrt, wie ein Blick auf die Vergnügungsanzeigen der Tagesblätter und auf die pilzgleich aufgeschossenen Vergnügungslocale lehrt. Auch der Luxus der Zeitungen und Unterhaltungblätter, der früher nur von den oberen Ständen gepflegt werden konnte, hat sich bis tief in die Arbeiterkreise hinein verbreitet.

Die Fortschritte der Technik, die durch Gründung der Industrie und Verbesserung der Landwirthschaft dem deutschen Volke die Möglichkeit eröffnet haben, sich nahezu zu verdoppeln, haben ihm also auch gleichzeitig die Mittel zugeführt, um trotz der Verdoppelung seine durchschnittliche Lebenshaltung beträchtlich zu erhöhen. Der nationale Arbeitsertrag hat sich mithin in dieser Zeit so erhöht, daß er nicht nur proportional der Zahl der Arbeitenden gewachsen ist, sondern weit darüber hinaus, trotzdem das Naturkapital der Nation, die Bodenfläche, unverändert geblieben ist. Dieselbe Bodenfläche, von derselben Arbeiterzahl wie früher bearbeitet, bringt doch jetzt, ohne Steigerung der durchschnittlichen Arbeitszeit, einen sehr viel höheren Ertrag als früher, so daß sehr viel mehr Menschen als früher von ihr leben können, wenn auch freilich nicht alle, die seitdem der Bevölkerung zugewachsen sind. Dieser Mehrertrag des Bodens ohne Vermehrung der auf ihn verwandten Menschenarbeit ist wesentlich den Forschritten der Technik zu verdanken. Denn sie hat uns gelehrt, die Menschenarbeit in fortschreitendem Maß durch den Gebrauch landwirthschaftlicher Maschinen zu befruchten, die vorhandenen Mineralien als künstlichen Dünger für jede besondere Bodenart zu mischen, die Abfallstoffe aller Art besser zu verwerthen, die rationelle Bewässerung und Entwässerung auf eine höhere Stufe zu heben, Moor und Haide, die früher allen Culturversuchen trotzten, dem Anbau zugänglich zu machen, und auf dem schon bebauten

Boden den Betrieb um vieles intensiver zu gestalten. Alle Nahrungs- und Genußmittel, welche der nationale Boden dem Volke jetzt mehr liefert als früher, verdanken wir also unmittelbar den Fortschritten der landwirthschaftlichen Maschinentechnik, Agriculturchemie und Cultivationstechnik. Alle Gebrauchs- und Verbrauchsgegenstände, die wir jetzt mehr als früher für den inländischen Bedarf herstellen können, verdanken wir ebenfalls unmittelbar den Fortschritten der Technik. Alle Nahrungs- und Genußmittel, Gebrauchs- und Verbrauchsgegenstände und Rohstoffe oder Halbfabrikate zu solchen, die wir jetzt mehr als früher einführen, d. h. dem Auslande abkaufen können, verdanken wir mittelbar ebenfalls den Fortschritten der Technik, weil wir diesen unmittelbar das Mehr an Ausfuhrproducten verdanken, mit den wir die eingeführten Güter bezahlen.

Es mag zweifelhaft sein, ob die Vermehrung der Menschenzahl an und für sich irgend welchen Werth hat, obschon eine providentielle Auffassung des Weltprozesses nicht umhin können wird, anzunehmen, daß die Vorsehung auch mit der Vermehrung der Menschheit irgend welchen Zweck verfolge. Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß es für jedes Volk mit den größten Leiden und sittlichen Gefahren verknüpft ist, wenn seine natürliche Vermehrungstendenz durch die Unzulänglichkeit der Nahrungsgelegenheit eingeschränkt wird. Diese Leiden, die aus dem Mißverhältniß der natürlichen Vermehrungstendenz zu der vorhandenen Ernährungsmöglichkeit entspringen, sind unserem Volke in den letzten Menschenaltern immerhin ganz oder doch zum großen Theil erspart geblieben, und diese Leidersparniß verdankt es ebenso wie die Verbesserung der Lebenshaltung den Fortschritten der Technik.

Die Technik ersetzt die menschliche Muskelkraft und die Muskelkraft der vom Menschen gezüchteten Hausthiere durch unorganische Naturkräfte, die sie in den Dienst der menschlichen Zwecke nimmt; sie ersetzt andererseits die menschliche Handgeschicklichkeit und Kunstfertigkeit durch maschinelle Vorkehrungen, die dasselbe mit noch viel größerer Genauigkeit und Gleichmäßigkeit vollbringen. Die Kraftmaschinen, die gegenwärtig hauptsächlich durch Steinkohlenverbrennung getrieben werden, und die Arbeitsmaschinen, die von den Kraftmaschinen getrieben werden, ersetzen in der modernen Gesellschaft die Sklaven, und sind gegenwärtig schon so verbreitet, daß auf jeden freien Staatsbürger weit mehr maschinelle Menschenkräfte kommen, als im Alterthum auf jeden Sklaven kamen. Da ist es kein Wunder, wenn der heutige Staatsbürger sich im Durchschnitt einer besseren Lebenshaltung erfreut als der des Alterthums, trotz seiner menschlichen Sklaven. Die Maschinenindustrie vermehrt eben den nationalen Arbeitsertrag so in's Ungeheure, daß auf jeden Kopf durchschnittlich ein viel größerer Antheil von diesem Gesammtarbeitsertrage kommen muß. Auch die Reichen können nicht mehr als sich satt essen, und ihren Körper mit Bekleidungsstoffen bedecken; sie können höchstens die besseren Speisen und Stoffe vorweg nehmen und häufiger neue Kleider anziehen, wo dann die abgelegten doch auf irgend welchen Umwegen den Aermeren zu Gute kommen müssen. Gerade diejenige Kunstindustrie, die vorzugsweise für die wohlhabenden und reichen Stände arbeitet, ist noch nicht ganz zur Maschinenindustie geworden; die eigentliche Maschinenindustrie aber, die nur für den Massenabsatz fabriciren kann, muß auch in der breiten Masse des Volkes ihr Absatzgebiet suchen, also der Masse zu Gute kommen.

Nun wächst aber von Jahr zu Jahr die Zahl und Größe der Kraftmaschinen, und ebenso die Feinheit und Leistungsfähigkeit der Arbeitsmaschinen. Es wächst also auch von Jahr zu Jahr der nationale Arbeitsertrag oder die Menge der Güter, die in der Hauptsache zur Vertheilung an das Volk gelangen. Jeder neue Fortschritt der Technik, der die Leistungsfähigkeit der Arbeitsmaschinen steigert, beschleunigt das Wachsthum des nationalen Arbeitsertrages, indem er wiederum einen Theil der bisher von Menschen geleisteten Arbeit auf die Maschinen abwälzt und die Arbeit der die Maschinen bauenden, in Stand haltenden und bedienenden Menschen fruchtbarer macht. Jeder Fortschritt der Technik, jede Erfindung einer neuen Arbeitsmaschine und jede Verbesserung einer vorhandenen verbessert die Lage der Nation in doppelter Hinsicht, einerseits indem sie den gesammten Arbeitsertrag und den auf den Kopf entfallenden Antheil desselben erhöht, und andererseits indem sie die Arbeitsgelegenheit vermehrt. Das erstere dürfte im Allgemeinen willig zugestanden werden; denn wo sollte der vermehrte Arbeitsertrag bleiben, wenn er nicht unter das Volk wieder vertheilt würde? Das letztere aber, die Behauptung, daß die Arbeitsgelegenheit erhöht werde, begegnet immer und überall dem Widerspruch der Arbeiter, die sich noch stets der Einführung maschineller Vorrichtungen zum Ersatz der unmittelbaren Arbeitsleistung nach Kräften widersetzt haben.

Es ist klar, daß jede Umwälzung in der Production zunächst eine Menge von Arbeitern brodlos macht, die der bisherigen Art und Weise der Production dienten, und daß diese Arbeiter persönlich allen Grund haben, solche Umwälzung zu beklagen. Dies gilt nicht bloß bei solchen Umwälzungen der Production, die durch Fortschritte der Technik, sondern auch bei solchen, die durch geographische Verschiebungen der Production und des Handels, durch Verschluß bisheriger Absatzmärkte und Absatzwege, durch Entdeckung neuer Rohstofflager, durch Zollveränderungen u. s. w. hervorgerufen werden. Wie die bisherigen Arbeiter selten im Stande sind, der geographischen Verlegung der Production und des Absatzes durch Auswanderung sammt Familien nachzufolgen, so sind sie in der Regel auch außer Stande, sich einer Umwälzung der Production durch technische Fortschritte sofort anzupassen. Die neue Productionsweise erfordert oft eine ganz andere Vorbildung, in der Regel mehr Intelligenz und Geschicklichkeit als Kraft, und manchmal eine intellectuelle Bildung und Fertigkeit in ganz anderer Richtung als zuvor. Die Arbeitgeber, die genöthigt sind, die alte Productionsweise aufzugeben, sind dann bisweilen ebenso genöthigt, die alten Arbeiter aufzugeben und neue zu suchen, die den neuen Anforderungen besser entsprechen. Sind diese unter den Männern nicht zu finden, so vielleicht unter Weibern und Kindern; deshalb kann es vorkommen, daß zunächst ein technischer Fortschritt (wie z. B. der Uebergang von der Handspinnerei zur Maschinenspinnerei) die Männer brodlos macht und an ihrer statt die Weiber und Kinder in die Fabriken treibt.

Es kommt hinzu, daß der technische Fortschritt dem bisherigen Bedarf mit viel weniger Arbeitskräften als bisher Genüge leistet, also zunächst einen Theil der bisherigen Arbeiterzahl entbehrlich macht, d. h. die Nachfrage nach Arbeitern verringert und den Arbeitslohn herabdrückt. Alles zusammen macht es erklärlich, daß jeder tief einschneidende technische Fortschritt eine Krisis in der von ihm betroffenen Arbeiterschaft hervorruft, das bestehende Anpassungsgleichgewicht zwischen Arbeitsgelegenheit und Arbeitsangebot stört, und Noth und Elend unter den Arbeitern erwachsen läßt. Es ist ebenso begreiflich, daß die Arbeiter auf die Ursache ihres Elends, d. h. auf den technischen Fortschritt, beziehungsweise auf die ihn verkörpernden Maschinen mit Groll und Erbitterung blicken, daß sie die Arbeitgeber wo möglich zur Beibehaltung der alten Productionsweise zu zwingen suchen, und daß sie bei diesem Bestreben die Sympathien warm fühlender und nicht allzuweit hinaus denkender Menschenfreunde finden.

Ohne Zweifel liegt in der schuldlosen Unterwerfung der Arbeit unter solche über sie plötzlich hereinbrechenden Krisen eine billige Begründung des Anspruches, daß die Arbeitgeber, die Gemeinde, der Staat und die Vereinswohlthätigkeit, jeder an seinem Theil Hand anlegen zur Milderung und schnelleren Ueberwindung solcher Krisen. Aber aus der Noth der Krisen ist niemals der Schluß zu ziehen, daß der technische Fortschritt abzuweisen sei. Man darf niemals den Zustand während der Krise mit dem Zustand vor derselben vergleichen, um daraus festzustellen, welche Art und Weise der Production im Ganzen den Vorzug aus sozialem Gesichtspunkt verdiene; sondern man muß den Zustand eines wiedererlangten neuen Anpassungsgleichgewichts nach Ueberwindung der Krise mit dem vor der Krise vergleichen, um den vorzüglicheren zu erkennen. Verdient dann das spätere soziale Anpassungsgleichgewicht den Vorzug

vor dem früheren, so darf man sich nicht durch den Hinblick auf die Schrecken der Krisis beirren lassen, weil die Krisis als ein vorübergehender Zustand gegen das dauernde aus ihr folgende neue Anpassungsgleichgewicht nur wenig Bedeutung hat.

Solche Fehler werden aber von allen den Menschenfreunden begangen, die uns die Schrecken der Uebergangskrisen in ihren oft haarsträubenden Einzelheiten ausmalen und uns dadurch überreden wollen, daß der aus den technischen Fortschritten folgende Nutzen nicht werth sein könne, mit solchen Opfern erkauft zu werden. Gerade die englische Wirthschaftsgeschichte, aus der solche Gräuelschilderungen gewöhnlich entlehnt sind, zeigt auf das Deutlichste, daß die Uebergangskrisen nur darum so abschreckende Gestalt annehmen konnten, weil Arbeitgeber und Regierung, Private und Behörden keine Ahnung von den ihnen obliegenden Pflichten besaßen, in die Krisen mildernd einzugreifen und die Herstellung eines neuen menschenwürdigen Anpassungsgleichgewichts erziehlich zu beschleunigen. In der Schärfe jener Krisen kommt also in der That Vieles auf Rechnung menschlicher Hartherzigkeit und Unklugheit, was zunächst als unausbleibliche Folge der technischen Fortschritte erscheint. Eine Kurzsichtigkeit in der Beurtheilung der Krise, die bei den betroffenen Arbeitern höchst entschuldbar ist, scheint nicht im gleichen Maße entschuldbar bei Geschichtsschreibern, Volkswirthen und Sozialpolitikern der Gegenwart, wenn sie aus diesen Krisen Anklagen gegen die soziale Wirksamkeit der technischen Fortschritte zu schmieden versuchen.

Der technische Fortschritt heilt selbst die Wunden, die er schlägt, und eröffnet dann allemal eine neue Phase sozialen Aufschwunges. Durch die Verbilligung der Productionskosten, die er mit sich bringt, verbilligt er die Producte und macht sie dadurch einem Kreise von Consumenten zugänglich, dem sie vorher unerreichbar, oder doch nur in viel beschränkterem Maße erreichbar waren. Die Folge davon ist wachsende Nachfrage nach den Producten, die mit Erweiterung der Production beantwortet wird. Die Erweiterung der Production macht dann eine Anstellung von mehr Arbeitern erforderlich, so daß die Verminderung der Arbeiterzahl, die anfangs durch den technischen Fortschritt eingetreten war, zunächst sich ausgleicht und dann in eine Vermehrung der Arbeiterzahl über den früheren Bestand umschlägt. Es kommt hinzu, daß die technischen Fortschritte auch immer neue Zweige der Production aus dem Nichts erwachsen lassen und für diese immer neue Nachfrage nach Arbeitern hervorrufen; wenn also auch einmal ausnahmsweise in einem bestimmten Productionszweige die frühere Arbeiterzahl nach Beendigung der Krise nicht überschritten oder selbst nicht ganz erreicht sein sollte, so würden doch die inzwischen durch anderweitige technische Fortschritte eröffneten neuen Arbeitszweige hinreichende Unterkunft für eine wachsende Zahl von Arbeitern dargeboten haben.

Die technischen Fortschritte dienen aber auch noch in einem ganz anderen Sinne dem Arbeiterstande. Sie setzen nämlich mehr und mehr an Stelle der rohen, unqualificirten Arbeit die feinere qualificirtere Arbeit, an Stelle der Kraft die Geschicklichkeit, an Stelle der Handarbeit die Kopfarbeit, an Stelle der muskelkräftigen Handhabung des Werkzeugs die umsichtige Beaufsichtigung und Bedienung der Maschine. Sie fördern also die Qualifikation der Arbeit durch Erziehung der Arbeiter zu immer höherer Intelligenz und Geschicklichkeit, heben das Culturniveau des Arbeiterstandes und erhöhen damit seinen Anspruch auf angemessene Entlohnung seiner höher qualificirten Leistungen. Sie sind nur hart für diejenigen Arbeiterindividuen, die zu alt oder sonst unfähig sind, sich rechtzeitig auf dieses höhere Culturniveau zu erheben, und bringen diese genau in dieselbe Lage, in der sich eine niedere Race beim Zusammentreffen mit einer höher cultivirten, kolonisatorisch andringenden befindet. Aber sie bringen nur diese Individuen in die Lage, zum geschichtlichen alten Eisen geworfen zu werden, während sie ihren Kindern und Enkeln eine bessere Zukunft eröffnen; darin also wirken sie milder, wie das Zusammentreffen verschieden cultivirter Stämme, wo nur zu oft der niedere von Geschlecht zu Geschlecht dem gänzlichen Untergange näher rückt, wie z. B. die Eingeborenen von Nordamerika und Australien.

Es ist über das Verhältniß der unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen der technischen Fortschritte schon viel gestritten worden; aber das Ergebniß kann doch nur denen zweifelhaft scheinen, die den Blick auf zu eng begrenzte Zeiträume richten und damit Gefahr laufen, die Krisen und die ihnen nachfolgenden Zustände eines neuen Anpassungsgleichgewichts mehr oder weniger ineinanderfließen zu lassen. Man vermindert diese Gefahr um so sicherer, je weiter auseinander liegende Zustände man vergleicht, wie dies z. B. hier mit den Zuständen Deutschlands jetzt und nach den Freiheitskriegen geschehen ist. Dann ist es leicht, die ganz neu hinzugekommenen Industriezweige von den technischen Umbildungen schon früher bestandener zu unterscheiden, und sich zu überzeugen, daß auch in den letzteren fast ausnahmslos die Zahl der jetzigen Arbeiter gegen die der früher beschäftigten sehr viel rascher gestiegen ist als die Bevölkerungsziffer im Allgemeinen. Von einer Verminderung der Arbeitsgelegenheit durch die technischen Fortschritte zu reden, heißt die Thatsachen auf den Kopf stellen; denn nur durch die Maschinenindustrie hat der Zuwachs des deutschen Volkes um einige zwanzig Millionen die Arbeitsgelegenheit gefunden, die ihm die Landwirthschaft und das Handwerk schlechterdings versagt hätten.

Nur ein Stand ist durch die technischen Fortschritte schwer und dauernd geschädigt worden, derjenige der Kunsthandwerker, der früher den erfindenden Künstler und ausführenden Handwerker in sich vereinigte. Diese im Mittelalter allgemein durchgeführte Vereinigung von Kunst und Handwerk hatte sich im Kunstgewerbe bis in die neuere Zeit hinein erhalten, obwohl in ziemlich kümmerlicher Gestalt, weil das Kunstgewerbe im Ganzen darniederlag. Jetzt scheint sich auch dieser Rest in seine gesonderten Bestandtheile aufzulösen: die Kunst nimmt das Vorrecht des Entwurfs und der Erfindung auch in Betreff des Kunstgewerbes für sich zurück, das sie früher in thörichter Ueberhebung als unter ihrer Würde stehend verschmäht hatte, und überläßt der maschinellen Technik die Ausführung, die nun gleich in zahlreichen congruenten Exemplaren erfolgt. Die ausnahmsweise Erhebung des talentirten Handwerkers zum entwerfenden Künstler ist damit natürlich ebenso wenig ausgeschlossen, als die gelegentliche eigenhändige Betheiligung des Künstlers an der Ausführung von Mustern; aber im Princip schreitet die Trennung fort, wie dies in der Baukunst schon längst sich vollzogen hat, und selbst in der Bildhauerei und Erzgießerei mehr und mehr der Fall ist. Man mag darüber trauern, daß der heutige Handwerker nicht mehr so häufig wie der frühere die Freude des gestaltenden Künstlers an seinem Werke genießt. Dafür sind aber auch erstens diejenigen Künstler viel zahlreicher als früher, die sich ganz oder vorzugsweise kunstgewerblichen Entwürfen widmen; es stehen zweitens die Arbeiter, die in der Kunstindustrie thätig sind, auf höherer Stufe als die früheren von der Meisterschaft ausgeschlossenen Handwerksgesellen, und die kunstgewerblichen Producte gelangen drittens in viel größerer Zahl und zu viel billigerem Preise unter den erweiterten Kreis der Consumenten. Die Vortheile und Nachtheile der Vergangenheit und Gegenwart gleichen sich also auch auf diesem Gebiete mindestens aus, wenngleich die fortschreitende Arbeitstheilung demjenigen immer unlieb sein wird, dem die ausschließliche Verrichtung der niederen Leistungen zufällt.

Wir sind berechtigt, von einem weiteren Fortschritt der Technik dieselben Wirkungen zu erwarten, wie ihre bisherigen Fortschritte sie zu Tage gefördert haben. Die Fortschritte der Technik stellen eine der wichtigsten Gestalten dar, in denen das wachsende Kapital die Arbeit befruchtet. Dann freilich helfen alle Erfindungen der prachtvollsten Arbeitsmaschinen nichts, wenn es an dem Kapital fehlt, sie zu beschaffen, oder doch in ausreichender Zahl für eine Umwälzung der ganzen Produktion zu beschaffen. Alle Ausblicke in eine bessere wirthschaftliche Zukunft der Menschheit rechnen ausdrücklich oder stillschweigend mit weiteren, großartigen, bisher zum Theil noch gar nicht geahnten Fortschritten der Technik. Und in der

That sind solche hoffnungsvollen Erwartungen nicht unberechtigt; wir dürfen uns der Zuversicht hingeben, daß die Naturwissenschaften dem Menschen immer mehr den Einblick in den gesetzlichen Zusammenhang der Kräfte und Erscheinungen aufschließen, und daß die technischen Erfindungen ihm immer mehr die Herrschaft über die Natur in die Hände spielen werden, so daß seine Arbeit immer fruchtbarer und sein Arbeitsertrag in gleicher Arbeitszeit immer größer wird. Immer mehr wird die ländliche Arbeit durch Maschinen, künstlichen Dünger und Bodenamoliorationen befruchtet werden und immer reichere Erträge wird sie auf diesem Wege dem nationalen Boden entlocken, sobald nur die nöthigen Kapitalien dazu aufgespeichert und zu hinreichend niedrigem Zinsfuße dafür verfügbar sind. Immer mehr wird auch die Kleidung, Wohnung und Locomotionsfähigkeit der niederen Schichten des Volkes dasjenige Maß von Annehmlichkeiten überschreiten, das früher den höchsten erreichbar war, und immer größer wird die Bevölkerungszahl aller Länder werden, die an dieser wachsenden Fülle der Güter theilnehmen.

Dieser Proceß wird um so mehr beschleunigt werden, je mehr hervorragende Geister mit gründlicher naturwissenschaftlicher und technischer Schulung sich bemühen, durch Verbesserungen und neue Erfindungen die Technik zu vervollkommnen, und je größere Kapitalien ihnen zu Versuchen im großem Maßstabe zur Verfügung stehen. Der Anreiz, sich der Technik zu widmen, wird wiederum um so größer sein, je größere Vortheile dem glücklichen Erfinder zufallen, je mehr er sich durch reiche Früchte seiner Bemühungen über die Zahl der ebenso fleißigen, aber minder talentvollen Concurrenten und über die große Masse erheben kann. Die Kapitalien, die auf technische Versuche verwendet werden müssen, werden ebenfalls nur dann verfügbar sein, wenn die gelungene Erfindung zu einem unverhältnißmäßig großen Unternehmergewinn führt, da die meisten Versuche praktisch ergebnißlos bleiben und die aufgewandten Kapitalien spurlos vernichten.

In der bisherigen Wirthschaftsordnung sind diese Bedingungen des technischen Fortschritts zweifellos in ausreichendem Maße gegeben gewesen, um die bisherigen technischen Fortschritte zu erzeugen. Immer mehr Söhne reicher Fabrikanten und Kaufleute widmen sich dem naturwissenschaftlichen und technischen Studium und immer mehr Techniker werden dadurch befähigt, eigne Kapitalien auf Versuche zu verwenden, deren Ausbeutung im Fall des Gelingens durch einen immer mehr verfeinerten und durchgebildeten Patentschutz gewährleistet wird. In immer wachsendem Maße finden die mittellosen aber geschulten Techniker Gelegenheit, als Angestellte in technischen Großbetrieben durch Erfindungen sich eine glänzende Laufbahn zu sichern und von den Großbetrieben die zu den Versuchen erforderlichen Mittel bereitgestellt zu erhalten, allerdings unter der Bedingung, daß das wirthschaftliche Eigenthum der Erfindungen und ihre kapitalistische Ausbeutung den Unternehmern zufällt, so lange sie in ihrem Dienste stehend Erfindungen machen. Die mittellosen Erfinder müssen dabei freilich auf unmittelbaren Unternehmergewinn verzichten, aber sie laufen auch keine Gefahr eines Verlustes und steigen rasch zu angesehenen und reich dotirten Stellungen auf, bis sie endlich in derselben oder anderen Unternehmungen Directoren und Theilhaber werden. Dieser Lohn scheint als Anreiz des Erfindungsgeistes genügend; denn er befähigt den mittellos Beginnenden, im Laufe des Lebens in immer hervorragendere Stellungen aufzurücken und ein Vermögen zu sammeln, das er seiner Familie hinterläßt. In den Directoren der Großbetriebe, bei denen er als junger Beamter angestellt ist, findet er sachverständige und interessirte Beurtheiler seiner Ideen, Pläne und Entwürfe, die auf etwas Aussichtsvolles gern eingehen und über die Mittel zu Versuchen verfügen können. Bedingung ist dabei allerdings, daß dem technischen Großunternehmen die Möglichkeit offen steht, durch kapitalistische Ausbeutung gelungener Erfindungen anderen Concurrenten einen Vorsprung abzugewinnen.

Alle diese Bedingungen des technischen Fortschritts würden in einer rein sozialistischen Wirthschaftsordnung theils unbedingt wegfallen, theils in Frage gestellt werden. Der Besitz eigener Kapitalien zur Anstellung von Versuchen, der jetzt so überaus befruchtend auf den Fortschritt der Technik wirkt, und überall da als letztes Mittel eintreten muß, wo die Idee eines Erfinders zu ungewöhnlich und genial ist, um von gewöhnlichen Sterblichen, auch wenn sie noch so sachverständig sind, gewürdigt werden zu können, dieser private Kapitalbesitz hört in der rein sozialistischen Wirthschaftsordnung auf. Alle Erfinder sind alsdann in der Lage wie jetzt die mittellosen. Sie müssen sich an die staatlichen Betriebsdirectoren oder Prüfungsinstanzen wenden, und diesen ihre unreifen Ideen so plausibel zu machen verstehen, daß ihnen von Staats wegen die Mittel zu Versuchen überwiesen werden. Diese staatlichen Betriebsdirectoren sind aber gar nicht persönlich interessirt bei dem Zustandekommen der Erfindungen, noch weniger die Bureaubeamten der Prüfungsinstanzen für unreife Projecte; auch wenn sie sachverständig genug sind, machen sie die Sache doch mit bureaukratischer Suffisance und Ennuirtheit ab, so daß eine wohlwollende Förderung unbequemer Talente von ihnen zu erwarten geradezu unbillig wäre. Das sozialistische Wirthschaftsgetriebe kann ja auch so wie es gerade ist weiter gehen, und etwaige technische Fortschritte mögen der Gesammtheit zu Gute kommen, aber nicht den staatlichen Beamten. Die zu solchen Zwecken im Budget ausgeworfenen Mittel wurden auf die banalsten Dinge, sofern sie von gut empfohlenen Personen ausgehen, vergeudet, und für die wirklichen Talente oder gar Genies würden niemals Mittel vorhanden sein. Sind nun gar die Directoren und Prüfungsbeamten demokratisch von den Arbeitern gewählt, so sind sie nicht einmal als Sachverständige im höheren Sinne zu betrachten.

Aber gesetzt auch, der Erfinder überwindet die Schwierigkeit, Mittel zu Versuchen von den staatlichen Behörden zu erlangen, und bringt mit Hilfe derselben eine werthvolle Erfindung zu Stande, so fragt es sich wiederum, ob die am grünen Tische sitzende Weisheit den Werth der Erfindung auch anerkennt. Wenn nicht, so ist sie todtgeboren, denn es gibt ja keine Concurrenz mehr, in welcher ein Großbetrieb dem anderen vermittelst technischer Verbesserungen einen wirthschaftlichen Vorsprung abzugewinnen trachtet. Indessen die Erfindung möge angenommen werden, so fehlt doch jedes persönliche Interesse, den Erfinder warm zu halten und zu neuen Erfindungen anzuspornen; wohl aber kann die Furcht in Betracht kommen, daß dieser lästige Streber einen der bisherigen Decernenten von seinem bequemen Platz am grünen Tische verdrängen möchte, wenn sein Name bekannt wird. Man wird ihn also zurückdrängen und zu verheimlichen suchen; andere werden sich seine Erfindung mit leicht vorzunehmenden Abänderungen aneignen und den Ruhm derselben für sich in Anspruch nehmen. Der Erfinder wird nur Aerger, Verdruß, vergebliche Kämpfe, vielleicht Bestrafung wegen Querulanz, schwerlich aber auch nur die geringste Befriedigung seines Ehrgeizes oder seiner Eitelkeit davon haben.

Und wenn es ihm selbst gelingt, seinen Namen mit der Erfindung zu verknüpfen, so kann er doch kein Patent auf dieselbe nehmen, keine kapitalistische Ausbeutung erzielen, überhaupt keinen materiellen Vortheil dadurch erreichen; denn in der rein sozialistischen Wirthschaftsordnung gibt es keinen Unternehmergewinn, also auch keine monopolistische Ausbeutung auf Grund von Patenten. In dem sozialdemokratischen Gesellschaftsideal gibt es nicht einmal eine Verschiedenheit der Arbeitszeit und der Entlohnung. Auch der genialste Erfinder bleibt sein Leben lang dasselbe, was jeder unqualificirte Arbeiter neben ihm ist; er kann höchstens den Vortheil haben, sich auch ferner mit der Erfinderei, d. h. mit einer ihm mehr als Erdekarren zusagenden Arbeit zu beschäftigen. Man braucht kein großer Menschenkenner zu sein, um einzusehen, daß die rein sozialistische Wirthschaftsordnung die wichtigsten Motive aufhebt, die jetzt zu Bestrebungen technischer Vervollkommnung anspornen, und daß sie nur Motive übrig läßt, die wenn sie sich nicht mit verrücktem Fanatismus verbinden, unzulänglich sind, um alle die verstärkten und gehäuften Gegenmotive zu überwinden. Die

verrückten Dilettanten, die als vermeintliche oder wirkliche Erfinder theils in den Irrenhäusern wohnen, theils als unschädliche Narren frei herumlaufen, die allein würden übrig bleiben; die geschulten, sachkundigen systematischen Erfinder aber würden so gut wie aussterben, und doch sind es diese allein, die die wirklich praktischen und bedeutenden Fortschritte der Technik hervorbringen. Die Technik würde in der rein sozialistischen Wirthschaftsordnung nicht nur zum Stillstand kommen, sondern durch verkehrte und unpraktische Neuerungen sowie durch schnellen Verfall der Präzisionsmechanik eine rückgängige Bewegung einschlagen, die je länger desto rascher werden müßte. Die sozialistischen Utopien haben demnach kein Recht, die weiteren Fortschritte der Technik als eine Voraussetzung in ihre Zukunftsideale mit aufzunehmen; sie haben noch weniger das Recht, eine auf Grund dieser Voraussetzung angenommene künftige Productionssteigerung ihrem sozialistischen Ideal gutzuschreiben, welches vielmehr dieser Voraussetzung den Boden entzieht.

---

## Literatur und Kunst.

### Erinnerungen an Gottfried Keller.

Im Frühjahr 1875 hielt ich mich einige Wochen in den Bädern von Bormio auf. Da ich täglich fast eine Stunde in der Badewanne sitzen mußte, sah ich mich in der viersprachigen Bibliothek nach einem leichtunterhaltenden Buche um. Ich wählte ein Buch, welches den Titel führte: Der grüne Heinrich von Gottfried Keller, indem ich mir sagte, daß dieses mir unbekannte Buch mit dem seltsamen Titel wahrscheinlich das richtige sein werde. Nun las ich Tag für Tag bald eigen ergriffen, bald durch gewisse Längen und allzu ausgedehnte Betrachtungen ermüdet. Das Jahr verging mir ziemlich unruhig, so daß ich nicht einmal dazu kam, mich in der Literaturgeschichte nach dem Buche umzusehen. Als ich im Frühjahr 1876 wiederum nach Bormio pilgerte, merkte ich, daß das Buch tief in mir fortgewirkt hatte: ich empfand eine lebhafte Sehnsucht nach ihm, und als ich im Bade angelangt mein Abendessen bestellt hatte, ging ich in die Bibliothek, holte den Grünen Heinrich und erwartete lesend das Abendessen. Nun las ich Tag für Tag und war so erfüllt von dem Zauber des Buches, daß ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Bormio mich entschloß, dem Verfasser mein Herz auszuschütten und ihn schließlich bat, das Buch durch Umarbeitung einem größeren Lesekreise verständlich zu machen und es nicht dem sonst wahrscheinlichen Vergessen preis zu geben.

Auf der Heimreise verweilte ich in Meran und verkehrte in dem gastlichen Hause von Emil Kuh. Als ich das Gespräch auf das Buch brachte, sagte die Professorin lächelnd: „Seltsam, daß Sie von dem Buche reden! Als Sie von Ihrer Reise erzählten und uns Ihre Skizzen zeigten, dachte ich unwillkürlich an den grünen Heinrich.“ Wir alle lachten, ich wurde aber wieder ernst, als Kuh mir die Persönlichkeit Keller's schilderte und u. A. bemerkte, daß er recht reizbar sei und seinen Gefühlen oft einen derben Ausdruck gebe. Ich verwünschte meinen unseligen Brief und wurde während der Heimreise ein gewisses Unbehagen nicht los. Mit Bangen öffnete ich zu Hause zuerst einen Brief aus Zürich; er war G. Keller unterzeichnet und lautete: — — „Sie sehen, daß ich mir nicht mit einer Postkarte behelfe, um Ihnen für Ihren freundlichen Brief zu danken. Wenn ich auch von Ihrer Ueberschätzung des Grünen Heinrich alle billigen Abzüge mache, so bleibt doch genug für eine erfreuliche Ueberraschung übrig, welcher man doch zugänglich ist, wenn sie von berufener Seite zu kommen scheint, was man natürlich sofort constatirt. — — Wie Sie bemerken werden, mache ich mir Ihr wohlwollendes Interesse gleich zu nutze und gehe mit Ihnen um, wie mit einem Bekannten. So würde es mir auch nur angenehm sein, wenn Sie mir weitere Bemerkungen über das Problem, wenn Ihnen solche etwa einfallen sollten, mittheilen wollten. — — Ich habe selbst nach dreißigjährigem Unterbrechen neulich meine Leinwand aufspannen lassen, um dem Jugendheimweh zu fröhnen.“ — —

Freilich ging es nicht so eilig mit der Umarbeitung des Buches und eine wiederholte Mahnung wurde im August 1877 beantwortet: „Wegen des Grünen Heinrich brauchen Sie nicht besorgt zu sein. Da ich das Geld nöthig habe, was der faule Kerl noch erwerben soll, trotz seines trübseligen Absterbens, so wird die Sache nicht zu lange hinstehen.“ Und im December 1877: „Jetzt gehe ich unverweilt an die Wiedergeburt des grünen Tropfes, genannt Heinrich.“

Als ich nach der Rückkehr von Bormio Theodor Storm besuchte, um meine Erlebnisse zu berichten und Grüße von Kuh zu bestellen, ward mir der lebhafte Vorwurf, jenes Buch nicht gekannt zu haben, welches er in jedem Jahre bis zur Auswanderung der Judith wieder lese, stets neuen Genuß aus ihm schöpfend.

Als Keller im Sommer 1876 sein Amt als Staatsschreiber niedergelegt hatte, schrieb er: „Ich habe auch erst in diesen Tagen das bureaumäßige Abwandeln der poetischen Arbeit ganz abgeschüttelt und das alte Gefühl des innerlichen Draufgehens und Auslebens wiedergefunden. Sollte Ihr guter Stern Sie im Frühjahr wieder auf Reisen und auch in die Schweiz führen, so werde ich Ihnen mit Freuden Stunden und Tage widmen, so viel Sie wollen.“ Ich folgte der Einladung im Mai 1877. Keller wohnte damals noch auf dem Bürgli in der Vorstadt Enge in Zürich. Ich wurde in einfacher Herzlichkeit empfangen, wir setzten uns auf das Sopha, die gewöhnlichen Fragen über Reise und Befinden wurden ausgetauscht, ich sprach des längeren über ich weiß nicht mehr was und wartete dann, daß Keller seinerseits die Unterhaltung fortführen werde. Da das nicht geschah, so nahm ich wiederholt das Wort, hatte dann die Empfindung, daß das Gesprochene besser ungesprochen geblieben wäre und erhob mich schließlich entschlossen zum Abschiede. Nun führte er mich an das Fenster. Ich sehe noch die kleine, aber starke Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe in einem langen, feinen grauen Hausrocke vor dem Fenster stehend, nachdenklich hinunterschauend auf die schöne Landschaft und mit Behagen die Cigarre rauchend. Er machte mich auf diesen und jenen Punkt der Landschaft aufmerksam, äußerte, daß die fruchtbaren Thäler mehr Reiz für ihn hätten, als das Hochgebirge und bedauerte dann, daß er mich nicht zu Tische einladen könne, weil er mit einer alten einfachen Schwester hause, welche durch eine solche Einladung in Verlegenheit gerathen würde. Aber zum Uetliberge möchte er am Nachmittage mich hinaufführen und mir etwas von Stadt und Umgegend zeigen. So fuhren wir denn am Nachmittage auf den Uetliberg, geriethen später in eine kleine Weinschenke außerhalb der Stadt, wo er als alter willkommener Gast begrüßt wurde, besuchten ein Bierhaus mit einem Kreise befreundeter Professoren und endeten in der Meise. In dem beredten Führer, der mir von der Vergangenheit Zürichs, vom römischen Castrum, von der Gesellschaft der Böcke, vom Thierbuch u. s. w. bald ernst, bald launig erzählte, vermochte ich den seltsamen Schweiger vom Vormittage kaum wieder zu erkennen. Ziemlich spät in der Nacht begleitete ich meinen neuen Freund trotz seines Sträubens nach seiner entfernten Wohnung, ich fühlte seinen starken Arm in dem meinigen ruhen und war sehr befriedigt über den Verlauf des Tages.

Als ich nach der Rückkehr, wie gewöhnlich, Storm besuchte, um ihm über die Reise zu berichten, wurde verabredet, daß er mit dem von ihm so hoch verehrten Züricher Genossen in Apollo zunächst brieflich in Beziehung treten müsse. So entstand zwischen den beiden Dichtern ein inhaltreicher Briefwechsel; sie tauschten, wie Keller bemerkte, ihre Briefe, wie zwei alte Kapuziner ihre Nelkensetzlinge austauschen. „Es ist mir sehr angenehm,“ schrieb mir Keller im Winter 1877, „auf meine alten Tage eine solche Doppelbeziehung zu dem achtbaren Norden erwischt zu haben.“

So oft ich nach Zürich kam, wurde ich von Keller mit einfacher Herzlichkeit, welcher ein mir so wohlthuender Zug

von Väterlichkeit beigemischt war, empfangen. Seinen Empfindungen Worte oder Geberden zu leihen, lag seinem Wesen fern. Diese Art Sprödigkeit und einer gewissen Verschämtheit ist in meiner Heimath häufig und mir von Jugend auf vertraut und lieb. Unter den Menschen mit der verhaltenen Empfindung kannte ich so viele von tiefgründigem Gemüthe und unwandelbarer Treue; nur in dem guten Blicke und im Tone der Stimme äußern sie sich. Ich freute mich wie ein Kind, wenn ich Keller wiedersah und war tiefbetrübt, wenn ich ihm zum Abschiede die Hand reichte. Wenn ich meinem Wesen entsprechend meinen Empfindungen unbefangen vollen Ausdruck gab, lächelte er freundlich und gütig dazu. Bei jedem Besuche beschenkte er mich, meistens mit einem Buche, aber auch sein feines Taufmützchen und ein Fallhütchen, welches er als Kind getragen, schenkte er mir für meine Sammlung alterthümlicher Dinge, und schließlich ließ er mir von seinem letzten Lager einen großen Karton, den er als Jüngling in München gezeichnet hatte, übersenden.

Am liebsten verweilte ich mit Keller in seinem Arbeitszimmer, weil hier die Unterhaltung geregelter und ausgiebiger war als auswärts. An das zeitweilige Schweigen in der Unterhaltung gewöhnte ich mich bald und schwieg mit, wenn es mir paßte. Dann aber war er zu Zeiten auch sehr gesprächig, ich brauchte ein Thema nur zu berühren und er sprach in seiner unmittelbaren, anschaulichen, oft launigen und drastischen Art über die Sache sich aus. Bemerkungen über seine Arbeiten verhandelte er mit so gelassener Sachlichkeit, als ob sie von einem dritten herrührten und gestand ohne Zögern die Richtigkeit einer Bemerkung zu. Im Herbste 1880 schrieb er mir bei Uebersendung „des retouchirten Heinrich“: „daß die Judith am Schlusse noch jung genug auftritt, statt als Matrone, wie beabsichtigt war, hat sie Ihren ihr so gewogenen Worten zu danken. Ich wollte mich selbst nochmals am Jugendglanze dieser unschuldigen, von keiner Wirklichkeit getrübten Phantasiegebilde erlustiren.“ Andererseits erwartete er auch, daß andere ein offenes Urtheil auch in kräftiger Fassung vertragen könnten. Eine auf Licht- und Farbenwirkung berechnete breitgehaltene Skizze von mir bezeichnete er als sehr kräftig und sogar leuchtend in gewissem Sinne, aber — wird hinzugefügt — „wenn Sie sich einmal daran gewöhnt haben, die charakteristischen Formen im Handgedächtniß zu besitzen, so ist es Ihnen gar nicht mehr möglich, die unter dem Namen des Skizzirens umlaufende Sudelei zu treiben.“ Das war deutlich.

Einmal hatte ich nachgegeben, als er meiner Bitte, die Studien aus seiner Malerzeit zu sehen, Schwierigkeiten entgegensetzte. Als ich einmal wiederkam, war ich entschlossen, wenn irgend möglich, die Erfüllung meines Wunsches zu erreichen. Sie seien unter altem Gerümpel verpackt und schwer zu finden. Suchen wir, bat ich, und es wurde gesucht und gefunden. Mich überkam eine gewisse Wehmuth bei der Betrachtung dieser Zeugen eines verfehlten heißen Strebens („mein Jugendheimweh“). Den kleineren Blättern folgte ein großer Karton 90:156 cm mit Bleistift und Rohrfeder kräftig gezeichnet, eine hochaufsteigende alterthümliche Stadt darstellend, in deren Gassen man hineinschaut; im Vordergrunde mächtige Bäume, Felstrümmer und ein Gehöft mit hölzernem Thor und eingezäumtem Garten — das ganze so phantasievoll, lebendig, lustig, voll köstlicher Einzelheiten, daß man nicht begreift, was Keller bewog, die geliebte Kunst aufzugeben. Es ist der Karton, der in Band 3 Kap. 11 des Grünen Heinrich beschrieben wird, jedoch ist er einfacher gehalten und enthält nicht alle dort erwähnten Dinge, die in der Beschreibung eines Bildes sich recht hübsch ausnehmen, im Bilde selbst aber schwierig unterzubringen sind. Das weitläufige Blatt wurde auf dem Fußboden auseinandergerollt, an den Enden mit Büchern beschwert und wir beide krochen auf den Knieen um das Blatt herum, um alle Einzelheiten zu betrachten, während der Meister dieses erklärte. Nachdem wir mit schmerzenden Knieen uns erhoben hatten, drang ich darauf, daß das schöne interessante Blatt nicht in seinem verwahrlosten Zustande wieder weggelegt, sondern einem Buchbinder zur geeigneten Behandlung alsbald übergeben werde. Es wurde zugesagt, aber niemals ausgeführt. Schon in dem ersten Briefe und später bei meinem ersten Besuche hatte Keller nur davon gesprochen, daß sein „altes Jugendheimweh“ ihn dazu treibe, zu größeren Entwürfen den Stift wieder zur Hand zu nehmen, er wollte sogar seine Wohnung mit eigenen Zeichnungen und Malereien ausschmücken. Storm und ich sollten jeder eine Zeichnung von ihm erhalten. Oefter kam er im Laufe der Zeit auf jenen Plan zurück, hat ihn aber ebensowenig ausgeführt, wie seine dramatischen Pläne und die Absicht, „Hesperien“ kennen zu lernen. „In puncto Unterlassungssünden kann ich redlich behaupten, daß mir nichts menschliches fremd sei,“ schreibt er in liebenswerther Offenheit. Als ich bei einem späteren Besuch an das Versprechen wegen des Cartons erinnerte, bat er mich, ihn mitzunehmen und für mich zu behalten, was ich ablehnte.

Die Schwester Regula wollte ich kennen lernen, sie wollte sich aber nicht sehen lassen, und der Bruder schien diesen Entschluß zu billigen. Da erblickte ich sie in einem Stübchen, dessen Thür offen stand, erkannte sie an der Aehnlichkeit mit dem Bruder, schritt unbefangen hinein, begrüßte sie, sagte ihr Scherzhaftes und Freundliches, und bald waren wir wie alte Bekannte. Das etwas scheue, verhaltene, verschämte Wesen täuschte mich nicht über die Güte und Freundlichkeit der Gesinnung, die aus ihren Augen strahlte. Unsere stille Freundschaft dauerte fort, bis sie am 6. October 1888 nach langer Krankheit und zuletzt schwerem Leiden zu ihrer wohlverdienten Ruhe eingegangen war.

Als ich 1888 wieder nach Zürich kam, war Keller ein leidender Mann. Krankheit und Tod der Schwester und eigenes Leiden hatten ihm stark zugesetzt. Der Geist war der alte, aber der Körper hatte sichtlich gelitten und namentlich waren die Beine schwach geworden und die kleine breite Gestalt im weiten Ueberrock und unter dem breitrandigen Schlapphut schob sich mit den kleinsten Schritten nur sehr langsam vorwärts. Die nicht ganz kurzen Wege vom Zeltwege in der Vorstadt Hottingen in die innere Stadt oder zu Böcklin's Atelier nahmen jedesmal viel Zeit in Anspruch. Ich wurde aufgefordert, allein voranzugehen und erwiderte scherzend: „Mit Euch, Herr Doctor, zu spazieren ist ehrenvoll und bringt Gewinn!“ — „Schöne Gesellschaft,“ murrte er, „so eine alte corrupte Bestie, wie ich.“ Er hatte allerlei Beschwerden über Freunde und Feinde vorzubringen, was früher nicht seine Art war, während er im Uebrigen heiter und gesprächig war.

Dann folgte der letzte Besuch. Im April 1890 erfuhr ich, daß Keller bedenklich erkrankt sei, und erhielt von Böcklin auf meine Anfrage eine wenig tröstliche Nachricht und sodann nach einigen Tagen die Mittheilung, daß Keller durch meine Erkundigung sehr bewegt worden sei. „Thränen traten ihm in die Augen, als er den Wunsch aussprach, Sie zu sehen. Er hat mir eine alte Zeichnung (den erwähnten Carton) übergeben, die ich Ihnen schicken soll. Das wird bald besorgt werden. Zweck dieser Zeilen ist aber Sie zu bitten, unseren lieben guten Freund, wenn irgend möglich, bald zu besuchen.“ Tief erschüttert erbat ich selbigen Tages Urlaub, reiste am Abend nach Zürich ab, geschüttelt von Influenza, und erreichte am nächsten Abend den 29. April die Stadt mit Mühe und Noth. Als ich am nächsten Morgen sein Schlafzimmer betrat, fand ich den Kranken im Bette liegend mit geschlossenen Augen, die weißen rundlichen Hände auf der weißen Decke ruhend. Sobald er die Augen aufschlagend, mich erkannte, packte ihn ein krampfhaftes Weinen, das jedoch bald nachließ, er reichte mir die Hände und dankte mit mehr Worten, als er sonst für solche Dinge zu haben pflegte, für mein Kommen. Dann sprach er von dem Verlaufe der Krankheit, besonders von dem Aufenthalte in Selisberg und schloß mit der Klage, daß er ein alter zähllebiger Mensch sei, der nicht sterben könne. Es gelang mir leidlich, ihn zu beruhigen, indem ich die abscheuliche Grippe, die ja aber einmal ein Ende haben müsse, für alles verantwortlich machte. Nun saß ich während der drei Tage, die mir vergönnt waren, die meiste Zeit an seinem Bette, und wir sprachen über alles, was ihn interessiren konnte. Bisweilen schlief er ein, und ich erwartete lesend das Erwachen. Einigemale erfaßten ihn traumhafte wirre Vorstellungen, deren

Inhalt ich nur unklar aus seinen Reden errathen konnte. Sonst war er geistig unverändert, sprach über die verschiedensten Gegenstände mit Lebhaftigkeit und Laune. Mit Rührung erzählte er von der treuen Sorge, mit welcher Böcklin und der Professor A. Stadler ihn umgaben, begehrte auf, als die Rede auf die Rolle der Probleme in der neueren Literatur kam: „Wenn sie keine Probleme mehr auftreiben können, sollen sie in Gottes Namen schweigen" — und erzählte dann wieder drollige Geschichten und „Schnurren". Niemals habe ich ihn in gesunden Tagen so aufgeräumt gesehen, als er Wesen und Lebenslauf eines ihm nicht angenehmen Mannes erzählte. Die Lust des Schilderns packte ihn so lebhaft, daß er sich im Bette aufrichtete, um auch gesticuliren zu können. Der Mann hatte ihn einmal besucht und war die Hände in den Taschen und eine Weise pfeifend, im Zimmer auf- und abgegangen. Der Kranke ahmte nun die Stellung und den Gesichtsausdruck nach und pfiff mit unendlich drolliger Miene die Weise. In dramatischer Form wurde die Unterhaltung wiedergegeben, wie der Erzähler mit derben Worten das unpassende Benehmen sich verbeten und der andere mit: Aber lieber Vetter — — sich entschuldigend nun ein Lied zu trällern begonnen hatte (auch dies wurde singend wiedergegeben), bis ihm auch dies Vergnügen untersagt wurde.

Der Kranke fürchtete die Nächte, weil ein unruhiger traumvoller Schlaf ihn quälte. Eines Morgens fragte er mich sehr angelegentlich, ob ich in Begleitung Böcklin's in der Nacht bei ihm gewesen sei. Als ich verneinte, wiederholte er nochmals dringlich die Frage: er habe uns doch so leibhaftig gesehen und mit uns gesprochen, sah mich prüfend an, ob ich vielleicht es ihm verheimlichen wolle und beruhigte sich erst, als ich über meinen Verbleib während der Nacht genaue Auskunft gab.

Eines anderen Morgens erzählte er mir, wie zwei ganz in gediegenem geschmiedeten Golde gepanzerte Ritter die ganze Nacht dort vor dem Schränkchen zwischen den Fenstern regungslos gestanden und ihn unverwandt angeschaut hatten. Die Erscheinung war ihm offenbar unheimlich gewesen wegen des Anstarrens und hatten ihn wiederum entzückt durch die prächtigen Rüstungen. Er schilderte umständlich und anschaulich, wie die Helme das obere Gesicht in tiefen Schatten gestellt, und wie die Glanzlichter auf dem feinen Golde geblitzt hatten. Immer wieder kam er auf diese glänzende Erscheinung zurück und konnte sich nicht genug thun in der Schilderung des wunderbaren Glanzes. Dann schloß er lachend: „Hätte die Pauline (die Haushälterin) die Kerle gesehen, die hätte sie sofort in's Leihhaus geschleppt."

An einem Nachmittage fand ich den Kranken im Lehnstuhle neben dem Bette am Fenster sitzend. Wir tranken ein Glas Wein und plauderten wie gewöhnlich. Als die Sonne sich zu neigen begann, schwieg er, und sein Blick ruhte verloren auf den sonnenbeglänzten Dächern und Baumwipfeln, in denen Vögel sangen. Auch ich schwieg und dachte an die wunderbare Strophe des Abendliedes:

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt.
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt.

Nach langem Schweigen begann er leise wie im Traum zu reden, den Blick in's Unendliche gerichtet. Er wandelte im Abendscheine in seligen Gefilden, in einer wundersamen glanzerfüllten Unendlichkeit. Ich horchte mit verhaltenem Athem in feierlicher Stimmung und fühlte mich selbst in das Reich dieser verzückten Phantasie hineingezogen. Da trat die Haushälterin in das Zimmer und mahnte zur Rückkehr in das Bett. Mit verlorenem Blicke wandte der Kranke das Haupt, und nur zögernd begann sein Geist auf die Wirklichkeit sich wieder zu besinnen.

Dann kam der Tag des Abschiedes. Ich äußerte am Vormittage, daß ich fort müsse, aber der Kranke sah mich nur mit einem eigenen Ausdrucke an und erwiderte nicht. Am Nachmittage brachte ich die Rede auf die Feier seines 70. Geburtstages und auf die zahlreichen Festgaben, die im Arbeitszimmer aufgehäuft lagen. In der Erinnerung an diese Feier überwogen peinliche Empfindungen, jedoch pries er mit heiterem Lächeln eine Weinsendung aus Oesterreich und fragte dann, ob ich die Berliner Adresse gesehen habe. Diese sei ihm besonders dadurch werthvoll, daß Moltke's Name an der Spitze der Unterzeichneten stehe. Ich mußte dann die schwere Mappe herbeitragen, die Adresse und die Namen der Unterzeichner lesen und die Aquarelle, die sein Berliner Wohnhaus und den Tegelsee darstellten, ihm zeigen. Er wurde sehr lebhaft, sprach von seinem Aufenthalte in Berlin, von Moltke, vom Tegelsee und wünschte schließlich, daß ich sein Gedicht „Am Tegelsee" vorlesen möge. Die Strophe:

Und auf dem Walde wandeln sacht
Die weißen Wolkenfrauen,
Die in der Fluth krystallner Nacht,
Ihr klares Bild beschauen —

mußte ich wiederholt lesen, er betrachtete das den Tegelsee darstellende Aquarell aufmerksam und meinte dann, daß der Maler seine Absicht wohlverstanden habe. Dann sann er eine Zeit lang und äußerte endlich mit lebhafter Wärme, daß er Lust habe, in einem Gedichte seinen Dank auszusprechen, begann auch sofort den Inhalt zu skizziren.

Inzwischen bewegte immer mehr der Gedanke an den Abschied, den Abschied für immer, mir die Brust. Ich kam wiederholt schüchtern darauf zurück, aber der Kranke mochte nicht davon hören. So schleppte das Gespräch etwas mühsam sich dahin, bis ich entschlossen mich erhob, auf die Uhr sah und ausrief: „Es muß sein, ich kann nicht länger bleiben." Nun tröstete ich so gut ich konnte, hoffte auf baldiges Wiedersehen bei guter Gesundheit, aber er schüttelte traurig den Kopf und beklagte nur seine Zähleibigkeit, die ihm die gute Ruhe vorenthielt. Ich faßte seine Hände, schaute ihm noch einmal, zum letzten Male, voll in die Augen, drückte einen Kuß auf die hohe bleiche Stirn, preßte nochmals beide Hände und wandte mich rasch zum Gehen. Als ich vor der Thür noch einmal mich umwandte, sah ich in ein weinendes Antlitz mit traurigen trostlosen, fast entsetzten Augen, welche mich zu fragen schienen, ob ich es über das Herz bringen könne, ihn einsam auf seinem letzten Lager zu lassen. Während ich im Vorzimmer noch verweilte, um meine Bewegung zu beruhigen, empfand ich, daß diese Stunde zu den traurigsten meines Lebens gehörte. Der 15. Juli 1890 war der Todestag.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finst're Truh. W. P.

---

## Die Sammlung Spitzer.

Von Ernst Zimmermann (Paris).

Ein geistreicher Franzose hat einmal gesagt: Wer sammelt ist nicht glücklich. Mit größerem Rechte darf man vielleicht noch behaupten: Eine Zeit, die sammelt, ist nicht glücklich. Dann freilich wären wir es gewiß nicht; denn es hat ja kaum eine Zeit gegeben, in welcher wie heute gesammelt und wieder gesammelt wurde. Man trägt heute alles zusammen, was sich nur irgend zusammentragen läßt. Werthloses und Werthvolles, man handelt so in allen Lebenslagen, in allen Lebensaltern, vom Kinde bis zum Greise. Das Sammeln scheint so recht die Manie des wunderlichen neunzehnten Jahrhunderts geworden zu sein.

Und sind wir denn, im Grunde genommen, wirklich glücklich? Ist nicht das Sammeln vieler Dinge und vor allem der edelsten, der Kunstwerke, mit denen überhaupt diese ganze Bewegung ihren Ausgang genommen hat, das stillschweigende

Eingeständniß, daß wir, in dem unbehaglichen Bewußtsein, wieder einmal an einem Wendepunkte der Weltgeschichte angelangt zu sein, trauernden Herzens Abschied nehmen von einer alten, in ihren Ausgängen, in ihren Früchten klar vor uns liegenden Zeit, um unsicher, fast zaghaft und muthlos, einer noch in dichtem Nebel ruhenden Zukunft entgegenzusteuern? Wir suchen bei diesem scheinbar zwecklosen Weitertreiben zu halten, zu retten, was es noch irgendwie aus alten Tagen zu retten gibt; wir greifen, um nichts uns entgehen zu lassen, frisch und beherzt zu, unbekümmert, ob, was wir ergattert, wirklich in Zukunft Nutzen bringen wird, oder nur eitel Plunder ist.

Privatleute sind in unserem Jahrhundert zuerst zu dieser Erkenntniß gekommen; sie haben den Anfang dieses typischen Sammelns gemacht. Neben unmittelbarem Genießen und Lernen gingen sie vor Allem auf die Erhaltung der Denkmäler aus, welche eine culturlose und kunstblöde Zeit verkommen und verderben ließ. Es sind zuerst vor Allem die Werke der Kunst gewesen, welcher sich einzelne Geister, die ihrer Zeit voraus waren, liebevoll annahmen; es waren vor Allem Paris und London, von wo diese Bewegung ihren Ausgang nahm. Dort ist noch heute der klassische Boden alles Kunstsammelns, das Eldorado aller Kunstamateure. Die anderen Länder Europas kommen daneben kaum in Betracht.

Wie bei allen grundlegenden Neuerungen ist der Staat auch hier nur nachgehinkt. Er hat sich vielfach nur zu Nutze gemacht, was jene Privatsammler bereits vorgearbeitet hatten. Aber auch dies nicht immer, und manche stolze, weltberühmte Sammlung, welche die Mühe und der Schweiß eines ganzen Menschenlebens zusammengebracht hat, ist schon in wenigen Tagen durch die Schläge des Hammers wieder in ihre Atome zerspaltet und weit über den Erdkreis zerstreut worden. Der Heimath beraubte Kunstwerke, welche noch einmal ein liebevolles Asyl gefunden hatten, werden dann vollends heimathlos, ein Schauspiel, das den denkenden Beobachter zu den traurigsten Betrachtungen stimmen muß. „Verlorene Liebesmüh" möchte man es taufen, und viele Wiederholungen kann man davon bis zum Ueberdruß sehen.

Und augenblicklich schon wieder eine und eine traurigere denn je! Die weltberühmte, in ihrer Art einzige Sammlung Spitzer wird, wie alle Tagesblätter melden, zur Zeit in Paris bei ungeheurer Betheiligung, gewaltiger Kauflust und phänomenalen Preisen versteigert. Die bedeutendste und schönste Sammlung kunstgewerblicher Alterthümer, die je ein Privatmann zu Stande gebracht und jemals zu Stande bringen konnte, geht für immer verloren. La plus grande vente du siècle nennt der Auctionskatalog diese Versteigerung. Mit Recht: Aehnliches ward in der That noch kaum gesehen!

Spitzer gehörte nicht zu den Allerersten, die in Paris sich auf das Sammeln kunstgewerblicher Gegenstände legten. Revoil, Sommerard, Sauvageot, der Fürst Soltykoff u. A. waren ihm bereits vorausgegangen. Er kam auch nicht mehr in die goldene Zeit des Sammelns, da man ein kostbares Möbel der Renaissance für 100 Sous, einen herrlichen Degen, den einst der Narr Heinrich's II. besessen hatte, für sechs Francs erwerben konnte. Es waren jetzt neben den ältern Sammlern zahlreiche junge heraufgekommen, die schon mit ganz anderen Summen sich Concurrenz machten. Aber Spitzer, ein geborener Wiener, der bereits Deutschland, England, Belgien und Holland bereist hatte, brachte, als er sich 1852 in Paris dauernd als Kunsthändler niederließ, eine größere Erfahrung mit, die ein angeborenes Gefühl für das wahrhaft Künstlerische, sowie wunderbar begabte Augen, ein wahres Geschenk des Himmels, auf das Vortheilhafteste unterstützten. Seine Sammlung, die er begann, als ihm die Einkünfte seines Kunsthandels die nöthigen Mittel an die Hand gaben, wuchs rapide; bis in die letzten Jahre seines Lebens pflegte er noch allen wichtigen Auctionen beizuwohnen und fast jeden Monat eine neue Nummer, meist ein Prachtstück, den alten hinzuzufügen. Als er im Jahre 1890 starb, umfaßte seine Sammlung circa 4000 Nummern, die in vierzig Serien vertheilt waren.

Was Spitzer vor den meisten Privatsammlern seiner Zeit auszeichnete und, im Grunde genommen, das war, was seine Sammlung einzig in ihrer Art machte, war, wie es bei einem Privatsammler eben erlaubt ist, sein persönlicher individueller Geschmack, der ihn verhinderte, gleich modernen Museen, aus allen Zeiten, aus allen Culturstätten für sich zusammenzuraffen, was dort an Kunst sich dem Suchenden bot. In richtiger Erkenntniß der ihm als Privatmann zu Gebote stehenden Mittel wählte er sich seine Spezialität, an der er mit großer Zähigkeit festhielt. Zwar eine solche, die als die denkbar reichste und für unsere Zeit dankbarste bezeichnet werden muß: die Renaissance, daneben das Mittelalter. Das Mittelalter ist im Kunstgewerbe mehr noch, als in der hohen Kunst die Vorschule der Renaissance. In langjähriger Thätigkeit liefert es dieser mit Hülfe der Tradition vervollkommnete Technik, die dieser erst den Weg zur vollsten Reife ermöglichte. So gehören diese beiden Zeiten in den Kleinkünsten enger zu einander, als in der Architektur, der Malerei und der Plastik. Spitzer hat sich in diesen Perioden unermüdlich umgethan; und alle Zweige der Kleinkunst, welche damals in Blüthe standen, mit gleicher Liebe und ihrer künstlerischen Bedeutung voll entsprechend, berücksichtigt. Die Antike lag ihm von Anfang an ferner; sie fand erst in den letzten Jahren mit einigen jetzt stark angezweifelten Terrakotten und einigen Bronzen Eingang in seine Sammlung. Der langsame Ausgang der Renaissance mit seinen mannigfachen Phasen war nur durch einige wenige Perlen in seinen dem täglichen Gebrauch gewidmeten Wohnräumen vertreten.

Daher der einheitliche Eindruck, die künstlerische Abrundung dieser Sammlung; daher das nirgends wo sonst in dieser Abgeschlossenheit zu erlangende Bild einer Zeit, die im Großen wie im Kleinen gleich productiv und gestaltungsfähig war. Hier sah man, daß man einseitig, ja einseitig bis zur Ungerechtigkeit ist, wenn man, wie es Dank der heutigen, thörichten Trennung von Groß- und Kleinkunst so oft geschieht und namentlich von Seiten der Universitätsprofessoren, jene Zeit, in der die Keime der Kunst emporsprießten und Früchte trugen, wie niemals seit den Tagen des Alterthums und niemals seit jener Zeit wieder, nur nach dem beurtheilt, was diese Zeit in der hohen Kunst, d. h. in der Architektur, der Malerei und Plastik, Hohes und Vollendetes zu Wege brachte und jene Kleinkünste, die eben auch Künste sind, dabei ganz außer Acht läßt. Es standen in den guten Zeiten der Kunst immer beide, hohe Kunst und Kleinkunst, im ursächlichen Zusammenhang mit einander: die eine ging voran, die andere folgte. Die Blüthe der einen ward auch die Blüthe der anderen. So halfen sie sich gegenseitig zu beider Vortheil. Heute sind wir leider noch nicht allgemein zu dieser Erkenntniß wieder gelangt und doch ist dieses vielleicht allein der Ausgangspunkt für ein erneutes Aufblühen beider.

Da Spitzer in Paris lebte und sammelte und damit Frankreich in seiner Sammlung zu einer relativ starken Vertretung bringen konnte, so erhielt diese neben dem einheitlich zeitlichen Charakter auch in gewisser Weise einen einheitlich localen. Das Beste und Wichtigste, was Frankreichs Kunst hervorgebracht hatte, war hier zusammengetragen und zum Theil in einem großen Saale vereinigt, so zu einem beredten Zeugniß seiner bedeutenden künstlerischen Vergangenheit werdend. Voran die großartige, nur noch vom Louvre überbotene Collection Emaillen von Limoges, eine echt französische Spezialität, die einst ohne Concurrenz dastand und sich fast die ganze damalige Culturwelt erobert hatte. Die Geschichte dieser so dauerhaften, in ihrer Farbenwirkung so unveränderlichen Kunstweise im 15. und 16. Jahrhundert lag hier vor Aller Augen offen in 170 trefflich gewählten Beispielen. Es folgten die allbekannten Fayencen Bernard Palissy's, des berühmten, unentwegten Töpfers von Chapelle-Biron, der, obwohl er eben nur ein schlichter Töpfer war, den nationalstolzen Franzosen dennoch für fast gleichberechtigt mit ihren größten Baumeistern, Bildhauern und Malern gilt. Zwei Denkmale setzte ihm allein die Stadt Paris! Hier war er mit 75 Stücken vertreten, unter denen die schönsten und seltensten, die diese Auszeichnung in gewisser Weise berechtigt erscheinen ließen. Dann schließlich ein neiderregender oder herzerfreuender Anblick für Jeden, je nach-

dem er Sammler oder nur Kunstfreund war — sieben Prachtexemplare der heute über alles geschätzten Fayence Henri II. von Biron oder Portchaise, jene reizend zarten, orientalisch leicht decorirten kleinen Gefäße mit ihrer warmen, elfenbeinfarbigen Glasur, welche einst Helene de Hangest, dann de Boisy, die Erzieherin Heinrich's II. von Frankreich, in ihren Mußestunden schuf. Nur wenige sind davon überhaupt erhalten, so wenige, daß man sie zu zählen vermag. Mit ihrem ästhetischen Werthe mischt sich so der ihrer Seltenheit. Unglaubliche Preise wurden bereits schon für diese kleinen Dinger bezahlt. 100,000 Francs erzielte eins derselben 1891 in London. Zu welchen Unsummen wird sich hier das zahlreiche, buntgemischte, zu allen Opfern bereite, sich gegenseitig den Rang ablaufende Publikum versteigen!

Dies alles war indessen nur das allerwichtigste von dem, was hier von Frankreichs Kleinkunst zusammengebracht war, nur das, was seine eigentlichen Spezialitäten ausmachte. Die übrigen Kunstzweige waren nicht vergessen, auch nicht die anderen Stätten der Renaissancekunst, Italien und Deutschland. Es war eben Alles vertreten aus diesen Zeiten, was Kleinkunst hieß, meist in den besten Exemplaren, in der höchsten Vollendung, daß man erkennen konnte, bis zu welcher künstlerischen Höhe diese Zeit es überall gebracht hatte. Denn das war der Entstehung dieser Privatsammlung so sehr zu Gute gekommen, daß ihr Begründer nicht nur einen persönlichen Geschmack hatte, sondern daß er überhaupt Geschmack besaß und mit diesem die ausreichenden Mittel, ihm nach Herzenslust zu fröhnen. Es war hier alles gewählt, oder vielmehr ausgewählt unter der unendlichen Masse von Kunstwerken, welche Spitzer, dem Kunsthändler, während seines langen Lebens unter die Finger gekommen war. Kein bedeutendes Kunstwerk aber, das seinen Besitzer zu seiner Zeit wechselte, und nicht unter seine Finger kam!

Und nun dies Ende! Der, welcher einst dies alles so liebevoll zusammengebracht, stirbt und die Erben lieben, wie so oft, Münzsammlungen mehr als solche der Kunst. So kommt es zur Versteigerung, eine lange Versteigerung, welche Monate in Anspruch nimmt, und bei der die Gelder nur so rollen. Eine Schaar gieriger Reflectanten findet sich in Paris in dem Hause der Rue de Villyuste, wo Spitzer wohnte, zusammen; aus aller Herren Länder kommen sie gezogen, aus den verschiedensten Motiven, edlen und unedlen, alle aber mit reichlich gespicktem Säckel und rabiater Entschlossenheit. Nur die Vertreter der öffentlichen Museen kommen sich dort meist vor, wie Waisenknaben. Von den zwölf Millionen Francs, die der „Figaro" als voraussichtliches Ergebniß angekündigt hat, haben die ersten zwanzig Verkaufstage allerdings nur die Hälfte ergeben, freilich immerhin die respectable Summe von 6,307,590 Francs. Es wurde bisher für jedes gekaufte Stück eine Durchschnittsumme von 3644 Francs erzielt. Dem stehen aber wieder außerordentliche Spesen gegenüber; so kostete der große Katalog in sechs Bänden, den Spitzer herausgab, wegen der beigegebenen Zeichnungen und Stiche 750,000 Francs, und der kleinere Auctionskatalog 60,000 Francs. Spitzer selbst hat von 1878 bis 1890 alljährlich eine halbe Million an den Einkauf seiner Sammlung verwendet! Und nun erfolgt, was nimmer geschehen sollte: die herrliche Sammlung geht auseinander, nach allen Himmelsrichtungen, nach allen Ländern bis über den Ocean hinaus. Vieles verschwindet, um vielleicht bald wieder aufzutauchen, vieles verkriecht sich vielleicht für immer, weniges nur bleibt sichtbar in den Händen des Staats. Das neunzehnte Jahrhundert aber, das des typischen Sammelns, schließt, Dank der anderen Mächte, die es gleichfalls gezeitigt oder wenigstens gekräftigt, mit einem schreienden Widerspruch!

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Post festum.

Von Karl Gjellerup (Dresden).

I.

Es waren nicht viele Plätze mehr frei, als der Intendant des kgl. Hoftheaters zu Dresden, Se. Excellenz Graf Stollberg, in den Schillergarten trat. Obgleich die Aufmerksamkeit von ganz Blasewitz in diesem Augenblick gen Loschwitz gerichtet war, wo die beflaggten Böte bereit lagen, um Schiller und die Körner'sche Familie über die Elbe zu setzen, weckte doch die wohlbekannte, hohe Gestalt mit dem geneigten Kopfe und dem schlendernden Gange loyale Aufmerksamkeit bei den Nächstsitzenden, und mancher ehrerbietige Gruß nöthigte Se. Excellenz, den Hut zu lüften.

Bei der alten Schillerlinde ereilte ihn das Schicksal in Gestalt des Redacteurs der „Dresdner Nachrichten", der mit ehrfurchtsvollem Eifer den Cylinder von der Stirne riß, auf der große Tropfen perlten.

„Willkommen, Excellenz — ganz ergebenst willkommen! Wir haben uns erlaubt, am ersten Tische rechts einen Platz zu reserviren. Welch' wunderschönes Festwetter, aber warm. Erlauben Excellenz mir bei der Gelegenheit noch einmal den Dank des Comités für Ihr Wohlwollen beziehentlich der Kostüme auszusprechen."

„Oh! nicht der Rede werth."

„Wenn also Excellenz —" — der Redacteur machte eine einladende Handbewegung nach dem Concert-Pavillon, der in eine festliche Bühne umgewandelt war. Da unten wimmelte es von weißen Halsbinden und bebänderten Fräcken. — „Wie gesagt, der erste Tisch, gerade vor der Bühne — Excellenz werden übrigens dort einen guten Bekannten treffen, Oberforstmeister v. Einsiedeln."

In demselben Augenblick knallte der erste Schuß vom Loschwitzer Ufer herüber, und gerade neben ihnen fingen die Glocken an zu läuten, lärmend und aufgescheucht, in einem Dur-Klange, während ein Schuß schnell dem anderen folgte.

„Ah! drüben stoßen sie schon vom Lande ab!" rief der Redacteur überrascht. Es fiel ihm plötzlich ein, daß noch kein Souffleur für den Kapellmeister Naumann besorgt war, der den Willkommengruß bringen sollte, und er wußte noch nicht, ob der alte Szegedin, der Vater Gustels von Blasewitz, seinen langen Stock wiedergefunden hatte, ein echter Stock vom vorigen Jahrhundert mit Goldknopf, ein wahres Effectstück für die gegenwärtige Feier.

„Würden Excellenz entschuldigen — es gibt noch so manches —"

Aber seine Excellenz hatte schon das runde Hütchen wieder aufgesetzt und schlenderte weiter zwischen die dichtbesetzten Tische hin, wo Alles sich erhoben hatte, um das Schauspiel auf dem Flusse zu betrachten. Viele waren auf die Stühle gestiegen, Kinder standen auf den Tischen zwischen den Biergläsern — zum nicht geringen Aergerniß kleinerer Leute, denen die Aussicht dadurch genommen wurde. Aber die Excellenz gehörte nicht zu diesen; übrigens war er auch nicht besonders schaulustig.

Unter dem beschnittenen Laubdach des Gartens sah man nach dem hohen Loschwitzer Ufer hinüber mit seinen zusammengedrängten Häusern, ein buntes Nebeneinander moderner Sandsteinvillen, von denen hier und da hohe Ziegeldächer mit augenförmigen Fenstern oder ein kleiner Weinbergsthurm alterthümlich abstachen. Das Laub der Gärten fing schon an, sich in fahlbunten Massen herauszuheben, mauergestützte Weinterrassen bauten sich unregelmäßig auf, und ganz oben bedeckte bläulich dunkler Nadelwald die flachen Bergwellen. In der durchsichtigen Luft und der niedrigstehenden Herbstsonne traten all diese Einzelheiten wie auf einer zierlich ausgeführten Malerei hervor. Mehrere zerstreute Fenster glühten auf wie zu einer angehenden Illumination; auch in den Schillergarten schlich sich die Sonne von hinten unter das Laub hindurch, in Biergläsern und Brillen blinkend. Warme Reflexlichter vom Wasser spielten im Schatten und zwischen dem Laube. Das Glockengeläute dauerte ununterbrochen fort. Drüben schoß — bald auf dem einen Weinberg, bald auf dem anderen — ein weißes Wölkchen hervor und eine Weile darauf krachte der Schuß. Die kleine Bootflotille mit den bunten Gestalten schaukelte mitten auf dem unruhig glitzernden Strom, der von den Dampfschiffrädern aufgerührt war. Die Leute zeigten schon auf den jungen Mann unter dem Dache der Festgondel, welcher Friedrich Schiller vorstellen sollte.

„Nun, ich dachte mir wohl, daß diese Gelegenheit Sie aus Ihrer Einsiedelei hervorlocken würde, Herr Oberforstmeister," sagte der Intendant zu einem graubärtigen Manne, der sich erhob, um ihn zu begrüßen.

„Ja, bei einem Schillerfest fehle ich nicht, wenn ich dabei sein kann. Anno neunundfünfzig ging ich doch drum bis nach Marbach hinunter; — ja, das waren andere Zeiten!"

„Immer noch der alte Idealist!" scherzte der Intendant herablassend und klopfte dem Oberforstmeister auf die Schulter, die fast bis an seine eigene hinaufreichte.

„Ja, ja, und da haben wir noch einen," antwortete der Oberforstmeister von Einsiedeln, indem er den Director des Körnermuseums grüßte.

Die drei Herren hatten kaum einige Bemerkungen mit einander gewechselt, als der kostümirte Festzug mit der Musik an der Spitze auf dem schmalen Gange zwischen den Tischreihen heranrückte und die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Schade," meinte der Museumsdirector, „daß man dem Schiller nicht statt des braunen Rockes einen blauen gegeben hat, wie auf Graff's Bild im Museum; — das beste aller Schillerportraits! wundervoll!"

„Er könnte übrigens Schiller schon ähnlich sehen," brummte der Oberforstmeister, „wenn er nur nicht so süßlich thun wollte; das Haar müßte auch röthlicher sein."

„Aber die Nase," wandte der Intendant ein.

„Ja, da haben Excellenz Recht!" rief der Director. „Die Nase, die gibt's nichts zum zweiten Mal in der Welt, in diesem Stück thut's Niemand unserem großen Dichter gleich. Aber Gustel von Blasewitz ist ausgezeichnet, nicht wahr? Wenn Sie sich auf die kleine Silhouette besinnen im Museum — Frau Bollmann's Profil ist ganz wie danach geschnitten. Ich war's der darauf kam, und wie das hübsch paßt: achten Sie auf den Ring, den sie am Finger hat; es ist Haar von der Gustel selbst darinnen, faktisch!"

„Alles Mögliche!"

„Nicht wahr!" Ein altes Familienkleinod. Gustel von Blasewitz, oder vielmehr Fräulein Szegedin, wurde ja später zur Senatorin Renner — nicht von der Familie, die die „Drei Raben" hat, sondern von dem Kaufmann Renner auf dem Altmarkt. Frau Bollmann ist nun, wie Sie vielleicht wissen, eine geborene Wagenknecht, und der alte Wagenknecht und der Senator Renner waren Stiefbrüder."

„Ah, das ist ja sehr interessant," murmelte der Intendant, und zog anerkennend die Augenbrauen in die Höhe, worauf das Gespräch vorläufig einschlief. Der Zug war jetzt auf der kleinen Bühne angekommen, wo Schiller's und Körner's Zeitgenosse, Kapellmeister Naumann, eine panegyrische Willkommrede an den jungen Dichter hielt, der mit angemessener Verlegenheit über seinen großen Kragen zu Boden starrte.

Es wurde allmählich dunkel, während das Fest mit allerlei Vorführungen und Musiknummern, Declamationen und Tableaux seinen Fortgang nahm, und bald strahlte der Garten im bunten Licht der farbigen Laternenguirlanden. Das Loschwitzer Gelände, dessen Berglinien sich im blassen Mondscheine deutlich von dem dunkeln Sternenhimmel abhoben, wurde reicher und immer reicher illuminirt. Unten längs des Ufers spannten sich weite Lichtfestons, die das Stromwasser weit hinaus entflammten, und rings herum traten die Villen aus der Dunkelheit hervor, hier mit tausend Flämmchen ihre Umrisse punktirend, dort im bunt wechselnden Feuer erglühend, das einige Baumgruppen magisch beleuchtete. Hier und da sprang plötzlich eine Sprühfontaine in die Höhe, oder eine kleine karmoisinrothe Kaskade ergoß sich zwischen die Büsche; vereinzelte Raketen stiegen auf.

„Nun, Herr Oberforstmeister, womit vertreiben Sie sich denn die Zeit in Ihrer Waldeinsamkeit?" frug der Intendant in seinem Gönnertone und schenkte auf's Neue Rüdesheimer in die Gläser. „Philosophiren Sie, wie immer?"

„So gut sich es machen läßt oder vielmehr: so schlecht wie man es nicht unterlassen kann. Sie, Herr Graf, der Sie sich immer mit Schauspielern und Schauspielerinnen herumschlagen, Sie können sich leicht die Philosophie vom Leibe halten; aber bei uns Einsiedlern, die beständig die Natur vor Augen haben, steht das anders! Was gibt sie uns nicht für Nüsse zu knacken! Nur im Frühling alles hervorkeimen zu sehen — die Eichel sprießt, die Eiche wächst drauf los — aber von wem hat die Eiche ihre Krone? Sehen Sie, da sitzen wir schon mitten drin!"

„Ist es denn immer noch Schopenhauer oder sind Ihre Ansichten mittlerweile heiterer geworden?"

„Schopenhauer ist noch immer mein Lieblingsautor, aber zur Zeit bin ich von einem neuen anonymen Buche »Die Mystik der Träume« in Anspruch genommen."

„Hm, das klingt ja recht apart in unseren Tagen, aber Sie sind ja selbst immer ein Mystiker gewesen — übrigens haben Sie auch etwas von einem Träumer, ja — Sie nehmen mir es wohl nicht übel?"

„Oh, ich will das nicht leugnen, ich bin überzeugt davon, daß es Kräfte gibt, sowohl in uns, als in der Natur, die weit über unsere Sinnenwelt hinausreichen. Dieses Buch interessirt mich besonders durch seine höchst merkwürdige Traumtheorie, die übrigens auch von Schopenhauer angedeutet ist."

„Ach gehen Sie mir mit Träumen — Träume sind Schäume — oder wie Schiller sagt: Träume kommen vom Bauche."

„Nicht Schiller, sondern Franz Moor," verbesserte der Oberforstmeister.

„Nein, nein, Excellenz," rief der Museumdirector, „das dürfen wir nicht so ohne Weiteres sagen; ich habe selbst Beispiele in meiner Familie gehabt. Durch Träume und Ahnungen kann man nicht so ohne Weiteres einen Strich machen. Ich habe auch von dem Buche gehört, Herr Oberforstmeister. Es soll werthvolle Beiträge zur Unterstützung der idealistischen Weltanschauung bringen, und dergleichen muß man in unseren Zeiten mit Freuden begrüßen, das dürfen wir hier beim Feste unseres großen Idealisten am wenigsten vergessen."

„Ja, da haben Sie vollkommen Recht, Herr Doctor — der Idealismus — natürlich in unseren materialistischen Zeiten — und all die destructiven Tendenzen — das sage ich auch," meinte der Intendant zustimmend, indem er sein Glas leerte und die Feuchtigkeit aus seinem herabhängenden Schnurrbart saugte. „Aber was die Träume betrifft, da finde ich allerdings, daß die meinigen meist nur aus fürchterlichem Unsinn bestehen."

„Die meisten wohl," entgegnete der Oberforstmeister, „aber das ist so, weil wir uns nur an die Träume des leichten Schlummers erinnern, kurz nachdem wir eingeschlafen sind oder gerade bevor wir erwachen; in diese spielen allerlei zufällige Wahrnehmungen mit herein, so daß das Traumorgan gar nicht dazu kommt, ungestört zu functioniren. Das geschieht erst im tiefen Schlafe und darum kommen uns solche Träume auch nur selten zum Bewußtsein. Sie sind nicht mehr zufällige Combinationen, sondern Offenbarungen unseres eigenen transcendentalen Wesens in symbolischer Form, welches seine Wurzeln tief im Unbewußten hat . . ."

Und der eifrige Oberforstmeister fuhr fort, mit gedämpfter Stimme seine Traumtheorien zu entwickeln und zu illustriren, bis das Apotheosetableau den Dichter gedankenvoll zwischen seinen Helden und Heldinnen stehend zeigte und das Orchester die Hymne zur „Freude" intonirte. Da vergaß der Oberforstmeister alle Mystik und stimmte trotz seiner Schopenhauerschwärmerei mit einem rauhen Basse an „Freude, schöner Götterfunken" im alten Volkston, der mit naiver Energie den ganzen Vers verkehrt skandirt.

Das Lied war kaum beendet, als drüben auf dem Körner'schen Weinberge das Schlußfeuerwerk zu sprühen und zu knattern anfing. Alles stieg auf Stühle und Tische, um besser den diamantenen Sprühregen durch das Laub und so viel wie möglich von der Spiegelung im Flusse zu sehen; der Intendant bückte sich schäkernd ein wenig, um nach den zierlichen Füßchen einer jungen Dame zu schielen. Störend kam ihm der Oberforstmeister mit einem Händedruck dazwischen, er wollte sich nun sputen, um nach dem Schiffe hinunterzukommen, das ihn stromaufwärts noch spät in der Nacht nach seiner Einsiedelei in der sächsischen Schweiz bringen sollte.

„Es hat mich sehr gefreut, Sie zu sehen, Herr Oberforstmeister. Kommen Sie wohl nach Hause. Ich wünschte, ich könnte mich auch zurückziehen."

„Ein schönes Fest! wirklich ein schöner Abend! Gute Nacht, Excellenz, und weil wir gerade davon sprachen — träumen Sie angenehm!"

„Wenn Sie uns die Ehre geben wollen," sagte der Museumsdirector, „ich glaube, 's ist Zeit. Ein geistvoller Mann, der Oberforstmeister von Einsiedeln."

„Gewiß, aber ein Phantast, ein eingefleischter Phantast," antwortete der Intendant und folgte ihm schlendernd, um als Ehrengast an dem Festessen des Comités theilzunehmen.

Es war spät in der Nacht, als der Intendant sich in seinem eleganten Junggesellenschlafzimmer zur Ruhe begab, und während er sich auszog, genoß er im Stillen noch einmal all den Weihrauch, der ihm zu Ehren abgebrannt worden war. Der Redacteur hatte ihn in gebundener Rede als einen würdigen Hohenpriester im Tempel der Kunst begrüßt, und der Museumsdirector hatte ihn als den Mann gepriesen, der in materialistischen Zeiten die Fahne des Idealen hoch halte, indem er die großen Klassiker der Nation den kleinlichen Zeitgenossen gegenüberstellte. Er vergaß auch nicht, als er sich die gesteppte Seidendecke übergezogen hatte, in der Erinnerung bei seinen eigenen warmen Worten zu verweilen, die an die Kämpfe und Täuschungen erinnert hatten, welche auch dem idealsten aller deutschen Dichter nicht erspart geblieben waren. Dann mußte er lächeln, als er an den Oberforstmeister mit seinen Träumen dachte; flüchtig streifte die Erinnerung noch einmal das schöne Wädchen und bald schlief er den Schlaf der Gerechten.

## II.

„Das ist aber doch merkwürdig," dachte der Intendant, indem er seine große Hemdkrause und seinen violetten Sammetrock anstarrte. — „Ah, jetzt erinnere ich mich, wir waren ja gestern zum Schillerfeste im Kostüm. Aber warum habe ich es eigentlich im Bureau anbehalten?"

Und er sah sich forschend in der alten leeren Stube um. Sein Blick schweifte von der verräucherten Decke über den thorartigen, vermauerten Kamin, auf dessen Console Dannecker's Schillerbüste stand, monumental barsch, mit dem Gypsprofil von der blaßrothen Wand sich abhebend.

„Was! Pietsch auch in Kostüm," dachte er, auf's höchste erstaunt, als der Secretär mit einem Pack Scripturen zur Unterschrift eintrat. — „Das verdient doch eine gehörige Nase." — Indessen er fühlte sich zu träge, die Nase zu ertheilen.

„Es ist gut, Pietsch, gibt es sonst was?" Aber Pietsch war schon wieder verschwunden.

„Wie die Leute doch heutzutage insubordinirt werden!" brummte er, während er sich an das Unterschreiben machte. „Das sind die Mißverständnisse des Freiheits-Ideals — wahrscheinlich weil wir ein Fest für diesen „Freiheits-Dichter" Schiller . . . Na, wen haben wir denn da? Herein!"

Die Thüre ging auf; eine hohe Gestalt trat mit einer linkischen Verbeugung herein.

„Nein, das wird aber doch zu bunt," dachte der Intendant. „Stellen sich nun sogar die Supplikanten hier in Maskeradentracht ein."

Der junge Mann stak wirklich ebenfalls in einem alterthümlichen Anzuge. Der lange Rock mit breitem Kragen war aus hübschem blauen Tuch, stammte aber offenbar aus der Werkstatt eines Provinzschneiders.

„Ein junger Drammatiker, natürlich," sann der Intendant weiter. „Ich besinne mich schon auf ihn von gestern Abend. Er hat natürlich im Vorgenuß der Feste geschwelgt, die man in hundert Jahren für ihn selbst abhalten wird. So sind ja derartige Leute!"

Der Intendant hatte sich erhoben und räusperte sich ehrfurchtgebietend.

„Ich bitte um Entschuldigung, Excellenz — ich war so frei — es war ein Manuscript — einzuliefern," hub der junge Mann in stark süddeutschem Dialekt an, ein leises Zittern im Ton der Stimme.

„Ganz richtig . . . hm . . . entschuldigen Sie, aber Ihr werthester Name?"

„Schiller."

Die Excellenz versuchte, so wenig als möglich erstaunt dreinzuschauen.

„Schiller, hm, ja — aber Sie führen vermuthlich auch einen Taufnamen?"

„Friedrich Schiller."

„Was sie sagen! . . . Ja, das heißt, mißverstehen Sie mich nicht, der Name thut ja an und für sich nichts zur Sache, aber Sie müssen zugeben, für einen Dramatiker . . . hm — kurios — Na, bitte, mein Herr."

Der Intendant lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Mit kleineren Leuten liebte er sich stehend zu unterhalten und seine Worte an sie gleichsam an dem Schnurrbart hinab zu verlieren. Aber der Fremde war gerade so hoch wie er selbst, obgleich er sich nicht ganz aufrecht hielt.

Der Intendant kramte in den Papierstößen auf dem Tische. Als er an ein sehr dickes, blaues Heft gerieth, offenbarte ein furchtsam väterliches Lächeln in dem bleichen Gesichte ihm gegenüber, daß er das Rechte getroffen hatte. Er blätterte einen Augenblick nachlässig in dem Manuscripte und reichte es dann dem jungen Verfasser.

„Ja — ich gebe Ihnen also Ihren Don Carlos, Trauerspiel in vier Acten . . ."

„Fünf Acten!" fuhr es aus dem Verfasser heraus.

„In fünf Acten — hiermit zurück."

„Excellenz meinen also nicht, daß das Theater —?" frug der junge Mann mit etwas unsicherer, bebender Stimme. Das Blut schoß ihm in die Wangen, er fuhr sich nervös mit der linken Hand durch das lange, roth-blonde Haar, während die andere, gleichwie rathlos, das Manuscript hielt.

„Nein, Herr Schiller — ich bedaure sehr, aber — gewiß, Ihre Arbeit zeugt von Talent, aber ein eigentliches Theaterstück . . . Ihre Begabung scheint mir eher in der Richtung des Epischen oder Lyrischen zu liegen. — Es ist wohl noch kein Drama von Ihnen aufgeführt worden?"

„O ja, Excellenz — in Mannheim."

„Nun ja — kleinere Bühnen, die Provinzen — da wäre es ja auch schon möglich . . ."

Seine Excellenz fühlte sich jetzt ganz beruhigt. Es war sein Prinzip, einem Debutanten gegenüber etwas vorsichtig zu sein: man konnte ja nie wissen — es konnte ja alles mögliche aus ihm werden. Aber wenn schon Stücke von ihm aufgeführt und durchgefallen waren — und er hatte nie von einer Aufführung in Mannheim gehört, der Name des Verfassers war zu auffallend, als daß er ihn hätte vergessen können. Er war nun seiner Sache ganz gewiß.

„Erlauben mir Excellenz zu fragen," fing der junge Mann an, „ob möglicherweise eine Umarbeitung" —

„Ja, eine Umarbeitung," sagte der Intendant gleichgültig, „o ja, natürlich —"

„Wenn Excellenz mir vielleicht ein wenig bestimmter andeuten wollten, an welchen Stellen — was es ist, das Ihnen besonders – "

„Ja, lieber Herr," unterbrach ihn der Intendant im näselnden Hoftone und mit einer herablassenden Handbewegung, „die Aufgabe des Theaters ist es ja, die Stücke aufzuführen, nicht die Schriftsteller zu belehren, wie sie ihre Stücke schreiben müssen."

„Ohne Zweifel, es fällt mir auch nicht ein, zu verlangen, daß Excellenz mir sagen sollen, wie ein Drama zu schreiben ist, sondern nur wie ein Drama sein muß, damit Excellenz es aufführen würden."

Der Intendant, der auf die rissige Decke gestarrt hatte, senkte erstaunt den Blick. Was war denn das! Das klang ja fast wie Hohn! Und des Fremden Gesicht hatte wirklich einen trotzigeren Ausdruck angenommen: die Unterlippe hatte sich noch weiter vorgeschoben. — Aber es wäre ja unmöglich, ein zu lächerlicher Gedanke. Die jungen Menschen verstehen nur heutzutage nicht sich auszudrücken; man muß Nachsicht mit ihnen haben. Und in gedankenloser Höflichkeit warf er hin, indem er an seiner Tabakdose klopfte:

„Sie schnupfen wohl nicht, Herr Schiller?"

Doch zu seiner Ueberraschung steckte der Fremde mit einem „wenn ich bitten darf" ganz ungenirt seine langen Finger in den braunen Staub hinein und führte die Prise an die Nase, deren große bewegliche Flügel sie mit wollüstigem Zittern einsaugte, als ob sie lange Zeit mit dem gröbsten Rappé hätten vorlieb nehmen müssen. Diese Nase zog jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie war ganz ungewöhnlich groß und vorspringend, mit scharfem Rücken, jäh nach der Spitze hinausgebogen wie ein Adlerschnabel, eine Form, die beim Schnupfen noch stärker hervortrat. — Das ist ja eine unverschämte Nase — „ein verwünschter Rüssel", der elegante Mann ertappte sich bei diesem Gedanken. Aber was ist das für eine Nase — ich habe sie doch irgendwo gesehen? Es ist eine berühmte Nase, eine historische Nase, ganz sicher eine Nase, die nur einmal in der Welt existirt, aber wem gehörte sie. Zufällig fiel sein Blick auf die Schillerbüste über dem Kamin. Jetzt hatte er's! Wo waren nur seine Gedanken gewesen! Goethe — ganz und gar Goethe's Nase! Eine Copie, vielleicht ein Bischen übertrieben, aber doch nicht zu verkennen. Schiller's Namen und Goethe's Nase, das war fast anstößig.

Der junge, nichts ahnende Dieb blätterte immer noch im Manuscript, ohne Miene zum Gehen zu machen. Und der Intendant hob mit müder, näselnder Stimme an:

„Schon der Titel: Don Carlos ist nicht sehr lockend für das Publikum. Es sind ihrer sehr wenig, die wissen, wer überhaupt Don Carlos war."

„Aber dann erfahren sie es ja! Und außerdem könnte man ja einen Nebentitel hinzufügen, z. B.: „Infant von Spanien".

„Nun — warum nicht," näselte der Intendant und nagte an seinem Schnurrbart, „aber" (er kannte jetzt plötzlich den Inhalt dieses Manuscripts, welches er vorhin nie gelesen zu haben glaubte) „aber, dann ist ja auch so etwas von der Inquisition und Sie stellen die katholische Geistlichkeit da in ein schlimmes Licht — das macht wirklich das Stück zu einer Unmöglichkeit, das können wir hier unmöglich aufführen!"

„Wenn es ein conditio sine qua non wäre, so würde ich mich nicht absolut dagegen versteifen, daß etwas gemildert, gestrichen —"

„Und dann der Stoff," unterbrach ihn mit scharfer und schneller Stimme der Intendant, der bei dieser Nachgiebigkeit die Geduld verlor, „der Stoff — können Sie den auch ändern? Ein Sohn, der halb und halb in einem Liebesverhältniß zu seiner Mutter steht —"

„Stiefmutter, — die ja außerdem zuerst —"

„Ja, ja, und der aufrührerisch gegen seinen Vater wird, den regierenden König! Das ist ja abscheulich, empörend für das moralische Bewußtsein. Ich verstehe wirklich nicht, wie Sie einem anständigen Hoftheater ein solches Sujet anbieten können."

Der Fremde hatte sich bei dieser Explosion erhoben und verbeugte sich jetzt mit dem Manuscript unter dem Arm.

„Nun — dann empfehle ich mich."

Indem er nach der Thür ging, befand sich sein Gesicht gerade gegenüber der Schiller-Büste.

„Vollständig die Nase Goethe's," murmelte der Intendant, „frappant!" Und als der Fremde in demselben Augenblick die Thüre aufmachte, fügte er ärgerlich hinzu: „Kein Hut! Das soll nun auch wieder genial sein."

Der Intendant befragte seine Uhr und fand, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen.

Es war in der ersten Morgendämmerung und die Straßen waren menschenleer. Das Georgenthor wurde von einer einzelnen Laterne erleuchtet. Als der Graf in die lange Thorwölbung trat, sich unwillkürlich ein wenig duckend, wurde er unangenehm überrascht durch den Anblick des Schriftstellers, der, ein Theaterplakat lesend, dastand. Der Schatten seiner Nase silhouettirte sich grotesk an der getünchten Wand, und wies mit der Spitze gerade auf den Titel des Stückes. Beim Knarren der kammerherrlichen Stiefeln, die sich in der widerhallenden Wölbung producirten, sah er mit einem sonderbaren Lächeln zurück und ging darauf ruhig weiter. Der Intendant warf im Vorübergehen den Blick auf das Plakat und stockte unwillkürlich mit einem Ausbruche der Ueberraschung: Don Carlos, Lessing's Don Carlos! Wo hatte er seine Gedanken gehabt! Schiller's Name, Goethe's Nase und Lessing's Titel — was war das nur für ein Mensch! Eine solche Unoriginalität grenzte an das Originelle.

Auf dem offenen Platz sah er nur die einsame, hohe Gestalt in dem langen Rock und mit den dünnen Strumpfbeinen. Sie ging etwa halbhundert Schritte vor ihm nach der Elbe zu.

„Er wird sich doch nicht ein Leid anthun wollen," dachte der Intendant. „Es ist gefährlich mit dergleichen verunglückten Talenten. Man möchte es doch nicht gern auf seinem Gewissen haben!"

Aber der Fremde beruhigte ihn, indem er links abbog.

„Sollte er etwa im Hotel Bellevue logiren? Man kann es ja nie wissen. Dergleichen haben auch ihr point-d'honneur, und vielleicht ist er gar nicht so schlecht situirt . . . Nein, er geht nach dem Theater. Natürlich! Sich in der Phantasie an den Triumphen zu berauschen, die er darin würde gefeiert haben, hätte nicht eine stupide Direction ihm die Thüren verschlossen. Denn so sind ja die Leute."

Der Intendant hatte seine beschleunigten Schritte nach der Richtung des Fremden hin gelenkt, von einem unbewußten Interesse getrieben. Und plötzlich stieg ihm der Gedanke auf, daß das Stück vielleicht doch zu gebrauchen sei. Ein anderer Titel — etwas mildern hier und da — die schlimmsten Unbehülflichkeiten durch einen Routine-Dramatiker entfernen lassen — es könnte vielleicht sogar ein Kassenstück werden. Und ehe es ihm recht zum Bewußtsein kam, hatte er schon gerufen: „Holla, Herr Schiller!"

Aber obgleich der Abstand zwischen ihnen kaum ein halbhundert Schritte betrug, schien der Fremde nichts gehört zu haben; er ging mit vornübergebeugtem Kopfe und langen Schritten auf die große Nische zu unter der Quadrige.

Der Intendant fühlte ein sonderbares Gruseln. Er lief beinahe. Er wollte wieder rufen, als er bemerkte, daß der Fremde den Kopf erhob und nach Goethe's sitzender Statue hinauf grüßte. Es kam ihm auch vor, als ob dieser nickte. Sein Blick suchte die entsprechende Schillerstatue auf der anderen Seite der Nische: ein leerer Sessel stand auf dem Postament, und der Fremde mit dem Manuscript unter dem Arm steuerte gerade darauf zu, schnell aber ruhig, wie ein Professor, der nach seinem Katheder geht.

Dem Intendanten wurde es schwindlig; er fühlte kaum noch seine Beine, die ihn in langen Sprüngen forttrugen, während er verzweifelt schrie:

„Das Manuscript, Herr Schiller, das Manuscript!"

Schon glaubte er einen der langen Schöße erhaschen zu können — aber vergebens. Herr Schiller bestieg das Piedestal wie auf unsichtbaren Stufen. Mit übermenschlicher Anstrengung, gleich einem Verfolgten, dem eine Felswand entgegenstarrt, kletterte der Intendant die rauhen Granitquadern hinauf, faßte festen Fuß an einer vorspringenden Kante, ergriff Schiller's Bein und schwang sich mit dem einen Knie auf den Sockel hinauf.

„Das Manuscript!" stöhnte er, und griff mit der freien Hand danach, um es von Schiller's Schoß zu reißen, wo es aufgeschlagen lag.

Aber das Manuscript war schon versteinert.

* * *

Der Intendant erwachte. Seine rechte Hand lag auf der Marmorplatte des Nachttisches, deren Kälte noch seinen Puls durchschauerte. Er zündete das Licht an und sah nach der Uhr; es war zwei, er hatte kaum eine halbe Stunde geschlafen. Es war schwül im Zimmer, und es saß ihm wie ein Knäuel im Halse.

„Was war das alles für ein Unsinn, was ich da träumte? Natürlich der Lößnitzer Champagner, den wir da draußen kriegten," brummte der Intendant und nahm aus einer schmalen Schachtel ein Stückchen englischer Lakrize, um der Trockenheit und dem schlechten Geschmack entgegenzuwirken. Mittlerweile wurde ihm der Traum in seinen Hauptzügen, in der Erinnerung wieder lebendig.

„Es ist klar, das Ganze kommt davon, daß meine Hand die Steinplatte berührte — man soll ja so schnell träumen," dachte Se. Excellenz, indem er das Licht auslöschte — „Einsiedeln war ja ganz erfüllt mit Traumgeschichten, wo die Ursache nach den Wirkungen zu kommen schien — es sollte beweisen, daß die Zeitvorstellung subjectiv ist, oder was es war, das er fabelte — etwas mit Kant — er ist nun so verteufelt gelehrt ... He, — es würde mich amüsiren, wenn wir, zum November vielleicht, dahinauskommen — — obgleich, wer weiß, was seine spitze Zunge aus dem Unsinn machen könnte; — 's ist vielleicht besser nichts zu sagen."

Und Se. Excellenz schliefen weiter.

---

## Aus der Hauptstadt.

### „Ja — also!"

Wollte man den Betheuerungen der von sich selbst sogenannten vornehmen Blätter Glauben schenken, so war es diesmal auch noch wenige Tage vor der Wahl ein pures Räthsel, wohin die Entscheidung fallen würde; niemals, behauptete man, wären die Parteiverhältnisse verworrener, niemals ein Rückschluß auf die Stimmung der Wählermassen schwieriger gewesen. Nun, wir für unser Theil haben uns an dieser Stelle oft genug über das voraussichtliche Ergebniß lächelnd unterhalten, und dem fröhlichen Menschen will von Noah's Zeiten her das Schicksal wohl: es hat die Wahlfrage genau in dem hier mit aller Schärfe dargelegten Sinne beantwortet. Die Mehrheit des deutschen Volkes hat sich bedauerlicher, aber nur zu erklärlicher Weise mit aller Entschiedenheit gegen die auf Ritter Huene's Namen getaufte Militärvorlage ausgesprochen; die freisinnigen Parteien, besonders das Rickert'sche Fähnlein, sind aufgerieben — Eugen Richter rettet vielleicht die Trümmer der großen Armee —, und die Radicalen rechts wie links haben erschrecklich riesige Fortschritte gemacht. Dies Resultat des ersten Wahlganges steht fest, und daß die von blinden Sehern vortrefflich geleitete „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" es muthvoll ableugnet, daß sie es mit herzergreifender Einsichtlosigkeit dem Grafen Caprivi günstig nennt, erhöht noch bedeutend seinen inneren Werth.

Freilich steht uns der Stichwahlschacher noch bevor, und es ist den geschlagenen Herren vielleicht möglich, dank dieser epochalen Erfindung zur Fälschung der Volksstimmung und anderer geistiger Lebensmittel ihre Niederlage wenigstens in etwas zu verbergen. Auf der ganzen Linie wird bereits nach allen Regeln der Kunst gehandelt und unterhandelt, und wenn schon für keine andere, für diese Art der Kunst haben unsere Berufsparlamentarier von jeher ungemein viel Interesse und Verständniß an den Tag gelegt. Die wunderschönen Tage, wo Mann gegen Mann erbittert schimpfte, just als läge Hellas, um drei Jahrtausende in der Kriegsführung zurück, noch vor Troja; wo die zehn — oder sind es dreizehn? — allein seligmachenden Parteien nicht sowohl um die Palme des Sieges, als um die der Flegelei rangen — sie sind vorüber. Mit anderen politisch erregten Zeiten verglichen, macht die zwischen Haupt- und Stichwahl fast den Eindruck einer Vossischen Idylle Ist doch jedes fractionelle Heerlager von jedem anderen mindestens in einem halben Dutzend Wahlkreise abhängig; ersehnt man doch, verschämt oder unverschämt, von dem erbittert gehaßten Gegner Hülfe gegen den noch erbitterter Gehaßten. Wem man aber Gefälligkeiten zumuthet, den darf man öffentlich nicht „krummer Hund!" schelten, wenigstens nicht, bevor er nach Mohrenart seine Schuldigkeit gethan hat. So kommt denn in der seligen, fröhlichen Stichwahlzeit etwas wie Weihnachtsstimmung über alle Parteien, wir verspüren Taaffe'schen Geistes der Versöhnlichkeit einen Hauch. Eugen Richter selbst würgt mannhaft seine gerechte Wuth hinunter und blinzelt freundlich zu den abtrünnigen Buben aus der Freisinnigen Vereinigung hinüber; den abscheulichen Antisemiten sogar macht hier und da, wo ihr „mannhaftes und geschlossenes Auftreten gegen den Erbfeind der Gesellschaft" aus Mandatsgründen erwünscht wäre, ein toleranter Manchestermann süße Augen. Zu Halle hat Alexander Meyer in Stichwahlwehen seinen conservativen Geburtshelfern das Blaue vom Himmel versprochen und er muß ein sehr gutes Gedächtniß haben, wenn er alle seine Versprechungen wieder — vergessen will. Aber nicht nur derer, die von fremder Güte, in den Nöthen der Stichwahl, eine Complettirung ihres arg zusammengeschrumpften Vertreter-Bestandes erhoffen, auch der rettungslos Geschlagenen hat sich eine melancholisch sanfte Stimmung bemächtigt, so daß sie den allgemeinen Landfrieden nicht brechen mögen. Fehlt ihnen auch für Angebot und Nachfrage im Wahlkreis-Termingeschäft das lebhaftere, höhere Interesse, so wissen sie doch die paar Waffenstillstands-Tage in anderer, angenehmer Weise todt zu schlagen. Das Wort Sapieha's, der unconstitutionell und antiliberal genug zu behaupten wagte, man müsse die Stimmen wägen und nicht zählen, dieser schöne, trostreiche Spruch auf dem Abreißkalender Graf Caprivi's kommt voll zur Geltung und wird wie ein funkelnagelneues Bonmot bewundert; auch von „Pyrrhussiegen" und „imposanten, ja erdrückenden Minoritäten" geht gedämpften Tones die Rede. Schon um sich recht bald wieder am Genuß einer so friedfertigen, injurienlosen Zeit erquicken zu können, möchte man dem commandirenden Herrn Reichskanzler die schleunige abermalige Auflösung des Reichstages anrathen.

Doch auch die schönste Stichwahlperiode findet schließlich mit dem amtlichen Wahlresultat ihr trauriges Ende. Und was heuer im wesenlosen Scheine hinter ihr liegt, muß jedes von den so oft berufenen patriotischen Gemüthern mit tiefem Entsetzen erfüllen. Mag immerhin der Appell an die stark machende Einigkeit, die der Begründer der „Freisinnigen Zeitung" dank seinen schon ohnehin gesegneten Leibesumständen freilich entbehren kann, mag der laute Mahnruf zur Vertheidigung von „Bildung und Besitz" auch seine Wirkung nicht verfehlen, so daß es gelingt, die Sozialdemokratie in fünfzig von achtzig Stichwahlschlachten zu besiegen — den niederschmetternden Eindruck des ersten Wahlganges bringt das nobelste Compromiß nicht mehr aus der Welt. Mit ihm muß gerechnet, aus ihm muß die Moral gezogen werden; hier hilft es nicht mehr, den Kopf im Sande zu verstecken, und verbrecherisch wäre es, in aller Gemüthlichkeit die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen oder gar „Besserung von der naturnothwendigen Verbürgerlichung des Sozialismus" zu erhoffen. Der Wähler, ursprünglich nur befragt, ob er eine Heeresverstärkung für nothwendig erachte, ist über diese bescheidene Frage einfach zur Tagesordnung übergegangen; kein Funke vaterländischer Begeisterung lohte wie 1887 in den Massen auf. Um so entschiedener und bereitwilliger aber haben sie auf eine andere Frage geantwortet, die ihnen Seitens der wirthschaftlichen Reform-Parteien, seitens der Sozialdemokraten, der Antisemiten und vielleicht seitens des Bundes der Landwirthe vorgelegt wurde. „Seid Ihr Willens, mit den Männern aus Manchester, mit ihren verschwommenen, unchristlichen und volksfeindlichen Ideen endlich aufzuräumen; seid Ihr Willens, dafür einzutreten, daß hinfort dem Arbeiter der volle, der gerechte Lohn seines Fleißes werde, daß der Staat seine schwachen, nicht mehr seine starken Bürger an's Herz nehme und liebkose?" Und von Rügen bis Partenkirchen, von Metz bis Wongrowitz scholl ein „Ja!" aus fast dreier Millionen Männer Kehlen. Vor nicht langer Zeit hat der Kaiser in einem hübschen Wort getadelt, daß wir Deutschen jedem Ja das Aber folgen lassen, und er hat hinzugefügt, seinem Geschmack entspräche viel mehr das entschlossene „Also!" Volk und Fürst sind eins, patriotische Dichter zum mindesten behaupten dies noch immer an jedem irgendwie besingbaren Gedenktage, und ich glaube nicht, daß nur chronisches Reimweh solche Aussprüche verschuldet; so hoffen wir, nun das Volk „Ja" gesagt hat, sein Herr und König werde mit dem „Also" nicht auf sich warten lassen.

Es mangelt an braven Männern nicht, die im Vollgefühl ihrer Tertiabildung auf das Votum des „Gesindels" höhnisch herabsehen und als einziges Heilmittel die Abschaffung des bestehenden Wahlrechtes oder seine Aenderung nach belgischem Muster befürworten. Es erübrigt eigentlich, diesen Guten gegenüber die Autorität Bismarck's und sein geistreiches Bild anzuführen, wonach die Reichstagswahl wie ein Sicherheitsventil bei überhitztem Kessel wirkt; so unendlich viele und grelle Schäden das bestehende Wahlrecht auch gezeitigt, so durchgreifend es in öder Gleichmacherei die individuelle Macht der Stimme, ihr sittliches Gewicht erstickt hat, so bedenklich große Gewalt es den Urtheilslosen einräumt gerade in Bezug auf Dinge, deren Namen und Art sie nicht einmal verstehen: als reiner, unverfälschter Ausdruck des — mag sein, irregeleiteten — Volkswillens ist es doch unschätzbar. Der Regierende kann ja nicht gezwungen werden, diesem Volkswillen nun auch blindlings Folge zu leisten; ernst und ehrlich soll er vorher die Zeichen der Zeit prüfen, soll, wenn höhere Einsicht ihn dazu befähigt, einen ganz anderen Weg einschlagen als die Millionen verlangen. Außerdem aber corrigirt auch unser Reichstagwahlrecht sich selbst; der im guten Sinne conservative Dorfwähler übt auf die Ernennung der Abgeordneten einen weit größeren Einfluß aus als der neuerungs- und umsturzsüchtige Stadtbewohner. 20,000 ländliche Wahlstimmen, mitunter noch weit wenige,r schicken einen Vertreter in die Kammer, der sich genau derselben Rechte erfreut wie sein Nachbar, der Vertrauensmann des sechsten Berliner Bezirkes und Repräsentant von 123,000 Männern. Was in den von der anarchischen Demokratie verseuchten Großstädten durch Verhetzung und Erregung der Leidenschaften gesündigt wird, machen die braven Junker, macht die schwerfällige Gewissenhaftigkeit unseres Bauernthums wieder gut; so lange die politisch Unreifen nicht ausschließlich gegen Krone und Staat, sondern zum großen Theil noch für sie an die Urne treten, darf der liberale Bourgeois ruhig schlafen. Wenn aber endlich der Tag der Aufklärung gekommen ist, wenn der letzte Fabrikbengel weiß, daß nicht Christenthum, Kaiser und Staat seine Feinde sind, er ihn vielmehr einzig und allein im würgenden Kapitalismus zu suchen hat; wenn der letzte Wasserpolack klar erkennt, daß Niemand seinen Heiland vom Altare stürzen, Niemand die blutig rothe Republik aufrichten will, vor der ihm so fürchterlich graut, daß es sich einzig und allein darum handelt, ihm sein schweres Loos zu erleichtern und ihm von den Freuden der Welt fein ehrlich gerüttelt Maß zuzuertheilen — an dem Tage wird man voraussichtlich die Kammer- und Jammerschwätzerei lange überwunden haben.

Niemand, dem es ernstlich zu thun ist um die Heilung unserer sozialen Gebresten, und Niemand, der die politischen Kämpfe der nächsten Zukunft hauptsächlich für wirthschaftpolitische hält, würde dem Untergange der parlamentarischen Institutionen von heute eine Thräne nachweinen;

waren sie doch nur so lange gerechtfertigt, als die Menschheit an das Dogma von der Nothwendigkeit der Armuth und des Reichthums glaubte, als sie den glücklichen Mammonrittern, den herrschenden Klassen demüthig das Privilegium einräumte, immer strengere Gesetze zum Schutze des Eigenthums, zur Sicherung des Ausbeuters zu geben und nebenher geistige Interessenfragen im kapitalistischen Sinne zu lösen. Seitdem der vierte Stand, sagen wir ganz ruhig, die Gesammtheit der wirthschaftlich Versklavten, sich zu emanzipiren anschickt, verschwinden all die Verfassungs- und Culturkampf-Katzbalgereien von selbst; kaum noch mit halbem Ohr hört man auf die einst so tönenden, zündenden Schlagworte, und unrettbar verschwinden alle Parteien von der Oberfläche, die immer noch nichts Besseres zu thun wissen, als das zerschlissene Banner politischer Freiheit zu schwenken. In dem wüsten Gelärm des Feldzuges wider Junker, Pfaffen und Tyrannei war es dem Kapital gelungen, fast unbemerkt eine weit schlimmere, mörderischere Despotie zu errichten; vortrefflich hatte ihm der entschiedene Liberalismus Schergendienste dabei geleistet, die Aufmerksamkeit der klein' und großen Welt von ihm abgelenkt. Nun kommt unser Volk zur Einsicht. Nun legt es sich allenthalben. Von den conservativen, in Sonderheit den antisemitischen Wählern gehören reichlich zwei Drittel zu den radikalen Gegnern der kapitalistischen Mißwirthschaft. Unter den Millionen Sozialisten sind nicht fünfhundert, die für Bebel's wirre Hirngespinnste mehr als ein Achselzucken haben; allein der Wunsch, auch mit seiner Wahlstimme dem Kapital und der Ausbeutung einen Schlag in's Gesicht zu versetzen, ist es, der jeden Genossen zur Urne treibt. Und vergessen wir nicht, meine Freunde, daß wir uns in diesem Wunsche eins mit ihm gewußt haben und noch wissen. Wie wir haßt die deutsche Sozialdemokratie vor Allem den Geldsack; ihr Vater Lassalle neigte staatssozialistisch Jahre lang zum Cäsarismus hinüber. Nur weil sie Religion und Thron für die Helfershelfer des Kapitals hielt, wandte sie sich in zorniger Wuth auch gegen sie. Beweisen wir ihr durch die That, daß sie sich irrte, daß sie, nicht unberechtigt zwar, aber mit Kinderlogik Ursache und Wirkung verwechselte. Noch ist es ja an der Zeit, den reißenden Strom einzudämmen oder seine Ueberschwemmung fruchtbar und segensreich zu machen. Klüfte trennen uns von August Bebel, aber sie werden zu überbrücken sein; endlose Meere, Wüsten liegen zwischen dem manchesterlichen Freisinn, der Partei des „ungehinderten Spiels der Kräfte", und uns, die wir christlich dem schwachen Bruder beispringen wollen.

Selbst in klugen Köpfen malt sich heute seltsam noch die neue, kommende Welt, und ungern nur zieht man den alten Adam des Fractionsgeistes aus. Wer aber das Vaterland liebt und in Wahrheit beitragen will zu seiner Ehre, seinem Glücke, darf unter keinen Umständen für die Wahl eines Mannes thätig sein, der geharnischt gegen die kaiserlichen Erlasse von 1881 steht und ein geschworener Feind des wirthschaftlichen Ausgleiches ist. Alle anderen Fragen treten hiergegen zurück. Ob die Apostel Cobdens mit volksparteilicher Plumpheit oder mit hofdemokratischer Eleganz ihr Ziel zu erreichen suchen, ob sie geschmeidig genug sind, um dem regierenden Grafen auch 'mal einen kleinen Gefallen erweisen und für seine Militärvorlage stimmen zu können, oder ob sie sich alle Aussichten auf Ministerporteseuilles heldenmüthig abschneiden — es gilt gleich. Die Sanften und Zarten sind eher noch gefährlicher als die Kratzbürstigen, besonders heute, in den Tagen des Caprivi'schen Compromißregimes.

So hat auch das Volk gedacht, so hat es votirt, und nur wer in Wolkenkuckuksheim unverantwortliche Privatpolitik treibt, darf verächtlich auf die Stimmzettelmassen des „Gesindels" herabsehen. Wir treiben nun mit reißender Schnelligkeit flußabwärts, Herr Bebel wird jetzt kaum noch geneigt sein, der „absterbenden Gesellschaft" bis zum Jahre 1910 Galgenfrist zu geben; statt der vor vier Monaten im Redetournier vernichteten Sozialdemokratie liegt der Vernichter Richter auf der Wahlstatt. Hier gibt es kein Besinnen mehr, nicht Redner, handelnde Helden thun hier noth.

Kaiser der Bauern und der Armen, heran!

„Ja — also!" Caliban.

---

## Von der „freien" Kunstausstellung.

Ein Bischen Revolution ist mitunter gar nicht übel. Und manchmal wünscht man sogar, es wäre ein Bischen mehr. Durch Bohrwürmer werden keine Säulen umgestürzt, und wenn sie auch noch so wacklig stehen. Dazu ist schon eine Portion Sprengstoff nöthig. Aber mit Sprengstoff muß man umzugehen wissen. Zuweilen fliegt man selber damit in die Luft.

Der kürzlich eröffneten „Freien Berliner Kunstausstellung" kann der Vorwurf nicht gemacht werden, daß sie zu eifrig mit Sprengstoff hantirt hat. Ich weiß nicht: trug der genius loci der asylgewährenden „Hohenzollern-Gallerie" daran die Schuld? Die Hohenzollern verstanden bekanntlich im Punkte der Revolution von jeher eigenthümlich wenig Spaß. Daher war denn auch das Panorama, das zu ihrer Verherrlichung vor ein paar Jahren dort entstand, von einem so zahmen Charakter, daß selbst ein Ludwig Pietsch mit der ganzen herzbezwingenden Gewalt seines ironischen Lächelns von den geschäftskundigen Malern aufgeboten werden konnte, um in der Schaar der „berühmten Männer" an den Stufen des Thrones schützend Wache zu halten. Vor diesem dräuenden Paradieseswächter mögen sich denn wohl die armen Ausgestoßenen und Zurückgewiesenen gefürchtet haben. Sie boten nur ein mageres Häuflein auf und zogen „in bester Ordnung" und mit sanftmüthigen Geberden in die schirmenden Hallen ein.

Nein, es sind nicht die großen Umsturzgeister, die der Fürst des ewigen Widerspruches daselbst um sein Banner geschaart hat. Mit huldreicher Miene blickt er auf seine Kindlein herab und spricht wie Mephisto:

„Das sind die Kleinen
Von den Meinen.
Höret, wie zu Muth und Thaten
Altklug sie rathen."

Als ein Rath zur That mag denn auch diese „freie" Ausstellung gelten. Die That selbst wird hoffentlich später, und womöglich im nächsten Jahre schon, nachfolgen.

Dann freilich wird allmählich die Zeit zu Thaten reif. Für jeden, „der nicht Knöpfe auf den Augen hat", hat die Münchner Abtheilung der diesjährigen „großen" Ausstellung den zwingenden Beweis erbracht, daß in Berlin etwas geschehen muß, wenn nicht gänzliche Versumpfung aller Kunstverhältnisse eintreten soll. Die systematische Niederhaltung aller eigenartigen und wagemuthigen Individualitäten, die klägliche Zusammensetzung der Ausstellungscommission und Aufnahmejury und das ganze kurzsichtige und engherzige Zopf- und Stockregiment, das in Brandenburg-Preußen immer noch beliebt wird, machen jeden frischen Aufschwung der Kunst unmöglich. Die paar ansehnlichen Künstler, die die deutsche Reichshauptstadt ihr eigen nennt, sind völlig isolirt und nehmen sich mit ihren vorgeschrittenen Bildern unter der dichtgedrängten Schaar von Herdenviehwaare geradezu melancholisch aus. Es ist, als ob man sie mit bittenden Augen nach den Münchner Sälen hinüberschielen sähe, weil dort eigentlich ihre Heimstätte sei. Entweder sollten daher diese modern gesinnten und zu neuschöpferischem Wirken befähigten Künstler Bild an Bild mit ihren Münchner secessionistischen Kollegen zusammen ausstellen dürfen, statt durch lange Säle von ihnen getrennt zu sein, oder sie sollten sich sammt und sonders zu einer Protestgruppe zusammenthun und eine „freie" Kunstausstellung veranstalten: frei, nicht in dem Sinne, daß jeder Stümper, der Oel auf Leinwand fleckt, mit offenen Armen aufgenommen wird, sondern in jenem anderen und höheren, daß unbedingt die Freiheit der Persönlichkeit und der künstlerischen Fortbewegung gewahrt bleibt.

Die diesjährige „freie" Ausstellung ist mehr im ersteren als im letzteren Sinne veranstaltet worden. Es war dies das Ergebniß einer Zwangslage, wie offen eingestanden werden muß. Denn da den Anlaß zur Gründung die Unzufriedenheit über die Zurückweisungen der Aufnahmejury bot, so mußten die Leidensgefährten unter einander gleiche Rechte haben, und was dem Einen recht war, mußte dem Anderen billig sein. Außerdem aber war die Zeit drängend und viel zu knapp, um umsichtig und weitschichtig alles angreifen und vorbereiten zu können. Es konnte daher nicht fehlen, daß ein gewisses Mißtrauen gegen das Unternehmen herrschte, und daß gerade von den tüchtigsten Künstlern der Protestlergruppe — ich nenne nur Ury, von Hofmann und Leistikow — sich Manche zurückzogen, weil sie ihren Ruf nicht auf's Spiel bringen und bessere Gelegenheiten zu nachdrücklicher Kundgebung abwarten wollten. Andererseits waren gerade die geringeren Talente flink bei der Hand, und da ja, auch nicht einmal von dieser Jury, lauter Meisterwerke zurückgewiesen sein konnten, so fand sich denn, unausbleiblicher Weise, ein Kaffeekränzchen von Mittelmäßigkeiten zusammen, die sich neben den wenigen besseren Begabungen als Vertreter der „freien" Kunstübung in ihrer buntscheckigen Zusammensetzung leidlich komisch ausnahmen. Man suchte sich nun allerdings dadurch zu helfen, daß man nicht die Zurückweisung der Jury zur conditio sine qua non für die Betheiligung machte, sondern daß man auch anderen Künstlern und anderen Kunstwerken, die mit der Tendenz übereinstimmten, den Anschluß gestattete. Damit konnte natürlich nicht alles gut gemacht werden. Aber es wurde doch in sofern besser gemacht, als die Zahl der annehmbaren Werke dadurch erhöht wurde. Mit jugendlichem Enthusiasmus nahm sich namentlich Normann der Sache an und steuerte eine Anzahl Oelbilder und Pastelle bei, die indeß nicht wesentlich „radicaler" sind als seine Sachen auf der großen Ausstellung, dafür aber zum Theil von einer nicht mehr ganz naiven Farbenbuntheit. Auch konnte der „Glücksfall" ausgenutzt werden, daß gerade Meckel durch seinen sensationellen Selbstmord die Stimmung gegen die Jury stark geschürt hatte und aus seinem Nachlaß eine Anzahl tüchtiger Bilder zur Verfügung standen. Doch auch einen Nachtheil hatte die freiere Beschickung der freien Ausstellung, und fast könnte man sagen, daß sich die Zurückgewiesenen durch die Aufnahme ihrer Gesinnungsfreunde ein Kuckuksei in's Nest gelegt haben. Meist wenn man ein etwas selbständigeres oder braveres Werk gefunden hatte, dann vermißte man daran den Zettel „Zurückgewiesen", und ich sah einen Kritiker, der mit einem ganzen Stachelwald gegen die diesjährige Jury losgezogen war, mit humorvoller Verzweiflung in den kleinen Sälen herumlaufen, weil er so wenig gute Bilder finden konnte, die diese mit allen Bannflüchen belegte Jury refüsirt hatte. So blieb denn für den Jurygegner meist nur der eine Zug- und Haupttrost, daß doch in der offiziellen Ausstellung stellenweise noch ärgerer Schund hängt als hier gleichfalls stellenweise, daß also die Jury, wenn sie den einen Schund genommen hat, auch den anderen noch hätte mitnehmen können, oder daß, wenn sie beide nicht gewollt hätte, sie doch wenigstens einige Arbeiten der Zurückgewiesenen sich getrost hätte gefallen lassen dürfen.

Soll ich nun eine spezielle Heerschau der Aussteller hier veranstalten? Ich verspüre wenig Lust dazu. Denn gerade heraus: die Leute sind mir nicht interessant genug. Da ist das zurückgewiesene Denkmal des alten Kaisers von Max Klein. Ich finde es zweifellos höchst ungerecht, daß man es zurückgewiesen hat, da man soviel andere, die meist nur ihre Colossalität vor dem Klein'schen voraus haben, ohne es in der Sorgfalt der

Arbeit zu erreichen, angenommen hat. Aber ich habe nun einmal das ganz generelle Pech, mich für Kaiser-Denkmale überhaupt nicht begeistern zu können, weil ich nicht abzusehen vermag, welchen Dienst sie unserer Kunstentwickelung leisten. Da ich hier nicht als Patriot, sondern als Kunstschriftsteller zu reden habe, so darf ich mir wohl dieses Bekenntniß erlauben, ohne mich dadurch zum „krummen Hund" zu degradiren. Da ist ferner Eduard Munch mit einigen sehr blauen und unglaublich verwischten, aber ganz entschieden stimmungsvollen Pastellen. O ja, ich lasse sie gelten, ich halte sie trotz der Entrüstung des Herrn Dielitz für Werke eines künstlerisch schaffenden und künstlerisch empfindenden Menschen. Aber ehrlich gestanden: ich habe genug davon. Ich weiß jetzt, was Munch kann und auch vielleicht, was er nicht kann. Ich möchte jetzt gerne sehen, was er noch hinzu lernt. Da ist seiner eine ganze Anzahl landschaftlicher Bilder und Studien eines Herrn Schmidt-Herboth. Der Mann hat es dadurch gut bei bei mir getroffen, daß er mir unbekannt war, und ich stehe nicht an, ihm Anerkennung und Aufmunterung auszusprechen. Ich wünsche wirklich mit voller Aufrichtigkeit, daß noch etwas recht Tüchtiges aus ihm werde. Nur einen Hauch, einen Hauch von Neuheit, den habe ich nicht bei ihm verspürt. Aehnliches haben schon Andere gemacht und werden noch Andere machen: aber das war freilich kein Grund ihn zurückzuweisen, da Bilder angenommen wurden, wie sie hoffentlich nie wieder gemacht werden, z. B. ein Portrait von Dielitz. Da ist dann auch eine Radirung der Sixtinischen Madonna von Max Horte, und ich will dem Künstler glauben, daß Autoritäten ihm bezeugt haben, daß keine frühere dem Original so nahe gekommen sei. Aber Sixtinischer Madonnen sah ich, ach, schon so viele, daß mich nach einer neuen längst nicht mehr gelüstet hat. Da sind gar auch einige Seestücke von Strindberg, wirklich vom „Weiberfresser — bald aus Haß, bald aus Liebe Weiberfresser — Strindberg, und eines betitelt sich gar, fast wie sein herrlicher Roman: „Auf offener See". Aber wenn ich an seine Romane und Dramen denke, dann will ich seine Bilder lieber nicht sehen, wenigstens nicht in einer öffentlichen Ausstellung; wenn er sie mir in seiner Privatwohnung zeigte, würde ich mich freuen und den Umfang seines Dilettantismus bewundern. Endlich — dies „Endlich!" gilt bloß für meinen Bericht, leider nicht für Ausstellung — gibt es da auch noch einen Edmund Edet, der es sich an anderer Leute Tafel hat wohl sein lassen, und der zweifellos einen guten Magen hat, weil er fast sämmtliche Modeströmungen hat verschlucken können. Edel ist einer der gefährlichen Menschen, die sich deshalb „modern" nennen, weil sie etwa Ury, Skarbina und Munch einige Griffe abgeguckt haben, die sie dann geflissentlich anwenden. Dies hat aber mit Modernität nichts zu thun, und mit Kunst schon gar nichts!

So bleibt denn als künstlerisch schönste Leistung, die wir der „freien" Ausstellung zu verdanken haben — das von Ludwig von Hofmann entworfene Plakat. Es war beim Concurrenzausschreiben für die große Ausstellung unterlegen gegen einen Entwurf, der an eigener und neuer Kunstempfindung nichts bot, aber eben deshalb vor den Augen der akademischen Juroren Gnade finden mußte. Vom Hofmann'schen Plakat dagegen braucht zur Empfehlung nur das Eine gesagt zu werden, daß es den Unwillen der wohllöblichen Polizei dermaßen erregt hatte, daß es zuerst aus Sittlichkeitsbedenken verboten worden war — was erst nachträglich wieder rückgängig gemacht werden konnte. Es enthält nämlich als Hauptfigur ein entzückend unschuldiges nacktes Knäblein, von jener keuschen Magerkeit der Gliedmaßen, die das Epheberalter charakterisirt. Welch sonderbare Bedenken müssen maßgebend gewesen sein, um von dieser unberührten Jugend Anstößigkeiten zu befürchten!

Bin ich nun verdammenswerth, weil ich mich der Zurückgewiesenen nicht wärmer angenommen habe? War es nicht, von „Mitleid", „Entrüstung" und anderen moralischen Qualitäten ganz abgesehen, geradezu ein taktischer Fehler? Ich muß gestehen, daß mir in Kunstfragen alle Taktik zuwider ist. Ich mag nicht ein mittelmäßiges Bild loben, um einer Bewegung zu nützen, noch ein gelungenes tadeln, um einer Gegenbewegung damit zu schaden. Und was ich meinen Freunden sage, das will ich auch vor den Gegnern bekennen. Auch betonte ich ja: es handelt sich in diesem Jahre bloß um einen Anfang. Die Folgezeit erst kann uns Vollgütiges bringen, und hoffentlich nicht bloß eine freie Kunstausstellung, sondern eine Ausstellung — von freien Künstlern. Franz Servaes.

---

## Die Berliner Kunstausstellung.

IV.

Mit großem Befremden hat man in Berlin Hubert Herkomer's weibliches Bildniß aufgenommen. Der Maler der „Dame in Weiß", der „Dame in Schwarz" scheint sich ganz „verworfen" zu haben. Sein Bild ist in hellen, leichten, duftigen Goldtönen gemalt und stellt die feine vornehme Erscheinung in dem Kostüm dar, welches unlängst über Nordamerika zu uns zurück kam: Denn dort trug man vor einer Reihe von Jahren schon jenes „Mother Hubbart" genannte hochgeschnürte Kleid, welches wir nach der Königin Luise zu bezeichnen gewohnt sind.

Herkomer hat bisher stets den Deutschen eine besondere Freude bereitet, ebenso wie sein Londoner Genosse Alma Tadema. Neben den „verrückten" Engländern stellten sie, nach Ansicht unserer Kunstgelehrten, die verständige, weil auf Deutschland sich stützende Kunstweise dar. Das ist nun nicht ganz richtig. Alma Tadema ist Niederländer und Schüler von Leys. In Antwerpen wurde auch Pauwel's gebildet, ehe er Professor in Weimar und Hofrath in Dresden wurde. Des Pauwel's Schüler aber sind Thumann, Gussow, Graf Harrach u. A. Die glatte saubere Malweise, jene blitzblanke Farbigkeit, haben alle diese mit ihrem Lehrer gemein. Sie sind Verwandte von Tadema, wenn auch zweiten Grades. Bei uns legten sich diese Maler der Leysschule auf die Darstellung des „Gemüthes", in England legte sie sich auf das was dort vor Allem beliebt ist, auf die Vollendung, the finishing. Tadema ist der Beweis hierfür. Er hat bei hohem malerischen Können das Ausdüfteln auf die höchste Stufe gebracht und viel wackere Leute in London dadurch verführt, zu glauben, daß hierin die höchste Kunstleistung besteht. Ruskin nennt ihn in seinen 1887 gehaltenen Vorträgen klassisch, aber ausdrücklich in the sense of senatorial, academic and autoritative. Er stellt diesem Klassicismus jugendfrischer Kunst entgegen und nennt ihn greisenhaft, den Weg zum raschen Verfall, eine Kunst die nicht vorwärts kann, die Kunst einer dem Tode und der Schande verfallenden Nation! Das ist zwar der außerordentlichen Begabung Tadema's gegenüber nicht höflich, aber es ist wenigstens verständlich.

Weiter stellte Ruskin dem Tadema einen zweiten Klassicisten gegenüber, Sir Leighton. In ihm findet er ein unnennbares Etwas, was Anglo — Sächsisch sei. Dieser male seine klassischen Gestalten für Engländer, mit einem gerade ihnen eigenen sanften Reiz, mit der Zauberkraft und Wundermacht ihrer Jugend. Und er hat Recht. Uns Deutschen mißbehagt Vieles an Leighton. Auch er ist mit den Jahren der Manier verfallen, aber er hat eine internationale Schulung: Er studirte erst in Rom, dann in Berlin, dann in Florenz, in Frankfurt a. M. und malte sein erstes zweites großes Bild in Brüssel, das zweite nach einem Studium in Paris, in Frankfurt: Von Steinle hatte er die Composition, von Leys und den Franzosen die Farbe erlernt. Das Gute an Leighton, was uns mißfällt, ist national englisch, doch es tritt nur insoweit hervor, als etwa bei Piloty das Deutsche und bei Fortuni das Spanische. Er suchte das Fremde in seinem englischen Künstlergeist zu verarbeiten. Ebenso steht es um die anderen Londoner Klassicisten, um Poynter, Edwin Long, Mareus Stone, Val. Princep, Waterhoufe, Calderon und wie sie alle heißen mögen, diese höchstbezahlten Maler, von welchen wir in Deutschland nur hin und wieder einen Stich, eine Photographie nach einem Bild, nie aber dies selbst zu sehen bekommen. Sie sind international und daher nicht volle ganze Künstler. Nur wie unversehens bricht das Volksthum in ihren Werken durch.

Sie gefallen dem deutschen Publikum in dem Maßstabe, in welchem sie akademisch sind, das heißt in dem sie ihre Nationalität, ihre Persönlichkeit aufgaben. Bougnereau und Cabanel, Gérôme und Couture haben ja auch bei uns gefallen, sobald sie den „ewigen Regeln der Schönheit" entsprechend akademisch malten. Und auch Herkomer gefiel uns, sobald er international schuf. Es ist sehr bezeichnend, daß seine „Dame in Weiß" in London wenig Aufsehen machte, während sie in Berlin entzückte. Die klassische Schönheit war es, die zwischen dem englischen Maler und dem deutschen Beschauer die Brücke schlug. Gleichzeitig ausgestellte Bilder von Millais, die man in London erheblich über jenes Frauenportrait stellte, blieben unberücksichtigt, unbewundert.

Herkomer ist kein Deutscher, wenigstens nicht seiner Kunst nach. Er ist ganz in England gebildet, Schüler Walker's und durch diesen hauptsächlich von Millais abhängig. Man muß seine in Bayern gemalten Bilder sehen, wie den „Bittgang", „die Verhaftung des Schmugglers", beides Darstellungen oberbayerischen Volkes, um zu sehen, wie sehr er Engländer ist. Oder sein „Enkelkind", ein Mädchen, dem Defregger malerisch Pathe gestanden hat: Alle sind verkleidete Engländer, spielen ihre bayerische Rolle vortrefflich, sodaß jener, welcher nicht deutsch bis in die Wurzel ist, sie für echt nimmt. Aber wer Walker's herrliche Werke kennt, der sieht sie aus Herkomer's Schöpfungen deutlich hervorlugen — male er nun, welche Nation er wolle!

Langsam scheint aber diese Schule aus Herkomer's Schaffen zu schwinden. Sein lebhaftes, starken Einflüssen ausgesetztes Temperament wirft ihn sichtlich hin und her. Jenes Frauenbildniß von der Berliner Ausstellung zeigt ihn in Bahnen, welche schon auf seinen letzten Arbeiten sich vorbereiteten. Der Ton wird leichter, feiner, graziöser. Er sucht die schweren, tiefen Farben zu überwinden. Und da greift er zur Schule der Schotten: Orchardson hats ihm — und manchem Anderen in London — entschieden angethan; jener feinste unter den Vertretern der Edinburger Schule, welche älter und in England reicher an Erfolgen ist, als jene von Glasgow. Es ist das Bildniß in einem hellen Gelb gebadet, wie wenn es hinter Crêmestores gemalt sei — man verzeihe das abscheuliche Fremdwort. Man ist jetzt sehr fein in London und fängt an viel Gefallen an diesem Ton zu finden: Er neigt zu Watteau und seiner Zeit hinüber, er fordert eine starke Selbstbeschränkung, gute sichere Form, er ist in Orchardson selbst zur erstaunlichen Zartheit ausgebildet, denn dessen Bilder, von denen eines der schönsten die Hamburger Kunsthalle besitzt, sind wie ein Eiertanz zwischen den Gefährdungen der Farbe, aber sie sind so sicher ausgeführt, daß Wenige die Schwierigkeit beachten, wenigstens alle die nicht, welche nicht wissen, daß ein falscher Ton die feine Harmonie ganz über den Haufen stürzen würde.

Es beginnt eben auch Herkomer „klassisch" zu werden. Schon bei „Unser Dorf" konnte man das kommen sehen, bei „Der Streik", welchen er zur Aufnahme in die Akademie malte, trat es noch deutlicher hervor. Nun ist er ein Mitglied des Londoner Unsterblichkeits-Vereins — und malt eben dementsprechend.

Der Vorgang in England ist lehrreich, weil er der stets sich wiederholende ist: es zeigte sich dort vor vierzig Jahren ein starkes nationales Wollen, das zwar von Deutschland angeregt, aber echt britisch war, der Präraffelitismus. Nur einer der damals jungen Künstler ging selbst nach Deutschland, Leigthon. Die anderen alle waren starre Realisten, entwickelten sich als solche national, weil sie den Grundsatz hatten, nur malen zu wollen was sie sahen. Nach manchem Kampf fan-

den sie ihren Platz in der Nation. Der junge Nachwuchs suchte sie nachzuahmen. Aber er erkannte bald, daß die Originalität nicht nachgeahmt werden könne und daher liefen sie der „Technik" in die Arme. Sie suchten Hülfe bei der Regel, beim Kunstgesetz, sie flüchteten vor der Wahrheit zur Schönheit. Und nun entstand wieder auf neuem Grunde eine akademische Kunst. Die Schönheit wurde immer schöner, immer erhabener über die Natur; nach anderer Leute Meinung immer einseitiger, immer unwahrer. Und damit ist England bald wieder so weit, daß seine Akademie vor lauter Schönheit ganz flach wird, daß diese seine hohe Kunst zerstört, daß sie tüchtigen Leuten wie Herkomer die eigentliche Frische und den gesunden Blick nimmt. Neben seinem Bilde stehen die Bildnisse des Kaisers von Ferdinand Keller, einem akademisirten Makart, und von Frau Parlaghy, einem akademisirten Lenbach. In Deutschland gefallen sie der Mehrzahl. In England würde man über sie den Kopf schütteln wie wir über den leider allzuschönen Herkomer. Aber wir haben kein Recht, die Briten der Verbildung zu zeihen: wir leiden genau ebenso daran. Und wenn wir uns erstaunt vor Herkomer fragen, warum er einen so unwahren Ton gewählt habe, so muß ich dem das Urtheil der englischen Maler auf der deutschen Ausstellung in London entgegenhalten, welche die ganze deutsche Nation für farbenblind erklärten, da fast alle ihre Maler die Welt unter einem bestimmten Ockerton sähen, als trügen sie gefärbte Brillen.

Das ist eben der „senatoriale, akademische, autoritative Klassicismus", von welchem Ruskin sprach, die unpersönliche Kunst, vor der sich jede Nation zu hüten hat, denn sie ist der Weg zum Verfall!

Jugendfrische Kunst ist es, nach der man ausschauen soll: darum halt ich's lieber mit den Glasgowern und Nordamerikanern als mit den Londoner Akademikern. Mir will eben scheinen, daß kein Nichtdeutscher bessere Bilder nach Berlin sendete, als eben diese „Jungen"!

Alexander Harrison schickte nur „Studien". Wiederholt denselben Gegenstand, nämlich einen nackten Menschenkörper im Freien und zwar einen solchen, auf dem sich alle möglichen grünen Streiflichter mit den fleckenartigen Schatten des von der Sonne durchbrochenen Laubes begegnen. Man sieht deutlich, worauf es dem Maler ankam und man sieht es noch klarer, wenn man sich ältere Arbeiten von ihm vergegenwärtigt: Ich denke zunächst an sein großes Bild auf der vorjährigen Münchner Ausstellung „Im Bade". Das Thema war etwas anders gestellt: Abend, ein eintöniges, helles, gelbes Zwielicht, ein flacher Meeresstrand mit spiegelglattem Wasser. Darin drei badende Mädchen. Das ganze Bild, welches zu jenen gehörte, vor denen man den Schreckensschrei: „Abscheulich" am Oestesten hören konnte, war gleichmäßig hell, eintönig, ohne Tiefe, fast ohne Farbe. Es war ein Versuch, ein koloristisches Rebus: Wie weit kann man in der Eintönigkeit gehen, um doch dabei die Raumwirkung sich zu erhalten. Meer, Luft, Frauenkörper — Alles ein Ton. Und doch der Blick in die weiteste Tiefe, die volle Rundung der Körper, die perspektivische Wirkung selbst ohne alle zeichnerischen Mittel. Das war mit einer Nervenfeinheit gemalt, welche die Maler in Entzücken versetzte. Es gehört dazu eine Beherrschung der feinsten Tonschwingungen wie eine Sicherheit des Striches, eine Klangfülle der Farbe, wie zum vollendetsten Geigenspiel auf einer Saite, die innigste Verbindung von seiner Empfindung mit höchster Sicherheit und Kraft der Hand.

Ebenso ist's mit seinen in Berlin ausgestellten Studien. Als die alten Venetianer sich ihrer koloristischen Kraft bewußt wurden, malten sie einen schönen, weißen Frauenkörper auf weißem Tuch liegend. Es reizte sie gerade die Feinheit der Tonschwankung, sie verzichteten auf die Gegensätze des Pigments und starker einseitig Beleuchtung, weil sie mit zarteren Mitteln gleiche Wirkung zu erzielen vermochten. Ueber diese Kunst hinaus geht das was die modernen Koloristen leisten wollen und auch leisten. Sie bringen auf die Haut des Menschen starke Lichtspiele, Schatten, Reflexe. Sie sind nicht zufrieden mit der Aufgabe in zerstreutem, ruhigen Licht die Körperlichkeit jedes Gliedes herausmodellirt zu haben, sie setzen den Trumpf auf, daß die Rundung und der blühende Ton noch zur Erscheinung trete, trotz Schatten und bunter Reflexe. Der nackte Mensch erscheint in der Umgebung besonnter grüner Flächen selbst grün. In jeder Laube können wir am Gesicht des Freundes dieses koloristische Exempel prüfen. Aber wir empfinden ihn nicht als Grun, weil wir unwillkürlich, die Reflex-Töne von der realen Erscheinung abziehend, die gewohnte rosige Farbe erkennen. Harrison will den, der sich in sein Bild wirklich hineinsieht, zwingen, daß er aus den kalten Halbtönen heraus die weiche zarte Hautfarbe seiner Gestalten erkenne, daß sie ihm nicht fleckig, grün erscheinen, sondern daß sie leuchtend in Licht und Schatten dastehen, wie eben die Menschenhaut im Freien fast wie von innerem Licht erhellt hervorleuchtet!

Sind das Virtuosenstücke? Ist's echte Kunst? Mir will scheinen, daß Harrison recht that, seine Bilder „Studien" zu nennen, obgleich sie thatsächlich mehr ein Bild sind, wie manches Schlachtenstück von so und soviel Meter Länge: Denn ein Bild ist doch ein malerisches Ganzes! Man sieht es den Arbeiten an, daß Harrison noch nicht mit sich selbst fertig ist, daß er immer von neuem ansetzt, um zu lernen, von der Natur sich Rath und Schaffenskraft zu suchen. Aber es ist wahre Kunst, auf welche die mit emsigem Fleiß errungene Sicherheit von Aug' und Hand hinstrebt: Nämlich das Uebertragen eines Natureindruckes durch das Mittel eines selbständig beobachtenden Künstlerauges auf die Leinwand.

Und das ist genug! Es ist mehr oder doch mindestens gleichwertig, mit dem Uebertragen eines Gedankens auf die Leinwand, was man einst allein für Kunst hielt!

Cornelius Gurlitt.

---

# Notizen.

Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner. (Wien, Hch. Kirsch). An den Fingern kann man sie zählen, die echten und unverfälschten Volksschriftsteller, die in ihren Geschichten den Volkston treffen und so zu sagen Volkslieder in Prosa zu schreiben verstehen. So Mancher, der sich einbildet, zum Herzen der Nation zu reden, ist nur trivial; Andere sind zu schulmeisterlich lehrhaft, wieder andere von gemachter Naivetät, die nach der Studirstube riecht und voller Herablassung zum Volke niedersteigt oder es zu sich emporzuheben bemüht, statt sein Leben mit zu leben, mit ihm zu denken, zu lieben und zu leiden. Der köstliche Matthias Claudius war ein solcher Schriftsteller nach dem Herzen des Volkes, naiv, tief fromm und voll ungekünstelter Poesie. Dann haben wir den herrlichen Joh. Peter Hebel und in neuer Zeit etwa Anzengruber in seinen Kalendergeschichten. In Josef Wichert, dem Verfasser dieses prächtigen Büchleins, ist ein neuer Kalendermann entstanden, der naiv ist wie Hebel, gesund wie Anzengruber und mitunter poetisch wie Claudius. Es ist ein kerngesunder Erzähler voller Frische und Ursprünglichkeit, unerschöpflich in seinen Schnurren, ein Spaßmacher und noch mehr als das, nämlich ein Moralist von einer prachtvollen Urwüchsigkeit und sinnvollen Unbefangenheit. Seine Bauern sind lustige Oberösterreicher, aber auch aus der Wienerstadt und dem Schwabenlande holt er sich seine Originale, und weil er ein durch und durch moderner Mensch ist, weiß er sogar Eisenbahngeschichten zu erzählen und von der Kneippkur und anderen Narretheien unserer Zeit. Ganz augenscheinlich ist Hebel sein Vorbild, dem er des öfteren nacherzählt, und das er mehr als einmal commentirt und all in seiner Vortrefflichkeit erreicht, obgleich ihm eine so wunderbar philosophische Geschichte wie der herrliche „Kannitverstan" noch nicht eingefallen ist. Es wäre denn etwa die gelungene Schnurre von dem „in Gedanken stehen gebliebenen" Regenschirm des Einbrechers, der von dem Zuchthäusler nach Verbüßung seiner Strafe zurückgefordert wird und von dem armen Schulmeister baar vergütet werden muß, dieweil er ihn mittlerweile verkauft hat. So bleibt er also nicht nur der Bestohlene, sondern muß noch froh sein, zu seinem Schaden auch noch den Spott zu tragen, daß das „Recht" nicht nur den ehrlichen Leuten hilft, sondern auch den Spitzbuben. Kurz, überall finden wir eine schalkhafte Weltanschauung und eine derb gesunde Moral, die uns in Frohsinn und Trauer gemüthlich anregt und fesselt. Josef Wichner und sein Volksfreund stellen sich mit diesem Büchlein in eine Reihe neben Hebel und Claudius, neben Schatzkästlein und Wandsbecker Boten.

Guhl & Koner, Leben der Griechen und Römer. (Berlin, Weidmann). Ein lieber alter Freund unserer Gymnasial- und Studentenzeit kommt uns in einem stattlichen neuen Gewande zu, zeitgemäß erweitert, ganz auf der Höhe der heutigen Forschung und mit einem bereicherten Bilderschmuck, der alles hinter sich läßt, was ähnliche Nachschlagebücher in dieser Hinsicht bieten. Und doch ist es der alte, treffliche „Guhl und Koner" geblieben, ein geradezu klassisches Vademecum für antike Cultur, zuverlässig und klar und nirgend doctrinär und langweilig. Die renommirte Verlagshandlung hat sich um das prächtige Buch verdient gemacht und sich dieses werthvollen Besitzes auf's neue würdig gezeigt.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**A. Hausrath,**
**Arnold von Brescia.**
8. geh. 3 *M*.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeinbesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses sein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

**Die Gegenwart**
**Nr. 15.**

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

**Caliban:**

**Die beleidigte Majestät,**

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart**
**in Berlin W, 57.**

**Carl Heymanns Verlag, Berlin W.**
Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

**Der Rechtsschutz**
gegen
**zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.**
Von
Dr. **Karl Walcker,**
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis *M* 0,60 bar, postfreie Zusendung *M* 0,65.

Unterzeichnete Verlagsbuchhandlung empfiehlt allen Freunden einer guten heiteren Lectüre:

**„Alraunwurzeln."**
Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein.
von **Josef Wichner.**
2. Aufl. 304 Seiten. Preis 1 *M* 60 *Pf* brosch., 2 *M* 40 *Pf* gebd.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, eventuell auch vom Verleger **Heinrich Kirsch,**
**Wien I.,** Singerstraße 7.

**MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON**
Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.
= Soeben erscheint =
*in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:*
*272 Hefte zu je 50 Pf.* — *17 Bände zu je 8 Mk.*
*17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.*
17,500 Seiten Text. — 152 Chromotafeln.
*Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.*
*Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.*
Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

**Das Leben der Sprache**
und ihre Weltstellung
von
**Dr. Rudolf Kleinpaul.**
*Drei Bände gr.-8°. Preis brosch. M. 24.—, geb. M. 30.—.*

Dieses grosse sprachphilosophische Werk liegt jetzt komplett vor. Wie der Haupttitel anzeigt, ist es dem Verfasser nicht um grammatische Tifteleien, nicht um eine Sprache, sondern um die Weltbeziehungen und um die Weltverhältnisse der Sprache als solcher zu thun gewesen, und er hat damit einer Betrachtungsweise des Volkssprachlebens, namentlich der unbewussten Hälfte desselben, Bahn gebrochen, wie sie bisher noch niemals auch nur annähernd versucht worden ist.

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Wollny,** **Dr. Fr., In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 *Pf*.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Bekannte Glückscollecte A. Gerloff, Nauen b. Berlin.**
**Grosse Hannoversche Silber-Lotterie am 4. Juli.**
1 Original-Loos **nur 1 M.**
3223 Gew. — Hauptgew. **10 000 M. W.** — **90 % baar.**
Jede Liste **15 Pf.** — Porto **10 Pf.**

**Abonnement**
auf das
**III. Quartal 1898.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 26 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Vierundvierzigster Band.

(Nr. 26 — 52.)

Berlin 1893.

Verlag der Gegenwart.

# Register.

## Vierundvierzigster Band.

### 1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.


Seite

Imponderabilien. Ein Wort an den neuen Reichstag. Von Paul Dehn . . . . . 1
Die Wahlkämpfe. Von Karl Walcker-Leipzig . . . . . 17
Das neue Wuchergesetz. Von Ludwig Fuld-Mainz . . . . . 20
Thorheiten vor der Wahl und nach der Wahl: Von Succentor . 35
Manchestertheorie und Manchesterpraxis. Von F. Rabe. . . . 49
Erweiterte Zuständigkeit der Amtsgerichte in Strafsachen. Ein Weg zur Einführung der Berufung. Von Felix Berger. . . 65
Die wirthschaftliche Seite der Militärvorlage. Von B. Becker. . 81
Die Silberfrage . . . . . 113
Zur Patentgesetzgebung. Von F. Bremer . . . . . 114
Die Eidesnoth. Von Ludwig Jacobowski . . . . . 117
„Ergebnisse der Börsen-Enquête." Von Justus . . . . . 145
Eine Reichssparkasse. Von A. Gehring . . . . . 129. 148
Die Bekämpfung des Slaventhums in Deutsch-Oesterreich. Von Max Philippsthal . . . . . 164
Rußland im Zollkrieg. Von N. Syrkin . . . . . 177
Das „Klebegesetz" und das Volk. Von K. Leberecht . . . . 179
Die Strafgewalt des Parlaments. Von Justus . . . . . 193
Das Symptomatische der badischen Landtagswahlen. Von Ludwig Ilff . . . . . 196
Die Beständigkeit der Reichstagswahlkreise. Eine statistische Studie. Von Richard Hirsch . . . . . 228
Allerlei Wahlrecht. Von W. Waldau . . . . . 241
Die Reform der Irrengesetzgebung. Von Justus . . . . . 257
Stimmungsbilder aus Rußland. Glossen eines Dreibündlers . . 274
Staatswissenschaftliche Seminare. Von Cervus . . . . . 276
Unsere Verfassung. Von Eduard von Hartmann . . . . 289
Die polnische Agitation und die polnische Presse in Oberschlesien. Von M. Czech . . . . . 292
Der Sturz des Grafen Taaffe. Von X. Wiener . . . . . 307
Schonzeit!? Von Justus . . . . . 308
Deutsch-österreichische Sorgen. Von Saxo . . . . . 321
Die gesetzliche Regelung des Bank-Depotwesens. Von Reg.-Rath Zeller-Darmstadt . . . . . 322
Die politische Lage in England. Von Otto Gaupp-London . . 337
Die Besteuerung der Börse. Von Justus. . . . . 353
Die Sozialisten im bayrischen Landtag . . . . . 355
Die Anarchistenfrage. Von Karl Walcker-Leipzig . . . . . 369
Kriminalanthropologie und Strafrechtspflege. Von Dr. Albert Albu 370
Kriminalpolitische Reformen. Von Justus. . . . . 401
Der Niedergang der Volksvertretung. Von Eduard v. Hartmann 417
Quittungsstempel. Von J. Jastrow . . . . . 420


### 2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.


Die Naturkunde in der Volksschule. Von H. Eres . . . . . 69
Uebervölkerung in Sicht? Von M. Altus . . . . . 97
Charcot. Von Dr. med. Albert Albu . . . . . 162
Die Naturheilkraft. Von G. Friedrich . . . . . 180
Das Berufsgeheimniß der Aerzte. Zum Fall Schweninger. Von Dr. med. Julius Levin . . . . . 259


### 3. Vermischte Aufsätze.


Die volkswirthschaftlichen Leistungen des Großbetriebes. Von Eduard von Hartmann . . . . . 2
Das Sinken des Zinsfußes und dessen Folgen. Von Georg Lippa 19
Der Untergang der „Victoria" und die großen Schlachtschiffe. Von einem Marine-Offizier . . . . . 33
Das Lebensversicherungswesen. Von O. Hansen . . . . . 37
Die preußischen Landwirthschaftskammern. Von Rudolf Grätzer 68
Die Opfer der Branntweinpest. Von S. Werblunski . . . . 84
Unser Militär. Von Miles . . . . . 82
Unsere Zimmerheizung. Von Wilhelm Gentsch . . . . 86. 99
Aus den russischen Ostseeprovinzen. Von J. von Dorneth . . 131
Der Ausstellungskrach von Chicago. Von R. Keßler. . . . . 161
Ein geistlicher Bekämpfer der Sozialdemokratie. Von Arnold Fokke 197
Der Schlüssel zur Volkswirthschaft. Von K. Schott. . . . . 209
Religion und Kirche. Von Ludwig Jacobowski . . . . . 211
Die sozialen Rückwirkungen des Großbetriebes. Von Eduard von Hartmann . . . . . 225. 243
Kindergärten und Krippen. Von J. Sabin. . . . . 230
Die Verarmung des Mittelstandes. Von Georg Lippa . . . 273
Die diesjährigen Manöver in Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Deutschland. Von Miles . . . . . 305
Zur Sperrbefestigung zwischen Metz und Saarburg. Von R. v. B. . 339
Der englische Kohlenstreik. Von Otto Gaupp-London . . . . 385
Das Problem des perpetuum mobile. Von Eduard Sokal . 387
Die „New-Australia"-Genossenschaft. Von Franz Paetow . . 403


### 4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.


Die schönste Nacht. Von Hugo Klein . . . . . 10
Bühnengespenster. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna . 26
Zur Pflege der Gesundheit. Von M. H. . . . . 44
Seine neueste Eroberung. Von Alfred Freih. von Hedenstjerna 60
Die Sonntagsruhe auf dem Dorfe. Von Carl Schultes . . . 75
Zwei Nachtstücke. Von C. S. . . . . 92
Der hellgraue Radmantel. Von M. Grabi . . . . . 107. 123
Leute von heute. Von Rudolf Dreydorff. . . . . 119
Nicht die Mittel. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna . 139
Eine alte Jungfer. Von P. Hann. . . . . 155
Die heimliche Zusammenkunft. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna . . . . . 171
Fräulein Sokrates. Von Jules Lemaître. . . . . 188
Stilvoll. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna . . . . 203
Die Gehaltszulage. Von Albert Miller . . . . . 219
Die verlooste Braut. Humoreske von Leopold von Sacher-Masoch . . . . . 236
Börsenpanik. Von Theophil Zolling . . . . . 250
Spermann, Kranz und Oberhofer. . . . . 265
Die rothe Nelke. Humoreske von Alfred Freih. von Hedenstjerna 282
Am Bord. Erzählung von E. Eschricht . . . . . 298
Der Besuch im Waisenhause. Von S. di Giacomo . . . . 315
Jugendverirrungen. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna 330
Schinderliesel. Von Theodor Artopé . . . . . 345
Wie ich ein landwirthschaftliches Blatt redigirte. Von Mark Twain 363
Mensch oder Offizier? Von Emil Roland . . . . . 377
Im Negligé. Von Carl Schultes . . . . . 392
Die Gefahren der Liebe. Von Alfred Freih. von Hedenstjerna 410
Die Unglücksgaloschen. Von Georg Falkenheim . . . . . 427

Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Das Dogma vom kleineren Uebel 12. Der Herr Bundesrath 27. Schach dem Könige 46. Der Ruck nach links 61. St. Immermehrstag 93. Frau Lina Morgenstern hat das Wort! 124. Margarine 157. Durchlaucht Aujust 189. Le roi me reverra 220. Bismarck's Glück und Ende 237. Too long . . . 267. I. N. R. I. 301. König Pharo 317. Sympathie-Kuren 347. Fromme Soldaten 379. Radieschensamen 411.

— Von Timon d. J.: Die Annexion Siams 77. Koseiól Graf Koscielski 109. „Dajewesen!" 140. Sergeant Schinderhannes 172. Nicht königlich! 204. Der Zug nach Osten 253. Das Pfeifchen des kleinen Mannes 284. Die Vereinigung der VI 331. Caritas 364. Journix beim Bankier Pinkus Ehrlich 395. Auf der Agrarierhatz 428.

## 5. Literarische Aufsätze.

### a. Essays.


Seite

Französische Bücher über Rußland. Von C. W. Petersen . . 6
Poesie aus Böhmen. Von Gustav Karpeles . . . . . 7
Kameruner Englisch. Von Ernst Wasserzieher . . . . . 9
Neues über Heinrich Heine als Menschen. Von Ludwig Fränkel 21
Memoiren des Generals Marbot . . . . . 23
Undeutsche Ortsnamen in deutschem Munde. Von E. W. . . . 25
Der Schlußband von Zola's Rougon-Macquart. Von Franz Servaes . . . . . 42
Ibsen's Trauerspiel der Bourgeoisie. Von Erich Holm. . . . 51
Michael Beer's Lyrik. Mit ungedruckten Gedichten aus seinem Nachlaß. Von Gustav Manz . . . . . 53
Hall Caine. Von August Weiß . . . . . 55
Die neudeutsche Literatur im Lichte der Wissenschaft. Von Ludwig Fränkel . . . . . 57
Dunstmaierismus . . . . . 59
Gabriel Finne. Ein norwegisches Dichterprofil. Von Ernst Brausewetter . . . . . 91
Jüngste Lyrik . . . . . 102
Geschichte der menschlichen Ehe. Von Paul Seliger . . . . . 105
Erinnerungen an Anastasius Grün. Von Leopold von Sacher-Masoch . . . . . 119
Ein neuer Verfechter der Frauenrechte. Von A. Bousset . . . 134
Gründeutschland. Von Otto Krack. . . . . 137
P. K. Rosegger. Von Hermann Kienzl (Graz). . . . . 149
Deutscher Geist in Frankreich. Von Leo Berg . . . . . 166
Alexander Kausmann. Von Ludwig Fränkel. . . . . 169
Die wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands. Von Georg Steinhausen-Jena . . . . . 183
Auch ein „moderner" Roman aus England. Von August Weiß 184
Gleichnisse in der abendländischen Literatur. Von Hugo Gruber 185
Volksunterhaltungsabende. Von Gustav Manz . . . . . 186
Zola über sein Werk. Briefliche und mündliche Mittheilungen von J. van Santen-Kolff . . . . . 199
Rudolph von Gottschall. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Livius Fürst . . . . . 219
Der Mystieismus in der modernen englischen Literatur. (H. Rider Haggard.) Von Ernst Heilborn . . . . . 215
Alexei Nikolajewitsch Apuchtin. Von Gustav Karpeles . . . 217
Herzog Ernst von Coburg-Gotha als Mäcen. Nach ungedruckten Aufzeichnungen. Von Hieronymus Lorm . . . . . 231
Der Roman eines englisch-französischen Zukunftskrieges. Von Heinrich Stegmann. . . . . 234
Zur Reise nach Freiland. Von Georg Busch . . . . . 245
Charles Kingsley als Lyriker. Von E. Beyer . . . . . 263
Moltke als Dichter. Von Gustav Karpeles . . . . . 278
Arne Garborg. Von Hans Schmidkunz. . . . . 281
John Brinckman. Von Albrecht Dau . . . . . 296
Bauernfeld's Nachlaß. Von Ernst Heilborn . . . . . 311
Eine neue poetische Form? Von Eugen Wolff . . . . . 312
Neues von und über Leo Tolstoj. Von Wassilij Jerogow . . 325
Ein vaterländischer Dichter. (Gustav Weck.) Von Ludwig Freytag 328
Aus Theodor von Bernhardi's Tagebüchern. Von Bruno Gebhardt 341
Felix Dahn's neuer Roman. Von Ernst Heilborn . . . . 343
Zur Geschichte der Religionsphilosophie. Von A. v. H. . . . 360
Die literarische Sittlichkeit. Von Hieronymus Lorm . . . . 374
Aus dem Werther-Kreise. Von Ludwig Geiger . . . . . 376
Eine Enquete über den Antisemitismus. Von Hans Schmidkunz 388
Historische Romane und Epen . . . . . 389
Das Wiener Volkslied. Von Emil Maria Steininger . . . 404
Geschichtschreiber und Propheten. Von Alfred Stoeßel . . . 408
John Tyndall. Von Otto Gaupp-London. . . . . 423


### b. Bühne und Bühnenkritik.


Die Aufgaben des Schillertheaters. Von Gustav Rudolf Lorenz 205
Schlierseer Bauerntheater. . . . . 302
Dramatische Aufführungen: Das Recht zu lieben (Nordau) 142. Menschen! (Kohlrausch) 173. Der Oberst von Branitz (Straß) 174. Verspielt! (Skowronnek) 174. Buckel-Hans (Blanchard de la Bréteche) 190. Die Erziehung zur Ehe (Hartleben) 206. Erlaubte Sünden (Janvier-Ballot) 207. Der Biberpelz (Hauptmann) 222. Maurerblümchen (Blumenthal-Kadelburg) 255. Madame Agnes (Julien Berr de Turique) 255. System Ribadier (Feydeau-Hennequin) 255. Man sagt! (Léon-Waldberg) 302. Chic (Roberts) 302. Jenseits von Gut und Böse (Widmann) 333. Arme Maria! (Voß) 333. Der König von Thule (Hopfen) 334. Kain (Byron) 335. Hannele (Hauptmann) 348. Die Ahrenshooper (Delmar) 348. Der Erste seines Stammes (Skowronnek) 349. Föhn (Oppenheimer) 350. Der Andere (Lindau) 365. Aus eigenem Recht (Wichert) 397. Das Spiel mit dem Feuer (Strindberg) 327. Die Dragoner (Rosenfeld) 397. Die kluge Käthe (Olden) 413. Der ungläubige Thomas (Louis-Jacoby) 429. Ein Millionär (Labiche-Legouvé) 430.


## 6. Bildende Künste.


Die Berliner Kunstausstellung. Von Cornelius Gurlitt . 29. 78
Die Kunst und das Volk. Von Otto Krack . . . . . 40
Von den diesjährigen Pariser Salons. Von Ernst Zimmermann 71. 121
Die Münchener Kunstausstellungen. Von Franz Servaes . 87. 151
Kunst und Individualität. Von Hans Schacht . . . . . 201
Farbige Plastik. Von Professor Hermann Hosaeus . . . . 249
Herbstausstellungen. Von Franz Servaes. . . . . 268
Director Jordan von der Nationalgallerie. Von Franz Servaes 285
Eine Juste-Milieu-Kunstausstellung. Von Franz Servaes. . . 334
Englische Neu-Idealisten. Von Franz Servaes . . . . . 381
Neues von Franz Stuck. Von Franz Servaes . . . . . 430


## 7. Musik.


Die naturalistische Oper. Von Alfred Stößel . . . . . 73
Zum Tode Gounod's. Von Heinrich Röckner . . . . . 294
Aus dem modernen Musikleben. Von Heinrich Ehrlich.
I. Das Musikproletariat und die Conservatorien. . . . . 261
II. Die Marktschreierei . . . . . 313
III. Die Frauenemancipation auf dem Klavier. Die Musikamazonen . . . . . 359
IV. Concert-Influenza und Shoddy-Musiker . . . . . 425
Leoncavallo's neueste Oper. („I Medici" in Mailand) . . . . . 323
Opern und Concerte: Gringoire (Brüll-Léon) 270. Mara (Hummel-Delmar) 270. Die erste Walpurgisnacht (Mendelssohn) 271. Freund Felix (Genée-Herrmann) 286. Sataniel (Ferron-Görlitz) 287.


## 8. Notizen.


Aub 351. Baisch 413. Bamberg 15. Bilz 319. Bing 431. Bintz 398. Bode 367. Böttcher 413. Brosch 414. Brehm 63. Brockhaus 14. Dolle 351. Duden 127. Dukmeyer 15. Eckhoud 319. Egbert 398. Ehrlich 287. Fraas 415. Gerhard 15. Gizycki 415. Goncourt 351. Gottschall 31. Greinz 15. Gronau 223. Grotemeier 413. Haake 414. Haarhaus 350. Haberland 239. Hauptmann 431. Heigel 431. Henckel 95. Hermann 127. Herse 239. Hevesy 382. Hoffmann 192. Horn 239. Jordan 414. Keil 398. Kempgens 399. Kerner 414. Kirchner 366. Kleinpaul 431. Koch 350. Koken 414. Kretzschmar 414. Lesimple 431. Lewes 382. Ludolf 239. v. Meltzsch-Schilbach 271. Meyer 271. Middendorff 382. Much 271. Neunmersdorf 159. Neitzel 351. Nippold 366. Peschel 367. Poths-Wegner 175. Preuzel 223. Reder 159. Reich 350. Reiffenstein 413. Richter 366. 396. Rosenberg 382. Rosegger 175. Schirmacher 382. Schmidt 398. Schönbach 335. Schücking 415. Seidel 382. Sievers 79. 414. Sigismund 223. Sommer 366. Sturm 111. Thienemann 398. Trinius 382. Uchtomskij 239. Voß 15. Waldeck 414. Weber 382. Wildenbruch 127. 413. Zell 223. Ziegler 431.


## 9. Offene Briefe und Antworten.


Eine reichsgerichtliche Entscheidung 14. Nochmals Friederike Brion 31. In Sachen der Hypnose und Suggestion 63. Noch ein Wort zur Lebensversicherung 126. Zum letzten Mal die Lebensversicherung 158. Nochmals Margarine 207. Staatswissenschaftliche Seminare für Nichtstudenten 319. Berichtigung 335.

№ 26. Berlin, den 1. Juli 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Imponderabilien. Ein Wort an den neuen Reichstag. Von Paul Dehn. — Die volkswirthschaftlichen Leistungen des Großbetriebes. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Französische Bücher über Rußland. Von C. W. Petersen. — Poesie aus Böhmen. Von Gustav Karpeles. — Kameruner Englisch. Von Ernst Wasserzieher. — **Feuilleton:** Die schönste Nacht. Von Hugo Klein. — **Aus der Hauptstadt:** Das Dogma vom kleineren Uebel. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Eine reichsgerichtliche Entscheidung. Von Dr. Heller. — Notizen. — Anzeigen.

### Imponderabilien.

Ein Wort an den neuen Reichstag.

Von Paul Dehn.

„Ordnung und Ehre sind die zwei nothwendigsten Grundbedingungen eines Heeres." Dieser Ausspruch Lamartine's, gilt für das Leben jedes Einzelnen, für das Gedeihen der ganzen Gesellschaft. Ordnung und Ehre sind indessen nirgends so unentbehrlich, nirgends so wichtig, wie im Dienste der Heeresverwaltung. Zu Ordnung und Ehre erzieht sie, wo sie ihre Aufgaben zielbewußt erfüllt, den Kern des Nachwuchses der Bevölkerung.

Gearbeitet wird heutzutage mehr und angestrengter als je, planmäßig, ineinandergreifend, im Dienste der Gesammtheit vorzugsweise von der öffentlichen Verwaltung. Nicht frei von Fehlern und Schwächen, doch vergleichsweise weitaus die tüchtigste, ordentlichste, ehrlichste ist die Verwaltung Deutschlands. Auf sie blickt das Ausland mit Bewunderung und Neid. Allen anderen Zweigen voran steht die Heeresverwaltung; sie arbeitet am schnellsten und pünktlichsten, sie ist einheitlicher und straffer organisirt, sie spannt alle ihre Glieder bis zu den letzten zu beständiger Thätigkeit an, sie ist das Ideal einer Staatsverwaltung mit dem Fürsten als obersten Beamten an der Spitze.

Mittelbar verdankt die deutsche Verwaltung ihre unerreichte Ausgestaltung dem Heerwesen. Denn mit dessen Reform hat in Deutschland der aufgeklärte Despotismus, in Preußen der große Kurfürst begonnen. Und als es diesem bewunderungswürdigen Monarchen nach großen Schwierigkeiten endlich gelungen war, die Verrohung des damaligen Söldnerthums und die Korruption der Oberoffiziere zu beseitigen, die im Lichte der Gegenwart als Blutsauger und Betrüger erscheinen, da sah er sich genöthigt, um für die neue nationale Organisation des Heeres die erforderlichen Mittel zu beschaffen, an die Reform der gesammten Staatsverwaltung zu gehen und vor Allem eine geregelte Finanzwirthschaft herzustellen. Es mag sein, daß dieser Beweggrund der treibende war für jene deutschen Fürsten, welche große Verwaltungsreformen durchführten, daß sie dazu gedrängt wurden durch die Mehrbedürfnisse des neuorganisirten Heeres. Doch wird dadurch nicht im Mindesten die Thatsache beeinträchtigt, daß von der Heeresverwaltung aus die bedeutsamste Reform des deutschen Staatswesens ihren Lauf genommen hat.

Von der Heeresverwaltung kann noch heute die Civilverwaltung in manchen Punkten lernen, namentlich in Bezug auf Berichterstattung und Inspicirung. Vom Unteroffizier an bis zum obersten Commandanten hinauf muß ein Jeder pünktlich und gewissenhaft seinem Vorgesetzten über seine Thätigkeit berichten, nicht nach Belieben, nicht nach Monaten, sondern sofort, so daß man beständig an höchster Stelle genau über das Thun und Können des ganzen großen Körpers unterrichtet ist. Dabei wird fortwährend von den Vorgesetzten wie von besonderen Stellen inspicirt, mit Ernst, ohne Rücksicht, so wie in Wirklichkeit inspicirt werden sollte. Im Verhältniß zu den Civilbeamten haben die Offiziere namentlich höheren Ranges, Ausnahmen abgerechnet, einen weit verantwortlicheren, schwierigeren und aufreibenderen Dienst.

Die Kosten sind zu groß, so klagt man nicht in Deutschland allein, nicht erst seit gestern, nicht mit Unrecht. Deutschland ist der erste und mächtigste Militärstaat. Es spannt alle Kräfte an, um sich inmitten feindlicher Mächte zu behaupten. Man sollte meinen, daß das deutsche Volk finanziell am meisten belastet ist und für das Heer die größten Opfer bringt. Das ist indessen nicht der Fall. Es kommen auf den Kopf der Bevölkerung an Steuern in Deutschland $20\,^1/_2$, in Oesterreich-Ungarn 28, in Italien 32, in England 39, in Frankreich 58 Mark, dagegen an Landesvertheidigungskosten in Deutschland 14, in Oesterreich-Ungarn 7, in Italien 9, in England 17, in Frankreich 21 Mark jährlich. Wie ist die größere Leistung trotz des geringeren Aufwandes zu erklären? Wesentlich durch die Sparsamkeit der Militärverwaltung wie durch die Tüchtigkeit der Civilverwaltung. In letzterer Hinsicht nur ein Beispiel: Frankreich hat im nächsten Jahre an Zinsbürgschaften seinen großen Privatbahngesellschaften mindesten 146 Millionen Francs zu zahlen, während die deutschen Staatsbahnen sich zumeist ausreichend verzinsen, ja bedeutende Ueberschüsse abwerfen, so die preußischen Staatsbahnen für 1891/92 nach Abzug der Zinsen für die Eisenbahnschuld und trotz der stark zurückgegangenen Einnahmen noch immer über 101 Mill. Mark! So schwer fallen die Unterschiede zwischen der deutschen und französischen Staatsverwaltung ins Gewicht!

Noch günstiger stellt sich der Vergleich für Deutschland, wenn man den Aufwand für die Staatsschuld in Betracht zieht. Zu ihrer Verzinsung sind erforderlich in Deutschland 10, in Oesterreich-Ungarn $12\,^3/_4$, in Italien $17\,^3/_4$, in England 13, in Frankreich 22 Mark jährlich vom Kopf der Bevölkerung. Rechnet man die Kosten für die Landesvertheidigung und für die Staatsschuldverzinsung zusammen, was gestattet ist, da die Staatsschulden im Wesentlichen auf kriegerische Verwickelungen zurückzuführen sind, so ist der Deutsche, trotz größerer militärischer Leistungsfähigkeit, finanziell am geringsten belastet. In der That war Deutschlands Aufwand für die

Wehrkraft bisher eine gute Anlage, sie hat das Reich zu Macht und Ansehen gebracht und sich nebenbei ausreichend verzinst. Das beweist der Vergleich mit der Finanzlage der anderen Mächte. — —

Es handelt sich um einen jährlichen Mehraufwand von 54 Millionen Mark, also um einen hohen Betrag. Doch wie geringfügig erscheint er gegenüber jenen Beträgen, die das deutsche Volk alljährlich für mehr oder minder entbehrliche, im Uebermaaß schädliche Genußmittel verbraucht! Mehr als je ist zu wünschen, daß jeder Bauer und jeder Arbeiter Sonntags sein Huhn im Topfe hat. Aber wer wird nicht gleichwohl dem württembergischen Minister des Innern beipflichten, der am 26. Mai in der Abgeordnetenkammer die Meinung zurückwies, als ob das Land, als ob die Nation an der Grenze der Leistungsfähigkeit stände. Ein Volk, sagte er, wie das deutsche, das für Spirituosen und Tabak jährlich 2 Milliarden Mark ausgibt, hat sicherlich auch noch Mittel übrig für seine Ehre, für seine Unabhängigkeit.

Woher sollen die erforderlichen Geldmittel kommen? In den Jahren 1886 bis 1889 sind neue portugiesische Anleihen im Gesammtnennwerth von 503 Millionen Mark, argentinische Papiere für 254 Millionen Mark, und griechische Anlehen für 413 Millionen Mark auf den deutschen Geldmarkt gebracht worden. Die vertrauensseligen deutschen Kapitalisten haben in Folge des Bankerotts der beiden Länder an diesen Werthen mehr als die Hälfte, sie haben hunderte von Millionen Mark verloren, von den Verlusten an ähnlichen und anderen Börsenwerthen nicht zu reden. Dagegen verblieb den betheiligten Emissionsstellen ein Gewinn, der nach Millionen zählt. Beschränkt man endlich derartige zweifelhafte Geschäfte, schafft man eine ausgiebige Emissionssteuer, verschärft man die übrige Besteuerung der Börse, so wird man zum guten Theil die erforderlichen Mittel für den vermehrten Heeresaufwand erlangen und durch besseren Schutz des Volksvermögens die nationale Steuerleistungsfähigkeit nicht schwächen, sondern stärken.

Unproductiv hat man die Ausgaben für das Heer genannt, welches die Sicherheit der nationalen Arbeit nach Außen hin begründet. Dann wären auch die Ausgaben für die Rechtspflege unproductiv, die diese Sicherheit nach Innen herstellt. Dann könnte man auch den Wächter sparen, der das Haus bewacht, denn auch er leistet keine productive Arbeit. Und doch ist dieser Wächter und doch ist die Rechtspflege wie das Heerwesen eine unentbehrliche Voraussetzung für jede productive Arbeit, soll sie ersprießlich lohnend sein. Und wer wird nicht in Zeiten der Gefahr die Zahl der Wächter verdoppeln, um die productive Arbeit zu schützen? — —

Der ewige Völkerfriede gehört zu den höchsten Idealen der Menschheit. Bisher war er — wie alle Ideale — unerreichbar. Die europäischen Staaten rüsten gegen einander, sie bringen große Opfer an Kraft und Geld, um den Frieden zu erhalten. Diese Arbeit, diese Vorbereitung zum Kriege, sie ist vorläufig eine nothwendige, sie ist aber auch eine nützliche, indem sie die Völker vor Verweichlichung bewahrt, stark und gesund erhält, in Selbstzucht übt und zu erhöhter Thätigkeit anspornt. Nicht mit Unrecht erblickt man in dem deutschen Heere eine nationale Erziehungsanstalt von unschätzbarer Wirksamkeit. Die militärische Arbeit im Frieden ist endlich — politisch betrachtet — keine ganz erfolglose geblieben. Das muß bekennen, wer zurückdenkt an die furchtbaren Verheerungen der langen Kriege früherer Zeiten, an den dreißigjährigen, an den siebenjährigen, an den Befreiungskrieg gegen Frankreich. Gesicherter als je zuvor ist die friedliche Bevölkerung an Leib und Leben im Kriege und der Krieg selbst, er tritt seltener auf und ist Dank den Rüstungen und der Friedenspolitik Deutschlands bereits seit länger als zwei Jahrzehnten darniedergehalten worden.

## Die volkswirthschaftlichen Leistungen des Großbetriebes.

Von Eduard von Hartmann.

Der Großbetrieb macht die Arbeit jedes einzelnen an ihm betheiligten Arbeiters fruchtbarer, wenn der auf jeden Arbeiter entfallende Theil des Betriebskapitales dasselbe ist, wie dasjenige bei einem kleineren Betriebe. Denn der Großbetrieb vermindert erstens die Generalunkosten bei gleichbleibendem Ertrage, erfordert also geringeres Betriebskapital bei gleichbleibendem Ertrage, so daß bei gleichem Betriebskapital mehr auf krafterſparende und arbeiterſparende Productionsmittel verwendet werden kann, die die Arbeit jedes Arbeiters productiver machen. Der Großbetrieb gestattet dadurch zweitens die Verwendung technischer Fortschritte zu maschinellen Anlagen, zu denen beim Kleinbetrieb theils kein Kapital, theils keine lohnende Gelegenheit vorhanden ist, weil nur ein Großbetrieb eine so große Steigerung der Production brauchen und absetzen kann, wie sie durch manche Maschinen (z. B. kolossale Dampfhämmer, Rotations druckpressen) bewirkt wird. Der Großbetrieb ermöglicht drittens in vielen Gewerben eine Steigerung der Arbeitstheilung gegenüber dem Kleinbetrieb, und jede Arbeitstheilung wirkt arbeiterſparend, beziehungsweise in gleicher Arbeitsleistung ertragvergrößernd. Der Großbetrieb kann viertens die gleichartigen Verrichtungen, wie sie sich aus der weit durchgeführten Arbeitstheilung ergeben, besser zusammenfassen, an den passendsten Oertlichkeiten vereinigen, und unter intelligenten Aufsehern organisiren.

Schon das Alterthum kannte die Vorzüge des Großbetriebs, so weit die Arbeitstheilung ohne Maschinen reichte. Wenn z. B. ein Vorleſer dictirte und hundert Schreiber gleichzeitig nachschrieben, so leisteten die 101 Arbeiter in der Vervielfältigung von Büchern in derselben Zeit weit mehr, als wenn jeder derselben in seiner einsamen Kammer gesessen und abwechselnd auf das Original und auf seine Abschrift geblickt hätte. Auch der mittelalterliche Handwerksbetrieb hatte die Tendenz zum relativen Großbetrieb gezeigt; denn es kommen je länger desto mehr Gesellen und Lehrlinge auf je einen Meister. Aber erst die Fortschritte der modernen Technik ermöglichten es, die Arbeitstheilung so weit zu treiben, daß der handwerksmäßige Großbetrieb nicht mehr ausreichte, um ihr gerecht zu werden. Erst die moderne Kapitalanhäufung stellte so große Kapitalien zur Verfügung, wie sie zur Verwirklichung eines fabrikmäßigen Großbetriebes erforderlich sind. Erst die Abhängigkeit der modernen Industrie einerseits von den kraftspendenden Steinkohlen, andererseits von den überseeischen Rohstoffen (z. B. Baumwolle) und die Ausdehnung der Eisenindustrie, die hauptsächlich auf die Fundstätten der Erze angewiesen ist, zwangen zu einer derartigen räumlichen Zusammendrängung der Betriebe, daß eine besser zusammenfassende Organisation derselben von einschneidender Bedeutung wurde. Wenn aber das Steinkohlenzeitalter der Menschheitscultur vorübergegangen und dem Zeitalter der electrischen Kraftübertragung Platz gemacht haben wird, dann wird eine noch größere Zusammendrängung der Industrie an den die Kraft spendenden Flußläufen und fluthbespülten Meeresküsten eintreten müssen, und die Folge davon wird eine noch weit engere Zusammendrängung der Industrie als jetzt und ein noch weit intensiverer Großbetrieb sein.

Die Vortheile des Großbetriebes für die Steigerung des Arbeitsertrages bei gleichem Kapital und gleicher Arbeitsmenge sind nachgerade durch die offenkundigen Erfahrungen auf den verschiedensten gewerblichen Gebieten so einleuchtend gemacht, so viel erörtert und so allgemein anerkannt, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wenn man diesem Gegenstande noch eine längere Begründung widmen wollte. Ueberall klagen die kleinen Unternehmungen, daß sie gegen die erdrückende Concurrenz der gleichartigen Großbetriebe sich nicht mehr zu behaupten vermögen und verlangen staatliche Unterstützung in Gestalt degressiver Besteuerung. Auf mehr und mehr Gebieten erliegt das selbständige Handwerk dem fabrikmäßigen Großbetriebe und sieht sich vor die Wahl gestellt, sich entweder auf Scharwerkerei

und Reparaturen zurückzuziehen oder als Hausindustrielle in den Dienst des Großbetriebes zu treten. Innerhalb der fabrikmäßigen Unternehmungen zeigt die Statistik in allen Gewerbszweigen die andauernde Zunahme der Production ohne entsprechende Zunahme, zum Theil sogar trotz Abnahme der Zahl der Betriebe, und demgemäß eine Zunahme der Großbetriebe neben einem Stillstand oder einer Abnahme der Kleinbetriebe. Dieser Entwickelungsgang ist sogar jetzt so sehr anerkannt, daß sein Geltungsbereich überschätzt und übertrieben wird.

In allen Gewerben hingegen, zu denen kein erhebliches Betriebskapital erforderlich, eine weitergehende Arbeitstheilung nach dem gegenwärtigen Stande der Technik entweder unthunlich oder nutzlos ist, und die Rohstoffe entweder überall vorräthig oder ohne erhebliche Transportkosten zu beschaffen sind, hat der Großbetrieb keine wesentlichen Vortheile vor dem Kleinbetrieb. Wo es sich aber gar darum handelt, den persönlichen Geschmack einer örtlich begrenzten Kundschaft zu ermitteln und bei der Production zu berücksichtigen, da hat der Kleinbetrieb einen so entschiedenen Vorsprung gegen den Großbetrieb, daß er schon arge Fehler sich zu Schulden kommen lassen muß, um die Vortheile der Situation zu verscherzen.

Außerdem bietet aber unser gegenwärtig so viel reicherer Besitz an Gebrauchsgegenständen dem Handwerkerstande so viel mehr Gelegenheit zu Reparaturen, daß ganz allein von dieser jetzt mehr Handwerker auf eine gleiche Einwohnerzahl leben können, wie früher an Neuanfertigungen und Reparaturen zusammen. In dem Maße, als das Leben auch fernerhin bedürfnißreicher und luxuriöser werden wird, in demselben Maße wird auch die Zahl der für Reparaturen, Renovationen und Instandhaltungsarbeiten erforderlichen Arbeiter größer werden. Schon damit allein wäre die Zukunft des Handwerkerstandes gesichert, auch wenn nicht noch ganz andere Umstände hinzuträten; nur muß er sich diejenigen Eigenschaften (Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Geschicklichkeit und Reellität) wahren oder zurückerobern, durch deren Mangel er die Consumenten dazu treibt, schadhaft gewordene Gebrauchsgegenstände lieber durch neue Fabrikwaare zu ersetzen als vom Handwerker repariren zu lassen. Wer heute glaubt, daß der selbständige Kleinbetrieb des Handwerkes neben dem industriellen Großbetrieb künftig keinen Platz mehr finden werde, der übersieht, daß der Culturfortschritt dem Handwerk zwar auf der einen Seite vieles nimmt, was früher seine Domaine war, dafür aber auch auf der anderen Seite vieles gibt, was früher gar nicht existirt, nämlich neue Arbeitsgebiete aufschließt und alte erweitert. Als die Eisenbahnen aufkamen, meinten viele Leute, daß die letzte Stunde der Zugpferde geschlagen habe, und dabei ist gerade in Folge der durch Eisenbahnen herbeigeführten Verkehrssteigerung die Nachfrage nach Zugpferden und die für solche gezahlten Preise erheblich gestiegen.

Ueberall da, wo der Großbetrieb billiger producirt, oder, was dasselbe ist, bei gleichen Herstellungskosten größeren Ertrag liefert, verdient er in wirthschaftlicher Hinsicht unbedingt den Vorzug vor dem Kleinbetrieb. Für die Inhaber der Kleinbetriebe mag es sehr schmerzlich sein, daß sie genöthigt sind, mit neu erstandenen übermächtigen Gegnern den Kampf um's Dasein zu kämpfen, mit der Aussicht früher oder später in diesem Kampfe zu erliegen und zu Grunde zu gehen; aber diese Nothwendigkeit ist nicht bitterer als für eine Arbeiterschaft, die durch eine neu eingeführte Maschine brodlos wird, weil sie zu ihrer Bedienung nicht ist und vorläufig für die kritische Uebergangszeit nur viel weniger Arbeiter auf diesem Gebiete erforderlich sind. Der wirthschaftliche Fortschritt vollzieht sich ebenso wie der politische durch leidvolle Kämpfe, und nicht immer bewährt derjenige sich als der wahre Menschenfreund, der die Krisis durch unzulängliche Beihülfen verlängert, anstatt den Todeskampf der absterbenden Gebilde mit rauher Hand abzukürzen. Der wirthschaftliche Fortschritt hängt davon ab, daß der Ertrag bei gleichem Aufwand von Arbeit und Kapital so groß als möglich wird; dies wird aber gerade verhindert durch den künstlichen Fortbestand kleiner Betriebe in solchen Gewerbszweigen, wo die Großbetriebe erheblich mehr leisten.

Nichts schadet dem Ansehen der bestehenden Wirthschaftsordnung mehr als die falsche Sentimentalität, mit welcher der Todeskampf, der eigentlich schon nicht mehr concurrenzfähigen Kleinbetriebe verlängert wird, bloß weil man sich vor der acuten Krisis der Umwälzung des Betriebes fürchtet. Alle Steuererleichterungen und sonstigen Begünstigungen, die solchen veralteten Kleinbetrieben gewährt werden, sind ebensoviele schwere Mißgriffe, die dem Rade der Zeit und der causalen Nothwendigkeit in die Speichen zu fallen suchen. So sind z. B. alle kleinen Spinnereien und Webereien und Maschinenfabriken, wenn sie sich nicht auf die Herstellung von Spezialitäten legen, der Aufsaugung durch die großen oder dem Untergang verfallen, ebenso die kleineren Brauereien von untergährigen schweren Bieren, wogegen die Brauereien von obergährigen leichten Bieren, die mehr dem örtlichen Bedarf dienen, und deren Gebräu den Versand weniger lohnt und verträgt, auch in kleinerem Umfange, namentlich an kleineren Orten bestehen können. Eine künstliche Aufrechterhaltung der kleinen Betriebe ist selbst dann nicht zu rechtfertigen, wenn aus ihrem Fortbestand indirecte wirthschaftliche Vortheile entspringen, z. B. aus dem der kleinen landwirthschaftlichen Brennereien der Vortheil erleichterter Viehhaltung und Düngergewinnung. So lange sie ohne Verlust und ohne Gewinn arbeiten, kann ihnen die wirthschaftliche Existenzberechtigung nicht bestritten werden, auch dann nicht, wenn ein unmittelbarer Verlust erst durch mittelbaren Gewinn aufgewogen werden muß. Aber sobald sie künstlicher Zuwendungen bedürfen, um das Gleichgewicht von unmittelbarem Verlust und mittelbarem Gewinn herzustellen, ist die Grenze ihrer wirthschaftlichen Existenzberechtigung überschritten. Im ersteren Falle bedürfen sie keiner Beihülfe aus den Taschen der Steuerzahler, d. h. aus dem Arbeitsertrag der übrigen Berufsarten, im letzteren Falle bedürfen sie zwar einer solchen, um fortexistiren zu können, können aber ihren Anspruch auf Fortbestand nicht rechtfertigen. Die Landwirthschaft muß sich dann eben nach anderen Hülfsmitteln einer intensiven Bewirthschaftung umsehen, aber nicht von der Nation verlangen, daß sie die unhaltbar gewordenen durch fortdauernde Vergeudung eines Theiles des nationalen Arbeitsertrages künstlich conservirt.

Der Prozeß der Auffaugung der kleinen Unternehmungen durch die gleichartigen großen durchläuft verschiedene Stufen. Zuerst gewinnt der größere, mit mehr Gesellen arbeitende Handwerker dem kleineren einen Vorsprung ab, dann überholt die Fabrik daß Großhandwerk, dann sind es die großen Fabriken, die den kleinen das Lebenslicht ausblasen. Weiterhin werden die großen im Privatbesitz eines Einzelnen oder mehrerer Einzelnen befindlichen Fabriken durch die Actienindustrie verdrängt, die mit größerem Kapital arbeitet und sich theils zwischen die bestehenden Unternehmungen durch Neugründungen einschiebt, theils die bestehenden Privatetablissements bei früher oder später eintretender Gelegenheit in ihre Gestalt umgießt; denn je größer die Unternehmungen werden, desto complicirter wird ihre Verwaltung und desto unmerklicher wird der Uebergang aus der Form des Privatbesitzes in diejenige der Actiengesellschaft.

Aber mit der Actienindustrie ist noch keineswegs das Ende der Großindustrie erreicht, sondern die Kartelle, Trusts und Fusionen führen weniger zur Vergrößerung. Die großen Actiengesellschaften haben nämlich die natürliche Tendenz, sich mit einander zu verschmelzen, theils um eine zwecklose Arbeitsvergeudung durch Concurrenz zu vermeiden, theils um die Arbeitstheilung noch weiter zu treiben, und jedem der verschmolzenen Großbetriebe wieder eine Spezialität in der Fabrikation zu überweisen. Diese Tendenz zu Fusionen gerade der größten Unternehmungen ihrer Art tritt ebensosehr bei den großen Brauereien, Eisenwerken und Maschinenfabriken, wie bei den großen Actienbanken hervor. Andererseits aber bereitet sich sichtlich eine Organisation vor, die von Antistreikvereinigungen, Verkaufskartellen und Ringen zur rationellen Regulirung der Production ausgehend, schließlich zu den Trusten hinführt, die nicht weniger als den faktischen Besitz eines Privatmonopols anstreben.

Wenn die Vereinigungen der Arbeitgeber zur gemeinsamen

Regelung der Lohnbedingungen sich noch ganz auf dem Boden des Vereins halten, und die Verkaufskartelle als Absatzgenossenschaften zu bezeichnen sind, so bilden die Ringe oder Trusts im amerikanischen Sinne eine Actiengesellschaft höherer Ordnung über die Actiengesellschaften niederer Ordnung, also eine pyramidale Steigerung der wirthschaftlichen Organisation im Sinne einer föderativen Verschmelzung, in welcher allerdings bald den föderalistische, bald die centralistische Tendenz das Uebergewicht haben kann. Ganz föderalistisch bleibt das Verhältniß dann, wenn in dem Trust nur ein neues Rechtssubject geschaffen wird, mit dem die alten Einzelunternehmungen rechtsverbindliche Verträge schließen und Production und Verkaufsbedingungen vertragsmäßig regeln können. Der Trust ist dann ein von den Einzelunternehmungen zur besseren Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Interessen geschaffenes Organ, das ihrer Gesammtheit als Ausführungsorgan und rechtliches Band dient, und jede Einzelunternehmung bleibt wirthschaftlich selbständig. In dieser Gestalt unterscheidet sich der Trust von dem Kartellsyndicat nur durch eine selbständigere Ausgestaltung, gewöhnlich in Form einer Actiengesellschaft, deren Actien von den zusammentretenden Einzelunternehmungen gezeichnet werden, deren Actienkapital aber gegen die Summe der Kapitalien der Einzelunternehmungen geringfügig bleibt. Anders, wenn dem Trust der gesammte Betrieb aller Einzelunternehmungen übertragen wird, so daß er die allgemeinen Dispositionen für alle trifft. Auch in diesem Falle kann noch eine föderalistische Tendenz überwiegend bleiben, wenn einerseits den Emzelbetrieben ein größerer Spielraum zu selbständiger Betriebführung belassen ist und andererseits die Actionäre der Einzelunternehmungen im Besitz ihrer alten Actien bleiben, obwohl sie ihre Dividenden nicht mehr aus dem Reinertrag des Einzelunternehmens beziehen, sondern aus demjenigen Antheil an dem Reinertrag des Trust, der vertragsmäßig auf dieses Einzelunternehmen entfällt. Wenn dagegen die Actionäre der alten Unternehmungen in den Umtausch ihrer Actien gegen Trustactien willigen, so ist der Trust nur eine andere Form der Fusion. Es läßt sich nicht leugnen, daß alle föderativ beginnenden Organisationen eine natürliche Tendenz dazu haben, die Centralgewalt Schritt für Schritt zu verstärken, und daß deshalb auch die Trusts in ihrer schließlichen Wirkung auf Fusionen hinausführen dürften, selbst wenn sie sich anfänglich in der Form nach von ihnen unterscheiden. Die Trusts stellen sich also einerseits als Uebergangsformationen zwischen Kartellen und Fusionen dar, andererseits bezeichnen sie in ihren letzten Ausläufern diejenige Form der Fusion gleichartiger Betriebe, welche nicht nur einige oder mehrere Einzelunternehmungen, sondern alle oder doch fast alle in dem Lande bestehenden umfaßt.

Die Kartelle, Ringe, Trusts und Fusionen rufen in den Kreisen der Abnehmer einen immer lebhafteren Widerstand hervor, je weiter sie ihre Kreise ausdehnen und je mehr sie ihren, durch partikularistische und individualistische Widerstände zunächst arg bedrohten Bestand befestigen. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß mit der wachsenden Macht auch die Gefahr ihres Mißbrauches wächst und daß der faktische Besitz eines Privatmonopols die Versuchung sehr nahe legt, es gegen das Gemeinwohl zu Privatinteressen auszubeuten. Indessen alle Dinge sind um so mehr dem Mißbrauch ausgesetzt, je größer ihre Nutzbarkeit ist, und es fragt sich doch, ob der Mißbrauch nicht auch auf andere Weise zu steuern ist, als durch eine Entwickelung, die offenbar in der geradlinigen Fortsetzung des bisherigen Verlaufes liegt.

Die Ansicht gewinnt immer mehr Anhänger, daß eine feste und einheitliche Organisation der Arbeiter den Kampf um die Vertheilung des Arbeitsertrages zwar zunächst verschärfen, im weiteren Verfolge aber auch auf immer rationellere Weise lösen und den Entscheidungen eines Schiedsgerichtes erst rechten Werth geben kann. Damit aber die Anarchie der unvernünftigen zersplitterten Lohnkämpfe mit den rohesten und grausamsten Mitteln in eine vernunftgemäße und sachlich motivirte Verständigung berufener einsichtsvoller Centralorgane übergeführt werde, bedarf es ebensosehr einer festen Organisation der Arbeitgeber, wie einer solchen der Arbeitnehmer, und bei beiden gleichmäßig einer Centralbehörde, deren autoritativer Entscheidung alle Glieder sich willig und ohne Macht zum Widerstande unterwerfen.

Ebenso sind die Absatzgenossenschaften mit gemeinsamen Verkaufsstellen zu fest vereinbarten Preisen eine durchaus rationelle Einrichtung, die für die kleinen Unternehmer auf das Wärmste empfohlen wird, und die für Großbetriebe nicht auf einmal einen verderblichen Charakter annehmen kann. Denn eine solche Centralverkaufsstelle wirkt einerseits als arbeitersparende Arbeitstheilung, andererseits als Verhütungsmittel der zwecklosen Arbeitsvergeudung, die in den Concurrenzbestrebungen der Einzelunternehmungen liegt. Sie wirkt ferner als ein Regulator gegen sprunghafte Preisverschiebungen und fortwährende kleinere Preisschwankungen, unter denen die Consumenten ebenso leiden wie die Producenten, und von denen nur die parasitische Spekulation Nutzen zieht, die sich zwischen die Producenten und Consumenten eindrängt. Alle Theile klagen über die lästigen Zwischenhändler, über den Terrorismus beherrschende Großkaufleute auf manchen Gebieten und über die ungerechtfertigte Größe der Gewinne, die sie durch eigenmächtige Eingriffe in die Preisnormirung einstreichen. Ist es da nicht als ein relativer Gewinn zu betrachten, wenn die Verkaufsstellen der Syndicate wenigstens die Großconsumenten und Kleinhändler von dem Tribut an die Großhändler befreien oder ihn doch der Production zuführen? Wäre es für das Ganze nicht immer noch besser, daß die Consumenten einem Monopol des Producentenkartells als einem solchen der schmarotzenden Großspekulanten ausgeliefert werden, wenn doch nur zwischen beiden die Wahl wäre? Denn die Großkaufleute sind für die inländische Production schlechthin entbehrlich und ein bloßes Hinderniß des Verkehrs, sobald die Verkaufsstellen der Kartelle richtig functioniren. Die Producenten sind aber ein unentbehrliches Glied der Volkswirthschaft; sie kämpfen zum Theil schwer um ihren Fortbestand, und jeder Zuwachs zu ihrem Gewinn kommt wenigstens theilweise doch auch wieder den von ihnen beschäftigten Arbeitern früher oder später zu Gute.

Alle Welt klagt ferner über Ueberproduction. Thöricht sind freilich diese Klagen, wo sie sich um allgemeine Verbrauchs- und Gebrauchsgegenstände des Volkes drehen, an denen durchschnittlich noch Mangel herrscht, aber nicht da, wo es sich um Producte handelt, mit denen das Volk unmittelbar gar nichts anfangen könnte (z. B. Roheisen, Walzeisen, Bleche, Maschinen), die vielmehr nur zur Kapitalisirung von Ueberschüssen des nationalen Arbeitsertrages über den zeitweiligen Bedarf dienen können. Solche Güter sind immer nur in dem Maße einer augenblicklichen Verwendung fähig, als zugleich die übrigen Bedingungen für ihre Verwendbarkeit mitgegeben sind. Wenn z. B. zeitweilig mehr Eisenbahnschienen producirt sind, als im nächsten Jahren für Auswechselung alter Schienen und für Legung neuer Geleise gebraucht werden, so ist zweifellos Ueberproduction in Eisenbahnschienen vorhanden; denn man kann nicht in's Blaue hinein beliebig viel neue Eisenbahnen bauen, bloß um die producirten Schienen zu verwenden, besonders wenn es an anderweitigen Bedingungen für solche Neubauten zeitweilig fehlt. Eine relative Ueberproduction gewisser Güter im Verhältniß zu dem allgemeinen Stande der Production ist also sehr wohl möglich; und daß es nicht im Belieben der Gesellschaft steht, das allgemeine Niveau der Gesammtproduction plötzlich mit einem Ruck zu erhöhen, so bleibt nichts übrig, als das wirthschaftliche Gleichgewicht zunächst durch zeitweilige Einschränkung der Production bei den relativ zu reichlich producirten Gütergattungen wieder herzustellen.

Demgemäß richten sich alle Bestrebungen zur Verhütung der verderblichen Productions- und Absatzkrisen mit Recht in erster Linie auf eine Regelung der Production im Verhältniß zur Consumfähigkeit. Wie soll aber die Production anders geregelt werden, als durch Einschränkung einer solchen, die den vorhandenen Bedarf übersteigt und deshalb für ihre Producte nicht mehr die Preise erzielen kann, die zur Entlohnung aller für die Herstellung erforderlichen Arbeit und Kapitalerhaltung erforderlich sind? Wie soll diese Regelung anders bewirkt wer-

den als durch eine Vereinigung der Unternehmer, deren Festsetzungen sich Alle bei Conventionalstrafe unterwerfen? Eine straffere Organisation würde noch andere Zwangsmittel zur Verfügung haben; aber die gemeinsame rationelle Regelung der Production ist auf alle Fälle eine unerläßliche Vorbedingung einer gleichmäßigen wirthschaftlichen Fortentwickelung.

Die möglichst ständige und solide Organisation erstens der Unternehmervereinigungen zur Verständigung mit den Arbeitervereinigungen, zweitens der Absatzgenossenschaften mit gemeinsamen Verkaufsstellen und drittens der Ringe zur Regelung der Production wird um so besser gewährleistet werden, je enger sich die Vereinigungen zu diesen drei Zwecken mit einander verknüpfen und zu einer einzigen verknüpfen. Denkt man sich diese Aufgabe gelöst, so kommt damit schon eine Individualität höherer Ordnung zu Stande, durch deren Verfügungen die wirthschaftliche Selbständigkeit der Glieder schon in mehrfacher Hinsicht stark beschränkt wird. Die Einzelbetriebe dürfen nicht mehr produciren, nicht zu anderen Preisen verkaufen als die Vereinigung es vorschreibt und müssen sich nach dem von ihr vereinbarten Lohntarif richten. Es bedarf keiner weiteren Verschmelzung, wo das Product von der Natur gegeben und bei allen Betrieben wesentlich gleichartig ist (z. B. bei Kohlenwerken desselben Bezirkes).

Anders wo die Producte eine reiche Mannigfaltigkeit und Spezialisirung zeigen. Hier wird die Productionsbeschränkung durch Vereinbarung der Glieder undurchführbar, weil nur eine einheitliche Oberleitung in jedem Augenblick die zweckmäßigsten oder Dispositionen treffen kann, um möglichst an Arbeit zu sparen mit gleicher Arbeitsmenge möglichst großen Ertrag zu erzielen. Hier muß sich nach hervorgetretener Einsicht in die Arbeitvergeudung durch Concurrenz und die Arbeitersparniß durch weitergetriebene Arbeitstheilung nothwendig das Bestreben entwickeln, eine einheitliche obere Betriebsleitung zur zweckmäßigen Vertheilung der Aufträge zu schaffen. Ob diese nun mehr föderalistisch oder mehr centralistisch eingerichtet wird, das wird von den Umständen abhängen. Aber auch bei der Fusion räumlich weit von einander entlegener Unternehmungen werden neben der einheitlichen Oberleitung doch örtliche Directionen mit weitgehenden Vollmachten bestehen bleiben müssen. Werden alle Actien der Einzelunternehmungen in Actien der Trustgesellschaft umgetauscht, so ist die Voraussetzung berechtigt, daß, wenn alles mit rechten Dingen zugegangen ist, die Actionäre nach dem Umtausch bessere Dividenden erhalten werden als vorher, auch wenn die Preise nicht durch Monopolmißbrauch gesteigert werden. Demgemäß wird auch ein solcher Trust seinen Arbeitern mehr Lohn gewähren können, als die Einzelunternehmungen es vorher konnten.

Der wirthschaftliche Fortschritt liegt also in jeder Hinsicht klar zu Tage, wenn es ein Mittel gibt, den Mißbrauch der Monopolstellung zu verhüten. So lange noch mehrere Truste in demselben Lande mit einander oder mit selbständig gebliebenen Einzelunternehmungen concurriren, besteht kein Monopol. So lange die internationale Concurrenz fortbesteht, kann das Inlandsmonopol nicht den Betrag der Versandtkosten und Zölle überschreiten, und da die Regierung es in der Hand hat, der Monopolindustrie den Zollschutz zu entziehen, so bleiben nur die Versandtkosten als Monopolvortheil im Vergleich zum Weltmarktpreise übrig. Aber theils kann diese Differenz an sich schon so groß sein, daß in ihrer vollen Erhebung von den Consumenten ein Mißbrauch der Monopolstellung gefunden werden muß, theils können internationale Vereinbarungen der Truste einen monopolistischen Weltmarktpreis schaffen, theils kann es sich um Producte handeln, deren Ursprung bis jetzt in der Hauptsache auf ein Land beschränkt ist (z. B. Petroleum). In diesen Fällen müssen die Staaten eingreifen, um die Consumenten vor der Ausbeutung durch Privatmonopole zu schützen.

Dieser Schutz kann in der Hauptsache von dreierlei Art sein. Entweder ist das monopolisirte Product geeignet zum Staatsmonopol, dann braucht der Staat nur das Privatmonopol gegen Entschädigung zu enteignen, und findet die ganze Arbeit der Ueberführung des individualistischen in die monopolistische Betriebsform schon ohne sein Zuthun geleistet. Oder das Product ist nicht zur staatlichen Monopolisirung geeignet, dann kann doch der Staat im öffentlichen Interesse die Verwaltung an sich nehmen, ohne die Form der Actiengesellschaft anzutasten und ohne sich des Beirathes eines sachkundigen Verwaltungs- und Aufsichtsrathes zu entäußern, etwa nach dem für jeden industriellen Zweck anders zu gestaltenden Vorbild der deutschen Reichsbank. Oder endlich der Staat läßt auch die private Verwaltung unangetastet, erweitert aber das schon jetzt von ihm geübte staatliche Aufsichtsrecht so weit, daß er den Verkaufpreisen je nach der Geschäftslage eine Maximalgrenze zieht.

Ein extremer Staatssocialismus wird in der Verstaatlichung aller Privatmonopole ohne Unterschied sein Ideal sehen. Auch die Sozialdemokratie steht auf diesem Standpunkt, nur daß sie sich den Staat rein demokratisch und berufständisch denkt und ihn um dieser berufständischen Gliederung willen nicht mehr Staat nennt, sondern in Gesellschaft umtauft. Der Staatssozialismus denkt sich die Verstaatlichung der Gewerbe als einen allmählichen Prozeß, der sich schrittweise je nach dem Heranreifen derselben zum Privatmonopol vollzieht; die Sozialdemokratie dagegen denkt sich den Vorgang als plötzliche einmalige Umwälzung alles Bestehenden ohne Unterschied, wie weit die einzelnen Gewerbe von selbst schon zum Privatmonopol vorgeschritten sind. Der Staatssozialismus denkt also geschichtlich und concret, die Sozialdemokratie ungeschichtlich und abstrakt. Aber in der Verstaatlichung aller Gewerbe als einem, sei es immer nur annähernd, sei es ohne Recht, in erreichbaren idealen Zielen sind beide einig.

Beiden gegenüber wird eine kritisch-besonnene und vorsichtige Betrachtungsweise daran festhalten müssen, daß die Belastung des Gemeinwesens mit dem ganzen Gewerbetrieb keineswegs als ein ideales Ziel erscheinen kann, sondern als eine Ueberbürdung, unter der das Gemeinwesen zusammenbrechen müßte. Nicht minder bedenklich wäre es, dem Staat den ganzen Handel, sowohl die inländische Waarendistribution als auch den internationalen Einfuhrhandel aufzuhalsen. Der Staat muß sich darauf beschränken, höchstens so viele Gewerbe oder Handelszweige zu monopolisiren, als er zur Bestreitung seiner Ausgaben bedarf, und dabei vorzugsweise solche auswählen, deren Producte im öffentlichen Interesse entweder möglichst zu verbilligen oder möglichst zu vertheuern sind (Verkehrsmonopole und Lastenmonopole). Im Uebrigen kann es dem Staate nur erwünscht sein, wenn der Privatbetrieb auf eigene Rechnung fortdauert, wenngleich er sein Aufsichtsrecht um so weiter ausdehnen muß, je mehr die Privatindustrie sich dem Privatmonopol annähert und Mißbrauch ihrer Monopolstellung befürchten läßt oder bereits gezeigt hat. Nur bei Gewerben von besonders hohem öffentlichen Interesse wird der Staat sich dazu entschließen, den Privatbetrieb zur größeren Sicherstellung in seine staatliche Verwaltung zu nehmen, sei es mit, sei es ohne Betheiligung von Staatskapital.

Allerdings wird nur eine starke, zielbewußte und feste Regierung im Stande sein, ihr Aufsichtsrecht mit genügendem Nachdruck zur Geltung zu bringen, und nur eine solche wird der Industrie durch staatliche Verwaltung Segen bringen, die über ein tüchtiges und charakterfestes Beamtenthum gebietet. Daß beide Bedingungen in einem sozialdemokratischen Gemeinwesen nicht vorhanden wären, ist selbstverständlich; es ist daher ganz richtig, daß ein solches weder eine staatlich beaufsichtigte, noch auch eine staatlich verwaltete Privatindustrie neben sich dulden könnte. Ob sie aber mit dem rein sozialistischen Universalbetriebe, dessen demokratisch gewähltetes Beamtenthum zugleich den Ersatz der Staatsgewalt darstellt, besser fahren würde, das ist eine andere Frage.

Wer die Steigerung des nationalen Arbeitsertrages will, muß auch die Vergrößerung und weitere Ausdehnung des Großbetriebes wollen auf allen den Gebieten, wo er wirklich einen größeren Ertrag bei gleichem Arbeits- und Kapitalaufwand liefert. Nur durch den Großbetrieb ist es möglich, ohne Arbeitsvermehrung mehr Güter zur Vertheilung an das Volk zu bringen, oder bei gleichbleibender, vertheilbarer Gütermenge

die Arbeitszeit zu verkürzen, oder beide Aufgaben zugleich in gewissem Grade zu lösen, d. h. trotz verringerter Arbeitszeit doch mehr vertheilbare Güter zu produciren. Wenn man nun Großbetrieb in möglichst großartigem Maßstabe und in möglichster Ausdehnung will, so muß man auch eine der Formen wollen, in denen solcher Großbetrieb allein möglich ist, also entweder private Riesenunternehmungen, wie sie durch Trusts oder Fusionen entstehen oder directen Staatsbetrieb, sei es im staatssozialistischen, sei es im sozialdemokratischen Sinne. Die Lösung durch Staatsbetrieb scheint die einfachere zu sein; aber die einfachsten Lösungen sind bei der Complication der volkswirthschaftlichen Bedingungen nicht immer die besten, sondern verwickelte Gebilde können oft den verwickelten Bedingungen besser entsprechen. Zweifellos wird der monopolistische Staatsbetrieb in Zukunft eine erhebliche Erweiterung erfahren, aber hoffentlich wird er sich auf das Nothwendigste beschränken und in den meisten gewerblichen Gebieten einem gemischten System des Großbetriebes Raum lassen, d. h. einem privatwirthschaftlichen Betrieb mit staatlicher Leitung oder staatlicher Aufsicht. Daß auch neben dem industriellen Großbetrieb der handwerksmäßige Kleinbetrieb fortbestehen wird, ist schon oben bemerkt worden, und es bleibt abzuwarten, ob für das Handwerk Gewinn oder Verlust überwiegen wird, wenn einmal nach vollendeter Durchführung des Großbetriebes der Vergleich mit dem Zustande des Handwerkes kurz vor Entstehung der Fabriken gezogen werden wird.

## Literatur und Kunst.

### Französische Bücher über Rußland.

Von C. W. Petersen.

Seit der engeren Verbrüderung der französischen und russischen Nationen, die doch trotz alledem noch immer auf thönernen Füßen zu stehen scheint, beschäftigen sich beide Völker auch literarisch gern mit einander, sei es über die gegenseitigen inneren oder über die äußeren Verhältnisse, die jeder der beiden Theile ganz erquicklich findet; man soll sie nur im rechten Lichte sehen, und das Licht steckt eins dem anderen an, wobei für uns Deutschen immer auch etwas klar werden kann.

Frucht der literarischen Beschäftigung sind Bücher, doch erscheinen entschieden mehr Bücher über Rußland für Franzosen als umgekehrt über Frankreich für Russen. Die ersteren aber, sofern sie von französischen Autoren herrühren, übertreffen in Folge des französischen Temperaments an Naivetät meist die von Autoren russischer Herkunft. So erschien z. B. im vorigen Jahr ein Buch „La Russie“ über Rußland von dem bekannten Pariser Humoristen Armand Silvestre, der über Berlin nach Rußland reiste und bei Wiedergabe seiner Reiseeindrücke, was Naivetät betrifft, Unglaubliches leistet. In diesem Buch kommen u. A. folgende anmuthige Stellen vor: „In Paris geben wir uns unendliche Mühe, sie bei uns das furchtbare Jahr vergessen zu machen. In Berlin bemühen sie sich mindestens eben so sehr, es uns in's Gedächtniß zu rufen. Nicht auf Berlin wird man das Wort des Dichters anwenden können: Et jusqu'à „je vous hais“ tout s'y dit tendrement. Es ist bewundernswerth, wie diese Schuster in den Bierstuben dem armen Franzosen, der eben im Begriff steht, ein unschuldiges Glas Bier zu vertilgen, die Augen entgegen rollen; wie sie, ihre Friedenspfeifen grimmig mit den Kanwerkzeugen bearbeitend, uns den Qualm ins Gesicht fauchen, ungestüm und stoßweise, als hätten wir es mit dem Dampf aus einer Kanone zu thun ... Die Eindrücke auf uns bleiben die gleichen bis wir zur Abreise am Bahnhofe angelangt sind, wo die Dienstmänner, die ich unter einander habe französisch sprechen hören (!), sich stellten, als könnten sie uns nicht verstehen, wenn wir uns an sie wandten; denn es ist verboten, französisch zu sprechen.“

Diesmal haben wir es zu thun mit dem Buch eines Russen Nicolas Notovitch, über Rußland in französischer Sprache: „Alexandre III. et son entourage.“ Wir meinen Herrn Notovitch schon mehrfach begegnet zu sein, und vermuthen, daß er einer derjenigen Russen ist, die sich mit Vorliebe in Paris aufhalten.

Ob der Schriftsteller Russe, ob Franzose, immer bleibt Rußland ein lohnendes Feld für die Thätigkeit eines Publicisten, der Rußland einigermaßen kennt; denn er ist, wofern sein Name nur einigen Klang hat, auch eines klingenden Erfolges sicher. Bei dem üblichen Preis von 3 Francs 50 Centimes und einer nicht ungewöhnlichen Auflage von 10 000 Exemplaren ist immerhin ein Geschäft zu machen, denn die Franzosen sind Bücherliebhaber und zum großen Theil auch kaufkräftig. Bekanntlich sind deutsche Schriftsteller in dieser Beziehung ihren französischen Collegen gegenüber sehr im Nachtheil, sie haben nicht solche Chancen, sondern sind meist auf Leih- und Vereinsbibliotheken oder auf Zeitungsfeuilletons angewiesen.

Was französische Bücher mit der angeführten Tendenz betrifft, seien sie nun, wie in diesem Fall, von einem Russen, oder seien sie von einem Franzosen, allemal fährt Deutschland übel dabei, wenn auch Aeußerungen hier und da verrathen, daß der alte Respect vor deutscher Tüchtigkeit — „Fixigkeit“ würde Fritz Reuter sagen — und der neue Respect vor deutscher Schneidigkeit recht tiefe Wurzeln geschlagen haben. —

Das in diesen Tagen in Paris bei Paul Ollendorff, dem Sohne des deutschen Grammatikers, erschienene Buch will nachweisen, warum der russische Kaiser bestrebt ist, durch alle möglichen Mittel die Quasiallianz zwischen Rußland und Frankreich zu consolidiren. Zu dem Ende wird die Karte von Europa gründlich revidirt, und dabei erscheinen die beiden gleichgestimmten, friedliebenden Seelen la France und la Russie auf dem Plan, um allen geknechteten Völkern, besonders aber denen zwischen Frankreich und Rußland, als Hort und Hüter des Friedens und der Freiheit das Heil zu bringen.

Wie das zu machen ist? Unglaublich leicht, beispiellos einfach. Preußen wird isolirt, der famose Dreibund geht in die Brüche, das Deutsche Reich fällt in Folge partikularistischer Strömungen auseinander; der Staat des Großen Friedrich wird reducirt, aus Menschenliebe aber und zum warnenden Exempel, beläßt man ihn im Besitz von Brandenburg und Pommern; England endlich, das „perfide Albion“, wird während dieser Manipulationen in Asien in Schach gehalten und hinterher für all seinen Egoismus nach Gebühr gezüchtigt. Doch lassen wir dem braven Moskowiter selbst das Wort!

„Wie aber soll man die Isolirung Preußens hervorrufen, welches sich auf Oesterreich und Italien stützt und in seine Kreise alle Mächte zweiter Ordnung hereinziehen will, die für ihre Unabhängigkeit zittern. Rußland hat darauf Bedacht zu nehmen, die Anknüpfung einer Allianz zu bewerkstelligen, und der gegebene Alliirte ist Frankreich. Die Annäherung der beiden Völker scheint das Resultat einer natürlichen Anziehung zu sein, nachdem die früheren Kriege keinerlei Rachegefühle in den Herzen zurückgelassen, sondern ganz im Gegentheil die gegenseitige Hochachtung gezeitigt haben. Kein Motiv politischer Natur stellt dem ein Hinderniß entgegen, und es würde mir leicht sein zu beweisen, daß die beiden Nationen daraus selbst im Orient wesentliche Vortheile ziehen müssen. Rußland und Frankreich, vereinigt durch unlösliche Bande, würden die Hauptstütze einer Weltliga werden für die Völker, deren Freiheit und Autonomie bedroht sind. Das Interesse von Dänemark, Schweden, Holland, Spanien, Portugal, Serbien, Griechenland, Montenegro (!) daran, dem Bunde beizutreten, liegt zu Tage. Belgien und Rumänien würden nicht unterlassen können, sich an diese Gemeinschaft anzulehnen, und die Türkei selbst, jeder unmittelbaren Stütze beraubt, würde sich hüten, in Opposition zu treten. Was würde angesichts dieser Union friedlicher Interessen aus der famosen Tripelallianz werden?“

Nachdem der freundliche Verfasser auf solche Weise im Handumdrehen einen neuen Bund geschaffen, fährt er in seinem schönen Traume fort:

Das deutsche Kaiserthum, seiner Alliirten beraubt, welche ihm die Diplomatie verschafft hat, würde von selbst aus den Fugen gehen und zerfallen. Der Geist des Partikularismus, hypnotisirt durch die Corpo-

rale des Herrn v. Moltke, erwacht wieder in Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, bricht die Ketten, welche sie an die schwarz-weißen Adler Preußens fesseln, und die Völker nehmen wieder Besitz von ihren Rechten, deren sie beraubt waren. Von dem Königreiche des Großen Friedrich nebst seinem widernatürlichen Bismarck'schen Zuwachs, bleibt nichts mehr als Brandenburg und Pommern, entschieden unfähig, Elsaß und Lothringen, die Frankreich entrissen wurden, Schleswig und Holstein, die Dänemark geraubt sind, zurückzuhalten. Sollte dann England die Kühnheit besitzen, sich der Verwirklichung dieses Programms zu widersetzen, das mit der allgemeinen Pacification und der universellen Abrüstung endigen muß? Aber in Asien halten wir England in Schach. Möge diese Nation, die ewige und unermüdliche Anstifterin von Zwietracht und Verwirrung, nur wieder eine mißtönende Note in das friedliche Concert der Nationen werfen: diesmal würde die Züchtigung wohl die Höhe aller durch seinen Egoismus angehäuften Rachegefühle erreichen. Eine russische Cavallerie-Division wirft sich über den Hindukusch, überschreitet den Himalaya, und damit ist es geschehen für immer um die englische Souveränität über Hindostan. Würde das Heil Preußens erst in den Augen Englands diesen Verlust von zweihundert Millionen indischer Sklaven aufwiegen?

Das ist ein Traum! ist der Verfasser hier gütig genug auszurufen, aber damit man ja nicht denke, daß es etwa nur sein oder irgend eines anderen Windbeutels Traum sei, so hat er den grotesken Einfall, es den — Traum einer Kaiserin zu nennen, „welche die magische Kraft besitzt, das Ideal in Wirklichkeit umzusetzen." Es liegt auf der Hand, welche Kaiserin er meint, aber er sorgt dafür, daß ja kein Zweifel entstehe. Ja, welches ist die Seele dieses ganzen Unternehmens? von wo gehen alle Fäden aus? wer gibt die Directiven? Keine geringere als die russische Kaiserin, die die antigermanische Stimmung ihres hohen Gemahls nicht allein billigt, sondern auch verschärft und zu Thaten drängt.

„Jeden Tag vor dem Diner macht der Kaiser die Kaiserin bekannt mit dem, was er vorhat, auch theilt er ihr im Voraus seine Entschließungen mit. Er hört auf ihre Erwägungen, bespricht mit ihr auch die schwerstwiegenden Interessen und zuweilen modificirt er in Folge ihrer Rathschläge seine anfänglichen Beschlüsse. Mit einem Wort, der Kaiser gestattet der Kaiserin in Staatsangelegenheiten den Einfluß, welcher jeder brave Mann der würdigen Gattin in Sachen der Verwaltung des gemeinsamen Vermögens einräumt. Ohne allemal entscheidend zu sein, lastet doch dieser Einfluß schwer auf den gewichtigen Resolutionen. In erster Linie sind es die Fragen der äußeren Politik, worin die Kaiserin ihren ganzen weiblichen Scharfsinn und einen wahrhaft durchdringenden Verstand entfaltet. Sie billigt die antigermanischen Tendenzen Alexanders III. und drängt ihn selbst, sie in einem friedlichen Sinne zu verschärfen. Im Gegensatz dazu hält sie ihn ab, offen mit England zu brechen und beredet ihn, die Thür aller Lösungen offen zu halten in Betreff der großen asiatischen Frage. Die Geschicklichkeit in dieser Haltung ist vielleicht durch die Geschwisterliebe eingegeben und dürfte nicht genug zu loben sein — bekanntlich ist die Prinzessin von Wales eine Tochter Dänemarks. In der That, welches Bedürfniß könnte auch Rußland haben, sich mit England zu überwerfen. Asien ist groß und hat Raum für beide Großmächte.

Die Isolirung Preußens, das ist das Ziel, welches diese gründliche Diplomatin, in Uebereinstimmung natürlich mit ihrem erhabenen Gemahl, verfolgt. Darin erst recht scheint die Kaiserin dem Drange gewisser Familienempfindungen zu gehorchen und die Pietät der Tochter kann sehr wohl die Abneigung gegen die Haudegen (soudards) inspirirt haben, welche ihrem Vater, dem König Christian, ungerechterweise zwei Provinzen entrissen haben. Einerlei, wenn sie es nur versteht, ihre Gefühle mit den höheren Interessen ihres Adoptivvaterlandes in Uebereinstimmung zu bringen.

Das Kapitel schließt dann mit einem plumpen Panegyri'us auf die Kaiserin, die „der gemeine Mann vergöttert wegen der vorzüglichen Eigenschaften des Herzens, denn Niemand ist so aufmerksam auf seine Bedürfnisse, Niemand so theilnehmend bei seinem Unglück. Der kleine Cirkel von intimen Freundinnen, welchen sie sich gebildet und aus welchem sie allen schmähsüchtigen Klatsch streng verbannt hat, sieht in ihr die Göttin der Güte wie zu gleicher Zeit das Modell von Eleganz und geistreicher Grazie. Mäßig in ihren Ansprüchen, ist sie in ihrer Toilette ihres Ranges würdig, ohne zu glänzen oder aufzufallen. Sie weiß sich gleich fern zu halten von Geiz wie von Verschwendung und beobachtet in ihrer Eigenschaft als Hausfrau eine weise Oeconomie, ist dagegen in ihrer Eigenschaft als Souveränin von hundert Millionen Menschen die Spenderin reichlicher Almosen."

Wir hätten uns mit diesem Machwerk eines Kannegießers, der den Wissenden spielen will und mehr Phantasie als Kenntnisse zeigt, gar nicht näher beschäftigt, wenn es nicht von symptomatischer Bedeutung für die Absichten gewisser französischer Kriegstreiber wäre. Es sind dieselben Leute, die trotz der übeln Erfahrung von 1870 noch immer auf den Abfall der süddeutschen Staaten von unserem gemeinsamen Vaterlande rechnen, nach den neuen Wahlen sogar mehr als je, obwohl diese den Partikularismus der Welfen und Protestler nichts weniger als erstarkt zeigen (die Wahl des gar nicht ernst zu nehmenden Polterers Sigl beweist nichts). Immerhin ist es ganz gut, diese dunkeln Verschwörer à la Angot im Auge zu behalten, denn wenn wir auch unter einer starken Regierung über ihr Treiben lachen durften, so gibt uns der herrschende Caprivismus ein geringeres Maß von Sicherheit. Gerade der Dilettantismus unserer Staatsmänner von heute lockt mehr oder minder „treffliche Minirer" hervor, denen gegenüber etwas größere Wachsamkeit der Presse wohl am Platz ist.

## Poesie aus Böhmen.

Von Gustav Karpeles.

Das Volk der Tschechen trägt seit länger als einem Jahrzehnt durch einen unbändigen Deutschenhaß in sehr würdiger Weise die Dankesschuld ab, die es dem deutschen Geiste gegenüber zu erfüllen hat. Aber der deutsche Geist hat sich an solche Beispiele der Dankbarkeit gewöhnt. Seine edelste Rache besteht darin, daß er trotz Verkennung und Mißachtung doch alle Völker, auch diejenigen, die ihr Bestes von ihm entlehnt haben, wieder zu einem Weltgespräch am deutschen Herde versammelt. Wenn bei diesem Weltgespräch Töne an sein Ohr klingen, die ihm vertraut sind, einfach, weil sie aus seinem Geiste entlehnt sind, so schilt er und zürnt er darüber nicht. Er ist auch daran gewöhnt. Auch in einer Zeit, wo der nationale Gedanke den Gedanken der Humanität fast unterdrückt hat, erfreut er sich noch an den Schönheiten und an dem eigenthümlichen Gedankengehalt fremder Literaturen, die er nicht nur sich zu eigen macht, sondern auch aus ihrer nationalen Begrenztheit erlöst und der Weltliteratur zuführt.

Nur durch das Medium des deutschen Geistes ist die böhmische Literatur in der Welt bekannt geworden. Das würden selbst die fanatischsten Jungtschechen nicht in Abrede stellen können. Schon Herder lenkte die Aufmerksamkeit auf die böhmischen Volkssagen; Schiller entlehnte der Geschichte Böhmens den Stoff zu einer seiner größten Tragödien; Goethe reihte zuerst die böhmische Poesie in den Kreis der Weltliteratur ein; er war auch der erste, der ein böhmisches Gedicht („Das Sträußchen") in's Deutsche übertrug. Dann trat eine lange Pause ein. Erst im Jahre 1855 gab Joseph Wenzig eine reiche Auswahl aus der böhmischen Literatur in deutschen Uebertragungen in seinem Buche: „Blicke über das böhmische Volk." In neuerer Zeit sind die hervorragendsten böhmischen Dichter: Czech, Neruda, Bozdech, Vrchlicky u. a. in Deutschland durch gute Uebersetzungen bekannt geworden. Diesen Arbeiten schließt sich ein eben erschienenes Buch würdig an, das den Titel führt: „Poesie aus Böhmen"*), und dessen Verfasser ein berühmter Arzt, Hofrath Dr. Eduard Albert, Professor an der Wiener Universität, ist. Der leitende Gedanke war: „Jedes Kunstwerk hat seinen Werth an und für sich; aber ganze Kunstrichtungen sind noch aus einem anderen Gesichtspunkte interessant. Sie bieten sich als culturgeschichtliche Erscheinungen dar und fordern zur Nachforschung über ihren Zusammenhang mit dem übrigen Geistesleben auf. Gerade in Böhmen, wo sich Germanisches und Slavisches seit Jahrhunderten berührt und wechselseitig auf einander einwirkt, müssen solche Nachforschungen besonders anregend und aufklärend sein."

*) Wien, Alfred Hölder.

Von diesem Gedanken ausgehend, hat Professor Albert den Entschluß, eine solche Auswahl aus der böhmischen Poesie zu treffen, daß die hervorragendsten neueren Dichter in ihren Hauptschöpfungen und in ihrer Eigenart vertreten erscheinen, in ebenso geschickter wie geschmackvoller Weise ausgeführt. Professor Albert kümmert sich nicht um den Streit, der noch immer in erregter Weise über die poetischen Alterthümer des Tschechenvolkes geführt wird. Er weiß, daß die böhmische eine der reichsten der slavischen Literaturen selbst dann noch bleibt, wenn man die alten Schriftdenkmäler, welche in diesem Jahrhundert gefunden worden, nicht für echt hält. Mit der Einführung des Christenthums aus zwei Quellen, aus der römisch-deutschen und der griechisch-slavischen, entwickelte sich auch in Böhmen eine weitverzweigte kirchliche Poesie, von welcher sich jedoch nur geringe Bruchstücke erhalten haben. Wohl das älteste Denkmal der böhmischen Kunstpoesie ist das Lied vom heiligen Adalbert, das noch heute in allen Kirchen Böhmens gesungen wird. Sehr alt ist auch ein Lied an den heiligen Wenzislaus, den „Herzog des böhmischen Landes." Aber erst um die Hälfte des 13. Jahrhunderts tauchen die Spuren einer weltlichen Kunstpoesie auf, die in Form und Versbau, wie auch im Inhalt sich als eine Nachahmung deutscher sowie lateinischer Muster erweisen. In dieser Zeit wurde auch die Bibel zum ersten Male übersetzt; außerdem kam die mittelalterliche romantische Dichtung, und mit ihr deutsche Art und Sitte nach Böhmen. König Wenzel II. war selbst ein Minnesänger.

Das goldene Zeitalter der tschechischen Literatur und des Humanismus ist für die Poesie wenig ergiebig. Seine eigentliche Bedeutung liegt in der allgemeinen Verbreitung von religiöser Aufklärung und Bildung. Ein einziger Schriftsteller ragt aus dieser Periode hervor; sein Name hat Weltruf erlangt: Johann Amos Comenius. Nach dem dreißigjährigen Kriege beginnt die Zeit des tiefsten Verfalls. „Am Ende des 18. Jahrhunderts erreicht der Verfall die letzte Stufe. Ein tschechisches Buch war zur Seltenheit, neue gab es nicht, die alten wurden vernichtet." Aber dieser Vernichtungskrieg brachte wiederum eine nationale Reaction hervor. Das patriotische Gefühl gewann neue Kraft, das Interesse für das slavische Alterthum wurde mächtig gefördert. Die ersten der böhmischen Renaissance, welche uns Albert vorführt, sind Johann Kollar und Franz Ladislaus Czelakowsky. Der letztere (1798—1852) war Professor der slavischen Sprachwissenschaft in Breslau und Prag. Schon als Student erörterte er die Frage, wer bedeutender sei, Goethe oder Schiller. Er selbst fühlte sich mehr zu Goethe hingezogen. Sein „Echo böhmischer Lieder" erregte allgemeines Aufsehen. Es waren Nachahmungen böhmischer Volkslieder, von welchen Albert sagt: „Alle hierher fallenden lyrischen Dichtungen verhalten sich zum Volkslied etwa so, wie einzelne Goethe'sche Lieder sich zum deutschen Lied verhalten. Hören wir eins dieser Lieder, „Die sorgsame Geliebte", in der gelungenen, an die Art und Weise des österreichischen Volksliedes erinnernden Uebertragung Albert's:

Teufelsg'schicht', mein liebes Kind!
Draußen geht ein scharfer Wind.
Hat den Weg verweht,
Der zum Walde geht,
Daß ich nicht nach Hause find'.

Freilich eine schlimme G'schicht'.
Bleibst halt hier, ich laff' Dich nicht.
Bleibst bis Mitternacht;
Hülfe wird gebracht —
Bote mit Laternenlicht.

Auf, mein Lieber! Jetzt ist's aus!
Mach' Dich auf den Weg nach Haus!
Sieh, Dein Kamerad
Leuchtet auf den Pfad,
Kommt am Himmel g'rad heraus.

Lieber Mond, mit Deinem Schein
Mußt so lieb und freundlich sein,
Geh' mit ihm nach Haus,
Leucht' ihm g'rad voraus
Bis zum Hof im grünen Hain.

Der erste, welcher der Idee des Panslavismus poetischen und literarischen Ausdruck gegeben hat, war Johann Kollar, Professor der Archäologie in Wien. Die Grabschrift auf seinem Leichenstein drückt in der That seine Bedeutung und sein Wirken völlig aus:

„Im Leben trug er im Herzen sein ganzes Volk, nach dem Tode lebt er im Herzen seines Volkes."

Sein berühmtestes, patriotisch-allegorisches Gedicht: „Die Tochter des Slava" verkündet die Liebe der slavischen Stämme zu einander, aber es darf wohl erwähnt werden, daß dieses Gedicht seine Entstehung und Form einem Liebesverhältniß des Dichters mit einem deutschen Pfarrerstöchterlein aus einem Dörfchen bei Jena verdankt. Die charakteristischen Vorzüge der einzelnen slavischen Stämme preist er in folgendem Sonett:

Die Polin flötet, sprechend sanfte Klänge,
Die Serbin weiß durch Anmuth anzuregen,
Die Mädchen unserer Slovaken pflegen
Der treuen Herzlichkeit und holder Sänge.
Die Russin herrschet gern im Weltgedränge,
Die Böhmin tritt dem Kampfe gern entgegen.
Doch Slava wünschte sich der Einheit wegen
Im Ganzen dieser Blüthengaben Menge.
Und es befahl dem Amor schnell die Lehre
Zur Harmonie die Theile zu verweben,
Daß all' der Schmuck nur eine Slavin kröne.
Drum einen hier wie dort die Flüss' im Meere
Sich alle slav'schen Reize, wie sie leben,
Die slav'sche Tugend, Grazie und Schöne.

Der Einfluß dieser beiden Dichter auf die poetische Production dieses Landes war ein außerordentlicher. Nur ein einziger, Karl Hynek Macha, wagte es, der patriotischen Strömung entgegenzutreten, und den Geist der Romantik Byron's in die böhmische Poesie zu verpflanzen. „Sein frühzeitiger Tod beraubte den böhmischen Parnaß eines Dichters, der es bei weiterer Entwickelung und Abklärung den congenialen Mitstrebern der Slaven gewiß gleichgethan hätte. Aber was die Mitwelt nicht zu schätzen wußte, das hat eine jüngere Generation nach Decennien gut gemacht, indem sie die Fahne des Romantismus wieder emporhob und so zu sagen in Macha's Namen gegen die bisherige und überlebte Richtung einen Kampf aufnahm, der mit einem vollständigen Siege endete."

Im Jahre 1858 erschien der Almanach „Maj", der einen neuen poetischen Frühling in der böhmischen Dichtung hervorzauberte. Das Programm der Jugend laute: „Die böhmische Poesie müsse aus dem Zustande der bisherigen Eintönigkeit, Beschränktheit und nationalen Abgeschlossenheit heraustreten und sich in den Richtungen der europäischen Poesie bewegen." Ein humoristischer Schriftsteller, Carl Havlicek (1821 bis 1856), war der Begründer der politischen Dichtung in Böhmen; sein Epigramm auf die Prager Universität ist eine wahre Prophezeihung, die in unseren Tagen buchstäblich eingetroffen.

Er:
Zwei Fakultäten hier im Clementinum!
Zwei Fakultäten dort im Karolinum!
Ich weiß nicht, was die Theilung heißt.
Wer hat denn dieses schöne Werk vollbracht?

Ich:
Im Clementinum wird der Geist,
Der Leib im Carolinum umgebracht.

Havlicek war der erste, der den Muth hatte, gegen die einseitige nationale Richtung aufzutreten. Sein gesunder Sinn übte einen großen Einfluß auf die jüngeren Poeten aus. Man erkannte die Nothwendigkeit, die Poesie selbständig zu machen, sie nicht als Dienstmagd für politische Zwecke zu gebrauchen, sondern ihren Inhalt mit allgemein menschlichen Ideen zu erfüllen. Der Mensch, nicht der Slave oder der Tscheche, sollte fortan der Mittelpunkt der Dichtung sein. Ihre Impulse holt sich die junge Schule aus Shakespeare, Byron, Victor Hugo u. A. Lyrik, Epos und Drama, Novelle und Roman erfuhren nach dem neuen Programm namhafte Bereicherung.

An der Spitze dieser ganzen Bewegung steht V. Halek (1835 bis 1874). In seinen „Abendliedern" ist der Einfluß Heinrich Heine's unverkennbar. „Die Erscheinungen des Naturlebens und der Geist der Natur sind es, welche das Herz des Dichters tief ergreifen und fesseln. Im kleinsten Detail erhascht er Objecte, die er mit fesselnder, ja rührender Hingebung gestaltet und in meisterhafter Sprache malt; alles durchwärmt, aus allem klingt Leben und Herz, durch alles geht ein Lied:

Von ferne kam der Lenz im Flug,
Und Lust herrscht allerwegen.
Und nach so langem Traume treibt
Der Sonne Alles entgegen.
Die Finken flogen aus dem Nest,
Die Kinder jagen im Freien;
Die bunten Blumen athmen Duft,
Den süßen Duft des Maien.
Das Blatt sproß aus dem Ast heraus,
Das Lied aus Vogelkehlen;
Und Liebe keimt schon überall
In jungen Menschenseelen.

Im Wettkampf mit Halek um den Primat in der böhmischen Poesie hat aber dennoch Jan Neruda (1834 bis 1891) den Sieg davon getragen. Auf verschiedenen Gebieten in der Lyrik, auf der Bühne, im Feuilleton hat Neruda Bedeutendes geschaffen. Seine feuilletonistischen Skizzen „Arabesken", „Verschiedene Leute", Kleinseitner Geschichten", die sich größtentheils auf Prager Boden abspielen, haben sich durch die Schärfe ihrer Charakteristik und durch die liebenswürdige Kleinmalerei auch außerhalb Böhmens eine große Gemeinde erworben. In seinen „Kosmischen Liedern" tritt Neruda aus dem engeren Kreis patriotischen Empfindens mit freiem Muth auf die Bahn des Menschheitgedankens. Sie schließen mit folgendem Bekenntniß:

Bis einstens der Planeten Heer
Zurück zur Mutter Sonne fällt,
Ist die erloschene Sonne selbst
Vom Frost durchdrungen, einst zerschellt,
Bis einst die Trümmer dieser Welt
In wildem, regellosem Flug
Durchirren die Unendlichkeit,
Gleich einem dichten Leichenzug,
In Ewigkeiten ferner Zeit,
Bis dann in einem Winkel, wo
Der Trümmer Flug einst halten wird,
Und aus dem Staub vergang'ner Welt
Ein Chaos neu gestalten wird,
Bis neue Gluth entfalten wird
Der Kampf in dieses Chaos Reich,
Wo wilde Flammen lohend wehn,
Und aus der Gluth dem Phönix gleich
Die neue Welt wird auferstehen;
Und bis auf ihren Boden dann
Ein neues Leben auferwacht,
Der Hain voll süßem Flüstern ist,
Die Fluren voller Farbenpracht,
Voll Licht und Glanz des Himmels Dom,
Bis dort ein Herz mit Sangeslust,
Ein fühlendes Geschöpf erblüht:
Vielleicht erhebt dann mein Atom
Auch wiederum ein kosmisch Lied.

Neben Neruda haben J. Vrchlicky, S. Czech und E. Bozdech sich um die neuere tschechische Literatur besonders verdient gemacht. Professor Albert, der nur Poesie aus Böhmen geben wollte, nicht etwa eine vollständige Anthologie, hat von diesen drei Dichtern keine Proben mitgetheilt; dafür bringt er uns drei jüngere Kräfte, Rudolf Mayer, W. Scholz und B. Jelineck. In diesen wie in allen anderen Uebersetzungen hat Albert Meisterhaftes geleistet. Ja, ich wage die ketzerische Behauptung, daß seine Uebertragung hier und da das Original an poetischer Schönheit übertrifft. Fast immer und überall aber ist er seinem Vorbilde durch Treue und Schönheit der Uebersetzung gerecht geworden. So ist sein Buch eine dankenswerthe Bereicherung der Weltliteratur.

In neuerer Zeit hat sich die böhmische Poesie, die sich in ihrer Blüthezeit „Weltthemen" gestellt hatte, wieder zur nationalen Idee zurückgewendet. Die politischen Verhältnisse haben sie wohl dazu gezwungen; die Poesie kann nur mit dem Volke sich verschmelzen, wenn sie aus ihm herauswächst und ihm entströmt, wie sein eigener, warmer Hauch. Wir können als Deutsche freilich diese Wendung nur beklagen, und müssen den Wunsch hegen, daß die tschechische Poesie sich wieder aus jener einseitig nationalen Richtung auf die Höhen der Menschheit erheben möchte.

---

## Kamerunner Englisch.

Von Ernst Wasserzieher.

Im Jahre 1787 ward die Kolonie Sierra Leone gegründet und wurden von der englischen Regierung 400 Neger und 60 Weiße dahin geschafft. Erstere waren theils freigelassene Sklaven aus Nordamerika, die sich in den Straßen Londons bettelnd herumtrieben, theils schwarze Soldaten, die früher in englischen Diensten gestanden hatten. Drei verschiedene Sprechweisen kamen so nach Sierra Leone: das Englisch der amerikanischen Neger, das vulgäre Englisch der Soldaten und Bettler, und endlich das Schriftenglisch der Leiter der Expedition. Diese drei Elemente vermischten sich allmählich. Später wurde eine Menge befreiter Sklaven der verschiedensten Negerstämme nach der seit 1808 unter englischer Regierung stehenden Ansiedlung gebracht. In ähnlicher Weise ging die Gründung der Schwesterkolonie Liberia 1821 vor sich, mit amerikanischen Negern besetzt. Zwischen beiden Staaten fand Verkehr statt, durch welchen ihre Sprache sich einheitlich gestaltete. Allmählich breitete sich diese weiter aus, und heute herrscht sie etwa vom 17. Grad n. B. bis zum 7. Grad s. B., die ganze Küste entlang. Wer nach dieser Küste kommt, gleichviel ob Schwarzer oder Weißer, Deutscher oder Engländer, muß sich diese Sprache aneignen. Wer ein gutes Schriftenglisch spricht, wird von den Negern nicht als Engländer angesehen; him no be proper english, sagen sie; denn sie bilden sich ein, allein ein gutes Englisch zu reden.

Die Sprache dieser Neger hat zum ersten Male zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Darstellung gemacht Dr. Paul Grade*) in Madrid, der jahrelang in jenen Gegenden gewohnt hat. Seinen interessanten Ausführungen entnehmen wir Folgendes.

Eine Orthographie des Negerenglisch gibt es nicht, weil dasselbe eben nur eine Ohrsprache, keine Schrift- und Literatursprache ist. Deshalb bedienen wir uns in den anzuführenden Beispielen der üblichen Schreibung.

Die Aussprache hat vielerlei Aenderungen erlitten; von den Vokalen sind die dem Englischen eigenthümlichen Mischlaute verschwunden und zu einfachen gemacht, z. B. take = têk, shame = schêm. Das dumpfe å, z. B. in fall klingt wie o in Sohn, in water, salt wie a in Hase. Bisweilen tritt Verkürzung ein, father = fadder, bad = batt. Das r fehlt in den meisten der in Betracht kommenden Negersprachen, daher wird aus master — massa, aus all right — hohl leit, aus german — djamn. Vor vokalischem Anlaut läßt der Neger oft, wie auch der Irländer und die niederen Volksklassen Englands, ein h hören, z. B. hax = ask, wo zugleich Metathesis eintritt, heirisch = irish u. s. w. Th lautet vor Vokalen = d; them = dem, there = der; vor Consonanten = t, three = tri, through = tru. W hat seinen vokalischen Charakter verloren und lautet wie das deutsche w. Metathesis war oben schon erwähnt; ein anderes Beispiel ist noch floget ( = forget), wo r zugleich zu l wird.

Die Formenlehre erscheint ungemein vereinfacht. Der bestimmte Artikel ist für alle Geschlechter, sowohl Einzahl als

*) Das Negerenglisch an der Westküste von Afrika. Halle, Karras. Der Reinertrag ist zum Besten des im Togogebiet zu erbauenden Krankenhauses bestimmt.

Mehrzahl, stets them, also them man, them wife, them house; der unbestimmte lautet one (nicht a oder an). Der Plural wird nicht durch Anhängung von s gebildet, sondern durch Vorsetzung von plenty, all, some: plenty woman, some girl, all ship. Nur Sirs und boys in der Anrede machen eine Ausnahme. Das Genitivverhältniß wird nicht ausgedrückt, weder durch of noch durch den sächsischen Genitiv; king house das Haus des Königs, me father house, oder them house for me father, oder them house who belong for me father = meines Vaters Haus: Die Steigerung der Adjective geschieht durch more und most, auch bei einsilbigen, also more big, most big. Bei der Vergleichung findet eine merkwürdige Operation statt; him be big pass me es ist größer als ich. Than als fehlt gänzlich. Den Superlativ bildet man, indem man pass all auf den Positiv folgen läßt, z. B. him be big pass all er ist der größte. Von den Fürwörtern vertritt der Casus obliquus meist den Casus rectus; me heißt ich (selten I), zugleich heißt es auch mein; him = er, sie, es (selten he), aber auch sein, ihr; we heißt wir, aber auch uns, unser; you heißt ihr, euer, euch; them heißt sie, ihr; they ist unbekannt. Also: him be for me das ist für mich, him never look we er sah uns nicht, them come for we sie kamen zu uns, he be him sister sie ist seine Schwester, me father mein Vater, we country unser Land. Das Zeitwort verändert sich nicht, wird aber mit eigenthümlichen Hülfszeitwörtern verbunden. Me done take oder me live for take ich nehme; statt dessen seltener me take, das Imperfect und Futur vertritt. Von den Hülfszeitwörtern ist to have nicht üblich; es wird durch get ersetzt; me get one fish ich habe einen Fisch. Will, shall, may wird ersetzt durch can und must; z. B. him can die er wird sterben, you must come du wirst oder magst kommen; can heißt dagegen möglich sein, he can come es ist möglich, daß er kommt. Fast alle Präpositionen, also z. B. to, in, at, ago, before, against, till, from, of werden ersetzt durch for. Z. B. me done go for town ich gehe in die Stadt, for ten years vor zehn Jahren, them fight for him foe sie fochten gegen seinen Feind, we come for Bagida wir kamen von Bagida. By in passiver Construction bleibt jedoch; me never get power by me massa ich bekam keine Erlaubniß von meinem Herrn. — Eine so arme Sprache kann keine ausgebildete Syntax haben. Diese, ganz durch die Negersprachen-Syntax beeinflußt, unterscheidet Fragesätze von Behauptungssätzen nicht einmal durch Umstellung, sondern nur durch den Tonfall, z. B. you father go for them town?

Der Wortschatz dürfte 300 Wörter nicht übersteigen, da der Bedürfnisse, welche sprachlich dazustellen sind, sehr wenige sind. Das tägliche Leben, Handel, Krieg, Fischfang, Jagd, Arbeit in den Faktoreien und zur See — damit ist der Gesichtskreis des westafrikanischen Negers erschöpft. Und auch hier finden noch Beschränkungen statt. Von Ausdrücken, die gleiche oder ähnliche Bedeutung haben, bleibt in der Regel nur einer; z. B. werden die Begriffe to wear, to bear, to carry, alle durch das letzte gegeben: me carry one hat ich trage einen Hut. Von large, tall, great, big bleibt nur big, von see, look, behold nur look.

Besondere Ausdrücke, die dem Englischen entweder fremd sind oder in anderem Sinne gebraucht werden, sind folgende: to chop heißt essen und das Essen, eat ist unbekannt; dash heißt schenken und das Geschenk. Die Entstehung beider Bedeutungen ist nicht genügend zu erklären. Portugiesischen Ursprungs ist sabe wissen (to know ist unbekannt) und palaver, das ursprünglich sprechen heißt, jetzt aber alle möglichen Bedeutungen angenommen hat, z. B. him be God palaver das steht in Gottes Hand, make palaver zanken, some palaver live es gibt etwas, him no be me palaver das geht mich nichts an, one big palaver eine große Staatsversammlung, them chop palaver das Essen, palaver finish fertig.

Eine Anzahl Redensarten, die zugleich die kindliche Denkweise der Neger beleuchten, mögen den Beschluß machen: make book schreiben; book heißt alles Geschriebene; look proper paß auf, when sun come for bed wenn die Sonne aufgeht, them steamer go sleep here for night der Dampfer wird heute Nacht hier vor Anker liegen bleiben, them steamer him belly be full der Dampfer ist beladen, them steamer be hungry der Dampfer kann noch Ladung aufnehmen.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die schönste Nacht.

Von Hugo Klein.

Wir saßen um eines der runden Tischchen des Café Quarnero in Abbazia, tranken in Eis gekühlten Mokka und plauderten. Es war am Abend, von der See her blies eine frische Brise, bewegte leise die Blätter der Agave in den marmorumschlossenen Beeten und rauschte im Laub der hohen Pappeln des Promenadenweges. In der Ferne blitzte ein Licht auf, und ab und zu drangen abgerissene Töne eines italienischen Volksliedes zu uns, das ein junges Mädchen mit tiefgefärbter Stimme sang. Der rumänische Arzt Dr. Angelescu drehte sich seine hundertste Cigarette und sagte:

„Welches meine schönste Nacht war? . . . O, es waren mir im Leben viele schöne Nächte beschieden . . . in den Armen verführerischer Frauen, bei heiteren Zechgelagen im Quartier latin und dann auf blutigem Schlachtfelde, nach heißem Kampfe, im Laufe des erfochtenen Sieges. Aber die schönste Nacht, meine Herren, die ich lebte, war eine Nacht, in der ich weinte . . . Wie das kam? Ich will es Ihnen erzählen.

Nachdem ich meine Studien in Paris beendet hatte, kehrte ich in mein Vaterland zurück, verlebte die Sommermonate auf meinen Gütern und zog im Herbst nach Bukarest. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, reich, übermüthig, liebte es, das Leben zu genießen, und dachte nicht daran, meinen Beruf ernsthaft auszuüben. Wie in dem Seine-Babel, so widmete ich auch in der rumänischen Hauptstadt übermächtig viel Zeit dem Studium nachttiefer Frauenaugen, eine Wissenschaft, die nie ihren Reiz verliert. Was jedoch den zarten, zierlichen, ewig heiteren Französinnen nicht gelungen war, das brachte eine Landsmännin im Handumdrehen zu Stande: sie flößte mir eine wirkliche Leidenschaft ein, ich war verliebt, verliebt bis über die Ohren. Das Mädchen hieß Agatha und war die Tochter eines Gerichtspräsidenten in Bukarest, im Luxus anserzogen von den Eltern, deren einziges Kind sie war, verwöhnt und verhätschelt, als Beauté gefeiert und von hundert Anbetern umschwärmt. Es ist schwer, Frauenreiz mit Worten zu beschreiben; reichen ja oft glühende Farben dazu nicht aus. Denken Sie sich den Kopf einer antiken Camee, mit dunklem Teint und großen, feuchtschimmernden schwarzen Augen; und diesen bezaubernden Kopf auf einer hohen, stolzen, vollen, doch nicht zu üppigen Gestalt — das war Agatha. Sie hätte zu einer jugendlichen Arria oder Lucretia Modell stehen können. Aber trotz der versteckten Gluth in diesen geheimnißvollen Augen galt meine Schöne als spröd und abweisend und zeigte mir eine eisige Kälte. Das war jedoch nur ein Reiz mehr für mich, sie zu erobern. Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, daß ich mich in jenen Tagen für unwiderstehlich hielt und fest überzeugt war, daß jedes Weib — das eine ein Bischen früher, das andere ein wenig später — vor mir besiegt die Waffen strecken müsse. Auch hatte ich damals, eine Frucht meiner gelehrten Erziehung in Paris, von den Frauen eine sehr schlechte Meinung. Die Tugend hielt ich für Feigheit oder Spekulationsgeist, an wahre Keuschheit glaubte ich überhaupt nicht. Es hat sich das alles im Laufe der Begebenheiten bitter an mir gerächt, reden wir also nicht weiter darüber . . . Ich hielt mich, wie gesagt, für unwiderstehlich und war sehr überrascht, daß es mir nicht besser erging, als zwei Dutzend anderen, meiner Ansicht nach minderwerthigen Verehrern meiner Dame, die sammt und sonders vergebens girrten und schmachteten, die Augen verdrehten und den Schnurrbart kräuselten, die Blumenladen

für die Geliebte plünderten und ihre Schönheit in nicht ebenbürtigen Versen besangen. Es ist unglaublich, welche Tollheiten ich beging, um ihr ein Lächeln oder einen Dankesblick zu entlocken. Als ich sie einmal mit einer Gesellschaft zur winterlichen Jagd auf eines meiner Güter lud, ließ ich von der Bahnstation, die drei Stunden entfernt lag, bis zu meinem Schlosse einen Schienenweg legen, damit sie im geheizten Wagen bis vor die Eingangspforte fahren könne. Und als sie aus dem Fenster blickte, erwartete sie eine Ueberraschung. Ich hatte nämlich die Wiesenfläche vor dem Fenster in den herrlichsten Blumengarten verwandelt, mit glühenden Rosen in den Gebüschen und blüthenbeschwerten Bäumen — mit Separatzügen hatte ich alles aus dem Süden bringen lassen — eine duftige Phantasmagorie für zwei Stunden — denn dann war die Pracht nur noch ein Hause welken Grünzeuges — ich bitte Sie, bei einer Kälte von 17 Grad . . . doch blieb jede Bemühung vergeblich — das kalte Herz dieses Weibes wollte nicht wärmer für mich schlagen. Nun hatte ich aber die Eltern für mich, besonders den Vater, der dem Töchterchen in allen kleinen Dingen nachgab, in ernsteren Angelegenheiten aber seinen Starrkopf aufsetzte, den die spröde Schöne offenbar von ihm geerbt hatte. Kann sich ein Vater auch einen besseren Freier denken als ich war? So ein hübscher, liebenswürdiger, geistreicher, junger Mann — ich dachte dazumal, meiner Holden müsse ein Rädchen im Oberstübchen locker geworden sein, daß sie den geschilderten jungen Mann nicht gebührend zu schätzen wußte — dazu die verfeinerte Pariser Erziehung, die in unserem Lande so sehr geschätzt wird, ein großes Vermögen — findet man solche Bewerber alle Tage? Der Vater bestand auch darauf, daß mein Antrag angenommen werde, und der Tag der Hochzeit wurde bestimmt. Die Kälte Agathas schien sich nun allerdings in Haß zu verwandeln — aber das machte mir wenig Sorge. Ich zweifelte nicht im Geringsten, daß meine persönlichen Vorzüge den schließlichen Sieg davontragen würden; ich sah meine schöne Frau im Geiste schon als ein verliebtes Ehekätzchen, wie sie im Hause schaltete und waltete und kein höheres Glück kannte, als die Zufriedenheit ihres vergötterten Demeter Angelescu, der die Zeichen ihrer wachsenden Neigung mit gnädiger Herablassung vermerkte.

Die glänzendsten Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen. Ich kaufte in Bukarest ein Haus und richtete es für meine Frau ein — jedes Stück, das für sie bestimmt war, wählte ich selbst aus. Doch wozu Sie mit allen diesen Einzelheiten ermüden? Die Hochzeit hat niemals stattgefunden. Am Abend vorher verschwand nämlich meine Braut — natürlich nicht allein. Es stellte sich heraus, daß sie sich einige Tage vorher im Geheimen einem Jugendgespielen, der mit ihr aufgewachsen war, einem armen Teufel, der es nicht wagte, das Haus des Präsidenten zu betreten, hatte antrauen lassen und nun mit ihm in die weite Welt gelaufen war. Daher alle Kälte, Sprödigkeit, Heirathsscheu — Agatha liebte einen Anderen und blieb dem Angelobten treu.

Ich will Ihnen, meine Herren, nicht beschreiben, welcher empfindliche Schlag der Fall für die Eitelkeit eines jungen Mannes von meiner Art gewesen, der sich im kühnsten Sinne des Wortes für unwiderstehlich gehalten hatte. Das war ja auch das mindere Leid. Denn ich liebte Agatha wirklich, glühend, leidenschaftlich, und wieder zart, innig, hingebungsvoll. Ich weiß nicht, was ich für dieses Weib gethan hätte. Als mein Roman plötzlich ein so grausames Ende fand, war es mir, als stürzte die Welt um mich zusammen und als reichten alle die Trümmer nicht aus, das Weh' dieses einzigen Herzens zu begraben. Doch Sie waren wohl schon alle, meine Herren, in ähnlicher Gemüthsstimmung, und ich kann mir darum die Schilderung meines Seelenzustandes ersparen. Nur soviel will ich sagen, daß ich in jener Nacht, als meine Braut verschwand, ein ernster Mann wurde. Damals bestattete ich alle Frivolität meiner Vergangenheit.

Der Eclat in Bukarest war groß, das Zischeln und Geschwätze wurde mir unerträglich, ich empfand dabei das Bedürfniß nach einer ernsten, erhebenden Beschäftigung, nach einer Arbeit, in der man Vergessen finden konnte. „Ich habe Ihre Sache," sagte mir Latiu, der Sectionschef im Ministerium des Innern, dem ich ein Wort darüber im Club gesagt hatte. „Wir entsandten eine ärztliche Commission zum Studium der Malaria-Erscheinungen in den Donaugegenden. Die Letzteren müssen bereist, die Krankheit beobachtet, die Verhältnisse, die sie fördern, eingehend untersucht und Mittel zur Besserung der sanitären Zustände auf dem Lande angegeben werden. Das ist eine schwere Mission, die viel Hingebung, ja Opferfreudigkeit erfordert. Wir finden nicht leicht geeignete Leute, die nutthun wollen — wollen Sie daran theilnehmen?" Ich griff mit beiden Händen zu. Und mehr als zwei Jahre bereiste ich bald mit den Gefährten, bald allein die Sumpfgegenden, und zum ersten Male trat mir menschliches Elend, begleitet von allen Schrecken der Noth, der Krankheit und des Todes entgegen. Ach, da gab es genug zu studiren, auch zu helfen und zu retten, mein Arbeitsdrang fand reiche Bethätigung, und nebenbei ersah ich auch, daß es edlere und nützlichere Zwecke gab, denen man sein Geld zuwenden konnte, als die Unterstützung hülfsbedürftiger Chansonettensängerinnen oder die Bereicherung nothleidender Champagner-Importeure war.

Zum Schlusse bereiste ich die Dobrudscha und kam eines Abends todtmüde in irgend ein armseliges Dorf in der Nähe von Tuldscha. In einem elenden Gasthofe, der eigentlich eine Kutscherherberge war, fand ich einen Wirth von unendlicher Höflichkeit nnd Zuvorkommenheit, der jedoch verschmitzterweise nichts hergeben wollte. Nur nach Berufung auf meine ärztliche Mission und nach einer Drohung mit der Ungnade der Behörden erhielt ich ein paar harte Eier, ein Stück Schwarzbrod und ein Fläschchen sauren Rothwein. Ich stärkte mich, wie es eben ging und zog mich dann in das Loch zurück, das mir als Zimmer angewiesen war. Ich dachte einen guten Schlaf zu thun und wollte mich eben auf das niedere Bett hinstrecken, als ich einen lebhaften Wortwechsel vor meiner Thüre hörte, der gar kein Ende nehmen wollte. Ich stand schließlich auf, um zu sehen, was es gebe, und fand da den höflichen Wirth, der einer Frau wehrte, die zu mir kommen wollte. Aus Rücksicht auf die Behörden dachte er meinen Schlaf nicht stören zu lassen. Die Frau hatte ein krankes Kind, und da sie zufällig gehört, daß ein Arzt im Orte sei, eilte sie herbei, um meine Hülfe zu erbitten. Inzwischen kam auch die Wirthin mit einer Unschlittkerze herbei, nnd beim Lichtscheine erkannte ich in der Frau Agatha, die in Lumpen vor mir stand. Noch war ich im Zweifel, ob mich meine Phantasie nicht mit einem Bilde narrte, das noch immer vor meiner Seele schwebte, als auch sie mich erkannte, einen Schrei ausstieß und dann auf die Kniee vor mir stürzte. „Verzeihung, Demeter," rief sie, „Verzeihung! Ich weiß, ich habe Sie gekränkt, habe Ihnen schweres Leid zugefügt, habe Sie blosgestellt. Aber Sie werden nicht so unedel sein, sich zu rächen. Die Rache liegt in Ihrer Hand, aber Sie werden mein Kind nicht verkommen lassen, nicht wahr?" Erregt, wie ich war, wußte ich nicht recht, was ich sprach, aber es mochten wohl beruhigende Worte gewesen sein, während ich mich bemühte, die Unglückliche emporzuheben, denn sie sprang jubelnd auf und rief: „O, der Himmel hat Sie mir gesandt zur Hülfe, zur Rettung! Sie wollen kommen, Sie kommen, o, da wird alles gut werden!" Ich sagte ihr, daß menschliche Hülfe nicht Wnnder wirken könne, ich würde thun, was in meinen Kräften stand, aber sie möge nicht vorzeitig jubeln. Dann nahm ich Hut und Stock und das Kofferchen mit meiner Handapotheke, und wir gingen. Auf meine letzten Worte war Agatha wieder in Muthlosigkeit versunken und erzählte schluchzend, daß ihr Kind am Abend von einem hitzigen Fieber befallen worden wäre, es liege da und phantasire und könne kein Glied rühren. Ich mußte der Verzweifelten wieder Trost zusprechen, worauf sie neuerdings wie verklärt von Hoffnung war, ihre Seele schwankte wie das Rohr im Winde zwischen Furcht und Freude. Während wir durch die elenden Gassen des Dorfes dahinschritten, längs der verfallenen Lehmhütten mit den schiefen, zerzausten Rohrdächern zwischen verkrüppelten Bäumen und Agatha im Ueberschwang der Gefühle immer sprach wie berauscht vom Anblick eines Menschen, den sie nicht gekannt, eines Menschen aus der Culturwelt, die sie nicht mehr vor sich sah — dachte ich daran, wie mächtig doch die Kraft der menschlichen Empfindungen sei. Dieses Weib hier, geboren und erzogen im Luxus, verwöhnt, umschmeichelt, angebetet, wirft alles von sich und zieht in die Wildniß, in das jammervollste Elend, erfüllt von der Liebe zu einem Manne, der ihrer wahrscheinlich gar nicht werth war — hätte er sonst das Herz gehabt, sie zu dem Leben zu verdammen, das sie führte? Und dasselbe Weib, das mich gehaßt und seinem Hasse die Zügel hatte schießen lassen, sinkt vor mir auf die Kniee und fleht um Verzeihung, um das Leben seines Kindes zu retten. Es gibt Gefühle, die aller irdischen

Leiden, Entbehrungen, Erniedrigungen spotten — und sie sind der einzige Halt im Leben.

In einem dumpfen feuchten Stübchen fand ich das Kind in dem geschilderten Zustande. Es hatte einen bösen Belag im Halse, aber das Leiden war noch nicht weit vorgeschritten — es war einer jener Fälle, in denen ärztliche Hilfe alle Aussichten hat, den Heilungsprozeß herbeizuführen. Sie hatten zum Glück eine Eisgrube im Hofe, und anderes, was nothwendig war, führte ich in meiner Handapotheke mit mir. Fünf, sechs Stunden saß ich da am Lager des kranken Kindes, gab ihm Eispillen zu schlucken und die sonst passenden Arzneien. Während dieser Zeit hatte ich reichlich Muße, die Armuth zu sehen, die in der Hütte herrschte. Ich stellte keine Fragen, aber Agatha erzählte mir unaufgefordert, daß sie dem Manne gefolgt war, den sie liebte und der in dem traurigen Neste als Schullehrer fungirte. Schullehrer in einem rumänischen Dorfe! Ach, mein Gott, da gab es schmale Bissen. Sie hatte alles ertragen, alles auf sich genommen — bis das Kind gekommen war. Dann hatte sie sich an den Vater um Hilfe gewandt. Der aber schrieb ihr, daß er nichts von ihr wissen wollte und daß sie nicht darauf rechnen könnte, je einen Heller von ihm zu sehen; er würde sein Geld lieber verschwenden und vergeuden, aber auf sie dürfe nichts kommen. Ach, wenn noch die Mutter lebte! Aber die war kurz vor der Geburt des Kindes gestorben. Alles das erzählte Agatha und dann weinte sie still vor sich hin... Gegen 4 Uhr Morgens verfiel das Kind in einen ruhigen Schlummer, da sagte ich der Mutter, ich glaubte, es am Leben erhalten zu können. Sie schluchzte auf und sank mir wieder zu Füßen, ich fühlte ihre Thränen auf meiner Hand und einen Kuß, den sie darauf drückte.... Ich sagte ihr, daß ich mich schämen müsse, für so wenig so viel Dank zu finden — während ich einst für so große Liebe so viel Groll geerntet hatte, dachte ich im Stillen dazu. Dann überließ ich ihr auf einige Stunden die Nachtwache und setzte mich auf die Bank vor dem Hause, um ein wenig zu schlummern. Ich war todtmüde, aber der Schlaf senkte sich nicht auf meine Augen. Alle meine Nerven befanden sich in zitternder Erregung. Ich fühlte, daß ich Agatha liebte, heißer und zärtlicher als je, fühlte aber auch, daß sie für mich verloren war. Ein dumpfer Groll erfaßte mich gegen den Mann, der sie mir geraubt und den ich noch nicht kannte. Und dann die selige Befriedigung, daß es mir gegönnt gewesen war, ihr das Kind zu retten und am Leben zu erhalten, das Kind, welches wohl den süßesten Trost im Elende bildete.... Und überwältigt von dem Gefühle bitterer Genugthuung und schmerzlicher Wonne, weinte ich — weinte ich heiße Thränen dort in der stillen Nacht, vor der Hütte Agatha's, die ich so glühend liebte und die ich nie besitzen sollte...

Zwei Tage blieb ich noch in dem Dorfe, bis das Kind außer Gefahr war. Am Morgen, nach jener aufregungsvollen Nacht lernte ich auch Agatha's Gatten kennen. Er war am Abend ausgegangen, um aus dem nächsten Dorfe, das vier Stunden vor Tultscha lag, einen Arzt zu holen, und brachte natürlich keinen herbei. Er war weder schön, noch häßlich, ein Durchschnittsmensch, der den moralischen Kraftmaier spielte und die Krankheit des Kindes ziemlich leicht nahm. Ich glaube, wenn das Kind gestorben wäre, er hätte keine Thräne geweint, nur um zu zeigen, welcher felischen Ueberwindung er fähig sei. Ich bin als Arzt für die Abhärtung des Leibes und trainire mich selbst unerbittlich. Aber die Abhärtung des Herzens, wie sie manche Leute üben, war mir stets in der Seele verhaßt. Gleichviel, sie liebte das Ungeheuer von einem Dorfschullehrer — was ließ sich da thun?

Nach Bukarest zurückgekehrt, gelang es mir, Agatha's Vater milder zu stimmen. Er verzieh der Tochter, nahm das verstoßene Paar in seinem Hause auf und verschaffte dem Schwiegersohn eine Anstellung in der Hauptstadt. Das war auch einer der Gründe, die mich bestimmten, in's Ausland zu reisen und von einem schönen Ort zum anderen zu ziehen, während es doch nirgends so schön ist, wie zu Hause. Aber ich wollte das Weib, das mir so gefährlich war, nicht wiedersehen und habe sie auch nicht wiedergesehen. Ich tröste mich, wie es geht, manchmal gar nicht schlecht... Die Nacht aber, in der ich der Geliebten, die mich verrathen hatte und die ich noch immer liebte, das Kind rettete, die Nacht auf der kleinen Bank vor der Lehmhütte in der schmutzigen Dorfstraße, die Nacht, in der ich so bittere und so süße Thränen der Entsagung und der Erlösung weinte, diese Nacht war meine schönste Nacht gewesen... denn in den dunkelsten Nächten glänzen die Sterne am herrlichsten."

---

# Aus der Hauptstadt.

## Das Dogma vom kleineren Uebel.

„„Es ist vier Uhr vorbei, und Sie haben noch nicht gewählt. Der Sieg unseres Candidaten ist durchaus zweifelhaft, Ihr Erscheinen daher dringend geboten. Kommen Sie sofort und geben Sie Ihre Stimme ab —""

Während ich noch, ich will nicht sagen, gedankenvoll, den grellrothen Zettel las, schellte es zwei-, dreimal hintereinander, ungewöhnlich energisch, und gleich darauf wurde mir mitgetheilt, daß mich ein Herr in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche. Ich muß hier einschalten, daß ich ein kleines Faible für die königl. preuß. Klassenlotterie habe und aus alter Gewohnheit an einem Viertellos mitspiele, obgleich diese Staatseinrichtung von deutschfreisinnigen Börsenfreunden schon wiederholt in den heftigsten Ausdrücken als unmoralisch gebrandmarkt worden ist. Nun fiel mir, der himmlische Generalstabschef weiß, weshalb, plötzlich ein, daß ich mich um die letzte Ziehung gar nicht gekümmert hatte, also möglicher Weise, ohne es zu ahnen, Rentier, luxussteuerfähig und in der ersten Abtheilung wahlberechtigt worden war! Und dieser Besuch in dringender Angelegenheit, was konnte er anders wollen, als mir von meinem Glücke Kunde zu bringen? Ich ließ, etwas aufgeregt zwar, aber doch vollkommen Herr meiner selbst, ergebenst bitten, näher zu treten.

Der Gesandte Fortunas war ein schlecht gekämmter Gentleman, mit unreinem Halskragen, aber gewiß sehr reinen Intentionen; seine blühende Jugend ließ seinen alten Kammgarnrock vergessen, und was ihm an Bartwuchs abging, ersetzte er durch zielbewußte, männlich kühne Blicke, die erst mich und dann eine im Zimmer anwesende elfenbeinerne Venus Gnidos nachdrücklichst fixirten. Seinem ganzen Aeußeren nach machte er den Eindruck eines Mannes, der dem Grafen Caprivi recht gut Anlaß zu zwei oder drei neuen Strafgesetzentwürfen geben konnte. Unterm rechten Arm trug er eine dick geschwollene Mappe, die das begehrliche Zittern meiner schon Banknoten fühlenden Finger erklärlich machten. Leider bin ich Nichtraucher, so daß ich den Besuch nicht bitten mochte, seine brennende Cigarre ruhig im Munde zu behalten. Er that es indeß auch unaufgefordert.

„Sie kommen von Kuhlmey, was?" (Dies der Name meines Lotterie-Collecteurs.)

„Nein, mein Herr, ich komme vom fortschrittlichen Verein Waldeck, dem unchristlichen Verein sehr junger Männer. Sie haben noch nicht gewählt. Der Sieg unseres Candidaten ist durchaus zweifelhaft —"

„Ach, das sagen Sie ja doch nur, um mir eine Freude zu machen!"

„Es ist vier Uhr vorüber, Ihr Erscheinen daher dringend geboten. Kommen Sie sofort und geben Sie Ihre Stimme —"

So sehr ich die Gedächtnißstärke des Knaben bewunderte, so wenig Neigung verspürte ich, das gewiß sehr schön geschriebene Flugblatt nun auch noch mündlich zu erdulden. Ich erklärte dem Jüngling deshalb, daß mir seine Visite zwar an jedem anderen Tage ungewöhnlich große Wonne bereitet haben würde, daß ich aber gerade heute vorziehen müßte, die Verdauungsstunden ungestört zu verbringen.

„Bitte, von Störung kann gar keine Rede sein!" sagte der Anreißer verbindlich, seiner Mappe Eugen Richter's Irrlehren entnehmend. „Sie sind bei der Hauptwahl mit großer Promptheit erschienen, und da wir von so einem aufgeklärten, so vielseitig gebildeten und auf der Höhe des Jahrhunderts stehenden Mann, wie Sie es sind, ich sage, von einem Manne, der es beinahe mit Pachnicke, vielleicht selbst Knörcke aufnehmen könnte —"

Ueber und über erröthend, winkte ich bescheiden ab.

„Ja, leugnen Sie nicht — da wir von einem solchen Manne nur erwarten können, daß er schon in der Hauptwahl seiner Bürgerpflicht genügt und einzig und allein den unerschütterlichen Volksfreund gewählt haben wird, den Candidaten der Intelligenz, den jugendfrischen, thatkräftigen, sonst aber erst 73 Jahre alten Herrn Langerhans —"

Nur ungern vernichtete ich des Besuchers vorgefaßte gute Meinung von mir, hielt es aber doch für angebracht, ihm meine Verirrung bei der Hauptwahl und meinen herzlichen Ekel vor beiden Stichwahlcandidaten zu gestehen, gleichzeitig auch ihm selber herzlich Lebewohl zu sagen.

Er ging indessen nicht darauf ein. „Ihr Candidat ist im ersten Anlauf ausgefallen," rief er triumphirend, „und das sogar mit Aplomb. Wenn Sie ein constitutionell gesinnter und auch sonst anständiger Mensch sind, müssen Sie sich der Mehrheit fügen und nun dem besseren Mann zujubeln. Versäumen Sie die Gelegenheit nicht, sich politisch wieder zu rehabilitiren. Bedenken Sie, daß ein activer Minister, von der Vossin dazu angeregt, im zweiten Wahlkreis für Virchow stimmen will, obgleich er gar nicht darin wohnt! Und so ein elender Kerl wie Sie will Ausflüchte machen und sich drücken —"

Ich stammelte eine zusammenhanglose Entschuldigung und drängte den Besucher an die Thür.

„Mensch, nehmen Sie Vernunft an!" schrie er entweichend. „Wenn alle Leute so dickköpfig sein wollten wie Sie, was hätten da die Stichwahlen für 'nen Zweck! Knobeln Sie's aus, zählen Sie sich's an den Knöpfen ab, wen Sie wählen wollen — nur enthalten Sie sich nicht! Sonst sind Sie ja gar nicht reif für die Verfassung! Sonst ist das Dogma vom kleineren Uebel ja für nichts und wieder nichts erfunden worden!"

* * *

Von allen Thorheiten unseres Wahlrechtes, die Stichwahlthorheit ist die ärgste. Nicht genug, daß sie starke Minderheiten brutal majorisirt und damit den größten Fehler des hier zu Lande üblichen Modus' noch höhnisch verschärft, nein, sie verwischt auch grundlegende Partei- und Gesinnungsunterschiede, zwingt zu widerlich monströsen Bündnissen, gründet gesetzliche Wahlschacher-Reunionen und Mandatsyndikate. Zum Froschmolluskenbrei erweicht sie die starrsten Grundsätze, wandelt im Stimmen-Bauernfang und Bauernstimmenfang die schwerste Prinzipienreiterei, und dem Wähler wird von alledem so dumm, als ging' ihm 'ne Urne im Kopfe herum. Was seine Parteileitung vor der Hauptwahl als den Inbegriff aller Scheußlichkeit hinstellte, soll er jetzt auf Befehl dieser selben Parteileitung, wenn nicht agitatorisch, so doch mindestens mit dem Stimmzettel in der Hand, vertheidigen; eintreten soll er für Männer, die, feindlichen Gewalten angehörend, nachher im Reichstag gegen all seine Interessen stimmen und all seine Ideale nach Kräften schädigen werden. Er wählt nicht mehr den Mann seines Herzens, er wählt das kleinere Uebel. Dies kleine Uebel wird im Laufe der fünf Jahre immer zu einem chronischen Leiden. Was ist das für ein Reichstag, von dessen Mitgliedern kaum die Hälfte sich rühmen kann, nicht den Weg übern Mühlendamm genommen zu haben, welche Autorität beansprucht ein Reichstag, der von vornherein als „kleineres Uebel", als Angstproduct sich ausweist?

Dafür sind ja die Wahlagitationen da, daß man, so lange sie dauern, ungestraft lügen darf, wie sonst nur im Kreise froher Waidgenossen oder renommirender Mädchenjäger; der immer Treu und Redlichkeit übende Culturphilister brennt darauf, wenigstens alle paar Jahr 'mal nach Herzenslust das Maul aufreißen und schwindeln zu können. Während aber vor der Hauptwahl die Lüge grob und handfest auftritt, sinkt sie in der Stichwahlzeit zu einer heuchlerischen Erbschleicherei herab; während sie erst den Gegner mit den Fäusten zerschmettern möchte, streichelt sie ihn nachher zärtlich mit Glacéhandschuhen. Bei uns, wo mit ganz wenigen Ausnahmen die Parteileitungen ziemlich genau so unreife und verworrene Ansichten haben wie die geleiteten Massen, wo man bis zum letzten Augenblick versucht hat, den Kampf um Ja oder Nein in der Militärvorlage toben zu lassen statt um die viel interessantere Frage, ob Graf Caprivi nicht eine unsühnbare Schuld auf sich geladen hat durch den Umstand, daß er nun schon drei Jahre lang an der Spitze der Geschäfte steht — bei uns ist der Stichwahlrummel von unheilvollster Wirkung. Er verwischt in dem ohnehin stümperhaften Bilde, das die Zusammensetzung des Reichstages von der Volksstimmung geben soll, auch die letzten ähnlichen Züge. Er macht jede Wahl zu einer politischen Comödie niederen Ranges. O dies hungrige Schnappen um den Knochen, dies rückgratlose Buhlen um die Gunst von Leuten, die man am liebsten bei den Wadenstrümpfen fassen möchte! Nicht dem Würdigsten fällt das Mandat zu, sondern dem geübtesten Scherwenzler, nicht dem Großherzigen, sondern dem Weitherzigen.

Ich weiß zur Stunde nicht, wie für den tapferen Alexander Meyer im Halle'schen Wahlkreise die Dinge sich anlassen, ob er wirklich, er allein, der Sozialdemokratie Hallali blasen wird; sämmtliche Stimmungberichte äußerten sich ungemein günstig über seine Chancen, und das mußte bei der zuverlässigen Wahrheitliebe unserer Presse gerade in Wahlangelogenheiten auch das gläubigste Gemüth stutzig machen. Jedenfalls wünschte ihm von den fünfzig Millionen fortgeschriebener Einwohner Deutschlands kein Einziger so von Herzen den Sieg wie ich, und wenn nirgend sonst, in diesem Punkte vereinigte sich Abend für Abend Eugen Richter's und mein Gebet. Die Vorwürfe für den politischen Satiriker liegen heut auf der Straße, es ist wahr, und neidisch fast schauen wir zu dem ideal hundstäglichen Stoffmangel unserer ernsthaften Herren Collegen empor; aber trotzdem würde man nur ungern eine so dankbare und ergiebige Figur vermißt haben wie den nicht für seine Feder, sondern für seine Stimme hochbesoldeten Aufsichtsrath der Berliner Electrizitätswerke. Dieser Mann ist reine, abgezogene Satire an sich. Schwer kann ich mich zu der Annahme verstehen, daß nur tollgewordene Mandatangst ihn bewog, den scharf inquirirenden Conservativen und Antisemiten vor der Stichwahl Alles zu versprechen, was ein Kautschukmensch nur beim besten Willen versprechen kann; ich neige vielmehr zu der Ansicht, Alexander Angstmeier wollte sich über den schändlichen Kuhhandel bei den Stichwahlen lustig machen, als er seine lächerliche Erklärung vom Stapel ließ, und an einem besonders grellen Beispiel zeigen, was sogar unentwegten Männern alles zugemuthet werden kann. Alexander Meyer, einst der fanatische Gegner des Militarismus, nun auf Ordre seiner ultraconservativen Gönner eifrig bemüht, der Zunahme von Hämorrhoidalkrankheiten unter unserer Jugend durch Errichtung neuer Infanterieregimenter entgegen zu wirken; Alexander Meyer, ein Protegé der Hallenser Antisemiten, folglich ein Freund der Judenbekehrung, folglich ein Erhöher des Schweinefleischconsums, folglich ein Lebensmittel-Vertheuerer — er, der gottbegnadete Agrarierhasser! Es ist der beste Witz seines Lebens! Fragt sich nur, ob die Banquièren aus Berlin W. so herzlich wie sonst darüber lachen werden.

Herr Meyer würde ohne mit der Wimper zu zucken das geliebte Bier abgeschworen haben und Vegetarianer geworden sein, sofern die pflanzenfressenden Halloren hiervon ihr Votum abhängig gemacht hätten; wenn ihm die Schneiderstimmen unter dieser Bedingung sicher gewesen wären, würde er sich mit aller Entschiedenheit für eine Tuchmacher-Despotie oder Schneiderdictatur erklärt haben. Herr Meyer verpflichtete sich zu allem, Sonn' und Mond wollte er vom Himmel holen, aber es ist mehr als unwahrscheinlich, daß er die Erwartungen seiner Wähler so glänzend rechtfertigen wird, wie es ihm dem Berliner Electricitätswerken gegenüber möglich war. Das Stichwahldogma aber, so viel ist augenscheinlich, verdirbt auch da noch einen öffentlichen Charakter, wo gar kein Charakter zu verderben ist.

* * *

Um in den am 4. Juli zusammentretenden Gipfel der Geschmacklosikeit zu kommen, küßt man die schmierigen Stiefel seiner verachtetsten Gegner; dies heißt dann auf deutsch Unerschrockenheit, Mannesmuth und Standhaftigkeit, manchmal auch Beliebtheit bei den Wählermassen. Es geht den braven Mandatschnappern so, wie armen Teufeln im Orient, die gern 'mal das Innere eines goldenen Harenhauses schauen möchten und sich, um an's brünstig ersehnte Ziel zu gelangen, lächelnd in Eunuchen verwandeln lassen. —

Spärlich wie die Beiträge zum Heinedenkmal oder die angenehmen Nachrichten aus unseren ostafrikanischen Colonien rinnen nun wieder Wahlkampfnotizen. Das sagenhafte Freibier hat zu schäumen aufgehört, der wahlbeeinflussende Gensdarm schreckt keine Babies mehr aus dem Schlaf und kein Junker schleppt, bis an die Zähne bewaffnet und den Revolver

in der Rechten, Hunderte gefesselter Instleute an die Wahl- und Punschbowle. Auch Eugen Richter hat seinen Dank vom Hause Israel endgültig dahin. Aber die wonnigen Stunden der Wahlprüfungdebatten stehen uns noch bevor. Und da möchte ich in schuldiger Demuth einer hochwohlweisen Commission ergebenst vorschlagen, auch 'mal frisch, frei und fröhlich die Debatte über die schlimmste und dümmste aller Wahlbeeinflussungen, über das Dogma vom kleineren Uebel zu eröffnen. Mein Freund aus der fortschrittlichen Kleinkinderbewahranstalt Waldeck will seine gesammelten Acten gern zur Verfügung stellen, und ich lebe der Ueberzeugung, eine hochwohlweise Commission wird nach eingehender Prüfung sämmtliche Stichwahlsiege für null und nichtig erklären, weil erfochten durch Lug und Trug, durch schnöde Verletzung aller politischen Moral.

Und deshalb noch ein Rathschlag an die Adresse der Excellenzen Miquel und Maltzahn. Wenn der Reichstag wieder heimgeschickt worden und wieder ein Groß „engerer Wahlen" erforderlich ist, möge man die Mandate zu Gunsten der Reichsfinanzen öffentlich an den meistbietenden Candidaten versteigern; es werden dadurch wenigstens nur kleine Rentiers, nicht aber Charakter und Ueberzeugungen der Bevölkerung gründlich ruinirt. Wenn einmal durchaus geschachert und gehandelt werden soll, dann mag's auch in der landgängigen Münze geschehen. Und da dem Stichwahlrummel nichts so unbequem und verhängnißvoll ist wie politische Reise der Wähler, müßte im Auctionslocal eine Tafel mit dem schönen Spruche prangen, der sich so gern im Statut geselliger Vereinigungen findet:

„Jede Unterhaltung über Politik und Religion ist strengstens verboten."

Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Eine reichsgerichtliche Entscheidung.

Geehrte Redaction!

In gar manchen Artikeln und in besonders geistvoller Weise von E. v. Hartmann wurde in diesen Blättern die Frauenfrage, die Heirathsscheu der gebildeten Männer und die Gründe dafür, sowie die Mittel zur Abhülfe besprochen. Einen recht interessanten Beitrag zu dieser Frage, aber keineswegs geeignet, der vielbeklagten Ehescheu Abbruch zu thun, liefert eine reichsgerichtliche Entscheidung, welche bereits am 25. October 1892 ergangen ist und die Beachtung der Presse noch nicht gefunden hat. Dieser Entscheidung zufolge hat der Ehemann die durch Richterspruch getrennt lebende Ehefrau auch dann standesgemäß zu unterhalten, wenn sie selbst genügend eigenes Einkommen hat, ja auch wenn sie der schuldige Theil an der Trennung ist. Wenden wir die Entscheidung auf ein practisches Beispiel an. Bekanntlich sind bei den an sie von Seite des Staates erhobenen Ansprüchen Offiziere, welche nicht selbst vermögend sind, darauf angewiesen, reiche Mädchen zu heirathen. Hat nun ein Premierlieutenant mit seiner geringen Gage ein Mädchen mit sagen wir 20,000 Mark jährlicher Einnahmen geheirathet, so tragen diese wenn auch vorbehaltenen Einnahmen selbstverständlich die Last der bestehenden ehelichen Gemeinschaft mit, da die Leute eben sonst nicht hätten heirathen können. Tritt nun eine Trennung der Ehe ein, so hat der Mann sie nach der reichsgerichtlichen Entscheidung ohne Rücksicht auf deren eigene Einnahmen und auf ihre Schuld standesgemäß zu unterhalten. Nun kann bekanntlich ein Premierlieutenant von seiner Gage kaum allein standesgemäß leben, der standesgemäße Unterhalt einer Premierlieutenantsfrau ist aber mit der Gage eines solchen wohl kaum zu bestreiten. Woher soll er das Geld nun nehmen? Er muß ihr die betreffende Summe schuldig bleiben. Da ist es nun ein wahres Glück, daß durch Gesetz vom 29. Mai 1868 die Schuldhaft abgeschafft ist.

Es sind nur an einem leider häufig vorkommenden Beispiele die unglaublichen Consequenzen aus obigem reichsgerichtlichen Urtheile gezogen; es ließen sich aber an demselben noch zahlreiche, sehr wenig haltbare Punkte bei Zergliederung im Einzelnen nachweisen. Zu hoffen ist, daß mit Schaffung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches mit derartigen, dem allgemeinen Rechtsgefühle widerstreitenden Rechtsanschauungen aufgeräumt wird.

Hochachtungsvoll

Dr. Heller.

## Notizen.

Der soeben erschienene 6. Band von Brockhaus' Conversations-Lexikon, 14. Auflage, ist gleich seinen Vorgängern mit einer Fülle vorzüglicher Artikel und Illustrationen versehen. Neben den von Karten und Plänen begleiteten geographischen Artikeln sind es vor Allem die naturwissenschaftlichen, welche diesen neuen Band auszeichnen. Unter den technologischen, durch Separattafeln und Textabbildungen erläuterten Artikeln mögen genannt werden Elektrotechnik, Feuerlöschwesen, Flachsspinnerei. Besonders anregend ist auch der von einer Tabelle begleitete Artikel Erfindungen. Unter den biographischen Artikeln sei nur als Beispiel, mit welcher Präcision das Werk den Tagesereignissen folgt, Jules Ferry's Tod erwähnt. Artikel wie Eltern, Familie, Erbschaft bieten eine Jedem willkommene juristische Belehrung, wie auch die volkswirthschaftlichen Artikel Erwerbgenossenschaften, Fabrikgesetzgebung, Fabrikordnung 2c. Der neue „Brockhaus" hat keinen der Vorzüge früherer Auflagen preisgegeben und den Vorsprung des „Meyer" in illustrativer Hinsicht glänzend eingeholt. Auch in dieser Beziehung wird in diesem Bande ganz Einziges geboten, wie in der Lichtdrucktafel Genter Altar, welche das für die Entwickelung der Kunst wichtige Bild in seiner ursprünglichen Gesammterscheinung mit auf- und zuklappenden Flügeln wiedergibt. Wohlthuend wirkt auch im neuen „Brockhaus" die überall vorwaltende strengste Objectivität, die jede Parteibrille und Klüngelkritik vornehm verschmäht und alle Dinge sub specie aeterni betrachtet.

Meyer's „Wegweiser durch den Harz" (Leipzig, Bibliographisches Institut) erscheint soeben in neuer Auflage, die unter Beibehaltung der bekannten Vorzüge jenes Reisebuches eine weitere Vervollkommnung aufweist. Geradezu imponirend wirkt in dem Büchlein der kartographische Apparat, der vermöge seiner Reichhaltigkeit und sorgfältigen Behandlung in der einschlägigen Literatur wohl einzig dasteht. Vier weitere Blätter, nach den besten Quellen gezeichnet und von ortskundigen Mitarbeitern berichtigt und ergänzt, sind hinzugekommen, sodaß jetzt alle Hauptgebiete des Harzes durch 15 Spezialkarten erläutert werden. Auch in Meyer's „Rheinlanden", die eben in 7. Auflage erscheinen, zeigt sich der umsichtige Verlag mit seinen altbewährten Vorzügen, die aller Concurrenz spotten. Ausgestattet mit einem reichen Apparat von Karten, Plänen und Panoramen, behandelt das Buch in richtiger Erkenntniß, daß deutsche Touristen in seltenen Fällen den Rhein in seiner ganzen Ausdehnung von der Schweiz bis Holland bereisen, nur die eigentlichen Rheinlande und zwar von Heidelberg bis Aachen und Düsseldorf und bis Metz. Auf diese Weise konnte dem Führer die den Meyer'schen Reisebüchern eigene Ausführlichkeit und doch gleichzeitig eine große Handlichkeit erhalten bleiben. Wir zweifeln nicht, daß auch dieser Führer den einschlägigen Band Bädeker's ebenso verdrängen wird, wie Gsell Fels' „Italien" die rothen Italienführer aus dem Felde geschlagen hat.

Sehnsucht. Von Julius Hart. (Berlin, S. Fischer). Die durchaus imponirende Arbeit eines echten Dichters. Eine Liebesgeschichte voll Duft und Stimmung, eindringlicher Analyse und philosophischer Haltung, nervöser Reizbarkeit und impressionister Kunst, ein wenig krankhaft und zerfahren, keine Menschen, sondern Schatten, das ganze eine traurige Vision. Keine Handlung, kein Wirklichkeitsinn, mehr ein Mono-

log, wo auch die Heldin — warum ist sie nur nebenbei noch ein Medium? — die Sprache des Ich-Erzählers redet und zuletzt wie eine Seele ohne Körper in der Ferne entschwindet. Besonders der hochpoetische Schluß ist ergreifend, und wie mit Herzblut geschrieben. Die zarte Phantasie wendet sich freilich nur an selbst künstlerisch empfindende Leser. Die Menge wird sie ohne Verständniß aufnehmen und schwerlich zu Ende genießen. Der Verlag hat diese Dichtung in Prosa mit künstlerischem Raffinement ausgestattet.

Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von Felix Bamberg. (Berlin, Grote.) Dieser zweite Band schließt das wundervolle Werk ab und ist viel harmonischer und erfreulicher als der erste, wo die Briefe an die unglückliche Elise Lensing, Hebbel's ewige Braut, den genialen Egoisten in seiner schauerlichen Größe zeigten. Besonders der Briefwechsel mit Emil Kuh, dem Biographen des Dichters, enthüllt uns Hebbel's ganze Seele und sagt uns mehr von seinem gigantischen Wollen und Streben, als viele Bände Dramaturgie unserer Aesthetiker und Kritiker. Hier wie überall ist der Meister ganz der Gebende, und Alles, was er empfängt, ist nur Anregung, die ihn zum Grübeln zwingt und zur Aussprache. Der feinfühlige, etwas weibliche Kuh ist der Schüler, der jeden Ausspruch seines Lehrers gierig erhascht und in seiner Freundschaft sogar „einen sinnlichen Charakter" erkennt. Als dann der Bruch erfolgt, der beide gleich tief schmerzt, verliert Kuh, der seine Selbständigkeit erstrebt, viel mehr, und Alles, was er, dem Einflusse Hebbel's entrückt, noch hervorbringt, ist schwach, ohne Mark und ohne Lebensdauer. Hebbel hat das vorausgesehen, und sein erschütternder „Epilog zum Timon von Athen" enthält die furchtbarste Klage und Anklage des schwer Gekränkten. Weniger bedeutend ist der Briefwechsel mit dem geistreichen, aber nichtigen Dingelstedt, dem immerhin das Verdienst bleibt, Hebbel als Dramatiker richtig erkannt und auf die Bühne gebracht zu haben. Mit dem galligen Dichter-Journalisten Gutzkow hat Hebbel gleichfalls Briefe gewechselt, doch standen sie sich im Wesen zu fern, um sich zu begreifen und auf die Dauer zu lieben. Interessant ist besonders Hebbel's Brief über die „Ritter vom Geist." Die übrigen Correspondenzen mit Möricke, Hettner, Liszt, Prutz, Vischer, Rötscher, Frankl, Klaus Groth u. A. sind nicht minder zahlreich. Hebbel als Briefschreiber ist und bleibt auch im kleinsten Billet ein Verschwender, der seine unerschöpflichen Geistesschätze wie ein Millionär nach links und rechts austheilt. Der jüngst verstorbene Herausgeber hat hier seinem Freunde ein schönes Denkmal gestiftet und damit seinen eigenen Namen der dankbaren Nachwelt überliefert.

Wie H. Haessel der Verleger der Schweizer Dichter ist, so hat A. G. Liebeskind in Leipzig seinen geschätzten Verlag neben Seidel und Baumbach mit Vorliebe den Tiroler Sängern gewidmet und Hermann von Gilm, Pichler, Greinz, Schullern, v. d. Passer ꝛc. in deutschen Leserkreisen eingeführt. Erst neulich hat er uns in Angelica von Hörmann eine Dichterin vorgestellt, die an Innigkeit und Gluth der Empfindung, sowie an formeller Künstlerschaft ihre weiblichen Mitstrebenden weit hinter sich läßt, und neben der Pflege der Kunstdichtung geht bei dem Leipziger Verleger die der alpinen Volkspoesie Hand in Hand. Den reizenden Elzevierausgaben der Schnadahüpfeln, Sprichwörter und Hausprüche läßt er ein zweites Bändchen „Tiroler Volkslieder" folgen, worin R. H. Greinz abermals eine reiche Sammlung alpiner Poesie bietet. Wieder ist alles echt und ursprünglich, frisch und gesund und ohne die entstellende Retouche der literarischen Salontyroler. Da klingt es nicht sentimentalisch: „Verlassen, verlassen bin i", kein Bergphilosoph versichert uns, daß auf der Alm kein' Sünd' sei, und was Koschat und andere Theatraliker uns sonst noch zur Zither aufspielen. Statt Salonduft schlägt uns hier Heugeruch und mitunter auch Kuhstallluft entgegen, aber dafür spüren wir den Herzschlag eines Stammes, der unter aller Pfaffenherrschaft gesund und lebensfrisch, poetisch und im Guten und Bösen kerndeutsch geblieben ist.

„Studien zur Literaturgeschichte" von Schülern und Freunden Michael Bernays', ihrem Lehrer gewidmet. (Hamburg, Leopold Voß). Julius Elias behandelt die Uebersetzungsversuche des Johann Gottlob Regis, der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts lebte und seine Werke „mit zögernder Scheu vor allem Publiziren" im Schubfach zurückhielt. Die Uebersetzungs-Fragmente betreffen Theile fast aller Shakespeare'schen Dramen und sind außerordentlich gelungen. Max Koch veröffentlicht einen Brief Goethe's an Frau Sabine Wolff, die sich an ihn gewandt hatte, weil ihr Sohn Pius Alexander nach Weimar durchgegangen war und zur Bühne gehen wollte. Goethe antwortet begütigend: „Der Schauspieler befindet sich bei uns keineswegs in der Lage, wie etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch anderen wünschenswerthen Verhältnissen ausgeschlossen." Eugen Kühnemann's Aufsatz „Herders letzter Kampf gegen Kant" und Heinrich Wölfflin's Betrachtungen über Tieck's Mitarbeiter Wackenroder enthalten wenig Neues, umso interessanter ist die nordische Sage von der „Jungfrau mit den goldenen Haaren", die Wolfgang Golther erzählt und auf ihre Verwandtschaft mit einzelnen Tristan-Motiven prüft. Der Verlag hat das schöne Ehrengeschenk für den seinen Schülern unvergeßlichen Lehrer mit gebührender Gediegenheit ausgestattet.

„Russisches Leben". Novellen und Skizzen von Friedrich Dukmeyer. (Berlin, Rentzel.) Der wunderliche Judenhetzer ist ein gründlicher Kenner des russischen Lebens und als dessen Schilderer von entschiedener Bedeutung. Das Beste ist jedenfalls die Skizze: Weshalb Iwan nicht nach Hause kommt. Iwan fährt mit seinem Floß auf dem Wolchow. Am linken Ufer sieht er eine lange Kette von Soldaten den Schienenstrang bewachen, da der Zar durch das Land fährt. Sie winken dem Schiffer, sich dem Ufer nicht zu nähern, da dies während der Kaiserreise verboten ist. Umsonst strengt Iwan seine Kräfte an, die Strömung ist stärker und da er dem Ufer zu nahe kommt, wird er niedergeschossen. Das führerlose Floß und der Todte treiben flußabwärts, oben jedoch braust der Zug vorbei, und der Zar zeigt seinem Gastfreunde die Schönheit des Landes. Das ist geschriebener Wereschagin.

De Scribe à Ibsen. Causeries sur le Théâtre contemporain. Par René Doumic. (Paris, Paul Delaplane.) Wir haben diese Sammlung dramaturgischer Artikel mit großem Interesse gelesen und daraus vor Allem die starken Eindrücke der Kunst Ibsens in Paris ersehen, nicht beim Theaterpublikum, aber bei der „geistigen Elite". Denn mag auch Doumic die Scribe'sche Theatralik veraltet nennen, über den alten Dumas lächeln und Sardou verspotten und höchstens für Labiche, Augier, Barrière und Meilhac anerkennende Worte finden, so muß er doch selbst eingestehen, daß die Stücke von Ibsen, Lemaitre, Lavedan, Jullien, Denier ꝛc. in Paris bloß als interessante Experimente aufgeführt wurden und das große Publikum kalt ließen. Ob es je anders wird? Er glaubt es, aber wir erwarten nur von einer umgestalteten Gesellschaft eine neue, nicht mehr nur weibische Kunst. Bis dahin gilt uns das Theater für ein untergeordnetes Banausenhandwerk, das in seinem künstlerischen und sozialen Werth hinter dem modernen Roman zurückstehen muß.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Ein cand. phil.** sucht bei bescheidenen Ansprüchen Stellung in der Redaction einer Zeitung oder Zeitschrift. Gefl. Off. sub **P. 4818** beförd. d. **Annoncen-Exped.** v. **Haasenstein & Vogler A.-G., Königsberg i. Pr.**

Lit. Bur. sucht sp. **Ztgsromane,** a. solche, d. schon einm. gedr. sind. Adr.: **Manuscripten-Verlag „Original", Dresden-Radebeul.**

# Die Gegenwart
## Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

## Caliban:
### Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

## Bibel und Religionsphilosophie.

### Vorträge und Abhandlungen

von

**H. Steinthal, Dr.**

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.

4 ℳ 80 ₰.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

**Einige Vorschläge zur Reform der Strafgesetzgebung.**

Von einem Schöffengerichts-Vorsitzenden.

Preis 1 Mark.

In allen Buchhandlungen zu haben.

## Bekannte Glückscollecte A. Gerloff, Nauen b. Berlin.

**Grosse Hannoversche Silber-Lotterie am 4. Juli.**

1 Original-Loos **nur 1 M.**

3223 Gew. — Hauptgew. **10 000 M. W.** — **90% baar.**

Jede Liste **15 Pf.** — Porto **10 Pf.**

## Romane von Theophil Zolling.

### Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

**Vierte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

### Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

**Dritte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

### Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

**Dritte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

**Hartmann, Eduard von, Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus.**

2. erweiterte Auflage. Gr. 8°. (373 S.) Preis brosch. Mk. 6.—.

Der berühmte Philosoph weist in diesem Buche die Anfeindungen und Mißdeutungen, die seine Philosophie erfahren, mit glänzender Schärfe zurück. Er weist klar nach, daß sein Pessimismus mit dem ursprünglichen Pessimismus Kants völlig übereinstimme und nichts zu thun habe mit der Schopenhauer'schen Entstellung des Kant'schen Vorbildes, daß sein Pessimismus ein streng wissenschaftliches, lösbares und gelöstes Problem sei, daß er nicht nur nicht schädlich, sondern geradezu die Voraussetzung des religiös-ethischen Idealismus sei. Die neue Auflage ist doppelt so stark als die erste. Durch die neuen Zusätze verdient die neue Auflage dieselbe Beachtung wie ein neues Werk. In den hinzugefügten Abhandlungen orientiert der Verfasser über den allgemeinen Begriff der Axiologie, beleuchtet die Stellung, die dem Pessimismus in seinem philosophischen System zukommt, bespricht das Verhältnis Plotins zum Optimismus und Pessimismus seiner Zeit und giebt eine eingehende Analyse des bekannten Werkes von O. Plümacher. Ferner behandelt er den Pessimismus in der Lyrik, die Bedeutung des Pessimismus für die Erziehung, widerlegt schlagend die Behauptung, daß der Pessimismus zum Selbstmord führe und weist die neuerlichen Angriffe von Busch, Volkelt und Döring energisch zurück. Schließlich beschäftigt sich der Autor noch mit den Bedenken, die von theologischer Seite in Betreff der Konsequenzen des Pessimismus für den Gottesbegriff geltend gemacht worden sind. Aus diesem reichen Inhalt wird man ersehen, daß das Buch für jeden, der seinen Hartmann gründlich kennen will, ganz unentbehrlich ist.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

Soeben erschien im Verlag von **FERDINAND ENKE** in **STUTTGART:**

## WUNDT, Prof. Dr. Wilhelm, LOGIK.

Eine Untersuchung der Principien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Zwei Bände. I. Band: Erkenntnislehre. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. 15 ℳ.

## Abonnement

auf das

**III. Quartal 1893.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit vorliegender Nummer 26 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 27. Berlin, den 8. Juli 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Wahlkämpfe. Von Karl Walcker-Leipzig. — Das Sinken des Zinsfußes und dessen Folgen. Von Georg Lippa. — Das neue Wuchergesetz. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Neues über Heinrich Heine als Mensch. Von Ludwig Fränkel. — Memoiren des Generals Marbot. — Undeutsche Ortsnamen in deutschem Munde. Von E. W. — **Feuilleton:** Bühnengespenster. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Der Herr Bundesrath. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. V. Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Friederike Brion. Von Paul Falck. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Wahlkämpfe.

Von Karl Walcker-Leipzig.

Seit dem Beginn des modernen Constitutionalismus, seit der Thronbesteigung Wilhelms III. von England, haben in Europa und in anderen Erdtheilen viele Wahlkämpfe stattgefunden; aber kaum einer war in culturgeschichtlicher Beziehung so interessant, wie der deutsche Wahlkampf von 1893. Er drehte sich nicht bloß um die Militärfrage, sondern auch, offen oder verhüllt, um viele andere wichtige Fragen.

Sollte ein Compromiß in der Militärfrage zu Stande kommen, so ist es wahrscheinlich, daß viele Gegner und viele Freunde der Heeresverstärkung eine weit häufigere Anwendung des Paragraph 89 Punkt 6 der Wehrordnung vom 28. September 1875 und 22. November 1888 fordern werden. Es heißt daselbst: „Von dem Nachweise der wissenschaftlichen Befähigung (für den einjährigen Dienst) dürfen durch die Ersatzbehörden dritter Instanz entbunden werden: a) junge Leute, die sich in einem Zweige der Wissenschaft, oder in irgend einer anderen, dem Gemeinwesen zu Gute kommenden Thätigkeit besonders auszeichnen; b) kunstverständige oder mechanische Arbeiter, welche in der Art ihrer Thätigkeit Hervorragendes leisten; c) zu Kunstleistungen angestellte Mitglieder landesherrlicher Bühnen." Auch die Weltausstellung zu Chicago hat gezeigt, daß die deutschen Unternehmer und Arbeiter im Allgemeinen die ersten der Welt sind; daß viele Tausende von Arbeitern Hervorragendes leisten. Trotzdem ist jener Paragraph in zehn preußischen Provinzen und in fünf Jahren nur 134 jungen Leuten zu Gute gekommen. Der preußische General Julius v. Hartmann (geb. 1817, gest. 1878), Professor Schmoller in Berlin (Mitglied des preußischen Staatsraths), H. B. Oppenheim und Andere haben längst eine häufigere Anwendung jenes Paragraphs zu Gunsten des kleinen Kapitals und der gelernten Arbeitskraft in Stadt und Land empfohlen; und die ganze Culturentwickelung drängt dazu. Selbst eine etwaige Ablehnung der Militärvorlage könnte diese Entwickelung auf die Dauer nicht aufhalten.

Agrarische und zünftlerische Bestrebungen werden von allen oder fast allen Deutschconservativen und Antisemiten, ferner von einem großen Theile der Ultramontanen, ja, sogar der Freiconservativen vertreten. Wenn es den Zünftlern wider Erwarten gelingen sollte, zweckmäßige Strafbestimmungen gegen geschäftliche Schwindeleien vorzuschlagen, so würden solche Gesetzvorschläge auch von liberalen Freihändlern unterstützt werden; beträchtlichere Zunftprivilegien können dagegen schwerlich durchgesetzt werden, denn der Bundesrath und die öffentliche Meinung würden nicht zustimmen. Der geplante Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland dürfte früher oder später, sei es auch erst 1894, zu Stande kommen; denn in beiden Ländern sind sehr einflußreiche Interessen für einen Vertrag, z. B. in Rußland die Interessen des grundbesitzenden Adels und im Deutschen Reiche die Interessen der Eisen- und Stahlindustriellen. Die Agrarier waren bekanntlich nicht im Stande, die Annahme der Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn und anderen Ländern zu verhindern. Der kürzlich begonnene Uebergang Ostindiens zur Goldwährung und die bald zu erwartende Aufhebung der Sherman-Acte, der nordamerikanischen Silberbill von 1890, sind schwere Schläge für die agrarischen und antisemitischen Bimetallisten. Es ist daher unwahrscheinlich, daß der neue Reichstag eine bimetallistische Resolution annimmt. Jedenfalls hätte dieselbe keine practische Bedeutung.

Einige Parteien, z. B. die Nationalliberalen und die Freiconservativen, haben wohl Sitze gewonnen, aber ihr Wesen während der Wahlbewegung nicht nennenswerth verändert. In verschiedenen anderen Parteien gährte und gährt es dagegen stark.

Die Deutschconservativen haben einige Sitze an die Antisemiten verloren, und sogar die Vertreter der treu gebliebenen Wahlkreise müssen mehr mit dem Antisemitismus rechnen, wie bisher. So paradox es klingt, so wahr ist es, daß die Verdrängung von Deutschconservativen durch Antisemiten den Nationalliberalen und den weiter links stehenden Parteien bei ziemlich vielen Abstimmungen über volkswirthschaftliche, finanzielle, politische Fragen nützen kann. Handelt es sich z. B. um die Reform der preußischen Militärjustiz, ungefähr nach bayerischem Muster, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die 74 Deutschconservativen mit Nein, die 16 Antisemiten mit Ja stimmen werden.

Die jüngsten Schicksale der deutschfreisinnigen Partei haben für die Nationalliberalen, die zukunftsreichste, in gewissem Sinne mächtigste und leistungsfähigste Partei des deutschen Vaterlandes, Vortheile und Nachtheile gebracht. Bei verschiedenen Abstimmungen werden die Wahlverluste der Freisinnigen auch von den Nationalliberalen als Nachtheile empfunden werden. Andererseits ist zu beachten, daß die Freisinnige Vereinigung seit ihrer Emanzipation von der Führung E. Richter's weit häufiger mit den Nationalliberalen zusammen gehen wird, als es dem rechten Flügel der Freisinnigen 1884 bis 1893 möglich war.

Die Zunahme der sozialdemokratischen Reichstagssitze darf ebenfalls nicht als ein ungemischtes Uebel angesehen werden.

Je mehr Sozialdemokraten im Reichstage sitzen, desto größer wird der moralische Druck ihrer Wähler, desto weniger können sich die Abgeordneten der Partei auf ein bloßes Neinsagen und auf unbegründete oder begründete Beschwerden beschränken; desto mehr müssen sie positiv an der Gesetzgebung mitwirken, d. h. thatsächlich, wenn auch nicht formell, sich nach rechts entwickeln, mehr oder minder auf den Boden der antisozialistischen, sogenannten bürgerlichen Parteien stellen. Außerdem ist zu beachten, daß die Gespensterfurcht vor einem dereinstigen Siege der Sozialdemokratie die Durchführung heilsamer Reformen beschleunigen kann. Die ersten technischen Autoritäten und verschiedene Freihändler, Schutzzöllner, Sozialisten, darunter der bayerische Sozialistenführer G. v. Vollmar, haben z. B. mit Recht längst gefordert, daß ganze Stromgebiete systematisch be- und entwässert werden sollen. Wäre diese großartige Reform bereits durchgeführt worden, so wäre die arge Futternoth dieses Jahres ganz oder fast ganz verhütet worden. Die Unterlassung dieser Reform hat zur Folge gehabt, daß die Landwirthe Futternoth leiden, und daß die Städter demnächst eine Fleischtheuerung zu erwarten haben.

Der Name Centrumspartei ist so zu sagen durch den Sprachgebrauch geheiligt, aber eigentlich ganz unrichtig. Wenn man im Deutschen Reiche solche Namen überhaupt gebrauchen will, so muß man die beiden antiklerikalsten Parteien nennen, die Nationalliberalen als linkes, die Freiconservativen als rechtes Centrum bezeichnen. Die sogenannte Centrumspartei konnte 1871 bis 1893, trotz ihrem linken Flügel, als ein ultramontanes Seitenstück zur protestantisch-feudalen, deutschconservativen Partei bezeichnet werden. Seit der jüngsten Krisis des Centrums kann diese Partei dagegen, trotz den beibehaltenen Resten ihres rechten Flügels, als ein ultramontanes Seitenstück zur E. Richter'schen und zur süddeutschen Volkspartei oder Demokratie bezeichnet werden. Sehr charakteristisch für die Geschichte des Centrums sind folgende statistische Daten. 1890 wurden 106 Ultramontane gewählt, darunter folgende Edelleute:

| | In Preußen. | In Bayern. | Anderswo. | Im Reich. |
|---|---|---|---|---|
| Fürsten | 1 | — | — | 1 |
| Grafen | 6 | 4 | 2 | 12 |
| Freiherren | 5 | 3 | 1 | 9 |
| Herren von | 5 | — | — | 5 |
| | | | | 27 |

Prinz Arenberg zu sagen ist im Deutschen sprachwidrig. Ich habe daher den Ausdruck Fürst gebraucht.

1893 wurden in den Haupt- und Stichwahlen 96 Vertreter der Partei gewählt, darunter folgende Edelleute:

| | In Preußen. | In Bayern. | Anderswo. | Im Reich. |
|---|---|---|---|---|
| Fürsten | 1 | — | — | 1 |
| Grafen | 1 | — | 1 | 2 |
| Freiherren | 1 | — | 1 | 2 |
| Herren von | 3 | 1 | — | 4 |
| | | | | 9 |

Die Zahl der Edelleute ist also von 27 auf 9 gesunken. In Bayern wurde nur 1 Centrumsedelmann, v. Lama in Regensburg, gewählt, der den Beruf eines Buchhändlers hat, also vermuthlich kein Landgut besitzt. In Preußen wurden dagegen 4 adelige Großgrundbesitzer gewählt. In den conservativen und liberalen Parteien war und ist der grundbesitzende und nicht grundbesitzende Adel seit Jahrzehnten absolut und relativ viel stärker vertreten, wie unter den Centrumsabgeordneten von 1893. Viele Katholiken aller Stände, auch Edelleute, gehörten und gehören zu nicht klerikalen Parteien. Man denke z. B. an J. v. Radowitz, B. Waldeck, M. v. Forckenbeck, die vielen katholischen Edelleute unter den Freiconservativen (meist Schlesier), an den Freiherrn F. v. Stauffenberg, an den 1893 wieder gewählten elsässischen Baron H. Zorn von Bulach, an F. v. Schauß, J. Völk, v. Fischer (Augsburg), F. Buhl und Andere. Der genannte Elsässer bemerkt im G. Hirth'schen Parlamentsalmanach für 1890 ausdrücklich, daß er zur deutschconservativen Partei gehört, aber in kirchenpolitischen Fragen auf dem Standpunkte des Centrums steht. Fürst Handjery, ein ehemaliger deutschconservativer Reichstagsabgeordneter, ist griechisch-katholisch. Er soll von ursprünglich rumänischen Vorfahren abstammen.

Es bleibt abzuwarten, wie sich die klerikalen „Bauernbündler" Bayerns, ferner Dr. Sigl, Fusangel und Andere mit dem Centrum in den nächsten Wochen, Monaten, Jahren vertragen oder streiten werden. Es ist, vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung, daß katholische bayerische Bauern dem Bunde deutscher Landwirthe beitreten, daß sogar ein Theil der bayerischen, katholischen Geistlichen den Beitritt billigt, die ultramontane Phrase von der krypto-Lutherischen Tendenz des Bundes für eine Albernheit erklärt. Wenn der Bund sich auf agrarische Extravaganzen einläßt, so wird er bald erfahren, daß auch seine Bäume nicht in den Himmel wachsen können. Wenn er dagegen objektiv verfährt, so hat er die öffentliche Meinung für sich. Seine Forderung, den deutschen Gesandtschaften landwirthschaftliche Berichterstatter beizugeben, ist z. B. ganz objektiv, sehr löblich. Die Weltmarktspreise für Getreide müssen infolge der Zunahme der Bevölkerung früher oder später, z. B. nach 10 oder 20 Jahren, steigen, und dann werden die landwirthschaftlichen und die industriellen Schutzzölle allmählich aufgehoben werden. Die Landwirthe werden im Bunde mit den Freihändlern dann die industriellen Schutzzölle bekämpfen.

Der evangelischen Minderheit Bayerns und Badens ist es nie eingefallen, eine besondere confessionelle Landtagspartei zu bilden. Aehnlich sind katholisch-confessionelle, richtiger ultramontane Parteien in den Landtagen und im Reichstage, unberechtigt, auf die Dauer nicht haltbar. Durch unzählige Spalten und Risse dringen conservative, liberale, demokratische, sozialistische Ideen in den Thurm des Centrums ein. Ueberwiegend katholische Städte, nämlich München, Mainz, Straßburg, Mülhausen im Elsaß, wählten 1893, zum Theil bereits 1890, sozialdemokratisch. In entlegenen katholischen Dörfern, z. B. in Bayern und im Trier'schen, wurden 1893 von Bauern sozialdemokratische Stimmzettel abgegeben. Wenn das Centrum sich auflöste, wenn seine Mitglieder sich conservativen und liberalen Parteien anschlössen, so würden die Einigkeit und die Macht der antisozialistischen Ordnungsparteien stark zunehmen. Die ultramontanen Wähler und Abgeordneten beginnen diese Wahrheit einzusehen, und diese Erkenntniß wird dereinst die Auflösung des Centrums befördern; ähnlich wie 1866 die Bismarck'schen Enthüllungen über die französischen Angriffspläne auf Rheinpreußen, Rheinhessen, Rheinbayern den Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse zwischen Nord- und Süddeutschland beförderten. Die bayerischen Ultramontanen werden sich schon deshalb den Liberalen nähern müssen, weil sie bei den nächsten Landtagswahlen infolge liberaler und sozialdemokratischer Wahlsiege ihre kleine Kammermehrheit verlieren dürften. Beiläufig bemerkt, würden dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Liberalen, Conservativen, Sozialisten, vielleicht noch von gemäßigten Ultramontanen, nothwendige, bisher verweigerte Ausgaben für das Unterrichtswesen und die Kunst bewilligt werden.

Das erwähnte geistige Erwachen der bayerischen, bisher ultramontanen Bauern, welches sich im Anschluß an den Bund der Landwirthe und in anderen Zeichen der Zeit äußert, ist nichts Isolirtes, vielmehr ein erfreuliches Symptom einer geistigen Strömung, welche in der ganzen gebildeten Welt durch die Massen geht. Die ersten Gehversuche eines Kindes sind ungeschickt, es kann fallen, sich und Anderen Schaden thun. Trotzdem muß das Gehen gelernt werden. Aehnlich verhält es sich mit den Denkversuchen der unteren, zur Theilnahme an der Cultur, nicht zur geistigen Stumpfheit bestimmten Klassen. Ein scharfsinniger, gemäßigt ultramontaner Franzose, der Herzog von Harcourt, sagt in seiner 1886 erschienenen, in Deutschland anscheinend gar nicht beachteten Schrift: „Quelques réflections sur les lois sociales," die Pariser radikale Presse dringe in die entlegensten Dörfer. Die Folge davon werde sein, daß die Bauern sich massenhaft weigern werden, Militärdienste zu leisten. Das ist natürlich eine starke Uebertreibung. Es ist dagegen sehr wohl denkbar, daß die Bauern, im Bunde mit an-

deren Klassen, eine Herabsetzung der Dienstzeit und der Steuerlast, eine Rückkehr Frankreichs auf den vollen Friedensfuß erzwingen werden; denn die Bauern sind die zahlreichste, bei den Wahlen den Ausschlag gebende Klasse, und gerade sie leiden am meisten von der übertriebenen Militär- und Steuerlast. In Rußland gibt es noch keine Volksvertretung und keine freie Presse; aber Hungersnöthe oder auswärtige Niederlagen werden früher oder später zu einem gründlichen Systemwechsel im Sinne des Constitutionalismus, des Friedens und des allmählichen Ueberganges zum Freihandel zwingen.

Eine Erörterung der finanziellen Deckungsmittel der geplanten deutschen Heeresverstärkung wäre gegenwärtig verfrüht. Es ist besser abzuwarten, welche Vorschläge von den verbündeten Regierungen, von den Parteien des Reichstages, von der wissenschaftlichen Literatur und von der Tagespresse gemacht werden.

## Das Sinken des Zinsfußes und dessen Folgen.

Von Georg Lippa.

Daß der Zinsfuß constant sinkt, ist eine unleugbare Thatsache; aber auch das wird nunmehr von den Praktikern zugegeben, daß der Zinsfuß noch weiter sinken wird und nicht bei 4 Procent stehen bleiben, sondern auf 3 Procent, 2 Procent, 1 Procent und selbst darunter fallen muß. Es bricht sich allmählich die Erkenntniß dessen Bahn, was die Theoretiker längst vorausgesagt haben, daß nämlich die Erscheinung des Zinsfußes gänzlich aufhören und man für das Wegleihen eines Kapitales gar keine Quote mehr erhalten werde.

Die Ursache dieser Erscheinung ist sehr bald gefunden. Früher war es möglich, durch zweckmäßige Anlage einer Summe von 100 Gulden einen Nutzen zu erzielen, der 7 Gulden erreichte oder sogar überstieg. Es war daher möglich, 7 Gulden Zinsen für die Ueberlassung jenes Kapitals von 100 Gulden zu zahlen. Heute erreicht man aber bei Weitem nicht so viel und der aus 100 Gulden erreichbare Gewinn beträgt nur ein Geringes über 4 Gulden, so daß selbstredend nicht mehr als 4 Gulden Zinsen gezahlt werden können, resp. daß sich der Kapitalist mit 4 Gulden Quote begnügen muß.

Man kann nämlich heute mit Hülfe eines gewissen Kapitals ebenso viel oder selbst mehr von einer bestimmten Waare erzeugen als früher, doch erreicht man bei Weitem nicht jenen Preis, den man ehemals für dieselbe Qualität der Waare gezahlt erhielt und das Facit ist deshalb natürlich ein geringerer Gewinn.

Dieser allgemeine Rückgang der erreichbaren Preise der meisten gehandelten Waaren ist aber unstreitig in der Ueberproduction begründet, d. i. durch das Ueberwiegen des Angebotes über die Nachfrage. Ich erlaube mir, dies durch ein Beispiel zu illustriren.

Bekanntlich hatten wir im Beginne dieses Jahrhunderts zahlreich auf einander folgende gute Ernten; die merkwürdige Folge dieser Thatsache war, daß viele Landwirthe zu Grunde gingen, denn sie nahmen zwar dreimal so viel Getreide ein wie in normalen Jahren, konnten aber in Folge des massenhaften Ueberschusses nur einen so schlechten Preis erzielen, daß dadurch ihr Ruin begründet wurde.

Es ist also die Ueberproduction mittelbar die Ursache des fortwährenden Sinkens des Zinsfußes, denn es wird der Verdienst durch die Ueberproduction geschmälert und bei kleinerem Nutzen kann man auch nur weniger Zinsen bezahlen.

Die Ueberproduction ihrerseits ist aber eine Folge des ungeheuren Fortschrittes, den wir seit hundert Jahren erleben. Hundert Personen können heute zehnmal so viel leisten als hundert Leute am Ende des vorigen Jahrhunderts. Während sich aber die Leistungsfähigkeit so enorm entwickelte, während heute so viel mal mehr erzeugt werden kann und daher erzeugt wird, hat sich der Bedarf nur um ein Minimum vermehrt, weil zwar die Anzahl der Menschen — welche consumiren — um ein Geringes stieg, aber doch nicht annähernd im gleichen Verhältnisse wie die oben berührte Leistungsfähigkeit.

Auf ein Steigen des Zinsfußes könnte man somit nur dann hoffen, wenn Aussicht vorhanden wäre, daß man in Zukunft allen genialen Erfindern den Mund verschließen und alle tüchtigen Constructeure ꝛc. ꝛc. nach Sibirien schicken könnte.

Was nun die Folgen des Sinkens des Zinsfußes betrifft, so bestehen dieselben zunächst in einer gerechteren Vertheilung der an den Staat von seinen Bürgern zu entrichtenden Abgaben. Das heißt, das Sinken des Zinsfußes sorgt besser als alle liberalen Finanzminister dafür, daß eine gerechtere Vertheilung der Steuern Platz greift.

Wenn der Staat (für seine Anleihen) weniger Zinsen zu zahlen hat, so erspart er Geld, was gleichbedeutend ist mit einer Reduction der Steuern. Eine Verminderung derselben kommt aber den ärmeren Klassen aus dem einfachen Grunde mehr zu statten als den reicheren, weil die Armen gegenwärtig durch die Steuern verhältnißmäßig mehr belastet sind als die Reichen. Wenn alle Steuern eines Staates um 10 Procent herabgesetzt werden, so braucht sowohl der Unbemittelte als auch der Wohlhabende um 10 Procent weniger Steuern zu entrichten, aber die Erleichterung ist bei dem Ersteren bedeutender, weil es dem Nothleidenden schwerer ist, von 100 Gulden Gesammteinkommen 10 Gulden abzugeben, als dem Reichen von 10,000 Gulden Einkommen 1000 Gulden zu entbehren.

Nun wird man hiergegen einwenden, daß der Staat, wenn er weniger Steuern einhebt, auch nicht so hohe Rente bezahlen kann. Das ist richtig; aber man wird doch nicht behaupten wollen, daß ein geringeres Erträgniß der staatlichen Rente die ärmeren Klassen benachtheiligt, die von einem Rentenbesitz so weit entfernt sind, wie der Nord- vom Südpol. Die geringere Rente thut nur den Reichen weh, den Armen nicht. Das Sinken des Zinsfußes involvirt daher einen Mindererertrag der Wohlhabenden und eine geringere Belastung der Bedürftigen.

Die zweite, weit wichtigere Consequenz des Sinkens des Zinsfußes besteht in derjenigen Erscheinung, welche man gemeiniglich die „schlechten Zeiten" nennt. Indem das aus einem gewissen Vermögen resultirende Einkommen durch Zinsengenuß geringer wird, sinkt auch die Wohlhabenheit des Kapitalisten, denn einen Maßstab für die letztere bildet eigentlich nur das Einkommen und nicht das Vermögen. Das Vermögen eines Menschen hat nur einen relativen Werth, welcher sich nach dem erreichbaren Zinsengenuß richtet. Ohne Zinsenerträgniß kann man das Kapital entweder in einer Kasse liegen lassen und dann hat es den Werth eines Kieselsteines oder man tastet es an und dann wird es sehr bald verschwunden sein. Thatsächlich macht man in der Praxis auch die Erfahrung, daß der Capitalist es schon als Ruin betrachtet, wenn er mit den Zinsen seines Geldes sein Auskommen nicht mehr findet, vielmehr das Geld selbst zur Deckung seines Bedarfes angreifen muß.

Wenn man das Einkommen als Maßstab der Wohlhabenheit nimmt, so sind unsere sogenannten besseren Stände im Laufe der letzten Jahrzehnte recht arm geworden, wobei ich annehme, daß ihr eigentliches Vermögen nicht geringer wurde. Wenn Jemand früher ein Vermögen von 10,000 Mark besaß, so hatte er ein jährliches Einkommen von 600 M. daraus, heute hätte er von demselben Capital nur 300 M. Rente. Er ist also um die Hälfte ärmer als früher.

Weil man heute das doppelte Vermögen braucht, um so leben zu können, wie vor zwanzig Jahren, daher stammt die Klage über die schlechten Zeiten. Diese Klage ist naturgemäß in erster Linie innerhalb des Bürgerstandes zu hören, und zwar weil der Zinsfuß noch immer hoch genug ist, um die obersten zehntausend Bevorzugten der Menschheit vor Entbehrung zu schützen, die untersten Millionen aber schon deshalb über einen minderen Ertrag des Kapitals nicht klagen können, weil sie weder früher noch jetzt über irgend welches Kapital verfügen.

Der Mittelstand merkt es heute bereits höchst empfindlich, daß das Sinken des Zinsfußes ihn immer mehr und mehr zwingt, auf das unthätige Leben und den Genuß eines reinen Zinsen-Einkommens zu verzichten und wenigstens theilweise sich durch eigene Arbeit einen regelmäßigen Verdienst zu schaffen. Diese Erscheinung wird um so stärker hervortreten, je mehr der Zinsfuß sinkt und immer weitere Kreise hinein zieht. Es rutscht die ganze besitzende Classe nach abwärts und auch die Reichsten spüren schon, daß sie nicht mehr das sind, was sie ehemals waren. Je tiefer der Zinsfuß sinkt, desto weniger Capitalisten gibt es und es wird schließlich überhaupt nur mehr einen Kapitalisten geben können.

Das Sinken des Zinsfußes wirkt also höchst demokratisch und es wird zweifellos dies der Factor sein, welcher allmählich die heute bestehenden Unterschiede zwischen den Klassen und Individuen bis auf unbedeutende Unebenheiten gleichhobeln wird.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß wenn der Zinsfuß praktisch genommen nicht mehr existiren wird, auch der Unterschied zwischen Besitzenden und Besitzlosen verschwinden wird. Dieser Unterschied wird so lange existiren, als es überhaupt Menschen gibt und es ist falsch, wenn die Sozialdemokratie glaubt, der Mensch werde einmal verzichten, seinem Egoismus und seiner Eitelkeit zu leben. Diese zwei Grundprinzipien unseres Daseins, auf welchen unser Leben sich aufbaut, wie eine Brücke auf zwei Pfeilern ruht, erfordern es unbedingt, daß Unterschiede im Besitz vorhanden sind. Es wird lediglich das aufhören, daß Jemand leben kann ohne zu arbeiten, daß Jemand einfach seinen Gebrauch von den Zinsen seines Capitals bestreitet. Jedermann wird arbeiten müssen, doch wird der Eine mehr verdienen als der Andere, ganz wie es heute der Fall ist. Das Traumgebilde der Sozialdemokraten, daß die Menschen vollkommen gleich und zufrieden neben einander werden leben können, ist nur dann möglich, wenn man den zukünftigen Generationen eine Güte und eine Gediegenheit des Charakters supponirt, welche den Menschen heute und immer gänzlich ferne liegen.

Wenn — wie oben gezeigt — die Ueberproduction die Ursache des Sinkens des Zinsfußes ist, so liegt in der Beschränkung der Ueberproduction der Punkt, von wo aus man anscheinend dem Uebel beikommen könnte. Thatsächlich ist die Gesellschaft eben daran dieses Heilmittel zu probiren. Bereits vor längerer Zeit wurde der Versuch gemacht, durch Zusammenschluß der Industriellen eines Zweiges die Erzeugung einzuschränken und auf der anderen Seite die Preise zu heben. Der Erfolg war ein durchschlagender. Die Fabrikanten schränkten ihre Betriebe ein und hatten dadurch geringere Auslagen, während eben durch das geringere Angebot der Preis stieg, derart, daß der Nettogewinn trotz des geringen Quantums ein größerer war als früher. Dieses Prinzip wurde übrigens nicht nur von Fabrikanten geübt, sondern auch von Arbeitenden. Der Wiener Spezialist für Volksrettung, Prinz Lichtenstein, will sein Ziel z. B. durch einen vor kurzer Zeit im Reichsrath eingebrachten Antrag erreichen, durch welchen es einem Gesellen geradezu unmöglich gemacht wird, Meister zu werden, so daß die Letzteren vor übermäßiger Concurrenz geschützt sind.

Gegen das Prinzip der Kartelle hat sich jedoch allseitig ein solcher Sturm erhoben, daß es auf diesem Wege nicht so recht vorwärts will. Auch will ich zeigen, daß das Schließen eines Kartelles zwar für einige Zeit den Pactirenden wirklich auf die Beine hilft, daß dieses Mittel für die Dauer jedoch ganz und gar nichts hilft.

Denken wir uns, es würde jeder einzelne Industriezweig, jedes Gewerbe ꝛc. von dem Prinzipe ausgehen, daß das Kartelliren zweckmäßig sei; so ist keine Frage, daß jeder einzelne Zweig eine Besserung seiner Verhältnisse insofern erzielen würde, als man z. B. den Fleischhändlern hohe Preise zahlen müßte, wenn sie auf denselben geschlossen bestehen, daß die Kellner höheren Lohn erhielten, wenn keiner sich mit einem geringeren zufrieden gibt. Eine allgemeine Kartellirung vorausgesetzt — und nur diese hätte einigermaßen Zweck — wäre jedoch der Effect dieser Maßregeln gleich Null, denn was man selbst durch dieselbe gewinnt, muß in Folge des Zwanges der übrigen abgegeben werden, d. h. daß zwar ein Kellner mehr Lohn erhalten würde, jedoch den kartellirenden Fleischhändlern höhere Preise zu bezahlen hätte ꝛc. ꝛc.

Es bliebe daher bei diesem Stande der Dinge gar keine andere Möglichkeit, als daß nicht nur die einzelnen Erwerbszweige, sondern diese unter einander sich wieder verbinden, daß somit alle Bürger eines Staates ohne Ausnahme in dem geregelten Verhältnisse der Abmachung leben. Es müßten sämmtliche Personen ein gegenseitiges Uebereinkommen treffen, wonach die Leistung jedes Einzelnen bestimmt ist, andererseits aber auch das Einkommen jedes Einzelnen festgesetzt erscheint, indem es dem Werthe seiner Arbeit gleichgesetzt wird. Dieses System hätte zur Folge, daß die Gesammtheit aller Bürger eines Staates alleinige Besitzerin jeden Kapitals wäre, daß der Staat einziger Kapitalist würde.

Es würde demzufolge der Einzelne keinerlei Kapital besitzen, sein Vermögen vielmehr nur in dem durch Arbeit gewonnenen Einkommen liegen, wobei das Letztere einer Maximaleinschränkung absolut nicht unterliegt.

Diesem Ziele streben wir zu; viele Leute sagen, man werde durch eine Revolution dahin gelangen. Das ist ganz richtig, doch kann kein Zweifel darüber obwalten, welcher Art diese Revolution sein wird; um so weniger ist dies möglich, als wir ja mitten in der Revolution leben und einen großen Theil des Weges sogar schon zurückgelegt haben. Ruhig und unaufhaltsam sinkt der Zinsfuß — auch ohne sozialdemokratische Agitation — und eben so unaufhaltsam vollzieht sich die oben erwähnte Revolution. Als wir von sechs Procent auf drei kamen, war die erste Hälfte des welterschütternden Dramas vorbei, mit jedem weiteren Procent, um welches der Zinsfuß sinkt, nähern wir uns dem Ziele.

---

## Das neue Wuchergesetz.*)

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Während durch die Auflösung des Reichstages das bereits von der Commission angenommene Gesetz über die Regelung der Abzahlungsgeschäfte nicht mehr zu Stande gekommen ist, konnte das Gesetz über die Verschärfungen der Bestimmungen über den Wucher noch knapp vor der Verlesung der kaiserlichen Botschaft, welche die Wähler zu der Entscheidung über die Heeresverstärkung berief, verabschiedet werden. Im Hinblick auf die agitatorische Verwerthung der Wucherfrage ist dies sehr erfreulich, wenn man auch dem neuen Gesetze einigermaßen abwartend und zurückhaltend gegenübersteht. Die Aenderungen, welche durch dasselbe in das geltende deutsche Strafrecht eingeführt werden, sind sehr bedeutsam und wichtig, in grundsätzlicher Hinsicht vielleicht noch in höherem Maße als in practischer. Durch die Ausdehnung des Wucherbegriffes auf alle belastende zweiseitige Rechtsgeschäfte hat die Gesetzgebung mit dem überlieferten Wucherbegriff durchaus gebrochen, sie hat diesem eine Ausdehnung und Tragweite gegeben, für welche nur in der kanonistischen Rechtslehre ein Vorbild gefunden werden kann, eine Ausdehnung, die es mit sich bringt, daß für die im privatwirthschaftlichen Verkehr vorkommenden Leistungen und Gegenleistungen der Grundsatz der Angemessenheit aufgestellt wird, dessen Anwendung von Fall zu Fall dem Ermessen des Richters überlassen bleibt. Jeder übermäßige Vermögensvortheil kann unter gewissen Voraussetzungen hinfort als ein wucherlicher betrachtet werden, das gesammte, ungeheure Gebiet des privatwirthschaftlichen Verkehrs unterliegt der richterlichen Beurtheilung unter dem Gesichtspunkte des Wuchergesetzes. Die Befugnisse des deutschen Richters haben durch diese Neuerung eine Ausdehnung und Erweiterung er-

*) Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

fahren, wie sie ihnen seit langer Zeit nicht zu Theil geworden ist, und wenn auch nicht gerade, wie man wohl behauptet hat, der Richter hierdurch zu einem wirthschaftlichen Censor gemacht wurde, so erscheint es doch nicht unmöglich, daß er sich unter Umständen als eine Art Censor fühlen wird.

Wie gewaltig ist doch die Kluft, welche die heute maßgebenden rechtlichen Anschauungen von denjenigen trennt, die zu der Zeit der klassischen Juristen Romas die Welt beherrschten! Damals galt es für erlaubt, bei einem Geschäfte einen möglichst großen Vortheil zu erzielen, sollte dies auch nur unter rücksichtsloser Ausbeutung der Noth und Armuth möglich sein, in emptione venditione licet se circumvenire, bei Kauf und Verkauf darf man sich gegenseitig übervortheilen, lehrte der römische Jurist, und wie wenig Skrupel die Römer bei ihren Geldgeschäften empfanden, ist aus der Thatsache ersichtlich, daß manche hervorragende Republikaner, die im Kampf gegen die Alleinherrschaft in erster Reihe standen, den Armen Geld gegen geradezu abnorme Zinsen liehen. Heute huldigt das Recht anderen Ansichten. Die Uebervortheilung ist nicht mehr schlechthin gestattet, sie unterliegt vielmehr in zahlreichen Fällen der strafrechtlichen Ahndung, und wenn schon bisher der Strafrichter auf Grund des Betrugsparagraphen gegen Uebervortheilungen einschritt, die in Rom nicht einmal eine Macula levis nach sich zogen, so wird dies in Zukunft auf Grund der neuen Paragraphen über die Bestrafung des Sachwuchers noch weit öfter der Fall sein. Der moderne Staat erachtet es eben für seine Pflicht, der mißbräuchlichen Ausnützung der Vertragsfreiheit durch strafrechtliche Vorschriften eine Schranke zu setzen und dem Bestreben, diese Pflicht zu erfüllen, entstammt die neue Strafbestimmung ebenso wie die seit mehr als einem Jahrzehnt geltende Strafandrohung gegen den Kreditwucher.

Die Ausdehnung des Wucherbegriffs ist mehrfach als ein bedenklicher Schritt bezeichnet worden. Auch der Verfasser hat diese Ansicht vertreten und ist heute noch der Meinung, daß den Bedürfnissen der durch den Wucher in manchen Theilen des Reiches sehr bedrängten ländlichen Bevölkerung auch durch Ausdehnung des Wuchergesetzes auf Viehkauf und Viehleihe wäre genügt worden; nachdem aber die allgemeine Ausdehnung die gesetzliche Sanction erhalten hat, wird das Urtheil über die Bewährung der neuen Vorschrift einstweilen überhaupt vorbehalten werden müssen. Eine Bestimmung, welche dem Richter die Anwendung eines Grundsatzes überträgt, kann nur auf Grund der Rechtsprechung beurtheilt werden. Sache dieser ist es, die übertriebenen Befürchtungen zu beseitigen, die in Betreff der Wirksamkeit des neuen Gesetzes in Handels- und Industriekreisen gehegt werden, nicht minder aber ist es ihre Pflicht, eine Buchstabenauslegung zu verhüten, welche das Gesetz verhindern würde, das zum Schutze der bäuerlichen Bevölkerung zu leisten, was es leisten kann und leisten soll. Die Einhaltung der richtigen Mitte zwischen einer zu weit gehenden und zu engen Beurtheilung ist bei dem Wuchergesetz vielleicht schwieriger als bei anderen Gesetzen, aber ebensowohl möglich wie bei diesen; es muß aber auf sie um so mehr gedrungen werden, als die Ueberschreitung der Grenze nach der einen und anderen Richtung erhebliche Uebelstände hervorrufen würde, die zu weitgehende Auslegung würde den legitimen Handel und Verkehr lähmen, die zu enge den bisherigen Uebelständen die weitere Existenz ermöglichen. Ob dies oder jenes schlimmer wäre, erscheint fraglich, sicher ist aber, daß die dem Sinne des Gesetzes und der Absicht des Gesetzgebers nicht entsprechende Anwendung für die Fähigkeit der Gerichte, den neuen, an sie herantretenden Aufgaben nachkommen zu können, ein schlechtes Zeugniß bedeuten müßte. Im Vergleiche zu der Ausdehnung des Wucherbegriffs erscheinen die übrigen Vorschriften der Novelle, so bedeutungsvoll sie an und für sich auch sind, doch minder wichtig. Wenn durch den Erlaß des neuen Gesetzes das Reich bis an die äußersten Grenzen der Strafgesetzgebung gegangen ist, so war hierfür vor Allem die Erwägung maßgebend, daß das öffentliche Interesse eine wirksamere Beschützung der bäuerlichen Bevölkerung gegen die wucherliche Ausbeutung gebieterisch verlangte. Das Vorgehen der Strafgesetzgebung darf aber nicht dahin führen, daß nunmehr den Mitteln, welche die Bewucherung unmöglich machen, also den vorbeugenden, geringere Aufmerksamkeit zugewendet werde, vielmehr muß die strafrechtliche Action auch eine erhöhte Thätigkeit auf anderen Gebieten zur Folge haben, insbesondere auf dem der Krediterleichterung und der Beschaffung des den Landwirthen nothwendigen Viehbestandes. Diejenigen Verhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung, welche das Entstehen und die Ausbreitung des Wuchers möglich machen, müssen in geeigneter Weise behandelt und abgeändert werden, dann, aber auch nur dann wird die Erweiterung des Strafgesetzes die vielfach erhofften Früchte tragen.

Des alten Hippokrates bekannter Satz von der Heilkraft, der Arznei, des Eisens und Feuers ist von der Gesetzgebung oft genug in einer Weise angewendet worden, welche erkennen ließ, daß es an der Würdigung der letzten Ursachen bestimmter Uebelstände fehle; unsere Zeit ist stolz darauf, daß sie die letzten Gründe der Volkskrankheiten und der Erkrankungen des sozialen Körpers festzustellen im Stande ist. Auch der Wucher ist eine der Krankheiten, an denen der soziale Körper leidet; sollte das deutsche Reich glauben, ihn mit Arznei, Feuer und Eisen unterdrücken zu können, sollte es darauf verzichten, an die Ursachen Hand zu legen, von welchen seine Existenz bedingt wird? Wir glauben nicht und erwarten das Gegentheil mit Bestimmtheit.

## Literatur und Kunst.

### Neues über Heinrich Heine als Menschen.

Von Ludwig Fränkel.

Neuere Forschungen haben uns gezeigt, daß die literarisch-socialen Stürmer des Jungen Deutschland, diese anspruchsvollen Vorfechter modernerer und, wie sie laut ausriefen, menschenwürdigerer Lebensanschauungen, sich gar arg gegenseitig befehdeten, um Kleinlichkeiten, Kindereien, Personalien willen, anstatt sich ehrlich und anständig zu vertragen und Brust an Brust zusammenzustehen im Kampfe wider die gemeinsamen übermächtigen Feinde. Ja sogar Verstellung und Unaufrichtigkeit jeder Art dienten einigen dieser Stimmführer der „jungdeutschen" Ideen als Waffen gegen die mitstrebenden Genossen. Jetzt empfangen wir eine Reihe weiterer Belege hierfür. Eugen Wolff, der Kieler Universitätsdocent der Literaturgeschichte, hat 1892 bei einer genauen Prüfung des Laube'schen Nachlasses ein Bündel unbekannter Briefe entdeckt und giebt daraus als erstes Heft einer Sammlung „Urkunden zur Geschichte der neuen Literatur" werthvolle Aktenstücke heraus: „Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube" (Breslau, Schlesische Buchdruckerei). Der Herausgeber, durch die geschickte Darbietung ausgewitterter Funde in Fachkreisen wohl angeschrieben, gesteht mit löblicher Offenherzigkeit ein, daß seines Erachtens aus einer sauberen Durchsiebung dieser frischen Materialien neue Gesichtspunkte für Heinrich Heine nicht herausspringen, somit eine wesentliche Klärung der mannigfachen dunkeln Fragen in dem scheinbar stark widerspruchsvollen Dasein Heines.— der zweifellos der Held der Veröffentlichung ist — nicht zu erwarten steht. Die Auseinandersetzung über das Ob und das Wo des Heine-Denkmals, die sich nunmehr schon etliche Jahre hinzieht, hat eine schärfere Prüfung des dem genialen Dichter eignenden geistigen und sittlichen Fonds veranlaßt, und darum heißt man diese jetzigen urkundlichen Beiträge zu seiner Beurtheilung gern willkommen.

Elf vollständige Briefe und ein Bruchstück im ganzen, und doch sind sie angethan, unsere Theilnahme zu fesseln und unser Wissen zu bereichern. Sie datiren sämmtlich aus Paris und gehören den Jahren 1839—50 an. Der junge Dr. Heinrich Laube (1806 geboren) hatte sich soeben seine kritischen Sporen

verdient und bereits mancherlei belletristischen Kleinkram auf den Markt geworfen, als er 1833 die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" in Leipzig übernahm, die trotz der gewissenhaften Leitung des 1826 verstorbenen redlichen Poetasters C. A. Mahlmann verschiedenen Richtungen gehuldigt hatte. Laube trug nichts von einem Chamäleon an sich: mit fester Hand ergriff er die Zügel und lenkte den Wagen sofort auf die jungdeutsche Straße. Der von den Finsterlingen und Rückschrittlern gefürchtete Wegweiser auf dieser war unstreitig Heine. Laube widmete nun nicht nur dessen epochemachenden Novitäten ausführliche Anzeigen und erhob „Französische Zustände", „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" sowie Band I vom „Salon" fast in den Himmel, sondern er knüpfte auf der Stelle auch unmittelbare Beziehungen mit dem gefeierten „Rufer im Streit" an. In Laube's Roman „Das junge Europa" fand Heine die Wellen und Wogen der zukunftfreudigen Strömung, in deren Fahrwasser er selbst dahinsegelte, und die direkt seinem Vorbilde nachgeschaffenen „Reisenovellen" bedauerte er im Herbst 1835 noch nicht erhalten zu haben. Laube aber warb bewundernd schon 1833 um des vielgewandten Schriftstellers, der in der Tagesgunst und -mißgunst obenauf schwamm, Interesse an seinen Bestrebungen und forderte ihn unbefangen zur Mitarbeiterschaft auf. Und als dann der damals schier allseitig Umbuhlte ihn nicht schroff abwies, sondern die und jene Aussicht auf ein gedeihliches Zusammenwirken eröffnete, (in der zweiten Gruppe der Briefe handelt es sich vorzugsweise um Laube's Abdruck des Heine'schen „Atta Troll"), da blendete dies weit mehr negative Reagiren Laube dermaßen, daß er jenem die weitestgehenden Rücksichten einräumte, sich zu manchem nicht ganz sauberen Liebesdienst hergab und ihm Treue und Ehre bezeigte bis in's Grab, allezeit voller aufopfernder Hingabe.

Die erste Gruppe der Briefe bezieht sich zumeist auf den hitzigen Streit mit Gutzkow, gegen den sich Heine gerade damals wegen seiner eigenen abfälligen Behandlung Ludwig Börne's auf dem Kriegspfade befand. In diesem hitzigen Ringen überschritten beide die erlaubte Grenze, verletzten beide die Wahrheit, beide vielleicht sogar wissentlich, aber Heine eher als der klotzigere Gutzkow mit seinen Nadelstichen und biffigen Schimpfwörtern. „Lump" schleudert er seinem verhaßten Widersacher wie ein regelmäßiges „Guten Tag!" an den Kopf, er, dem der Stab des Sittenrichters gewiß zuletzt zwischen die Finger paßte. Noch relativ milde äußert er sich am 7. Januar 1839 in höchst bezeichnender Weise:

„Ja, Gutzkow's ganzes Wesen ist mir klar — und ich bedaure ihn sehr. Er ist besessen von einem Dämon, der mir wohl bekannt ist. Ich erinnere mich, daß ich vor diesem Dämon immer Angst hatte. Es ist vielleicht ein Galgenmännlein — zuerst hatte ihn Kotzebue, der überlieferte ihn dem Müllner, dieser dem Menzel, dieser wieder dem Gutzkow — der hat ihn vielleicht am wohlfeilsten erstanden und kann ihn nicht los werden, und wir sehen ihn bald als wahnsinnigen Halbheller im Lande herumlaufen, wenn nicht gar ihm der Teufel den Hals umdreht. Ich scherze nicht ganz; das Böse, was in ihm sitzt, erscheint mir wie Ueberlieferung. Er wirft mit Koth wider seinen Willen. Mich z. B. will er loben, und weiß doch nichts Besseres zu thun, als daß er die Triumphpforte, die er mir baut, mit dem alten Menzel'schen Koth beklecksi, von meinem Judenthume spricht, ganz à la Menzel, der mit dieser Losung zuerst den Pöbel gegen mich zur Bundesgenossenschaft aufrief und sein eigenes Originaldeutschthum dokumentiren wollte. Oder sollte wirklich Gutzkow so wenig Takt besitzen, daß er von Dingen redet, woran man weder mich noch den Pöbel erinnern sollte, Dinge, die jeder, der meine Achtung genießen will, nicht einmal denken sollte, so kläglich, so miserabel sind sie. — Sie begreifen, eben Sie, Laube, der Sie nächst Varnhagen der taktbegabteste Schriftsteller sind, Sie begreifen, daß ich hier nicht aus Unmuth spreche; jener gedruckte Koth hat für mich nichts Verletzendes, ich bin sogar zufrieden, wenn meine Feinde keinen neuen Koth erfinnen, mit der Mistgabel mich bedrohen, statt mit feinen Stiletten, und ich habe lieber, daß sie damit nach der längst verlassenen Wiege hinstechen, als daß sie nach meinem jetzigen Bette oder Ruhestätte hinzielen — Sie verstehen mich — aber jede Erwähnung, in der angedeuteten Weise, ist mir immer ein Kriterium für den Charakter und das innere Wesen dessen, der sich derselben bediente."

Sollte nun Heine in der That so kurzsichtig gewesen sein, daß er über dem Splitter im Auge des Nächsten den Balken im eigenen nicht gesehen? Polterte Gutzkow ja allerdings mehr als der zumeist auch als Polemiker und Raisonneur anmuthig dahinhüpfende „ungezogene Liebling der Grazien", so unterscheidet sich doch sein Ton in den korrespondirenden Auslassungen („Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur", Stuttgart 1836, und „Jahrbuch der Literatur", 1839) merklich von den giftigen Tropfen, die Heine auf ihn hohnlächelnd zu spritzen beliebte. Und das war derselbe Heine, der bereitwilligst auf Gutzkow's Einladung zur Bethätigung an jenem „Jahrbuch der Literatur" eingegangen war und außer der berüchtigten überderben Verspottung der schwäbischen Romantiker sein sentimentales Porträt symbolisch beigesteuert hatte! Ihn hier irgendwie weißwaschen zu wollen, dünkt ein verfehltes, überdies ein ungerechtfertigtes Beginnen. So kennzeichnet ihn auch Wolff als einen im Grunde unedlen niedrigen Charakter, der sich, wie die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe erweisen, nicht bloß der Blasphemie und publicistischen Käuflichkeit schuldig machte, sondern auch sich nicht entblödete, seine Freunde als Vertreter vorzuschieben, wenn er den Karren verfahren hatte, und dann mit heiterster Miene zuzuschauen. Ja, er mißbrauchte unter dem Deckmantel der Anonymität seine intimsten Gefährten, indem er so auf Umwegen von seinem Hamburger Millionenonkel Summen auf Summen herauslockte. Zwei Punkte hat man aber daneben in Anschlag zu bringen. Zunächst besaß Heine ein offenes, auch der Freundschaft zugängliches Herz, das verwandten Naturen sogar recht warm entgegenschlagen konnte, und hierfür liefern alle Zeugnisse seines schriftlichen Verkehrs augenfällige Beweise in Hülle und Fülle. Von anderem zu geschweigen, erinnere man sich an den Briefwechsel mit dem vortrefflichen M. Moser, sowie an sein Eintreten für seinen verkannten Vetter Dr. Hermann Schiff, den verkommenen Hamburger Literaten unseligen Angedenkens. Diese häufig übersehene Seite in Heine's Wesen bietet manchen Lichtblick in dem sonst so düsteren Eindruck seiner Erscheinung dar. Ferner erwäge man die endlosen Hintansetzungen und Kümmernisse, die der gehetzte, zudem von schweren körperlichen Leiden gequälte Dichter zu erdulden hatte. Man vergleiche aus einem der letzten Briefe: „Wie Meyerbeer an mir gehandelt hat, als er glaubte, ich sei schon todt und nicht mehr explodirbar, ist Dir bekannt; er ist wieder hier in Ruhmgeschäften. George Sand, das Luder, hat sich seit meiner Krankheit nicht um mich gekümmert; diese Emancipatrice der Weiber oder vielmehr diese Emancimatrice hat meinen armen Freund Chopin in einem abscheulichen, aber göttlich geschriebenen Roman auf's Empörendste maltraitirt." Erklärlich sicher, wenn auch nicht eben verzeihlich, wird mehreres hierdurch, obwohl es kaum Jemand wirklich entschuldbar finden wird, daß ein großes Talent wie er in vorübergehender äußerer Bedrängniß — denn thatsächliche Noth brauchte er doch wohl nie längere Zeit zu leiden — zu verwerflichen Ausflüchten griff. In seinem eigenen Innern suchte er niemals nach einem festen Anker. Daß seine langjährige Freundin und spätere Gattin, die Pariser Grisette Mathilde, ihm keinen Halt zu gewähren vermochte, bestätigen die an Laube gerichteten Darlegungen seiner Lage schlagend. Jedoch steigt ihr Gemüth jetzt in unserer Achtung nicht unbeträchtlich, und man ist befriedigt zu sehen, daß der gottbegnadigte Genius sich wenigstens in dieser Hinsicht nicht weggeworfen hatte.

Ein beinahe cynisches und doch ergreifendes Beispiel für die Schilderung der auszustehenden Plagen genügt. Am 12. Oktober 1850 schreibt er: „Mein Zustand hat sich insofern verschlimmert, daß meine Contraktionen stärker und decidirter geworden. Ich liege zusammengekrümmt Tag und Nacht in Schmerzen, und wenn ich auch an einen Gott glaube, so glaube ich doch manchmal nicht an einen guten Gott. Die Hand dieses großen Thierquälers liegt schwer auf mir. Welch ein gutmüthiger und liebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegel's Gnade zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen!"

Jahrelang hat er sich so wie ein Wurm auf dem Schmerzenlager in dem geliebten Seinebabel hin- und hergewunden, und es wäre ihm nun endlich im Tode die Ruhe zu gönnen, die ihm zeitlebens nicht beschieden, auch heutzutage noch von

meist leichtfertigen Kläffern geraubt werden soll. Man müßte zum wenigsten Mensch und Dichter soweit trennen, daß den herrlichen Blüthen seiner Lyrik der unbedingt geziemende unvergängliche Ruhm verbleibt. Diesen letzteren darf getrost auch derjenige anerkennen, der die zerstörende und zersetzende Methode seiner Kritik, die fressende Lauge seines Witzes als unheilvolles Muster für eine Generation herbe tadeln zu müssen vermeint. Das hindert nicht, daß der Verehrer Heine'scher Poesie diesen eben hervorgetretenen Niederschlag seiner Art lediglich als einen Ausfluß seiner durch allerhand Schicksalsschläge mehr und mehr abgestorbenen Gefühlsinnigkeit betrachten mag, ohne sein Ideal von dem unerreichten Elegiker und Liederdichter dadurch geschädigt zu sehen. Dieses Lob ist unangreifbar, und auch die Krone des einzigartigen Stilisten wird ihm kein mäkelnder Sprachmeister verweigern.

---

## Memoiren des Generals Marbot.

Die in Paris erschienenen Erinnerungen eines hervorragenden Kämpfers der Republik und des Kaiserreichs tragen als Motto ein Wort Napoleons, womit der verbannte Kaiser den Verfasser auffordert, „zu schreiben für die Vertheidigung des Ruhmes der französischen Heere". Der alte General beginnt mit einer kurzen Zueignung an seine Frau und seine beiden Söhne; hier leistet er an lakonischer Kürze das Möglichste. Die zehn Sätze des ersten Abschnittes umfassen durchschnittlich je nur eine Zeile. Die Zueignung ist im Jahre 1844, zehn Jahre vor seinem Tode geschrieben.

Der Baron de Marbot wurde 1782 geboren. Seine Wiege stand an den Ufern der Dordogne. Sein Vater war einer der wenigen Adligen, welche beim Ausbruch der Revolution sich auf die Seite des Gesetzes stellten und, unbekümmert um die Grenel, die im Innern des Landes wütheten, nach der Grenze eilten, um sie gegen die äußeren Feinde zu vertheidigen. Er kämpft als Hauptmann der Bergjäger in den Pyrenäen, als die Unruhen auch seine Verwandten, ja sein Schloß treffen. Jene wandern aus und versinken in Elend; Frau de Marbot aber empfängt die Aufständischen mit Ernst und Klugheit, bewirthet sie und sie ziehen ab mit dem Rufe: Vive la nation et le citoyen Marbot! Trotzdem fühlt sich die Frau nicht mehr sicher; sie flüchtet nach der Bretagne, nachdem sie den achtjährigen Sohn, der gerade krank ist, in einem Mädchenpensionat untergebracht hat. Man denke, wie der zukünftige General dort verhätschelt wird! Zwölf Jahr alt wird er endlich von seinem Vater, welcher bereits eine Division befehligt, abgeholt und in die berühmte Benedictinerschule zu Sorèze gebracht. Diese Schule hat es verstanden, sich vor dem Sturm der Revolution klug zu beugen; sie macht nach Außen einen höchst patriotischen Eindruck: grobe Kleidung, schmutzige Hände, republikanische Inschriften, Gesang der Marseillaise, bei deren einer Strophe man die Knie beugt. Der berüchtigte Chabot ist zufrieden bei einer Revision; in Entzücken geräth er, als der junge Marbot auf seine Frage nach Coriolan's Handlungsweise erklärt, daß ein guter Bürger auch gegen ein noch so ungerechtes Vaterland nicht kämpfen dürfe. Es vergehen einige Jahre. Der Vater wird Commandant von Paris, legt aber dieses Amt mit Vergnügen nieder, als sich ihm die Gelegenheit bietet, ein Commando in Italien anzutreten. Dorthin nimmt er auch den Sohn mit, der als nunmehr Siebzehnjähriger in das erste Husaren-Regiment eintritt.

Wir müssen nun allerdings eingestehen, daß wir für die selbsterzählten Kriegsthaten des jungen Helden ihm selbst die Verantwortung überlassen. Sie zeigen ihn im Allgemeinen in so günstigem Lichte, daß man wohl meinen kann, er habe nicht etwa gelogen, aber unwillkürlich als Sechzigjähriger die eigene Jugendzeit in allzu rosigem Lichte gesehen. Man darf andererseits nicht übersehen, daß seine Lehrzeit in das Heldenzeitalter des französischen Heeres fällt. Sein Werk beschränkt sich aber nicht auf seine eigenen Erlebnisse; es erweitert sich zu einer allgemeinen Geschichte des Consulats und Kaiserthums; jedoch ist dies seine schwächste Seite. Marbot war kein Geschichtschreiber; um den schlimmsten Verstoß hervorzuheben, wollen wir nur erwähnen, daß er der Ansicht zu sein scheint, Malet's Verschwörung habe Napoleon's Abzug aus Rußland mit veranlaßt! Diese Verschwörung fand am 22. October, also drei Tage nach dem Aufbruche des Heeres statt, der Kaiser erfuhr davon erst Anfang November. Weit wichtiger ist die Fülle der Episoden über den Kaiser und die Marschälle. Daß Napoleon gut dabei wegkommt, läßt sich bei diesem Buche von vorn herein annehmen. Jedoch ist Marbot gegen die Fehler des Meisters, namentlich auf militärischem und politischem Gebiete, durchaus nicht blind. Mortier's isolirte Stellung im Feldzuge 1805, die tückische Politik gegen Spanien, der Fehlgriff in der Wahl Josephs, der russische Feldzug und noch manches Nebensächliche wird gebührend gegeißelt. An Enghien's Ermordung ist Napoleon „vielleicht" unschuldig, und sein zögerndes Erscheinen 1800, welches die Belagerung von Genua zu einer so grausenhaften macht, wird bestens entschuldigt. (Lanfrey erhebt und begründet bekanntlich den entsetzlichen Vorwurf, der erste Consul habe den berühmten „Sieger von Zürich", Masséna, absichtlich zappeln lassen, um ihn durch die schließlich doch nöthig werdende Kapitulation „unmöglich" zu machen.) Aber wie viel hübsche Einzelheiten berichtet Marbot von dem großen Manne! Da sehen wir ihn in den letzten Tagen des Jahres 1808 die Sierra Guadarama emporklimmen, zu Fuß, da beim Schneesturm die Pferde versagen, Arm in Arm mit Duroc und Lannes; die letzte Strecke reitet er auf einer Kanone. Im Jahre 1809 wendet er seine ganze Gunst Sainte-Croix zu. Der hat einmal erschossen werden sollen, weil er einen Vetter Josephines im Duell getödtet hat. „Nun, Sire", sagte Sainte-Croix, „jetzt, wo Sie mich kennen, würden Sie nicht einen Vetter der Kaiserin für mich geben?" „Einen!" sagt Napoleon, „sag' doch alle!" Den letzten Zweck verlor der große „Parvenu" niemals aus den Augen, aber er liebte zuweilen kleine Umwege. Eben der genannte Sainte-Croix ist, ohne es zu wissen, dazu bestimmt, den ersten Angriff bei Wagram zu führen. In seiner Gegenwart fragt der Kaiser den Marschall Masséna, ob er keinen Tapferen wisse, der es wage, mit einigen Tausend zuerst über die Donau zu setzen. Sainte-Croix, der in den letzten Wochen sich am meisten abgemüht hat, verlangt nun seinen Lohn. Der Kaiser, sehr erstaunt, hört die Beweggründe und Ansprüche des Lieblings und — gibt nach.

Ein zurückweichendes Regiment hat seinen Oberst verloren. Napoleon weiß das wohl, fragt aber erst: „Wo ist nur der Oberst? Ein Regiment muß seine Fahne und seinen Oberst lebend oder todt stets zeigen können." Die Worte wirken, die Soldaten stürmen vor.

Der zornige Lannes behandelt einen Hauptmann grob. Indem er wegsprengt, hört er noch, wie Napoleon ausruft: „Dieser verteufelte Lannes." Er kehrt zurück und fragt den Verfasser vertraulich, was der Kaiser von ihm gesagt habe. Die Auskunft macht ihn nachdenklich und wirkt später. Napoleons Grundsatz war bekanntlich, die höchsten Offiziere sehr grob, die niederen ernst und ruhig, die Soldaten plump vertraulich zu behandeln. Kleine Thätlichkeiten, Zupfen am Ohr, am Schnurrbart, leichte Ohrfeigen schienen besonders die Marschälle, natürlich unter vier Augen, erlitten zu haben. Doch auch Marbot hat wiederholt solche Gunstbezeugungen erfahren. Marbot leidet eigentlich unter der Ungunst der Verhältnisse. Sein Bruder hat, ganz unwissentlich, eine Rolle in einer Verschwörung Bernadotte's gegen den ersten Consul gespielt und dient zur Strafe in Ostindien. Trotzdem verwechselt der Kaiser beide Brüder wiederholt. Endlich fragt er bei einer Vorstellung den Verfasser: „Ach, Du bist derjenige, welcher?" Der schlagfertige Reitersmann antwortet: „Nein, Sire, ich bin nicht derjenige, welcher". „Richtig, Du bist der Gute", und die Verwechselungen haben glücklich ein Ende!

In Napoleons Geist und Wesen spielte wahrscheinlich Besorgniß vor Militärverschwörungen eine große Rolle. Er hatte

die Erfahrungen durch Bernadotte's eben erwähnte Verschwörung gemacht, wo er den Hauptschuldigen nicht einmal bestrafen konnte, weil derselbe, ihm ohnehin verwandt, sich bestens den Rücken gedeckt und nie etwas Schriftliches von sich gegeben hatte. Und es handelt sich um 80,000 Mann, welche nicht gern nach Haïti gehen wollten! Alles wäre geglückt, wenn der Haupträdelsführer im entscheidenden Augenblicke in die Kaserne gegangen wäre, statt nach Hause, um sich erst noch, wie wichtig in solcher Lage! rasiren zu lassen!

Was dort beinahe geglückt war, konnte es nicht einmal wieder glücken, konnte Napoleon von seinen Marschällen mehr Treue verlangen, als er dem Directorium gezeigt hatte? Darum auch sein wunderbares Streben, die Generale gegen einander aufzuhetzen, eine Abneigung, sie einander unterzuordnen. Am schlimmsten ist dies in Spanien, wo gar kein Oberbefehl besteht, oder, was vielleicht noch schlimmer ist, ein unfähiger Oberbefehlshaber ernannt wird und die Generale zweiten Ranges Contreordre erhalten. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung auch das Verhältniß zwischen Davout und Murat beim Vormarsch gegen Moskau (bei Ségur) und im Kleinen die Ueberwachung Oudinot's durch St. Cyr an der Düna.

Am schlechtesten kommt Bernadotte von den Marschällen, der ewige Lügner, weg. Wir Deutschen können ja dazu Ja und Amen sagen, daß aber der „Kronprinz von Schweden" noch bei Leipzig als „Verräther" an Frankreich figurirt, ist doch ein wenig stark.

Marschall Masséna ist eine tüchtige Natur, die aber durch eine schmachvolle Habsucht befleckt ist. Spaßhaft ist, wie ihm Napoleon eine Million „abborgen" will, und als Masséna „gar nichts" hat, ihm drei Millionen abnimmt, die durch schmachvollen „Licenzenhandel" verdient und bei einem italienischen Bankier niedergelegt sind. Ein anderes Beispiel: Masséna ist durch eine Wunde verhindert, ein Pferd zu besteigen. Die Schlacht bei Wagram steht bevor, in der er eine hervorragende Rolle spielen soll. Auf guten Rath hin beschließt er, der Schlacht im leichten Jagdwagen beizuwohnen und zwei Trainsoldaten werden beordert, um ihn zu leiten. Aber nun erklären Kutscher und Reitknecht energisch: „Wenn unser Herr zur Schlacht fährt, so sind wir dazu da, ihn zu bedienen." Sie setzen ihren Willen durch; aber natürlich ist der Wagen nebst Insassen ein besonderes Ziel der Geschosse! Alle Welt denkt, daß ein königlicher Lohn der treuen Diener wartet, und endlich nach Wochen rührt sich der Marschall und fragt in einer Offiziersversammlung an, ob wohl 400 Francs für jeden der beiden Helden genug seien. Alles schweigt; Marbot ist boshaft genug, den Marschall falsch zu verstehen und zu sagen: „Ja, 400 Francs Rente wäre wohl genug." Masséna geht wuthschäumend ab, und nach langem Hin und Her, nachdem er an kaiserlicher Tafel sogar vom Kaiser selbst spöttisch wegen seiner Großmuth belobt worden ist, entschließt er sich, in den sauren Apfel zu beißen; aber er trägt es Marbot nach! Der arme Marschall hatte ja nur 900,000 Francs Einkünfte!

Marbot's Liebling ist unter den Marschällen Lannes, in zweiter Linie Augereau, beide früher Untergebene seines Vaters! Augereau, früher russischer Soldat, wäre als preußischer Soldat beinahe vom alten Fritz befördert worden, aber der König, gerade gegen Frankreich mißgestimmt, wollte einem Kinde dieses Landes keine Gunst zuwenden. Nach Jena trifft der Marschall wieder mit seinem alten preußischen Unteroffizier, Feldwebel, Hauptmann zusammen. Sie sind alle noch, was sie damals waren! Welches Wiedersehen! Augereau ist ganz im Gegensatz zu Masséna hochherzig, in einem Falle zahlt er 300,000 Francs in die Kriegskasse ein, statt Lannes, der durch Gutmüthigkeit in Verlegenheiten gekommen war.

Und nun zum Held, zum Verfasser des Buches!

Viel Theorie darf man von einem hitzigen Reitersmann nicht erwarten, damit gibt er sich nicht ab, und doch kommen gelegentlich etliche allgemeine Winke. In Spanien macht er die sehr richtige Beobachtung, daß Bundesgenossen für einen langen Krieg mehr Schaden als Nutzen bringen. Selbst die vielgerühmten Polen (er ist überhaupt schlecht auf sie zu sprechen) gehen haufenweise zu den Feinden über! Die englische Infanterieaufstellung zu zwei Mann tief wird gerühmt, denn bei der damaligen Aufstellung, drei Mann tief, habe das zweite Glied, vom dritten behindert, wenig, das dritte gar nichts getroffen. Andererseits sei es den Engländern jedesmal gelungen, der ansprengenden französischen Reiterei die Doppelstellung, also vier Mann tief, entgegen zu stellen.

Beim preußischen Heere von 1806 wird ganz besonders getadelt, daß das Halten der Compagnie gewissermaßen zum Privatgeschäft des Hauptmannes geworden war. In zweifelhaften Fällen zog dann der Compagnieführer wohl öfter seinen Privat-Vortheil dem Wohle des Staates vor.

Ueberraschend stark sind die Strapazen des Verfassers. Als Adjudant reitet er von Madrid bis Paris (1808) ohne Ruhepause. Im Frühling 1807 legt er binnen 25 Tagen den Weg von Paris nach Ostpreußen zweimal hin, einmal her zurück. Und welche Gefahren besteht der Tapfere überall! Es würde zu weit führen, seine oft märchenhaften Abenteuer hier wieder zu erzählen. Mit einer berechtigten Neugierde geht man an die Lectüre des dritten Bandes. Wie wird sich der Haudegen aus Rußland herausfinden? Zunächst geht sein Regiment nur bis zur Düna und kämpft dort mit großem Erfolge. Auch ihm stürzen viele Pferde; wohlweislich schickt er die unberittenen Reiter nicht, wie ihm befohlen, nach Wilna zurück, wo nichts, namentlich keine Pferde zu finden sind, sondern bis Warschau. Am Schluß des Feldzuges hat er 300 Mann der schönsten Reserve! Der Rest des Regimentes kämpft oft und glücklich, am glücklichsten an der Beresina, wo man den Russen 1500 Gepäckwagen abnimmt. Die Hälfte davon gehört seinem Regiment. Marbot befiehlt aber, daß nur Lebensmittel und Pelze aus der Beute mitgenommen werden. Die Beresina liegt hinter dem französischen Heere und neuer fürchterlicher Frost beginnt. Aber Marbot's Leute sind wohlversehen mit Kleidung und Nahrung. Daß sie bei der Kälte im Freien übernachten müssen, thut ihnen weniger Schaden als den Truppen, die ihnen entgegen kommen und, an warme Kasernen gewöhnt, fast alle binnen drei Tagen sterben. Nur die Pferde fallen, aber Marbot hilft sich aus der Noth, er spannt den Rest der Pferde vor Bauernschlitten, welche dort in Massen zu haben sind, je ein Pferd zieht mit Leichtigkeit zwei Mann. Alle haben sich mit weggeworfenen Gewehren bewaffnet und Nachts bilden die Schlitten die schönste Wagenburg. Von 1050 Mann rettet Marbot fast 700, seinen Bericht darüber im Frühjahr 1813 glaubt Napoleon einfach nicht, er fordert einen zweiten, einen dritten spezialisirten; dann aber folgt Anerkennung und reichlicher Lohn in Dresden.

1813 ist sonst ein Unglücksjahr für Marbot. Er hat persönlich vier neue Schwadronen zu je 150 Mann nur in Belgien gebildet, nur zwei gelangen zu seinem Regimente an die Elbe, eine weist der Kaiser nach Hamburg, eine zweite nimmt sich der König von Westphalen, als sie durch Kassel zieht. Ueber dies letztere beschwert sich Marbot beim Kaiser; er bekommt Recht, aber Jerôme behält schließlich die Schwadron.

Marbot ist weder bei Lützen, noch Bautzen, noch Dresden betheiligt, nur bei der Katzbach. Bei Leipzig versteht er es meisterhaft sein Regiment vor unnützem Verlust zu schützen, am 19. October sieht er, von Lützen zurückkommend, die klägliche Katastrophe aus nächster Nähe, Marschall Macdonald kommt ihm entgegen, so eben aus der Elster gestiegen, ohne Pferd, ohne jegliches Kleidungsstück.

Im Jahre 1814 bleibt Marbot zunächst beim Regimentsdepot in Mons und schützt sich und die Stadt erst gegen einen Aufstand der Bürger, dann gegen einen Angriff von „preußischen Kosacken" (wie es scheint rechtsrheinischer Freischärlern). Dann wird sein Ersatzregiment in die Nähe von Paris gelegt, und er muß in der Hauptstadt, im Schoße seiner Familie müßig zusehen, wie das Kaiserreich zusammenbricht. Endlich wird ihm für Ende März Wiedereintritt in's Heer zugesagt, und am 31. dieses Monats fällt Paris.

Die wenigen kurzen Briefe vom Juni 1815 und ein ausführlicher von 1830 lassen uns erkennen, daß Marbot den äußersten rechten Flügel befehligte und zuerst die traurige Enttäuschung erfuhr, statt Gauchy, Blücher ankommen zu sehen.

Wir sind zu Ende! Denn was in dem vorliegenden Buche noch folgt; die Erinnerungsrede, die den gestorbenen Helden im Jahre 1854 gehalten wurde; seine Verbannung, seine Thaten in Algier, seine Thätigkeit während noch ca. 30 Jahren, können bei uns nicht dasselbe Interesse beanspruchen, wie der selbstgeschriebene lebensvolle Bericht.

---

## Undeutsche Ortsnamen in deutschem Munde.

Nicht von New-York und Peking, Bordeaux und Palermo, Kiew und Lissabon soll hier die Rede sein, sondern nur von Orten auf dem Boden des deutschen Vaterlandes. Wie? fragt vielleicht der freundliche Leser, undeutsche Namen auf deutschem Gebiet? Sind nicht unsere Ortsnamen ebenso deutsch wie unsere Sprache?

Dem wäre zu erwidern, daß beide Voraussetzungen irrthümlich sind. Zu erweisen, ein wie großer Theil unseres Sprachgutes fremden Quellen entstammt, ist hier nicht der Ort; aber der Beweis, daß viele, sehr viele Dorf- und Städtenamen aus anderen Sprachen herrühren, und wie sie sich in deutschem Munde gestaltet haben, sodaß sie häufig das fremde Kleid mit einem deutsch-scheinenden vertauscht haben, dieser Beweis soll im Folgenden erbracht werden.

Drei Völker haben sich an der deutschen Namengebung betheiligt: Slaven, Kelten, Römer; die Slaven am meisten. Woher kommt das? Zur Zeit Christi war das Gebiet zwischen Elbe und Weichsel deutsch; da wohnten u. A. Gothen, Burgunder, Sueven; an die ersten beiden erinnern noch die Inselnamen Gothland und Bornholm (Burgundenholm). Da drangen wilde asiatische Horden auf die Germanen ein und drängten diese nach Westen. Die Burgunder zogen an den Rhein und westwärts desselben; Worms nahmen sie als Hauptstadt. Die Gothen zogen bis in die pyrenäische Halbinsel, die Vandalen gar nach Nordafrika, die Langobarden nach Oberitalien, die Sueven in die Schwarzwaldgegend, wo sie jetzt noch als die gemüthlichen Schwaben hausen. Die ganze mächtige Bewegung ist jedem Schulkinde unter dem Namen „Völkerwanderung" bekannt.

In den von den Germanen aufgegebenen Gebieten siedelten sich die nachdrängenden slavischen Stämme an, die unter verschiedenen Namen wie Wenden, Kassuben und Polen jetzt noch theilweise dort wohnen. Seit Kaiser Heinrich I. aber schoben sich die Deutschen allmählich wieder ostwärts; die Elbe wurde überschritten, Brandenburg erobert, ja, die Deutschritter drangen bis in das ferne Ostpreußen und germanisirten es. Diese Rückeroberung ehemals deutscher Gebiete aus den Händen der Slaven ist heute noch nicht beendet; was aber ganz besonders an die früheren Bewohner erinnert, sind die Städte und Dörfernamen. In Vorpommern z. B. liegen dicht bei einander die Dörfer Rosow, Kolbitzow, Passow, Kasekow, Tantow, Damitzow, in Hinterpommern Virchow; die Endung -ow beweist slavischen Ursprung. In manchen anderen hat man dieselbe durch Verwandlung in -au germanisirt, z. B. in Spandau, Prenzlau; ja, aus Templow bei Berlin wurde Tempelhof! Auch die Endung -itz und -in ist meist Kennzeichen slawischer Gründungen; so Schwerin, Berlin, Varzin, Wangerin und viele andere. Es wäre vergebliche Mühe, nur annähernd die slavischen Ortsnamen aufzuzählen; ihre Zahl ist Legion. Nur einige von denen, die im Volksmunde starke Umänderungen erlitten haben, seien erwähnt. Aus Swinbrod wurde Schweinebraten, aus Dwor — Dürrhofen, Luboraz — Lieberose, Dumbravice — Dummerwitz, Malcekuke — Mehlsack. So legt sich das Volk ihm Unverständliches zurecht und macht, mitunter nicht ohne Witz, aus fremden Namen deutsche; der ungefähre Gleichklang ersetzt die Uebersetzung.

Während Slaven den ganzen Osten, von Elbe und Saale an gerechnet, Jahrhunderte lang bewohnten und noch bewohnen, war in vorgermanischer Zeit die Donau- und obere Rheingegend der Sitz keltischer Völker. Diese wurden von den Germanen verdrängt, aber eine Reihe von Orts-, Gebirgs- und Flußnamen legen noch Zeugniß ab von ihrem Dasein. Volksetymologische Umdeutungen damit vorzunehmen, dazu scheint unseren Altvorderen hier weniger Veranlassung vorgelegen zu haben; wir registriren nur einige keltische Namen, wie Worms, Mainz, Königswinter; Rhein, Main, Donau; Taunus, Vogesen. Main und Mainz bringt man nachträglich wohl in Verbindung mit einander; allein die älteren Formen zeigen, daß sie nichts gemein haben können; ebenso hat man die Ableitung des deutschen Hauptstromes von rinnen aufgegeben und sieht darin nur eine vokalisch etwas andere Form der gleichfalls keltischen Rhone. So sind auch Lyon und Leyden verschiedene Bildungen aus keltisch Lugdunum.

Einen unendlich viel größeren Einfluß auf die deutsche Namengebung der Städte und Dörfer haben die Römer gehabt. Sie konnten Deutschland zwar nicht, wie Gallien, dauernd unterwerfen, aber ihr langer Aufenthalt, ihre Ansiedelungen daselbst haben ihre Spuren zurückgelassen. Residirten doch selbst römische Kaiser zeitweilig im westlichen Deutschland! Braunschweig hat weder mit Braun noch mit schweigen etwas zu thun; es ist verdeutscht aus Brunonis vicus = Dorf des Bruno. Von Bruno, dem Sohne des Herzogs Ludolf von Sachsen, wurde es 861 gegründet; 1861 feierte man die 1000jährige Jubelfeier des Bestehens des Ortes. Während hier nur ein lateinischer Name vorliegt, verdanken die Städte der Rheingegend zum großen Theil Römern ihren Namen und ihre Gründung. Alta villa ergab Eltville a/Rh., alta ripa (hohes Ufer) Altripp i. d. Pfalz. So liegt in lauter Weinbergen versteckt zwischen Wiesbaden und Rüdesheim das liebliche Winkel, an dem der Name wohl das häßlichste ist. Die Römer hatten hier eine cella vini, ein Weinlager angelegt und daher jetzt Win-kel. Noch stärkere Zusammenziehung zeigt Köln, aus colonia (Colonie, Ansiedelung), und Trier (aus Augusta Trevirorum). Utrecht und Dortrecht scheinen auf Ultrajectum (Ueberfahrt) zu beruhen, Maastricht auf Mosae Trajectum (Ueberfahrt über die Maas). Cäsar bezeichnet in seinem gallischen Kriege 4, 15 deutlich die Stelle, wo Mosel und Rhein zusammenfließen: „quum ad confluentem Mosae et Rheni pervenissent"; confluentem oder vielmehr der Plural „confluentes" ergab unser Koblenz. Eine schöne Umdeutung hat Mediolanum erfahren: Mailand. Füßen am Lech, das zu Füßen von Hohenschwangau, dem Schloß Ludwigs II., liegt, hat mit „Fuß" nichts zu thun; es ist lat. Fauces, d. h. Engpaß; Pfinn im Thurgau entstand aus Fines = Grenze. Burtscheid lautet in früherer Form porcetum = Schweinebusch, Finstermünz an der tirolisch-schweizerischen Grenze Venustus Mons, Kellmünz in Bayern Celius Mons. Spielberg, ein in Süddeutschland öfters auftretender Ortsname, ist Zusammenziehung von Spiegelberg, und Spiegel geht auf lat. specula = Blick, Spähort, Warte zurück. Unser Spiegel ist lat. Lehnwort, obgleich die alten Deutschen die Sache schon vor ihrer Berührung mit Römern kannten. Weisenau bei Mainz ist aus vicus novus (= Neudorf) umgedeutscht, Willenscharen in Holstein aus villa Ansgarii = Ort des Ansgar (des Apostels der Holsteiner).

Berglicht bei Bernkastel ist aus Vergiliacum zu gänzlicher Unkenntlichkeit entstellt, Rübenach bei Koblenz aus Rupiniacum (rupes = Fels), Judenburg aus Idunum, hat also mit Juden nichts gemein. Domus vassalorum (Haus der Vasallen) ergab Domfessel, Fabaris — Pfäffers, Tabernae (= Wirthshaus) — Dauborn (in Nassau).

Die vorliegende Auswahl, welche sich noch erheblich vermehren ließe, zeigt den starken Antheil, den Slaven, Kelten und Römer an der deutschen Ortsnamengebung genommen; sie zeigt aber auch, wie unsere Vorfahren es verstanden haben, dem fremden Stoffe deutsches Gepräge aufzudrücken. In solcher Weise behandelt, dienen die fremden Wörter nicht zur Verunzierung, sondern zur Bereicherung unserer Sprache.

E. W.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Bühnengespenster.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Autorisirte Uebersetzung von M. Langfeldt.

Ihr kennt doch den alten Onkel Jeremias? Solid, gesetzt, gut, liebenswürdig, fein und gebildet. Besonders solid. Sogar, wenn Onkel Jeremias sich amüsirt, geschieht es mit einem vertrauenerweckenden Ausdruck von Zahlungsfähigkeit. Ihr werdet ihn niemals in einem Tingeltangel haben sitzen sehen, mit dem geraubten Hausthürschlüssel in der Tasche und seine alten ehrlichen, blaugrauen Augen auf den tricotbekleideten Unterkörper einer Trapezmamsell gerichtet. Oder gar kleine Briefchen schreibend und den Kellner damit hineinschickend. Oder mit einem Operngucker in das Badehaus gaffend. Oder sich unnöthige Geschäfte im Arbeitszimmer machend, wenn Tante eine Schneiderin hat. Nein, er will, daß Alles in Ordnung und Schicklichkeit geschehen soll, und Tante könnte ihn sogar hinschicken, Zulufräulein Maßstrümpfe anzumessen, im Bazarcomité mit schmachtenden, plumpen, mittelalterlichen Fräulein hinter verschlossenen Thüren zu sitzen, die Bücher in einem Magdalenenheim zu führen oder sich im Bett von einem jungen Mädchen bedienen zu lassen, ohne daß seine Seele den geringsten Schaden genommen oder sein alter, biederer Zeigefinger sich unter ein weiches Kinn oder in krause Stirnlöckchen verirrt hätte.

So ist Onkel Jeremias. Aber wenn er ungefähr jedes fünfte Jahr nach Birger Jarls Stadt kommt, der schönen Sünderin am Mälarstrande, dem Paradiese der Häuserspekulanten, wo die Stadtverordneten ihren gegenseitigen Wittwen Pensionen ertheilen und sich selbst Bauplätze für ihre eigenen kaufen, wo Seine Majestät der König selbst auf den Straßen umhergeht und für die Züchtigung der Gassenbuben sorgt und danach sieht, daß die Telegraphenboten grüßen und die Gardisten ordentlich in's Gewehr treten, wo die Fleischer zu Hause schlachten und Artillerielieutenants mit Weib und Kind zur Heilsarmee schwören — dann will Onkel Jeremias auch ein Bischen Vergnügen haben und dann geht er in ein anständiges, nettes Theater, am liebsten in das Königliche, das ein königliches ohne Staatszulage ist wie die Ziege, die zur Kuh erhoben wurde, aber nicht mehr Futter erhielt als eine Ziege.

Onkel ist jetzt alt, volle 76 Jahr, und das erste Mal, als er im Königl. Theater war, war er nur ein Jüngling; das ist an die sechzig Jahre her. Damals sagte seine alte Großmutter (die mi war, um den Jungen zu hüten, damit er nicht Punsch trinke, zu viel bekomme und sich schlecht betrüge) „Jeremias," sagte sie, „gib im zweiten Acte acht, da kommt Herr Lönnrot und das ist Schwedens größter Charakterdarsteller. Seinetwegen stürzen sich die Frauen in den Nordstrom und bekommen die Mädchen die schreckliche Bleichsucht. Herrje! da ist er!" Da wurde so applaudirt, daß der Kunsttempel in seinen Grundvesten erzitterte und man führte die Taschentücher an die Augen und schluchzte, weinte, aß Süßigkeiten und trank Punsch; und Alles, was zum schönen Geschlecht gehörte, blickte in die Höhe und faltete die Hände über dem Magen und erbaute sich an geistigen Genüssen und gebrannten Mandeln und seufzte: „Der Lönnrot, ja der Lönnrot!"

Und am Abend, als der außerordentliche Künstler sich nach Hause verfügte, um zu Bett zu gehen, hatte er einen Polizisten, einen Dienstmann und einen Waschkorb mit sich. Jeremias fragte seine Großmutter:

„Was soll er mit dem Polizisten?"

„Ja, der soll ihn vor den Schlägen eifersüchtiger Ehemänner beschützen."

„Was soll er mit dem Dienstmann?"

„Ja, der soll den Waschkorb tragen."

„Was ist denn in dem Waschkorbe?"

„Liebesbriefe von allen seinen Damen der Stadt."

Später war der Onkel als frisch angestellter ständischer Beamter in Wernano, dann als Bräutigam und dann als glücklicher Ehemann im Königl. Theater. Und noch immer war Herr Lönnrot des Kunsttempels Ehre und Freude. Und sah es einmal aus, als wollte sich die Begeisterung des Publikums ein wenig legen, so brauchte sich der große Künstler nur den Arm zu brechen, einen Magenkatarrh zu bekommen oder die große Zehe zu verstauchen und eine Woche oder zwei fortzubleiben. Wips, brüllten die Leute wie Verrückte, sobald er wieder auftrat, schrien, stampften und geberdeten sich so, daß die, welche auf dem ersten und zweiten Rang saßen, denen im Parquet Bonbons, Theaterzettel, Operngucker, Fächer und falsche Zähne aus Versehen auf den Kopf warfen.

Und die Mädchen kamen heim und erzählten ihren Müttern, wie der süße, theure Lönnrot stand, ging, sich vor die Brust schlug und den Kopf hintenüber warf. Und die Mama drückte die Schürze an die Augen und seufzte: „Kind, gerade so war er in dem Winter, als ich Confirmandenstunde hatte. Ja, ja, der Lönnrot!"

Onkel Jeremias genoß ein wohlverdientes Familienglück, und Tante schenkte ihm jeden Weihnachten eine neue Pfeifenschnur und jeden Sommer eine wohlgestaltete Tochter. Das setzte sie neun Jahre fort. Dann begann sie statt dessen mit Pelzmüffchen und Brustkaramellen. Und als das älteste Mädchen neunzehn Jahre und so hübsch und süß wie die meisten Wernamoerinnen war, da sagte Onkel zu Tante: „Nein, das geht nicht länger, das Mädchen muß die Welt sehen und sich überzeugen, daß es auch noch andere Männer gibt als den Assessor und den Adjunct. Wir schicken sie den Winter über zu Cousine Maria nach Stockholm."

„Thue das, Alter. Gott wird unser kleines Lamm vor den schrecklichen Gardeoffizieren bewahren," sagte die Mama.

Linachen bekam zwei neue Kleider, Hut und Handschuhe, fiel Vater und Mutter um den Hals, streichelte die kleinen Lämmer und gab ihrem Lieblingshuhn eine ganze Hand voll Gerste zum Abschied.

Nach vier Monaten kam sie wieder. Aber da waren die Rosen ihrer Wangen verschwunden wie der Grund- und Reservefond der Elmhultssparkasse, das Auge glänzte nicht mehr, der Mund sang weder, noch lächelte er, und sie schwebte nicht mehr wie eine Grazie, sondern schlich einher wie ein bejahrter Tagelöhner, dem Fünfundzwanzig aufgezählt werden sollen für versuchten Diebstahl mit Einbruch unter erschwerenden Umständen. Milchsuppe rührte sie nicht an und Fleischsuppe betrachtete sie wie ein Atheist den Kirchenrathspräsidenten.

„Liebes Linchen, was ist dies? Wir baten Dich doch, Du solltest Dich vor den Gardeoffizieren in Acht nehmen," fragten Mama und Papa und nahmen das arme Kind zwischen sich auf das Eßstubensopha, öffneten ihr die Taille und gaben ihr herzstärkende Hoffmannstropfen auf einem großen Zuckerstück.

Aber das Mädchen sagte nichts; sie saß nur still und blickte schwärmerisch durch das Fenster auf das Legehuhn, das im Garten kratzte und den Staub hinter sich warf, wie der Reichstagsabgeordnete Björk seine Ansichten. Endlich lehnte sich Linchen an der Mutter Brust und schluchzte „Mama, ich habe mein Herz verloren!"

„Das Goldherz, das Dir Tante Christine als Pathengeschenk gab? Das können wir annoneiren lassen," sagte der Papa.

„Nein, Papa, das Herz, das hier sitzt!" sagte Linchen und drückte die Hand gegen ihr Wollkleid.

Und so kam es denn nach und nach heraus, daß das Kind sich in einen Künstler am Königl. Theater verliebt hatte. Ach Gott, wie war er reizend! Er war Aller Abgott und hieß Lönnrot.

„Lönnrot — Lönnrot — Du, Mama, das ist gewiß ein Sohn des großen Lönnrot, den wir im Schauspiel sahen, als wir uns eben verlobt hatten," meinte Onkel Jeremias.

Und so nahm er das Mädchen mit nach Stockholm, um den jungen Lönnrot dafür zur Verantwortung zu ziehen, daß er Lina den Kopf verdreht hatte. Sollte der junge Lönnrot vernünftig sein, so konnte am Ende aus der Partie etwas werden, und war er ein netter Mann, so würde er bald sehen, daß Onkel Jeremias kein armer Schlucker war.

Sie kamen an, erfuhren des Schauspielers Adresse, kletterten zwei Treppen hoch, standen im Empfangszimmer des jungen Künstlers, das ganz mit Kunstschätzen und Andenken angefüllt war. Linchen küßte alle Kleinigkeiten, die sie nur in die Hand bekommen konnte, und flüsterte: „O, mein Liebster, mein Liebster!"

Da öffnete sich die Thür, der Künstler empfing. O, wie das Herz

des armen kleinen Mädchens klopfte! Da, da saß er, der auf ewig Geliebte — im Schlafrock, grau und uralt, mit einer Wärmflasche unter den Füßen, der Gicht wegen.

„Entschuldigen Sie, Herr Hofschauspieler, ist Ihr Herr Sohn zu Hause?" fragte Onkel Jeremias.

„Ich habe keinen Sohn, mein Herr." -

„Dann Ihr Herr Neffe oder Verwandter; der junge Mann, der den August in »Herrn Konstantins Lockenperrücke« spielt," wagte Lina schüchtern einzuwerfen.

„Das bin ich selbst, meine Gnädige. Womit kann ich Ihnen dienen — —"

Als der große Künstler soweit gekommen war, hatte Onkel Jeremias schon mit seinem armen, unglücklichen, halb ohnmächtigen Kinde das Zimmer verlassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit die alle Wunden heilt, sogar die, welche die vollendetste Maskirungskunst schlägt, gab dem Onkel Jeremias einen netten Assessor zum Schwiegersohn, und Herr Lönnrot war noch immer der Günstling des Stockholmpublikums, immer gleich jugendlich, immer gleich bezaubernd. Nachdem er weitere zehn bis fünfzehn Jahr Landtournéen, dänische Tournéen und norwegische Tournéen gemacht hatte, begann der Große, ewig Unerreichte sich doch allmählich angegriffen zu fühlen und ließ sich immer öfter krank melden. Wenn er dann zwischendurch wieder einmal auftrat, waren die Beifallssalven auch nicht mehr so gewaltig, denn die meisten Zeitgenossen des großen Unvergleichlichen lagen im Grabe und konnten nicht mehr in's Königl. Schauspielhaus gehen, um ihrem alten Freunde Beifall zu klatschen.

Da fand denn der ewig Unerreichte, daß nun die Zeit gekommen sei, eine Ankündigung über ganz Schweden ergehen zu lassen, daß er beabsichtige, den Brettern auf immer Lebewohl zu sagen, von denen herab er fünfzig Jahre lang alle Kunstfreunde im ganzen Königreich bezaubert hatte. Lönnrot, unser großer, unvergleichlicher Lönnrot wollte sich in's Privatleben zurückziehen.

Man wußte, was man verlor; die ganze Hauptstadt trauerte tief. Kleinhändler und Delikatessen am meisten, denn es war rein unmöglich Lorbeerblätter zum Garniren der Fleischwaaren zu bekommen, alle sollte der Unvergleichliche haben.

Die Kunstkritiker steckten neue Stahlfedern auf die Halter, der König legte einen Orden bereit, Großmütter suchten ihren alten Staat heraus, um vom ersten Range aus auf ewig Abschied von ihrem Jugendideal zu nehmen, und gottesfürchtige Prediger, die sich sonst nie an weltlichen Vergnügungen betheiligten, kauften sich ein Parquetbillet, denn es war doch ein Moment von culturhistorischer Bedeutung, da unser theurer Lönnrot einem Volke auf ewig Lebewohl sagte, das ihn durch drei Generationen auf Händen getragen hatte. Und dazu hatte der Günstling noch sein Benefiz.

Massirt, mit einer Morphiumdosis im Leibe, Beifall umrauscht, ungenirt, jugendlich zurechtgestutzt und frisirt, mit Blumen und Lorbeeren überhäuft, unsäglich gefeiert, tritt der große Mann noch ein Mal — ach, das letzte! auf die Bühne, um den alten Generationen eine herzbewegende Erinnerung, den jungen ein unauslöschliches Andenken an August in „Herrn Konstantin's Lockenperrücke" zu geben.

Man lächelte thränenden Auges, man zischte vor Entzücken und Wehmuth, und als schließlich der Gefeierte zum sechsundsiebzigsten Male gerufen wurde und hereintrat, im Frack, mit dem Wasaorden auf der Brust und mit einem silbernen Lorbeerkranz, den ihm die Kollegen geschenkt und die siebenundfünfzigjährige erste Liebhaberin auf's Haupt gedrückt hatte, da wollte der Jubel gar kein Ende nehmen, da glänzten überall Thränen, da gab es nichts Trockenes auf der Bühne und im weiten Hause, wenn wir den trockenen Husten des Unvergleichlichen ausnehmen.

Zitternd vor Rührung und Altersschwäche tritt zuletzt der gottbegnadete Histrione an die Rampe, legt seine zusammengeschrumpfte Hand an die auswattirte Brust, verbeugt sich und schluchzt: „Lebt wohl, lebt ewig wohl!" Doch die Presse, die Kunstfreunde, der Director der Königlichen Theater, die Kollegen, ja, der edle, unvergleiche Künstler selbst, haben gefunden, daß nicht alle, die unserm großen Lönnrot Lebewohl sagen wollten, dies konnten, weil der Raum des Theaters nicht ausreichte. Und so sagt der Unerreichte noch ein Mal Lebewohl und noch ein Mal; er nimmt Abschied im Schauspielhause, im schwedischen Theater, im Wasatheater, in Matineen und Soireen, sagt „ein warmes und letztes Lebewohl" zum Besten der Pensionskasse, nimmt einen „Abschied, der mein Herz zerreißt" zum Besten des geringen Creditcontos des Institutes, sagt „ein letztes, unwiderrufliches Lebewohl" zum Besten des Heimes für invalide Köchinnen und ein „Lebewohl, dessen Pein mich zu vernichten droht" — diesmal zum Besten für sich selbst.

Onkel Jeremias, der sonst nie liest, was in den Zeitungen unter der Rubrik „Theater und Musik" steht, er verschlingt nun förmlich was dort über das Zurücktreten des edlen Kunstveteranen in das Privatleben und in einen durch ungewöhnlich gediegene Lebensarbeit wohlverdienten Ruhestand geschrieben wird. Er liest es im Familienkreise laut vor; seine Stimme zittert und sein Auge glänzt; er legt die Zeitung mit einem Seufzer fort; das war ein Glied zwischen ihm und der Vergangenheit, das nun unwiderruflich zerriß.

Sechs Jahre später sitzt Onkel Jeremias mit seiner kleinen Enkelin im Parquet des Königl. Theater. Mit Macht stürmen die alten Erinnerungen auf ihn ein, an den Abend vor sechzig Jahren, als er hier mit seiner alten Großmutter saß und den unvergleichlichen Lönnrot sah. Wie mögen wohl jetzt die Künstler heißen? Großvater Jeremias hatte sich einen Theaterzettel gekauft, aber, um die Wahrheit zu gestehen, es wird ihm schon schwer bei Licht zu lesen, und überdies, wozu auch? Er kennt sie ja doch nicht.

Der Vorhang geht auf, das Drama beginnt, aber — was in des Himmels Namen ist das? „Ein Arzt!" — „Schnell." — „Ist hier kein Arzt?" — „Ein Herr im Theater ist krank!" Ach, da tragen sie ihn hinaus. Die weißen Locken des alten Großvaters Jeremias kleben an der Stirn. „Ist Ihnen nun besser, alter Herr?" fragt draußen im Foyer der Doctor theilnehmend.

„Ja, etwas — ach, mir wurde schwindlig, ich habe so etwas Schreckliches gesehen. Können Sie sich denken, Herr Doctor, es war mir, als sähe ich den alten, unvergleichlichen Lönnrot, unseren großen Lönnrot auf der Bühne mitten unter den Spielenden! Ihn, der schon vor vielen, vielen Jahren von der Bühne auf ewig Abschied nahm.

„Und darum machen Sie solche Geschichten?"

„Entschuldigen Sie, Herr Doctor, aber bedenken Sie, ein Spuk, ein Gespenst auf einer hellerleuchteten Bühne."

„Was schwatzen Sie da von Spuk! Das war ja unser großer Lönnrot leibhaftig."

„Lö—ö—nnrot! Aber er hat ja der Bühne auf ewig Lebewohl gesagt?"

„Als Mitglied des Personals, freilich; aber als gelegentlichen Gast hoffen wir noch recht lange ein paar mal wöchentlich durch des Unvergleichlichen unerreichte Kunst erfreut zu werden."

---

# Aus der Hauptstadt.

## Der Herr Bundesrath.

Der Besuch von Volksversammlungen kann nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen und mit ganz bestimmten Gründen entschuldigt werden. Ist man z. B. gerade von einer längeren Ferienreise zurückgekehrt und sehnt sich nach Luftveränderung, so mag's hingehen; der plötzliche Wechsel zwischen wildenbruchisch ozonreichen Waldesgründen und einer glühheißen, von Tabacksqualm und tausend mephitischen Gerüchen geschwängerten Dunstatmosphäre lockt jeden naturfreundlichen Großstädter mit unwiderstehlich zauberischer Gewalt, und es kommt ihm, kann er sich diesen Genuß verschaffen, auf zwanzig Pfennige Entrée nicht an. Auch wer gern schlechtes Bier in schlechter Gesellschaft trinkt, sich von tagelang declamirenden Sprech-Automaten faustdicke Schmeicheleien sagen und schließlich von den „Ordnern" zum „Beitritt" pressen läßt, auch der findet

in politischen Versammlungen seine Rechnung. Außerdem aber bieten sie noch dem Ehrgeiz des Bürgers ersehnte Gelegenheit, sich tüchtig auszutummeln; denn welches Herz muß es nicht höher schlagen machen, wenn am nächsten Morgen schwarz auf Weiß die berühmte „enthusiastische Annahme der Resolution mit allen gegen eine Stimme" verzeichnet steht und man sich hohen Muthes sagen kann, auch zu diesen „allen Stimmen" zu gehören!

Noch ein triftiger Grund besteht für die Theilnahme an Volksversammlungen. Wenn es Dir nämlich hundsmiserabel schlecht geht und Du rottest Dich mit Deinesgleichen, Berufsgenossen und anderen stimmkräftigen Leuten zusammen, die sich in ähnlich verdrießlicher Lage befinden wie Du, und Ihr schreit, schreit, schreit, was das Zeug halten will, bis endlich eine weise Regierung Euch hört, oder „der Herr Bundesrath", wie ein tapferes Handwerksmeisterlein sich neulich ausdrückte — dann zeitigt so eine Massenversammlung mitunter recht erfreuliche Resultate. Denn Seine Gnaden der Herr Bundesrath geruhen, Baumwolle in den Ohren zu tragen, und wer seine archimedischen Kreise stören will, muß über ein gar kräftiges Organ gebieten.

Nur durch andauerndes Nothgebrüll rettet sich bei uns zu Lande ein Stand vom völligen Untergange. Schreien ist weise Wirthschaftspolitik unter dem glorreichen Regimente des neuen Kurses . . . .

Als ich daher an sämmtlichen Anschlagsäulen der Stadt ein bescheidenes, sanftblaues Plakätlein las, worauf „Berliner Handwerker und Freunde des Handwerks" zu einer Besprechung einluden: „Thema: Die Vernichtung des Mittelstandes", lehnte ich die Einladung verbindlich dankend ab und ging meiner Wege. Denn in Handwerker-Versammlungen wird weder übermäßig viel geraucht noch getrunken, die Familienverhältnisse erlauben es nun 'mal nicht; auch faßt man keine „einmüthigen Beschlüsse", im Gegentheil, jede Ansicht findet mindestens ihre „starke Minorität", und schließlich hütet man sich ängstlich vorm Schreien. Möchte doch Niemand von ihnen der lieben Regierung wehe thun, die nun schon ein halbes Menschenalter hindurch „Rettung des Handwerks" und noch vieles Andere verspricht — möchte doch Niemand einer so vielversprechenden Regierung wehe thun! Seit zwanzig Jahren sitzen die Handwerker im Wartezimmer des Herrn Bundesrathes. Und unter allen Umständen klingt als Finalsatz der Klagesymphonien dieser Braven von oben herab: „Das Handwerk kann noch mehr bluten!"

Meditationen solcher Art waren es, die mich bewogen, der Anschlagsäule rasch vorbeizugehen und durch die regenfrische Leipziger Straße meinem Stammtisch zuzustreben. Eben wurden allenthalben die Geschäfte geschlossen, in den Läden verloschen die protzigen elektrischen Lampen, und rothgraue Dämmerung lag poesievoll auf dem breiten Verkehrswege. Es war, als wandelte die Nacht langsam über die Großstadt dahin und entfaltete lächelnd ihr majestätisches Sternenbanner, deß zum Zeichen, daß nun alle Welt Erlösung finden sollte von hartem Sklavenwerk. Und mit eins wimmelte die Straße von vielen tausend bleichen und gebückten Menschen, die alle dankbar zu der milden, tröstenden Göttin aufblickten. Zu der Zauberin, die sie aus dumpfen Käfigen und schmutzigen Galeeren, von uns Comptoirs und Fabriken genannt, befreit hatte.

Ein Laden mit breiten Schaufenstern, darin bunter Jahrmarktströdel aufdringlich sich dehnte, war noch grell erleuchtet; zahllose Frauen und Mädchen hielten ihn, wie tagüber, so auch jetzt noch umlagert, und des Drängens und Stoßens, der bewundernden Ausrufe ward kein Ende. „Nein, wie billig! Nein, wie sie bloß soviel für das Geld bieten können!" In der That, der Bazar suchte an Wohlfeilheit seines Gleichen. In der That . . . Menschenblut, Menschenschweiß und Menschenthränen sind nie billiger gewesen als in unseren Tagen . . . . Dieser Bazar unterbot und ruinirte alle Geschäfte im weiten Umkreis. Wo seine Macht endete, begann der Bereich eines gleich gefräßigen Kumpans. Er versorgte die Kundschaft mit allem, wonach ihr Herz nur verlangen konnte. Von Aal in Gelée bis zu Zigarrenabschneidern in Alfenide, von Atlasschuhen bis zu Zimmetbüchsen, von Ananas-Bowle-Terrinen bis zur Zither; Alpenkräuterliqueur, Zeisigbauer, Armbänder aus Leder und fashionable Zimmereinrichtungen: zwischen A und Z im großen Wörterbuch menschlicher Bedürfnisse war hier alles zu haben, absolut alles. Das Einzige, was man nicht führte, war Schweineschinken, denn der Inhaber galt bei Hirsch Hildesheimer mit Recht für einen gottesfürchtigen Mann und lebte streng nach den Satzungen des von Rickert herausgegebenen Schulchan Aruch.

Die entzückten Schreie der Weibsen ringsum versetzten auch mich in einen Taumel der Begeisterung. „Ist dies nun nicht die höchste, die letzte Stufe, zu der unsere aufgeklärte Zeit emporklettern kann?" dachte ich bei mir. „Aller Handel in einer Hand vereinigt, alle Arbeit von einem Manne abhängig, mit alleiniger Ausnahme der Schweineschlächterei? Ein Zucken seiner Brauen — und Fabriken stehen still, Hunderten wird das karge Blutgeld, darum sie sich abrackern, noch gekürzt; ein zweites Zucken — und Hunderte sind brotlos! Wie ein Sultan herrscht er in dieser Weiber Reich, Wilhelm Arent müßte es ihm neiden — es sind hübsche Weiber drunter, besonders die Kleine da links —; und ist kein Gott neben ihm und nichts ist über ihm als Moses und die Profitchen. Ach, wir haben es herrlich weit gebracht, ach herrlich! Aus fünfzig bis sechzig bescheidenen freien Handwerkerlein wird immer ein unumschränkter Bazarpascha gebacken, und die kleinen Lebensglückchen werden mitleidlos zerstampft, damit nur ja der große liberale Gedanke, die Gewerbefreiheit, erhalten bleibe! Der Allmächtige erhalte uns ewiglich diese Gewerbefreiheit und alles, was zu ihr gehört, damit, was vom selbständigen, ehrlichen Handwerk und Kleinkaufmannthum noch besteht, recht bald in die Höhlen des Proletariats hinabgestoßen werden kann, recht bald in Schmutz und Elend verkomme und dem lieben Staat fluche, der freundlich lächelnd, tolerant und aufgeklärt seine besten Bürger auf dem Misthaufen verhungern läßt. Amen." Und eben wollt' ich selbst den prächtig funkelnden Laden betreten und bei der kleinen Verkäuferin links (der mit den schwarzen Haaren, den abendsternblauen Augen, dem fliederbleichen Gesicht und dem monatlichen Gehalt von Mk. 21.50) einen soliden Aschkasten mit Kohlenschaufel für dreißig Pfennige oder ein Dutzend Zahnbürsten für zehn Pfennige erstehen, als ich eine Hand auf meiner Schulter fühlte und, mich umwendend, in das verhärmte, abgezehrte Antlitz eines Greises sah, dessen schäbiger, vielfach geflickter Rock wahrhaftig nicht in die farbenprächtige Umgebung paßte und dessen todttraurige, hungrige Blicke jedem fortgeschrittenen Menschen durchaus unpassend erscheinen mußten.

„Mein Freund," sagte ich unwillig zu ihm, „Ihr Benehmen ist keinesfalls das gefaßte und ergebungsvolle eines Mitgliedes der Freisinnigen Volkspartei. Herr Langerhans würde sich, so uralt er ist, Ihrer schämen. Mir scheint beinahe, Sie sind wirthschaftlich noch so weit zurück, daß Sie diesen köstlichen Bazar mit seinen lächerlich wohlfeilen Preisen für Kleinigkeiten und seinen Schweizer Berghôtel-Preisen für kostbarere Dinge hassen und ihm und seinesgleichen, sowie der neutral bleibenden Regierung alle Schuld an Ihrem persönlichen Ruin aufbürden wollen. Aber erstens, was geht den Herrn Bundesrath Ihr Ruin an? Solche Privatsachen müssen Sie mit sich selbst austragen. Aber zweitens, lesen Sie denn keine liberalen Zeitungen?"

Der Fremde sagte schüchtern, daß ihm leider seit einigen Jahren das Geld zur nothdürftigen Ernährung seiner sechs Kinder fehle und daß er deshalb zu seinem größten Bedauern augenblicklich nicht in der Lage sei, sich mit schönen Leitartikeln über den bevorstehenden Hungertod zu trösten. Und wie er das sagte, hob er die dürren Hände empor und preßte sie auf sein Herz, und ich sah die von harter Arbeit herausgetriebenen, dicken blauen Adern darauf, und die müden, verschleierten Augen des Mannes, sah ich, die von Nachtwachen erzählten und fürchterlichen Sorgen.

„Es gibt ja noch immer Vereine gegen Verarmung! Gegen Bettelei! in Berlin," entgegnete ich hart, „und der Inhaber dieses preiswürdigen Bazars, der beiläufig 150 Fräulein beschäftigt, hat, ich weiß es aus bester Quelle, erst neulich blanke, baare zehn Mark in die Kasse des Kaufmännischen Hülfsvereins für weibliche Angestellte gezahlt. Wenn Sie auch nichts davon haben, so müssen Sie sich doch solcher hinreißenden Großmuth freuen und geduldig Ihr kleines Leid tragen."

„Man ist ja kein Sozialdemokrat, und habgierig ist man auch nicht," warf mein Begleiter ein. „Aber wenn man so viel Prunk und Schönheit in der Welt sieht, und sagt sich, du hast das alles schaffen helfen, und zum Dank dafür mußt du nun darben —"

„Machen Sie sich nicht lächerlich," fiel ich ihm in die Rede. „Das

ist es ja eben, Ihr Handwerker wollt nicht begreifen, was die moderne Cultur von Euch verlangt; Ihr seid im höchsten Grade culturfeindlich. Die moderne Cultur verlangt von Euch, daß Ihr untergeht. Die Zukunft gehört der Großindustrie, dem Großkapital. Es ist eine wonnevolle Zukunft. Mittelstand, freie, unabhängige Handwerker, selbständige und deshalb zufriedene kleine Leute gibt's dann nicht mehr. Wirkl. Geh. Commerzienräthe gibt es noch zwei oder drei Dutzend, Leute mit einem Minimumeinkommen von drei Millionen Mark, und ihnen gegenüber unendliche, riesige Massen von Arbeitssklaven; Fabrikpöbel, der gerade Lohn genug bekommt, um sich Abends mit Kartoffeln den Bauch füllen und morgen wieder arbeiten zu können. Gemästete Uebermenschen in Gold und Licht einerseits, und andererseits

»Ein schwarzes Elend, tausendfacher Tod,
Und Schmutz und Lumpen rings, und grause Noth,
Wie Irrwischglanz der Augen irres Licht,
Und bleich vor Hunger jedes Angesicht.
Die Herzen all voll Wuth und wilder Gier,
Und Menschen doch von Fleisch und Blut wie wir!«

Sehen Sie, das ist die Zukunft unseres Volkes, das deutsche Hochcultur! O, Gottes Segen über sie und jeden Culturfortschritt, der uns diesem benedeiten Ziele näher bringt!"

Wir schritten selbander die sich rasch verdunkelnde Straße hinauf.

„In allen Parteien gibt's ja Leute, die uns Handwerkern helfen wollen," begann der Alte wieder, „wenigstens vor den Wahlen; auch der witzige Bierphilosoph von Halle hat es mandatschnappend neben tausend anderen Dingen versprochen. Wir Handwerker haben Unglück mit unseren Freunden. Von 1860 bis 1880 hielten wir treu zu den Liberalen und die schnitten uns deß zum Dank schon 1869 die Gurgel ab; dann standen wir zu den Antisemiten um Stöcker, die uns ein Pflästerchen aus der Bundesraths-Apotheke verschrieben, aber Seine Gnaden der Herr Bundesrath wollten nicht. So lange noch in jedem Jahr die nöthige Friedenspräsenzstärke herauskommt, ist er fidel und unbesorgt. Nach ihm die Sündfluth. Denn daß ein muskelschlaffes, schwindsüchtiges und ausgehungertes Fabrikvolk immer weniger heertüchtige Rekruten liefern und die mit Recht beliebten neuen Militärvorlagen bald unmöglich machen wird — daran denken der Herr Bundesrath nicht. Der Herr Bundesrath haben Wichtigeres zu thun. Die Uniformirung der deutschen Armee mit neuen Hosenknöpfen, die Confiscation unzüchtiger Photographien und Untersuchungen über den Nährwerth des Caprivibrotes, diese Dinge gehen weitaus vor."

„Zweifeln Sie etwa daran?" mischte sich jetzt ein dicker Herr in unser Gespräch, der mit goldbesticktem Ministerfrack, Galanteriedegen, Dreimaster angethan war und dessen feistes Gesicht in erfreulicher Röthe glomm. „Ich bitte Sie, welche Gründe hätte ich denn auch, mich für Sie zu interessiren? Sie warten ja doch. Ihr Handwerker seid ja geduldig. Wenn sie Euch Euer sauer Erspartes Stück um Stück, Groschen um Groschen gestohlen haben, wenn Ihr das letzte Bett auf das Leihhaus getragen habt und selbst der Gerichtsvollzieher interessefos an Euch vorübergeht — was thut Ihr dann? Eine submisse Petition setzt Ihr auf. Petitionen aber haben nur den Zweck, die Dividenden der Papierfabriken zu erhöhen. Dringt Eure Deputation bis zum Herrn Ministerpräsidenten vor, dann wird er einfach patriotisch, was er in Verlegenheit um bessere Gründe immer zu thun pflegt, ruft begeistert: Allzeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit! und Ihr zieht mit vollen Herzen, aber leeren Magen wieder ab. Bei den Wahlen, was thut Ihr? Immer dem Mann gebt Ihr Eure Stimme, der es am treuesten und ehrlichsten meint mit Eurem kaiserlichen Herrn und mit dem Vaterlande. Ja, handelt denn so ein einziger vernünftiger Mensch im ganzen Reiche? Jeder sieht doch zu, wo er bleibt. Ihr müßt Euch an den anderen ein Beispiel nehmen."

Das Männlein an meiner Seite ballte verstohlen die Faust in der Tasche. Es war ihm das eine liebe Gewohnheit seit dreißig Jahren.

„Wir können uns um Niemand kümmern, der nicht schreit, schreit, schreit!" fuhr der Herr Bundesrath mit jovialem Lächeln fort. „Schreit und droht, helft Euch selbst, dann wird Euch Gott auch helfen. Nach ihm vielleicht auch ich. Die deutsche Großindustrie, als es ihr ein wenig elend ging unter dem Regime der absoluten Bambergerei, fing zu schreien und zu toben an; ich half ihr mit „barbarischem Rüstzeug aus der Rumpelkammer des Mittelalters" (cfr. Richter's A-B-C-Buch, unter „Schutzzoll"), und sie befindet sich heute kannibalisch wohl. Die Landwirthschaft schrie und schreit noch jetzt, was das Zeug hält, und ich habe Heidenrespect vor ihr; werd' mich hüten, ihr ungefällig zu sein. Sonst gibt es ja einen hörbaren Ruck nach links! Aber Ihr — Ihr! Hahaha!" Der dicke Herr lachte, als hätte ein Prinz einen Witz gemacht, so erschütternd herzlich, so demonstrativ.

„Die Großindustrie und die Landwirthschaft, die hätten's auch allenfalls ohne Staatshilfe ausgehalten, und darum haben sie welche bekommen; Ihr Handwerker geht ohne sie zu Grunde, und darum helfen wir Euch nicht. Für Euch giebt es, Ihr könnt's bei allen Professoren lesen, keine Rettung. Ihr könnt ja nicht schreien. Innungszwang, Befähigungsnachweis, Regelung des Submissionswesen und der Gefängnißarbeit — albernes Geschwätz! Damit geht's nicht, das ist dem Dümmsten klar. Und nach besseren Mitteln zu suchen, dazu haben wir keine Lust. Dazu benehmt Ihr Euch zu anständig. Erst werden die Schreier befriedigt, nachher bauen wir die Gewerbeordnung in „freiheitlichem Sinne" weiter aus, daß Euch die Knochen knacken, und nachher rasten wir. Wenn Euch die Dampfkolben der Fabriken packen und niederstoßen, wehrt Euch nicht, unterwerft Euch gutwillig! Die letzte Säule der Monarchie zerbrochen, ein paar Hunderttausende redlicher, treuer, werthschaffender Staatsbürger mehr versklavt, mehr Raum geschafft dem Alexanderzuge Sr. Majestät Mammons des Großen — was kümmert's uns? Nach uns die Sündfluth!" —

Die elektrischen Straßenlampen glühten auf und glotzten blöde in die lärmvolle Nacht hinein. Der Herr im Ministerfrack war unbemerkt in einem der offiziellen Gebäude verschwunden. Ich glaube, Herr von Böttticher, der, wenn er sich 'mal langweilt, auch sozialreformirt, gab zur selben Stunde ein amtliches Diner und feierte in bekannt geistreicher Weise die gedeihliche und naturnothwendige Fortentwickelung unseres Wirthschaftslebens. Der Herr Bundesrath waren zu dem Diner geladen.

„Er mag Recht haben, mag Recht haben!" flüsterte mein Alter. „Wenn das Unterste zu Oberst gekehrt würde, wenn der Bebel siegte, wir Kleinsten, wir Allerärmsten könnten dabei nur gewinnen. Ja, wir würden vielleicht wieder leben können, wie es fleißigen Menschen zukommt, und brauchten nicht immer dem morgigen Tage mit Grausen entgegenzu sehen. Aber gegen meinen Kaiser wählen und mein liebes Land ... Nein, da will ich schon lieber weiter hungern." Caliban.

---

## Die Berliner Kunstausstellung.

V.

„Fritz von Uhde" — ich wollte eben die Feder ansetzen, um über seine Bilder in der Berliner Ausstellung zu berichten, als mir ein Buch von Otto Julius Bierbaum*) unter diesem Titel zuging. Ich las die beachtenswerthe Arbeit durch, bis auf das „Verzeichniß der Werke" am Schluß: Und mir tauchten Erinnerungen aus Zeiten auf, die ich lediglich aus dem Gedächtnisse nicht mehr an einander zu knüpfen vermocht hätte.

Da finde ich die Notiz, daß vor 1880 Uhde in Dresden den „Reiterangriff des Regiments von Plotho in der Schlacht bei Wien" malte. Als ich damals über das Bild las, theilte ich unwillkürlich den Abscheu aller fachmäßig Gebildeten gegen den dilettirenden Gardereiter-Offizier. Es steht nun einmal im Herzen eines bürgerlich Denkenden, selbst wenn er Landwehr-Lieutenant der Infanterie ist, fest, daß ein Reiteroffizier zwar bei Frauen und zu Pferde Glück habe, daß er also auch dort seinen Beruf suchen solle, nicht aber bei ernster Arbeit. Und wenn da ein blauröckiger Gardereiter plötzlich Schlachtenbilder malen will — so bäumt sich das Klassengefühl gegen ihn auf. Schuster bleib bei Deinem Leisten! Das Bild kann nicht ernst zu nehmen sein!

Damals erschien von der Feder des in Dresden sehr beliebten verstorbenen Volksmannes Dr. Herrmann ein hohnschnaubender Aufsatz, in welchem Uhde als Maler gleich bei seinem ersten Auftreten vernichtet wurde. Herrmann, sonst ein gewandter Schriftsteller und ein schlagfertiger Kopf, stand mit der Kunst, ohne es freilich selbst zu ahnen, auf dem allerschlechtesten Fuße. Er schlug stets mit einer geradezu untrüglichen

*) München, Münchner Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co. 1893.

Sicherheit mit seinem Urtheil daneben. Denn er faßte die Kunst ganz als Illustration auf und verstand sie nur vom Gesichtspunkt des Gelehrten. Ich erinnere mich noch eines Aufsatzes über einen der feinsinnigsten, und daher meist verhöhnten Künstler Dresdens, über Förster-Lirg, über den er auch das wahrhaft Ungeheuerlichste an falscher Auffassung vorbrachte. Herrmann's Aufsatz über Uhde reizte mich erst an, mir jenes von einem Cavallerieoffizier gemalte Reiterbild anzusehen. Und ich erinnere mich sehr deutlich der Ueberraschung, das Werk eines Künstlers vor mir zu finden, der von dilettantischer Verzagtheit kaum etwas hatte, obgleich die Unfertigkeit das mächtige Wollen an allen Ecken und Enden durchbrach. Es wirbelt alsbald bei der Erinnerung an das Bild eine stürmisch bewegte Masse von mächtig sich vorstreckenden Hufen und Säbeln, von Helmen und Panzern vor meinem Gedächtniß auf.

Und dann war ich neugierig, aus Bierbaum's Buch zu ersehen, von welchem Jahre der „Leierkastenmann von Zandvoort" und die „Trommelübung" waren, die ich nun schon mit Aufmerksamkeit im Geschäft meines Bruders Fritz Gurlitt und später in Dresden sah. Sie waren nur zwei Jahre später entstanden, 1882. Mit dem feinen Blick für das Gute, den mein Bruder besaß, einem Blick, den ich, nicht bloß aus Familiensinn, nur mit dem des Grafen Schack vergleichen kann, der an Sicherheit der Empfindung und namentlich des Eindringens in den wahren Werth der Kunstwerke weit über das hinausging, was irgend Einer in Berlin, sei es nun Kunsthistoriker, Kritiker oder Kunstkenner besaß, hatte mein Bruder sofort in Uhde den kommenden Mann erkannt.

Damals schrieb ich einen Aufsatz über die „Trommelübung" in der bisher im Wesentlichen vergeblichen Hoffnung, den Dresdenern zu beweisen, daß sie alle Ursache hätten, auf Uhde's Kunst stolz zu sein. Es war dies freilich ein Bild, das damals noch sehr Wenige in Deutschland verstanden. Ein paar bayrische Soldaten auf einer sonnigen Wiese, eines der ersten Hellbilder, welches man in Deutschland zu sehen bekam. Und die Kritik ging erbarmungslos mit dieser Arbeit um, wenn sie nicht überhaupt zu vornehm war, sie zu nennen. Ich erinnere mich auch noch des Briefes, den mir Uhde, welchen ich persönlich nicht kannte, damals schrieb. Er nannte mich den ersten Deutschen, der seine künstlerischen Absichten verstehe oder doch öffentlich würdige. Und ich erinnere mich auch, daß ich andererseits von den akademiegerechten Künstlern sehr hart mitgenommen wurde, daß man mich mißtrauisch frug, ob ich denn mit Uhde oder seinem damals noch lebenden einflußreichen Vater befreundet sei, weil man sich nicht vorstellen konnte, daß ich unbelohnt „so etwas" billigen, ja für „diesen Schund" eintreten könne.

Die Zeit hat sich schnell gewandelt. Die „Trommelübung" hatte in Paris schon die „Mention honorable" erhalten, 1884 folgte die kleine goldene Medaille in Berlin, 1885 die goldene Medaille in Paris, 1888 die zweite, 1889 die erste Medaille in München. Es war das die Zeit der beginnenden Anerkennung. Seither ist Uhde Parteihaupt geworden und steht mitten im Kampf.

Unlängst trat ich mit einer jungen Frau vor Uhde's „Heilige Nacht". Sie hatte das Bild bei meinem Bruder 1889 gesehen und es abscheulich gefunden. Sie war dabei gewesen, wie die Ankaufscommission der National-Gallerie es dort besichtigt hatte: Einen ihrer Mitglieder, einen Maler der Deutlichkeit, regte es namentlich auf, daß man nicht erkenne, ob der auf dem linken Flügel heranschreitende Hirt den Stock am Arme hängen habe, oder ihn untergeklemmt trage: „Selbst das kann Uhde nicht klar darstellen!" rief er ein über das andere Mal. Und jene junge Frau hatte dieser Kritik und der ablehnenden der Anderen, die ihre Herzen schimpfend erleichterten, völlig Recht gegeben. Nun sah sie das freilich in einigen Theilen überarbeitete, aber im Wesentlichen unveränderte Bild wieder! Die Thränen traten ihr in die Augen: Sie sah den Morgenduft, der sich um das Haupt der Dulderin zum Kranze verdichtet, sie sah die dämmernde Tiefe des Raumes, die fröhliche Engelwelt in ihrer Unbefangenheit, das Erstaunen der Hirten — und sie wollte es nicht glauben, daß es dasselbe Bild sei, welches sie vor vier Jahren gesehen habe! Ist das Bild ein Anderes geworden? Oder beginnt Uhde die Menschen zu zwingen, daß sie ihn verstehen? Wird wieder einmal schön, was so lange häßlich war?!

In den Berliner Kritiken lese ich über die gegenwärtige Ausstellung, daß Uhde wenigstens in seinem Bildniß des Schauspielers Wohlmuth und in seinem „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden!" anfange, seine unausstehlichen Fehler abzulegen. So sagt man nämlich in der Sprache der „besonnenen" Kritik, wenn man merkt, der Maler sei einem „über"; wenn man erkennt, daß man durch Weiterschimpfen seinem Namen als Sachverständiger Abbruch thue und daß es Zeit sei, den Vielverlästerten und Nieverstandenen „wohlwollend" zu behandeln.

Bierbaum erleichtert dies der Kritik in sehr verständiger Weise; namentlich indem er Aussprüche von Franzosen heranzieht, und nachweist, daß diese sehr deutlich und scharf das Unfranzösische, das ihrer Art Widerstreitende an Uhde's Wesen erkennen. Er unterbindet jenen, welche nationalen Eifer zum Verbündeten ihres Unverstandes oder Mißverstehens machen, die Zornesader. „Uhde hat keine Geistesvorgänger bei uns," sagt Amédé Pigeon, „es ist der alte deutsche Traum, der erhabene Traum eines Dürer und eines Bach, der sein Herz erfüllt!" „Ich kenne kein religiöses Bild," sagt Maurice Bouchor, von Uhde's „Abendmahl", „das so ernsthafte Herzenserfüllung in sich trage, bis auf Rembrandt zurück." E. Lafenestre, einst Minister der Künste, sagt, keines habe eine solche Kraftwirkung eines moralischen Empfindungsgehaltes. André Michel verhöhnt den deutschen Museumsdirector, welcher ihm einwarf, Uhde male französisch: „Nein, Herr v. Uhde gehört seinem Vaterland, was er sagt, hat vollen germanischen Klang!"

Vielleicht glauben es die Deutschen den Franzosen, vielleicht lernen sie von den Fremden die eigene Eigenart verstehen, durch sie sich loszureißen von der romantisch-akademischen Kunstauffassung, die so fremd und schwer auf dem deutschen Geschmack lastet. In kurzer Zeit ist viel geschehen! Wenn man heute, elf Jahre nach der „Trommelübung", ein Uhde'sches Werk preist, gilt man nicht mehr für einen Dummkopf, sondern eher für einen Pfiffikus, der sich bei der Partei der „Jungen" anschmeicheln will.

Uhde ist zweifellos eine sehr empfindliche Natur. Ich meine dies hier nicht in dem Sinne, daß er durch Tadel leicht verletzt wird. Er hat nach dieser Richtung eine harte Schule hinter sich! Tiefer sind die Wunden, welche fremdes Können seinem Ehrgeize bereiten. Uhde hat vielfach sich von Anderen beeinflussen lassen. Lernte z. B. L'hermitte von ihm, so nahm auch Uhde Lehre von ihm an. Bastien Lepage ist zweifellos einer der größten Anreger für alle Welt, also auch für Uhde gewesen, Boldini's technische Meisterschaft und ungebundene Sicherheit guckt deutlich aus manchem neueren Bilde hervor.

Aber in Einem bleibt Uhde sich treu: Sowie er heilige Gegenstände malt, verschwindet alles Experimentiren. Da ist er ganz er selbst, ganz eigener Empfindung, ganz frei von Nachahmung. Da ist er auch von einer unerreichten Größe. Jener Franzose hat so unrecht nicht, welcher ihn neben Menzel den einzig großen lebenden deutschen Meister nennt, indem er in beiden die Sonderart schätzt, das was seinen Volksgenossen eben fehlt, die Tiefe der Welterkenntniß, eine Tiefe aus der ein wunderlich knorriges Gebilde hervorquillt.

Zwei Männer begegnen auf seinem neuen Christusbilde dem Herrn am Abend auf der Landstraße und laden ihn ein in ihr Haus zu treten. Der dämmernde Ton, den Uhde lieben gelernt hat, seit er an der Hellmalerei sich zur Tonsicherheit herangebildet, liegt ruhig, ernst über dem Bilde. Die Männer sind nicht „schön" und Christus ist es auch nicht. Das heißt, alle drei sind Leute, die man, begegnete man sie auf der Straße, nicht auf ihre hübschen Gesichter oder schönen Kleider hin ansprechen, sondern in denen man nach seelischen Eigenschaften suchen würde. Ich habe während der ganzen, endlich überwundenen Wahlperiode nicht ein Flugblatt gelesen, in welchem der Nation ein Candidat damit empfohlen wurde, er habe eine schöne gerade Nase, einen zweigezipfelten Bart und gescheiteltes Haar. Die Nation wählt also selbst in diesem mit allen Mitteln des Angreifens betriebenen Kampfe nicht nach Aeußerlichkeiten. Vielleicht ist das ein Fehler und wäre ein Parlament von schönen Männern erträglicher, wie das jüngst verflossene. Aber thatsächlich erkennt man doch, daß nicht die Schönheit, sondern innere Werthe den Mann der Nation bedeutend erscheinen lassen. Man stellt die Candidaten nicht zur Schau, man läßt sie reden; man berichtet in den Zeitungen nicht über ihr Aussehen, sondern über ihre Ansichten. Und der Candidat hütet sich einen zu schönen Schlips und einen zu künstlich gedrehten Bart zu tragen, weil er weiß, daß ihn seine Wähler sonst leicht für einen Fant halten.

Also erweist sich Uhde als echt deutsch, wenn er seinen Christus nicht zu schön macht, das heißt, wenn er ängstlich vermeidet, ihn als einen Mann darzustellen, der vor dem Spiegel zu Hause ist. Und die Menschen, welche er in seine Nähe stellt, läßt er auch ein Kostüm tragen, ihnen gibt er Geberden, welche unauffällig, nicht einmal auffällig schön sind. Wenn nun gerade die Kleider und Geberden an Uhde's Bildern so viel Anstoß erweckten, so hat das seinen Grund nicht in den Bildern, sondern im Beschauer. Wer die Mutter Gottes, die Gattin des Zimmermannes, die im Elend Gebärende, bisher stets in einem schönen rothen Rock und blauen Mantel abgebildet sah, dem erscheint ein unauffälliges Kleid natürlich fremdartig, wie dem russischen Frommen, der echt religiöse Kunst nur in einem Ueberschwang von Goldblech erkennt, schon Rafael, zu „unideal" ist. Kindlichkeit und Rohheit läßt die Menschen äußere Merkmale seiner Würde tragen. Die Könige legten sie allezeit ab, sobald sie es den Forderungen an ihre Würde gegenüber konnten. Und nur die Kinder stellen sie sich mit der Krone auf dem Kopf und mit dem Reichsapfel im Munde vor.

Christus hat bei Uhde weder den Luxus der schönen Kleider, noch der duftenden Pomaden, noch selbst der klassischen Nase. Er geht nicht mit dem Scepter kirchlicher Würde angethan durch die Bilder des Münchner Meisters; man erkennt ihn nicht an Abzeichen seiner Größe. Man muß im Menschen den Gottessohn suchen. Unter den Zeitgenossen, während der Herr noch auf Erden weilte, erkannten und fanden ihn Viele nicht. Er ist also nicht im Strahlenkranz durch die Welt geschritten, er ist nicht als Apollo durch Jerusalems Straßen gewandert, er hat nicht äußere Merkmale getragen. Er war Mensch unter Menschen, unauffällig, bescheiden, ein von innen heraus zu Verstehender, ein Bringer von Ueberzeugungen und von Lehre, nicht ein „schöner Mann".

Aber unsere Theologen lieben ihn zumeist als solche! Wie lange wird es dauern, bis auch bei ihnen der Umschwung vom Formalismus zur Innerlichkeit sich vollzieht. Man muß ihre „Kunstblätter" lesen, um zu sehen, wie weit ab sie noch vom Verständniß sind, wie ihnen Christus nur dann als ideal dargestellt erscheint, wenn man auf den ersten Blick erkennt, daß er anders ist, wie sie selbst, jedenfalls aber, daß er den besseren Gesellschaftskreisen angehöre!

Das ist zwar eine treffliche Selbstkritik, aber eine solche, die uns künstlerisch nicht fördert!

Cornelius Gurlitt.

# Offene Briefe und Antworten.

## Nochmals Friederike Brion.

Geehrter Herr!

Bezugnehmend auf Ihre Kritik über Düntzer's „Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit" in Nr. 22 der „Gegenwart", bitte ich mir als dem in dem genannten Werke der „Fälschung" Beschuldigten ein Wort der Erklärung nicht zu versagen. Daß ich die „Liebesgeschichte" Lenzens mit Friederike in meinem Werke: „Friederike Brion von Sesenheim" (Berlin, 1884) nicht wie Herr Prof. Düntzer betrachtete, sondern mit meinen Augen und dabei zu einer anderen Ansicht kam, ist deshalb doch keine „tolle Fälschung". Wenn er u. a. bemerkt: „Die zwischen Goethe und den Eltern nebst den Geschwistern angeredete Albertine kann nur eine Geliebte im fernen Königsberg sein (Die Quelle dieser neuen Ansicht?), mit der er seit drei Jahren außer Verbindung gewesen ist, nicht Friederike, an der Weinhold (vergessen: nach Falck 1884 l. c. S. 68) gedacht hat. Falck schreibt hier geradezu Friederike. Für seine vielfach abweichenden Lesarten beruft er sich auf eine Sammlung der Friederikelieder von Lenz, deren Abschrift von dessen Freund und Seelsorger Jerzembsky er besitze. Hätte Lenz eine solche in späteren Jahren wirklich gemacht, so würde sie in Bezug auf Ereignisse seiner in Deutschland verlebten Jahre ohne Bedeutung sein." (Wenn Goethe z. B. sein Gedicht: „Willkommen und Abschied" an Friederike in späteren Jahren veränderte, vergl. Falck l. c. S. 22, so behält das Gedicht nach Düntzer l. c. S. 29 seine Bedeutung zu Friederike, aber wenn Lenz dasselbe thut, ist es ein Verbrechen.) „Und so könnte es im besten Falle nur eine Wunderlichkeit von Lenz sein, wenn er damals Friederike an die Stelle von Albertine gesetzt und die Verse: »Ihr stummen Bänme« eingeschoben hätte." (Aber wenn Goethe das Gedicht: „Neue Liebe, neues Leben" später auf Lili Schönemann bezieht, so ist das keine Wunderlichkeit, sondern hat nach Düntzer seine vollständige Richtigkeit). „Es bliebe eine Fälschung, diese veränderte Fassung schon in die deutsche Zeit von Lenz zu setzen."

Dieser letzte Satz krönt nun sein Werk! — Wer sagt es denn Herrn Düntzer, daß diese „veränderte Fassung" von Lenz später in Moskau zusammengesetzt ist? Ich, der ich nur allein seine Quelle sein konnte, nicht! Allein es ist vielleicht seine Ansicht, daß die von Zoeppritz 1869 aus Jacobi's Lenz-Nachlaß veröffentlichte Lesart die ältere ist, doch gegen diese seine Ansicht kämpfe ich hier nicht. Sie steht ihm frei, wie es Ludwig Tieck 1828 frei stand, dem Dichter J. M. R. Lenz ein Gedicht: „Ode auf den Wein", mit der Jahreszahl „1748", also drei Jahre vor seiner Geburt dichten zu lassen. Wogegen ich hier auftrete, ist jedoch nur die Anschuldigung auf „tolle Fälschung".

Wer hat gefälscht? Herr Düntzer spricht es direct nicht aus, ob er Lenz oder Jerzembsky oder Falck oder alle Drei meint? Und was ist gefälscht? — Der Name Albertine oder das Gedicht? Wer eine Anklage auf Fälschung gleich gegen drei Personen in so apodiktischer Form einleitet, von dem verlangt man auch etwas Bleibendes in der Beweisführung und nicht die beweislose Verläumdung. Da ich als Kläger nicht zugleich Richter, doch in Betreff des Urtheiles ruhig sein kann, welches der Leser über uns Beide fällen wird, scheide ich von meinem Antipoden, hoffentlich auf immer, indem ich ihm die Meinung eines alten Edelmannes in's Gedächtniß rufe: „Ich finde, daß Nichts so niedrig, so entwürdigend ist, als von seinem Gegner übel zu reden. Wer Jemand verläumdet, mit dem er gelegentlich die Waffe zu kreuzen hat, scheint mir der Ehre, den Degen zu tragen, nicht werth."

Riga, den 6/18. Juni 1893. Paul Falck.

# Notizen.

„Romeo und Julie am Pregel". Roman von Rudolf v. Gottschall. (Leipzig, Carl Reißner.) Das dankbare alte Thema ist ohne Eigenart behandelt und läßt uns kalt. Viel bedeutender ist „Gustave Randerslandt", Roman von J. Niemann im nämlichen Verlag. Die Haupthandlung und ihre Figuren sind zwar nicht eben glücklich ausgeführt und nehmen unsere Theilnahme nicht gefangen, aber die Nebenfiguren und das Beiwerk erhalten Meisterliches. Lustige Figuren à la Boz mit einem starken Stich in die Caricatur sind Dr. Schadow, der durchaus einen Magenspiegel erfinden will, und der Chemiker Wolfert, der dem Meere seinen Silbergehalt nehmen möchte. Niemann hat eine verhängnißvolle Neigung, seinen Dialog mit allerlei Tagespolemik zu füllen; früher sprach er sich am liebsten über militärische Fragen aus, diesmal belehren uns seine redseligen Menschen über den Antisemitismus. Wir können nicht sagen, daß sie uns irgend überzeugt oder auch nur gefesselt hätten.

Psychologie in Theologie und Kirche? von H. Vorbrodt. (Dessau, Herm. Oesterwitz. Der Verfasser (Pastor bei Bitterfeld) hat sich schon früher in einem Buche über Lotze's Ethik als ein tiefdenkender Kopf bekannt gemacht. Hier betrachtet er zunächst die Psychologie in der Theologie der Vergangenheit, von den durch Aristoteles beeinflußten Schriften der Kirchenväter bis auf das bahnbrechende, aber immerhin nur vorbereitende Wirken eines Schleiermacher und Ritschl. Sodann wird für die Gegenwart verlangt, „daß alle Theile der Dogmatik auf einen psychologischen Nenner zu bringen seien", und erörtert, welche Richtung der modernen Psychologie zu Grunde zu legen sei. Der Verfasser entscheidet sich für den „Normalphilosophen der Theologie", für Lotze, und wendet dessen Begriffe zunächst auf das Dogma an. Als besonders entscheidend wird der Unterschied zwischen „Worturtheil und Sinnesurtheil" hingestellt, als Unterschied zwischen Herz und Kopf, zwischen Glauben und Wissen. Das „Worturtheil" sei das Sicherste in aller menschlichen Erkenntniß; die große Bedeutung des Worturtheils für die Rechtfertigungslehre, die Persönlichkeit des Heilands, Offenbarung u. A. wird überzeugend dargelegt. Unter gleichen Gesichtspunkten wird sodann die Apologetik, die theologische Ethik und praktische Theologie beleuchtet und für die letztere ein Grundriß nach psychologischen Prinzipien aufgezeichnet. Am Schluß wird die Bedeutung der Psychologie für die Kirche und die einzelnen Confessionen dargelegt, daß nämlich die psychologische Betrachtungsweise so manchen Bekenntnißunterschied zu verwischen im Stande sei, da dergleichen Gegensätze oft nur auf leicht auszugleichender „psychologischer Einseitigkeit" beruhen. Das Apostolikum sei zwar bei der Auslegung psychologisch zu vertiefen, aber als ein „altehrwürdiges Denkmal" festzuhalten. Den gottgewollten Ordnungen der Kirche habe sich besonders jeder Geistliche trotz aller freien psychologischen Betrachtungsweise unbedingt zu fügen und dürfe an dem Bekenntniß, auf das er verpflichtet, nicht rütteln. Es ist jedenfalls ein hochinteressantes Schriftchen, das auch den Andersdenkenden anzuregen und zu fesseln vermag.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummer bestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

### Belletristische Novitäten

aus dem Verlage der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

**Die Rache ist mein.**
Roman von
**Ottomar Beta.**
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

**Unter den Taunusbuchen.**
Roman von
**Adolf Brennecke.**
Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

**Tante Jettes Pflegesöhne.**
Roman von
**Alexander Römer.**
2 Bde. Preis geh. ℳ 5.—; fein geb. ℳ 6.—

**Felicitas.**
Novelle von
**R. Waldmüller**
(Ed. Duboc).
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

In neuer Auflage ist soeben erschienen:

**Auch Einer.**
Eine Reisebekanntschaft
von
**Friedrich Theodor Vischer.**
Sechste Auflage.
Mit dem Bildnis des Verfassers.
2 Bde. Preis geh. ℳ 9.—; fein geb. ℳ 11.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlag **Wilhelm Friedrich**, Leipzig, erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

**Raubzeug.**
**Novellen von M. G. Conrad.**
8°. broch. ℳ 3.–, eleg. geb. ℳ 4.—

„Raubzeug" betitelt M. G. Conrad den soeben erschienenen Band seiner neuesten Novellen. Der Dichter hat hier Seelenzustände künstlerisch analysirt, wie es mit gleicher Kraft und Schärfe selten geschehen ist in unserm neuen Schriftthum. Der Titel „Raubzeug" läßt errathen, daß wir in diesem merkwürdigen Buche in keine still gesittete froh genießende Welt geführt werden. Dennoch fehlt es nicht bei allem Peinlichen und Schrecklichen an versöhnenden Momenten. Das Buch ist ein kunstvoll geschliffener Moralspiegel unserer erregten Uebergangszeit.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"**
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Wollny,** **Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefassten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis ℳ 5.—

**Wollny,** **Fr. Dr., Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 Pf.

**Wollny,** **Dr. Fr., In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W. 64.**

Soeben erschien:

**Briefwechsel**
des Generals
**Leopold von Gerlach**
mit dem Bundestags-Gesandten
**Otto von Bismarck.**

Geh. 5 M., geb. in Leinw. 6,20 M., geb. in Halbfranzband 6,50 M. — 22 Bogen Lex. Oct.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Die kleine Odyssee.**
Eine Seegeschichte
von
**Heinrich Kruse.**
8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

**Die Gegenwart 1872–1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XLIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7 — Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. — Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 15. Juli 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Untergang der „Victoria" und die großen Schlachtschiffe. Von einem Marine-Offizier. — Thorheiten vor der Wahl und nach der Wahl. Von Succentor. — Das Lebensversicherungswesen. Von O. Hansen. — **Literatur und Kunst:** Die Kunst und das Volk. Von Otto Krack. — Der Schlußband von Zola's Rougon-Macquart. Von Franz Servaes. — **Feuilleton:** Zur Pflege der Gesundheit. Von M. H. — **Aus der Hauptstadt:** Schach dem Könige! Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Untergang der „Victoria" und die großen Schlachtschiffe.

Von einem Marine-Offizier.

Der Untergang der „Victoria", eines der größten und stärksten Schlachtschiffe der englischen Flotte in Folge eines Zusammenstoßes mit dem gleichartigen „Camperdown" hat die Aufmerksamkeit von Neuem auf die Frage gelenkt, ob die modernen Panzerkolosse, mit deren Herstellungskosten von zehn bis zwölf Millionen Mark vier kleinere leistungsfähige Kriegsschiffe gebaut zu werden vermögen, gegenüber den Gefahren des Rammens und sonstiger Zusammenstöße, sowie der Angriffswaffe der Torpedos, für ihrem Werth und ihrer Größe entsprechend nützliche Bestandtheile der Kriegsflotten zu erachten sind oder nicht.

Nach dem jetzt vorliegenden amtlichen Bericht des Contre-Admirals Markham über den Unglücksfall bei Tripolis trug ausschließlich die Art des von Admiral Tryon für das englische Mittelmeergeschwader unmittelbar vor der Katastrophe befohlenen Manövers in Anbetracht der für dasselbe zu geringen Distanzen, ebenso wie bei dem Unglück bei Folkestone, und offenbar der Umstand die Schuld an dem Untergange der „Victoria", daß der „Camperdown" oder die „Victoria" bei der von ihnen ausgeführten Bewegung ihrer Steuerung und dem Rückwärtsarbeiten der Maschinen nicht rasch genug zu folgen vermochten.

Das aus zwölf Schiffen bestehende britische Geschwader dampfte am Nachmittag des 22. Juni 3 Uhr 28 Minuten mit einer Geschwindigkeit von acht Knoten in doppelter Kiellinie oder mit sechs Kabel, d. h. ca. 1110 Meter Distanz der beiden Linien und je zwei Kabel oder 370 Meter Distanz der Schiffe unter einander in der Entfernung von sechs Seemeilen von Tripolis, unweit der Küste; die „Victoria" hatte die Führung der landwärts befindlichen Linie, der „Camperdown" diejenige der anderen. Es wurden Evolutionen unter Dampf ausgeführt. Jedoch nicht, wie es zuerst hieß, bei einer Schwenkung der einen oder beider Linien oder bei einem Tausch der Stellungen beider, sondern in der Ausführung einer Kursveränderung beider Geschwader-Divisionen vermittelst einer Drehung der Schiffe nach innen um 16 Strich, d. h. bei dem Einnehmen des entgegengesetzten Kurses, welches derart erfolgen sollte, daß die Schiffe beider Linien sich einander in einer Curve nähern und in der Mitte des sie trennenden Zwischenraums die neue Richtung einschlagen sollten, erfolgte der Zusammenstoß. Es wird berichtet, daß Admiral Tryon unmittelbar nach dem Moment der Kollision erklärte, er allein trage Schuld an derselben, und daß Admiral Markham auf dem „Camperdown" zuerst Anstand nahm, die befohlene Bewegung, deren Gefahr er in Anbetracht der innegehaltenen engen Distanzen erkannte, auszuführen und erst auf die Frage Tryon's: Weshalb warten Sie? dazu schritt. Ueberdies glaubte Admiral Markham nun, daß es nur die Absicht Tryon's sei, derart die zweite Division der ersten zu nähern.

Das ausgeführte fehlerhafte Manöver ließ sich, der Darstellung Markham's zu Folge, offenbar vermeiden; allein kaum dürfte sich der in den Gewichts- und Constructionsverhältnissen der großen Panzerschiffe begründete, dabei von Neuem hervorgetretene Mangel beseitigen lassen, daß die eine Last von mehreren 100,000 Centnern repräsentirenden ungeheuren Schiffskörper selbst einer doppelten Steuerung und außerordentlich mächtigen Maschinen schwer folgen, sowie die unverhältnißmäßige Gefahr, welche für derartige große Kriegsschiffe, wie das zum Sinken gebrachte, gegenüber dem Rammstoß des Sporns feindlicher Schlachtschiffe und deren Torpedowirkung insofern besteht, als vermöge ihrer selbst ein solcher Panzerkoloß ersten Ranges mit 7—800 Mann Besatzung und einer zahlreichen Artillerie aller Kaliber, sowie einer starken Torpedo-, Munitions-, Maschinen und sonstigen Ausrüstung mit einem Schlage vernichtet werden kann. Diese Gefahr und jener Mangel bleiben auch ferner, soweit keine sie abwehrende Constructionsänderungen möglich sind, bestehen.

Der Untergang des „Blanco Encalada" in den chilenischen Gewässern, sowie mehrfache derartige Vorgänge im amerikanischen Secessionskriege und im letzten russisch-türkischen Kriege haben ferner die vernichtende Wirkung der Torpedos, allerdings bisher nur gegen vor Anker liegende Schiffe und noch nicht in offener Seeschlacht deutlich documentirt; für die Wirkung des Rammens mit dem Sporn bilden dagegen der Untergang des „Ré d'Italia" in der Seeschlacht von Lissa, nebst der heutigen Katastrophe bei Tripolis, sowie derjenigen bei Folkestone bis jetzt die einzigen besonders in Betracht kommenden Vorgänge. Wenn man mit Rücksicht auf die Gefahr, die ein mit dem Sporn rammendes Kriegsschiff bei dieser Operation durch die eigene dabei eintretende Havarie läuft, wie dies sowohl das Ereigniß bei Folkestone, wie dasjenige bei Tripolis bewiesen, in neuester Zeit den Sporn derart construirt hat, daß er abbrechen oder verletzt werden kann, ohne damit gleichzeitig den eigentlichen Verband des Schiffes zu zerstören, so scheint diese Construction bei dem im Jahre 1885 vom Stapel gelaufenen „Camperdown", obgleich derselbe besonders zum Rammen ge-

baut war, noch nicht vorhanden zu sein, und vermuthlich ebenso wenig bei allen Rammschiffen älterer Construction. Dagegen gestatteten ihm der rasche Schluß seiner Compartiments, der bei der Größe und Plötzlichkeit des durch den Zusammenstoß entstandenen Lecks der „Victoria" dort wohl nicht vollständig möglich war, sowie die Anwendung der Pumpen, über Wasser zu bleiben und trotz der erlittenen starken Havarie den Hafen von Tripolis zu erreichen.

Jener tragische Vorgang, bei welchem der Steven des „Camperdown" fast bis in die Mitte der 21 m breiten „Victoria" eindrang, bestätigte von Neuem die Annahme, daß der drei bis vier m unter der Wasserlinie liegende Sporn die wichtigste Waffe eines Kriegsschiffes ist, wenn er unter günstigen Umständen zur Wirkung gelangt. Er muß das Schiff zum Sinken bringen, weil er ein so gewaltiges Leck reißt, daß dagegen kein Zellensystem mehr schützt, da das Schiff über dem Leck zusammenbricht. Als verhältnißmäßig ungefährlich gilt der Rammstoß nur dann, wenn er unter spitzem Winkel bei zwei den gleichen Kurs befolgenden Schiffen erfolgt, und man nimmt in fachmännischen Kreisen vielfach als feststehend an, daß ein Schiff ein anderes in der Regel nur rammen kann, wenn dies still im Wasser liegt oder wenn das eine, rascher fahrend, das andere hinten unter spitzem Winkel oder in der Kiellinie trifft. Diese Fälle sind jedoch selten, wo ein Schiff im Gefecht nur durch starke Havarie der Maschine oder durch Einkeilen zwischen andere Schiffe oder beim ersten Moment etwaigen Rückwärtsschlagens der Maschine zum Stillstande kommt. Die Anwendung des Sporns in der Seeschlacht gilt daher für derart beschränkt, daß die Gefahr für große und kleine Schlachtschiffe, durch den Rammstoß vernichtet zu werden, nicht so bedeutend ist, wie es den Anschein hat. Ueberdies besitzen die Schlachtschiffe in ihren Torpedolancirrohren und Torpedos eine Waffe gegen den feindlichen Rammstoß, welche, im richtigen Moment angewandt, das feindliche Schiff, wenn nicht zum Sinken, so doch zum Stillstand bringen und dadurch Gelegenheit, den eigenen Rammstoß dagegen anzuwenden, bieten kann. Die rechtzeitige Entleerung der Torpedoausstoßrohre am Bug ist hierbei von Wichtigkeit. Allein zur Anwendung des Sporns gehört auch, wie Admiral Werner richtig bemerkt, eine besondere Begabung und zwar an Entschiedenheit im Entschluß und im Handeln, sowie die Kunst, den richtigen Moment zu erkennen und zu erfassen und kaltes Blut, um nicht zu früh, nicht zu spät zurückzugehen.

Was nun die Wirkung der Torpedos gegenüber den großen Schlachtschiffen neuester Construction betrifft, die wir zur Werthbeurtheilung der letzteren hier kurz berühren müssen, so ist aus Versuchen, allerdings nicht mit abgefeuerten Torpedos, sondern mit entsprechenden Schießwollladungen zwar bekannt, daß diese Ladung genügt, um ein Panzerschiff neuester Construction ernstlich zu gefährden; allein man weiß nicht und hat noch nicht durch Versuche festgestellt, ob ein Torpedo an einem in Fahrt befindlichen Schiffe, auch wenn dies keine Torpedoschutzvorrichtungen besitzt, so zur Wirkung gelangt, daß er ihm schweren Schaden zufügt. Der Torpedo erleidet an der Schiffswand einen Rückstoß, ehe er explodirt, so daß vermuthlich bereits in diesem Moment sich eine Wassersäule zwischen ihm und der Schiffswand befindet, welche seine Wirkung abschwächt. Dasselbe erfolgt durch den Umstand, daß der Druck seiner Explosion sich bei einem schnell fahrenden Schiff auf eine größere Fläche vertheilt, so daß es fraglich ist, ob auch die innere Schiffswand zerstört oder genügend zerstört wird. Wahrscheinlich ist allerdings die kräftige Wirkung des Torpedos, wenn er den hinteren Theil des Schiffes oder die senkrechten Wände des Vorder- und Mittelschiffes günstig trifft. Dieses Treffen bleibt jedoch auf Entfernungen unter 400 m beschränkt und kann bei starkem Seegang in Folge der eintretenden Unregelmäßigkeit des Torpedolaufes zum reinen Zufall werden. Erst die Erfahrungen einer Seeschlacht vermögen über den Werth der Torpedos vollen Aufschluß zu geben. Der einzige Fall, wo bis jetzt ein großes Panzerschiff im Seekriege durch einen Torpedo zum Sinken gebracht wurde, spricht gegen eine sichere Leistungsfähigkeit des Torpedos. Es ist derjenige des „Blanco Encalada". Erst der achte Torpedo traf das Panzerschiff, obgleich es ohne Dampf und schlecht bewacht vor Anker lag und seine Geschütze nicht zur Geltung brachte. Das Schiff war überdies älterer Construction und seine Compartiments wahrscheinlich nicht geschlossen.

Somit stellen sich sowohl der Sporn, wie besonders der Torpedo, als Angriffsmittel gegen die großen Panzerschiffe dar, auf deren vernichtende Wirkung weder häufig noch mit Sicherheit gezählt werden kann, besonders gilt dies hinsichtlich des letzteren gegenüber mit ausgelegten Torpedoschutznetzen ankernden Panzerschiffen in Folge der Wirkung dieser Schutznetze, welche die Torpedos zur vorzeitigen Explosion bringen können, für die Torpedos.

Es fragt sich nun, welche Vortheile den Nachtheilen der großen Panzerkolosse: enorme Kosten, verhältnißmäßig geringe Manövrirfähigkeit, großes Zielobject, starker Kohlenverbrauch ꝛc., sowie enorme Einbuße bei Vernichtung durch den Sporn oder sonstigen Rammstoß, oder den Torpedo, gegenüber stehen.

Es liegt auf der Hand, daß die großen Panzerschiffe eine ganz andere Stabilität gegen Wind und Seegang und sonstige Unbill des Meeres besitzen als kleine Fahrzeuge; in Folge dessen leiden sie, ihre Bemannung und deren Thätigkeit weniger unter der Ungunst der Witterung, und ihre Aktion im Gefecht vermag sich ruhiger, stetiger und sicherer zu vollziehen als diejenige kleinerer Schiffe. Während die in ihrem Werth anfangs überschätzten Torpedoboote die hohe See bei bewegtem Meere und Sturm nur sehr schlecht halten und dadurch in ihrer Kampfleistungsfähigkeit nachtheilig beeinflußt sind, werden die großen Panzerschiffe von diesen Erscheinungen nur wenig berührt. Sie umfassen überdies sämmtliche im Seekriege besonders zur Verwendung gelangenden Waffen, wie Geschütze, den Sporn und die Torpedos und sind in dieser Hinsicht den Schiffen, die nur einen Theil dieser Waffen führen, überlegen. Während sie fast allein den Sporn führen, ist zugleich ihre artilleristische Ausrüstung an Zahl und meist auch Caliber weit stärker als die der kleineren Kriegsschiffe und zugleich in der Regel für die verschiedenen Phasen des Gefechts vielseitiger. Ihre mächtige Artilleriedotirung vermag in der Hand eines einzigen Befehlshabers, einheitlich geleitet und verwandt, eine intensivere Wirkung zu äußern, als das nicht in Uebereinstimmung abgegebene Feuer zweier halb so stark oder selbst darüber hinaus armirter Schiffe.

Der Gefechts- und Operationswerth der großen Panzerschiffe mit ihrer überdies zu Landungsunternehmungen von einigem Umfange befähigten Bemannung ist daher ein unbedingt größerer als der kleiner Kriegsschiffe aller Art, besonders der Torpedofahrzeuge, welche beide Schiffsgattungen im Wesentlichen die Thätigkeit der Panzerschiffe vorbereiten und unterstützen, aber eine sekundäre Rolle übernehmen. Die großen Panzerschiffe werden daher, ungeachtet der überdies, wie dargelegt, nicht in starkem Maße vorhandenen Gefahr des Gerammtwerdens und sonstiger Zusammenstöße, sowie derjenigen der Torpedos nach wie vor, auch trotz der Katastrophen von Tripolis und Folkestone, den eigentlichen Kern der Macht einer Marine bilden, und sämmtliche große Marinen auch ferner darin fortfahren, große Panzerschiffe zu bauen. Vielleicht gelingt es selbst, wie kürzlich vorgeschlagen wurde, den Raum zwischen Haupt- oder Batterie- und Oberdeck mit zahlreichen wasserdichten Abtheilungen zu versehen und die dichten Längs- und Querschotten bis hinauf zu letzterem Deck durchzuführen und derart die Gefahr des Rammens wesentlich zu verringern, obgleich selbst eine derartige Construction gegen einen mit der Wucht von einigen 100,000 Centnern geführten Rammstoß vielleicht keine absolute Sicherheit zu bieten vermag.

Keinesfalls aber können vor der Hand vereinzelte Unglücksfälle ausreichenden Grund zum Aufgeben von Ueberzeugungen und eines Systems bieten, welche das Produkt reiflichster Erwägungen in allen großen Kriegsmarinen bilden und die nur durch die praktischen Erfahrungen eines Seekrieges umgestoßen zu werden vermöchten. Bevor diese aber eingetreten sind, dürfte es, so sehr man auch auf die Verbesserung der Con-

struction der großen Panzerschiffe hinsichtlich ihrer Lenkbarkeit und ihres über Wasser Bleibens bedacht sein wird, bei dem Bau der großen Schlachtschiffe bleiben.

## Thorheiten vor der Wahl und nach der Wahl.

Die Zeit gebiert im Drange der Noth die Männer, welche sie für den Augenblick nothwendig hat: so lehrt es die tägliche Erfahrung, wenn man wirklich welche zu machen versteht, und nicht anders die Geschichte, wenn man ihren tieferen Gängen nachzuspüren vermag. Aber ob es auch überall in Wahrheit so ist? Fast sollte man daran verzweifeln. Denn wenn es sich in der That so verhielte, so müßte bei der Massenhaftigkeit des Stoffes schon längst der größte Satiriker unter uns entstanden sein, den jemals die deutsche Geschichte gekannt hat. Man braucht kein laudator temporis acti zu sein, wer möchte es auch, nachdem „die guten alten Zeiten" in so argen Verruf gerathen sind, aber das darf man doch sagen, ohne den Vorwurf der Schwarzmalerei auf sich zu laden, daß es niemals eine Vergangenheit gegeben hat, die bis in ihre äußersten Winkel so vollgestopft von Thorheit und Narrheit gewesen wäre wie unsere Zeit.

Nicht bloß relativ, sondern auch absolut. Denn, wenn Jemand behaupten möchte, daß der Wirrwarr, aus Unverstand geboren, deshalb um so greller in die Augen springe, hellleuchtender die Sonne der Vernunft vor noch nicht so langer Zeit über Deutschland gestrahlt habe, so kann man dem beistimmen, aber es muß auch hinzugefügt werden, daß sich noch niemals vorher so viel Volks auf den Jahrmarkt des Lebens zusammengedrängt hat wie heutzutage. Das Wissen ist tief in die übereinanderliegenden Schichten der Nation eingedrungen, und wenn einer nicht weiß, so behauptet er doch zu wissen, ganz abgesehen davon, daß die Männer der Forschung mit ihrer Laterne in Ecken hineinleuchten, von denen man vor zwei Menschenaltern noch keine Ahnung hatte. Jean Paul und Immermann hatten es verhältnißmäßig leicht: in nicht gar zu vielen Bänden haben sie doch ein gut Stück Leben mit dem Prisma ihres satirischen Geistes aufgefangen. Wenn man aber bedenkt, daß allein Zola zwanzig umfangreiche Bände nöthig hat, um in ihnen seine literarischen Erfahrungen niederzulegen, so ist das ganz allein ein Beweis dafür, wie viel gewaltiger der Inhalt des Lebens von heute ist, als der einer beliebigen Vergangenheit. Gern wollen wir auf den Einwurf hören, daß Zola ja gar kein Satiriker sei, und daß seine langweilig wissenschaftliche Methode einen Raum beanspruche, mit dessen zehntem Theile ein anderer Sterblicher von etwas dichterischer Begabung vollauf zufrieden sein würde. Indeß, diese weitläufige, im Staube wühlende Art zugegeben, so hat doch dieser Franzose einen Stoff zusammengeschleppt, der nicht bloß in seiner Subjectivität liegt, sondern der in gewiß noch größerem Umfange den Gegenstand der Betrachtung Anderer bildet.

Wäre doch der Mann erst da, der, ein Künstler von Gottes Gnaden, alles mit seinem Blicke umspannend, uns Anderen auch den richtigen point de vue zu geben vermöchte, ein Mann, der wie einst der Baron Münchhausen sich selber und uns beim Schopfe faßte und uns aus dem Wirrwarr heraus in die sturmfreie Höhe hinaufhöbe, von der aus das Auge das eine und das alle im richtigen Verhältnisse zu einander erblickte. Dann erst würde das heilige Lachen erschallen, von welchem der Herr von Wildenbruch nur eine schwache Ahnung hat. Bis dahin aber hat es noch gute Wege, und wohl oder übel müssen wir uns für den Tagesbedarf mit „Kladderadatsch" und „Fliegenden Blättern" behelfen. In ihrer Art vortreffliche Lectüre, aber aristophanischer Witz? Dazu sind diese zu harmlos und hat jener zu viel Tendenz. Politische selbstverständlich, denn auch der „Kladderadatsch" vermag sich vom Parteizwange nicht fern zu halten. Ja, die Tendenz — sie verstopft der Kunst ihre lauterste Quelle und vergiftet das Leben durch Verstimmung. Spannung des Menschengeistes auf etwas Besonderes statt auf das Allgemeine ist eine etwas weitläufige, aber richtige Uebersetzung des Fremdwortes, das uns der deutsche Sprachverein schon wird lassen müssen. Ist zwar nun das in die Theile gehen menschlich, so erscheint doch auch der Wunsch nicht unstatthaft, daß es sich innerhalb der Grenzen halten möchte, die vom Zuge der natürlichen Anlagen bestimmt werden. Daß es Bauern, Handwerker, Kaufleute ꝛc. gibt, ist selbstverständlich, denn diese Stände gehen unmittelbar aus den Neigungen hervor, die das Wesen des Menschen ausmachen. Auch wenn später zu diesen noch andere, wie Richter, Aerzte, Lehrer, Geistliche und wer weiß wie viele sonst noch hinzugekommen sind, findet man das ebenso natürlich, wiewohl es eine nicht so unermeßlich lange vor unserer Gegenwart liegende Zeit gab, in der die Beschäftigungen dieser gleichsam im Nebenamt ganz gut von jenen mit besorgt wurden.

Damit hätte es denn ohne allen Zweifel seine Richtigkeit, aber warum spannen wir Menschen uns denn über die dadurch bezeichnete Linie mit so ungemeiner Heftigkeit an? Von Anbeginn ist uns gelehrt worden, daß Mensch zu sein unsere größeste und höchste Aufgabe sei. Was anderes heißt dies, als daß wir unser Leben möglichst harmonisch nach den Anforderungen unserer thierischen Voraussetzung und denen unserer höheren Begabung, der Vernunft, gestalten sollen? Aber wir thun dieses nicht allein nicht, sondern wir können es nicht einmal. So sehr sind wir im Unklaren über unser Thun und Lassen, daß wir uns in den seltensten Fällen Rechenschaft über dasselbe zu geben vermögen. Wir spotten über chinesisches Mandarinenthum und drehen uns in demselben Augenblick Zöpfe, die in Asien Staat machen würden. Wir haben so wenig Ahnung von unserem vernunftlosen Treiben, daß, wo uns einmal der Unsinn allzu deutlich in die Augen springt, wir nicht unser eigenes thörichtes Gelüsten, sondern die über uns gesetzte Regierung dafür verantwortlich machen. Als ob nicht jede von Gott geordnete Obrigkeit, wenn die Vernunft herrschte, am billigsten davon käme! Nur durch die Nachfrage wird eine Regierung gezwungen, ihren Trödelkram aus Gold und Edelgestein auf dem Jahrmarkt des Lebens ausgestellt zu haben.

O vanitatum vanitas, wie schon so unzählige Male verspottet und doch immer von Neuem wieder Blüthen treibend und vor allen Dingen der Welt allein in vollem Blüthenschmuck stehend! Die Menschen wollen gar nicht das sein, was sie sind, sondern aufgeputzte Affen, nicht vernünftige Wesen, die das Allgemeine, Verbindende und deshalb allein Werthvolle, sondern das Besondere, Trennende und deshalb Werthlose suchen, Aemter, Würden und einen Stand, der, wenn auch nur einen Zoll hoch über dem des anderen liegt. Daß nur ja nicht mein Nachbar einen längeren Zopf hat als ich! Hebung des Standes — wie wohltönend, und welche Fluth von schönen Gedanken läßt sich damit nicht verbinden! Ja — wenn die Hebung nur von Innen herauskäme, wie der Baum aus sich herauswächst und aus der Zuführung von Säften, die ihm gleichartig sind. Aber die preußische Lehrerschaft hat es im Aeußerlichen gesucht, in leeren Titeln und in einer höheren Stufe auf der Leiter des Staatsmandarinenthums. Es gab eine Zeit, in welcher der Durchschnitt der deutschen Schulmeisterei sich wenig auf den Drill und die äußere Zustutzung verstand, aber seinen Schülern mehr in menschlichem habitus entgegentrat und ihnen die Ideale vorantrug. Manche wußten auch die Disciplin nicht zu handhaben, aber wenn die Jungen ihnen auch hier und da einen Schabernack spielten, so hatten sie doch Liebe zu ihren Lehrern. Das ist nun schon lange her, und seit Menschengedenken hat sich die Schule gewöhnen müssen, nur die practischen Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen. Dafür hat sie denn auch ihren Lohn dahin, doch lange wird es dauern, bis sie die innere Befriedigung wieder verspürt, von der sie früher getragen wurde.

Der Stand der Gymnasiallehrer, die es jetzt offiziell gar nicht mehr gibt, ist gegenwärtig so gehoben, daß er fast

bis an die Höhe des Richterstandes heranreicht. Freilich will dieser von einer solchen Gleichstellung nur wenig wissen, und wie er selber von der Kaste der Regierungsbeamten in respectvoller Entfernung gehalten wird, so sucht er seinerseits die Zudringlichkeit der Arspauker zu zügeln. Dazu steht ihm im Allgemeinen ja auch eine bessere Form zu Gebote, aber nur Geduld, nichts lernt sich schneller, als wie man sich räuspert und wie man spuckt, und nicht lange, so kämmen wir uns mit dem, womit ihr euch strähnt. Eine Quadrille zu tanzen lernt am Ende ein wissenschaftlicher Hülfslehrer so gut wie ein Referendar, und der Staub einer Schulstube kann mit demselben Erfolge abgeklopft werden, wie sich der Qualm und der Schweiß eines Gerichtssaales ausräuchern läßt. Nur gemach — mit jeder Wiederkehr der Schwalben bessern sich die Zeiten, und bald ist der Gymnasialprofessor eine der zuverlässigsten Stützen der Gesellschaft.

Ja, darauf kommt es an, in der Gesellschaft die Stellung einzunehmen, die unserem Studium und unserer Thätigkeit gebührt. O weh über diese sogenannte Gesellschaft! Gewöhnlich heißt sie auch noch die gute, aber es möchte dem klügsten Menschen schwer werden, ihr an anderer Stelle etwas Gutes nachzuweisen, als wohin sie mit ihrem Mehlstaub nicht dringen kann. Die gute Gesellschaft als solche hat noch niemals etwas Ersprießliches für die Menschheit geleistet, im Gegentheil, sie hat von jeher nur ihre Marotten gepflegt und pflegt noch alle Tage und immer mehr zunehmend die Absichtlichkeit, welche die ganze Welt mit Verstimmung anfüllt. Schon wäre es sehr schlimm, wenn sich ihre verschiedenen Schichten nur gegen einander verkapseln wollten, aber es gehört eben zu ihrem Wesen, und gerade daran erkennt man sie, daß sie jede Berührung mit der Außenwelt auf das Geringste beschränkt. Der Arzt tritt mit dem durch die chinesische Mauer der Gesellschaft abgesperrten Volke nur durch die Lanzette und seine Medikamente, der Geistliche nur mit seinem Dogma, der Rechtsgelehrte mit dem corpus juris und der Mann der Schule mit der Grammatik und dem Hülfsbuche in Verbindung.

Es ist, als wenn Gott, und so lehrt es ja auch die neueste Wissenschaft, keine Menschen, sondern Automaten geschaffen hätte, die, wie diese durch irgend eine mechanische Vorrichtung, so durch nur äußerliche Antriebe in scheinbar menschliche Bewegung gebracht werden. Gewiß wäre die Sache äußerst spaßhaft, wenn sie nur nicht ihre so furchtbar ernste Seite hätte. Denn es ist außer allem Zweifel, daß zum größesten Theile durch diese Absperrungswuth der Qualm hervorgerufen worden ist, für den man jetzt ein Sicherheitsventil anzubringen vergebens beflissen ist. Mögen die Gelehrten von der Nationalöconomie und alle anderen Heilkünstler sagen was sie wollen, aber die soziale Bewegung wäre nie zu der drohenden Fluth angeschwollen, wenn die arbeitgebenden Kreise des Volkes mit den arbeitnehmenden nicht fast nur mit dem Geldbeutel, sondern auch mit den Herzen Fühlung hätten nehmen wollen. Es ist eine alte Wahrheit, daß der Mensch nicht bloß von dem lebt, was sein Zahn kaut und sein Magen verdaut, sondern auch von allerhand unmeßbaren Dingen, die in ihrer Weise zu wirken bis dahin noch allen Erklärungsversuchen der Naturforscher gespottet haben. Dazu gehört vor Allem das Wort des Menschen, nicht bloß das theilnehmende und tröstende, wenn die Noth da ist, sondern ganz besonders das mittheilende, bevor sie herannaht. Es ist unglaublich, wie wenig die Menschen einander das Wort gönnen. Nicht, daß nicht genug geredet und gesprochen würde, im Gegentheil im Klatsch geht alles auf. Aber wo und wann hört man das Wort, aus dem der Arme erkennt, daß der Reiche an derselben Noth leidet, wie er selber und daß der Gelehrte mit allem seinen Wissen nicht um einen Finger breit weiter ist, als der Ungelehrte?

Man mag dazu ein ungläubiges Gesicht machen und mit dem Kopfe schütteln, so heftig wie man will, aber schließlich müssen Sie doch mit dem Geständniß heraus, meine Herren von der deutschen Philisterei, daß es sich genau so verhält, wie hier behauptet wird. Die eben verflossene Wahlperiode liefert wie alle ihre Vorgängerinnen es gethan haben, den unwiderleglichen Beweis dazu. Wiederum ist die Sozialdemokratie um fast ein Drittel ihres früheren Bestandes im deutschen Reichstage gewachsen. Wie ist es möglich? Da sollte man doch an allem gesunden Menschenverstand verzweifeln. Richtig, nur glaubt man nicht, daß es den Sozialdemokraten daran gebräche. Sieh mal zu, deutscher Philister in allen Abstufungen deiner vielgegliederten gesellschaftlichen Welt, wieviel davon du selbst an den Mann bringst. In deinen Kreisen ist von dem Augenblick an, wo mit der letzten Stichwahl die Thür des Wahllocales geschlossen ist, bis zu dem Tage, an dem sie nach fünf Jahren wieder geöffnet wird, über allen Wipfeln Ruhe. Als ob die Staats- und Gesellschaftsordnung, in der du dich wohl fühlst, ohne Weiteres ein Axiom wäre. Wenn dir so recht mollig zu Muthe ist, so spottest du wohl mit behaglichem, manchmal auch mit feinem Lächeln darüber, wie so wenig heutzutage die Geistlichkeit es verstehe, ihren Dogmen von innen heraus im Volke Geltung zu verschaffen oder auch zu erhalten. Denn sie vor allen hat nach der allgemeinen Philistermeinung neben der Regierung und einem starken Heere die Pflicht, die bestehende Ordnung zu erhalten.

Die Schuld liegt bekanntlich überall in der Welt, nur nicht bei uns selber. Haben wir denn noch was anderes zu thun als Schule zu halten, Rezepte zu schreiben und Urtheile zu fällen? Alle Politik, auch die innere, ist eine heikle Sache, für gewöhnlich soll man sich nicht damit befassen, höchstens in seinem Club unter sich davon reden. Und nun vollends damit auf die Gasse gehen? Es ist noch nicht lange Zeit, da galt es für unrespectabel, mit Politik zu hausiren, und jetzt soll es gar zur Pflicht gemacht werden? Jawohl, meine Herren, zur allerheiligsten, die Sie haben, wenn Sie anders die Gemeinschaft erhalten wollen, in der Sie doch eine so große Rolle für sich in Anspruch nehmen. Wenn der Herr des Hauses seine Wohnung vor Regen schützen will, so untersucht er sein Dach nicht erst, wenn der Sturm schon da ist. Es genügt nicht, erst dann zur Wahl auszuziehen, wenn das Zeichen dazu von der Regierung gegeben wird. Da jedem Einzelnen im Reiche das Recht verabfolgt worden ist, in den wichtigsten Dingen des Lebens durch seine Stimme die Entscheidung herbeizuführen, ein Vorrecht, womit selbst die Klügsten häufig nichts anzufangen wissen, so sollte man denken, daß zu gewissenhafter Vorbereitung für den Wahltag so lange und so viele Zeit vorweg genommen würde, als nur irgend die sonstigen bürgerlichen Geschäfte und Obliegenheiten gestatten. Kaum ist es auch denkbar, daß unter einer anderen als dieser Voraussetzung dem deutschen Volke von seinem weisesten Manne das allgemeine Wahlrecht thöricht in die Hände gelegt worden ist.

Das deutsche Volk soll „reiten lernen", aber wer anders soll es ihm denn beibringen, als die welche es verstehen? Doch seltsam, die, welche die Kunst zu haben behaupten, schämen sich zu gleicher Zeit sie auszuüben. Erst wenn es auf den Nagel brennt, zieht der Herr Landgerichtsrath seine Glacéhandschuhe aus und läßt den scharfen Ausdruck seines hochmüthigen Juristenticks unter dem milden Lächeln von etwas wie allgemeiner Menschenliebe verschwinden, der Justizrath beginnt auch andere Menschen zu kennen, als seine Klienten, und der Herr Oberlehrer alten Stiles läßt für eine Zeit lang den Cicero und Livius für sich selber sorgen. Nachdem sie dann noch den nicht ganz in seine Dogmatik versunkenen Pastor loci cooptirt haben, wird dafür gesorgt, daß die Bewegung, die in den eigenen Willen gekommen ist, noch weitere Wellen schlägt. Einige respectable Kaufleute sind aus guten Gründen bereit, die Hände zum Bunde zu reichen, und die nöthige Anzahl von höheren und niederen Subalternbeamten zur eigentlichen Betreibung des Geschäftes ist aller Zeit zu haben. Dann beginnen jene interessanten Vorstandssitzungen, in denen darüber berathen wird, wie der Bauernfang am listigsten in's Werk gesetzt werde. Die lächerlichste Veranstaltung, wenn sie nicht gar so traurig wäre.

Aber die Agitation muß doch einmal aufhören, man kann doch nicht immer in so aufregender Bewegung sein. Merkwürdig, daß man sich das Eintreten für einen guten Zweck nicht anders als eine würdelose Klopffechterei, niemals als eine

ruhige, still ihrem Ziele entgegenstrebende Arbeit vorstellen kann. Wüstes Gezänk, Entstellung der Wahrheit, gegenseitige Anzapfungen und was dergleichen mehr ist, werden gar nicht verlangt, im Gegentheil, das Agitiren sollte nicht mal in den letzten Augenblicken nöthig sein. Wenn aber die Herren in den langen Tagen zwischen zwei Wahlen nach größeren oder kleineren Zwischenräumen, vielleicht alle vierzehn Tage oder vier Wochen einmal mit dem unter ihnen stehenden Volke in Verbindung treten wollten, dann wäre schon viel gewonnen. Legen Sie doch für einige Tage während des Jahres ihre lächerliche und jämmerliche Vornehmthuerei ab und suchen Sie, die Menschen zu belehren, denen ein ungünstiges Geschick die bessere Ausbildung versagt hat. Ja, Sie haben die Pflicht das zu thun, was in früheren Zeiten die Kirche besorgt hat und was sie allein nicht mehr leisten kann. Alles drängt dahin, wir stehen im Zeichen des Sozialismus. Das in erster Linie Wahre an dem sonst unklaren Streben der Sozialdemokratie ist das, daß mit allen Kräften der Communismus im Besitze der geistigen Güter der Menschheit angebahnt werden muß. Seit langem ist den hungernden und lechzenden Massen statt des Brotes ein Stein geboten worden. Fanget doch endlich einmal an ihnen damit eure Liebe zu zeigen, daß ihr euer Licht nicht mehr unter den Scheffel stellt.

Dem Schreiber dieser Zeilen ist ein Städtchen in deutschen Landen bekannt, da haben die sogenannten Honoratioren mit den Krämern, den Handwerkern und deren Gesellen Vereinsabende eingerichtet, die alle vierzehn Tge abgehalten werden. An der Spitze steht der Superintendent, der von der Jurisprudenz und der Lehrerschaft, wie überhaupt von allen nahe stehenden Kreisen in immer zunehmendem Maße lebhaft unterstützt wird. Heuchlerische und deshalb widerwärtige Frömmelei wird fern gehalten, aber es finden gemeinverständliche Vorträge statt, und die jungen Leute geben Aufführungen von passenden kleinen Theaterstücken. Trotzdem daß im Verhältniß zur Größe des Ortes keine geringe Arbeiterschaft in ihm ansässig ist, so weiß man doch von Sozialdemokratie wenig oder gar nichts. An ihren Früchten sollet Ihr sie erkennen: so gehet denn hin und thuet desgleichen. Succentor.

---

## Das Lebensversicherungswesen.

Von O. Hansen.

Daß das Versicherungswesen eine sehr heilsame Sache ist, dürfen wir als selbstredend voraussetzen. Aus kleinen Anfängen hat es sich heute zu einer gewaltigen Ausdehnung entwickelt. Riesige Zahlen sind es, mit denen die Versicherungsstatistik in's Feld rücken kann. Selbst manche einzelne Privatgesellschaft hat großartige Menschenmassen in ihrem Gefolge. Ein Heer von Agenten vermittelt den Verkehr zwischen der Menge der Versicherten und dem Verwaltungskörper.

Nichts wäre aber verkehrter, als zu meinen, es sei jetzt schon Alles zum Besten bestellt, man könne die Hände in den Schoß legen und abwarten, bis der letzte heute noch Unversicherte entweder sich freiwillig meldet, oder von einem findigen Agenten als Beute heimgebracht wird.

Die so sehr groß scheinende Menge der Versicherten ist doch recht winzig klein, sobald man sie in Vergleich stellt mit der noch viel, viel größeren Menge der Unversicherten. Die Schuld liegt natürlich nicht an den Agenten, sondern an den Leuten selbst, deren Beschränktheit aller Ueberredungskunst spottet. Man hat daher eingesehen, daß man nicht Jeden sich selbst überlassen kann. Denn wollte man warten, bis der Verstand kommt, so könnte sich inzwischen noch mancherlei ereignen, was vielleicht überraschend, aber nicht angenehm ist. Man zwingt daher die Leute zu den nöthigsten Versicherungen. Auf einen klaren Kopf irgend einen äußeren Zwang auszuüben, gilt als ein Frevel. Ebenso frevelhaft wäre es aber, wollte man einen Dummkopf mitleidlos seiner Dummheit überlassen, und ihm die Wohlthat eines heilsamen Zwanges vorenthalten.

Aber auch nach der anderen Seite hin muß man einmal die Trägheit aufrütteln durch einen sanften Druck. Auch bei den Versicherungsgesellschaften ist nicht alles Gold was glänzt. Es hat sich ja in den letzten Jahrzehnten Vieles zum Besseren verändert, was hoch anzuerkennen ist. Aber die größere Hälfte ist immer noch zu thun übrig.

Gehen wir gleich mitten in die Sache hinein. Das große Mißtrauen, mit dem die meisten, um nicht zu sagen fast alle Leute der Versicherung gegenüber stehen, ist leider auch heute noch zum größten Theil berechtigt. Da ist zunächst das berüchtigte „Verfallen" der Police. Erst nach fünf Jahren wird dieselbe „unanfechtbar". Fünf Jahre sind aber eine lange Zeit. Namentlich heute bei unseren schwankenden wirthschaftlichen Verhältnissen können die Meisten gar nicht voraussehen, wie sich ihre Lage nach wenigen Jahren umgestaltet haben wird, ob zum Besseren oder zum Schlimmeren. Darum gibt Niemand gern Geld aus der Hand, denn „baar Geld lacht." Für Geld ist Alles zu haben, ist es aber einmal ausgegeben, z. B. für eine Versicherung, so ist es festgelegt. Das ist ein sehr zu beachtender Umstand.

Außerdem ist es grundsätzlich zu verwerfen, daß sich eine Versicherungsgesellschaft mit solchen Bedingungen umschanzt, die doch wirklich sehr verdächtig aussehen. Und alle Gesellschaften ohne Ausnahme thun das. Dadurch erwecken sie aber ganz natürlich den Schein, als läge ihnen daran, möglichst viele Contracte schon nach einem, zwei, drei, vier Jahren verfallen zu lassen, um den Vortheil einzustreichen auf Unkosten der Versicherten.

Der allererste Geschäftsgrundsatz sollte doch lauten: kein Pfennig kann bei uns verfallen. Jeder Pfennig, der bei uns eingezahlt wird, gewährt gewisse Vortheile auf eine bestimmte Zeit, und man erhält dafür diese Vortheile, nicht mehr und nicht weniger, mag dazwischen kommen was will.

Ferner muß der Grundsatz durchgeführt werden, daß jede Prämienreserve stets frei verfügbares Eigenthum des Versicherten ist und bleibt, welches unter keinen Umständen der Gesellschaft „verfallen" kann und darf. Wenn das Ehrgefühl der Gesellschaft dazu nicht ausreicht, so muß der Staatsanwalt nachhelfen, der ja gegen jeden verschleierten Wucher vorgeht. Als die allerschlimmste Art des Wuchers ist es aber zu bezeichnen, wenn bei einem Institut, welches zur Erziehung des Menschengeschlechtes berufen ist, so zweifelhafte Dinge vorkommen. Wir behaupten ja keineswegs, daß ein Director oder ein „Generalagent" den Wuchervortheil in seine Tasche steckt, aber mögen ihn nun die Actionäre einstecken oder bei Gesellschaften „auf Gegenseitigkeit" die anderen Mitversicherten — für den Benachtheiligten kann das einerlei sein, er hat so wie so den Verlust bei jeder verfallenden Police oder verloren gehenden Prämienreserve.

Aber auch jede anständige Versicherungsgesellschaft schadet sich selbst durch ihre heutigen Bestimmungen. Denn sie verliert dadurch sehr viele Contracte, und schreckt gerade die denkenden Leute ab. Die Gedankenlosen jedoch pflegen sich, bevor sie sich binden, an irgend einen verständigen Freund um Rath zu wenden, und dieser wird ihnen seine schweren Bedenken gewiß nicht verschweigen.

Dasselbe gilt von der Art der Prämienzahlung bei der gewöhnlichen Lebensversicherung auf Lebenszeit. Hier zahlt für 1000 Mark ein Zwanzigjährig Eintretender etwa 20 Mark jährlich, ein Sechzigjähriger fast 80 Mark. Der Zwanzigjährig Eingetretene zahlt aber, wenn er 60 Jahr geworden ist, auch nur 20 Mark jährlich, so daß sich eine Differenz von 60 Mark ergibt. Daraus geht hervor, daß der Zwanzigjährige anfänglich viel zu viel bezahlt hat!

Mit anderen Worten: ein Zwanzigjähriger muß naturgemäß anfänglich weniger und später mehr zahlen, weil im höheren Lebensalter die Wahrscheinlichkeit, noch im laufenden Jahre zu sterben, eine viel höhere ist. Statt dessen ist aber ein Ausgleich getroffen, der scheinbar etwas für sich hat. Der gewöhnliche Grund, den der zungenfertige Agent dafür an-

führt, ist, daß ein heilsamer Sparsamkeitszwang in jungen Jahren dadurch geübt wird. Dieser Grund ist uns an sich sehr sympathisch. Aber erstens ist es eigenthümlich, daß die Gesellschaft diesen Zwang, der doch zu Gunsten des Versicherten geübt werden sollte, zu ihren eigenen Gunsten ausbeutet, indem sie sich ein Recht der Verfügung über die Ersparnisse (genannt „Prämienreserve") anmaßt. Zweitens aber ist der Zwang völlig illusorisch, da in der Praxis ein Mensch, statt sich einem so zweideutigen Zwange zu unterwerfen, auf die Versicherung überhaupt verzichtet und sich so seine Freiheit vorbehält.

Also: 1) Die Gesellschaft gewöhne sich ihr lästiges Bevormundungsverfahren ab. Sie lasse die Ersparnisse dem Sparer und beanspruche sie nicht für sich selbst, unter keinen Umständen und Vorwänden, und wenn auch erst eine einzige Vierteljahrsprämie entrichtet ist.

2) Die Gesellschaft stelle dem Versicherten völlig frei, ob er das, was er außer den zu zahlenden Prämien noch erspart, bei ihr selbst anlegen will, oder ob er es anderweitig thun will. Denn man kann das Geld oft sehr vortheilhaft anwenden, namentlich Geschäftsleute können es in ihrem eigenen Wirthschaftsbetrieb nur sehr schwer entbehren, und die Prämie selbst ist schon schwer genug zu erschwingen.

Diesen beiden Forderungen kommen die Gesellschaften scheinbar entgegen, doch leider nur scheinbar. Erstens durch die abgekürzte Prämienzahlung, zweitens durch die sogen. abgekürzte Kapitalversicherung.

Bei der abgekürzten Prämienzahlung muß z. B. ein Zwanzigjähriger statt 20 Mark für 1000 Mark bezahlen 25 Mark, wofür er vom 50. Lebensjahre an von allen weiteren Zahlungen befreit ist. Hier ist wenigstens der Fall ausgeschlossen, daß einer nach dem 50. Jahre noch durch eine plötzliche Zahlungsunfähigkeit der Gesellschaft gegenüber Verluste erleidet. Das ist aber auch der einzige Vortheil. Denn die „Prämienfreiheit" ist ja nur ein scheinbarer Gewinn, da man einfach später das nicht mehr zu bezahlen braucht, was man vorher schon in der erhöhten Prämie zahlte. Die Prämienreserve wird um so größer, und damit auch die lästige Abhängigkeit des Versicherten von der Gesellschaft. Nun kann zwar Niemand verlangen, daß sich etwa umgekehrt die Gesellschaft abhängig machen solle von einem Einzelnen. Aber wünschenswerth ist eine gegenseitig völlig glatte Rechnung.

Etwas besser ist die abgekürzte Kapitalversicherung. Hier zahlt der Zwanzigjährige etwa 31 Mark (statt 20 für 1000). Dafür erhält er, wenn er 50 Jahre alt geworden ist (und nicht früher gestorben ist), 1000 Mark ausgezahlt. Hier ist also mit Erreichung des 50. Lebensjahres jede weitere Abhängigkeit von der Gesellschaft ausgeschlossen. Aber die noch um über 50 % erhöhte Prämie ist eine harte Fessel. Und 30 lange Jahre hindurch ist man gebunden an eine bestimmte Gesellschaft, und im günstigsten Falle angewiesen darauf, daß sie bei entstehenden Schwierigkeiten guten Willen zeigen werde. Da fordert der Agent immer Vertrauen, Vertrauen, Vertrauen. Darauf fällt aber schwerlich einer hinein, da Jeder weiß, daß in Geldangelegenheiten der erste Grundsatz ist: ein gesundes Mißtrauen! Und die Prospecte der Gesellschaften sind für einen denkenden Leser wahrhaftig nicht sehr vertrauenerweckend, trotz aller schönen Phrasen.

Was würden wir wohl einem Kaufmann antworten, der an uns bei dem ersten Betreten seines Ladens die Zumuthung stellen wollte, daß wir alle Waare theurer bezahlen sollten, um dafür nach 30 Jahren gewisse Vortheile von ihm zu genießen! Er könnte uns ja auch vorschwatzen, daß er damit einen heilsamen Sparsamkeitszwang auf uns ausübe. Wir wollen uns aber nicht zwingen lassen, weder von einem Kaufmann, noch von irgend einer Privatgesellschaft. Beide sind für uns Privatleute, von denen wir nichts wollen als Vortheile, und die uns im Uebrigen völlig gleichgültig sind. Aller Zwang kann daher nur verdächtig und mißtrauenerregend wirken. Besonders unsinnig ist es aber, daß eine Lebensversicherung, die schon so wie so eine Ersparniß darstellt, uns den Zwang einer doppelten Sparsamkeit auferlegen will.

Wir wollen für jede Waare das bezahlen, was sie uns werth ist. Damit sollen wir uns aber nicht binden, sondern uns unsere zukünftigen Entschließungen vorbehalten.

Das Schlimmste ist, daß die heutigen Bestimmungen sehr unpraktisch sind. Ein Staatsbeamter, der ein festes Gehalt bezieht, bedarf im Allgemeinen der Privatversicherung überhaupt nicht, da schon der Staat sowohl für seine Person als für seine nächsten Angehörigen gesorgt hat. Alle anderen Leute aber haben in der Regel kein festes Gehalt. Nehmen wir nun einmal den günstigsten Fall, daß das Einkommen ein ziemlich sicheres, nur wenig schwankendes ist. Es bewege sich zwischen 1800 und 2400 Mark. Die nothwendigen Auslagen für den standesmäßigen Unterhalt der Familie betragen dann etwa 2000 Mark. Nun ist in einem schlechten Geschäftsjahr sehr großer Mangel wegen der fehlenden 200 Mark, während in einem guten 400 Mark Ueberschuß da ist. Dem entspricht die eiserne Starrheit der Prämienbeträge durchaus nicht, und auch das Beleihen der Policen und Vorausbezahlen von Prämien ist in der Praxis ein sehr schlechtes Hülfsmittel.

Einer, der z. B. mit 25 Jahren heirathet, hat zwar heute die Wahl, ob er jährlich 22 Mark zahlt oder bei abgekürzter Prämienzahlung 30, oder endlich bei abgekürzter Kapitalversicherung 38 Mark (auf das 50. Jahr und für 1000 Mark). Aber gerade die vierte Möglichkeit, die seine Freiheit am besten schützt, fehlt vollständig.

Nämlich da von 1000 Personen, die 25 Jahr alt sind, nur sieben bis acht im Laufe eines Jahres sterben, so hat gerechter Weise ein 25jähriger nicht 22 oder 30 oder gar 38 Mark zu bezahlen, sondern nur 7—8 Mark!! Diese Prämie erhöht sich naturgemäß mit steigendem Lebensalter, so daß sie bei 30 Jahren 8—9, bei 40 Jahren 12—13 Mk. beträgt. Aber erst bei 50 Jahren ist die Prämie 18—19, bei 55 erst 22—23, ja bei 60 Jahren erst 28—29 Mark! Von da an steigt sie allerdings immer weiter, aber wo gibt es denn in der Praxis wohl einen Fall, daß ein Sechzigjähriger noch sein Leben zu versichern hätte? Man hört also bei 60 Jahren oder, wenn man will, je einem beliebigen früheren Zeitpunkt auf und verzichtet auf Fortsetzung des Versicherungsgeschäftes, ohne befürchten zu müssen, daß die Gesellschaft ein Strafmittel für den Abbruch der Beziehungen in der Hand hat. Es ist also genau ebenso, wie wenn der geheilte Kranke seine Verbindung mit dem Apotheker beendigt!

Inzwischen hat man die ganze Differenz mit Zinsen und Zinseszinsen sparen können, wodurch man mindestens die Summe in der Sparkasse liegen hat, die man sonst von der Versicherungsgesellschaft zu erwarten hätte. Der ungeheure Vortheil dabei ist der, daß jede lästige Abhängigkeit vermieden bleibt und die freie Verfügung über die Ersparnisse jederzeit gesichert ist.

Schon deshalb ist es ein Unsinn, sich von vornherein bis auf das 50. und noch spätere Lebensjahre hin fest zu binden, weil ja kein Mensch vorauszusehen vermag, wie sich seine Verhältnisse in einem und mehreren Jahrzehnten verändern und gestalten werden. Der eine hat Glück, er erwirbt sich Vermögen und die Versicherung wird überflüssig für ihn. Der andere wieder hat Unglück, er wird arbeitsunfähig und fällt seiner Familie zur Last. Was hilft ihm da die Versicherung, für die er die zu hohen Prämien lange Jahre umsonst gezahlt hat?

Daß nun aber einer unter praktischeren Bestimmungen niedrigere Prämien zahlt, und dann, nachdem er zehn oder zwanzig Jahre gezahlt hat, aufhört (weil er genug Geld gespart hat für seine Familie), ist völlig in der Ordnung. Oder soll er etwa klagen, daß nun alle Zahlungen „umsonst" gewesen seien? Dann könnte ebensogut ein Hausbesitzer, weil sein Haus nicht abgebrannt ist, eine Feuerversicherungsprämie zurückverlangen! Das wäre aber im höchsten Grade unsinnig und kindisch. Von den Prämien sind ja die abgebrannten Häuser bezahlt, die Angehörigen der frühverstorbenen Familienväter unterstützt. Wer erst wirklich 50 Jahr alt geworden ist, der hat genug Zeit und Gelegenheit gehabt, durch kleine Ersparnisse sich die Versicherungssumme auf der Sparkasse anzusammeln. Hat er

aber Unglück gehabt, — gut, so hätte er einer Gesellschaft ebensowenig bis zum 50. Jahr Prämien zahlen können wie einer Sparkasse.

Wer aber heute in einer abgekürzten Kapitalversicherung, die verhältnißmäßig noch die günstigste ist, Prämien zahlt, sei es auch nur vom 40. bis zum 50. Jahre, der zahlt schon baar so viel ein, als er am Ende zurückerhält. Und wo bleiben denn die Zinsen und Zinseszinsen? Die sind natürlich ganz ordnungsmäßig an Frühverstorbene gefallen, aber wir wollten nur zeigen, daß auch hier selbstredend ein Verlust stattfinden muß. Um Gewinn zu haben, muß man früh sterben, das liegt in der Natur der Versicherung. Aber man darf doch offenbar nicht so thun, als seien die Zinsen nicht mitzurechnen. In mehreren Jahrzehnten kann ja eine Summe sich um 100 Procent und noch viel weiter vermehren!

Ferner ist es im höchsten Grade unpraktisch, daß die Gesellschaften die Menschen nach ihrem Gesundheitszustande nur in zwei Klassen eintheilen, nämlich solche, die sie versichern, und solche, die sie ablehnen. Das ist zwar ein sehr bequemes Verfahren, äußerst bequem. Aber je bequemer, um so unpraktischer, um so schlimmer für beide Theile. Erstens ist nur ein kleiner Bruchtheil nach jeder Richtung hin völlig gesund. Schon alle die, deren Militäruntauglichkeit feststeht, sind kränklich zu nennen. Diese Zahl schwillt leider immer mehr an. Also müssen die Vertrauensärzte bei der Untersuchung schon ein Auge mindestens zudrücken, weil sonst das Geschäft der Gesellschaft gar nicht bestehen könnte. Daraus folgt aber mit Naturnothwendigkeit, daß die Kerngesunden gezwungen werden, für die weniger Wetterfesten mitzubezahlen (da die Gesellschaften eine barbarische, communistische Gleichmacherei eingeführt haben). Da nun aber die Kerngesunden wenig Lust dazu haben, für andere Leute etwas zu bezahlen, so werden sie wegbleiben. Wer will oder kann sie denn zwingen? Für sie hat ja auch die ganze Versicherung gerade den allergeringsten Werth, eben weil sie gesund sind.

Ebenso verkehrt ist es, daß die Gesellschaften kränkliche Leute zurückweisen. Gerade ihnen thut es ja am ehesten noth, daß sie Vorsorge treffen! Eine Gesellschaft mit kaufmännisch richtigem Geschäftsbetrieb sollte auch den schwächlichsten Menschen versichern, wenn er nur bereit ist, eine angemessene hohe Prämie dafür zu zahlen!

Bei freier Privatversicherung ist das alles unbestreitbar. Ganz anders wäre es natürlich bei staatlicher allgemeiner Zwangsversicherung. Da wird auch jeder eher bereit sein, das Opfer zu bringen, weil es der Gesammtheit, dem Vaterlande zu gute kommt, nicht aber einzelnen, die ihm nicht näher stehen wie jeder andere.

Wenn heute eine Gesellschaft sich entschlösse, vernünftig eingetheilte *Gefahrenklassen* zu schaffen, so würde sie erstens ausgezeichnete Geschäfte machen, da *sowohl* die von anderen abgewiesenen Kränkeren, als auch die Gesünderen zu ihr kommen würden, letztere weil ihnen billigere Prämien geboten werden können. Zweitens würden alle anderen Gesellschaften Schiffbruch leiden müssen, weil sie zwar die Mittelsorte behalten, aber keine Gesünderen, *die ja für erstere mitbezahlen* mußten!

Das Umgekehrte der gewöhnlichen Lebensversicherung ist die Leibrentenversicherung. Wer mehr erarbeitet, als er verbraucht, thut immer gut, sein Leben zu versichern, damit *seine Angehörigen nicht durch seinen sehr frühen Tod geschädigt werden können*. Wer mehr verbraucht als er erarbeitet, thut immer gut, sich eine Leibrente zu versichern, damit *seine Angehörigen nicht durch seinen sehr späten Tod geschädigt werden*. Letzteres ist nicht minder selbstverständlich als das erstere, obgleich es weniger bekannt ist. Die Schuld daran haben die Gesellschaften, weil sie bisher nicht verstanden haben, in praktischer Weise die Sache den Leuten nahezulegen.

Angenommen, ein Sechzigjähriger „setzt sich zur Ruhe", nachdem er ein Kapital von 10,000 Mark gespart hat. Er braucht für seine Person 600 Mark jährlich und lebt bei seinen Kindern. Entweder er muß nun das Kapital sehr erheblich angreifen, oder er muß von seinen Kindern jährlich einige 100 Mark hinzunehmen, wofür er diesen seine 10,000 Mark verspricht nach seinem Tode. In der Praxis sind beide Fälle der Hauptsache nach gleich, denn die Kinder haben jetzt pecuniär ein sehr starkes Interesse am Tode des Vaters. Es ist ein großer Unterschied, ob man heute 10,000 Mark bekommt, oder ob man noch 20, 30 Jahre lang jährlich 300 Mark zahlen soll. Und die Kinder haben selbst Familie, die ihnen jedenfalls noch näher steht als ihr alter Vater. Die Menschen sind keine Engel, und wer das Leben kennt, weiß, daß solche Verhältnisse zu leicht in sehr ungesunde Zustände ausmünden.

Das wahrscheinliche Alter des Sechzigjährigen ist 72 Jahr. Dann könnte jede Gesellschaft folgendes Anerbieten stellen: gebt uns die 10,000 Mark, dafür zahlen wir 1) jährlich die Zinsen bis zum Tode des Vaters, 2) nach zwölf Jahren die 10,000 Mark zurück! Also wohlgemerkt, die Zinsen außerdem noch weiter, auch wenn der Vater 90 oder 100 Jahr alt wird.

Der große Vortheil liegt darin, daß dann der alte Vater niemals das drückende Gefühl bekommen kann, als ob seine Kinder „warteten" auf seinen Tod. Es geht aber nicht etwa ein anderer Vortheil verloren, denn bei plötzlich eintretendem Bedarf einer größeren Summe kann die Gesellschaft genau wie die Sparkasse Auszahlungen machen, nur natürlich nicht bis zur vollen Summe vor Ablauf der 15 Jahre.

Besonders günstig ist das für gesunde Leute, die auf ein hohes Alter hoffen dürfen. Aber auch kränkliche werden oft unglaublich alt, und in keinem Falle sollte man die Kinder in die schauderhafte Lage bringen, auf den Tod warten zu müssen, um in den Besitz einer Summe zu kommen.

Wir wählten oben absichtlich ein Beispiel, wo genau das Kapital zurückgezahlt wird zur Zeit des wahrscheinlichen Todes. Will man das Geld noch früher haben, so muß man sich natürlich Abzüge gefallen lassen, denn die lebenslängliche Leibrente kann ja nicht ganz umsonst gezahlt werden. Will man umgekehrt das Kapital noch vermehrt erhalten, so kann man auch das haben, wenn man einige Jahr länger wartet.

Alle diese Ausführungen gelten ganz gleichmäßig für die geringsten wie für die größesten Kapitalien. Denn in allen Fällen ist es gut, sich vom Zufall, das ist vom Todesjahr, unabhängig zu machen. Kein Vater wird wollen, daß sein Tod für die Kinder ein Glück, sein Leben aber ein ebenso großes Unglück sei, wenn auch nur in pekuniärer Beziehung.

Will aber umgekehrt ein Vater, daß seine Kinder ein besonderes Interesse an seinem langen Leben gewinnen, so kann er auch das leicht haben. Ein Sechzigjähriger mit einem Vermögen von 100,000 Mark bekommt heute kaum viel mehr Zinsen als 3000 Mark, die für seine höheren Ansprüche kaum ausreichend sind. Nimmt er aber eine Leibrente, so erhält er jährlich 10,000 Mark, und kann den Ueberschuß von 7000 Mark jährlich an seine Kinder verschenken. So haben diese offenbar ein sehr großes Interesse an einem möglichst langen Leben ihres Vaters. Lebt er nur fünf Jahre noch, so haben sie mit Zinseszinsen noch nicht 40,000 Mark. Lebt er aber zwanzig Jahre, so haben sie ohne alle Zinsen schon 140,000 Mark.

Hinsichtlich der *Gefahrenklassen* verfährt man bei den Leibrenten noch viel barbarischer als bei der Lebensversicherung. Hier war doch wenigstens noch insofern eine zweite Klasse, als Kranke abgewiesen wurden. Bei der Leibrente aber nimmt man alles, alles, was kommt, und wirft es in einem Topf. Viel richtiger wäre es schon, wenn man Kerngesunde zurückwiese. Denn man könnte dann die Rente für die anderen erhöhen, weil diese früher sterben. Ließ man oben den Gesünderen für den Kränkeren bezahlen, so läßt man hier bei der Leibrente offenbar, doch mit Unrecht, den Kränkeren für den Gesünderen mitbezahlen.

Auch hier ist das richtigste und beste für alle Betheiligten, wenn man zwar alle annimmt, aber in *Gefahrenklassen* eintheilt, so daß jeder nach seiner Natur bezahlt. Im andern Falle wird stets der eine bevorzugt, der andere benachtheiligt. Dann aber halten sich die Benachtheiligten überhaupt fern,

und die Bevorzugten schädigen die Gesellschaft, oder zwingen sie, andere Bedingungen zu stellen, die für die Versicherten unvortheilhafter sind!

Auch beim Leibrentengeschäft sollte es den Versicherten möglich gemacht werden, vom Contract jederzeit zurückzutreten. Das geht natürlich nicht ohne weiteres, da sonst jeder, sobald er das Nahen des Todes fühlt, die verfallende Summe schleunigst noch auszahlen lassen würde. Es geht aber sehr wohl, wenn eine einjährige Kündigung vorausgehen muß, sodaß das Geld nur gezahlt wird, wenn der Versicherte auch ein Jahr nach der erfolgten Kündigung noch lebt. Außerdem kann die Bescheinigung eines Arztes verlangt werden, daß die Gefahrenklasse nicht verändert, d. h. daß die Gesundheit sich nicht verschlechtert hat. Dann müßte die volle Reservesumme zurückgezahlt werden, die zwar stets kleiner ist als das ursprüngliche Kapital (ausgenommen bei etwaigen Renten für kleine Kinder, da die Sterblichkeit der ersten Lebenszeit sehr groß ist), aber stets höher als das Kapital nach Abzug der schon ausgezahlten Renten.

Ein Fünfzigjähriger z. B., der für 100,000 Mark jährlich 7,500 Mark erhielt, bekommt als Sechzigjähriger, wenn er zurücktritt, noch 75,000 Mark ausgezahlt. Als Siebenundsechzigjähriger bekommt er immer noch 60,000 Mark zurück, obgleich er ohne alle Zinsen schon 127,000 Mark Rente erhielt. Diese Summen kommen natürlich einfach daher, weil er noch lebt, während viele andere schon gestorben sind, deren Gelder nun an ihn fallen.

Aber selbst wenn alles dies auf das beste geordnet sein wird, so bleibt eine schwere Schattenseite unabänderlich, die mit jeder Privatversicherung unzertrennlich verbunden ist. Entweder sie ist schwankend (durch Veränderungen der Sterblichkeit) und man kann vorher nicht wissen, welche Lasten man zu tragen hat. Dies gilt von den Gesellschaften „auf Gegenseitigkeit". Diese kleiden das Schwanken zwar euphemistisch in die Form einer „Dividende". Aber schwerlich werden sich viele dadurch blenden lassen, denn es liegt zu sehr auf der Hand, (und es kann ja auch keiner anders verlangen), daß jeder nur erhält, was er selbst zuvor gegeben hat. Die Dividende ist ein zweckloses Hin- und Herschieben.

Oder die Gesellschaft ist nicht auf Gegenseitigkeit, sondern auf Actien gebaut. Dann äußert sich dasselbe Grundübel als „Reservefonds". Nicht nur die Aenderung der Sterblichkeit, sondern schon die Schwankungen des Zinsfußes machen den Reservefonds zu einer Größe, die aller Vorausberechnung spottet, und daher ein reines Speculationsobject ist. Wird der Reservefonds verstärkt, so müssen auch die Versicherten höhere Prämien zahlen. Wird er verringert, so wächst die Unsicherheit des ganzen Geschäftes.

Wenn unsere heutigen Gesellschaften sich freihalten können von börsenartigen Schwindeleien, so verdanken wir das nur der Staatsaufsicht. Wir sind keineswegs der communistischen Ansicht, daß der Staat jeden kleinlichen Krämerladen verstaatlichen solle, auch nicht der Ansicht, daß man die privaten Versicherungsgesellschaften gesetzlich verbieten solle. Aber jedenfalls ist das Lebensversicherungswesen wie kaum ein anderer Geschäftsbetrieb geeignet zur Uebernahme durch die Staatsverwaltung. Erstens ist jede Unsicherheit dadurch ausgeschlossen, die Prämien können also sehr niedrig angesetzt werden. Zweitens kommen alle trotzdem etwa erzielten Ueberschüsse der Allgemeinheit zu gute, nicht einem beliebigen Actionär, der vielleicht nicht einmal in Deutschland, sondern in London oder New-York zu Hause ist!

## Literatur und Kunst.

### Die Kunst und das Volk.

Von Otto Krack.

Es ist das Bestreben aller modernen Volksfreunde, nicht nur die physische, sondern auch die intellectuelle Nothlage der besitzlosen Masse zu heben und ihr den Genuß idealer Lebensgüter zu vermitteln, getreu dem Wort: „der Mensch lebt nicht vom Brot allein". Es ist wahr, auch der römische Pöbel schrie: „Panem et Circenses"! Aber es ist ein Satz, wenn zwei dasselbe thun, so ist es noch nicht dasselbe. Wie jeder Mensch mit der Pflicht und dem Willen zur Arbeit ein Recht auf Arbeit und Brod hat, so hat er auch ein Recht auf die geistigen Genüsse der Kunst, weil sie ein Gemeingut aller ist oder sein soll. Die Kunst für das Volk und das Volk für die Kunst zu gewinnen, dafür ist schon manche Lanze gebrochen. Dafür ist die „Gegenwart" mehr als einmal eingetreten. Ich verweise nur auf den Aufsatz von Prof. Adler in der „Gegenwart" vom 8. März 1890. Dafür tritt auch Emil Reich ein mit einem scharf und schneidig geschriebenen Buch „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen." *)

Betrachtet man die Geschichte der schönen Künste, so scheint es fast, als ob keine Kunst gedeihen könne ohne Schirm und Schutz der herrschenden Mächte. Bisher war es immer ein prachtliebender Hof oder die prunkvolle Kirche, eine Aristokratie der Geburt oder des Geldes, die sich durch eifrige Förderung und Unterstützung die schönen Künste dienstbar machten. Im Mittelalter waren es Kirche und Ritterthum, in der Renaissance die Römischen Päpste und kleinen Fürsten, welche die Kunst für sich gewannen. Die französische Poesie im sogenannten goldenen Zeitalter ward allzu oft ein Lobgesang auf den Roi Soleil, und die spanische endete in einem Gebet auf das absolute Königthum und die katholische Kirche. Mit der französischen Revolution wechselten die Rollen. Die Kunst verließ die Höfe der Könige und die alten Sitze des Adels. Sie wandte sich von ihren früheren Freunden und Gönnern ab und kehrte in die Häuser der siegreichen Bürger ein. Seitdem kann man die Kunst mit gutem Recht eine bürgerliche nennen, wie sie früher aristokratisch oder kirchlich war.

Mit der Cultur des 18. Jahrhunderts mußte auch seine Kunst fallen, weil sie den Idealen einer neuen Zeit nicht gerecht werden konnte. Es ist die Frage, ob unsere offizielle Kunst den Anforderungen der modernen genügt oder ob die Zeit sie überflügelt hat. Hat sie eine Zukunft oder tritt eine neue Kunst auf, die sie ablösen wird? Die Beantwortung dieser Frage muß ein breites Licht auf unsere gegenwärtigen Zustände werfen. Denn wie die Cultur einer Epoche ihr Licht und ihre Schatten in den Spiegel der Kunst wirft, so getreu strahlt das Glas die Cultur zurück.

Mit Bezug auf die große Masse unserer Maler sagt Reich: „Die große Kunst soll eine Ruferin im Streit, ihre Wirkung eine für die höchsten Ideen der Zeit begeisternde sein. Nun, unsere Maler kennen, wie es scheint, nur zwei solcher Ideale, den wechselseitigen Völkermord und behagliches Wohlleben, denn diese beiden Themen sind auf ihren Bildern am häufigsten vertreten. Wo Blut oder Wein in Strömen fließt, da fühlen sie sich am heimischsten, Schlachtenbilder und Festdiners bleiben ihre beliebtesten Gegenstände. — Unsere offizielle Kunst ist sehr patriotisch, aber sehr wenig sozial und sehr wenig volksthümlich. Die Schlachten, welche in Uniform geliefert werden, der Säbel, der haut und die Flinte, die schießt, sind nur allzu beliebte Motive, jene Schlachten aber, welche die Industrie schlägt, die Kämpfe der Arbeiterbataillone mit Hacke und Schaufel, von ihnen darf meist kaum ein leiser Widerhall in jenen Kreisen nachtönen, welche heute die bürgerliche Kunst in Grund und Boden hinein pflegen und beschützen." Man kann diese Worte mit demselben Recht auf unsere Literatur

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

anwenden. Man denke nur an die erkorenen Lieblinge der deutschen Bourgeosie, an Ebers und Wildenbruch, an Julius Wolff und Felix Dahn!

Auch die bürgerliche Kunst hatte ihre Jugend. Das war vor nahezu 100 Jahren, als der „bougeois“ noch ein „citoyen“ war, als der dritte Stand Schulter an Schulter mit dem vierten gegen die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit kämpfte. Mit der Julirevolution aber war diese Freundschaft aus. Als der dritte Stand mit dem Bürgerkönig Ludwig Philpp gesiegt hatte, da verbrüderte er sich mit seinen früheren Feinden gegen seine früheren Freunde. Die Bourgeoisie wurde conservativ und schwach und alt, und mit ihr alterte auch ihre dienstbare Kunst. Es that eine junge, frische Kunst noth, die ein anderes Ideal auf ihre Fahnen schrieb; eine Kunst, die nach Symbolen für die tausendfachen Erscheinungsformen des modernen Lebens suchte. Denn das ist im Grunde das Wesen aller Kunst. Der Amerikaner Ralph Waldo Emerson sagt es klar und deutlich: „Der Maßstab und Prüfstein des poetischen Genies ist die Fähigkeit, die Poesie aus den alltäglichen Erscheinungen herauszulesen, die heutigen Verhältnisse dichterisch zu schmelzen, nicht Scott's oder Shakespeare's alte Fabeln wieder aufzuwärmen, sondern die des 19. Jahrhunderts und der bestehenden Nationen in allgemeine Symbole umzusetzen.“

Wieder begann drüben in Frankreich der Umschwung. Es waren einige wenige junge, muthvolle Künstler, die der offiziellen Kunst, die so schön und so correct und so unwahr geworden war, den Krieg erklärten. Jeder hat ja sein eigenes Ich, das nach Ausdruck und Bethätigung ringt, aber es ist so bequem und so vortheilhaft, mit dem großen Haufen zu marschiren. Denn wer für die Menge malt und schreibt, dessen Bilder werden gekauft, dessen Bücher werden gelesen. Es bleibt ewig dasselbe Schauspiel durch alle Jahrhunderte. Auch die große Heerde derjenigen, die sich Künstler und Dichter nennen, braucht einen Leithammel, dem sie folgen kann. Und es fordert Kraft, so viel Kraft und hochgespanntes Selbstbewußtsein, die breite wohlgepflasterte Straße zu verlassen und sich einen eigenen Weg durch Nacht und Dickicht zu suchen.

Delacroix war der erste, der mit der alten Schablone brach. Sein Bild „Die Barrikade“ (im Salon von 1831) bezeichnet den Beginn der neuen Bewegung. Im folgten Courbet und Millet, die die naturalistische Malweise in Frankreich begründeten. Bisher war das arbeitende Volk so schön dargestellt, so sauber, vergnüglich, zufrieden, wie der Bürger es haben wollte. Courbet und Millet malten die Landleute, Arbeiter und Armen so, wie sie waren, bei ihrer Beschäftigung, in ihrem ganzen Elend, mit harten Zügen und schlechten Kleidern, nicht schön im gewöhnlichen Sinne, aber wahr, durchaus wahr. Dieser Naturalismus nahm von Frankreich aus seinen Weg über Europa. Bei uns in Deutschland verschafften der kräftige Max Liebermann und der schlichte Fritz von Uhde ihm Anerkennung.

Die Literatur ging mit der Malerei Hand in Hand. Béranger und Barbier sangen ihre ergreifenden und zornigen Weisen. George Sand und Victor Hugo bekehrten sich zu den neuen Anschauungen, Zola und Daudet mit ihren großen sozialen Romanen folgten. In England schrieb Dickens seine Weihnachtsmärchen, der conservative Carlyle trat für das Volk ein. Thomas Hood's „Song of the Shirt“ weckte einen Widerhall in der ganzen Welt. In Rußland erstand eine neue Literatur mit Tolstoi und Turgeniew an der Spitze. Korolenko und Garschin mußten ihre freien Gesinnungen mit Gefängniß büßen, und der unerschrockene Dostojewski wanderte sieben Jahre nach Sibirien. Bei uns in Deutschland fanden die neuen Anschauungen günstigen Boden wie überall. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Heine, Freiligrath, Herwegh, Meißner, unseren plattdeutschen Fritz Reuter, Anzengruber, und die modernen, wie Hauptmann, Halbe, Rudolph Lothar u. s. w.

Es handelt sich jetzt darum, die Kenntniß dieser Kunst sowie der großen Schöpfungen der Vergangenheit dem Volke zu vermitteln. Denn diese Kenntniß ist außerordentlich gering. Reich sagt mit Recht: „Die bürgerliche Kunst steht den besitzlosen Volksklassen nicht minder feindlich gegenüber als das bürgerliche Recht, und es verlohnt sich wohl, die Thatsache zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, deren sich jeder Denkende dunkel bewußt ist, daß unsere Kunst in erster Linie für die Bedürfnisse der Besitzenden arbeitet und in erster Linie auch nur für diese vorhanden sei, daß die Kunstkenntniß der Mittellosen womöglich noch geringer ist als ihre Rechtskenntniß.“ Diesem Mangel abzuhelfen, ist eine der großen Pflichten der Sozialreform. Man rede nur nicht von den unteren Ständen als „culturlosen Barbaren“, als „culturfeindlichem Mob!“ Man frage lieber nach den Gründen, warum die breiten Volksschichten der Kunst so fern und fremd gegenüberstehen. Die allgemeine Schulpflicht sorgt ja für die nothwendigsten Kenntnisse. Für die Kunst ist aber so gut wie nichts gethan. Und dennoch steht die Kunst als Gradmesser der Cultur so hoch wie die Wissenschaft. Sehr schön sagt Reich: „Wissen ist eine Waffe im Lebenskampf, die stärkste vielleicht von allen, allein beim größten Wissen können Herz und Gemüth leer ausgehen, die Wissenschaft wirkt auf den Verstand, die Kunst auf das Gefühl. Die einseitige Pflege des Wissens, der nützlichen Kenntnisse züchtet die kalten Verstandesmenschen, an denen unsere Zeit so überreich ist, der wahre Mensch, der Vollmensch aber ist nur jener, dessen Anlagen harmonisch ausgebildet sind. Es soll keineswegs einer Einschränkung des Wissens das Wort geredet werden, wohl aber muß entschiedenster Protest eingelegt werden gegen die Verkümmerung des Kunsttriebes, die künstliche Verkrüppelung der Kunstliebe, die in jeder Brust ursprünglich lebt, dort aber, wo ihr kein Raum zur Bethätigung vergönnt wird, allmählich erlischt oder sich zu niedrigen, unedlen Regungen umbildet.“ Es ist dem vierten Stande so gut wie unmöglich, sich den einfachen Genuß der Kunst zu leisten. Um die Malerei und um die Skulptur scheint es noch am besten bestellt zu sein. Wenigstens sind die Werke der großen Meister und einige Schöpfungen moderner Künstler in den Gallerien unentgeltlich zu sehen. Die Besuchszeiten sind aber so gelegt, daß das arbeitende Volk sie nicht benutzen kann, und am Sonntag, also an jenem Tag, wo auch das Volk sich selbst gehört, sind die Museen in den meisten Städten nur wenige Stunden und gewöhnlich gerade um die Mittagszeit geöffnet. Frankreich und England sind uns hier weit voraus. In London sind die Museen täglich mit Ausnahme des Sonntags durchschnittlich acht Stunden geöffnet, ebenso Louvre und Luxembourg in Paris. Aber unser liebes Deutschland! In Dresden werden dem guten Volk am Sonntag drei Stunden gegönnt, und in der „Hauptstadt der deutschen Intelligenz“, in dem „Herzen des heiligen Deutschen Reiches“, in unserem Spreeathen — das Wort ist ein köstlicher Hohn — hat das brave Volk von zwölf bis drei Uhr Zeit, sein Kunstbedürfniß zu befriedigen. In Wien soll es noch schlimmer aussehen. In Betracht kommen noch die Privatgallerien, die der Besitzer einfach sperren kann. So wird der gesammten Welt der Genuß an großen Kunstwerken entzogen. Ein herrliches Beispiel bietet der edle Fürst Borghese, der zwei antike Statuen einfach aus der Gallerie entfernte und in seine Privatgemächer aufstellte. Später tauchten sie in Kopenhagen wieder auf. Ein Brauer hatte die Kunstschätze des Borghese gekauft. Bei solchen Geschichten begreift man am Ende den Aufschrei Proudhon's: „La propriété c'est le vol!“

Auch die Pflege der Musik können sich nur die Wohlhabenden erlauben. Das mittellose Volk kann nur noch in der Kirche oder bei Wachtparaden die populärste und beliebteste aller Künste genießen. Volksbildungsvereine und Arbeitervereine haben Orchesteraufführungen in's Leben gerufen, bei denen der Eintrittspreis so niedrig als möglich bemessen war. Die Versuche haben sich bewährt. Hoffentlich wird man auf dieser Bahn vorwärts schreiten.

Am schwierigsten bleibt es immer, dem Volk die schöne Literatur zugänglich zu machen. So viele Freibüchereien auch in aller Welt errichtet sind, sie verschwinden im Vergleich zu der großen Bevölkerung, der sie dienen sollen. Auch hierin sind uns die übrigen europäischen Staaten und namentlich England und Frankreich weit überlegen. Das Theater, die

vornehmste Bildungsstätte des Geistes, ist dem mittleren Volke ganz und gar verschlossen. Professor Adler hatte in dem oben erwähnten Aufsatz den Wunsch ausgesprochen, daß der Kaiser von Deutschland seinem arbeitenden Volk die Hoftheater öffnen möge. Se. Majestät schwieg. Kurze Zeit darauf gründeten die Sozialisten unter Bruno Wille's Leitung sich selbst ein Volkstheater. In Paris sind die vier staatlich subventionirten Bühnen verpflichtet, alljährlich mehrere derartige Aufführungen bei freiem Eintritt zu veranstalten.

Diese Gedanken hat Reich in seinem Buch des Weiteren ausgeführt. Er hat alle Versuche zusammengestellt, die schon gemacht sind, das Volk für die Kunst und die Kunst für das Volk zu gewinnen. Er hat die ferneren Wege gezeigt, welche diese Reformen fortsetzen müssen. Es ist ein kühnes Buch. Der Verfasser ist Privatdozent an der k. k. Universität Wien. Er hat Worte gesagt, die an gewissen Orten nicht gerne gehört sind. Das ist nicht seine Schuld. Solche Worte thun noth heutzutage. Die Schrift soll ein Mahnruf, ein Alarmschuß sein in der Stunde der Gefahr. Möge sie Widerhall finden in allen Landen!

---

## Der Schlußband von Zola's Rougon-Macquart.

Von Franz Servaes.

Am 18. Mai dieses Jahres hielt Emile Zola auf dem Bankett der allgemeinen Vereinigung der Studirenden in Paris eine vielbeachtete Rede, die in einem Preis der Arbeit auslief, und die in der Arbeit das Universalmittel feierte wider alle Schäden und Krankheiten der Gegenwart.

Es hat etwas Merkwürdiges, einen Dichter so reden zu hören, fast wie einen biederen Handwerksmeister. Aber wenn bei irgend einem Dichter eine solche Rede eine individuelle Berechtigung hat, dann ist es bei Zola. Mindestens ebenso sehr, als das Genie des Mannes muß man seine gewaltige Arbeitskraft anstaunen, ja in dieser Arbeitskraft steckt von seinem Genie gewiß nicht der kleinste Theil.

Die zwanzig Bände der vor vierundzwanzig Jahren unternommenen Roman-Serie „Les Rougon-Macquart" liegen fertig vor. Der Schlußband: Le docteur Pascal, ist soeben erschienen. Was Zola daneben an Romanen, Novellen, Dramen und kritischen Werken veröffentlicht hat, würde allein schon genügen, ein durchschnittliches Schriftstellerleben anständig auszufüllen.

Die „naturwissenschaftliche und sozialkritische" Familiengeschichte aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs wird aber wohl für immer Zola's Hauptwerk bleiben, auch wenn der Unermüdliche uns seine Schilderung des Fin de siècle-Katholizismus gegeben haben wird, an die er, mit feinstem Spürsinn für die symptomatischen Zeiterscheinungen, jetzt herangehen will. Was Shakespeare in seinen Königsdramen und Freytag in seinen „Ahnen" im Nacheinander der geschichtlichen Entwickelung zu fassen gesucht haben, das suchte Zola im Nebeneinander der sozialen Verzweigung zu packen: ein Bild dieses Weltganzen. Es ist für den Modernen charakteristisch, daß er in der eigenen Zeit bleibt und seine Schilderung — wenigstens prinzipiell, obwohl nicht im strengsten Sinne faetisch — nicht weiter ausdehnt als seine Beobachtung reicht.

Doch auch Zola hat seinen historischen Rahmen. Er wird markirt durch den Staatsstreich Napoleons vom Jahre 1851 und durch den Sieg der deutschen Waffen vom Jahre 1871. Indeß dieser Rahmen hat etwas lediglich Decoratives und ist, auch rein äußerlich, nicht peinlich festgehalten worden: der Schlußband der Serie beginnt im Juli 1872 und endet August 1874. In Wahrheit bietet Zola in jedem Roman Schilderungen genau aus der Zeit, in der dieser Roman geschrieben wurde. Er hat sie dann, um im Rahmen zu bleiben, entsprechend zurückdatirt. Vielleicht verwerthete er auch einige Eindrücke und Erinnerungen aus seiner eigenen Jugend, die in die von ihm geschilderte Periode fällt. Sonst aber ist ja sattsam bekannt, wie er zum Zweck jedes neuen Bandes eingehende Local- und Lebensstudien machte, in Bergwerke stieg, auf Lokomotiven fuhr, die Börse besuchte und selbst — o saurer Schweiß! — die Gesellschaft von Cocotten nicht verschmähte.

Auch auf den Familienzusammenhang der einzelnen Romanhelden ist nicht allzu viel Gewicht zu legen. Die Familienmitglieder entstanden je nach Bedürfniß und Erweiterung des Planes. Hatte Zola irgendwo noch eine neue Rolle, etwa mit einem Mordsüchtigen oder auch mit einem fromm träumenden jungen Mädchen zu besetzen, so machte es ihm wenig Mühe, das betreffende Individuum an irgend einem verschwiegenen Winkel still gebären zu lassen und nachträglich als Sprossen der berühmten Familie Rougon-Macquart in seine Romanserie einzuführen. Einen schweren Vorwurf möchte ich dem Dichter nicht daraus machen, obwohl die Schwäche der Anlage sich wiederholt darin zeigte. Aber man kann ja zur Entlastung berechtigtermaßen anführen, daß die Erfindung jener Doppelfamilie an erster Stelle ein ideales und künstlerisches Band bieten sollte, um die weitschichtige Schilderung von zwanzig verschiedenen modernen Lebenskreisen mit zwanzig verschiedenen Centren wenigstens äußerlich zu verknüpfen. Wenn aber der Dichter in seinem Schlußroman zu guter letzt auch ein inneres Band herzustellen suchte und die Vererbungstheorie dabei als Eideshelfer bemühte, so ist auch dies vom artistischen Standpunkt nicht mehr wie billig: es sollte wenigstens ein Schein von Nothwendigkeit und Planmäßigkeit geweckt werden, es sollten die früheren Bilder in raschen Zügen nochmals an uns vorüberschweben, und es sollten die nicht zum Abschluß gediehenen Menschenschicksale ihre Besiegelung oder auch ihre lichtvolle Zukunftsperspective finden.

Also gesehen, ist der „Doctor Pascal" mit unleugbarem Geschick gearbeitet. Was von Familienresten vorhanden war, wußte Zola in Plassans, der Wiege der Familie, nochmals zu vereinigen, und er war dabei menschenfreundlich genug, einigen Mitgliedern ein ungewöhnlich hohes Lebensalter zu bewilligen. Auf diesem Wege bringt Zola fünf Generationen zusammen, über deren Blutsverwandtschaft man sich aus dem dem Buche beigegebenen Familienstammbaum unterrichten kann. Da ist vor allen Dingen die „Tante Dide", Adelaide Fouque, die mit ihrem Gatten Rougon und ihrem Liebhaber Maequart die Stammmutter der ganzen Gesellschaft und zugleich durch ihre originäre Neurose für die physischen und psychischen Abnormitäten ihrer Descendenz an erster Stelle haftbar zu machen ist. Sie zählt bei Beginn des Romans hundertundvier Jahre, sitzt seit zweiundzwanzig Jahren als unheilbar Blödsinnige im Irrenhaus, ohne selbständige Lebensregungen von sich zu geben und wird im Laufe der Erzählung durch einen sich langsam ihr einbohrenden Schreckeindruck hinweggerafft, der ihr die Erinnerung an frühere Schmerzenserlebnisse wieder in's Gedächtniß zurückruft.

Die zweite Generation wird vertreten durch ihren Sohn Antoine Maequart, einen alten Trunkenbold von dreiundachtzig Jahren, der aber gerade durch den Alkoholgenuß seine Lebenskräfte noch zusammenhält. Zola hat ihn für ein bewunderungswürdiges Ende aufgespart. Er fängt in der Alkoholnarcose durch die in seinen Schoß geglittene Pfeife Feuer und verbrennt langsam und duftig durch die in seinem Körper angehäuften Spritmassen, so daß von seiner irdischen Hülle nur ein winziges Häuflein Asche und ein mit fatalem Aetherdunst angefülltes, im übrigen aber unversehrtes Zimmer übrig bleibt. Man darf es Zola zutrauen, daß er sich über die wissenschaftliche Möglichkeit eines solchen Todes genau unterrichtet hat, und somit bleibt ihm der Ruhm, zu den hunderten von Romantodesarten noch eine pikante neue Nummer hinzuconstruirt zu haben. Gleichfalls zu dieser Generation gehörig ist Felicité Rougon, achtzig Jahre alt, die Wittwe des vor drei Jahren verstorbenen Obsthändlers Pierre Rougon, des „Eroberers von Plassans". Sie ist eine äußerst quicke alte Dame, angefüllt mit lodernden Familienehrgeiz, und, um die „gloire" der Rougon zu retten, jeglicher Handlungsweise fähig.

Sie überdauert den Abschluß des Romans, wo wir sie in der Ferne damit beschäftigt sehen, unter Musik und Fahnenschwenken ein Ehrendenkmal der Familie Rougon einzuweihen.

Ihr Sohn ist Doctor Pascal, der Held dieser Geschichte und Vertreter der dritten Generation. Ein stiller Gelehrter, der verschiedenfach in früheren Romanen als Hintergrundfigur aufgetaucht ist. Bruder des Ministers a. D. Eugène Rougon und des Finanzmenschen Aristide Saccard, des Helden von „L'Argent".

Die vierte Generation wird durch zwei Kinder Saccard's vertreten, durch einen Sohn Maxime, einen ausgezehrten Rassemenschen ohne Lebenskraft, der an Rückenmarklähmung dahinsiecht, und durch eine Tochter Clotilde, die im Hause Pascal's lebt, Dank ihres Großvaters von Mutters Seite, des Commandanten Sicardot, ein rüstiges und lebensfrisches Mädchen, von dem eine Reinigung der verseuchten Rasse ausgehen kann.

In der fünften Generation endlich haben wir einen Bastard von Maxime Saccard, einen wundersam schönen Halbidioten von fünfzehn Jahren, goldlockig wie ein Märchenprinz, fein und sensibel, das traurig-aristokratische Ende einer verlöschenden Rasse. Durch ateroistischen Rückschlag ähnelt er auffällig seiner Urahne, der „Tante Dide", in deren Beisein er einem seiner Anfälle von Nasenbluten in sanftem, müdem Tode erliegt. Und noch ein zweiter Repräsentant dieser Geschlechtsstufe tritt uns im Schlußkapitel entgegen, das „enfant inconnu", die Frucht der Liebesvereinigung Clotildes mit ihrem Onkel Pascal, ein nachgeborener Sohn des Doctors. Die junge Mutter sitzt am Fenster, reicht ihm die Brust und blickt selig auf ihn nieder, der ihr wie ein Appell an das Leben erscheint.

Dieser Schluß ist bemerkenswerth. Nach einer Entwickelungsreihe voller Blut, Schmutz und Tod beendet Zola sein Werk mit einem Ausblick auf Reinheit, Gesundheit und Leben. Das sind die Mächte, die schließlich doch triumphiren müssen. Denn das Leben, aller dräuenden Gefahren von Verseuchung zum Trotz, bleibt doch unablässig bei der Arbeit und ermüdet nicht, Generationen auf Generationen neu zu gebären. Der Glaube an das Leben und an die Heilkraft alles wahrhaft Lebendigen durchzieht wie ein Lichtstrom den Schlußband dieser sonst in allem Wüsten und Trüben wühlenden Romanreihe: es ist der Glaube, den der Dichter für sich selbst gerettet hat, oder vielmehr, den er, nachdem er ihn verloren hatte, durch die Jammerschicksale seines Vaterlandes, sich durch die stete und zähe Arbeit an seinem Werk auf's Neue wieder errungen hat.

Für Zola selbst war die Arbeit eine erlösende und segensreiche Göttin. Kein Wunder, daß er sie in seiner Bankettrede zu preisen wußte, und daß er ihrer auch in seiner Production stets mit huldigender Ehrerbietung gedenkt. „Allons travailler!" sagt der Maler am Schluß von „L'oeuvre", nachdem der arme Claude in vergeblichem Künstlerringkampf hat verbluten müssen. Und Arbeit war es, strenge wissenschaftliche Arbeit, die Pascal vor dem Schicksal seiner Familienangehörigen bewahrt hat und ihn geradezu zu einem Ausnahmefall in dieser sonst mit allem Bösen behafteten Gesellschaft stempelt. Zur Arbeit auch hat er seine Nichte Clotilde erzogen, die er als kleines Kind bei sich aufgenommen, und zur schätzenswerthen Gehülfin bei seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen herangebildet hat, und die er später, ohne Mitwirkung von Priestern und Standesbeamten, zu seinem Weibe macht. In der Arbeit hat das zartsinnige, zur Schwärmerei veranlagte Mädchen sein Wesen gehärtet und gestählt, so daß sie, auch nachdem sie ihren „Meister" und Gatten verloren hat, den Kampf mit dem Leben wird aufnehmen und für die Zukunft ihres Sohnes wird sorgen können. Darin liegt für das „unbekannte Kind" eine kostbare Zuversicht künftigen Gedeihens.

Indeß, ohne Kampf ist es Pascal nicht gelungen, seinen Schützling auf die erwünschte Stufe von Arbeitskraft und Lebenskraft empor zu heben. Er hatte vorerst Temperamentshindernisse und Generationshindernisse zu beseitigen. In Pascal und Clotilde stehen sich zwei aufeinanderfolgende Geschlechtsreihen gegenüber, die nicht ohne Weiteres zu gegenseitigem Verständniß gelangen können, die verschiedene Instinkte mit auf die Welt gebracht, verschiedene Jugendeindrücke und verschiedene Reifeerlebnisse durchgemacht haben, und die sich, bevor sie zur Verständigung gelangen, wie zwei fremde Welten gegenüber stehen. In dieser Contrastirung zweier Generationen zeigt sich so recht, wie die Zola'schen Romane nur scheinbar um zwanzig oder mehr Jahre zurückverlegt werden, wie sie vielmehr ihre höchste Lebenskraft aus der unmittelbaren Gegenwart saugen. Denn Pascal's Weltanschauung ist Zola's Weltanschauung, und die Jugend, die dem Einen gegenübersteht, ist auch die ernste Sorge des Anderen. Die mehrfach genannte Bankettrede wird hierdurch zu einer Ergänzung des Romans vom Doctor Pascal. Was der Gelehrte von Plassans seiner Schülerin Clotilde zu sagen hat, das ruft Zola der jetzt lebenden französischen Studentenschaft zu: „Hüte dich in Mysticismus und Nebelhaftigkeit zu versinken, mißachte nicht die Wissenschaft, auch wenn sie dir nur Bruchstücke zu geben hat! Den frommen Kinderglauben vergangener Zeitalter kannst du dir nur künstlich wieder anzüchten; nach der ganzen großen Geistes- und Culturarbeit unseres schöpferischen Jahrhunderts ist eine Rückkehr zum Thorenglück der Unwissenheit unmöglich."

Wir in Deutschland, die auch noch zur Jugend gehören, können diese Worte mit ruhiger Genugthuung anhören. Einige verschwindende Erscheinungen abgerechnet, die auf die stets vorhandene Nachäffungssucht gegenüber den Franzosen zurückzuführen sind, haben wir vom Mysticismus und Occultismus noch kaum etwas abbekommen. Bei aller Skepsis, die wir uns erworben haben, und bei der oft sehr herzhaften Verachtung der offiziellen, durch Pfründen und Geheimrathstitel privilegirten Gelehrtenwelt, haben wir doch das Vertrauen zu der Zukunft der Wissenschaft und zur Fortentwickelung unserer geistigen Fähigkeiten auf gesichertem Forscherboden nichts weniger als verloren. Wir blicken sogar auf die Geistes- oder vielmehr Entgeistigungsbewegung des jungen Frankreich mit ironischem Staunen. Denn in der Stille unseres Bewußtseins können wir uns sagen: es ist deutsche Denk- und Gemüthsart, woran die jungen Franzosen sich so blutig die Zähne ausbeißen; es ist deutsches Wesen, das sie vergeblich sich anzueignen trachten, und das sie sich zu einem Zerrbild ummodeln, um es sich mundgerecht zu machen. „Soyons mysterieux!" las ein Bekannter von mir auf einem durch Rankengeflecht sich windenden Bandstreifen auf dem Deckel einer französischen Truhe — und dieses „Soyons" in seiner nüchternen Bestimmtheit und Programmäßigkeit ist so ungemein bezeichnend für das durch und durch unmystische gallische Volkstemperament, daß es nicht anders als erheiternd wirken kann. Der Deutsche ist mystisch, von Naturell aus, und das Gran Mystik in seinem Blute, ist ebensosehr sein Segen wie sein Fluch. Der Jung-Franzose *will* mystisch *sein*, entgegen seinem Naturell, und er ladet sich damit natürlich eine Bürde auf, unter der er kläglich zusammenbricht. Das Einzige was der Franzose einer mystisirenden Darstellungsweise als schätzbare Mitgift beizubringen hat, ist eine feiner durchgebildete Technik für die Wiedergabe mystischer Gefühlszustände, also gerade das Aeußerliche an der Sache, das durch klügelnde Verstandesarbeit und leichtes Formtalent errungen werden kann. In allem Uebrigen bleiben die lieben munteren Französlein unmystisch wie zuvor, und es kann ihnen wahrlich nichts schaden, wenn ihnen Zola's derbe Hand einen Eimer Wasser über ihren Entzückungsrausch gießt.

Clotilde also ist ein Kind dieses allermodernsten Frankreich, wenn auch ein verhältnißmäßig gutgeartetes. Sie spricht als ob sie Bourget, Huysmans, Barrès, Vygera und wie die Neo-Katholiken, Neo-Jesuiten und Mittelalter-Schwärmer alle heißen mögen, gelesen und in sich aufgenommen hätte. Ihr wird in der Wissenschaft und ihrer Strenge, ihr wird im diesseitigen Leben zu eng. Sie bekommt Sehnsucht nach dem Jenseits und den Sternen. Nachts stiehlt sie sich aus dem Hause, legt sich draußen im Felde auf den Rücken und träumt zum Himmel empor. So wird sie von Pascal betroffen, und es entspinnt sich zwischen den beiden ein Gespräch, wie es

zwischen einem greisen Forscher und einem jungen Mädchen wohl niemals stattfinden könnte, das aber als Auseinandersetzung Zola's mit dem jungen Frankreich durch klare Formulirung unübertrefflich ist und deshalb wohl seinen Werth als historisches Document behalten wird. Auch ist ja der Gegensatz zwischen Lehrer und Schülerin an sich sehr fein ersonnen und von dem erfahrenen Maschinenmeister Zola für die psychologische Entwickelung der Handlung mit souveräner Meisterschaft ausgenutzt worden. Nach dieser Richtung ist gleich das erste Kapitel bewundernswerth angelegt — wie denn fast stets bei Zola Anfang und Ende mit höchster poetischer Kraft ausgestattet sind, während die Mitte durch breites Auseinanderzerren erheblich dünner zu gerathen pflegt. In unserem Falle überrascht Zola gleich auf den ersten Seiten durch den feinen Zug, daß er Clotilde ihre Arbeit in der wissenschaftlich getreuen Conterfeiung der ihr von Pascal übergebenen Blumenarten unterbrechen, und sich dem Zuge ihrer Einbildung überantworten läßt; sie setzt sich heimlich hin und malt phantastische Wunderblumen voll zauberischer Farbenpracht auf das Papier. Pascal tritt hinzu, tadelt dieses Beginnen, und der Gegensatz der beiden Naturen offenbart sich. Wie dann dieser Gegensatz mehr und mehr anschwillt und zu einer völligen Entfremdung anzuwachsen droht, bis er schließlich in ein Gegentheil umschlägt und Clotilde als bedingungslos ergebene Geliebte zu Pascal's Füßen zwingt, das ist mit jener bestechenden Kunst construirt, die im Kleinen wie im Großen Zola's Meisterschaft bildet, und die für den Moment die skrupellose Vergewaltigung der feineren Psychologie vergessen läßt. Ueberhaupt könnte man mit einigem Recht behaupten, daß bei Zola die äußerst raffinirt ausgebildete Kunst des Motivirens (namentlich durch geschickt angebrachte Vorausdeutungen und dann immer festeres Zuziehen der Schlinge) im Wesentlichen dazu dient, um die Schwäche und Willkürlichkeit der Erfindung zu verdecken. Die „wissenschaftliche" Methode, die den Roman zu einem „Experiment" machen will, ist eben doch nur etwas Aeußerliches, gleichsam eine Gewissensberuhigung für den fanatischen Bewunderer der modernen Forschungsarbeit, der es fast als einen Makel ansieht, nur ein Dichter zu sein. Zola selbst aber, der sich gern den Anschein geben möchte, als ob er nur Wirklichkeitsblumen peinlichst getreu copirte, kann auch seinerseits dem Drange nicht widerstehen, Phantasieblumen zu componiren, denen er dann äußerst gelehrt klingende Namen gibt. Es steckt in ihm selbst ebensoviel von Clotilde wie von Pascal, und vielleicht sogar mehr. Wo es ihm gelingt, die Clotilde dem Pascal unterzuordnen, da leistet er sein Rühmlichstes. Wo er darauf ausgeht, Clotilde durch Pascal, d. h. den Dichter durch den Gelehrten, unterdrücken zu lassen, da wird er unausstehlich geschraubt, wie z. B. in seiner Erklärung der Rougon-Macquart'schen Familien-Descendenz durch die Vererbungstheorie. Was Zola nach dieser Richtung vorträgt, ist weit entfernt, glaubwürdige Wissenschaft zu sein, es wirkt vielmehr als schwülstige wissenschaftliche Phantasie.

Und hier ist denn doch der Punkt zu bemerken, wo die von Zola so vielgerühmte „Arbeit" ihre Unzulänglichkeit, oder vielmehr ihre Gefährlichkeit offenbart — wenigstens für einen Dichter: sie schmälert die Naivetät der Production. Das Leben, zu dem sich Zola so leidenschaftlich bekennt, ist doch weniger seine hohe himmlische Göttin, der er sich in Demuth beugt, als seine gut milchende Kuh, von der er Butter geradezu verlangt. Das Leben ist ihm gleichsam ein großes Nachschlagebuch, in dem er die Belege für seine Theorien und Phantasien sucht — und natürlicherweise auch findet — nicht der ewig frische Urquell, in dem man Gaumen und Glieder netzt, eben nur um des strömenden Labsals willen. Diese Art von „Arbeit" gegenüber dem Leben hat etwas Unkünstlerisches, weil Unfreies. Der Dichter ist unfrei, weil er sich nicht willenlos befruchten lassen darf, und das Leben unfrei, weil es nicht nach seiner Willkür spenden kann. Was nicht in Röhren und Canäle gegossen ist, ist nicht vorhanden, und was nicht gesucht wird, wird auch nicht gefunden. Wäre nicht Zola ein ganz unermeßliches Genie, er müßte bei seiner „Arbeit" zu Grunde gehen. So aber bekommt er, trotz seiner Voreingenommenheit doch immer noch wieder etwas von den geheimen Tiefen zu sehen, die mehr erahnt als durchforscht werden können. Wie fein ist z. B. der Zug beobachtet, daß Pascal, nachdem er durch Veruntreuung sein ganzes Vermögen verloren und nur mehr ein paar hundert Francs behalten hat, trotzdem der Versuchung nicht widerstehen kann, seiner Geliebten ein Halsband mit sieben an zierlichen Kettchen gehaltenen Brillanten zu kaufen: er bekommt es ja so beispiellos billig, aus einem alten Familienerbgut. Und noch feiner, wie dann gerade dieses Halsband Clotilden das liebste Andenken an ihren Freund wird, eine so heilige Reliquie, daß sie sie immer trägt, aber stets unter dem Kleide verborgen, in rührender Gemüthskeuschheit.

Doch derartiger intimer Züge hat Zola nicht viele. Oder vielmehr, er hat ihrer immer weniger bekommen, je mehr er sich daran gewöhnt hat, nach Programm und Schablone zu arbeiten und mehr auf Totalität als auf Individualität zu sehen. Der schöpferische Dichter zeigt sich bei ihm mehr in der Großartigkeit des Entwurfes und des Arrangements als in der Tiefe und Innigkeit der Ausarbeitung. Wo er poetisch starke Wirkungen erzielt, da erreicht er dies hauptsächlich durch den bestechenden Schein eigenartig ersonnener symbolischer Beziehungen, nicht durch die Intimität der Lebensbelauschung. So würde z. B. ein deutscher Dichter von dem Range Zola's — wir haben keinen, aber wir können uns doch wenigstens einen denken! — das Verhältniß zwischen Pascal und Clotilde auf weit feinere und reichere Gemüthsbeziehung basirt und mit individuellerer Kleinmalerei ausgestattet haben. Zola dagegen hilft sich durch eine alttestamentarische Parallele und erinnert an Abisaig, die dem alternden König David durch das Geschenk ihres jungen Frauenkörpers neue Lebenskraft zuführte. Indem er diese legendarischen Personen unablässig in die Erinnerung ruft, öffnet er für sein Liebespaar einen tiefen und bewegten Hintergrund, wodurch dieses selbst interessanter und bedeutsamer erscheint. Eine großartige Erfindung von symbolischem Werth, die Zola, seiner Gewohnheit nach, gehörig ausgenutzt hat, ist auch die Verbrennung der von Pascal eifrigst gesammelten Acten zur Familiengeschichte der Rougon-Macquart durch die alte, ruhmesbedürftige Félicité. Gleich im ersten Kapitel wird darauf hingearbeitet, aber der Versuch mißlingt. Endlich im vorletzten, als Pascal seine Seele ausgehaucht hat, findet das gewaltige Autodafé statt, und die alte Dame und ihre Dienerin erscheinen dabei wie zwei rasende Zerstörungsdämonen, die im rothen Flackerschein der Flammen unheimlich hin und her tanzen. Die Familienpapiere, Pascal's Lebensarbeit, sind vernichtet, aber — Zola hat seine Romanserie vollendet und die Geschichte der Familie erzählt. Das ist die Ironie dabei und fast könnte man sagen: der Humor davon.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Zur Pflege der Gesundheit.

So war es also beschlossen! Das besorgte Mutterauge entdeckte, daß Freddie kränklich auszusehen beginne, und daß Theodors Appetit, trotzdem im Kalender Juni stand, so überaus gut blieb, so etwas war sicher unnatürlich und mußte besorgte Eltern zittern machen. Helenchen schwärmte unaufhörlich von selbstgepflückten Beeren und Gänseblumen, und als sie neulich ein Buch zur Hand nahm, fing sie statt zu lesen laut zu flennen an: „alle ihre Freundinnen streifen jetzt den ganzen Tag auf dem Lande herum und sie muß in der Hitze verschmachten". Auf Oskar hatte die ungesunde Stadtluft bereits einen so unheilvollen Einfluß ausgeübt, daß man ihn jetzt wirklich seltener mit voller Lungenentfaltung (und was hat der Bursche für eine Lunge!) in Gesellschaft seiner gegen den Frieden der Nachbarschaft mitverschworenen Genossen auf der Straße brüllen hörte. Fräulein Melanies Beruf in der Stadt war zu Ende; während der heißen Jahreszeit zu tanzen, wäre vielleicht nicht einmal den Derwischen, die sich ein Geschäft daraus machen, eingefallen. Sie war es zufrieden, in der würzigen Luft des Waldes, am murmelnden Quell, im Schatten hochwipfliger Bäume Erholung und Kräftigung für die Strapazen des Winterfeldzugs zu suchen.

Und die Mama? Mama ist eine rundliche, freundliche Person, sehr beliebt in der Gesellschaft, denn sie hat für alle die kleinen Nöthen in anderer Leute Wirthschaft einen guten Rath, der im Nothfall die Hülfe nicht ausschließt; also Mama, der ihr wohlgeordneter Haushalt an's Herz gewachsen ist, bliebe eigentlich am liebsten wo sie ist, aber etwas muß geschehen der Kinder und der Nachbarschaft wegen. Man würde ja über die Achsel angesehen werden, wenn Brauns und Steins im Herbst nach Hause kämen und man die ganze Zeit über in seinem bequemen, aber, unter uns gesagt, durchaus nicht anmuthigen Hause geblieben wäre. Außerdem meint Mama, es müsse so übel nicht sein, einmal einige Wochen jemand Anderen sich den Kopf zerbrechen zu lassen, was man auf den Tisch bringen solle und was in der gefährlichen Jahreszeit unschädlich und gleichzeitig dem sehr verschiedenartigen Geschmack der Sprößlinge zusagend wäre. Papa Krause hat sich seiner energischen, tüchtigen und im Großen und Ganzen nicht unvernünftigen Frau gegenüber den Widerspruch so ziemlich abgewöhnt. Und wäre dies nicht der Fall, würde er doch der Barbar nicht sein, Gattin und Kinder zum Aufenthalt in dem Feuerofen oder Dunstkessel (je nachdem man mehr für biblische oder modern-technische Bilder schwärmt), zu verurtheilen und ihnen obendrein die Geringschätzung ihrer lieben Freunde, den mitleidig erschrockenen Ausruf „den ganzen Sommer habt Ihr hier zubringen müssen, Ihr Aermsten!" auf den Hals zu laden. Das Bischen Landluft ist ja auch Familien erreichbar, deren Glücksgüter nicht den Neid der Götter und Menschen erwecken; wohlthätige Landleute nehmen für mäßiges Entgelt die Erholungbedürftigen in ihre Häuschen auf, kräftige, nahrhafte Kost, gesunde, einfache Räume, die eine sehr heilsame Entwöhnung von den verweichlichenden Polstermöbeln, Sprungfedermatratzen und ähnlichen Luxusdingen hervorrufen, lassen die Stadtpflänzchen neu aufleben, und selbst wenn nicht Alles so vortrefflich wäre, wie die Phantasie sich es vorgaukelt, die frische, kühle Luft, der Aufenthalt im Freien, die sorglose Ruhe machen kleine Abweichungen von dem erträumten Ideal wett. Papa wird freilich von der ländlichen Ruhe nicht viel Nutzen ziehen, denn mit Ausnahme des Sonntags muß er in der Stadt bleiben und im Gasthaus essen, auch der entnervende Luxus wird ihm nicht erspart werden, nur wird er ihn mit den gewissen Einschränkungen genießen, wie sie durch das gelegentliche Ausbleiben der Aufwartefrau bedingt wird. Aber er unterzieht sich willig allen Opfern und bald werden nun auch seine verhängten Fenster, Staubschichten und Spinnewebe der Nachbarschaft zurufen: „Die Familie ist auf dem Lande!"

Eldorado ist bald gefunden. Jede Freundin weiß von einem. Jede hat vor ein paar Jahren oder vorigen Sommer etwas ganz Unvergleichliches entdeckt — freundliche, zuvorkommende Hausleute, gesunde Lage des Hauses, hübsche helle Räume und „Milch und Eier im Ueberfluß". Der letztere Vorzug ist typisch. Man sollte denken, sämmtliche Bauernhäuser wären unerschöpfliche Vorrathskammern für diese beiden nützlichen und vortrefflichen Nahrungsmittel. Ueber die Fleischnahrung gleiten alle mit beredtem Schweigen hinweg, aber der boshafte Onkel Georg, der sich stets ein Vergnügen daraus macht, auf helle Gemälde etliche Dämpfer aufzusetzen, erklärt, er habe die Ueberzeugung, es könne an Fleisch nicht ganz fehlen, denn sobald eine Kuh eines natürlichen Todes an Altersschwäche zu sterben drohe, werde ihre Pein durch einen barmherzigen Beilhieb verkürzt. Natürlich ist dies eine von Onkel Georgs krassen Uebertreibungen, aber merkwürdig erscheint es dem unbefangenen Beobachter, daß alle die Freundinnen ihre herrlichen Entdeckungen des weißen Raben unter den Landleuten in so uneigennütziger Weise bloß für Andere machen, daß jede nur einen Sommer in dem Milch- und Eierparadiese zubringt und sich später an wortreichen Ruhmeserhebungen genügen läßt. Auch Mama Krause hat schon mindestens einem halben Dutzend Familien die Herrlichkeiten von Eichdorf, wo sie es vorigen Sommer volle zwei Wochen ausgehalten, in glühenden Farben geschildert; die wundervolle Lage, die freundlichen Hauswirthe und Milch und Eier im Ueberfluß haben sie doch nicht zum zweitenmal dahin gelockt. Wenn ihr Gewissen sich leise mahnend gegen ihre Worte erhebt, dann bringt sie es trotzig zum Schweigen. War es etwa nicht sehr schön in der ersten Woche, als sie sich mit ihren Kindern allein in dem Bauernhause befand? Freilich als es nach einigen Tagen vom Erdgeschoß bis unter das Dach mit Sommergästen vollgepfropft wurde, da zeigten sich einige Schatten auf dem Gemälde, die Hauswirthe wurden sehr unabhängig, um nicht zu sagen grob, die Gerichte verschlechterten sich, auch war gewöhnlich nicht genug auf dem Tische und Milch und Eier — nun wir werden ja sehen, denn die Erfahrungen des einen Sommers gleichen denen des anderen, wie die Zwillinge in der Komödie der Irrungen; nur die bethörten Mütter wollen das noch immer nicht glauben und suchen mit vertrauendem Herzen alljährlich den braven Mann und die wackere Hausehre, die statt für ihren Vortheil für die Gesundheit und das Vergnügen ihrer Sommergäste arbeiten, die sich aus purem Vergnügen an der Sache in der Sommerhitze an den Küchenherd stellen und ihr Vieh, Geflügel, Obst und Gemüse statt für Profit für die beruhigende Ueberzeugung hingeben, sie haben damit den fremden Stadtleuten einen angenehmen Sommeraufenthalt verschafft. Nun, wenn die guten Mamas bis zum Anbruch des tausendjährigen Reichs nicht die Geduld im Suchen verlieren, dann werden sie gewiß ein solches Pärchen finden.

Frau Krause und Fräulein Melanie wollen in diesem Jahre besonders vorsichtig sein und sich von der Vortrefflichkeit der künftigen Sommerresidenz erst überzeugen, bevor sie mit Kindern und Gepäck einziehen. Nach zwei Stunden Eisenbahnfahrt haben sie das Oertchen erreicht. Melanie bricht in einen Ausruf des Entzückens aus, es ist herrlich! Ein paar niedliche Häuschen, alle mit weinumsponnenen oder rosenbekleideten Verandas, im Grünen verstreut, ein schmales Flüßchen, das Melanie geneigt ist, silbern zu nennen, obschon es eigentlich schmutziggrau ist, und das der praktischen Mama Ahnungen von kühlen Bädern, die ihre Knaben gestiefelt und im Straßenanzug nehmen werden, erweckt, durchzieht das Thal, zu beiden Seiten steigen mäßige Hügel auf. Von einem grüßt ein besonders gut gehaltenes Haus herab. Melanie wünscht, dies wäre das bewußte Paradies, und als es sich nach einer Nachfrage im nächsten Bauernhause herausstellt, es wirklich zu sein, sind sie von vornherein geneigt, alles im günstigsten Lichte zu sehen. Der Bauer ist auf den Feldern, aber die Frau, die sie begrüßt, erscheint als das Bild des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit. Sie ist das Ideal einer Wirthin. Ein kleines Wölkchen überzieht die sonnige Landschaft. Als sie von fünf Kindern hört, wird sie bedenklich. Vielleicht weiß sie, daß dadurch die Jagdlust gesteigert wird, daß durch Hindernisse der Eifer sie zu besiegen erwacht und man in der Regel einigermaßen blind dafür wird, ob das, was hinter diesen Hindernissen winkt, auch der Mühe werth ist, darnach zu streben. Es sind so gut geartete Kinder, sie würden keinen Stein auf ein Hühnchen schleudern, würden ohne Erlaubniß kein Obst im Garten pflücken, die Kühe nicht jagen, kurz, wenn die gute Zuhörerin so gläubig wäre, wie es ihre Miene zu sein scheint, dann würde sie sich die vier zu Hause gebliebenen Wildfänge mit großen weißen Fittichen auf dem Rücken, mit gefalteten Händen, Hymnen zum Preise des Ewigen singend, vorstellen; glücklicherweise hält sie das Kosthaus schon seit mehreren Jahren, kennt die Stadtkinder ungefähr so genau wie die vom Lande und weiß, was sie von ihnen zu erwarten hat. „O, es ist nicht wegen der Wildheit," sagt sie, „wenn sie einmal ein Huhn oder eine Kuh jagen, so schadet es diesen nicht, und das Obst dürfen sie pflücken, das steht jedem Sommergast frei". — Mama und Melanie wechseln einen entzückten Blick — „ich fürchte nur, der Raum ist zu beschränkt."

„In diesem großen Hause?" wirft Mama ungläubig ein.

„Ja, im Augenblick haben wir wohl keine Sommergäste, denn wir haben gebaut; das oberste Stockwerk ist neu." — Daß sie diesen Sommer bereits welche gehabt und daß diese den bewußten uneigennützigen Landmann und seine noch bessere Hälfte anderswohin suchen gegangen, verschweigt sie; man kann nach so kurzer Bekanntschaft nicht Alles mittheilen. „Aber von nächster Woche an kommen zwei Familien, die ihre Zimmer bereits vorher bestellt haben."

Frau Krause, gute Frau Krause, kennst Du dieses Liedchen nicht? Hast Du es nicht voriges Jahr gehört und vor zwei Jahren, kurz so oft, als Du der Kinder und der Nachbarschaft wegen im Sommer den heimathlichen Staub von Deinen Füßen geschüttelt? Umsonst, die arme bethörte Frau hat es bereits vergessen. Ueber den großen Wiesenplan mit den Obstbäumen — man vergesse nicht, die Kinder dürfen das Obst pflücken — hat sich eben eine schier unabsehbare Schaar von Hühnern glucksend, scharrend und in jeder Weise ihr Wohlbefinden verrathend, ausgebreitet, Hühner von jeder Altersstufe, alte ehrwürdige Hennen, stattliche Hähne, mittelgroße saftige Frühlingshühnchen, dann winzige Kücken mit gelbem Flaum, das verspricht nicht bloß die bewußte, jeder Sommerfrische eigenthümliche Nahrung, nein auch trefflichen Hühnerbraten zu liefern. Und dann kommt die lange Reihe wohlgenährter Kühe gerade wie auf ein Stichwort von den Wiesen im langsam bedächtigen Schritt zum Melken heim; wenn dies nicht das Sommerparadies in schönster Vollendung ist, dann Mama Krause gib das Suchen auf. „Vielleicht könnten wir es doch einrichten," meint bedächtig die gute Frau. Die beiden Stadtgäste sehen sie an, als böte sich damit Erlösung von einem Alp. „Wenn Sie nämlich nicht zu anspruchsvoll sind."

Aber das sind sie gar nicht. Wer geht auf's Land um Ansprüche zu machen? ein lustiges Zimmer zum Schlafen, das ist alles, was man verlangt. Die Wirthin führt sie durch das Haus, sie zeigt ihnen einige wirklich geräumige hübsche Zimmer, einfach aber sauber eingerichtet, mit einer prächtigen Aussicht auf das Flüßchen, die Hügel und die Ortschaft. Leider sind dies gerade die vorherbestellten Räume. Aber bis zum Eintreffen der erwarteten Gäste könnte die Familie Krause sie bewohnen. Und später ließe sich Rath schaffen. Mama hat merkwürdigerweise noch so viel Besinnung bewahrt, um den künftigen Rath schon heute begutachten zu wollen. Man geht eine Treppe höher, in das neue Stockwerk unter dem Dach. Die Zimmer sind natürlich niedriger, die Fenster klein, der Hausrath alt und dürftig. Frau Krause ist etwas enttäuscht. Die Bauersfamilie selbst hatte die Absicht, ihre Residenz im Sommer in diesen Räumen aufzuschlagen, aber Johann, der einzige Sohn, könnte sein Nachtlager in einem Kämmerchen über dem Stalle finden, die große Tochter sich im Wohnzimmer jeden Abend ein improvisirtes Bett errichten; was aus den Alten werden sollte, wurde nicht gesagt, aber sie würden in echt christlicher Nächstenliebe gleichfalls ihr Gemach räumen, um den lieben Nebenmenschen Herberge zu verschaffen. Fast war es nach solch einem großmüthigen Anerbieten unzart von Frau Krause, daß sie schüchtern fragte, ob es nicht sehr warm in den Räumen wäre, wenn die Sonne den ganzen Tag auf das Dach gebrannt. „Hier ist es niemals warm," erklärte die Frau Wirthin bestimmt. „Um drei Uhr Nachmittags weht vom Wasser herüber die Luft und kühlt vollständig ab." Das entschied und Mama nahm die Wohnung, doch im Stillen entschlossen, bloß mit wenig Gepäck herauszukommen und sich das übrige nachsenden zu lassen, wenn Tisch und Behandlung ihren Anforderungen entsprächen.

Nun, sie hatte so wenig Grund zu Klagen wie in Eichdorf. Allerdings fand sie, als sie mit den Sprößlingen ankam, die Kirschenbäume, die voll Früchte gehangen, nur im Schmuck der Blätter wieder, und als sie eine dahingehende Frage an die Hausfrau richtete, erklärte diese, als verstände sich dies von selbst, die Kirschen wären, noch bevor sie eine Ahnung von den Sommergästen gehabt, an einen Händler verkauft worden. Aber es sei Obst genug da. Außer den Aepfeln und Birnen (von deren Anblick allein man die Cholera bekommen konnte und welche Mama den Kindern zu essen auf das Strengste verbot), wuchsen in der Nähe eines Düngerhaufens ein paar klägliche Johannis- und Himbeersträucher,

Aber da die vier Engel sich mit einem Jubelschrei darauf stürzten, konnte Mama zufrieden sein. Zum Mittagstisch setzte sie sich einigermaßen mißtrauisch, aber ihre Miene hellte sich auf, es gab Fleisch und zwar nicht das einer altersschwachen Kuh, sondern ganz ordentliches und genug, um die Kinder, die Dank der frischen Luft und den sauren Beeren, eine ganz ungeheure Aufnahmefähigkeit für Speisen mitgebracht, zu sättigen. Die entsetzten Gesichter, welche die Bauersfamilie bei ihren Leistungen schnitt, entgingen ihr; was wußte sie davon, daß sie für den eigenen Haushalt eine solche Portion Fleisch ungefähr in einer Woche aufbrauchte? Mit Milch und Eiern hatte es seine Richtigkeit; ein gewaltiger Krug voll des Ersteren und eine mächtige Schüssel voll der Letzteren kam auf die Tafel, und als am nächstfolgenden Sonntage, an welchen Papa die Gastfreundschaft des freundlichen Hauses genoß, etliche Hühner geopfert wurden, die nicht einmal der allerältesten Generation angehörten, da beschloß Mama alle Zweifelsucht zu verbannen und Kleider und Wäsche hinauskommen zu lassen. Papa erzählte, wie schwül es in der Stadt gewesen, sie aber fanden ihr Schlafzimmer frisch und kühl. Mama war alles Lobes voll. Mit dem Eintreffen des Koffers und etlicher Taschen und Packete fiel ein ganz leiser Nebel über das glänzende Bild; die Fleischschüssel zeigte ganz allmählich eine Abnahme. Man konnte nicht dasselbe vom Appetit der Kinder sagen, und sie warfen sich nun wie die Hunnen auf die Vertilgung von Brod und Butter. Frau Krause hütete sich, ihr Recht zu verlangen, denn eine Aeußerung war ihr von der freundlichen Hausfrau dahin beantwortet worden, sie könne bei solchen Fleischerrechnungen nicht bestehen und wenn sie mit Verlust arbeiten sollte, dann wolle sie natürlich lieber auf die Sommergäste verzichten. Aber auch das Brod bekam plötzlich ein merkwürdiges Aussehen, es wurde naß und weich wie ein vollgesogener Schwamm. Darüber mußte doch die besorgte Mutter sprechen, das wird jedermann sehen, aber es half ihr nicht viel. Die Schwiegermutter der Kostfrau hatte keine Zähne und mußte demzufolge Brod ohne Rinde essen.

„Wir mögen es nicht," sagte Frau Krause und „das wundert mich", entgegnete die gute Hausfrau. Aber das Brot blieb ein nasser Schwamm. Wenigstens gab es doch den bewußten Ueberfluß. Aber auch diese Freude währte nicht lange. Als die erwarteten zwei Familien jede mit sechs Kindern einrückten, kam noch immer derselbe große, volle Krug, dieselbe gehäuft volle Schüssel auf den Tisch. Und als der Inhalt von beiden sorgfältig ausgetheilt ward, ergab sich ein Gläschen Milch für jedes Glied der Gesellschaft. Bei den Eiern war das Verhältniß besser, denn als jeder eins gegessen, blieb noch gerade eins in der Schüssel; das konnte nun bei den Müttern herum gehen, und jede durfte an einem anderen Tage den frommen Seyfried Schweppermann spielen. Natürlich waren Neuankömmlinge und Erbangesessene gleich entrüstet. Aber der Hausfrau riß nun auch die Geduld: „Ich habe nicht mehr. Denken die Stadtleute vielleicht, die Hühner werden ihretwegen zwei Eier auf einmal legen? Zu wenig Milch? Nun wenn ihnen ein Krug nicht genug ist, dann wollen wir ihnen zwei geben." Und ohne sich vor Freddie zu scheuen, der mit dem Instinkt der Selbsterhaltung eine Art von Spionirnetz um die biedere Frau gezogen, begab sie sich mit einem Krug Wasser in den Keller und stellte den Sommergästen am nächsten Morgen das doppelte Maß Milch auf den Tisch. Aber sie waren nicht dankbar dafür.

Die Familie Krause war noch am meisten zu beneiden, sie hatte eine Woche lang in freundlichem Verhältniß zu den Hauswirthen und ohne hungern zu müssen das Glück des Landaufenthalts genossen. Dafür ging es ihr freilich nun um so schlechter. Die Luft vom Wasser mochte von 3 Uhr ab die Gegend abkühlen, aber vor den Zimmern unter dem Dache machte sie offenbar Kehrt. Die waren so heiß und dunstig, daß die ganze Familie sich als die bedauernswürdigste auf Erden erschienen wäre, wenn sie daheim eine Nacht in solcher Atmosphäre hätte zubringen müssen. Mama und Fräulein Melanie konnten nicht schlafen, selbst die Kinder wachten oft auf und warfen sich unruhig herum. Das mußte Ehren-Johann vermuthlich auch gethan und dabei sein Bett zerbrochen haben, und da man auf dem Lande sich gern selber hilft, statt mit jeder Kleinigkeit die Handwerker in Nahrung zu setzen, hatte man es mit einem guten, festen Seil zusammengebunden. Aber es ächzte und stöhnte nun unter Oskar's und Freddie's Bewegungen und verstärkte so die Pein unserer armen Sommergäste.

Noch eine Woche hielten sie es aus, aber dann übten die grünen Aepfel aus dem Garten, die Freddie trotz des Verbots in reichlicher Menge zu sich genommen (der arme Schelm hatte Hunger), im Verein mit der gewässerten Milch und der großen Schüssel Gurkensalat, die das Hauptgericht bei der Mittagsmahlzeit gebildet (die Gurken wuchsen auf den Gemüsebeeten der braven Hausleute), solch einen unheilvollen Einfluß auf der Kinder Gesundheit aus, daß Mama in fluchtähnlicher Eile aus der schönen Gegend und dem reizend gelegenen Hause aufbrach. Die übrigen Gäste folgten ihr und die braven Leute draußen haben nun wieder keine Sommergäste, obgleich sie gebaut und ein neues Stockwerk auf ihren Palast aufgesetzt haben. Glücklicherweise sind die Kinder so sonnverbrannt, daß man wenigstens nicht auf den ersten Blick sieht, wie mager die runden Gesichter in der herrlichen Luft, bei der gesunden, nahrhaften Kost geworden sind. Mama Krause gelobt hoch und theuer, dies soll ihre letzte Erfahrung mit Kosthäusern auf dem Lande, ihr letzter Versuch, die Gesundheit bei Milch und Eiern im Ueberfluß zu pflegen, gewesen sein. Wer glaubt es ihr? Ich nicht! M. H.

# Aus der Hauptstadt.

## Schach dem Könige!

In seiner „Bürgerlichen Gesellschaft", die manchem neugebackenen, zaudernd zwischen den Henbündeln rechts und links schwankenden Staatsmanne ein trefflicher Wegweiser aus Programmnöthen sein könnte, weist Riehl darauf hin, daß es wenige liberale politische Grundsätze gibt, die nicht altaristokratischen Ursprungs sind. Es ist schwer zu sagen, ob die preiswürdigen Importeure des unverzollten Liberalismus in Deutschland umfassende Studien unserer Nationalgeschichte unternommen haben, bevor sie sich zu löblichem Thun versammelten; man möchte es fast verneinen, denn über solchen Forschungen wäre ihnen sicher die Erkenntniß aufgegangen, daß die „erdrückende Mehrheit" ihrer Ideen mindestens schon einmal dagewesen ist und auch mindestens schon einmal Concurs angemeldet hat. Rechnet man dem Liberalismus aber nach, wie viel Waffen er sich aus der Rüstkammer des alten Feudalstaates angeeignet hat, der ja bekanntlich alles Andere als absolut regiert wurde, dann fällt es schwer, nicht an bewußte Entlehnung zu glauben. Gegen die Sonnenkönig- und Metternich-Despotien hatte der europäische Freisinn die guten Geister der Vergangenheit heraufbeschworen, wo das Königthum minder allmächtig war, minder unumschränkt seinen Neigungen, seinen Launen folgten durfte. Nichts konnte liberalen Politikern von damals näher liegen als der Gedanke, ihre übermäßig selbstherrlichen Fürsten und Fürstchen mit den schon vor tausend Jahren erprobten Mitteln zu bändigen. Und nichts kann mehr in Erstaunen setzen als der Umstand, daß die Regierungen der vormärzlichen Zeit sich so wenig auf ihren Vortheil verstanden haben, daß sie mit Verfolgungen und Ausnahmegesetzen den ihnen so wohlthätigen Liberalismus gefährlich machten und vertieften, statt alle seine — ach, über die Maßen bescheidenen — Forderungen anzuerkennen und ihn dadurch schachmatt zu setzen. Es kämpften damals verbohrte, starrköpfige Fanatiker gegen ebenso wenig intelligente, starrköpfige Minister-Bureaukraten. So getrübt war allenthalben der politische Blick, daß Niemand mehr erkannte, was ihm frommte, daß es Niemand gab, der seine Zeit verstand und sie auszunutzen verstand. Ein absolutes, patriarchalisches Regiment alten Stils war nach 1793, war ganz besonders nach den Kriegen von 1813 bis 1815, die Volksleidenschaften aufwühlten und trotzige Volksinstinkte wachriefen, unter keinen Umständen mehr möglich, das mußte auch dem Blödesten einleuchten; unfehlbar hätte die Fortführung eines solchen Regimes den Umsturz der Throne nach sich gezogen und der Napoleonischen Prophezeihung vom republikanischen Europa Recht gegeben. Die Bevölkerung erfreute sich ausnahmslos einer viel zu weit gehenden Aufklärung, um noch an das Dogma des Gottesgnadenthums glauben zu wollen; nicht mehr als infallibler Stellvertreter des Höchsten, als irrender Mensch handelte der König und war damit respectloser, unbarmherziger Kritik unterworfen, wie Jeder, der sich in die Oeffentlichkeit wagt. So hatte sich das Verhältniß zwischen Souverän und Unterthan völlig verändert; die Phrase vom ersten Diener des Staates wurde für baare Münze, nicht mehr für einen Ausdruck leutseligster allerhöchster Bescheidenheit genommen. Zog man dazu die mit jedem Jahre fürchterlich sich steigernden Ansprüche des Staatshaushaltes in Erwägung, die Complicationen der äußeren Politik, das Auftauchen unheimlicher, neuer Mächte und Strömungen im Volksleben, die ersten Vorboten der kommenden wirthschaftlichen Umwälzung, dann begreift man, auf höherer Warte stehend, schwer, weshalb die Regierungen sich erst durch mehr oder minder blutige Revolutionen zu gewissen Zugeständnissen zwingen ließen, während sie sie vernünftiger Weise und zu Gunsten ihrer Autorität mit vollen Händen hätten hingeben sollen. Jede Regierung, sollte man meinen, hätte es als eine besondere Gunst des Schicksals betrachten müssen, daß die Bürger ihr alle Ehren belassen, den undankbarsten Theil der Arbeit sowie den größten Theil der Verantwortung aber abnehmen und auf die Schultern der sogenannten Volksvertretung wälzen wollten. Die Parlamentwirthschaft, als Trumpf gegen das Königthum ausgespielt, mußte in unseren Breitengraden nothwendig ein Trumpf in der Hand eben dieses Königthums werden. Aus diplomatischen Gründen und um den braven liberalen Narren den begierig ersehnten Paradiesapfel besonders wohlschmeckend zu machen, hätte man sich gegen die Proklamirung einer „Verfassung" lange sperren und sträuben müssen, zweifelsohne, aber den Kampf ernst zu nehmen und sich mit aller Kraft gegen ein „beschriebenes Stück Papier" zur Wehr zu setzen, das hieß an Einsichtlosigkeit und Einfalt fast noch die guten Republikaner überbieten, die von diesem Papier eine Schwächung, vielleicht sogar den Ruin des Königthums erhofften.

Diese hochberühmte constitutionelle Idee, diese liberale Errungenschaft ersten Ranges, die man nie müde wird in begeisterten Leitartikeln, Prologen und Dichtwerken, auf Parteitagen und anderen Schützenfesten zu feiern, die als Tabu gilt und als köstlichstes aller Erdengüter, sie ist Geschichtskennern nichts Neues mehr. Schon unter Karl dem sogenannten Großen traten die Allod- und Feodbesitzer jährlich zweimal zu Berathungen zusammen, und es war ihnen, wie dem derzeitigen Reichstage auch, huldvollst gestattet, alle von der Regierung vorgelegten Gesetze mit Begeisterung anzunehmen und sich so viel Steuern aufzubürden wie sie nur immer Lust hatten. Just heute, wo bei uns über dem letzten Act des politischen Satyrspiels „Liberalismus" die Gardine aufrauscht, ist es vergnüglich zu sehen, wie sein mit ungeheurem Aufwand von Druckpapier und Lungenkraft erkämpfter Sieg, die Einführung der constitutionellen Regierungsform, nur dazu gedient hat, seine Gegner in Hermelin und

Krone zu kräftigen. Ihm kam es darauf an, dem verhaßten, bronzestarken Königthum Luft- und Wasserzufuhr aus den volkreichen Thälern, von den burgbebauten Bergen abzuschneiden, bis es schließlich, durch die parlamentarischen Zwischenhändler den Massen wie der Aristokratie gleichermaßen entfremdet, seine Stütze bei dem neuen Adel, der Geldsack-Nobility und den Rittern von Manchester, hätte suchen müssen. Das constitutionelle Königthum sollte nichts sein als die letzte dürftige Zwischenstation zur Jobberer-Oligarchie.

Doch es ist anders gekommen, oder vorsichtiger ausgedrückt, es scheint anders kommen zu wollen. Man darf sich so bestimmter Wendungen nicht bedienen, so lange gewisse Hoffnungen patriotischer Deutscher wenig Aussicht auf Erfüllung haben und so lange die Hofberichte noch allzu viel Wesens von Nordlandsfahrten und ähnlichen Amüsements machen, die mit der Lösung der allerwichtigsten und allergefährlichsten Zukunftsfrage kaum etwas zu thun haben.

Der cobdenitische Liberalismus hat also, wenn auch ganz wider seinen Willen, mehr als sonst wer zur Stabilirung des Thrones beigetragen, und wenn man ihm den Nekrolog schreibt, muß diese seine einzige Großthat gebührend hervorgehoben und gepriesen werden. Es fragt sich in der That sehr, wodurch er dem monarchischen Gedanken mehr nützte, ob durch sein Entstehen oder ob durch seinen jüngst eingetretenen Bankerott. Indem man der Krone das Schwert willkürlicher Abgabenausschreibung entwand, erlöste man sie von dem jahrtausendalten Fluch; der Haß, womit jede, auch die loyalste Bevölkerung, ihre Steuererheber bedenkt, richtete sich nun ausschließlich gegen die steuerbewilligenden Parlamente. Und schon zehn Jahre nach ihrer Geburt hatte dieser Haß einen solchen Umfang angenommen, daß der hervorragendste und freiheitlichste Nationalökonom jener Zeit allen Ernstes verlangte, man solle die Deputirten für ihre Vota verantwortlich und anklagbar machen; was den Ministern und anderen Dienern des Staates recht, sei ihnen mindestens billig.

Der Krone blieb für die innere Politik nur das schöne Recht der Begnadigung und das nicht ganz so schöne, aber vortheilhaftere Recht, Anstoß und Unwillen erregende Gesetzentwürfe schleunigst zurückzuziehen. Diese beiden Waffen in der Hand, hat sie es denn auch wirklich verstanden, sich auf Kosten der Parlamente, des Liberalismus in Sonderheit, zu kräftigen. Wir sehen's deutlich an der noch so jungen Regierung unseres noch so jungen, so prächtig jungen Kaisers. Während die Begnadigung einiger antibürgerlicher oder allzu eifriger Soldatenerzieher freilich nicht überall den wünschenswerthen Beifall errang, brachte es — diese Reminiscenz an den verstorbenen Landtag sei gestattet — die Zurückziehung des Volksschulgesetz-Entwurfes zu einem durchschlagenden, von keinem Zischlaut getrübten Erfolg. Es war das ein Kunststück constitutioneller Monarchenpolitik, und wenn Graf Caprivi de Caprara der Siegreiche von dem Geiste eines anderen hochberühmten italienischen Staatsmannes, von Niccolò Machiavelli's Genie einen Hauch verspürt hätte, würde er selber seinem kaiserlichen Kriegsherrn den bezüglichen Rath ertheilt haben.

Durch die letzten Wahlen ist die Stellung der Regierung verschlechtert worden, der Krone aber haben sie ohne Zweifel Nutzen gebracht. Der wirthschaftliche Freiheitskrieg der Massen wird von einem starken Armeecorps, dem die antisemitischen Häuptlinge voranziehen, bereits unter dem Banner der Monarchie gekämpft; die bedrohten Millionäre aber blicken gleichfalls vertrauensvoll zum König empor, der ihnen mit seinem Militär berufenster Schützer des Eigenthums und ein festes Bollwerk gegen alle Bedrängniß scheint. Ihrem Portemonnaie zu Liebe wären sie gegebenen Falls keineswegs abgeneigt, der Proklamirung einer Tyrannis zuzujauchzen. Denn Proudhon hat Recht: die heutige Gesellschaftsordnung erzeugt nothwendig Despotismus — wer anders als ein geharnischter Despot könnte sie vor dem Ansturm der versklavten Massen schützen? — Wobei Bildung und Besitz freilich stillschweigend voraussetzen, daß der Tyrann kein Dionys sei und nicht auch wie dieser längst in Gott ruhende Herr Vetter alles Vermögen in fünfjähriger Besteuerung confiscirt lasse.

Aber nicht nur die eingeschworenen Vertreter der wirthschaftlichen Gegensätze, nicht nur Bettelsack und Geldsack beginnen um die Huld der Majestät zu buhlen; auch politische Interessengruppen nehmen an dem modern werdenden Handicap theil. Sie thun es ja nicht zweier schöner Augen wegen; auch bei ihnen ist die „Liebe zum angestammten Herrscherhause" wie die Liebe so oft eine Geschäftssache, worin alle Gemüthlichkeit aufhört. Der bürgerliche, kronsendliche Freisinn liegt zerschmettert auf der Wahlstatt, und der rechte Flügel des Häufleins klein glaubt sich und seine Prinzipien nur durch schleunige und wiederholte Kniebeuge vor den allerhöchsten Herrschaften retten zu können. An sich hat die Thatsache, daß Herr Richter Arm in Arm mit Bebel dem weißen Saale fern blieb, so wenig Gewicht wie die andere, daß ordenlose Mitglieder der freisinnigen Vereinigung, weil ihre Livreen nicht rechtzeitig fertig geworden sind und sie kaiserlichen Blicken doch auch gern eine Augenweide bieten möchten, dem feierlichen Actus wenigstens im Schmuck goldener Stadtverordnetenketten beiwohnten; aber taktisch ist es für die Monarchie von höchster Wichtigkeit, keine maskirten, sondern nur noch offen Fehde ansagende Gegner zu haben, unsichere Cantonisten dagegen wehr- und waffenlos zu wissen.

Auf dem Parlaments-Brettspiel glaubte der Liberalismus im Handumdrehen Schach dem Könige rufen zu können, doch die Chancen haben sich geändert, auf der rechten Seite stehen nun die Steine günstiger. Allein von dem Spieler auf dieser Seite, von seiner Geschicklichkeit hängt es ab, ob er die Parthie glänzend gewinnen wird oder ob sie remis bleibt.

Täuscht nicht Alles, so kommt jetzt endlich die vom Liberalismus heiß ersehnte Zeit, wo das Parlament der Krone vielleicht gefährlich werden kann. Nicht etwa, indem es seine Autorität auf ihre Kosten erhöht, oder indem es sich über das Niveau einer knarrenden Geldbewilligungs-Maschine erhebt; nein, nur dadurch, daß es etwa beabsichtigten, durchgreifenden Reformen des Monarchen den Widerstand der trägen Masse entgegensetzt und sie in bourgeoiser, furchtsamer Kleingeistigkeit unmöglich macht. Die Parlamente wurden gegründet, um freiheits- und volksfeindlichen Uebergriffen der Krone zu wehren; ihr Endzweck aber wird sein, freiheits- und volksfreundliche, wirthschaftlich reformerische Thaten des Monarchen im manchesterlichen Interesse zu verhindern. Ihr „Schach dem Könige!" würde einst nicht zum Nutzen, zum verderblichen, unheilbaren Schaden des Landes würd' es erklingen. Königlicher Spieler am Schachbrette, von Deiner gegenwärtigen Geschicklichkeit hängt unser zukünftiges Geschick ab!

Ueber Wilhelm's II. Entwickelungsgang zerbricht sich nicht nur die deutsche Welt den Kopf; ziemlich allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß Handeln oder Nichthandeln dieses Fürsten ausschlaggebend sein wird für die politische und soziale Entwickelung Europas. Erfahrene und tiefgründige Historiker haben seine Jugend geleitet; so dürfen vielleicht auch nicht-optimistische Beobachter hoffen, er werde die Lehren der Geschichte besser beherzigen als seine liberalen und liberalisirenden Gegner. Er werde den Geist großer Tage nicht mit längst verbrauchten, längst für untauglich erfundenen Mittelchen beschwören wollen. So sehr sie anfangs glitzern und blenden, sie schädigen schließlich den am meisten, der sie anwandte. König und Herr des Jahrhunderts aber ist, wer seine elementaren Gewalten, die Richtung ihres Stromes rechtzeitig erkennt und Macht genug hat, ihnen ein behaglich breites Bett zu graben. Den jedoch, der sich ihnen entgegenstellt, zerschmettern sie. Nur im Frieden, nie im Kampf mit ihnen bleibt man Sieger. Sie, nicht aber Parlamente und nicht Fractionen, vermögen auch den stärksten Könige schachmatt zu setzen.

Die Elementargewalt dieses Jahrhunderts und, wenn Wilhelm II. will, der sicherste Talisman für ihn und den Hohenzollernthron heißt: wirthschaftliche Befreiung der Massen.

Caliban.

---

## Notizen.

„Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern". Von C. Gerhard. (Dresden, Oskar Damm.) Händel, Bach und Mozart hatte der Bonner Meister zumeist in's Herz geschlossen. „Händel ist der größte Componist, der je gelebt hat. Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe niederknien." Auch Haydn und Cherubini verehrte er. Von Spontini meinte er, er habe „viel Gutes, den Theatereffect und musikalischen Kriegslärm verstehe er prächtig." Seltsamerweise war er auf Rossini übel zu sprechen, doch rührte dies wohl daher, daß ihm die komische Oper fern lag und „Tell" noch nicht geschrieben war, nur so entschuldigt man seine harten Ausfälle auf den „Wicht von Rossini, der von keinem Künstler geachtet" sei. „Euryanthe" von Weber nannte er ein „Accumulant von lauter verminderten Septimenaccorden, lauter Hinterthürchen". Auch sein Verhältniß zu Dichtern wie Klopstock, Herder, Matthisson, Shakespeare, Tiedge, Müller, Grillparzer, Körner, Schiller und Goethe wird erwähnt. Goethe erschien ihm nicht als ein „Dichterfürst", sondern ein „Fürstendichter". Es ist bekannt, wie kühl abweisend Goethe den Ebenbürtigen behandelte, dessen Umgangsformen ihn abstießen, doch hatte wohl auch der brave Zelter Schuld an dieser Abneigung. Als der junge Felix Mendelssohn die C-Moll-Symphonie spielte, äußerte der Weimaraner: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte fürchten, das Haus siele ein" — ein nicht unbedenkliches Lob, aber doch der Beweis einer gewaltigen Wirkung auf den im Grunde musikalisch nur mäßig veranlagten Altmeister.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

## Neueste Romane

aus dem Verlage der
**Deutschen Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

**Die eiserne Maske.**
Zeitroman von
**F. Poths-Wegner.**
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

**Eigenart.**
Roman von
**A. von der Elbe.**
2 Bde. Preis geh. ℳ 5.50; fein geb. ℳ 6.50.

**Die Reiterkäthe.**
Roman von
**Augusta Bender.**
Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

**Dem Irrlicht nach.**
Roman von
**Alexander Römer.**
2 Bde. Preis geh. ℳ 5.—; fein geb. ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

**Drückt die Militärlast?**
Eine zeitgemäße Frage
besprochen von
**Dr. J. Jastrow,**
Privatdozent an der Universität Berlin.
Preis ℳ —.50.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

**F. P. Weber,**
**Alte Geschichten.**
Band 2.
**Im Odenwald und Neckarthal.**
15 Bogen. 8°. geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—.

Aus der Schreibtafel eines Geschichtsfreundes und Versschmieds. Erzählungen und Gedichte mit anziehenden landschaftlichen Schilderungen der genannten Gegenden und fesselndem historischen Hintergrund aus verschiedenen Zeiten. Das Bändchen ist ein Seitenstück zu einer im Jahre 1889 erschienenen Novellensammlung desselben Verfassers, aber vollkommen in sich abgeschlossen.

**Interessant für Jedermann**

ist das soeben in eleganter Ausstattung erschienene Werkchen:

**Unser Kalender** in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Von **Wilhelm Uhl.** Mit verziertem Umschlag 1 ℳ 40 Pf.

Kein sich für die Kulturgeschichte unseres Volkes Interessirender wird dieses Büchlein entbehren wollen, das so manches helles Streiflicht auf die Lebensart der Vorvordern wirft.

**Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.**

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Wollny,** **Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefassten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis ℳ 5.—

**Wollny,** **Dr. Fr., Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 Pf.

**Wollny,** **Dr. Fr., In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Für nach Italien Reisende.

**Italienischer Salat.**
Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen
von
**Oscar Justinus.**
220 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

**Vossische Zeitung.** Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.
**Berliner Tageblatt.** Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.
**Berl. Local-Anzeiger.** Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.
**Norddeutsche allgem. Zeitung.** Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.
**Leipziger Tageblatt.** Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch erfunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

**Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.**

Verlag von **Hermann Costenoble in Jena.**

**Drei Jahre im hohen Norden.**
**Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884.**
von
**Adolph W. Greely.**
Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.
Einzig autorisirte Ausgabe.
**Zweite Auflage.** Eleg. Broch. 7 M., eleg. geb. 9 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell-Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen, kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und **aufregendsten Erlebnisse** und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

Bestellungen auf die
**Einbanddecke**
zum XLIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7 Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 22. Juli 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Manchestertheorie und Manchesterpraxis. Von F. Rabe. — Ibsen's Trauerspiel der Bourgeoisie. Von Erich Holm. — Michaels Beer's Lyrik. Mit ungedruckten Gedichten aus seinem Nachlaß. Von Gustav Manz. — Hall Caine. Von August Weiß. — Die neudeutsche Literatur im Lichte der Wissenschaft. Von Ludwig Fränkel. — Dunstmaierismus. — **Feuilleton:** Seine neueste Eroberung. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Der Ruck nach links. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: In Sachen der Hypnose und Suggestion. Von Dr. F. Wollny. — Notizen. — Anzeigen.

### Manchestertheorie und Manchesterpraxis.

Von F. Rabe.

Mancher hält sich heute für berufen, über die Manchesterlehre absprechende und wegwerfende Urtheile zu fällen, der gut thäte, wenn er sich erst einmal in diese Lehre vertiefen wollte. Das ist natürlich weniger bequem als das summarische Aburtheilen. So ein kühner Donnerer könnte leicht in arge Verlegenheit kommen, wenn er gefragt würde, worin denn eigentlich das Wesen der befehdeten Lehre bestehe. Alles, was dem heutigen Geschäftsmann und Handwerker nicht behagt und nicht glücken will, ist Manchesterwirthschaft oder mindestens eine Folge derselben. Für einen, der den Dingen tiefer auf den Grund gehen will, ist es aber nöthig, daß er sich nicht in den einzelnen Erscheinungen der Praxis verliere, sondern auch nach einem Verständniß der theoretischen Seite strebe. Sonst — weiß er zwar, daß seine Lage unbefriedigend ist, aber er lernt nicht, sich herauszuhelfen. Er greift nach ganz verkehrten Mitteln, die ihn nur noch elender machen. Blinder Eifer schadet nur, und auch der gute Wille reicht noch lange nicht aus zu einer guten Musik. Der Gedanke, daß es schlechter ja nicht mehr werden könne, wäre ein herzlich schwacher Trost. Man klagt über Landwucher, Wohnungsnoth, Unsittlichkeit, Vergiftung des Familienlebens durch den Kapitalismus u. s. w. u. s. w. Die Noth ist groß, und tausend Helfer sind nah, aber viele Köche verderben den Brei. Jeder glaubt ein Allheilmittel gegen das Meer des Elends zu haben, jeder preist es an nach ehrlicher Ueberzeugung, öffentlich, nicht als Geheimmittel. Die Uebersicht über das große Ganze gewinnen und behalten nur wenige von vielen. Daran hat wieder das Lesen der Parteitageblätter schuld, die auf die Dauer förmlich hypnotisirend, sinnbenebelnd wirken. Willst du dich selber verstehen, so lerne deine Gegner begreifen. Es gibt ja thatsächlich Leute, die nur Blätter der Gegenparteien zu lesen pflegen, aber zahlreich sind sie nicht, ganz und gar nicht. Weil eine Theorie falsch ist, darum braucht noch lange nicht jede andere, die jener scharf widerstrebt, richtig zu sein. Aber kaum ist eine menschliche Schwäche häufiger als die, aus einer Theorie in eine andere, entgegengesetzte zu verfallen.

Das Manchesterthum hat lange genug das Ruder in den Händen gehabt, um jedem, der sehen und lernen will, eine deutliche Probe auf seine Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit zu ermöglichen. Die wenigen Schranken, die der wirthschaftlichen „Freiheit" noch im Wege waren (z. B. Schutzzölle), sind gar nicht der Rede werth. Der Beweis dafür ist schon durch die Thatsache geführt, daß so ungeheuerliche Riesenglückspilze wie hundert- und tausendfache Millionäre in die Höhe schießen konnten. Oder sind das noch zu eng gezogene Schranken? — Mindestens müßte man doch, wenn die Manchesterlehre segensreich für die Menschheit wäre, irgendwo einen Anfang des Segens spüren. Statt dessen wird es immer schlimmer. Es ist die höchste Zeit, daß der manchesterliche Jagdzug nach dem Glück gehörig gebremst wird, sonst sausen wir alle bald in den Abgrund. Ja wir lägen schon längst darin, wenn nicht die starke Monarchie und das Sicherheitsventil der allgemeinen Volkswahlen uns bisher gerettet hätten. Rechtzeitig hat die Sozialpolitik des deutschen Kaisers eingegriffen, wo St. Manchester wahrscheinlich gewartet hätte, bis alles drunter und drüber gegangen wäre.

Der Communismus verspricht, jeden „nach dem Maße seiner natürlichen Bedürfnisse" zu befriedigen. Könnte er dieses Versprechen halten, so würde man mit Recht manches Opfer darum bringen können. Aber er sucht sein Ziel zu erreichen durch rohe, barbarische Mittel. Er hat dabei den großen Vortheil, daß er noch nicht durch die Thatsachen widerlegt ist. Der Freisinn hat diesen Vortheil nicht mehr, er ist verurtheilt durch das Experiment, das wir theuer genug bezahlen mußten. Denn das ist selbstredend die erste aller Bedingungen, die eine brauchbare Wirthschaftslehre erfüllen muß, daß sie allen ein einigermaßen leidliches Auskommen verschafft, daß sie das „Elend" wenigstens beschränkt auf solche, die es offenbar nicht anders verdient haben. Wir müßten alle (mit seltenen Ausnahmen) zum „Mittelstand" gehören, ungefähr gleich begütert sein. Wo größere Unterschiede bemerklich werden, müßten sie auf natürlichen Verschiedenheiten beruhen.

Aber hier schlägt leider die Manchesterpraxis der Manchestertheorie geradezu in das Gesicht. Das ist ja gerade die allgemeine Klage, daß der Mittelstand heute „zerrieben" wird, wie der vielleicht nicht sehr geschmackvolle, aber treffende Ausdruck lautet. Großkapital und Proletariat sind die beiden wuchtigen Mühlsteine, die nichts Lebendes zwischen sich dulden. Unsere Lage hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer riesengroßen Lotterie, wo jeder seine ganze Habe in Loosen anlegt, und nur wenige ungeheure Gewinne unter zahllosen Mengen von Nieten verstreut sind. Entweder arm oder reich, dazwischen ist kein Ausweichen, während eine gesunde Wirthschaft sich offenbar das Ziel stecken muß: weder arm, noch reich, sondern wohlhabend.

Es gibt allerdings auch eine „unberechtigte" Unzufriedenheit. Ein Nimmersatt verlangt um so mehr, je mehr man ihm gibt. Ist heute die große Mehrzahl des deutschen Volkes so nimmersatt? Du lieber Himmel, man braucht nur die Ein-

kommensteuerstatistik anzusehen, um zu begreifen, daß schon das durchschnittliche Einkommen sich an der äußersten Grenze des Elends bewegt. Um sich dabei noch glücklich zu fühlen, dazu würde schon die Philosophie eines Stoikers gehören, oder die Menschen müßten alle wahre Engel an Geduld und Sanftmuth sein, um sich nicht nach einer Besserung ihrer Lage zu sehnen. Merkwürdigerweise hat Eugen Richter selbst die traurigen Leistungen seiner Theorie in einer sorgfältigen Berechnung an das Licht gezogen, um zu beweisen, daß bei einer „Theilerei" nicht viel herauskommen könne. Wie muß nun erst das Loos der allerärmsten beschaffen sein, wenn der Durchschnitt des Einkommens schon so kümmerlich ausfällt!

Wie ist es aber möglich, daß eine so fein ausgerechnete, „wissenschaftliche" Theorie auf so klägliche Weise scheitern konnte? Es lohnt sich, einen Blick in das Getriebe zu thun. Man entdeckt da bald, wo der Rechenfehler steckt.

Wenn das menschliche Lebensalter 2000 Jahre betrüge statt 50, so könnte die Manchestertheorie vielleicht besser zur Geltung kommen. So aber lebt der Mensch viel zu kurz und schnell, er denkt auch nicht einmal auf Jahrzehnte hinaus, sondern kaum auf morgen und übermorgen. Den armen Leuten fällt es gar nicht ein, auszusterben oder auch nur die Zahl ihrer Kinder „ihren Verhältnissen anzupassen." Gerade in der Verzweiflung, wie sie die Noth hervorbringt, werden Unmengen hungernder und frierender Kinder in die Welt gesetzt, ehelich oder unehelich. Man gehe in die Proletarierviertel der Städte oder auch des Landes, so sieht man schwindelerregende Schaaren halb zerlumpter Kinder. Das communistische Zuchthaus könnte dies verhindern, aber fragt mich nur nicht wie? Die liberale „Freiheit" aber ist ohnmächtig dagegen, nicht minder conservative Eheverbote. Die Ehe spielt überhaupt beim Proletariat keine Rolle. Das einzige Mittel gegen das Kindermassenelend ist, die Eltern auf irgend eine Weise wohlhabend zu machen, so daß sie eine Aussicht haben, sich mit drei oder vier Kindern redlich durchzuschlagen. So aber ist ihnen alles einerlei, ob sie ein Kind haben oder zehn oder zwanzig.

Die Reichen müßten nach der freisinnigen Theorie so viel Kinder haben, daß die Riesenvermögen schon im Entstehen schnell wieder zerkleinert würden durch den einfachen Vorgang des Erbens. Bei zehn Kindern, hundert Enkeln, tausend Urenkeln u. s. w. erledigt sich die Sache ziemlich rasch. Ferner müßten die Reichen nicht unter sich heirathen, sondern mit ärmeren Familien, weil sie ja bei ihren Reichthümern freie Wahl haben und unabhängig sind. Aber den Menschen, wie sie sind, fällt es nicht ein, auf die Manchestertheorie Rücksicht zu nehmen. Der reiche Erbe sucht in der Regel eine Erbin von „entsprechender" Mitgift. Die Kinderzahl wird weise und vorsichtig beschränkt, theils nach dem berühmten Zweikindersystem, theils noch viel mehr. Denn eine reiche Erbin hat es nicht nöthig, den Staat mit Kindern zu versorgen, mögen andere sich mit so lästigen Angelegenheiten abplagen.

Die wirthschaftliche Freiheit ist also durchaus nicht im Stande, die Gegensätze auszugleichen oder wenigstens zu mildern, sondern sie bewirkt vielmehr, daß sich dieselben auf das äußerste verschärfen. Daher ist die Manchesterlehre überall da zu empfehlen, wo man Grund hat zu wünschen, daß sich ein Volk spaltet in zwei strenggesonderte Klassen. Wo wäre das? Wir glauben nirgends. Die Fideicommisse bringen thatsächlich manche Härten und Ungerechtigkeiten mit sich, aber der Freisinn hat am allerwenigsten ein Recht, darüber Lärm zu schlagen. Er will ja nur sagen: weg mit dir, damit ich Platz habe. Der Geburtsadel ist dem Parvenu-Adel denn doch noch ein wenig überlegen. Was hat das Volk davon, wenn die Barone von Strudelwitz und Prudelwitz zu Bettlern werden und die Barone von Rothschild und Rosenthal ihre Erbschaft antreten? Nette Verbesserung der Rasse! Nach dem Freisinn freilich ist die Rasse die beste, die am besten „wirthschaften" kann. Danach müßte man die Ministerstellen an den Meistbietenden verschachern und dürfte geschickte Hochstapler niemals in das Zuchthaus stecken, wo ihre schönen Talente unnütz verkümmern müssen.

Nach der Manchestertheorie soll die Concurrenz jeden Arbeitenden erstens zwingen, gute Waare zu liefern, um lohnenden Absatz zu finden, zweitens ihm guten Lohn sichern, weil die Nachfragenden sich gegenseitig überbieten. Die Praxis hat aber gelehrt, daß diese schöne Theorie ein gewaltiges Loch hat. Das Angebot hat einen viel einfacheren Weg gefunden, um hohe Löhne zu erzielen, trotz schlechter Arbeit. Es schließt riesige Vereinigungen und erzwingt seinen Willen nicht durch Arbeit, sondern durch Nichtarbeit, durch den Streik. Also immer wieder das gerade Gegentheil der Theorie! Ebenso bilden die Arbeitgeber „Ringe" (Kartelle, Syndikate u. s. w.), um nicht der Macht der Arbeiter wehrlos gegenüber zu stehen. Dieselben Ringe halten auch fest zusammen als Producenten gegen die Consumenten, indem sie die Preise hoch halten und nöthigenfalls ihre Betriebe einschränken, um Ueberproduction zu vermeiden. Arme Manchestertheorie! Sie wollte die Betriebsverminderung erreichen durch Schwächung der Nachfrage. Wohin aber dann mit den Millionen von Ladenhütern? Ein weiter Weg ist von der Herstellung der Rohstoffe zu den „Halbfabrikaten" und endlich zur verbrauchsfertigen Waare. Der Freisinn ist da immer nur der hinkende Bote, der den Thatsachen nachhinken kann und eben zur rechten Zeit kommt, um — eine feierliche Leichenrede vom Stapel zu lassen.

Der Freisinn machte hier denselben Rechenfehler wie Napoleon III. im Jahre 1870. Er hoffte, Nord und Süd würden sich Concurrenz machen um Frankreichs Gunst und sich gegenseitig überbieten. Aber es kam anders, wir schlossen einen „Ring" und fingen uns den alten Schlauberger. Kann man das tadeln? Der Naturtrieb lehrt den Nothleidenden, auch wenn er noch so „ungebildet" ist, sich zusammen zu thun mit seinesgleichen zur gemeinsamen Nothwehr, nicht aber sich noch obenein eine lächerliche Concurrenz zu machen.

Zur gründlichen Beleuchtung auch von der Gegenseite wollen wir ein Beispiel anführen, wo die Einigkeit fehlt und der Wettbewerb herrscht. Wir meinen den Geschäftsbetrieb der Verkaufsläden. Da müssen die bedauernswerthen „Commis" und Lehrlinge hinterm Ladentisch stehen vom frühsten Morgengrauen bis in die späte Nacht hinein. Wäre der staatliche Zwang nicht, so würden ohne Zweifel auch alle Sonntage und Festtage noch zugebracht werden mit dem Warten auf ein paar Kunden, die ja möglicherweise kommen könnten und, wenn der eine Laden geschlossen ist, nebenan zum Nachbar laufen und ihm den Verdienst hintragen. Ich will damit den einzelnen Ladenverkäufer durchaus nicht tadeln, er braucht die paar Lumpengroschen, die er in den späten Abendstunden noch verdienen kann, sehr nöthig zur Bezahlung der Ladenmiethe. Er ist eben durch die Concurrenz zu dieser Handlungsweise gezwungen, und er muß daher wieder seine Angestellten schinden und plagen, um nur sich selbst über Wasser halten zu können. Das ist eben der „Segen" der „freien" Concurrenz. Das traurigste dabei ist, daß auch das kaufende Publikum keinen Nutzen von dieser Art der Concurrenz hat, es wird vielmehr immer ärger verzogen und daran gewöhnt, zu jeder Tages- und Nachtzeit alle Geschäfte offen zu finden. Sobald man sich erst in einer Gegend daran gewöhnt hätte, zu bestimmten Zeiten alle Geschäfte geschlossen zu finden, so würde kein Mensch sich darüber beklagen. Nur sehr große Geschäfte dürfen es heute schon wagen, die traurige Regel zu durchbrechen, um ihren Leuten ein etwas freundlicheres Loos bereiten zu können. Im Uebrigen ist eine gründliche Besserung erst dann zu erwarten, wenn die kleineren und mittleren Läden sich vereinigen und auf die Concurrenz mit ihren zweifelhaften Segnungen verzichten.

Nach alledem ist man wohl berechtigt zu sagen, daß die Manchesterwirthschaft mit ihrem Latein zu Ende ist. Man kann sich nicht wundern, wenn die Aermsten, denen St. Manchester seine Kehrseite zu besehen gab, ihm gleichfalls den Rücken zuwenden und mit vollem Dampf in den Communismus hinein zu eilen entschlossen sind. Davor ist aber dringend zu warnen, und man muß der Warnung Nachdruck verleihen durch die That, indem man beweist, daß man entschlossen ist, mit den gröbsten Schäden der Wirthschaftsfreiheit bald und gründlich aufzuräumen.

Die Hauptfrage ist: wie? Es liegt uns sehr fern, von den vielen Vorschlägen neunundneunzig zu verdammen und den hundertsten in den Himmel zu erheben. Aber eine sehr wichtige Erfahrung kann man nicht gut leugnen: im Kleinen, im Verkehr von Hand zu Hand hat sich die Wirthschaftsfreiheit vortrefflich bewährt, im Großen dagegen, in der Arbeitslosigkeit und der Anhäufung der Riesenkapitalien hat sie verabscheuungswürdige Früchte gebracht.

Daher ist die kleinliche Bevormundungssucht und polizeiliche Schnüffelei unnütz. Es wäre eine große Thorheit, wenn man jeder Waare und jeder Arbeitsleistung eine behördliche Taxe anhängen und ihr damit gewissermaßen Zwangskurs geben wollte. Man lasse jeden thun und treiben, was er will, so lange er ehrlich sein Brot verdient und niemand betrügt oder körperlich verletzt. Sogar Gesetze gegen Glücksspiele und gegen wucherische Ausbeutung scheinen uns einen zweifelhaften Werth zu haben, ebenso Maximalarbeitstage und Minimallöhne. Aber man schaffe jedem Deutschen das Recht auf Arbeit durch staatliche Arbeitsstätten, in denen ein Minimallohn, und wären es auch nur 50 Pfennige täglich, gezahlt wird. Dann weiß man doch wenigstens, woran man ist, und man hat ein Gesetz, dessen Durchführung gesichert ist und auf keine Weise umgangen werden kann. Bedürfen trotz der 50 Pfennige jene Heimstätten der Arbeit eines staatlichen Zuschusses, so müssen die Steuerzahler heran, aber der Zwang trifft doch dann wenigstens alle gleichmäßig, und wir haben noch lange keinen Communismus. Auf der anderen Seite schaffe man endlich einmal ein äußerstes Maximum, das niemand überschreiten darf, ohne den Ueberschuß an die Reichskasse abzuliefern. Diese Festlegung einer obersten Grenze des Geldbesitzes wäre das einfachste und gerechteste aller Gesetze, die bis heute erlassen sind! Aber es muß noch rechtzeitig kommen. Angeklopft hat die Revolution schon sehr vernehmbar; wenn sie schon in der zertrümmerten Thür steht, dann ist es zu spät dazu, dann wird sie über solche „reactionären Kleinigkeiten" zur Tagesordnung übergehen.

Man hat sehr richtig gegen den Communismus eingewendet, daß Keiner sich beim Arbeiten tüchtig anstrengen würde, wenn er mit 50 Millionen Menschen in eine gemeinsame Kasse steuern muß, also nur $\frac{1}{50,000,000}$ gewinnt von seiner eigenen Arbeit, dagegen $\frac{49,999,999}{50,000,000}$ verlieren soll. Aber wenn man $^1/_2$, oder $^1/_3$, oder $^2/_3$ behalten darf, so liegt die Sache schon ganz, ganz anders. Oder soll die Frage scheitern an der Klippe der — Steuerbetrügerei? Dann müssen wir uns eben zur Kopfsteuer bekehren, denn die Versuchung des Betruges ist gegeben durch jede, auch die geringste proportionale Steuer, auch wenn sie nicht einmal „progressiv", d. h. bei höherem Einkommen auch procentisch ansteigend ist. Theoretisch mag man es eine „schreiende Ungerechtigkeit" nennen, wenn „der Eine tausend Mark mehr Steuern bezahlen soll als ein Anderer." In der Praxis aber haben erstens die meisten Leute in ihrem ganzen Leben noch keinen Tausendmarkschein gesehen, und zweitens empfinden es die meisten Leute trotz alledem und trotz St. Manchester als eine Ungerechtigkeit, wenn von zwei Menschen, die gleichviel brauchen, gerade der Faulere und Unwürdigere die schwerere Börse hat. Zugleich ist diese Erscheinung ein ausgezeichnetes Mittel, um Stimmung zu machen für allgemeine Gleichmacherei.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Anhänger der reinen, unverfälschten Manchesterlehre sich zusammensetzen aus den ganz Schlauen, die davon Vortheile für sich erhoffen, und aus den ganz Dummen, die nicht einmal begreifen können, daß sie den Schaden zu tragen, die Zeche zu zahlen haben. Den Kitt zwischen beiden Theilen bildet eine Schaar doctrinärer Schwärmer, die meinen, daß man mit Worten Thatsachen aus der Welt schaffen könne. Aber die Geschichte schlägt stets das umgekehrte Verfahren an, sie widerlegt die Meinungen durch die Thatsachen. Der Mittelstand beginnt sich zu rühren, wenn auch erst jetzt in zwölfter Stunde. Er verzichtet auf die manchesterliche Fernsicht, die am Ende das Irrlicht des mehrfachen Millionärs zeigt. So viel Geld braucht kein Mensch, so lange er körperlich und geistig gesund ist. Er weiß auch, daß die großen Entdecker und Erfinder nichts gemein haben mit Emporkömmlingen und Börsianern. Wenn die Pfadfinder und Bahnbrecher überhaupt Dank beanspruchen, so steht ihr Sinn nach Ruhm und Ehr und — einem ungeschorenen Dasein in ihren vier Pfählen. Ein Uebermaß von klingender Münze hat stets den strebenden Geist gelähmt und erstickt, ebenso wie das Uebermaß der äußeren Noth. Im Mittelstand gedeiht Alles am besten, was außerhalb krankt und verkümmert. In äußerlichen Reichthümern sterben aber die schönsten Triebe meistens ab, das Mitgefühl, das Mitleid mit den Elenden und Nothleidenden. Der Mittelstand wird keinem Lockruf folgen, mit dem Großkapital gemeinsame Sache zu machen gegen das Elend, sondern er wird sich verbünden mit dem Elend gegen das Großkapital. Denn der Elende sehnt sich selbstredend danach, wirthschaftlich zum Mittelstand emporzusteigen, schon aus bloßer, wenn auch sehr erklärlicher und berechtigter Selbstsucht. Aber die Großkapitalisten haben, abgesehen von einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen, wenig Lust, freiwillig hinabzutauchen in den Mittelstand. Der Versuch der Unterdrückung der Elenden könnte uns vielleicht noch für ein Jahrzehnt einen faulen Frieden fristen, dauernde Versöhnung finden wir nur, wenn wir die Elenden emporheben mit allen Kräften zu einem menschenwürdigen Dasein. Wollen wir ein friedloses und freudloses Wettrennen beginnen nach Reichthümern, so rennen wir nach einem unmöglichen Ziele, denn auch der Manchesterwirthschaft ist es unmöglich, uns Alle zu lauter reichen Herren zu machen.

## Ibsen's Trauerspiel der Bourgeoisie.

Von Erich Holm.

Womit Ibsen's Baumeister Solneß anfing, das waren Kirchenbauten, und er baute diese kleinen, ärmlichen Kirchen mit „einem so ehrlichen, warmen und innigen Gemüth". Doch als der Unhold von ihm Besitz genommen, als durch den Brand des Elternhauses seiner Frau, der, ein Mittel zu raschem Emporkommen, allerdings sein heimlicher Wunsch gewesen, die Kinder ihr entrissen, sein häusliches Glück zerstört worden, und er so klar zu erkennen meinte, das all dies nur geschehen, damit er, losgelöst von allem, was Liebe und Glück, nur und nur Baumeister sei, damit er, „ein ganzer Meister in seinem Fach", Gott um so ruhmvollere Kirchen baue — da ergrimmt er wider Den da oben und beschloß, daß daraus nichts werden sollte. Das Unmögliche ließ ihn sein trotziger Grimm vollbringen. Er, der Schwindelbehaftete, stieg empor zur Spitze des eben von ihm vollendeten Kirchthurmes, hing den Kranz an die Wetterfahne und sprach: „Jetzt höre mich an, Du Mächtiger! Von heute an will ich auch freier Baumeister sein, auf meinem Gebiete, wie Du auf dem Deinigen. Nie mehr will ich Kirchen bauen. Nur Heimstätten für Menschen."

Doch auch diesem Ziele, den Menschen „behagliche, trauliche, helle Heimstätten" zu bauen, „darin Vater und Mutter und die ganze Kinderschaar leben könnten in dem sicheren und frohen Gefühl, daß es ein recht glückliches Loos ist, da zu sein in dieser Welt", auch diesem Ziele läßt der Unhold, der in seiner Brust rumort, ihn nicht frohen Herzens folgen. Ob es auch scheinbar das oberste bleibt, in Wahrheit sinkt es zum secundären herab und ein blendenderes tritt an die erste Stelle: des Baumeisters eigene Größe, gegen welche die aller Anderen verschwände, zum Piedestal würde. Es um so sicherer zu erreichen, ruft er die kleinen Teufelchen zu seinem Dienst herbei, jene übergeschwinden, kupplerischen, gelegenheitsmachenden Gedankenleser, die den Wunsch vollstrecken, noch ehe er Vorsatz, Befehl geworden. Allein so viel „Glück" ihm mit ihrer Hülfe auch wird, er empfindet dasselbe stets nur „wie eine große, hautlose Stelle an der Brust. Und die Helfer und Diener nehmen Hautfetzen von anderen Menschen, um seine

Wunde zu schließen. Aber die Wunde heilt doch nicht zu, nie — niemals."

All dies hier skizzirte, all das, was Grund und Ursache, den Werdeprozeß so zu sagen des Tragischen bildet — das Keimen und Wachsen und Unersättlichwerden der Leidenschaft, ihr Gipfeln in der „tragischen Schuld" — ist der Zeit nach vor Beginn des Stückes verlegt. In diesem selbst, einem analytischen Drama, wie es die meisten Ibsen's, handelt es sich nunmehr um die eingehende Analyse, die sorgfältige Entwickelung der inneren und äußeren Folgen des Geschehenen, ja diese Folgen sind bereits so weit gediehen, daß wir den Baumeister gleich anfangs an dem Punkte angelangt sehen, wo es so nicht weiter geht, wo nur Umkehr oder ein verzweifelter Sprung übrig bleibt. Er, der bisher Alles und Alle seinem Ehrgeize allein zu bauen opferte, sieht sich nämlich endlich einem Concurrenten gegenüber, den er vergebens versuchen würde zu Boden zu schlagen, von dem er umgekehrt fürchtet, daß er über kurz oder lang ihm „den Garaus machen", Vergeltung an ihm üben, ihn so wenig schonen werde, als er geschont: dem neuen Geschlechte, der heranstürmenden Jugend, die dem Umschwung vorangeht, wie unter einer neuen Fahne und „Platz! Platz!" schreit, dem mannbar gewordenen, sich fühlenden, thatendurstigen, erbitterten Ragnar.

Doch noch in einer anderen, einer lieblichen Mädchengestalt tritt in dieser seiner bedrängten Lage die Jugend an ihn heran. Sie kommt als Gläubigerin, aber auch als Verführerin. Hilde ist das Gespenst der eigenen Jugend des Baumeisters, das ruhelos irrt und auf Erlösung harrt, und Hilde ist vor Allem die Verkörperung des ungestümen Lebensdranges, der Phantastik, der Romantik der Jugend. Nichts von Wirklichkeit, der häßlichen, beengenden, prosaischen! Für Hilde existirt nur eine Zauberwelt, in der alles großartig, wunderbar, abenteuerlich, aufregend zugeht, in der nicht Sandkorn für Sandkorn zum Bau der Ewigkeiten gereicht zu werden braucht, sondern der Magier mit seinem Zauberstabe das „in Spanien oder irgend so einem Lande" liegende Königreich herbeischafft, in der es kein Soll und Muß, keinerlei Schranke gibt, an welcher der lustvolle Lebens-, der ungestüme Freiheitsdrang sich bräche. Hilde, diese wunderbar frische Gestalt, voll individuellen und typischen Lebens, eine Allegorie zugleich, die durch die weibliche noch potenzirte jugendliche Romantik, ist in letzter Linie doch nur die Projection des im Innern des Helden sich vollziehenden Prozesses. Es ist das alte Lied von der Freudigkeit, deren wir nicht entrathen können, das uns Ibsen schon so oft gesungen (Gespenster, Rosmersholm), nur variirt, nur transponirt, vielleicht sogar in's — Weltgeschichtliche.

Der Cultur der äußeren Größe, mit deren Nimbus sich zu umkleiden der Baumeister kein Unrecht scheute, hat auch sein Lebenswerk veräußerlicht, und es ist nicht bloß der von seiner bangen Stimmung erzeugte Pessimismus, es ist das Licht einer Erkenntniß, welches ihm plötzlich aufgeht, wenn er findet, daß Heimstätten für Menschen zu bauen „keine fünf Pfennige werth" sei, daß sie diese gar nicht nöthig hätten, „wenigstens nicht um glücklich zu sein". Und nun er, ein armer Bankerotteur, seinem lebenslangen Mühen und Streben die Früchte versagt sieht, das schreckliche Umsonst ihm in die Ohren gellt, während düstere Bilder durch ihn ruinirter Existenzen, aufgeopferten eigenen Glückes vor ihm aufsteigen, ihm unheimlich wird vor sich selbst und die Furcht vor Wiedervergeltung, die kein leerer Wahn, kein Aberglaube, nein ein unumgänglicher, logischer Schluß, ihn peinigt, da kann er die ihn rings umfangende Melancholie nicht ertragen („ich *kann* ein freudeloses Leben nicht tragen"), und gleich wie Faust in seiner Verzweiflung sich dem wilden Leben, der leibhaften Negation, Mephisto in die Arme wirft, so er Hilde, seinem Mephistopheles in Frauengestalt. In sein völliges Gegentheil schlägt er um. Ein Nüchterner wird er zum Phantasten, ein Ordnungsmensch zum Anarchisten.

Es ist wohl auch kein Zufall, daß der Vater der anarchistischen Hilde, ganz wie der Rebeccas, mit der sie den Grundzug ihres Wesens gemein hat, die Tochter eines Arztes ist. Von ihm wahrscheinlich, den die Naturwissenschaften zum Materialisten gemacht, hat sie jene freidenkerischen Ansichten überkommen, die in ihrem Radicalismus dem Baumeister als das von ihm selbst erträumte Freiheitsideal erscheinen und ihm den Ausruf entlocken: „Sie sind wie der anbrechende Tag. Wenn ich Sie ansehe, ist mir's, als blickte ich gegen Sonnenaufgang". Für sie haben alle die gangbaren ethischen Begriffe, wie Pflicht, Verantwortung, überhaupt der des Altruismus, so gut wie aufgehört zu existiren, oder eigentlich, sie wollte, sie existirten nicht mehr. Gleich dem Raubvogel möchte sie die Beute an sich reißen, zu der sie Lust hat, wenn sie nur packen kann mit ihren Krallen und die Oberhand behalten. Ein Hemmniß bleibt nämlich doch noch für sie bestehen, ihr echt romantischer Sinn für Ritterlichkeit (was Hedda Gabler Schönheit, ist ihr Noblesse), überhaupt die Wallung des Gemüthes. Daß man doch wäre wie jene Wikinger, die plünderten und sengten und mordeten und, wenn sie heimkamen, fressen und saufen konnten, als ob nichts geschehen. Woran hier der Baumeister krankt, das ist sein schwächliches, zartgebautes Gewissen, das keinen Stoß verträgt und das, was schwer ist, nicht heben noch tragen kann. Sie dünkt ein von Gesundheit strotzendes ersehenswerth, so daß man sich das *getraute*, was man am liebsten möchte."

Der Baumeister hat ihr, wie sie behauptet, das Königreich, das irgendwo in Spanien oder sonst so einem Lande liegt, versprochen, aber sie sieht ein, daß dieses nicht so ohne Weiteres, so auf der Stelle von ihm zu haben ist. Da kommt ihr eine lichtvolle Idee. Das zu dem Königreiche gehörige Schloß soll er ihr wenigstens bauen, das wunderherrliche Luftschloß. Hochgelegen soll es sein, *nach allen Seiten hin frei*, mit einem ungeheuer hohen Thurme und ganz oben an dem Thurme einen Söller, von dem sie die weiten (Hjalmar Ekdal- und Ulrik Brendel-artigen) Ausblicke genösse und herabsehen könnte auf die, welche unten die Kirchen und Heimstätten bauten. Will der Baumeister, so soll er auch hinaufkommen, sonst aber Niemand. Selband wollen sie dann dort oben stehen, ein Prinzenpaar.

Er kann zwar nicht begreifen, wie sie an diesen schwindelnden Höhen nur Gefallen finden kann, allein, was bliebe dem Baumeister, der daran verzweifelte, je mehr etwas rechtes zu bauen, der überhaupt daran verzweifelt, daß Menschenglück wo anders wohnen könne, als in Luftschlössern, sonst noch zu bauen übrig? Ihr Luftschloß soll denn Hilde haben, und zwar „mit einer Grundmauer darunter". (Wenn der Dichter singt: „Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume," so glaubt dagegen unser Baumeister ihr reale Basis geben zu können.)

Zwar aber will er, wie einst, sich messen mit dem Mächtigen oben in den Höhen. Noch einmal soll der wilde Grimm im Innern, ein Titanentrotz, ihm das Unmögliche vollbringen helfen. Hierauf will er zur höchsten Spitze des eben an seinem neuen Hause den Kranz dort befestigen und Gott sagen: von nun an — und denke er darüber, wie er wolle — baue er nur das Herrlichste auf Erden, baue es mit seiner Prinzessin, die er liebe. Dann werde er den Hut schwenken und hinuntersteigen und Hilde küssen viele, viele Male.

Wer möchte in den beiden Thurmbesteigungen nicht einen Hinweis auf die zwei gewaltigen Emanzipationsbewegungen des Menschengeistes erblicken, die unsere Aera kennzeichnen: die Ablösung der christlichen Weltanschauung durch die materialistische, die andere, heute im Zuge befindliche, von dem religiösen auf das ethische Gebiet verpflanzte; die Ablösung des sittlich altruistischen Prinzipes durch das anarchisch-egoistische? Oder mit anderen Worten: die Umwandlung des Gottes- in einen Menschheitscultus, des letzteren in einen Monotheismus des Ich.

Und hindert nicht noch gar vieles, das dunkel erscheint, die ganze Eigenart des Stückes, seine Erklärung, wenn man auf dem eingeschlagenen Wege weitergeht und sagt, daß überhaupt im Lebenslauf des Baumeister sich der Gang der Weltgeschichte spiegle, daß Baumeister Solneß *das Trauerspiel der Bourgeoisie*, vielleicht eine an diese gerichtete Warnung sei? Ist nicht der Bauer des alten Hauses die Revolution, durch die der Bürgerstand emporkam? Er sah wohl „die Ritze

im Schornsteine", aber der Brand lag zu sehr in seinem Interesse, als daß er hätte rechtzeitig gegen ihn Vorkehrungen treffen mögen. Er, der der Hort des Rechtes hätte sein sollen, liebäugelte mit der Gewalt, weil sie ihn groß machte, ihm die hervorragendste Stellung schuf. Nun hat er selbst Gewalt zu fürchten. Umsonst baut er sein Haus so schön und Kinderstuben darein. Die Kinder gingen zu Grunde bei jenem Brande. Der Baumeister ist kinderlos. Fremde werden sich an seine Stelle setzen. Und mancherlei Art noch ist seine „tragische Schuld". Als unter einem Taumel von Begeisterung (Hilde, die sich wie toll geberdet) er nach dem Sturz des Gottesgnadenthums die Hoheitsrechte an sich nahm, da stand er einen Augenblick auf der Höhe, fühlte sich sozusagen dem Gotte gleich, Weltbeglückungsgedanken erfüllten ihn. Allein seine Großmannssucht, sein Ehrgeiz allein zu bauen, machte ihn statt zum Erlöser zum Unterdrücker. Kaum, daß er sich heute noch an seine Verheißung, das „irgendwo in Spanien liegende Königreich" zu schaffen, noch erinnert. Es war wohl überhaupt nur eine Utopie.

Die ganze Gestalt des Baumeisters, des Emporkömmlings, ist sie mit ihren häßlichen und schönen Zügen nicht die typische der Bourgeoisie? Denkt man nicht unwillkürlich an den Bürgerkönig mit seinem Regenschirm und seinem krämerischen juste milieu? „Hoch und frei" steht der Baumeister, seinem eigenen Bekenntnisse nach, „im Alltage nicht da".

An die Geschichte des Bürgerthums legt Ibsen das Kriterium seines oft ausgesprochenen Prinzipes. Schuldlosigkeit ist ihm die Vorbedingung, ohne die kein Wirken sich segensreich gestaltet, und Böses muß auch seiner Ansicht nach, fortzeugend Böses stets gebären. Rechtsmißachtung, entsprungen aus dem Ehrgeize, war hier der Anfang. Der Kreis ist fast durchlaufen, und wahnwitzige, völlige Rechtsverleugnung droht das Ende zu sein. Die zweite Thurmbesteigung vollendet des Baumeisters Geschick.

Tief ergreifend, imposant ist für den Leser dieser Abschluß, und man sollte meinen, er müßte, richtig erfaßt, auch scenisch gewaltig wirken. Ragnar, den die zu spät gegebene Empfehlung nicht mehr versöhnte, ist mit seinen vom Baumeister stets „unten" gehaltenen Kameraden gekommen, sich schadenfroh daran zu weiden, wie der auch einmal gefälligst unten bleibt, die gaffende Menge, der das Haarsträubendste Sport, die zitternde Gattin, die einzige, die Solneß wahrhaft liebt, endlich die fanatische Hilde, die selbst von der erschütternden Katastrophe nicht ernüchtert, wie in irrem Triumphe jubelt: „Aber bis zur Spitze kam er!"

Großmannssucht und — Größenwahn, dies sind wohl die beiden Pole dieser Dichtung.

Wie bei mächtigen Bäumen aus dem Stamme Aeste wachsen, die selber wieder Stämmen gleichen, so erwächst aus dem hier skizzirten Hauptthema, mit demselben organisch verbunden, ein Nebenthema von gleichfalls umfassender Bedeutung. Es behandelt das Verhältniß von Mann und Weib, ja die Frauenfrage überhaupt.

Derselbe Cultus des äußeren Scheines, des Moloch, dem so viel echtes Menschenglück geopfert wird, der aber in der uns hier entgegentretenden Form, als Cultus der Größe, durch seine scheinbare Berechtigung am bethörendsten wirkt, hat nicht nur den Baumeister, auch dessen Gattin zu Grunde gerichtet, die auf wahre Liebe gegründete Ehe der Beiden zu einer Scheinehe entarten lassen. Wie oft schon richtete Ibsen seine Pfeile gegen diese. Auch Aline lebt in einer solchen und klagt darum „Hier ist ja kein Heim!" Als sie nach dem Schreckensbrande des Elternhauses wie entwurzelt ist und sich im neuen Hause nicht einzuleben vermag, da versäumt er die ihm allein wichtig dünkenden Interessen, ihr hülfreich beizustehen. Und sie ist schwach und läßt den Muth sinken, arbeitet sich nicht selbständig gewaltsam heraus, empor zu dem, was sie dem Gatten sein sollte im ernsten Kampf des Lebens. Sie bleibt gewissermaßen unerwachsen, ein spielerisches Kind, das die verbrannten Puppen betrauert, ein alternder Kopf auf einem Kinderleib, mit einer Fistelstimme, wie man es bei Zwergen findet. Immer im alten Wust lebend, ist sie wie abgestorben. Moderluft umgibt sie; der lebensvolle Baumeister erträgt es auf die Dauer nicht (so wenig, wie es Rosmersholm Beate gegenüber vermochte) „bei lebendigem Leib an die Todte gekettet zu sein". Neben der Scheinehe blüht dann aber immer das Hetärenthum, sei es auch geistiger Natur. Hilde, so gut wie Rebecca, sind Hetären, und beide von ihnen umstrickte edle Männer gehen an dieser Schmarotzerverbindung, die ihrer Ehe das letzte Mark aussaugt, sammt den unglücklichen, aber von Schuld nicht frei zu sprechenden Gattinnen zu Grunde. Aline wehrt nur eifersüchtig ihr Recht an die physische Treue ihres Gatten, der Seelendiebin spielt sie ihn selber in die Hände. Und gleich wie dieses kinderartige Wesen die Puppen schwerer verschmerzt als die Kinder, so überantwortet sie, die sein guter Genius sein könnte, wäre sie wahrhaft seine Gattin, selber eine Puppe der Convenienz, wie sie ist, Pflichtenkram mit Pflicht vertauschend, ihn im entscheidenden Augenblicke, da sein Leben auf dem Spiele steht, eher der Gleichgültigen, dem Freudenmädchen im höheren Sinne, als daß sie sich gegen das versündigte, „was sich schickt".

Und wie als Gattin, so verkümmert sie auch als Mutter. „Aline," läßt Ibsen Solneß sagen, zugleich Stellung in der Frauenfrage nehmend, „die hatte auch ihren Beruf im Leben, ebensowohl, wie ich den meinigen. Aber er mußte verpfuscht, erdrückt, zermalmt werden, damit meiner mich vorwärts bringen könnte, zu dem, was aussieht, wie ein großer Sieg. Sie hatte auch ihre Anlagen zu bauen, keine Häuser und Thürme und Pfeiler, nichts von dem was ich selber treibe, aber kleine Kinderseelen aufzubauen u. s. w. u. s. w.

Ohne Gleichniß zu sprechen: Die Frau bleibt nach der Verheirathung da stehen, wo sie, ein halbes Kind noch, beim Verlassen des Elternhauses stand. Ausgeschlossen vom unmittelbaren Contact mit dem Leben und dessen Anregungen und Antrieben solcherart entzogen, der hülfreichen Theilnahme des Mannes aber, der nur Sinn für die äußere Lebensstellung hat, beraubt, erlahmt sie nur zu bald in ihren Anstrengungen sich weiter zu entwickeln. In einen regen Kreis von Alltagssorgen und Pflichten gebannt, entziehen sich ihrem Auge die weiteren Perspectiven. Enger und enger wird ihr Horizont, fremder wird sie dem Mann, immer unfähiger sein inneres Leben mitzuleben, ihm in seinen Kämpfen die liebende Beratherin, ja die Beschützerin zu sein, deren er bedarf. Immer ungeeigneter auch, den Kindern, die sie ihm schenkt, eine weise Erzieherin zu sein.

Was bei „Baumeister Solneß" am meisten in Erstaunen setzt, das ist die wundersame Concentration eines an Beziehungen und Problemen so überreichen Stoffes, das ist die unglaubliche Knappheit und Meisterschaft, mit der Ibsen's künstlerische Technik denselben in einer schlichten Fabel, in einigen wenigen Wesen von lebendigster Realität zu verkörpern wußte. Freilich wird da jeder Zug, so scharf charakteristisch er ist, doppeldeutig und greift über das Individuelle hinaus, und jede Gestalt wächst zum Symbol, jedes Begebniß aus seiner scheinbaren Alltäglichkeit, zu einer das große Ganze in sich fassenden Allegorie empor. Was Wunder, wenn so Mancher, von dieser Ueberfülle, diesen infinite realms a nutshell, beängstigt und verwirrt, sich versucht fühlt, das berühmte Kaiserwort über Don Juan zu variiren:

„Zu viele Noten, lieber Mozart!"

---

## Michaels Beer's Lyrik.

Mit ungedruckten Gedichten aus seinem Nachlaß.

Von Gustav Manz.

Dem talentvollen und feingebildeten Sohne des im alten Berlin wegen seiner Gastlichkeit viel genannten Ehepaares Jakob Herz und Amalie Beer, dem Bruder des berühmten Meyer-

beer, wurde zu Lebzeiten viel Verehrung gezollt. Als ein Nachahmer der Schiller'schen Jambendramatik debütirte er zuerst im Jahre 1819 auf der Hofbühne seiner Vaterstadt mit dem Trauerspiel „Klytämnestra". Vier Jahre später reihte sich der große Erfolg des poesievollen Einacters „Paria" an. Dieser Apologie religiöser Duldung folgte eine solche des politischen Liberalismus in dem großen Trauerspiel „Struensee", das im März 1828 seine Erstaufführung am Münchner Hoftheater erlebte. Die beiden letzteren Bühnenwerke haben den Dichter, der schon im Alter von 33 Jahren einem tückischen Nervenfieber erlag, geraume Zeit überdauert. Besonders die Tragödie des dänischen Staatsmannes erlebte fernerhin eine Auferstehung durch das gehaltvolle Vorspiel und die Zwischenactsmusik, die Meyerbeer zu dem Werke seines Bruders schrieb. Erst in jüngster Zeit, als man dem deklamatorischen Pathos immer mehr abhold wurde, traten auch die Beer'schen Dramen einen ungestörten Schlummer in den Theaterarchiven an.

Und doch wäre es ungerecht, wollte man Michael Beer gänzlicher Vergangenheit preisgeben. An sich einer der Begabtesten unter den Epigonen des Klassicismus, ist er zudem noch vermöge seiner Herkunft eine fesselnde Erscheinung in der deutschen Culturgeschichte des beginnenden Jahrhunderts. Während für seine schriftstellernden und dichtenden Glaubensgenossen, wie etwa Heine und Börne, das polemische Element bezeichnend ist, war er wohl vor Berthold Auerbach der erste Dichter jüdischer Abstammung, der absichtlich, mit einer gewissen abgrundscheuen Vorsicht, jede angreifende Tendenz vermied und Poesie um der Poesie willen zu geben trachtete. Wohl hat er unter seinem Judenthum furchtbar gelitten und oft genug den vertrauten Dichterfreunden, dem Protestanten Immermann und dem Katholiken Eduard von Schenk, darüber geklagt. Wie ich aus ungedruckten Briefen entnehme, war ihm das Bewußtsein, nie so ganz Deutscher sein zu können, weil es immer wieder Leute gab, die ihm den Juden nicht verziehen, zeitlebens ein nagender Wurm. Diese Erfahrung war wenigstens ein Anlaß für seine weiterhin zu berührende Vorliebe für das kosmopolitischer geartete Paris, wo er nichts von der Enge der damaligen heimathlichen, auch politischen, Verhältnisse verspürte.

Denn Beer war, wie sich schon aus seinen Dramen ergibt, ein Feind jeglicher ungerechten Beschränkung in politischen und religiösen Dingen. Oft genug hat er das auch in lyrischer Dichtung ausgesprochen. Leider ist diese Seite seines poetischen Schaffens von je ziemlich unbekannt geblieben, da er selbst durch seinen frühen Tod an der Sammlung seiner in Almanachen ꝛc. zerstreuten Lyrik gehindert wurde und somit der Herausgeber seiner dramatischen Werke nichts mehr thun konnte, als eine lückenhafte Auswahl zusammenzustellen. So erschienen Beer's Gedichte erst nach des Autors Tod und drückten sich in dem einen dickleibigen Bande der „Werke" bescheiden an's Ende.

Es mag am Platze sein, vor Mittheilung einiger ungedruckten Proben den gedruckten, aber gänzlich unbekannten Gedichten ein Wort der Würdigung zu gönnen. Ihr gemeinsames Merkmal ist eine gewinnende Glätte und Sauberkeit, eine einschmeichelnde Gewandtheit der Sprache und Versbehandlung, die bei dem Verfasser des „Paria", einem begeisterten und begabten Verehrer Goethe's und Goethe'scher Formenschönheit, nicht überraschen wird.

Es finden sich zunächst bei ihm vielfach jene romanischen Strophengebilde, die vor Allem eine sorgsame Behandlung der Form erheischen, die Octaven und Sonette. Ihnen reihen sich vermischte Gedichte theils gelegenheitlicher, theils erotischer und reflectirender Art an. Epigramme und Sprüche bilden den Schluß, die eigentlich lyrischen Gedichte aber den Beginn der Sammlung. Alle diese poetischen Aeußerungen sind größtentheils schlichte Selbstbeichten, Aussprüche einer ernsten, sittlichen Weltbetrachtung, die aber Heiterkeit und Frohsinn nicht ausschließt. Weihevolle Worte widmet Beer dem weihevollen Berufe seines eigenen Lebens, der Kunst. Höchstes Vorbild ist ihm dabei der mehrfach gefeierte Goethe. Am schönsten hat er seinem eigenen dichterischen Bestreben, bald in bescheidener Schätzung, bald in frohbewußter Ueberzeugung seines Werkes Ausdruck verliehen — gehalt- und schwungvoll namentlich in einer Hymne an Melpomene vor ihrer Statue im Louvre. Man kann schwanken, ob man dieser pathetischen Dichtung in freien Rhythmen oder dem lebensfrohen, 1826 entstandenen Cyclus „Elegien aus Genua" den Preis zuerkennen soll. Letztere, eine von Goethe's römischen Elegien beeinflußte Schilderung eines italienischen Liebesidylls, haben den Vorzug einer blühenden Sprache, die im leichten Tanze des elegischen Versmaßes dahingleitet. Allerdings steht der Schüler nicht ganz auf der Höhe der siegreichen Naivetät seines Meisters. Die Elegien Beer's klingen etwas matt und deutschsentimal aus, und während bei Goethe nur ganz aus der Ferne sich ein Ton der trüben nordischen Nebelwelt hereinstiehlt, finden sich bei Beer mehrfach Anspielungen, ja in der ersten Elegie eine directe Schilderung politischer Zeitverhältnisse.

Denn von Jahr zu Jahr mehr ließ sich der Dichter aus der Stille der Poetenstube in den Strudel des Tageslebens hineinreißen. Es gab, um die Wende des dritten und vierten Jahrzehnts, Zeiten, wo er, wie er an Immermann schreibt, ein „politischer Petrefact" zu werden drohte und eine „Abstumpfung gegen die illusorischen Emotionen der Tragödie empfand, seit das Leben selbst so ungeheure gab" (ungedruckter Brief an Schenk). Dies bezieht sich hauptsächlich auf das Jahr der Pariser Julirevolution. Hatte er schon kurz vor den großen Ereignissen jener Zeit in zwei großen Balladen, deren Inhalt Ludwig XIV. und Napoleons I. Glück und Ende bilden, seiner liberalen despotenfeindlichen Gesinnung beredte Worte geliehen, so durfte er in jenem Sommer den großen historischen Moment jener Volksbefreiung miterleben, der er aus vollem Herzen zujubelte. Im Sturm der weltbewegenden Ereignisse schwieg seine Leier. Nur eines bisher unbekannt gebliebenen vierzehnstrophigen Gedichtes thut er Immermann gegenüber Erwähnung, das er bescheiden als „pygmäenhaft gegenüber der gigantischen Begebenheiten" bezeichnet. Es ist mir gelungen, diese große dithyrambische Ode wieder aufzufinden. Sie ist betitelt: „An die Hauptstadt. 1830" und bildet nebst einer umfangreichen Schilderung des Juliaufstandes das unumwundenste politische Credo, das Beer hinterlassen. In klanggeschwellten Rhythmen wird die Befreierthat der französischen Hauptstadt gefeiert:

„Stadt des Lichtes, Stadt des Lebens,
Stadt des Ruhmes und der Kraft,
Heldenmutter, nicht vergebens
Hast du dich emporgerafft!
Unter Kampfesmuth erzittert
Deine freiheitsschwangre Luft,
Und die Erde bebt erschüttert
Eine weite Heldengruft.

Zornig unter rüst'gen Streichen
Schärft der Werkmann sich das Beil,
Bäume stürzen, grüne Leichen
Hemmen der Bedränger Eil'.
Wehr wird alles und für jeden,
Jeder greift zur nächsten Wehr,
Und die todten Steine reden
In dem waffendurst'gen Heer:

»Rächen euch nur Feuerschlünde?
Waffnen Lanze nur und Schwert?
Seht, des Bodens treue Gründe
Harren fürchterlich bewehrt.
Reißt uns von der Mutter Herzen!
Zürnend haben wir geruht!
Laßt uns jetzt gleich scharfen Erzen
Treffen eurer Feinde Wuth!«

Und die Steine werden Waffen!
Niederhagelnd schwer Geschoß,
Daß die feilen Häupter klaffen,
Stürzen sie der Söldner Troß.
Kühn wie Löwen, klug wie Schlangen
Kämpft dies blühende Geschlecht,
Männergrimm in Knabenwangen
Flammt für ein geschändet Recht" . . .

Gebrochne Treue, listiger Meineid soll gerächt werden. Der Gott, zu dem der meineidsinnende König ruft, ist nicht der

Gott der Wahrheit. Dieser schützt den Wunderkampf des verläumdeten Geschlechts; er sendet Frankreichs Heldenahnen hernieder, um die Tapfern anzuspornen; selbst der große Corse, der seines Lebens Wahn erkannt hat, eilt herbei, um den Kampf zu beleben und zu lenken —

„Sieg, du folgst den jungen Fahnen
Mit dem alten Flügelschritt!
Juble Volk, die Heldenahnen
Jauchzen in den Höhen mit!
Sieg! der langen Schmach entkettet
Hast du aus dem theuren Blut
Eine Krone dir gerettet
Legst sie treu in treue Hut.

Hohes Volk, kein Strudel treibe
Dich zurück in's Schlangennetz,
Und der Kön'ge König bleibe
Nun und ewig das Gesetz!
So, du Stadt des höchsten Lebens,
Stadt der Freiheit, Stadt der Kraft
Heldenmutter, nicht vergebens
Hast du dich emporgerafft!"

Immermann, der Beer's optimistischen Standpunkt, trotz aller Bewunderung der Julitage, nicht ganz theilte, spendete dem Freunde doch Worte hoher Anerkennung für seine Ode.

Es wäre ungerecht, ob solcher Worte Beer etwa der Gallomanie zu bezichtigen. Er war ein guter Deutscher und empfand gerade im Gegensatz zu dem Aufschwung des Nachbarvolkes die Stagnation der Restaurationszeit in seiner Heimath empfindlich genug. In einer Ballade: „Kaiser Karls Wanderung" läßt er den großen Gruftbewohner von Aachen auf nächtiger Fahrt die deutschen Gaue durchmessen. Aber vergebens hält er Umschau in den alten Kaiserstädten. Das einige Deutschland, das er sucht, findet er nicht und sorgenschwer kehrt er zurück, um auf's Neue in Träume zu nicken . . . Beer empfand es als tiefe Beschämung, den deutschen Michel noch schlafen und schnarchen zu sehen, indeß sich über dem Rhein bereits das Morgenroth einer neuen Zeit ankündigte. Ein (ebenfalls bisher ungedrucktes) Gedicht auf Chateau-Thierry*), die freundliche Vaterstadt Lafontaine's, spricht dies in ungeheuchelter Entrüstung aus. Das kleine Städtchen hat in dankbarer Gesinnung seinem großen Sohne ein Denkmal gesetzt. Mit solchem Thun vergleicht er in erweiternder Perspective gleichzeitige deutsche Verhältnisse. Da heißt es u. a.:

„Schäme dich, Deutschland!
Das kärgliche Städtchen
Wandelt zum Tempel
Den dürftigen Platz;
Und sein marmorner Gott
Ist des lieblichen Dichters
Heil'ges Gebild!
Sein Stolz der Hütte
Schlichtes Gemäuer,
Das den ersten Frühling
Des sonnigen Lebens
Friedlich umgürtet.
Sein Ruhm das Gedächtniß
Des Zeiten durchleuchtenden
Herrlichen Geistes!

Schäme dich, Deutschland!
Welch' marmornes Bild
Bezeichnet die Wiege,
Bezeichnet die Gräber
Unsterblicher Söhne,
Die du gezeugt:
Daß sie Leben tränken
An der Musen Brust,
Um deinen Namen
Wieder zu wecken
Im Gedächtniß der Völker,
Die dich vergaßen —
Wie du dich selber
In thatlosem Dasein
Träge vergessen.

Unnatürliche,
Sündliche Mutter!
Trauernd bewein' ich
Dein sinkendes Loos!
Aber es trifft dich
Schaurige Rache,
Nach göttlichem Recht.
Deine Sänger ruhen
In vergessenen Gräbern —
Und du bist selber
Ein ernstes Grab,
Das mit ängstlichem
Sargesdeckel
Eine Riesenleiche
Zitternd verschließt.

Schäme dich, Deutschland
Schäm dich und bebe
Wenn einst der Freiheit
Zürnende Leiche
Abschrift des Scheintods
Quälendes Band.
Dann wird sie forschen
Und Rechnung fordern,
Und du wirst erröthend
Dein Antlitz wenden,
Wirst schaudernd verstummen —
Denn deine Sänger
Schlummern nach mühvoll
Rühmlichem Dasein
In ungekannten
Vergessenen Gräbern,
Und deine Sänger
Sind ihre Kinder!"

Der arme Beer hat die Zeiten, wo es auch in Deutschland besser wurde, nicht mehr erlebt. Er starb zu früh — zu früh auch für die gerechte Würdigung seiner dichterischen Persönlichkeit. Jedenfalls hat er verdient, wieder einmal der Vergessenheit entrissen zu werden, ohne deshalb gleich, wie es wohl in ähnlichen Fällen geschieht, zum verkannten Genie gestempelt zu werden. Er gehörte nicht zu den verwegenen Plänklern und Vorposten des literarischen Heerlagers: er reiht sich ein in die gediegene Reserve, die den Spuren der Kerntruppe nachwandelt. Der Weimar'sche Klassicismus war seine Losung: im Drama Schiller'sches Pathos, Goethe's Gefälligkeit in der Lyrik. Und sein kleiner „Paria" wiegt gewiß ein Dutzend Hohenstaufendramen des seligen Raupach auf!

*) Wurde mir von Herrn Archivrath Könnecke in Marburg zur Verfügung gestellt.

## Hall Caine.

Von August Weiß.

Hall Caine gehört unzweifelhaft in die erste Reihe der heute lebenden englischen Erzähler, allein wir müssen in einem Athem sagen, daß er die englische Novellistik keineswegs in neue Bahnen geführt hat, und daß seine Werke für diese ebenso wenig eine neue Epoche bedeuten. Mag er selbst die little Manx nation, die Bewohner der Insel Man, als der erste in die Literatur eingeführt haben, so wäre das noch lange nicht genug, um die Stellung, die er in dem gegenwärtigen englischen Schriftthum einnimmt, zu rechtfertigen, da solcherlei Entdeckungen neuer Stoffgebiete besonders in England, dessen Roman so recht das getreue Abbild seiner Weltherrschaft geworden ist, alltäglich genug sind.

So muß denn Hall Caine als einer der erfolgreichsten Vertreter des „alten Romans" bezeichnet werden, der seine Kunst zu fabuliren keineswegs in den scharf gezogenen Grenzen nach dem Muster der naturwissenschaftlichen Methode angestellter Beobachtung sich ergehen läßt. Im Gegentheile. Hall Caine ist nicht nur kein Bahnbrecher im Bereiche seiner Kunst, sondern er gibt sich uns sogar als einer der charakteristischsten Jünger der alten Schule. Er führt uns mit so rücksichtsloser Energie auf den alten, ausgetretenen Pfaden, er läßt uns so deutlich in die Werkstatt seiner uns oft brutal genug fortreißenden Phantasie hineinblicken, daß wir aus seinen Büchern die Forderungen der neuen Lehre förmlich herauslesen können,

wie sie sich aus dem durch die herkömmliche Kunstübung erregten Widerspruch ergaben.

Hall Caine's Romane sind ein charakteristisches Beispiel hierfür, wie es der dichterischen Phantasie verhältnißmäßig leicht wird, eine Reihe von äußerst packenden und spannenden Situationen an einander zu knüpfen, wofern sie es mit der Motivirung und Begründung im Ganzen und im Einzelnen nicht gar genau zu nehmen braucht. Von diesem Standpunkte aus hat man gewiß recht, wenn man der neueren Literaturbewegung den Vorwurf macht, daß in ihrem Bereiche die dichterische Phantasie geradezu gefesselt erscheine, indem sie sich innerhalb der ihr hier gezogenen Grenzen nicht zu freiem Flug erheben könne. Dieser Vorwurf hat sicherlich etwas Bestechendes an sich. Wenn die Phantasie sich um die Mittelglieder, die ihre glänzenden Bilder mit einander verbinden, nicht sonderlich zu kümmern braucht, so hat sie gewiß mehr Freiheit, als wenn sie an der mühsam erforschten Kette der thatsächlichen Möglichkeiten weiterklimmen muß. Aber anders stehen die Dinge, wenn wir die Frage erheben, ob diese Freiheit, diese Ungebundenheit der Phantasie auf dem rechten Platze ist, wenn uns der Dichter schon auf dem Titel seines Buches betheuert, daß er uns in seinem Roman ein Bild der Gegenwart oder einer bestimmten Zeit geben will, wenn er uns Gevatter Schuster und Schneider vorführt, jeder seiner Gestalten schon im Personenverzeichniß einen förmlichen Meldzettel anhängt, und dann lustig darauf losfabulirt und motivirt, als gingen wir, wie seine Muse, mit verbundenen Augen durch die Welt. Aber anders stehen die Dinge, wenn wir die Frage erheben, ob es angeht, daß der Dichter einerseits seine Motive auf die nüchternen Gesetze der Logik und die unverrückbaren Naturgesetze basirt, und dann wieder, wenn er der gezogenen Schranken müde wird, über sie hinwegsetzt, wieder in der Voraussetzung, daß seine Leser auch da ohne Weiteres mitthun werden. Allein das ist es, wogegen sich der moderne Leser besonders sträubt. Wohl, der künstlerischen Phantasie sind heute engere Schranken gezogen, man nimmt es in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter mit der künstlerischen Wahrheit viel genauer, allein mit diesen Schranken sind der Phantasie auch festere Bahnen gegeben, innerhalb deren sie sich sicher ergehen und sich nicht so leicht in's Unklare und Haltlose verirren kann. Wohl sind der künstlerischen Phantasie jene luftigen Sprünge versagt, gegen die sich die Phantasie des Lesers ja doch immer wehrt, allein dafür hat ihr die moderne Wissenschaft in allen ihren Zweigen gar viele neue Anregungen, gar viele neue Probleme und Motive gegeben, die freilich genau studirt und durchdacht sein wollen, allein die der echten dichterischen Phantasie gleichfalls unerschöpflichen Stoff liefern. Und so glauben wir, daß die moderne Kunst in Bezug auf Zahl der Motive und Probleme nichts verloren, dagegen in Bezug auf deren inneren Werth ungeheuer viel gewonnen habe, und wir sehen, daß auch solche Dichter, die wie Hall Caine auf dem Boden der alten Kunstübung stehen, gierig nach den neuen Problemen greifen, und damit den Grundsätzen der von ihnen zum Theil arg befehdeten modernen Kunstrichtung die gebührende Huldigung darbringen.

Allein gerade in dieser für einen edleren Geschmack etwas seltsamen Mischung liegt das Geheimniß von Hall Caine's außerordentlichem Erfolge, der darum verdienter erscheint, als er es im Grunde genommen ist, weil er es nie unterläßt, seinen Werken die vornehmste literarische Form zu geben, und weil sie uns im Lichte eines Temperamentes erscheinen, das des echten dichterischen Schwunges nicht entbehrt. Das ist eine Combination von schriftstellerischen Qualitäten, die wohl auch den großen äußeren Erfolg Hall Caine's zu erklären vermögen.

Hall Caine, der im Jahre 1853 geboren ward, kam von keinem Geringeren als Dante Gabriel Rossetti empfohlen nach London, wo er zunächst einen Band Sonette und ein paar Biographien publizirte, bis er im Jahre 1884 mit dem Roman „The Shadow of a Crime" das Gebiet des Romans betrat, dem bald „A Son of Hagar" und ein Drama „Benuy-Chree" folgten. Dann erschienen „The Deemster", „The Bondman" und endlich „The Scapegoat"*), mit dem er die Höhe seines Ruhmes erreichte, während sein letztes Buch, das drei Erzählungen „Capt'n Davys Honeymoon", „The last confession" und „The blind mother" enthält, mit Recht eine minder günstige Aufnahme fand, indem er hier den Forderungen der neuen Richtung die größten Concessionen macht und die in Hinblick darauf von ihm gewählten Stoffe sich seiner auf einem ganz anderen Boden erblühten Technik nicht fügen mochten. Und zwar geschieht dies in der zweiten und dritten Erzählung. Insbesondere muß „The last confession" für Hall Caine's Methode charakteristisch erscheinen. Es ist dies zugleich diejenige Erzählung, die als seine verfehlteste Arbeit bezeichnet werden muß. Hall Caine geht hier von Voraussetzungen aus, die einerseits auf dem Boden einer exacten Wissenschaft, der Medizin, stehen sollen, andererseits aber so unglaublich als nur möglich sind. Der Held dieser Erzählung, ein Arzt, ist der Vater eines an einem lebensgefährlichen Halsleiden erkrankten Kindes, von dem es nur in einem ganz bestimmten Stadium befreit werden kann; eine Operation, die wiederum nur der Vater Dank seiner unausgesetzten Studien auszuführen vermag. Dieser um das Leben seines Kindes so besorgte Vater muß nun zu seiner Erholung nach dem Süden und zwar nach Marokko gehen. Bevor er abreist, gibt er seiner Gattin und einem Freunde bestimmte Anweisungen, wann man ihn zu rufen habe. Und nun sollen wir noch die haarsträubende Unwahrscheinlichkeit in den Kauf nehmen, daß dieser Vater sich in das Innere Marokkos wagt, wo sich voraussichtlich im Falle einer plötzlichen Berufung an das Krankenbett des Kindes seiner raschen Heimkehr fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen müssen. Daß der Verlauf der auf solchen Voraussetzungen aufgebauten Erzählung höchst spannend ist, läßt sich nicht leugnen, allein es ist doch allzu deutlich, welches Spiel Hall Caine da mit der ärztlichen Kunst seines Helden und mit dessen fast wahnwitziger Vaterliebe treibt. Eine derartige Annäherung an die neue Schule erscheint eher als schale Koketterie, denn als aufrichtiges Streben, die unabweislichen Forderungen ernster Leser zu befriedigen.

Viel glücklicher war Hall Caine in dieser Beziehung in dem Roman „The Scapegoat", wo er sich freilich begnügte, nur durch eine realistische Schilderung des Milieus solchen Forderungen nachzukommen. „The Scapegoat" spielt gleichfalls in Marokko, welches unglückliche Land der Dichter gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Freilich seinen großen Erfolg bei dem Lesepublikum verdankt das Buch der kühnen Verflechtung von Wirklichkeit und Wunder. Die Körper und die äußeren Schicksale seiner Gestalten bewegen sich in einer sehr realen Welt, wo die Dinge recht hart an einander stoßen, allein in der inneren Welt seiner Helden wohnen Gedanken und Dinge gar leicht bei einander. Die feige Grausamkeit Benaboo Bens, des Kaid von Tetuan, die Frivolität und Niedertracht seiner spanischen Geliebten, das traurige Elend des Volkes und insbesondere der Juden und deren blinder Fanatismus werden mit handgreiflicher Eindringlichkeit geschildert. Zwischen dem elenden Kaid und dem armseligen Volke steht nun Israel ben Olliel als Sündenbock da. Er leitet die Geschäfte des Kaid und das Odium aller seiner Maßregeln trifft ihn. Seine Glaubensgenossen, die am meisten gedrückt werden, fluchen und verwünschen ihn, und er muß dies ertragen, indeß er sich gerade mit dem regsten Eifer bemüht, die grausamen Befehle seines Herren in ihren Folgen so viel zu lindern, als nur möglich, und dieses Bewußtsein gibt ihm die Kraft auszuharren. Schon dies Alles nimmt sich recht unwahrscheinlich aus. Allein Israel ben Olliel wird in seiner Tochter ein Wesen geboren, das die Strafe für seine zweideutige Lebensführung schon im Mutterleibe erfahren hat, indem es taubstumm und blind auf die Welt kommt. Die Handlung des Romans besteht nun darin, zu zeigen, daß der gnädige Schöpfer von dem Kinde ein Uebel nach dem anderen wegnimmt, wie Israel ben Olliel seine Reichthümer und seine einflußreiche Stellung Schritt für

*) Die vier Romane sind in The English Library, Leipzig, Heinemann & Balestier, erschienen.

Schritt aufgibt, bis er in's Elend versinkt. Wir haben also in diesem Romane einerseits Schilderungen, die der derbsten Wirklichkeit gerecht werden, indeß die Gestalt des Hauptheldeu, die Motive seiner Handlungen und der engere Kreis, der ihn umgibt, einer Welt angehören, die mit dieser Wirklichkeit gar wenig zu thun hat. Daß es dem Dichter nicht gelingen konnte, diese beiden Welten zu einem harmonischen Ganzen zu verflechten, liegt auf der Hand, daß ihm aber andererseits gerade dieser Gegensatz Anlaß und Raum gab, packende und spannende Situationen an einander zu reihen, ist nicht minder einleuchtend.

In „The Deemster" steht der Dichter noch vielmehr auf dem Boden des alten Abenteuer-Romans. Die Handlung spielt im vorigen Jahrhundert auf der Insel Man, allein Hall Caine zeigt sich wenig bemüht, eine solche Charakteristik von Zeit und Ort zu geben, wie er dies später in „The Scapegoat" gethan hat. Es wird im Dialekt gesprochen, allerhand Aberglauben und das zweite Gesicht werden uns in ihrer Wirkung auf die Handlungen einzelner Gestalten gezeigt, ferner finden sich einige nicht gerade vielsagende Localschilderungen, und das ist wohl alles, was uns der Dichter in dieser Beziehung zu bieten für gut findet. Auch die Composition ist sehr lose. Wir werden lange nicht klug daraus, warum uns Hall Caine den Tod des alten Ewan und die Geschichte seiner Söhne so ausführlich erzählt, da ja erst die dritte Generation der Mylrea's den eigentlichen Hauptheldeu bringt. Der Dichter hat dem Roman den Titel „The Deemster" gegeben, die Bezeichnung für den obersten Richter auf der Insel Man. Allein nicht der Träger dieser Würde, Thorkell Mylrea, sondern sein Neffe Dan Mylrea ist der eigentliche Held — ein Jüngling, ausgezeichnet durch ungeheure Körperkraft, die ihm dadurch, daß sie mit unbändiger Leidenschaft gepaart ist, zum Unheil wird. Es dauert lange, bis der Leser dieser Grundidee des Romans inne wird, denn im Anbeginn läßt sich Dan wie ein etwas sentimentaler Onkel Benjamin an. Die ungemein lebhafte Phantasie des Dichters arbeitet eben immer mit extremen Mitteln, so daß sogar die Klarheit und Einheit der Charakteristik seiner Gestalten darunter leidet. So geräth andererseits der weiche, edelmüthige Ewan in einem dem Dichter passenden Moment in eine geradezu blinde, leidenschaftliche Wuth, die an ihm geradzu unverständlich scheinen muß. Doch an solchen Dingen liegt dem Dichter gar wenig, wenn er dadurch nur Mittel und Wege zu starken Situationen findet, und deren gibt es hier, wie in allen Romanen Hall Caine's, eine schwere Menge, wohl allzu viel. Seine Phatansie schwelgt förmlich in der stellenweise fast geschmacklosen Häufung von solchen Situationen, die den Abonnenten der Leihbibliotheken von Seite zu Seite jagen. Allein man muß anerkennen, daß er eine Gewalt der Sprache besitzt, die dem kühnen Schwunge seiner Phantasie gerecht zu werden vermag. Und das will viel besagen. Aber das läßt uns auch besonders bedauern, daß Hall Caine sich damit begnügt, für die englischen Leihbibliotheken Lesefutter, allerdings von der allerbesten Sorte, zu produziren, indeß er wahrhaft dichterische Kraft genug besäße, um auch Werke von dauerndem Werth zu schaffen.

---

## Die neudeutsche Literatur im Lichte der Wissenschaft.

Von Ludwig Fränkel.

Es ist gar nicht so lange her, da betrachtete man in maßgebenden Kreisen unser vaterländisches Schriftthum, soweit es jedem Gebildeten unmittelbaren Zugang verstattet, die letzten drei Jahrhunderte also, nicht als würdigen Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Innerhalb der häuslichen vier Pfähle, in populären Vorträgen und Büchern für die Allgemeinheit, im Feuilleton der Tages- und nichtfachlichen Wochenblätter durfte die neuere deutsche Dichtung besprochen und die Kenntniß von ihr in breitere Schichten getragen werden. Auf dem academischen Katheder und für die Feder eines staatlichen Hochschuldocenten hingegen war Rücksichtnahme oder gar ernstliche Beschäftigung mit der Entwickelung und den Einzelheiten unserer neuklassischen Literatur verpönt. Höchstens erlaubte eine etwaige philosophische, in Ausnahmefällen auch eine philologische Tendenz ein gelegentliches Beachten hervorragendster Werke. Das ist nun allerdings alles ganz anders geworden. Die nachgerade in die Breite und in die Tiefe gewachsene Theilnahme der gebildeten Klassen für die literarischen Denkmäler des nationalen Geisteslebens zwang die Schule zu gründlicher Aufmerksamkeit, der Unterricht benöthigte in Folge dessen neue Lehrmittel, und so befruchtete hier einmal das Erforderniß der Praxis die Wissenschaft. Gemäß einem alten Erfahrungssatze steigerte sich mit dem Verwelken der prächtigsten Blüthe selbst die Neugierde nach Kunde von ihrem Entstehen und Bestehen: je mehr die große Literatur, die von den sechs Meistern und ihren Genossen vertretene Kunst- und Stilrichtung hinab sank, um so weniger verblieb man beim unverfälschten, man darf sagen im guten Sinne kritiklosen Genusse der belletristischen Erzeugnisse. Jene Koryphäen des poetischen Wortes selbst wandten diesen bereits eine Theilnahme zu, die über die reine Freude hinaus auf bewußtes Verständniß und motivirte Würdigung lossteuerte. Während Schiller gleichzeitig mit seinen sinnvollen didaktischen Gedichten eigenthümliche literarische Theorien zu einem ineinander greifenden Bau zusammenfügte, bethätigten sich Lessing, Herder und Goethe in Stunden, wo die Muse schwieg, mit Liebe und Eifer congenial in Durchsicht und Urtheil älterer und mitlebender Brüder in Apoll. Die Literaturgeschichte, wie sie sich auf verjüngten Grundlagen im neunzehnten Jahrhundert von der Bevormundung durch mehrere Schwester- und Grenzdisciplinen loslöste, dankt diesen vier Klassikern mancherlei wesentliche Gesichtspunkte: so Schiller die Nutzanwendung der Ergebnisse spekulativer Aesthetik auf Hauptfragen der Poetik, Lessing wichtige Grundlehren für den Charakter von Epos und moralischer Dichtung, den nachdrücklichen Hinweis auf das gewaltige englische und spanische Drama, sowie auf das Altdeutsche, Herder die Bekanntschaft mit zahlreichen unerschlossenen Sprach- und Poesiegebieten, namentlich mit den volksmäßigen Epochen, endlich Goethe, dem Allumfassenden, eine vertiefende Aufnahme und Fortpflanzung sämmtlicher dieser Bestrebungen, allgemach mit dem Ziele einer vergleichenden international-geschichtlichen Betrachtung der zuerst von ihm begrifflich erfaßten „Weltliteratur".

Eine systematische Kritik der deutschen Literatur schlummerte so lange, bis der rasche Aufstieg der altdeutschen Studien zu fester Methode das historische Einsehen mit sicheren Stützen versah. Von einer wissenschaftlichen Anschauung in Dingen der neueren Zeit wollte man aber auch da geraume Zeit nichts hören. Das sechzehnte Jahrhundert mit seiner vorwiegenden Tendenzschriftstellerei gehörte der Reformations- und Kirchengeschichte, was dahinter zurücklag, entfiel in das Revier der stockphilologischen Germanistik; der dreißigjährige Krieg, für Geschichtsschreiber, Culturhistoriker u. s. w. die blutige Morgenröthe eines frischen Weltalters, begrenzte dem deutschen Literarhistoriker sein Forschen, insbesondere auch seine darstellende Wirksamkeit nach vorwärts. Nach, meist schwächlichen und mißglückten Ansätzen einiger Vorgänger — Ludwig Wachler's bibliographischer Fleiß und die Anfänge von August Koberstein's starkem wegkundigen Führer liegen vorher — brach Georg Gottfried Gervinus 1835 mit seiner „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen" das Eis. Falsch ist es, bei ihm und allen seinen Genossen und Nachfolgern maßgebende Einflüsse der mittlerweile kräftig getummelten germanistischen Methodik entdecken zu wollen: er zumal, der Bannerträger, besaß an philologischer Schulung herzlich wenig. Trotzdem hob er die tastenden Versuche zu zusammenhängender Auffassung in den Sattel, da er zuerst bemerkte, wo es haperte. „Die neue deutsche Literatur, so reich, so blühend und mannigfaltig, nahm sich meist überall in den Geschichtswerken wie ein steriles Feld aus, auf dem nichts zu erbeuten war; denn hier, wo aus den Quellen unmittelbar zu forschen und zu urtheilen war, wo noch kein vermittelnder Forscher die Urtheile an die Hand gab, hier wußte sich niemand zu helfen", lautet der Leitsatz seines Programmes. Sein kühnes Unternehmen schlug ein

nicht nur in sofern, als sein allmählich ergänztes und verfeinertes Werk noch heute ein Grundbuch unserer Literarhistorie bildet, sondern auch durch die reiche erziehliche Anregung, die es ausübte. Binnen Kurzem schwoll der Strom der „Literatur der Literatur" in's Unermeßliche an, die Geschichte der deutschen Literatur und nun in der jüngsten Vergangenheit noch die der neueren insbesondere erkämpfte sich den Rang einer selbständigen Wissenschaft, der eigene staatliche Lehrstühle, an Universitäten, technischen Hochschulen und Akademien zu bewilligen seien, ja, der äußere Umfang der Hingabe an die Deutung der neuhochdeutschen Dichtwerke dehnte sich derart aus, daß dem Vorwurf des auch hier einreißenden Alexandrinerthums jedenfalls nicht aller Boden abgesprochen werden konnte. Unbedingt hätte diese Emsigkeit, mit der sich eine rüstige Gelehrtenschaar dem neu eröffneten Fache widmete, verflachen, der lebendige Bronnen, wo sie schöpfte, selbst stagniren müssen, wären nicht der regen Antheilnahme der Laien bald anziehende, stilgerechte und in der Regel auch sachlich unanfechtbare Darstellungen entgegen gekommen. Man lernte den unbezahlbaren Werth der Objectivität schätzen, die den Romantikern, den ältesten Predigern literarhistorischer Dogmen, noch ein Dorn im Auge gewesen und auch in der zünftigen Geschichtswissenschaft spät genug zum Siege gelangt war. Aus Mangel an hinreichenden Materialien hatte man sich bisher an die Tendenz als Stoffspenderin geklammert, deren Bann noch Leute wie den vielfach verdienten Robert Prutz ganz umfing und sogar einen Gervinus nicht völlig losließ. Trat dann nun auch beim Erwachen eines gleichsam parteilosen Betriebes der naturgemäße Rückschlag einer gewissen Entnüchterung ein, so verlor man darob doch Gottlob nicht die Fähigkeit sich ehrlich zu begeistern oder, wo es von nöthen, subjective Maßstäbe zu handhaben. Ideen gehen der heutigen deutschen Literaturgeschichte gewiß nicht ab, trotz ihres freilich nicht verwunderlichen Dranges zu Kleinigkeitsstudien und deren Ablagerung in Einzelabhandlungen.

Diese Monographien in ihrer äußeren und — leider bloß theilweise — inneren Fülle zu übersehen, erheischt nicht nur der Wunsch des Fachmannes, stets auf dem Laufenden zu bleiben und sich selbst überflüssige Tiftelei, der Gesammtheit der Ballast unnützer Doppelarbeit zu ersparen. Nein, auch eine stetig größere Menge aus dem Schwarme der Leser — die diesem Namen bisweilen mehr Ehre machen als ihre Ausleger — forderte verläßliche Nachrichten über die auftauchenden Maxime in der Erläuterung unseres „schönen" Schriftthums und deren Früchte. Endlich schenkt uns jetzt eine freiwillig entstandene Vereinigung von berufenen Männern den Anfang eines weitausschauenden Unternehmens, dessen Plan und bisherige Ausführung für die gehegte Sorgfalt, jene Lücke in der Reihe unserer Hülfsmittel zum Verständniß unseres geistigen Erbgutes zu schließen, aufrichtiges Zeugniß ablegen: „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte." *) Man spottete immer so gern über die langweilige Kommagründlichkeit deutscher Gelehrsamkeit, man erlustigte sich aber seltsamer Weise andererseits an den Recensenten, die über flüchtig durchblätterte Bücher faselten. Hier begegnet nun der Literaturfreund der so lange vermißten Uebersicht sämmtlicher Veröffentlichungen über die ganze Spanne deutscher Geistesentwickelung „von der Mitte des fünfzehnten Jahrhundets an, da die mittelalterliche Welt abstirbt und die frische Volksthümlichkeit des Bürgerthums in Verbindung mit dem Humanismus und Gutenberg's umwälzender Kunst die moderne Literatur hervorbringt, bis zu unseren Tagen, da sich auch wieder, wie so manches Mal im Verlauf der Zwischenzeiten, ein Neues regen will." So ist denn also die ehrwürdige Norm der deutschen Literaturgeschichte, die hinter Goethe's Tod einen dicken Strich zog, endgültig geopfert, und damit hat das Bedürfniß und die Ueberzeugung der nationalen Bildung über den Eigensinn etlicher diktatorischer Trotzköpfe triumphirt. Dieser Entschluß der tonangebenden Fachkreise rettet die Fühlung mit der Praxis. Ja in der That, eben die Auswahl der Mitarbeiter **) und der Gedanke dabei, jeden Sonderabschnitt dem gewiegtesten Spezialisten anzuvertrauen, brachte das zu Wege. Zahllose Mischfäden durchkreuzen das Gewebe der neueren deutschen Literatur, und in unermüdlicher Fahrt streicht das Schifflein hinüber und herüber. So gilt es verschiedene Nachbargebiete nach Gebühr heranzuziehen und ihnen zu entnehmen, was sich mit den eigentlichen Vorgängen im Literaturleben berührt: Schrift- und Buchwesen, Culturgeschichte, Pädagogik fordern Rücksicht, Geschichte der Philologie, Poetik und Aesthetik, Sprachgeschichte, Metrik senden reichlich nutzbare Beiträge.

Klingt der Satz übertrieben, daß die erstaunliche Weite des heutigen Horizonts, die Mehrung unserer Gesichtspunkte, die dermalige Vielseitigkeit unserer culturellen Ziele auch dem Ausbau der literarischen Erkenntnißtheorie zu gute kam? Den oft so schmalen Pfad von der Ursache zum Product überall aufzudecken hat die deutsche Literaturgeschichte bei den volkswirthschaftlichen Fächern gelernt, das Wie und Warum dazu verdankt sie den wohlthätigen Einflüssen der Philosophie. Nun stellt sie die Zusammenhänge zwischen scheinbar widersprechendsten Erscheinungen her, erweist z. B. den nackten Stoff der Faustfabel des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts als ein Flechtwerk der beiden voraufgehenden, und legt anderntheils die Bezüge zwischen Leben und Schaffen führender Geister dar. Solche ragende Gestalten wie Luther und das Sechsgestirn des Klassicismus isoliert sie behufs schärferer Beobachtung, ohne sie aber damit aus dem Gefüge herauszurücken. Das weitschichtige, dabei trefflich geordnete Referatenlexikon der „Jahresberichte" liefert auch für Persönlichkeiten zweiten und dritten Grades die verstreuten Unterlagen neben einander, und wir bewundern ebenso sehr die ausdauernde Geduld der Redaction wie die rastlose Umsicht der Berichterstatter, die vereint bemüht sind, Vollständigkeit und Genauigkeit, gesichertes und doch unaufdringliches Urtheil nach jeder Hinsicht darzubieten. Um wie viel brennender färbt sich jetzt das sonst meist theologisch durchfurchte Reformationszeitalter, wie erschallt nun auch in den sturmdurchtobten Wirren des confessionellen Haders und der europäischen Machtfragen bis in den Eingang des vorigen Jahrhunderts mancher selbständig gestimmte Ton kirchlicher und weltlicher Muse, wie schieben sich sogar zwischen den üppigen Pflanzenwuchs der sogenannten Fridericianischen und der sofort anknüpfenden Weimarer Aera ungeahnte Schößlinge voll Saft und Schönheit, daneben allerdings auch heimlich aufgekeimtes Unkraut, das auszujäten dem Berufe der Literaturgeschichte fernliegt. Einen bestimmten Stempel den geschilderten Zuständen aufzuprägen, von einer vorgefaßten Meinung aus die Charaktere loben oder tadeln zu wollen, das hieße eine Subjectivität fördern, die derjenigen Betrachtungsweise der Literatur, die erst die Materialien an die Hand geben will, direct in's Gesicht schlüge. Auch die Richtung, der alle Gönner und Liebhaber einer eindringlichen Kenntniß unseres herrlichen, neuzeitlichen Schriftthums für die erstmalige Spende jener geschickt und überaus brauchbar abgefaßten Jahresberichte innig verpflichtet sind, schwört im Allgemeinen nicht auf richterliche Aussprüche von der „Zinne der Partei". Nicht decretiren soll die moderne Wissenschaft, sondern nur eine berechtigte und begründete Anschauung ermöglichen. So will auch die gegenwärtig übliche Manier in der Geschichte der deutschen Literatur vielmehr zur unverkümmerten Pflege der Poesieerkenntniß anleiten und die Brücke von den schriftstellerischen Thaten zu den Civilisations- und sozialen Verhältnissen festigen, als absolutistisch einseitigen Ansichten aufopfern und dann den auf fremdes Wort vereidigten Dilettanten mit dem zaghaften Bewußtsein der Unselbständigkeit im riesigen Irrgarten der neuen deutschen Literatur umherpilgern zu lassen.

*) Herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski. Erster Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandl.

**) J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendörffer, A. Köster, E. Kühnemann, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, E. Naumann, O. Pniower, A. Reifferscheid, G. Röthe, A. Sauer, P. Schlenther, Erich Schmidt, A. E. Schönbach, Edw. Schröder, G. Steinhausen, Ph. Strauch, V. Valentin, M. von Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti, R. M. Werner.

## Dunstmaierismus.

Gustav Jäger's neue Dust- und Seelentheorie, die der Stuttgarter Zoologe in seinem zweibändigen Werke über die „Entdeckung der Seele" ausführlich entwickelt hat, dürfte den meisten Gebildeten in ihren Hauptumrissen bekannt sein. Ist des Professors „Normalkleidung" doch nur eine praktische Folge dieser theoretischen Studien. Auch ist über sein Buch so lebhaft und heiß in öffentlichen und privaten Kreisen gestritten worden — so findet sich beispielsweise in der aus dem Nachlaß stammenden „Prosa" von Robert Hamerling ein geistvoller Artikel über diese Seelentheorie — daß es hieße Bäume in den Wald tragen, wollten wir hier nochmals ausführlich Stellung dazu nehmen. Nicht so bekannt aber dürfte es sein, daß Gustav Jäger's Ansichten neuerdings eine Bereicherung und Vertiefung gefunden haben, die von geradezu epochaler Bedeutung ist! In einem „Aus Natur und Wissenschaft"*) betitelten sehr empfehlenswerthen Buche von Prof. Victor Meyer findet sich ein Abschnitt über „Substanz und Seele", in welchem uns der Verfasser, ein geistvoller Mann, mit dieser neuen Errungenschaft des menschlichen Geistes bekannt macht.

Die Quintessenz von Gustav Jäger's Ansichten besteht darin, daß sich die Seele in den Riechstoffen findet, die jedes Lebewesen — gleichviel ob Mensch, ob Thier — von sich strömt. Diese Riechstoffe sind bei allen Individuen verschiedenartig, gerade so, wie es keine zwei Menschen gibt, die in jeder Hinsicht, in Gestalt, Form, Charakter, in den seelischen Eigenthümlichkeiten vollkommen übereinstimmen. Diese Jäger'sche Theorie hat ein Herr Adam Dunstmaier einer eingehenden und sehr interessanten Prüfung unterworfen und ist dabei zu Resultaten gekommen, mit denen füglich eine neue Aera für die naturwissenschaftlichen Arbeiten beginnen müßte. Herr Adam Dunstmaier, bei dem Wissen und Können der exacten Naturforschung und Beherrschung der Geisteswissenschaft auf das Glücklichste vereint ist, so daß er die vielfach verschlungenen Pfade abstrakter Philosophie mit derselben Sicherheit und Eleganz wandelt, wie er das Messer des Physiologen führt, hat durch diese Arbeiten bewiesen, daß er Gustav Jäger durchaus congenial ist. Die Methode, die Herr Adam Dunstmaier anwandte, ist, — wir folgen immer den Ausführungen Victor Meyer's — streng wissenschaftlich. Wie das von einem hellen Körper ausgestrahlte Licht auf einer photographischen Platte sich auffammeln und festhalten läßt, so muß auch die Seele, die materiell ist und in Form von Riechstoffen von jedem einzelnen Wesen ausgeströmt wird, sich fixiren lassen, wenn man dazu geeignete Substrate finden kann. Als die für den Geruch empfindlichste Substanz erkannte der siegesgewisse Scharfblick des Herrn Dunstmaier das Riechorgan des Hundes. Man weiß, daß der Hund die Spur seines Herrn unter vielen anderen Fährten sicher herausfindet. Herr Dunstmaier hatte also jedenfalls mit dieser Wahl einen glücklichen Griff gethan und beeilte sich denn auch, die in den Riechstoffen verkörperten seelischen Eigenschaften in Substanz zu isoliren und sie beliebig von einem Individuum auf ein anderes zu übertragen.

Zuerst suchte er die Substanz der Furchtsamkeit zu gewinnen. Mit seiner gewohnten Genialität brachte er zu diesem Zwecke in sein Experimentirzimmer einen aus eisernen Stäben gefertigten Käfig, in dem sich zwanzig lebendige Hasen befanden. Dann ließ er einen Hund in das Zimmer. Dieser stürmte sofort gegen den Hasenkäfig an und versetzte die furchtsamen Thiere in wahre Todesangst. Der Hund hatte somit reichlich Gelegenheit, die von den Hasen ausgeströmten Angststoffe aufzusaugen. Nach zwei Stunden wurde der Hund getödtet, die Geruchsnerven und Nasenschleimhaut herauspräparirt, in einem Mörser zerrieben und mit einer wasserhaltigen Glycerinlösung extrahirt. Herr Dunstmaier erwog nämlich: wenn der von den Hasen ausgeathmete Angststoff wirklich von dem Geruchsorgan des Hundes aufgesogen war, so mußte er sich in diesem Extract gesammelt vorfinden. Ein Versuch zeigte, daß Herrn Dunstmaier's Hoffnung glänzend in Erfüllung ging. Von diesem Angststoff-Präparat gab er einer Katze, einem sonst tüchtigen Mäusejäger, einige Tropfen und siehe da! — das ehedem so tapfere Thier ergriff vor Mäusen jämmerlich die Flucht. Ja, noch mehr! Ein kräftiger Fleischerhund, dem man durch subcutane Injection zwei Kubikcentimeter von diesem Extracte gab, entfloh als er das eben erwähnte Kätzchen erblickte. Außer diesem Angststoff gewann unser kühner Naturforscher, indem er ähnlich wie bei dem Experiment mit dem Hunde verfuhr, den Seelenstoff des Muthes von einem in einer Menagerie gefangen gehaltenen jungen afrikanischen Löwen. Ja, es gelang Herrn Dunstmaier bald, von fast allen an Thieren beobachteten seelischen Eigenthümlichkeiten gut gelungene Aufnahmen zu erhalten, die er Psychotypen nannte.

Wenn wir bis zu diesem Punkte den phänomenalen Errungenschaften unseres kühnen Geistesritters, der mit einem Koch oder Virchow getrost um die Palme ringen kann, Glauben schenken, so könnte man in die nachfolgend skizzirten Triumphe des Herrn Adam Dunstmaier Zweifel setzen, wenn man nicht von der absoluten Glaubwürdigkeit und Respectabilität des genannten Herrn überzeugt wäre! Victor Meyer berichtet uns nämlich weiter, daß Herrn Dunstmaier's Forschungsdrang ihn antrieb diese von Thieren gewonnenen Präparate auf Menschen wirken zu lassen Diese Versuche sind insofern von dem größten Interesse, als sie zum Theil an dem moralischen Urheber dieser Untersuchungen, an Herrn Professor Jäger selbst, angestellt werden konnten; denn es ist einleuchtend, daß Herrn Dunstmaier darum zu thun war, diesen Gelehrten von der Richtigkeit seiner Untersuchungen zu überzeugen. Herr Jäger hat denn auch Gelegenheit gehabt, die Reellität der Dunstmaier'schen Theorien praktisch an seinem Organismus zu prüfen.

Zunächst betrachtete Herr Dunstmaier sich selbst als Untersuchungsobject. Er nahm innerlich eine kleine Dosis des psychotypischen Furchtstoffes und — mit seiner Kühnheit und Unerschütterlichkeit, die ihn sonst nicht zu verlassen pflegten, war es vorbei. Besaß er doch nicht einmal so viel Muth, an die Richtigkeit seiner Untersuchungen zu glauben! Einen stärkeren Beweis für die Unantastbarkeit der Dunstmaier'schen Entdeckungen kann es eigentlich nicht geben, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß Herr Dunstmaier sich aus diesem Anfall von Muth- und Glaubenslosigkeit bald zu seiner früheren Unverfrorenheit rettete.

Von dem Seelenstoff der Schamhaftigkeit erlangte unser Naturentsiegler sehr wirksame Psychotypien von einem schüchternen jungen Mädchen, das bei jeglichem Anlaß zu erröthen pflegte. Das Extract war von einer solch außergewöhnlichen Wirkung, daß es sogar Herrn Jäger die Schamröthe auf die Wangen trieb, wenn man seine wissenschaftlichen Arbeiten bloß erwähnte.

Ganz abgeschlossen sind die Dunstmaier'schen Untersuchungen noch nicht. Das mag der Leser aus folgendem Beispiel ersehen. Die Wirkung eines Seelenextractes kann nämlich durch Verabreichung eines entgegengesetzt wirkenden Mittels nicht aufgehoben werden. Als man dem oben genannten Fleischerhund eine gewisse Quantität Muthsubstanz verabreichte, wurde die Furchtsamkeit des Hundes nicht herabgemindert, sondern erhöhte sich vielmehr. Das Thier erzitterte sogar vor leblosen Gegenständen derart, daß es, als man ihm ein uneingebundenes Buch entgegenstreckte — man wählte zufällig das gerade zunächst liegende Buch Jäger's „Die Entdeckung der Seele" — unter Winseln und Heulen in eine Ecke floh.

Mag dies letzterwähnte Moment auch ein noch etwas dunkler Punkt sein, so wird doch kein Leser des Victor Meyer'schen Buches die welterschütternde Wichtigkeit der Adam Dunstmaier'schen Untersuchungen und Entdeckungen in Zweifel ziehen können! Man wird vielmehr zu der Ueberzeugung kommen, daß im Dunstmaierismus und nur in diesem die Lösung der letzten und höchsten psychologischen und naturwissenschaftlichen Geheimnisse und Räthsel gesucht werden muß, und man wird dem Herrn Adam Dunstmaier auf den Knien danken dafür, daß er die Seele, die Jäger nur riechen konnte, in Substanz zu isoliren und beliebig auf ein anderes Individuum zu übertragen gelehrt hat.

*) Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Seine neueste Eroberung.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von M. Niesky.

Der Familienname lautete anders, aber ich will nicht, daß mein kleiner Wille wieder erkannt werde, deshalb nenne ich Vater und Mutter mit all ihren Kindern: „Die Familie Ek."

Unser kleiner Wille war der neunte seiner Geschwister; das Einkommen des Vaters sehr gering, und so war es selbstverständlich, daß man vom Neunten erwartete, daß er fleißig und bescheiden sei, zu jedem Termin versetzt werde und seine Kleider schone. Es thut mir aber schmerzlich leid, hier erklären zu müssen, daß der kleine Wille höchst unklare Vorstellungen über seine Pflichten hatte. Er zog nicht in Erwägung, daß er der fünfte Sohn und das neunte Kind seiner Eltern sei; er gab nicht Acht auf seine Kleider und saß seine zwei Jahr in jeder Klasse, als wäre er das Kind wohlhabender Eltern, die da meinen, sich solchen Luxus leisten zu können. Rechnet man hierzu verschiedene Katzenmorde, zerbrochene Fensterscheiben, zu intime Berührung mit frisch angestrichenen Bänken und seinen Unaussprechlichen, und andere, oft täglich wiederkehrende Tölpeleien, so wird man verstehen, daß er zu Zeiten seinen Eltern ein sehr „theures" Kind war.

Dann war die Noth oft groß. Papa schlug drein, Mama weinte, die Geschwister zankten und die Magd schalt fortwährend auf den kleinen Missethäter.

Nur Eine hatte Geduld mit ihm, war stets freundlich und ermahnte ihn unermüdlich und das war „Tante Louise".

Sie bewohnte ein kleines, dunkles Stübchen im Erdgeschoß. Hier fand Wille ein immer offenes Ohr und Herz für all seine Leiden. Ueberdies hatte die gute Tante auch manchen süßen Bissen; hin und wieder gar ein Paar Pfennige für ihren kleinen Liebling.

Tante Louise besaß ein sehr kleines Kapital, eine noch kleinere Pension und eine große Fertigkeit im Stricken und Anstricken von wollenen Strümpfen und Handschuhen, die von allen Seiten bei ihr bestellt wurden. Ich denke, meine Leser können sich jetzt eine kleine Vorstellung von Tante Louise und ihrem Leben machen, obgleich ich weder ihre Augen, noch ihren Teint, noch ihre Haarfarbe beschrieben habe. Und noch besser wird man sie kennen, wenn ich hinzufüge, daß sie die Fähigkeit der Lehrer in deren Beurtheilung des kleinen Wille sehr in Zweifel zog. So fand sie z. B. Nr. 4 gar kein schlechtes Zeugniß; hatte sie doch selbst auf der Rückseite des Zeugnisses die Bedeutung von Nr. 4 als „kaum genügend" gelesen. — Nun, wenn das „kaum" mit den Jahren, wo der Verstand käme, wegfallen würde, da war ja Alles gut. — Und mehr als „genügend" dürfe man nicht verlangen.

Als Wille zwölf Jahre alt war, fing er an zu dichten. Sein erstes Gedicht war: „Zum Geburtstage meiner Tante." Sein zweites: „Nachruf an einen auf dem Eise verunglückten Knaben", und sein drittes: „Ode auf Karl XII." Seine Tante war entzückt über die Producte seines Geistes, seine Mutter weinte wie gewöhnlich, und sein Vater erklärte es für „dumme Schmiralien"; er solle lieber seine Aufgaben für die Schule lernen und bessere Zeugnisse nach Hause bringen.

Aber unser Wille setzte sich hinweg über alle natürliche Zucht und Kritik und schrieb darauf los im Schweiße seines Angesichtes, abwechselnd Poesie und Prosa, je nachdem der Geist des Schaffens über ihn kam. Im Alter von sechzehn Jahren hatte er das Glück, daß seine „Frühlingsgedanken" Aufnahme fanden in dem kleinen städtischen Tageblatt. Die Freude der guten Tante über solche öffentliche Anerkennung ihres Wille war unbeschreiblich.

„Aus dem wird was Großes! glaubt es nur!"

„Das ist er schon," sagte der Vater.

„Nur gut, daß Du es endlich einsiehst!"

„Wir verstehen uns nicht. Ich meine, ein großer Faulleuzer ist er und in diesem Punkt wird ihm Niemand seine Größe streitig machen."

— — — Endlich waren unter viel Entbehrungen und Drangsalen die acht Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft auferzogen worden, zu Verwaltern, Buchhaltern, Mäntelnäherinnen, Putzmacherinnen u. s. w., und nachdem der Neunte so ganz aus der Art geschlagen, starben Papa und Mama und ließen ihr Schmerzenskind einsam in der Welt zurück. Nur ein Schatz blieb ihm und das war „Tante Louise." Und die gute, alte Tante schaffte den Zucker ab, sparte mehr an der Butter und ließ ihre unermüdlichen Finger noch schneller gehen. Das kleine Kapital schwand dahin, aber endlich wurde Wille Student. Etwas hatte aber auch die gute Tante dafür: ihr ganzer oberer Commodenschub war angefüllt mit den Erzeugnissen seines Schaffens. Allerdings lief viel unreines Zeug mit darunter.

— — — Eine Première ging heute über die Bretter: „Schwedisches Original in fünf Acten von einem ungenannten Verfasser." Es waren kleine Preise und die Erwartungen nicht hoch gespannt. Man fing an, sich zu unterhalten, besprach Frau H.'s Frisur, Herrn T.'s Stehkragen; man zuckte die Achseln, und über die Züge mancher darbenden und verkannten Geistesgrößen flog ein überlegenes, fast spöttisches Lächeln. Aber das war zu früh. Von einem Durchfall des Stückes war nicht die Rede; wohl war im ersten Act hier und da Manches nicht ganz klar, aber später gewannen die Gestalten Leben; überdies war die Darstellung, von Künstlern ersten Ranges, vortrefflich, und bei wiederholtem Hervorrufen fiel der Vorhang unter lebhaftem Beifall. Das Ganze gestaltete sich zu einem förmlichen Triumph. Die Zuhörer wurden durch die brillante Aufführung mit fortgerissen, und ihrerseits erkannten die Künstler mehr und mehr, daß ihnen hier eine ihrer würdige Aufgabe geworden. Mit Liebe und Lust flossen des Dichters Gedanken in feine und geniale Formen. Da war keine Unnatur irgend welcher Art.

„Der Verfasser 'raus! Der Verfasser 'raus!" erklang es von allen Seiten.

Todtenbleich und zitternd, wie er so oft in seinen Kinderjahren mit zerrissenen Kleidern oder bei Ertappung dummer Streiche vor seinem Vater gestanden, wankte Wille Ek bis vor die Rampe, die Hände an den Seiten schlaff herabhängend und fortwährend nach hinten retirirend. Aber der Jubel ward immer lauter, sein Sieg war ein vollständiger. Dann stürmte er hinauf nach seiner Loge; er mußte wohl etwas vergessen haben.

„Einige Freunde unserer »vaterländischen« Dichter ersuchen Herrn Ek, ihnen die Ehre zu erweisen, an einem improvisirten Souper theilzunehmen."

„Ach, es thut mir sehr leid, ich bitte um Entschuldigung, aber ich bin verhindert, ich bin schon in Anspruch genommen."

Und er stürzt weiter; es ist ihm, als wäre sein Herz zu groß und habe nicht Raum in der breiten Brust.

„Ek, heute Abend müssen Sie die Künstler um sich versammeln, Sie können nicht anders, bedenken Sie, welch großen Erfolg sie Ihrem Stück gebracht haben!"

„Gewiß, von Herzen gern, aber nur heute nicht, denn ich bin versagt — Gute Nacht!" —

Er stürmt weiter und drängt sich mit Ungestüm durch die Masse vorwärts.

„Nu, alter Junge, halt still! wir wollen Dir aus vollem Herzen gratuliren; wir sind das ganze Quartett hier, um Dich nun im Triumph nach dem Rathskeller mitzunehmen."

„Tausend Dank für all Eure Freundlichkeit, aber nur heute nicht; es erwartet mich Jemand, und ich habe keine Ruhe und muß fort. Verzeiht!"

„Wohl ein kleiner Herzenskäfer, wie? soll wohl den Triumph mit Dir theilen?"

Er eilte fort ohne zu antworten. Aber draußen sahen sie Freund Ek und ein kleines, schmächtiges Wesen zusammen in eine Droschke erster Klasse einsteigen und fort ging es.

Das Gas brannte trübe in die Nacht hinein und die einzelnen Zimmer des Hotels waren alle besetzt.

„Sonne meines Lebens! gönnt mir ein Glas vom Besten und dann steht mir Rede und Antwort um alter Freundschaft willen. Wer

in aller Welt sind die beiden jungen Leutchen, die die Rebhühner und den Sect vertilgen sollen, den Ihr eben hineingetragen?"

„Meinen Sie hier nebenan? wie man mir sagt, ist es der Dichter des Stückes von heute Abend — und mit ihm? nun, ich sage nichts."

„Eine schlanke Dame war es, im Pelzmantel und die lieblichen Züge hinter einem dichten Schleier verborgen?"

„Ganz richtig, aber das Lustigste ist, daß — aber nein, ich sage nichts, hi, hi, hi!"

„Was gibt es denn darüber zu lachen?"

„Ja, Sie sollten nur — —"

„Hört, Jungens, wäre es nicht herrlich, einen Blick auf Ek's neueste Eroberung zu werfen?"

„Hören Sie, Fräulein, lassen Sie die Thür nur einen ganz kleinen Spalt offen stehen, während Sie dem jungen Manne das Eis bringen?"

„Das läßt sich schon machen, die Herren kennen sich ja?"

Mit Blicken unbeschreiblicher Neugierde schlich sich der zweite Tenor hinaus auf den Corridor, und bald kam er zurück mit ernster und nachdenklicher Miene.

„Na, wie war's? wie? erzähle!"

„Die Dame kenne ich nicht, glaube aber zu wissen, wer sie ist."

„Wenn Sie denken, meine Herren, wie ich, dann gehen wir noch einmal nach dem Thiergarten. Der Abend ist so schön. Gute Nacht, Fräulein!"

„Gute Nacht! nun, mein Herr, sind Sie neidisch? ha, ha, ha!"

— — — Drinnen bei einem feinen Abendbrot mit Champagner saßen Wille Ek und seine Dame. Sie rückten sich den Tisch an's Sopha und schwatzten leise und sehr vertraulich mit einander. Wille hielt sie fest umschlossen, sein Auge glänzte und seine Stimme zitterte.

„Du treue, liebe Seele, mir die nächste auf der ganzen Welt, wie soll ich Dir danken für Alles, Alles? Tausend Dank, daß Du mich nie aufgegeben, daß Du immer zu mir gestanden in all den vielen Nöthen meines Kinderlebens, daß Du nie müde wurdest mir zu helfen, als ich sonst Niemand hatte und nur auf Dich rechnen durfte. Und dann noch tausend Dank, daß Du meinen Erfolg, als er endlich kam, so treulich mit mir theiltest; daß Du meinem Drängen nachgabst und zum ersten Mal in Deinem Leben Dein ruhiges Heim draußen auf dem Lande verlassen hast, um meinen Sieg mit mir zu feiern. Ich danke Dir für Alles, Alles, Alles!"

Er beugte sich zu ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen.

„Mein Wille, von jeher mein kleiner Liebling, o welch ein Freudentag war das!" jubelte die kleine Dame und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Hübsch war sie und wie strahlte ihr Auge vor Glück und Liebe. Aber die Wangen waren eingefallen und das Haar grau, denn es war? — Leser, Du weißt es längst: es war „Tante Louise."

---

# Aus der Hauptstadt.

## Der Ruck nach links.

Scene: Parteitag der Freisinnigen Volkspartei.

Oberordner: Ew. Gnaden, es steht noch Einer vor der Thür und will 'rein. Sein Paß ist nicht wie vorgeschrieben fünfmal visirt, controlirt und abgestempelt; er macht aber einen sehr anständigen Eindruck, kann Caution stellen und nennt sich Mitglied des Reichstags —

Eugen Richter: Ach was, Reichstag. Mit unserem allgemeinen Parteitag verglichen ist das geheime Militär-Gerichtsverfahren ein öffentliches Vergnügungslocal, und nun erst dieser Reichstag, dies Asyl für Obdachlose! Wir sind doch 'n Bischen exclusiver als so 'ne zusammengelaufene Gesellschaft; mang uns mang is Keener mang, der nich mang uns mang gehört. Sagen Sie dem Herrn draußen, eine Volkspartei wäre nicht für jeden beliebigen Plebejer da.

Secretär (kommt mit Briefen): Pachnicke läßt sich entschuldigen; er ist eben vom Volkswirthschaftsverrath Barth in der Thiergartenstraße zu einem goldenen Löffel Suppe geladen!

Eugen Richter: Pachnicke! (setzt sich in eine Ecke und weint bitterlich). Hinze und Brömel konnt' ich, so nahe es mir ging, sinken sehen; selbst Alexander Meyer's Durchfall hätte mich nicht gleich auf's Krankenlager geworfen, aber Pachnicke — Pachnicke! Ich werd' ihn nie vergessen. Er schrieb von uns allen das miserabelste Deutsch. Pindter hat ihm allein aus diesem Grunde sechsmal einen Redacteurposten offerirt. Der Opferwilligste war er auch. Den ganzen Ertrag seiner angestrengten Schriftstellerei, in guten Jahren manchmal bis drei Mark monatlich, führte er in die Parteikasse ab. Sanft ruhe diese seine Asche!

Hermes: Meister, es kann losgehen. Die Delegirten haben sich durch ihre Abonnementsquittungen sämmtlich hinreichend legitimirt. Sie werden bereits ungeduldig.

Eugen Richter: Hermes, ich warne Sie noch einmal, seien Sie nicht vorlaut. Schweigen ist Gold, aber ehe Ihr Reden Silber wird, müssen die Preise dafür noch viel tiefer sinken.

(Er wendet sich majestätisch an die Versammlung. Augenblicklich tritt Kirchhofsruhe ein.) Meine Herren, die ersten Gegenstände der Tagesordnung sind so langweilig, daß es mir in Anbetracht der Temperaturverhältnisse und behufs feierlicher Documentirung unserer Einigkeit im Ruck nach links das beste scheint, wir nehmen sie ohne jede Discussion einmüthig an. Wer dagegen ist, wird gebeten, sich beim Hausknecht zu melden. (Dies geschieht. Ein Theil der Delegirten verschwindet.) Weiter mache ich Sie darauf aufmerksam, daß nachgewiesenermaßen zur Hundstagszeit der Aufenthalt so vieler Menschen in so beschränktem Raume äußerst gesundheitsschädlich ist. Ich halte es deshalb für angebracht, wenn die Herren, die mit den gedruckt vorliegenden Anträgen des Vorstandes nicht ganz übereinstimmen, sich ein paar Stunden Bewegung in frischer Luft machen, damit wir nicht gezwungen sind, ihnen Bewegung machen zu lassen. (Bravo! Der Wink wird befolgt.)

Vorsitzender: Das große Wort hat nunmehr Herr Eugen Richter-Hagen.

Eugen Richter: Was mich und meine Freunde kurz vor den Wahlen dazu zwang, eine reinliche Scheidung von Tisch und Bett zwischen uns und denen um Rickert vorzunehmen, das war die zwingende Nothwendigkeit, endlich wieder dem rückgratstarken, furchtlosen Freimuth in Deutschland eine Stätte zu bereiten, wo sein Banner unentwegt bei Tag und Nacht geschwungen werden kann. Der Ruck nach links bedeutet ja eben die Emanzipation von all und jeder Geistessklaverei.( Bravo.) Was soll dies Bravo! Enthalten Sie sich gefälligst, so lange ich rede, aller zwecklosen Kundgebungen! Es ist doch ganz selbstverständlich, daß Sie mir zustimmen. Ich möchte wenigstens Keinem von Ihnen das Gegentheil rathen. — Jeder liberale Mann soll hinfort standhaft seiner Meinung Ausdruck verleihen können und vor Nichts und Niemand erschrecken; jede Ansicht soll er auf's Gewissenhafteste prüfen, komme sie nun von Rechts oder Links, von Oben oder Unten. (Hört, hört!) Was ist das nun wieder für eine Dummheit, dies Hört, hört! So lange ich rede, interessant und geistreich wie immer, braucht doch wahrhaftig kein Mensch zum Zuhören aufgefordert zu werden. Also lassen Sie so 'was! — Wo Knechtschaffenheit herrscht, in welcher Form sie immer wolle, wo ein Volk oder eine Partei sich der Regierung oder dem einzelnen Individuum feige beugt, da, meine Herren, steht der moralische Bankerott vor der Thür! Da hilft nur ein energischer Ruck nach links! (Sehr wahr!) Ich verbitte mir diese Bemerkung. Das können Sie allenfalls Herrn Stöcker zurufen; der hat solche Ermuthigungen nöthig.

Vorsitzender: Wünscht vielleicht Jemand zu den unwiderleglichen Auslassungen unseres Meisters das Wort? Oder gar dagegen?

Knörcke: Ordner und Hausknechte, aufpassen!

(Es meldet sich Niemand.)

Der Delegirte für Kuhschnappel: Wenn es mir erlaubt ist, trotz dieser Hundstagshitze den Ausdruck wärmster Anerkennung, heißesten Dankes und glühendster Bewunderung —

Eugen Richter: Sind Sie als Mitglied der freisinnigen Volkspartei auch hinreichend legitimirt?

Der Delegirte von Kuhschnappel: Mein Hausarzt bescheinigt mir eine mit bestem Erfolg vorgenommene, umfassende Gehirnexstirpation.

Eugen Richter: Bravo! Sie candidiren 1898 als Nr. 301 für den Reichstag, werden von allen Zahlungen in die Wahlkasse befreit und erhalten ein Freiabonnement auf sämmtliche von mir begründete Zeitungen! Solche Männer wie Sie müssen gefördert werden! Keine Widerrede! Sie wissen, das vertrag' ich nicht bei Anderen!

Vorsitzender: Nächster Gegenstand der Tagesordnung ist die umfassende Reorganisation der Partei. Vorher eine kleine Ueberraschung. Meine Herren! Wir stehen noch alle unter dem niederschmetternden Eindruck des großen Unglücks, das unsere Partei bei den letzten Reichstagswahlen betroffen hat und so ganz unvermuthet gekommen ist. Herr Albert Träger wird Ihnen nun sofort sein neues, darauf bezügliches Trostgedicht vorlesen.

Mehrere Delegirte: Ein Unglück kommt selten allein.

Professor Virchow: Meine Herren! Wenn Sie dem für Pathologen — aber auch nur für Pathologen — ja ganz interessanten, unheilbaren Lyrismus meines verehrten Freundes die Zügel schießen lassen, so beschwören Sie muthwillig eine neue, unvermeidliche Spaltung der Partei herauf. Wir müssen uns in dieser Partei ja viel gefallen lassen und sind ja auch an vieles gewöhnt; nun aber zu allem Jammer noch Träger'sche Verse — das geht zu weit. Das muß uns schaden bei den Gutgesinnten. Ich bitte Sie deshalb, auf das erschütternde Reimweh meines armen Freundes diesmal keine Rücksicht zu nehmen; wir sind ja doch auch schließlich nicht dazu hier, um uns vor Lachen die Seiten zu halten. (Vereinzeltes Bravo. Lärm. Der Antrag Virchow wird mit einer Stimme Mehrheit abgelehnt; der Saal leert sich zusehends, Eugen zwinkert zeusartig mit den Brauen, worauf Herr Träger richterlicher Entscheidung gehorcht und von der Vorführung seines Marterinstrumentes Abstand nimmt.)

Vorsitzender: Nächster Gegenstand der Tagesordnung: Zukunft und Reorganisation unserer Partei. Das Wort hat Herr Eugen Richter-Hagen.

Eugen Richter: Meine Herren, zur Verzagtheit und zum Pessimismus liegt, so weit ich die Dinge übersehen kann, positiv kein Grund vor. Die „Freisinnige Zeitung" hat sogar, seitdem sie in ihren Romanen mehr Morde und Vergiftungen passiren läßt, an zehn Abonnenten gewonnen. Seien Sie also ganz beruhigt, wir kommen schon wieder empor. Das Geheimniß unserer Erfolge besteht eben darin, daß sie allen Menschen Geheimniß und absolut unbekannt bleiben. — Die Verjüngung der Partei schreitet ebenfalls mit raschen Schritten vorwärts. Herrn Dr. Langerhans hat erst jüngst seine Tante gesagt, er würde mit jedem Jahre jünger. Betrachten Sie ferner die unschuldigen Knabengesichter der Mitglieder des Vereins Waldeck, und sagen Sie mir, ob es nicht schlechterdings unmöglich ist, noch jüngere Parteimitglieder zu haben. Man müßte denn mit der Agitation schon bei Lutschbeutelgourmands und Stechkissenbewohnern beginnen. Daneben glaube ich aber, daß besonders die akademischen Bürger höherer Semester jetzt mehr Sympathie für unsere Bestrebungen hegen werden, da ihr gewohnheitsmäßiger Durchfall beim Staatsexamen sie ganz besonders zu Reichstagscandidaten unserer Partei geeignet macht. (Allgemeines, begeistertes Stillschweigen).

Vorsitzender: Herr Reichstags-Abgeordneter Schmieder hat das Wort.

Eugen Richter: Die Sprache ist dazu da, Gedanken zu verbergen. Ein freisinniger Reichstags-Abgeordneter hat aber nie Gedanken zu verbergen. Deshalb verzichtet Herr Schmieder auch gewiß gern darauf, zu sprechen. (Geschieht. Mehrere Delegirte verlassen schüchtern den Saal).

Eugen Richter: Bei dieser Gelegenheit kann ich übrigens mittheilen, daß von uns die Gründung einer sechsklassigen Candidaten-Bildungs-Schule in Aussicht genommen ist. Wir glauben damit dem längst gefühltesten Bedürfnisse der Gegenwart abzuhelfen und der freisinnigen Idee unsagbar zu nützen; hat doch die überwiegende Mehrheit unserer verehrten Durchgefallenen ihre schicksalsvolle wissenschaftliche Laufbahn schon in der oberen Quinta abgeschlossen. Na, was schadet's, ich war damals ebenfalls nicht der Schlauste, und Assessor kann auch nicht Jeder werden. Hören Sie also unsern Lehrplan. Für praktische Uebungen im Schnellreden ist Herr Waldeck Manasse, als Stellvertreter Freih. von Münch gewonnen worden; auch minderbegabte Zöglinge sprechen nach zwölf Lectionen bereits 320 Worte minutlich, unter Garantie vollkommener Inhaltlosigkeit der Rede. Zu deutschem Stil unterrichte ICH, Eugen, selber; Handelskunde, Lehre von kaufmännischer Politik und Charakter-Ausbildung hat der Stichwahl-Meyer (Halle), F. Vg., übernommen; sein Fractionsgenosse Rickert docirt über Kartoffelbau, Volkswirthschaft, Vernunft und Schulchan Aruch, alles Dinge, die er anerkanntermaßen auf das Genaueste kennt. Der Säcularmensch Baumbach lehrt Staatskunst und französische Grammatik, Methode Herbette. — So hoffen wir, uns mit unsernen Candidaten in Zukunft nicht wieder unsterblich zu blamiren.

Vorsitzender: Wir schreiten zur Abstimmung über den Vorschlag. Wer nicht dafür ist, wird gebeten, schleunigst den Ruck nach links zu machen und sich im eigenen Interesse unverzüglich zu empfehlen. (Geschieht.)

Ein Delegirter für Thüringen beantragt zur Geschäftsordnung, den nächsten Parteitag in Gotha abzuhalten, wo bedeutende Wurstfabriken bestehen und sich deshalb günstige Aussichten für den Massenabsatz des neuen Programmes und der Gesammelten Werke Richter's eröffnen. Für den Antrag stimmen fünfzig noch anwesende Delegirte, dagegen Eugen Richter, Müller und Knörcke; er ist also abgelehnt. Die Thüringer verlassen hierauf den Saal.

Vorsitzender: Wir kommen jetzt zur Berathung des neuen Statuts.

Knörcke (liest):

§ 1.

Ordentliches Mitglied der Partei kann jeder freisinnig, aber nicht selbständig denkende Bürger werden, der in mindestens drei Wahlkreisen für sie candidirt hat und ordnungsmäßig durchgefallen ist.

§ 2.

Die Wahl eines Candidaten der Partei wird als unfreisinnige, ehrgeizige Anmaßung und Auflehnung des Gewählten wider Eugen Richter betrachtet und hat seine sofortige Ausstoßung aus der Partei zur Folge.

§ 3.

Jedes Mitglied trägt zwecks schnellerer Erkennung ein Brett mit den Buchstaben F.VP. vorm Kopf.

§ 4.

Jedes Mitglied hat ferner das Recht, mit der Parteileitung in directe Correspondenz zu treten. Er hat sich zu diesem Behufe ausschließlich frankirter Postanweisungen zu bedienen und seine Zuschriften an den Central-Wahlfonds, Berlin C, zu richten.

§ 5.

Die kolossalen Ueberschüsse des Central-Wahlfonds werden zinstragend deponirt, zwecks Begründung einer Pensionskasse für mehr als achtzigjährige, freisinnige Wähler. Uebersteigt die Zahl dieser Partei-Invaliden die Gesammtzahl der für die Partei abgegebenen Stimmen um fünfzig Procent, so ist die Differenz an die freisinnige Vereinigung unentgeltlich abzuführen.

Eugen Richter: Wir sind hier freisinnige Männer und ehren auch abweichende Ansichten. Vielleicht hat Jemand irgend etwas gegen den Entwurf einzuwenden. Er möge sich nicht geniren und seine Bedenken ganz offen darlegen. Geändert wird doch nichts. (Feierliches Stillschweigen.)

Vorsitzender: Wir kommen also zur Abstimmung.

Oberordner: Ich mache ergebenst darauf aufmerksam, daß sämmtliche Delegirte bis auf Herrn Knörcke den Saal verlassen haben.

Eugen Richter (groß und gewaltig): Knörcke, dann thun Sie mir den einzigen Gefallen, und entweichen Sie auch! Ich bin mir selbst genug, um ganz allein den Ruck nach links zu machen. Es lebe die Unabhängigkeit, der Mannesmuth und die Freiheit, die ich meine! Der Parteitag ist geschlossen! Caliban.

# Offene Briefe und Antworten.

## In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Geehrter Herr!

Auf die in verschiedenen Zeitungen zu den jüngst in Wien von Prof. v. Krafft-Ebing öffentlich an einer Dame ausgeführten Experimenten abgegebenen ziemlich gleichlautenden Bemerkungen hin fühle ich mich meinerseits zu einigen Erklärungen veranlaßt, weil ich, der ich seit einer Reihe von Jahren in mehreren aufeinanderfolgenden, auf diesen Gegenstand bezüglichen Schriften nach eigener noch wenig bekannter Auffassung das Nöthige beigebracht zu haben glaube, woraus sich auch jene zur Genüge erklären lassen, mich dazu für berufen halten kann und muß, andererseits aber auch deswegen, weil mir durch ein merkwürdiges Zusammentreffen hierzu Veranlassung geboten ist. Der von Herrn Krafft-Ebing vorgeführten Demonstration ist zufällig die Veröffentlichung einer Recension des Herrn Bernhard Münz aus Wien kurz vorhergegangen, welche mein vor etwas längerer Zeit herausgegebenes, für Herrn Professor Wundt bestimmtes Vademecum in Sachen der Hypnose und Suggestion betrifft, und in der über diese Schrift der Stab gebrochen wird. In dieser Recension wird auch Herr Professor Krafft-Ebing unter einer ganzen Zahl von Gelehrten und Forschern, unter denen u. A. auch Herr du Bois-Reymond figurirt, als ein Solcher genannt, welcher gleichfalls mit jenen der von mir vertretenen Auffassung über Telepathie durchaus entgegen sei, aus dem Grunde, weil er die Thatsächlichkeit dieser letzteren, d. h. mit anderen Worten: die früher von Herrn Münz selbst anerkannte Thatsächlichkeit oder Möglichkeit einer geheimen intimeren Beziehung der einzelnen Lebewesen höherer Ordnung unter einander auf unsichtbarem und lautlosem und zwar elektro-magnetischem Wege in Abrede stellen soll. Zur Erläuterung für unkundige Leser sehe ich mich genöthigt zu bemerken, daß die intime Verbindung, in welche auf dem genannten Wege verschiedene Personen, aber auch Thier und Mensch, mit einander auf weite Entfernung und auf lange Zeit gesetzt werden können, nach meiner besonderen Auffassung der Sache nur auf künstliche Art mit Anwendung eigens dazu geschaffener Instrumente und Apparate und durch vorangegangene, lang dauernde Einwirkungen aus der Nähe, die sich oft in fortgesetzter Verknüpfung bis zur Geburt der in Betracht kommenden Individuen zurückverfolgen lassen, zu Wege gebracht wird. Zur Erklärung dessen, was die erwähnten, neuerdings vor der Oeffentlichkeit vorgenommenen Experimente zu Tage gefördert oder zu Tage haben fördern sollen, wie zur Erklärung einer Menge ähnlicher Erscheinungen dient nun gerade aber nichts anderes, als die *telepathische* Hypnose und Suggestion, welche man sich in dem beregten Falle nun denn allerdings von anderen, in weiterer Entfernung befindlichen, mit der Person, an welcher der Versuch gemacht worden, in innigem, langjährigem, vielleicht zum Theil von der Geburt an zu datirendem Contact stehenden Personen, die ohne Wissen und Bewußtsein des Leiters der ganzen Procedur, *gleichsam* als unsichtbare Geister, wie auf dessen Geheiß, in den in Vollzug gesetzten Wirkungen ausgeführt zu denken haben würde. So und nicht anders erkläre ich mir die hier vorgeführten Prozesse, wenn denn überhaupt, woran ich nicht gerade zu zweifeln mich veranlaßt fühle, an denselben etwas Wahres sein sollte. Ganz richtig verhält es sich in der That mit den, an den zur öffentlichen Mittheilung gelangten Experimenten von der „Allgemeinen Zeitung" gemachten Ausstellungen, daß man bei denselben gänzlich die Nachforschungen darüber zu vermissen habe, ob sich die Dame in der betr. Altersperiode auch genau so benommen habe, wie in dem an ihr hervorgebrachten hypnotischen Zustande. Aber die wie zur Noth von den Zeitungen beigebrachte Erklärung genügt doch keineswegs, daß es sich hier um „durchaus nicht mehr vereinzelt dastehende Suggestionsversuche" handle, durch die eben gerade so etwas Erstaunliches, wie es das gewöhnliche Denken übersteigt, zu Stande gebracht worden ist (!). Auch die längst aus dem gewöhnlichen Leben herbeigezogenen und zum Ueberdruß von den „Fachkundigen" wiederholt angeführten Parallelen, wie „daß starke und mächtige Geister einen ungemessenen Einfluß auf ihre Umgebung ausübten", können gleichfalls in dieser Beziehung bei Weitem keinen ausreichenden und befriedigenden Ersatz für die fehlende Erklärung bieten.

Da es hier für weiter ausgedehnte Erläuterungen leider an Raum fehlt, so kann ich diejenigen, welchen an einer näheren Erklärung der Sache liegt, nur auf das verweisen, was ich hierüber anderen Ortes in den von mir verfaßten Schriften ausgeführt habe. Zu einer Gegenbemerkung fühle ich mich aber oben genanntem Herrn Münz gegenüber an dieser Stelle doch gedrungen, weil sie zur Sache gehört. Herr Münz urtheilt, daß, wenn es wahr wäre, daß, wie von mir und Anderen behauptet wird, Menschen in so großer Zahl und in so weiten Kreisen durch die Hypnose in todte Maschinen umgewandelt und auf das Niveau unverständiger, nachahmender Thiere herabgedrückt werden können, — wir „alsdann vor der größten Umwälzung ständen, der bisher im Laufe der Zeiten das Verhältniß des Menschen zum Nebenmenschen, die gesammte Lebensanschauung jedes Einzelnen und der Gesammtheit, die Rechtspflege, die Moral und damit auch das concentrirte Spiegelbild alles Lebens, die Dichtung unterworfen war." Ich kann hierauf nur entgegnen, daß ich meinerseits in der That dafür halte, daß wir auf Grund der angeführten Verhältnisse vor einer Umwälzung stehen, aber zur Richtigstellung des wahren Sachverhältnisses muß ich bemerken, daß diese Umwälzung vielleicht gerade in dem entgegengesetzten Sinne, als hier angenommen zu werden scheint, zu erfolgen hat und erfolgen wird. Denn es handelt sich hier nicht um neuartige Erscheinungen, die, indem sie überhand nehmen, die bisherige Ordnung der Dinge durchbrechen werden, sondern um längst, wenn auch nur im Verborgenen geübte Proceduren, die leider unter den Menschen bereits seit ältester Zeit festen Boden und in festen, geheimgehaltenen Einrichtungen Gestalt gewonnen. Die Umwälzung, welche von der unverstellten, ehrlichen und gewissenhaften *Aufklärung* zu erwarten ist, wird daher nur auf die Beseitigung und Wegräumung Alles dessen gerichtet sein können, was sich im Lichte der Wahrheit ganz gewiß nur den von der praktischen Vernunft aufgestellten Grundsätzen der Moral und Rechtspflege, sowie den lauteren und unvermischten Regeln der Dichtkunst feindlich und zuwider erweisen muß. Mit tiefer und inniger Betrübniß habe ich gesehen, daß Herr Münz in Folge seines Verdicts, das er über mich gefällt hat, einer, wie keine andere, auf Wahrheit beruhenden guten Sache den Rücken gekehrt hat. Ich hoffe, daß es nicht an Anderen fehlen wird, die an seiner Stelle das Wort dafür ergreifen.

Dr. F. Wollny.

# Notizen.

Das Bibliographische Institut in Leipzig hat von der Volks- und Schulausgabe von „*Brehm's Thierleben*" den zweiten Band ausgegeben, der die Gruppe der Vögel enthält. Auch dieser „*Kleine Brehm*" läßt die hauptsächlichen charakteristischen Eigenschaften nicht vermissen, durch die sich die große Ausgabe der klassischen Thierschilderung Brehm's auszeichnet. Es wäre aber eine durchaus irrige Auffassung, wollte man sich den dreibändigen „Brehm" als ein durch Streichung und Weglassung entstandenes Werk vorstellen, denn die kleine Ausgabe ist von Rich. Schmidtlein selbständig und mit sorgfältiger Sichtung und Erweiterung bearbeitet, wobei nur die speziellen Einzelbeobachtungen wegfallen oder bloß im Auszug mitgetheilt werden. Wenig bekannte und seltene Thierformen, die vorwiegend fachmännisches Interesse haben, wurden zu Gunsten der wichtigeren Arten übergangen, und ebenso sind alle für den Gebrauch an Schulen und am Familientisch nicht geeigneten Einzelheiten gekürzt oder in Wegfall gekommen. Der vor uns liegende Band enthält allein 238 Textillustrationen und eine Farbendrucktafel. Wir empfehlen diese billige Ausgabe, welche eine Fülle von Belehrung und nutzbringender Unterhaltung jedem Wißbegierigen in Schule und Haus bietet.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Deutsche Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.**

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

**Abendliches Opfer.**
Roman aus dem Russischen
von
**P. Boborykin.**
2 Bde. Preis geh. *M* 5.—; eleg. geb. *M* 6.—

**Cressy.**
Roman aus dem Amerikanischen
von
**Bret Harte.**
Preis geheftet *M* 2.50; eleg. gebunden *M* 3.50

**Nimrod & Cie.**
Roman aus dem Französischen
von
**Georges Ohnet.**
2 Bde. Preis geh. *M* 6.—; eleg. geb. *M* 7.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

**Friedrich Hebbel's Briefwechsel**
mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.
Mit einem Vorwort herausgegeben von
**Felix Bamberg.**
Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.
2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten.
Preis 12 Mark.
II. Band 616 Seiten 15 Mark.
**Berlin SW.**, Bernburgerstr. 35.
**G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von **Emil Felber** in **Berlin.**

Die
sagenwissenschaftlichen Grundsagen
**der Nibelungendichtung**
**Richard Wagners.**
332 Seiten Groß-Oktav. Preis 6 *M*.

Nach dem einstimmigen Urteil der Kritik das Vorzüglichste und Erschöpfendste, was bisher über die Wagnersche Dichtung erschienen ist.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

**Zeitgemäße Betrachtungen.**
Von
**Victor Ritter von Plazer.**
Preis broschiert 50 Pf., gebunden 1 Mk.

**Ein seltsam Spiel**
oder:
**Deutschnational.**
Lustspiel in fünf Akten
von
**Victor Ritter von Plazer.**
Preis broschiert 2 Mark, gebunden 2 Mark 50 Pf.
**Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien:

**Die Physiologie des Schönen**
von
**Paul Mantegazza.**
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.
II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß** des **berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Aus dem Leben**
**Theodor von Bernhardis.**

**Erster Theil:**
**Jugend-Erinnerungen.**
Mit einem Bildnis der Geschwister Tieck.

gr. 8. Preis geheftet: *M* 4.50. Elegant in Halbfranz gebunden: *M* 7.—.

Bernhardis autobiographische Hinterlassenschaften umfassen zwei von einander wesentlich unterschiedene Aufzeichnungen: eine summarisch gehaltene (während der fünfziger Jahre niedergeschriebene) **Kindheitsgeschichte,** welche die Jahre 1805 bis 1818 umfaßt, und eine Sammlung von **Tagebüchern,** die von der Mitte der vierziger Jahre bis in die letzte Lebenszeit des Verfassers reichen; dieselben werden ungefähr 6 Theile umfassen und in rascher Folge erscheinen. Jeder Theil ist einzeln käuflich.

Bestellungen auf die
**Einbanddecke**
zum XLIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7 Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 29. Juli 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Erweiterte Zuständigkeit der Amtsgerichte in Strafsachen. Ein Weg zur Einführung der Berufung. Von Felix Berger. — Die preußischen Landwirthschaftskammern. Von Rudolf Grätzer. — Die Naturkunde in der Volksschule. Von H. Eres. — **Literatur und Kunst:** Von den diesjährigen Pariser Salons. I. Von Ernst Zimmermann. — Die naturalistische Oper. Von Alfred Stößel. — **Feuilleton:** Die Sonntagsruhe auf dem Dorfe. Von Carl Schultes. — **Aus der Hauptstadt:** Die Annexion Siams. Von Timon der Jüngere. — Die Berliner Kunstausstellung. VI. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

### Erweiterte Zuständigkeit der Amtsgerichte in Strafsachen.

Ein Weg zur Einführung der Berufung.

Von Felix Berger.

I.

Beim Herannahen der Entscheidung über die Frage der Berufung kommen auch wieder die Gegner des Instituts mit ihren alten Einwendungen hervor. Zum Mindesten wird auf die Schwierigkeiten, die bei der practischen Durchführung der Einrichtung entstehen, hingewiesen, und es wird der Erwägung anheimgegeben, ob man nicht mit den bestehenden Verhältnissen auskommen könne, wenn man nur einige besonders hervortretende Schäden beseitige.

Die Justizaufsicht soll helfen; bessere, gründlichere Erkenntnisse sollen gemacht werden; ordentliche Richter statt der Hülfsassessoren, nur besonders tüchtige Köpfe bei den Landgerichten — dergleichen soll, wie u. A. die Nationalzeitung kürzlich ausführte, geeignet sein, die Berufung zu ersetzen.

Wenn man eine Sache verficht, die einen starken, unwiderlegbaren Grund für sich hat, dann soll man nur immer und immer wieder diesen einen Grund wiederholen und seine Stärke nicht durch Beifügung schwächerer, angreifbarer Erwägungen abmindern. Die Sache der Berufung wird man stets am besten damit verfechten, daß man die Gegner fragt, ob sie noch nie in ihrem Leben irgend eine wichtige Gelegenheit verpaßt, noch nie in irgend einer entscheidenden Episode ihres Lebens versäumt haben, das Richtige, das Nöthige zu thun, ob sie noch nie an sich selber erfahren haben das Goethe'sche

Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnt' man die Sachen zweimal verrichten.

Die Hauptverhandlung im Strafprozeß ist für den Angeklagten eine solche entscheidende Episode. Sie dauert oft nur eine Viertelstunde, manchmal noch kürzer. Nimmt er sich nicht zusammen, vergißt er etwas zu sagen, mißversteht er etwas, worüber er gefragt wird, ist er zu befangen oder zu sicher im Gefühl seines Rechts, merkt er nicht, worauf es ankommt, so hat er die einzige Gelegenheit, die ihm zur Klarstellung offen stand, verpaßt. Durch Schaden wird man klug. Das gilt auch vom Angeklagten, der vielfach erst durch die Hauptverhandlung erster Instanz es lernen wird, sich in zweiter zweckentsprechend zu vertheidigen. Das Schlußwort des alten Windthorst bei Berathung der Strafprozeßordnung: „ich kann das Schicksal keines Menschen auf einen Wurf stellen und darum stimme ich für die Berufung" — ist das Argument, das jeden Gegner aus dem Felde schlagen muß.

Die Frage, wie die Berufungsinstanz einzurichten sei, damit nicht die ihr anhaftenden Mängel die Vortheile überwiegen, ob bei den Land- oder Oberlandesgerichten, ob die ganze Einrichtung nicht scheitere an dem Kostenaufwand — diese Frage ist unseres Erachtens auf eine sehr einfache Weise zu lösen. Man schaffe für die Strafkammern keine Oberinstanz, sondern eine Unterinstanz. Man weise alle Strafsachen den Untergerichten als Schöffengerichten zu und lasse die Landgerichte nur als zweite Instanz fungiren.

Der Gedanke erscheint ja zunächst befremdlich, dürfte aber in der That der einzig vernünftige sein. Man muß nur aufräumen mit zwei Grundirrthümern, die unser Prozeßverfahren beherrschen.

Der eine Irrthum ist der, daß die Entscheidung einer Sache dadurch schlechtweg eine bessere werden soll, daß eine größere Anzahl von Richtern oder eine höhere Summe von Intelligenz dabei betheiligt ist. Dies ist nicht ohne Weiteres zuzugeben. Abgesehen davon, daß in der Strafkammer die größte Intelligenz der vier Beisitzer unfruchtbar bleibt unter einem ungeeigneten Vorsitzenden — und es sitzen keineswegs überall bei den Strafkammern Directoren, sondern vielfach die ältesten Mitglieder vor — so ist die Vorbedingung jeder guten Rechtsprechung vor Allem die, daß das betreffende Gericht in seinem Arbeitspensum so gestellt ist, daß ihm eine gründliche, jeder Hast entbehrende, erschöpfende Behandlung aller Sachen überhaupt möglich ist.

Jeder Erfolg im practischen Leben ist im Durchschnitt weit weniger von der geistigen Befähigung, als von der Ausdauer, der Sorgfalt, dem Fleiß abhängig.

Wenn ich als Angeklagter die Wahl hätte, ob ich abgeurtheilt werden solle von einem Kollegialgericht höherer Ordnung in einer stark beladenen, bis zum späten Nachmittag währenden Sitzung oder von einem Schöffenrichter, der vielleicht zwei oder drei Sachen dieser Art am Terminstage zu erledigen hätte, so würde ich unbedenklich das letztere wählen.

Es ist bekannt, daß unsere Gerichte, insbesondere auch unsere Landgerichte, zum Theil außerordentlich belastet sind. Wenn in der Strafkammersitzung, nachdem die Verhandlung um neun Uhr Morgens begonnen hat, etwa noch am heißen Sommertage, nach complicirteren Fällen um vier Uhr Nachmittags ein geständiger Uebelthäter vorkommt, so wird die Kammer wenig geneigt sein, auf feinere Nüancen in der Sache einzugehen, etwa das Vorleben des Angeklagten, die genaueren Motive zur That zu erforschen. Man wird sich bei der Ar-

beitsfülle meist darauf beschränken, den nackten Verbrechensthatbestand festzustellen und für die Strafzumessung ergibt sich daraus, daß bei aller Intelligenz der Richter die Entscheidung darüber keine ganz entsprechende sein kann. Aehnlich wird es auch in anderen, noch wichtigeren Fällen ergehen. Angesichts einer so beladenen Sitzung drängt sich der Gedanke auf, welche Kräftevergeudung darin liegt, daß fünf statt eines sitzen und wie viel subtiler jede einzelne Sache behandelt werden könnte, wenn jeder eine Sache vornähme. Gewiß wird hervorragende Tüchtigkeit des Kollegiums, hauptsächlich des Vorsitzenden, auch bei großer Arbeitsfülle Ausgezeichnetes hervorbringen; sehr vielfach mögen solche Mängel nicht hervortreten, in der Regel wird sich aber mit der in's Uebermaß wachsenden Arbeitslast die Qualität der Leistung vermindern.

Ehe wir uns dem Gedanken einer erweiterten Zuständigkeit der Schöffengerichte ganz ergeben können, müssen wir noch einen zweiten Grundirrthum in unserem Prozeßverfahren ablegen. Es ist der Irrthum, daß wir die Straffälle nach gewissen äußerlichen Gesichtspunkten in wichtige und minder wichtige, in solche, welche vor die höheren, und solche, welche vor die niederen Gerichte gehören, scheiden zu können meinen. Das ist falsch. Das ganze System unserer Zuständigkeitsnormen läßt sich vor dem vernünftigen Denken nicht rechtfertigen.

Als im Berliner Anwaltsverein über die geplante Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit in Civilsachen — bis zu Objecten von 500 Mark — verhandelt wurde, führte einer der Herren Referenten aus, daß, wenn in allen Sachen drei Instanzen, zwei zur Sachuntersuchung, eine zur rechtlichen Nachprüfung geschaffen werden könnten, er kein Bedenken tragen würde, für die Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit, vielleicht auf alle Civilsachen, zu stimmen. Es ist in der That auch im Civilprozeß kaum zu rechtfertigen, einer Sache deshalb größere Wichtigkeit beizumessen und bessere Behandlung angedeihen zu lassen, weil das Object ein höheres ist. Ein Object, das für den Einen eine Bagatelle ist, bedeutet für den Anderen außerordentlich viel, und die Sache ist vielleicht entscheidend für seine ganze Existenz. Wenn zwei kleine Bauern um ein Stückchen Land oder um eine Wegegerechtigkeit streiten, so hat vielleicht der Ausgang des Prozesses mit seinen Kosten den Ruin des Einen oder des Anderen zum Gefolge. Wenn die Provinz mit dem Fiscus, wenn irgend eine große Aktiengesellschaft mit einer anderen um 10,000 oder 100,000 Mark Prozeß führt, so ist das eine verhältnißmäßig gleichgültige Sache. Es gibt sowohl unter den kleinen wie unter den großen Sachen wichtige und minder wichtige Sachen. Es gibt ferner unter den großen Objecten sehr einfache und unter den kleinen sehr schwierige Rechtsfälle; es ist klar, daß die Complicationen des Rechtslebens nicht von der Werthstufe über 300 plötzlich andersgeartet werden.

Noch viel widersinniger ist aber das System der Zuständigkeitsnormen im Strafprozeß. „System" ist zu viel gesagt; es ist eben kein System, sondern ein ziemlich willkürliches Conglomerat von einzelnen Sätzen. Die Zahl der Bestimmungen ist so groß und es herrscht solche Regellosigkeit darin, daß man die Vorschriften nur schwer im Gedächtniß umfassen kann und die Herausgeber des Strafgesetzbuchs den Weg eingeschlagen haben, bei jedem einzelnen Paragraphen zu vermerken, vor welches Gericht die Strafthat gehört.

Wenn Einer Abends auf der Straße Skandal macht, der Wächter zu seiner Arretirung schreitet und er dem Beamten ein Fünfzigpfennigstück in die Hand drückt, muß er wegen dieses schweren Straffalles — Beamtenbestechung — durchaus vom Landgericht abgeurtheilt werden und die Strafkammer erkennt vielleicht auf 10 Mark Geldstrafe. Schlägt derselbe Mann mit seinem Stock vielleicht den Schutzmann nieder, so kann im Wege der Ueberweisung das Schöffengericht zuständig werden und etwa auf sechs Monate, eventuell bis auf zwei Jahre Gefängniß erkennen. Ein armes Weib, das zum dritten Male in ihrem Leben zwei Stücke Kohlen stiehlt, gehört wegen Diebstahl im wiederholten Rückfalle vor fünf Richter. Ein Anderer, der sich zwar auch schon zweimal vorher gegen fremdes Eigenthum vergangen hat, aber das Glück hatte, daß sich vielleicht seine Uebelthat im ersten Falle als Betrug, im zweiten als Unterschlagung qualificirte, stiehlt eine goldene Uhr und wird vor die Schöffen verwiesen. Diebstahl mittelst Einsteigens, mittelst Erbrechens eines Behältnisses ist unbedingt Strafkammersache, mögen auch nur zehn Pfennige gestohlen sein; verübt Einer hinter einander etwa 100 Ladendiebstähle, ehe er einmal ertappt wird, so kommt die Sache vor das Schöffengericht, sofern nur der Werth des Gestohlenen jedesmal weniger als 25 Mark beträgt. Solche Contraste lassen sich zahllose anführen.

Es ist absolut unrichtig anzunehmen, daß man die Bedeutung der concreten Straffälle von vorneweg nach äußerlichen Merkmalen bestimmen könne.

Schon jetzt entscheiden die Schöffengerichte über Fälle von schwerster Bedeutung. Jeder Schöffenrichter wird wohl mit einer gewissen ernsten, heiligen Empfindung von Verantwortlichkeit an eine Sache herangehen, bei der ein bisher unbescholtener Mann gegen die Verurtheilung wegen Diebstahls und gegen die Schande des für diesen Fall unbedingt angedrohten Gefängnisses ankämpft. Gewiß liegt dieser Fall weit ernster und verdient eine viel gründlichere und würdigere Behandlung, als etwa der Fall, wo ein alter Zuchthäusler zum so und so vielten Male wegen schweren Diebstahls vor der Strafkammer steht, und es sowohl für das Individuum wie für die Gesammtheit ziemlich gleichgültig ist, ob der nun ein Jahr Zuchthaus oder $1^1/_2$ oder drei Jahre erhält oder ausnahmsweise einmal freigesprochen wird, oder gar einmal — was wir aber nicht hoffen wollen — unschuldig verurtheilt werden sollte, nachdem er gewiß wegen so vieler nicht aufgedeckter Fälle unbestraft geblieben ist.

Viele Fälle vor den Schöffengerichten sehen zwar an sich unscheinbar aus, sind aber wegen ihres Einflusses auf andere Lebensbeziehungen von entscheidender Bedeutung. Es handelt sich um eine Privatklage wegen Beleidigung; der Angeklagte tritt den Beweis der Wahrheit an, der Beweis wird für geführt erachtet, der Kläger kommt um Stellung und Brot, um Ehre und Ruf. Die Frage, ob ein jugendlicher Uebelthäter wegen des ersten Fehltritts in seinem Leben in's Gefängniß geschickt werden oder mit einem Verweis davon kommen soll, ist vielleicht für die ganze Richtung seines späteren Lebens von größter Bedeutung. Selbst das unwichtig erscheinende Gebiet der Uebertretungen birgt viele solche schweren Fälle. Der Restaurateur wird wegen Uebertretung von Polizeivorschriften bestraft, das führt zu Concessionsentziehung und bringt vielleicht eine Familie an den Bettelstab. In einem anderen Falle handelt es sich nur um eine Schulstrafe wegen Schulversäumniß; ein Dissident hat seinen Sohn nicht zum Religionsunterricht geschickt. Die Strafe ist nur gering; es wird aber über die bedeutsame Frage entschieden, ob der Junge den Unterricht mitmachen muß oder nicht.

Kurzum, wenn unsere Schöffengerichte bereits so wichtige Fälle unter sich haben, so können wir ihnen unbedenklich alle anvertrauen. Es lassen sich eben die bedeutenden Sachen nicht nach äußerlichen Gesichtspunkten heraussuchen; es tritt nicht einmal bei jeder einzelnen Sache ohne Weiteres zu Tage, ob und was für Wichtigkeit ihr beizumessen ist.

## II.

Die Freunde der Berufung sind unter einander in Uneinigkeit darüber, an welche Instanz die Berufung gehen soll, ob an die Land- oder an die Oberlandesgerichte. Gegen das eine wie gegen das andere werden Gründe in's Feld geführt und nicht wenige Anhänger dieser oder jener Ansicht gehen so weit, zu sagen, daß sie sich nur bei Annahme ihrer Anschauungen überhaupt einen Segen von diesem Institut versprechen mögen. Gegen die Landgerichte wird angeführt, daß es sich nicht empfiehlt, Mitglieder derselben Behörde zu Richtern über die Entscheidungen ihrer Kollegen zu machen, und daß auf diese Weise die Urtheile aus zweiter Instanz der erforderlichen Autorität entbehren würden. Gegen die Oberlandesgerichte wird geltend gemacht, daß diese Einrichtung einen ganz unverhältnißmäßigen Kostenaufwand verursachen und bei

der großen Entfernung des Gerichtssitzes für alle Betheiligten große Beschwerlichkeiten im Gefolge haben würde. Die Kostspieligkeit der Ladung von Zeugen würde — so sagt man — dahin führen, in den meisten Fällen von einer nochmaligen Ladung der erstinstanzlichen Zeugen abzusehen; damit aber würde das ganze Verfahren vielleicht schlechter werden als jetzt.

Alle diese Einwendungen erledigen sich mit einem Schlage, wenn man die Amtsgerichte allgemein über alle Sachen in erster Instanz entscheiden läßt.

Man sage nicht, daß die Schöffengerichte für die Entscheidung der größeren Sachen deshalb ungeeignet seien, weil sie den Verhältnissen, die zur Beurtheilung kommen — namentlich in kleineren Orten — local zu nahe stehen und deshalb nicht mit der nöthigen Unbefangenheit und Unparteilichkeit an die Entscheidung herantreten möchten. Dies Argument trifft auch die detachirten Strafkammern, deren Mitglieder sich aus den Mitgliedern des Ortes und der Umgebung zusammensetzen. Dies Argument trifft aber weitaus schärfer gerade die sogenannten kleinen Sachen; hier wird es nicht selten vorkommen, daß in Privatklagesachen, Uebertretungsfällen oder sonst Männer als Angeklagte vor das Gericht treten, die mit den Schöffen oder mit dem Richter in irgend einer persönlichen Beziehung stehen. Weit weniger ist eine Kollision dieser Art bei den gröberen Straffällen zu befürchten; zu den großen Verbrechern werden persönliche Beziehungen durchaus seltener vorkommen.

Die Qualität der Schöffengerichte kann überdies sehr gesteigert werden durch eine sorgsame Auswahl der Schöffen. Und wiederum können wir uns eine große Zahl sehr tauglicher Kräfte verfügbar machen dadurch, daß wir die Kräftevergeudung des Schwurgerichts, wo zwölf Laien und drei Richter, also insgesammt fünfzehn Personen sitzen, beseitigen.

Ein Richter in Assistenz zweier gebildeter Laienmitglieder — ein solches Gericht sollte, meinen wir, der Entscheidung aller Straffälle gewachsen sein. Wir erinnern daran, daß im Civilprozeß ein großer Theil der Prozesse, und zwar gerade auf einem sehr schwierigen Rechtsgebiet von einem Gerichtshofe entschieden wird, der aus einem Richter und zwei dem Handelsstande angehörigen Laien besteht, das ist die Kammer für Handelssachen. Die Handhabung des Strafrechtes ist im Allgemeinen weit einfacher, als die des Handelsrechtes. Für das Strafrecht wird jeder Gebildete ungefähr dieselben Kenntnisse mitbringen, wie die Laien-Handelsrichter für ihr Rechtsgebiet.

Es braucht unseres Erachtens mit den bisherigen Schwurgerichtssachen keine Ausnahme gemacht werden. Auch sie können dieselbe erste Instanz durchmachen, wie alle anderen Straffälle. Sicherlich ist ein großer Theil der Prozesse, die jetzt vor den Schwurgerichten verhandelt werden, den gewaltigen Apparat nicht werth, der auf sie verschwendet wird, oder sie passen jedenfalls nicht für das Verfahren.

So werden nicht wenige Fälle von „Körperverletzung mit nachfolgendem Tode“ außerordentlich milde liegen, wenn nach der Art der Verletzung ein solcher Erfolg kaum voraus zu sehen war. Das Verbrechen des Kindesmordes, wenn eine Schwangere in oder gleich nach der Geburt ihr außereheliches Kind tödtet, ist gewiß nicht zur Verhandlung vor dem Schwurgericht geeignet, schwerlich auch das Verbrechen der Nothzucht; auch der betrügerische Bankerott paßt nicht dorthin, weil sich die Laien ohne richterliche Mithülfe in dem meist sehr complicirten Material schwer zurecht finden. Zahlreiche Fälle von Raub, Meineid und Brandstiftung, bei welchen es sich um Aburtheilung von Leuten, deren Verkommenheit ohne Weiteres klar ist, handelt, sind eines mit solchem Apparat ausgestatteten Verfahrens weit weniger werth, als andere Straffälle, bei denen es sich zwar um geringere Vergehen handelt, aber bei denen Menschen in Frage kommen, die unser Interesse mehr verdienen und deren Ehre oder Existenz in Folge der eigenthümlichen Natur des Straffalles auf dem Spiele steht.

Will man soweit nicht gehen, auch die Capitalsachen dem kleinen Schöffengericht zu überweisen, so lege man zwei Schöffengerichte zusammen und lasse sie unter einem „Amtsgerichtsdirector“ oder unter einem anderen besonders geeigneten Mitgliede des Amts- oder Landgerichts über diese Sachen entscheiden. Ein solches Gericht, bestehend aus vier Laienmitgliedern und drei gelehrten Richtern, besitzt unleugbare Vorzüge vor dem Geschworenengericht. Es ist nicht einzusehen, weshalb wir, wenn einmal der Strafprozeß reformirt wird, dies längst als unvollkommen erkannte Institut noch weiter behalten sollen. Daß die Laien, abgesperrt von jedem juristischen Beirath ihr Urtheil finden müssen, ist offenbar eine sehr üble Sache. Indem Laien und Richter zusammen berathen und entscheiden, können die Resultate nur gewinnen und Entscheidungen hervorgebracht werden, die nicht, wie es jetzt oft vorkommt, positive Gesetzesverletzungen enthalten und die andererseits dem rein menschlichen Empfinden gerecht werden.

Auch gegen dies Gericht muß die Berufung zugelassen werden. Die zweite Instanz kann niemals — daran müssen wir festhalten — dadurch entbehrlich gemacht werden, daß in erster Instanz das Verfahren in dieser oder jener Weise besonders fürsorglich ausgestattet ist. Als Berufungsinstanz mag in diesen Kapitalsachen ein Landgerichts- oder Oberlandesgerichts-Kollegium von sieben oder mehr gelehrten Richtern entscheiden.

Da werden nun allerdings diejenigen ihre Einwendungen erheben, die nicht davon lassen können, in diese rein juristisch-technischen Fragen die Politik hineinzumischen. Die einen werden dagegen reden, daß der Wirkungskreis des Laienelements durch Einsetzung einer Oberinstanz von Fachjuristen geschmälert werden soll, die anderen werden nicht zufrieden sein damit, daß das Laienelement auch eingeführt werden soll, wo es zur Zeit keine Stätte hat. Allein jene mögen sich vorhalten, daß schon jetzt in den vorzugsweise politischen Sachen „Majestätsbeleidigung, Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen, Hochverrath ꝛc.“ nur Fachjuristen entscheiden und daß in den vor den Schwurgerichten zu verhandelnden Sachen kaum je politische Gesichtspunkte auftreten. Diese mögen sich damit beruhigen, daß ja Laienjustiz nur in erster Instanz in Wirksamkeit treten soll.

Es dürfte in der That genügen, wenn jeder Straffall einmal unter Laienmitwirkung geprüft wird. Es ist gut, daß im Strafprozeß das Herz mitspreche und daß keine Sache bloß in kalter geschäftsmäßiger Weise — wie es bei Berufsrichtern vorkommen mag — untersucht werde. Thun aber die Schöffen und der Richter in erster Instanz ihre Schuldigkeit, wird da Alles, was menschlich für und gegen den Angeklagten spricht, aus der Sache herausgeholt und in der Urtheilsbegründung festgelegt, so ist gewiß nicht zu fürchten, daß bei der Nachprüfung durch die Fachjuristen zweiter Instanz das Gute, was vom Schöffengericht geleistet worden ist, zunichte gemacht werde. Es handelt sich aber in zweiter Instanz darum, das erstrichterliche Verfahren an der Hand der Acten nachzuprüfen, den Acteninhalt, Urtheilsbegründung und Protokoll zu verstehen und zu würdigen — dazu ist nur ein Kollegium von Berufsrichtern geeignet.

Bei der hier vorgeschlagenen Organisation — erste Instanz: Schöffengericht, zweite Instanz: Landgericht — kann man wenigstens nicht sagen, daß das Verfahren dadurch schlechter werde, als bisher; die Strafkammern bleiben in ihrer gegenwärtigen Besetzung und es wird eben nur eine Vorinstanz geschaffen.

Nach dem Regierungsentwurf soll die Berufung gegen die Strafkammerurtheile an die Oberlandesgericht gehen und manche werden darin eine bessere Garantie erblicken, weil dies ein höheres Gericht ist und die Richter präsumtiv besser qualifizirt sind. Es bleibt indeß abzuwarten ob nicht der Entwurf, wenn er in dieser Richtung vorgeht, das Prinzip vielfach durchbrechen muß, insbesondere durch Einrichtung detachirter Berufungskammern. Es bleibt ferner abzuwarten, wie sich die Sache in der Praxis gestalten wird und ob nicht bei den Oberlandesgerichten Landrichter und bei den Landgerichten Assessoren fungiren werden, noch mehr wie jetzt.

Es ist schon sehr viel werth, daß überhaupt eine zweite Instanz da ist; die Berufungsinstanz wird unserer Ansicht nach regelmäßig eine richtigere Entscheidung fällen können, als das

Untergericht. Das ist unabhängig von der Qualität des Richtermateriales. Sie kann es eben, weil sie zweite Instanz ist.

Abgesehen davon, daß durchschnittlich an einem Terminstage weniger Sachen vor ihr zur Verhandlung kommen und kommen sollen, die Fälle mithin mit noch größerer Sorgfalt behandelt werden können, werden sich die Sachen auch meist in zweiter Instanz vereinfachen. Auf den ersten Richter dringt noch ein ganzer Wust von Thatsachen und Einwendungen und Rechtsüberlegungen ein. Die Sache klärt und vereinfacht sich dann meist durch die Verhandlung. Der Angeklagte concentrirt sich mit seinen Einwänden, ebenso der Staatsanwalt mit seinen Angriffen. Auch die Rechtsfragen werden sich oft vermindern. Die Berufungsinstanz wird auch weniger Gefahr laufen, einen unschuldigen Angeklagten zu verurtheilen, weil eben der Angeklagte durch das Verfahren erster Instanz gelernt hat, in welcher Weise und nach welcher Richtung er sich zu vertheidigen hat.

Es werden übrigens die Landgerichte dadurch, daß sie nur über Berufungen zu verhandeln haben, außerordentlich gehoben und wirklich Gerichte höherer Ordnung. Sie haben heute soviel werthloses Zeug zu bearbeiten, daß dies mitunter unvortheilhaft auch auf die Behandlung der wichtigeren Sachen einwirken mag.

Aber auch die Amtsgerichte werden wachsen mit ihren größeren Zwecken. Auch sie werden gehoben, indem sie alle, auch die wichtigsten Sachen bearbeiten. Viele und gerade die intelligenteren Richter, welche jetzt wegen des beschränkten Wirkungskreises der Amtsgerichte fortstreben, werden ihnen erhalten bleiben und gerne bleiben, weil ihnen vielleicht die Hantirung mit dem frischen Leben und rohen Stoff besser zusagt als die kritische Nachprüfung des zubereiteten Materials.

Alle Vortheile der hier vorgeschlagenen Organisation stehen aber zurück vor dem einzigen, daß wohl nur auf diese Weise mit der Einführung der Berufung zugleich auch eine Verminderung der Geschäfte für unsere Richter gewonnen werden kann. Es ist kaum zu erwarten, daß bei anderweiter Regelung, wenn nämlich Land- oder Oberlandesgerichte als Berufungsinstanz fungiren sollen, das Richterpersonal in dem Maße vermehrt werden wird, wie die Geschäftslast sich steigert. Wir wollen eine Neuorganisation schaffen, die noch mehr Kräfte erheischt, und wir haben schon heute nicht eine den Geschäften entsprechende Richterzahl.

Unsere Ansicht geht also dahin, daß alle Sachen ohne Ausnahme in erster Instanz vom Schöffengericht entschieden werden, zum Mindesten, daß ein sehr großer Theil der bisherigen Strafkammersachen auf die Schöffengerichte abgewälzt werden kann. Eventuell meinen wir, daß in den heutigen Strafkammer- und Schwurgerichtssachen künftig das Gericht bei Eröffnung des Hauptverfahrens nach Maßgabe des concreten Sachverhaltes und nach freiem Ermessen darüber entscheiden sollte, ob die Sache nun wegen ihrer höheren oder minderen Bedeutung und Schwierigkeit vor dem großen oder kleinen Schöffengericht zu verhandeln sei. Nur so können wir erreichen, daß wir für jede Sache nicht mehr Kräfte einsetzen, als sie wirklich werth ist. Wenn in späterer Zukunft der Staat für die Justiz einmal besonders viel übrig haben sollte, so können wir unsere Gerichte so reich besetzen, wie wir wollen. Jetzt aber gilt es, unserer Strafjustiz das zu verschaffen, was sie neben Einführung der Berufung und vor dieser am Nöthigsten braucht: Einschränkung der Arbeitsfülle und die für die erschöpfende, gemächliche Bearbeitung jeder Sache erforderliche Zeit.

## Die preußischen Landwirthschaftskammern.

Von Rudolf Grätzer.

In dem Abgeordnetenhause, welches nunmehr zu seinen Vätern versammelt ist, entstand während der beiden letzten Sitzungen noch eine heiße Debatte über einen Antrag von Loë, welcher die allgemeine Einführung von Landwirthschaftskammern nach Analogie der Handelskammern bezweckte. Die Debatte verbreitete sich de omnibus rebus et quibusdam aliis, über die heterogensten Gegenstände, wie die allgemeine Lage der Landwirthschaft, Reform des Agrarrechts; über die Agitation des Bundes der Landwirthe wurde stundenlang discutirt, über das eigentliche thema probandum so wenig als möglich. So kann denn eine objective Betrachtung des Für und Wider über diese hochwichtige Frage nicht auf diese Debatte weiter Bezug nehmen.

In Preußen gibt es, seitdem das Experiment mit den „Gewerbekammern" von 1884 vollständig verunglückt ist, keine Vertretung des landwirthschaftlichen Berufsstandes, die man als „behördliche" oder „offizielle" bezeichnen kann. Wenigstens nicht in der unteren Instanz, so daß man sie mit den Handelskammern in Parallele stellen könnte. Ihre Stelle nehmen „freie" landwirthschaftliche Vereine ein, deren Entstehung theilweise bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht. Wie groß deren Zahl im Augenblick ist, wissen wir nicht, die letzte Angabe bei Steinmann-Bucher*) bezieht sich auf das Jahr 1885, danach wurden zu dieser Zeit 1810 Vereine im Gebiete der Monarchie gezählt, und zwar 4 Provinzialvereine, 37 Centralvereine, 1372 Zweigvereine derselben, 397 nicht centralisirte Vereine. Mithin gehört die weitaus größere Zahl dieser Vereine den großen Verbänden an und es ist ein dichtes Netz von ihnen über das Gesammtgebiet gezogen.

Wer jedoch aus dieser Blüthe den Rückschluß ziehen wollte, der Erfolg sei dem Charakter dieser Vereine als „freier" geschuldet — würde einer argen Täuschung sich hingeben. Denn man muß sie als „halboffizielle" bezeichnen. Die landwirthschaftlichen Vereine erhalten häufig sehr namhafte Subventionen von der Regierung. Ein einheitliches Schema für die Berichterstattung an das Ministerium für Landwirthschaft wurde zwar nicht ausdrücklich gefordert, entstand aber von selbst, weil im Interesse beider Contrahenten liegend. Und das Wichtigste ist, daß die Regierung durch Entsendung von Commissaren zu den Vereinsverhandlungen in directe Beziehung zu ihnen tritt — wie das namentlich bei dem Invaliditätsgesetz in ausgiebigster Weise der Fall war — endlich, daß die Vereine mit dem Ministerium in directer Verbindung stehen durch das Landes-Oeconomie-Collegium.

Diese Behörde entstand schon im Jahre 1842 — also noch vor Errichtung des Ministeriums für Landwirthschaft (1848) — und ist als ein erweiterter Ministerrath anzusehen, der sich neben den vom Minister ernannten Mitgliedern (höhere Beamte und staatlich angestellte Lehrer) aus den Delegirten der landwirthschaftlichen Vereine zusammensetzt. Es mag zur Vervollständigung dieser Skizze hinzugefügt werden, daß seit Schaffung des „Deutschen Landwirthschaftsrathes" (1872) auch die außerpreußischen Abgeordneten der landwirthschaftlichen Vereine in directe Verbindung mit den bezüglichen Reichsbehörden getreten sind.

An diesem bestehenden Zustand der Dinge suchte man seit längerer Zeit zu reformiren. Zuerst waren es Theoretiker, in letzter Zeit aber vielfach Landwirthe selbst, welche die Errichtung „offizieller" Landwirthschaftskammern befürworteten. Die einzelnen Stadien dieser Anläufe zu verfolgen, dürfte hier ohne Interesse sein; noch in seiner letzten Tagung hatte sich das Landes-Oeconomie-Collegium mit den Grundzügen zu beschäftigen, welche Seitens des Ministeriums vorgeschlagen waren. Man beschloß nach zum Theil erregter Debatte im November v. J. die Bildung derartiger Kammern zu befür-

*) Die Nährstände und ihre zukünftige Stellung im Staate. Köln, 1885. S. 219.

worten, jedoch facultativ für einzelne Provinzen und im Anschluß an die bestehenden Centralvereine. Doch verlautete bisher noch nichts, daß in dieser Richtung bestimmte Schritte geschehen seien.

Wie sind nun diese Reformbestrebungen von nicht voreingenommenem Standpunkt zu beurtheilen? Wir können hier nur unsere anderwärts begründete Anschauung wiederholen, daß die Organisation der Berufsinteressen eine ebenso dringende wie unerläßliche Aufgabe sei. Ist dem so, dann bietet eine „offizielle" Kammer, welcher alle Berufsgenossen auf Grund dieser Eigenschaft als Wähler angehören müssen, bestimmte Vorzüge. Es werden dadurch zunächst diejenigen mindestens zu Beiträgen, dann aber auch eventuell zur Mitarbeit herangezogen, welche bisher der Organisation aus irgend welchem Grunde fernblieben. Die Beiträge, welche sich jetzt auf 6 bis 9 Mark jährlich bei den größeren und 1,50 bis 6 Mark bei den kleineren belaufen, werden auch bei einer Nichterhöhung im Durchschnitt die Kammern leistungsfähiger machen. Und darauf kommt es selbstredend in erster Linie an. Nur dadurch läßt sich rege Mitarbeit der Interessenten und Nutzen für den Berufszweig wie indirect für den Staat erzielen.

Weiter wird in solchen Kammern, die fast Behördencharakter haben, es schwerer oder gar nicht möglich sein, Mißliebige auszuschließen, Wahlagitation zu treiben ꝛc., was die Schattenseite „freier" Vereine bildet.

Sollen aber die Kammern diese Function erfüllen, so sind einige Vorbedingungen unerläßlich. Zunächst muß die Regierung sich verpflichten, vor jedem einschlägigen Gesetze oder Verwaltungsacte die Gutachten der Kammern zu hören. Was das Fehlen dieser Bestimmung zu bedeuten hat, lehrt u. A. die Entstehungsgeschichte des Tarifs von 1879, zu dem keine Handelskammer vernommen wurde. Wir möchten zwar nicht ganz dem Urtheile eines sehr „gemäßigten" Schriftstellers beistimmen, der ohne solche Verpflichtung die ganze Organisation „eine werthlose Spielerei" nennt; aber an Bedeutung kann sie nur auf diesem Wege gewinnen. Auch wäre es unseres Erachtens ein Segen, wenn die Gesetze nicht in so reicher Fülle, dafür etwas besser und besonders durch die Interessenten vorbereitet an die entscheidenden Instanzen gelangten.

Auf Einzelheiten der Construction, des Beitragsmodus ꝛc. wollen wir an dieser Stelle nicht eingehen. Nur das sei bemerkt, daß eine feste Eingliederung in den Behördenmechanismus durchaus geboten ist. Es darf sich hier nicht der Fehler wie bei Handelskammern wiederholen, daß man nicht einmal weiß, ob diese „Behörden" seien oder nicht.

Noch eines naheliegenden Einwandes gegen alle derartigen Pläne sei zum Abschlusse gedacht. Gewiß liegt bei derartiger Organisation der Berufsinteressen stets die Gefahr vor, daß diese dadurch an Kraft gewinnen, einseitig sich in den Vordergrund drängen und so schließlich das Gesammtinteresse des Staates gefährden, welches keineswegs mit der Summirung der Einzelinteressen identisch ist. Allein dagegen schützt doch bereits einigermaßen der rein consultative Charakter dieser Organisationen, und es steht nichts im Wege, im Falle es nothwendig werden sollte, noch stärkere Garantien und Gegengewichte gegen die Sonderinteressen zu schaffen.

Wir sehen ja, daß gerade auf landwirthschaftlichem Gebiete trotz des Fehlens einer „offiziellen" Organisation diese Interessen in keiner Weise der Vertretung ermangeln. Landwirthschaftskammern aber würden aller Wahrscheinlichkeit nach die latenten Kräfte des Volkes frei werden lassen zum Dienst der Allgemeinheit.

---

## Die Naturkunde in der Volksschule.

Von H. Eres.

Ob es richtig ist, schon in der Volksschule die Anfänge fast aller gelehrten und practischen Wissensgebiete zu behandeln, soll hier nicht erörtert werden. Unter den Volksschullehrern selbst herrscht ganz allgemein die Ansicht, die Theorie der Volksschule müsse alle Zweige menschlichen Wissens durchmustern, ob sie geeignete Bildungselemente für das schulpflichtige Alter enthalten; geeignet, insofern sie dem Verständnisse der Kinder überhaupt nahe zu bringen sind und insofern sie für die ersten Grundlagen einer harmonischen Gesammtbildung (Weltanschauung) von Bedeutung sind. Daraus erklärt sich zunächst, daß der heute geltende Lehrplan für die Volksschule ein ganz anderes Gesicht zeigt als der vor fünfzig Jahren, sodann aber auch, daß immer einmal neue Fächer Einlaß begehren, wie jetzt gerade die Volkswirthschaftslehre und Gesetzeskunde u. dergl.

Es gibt eine Reihe von Volksschullehrern, die auf dem und jenem Wissensgebiete Hervorragendes leisten. Die sind es, die ihren Amtsgenossen neue Ziele zeigen. Von einzelnen begeisterten Jüngern Pestalozzi's werden diese nun ergriffen und, oft ungeprüft, in methodische Forderungen umgeformt. Hierbei gibt es neben vielem erfreulichen Enthusiasmus manche Ueberstürzung, manche Uebertreibung, auch Mißverständnisse und Verdünnungen. Dieser kleinen begeisterten Schaar stehen nun die Anderen gegenüber: die einen lassen sich in erzconservativer Starrheit nicht bewegen, auch nur einen Schritt vom Hergebrachten abzugehen; die zweiten zaudern und wägen, die dritten wollen feilschen und vermitteln, die letzten endlich folgen mehr oder weniger willenlos den Stürmern oder den Klebern. So klärt sich, oft nach jahrelangem Kampf, eine brauchbare neue Form ab, zu der sich schließlich auch die Zähen bekennen.

Seit Jahren ringt auch in Bezug auf die Naturkunde eine neue Richtung nach Anerkennung, die ganz sicher einen großen Fortschritt bedeutet. Die Anfänge dieser Bewegung reichen weit zurück, weil auch sie das Gesammtergebniß einer großen Zahl von Einzelforderungen ist, die in gewissem Sinne schon hier und da erfüllt worden sind.

Versuchen wir zunächst, kurz das Wesen der „Reformbewegung" darzustellen im Gegensatz zur landläufigen Methode dieses Unterrichtes. Die Phrase der biologischen Naturwissenschaft, in der man vor Allem in der eingehenden Zergliederung und Beschreibung der Formen ihre Aufgabe sah, als deren Hauptvertreter man vielleicht Linné bezeichnen kann, fand einen Widerschein in dem Volksschulunterrichte. Eine genaue Auffassung der Formen, also die Beschreibung, war das wesentlichste Kennzeichen der Methode, die bis vor Kurzem in der Volksschule gehandhabt wurde und auch heute noch von einem ansehnlichen Theile der Lehrerschaft festgehalten wird. Diesem Hauptmerkmale gegenüber kommen die Zugaben „zur Belebung", die Andeutungen über Lebensweise und Aufenthaltsort der Lebewesen, die oft recht fragwürdigen Bemerkungen über ihren Nutzen und Schaden, die angefügten Lehrerzählungen, Geschichtchen, Gedichte, Räthsel u. dergl. nur als nebensächlich in Betracht. Diese Methode, zeitweilen bis zum geistlosesten Gedächtnißdrill ausgeartet, beherrscht den Unterricht der Volks- und der höheren Schulen. Der ungeheure Fortschritt, den auch die Biologie, um diese handelt es sich in erster Linie, bis heute zu verzeichnen hat, konnte nicht ohne tiefgehenden Einfluß auf den Unterricht bleiben. „Der Reichthum der Naturwissenschaft besteht nicht mehr in der Fülle, sondern in der Verkettung der Thatsachen." Dieses Wort Alexander v. Humboldt's kennzeichnet wohl am trefflichsten die leitende Idee der heutigen Biologie. Wer nun einigermaßen pädagogischen Blick hat, sieht, daß ein solcher Betrieb der Naturkunde auch in den Grenzen des Elementaren, bedeutsame Bildungselemente birgt. Wenn es möglich ist, das Kansalitätsbedürfniß, von dem man so viel spricht, auch durch diesen Unterrichtszweig entsprechend zu befriedigen, so erhöht sich sein

Bildungswerth ungemein. Auch das zu erziehende Kind soll, soweit es ihm möglich ist, die Zusammenhänge in der lebenden Natur erkennen. Dies und nichts anderes ist die Aufgabe, die sich die neuere Art, in Naturkunde zu unterrichten, gestellt hat. Der Gegensatz zur alten herrschenden Methode ist klar erkennbar; er wird nur dadurch etwas verwischt, daß Anklänge an die neue Form sich in großer Zahl schon seit Jahren finden. Die „denkende Betrachtung" der Natur aber soll nicht bloß gelegentlich und nebenbei geübt, sondern sie soll Prinzip werden.

Wie gesagt, finden sich Andeutungen für denkende Behandlung des naturwissenschaftlichen Stoffes schon seit Langem in methodischen Anweisungen hier und da vor, ja man hört nicht selten die Behauptung, daß einzelne Volksschullehrer schon seit langer Zeit ihren Unterricht prinzipiell in der Form der denkenden Betrachtungen ertheilt haben. Mancherlei Anregungen hat dabei die Volksschulpädagogik von Fernerstehenden bekommen; die in den weitesten Volkskreisen bekannten Werke von Roßmäßler, Hermann Wagner (Entdeckungsreisen) und anderen haben nachweisbar directen Einfluß auf dies Schulfach gehabt. Wie sie sich jetzt entwickelt hat, knüpft sich die Bewegung hauptsächlich an den Namen eines Kieler Hauptlehrers, Friedrich Junge. „Der Dorfteich als Lebensgemeinschaft"*) nennt sich sein originelles, bahnbrechendes Werkchen. Wäre nicht — bedauerlicher Weise — das Interesse für pädagogische Fragen in den breiten Volksschichten so gering, man könnte sagen: das Buch ist es werth, von vielen Vätern gelesen zu werden. Vor allen ist es denen zu empfehlen, die für eine verständnißvolle Betrachtung des Naturlebens Sinn haben.

Bei der Emsigkeit, mit der die pädagogische Büchermacherei betrieben wird, ist es selbstverständlich, daß eine Fluth von Anweisungen, Lehrbüchern u. dergl., die der Durchführung der neueren Idee dienen sollen, entstand, eine Fluth, die noch immer sich nicht legen will. Bleiben wir zur weiteren Orientirung bei Junge's Werke vorläufig stehen. Einige Andeutungen werden genügen, um die Eigenthümlichkeit der Junge'schen Idee erkennen zu lassen. Versetzen wir uns im Geiste einmal zurück auf die Schulbank, auf der wir im elften oder zwölften Lebensjahre saßen! Es wird die „Ente" besprochen. Ich will Niemand die Langeweile noch einmal durchkosten lassen, die eintrat, wenn es da hieß: die Ente gehört zur Ordnung der Schwimmvögel (Palmipedes), und zwar zur Familie der Entenvögel (Anatidae). Sie wird vom Schnabel bis zur Schwanzspitze gegen eine Elle lang. Ihr Gefieder zeigt drei Arten von Federn . . . Nun wurden eingehend der Kopf, der Rumpf, die Flügel, die Beine, die inneren Theile beschrieben. Dann kamen die oben erwähnten Andeutungen über Lebensweise, Ernährung, Fortpflanzung u. dergl. Das Ganze wurde dann nach Niederschrift oder nach einem Leitfaden auswendig gelernt — und wieder vergessen. Es ist nun keineswegs meine Absicht, den werthen Lesern eine Unterrichtslection über die Ente zu halten. Nur kurz will ich die jetzige Weise darstellen.

Selbstverständlich muß auch jetzt noch das Kind das Thier (oder die Pflanze) ansehen und beschreiben. Dabei bleibt es aber nicht. An das Charakteristische schließt sich eine denkende Betrachtung an: welche Einrichtungen des Gefieders, der Körperform, der Füße sind gerade für das Leben auf dem Wasser zweckmäßig? Welche Einrichtungen schützen die Ente vor den Gefahren, die das Wasser hat, dem Untersinken, dem Naßwerden, dem Erkälten? In welchem Zusammenhange stehen die Bewegung, die Einrichtung des Schnabels zur Art, zur Erlangung ihrer Nahrung? Solche und ähnliche Fragen werden aufgeworfen und auf Grund von Beobachtungen beantwortet. Zwei Hauptgesichtspunkte leiten die ganze Betrachtung: die Selbsterhaltung und die Erhaltung der Art. Die Selbsterhaltung bedingt die Ernährung und gewisse Einrichtungen zur Sicherung. Man läßt nun die Schüler nachdenken, wie das Thier seine Beute erlangt, und wie es dazu eingerichtet ist. Das Kind sieht leicht ein, daß Thiere, deren Beute fliehen kann, schnell laufen müssen, und andere, die sich nur langsam bewegen (Muscheln), bequem zu erlangende Nahrung haben müssen, und solche, die sich gar nicht bewegen, auf ihre Nahrung lauern oder Vorrichtungen haben müssen, sie herzulocken oder herzuzubewegen (Polypen). Weiterhin gilt es die Fang- und Zerkleinerungs-, vielleicht auch die Verdauungswerkzeuge in Beziehung zur Nahrung zu bringen, ihre Zweckmäßigkeit nachzuweisen. Handelt es sich dann um Schutzeinrichtungen, dann wird hingewiesen auf die Nothwendigkeit der etwaigen Wohnung und auf die Werkzeuge, die dem Thiere zum Baue dienen; Farbe, Dicke und Art der Bedeckung erscheinen unter dieser Beleuchtung den Kindern nicht als zufällig, sondern als erhaltungsgemäß. Auch die Waffen und Vertheidigungsmittel, die bei manchen Thieren uns furchtbar erscheinen, werden betrachtet und als nothwendig erkannt. Die Betrachtung über die Erhaltung der Art wird meist kurz sein; aber die Zusammenhänge über die Zahl der Nachkommen und die Sorgfalt der Brutpflege, über die natürlichen Schutzeinrichtungen der Jungen werden behandelt.

Bei der Betrachtung des Pflanzenlebens ist es ähnlich. Auch hierbei begnügt man sich nicht mit der Kenntniß der Formen und Zahlen, sondern lehrt die Kinder die Bedeutung charakteristischer Erscheinungen erkennen. Um wenigstens einiges anzudeuten, verweise ich auf das Verhältniß zwischen Blumen und Insekten. Die schönen Farben, die Größe, die Düfte der Blumen, die Größe der Blüthenstände sind Lockmittel und Schilder. Damit die Insekten die Bestäubung ausführen, damit also die Art erhalten werde, sind diese Einrichtungen zweckmäßig. Besondere Aufmerksamkeit verdienen vor Allem die Blätter, deren Anpassung an ihre Aufgabe ja an das Wunderbare streift. Kein wesentliches Merkmal soll dem Kinde als zufällig erscheinen. So weit nur irgend möglich, wird ihm gesagt, welche Aufgabe dieser oder jener Theil hat, und wie er gerade geeignet ist, die zu erfüllen. Haare, Stacheln, Runzeln u. dergl. werden unter solcher Beleuchtung als wesentlich und zweckmäßig erkannt. Auch die Lebensgeschichte einzelner Pflanzen gibt reichlich Gelegenheit, über innere Zusammenhänge nachzudenken. Die Früchte werden als schützende Wohnungen und als reichgefüllte Vorrathskammern, die Knospenschuppen als Mäntel, die älteren, fertigen Theile als schirmende Hütten für die jüngeren dargestellt. Endlich nimmt der Unterricht Bezug auf die gegenseitige Beeinflussung der Lebewesen im Naturgetriebe, also auf das Zusammenleben in der Natur. Auch hierbei ist es möglich, kausale Zusammenhänge auffinden zu lehren. Dabei ist die Abhängigkeit des Organischen vom Unorganischen ganz besonders zu betonen.

Ueberall also handelt es sich nicht mehr um die Fülle der Thatsachen, sondern um deren Verkettung. Daß ein solcher Betrieb des Unterrichtes bedeutend stärker bildend wirkt als der bloß beschreibende, bedarf kaum eines Wortes. Dazu kommt, daß die ästhetische und sinnige, gemüthvolle Naturbetrachtung durch eine derartige Handlung wesentlich gestützt wird. Die größte Zweckmäßigkeit ist immer auch die größte Schönheit. Die Erkenntniß dieser Zweckmäßigkeit aber erweckt Achtung vor den Mitgeschöpfen.

Die Absicht, das Zusammenleben der organischen Körper im Unterricht zu beachten, hat den erwähnten Hauptlehrer Junge dazu geführt, die Anordnung des Lehrstoffes nach sogenannten „Lebensgemeinschaften" zu fordern, die Lebewesen also nicht nach der Reihe, wie sie in einem natürlichen oder künstlichen System auftreten, zu besprechen, sondern in den Gruppen, wie sie in der Natur wirklich neben und mit einander leben. So wird z. B. der Gelbrandkäfer nicht nach oder mit dem Maikäfer betrachtet, sondern mit der Ente und dem Frosche, mit denen er im Teiche zusammenlebt. Auffälligerweise hat dieser Vorschlag, der ja an sich hochbedeutsam und sicher richtig ist, aber doch den Kern der Reformbewegung nur berührt, das Schlagwort im Kampfe der Meinungen gegeben.

Ein bewußtes Nachdenken über die Naturerscheinungen ist aber nicht möglich ohne eingehende Beobachtung der Natur. Darum wird planmäßiger Naturbeobachtung große Aufmerk-

*) Kiel, Lipsius & Vischer.

samkeit gewidmet. Ueberall sieht man jetzt neben den Schulplätzen kleine Schulgärten entstehen, die nicht bloß dazu dienen, für den Unterricht die nöthigen Pflanzen zu beschaffen, sondern vor Allem dazu, daß die Kinder durch regelmäßiges Anschauen die allmähliche Entwickelung gewisser Pflanzen beobachten, Terrarien und Aquarien sind in den Schulen nichts Seltenes mehr. Selbst einfachere pflanzenphysiologische Versuche werden ausgeführt. Mehr als sonst trifft man die Lehrer mit ihren Schülern während des Unterrichtes draußen im Freien; endlich sucht man auch durch bestimmt gefaßte Beobachtungsaufgaben die Selbstthätigkeit der Schüler anzuregen, sie durch Gewöhnung zur denkenden Naturbetrachtung zu erziehen.

Die Freunde der Bewegung hoffen durch ihre Anstrengungen dem Sinne und Verständniß für die Natur in unserem Volke einen neuen Aufschwung zu geben. Möge ihnen das gelingen!

---

## Literatur und Kunst.

### Von den diesjährigen Pariser Salons.

Von Ernst Zimmermann.

I.

Die Pariser, d. h. die französische Kunst scheint jetzt wieder einmal an einem Wendepunkte angelangt zu sein. Die Anarchie ist hier vorüber, da sie bei uns in den germanischen Ländern erst recht beginnt, im Zeitalter der Eisenbahnen nachhinkend um Dezennien. Man ist nach dem ersten tollen Freiheitstaumel wieder zur Besinnung gekommen, und jene Weisen haben Recht behalten, welche — freilich vor tauben Ohren — dies alles nur für eine nothwendige Zeit des Ueberganges erklärten. Man bleibt hier jetzt nicht bloß mehr an der Oberfläche haften, man nähert sich wieder, indem man verarbeitet, was man sieht, dem, was man einen „Stil" zu nennen pflegt. Jene Schreckensperiode aber, die Manet heraufbeschworen, und das, was sie hervorgebracht hat, ist weggefegt und wird wohl nimmer wieder an der Oberfläche auftauchen, da kein Museum und wohl auch keine Privatsammlung sie einer Aufnahme gewürdigt hat. Nur das ist geblieben und wird wohl noch lange bleiben: der Haß gegen die Alten und das Bewußtsein, daß in der Kunst alles erlaubt ist. Nur ist dieser Haß gegen die Alten nicht mehr so groß, da man sie nicht mehr zu fürchten hat, noch macht man von seiner Freiheit jetzt einen allzu unbescheidenen Gebrauch. Was aber herausgekommen ist aus dieser ganzen Bewegung, das ist ein kräftiger, gesunder Realismus, ein durch diesen erzeugter Colorismus und schließlich ein beginnender Individualismus, von denen die beiden letzteren die französische Kunst, wie es die diesjährigen Salons ahnen lassen, zum Decorativen und zum mystisch Nebelhaften zu treiben scheinen.

In zweierlei Beziehungen hatten die Alten einst in der Kunst unseres Jahrhunderts ihr Régime geführt: hinsichtlich des Vorwurfs und der Behandlung. Vom ersteren ist man hier noch immer nicht ganz zurückgekommen, man treibt noch jetzt die Monumental- und die Religionsmalerei; denn man bedarf ihrer, zumal in südlichen und reinkatholischen Landen. Es schien im vorigen Salon sogar, als sei die religiöse Malerei noch einmal bestimmt, zu neuem Leben zu erwachen. Doch war dies nur eine der vielen Launen der französischen Kunst, der schwache Abglanz Uhde'scher Werke, die, wo sie hinkommen, das größte Aufsehen erregen. Da suchte u. a. Béraud in seiner Kreuzabnahme diesen Vorgang mit sozialistischen Ideen symbolisch zu verknüpfen, da er von Golgatha, alias Montmartre einen modernen Fabrikarbeiter mit geballter Faust auf das rauchende und qualmende Paris hinabdrohen ließ, während L'hermitte in seinem Ami des humbles sich unverfrorener an sein deutsches Vorbild hielt. Dieses Mal sind diese hübsch bei ihrem Leisten geblieben und, was von anderer Seite aus in dieser Weise versucht wurde, wie etwa Stievenart's Enfant prodigue, ist nicht der Rede werth. Doch fehlt es nicht an religiösen Malereien. Es gibt Nachzügler — natürlich im Salon — wie Meynier mit seiner Madonna im umbrischen Stile, andere, modernere, die einen genrehaften Zug in die heiligen Motive hineinlegen, wie Paupion, der Maria die Wäsche des Christkindes am Bache waschen läßt, oder die etwa, wie Laurens in seinen Heiligen Frauen den alten Kniff des orientalischen Miliens mit dem modernen der Naturstimmung zu einem neuen Eindrucke zu verbinden suchen. Schließlich hat Brunet, wie einst ein deutscher Maler, Le dernier cri du Christ, zu einem effectvollen Spectakelstück aufgestutzt, bei dem unter Sturm und Erdbeben Alles flieht, Alles zusammenbricht, nur das Kreuz Christi und die Marien mit einer wahrhaft heiligen Kraft sich aufrecht zu erhalten wissen. Kein führender Meister ist unter diesen. Die religiöse Malerei ist eben, wie überall jetzt, nur eine Begleiterscheinung der gesammten Malerei, die immer von jeder ihrer Phasen einige Brocken abbekommt, nie aber etwas mit ihrem eigentlichen Kern zu thun hat. Kein Wunder, wenn auch sie sich bald dem Mystischen ergeben wird.

Nicht besser steht es mit der monumental-decorativen Malerei. Hier gilt als anerkannter Führer Puvis de Chavannes, der dieses Mal indessen nur mit einem weniger bedeutenden Werke vertreten ist. Der Meister genießt das höchste Ansehen zu Hause und in der Fremde, und doch ist es unbegreiflich — wenigstens was uns anbetrifft; denn die Franzosen haben ja kein Gedächtniß — daß man in ihm noch nicht den schlimmsten und gefährlichsten Nazarener erkannt hat, der seit Overbeck und Flandrin die Welt betreten hat. Um größte Ruhe mit größter Einfachheit zu verbinden, inspirirt er sich an den Fresken Giotto's, vernachlässigt die Zeichnung und dämpft die Farben bis zur Mattheit von Gobelins. Es fehlt ihm zu allem diesen gewiß nicht an Begabung, aber er kommt doch nicht über Affectation hinaus. Sein Stil, vor Allem seine decorative Farbenstimmung frißt sich natürlich hier, wo alles Originelle sofort Nachbeter findet, bereits weiter; doch war der diesjährige Salon nicht gerade reich an decorativen Malereien. Wer über diesen Zweig sich näher orientiren will, der gehe in das Pantheon, wo neben dem teppichmalenden Puvis de Chavannes, Bonnat Oelgemälde auf die Wand pinselt, Maillot historische Festzüge gibt, Laurens Bilderatlasse für die Culturgeschichte illustrirt und Blanc Herrn Raffael um gefällige Anleihen angeht. Es fehlen nur noch die coloristischen Effectstücke im Stile Benjamin-Constant's, die im vergangenen Jahre sich auf den Wänden des Salons breit machten und die nun bald alle möglichen öffentlichen Gebäude zieren werden.

Die Historienmalerei, das dritte jener Gebiete, welches die retrospective Kunst unserer Zeit sich eroberte, liegt mehr noch als die anderen in den letzten Zügen. Roybet hat hier in seinem preisgekrönten „Karl der Kühne" einen Spätling dieser Art geschaffen, der dennoch überraschend wirkt. In Deutschland wäre heutzutage kein Mensch zu einer solchen coloristischen Kraftleistung — freilich alten Stiles — im Stande, bei der nur die Unruhe in der Vertheilung heller und dunkler Partien zu bedauern bleibt. Munkasey aber hat in seinem unglaublich langen und langweiligen Arpad gezeigt, daß auch er, der große Ungar, zur Kunst im Großen nicht geboren wurde. Dann noch die zeitgemäße Darstellung einer Columbus-Anecdote, ein heiliger Chrysostomus von Laurens, ein Rochegrosse, beide kostümgetreu, wie ein Alma Tadema und letzterer an die Sinne appellirend, wie nur immer ein Franzose, und mit der Historienmalerei ist man fertig, es sei denn, daß man noch die großen Darstellungen der Reden und Empfänge Carnot's als zeitgeschichtliche zu dieser rechnet, langweilige Ceremonienbilder, in denen der langweiligste aller Ceremonienmeister künstlerisch meist eine recht traurige Rolle spielt.

Nicht in diesen veralteten Stoffgebieten liegt das Heil der

französischen Kunst. Nur dort, wo eine rein künstlerische Absicht etwas dem unmittelbaren, zeitgenössischen Leben entnimmt, dominirt der jetzt allein seligmachende Realismus und seine Ausgeburt, der Colorismus. Unter dem Zeichen der Landschaftsmalerei ist diese neue Kunstweise geboren worden, unter diesem hat sie gesiegt. Hier liegt denn auch noch immer das spezifisch Moderne der französischen Malerei, hier der ewige Fortschritt: Man kann diese moderne Landschaftsmalerei eintheilen in Stimmungsmalerei und Problemmalerei, das heißt in eine solche, welche auf eine coloristische Erscheinung der Natur ausgeht, die zum Gemüthe spricht, und in eine solche, die nur sieht und wiedergibt, was das Auge reizt und überrascht, ohne durchaus immer an sich zu erfreuen, und dieses alles oftmals nur aus dem Grunde, weil die technische Schwierigkeit der Wiedergabe den in dieser Hinsicht gern das Höchste leistenden modernen Künstler kitzelt. Die erste ist so alt, wie die Kunst Corot's, Rousseau's und Diaz', die letztere vor Allem das Machwerk der Aera Manet's; die erstere führt fast immer zur Abrundung, die letztere oft nur zum Skizzenhaften. Gemeinsam ist aber beiden als Folge ihrer Entstehung die Vorliebe für Luft und Licht, und nur um dieser, nicht um der Gegenstände willen wird überhaupt in Frankreich von den Modernen die Landschaft gemalt.

Merkwürdig ist es dabei, daß man, da man Luft und Licht will, oftmals gleichsam zuviel Luft und zu wenig Licht erhält. Die Luft wird dicht und undurchsichtig, das Licht trübe und matt. Es ist erstaunlich, wie man auf diese Weise zu einer fast seit Jahrzehnten nicht gekannten Poesie der Naturschilderung kommt, die man vor noch nicht langer Zeit als unerlaubte Sentimentalität ohne Gnade verdammt haben würde. Billotte und Iwill sind zwei der bedeutendsten Vertreter dieser Dunst- und Duftmalerei. Sie suchen sich ruhige Motive, die in die Tiefe gehen, ersterer aus der Umgebung von Paris, der Enceinte und auch aus dem Innern der Stadt, vor Allem von den zu gleichen Zwecken allgemein ausgenutzten Seineperspectiven, auch wohl von den weiten Flächen den sumpfigen Landes, die Rousseau schon zu künstlerischen Zwecken auszuplündern pflegte, letzterer aus Flandern und vor Allem aus Venedig, und lassen diese alle in zartem Dufte verschwimmen, ja Iwill wagt sogar wieder über die Lagunenstadt das Zauberlicht südlichen Mondenscheines zu ergießen. Ueberhaupt ist der Mondschein hier schon wieder fashionabel geworden, namentlich wenn man ihn nach dem Vorbilde Cazin's möglichst blau malt, nicht minder die Melancholie des Herbstes, wie Denduyt's Holzhacker zeigen, die in kühler, feuchter Luft zwischen entblätterten hohen Bäumen Stämme abschälen, ein treffliches Bild, das sich der Staat nicht hat entgehen lassen. Schließlich hat sich gar gleich anderen der talentvolle Sain nicht gescheut, den melancholischen Abendlandschaften seiner Heimath poetische Ergüsse anzuhängen, und sie geradezu als Ausflüsse dieser zu bezeichnen, wie man es sonst nur noch in der immer etwas poetisch-sentimental angelegten englischen Kunst gewohnt war. Es ist dies die Antwort auf die Vielen räthselhafte Zeit des krassesten Realismus, die voraus zu errathen war, das Seitenstück oder vielleicht der Ausgangspunkt des bereits angedeuteten Mystisch-Nebelhaften, das in die französische Malerei einzuziehen droht.

Das hindert indessen die französische Landschaftsmalerei durchaus nicht, daß sie auch anderen Strömungen folgt, die sich zu dieser im Nebel verlierenden oft diametral verhalten. So lange die Welt steht, nie hat es überhaupt auf diesem Gebiete eine solche Buntscheckigkeit gegeben! So findet das Waldinnere, das die Schule von Fontainebleau in der Jugendzeit der modernen Landschaftsmalerei so liebte, zwar nicht mehr so viele, aber doch in Tanzi, Duez, Cabrit u. A. tüchtige Vertreter, die vor Allem auf die Wiedergabe eines frischen und namentlich vielfarbigen Grüns ausgehen, aber z. Th. von der alten Unart des allzu fleckenhaften Auftrags nicht lassen können. Daneben malt Harpignies noch weiter in Corot's Manier, nur in der Farbe um eine Note tiefer. Desbrosse setzt an die Stelle der farbenmatten Abenddämmerung ein kraftvoll leuchtendes Abendroth, das auch der Erde wärmere und tiefere Töne verleiht. Damoye liebt bei aller Einfachheit der Motive ein buntes farbensattes Stück der Natur unter bedecktem Himmel, während andere wieder die ungehemmte Gluth des Sonnenscheins namentlich gegen Abend zu treffen suchen. Dann kommen die Maler des südlichsten Frankreichs, die unsere Italienfahrer ersetzen, und die des Orients. Auch hier die gleichen Contraste! Während z. B. Montenard den heißesten Mittag des Südens, die grellsten weißen Straßen, die bestäubtesten Büsche und Bäume und ein tiefes Blau des Wassers und der Berge unter dem grellsten Licht der Sonne wiedergibt, weiß Boudin die stets mit Kriegsschiffen gefüllten felsigen Buchten, Küstenmotive seiner Heimath, des Departements der Seealpen, in eine weiche, mattbläuliche Stimmung zu tauchen, wie sie dort gewiß nur ein bedeckter Abendhimmel herbeiführen dürfte, Gegensätze, die sich in der Malerei des Orients schon vorher abgespielt haben und sich auch jetzt noch wiederholen.

Wichtiger aber als alle diese Arten von abgerundeten landschaftlichen Darstellungen sind die Problemmalereien, die indessen auch vielfach auf andere Gebiete hinüber gehen. Es gibt einige Künstler, die über diese überhaupt nicht recht herauskommen. Hier wird recht eigentlich weiter gearbeitet, um das unendliche Gebiet der Natur nach immer neuen Seiten zu durchqueren und für die Kunst zu erobern. Hier herrscht aber auch noch viel jugendliche Unklarheit und Ueberschwänglichkeit. Allen voran steht dieses Mal der ungemein begabte Amerikaner Alex. Harrison mit seinem fast schon zu Gemälden ausgewachsenen Marinen: La lune, la nuit, ciel rose, Lichteffecte, wie schon die Bezeichnungen errathen lassen, die sich am Wasser abspielen, am Meeresstrande, auf der mit unendlicher Gelassenheit und Ruhe breite Wellen in langen, vielfach gewundenen Linien heraufkommen. Einmal ist es der aufgehende Mond, der hierüber sein Licht ergießt und Himmel und Erde mit violetten Tönen füllt, indeß im Wasser grüne dagegen ankämpfen, ein ander Mal ist nur sein Spiegel im Wasser sichtbar, das dieses Mal gleich Himmel und Erde in blauen Farben spielt; dann schließlich tiefrother Abendhimmel, der ferne Küsten umröthet und in den tiefblauen Wogen sich mannigfach zerrissen abspiegelt. Ganz anderes will Thaulow, von Geburt ein Norweger, sonst der patentirte Spezialist von Sonnenschein auf Schnee. Dieses Jahr hat er das Farbenspiel auf fließendem Wasser studirt und sich besonders raffinirte Vorwürfe dafür ausgesucht. In seinem Derrière les moulins strömt ein Wasserstrom über Mühlräder herab und breitet sich in einen Teich aus, das klare Blau des gespiegelten Himmels durch seine Wellen mannigfach trübend, die Wasserpflanzen am Grund gewaltsam mit sich fortziehend; in seiner Seine en novembre stört einer jener flinken Seinedampfer, zur Seite steuernd, den gewohnten Fluß des Stromes und läßt ein krauses, bunt schillerndes Gewirr sich kreuz und quer bewegender Wassermassen zurück. Binet dagegen bleibt auf dem Lande und begeht hier die Frechheit, Herbstlandschaften mit völlig citronengelbem Laube zu malen, wie andere z. B. kraß rothe, blaue oder violette Blumenfelder. Sehr beliebt ist sodann der Versuch, besser vielleicht Experiment genannt, aus möglichst wenig Farben mit ihren Nüancen ein Naturbild darzustellen, bei dem die Gegenstände an sich gleichgültig sind. Hier ist Whistler, der bedeutendste der amerikanischen Künstler und überhaupt einer der Hauptführer der modernen Malerei, unzweifelhaft der Entdecker gewesen, der leider dieses Mal in der Exposition gänzlich fehlt. Nocturne gris et or — La neige à Chelsea; Nocturne bleu et or — Saint Marc à Venise und Gris et vert — l'Océan, heißen seine Bilder, die wirklich nicht mehr Farben, als sie sollen, enthalten. Man mag hierin vielleicht eine Spielerei sehen oder gar an geometrische Aufgaben, aus so und so vielen Linien die und die Figur zu construiren, erinnert werden. Aber dennoch steckt Poesie in diesen Bildern, für viele sogar Mystik, vielleicht weil diese nicht wissen, worin die Poesie besteht. Und nicht jeder vermag das, wie Whistlers Nachahmer zeigen. Bei diesen ist für solche Experimente, wie es auch dieses Jahr zeigt, besonders die weiche Meeresluft beliebt, die eine flache Meeresfläche und einen öden Strand, reizlose Motive also, in verwandte Farben kleidet. Andere Künstler dagegen wirken durch

den Contrast, wie Cottet in diesem, Stevens im vorigen Jahre, welche beide die dunklen Schattenseiten von Fischerböten auf das energischste gegen einen hellschimmernden Wasserspiegel absetzen. Schließlich darf Pointelin nicht vergessen werden, eine höchst bedeutende Kraft, der es sich zur Aufgabe macht, ein in grünen und braunen Tönen verschwimmendes, absolut leeres, aufsteigendes Terrain allein durch die Farbenabstufung — da Linien und Körper ihm hierzu nicht zu Gebote stehen — nach hinten zurückweichen und gegen einen lichterfüllten Abendhimmel abheben zu lassen, was ihm wie durch ein Wunder gelingt.

So viel macht heute die moderne Kunst aus einem Stoffgebiete, von dem einst unser Lessing sagte, daß es kein Vorwurf für sie sei, da ihm — die Seele fehle!

---

## Die naturalistische Oper.

Von Alfred Stößel.

Die Schlagwörter sind wie die Bacillen — unausrottbar. So viel man ihrer auch vertilgen mag, immer neue, immer andere erstehen, ehe man sich es versieht, oder die schon endlich todtgeglaubten erwachen wieder zu neuem, unheilvollem Leben.

Dachte man wirklich vor „Realismus" und „Idealismus", vor „Occultismus" und „Naturalismus", vor „Milieu" und „Erdgeruch", und wie die schönen Dinge alle heißen, endlich ein wenig Ruhe gefunden zu haben, die im Wachen und Träumen, im lärmenden Getümmel der Großstadt, wie im fernsten, weltabgeschiedensten Neste jahrelang beharrlich einen verfolgten, so ist auch glücklich schon die „realistische", „naturalistische" oder „veristische" Oper aufgetaucht, die in hunderten von Zeitungsartikeln und Broschüren nun schon so geraume Zeit ihr Unwesen treibt, ohne daß die erhitzten Gemüther sich darüber beruhigen können.

Ein Taumel hatte alle Welt seit dem Auftauchen der Werke der sogenannten Jung-Italiener ergriffen, und was dem Naturalismus in jeder anderen Kunstform nur im allerbescheidensten Maße gelungen, dessen Gegnerschaft allerorten noch immer größer ist, als die verhältnißmäßig kleine Schaar der Anhänger, die auf ihn schwören; dem gesungenen Naturalismus ist es durch einen einzigen Handstreich geglückt, die ganze große Masse des Publikums sich zu erobern und siegreich die Rivalität jeder anderen Richtung auf demselben Gebiete, sogar die des so lange Zeit alleinherrschenden Wagnerthums zum großen Theile aus dem Felde zu schlagen.

Aber ist es wirklich der Naturalismus, der diesen unerhörten Sieg erfochten? Kann die Oper überhaupt naturalistisch sein, oder liegt in den beiden Begriffen Oper und Naturalismus nicht vielmehr ein Widerspruch, eine Kluft, die niemals überbrückt werden kann? Wenn aber nicht, wie kommt es, daß die Mehrzahl des Publikums heute dem Naturalismus in der Literatur, in der Plastik, wie in der Malerei so energisch noch immer widerstrebt, der naturalistischen Oper aber voll Begeisterung zujubelt?

Wir wollen die Reihe scharfsinniger Definitionen dessen, was der Naturalismus eigentlich ist, beileibe nicht um eine weitere vermehren; aber wir dürften wohl kaum auf einen Widerspruch stoßen, wenn wir sagen, jede naturalistische Kunstrichtung verfolgt das Streben, den Vorbildern, welche die Natur, die Wirklichkeit der Kunst bietet, möglichst nahe zu kommen, in den das Kunstwerk Genießenden die Illusion zu einer möglichst vollkommenen zu machen, als wäre es ein Stück wirkliches Leben, was ihnen da entgegentritt.

Aber hat die Musik überhaupt Vorbilder in der Natur? Hanslick in dem sechsten Abschnitte seiner Abhandlung „Vom musikalisch Schönen" verneint dies mit aller Entschiedenheit. Was wir an mannigfachen Stimmen in der Natur vernehmen, das Rieseln des Baches, den Donner der Lawine, das Stürmen der Windsbraut, aber auch das Klappern der Mühle, den Galopp des Pferdes, das Alles sei lediglich „Schall und Klang", höchstens Rhythmus enthaltend, aber niemals weder Harmonie noch Melodie, diese beiden Grundelemente der Musik. „Höchst selten und dann nur isolirt bringt die Natur selbst einen Ton hervor, d. i. einen Klang von bestimmter meßbarer Höhe und Tiefe, und auch die reinste Erscheinung des natürlichen Tonlebens, der Vogelsang steht zur menschlichen Musik in keinem Bezug, da er unserer Scala nicht angepaßt werden kann." Wenn wir aber Nachahmungen solcher Aeußerungen des Tonlebens in der Natur in musikalischen Kunstwerken begegnen, so hätten sie darin „keine musikalische Bedeutung", sondern eine poetische. „Es soll uns der Hahnenschrei nicht als schöne Musik oder überhaupt als Musik vorgeführt, sondern nur der Eindruck zurückgerufen werden, welcher mit jener Naturerscheinung zusammenhängt . . . Ein Thema können alle Naturstimmen der Erde zusammen nicht hervorbringen, eben weil sie keine Musik sind, und bedeutungsvoll erscheint es, daß die Tonkunst von der Natur nur Gebrauch machen kann, wenn sie in die Malerei pfuscht."

Höchstens metaphorisch könnte man demnach also naturalistische Musik eine möglichst wenig kunstvolle, auf Volksmelodien sich aufbauende Musik nennen, einfach in ihren Harmonien, wie in allen ihren Mitteln.

Wenn aber für die Musik im Gegensatz zu allen anderen Künsten mit Ausnahme der Architektur in der Natur ein Vorbild absolut nicht existirt, wie kann dann von veristischer, wie von naturalistischer Musik die Rede sein?

Aber freilich, Musik allein macht keine Oper, und die Oper ist nicht lediglich Musik. Sie ist eine der complicirtesten Kunstformen, eine Verbindung mehrerer Künste zu einem neuen Ganzen, an dem jedoch die Musik, da sie ununterbrochen von Anfang bis zu Ende mitspielt, die Hauptsache ist, deren Forderungen alles Andere sich unterzuordnen hat.

Wie aber, wenn wir, wie dies ja vielfach auch geschieht, den Satz nicht gelten lassen wollen von der Suprematie, welche die Musik in der Oper über die anderen Künste übt?

Dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder, der Text, das Drama ist in der Oper die Haupsache, oder Text und Musik verbinden sich als gleichberechtigte Faktoren mit einander. Die Scenerie, die Kunst des Malers und Decorateurs, der Wagner neben Dichtung und Musik ebenfalls einen bedeutenden Platz in seinem „Kunstwerk der Zukunft" einräumt, wollen wir, als für unsere Erörterung unwichtig, zunächst ganz bei Seite lassen.

Nehmen wir nun an, der Text wäre in der Oper das Wichtigste, dem alles Uebrige sich anzuschmiegen hätte, so kann ein Zweifel darüber nicht bestehen, daß dieser Text naturalistisch oder realistisch, wenn man will, gestaltet werden kann. Was auch die Dichtkunst zu bilden unternimmt, sie wird ihre Vorbilder dafür immer im Leben, in der Wirklichkeit finden, und so weit die Bühne mit ihren ganz besonderen Gesetzen, denen auch der naturalistische Dichter seine Concessionen zu machen gezwungen ist, dem nicht im Wege ist, wird sie im Stande sein, ein möglichst getreues Abbild der Wirklichkeit auf dem Theater zu geben, naturalistisch zu wirken.

Aber schon das bloße Hinzutreten der Musik in der Weise, daß das gesprochene Wort zum gesungenen wird, macht auch das naturalistischste Drama unrealistisch, mag die Musik auch noch so sehr den Intentionen des Dichters sich anpassen, seinen Forderungen noch so sklavisch sich unterordnen. Der Umstand allein, daß alle handelnden Personen in der Oper singen, anstatt zu sprechen, zerstört unerbittlich die Illusion, die der Dichter zu erwecken sich die größte Mühe gegeben, als wäre es ein Stück wirklichen Lebens, was sich da vor unseren Augen abspielt. Mag auch Hanslick behaupten, die Phantasie setze sich leicht über solche „Unwahrheit" hinweg; meiner Meinung nach, der ich selbst nie darüber hinauszukommen vermocht habe, kann sie, wenn überhaupt, doch nur unter gewissen Voraussetzungen die Illusion eingeben, daß die Menschen singen und nicht reden; wenn nämlich etwas Wunderbares oder doch etwas Ungewohntes, Fremdes hinzutritt, sei es dadurch, daß die Handlung in fernen Ländern oder in längst entschwundenen

Zeitperioden spielt, oder daß sie ihre Stoffe aus dem Bereiche des Wunderbaren, der Sage, dem Märchen entnimmt, wie Wagner dies mit richtigem Empfinden fast ausnahmslos gethan. Fremde, unserem Auge ungewohnte Trachten, seltsam uns anmuthende Sitten ferner Länder kommen unserer Einbildungskraft wesentlich zu Hülfe. Wir sind eher bereit es gelten zu lassen, daß die Menschen singen und nicht sprechen, wie wir keinen Anstoß daran nehmen, daß die Menschen in einem spanischen Stücke nicht spanisch und in einem chinesischen nicht chinesisch reden. In der Sage, im Märchen erscheint uns vollends nichts so unbegreiflich, weil wir ja auf eine ganze Reihe anderer Illusionen eingehen müssen, was wir mühelos auch thun in dem Bewußtsein, daß es eben nur Sage, nur Märchen ist, was uns vorgeführt wird.

Aber man mache den Versuch, dessen Idee übrigens nicht von mir herrührt, Sudermann's „Ehre" oder Hauptmann's „Einsame Menschen" oder seine „Weber" oder irgend ein modernes Stück von Ibsen, Fulda oder meinetwegen Lindau als Oper zu geben und man sehe zu, ob die Phantasie der Zuhörer wirklich noch über die Unwahrheit hinauszukommen vermag, den Grafen Trast oder den alten Hilse Arien, die Reserveoffiziere Duette oder Terzette im Lieutenantstone singen zu hören.

Aber ein Anderes kommt noch hinzu. Ist das Drama in der Oper die Hauptsache, das seine Wege schreitet, ohne sich um die Musik weiter zu kümmern; dann wird es dieser beim besten Willen zur absoluten Unmöglichkeit, ihr zu folgen schon der zeitlichen Ausbreitung wegen, welche die Musik für sich in Anspruch nimmt und der immerhin beschränkten Receptionsfähigkeit des menschlichen Organismus. Nach einer oberflächlichen Schätzung ist z. B. Schiller's „Don Carlos" etwa drei Mal so lang, wie der Text zu Wagner's „Walküre". Würde nun der Don Carlos so wie er ist in Musik gesetzt, so würde seine Darstellung auf der Bühne, da eine Aufführung der Walküre immerhin vier Stunden dauert, die Zeit von vollen zwölf Stunden in Anspruch nehmen. Und wo existirt ein Mensch, der im Stande wäre, zwölf Stunden nacheinander ein derartiges Werk in sich aufzunehmen?

Um also noch die Möglichkeit einer Wirkung auf die Hörer zu haben, müßte jedes Drama, als Oper behandelt, um etwa ein Dritttheil gekürzt werden. Aber das naturalistische Drama widerstrebt mehr denn jedes andere einer derartigen, wie überhaupt jeder Art von Beschränkung. In seiner unerbittlichen Forderung nach Wahrheit fügt es widerwillig nur sich den Forderungen des Theaters überhaupt und jenen obersten ästhetischen Gesetzen, die für das Zustandekommen eines Kunstwerkes unerläßliche Voraussetzung sein müssen, und mit jeder weiteren Concession, die es macht, fürchtet es auch immer weniger naturalistisch zu werden. Es will bald in kurzen, abgehackten Sätzen, in einzelnen Worten und Lauten, bald in langen Perioden sich ergehen, je nachdem, wie dies bei denselben Situationen und bei gleichen Charakteren in der Wirklichkeit ungefähr der Fall sein dürfte, und von dem Vers, der rhythmisch gegliederten Sprache hat es völlig sich abgewendet, weil er ihm der Wahrheit zuwider zu sein scheint, da im gewöhnlichen Leben die Menschen auch nicht in Rhythmen lieben und hassen, oder ihre Geschäfte mit einander abmachen. Musik ohne Rhythmus aber hört eben auf, überhaupt Musik zu sein, und ein in Musik gesetztes naturalistisches Drama zeigte entweder einen in die ihr hartnäckig widerstrebende Sprache gewaltsam hineingebrachten Rhythmus, ein Stück Unnatur in mehr als einer Hinsicht, das den Naturalismus des Werkes gründlich zerstörte, oder sie fluthete formlos dahin, ein Aufeinanderfolgen von Tönen, ein endloses Recitativ in bestem Falle, aber keine Musik. Unter allen Umständen aber wäre der Zweck vollständig verfehlt, der durch eine Verbindung von Dichtung und Musik in der Oper erstrebt werden soll, daß nämlich die unmittelbarer und mächtiger als die Sprache unsere Gefühle erregende Musik die Wirkung des Dramas verstärke und vertiefe*), und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das eben kaum mehr Musik zu nennen wäre, was sich dem Texte da zugesellte. Die Wirkung des naturalistischen Dramas aber würde durch die quasi-musikalische Begleitung nicht nur verringert, sondern geradezu aufgehoben.

Es bliebe demnach nur die letzte Möglichkeit, daß Text und Musik als gleichberechtigte Factoren in der Oper mit einander sich verbänden. Aber erst recht kann das Drama in diesem Falle nicht naturalistisch gestaltet werden. Die vorwärts stürmende, keinen Augenblick stillestehende Kunst des Dramas und die ihr so sehr entgegengesetzte retardirende Tonkunst ziehen an beiden Enden ein und desselben Seiles und sind, um das Gleichgewicht zu erhalten, zu ewigen Compromissen, zu immerwährenden gegenseitigen Concessionen gezwungen. Aber wir haben ja bereits gesehen, wie sehr gerade der Naturalismus allen Concessionen widerstrebt, die ihn in seinem Bemühen nach Naturwahrheit beeinträchtigen.

Und zu wie vielen Concessionen ist die Dichtkunst bei einer solchen Verbindung gezwungen! Sie muß sich kürzen lassen an allen Ecken und Enden, und demzufolge auf jede eingehende Motivirung verzichten. Alle Lichter und Schatten, jeden feinsten Pinselstrich will der naturalistische Dichter uns geben, um den Eindruck des Lebenswahren nur ja recht täuschend zu erwecken; aber er kann nur al fresco malen; er will die Sprache der Wirklichkeit möglichst getreu nachbilden, aber er muß sie zu Rhythmen treiben; er will vorwärts stürmen; aber die Musik zwingt ihn zum Stillstand. Auf Schritt und Tritt durchkreuzt die Tonkunst die realistische Wirkung der Dichtung, und mag aus einer Verbindung der beiden Künste, bei der jede den gleichen Rang einnimmt, die eine sich völlig in die andere schmiegt und fügt, die herrlichste Oper entstehen, ein naturalistisches Werk wird dabei niemals zu Stande kommen.

Wenn aber weder die Musik allein, noch die Musik in Verbindung mit dem Drama naturalistisch sein kann, was kann dann überhaupt an einer Oper naturalistisch sein?

In der That vermochte ich in den Werken der sogenannten Jung-Italiener auch nichts Naturalistisches zu entdecken. Denn der Umstand allein, daß sie ihre Stoffe dem Leben der niederen Volksschichten zumeist entnehmen, macht ihre Opern noch nicht naturalistisch. Der naturalistische Dichter kann Könige und Prinzessinnen so gut wie Bauern und Dirnen schildern, und erst durch die Art der Behandlung des Stoffes wird sein Werk zu einem naturalistischen oder nicht. Als Oper behandelt aber wird kein Stoff, wie er auch beschaffen sei, zu naturalistischer Wirkung kommen können, und in den Opern der Jung-Italiener begegnen wir überdies noch so manchem, was über die *nothwendigen* Concessionen, welche die Dichtkunst an die Musik und umgekehrt zu machen gezwungen ist, hinausgeht und diese Werke noch schärfer als nicht-naturalistische kennzeichnet. Die Chöre in der „Cavalleria", das Liedchen, mit dem fast jeder neu Auftretende darin sich einführt und das mit der Handlung gar keinen oder doch nur den losesten Zusammenhang hat, das aus so unzähligen Opern wohlbekannte Trinklied, bei dem der Chor wie auf Verabredung einfällt und seine leeren Zinnbecher in der Luft herumschwenkt; das alles und manches andere dazu ist unrealistisch in höchstem Grade und von Wagner längst zum großen Theile vermieden worden. Und ist es nicht erst recht die endlose, gesungene, ästhetische Vorlesung — der Autor meint freilich, er wolle nur *kurz* des Dichters Ziele uns erklären — des Prologes im „Bajazzo", wo um nur ja

*) Peter Lohmann in einer Abhandlung „Vom gesungenen Drama" (Gesangsdramen und Aufsätze zum Gesangsdrama, Leipzig, J. J. Weber) vertritt den Standpunkt, daß „in dem Gesange erst die wahrhaft künstlerisch ausgestattete Sprache" zu erblicken sei und daß in ihm „die Recitation eines poetischen Textes erst ihre entsprechende, die der Poesie würdige Ausstattung" erhalte; ermahnt aber die Tonsetzer, von ihren Personen eine Redeweise zu verlangen, „wie die Menschheit von heute und allezeit sie redet, und dieselbe nicht in Vers- und Reimkünsten längst vermoderter Künstlergeschlechter archaistisch geziert sich ergehen zu lassen." Wie die Jung-Italiener verlangt er schon vor diesen, daß die dramatischen Texte sich nicht ferner „in Sätze und Acte zerlegen", sondern „in einem Zuge abspielen lassen" sollen; und mit den naturalistischen Dichtern ist er der für die Oper sicher beherzigenswerthen Ansicht, daß die Handlung sich vertiefen, verinnerlichen soll, statt auf Intriguenkünsten ꝛc. sich aufzubauen, mag das Kunstwerk immerhin deswegen auch der Handlungslosigkeit beschuldigt werden.

jede Illusion von vornherein zu zerstören, eine der handelnden Personen des Stückes aus dem Rahmen desselben tritt, um uns zu verrathen, wie „der Dichter des Werkes die Welt sah". Aber nebenbei sei es gesagt, wenn der Zuschauer das aus dem Werke selbst nicht merkt, dann werden ihm auch die Erklärungen des Prologes, fürchte ich, nur wenig nützen. *)

Die Oper der Unnatur zu entkleiden, in der sie befangen war, hat Richard Wagner mit gewaltiger Hand unternommen, und sicher ist er in dieser Hinsicht der naturalistischste aller Operndichter.

Er hat sich nicht nur von all den endlosen Widerholungen der früheren Opern und ihrem kunstvoll verzierten Gesange emanzipirt, auch den Chören, den Duetten, den Terzetten und Sextetten, allen in sich geschlossenen Musiknummern, die aus dem Gesammtkunstwerk hervortreten, ist er so viel als möglich aus dem Wege gegangen, weil sie ihm der Natur zuwider schienen, und wer weiß, ob er seinen Forderungen nach Befreiung der Oper von ihrer Unnatur bis zu den letzten Consequenzen nachgehend, die Oper als Kunstform nicht überhaupt verworfen hätte, wäre der gewaltige Musiker in ihm nur nicht so lebendig gewesen.

Die Jung-Italiener aber, die Wagner so Vieles verdanken, sind keineswegs seine Wege in dieser Richtung weitergewandelt. Eher sind sie ein gut Stück wieder zurück gegangen, und nicht im Geringsten ist es ihnen gelungen Werke zu schaffen, die das Epitheton naturalistisch in Wirklichkeit verdienen.

Ob ihnen daraus ein Vorwurf zu machen ist oder nicht, ist freilich eine andere Frage, die wir hier nicht untersuchen wollen. Denn nur darum ist es uns heute zu thun, das Schlagwort von der „naturalistischen Oper" als das zu brandmarken, was es ist, ein Schlagwort im bösesten Sinne, und der Ansicht entgegenzutreten, als wäre es wirklich der Naturalismus, der seine Siege feiert, wenn das Publikum der „Cavalleria" oder dem „Bajazzo" zujubelt.

Und die Beifallsstürme, die nach dem Prologe in „Bajazzo" sich jedes Mal erheben? Ist der Prolog denn nicht ein Lobgesang auf den Naturalismus, und ist der Applaus des Publikums nicht auch ein Act der Huldigung für diesen? Nicht im geringsten. Denn wohlgemerkt, der Prolog ist nur ein Lobgesang. Wäre er aber eine Lobrede, würde er gesprochen werden statt gesungen, dann würden wohl energische Zischlaute sich in die Beifallsbezeugungen mischen, dann könnte man die wohlbekannten Redensarten hören, die immer und allerwegen gegen den Naturalismus ausgespielt werden, daß das Leben des Traurigen und Entsetzlichen ja schon mehr als genug enthielte, daß nicht auch die Kunst noch uns das immer vor Augen führen müsse ꝛc. ꝛc. Es ist die alte Geschichte: mehr als jedes andere Publikum ist eben das sogenannte „musikliebende" gedankenlos über alle Maßen, und klingt es ihm nur angenehm in die Ohren, dann sagt es noch zu ganz anderen Dingen Ja und Amen als zu dem sonst so verabscheuten Naturalismus.

*) Daß das Buch des „Bajazzo" weit schwächer ist, als das der „Cavalleria" hat u. A. auch Otto Schmidt in seiner eben erschienenen Schrift: „Bunte Blätter, Studien und Blätter aus dem Reiche der Töne", Dresden, Oscar Damm, gezeigt. Daß es auch, trotzdem seinem Stoffe eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt, worauf der Dichter sich offenbar etwas zu Gute thut, da er mehrmals darauf hinweist, unnaturalistisch auf jeder Seite ist, ließe sich leicht noch erweisen.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Sonntagsruhe auf dem Dorfe.

Von Carl Schultes.

„Laßt's mich aus mit Eurer sogenannten Sonntagsruh', die mir soviel Unruh in meinen armen Schädel hineingebracht hat, so daß ich aus einem halben Narr'n leicht ein ganzer werd'n könnt'!" schrie ein kleiner, beweglicher Mann, der Kaufmann vulgo Kramer Muki (Nepomuk) Wissinger in dem Wirthshause „zum grünen Kranz" in dem bayerischen Flecken Groß-Haßlach. — Er hatte so auf den Tisch hingehaut, daß sämmtliche Bierkrügeln des vollbesetzten Stammtisches in's Wackeln geriethen, was aber den „G'setz-Kramer", so wurde er von seinen Freunden im Scherze genannt, nicht im Geringsten kümmerte; denn er fuhr in seiner Philippika fort: „Das G'setz is uns auch aus dem sakrisch schönen Nurd'n (Norden) kommen, wo's mit ihrer G'setz-Kramerei gar net fertig werd'n können! Allweil ein neu's G'setz, immer wieder ein's, daß man sich gar nimmer auskennt, und alle steig'n uns in den Geldbeutel!"

„Recht hast', G'setz-Kramer!" riefen unisono seine Freunde am Tische. —

„Erklären Sie sich näher, Herr Wissinger!" sagte ruhig der Herr Kaplan, der seine Dose zwischen den Fingern drehte.

„Himmelsakra! wann ich meinem Ladenjüngling, dem Xaverl, den Sonntag freigeb'n hab', damit er halb nach Odeeanalli (Eau de Cologne) und halb nach Häringsbrüh' schmeckend (riechend) die Straß'n unsicher mach'n kann, wer will mir denn nachher verwehr'n, daß ich als Bürger, der seine Steuern und Abgab'n richtig zahlt, mit meiner Alt'n und meiner Crescenz meinen guten Sonntagsverdienst net auslassen thu?"

„Das Reichsgesetz!" entgegnete der Herr Kaplan eine Prise nehmend.

„So? Das is aber ein Eingriff in meine persönliche Freiheit, die mir durch unsere gute bayrische Verfassung gewährleistet is, und die wir doch net zum Spaß von Oben herunter Alle miteinander beschwor'n hab'n! Denn wenn ich meinen Laden, wie sich's g'hört, unter der Kirch' g'schloss'n halt', da kann ich doch in den andern Stunden ohne Spektakel z'machen, arbeit'n wie ich will! Verbiet'n Sie doch einmal, Herr Caplan, einem Zeitungsschreiber am Sonntag das Arbeit'n. Der lacht Sie aus, und sagt: Ich will einmal keine Sonntagsruh'!"

„Ach, geh'n Sie doch weiter!" lachte der Herr Kaplan.

„Gut! geh'n wir um ein Haus weiter und zwar in das Ihre! Soll Ihnen etwa Ihre Jungfer Köchin keinen Sonntagsbraten machen? Arbeitet die vielleicht net im Schweiße ihres Ang'sichts? Macht die keinen Lärm in der Kuchl (Küche)? Hat die vielleicht eine Sonntagsruh? Fallt ihr net ein, sie muß ja grad da doppelt arbeit'n! Ja, sogar während der Kirch', wo Sie grad auch an der Arbeit sind mit Ihrer Predigt, daß Ihnen manchesmal der Schweiß über's Gesicht lauft, und Sie mit Ihrem Taschentüch'l net g'nug wischen können. Sie arbeiten halt auch um's liebe Brot! denn umsonst hab'ns doch für's Studium net so viel Geld ausgeb'n, oder vielmehr Ihr Vater, der Salz-Sepp!"

„Aber, lieber Mann, das ist ja ganz was Anderes!" sagte mit einiger Verlegenheit der geistliche Herr.

„Ja freilich! Wann man kein ander's Loch find't, wo man rausschlupf'n kann, dann heißt's halt: Ja, Bauer, das is was Anders! Es is aber net wahr, daß das was Ander's is; denn Arbeit bleibt Arbeit und is keine Ruh'!" rief unter dem Beifalle seiner Freunde der Muki Wissinger.

„Warum ereifern Sie sich denn, mein Lieber? Sie fügten sich ja doch!"

„Haha! Ja, ich hab' mich g'fügt, aber nur weil ich net zu dem Verlust, den ich erleid', auch noch Straf' zahl'n will! Also aus ganz gemeiner, niederträchtiger Angst vor dem Standari (Gensdarm), der mit sein'm Briefstascherl rumgeht und jeden Pfifferling aufschreibt! Das is ja ärger wie bei den Sklaven in der alt'n Zeit; denn die hab'n Gottseidank nur ein G'setz kennt, und das hat g'heiß'n: Arbeit' du Hund, sonst kriegst nix z'fress'n und Hieb' oben drein!"

„Sie mengen Alles durcheinander! Wollen Sie vielleicht behaupten, daß das ein menschenwürdiges Dasein war?" fuhr der Kaplan auf.

„Aber — das is ein menschenwürdiger Zustand, wann man gar net mehr weiß, was man thun oder unterlass'n soll, um net in Straf' zu verfall'n?!"

„Oho! das wissen Sie auch recht gut, wollen es aber nicht wissen!" eiferte der Kaplan.

„Daß is gradzu . . . net wahr, Herr! Woher soll ich denn wiss'n, was ich thun und net thun darf bei der G'setzkramerei? Das wissen selm (selbst) die Herren Professor an der Unverschtät (Universität) z' Münken

net! Da gibt's 4500 G'setzpatagraf'n (Paragraphen) und 5500 Strafverordnungen, und die kann Unsereiner net amal lef'n, viel weniger auswendig lernen, und wann er g'scheidter wie der König Salamo wär', der sicher net die Namen von seinen 1000 Weibern gewißt hat! Wie komm' denn dann ich armselig's Luder dazu, mehr z' können, wie der weise Salamo mit alle Professer in Münken?"

„Freilich," sagte zustimmend der Herr Kaplan, „alle Gesetze kann man nicht kennen, aber — Unkenntniß des Gesetzes schützt nicht vor Strafe!"

„Verzeih'ns, Herr Kaplan, aber ein Narr wie ich, der red't halt dumm: Die Bestimmung hätt' der heilig' Ignatius auch net besser austift'ln können, daß man für das, was man gar net wissen kann, auch noch g'straft werd'n soll! — Ich bin kein Sozialdemokrat, sondern ein ruhiger Bürger, aber wann man die Katz' gegen die Haar streichelt, nachher wird's wild! Ich soll meinen Lad'n um zwei Uhr zumach'n, aber der Bäcker darf bis drei Uhr verkauf'n, und der Grüne Kranz-Wirth den ganzen Tag, und jetzt hat er gar noch dort an die Thür' einen Zettel hinpappt, daß er sich mit einem groß'n Bremer Haus in Verbindung g'setzt hat, und die Cigarln in Kist'n verkauft! Ich weiß, daß er die Giftstengeln aber net einmal direct aus der Pfalz hat, wie ich, sondern aus'm Zuchthaus kriegt! Ich aber muß meinen Kaffe, meinen Zucker und meine anständigen Pfälzer am Sonntag unter Verschluß halt'n am Nachmittag und Abend, und wann Ihre Nas'n auch verhungert, Herr Kaplan, sobald Ihnen zufällig Ihr Schnupftabak ausgegangen is, ich kann ihr net helf'n! — Sag'n's mir um Gotteswill'n — ich will ja gar net von der Gerechtigkeit red'n — wo is da ein g'sunder Sinn drinnen?"

„Sie sind ein Rabulist, mein lieber Herr Wissinger!" sagte der Herr Kaplan und rückte seinen Stuhl von dem Tische ab, hielt aber seine Maß im Schooße fest.

„Ja, ja, Sie können auch da Recht hab'n, wann ich gleich net weiß, was das, ist! Sie hab'n auch gut red'n und können Ihre Maß'ln in Ruh' trinken; denn Sie hab'n Ihr G'wisses, aber ich, wann ich net arbeit'n darf an meinem Haupttag in der Woch'n, geh' ich z'ruck in meinem G'schäft, muß mich in der Steuer immer niederer setz'n lass'n, so daß der Staat auch nix davon hat, und endlich geh' ich an der lieben, schönen Sonntagsruh' kaput!"

„Sie übertreiben, mein Bester: Was die Leute am Sonntag nicht kaufen können, das holen sie sich eben am Samstag bei Ihnen!"

„Da sieht man, daß Sie die Leut', das heißt das Volk, ich mein' die Handwerker und die Arbeiter, gar net kennen! Na ja, Sie sind halt noch jung, und werden's später schon noch kennen lernen! Am Samstag Abend kriegen die Leut' ihren Lohn, und ist gleich Streit zwisch'n Mann und Frau um die paar Markl'n für den Haushalt! Vorhinein im Groß'n können die ja überhaupt net einkauf'n, ich Narr behaupt', net einmal vom Samstag bis zum Montag. — Wann nun so ein Streit zu arg wird, dann streicht der Mann in seinem dummen Zorn das Ganze ein, und versauft's im gastlichen Gasthaus! Die Familli (Familie) kann dann Hungerpfot'n saug'n! Hab' ich Recht, sind die Leut' so oder net?" Der G'setz-Kramer hatte sich in eine unbändige Wuth gesprochen und trank, ohne darauf zu achten, die frische Maß, welche ihm die Kellnerin hingesetzt hatte, auf einen Zug aus.

Die Freunde riefen aber im Chor: „Recht hast', Muki, red' weiter!"

„Schau'ns mich an, Herr Kaplan! Wann is es mir denn eing'fall'n am Sonntag Abend, wie heut' in's Wirthshaus zu geh'n? Ich bin sonst mit meiner Alt'n und meiner Crescenz am Nachmittag spazieren gangen, und hab' dem Xaverl, der ein ehrlicher Kerl und g'schwind wie eine Forell'n ist, auf eine Stund' mit unserer Hausdirn das G'schäft allein überlass'n, damit ich doch auch gewußt hab', daß ich ein Mensch bin, und um fünf Uhr is erst's Haupty'schäft angangen, wo Alles hinkommen is. Bis acht Uhr hab'n wir Alle vor Arbeit g'schwitzt, dann hab' ich den Lad'n zug'macht, damit der Xaverl außer seinem Ausgang alle vierzehn Tag doch auch seine Abendfreiheit hat. Ich aber bin daheim blieb'n bei den Meinen. Wann ich mein Buch in Ordnung g'habt hab', dann hat meine Tochter was vorg'lesen, oder wir hab'n über's G'schäft und die Zeiten g'red't. Jetzt hock' ich, weil ich nix einz'tragen hab', und die Weiber betrübte G'sichter schneid'n, hier im Wirthshaus, schau' voll Neid zu, wie da das Geld nur so hereinfliegt, und saus' in dem Zorn über'n Durscht! Ich krieg' zuletzt noch einen Rausch, werd' streitsüchtig, und wann's gut geht, und net Einer mit mir anbandelt, dann tapp ich mich mit schwerem Kopf und noch schwererem Herz'n heim, und das heißt man nachher . . . eine schöne Sonntagsruh'! Es is g'rad zum Teufelhol'n!"

„Aber, lieber Freund," sagte der Kaplan begütigend und rückte wieder zu dem Tische, „Sie ereifern sich ja um des Kaisers Bart! Sehen Sie doch die Engländer, die Amerikaner an! Die gehen an ihrer weit strengeren, ich möchte sagen . . . absoluten Sonntagsruhe nicht zu Grunde. Man muß eben Alles erst gewöhnen!"

„Himmelsakra!" schrie der G'setz-Kramer, indem er wankend aufstand. „Ich bin kein Engelländer, der Fischblut in seinen Adern hat! Was geh'n mich die Amerikaner an? Ich bin ein Deutscher, noch dazu ein Boar (Bayer), und das, was für Andere paßt, das braucht noch lang' net für meinen Körper zug'schneidert zu werd'n! Uebrigens lassen's mich mit den Amerikanern aus! Ich hab' da einen guten Freund drüben, von dem hab' ich erfahr'n, daß da net allein die Manner, sondern auch die Weiber am heiligen Sonntag-Abend so b'soff'n sind, wie ich jetzt! Und net vom unschuldigen Bier wie ich, sondern von dem stärksten, verfluchtesten Schnaps, den's auf der Welt nur geb'n thut, und den wir auch noch kennen lernen, wann uns unser gut's Bier so weiter vertheuert wird!" Muki weinte förmlich, faßte sich aber doch, und fuhr fort: „Den Schnaps saus'n die Amerikaner ganz heimlich, während mir jeder öffentlich sag'n kann: der arme Narr, der Wissinger Muki, der G'setz-Kramer, hat einen Fetzen-Dampes (argen Rausch)! Aber mein Freund hat mir g'schrieb'n: da drüben, da weiß Kein's mehr, wann's in's Bett geht, ob's ein Manderl (Männchen) oder Weiberl is!"

Die ganze Tischgesellschaft lachte über den in seinem Eifer höchst komischen Kauz, aber dieser war erschöpft auf seinen Stuhl zurückgesunken und murmelte: „Wann man dann weiter denkt, daß einem zu guter Letzt die Hausirer mit ihrer billigen, schlechten Waar' auch noch die Haar' vom Kopf fress'n, dann möcht' der Teufl ein Kramer sein!" Mit stierem Gesichtsausdrucke wendete er sich wieder an die Gesellschaft, und in längeren Pausen kam es aus seinem Munde: „Die vornehmen und sehr g'scheidt'n Herrn, die da die G'setz' ausstudir'n, die neuen, die erkundigen sich vorher sicher auch über Handel und Wandel. Sie frag'n aber nur bei den Großen an, denen's Wurscht is, ob ihre Kund'n heut' oder morg'n kommen! Ja, die groß'n Herrn Kaufleut', die hab'n Zeit zum Wart'n und auch's Geld dazu! Aber so ein armes Thier wie ich, das noch viele Hunderttausend Kamerad'n hat, die alle nur von der Hand in den Mund leb'n, nach denen fragt keine Christenseel'! Mag doch so a Kramerlump, der ja eigentlich nur für die ärmer'n Leut' da is, z' Grund geh'n, es gibt ihrer ja so viel z' viel solche Haringskramer. Ja, schaugt's Brüderl'n, das thut halt weh, selm (selbst) wann man annimmt, daß mich die G'setzstudirerei zu einem halbeten (halben) Narren g'macht hat!"

Nun wurde Muki ganz weich und die Thränen kollerten ihm nur so herunter, als er sagte: „Es steht vielleicht aber doch ein Menschenleb'n und das Glück einer ehrlich arbeitenden Familli auf dem Spiel! — Gute Nacht, meine Herrn und . . . lacht's net z' viel über den armen Narr'n, den Muki Wissinger, den . . . G'setz-Kramer!" Er taumelte auf und machte sich, von ein paar Freunden unterstützt, auf den Heimweg.

Wie ein Kind weinend, stöhnte er in einem fort: „Die 4500 Patagraphen und die 5500 Strafordnungen, die lern' ich nie net auswendig! Dös Studir'n schnürt mir die Kehl'n zu! Heiliger Salamo, das kriegst Du auch net fertig! — O, mei' arm's Weib . . . mei arm's Kind!"

Einer der Freunde meinte lachend: „Der Muki is kein Schneider, und doch stößt ihn der Bock!" worauf der Andere sagte: „Was willst?" Das Bierl muß halt irgendwo wieder 'raus, und dem armen Tropf Muki tropft's halt aus die Aug'n! — So, lieber Muki, jetzt sind wir z' Haus, und jetzt halt' eine schöne Sonntagsruh'!"

„Schon?" sagte Muki wie geistesabwesend und tappte in die Thüre.

Am anderen Morgen durchflog die Schreckenskunde den kleinen Ort: Der Muki Wissinger, der G'setz-Kramer, hat sich in der vergangenen Nacht an der groß'n Aufschreibtafel in seinem Laden aufg'hängt! Der Xaverl

soll aber einen Zettel g'funden haben, auf dem mit zittriger Hand hingeschrieben war:

„Ich mach' den ganzen Laden zu,
Dann hat die Seel' die Sonntagsruh!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## Die Annexion Siams.

Wie wir es von Paris aus gemacht hätten.
Geheime Acten aus dem Archiv des Colonial-Ministeriums.

„Le Ministre étranger aux affaires."
J. № 47,302/93. A.

Dem detaillirten Schreiben Ew. Excellenz entnehmen wir mit lebhaftem Bedauern, daß die Leute von Luang-prabang am Me-kong absolut nicht den für die gedeihliche Entwickelung unserer Kartoffelplantagen so nöthigen Frieden halten wollen und sogar, ohne Rücksicht auf den groben Unfugsparagraphen zu nehmen, diesseitige Inspectoren und Kauffahrteischiffe im Schlaf ermordet bezw. bombardirt haben. Wir bitten Ew. Excellenz, unter Beihülfe von gerichtlich vereidigten Taxatoren den angerichteten Schaden inventarisiren lassen zu wollen, behufs eventueller Regreßansprüche, gleichzeitig aber auch Ihrem Beamtenpersonal aus Nützlichkeitsgründen den Abschluß von Lebensversicherungen dringend anzurathen. Die Errichtung eines Zweigvereins der Gesellschaft für ethische Cultur oder der Wiener Friedens-Liga würde gewiß viel zur Pacifirung der Eingeborenen beitragen. Ferner ersuchen wir um commissarische Vernehmung der Ermordeten bezw. Bombardirten, und ist das Protokoll in fünf Abschriften — Folioformat — hierher zu senden. Gleichzeitig wäre uns für alle Fälle eine eingehende Beschreibung von Land und Leuten erwünscht, da der Siamkenner unserer Abtheilung z. Z. etatmäßigen Urlaub hat und seines Leberleidens wegen nicht gestört werden darf.

Wir vertrauen fest auf Ew. Excellenz Weisheit, die die schwierige Lage meistern und sich nicht zu übereilten Schritten hinreißen lassen wird; nichts wäre uns peinlicher, als die entente cordiale mit England gerade jetzt zu stören, auch müssen wir auf das colonialfeindliche Programm der entschieden freisinnigen Partei Rücksicht nehmen. Indem wir Sie zum Ueberfluß noch an den offiziellen Ausspruch des Leiters unserer Geschäfte erinnern, wonach uns nichts Unangenehmeres passiren könnte, als von irgend Jemandem Asien geschenkt zu bekommen, ꝛc. ꝛc.

Der Resident von Annam.
J. № 1,348,767 Bd./93.

Ew. Excellenz bitte ich gütigst zu entschuldigen, daß ich auf Ihr Schreiben J. № 47,302 erst heute antworte. Mein gesammtes Bureaupersonal war, Ihrer gefl. Weisung sub J. № 46,243 zufolge, bis gestern mit der Ausarbeitung des neuen Polizeigesetzes, betr. den Gebrauch wasserdichter Badehosen zur Regenzeit (J. № 44,813), beschäftigt, und konnte deshalb erst heute wieder für die hohe Politik gebraucht werden.

Gewünschte Protokolle gehen morgen an Sie ab. Gewicht 52 Kilogramm, Signatur A. A. B. 19,514.

Eine Beschreibung Siams finden Sie in Meyer's Conversations-Lexikon, Band 14, unter S.

Die Lage hat sich insofern verschlimmert, als der Vertreter Englands, ohne dies vorher nach hier mitzutheilen, der Regierung von Bangkok Vermittlerdienste zwischen ihr und uns angetragen haben soll; auch wird behauptet, einige uns feindliche Mandarine hätten ihm die Occupation des linken Me-kong-Ufers nahegelegt. Ich bin mit den hiesigen Verhältnissen vorschriftsmäßig zu wenig vertraut, um beurtheilen zu können, ob etwa die siamesische Regierung hinter diesen hochverrätherischen Mandarinen steht; jedenfalls aber will es mich bedünken, als dürften wir keine Zeit mehr verlieren, uns endlich Satisfaction zu verschaffen ꝛc.

Das Ministerium.
J. № 47,410/93 A.
Antwort auf J. № 1,348,767 Bd./93.

. . . obgleich Ew. Excellenz im Bureaudienst ergraut und darin so erfahren sind, daß wir uns von Ihnen keiner voreiligen Initiative zu versehen brauchen . . . wird Ew. Excellenz nochmals dringend größere Ruhe und Geduld an's Herz gelegt. Die Ehre unserer Flagge muß auf jeden Fall gewahrt bleiben; dies hat aber in urbanen und Niemand, besonders das befreundete England nicht, verletzenden Formen zu geschehen.

Wir senden Ew. Excellenz die heutigen Leitartikel der entschieden freisinnigen hauptstädtischen Presse, damit Sie daraus ersehen, mit welchem Nachdruck die unbeeinflußte öffentliche Meinung sich gegen all und jede colonialen Abenteuer erklärt und welchen Sturm es erregen würde, wenn Sie agressiv vorgingen. Bereits jetzt kehren hervorragende oppositionelle Politiker massenhaft aus den Bädern nach der Hauptstadt zurück, um die Agitation zu beginnen.

Im Uebrigen bitten wir Sie, hinkünftig alle Eingaben an uns mit guter, schwarzer Dinte auf Reichspapier schreiben zu lassen. Ew. Excellenz letzter Bericht ließ in dieser Beziehung fast Alles zu wünschen übrig. Sollte Ihr Papier- und Dintevorrath erschöpft sein, was uns an sich mit Genugthuung und Stolz erfüllen würde, da es der beste Beweis für Ihr administratives Genie wäre, so sind wir gern bereit ꝛc.

Der Resident von Annam. (Telegramm.)

Unsere Truppen von siamesischen Banden unvermuthet angegriffen, ein Todter, zwei Verwundete. Wenn keine Gegenordre erfolgt, lasse ich Kanonenboote die Menambarre passiren und den Feind züchtigen. Drahtantwort.

Das Ministerium.
J. № 47,592/93 A. (Telegramm.)

Vermissen in letzter Depesche Journalnummer, was nie wieder vorkommen darf.

Verbieten nochmals jede agressive Maßregel. Abwartende Klugheit erste Gesandtenpflicht. Nur keinen Conflict mit England, das uns Absichten auf Siam zutrauen könnte. Abwartet Brief.

Der Resident von Annam. (Telegramm.)
J. № 1,362,520 Bd./93.

Kanonenboote haben den Menam passirt, bevor Gegenordre eingetroffen; siegreiches Gefecht, Regierung in Bangkok zur Nachgiebigkeit geneigt. Erbitte Verhaltungsmaßregeln per Draht.

Das Ministerium. (Telegramm.)
J. № 48,001/93 A.
Antwort auf J. № 1,362,520 Bd./93.

Excellenz werden ersucht, sofort um Abberufung aus Gesundheitsrücksichten einzukommen. Nachfolger unterwegs. Führung der Geschäfte übernimmt einstweilen Ihr Stellvertreter.

(Original-Correspondenz.) Wir hören von autoritativer Seite, daß Niemand Anders als Baron Schmierling auf Schreiberhau dazu ausersehen ist, den bisherigen Residenten von Annam zu ersetzen, dessen Unfähigkeit und Uebereiltheit unser Vaterland auf das Aeußerste compromittirt, ja in die Gefahr eines Zusammenstoßes mit unserem besten und uneigennützigsten Freunde, mit England, gebracht hat. Baron Schmierling zählt zu unserer jüngeren Diplomatenschule; man sagt ihm rastlosen Fleiß, bedeutende Weinkenntniß und loyalste Gesinnung, sowie jenen Gehorsam nach, der keines Mameluckenschmuck ist. Auch besitzt er bereits mehrere untergeordnete Orden. Seine Arbeitskraft ist ganz enorm; er schreibt per Stunde neun Foliobogen voll, also fast das Doppelte wie ein geübter type-writer. Baron Schmierlings — leider nur kurze — Thätigkeit in der Deputirtenkammer ist allseitig bekannt und anerkannt; er hat das seinen Wählern gegebene Versprechen, häufig Anträge stellen zu wollen, glänzend eingelöst und sich beim größeren Publikum durch zahllose Schlußanträge beliebt gemacht.

Wie uns ein bestinformirter, hochstehender Freund mittheilt, wird sich der neue Resident während der Ueberfahrt mit siamesischen Verhältnissen auf das Intimste vertraut machen; der Umstand, daß er auf einem öffentlichen Balle zu Berlin bereits zwei siamesischen Damen vorgestellt worden ist und in seiner Gutsschule häufig dem geographischen

Unterricht, Abtheilung Asien, beiwohnte, machte ihn in den Augen unserer Regierung für den verantwortungsvollen Posten ganz besonders geeignet. Wir und alle hiesigen Weinhändler sehen den hochbegabten jungen Staatsmann nur ungern scheiden, wünschen aber im Interesse des europäischen Friedens von Herzen, daß seine Versetzung nach Cochinchina denselben Erfolg haben möge wie seine vor nicht zu langer Zeit ebenso überraschend eingetretene Versetzung nach Quarta: daß er nämlich auch in Siam recht lange sitzen bleiben möge! (Journal officiel.)

Der Resident von Annam. (Telegramm.)

In Vertretung.

J. № 1,383,111 Bd./93.

Die Wahrscheinlichkeit der Occupation Siams durch England sehr nahe gerückt. Englisches Geschwader vor Tschantabon erschienen. Status quo nur durch sofortiges Vorrücken wieder herzustellen. Nun ist nichts mehr zu versäumen. Drahtantwort.

Das Ministerium. (Telegramm.)

J. № 48,202/93 A.

Antwort auf J. № 1,383,111 Bd./93.

Depesche konnte wegen Sonntagsruhe vorgestern nicht beantwortet werden; gestern war parlamentarischer Frühschopen. Warten Sie die Entwickelung der Dinge ruhig ab. Wir informiren uns über die Stimmung der europäischen Kabinette. Lord Rosebery hat beruhigende Versicherungen gegeben. Jede übereilte Handlung würde gefährliche Complicationen im Gefolge haben. Nie selbständig vorgehen, immer fleißig kabeln und schreiben. Dazu sind die Summen im Etat da.

Der Resident von Annam. (Telegramm.)

In Stellvertretung.

J. № 1,386,400 Bd./93.

Bangkok von den Engländern besetzt, unser Ultimatum unbeantwortet gelassen. Was thun?

Das Ministerium. (Telegramm.)

J. № 48,312/93. A.

Antwort auf J. № 1,386,400 Bd./93.

Nichts! Englands Freundschaft ist uns mehr werth als Afrika und Asien. Dürfen nicht provocirend auftreten. Eine Million Soldaten weniger. Krieg nach zwei Fronten.

Baron Schmierling auf Schreiberhau
am Bord des Dampfers „Langsam aber unsicher".

Bedaure sehr, mittheilen zu müssen, daß nach einer eben an Bord eintreffenden Nachricht Siams Annexion durch England vollzogene Thatsache ist.

Das Ministerium.

Gratuliren zu erstem großen Erfolg! Decoration für Sie bereits beantragt. Standeserhöhung sicher.

(Original-Correspondenz.) Diese befriedigende, freundschaftliche Auseinandersetzung mit dem intim befreundeten England bedeutet ein neues Ruhmesblatt im immergrünen Lorbeerkranze unserer jüngsten auswärtigen Politik. Baron Schmierling hat, bevor er noch am Orte seiner Bestimmung angelangt ist, schon einen überzeugenden Beweis seines hohen Könnens geliefert und die siamesische Last mit wahrhaft genialer Geschicklichkeit von unseren Schultern gewälzt, gleichzeitig aber auch England dem Reiche zum 125. Male tief verpflichtet. Einmal muß es sich doch schließlich dafür dankbar erweisen, schon der Abwechslung halber.

Auswärtige Organe machen sich über unsere Colonialpolitik lustig, und auch im Vaterlande finden verrannte Wirrköpfe und unreife Nörgler es vielleicht komisch, daß wir mit Opfern an Geld und Leuten eine so weittragende Action unternommen haben, um nachher England die Frucht unserer Mühen einsacken zulassen. In Deutschland, schreibt man, wäre so etwas gar nicht möglich gewesen. Da hat man von England für Afrika dreist und gottesfürchtig das gewaltige Helgoland verlangt und auch erhalten. Wir sind stolz darauf, nicht deutsch zu denken. Unsere vornehme Politik ist keine Schacherpolitik. So soll es in alle Ewigkeit sein. Denn unser verehrter Parteigenosse, Mr. Albert Traiguerre, hat Recht, es gibt Dinge, die einmal in der Natur der Sache liegen. (L'opinion public.)

Timon der Jüngere.

---

## Die Berliner Kunstausstellung.

VI.

Wenn mir der Vorwurf gemacht wird, ich habe in meinem Ausstellungsberichte kein System, so muß ich diesen mit Zerknirschung hinnehmen. Ich hätte klüger mir eines bilden, oder richtiger, eines auswählen sollen. Denn neue sind nicht leicht zu erfinden; sie sind alle schon dagewesen: der arbeitet nach den „Genres", bespricht zuerst die Heiligenbilder und endet mit der Architectur, dem Stiefkind der Ausstellungen. Jener geht von Saal zu Saal, der Dritte bespricht die Bilder nach Schulen oder dem Alphabet, der Vierte danach, ob sie goldene oder schwarze, runde oder viereckige Rahmen haben. Immer noch ist dabei mehr Hoffnung, daß das Kunstrichteramt mit größerer Gerechtigkeit geübt wird als bei mir, der ich mich lediglich von der Laune führen lasse. Es wird doch wenigstens jeder Künstler einmal „genannt", es erhält doch der Bekanntere wohl abgemessen seine zehn Zeilen, der Berühmte zwanzig oder gar noch mehr! Die minderen Geister unter den tausend Ausstellern müssen sich freilich mit sehr kurzen Charakteristiken begnügen: „Im gleichen Geiste," sagt man dann, „schafft der geniale Schulze und der apart componirende Meier, wie denn auch das Sujet von Lehmann's Bild den Beschauer anspricht. Müller hat sich diesmal selbst übertroffen."

Gerade weil ich weiß, wie man eine systematische Ausstellungskritik zu schreiben hat, bedrängt mich mein Irrlichteriren. Ich habe bis jetzt etwa zehn Künstler besprochen: ich komme mit dreihundert Feuilletons nicht zu Ende, wenn ich nicht rascher vorwärts schreite! Und doch — die Lust ist groß, nicht bloß das und jenes zu nennen, sondern auch etwas darüber zu sagen! Die ganze Kunstschreiberei hat nach meiner Ansicht ja eigentlich keinen Zweck, wenn es sich nicht um Meinungsaustausch zwischen dem Maler und dem Beschauer seines Werkes handelt. Für einen Kunstrichter halte wenigstens ich mich nicht, der Beruf paßt besser für einen Mann, der von erhabenem Sitz Sentenzen von sich gibt, die den Anspruch auf Allgemeingültigkeit oder gar Gerechtigkeit machen. Ich sage, was ich vor den Bildern empfinde und überlasse Anderen zu sagen, was sie beim Lesen dieser Zeilen empfinden. Nicht Gerechtigkeit kann meine Absicht sein, da ich in der Kunst nur das Recht des Stärkeren anerkenne.

Als ich wieder einmal durch die Ausstellung schlenderte, begegnete mir im Ehrensaale ein neues Bild: Anton von Werner, die Eröffnung des Deutschen Reichstages am 25. Juni 1888. Es mag schon ein paar Wochen dort hängen; aber ich habe die Gewohnheit, von der Rückseite die Ausstellung zu betreten und komme selten bis in die Ehrensäle. Neugierde treibt mich nicht dorthin.

Zunächst war ich sehr überrascht über das Bild. Ich hatte einige Wochen vorher zwei namhaften auswärtigen Malern auf der Potsdamer Straße in heftigem Wortwechsel begegnet.

„Du hättest doch ein paar freundliche Worte sagen können!" rief der Eine.

„Warum denn immer ich! Du kannst doch auch reden!"

„Aber Du bist nun einmal der Wortführer! So wie ein Stock dazusitzen!" . . .

„Ja, fiel denn Dir 'was ein?!"

Ich trat zwischen sie. Sie kamen von einem offiziellen Besuch in Anton von Werner's Atelier, und von den ihnen angebotenen Plätzen vor dem Bilde her, welches jetzt auf der Ausstellung sich befindet. Es hatte die beiden höflichen Herren schweigsam gemacht, dieses große Bild — und da ich auf das Urtheil der Beiden etwas gebe, war ich bisher auch nicht neugierig auf die Riesenleinwand gewesen.

Nun, nachdem ich sie sah, muß ich den Beiden Unrecht geben. Das Bild ist sehr viel besser, als ich es erwartete Gegenüber hängt Peter Janssen's bei jedem Anblick langweiliger werdender Mönch Walter Dodde, ausgezeichnet mit den höchsten Ehren der Ausstellung, ein Bild voll Lessingisch abgestandener Farbe und voller Witzchen und Mätzchen in jeder der „humorvollen" Gestalten, so recht ein Kind der ebenso breitspurigen als lendenlahmen Histörchen-Malerei: dagegen wirkt Werner wie ein Junger. Die Farbe ist zwar bunt, aber sie strebt doch nach nüchterner Verständigkeit. Da stehen drei Roth neben einander, das des Plüschteppichs am Thron, des Ordensmantels und des Uniformtuches, die sich geradezu gegenseitig in den Haaren liegen. Aber Werner hat sie muthig neben einander gemalt. Der Bauer, der die beste Butter, das beste Mehl und die frischesten Eier in seinen Kuchen buk und, erstaunt darüber, daß das Ganze nicht gerieth, ausrief: „Schmeck' wie du willst, ich weiß, daß du gut bist!" urtheilte etwa aus Werner's Ansicht. Dieser hat seine Skizzen zusammengetragen, tüchtige Bilder seiner Leute und hat sie ehrlich neben einander gemalt, alle in Wichs, alle mit Pomadeköpfen. Und da die Köpfe, Knöpfe und Hosen gut waren, aus denen das Bild entstand, dachte wohl auch Werner: „Nun, Bild, sieh aus, wie du willst, ich weiß, daß du gut bist!" Das ist das Erfreuliche an der Arbeit. Schlimm wird sie nur dort, wo er diese Bauernweisheit aufgab.

Im vorigen Jahre war in München ein ähnliches Repräsentationsbild ausgestellt: die Eröffnung der Glasgower Ausstellung von 1887 durch die Königin Victoria, ein Werk des Jung-Schotten Lavery. Er hatte seinen Standpunkt auf der Tribüne der Ausstellungshalle gewählt. Vor ihm breitete sich der rothe Teppich — ein ganz imsames Roth — aus und die Menschen standen auf diesem in gleichmäßigem Licht, einer neben dem anderen in historischer Treue, wohl gar nach einer Momentphotographie. Kein freundlicher Lichtstrahl brachte Abwechslung in das Bild, es war genau so langweilig in der Stimmung, wie es eine feierliche Ausstellungseröffnung in Wirklichkeit ist. Aber es war ein Bild, es war ein einheitlich zusammengefaßtes künstlerisches Ganze, es war sicher und fest im Ton gehalten, bis in den letzten Winkel. Mit der Rück-

sichtslosigkeit des Briten hatte er einige Lords, ja vielleicht sogar einige Bischöfe von hinten dargestellt.

Wenn es Anton von Werner über sich gebracht hätte, seiner Natur gemäß auch in der Kunst rücksichtslos zu sein, so wäre sein Bild wohl besser zusammengegangen. Aber er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sich einem pp. Abgeordneten-Publikum, den hohen Behörden und den hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften bestens in Erinnerung zu bringen. Das Bild hat zwei Mittelpunkte: der eine ist der die Thronrede verlesende Kaiser und der andere Herr Anton von Werner. Der Kaiser steht im Bild künstlerisch auf seinem Platz, Anton von Werner steht recht unkünstlerisch vor dem Bilde und doch schielt die ganze Gesellschaft mit einem Auge nach ihm, wie man wohl thut, wenn der Mann vor dem photographischen Guckkasten sagt: „Also nun, meine Herrschaften ... Ganz still stehen!... Eins, zwei ...!"

So ist ein Zwiespalt des Interesses in dem Bilde. Aber nicht nur gegen das Ganze, sondern auch gegen den Einzelnen hätte Werner etwas weniger höflich sein können. Auch der gemeine Sterbliche sieht ja gelegentlich einen Fürsten oder Minister, ein Mitglied des Bundesrathes oder des Reichstages. Ich habe z. B. die Königin von England voriges Jahr gesehen und kann mit Bestimmtheit versichern, daß sie nicht ganz so aussieht, wie sie auf den Münzen und Briefmarken dargestellt erscheint. Ebenso glaube ich zur Steuer der nicht allein von mir erkannten Wahrheit betonen zu müssen, daß nicht Alle, welche am 25. Juni 1888 im Weißen Saal des Berliner Schlosses versammelt waren, eine so gleichmäßig blühende Gesichtsfarbe hatten. Als ich vor dem Bilde saß, trat zwischen die Leinwand und mich ein jugendfrisches Mädchen von etwa 14 Jahren. Sie stand in dem Oberlichtsaale des Landesausstellungsgebäudes, der besser beleuchtet ist, als der Weiße Saal des Berliner Schlosses. Und doch waren die Schatten in ihrem Gesicht so kalt, so grau, daß sie neben diesem rosigen Reichstage wie eine Nubierin erschien. Freilich, hätte Werner diese der Sachlage angemessenen Töne in sein Bild eingefaßt, so würden die verschiedenen Excellenzen ihn für einen schlechten, ja vielleicht gar für einen modernen Maler gehalten haben. Was wäre diesen daran gelegen, wenn das Ganze ein Kunstwerk höheren Ranges geworden wäre, aber für den Preis eines „ungünstig" beleuchteten Ministers. Und so war denn Werner lieber kein großer Künstler, dafür aber ein nach oben liebenswürdiger Mann. Er konnte ja dafür nach unten gegen Toberenz und Consorten sich entschädigen, wenn sein Berliner Gemüth unter dem Zwang zu großer Milde zu verkümmern drohte. Er hat ja den Grundsatz aufgestellt, daß man still halten müsse, wenn man Ambos sei und zuschlagen solle als Hammer. In der Kunst Ambos, entschädigt er sich im Künstlerverein durch Hiebe für die ausgestandene Qual!

Das Schlimme ist, daß Werner trotz aller Höflichkeit aus seiner malerischen Verbeugung nach oben und nach allen Seiten eine Composition machen wollte, in der aus Linien, Massen, Farben ein „Aufbau" entstehen sollte. Da kommt er denn zum Theil in eine böse Lage: die rothen Reflexe der hinter dem rothen Rocke Stehenden mögen ja „beobachtet" sein, aber die völlig schemenartige Farbe der Fernstehenden, das fatale Grün der in die Ferne gerückten Gesichter stimmt doch wohl nur bei Virchow; und auch hier erst seit der letzten Wahl. Es fehlt dem Ganzen die Raumtiefe, die eigentlich malerische Perspective. Die zeichnerische allein thut es nicht. Es zeigt sich eben, daß mit solchen Massen Werner nicht componiren, daß er sie vor Allem im Ton nicht beherrschen kann. Vielleicht kann es kein Deutscher außer Menzel. Aber dann sollte der Mann, der einen solchen Auftrag erhält, zumal wenn er zugleich der an die Spitze der Kunst Gestellte, der Vorkämpfer für die Interessen der Kunst ist, den Muth haben, zur Vertheidigung des Rechtes echten Schaffens dem Auftraggeber zu sagen: „Excellenz — so geht es nicht — ich bin Künstler, nicht bloß Maler! Wenn es sich darum handelt, festzustellen, wer am 25. Juni 1888 im weißen Saal anwesend war, so wollen wir eine Marmortafel mit allen Namen oder ein Album mit allen Bildnissen anlegen. Wenn aber Ew. Excellenz eine künstlerische Darstellung des Vorganges wollen, so möchte ich Ew. Excellenz ganz gehorsamst daran erinnern, daß Ew. Excellenz während der Vorlesung der Thronrede Sr. Majestät zugewendet waren. Und da Ew. Excellenz wohl nicht als Janus mit zwei Gesichtern dargestellt sein wollen, so werde ich bitten müssen, daß Ew. Excellenz hochgeneigtest mir die Darstellung Ihres Hinterkopfes gestatten. Das ist nicht nur historisch, das ist auch künstlerisch nothwendig, selbst wenn Ew. Excellenz eine Glatze haben sollten!"

Und wenn das Staatswohl diese Auffassung verbietet, so hätte der Director der Akademie, sicher aber der Vorsitzende des Vereins Berliner Künstler nach meiner Ansicht die Aufgabe, dem Minister zu sagen: „Das Wohl der Kunst verbietet dann das Bild überhaupt!"

An der Spitze der Münchner Secessionisten steht Ludwig Dill. Er ist der eigentlich treibende Kopf der regsamen Vereinigung. Jetzt ist er als Juror nach Chicago gegangen, ja er, der das Wunderwerk der Sonderausstellung in München in wenig Monaten durchführte, war bei der Eröffnung nicht einmal zugegen! Ein sonderbarer Heiliger, dieser Dill! Er scheint noch zu glauben, man werde ein einflußreicher Mann in der Kunst durch selbstlose Arbeit und tüchtiges Meisterthum! Er hat meines Wissens noch keine einzige Begrüßungsrede bei feierlichen Gelegenheiten gehalten — es scheint fast als wolle der Mann gar nichts für sich selbst erreichen!!

Im Anfang der siebziger Jahre erschienen im Buchhandel eine Reihe von Prachtwerken, welche je ein Land behandelten: „Italien", „Eine Rheinfahrt", „Hellas und Rom" etwa hießen diese Bücher, in welchen das durch die Schnitte nach Gustave Doré gesteigerte Können der deutschen Xylographen Ausdruck fand. In diesen Büchern begegnete ich Dill zuerst als Zeichner und zwar als einen der ersten Deutschen, der den Holzstock malerisch zu behandeln wußte. Wir waren alte Feinde, seit wir zu Ende der sechziger Jahre zusammen beim wackeren alten Oberbaurath Leins in Stuttgart Architektur studirt hatten, Feinde aus den Studentenversammlungen her, in welchen Dill damals noch als Redner glänzte. Seitdem ist viel Zeit dahin gegangen und ist mein Groll vor der wachsenden Kunst des Landschafters geschmolzen. Er ist in Italien zur Reife gekommen und aus jener Malerreihe, welche in Venedig ihre Richtung fand, wohl einer der feinsten und vornehmsten.

Es wäre wünschenswerth, daß einmal einer, der dabei war, uns vom Künstlerleben Venedigs in den letzten dreißig Jahre erzählte. Mir will scheinen als gehe es auf Carl Werner zurück und als spreche noch heute aus der ganzen Schule der von diesem angeschlagene Aquarellton. Hülfstruppen, ergänzende Kräfte kamen von allen Seiten: Holland und England sprachen ein entscheidendes Wort bei der Wahl des Tones, Oesterreich bot die frische Lebenslust, Italien gab die sonnige Frische und die Feinheit des Silberlichtes: So entstand dort eine vielseitige Kunst, die von der Schönmalerei eines Blaas bis zum echtesten Künstlerthum, wie es sich in Dill zeigt, bei innerer Verwandtschaft viele Abstufungen hat.

Dill war von Haus aus Architekt. Unter uns jungen Architekten des Stuttgarter Polytechnikums galt er schon zu jener Zeit als der beste Aquarellist und es war nur seiner Beanlagung gemäß, daß er ganz zur Malerei überging. Aber er behielt doch ein gewisses architektonisches Empfinden. Er bringt es nicht über sich, dem Bilde jenes Gleichgewicht der Massen zu nehmen, dessen Verleugnung augenblicklich Schule macht. In jeder Beziehung sind seine Bilder abgewogen, schlicht, vornehm. Der Ton ist silbern, ja grau. Aber welche Kraft der Farbe in der Gebundenheit, welche Ruhe im Ganzen, eine Ruhe, die aus dem sicheren Herrschen über das Beabsichtigte ihren Grund hat. Seine Bilder sind echter Stubenschmuck: Bilder zum lange Ansehen, Augentrost, Vermittler ausgeglichener Stimmung; kurzweg: Bilder zum Kaufen.

Diesen Führer der Münchner möchte ich dem Führer der Berliner gegenüber halten. Angeblich sind ja die Secessionisten die Wauwaus der Kunst und herrscht der vornehme Ton, die künstlerische Abgeklärtheit, an der Berliner Akademie.

Wenn Werner jemals in seinem Leben ein Bild von Dill hätte malen können — dann hätte er das gefunden, was seiner Schöpfung fehlt: Nämlich ein den Gegenstand von innen heraus erfassendes Künstlerthum!

Cornelius Gurlitt.

---

## Notizen.

In dem vom Bibliographischen Institut in Leipzig verlegten, alle Erdtheile umfassenden Sammelwerk „Allgemeine Länderkunde" ist zum erstenmale der Versuch einer Zusammenstellung unserer heutigen Kenntnisse von der Erdbeschreibung in einheitlicher Form, gemeinverständlicher Darstellung und bildlicher Anschauung practisch gelöst. In dieser Länderkunde beginnt soeben als dritter selbständiger Theil „Amerika" zu erscheinen, dessen Bearbeitung der als Autorität auf geographischem Wissensgebiet bekannte Gelehrte und Reisende Prof. Dr. W. Sievers übernommen hat. Eingeleitet werden die ersten Hefte mit einer Darstellung der Erforschung Amerikas von den ersten Uranfängen bis auf die neueste Zeit, belehren dann weiter über den Aufbau des amerikanischen Continents, seine Bodengestalt ꝛc. und sind illustrativ sehr reich ausgestattet; großes Interesse beansprucht die Wiedergabe von Abbildungen aus der älteren Reiseliteratur über Amerika, beigegeben ist auch eine interessante Karte: Entwickelung des Kartenbildes von Amerika. Wir werden auf das vollständige Werk zurückkommen, für dessen fernere Güte der Ruf der Verlagsanstalt die beste Bürgschaft bildet.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

**Prinzipien der Ethik**
und
**Religionsphilosophie Lotzes**
von
**G. Vorbrodt.**

Preis M. 3.—.

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."
„Polt."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

**Denkwürdigkeiten**
von
**Leopold von Hasner.**

Autobiographisches u. Aphorismen

Großoktav 200 Seiten.

Preis geheftet M. 5.—, in geschmackv. Einband M. 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

**Halb.**

Roman von Käthe Schirmacher.

8°. Preis broch. ℳ 3.50, eleg. geb. ℳ 4.50.

Der vorliegende Roman behandelt die Frauenfrage. Die geistvolle Verfasserin schildert in ungemein anschaulicher Weise einen Frauencharakter, der sich von den Traditionen der alten Zeit, von der althergebrachten in Unthätigkeit und Nichtigkeiten dahinlebenden Weiblichkeit loszuringen sucht, ohne jedoch mit den alten Idealen brechen zu können. So halb in dieser, halb in jener Weltanschauung stehend, muß sich die Heldin mit Naturnothwendigkeit aufreiben. „Halb" ist eins der vorzüglichsten Bücher, die in den letzten Jahren geschrieben wurden.

In jeder Buchhandlung zu haben:

**Friedrichs des Großen**
Gedanken
**über Religion.**

10¼ Bg. broch. 70 Pfg. geb. 1 Mk.

H. Jacnicke's Verlag in Dresden.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

**Jahresberichte**
für neuere
**deutsche Litteraturgeschichte.**

Unter Mitwirkung
von
J. BOLTE, W. CREIZENACH, G. ELLINGER, E. ELSTER, L. GEIGER, W. GOLTHER, O. HARNACK, A. HEUSLER, G. KAWERAU, K. KEHRBACH, K. KOCHENDÖRFFER, A. KÖSTER, R. LEHMANN, R. M. MEYER, V. MICHELS, FR. MUNCKER, R. MUTHER, E. NAUMANN, O. PNIOWER, ALEX. REIFFERSCHEID, G. ROETHE, A. SAUER, P. SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, G. STEINHAUSEN, PH. STRAUCH, V. VALENTIN, M. v. WALDBERG, O. F. WALZEL, A. v. WEILEN, H. WELTI, R. M. WERNER, G. WITKOWSKI, H. WUNDERLICH

herausgegeben
von
**Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski.**

Erster Band (Jahr 1890). Lex. 8. (XI, 136 u. 196 S.)

Geh. ℳ 10.—, in gewähltem schwarzem Bibliotheksband ℳ 12.—

**Prospekt und Probeheft durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung.**

Band II (1891) im Druck.

**Die Gegenwart 1872—1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

**Romane von Theophil Zolling.**

**Der Klatsch.**
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**Frau Minne.**
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

**Coulissengeister.**
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

Bestellungen auf die
**Einbanddecke**
zum XLIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7 Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 5. August 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die wirthschaftliche Seite der Militärvorlage. Von B. Becker. — Unser Militär. Von Miles. — Die Opfer der Branntweinpest. Von S. Werblunski. — Unsere Zimmerheizung. Von Wilhelm Gentsch. — **Literatur und Kunst:** Die Münchener Kunstausstellungen. Von Franz Servaes. — Gabriel Finne. Ein norwegisches Dichterprofil. Von Ernst Brausewetter. — **Feuilleton:** Zwei Nachtstücke. Von C. S. — **Aus der Hauptstadt:** St. Immermehrstag. Von Caliban. — Notizen.

### Die wirthschaftliche Seite der Militärvorlage.

Von B. Becker.

Von den drei B, der Biersteuer, Branntweinsteuer und Börsensteuer beginnen die beiden ersten zu verblassen und im Hintergrunde zu verduften, und das mit vollem Recht. Fast alle Parteien sind darüber einig, daß weder Bier noch Branntwein weitere Vertheuerungen erleiden sollen. Ebenso einig sind die Parteien im Festhalten an der Börsensteuer, wenn auch deutliche Unterschiede wahrnehmbar sind zwischen den begeisterten Verfechtern und solchen, die nur der Noth gehorchend Ja sagen. Die Börsensteuer ist populär, wie Biersteuer und Branntweinsteuer unpopulär sind.

Zwei neue Steuern haben dafür die Schaubühne betreten, die Luxussteuer und die Wehrsteuer, die im Verein mit der Börsensteuer die Aufgabe lösen sollen, den „Moloch Militarismus" zu sättigen.

Der Luxussteuer wird nachgerühmt, daß es Großstaaten gebe, die bis zu zehn Millionen Mark jährlich daraus zögen. Es scheint sich dabei fast nur um Luxuspferde und Luxuskutschen zu handeln. Außerdem soll sie die wohlthätige Wirkung haben, daß sie nur Leute trifft, die es dazu „haben", und man hat sich sogar zu der Behauptung verstiegen, daß gerade der göttergleich einherkutschirende Nichtsthuer es sei, der den arbeitenden und schwitzenden Proletarier beleidige und herausfordere zur Rache, und daß daher die Luxussteuer auf Pferde und Wagen geeignet sei, lindernden Balsam in die brennenden Wunden der Fußgänger und anderer Proletarier zu träufeln.

Groß mag der Eifer der Anhänger solcher Steuern sein, aber er ist nicht größer als ihre Blindheit. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Steuer auf Pferd und Wagen fast mehr das Gepräge einer Strafe trägt als das einer Steuer. Was soll nun aber ein Mann beginnen, der das Malheur hat, eine oder mehrere Millionen sein nennen zu müssen? Wir geben natürlich zu, daß es gut ist, wenn durch eine geschickt ausgewählte Steuer ein heilsamer Zwang auf den Millionär ausgeübt wird, in der Richtung, daß er von seinen Reichthümern einen möglichst gemeinnützigen Gebrauch macht. Wenn man z. B. Wohlthätigkeit für segensreich hält, so kann man alle die Summen, die nachweislich für wohlthätige Zwecke geopfert wurden, steuerfrei lassen. Aber ist denn gerade das Halten von Pferden und Wagen, ja ist überhaupt ein gewisser Aufwand, sofern er nicht in's Wahnwitzige übertrieben erscheint, nicht viel gemeinnütziger, als wenn das in Privathänden befindliche Nationalvermögen brach liegt? Man denke an den berüchtigten Baustellenschwindel, an die Verödung bebauter Landflächen durch Austreibung der Bauern und Anlage von großen Jagdgründen, man denke an die Millionen von Menschen, die nach Amerika aus Deutschland allein ausgewandert sind. Wenn man so die Deutschen selbst durch eine verkehrte Wirthschaftspolitik nach anderen Erdtheilen hinüberdrängt, wie will man da unser bestes und sicherstes Kapital, das ist unsere deutsche Volkskraft, für das Vaterland retten? — Eine Kutsche aber braucht einen Kutscher, und nährt dadurch einen Mann! So schafft jeder Luxus wenigstens Arbeit in irgend einer Art, und eine Arbeit ist selbst bei Hungerlöhnen noch ein kleineres Uebel als Verbannung und Wegtreibung von der heimathlichen Scholle.

Aber selbst die Steuer auf ausländische Luxuswaaren, Champagner, Spitzen, Uhren u. s. w. ist nicht empfehlenswerth, ja man könnte beinahe sagen, nicht durchführbar. Denn je höher die Steuer, um so mehr verdienen die Schmuggler. So schwer der Schmuggel in Kohlen oder Holz wäre, so kinderleicht ist er in Spitzen, goldenen Taschenuhren u. s. w.

Endlich aber ist nichts leichter, als die Steuer auf Kutschen zu umgehen, indem man die Kutscher entläßt. Sobald die Steuer etwas „bringen" soll, muß sie eine gewisse Höhe haben, und wird dadurch eine lebhafte Ermunterung zu einem großen Streik aller derer, die sich fahren lassen. Oder will man alle die, die zu Fuß gehen, obwohl sie fahren könnten, wegen Steuerdefraudation und Gesetzesumgehung anklagen lassen? Wenn ein Reicher seinen Reichthum zeigen will, so kann er es wahrlich auf andere Weise als durch besteuerte Luxuskutscher. Er kann als Großgrundbesitzer, als Großindustrieller erscheinen, und in Edelsteinen und Edelmetallen kann man prunken, ohne eine Abnutzung befürchten zu müssen wie bei Kutschen und ähnlichen Sachen, die noch vor der Abnutzung veralten, weil sie „unmodern" werden.

Wie alle Wege nach Rom führen, so führt jede gründliche Untersuchung derartiger Wirthschaftfragen zu der Steuer, die jetzt durch Miquel eine Steuer der Gegenwart geworden ist, zur Vermögensteuer.

So kann man die Wehrsteuer leicht ad absurdum führen. Moltke warnte bekanntlich vor der Wehrsteuer, weil sie verwandt sei mit einem Loskauf von der allgemeinen Wehrpflicht. Wenn hiermit eine hohe ideale Anschauung vom Soldatenberuf ausgesprochen wird, so sind die praktischen Gründe gegen die Wehrsteuer noch dringlicher und durchschlagender. Man braucht nur den einzigen Unterschied so zu nehmen wie er ist. Nämlich die kleineren Leute und das, was man heute so gern Mittelstand nennt, können eine irgendwie nennenswerthe Wehr-

steuer nicht erschwingen. Aber der reiche Jüngling kann die Wehrsteuer ebenso gut bezahlen, ob er tauglich ist oder nicht, so daß für ihn die „Wehrsteuer" ebenso hinfällig wird wie für den Aermeren. Die Dienstpflicht kann den Reichen nicht entbinden von der anderen Pflicht, auch mit seinem Geldsack durch eine Steuer dem Vaterlande in gehörigem Maße zu dienen. Ja bei ihm wäre ein „Loskauf" sogar besser für den Staat als eine Dienstzeit ohne Geldsteuer. Denn wenn Deutschland mit mehreren Millionen Kriegern in's Feld rückt, so könnte es leicht ein paar Hundert oder Tausend Soldaten entbehren, wenn es dafür um eine einzige Milliarde Reichsmark stärker würde.

Die Börsensteuer wäre ja einer Luxus- oder Wehrsteuer weit vorzuziehen, aber auch sie kann für den Eingeweihten wenig Verlockendes haben. Zunächst ist Eins unbedingt sicher, nämlich daß sie abgewälzt wird. Keinesfalls wird sie der Börsenjobber, Banquier oder Commissionär tragen, sondern einzig und allein das große Publikum. Die Speculation und der Zwischenhandel werden nur das zahlen, was sie in erhöhtem Maßstabe allen Anderen wieder abnehmen werden, sowohl dem Producenten als dem Consumenten. Gleichfalls wäre die Annahme sehr verfehlt, daß die Belastung der Börsengeschäfte durch Steuern eine abschreckende Wirkung ausüben könnte auf das speculirende Privatpublikum. Wer weder durch Commissionen und Provisionen, noch durch drohende Risiko und wirkliche schwere Verluste abgeschreckt werden kann, den sollte eine Steuer schrecken, die verhältnißmäßig nur eine Kleinigkeit darstellt in dem großen, wüsten Würfelspiel um Tausende und Millionen?

Die Dummen, die nicht alle werden, sehen sich durch den Verlust großer und oft aller Theile ihres Vermögens wahrlich hart genug bestraft, und ein wenig Mitleid wäre mehr am Platze als eine Zusatzstrafe durch eine Steuer. Selbst wenn es möglich wäre, jedesmal nur den gewinnenden Theil bei einem Börsengeschäft zu besteuern, so ließe sich dennoch nicht verhindern, daß der Gewinner die Steuer abwälzt auf den Verlierer, der wirthschaftlich im Allgemeinen wenigstens schwächer ist.

Auch hier wird man erkennen, daß eine wahrhaft gerechte und durchgreifende „Börsensteuer" nur geschaffen werden kann in Form einer — Vermögensteuer. Zwar wäre es unsinnig zu behaupten, daß jedes Vermögen gerade durch Börsenspiel gewonnen sein müsse. Aber in der Hauptsache bleibt der Satz unbestreitbar, daß man wohl reich werden kann ohne Arbeit und ohne Verstand, wenn man nur Glück hat, daß aber Niemand sehr reich werden kann, wenn nicht außer der Arbeit und außer dem scharfsinnigsten Verstande auch die launische Glücksgöttin auf seiner Seite steht. Also das Glück ist in der Praxis das eigentliche Wesen des Reichthums, und das Glück kommt (leider) auch ungerufen, ohne daß man ihm „die Hand bietet" durch Lotteriespiel oder Börsenspiel

Darum keine Börsensteuer, weil der Börsenspieler ebenso gut Unglück haben kann, sondern die Steuer, die die echte Glückssteuer ist, die Vermögensteuer, die einzige, die sich unter allen Umständen an die richtige und reine Quelle wendet.

Auch hierin mag Preußen vorangehen mit gutem Beispiel und Deutschland willig nachfolgen zu seinem Heile. Wenn Deutschland in der Weltgeschichte immer Recht behalten will, so muß es die Macht haben, da Macht vor Recht geht. Aber die Kriegsmacht allein ist zu schwach in einer Zeit, wo Geld die Welt regiert. Vor einer Verfassungsänderung darf man nicht zurückschrecken, so lange unsere Reichsverfassung auf so schwachen Füßen steht, daß sie nur auf dem Flugsand von Zöllen u. s. w. gegründet ist, aber nicht wagt, die dauernde und unerschöpfliche Goldquelle zu erschließen, die aus der Vermögensteuer herausspringt. Unser Nationalvermögen geht in die Hunderttausende von Millionen, und wir berathen und zandern lange, wo 50 oder 60 Millionen herkommen sollen!

Alle denkbaren Einwände gegen die Vermögensteuer sind schon schriftlich und mündlich durch Miquel in glänzendster Weise widerlegt. Der einzige haltbare Einwurf ist der, den das preußische Herrenhaus so gern macht, der aber auch im Abgeordnetenhause mit seinem plutokratischen Wahlsystem manchen stillen und lauten Nachbeter zählt, nämlich die Vermögensteuer sei eine sozialdemokratische Maßregel und ein Vorläufer der communistischen Confiscation und Expropiation der Expropriateure.

Die Vermögensteuer ist ein gut Stück Communismus — gewiß! Aber vor dem großen Kladderadatsch kann uns nur retten ein Finanzminister, der mit einem Tropfen communistischen Oeles gesalbt ist. Der Communismus kann nur besiegt werden mit seinen eigenen Waffen, und wenn wir nicht wollen, daß die Weltgeschichte einherschwankt zwischen den äußersten Extremen, in Blut, Petroleum und Dynamit, dann müssen wir hübsch wandeln auf der goldenen Mittelstraße, und müssen das Gute nehmen von allen Parteien, auch von den communistischen.

Sehr wünschenswerth wäre es, wenn die Reichsvermögensteuer in einigen Nebenpunkten Verbesserungen erführe gegenüber der preußischen. Die Steuer sollte nicht schon von 6000 Mark, sondern erst von 20,000 Mark beginnen, und nur der Betrag versteuert werden, der über 20,000 hinausgeht, so daß also ein Vermögen von 21,000 nur 1000 Mark wirklich versteuert. Dann sollte aber aller materielle Besitz eingeschlossen sein, auch werthvolle Möbel, und zwar wie alles andere nach dem Verkaufswerth zur Zeit der Veranlagung. (Vgl. Denkschrift S. 36.)

Vor Allem sollte der Steuersatz mindestens ein Zehntel Procent (statt ein Zwanzigstel) betragen. So lange Jedermann in der Lage ist, mindestens drei bis vier Procent ohne das geringste Risiko an „Zinsen" zu beziehen, so lange ist ein Zehntel Procent nicht mehr als ein äußerst bescheidenes Ausgleichsmittel. Die nothleidenden Großgrundbesitzer verlangen noch Schutz durch Zölle, mancher andere Stand ruft gleichfalls nach Schutz, am dringendsten aber und unsere nächste Sorge ist der Schutz der Enterbten, der Vermögenslosen, die ihrem Vaterlande dienen sollen mit Leib und Leben, und die dennoch keinen Antheil haben an den reichen Schätzen ihres heimathlichen Landes. Der Wehrpflicht entspricht das Recht auf Arbeit und Nahrung, die aber kann nicht geschaffen werden durch eine Wehrsteuer, sondern umgekehrt durch eine kleine Rente für die ausgedienten Soldaten und durch eine Reichsvermögensteuer.

## Unser Militär.

Das Militär ist seinem Wesen nach eine vom Staate zu seinem Schutz in seinen Dienst gestellte, daher in gewissen Dingen bevorrechtete Genossenschaft innerhalb der Volksgemeinschaft.

Es ist eine Schwurgenossenschaft durch den Eid, welchen alle zum Militär Gehörigen dem Staate in der Person seines Herrschers leisten müssen und welcher sie alle auf das engste mit einander verknüpft. Gesetze, welche für alle in gleicher Weise verbindlich sind, eine dem gleichen Zweck dienende Lebensbethätigung, eine von gleichem Geiste erfüllte Lebensauffassung, Anschauungen und Gebräuche, die vielfach schon seit Jahrhunderten überliefert worden — dies sind einerseits Eigenthümlichkeiten der Schwurgenossenschaften, andererseits sind sie naturgemäß bei den durch Beruf und Amt auf Lebenszeit oder eine längere Reihe von Jahren — als Offiziere und Unteroffiziere — in der Genossenschaft thätigen Elementen stärker entwickelt und tiefer begründet, fehlen aber selbstverständlich auch allen übrigen Zugehörigen nicht. Da bei uns die militärische Genossenschaft — wenigstens während der activen Dienstzeit — nicht zu einem Nebenzweck vereinigt ist, sondern ihr ganzes Sein in den Dienst ihrer Aufgabe stellt, so hat sie sich zugleich als „Stand" abgeschlossen, demselben entsprechende Sittengesetze und Gebräuche entwickelt; unser

Militär ist ein Ehrenstand. Ein als Miliz organisirtes Militär wäre nur eine Schwurgenossenschaft, die als solche zu einem bestimmten Zweck zusammengetreten ist — wie etwa eine Loge —, ohne jedoch in demselben einen Lebenszweck, ja auch nur besonders wichtigen Zweck zu sehen. Ein solches Militär wäre ohne die Vortheile, welche der ganzen menschheitlichen Entwickelung die Bildung der Berufsstände gebracht hat, ohne das richtige Selbstgefühl, ohne Ehrgeiz und Widerstandskraft, ohne das Streben nach höchst erreichbaren Leistungen und dem daraus folgenden stetigen Fortschritt. All dies kann das Militär aber nur entbehren, entweder wenn seine Aufgabe im Staate — auf die wir sofort zu sprechen kommen — nur eine nebensächliche ist, wenn sein Bestehen und Gedeihen nicht eine Lebensbedingung für den Staat ist, oder wenn es aus einer militärisch erzogenen Bevölkerung hervorgeht, in welcher zwar nicht der kriegerische Geist, wohl aber die kriegerischen Tugenden ebenso heimisch sind und gepflegt werden, wie die Fertigkeiten und Künste des Friedens. Es ist jedoch weder das eine der Fall in dem völkerbedrohten Deutschland, im Gegensatz zu der kleinen neutralen Schweiz oder dem meerumflossenen England, noch trifft das andere in unserer nervösen Zeit zu, in der die Menschen geistig überreizt, körperlich vielfach verbildet sind.

Die Herausbildung und das Auftreten als Stand ist freilich nicht in dem Wesen des Militärs begründet, nothwendig aber und eigenthümlich ist ihm der Charakter als Schwurgenossenschaft. Durch die stärkste, für den Menschen verbindliche Form, den feierlichen Eidschwur, ist es an den Staat und die Person des Staatsoberhauptes gefesselt und verpflichtet zum Schutze des in dem letzten personificirten Staates, seiner gesetzlichen Einrichtungen, wie seines Bestandes. So erhält das Militär durch diesen Eid seinen hohen, ja den höchsten Zweck, denn wir kennen kein staatenloses menschliches Culturleben, und den Staat schützend erhalten, heißt Cultur und Gesittung dieses Staates, dann aber auch im Allgemeinen erhalten. Dieser Eid und die in ihm übernommene Aufgabe prägt dem Militär sein ganzes Wesen auf. Seine Aufgabe zu erfüllen, dazu bedarf es des strengsten Gehorsams gegen die dem Zweck dienenden Befehle, bedarf es der unverbrüchlichen Treue gegen den gelobten Eid und in der Erfüllung der übernommenen Pflicht, bedarf es im Weiteren eines entschlossenen Muthes und fester Tapferkeit.

In den verschiedenen Zeiten, auch heute noch, hat der Staat vielfach zu seinem Schutze Söldner berufen, Angehörige verschiedener Nationen und Staaten, und aus ihnen eine Genossenschaft gebildet, die sich ihm eidlich verpflichtete. Wie sich in der Neuzeit aber das Nationalitätsprinzip entwickelte, und die Volksgemeinschaften zu Staaten zusammenschlossen, so ist auch das Militär meist national geworden, hat das Volk selbst seine und des Staates Wehr, in welchem es sich vereinigt findet, in die Hand genommen; wieder wie in den Kindheittagen der Menschen, stehen Volksheere da, zum Tode bereit für ihr Volk, ihr Vaterland, ihren Staat! Das seiner selbst bewußte Volk schützt sich selbst und läßt sich nicht von fremden Miethlingen beschirmen; dabei ist es um so weniger kriegslustig, je fortgeschrittener seine Cultur ist, je unmittelbarer es die Kriegsschäden an seinem eigenen Gut und Blut zu verspüren hat. Die aus der Volksgemeinschaft hervorgegangene militärische Genossenschaft des modernen Volksheeres sucht nicht den Kampf, sie vertheidigt sich nur, dies thut sie aber erfüllt von jenen Gefühlen, die den durch ein Gelübde geweihten Mann, den tapferen und ehrbegierigen Krieger, den für seine Familie, seine Heiligthümer, die nationale Größe kämpfenden Patrioten beseelen. So dient die Institution des Volksheeres sowohl der Erhaltung des Friedens, wie der Durchführung eines nothwendig gewordenen Krieges am besten. Das wird noch deutlicher werden, wenn der nächste große Krieg überstanden sein wird, und die Völker Europas sich von keinen nationalen Beschwerden und Gelüsten mehr zu befreien haben werden. Die volle Ausgestaltung des Militärs zum Volksheer, die Schulung der ganzen Volkskraft für den Staats- und Vaterlandsdienst muß demgemäß als eines der Ziele für eine gesunde nationale Entwickelung bezeichnet werden.

Der Staat gewährt endlich der militärischen Genossenschaft, welche ihm den wichtigsten Dienst leistet, gewisse Vorrechte. Das vornehmste derselben ist das Recht, Waffen zu tragen, und die Berechtigung, von denselben unter gewissen Umständen Gebrauch zu machen — ein Recht, das sich aus der pflichtgemäßen Aufgabe des Militärs von selbst ergibt, aber zugleich für dasselbe das auszeichnendste Merkmal unter den Volksgenossen bildet. Dazu treten gewisse materielle Vergünstigungen, die den beim Militär als Offiziere und Unteroffiziere Beamteten zu Gute kommen. Dieselben sollen theils die Lebenshaltung der letzteren erleichtern und verbessern, theils durch die Hoffnung auf mancherlei Vortheile und späteren Gewinn sie für diese Stellungen im militärischen Berufsdienst bereitwillig machen. Daß der letztere Gesichtspunkt ein nothwendiger ist, ist kein Zweifel; daß in der Begünstigung der Lebensstellung und -haltung der oberen militärischen Chargen vielfach zu weit gegangen und mit den Staatsmitteln, d. h. dem Volksvermögen, nicht haushälterisch genug verfahren wird, zumal bei Ausgaben, die nur dem Namen nach im militärischen Dienstinteresse gemacht werden — dies wird häufig genug beobachtet und gerügt. Eine gerechte Armeereform wird hier um so nothwendiger den Grundsatz größerer Sparsamkeit aufstellen müssen, als sie für die wichtigsten militärischen Zwecke gesteigerte Ausgaben fordert. —

Dem Militär haften noch gewisse Eigenheiten, mehr äußerlicher Natur an, die gleichwohl kaum jemals von demselben zu trennen sein werden. Das ist erstens die Uniform. Sie bringt zunächst die Zugehörigkeit zu der militärischen Genossenschaft und zu den einzelnen Theilen derselben zum Ausdruck. Soweit innerhalb der einzelnen Truppentheile und -körper noch ein einzelner Wille seine besondere Geltung und die Möglichkeit und Pflicht hat, sich innerhalb der allgemeinen Gesetze und Vorschriften zu bethätigen, soweit reichen auch die Unterschiede an der Uniform als äußerlich erkennbare Abzeichen der Truppentheile; das Selbstgefühl derselben, wie der einzelnen Angehörigen wird dadurch wesentlich gestärkt. Zugleich hebt die Uniform die Genossenschaft aus der ganzen Volksgemeinschaft heraus und stellt sie nicht bloß als eine besondere, sondern auch als eine ausgezeichnete Klasse der Bevölkerung dar. Unleugbar wirkt sie dadurch auf die äußere Haltung, aber auch auf das Gewissen, auf die Sittlichkeit der Einzelnen zurück; der Student mit seinen farbigen Abzeichen, der Mönch in seinem Ordenshabit zeugen dafür, und General Booth von der Heilsarmee hat wohl gewußt, warum er seine Mitrufer im Streit in eine wenn auch noch so bescheidene Uniform steckte. Wer eine Uniform trägt, muß stolz auf dieselbe sein und aus dem Stolz die Kraft zu manchem Entschluß, zu mancher werthvollen Gewohnheit schöpfen. Auf Eitelkeit gründet sich aber bei dem einfachen Menschen ein guter Theil dieses nothwendigen Stolzes; eine schmucke, kleidsame Uniform ist daher wünschenswerth, wenn sie zugleich den Forderungen des Felddienstes entspricht. Diese aber den Rücksichten auf den äußeren Eindruck oder gar das rein Parademäßige hintanzusetzen, ist eben so falsch, wie eine völlige Gleichmacherei aller Uniform. Dieselbe muß, wie gesagt, die verschiedenen Truppentheile als solche kennzeichnen und geeignet sein, ihren Trägern jene Empfindungen einzuflößen, die ein wohlgefälliger Stolz erweckt, vor Allem aber für den Krieg vollendet brauchbar sein. Lassen sich diese drei Gesichtspunkte nicht vereinigen, so ist selbstverständlich die Rücksicht auf den eigentlich militärischen Zweck in erster Linie maßgebend. Der Küraß, der nichtige Rest ehemaliger Panzerung, ist verschwunden; folgen werden ihm die hohen, eng anschließenden, an die alten „Halsbergen" erinnernden Rockkragen, die heute gebräuchlichen Helme mit ihrer leuchtenden „Helmzier", die zu verbergen man recht unpraktische Mittel erfindet, und noch manches andere, ebenso Kostspielige wie Unzweckmäßige wird beseitigt werden. Je eher, desto besser.

Mit der Uniform vereinigen sich die Formen, um die Wirkung jener zu steigern und zu vertiefen; sie machen das Militär noch uniformer. In jeder Gemeinschaft, die sich als etwas Besonderes fühlt, werden zum Theil alt überlieferte Formen geübt; dieselben erwachsen aus der Gewohnheit des

gemeinschaftlichen Lebens, dienen dann aber dazu, dasselbe zu stärken und zusammenzuhalten. Wir erinnern an manchen ehrwürdigen Handwerksbrauch, an studentische Sitte und Comment, an die freimaurerischen Handlungen und Gebräuche. Je größer die Gemeinschaft ist, und je verschiedenartiger damit die ihr angehörigen Elemente sind, um so bindender und fester müssen die Formen sein, zugleich aber auch so einfach, daß jedes, auch das tiefststehende Mitglied sie als etwas Selbverständliches mühelos üben kann; sie müssen für einen jeden ihren Zweck erfüllen, in allen Lagen des gemeinschaftlichen Lebens Regel und Halt zu gewähren.

Fast keine Gemeinschaft umschließt so mannigfaltige und verschiedengeartete Bestandtheile, wie die militärische, welche alle Mannhaften und Gesunden fast die Ihrigen nennt. Noch sind in den Staaten nicht alle nationalen Unterschiede der Bevölkerung beseitigt; innerhalb ein und derselben Nation, wie große und zahlreiche Verschiedenheiten, ja Gegensätze in den einzelnen Landestheilen, welche Vielgestaltigkeit des geistigen Vermögens, der Lebensstandpunkte und -Verhältnisse! Der Litthauer und Pole, die französirten und danisirten Kinder der jüngst eroberten Landestheile, der gewandte und leichtlebige Rheinländer, der bedächtige, nicht selten schwerfällige und harte Ostpreuße, der katholische, oberdeutschredende Bewohner der bayerischen Alpen, und der protestantische Meeranwohner des plattdeutschen Nordens — alle diese und noch vielerlei andere Elemente sollen als gleich fühlende, denkende, handelnde Menschen ein und derselben allumfassenden Gemeinheit eingefügt werden. Und dabei hat dieselbe in dem Schutz des Staats- und Volksganzen die höchste Bestimmung und wird durch diese Bestimmung im Kriegsfalle in Verhältnisse geführt, welche mit unabwendbarer Lebensgefahr den Einzelnen unaufhörlich bedrohen und von Körper und Geist die höchste Anspannung stetig fordern. Da bedarf es der allerstraffsten Formen und der größesten Fertigkeit sie anzuwenden und in ihnen zu leben. Auch können sie weder sehr gering an Zahl, noch immer von wünschenswerther Einfachheit sein, denn zahlreich und mannigfaltig sind die Handlungen des militärischen und im Besonderen kriegerischen Lebens und im Einzelnen häufig schwierig und zusammengesetzt genug — wenigstens für den schlichten Menschenverstand. So hat denn ein guter Theil der militärischen Erziehung keinen anderen Zweck, als dem Soldaten die militärischen Formen anzugewöhnen, ihn — wenn es sein muß — in dieselben hineinzuzwängen. Der sogenannte militärische Drill soll in der Hauptsache die Einübung der „Formen" erreichen, sei es z. B. für die Fortbewegung im Marsch, für den Wachtdienst oder Felddienst. Formen sind es, die das militärische Leben überall durchdringen, und für den Uneingeweihten hier und da den Eindruck des Ueberflüssigen und Nebensächlichen, wenn nicht gar Komischen machen. Aber sie haben fast immer ihren guten Sinn als Mittel der Erziehung und Gewöhnung oder als Ausdruck militärischer Anschauungen. So z. B. das streng abgetheilte und abgestufte Grußceremoniell, vom Präsentirmarsch an, unter dessen Klängen der Höchstcommandirende von seinen Truppen empfangen wird, bis herunter zu der einfachsten Grußform des einfachsten Musketiers.

Eine ebenso imposante und umfassende Gemeinschaft wie die militärische, ist diejenige der katholischen Kirche — und nirgend finden wir eine ähnlich ausgeprägte und allgewaltige Herrschaft der Formen, wie in dieser! Die strenge Abtheilung der Rangstufen und Grade, von dem obersten kirchlichen Befehlshaber bis zum Meßglöckner und untersten Chorknaben herab, kann beim Militär nicht schroffer sein, und findet als „Hierarchie" ihre allgemein gültige Bezeichnung. Durch blinden Gehorsam und völlige Unterwürfigkeit sind alle Theile der Gemeinschaft an einander und unter einander gebunden. Die Hierarchie zu schützen, den Zusammenhalt der heterogensten Elemente zu fördern, das Leben der Gemeinschaft überhaupt zu ermöglichen, dazu bedarf es in der That der auf das höchste und feinste ausgebildeten Formen. Von solchen wird dann der lallende Weltbürger vom ersten Tage an, da er in den Schooß der „allgemeinen" Kirche aufgenommen wird, umgeben; von solchen weiß sich der junge Novize, der in die engere Gemeinschaft des katholischen Klerus zu treten wünscht, wie in einem Panzer geborgen und gehalten. Das ganze, von Sakramenten begleitete Leben des gläubigen Katholiken ist nichts anderes, als ein Leben nach bestimmten, für jeden einzelnen geltenden Formen, in denen der Inhalt dieses Lebens zum Ausdruck kommen soll; und die Messe z. B. mit der auf das genaueste geregelten Mitwirkung der Gemeinde, und den Vorschriften für die dieselbe Ministrirenden, ihr Plätze, ihre Verbeugungen, ihre Bewegungen, ist völlig formell, nicht anders, denn eine militärische Parade. Der alte General, der steif und förmlich und gemessen seine Truppen grüßt, der alte Bischof, der würdig, ernst und doch halb mechanisch die in die Kniee gesunkenen frommen Massen segnet — der eine wie der andere handelt nach einer durch die Gewohnheit versteinerten Form. Der katholische Klerus hat die Stellung des Berufssoldaten innerhalb der „allgemeinen" Kirche, er übt ihre Formen am allgemeinsten und genauesten, in manchen Beziehungen auch nur für sich allein, hat übrigens auch für manche seiner Theile, Mönchsorden, Bruder- und Schwesterschaften, besondere Formen ausgebildet.

Die Verwandtschaft zwischen der militärischen Organisation und derjenigen der katholischen Kirche darf uns nicht Wunder nehmen; bezeichnet diese sich doch selbst als ecclesia militans und sieht im Streite ihre Bestimmung. In dieser ihrer Organisation haben wir einen Hauptgrund für ihre Stärke und Macht zu sehen. Gleichwohl ist eine solche Organisation kein Ruhm für eine Kirchengemeinschaft, für die berufenen Vertreter derselben, wie für ihre Angehörigen. Die Pflege der Religion ist ihre Aufgabe; Religion aber ist Sache des inneren Menschen, strömt aus dem Gefühl und läßt sich nicht in Formen, wie in spanische Stiefeln pressen. Der Krieg aber und des Krieges Handwerk fordert die entgegengesetzten Eigenschaften, verwendet die körperlichen Kräfte und die Verstandesfähigkeiten des Menschen; die Gefühlsanlagen werden überhaupt nicht berücksichtigt, sie können leicht — im Kriege durchaus — verletzt werden. So sehr wahre Religion auf Gefühl beruht, so sehr sind die vollkommensten militärischen Eigenschaften vom Gefühl unabhängig. Aehnliche Körperschaften und entsprechende Formen können nie und nimmer dem einen und dem anderen in gleicher Weise dienlich und förderlich sein. Was für das Militär nothwendig und eine Stärke ist, das ist für eine religiöse Gemeinschaft, für jede Kirche, falsch und verdammenswerth; das Wesen der Religion verdirbt, sie geht zu Grunde, während das Militär gedeiht und Kraft gewinnt.

Miles.

---

## Die Opfer der Branntweinpest.

Von S. Werblunski.

Es verlohnt sich, von Zeit zu Zeit einen Einblick in die jeweiligen Verhältnisse zu thun, unter welchen die älteste und zugleich auch die schlimmste Menschenseuche, die Trunksucht, in gegebenem Augenblick ihr verheerendes Werk inmitten der gesammten Menschheit vollbringt. Gegenwärtig ist ein solcher Einblick um so eher am Platze, als man die Regierungen fast aller Länder eifrig bemüht sieht, eine möglichst hohe Besteuerung des Branntweins herbeizuführen. Der Franzose heißt den Branntwein „lebendes Wasser", der Russe „Wässerchen" (Wodka), der Deutsche „Schnaps" — die richtige Bezeichnung aber ist und bleibt: Branntweinpest, denn pestilenzartig wirkt der Genuß des gebrannten Wassers, wie er sich in unserem modernen Zeitalter gestaltet hat. Es ist daher sehr bezeichnend, daß fast alle europäischen und außereuropäischen Staaten, gleichviel ob sie monarchisch oder republikanisch, absolut oder constitutionell regiert werden, den Branntwein als bestes und bequemstes Steuerobject ansehen und nur danach trachten, wie

die schon ohnehin ergiebigen Einnahmen aus demselben für den Staatssäckel noch mehr gesteigert werden könnten. In welchem Verhältniß steht aber diese in fortwährendem Steigen begriffene Einnahmequelle der Staaten zum geistigen und körperlichen Wohl der Völker? Darüber geben uns die neuesten Forschungen und die statistischen Ergebnisse, zu welchen sie gelangen, klaren und sachlichen Aufschluß, vornehmlich über den Verlauf dieser wichtigen Frage auf sozialpolitischem Gebiet in den letzten Jahren.

Es würde uns aber hier zu weit führen, wollten wir mit Bezug auf diese Frage das ganze Erdreich oder auch nur das ganze Europa einer eingehenden Betrachtung unterziehen, vielmehr wollen wir uns auf die beiden europäischen Staaten beschränken, welche nach den neuesten Forschungen unter den Verheerungen der Branntweinpest am meisten zu leiden haben, nämlich auf England und Rußland. Es mag dahingestellt bleiben, welchem dieser beiden Länder hierin der Vorrang gebührt, jedenfalls hat Rußland seinem Umfange und seiner Bevölkerungszahl nach die größeren Verwüstungen aufzuweisen, die der Branntwein anrichtet, in England aber scheint bei diesen Verwüstungen das intelleetuelle Moment mehr vorzuherrschen, wodurch sich auch der dem Wohlstand des Landes beigebrachte Schaden wesentlich steigert. Was die Gestaltung dieser Dinge im Laufe der letzten Jahre in den beiden genannten Ländern anbetrifft, so ergeben die neuesten statistischen Aufstellungen für England eine Zunahme der Trunksucht unter den Frauen, für Rußland — eine Zunahme der Trunksucht unter den Kindern, und auf diese beiden Momente wollen wir hier etwas näher eingehen.

Man hat in früheren Jahren, sobald die Rede von der in England herrschenden Trunksucht war, meist Irland und die Irländer im Auge gehabt, in den letzten Jahren werden aber immer mehr Thatsachen über die Trunksucht der Frauen im eigentlichen England bekannt. Diese Thatsachen lassen zugleich darauf schließen, daß man es hier nicht allein mit einer örtlichen Erscheinung der Großstädte zu thun habe, sondern auch das flache Land und die gesammte Bevölkerung kommt hierbei mit in Betracht, so daß es sich um ein für die sozialen Verhältnisse des alten England äußerst charakteristisches Merkzeichen handelt. Jedenfalls tritt hier immer mehr eine Erscheinung zu Tage, welche in anderen Ländern, selbst in Rußland, bisher nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Schon in den wenigen Jahren von 1878 bis 1884 hatte sich die Zahl der dem Trunke ergebenen Frauen in England, namentlich in Wales, mehr als verdoppelt und betrug in letztgenanntem Jahre 9451 Frauen. In London erreicht jetzt die Zahl der trunksüchtigen Weiber die Ziffer 8000, zeigt also eine Steigerung gegen das Vorjahr um 500 Personen. In Glasgow allein wurden 10,500 betrunkene Weiber in das Gefängniß abgeführt, wiederum eine beträchtliche Steigerung gegen das Vorjahr, während in Dublin 10,000 derartige Fälle aufgezählt wurden.

Um sich einen Begriff von dem wahren Umfange zu machen, in welchem die Trunksucht unter dem weiblichen Geschlecht in England letzthin um sich gegriffen hat und noch immer um sich greift, genügt es zu wissen, daß die Polizei in allen Ländern, besonders aber die englische Polizei, zu der Inhaftirung betrunkener Personen, geschweige denn weiblichen Geschlechts, nur ungern und im äußersten Nothfall schreitet, da die Abführung einer solchen Person nach dem Polizeibureau stets mit vielen Unzuträglichkeiten, Aufläufen und sonstigen skandalösen Straßenseenen begleitet sind. Es liegt daher klar auf der Hand, daß die soeben angeführten amtlichen Daten keineswegs den thatsächlichen Zahlen entsprechen können, vielmehr müssen sie nur als Maßstab angesehen werden, welcher an die einschlägigen Verhältnisse in England zu legen ist, um den richtigen Sachverhalt zu ermessen, wobei man nicht fehl geht, wenn man die Zahl der trunksüchtigen Frauen in England um das Zehnfache höher anschlägt, als die hier angeführten Zahlen.

Es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß durch die Verbreitung der Trunksucht gerade unter dem weiblichen Geschlecht die Branntweinpest in England den denkbar größten Schaden auf wirthschaftlichem und häuslichem, damit aber auch auf sozialem Gebiet anrichten muß. Der Kreis des schädlichen Einflusses und der Entsittlichung, welchen das öffentliche und häusliche Leben um eine betrunkene Frau zieht, ist stets ein viel größerer, als derjenige des betrunkenen Mannes, und man darf gewissermaßen sagen, daß eine trunksüchtige Frau dem Staat und der Gesellschaft in den meisten Fällen mehr Nachtheil bringt, als zehn männliche Trunkenbolde.

Wenden wir uns nun Rußland zu, so grassirt dort die Trunksucht verhältnißmäßig weniger unter den Frauen, und obwohl sie dem Branntwein hin und wieder zusprechen, so gehört doch die gewohnheitsmäßige und unheilbare Trunksucht keineswegs zu den Lastern der Frauen, sondern allein der Männer. Dafür aber hat die Branntweinpest in Rußland, wie die jüngsten Forschungen auf diesem Gebiete ergeben haben, eine andere, fast möchte man sagen Entsetzen erregende Eigenthümlichkeit aufzuweisen, nämlich die Trunksucht der Kinder, und zwar solcher im zartesten Alter und beiderlei Geschlechts. Ueber diese neue pathologische Erscheinung, wie man sich jetzt darüber in den russischen Gelehrtenkreisen ausdrückt, hat jüngst zum ersten Mal ein Fachmann, Dr. W. F. Jakubowitsch in Petersburg, einen ebenso interessanten, wie lehrreichen Vortrag gehalten, durch welchen gleichsam der Schleier von einem tief verborgenen Geheimniß gelüftet und der öffentlichen Meinung in Rußland die Augen über eine drohende Gefahr geöffnet wurde. Es genügen nur einige aus den zahlreichen Ausführungen dieses Forschers, welcher sich auf Thatsachen und Daten aus allen Theilen des Zarenreichs stützt, um sich eine Vorstellung von dem entsetzlichen Bilde zu machen, das sich uns in einem Theile der jetzigen Kinderwelt in Rußland darbietet. Sind doch Kinder, welche im Alter von vier bis fünf Jahren bereits an Säuferwahnsinn, Delirium tremens, leiden, keine Seltenheit mehr, während viele von ihnen erst im späteren Knabenalter die Anzeichen dieser schrecklichen Verwirrung zeigen. Die angestellten näheren Untersuchungen ergaben zwei Kategorien dieser unglücklichen jungen Geschöpfe, indem die einen durch die mangelhafte Erziehung und das schlechte Beispiel der Eltern so frühzeitig in die Trunksucht verfallen sind, die anderen eben so unschuldiger Weise durch Erbschaft. Was diese letzteren anbetrifft, so ist die Frage der Vererbung des Alkoholismus und der Branntweinpest von dem genannten Fachmann auf Grund zahlreicher Beweise in bejahendem Sinne beantwortet worden. Er führt zu diesem Zweck eine lange Reihe von Beobachtungen auf, welche er zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten an Kindern solcher Ehepaare angestellt hat, die in der ersten Hälfte ihrer Ehezeit einen nüchternen Lebenswandel führten und nichts tranken, späterhin aber der Trunksucht verfielen. Die Kinder aus der ersten Ehezeit erfreuten sich einer durchaus nüchternen und normalen geistigen wie körperlichen Beschaffenheit, während die Kinder aus der späteren Ehezeit nachweislich als Alkoholiker bereits zur Welt kamen. Es ist gewiß von erschütterndem Eindruck, zu sehen, wie solche unschuldige Wesen schon in dem Augenblick, wo sie das Licht der Welt erblicken, von der Branntweinpest unrettbar erfaßt und für das ganze Leben verunglückt sind.

Nicht minder erschütternd ist aber auch das schreckliche Loos derjenigen Kinder, welche durch das Beispiel oder den Leichtsinn ihrer Eltern, durch mangelhafte Erziehung oder den Einfluß einer schädlichen Umgebung schon im zartesten Alter unrettbar der Trunksucht verfallen. Die Zahl dieser unglücklichen Kinder ist in Rußland, wie es sich jetzt herausstellt, eine erschreckend große, denn sie rekrutiren sich nicht allein aus den niedrigen Volksschichten und dem Arbeiterstand, sondern auch aus den gebildeten und besseren Klassen der Bevölkerung. Kann man doch selbst in guten Familien häufig beobachten wie die Kleinen ungehindert die von den Großen geleerten Schnapsgläschen nachträglich auslecken, ja es wird ihnen nicht selten etwas vom Schnaps gegeben und man hat seine Freude daran, die gerötheten Bäckchen und die glänzenden Aeuglein der Kleinen zu bewundern. Nicht selten wird auch in denselben Gesellschaftskreisen den Kindern der Branntwein, wenn

auch in schwächerem Grad oder in Gestalt von Liqueuren, als Beruhigungs- und Schlafmittel zugeführt und sind den Kindern die Spirituosen erst in dieser cordialen und erlaubten Weise zugänglich gemacht, so ist es durchaus naturgemäß, wenn die Kleinen späterhin auf unerlaubte Mittel und Wege verfallen, wie sie zum heimlichen Genuß des berauschenden Getränkes gelangen könnten.

So das traurige Bild, welches sich vor unseren Augen in den bemittelten, mehr oder weniger gebildeten Ständen entrollt, im Arbeiterstand und den niedrigen Klassen freilich sieht es noch viel schrecklicher aus. Dort trinken die Kleinen zusammen mit den Großen, verüben denselben Unfug, taumeln auf der Straße, werden überfahren oder verunglücken auf andere Weise. Hieraus erklärt sich außerdem die in jüngster Zeit constatirte Zunahme der Kinderkrankheiten in Rußland, wie epileptische Anfälle, Aufschrecken aus dem Schlaf und selbst körperliche und geistige Gebrechen, und immer häufiger wird man eines jugendlichen Idioten ansichtig.

Das sind die menschlichen Opfer der Branntweinpest, wie wir sie in ihrer jüngsten Phase in England und Rußland beobachten können. Was den materiellen Schaden anbetrifft, also die Geldopfer, welche die Trunksucht mit sich bringt, so wird dieselbe für Rußland mit dem Werth von jährlich drei Milliarden Rubeln berechnet, übersteigt also das jetzige Budget Rußlands um das Dreifache. Von Seiten Englands steht eine solche Berechnung noch aus, doch dürfte auch dort der materielle Schaden ein sehr beträchtlicher sein.

---

## Unsere Zimmerheizung.

Von Wilhelm Gentsch.

Der Zweck einer Zimmerheizung, die Grundsätze, nach welchen diese einzurichten ist, sind nicht so einfach zu definiren, wie es den Anschein haben könnte. Eine bloße Temperaturerhöhung zu erzielen, dürfte wohl noch kein genügender Grund sein zu der enormen Ausdehnung und Wichtigkeit, welche unsere Beheizungsindustrie genommen hat. Auch die auf niedrigster Culturstufe stehenden Völker haben zeitweise das Bedürfniß der künstlichen Durchwärmung ihres Körpers, ohne daß man ihre Heizmethoden empfehlen könnte. Setzen wir einen Raum voraus, der in baulicher Beziehung den Gesetzen der Hygiene entspricht — leider ist dies selten der Fall — so soll die gute Heizung innerhalb dieses Raumes einen Zustand der Atmosphäre erzeugen, welcher in uns das Gefühl der Behaglichkeit, das Bewußtsein der Möglichkeit einer gesunden Existenz hervorruft, uns die volle Entwickelung unserer Arbeitskräfte gestattet. Abgesehen von hier nicht näher zu erörternden besonderen Fällen verlangt die Gesundheitslehre für den Menschen eine möglichst gleichmäßige, ozonreiche, von Staub und anderen Mikroorganismen thunlichst freie Luft, deren Temperatur etwa + 19° C., deren Feuchtigkeitsgehalt nicht unter 50 Procent betragen soll. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, hat die Technik mit rastlosem Fleiß und vielen Erfolgen gearbeitet, wenn auch die Macht der Gewohnheit, das Mißtrauen der Menschen gegen alles Neue eine gerechte Würdigung der Fortschritte oft vereiteln. Mit Gewohnheit und Mißtrauen kämpft die leidige Geldfrage, welche, wie überhaupt nun einmal in unserem irdischen Dasein, auch bei Anlage und Betrieb der Heizungen eine wesentliche Rolle spielt.

Unser wichtigstes Heizmittel ist die Kohle, deren natürliche Abarten und künstliche Producte in den mannigfachsten Apparaten durch Verbrennung in Wärme umgesetzt werden. Seltener verwandt, und deshalb für unsere Betrachtungen von geringerer Wichtigkeit sind Holz, natürliche Gase, Oele ꝛc. Die Verwerthung der Wärme der Kohle wird nun auf verschiedene Weise vermittelt. Daß das offene Kohlenfeuer, wenn es in einigermaßen wirksamer Weise betrieben wird, dem menschlichen Organismus nicht nur nicht zuträglich, sondern sogar gefährlich ist, dürfte auch dem Laien klar sein. Es kann daher dieser Punkt als erledigt angesehen werden, besonders, da diese Methode hier zu Lande wohl nicht anzutreffen ist. Für uns gefährlicher ist jedoch die zweite Culturstufe, welche durch den gewöhnlichen eisernen Ofen gekennzeichnet wird. Wenn man von dem Mantel eines Heizungskörpers zunächst verlangen muß, daß er die Producte des Verbrennungsprozesses durchaus von der Zimmerluft fernhalten soll, so wird dies Verlangen hier in höchst unvollkommener Weise erfüllt. Es ist gleichgültig, ob man den einfachen Kanonenofen oder den architektonisch geschmückten Zierofen, welcher mit einer gewissen zweifelhaften Eleganz seine inneren Mängel zu verdecken sucht, betrachtet. Die Hausfrauen können es wohl am besten bezeugen, daß schon das Feuermachen fast von Fall zu Fall neu studirt werden muß, daß das Gelingen meist dem Zufall preisgegeben ist. Der Beginn des Brennens ist auch der Anfang einer regelrechten Räucherperiode. Und das ist wohl ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß die zahllosen klaffenden Fugen eines eisernen Ofens gewöhnlichster Bauart im Verein mit der fast nie schließenden Thür dem im Innern massenhaft entwickelten Rauch den directen Eintritt in das Zimmer geradezu gewähren. Daß die Ausnutzung des Brennstoffes selbst eine lächerlich geringe ist, kann sich jeder vorstellen, der sich vergegenwärtigt, daß der die Ofengänge sehr bald versetzende Ruß, der ja als solcher nur belästigt, unverwerthetes Heizmaterial bedeutet. Breite Streifen um den Feuerherd, welcher eventuell auch noch nach außen ausgebaucht ist, klaffende Risse zeigen deutlich, wie der meist viel zu klein gewählte Wärmelieferant ausgenutzt worden ist. Wieviel organische Substanzen sind da vergast worden, um die Athmungsorgane dem Siechthum preis zu geben. Und hat die Rothgluth des Eisenmantels zu einer Temperatur im Zimmer geführt, welcher man im Sommer zu entfliehen sucht, weil Körper und Lunge unter dem Wasserverlust folgerichtig zu leiden beginnen, so bleibt als einzige Rettung die Zuführung kalter Luft — das Oeffnen des Fensters — die Folge sind das Reißen und die Erkältung. Es wird vielleicht entgegen gehalten werden, daß bei Auswahl eines gewöhnlichen eisernen Ofens lediglich die Preisfrage des Heizkörpers eine Rolle spielt, während eben die dauernde, durch die Eigenschaft der primitiven Feuerung der vollendeten Heizung gegenüber bedingte Mehrausgabe als nothwendiges Uebel von Generation zu Generation vererbt wird; und es ist auch eine, wenn auch nur theilweise Berechtigung zu dieser Einrede nicht abzustreiten. Wenn aber das billige Möbel, welches in dem bescheidenen Zimmer des Arbeiters wenigstens seine Wärme frei nach allen Seiten abgeben kann, in sogenannten Prunkgemächern moderner Neubauten nur mit Mühe inmitten eines werthvollen Majolika-Kamins entdeckt werden kann, so steht man sprachlos vor einem gordischen Knoten und fragt sich vergeblich, warum man mit so viel Kosten auch noch das Bischen aus dem Brennstoff nutzbar zu machende Wärme zu vernichten und durch den Schornstein zu jagen trachtet. Eine gleich hier zu erwähnende Spezies bilden die sogenannten Kachelöfen, welche meist in Mittel und Norddeutschland ihr Domizil aufgeschlagen haben. Um einem möglichen Mißverständnisse zu begegnen, soll gleich hier bemerkt werden, daß, abweichend von der in West und Süd verbreiteten Auffassung, unter Kachelöfen solche Oefen verstanden werden, deren Mäntel nicht aus Eisen, sondern aus glasirten Chamotte- oder Thonplatten zusammengesetzt sind. Der im Innern dieser Thonöfen sich abspiegelnde Verbrennungsprozeß steht mit dem, welcher bei der Kategorie der gewöhnlichen eisernen Oefen beschrieben, auf gleicher Stufe und läßt bezüglich seiner Unvollkommenheit nichts zu wünschen übrig. Wir haben hier ebenfalls das Anheizen, Nachschüren, den Ruß im Ofen, die klaffenden Spalten nach zu starker Erhitzung. Anlage und Reparatur, welche letztere oft im Umsetzen der Kachelöfen besteht, sind hier erheblich. Nur ein Umstand dürfte den eisernen Oefen gegenüber hervorzuheben sein, daß nämlich der Kachelofen meist so groß gewählt wird, daß er nicht überheizt zu werden braucht — was allerdings

weniger der Natur des Ofens, als der Gewohnheit seiner Benutzer zuzuschreiben ist. Doch wird dieser Vorzug durch die oft in das Ungeheuerliche getriebene Vergrößerung der Wohnzimmer moderner Neubauten dahin paralysirt, daß der Kachelofen eine genügende Erwärmung zu geben überhaupt nicht im Stande ist. Die meist fehlerhafte Bauart schöner Kachelöfen dürfte wohl so mancher Bewohner von z. B. Berliner Neubauten empfinden. Die ungeheure todte, überdies schwer zu versetzende, mitzuerwärmende Masse bedingt eine bedeutende Verzögerung der Heizwirkung, liefert allerdings die sogenannte Nachhitze, welche jedoch bei zeitweise benutzten Heizkörpern gar keinen nachweisbaren Zweck hat und wegen der Unmöglichkeit, sie zu reguliren, auch kein rationelles Heizmittel ist.

Einen wesentlichen Schritt zum Besseren muß man in dem eisernen Füllofen erblicken, welcher unter dem Namen „Amerikaner" mit Recht bereits eine große Verbreitung gefunden hat. Es dürfte wohl bekannt sein, daß der „Amerikaner" einen bis zum Feuerkorb herabreichenden Füllschacht besitzt, daß bei Inbetriebsetzung ersterer mit leicht entzündlichen Stoffen, letzterer mit Anthracitkohle gefüllt wird und daß während des Betriebes die Heizgase zum Theil die glühende Schicht passiren müssen. Die Vorwärmung des Heizmaterials und der zur Verbrennung nöthigen Luft, das Durchstreichen der Gase durch die Brennschicht — dies alles sind Factoren, welche eine vollkommenere Verbrennung bedingen, als solche in den oben betrachteten Oefen stattfinden kann. Wir begegnen hier auch einer bei Heizungen unbedingt nothwendigen Eigenschaft, nämlich der Regulirfähigkeit, wenn sich diese auch hier nur auf eine Veränderung der zur Verbrennung der Kohle nöthigen Luftmenge beschränkt. Die Bauart der Füllregulirösen ist ihrem Preise entsprechend meist eine solide; die Gase werden thatsächlich von dem Eindringen in das Zimmer abgehalten, wenn nicht das Nachfüllen der Kohle verabsäumt wird. Der sehr massive, mit Chamotte ausgefütterte Eisenmantel wirkt aber der raschen Wirkung der erfolgten Regulirung entgegen; das „Feueranmachen" erfordert viel Zeit. Seinen Zweck verfehlt hat deshalb der „Amerikaner" in seiner jetzigen Ausführung, wenn er nach erfolgtem Anheizen nicht dauernd, Tag und Nacht, in Betrieb bleiben kann. Auch bedarf er eines sehr theueren Futters, der Anthracitkohle, von deren disponiblen Wärme auch nur knapp die Hälfte nutzbar gemacht wird. Zwar ist die Bedienung der hier in Frage stehenden Ofenart dem gewöhnlichen Ofen gegenüber vereinfacht; die Entleerung und Füllung sind aber hier auch nur aufgeschoben und nicht aufgehoben und haben in gewissen Zeiträumen um so umfangreicher zu geschehen, was den ganzen Mißstand des Einzelfeuers zeigt.

Von der Benutzung dieser, in pecuniärer, wie gesundheitstechnischer Hinsicht unvortheilhaften einzelnen Verbrennungsapparaten wird man aber wohl so lange nicht absehen können, wie die wohnlichen Verhältnisse und die Frage der Anlagekosten daran hindern, vortheilhaftere Erwärmungsarten in Gebrauch zu nehmen.

In neuerer Zeit ist man dazu übergegangen, den Verbrennungsprozeß der Kohle möglichst in einem Raume und unter vortheilhaften Bedingungen vor sich gehen zu lassen, um die von dem Wärmeentwickler gelieferte Wärme unter Zuhülfenahme geeigneter Medien nach Belieben in die einzelnen zu heizenden Räume zu leiten. An Stelle der Ofenheizung ist hier die Centralheizung getreten. Nichts ist natürlich vollkommen auf dieser Welt; auch die Centralheizungen haben ihre Schattenseiten, doch sind ihre Vortheile gegenüber der Ofenheizung nicht zu verkennen, und schließlich wählt man ja von zwei Uebeln stets das kleinere. Die Beschränkung der Feuerungsstelle auf einen Feuerungsherd, welcher in einem untergeordneten Gelasse (Keller) untergebracht und ohne Rücksicht auf architektonische Durchbildung den Gesetzen der Heizungstechnik besser angepaßt werden kann, als ein Zimmerofen, hat zur Folge, daß die aus unvollkommenen Verbrennungsprozessen entstehenden Verlustquellen thatsächlich verringert werden, und daß die pecuniären und gesundheitlichen Nachtheile des Transportes von Kohle und Asche in den Wohnräumen, des Rauchens und Rußens fortfallen. Die meisten Arten der Centralheizungen sind heutzutage auch so vervollkommnet, daß man nach Wunsch von der Centralstelle aus Wärme entnehmen oder deren Wirkung abstellen, ja diese Vorgänge auch selbstthätig durch Wärmeregler, welche auf die Einhaltung einer bestimmten Temperatur eingestellt sind, ausführen lassen kann. Eine Regulirung der Temperatur ist jedoch nur dann rationell, wenn sie in der Veränderung der Wärmezufuhr besteht, niemals aber, wenn sie Zwecks Abkühlung kältere Luft einlassen sollen. Dies würde einer Vernichtung bereits geleisteter Arbeit, einem Verlust an Brennstoff gleichkommen. Um den Verbrauch von Brennmaterialien im Calorifer, wie der centrale Wärmeentwickler genannt wird, den Wärmebedürfnissen entsprechend zu machen, sind die Anordnungen meist derart getroffen, daß eine vergrößerte oder verringerte Wärmeentnahme eine selbstthätig erfolgende Vermehrung oder Reduction der Zufuhr der zur Verbrennung der Kohle im Calorifer nöthigen Luft nach sich zieht, sodaß auch dementsprechend die Verbrennung selbst beschleunigt oder verzögert wird. Würde eine solche selbstthätige Regelung im Brennmaterialverbrauch fehlen, so würden die Centralheizungen in ihrem Betriebe namentlich während der gemäßigteren Jahreszeiten finanzielle Mißerfolge aufzuweisen haben.

(Schluß folgt.)

## Literatur und Kunst.

### Die Münchener Kunstausstellungen.

Von Franz Servaes.

#### 1. Der Glaspalast.

Unter zwei Kunstausstellungen kommt heutzutage keine führende Kunststadt mehr weg. Hat doch selbst Berlin dem großen Kameel ein kleines Aefflein folgen lassen und dadurch den Jahrmarktstrubel erhöht, in den die Weiheklänge echter Kunst sich so eigenfremd und auflösend hineinmischen. Wie hätte da München, das wahre deutsche Kunsteentrum, sich mit einer Einheit begnügen können? Nun, man weiß ja, wie es gekommen ist, daß sich die „Alten" und „Neuen" dort grimmig befehden — oder man weiß es auch *nicht*: aber dann ist hier nicht der Ort es zu erzählen. Genug, die beiden Ausstellungen sind da, und wir wollen es uns nicht nehmen lassen, ihnen einen Besuch abzustatten.

Die „Alten" sind im Glaspalast, der altbewährten Stätte kühner Ausstellungsthaten. An Kühnheiten fehlt es auch diesmal nicht, und nicht einmal an Thaten. Aber sie rühren von den Münchener Alten nicht her. Die verhalten sich ehrbar und bescheiden und genießen dankbar ihren Haferschleim aus zinnernen Schüsseln. Aber während sie so ihre Spießbürgermahlzeit verzehren, schwelgen gar manche ihrer Gäste an üppigen Tafeln und laden den lüsternen Beschauer zu köstlichen Genüssen. Man fragt sich: wie kann beides zusammengehen? Ja, man . . . *fragt* sich. Einer Antwort kann man lange harren.

Oder sollte vielleicht das eine Antwort sein, daß man die eigenen Lumpen unter fremden Prunkgewändern verbergen wollte? Oder daß man den Teufel durch Beelzebub auszutreiben gedachte, und sich deshalb den extremsten aller Phantasten, Jan Toorop, aus dem Haag eigens verschrieb? Ich fürchte, ich fürchte, der verschriebene Fliegengott wird die Fliegen gründlich wegfressen, und die Münchener Halbkünstler werden an ihren erlauchten Gästen gehorsamst crepiren. Denn wenn die Herren wissen, daß das, was jene Anderen malen, echte Kunst

ist, warum malen sie dann nicht selber so? Und warum haben sie dann ihre Stadtgenossen, die so zu malen sich bestreben, gröblichst vor den Kopf gestoßen und zu neuem Zusammenschluß genöthigt? Wo ist das Kunstziel, das Programm dieser Künstlergenossenschaft? Was sie drinnen verketzern, vergöttern sie draußen, und was sie draußen suchen, das meiden sie drinnen. Niemand weiß, wo er hin soll. Denn Kunsttrödelmarkt und freischöpferische Entfaltung sind nun und nimmermehr mit einander zu vereinigen.

Also, meine Herren: wenn Sie finden, daß Sie mit den von Ihnen geltend gemachten Kunstprinzipien und mit Ihrer eigenen Kunstthätigkeit recht haben, dann laden Sie sich gefälligst nur solche Gäste ein, die sich mit diesen Prinzipien decken und die Ihre Thätigkeit gutzuheißen vermögen. Oder wenn Sie finden, daß Sie nicht recht haben — und vielleicht finden das Einige von Ihnen — dann rufen Sie, wen Sie wollen, herbei, aber dann halten Sie Ihre eigenen Sachen unter Verschluß, oder schicken Sie nach Berlin, wo sich Ludwig Pietsch und Adolf Rosenberg unzweifelhaft beeilen werden, Ihnen ein Loblied zu singen.

Aber genug davon! Wenn man gute Bilder zu sehen bekommt, so kann es Einem ja schließlich gleichgültig sein, von wem sie stammen, und so komme ich denn in die eigenthümliche Lage, über eine Münchener Kunstausstellung zu schreiben und dabei der Münchener selbst gänzlich geschweigen zu müssen. Ein paar Namen könnte ich nennen, wie Brandt, Bartels, Marr, Firle, aber nur um hinzuzufügen: nichts Neues und nichts Frisches, am besten noch Brandt, der sich durch zeichnerisches Geschick obenauf hält. Von Lenbach ist zu sagen, daß, wo er auch ausstellt, er stets ein Einziger ist, und sich von allen Anderen durch die Wucht seiner Persönlichkeit loslöst. Als einzige junge, werdende Kraft ragt Schereschewski hervor, über den ich neulich eingehend hier schrieb. Sein neues Bild ist aber nicht ganz so eigenartig wie sein altes. Es ist als Composition zu auseinandergezogen und gar zu absichtsvoll auf Kolossalität gearbeitet. Auch tritt die Technik nicht selbstsicher genug auf und sucht zu sehr nach Stimmungsreizen, die ihr einstweilen noch verschlossen bleiben. Immerhin eine Leistung, die sich auch „drüben" sehen lassen könnte, von wo der Künstler nur durch die Ungunst äußerer Umstände ferngehalten wurde.

Die Wucht der Glaspalast-Ausstellung beruht also heuer fast gänzlich auf dem Ausland — ein seltsames Ergebniß, wenn man bedenkt, daß ja gerade darüber die von den Alten abhängigen Herdenkünstler sich bitterlich beklagt hatten, daß die einheimische Production gegenüber der ausländischen nicht genügend hervorträte. Jetzt ist sie in breiter Massenentfaltung da, die einheimische Production der löblichen Dutzendtalente, aber nur, um vom Ausland völlig zermalmt zu werden. Wenn man erfährt, daß selbst ein Koner (das Miquel-Portrait!) in den Notabelnsaal gehängt werden konnte, so wird man sich von der deutschen Abtheilung der Glaspalast-Ausstellung ein annähernd richtiges Bild zu machen im Stande sein: kennt man doch dergleichen sattsam von Berlin her.

Aber neben Koner hängt in der Münchener Tribuna doch das Bild eines anderen Deutschen, der freilich kein Münchener und nicht einmal ein „Reichsangehöriger" ist, der aber allein durch das Gewicht seines Namens und seiner Leistungen die Ebenbürtigkeit der Deutschen gegenüber anderen Culturnationen erweist: Arnold Böcklin. Er steht persönlich den „Alten" ebenso fern wie den „Jungen", obwohl unter letzteren seine Thätigkeit auf einen weit fruchtbareren Boden gefallen ist. Er hat auch weder der einen noch der anderen Ausstellung seine Bilder eingeschickt: was auf beiden zu sehen ist, stammt aus Privatbesitz. Doch sind die Glaspaläster in diesem Falle die Rührigeren gewesen. Sie haben gegenüber dem einen Bilde bei den Secessionisten (einer wildbewegten Kentaurenschlacht) deren fünfzehn zusammengebracht, und die alleweil gut reactionär geleitete National-Galerie (vergleiche die diesjährigen Ankäufe!) hat es sich nicht nehmen lassen, zur Vertheidigung der bedrohten Hochburg die so lange eingekellerte „Pietà" hochherzig herzuleihen. So hängt denn dieses Wunderwerk voll schöpferischer Poesie Wand an Wand mit dem Portrait des preußischen Finanzministers, der ein Gesicht dazu macht, als ob ihm dies Anlaß gebe zu einem neuen Steuerproject.

Die anderen Böcklin-Bilder sind in einem Sonderkabinet gesammelt worden, dem inhaltlich schönsten Raum in der ganzen Ausstellung. Welche Fülle von Anregungen für die Fortentwickelung der wieder zu Phantasiekraft erstarkten modernen Kunst liegt hier beisammen! Was ehedem verlacht wurde, jetzt wird es mit gläubigem Staunen betrachtet. Ich sah nur ernste und tiefbewegte Menschen vor diesen Bildern. Wenn man etwas nicht gleich verstand, wie den über zwei Felskämme ausgestreckten, von brünstiger Wolke umschlungenen Prometheus, dann schämte man sich doch, nach sonstiger feiner Gepflogenheit, zu lachen, sondern suchte still und andachtsvoll, den Gehalt des Kunstwerkes in sich überzuführen. Nach mehr als vierzigjährigem Ringen hat Böcklin endlich seinen Namen den Herzen der Mitlebenden und vielfach Auseinanderstrebenden eingegraben — und unsere jüngste Kunst will ungeduldig werden, wenn es ihr nicht von heut auf morgen gelingt, alle Schanzen zu stürmen und alle festen Punkte besetzt zu halten?

Es fällt heute schwer zu begreifen, wie es einmal Menschen und Zeiten geben konnte, die an der Poesie und Herrlichkeit Böcklin'scher Schöpfungen unbewegt vorübergingen. Man sollte glauben, dieses Alles müsse unmittelbar zu jedem Einzelnen sprechen und ihn innerlich bannen: so voraussetzungslos dünkt uns der Genuß dieser Schönheiten. Aber da Künstler und Beschauer, und just am meisten leider die Kritiker, vielfach in bestimmten Schulanschauungen befangen sind, so vermögen sie sich einem neuen Eindruck nicht naiv zu erschließen, sondern messen ihn pedantisch an den Paragraphen ihrer Abstractionen. Erst heutzutage regt sich hier und da die psychologisch-tiefe, bescheidene Einsicht und wird zur Grundlage einer neuen künstlerischen Beurtheilungsweise: daß nicht in der möglichst starken Annäherung an objectiv erkannte und aufgestellte Anschauungen oder Richtungen der Werth eines Kunstwerkes beruht, sondern in der machtvollen und subjectiven Aussprache einer individuell veranlagten Persönlichkeit, die, was sie auch sagen und zeigen möge, doch in erster Linie sich selbst zum Ausdruck bringen will. Nach dem Künstler also hat man in dem Kunstwerk zu forschen, oder eigentlicher noch: nach dem Menschen, dem träumenden, leidenden, suchenden, jauchzenden, ringenden Menschen, für den jede schöpferische That eine neue Selbstbefreiung ist, ein Hinausströmen seiner Innenwelt in sinnlich faßbare, berückende Formen. Nur Eines freilich darf man daneben niemals vergessen, ein Leichtes und Einfaches: daß jede „Kunst" eben vor allen Dingen auch ein „Können" sein muß, und daß es nicht genügt, ein „Temperament" zu besitzen, sondern daß man für dieses Temperament auch eine gereifte Formensprache sich schaffen und das Beste davon — erlernen muß. Hier allein liegt „das Objective", in dem die sonst zügellos hingegossene Subjectivität ihre Bändigung und Begrenzung findet.

Treten wir jetzt wieder vor Böcklin hin, so scheint unser Staunen noch zu wachsen: so unbedingt beherrscht dieser Meister die Ausdrucksmittel seiner Kunst, so kühn erweitert er sie, so unerschöpflich ist der innere Born, aus dem eine durch und durch persönliche Phantasie sich lenzesfrische und immerjunge Bilder zu einer nie rastenden Künstlerarbeit holt. Was auch das einzelne Bild uns sein mag, wie sehr es uns verlocken mag, in seine Wundertiefen hinabzutauchen, das Wundersamste und Anziehungsvollste ist doch der Mann, der dahinter steht, der Lenker und Beherrscher dieser üppigen und organischen, fremden und doch traulichen Welt.

Man sehe jenes Bild „Die Heimkehr". Es ist Herbst, und es ist Abend. Im lauschig versteckten Bauernhof hat man schon Licht gemacht. Da ist ein Landsknecht herbeigeschritten gekommen aus weiter Ferne, und hat nun die Heimath wieder vor Augen. Aber er vermag nicht hinabzueilen, „beflügelten Schrittes" — das Herz klopft ihm zu sehr. Still hat er sich auf den viereckigen Rand des großen Brunnens niedergesetzt, und mit dem blauen Himmel spiegelt sich sein rothes Wamms in dem klaren Wasser. Da sitzt er denn und lauscht und schaut,

und dreht uns den Rücken. Ein gelbes Lichtlein blinzelt aus einem Dachfenster seines Vaterhauses; da will die alte Mutter vielleicht gerade zu Bett gehen? Der Sohn aber sitzt draußen, von weichen Stimmungen übermannt, während dumpfe Erinnerungsbilder jüngster und ältester Erlebnisse auf dem Hintergrunde seines Bewußtseins spielen. Und der Abend hat sein Farbengewand dazu angelegt. Die herbstlich gerötheten Blätter der alten Buchen, die hinter dem Dach des Bauernhauses sich aufrecken, leuchten wie Weinroth. Verstreut blitzt noch ein Grün, ein Gelb dazwischen auf. Und mit phantastischem Blau umfaßt das alles der dunkelnde Himmel und wiegt es ein wie in ein schlummertrunkenes, sehnsuchtmüdes Abendlied . . .

Es ist das intime Leben, mit dem Böcklin, einem Dichter gleich, dieses Bild ausgestattet hat, was uns so seelenvoll-tief berührt, und die Märchenfarbensprache, in der er uns die einfache Geschichte erzählt, hat etwas doppelt Anheimelndes für uns. Denn nicht nur das Naturell der Frauen, wie der Altmeister von Weimar sagte, auch das Naturell der Kinder ist gar nah mit Kunst verwandt, und ich glaube, daß eine wirklich tiefe, süßdurchschauernde Kunstwirkung in uns nicht aufgeregt werden kann, wenn nicht auch die Kindheitsinstinkte mitbewegt werden, die eben in der Märchenromantik zuerst das große weite Leben umfaßten. Ueberaus köstlich hat Böcklin auf einem anderen Bilde diesen Kinderweltblick lebendig gemacht. Da ist Adam, der zum ersten Male das Paradies anschaut, und er ist ein dünnes, nacktes Bürschen von etwa zehn Jahren. Der liebe Gott, der noch gar keine weißen Haare hat, sondern ein stattlicher blonder Mann im besten Lebensalter ist und einen weltfrohen rothen Schlafrock trägt, steht neben ihm, hat ihm gemüthlich einen Arm auf die Schulter gelegt und weist mit dem anderen väterlich belehrend auf die Paradiesesschönheiten hin. Der schüchterne kleine Adam, der noch von keiner Eva träumt, steht mit schlotternden Knien da und reißt die Augen wie vor einem Wunder weit und staunensvoll auf, und es erscheint ihm alles viel schöner als es in Wirklichkeit ist . . .

Ich will nicht, obgleich es sich wahrlich lohnte, die anderen Böcklin'schen Bilder auch noch schildern, die Anadyomene auf dem rothen Delphin und die blumenstreuende Frühlingsgöttin, die dem Schlangenbiß gierig lauschende Cleopatra und die ernsten Gestalten der Armuth und der Sorge, den von grauen Sturmwolken gepeitschten heiligen Hain und die von lachender Farbenromantik umkletterte alte Burgruine. Wir müssen zu anderen Meistern eilen und dürfen uns auch bei dem kürzlich ausgegrabenen Victor Müller, der vor dreißig Jahren schon fast ein Lenbach war und heute ein gefährlicher Rivale Stuck's sein könnte, noch auch bei Karl Stauffer, dem schwer Heimgesuchten, in der Hoffnungsblüthe Geknickten, hier noch aufhalten — die Segel sind gespannt, wir müssen nach England.

Die Engländer und Schotten sind der „clou" der diesjährigen Glaspalast-Ausstellung. Sie thun es uns immer mehr an. Sie stechen nicht nur allmählich die Franzosen bei uns aus, sie haben Paris selbst schon nahezu erobert und hinterlassen in der modernsten französischen Kunst deutlich nachweisbare Spuren. Es ist jene den modernen Menschen mehr und mehr befallende Sehnsucht nach Mystik, die in diesen englischen Bildern eine so vollkommene und heißersehnte Nahrung erhält. Es ist das keine Mystik der Kranken und der überreizten Sinne oder ermüdeten Gehirne, es ist durchaus eine Mystik der Gesunden, der phantasiebegabten, empfindungsvollen, ganz in Naturschwelgerei aufgehenden Nordgermanen. Wir konnten ja Aehnliches an den schottischen Landschaften und Mädchenköpfen auf unserer Berliner Ausstellung bereits erfahren. In München aber wird es in noch größerer Fülle und z. Th. in noch kühnerer Ausgestaltung geboten: es ist seltsam, daß die Ausstellung der „Alten" vielfach weit extremere Sachen enthält als die der Jungen. Da sind z. B. die Herbstlandschaften der Glasgower J. Reid-Murray und David Fulton — ein solcher Farbentaumel ist wohl in der Kunst noch nicht dagewesen. Aber die verwegensten Dissonanzen verbinden sich doch schließlich zu einer klangberauschenden Musik, die durch ihre Vielstimmigkeit nur an schwellender Fülle gewinnt. Oder die kleine (sehr hoch gehängte) Marine des in London wirkenden F. Brangwyn: das Meer mit seinen Wellen so blau, daß es fast infernalisch brennt, tropisch gesättigt, darüber, ansteigend, ein gelber Berg mit allerhand buntscheckigem Häuser- und Bäume-Zierath, als Abschluß ein stumpfblauer Himmel, gleichsam die Beruhigung nach all dem Farben-Hexensabbath; das Ganze barock, wie man nicht anders erwarten kann, aber doch eine berückende Vision. Von demselben Brangwyn rührte auch eine höchst merkwürdige Eva mit bordeauxrothen Haaren her, von schattenhaft dunkler Hautfarbe, mitten im Dickicht des sie umrieselnden Paradieslaubes, das Ohr dicht am Kopfe der Schlange, und sie krampft sich beinahe zusammen in der Erregung über die schreckende, verlockende Einflüsterung. Als Hintergrund für diese dunkel durch einander gewirrte Farbencomposition dient Gold, das zwischen den braungrünen Blattranken gleißend hervorsticht. Es gibt Leute, die davor lachen. Ihre Väter haben dereinst vor Böcklin gelacht.

Andere britische Maler sind minder extrem in der Farbe, oder vielmehr sie halten ihre Bilder dunkel, fast schwärzlich, und bringen nur einige starke Contraste darin an, wie ein letztes Aufflackern der untergegangenen Sonne (so Archibald Kay in seinem „Abendfrieden" mit der blaugrauen Schafherde im Vordergrund und den gespenstisch dicken Baumgruppen im Mittelgrund) oder ein schwefelgelbes Durchblitzen von Sturmwolken, wie Denovan Adam auf einem wunderbaren Bilde voll großartiger Naturauffassung und gewaltigen Könnens, mit einer aus fahlem Dunkel auftauchenden Kuhherde. Lichter und milder ist wieder Harry Spence, der eine weidende Schafherde mit einem versteckten Hintergrund von rothen Dächern, die durch abendlich bewegte Büsche durchblicken, „Pastorale" getauft hat — ein sehr passender Name, der den Stimmungsinhalt treffend wiedergibt.

Sehr bemerklich ist natürlich auch der Einfluß Whistler's und seiner traumhaft weichen Art, die Dinge anzusehen und mit wenigen bescheiden contrastirten Farbentönen wiederzugeben. Stiefmütterchen in einer Delfter Vase, so wie sie Stuart Park malt, sind hierfür charakteristisch. Es liegt ein Hauch wie von etwas Unirdischem darüber, und die technische Behandlung kann unmöglich zarter und nachgiebiger sein. Vor allem aber ist ein Damenportrait des Londoners Greiffenhagen ganz in Whistler's Geist. Mag aber auch die Originalität des Bildes darunter leiden — wo so etwas Exquisites herausgekommen ist, da muß auch eigener künstlerischer Geist thätig gewesen sein. Andere Bilder bewahren eine selbständigere Haltung, ohne die wohlthätige Einwirkung des großen Anregers ganz zu verleugnen. Da ist eine lesende Dame von Charles W. Furse, ein ganz in duftigem Grau gehaltenes, ausgezeichnet in den Raum componirtes Bild mit einem einzig zarten Contrast von mattem Blumenroth. Ferner die berückende Abendstudie von P. Wilson Steer: ein junges Mädchen in dunkelblau steht an's Fensterkreuz gelehnt, in die Betrachtung gelber Blumen versunken, und wirft seinen weichen Schatten auf die dunkelgraublauen Fensterscheiben, durch die nur ganz winzige Punkte von stechendem Grün oder Roth, als Andeutung des Straßenlebens draußen, hineinfallen. Die Stubenbeleuchtung ist matt gedacht, wie von mäßigem Gaslicht, wodurch Farben und Umrisse etwas Mildes, Zerfließendes erhalten. Derber ist Mouat Loudan, der mancherlei Tüchtiges ausgestellt hat, besonders im Kinderportrait. Einmal stellt er eine schlanke Dame in grünem Schleppkleid vor einen blauen Hintergrund, steckt ihr feuerrothe Blumen vor und gibt ihr ein feuerrothes Tuch in die niederhängende Hand. Das ist vielleicht nicht ganz fein, aber doch von eigener Wirkung. Stott of Oldham bleibt diesmal etwas hinter sich selbst zurück. Meisterhaft ist aber sein Portrait des Malers Millie Dow. Dudley Hardy vereinigt englische Zartheit mit Pariser Chic und ist wohl der witzigste der britischen Maler. Dies beweist vor allem sein Miniaturportrait der Sarah Bernhardt. Es ist möglicherweise nicht ganz ernsthaft gemeint. Aber kann

man Sarah Bernhardt ernsthaft malen und dabei selber ernsthaft bleiben?

Eine Sonderausstellung hat G. F. Watts veranstaltet, einer der charakteristischsten, aber auf dem Continent noch so gut wie unbekannten Vertreter der präraffaelitischen Schule. Von seiner Malweise eine Vorstellung zu geben ist schwer. Am ehesten werden sich diejenigen, die Walter Crane kürzlich im Berliner Kunstgewerbemuseum gesehen haben, von seiner Art ein Bild machen können, da hier eine verwandte Erscheinung vorliegt. Doch ist Watts minder zierlich und decorativ, dafür wuchtiger und größer und kühner noch in der Farbe, wie namentlich auf der „Ermordung Abels", wo ein gelber Feuerschein senkrecht vom Himmel fällt und das sonst dunstig blau gestimmte Bild jäh auseinanderreißt: ein unvergleichlicher coloristischer Einfall. Auch hält sich Watts wohl noch etwas strenger an die alten Meister. Ein Damenportrait mit gebirgigem Hintergrund ist ganz Botticelli, sein Cardinal Manning (ein Prachtstück!) ganz Raffael, ein stehender nackter Jüngling ganz Pompeji. Indeß von Nachahmung darf man hier nicht reden. Denn alle diese Bilder sind auch wieder ganz englisch, und vielleicht übt gerade das Räthsel dieser wundersamen Verbindung die größte Anziehungskraft bei Watts aus. Eines der besten Bilder ist seine Ophelia, wie sie sich im Wahnsinn über den Weidenbaum beugt und herunter in's Wasser starrt. Man hat hier das Gefühl, daß so Shakespeare selbst sich dieses Wunderkind seiner Phantasie gedacht haben möge, in dieser Vereinigung von höchstem Grauen und höchster Lieblichkeit.

Von Franzosen ist noch nicht Vieles zu sehen, was neben den Engländern in Betracht käme, und das Wenige ist durch eine große Maschine von Roybet (die Eroberung von Nesles durch Karl den Kühnen) kaum vermehrt worden. Dagegen ist eine Collection von älteren Bildern, da Millet, Corot, Daubigny, Courbet, die, wenn auch nichts Neues, doch jedenfalls Kunst bringen.

Italien und namentlich Spanien sind zahlreich aber recht schwach vertreten, im Allgemeinen so, wie es sich für den Glaspalast schickt.

Holland und Belgien — höchst gemischt. Viel Dutzendwaare, aber doch auch Einiges, worin die neue Kunst gewaltig ihre Flügel regt, wie in den Bildern voll Tiefsinn und Zartheit eines Ferdinand Khnopff oder in den kühnen Pointilleur-Kunststücken einer Anna Boch, des ersten Frauenzimmers, das mir bekannt ist, von der man glauben könnte, daß sie ein Stück Kunst umzustoßen vermöchte. Ferner herrliche Leistungen von Emile Claus, Js. Verheiden, Haak, Koning, Oldenelt. Ich muß mich wegen Platzmangels entschuldigen, wenn ich nicht näher auf sie eingehe.

Denn das letzte Endchen Raum muß ich mir noch für den Sonderling der Sonderlinge, Jan Toorop, aufsparen. Er ist von einer Fülle der Begabung, daß er offenbar in einen echten „embarras de richesse" gerathen ist und sich nun selbst alle Wege verlegt. So lange er so malt wie andere vernünftige Menschen, schafft er Bilder, die jeder aufgeklärte Kunstliebhaber bewundern muß, Bilder von einem erlesenen und gewaltigen künstlerischen Können und in ihrer dumpfen Verschwiegenheit von einer erschütternden Sprache. Wenn er sich aber in absichtliche Abstrusitäten begibt, dann steht man vor der Frage: höchster Tiefsinn oder beginnende Verrücktheit? Toorop verläßt dann vollständig das Gebiet lebendiger organischer Erscheinungen und wühlt sich ganz in eine kabbalistische Scheinlehre von Linien- und Farbensymbolik ein. Was lösen geschwungene, gezackte, steile, fallende, wagerechte Linien für Empfindungen in uns aus? Welche Sensationen werden durch bestimmte Farbendissonanzen hervorgerufen? Welche Gefühlscorrelation weckt eine einzelne, gleichsam zur schneidendsten Abstraction heraufdestillirte Farbe in uns? Solcherlei Fragen legt Toorop sich vor, und sucht sie nicht etwa in Schriften, sondern in Bildern zu beantworten. Aber den Bildern muß er Schriften zur Erläuterung beihängen, da diese Gerinnsel von Farben und Linien, die hier und da Formen wie von Menschen oder Thieren annehmen, sonst in ihrem Tiefsinn von Niemand verstanden werden können. Ich glaube, daß der Maler selbst hierdurch über seine Bilder den Stab gebrochen hat, indem er bekennt, daß sie nicht für sich selbst zu sprechen vermögen. Oder wartet er auf Zukunftsmenschen von neuer, raffinirter Sensibilität? Dann mögen diese Zukunftsmenschen auch über ihn urtheilen!

---

## Gabriel Finne.

Ein norwegisches Dichterprofil.

Von Ernst Brausewetter.

Die Zahl der jungen norwegischen Autoren, die ein weiteres Interesse von Literaturfreunden auch außerhalb des Vaterlandes und der skandinavischen Länder in Anspruch nehmen, ist zur Zeit sehr groß. Das Land weist eine ganz unverhältnißmäßige Geistesproduction auf und mit Staunen fragt man sich mehr als einmal nach dem Grunde für diese Erscheinung. Vielleicht liegt er darin, daß die eigenartige Natur des nordischen Landes mehr als die irgend eines anderen zur Verinnerlichung beiträgt, zum Insichschauen veranlaßt und diese aus der Naturbeschaffenheit geborene Eigenschaft den Schöpfern moderner Dichtwerke besonders zu Statten kommt, seit die Dichtung sich mehr und mehr der Lösung psychologischer Probleme zugewandt hat. Jeder Kenner der norwegischen Literatur weiß, wie Großes sie gerade in der Lösung psychologischer Probleme geleistet hat und wie ihr hauptsächlichstes Streben der psychologischen Vertiefung und Erklärung gewidmet ist.

Zu den hervorragendsten psychologischen Dichtern des jungen Skandinavien gehört auch Gabriel Finne, der bis vor Kurzem auf Grund des ihm vom Storthing gewährten Dichterstipendiums in Deutschland und speziell in München weilte und dem daher vielleicht auch bei uns ein besonderes Interesse geschenkt wird.

Gabriel Finne kam vor wenig Jahren als völlig unbekannter Autor und in größter Nothlage nach Kopenhagen, um für seinen damals gerade fertiggestellten ersten großen Roman einen Verleger zu suchen. Er hatte seine bisherige Laufbahn als Ingenieur aufgegeben und sich dieserhalb mit seinen Eltern und Verwandten überworfen. Seine materielle Situation war eine trostlose und schon hatte er mehrere Tage kennen gelernt, wie der Hunger thut — da faßte er sich Muth und ging zu Etatsrath Hegel, dem Inhaber der berühmten Gyldendal'schen Verlagsbuchhandlung. Herr Hegel versprach das Manuscript zu prüfen, der junge Mann möchte in einigen Wochen wieder anfragen.

„Das kann ich nicht, Herr Etatsrath, ich habe Hunger und kein Geld," tönte es mit der eigenthümlichen brutalen Energie des jungen Mannes dem alten Herrn entgegen.

Sei es, daß ihm diese Energie imponirte, sei es, daß er Mitleid fühlte, genug, die Unterredung endigte damit, daß er den jungen Autor auf den nächsten Morgen zu sich bestellte.

Abends war Finne auf einem Freiplatze, den ihm ein Freund geschenkt hatte, im Theater. Gegessen hatte er nichts, aber er hoffte, daß die Kunst ihm würde seinen Hunger vergessen machen. Da, es war nach dem ersten Acte, klopfte ihm Jemand auf die Schulter.

„Guten Abend, lieber Finne, Ihren Roman habe ich gelesen, kommen Sie morgen Vormittag zu mir, daß wir den Vertrag schließen können. Ich verlege Ihr Buch."

Wer das Ansehen der Firma Gyldendal kennt, weiß, was das für einen jungen Autor bedeutet.

Aber trotzdem wäre Finne vielleicht nicht so schnell ein so bekannter Mann geworden, wie er heute ist, wenn nicht, noch eine kleine Skandalgeschichte hinzugekommen wäre.

Die Verlagsbuchhandlung von Cammermeyer in Christiania, eine der bedeutendsten und angesehensten Firmen Norwegens, die sich hauptsächlich mit pietistischer Literatur abgab

hatte den Besitzer gewechselt und die neuen Inhaber wollten auch etwas in „moderner“ Literatur machen. So ersuchten sie unter Anderen auch Finne, ihnen ein Buch in Verlag zu geben. Finne hatte nur eine Reihe kleiner Erzählungen, die in skandinavischen Blättern erschienen waren, und gab ihnen dieselben unter dem Gesammttitel „Junge Sünder“ in Verlag. Kaum war das Buch aber heraus, so ging ein Höllenlärm in der pietistischen Presse los, wie Cammermeyer ein solches Buch veröffentlichen könnte, und man drohte der Firma, daß man ihr den Verlag der einträglichen pietistischen Werke entziehen würde, wenn sie dergleichen Bücher herausgebe. In ihrer Verlegenheit erließ die Firma eine Erklärung, daß sie das Buch zurückziehe. Nun ging der Lärm aber erst recht los, da der Autor hiergegen protestirte und sich die ganze liberale und radicale Presse auf seine Seite stellte. Der Streit wurde später zur Zufriedenheit beider Theile beigelegt — Finne aber war dadurch ein landesbekannter Mann geworden.

Diese Erzählungen sind übrigens gar nicht so „gefährlich“, als man nach diesem Aufsehen erregenden Streit erwarten sollte. Allerdings wogt und wallt es in ihnen von wilder sinnlicher Lust und es leuchtet ein bezauberndes Licht der Schönheit manchmal von dieser Gluth empor, aber Finne ist ein decenter Darsteller sexueller Probleme, er wird niemals eine gewisse Grenze überschreiten, und man fühlt stets, daß hier eine gesunde, natürliche Sinnlichkeit zu Grunde liegt, daß aber auf keine pornographischen Effecte hingezielt wird. Finne zählt sich zu den „Modernen“ und er verficht daher das Recht der Liebe, auch wenn sie nicht den staatlichen oder kirchlichen Berechtigungsschein in der Tasche trägt; aber er hat auch auf der anderen Seite einen scharfen Blick dafür, daß sich Vieles romantisch als „Liebe“ aufbausche, was nur Eitelkeit, wenn nicht gar nur brutalste Sinnenlust ist.

Schon in diesen kleinen Jugenderzählungen, die meist nur Momentstimmungsbilder sind, offenbart sich Finne's feines Beobachtungstalent, namentlich für die zarten Gefühlsregungen und kleine charakteristische Aeußerlichkeiten. Und schon hier tritt ein Zug hervor, der Finne vielleicht noch eine ganz eigenartige Stellung in der norwegischen Literatur verschaffen wird, sein scharfer Blick für die komische Seite einer Sache. Fast über Allem, was er darstellt, lagert ein leichtes ironisches Lächeln. Man hat das Gefühl, daß er immer ein kalter Beobachter blieb und daher noch im Momente der höchsten Gefühlsduseligkeit sich des Humorvollen der Situation bewußt war. Denn das braucht bei einem Dichter, wie Finne, ja wohl nicht erst besonders scharf hervorgehoben zu werden, daß es vornehmlich Beobachtungen an sich selbst sind, die ihn zum Schaffen befähigt haben, daß Vieles, sehr Vieles, was er vorführt, von ihm selbst durchlebt ist.

Auch in einer anderen Beziehung documentirt Finne seine Zugehörigkeit zu den „Modernen“, indem er nämlich den Menschen fast ausschließlich als das Product seiner Erziehung und der Verhältnisse darstellt, unter denen er herangewachsen.

So zeigt uns sein Roman: „Dr. Wang's Kinder“, eben jener, dessen Verlagsgeschichte ich oben erzählte, welche Stempel ein trostloses Vaterhaus dem Menschen für sein ganzes Leben aufdrücken, wie aus einem disharmonischen Hause auch nur mit sich und der Welt zerfallene Menschen hervorgehen können. Dr. Wang erzieht seine Kinder mit einer Strenge und Brutalität, daß alles Ehrgefühl in ihnen ertödtet und sie zu wilden, rachsüchtigen, freiheitschmachtenden, aber flügelgebrochenen Menschen werden. Die Kinder sind in seinen Augen nur gehorsame Maschinen, um ihr Seelenleben kümmert er sich nicht. In dem Streben, sie zu tüchtigen, genügsamen Menschen heranzuziehen, vergewaltigt er ihr Feingefühl und fordert ihren Selbständigkeitstrieb zur Empörung heraus. Dabei ist er selbst tief unglücklich, denn er will ja nur das Beste seiner Kinder, und ihre Auflehnungen bereiten ihm den tiefsten Schmerz. Und gerade die beiden besten Charaktere unter seinen Kindern sind es, die ihm die meiste Ursache zur Betrübniß geben, da ihre Wahrheitsliebe, ihre Freimüthigkeit ihnen jede Heuchelei unmöglich macht und sie zu ständigem Kampf gegen die Unterdrückung herausfordert.

Man sieht, wie hier eine starke, energievolle Individualität, durch den Kampf des Lebens verbittert und verhärtet, an der Seite einer verständnißlosen und durch die Ehe ebenfalls verbitterten Gattin Dunkel, Disharmonie und Verzweiflung über ein ganzes Geschlecht bringt, ein trostloses, lichtloses Schauspiel, aber durch seine Wahrheit und seine innere nothwendige Folgerichtigkeit von erschütternder Wirkung.

Leider zeigt sich schon hier eine Schwäche der Finne'schen Werke: ihre Compositionslosigkeit. Sie bieten eine Reihe meisterlicher, stimmungsvoll wiedergegebener Scenen, die helle Streiflichter auf die Charaktere werfen und dieselben in plastischer Schärfe vor uns hinstellen; aber es fehlt jener hinreißende Zug, der die einzelnen Theile zu einem einheitlich wirkenden Ganzen zusammenfaßt, und es fehlt namentlich ein Schluß, der wie ein Wetterleuchten am Abend die fernsten Punkte in magischem Lichte erkennen läßt, uns einen Blick in die Ferne, in die Zukunft gestattet, der das Miterlebte zu einem vollen Bilde gestaltet.

Finne bricht, selbst in seinen kleinen Novelletten, urplötzlich ab, ohne daß man einen Grund finden könnte, warum er es gerade an dieser Stelle thut, er hätte es mit gleichem Rechte auch schon an einer früheren thun können. Gewiß braucht der Dichter nicht in der redseligen Weise gewisser Familienblattschreiber alles bis zu Ende zu erzählen, er darf und soll unserer Phantasie noch Schaffensraum lassen, aber er muß uns doch wenigstens den Pfad weisen, den sie einschlagen soll, wenn wir nicht das Gefühl des ankerlosen Schiffes zurückbehalten sollen. Daß z. B. Petra Wang, der sympathischste und uns am meisten interessirende Charakter unter Wang's Töchtern zu der Erkenntniß kommt, daß sie Niemand auf der Welt hat, an den sie sich halten kann, ist kein Schluß, denn das wußten wir auch schon früher. Was uns hier interessiren würde zu erfahren, ist, ob sie versuchen wird, sich den Weg zur Freiheit zu bahnen, oder ob auch sie gleich ihrer Schwester aus dem Kerker des Elternhauses in den noch trostloseren einer „Vernunftehe“ flüchten wird.

Ehe ich zu Finne's letztem großen Roman übergehe, will ich noch kurz die Erzählung: „Der Philosoph“*) erwähnen, ein Jugendwerk, das mit „Dr. Wang's Kinder“ eine gewisse Stimmungsverwandtschaft hat. Der Held dieser Erzählung vergleicht selbst sein Leben mit einer Fliege in einem lampenerleuchteten Zimmer, sie kommt aus dem Dunkel, flattert im Lichtschein einige Male umher und verschwindet wieder im Dunkel. Das trostlose Bild der Charakterschwäche, des Kämpfers für die neuen Ideen, der seine Fahne besudelt durch sein eigenes Leben, bis er verzweifelnd erkennt, daß e r die Ideen nicht verfechten kann, daß er den Anhängern der alten Weltanschauung nur die besten Waffen in die Hand drückt, und darum lieber sich selbst aus dem Wege schafft. Nur gesunde, glückliche, naive Temperamente vermögen den Kampf für neue Ideale zu bestehen, die anderen erliegen im ersten Ansturm, die Widerwärtigkeiten des Lebens treiben sie den Betäubungsmitteln in die Arme und diese vernichten ihre Kampffähigkeit. Finne hat in dieser Erzählung einen der besten Beiträge zu der reichentwickelten norwegischen Bohème-Literatur geliefert, wenn auch die Schaffenskraft für plastische Charakterisirung dem jungen Autor hier noch manchmal erlahmte.

„Zwei Damen“, Finne's zweiter großer Roman, behandelt das Eheproblem, den Kampf zwischen Mann und Frau. Die Sinnlichkeit und Hingebung auf Seiten des Mannes verwandelt ihn vollständig und macht ihn schließlich zu einem reinen Arbeitsthier und einem Sklaven ihrer Launen, während sie keine Spur ihrer Eigenart aufgibt und nur an ihr Wohlbehagen, niemals aber daran denkt, es ihm behaglich zu machen. Und als es dann schließlich einmal zur Aussprache zwischen ihnen kommt, als er das Verhältniß so nicht länger ertragen kann, da ist sie es noch, die mit Vorwürfen kommt, ihn der Brutalität beschuldigt und erklärt, daß sie nie wieder solche Schmerzen leiden wolle, wie die der Niederkunft. — Ueber eine solche Unnatur, ein solches Auflehnen gegen ihre heiligsten Pflichten

*) Bergen, Giertsen's Verlag.

ist der Mann aber so empört, daß er wüthend auf die Frau einschlägt, eine Behandlung, die gleichsam Wunder wirkt und die Frau in die zärtlichste, liebevollste Gattin verwandelt.

Diese Situation ist ungemein charakteristisch für Finne's Lebensanschauungen. Trotz seiner unglaublich starken Sensibilität liegt etwas naturwüchsig Brutales in seiner Erscheinung wie in seinem Wesen. Es weht einem von ihm etwas wie der frische Hauch der wilden Fjaellnatur entgegen, schön und stark, aber auch trotzig und wild. Humanität und feinfühlige Rücksichtnahme erscheint ihm als krankhafte Nervosität. Darum ist ihm das „Damenhafte" auch etwas Naturwidriges und fordert den verzweifelten Widerstand seines Kraftmenschen heraus, um so mehr, als derselbe fürchtet, dem bestrickenden Reiz desselben zu unterliegen. Und dieses „Damenhafte" schlägt in's Dirnenhafte um, wenn es mit Koketterie und Sinnlichkeit gepaart ist, wie bei Mammy, der zweiten „Dame" seines Romans. Diese, an einen trockenen Theoretiker gebundene Frau weiß auf ihrem Lebenswege da und dort die Blumen des Liebesgenusses aufzulesen, bis eine Verirrung mit einem Knaben den Schleier von ihrem Thun niederreißt, zugleich aber auch ihren Gatten ein wenig aus seiner Stumpfsinnigkeit aufrüttelt und ihn mit einer Art neugieriger Bewunderung für ihre Sinnlichkeit erfüllt.

Auch im Drama hat Gabriel Finne sich versucht, und zwar mit dem Einacter „Die Eule".*) Er will in demselben den überwältigenden Eindruck der einsamen norwegischen Fjaellnatur auf einen besonders feinfühligen Menschen zeigen, wie das Düstere, Schwermüthige der Natur all' sein Sinnen nach Innen kehrt, ein unendliches Mitleid mit allem Unglück und Leid hervorruft und schließlich ein Schuldbewußtsein in ihm erweckt, daß ihn dem Wahnsinn in die Arme treibt. Der Ingenieur Höier hat in einer Art von Selbstvergessenheit, trotz seiner Ehe mit einem inniggeliebten Weibe, sich mit der Frau eines Freundes eingelassen, die dann seither die Bahn des Leichtsinns betreten. Nun fühlt er sich verantwortlich für das vernichtete Familienglück seines Freundes, für die Zerstörung eines Heims, dafür, daß er Kindern ihre Mutter geraubt. Die nervöse Spannung erreicht ihren Höhepunkt, als er in Folge einer Hallucinationserscheinung dem Freunde selbst gegenüberzustehen glaubt, wird aber geheilt, als die Gattin voll Liebe Mitwisserin seiner Schuld wird.

Was hier besonders und mit Recht befremdet, ist, daß der Ehebruch Höier's gegen seine inniggeliebte Gattin als etwas ganz Gleichgültiges, Selbstverständliches behandelt wird, und das Ganze sich nur auf dem Schuldbewußtsein gegen den Freund aufbaut. Es zeigt sich hier die urwüchsige, etwas brutale Anschauungsweise des Dichters, der die Polygamie des Mannes als „natürlich" empfindet und gleich einem altnordischen Recken nur im Bruch der Freundestreue die größte Schuld sieht. In der dramatischen Technik ist Finne bei Ibsen in die Schule gegangen, sollte sich aber hüten, in der mystischen Verdunkelung des Dialogs nicht manirirt zu werden.

Der Versuch, eine Hallucinationsgestalt redend auf die Bühne zu bringen, könnte bei der Aufführung vielleicht große theatralische Wirkung ausüben, streift aber doch etwas scharf an Effecthascherei. Im Ganzen eine Arbeit, die bedeutendes charakteristisches Können verräth, das sich aber noch zu größerer Selbständigkeit durcharbeiten und in seinen künstlerischen Absichten läutern muß.

Zum Schlusse noch einige Worte über Finne's Art des Schaffens. Der junge Dichter schafft in einer Art von seelischem Paroxismus, und um demselben die genügende Dauer und Intensität zu geben, verwendet er gleich dem berühmten E. T. H. Hoffmann eine Reihe von Stimulantien. Das ist aber ein sehr bedenkliches Vorgehen und kann das Nervensystem in verhältnißmäßig kurzer Zeit zerrütten. Der Alkoholismus spielt ohnehin in seinen Arbeiten eine bedenklich große Rolle, die Mehrzahl seiner Helden haben mehr oder minder damit zu kämpfen.

*) Deutsche Ausgabe bei Albert & Co. in München.

Eine hervorragende Begabung, ein kraftvolles Wollen, das sind Eigenschaften, die ein gutes Prognostikum für die Zukunft stellen, und beide sehen wir bei Finne vorhanden.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Zwei Nachtstücke.

Nach dem Dänischen von C. S.

#### 1. Mein Freund der Tod.

Der Tod saß auf meiner Bettkante.

„Es hat keine Eile," sagte er zu mir, „wir wollen ein wenig plaudern."

Ich glaube, er hat immer eine kleine Vorliebe für mich gehabt. Ich bin Doctor und habe stets auf gutem Fuße mit ihm gestanden. Früher kamen wir oft an allen möglichen Krankenbetten zusammen und stritten uns zuweilen auch ganz hitzig um unsere Patienten. Jetzt saß er aber auf meinem Bette, und das war kein angenehmes Gefühl für mich, ihn so nahe zu haben.

„Wenn es Dir gleich ist," sagte ich zu ihm, „so rücke ein wenig herunter. Wie wäre es, wenn Du mich überhaupt noch eine ganz kleine Weile meiner Wege gehen ließest? es wäre ein Freundschaftsdienst, und wir sind immer gute Kameraden gewesen."

„Nun, Eile hat es gerade nicht" — er sah nach seinem Stundenglas — „aber einstweilen möchte ich noch ein wenig bei Dir sitzen und mit Dir plaudern."

„Gut," antwortete ich, „aber erzähle Du mir etwas, für mich spricht es sich schlecht, wenn der Athem pfeift und röchelt auf der Brust."

Er grinste und schlug seinen dunklen Mantel fester um sich.

„Was soll ich Dir erzählen? Willst Du wissen, wie die Menschen mich empfangen, wenn ich bei ihnen anklopfe? — Aber Du und ich, wir wissen es ja, wir haben schon manchen Weg zusammen gemacht. Wir haben den König zum Bettler werden sehen, wenn ich vor ihn hintrat und ihm winkte, und den Bettler zum König. Wir haben dem Helden die Siegeskrone auf das Haupt gesetzt und dem Heuchler seine Maske heruntergerissen. Du hast mich gesehen, wie ich mit sanftem Hauch das Lebenslicht des kleinen Kindes verlöschte — wie ich den Funken des Genius in dem großen Manne noch einmal zur lodernden, herrlichen Flamme anblies, ehe ich ihn hinwegtrug mit seiner Seele. Du hast mich gesehen, wie ich die Sense schwang in blutiger Erntearbeit auf dem Schlachtfelde. — Hättest Du mich gesehen, wie ich neulich einmal über Land ritt! Ich hatte gerade einen Mörder auf der Spur. Es war ein alter Bekannter von mir; er hatte mir manches liebe Mal schon in's Handwerk gepfuscht, jetzt aber kam die Reihe an ihn. Wir gingen selbander über Land, das heißt: zuerst sah er mich nicht, aber gefühlt hat er mich doch, es fror ihn und seine Zähne klapperten, und doch war es eine schwüle Sommernacht. Der Sturm — er ist ein guter Freund von mir — sauste durch die Bäume am Wege. Hei, wie sie stöhnten und ächzten! Die Wolken jagten über den Himmel, zuweilen zerrissen vom wetterleuchtenden Blitze, und dann sah die ganze Gegend aus wie in Blut schwimmend. — Eine lustige Nacht für mich! — Die Kobolde saßen in den Moorwiesen und zankten sich mit den Unken. Ja, der Weg ging durch ein Stück Moorland, das war mir recht. Der Mörder hatte Eile, er wollte noch vor dem Morgengrauen in der nächsten Stadt sein, darum ging er die Nacht durch. Aber ich hörte ihn murmeln und den Weg tausendmal verwünschen. Wie er sich fürchtete! Sein Haar sträubte sich, schneller und schneller ging er. Nun, ich hatte keine Eile, hinterher zu kommen, mein Roß hält guten Schritt. Zuletzt aber wurde mir die Sache langweilig. Ich zündete mir ein Irrlicht an und ritt ihm voraus. Du hättest ihn sehen sollen, wie er wankte, der Feigling, wie seine Zähne aufeinander schlugen, und wie

er bebte vor Entsetzen! Ich ließ meinen Mantel fliegen, und er sah mein Gerippe leuchten im Irrlichtflimmer. Aber er wollte es nicht sehen, er bog vom Wege ab und verdeckte sich die Augen. Er betrat die Moordecke und konnte nicht wieder zurück, immer tiefer sank er hinein. Der Moorkönig zog ihn an den Füßen hinunter, zuletzt sah kaum noch der Kopf heraus.

Der Mond trat gerade zwischen den Bäumen hervor, aber als er dies Bild sah, zog er die dunkelsten Wolken über sein gutes, altes Gesicht. Der Sturmwind heulte, die Bäume ächzten wie Sterbende schauerlich, der Mörder fluchte und betete. Ich blies ihm das Lebenslicht langsam aus, und der Moorgeist zog ihn ganz hinunter. Die Kobolde zankten sich jetzt mit den Unken darum, wer den Leichnam haben sollte, aber der Moorkönig behielt ihn doch. — Ich gab meinem Rosse die Sporen, schwang die Hippe und jagte mit dem Sturm um die Wette, das war ein lustiger Ritt!"

„Hu, Tod," sagte ich, „bei solcher Geschichte kann es selbst einem Doctor gruseln, und dazu rückst Du mir näher und näher! Denke doch an Dein Versprechen."

„Gut," erwiderte er, „ich denke daran. Aber Du bist undankbar für meine Geschichte; Du hättest mit dabei sein sollen! Wenn Du erst bei mir bist, nehme ich Dich 'mal mit. Dann bist Du auch ein Gerippe, und die klappern so hübsch im Sturm auf dem Pferde hinter mir."

Er nahm die Hippe und sein Stundenglas auf, zog sich die Kapuze über den Schädel und gab mir grinsend seine Knochenhand, daß mir bei der Berührung das Herz für eine Minute stehen blieb und es mir war, als erfröre ich langsam.

„Gehab Dich wohl, alter Freund! Auf Wiedersehen, heute in sieben Jahren!"

Morgen sind die sieben Jahre um; — ob er wohl kommen wird?

### 2. Eine Fieberphantasie.

Der Arzt sagte, es wäre ein außerordentlich hitziges, gefährliches Fieber gewesen; er wundere sich, wie meine Natur es habe überstehen können. Ich wunderte mich auch, denn ein paar Mal hatte ich selbst die dunkle Empfindung, als ginge es zu Ende mit mir. Aber mein Trost: daß Unkraut nicht so leicht vergeht, erwies sich als stichhaltig.

Die Erinnerung an die wilden Phantasien meines Fiebers ist mir noch geblieben, sie waren schrecklich genug, um sich für lange Zeit dem Gedächtniß einzuprägen.

Ich lag und versuchte zu schlafen. Da war es mir, als ob ein heißer Athem, glühend wie der Hauch des Windes in der Wüste, über mich hinwegginge. Meine Sinne verwirrten sich, wunderliche Visionen stiegen vor mir auf. Ich glaubte flüsternde Stimmen zu hören und viele Gesichter um mich zu sehen. Was für merkwürdige Gesichter, verzerrt und grinsend. Sie schauten aus allen Falten meiner Bettvorhänge; wenn ich die Augen schloß, tanzten sie vor meinem inneren Blick. Dazu fühlte ich plötzlich einen schweren Druck auf meiner Brust, der mir den Athem raubte. Ich versuchte den Kopf zu heben, um zu sehen, was es wäre. Da saß der Alp auf meiner Brust ein häßlicher Kobold, so klein und vertrocknet und doch von drückender Schwere. Vergeblich Versuche, ihn abzuschütteln, er grinste und machte sich nur schwerer.

„Es hilft Dir nichts," sagte er mir, „Du mußt Dir meine Gesellschaft schon ein Weilchen gefallen lassen. Siehst Du die Gesichter um Dich her? Das sind Deine bösen Gedanken aus vergangener Zeit, sie wollen Dich auch einmal wieder besuchen."

Wie viel abschreckender erschien mir nun erst die ganze Gesellschaft. Allmählich erkannte ich sie alle wieder, eine große, unheimliche Schaar! Sie nickten und lächelten aus jeder Falte. Es überlief mich kalt unter all' diesen guten Bekannten.

Aus den dunkeln Ecken am Fußende meines Lagers sah ich bald neue Gesichter auftauchen. Sie sahen schmal und ärmlich aus, und es waren ihrer sehr wenige.

„Das sind Deine guten Gedanken," stellte sie mir der Kobold vor. Ich hatte ein Gefühl des Mitleids für ihre Schwäche und Dürftigkeit.

„Willst Du auch noch all' Deine bösen und guten Werke einmal wiedersehen?" fragte er mich. Ich dankte eifrig, vorgebend, das Wiedersehen würde für meinen reducirten Gesundheitszustand zu angreifend sein.

Ich versuchte, meine Augen von den immer nickenden, lächelnden, fratzenhaften Gesichtern abzuwenden. Allmählich verschwanden sie lautlos, wie sie gekommen. Statt dessen zogen Bilder meines vergangenen Lebens an mir vorüber. Ich sah sie wie in einer Laterna magica. Es waren farblose Bilder, grau in grau gemalt. Ein Nebelschleier zog sich durchsichtig über sie hin, sie erschienen mir hierdurch noch düsterer und trostloser. Die Erinnerungen — selbst bleiche, graue Nebelgestalten — lieferten die Erklärungen dazu.

Das eine war: ein Daheim von Sorgen bewacht, von Kummer und Krankheit bewohnt; das andere: eine Jugend von der Schwere des Lebens erdrückt, vorzeitig verwelkend; das dritte: eine gebrochene Freundschaft; das vierte: verlorene Liebesmüh und so fort.

Die frohen, leuchtenden Bilder der Kindheit, die einzelnen sorglos glücklichen Stunden der Vergangenheit nur wollten nicht erscheinen. Die Bilder lösten sich in Nebel. Wieder erhob sich eine Erscheinung vor mir, eine hohe, ernste Gestalt, in dunkle Schleier gehüllt. Es war die Zukunft.

Sie lüftete ein wenig ihren Schleier vor mir. Die Wände meines Zimmers schwanden. Mein Blick folgte ihrer ausgestreckten Hand in die Ferne. Ich sah vor mir eine stille, weite Wüste, nichts als bleigrauer Himmel und gelber, glühender Sand, nur in weiter Ferne zuweilen von einer winzig kleinen, frischen Oase unterbrochen. „Das ist Dein Leben!" sagte die Zukunft. — „Und das Ende?" fragte ich. — „Du wirst es selbst früh genug einmal sehen; gedulde Dich!"

Es war mir, als ob die Schleier der Schattengestalt über mich hinwegwehten; der Platz war leer, wo sie mir erschienen. Mein Blick suchte sie; er fiel auf die sich bewegenden Vorhänge meines Bettes, sie wurden unhörbar auseinandergezogen. Mein Haar begann sich zu sträuben, mein Blut zu erstarren vor dem Wesen, das sich ebenso unhörbar leise hindurchschob. Entsetzen schüttelte mich. Wer war dies schreckliche Gespenst? Von Riesengröße, ein düsterer Schatten, mit stierem, verglastem Blick schlich es heran. Eine Grabeskälte wehte mir aus seiner Nähe entgegen.

„Das ist der Wahnsinn!" nickte der Kobold auf meiner Brust, „er will Dir das Gehirn ausfressen."

Näher und näher rückte er heran, mit starrem, gebrochenem Auge und ausgestreckter Knochenhand. „Hülfe! Hülfe!" Kein Ton kam aus meiner Kehle; der Alp drückte zu schwer auf mir.

Da beugte sich mein Freund, der Tod, über mich. Er scheuchte den Kobold von meiner Brust, und der Wahnsinn ergriff die Flucht vor seiner finsteren, hehren Majestät. Mitleidig legte er mir die Hand auf die Augen und mein Bewußtsein schwand. Als ich erwachte nach langer, langer Zeit, war ich allein. Ich versuchte meine fünf Sinne wieder zu sammeln, es dauerte aber lange und war mühsam.

Die Leute meinen allerdings, es sei seither doch nicht ganz richtig mehr geworden in meinem Hirnkasten, aber was meinen die Leute nicht Alles!

---

## Aus der Hauptstadt.

### St. Immermehr!stag.

Der 8. August 1893 in Frankfurt a/M.

Außer den Finanzministern Deutschlands und ihren — stets geöffneten — rechten Händen haben sich auf der Conferenz die hervorragendsten Kapacitäten der Branche eingefunden. Allgemein bemerkt werden die parlamentarischen Finanzkünstler Alexander Meyer und Ahlwardt, sowie die Veranstalter der loyalen Monstre-Bankiers-Collecte für die Militärvorlage (Gesammtbetrag 12,669 Mark 3 Silbergroschen 2 Pfennige und eine abgelegte Hose). Fürst Milan von Serbien (Graf Tarakowa) und

Prinz Borghese aus Rom erregen besondere Aufmerksamkeit, desgleichen die Oberborgermeister Berlins in neuer, geschmackvoller Livree. Die Tribünen sind von wissensdurstigen und pumpfreudigen Studenten aller Semester, lyrischen Dichtern und argwöhnischen Schneidermeistern überfüllt. An den Wänden hängen Oeldruckbilder der berühmtesten Contributions-Erpresser und Brandschatzer der Weltgeschichte, in der Ecke rechts die noch unbezahlte Marmorbüste des italienischen Finanzreformers Rinaldo und mehrere Klingelbeutel. Die Decke ist mit sinnreichen Inschriften geschmückt, wie „Zu viel kann man wohl kriegen, doch kriegt man nie genug", und „Jede, auch die kleinste Gabe, wird dankbar angenommen."

Excellenz Miquel: Meine Herren, beeilen Sie sich ein Bischen, ich muß nothwendig nach Scheveningen, mein Billet verfällt sonst. Machen Sie ein Ende. Gebildeter und geistreicher Leute ist es ohnehin unwürdig, über ein so absolutes Nichts wie unsere Finanzen stundenlang zu reden. Seien Sie deshalb vernünftig, und bleiben Sie vor Allem Ihres Versprechens eingedenk, auf keinen Fall die Schultern der wirthschaftlich Schwachen zu belasten; Austern und Champagner müssen bluten, nur üppiger Luxus und hohes Einkommen dürfen getroffen werden. — Maltzahn-Gültz, was wollen Sie denn schon wieder?

Maltzahn-Gültz: Das Bier — (Unruhe).

Excellenz von Hohenthal: Geehrte Kollegen, ich habe im sauren Schweiße der Angesichter meiner Geheimräthe viel über die Frage nachgedacht und bin zu einer einfachen Lösung gelangt. Im ursprünglichen Finanzplan war die Besteuerung der drei weechen B vorgesehen. Wie wär' es, wenn wir jetzt, um auch meinen Landsleuten 'mal ein Vergnügen zu machen und gerechten particularistischen Empfindungen entgegenzukommen, die drei harten B bedächten? Ich schlage Ihnen im Namen meiner Regierung Priemtaback, Puppen und Palmbäume vor; Sie können aber auch Pommeranzenschnaps, Plastische Kunstwerke und Polentreue wählen. Ebenso stehen Ihnen Parkanlagen, Pillulae helvetiae und Parteidiäten zur Verfügung, auch die Packesel wären ein dankbares Object — (Sehr wahr!)

Maltzahn-Gültz: Ja ja, aber wo bleibt das Bier? (Lärm).

Reichskanzler Graf Caprivi: Maltzahn, wenn Sie jetzt nicht gleich still sind, bemerke ich Ihre totale Unfähigkeit, die mir bisher zwei Jahre lang völlig entgangen ist!

Maltzahn-Gültz: Sie werden ja riesig grob, Excellenz!

Reichskanzler Graf Caprivi: Ach was, in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf! Ich sage Ihnen bloß so viel: Huene, Schraut und Alexander Meyer stehen schon vor der Thür. Und das glauben Sie nur, Alexander füllt Ihren Posten besser aus als Sie — bei seiner Figur! — er ist jetzt schon reif für Karlsbad. Auch kann man bei ihm sicher sein, daß er die Brauer in Ruhe läßt. Wenn er nur nicht so fürchterlich geistreich wäre!

Herr von Mayr: Den Brauern geschieht ganz Recht, wenn sie mit keiner Steuer bedacht werden — aber meine Herren, was hat Ihnen der unschuldige Taback gethan? Sie dürfen wirklich nicht länger herz- und mitleidlos an ihm vorübergehen. Die Tabacksteuer ist, wenn ich Stephan citiren darf, ein Schmerzenskind, das noch immer in Geburtswehen liegt. Unser Tabackbauer, Alles um sich her ausgiebig besteuert sehend, nur sich nicht, fühlt sich zurückgesetzt wie Bazarwaare, verzweifelt schließlich an der ausgleichenden Gerechtigkeit der Regierung und kommt auf Abwege. Meine Herren, der Taback will bluten, die Tabackbauern lechzen förmlich nach ihrem Ruin — na, so thun Sie ihnen doch um Gottes Willen den kleinen Gefallen! Die hervorragendsten Autoritäten, zu denen zu gehören ich die Ehre habe, halten es für das Beste, nach englischem Beispiel sämmtliche inländischen Tabacksplantagen, in der Pfalz wie der Uckermark, zu zerstören und nur noch Importen verarbeiten zu lassen. Der Vortheil dieser Invention ist offenbar. Erstens braucht sich dann kein Raucher mehr vor Pfälzern und Uckermärkern zu grauen, zweitens und drittens, viertens und vorletztens können die Franzosen unter einem neuen Türenne keine Pfalz mehr verwüsten, weil wir's schon vorher selbst besorgt haben; fünftens aber gewinnt das Reich durch Vernichtung der inländischen Tabacksfelder prachtvolle Schieß- und Exerzirplätze. Wendet man dasselbe Prinzip auf den Roggen- und Kartoffelbau an —

Excellenz Miquel (drohend): Hüten Sie Ihre Zunge! Wenn das der kleine Ploetz hörte, mit seinen 140 Landwirthen im Reichstage, Sie Unglückswurm Sie! Jetzt weiß ich's auch, Sie haben die letzte Thronrede verfaßt, Sie und kein Anderer! Man hört es sofort an Ihrem scheußlichen Deutsch!

Herr von Mayr: Ich muß zur Steuer der Wahrheit bemerken —

Excellenz von Hohenthal: Steuer der Wahrheit? Ganz famose Idee!

Excellenz Miquel: Trägt aber nichts! Die reine Luxussteuer! — Haben die Herren sonst noch Vorschläge in petto? Geniren Sie sich nicht; ich bin nachgerade an den größten Unsinn gewöhnt und discutire jeden Antrag.

Maltzahn-Gültz: Bier, Bier! Ich komme sonst um! (Tumult.)

Reichskanzler Graf Caprivi (bedeutungsvoll): Das glaub' ich nämlich selber! (bei Seite) Liebster Freund, blamiren Sie mich doch nicht so! Mit dem Bier geht's wirklich nicht — denken Sie nicht mehr daran! Sie sollen auch Zulage haben!

Herr von Huene: Wäre es nicht, damit wir endlich zum Ziele kommen, am rathsamsten, Sanders' Handwörterbuch der deutschen Sprache vorzunehmen und, mit Aal anfangend, jede Position durchzusprechen? Wir würgen sonst an den paar hundert Millionen herum, als gälte es den Bau eines neuen Schulhauses, und vergessen zuletzt doch das Wichtigste. Irgendwo, unter irgend einem Buchstaben muß sich das gesuchte Dukatenmännchen schließlich finden!

Vespasian Pineusſohn, Stadtrath in Breslau: A propos Dukatenmännchen. Der entschieden freisinnige Magistrat unserer Stadt darf gerechten Stolz darüber empfinden, als Erster auf eine Steuer hingewiesen zu haben, deren Ergiebigkeit in directem Verhältniß zum körperlichen Wohlbefinden der Bevölkerung steht. Sie alle, meine Herren, speziell aber die älteren Bureau-Invaliden unter Ihnen, wissen wohl zu schätzen, was eine gesunde Verdauung bedeutet. Sie ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Eben deshalb aber —

Excellenz Miquel: Ach Thorheit, wir können doch nicht wieder eine Kopfsteuer einführen wollen!

Vespasian Pineusſohn: Kopf-Steuer? Wo denken Sie hin? Im Gegentheil!

Excellenz Miquel: Ganz egal — die „Bedürfnisse" der Massen müssen geschont bleiben! Ich halte mich stramm an's Programm.

Maltzahn-Gültz: Wo bleibt denn bloß das Bier? (Lärm.)

Reichskanzler Graf Caprivi (bei Seite)! Es hilft nichts, so leid es ihm thut, er muß fort. Er compromittirt mich auf das Schmählichste. (Laut.) Sagen Sie, lieber Maltzahn, in Ihrer Familie ist ja wohl die Tuberculose erblich? Oder die Wassersucht? Wenn ich Sie genau betrachte, Ihre verglasten Augen, die hektische Röthe Ihres Gesichtes —

Maltzahn-Gültz: Ich verstehe nicht, was Sie wollen. Vielleicht hängt mein Aussehen mit dem Umstande zusammen, daß das Bier welches —

Reichskanzler Graf Caprivi (hastig): Ja, ja, reden Sie nichts, Sie haben ein gefährliches Leberleiden. Sie sind Apoplektiker. Ihr Zunge ist belegt. Der Tod guckt Ihnen aus den Augen. Sie leiden an nervösem Kopfschmerz. Wenn Sie nicht binnen drei Wochen die Diabetes kriegen, heiß' ich Matz. Ihr aufgedunsenes Gesicht, Ihr unnatürliches Athmen — mit einem Worte, reichen Sie umgehend Ihre Demission ein!

Experte Ahlwardt: Sie bringen die Finanzreform zu keinem gedeihlichen Ende, wenn Sie nicht mehrere reiche Juden, den Stöcker z. B., todtschlagen. Miquel hat übrigens dieselbe gute Idee. (Lärm.) Ich kann Ihnen das beweisen. In der Tournüre der Ehefrau eines mir bekannten früheren Portiers fand ich neuerdings zwei Centner Handacten — (Unterbrechung.) Sie müssen mich ausreden lassen. Ich bin doch kein leichtfertiger Schwätzer. Ich habe doch dem Staate schon etwas geleistet —

Reichskanzler Graf Caprivi: Was denn, außerm Offenbarungseid?

Experte Ahlwardt: Herr Präsident, ich bitte mich vor Unterbrechungen zu schützen! Im Uebrigen will ich nur bemerken, daß es besser gewesen wäre, für die 60,000 neuen Rekruten 60,000 neue Gerichtsvollzieher einzustellen und dann statt der gewöhnlich doch fruchtlosen Exe-

entionen bei unsereinem, das ganze Thiergartenviertel versiegeln zu lassen. Sie hätten in diesem Falle keine Steuernöthe mehr und nebenbei hunderttausend Seelen ohne kostspielige Dombauten für das Himmelreich gerettet. Denn so viel ist klar, eher gehe ich durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in das Himmelreich kommt! Und sollte mir in absehbarer Zeit das Finanzministerium anvertraut werden, dann, mein Ehrenwort zum Pfande —

Excellenz Miquel: Könnten Sie uns nicht etwas Werthvolleres verpfänden — ein Exemplar Ihrer letzten Broschüre vielleicht?

Der Finanzminister für Waldeck: Im Gegensatz zu Herrn Ahlwardt halte ich nunmehr eine längere Millionär-Schonzeit für nothwendig. Die Männer aus der Burgstraße, fürcht' ich, werden nicht patriotisch genug sein, sich der Neuordnung unserer Reichsfinanzen und der Verminderung der Matrikularbeiträge zu Liebe massenhaft todtschlagen zu lassen. Sie haben mit den 12,000 Mark für die Militärvorlage offenbar ihr Aeußerstes gethan und sich nur ungern und nothgedrungen mit einer so lumpigen Summe blamirt. Diese nothleidenden Millionäre müssen endlich besser behandelt werden, sie kriegen sonst das Leben satt; es thut dringend noth, sie vor schamloser Ausbeutung zu schützen. Ich beantrage deshalb, einen Stand mit hohen Steuern zu belegen, der erwiesenermaßen gerade vom Blut und Golde älterer Wirkl. Geh. Commerzienräthe lebt, einen Stand, der schon manchen wiederholt Freigesprochenen um sein bischen mühsam Zusammengestohlenes gebracht hat: die Balletteusen nämlich und alle jene Damen, deren Gewerbe —

Excellenz Miquel: Pst — das ist gegen alle Abrede! Wir dürfen das nackte Dasein nicht besteuern!

Maltzahn-Gültz: Himmeldonnerwetter! Wenn ich jetzt mein Bier nicht kriege —

Reichskanzler Graf Caprivi: Die reine Monomanie! Sich so in eine Steuer zu verbeißen! Er muß meine letzte Reichtagsrede gar nicht gelesen haben!

Excellenz Miquel: Darum sieht er auch so merwürdig frisch aus!

Der Finanzminister für Lippe: Sie entschuldigen — wie wär' es mit einer Inseratentaxe?

Reichskanzler Graf Caprivi: Geht nicht! Erstens hab' ich Rickert mein Wort geben müssen und es feierlich bekräftigt; er spürt's heute noch an der geklopften Schulter. Zweitens wäre die Steuer populär. Schließlich aber vertheuerte sie am Ende die Heirathsannoncen und hielte Manchen davon zurück. Das darf aber nicht sein. Wir brauchen Rekruten, meine Herren! Die nächste Militärvorlage ist schon in Arbeit.

Excellenz Miquel: Nachdem nun alle Blumen des Steuerbouquets besichtigt sind und sich auch im Papierkorb kein Vorschlag mehr findet, müssen wir Ernst machen. Es sind Anträge auf bedeutende Erhöhung der Zölle für Petroleum, Brot und Häring eingelaufen; aus ihren Erträgen ließen sich die Mehrforderungen leicht decken. Ich mache Sie aber, meine Herren, nochmals darauf aufmerksam, daß programmgemäß die Bedürfnisse der Massen nicht mit neuen Steuern getroffen werden dürfen.

Erste Excellenz. Die Petroleumidee ist vortrefflich. (Zwischenruf.) Sie gefällt mir ausgezeichnet. (Zwischenruf.) Licht nennen Sie ein Lebensbedürfniß der Massen? Das kann wohl höchstens von Rußland behauptet werden, wo Licht allerdings zu den kosakischen Delicatessen der Saison gehört; unser Volk steht nicht auf so barbarischer Stufe! (Sehr richtig!) Das Licht muß bluten! (Der Antrag wird angenommen.)

Zweite Excellenz: Auch die Erhöhung der Getreidezölle scheint mir wünschenswerth; das Brot muß bluten! (Zwischenruf.) Das Brot nennen Sie ein Lebensbedürfniß der Massen? Sie Schlauberger! Erst gestern hat mir ein Arbeiter gesagt, das bischen Brot, das er noch verdiene, sei nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Wenn das Brot also nicht zum Leben ist, dann ist es auch kein Lebensbedürfniß, und wenn es kein Lebensbedürfniß ist, dann, meine Herren, haben wir das Recht, eine hohe Steuer darauf zu legen! (Geschicht. Bravo!)

Dritte Excellenz: Was nun den Häring anbelangt, so sind alle Einwände gegen seine Besteuerung doch wahrhaftig sophistische Schaumschlägerei. (Zwischenruf.) Der Häring, behauptet man, sei kein Luxusartikel, sondern ein Volksnahrungsmittel von ungeheurer Wichtigkeit. (Sehr wahr!) Soll daß ein Witz sein? Mir scheint so. Nach meinen Erfahrungen — und ich glaube, auf diesem Gebiete sehr umfangreiche Erfahrungen zu haben! — beschränkt sich der Consum von Häring auf ganz bestimmte, scharfen Kneipereien folgende Tage, aber auch hier nimmt er nur in den Morgenstunden hervorragende Bedeutung an. Ich kann mir nicht denken, daß Jemand aus purem Uebermuth, mit gesundem Magen zum Häring greift; so gut schmeckt er doch wahrhaftig nicht! Nein, ich weiß von mir selber — wer fröhnt ausschließlich dem Häringconsum? Der unmäßige Völler, der Säufer? Und Menschen dieser Art sollen wir schonen? Nein, meine Herren, wer Geld genug hat, sich Abend für Abend einen ausgewachsenen Affen zu kaufen, der wird auch die höhere Abgabe auf Häringe leicht und gern tragen! (Bravo! Der Antrag wird angenommen.)

Maltzahn-Gültz: Gott sei Dank, endlich ist das Bier da! Ich bin inzwischen vor Durst beinah umgekommen! Hier sind fünfunddreißig Pfennige, Kellner!

Reichskanzler Graf Caprivi (für sich): Ach, so hat er's nur gemeint! Da hätt' er freilich nicht zu demissioniren brauchen!

Erste Excellenz (zur zweiten): Eh' wir uns trennen, ein Wort entre nous, Herr Kollege — können Sie mir nicht 300 Millionen Mark pumpen? Am nächsten Ersten kriegen Sie sie sicher wieder!

Dritte Excellenz (zum Unbetheiligten): Sie gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle: Finanzminister —

Der Unbetheiligte (rauh): Bedaure sehr, das geht den ganzen Tag mit der Schnorrerei — kann nichts geben, habe selber nichts!

Caliban.

## Notizen.

„Das Todtenbein." Ein absonderlich-mysteriöser Kriminalfall von V. Burenin. Nach der vierten Auflage des Originals übersetzt von Wilh. Henckel. (München, Dr. E. Albert & Co.) Der Verfasser gehört zu den orthodoxen Slawophilen, welche in Rußlands Annäherung an die Cultur Westeuropas einen unermeßlichen culturellen Schaden erblicken und deshalb alles mit fanatischem Hasse verfolgen, was seinen Ursprung in der westeuropäischen Cultur hat. Diese Partei ist unerläßlich bemüht, die gewaltigen Neuerungen Alexanders II. wieder zu vernichten und in der gegenwärtigen Regierung hat sie die treueste Hülfe zu dieser wenig ehrenvollen Reaction. Von westeuropäischen Einrichtungen ist den Slawophilen mit in erster Linie das Gerichtsverfahren, besonders das Schwurgericht, ein Dorn im Auge. Gegen die neue Rechtspflege richtet sich nun Burenins Satire. Flößt daher sein politischer Standpunkt wenig Sympathie ein, so ist die Satire ein Meisterwerk an tollem Humor, haarscharfer Charakteristik und Lebendigkeit der Schilderung. Manches klingt freilich gewaltsam übertrieben, doch der Kenner russischer Uncultur muß die absolute Wahrheit der gepfefferten Satire bestätigen. Die Uebersetzung liest sich wie ein Original.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Emil Felber** in **Berlin.**

Die
sagenwissenschaftlichen Grundsagen
**der Nibelungendichtung**
**Richard Wagners.**
332 Seiten Groß-Oktav. Preis 6 *M.*

Nach dem einstimmigen Urteil der Kritik das Vorzüglichste und Erschöpfendste, was bisher über die Wagnersche Dichtung erschienen ist.

**Rich. Kahle's Verlag in Dessau.**

Soeben erschien:

**Was sind die**
**Freimaurer**
und
**was wollen sie?**
Ein Wort zur Wehr und Lehr über
Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.
Von einem
wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.
5. Auflage. — 10. Tausend.
Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges." Dr. K. Ch.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu
**Bibel und Religionsphilosophie.**
Vorträge und Abhandlungen
von
**H. Steinthal, Dr.**
Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.
4 *M* 80 *Pf.*

**Interessant für Jedermann**

ist das soeben in eleganter Ausstattung erschienene Werkchen:

**Unser Kalender** in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Von **Wilhelm Uhl.** Mit verziertem Umschlag 1 *M* 40 *Pf.*

Kein sich für die Kulturgeschichte unseres Volkes Interessirender wird dieses Büchlein entbehren wollen, das so manches helles Streiflicht auf die Lebensart der Vorvordern wirft.

**Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.**

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Wollny,** **Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefassten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis *M* 5.—

**Wollny,** **Dr. Fr., Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 *Pf.*

**Wollny,** **Dr. Fr., In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 *Pf.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bilder aus der neueren Geschichte**
von
**Wilhelm Müller,** Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

**Stuttgart.** **Ad. Bonz & Comp.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Die kleine Odyssee.**
Eine Seegeschichte
von
**Heinrich Kruse.**
8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Der Alchymist.**
**Epische Dichtung in 12 Gesängen**
von
**Arthur Pfungst.**
Brosch. *M* 2.—. Eleg. geb. *M* 3.—.

Diese Dichtung, welche den 2. Theil des Epos „Laskaris" bildet, schildert die Weltfahrt des Helden, dessen Jugendzeit im ersten Theil behandelt worden war. Die Kritik hat das Werk eine „Odyssee der Erkenntniß" genannt und festgestellt, daß es sich um eine Arbeit von durchaus origineller Prägung und hohem dichterischen Werthe handelt.

Der Verfasser hat es unternommen, die Frage: „Ist das Leben werth gelebt zu werden" in einer Dichtung großen Stiles zu beantworten. Das außerordentliche Interesse, welches der erste Theil erregt hat, fand seinen Ausdruck in der überaus großen Zahl von Essays und Besprechungen, welche er hervorgerufen. Ausführliche Prospecte sendet die Verlagshandlung auf gefl. Verlangen.


Hierzu eine Beilage: Verlag von Fr. E. Fehsenfeld in Freiburg i. Br.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 12. August 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Uebervölkerung in Sicht? Von M. Altus. — Unsere Zimmerheizung. Von Wilhelm Gentsch. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Jüngste Lyrik. — Geschichte der menschlichen Ehe. Von Paul Seliger. — **Feuilleton:** Der hellgraue Radmantel. Von M. Grabi. — **Aus der Hauptstadt:** Kosciól Graf Koscielski. Von Timon jun. — Notizen.

### Uebervölkerung in Sicht?

Von M. Altus.

Was heißt Uebervölkerung? Uebervölkert war sicherlich jenes englische Boot, dessen überlebende Insassen vor einigen Jahren im scheinheiligen England vor Gericht geschleppt wurden, weil sie einen der ihren nach ordnungsmäßigem Loosverfahren regelrecht geschlachtet und verzehrt hatten im Augenblick der höchsten Noth.

Das Beispiel ist viel lehrreicher, als es auf den ersten Blick scheint. Angenommen, ein Volk geriethe in die Lage, daß offenbar weit mehr Menschen vorhanden sind, als nöthige Nahrungsmittel. Ich für meine Person gestehe, daß ich den Selbstmord einer Lotterie geschlachteten Menschenfleisches vorziehen würde. Aber das mag Geschmacksache sein. Selbsterhaltung ist sicher ein Recht, wenn auch nicht Pflicht, und so sehr ich auch für die Abschaffung des Begnadigungsrechtes für Mörder bin, so muß ich doch in diesem einzigen Ausnahmefalle den Mord straflos lassen, wenn einer nachweislich den anderen auffrißt, nur um nicht selbst umkommen zu müssen.

Nun sind für den Gesetzgeber eines übervölkerten Landes verschiedene Fälle möglich. Er könnte erstens ein tägliches Ausloosen von Todesloosen anordnen, wenn die freiwilligen Selbstmorde nicht ausreichen. Fürchterlicher Gedanke! Und doch ist er noch in jenem Nothfalle von allen Uebeln das kleinste, das bei Weitem kleinste. Es ist doch wenigstens ein ordnungsmäßiges Morden. Im Kriege kommt es oft genug vor, daß ein Regiment regelrecht und kunstgerecht „geopfert" wird, um das Ganze zu retten. Auch der Schachspieler opfert gern einen Thurm, um die Parthie zu gewinnen. — Noch schlimmer nämlich wäre es, wenn allgemeine Mordefreiheit und Recht auf Menschenfleisch proklamirt würde. Und das allerschlimmste endlich wäre es, wenn die Hungersnoth selbst todtgeschwiegen werden sollte, in der Weise, daß zwar der Mord streng verboten wird, dagegen jedem erlaubt wird, jedem anderen Alles vor der Nase wegzuschnappen und ihn langsam verhungern zu lassen. Um das Maß des Wahnsinns voll zu machen, könnte man auch noch ausdrücklich gestatten, daß Einzelne herrlich und in Freuden leben können, wenn es ihnen nur gelingt, den anderen das letzte Bischen noch wegzureißen.

Es gibt eine zahlreiche Gruppe unter den heutigen Gebildeten, die der Meinung sind, daß Deutschland und schon so gut wie die ganze Welt übervölkert sei. Und was folgern sie aus diesem furchtbaren Gedanken? Gegen Furchtbares kann nur der Furchtlose kämpfen — man müßte unverzüglich mit dem Morden beginnen, zunächst in der mildesten Form — das Tödten neugeborener schwächlicher und kränklicher Kinder unter Zustimmung der Eltern, wobei von der Regierung eine Nothstandserklärung erlassen wird, die jeden vaterlandsliebenden Mann auffordert, seine Zustimmung nicht zu verweigern, da er damit eine noch höhere Heldenthat vollbringe, als wenn er sich in der Schlacht in den Kartätschenhagel stürze.

Ein derartiges politisches Programm müßte eine Uebervölkerungspartei haben, wenn sie — noch ein kleines Restchen gesunden Menschenverstandes hätte. Aber weit gefehlt, die „Malthusianer", wie sie stolz sich nennen, haben eine ganz andere Logik. Da das Land übervölkert ist, so philosophiren sie, müsse man dafür sorgen, daß stets die große Masse der Bevölkerung, das Proletariat, an den äußersten Rand des Elends gestoßen wird und sich nie aus der Nähe des Abgrunds entfernt, damit der Sprung in's Jenseits nicht so erschwert werde. Ueber die Qualität dieser Art von Menschenfreundlichkeit wollen wir hier nicht urtheilen, wir wollen uns ganz auf die Prüfung der Logik beschränken.

Um das Maß voll zu machen (vgl. oben), erklären die Malthusianer noch frank und frei, es müsse Elend in der Welt geben, weil sonst das schwelgerische Leben der Reichen unmöglich sei. Wohlgemerkt, man könnte es sehr wohl billigen, wenn bei völlig unzureichender Nahrung wenigstens ein Theil, d. i. möglichst viele, sich satt äßen und die anderen gar nichts äßen, weil sonst alle weiter hungern müßten. Aber daß nun gar der eine sich zu einem Millionenmann, ja Milliardenmann entwickeln soll, so daß also möglichst wenige sich satt essen können, das liegt doch entschieden und offenbar weit jenseits der äußersten Grenzen des gesunden Menschenverstandes.

Wenn Uebervölkerung vorläge, so müßte vor allen Dingen bei Todesstrafe verboten werden, daß einer mehr Geld oder sonstigen Besitz ansammelt, als zum ordentlichen Sattsein nöthig ist, denn jeder Mehrbesitz wäre unfehlbar indirecter Mord, wobei nur der Name des Gemordeten ungewiß bleibt! Ja, es könnte sogar ein Communist verlangen, daß einmal eine „Theilung" stattfindet, um eine ehrliche Probe zu machen, ob es dann vielleicht zum Satteſſen noch reicht.

Der Malthusianer sagt also: Uebervölkerung hat Elend zur unmittelbaren Folge (richtig!), Linderung der Noth hilft nichts, weil sich sonst die Leute, sobald sie mehr zu essen haben, wieder um so viel vermehren, daß die alte Noth wiederkehrt (ist erfahrungsmäßig unwahr, aber wenigstens logisch noch möglich). Nun aber schließt der Malthusianer: folglich muß das Elend möglichst groß gemacht werden, damit — die Uebervölkerung nicht noch schlimmer wird! — Das ist denn doch logisch der denkbar ärgste Rechenfehler! Wenn es denn einmal

nicht besser werden kann, so haben wir den Trost, daß es wenigstens nicht schlimmer werden kann, und bekanntlich ist dies eine der besten Begründungen für — den Communisten. Wer aber wird aus Furcht vor dem Tode Selbstmord begehen oder aus Furcht, sein Geld zu verlieren, alles in's Meer werfen?

Um in dieser Sache klar zu sehen, muß man die praktische Seite von der theoretischen wohl getrennt halten. Die Praxis ist natürlich die Hauptsache, und man hat von den verschiedensten Seiten her oft genug gezeigt, daß die Malthusianische Theorie allen Erfahrungen und geschichtlichen Thatsachen geradezu Hohn spricht. Trotzdem hält sich die alte Lehre mit ungeheurer Zähigkeit in vielen Köpfen, und darunter in vielen, die sonst nicht gerade auf den Kopf gefallen sind. Wie ist das zu erklären? Die Lehre des Malthus hat ihre Stärke nicht in den empirischen Unterlagen, sondern in ihrer bestechenden theoretischen Einfachheit und (scheinbaren!) Plausibilität!

Zunächst weist der Malthusianer darauf hin, daß jedes Ehepaar, auch wenn man nur den Maßstab des famosen Zweikindersystems anlegt, 2 Kinder, 4 Enkel, 8 Urenkel u. s. w. 16, 32, 64, 128, 256, 512, 1024 Nachkommen habe. Das ist an sich richtig, ohne das geringste zu beweisen, denn der gröbste Rechenfehler steckt darin. Es ist dabei ganz übersehen, daß jedes Ehepaar bekanntlich 4 Eltern (Vater, Mutter, Schwiegervater, Schwiegermutter) hat, 8 Großeltern! (jedes Elternpaar hat wieder 4 Eltern) u. s. w. 16 Urgroßeltern, dann 32, 64 bis 1024 Vorfahren hat, also genau wie oben. Es findet also dabei keinerlei Vermehrung der Zahl statt! In wenigen Jahrhunderten hat ein heutiges deutsches Ehepaar vielleicht sämmtliche Bewohner Deutschlands zu seinen directen Nachkommen, aber jedes andere heutige Ehepaar kann gleichzeitig dieselbe Ehre genießen, indem eben jeder Bewohner Deutschlands alsdann sämmtliche Ehepaare von heute zu seinen directen Vorfahren hat in Folge gegenseitiger Verwandtschaft!

Damit also war es nichts. Aber es bleibt noch richtig, daß eine Vermehrung stattfinden kann, wenn mehr als zwei Kinder da sind, und wenn alle vorzeitigen Sterbefälle vermieden werden. Wenn diese beiden Wenn erfüllt sind, dann ist allerdings die Uebervölkerung uns so sicher, wie $2 \times 2 = 4$ ist, und sie muß nicht nur sicher kommen, sondern ist schon längst da, da das Menschengeschlecht schon alt genug ist. Wenn in 30 Jahren die Menschheit sich verdoppelt, was in den Vereinigten Staaten vorgekommen ist, die 31 Millionen Einwohner im Jahre 1860 und 63 Millionen in 1890 hatten — so werden aus 2 Menschen in 30 Jahren 4, in 60 Jahren 8 u. s. w., in 300 Jahren über 2000, in 600 Jahren über 4 Millionen, in 900 Jahren über 8 Milliarden — und die Erde hat heute kaum $1^1/_2$ Milliarden!

Der eigentliche Kern des Malthusianischen Trugbildes steckt im folgenden: Uebervölkerung muß zwar unweigerlich Elend zur Folge haben, aber vorhandenes Elend kann verschiedene Gründe haben, z. B. Faulheit oder Dummheit oder Raubritterthum, man darf also aus dem Elend noch lange nicht auf Uebervölkerung schließen.

Um nun das Dasein der Uebervölkerung zu beweisen, greift der malthusianische Halbgebildete in seine halbverdauten Naturwissenschaften. Da findet er die Feldmäuse und die Blattläuse, Eingeweidewürmer und Samen von Unkräutern, Wegerich und Hederich, Knöterich und die ganze edle Gesellschaft des pflanzlichen und thierischen Proletariats, Unkrauts und Ungeziefers. Triumphlächelnd ruft er aus: seht, diese Laus wird in 3 Monaten zur Lausebillion, in 6 Monaten verlaust sie den ganzen Erdball, gebt ihr neue Erdbälle, und sie durchlaust das Sonnensystem und das ganze Universum, folglich gibt es keine Erlösung für dies Lausproletariat, es muß eben hungern in alle Ewigkeit.

Offenbar ist hier der Malthusianer ganz dicht am Siege, so wie mancher Erfinder dicht am Perpetuum mobile ist, es fehlt nur noch ein Hebel, der — alles gut macht (d. h. es fehlt alles!).

In der Natur herrscht wirklich zum Theil große Uebervölkerung und großes Elend. Häugt beides zusammen, so kann das Elend eine Folge der Uebervölkerung sein. Es kann aber ebenso gut umgekehrt die Uebervölkerung eine Folge des Elends sein!

Hier ist die Stelle, wo Malthus sterblich ist, die aber unseres Wissens noch nirgends erwähnt ist. Die schärfste Widerlegung des Malthusianismus geschieht erst durch den positiven Nachweis, daß die Uebervölkerung nur eine Folge des Elends ist, daß es also ein Mittel gibt, jede Uebervölkerung zu beseitigen, nämlich indem man die Lage des Proletariats hebt, indem man die Noth der Darbenden beseitigt.

Im Thier- und Pflanzenreich herrscht nicht überall Uebervölkerung, sondern nur da, wo die Waffen im Kampfe um's Dasein schlecht sind! Löwe und Elephant sind groß und stark, sie bedürfen keiner uneudlichen Fruchtbarkeit. Andere Thiere, wie Gazellen, suchen ihr Heil in der Flucht, ihre Waffe ist der flüchtige Fuß. Bei anderen aber, wie den Mäusen oder den Heringen, die gewissermaßen nur da sind zum Gefressenwerden, da ist eben ihre einzige Waffe ihre ungeheure Multiplicirbarkeit. Das Elend (des Gefressenwerdens) würde bei den Heringen nicht geringer werden, wenn sie das Zweikindersystem adoptirten! Entweder sie vermehren sich ungeheuer, oder sie verschwinden! Aus ihrem bloßen Dasein und aus ihrer Wehrlosigkeit folgt ihr Elend und nebenbei ihre Fruchtbarkeit als conditio sine qua non. Sobald der Mensch das Hausthier in seinen Schutz nimmt, so vermindert sich die nun nicht mehr so nöthige Fruchtbarkeit. Das Pferd droht nicht mit Uebervölkerung. Etwas anderes ist es beim Schweine, das hauptsächlich zum Verspeistwerden gemästet wird, oder bei den Hühnern, wo uns die am liebsten sind, die die meisten Eier legen. Bei den Pflanzen ist die große Fruchtbarkeit Regel, weil alle wehrlos sind, die nicht durch Stacheln, giftige Säfte u. s. w. geschützt werden. Wenn Unkräuter und Ungeziefer nicht zahllose Mengen von Sprößlingen produeiren könnten, so würde der Mensch, der starke Herr der Schöpfung, sie schon längst vom Erdboden vertilgt haben!

Ein schwaches Geschöpf ohne stärkste Fruchtbarkeit ist logisch undenkbar, entweder es hat irgend eine andere Waffe (Zähne, Krallen, Schlauheit u. s. w.), oder es muß sofort aussterben, da es von der feindlichen Außenwelt ausgerottet wird, ein drittes gibt es nicht.

In dieser Beziehung ist die Menschheit den Naturgesetzen ebenso unterworfen, wie im Essen und Trinken. Wenn eine Klasse der Bevölkerung allzu arg geschunden wird und ohne Schutz bleibt, so erbarmt sich die Natur und gibt ihr als einzige Möglichkeit gegen das Aussterben eine erschreckend hohe Durchschnittsziffer für die Nachkommenschaft, die in der That nicht nur an thierische Zustände erinnert, sondern sogar noch unter den thierischen Standpunkt sinkt, da ja die höheren und besser bewaffneten Thiere nicht so riesige Zahlen aufzuweisen haben. Kein Proletarier ohne Proles, d. i. Nachkommenschaft. Wenn von allen Geborenen nach den berühmten Sterblichkeitsstatistiken der Lebensversicherungen schon nach 5 Jahren nicht einmal mehr zwei Drittel übrig sind, so ist das doch einfach ein haarsträubendes Ergebniß, das einen Stein erbarmen sollte!

Oder müssen etwa so viele sterben, weil so viele, d. i. zu viele geboren werden? Nein, umgekehrt, weil so viele im Elend sterben, darum müssen eben viel mehr geboren werden, um das Aussterben der Menschheit zu verhüten. Auch der Proletarier liebt sein elendes Dasein, er will nicht wegsterben, er will so sich wehren so gut wie der Wurm und das Unkraut. Auch der Proletarier sagt von sich: Unkraut vergeht nicht!

Wenn wir freilich heute in der besten aller Welten leben, wenn es wahr wäre, was Eug. Richter uns täglich wiederholt, daß das Großkapital nicht unser Unterdrücker, sondern sogar noch unser Freund ist, dann — ja dann müßte allerdings das Elend wohl der Uebervölkerung entstammen, dann müßte die Natur, die sonst so sparsam ist, hier gegen

alle ihre eigenen Gesetze verstoßen und eine ungeheure Verschwenderin sein, die Natur müßte Menschen in's Dasein rufen, Kräfte des Lebens vergeuden, die sie durchaus nicht nöthig hätte. Die Natur vergeudet aber nur scheinbar, nämlich nur da, wo a priori ein Bruchtheil durch die feindliche Umgebung den Tod finden muß.

Folgendes Beispiel kann die Sache veranschaulichen. Wenn ich einen werthvollen Edelstein auf einem Platze verloren habe, so muß ich natürlich den ganzen Platz absuchen, bis ich den verlorenen wiederfinde. Es wäre doch recht sonderbar, wenn da nachher einer mir „Zeitvergeudung" vorwerfen wollte, weil ich statt der einen Stelle, wo der Edelstein sich wiederfand, tausend Stellen abgesucht hätte. So muß auch die Natur, wenn durchschnittlich von 1000 Läusen 999 elend zu Grunde gehen, eben die 1000fache Anzahl produciren und scheinbar 999 Läuse verschwenden. Denn das Leben einer Laus ist der Natur ebenso werthvoll, wie mir mein Edelstein. Und die Natur muß, wenn von 1000 Kindern 333 schon in den ersten Jahren sterben, statt der 1000 Kinder 1500 in's Leben rufen, damit nach Wegsterben eines Drittels (= 500) noch die 1000 vollzählig bleibt!

Also wendet man das berühmte Rezept der Malthusianer an, das Zweikindersystem, so müssen wir aussterben. Wendet man aber das andere Rezept an, das die Neumalthusianer anpreisen, d. h. drücken wir den Proletarier in's äußerste Elend, so zwingen wir dadurch nur den Naturinstinkt zu immer unerhörteren, höher potenzirten Kinderzahlen!

Was sollen wir also thun? Wir sollen den Proletarier aus seinem Elend erlösen, dann wird schließlich die Bevölkerung sich instinktiv einem Drei- und endlich vielleicht auch einem Zweikindersysteme annähern. Wir wollen den verstoßenen darbenden Bruder ebenso gut behandeln wie unsere Hausthiere, dann werden die Kinderzahlen ebenso zusammenschrumpfen, wie wenn das gehetzte Thier aus der Wildniß in's Gehege und in menschliche Pflege gelangt.

Um die praktische Bestätigung für diese Wahrheiten zu haben, braucht man nur die Augen aufzuthun — wo man hinblickt, da findet man die klarsten Beweise massenhaft. Im Jahre 1890 starben in Deutschland von 10,000 Einwohnern durchschnittlich 243, in Frankreich 229. Daraus möchte man vermuthen, daß Frankreich stärker wächst als Deutschland. Aber in Deutschland wurden geboren 357, in Frankreich nur 219, so daß in Deutschland eine Zunahme von 114, in Frankreich eine Abnahme von 10 herauskommt. Zugleich lehrt das Beispiel so recht schlagend, wie unsinnig es ist, wenn man überhaupt so thut, als sei eine allmähliche Zunahme etwas selbstverständliches. In Wahrheit ist eine Abnahme der Bevölkerungsziffer sowohl einzelner Länder wie auch der gesammten Erde ebenso gut möglich, wie eine Zunahme. Im allgemeinen wird die Zahl gleich bleiben, nur zeitweise finden Zunahmen und Abnahmen statt, die von den wirthschaftlichen Umständen abhängen. Eine Periode der Zunahme kann natürlich einige Jahrhunderte hintereinander andauern, verglichen mit der Ewigkeit ist das doch ein recht winziger Zeitraum. Aber für den Menschen, der mitten in einer solchen Zeit lebt, entsteht dadurch leicht die Täuschung, als müsse nun die Menschheit in's Grenzenlose zunehmen. Sicherlich würde man mitten in einer Zeit der Abnahme ebenso fest meinen, daß die Menschheit bald aussterben werde. Im Grunde genommen ist es dieselbe Thorheit, wenn einer aus dem Steigen des Thermometers berechnen will, wann wir im Schatten — Siedehitze von 100° haben würden — nur Geduld, gestrenge Herren regieren nicht lange! Im Zeitalter der Maschinen und des Dampfes kann natürlich die zehnfache Zahl von Menschen sich ernähren, als zur Zeit der armseligen Bronze- und Steinwaffen. Und selbst in einer solchen Zeit kann Frankreich abnehmen, eins der mächtigsten und reichsten Länder der Welt!

Es ist richtig, daß es auf die Glückseligkeit, nicht auf die Zahl der Menschen ankommt. Es ist ferner richtig, daß jedes Land unter bestimmten wirthschaftlichen Verhältnissen auch eine bestimmte Zahl von Menschen ernähren kann — wird die Zahl überschritten, so entsteht Uebervölkerung mit Nahrungsmangel — wird die Zahl bedeutend verringert, so entsteht Untervölkerung mit Verödung, Verfall der Städte und Dörfer, Barbarei und Hordenleben.

Natürlich läßt sich die günstigste Zahl auch annähernd berechnen. Nach Stöpel können auf einem Hektar Culturland 6 erwachsene Männer sich ernähren, also etwa 8—10 Menschen mit Frauen und Kindern. Nun sind von den 50 Millionen Hektaren Deutschlands rund 25 Millionen cultivirt. Wir vermögen also in Deutschland 200—250 Millionen Menschen zu ernähren, ohne allen Welthandel und Import! Heute sind es erst 50 Millionen, und wenn das jetzige Wachsthum von etwa einer halben Million jährlich andauert, so können wir noch 400 Jahre, fast bis zum Jahre 2300, warten, bevor wir — ernstlich die Frage der Uebervölkerung unseres Vaterlandes behandeln können!

Kurzsichtige Leute äußern manchmal, das Elend werde in Deutschland verschwinden, wenn die heutige Zahl von 50 Millionen Einwohnern auf 40 oder vielleicht auch 30, 20 u. s. w. sinken würde. Sie haben nämlich dabei die Arbeitslosigkeit und den Stellenmangel in allen Berufsarten im Auge. Sie übersehen aber ganz, daß bei sinkender Zahl auch alle Nachfrage nach Arbeit entsprechend sinkt, so daß immer wieder der alte Ueberfluß an Arbeitern zum Vorschein kommt. Thatsächlich lehrt auch die Erfahrung, daß das Elend in den dünn und sehr dünn bevölkerten Ländern durchaus nicht geringer ist, als bei uns.

Ebenso kurzsichtig ist die Meinung, daß bei geringer Zahl das Land vertheilt werden könnte und daß wir dann alle — Großgrundbesitzer werden könnten! Großgrundbesitzer werden, allerdings, aber nicht — satt werden! Als ob die heutigen Grundbesitzer von ihrem Lande oder von ihrer Arbeit lebten. Sie leben von ihren Arbeitern, und wenn die fehlen, dann ist die Herrlichkeit aus, denn reich wird man heute nur durch Arbeit — anderer!

Nur zwei Arten von Leuten können auf den Malthusianismus hineinfallen. Erstens Philosophen, die von der Natur nichts Näheres wissen und sich ein nettes Systemchen in ihren vier Wänden zurecht gemacht haben — sie können denken, aber nicht sehen. Zweitens Naturforscher, die mit der Philosophie und dem logischen Einmaleins auf gespanntem Fuße stehen — sie haben sehen, aber nicht denken gelernt. Es geht eben immer so, daß, wer nur die eine Hälfte der Sache kennt, zu den falschesten Resultaten gelangt. Für uns kann des Malthus Theorie nur noch historischen Werth beanspruchen, ähnlich wie das Ptolemäische Weltsystem, denn beide beruhten auf höchst mangelhafter Kenntniß und schiefer Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse in der Welt.

---

## Unsere Zimmerheizung.

Von Wilhelm Gentsch.

(Schluß.)

Betrachten wir die einzelnen Systeme, so können wir die Eintheilung in drei verschiedene Gruppen durchführen, welche sich lediglich durch das Mittel, welche die im Calorifer entwickelte Wärme nach den einzelnen Räumen überführen, unterscheiden. Wir haben danach eine Luftheizung, auch Feuerluftheizung genannt; bei welcher kalte Luft die äußeren Wandungen eines Heizkörpers bestreichen muß, um dann so vorgewärmt durch Kanäle in die Höhe zu steigen. An den unteren Stellen der Wände oder auch im Boden der Zimmer befinden sich dann verschließbare, eventuell mit verzierten Durchbrechungen verdeckte Austrittsöffnungen, aus denen die warme Luft in den

Wohnraum einströmen kann, um entsprechend abgekühlt, unterhalb der Decke abgezogen zu werden. Es findet hier eine ständige Circulation der Luft von dem Eintritts- zum Abzugskanal statt. Soll nun eine gleichmäßige, nirgends kalte Regionen belassende Heizung stattfinden, gleichzeitig aber auch die Zugerscheinung vermieden werden, so ist die Wahl der beiden Oeffnungen zu einander mit großer Sorgfalt zu treffen; eine nicht sachgemäß durchgeführte Anordnung stellt die Heizwirkung zumeist in Frage. Wird die Luftheizung mit dem Bau eines Hauses zugleich eingerichtet, so stellen sich ihre Anlagekosten verhältnißmäßig niedrig. Die Ausgaben erstrecken sich lediglich auf den Calorifer, die Luftreinigungs- und Befeuchtungseinrichtungen und Verschlüsse der Kanalmündungen. Die in die Wandungen eingelassenen Kanäle erfordern keine Mehrausgaben; sie können deshalb auch meist so groß gewählt werden, daß, einen entsprechend wirksamen Heizkörper vorausgesetzt, durch vergrößerte Wärmezufuhr eine rasche Heizwirkung erzielt werden kann. Billige Anlage und schnelle Erwärmung sind im Verein mit der Unmöglichkeit des Einfrierens wohl auch diejenigen Factoren, welche bei Anlage von Centralheizungen für periodisch benutzte öffentliche Gebäude, Schulen 2c. noch heute die Wahl auf diese Heizungsart lenken. Doch sind die Nachtheile gerade der Luftheizung nicht zu übersehen. Den ersten wunden Punkt zeigt schon die Entnahme der frischen Luft, welche beim dauernden Betrieb der Anlage unbedingt zu erfolgen hat. Die Anlage solcher Entnahmestellen kann nur von ganz windstillen Orten erfolgen; wo der Wind einwirken kann, ist die Heizung stets gefährdet. Bei Häusern, welche der Luftströmung sehr exponirt sind, muß man schon aus diesem Grunde von der Ausführung der Luftheizung absehen. Die frische Luft ist niemals staubfrei; um sie zu reinigen sind vor dem Calorifer Filteranlagen und Staubkammern einzuschalten, auf deren Instandhaltung und Reinigung stets große Sorgfalt zu verwenden ist. Der übrigens schwer sachgemäß durchzuführende Heizkörper bedarf einer sorgsamen Ueberwachung, zumal seine Regulirung nicht durch die Heizung selbstthätig erfolgen kann. Sind seine Wandungen überhitzt, so mischen sich die Verbrennungsproducte von organischen Substanzen mit meist stark ausgetrockneter Luft — anstatt einer wohlthätig wirkenden erhält der Wärmesuchende eine verdorbene Atmosphäre, welche bei defecten Heizkörpern oft noch mit Rauch und Ruß geschwängert ist. Um der Austrocknung der Luft wenigstens einigermaßen zu begegnen, ordnet man zwar Befeuchtungsapparate hinter dem Calorifer an; doch ist deren Wirksamkeit von nur problematischer Natur, der Erfolg meist zweifelhaft. Der Luftwechsel selbst ist nur in einer sehr ungleichmäßigen Weise zu erzielen, wenn nicht die Anwendung besonderer, die Anlage vertheuernder Vorrichtungen stattfindet. Zu alledem kommt noch, daß der Fortleitung der warmen Luft in wagerechter Richtung sehr enge Grenzen gezogen sind, so daß bei Gebäuden von großem Grundriß mehrere Heizstellen eingerichtet werden müßten. Wir haben gesehen, daß die Luftheizung fast mehr Nachtheile als Vortheile besitzt; es ist deshalb auch gerechtfertigt, wenn dieses System heutzutage namentlich in Fragen der Erwärmung von Wohnräumen eine ganz untergeordnete Rolle spielt.

Weit zuverlässiger und den Gesetzen der Hygiene entsprechender ist die Wasserheizung, als Warmwasser- sowohl wie auch als Heißwasserheizung. Betrachten wir Einrichtung und Betrieb einer solchen Heizung, so bemerken wir als ersten Unterschied gegenüber dem oben besprochenen System, daß hier das Wasser das Uebertragungsmittel der Wärme ist. In einem in Bezug auf die zu heizenden Räume möglichst tief gelegenen Kessel wird das Wasser auf eine geeignete Temperatur gebracht und steigt dann in einem mit Wasser angefüllten Rohrsystem hoch, während das abgekühlte Wasser in einer Rückleitung dem Gesetze der Schwere folgend, abwärts sinkt, das aus dem Kessel entwichene Heizwasser ersetzend, um von Neuem den Kreislauf durchzumachen. Die den zu erheizenden Zimmern in Größe und Vertheilung angemessenen Heizkörper sind an den Circulationsstrang derart angeschlossen, daß entsprechende Mengen des Wassers nach Oeffnen eines Hahnes oder Ventiles gewissermaßen einen secundären Kreislauf in jedem „Wasserofen" zu machen vermögen, um nach Abgabe ihrer Wärme an die durch die Zimmerluft abgekühlten Wandungen der Oefen in die Rückleitung wieder einzutreten. Es werden hier also wieder Heizkörper in den Zimmern erforderlich, doch sind dieselben meist gut in an und für sich frei stehenden Plätzen unterzubringen. Die Temperatur des circulirenden Wassers liefert gleichzeitig ein vorzügliches Mittel, den Brennstoffverbrauch der Wärmeentnahme entsprechend durch geeignete Vorrichtungen selbstthätig regeln zu lassen. Jede Feuerung wird nämlich so bemessen, daß bei vollem Betriebe das Wasser den Kessel mit einer gewissen Temperatur zu verlassen hat und mit einer entsprechend niedrigen zurückkehren soll, um beim Passiren des Kessels wieder auf die erste Temperatur erwärmt zu werden. Wird nun z. B. die Wärmeentnahme in den Zimmern verringert, so kühlt sich das zurückkehrende Wasser auch weniger ab; es würde bei gleichbleibender Leistung der Feuerung höher angewärmt werden, als beim vorhergehend stärkeren Betriebe. Dies Moment wird nun zum Bau von hier nicht näher zu beschreibenden Apparaten benutzt, welche auf die Zufuhr von Verbrennungsluft und damit auf die Stärke der Verbrennung einwirken.

Die Warmwasserheizung, bei welcher das den Kessel verlassende Wasser etwa 90° C., das zurückkehrende etwa 60° C. besitzt, ist wohl die von der Hygiene bevorzugteste und deshalb auch mit Vorliebe in Krankenhäusern verwandt. Diesen Umstand hat das System aber lediglich der niedrigen Temperatur des circulirenden Mediums zu verdanken, welche die Ueberhitzung der Heizflächen und somit das Verbrennen organischer Substanzen und die Erzeugung concentrirter strahlender Wärme ausschließt. Der sehr zu schätzende Vortheil hat aber auch eine große Schattenseite im Gefolge, sobald die Geldfrage eine Rolle spielt. Wenn die von einer bestimmten Wassermenge frei zu machende Wärme gering ist, so muß das Wasser in größeren Massen zugeleitet werden, um eine zufriedenstellende Heizwirkung zu ermöglichen. Dies bedingt weite Leitungen und große Heizflächen, welche beide um so mehr anwachsen, je rascher eine Heizung durchgeführt werden soll. Große Wassermassen und große Heizkörper wirken aber der Regelbarkeit der Wärmeabgabe entgegen, was besonders im Frühjahr und Herbst mitunter unangenehm empfunden werden kann.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, hat man die Temperatur des Heizwassers bis über 100 bis 150° C. gesteigert und auf diese Weise die Heißwasserheizung geschaffen. Entsprechend der Höhe der Temperatur des Heizmittels können hier natürlich alle Dimensionen der Zuleitungen und Heizkörper verringert werden. Die Unterbringung der ganzen Heizanlage ist hier wesentlich vereinfacht, die Anordnung in alten Häusern namentlich erleichtert. Von einem Kessel als Wärmeentwickler kann hier abgesehen und an dessen Stelle ein einfaches Rohrsystem gesetzt werden. Bezüglich der Anlagekosten und des raschen Heizeffectes ist die Heißwasserheizung der Warmwasserheizung gegenüber im Vortheil. Letztere läßt jedoch die Verwendung eines sogenannten offenen Systems zu, d. h. von der höchsten Stelle der Anlage tritt das Wasser in einen Behälter, den Expansionskasten, welcher mit der Außenluft direct communicirt; der Behälter ist nöthig, weil dem bei einer Temperatursteigerung sich vergrößernden Wasservolumen auch die Möglichkeit genügender Ausdehnung gegeben werden muß, soll nicht das Rohrsystem gesprengt werden. Anders liegt die Sache bei der Heißwasserheizung. Würde man hier dieselbe Einrichtung treffen wollen, so würde ein Ueberkochen im offenen Expansionsgefäß erfolgen und eine Temperatur des Wassers über 100° C. nicht erzielt werden. Die ganze Leitung wird hier geschlossen, das Wasser unter Druck gestellt. Dies setzt aber eine sorgfältige Dichtung der Verbindungsstellen in der Rohrleitung und die Verwendung besten Materials voraus, welches lediglich aus sogenannten Perkins-Rohren, gezogenen schmiedeeisernen, auf 250 Atmosphären inneren Druck geprüften Rohren, besteht. Immerhin erscheint die Möglichkeit des Eintritt einer Explosion nicht ausgeschlossen. Oft treten auch unüberwind-

liche Schwierigkeiten der Erzielung einer gleichmäßigen Temperatur in verschiedenen, von einem System geheizten Räumen entgegen.

Um zu verhüten, daß sich innerhalb der eisernen Leitung einer Wasserheizung Rost bildet, welcher die baldige, von außen nicht sichtbare und deshalb um so gefährlichere Zerstörung des Systems nach sich ziehen würde, ist es erforderlich, daß das Wasser von Luft frei ist; dieses wird deshalb nach Einfüllen durch Kochen von Luft befreit und muß ständig in den Leitungen verbleiben, wenn nicht dringende Fälle eine Entleerung der Anlage von Wasser erfordern. Dann muß letzteres aber auch bei niedriger Außentemperatur stets künstlich erwärmt, die ganze Anlage im Betriebszustand erhalten werden, soll die Gefahr des Einfrierens ausgeschlossen werden.

Theils um die Anlagekosten einer Centralheizung zu verringern, theils aber auch, um die Möglichkeit der Ueberführung der Wärme in horizontaler Richtung zu vergrößern, hat man das Wasser durch ein flüchtigeres Mittel, den Dampf, ersetzt. Dieser besitzt neben seiner leichten Beweglichkeit noch die Eigenschaft, seine Wärme rasch durch den ihn umgebenden Stoff jagen zu können; er hat ein großes Transmissionsvermögen, welches eine rasche Wärmeabgabe an die Zimmerluft nach sich zieht und eine entsprechende Verkleinerung der Heizflächen anderen, mit gleichen Temperaturen arbeitenden Heizungsarten gegenüber zuläßt. Wir unterscheiden in der Hauptsache die Hochdruck-Dampfheizung und die Niederdruck-Dampfheizung, welche beide eines im tiefsten Punkte des Systems gelegenen Dampfentwicklers, einer geschlossenen Zu- und Ableitung und entsprechender, in den einzelnen Räumen untergebrachter Heizkörper, welche nach Belieben von Hand oder selbstthätig ein- und ausgeschaltet werden können, bedürfen. Nach dieser Richtung ähneln also diese Systeme den Wasserheizungen. Die Vorzüge der Hochdruckdampfheizung: niedrige Anlagekosten, rascher Heizeffect, die Möglichkeit der fast unbegrenzten Ueberführung der Wärme in horizontaler Richtung, werden aber durch ihre Nachtheile, wenigstens für die Wohnräume, mindestens paralysirt. Wenn die Anlage auch billig ist, so ist ihre Instandhaltung eine um so schwierigere. Wir müssen bedenken, daß wir es hier mit einem leicht flüchtigen Medium zu thun haben, welches dichte Gefäße und dichte Leitungen erfordert. Das Leckwerden des unter Druck stehenden Systems von den zahlreichen Verbindungsstellen ist ein wunder Punkt, welcher ständige Reparaturen bedingt. Der hohe Druck, unter welchem die Heizanlage arbeitet, ist auch der Grund, weshalb die Anlage staatlich genehmigt und ihr Betrieb auch staatlich beaufsichtigt werden muß. Als Calorifer dient ein regelrechter, mit allen Sicherheitsapparaten ausgerüsteter Dampfkessel, welcher eine aufmerksame Bedienung voraussetzt, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß gerade der hochgespannte Dampf vorzüglich zu Küchenzwecken, zum Kochen von Exrementen in Krankenhäusern und Privatwohnungen, also für hygienische Zwecke ꝛc. sehr geeignet ist und namentlich in letzterer Beziehung angesichts der stark auftretenden Seuchen eine gerechte Würdigung gefunden hat und noch finden wird. Wer allerdings, wenn auch nur kurze Zeit, den Hochdruckdampf als Erwärmungsmittel seiner Wohnräume zu benutzen gezwungen gewesen ist, dem wird sich auch die Ueberzeugung instinktiv aufgedrängt haben, daß die Hochdruckdampfheizung keineswegs als eine gesunde Heizung zu bezeichnen sei. Und dem kann man nur beistimmen, wenn man bedenkt, daß man es hier mit einer penetranten, stark concentrirten, austrocknenden Hitze zu thun hat, daß die Temperatur der Heizflächen die Verbrennung der an ihr haftenden organischen Substanzen zur Folge hat.

Eine glücklichere Concurrentin erwächst nun der Hochdruckdampfheizung in der Niederdruckdampfheizung, welche bei guter Ausführung eine bevorzugte Benutzung bei Wohnhäusern, Krankenanstalten ꝛc. rechtfertigt und in ihrer heutigen Vollendung auch eine stetig zunehmende Verbreitung erfährt. Auch hier findet dasselbe Prinzip Anwendung, nämlich durch Dampf die Wärme an die einzelnen Bedarfsstellen zu leiten und dort durch Abkühlung des Dampfes sowohl wie insbesondere durch dessen Condensation zu Wasser eine Wärmeabgabe zu erzielen. Während aber bei dem oben kritisirten System mit etwa zwei Atmosphären Ueberdruck und entsprechender Temperatur arbeitender Dampf das Betriebsmittel bildet, ist hier ein Ersatz in dem niedrig gespannten, einen Ueberdruck von höchstens $^1/_3$ Atmosphäre repräsentirenden Dampf geschaffen. Allerdings müssen der niedrigeren Temperatur des Heizmittels entsprechend Zuleitungen und Heizkörper groß genug gewählt werden, soll die Heizwirkung nicht zurückstehen, auch liegt hier eine größere Möglichkeit vor, daß sich Dampf schon auf dem Wege zu den Heizkörpern condensirt, doch sind die Vorzüge so unverkennbare, daß man, schon aus Mangel an etwas wirklich Vollkommenem, die Fehler gern mit in den Kauf nehmen kann. Schon der Ausschluß jeglicher Explosionsgefahr macht eine staatliche Genehmigung und Beaufsichtigung der Anlage entbehrlich. Der Wärmeentwickler fällt billig und einfach aus; seine Sicherheitsapparate, welche lediglich auf Vermeidung der Ueberschreitung eines Ueberdruckes von $^1/_2$ Atmosphäre abzielen, sind leicht verständlich. Die Temperatur der Heizflächen übersteigt selten 100° C., so daß eine die Gesundheit besonders schädigende Verbrennung von Mikroorganismen kaum zu befürchten ist, während andererseits durch geeignete Vertheilung der Heizkörper in den Räumen eine sehr gleichmäßige Temperatur erzielt werden kann. Mannigfach ausgeführte, zwischen Leitung und Heizkörper einzuschaltende Apparate ermöglichen eine sehr präeise, meist selbstthätig erfolgende Regelung der Wärmeabgabe. Eine solche selbstthätige Wärmeregelung, welche lediglich in der entsprechenden Veränderung der zuzuführenden Wärmemenge besteht, ist von großem, öconomischem und gesundheitlichem Werth, der einerseits keine Vernichtung zu viel gelieferter Wärme, zu viel geleisteter Arbeit erforderlich macht, andererseits aber die Erzielung und Erhaltung einer gleichmäßigen Temperatur ermöglicht wird, ohne daß eine aufmerksame und deshalb beschwerliche Beaufsichtigung erheischt würde. Diese Veränderung in der Wärmeentnahme würde natürlich von keinem Einfluß auf die Höhe der Betriebskosten der Heizanlage sein, welche hauptsächlich durch den Verbrauch an Kohle im Wärmeentwickler repräsentirt werden. Eine sachgemäße, auf der Höhe der Zeit stehende Heizanlage muß aber auch dieser Anforderung gerecht werden und zwar, so weit die jetzigen technischen Mittel zureichen, in der Weise, daß außer der Zufuhr von Heizmaterial und Entfernung von Asche ꝛc. keine Bedienung von Menschenhand erforderlich wird. Wo es die Verhältnisse nur immer gestatten, ist jedenfalls eine der zur Zeit erfüllbaren Anforderungen entsprechende Niederdruckdampfheizung zu empfehlen. Freilich findet auch hier nur eine geringe Ausnutzung der aus der Kohle verwerthbaren Wärme durch den Calorifer statt, doch ist eben diese Verlustquelle auf eine einzige reducirt worden. Eine Summation der Fehler, wie bei den Einzelheizungen, findet hier nicht statt.

Einerseits um die Vortheile einer Centralheizanlage mit denen von Einzelfeuerungen zu vereinigen, andererseits aber, um auch die letzte, im Calorifer der ersteren immerhin noch gebotene Möglichkeit der schlechten Ausnutzung der in der Kohle enthaltenen Wärmemenge zu vermeiden, sind namentlich in neuerer Zeit, etwa in den letzten fünf Jahren, starke Bestrebungen dafür aufgekommen, die Kohle nicht als solche am Ort ihrer Verwendung zu verbrennen, sondern sie erst an einer Centralstelle in für den Transport und die vollständige Verbrennung geeignete Bestandtheile zu zerlegen; mit einem Wort, man hat die Gasheizung in's Feld geführt.

Es ist schon viel für und wohl noch mehr gegen dieselbe geschrieben worden; eine objective Betrachtung der Vor- und Nachtheile findet man aber selten, ebenso wie die Durchführung der Anlagen und Ausbildung der Heizkörper meist wenig Sachverständniß zeigen. Diese Umstände sind es auch gewesen, welche die ganze Gasheizung namentlich in Deutschland in argen Mißcredit gebracht haben, so daß das große Publikum mit ererbten Vorurtheilen der Benutzung eines Gasofens entgegensteht.

Naturgas, welches in gebrauchfertigem Zustande dem Erdinnern entströmt, können wir in Deutschland nicht haben; wir vermögen es nicht, unsere Städte mit solchem Naturproduct zu

versorgen, wie es z. B. Chicago seit ein paar Jahren thut. Wir können uns aber auch dafür nicht so sehr im verfügbaren Quantum irren, wie es bei Chicago der Fall gewesen ist. Denn hier beginnt das von Weitem hergeleitete Naturgas zu versiegen. Wir sind lediglich auf ein Kunsterzeugniß, das Steinkohlengas, angewiesen, auf dasselbe Product, welches auch zur Beleuchtung dient und den Betrieb einer Gasanstalt voraussetzt. Das leitende Moment bei Einführung des Gases als Heizmittel ist keineswegs zu unterschätzen. In der Gasanstalt wird bekanntlich die Steinkohle (es eignet sich allerdings nicht jede Kohlensorte hierzu) durch Erhitzen in geschlossenen Retorten in trockene, feste (Koks), in nasse (Theer ꝛc.) und gasförmige Producte zerlegt. Der Koks wird zum Theil in der Gasanstalt wieder verbraucht, zum Theil verkauft, während der Theer eine ausgedehnte Verwendung in der Farbenindustrie ꝛc. findet. Das Gas wird durch ein Rohrsystem zu den einzelnen Entnahmestellen hingeleitet. Während nun die Ausnutzung der verwendbaren Bestandtheile der Steinkohle durch diese Zerlegung in vollstem Maße ermöglicht wird, wird bei dieser Zerlegungsarbeit die Bildung von Rauch und Ruß vermieden — etwas, wonach die Heizungstechnik im Interesse des physischen und finanziellen Wohles der Gesammtheit strebt. In den zu erheizenden Räumen sind Oefen aufgestellt, in welche aus den Leitungen das leicht bewegliche Gas eingeführt werden kann und in welchen dieses möglichst vollständig zu verbrennen hat. Die Verbrennungsproducte werden, nachdem sie ihre Wärme thunlichst an die Ofenwandungen abgegeben haben, nach außen, resp. durch einen Abzugsschacht abgeführt. Die Verwendung von Gasöfen ohne Abzüge ist namentlich in bewohnten Räumen zu vermeiden. Wir sehen, daß hier Zu- und Abfuhr von Brennstoff und Verbrennungsrückständen innerhalb des Hauses überhaupt wegfallen. Gute Ofenconstructionen ergeben auch eine gute Ausnutzung der freiwerdenden Wärme. Aus Reklamegründen werden aber gerade hierin oft übertriebene Angaben gemacht. Es ist ja nur eine im Verhältniß zur verbrannten Gasmenge genügend große Heizfläche des Ofens erforderlich, um die Verbrennungsproducte so weit abzukühlen, daß sie mit Zimmertemperatur entweichen. Man muß aber bedenken, daß die Abzugsgase aus Kohlensäure, welche schwerer als Luft ist, und Wasserdampf bestehen, welche beide sich bei starker Abkühlung den nachfolgenden, im Aufsteigen begriffenen Gasen sehr bald in den Weg setzen und dadurch den penetranten Geruch nach unverbranntem Gas veranlassen würden. Eine Abkühlung unter 100° C. ist deshalb nicht rathsam.

Die heute gebräuchlichen Gasöfen lassen sich in zwei Gruppen eintheilen, in solche mit geschlossenem und solche mit offenem Feuerraum, welche aber fast durchweg wenig Sachverständniß und Mißverkennen des Wesens der Sache verrathen, welche zusammen mit den meist optimistisch gefärbten Angaben über Leistungen ꝛc. das erschütterte Vertrauen des Publikums keineswegs wieder zu gewinnen geeignet sind. Die sogenannten Reflectorgasöfen, welche mit offenem Feuerraum arbeiten und die strahlende Wärme der Leuchtflamme zur Erwärmung besonders der unteren Luftschichten und des Fußbodens theils durch directen, theils durch Zuhülfenahme eines stets blank zu haltenden Kupferreflectors ermöglichte indirecte Bestrahlung ausnützen, haben wohl die größte Aufnahme gefunden. Die mannigfachsten Patente versprechen die Erzielung einer vollständigen Verbrennung des Leuchtgases durch Zufuhr nur stark vorgewärmter Verbrennungsluft; keines davon ist aber bisher im Stande gewesen, sein Versprechen auch in die Praxis zu übertragen, so daß sich alle Systeme ziemlich gleichen. Alle Momente bestimmen den Gasofen zu einem rasch wirkenden Heizmittel. Wenn wir bei anderen Heizungsarten gezwungen sind, massive Heizkörper zu verwenden, so müssen wir beim Gasofen, unbeschadet der Dauerhaftigkeit der Ausführung, auf Vermeidung jeder unnöthigen todten, mit zu erwärmenden Masse, auf leichte Bauart des eigentlichen Heizkörpers sehen. Es ist deshalb als verfehlt zu bezeichnen, in den Gasofen Chamotte u. dgl. einzubauen, um „Nachhitze" zu erzielen. Mit Nachhitze können wir nicht rechnen; was durch die Nachhitze vielleicht zu ganz ungelegener Zeit an Wärme abgegeben wird, das geht für die Anheizperiode verloren. Eine constante Wärmezufuhr kann in weit vortheilhafterer Weise durch ständige Verbrennung, welche durch selbstthätig wirkende Apparate gesteigert oder vermindert werden kann, erzielt werden. Wenngleich gute Gasöfen, deren Leistungen im Drange der Geschäfte nicht zu rosig angegeben werden, für zeitweise zu erwärmende Wohnräume, Säle, Kirchen ꝛc. auch als Ersatz der Centralheizungen im Frühjahr und Herbst eine sich stetig steigernde Aufnahme erfahren haben, so kann von einer allgemeinen Einführung der Gasheizung nur dann die Rede sein, wenn die Gaspreise entsprechend dem voraussichtlichen Consum erniedrigt werden; auch müßten alle Gasleitungen, welche heutzutage lediglich in Rücksicht auf die Beleuchtung gewählt, in viel größeren Dimensionen ausgeführt werden, was natürlich mit viel Aufwand an Arbeit und Geld verknüpft ist und wovor namentlich unsere städtischen Gasanstalten zurückschrecken.

Es ist auch versucht worden, das Leuchtgas durch ein billigeres, das sogenannte Wassergas zu ersetzen, welches beim Einleiten von Wasser in glühenden Koks entsteht. Die Herstellung dieses Gases ist allerdings eine sehr billige, seine Heizkraft dagegen nur halb so groß, wie diejenige des Leuchtgases. Die dadurch bedingten Dimensionen der Fortleitungsorgane haben sich aber der Einführung des Wassergases hinderlich in den Weg gestellt.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Elektricität. Wenn wir um Mittel verlegen, einen Zweck voll und ganz zu erreichen, so sind wir leicht geneigt, zu der mysteriösen Macht der Elektricität unsere Zuflucht zu nehmen. Es darf uns deshalb auch nicht Wunder nehmen, wenn Fanatiker jetzt schon bestrebt sind, die Elektrieität in den Dienst der Heizungstechnik zu stellen, von der Elektricität die allein zufriedenstellende Lösung der Heizungsfrage erwartend. Die Möglichkeit einer Erwärmung durch dies Mittel liegt allerdings vor. Es werden sogenannte Widerstände, welche den Strom schlecht fortleiten und sich in Folge dessen stark erhitzen, in die Leitungen eingeschaltet. Die Abgabe der Wärme erfolgt dann in derselben Weise, wie bei anderen Heizkörpern; zweifellos läßt sich auch die Temperatur der Heizflächen sowohl wie auch die Wärmezufuhr bequem und selbstthätig regeln. Doch müßten bei einer einigermaßen ansehnlichen Aufnahme der Heizung durch Elektrieität derartige Mengen der letzteren entwickelt und fortgeleitet werden, daß die uns zur Zeit zur Verfügung stehenden Kräfte und Geldmittel kaum ausreichen dürften.

Dann ist es doch wahrscheinlicher, daß es der forschenden Wissenschaft gelingen wird, das Licht in der Weise in Wärme umzusetzen, daß letztere dem Menschen jederzeit zur Verfügung steht. Licht ist in unerschöpflicher Menge vorhanden und, wenn es uns gelungen sein wird, die Wärme für unsere Räume aus dem Tageslicht zu schöpfen, wird die Heizungstechnik ihre Aufgabe gelöst haben. Wann dieser Zeitpunkt gekommen sein wird, wer kann das vorhersagen?

---

## Literatur und Kunst.

### Jüngste Lyrik.

Das Hohelied, scheint's, ist nicht auszusingen, und die älteste poetische Kunstform, das lyrische Gedicht, erlebt in jeder jungen Dichterseele ihre Wiedergeburt. Da mag die nüchterne Welt spöttisch lachen oder gar, was für die Unsterblichkeit, will sagen die ewige Dauer der ersten Auflage ausschlaggebend ist, gleichgültig vorübergehen; da mag in den Auslagfenstern der Buchhandlungen keiner von den stattlichen Bänden mit den sensationell geistvollen Titeln zu sehen sein, womit jedes flügge lyrische Genie sein Erstlingswerk ausstattet und womit es immer noch unbezahlbar gutmüthige Verleger kapert — es

wird unentwegt fortgedichtet. Was kümmert's den Finken im Walde, ob du seinen Namen kennst? Der schmächtige und dauernd creditunwürdige Lyriker, der sich von Pfannkuchen und Sonnenschein nährt, ist mehr als eine stehende Witzblattfigur, er ist grausame Wahrheit; und Tennyson, der sich jede Zeile, ganz gleichgültig ob gereimt oder ungereimt, mit zwanzig Mark bezahlen ließ, gilt schon aus diesem Grunde in allen anständigen Dichterkreisen überhaupt nicht als echter Lyriker. Ach dies entzückend junge Volk, das sich den Kuckuck darum schert, ob auch nur einer einzigen bleichen Silbermark Schein die poetischen Exaltationen des ganzen Jahres lohnt, das nichts von der Welt verlangt als die Erlaubniß, sein unendliches Reimweh stillen zu dürfen und das noch nie an competente Minister eine Nothstandsdeputation abgesandt hat, obwohl es wahrhaftig für einen solchen Schritt mehr Gründe als sonst Jemand im Vaterlande geltend machen könnte! Du frohe Sängerzunft, die zwar sät, aber nicht erntet, und die der himmlische Vater dennoch nährt, wer möchte dir ernsthaft böse sein, selbst wenn zahllose Stümper dein Privilegium mißbrauchen und von der Kunst noch weniger fast als vom Handwerk verstehen!

Die vielgerühmte Literatur-Revolution, in die Jungdeutschland vor etwa fünfzehn Jahren eintrat, hatte anfänglich nur Lyriker zu ihren Vorkämpfern, und weil damals unter den besseren Leuten ein Gerücht umging, wonach diese reformirenden Dichter sehr unanständig schreiben sollten, hob sich ein Semester hindurch der Absatz von Lyrik zu schwindelnder Höhe. Eine einzige Buchhandlung mußte sieben Bände zur Ansicht versenden und erhielt davon nur sechs umgehend zurück; der siebente Reflectant rang, wie er später gestand, wirklich mehrere Wochen lang mit dem Entschlusse, Geld für Gedichte auszugeben, bis schließlich doch die Vernunft siegte und er das Werk gleichfalls retournirte. Grisebach's Neuer Tannhäuser hatte die jungen Stürmer darüber belehrt, wie man's anfangen muß, Verehrer, und mehr noch, Käufer zu bekommen; mit einem Male verschwand die Lämmchenpoesie, die Sinnigkeit und Innigkeit, man wurde „modern" oder sogar fürchterlich, „realistisch", und „Analyse des Weibes", „Ergründung der Liebespsyche" ward die Parole. Das „Räthsel des Frauenherzens", dies ewige Grünfutter geistvoller Aphoristen, nun ging es seiner Lösung entgegen, und, o Wunder, die große That wurde reimspielend zumeist von jungen Herren vollbracht, die just der Secunda verachtungsvoll den Rücken gekehrt hatten. Die Erforschung der Weiberseele führte natürlich — was könnte natürlicher sein! — zur Verachtung des Weibes und des Lebens überhaupt. Fürchterliche Erfahrungen mit dem Dienstmädchen im Elternhause, das einen Kürassier vorzog, oder mit der treulosen, trinkgeldgierigen Kellnerin aus der Markusstraße berechtigten vollkommen zu düsterem Pessimismus.

Die lyrische Muse schien schamlos und frech geworden; die absolute, unverschleierte Dirnenpoesie erfreute sich, dank dem Einflusse Grisebach's, lange Zeit hindurch ungemeiner Beliebtheit — in den Kreisen der Lyriker selbstverständlich, wo etwa sonst? — und sie hat sich bis in unsere Tage hinein begeisterte Jünger bewahrt. Ganz besonders in Wien, das ja der rechte Boden für sie ist, und das unsere literarischen Moden immer etwas später zugeschickt bekommt, also auch länger als wir daran festhält. Die jüngste deutsche Lyrik dagegen widmet sich bereits wieder dem keuschen Weib; die Phantasie unserer Poeten ward der Damen der Straßen müde und lenkt sich jetzt auf Gräfinnen, holde Aristokratenkinder, bescheidenere junge Leute nehmen auch mit Wirkl. Geh. Commerzienrathstöchtern fürlieb, ja sogar die jungfräulichen Sprößlinge minder begüterter Kaufleute bleiben nicht verschont. Eins aber, ein sehr Wichtiges und Prägnantes hat die deutsche Lyrik aus ihren nun überstandenen wüsten Bummeljahren in das solide Leben hinübergerettet: die Freude am Nackten, die Freude am gleißenden Bunt. An plastische Aeußerlichkeiten hängt sie sich gern, und neben dem rhetorisch-didaktischen Zug, der ihr auch noch aus der Kampfzeit anhaftet, ist es dieser Umstand, der sie vom ureigenen Gebiete der Lyrik bedenklich weit entfernt. Wir kommen darauf noch zurück.

Die jüngste Lyrik ist nicht träumerischer Romantik süßes Kind, sie schreibt keine veilchenblauen Reime von Gemüthe und Seelenblüthe mehr, o nein, sie heischt grelles Licht, wüthende Extasen, Taumel und Rausch. Arme Gräfinnen, bedauernswerthe Aristokratenkinder und Wirkl. Geh. Commerzienrathstöchter, was wird Euch von diesen jungen Burschen nicht alles zugemuthet! Da duftet jedes Buch nach tropischer, ja zuweilen türkischer Erotik, und aus erregten, genußgierigen, fieberischen Stimmungen setzen sich selbst die Wochentage der modernen Poeten zusammen. Ein überschwänglicher Metapherureichthum, dem man deutlich anmerkt, unter wie großen Mühen er erworben und zusammengesucht wurde, paart sich seltsam mit der Unfähigkeit, abstrakte Vorstellungen dichterisch zu verdichten; die Gedanken setzen sich selten in farbige Bilder um, aber auf rein malerische Schilderungen legt man um so mehr Gewicht. Das heißt, unsere Lyrik entartet. Gerade bei denjenigen unter unseren jüngeren Poeten, die für begabt gelten und deren Namen man hier und da schon nennt, zeigt sich auf's Schärfste, daß sie nicht halb unbewußt, in dichterischer Verzückung schaffen, sondern daß sie sich schweißtriefend damit quälen, den Marmor zu meistern, daß sie ihr Werk in klarer Erkenntniß seiner inneren Unzulänglichkeit mit Arabesken und Ornamenten überladen.

Wilhelm Arent, dessen neue Schöpfung Irrflammen*) auf jeden Fall allen Feinschmeckern willkommen sein wird, emanzipirt sich noch nach Möglichkeit von den eben kurz angedeuteten Unarten seiner Mitbewerber; dafür dient er uns freilich mit um so mehr eigenen, dafür übertreibt er gewisse Manieren der „Moderne" in fast unerträglicher Weise. Auch er will der hochgradig nervöse, sensible, zerrissene, allweil sensationell erregte Dekadent sein, und weil er in der That alt und erfahren genug ist, geben seine Stimmungsbilder ein verblüffend treues Seelenbild. Ganz absichtlich und in gewisser Beziehung mit künstlerischer, raffinirter Feinheit deutet er seine zerfahrene hastige Nervosität, sein Geschwindleben, die überhitzte Ruhlosigkeit seiner Seele dadurch an, daß er die Form in schnödester Weise vernachlässigt — seine jüngeren, scheindekadenten Nebenbuhler prahlen und paradiren geradezu mit ihrer glatten, blühenden Technik. Arent gibt uns in seinen „Irrflammen" die poetische Frucht eines ganzen Jahres; nichts schenkt er uns, absolut nichts. Selbstkritik ist ihm das furchtbarste Laster. Wie er diese Fragmente, Impromptus, Tagebuchblätter, diese großen und kleinen Dummheiten wahl- und geschmacklos neben einander, durch einander zu Gehör bringt, das macht einen (offenbar beabsichtigt) unordentlichen, wirren Eindruck, und ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß der cokette Poet, um diesen Eindruck zu steigern und in brutaler Weise sogar durch Aeußerlichkeiten zu wirken . . . zahllose Druckfehler stehen gelassen hat!

Dies neue Werk hält mit Arent's früheren Gedichtsammlungen, die ich trotz ihrer schweren Fehler liebe, keinen Vergleich aus; es entblößt gar zu ungenirt die Mißgestalt seiner Muse, die Häßlichkeit dieses Zwittergeschöpfes, das nicht Weib und nicht Mann ist, aber freilich offenbart es immer noch anziehend genug die schwülen sinnlichen Reize solcher Häßlichkeit. Ich bemerkte schon, daß Arent, sehr im Gegensatz zu den jüngeren Herren Lyrikern, nicht renommirt, sondern sich so gibt wie er ist, ohne Maske, ohne Verzweiflungsschreie, ohne earikirten Weltschmerz. Seht da den femininen Dichtersmann, den muskellosen, dekadenten Träumer par excellence! Für Freunde einer Poesie, die des Dichters Seele messerscharf auseinanderlegt, ist Arent unschätzbar. Seine Verse strahlen darum oft einen eigenen Glanz aus; aber andererseits wirken sie durch ihre biedermaierische Wahrhaftigkeit und Genauigkeit noch häufiger komisch.

„Dicht von Waldesnacht umschlossen,
Lag's (das Schloß) mit Thüren und Altan;
Dickmilch haben wir genossen,
Als wir in die Eb'ne sah'n."

*) München, M. Poessl.

Eine Phantasie, die absolut nichts Englisches an sich hat, überschreibt der Dichter in unbegreiflicher Stimmungsnervosität „Dream"; für seine englischen Sprachkenntnisse und seine Verstechnik gleich beschämend ist folgende fürchterliche Strophe:

„Wenn die Shetlands Du regiertest,
Zierlich wie ein very sportsman,
Und den Dalmatiner führtest
Flüsternd sagtest: „you can!" (!!)

Indessen, trotz all dieser nervös machenden Unschönheiten und Bizarrerien, trotz der verletzenden Liederlichkeit, womit Arent dies Gedichtbuch zusammenstellte und trotz seines sehr geringen poetischen Werthes fesselt es im höchsten Maße, eben als Offenbarung einer mimosenhaft fein empfindenden Seele, als photographisch treues Bild eines ungewöhnlichen inneren Lebens. Es stellt mit all seinen Mängeln eine künstlerisch abgerundete Einheit dar, es zeichnet uns den Autor in Lebensgröße und Lebenskleinheit.

Auch Adolf Schafheitlins, des Lazzaroneske-Poeten, Letzte Gedichte*) haben auf einen Lobspruch ähnlicher, ja höherer Art gegründeten Anspruch; außer ihm wüßt' ich aber Niemand, der sich zur Zeit Arent in dieser Beziehung vergleichen dürfte. Auch bei Schafheitlin ist es nicht so sehr das einzelne Gedicht, das anregt und im Sturm gefangen nimmt; auch er ist Keiner von den geborenen Götterlieblingen, die unser Gedächtniß dadurch am besten kritisirt, daß es ihre Verse nie wieder vergißt. Seine Lyrik ist nicht flüssig, lebendig, ursprünglich; viel zu viel Reflexion und Rhetorik steckt darin. Aber das ganze Buch, das macht's. Das Bild des Mannes, welches uns daraus aufsteigt: eines Sonnenmenschen, eines wahrhaftigen Edelmannes Bild. Weil der Dichter nur schreibt und schildert, was er an der eigenen Seele erlebte und mit eigenen Augen schaute, darum ergreift und erwärmt er. In den „Letzten Gedichten", die auf keinen Fall seine letzten bleiben dürfen, macht Schafheitlin die hübsche Bemerkung:

„Die besten Gedichte werden noch
Stets ungeschrieben bleiben.
Das schönste, man erlebt es; doch
Verzagt, es aufzuschreiben!"

Und darum erzählt er uns nur von ziemlich beiläufigen, ganz menschlichen und gar nicht überschwänglichen Erlebnissen, und doch klingt, was er erzählt, und wie er es erzählt, einer prächtigen, von höchster Kunst verklärten Fuge gleich. Durch all seine Verse zieht melodisch ein geheimnißvoller, tiefer Grundton; es ist, als lese man in der Ethik Spinoza's, die ein sinniges Dichtergemüth in schöne Strophen umgegossen, lebendig gemacht hat. Sonnenschein, warmer Sonnenschein liegt auf dem Buch, und wo man es aufschlägt, weht uns goldenes Licht entgegen. Strengste Selbstzucht des Künstlers paart sich hier zudem mit klassischer Schlichtheit des Ausdruckes und bezwingender Sprachgewalt. Nirgendwo verwirrendes Wortgedudel, nirgendwo blitzendes Talmi und funkelnde Similisteine, die die Armseligkeit des Gedankens verbergen sollen. Diese Muse ist eine schöne, stolze Frau, voll Würde, voll Herzenswärme und Herzensgüte. Brennende Leidenschaftlichkeit ist nicht ihre starke Seite; in Schafheitlin lebt vornehmlich zweierlei: ein wehmüthig freundlicher Humor und eine fast kindlich fromme Verehrung für das Edle, Ideale. Wie geistvoll sind seine von feinster attischer Ironie durchtränkten Kapuzinaden „Meister Melchior" und „Der Sternensohn"; wie über die Maßen graziös sein „Carneval der Elfen"! Ein so duftiger Lautertrank ist uns Deutschen seit Jahren nicht kredenzt worden. Das ist poetisches Filigran allerfeinster Arbeit, und nur ein begnadeter Meister konnte es in solcher Zierlichkeit und Lieblichkeit herstellen. Düster und großartig dann rauscht die Phantasie „Völkerdämmerung" an uns vorüber, die Kunde geben soll von dem Schicksal unserer Gesellschaft, vom Ausgang des gewaltigen wirthschaftlichen Kampfes, der jetzt Millionen Herzen höher schlagen macht und zu machtvollster Kraftanspannung spornt. Wenn das Wort „politischer Poet" eine ehrende Bedeutung hat, so verdient Schafheitlin diesen Titel. Mit unheimlichen, ergreifenden und doch seltsam gedämpften Farben malt er das Bild einer grauenvollen Zukunft; kein leitartikelnder Pegasusinvalide, ein Prophet steht vor uns, und sein Mahnwort richtet sich an jede Partei, richtet jede Partei.

Was Mancher vergeblich erstrebt: glühende Schilderung wilder und frommer Liebeswonnen, Genre fin de siècle, Felix Dörmann, der Wiener, vermag es. Er ist der Erste und Frechste unter denen, die unmögliche Orgien in Verse setzen, sardanapalische Genußsucht heucheln und gleichzeitig vorgeben, an chronischem moralischen Katzenjammer zu leiden. Ihm hängt die byronische Locke besonders tief und aufdringlich parfümirt in's Gesicht, und seine Muse ist eine lozéberühmte Sarah Brown, allweil nahezu spitternackt, gemein bis zur Brutalität, um die Schultern das schwarze Tüllhemd erlogenen Weltschmerzes. Dörmann's Neurotica*) offenbaren ein starkes und kühnes Talent, das den Zauber lieblichster, reichster Poesie auf seine Werke auszugießen vermag, und dennoch wirken sie in ihrer Gesammtheit abstoßend widerlich. Das macht, ihre rasende Sinnlichkeit ist erkünstelt, im Arbeitszimmer ausgetüftelt, ist so unwahr wie die Tannhäuserpose des Donaunixen-Schreibers. Das Buch widerhallt, es kreischt förmlich von tollster Erotik; es führt in die tiefsten Schlünde der Liebespsyche, tiefer, als es je ein deutscher Poet gewagt hat. Und leider unternimmt Dörmann solche abenteuerlichen Fahrten nur, um Sensation zu machen, um zu stacheln und zu reizen, wie seine „artistischen" Collegen von „Saphir's Witzblatt" auch. Er ist ein hochbegabter Pornograph, nichts weiter. Sein ostentativ zur Schau getragener, pechrabenschwarzer Pessimismus soll nur das weiße, leuchtende Fleisch lockender erstrahlen lassen, wie Sarah Browns Gazehemd. Zum Glück carikirt dieser Pessimismus sich selbst. Felix will als „seelensiecher, armer Mann" gelten, den die „dunkle Sehnsucht nach dem Tode" nie verläßt, der „müde ist bis zum Sterben", aber doch niemals schlafen geht. Dies Credo wiederholt er unnatürlich oft, bis die Pose auch dem harmlosesten Leser komödiantenhaft scheint, und schließlich gähnt man sogar — trotz ihrer unfreiwilligen Komik — bei Versen wie:

Du hast mit krampfigen Griffen
Die dampfenden (!) Glieder enthüllt;
Du hast bei meiner Umarmung,
Eine brünstige Wölfin, gebrüllt;

man lächelt, wenn Felix in Liebesextase seine „zuckenden Glieder", seines „Mundes blasigen Schaum" paradiren läßt, und seiner „Gedanken krankhaft verzerrte, faulige Brut" mit Vaterstolz erwähnt.

Diese Ausschreitungen eines sensationssüchtigen literarischen Gigerls dürfen natürlich nicht als Waffe gegen die moderne Art, von Liebe zu singen, benutzt werden, wie dies leider geschehen ist; sie besagen gar nichts gegen erotische Poesie an sich. Das Thema der Lyrik ändert sich nie, bleibt immer die alte, uralte Geschichte; darauf allein kommt es an, und darin liegt die Eigenart der Cultnrepoche wie des Dichters, mit welchem Temperament, welcher Stimmung und welcher Phantasie man es behandelt. Für den Lyriker gibt es schlechthin keine anderen Stoffe als erotische; erweitert er den Kreis, zieht Politik und Philosophie hinein, so beweist er damit nur die Schwäche seines Könnens; er vermag der alten Materie keine neuen Seiten mehr abzugewinnen. Vier Dichter der Symphonie**) Franz Evers, Geilfus, Hardung und Vanselow, besonders Hardung, am wenigsten den nicht ausgiebigen, aber sehr niedlich schreibenden Geilfus, trifft dies Verdict; wir haben uns hier indeß nur mit Einem, mit Franz Evers, zu befassen,

*) Rosenbaum & Hart.

*) Leipzig, August Schulze.
**) München, M. Poessl.

der neuerdings wieder einen — entzückend ausgestatteten — Band Lyrica, Fundamente*) veröffentlicht hat.

Er predigt „wetternde Vernichtung jetzt jedem Phrasengekling", trieft aber schon in den prosaischen Vorworten zu seinen Versen von pomphaft schwülstigen Redewendungen; er polirt wie Keiner das Talmigold uralter Gemeinplätze mit bombastischen Worten. Ein Vers aus dem Gedicht „In der Frühe" mag ihn kennzeichnen:

Der Himmel diademt (!) im Morgengold,
Und Sonnenweihrauch (!!) duftet durch die Welt —
Frisch blüht das Leben, denn noch immer rollt
Der Strom der Zeit jungkräftig durch die Welt.

Der Hang nach äußerem Glanz bei mangelnder Vertiefung kennzeichnet die Evers'sche Muse auch sonst. Ihm ist Phrasirung und Reim viel zu viel; einer schön klingenden Verszeile zu Liebe schreibt er die schönste Sinnlosigkeit hin, und gilt es einen hübschen Reim, so sündigt er flott wider Sprachgeist und Grammatik. Des Evers'schen Talentes größte Schwäche ist, was er vielleicht für seine größte Stärke hält: die Neigung, dem Leser in wunderschönen Worten blauen Dunst vorzumachen, mehr zu scheinen als man ist und mehr zu bieten, als man geben kann. Moderne Lyrik soll und muß wahr und realistisch sein, das thut ihrer Poesie keinen Abbruch. Seit Heinrich Heine ist erlogenes Liebesglück so langweilig und ungenießbar geworden, wie erlogener Liebesschmerz. Wenn Franz Evers nur das, was er erlebt, schreibt, wird er tiefgründiger, größer werden und es zu einem hervorragenden Namen bringen. So lange er schwefelt und phantasirt, bleibt er trotz unleugbar höherer Gaben weit hinter dem jüngeren Busse zurück, der im Allgemeinen knapp, schlicht und natürlich ist und dem eben darum echt lyrische Stimmungen in reicherer Fülle zufließen. Wo Busse unwahr und „geistvoll" wird, da freilich ist sein Bim-Baum-Bimmel noch unausstehlicher als Evers' Blenderpoesie. —

Julius Wolff und der Vater der Kalauer-Lyrik, Baumbach, sind lange überwunden, wenn auch Backfischväter sie um Weihnachten noch immer kaufen; Wahrheit ist heute im Buchladen der meistbegehrte Artikel. Wenn die Lyriker wieder eine Macht zu werden und das Interesse der Kritik, damit des Publikums wieder zu wecken hoffen, dürfen sie nicht länger hinter den Dramatikern und Epikern zurückstehen, die es doch wahrhaftig lange nicht so leicht haben wie sie, „realistisch" zu schreiben. Von unserer „jüngsten Lyrik" wird, wie wir sahen, wenigstens zum Theil schon dem neuen Programm nachgelebt, und wer seinem Verleger die unerhörte Wonne einer zweiten Auflage bereiten will, thut gut, ohne Verzug zur neuen Fahne zu schwören.

*) Leipzig, Max Spohr.

## Geschichte der menschlichen Ehe.

Von Paul Seliger.

Es liegt im Wesen der auf der Grundlage der Entwickelungslehre sich aufbauenden Wissenschaft, daß sie auch da, wo es gilt, soziale oder geschichtliche Fragen zu behandeln, sich nicht darauf beschränkt, die darzustellenden Erscheinungen nur für die Gegenwart oder für die Vergangenheit, über welche wir schriftliche Ueberlieferungen besitzen, zu schildern, sondern auch die gesellschaftlichen Urzustände, welche außerhalb dieser Grenze liegen, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Dies kann nur mit Hülfe der Völkerkunde geschehen, und in der That verdanken wir den Arbeiten bedeutender Forscher auf diesem Gebiete einen ganz erstaunlichen Zuwachs unseres Wissens. Die Gefahr liegt allerdings nahe — und sie ist nicht immer vermieden worden —, daß die Formen, in denen sich bei höherer Gesittung gewisse Erscheinungen ausprägen, vor denen vernachlässigt werden, wie sie sich auf den ersten Stufen der Cultur darstellen.

Ein zweiter Uebelstand ist die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Sitten und Gebräuche bei den Völkern des Urzustandes. Es wird sich daher schwerlich eine Folgerung ziehen lassen, ohne daß sich für die entgegengesetzte ebenso viele Thatsachen anführen ließen. Und was nun erst die Erforschung der von fortgeschrittenen Völkern bei der Festsetzung oder Ausübung von Bürgerrechten angewendeten Symbole, die ein zweites Hülfsmittel an die Hand geben soll, die Anfänge der Cultur zu beleuchten, so ist es ja bekannt, wie außerordentlich schwierig es ist, hinter den wahren Sinn dieser Symbole zu kommen. Auch hier ist demnach eine große Mannigfaltigkeit der Erklärungen möglich.

Diese Schwierigkeiten muß man vor Augen haben, um die Bedeutung eines Werkes, das sich mit derartigen Untersuchungen beschäftigt, nach beiden Seiten hin — der positiven wie negativen — gehörig abzuschätzen. Zu den scharfsinnigsten Büchern, welche in der Neuzeit auf diesem Gebiete erschienen sind, gehört die „Geschichte der menschlichen Ehe" von Eduard Westermarck, Dozenten an der Finnischen Universität zu Helsingfors. Als es vor zwei Jahren im englischen Original in London erschien, wurde es von der gesammten Kritik geradezu begeistert begrüßt. Jetzt ist im Verlage von Hermann Costenoble in Jena eine deutsche Uebersetzung des Werkes von Leopold Katscher und Romulus Grazer erschienen. — Im Folgenden sei auf den Inhalt des Buches etwas näher eingegangen.

Der Ursprung der Ehe wird von verschiedenen Völkern auf Einführung durch Herrscher hin erklärt. So berichtet das indische Epos Mahabharata, daß König Swetateku die Ehe eingeführt habe, nach chinesischer Ueberlieferung ist es der Kaiser Fu-hi gewesen. Die Aegypter schreiben dies dem Menes zu, die Athener dem Kekrops. Sogar die alten Lappländer singen von Njavvis und Attjis, die die Ehe einführten und ihre Frauen durch heilige Eide banden.

Die Einbildungskraft des Volkes zieht das Concrete vor, sie erkennt nicht die abstracten Gesetze, welche das Weltall beherrschen. Die Ursachen werden nicht in einer Anhäufung äußerer oder innerer Kräfte gesucht, sie werden als greifbar, als persönliche Wesen, als Götter oder Könige aufgefaßt.

Es leuchtet ein, daß die Erhaltung der Nachkommenschaft der niedrigsten Thiere vornehmlich vom Zufalle abhängig ist. Im großen Reiche der Wirbellosen sind selbst die Mütter von fast aller Sorge um die Nachkommenschaft befreit. Ihre Fürsorge beschränkt sich gewöhnlich darauf, einen passenden Platz zum Eierlegen zu suchen, die Eier an irgend einem geeigneten Gegenstande zu befestigen und zu bedecken, falls dies zu ihrer Erhaltung nothwendig werden sollte. Bei den niedersten Klassen der Wirbelthiere kommt eine elterliche Fürsorge gleichfalls kaum je vor. Anders ist dies bei den Vögeln, wo die elterliche Liebe, nicht bloß der Mutter, sondern auch des Vaters, einen sehr hohen Grad erreicht. Männchen und Weibchen bleiben auch nicht bloß während der Brutzeit, sondern auch nachher vereint, die meisten, bis eines von beiden stirbt. Von der Mehrheit der Säugethiere kann dasselbe keineswegs behauptet werden. Die Mutter ist zwar sehr eifrig für das Wohlergehen ihrer Jungen besorgt, aber vom Vater läßt sich nicht das Gleiche sagen. Immerhin fehlt es auch nicht an Beispielen für das Gegentheil, da bei zahlreichen Arten die Geschlechter auch nach der Geburt der Jungen beisammen bleiben und das Männchen der Beschützer der Familie ist. Was bei den niederen Säugethieren die Ausnahme bildet, ist bei den Vierhändern die Regel. Die wichtigste Gruppe ist für uns jene der menschenähnlichen Affen. Von den Orang-Utangs zwar lauten die Berichte der Reisenden in diesem Punkte verschieden, aber über den Gorilla stimmen sie darin überein, daß er in Familien lebt, wobei der Vater das Nest zu bauen und die Familie zu beschützen pflegt. Das Gleiche gilt vom Schimpansen.

Gehen wir nun von den höchsten Affenarten zu den

wilden und barbarischen Menschenrassen über, so finden wir dieselbe Erscheinung. Mit Ausnahme einiger weniger Stämme, von denen behauptet wird, daß ihre ehelichen Beziehungen vorübergehender Natur sind, stimmen sämmtliche Reisenden darin überein, daß bei der menschlichen Rasse der Verkehr der Geschlechter in der Regel ein mehr oder minder dauernder ist. Die aus Vater, Mutter und Kind bestehende Familie ist eine allgemeine Einrichtung, beruhe sie nun auf monogamischer Ehe, auf Vielweiberei oder auf Polyandrie. Und wie bei den niedrigen Thieren mit den gleichen Gewohnheiten ist es auch hier die Mutter, der die unmittelbare Pflege der Kinder vorwiegend zufällt, während der Vater der Beschützer der Familie ist. Man nimmt im Allgemeinen an, daß der Mann im wilden Zustande gegen das Wohlergehen seiner Gattin und seiner Kinder ziemlich gleichgültig ist, und dies trifft in der That oft zu, besonders wenn wir den civilisirten Mann zum Vergleich heranziehen. Doch die einfachsten Vaterpflichten werden trotzdem überall anerkannt. Wenn er schon nichts anderes thut, so erbaut der Vater die Wohnung und macht sich auf der Jagd und im Kriege nützlich. Ehe und Familie sind also innig mit einander verknüpft: zu Gunsten der Jungen geschieht es, daß Männchen und Weibchen fortfahren, zusammenzuleben. Die Ehe wurzelt mithin mehr in der Familie als die Familie in der Ehe. Später, nachdem das Menschengeschlecht über das ausschließliche Früchteessen hinaus war und sich, vorwiegend von thierischer Nahrung lebend, über die Erde verbreitet hatte, wurde der Beistand eines erwachsenen Mannes für die Erhaltung der Kinder noch nothwendiger. Ueberall fällt die Jagd dem Manne zu, und es ist bei den wilden Völkern nur eine seltene Ausnahme, daß auch die Frau sich damit befaßt. Unter solchen Umständen wäre eine Familie, welche bloß aus Mutter und Kind bestanden hätte, wahrscheinlich in der Regel unterlegen.

Dem scheint die Thatsache entgegenzustehen, daß in alten Zeiten nicht der Vater der natürliche Vormund der Kinder gewesen ist, sondern der mütterliche Onkel. Diese Annahme wurde hauptsächlich aus dem allgemeinen Gebrauch gefolgert, daß ein Neffe dem Bruder seiner Mutter in Rang und Eigenthum folgte. Bei den Malayen fährt der Mann selbst nach seiner Ehe fort, in seiner mütterlichen Familie zu leben. Er bebaut nach wie vor die Felder seiner eigenen Familie; seiner Frau hilft er nur ausnahmsweise. Das Oberhaupt der Familie ist gewöhnlich der älteste Bruder mütterlicherseits. Aehnliche, wenn auch nicht so ausgeprägte Verhältnisse finden sich bei mehreren anderen Stämmen. Aber Westermarck weist darauf hin, daß diese Fälle nur selten sind und daß die meisten derselben nur beweisen, daß die Kinder in gewisser Beziehung dem Onkel angehören, und nicht auch, daß der Vater der Verpflichtung enthoben ist, sie zu erhalten.

Der Verfasser kommt nun zu dem Einwande, daß für die Kinder ebenso gut oder noch besser gesorgt sein würde, wenn nicht bloß die Väter, sondern alle Männer des Stammes ohne Unterschied ihre Vormünder wären. Die Verfechter dieser Promiskuitätslehre, die der Ansicht sind, daß der Stamm oder die Horde die ursprüngliche gesellschaftliche Einheit der menschlichen Rasse und die Familie nur eine secundäre Einheit sei, welche sich später entwickelt habe, sind außerordentlich zahlreich. Von vielen Forschern wird sie nicht als eine mehr oder minder wahrscheinliche Annahme, sondern als eine erwiesene Wahrheit behandelt.

Westermarck macht hiergegen eine Reihe schwerwiegender Bedenken geltend, zuerst das, daß keine der dem Menschen am nächsten stehenden Affenarten gesellig genannt werden kann. Der Orang-Utang und der Gorilla leben meistens paarweise oder in Familien; dasselbe ist beim Schimpansen der Fall. Zwar lebt dieser letztere zuweilen in größeren Gemeinschaften, aber nur in der Jahreszeit, in welcher die meisten Früchte zur Reife gelangen. Das Einzelleben ist wohl somit vorwiegend der Schwierigkeit zuzuschreiben, welcher die Thiere zu anderen Zeiten bei der Beschaffung der Nahrung ausgesetzt sind. Der Schluß dürfte daher gestattet sein, daß unsere früchteverzehrenden menschlichen oder halbmenschlichen Vorfahren derselben Nahrungsmengen bedurften und deswegen ebenso wenig schaarenweise zusammenlebten wie diese. Es ist nicht minder wahrscheinlich, daß der Mensch, nachdem er später zum Theil zur Fleischnahrung übergegangen war, in der Regel diese einsame Lebensweise weiter fortführte. Vielleicht mit Ausnahme einiger ungewöhnlich reich gesegneten Gegenden bildete somit die Art der Nahrungsmittel ein Hinderniß für die Entwickelung eines eigentlichen Herdenlebens. Im wilden Zustande wird der Mensch, selbst wenn er in üppigen Gegenden lebt, oft an den Rand des Verhungerns gebracht, trotzdem er im Besitze von Werkzeugen und Waffen ist, von welchen seine noch roheren Vorfahren keine Ahnung hatten. Konnte er das aus ungenügender Nahrungszufuhr erwachsende Hinderniß überwinden, so bot ihm das Herdenleben viele Vortheile. Zusammenlebend konnten die Familien den Lebensgefahren besser widerstehen und sich leichter gegen Feinde vertheidigen als im Zustande der Absonderung — um so eher, als die körperliche Kraft des Menschen, besonders des Wilden, verhältnißmäßig eine sehr geringe ist. Dieser Mangel, verbunden mit seiner Wehr- und Hülflosigkeit, dürfte der Haupthebel der Civilisation gewesen sein.

Der Mensch ersann stufenweise zahlreiche neue Arten der Lebensfristung und machte sich immer mehr von der ihn umgebenden Natur unabhängig. Das wesentlichste Hinderniß für das Herdenleben war hierdurch theilweise überwunden, und die Vortheile eines solchen veranlaßten Familien und kleinere Trupps, sich zu größeren Körperschaften zu vereinen. Westermarck vertritt die Ansicht, daß der Vereinigungstrieb und die Geselligkeit der Menschen hauptsächlich aus der steigenden intellectuellen und materiellen Civilisation hervorging, während das Band, welches sich um Gatten und Weib, Eltern und Kinder schlang, wenn nicht der einzige, so doch wenigstens der wesentlichste soziale Factor im frühesten Leben der Menschen war. Nach ihm hat es in der Entwickelung der Menschheit kein Stadium gegeben, in dem die Ehe nicht bestanden hätte; in der Regel ist der Vater der Beschützer der Familie gewesen. Er tritt damit in Gegensatz zu einer zahlreichen Reihe namhafter Forscher, nach denen der Mensch ursprünglich in geschlechtlicher Ungebundenheit gelebt hat.

In der Folge geht nun Westermarck zu einer ausführlichen Kritik dieser Lehre über. Wir können ihm natürlich nicht im Einzelnen folgen, sondern wollen nur die Hauptpunkte anführen, auf denen sich seine Bestreitung dieser Lehre aufbaut.

Die zur Unterstützung der Promiskuitätslehre angeführten Beweise stammen aus zwei Quellen: einmal den Werken alter Schriftsteller und den Bemerkungen moderner Reisender über verschiedene wilde Stämme, die in ungebundenem Verkehr leben sollen, andererseits gewissen merkwürdigen Gebräuchen, die als gesellschaftliche Ueberreste betrachtet werden, welche auf eine frühere Stufe der Gesittung hinweisen, auf der die Ehe noch nicht bestanden hat.

Der Verfasser macht nun darauf aufmerksam, daß, was die erste Gruppe betrifft, einige der angeführten Thatsachen keine wirklichen Beispiele von Promiskuität sind, sondern nur eine gewisse Lockerheit des Ehebandes, das also bestand, bekunden. Dann weist er auf die strengen Keuschheitsgesetze hin, welche sehr viele wilde Völkerschaften haben, sowie darauf, daß, wo sich ungezügelter Verkehr der Geschlechter findet, dies meistens eine Folge davon ist, daß schlechte Elemente aus civilisirten Völkern einen entsittlichenden Einfluß ausgeübt haben.

Den stärksten Beweis gegen das ursprüngliche Vorherrschen der Promiskuität leitet Westermarck jedoch aus der Eifersucht ab, und er kann sich dabei auf Darwin als seinen Gewährsmann berufen. Und, bemerkt er richtig, es läßt sich wohl nicht annehmen, daß es je eine Zeit gegeben hat, zu welcher die Männer dieses mächtigen Gefühles bar waren. Die Behauptung einiger Forscher, Eifersucht finde sich nicht bei wilden Völkern, ist grundlos. In der That ist es schwer zu begreifen, warum die Stammesorganisation in alten Zeiten die Männer gehindert haben sollte, ihre besonderen Gattinnen zu haben, da sie dies doch bei den jetzt vorhandenen Wilden nicht thut. Das Urgesetz ist das Gesetz der Macht, und es ist un-

möglich zu glauben, daß die stärkeren Männer, die gewöhnlich in den Besitz der hübschesten Frau gelangten, ihren schwächeren Nebenbuhlern freiwillig Antheil an ihrer kostbaren Beute gewährten.

Was die Ehelosigkeit betrifft, so ist sie bei den uncivilisirten Völkern weit seltener als bei civilisirten. Eine Person, die nicht heirathet, wird bei vielen als unnatürliches Wesen betrachtet und verfällt der allgemeinen Verachtung. Man kann auch behaupten, daß die Wilden in der Regel jünger heirathen als die civilisirten Menschen. In China wird die Ehe als so unerläßlich betrachtet, daß man sogar die Todten verheirathet. So werden die Geister aller in der Kindheit verstorbenen Knaben zur gehörigen Zeit mit den Geistern aller Mädchen verehelicht, die gleichfalls früh hinweggerafft wurden.

Es giebt übrigens selbst im Leben der Wilden Verhältnisse, welche manche Personen zwingen, längere oder kürzere Zeit ledig zu sein. Wenn die Gattin erst gekauft werden muß, bedarf der Mann selbstverständlich erst einigen Vermögens, bevor er heirathen kann.

Im Allgemeinen spielt bei der Bewerbung der Mann eine mehr thätige, das Weib eine mehr leidende Rolle. Doch scheint bei einigen wenigen Völkern das Umgekehrte der Fall zu sein.

Bei den meisten Thiergattungen findet die Werbung auf nahezu die gleiche Art statt. Während der Liebeszeit gehen die Männchen selbst der furchtsamsten Arten miteinander verzweifelte Kämpfe um den Besitz des Weibchens ein, und wenn letzteres auch verhältnißmäßig passiv ist, so trifft es dennoch oft eine Wahl, indem es einen der Nebenbuhler erkiest. Es kann kein Zweifel obwalten, daß unsere ersten menschlichen Vorfahren in gleicher Weise um ihre Bräute kämpfen mußten. Selbst heute ist diese Art der Werbung keineswegs unbekannt.

Der Gebrauch Frauen zu rauben, besteht in verschiedenen Theilen der Welt, und in den Heirathsgebräuchen verschiedener Völker werden Spuren davon gefunden, welche andeuten, daß er in vergangenen Zeiten um vieles häufiger war. Wahrscheinlich ist er dem Widerwillen gegen enge Wechselehen zuzuschreiben sowie der Schwierigkeit, welche ein Wilder hat, sich auf gütlichem Wege eine Frau zu verschaffen, ohne ihrem Vater für den ihm verursachten Verlust Ersatz zu bieten. Die Raubehe stand auf jener Stufe der gesellschaftlichen Entwickelung in Blüthe, auf welcher die Familienbande kräftiger geworden waren und die Menschen in kleinen Gruppen nahverwandter Personen lebten, auf welcher aber der Gedanke an Tauschhandel schwerlich bereits in ihrem Geiste aufgetaucht war. Sie gehört aber im großen Ganzen der Vergangenheit an, und bei den meisten bestehenden uncivilisirten Völkern muß der Mann in irgend einer Weise für seine Braut Ersatz bieten. Der Raubehe folgte die Kaufehe. Die einfachste Art derselben besteht zweifellos darin, für sie eine Verwandte in Tausch zu geben. Viel allgemeiner ist der Gebrauch, die Frau durch ihrem Vater geleistete Dienste zu erwerben. Der Mann verlebt eine bestimmte Zeit in der Familie des Mädchens, während welcher er als Knecht arbeitet. Oft dienen bloß jene Männer, die zu arm sind, um baar zu bezahlen, im Hause des Schwiegervaters, bis sie einen Gegenwerth an Arbeit geleistet haben, zuweilen aber kann Geld den Bräutigam nicht von dieser Art der Knechtschaft befreien. In manchen Fällen muß er seine Zeit abdienen, bevor er das Mädchen heirathen darf, in anderen bekommt er es sogleich. Bei mehreren Völkern wieder tritt der Mann in die Familie oder den Stamm der Frau über, um für immer daselbst zu leben.

Der gebräuchlichste Ersatz für eine Braut besteht in der Bezahlung von Besitzwerthen an ihren Eigenthümer. Die Preise schwanken unendlich. Ein hübsches gesundes Mädchen erzielt natürlich einen besseren Preis als ein häßliches und schwaches, eine Jungfrau wird gewöhnlich besser bezahlt als eine Wittwe oder eine verstoßene Frau. Ebenso richtet sich der Preis der Frau nach der Werthschätzung weiblicher Arbeit.

Später auf höherer Stufe der Gesittung wurde der Kauf mehr oder minder zum Sinnbild. Die Kaufsumme ging in die Morgengabe und das Heirathsgut über. Das Heirathsgut diente verschiedenen Zwecken, die oft schwer auseinanderzuhalten sind. Es kann die Bedeutung eines Gegengeschenks haben. Es kann die Erwartung andeuten, daß sowohl Mann wie Frau zu den Kosten des gemeinschaftlichen Haushaltes beitragen. Es hat oft den Zweck, der Frau als Leibgedinge zu dienen für den Fall, daß die Ehe durch den Tod des Gatten oder aus sonstigen Ursachen aufgelöst werden sollte.

In der weiteren Entwickelung wurde das Heirathsgut oft etwas ganz anderes, als es ursprünglich gewesen war. In vielen Fällen verwandelte es sich in eine Kaufsumme, mit deren Hülfe ein Vater seiner Tochter einen Gatten erkauft, wie früher der Mann vom Vater eine Gemahlin erkaufte.

Die Vielweiberei war im geschichtlichen Alterthume bei den meisten Völkern gestattet und ist es gegenwärtig bei mehreren Culturnationen, sowie den meisten wilden Stämmen. Wo sie aber auch besteht, bleibt sie auf eine kleine Minderheit beschränkt; auch erleidet sie fast überall zweierlei Aenderungen, welche auf Monogamie abzielen: die eine durch die dem zuerst angetrauten Weibe eingeräumte Vorzugsstellung, die andere durch die Begünstigung der geliebtesten unter den Gattinnen, der Favoritin. Manche Stämme kennen die Vielmännerei, aber auch diese erscheint abgeschwächt, indem der erste Gatte gewöhnlich bevorrechtet ist.

Da die Vielweiberei eine Verletzung der Gefühle in sich schließt, gilt dort, wo die letzteren in hoher Achtung stehen, die Monogamie für die einzig erlaubte Eheform. Die verfeinerte Liebe der Culturnationen hängt nicht nur mit äußerlichen Reizen, sondern auch mit Sympathien geistiger und seelischer Natur zusammen; sie knüpft lebenslängliche Bande, und die ausschließliche Leidenschaft für eine Person bildet den wahren monogamischen Trieb, der der Vielweiberei mächtig entgegensteht. Auf den niedrigsten Culturstufen pflegt die Vielweiberei minder im Schwange zu sein als auf den mittleren, und aller Wahrscheinlichkeit nach herrschte beim Urmenschen die Monogamie. Das mittlere Gesittungsstadium ist zwar der Vielweiberei günstig, aber das höhere gehört unbedingt und nothwendigerweise dem Gegentheil.

Die Ehe hat verschiedene Entwickelungen durchgemacht, die nicht gleichmäßig verlaufen sind. Schließlich hat diese Entwickelung zur Erweiterung der Rechte der Gattin geführt. Die letztere ist nicht mehr Eigenthum des Gatten, und nach der modernen Auffassung bildet die Ehe einen auf vollkommener Gleichberechtigung beider Theile beruhenden Vertrag. Die Geschichte der menschlichen Ehe ist eine Geschichte einer Verbindung, in welcher die Frauen allmählich den Sieg davongetragen haben über die Leidenschaften, die Vorurtheile und die Selbstsucht der Männer.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der hellgraue Radmantel.

Nach dem Amerikanischen von M. Grabi.

I.

Alle Welt in San Franzisco hielt John Keenland für einen der glücklichsten Sterblichen. Er war reich, besaß ein prächtiges Haus, hatte viele Freunde und noch mehr gute Bekannte und war seit einigen Wochen der beneidenswerthe Gatte einer schönen, liebenswürdigen Frau, der er noch dazu eine große Mitgift verdankte. Eines Abends war er in Geschäften ausgegangen. Er wollte die Stadtbahn benutzen, verfehlte indessen den Zug und stand nun einige Minuten wartend an der Haltestelle. Da fühlte er plötzlich, wie Jemand leicht seinen Arm streifte und etwas in seine Hand gleiten ließ, und als er genauer hinsah, bemerkte er, daß dieses Etwas ein verschlossener Brief ohne jede Adresse war. Von der betreffenden Person aber war nichts mehr zu sehen und zu hören. Seine erste Regung war, den Brief fortzuwerfen, doch dann siegte die Neugier, er trat zur nächsten Laterne, erbrach das Couvert und las wie folgt:

Mein theurer John!

Du hast sicher keine Ahnung davon, daß ich Deinen Aufenthaltsort kenne und Dir hierher nachgefolgt bin, und es ist wohl anzunehmen,

daß Du nichts weniger als angenehm überrascht bist, mich Dir so nahe zu wissen. Ich aber wünsche Dir noch näher zu sein, und darum suche ich hier in San Franzisco Stellung, und zwar in Deinem eigenen Hause. Du wirst sie mir gewähren, ich weiß das im Voraus und sage Dir deshalb, daß ich bereit bin, als Gesellschafterin oder, wenn es sein muß, als Kammermädchen bei Deiner Frau oder vielmehr bei der Frau, die sich einbildet, Deine Gattin zu sein, in Dienst zu treten. Gebrauchen kann sie mich sicher, und ihr die Sache plausibel zu machen, das lasse ich Deine Sorge sein. Widerstrebst Du mir, so weißt Du, oder kannst Dir wenigstens denken, was geschieht.

Ich habe ein Recht, von Dir zu fordern, was ich will, denn ich, ich allein, bin Dein rechtmäßiges, Dir gesetzlich angetrautes Weib. Ich habe die Beweise dafür in Händen und jeder Gerichtshof der Welt wird und muß sie anerkennen. Was aber wird dann aus der jetzigen Mrs. Keenland und — was wird dann aus Dir?

Also überlege! Du hast Zeit bis morgen früh, dann wirst Du folgendes Inserat in Deiner Zeitung finden:

> Eine durchaus zuverlässige, erfahrene Person sucht Stellung als Gesellschafterin, Kinderfräulein oder auch als feinere Jungfer in gutem Hause. Reflectirende wollen schreiben an X. Y. Z. Expedition dieses Blattes.

Damit hat Deine Stunde geschlagen. Du wirst gut thun, sogleich die Aufmerksamkeit Deiner sogenannten Frau auf diese Annonce zu lenken und ihr nach Kräften zuzureden, die in Rede stehende Person zu engagiren, wenigstens auf alle Fälle sich nach ihr zu erkundigen.

Was ich in Deinem Hause will, fragst Du gewiß. Ich will Dir die Antwort geben: Weiter nichts, als unter demselben Dach mit Dir leben, dieselbe Luft mit Dir athmen, Dich täglich sehen. Ich will Dich nicht verderben, nur Deine Liebe will ich zurückgewinnen, nur dahin will ich es bringen, daß Du Deine Handlungsweise mir gegenüber verwünschest, daß Dir das Zusammenleben mit der Anderen zur bitteren Pein wird und daß Du keinen anderen Wunsch mehr kennst, als ihre Fesseln abzuwerfen und liebend und bereuend zu meinen Füßen zu liegen. Ein Jahr, ein ganzes Jahr nehme ich mir Zeit dazu; ist es mir im Laufe desselben nicht gelungen, meinen Zweck zu erreichen, so bist Du für immer frei von mir. Ich verspreche Dir in diesem Falle feierlich, jeden Beweis, den ich in Händen habe, zu vernichten und niemals wieder Deinen Lebensweg zu kreuzen. Du kennst mich und weißt, daß ich stets mein Wort halte, im Guten wie im Bösen, darnach richte Dich.

Helene.

Als Keenland zu Ende gelesen hatte, bedeckte fahle Blässe sein Gesicht. Sie lebte! Sie war hier! Und er hatte sich so sicher gefühlt vor ihr in den letzten Jahren. Es war ja schon so lange her, seit er sie verlassen, und sie hatte sich nie, nie gemeldet. Warum denn nun gerade jetzt, da er sich so gänzlich von ihr gelöst hatte, da ihr Erscheinen ihm so verhängnißvoll und gefährlich werden konnte? Würde sie in der That schweigen, wenn er ihre Bedingungen erfüllte? Doch ja, ganz sicher, denn darin hatte sie Recht, sie würde nie ihr Wort brechen, dafür hatte er sie kennen gelernt. Also Alles in Allem betrachtet, warum sollte er sie nicht in sein Haus aufnehmen? Pah, sie konnte ihm nicht gefährlich werden! Er würde sich schön hüten, sich so kopflos in sie zu verlieben und dafür seine jetzige Frau und deren Reichthümer im Stiche zu lassen! Nein, und wenn sie alle Künste und alle Weiberlist, die ihr zu Gebote standen, an ihn verschwendete, er wollte dennoch fest bleiben. — Also wohlan denn! sprach er fast laut, ich bin gewappnet!

Als er aber am anderen Morgen wirklich das Inserat in seiner Zeitung fand, wurde ihm trotz aller Zuversicht schwül zu Muthe, und er mußte sich förmlich Gewalt anthun, daß seine Stimme nicht zitterte, als er seine Frau darauf aufmerksam machte und ihr nach Kräften zuzureden versuchte. Das letztere war kaum nöthig, denn Mrs. Keenland war bald für die Sache gewonnen, da sie im Stillen schon selbst daran gedacht hatte, sich eine solche Person in's Haus zu nehmen. Sie schrieb deshalb auch noch an demselben Vormittage.

Zwei Tage darauf erschien X. Y. Z. und stellte sich als Miß Marlow vor. Sie machte einen äußerst angenehmen Eindruck, trat bescheiden und doch sicher auf, und bekundete so viel Feinheit und Entschiedenheit des Benehmens, daß Mrs. Keenland daraus schloß, sie habe ihr bisheriges Leben wohl kaum in der Dienstbarkeit verbracht. Das gab die Stellungsuchende auch sofort zu, ja sie ging so weit, ihr einzugestehen, daß sie überhaupt jemand Anderes sei, als sie scheinen wolle. Sie sei eine verheirathete Frau, aber durch Gründe gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und habe es daher für besser gehalten, auch ihren Mädchennamen wieder anzunehmen.

„So ist Ihr Gatte wohl gestorben — oder?" Die Fragerin hatte stockend gesprochen und ließ ihre Blicke mitleidig auf ihrem Gegenüber ruhen.

Doch ruhig, als berichte sie etwas ganz Alltägliches, fuhr Miß Marlow fort: „Ihre Vermuthung ist richtig, er hat mich verlassen." Dann aber stahl sich doch ein leichter Seufzer über ihre Lippen, und ihre Augen schweiften sinnend durch das geöffnete Fenster über Bäume und Sträucher des Gartens, als suche sie am fernen Horizont ein längst entschwundenes Etwas.

„Es muß ein großes Unglück sein, Jemand, den man geliebt hat, auf diese Weise zu verlieren," sagte Mrs. Keenland nach einer Pause.

„Ja, vorausgesetzt, daß der Verlust ein dauernder ist, und es einem nicht gelingt, den Abtrünnigen seiner Pflicht und seiner Liebe wieder zurückzugewinnen."

„So haben Sie also noch nicht alle Hoffnung verloren?"

„Bisher noch nicht. Noch bin ich jenes Mannes rechtmäßiges Weib, und sobald ich diesen Beweis antrete, so kann ich in eben solchem Haus als Herrin gebieten, wie Sie selbst, gnädige Frau. Aber, er soll mir diesen Platz freiwillig wiedergeben, erzwingen will ich ihn nicht, und darum verdiene ich mir einstweilen mein Brot . . . Doch, wozu weiter davon reden! Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundliche Theilnahme, erinnern Sie mich aber, bitte, nie wieder an jene Dinge. Es hat keinen Zweck, daß wir uns darüber unterhalten, und ich hätte auch nicht erst davon gesprochen, wenn ich es nicht für richtiger gehalten hätte, Ihnen einige Anhaltspunkte über meine Vergangenheit zu geben, bevor ich endgültig in Ihr Haus eintrete."

Und damit war dies Thema in der That für immer erledigt. Miß Marlow hielt noch am selben Tag ihren Einzug und hatte sich ihrer Herrin bald so unentbehrlich gemacht, daß sie weit mehr deren Freundin als ihre Dienerin war.

Dem Hausherrn war sie erst am Tage nach ihrem Eintritt begegnet und ihm mit den einfachen Worten: „das ist Miß Marlow, die ich gestern engagirt habe," von seiner Frau vorgestellt worden. Sie hatten sich eine Sekunde lang angesehen und dann leicht vor einander verneigt; aber nicht das geringste Zeichen, kein noch so flüchtiges Erröthen der Frau, kein noch so vorübergehendes Erbleichen des Mannes hatte Kunde davon gegeben, daß sie einander schon früher gekannt hatten und jetzt gewissermaßen im Einverständniß handelten. Nur sie allein wußten, daß dies Begegnen den Ausbruch des Kampfes bedeute und daß dies friedliche Haus hinfort das Schlachtfeld sei, auf dem sie ihre Kräfte messen würden.

Wer würde siegen? Keenland hatte beschlossen, den Feind an sich herankommen zu lassen und wartete mit Spannung darauf, was sie unternehmen, wie sie ihn zu bezaubern trachten würde. Anfänglich suchte er ihr so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen, aber auf die Dauer konnte er das doch nicht durchführen, auch peinigte ihn eine sonderbare Unruhe, wenn er von Hause abwesend war. Er hatte immer das Gefühl, als könnte sie ihm Böses zufügen, während sie, unbewacht von ihm, unter seinem Dache weilte, denn er wußte, sie war eine Gegnerin, die er keinesfalls unterschätzen dürfe. Klug, kühl und berechnend, ließ sie sich durch nichts so leicht außer Fassung bringen und verfolgte mit eiserner Consequenz das einmal gesteckte Ziel. Vor allen Dingen standen zwei große Vortheile auf ihrer Seite, einmal der, daß sie geschickt verstanden hatte, den Kampfplatz gerade in sein Heim zu verlegen, zweitens und hauptsächlich aber, daß sie in ihrem guten Rechte war. Und sicherlich hatte sie für dies letztere auch vollgültige Beweise in Händen. Er erinnerte sich, daß damals die Heirathsurkunde in ihrem Besitz verblieben war, und er konnte doch nicht annehmen, daß sie sich inzwischen davon getrennt haben sollte. Freilich, Tausende hätte er darum gegeben, um bestimmt zu erfahren, ob dies dennoch der Fall sei. So aber blieb ihm nichts anderes übrig, als ruhig abzuwarten, wann sie ihre Netze nach ihm auswerfen würde.

Merkwürdiger Weise verstrich Woche auf Woche, ja Monate vergingen, und nicht das Geringste geschah. Die Frau benahm sich so correct, so kühl freundlich, so höflich und zurückhaltend, wie nur je eine Gesellschaftsdame ihrem Brotherrn gegenüber sein kann. Durch nichts, weder durch Blicke, noch Worte oder irgend welche Andeutungen suchte sie ihn an das Einst zu gemahnen; es schien, als hätte sie die Absicht, ihn zurückzugewinnen, vollständig aufgegeben, wenn anders je solche Absicht ernstlich bestanden hatte. Er wurde thatsächlich irre an ihr. Nur Eines fiel ihm auf, nämlich die große Freundschaft, die die beiden Damen bereits mit einander zu verbinden schien. Sollte Helene beschlossen haben, sich auf diese Weise an ihm zu rächen? Wollte sie sich der Liebe seiner jetzigen Frau versichern, um ihr dann im geeigneten Moment zuzurufen: „Dein Gatte ist der meine! Du stehst auf dem Platze, der mir gebührt!" Damit freilich würde sie ihn am sichersten treffen. Sie könnte auf diese Weise unfehlbar sein ganzes bisheriges Glück vernichten und sich hohnlachend an den Trümmern seiner Häuslichkeit weiden. Aber hätte diese Art der Rache im Einklang gestanden mit ihrem ganzen Wesen, vor Allem mit ihrem Briefe? Wohl kaum, und doch pflegte sie sich selbst früher stets treu zu bleiben und ihre Worte wahr zu machen bis in's Kleinste. So grübelte er hin und her, und immer schärfer beobachtete er sie dabei, und immer weniger konnte er sich dem eigenthümlichen Zauber ihrer Persönlichkeit entziehen.

Sie hatte sich ungemein zu ihrem Vortheil verändert, und das kam von Tag zu Tage mehr zur Geltung. Anfangs war sie still und gedrückt umhergegangen und Bitterkeit und finsteres Brüten lag auf ihrer Miene. Jetzt aber war die düstere Wolke von ihren Brauen allmählich verschwunden und sie erschien sanft und weiblich. Ihre ruhige, gleichmäßige Heiterkeit wirkte ungemein wohlthuend, weil sie nie in laute Lustigkeit umschlug, und das leise Lächeln gab ihrem lieblichen Gesicht einen eigenartigen Reiz. Dazu hatte sie langsame, anmuthige Bewegungen, und ihre leichte, schlanke Gestalt konnte sich sehr wohl mit der etwas üppigeren Schönheit seiner jetzigen Gattin messen. Er sah das Alles, ja noch mehr; wenn ihr melodisches Lachen zuweilen sein Ohr traf, so schloß er die Augen, um sich zurückzuträumen in jene frühere Zeit, als sie, zwei glückliche Menschenkinder, in ihrem einfachen Heim so friedlich mit einander gehaust hatten, als ihre Sorgfalt und Liebe so treu bemüht gewesen war, ihm die engen vier Wände zu einem behaglichen Aufenthalt zu gestalten. Ein Dämon mußte ihn besessen haben, daß er sie hatte verlassen können. Ja wohl, ein Dämon: „die Gier nach dem Golde!"

Es war eine einfache Geschichte, eine von denen, die so häufig in Amerika sind. Als armer Junge hatte er begonnen, und früh, noch ehe er selbst festen Boden unter den Füßen hatte, geheirathet. Es war Liebe, wirkliche Liebe gewesen, was ihn und Helene Marlow zusammengeführt hatte, aber trotzdem begann er bald zu bereuen, daß er sich gebunden. Die Frau war ihm ein Hemmschuh zu weiterem Vorwärtskommen, und dieser Hemmschuh mußte von Jahr zu Jahr drückender werden, sobald er

nicht mehr nur für sie Beide allein, sondern vielleicht auch für eine wachsende Familie zu sorgen haben würde. Von diesem Gedanken verfolgt, machte er sich eines Tages auf den Weg gen Westen nach den Goldfeldern — und vergaß das Wiederkommen. Er vergaß es so vollständig, daß, als die schöne, reiche Harried Treemann es ihm nahe legte, sie sei mit all' ihrem Golde gern für ihn zu haben, er sich keinen Augenblick besann, um sie zu freien, obgleich er sie eigentlich gerade nicht liebte. Trotz dieses Umstandes würde er sich sehr glücklich gefühlt haben, ohne Helenens Dazwischentreten. Jetzt freilich war das vorbei! Langsam aber sicher hatte sie die Qual der Reue in seinem Herzen geweckt, obgleich sie selbst nicht das Geringste gesagt oder gethan hatte, ihn an die alte Zeit zu erinnern. Ihre bloße Gegenwart hatte vollauf genügt, den bitteren Stachel in seine Seele zu senken. Ach, wenn sie doch einmal an diese Dinge rühren möchte! Wenn sie ihm doch einmal anders als kühl und fremd begegnete! Leidenschaftlich wünschte und hoffte er jetzt das, was er noch vor Monaten gefürchtet hatte, aber sein Hoffen und Wünschen blieb vergeblich!

Da traf es sich eines Abends, daß sie Beide allein zu Hause waren, denn Mrs. Keenland war mit ihrem Bruder in das Theater gefahren, und ihr Mann hatte sich absichtlich nicht betheiligt, sobald er erfahren hatte, daß Miß Marlow daheim bliebe. Er dürstete seit Wochen förmlich nach einer solchen Gelegenheit. Jetzt konnte sie doch nicht länger diese Gleichgültigkeit zur Schau tragen, jetzt endlich mußte sie die Maske fallen lassen, und das Eis zwischen ihnen mußte brechen. Als er sich nun zu ihr in's Wohnzimmer gesellte, sollte er abermals eine Enttäuschung erfahren. Sie war nicht die Spur anders als sonst. Leicht zurückgelehnt ruhte sie, eine kleine Handarbeit zwischen den Fingern, in ihrem Schaukelstuhl; das Gaslicht warf goldige Reflexe auf ihr prächtiges, kastanienbraunes Haar, und sie sah so lieblich und anmuthig aus, daß John Keenland sich plötzlich von wilder Leidenschaft erfaßt fühlte, und sie am liebsten in seine Arme emporgerissen hätte. Sie gehörte ihm ja doch von Gottes und Rechts wegen. Eine Weile schaute er sie schweigend an, sie aber zuckte nicht einmal mit der Wimper, sondern saß gelassen da, hob ihre Arbeit und begann langsam Stich auf Stich zu nähen.

Da nahm er einen Stuhl und setzte sich dicht an ihre Seite. „Helene!" sagte er leise.

„Miß Marlow, meinten Sie wohl," entgegnete sie laut und ruhig, während ihre braunen Augen flüchtig zu ihm aufsahen.

„Hast Du denn die Vergangenheit ganz vergessen?" fragte er bebend.

„Ich will sie wenigstens vergessen, und theilweise ist mir das auch schon gelungen," gab sie zurück.

„Ich aber möchte Alles gutmachen."

„Dazu dürfte es doch zu spät sein! Hören Sie mich an, Mr. Keenland, ich bin in Ihr Haus gekommen mit bestimmten Vorsätzen und unter bestimmten Bedingungen" —

„Ja, ich weiß," fiel er rasch ein, „Du machtest Dich anheischig, meine Liebe zurückzugewinnen binnen Jahresfrist, oder Du wolltest für immer aus meinem Leben verschwinden. Nun, ich kann Dir sagen, Du hast schon jetzt" —

„Nicht weiter!" gebot sie. „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich zwar noch die wenigen Wochen bis Neujahr bleiben werde, um Ihrer Frau willen, daß ich unsere Bedingung indessen für Null und nichtig erkläre und Sie schon heute frei gebe."

Sie stand auf, zog die Heirathsurkunde aus ihrem Kleid, entfaltete das Papier, hielt es Keenland vor die Augen und näherte sich dem Kamin, um es in die Flammen zu werfen. Da aber sprang er vor, ergriff ihr Handgelenk und rief: „Laß den Vertrag bestehen. Ich will wieder Dein Gatte sein, denn ich liebe Dich, liebe Dich mehr, als ich Dich je geliebt habe. Es war gemein, daß ich Dich überhaupt verließ. Aber wenn Du wüßtest, wie elend ich in letzter Zeit gewesen bin, wie bitter ich bereut habe, Du würdest mir dennoch verzeihen. Komm, laß uns gemeinschaftlich fliehen. In vierundzwanzig Stunden kann ich eine halbe Million Dollars flüssig machen und zwar gehören sie mir, nicht jener Anderen, die sich meine Gattin nennt. Mit diesem Gelde kommen wir bis an's Ende der Welt, fort von den nimmermüden Klatschzungen, den Verfolgern und Spionen — fort zum Genusse des Friedens und der Liebe!"

Er hatte sie in seine Arme gerissen und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen; dadurch hatte sie die Hand frei bekommen, und blitzschnell noch ehe er es zu hindern vermochte, schleuderte sie das Document in die Flammen. Er sah es, und mit einem Schrei ließ er sie fahren und stierte in die Gluth. Wahrlich, deutlicher hätte sie ihm nicht zeigen können, daß sie ihn verschmähe.

Da traf ihre sanfte Stimme sein Ohr: „John, lassen wir es klar werden zwischen uns! Wir müssen die Vergangenheit vergessen. Ich kann Dir nicht folgen auf dem Pfade, den Du vorschlägst. Nicht, daß jede Regung für Dich in meinem Herzen erstorben wäre! Oh, nein, es wird schwer, Dich aufzugeben, das mag Dein Trost sein, wenn Du einen solchen brauchst, aber — um Deiner Frau willen, d. h. um der Frau willen, die die Welt als Dein rechtmäßiges Weib hält, muß ich von Dir lassen. Sie steht zwischen Dir und mir, und über sie hinweg kann ich nie wieder die Deine werden. Das habe ich eingesehen in allen diesen Monaten, und darum habe ich meinen Plan geändert. Der erste Januar steht vor der Thür, dann ist meine Zeit hier zu Ende, und auch Mrs. Keenland weiß, daß ich dann gehe. Du aber bist von da ab in Wahrheit los von mir und wirst mich niemals wiedersehen. Gute Nacht, für heute."

Dann war sie geräuschlos gegangen. Er aber schlug sich vor die Stirn und warf sich stöhnend in seinen Sessel. Einen Augenblick später wurde die Thürglocke gezogen, und Frau Harriet kehrte nichts ahnend und wohlgemuth aus dem Theater zurück. (Schluß folgt.)

---

# Aus der Hauptstadt.

## Kosciól Graf Koscielski.

Ich bin ein sehr höflicher Mann, und nebenbei ein wißbegieriger. Noch in keinem Jahre hab' ich die Rede des abtretenden Rectors der hiesigen Friedrich-Wilhelms-Universität versäumt, obwohl der gewöhnliche sanfte Ennui wissenschaftlicher Festlichkeiten hierbei regelmäßig in so zügellose Mopserei auszuarten pflegt, daß man als Stenographen immer nur ausgediente Nachtwächter verwenden kann, sintemalen nur sie eine gewisse Garantie gegen sofortiges Einschlafen bieten. Trotzdem besuche ich, wie gesagt, diese morpheusinischen Excesse Jahr für Jahr, erstens aus alter Dankbarkeit, zweitens in der unerschütterlichen, wenn auch bisher immer noch getäuschten Hoffnung, endlich 'mal von den gelehrten Herren ein kluges, der Aufbewahrung werthes Wort zu hören, und drittens, um mich abzuhärten. Diesmal ist mir in letzterer Beziehung ganz Außerordentliches geboten worden: Virchow sprach über politische Erscheinungen, und das sagt Alles. In bezaubernder Zerstreutheit hatte er die Universitätsaula mit Arnim's Festsälen, die Feier der Niederlegung seines Rectorats mit der Feier der Niederlage seiner Freisinnigen Volkspartei verwechselt; zu spät erkannte Eugen Richter, daß nur aus diesem Grunde der gefeierte Politiker seiner Apotheose fern geblieben war. Die leider deplacirte Parteitagsrede Virchow's entsprach allen Anforderungen der Neuzeit. Zwar finde ich es an und für sich nicht schön, wenn gut besoldete Professoren unseren im Schweiße ihres Angesichtes lustigen, auf die lumpige Tantième angewiesenen Possendichtern illoyale Concurrenz machen; aber Virchow's ernstes Gebahren und die Länge seiner Rede drapirte wohlthuend ihre erschütternde Komik. Virchow ist wie Lessing, Goethe und der celebre Auerbach überzeugter Spinozist; sein Speech wenigstens machte den Eindruck der Ewigkeit. Ihm legte eine gütige Göttin das pathologische Genie eigentlich für nichts und wieder nichts in die Wiege; denn die ihm verliehene Gabe ungewöhnlicher Langweiligkeit allein hätte genügt, ihm die höchste Bewunderung und Anerkennung wissenschaftlicher Kreise einzutragen.

Nachdem ich die sehr schopenhauerfeindlichen Ansichten des erhabenen Gelehrten über philosophische Systeme, über räthselhaften Antisemitismus, Culturentwickelung, deutsche Jugend und politische Kindsköpfe ohne besondere Beschwerden in mich aufgenommen und den neuen, feierlichen akademischen Brauch kennen gelernt hatte, wonach man während der Rede des abtretenden Rectors beständig sein Taschentuch vor den Mund halten und nach der Uhr sehen muß, glaubte ich mich für die größere That hinreichend gerüstet und abgehärtet. Ich erwähnte schon Anfangs, daß ich ein sehr höflicher Mann bin, weshalb ich auch die parlamentarische Carrière aufgeben mußte, und wißbegierig nebenbei, weshalb ich nie einen Ministerposten werde ausfüllen können. Die Zeitungsnotiz, wonach Herr von Koscielski für seine jüngste Abstimmung außer mit dem Kronenorden auch noch auf Lebenszeit mit der Grafenkrone behaftet werden sollte, hatte ein melancholisches Interesse für diesen bedeutenden und weitausschauenden Tactiker in mir rege gemacht, und es lag mir daran, ihm möglichst als Erster mein herzliches Beileid zu der Standeserhöhung, für die er doch schließlich nichts konnte, auszusprechen. Da ich einen Mann von so vielen Graden und mit so vielen Medaillen nothwendig für äußerst ennuyant und bedeutungslos halten mußte, hatte ich mich bei Professor Virchow entsprechend auf ihn vorbereitet, lernte aber zu meiner Betrübniß in Herrn v. Koscielski einen ganz und gar nicht geheimräthlichen, vergnügten alten Schlachza kennen.

Er war gerade auf einem Spaziergang begriffen und mit seinem mehr als frugalen Frühstück beschäftigt, daß in ein drei Seiten langes Dankschreiben des Grafen Caprivi eingewickelt war. „Sie essen ordinäre Grützwurst, Herr Graf?" fragte ich schaudernd. „Erklären Sie —"

„Und das Zeug bekommt mir absolut nicht!" rief er mit kläglicher Miene. „Meine Verdauung ist ohnehin nicht die beste. Ich weiß — finis Poloniae! — diese Wurst bringt mich in's Grab."

„Und trotzdem —"

„Den meisten Mitgliedern unserer Fraction that hier eine kleine Nachhülfe noth," — er tippte wiederholt auf seine Denkerstirn — „und die Majorität entschied sich für Grützwurst. Ich mußte mich anschließen, da wir, wie Sie wissen, strengen Fractionszwang haben."

Mitleidvoll sah ich dem Märtyrer parlamentarischer Institutionen in's Auge. Er mir auch. Es schien, als wollte Koscielski mir sein für Alle vorbildlich treues Herz öffnen, was aber leider nicht anging, da er eine ganze Schaufensterauslage von Orden und Ehrenzeichen darauf herumschleppte. Mir fiel, da ich seine privaten Neigungen sehr gut kenne, fast unangenehm die Medaille für Kunst und Wissenschaft auf. „Sie hat weiter nichts zu bedeuten," sagte er begütigend. „Caprivi hat sie mir in's Haus geschickt, weil ich versprochen habe, für das neue Gesetz über Kunst-Butter zu stimmen."

„Wenn ich Ihnen rathen darf, lieber Freund," fuhr er dann fort, „bezwingen Sie Ihre Abneigung und werden Sie gleichfalls ein M. d. R. Sie finden heute keinen Geschäftszweig, der dieselben günstigen Chancen für Ihr ferneres Fortkommen bietet."

„Ja, aber — die noch immer mangelnden Diäten!" wandte ich schüchtern ein.

„Wer anders als die Abgeordneten selbst trägt die Schuld daran?" entgegnete er mit scharfer Stimme. „Warum votiren sie nicht den Umständen angemessener? Wenn sie alle Ja sagten, würde die Regierung nicht Nein sagen. Diesen Leuten fehlt eben jedes Verständniß für höhere Politik. Ich versichere Sie, ein militärfreundlicher Abgeordneter kann sich mit der Zeit eine ganz hübsche kleine Wohnungseinrichtung erstimmen. Sehen Sie sich nachher 'mal meine Bude an — denken Sie, ich habe die schönen Bilder drin gekauft? Keine Ahnung! Jede Session muß mir ein Stück mehr in die Wirthschaft bringen. Sehen Sie, das ist meine, das ist vernünftige und moderne Wirthschaftspolitik."

Ich konnte nicht umhin, dies eine polnische Wirthschaft zu nennen.

„Und noch eins. Nehmen Sie an, Sie hießen Ignaz Veitel Veilchenbaum, möchten diesen ja ganz wohlklingenden Namen gegen einen weniger duftigen umtauschen und deshalb adlig werden. Furchtbar einfach. Lassen Sie sich irgendwo in der Polackei als Mitglied der Opposition in den Reichstag wählen und stimmen Sie dann bei nächster Gelegenheit für eine Militärforderung — bums, ist die Sache gemacht. Caprivi kennt keine Undankbarkeit."

Das Gespräch ging auf andere, naheliegende Gegenstände über, so auf Rußland.

„Der Zollkrieg hat für mich kein directes Interesse," bemerkte Herr von Koscielski. „Die Verhältnisse sind zu verworren. Niemand kann sich ein Bild davon machen und mir für mein eventuelles Votum verehren. Im Uebrigen bedeutet die Affäre bekanntlich einen neuen Triumph des neuen Courses, der sich, wie jedes Kind weiß, durch eherne Consequenz und Zielbewußtheit vor allen ähnlichen Unternehmungen vortheilhaft auszeichnet. Wie witzig sind unsere Staatsmänner! Wie verstehen sie es, immer auf's Neue zu verblüffen und Dinge zu thun, deren sich kein Mensch in der ganzen Welt versehen konnte! Als Bismarck gegangen und ich gekommen war, brach man endlich entschlossen mit der protectionistischen Mißwirthschaft, die uns zwar wohlhabend, aber nicht deutschfreisinnig gemacht hat. Es wird Ihnen ohne Zweifel bekannt sein, daß die Begriffe „Vaterland", „Bauernstand" und „ehrliche Arbeit" tendenziöse agrarische Erfindungen sind, nur darauf berechnet, die weise Handelspolitik einer einsichtigen und sich selbst lobenden Regierung lahm zu legen. Diesen Verhetzungen mußte ein Ziel gesetzt werden. Seit drei Jahren unterhandeln deshalb mit Rußland über neue Verträge Männer, deren glänzende Unfähigkeit sie zur Führung der schwierigsten Geschäfte vollauf berechtigt und deren Namen ganz Oesterreich für die nächsten zwölf Jahre nur mit heißen Segensrufen nennt. Der Ruhm ihrer wirthschaftlichen Großthaten, die Gewißheit, daß sie unsere Landwirthe nach besten Kräften ruiniren würden, drang bis in die niedrigste pommersche Bauernhütte und veranlaßte die Bildung einer starken agrarischen Vereinigung, die der Regierung das Leben noch sauer genug machen wird. Nachdem dies geschehen und der Nährstand hinreichend beunruhigt worden ist, bricht man die Verhandlungen mit Rußland plötzlich ab und überbismarckt den alten, protectionistischen Cours durch Erklärung des Zollkrieges. Sehen Sie, das ist's eben, was mir an den neuen Leuten so gefällt; sie sind nicht einseitig, sie versuchen's mit allen möglichen Niederlagen und sagen sich: Geht's so nicht, dann geht's so — auch nicht!"

„Aber Rußland," wandte ich ein, „befindet sich uns gegenüber in ungleich günstigerer Lage: unsere Industrieproducte kann es im eigenen Lande herstellen lassen, wir seinen Roggen nicht! Ueberhaupt schädigen Schutz- und Pohibitivzölle auf Lebensmittel gemeinhin immer am meisten das Volk, von dem sie ausgehen, während Zölle auf auswärtige Industrieerzeugnisse ihm in jedem Falle nützen."

Herr von Koscielski sah mit dem Ausdrucke größter Hülflosigkeit und Gelangweiltheit zu Boden; er that sich offenbar strengen Fractionszwang an, mir das nicht zu sagen. „Wie meinen Sie?" würgte er dann mühsam hervor. „Verhungern werden Sie nicht, haben Sie keine Angst. Einer Anzahl unserer Unterhändler mit Rußland will man zur Belohnung große Kartoffelfelder überweisen, in der gegründeten Hoffnung, daß sie mit Rickert's Hülfe darauf die denkbar größten Erdäpfel erzielen werden. Auf diese Weise werden wir uns auch in der Ernährungsfrage von Rußland unabhängig machen."

„Gleichviel," beharrte ich, „im Kriege mit Rußland, d. h. mit dem Raume, unterliegt schließlich Jeder, und wär' es ein Napoleon. Dieser Zollkrieg bringt uns in die trostlosesten Verhältnisse. Es sollen übrigens unverantwortliche Rathgeber, freilich nutzlos, dem Kaiser ein furchtbares Gemälde davon entworfen haben —"

„So? Und wer kriegt das geschenkt?" fragte Koscielski neugierig, nicht ohne Eifersucht.

„Unsere Beziehungen zu Rußland verschlimmern sich rapid," fuhr ich fort. „Bedenken Sie nur, welch' fatalen Eindruck gerade jetzt die deutschen Liebenswürdigkeiten unserem Erbfreund, England gegenüber, in St. Petersburg machen müssen. Englands Freundschaft ist freilich werthvoll, d. h. immer nur für England selber, nie für die andere Nation, aber ich glaube, Herr Develle vom Quai d'Orsay wirbt in richtigerer Weise als wir darum. Er wendet einfach Rippenstöße an. Das uneigennützige Albion —"

Meines Wirthes Augen glühten plötzlich auf.

„Haben Sie gehört, daß Majestät im vergangenen Jahr mehrere englische Beamte mit Tabatièren, Uhren und anderen Werthsachen beschenkt hat?" fragte er. „Donnerwetter! So gut haben wir Polen es doch nicht! Jetzt verstehe ich erst, warum der Londoner Coupletdichter singt: „J'm glad to be an Englishman" . . . Ja ja, Sie haben Recht, diese neue auswärtige Politik schädigt uns inländische Patrioten empfindlich. Ja, ja, ich will Ihnen gern glauben, in unserer Staatskunst ist nicht Alles, wie es sein soll. Aber man darf es mit unerfahrenen Leuten nicht immer so genau nehmen. Ich weiß recht wohl, auch in der inneren Politik sind schwere Mißgriffe thatsächlich häufiger vorgekommen als gut ist. Der Rahmen des letzten Bildes z. B. hat mir, offen gestanden, gar nicht gefallen. Mehrere Parteigenossen von mir warten noch immer auf Anerkennung. Kommt sie nicht bald, springen sie ab. Cegielski unterhielt sich schon neulich zehn Minuten lang mit Knörcke. Mehr als sechs Monate Credit gibt man doch heutzutage nicht. Aber ich hab's immer gesagt, das Reichsschatzamt functionirt nicht, wie es sollte."

„Nun, das wird sich ändern, „tröstete ich. „Herr von Maltzahn will von den Staatsgeschäften zurücktreten . . ."

„Damit kommt er zu spät," entgegnete Koscielski gedankenvoll. „Heute hat Deutschland doch keinen Nutzen mehr davon. Maltzahn hätte, war es wirklich seine Absicht segensreich zu wirken, am Tage seiner Ernennung zum Staatssecretär gleich wieder zurücktreten müssen . . . Doch glauben Sie mir, er ist nicht allein geschäftsmüde. Im Vertrauen, auch ich . . ."

„Herr Graf!"

„Nennen Sie mich nicht so!" rief er ärgerlich. „Seit den Handelsverträgen mit Oesterreich kann man bei uns zu einem Grafentitel kommen, man weiß gar nicht wie! Ich hatte mindestens auf den Herzog gerechnet! Sie sehen mich deshalb verstimmt und geschäftsmüde. Ich

warte nur noch die kommende Session ab. Und sobald ich keine Bilder mehr kriege, um sie an den Nagel zu hängen, hänge ich meine politische Laufbahn daran." Timon jun.

## Notizen.

Auf den Dichtersöhnen pflegt doppelt schwer der Fluch des Epigonenthums zu lasten, weil schon der gefeierte Name die Erwartungen allzu hoch spannt und unbillige Vergleiche herausfordert. Der reichbegabte Sohn Justinus Kerner's würde unter anderem Namen ein gefeierter Lyriker geworden sein, und das tragische Prototyp dieses „familiären" Epigonenthums ist Wolfgang von Goethe, des Altmeisters Neffe, dessen ansprechende Lyrik schon um seines Namens willen keine allgemeinere Anerkennung fand. Kann es aber auch für einen Dichter ein größeres Mißgeschick geben, als Goethe zu heißen, ohne Goethe zu sein? Dem Sohne des religiösen Dichters Julius Sturm scheint das Unmögliche gelingen zu wollen, denn die drei Bände Dichtungen von August Sturm haben bis jetzt viel Beifall gefunden und sein tapferes soziales Drama: „Reinhart Frei" wird nächsten Winter über mehrere Bühnen gehen. Das reifste seiner Werke ist unstreitig das Epos: „Merlin, der Sohn des Teufels" (Naumburg, Schirmer), eine ebenso formvollendete als gedankenreiche Behandlung der großartigen Merlinsage. Dem Mythos folgend, ist auch Sturm's Merlin ein Gemisch von Faust und Mephisto mit Anklängen an Tannhäuser, aber der Verfasser gestaltet manches Motiv mit dichterischer Freiheit um. Merlin ist Satans und einer vergewaltigten Jungfrau Sohn und schildert antithetisch seinen Erzeuger folgendermaßen:

„Der mich gezeugt, der lebt in Ewigkeit,
Den Satan nennt ihr ihn in dieser Zeit,
Doch wie die Welt in die Aeonen treibt
Der Name wechselt nur, das Wesen bleibt.
Er ist das Böse, das die Welt umspannt,
Ob kühn ihr Gottes Schöpfung sie genannt;
Er ist das Feste, das die Welten sind,
Daß nicht zu Geist und Gott das All zerrinnt;
Er ist das Feuer, grollt dem Feuer nicht,
Das Feuer nur gebiert das holde Licht;
Er ist die Sehnsucht nach der alten Nacht,
Er ist der Wunsch nach einer letzten Schlacht,
Wo alles sinkt, was ist in nicht'gem Schein,
Er ist zum Ja der Welt das ewge Nein."

Der erste Gesang schildert uns, wie dieser Affe Gottes auch eine Menschwerdung, seine Offenbarung in einem Menschensohn beschließt, aber seinem Geschöpfe verleiht der „Alte" den Prophetengeist und alle Waffen des Lichtes, um des Bösen Macht zu brechen. Auch in der weiteren Entwickelung dieses treuen Eckardt folgt Sturm der altbritischen Sage; er führt uns auf die Gralsburg zu Klingsohr und zu König Artus und endlich in den Zauberbann Niniane's. Mit weißem Haar erwacht Merlin aus seiner Verzauberung und verflucht seinen Vater, der den heiligen Gral vernichtet hat, und in frommer Hingabe an die Menschheit, ganz wie Faust, überwindet er die Hölle. Das Ganze durchweht ein philosophischer Geist, aber der Dichter in Sturm ist doch zu stark, um sich in abstracten Gedanken zu verlieren oder unplastisch und mystisch zu werden. Seine Bilder sind oft kühn und von malerischem Reiz und die Scenen nicht selten mit dramatischer Schlagkraft gestaltet. Bis in die feinsten Verästelungen ist das Psychologische herausgearbeitet und die Motivirung immer geistreich und fein. Die schwungvolle Sprache verdient ein besonderes Lob. Das tiefsinnige Gedicht, das neben Immermann's viel zu wenig bekanntem Epos seine Stellung behauptet, ist Rudolf Gottschall gewidmet, und wo nicht die schlichte Innigkeit Julius Sturm's nachklingt, zeigt sich Gottschall's Schule in dem überwältigenden Bilderreichthum und den glühenden Farben der poetischen Schilderung.

Mit der Begründung von Meyer's Volksbüchern folgt das Bibliographische Institut in Leipzig einer guten, bewährten Tradition seines Hauses, denn der alte Demokrat J. J. Meyer hat neben seinem „Universum" und dem großen Conversations-Lexikon, wo der Artikel über Bonaparte nicht weniger als einen ganzen Halbband einnahm, auch mit der kleinen Groschenbibliothek debütirt, die die gesammte deutsche Literatur beim Colonialwaarenhändler käuflich machte, denn der deutsche Buchhandel hatte fast einhellig den Vertrieb dieser „Nachdruck-Literatur" abgelehnt. Seither ist das Institut gewaltig gewachsen, und Meyer's Volksbücher sind neben Reclam's theureren gelben Heften unsere verdienstvollsten Populariser der Volksliteratur geworden. Die schön gedruckten und gehefteten Groschenbändchen sind weit besser redigirt als „Reclam", der viel zu viel Spreu aufnimmt und nachgerade mehr Todten- als Schatzgräber ist. Die neuesten Volksbücher bekunden abermals die Umsicht und den Geschmack der Redaction: sie enthalten Ibsen's „Gespenster" in guter Uebersetzung, einen Neudruck von Ariosto's „Rasendem Roland" in der Musterübersetzung des klassischen Uebersetzers J. D. Gries, den Roman „Lelia" von G. Sand, das geistreiche emancipatorische Werk, eine Sammlung „Kirchenlieder", die für das Haus und die Familie, besonders aber auch für Institute und Vereine passend sind, Bret Harte's meisterhafte Novelle: „Ein fahrender Ritter der Foot-Hills" und endlich „Uhland's Gedichte", die in diesem Jahre Nationaleigenthum geworden sind. Den großen schwäbischen Dichter betrifft auch eine andere gleichzeitige Publication des Instituts: „Uhland's Werke", mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen von Ludwig Fränkel, dem bekannten Literarhistoriker und Stuttgarter Docenten. Diese erläuternden Anmerkungen, bekanntlich ein Vorzug der Meyer'schen Klassiker-Ausgaben, konten auch bei Uhland's Werken nicht ganz ausfallen, denn manche Anspielungen der Balladen und Lieder, der Dramen und der Prosastücke, ja auch viele alterthümelnde Wortformen sind nicht ohne weiteres dem heutigen Leser verständlich. In ansprechender Form bieten Fränkel's biographische Skizze und die kurzgefaßten Einleitungen zu den einzelnen Werken alles Wissenswerthe über den Dichter selbst. Die Sorgfalt, welche der Bearbeiter auf die Herstellung des correctesten Originaltextes verwendet hat, macht sich in dieser zweibändigen Ausgabe Blatt um Blatt bemerkbar.

An den Ufern des Ganges. Roman von Oskar Meding. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Gregor Samarow führt seine Leser diesmal nach Indien während jener ereignißvollen Tage, da sich der Uebergang dieses Landes aus den Händen der ostindischen Compagnie in den Besitz Englands vorbereitet. Im Mittelpunkte der Handlung steht die gewaltige Gestalt von Warren Hastings. In breiten Strichen entwirft Samarow ein Bild der Thaten dieses genialen Menschen und verknüpft damit eine spannende Geschichte, worin namentlich die Schilderungen des indischen Lebens wohl gelungen sind. Leichte Lectüre ist der Roman von Dora Duncker: „Unheilbar". Die Liebe zweier Frauen zu demselben Mann ist mit zarten, weiblichen Zügen geschildert, doch findet die entsagungsreiche Sentimentalität in einigen mit Humor ausgestatteten Figuren ein wohlthuendes Gegengewicht.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

**Margarete.**

Eine Erzählung von

**Marie von Ebner-Eschenbach.**

Oktav. 110 Seiten.

Preis geh. ℳ 2. In geschmackvollem Einb. ℳ 3.

**Novellen aus der Heimath.**

Von

**Adolf Wilbrandt.**

Zweite Auflage. Oktav. 310 Seiten.

Preis geh. ℳ 3.50. In geschmackv. Einb. ℳ 4,50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

---

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

**MURILLO**

von

**Carl Justi.**

Mit Abbildungen im Text und 3 Kupferlichtbildern

geb. 6 ℳ.

---

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Robert Schumann.**

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.

4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.

(Erste vollständige Ausgabe.)

Von **F. Gustav Jansen.**

2 Bde. gr. 8° geh. ℳ 12.—, fein geb. ℳ 15.—.

---

In der **Schlüter'schen** Buchhandlung in **Altona** a. d. Elbe erschien und ist in fast allen Buchhandlungen zu haben:

**Das Burschenfest**

von

**Christian Kirchhoff.**

Mark 2.—

Das Buch ist ein Bild aus dem Studentenleben des Jahres 1844, der Zeit der deutschen Hoffnung. Tiefer deutscher Sinn und freudiger Humor besiegen Spott und einfache und niedrige Gesinnung.

---

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

**Drückt die Militärlast?**

Eine zeitgemäße Frage

besprochen von

**Dr. J. Jastrow,**

Privatdozent an der Universität Berlin.

Preis ℳ —.50.

---

**Führer durch Wagner's Opern!**

*Soeben erschienen:*

**Der Führer durch die Oper**

**des Theaters der Gegenwart:** Text, Musik und Scene erläuternd.

Von **Otto Neitzel.**

I. Band. Deutsche Opern. 3. Abtheilung:

**RICHARD WAGNER's OPERN.**

21 Bogen gr. 8°. Geh. M. 4.—, fein geb. M. 6.—.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsenduug des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Inhaltsanzeigen und Besprechungen der früheren Bände, sowie des „Führer durch den Konzertsaal" von *Prof. Dr. Kretzschmar,* auf Wunsch umsonst und postfrei.

Verlagsbuchhandlung von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig,** Poststrasse 9/11.

---

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Dr. Fr. Wollny,** **Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefassten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis ℳ 5.—

**Dr. Fr. Wollny,** **Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 ₰.

**Dr. Fr. Wollny,** **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

Neuigkeiten von: **RUDOLF BAUMBACH** und **HEINRICH SEIDEL.**

***Abenteuer und Schwänke.***

Alten Meistern nacherzählt von **Rudolf Baumbach.**

13. Tausend. = **Ausgabe mit grosser Schrift.** = Reicher Bilderschmuck.

Gross Oktav. *Neuer prachtvoller Einband M. 4.—.*

Dieses kleine Prachtwerk eignet sich, wie auch die anderen bis jetzt erschienenen Baumbach-Ausgaben mit grosser Schrift, durch Gediegenheit des Inhalts, Schönheit der Ausstattung und sehr billigen Preis in erster Linie als Geschenk für feinere Kreise.

***Neues Glockenspiel.***

**Der Gedichte zweite Sammlung.** Von **Heinrich Seidel.**

(Gesammelte Schriften. XI. Band.)

*Geh. M. 3.—, fein geb. mit Goldschnitt M. 4.—.*

Das Erscheinen eines neuen Bandes von Seidel's Schriften wird von seinen sehr zahlreichen Verehrern wiederum mit Freuden begrüsst werden; ist doch die Anerkennung dieses Schriftstellers in fortwährend stärkerem Wachsthum begriffen. Der Band enthält unter anderen Perlen der liebenswürdigen Seidel'schen Muse die vielfach öffentlich recitirten, berühmten Gedichte: „Die Musik der armen Leute" und „Krischan Römpagel in't Kunzert".

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

Ausführliche illustrirte Verlagscataloge mit Proben und Biographien stehen auf Verlangen umsonst und postfrei zu Dienst.

Verlagsbuchhandlung von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig,** Poststrasse 9/11.

---

**Die Gegenwart 1872—1888.**

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 19. August 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Zur Silberfrage. — Zur Patentgesetzgebung. Von F. Bremer. — Die Eidesnoth. Von Ludwig Jacobowski. — **Literatur und Kunst:** Leute von heute. Von Rudolf Dreydorff. — Erinnerungen an Anastasius Grün. Von Leopold von Sacher-Masoch. — Von den diesjährigen Pariser Salons. II. Von Ernst Zimmermann. — **Feuilleton:** Der hellgraue Radmantel. Von M. Grabi. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Frau Lina Morgenstern hat das Wort! Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Noch ein Wort zur Lebensversicherung. Von Dr. B. G. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Silberfrage.

Obwohl man dem Zusammentritt der internationalen Münzconferenz zu Brüssel im Vorjahre allseitig mit nicht zu sanguinischen Hoffnungen entgegen gesehen hatte, so hat der Verlauf derselben doch bei allen Bimettalisten Enttäuschung hervorgerufen; denn die von Lord Rothschild im Namen Englands gemachten Vorschläge, sowie die Haltung Deutschlands erwiesen bis zur Evidenz, daß keiner der maßgebenden Staaten geneigt sei auf die Initiative der Vereinigten Staaten von Nordamerika betreffs Hebung des Silberpreises einzugehen. Die vor Kurzem erfolgte Einstellung der freien Silberprägung in Indien hat nun geradezu eine Panik hervorgerufen, da das Silber dadurch abermals in einem der größten Münzgebiete demonetisirt erscheint. Damit dem Gebäude der phänomenalen Silberentwerthung ein würdiger Schlußstein gesetzt werde, gehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika daran, ihre schützende Hand von dem Silber abzuziehen, denn es erscheint nahezu als zweifellos, daß der am 7. August zusammen getretene Congreß die Sherman-Acte aufheben wird. Dieses Gesetz hatte den Zweck, das Silber, respective dessen Preis, wenigstens einigermaßen zu stützen, indem es den Schatzkanzler der Vereinigten Staaten zwang, jährlich $54^1/_2$ Millionen Unzen Silber anzukaufen.

Seit zwanzig Jahren ist der Silberpreis um fünfzig Procent gefallen und das Silber ist heute nur halb so viel werth, als es vor dieser Zeit war. Nach Schließung der indischen Münzstätten für das weiße Metall sank dasselbe vorübergehend bis auf 31 d., ein Preis, welcher viele Silberbergwerke (namentlich mexikanische) zwang, ihre Thätigkeit einzustellen, da er den Herstellungspreis nicht überstieg. Wenn nun der Congreß sich für die Einstellung weiterer Silberkäufe entscheidet, so ist ein weiteres Sinken des Silberpreises voraussichtlich, obwohl es unmöglich ist, daß der Preisfall unter 27 d. heruntergeht, weil dieser Punkt so ziemlich die Grenze markirt, bei welcher angelangt, sämmtliche Silberbergwerke ihre Production einstellen müssen, wenn sie nicht mit offiziellem Verlust arbeiten wollen.

Die Bedeutung des geschilderten Preisrückganges erstreckt sich nach zwei Richtungen hin und besteht in erster Linie in der ganz colossalen Entwerthung des Silbers. Um diese Thatsache richtig würdigen zu können, muß man bedenken, daß nach der Schätzung Ottomar Haupt's Frankreich im Jahre 1888 bei 4550 Millionen Francs Goldbarren und Münzen allein über 3550 Millionen Francs weißes Courantgeld besaß, daß ferner die übrigen Länder der lateinischen Münzunion 950 Millionen Francs, Deutschland 450 Millionen Mark, Nordamerika 350 Millionen Dollars an unterwerthigem Silbercourant aufzuweisen haben. Wollte man auch nur einen Theil dieser sehr bedeutenden Qualitäten abzustoßen versuchen, so müßte dies von kolossalen Verlusten begleitet sein, wenn es möglich wäre überhaupt einen Abnehmer zu finden. Z. B. könnte Deutschland bei Durchführung seiner Währungsform trotz bedeutender Verluste bei Veräußerung seines Silberbestandes nicht zur reinen Goldwährung gelangen, sondern blieb vielmehr auf dem Wege dahin bei der hinkenden Währung stecken, nachdem es nicht im Stande war, sich der vorerwähnten 450 Millionen Mark zu entledigen. Es ist daher durchaus begreiflich, wenn verlautet, daß Frankreich die lateinische Münzunion kündigen will und zwar nicht per 31. Dec., sondern sofort, respective in der Weise, daß wenigstens dem neuen Eindringen von fremdem Silbergelde in Frankreich augenblicklich ein Damm gesetzt würde.

Durch die Demonetisirung des Silbers entstand eine Beengung der Circulation und eine Steigerung des Geldwerthes, welche noch viel verhängnißvoller wirkt als der erläuterte Preisfall des Silbers, denn aus ihr resultirt die ungemein lebhafte Nachfrage nach Gold und die Geldknappheit. Alle Märkte waren im vergangenen Jahre auf das Eifrigste bestrebt Gold an sich zu ziehen, jedenfalls aber das vorhandene Gold festzuhalten; nur die Vereinigten Staaten haben bisher eine hiervon abweichende Münzpolitik getrieben und die Folge davon war, daß laut den vor Kurzem erschienenen Ausweisen in der Periode 1892 bis 1893 volle $87^1/_2$ Millionen Dollars nach Europa wanderten. Nur durch diese Ziffer ist es erklärlich, daß Oesterreich-Ungarn für die Zwecke seiner Valutareform eine große Quantität Goldes erwerben konnte, während gleichzeitig die Ausweise sämmtlicher europäischer Centralbanken eine Steigerung des Goldstandes aufweisen. Dafür leiden die Vereinigten Staaten heute unter dem Drucke einer beängstigenden Goldknappheit, die sich bereits zu einer regelrechten Krise herausgebildet hat, indem die Anzahl der Falliments eine ganz exorbitante ist; nach einlaufenden Berichten sollen in diesem Jahre schon über 350 Banken und Bankhäuser bankerott geworden sein.

Unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß die Bevölkerung der Union nach Beseitigung dieser Uebelstände ruft und es nicht länger dulden will, daß ihr kostbares Gold durch eine falsche Münzpolitik in fremde Kassen getrieben werde. Deshalb wird der Congreß trotz einer sehr intensiven Agitation im Westen nicht anders vorgehen können, als die Sherman-Bill aufzuheben und damit das Silber gänzlich preis-

zugeben. Die Vereinigten Staaten thun dies jedoch nur, weil es gegenwärtig zu große Opfer erfordern würde, das Silber gegen den Ansturm des vereinigten Europa zu halten, und zweifelsohne werden sie die erste Gelegenheit benutzen, um dem Silber wieder auf die Beine zu helfen. Die Union besitzt nämlich ein höchst gewichtiges Interesse an der Remonetisirung des Silbers, denn sie participirt an der Gesammtproduction dieses Metalles mit nicht weniger als vierzig Procent, das ist sechzig Millionen Dollars. Deshalb hat die eventuelle Einstellung der amerikanischen Silberkäufe keine andere Bedeutung als: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Wenn der Congreß in dem angedeuteten Sinne vorgehen wird, so wird nicht nur der Silberpreis noch weiter fallen, sondern auch ein Rückstrom des Goldes nach Amerika beginnen und die Calamität der Goldknappheit wird sich mit ihrem vollen Gewichte von dort nach Europa hinüberwälzen. Thatsächlich hat es allerseits große Beunruhigung verursacht, daß der Bank von England in den letzten Tagen 12 Mill. Gulden zum Export nach Amerika entnommen wurden, obwohl der Goldstand der Bank noch immer ein sehr befriedigender bleibt.

Die Directoren der englischen Centralbank haben sich in Folge dessen veranlaßt gesehen, den Zinsfuß sofort um anderthalb Procent in die Höhe zu schrauben und sind geneigt, in dieser Richtung noch weiter zu gehen, falls die Goldabflüsse nach Amerika andauern sollten. Die deutsche Reichsbank aber hat nicht nur unverzüglich das englische Beispiel nachgemacht, sondern auch erklärt, daß sie alle möglichen Mittel zur Anwendung zu bringen entschlossen ist, um zu verhindern, daß der allgemeine Goldhunger sich an Deutschland erprobe.

Parallel mit der gegenwärtig in Amerika herrschenden, aller Voraussicht nach in Kürze auch in Europa sich einstellenden Geldknappheit und Geldkrise läuft eine zweite Erscheinung, welche gleichfalls geeignet ist, die lebhaftesten Besorgnisse einzuflößen. Eine große Gruppe von Nationalökonomen und Währungspolitikern ist nämlich der Ansicht, daß die Steigerung des Geldwerthes — welche die Folge der Demonetisirung des Silbers und der Beengung der Circulation ist — die unmittelbare Ursache des Preisfalles der wichtigsten Welthandelsartikel bildet. Zu dieser Ansicht neigt auch der ehemalige englische Schatzkanzler Göschen, und thatsächlich ist es durch genaue statistische Forschungen erwiesen, daß die Preise der wichtigsten Handelswaaren (nicht jene der Landwirthschaft allein) um circa 15 Procent gefallen sind, wobei es jedenfalls auffallend ist, daß diese Preisdepression gleichzeitig mit der Silberentwerthung begann. Wenn nun die letztere noch weiter fortgesetzt wird, somit die Steigerung des Geldwerthes auch ferner zunehmen soll, so muß man auch mit einem fortgesetzten Fallen der Waarenpreise rechnen, was auf das gesammte wirthschaftliche Leben der Völker von größtem Einfluß werden könnte. Es ist allerdings sehr schwierig, den Einfluß zu bestimmen, welchen die Geldverhältnisse auf das Steigen und Fallen der Waarenpreise ausüben, weil die letzteren von zu zahlreichen Umständen gleichzeitig bestimmt werden, allein, daß ein directer Zusammenhang besteht, scheint feststehend zu sein.

Wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre schützende Hand vom Silber abziehen sollten, so werden sich nunmehr sämmtliche größeren und daher hier in Betracht kommenden Währungsgebiete von demselben feierlichst losgesagt haben. Nacheinander haben alle Staaten den Weg betreten, den Deutschland wählte, als es sich für die Goldwährung entschied und sein Silber abzustoßen begann, und es mußte auch nothwendiger Weise so kommmen, weil das Vorgehen aller anderen Länder nur eine nothwendige Abwehr gegen das einströmende minderwerthige Geld war. Nun erst, nachdem die Reihe der Staaten complet ist, wird die wirthschaftliche Krise mit voller Gewalt ausbrechen, weil das bisher wenigstens theilweise vorhandene Gegengewicht auf der anderen Seite von nun ab mangeln wird und der Ruf nach Gold jetzt unisono erschallt. Das vorhandene Gold reicht aber für unsere Bedürfnisse nicht aus und dieser Umstand wird zunächst die finanziell schwächer dastehenden Länder zwingen, auf das allgemein verachtete Aschenbrödel Silber zurückzugreifen. Diejenigen Staaten, welche nicht nur nicht genügend Gold besitzen, sondern in Folge ihrer starken Verschuldung an das Ausland auch nicht die Kraft haben, ihr Gold vor Auswanderung zu schützen, haben in erster Linie Ursache, der kommenden Gestaltung der Dinge mit Besorgniß entgegenzusehen. Das durch die erhaltene Kriegsentschädigung reiche, durch seine Erfolge mächtige Deutschland hat mit der Depossedirung des Silbers den Anfang gemacht und die übrigen Theilnehmer an dem großen Völkerconcert haben sich ihm in gewisser Reihenfolge angeschlossen; bei seiner Rehabilitirung wird das Silber aber den umgekehrten Weg nehmen, indem es vorerst die wirthschaftlich schwachen Staaten durch den Mangel an Gold zwingen wird, ihm freundliche Aufnahme zu gewähren.

Ludwig Bamberger begeht in seiner ausgezeichneten Streitschrift „Die Stichworte der Silberleute" zwei namhafte Fehler. Erstlich beweist er etwas, was jeder objectiv urtheilende (die innere Politik Deutschlands außer Acht lassende) Währungspolitiker niemals in Zweifel ziehen konnte, daß nämlich Deutschland weder jetzt, noch in nächster Zukunft auch nur im Mindesten Ursache hat, sich Befürchtungen hinzugeben. Es besitzt eine beinahe vollkommene Goldwährung und sein Verkehr ist derart mit Gold gesättigt, daß es beruhigt und mit verschränkten Armen der weiteren Entwickelung der Silberfrage zusehen kann. Aber gilt dasselbe von allen Staaten? Oder ist nicht schon heute bei Einzelnen derselben das Gegentheil der Fall und wie wird es erst werden, wenn Amerika sein Gold zurückverlangen, Indien als Käufer auf dem Markte erscheinen, Oesterreich-Ungarn für seine Valuta-Regulirung das östliche Gold beschaffen wollen wird? Was werden jene Staaten thun, die schon heute nicht genügend Gold besitzen, und die nicht im Stande sind, ihr Gold zu erhalten, dasselbe vielmehr an ihre Gläubiger übergeben müssen?

Der zweite Fehler besteht darin, daß Bamberger glaubt, durch eine großartige Entwickelung des Cheque- und Giroverkehrs die Geldknappheit vermeiden zu können, er gibt aber selbst zu, daß diese Zahlungsmittel nur in so lange Werth haben, als das Publikum von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß es jederzeit für den vollen Umfang seiner Forderungen Gold erhalten kann. Bamberger selbst sagt, daß in dem Momente, wo Argwohn die Gemüther ergreift, Cheque- und Giroverkehr uns gänzlich im Stiche lassen und Jedermann auf baare Goldzahlung reflectirt; daß in vollkommen ruhigen, normalen Geschäftszeiten eine Geldknappheit im großen Maßstabe entstehen könne, dürfte Niemand behauptet haben, denn Geldkrisen können überhaupt nur einen einzigen Grund haben, und dieser heißt Argwohn. Bamberger's Argumentation, daß in Ländern mit hochentwickeltem Chequewesen eine Geldknappheit nicht entstehen könne, ist seit Erscheinen seiner Schrift schon dadurch schlagend widerlegt worden, daß gerade in dem von ihm als Muster angeführten Nordamerika eine besorgnißerregende Geldkrise eingetreten ist.

---

## Zur Patentgesetzgebung.

Von F. Bremer.

Daß ein geistiges Eigenthum ebenso gut des Rechtsschutzes bedarf, wie eine körperliche, greifbare Sache, dürfte heute allgemein anerkannt sein. Die barbarische Anschauung, daß ein Geisteserzeugniß, weil es nicht sichtbar ist, als ein Nichts zu achten sei, ist glücklich überwunden.

Welches ist nun die Rechtsgrundlage, wonach streitige Fragen zu beurtheilen und zu entscheiden sind? Sehr wohlfeil ist es, sich eine einseitig-extreme Theorie bequem zurechtzulegen, sehr wohlfeil, aber auch sehr unfruchtbar. Die bekanntesten Theorien sind die communistische, wonach Alles ohne Weiteres

der Gesammtheit gehört — und die individualistische, wonach jeder Einzelne berechtigt ist, sich schrankenlos zu bereichern, selbst in dem Falle, wo durch das Wachsthum eines Privatkapitals um eine Million ein Verlust von 100 Millionen für das Nationalvermögen eintritt.

Die Communisten übersehen nur den sehr wichtigen Umstand, daß auch der Einzelne eine Macht sein kann, dessen rücksichtslose Behandlung sich unter gewissen Umständen an der Gesammtheit schwer rächen kann. Man kann den Einzelnen zwar, weil er den Durchschnitt um eines Hauptes Länge überragt, todtschlagen, indem man ihn um einen Kopf kürzer macht, aber man kann den Todten nicht für gemeinnützige Zwecke verwerthen. Umgekehrt möchten uns extreme Individualisten den Unsinn einreden, als ob die Gesammtheit ohne Weiteres sich am besten stände, wenn sie jeden Einzelnen frei gewähren ließe.

Wir folgen weder Eugen Richter noch Most, sondern befolgen den Grundsatz: salus publica suprema lex. Die Gesellschaft soll dem einzelnen Mitgliede Freiheiten lassen, sie soll ihm nicht nur Strafen für Uebertretungen, sondern auch Belohnungen für besonders tüchtige Leistungen in Aussicht stellen, damit eben diese Leistungen wirklich hervorgelockt werden, und nicht schöne, gemeinnützige Fähigkeiten verkümmern und ohne Früchte bleiben. Die Gesellschaft soll nicht sich selbst schaden in blinder Unterdrückung des natürlichen Geistesadels. Sie soll aber ebenso wenig sich selbst schaden, indem sie dem Talent mehr Lohn gewährt, als zur Anspornung desselben nöthig ist.

Hier die richtige Mitte zu finden und festzuhalten ist natürlich viel schwieriger, als wenn man sich für ein Extrem entscheidet, wo man nur nöthig hat, stets auf die alleräußerste Spitze zu blicken und sich nicht davon vertreiben zu lassen.

Für literarische und musikalische Werke scheint das einfachste das Verbot des Nachdrucks. Unerlaubter Nachdruck ist als geistiger Diebstahl zu bestrafen. Um sündhaft große Summen, die manchen einzelnen Schriftsteller treffen (ohne daß derselbe gerade besonders würdig sein muß), für die Allgemeinheit dienstbar zu machen, muß eine Steuer da sein, die Alles, was Riesenkapital heißt, auf gleiche Weise angreift. Welcher Verjährungszeitraum festzusetzen ist, nach dessen Verlauf das Anrecht des Verfassers erlischt und der Privatbesitz in Staatsbesitz übergeht, darüber kann man sehr verschiedener Meinung sein.

Ein grober Fehler ist es auf allen Gebieten, wenn man die Unterschiede zweier Dinge, wie sie in der Natur der Sache begründet sind, ohne Weiteres übersehen zu dürfen glaubt. Das gilt auch, wenn man Verfasser und Erfinder durcheinander würfeln will. Ein Roman, eine Oper, ein Gemälde ist in ganz, ganz anderer Weise geistiges Eigenthum ihrer Urheber als irgend eine naturwissenschaftliche Erfindung.

Der Künstler spiegelt sich in seinen Werken. Sein innerstes Ich, seine Seele haucht er aus und seiner Schöpfung ein. Seine individuellste Lebens- und Weltanschauung, seine ganze Eigenart (Charakter) findet sich ausgeprägt in den Stoffen, denen sein Geist sichtbare (und hörbare) Form verlieh. Wie aus der Tatze den Löwen, so erkennt man aus dem Kunstwerk den Bildner wieder. Davon kann bei einer patentfähigen Erfindung gar nicht die Rede sein. Zwar wird der Elektriker stets elektrische, der Chemiker immer nur chemische Erfindungen machen, wie der Maler nur Gemälde, und der Tonkünstler nur Tonbilder schafft. Aber von einem persönlichen Element würde in einer Erfindung auch mit dem schärfsten Mikroskop nichts zu entdecken sein, dieselbe ist rein und streng sachlich. Wenn Wagner's Nibelungen zu uns reden: „Das bin Ich, der große Wagner, Meister der Töne", so kann Edison's Phonograph niemals von sich sagen: „Das bin Ich, der berühmte Edison u. s. w.", wenigstens nicht mit Recht. Er bleibt immer nur Msr. Phonograph. Die eigentlichen Geldgrößen unter den Patentinhabern heißen aber nicht einmal Edison, sondern Müller und Schulze, wenn sie überhaupt bekannt sind. Das Buchbinden mit Drahtstiften, das Aufhängen der Kleider an Metallkettchen u. s. w. haben viel, viel Geld gebracht. Derartige Erfindungen müßten sich uns vorstellen mit den Worten: Ich bin Müller, der große — Millionär.

Wäre Goethe, wäre Wagner nicht gewesen, so hätten wir den „Faust", die „Nibelungen" für immer entbehren müssen. Wäre Müller nicht gewesen, so hätten wir allerdings eine Zeit lang ohne Müller's Erfindung leben müssen, denn Müller war ja der Erste, der kam, und der Erste bekommt bekanntlich das Patent, der Zweite, der vielleicht 24 Stunden später kommt — höchstens eine ehrenvolle Erwähnung. Wir wollen Herrn Müller's Verdienst nicht verkleinern. Der sicherste Beweis dafür, daß die Müller'sche Erfindung die Nation wirklich um 10 Millionen Mark bereichert hat, ist die einfache Thatsache, daß — Herr Müller durch dieselbe zehnfacher Millionär geworden ist! Was wir aber sehr bestreiten müssen, ist, daß das Plus von 10 Millionen aus irgend einem Vernunftgrunde gerade in Herrn Müller's Tasche fließen mußte. Denn:

1) Die Erfindungen liegen in der Luft. Mag man noch so materialistische Weltansichten haben, so kann man doch nicht leugnen, daß viele Erfindungen fast gleichzeitig von mehreren Seiten gemacht werden, was von den ältesten gilt bis herab zu den neuesten (Telephon). Der Streit um die „Priorität" ist oft gar nicht zu entscheiden, indem der Eine seine Erfindung vielleicht „halbreif" veröffentlichte, während der Andere schon lange vorher dreiviertel fertig war. Wenn die Menschheit reif ist für eine neue Erfindung, dann findet sich die letztere ganz von selbst. Nicht die Menschheit kommt zu Erfindungen, sondern die Erfindungen kommen zur Menschheit. Zwar nicht in Millionen, aber in Hunderten und Tausenden von Köpfen, nämlich des geistigen Adels, rühren und regen sich die neuen Keime, wenn ihre Stunde gekommen ist. Daß man nun gerade Einen von diesen Tausenden auserwählt, um ihn zu überschütten mit dem goldenen Segen, während die Anderen leer ausgehen müssen, ist doch zum Mindesten befremdlich. Es gibt zwar auch sonst Glücksspiele und Lotterien, aber die dabei Mitbetheiligten sind doch wenigstens mitschuldig. Nicht Jeder hat die Neigung, bei einer Lotterie mitzumachen, und gerade unter den Denkern dürften die wenigsten dazu geneigt sein. Gerade durch unsere unsinnige Patentgesetzgebung werden viele abgeschreckt, sich auf dem Gebiete neuer Erfindungen zu versuchen. Denn einen denkenden Menschen verstimmt nichts mehr als die Aussicht, daß der Lohn für Bemühungen ihm sehr leicht vom ersten, besten Glückspilz vor der Nase weggeschnappt werden kann. Viel eher würde er sich noch damit trösten, wenn es gar keinen Patent-„Schutz" gäbe, also alle Erfindungen nur der Gesammtheit zu Gute kämen. Nicht nur der Zufall spielt hier eine große Rolle, sondern dieser Zufall hat erfahrungsmäßig die eigenthümliche Gewohnheit, den „Dümmsten die größten Kartoffeln" in die Hand zu spielen. Diese Regel ist nicht so unerklärlich wie es scheinen möchte. Denn die Denker, auch die practischen, haben meistens eine sehr unpractische schwache Seite, nämlich daß sie nicht recht verstehen, auf ihren eigenen Vortheil zu achten, und dabei rücksichtslos alle anderen Ziele zu verachten. Es gibt Ausnahmen, aber so ist sicher die Regel.

2) Es ist bekannt, daß manche Dinge viel theurer sind, als sie es, äußerlich betrachtet, sein müßten, weil „noch ein Patent darauf liegt". Wir bestreiten auch hier keineswegs, daß hierin ein berechtigter Kern steckt, indem jeder Käufer einer Waare alle Herstellungs-, Beförderungs- und sonstige Unkosten mitbezahlen muß, und die Bemühungen eines Erfinders gewissermaßen zu den Herstellungskosten zu zählen sind. Aber bei so unsinnig hohen Patentgewinnen hat man nicht mehr von Prämien zu reden, sondern ganz einfach von einer Steuer, die um so gehässiger ist, weil sie eine Privatsteuer ist. Das Schlimmste dabei ist, daß es sich um nicht Geringeres handelt als um ein Privatmonopol, denn jeder Patentinhaber ist ja eo ipso ohne Concurrenz. Er kann einseitig die Preise, seine Preise festsetzen, und er wird sie selbstredend so zu bestimmen suchen, daß er selbst eine möglichst große Summe verdient. Wie sich die Gesammtheit dabei steht, geht ihn nichts an. Der Staat hat sich ja durch die Patentgesetze in seine

Gewalt begeben, und wer dumm ist, muß geprügelt werden. Nehmen wir z. B. an, ein Erfinder verdient 10 Millionen, während die Gesammtheit außerdem noch eine gleiche Summe Nutzen ziehen mag. Wären nun die Preise billiger, so würde der Erfinder nur eine Million verdienen können, müßte aber dem Staate einen Gewinn von 100 Millionen gönnen. Dazu kommt noch, daß die blinde Selbstsucht oft zum eigenen Schaden zu hohe Preise macht. Bei einer Zeitung z. B. wäre das nicht möglich, weil sonst die Leser zu Concurrenzblättern übergehen würden, die billiger sind. Der erste Erfinder und alleinige Patentinhaber braucht solche Rücksichten nicht zu nehmen.

3) Auch der glücklichste Erfinder steht immer nur auf den Schultern des stillen Gelehrten, der in seiner einsamen Studirstube „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" sucht. Damit leugnen wir den Werth des Erfinders nicht, aber wir führen ihn auf sein richtiges, bescheidenes Maß zurück. Der Wissenschaft gebührt ein Antheil, und zwar von Vernunft wegen der Löwenantheil an jedwedem Patente. Und wenn der Mann der Wissenschaft auch gern verzichtet, so doch niemals zu Gunsten der Glückspilze. — Wenn wirklich der Erfinder selbst immer den Vortheil bekäme! Aber sehr oft tritt an seine Stelle der kaufmännische Unternehmer, der ihn entweder mit einer einmaligen Abfindungssumme auskauft, oder ihn am Reingewinn betheiligt, aber diesen „Reingewinn" sehr geschickt so zu berechnen weiß, daß nicht allzuviel übrig bleibt. Doch auch dem Unternehmer möchten wir das Geld noch gönnen, denn er leistet doch wenigstens etwas. Aber der eigentliche Goldpol, der alles Geld magnetisch an sich zieht, ist der mit dem Unternehmer „verbündete" Kapitalist. Der streicht erstens fette Zinseszinsen ein, zweitens Reingewinnprocente, die er sich aber nach *seiner* Rechnung zu berechnen vorbehält. So geht er immer sicher, während auch der geschickteste Unternehmer endlich einmal Pech hat und dann Alles, was ihm zehn glückliche Geschäfte einbrachten, in einem wieder verliert. Was *thut* denn aber der Kapitalist? Nun, er ist — still, „stiller Theilhaber", stille Wasser sind tief, und Schweigen ist Gold. Da lob' ich mir doch Bebel's Wort: „Was immer Einer ist, das hat die Gesellschaft aus ihm gemacht." Zwar ist es nicht ganz richtig, vielmehr nur halb. Denn was Einer ist, das ist er auch aus sich geworden, Jeder ist von Gottes Gnaden. Aber er könnte nicht er selbst geworden sein ohne die Gesellschaft, ohne seine Eltern, seine Lehrer, sein Volk, das ihn schützt und am Leben erhält.

4) Eugen Richter bekämpft mit Recht die communistische Lehre, nach welcher ein fauler Arbeiter den fleißigen „ausbeuten" kann durch gleichen Lohn trotz schlechterer Arbeit. Eugen hat überhaupt in seiner negativen Kritik oft Recht. Zum Abbrechen alter Häuser ist er sehr zu empfehlen — nur nicht zu Neubauten. Da rette sich vor ihm wer kann. — Denn offenbar ist eine Ausbeutung des Dummen durch den Klugen, indem er dem Dummen nicht einmal eine geringere Werthleistung gönnt, noch viel abscheulicher als eine umgekehrte Ausbeutung des Klugen durch den Dummen mittelst *gleicher* Löhne.

5) Unsere heutigen übeln Patentgesetze sind nicht etwa das „kleinste Uebel", denn es lassen sich noch viel kleinere Uebel gesetzlich festsetzen. Vor allen Dingen ein Ankauf aller Patente (die durch vereidigte Sachverständige begutachtet werden) durch den Staat. Der Staat zahlt baar eine einmalige Abfindungssumme an den Erfinder aus. Diesem wird das in 99 Fällen von 100 das Allerliebste sein. Die Kaufsumme wird sehr anständig bemessen, doch hält sie sich aus der Nähe der Million hübsch fern, auch wenn die neue Erfindung einen volkswirthschaftlichen Werth von mehreren Milliarden haben sollte (Dampfmaschine, elektrische Kraftübertragung). Der Staat verleiht dann entweder das Patent an einzelne Unternehmer (meistbietend), oder verschenkt es an das ganze Volk zu freier Benutzung (*und zwar je nachdem er sich den größten Nutzen verspricht für das Gesammtwohl*).

Die Anmeldungsgebühr für ein Patent beträgt 20 Mark. Nun liegt es zwar klar, daß irgend welche Kosten da sein müssen, um einen ganz sinnlosen Andrang unbrauchbarer Vorschläge fernzuhalten. Aber 20 Mark ist viel zu hoch, 10 Mark dürfte reichlich genügen, denn Niemand wird Lust haben, 10 Mark wegzuwerfen wegen eines bloßen Scherzes. Der Staat hat aber das allerhöchste Interesse daran, alles irgendwie Brauchbare an das Tageslicht zu befördern. Er muß daher ein Patent prüfen für zwei oder drei Mark, auch wenn ihm die Prüfung 100 Mark Selbstkosten verursacht! Wenn unter 100 Einsendungen nur eine einzige ist, die 20,000 Mk. einbringt, so ist der Vortheil ja schon da.

Wenn alle Erfinder wüßten, wie traurig die Statistik des Patentamtes aussieht, so würden sich fast alle hüten, eine so unwahrscheinliche Unternehmung mitzumachen. Nur ein kleiner Bruchtheil der Anmeldungen wird wirklich patentirt. Und wie viel davon bringen nichts ein, nicht einmal die Auslagen, die für einen ärmeren Erfinder sehr drückend sind! Und — müssen wir hinzusetzen — wie viel Legionen werden nun erst alljährlich Schiffbruch leiden in unseren berühmten „Patentvermittelungsbureaus"! Davon schweigt des Sängers Höflichkeit ganz. Daß ohne Benutzung eines Patentbureaus verhältnißmäßig nur sehr Wenige den Muth haben werden, sich zu melden, ist sehr wahrscheinlich. Wer daran zweifelt, mag ein beliebiges Inseratenblatt zur Hand nehmen, so kann er leicht Dutzende solcher Bureaus finden, die er täglich wieder sieht. Wenn solch' ein Bureau allein Tausende jährlich über hat für derartige Inserate, so muß das Geschäft doch wohl schwunghaft gehen. Man kann auch leicht die Probe machen, daß jene Leute zur Uebernahme irgendwelcher Garantie für den wirklichen Erfolg ihrer Leistungen durchaus nicht bereit sind. Nicht nur, daß sie 75 Mark (!) Vermittelungsgebühr berechnen, sondern sie rathen auch dringend zu einer Vorprüfung, die sie gleichfalls übernehmen für 20 — 50 Mark (!!) *ohne* die geringste Garantie! Man kann sich danach lebhaft denken, daß vielleicht durchschnittlich für je 1000 Mark, die in Patenten von den Erfindern verdient werden, 1000 Mark auf dem staatlichen Patentamt bleiben, und 10,000 Mark in privaten Patentämtern. Obgleich zwar Jeder, der die Dummheit begeht, ein Vermittelungsbureau zu benutzen, welches nicht einmal vor Verlust schützen kann, seinen Schaden sich selbst zuzuschreiben hat, so sollte doch der Staatsanwalt sich hier der bedauernswerthen Erfinder einmal erbarmen.

Würde die Staatsgebühr von 20 Mark auf 1 Mark herabgesetzt, so würde zwar der Andrang sich noch erhöhen, vielleicht verzehnfachen, aber der Erfinderverlust sinkt dann von 20 doch auf 10 und vertheilt sich auf 10 Personen. Und der Staat würde auch unter der vergrößerten Zahl mehr Werthvolles finden, wenn auch nicht procentisch, so doch dem Gesammtgewinn nach.

Viel richtiger wäre es noch, und auch practischer, die Gebühr *nicht als barbarische Kopfsteuer*, sondern *nach Procenten des Einkommens* zu erheben. Dann wäre 1 Procent bei größeren Einkommen nicht zu viel.

Ferner sind heute jährliche Gebühren zu entrichten, und zwar steigend, für das zweite Jahr 50 Mark, das dritte 100, das vierte 150, dann 200, 250 u. s. w. Auch hier würde es sich viel mehr empfehlen, die Kosten nach dem Ertrage des Patentes zu bemessen, und nicht alles in communistischer Weise in einen Topf zu werfen.

Jedes Patent hat heute eine Dauer von genau fünfzehn Jahren. Diese Bestimmung ist so grobgeschlissen wie nur möglich. Was hat eine Erfindung mit einem bestimmten Zeitraum zu thun? Das Patent ist eine Geldfrage, keine Zeitfrage. Daher wäre es natürlicher, auch die Dauer nach dem Gelde zu messen, z. B.: das Patent dauert so lange, bis der Inhaber 100,000 Mark dadurch verdient hat (längstens aber 15 Jahre).

Wo Rechte sind, hört man oft sagen, sind auch Pflichten. Wer das Glück hat, eine Erfindung gemacht zu haben, gewinnt dadurch das Recht, sich ein Patent zu holen, und zwar heute sogar mit völlig unbeschränkten Gewinnaussichten. Man lege dem Erfinder aber auch die Pflicht auf, seine Erfindung dem Staate, dem er Alles verdankt, mitzutheilen. Man erlaube Niemand, das Kind seines Geistes zu ersticken, den neugebo-

reuen Gedanken abzuschlachten, der dem Staate ebenso gut gehört wie ein leibliches Kind, welches Soldat werden muß. Man kann zwar nicht gut Jemand zwingen, einen Mitmenschen mit eigener Lebensgefahr zu retten. Wer aber selbst das Werfen des Rettungsballes verschmäht, um einem Ertrinkenden das Leben zu erhalten, den könnte man recht wohl auf ein Jahr in das Gefängniß stecken, um über Ursache und Wirkung ein wenig nachzudenken. Das Anmelden einer gemachten Erfindung thut nicht weh, noch ist es lebensgefährlich.

Wir sind zwar nicht so naiv, uns von diesen Bestimmungen übermäßige Erfolge zu versprechen. Aber der moralische Eindruck würde sehr heilsam sein. Man kann auch überzeugt sein, daß heute die Meisten, die Werthsachen finden, nichts davon sagen, sondern sie unterschlagen, sobald sie vor der Entdeckung sicher zu sein glauben. Aber darum wird es doch Niemand einfallen, die Strafen für Fundunterschlagung abzuschaffen. Sachliches Eigenthum — geistiges Eigenthum, Finderlohn — Erfinderlohn, Strafe für Fundunterschlagung — Strafe für Erfindungsunterschlagung!

---

## Die Eidesnoth.

Von Ludwig Jacobowski.

Die Zahl der Meineide, welche vor dem Strafrichter zur Aburtheilung gelangen, nimmt alljährlich in einem Maße zu, welche die Besorgniß namentlich der kirchlichen Kreise erregt hat. Wie die amtliche „Kriminalstatistik“*) zeigt, wurden von den Bewohnern des Deutschen Reiches wegen Meineides verurtheilt:

| | abgeurtheilt | verurtheilt |
|---|---|---|
| 1882 | 2489 | 1607 |
| 1883 | 2318 | 1404 |
| 1884 | 2581 | 1556 |
| 1885 | 2579 | 1595 |
| 1886 | 2313 | 1398 |
| 1887 | 2438 | 1515 |
| 1888 | 2442 | 1468 |
| 1889 | 2482 | 1511 |

Auf je 100,000 Personen strafmündigen Alters im Deutschen Reich kommen stets 4—5 wegen Meineids Verurtheilte. Obgleich diese Zahl im Vergleich zu den Kriminalitätsziffern anderer Vergehen gering ist, so erregte sie doch die lebhafteste Aufmerksamkeit der letzten Berliner Kreissynode. Syn.-Geh.-Rath Hegel hielt einen Vortrag über die „Bekämpfung der Eidesnoth“ und kam zu dem Hauptergebniß, daß „die Geistlichen in Predigten, im Confirmandenunterricht, in Versammlungen mit der confirmirten Jugend die Furchtbarkeit des Meineides behandeln und bei der ihnen bekannt werdenden Eidesnoth eines einzelnen Gemeindegliedes seelsorgerisch auf dasselbe einwirken sollen“, daß ferner „eine seelsorgerische Eidesbelehrung durch den zuständigen Geistlichen eintrete“.

Genau vom entgegengesetzten Standpunkte aus wie dieser hohe Kirchenbeamte hat in diesen Tagen, auch im Zusammenhang mit der hohen Zahl der Meineidsfälle, ein Jurist die gleiche Frage behandelt. Landgerichtsrath Prof. Dr. Medem in Greifswald hat in der Synode der Stadt Greifswald Thesen aufgestellt, die einen directen Angriff auf die Institution des religiösen Eides enthalten. Er sagte: „Der Eid darf nicht gefaßt und nicht aufgefaßt werden, weder als Berufung auf das Zeugniß Gottes (»Gott soll mein Zeuge sein, daß ich wahr schwöre!«), noch auch als Selbstverfluchung (»Gott soll mich strafen, wenn ich falsch schwöre!«) Denn die hier zu Grunde liegenden anthropomorphistischen Auffassungen von Gott gehören dem Heidenthum an, entsprechen jedoch nicht richtigen Begriffen von Gott. Darum ist aber auch die heutige Schwurformel: »So wahr mir Gott helfe!« die gleichbedeutend ist mit: »So wahr mir Gott helfe zur Seligkeit«, d. h. »Gott soll mir die Seligkeit gewähren, wenn ich wahr schwöre, und soll mir die Seligkeit versagen, wenn ich falsch schwöre!«, im höchsten Grade bedenklich. Die Formel lautete früher: »Sic Deus me adjuvet!«, und war das Gebet, mit welchem man die Hülfe Gottes in dem gerichtlichen Zweikampf erflehte. Heute ist sie, wenn mit Bewußtsein gesprochen, ein freventliches Verschwören seiner Seligkeit.“

Hegel wie Medem, beide haben mit ihren Thesen eine wichtige Rechtsfrage aufgerollt, die Frage nach dem Umfang und Werthe des religiösen Eides. Hegel will dem Meineid durch geistliche Belehrung entgegenwirken, Medem will der ganzen Institution des Eides den religiösen Boden entziehen, jedoch bleibt er auf halbem Wege stehen und behält noch die Formel bei: „Vor Gott und vor den Menschen . . . schwöre ich . . .“ Beide Anschauungen sind nicht nur Meinungen zweier Individuen, nein, die Frage nach dem Werthe des religiösen Eides tangirt gleichzeitig zwei staatsphilosophische Richtungen, deren eine dem conservativen „christlichen Staate“ F. J. Stahl's anhängt, deren andere die liberale Weltanschauung vertritt.

Die vornehmste Aeußerung des öffentlichen Rechts ist der Eid. Da das Recht innerhalb des christlichen Staates als ein Ausfluß des göttlichen gilt, so erscheint auch der Eid mit einem transcendenten Schleier umhängt. Man leistet einem irdischen Wesen den Eid und überläßt die Strafe, wenn man meineidig gewesen, dem untrüglichen göttlichen Rechte im Jenseits. Aus diesem Grunde ist die Folgerung des christlichen Staates, der Eid müsse christlich sein, durchaus consequent.

Ursprünglich war freilich der Eid geradezu antichristlich. Jesus Christus hatte ihn verworfen (Matth. 5, 33 ff.): „Ich aber sage euch, daß ihr überhaupt nicht schwören sollt . . . eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Uebel.“ Und nach Christi Gebot weigerten sich auch die Essäer, wie die Waldenser, Katharer und Anbaptisten, wie noch jetzt die Mennoniten, einen Eid zu leisten.

Wenn aber der Eid im modernen Rechtsleben eine so hervorragende Rolle spielt, so ist das Stückchen germanischen Heidenthums daran schuld, das noch in ihm schlummert. Denn der Eid ist ursprünglich eine Institution deutschen Geistes gewesen und er besaß längst seine bindende Kraft, noch bevor die christlichen Ideen in den deutschen Wäldern aufgekeimt waren.

In der That ist der Eid ein durch und durch heidnisch-mythologisches Erzeugniß. Die Kraft jedes Eides beruht in der Idee von der Vergeltung im Jenseits. Man leistet einen Eid in der Erwartung, daß im Jenseits ein Wesen vorhanden ist, das einen Meineid rächt. Mithin ist der Eid eine concrete menschliche Verbindung zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und derjenigen im Diesseits. Die irdische Gerechtigkeit verschwindet für einen Augenblick, und man steht im Augenblick, wo man den Schwur leistet, der transcendenten Gerechtigkeit gegenüber. Deshalb nennt Schopenhauer den Eid so boshaft „die metaphysische Eselsbrücke der Juristen“. Die civilisirtesten Völker haben noch Reste dieser primitiven Anschauung vom Eide an sich, welche eine Vergeltung im Jenseits in Aussicht stellt. Die naive Volksphantasie spricht von der Hand, die aus dem Grabe eines Meineidigen hervorwächst; der Egypter des Alterthums stellte sich im Jenseits ein fast menschliches Todtengericht über den Gestorbenen vor und sprach vor Osiris und den 42 Richtern: „Ich habe nichts Falsches ausgesagt vor dem Richterstuhle der Wahrheit“; die Guinea-Neger müssen, wenn sie an den Todtenfluß kommen, dem göttlichen Richter Rede stehen, ob sie ihre Gelübde nie verletzt haben*), ebenso die Khonds in Orissa. Die westafrikanischen Neger in Naffi**) glauben, daß Diejenigen im Jenseits bestraft werden, die hier ihrer Strafe

*) Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, Band 1—8.

*) E. Tylor, Die Anfänge der Cultur II. 90 ff. Leipzig 1873.
**) Tylor II. S. 93.

entgangen sind u. s. f. Keine juristische Institution trägt noch so auffallend die Züge aus den Anfangszeiten der Cultur an sich, wie der Eid.

Und weil der Eid eine vorchristliche Lebenszeit hat, in der seine Rechtsgewalt mindestens eben so bedeutend war, wie in den modernen Zeiten, ist die Verchristlichung des Eides kaum ein Fortschritt zu nennen. Der religionslose Eid, der einen Christen, Juden, Buddhisten ꝛc. in gleicher Weise zu binden im Stande ist, steht unvergleichlich höher, als der christliche Eid, der nur für den Christen bindende Kraft hat. Die religiöse Einkleidung (noch schlimmer die confessionelle!) eines Eides hindert Niemand daran, einen Meineid zu leisten, wenn der ethische Kern seines Charakters faul ist. Und die Geschichte der Christenheit bietet genug Beispiele von Wortbrüchen und Meineiden dar. Der berühmte Theologe Thiersch hat Recht, wenn er sagt: „Wort halten ist die beste, die weiseste, die durch Vernunft und Christenthum geheiligte Politik." Aber gibt ihm die Geschichte Recht? Kaiser Constantin der Große, der die christliche Religion zur Staatsreligion erhob, leistete seiner Schwester Constantia einen Eid, ihren Gatten Licinius zu schonen; dieser wurde aber doch erdrosselt! Von dem christlichen König Guntram von Burgund erzählt der fromme Gregor von Tours, daß er ein rechtschaffener Mann und zu jeder Zeit zu Meineiden fähig gewesen war. Als im Jahre 1185 drei Christenkinder bei Wien auf dem Eise einbrachen, beschworen Christen, sie hätten gesehen, wie die Juden sie in's Haus geschleppt und geschlachtet hätten. Nachdem 300 zur Strafe verbrannt worden waren, fand man die Leichen der Kinder in der Donau.

Ueberhaupt widerspricht der christlich-religiöse Eid durchaus der Tendenz des Urchristenthums, wie sie in jenem Spruch Matth. 5, 33 ff. ausgesprochen ist. Aber der „christliche Staat" ist intoleranter als das Urchristenthum. Einst wurde der Breslauer freireligiöse Prediger Hoffrichter eingesperrt und schließlich zur Auswanderung gezwungen, weil er im Eide Gott nicht anrufen wollte. Und wie „unchristlich" einzelne Jesuiten die Institution des Eides behandelt, ist bekannt genug. Der Jesuit Sanchez erfand die berüchtigte Mentalrestriction, um einen Eid zu umgehen. Man könne ruhig schwören, man habe etwas nicht gethan, obgleich man es in Wirklichkeit gethan hat, wenn man heimlich „im Geiste" hinzufüge z. B.: „Ehe ich geboren wurde." Ein Mörder konnte nach Sanchez' Moral schwören, er habe Niemand ermordet, wenn er im Geiste hinzufügte: „Noch ehe ich auf der Welt war!"

Auch die Gegenwart bestätigt es, daß der christliche Eid nicht mehr Werth und Kraft hat, als ein anderer religiöser Eid. Alljährlich werden der deutschen Kriminalstatistik zufolge über 1000 Christen wegen Meineids verurtheilt, und 1890 ließ sich am Schlusse des Elberfelder Geheimbundprozesses der Vorsitzende, Landgerichtsrath Roeren, in seiner Rechtsbelehrung an die Geschworenen wie folgt vernehmen:

„Ich habe in dieser dreitägigen Verhandlung den Eindruck gewonnen, daß das Bewußtsein von der Heiligkeit des Eides und die Achtung vor dem Eide im Volke in schreckniß-erregender Weise schwindet, und daß diese Thatsache uns einen betrübenden Blick in die Zukunft eröffnet."

Niemand wird die christliche Religion für den Meineid eines Christen verantwortlich machen wollen. Der Eid ist eben eine rein weltliche Institution in seiner Entstehung sowohl wie in seinen Zwecken. Man vertieft seine ethische Gewalt nicht, wenn man ihn religiös umkleidet, wohl aber erweitert man seine zwingende Kraft, wenn man die Charaktere der Menschen bildet, d. h. sie ethisch erzieht! Auch Schopenhauer sah die rein ethische Bedeutung des religionslosen Eides ein, denn er behauptet, es „könnte sogar Einer, der sich zu keiner Religion bekennt, sehr wohl zum Eide gelassen werden."

Daß der Staat den religiösen Eid begünstigt, liegt in der Natur seiner Machtsphäre und in seinem geheimen Bündniß mit der herrschenden Kirche. Er ist in vielen Fällen von der Wahrheitsliebe seiner Unterthanen abhängig, er besitzt aber nicht die Macht, auf dieses Gebiet des inneren Menschen einwirken zu können. Durch Strafen kann er einen des Meineids Ueberführten wohl empfindlich treffen, durch Strafen andere vor einem Meineide abschrecken, aber die innere Gewähr für die Wahrheit eines Eides besitzt er nicht. Deshalb ist ihm die Religion und die Idee der Vergeltung im Jenseits ein wirkungsvolles Mittel zur Beherrschung der Sphäre des inneren Menschen. Der religiöse Eid ist ihm nur Mittel zum Zweck. Bietet man einem zukünftigen Staate die Gewähr, daß die ethische Erziehung des Menschengeschlechtes den religiösen Eid überflüssig machen wird, so wird er ihn ohne Weiteres fallen lassen. Der Staat bedarf nur der Wahrheitsliebe des Einzelnen — wer ihm diese am reinsten überliefert, ob Religion, Confession oder Ethik, ist ihm völlig gleichgültig.

Den heidnischen Ursprung des Eides haben Kant und Fichte auch klar erkannt, und verführt durch den antireligiösen Charakter der Aufklärungsepoche scharf verurtheilt.

Kant ist ein heftiger Gegner des Eides, weil seine Wirkung im Aberglauben beruhe, ebenso Fichte, der ihn für „einen der moralischen Religion völlig widerstreitenden Aberglauben" ansieht. Beide haben aber die ethische Kraft verkannt, die in ihm schlummert, eine ethische Kraft, die den Eid immer mehr aus dem Machtbereich der Kirche verdrängt und ihn in die reale Sphäre des Staates rückt. Denn der Eid ist ein Ausfluß der ethischen Kraft der menschlichen Seele, nicht der religiösen. Darum ist nicht recht klar, warum die christliche Kirche auf einer christlichen Eidesformel besteht. Ein Charakter hält seinen Eid, auch wenn er religionslos ist, und ein kirchlich gesinnter Mensch bricht ihn, wenn er kein Charakter ist. Der Eid bedarf zur Aufrechterhaltung seiner Würde und seines Werthes der ethischen Kraft des Menschen, nicht seiner Zugehörigkeit zu irgend einer Kirche. Seit dem Jahre 1889 begnügt sich ja auch das preußische Kriegsministerium Seitens der mennonitischen Soldaten mit einem Handschlag. Und ein Handschlag ist die Concretisirung eines ethischen, nicht eines kirchlichen Gefühls! Es gibt einen ethischen Handschlag, aber keinen christlichen, jüdischen ꝛc.

In der Schweiz wie in Italien und England begnügt man sich unter Umständen auch schon mit einer Aussage auf Ehre und Gewissen, in Italien heißt es einfach: „Ich schwöre", ohne Anrufung eines transmundanen Wesens, in Frankreich gilt das religionslose: „Ich schwöre es", und bei den Quäkern läßt man schon das einfache feierliche Ja und Nein gelten. Auch das deutsche und österreichische Reichsstrafgesetzbuch geben versteckt zu, daß der Eid nicht eine religiöse, sondern eine ethische Institution ist. Während noch das sächsische und thüringische Strafgesetzbuch den Meineid als Religionsverbrechen ansehen und bestrafen, hat das deutsche Reichsstrafgesetzbuch den Meineid von den Vergehen gegen die Religion getrennt, und ihn den Vergehen gegen Staat und öffentliche Ordnung beigesellt. Im österreichischen Strafgesetzbuch gilt der Meineid geradezu als Betrug.

All das sind kleine Erfolge, welche eine nach ethischen Grundsätzen handelnde Staatsraison der Kirche im Kampfe um den Eid abgerungen hat. Der Staat kämpft eben nur um ein Terrain in der menschlichen Seele, das vor Entstehen des Christenthums längst sein Eigenthum gewesen ist.

# Literatur und Kunst.

## Leute von heute.

Wie ihr es auf der Bühne zeigt,
Voll Thatenschwung und Schimmer,
Das Leben, ach, in unsrer Zeit,
So findet ihr es nimmer.

Wo schlägt noch Liebe stark und kühn
Hoch auf in wilden Flammen?
Wo bricht im Streite für sein Recht
Ein wunder Held zusammen?

Kein Jauchzen mehr, kein Klagen auch
Aus tief durchhärmtem Herzen;
Stumm ist die Welt, als kennte sie
Selbst Noth nicht mehr und Schmerzen.

Das macht: sie lernte längst ihr Glück
Und stumm ihr Leid zu tragen;
Zu jubeln laut, das ist nicht fein,
Nicht fein auch, laut zu klagen.

Und Kämpfer sein, ach, welch' ein Thor!
Bald wirst Du schon erliegen.
Zu kämpfen, sprich, was hilft es Dir?
Mußt ducken Dich und biegen.

Kannst denken ja, was Dir beliebt,
Nur nicht gleich schrei'n und lärmen.
Wer wird für Wahrheit, Liebe, Recht
Und Freiheit auch noch schwärmen?

Das schafft kein Brot, das glaube mir.
Nein, Klugheit nur Dich leite.
Und schweig! — ob auch das Herz Dir bricht,
Sonst drück Dich still bei Seite.

Vorbei, erhabnes Glück und Leid!
Doch hältst Du still zu lauschen,
Dann hört Dein Ohr gar seltnen Ton,
Wie eines Stromes Rauschen.

Das klingt so traurig, dumpf und trüb
Tief unter Dir zu Füßen.
Du stehst und kennst der Wogen nicht
Geheimnißbanges Grüßen? —

Das ist der Strom, drein heimlich stets
Viel tausend Thränen rinnen,
Und all' der wunden Herzen Blut,
Die führt er sacht von hinnen.

Rudolf Dreydorff.

## Erinnerungen an Anastasius Grün.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Es war kurz nach dem Kriege von 1859, als ich den Grafen Anton Auersperg das erste Mal in der Buchhandlung von Wiesner in der Herrengasse zu Graz begegnete. Da er wenig in der Stadt verkehrte und auch in den Alleen des damaligen Glacis ein seltener Gast war, so hatte ich absolut keine Ahnung, wen ich vor mir hatte. Wenn er nicht die Brille getragen hätte, wäre er von mir wahrscheinlich als ein pensionirter höherer Militär taxirt worden. Da aber damals noch das bewaffnete Auge in unserer Armee verpönt war, und selbst unsere alten Soldaten Brille und Pincenez als etwas Unmännliches und Unerlaubtes ansahen, so nahm ich ihn für einen verabschiedeten Staatsbeamten von hohem Range. Auersperg hatte nichts von einem Dichter, wie man sich ihn damals vorstellte, und noch weniger von einem Aristokraten an sich. Auf seiner hohen, schlanken Gestalt saß ein verhältnißmäßig kleiner Kopf, dessen hervorstechende Züge ein scharfer Geist und ein starker Wille waren. Jede Art von Phantasterei lag diesem ruhigen, festen, besonnenen Antlitz fern; auch nicht allzu viel Empfindung sprach aus demselben, eher konnte man um die klugen, scharfblickenden Augen einen spöttischen Zug entdecken.

Wiesner hatte damals in Graz die ersten Farbendruckbilder eingeführt. Vor einem derselben stand Graf Auersperg jetzt und betrachtete es mit einem humorvollen Lächeln. Es stellte einen Esel dar, ein wahres Prachtexemplar von einem selbstzufriedenen, von den Leiden und Sorgen des irdischen Jammerthales vollkommen unberührten Langohr.

„Senden Sie mir dieses Bild," sagte Auersperg zu dem Buchhändler, „ich werde es über meinen Schreibtisch hängen. Man kann sich allerlei dabei denken, und das thut einem in diesen Zeitläufen wohl."

Nachdem der Buchhändler sich tief vor dem Grafen verneigt hatte, holte er rasch ein anderes kleines Bildchen herbei, einen Holzschnitt, Schiller in Karlsbad auf einem Esel reitend, und zeigte es Auersperg. Dieser lächelte wieder, und sprach: „Eine große Ausnahme von der Regel, das Genie zwingt leichter das Streitroß des Feldherrn, oder den Pegasus, als den Langohr. Wenn dies jedem so gelänge wie unserem Schiller, dann würde unsere Welt ganz anders aussehen."

Als der Graf den Buchladen verlassen hatte, flüsterte Wiesner: „Wissen Sie, wer das war? — Graf Anton Auersperg — Anastasius Grün."

„Anastasius Grün!" wiederholte ich und stürzte mit jugendlicher Begeisterung auf die Straße hinaus, um dem Dichter nachzublicken, den ich so hoch verehrte; und sah noch lange der hohen Gestalt nach, welche in gerader, fast steifer Haltung und mit gemessenem Schritt die Straße hinab ging. Ein Vetter von mir hatte mir, als ich noch ein Knabe war, lange vor den Märztagen des Jahres 1848, Einzelnes aus den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" vorgelesen. Später, als ich in das Obergymnasium kam, verschlang ich die Dichtungen Anastasius Grün's und wußte Manches aus denselben auswendig. Ich konnte mich kaum über das Glück fassen, den Dichter „des letzten Ritter", des „Schutt", des „Pfaffen vom Kahlenberg" und der „Nibelungen im Frack" in eigner Person gesehen zu haben. Die damalige Jugend war noch naiv, warm und begeistert, und konnte sich mit ganzem Herzen großen Ideen und Empfindungen und großen Menschen hingeben. Jener Neid, der heutzutage schon in jedem Quartanerherzen wühlt, jene Blasirtheit, mit welcher der jüngste Fähnrich auf weibliche Reize und Tugenden herabblickt, war uns damals ebenso fremd, wie die Sucht zu kriteln, zu witzeln und alles Erhabene herabzusetzen. Ich nahm es Anastasius Grün in keiner Weise übel, daß er statt mir, die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" gedichtet hatte, und bedauerte nur, daß ich nicht geahnt hatte, in wessen Nähe mich ein glücklicher Zufall geführt, und mir die herrliche Begegnung so wenig zu Nutzen gemacht hatte. Als Graf Auersperg um die Ecke verschwunden war, kehrte

ich in die Buchhandlung zurück und kaufte gleichfalls den Esel, welcher den Beifall des muthigen Vorkämpfers für Freiheit und Aufklärung gefunden hatte.

Monate vergingen, ohne daß ich Gelegenheit hatte, Anastasius Grün wiederum zu begegnen, endlich fügte es aber ein glücklicher Zufall, daß ich ihn eines Tages an einem wunderschönen Herbstnachmittag im Weingelände des Grazer Schloßberges antraf. Er saß auf einer Bank am Felsenabhang unter dem grünen Rebendach, aus dem blaue und goldige Trauben herabhingen, und blickte durch eine Art Fenster, das in die grüne Wand geschnitten war, hinaus in das sonnige, von der fröhlichen Mur durchzogene Thal, hinüber zu den grünen, freundlichen Bergen. Ich hätte es um nichts in der Welt zu Stande gebracht, ihm gegenüber fremd zu thun, aber ebenso wenig fand ich den Muth, mich ihm vorzustellen. Ich grüßte ihn ehrerbietig und war bereits einige Schritte an ihm vorübergegangen, als er meinen Namen rief. Sofort kehrte ich um und stand jetzt mit klopfendem Herzen vor ihm, während er mich freundlich, aber gelassen einlud, mich zu ihm zu setzen. Ich nahm an der Ecke Platz, in respectvoller Entfernung von ihm, während er sich offenbar über meine Schüchternheit amüsirte. Er fand jedoch sofort den Schlüssel zu meinem Herzen, indem er von meinem ersten, im Herbst 1857 erschienenen Roman, „Eine galizische Geschichte 1846," zu sprechen begann, denn was kann einen jungen Autor glücklicher machen, als wenn eine große literarische Persönlichkeit von ihm und seinem ersten bescheidenen Versuch Kenntniß hat.

„Ich bin durch die Kritik von Hieronymus Lorm in der Wiener Zeitung auf Ihr Buch aufmerksam geworden," sagte Anastasius Grün immer wohlwollend und lächelnd. „Er hat recht, wenn er Ihnen Talent zuspricht, aber Sie müssen vor allem deutsch schreiben lernen. Es ist nur in Deutschland möglich, daß ein solches Buch überhaupt gedruckt werden konnte, in Frankreich, wo die strenge Zucht der Akademie der Literatur zu Statten kommt, wäre das undenkbar gewesen ... Noch eines hat mich an der Geschichte interessirt, ihr jugendlicher Patriotismus. Glauben Sie heute noch an den Beruf und an die Zukunft Oesterreichs?"

„Heute erst recht," gab ich bescheiden zur Antwort. „Sind Sie nicht auch der Ansicht, Herr Graf, daß die Niederlage, die wir erlitten haben, heilsame Folgen in Bezug auf unsere inneren Zustände haben wird?"

„Es ist allerdings eine historische Thatsache," sprach Anastasius Grün, „daß ähnliche Katastrophen im Staatsleben fast immer eine Wendung zum Fortschritt bedeutet haben. Den Kriegen mit Friedrich dem Großen folgte die Zeit der großen Reformen in Oesterreich unter Maria Theresia und Joseph dem Zweiten. Welchen Aufschwung haben Preußen nach Jena und Frankreich nach dem Sturze Napoleons genommen? Aber in Bezug auf unser Oesterreich von heute bin ich ziemlich skeptisch. Es ist unstreitig ein ungesundes Staatswesen, in dem wir leben. Daß es nur durch Heirathen seiner Fürsten zusammengebracht worden ist, entspricht allerdings nicht den Thatsachen. Die kleinen Völker und Völkerbruchtheile an der Donau und in den Alpen mußten sich früher oder später zusammenschließen, um erst den Einfällen der Hunnen, dann jenen der Mongolen und Türken Widerstand leisten zu können, aber heute, wo der Geist der Selbständigkeit in allen diesen Nationalitäten, welche Oesterreich bilden, erwacht ist, kommen sie mir wie die zu ewiger Qual aneinander geketteten Verdammten in Dante's Hölle vor. Durch gemeinsame Interessen gezwungen, müssen sie beisammen bleiben und möchten doch am liebsten nach allen Weltgegenden auseinander laufen. Wir haben unsere Zeit versäumt. Im vorigen Jahrhundert wäre es noch möglich gewesen, alle diese Völkerstämme zu germanisiren. Joseph der Zweite hätte es zu Stande gebracht, wenn sein Feuergeist ihn nicht fortgerissen hätte, Alles zu gleicher Zeit zu unternehmen; vielleicht hätte er trotzdem über alle Hindernisse gesiegt, wenn er den Kampf gegen die katholische Kirche unterlassen hätte. Ihm erging es wie jedem, der an dieses noli me tangere gewaltsam Hand anlegt. Die Jesuiten haben Ungarn gegen ihn aufgehetzt und sein glorreiches Leben nur zu sehr abgekürzt."

„Ich möchte wieder glauben," bemerkte ich schüchtern, „daß Oesterreich unter einer weisen und freisinnigen Regierung die widerstrebenden Völkerschaften, die in seinen Grenzen wohnen, friedlich einigen, und ein Vorbild jener Verbrüderung der Völker schaffen könnte, der Europa trotz allen nationalen Hasses und aller Kämpfe doch entgegen geht, entgegen gehen muß."

„Das wäre möglich," entgegnete Graf Auersperg, „wenn nicht jeder unserer Volksstämme einen starken Magnet außerhalb unserer Grenzen hätte, Deutschland, Rußland, Italien. Das letztere beginnt seine Anziehungskraft bereits zu üben und was da unten geschehen ist, sieht fast wie der Anfang eines Zersetzungsprozesses aus. Gebe Gott, daß ich mich täusche ..."

„Aber die Schweiz —"

„Die Schweiz," sprach Anastasius Grün mit einem feinen Lächeln, „ist eine Republik; damit ist Alles gesagt. Es ist sehr begreiflich, daß die Bürger dieses Landes, mögen sie Deutsche, Franzosen oder Italiener sein, sich ebenso wenig nach dem französischen Demimonde-Kaiserthum, als nach den dreißig Vaterländern des deutschen Michel oder dem schönen Schnurrbart Victor Emanuels sehnen. Ich möchte glauben, daß es im zwanzigsten Jahrhundert nur noch drei große Staaten in Europa geben wird, einen romanischen, einen germanischen und einen slavischen ... Das Prinzip der Nationalitäten, das Napoleon aufgestellt hat, ist ein zweites Ei des Columbus. Sobald jede Rasse hat, was ihr gehört, sobald an die Stelle der durch kurzsichtige Diplomaten geschaffenen politischen Grenzen die natürlichen Sprachgrenzen getreten sind, müssen die Kriege aufhören. Dann erst ist an einen ungetrübten Frieden, an eine ruhige, fortschreitende und freiheitliche Entwickelung, wenn nicht der Menschheit, so doch Europas zu denken" ...

Ein anderes Mal traf ich Anastasius Grün im botanischen Garten des Johanneums. Diesmal saß ich auf einer Bank und las, und er stand plötzlich vor mir und sprach mich an. Er fragte nach dem Buche, das ich in der Hand hielt, und als ich es ihm reichte, sprach er: „Goethe's Gedichte — Sie haben Recht, sich an den Alten zu halten, es kommt nichts Besseres nach. Ich muß gestehen, daß ich im Laufe der Jahre begriffstützig geworden bin, ich verstehe die heutige Kunst einfach nicht. Die Tannhäuser Ouvertüre erinnert mich ungleich mehr an die Katzenmusiken, wie sie im Jahre 1848 üblich waren, als an das, was wir an Mozart und Beethoven als Musik zu verstehen gelernt haben. Die heutige Malerei! — haben Sie vielleicht auf irgend einer Ausstellung das Bild von Gallait: Egmont und Hoorn auf dem Paradebett gesehen? Wozu malt man solche Dinge, denen man im Leben gerne aus dem Wege geht? Welcher Mensch, der nicht eine zweibeinige Bestie ist, wird sich in Wirklichkeit einen Gehängten, oder einen Enthaupteten ansehen? — Die heutige Literatur scheint mir denselben Weg zu gehen. Ich möchte glauben, daß Pegasus sich im Pflug noch immer besser befunden hat, als vor dem Lastwagen eines Großkaufmannes. Was ist dieser vielgerühmte Roman von Gustav Freytag, „Soll und Haben", anderes, als der Uebergang zur Prosa, zur nüchternen Wirklichkeit, wenn auch in demselben die Poesie noch hier und da durchbricht. Mir ist die gelbe Katze lieber, als alle seine Handlungsgehülfen sammt ihrem biederen Prinzipal. Unlängst habe ich eine Erzählung von einem russischen Schriftsteller (wahrscheinlich Turgenjew) in der „Revue des deux Mondes" gelesen, das Ganze macht mir den Eindruck erlebt zu sein, es ist mehr ein ausführliches Tagebuchblatt, als eine Geschichte, und beweist mir, daß auch die Literatur auf das Wirkliche zusteuert, und da dieses meist häßlich ist, auf das Häßliche. Ich meine, die Kunst müßte das Schöne geben, das im Leben selten ist, müßte uns in eine Welt einführen, in der wir uns erheben und erfrischen können. Sie werden es noch erleben, daß die Photographie die Malerei verdrängt und das Journal die Literatur."

Ein glücklicher Zufall führte mich eines Tages auch mit der Gemahlin des Grafen Anton Auersperg zusammen. Ich traf sie bei dem greisen Landeshauptmann der Steiermark, dem hochgebildeten, kunstsinnigen Grafen Athems, zu dem mich mein

Vater, der mit ihm befreundet war, mit irgend einer Botschaft gesendet hatte. Der liebenswürdige alte Herr hatte eben ein Bild gekauft, offenbar das Werk eines niederländischen Meisters und das Gespräch, das sich über dasselbe entspann, gab mir Gelegenheit auch eine geistige Silhouette der Gräfin Auersperg zu gewinnen. Dieselbe war keine Schönheit, aber immerhin eine noch hübsche, stattliche Frau, mit dem klugen Blick und den angenehmen Manieren ihres Vaters. Im Uebrigen war sie ganz und gar nicht das, was man sich unter einer großen Dame vorstellt. Sie hatte etwas Schlichtes, fast Bürgerliches an sich. Die Bemerkungen, welche sie machte, waren durchaus zutreffend. Sie gebrauchte keine Phrasen, sondern hatte ihr eigenes, persönliches Urtheil; Alles in Allem machte sie den Eindruck einer mehr verständigen, als geistvollen, mehr willensstarken, als gemüthstiefen Frau. Dem Bilde, das ich mir von der Frau eines Dichters gemacht hatte, entsprach sie durchaus nicht, trotzdem lebte Graf Anton von Auersperg mit ihr in guter, tadelloser Ehe.

Freilich, die bösen Zungen jener Gesellschaft, welche sich mit unbewußter Selbstironie die gute nennt, entblödeten sich nicht, ihr Gift auch auf den edlen Dichter und Staatsmann und dessen Lebensgefährtin zu spritzen. Sie zischelten an Boccaccio's Novellen erinnernde Geschichten von einem Cicisbeo der stolzen, üppigen Gräfin und dabei machte ein boshaftes bon-mot die Runde: Zur Strafe dafür, daß Graf Auersperg so lange Zeit seine Kinder unter fremdem Namen erscheinen ließ, muß er jetzt fremde Kinder unter seinen Namen erscheinen lassen.

Diese haltlose, erbärmliche Verleumdung entsprang nur aus dem Haß der klerikalen Aristokratie Oesterreichs gegen ihren liberalen geistesfreien Standesgenossen.

Der Sohn Anastasius Grün's war ein guter, verständiger Junge, hatte aber leider weder das Talent, noch die Geistesrichtung seines Vaters geerbt. Er endete eines Tages durch einen Sturz vom Pferde.

---

## Von den diesjährigen Pariser Salons.

Von Ernst Zimmermann.

II.

Gleich Pendelschwingungen schlagen die Aeußerungen der Fortentwickelung menschlicher Cultur bald rechts, bald links aus, rastlos im ewigen Widerspiel; gleich jenen treiben sie, sich gegenseitig vernichtend, dennoch das Uhrwerk, hier der Weltgeschichte, sichtbar weiter. Bei beiden würde der todte Punkt ewiger Stillstand bedeuten.

So darf man sich denn nicht wundern, wenn auf die Zeit der Aeußerlichkeit die einer tief sein wollenden Innerlichkeit folgt, wenn nun den krassen, an der Erdscholle klebenden Naturalismus gleichsam sein Gegentheil, der sich vom Boden lösende Mysticismus ablöst, der Seele und Geist in nebelgraue Ferne entführt. Die französische Malerei ist thatsächlich an diesem Punkte angelangt, getragen von dem Strome der Zeit, der sich in dem geistigen Leben und seinen Aeußerungen, namentlich auf dem linken Ufer der Seine bereits früher deutlich bemerkbar gemacht hat, hinübergezogen durch die ewige Sehnsucht des immer leicht blasirten Menschen zum Gegentheil des lange Bestehenden.

Nichts konnte der Malerei gelegener kommen als diese neue Wendung der Anschauung. Durch die besondere Eigenart ihres Colorismus, den der Realismus erzeugte, zu nebelhaften Farbenstimmungen, zu unklaren Naturausdrücken hingeführt, durch seine Willkür, die er dem Menschen läßt, zur freieren Bethätigung seines eigenen Ichs ermuntert und lechzend nach einem neuen Tummelplatz für höhere Kunstentfaltung, da alle großen Kunstgebiete durch die Anschauungen der Zeit verpönt waren, fand sie hier einen Stoffkreis, über den lange kein Kritiker, kein Aesthetiker sein abfälliges Urtheil gesprochen, und auf dem sich doch alle diese drei Dinge lustig bethätigen konnten. Schon in den vorjährigen Salons konnte man diese Beobachtungen machen; die diesjährigen zeigen, daß man in dieser neuen Erscheinung nicht eine bloße Laune der französischen Kunst, sondern einer aus psychologischer Nothwendigkeit neuentstandenen Phase zu erblicken hat.

Hier einige ausgesuchte Beispiele dieses Neumysticismus aus den diesjährigen Ausstellungen, die sein Wesen und Wollen klarlegen werden. Zunächst aus jener Klasse, die man als Naturmysticismus bezeichnen kann. Verwandt ihrem Grundgedanken nach mit Böcklin'schen Phantasien, unterscheiden sie sich aber von den Werken dieses stets concret schaffenden Meisters gerade durch das, was ihr eigentlich Neues ausmacht, durch das Unbestimmte, Abstrakte ihrer Erfindung und Erscheinung.

Im Morgenduft auf blumigen Wiesen tummeln sich nackte Mädchen in einem Bilde Sala's, das sich „Der Thau" nennt; sie trinken den Honig aus den Blüthen, räkeln sich im feuchten Grase, tanzen und fliegen in lustigem Reigen und verlieren sich endlich in nebliger Ferne, so das sanft wiederanhebende Leben des Morgens symbolisirend. Nackte Mädchen, im duftigen Walde in mannigfachen Stellungen zeigt ferner Lamy in seinem „Lande der Blumen", solche im Mondschein umherirrend auf einer wiederum duftigen Wiese Destrem in seinem Werk „les prairies d'Asphodèles". Nebelhafte Gestalten in fließenden weißen Gewändern schweben durch eine Herbstlandschaft, die Lagarde les voïx du crépuscule nennt, leicht verschleierte Mädchen streuen in Mangeant's vision de printemps Blumen, während sie in der Legende Demont's im Mondschein über Felder wandern. Mystik in ganz anderem Sinne gibt Picard: das Räthsel des Weibes, die Seele des Weibes scheinen seine seltsamen Frauengestalten anzudeuten, jene sphinxartigen Geschöpfe mit den bleichen, schmalen Gesichtern, den matten gläsernen Augen, die seltsam fragend darein blicken. Je nachdem sie sich benehmen, oder nach der Art ihrer Attribute sind sie sphinge, sommeil, Stella, vision du soir, Mimosa, Ligeia oder auch gar nicht getauft. Dieses Mal ward er auch Landschaftsmystiker, der aus der Natur nicht das Gewöhnliche, sondern das Seltene und Seltsame, des Phänomen aufnimmt: das Stück eines Regenbogens am Himmel und eine dunkle Wolke am nächtlichen Himmel, die einem riesigen Pferdekopfe gleicht. Nichts weiter sind Bilder dieser Richtung als Spielereien mit der Natur, auf die nur eine wahrhaft kindliche oder kindische Kunst verfällt.

Schließlich streift die Mystik bereits das Gebiet des Religiösen. Hier kommt es zur Vision, wie sie kein Volk so treffend, wie die Spanier darzustellen wußten. Der Abend des sechsten Tages nennt sich ein Werk von Gutherz, in welchem dem ersten Menschenpaar die Vision des thronenden, von Engelmyriaden umringten Schöpfers, wie ein sich fixirendes Nebelbild aufgeht. Aehnlich erscheint in Bisson's tristesse de la vierge der Jungfrau vorahnend der gekreuzigte Christus. Zweimal wird die Legende von den Marienfäden zu verwandten Effecten benutzt. Schließlich läßt Bondoux Christus durchsichtig verklärt, wie Glas, in eine Krankenstube tröstend treten — je suis la résurrection et la vie, nennt er sein Werk — während in Boggio's souvenir in einer unruhig beleuchteten Stube ein Weib einem in Gedanken völlig versunkenen Manne entgegenschwebt.

Mannigfach greift diese neue Mystik, namentlich, wo es sich um die Naturſymbolik handelt, in ein anderes großes Kunstgebiet hinüber, das, da es nun schon seit Generationen der französischen Kunst angehört und hier sich so breit macht, wie nirgend sonst, weder jetzt, noch irgend einmal früher, als ein spezifisch französisches betrachtet werden muß: in das Gebiet des Nackten. Ja nur, weil diese Mystik ihm eine neue Daseinsberechtigung verleiht und ein bequemes und weites Tummelfeld verheißt, erklärt sich ihre schnelle Verbreitung. Man weiß ja, und wer es noch nicht wußte, dem lehrten es die jüngsten Vorgänge in Paris, welch eine Bedeutung das Element der reinen Sinnlichkeit, das in dem Cultus des Nackten seinen

vollsten Ausdruck findet, in der Gefühls- und Gedankenwelt des modernen Parisers spielt. Was bei uns von Nord bis Süd einen wahren Sturm der Entrüstung entfesseln würde, das wird hier weit und breit geduldet, weil einer so schuldig ist, wie der andere, und einer dem anderen darum nichts vorzuwerfen hat. Unter dem Schutzmantel conventionellen, gegenseitigen Entschuldigens hat sich so das Nackte auch sein Gebiet in der Kunst erobert; freilich nicht zu dem Zwecke, sich in den Dienst einer gröberen Sinnlichkeit zu stellen — wenn es auch durch die jährlich erscheinende Brochure: le nu au salon dazu ohne sein Wollen mißbraucht wird —, vielmehr um das künstlerisch nachzuschaffen, was, so lange es eine Kunst gab, immer als das vollendetste Erzeugniß der Natur galt, den menschlichen Körper. Man verzeiht dabei dem Künstler gern, wenn er einmal zu weit geht. Die Kunst leidet darunter nicht dauernd und auch nicht die Menschen.

Es ist noch nicht lange her, da war diese Freude an der Schönheit des menschlichen Körpers allein die Ursache, die zu seiner Wiedergabe trieb. Anfangs gefiel der Reiz seiner Formen, dann seine Farbe, das Leuchten des Fleisches. Auf Ingres, der erstere Art begründete, besser gesagt, wieder begründete, folgten Cabanel, Baudry, Gérome u. A., die, wie es die diesjährigen Salons wieder zeigten, in Henner, Duran, Carriere-Bellense noch recht lebenskräftige Nachfolger gefunden haben. Rubens'sche Leuchtkraft suchen sie dem Fleische zu geben, sie stimmen durch Atelierbeleuchtung die Schatten tiefer, die Lichter heller. Die neueste Richtung, ausgehend von der einst so unglaublich verketzerten Olympia Manet's haßt solche Kniffe. Naturalistisch, wie sie ist, will sie den Körper, das Fleisch malen, wie es ist, ohne Abrundung, ohne Schatten und ohne Lichter; aber sie greift vielfach, wo es sich nicht lediglich um Acte, also Studien ohne Selbstzweck handelt, zu neuen Kniffen, um den Vorwurf künstlerisch pikanter zu machen. Auch hier wieder auf der Suche nach Problemen, erklärt sie den Körper mannigfach, ja in der Regel zum Versuchsobjecte, zum Probirstein für eigenartige coloristische Erscheinungen, die mit dem Menschen selber nichts zu thun haben, vielmehr in seiner zufälligen Umgebung zu suchen sind. Man liebt es, einen Körper, der also, frei von aller Verbesserung, absolut individuell ist, in eine bestimmte Beleuchtung zu stellen und Lichtton und Reflexen auszusetzen, die auf seiner Oberfläche ein mannigfaches Spiel beginnen. Es ist noch nichts besonderes, wenn in Dinet's clair de lune Mädchen und Kinder im intensiv bläulichen Mondschein des Orients sich baden und, umfluthet von dem bläulichen Lichte, selber eine derartige Hautfarbe erhalten, oder wenn Bréanté ein nacktes Mädchen in der Schlafstube vom bleichen Morgenlicht umspielen läßt, das stark gedämpft durch die Vorhänge eines Fensters hereindringt. Aber seltsam wird es, wenn der immer experimentirende Alex. Harrison sein weibliches Modell mit hinaus nimmt an den Rand eines Teiches, hier es gegen das letzte Tageslicht am Himmel aufpflanzt und dieses dann von der Rückseite aus mit seinen braunen Schattentönen voller Bravour auf die Leinwand setzt. Am beliebtesten aber ist es den Menschen — nicht bloß den entkleideten — unter ein grelles zusammenhängendes oder durch Blätter und Zweige zersplittertes Sonnenlicht zu stellen, um so dem Fleische so schroff als irgend möglich Licht- und Reflexflecken aufzusetzen. Mit vielem Behagen werden dann dabei die blauen und violetten Schatten, die gelben, grünen und rothen Lichter und Reflexe studirt, mit größter Ungenirtheit in der Freude des Entdeckens dann ihre Wiedergabe übertrieben. Hier ist bekanntlich viel gesündigt worden, aber auch manches Reizvolle zu Stande gekommen. Eine maßlose Uebertreibung wies auch dies Mal die Exposition auf: Eliot's Zephir und Flora, ein Brillantfeuerwerk, eine Orgie in roth, blau und grün, anscheinend das Bild eines Wahnsinnigen und doch, wie andere Werke von ihm zeigen, eines ganz fähigen Künstlers. Ein vollendetes Bild dieser Art zeigte dagegen die Exposition des vergangenen Jahres, Fourié's sous les branches, ein nacktes, heiter lächelndes Weib, das auf dem Rücken sich unter den großen Blättern eines tiefhängenden Zweiges räkelt, umspielt von zahllosen Sonnenscheinfleckchen. In seinem à travers les bois, dem diesjährigen Werke, in dem Männer, Weiber und Kinder, fast alle nackt, aus einem dichten, von Sonnenstrahlen durchdrungenen Gebüsch herauskommen, war er dagegen weniger glücklich.

Dem Nackten zur Liebe wagt der moderne Maler hier alles; er wird selbst inconsequent und geht, im Suchen nach erlaubten Vorwürfen bis — in die verschrieene Antike wieder zurück. Hier holt er sich seine keusche Diana, die Lieblingsnudität der ganzen französischen Kunst, hier seine Baechantinnen, Nymphen und Amazonen; dann kramt er aus seinem Gedächtniß Lafontainische Fabeln aus und stellt in freier Uebertragung la Cigale, le Rossignol und la Fourmi als nackte Mädchen dar. In dem modernen Leben aber ist für ihn nichts so dankbar, wie das Bad, und zahllos sind daher diejenigen, die baden wollen, baden und gebadet haben; dann die Toilette, bei der, um keine Seite dem Beschauer vorzuenthalten, fast nie der Spiegel fehlt; schließlich der Schlaf. Bedeutsam aber ist es, daß die französische Malerei fast nur dem weiblich Nackten ihre Aufmerksamkeit zuwendet.

Von diesem großen Gebiet der französischen Malerei gelangt man von selbst zur Plastik, in der das Nackte zum eigentlichen Inhalt wird. Mannigfach finden sich hier zwischen beiden Berührungspunkte, z. B. in der Art, wie sie ihre Vorwürfe suchen gehen. Da bewegt man sich in denselben Sphären. Aber dem gegenüber stehen doch große Contraste. Zunächst muß es bemerkt werden, daß die französische Skulptur der Malerei fast immer um Jahrzehnte nachhinkt, daß sie oft mit etwas Neuem beginnt, wenn dies in der Malerei bereits wieder veraltet. So ist es denn nicht eben verwunderbar, wenn augenblicklich hier in der Wiedergabe des menschlichen Körpers noch ein ausschließlicher, ostentativer Schönheitscultus herrscht, der, so viel es nöthig ist, vom Individuellen absieht, wie es in der Malerei schon lange nicht mehr möglich ist. Der eigentliche krasse Naturalismus scheint erst vor wenig Jahren hier begonnen zu haben und beherrscht augenblicklich erst die Skulpturenabtheilung der Exposition, ohne die alte Plastik des Salons schon erschüttert zu haben. Dann ist es bedeutsam — und der Grund liegt zum großen Theil in dem Wesen der männlichen Körperschönheit, daß im Gegensatz zur Malerei neben dem nackten Weibe auch der nackte Mann seinen Platz behauptet. Ja, selbst den Knaben, den Jüngling mit seinen noch etwas herberen Formen, weniger das runde, weiche Kind liebt diese Phase der französischen Skulptur, die sich an dem Reichthum der italienischen Renaissance-Plastik gesund gebadet, wie einst diese an den spärlichen Resten der Antike. Ausdruck und Seele dabei darzustellen liegt ihr ferner. Sie geht vor Allem auf die Wiedergabe des rein sinnlich Schönen aus und findet dieses bei dem Weibe in dem Liebreiz der Formen und der Zartheit des Fleisches, bei dem Manne in dem kraftvollen Bau des Körpers, bei dem Knaben in den verheißungsvollen, noch nicht ausgereiften Formen.

Merkwürdig ist, wie sich namentlich bei der Darstellung des Weibes, das doch auch hier den Löwenantheil an sich reißt, größere Kategorien unterscheiden lassen, die zu Typen werden. Zunächst könnte man vom verhüllten und enthüllten Nackten reden. Jeder Salon zeigt Werke, in denen der nackte Körper so umkleidet ist, daß dennoch alle Formen deutlich sichtbar werden. Man verzichtet dann nur auf die Oberflächenbehandlung des Fleisches, um jene desto deutlicher sprechen zu lassen. In diesem Salon vertraten Tharel's souvenir und Michel's Aurora mit ihrem wie feucht anklebenden Gewande diese Richtung. Beim eigentlich Nackten aber kann man deutlich trennen das aufrecht stehende, das sitzende und das liegende Nackte. Das klingt trivial, weil selbstverständlich, ist aber nichts weniger als das; denn so lange es auch eine Skulptur gibt, hier sind dennoch zum ersten Mal diese drei Posen nicht vereinzelte Zufälligkeiten, sondern typische Erscheinungsformen, die sich seit einigen Jahren immer und immer in der französischen Kunst wiederholen, und bereits zu ihrem festen Bestande gehören. Will der französische Bildhauer die erste der drei anwenden, so braucht er um einen Vorwand nicht verlegen zu sein. Da harret seiner, wie man es schon in diesem einen Jahre sehen

kaum, neben der keuschen Susanne die Buhlerin Plague, neben einer vierge par excellence das lockere Volk der Nymphen und Bacchantinnen, neben Fräulein Diana Frau Venus, dann die Allegorie und die Naturſymbole. Schwieriger wird es bei der zweiten Gattung. Eine Madelaine au réveil von Peene, eine première toilette von Larroux, eine exilée von Caussée, eine Diane surprise von Boucher und eine Eva, die ſich ſchämt, zeigen das Raffinirtere dieſer Vorwürfe, die zugleich einen größeren Seelenausdruck verlangen. Für die letzte Kategorie greift man zum Schlafe, zur Krankheit, zum Tode. Unübertreffliche Werke dieſer Art beſitzt bereits das musée de Luxembourg in Carlès Abel, Peynot's pro patria und Boucher's repos. Dieſes Jahr war dieſe Richtung gut vertreten durch Barcau's Leander, Varenne's fin d'un rêve und Thivier's cauchemar (Alpdrücken). Dieſe Werke alle gehören zum Originellſten, was die Plaſtik unſerer Zeit geſchaffen; ſie hat damit wirklich einen neuen Typus zu Stande gebracht.

Nun aber noch einige Worte vom Naturalismus sans phrase der Neuerer, der in der Expoſition ſich breit macht. In der Rohheit der Formen, die Kraft, oft aber nur die bewußte Verneinung des Schönen bedeuten ſoll, dann in der ſkizzenhaften, unabgerundeten Ausführung, die dem Impreſſionismus entſpricht und in der maleriſchen Conception tritt er zu Tage und ſcheucht überall, wo er auftritt, die Schönheit von dannen. Rodin mag wohl der Hauptführer dieſer neuen Richtung ſein, von der das musée du Luxembourg in ſeinem Adam, ſowie in Turean's l'aveugle et le paralytique bereits recht bezeichnende Werke beſitzt. Im diesjährigen Salon gehörten ihr Hannaux' bûcheron, Moreau's dans la campagne d'Alise, Holwech's la guerre, in der Expoſition Werke Dampt's, Meunier's, Vibert's, Bourdelle's, Claudel's u. A. an, alles Werke, bezeichnend durch die Treue ihrer Wiedergabe und die Häßlichkeit ihrer Vorwürfe. Es iſt wohl keine Frage, daß hier die Zukunft der franzöſiſchen Plaſtik liegt. Dann aber wird man bald Abſchied nehmen müſſen von jenen Heerſchaaren von Schönheiten, die jetzt noch alljährlich in langen Reihen in den Salons einziehen und allen Laien den Kunſtgenuß gar ſehr erleichtern.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der hellgraue Radmantel.

Nach dem Amerikaniſchen von M. Grabi.

(Schluß.)

II.

Hat man eine lichtſcheue That zu vollbringen, ſo gibt es kein beſſeres Werkzeug dafür, als einen Mongolen. Dieſer betrachtet eine ſolche Sache ganz vom geſchäftlichen Standpunkt aus, iſt ſie einmal geſchehen und das Geld dafür bezahlt, ſo hält er unverbrüchliches Schweigen. Ein Weißer würde ſich in demſelben Falle verſucht fühlen, durch Drohungen noch mehr zu erpreſſen, ja er könnte unter Umſtänden geradezu zum Angeber werden. Der Chineſe niemals.

Mr. Keenland hatte ſolch eine düſtere That erſonnen. Eine wilde Leidenſchaft für ſeine erſte Frau hielt ihn gefangen, und Tag und Nacht brütete er darüber, wie er ſie wieder gewinnen konnte. Er ſann und ſann, ſchmiedete Pläne und verwarf ſie wieder, bis er zuletzt halb wahnſinnig war vor Unruhe und inneren Folterqualen. Wahrlich, Helene hätte keine fürchterlichere Rache erſinnen können! Jeden Tag mußte er ſie ſehen, mit ihr reden, an einem Tiſche mit ihr eſſen, und doch wußte er, daß eine unüberſteigliche Wand zwiſchen ihnen ſtand, eine Wand, die er ſelber in Thorheit und Verblendung aufgerichtet hatte. Ach, wie er jetzt den Dämon Gold verwünſchte, der ihn gelockt! Wie er ſein ſchöne, liebenswerthe Harriet haßte, weil ſie es war, die ihn von Helene trennte!

„Wenn ſie — ja wenn ſie todt wäre," rief er einmal aus. „Mein Gott, gibt es denn keinen Weg, ſich ihrer zu entledigen? Aber, freilich, man muß vorſichtig ſein, ſehr vorſichtig, damit Helne nichts merkt — ſonſt würde ſie fliehen von ihm und ihn verwünſchen!

Kurze Zeit vor Weihnachten begab er ſich an einem Spätnachmittage in das Chineſenviertel und unterhandelte dort lange und eingehend mit Hong Chow, dem verſchlagenſten Schurken, den man dort finden konnte. Er theilte ihm mit, daß er wahrſcheinlich gleich nach den Feiertagen mit zwei Damen in dieſe Gegend kommen würde, unter dem Vorwande, ihnen das Viertel zu zeigen. Eine dieſer Damen würde einen hellgrauen Radmantel tragen, und von eben dieſer wünſche er befreit zu werden. Wie? Das überließe er gänzlich Hong Chow's eigenem Ermeſſen.

Chow verſprach ſein Beſtes, wollte aber zur näheren Rückſprache am anderen Tage in Keenland's Wohnung kommen. Er erbat ſich zu dieſem Zwecke ſeine genaue Adreſſe. Er dachte bei ſich, daß der ſeine Herr, der ihn dingen wollte, aller Wahrſcheinlichkeit nach weit eher geneigt ſein würde, ſpäter den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, wenn er ſelbſt vor der betreffenden That in deſſen Hauſe geſehen werde. Er wollte auch ganz unverfänglich erſcheinen, als Händler mit orientaliſchen Schmuckſachen. Und ſo hatte Keenland keinen rechten Grund mehr, ſich dagegen aufzulehnen. Er gab ſeine Adreſſe und beſtellte den Mongolen für den nächſten Morgen.

Chow trat pünktlich an und wurde ſogleich in des Hausherrn Zimmer gewieſen, wo alsbald die Unterhandlungen begannen. Unmittelbar über dieſem Gemach befand ſich aber Miß Marlow's Stube und der frühen Stunde halber war die Dame noch dort. Das hätte ja an und für ſich wenig oder nichts bedeutet, wenn nicht eine eigenthümliche Einrichtung beſtanden hätte, die in dieſem Falle verhängnißvoll für die Betheiligten werden ſollte. Gleich nach ihrem Einzug nämlich hatte Miß Marlow bemerkt, daß jedes, auch das kleinſte Geräuſch von unten her mit ſonderbarer Deutlichkeit zu ihr herauf dringe, und nach längerem Suchen und Ueberlegen hatte ſie herausgefunden, daß das Rohr unterhalb ihres Waſchbeckens, das als Ausguß diente, durch das unter dem ihren befindliche Zimmer leite. Da nun das Waſſer ſehr ſchnell verlief und das Rohr in Folge deſſen meiſt leer war, ſo beförderte es wie ein Sprachrohr jeden Schall von unten nach oben. So hörte Helene auch an dieſem Morgen, daß Jemand zu dem Hausherrn eingelaſſen wurde, und, da ſie bald einige Worte auffing, die ihr im höchſten Grade verdächtig vorkamen, ſo daß ſie leiſe das Waſchbecken entfernte und ihren Kopf lauſchend zu der Rohröffnung nieder beugte. Und ſo erfuhr ſie, daß der Chineſe gedungen wurde, einen Jemand, jedenfalls eine Frau, aus der Welt zu ſchaffen, daß er dafür tauſend Dollars nach vollbrachter That erhielt und fünfzig Dollars als Handgeld ſogleich. Der Mord ſelbſt ſollte im Chineſenviertel geſchehen und die fragliche Perſon durch einen hellgrauen Radmantel kenntlich gemacht ſein. Weitere Anhaltspunkte, nähere Beſchreibung der Frau oder gar ein Name, wurden nicht genannt.

Der Lauſcherin ſtockte der Athem, und als ſie ſich aus ihrer gebeugten Stellung emporrichtete, mußte ſie ſich bleich und zitternd an die Wand lehnen, um nicht umzuſinken. So weit alſo war es gekommen mit dem Manne, der einſt ihr Alles geweſen war! Zu feigem Meuchelmord wollte er ſich erniedrigen! Und weshalb? Wem galt überhaupt dieſer furchtbare Anſchlag? Vielleicht gar ihr ſelbſt? Sie ſchauderte. Aber nein, ſie konnte nicht gemeint ſein, ſie beſaß nicht ein einziges hellgraues Kleidungsſtück, wie viel weniger einen ſolchen Mantel! Sie kannte auch Niemand, auf den gerade dies Kennzeichen gepaßt hatte, und kopfſchüttelnd ging ſie endlich daran, ihre Toilette zu beenden, um ſich hinunter in das Frühſtückszimmer zu begeben, wo Mrs. Keenland bereits ihrer harrte. Auch der Hausherr geſellte ſich bald darauf zu ihnen, und er that ſo unbefangen und harmlos, daß ſie faſt irre wurde an dem Gehörten; ja als er Tag für Tag dieſelbe ruhige Miene zeigte, da fragte ſie ſich in vollem Ernſt, ob ſie nicht alles nur geträumt, oder ſich doch wenigſtens gänzlich verhört und eine an ſich unſchuldige Sache mißverſtanden hätte.

So kam der Weihnachtstag heran, der ihr Klarheit verſchaffte. Kaum war ſie in das Frühſtückszimmer getreten, als Frau Harriet ihr freudeſtrahlend entgegentrat und ihr einen grauſeidenen, mit Pelz verbrämten Mantel zeigte.

„Sehen Sie nur, Miß Marlow, dieſen reizenden Radmantel, den mir mein Mann geſchenkt hat! Ein Rad mit Kapuze. Sehen Sie nur, wie gut er mich kleidet!" Damit hatte ſie ihn bereits übergeworfen, doch während ſie noch ſorglich vor dem Spiegel die Kapuze über den Kopf zog, um Alles auszuprobiren, ſah ſie, daß ihre Freundin hinter ihr bleich wie der Tod in die Knie ſank.

„Um Gottes Willen, ſind Sie krank?" rief ſie erſchreckt, indem ſie die Ohnmächtige in ihren Armen auffing und auf das Sopha zu betten ſuchte. Doch dieſe hatte ſich ſchon wieder erholt.

„Es iſt nichts!" ſagte ſie mit ſchwacher Stimme. „Eine kleine Schwäche, wie ſie mich öfter anwandelt. Es wird bald vorüber gehen."

Als Mr. Keenland erſchien, hatte ſie ſchon wieder Farbe und ſah lebhaft und theilnehmend aus, und als die drei am Abend plaudernd um den Kamin ſaßen, da ſchien der kleine Zwiſchenfall gänzlich vergeſſen. Nur einmal ſchien es, als ſollte der böſe Zufall wiederkehren. Wenigſtens wurde Miß Marlow erſchreckend bleich, als Mrs. Keenland im Laufe des Geſpräches ſagte:

„Denken Sie Helene, mein Mann hat beſchloſſen, uns morgen Abend das intereſſante Chineſenviertel zu zeigen. Um elf Uhr wollen wir aufbrechen, dann ſehen wir gerade noch das chineſiſche Theater, die Opiumſäle und die Spielhöhlen. Es muß grauſig ſein, aber ich freue mich doch darauf, ich habe längſt einmal hingewollt. — Aber mein Gott, Sie ſehen ja wieder ſchreckhaft aus! Wollen Sie nicht lieber zur Ruhe gehen, damit Sie morgen friſch ſind und mit uns kommen?"

„Sie haben Recht, ja, ich möchte mich niederlegen," antwortete Helene. „Mir iſt in der That nicht gut heute, aber morgen bin ich gewiß auf dem Poſten und werde ſehr gern mit von der Parthie ſein! Freilich, grauſig wird es werden!" Dann noch ein ſchnelles „Gute Nacht!"

und sie stieg langsam die Stufen empor zu ihrem Zimmer. Hier saß sie noch lange im Dunkeln auf dem Sessel am Fenster und starrte trockenen Auges hinaus in die Mondnacht, während ein Schauder über ihre ganze Gestalt lief.

— — — Am anderen Morgen erklärte sie wieder völlig wohl zu sein, und als um elf Uhr Abends der Wagen vorfuhr, um die kleine Gesellschaft nach dem Chinesenviertel zu bringen, da konnte sie sich zu Mrs. Keenland's großer Freude an diesem vielversprechenden Besuch betheiligen. Namentlich die Herrin war lebhaft und animirt. Natürlich trug sie den neuen Radmantel und hob einmal über das andere hervor, wie warm und bequem er sei.

„Sie aber, liebe Helene, sind viel zu leicht gekleidet," sagte sie besorgt. „Es wird längst Mitternacht vorüber sein, wenn wir zurückkehren und da könnten Sie sich erkälten!"

Miß Marlow lächelte. „Sorgen Sie nicht um mich, ich bin gar nicht gefährdet," erwiderte sie mit eigener Betonung und ihr Blick haftete sonderbar auf Mr. Keenland, der schweigend in seiner Ecke lehnte.

„Wer, was ist gefährdet?" fuhr er jetzt auf.

„Niemand von uns Dreien hoffentlich, oder wenn es gefährlich ist, so sind wir Alle gleichmäßig in Gefahr. Aber Sie werden doch gewiß für unsere Sicherheit haften?"

Er sah sie ungewiß an. „Trauen Sie mir etwa nicht?" fragte er halb scherzhaft.

„Wie sollte ich mir einen Zweifel an Ihrer Ritterlichkeit zu Schulden kommen lassen? Aber da hält ja der Wagen; sind wir etwa schon am Ziel?

„Allerdings, denn hier beginnt der verrufenste Theil San Franzisco's! Es gilt Muth, meine Damen, und ich bitte mir auf dem Fuße zu folgen, damit ich nöthigenfalls für Sie eintreten kann!"

Es gehörte wirklich Muth dazu, hier einzudringen, denn es gibt wohl kaum eine ähnliche Welt des Lasters und des Verbrechens, wie diese, theils über, theils unter der Erde liegende Mongolenstadt. Hier lauert der Mord in jeder finsteren Ecke, hier schleichen Aussatz und Verderben einher, hier in den Freudenhäusern und Opiumhöhlen ist der Abschaum aller Menschheit heimisch. Schon am Tage tritt dies Alles deutlich hervor, aber geradezu abschreckend wirkt es, wenn mit einbrechender Dunkelheit sich die nur spärlich flackernden Lämpchen in den Thorwegen entzünden, und lautlos ohne Wort und Gruß eilende Gestalten im Schutze dieses Halblichtes an einem vorüber huschen. Diese engen Gassen sind feucht und schlüpfrig, dazu die schwere mit allerlei Ausdünstungen geschwängerte Luft. Hier und dort die eigenartige Musik, die durch die geöffneten Fenster hinausdringt und unwillkürlich die anständigen Besucher des Viertels zu schnelleren Schritten zwingt. Dann welch ein Bild vor den Opiumsälen! Schaarenweise kommen sie hergewankt, die hohläugigen abgemagerten Gestalten, die nur noch ein Scheinleben führen, deren Dasein nichts ist, als ein wollüstiges Träumen im Giftrausch oder ein verzehrendes Schmachten nach diesem todtbringenden Genuß. Doch das ist ja nur die Außenseite! Wie mag es erst da drinnen aussehen, in diesen Schmutzhöhlen körperlicher und geistiger Verdorbenheit! Wieviel Laster, wie viel Elend verbergen diese dunklen Wände wohlthätig dem Blick der Vorüberwandelnden! Dort in den tiefsten Kellern ohne Luft und Licht hausen noch menschliche Wesen. Es sind Sterbende, die dem langsamen, grausigen Tod geweiht sind. Männer und Weiber im letzten Stadium des Aussatzes fristen hier ihr jammervolles Dasein. Ab und zu öffnet sich über ihnen die Fallthür, und kärgliche Reste einer unsauberen Mahlzeit werden den Unglücklichen herabgeschüttet, die meist noch mit Ratten und ekelm Gethier darum kämpfen müssen. —

Mr. Keenland hatte seine Damen nach einem kurzen Besuch des chinesischen Theaters möglichst schnell durch die Straßen geführt, so daß es noch nicht zwölf Uhr war, als sie bereits an die Rückkehr dachten. Nur einen der größten Opiumsäle ziemlich inmitten der ganzen Ansiedelung schlug er ihnen noch zur Besichtigung vor, denn um dorthin zu gelangen, mußte man unmittelbar an Hong Chow's Wohnung vorüber. Die Gassen und Gäßchen wurden immer enger, sie mußten durch dunkle Thorwege und halb erleuchtete Passagen, und meistentheils blieb ihnen hier nur gerade soviel Raum, daß einer hinter dem anderen vorwärts kam. Mr. Keenland war natürlich immer voran, und zu seiner geheimen Freude sah er, daß seine Frau meist die Nachhut bildete. Hier hätte Hong Chow gute Gelegenheit gehabt. Wo er nur blieb? Es war gar nichts von ihm zu sehen. Keenland war förmlich nervös vor Erregung und als sie endlich den betreffenden Opiumraum erreichten, schwankte er, wie ein Berauschter. Der Saal war nicht anders, als die vorher gesehenen Höhlen. Eine dumpfe, betäubende Luft empfing die Eintretenden, und das herrschende Dämmerlicht machte es schwer, irgend etwas zu unterscheiden. Dann aber gewahrte man an den Wänden entlang auf schmutzigen Divans die verschiedenen Schläfer und Raucher. Die Einen stießen ganz merkwürdige Töne der Verzückung aus, Andere ächzten und stöhnten, trotz der berückenden Träume, die sie umgaukeln mochten, Alle aber gewährten einen mehr oder minder widerlichen Anblick. Mitten unter diesen Schläfern gewahrte John Keenland sein gedungenes Werkzeug, aber ein einziger schneller Blick genügte, um ihm zu zeigen, daß Hong Chow vollständig wach war und scharfen Auges unter den halb geschlossenen Lidern hervor spähte. Nachlässig neben seiner Rechten lag ein kurzes Beil, und Keenland war befriedigt.

„Dort hinaus," flüsterte er den Damen zu, denen er jetzt den Vortritt ließ, und im nächsten Augenblicke befanden sie sich, Mrs. Keenland voran, in einem engen schmutzigen Gäßchen, das vollständig menschenleer war. Etwa zweihundert Schritte mochten sie gegangen sein, da entdeckten sie, daß sie in einem Sackgäßchen gefangen waren, und Frau Harriet, die dies natürlich zuerst bemerkte, rief den Anderen schon von Weitem ein „Zurück!" entgegen. Dieser Weisung kam ihr Gatte so schnell nach — daß er ihr in der nächsten Minute schon aus dem Gesicht entschwunden war.

„Gehen auch wir schneller, Helene," trieb sie die ihr langsam Voranschreitende an, doch diese blieb stehen.

„Mir, mir wird so sonderbar schlecht," stammelte sie, „ich friere mit einem Male. Ach, wenn ich nur hier nicht ohnmächtig werde! Könnten Sie mir vielleicht Ihren Mantel leihen?"

„Mit tausend Freuden, ich bin auch ohne ihn warm genug. Hier ist er, hüllen Sie sich nur recht schön ein. Darf ich Ihnen helfen?"

„Danke, nein. Gehen Sie lieber voran, es ist so eng hier." Damit trat sie dicht an die Wand und ließ die Freundin an sich vorbei.

Ungefähr zehn Schritt vor ihnen befand sich der Eingang zu Hong Chow's Behausung; ein schwächlich flackerndes Licht fristete sein kümmerliches Dasein. Mrs. Keenland eilte flüchtigen Fußes vorüber, ihrem Gatten nach, Miß Marlow indessen folgte langsam und schwankend. Da plötzlich erlosch das Licht, sie taumelte, stolperte über etwas und sank in die Knie. In demselben Augenblick war der Chinese hinter ihr, ein Schlag mit dem Beil, ein schwacher Aufschrei — und Alles war vorüber! —

Draußen am freien Straßenwege stand Keenland und wartete. Jetzt — jetzt — mußte es geschehen sein. Schrie da nicht jemand? Doch nun war Alles still; nur ein schneller, leichter Schritt wurde hörbar. Kam sie, die er ersehnte, sie, die nun endlich, endlich wieder sein werden sollte? — Richtig, da bog eine Frauengestalt um die Ecke. Kein verhüllender Mantel umschloß sie, also war es Helene.

„Miß Marlow, Sie?" rief er ihr entgegen. „Wo ist meine Frau? Ihr ist doch nichts passirt? Mir war, als schrie da Jemand. Man wird ordentlich nervös in diesem verdammten Verbrechernest."

„Ich bin es ja selbst, John!" lautete die Antwort. „Helene fror, da lieh ich ihr meinen Mantel, sie muß gleich hier sein! Aber um Gottes Willen, was ist Dir?"

Er hatte sich wankend und nach Athem ringend gegen die nächste Thür gelehnt. „Komm fort!" sagte er mühsam und schleppte sich mit schlotternden Knien auf sie gestützt zum Wagen.

Helene Marlow war gerächt und er gerichtet.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Frau Lina Morgenstern hat das Wort!

Die große Politik und die großen Staatsmänner sind in die Ferien gegangen, es werden also keine Dummheiten mehr gemacht, wenigstens keine offiziellen und allgemein verbindlichen mehr. Der Glühmonat August gehört ausschließlich den privaten Unternehmern auf diesem Gebiete, und was sie aus ihren Gedankenschächten zu Tage fördern, bleibt zum Glück immer nur gewöhnliches Redesilber, wird nie in Handlungen umgeschmolzen. Da nun die Furcht vor der Hamburger Seuche in diesem Jahre nicht alle unnöthigen Menschenzusammenrottungen wohlthätig verhindert, blüht die Sommerversammlungsmeierei auf's Ueppigste. Sie hat ja auch zweifellos ihre guten Seiten. Nicht nur die Gastwirthe congreßgesegneter „kleiner Städte in landschaftlich reizender Umgebung" erkennen dies an, auch den Theilnehmern selbst bekommt die Luftveränderung zumeist vortrefflich; und wer sich mit den idealen Zwecken der Zusammenkunft keineswegs einverstanden erklären kann, oder wem sie, schlimmer noch, ungeheuer gleichgültig sind, der freut sich doch der beträchtlichen Fahrpreisermäßigung auf der Eisenbahn und der guten, vielleicht nie wiederkehrenden Gelegenheit, billigen Festlichkeiten als gefeierter, abzeichengeschmückter Gast beizuwohnen. Man muß das erhebende Gefühl durchgekostet und selbst 'mal den guten Bürgern eines obskuren Nestes gehörig imponirt haben — mit einer blauen Schleife, einer goldenen Feder, den „drei Ringen" oder dem Sinnbild echter Gelehrsamkeit, der Eule, und ähnlichem Ungeziefer — um die Empfindungen eines harmlosen Conferenzlers ganz verstehen zu können. Zu viel müßige, dabei aber doch „geistig regsame" Leute laufen in der Welt umher; jede sommerliche Versammlung Arbeitsloser kann auf starke Betheiligung aus ihren Reihen rechnen, ganz gleich, ob sie der Verbilligung des Brotgetreides mit Festessen im Zoologischen Garten, ob sie der Erforschung Inner-Australiens oder dem fünfzigjährigen Jubiläum irgend einer Capacität gilt. An zielbewußten Fest-Demosthenessen herrscht in Deutschland seit dem Hornberger Schießen nun schon gar kein Mangel.

Die vornehmen Zeitungen entsenden zu den rasch organisirten „Tagen" Spezialberichterstatter und füllen billig ihre hundstagöden Spalten, die minder vornehmen klatschen's ohne Quellenangabe ab, die Oratoren sehen ihre Reden gedruckt, was ihren schriftstellerischen Arbeiten eigenthümlicher Weise nur äußerst selten passirt, und für die, die den Verhandlungen aus Gesundheitsrücksichten fern bleiben oder sich ganz der landschaftlich reizenden Umgebung widmen, werden kleine Skandale und Gabelfrühstücke mit anschließendem Brillantfeuerwerk arrangirt. So ist am Ende Jeder auf seine Rechnung gekommen. Hierauf läßt man entweder den Kaiser, der sich dagegen nicht wehren kann, oder aber den liberalen Gedanken oder schließlich Freiheit und Gleichheit hochleben und fährt vollbefriedigt nach Hause, im ersten Falle wieder mit 50 Procent Fahrpreisermäßigung, im letzteren mit Geheimpolizisten.

Während dieser Wochen haben, weil der Mensch nicht allein von Siam, Homerule und Distanzmärschen leben kann und für jede Abwechselung dankbar ist, zwei große, neu errichtete Redeindustrien die Aufmerksamkeit weitester Kreise wachgerufen, und es trifft sich sehr hübsch, daß ihre beiderseitigen Erzeugnisse als Pendants in den Handel kommen. In Zürich schwitzt das vereinigte Proletariat Europas unter Leitung Singer's, hinter dem bekanntlich Millionen stehen, über der Besserung der wirthschaftlichen Weltlage; in Eisenach tagt die „Crême deutscher Intelligenz", anmuthig verstärkt durch Londoner und Prager Autoritäten, und plagt sich mit der Besserung der sittlichen Weltlage. Es kann uns demnach gar nicht fehlen. Wenn man nach Zürich blickt, so fällt Einem sofort auf, daß die Leutchen dort ganz genau wissen, was sie wollen; alle Discussion dreht sich da um *einen* Centralpunkt, und selbst die gemüthvollen Holzereien, zu denen es Dank den schwarmgeistigen Märtyrern des Berliner Unglaubens kam, rückten die Zielbewußtheit des Congresses in's hellste Licht und halfen nebenher die weihevolle Stimmung, das Gefühl der Kraft erhöhen. Es sind absolut keine neuen, interessanten oder gar epochalen Gedanken bei den Verhandlungen zu Tage getreten; es hat sich Niemand die Mühe gegeben, wunderschöne Worte zu machen; die große Parade verlief in aller Nüchternheit. Aber es war eine Parade, Soldaten, Männer marschirten auf; man spürte es an jedem Worte, und die Unabhängigen Berlins scheuten die weite und theure Reise nicht, um es auch an ihren Gliedmaßen zu spüren. Auf der Züricher Zusammenkunft gab es für Phantastereien und Träumer keinen Raum; man war praetisch und alltäglich bis zur Hausbackenheit. Die wirthschaftliche Vereinigung, Sozialdemokratie genannt, sieht eben ihr Ziel ganz nahe vor Augen und wird es bei der Zerfahrenheit und Einsichtslosigkeit der Gegner wohl auch erreichen; sie spazirt deshalb ihre „revolutionären Bahnen" mit der Gemüthsruhe eines Spießbürgers, der genau weiß, daß er daheim die Hausthüre noch offen findet . . .

Auf ein anderes Bild hat die alte Wartburg herniederblicken müssen, deren Ruhmeskranz nun ja, nach den Behauptungen leitartikelnder Hundstagsschriftsteller, eine neue Bereicherung widerfahren ist. Auch hier schaarten sich gutmeinende und von den redlichsten Absichten beseelte Menschen zusammen, die wohl eingesehen haben, daß die Gesellschaft verelendet, daß es wie jetzt nicht lange mehr weitergehen darf und deshalb Aenderungen Noth thun, Reformen in Gottes Namen, wenn's sein muß. In Zürich verspricht man sich das Heil von einem Kasernenstaat mit recht großen Bäckereien; in Eisenach will man sich mit einer Akademie für ethische Cultur begnügen. Die Züricher meinen, daß nur *ein* Weg nach Rom, nach Kanaan führe, die Eisenacher geben einen ganzen Bädeker voll gangbarer Reiserouten dahin heraus. Der Züricher Convent macht in seiner geistlosen Derbheit einen recht männlichen, die Eisenacher Zusammenkunft in ihrem prächtigen, schimmernden Phrasengewande einen ganz weibischen Eindruck. Man berauscht sich hier an dem Klingklang schöner Worte, neu vergoldeter Gemeinplätze, und recht nach Frauenart beschäftigt man sich, das Wichtigste kaum streifend, mit tausend Nebensächlichkeiten. Da sah man den Krebsschaden des sozialen Lebens in — der Trennung unserer Schulkinder nach Ständen; da erhoffte man Heilung und Linderung des furchtbaren Uebels, wenn wohlhabende Mütter ihr Töchterlein dazu befähigen würden, den armen Schwestern in ihrer Noth zu helfen. Was längst Gemeingut aller Gebildeten ist, hier ward es in kunstvoll geschliffenen Reden noch einmal vorgetragen; recht nach Frauenart wollte man vornehmlich die Außenstehenden blenden, entzücken und schmückte sich mehr für sie als für das versammelte ethische Häuflein klein. Und recht nach Frauenart kam man wieder auf Dinge zu sprechen, die längst erledigt sein sollten, erledigt wenigstens für dies Jahrhundert: auf Kosmopolitismus z. B. und internationale Verbrüderung. Ganz unwillkürlich fühlt man sich bei der Lectüre all dieser formvollendeten und oft geistvollen Professor-Reden an die Tage der Henriette Herz erinnert, an den seligen Berliner Salon mit seinen Rahel und Varnhagen, mit seinen weltumspannenden Ideen und seiner, ach, so veilchenblauen Aufklärung.

Henriette Herz heißt heute Lina Morgenstern. Und ihr Geist schwebte sichtbarlich über den Eisenacher Wassern.

Unter all den gelehrten Männern, wie Frau Lina mit grotesk-bosshaftem Compliment ihre Mitethiker nannte, war naturgemäß nicht Einer, der sich je die Mühe gegeben hat, in die Höhlen des Elends hinabzusteigen und der Stanley dieses dunkelsten Welttheils zu werden. Dr. Harmening, ein großdenkender und großherziger Mann, der Oechelhäuser des Deutschfreisinns, hatte sich seiner Krankheit wegen entschuldigen lassen, so daß kein Volkswirthschaftler von irgend welcher Bedeutung der Conferenz beiwohnte, die sich berufen glaubt, allem Elend und allem Jammer auf Erden nach und nach ein Ende zu machen. Man vermißte in diesem Kreise und sah sich unwillkürlich fragend nach Herrn von Bennigsen um, dem tiefgründigen und einsichtsvollen Staatsmann, der unter dem Beifall seiner Freunde behaupten konnte, die deutsche Sozialdemokratie habe bereits ihren Höhepunkt erreicht, ja sogar schon überschritten. Versteht man es, tröstend sich und Anderen solche Schlafmützen über die Ohren zu ziehen, dann freilich behält man gute Laune genug, um was Weniges über Menschheitsideale, Verbrüderung der Nationen, Veredelung des Gemüthes, Demokrit und ethische Culturfortschritte zu reden, heutzutage, wo nur die Proletarisirung des Volkes und allenfalls noch die Cholera Fortschritte machen. Ja, auch das ist so die Art wohlmeinender Frauen, die hinter den Stores ihrer behaglich durchwärmten Boudoirs hervorlugen und nun über den schimpfenden Bettler auf der winterlichen Straße jammern, über den Arbeiter, der seinen halben Wochenlohn vertrinken geht, während Frau und Kinder daheim hungern und frieren . . . Die Erziehung, meinen sie, könne das alles ändern und gut machen, könne auch den Pöbel ethisiren; und wenn die proletarische Mutter in harter Arbeit Brot für ihre Kleinen schaffen muß, sie also wegen Zeitmangels nicht ethisch erziehen kann, so sollen edeldenkende Jungfrauen oder auch der Staat ihr diese Aufgabe abnehmen und Krippen, Kinderbewahranstalten, Kindergärten, Kinderhorte einrichten . . . Wie schön leucht't uns die Morgenstern! Wie heiter stimmt auch in ernster Zeit diese frauliche, von gelehrten Männern beklatschte Volksküchenweisheit!

Glaubt ihr immerhin und klatscht ihr wüthend Beifall. Ich aber sage Euch, die ihr zu Eisenach in der „Phantasie" — auch auf der „Hohen Sonne" sitzt es sich gut — mit wohlklingenden Worten die goldene Zukunft unseres Geschlechtes heraufführen wollt, ich sage Euch: es sündigt unsühnbar wider den heiligen Geist der Zeit, wer uns einzureden versucht, zuvörderst müßten Gemüth und Seele des Einzelmenschen, dann seine Einkünfte und Ernährungsverhältnisse aufgebessert werden. Die wir für durchgreifende wirthschaftliche Reformen unter monarchischem Banner kämpfen, wir sind, wenn auch nicht die gefährlichsten, so doch die unversöhnlichsten Feinde der sozialistischen Hetzer; aber es klingt, weiß Gott, auch in unsere Ohren wie frecher Hohn, wenn man zu Eisenach von der nothwendigen Ethisirung der Leitung dieser Partei spricht. Ich salutire den gelehrten Herren nicht, sie werden den dicken Mephistopheles Singer kaum schwitzen machen. Denn was die Sozialdemokratie bis heut erreicht hat — und man muß eingestehen, ihr Wachsthum und ihr Geschrei sind die treibenden Ursachen zu Wilhelms I. herrlicher Botschaft und den daraus entsprossenen Sozialgesetzen gewesen — das erreichte sie eben ausschließlich durch die unethische, alle Leidenschaften aufreizende Agitationsweise ihrer Führer. Daß die ethische Bewegung so verhältnißmäßig überaus langsame Fortschritte macht und absolut nicht in's Volk eindringt, sondern nur von gelehrten Männern, aufgeklärten Pastoren und Lina Morgenstern vorwärts geschoben wird, darin haben die Herren den besten Beweis für die Unzulänglichkeit ihres Wirkens und ihrer Mittel, zu wirken. Der freigeistige

und immer wieder hervorbrechende Haß gegen die Kirche ist ihnen wohl reines Herzensbedürfniß, keineswegs aber Lock- und Agitationsmittel; auch würde mit dieser Waffe, die selbst von der Sozialdemokratie schon in's alte Eisen geworfen ist, kein Sieg mehr zu erfechten sein. Womit sonst jedoch glaubt die Gesellschaft die Massen zu sich heranziehen zu können? Ihr unglückseliger Name allein kennzeichnet sie schon als eine Gründung wohlhabender Gebildeter für wohlhabende Auchgebildete. Möge sie mit besseren Mitteln als die Sozialdemokratie an die Leidenschaften des Volkes appellieren, möge sie, liegt ihr sein Wohl und seine Zukunft am Herzen, muthvoll eintreten in den wirklichen, großen Kampf dieser Tage, nicht aber auf wohlverschlossenem Fechtboden Mensuren mit allerhand wesenlosem Spuk bestehen! Eine Genossenschaft geistig hervorragender Männer, an deren redlicher Gesinnung Niemand zweifeln darf, wie segensreich könnte sie gerade jetzt, in der Gährungsperiode, wirken, wie schwer fiele ihr Wort in die Wagschale, wenn sie die berechtigten Forderungen der Schwachen zu den ihrigen machte und nicht sowohl darauf sähe, wie man dem Proletarierkinde am besten die Unsinnigkeit der biblischen Schöpfungsgeschichte beibringen, sondern wie man seinem Vater eine auskömmliche Existenz verschaffen kann! Statt dessen sprach zu Eisenach Frau Lina Morgenstern über Rassenhaß in der Kinderstube, und um die grauenvolle Sphinxfrage des Jahrhunderts, die soziale, schlich der ethische Oedipus im weiten Bogen herum. Wo positive Vorschläge laut wurden, da erklommen sie fast ausnahmlos die schwindelnde gedankliche Höhe, zu der auch der Sozialreformer Eugen Richter noch ohne Anstrengung und Fettverlust folgen kann; und die Einrichtung von Volksküchen nach Berliner Muster war aller Weisheit letzter Schluß.

Nicht in seinen Einzelheiten, nicht in seinen Debatten und Beschlüssen, wohl aber als Ganzes war der Congreß bedeutungsvoll. Denn er bietet uns eine sauber retouchirte Photographie des Bildes, das sich in den Köpfen unserer „Intelligenz" von der gegenwärtigen und der Zukunftswelt malt; er repräsentirt die aufgeklärte Bourgeoisie, in all ihrer virchowischen Verständnißlosigkeit und damenhaft weltfremden Idealität.

Frau Lina Morgenstern hat das Wort . . . Caliban.

---

# Offene Briefe und Antworten.

## Noch ein Wort zur Lebensversicherung.

Geehrter Herr!

Der Aufsatz des Herrn Hansen in Nr. 28 der „Gegenwart" enthält so viel Bemerkenswerthes, daß es sich wohl verlohnt, von fachmännischer Seite auf die darin ausgesprochenen Gedanken einzugehen. Der Hauptvorwurf, den Herr Hansen gegen die Lebensversicherungs-Anstalten erhebt, ist der, daß sie durch eine Verquickung der Versicherung mit der Sparkasse die Versicherung erschweren und das Publikum bevormunden. Die gebräuchlichen Versicherungsformen leiden nach der Meinung des Herrn Verfassers alle an dem Uebelstande, daß sie sich über das ganze Leben, oder doch über einen großen Zeitraum erstrecken, und daß sie stets die unbedingte Zahlbarkeit des Kapitals in's Auge fassen. Weil nun die Versicherungsprämie, welche meist gleichmäßig über die ganze Versicherungsdauer vertheilt wird, in der ersten Zeit der Versicherung im Verhältniß zu der Gefahr zu groß, später aber unverhältnißmäßig klein ist, so ergibt sich die Nothwendigkeit, aus den früheren hohen Prämien eine „Prämienreserve" zu bilden. Daß diese Prämienreserve, welche doch ein Ersparniß der Versicherten ist, unter Umständen zurückbehalten werden kann, daß überhaupt dadurch mit der Lebensversicherung eine Zwangssparkasse verbunden ist, darin besteht die lästige Bevormundung, welche der Herr Verfasser tadelte. An die Stelle der üblichen Versicherungsformen will er eine Versicherung setzen gegen solche jährliche Prämien, die gerade ausreichen, um die Jahressterblichkeit und den Verwaltungsaufwand zu decken, eine Versicherung, analog der Unfall- und Feuerversicherung, die nach Verlauf eines bestimmten Zeitraums erlischt, ohne Prämienreserve und dergleichen, und ohne jede Bestimmungen, welche dem Versicherten sein Recht, die Versicherung wieder aufzugeben, verkümmert.

Der Gedanke ist nun keineswegs neu. Eine der ältesten Anstalten Deutschlands, die Hannoversche Lebensversicherungs-Anstalt, hat in den ersten Stadien ihrer Entwickelung vor etwa 50 Jahren ausschließlich diese Form der Versicherung gepflegt. Vermuthlich war auch sie nicht die Erfinderin; England, das Paradies der Lebensversicherung, hat zweifellos auch diese Versicherungs-Form kommen und gehen sehen. Es muß doch wohl im Wesen der Versicherungsart begründet sein, daß sie sich bisher nirgend behauptet hat, obwohl sie die nächstliegende und einfachste ist. Und so verhält es sich in der That. Das führt uns zu der Frage, ob denn der Sparzwang überhaupt ein Fehler der heutigen Form der Lebensversicherung ist. Ueberall da, wo für die Versicherung Propaganda gemacht wird, fehlt ein Hinweis auf den Sparzwang und seine Bedeutung nicht. Eine ganze große Klasse von Versicherungen, alle sogenannten Aussteuer- und Erlebensfall-Versicherungen beruhen lediglich auf dem Sparzwang; sie haben vor der Sparkasse keinen Vorzug, als den, daß sie den Versicherten zum Sparen nöthigen und das Unterlassen des Sparens mit gewissen materiellen Verlusten bestrafen. Und ist denn in der That das Publikum schon jeder Bevormundung entwachsen? Das ist nicht überall die Meinung des Herrn Verfassers. Er bezeichnet im Anfang seines Artikels nicht ohne merkbare Ironie als Aufgabe der Agenten die, das Publikum zu seinem Glück zu zwingen. Und in der That, alle Auswüchse des Agentenwesens zugegeben, die der Fachmann vielleicht noch schwerer empfindet als das Publikum, darauf beruht die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Agenten, daß sie dem Publikum die Nothwendigkeit und den Segen der Lebensversicherung nahe bringen. Nicht jedes Publikum braucht diese Propaganda. Aber der Herr Verfasser hat bei seinen späteren Ausführungen gar zu sehr ein ideales Publikum vor Augen, welches nicht nur von dem Nutzen der Versicherung überzeugt, sondern auch energisch und selbständig genug ist, um sich selbst zur Versicherung zu zwingen. Demgegenüber zeigen alle staatlichen Versicherungsunternehmungen — dieses für den Anhänger der Verstaatlichung der Versicherung — sobald sie nicht obligatorisch sind, und alsdann auch wieder den bewußten ungerechtfertigten Zwang ausüben, eine merkwürdige Theilnahmelosigkeit des Publikums. Zur großen Freude aller Privatinstitute bleiben diese staatlichen Einrichtungen überall hinter den Fortschritten der privaten Assecuranz zurück, lediglich aus dem Grunde, weil das Publikum nicht aufgeklärt und wirthschaftlich nicht selbständig genug ist, um sich von selbst ihnen zuzuwenden, da ist denn der Sparzwang, wie überhaupt jede maßvolle Nöthigung, die einmal abgeschlossene Versicherung aufrecht zu erhalten, nicht so durchaus zu verachten. Die Verwaltungen der Sparkassen wissen davon zu erzählen, wie sehr sich freiwilliges Sparen und Sparzwang unterscheiden.

Der Hauptirrthum des Herrn Verfassers ist aber der, daß er nicht weiß, daß die von ihm bevorzugte Form mit ganz unwesentlichen Abänderungen bis vor wenigen Jahren in den Prospecten aller Gesellschaften zu finden war. Selbst heute noch ist auch für Diejenigen gesorgt, die sich nur auf kürzere oder längere Zeit, auf ein Jahr oder auf mehrere Jahrzehnte versichern wollen. Nicht jede Gesellschaft übernimmt solche Versicherungen, aber es fehlt nicht an solchen Instituten, die es thun. Das Publikum jedoch macht nach wie vor wenig Gebrauch davon, und wir können es ihm — offen gestanden — nicht übelnehmen. Wenn Jemand zwanzig Jahre versichert war und den Endtermin erlebt, so wird er nicht ohne einen gewissen Aerger daran denken, daß er eine nicht unbedeutende Summe in der Versicherung angelegt habe und dann doch nicht gestorben sei. Wer zwanzig Jahre in der Lotterie spielt und nichts gewinnt, wer zwanzig Jahre gegen Feuer versichert ist und nicht einmal einen winzigen Gardinenbrand erlebt, wer zwanzig Jahre der Unfallversicherung angehört und sich niemals den Fuß verstaucht, der scheidet aus der Versicherung mit dem Gefühl aus, eigentlich sein Geld hinausgeworfen zu haben. Die anderen Branchen lassen dieses Gefühl nicht so aufkommen, weil sich in ihnen oft jene kleinen Schäden finden, deren Regulirung dann den Versicherten wieder versöhnt und ihm das Bewußtsein gibt, daß er von der

Versicherung wenigstens etwas gehabt hat. Diese kleinen Schäden kennt aber die Lebensversicherung nicht. Wenn nun vollends ein ehemals Versicherter kurz nach seinem Tode sterben sollte, so dürfte sich der Angehörigen ein zwar unberechtigtes, aber entschuldbares Gefühl der Erbitterung bemächtigen, ähnlich der unbeschreiblichen Empfindung desjenigen, der ein Los, das er lange gespielt hat, verkauft und kurz darauf erfährt, daß es einen Haupttreffer gemacht hat. Ob das Ansehen und die Solidität der Lebensversicherung durch diesen Betrieb gerade gewinnen würden, ist mindestens zweifelhaft. So glauben wir denn, daß die wohldurchdachten Vorschläge des Verfassers bei den Anstalten im Wesentlichen wenig Anklang finden werden. Der Geschäftsmann hat eben hier wie überall andere Anschauungen und vor Allem andere Erfahrungen über die Bedürfnisse des Publikums als der einzelne Kunde, der nur allzu leicht in seiner persönlichen Meinung das Urtheil der Allgemeinheit sieht.

Hochachtungsvoll Dr. B. G.

---

## Notizen.

Das „vollständige Orthographische Wörterbuch" von Konrad Duden, vierte Auflage (Leipzig, Bibliographisches Institut), enthält nicht allein die neue Rechtschreibung, die nach den Beschlüssen der vom schweizerischen Bundesrath eingesetzten Conferenz über die Orthographie neuerdings auch in der deutschen Schweiz eingeführt ist, sondern zahlreiche Zusätze zu den bereits vorhandenen Artikeln. So ist insbesondere eine Anzahl guter schweizerischer mundartlicher Ausdrücke, die in die Literatur Eingang gefunden haben, und eine Anzahl technischer Ausdrücke aus der Landwirthschaft aufgenommen und erklärt. Sehr wohlthuend berührt die Wahrnehmung, daß der Herausgeber bei der Erklärung der Fremdwörter durch Angabe guter deutscher Ausdrücke Eindringlinge, die das deutsche Bürgerrecht nicht verdienen, als entbehrlich bezeichnet.

„Und Bebel sprach!" Ein Roman. (Leipzig, Emil Herrmann senior.) Der unbekannte Verfasser führt uns in das sozialdemokratische Lager und führt uns, geschmacklos genug, Bebel, Liebknecht u. s. w. persönlich vor. Der Held, Hans Frischmuth, steht ganz im Banne des sozialdemokratischen Heerführers Bebel, er wird — nach einem Zerwürfniß mit seiner Mutter — verhaftet, eingesperrt, ausgewiesen; reist ins Ausland, liebt und heirathet. Nach Aufhebung des Sozialistengesetzes wird er Redacteur des „Vorwärts". Hans verliert den Glauben an die Wunderlehre Bebel's. Dies ist ein Theil des Romans. Der zweite Abschnitt richtet sich gegen Bebel's Buch: „Die Frau". Helga, Hans' Weib, fühlt für ihren Gatten nur Freundschaft, nicht Liebe. Dagegen entflammt sie nach der Lectüre des genannten Buches für Bebel und trennt sich von ihrem Manne, der sich erschießt. Helga will sich Bebel an den Hals werfen, er stößt sie zurück und heißt sie eine Buhlerin. Die Arme ertränkt sich. Hans ist an der sozialdemokratischen Lehre, Helga an dem aus dem Buche über die Frau gezogenen Gifte zu Grunde gegangen. Es ist klar, daß der Verfasser in seinem Werke gegen die sozialdemokratischen Bestrebungen Front macht. Consequent zeichnet der Autor die Charaktere. Der ideal angelegte Hans kommt zur Besinnung, er fühlt sich nicht mehr im Einklange mit seiner Partei, also sollte er — wäre er ein Mann — die neugewonnene Ueberzeugung verfechten. Dies vermag er nicht. Er bleibt Sozialdemokrat und ist doch im innersten Herzen ein Gegner der von der Fraction verfolgten Bestrebungen. Aber der Glaube, Bebel's Theorie auf die hier angewandte Weise ad absurdum führen zu wollen, ist ein Irrthum des Verfassers. Erst müßte das Idealreich Bebel's existiren, ehe man den von ihm dictirten Gesetzen Geltung verschaffen könnte. Deshalb erreicht der Autor auch nicht das gewünschte Ziel. Seine Absicht liegt klar vor Augen, die Wirkung, welche er erreichen will, verfehlt er. Nicht ein Opfer der Partei, sondern ihrer eigenen Schwäche, gehen Hans und Helga zu Grunde. Der Roman wird keinen Sozialdemokraten kuriren; eher das Gegentheil, er wird Interesse für die Partei erwecken. Künstlerisch steht er blos auf dem Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsromane. Die Handlung, voll Spannung, erhebt sich stellenweise zu dramatischer Höhe — so die Gefangennahme Frischmuth's — und weist auch poetische Stellen auf, wie in dem Verkehre Helga's mit ihrem Vater. Freilich tadelt der Verfasser die Phrasenhaftigkeit der sozialdemokratischen Führer, aber er sollte auch gegen seine eigene Person gleich streng verfahren. Ausdrücke wie: „die Leinwand unserer Seele" oder „der blasse Tünchpinsel der Pflicht" dürfen nicht vorkommen. Der nicht unbegabte Autor kennt das geschilderte Milieu offenbar genau, aber er muß sich künftig vor den sensationellen Effecten hüten, wenn er nicht ganz in die Manier der Colportageromane verfallen will. o. v.

Eifernde Liebe. Roman von Ernst von Wildenbruch. (Berlin Freund & Jeckel.) Die rührsame Liebe zwischen dem rothen Maler Heinrich Verheißer (!) und der weißen Dorothea Pfeifenberg. Er leidet nämlich an dem blutigen Schweiß, „den man auf dem sogenannten Lebenswege schwitzt"; „und das läuft nicht nach außen an einem ab, das bleibt hübsch in einem drin, das fließt nach innen, Tropfen nach Tropfen, dahin, wo das sogenannte Herz im Leibe sitzt, bis daß ein See um das Herz herum entsteht, in dem es zappelt und springt, weil es heraus will und nicht kann; und das wird dann immer tiefer, immer tiefer, bis daß ein Tag kommt. . . ." Sie dahingegen ist eine „weiße Natur", — „nicht nur, daß ihr Kleid weiß ist, auch Alles, was man von der Haut ihres Leibes sieht," . . . „man hatte das Gefühl, daß auch die inneren und innersten Organe dieses merkwürdigen Geschöpfes, daß Herz und Seele in ihr weiß sein müßten, weiß, wie frisch gefallener Schnee." Der Freskenmaler verliebt sich natürlich in die stolze weiße Dame, zumal er sie im Bade belauscht, und schreibt ihr einen glühenden Brief, den die Unnahbare überraschender Weise damit beantwortet, daß sie zum Stelldichein geht, wo sie mit den glühendsten Küssen bedeckt wird. Erst dann wird sie ungemüthlich, als der Einfaltspinsel ihr gesteht, er kenne sie schon sehr genau à la Gyges, und nun findet sie plötzlich, ohne daß er sie im Mindesten öffentlich compromittirt hätte, daß er fort müsse; der Rothe fühlt diese räthselhafte Nothwendigkeit ebenfalls, bekommt noch einige lange Küsse auf Stirn, Augen, Mund als Wegzehrung und „rollt seinen Carton zusammen". In München wird er ein berühmter Mann mit seiner Kaulbachiade, findet eines Tages davor die reuemüthige Weiße und reist sofort mit ihr nach Italien. In Venedig senkt sich endlich „die Nacht, die einst auf Romeo und Julia geblickt hatte, über Heinrich Verheißer und die weiße Dorothea." Damit aber die Leserin nicht auch erröthen soll, lamentirt die Weiße unaufhörlich nach der gesetzlichen Trauung, und die heimgesuchten Consulate können ihr auch nicht helfen. Schließlich langweilt den rothen Heinrich das fortwährende Liebesbedürfniß seiner „Braut", er will immer nur malen und seine Frau als Gratismodell benutzen, und da die Geschichte doch ein Ende haben muß, so erweist uns die „Zichorien-Natur" Dorothea den großen Gefallen, auf Capri zu ertrinken. Geschrieben ist der altmodische Blaustrumpf-„Roman" in dem sattsam bekannten Wildenbruch-Deutsch, das zwischen pathetischem Schwulst und Trivialität schwankt und mit feinen papiernen Wendungen (derselbe, letzterer, bis daß) jedes feinere Stilgefühl beleidigt. Wer auch nach seinen letzten Dramen Wildenbruch noch immer für einen Dichter hielt, den dürfte dies klägliche Dilettantenmachwerk vielleicht eines andern belehren.

k.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennameus zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Carl Heymanns Verlag, Berlin W.**
Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

**Der Rechtsschutz**
gegen
**zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.**
Von
Dr. **Karl Walcker,**
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis ℳ 0,60 bar, postfreie Zusendung ℳ 0,65.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**A. Hausrath,**
**Arnold von Brescia.**
8. geh. 3 ℳ.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeinbesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Im Verlag **Wilhelm Friedrich**, Leipzig, erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

**Raubzeug.**
**Novellen von M. G. Conrad.**
8°. broch. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

„Raubzeug" betitelt M. G. Conrad den soeben erschienenen Band seiner neuesten Novellen. Der Dichter hat hier Seelenzustände künstlerisch analysirt, wie es mit gleicher Kraft und Schärfe selten geschehen ist in unserm neuen Schriftthum. Der Titel „Raubzeug" läßt errathen, daß wir in diesem merkwürdigen Buche in keine still gesittete froh genießende Welt geführt werden. Dennoch fehlt es nicht bei allem Peinlichen und Schrecklichen an versöhnenden Momenten. Das Buch ist ein kunstvoll geschliffener Moralspiegel unserer erregten Uebergangszeit.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**
**Einige Vorschläge zur**
**Reform der Strafgesetzgebung.**
Von
einem Schöffengerichts-Vorsitzenden.
Preis 1 Mark.
In allen Buchhandlungen zu haben.

**Vasantasenâ.**
Altindisches Schauspiel. Frei übertragen von **Dr. M. Haberlandt.**
214 u. XX Seiten. M. 1.—.
Bildet Nr. 1 von **„Kleine Ausgabe Liebeskind".**
Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger:
**A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststrasse 9/11.**

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Dr. Fr. Wollny,** **Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefassten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis ℳ 5.—

**Dr. Fr. Wollny,** **Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 ₰.

**Dr. Fr. Wollny,** **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Romane von Theophil Zolling.**

**Der Klatsch.**
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**Frau Minne.**
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

**Coulissengeister.**
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

Soeben erschien im Verlag von **FERDINAND ENKE** in **STUTTGART:**
**WUNDT, Prof. Dr. Wilhelm, LOGIK.**
Eine Untersuchung der Principien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Zwei Bände. I. Band: Erkenntnislehre. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. 15 ℳ.

Bestellungen auf die
**Einbanddecke**
zum XLIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 26. August 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Eine Reichssparkasse. Von A. Gehring. — Aus den russischen Ostseeprovinzen. Von J. von Dorneth. — **Literatur und Kunst:** Ein neuer Verfechter der Frauenrechte. Von A. Bouſſet. — Gründeutschland. Von Otto Krack. — **Feuilleton:** Nicht die Mittel. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** „Dajewesen!" Von Timon der Jüngere. — Dramatische Aufführungen. Von Spectator. — Anzeigen.

### Eine Reichssparkasse.

Von A. Gehring.

Das Urkapital im Gegensatz zu unserer Arbeitskraft ist die uns umgebende Natur, insbesondere die Fruchtbarkeit des Erdbodens. Die Ertragsfähigkeit des Bodens und die für den Landbau erforderliche Arbeitskraft ist sehr verschieden. Im Allgemeinen hat sich gezeigt, daß für das Wohl der Menschheit ein mittleres Maß am segensreichsten ist. Wo überreiche Nahrungsmengen ohne sonderliche Arbeit zu gewinnen sind, da verweichlicht und erschlafft das Volk. Wo aber trotz der härtesten Arbeit nur ein armseliger Ertrag errungen wird, da bleibt für Kunst und Wissenschaft weder Arbeitszeit noch Arbeitskraft noch Arbeitslust übrig.

Es gibt nun drei verschiedene Möglichkeiten, wie der Mensch sein Verhalten im Erarbeiten und Wiederverbrauchen einrichten kann. Am nächsten liegt es, daß man alljährlich gerade so viel Arbeit auf den Fruchtboden verwendet, als man zu seiner Nahrung und für sonstige Bedürfnisse gebraucht, nicht mehr und nicht weniger. Im Allgemeinen kann man auch sagen, daß von selbst ein natürliches Gleichgewicht stattfindet, so daß die Arbeitskraft ungefähr den Bedürfnissen des menschlichen Lebens entsprechend ist, d. h. wer mehr arbeiten wollte, würde durch Ueberanstrengung seine Gesundheit untergraben, und wer weniger arbeiten wollte, würde aus Mangel und an Entbehrungen zu Grunde gehen müssen.

Dennoch darf man diese erste Möglichkeit nicht auf einen einzigen Jahreskreislauf beschränken. Denn es treten vielerlei unvorhergesehene Naturereignisse ein, z. B. Mißernten, gegen die man nothwendig Vorsorge treffen muß durch einige Vorräthe (Nothgroschen). Je größer der Nothgroschen ist, um so besser. Es liegt nun der Gedanke nahe, alljährlich einen Bruchtheil der Ernte zurückzulegen, so daß sich allmählich immer größere Mengen aufstapeln. Aber es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und man kann dazu nicht etwa „leider" sagen, sondern nur „glücklicherweise". Denn eine Schatzkammer weiß nur der recht zu würdigen, der aus Erfahrung weiß, wie sauer das Sammeln ward, wie es alles Pfennig für Pfennig wirklich abgespart werden wollte, bevor der stattliche Haufen daliegen konnte. Der Mensch aber lebt nicht ewig, und die Nachkommen werden leicht in Versuchung geführt, vom Nährstand zum Zehrstand überzugehen, mögen sie auch noch so vorsichtig erzogen sein (die beste Erziehung kann immer erst das Leben selbst liefern), und das Arbeiten haben sie ja nicht nöthig, sie haben vielmehr die sehr gefährliche Wahl, ob sie arbeiten wollen oder faulenzen. Daher ist es sehr heilsam, daß ein maßloses Aufsammeln der Ernten von Natur unmöglich ist. Denn die Körner verfaulen allmählich, auch die besten „Conserven" halten sich nicht ewig, und das ist gut, denn es ist besser, daß die Früchte faulen, als die Seelen der Enkel. Man könnte daran denken, das Sparen in einer anderen Richtung vorzunehmen, nämlich in Verbesserung (Melioration) des Bodens selbst. Der Urwald und die Prärie verwandeln sich unter der fleißigen Hand des Menschen in Culturflächen. Aber auch hier gelangt man sehr bald, noch viel schneller als im vorigen Falle, an eine gewisse Grenze, wo eine unübersteigliche Schranke aufgerichtet ist, die dem Erdensohne zuruft: „bis hierher und nicht weiter!" Denn unter natürlichen Verhältnissen ist eine schrankenlose Zunahme des Besitzes unmöglich. Wenn der Vater seinem Sohne ein wohlgedüngtes Ackerstück hinterläßt und einen gewissen Vorrath an Körnern, Vieh, Kleidung u. s. w., so kann der Sohn den Besitz schlechterdings nicht mehren, sondern nur ergänzen, was verbraucht wird und ihn so ungefähr auf der alten Höhe halten. Warum? Weil er kein Gott ist, sondern ein Mensch. Wozu auch immer mehr? Oder ist der Mensch ein Nimmersatt? Ich höre den Einwurf: „Wer nicht vorwärts geht, der geht zurück" — dies ist gewiß eine der schönsten Lebenswahrheiten, aber man kann auch das Beste und Treffendste in grundverkehrter Weise anwenden — jener Satz gilt nur für den inneren Menschen, für die unablässige Arbeit des Menschen an sich selbst und an seiner immer höheren Vervollkommnung. Er gilt für den Fortschritt nach aufwärts, nicht für die Ausdehnung in die Breite. Allerdings müssen die Kinder, wenn sie erwachsen sind, auch sparen und ansammeln, weil gerade dann die Zeit der Arbeit kommt, nachdem für die Ausbildung der jungen Leute viel Geld verbraucht ist, und bevor die Arbeitsunfähigkeit des Greisenalters heranrückt.

Noch viel weniger als an eine schrankenlose Fortsetzung des Sparens ist an eine Verzinsung der Ersparnisse zu denken. Selbst wenn die Erde so dünn bevölkert wäre, daß riesige Flächen als herrenloses Gut dalägen, so wäre doch der Mensch nicht im Stande, mehr als eine gewisse Anzahl von Quadratmetern zu benutzen. Die Körnermengen wachsen zwar nach der bekannten Progression des Schachbrettes ganz nett — wer zehnfältig erntet und bei der zweiten Aussaat ein zehnfaches Grundstück besät, der hat offenbar im zweiten Jahre eine hundertfältige Ernte, im dritten eine tausendfältige, im sechsten eine millionenfache, im neunten eine milliardenfache u. s. w. Erst wenn die Erdoberfläche bedeckt ist, hat das Lied ein Ende — was übrigens schon nach wenigen Jahren eintreten würde.

Aber Alles, Alles nur auf dem Papier! Niemand kann zehnfältig aussäen, weil er nur zwei Arme und zwei Beine hat, ohne diese multipliciren zu können. Weder Hausthiere noch die kunstreichsten Maschinen können daran etwas ändern, nur ein Mittel gibt es — — Sklaven!

Wir haben nunmehr zwei von den drei Möglichkeiten betrachtet, nach denen der Mensch den Ertrag seiner Arbeit für sich verwerthen kann. Die erste war das Leben „von der Hand in den Mund". Dies war zwar theoretisch das einfachste, würde aber in der Praxis des Menschen unwürdig sein, ja sogar noch unter den thierischen Standpunkt hinabführen, da bekanntlich alle Thiere, die es überhaupt nöthig haben, auch wirklich Vorräthe für die Zeit der Noth ansammeln. Ein Nothgroschen ist daher nothwendig, der nicht zu winzig sein darf. Derselbe kann aber auch von Natur nicht übermäßig groß werden, wie es der zweiten Möglichkeit entsprechen würde. Weder ein Einzelner noch eine beliebig große Gemeinschaft hat in der Praxis irgend ein Mittel, um das Besitzthum über einen gewissen Nothgroschen hinaus zu vermehren. Sobald es dennoch geschieht, so geschieht es durch irgend eine Form von Sklaverei, d. h. der eine Theil des Volkes spart zwar, aber nicht für sich selbst, sondern für einen anderen Theil, für den Zehrstand.

Die dritte Möglichkeit ist das gerade Gegentheil der zweiten, nämlich wenn man mehr verbraucht als man erarbeitet. Diese ist nur für gewisse Zeiten berechtigt, z. B. für den schwachen, arbeitsunfähigen Greis, für Zeiten der Krankheit und sonstige Nothstände. In diesen Fällen ist sie sogar wohlberechtigt, denn dazu ist ja der Nothgroschen eben da! Gäbe es keine Unglücksfälle, so wäre der Nothgroschen überflüssig, ja sogar eine Thorheit und offenbare Verschwendung von Arbeitskraft, die wohl nur in schmutziger Habsucht und Geldgier ihren Ursprung hätte. In allen anderen Fällen aber ist das Wirthschaften mit „Minus" streng zu tadeln. Hierher gehört jede Art von Raubbau. Dieser ist überhaupt nur für kurze Zeit ausführbar, da er der Anfang vom Ende ist. Der Bauer, der seine ganze Ernte verzehrt und nicht einmal Saatkorn zurückbehält, der sein Vieh bis auf das letzte Stück schlachtet und verschmaust — der hat eben zum letzten Male einen lustigen Schmaus gehalten.

Diese traurige Lage, die der Leichtsinn hervorbringt, kann aber auch die Folge hartnäckiger Unglücksfälle sein, wie sie auch den Vorsichtigsten hin und wieder treffen. Wiederholte völlige Mißernten, im modernen Leben auch die Arbeitslosigkeit, die in gesunden Verhältnissen ein völlig unfaßbarer Begriff sein würde, können den Besten an des Abgrunds Rand bringen. Andererseits können die Dümmsten die größten Kartoffeln haben und förmlich verfolgt werden vom Glück, schon beim Ackerbau und in höchster Potenz natürlich in der Aera der Börse. So entwickelt sich die Schuldknechtschaft, und die Glücklichen verewigen ihr Glück durch Schaffung des Rechtsstaates. Die Sache hat Manches für sich. Aber wenn die Zahl der Schuldner gar zu groß und die Zahl der Gläubiger gar zu klein wird, dann wird es gefährlich, weil das Mißverhältniß der Fäuste zu offenbar ist, und das Recht ohne eine dahinterstehende Macht in der Welt nichts gilt. Es regen sich dann communistische Ideen, und der Staat, ja selbst die Zinsherren können nichts schlaueres thun, als diesen Regungen freiwillig soweit entgegenzukommen, daß es der großen Masse nicht mehr recht lohnend erscheint, sich auch den Rest noch zu holen, daß das Interesse an der communistischen Theorie verfliegt und der Hang zum Altgewohnten überwiegend bleibt. Die Geschichte lehrt leider, daß die Vernunft meistens von der Leidenschaft betäubt wird, und der Neubau wird so lange immer weiter hinausgeschoben, bis mit Donnerkrachen das alte Gebäude zusammenstürzt und Freund und Feind unter seinen Trümmern begräbt.

Der Staat hat das höchste Interesse daran, daß gespart werde. Darum wäre es höchst thöricht, wenn der Staat alles ersparte Privatkapital ohne Weiteres wegnehmen wollte. Da würde sich Jeder wohl hüten zu sparen. Der Werth der Sparsamkeit liegt auf der Hand, da man das Ersparte in einer späteren Zeit verwenden kann, wo man es vielleicht nöthiger braucht als gerade heute. Diese leicht begreifliche Wahrheit wird allerdings von sehr vielen Leuten nicht ordentlich eingesehen, darum wäre die staatliche Volksschule ein geeigneter Ort, um den allgemeinen Schulzwang fruchtbar zu machen für ein practisch so wichtiges Gebiet. Wenn alle Leute sparen sollen, so müssen sie vor allen Dingen überhaupt Arbeit haben, und sie müssen lohnende Arbeit haben, die auch ohne heroische Selbstüberwindung einige Abzüge ermöglicht. Auch muß der Sparer merken, daß er mit der Zeit vorwärts kommt. Denn gerade beim Sparen fällt der Anfang besonders schwer. Eine besondere Sparsamkeitsprämie ist daher für die ersten hundert Mark ein empfehlenswerthes Mittel. Der Zinsfuß, sollte er auch auf fünf Procent steigen, ist für diese Zwecke nicht ausreichend. Darum wäre es dringend zu wünschen, daß wir endlich eine Reichssparkasse bekämen, mit Geschäftsstellen an allen Orten (Postämtern, Postsparkassen), die von Reichs wegen besondere Belohnungen auf Ersparnisse setzen, wobei dann natürlich für jeden Deutschen nur ein einziges Sparkassenbuch auf seinen Namen ausgestellt werden dürfte.

Sollten einst die Ersparnisse auf dieser Reichssparkasse so anwachsen, daß eine Zinszahlung nur in geringerem Maße oder überhaupt gar nicht mehr möglich ist, so würde nicht etwa ein großer Bankerott erfolgen, sondern ganz im Gegentheil wäre dann die denkbar erfreulichste Wirkung eingetreten, indem das Erziehungsmittel der Reichssparkasse sein Ziel erreicht, das Volk wirthschaftlich mündig gemacht hätte. Es würde eben von da an Jeder so verständig geworden sein, daß er auch ohne Zinsen weiter spart. Dieser Zustand wird auch ohne Reichssparkasse sofort eintreten, sobald die zinsenden Proletarier verschwunden sind, und wir alle Kapitalisten, natürlich Kleinkapitalisten, geworden sind.

Die manchesterliche Theorie, daß die Höhe des Zinsfußes ohne Weiteres ein natürlicher Regulator für das Verhältniß der wünschenswerthen Ersparnisse zu den wirklich vorhandenen sei, ist in der Praxis geradezu lächerlich falsch. Denn der Zinsfuß mag auch noch so niedrig sein, sagen wir nur zwei Procent jährlich, so ist er für die schwerreichen Leute, z. B. mehrfache Millionäre, immer noch viel zu hoch, um diese zu wirklichen Ersparnissen zu veranlassen, d. h. zu solchen, die sie nicht von anderen (ihren Zinsarbeitern) machen lassen, sondern die sie selbst machen. Da nämlich Ersparniß nur den Ueberschuß des Erarbeiteten über das Verbrauchte bedeutet, so kann Einer, der überhaupt nicht mehr arbeitet, auch nicht mehr sparen. Erfaulenzte Ersparnisse, wie sie reiche Erben tagtäglich machen, sind ein Unding.

Eines schickt sich nicht für Alle. Die reichen Herrschaften erklären ja so oft, daß nicht allgemeine Gleichheit herrschen dürfe. Das ist für nichts so zutreffend wie für die Höhe des Zinsfußes. Für den kleinen Sparer ist der höchste Zinsfuß der beste, für den großen sog. Sparer der niedrigste. Das ist aber nur erreichbar durch gesetzlichen Zwang, das berühmte „freie Spiel von Angebot und Nachfrage" ist hier offenbar völlig ohnmächtig. Bei dem Millionenmann hat der Staat kein anderes Interesse, als daß er recht viel verzehrt, aber auch dies nur in der Hinsicht, als dadurch die Geldmassen wieder etwas „unter die Leute kommen". Da kommt aber der arme Millionenmann mit seinem gesunden Menschenverstand, wenn er denselben noch beisammen hat, in einen schlimmen Conflict, denn warum soll er mehr ausgeben, als sein Bedarf erfordert, allen Luxus schon mit eingerechnet? Da Jeder sich selbst der Nächste ist, so wird der Millionär folgerichtig sich krank darüber ärgern, daß sein Magen zu klein ist, um alle seine Gelder verdauen zu können. Wer das Leben kennt, wird zugeben, daß in der Praxis die eigenartige unzufriedene Stimmung der Millionäre ziemlich oft dem erwähnten Uebelstande entspringt. Eine kleine Operation ist daher nicht mehr als Menschenfreundlichkeit. Der Magen ist zu klein, und künstliche Vergrößerungsmittel gibt es nicht — gut, so schlagen wir den anderen Weg ein und verkleinern das Vermögen, um das richtige Verhältniß zwischen Geld und Magen wieder herzustellen.

Ein schweres Unrecht ist es, irgend Einem die Früchte seiner Arbeit vorzuenthalten und sie einem Anderen in den Schoß zu werfen, der Alles gleich verzehrt hat oder überhaupt zum Arbeiten keine Zeit finden konnte. Erst die Noth, die Eisen bricht, könnte es rechtfertigen, wenn der Staat Sparkassenbücher mit wenigen Hundert oder auch Tausend Mark ohne Entschädigung vernichten wollte, obgleich es doch höchst wahrscheinlich ist, daß saure Arbeit und heißer Schweiß daran kleben, und höchst unwahrscheinlich, daß betrügerischer Bankerott, wüste Speculationen, halsabschneiderische Erpressungen dahinter stecken. Aber mit dieser Wahrscheinlichkeit muß man auch zufrieden sein in dieser unvollkommenen Welt. Es mag wohl auch vorkommen, daß ein kleines Sparkassenbuch eine sehr häßliche Vorgeschichte hat, und daß dem kleinen Sparer nichts als die Gelegenheit fehlte, um Betrügereien im großartigsten Maßstabe auszuüben.

Wie steht es nun mit den Millionenmännern? Was ursprüngliches Kapital und was Zins und Zinseszins an ihren heutigen Summen ist, das kann natürlich kein Halbgott mehr herausrechnen. Die Thatsache allein bleibt, daß, je größer ein Kapital von heute ist, auch ein um so größerer Bruchtheil davon den Zinseszinsen (also fremder Arbeit) mit höchster Wahrscheinlichkeit sein Dasein zu verdanken hat. Bei den Riesenkapitalien kann man annehmen, daß sie fast rein aus Zinseszins bestehen. Niemand kann entscheiden, ob vielleicht doch einige Millionen das sind, was man allenfalls „wohlerworben" nennen könnte. Sie verdanken eben mit verschwindenden Ausnahmen dem allgemeinen Zinsnothstande und der schrankenlosen Ansammlungsmöglichkeit ihre augenblickliche Höhe. Es ist doch aber klar, daß ein kleiner Wucherer, der mit 20 Procent arbeitet, und so aus 1000 Mark in kurzer Zeit 10,000 Mark macht, also 9000 Mark „verdient", nicht so gefährlich ist als ein großer Zinszehrer, der mit 3 Procent arbeitet und aus 10 Millionen 11 Millionen macht, also eine Million „verdient"! Oder gibt der Besitz einer Million das Recht auf die zweite? Oder kann es Unrecht sein, daß sich Geld in zwei Jahren verdoppelt, wenn es Recht ist, daß es sich in 20 Jahren verdoppelt?

„Rechtsbruch" sagt man da. „Unrechtsbruch" wäre richtiger! Oder ist „Recht" immer gerade das, was gestern war? Dann dürften überhaupt keine neuen Gesetze mehr gegeben werden, da jedes neue Gesetz natürlich alle älteren (über dieselbe Frage) durchbricht und vernichtet. Soll man das ärgste Unrecht immer weiter verlängern, nur um denen, die Vortheile daraus ziehen, keine Veranlassung zu geben, sich als Opfer eines Rechtsbruches hinzustellen?

Es kommt doch nur auf die Frage hinaus: soll man lieber eine einmalige Härte begehen gegen solche, die es von Allen am ehesten vertragen können, oder soll man den unaufhörlichen Druck weiter bestehen lassen, unter dem die seufzen, die ihn am schwersten kosten müssen?

Auch von „Entschädigung" kann hier vernünftigerweise keine Rede sein. Wer ein altes Unrecht wieder gut machen soll, kann doch keine Entschädigung erwarten. Außerdem ist eine Geldentschädigung in allen Fällen denkbar, nur gerade in dem einen nicht, um den es sich gerade hier handelt, nämlich um eine Kapitalverminderung. Der Staat wird doch nicht am Ende gar Zinsen bezahlen. Das Vergnügen hat er bei den unrühmlichen Staatsanleihen schon oft genug gehabt. Für einen edeldenkenden Millionär wird als Entschädigung das erhebende Bewußtsein vollkommen genügen, das „Opfer" einer gerechten Sache gewesen zu sein und einem christlichen, starken, selbstbewußten Staate anzugehören, der das Beste des Volkes anstrebt. Lieber ein gerechtes Unrecht als ein ungerechtes Recht.

(Schluß folgt.)

## Aus den russischen Ostseeprovinzen.

Von J. von Dorneth.

Peter der Große erachtete, in den baltischen Deutschen die besten Lehrmeister für seine noch völlig ungeschulten Russen gewonnen zu haben und stellte sie gern als Vorbilder an die Spitze der Civil- und Militärbehörden. Sie waren die natürlichen Vermittler der westeuropäischen Anschauungen und Interessen entgegen den asiatischen, welche über die natürliche Grenzscheide des Urals und des Kaspischen Sees hinweg Rußland in dem Bereiche ihres Einflusses erhalten wollten. So lange auch Peters Nachfolger den Ehrgeiz darin suchten, ihr Volk zu einem europäisch-civilisirten zu erheben, blieben die baltischen Deutschen im ganzen Reiche angesehen und lohnten das ihnen erwiesene Vertrauen durch vollkommene Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit wie durch eine um so größere Ergebenheit gegen den Zaren und das „große Vaterland Rußland", als sie nach der unter ihnen selber geübten Treue in Wort und Gesinnung keinen Zweifel an der Wahrung der ihnen zugeschworenen Rechte Raum gaben. Wohl hatten sie von Zeit zu Zeit über Eingriffe der russischen Regierung Klage zu führen, immerhin konnten jene Anmaßungen als keine wirklich feindseligen und vergewaltigenden bezeichnet werden. Erst mit Alexanders III. Thronbesteigung trat eine Wendung ein, welche dem Vorgehen der hohen russischen Staatsbehörden gegen die „deutschen Provinzen" den Charakter der Gehässigkeit aufprägte. Die Wandlung war hauptsächlich durch den in den sechziger Jahren sich herausbildenden Bund der Panslavisten vollzogen worden, in welchem die „national-russische Partei" und die „jung-russische" nahezu aufgegangen sind.

Die Panslavisten glauben bekanntermaßen das Heil Rußlands allein in der Abwehr jeder fremdländischen Beeinflussung und in der Schöpfung einer ganz russisch-nationalen, allein auf sich selber beruhenden Cultur zu erkennen. Zur Verwirklichung ihrer Träume soll Rußland sich vor jedem Eindringen der westeuropäischen Bildung verschließen und sollen alle dem russischen Reiche einverleibten fremdländischen Nationalitäten russifizirt werden. Hierdurch sind die protestantischen Deutschen der früheren Ordenslande am schwersten betroffen. Alexander III. sah sich schon vor seiner Thronbesteigung gleichzeitig von den panslavistischen Chauvinisten und von dem fanatischen Director des Hl. Synods Popedonoszew dahin beeinflußt, daß er der Meinung Raum gab, es bedürfe nur der Verweigerung seines Eides auf die gewährleisteten Sonderrechte der baltischen Lande, um jeder Verpflichtung gegen dieselben los und ledig zu sein. Demzufolge umging er bei seiner feierlichen Krönung zu Moskau jenen Schwur und riß damit die Schranken nieder, welche die Vertreter des Panslavismus seither an dem Aufräumen mit allen Schöpfungen eines gebildeten Fleißes in den „Deutschen Provinzen" verhindert hatten. Die Conferenz zu Berlin, welche die Vortheile, die Rußland im Frieden zu San Stefano erlangt zu haben glaubte, zum größten Theil aufhob, hatte entschieden noch dazu beigetragen, die erwachte feindselige Gesinnung gegen die baltischen Deutschen zu verschärfen. Jetzt wurden Letztere als die gefährlichen Reichsfeinde im Innern des Landes bezeichnet und wurden als solche behandelt. Der Haß der Slawen gegen die Germanen und der Haß der „rechtgläubigen Kirche" gegen die „sectirende" wurde künstlich entfacht, damit nach Ausrottung der fremden Brut das „Heilige Rußland" in seiner ganzen Kraft erstehen und siegreich gegen alle Rivalen auftreten könne.

Bald entsprachen die Erfolge der Rücksichtslosigkeit des Vorgehens. — Noch ist kein Jahrzehnt verflossen, seit das Sprachgesetz vom 14/26. Sept. 1885 die bevorstehende und unverzüglich zu beginnende Einführung des Russischen als Geschäfts- und Unterrichtssprache auch für Esth-, Liv- und Kurland bestimmte, und schon ist das baltische Justiz- und Verwaltungswesen durch das russische verdrängt worden. Nur hin und wieder trifft man noch einen deutschen Beamten, der einstweilen noch geduldet wird, bis der Ersatz in einem russischen Tschinowick herbeigeschafft ist. Im Juni 1892 wurde sogar die Entlassung sämmtlicher nichtorthodoxer Angestellter

an der Riga-Pleskower Eisenbahn befohlen. Tausende der rechtschaffensten und tüchtigsten Beamten sehen sich aus dem alleinigen Grunde ihrer Dienste enthoben, weil sie keine orthodoxen Russen sind, und sehen sich meist großen pecuniären Verlegenheiten, ja vielfach wahrer Noth, anheimgegeben. Am schlimmsten betrifft sie aber das aufgezwungene Nichtsthun. Mir sind eine Anzahl junger Adeliger genannt, die nach Amerika ausgewandert sind, um in der Fremde die ihnen in der Heimath versagte Arbeit zu suchen; mir sind noch mehr andere junge Leute angeführt worden, die das trostlose Bewußtsein einer nutzlos gewordenen Existenz in geselliger Zerstreuung zu betäuben suchen, und darüber in Gefahr gerathen, sittlich unterzugehen.

Wie in den Behörden, so ist auch in den Schulen das Russische zur tyrannischen Herrschaft gelangt. Die Balten durften mit Recht auf ihre Schulen stolz sein. Der Geheimrath Kapustin, Kurator des Dorpater Lehrbezirkes, hat aber den unsterblichen Russenruhm erworben, mit den deutschen Unterrichtsanstalten völlig aufgeräumt zu haben. Alle seither vom Staate unterstützten Gymnasien wie alle mittleren Lehranstalten, auch diejenigen, die zum Theil oder ausschließlich auf Kosten der baltischen Städte oder des Adels erhalten wurden, sind in russische umgewandelt worden. Im Herbst 1891 erkannte Herr Kapustin der Stadtschule zu Lemsal nur noch zwei wöchentliche Unterrichtsstunden für die deutsche und zwei für die lettische Sprache zu, und dies „auch nicht als obligatorisch, sondern als Ergänzungssache mit Erhebung von zwei Rubel Stundengeld für die Unterrichtsstunde". Auch in den baltischen Seeschulen ist das Russische als Unterrichtssprache für sämmtliche Fächer eingeführt worden. Endlich ist „in Ausführung einer Verordnung des Herrn Ministers der Volksaufklärung" vom Herrn Kurator Kapustin noch dahin Anordnung getroffen worden, daß auch in allen Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen Rigas die russische Sprache als Unterrichtssprache herrschen muß. — Im Jahre 1892 trat es dann noch an die baltischen Ritterschaften heran, auch die Perlen ihrer Schöpfungen, die drei Gymnasien Birkenruh, Fellin und Goldingen zu schließen, weil ihnen nur die Wahl gestellt wurde, sie andernfalls als russische Lehranstalten fortexistiren zu lassen. Der Urtheilsspruch „Du sollst nicht mehr sein", wurde rasch nach einander an diesen Stätten einer klassischen deutschen Ausbildung vollzogen. Am 6. Januar 1892 wurde Birkenruh, am 10. Juni 1892 wurde Fellin geschlossen, und noch vor Ende desselben Jahres, am 19. Dec., traf das gleiche Schicksal auch Goldingen. Die ganze Summe dessen, was auf diesen Gymnasien gelehrt und gelernt wurde, die Früchte der edelsten Opfer und Bemühungen, sie sind dem Verkommen anheimgegeben worden. Die Räume, welche das regste geistige Leben umfaßten, in welchen die Jugend sich die Quellen des Denkens und Wissens erschlossen sah, sie starren uns nur noch als öde Denkmäler einer vergangenen Cultur an.

Mit der Grablegung dieser blühenden Werke deutscher Bestrebungen war auch den vortrefflichen höheren Töchterschulen zu Fellin (die Fowelin'sche) und zu Finn die Existenzberechtigung abgesprochen worden. Auch hier war es mit dem deutschen Unterricht zu Ende. Können doch die baltischen Männer erst dann mit ihrer Muttersprache ihre eigene Nationalität vergessen lernen, wenn auch ihre Mütter und Frauen gezwungen werden, russisch zu sprechen und russisch zu denken.

Nach diesen Vorgängen konnte kein Zweifel darüber bleiben, welches Schicksal auch Dorpat dieser Herzkammer des baltischen Deutschthums, vorbehalten war: Schon waren hier viele der deutschen Professoren und Docenten durch russische, von den innerrussischen Universitäten hierher berufene, verdrängt worden. Dann erschien die Publikation des Personals der Dorpater Universität vom Jahre 1892 in russischer Sprache, trotz aller Schwierigkeiten, welche die Uebersetzung der deutschen, estnischen und lettischen Namen*) in's Russische bereitete, dazu die Erfragung des Vaternamens jeder einzelnen Person.*) Und schließlich sollte das Jahr 1892 auch für Dorpat nicht zu Ende gehen, ohne daß die gewaltsame Umwandlung dieser Universität aus einer deutschen in eine russische vollzogen worden war.

Wie alle Jahre, so hatten sich auch am letzten 12./24. December 1892 eine Anzahl derjenigen, welche in Dorpat ihre Studien gemacht, zum Jahresfeste der Universität versammelt, welches zum neunzigsten Male wiederkehrte; und die Glück- und Segenswünsche, die aus allen Gegenden für die alma mater einliefen, machten dem Post- und Telegraphenbureau noch mehr zu schaffen, als an irgend einem Jahr vorher. Doch lastete es schwer auf jeder deutschen Brust, und die herzugereisten Balten eilten nicht, wie sonst, zuerst in die geschmückten Säle, um vor Allem eine frohe Begrüßung zu feiern; ein feierliches Glockengeläute rief sie zur Versammlung in die Universitätskirche, wo sie diesmal den Festgottesdienst als Trauergottesdienst begingen. Professor Dr. Hoerschelmann durfte dem bitteren Leid, das ihn wie seine Zuhörer erfüllte, nicht das volle Wort leihen; doch verriethen es die gesenkten Häupter und feuchten Augen der Anwesenden, wie schwer ein jeder die Prüfung empfand, die jetzt die baltischen Lande heimgesucht, und wie ein jeder bei Gott, dem Herrn der Welten, Trost und Stärke suchen kam.

Dorpat war die erste Universität in Rußland, und Alexander I. hatte zu ihrer Gründung in gnädigster Weise seine Bestätigung verliehen und ihr die volle Freiheit in der Pflege der Wissenschaften gewährt. Naturgemäß wandte sie sich denselben Quellen der Forschung zu, aus denen Deutschlands Universitäten schöpften und keine der später entstehenden russischen Hochschulen konnte sich jemals mit der baltischen an der Embach messen. Auch ging das Streben der wahrhaft wissensdurstigen und ehrgeizigen russischen Studenten immer dahin, in Dorpat die Collegien hören zu können, und die Listen der in Dorpat Imatriculirten weisen manche weit berühmt gewordene russische Namen auf. Ein idealer Zug durchdrang die Dorpater Studentenschaft und schlang hier um die verschiedenen Nationalitäten des Reiches das Band des Treugelöbnisses im Dienste der Wissenschaft wie im Dienste des gemeinsamen Vatelandes.

Damit ist es nun zu Ende.

Der Geist ist in Rußland zur Herrschaft gekommen, der es nach dem Spruch regieren läßt: „Nur russisch sein, kann national sein und national wirken." Deshalb mußte auch Dorpat russisch werden. Und in naiver Verherrlichung eines Faustrechtactes wurde das Fest des neunzigjährigen Bestehens der deutschen Universität damit gefeiert, daß diese zu einer russischen gestempelt wurde.

Die offizielle Feier des 12./(24.) December begann gleich nach zwölf Uhr in der Aula der Universität, wo sich namentlich auch zahlreiche Mitglieder der russischen Gesellschaftskreise in Dorpat eingestellt hatten. Sollte doch diesmal der ganze Festactus in russischer Sprache vollzogen werden. Nur der Gesang zu Beginn der Feier wurde von der akademischen Jugend in einem lateinischen Liede ausgeführt. Dann folgte die russische Festrede von Professor Lewinson-Lessing. Hierauf verlas der Wirkliche Staatsrath, Professor und Rector Budilowitsch, der erste von der Regierung ernannte, statt von der Facultät gewählte Rector in russischer Sprache den Bericht über die von den Studirenden gelösten Preisaufgaben und den Jahresbericht, woran sich eine längere Ansprache schloß, in welcher der Staatsrath Dorpat als die älteste Universität des Reiches bezeichnete, aus welcher auch viele russische Gelehrte, z. B. Pirogow hervorgegangen, die aber fortan erst als eine wirklich nationale für das Reich wirken werde. Zum Schluß brachte der Rector ein Hoch auf den Kaiser aus, und der Gesangverein stimmte die Nationalhymne an.

Die „National-Russen" konnten zufrieden sein. Obendrein

*) Esten und Letten bilden durchschnittlich die ackerbautreibende Bevölkerung der baltischen Provinzen.

*) Die Russen fügen bekanntlich ihrem Taufnamen den Taufnamen des Vaters zu, z. B. Iwan Alexandrowitsch, gleich Iwan, Sohn des Alexander.

ersahen sie aus den Jahresberichten, daß die Wächter der russisch-nationalen Interessen entschlossen waren, jeden Rückfall in deutsches Wesen zu verhindern. Unter den auf „eigenes Ansuchen" entlassenen Professoren und Lehrern der Universität kamen zehn Namen deutscher gegen zwei russischer Herkunft; dagegen zählte man unter den von der Regierung ernannten Lehrkräften, außer dem Rector, noch sechs Professoren russischer gegen einen deutscher und vier Docenten russischer gegen zwei deutscher Abstammung.

Die kurze Zeit darauf erfolgte Umänderung des Namens Dorpat in Jurgew fügte zur Vernichtung der deutschen Universität den kleinlichen Hohn, legte aber auch ein neues trauriges Zeugniß ab für den im „großen heiligen Rußland" herrschenden Rechtssinn und Bildungsgrad.

Man könnte glauben, daß der russischen Regierung zur Russifizirung der baltischen Provinzen nichts mehr zu thun übrig geblieben wäre. Die eifernden Panslavisten entdecken indessen immer noch Lücken, welche im Dienste der großen russischen Idee auszufüllen sind. Demzufolge müssen seit dem 1. Januar 1893 auch die Prüfungen der Privat-, Elementar- und Hauslehrer und Lehrerinnen im Dorpater Lehrbezirk in allen Fächern in russischer Sprache erfolgen. Der Regierungsanzeiger rechtfertigt dies damit, daß wenn schon bis jetzt die Prüfungen in deutscher Sprache abgehalten wurden, die Sachlage sich doch sehr verändert habe, indem zur Zeit sehr viele Personen russischer Herkunft vermittelst des Examens ihre Anstellung als Lehrer zu erlangen wünschen, für sie die Vornahme der Prüfungen in deutscher Sprache aber sehr erschwerend sein würde, während andererseits „die Anstellung von Personen, welche die russische Sprache nicht genügend beherrschten, um in ihr das Lehrerexamen zu bestehen, ganz abnorm erscheinen müßte, und der allgemeinen Reform der Schulfrage in den baltischen Provinzen widerspräche." — Nebenher wachsen zur rascheren Russifizirung des Landes hier und dort als Musterschulen griechisch-orthodoxe empor.

Mit allen diesen Maßregeln geschieht indessen dem hochtreibenden russischen Nationalsinn noch immer nicht Genüge. Viele deutsche Familien gedachten ihren Kindern noch in der Weise eine deutsche Bildung zu verschaffen, daß sie dieselben freundschaftlich zu kleinen Klassen zusammenthaten und sie privatim von einzelnen tüchtigen deutschen Lehrern unterrichten ließen. Des Kurators wachsames Auge hat aber alsbald auch dieses erspäht und als unzulässig erfunden, weshalb er den Befehl gegeben, daß in keiner Privatstunde mehr als zehn Kinder unterrichtet werden dürfen. Ein Lehrer, der statt zehn, elf Kinder um seinen Schultisch zu versammeln sich erdreistet hatte, ist zur Auflösung seiner Klasse gezwungen worden. Fast erheiternd wirkt die Anf. Mai d. J. vor Gericht citirte „heimliche Schule". Die Baronesse Henriette von Seefeld ward auf § 1049 des Strafrechtes angeklagt, nach welchem Personen, die ohne obrigkeitliche Concession eine Schule gründen oder eröffnen bis zu 75 Rubel bestraft werden können. Es wurde bewiesen, daß Fräulein von Seefeld allerdings eine kleine Schule für arme Kinder unterhält, diese aber schon seit dreißig bis vierzig Jahren besteht und niemand daran gedacht hatte, daß man für solch ein Werk der Wohlthätigkeit eine besondere Concession einholen müsse. Nichtsdestoweniger wurde das Fräulein zur Zahlung von fünfzehn Rubeln und zur Schließung der Schule verurtheilt. Zunächst ist indeß noch Appellation angekündigt worden.

Und was kann noch geschehen? — O, noch sehr viel, ja die Hauptsache. Es gilt, auch den Geist der Reformation zu tödten, der in diesen lutherischen Balten lebt und sich nicht umbringen lassen will. — Nur weiter vorwärts! —

In wunderbarer Verdrehung der Begriffe und Verhältnisse hat die griechisch-orthodoxe Kirche gegen die lutherische als Anklage erhoben, daß sie die Orthodoxie seither in den baltischen Provinzen nicht habe aufkommen lassen. Die lutherische Kirche ist hiernach 1885 dem griechisch-orthodoxen „Heiligen Synod" untergeordnet worden und hat damit das Zeichen der Knechtschaft erhalten. Die Consistorien der baltischen Provinzen müssen für alle ihre Beschlüsse die Zustimmung des russischen Bischofs in Riga nachsuchen, selbst zu dem nothwendigsten Umbau irgend welcher verfallenen Kirche. Dabei sind sie gehalten, ihre Kirchenbücher und Pastoralatteste, gleichwie ihre Correspondenzen mit den griechisch-orthodoxen Kirchenbehörden russisch zu führen. Die lutherischen Geistlichen sollen dessen eingedenk bleiben, daß sie der herrschenden Staatskirche nur als die Diener einer noch geduldeten Sekte gelten. Der rechtgläubige Pope hat das Recht und die Pflicht, sich überall um die Gewinnung von Proselyten zu bemühen, und die griechisch-orthodoxe Kirchenbehörde darf die lutherischen Gemeinden zur Expropriation beliebiger Grundstücke zwingen, um auf diesen in der Hoffnung auf die Bekehrung der umwohnenden Irrgläubigen russische Gotteshäuser zu errichten. Dahingegen wird jede, einem lutherischen Geistlichen nachgewiesene unvorsichtige Aeußerung, welche der evangelischen Kirche den Vorzug vor der rechtgläubigen gibt, und jede von ihm an Personen griechisch-orthodoxer Confession vollzogene Amtshandlung vor Gericht als „Verbrecher" beurtheilt und je nachdem mit kürzerer oder längerer Amtsentsetzung oder mit Deportation bestraft.

Die religiöse Unduldsamkeit entspricht an sich durchaus nicht dem russischen Charakter und ist allein der neuzeitlichen russischen Politik entsprossen, hat aber über eine völlig ungebildete Geistlichkeit zu verfügen, die vor Allem mit der Spionage betraut werden kann. Da regnet es denn von Anzeigen protestantischer Prediger, die sich einer Ueberschreitung der Religionsgesetze schuldig gemacht haben sollen. In Livland sollen schon achtzig Prediger für kürzere oder längere Zeit ihres Amtes entsetzt worden sein. Vom März bis zum Nov. 1892 habe ich folgende Liste bestrafter lutherischer Geistlicher zusammenstellen können. „In den Prozessen gegen die evangelischen Prediger Ewald Paßlack, Pastor zu Cavolen und gegen den Prediger Georg Schwartz, Pastor zu Polwe, angeklagt wegen Amtshandlungen an Personen griechisch-orthodoxer Confession, lautet das Urtheil für beide Angeklagten auf Entfernung vom Orte." „Der Propst Malm zu Rappel ist wegen gleichen Vergehens auf vier Monate seines Amtes entsetzt worden." „Der Pastor Hermann Lezius aus St. Michaelis in Hapsal ist wegen Vornahme der Taufe an einem Kinde griechisch-orthodoxer Eltern zu sechs Monaten Amtssuspension verurtheilt worden." „Ueber den Pastor Karl Landesen zu Torma wurde das Urtheil auf sieben Monate Amtssuspension in Abwesenheit des Angeklagten gefällt." „Pastor Emil Wegener zu Ecks ist in der Anklage wegen angeblicher Schmähung der griechisch-orthodoxen Kirche freigesprochen, wegen Vollziehung von Amtshandlungen an Gliedern der griechisch-orthodoxen Kirche aber zur Entfernung aus den Ostseeprovinzen verurtheilt, jedoch ohne Verlust der geistlichen Amtsbefugnisse." „Desgleichen hat der Pastor Hilde-Aahof wegen vollzogener Amtshandlungen an Personen griechisch-orthodoxer Confession die baltischen Provinzen verlassen müssen." Die drei Pastoren des Walkschen Kreises, Treu zu Oppekaln, Brenner zu Marienburg und Pohrt zu Tirsen, stehen um gleicher Vergehen willen im Anklagestande." „Im Criminaldepartement der Petersburger Gerichtsbehörden wurden die Pastoren Roman von Sengebusch, Gotthold Kügler, Leopold Krüger und Friedrich Maseng zur Entfernung vom Amte für verschiedene Zeiten verurtheilt." „Der Pastor Friedrich Meyer in Allendorf wurde zu Wolmar für Einsegnung von sieben Mischehen, Vollziehung einer ungültigen Trauung, da beide Gatten griechischer Confession waren, Taufe eines Kindes griechischer Eltern und Zulassung Rechtgläubiger zum lutherischen Abendmahl in zwölf Fällen zum Verlust der geistlichen Würde und drei Monaten Gefängniß verurtheilt." „Pastor Behse, Schloß Helmet, angeklagt, Personen orthodoxen Bekenntnisses, zusammen mit Lutheranern das Abendmahl gereicht zu haben, ist vom Rigaschen Bezirksgericht zu sechsmontlicher Entfernung von seiner Pfarre verurtheilt worden." „Von demselben Gericht ist Pastor Hesse für zwei Monate von seinem Amte suspensirt worden." „Ueber Pastor Robert Schröder wird noch verhandelt." — „Die Anklage gegen den Pastor Eisenschmidt zu Riga, nicht allein an Kindern gemischter Ehen die Taufe vollzogen, sondern diese

Taufhandlungen unter Fälschungen in die Kirchenbücher eingetragen zu haben, ist als unbegründet zurückgewiesen worden, doch zieht sich der Prozeß schon dreiviertel Jahre hin —."

Manche Anschuldigung muß zurückgenommen werden vor der Beweisführung, daß der Angeklagte das ihm zur Last gelegte Vergehen entweder gar nicht begangen habe, oder es unwissentlich gethan, indem die baltischen Prediger bei der großen Ausdehnung ihrer Landgemeinden und bei der vielfachen Durchsetzung derselben in Liv- und Ehstland mit Personen griechisch-orthodoxer Confession öfter bei der Taufe eines Kindes in Unkenntniß darüber erhalten werden, daß es einer gemischten Ehe entsprossen ist, gleichwie sie bei der Abendmahlfeier, insbesondere zur Osterzeit, wo immer ein großer Andrang zum Tisch des Herrn stattfindet, nicht vorher jeden einzelnen um seine Herkunft befragen können. Gar mancher Prediger bekennt aber freimüthig, daß er das Gesetz wissentlich überschritten habe, indem es nur zu häufig vorkomme, daß Leute, die sich zum Uebertritt in die russische Kirche haben beschwatzen lassen, nachher, von Reue erfaßt und von Gewissensbissen geängstigt, ihrem früheren Seelsorger keine Ruhe lassen, bis sie von ihm wieder das Abendmahl in evangelischer Weise empfangen haben als Zeichen der Wiedervereinigung mit ihrem Herrn Jesu Christo und der ihnen gewährten göttlichen Vergebung. Die Richter haben keine Vorstellung von den herzzerreißenden Scenen, die sich jetzt so häufig in der stillen Studirstube des lutherischen Geistlichen abspielen, dieser glaubt aber, in den ihm jetzt als Verbrechen vorgehaltenen Handlungen vor Gott recht gethan zu haben, sei er auch nach dem russischen Ukas strafbar geworden.

Und wieder und wieder werden lutherische Prediger als Uebertreter der neuen Religionsgesetze vor Gericht citirt. Da wurden vor dem Bezirksgericht zu Wolmar der Pastor Meyer zu Allendorf zum Verlust der geistlichen Würde und zu viermonatlicher Gefängnißhaft verurtheilt; dann erhielt Pastor Moltrecht zu St. Mathias einen strengen Verweis und wurde für sieben Monate seines Amtes entsetzt u. s. w. u. s. w. Zu langer Kette reihen sich die Namen der evangelischen Geistlichen, welche für ihre Treue im Dienste der Gemeinde mit Suspension vom Amte, mit Verbannung aus der baltischen Heimath oder mit anderen Strafen heimgesucht werden. Die gerichtlichen Verhandlungen in kirchlichen Angelegenheiten werden aber alle bei verschlossenen Thüren geführt, wonach dem Publikum nur der Urtheilsspruch und die Strafvollstreckung zur Kenntniß gebracht werden. Warum dieses? — Geschieht es, weil die Vertreter der Gerechtigkeit selber von dem Bedenken erfaßt sind, daß die Angeklagten vor dem Einen unabweisbaren Zeugen, daß sie vor dem allgegenwärtigen Gott gerechtfertigter dastehen, als ihre Richter? Bewegt sie die Erkenntniß, daß die evangelischen Prediger in dem Worte ihre Stärke finden, der Herr werde sie in aller Wahrheit leiten und um der Wahrheit willen sollen sie sich nicht fürchten vor den Machthabern dieser Erde? Sagen sich die Gesetzvollstrecker, daß es im Kampfe gegen die Wahrheit geschieht, wenn die evangelischen Gemeinden ihrer geistlichen Berather beraubt werden, damit die kirchliche Noth sie schließlich den russischen Priestern in die Arme treibe, die überall vor den Thüren ihrer leerstehenden Gotteshäuser nach Kirchgängern ausspähen? — Mein Blick fällt eben auf eine kurze Notiz bezüglich des Pastors Eugen Mickwitz aus Pillistfer, der auch wegen Amtshandlungen, die er an Personen griechisch-orthodoxer Confession vollzogen hatte, vom Riga'schen Bezirksgericht zu siebenmonatlicher Entfernung von seiner Pfarre verurtheilt worden war. Als er nach dieser Zeit der Verbannung wiederkehrte, „da hatten wir Pilisterschen ein schönes Fest" — schreibt eines der Gemeindeglieder. — „Nach sieben Monaten hielt unser Pastor uns wieder eine Predigt. In diesem Anlaß war die Kirche erleuchtet und mit Kränzen geschmückt. Das Volk war zu diesem Gottesdienst so zahlreich herbeigeströmt, daß, wie es an hohen Festtagen vorzukommen pflegt, die Kirche etwa nur die Hälfte der Erschienenen zu fassen vermochte. Thränen erstickten die ersten Worte der Altarrede des von innerer Bewegung ergriffenen Pastors, welche auch die ganze Gemeinde an sich spürte. Gebe Gott unserm Herrn Pastor ein langes Leben und einen klugen Sinn, auf daß er sich keines Fehltrittes mehr gegen die hohe Staatsregierung schuldig mache und zur Freude seiner Gemeinde noch lange dieses schwere Amt bekleiden könne."

Diese schlichten Worte sprechen deutlich genug davon, welche Liebe und Achtung der erwähnte Pastor in seiner Gemeinde genießt und wie sehr ihn diese entbehrt hat. Dasselbe wiederholt sich in zahlreichen anderen Gemeinden. In Pillistfer haben nun die Leute treu ausgehalten; an anderen Orten gelang und gelingt es, die Entfernung der evangelischen Seelsorger zur Anstiftung von Mißtrauen, Unzufriedenheit, Streitigkeiten und endlich auch zu Bekehrungen für die russische Kirche zu benutzen. Mit den Bekehrten sind aber auch deren Kinder und Kindeskinder der „Religion des Zaren" zugesprochen, weshalb die Eltern, die ihr Kind evangelisch taufen lassen, wennschon Mutter oder Vater dem griechisch-orthodoxen Bekenntniß angehören, einem kurzen Prozeß verfallen; sie werden einfach in's Gefängniß gesteckt und ihre Kinder griechisch-orthodoxen Leuten übergeben, damit sie in der Rechtgläubigkeit erzogen werden. Ein gleich-grausames Verfahren ist nur noch in den schlimmsten Zeiten der Ketzerverfolgungen der römischen Kirche geübt worden.

Und erhebt sich keine einzige Stimme dagegen in dem weiten russischen Reiche? Ohne Zweifel gibt es viele aufgeklärte und edeldenkende Russen, die mit Beschämung und mit Groll das Werk der Demoralisation und der Zerstörung verfolgen, das durch einen irre geführten Nationalstolz im „Hl. Rußland" geübt wird; das Wort dieser Männer verhallt aber ohnmächtig.

Deutschthum und Lutherthum, wie lange werden sie sich noch in den baltischen Provinzen der gewaltthätigen Unterdrückung erwehren, die der eigene Landesfürst in seiner absoluten, furchtbaren Herrschermacht über sie verhängt hat? —

Es tritt niemand für sie ein.

Das protestantische Deutschland schweigt aus Politik; das katholische Deutschland denkt: wenn der Protestantismus in Rußland vernichtet wird, so dient das auch unseren Interessen; die Panslavisten lachen sich aber in's Fäustchen und flüstern einander zu: Haben wir erst keine Deutschen mehr im Lande, so können wir um so sicherer den Kampf mit den Deutschen außerhalb Rußlands beginnen."

So geht denn hier ein deutsches Culturleben zu Ende, das recht berufen schien, im Dienste einer reiferen Intelligenz und Gesittung das große russische Volk auf der Bahn zu europäischer Civilisation wesentlich zu fördern. Rußland schadet sich selbst am meisten, indem es seine blühendsten Provinzen in die Zustände des achtzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zurückschleudert, bloß, weil sie durch deutsches Verdienst vor dem übrigen Reiche emporgekommen waren; Deutschland wird aber auch geschädigt, wenn es an Stelle der friedlichen Grenzwächter fanatisirt-streitsüchtige erhält.

Ich denke darum, die Vorgänge in den baltischen Provinzen haben wohl Anspruch auf unsere Beachtung.

---

## Literatur und Kunst.

### Ein neuer Verfechter der Frauenrechte.

Von A. Bousset.

Aus der sehr umfangreichen und stetig wachsenden Literatur über die Frauenfrage diejenigen Schriften hervorzuheben, welche ihrem Gehalte nach die vorzüglichsten und bedeutsamsten sind, ist eine Aufgabe, deren Nothwendigkeit an dieser Stelle oft betont wurde. Es gilt insbesondere, die Kundgebungen jener Männer der Wissenschaft zu beachten, die, außerhalb des

Streites der Parteien, für und wider die Frauen, stehend, von allgemeingültigen Prinzipien geleitet, der Sache eine feste Grundlage gegeben haben. Die kleine Schrift von Prof. Charles Secrétan in Lausanne*) gehört, nach dem vollauf bestätigten Urtheil ihres Uebersetzers, Dr. Wilhelm Loewenthal, unbedingt zu denjenigen, die geeignet sind, das Wissen in der rechten Weise zu verallgemeinern und fruchtbar zu machen. Der Verfasser hat indessen bei Abfassung derselben nicht den Zweck verfolgt, das Recht der Frau, juridisch begründet, auch nur in seinen allgemeinsten Zügen zu formuliren, er wollte lediglich an zwei sehr einfache und augenfällige Wahrheiten erinnern, die direct kaum bestritten werden, vor denen man aber gar zu gern die Augen verschließt; die eine ist ein Grundsatz, die andere eine Thatsache. Der Grundsatz lautet: „daß eine, jedes gesetzlichen Mittels zur Einflußnahme auf ihre eigene Rechtsstellung beraubte Klasse nicht frei ist." Die Thatsache: „daß die männlichen Gesetzgeber das Schicksal der Frau in einem Sinne geregelt haben, der dem ausschließlichen Interesse des männlichen Geschlechts vermeintlich am besten entsprach. Demgemäß ist, trotz aller Ausreden, Bemäntelungen und Abschwächungen, die Frau thatsächlich rechtlos innerhalb unserer sogenannten freien Staaten. — Die Person ist sich selbst Zweck; die ganze Frage gipfelt also darin: ob die Frau eine Person ist, oder ob sie ausschließlich zum Vortheil und Vergnügen des Mannes existirt. Ist das erstere der Fall, dann ist sie, vom Rechtsstandpunkte, sich selbst Zweck und vom Standpunkte der Moral aus betrachtet, existirt sie ebenso für den Mann, wie der Mann für sie. Daraus folgt, daß die Gerechtigkeit für sie einen, dem männlichen gleichkommenden Antheil an der Einrichtung der staatlichen Gesellschaft fordert."

Es ist klar, sagt Secrétan, daß die Frage von den Rechten der Frau in der allgemeinen Frage von der Existenz des Rechts überhaupt aufgeht, mit dieser steht und fällt. Wenn es ein Recht giebt, eine vernünftige Ordnung, deren Verwirklichung anzustreben, der vernünftige Wille verpflichtet ist, dann ist die Frage nach dem Recht der Frau in die einzige Frage zusammenzufassen: ist die Frau ein Rechtssubject? existirt sie für sich selbst, oder ausschließlich für einen Anderen und im Interesse eines Anderen, des Mannes? Die erste Frage muß unbedingt bejaht werden. Die Frau existirt zwar nicht nur für sich selbst, sondern auch für und durch die Gesammtheit, aber das gleiche gilt auch für den Mann, denn beide können nur durch und für einander die letzte Stufe ihrer Vollendung erreichen. Sie entwickeln und behaupten sich nur dann vollständig, wenn sie sich einander hingeben; dies kann und darf aber nur in Freiheit geschehen. — Damit die Frau jene Mission der Liebe erfüllen könne, die man als ihre Bestimmung betrachtet, muß sie nothwendig ein Recht besitzen. Vom moralischen wie vom religiösen Standpunkt aus sind die Geschlechter gleichermaßen, wenn auch in verschiedener Weise, zum allgemeinen Wohl nothwendig, welches das eigene Wohl einschließt. Die Frau ist juridisch eine Person, denn sie hat Pflichten, diese aber können nicht gesondert vom Recht bestehen. Der juridische Begriff der Person ist ein streng abgegrenzter, ihm gegenüber steht der Begriff der Sklaverei. Ist also die Frau vom Rechtsstandpunkt aus sich selbst Zweck, so muß das Gesetz ihr auch Rechte zuerkennen. Das geschieht dem Namen nach, und wenn die Frau majorenn und unverheirathet ist, kann sie sogar einige Rechte ausüben, aber die ihr zugewiesenen Rechte sind keine wirklichen, keine garantirten Rechte. Der Mann gibt, da jeder Bürger direct oder indirect für sich und die Anderen gesetzgeberisch wirkt, sich selbst die Gesetze, die Frau müßte also, damit ihr das natürliche, durch keine Gewaltmaßregel zu unterdrückende Recht der Selbstbestimmung gewahrt bleibe, ihre eigene gesetzliche Stellung auch selbst bestimmen. Da die Einheit des Staats nicht aufgehoben werden darf und da dem Manne an der für ihn sehr wichtigen Feststellung des Geschicks der Frau ein Antheil zuerkannt wird, so muß umgekehrt auch die Frau mitwirken bei der Abgrenzung der Gerechtsame des Mannes. Der Verfasser läßt es unentschieden, ob die rechtliche Stellung der beiden Geschlechter eine durchaus gleiche, oder den verschiedenen natürlichen Eigenschaften entsprechend, verschieden sein solle, aber, da nach ihm die politischen Rechte die einzige Garantie der bürgerlichen darstellen, so kann, wenn man die sich daraus ergebenden Consequenzen zu Gunsten der Frau zu ziehen unterläßt, von einer Rechtsstellung derselben keine Rede sein. So lange das schwache Geschlecht von den politischen Geschäften ausgeschlossen bleibt, ist das allgemeine Stimmrecht nur eine Fiction, es existirt nicht in Wirklichkeit. Ch. Secrétan wirft sodann nach einigen culturgeschichtlichen Betrachtungen die nicht zu beantwortende Frage auf, ob Jahre oder Jahrhunderte uns von der Lösung dieser Frage trennen, ob volle Gerechtigkeit auf dieser Erde überhaupt möglich sei, ob der im Besitz der Macht befindliche Mann sich je zur freiwilligen Theilung derselben mit der Frau herbeilassen werde. Er kommt dann zu dem Schluß: so lange die menschliche Natur sich nicht bis in ihre innersten Tiefen umgewandelt haben wird, so lange werden die nur von einem Geschlechte erlassenen Gesetze seine Interessen ausschließlich berücksichtigen. Fernerhin zeigt er, daß es unmöglich sei, einigermaßen genau diejenige Lage zu skizziren, welche der Frau durch die ehrliche Verwirklichung des Rechtsstandpunktes in den Grenzen des Möglichen zu Theil werden könnte, denn, sagt er, wir wissen nicht, was die Gerechtigkeit verlangt und wir werden es nicht wissen, so lange die Frau nicht selbst zu Rathe gezogen wird, denn die Eigenschaften und die Bedürfnisse der Geschlechter sind verschieden. Wie weit dieser Unterschied geht, ist nicht zu erfahren, so lange die weibliche Erziehung ausschließlich nach dem Gutdünken und den Wünschen der Männer geleitet wird. Er erklärt es daher für nothwendig, sich bei Beurtheilung der Sachlage einstweilen nur von den abstracten Rechtsbegriffen, denen der Freiheit und Gleichheit leiten zu lassen. Das Recht wird auf die Beziehungen der Individuen zu einander angewendet; sein Ausgangspunkt ist das Individuum, das es als freies Ganzes und daher als befähigt erachtet, mit anderen, ebenso freien und vollständigen Wesen bindende Verträge einzugehen. Diese Betrachtungsweise ist eine segensreiche und nothwendige Abstraction, aber sie ist und bleibt eben eine solche, denn überall, wo es sich um die Regelung der natürlichen Beziehungen der Familie handelt, wird ein anderer Gesichtspunkt maßgebend. Das Individuum ist kein von den anderen ganz getrenntes Wesen, sondern die Fortsetzung und Verschmelzung seiner Vorfahren — es ist kein wahres Ganzes, es umschließt nicht sämmtliche Bestandtheile der Gattung — der wirklich vollständige Repräsentant der Menschheit ist nicht das Individuum, sondern das Paar. Dies führt im Weiteren zur Betrachtung der Beziehungen der Geschlechter zu einander und der vielfachen Schwierigkeiten, die hier durch das Ineinandergreifen von Freiheit und Nothwendigkeit erzeugt werden. Die Ehe kann nicht ganz dem allgemeinen Vertragsrechte gemäß abgeschlossen werden, denn das Gesetz erklärt jeden Vertrag für null und nichtig, der zum Nachtheil eines Dritten abgeschlossen ist, und dieser Rechtsgrundsatz, das Vorbehalten der Rechte Dritter, erheischt in dieser Frage eine weitgehende Deutung. Er bezieht sich auf die zu erwartende Nachkommenschaft und den ihr zu sicheruden Schutz. Wie derselbe auch den außerehelich erzeugten Kindern in genügendem Maße zu gewähren sei, das ist eine der schwierigsten, noch zu lösenden Rechtsfragen, da es nicht nur schwer hält, den Vater zur Erfüllung seiner Pflichten gegen sein Kind zu zwingen, sondern auch, da derselbe in vielen Fällen nicht einmal mit Sicherheit zu ermitteln ist. Der Umstand, daß die Nichterfüllung der väterlichen Pflichten gegen die außerehelichen Kinder in den meisten Fällen straflos bleibt, hat ja bekanntlich zur Folge, daß viele Väter sich derselben ganz oder theilweise entziehen, wodurch die ganze Last und Verantwortung der Mutter allein anheimfällt. Um den geheimen Verbindungen zu steuern, deren Folgen das schwache Geschlecht allein zu tragen hat und die stets eine unversiegbare Quelle von Noth, Elend und Verbrechen gewesen sind, schlägt der Verfasser als

*) Das Recht der Frau. Französische und deutsche Ausgabe bei B. Benda in Lausanne.

vorläufiges Auskunftsmittel eine gewisse öffentliche Legalisirung derselben unter der Form von „Vereinigungen auf Zeit" vor. Diese würden immerhin ein festes Band bilden, dessen Dauer mit Rücksicht auf die Kinder, wenn solche vorhanden, keine zu kurze sein dürfte und die dann vielleicht in vielen Fällen zu einer Verbindung auf Lebenszeit führen würden. In den Staaten Neu-Englands besteht ein Gesetz, wonach alle Personen, die ohne Vertrag auf Zeit zusammen leben, als rechtlich verbundene Ehegatten zu betrachten sind. Die Frage nach den rechten Bedingungen des Ehelebens ist in sofern nicht so leicht zu beantworten, als es schwer hält, den Rechtsbegriff practisch von dem Gemeinwohl und der Moral zu trennen. Die immerwährende Ehe ist die einzige Vereinigungsform, welche jene gegenseitige Verschmelzung ermöglicht, durch welche zwei an sich unvollständige Wesen sich ergänzen und vervollkommnen. „Erst dann erkennen wir uns selbst, wenn wir wissen, was wir in den Augen unseres Lebensgefährten sind." In diesem harmonischen Gegenseitsbewußtsein erblickt Ch. Secrétan mit Recht das wahre, volle Glück der Ehe, welches der Lebemann, der Wüstling nicht kennt und nie kennen oder genießen kann. In steigendem Pathos fährt er dann fort: „Besitzen, den man liebt, und lieben, den man besitzt, ihn wahrhaft und mit jener aufrichtigen Verehrung lieben, die der Sinnenrausch erhöht und die Sinnenruhe nicht vermindert — das ist die Unsterblichkeit im Augenblicke, ein Klang, dessen Widerhall das ganze Leben erfüllt, ein unvergänglich leuchtender Blitz." Darin ist, so vollkommen, als es in Worten geschehen kann, Alles ausgesprochen, was Gedanken und Gefühl nach dieser Richtung hin zu umspannen vermögen.

Da eine derartig gegenseitige und vollkommene Hingebung nur aus freien Stücken sich bethätigen, vom Gesetz aber nicht geboten werden kann, da sie auch in illegitimen Verbindungen möglich ist, so wird das höhere Recht und die sittliche Nothwendigkeit der Ehe in der modernen Gesellschaft viel umstritten. Die Eheschließung legt beiden Theilen gewisse Beschränkungen der Freiheit auf, indem sie eine allumfassende, zeitlich unbeschränkte und nicht ablösbare Verpflichtung schafft, die den allgemeinen Grundsätzen des Rechts an sich widerspricht. Daher kann die trotzdem zu behauptende Berechtigung der Ehe nur vom moralischen Standpunkt aus erklärt werden, nach welchem sie die einzige Vereinigungsform ist, welche dem Menschen die weitestgehende Möglichkeit moralischer Vervollkommnung eröffnet. Was in der gegenwärtigen Ehe den Rechtsbegriff hauptsächlich verletzt, ist der aufgedrungene Gehorsam. Hierdurch wird die Frau, die durch die Vorenthaltung des Stimmrechts außerhalb des Staates gestellt wird, der das Gesetz gibt, Kraft desselben nahezu außerhalb des Gesetzes selbst gestellt. Dieses Verhältniß gibt die Frau gänzlich in die Gewalt des Mannes und es begünstigt den Mißbrauch seiner Macht über sie, dem wir, in gröberer oder feinerer Form, fast auf Schritt und Tritt im sozialen Leben begegnen. Die Oberherrschaft im Hause fällt demjenigen zu, der sie auszuüben vermag, d. h. demjenigen, der den kräftigsten und ausdauerndsten Willen hat; die Frau ist also nicht ohne Waffen und versteht sich derselben gelegentlich auch wohl zu bedienen, ihre rechtliche Stellung in der Ehe müßte aber dahin abgeändert werden, daß ihr in allen, die Familie betreffenden Fragen die gleichen Befugnisse wie dem Manne eingeräumt würden, so daß bei wichtigen Entschließungen die Entscheidung nicht von ihm allein ausgehen dürfte. Die Vermögensfrage ist eine sehr verwickelte. So natürlich es erscheint, daß auch die verheirathete Frau ein Recht auf den Ertrag ihrer Arbeit habe — das Gesetz urtheilt hierüber anders. Auch das in Erbschaftsfragen scheinbar unparteiliche Gesetz tritt mit den in der Ehe geltenden Unterscheidungen der Geschlechter in Widerspruch.

Secrétan tritt energisch ein für eine andere Art der Vertheilung des elterlichen Gutes unter den Söhnen und Töchtern, indem er sagt: Die Freiheit und Würde der Frau, sowie der wünschenswerthe Fortschritt der kommenden Generationen haben das gleiche Interesse daran, daß die Mädchen überhaupt keine Mitgift mehr besäßen und nur ein mit ihrer Verheirathung erlöschendes Leibgedinge erbten. Dann würden die jungen Mädchen aus guten Häusern nicht mehr den entwürdigenden Bewerbungen der Mitgiftjäger ausgesetzt sein, und die jungen Leute, welche nicht mehr zur Bezahlung ihrer Schulden und zur Erlangung einer Stellung in der Gesellschaft auf die Ehe speculiren könnten, würden mit größerer Kraft und Ausdauer für ihr Vorwärtskommen selbst eintreten. Dann würden die aus wahrer Neigung geschlossenen Ehen, welche einem kräftigen Nachwuchs am förderlichsten sind, häufiger werden und die schönsten, begabtesten, kräftigsten Mädchen gelangten am ersten zur Mutterschaft, was von leicht erkennbarem, unermeßlichem Vortheil für die physische, moralische und intellectuelle Vervollkommnung des Menschengeschlechtes sein würde. Das abstracte Recht, das ausschließlich das Individuum in Betracht zieht, genügt demnach nicht zur bestmöglichen Regelung dieser Frage; das einzige Palliativmittel, das eine strengere Anwendung des reinen Rechtsbegriffs gegen die Pest der sogenannten Vernunft- und Geldheirathen an die Hand geben könnte, bestände darin, das von der Frau Eingebrachte dieser nicht nur sicher zu stellen, sondern auch zur freien Verwaltung und Nutznießung zu überweisen, abzüglich einer gewissen Summe für die Kosten des gemeinsamen Haushalts.

Den folgenden Theil des Buches können wir kurz erledigen; er handelt von der Prostitution und würde zur näheren Erörterung zu viel Raum beanspruchen, während die leitenden Gesichtspunkte bei Behandlung der Frage an dieser Stelle allein in Betracht zu ziehen sind. Das einfache Verleihen des Körpers gegen Entgelt ist vom Rechtsstandpunkt aus an sich kein Vergehen. Dagegen würde ein Weib, das sich der Gefahr preisgibt, ein vaterloses Kind in die Welt zu setzen, strafbar werden, wenn das Gesetz sich zum Nachweis der Vaterschaft herbeiließe. Es ist außerdem nicht erlaubt, aus dem Verleihen des Körpers eines Anderen Gewinn zu ziehen, weil Zwang und Betrug hierbei immer als vorhanden vorausgesetzt werden müssen. Wo beides vorwaltet, da herrscht die ärgste Sklaverei; das Strafrecht verbietet derartige Handlungen und die öffentliche Meinung brandmarkt sie als schändlich. Die Polizei darf daher unter keinem Vorwande befugt sein, sie zu gestatten oder zu dulden, sobald sie außerhalb ihres Schutzkreises verübt werden. Der aus ethischen und gesundheitlichen Gründen eröffnete Kampf gegen die offizielle Prostitution (welche durch die heimliche an Umfang noch weit übertroffen wird), kann zu keiner wahrhaften und fruchtbaren Reform führen, so lange die Rechtspersönlichkeit der Frau nicht zum unanfechtbaren Axiom erhoben wird. Dann erst wird die mitberathende Frau die Mittel besitzen, Reformen ihrer Privatstellung im Sinne jener billigen Gegenseitigkeit zu erlangen, die sie bisher vergebens von ihrem Herrn erwartet hat, oder vielmehr, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit sie in Folge der ihr aufgedrungenen niedrigeren Cultur noch nicht würdigen gelernt hat.

Fassen wir andererseits das gegenwärtige, wie das zukünftige Interesse des Mannes in's Auge, so handelt es sich vor Allem darum, die Wirkungen des Frauenrechts auf die körperliche, geistige und charakteristische Entwickelung des Menschengeschlechts zu studiren, um die Art dieser Wirkungen auf das männliche Geschlecht festzustellen. Secrétan kommt dabei zu dem Schlusse, daß die Gesundheit und Kraft der kommenden Generation von einem möglichst enthaltsamen Leben der Männer vor der Ehe wesentlich abhängt, daß die durch die Gesetze begünstigte Leichtigkeit des geschlechtlichen Umgangs die nachtheiligsten Wirkungen für sie gehabt und daß es daher in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse liegen würde, der Frau eine haltbare Stellung zwischen dem Dienste des Einzelnen und dem Dienste Aller einzuräumen. Weiter wird erwogen: der Einfluß der Mütter auf die Kinder, insbesondere auf die Söhne äußert sich nicht nur in Vererbung in Bezug auf Körperbau und Gesichtszüge, sondern auch der Verstandes- und Charkeranlagen; außerdem fällt jenen die Hauptsorge für Pflege und Erziehung der Söhne zu. Es ist anzunehmen, daß gebildetere und vernünftigere Mütter besser begabte Söhne zur Welt bringen werden und daß alle Versuche und Bestrebungen zur Hebung und Erweiterung der weiblichen Verstandes- und Gemüthskräfte daher

ganz direct den Kindern, somit auch den Männern, zu Gute kommen würden. Die Frauen könnten den Männern bessere Dienste leisten, wenn sie von diesen nicht mehr ausschließlich zu ihrem Gebrauche geformt und als Instrument ihres Vergnügens gebraucht würden. Nach Ansicht Secrétan's ist der jetzige Wettbewerb der Frau auf allen Gebieten und die dazu nöthige, von ihnen erstrebte Vorbildung in jeder Weise zu unterstützen, weil die daraus folgende Erhöhung ihres Zustandes die gleiche Aussicht für den Mann eröffnet. Er fährt fort: „Diejenigen, für welche die verlorenen oder oft entwürdigten Worte »Liebe, Glück« ihren hehren Sinn noch bewahrt haben, werden allein begreifen können, von welch' unermeßlicher Wichtigkeit es für unser Geschlecht wäre, wenn das ergänzende Geschlecht alle die Eigenschaften des Geistes und Gemüths verwirklichen und ausreifen könnte, die in ihm schlummern — jene Schätze, ohne welche der Mann nicht einmal die Hälfte eines Menschen darstellt und die nur im Lichte der Freiheit sich entwickeln können." Damit die Frau das Glück und den Frieden bringen könne, deren Quellen sie besitzt, muß sie all' das wirklich werden, was zu werden sie von Natur aus befähigt ist; wie weit aber diese Entwickelungsfähigkeit gehen mag, wissen wir nicht — wir haben Alles gethan, es nicht zu wissen.

Die gesetzliche Stellung der Frau ist in der Umwandlung begriffen und durchaus berechtigt. Der gegenwärtige Zustand wird von Secrétan als ein unlogisches, zukunftsloses Compromiß bezeichnet und nochmals betont, daß die gesetzliche Stellung der Frau nicht ohne ihre ausdrückliche Zustimmung und ohne ihre Mitwirkung begrenzt werden kann. Secrétan ist überzeugt, daß, wenn einst in den Beziehungen der Geschlechter zu einander die Gerechtigkeit zur Herrschaft gelangt sei, sehr bedeutende practische Verbesserungen auf nahezu allen Lebensgebieten daraus hervorgehen dürften. Er glaubt jedoch, daß die Umwandlung sich nur sehr allmählich vollziehen und daß die staatlichen Geschäfte nach wie vor zumeist in den Händen der Männer bleiben werden. Der leitende Geist aber werde dann ein anderer werden; die gesunde Vernunft, die Güte der Frau werde sich überall fühlbar machen, das Recht werde die Oberhand über die Macht gewinnen, weil endlich die Macht durch ihre Selbstbegrenzung sich als wirkliche Macht erwiesen haben wird.

---

## Gründeutschland.

Von Otto Krack.

Es gibt Bücher, die durch ihren unfreiwilligen Humor besser wirken als manches Erzeugniß der komischen Muse. Ich erinnere nur an die tollen Reimereien von Heinrich Pudor, der jüngst in unserem Franz Held einen so gefährlichen Nebenbuhler gefunden hat. Es ist wahr, die verkannten Genies sterben nie aus. Noch lustiger aber als der Poet, dem die Philosophie des Unbewußten manchen Entschuldigungszettel für ungewollte Heiterkeit schreiben kann, muß ein gestrenger Mann der Wissenschaft erscheinen, wenn er mit dem ganzen schweren Rüstzeug seiner Bildung auszieht, um gegen Windmühlen zu fechten. Denn der Contrast wird durch den Ernst des Gegenstandes und den Scherz seiner Behandlung erhöht. Und auf dem Contrast beruht ja im letzten Grunde aller Humor. Ein Buch dieser Art ist soeben unter dem Titel „Gründeutschland"*) erschienen. Als Verfasser bekennt sich der Herr Prof. Friedrich Kirchner.

Es ist immer ein lächerliches Schauspiel, wenn man sieht, wie Pygmäen gegen Riesen kämpfen wollen. Denn es ist doch wahrlich verlorene Liebesmühe. Man würde dieses Buch darum auch mit Stillschweigen und lächelnd übergehen, wenn es für unser nationales Geistesleben nicht typisch wäre. Erstens spricht aus dem Werke der allbekannte deutsche Professor, der mit der gelehrten Brille am grünen Tisch sich im Schweiße seines Angesichts abmüht, das blühende Leben zu schematisiren und klassifiziren und formuliren. Und zweitens hören wir den eifrigen Theologen, den Mann Gottes, der die Poesie als eine Verherrlichung der biblischen Schöpfungsgeschichte auffaßt, und der sich wie Schiller's köstlicher Kapuziner geberdet, wenn die bösen Dichter sündige Liebeslieder singen und sich gar nicht wie gut orthodoxe Christenkinder betragen.

Ueber die moralisirende Richtung in der Kritik des Herrn Verfassers brauche ich kein Wort zu verlieren. Es ist ja schön, wenn es in unserer atheistischen Zeit noch Gelehrte gibt, welche die Forderungen der christlichen Religion mit den Gesetzen und Erfahrungen der Wissenschaft versöhnen können, und deshalb freue ich mich, die literarische Bekanntschaft des Herrn Prof. Kirchner gemacht zu haben. Unsere Zeit drängt ja nach einer Versöhnung zwischen Wissen und Glauben. Aber dieser Glaube ist nicht gleichbedeutend mit Religion. Es ist vielmehr der Glaube an das Gute, Ideale im Menschen, den die Philosophie des Materialismus und Pessimismus so lange in uns niedergedrückt hatte und der jetzt zu neuem Leben aufersteht; es ist der feste Glaube an den ewigen Fortschritt der menschlichen Entwickelung, an die Zukunft und Freiheit des Menschengeschlechtes. Und dieser Glaube kann neben aller Wissenschaft bestehen, denn er anerkennt ihre Erfahrungen und Erkenntnisse. Ueber das Wort „Ignoramus, ignorabimus" aber schlägt der Glaube allein seine Brücke. Also nicht die Religion im engeren Sinne des Wortes kommt hier in Betracht. Die Zeiten theologischer Anschauung und Kritik liegen glücklicher Weise hinter uns. Es hat demnach nichts zu bedeuten, wenn der fromme Professor ausruft: „Welt- und menschengläubig will er" — es ist von Conradi die Rede — „unsere Dichter wieder sehen, warum nicht auch gottgläubig? Daran fehlt es vielfach unserer Poesie, und doch thut ihr und uns der lebendige Gottesglaube, ach, allzu not." Man kann nur „Amen" dazu sagen.

In der Dogmatik zeigt sich erst der wahre Gelehrte. Für Herrn Kirchner hat Taine nicht gelebt. Der Freund und Gesinnungsgenosse Renan's hatte drüben in Frankreich die Kritik zu einer Wissenschaft erhoben, indem er sie den Gesetzen der Wissenschaft unterwarf. Seine Methode lobt nicht und tadelt nicht; sie erklärt und erläutert nur. Sie setzt keine Kunstrichtung auf Kosten einer anderen herab; sie erlaubt dem Idealisten, für die Madonnen Raffael's, und dem Realisten, für die kraftstrotzenden Naturmenschen eines Rubens zu schwärmen. Ihm ist ein Kunstwerk wie jedes andere Erzeugniß eine Erscheinung, die ihre bestimmten Ursachen und Eigenschaften hat. Seine „Philosophie de l'art" ist eine auf die Geisteswelt angewandte Botanik. Der unerbittliche Logiker wurde in diesem Bestreben nach wissenschaftlicher Gesetzmäßigkeit allzu objectiv. Es trat der junge Kritiker Hennequin gegen ihn auf, der die Subjectivität des Künstlers wieder in ihre Rechte einsetzte, indem er die völlige Abhängigkeit des schöpferischen Genies von dem Geistes- und Sittenzustand seiner Epoche leugnete. Leider hinderte der Tod den jungen Kunstphilosophen, sein System auszubauen.

Herr Kirchner aber arbeitet noch nach der alten dogmatischen Schablone vergangener Zeiten. Diese Methode klammert sich an eine Autorität, wie die moralisirende Betrachtung. In dem einen Falle ist es ein bestimmter Moralcodex, im anderen ein gewisses Schönheitsprinzip, das als Gradmesser für die Werthschätzung aller Kunstwerke dienen muß. Hier eine absolute Moral! Dort eine absolute Schönheit! Herr Prof. Kirchner hat über Leibniz und Logik, über Psychologie und Diätetik des Geistes, über Freundschaft und Pädagogik geschrieben. Mehr als ein Dutzend Werke sind „von demselben Verfasser erschienen", wie am Schlusse von „Gründeutschland" zu lesen ist. Er ist also ein Philosoph, und ein Philosoph weiß, daß es keine absolute Moral und keine absolute Schönheit gibt, daß beide Begriffe wechseln mit den Zeiten und den Verhältnissen, mit den Völkern und ihren Sitten. Er weiß es, er hat nur nicht verstanden, diese Erkenntniß in der Praxis

*) Wien, Kirchner und Schmidt.

durchzuführen. Der Verfasser hat die besten Absichten, ich glaub' es ihm. „Die vorliegende Schrift", heißt es im Vorwort, „will keine Polemik gewöhnlicher Art sein, welche den Gegner mit einigen Phrasen und Schlagwörtern abthut, sondern ein Versuch, die modernen Dichter vom literarhistorischen Standpunkt aus zu würdigen." Das ist wahr. Die Schrift ist keine Polemik, auch keine Polemik der allergewöhnlichsten Art. Aber ein Kritiker mit einem ganzen Gesetzbuch voll Paragraphen, die Schönheit und Moral formuliren, kann nicht unparteiisch und gerecht urtheilen. Sein „Standpunkt" verbietet ihm das.

Zur Unterhaltung will ich einige Proben dieser Kritik anführen. Als Schiller's „Kabale und Liebe" in Berlin aufgeführt wurde, erfuhr sie von einem gewissen Kunstrichter, der sich Karl Philipp Moritz nannte, folgende Beurtheilung: „Ich bin müde, mehr Unsinn abzuschreiben. Bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum durch falschen Schimmer blendet, ihm Sand in die Augen streut und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich Lessing und Andere mit all ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß nicht zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sei es aber genug, ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze, und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen." In demselben klassischen Stil wie der kleine Moritz entrüstet sich unser Herr Professor. Als der Urheber alles Bösen, als der leibhaftige Antichrist erscheint ihm der Vater des Naturalismus, der alte Sünder Zola. Wie eine köstliche Parodie liest sich die Kritik über „Pot-bouille": „So jedenfalls, wie Zola hier die Welt schildert, ein solcher Schmutzhaufen ist sie nicht. Das ist nicht Natur, das ist des Dichters — schmutzige Phantasie. Er ist ein Porno- und Rhypograph, d. h. Schmutzmaler. — Er wühlt förmlich mit Wollust im Schmutze; er ist nicht derb, sondern cynisch, nicht natürlich, sondern gemein. Man denke an Germinal —." Wie würde der alte Einsiedler von Meudon lächeln, wenn er diese klassischen Worte lesen könnte! Vor zehn und fünfzehn Jahren gaben alle ehrlichen deutschen Philister, die sich über Literatur und Kunst überhaupt entrüsten konnten, solche Ansichten zum Besten. Aber jetzt ist der Kampf über den Naturalismus doch beendet. Jeder flügge Dichter weiß — und unser Verfasser hat auch Gedichte geschrieben, was ich gerne verschwiegen hätte — daß es eine objective Kunst nicht gibt und geben kann. Man schreibt mit seinen Nerven und seinem Blut, man kann immer nur seine eigene Vision von der Welt darstellen. Zola hat seine Theorie selbst durch seine Werke widerlegt. Man braucht nur eine Seite von „Une page d'amour" zu lesen. Schon vor Jahren hat Georg Brandes auf die Fülle von Romantik in Zola's Werken hingewiesen. Unser Verfasser muß sich wirklich vor Irrthümern hüten. „Sappho" ist kein Roman von Zola, wie auf Seite 88 angegeben ist, sondern eine Meisterschöpfung von Daudet, Herr Professor, von Alphonse Daudet. Ich will gerne einige Seiten aus „Nana", „La terre" und „La bête humaine" preisgeben. Unser modernes Publikum kann ja auch den ganzen Shakespeare und Schiller und Goethe nicht vertragen. Wenn Herr Kirchner nur den „Germinal" aus dem Spiele gelassen hätte! Denn dieses Werk ist der erste wahrhaft soziale Roman, den wir besitzen, und er wird das Muster und Vorbild aller sozialen Romane bleiben. Das soll uns kein deutscher Professor hinwegleugnen.

In derselben Weise springt unser Kunstphilosoph mit Schopenhauer um, weil er das Weib einen „Knalleffect der Natur" nannte, und mit Häckel, weil er die Liebe auf die Wahlverwandtschaft zweier Zellen zurückführt, und mit Nietzsche, dem schrecklichen Apostel der Herrenmoral. Ueber unseren Gerhard Hauptmann, dessen vollwichtiges Talent sich so ruhig und sicher entwickelt, weiß der Herr Professor auch nicht viel Gutes zu sagen. Sein gestrenges Urtheil über das Drama „Vor Sonnenaufgang" faßt er in die Worte zusammen: „Das Schicksal dieser ganz zufällig handelnden Menschen ist kein typisches; es ist kein soziales Drama, sondern eine ganz gemeine Gesellschaft." Man beachte diese Logik! Es, also das Schicksal, ist kein Drama, sondern eine ganz gemeine Gesellschaft. Und das schreibt ein deutscher Professor der Philosophie! In Bezug auf „das Friedensfest" fragt er „vergeblich nach dem ästhetischen oder moralischen Werth dieses abstoßenden Dramas." Es verdient ihm den Namen „Colportagestück". Die ganze Voraussetzung des Dramas „Einsame Menschen" bedeutet diesem einzigen Kunstrichter „eine Schrulle" wie die Handlung selbst. Einer der besten Sätze dieses lustigen Buches findet sich in der Kritik über „College Crampton". Es heißt da wörtlich: „Man hat fast das Gefühl der Uebelkeit, wenn man vom Verfasser durch diese Gallerie widerlicher Scenen, in denen sich nur wenige Lichtstrahlen finden, geschleppt wird." Gegen diesen Ausbruch kritischer Uebelkeit brauch' ich Hauptmann nicht zu vertheidigen. Das ist die heilige Einfalt — um einen milden Ausdruck zu gebrauchen — die kein Mensch ernst nehmen kann.

In derselben Weise läßt unser gestrenger Richter alle zeitgenössischen Denker und Dichter vorbeimaschiren, und nach seiner Schulweisheit theilt er sie in Gerechte und Ungerechte. Ich brauche hier nicht den Vertheidiger für jeden einzelnen zu spielen. Echte Talente brauchen keinen Anwalt. Wenn sie ihr Urtheil aus solchem Munde hören, mögen sie lächelnd an den guten Ausspruch unseres Schiller denken: „Es hat die Ohnmacht die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg."

Das Buch ist im besten Sinne philologisch. Es ist in Abschnitte getheilt, die völlig zusammenhanglos neben einander stehen. Die Ehre muß man unserem gründlichsten Gelehrten lassen, er kennt unsere moderne Literatur, d. h., er hat sie gelesen. Er nennt uns den kleinsten Namen, das kleinste Werk. Aber vergebens sucht der unglückliche Leser nach einem Faden, der ihm durch dieses Labyrinth von Namen und Werken führen könnte. Der Verfasser übt weder die historische Kritik, die eine Kunst im Zusammenhang mit dem Geistes- und Sittenzustand einer Zeit und eines Volkes, gewissermaßen als den Ausschnitt einer bestimmten Culturepoche betrachtet, noch die rein literarische Kritik, die ein Kunstwerk und einen Künstler einzig in ihrer Besonderheit beurtheilt. Hier wird der Name genannt, der Inhalt erzählt, ein salomonisches Urtheil gesprochen, und fertig ist der Herr Professor. Die soziale Dichtung, der Naturalismus und vor Allem die Liebe sind doch wahrhaftig interessante Themata. Die Kapitel aber, die hierüber handeln, sind in einem Ton und einem Stil gehalten, der den Spott eines Heine verdient. Ich habe nicht geglaubt, daß man in unserer herrlichen Sprache so langweilig schreiben kann.

Allzu oft verleidet der öde Unterricht auf der Schule der begeisterten Jugend unsere Klassiker. Es ist schwer, alles zu behalten, was man gelernt hat, aber es ist viel schwerer, alles zu vergessen. Erst wenn man anfängt, selbständig zu denken und zu leben, erkennt man die Sünden, die die Schulmeister verschuldet haben, und beschämt leistet man den großen Todten Abbitte. Wenn der Herr Professor über unsere Literatur in der Schule so unterrichtet, wie er schreibt, dann bedauere ich die arme Jugend.

# Feuilleton.

Nachdruck verboten.

## Nicht die Mittel.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von J. S. G. Niesky.

Gibt es wohl etwas, das uns mehr gegen den lieben Nächsten aufbringt als seine Prahlerei? Wenn er uns hinter dem Rücken schmäht, uns gar für Feiglinge erklärt, dann werden wir wohl sehr böse, oft auch empört; sagt er aber, daß sein Roggenfeld besser steht als das unsrige, weil er den Boden richtiger cultivirt, dann werden wir böse und neidisch dazu — und das ist schlimmer.

Nur eine Art Prahlerei hören wir in Geduld, oft mit großer Langmuth an, und zwar, wenn Eltern ihre eigenen Kinder loben, dieselben hübscher, klüger und liebenswürdiger finden als andere Kinder; es kommt uns dies schließlich ganz natürlich vor.

Deshalb hörten auch die Freundinnen der Frau Palm ihr so geduldig zu, wenn sie eine halbe Stunde oder auch zwei nur ein paar Worte über ihren „eigenen" Sohn sprach.

Die arme Frau Palm, sie hatte in der That wenig Lust und Freude erlebt: Papa war ein armer und noch dazu verschuldeter Beamter, und Mama hatte nichts in's Haus gebracht als eine Commode, deren Fächer nicht gut auf und zu gingen; dann zwei Toilettenleuchter, in denen die Kerzen immer schief standen, und überdies, was noch viel schlimmer war, eine arge, beständig wiederkehrende Migräne. Papa Svensson hatte einen Wahlspruch, den er beständig im Munde führte und der nie log, er lautete: „Wir haben nicht die Mittel", und diesem Wahlspruche gemäß hatte er 28 lange, arme und freudenlose Ehestandsjahre ehrlich und unverbrüchlich gehandelt.

Mama's Mantel war so fadenscheinig, sie brauchte nothwendig einen neuen, „aber man hatte noch nicht die Mittel". Vielleicht wäre Papa befördert worden, wenn man sich etwas mehr hätte oben halten können, mehr Umgang gehabt, sich dadurch Freunde und Gönner erworben, aber — „man hatte doch nicht die Mittel".

Wie wohl hätte es ihnen Allen gethan, wenigstens jeden anderen Tag eine Fleischspeise zu genießen, aber: „man hatte nicht die Mittel" zu mehr als ein Mal die Woche.

„Man hatte nicht die Mittel", das Sopha in der guten Stube neu zu beziehen und deshalb wurde, wenn Jemand kam, Mama's Shawl, wie zufällig, über die bedenklichsten Stellen gebreitet.

Dieses immerwährende Klagen: „Wir haben nicht die Mittel" hatte der kleinen Manda Svensson, so weit ihre Erinnerung zurückreichte, beständig in den Ohren geklungen, so daß sie einmal, als der Kanarienvogel laut schmetterte, die Mutter verwundert fragte: „wie hat Pippi die Mittel, so froh zu sein?"

Und Alles wäre noch gegangen, hätte nicht Sergeant Landgren, der ihnen gegenüber wohnte, eines schönen Tages Manda einen Heirathsantrag gemacht. Jubelnd erzählte Manda der Mutter ihr großes Glück; aber Mama weinte und bekam die ärgste Migräne und rieth Manda mit aller Entschiedenheit davon ab. Es sei für sie nicht daran zu denken, einen so armen Mann zu nehmen; sie müsse nothwendig einen haben, der nicht nur sie gut und reichlich versorgen könnte, sondern auch vielleicht Papa und Mama ein ganz klein wenig helfen.

Das setzte viele Thränen eine Woche lang; sie weinte zwei Wochen, aber dann sagte Mama, sie habe nicht die Mittel, ihre hübschen Augen blöde zu weinen, die müßten ihr helfen, einen „wohlsituirten" Mann zu bekommen.

Und dann fing sie an, dem Stadtkassirer Palm freundlich zuzulächeln; freilich mit Qual im Herzen, denn sie hatte sich noch nicht über ihren hübschen Sergeanten trösten können. Stadtkassirer Palm war das gerade Gegentheil zur Familie Svensson und trug in jeder Beziehung seinen Wohlstand mit Behäbigkeit zur Schau. Er hatte die Mittel — nicht nur eine schwere, goldene Kette an seiner Uhr zu tragen, sondern auch, sich eine Frau gestatten zu können, und diese Frau wurde Manda Svensson.

Dann kam der kleine Per. War es wohl zu verwundern, daß Frau Palm ihn vergötterte? Sie selbst hatte weder Kinder- noch Jugendglück genossen. Er sollte nun seinen doppelten Antheil nehmen. Es war, als hätte ihr eine innere Stimme gesagt: „Manda Svensson, Dein Leben war traurig und verfehlt; Du hattest nicht „die Mittel", um glücklich zu sein, und deshalb machen wir einen Strich durch Deine ganze Vergangenheit. Aber in dem Kleinen fangen wir von vorn an, in ihm sollst Du von Neuem leben. Er ist Fleisch von Deinem Fleisch, Du sollst mit ihm fühlen und mit ihm genießen; er ist Manda Svensson in neuer, verbesserter Auflage, weil der bittere Tropfen »Armuth« weggenommen ist."

Sie war über die Maßen schwach mit ihm; in allen Beziehungen, sagten die Nachbarn. Ja, ganz gewiß war sie das, aber sie konnte ihre Kindheit nicht vergessen. Das abgetragene und verwaschene baumwollene Kleid, dessen sie sich so manches Jahr hatte schämen müssen, und die schwarzen, gestrickten Handschuhe mit drei rothen Strichen am Handschluß, die einmal ihr einziges Weihnachtsgeschenk gewesen waren, kamen ihr nimmer aus dem Gemüth, und so biß sie die Zähne zusammen und kaufte Sammetblouse und theures Spielzeug für ihren kleinen Per.

Dann meinten die Nachbarn auch, sie halte schlecht Haus. Wenn solches ihr zu Ohren kam, schlug sie das große Familienalbum auf, betrachtete jenes bräutlich geschmückte Mädchen, welches ihre Züge hatte, braune, blitzende Augen, feines Profil, lockiges Haar und keckes, etwas bitteres Lächeln. Und darauf betrachtete sie ihren Mann, wie er im Lehnstuhl lag, mit seinem aufgedunsenen Gesicht und schlaffen Zügen, nach eben genossenem üppigen Mahl. Und dann fragte sie sich: ob bei solchem Handel ihre Forderungen und Ansprüche wirklich zu hoch gestellt seien? Wenigstens für ihr Kind verlange sie Glück und Freude.

Und um mit Papa Svensson zu reden, so fand sie, sie habe nicht die Mittel, es billiger zu thun, und dann wählte sie für sich eine neue, crêmefarbene Toilette, und der kleine Per bekam, was er wollte. Er war ja ihr eigener Junge.

Es war auch ein unvergleichlich kluges Kind; schon mit acht Monaten konnte er „Mama" sagen (seine Mutter verstand es ganz genau), und kurz nachdem er sein erstes Lebensjahr vollendet hatte, schlug er mit einem Stück Holz den großen Spiegel entzwei. Er war ein süßes Kind! Frau Palm fühlte sich jetzt glücklich. Nur konnte sie zu keinem rechten Resultat über die Zukunft ihres Sohnes kommen: ob er Erzbischof, oder General der Cavallerie, oder vielleicht, besser noch, ein großer Dichter werden solle? Darüber fehlte ihr die völlige Klarheit. Mangel an Begabung bot ja keinerlei Hindernisse, das wußte sie, und ihre guten Freundinnen, die Wein und Torte erhielten, nickten Beifall und halfen mit überlegen.

Frau Palm erwog auch, ob nicht etwa Entdeckungsreisen etwas für Per wären; fürchtete aber das große Wasser, das uns von den fernen Erdtheilen trennt, und so ward Stanley von der Concurrenz befreit.

Nach und nach gab es ein ganzes Album mit gesammelten Aufnahmen von Per: Per im Steckbett, Per in seinem kleinen Wagen, Per im Matrosenanzug, Per auf dem Schaukelpferd und Per im Lehnstuhl mit Nero auf dem Schoß. Und wenn er schlief und Mama ihn nicht küssen konnte, so küßte sie seine Photographien.

Alles hätte noch gut ablaufen können, aber die Elementarlehrer verstanden sich so gar nicht auf Genies. So fingen sie gleich beim Eintrittsexamen für die nächstfolgende Klasse damit an, ihn nach der Multiplicationstabelle und den bedeutendsten Städten Schwedens zu fragen, und da mußte er durchfallen, obgleich Mama für alle Lehrer ein splendides Soupé hatte herrichten lassen, einen Gymnasiasten ein ganzes Jahr gehalten, um all die unnöthigen Dinge, die man auf dem Gymnasium fordert, dem kleinen Per einzutrichtern, natürlich aber nur unter der Bedingung, ihn nicht zu plagen und aufzuhören, sobald er müde sei, denn die Gesundheit gehe über Alles.

Auch die Freundinnen waren außer sich über des kleinen Per Behandlung. Z. B. hatte Per im Schwedischen 4, während der gleichaltrige Sohn des Rathsherrn eine 1 bekam; und der hatte nichts reden können, ehe er schon über ein Jahr alt war, und Per, der Mama

sagte mit acht Monaten! Für einen Unparteiischen war es doch klar, wo die Sprachbegabung am bedeutendsten war!

Wenn auch Euclides für Per seine Geheimnisse hatte, so wenigstens die Conditorei nicht, da er immer mit Taschengeld wohl versehen war. Auch der Klavierlehrer, der 1,50 für die Stunde bekam, erklärte Per für einen ungewöhnlichen Knaben.

In Malmö sollten die Lehrer so besonders gemüthvoll sein, und nie ohne Veranlassung Widerwillen gegen solche kleine Jungen haben, deshalb war Frau Palm mehr als ein Mal im Begriff gewesen, ihn dorthin zu schicken, aber wenn es dazu kam, konnte sie sich unmöglich von dem trennen, der ihr das Höchste auf dieser Welt war. So saß er denn ein paar Jahr in jeder Klasse.

Wären dann wenigstens die Professoren etwas milder in ihren Censuren gewesen, als es später galt, das Studentenexamen zu machen, so hätte man noch auf Entschädigung für alle erlittenen Kränkungen hoffen dürfen; aber gerade in diesem Jahr schickte man die rücksichtslosesten Examinatoren nach X. — und Per fiel durch. Als sie aber das nächste Jahr wirklich nicht wagten, einen so begabten Jüngling zurückzuhalten, rächten sie sich durch schlechte Zeugnisse, und so ward er denn mit 23 Jahren ein Student und bezog die Universität Upsala.

Hier ging es ihm besser und hatte er nicht immer die Lehrer auf dem Hals. Er hörte gerade nicht alle Professoren und fehlte oft in den Vorlesungen. Aber er spielte viel auf einem Liebhabertheater und schrieb nach Hause wie sehr man ihn von allen Seiten auszeichnete.

„Theure Frau Palm, wie geht es aber Ihrem Sohn?" fingen die Einwohner des Städtchens zu fragen an, als Per ein paar Jahr nicht nach Hause gekommen war.

„Ja, sehen Sie, meine gute Frau Anderssson, Sie wissen schon, wie es in der Welt zugeht und wie der Neid sich immer gegen die Begabten richtet. Auf die Länge konnte Per es dort nicht aushalten und ging nach Stockholm, um dort freie Studien zu treiben. Er trägt sich gegenwärtig mit einer neuen Erfindung umher, und da ein Professor nicht mehr als 6000 Kronen im Jahr hat, so hat sich Per lieber ein anderes Feld ausersehen."

Stadtkassirer Palm's mietheten eine kleinere Wohnung und schafften das eine Dienstmädchen ab. Per kostete so sehr viel, denn bei neuen Erfindungen darf man im Anfang nicht auf den Zeitverlust sehen und noch weniger daneben sich beschäftigen, um etwas zu verdienen; später kommt es dann um so reichlicher heraus.

Der Stadtkassirer starb, und als die Sachen geordnet waren, blieb Frau Palm nichts als eine kleine Pension. Sie miethete eine Bodenwohnung mit kleiner Küche, übernahm seine Wäsche für Fremde, lebte von Brod und Cichorienkaffee und schickte an Per 30 Mark im Monat.

Er wurde ganz irre an seiner lieben Mutter, wie konnte sie nur denken, daß er davon leben könne!? War sie es müde, weiter für ihr einziges Kind zu leben? Wollte sie am Ende ihn sich ganz selbst überlassen? Er war doch noch nicht ganz 36 Jahr alt? Umgehend brauche er nothwendig 200 Mark. Wenn endlich die Welt ihm würde Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bekäme sie ja Alles auf Heller und Pfennig wieder.

Frau Palm war ganz zerknirscht über ihr Benehmen gegen ihren eigenen Sohn: sie borgte, verpfändete, log, weinte und schickte recommandirte Briefe ab.

Natürlich hätte Per in einem anderen Lande mehr Erfolg gehabt, aber hier hatte man noch nicht den rechten Sinn für neue Erfindungen und keinen Funken Unternehmungsgeist. — Sie schüttelten nur den Kopf zu Per's Projecten, borgten ihm etwas für den Tag und um ihn los zu werden.

Zuletzt wurde Frau Palm's Sehnsucht so groß, daß sie es nicht mehr aushielt, und nun kratzte sie zusammen und machte zu Geld, was nur möglich war und reiste nach Stockholm. Er brauchte Jemand um sich, der für ihn sorgte; auch fürchtete Frau Palm, daß er über all seinem Streben und Arbeiten sein Aeußeres ganz vernachlässigen würde.

Das hatte keine Gefahr. Die Toilette war in bester Ordnung. Blank, gewichst, fein und rein war Per wie nie zuvor. Und jeden Mittag machte er seine Promenade durch den Königs-Park und Norrbro, bei Musik, und ganz Stockholm sah ihm nach, wie er so stattlich daher kam. Und stramm und gerade hielt er sich auch, denn sonst kommt man nicht zur Svea-Leibgarde . . .

Per hatte es überflüssig gefunden, diese theure Beförderung in den Staatsdienst seiner Mutter mitzutheilen.

Auch von diesem harten Schlag erholte sich die arme Frau Palm und erzählte bald ihrer Hauswirthin, wie gar die Frau eines Diplomaten sich wiederholt nach ihrem Per umgesehen habe, da dieser auf Wache gestanden draußen vor Logården. Aber Per hatte soviel Charakter, er dachte nicht daran, sich auf dergleichen Abenteuer einzulassen; er habe nur das Gewehr geschultert und geflüstert (auf französisch geflüstert): „Sie vergessen sich, Madame!"

Es gibt zu viel Feinwäscherinnen in Stockholm, so daß Frau Palm nicht im Stande war, ihren Unterhalt zu verdienen, geschweige für Per sorgen zu können; nach wenig Jahren mußte er in eine Versorgungsanstalt.

Es gibt viel Wirthshäuser in Stockholm. Per besuchte dieselben fleißig, um die alten Erinnerungen zu betäuben. Zuletzt hatte er die Gardeuniform mit dem Zwilchkittel des Arbeitshauses vertauschen müssen.

Ach, wie viel heiße Thränen weinte Frau Palm in den Nächten, wo sie von niemand gesehen wurde, und sie war nicht im Stande, hatte buchstäblich „nicht die Mittel", um jeden Anflug von Stolz über ihren „eigenen Sohn" fahren lassen zu können, und so geschah es, daß sie oft zu ihrer Umgebung Aeußerungen fallen ließ, wie: „Es ist nicht zu leugnen, daß mein Per jetzt in solch einem traurigen Haus wohnen muß, aber nur die Bosheit der Menschen hat ihn dort hingetrieben." — Ach, wüßten Sie nur, welch' einen guten Einfluß er auf die Elenden dort ausübt!" — „Er hat eben so viel Kenntnisse, viel Charakter! und daher der große Respect, den sie vor ihm, vor meinem »eigenen Jungen« haben!"

---

## Aus der Hauptstadt.

### „Dajewesen!"

Die Sommermonate in der Thiergartenstraße und den benachbarten Revieren zu verbringen, ist entschieden nicht rathsam. Es ist auch unsein. Seit Decennien haben sich der Magistrat und das städtische Tiefbau-Amt auf die Abwesenheit ihrer Lieblinge in dieser Jahreszeit eingerichtet; erst wenn die letzte Sommer-Jalousie am Hause Rickert's heruntergelassen worden ist, beginnt man, nothwendig gewordene Veränderungen am Pflaster und an den Rohrleitungen dieser eleganten Straße vorzunehmen. Die steuerzahlungsfähigen Herrschaften sollen nicht gestört werden. Mit der Asphaltirung wartet man hier immer, bis die Adjazenten sämmtlich in's Bad gefahren sind und von der Verpestung der Berliner Luft durch Rauch und Theerqualm nichts mehr merken können; um den hungrigen Pöbel, der im August und September den Stadtpark zu seiner Erholung ganz besonders nöthig braucht, kümmert sich Magistratus ungeheuer wenig und überläßt es ihm gern, statt des ohnehin durch Wildenbruch schwer compromittirten Ozons würzigen Staub, erquickenden Asphaltduft und nährkräftige Verbrennungsrückstände in tiefen Zügen einzuathmen. —

Aber die, so es haben können, reisen doch schließlich nicht, um den Straßen-Renovirungs-Arbeiten aus dem Wege zu gehen und dem gefälligen Magistrat ihrerseits einen Gefallen zu thun. Sie reisen — mein Gott, es ist schwer zu sagen, warum. Vielleicht, um den in ihren Erwerbsverhältnissen beständig zurückgehenden Einbrechern das Leben zu erleichtern und ihnen 'mal Gelegenheit zu nutzbringender Arbeit zu geben. Eine derartig kollegiale Gesinnung kleinen Concurrenten gegenüber wäre bei unseren humanen Actienbank-Directoren und Börsenfürsten allerdings ganz erklärlich, — leben und leben lassen! — unmöglich aber kann sie ein

ausschlaggebender Grund für alle sommerlichen Mißvergnügungsreisenden aus Berlin W. sein.

Ja — warum reist man denn eigentlich? Einige Jugendschriftsteller behaupten noch immer, seiner Bildung wegen. Indessen wird Niemand von mir verlangen, daß ich einem so abgeschmackten Aberglauben ernsthaft entgegentrete. Als ob Bildung nicht gerade zur Winterszeit genügend verzapft würde, in den reich decolletirten Possen des Adolf Ernst, wo man an nackten Thatsachen eingehende anatomische Studien machen kann, bei den weltumfassenden Kalauern des großen Oscar, in den Sitzungen des Reichstages, dessen Mitglieder bekanntlich ausnahmslos über ein imposantes Wissen, eine extraordinäre Bildung gebieten und sie in kernigen Zwischenrufen offenbaren! Wenn Herr von Bennigsen bei guter Laune ist, hält er sogar in der Budgetdebatte oder bei sonst einer unpassenden Gelegenheit Gratiscollegs über moderne Bestrebungen in Kunst, Philosophie, Kuhhandel und verwandte Disziplinen, und wer da nichts lernt, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Also seiner Bildung wegen braucht man sich sommerlang nicht in Unkosten zu stürzen. Was bleibt als Reisegrund übrig? Am Ende gar der Sinn für Naturschönheiten? Sinn? Unsinn! Warum in die Ferne schweifen? Ich will ja keineswegs behaupten, daß die Berliner Ballets genug Naturschönheiten bergen, um auch den verwöhntesten Geschmack befriedigen und fesseln zu können, man schweigt über diesen Gegenstand besser in diesen Tagen, wo den jungen Damen vom Hofballet durch die Feier der Schlacht bei Großbeeren ohnehin allerlei trübe Jugenderinnerungen aufsteigen müssen. Dagegen sei betont, daß einer unserer beliebtesten Hofdichter schon wieder ein Drama mit mehreren patriotischen Sonnenaufgängen, Hohenzollernaaren im Sternenglanz und Mondscheinverschwörungen unter der Scheere hat, so daß es an Naturgenüssen nicht fehlen kann; es bedarf kaum der Erwähnung, wieviel mal angenehmer, aufrichtiger und billiger die Natur sich von einer Theaterloge als vom Eisenbahncoupé aus bewundern läßt.

Warum reist man also? Hotelverpflegung und Hotelbetten haben ja zweifellos ihre großen und originellen Vorzüge; doch werden die Beefsteaks, seit der beträchtlichen Vermehrung der Cavallerie und besonders nach Erlaß des russischen Pferdeausfuhr-Verbotes auch in Berlin klein und zierlich genug werden, um es mit den Producten der berühmtesten Badeköche aufnehmen zu können. Was die Nachtlager anbetrifft, so kann man sich Betten von genügender Grandhotelfeuchtigkeit sehr rasch und einfach durch fleißiges Bespritzen mit der Gießkanne herstellen; im Uebrigen sorgt jeder Kammerjäger gern für entsprechende Bevölkerung der Schlafzimmer. — Sie werden, es ist wahr, in Berlin nicht so entzückend hohe Summen wie in der Fremde ausgeben können, und Sie beklagen es mit Recht, daß Sie hier Niemand so über's Ohr zu hauen wagt, wie die Beutelschneider in der Schweiz es thun; aber können Sie das ersparte Geld nicht per Postanweisung an den Central-Wahl-Fonds der Freisinnigen Vereinigung abführen? Es ist dann, ich garantire Ihnen, genau so sinn- und zwecklos verpulvert wie im anderen Falle.

Wenn man sich's zu Hause also eben so unbequem, unbehaglich und theuer wie in der Schweiz machen kann, warum reist man? Warum?! Na, um „ooch dajewesen" zu sein.

Dies ist nun wieder, ich will es gestehen, nicht immer der einzige Grund. So gibt es z. B. noch immer Leute, die aus Gesundheits-, Sparsamkeits- und Geselligkeitsrücksichten reisen. Da sind heirathsfähige junge Damen aus Sodomsend, die sich im Winter durch allzu herzförmigen Ausschnitt Magenerkältungen zugezogen haben, diesen Gesundheitsschaden während der schönen Sommermonde im Seebad Ostende repariren möchten und sich gleichzeitig um recht viel Geld für die theuren Toiletten der kommenden Saison zu sparen, beim Baden mit einem äußerst knapp bemessenen Anzuge behelfen. Auch ihrer Neigung zur Geselligkeit sind in dem emanzipirten Meere Belgiens keine Schranken gesetzt, und nach der Einführung der neuen Eisenbahntarife in dem liberalen Musterlande darf man hoffen, daß auch die „Damen der unteren Stände" die billige Fahrgelegenheit benutzen und sich nicht länger von ihren höher stehenden, gebildeten, wohlhabenden und gesitteten Schwestern an frecher Schamlosigkeit übertreffen lassen werden. Graf Caprivi will doch schließlich auch wissen, warum er seinen Geheimräthen mit der „lex Heinze" Wochen lang zwischen 10 und 3 Uhr Mittags so viel schlaflose Stunden bereitet hat.

Zugegeben also, daß zahlreiche Angehörige der Berliner Intelligenz aus idealen Beweggründen ihre Sommer-Rundreisefahrten antreten, im Allgemeinen darf man als treibendes Motiv für den Exodus der oberen Dreißigtausend nur die soziale Nothwendigkeit ansehen, ooch dajewesen zu sein. Seit der historischen, ersten Gesellschaftsreise durch das rothe Meer, woran die vornehmsten Familien Berlins nachgewiesener Maßen ungemein rege betheiligt waren — nur von den Ahnen Hirsch Hildesheimers läßt es sich nicht mit Sicherheit nachweisen —, seit diesem Ereigniß steckt uns der Wandertrieb tief im sogenannten germanischen Blute. „Wandertrieb" ist eigentlich ein altfränkisches Wort für eine hochmoderne Sache. Ich meine damit die in jedem Jahr mit vermehrter Heftigkeit, die fast epidemisch auftretende Manie, in einem Eisenbahnwagen mindestens hundert Meilen ohne Unterbrechung abzufahren und dann in's Fremdenbuch irgend eines auf bekannter Bergspitze liegenden bekannten Aetienhotels seinen Namen einzutragen. Sanitätsrath Mittenzweig, Dr. Baer und Professor Mendel, denen die Welt noch nicht verrückt genug ist und die deshalb mehrere ganz neue Wahnsinnsarten erfunden haben, sind an der eben beschriebenen mit — es thut mir leid, das sagen zu müssen — geradezu irrenärztlicher Achtlosigkeit vorüber gegangen. Oder ist es etwa keine ganz methodelose Tollheit, wenn ich Zeit und Geld in ungemessener Menge verschwende, nur damit Pinkussohn's, Müller's und Quitzow's, die der gleiche Irrsinn wie mich gepackt hat und durch die Welt hetzt, aus dem Fremdenbuch auf dem Schasberg, dem Rigi, dem Chimborasso, dem Gaurisankar ersehen, daß ich ooch dajewesen bin? Wenn ich bei meiner Erholungsreise körperlich auf den Hund komme und mich nach der Heimkehr langsam wieder von ihr erholen muß, nur damit meine Frau beim ersten Herbst-Kaffeekränzchen erhaben lächeln kann: „Ach Neapel, wo alles mit Olivenöl gebraten wird? — ja, da sind wir ooch jewesen!"

In der That, man staunt, wie gebildete Menschen — Sie müssen verstehen, ich meine damit immer Leute, die in rangirten Verhältnissen leben und sich's leisten können — einer albernen Mode zu Liebe so viel Aerger und Ennui geduldig ertragen. Man sehe sich nur eine zum Zwecke des Dajewesenseins angetretene Vergnügungsreise näher an. Schon die Eisenbahnfahrt hat das Unangenehme, daß ihre Langweiligkeit uns irgend ein Buch in die Hand zwingt — was sonst, ich schwör' es Ihnen, das ganze Jahr über nicht vorkommt — und daß wir auf diese Weise völlig wider Willen zu der sogenannten Literatur in ein näheres Verhältniß treten müssen. Denn nicht Jeder ist in der Lage, im Winter rechtzeitig die Bekanntschaft eines politisirenden Professors zu machen, dem man sich später auf seiner Ferienreise anschließen kann und der Einen während der Fahrt dann so angeregt unterhält, daß man auf der Endstation von zwei Schaffnern geweckt werden muß. Ist man auf diese Weise mit seiner Familie, auch ohne Hülfe der Literatur frisch gekräftigt am Ziele eingetroffen, so macht man sich zunächst schleunigst von dem akademischen Wonnekloß frei und liest dann beim Abendbrot im Meyer „alles über die Jejend" nach. Dies wird jeden Tag so lange wiederholt, bis die ganze Geschichte fest im Gedächtniß haftet uud man sie ohne Anstoß hersagen kann, wie Graf Caprivi seine Duplicatreden über die Militärvorlage. Diese einfache Memorirübung erleichtert im Winter jede verzückte Schwärmerei über „unsere diesmalige paradiesische Reise" und imponirt allen, die den betreffenden Band Meyer noch nicht kennen. Will man aber ein Uebriges, nein, das Höchste thun, so schickt man seinen Hausknecht mit einem Farbentopfe nach allen berühmten Aussichtspunkten, Höhen, Klippen, Schluchten und Grotten der Umgebung, damit er dort überall die folgende, 25 Centimeter hohe Inschrift an bringt:

Manuel Pinkussohn mit Familie, aus Berlin N.W.

Kommen dann nach Wochen Müller's und Quitzow's hier entlang, so merken sie sofort, daß wir ooch dajewesen sind und allet jesehen haben.

Sind sämmtliche beachtenswerthen Partien im Geviert mit unseren Namen bemalt, ohne daß wir selbst ihre Bekanntschaft zu machen brauchten, und haben wir in das Fremdenbuch unseres Hotels einen thunlichst schlechten Vers auf das schlechte Wetter eingetragen, so können wir unsere Reise unverzüglich fortsetzen und dasselbe Spiel an anderen Orten wiederholen, wo wir ooch noch nich jewesen sind. Andernfalls steht es uns auch frei, zu bleiben und Müller's und Quitzow's, unserer liebsten Feinde, Ankunft zu erwarten, die vor Wuth bersten, wenn sie uns erblicken.

Dann entspinnen sich auf der Terrasse vor dem Hotel Abend für Abend interessante Gruppengespräche, denen dies als Canevas dienen kann:

„Heut' ist bengalische Beleuchtung des Höllengrundes — wenn die Herrschaften sich das 'mal ansehen wollen —"

„Wird gegessen?" — „Wird getanzt?"

„Nein! Aber ein Anblick . . . nicht zauberischer zu denken."

„Lassen Sie man — heut' Abend wollen wir uns 'mal hier im Hotel 'was zu Gute thun. Kellner, die Speisekarte." — „Ach, wenn nicht getanzt wird, dann hat's gar keinen Zweck."

„Sieh nur 'mal die Pinkussohn's drüben! Wie sich die Leute das leisten können, und wo sie nur das Geld dazu her nehmen —"

„Das Geld? Du meinst, das Gewissen! Zweimal accordirt hat der Alte, und jetzt steht er dicht vor'm dritten Bankerott! Die streuen mit ihrem Aufwand Niemandem mehr Sand in die Augen."

„Und dabei lassen sie aussahren —"

„Ja, ja — Vermögen verloren, Ehre verloren, Alles verloren — nur nicht den Appetit. Diesen Leuten ist die Welt nichts als 'ne riesige Volksküche."

„Ich glaube auch, [mit poetischem Ausdruck] Interesse für Gottes schöne Erde fehlt denen ganz und gar!"

„Wo sollt's auch herkommen? Der Mühlendamm hat sich nie durch landschaftliche Reize ausgezeichnet. Was sie verdienen, und auch, was Andere verdienen, jagen sie durch die Kehle — das ist ihr einziges Ideal."

„Es ist nur schlimm, daß sie nicht an ihre armen, unmündigen Kinder denken —"

„Unmündig nennst Du die? Mußt nur mal sehen, was der Bengel an der Table d'hôte für Happen verschlingt!"

„Und die Lizzie — die unmündig! Na ich denke — mit so 'nem Mundwerk unmündig! Sie müssen nur mal spaßhalber mit anhören, Frau Quitzow, wie sie sich mit den Herren unterhält!"

„Weiß man, weiß man! So treibt sie's hier ja schon fünf Jahre lang, jede Saison!"

„Fünf Jahre lang in einem Kurort?"

„Ja, und sie gebraucht die Kur völlig erfolglos — sie hat sich noch immer nicht verlobt."

„Kein Wunder, bei der ihrem Ruf! Haben Sie nicht die neueste Geschichte von ihr gehört ꝛc. ꝛc."

Alles schon dagewesen!

* * *

Herr von Maltzahn auf Gültz ist aus seiner verantwortlichen Stellung geschieden, und es jubelt das deutsche Volk, das immer jubelt, wenn ein Steuermann seinen Abschied nimmt, und nie bedenkt, daß dadurch erstens der Pensionsetat erhöht und zweitens die Ernennung eines neuen Goldmachers nothwendig wird. Schon lächelt der junge Alchymist, Marquis Posadowsky, uns freundlich entgegen. — Der Finanzministertag zu Frankfurt a/M. ist geschlossen, und es jubelt das deutsche Volk, das immer jubelt, wenn Finanzminister in die Ferien gehen, und nie bedenkt, daß sie in sechs Wochen mit frischen Kräften zurückkehren. Schon lächelt uns der große Finanzertag in Berlin. Kollege Caliban, liebenswürdig wie immer, hat Herrn Miquel ein ganzes Steuerbouquet in den nach Scheveningen durchgehenden Wagen geworfen, und ich will nicht zurückbleiben. Man quält sich zur Zeit unaufhörlich mit der vielberühmten Börsensteuer herum. Aber diese Taxe wird nur wenige Millionen eintragen, wird außerdem dazu dienen, ehrliche Leute zu chicaniren, ehrlichen Erwerb zu beschneiden und, wie Herr Klausner im „Berliner Börsen-Courir" mit Recht bemerkte, die letzten Menschen, die ihre Theaterbillets noch bezahlen, die Kapitalisten, aus dem Lande zu jagen. Ich mache nun einen Vorschlag, der zehntausend gequälte Staatsbürger von einer drückenden Last ohne Gleichen, der Reiselast, befreien und nebenbei mehr als drei Dutzend Börsensteuern einbringen soll. Man zieht hinfort einfach die Summen, die des Dagewesenseins halber im Sommer verreist werden sollen, Anfangs April durch den Steuerboten für den Staatssäckel ein; die Regierung verpflichtet sich dafür, der Höhe der Steuerquote entsprechend viel Aussichtspunkte, Höhen, Felsen, Schluchten, Grotten und Fremdenbücher in entsprechend ferner Gegend mit dem Namen des Besteuerten bemalen zu lassen. Dadurch ist allen Theilen geholfen. Pinkussohn's könnten dann ruhig in Berlin bleiben und sich alle Aergernisse der Rundreisehatz sparen; der einzige Zweck ihrer sommerlichen Ahasverei: protzige Renommage, wäre voll erreicht, wenn auf allen Aussichtspunkten, Höhen, Felsen, Schluchten, Grotten und Fremdenbüchern der Welt in 25 Centimeter hohen, knallrothen Buchstaben zu lesen stünde:

Stadtbezirk № 20b. Kataster № 82. Steuerrolle № 706.
Manuel Pinkussohn mit Familie, aus Berlin N.W.

Timon der Jüngere.

---

## Dramatische Aufführungen.

Das Recht zu lieben. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Nordau. (Lessing-Theater.)

Herr Doctor Blumenthal ist wieder als Erster auf den Plan getreten und hat die Saison eingeläutet. Bevor er das Novitäten-Wettrennen offiziell eröffnete, verbreitete er mit allerhand Antiquitäten aus Ibsen's, Sudermann's und — not least! — seiner eigenen Feder den für eine moderne Bühne gerade bei der heutigen Concurrenz so nöthigen Stimmungsduft um sein Theater; die abgespielten Stücklein sollten freundliche Erinnerungen an vergangene Monstretriumphe wachrufen und gleichzeitig eine Art Programm für den bevorstehenden lustigen Krieg darstellen. Da im August doch Niemand seinen Parquettsitz bezahlt, kann man ungestraft literarische Allüren zur Schau tragen und sich symbolische Handlungen aller Art erlauben. Fragt sich nur, ob das bescheidene Sommerpublikum, das sich schon jetzt nach Hamsterart für den ganzen Winter mit dramatischer Geistesnahrung versorgt, nicht klüger als alle Anderen handelt und die guten Stücke des diesjährigen Spielplans vorweg nimmt. Wer im Theater zuerst lacht, lacht am besten. Später giebt es oft keine Gelegenheit mehr zum Lachen.

Nach den Reprisen der unsterblichen Schöpfungen Ibsen's, Sudermann's und Blumenthal's durfte der Residenz keine August-Novität gewöhnlichen Schlages zugemuthet werden; der Director griff in den Manuscriptenschatz hinein, wo er am werthvollsten ist, und präsentirte Max Nordau's mit Spannung erwartetes Opus. Nun, wenn der Pariser Entartungsfeind die Absicht gehabt hat, ein recht unterhaltendes, dramatisirtes Feuilleton nach Berliner Art zu schreiben, so ist ihm dies vortrefflich gelungen. Weiter und höher hinauf schwindelte sein Ehrgeiz wohl kaum. Der brausende Jubel aber, der „das Recht zu lieben" bewillkommnete, der curioser Weise gerade nach dem schlechtesten Acte zu einem Sturmwind anschwoll, dessen Stärke man in der theatralischen Wetterkarte mindestens mit sechs Häkchen bezeichnen müßte, dieser Jubel bewies überzeugend, daß Herr Nordau mit seiner geschickt aufgeputzten Philippika gegen die entartete Moderne eine Bahn betreten hat, auf der es leicht ist, Lorbeeren zu ernten. Nicht nur das arme und verachtete „Banausenthum", nein, auch die „literarische Welt" war entzückt. Von den höchsten Stufen, wohin die plutokratischen Eintrittspreise unseren noch nicht modernisirten, aber doch ganz kunstfreundlichen Mittelstand gedrängt haben, hörte man eine Stimme „Bravo!" rufen, als Josef Wahrmund, Raisonneur und Hahnrei der Comödie, feierlich erklärte, Ibsen und Nietzsche — sprich im Lessing-Theater: Nitschke — nie gelesen zu haben und ihren „Quatsch" gründlich zu verachten; nicht minder aber bejauchzten die „braven Leut' im Grunde" ähnliche Kraftstellen. Den kritischen Führern der neuen Richtung, die dem armen, gequälten Berlin langsam die glühende Begeisterung für Verismus und modernes Empfinden aufgedrängt haben, mag es bang genug geworden sein, als sie ihre Gläubigsten mit so vergnügten Gesichtern einem Prediger des bon sens lauschen sahen, und wenn es bei Elsa Bernstein aus München, genannt Rosmer, nicht bald wieder „dämmert", und Queckſilberinjectionen setzt, wer weiß, was dann noch werden mag! So viel ist nach dem Erfolge Nordau's augenscheinlich: das Terrain ist frei für einen starken Dramatiker, der die alte brave Sittenlehre, nicht aber unverdauten Nietzscheanismus oder mißverstandene Ibsenmystik seinen Gesellschaftsschauspielen zu Grunde legt.

„Das Recht zu lieben," ist seiner Tendenz nach eine Aeußerung des gesunden Menschenverstandes, und als solche, will man den gesunden Menschenverstand in Kunstsachen überhaupt noch gelten lassen, mit Freuden zu begrüßen; leider aber hat es sein Autor in dramatischer Hinsicht mit so wenig gesundem Menschenverstand wie möglich gearbeitet. Man sollte nicht glauben, daß ein so scharfsinniger und geistvoller Kopf wie Nordau sich so grobe Verstöße gegen die einfachsten Gesetze des Bühnenwerkes zu Schulden kommen lassen könnte. Eine Kunstkritik des Stückes erübrigt deshalb eigentlich, denn hier ist von Kunst keine Rede mehr. Hier wandelte besagten scharfsinnigen und geistvollen Kopf 'mal die Laune an, der aufhorchsamen Welt ein Durcheinander verblüffender oder verblüffend scheinender Stilblüten an den Kopf zu werfen; er reihte Perle an Perle, und als die Schnur dichtbesetzt war und erfreulich funkelte, glaubte er ein Drama beisammen zu haben. Aber ungeschickter aufgebaute Acte als die beiden ersten dieses Dramas kann die üppigste Phantasie nicht ersinnen. Mit bezaubernder Dilettanterei hat Nordau sein Stück aus Witzen, Aperçus und seenischen Bemerkungen zusammen geleimt; alles,

was sonst unverbürgten Gerüchten zufolge noch zum dramatischen Werke gehört: klare und kräftig gesteigerte Handlung, Entwurf und Entwickelung der Charaktere, lebendige Wahrheit des Milieus — an alledem geht unser Dichter ironisch lächelnd vorüber. O Skepsis der Ignoranz, die „zielbewußt" ihre Schöpfung in ödester Trivialität stecken läßt, und die an Liederlichkeit in Aufbau und Begründung fast noch die „Jüngsten" übertrifft!

Herr Josef Wahrmund besitzt eine hübsche, blonde Frau und zwei Töchterlein, letztere nur deshalb, um sie Herrn Nordau für allerlei ärmliche Bühneneffecte zur Verfügung stellen zu können. Er widmet sich als tüchtiger Kaufmann vernünftiger Weise ganz seinem Geschäft, übersieht aber dabei, daß die theure Gattin, wahrscheinlich dank den sprühend geistvollen Feuilletons irgend Jemandes, der Nietzsche und Ibsen auch nicht kennt, sich die Anschauungen dieser Gentlemen langsam zu eigen macht und gewisse Rechte der Creatur, das auf Liebe beispielsweise, proklamirt. In diesem heißen Bemühen unterstützt sie ein junger Windhund, Assessor Bardenholm, dem man den geriebenen Hausfreund schon am Monocle anmerkt. Der größte Theil des ersten Actes vergeht nun unter äußerst lebhaften und äußerst unzweideutigen Contraversen über echte Sittlichkeit, wobei der Ehemann Wahrmund einen so schlagenden Witz verräth, daß man unwillkürlich die Vorsehung anklagt, die ihn Großkaufmann und nicht Paradoxist werden ließ. Thurmhoch ragt dieser moralische Kingfu, in dessen Bauch Nordau zusammengekrümmt sitzt und die Drähte zieht, über seine Mitspieler empor; er setzt sie, die gar zu Dummen, in unseren Augen im Handumdrehen schachmatt. Aber es ist Josef Wahrmund's Verderben, daß er, wie eine vierzigjährige Naive, immer in's verehrliche Parterre hinein, nie so recht eigentlich mit seiner Umgebung spricht. Sobald er daher dem Publikum über das angeschlagene Thema nichts Blendendes mehr zu sagen weiß — rrrrr, rutscht er von der Bühne fort, und nun kann der Widerpart, der Hausfreund seine Spezialansichten über Liebe und Sittlichkeit vorbringen. Es hindert ihn Niemand daran, mit phantastischen, Dumas und Sardou entlehnten Phrasen und ungewöhnlich miserabler Lyrik Frau Berthens albernes Herz zu bestürmen, denn Josef Wahrmund, der Kluge, darf des vierten Actes wegen jetzt noch nichts ahnen und entschuldigt seine bornirte Vertrauensseligkeit sehr schlecht mit der Redensart, daß Argwohn der angetrauten Gattin gegenüber schon eine Beleidigung sei. Die blonde Bertha steht ihm an Dummheit nicht nach, andernfalls würde sie das von Nordau scharf satirisirte Assessormännchen ohne Weiteres durchschauen. Ich weiß nicht, ob man in Paris mit solchem „Quatsch" verheirathete Weiber fängt; hier bei uns macht man sie, auch wenn sie die redlichsten Absichten zur Sünde haben, damit stutzig. Wie dem aber auch sei, Bertha kann im zweiten Act ihrer Mama ein pikantes Geständniß machen. Mama Fridorp hat wie die übrigen Herrschaften mit dem Drama eigentlich nichts zu thun, wohl aber mit Herrn Max Nordau, der durch ihren Mund seine sehr vernünftigen Anschauungen über Mädchenarbeit und Mädchenversorgung zum Besten gibt. Auch Josef Wahrmund — rrrrr — schnurrt wieder auf die Bretter, nicht um als Mann zu handeln, sondern um als Mann zu schwätzen; er gibt eine sehr detaillirte und sauber gearbeitete Skizze aus der nächsten Auflage von Nordau's „Seelenanalysen", eine Schilderung seines ehelichen oder vielmehr unehelichen Zusammenlebens mit Bertha, das mit jedem Tage unerträglicher wird und — dies über Alles — die Seelen seiner Kinder vergiften muß. Bertha hat es glücklich so weit gebracht, daß sie nach achtjähriger Ehe einen physischen Ekel vor dem stattlichen Wahrmund empfindet und ihn „zurückstößt". Trotzdem ahnt er immer noch nichts, und als die Seelenanalyse fertig ist, rrrrr, taucht er in die Versenkung. Der zweite Act ist neben seinen sonstigen Vorzügen auch noch fürchterlich humoristisch; eine komisch sein sollende Haushälterin, deren sich der letzte Schönthanide ewig schämen würde, zerreißt in einem fort mit sehr unrealistischem Gewäsch die Stimmung der Scenen. Zum Glück erscheinen gegen Actschluß die hübsch gekleideten Kinderchen in rothen Jankerln und sichern den Auszug, da es an Kinderliebhabern und Leuten von kindlichem Geschmack im Parkett nicht fehlt, den erforderlichen rauschenden Erfolg.

Der dritte Act ist der beste, eine wunderhübsche Dumaserie, werth, gelesen, und, wo ein Reicher mitspielt, gehört zu werden. Assessor Bardenholm (Anti-Nordau) plaudert hier mit lieblichem Cynismus ein Figaro-Feuilleton über Liebe und Ehe herunter; wenn alle Menschen, die über die Frau Aphorismen schreiben, sich so auf den Zeitgeist verstünden und so interessant wären wie Bardenholm, gäb es manche langweilige Minute weniger in der Welt. Da des Assessors Junggesellenwohnung direct über dem Wahrmund'schen Puppenheim liegt, ist es Frau Berthen leicht, fortgesetzt zu ihm hinauf zu fallen. Das niedliche Paar spricht rasch noch mehrere Druckspalten über die Räthlichkeit der Ehescheidung; der Hausfreund verurtheilt sie grundsätzlich und thut, als verstünde er die unverblümten Bitten der Geliebten, sie zu seinem ehelichen Weibe zu machen, nicht. Wie er sie abweist und ihre Andeutungen absichtlich mißversteht, zeigt auf's Deutlichste, daß er Bertha für hochgradig mikrocephal hält. Frau Wahrmund, des langen Schwebens zwischen Thür und Angel, zwischen der Beletage und dem zweiten Stock müde, entdeckt sich schließlich Herrn Wahrmund, der immer noch nichts gemerkt hat, nun aber — rrrrr — eine ganze Artikelserie von Stapel läßt. Zuvörderst hält er mit dem Assessor furchtbare Abrechnung, worüber sich das Publikum so göttlich wie damals amüsirte, als Graf Trast den Reservelieutenant Lothar bewunderungswürdig abfallen ließ. Bertha wird, das ist schließlich die Moral dieser moralischen Geschicht', im Hause des gekränkten Gatten bleiben, und er wird ihr Kerkermeister sein; sie muß weiter mit ihm an einem Tische sitzen, an seinem Arm Gesellschaften besuchen, aber immer soll die Schuld trennend zwischen ihnen stehen. Liebeleer — d. h. ohne Wahrmund's Liebe! — wird sie hinfort durch's Leben gehen müssen. Da sie ihren Gatten so zärtlich verehrt, ihn in jedem Act mehrmals Dummkopf, Philister, Krämerseele, tactloser Mensch u. a. m. titulirt, muß sie in der That unter diesem Verdict zusammenbrechen. Die schlaue Heuchlerin schluchzt denn auch geknickt, vernichtet: „Die Strafe ist zu furchtbar — ich kann es nicht." . . . Es hieße den Leser beleidigen, wollte man weitläuftig untersuchen, ob an diesem Schluß die Rohheit oder die Dummheit Wahrmund's beklatschenswerther ist. Groß sind sie alle beide.

Indessen, alle Fehler, Naivetäten und Unmöglichkeiten des Dramas verhindern nicht, daß es theilweis fesselt und öfters freundlich anregt. Man muß erwägen, daß Nordau, sein riesiges Deficit an Gestaltungskraft wohl erkennend, keine eigentliche Komödie, sondern eine jener didaktischen Abhandlungen schreiben wollte, die ihrer leichteren Lesbarkeit halber in Dialogform gepreßt werden. Nun ist Niemand so wie Nordau in der Kunst bewandert, ganz allgemein bekannte, verstaubte Maximen und Doctrinen bunt zu übertuschen, bis sie wie ganz etwas Neues, Unerhörtes aussehen; nun ist Niemand ein so geübter Pyrotechniker wie er und weiß mit Hülfe zusammengesegten alten Schwefels ein so entzückendes Brillantfeuerwerk abzubrennen. Entkleidet man die Nordau'schen „Paradoxe" ihrer schimmernden stilistischen Hülle, so lächelt Einem fast immer in spießbürgerlicher Gemüthlichkeit ein freundlicher Gemeinplatz entgegen. Das soll kein Vorwurf sein. Une phrase bien faite est une bonne action. Leute, die echte, wenn auch alte Metallbarren immer wieder in funkelnagelneue Münzen umprägen, wirken tausend Mal segensvoller als die Affen der Originalitätssucht, die ihre Lebensaufgabe darin setzen, unter allen Umständen das Gegentheil von dem zu behaupten, was der gesunde Menschenverstand als richtig anerkennt, und die aus Haß gegen das allbeliebte Gold die Gebrauchsgegenstände für unser geistiges Leben am liebsten aus Gassenkehricht herstellen möchten. Ein Mann von Nordau's stilistischen Fähigkeiten könnte den Ausschreitungen der Moderne auf dem Theater sehr wohl ein witziges Paroli biegen und durch kluge Verfechtung der „Philistermoral" die Gegenpartei zwingen, allzu übertriebene Tollheiten zu unterlassen. Es müßte der Mann aber selbst ein dramatischer Künstler obersten Ranges sein. Und das je zu werden — daran darf Max Nordau, nach diesem seinen Probestück zu urtheilen, nicht denken. Dazu fehlen ihm alle Grundbedingungen.

So viel an ihnen lag, haben die im Stücke beschäftigten besseren Kräfte des Lessingtheaters Menschen aus den Bilderbogenfiguren Nordau's zu machen versucht. Emanuel Reicher, dessen Künstlerschaft jetzt ganz Berlin anerkennt, bis auf etliche Unentwegte, die ihn noch immer einer sie selbst vernichtenden Kritik unterziehen, Reicher verlieh dem Assessor Bardenholm zwar nicht den noblen Schliff, dessen dieser elegante Lump dringend bedarf, wenn er nicht zum abenteuernden commis voyageur herabsinken soll, wohl aber gab er ihm die tückische Jaguargewandtheit des Weiberjägers, den fascinirenden Bethörungszauber. Und wie es ihm gelang, die Nordau'schen Pointen herauszuarbeiten, so daß sie mehr als frostige Feuilletonwitze wurden, daß sie den Charakter zu beleuchten schienen; wie er z. B. mit seinem stummen Spiel kurz vor dem Hauptschlager des dritten Actes — „jetzt ist man nicht 'mal bei verheiratheten Frauen mehr vor dem Geheirathetwerden sicher —" einen allgemeinen „Jauchzer" entfesselte: das muß man selbst sehen und bewundern. Nordau hat ihm viel zu danken. Mehr als dem ernsten Georg Molenar (Wahrmund), der den redemächtigen Doctrinär zwar wenigstens etwas verinnerlichte, für solche Sprech-Automaten aber doch zu schwer und tief ist und daher mit ihnen nichts Besonderes anzufangen weiß. Die Bertha Marie Reisenhofers wurde irrthümlicher Weise ein wenig auf die blonde Bestie hinausgespielt; mich dünkt, dies leichtfertige, ganz an der Oberfläche lebende Persönchen, das von allem Neuesten naschen und über alles Neueste mitreden will, diese Neo-Berlinerin hat kein germanisches Blut in den Adern und ist weder im Bösen noch im Guten blond. Marie Reisenhofer sieht auch brünett sehr nett aus — vielleicht erlaubt ihr die Regie diese Haarfarbe, wenn das Fräulein dadurch realistischer wirkt. Komödie spielen heißt ja nicht immer, sich verstellen.

Spectator.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

**Friedrich Hebbel's Briefwechsel**

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von **Felix Bamberg.**

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

**Berlin SW.**, Bernburgerstr. 35.

**G. Grote'scher Verlag.**

In jeder Buchhandlung zu haben:

**Friedrichs des Großen**

Gedanken

**über Religion.**

$10^1/_4$ Bg. broch. 70 Pfg. geb. 1 Mk.

**H. Jaenicke's Verlag in Dresden.**

**Rich. Kahle's Verlag in Dessau.**

**Prinzipien der Ethik**

und

**Religionsphilosophie Lotzes**

von

**G. Vorbrodt.**

**Preis M. 3.—.**

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."

„Post."

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen zu haben:

**De Wilhelmshäger Kösterlüd.**

Plattdeutscher Roman

von

**Felix Stillfried.**

2 Bände.

Preis geh. M. 5.40. Eleg. geb. M. 7.—

In seiner Frische der Darstellung, seiner originellen Charakterzeichnung, und in seinem anheimelnden gemüthswarmen Humor erinnert dieser Familienroman vielfach an **Reuter's Stromtid.**

**Frauenleben in der Vorzeit**

von Prof. **F. Bernhöft.**

Eleg. brosch. M. 2.—

Ein interessantes Büchelchen, welches das Brautwerben und das Eheleben der alten Culturvölker schildert und es in fesselnde Parallelen zu dem Liebesleben halbcivilisirter Völkerschaften stellt.

**Wismar.**

**Hinstorff'sche Hofbuchhandlung**

**Verlags-Conto.**

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen, sowie bei Einsendung des Betrages direct von der Verlagshandlung zu beziehen:

**Schlüssel zur Theosophie.**

**Erklärung der Ethik, Wissenschaft und Philosophie.**

Aus dem Englischen übersetzt von **Eduard Herrmann,** F. T. S.

Preis broch. *M* 5.—.

Das zum ersten Male in deutscher Übersetzung erscheinende hochinteressante Buch gehört zu den eigentlichen Monumentalwerken der theosophischen Literatur und ist in beinahe alle gebildeten Sprachen übersetzt worden. Die Verfasserin des Werkes, die „Sphinx des neunzehnten Jahrhunderts", wie sie von ihren englischen und amerikanischen Verehrern genannt wird, gehört entschieden zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer Zeit. Helena Petrowna Blavatsky weihte ihr ganzes Leben der Erforschung der geheimen Religionslehren des Ostens. Sie stand in Indien mit den Bewahrern der alten heiligen Geheimnisse in persönlichem Verkehr und ließ sich, was vorher kaum einem Europäer gelungen, unter die Zahl der Adepten aufnehmen. Sie ist die Gründerin der über den ganzen Erdball verbreiteten „Theosophischen Gesellschaft". Einen Teil jener uralten Geheimnisse, die den eigentlichen Urgrund aller Religionssysteme bilden, legt H. P. Blavatsky in ihrem „Schlüssel zur Theosophie" klar. — Die Übersetzung dieses epochemachenden Werkes erscheint zur rechten Zeit. Häufen sich doch auch bei uns bereits die Anzeichen, daß die alten Religionssysteme und die verknöcherten Dogmen abgewirthschaftet haben, und daß sich die Menschheit nach einer neuen ethisch-religiösen Weltanschauung sehnt. In der theosophischen Bewegung liegt der Keim einer solchen neuen Weltanschauung verborgen, und darum kann auch das vorliegende, in echt populärer Weise geschriebene Buch auf das höchste Interesse aller Gebildeten Anspruch machen, da man es gleichsam als den Katechismus der Zukunftsreligion bezeichnen kann.

**Führer durch Wagner's Opern!**

*Soeben erschienen:*

**Der Führer durch die Oper**

**des Theaters der Gegenwart:** Text, Musik und Scene erläuternd.

Von **Otto Neitzel.**

I. Band. Deutsche Opern. 3. Abtheilung:

**RICHARD WAGNER's OPERN.**

21 Bogen gr. 8°. Geh. M. 4.—, fein geb. M. 6.—.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsenduug des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Inhaltsanzeigen und Besprechungen der früheren Bände, sowie des „Führer durch den Konzertsaal" von *Prof. Dr. Kretzschmar,* auf Wunsch umsonst und postfrei.

Verlagsbuchhandlung von **A. G. Liebeskind**
in **Leipzig,** Poststrasse 9/11.

**Neuigkeiten von: RUDOLF BAUMBACH und HEINRICH SEIDEL.**

***Abenteuer und Schwänke.***

Alten Meistern nacherzählt von **Rudolf Baumbach.**

13. Tausend. **Ausgabe mit grosser Schrift.** Reicher Bilderschmuck.

Gross Oktav. *Neuer prachtvoller Einband M. 4.—.*

Dieses kleine Prachtwerk eignet sich, wie auch die anderen bis jetzt erschienenen Baumbach-Ausgaben mit grosser Schrift, durch Gediegenheit des Inhalts, Schönheit der Ausstattung und sehr billigen Preis in erster Linie als Geschenk für feinere Kreise.

***Neues Glockenspiel.***

**Der Gedichte zweite Sammlung.** Von **Heinrich Seidel.**

(Gesammelte Schriften. XI. Band.)

*Geh. M. 3.—, fein geb. mit Goldschnitt M. 4.—.*

Das Erscheinen eines neuen Bandes von Seidel's Schriften wird von seinen sehr zahlreichen Verehrern wiederum mit Freuden begrüsst werden; ist doch die Anerkennung dieses Schriftstellers in fortwährend stärkerem Wachsthum begriffen. Der Band enthält unter anderen Perlen der liebenswürdigen Seidel'schen Muse die vielfach öffentlich recitirten, berühmten Gedichte: „Die Musik der armen Leute" und „Krischan Römpagel in't Kunzert".

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

Ausführliche illustrirte Verlagscataloge mit Proben und Biographien stehen auf Verlangen umsonst und postfrei zu Dienst.

Verlagsbuchhandlung von **A. G. Liebeskind**
in **Leipzig,** Poststrasse 9/11.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 2. September 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** „Ergebnisse der Börsen-Enquête." Von Justus. — Eine Reichssparkasse. Von A. Gehring. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** P. K. Rosegger. Von Hermann Kienzl (Graz). — Die Münchener Kunstausstellungen. Von Franz Servaes. — **Feuilleton:** Eine alte Jungfer. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Margarine. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Zum letzten Mal die Lebensversicherung. Von Ernst Kirchberg. — Notizen. — Anzeigen.

### „Ergebnisse der Börsen-Enquête."

Die erste Bresche in das Dunkel, mit dem sich die vor nun bald zwei Jahren zur Reform der Börse berufene Commission gegen die Kritik der öffentlichen Meinung verschanzt hat, ist gelegt. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" haben mit fester Hand den geheimnißvollen Schleier gelüftet, und ihre Mittheilungen über die „Ergebnisse der Börsen-Enquête" erscheinen um so glaubwürdiger, als der sofort zu Hülfe gerufene Offiziosus sich nur zu einigen leeren Redewendungen aufgeschwungen, indessen keine Veranlassung gefunden hat, mit einem Dementi einzuschreiten. Es wird daher keine nutzlose Mühe sein, über diese vorläufigen „Ergebnisse" ein wenig zu Gericht zu sitzen.

Ergebnisse? Der Ausdruck ist etwas zu euphemistisch. Muß doch das genannte Münchner Blatt zu großer Betrübniß gerade auf dem Gebiete, welches den Mittelpunkt der ganzen Reformarbeit bilden sollte, dem Gebiete des Terminhandels, oder besser gesagt, der Differenzgeschäfte nichts Anderes constatiren als — Differenzen. Zwanzig Monate anstrengenden Schaffens haben nicht ausgereicht, um diese Frage der Lösung näher zu bringen. Und doch bedarf es keiner Betonung, daß gerade auf diesem Gebiete die Gesetzgebung endlich einmal ihr Machtwort zu sprechen verpflichtet ist, damit, wie dies auch ausfallen möge, der Unsicherheit ein Ende gesetzt wird, die heute beunruhigend und verwirrend die Praxis oberer und oberster Gerichtshöfe beherrscht. Die Gefahr, welche darin liegt, daß der Richter selbstthätig den Willen der Parteien zu erforschen unternimmt, daß er, anstatt von diesen einen strikten Beweis zu erfordern, eigenmächtige „Präsumtionen" macht, aus denen er eine „vermuthliche" oder „ersichtliche" „bloße Differenzvereinbarung" herleitet, darf keinen Augenblick verkannt werden. Das Reichsgericht steht keineswegs an Stelle des römischen Prätors, und die Rechtsprechung ist keineswegs dazu da, um, wie sich jüngst ein hervorragender Handelsrechtler ausließ, „den armen Privatmann vor der allmächtigen Gewalt der Börsen und Banken zu schützen", sie hat sich vielmehr bis zu einer Aenderung der Gesetzgebung streng an das bestehende Recht zu halten und sich nicht von der allgemeinen „Stimmung" nach der einen oder der anderen Seite anstecken zu lassen; sonst artet sie in Willkür um, und damit ist Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein verloren. — Während doch sonst die ganze Rechtsordnung von dem Prinzip durchzogen wird, daß die Absicht eines Rechtsgeschäfts für den juristischen Charakter derselben so lange ohne Bedeutung ist, als sie nicht zur Vertragsbestimmung gemacht wird, geht das Bestreben der Judicatur in Börsengeschäften jetzt dahin, nicht mehr den Inhalt des in Klage stehenden Vertrages, sondern nur den Zweck desselben zu erforschen. Lassen die „begleitenden Umstände" ersehen, daß der Zweck der Parteien lediglich darauf ging, einen Kursgewinn zu erzielen, ohne daß es auf einen reellen Umsatz abgesehen war, so soll damit auch der Spielcharakter des Geschäfts gegeben sein. Man vergißt dabei nur das Eine, daß auch bei dem ernstesten Termingeschäfte der Börsenhändler nicht kauft, um zu behalten, sondern, um bei steigendem Kurse weiterzuverkaufen, nicht verkauft, um das Kapital wegzulegen, sondern um bei fallendem Kurse wieder einzukaufen. Eine consequente Durchführung seines Prinzips muß also den Richter mit Nothwendigkeit dazu führen, alle Termingeschäfte für ungültig zu erklären.

Das scheinbar gewichtigste Argument, mit dem die Anhänger der reinen Differenztheorie heute operiren, ist die Vermögenslosigkeit des Kunden. Das Unvermögen des Committenten, die gekauften Papiere effectiv abzunehmen, die verkauften zu liefern — und wann wäre dies nicht vorhanden? — wird vom Richter als der bündigste Beweis dafür angesehen, daß ein „reines Differenzgeschäft", kein Lieferungsgeschäft, zwischen den Parteien geschlossen war. Diese, für den Laien freilich sehr einleuchtende, Deduktion zeugt von einer nicht genügenden Beherrschung der Börsentechnik und von Mangel an volkswirthschaftlichem Verständniß. Man übersieht, daß ein Spekulant keineswegs Kapitalien in der Höhe zur Verfügung zu haben braucht, wie sie zur vollen Deckung der von ihm auf Lieferung gekauften Waaren nothwendig sind. Augenblicklich schwebende Kreditoperationen können die bestimmte Erwartung in ihm rechtfertigen, daß ihm am Erfüllungstermine die nöthigen Geldmittel zur Disposition stehen werden. Der Kredit ergänzt eben das persönliche Unvermögen der Contraktserfüllung. Man übersieht aber ferner das Hauptmoment, nämlich, daß man keineswegs persönlich seiner Abnahme = oder Lieferungspflicht nachzukommen braucht, daß man die gekauften Waaren oder Effecten vor oder am Stichtage weiter verkaufen, sie an seinen Käufer liefern lassen und auf diese Weise abnehmen und bezahlen kann, daß man die verkaufte Waare anderweit kaufen und durch den Verkäufer liefern lassen kann; gerade bei börsengängigen Waaren handelt es sich um Sachen, deren Eigenschaften man jederzeit wissen, deren Werth man jederzeit beurtheilen kann, auch ohne sie durch Augenschein zu prüfen. Niemand wird Bedenken tragen, eine derartige Abwickelung des Geschäftes als in rechtlichem Sinne genügend zu betrachten.

Den größten Schaden nimmt durch die heutige schwankende

und widerspruchsvolle Judicatur zweifellos die Rechtspflege selbst. Die Zustände, welche in dieser Beziehung am Berliner Landgericht und Kammergericht herrschen, bieten das beste Beispiel. Die Frage, ob der Einwand des Differenzspiels begründet ist oder nicht, ist hier im Großen und Ganzen eine Frage der Geschäftsvertheilung geworden. Der rechtliche Bestand von Millionen von Umsätzen ist von dem Buchstaben abhängig, mit welchem der Name der beklagten Partei beginnt. In der einen Kammer wird der Kläger abgewiesen, in der anderen wird der Beklagte verurtheilt. Der eine Senat findet in der Vermögenslage, in dem geringen Depot, in dem Beruf des Beklagten die „Umstände", welche das Geschäft als ein reines Differenzgeschäft erscheinen lassen, der andere Senat verwirft den Einwand des Spieles als unbegründet oder unsittlich. Mit Freuden oder Bangen sehen die Interessenten einer Aenderung in der Geschäftsvertheilung oder in der Besetzung der Kammern entgegen, welche für sie unter Umständen mehr Gewinn oder Verlust bedeutet, als die größten Kursschwankungen an der Börse. Wir glauben es gern, was unlängst von berufener Seite mitgetheilt wurde, daß die Gläubiger nun ihrerseits den Zufällen, von welchen der Ausgang der Prozesse abhängt, ein wenig zu Hülfe zu kommen suchen: Gehören ihre Prozesse nach der Geschäftsvertheilung vor eine Kammer, welche den Einwand des Spieles zu berücksichtigen pflegt, so cediren sie ihre Ansprüche zum Zwecke der Einklagung an eine Person, welche das Glück hat, einen Namen zu führen, der zu der besten Hoffnung auf das Gewinnen des Prozesses berechtigt. Manche Schuldner andererseits versuchen, noch nachträglich „Umstände" zu schaffen, aus denen das Gericht den Ausschluß effectiver Lieferung beim Vertragsschluß folgern kann. Personen, welche viele Jahre hindurch Handelsgeschäfte betrieben haben, verwandeln sich gegenüber der Klage aus Börsengeschäften in Zimmergesellen, Kellner, Arbeiter u. s. w. und wollen niemals etwas anderes gewesen sein.

Wer wollte Angesichts solcher Zustände die Nothwendigkeit eines legislativen Einschreitens bestreiten! Gelingt es der Commission nicht noch in letzter Stunde, in dieser Cardinalfrage der inneren Streitigkeiten Herr zu werden und einen einigenden gesetzgeberischen Vorschlag herbeizuführen, so ist das ganze übrige Reformwerk eitel Mühe.

Höchst erfreulich ist es demgegenüber, daß die Enquête-Commission wenigstens in einer anderen, im großen Publikum leider noch immer nicht gebührend beachteten Frage zu einem gesunden Ergebniß gelangt ist: in der Frage der vereideten Makler. „Inbetreff der vereideten Makler ist man zu der Einsicht gelangt, daß die gänzliche Aufhebung dieses Instituts der einzige Weg ist, um der heutigen unhaltbaren Lage, welche den vereideten Makler täglich in bedenklichstem Gegensatz zu dem Gesetz und seinem Eide bringt, ein Ende zu bereiten." — Daß der heutige wirthschaftliche und rechtliche Zustand unseres Handelsmaklerthums einen wunden Punkt im modernen Handelsverkehr bedeutet und mit den Bedürfnissen des Verkehrslebens nicht länger in Einklang zu bringen ist, das dürfte nach den Auswüchsen, welche die Zeit seit Einführung des bestehenden Zustandes auf diesem Gebiete gezeitigt hat, nicht länger zweifelhaft sein. Ein hinkendes, zwitterhaftes Institut, dem von dem Gesetzgeber selbst der Stempel der Halbheit aufgedrückt ist, mußte es in das gesammte Vermittlerthum einen gefährlichen Zwiespalt hineintragen. Der vereidete Makler darf nach den Vorschriften des Gesetzes und des von ihm beim Amtsantritt geleisteten Eides keine Geschäfte auf eigene Rechnung abschließen, er darf deshalb nicht in die von ihm vermittelten Geschäfte als Selbstcontrahent eintreten, er darf ferner für seine Geschäfte keine Bürgschaft leisten, darf nur persönlich und nur von Anwesenden Aufträge acceptiren. Und doch — es ist Thatsache und wird von Niemand, der nur irgend welchen Einblick in die einschlägigen Verhältnisse hat, geleugnet werden können, daß der amtliche Handelsmakler heute, entgegen seinem Eid, entgegen dem Gesetz, als Selbstkäufer und Selbstverkäufer auftritt, daß er, um nicht seinem unvereideten Kollegen das Feld zu räumen, „selbst übernimmt"; Thatsache ist ferner, daß eine große Anzahl amtlicher Makler Bürgschaft leistet, Aufträge von Abwesenden acceptirt u. s. w., alles das, sei es offen, sei es unter Benutzung von Strohmännern, indem der Makler sich — ein bekanntes Manöver — „Aufgabe vorbehält". Man unterschätze nicht den demoralisirenden Einfluß, den ein vor den Augen der Börsenbehörden ungehindert sich abspielendes, bewußt ungesetzliches und trotzdem strafloses Thun auf weite Kreise haben muß. Aber weiterhin bleibt die Frage: Bedeutet es nicht eine gefährliche Täuschung des großen Publikums, wenn man es in der Annahme läßt, daß heute noch der vereidete Makler eine besondere Vertrauensstellung einnehme? Woraus rechtfertigt sich diese? Woraus rechtfertigt sich der entscheidende Einfluß, der ihm bei der Kursfeststellung eingeräumt ist, und daß bei diesem Acte nur die von ihm vermittelten Geschäfte Berücksichtigung finden sollen?

Als vor einiger Zeit Lubszynski in einer volkswirthschaftlichen Zeitschrift nach Darlegung dieser Zustände, insbesondere an der Berliner Börse, schrieb: „Ist der amtliche Makler heute gewissenhaft, so hat er unerträgliche Pflichten und nicht annähernd gleichwerthige Rechte; ist er nicht gewissenhaft, so hat er ungesetzliche Rechte und gar keine Pflichten. Mit seinem Gewissen muß er sich seine Existenz erkaufen. Hier gibt es nur einen Ausweg: Abschaffung des vereidigten Maklerthums! Die amtliche Makelei hat ihre Rolle ausgespielt, ihre Beseitigung ist eine geschichtliche und wirthschaftliche Nothwendigkeit," — da fanden diese Worte ein lebhaftes Echo in der Presse fast aller Parteien. Nur wurde sofort darauf hingewiesen, welche Mißstände hinsichtlich der Qualität der Neueintretenden die unbegrenzte Concurrenz innerhalb des Maklerthums zur Folge haben würde. Auch dies hat, obigem Bericht zufolge, die Commission beachtet. Es soll die Zulassung zum Börsenbesuch im Allgemeinen von gewissen strengen moralischen und vermögensrechtlichen Voraussetzungen abhängig gemacht werden. Und „indem nunmehr für die vereideten Makler dieselben Aufnahmebedingungen gelten sollen, wie für die übrigen Börsenbesucher, glaubt man hierdurch die aus der Freigebung des Maklerthums früher befürchteten Uebelstände, nämlich, daß sich dann massenhaft unwürdige Elemente zu diesem wichtigen Beruf drängen werden, begegnen zu können."

Die Zulassung zum Börsenbesuch — ebenfalls ein wichtiges Kapitel in der Börsenreform — soll, nach dem Muster der englischen stock exchange, eine Ausbildung und Einschränkung erfahren. Die heutigen deutschen Börsen sind öffentliche, unter der Oberaufsicht des Staates stehende Versammlungen, deren Zutritt jedem äußerlich anständigen, in der Verfügung über sein Vermögen nicht beschränkten Mann bei Erfüllung einiger geringwerthiger vorgeschriebener Bedingungen und gegen Entrichtung einer geringen Gebühr offen steht, und auf der jedem Erschienenen das Recht zusteht, mit jedem Anderen Geschäfte einzugehen. Dieser fast unbeschränkten Freiheit in der Zulassung hat die Börse denjenigen Makel zu verdanken, dessen sie sich heute auch bei vorurtheilslosen Leuten zu erfreuen hat. Das von Jahr zu Jahr wachsende massenhafte Eindringen abenteuernder Spekulanten, die als sogenannte „Börsenjobber" tendenziös den Gang der Preise in Verwirrung bringen, um dann im Trüben fischen zu können, hat allmählich in dem besseren Theil der Börse selbst das Bewußtsein gefestigt, daß ein Reinigungsprozeß an sich selbst eine unabweisliche Pflicht der Börse ist, der sie sich, ohne im Innersten Schaden zu nehmen, nicht länger entziehen darf. — Um die pecuniäre Qualification der Mitglieder zu sichern, hat die Enquête-Commission eine Nachahmung der in England bewährten Einrichtung vorgeschlagen, „wonach jeder die Aufnahme Begehrende außer der Hinterlegung einer größeren Summe noch drei bereits börsenberechtigte Mitglieder als Bürgen zu stellen hat, welche bei Insolvenz des neu Eingetretenen solidarisch haftbar gemacht werden können. Durch Concurseröffnung ferner soll die Börsenmitgliedschaft aufhören, eine Wiederaufnahme nur, wenn die Gläubiger mit mindestens 50 Procent ihrer Forderungen, nach dem zweiten Concurs, wenn sie gänzlich befriedigt sind, statthaft sein."

Es ist zweifellos, daß die Aufnahme derartiger Bestim-

mungen, die in einem wohlthuenden Gegensatz zu den überaus laxen deutschen Vorschriften stehen, ein gut Theil zur Fernhaltung vertrauensunwürdiger Personen beitragen werden. Aber außer dem Vermögensbesitz kommen auf Seiten der Börsenmitglieder noch zwei andere Factoren, die anscheinend von der Commission nicht gebührend beachtet sind, in Betracht, die Moralität und vor Allem eine genügende Sachkunde. Die Zusammensetzung der Börse wirkt in eminentem Maße ein auf die Qualität der Gesammtspekulation und dadurch auf die Preisbildung der Spekulationswerthe. Der Einfluß aber, den die Spekulation auf die Preisregulirung ausübt, ist um so größer und heilsamer, je mehr Urtheilsfähigkeit in ihren Reihen vorhanden ist. Die genaue Erforschung derjenigen thatsächlichen Verhältnisse, welche vermöge der Gesetze der Preisbewegung auf den Gang der Preise einwirken, bildet die beste Gewähr für eine gesunde Ausbildung der Marktpreise und leistet dadurch dem Volkshaushalt vollkommene Dienste. Von der umsichtigen Benutzung der so gewonnenen Kenntnisse und Vermuthungen bei Handelsunternehmungen und Kapitalanlagen hängt die Sicherheit des Handels, die harmonische Vertheilung der Kapitalien auf die verschiedenen Zweige productiver Verwendung, überhaupt der regelmäßige Gang des erzeugenden und verbrauchenden Getriebes der Gesellschaft ab. Je weniger dagegen die Gesetze der Preisbewegung erforscht, die thatsächlichen Verhältnisse bekannt sind, um so weniger entsprechen die Preisbildungen den wahren Verhältnissen des Geld- und Waarenmarktes, um so mehr nähert sich der Börsenhandel dem ihm mit Unrecht gleichgestellten „Spiel". Richtige Erkenntniß, richtige Leitung des Handels und der Preise können sich aber nur innerhalb derjenigen Kreise bilden, welche sich dem bestimmten Geschäfts- und Spekulationszweige im täglichen Börsenverkehr gewerbsmäßig widmen. Gelegentliche Börsenhändler tragen die Gefahr des Irrthums, das Gefühl der Unsicherheit in die Zukunft der Preisentwickelung. Man wird deshalb, um den aus dem unfähigen, unvermögenden und unlauteren Spekulantenthum drohenden Gefahren zu begegnen, auch — wohl oder übel — daran gehen müssen, alle diejenigen Personen von der Zulassung zur Börse auszuschließen, welche nicht berufsmäßig Börsenhandel treiben, oder die ihn zwar berufsmäßig treiben, die aber noch an einem anderen Geschäftszweige als dem Börsenhandel in selbständiger Weise oder in Gehülfenstellung betheiligt sind.

Abgesehen von den ausgeführten großen wirthschaftlichen Wirkungen muß eine solche in richtigen Grenzen sich haltende Beschränkung der Zahl der Börsenbesucher schon durch sich selbst eine wohlthätige Beschränkung der Spekulation nach sich ziehen. Denn der Besuch der Börse an sich bildet schon einen Anreiz zum Spekuliren für leichtsinnige und unerfahrene Individuen, Elemente, die einen nicht unerheblichen Bruchtheil des ungesunden Spekulantenthums bilden.

Wie für die Zulassung von Personen zur Börse, so sollen auch für die Zulassung von Börsenpapieren, dem obigen Bericht zufolge, verschärfte Maßnahmen getroffen werden. „Neben einer Erhöhung des Mindestkapitals — es sollen nur noch solche Papiere zum Ultimohandel zugelassen werden, welche in einer Summe von mindestens 50 Millionen Mark existiren — sollen diejenigen, vornehmlich industriellen, Papiere von der Kursnotiz ausgeschlossen werden, welche nur einen localen Werth besitzen, ohne auf die Wirthschaft des Landes irgend einen Einfluß zu haben." Wenn man bedenkt, bis zu welchem Grade heute die Kapitalconcentration fortgeschritten ist, so dürfte die Summe von 50 Millionen Mark vielleicht noch nicht hoch genug gegriffen sein, besonders wenn das betreffende Papier an mehreren Plätzen in den Ultimohandel eingeführt wird. Im heutigen Ultimohandel aber befinden sich eine Menge Papiere von weit niedrigeren Gesammtbeträgen, bis zu 13 Millionen herab. Mit der Verminderung der Spekulationsobjecte muß naturgemäß auch die Spekulation selbst an Umfang verlieren.

Um aber den angedeuteten Reinigungsprozeß vollziehen zu können, dazu bedarf es überhaupt erst — und auch zu dieser erfreulichen Erkenntniß scheint die Commission gelangt zu sein — einer Organisation der deutschen Börse. Die Börse in derjenigen Gestalt, die sie heute bei uns angenommen hat, ist fast vollkommen unfähig, den Excessen der Spekulation wirksam zu begegnen. Ihr Charakter als der eines öffentlichen und Jedermann zugänglichen Marktes macht sie durchaus actionsunfähig und nimmt ihr diejenige Macht, deren sie zur Durchführung ihrer wirthschaftspolizeilichen Obliegenheiten dringend bedarf. Selbst wenn die deutsche Börse aus eigenem Antrieb ernstlich an die Besserung ihrer Zustände gehen wollte — die Macht dazu würde ihr fehlen. Sie vermag weder sich selbst zu schützen, noch auch dem Einzelnen in wirksamer Weise Hülfe zu bringen. Sie ist ein wirthschaftliches, aber kein rechtliches Gebilde. Ihr fehlt das Haupt, das Luft und Athem in den Körper führt. Ihr fehlt aber auch das Band, ohne welches eine gedeihliche Wirksamkeit nicht möglich ist: die genossenschaftliche Verbindung.

Ganz anders die Londoner Börse, die stock exchange. Sie charakterisirt sich als ein vollkommen selbständiger Privatverein, dessen Vorstand in eigener Machtvollkommenheit alle nothwendigen Maßregeln zu ergreifen hat. In der Aufstellung und Handhabung der Statuten, der „Rules" und „Regulations", ist die Börsenleitung unabhängig und nicht an die Zustimmung der Behörde gebunden. Auch diese Verfassung hat, neben den vielen unleugbaren Vorzügen vor der unsrigen, ihre Mißstände. Ihr fehlt die feste, gesicherte und autoritative Stellung, deren sie namentlich in schwankenden Zeiten dringend bedarf. Und die große Gefahr liegt nahe, daß die unbeschränkte Actionsfähigkeit in Willkür ausartet, daß die unbegrenzte Autonomie, in der die stock exchange ihr Leben regeln darf, immer derjenigen Richtung zu Gute kommt, die gerade die Herrschaft hat. Es ist zu befürchten, daß, wenn manchesterliche Neigungen zur Herrschaft gelangen, neue Reformen verhindert, wenn die entgegengesetzten Anschauungen die Oberhand gewinnen, dem Verkehr unerträgliche Fesseln auferlegt werden.

Die Commission scheint deshalb den richtigen Mittelweg eingeschlagen zu haben, wenn der Bericht sagt: „Man gedenkt eine Organisation ähnlich der englischen stock exchange einzuführen; nur soll die corporative Seite weiter ausgestaltet werden." Wir möchten diese Worte noch dahin erweitern, daß lediglich eine corporative Constitution die Börse in den Stand setzen kann, ihre gewaltige wirthschaftliche Macht in einer für Verkehr und Kredit gleich förderlichen Weise auszuüben. Die Börse als Corporation besitzt aus den beiden Systemen die guten Seiten und vermeidet die schlechten. Sie hat die nothwendige Actionsfähigkeit zur wirksamen Durchführung ihrer wirthschaftspolizeilichen Obliegenheiten und trägt auf der anderen Seite die Cautelen in sich, daß diese Actionsfähigkeit niemals in absolute Willkür ausarten kann. Die corporative Verfassung ist die nothwendige und erste Voraussetzung für eine zwangsweise Durchführung und Verwirklichung derjenigen Reformen, welche die Enquête zeitigen sollte.

Ein Satz nur in den Mittheilungen des Münchener Blattes muß in jedem gesunden Wirthschaftspolitiker ein Gefühl der Beunruhigung erwecken, d. i. die mit dieser Umwandlung in Verbindung gebrachte Aussicht auf ein staatliches Interventions- und Aufsichtsrecht. Man hüte sich hier vor gewagten Experimenten. Die Börse ist, bei all dem Makel, der ihr anhaftet, ein so feinfühliges, so kunstvoll in allen seinen Theilen zusammengesetztes Institut, daß ein voreiliges und ungeschicktes Eingreifen des Staates in die Organisation der Börse den skizzirten Entwickelungsgang empfindlich stören, eine unangebrachte Bevormundung von den gefährlichsten Folgen für die Gesammtwirthschaft begleitet sein könnte. Der Staat wird dort, aber auch nur dort einzutreten haben, wo die Macht der Börse zu Ende ist. Dies entspricht dem Wesen der beiden Gemeinschaften und paßt auch in den Rahmen der modernen Staatsidee. Der Staat ist eine Institution, die berufen ist, da sich zu bethätigen, wo allgemeine Interessen auf dem Spiele stehen, aber nur dann, wenn der Einzelne nicht mehr im Stande ist, die Wahrung seiner Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.

Justus.

## Eine Reichssparkasse.

Von A. Gehring.

(Schluß.)

Es ist ein sehr schlimmes Zeugniß für die wirthschaftliche Freiheit, daß unter ihrer Herrschaft überhaupt die Möglichkeit da war, daß sich so unnatürlich große Summen in einer Hand aufhäuften. Da diese Thatsache aber nicht abzuleugnen ist, so gibt es nur noch drei Antworten darauf. Entweder man freut sich darüber. Oder zweitens, man erklärt der wirthschaftlichen Freiheit den Krieg und kämpft für den Communismus, d. i. für das entgegengesetzte Extrem. Oder drittens, man beschneidet wenigstens die ärgsten Auswüchse unseres Nothstandes, indem man gesetzlich verbietet, daß einer mehr ansammelt als bis zu einer gewissen äußersten Grenze.

Wir sind entschieden für den letzten Ausweg. Denn der Communismus ist nicht nach unserem Geschmack. Aber dennoch ist der Communismus eine wohlberechtigte Nothwehr gegen die heutige schrankenlose Ausbeutung. Und wenn die Großkapitalisten nicht einsichtig genug sind, um auf ihre Vorrechte zu verzichten, so müssen wir uns im Nothfall mit dem Communismus verbünden, um den Großkapitalismus zu stürzen!

Weshalb soll man sich denn aber nicht freuen darüber, daß es wenigstens einige reiche Leute gibt? — Man denke sich, daß alle reichen Leute von heute die Erde ganz allein bewohnten, und die „misera contribuens plebs“ eine Art „Secessio“ auf einen „heiligen Berg“, kurz in's Jenseits unternehme, durch einen ungeheuren Massenselbstmord aus Verzweiflung. Dadurch wären mit einem Schlage alle Kapitalien der Reichen entwerthet! Denn das Kleinkapital des fleißigen Arbeiters ruht im fruchtbaren Erdreich, das Großkapital aber des satten Faulenzers ruht in den Leibern seiner Arbeitersklaven!

Nun wäre allerdings noch der Fall möglich, daß unsere Millionäre gewissermaßen den geistigen Adel der ganzen Menschheit repräsentirten. Denken wir uns daher, daß umgekehrt alle Millionäre sich erschießen aus Ekel und Ueberdruß und Uebersättigung, und daß also die Nichtmillionäre unter sich sind. Haben wir dann an den Millionären etwas verloren, etwa unsere Leithammel? Sind wir etwa wie eine führerlose Truppe, die sich nicht zu helfen weiß? Nein, nein! Denn das Großkapital beutet den Geist, die Gelehrsamkeit, Kunst und Wissenschaft nicht minder aus als die bloße Körperkraft und den Fleiß des Handarbeiters.

Oder haben die Millionäre etwa viel höhere Bedürfnisse als gewöhnliche Sterbliche? Viel Geld auszugeben ist wahrlich keine hohe Kunst, und man gewöhnt sich leicht an das Leben auf großem Fuße. Es ist richtig, daß Unterschiede in den Ansprüchen bestehen, darum ist auch der Communismus uns nicht angemessen. Aber so ungemessen sind die Unterschiede keineswegs! Der Elephant frißt hundert- und tausendmal mehr als eine Maus, das liegt in der Natur, und Jeder sieht es ein. Aber daß ein Millionär und ein Bettler jeder nach seinen natürlichen Bedürfnissen lebe, kann kein vernünftiger Mensch behaupten, sie sind beide Menschen, und durchaus nicht so himmelweit verschieden.

Man frägt sich mit Recht, wie es denn überhaupt zuging, daß der Millionär Millionär wurde, und der Bettler Bettler. Zum Theil ist es ja wahr, daß der Reiche sparsamer gelebt hat, fleißiger, geschickter, gescheidter gewesen ist. Theoretisch wenigstens kann man das annehmen, obwohl es statistisch nicht erwiesen ist. Aber in der Praxis sind leider diese vernünftigen und gerechten Grundlagen des Reichthums fast verschwindend zu nennen, und eine colossale Einseitigkeit ist es darum, die Reichen zu betrachten als die Blüthenlese der Menschheit an Bildung, Geist und Seelenadel. Vielmehr ist der Zufall in der heutigen Welt fast allmächtig, und unsere ganze Wirthschaft hat eine heillose Aehnlichkeit mit einem großartigen, allgemeinen Lotteriespiel Aller gegen Alle. Von glücklichen und unglücklichen Zufällen hängt Reichthum und Armuth viel mehr ab als von Klugheit und Dummheit, oder als von Fleiß und Faulheit. Der Kampf um's Dasein, der wirthschaftliche Krieg Aller gegen Alle ist entbrannt, und das Kriegsglück ist hierbei noch viel entscheidender als im blutigen Würfelspiel der Schlachten. Wer mehr Glück hat als Verstand, der wird reich. Wer mehr Verstand hat als Glück, der wird arm. Sicherer Broterwerb ist nirgends mehr zu finden. Auch die einfachsten Arbeiten tragen den Charakter der Unternehmung, weil Alles von Angebot und Nachfrage abhängt und alle Preise fortwährend schwanken. Nur ein Gott kann voraussehen, nach welcher Seite hin die nächste Schwankung erfolgt. Die ersten Jahre entscheiden das Schicksal, wie die ersten Schlachten den Krieg, den Sieg oder die Niederlage. Wer erst einmal in Schulden gekommen ist, der hat große Aussicht, auf ewig darin stecken zu bleiben. Wer erst einmal ein größeres Vermögen hinter sich hat, den verfolgt das Glück förmlich in Form von Zins und Zinseszins.

Es bleibt danach nur noch ein Einwurf der Vollständigkeit halber zu erledigen, der wunderlicherweise auch manchmal gemacht wird. Man sagt nämlich, daß trotz aller Ungerechtigkeit die großen Reichthümer in einzelnen Händen dennoch den Vortheil böten, daß gewisse Unternehmungen, die viele Millionen erforderten, von einem Einzelnen in's Werk gesetzt werden könnten. Rein theoretisch betrachtet wäre es denkbar, daß in einem seltenen Falle ein Einzelner einen Gedanken hätte, der für die Menschheit ungeheuer fruchtbar wäre (z. B. Panama-Kanal!), und daß 1) gerade dieser Einzelne die nöthigen Millionen hätte, 2) kein anderer Mensch in der Welt diesen Gedanken fassen könnte, 3) also auch die Vereinigung vieler Kleinkapitalisten unmöglich wäre, und 4) auch der Staat sich nicht für den Gedanken erwärmen könnte. Aber selbst angenommen, ein solcher Fall läge vor, so wäre es doch fraglich, ob die betreffende Unternehmung nicht besser unterbliebe, als daß sie von jenem Einzelnen ausgeführt würde. Denn der Ertrag fließt in die Tasche des Reichen, wenigstens der Löwenantheil, und wenn auch für einige Andere dabei etwas abfällt, so wird doch die wirthschaftliche Macht des Einen dadurch so sehr gestärkt, daß er den Anderen das Leben um so saurer machen kann. (Vgl. Henry George, Schutz oder Freihandel, 24. Kapitel: Das „Paradoxon“.)

Anders ist es, wenn die Unternehmung von vielen Kleinkapitalisten gemacht wird, also auch Vielen zu Gute kommt. Noch besser ist es, wenn der Staat den Unternehmergewinn Allen zu Gute kommen lassen kann.

Aber die Hauptfrage ist hier eine ganz andere. Man kann drei Arten von Unternehmungen unterscheiden: 1) solche, die mit Wahrscheinlichkeit einen Erfolg versprechen, 2) solche, über die im Voraus keine Vermuthung möglich ist, die gewissermaßen ein neues Experiment darstellen, 3) solche, die nur tollkühne Waghalsigkeit unternimmt, weil sie mit hoher Wahrscheinlichkeit einen völligen Mißerfolg in Aussicht stellen.

Am einfachsten ist die dritte Art zu erledigen. Es wäre am besten, wenn solche Unternehmungen ganz unterblieben, obgleich einzelne einen großen Gewinn bringen können trotz der anfänglichen Unwahrscheinlichkeit. Diesem Gewinne stehen aber die größeren Verluste gegenüber, verursacht durch viele Unternehmungen ähnlicher Art. Es ist also ein Lotteriespiel mit sehr ungünstigen Bedingungen.

Auch Unternehmungen der zweiten Art sind im Allgemeinen zu unterlassen, und zwar einfach deshalb, weil stets noch Unternehmungen der ersten Art reichlich vorhanden sein werden, für die das vorhandene Kapital besser verwendet werden kann. Wenn nicht, so können aber viele Kleinkapitalisten das Risiko tragen, und am besten der Staat, der den etwaigen Verlust auf Alle überträgt, und dadurch für den Einzelnen unmerklich macht.

Endlich die Unternehmungen erster Art. Daß der Staat eine sichere Unternehmung auf seine Rechnung nehmen kann, auch wenn sie Milliarden erfordert, liegt auf der Hand. Die nöthigen Kapitalien kann er sehr leicht bekommen ohne jeden communistischen Zwang, indem er entweder die Reichssparkassen recht populär zu machen versteht, oder wenn nicht, indem er so hohe Steuern nimmt, daß er selbst davon die nöthigen Kapitalien zurücklegen kann. Aber angenommen, der Leiter des

Staates hat nicht den nöthigen Verstand, auch seine Räthe haben ihn nicht, auch die Majorität des Parlamentes hat ihn nicht. Dann vereinigen sich eben die in der Minorität sitzenden Kleinkapitalisten und machen die Sache auf ihre Kosten, statt auf Staatskosten! Die Erwerbung von Grundbesitz gehört wegen der Schwankungen des Bodenpreises noch nicht einmal zu den allersichersten Unternehmungen. Aber die Erwerbung von ersten Hypotheken und ähnlichen sicheren Papieren ist etwas so sicheres, daß man dabei kaum noch von „Unternehmung" sprechen kann. Das sollte der Staat nicht ebenso gut können wie jeder Privatkapitalist? Das kann ja auch der Dümmste, ja man könnte einen leidlich beanlagten Pudel oder Affen sicherlich ohne Mühe dazu abrichten, daß er Hypothekenscheine kaufen lernt!

Meint man aber dennoch, daß die Welt nicht bestehen kann ohne Privatmillionäre, so sollte man sich doch nicht so gegen das Lotteriespiel ereifern. Ja, der Staat müßte dann im allgemeinen Interesse der Welterhaltung das Lotteriewesen in viel großartigerem Maßstabe betreiben, es müßten Gewinne von hundert Millionen Mark vorkommen, und alle Steuern müßten erlassen werden, da die einzige Steuer freiwillig gezahlt wird, nämlich die Ueberschüsse aus den Staatslotterien! Das Alles müßte geschehen, damit immer genügend Leute vorräthig sind, die über beliebig große Privatkapitalien zu verfügen haben, um gewisse Unternehmungen auszuführen und den Gewinn daraus in erster Linie in ihre Tasche zu leiten.

Wenn der Staat, statt Kapitalien anzusammeln, obenein noch Schulden macht, so greift er damit in das Spiel von Angebot und Nachfrage ein zu Gunsten des Kapitals und zu Ungunsten der Arbeit. Der Staat, d. i. die Gesammtheit, wird zum Lohnsklaven des Kapitals degradirt! Der Zinsfuß wird künstlich in die Höhe getrieben, obgleich er schon vorher unnatürlich hoch stand. Denn der natürliche Zinsfuß ist negativ, etwas unter Null, weil jedes natürliche Kapital dem allmählichen Vergehen unterworfen ist. Jeder positive Zinsfuß ist schon ein Anzeichen des wirthschaftlichen Nothstandes, des Kapitalmangels bei einem großen Theile der Bevölkerung.

Daß der Staat in einen Nothstand eingreift, der seinen eigenen Bestand schwer bedroht, ist sehr zu billigen. Aber selbstredend muß doch der Eingriff geschehen, um die Noth zu mildern, nicht um sie zu verschlimmern! Daher muß der Staat Kapital sammeln, und so den Zinsfuß möglichst tief herabdrücken. Aber der Staat darf auch nicht zu viel Kapital sparen, obgleich er vorläufig sehr weit davon entfernt ist. Der beste Maßstab dafür, daß die Grenze erreicht ist, ist der Mangel an sicheren Unternehmungen, die sich bieten. Sobald nur noch ganz unsichere Unternehmungen möglich sind, thut man besser, das Ersparte sofort zu verzehren, ähnlich wie man eine Speise, die schimmelig oder sauer zu werden droht, möglichst bald fortessen muß, damit man sie nicht fortwerfen muß.

Man arbeitet nur, um Werthe zu schaffen. Man schafft nur Werthe, um sie zu benutzen. Man kann sie nur benutzen, indem man sie allmählich verbraucht, vernichtet. Sparsamkeit hat nur Sinn und Zweck als Zurücklegung eines Nothgroschens, als Waffe gegen drohende Noth.

Bekanntlich ist Henry George der Ueberzeugung, daß es das beste sei, wenn alle Bodenwerthe plötzlich und ohne jede Entschädigung vom Staate eingezogen würden. Er sagt, wer Hypotheken und Grundbesitztitel kaufe, mißachte die Volksrechte, und wer das Volk mißachte, thue es auf sein eigenes Risiko. Offenbar sind unsere Vorschläge viel milder und weniger radical. Daß aber etwas Gründliches geschieht, und daß es bald geschieht, ist sehr nöthig, wenn man überhaupt dem „großen Kladderadatsch" noch zuvorkommen will. Das Jahr 1900 rückt heran, und auch auf die Ueberraschungen der Reichstagswahl von 1898 sollte man nicht so schläfrig warten. Bei der großen französischen Revolution hat es auch nichts geholfen, daß man die „Unglücksraben" verspottete, als man schon mit einem Fuße im Grabe stand. Vorsicht ist stets die sicherste und beste Kapitalanlage gewesen, und Leichtsinn der sicherste und kürzeste Weg in's Verderben.

## Literatur und Kunst.

### P. K. Rosegger.

Von Hermann Kienzl (Graz).

Treffend heißt es in der Denkschrift des Comités, das dem Dichter Rosegger zu seinem fünfzigsten Geburtstage ein Ehrengeschenk von 15,000 Gulden österr. W. überreichte, daß am 31. Juli 1843 dem österreichischen Heimathlande ein Sohn geboren wurde, der, in weltverborgener Armuth, bei ländlicher Arbeit und im Handwerkerstande aufgewachsen, berufen war, die Schönheit der heimathlichen Alpenwelt und die Eigenart ihrer Bewohner im künstlerischen Abbild zum Gemeingut des gesammten deutschen Volkes zu machen.

Auch der Derflinger war ein Schneiderlein. Von der Scheere zum Schwert ist aber der Weg kaum so weit, wie von der Elle zur Feder. Bis in das reife Knabenalter die Ziegen und Schafe gehütet und bis zum 22. Jahre, kaum mit den mangelhaftesten Kenntnissen des Lesens und Schreibens ausgerüstet, in stillster Gebirgseinsamkeit mit dem alten Schneidermeister auf der „Ster", den Bauern Röcke und Hosen gezimmert — und heute: unter den deutschen Erzählern und Dichtern einer der gefeiertsten! Die Popularität Rosegger's reicht über die Grenzen seines engeren Heimathlandes Steiermark und seines weiteren, Deutsch-Oesterreich, weit hinaus; sein Name ist in Berlin oder Hamburg oder im norddeutschen Kleinstädtchen nicht minder ein lieber Bekannter, wie in Steiermark; in die Lüneburger Haide und zu den Kreidefelsen der Nordküste, ja in die Weltstädte jenseits des großen Meeres trug dieser Dichter, das bescheidene Kind der Berge, den frischen Tannengeruch und die Ozonluft der Alpen und lockte an den Waldbach seines Humors gerade die am liebsten, denen die Kernnatur unseres Bauernstammes ein reizvolles Fremdes war.

Wer die Lebensgeschichte Rosegger's liest, verliert sich dort schon in einem Gedichte. Aus diesem wald- und thaufrischen Gedichte seines Lebens und Werdens hat der reife Dichter mit rückschauendem Auge das Beste seines Schaffens geschöpft und heute noch wachsen die starken Wurzeln seiner Kraft aus dem selbsterlebten Volksleben seiner Jugend. Er bekannte es erst jüngst wieder in dem Buche „Allerlei Menschliches", das der fast Fünfzigjährige nach jahrzehntelangem geistigen Ringen als das Product seines Glaubens und Hoffens den lauschigsten Stunden der Selbsteinkehr abgewonnen hat. Dort ruht der Mann mit schon mancher grauen Locke unter demselben Apfelbaume im Gebirge, in dessen Schatten er als Kind gespielt, als Jüngling geliebt hat, von wo er ausgepilgert ist in das Weltland, um sehnsüchtig heimzukehren in sein Waldland . . .

Petri Kettenfeier Rosegger ist der Sohn eines ziemlich verarmten Gebirgsbauers, der mit seiner Frau, der Tochter eines Kohlenbrenners und des Dichters Mutter, ein kleines Anwesen zu Alpl bei Krieglach bewirthschaftete. Der Vater, der, heute hochbetagt, noch lebt, ist ein Typus für den treuen, frommen und festen Charakter der deutschen Aelpler mit ihrem Hang zu den ererbten Traditionen, zum Religiösen und überhaupt zu conservativen Eigenschaften, die im Herzen unseres Volksdichters mächtig fortgewirkt haben und die letzterer die „Hüter der volksthümlichen Ursprünglichkeit" nennt. Es fehlt nicht an schwermüthigen Stunden, in denen der Dichter, selbst mitten im Brausen des Weltlebens und auf der Höhe des Erfolges und Ruhmes, von jenem Heimweh nach Urväter Einfachheit und Brauch, nach den freien Bergen und der Welt naiver Beschränktheit übermannt wird. „Wäre ich Bauer geworden, wie mein Vater und meine Brüder" — schrieb Rosegger kurz nach seiner Krankheit im Juni d. J. an einen Freund — „ich lebte zufrieden und unangefochten und wäre gesund!" Des Dichters Mutter war ein mit seltenen Seelengaben ausgezeichnetes Wesen, von dem der Sohn die tiefe Innerlichkeit

des Fühlens erbte. Auf einem ergreifenden Gedenkblatte nach der Mutter Tode spricht er voll unendlicher Dankbarkeit von der Güte, Wohlthätigkeit, Wahrheitsliebe, Duldung dieser armen Frau aus dem Volke und klagt bitter darüber, daß er „das Mutterherz genommen habe, wie man den Morgenhauch, den Sonnenschein nimmt". —

Dorthin in die Einsamkeit auf den Höhen des Alpls, wo der kleine Peter die Ziegen und Schafe hütete, drang noch kein Klang der aufgeregten Zeit. Wohl aber trieb das Jahr 1849 einen verjagten Schulmeister auf die Berge, von dem der Knabe die Kunst des Lesens und Schreibens erlernte. Als Rosegger 15 Jahre alt geworden war, sollte er, für den väterlichen Stand zu schwach befunden, durch die Hilfe des Dechanten von Birkfeld zu den Studien vorbereitet und dann Pfarrer werden. Aber Peter erfaßte, als er bei einem Bauer untergebracht war, schon nach drei Tagen das Heimweh und er floh zurück nach seinen Bergen. Eines Sonntags kaufte er sich zu Krieglach sein erstes Buch: einen Kalender. Wunderbares Erwachen der Geister! Die einfältig-harmlosen Geschichten jenes Jahrbuches weckten in Rosegger den Dichter. Es kam ihm die Lust, selbst einen Kalender zu machen. Das wurde das erste der in fünf Jahren geschriebenen fünf Bücher, die er „Volkskalender" nannte. Es enthielt Erzählungen, Gedichte, Reisebeschreibungen und — Dramen.

Im Jahre 1860 kam der damals 17jährige Bursche zu einem Schneider bei Mürzzuschlag in die Lehre. Fast fünf Jahre blieb Rosegger bei dem biederen Meister, hantirte mit Zwirn und Elle, zog von Bauernhof zu Bauernhof und wurde endlich freigesprochen. In der Gegend war er bald als ein wunderlicher Geselle bekannt, dem der Kopf voll Fabeleien stecke. Der Lebzelter von Mürzzuschlag bestellte sogar die Sprüchlein für seine Kuchen bei ihm! Der gutmüthige Meister freilich schnitt mitunter ein bös' Gesicht, wenn er seinen verträumten Gesellen dichten sah, aber er empfand doch auch einigen Stolz.

Wäre Rosegger nicht mit seinem Schneidermeister durch ein halbes Jahrzehnt von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte gepilgert, nie hätte sich ihm das Volksleben der Aelpler in all' den unzähligen Gestalten erschließen können. Millionen freilich sehen es und übersehen es; das schauende Auge eben macht den Dichter.

Es gibt im Entwickelungsgang echter Talente ein die eigene Kraft ergänzendes Moment, das nicht der Zufall bringt und das nur dem Unberufenen ungenützt entschlüpft: die Gelegenheit. Das soll die Verdienste Dr. Adalbert Svoboda's, des einstigen Chefredacteurs der „Tagespost", nicht schmälern, der zuerst aus dem ihm eingesandten kunterbunten Wirrwarr von „wilden" Dichtungen des Naturpoeten die Quelle der Begabung erkannte und mit einem Aufsatze seines Blattes für Rosegger die Theilnahme weiter Kreise gewann. Ein Laibacher Buchhändler trug dem Dichter eine Stellung in seinem Leihbibliothekgeschäfte an. Rosegger nahm Abschied von seinem Handwerke und von der stillen Alpenheimath und ging in die Welt. Aber schon nach drei Tagen wieder vertrieb ihn das Heimweh aus Laibach, jenes geheimnißvolle Treuegefühl, das selbst dem ärmsten deutschen Aelpler eigen ist, von dem das Straßburger Volkslied singt, und das Rosegger bis zum heutigen Tage innewohnt. Als man im letzten Frühling dem von schwerer Krankheit Genesenen den Aufenthalt im Süden rieth, sagte er, lächelnd abweisend, im Freundeskreise: Dort drohe ihm ein schlimmeres Leiden, die Krankheit der Seele.

Von Laibach fliehend, ließ sich der junge Rosegger in Graz doch festhalten. Seine Gönner ermöglichten ihm nun den Besuch der Grazer Handelsacademie, in welcher Lehranstalt der 22jährige Jüngling in erreichbar kürzester Zeit die Grundzüge allgemeiner Bildung sich aneignen sollte. Rastlos arbeitete der Dichter, seit er in die Welt getreten, an seiner geistigen Fortbildung, und noch jetzt, ausgerüstet mit einem vielseitigen selbstgeschulten Wissen, verleugnet er nicht Goethe's schönes Wort: „Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Das Aeußerliche in Rosegger's Lebensgang verliert von nun ab sein Absonderliches. Der Dichter blieb, trotz mancher herben Schicksalsschläge, ein Kind des Glückes, das ihm die Wege ebnete und ihn fast kampf- und widerspruchslos zu den Höhen des Ruhmes geleitete. In unvergleichlicher Fruchtbarkeit schrieb Rosegger Buch auf Buch — seine Werke umfassen heute mehr als dreißig Bände —, und jedes mehrte die Freunde seiner Muse. Rosegger ist zum zweiten Male vermählt und Vater von fünf prächtigen Kindern. Seit dem Jahre 1876 leitet er die Monatsschrift „Heimgarten", deren treuester Mitarbeiter Robert Hamerling, mit Rosegger innig befreundet, bis zu seinem Tode war. Während des Winters lebt der Dichter in Graz, zur Sommerszeit in der Heimath Krieglach. Die Aerzte haben ihm längst den Aufenthalt im Mürzthale widerrathen, da die Bergluft sein böses Asthma verschlimmert; aber die Schwalbe kann den Sommerflug nach dem alten Neste nicht lassen!

Auf Rosegger's Dichtungen nur einigermaßen einzugehen, würde den Raum dieser Zeilen durchbrechen. Seine Gaben bedürfen der lobenden Worte nicht, sie sind im Herzen des Volkes lebendig. Mit den Dialektgeschichten — die zuerst erschienenen Werke Rosegger's sind Naturschilderungen, Erzählungen und Schwänke voll unerschöpflichen Humors in steierischer Mundart — hat Rosegger sich und dem Steirerlande einen Platz in der deutschen Literatur erobert, den ihm keiner, auch Stieler und Stelzhamer nicht, streitig machen kann. Zu den schönsten und herzerquickendsten Feldblumen im Ehrenkranze des Dichters gehören ferner unstreitig die in der „Waldheimath" niedergelegten Erzählungen aus des Dichters Jugend. Da ist bajuvarischer Humor und deutsche Innigkeit und ein eigenartiger Duft des Waldes, den außer Rosegger vielleicht nur noch Adalbert Stifter an die Druckerschwärze zu bannen wußte. An den congenialen Dichter erinnern auch insbesondere die Naturschilderungen in dem tiefstangelegten Romane Rosegger's, im „Waldschulmeister"; nur überragt Rosegger den sinnigen Oberösterreicher an Reichhaltigkeit der Charakteristik und an dramatischer Phantasie, von deren grellen und dumpfen Farben sich das satte Grün der Idylle um so wirksamer abhebt. Der kunstvoll angelegte und ausgebaute Roman „Jakob der Letzte", der, auf modernem Boden im Zeichen der sozialen Frage stehend, mit der geschilderten Ausschlachtung eines Dorfes und dem tragischen Ende des Erbbauern eine düstere Perspektive in Gegenwart und Zukunft eröffnet, bedeutet die Meisterschaftshöhe des Dichters.

Rosegger's Bauern, Burschen und Dirnen sind aus echtem Holze geschnitzt, unverziert und ungefärbt, und doch beseelte ihren Dichter die Liebe zum Schönen. „Wenn die Kunst," so schreibt er, „nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck." Gesunde Sinnlichkeit, die keines lüsternen Reizmittels bedarf und gerade deshalb auch das Feigenblatt verachtet, Unerbittlichkeit in der Verfolgung elementarischer Conflicte, die nicht der Phantasie, sondern der ἀναγκη φυσεος seiner geschilderten Charaktere entspringen, und dabei doch die versöhnende Liebe eines milden Dichterherzens finden sich in fast allen Schriften Roseggers. Aus ihnen weht der Genius echter Poesie, unter dessen Fittigen Menschenaugen in Freude und Schmerz heller glänzen, Menschenherzen sich veredeln.

## Die Münchener Kunstausstellungen.

Von Franz Servaes.

### 2. Die Secessionisten.

Als ich zum ersten Male die Ausstellung der Seeessionisten besuchte und so den zweiten, dritten Saal betrat, erfaßte mich unwillkürlich ein ehrfürchtiges Gefühl. Ich erlebte etwas von dem Schauer, den echte Kunst erweckt. Die Empfindung ließ sich auch gar nicht näher bestimmen, weder ihr Wie noch ihr Woher — genug, sie war da. Und ich ging weiter, außer Stande, irgend ein Bild näher zu betrachten, von dem Kunstganzen gepackt, das sich rings um mich aufthat. Da waren die Säle so feierlich gestimmt und öffneten sich so verheißungsvoll gegen einander. Nebenan dunkelte es an den Wänden in broncirtem Grün, drüben hellte es sich auf in ereuefarbenem Weiß, und wo ich stand, umgab mich rauschendes Roth, wie wenn der Herbst den Wein aus Trauben preßt. Und an diesen Wänden, nicht dicht gedrängt, in beliebter Aufhängungsmethode, sondern frei und selbständig, hingen die Bilder und — sonderbar, durch ihr Zusammenhängen wirkten sie noch bedeutsamer als vielleicht jedes einzelne für sich gewirkt hätte: wenn hier ein Betrug verübt wurde, so war es ein solcher Trug, an dem nimmer die Lust zu verlieren, der Kunst schönes Vorrecht ist.

Das war der erste Eindruck. Natürlich konnte er auf die Dauer nicht Stand halten. Aber vergessen konnte ich ihn auch nicht, und deshalb habe ich ihn hier notirt.

Und noch ein Eindruck bildete sich beim ersten Besuch mit gebieterischer Stärke in mir heraus: daß die von den Seeessionisten vertretene Münchener Kunst überall in erster Reihe marschirt und im Ganzen keine Nebenbuhlerschaft zu scheuen braucht. Und ich erkannte, daß die Seeessionisten ein Recht hatten, die erlauchten Gäste zu sich einzuladen, die auf ihren Ruf mit reicher und erlesener Bürde gekommen sind.

Doch auch von diesem Eindrucke mußte ich Einiges opfern, als ich mich nach der Lust des dilettirenden Genießens an die Pflicht des kritischen Sonderns machte und mein „Aber" sei schnell herausgesagt, damit ich Niemand zappeln lasse und Niemand enttäusche: zwar die Münchener marschiren überall in vorderster Reihe, aber — die ersten, die führenden Posten haben sie nicht besetzt, wenigstens nicht mit den Bildern, die sie in dieser Ausstellung zu bieten haben. Wenn ich mir diejenigen Werke heraussuche, denen in diesem Jahre unbedingt und ohne allen Zweifel eine Numero Eins gebührt, so ist unter den Münchener Bildern kaum eines, es sei denn das eines jungen Polen, der nur ein gebrochenes Deutsch spricht und den ich bald zu nennen haben werde.

Das klingt nun wohl etwas hart und fast ein wenig entmuthigend, ist es aber doch nicht. Denn theils haben manche der Größten und Geschlossensten für diese Hals über Kopf veranstaltete Kunstschau nichts von ihrem Bedeutsamsten beizusteuern gehabt, wie Uhde, Max, Stuck, Exter — was ja bedauerlich, aber doch verzeihlich ist — theils handelt es sich noch um werdende Kräfte, die noch erst festeren Fuß gefaßt haben müssen, um Vollausgereiftes darzubieten, und schließlich hat der Präsident der seeessionistischen Vereinigung, der seit länger als Jahresfrist von hartnäckigem Leiden geplagte Bruno Piglhein, höchst bedauerlicher Weise gar nicht ausgestellt — wohl nur in Folge stolzer und hochgespannter Anforderungen an sich selbst. Dafür aber, wenn man die ganze Linie der Anwesenden überblickt, welch' frohe Fülle echt pulsirenden Lebens, welch' sprühende Mannigfaltigkeit sprossender Talente und auch welch' gutes wachsendes Können! Und so bleibt denn, im Hinblick auf den Glaspalast, das eine Ergebniß unerschütterlich bestehen: daß bei den Seeessionisten das weitaus höhere und selbständigere Durchschnittsvermögen zu finden ist, und daß die Kunst den Maßstab des Schaffens bildet und nicht der Verkauf. Natürlich kann Kunst ohne Verkauf auf die Dauer nicht bestehen. Aber nicht die Künstler sollen sich darum ändern, sondern die Käufer. Und dieses anbahnen zu helfen, ist ein Theil der Aufgabe einer wahrhaft aufklärenden Kritik — die es im Bewußtsein ihrer selbstlosen und ersprießlichen Thätigkeit sich getrost gefallen lassen kann, von Käufern, wie von Künstlern geschmäht zu werden. Hält sie nur das eine Ziel fest und unbeirrbar vor Augen: einem freieren und menschenwürdigeren Kunstgeschmack zum Durchbruch zu verhelfen, unbekümmert um Namengrößen und Coursschwanken, dann darf sie gelassen ihr Theil Mißachtung und Verkennung in die Tasche stecken und sich geruhig am eigenen Herde die Hände wärmen.

Noch Eines sei daher hier den seeessionistischen Künstlern offen und unverblümt herausgesagt: sie haben sich vor Windbeuteleien und vor dem Schielen nach Paris zu hüten. Weder durch immerwährendes und augenfälliges Experimentiren, noch durch raffinirte Wetterbeobachtung schält man den reinen Persönlichkeitskern aus sich heraus und schafft eine freie und große Kunst. So lange man noch durch Ausschweifungen und Anempfindeln sich seine „Modernität" beweisen muß, bleibt es um diese Qualität wackelig bestellt. Nur wer es als etwas Selbstverständliches betrachtet, daß er — im kühnen und edlen Sinne — ein moderner Mensch ist, mag er nun mit Diesem oder mit Jenem hervortreten, hat das Zeug zu einem echten und großen Künstler, zu einem „ganzen Kerl" in sich. Und ganze Kerls müssen wir haben, weit mehr als tüftelnde und tänzelnde Techniker, die ja zu Plänklerdiensten recht brauchbar sind, aber doch schließlich nicht die großen Schlachten schlagen.

Nach „Kerls" aber will ich heute fahnden und hierbei zugleich bemerken, daß ich dieses derb-burschikose Wort für die richtige Verdeutschung dessen halte, was die Franzosen unter „Certains" verstehen: „Auch welche", würde vielleicht der alte Vischer gesagt haben.

Unter den älteren Münchener Meistern treten besonders Habermann und Albert Keller mit gewichtigen Werken hervor.

Habermann kritisch gerecht zu werden, oder besser noch: für seine Werthschätzung die anschaulichen Worte zu finden, ist sehr schwer. Denn seine Vorzüge bestehen in eben dem, was sich mit dürren Worten nicht ausdrücken läßt: in der Vortrefflichkeit und Durchgeistigung der künstlerischen Mache. Er ist Techniker vom Wirbel bis zur Zehe und gerade dadurch ein typischer Münchener, und schließlich trotz dieser mehr äußerlichen Richtung, weil sie sich bei ihm zu einem völligen Wesenskern krystallisirt hat, eine unbestreitbare und in sich abgeschlossene Persönlichkeit. Seine Pietà ist im Motiv abscheulich, weil seelenlos und nahezu blasphemisch. Von jedem anderen Künstler gemalt, würde sie gerechte Entrüstung hervorrufen und nichts als Entrüstung. Bei Habermann — kommt man beinahe darüber weg. Nicht ganz, weil es sich denn doch um eine Pietà handelt, in die bisher alle Künstler ihr tiefstes und heiligstes Erleben hineinlegten. Die Habermann'sche Madonna ist kaum mehr als eine Kokette, die mit einer äußerst zierlichen, leicht japanisirenden Rumpfbeugung sich über den Leichnam ihres todten Sohnes beugt und dabei die Geberden des Jammers macht. Dieser Sohn aber — schauervoll ausgeklügelt! — liegt mit seinem ganzen Leibe in einem tiefen Sarge und nur das Haupt guckt heraus, fürwitzig beinahe, wie bei einem Teufelchen im Kasten. Das Ganze ist so kokett arrangirt, daß es fast possirlich wirkt. Und doch — aber kann es nach so ungeheuerlichen Mängeln ein „Doch" geben? Vielleicht nicht für Jeden, aber immerhin wohl für Einige. Diese verzwickteste aller Compositionen ist mit einem so heiligen Kunsteifer und einem so eminenten Können gemalt, sie ist in ein so tiefernstes, zu sattestem Schwarz anschwellendes Grabesdunkel hineingesetzt, daß für den, der für solche Dinge empfänglich ist, doch eine künstlerische Erbauung aus dem Werke quillt. Und schließlich, muß man sich nicht sagen, daß die ganze Unbefangenheit einer in sich beharrenden Persönlichkeit dazu gehört, um dergleichen Fehler überhaupt zu wagen und sie durch bedeutsame Vorzüge annähernd zu balanciren? Jedenfalls, wenn man den Menschen sich vorzustellen sucht, der dahinter steckt — man versteht es sofort — er kann nicht anders aussehen, als das dicht neben der Pietà hängende Selbstporträt: gerade so eigensinnig, gerade so selbstbewußt,

gerade so kokett und gerade so humoristisch muß der Mann sein, wie er dort vor uns steht, im schwimmenden Halbdunkel, das Barrett schief auf dem Kopf, die Palette zur Seite gehalten, das Gesicht zu einem leichtironischen säuerlichsüßen Lächeln verzogen. Und dieses Porträt ist, weil sich Form und Inhalt wundersam darin decken — die in der Pietà schier noch wundersamer auseinanderklaffen — in meinen Augen ein Meisterwerk: eine technische Leistung ersten Ranges und zugleich das Dokument eines ungewöhnlichen, bizarr veranlagten Menschen.

Albert Keller, der sich in Berlin nicht gerade von seiner potentesten Seite gezeigt hat, hat in München dieses Jahr einige erste Trümpfe ausgespielt. Sein großes Hauptbild — betende Nonnen knieen kerzenhaltend an der aufgebahrten Leiche einer „glücklichen" Schwester — ist von einem Licht- und Stimmungszauber, daß man unwillkürlich gebannt stehen bleibt, wenn man in den Saal kommt, in dem das Bild hängt. Jener bläulich-graue Weihrauchdunst, der in alten katholischen Kirchen herrscht, durchzieht das Ganze und irrt durch die gelben Kerzenlichter und über die breiten, weißen Hauben der Nonnen. Etwas Mystisches kommt dadurch in das Bild. Die Köpfe der Betenden erscheinen vergeistigt. Schauer vor dem Tode und Sehnsucht nach dem Tode liegen miteinander in den wachsbleichen Gesichtern und den extatisch aufgerissenen Augen. Schattenhafte Ahnungen huschen vorüber. Der Tod hat an das Thor geklopft und den Einlaß ertrotzt: es ist als hörte man noch immer sein leises Pochen. Und dumpf lallen die Schwestern um die Entseelte die gebräuchlichen Sterbegebete, während eine Jede mit ganz anderen folternd persönlichen Empfindungen zu kämpfen hat. — Ganz anders das Stück Klosterleben, das uns auf einem der beiden kleinen Keller'schen Bilder vor Augen tritt: Zwei Mönche, ein alter und ein junger, sind in einen Liebesgarten gerathen und, während die nackten Schönen ihnen hinter den Blumenhecken winken, machen sie grausliche Seelenqualen durch. Gleich bei dem anderen Bildchen, einem Parisurtheil, besteht der Werth dieses Kunstwerkchens in der launig-intimen Behandlung, die bei all ihrer coloristischen Verve doch nichts von jener kleinlich-reinlichen Miniaturtechnik an sich hat, die das Entzücken der Kunstspießbürger bildet.

Noch ein dritter Münchener tritt auf der Secessionistenausstellung besonders markant hervor: der Bildhauer Rudolf Maison. Es sind zwei kleine Werke in etwa ein Drittel Lebensgröße, die diesen Künstler von seiner schaffenskräftigsten Seite zeigen, ein stehender Mohr und ein Mohr auf einem störrischen Esel. Letzteres Werk ist schon durch sein Motiv unmittelbar anziehend. Der Esel will den Mohren abwerfen und dieser, in seiner wehrlosen Nacktheit, schwebt zwischen Lachen und Weinen: halb hat er Angst, halb faßt er die Sache als einen Jux auf. Was aber beide Werke ganz besonders auszeichnet, ist das sichere Lebensgefühl, das sich, dank eines ungemein soliden Könnens, ungehemmt zu äußern vermag. Namentlich der stehende Mohr, ein protziger, nackter Bursche, ist von einer Rassigkeit, daß man darüber aufjauchzen möchte, und wer solch' einen Bruder so fest und lebenstrotzend hinzustellen vermag, der ist unbedingt ein echter „Kerl". Das Gleiche gilt übrigens auch von unserem Berliner Adolf Brütt, dessen hochschreitende Schwerttänzerin in einem trefflichen Bronceguß den Beschauer gleich beim Eintritt begrüßt. Ich bin bei dem unglücklich placirten und in seiner harten Weiße doppelt unglücklichen Gypsabguß auf der Berliner Ausstellung des Oefteren interesselos vorübergegangen. In München erschrak ich förmlich über das gleiche Werk: so neu und wuchtig stand es mir gegenüber.

Im Uebrigen sei von den Münchenern nochmals gesagt: lauter treffliche Leistungen und hoffnungsvolle Ansätze, aber nicht genügend gesammelte Kraft. Die nächste Ausstellung, zu der ganz andere Vorbereitungen getroffen werden können, wird in dieser Hinsicht zuversichtlich ein besseres Resultat ergeben. Die Anerkannten werden ganz anders zum Schlage ausholen können, die „Werdenden", wie Hummel, Eckmann, Samberger, Langhammer, Hänisch, Schröter und wie sie Alle heißen, werden Zeit gewonnen haben, statt des diesmaligen studienhaften Vielerlei je eine geschlossene künstlerische Einheit darzubieten. Noch Niemand ist ein großer Künstler geworden, der nicht den Muth in sich gehabt hat, einmal alle Trümpfe auf eine Karte zu setzen und nicht bloß sein Können, sondern seine Persönlichkeit auszuspielen.

Berlin ist im Ganzen recht gut vertreten, ja man kann kühnlich sagen, überraschend gut. Im Bildhauerfach hat, neben Brütt, Manzel seinen pfeifestopfenden alten Bauer ausgestellt. Liebermann ist mit seinem Bürgermeister Petersen und anderen Porträts, sowie mit einer Serie seiner bewundernswerthen Radirungen, vortrefflich zur Stelle. Hofmann erfreut durch weiteres Wachsthum und durch die Kraft und Zartheit seiner Farbenpoesie. Skarbina, Leistikow, Ury, Stahl halten sich auf's Beste neben den Münchener Rivalen (wenn sie von ihnen auch nicht durchweg anerkannt werden) und runden ihre Eigenart immer mehr ab. Namentlich Stahl überrascht durch eine Leistung, die nicht bloß Chic — den kennt man bei ihm — sondern auch einen Hauch von Poesie aufzuweisen hat. Besonders reich ist Dettmann vertreten, mit größeren Compositionen und einer ganzen Reihe fein durchgeführter Studien. Nach ungewöhnlich talentvollen Anfängen war dieser Künstler eine Zeit lang zurückgegangen und drohte sich abzuflachen. Jetzt in München zeigt er, daß er doch noch vorwärts schreiten will. Möge es ihm vergönnt sein, seine schönen Kräfte zusammenzuhalten!

Von Karlsruhern macht sich besonderls Carlos Grethe durch eine in Böcklin'schem Blauviolett leuchtende Marine mit phantastischem Beiwerk bemerklich. Wenn auch nicht Alles an dem Bilde „klappt", so ist doch das nasse Element mit starker und berückender Empfindung gemalt. Rühmenswerther aber däucht mich ein durch rauhe Gebirgsgegend ziehender italienischer Pilgerzug von Robert Pötzelberger. Der abendliche Widerstreit zwischen Schatten- und Lichtmassen ist hier im Landschaftlichen mit großer Kraft zum Ausdruck gemacht. Unter den Jüngsten erweckt der vierundzwanzigjährige Theodor Esser durch Energie des Farbenvortrages und bestimmte Knappheit der Charakteristik steigende Hoffnungen, deren Erfüllung davon abhängt, daß es dem Künstler gelingt, das letzte Restchen von Conventionalismus in sich zu beseitigen.

Als ein einzelner Mann, aber wahrlich als eine Großmacht, tritt Hans Thoma, der Frankfurter, auf den Kampfplatz. Er hat die secessionistische Ausstellung ungewöhnlich reich beschickt, aber nicht ein einziges Werk möchte man missen. Diese Sammlung ist werthvoll besonders für den, der sich mit den nicht ganz glücklich ausgewählten Bildern auf der Berliner Ausstellung nicht zu befreunden vermochte. Germanischer Tiefsinn und germanische Schwere und selbst auch germanische Schrullenhaftigkeit haften diesem Künstler reichlich an, aber das Alles verdichtet sich zu einem unantastbaren Persönlichkeitskern. Temperament und Geist repräsentiren bei Thoma keine so glückliche Mischung als bei Böcklin, mit dem er sonst mehr als einen Zug gemeinsam hat, vor Allem das phantastische Hinausschwärmen in die Natur und deren Neubevölkerung mit organisch geschaffenen Fabelwesen. Während aber Böcklin, herzhaft wie Rubens, in die Natur hineingreift und in den unergründlichen Schatz seiner Einbildung, ist Thoma, gleich Dürer, ein langsamer Grübler und dunkler Träumer, dem es mitunter wohl auch an der rechten Zuversicht gebricht, dessen tiefsprudelnder Quell aber niemals verschüttet werden kann. Ein mühendes Sichemporwinden zum Licht, das scheint mir für Thoma besonders charakteristisch, und lieb ist mir deshalb vor Allem jenes schwer aus Fluthen auftauchende Meerweib, das der silbern hinter ihr emporstrahlenden Sonne in seinem dumpfen Staunen vor der Helle gar nicht das Antlitz zuzuwenden wagt, sondern wie in Beschämung das Haupt senkt — eine aus Thoma's Tiefstem geborene Vision. Dazu ist Thoma keine sogenannte moderne Natur mit verfeinerter nervöser Sensibilität und Beweglichkeit. Alles geht schwer und bedächtig bei ihm, aber ebenso ehrlich und gesund. Auch mit der modernen Technik steht er auf Kriegsfuß. Er sieht die Natur nicht in Farbenflecken, sondern in Flächen und Linien,

auch hierin den altdeutschen Meistern verwandt, von deren krauser Holzschnittmanier er Manches in seine Machart herübergenommen hat. Trotzdem gelingt es ihm, mit diesen beschränkten Mitteln eine Sommerlandschaft am Main mit weiten Thalblicken vor uns aufzurollen und den Eindruck von Saftigkeit und Fülle der Natur in uns hervorzurufen.

Hiermit wäre das heruntergebürstet, was diesmal von den Deutschen zu sagen war, wenn man sich der äußersten Kürze befleißigt. Es sei jetzt zunächst jener Pole hervorgeholt, den wir wenigstens insofern zu uns rechnen dürfen, als er sich der Münchener Malersippe zuzählt.

Er heißt Waclaw Szymanowski und hat zur Zeit in Berlin das sehr beachtenswerthe Bild eines am Webstuhle sitzenden Webers. Weit bedeutender aber ist das in München ausgestellte Flügelbild „Das Gebet". Es ist eine Offenbarung des polnischen Volkstemperaments, wie ich mich in Literatur und Kunst einer größeren nicht erinnere. Der ganze geheimnißvolle Hintergrund von Enthusiasmus, Seelenrausch und mystisch-schwärmerischer Verzückung öffnet sich, und wir schauen hinein in eine dem nüchternen Germanen fremde Welt von Hingegossensein in religiöse Trunkenheit. Diese polnischen Landleute, insbesondere die Weiber, die da, auf die Knie geworfen, mit sich und ihrem Schöpfer im Gebete ringen, sind von den Schauern des Ueberirdischen ergriffen, in denen das Fleisch zu zerschmelzen und Alles sich aufzulösen scheint in seelische Wollust. Durch die Dämmer der Kirche brechen vom (unsichtbaren) Fenster über dem Altar her gedämpfte Sonnenstrahlen und treffen die Häupter der Gläubigen. Dieser zufällige und äußere Vorgang scheint die ganze innere Wucht der Betenden zu entfesseln, wie eine Berührung der Hand Gottes. Niemand fühlt mehr den Nachbarn, Jeder nur sich selbst und den tiefen schwellenden Drang in sich, in das schimmernde Gnadenmeer des Göttlichen ganz sich zu ergießen. Die gerungenen Hände, die flimmernden Augen, die eingefallenen, hektisch gerötheten Wangen, die gekrümmten Rücken reden deutlich diese Sprache. Und dazu dröhnt der eherne Klang der Glocke durch die Kirche, die im hinteren Flügel in lebhafter Schwingung dargestellt ist, gleichwie auf dem vorderen Flügel der ruhige Altar. Durch Augen und Ohren zieht der Hauch des Göttlichen ein in die Gemeinde und wirft sie nieder in bebende Anbetung. . . .

Wann werden wir unter uns Deutschen einen Künstler haben, der mit der Treue des Beobachtens und der Geschultheit der Hand diese psychologische Hellsichtigkeit verbindet?

Szymanowski's Colossalgemälde (die Menschen haben ein wenig über Lebensgröße und über ihren Köpfen schneidet das Bild bald ab) ist gleich im achteckigen Kuppelsaal, der unmittelbar an die Eingangshalle stößt, aufgestellt und nimmt dort eine ganze Wand ein. Noch drei weitere Colossalgemälde schmücken diesen Ehrenraum, zwei von Villegas: „Der Triumph der Dogin Foscari" und „Der Tod des Torero", und eines von Herkomer: „Eine Magistratssitzung in Landsberg". Die beiden Villegas'schen Colosse haben alle Vorzüge der zeitgenössischen spanischen Malerei und einige ihrer Nachtheile: eine stupende Farbenpracht, mehr scharfe als tiefe Charakteristik, eine äußerst wirksame Inscenirung und eine mit allen Schwierigkeiten spielende Technik — im Ganzen Werke, vor denen der Deutsche bei allem Respect nicht recht warm werden kann. Das Herkomer'sche Bild hat ungefähr den entgegengesetzten Character: große Schlichtheit der Farbe, sehr einfache Composition und seelische Charakteristik. Der jetzige Engländer Herkomer ist bekanntlich von Geburt Bayer, und das kleine Landsberg ist seine Vaterstadt, die er durch dieses Kunstwerk in hervorragender Weise geehrt hat. In einem Zuge verräth sich auf diesem Bilde der Engländer sehr entschieden: die nicht gerade welterschütternde Action geht mit einer gemessenen Feierlichkeit vor sich, als ob etwa der Stadtrathausschuß von London dort tagte. Aber den Landsbergern wird das schon gefallen.

Sonst ist England bei den Secessionisten, abgesehen von Walter Crane, nicht weiter hervorragend vertreten, es hat bekanntlich den Glaspalast bevorzugt. Von den Schotten aber haben manche Maler, die jetzt auch den Berlinern auf's Beste bekannt sind, wie Kennedy, Paterson, Hamilton, Macaulay, Cameron eine gute Anzahl ihrer empfindungsvollen Naturstücke hingeschickt, die über alle Säle zerstreut hängen und bald hier, bald da lauschig hervorlugen und den Ausstellungswanderer erfreuen.

Neben den Schotten wird der germanische Norden durch die Scandinavier höchst eigenartig vertreten. Sie sind aber minder heimathstreu als jene und tragen meist starke Spuren des Pariserthums. Doch haben sie sie freilich selbständiger und kräftiger verarbeitet als das unseren Landsleuten meist gegeben ist. Manche wie Zorn und Thaulow werden von den Parisern schon zu den ihren gerechnet. Sie sind Beide auf der Ausstellung mit sehr charakteristischen Bildern vertreten, besonders Zorn, der seine Frau mit jener flotten Sicherheit gemalt hat, die man bei den Franzosen lernt und mit jener sprühenden Lebenswucht, die die Nordgermanen sich bewahrt haben. Discreter und nuancirter tritt Edelfelt uns entgegen. Er hat ein Bügelzimmer gemalt, in dem ein feines lächelndes Landmädchen als Plätterin dasteht und eine dicke behäbige Alte zuschaut. Das Bügelbrett steht am Fenster, und wie von dort aus ein mildes kosendes Licht in die Stube fällt und sich sachte ausbreitet bis in träumende Ecken hinein, das ist mit staunenswerther Delicatesse gemalt. Andere Nordländer haben sich nationaler gehalten, wie Skredsvig, bei dem man wohl an Lilefors denken kann, und Eilif Peterssen, der ein Porträt seiner Mutter ausgestellt hat, voller Gemüthswärme und Schlichtheit.

Unter allen Scandinaviern aber ragt diesmal unbedingt am meisten hervor der Däne Kroyer. Er hat im Porträt seiner Frau eines der allerbesten Bilder der ganzen Ausstellung geschaffen und eine der tiefgründigsten und bezauberndsten Menschenschilderungen der gesammten modernen Malerei, zugleich — was in meinen Augen nicht am wenigsten verschlägt — ein durch und durch national-dänisches Werk. Man muß freilich in Dänemark gewesen sein und ein Bischen auch gelebt haben, um dieses Bild in seinen Tiefen zu verstehen und mit voller Seele zu genießen. Es ist einer jener weichen und dämmerigen Abende des späten Sommers, an denen Dänemark so reich ist, und die ganz träumerische Versunkenheit sind. Da steht die blühende junge Frau am Meer, am silberblauen besänftigten Meer, hat den breitrandigen Strohhut mit den langen Bändern vom Kopfe genommen und ist in lauschendes Sinnen verfallen. Ihr treuer Hund sitzt neben ihr am Strand, dicht am unmerkbar spülenden Wasser, und schaut gleich ihr hinaus in die Weite, als ob auch er etwas hätte, wonach er sich sehnen könnte. Die Sonne ist eben untergegangen, ohne aufdringliche Farbenspiele, gleichsam lautlos in's Meer geglitten. Ein letzter Schein liegt mehr silbrig als golden am Horizont, und silbrig zittert ein letzter Streif über die Wasser bis zum Strande hin. Ein hell-goldener Abendschein aber spielt der jungen Frau über das leicht und edel fallende Kleid von duftigem weißen Tüll — eine bezaubernde Lichtstimmung. Ihr traumhaft verlorenes, fein geformtes Profil hat sie dem Beschauer zugekehrt; dunkelblondes Haar fällt seidenweich die schmale Stirne entlang. Die ganze Figur zeichnet sich mit wundersamer Zartheit gegen das mattschimmernde Meer ab und Alles schwimmt in unnennbarem abendlichen Duft. Dieses Bild hat ein Maler gedichtet und ein Dichter gemalt. Man denkt an Jacobsen. . . .

Meerespoesie, die schenkt uns auch Alexander Harrison, der „Pariser" Amerikaner, und zugleich auch Meereseinsamkeit. Träge am Ufer rollende Wellen, wie Teppiche übereinander gerollt, träge aufgesogen vom grauen Dünensand. Die Mondscheibe scharf und rund sich darin spiegelnd. Ein einzelner hellleuchtender Stern am tiefen Horizont. Und Einsamkeit, ruhende, erwartungsvolle Einsamkeit. So oder ähnlich sind zwei seiner Bilder. Ein drittes ist ganz anders, aber doch in der Stimmung verwandt. „Einsamkeit" ist sogar sein Titel; es könnte ebensogut „Sehnsucht" heißen. Eines von Harrison's köstlichen nackten Knäblein steht in einem mitten im Waldsee ruhig treibenden Kahne und verschränkt die Hände hinten im Nacken.

Es scheint die Natur mit verdoppelter Lungen- und Seelenkraft in sich einzuathmen und blickt vom blauenden See auf die dunkler blauenden Böschungen drüben am Ufer. Ein Himmel ist nicht gemalt. So ist das Bild ganz in trauerndes, sehnsuchtgeschwelltes Dunkel getaucht, eine Lyrik, die ohne gleichen ist und die ganz germanisch ist.

Gari Melchers, ein anderer in Paris wirkender Amerikaner, ist von wuchtigerem Schlage und derberer, nüchternerer Denkart. Seine Bauern in der Vespermette haben etwas niederländisch Kräftiges an sich, oder man könnte sie auch mit ähnlichen Darstellungen unseres Leibl vergleichen. Ein sog. „verrückter" Amerikaner ist W. T. Dannat, der es sich angelegen sein läßt, die grellen Wirkungen des electrischen Lichtes im geschlossenen Raume und namentlich auf den menschlichen Körper und das menschliche Antlitz zu studiren. Da er sich zu dem Behufe auch noch spanische Tänzerinnen mit bleichen Gesichtern, rothgemalten Lippen und blauschwarzen Haaren aussucht, so kann man sich denken, welch' verblüffende, aber unfeine Contraste dabei herauskommen. Die Bravour, mit der so etwas hingestrichen ist, verdient Anerkennung. Aber die Tendenz dünkt mich völlig kunstwidrig: ein Streben nach gemeiner und öfters fratzenhafter Deutlichkeit.

Die gemischtesten in der germanischen Völkerfamilie und vielfach in's Keltische und Wallonische übergleitend, sind die Niederländer. Sie stehen daher auch in ihrer Kunst der der Franzosen verhältnißmäßig am nächsten und halten ziemlich gleichen Schritt mit ihnen, sind aber breiter und behaglicher. Sie haben die Ausstellung sehr reich beschickt und halten sich auf demselben achtenswerthen Niveau, das auch den Münchnern zugewiesen werden durfte, doch mit etwas mehr Zähigkeit und Festigkeit. Einzelne ragen hervor. So Leempoels mit einem merkwürdigen Knabenkopf, den er „junge Sphinx" nennt. Doch nur das Geheimnißvolle der Sphinx ist in dem lieblichen Köpfchen vorhanden, nicht das Feindliche, Blutgierige. Lächelnd, doch mit großen Frageaugen unter dem scharf modellirten Blondkopf sitzt der junge Fant, schier wie ein Königskind angethan, mit rothem Sammet in einer Art Kirchenstuhl und verschränkt die Hände vor der Brust. Das Licht fällt von beiden Seiten und bringt dadurch eine helle, aber zwittrige Beleuchtung in das Bild, wodurch das Räthsel wahrlich nicht gemindert wird. Wen hat man vor sich? Man könnte Mancherlei darüber spintisiren.

Als das bedeutendste niederländische Bild darf man wohl unbedenklich den Amsterdamer „Dam" bei Abendbeleuchtung von George Hendrik Breitner bezeichnen. Der Dam ist ein großer Platz in der Hauptgeschäftsgegend, auf dem viele Pferdebahnen verkehren und in den viele Straßen münden. Es herrscht dort gegen Abend ein reges Treiben. Das Alles schildert uns Breitner, nicht etwa mit der todten Correctheit eines Photographen, sondern mit der packenden Lebendigkeit des echten Künstlers und mit großer Kraft der coloristischen Vergegenwärtigung. Ganz vorn wächst aus dem Rahmen die große Figur eines schreitenden Dienstmädchens in voller Beleuchtung hervor. Dahinter tauchen die Pferde eines Trambahnwagens auf. Der Wagen selbst verliert sich im Halbdunkel, bringt aber durch seine angesteckten Laternen locale bunte Lichtwirkungen hervor. Die Bahngeleise leuchten wie gebogene Goldstreifen. Der Platz selbst geht tief und dunkel in's Bild hinein. Man sieht, daß es von Leben darauf wimmelt, erkennt aber nur undeutlich einzelne Gestalten. Eigenthümlich leuchtet herüber, hinten an der Häuserreihe, das Weiß eines Schimmels. Nicht weit davon ist ein Eckladen hell erleuchtet, und man gewahrt draußen und drinnen Geschäftigkeit. Auch an den oberen Fenstern glaubt man Menschen unterscheiden zu können, bis schließlich die letzten Winkel und höchsten Höhen in Nacht und Dunkelheit sich bergen. Schilderungen moderner Städte sind ja just nichts Neues in der modernen Malerei. Aber mit soviel künstlerischem Ernst hat das schwierige Werk kaum noch Einer unternommen als G. H. Breitner, noch auch mit solch prächtigem Gelingen gelöst. Deshalb nimmt sein Bild einen Ehrenplatz ein in der modernen Kunstentwickelung.

Die Franzosen haben, zumal wenn man ihren scandinavisch-amerikanischen Anhang mitrechnet, ein Elitecorps von Bildern auf die Ausstellung geschickt. Da sind Porträts von Raffaëlli, Gervex, Meslé, Durau, lauter Werke, an die sich prinzipielle Erörterungen über das Wesen der Bildnißkunst anknüpfen ließen, lieb mir vor allen Meslé's Porträt seiner Frau, einer nicht sehr schönen Dame von leicht malayischem Gesichtsschnitt, die aber mit einer tadellosen Vornehmheit und Ungezwungenheit in ihrem fürstlichen Lehnstuhle sitzt. Im Landschaftlichen ragt hervor Nurdi's abendliches Meer in wunderreiner Lichtstimmung und Eliot's kleines Strandbild mit seinem südlich leuchtenden Farbenrausch. In der decorativen Composition stellen natürlich die Franzosen das erste Contingent der Welt, aber es ist dies ein Fach, in dem der Chic und die Pose leicht der Natürlichkeit entgegentreten, wie dies denn auch sowohl bei Aublet's großem Julibilde, wie bei Dubufe's blau umschleiertem weiblichen Actbild der Fall ist, so sehr sie durch die Gefälligkeit der Zeichnung und die Lichtheit der Farbe gleich Aller Augen auf sich ziehen.

Aus diesem erlesenen Milieu heben sich aber drei prononcirte Individualitäten noch besonders hervor. Der Eine ist Dagnan-Bouveret, ein Anerkannter, Vielgenannter. Ich muß gestehen, daß er mir als Franzose — soweit ich diesen Volksschlag zu kennen glaube — nicht leicht verständlich ist. Ich finde Züge in seiner Physiognomie, die mich direct slavisch anmuthen. Ganz besonders ist dies in seinem diesmaligen Hauptbild „Im Walde" der Fall. Eine Frau, deren feiner Empfindung ich trauen darf, fühlte sich vor diesem Bilde an russische Novellen erinnert, und in der That könnte man sich unter den Dargestellten leicht russische Bauern vorstellen, die, mit jener dem Slaven eigenthümlichen Hingabe an die Musik, dem bewegten Geigenspiel eines jungen Burschen andächtig lauschen. Die verschiedene Nuancirung der seelischen Ergriffenheit ist dem Maler ganz außerordentlich gelungen: das ruhige Aufhorchen, das unwillkürliche Ernstwerden, die träumende Erinnerung, die Anwandlung von Frömmigkeit, das Versinken in bohrendes Grübeln, die stumpfsinnig-feierliche Hinnahme. Der Spielende selbst aber lebt ganz in der Welt seiner Töne, und in seinem schlichten Gemüth geht etwas Aehnliches vor sich, wie in der Seele des großen Künstlers, wenn er — endlich einmal allein sein kann und sich dem Zuge seiner Einbildung ungestört überlassen darf. Aber dieser Dorfbursch spielt ja nicht vor Modenarren, sondern vor treuen Gesellen, deren aufrichtige Andacht seine künstlerische Empfindung noch steigert. Dieses Bild, gleich dem anderen einer Frau, die mit ihrer Kuh auf der Weide steht, ist bescheiden und zurückhaltend in der Farbe und mit geübtem Geschmack in den Rahmen componirt, „bien encadré", wie der Kunstausdruck lautet. Nicht Schönheit, nicht Häßlichkeit ist darin angestrebt, dafür aber eine bei den Franzosen seltene Innigkeit des Gemüthstones.

Aman Jean ist erst kürzlich zu Ruhm gelangt und für Deutschland, so viel ich weiß, eine Neuheit. Er dürfte von England und überhaupt vom germanischen Norden Manches empfangen haben, was er dann in eigener Weise mit seiner französischen Empfindung durchtränkt hat. Eine von Dampt verfertigte Büste des Malers zeigt einen träumerisch versunkenen Mann etwa zu Beginn der Dreißig, nicht gerade hervorragend intelligent in seinen Gesichtszügen, auch nicht ganz unbefangen in der Haltung, aber mit gut gebildetem Hinterkopf. Ich glaube, daß der Bildhauer das Wesen des Malers nicht übel erfaßt hat, und besonders das Traumhafte dieser Gemüthsart findet auf den Bildern, wohl ziemlich gewollt und bewußt, einen Niederschlag. Da ist eine „Venezia bella regina del Mare", wie mit großen Goldlettern auf dem in dunkelblauer Tönung gehaltenen Bilde zu lesen ist, das eine auf Fluthen schwimmende, bekleidete, weibliche Figur von schlanker und zarter Bildung zeigt, wie sie in der einen Hand ein gezücktes Schwert hält, mit der anderen einen Blüthenstrauß an die Lippen preßt. Was die Vision des Näheren besagen will, weiß ich nicht, kümmert mich auch nicht. Der malerisch-poetische Effect aber ist erreicht, so daß man sich ihm gefangen geben muß. Auch zwei Damen- und ein Kinderporträt hat

Aman Jean ausgestellt, und er blickt auch hierin durch die Vision eines Träumers, wodurch sich die Erfassung des Menschlichen vielleicht noch vertieft. Mir sind diese Porträts, besonders das einer älteren Dame voll geistiger Vornehmheit, sogar lieber als die allegorische Verherrlichung Venedigs.

Vollblutfranzose vom echtesten Schlage ist Alphonse Dinet, der meines Wissens sogar für Paris noch eine Neuheit ist. In seinen drei übersandten Bildern zeigt er sich vor Allem von einer überwältigenden jugendlichen Vielseitigkeit, die keinerlei Schulzwang und Modezwang anerkennt, und von einer imponirenden Gestaltungskraft, die mit rascher Beweglichkeit bald hier, bald dort das Leben erfaßt. Dabei jenes Beneidenswerthe auch der jüngsten französischen Maler: das sichere Gut des Erlernten und daher jene unbedingte Verläßlichkeit auf Auge und Hand. Dinet malt z. B. badende Mädchen im Mondenschein. Es ist selbstverständlich, daß an Stimmungszauber nichts darin gespart ist und daß schmeichlerische Dämmer die nackten Glieder umfließen. Aber trotz alledem, welche Prägnanz der Zeichnung, welche Vielseitigkeit der Bewegungsmotive! Da sind die Formen des menschlichen Körpers nirgendwo vergessen und stumpfen sich nicht ab zu unbestimmten und unverstandenen Schattenflecken. Weit entschiedener noch regt sich Dinet's zeichnerisches Talent auf dem Bilde einer Schlägerei. Eben ist Einer zu Boden gestreckt worden, und die Polizisten drücken nun mit Armen und Leibern den tobenden Haufen auseinander. Eine Verhaftung wird vorgenommen in diesem Gedränge. Eine hülflos umherrennende „Dame" von einem Herrn nothdürftig beschützt. Aber Leben überall, Bestimmtheit der Bewegung, Reichthum der Situationen, und doch Alles in dem schwalkenden Licht eines von Gas mangelhaft erleuchteten Saales gehalten. Endlich ein Portrait, ich nähme gerne an: ein Selbstporträt. Denn mit diesem festen und doch brennenden Blick aus kohligem Auge möchte man sich den Maler dieser Bilder gern vorstellen, mit dieser Rührigkeit selbst in der Ruhe, mit dieser intensiven, wühlenden Beobachtung.

Zum Schluß endlich noch zwei Italiener, Rietti und Segantini, beide auch in Berlin trefflich vertreten, und jedenfalls beide zwei erstaunliche Phänomene auf dem Gebiete des malerischen Könnens. Ihr technisches Verfahren ist ungefähr entgegengesetzt: Rietti „wischt" und Segantini „mauert" — wofern man diese häßlichen Ausdrücke des Künstlerjargons auf diese eminenten Maler anwenden darf. Besser ist es vielleicht, zu sagen: Rietti sucht die dämmerige Tönung und Segantini das brennende Licht. Rietti gibt dadurch seinen Porträts — er hat zwei alte Damen in München — einen Beihauch von etwas Unfaßbarem, als ob sich hinter den mehr geahnten als geschauten Gesichtszügen etwas Geheimnißvolles verberge. Daß aber dieser Effect keineswegs auf Kosten der realistischen Lebendigkeit erreicht wird, das ist Rietti's Großes und Unerreichtes. Bei Segantini besteht das Phänomenale in der geradezu unglaublichen Verbindung von peinlichster Akribie in der Detailausführung mit dem Festhalten eines großen monumentalen Tones, der das ganze Bild beherrscht. Seine Schöpfungen erhalten hierdurch etwas von solch intensiver Sättigung, daß sie sich Einem in die Seele förmlich einbrennen. Wer einmal vor Segantini's großem Bilde „Zwei Mütter" — eine Menschenmutter und eine Kuhmutter; Scenerie: der von einer Laterne erleuchtete Kuhstall — längere Zeit in stiller Betrachtung gesessen und die Gluth dieser Kunstschöpfung geduldig in sich eingesogen hat, der hat einen so gewaltigen Eindruck bekommen, daß ihm danach jedes andere Bild fade erscheinen muß. Denn kein einziges Bild ist in dem Grade bis in jeden Millimeter hinein mit künstlerischer Sorgfalt bedacht worden wie dieses, und nirgends ist diese Sorgfalt von einem so erhabenen und großen Geiste getragen.

Hiermit nehmen wir Abschied von dieser Ausstellung, wohl der schönsten und geschlossensten, die Deutschland jemals gesehen hat, und die in der Geschichte schon darum bemerkenswerth bleiben wird, weil sie nicht bloß Kunstwerke, sondern — ein Kunstwerk bot.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Eine alte Jungfer.

Von P. Hann.

„Zwinge Dich nicht, Hedwig, wenn Du keinen Hunger hast," sagte Fräulein Anastasia Knorz mit ihrer kühlen, ruhigen Stimme zu einem jungen Mädchen in Trauerkleidern, das von der ihm vorgesetzten feinen Mehlspeise, nebenbei einem Wunderwerk der Kochkunst, mit der umgekehrten Gabel, wie man zu sagen pflegt, aß.

Hedwig blickte verblüfft auf, dann kam ihr das Wasser in die Augen. Es war ihr auf einmal klar geworden, was die harte, kalte Fremde für sie bedeutete. Daheim wäre es sicher als ein Nationalunglück angesehen worden, wenn das Prinzeßlein seinen Teller unberührt ließ. Mama nöthigte auf das Zärtlichste, Papa wollte den Arzt zu Rathe ziehen, selbst die alte Köchin sann in Zerknirschung darüber nach, was sie an der Mahlzeit wohl versehen haben mochte, und Fräulein Anastasia, deren Obhut die Waise übergeben worden war, versetzte bloß kaltblütig:

„Der Appetit wird sich bei einem so jungen und gesunden Menschenkind schon wieder von selber einstellen; bei einer alten Person wie ich bin ist das etwas anderes."

So kalt, so gefühllos! Und das war das Wesen, das Hedwig Vater und Mutter ersetzen sollte. O, nicht umsonst hat ihre arme, kranke Mama noch auf dem Todtenbett lange und schwer mit sich gekämpft, bevor sie ihre Stiefschwester aus der Ferne herbeirief, um den größten Schatz, den sie besaß, in ihre Hände zu legen. Nicht umsonst hatte sie dieselbe einmal in einem unbewachten Moment verknöchert, eines wärmeren Gefühls unfähig genannt. Seit sie ihrem Gatten nach seinem Wohnsitz gefolgt war, hatte fast jeder Verkehr zwischen den Stiefschwestern aufgehört. Hedwig erinnert sich nur an einen Besuch ihrer Tante. Diese war auf vollkommen unerwartete Weise in den Besitz einer Erbschaft nach einer ihrer mütterlichen Verwandten gelangt, hatte kurz nach diesem Ereigniß eine große Reise, wie es hieß, nach Californien, unternommen, und sich vorher kurze Zeit im Hause von Hedwigs Eltern aufgehalten. Das junge Mädchen kann sich noch sehr genau der außerordentlich nützlichen Geschenke erinnern die sie ihr mitgebracht; da war kein Spielzeug, kein Putzstück darunter, Alles war sehr practisch, sehr nüchtern und hatte die Kleine nur äußerst mäßig erfreut. Ihr schwebt noch dunkel vor, daß es bei diesem Besuch zu unangenehmen Erörterungen über Tante Anastasias Reise und den Zweck derselben gekommen war, daß diese erzürnt das Haus auf Nimmerwiederkehr verlassen und Mama sie eine überspannte, alte Närrin genannt habe, was eigentlich, wenn man es nachträglich überlegt, nicht recht zu ihrem ganzen Auftreten und den practischen Geschenken gepaßt. Nach ihrer Rückkehr erfuhr man, daß sie sich wie eine Karthäuserin in ihr ererbtes Haus einschloß, daß sie keinen Verkehr mit anderen Menschen pflegte und für hart und geizig galt. Hätte Mama einen anderen Ausweg gewußt, so hätte sie gewiß ihren Liebling nicht dieser alten Jungfer anvertraut, die alle Lebenslust, allen Frohsinn in ihrer jungen Hausgenossin ertödten, die sie mit kränkender Sorglosigkeit und Mißachtung behandeln würde. Aber Hedwig war nach dem Tode ihrer Eltern beinahe mittellos und Tante Anastasia ihre einzige Verwandte.

Aber wenn das junge Mädchen die Lieblosigkeit vorher geahnt hätte, mit welcher ihre Tante sie behandelte, die geringe Aufmerksamkeit, die jene darauf verwandte, ob dem armen Kinde diese oder jene Speise munde, ob ihr Bewegung oder Ruhe gesünder sei, ob ihr der Verkehr mit anderen Menschen oder die Einsamkeit leichter über die Trauer nach den verstorbenen Eltern hinweghelfe, dann hätte sie es vorgezogen, als Lehrerin oder Erzieherin in ihrer Heimath zu bleiben, wo sie unter den Bekannten ihres Hauses gewiß Fürsprache und Schutz gefunden hätte. Dann hätte sie wenigstens nicht zu allem niederdrückenden Kummer auch den der Trennung von Fritz Hollfeldt hinzuzufügen gehabt; von Fritz Hollfeldt, der ihre erste, allerdings noch etwas grüne Neigung besaß und auf das Glühendste erwiderte. Herr Hollfeldt hatte glänzende Aussichten für seine Zukunft, seine ganze Laufbahn lag vor ihm, denn er stand noch

am Anfang derselben. Hätte der Tod von Hedwigs Vater nicht so entsetzlich störend eingegriffen, dann wäre der strebsame, junge Mann durch Fleiß und Tüchtigkeit ohne Zweifel vom Buchhalter zum Theilhaber emporgerückt und der Verwirklichung von seinen und Hedwigs rosenfarbenen Träumen wäre nichts im Wege gestanden. Leider zog das jähe Ende seines Prinzipals und die Auflösung des Geschäftes einen dicken, schwarzen Strich durch die Rechnung. Fritz stand wieder am Fuße des Berges mit allen seinen glänzenden Aussichten vor sich, und Hedwig mußte sich wie eine verzauberte Prinzessin in das Haus der bösen alten Fee einmauern lassen. Nicht einmal der Trost aller Liebenden, die ein unerbittliches Geschick getrennt, wurde ihr zu Theil; kein Brief kam in ihre Hände. Und sie mochte sich für die zwei gleich verlockenden Erklärungen entscheiden, daß Fritz sie vergessen habe, oder daß die Tante — sie hielt die hartherzige alte Jungfer selbst einer solchen Schändlichkeit fähig — Besitz von den rührenden Liebesepisteln ergreife und sie nicht an die richtige Adresse gelangen lasse.

Da legte an einem Sonntag das Dienstmädchen eine Visitkarte vor Hedwig hin.

„Der junge Herr wartet im Salon," sagte sie.

Fräulein Hedwig las, wurde purpurroth und warf einen Blick zur Tante hinüber, die am Fenster die Zeitung studirte. Nein, Drache, der sie war, sie traf doch keine Anstalten, das junge Mädchen zurückzuhalten, oder zu begleiten. Lautklopfenden Herzens empfing diese allein den ersten Besuch in ihrem neuen Heim, das ihr noch immer nicht als solches erscheinen wollte. Das Zwiegespräch dauerte geraume Zeit, die Wahrheit zu gestehen, es dauerte ungewöhnlich lange. Endlich ging die Thüre, aber nicht um den Fremden, sondern nur um Hedwig herauszulassen, welche in Tante's Wohnzimmer hereintrippelte. Seitdem ihr vor nun bald einem Jahr die Eltern gestorben waren, hatte sie kein so glückliches Gesicht gezeigt. Aber das war auch nicht gerade zum Verwundern. Fritz hatte ihr soeben mitgetheilt, daß er es, nachdem sie fortgezogen war, nicht länger daheim ausgehalten habe und daß er eine bescheidene Stelle in ihrem neuen Wohnsitz gesucht und gefunden. So lange diese einschneidende Veränderung in seinem Leben im Werke war, wollte er keine Nachricht von sich geben, nun aber dürfe er hoffen, wirklich am Anfang seiner Laufbahn zu stehen und es mit der Zeit vorwärts zu bringen. Aber so glücklich Hedwigs Gesicht gewesen war, ein Blick in die Züge ihrer Beschützerin verwischte sehr viel von dem Glanze, zaghaft und stotternd brachte sie die Bitte vor, einen alten Freund aus ihrer Heimath der Tante vorstellen zu dürfen. Anastasia neigte gleichmüthig den Kopf. Sie glaubte gewiß sehr entgegenkommend und freundlich zu sein, als sie den jungen Mann zu Tisch einlud, aber während der ganzen Mahlzeit saß sie wie ein Eiszapfen in Menschengröße zwischen den jungen Leuten und Fritz Hollfeldt hatte all seinen angeborenen Frohsinn und seine Warmblütigkeit aufzubieten, um nicht zu erstarren. Was Hedwig betraf, so gab sie nach den ersten hoffnungslosen Versuchen alle Bemühungen auf, wurde wortkarg und trübselig und thaute erst auf, als die ungemüthliche Dritte sich nach Tisch zurückzog.

Hedwig staunte, daß Fritz trotz dieser erkältenden Hausgenossin dennoch nicht abließ, sehr häufig seinen Besuch bei ihnen zu machen, und wenn sie je ein Zweifel an der Aufrichtigkeit und Tiefe seiner Neigung beschlichen hätte, dies mußte ihn zerstreuen. Uebrigens mußte man der Tante Eines zum Lobe nachsagen, sie brachte ihre abkühlende Persönlichkeit ziemlich selten und dann nur für kurze Zeit in's Besuchzimmer, wenn Fritz anwesend war. Sie saß meist in ihrer Stube, und wenn bis zu ihr das Lachen und Scherzen hinaufdrang, dann seufzte sie tief und schmerzlich.

Schüchtern kam eines Abends, nachdem Hollfeldt das Haus verlassen, Hedwig zur Tante hinein. Was hätte das arme Kind darum gegeben, wenn es einen Schemel herbeiziehen, sich zu Füßen des alten Fräuleins niederkauern und, das Gesicht in den Kleiderfalten derselben verborgen, ihre Beichte hätte ablegen dürfen. Aber die kalte, zugeknöpfte Tante war ihr, trotzdem sie ihrer Güte viel zu verdanken hatte, innerlich fremd geblieben, und sie mußte allen Muth aufbieten, bevor sie zu sprechen vermochte.

„Du wirst mich schelten," sagte sie und die Thränen traten ihr in die Augen, „aber —" und dann mit einem tiefen Athemzug stieß sie es heraus — „ich habe mich verlobt." Die Tante machte eine Bewegung, aber sie schwieg, und ihren Bedenken und Abmahnungen hastig zuvorkommend fuhr Hedwig fort:

„Wir wollen warten, Fritz und ich, bis er es zu etwas gebracht, und ich will nun auch nicht länger nunütz in den Tag hinein leben; ich kann Unterricht ertheilen und sparen, damit, wenn wir nach Jahren zusammenkommen können —"

Sie kam nicht weiter vor Schluchzen. Wie verbittert, wie vergällt wurde ihr der glücklichste Augenblick ihres Lebens durch die harte, kalte, theilnahmslose Frau! Aber im nächsten Augenblick kniete sie wirklich auf dem Schemel, hatte ihr thränendes Gesicht an die Tante geschmiegt und fühlte deren Hand auf ihrem Scheitel, denn zu ihrem maßlosen Erstaunen hatte sie aus dem Munde der alten Jungfer folgende, im weichsten mitleidigsten Ton gesprochene Worte, gehört.

„Bis Ihr nach Jahren zusammenkommt? alternde, zweifelsüchtige Menschen, denen es am eigenen Herd nicht mehr warm werden kann, weil Eure Neigung von traurigen Erfahrungen, von Enttäuschungen, von Mühsal mit Asche überdeckt wurde? Nein, mein Kind, wenn Fritz und Du überzeugt seid, daß, was Ihr empfindet, für's Leben vorhalten wird, wenn Ihr Euch wirklich und herzlich zugethan seid, dann sollt Ihr nicht warten, bis Eure Jugend entflohen ist, bis der harte Kampf um's Dasein Euch alle Illusionen geraubt hat; dafür will ich sorgen."

„Tante, Du — Du willst uns helfen?" voll Selbstvorwurf der geringen Neigung denkend, die sie ihrer Verwandten entgegengetragen, stammelte Hedwig diese Worte.

„Wer sonst als ich? Wer könnte es besser begreifen, was es heißt zu warten, bis man alt und kalt geworden?" die Tante sprach es leise, wie zu sich selbst. Dann hub sie an, und ihre Stimme klang arg-wöhnisch:

„Hat Dir die Mutter niemals von meinem Jugenddrama erzählt?"

„Niemals," sagte Hedwig ehrlich.

„Ich dachte es mir," versetzte Anastasia und fuhr bitter fort: „Du mußt wissen, daß die Geschichte meiner thörichten Jugendliebe den guten freundlichen Menschen viel Unterhaltung gewährt hat. Wie bin ich versteckt und offen verhöhnt und verspottet worden, weil — und es ist das ja auch lächerlich genug — weil ich meinem Worte und meiner ersten Liebe Treue bewahrt habe."

„Tante, ich würde gewiß nicht lachen."

„Nein, ich glaube Dir, denn heute ist Dir ungefähr so zu Muthe, wie mir vor — laß sehen — fünfundzwanzig Jahren. Du wirst mich voreingenommen nennen," fuhr die Tante fort und ihre Worte sprudelten so schnell hervor, wie aus einem Brunnen, von dem man die verschüttenden Steine entfernt, „aber ich glaube noch heut, einen hübscheren, freundlicheren, treuherzigeren Menschen als Kurt Bernauer hat es nie gegeben. Er war Mechaniker, und geschickt und tüchtig in seinem Fach, aber nicht besonders sparsam. Ich hatte mich seit meiner frühesten Jugend mit Stunden durchgeschlagen, und war daher außerordentlich sparsam — man lernt das dabei; — wir ergänzten uns vortrefflich und wir liebten uns. Ach, was für Luftschlösser haben wir gebaut! Wenn ich Deine und Fritzens Stimme zuweilen zu mir heraufdringen hörte, so glaubte ich, es sei vor 25 Jahren und Kurt sitze neben mir. Nur hatten wir keine freundliche Stube zur Verfügung, sondern ein schäbig-elegantes Zimmerchen in einem Schlafhause, wo ich mich eingemiethet hatte. Kurt lebte von der Hand in den Mund und mit meinen Ersparnissen ließ sich auch kein Haushalt anfangen. Und darauf bestand ich; unsere eigene Häuslichkeit, wenn auch noch so bescheiden und noch so klein, wollte ich haben; das erborgte, zigeunerhafte Wärmen am fremden Heerd, das Miethhausleben war mir ein Greuel. Kurt wurde ungeduldig und wir hatten manchen Streit über diesen Gegenstand. Aber ich bildete mir ein, das größte Lob zu verdienen, weil ich fest blieb und erklärte, so lange er nicht eine gesicherte Stellung habe, heirathe ich nicht. O, ich war sehr weise, aber wenn ich meine Jugend noch einmal zu leben hätte, Hedwig, dann wäre ich thöricht und äße bis an mein Lebensende am Schlafhaustische, und wohnte in einem finsteren Winkel, der eng und dumpf wäre, wie ein Gefängniß. Jahre gingen hin. Hätte meine Verwandte den kleinsten Bruchtheil des Mammons, mit dem

sie mich reich gemacht, als es zu spät, als Alles vorüber war, angewendet, um mir die Gründung meines Haushaltes zu ermöglichen — ja dann säße Deine Tante nicht als vertrocknete alte Jungfer, arm an Glück und an Liebe, Dir gegenüber. Kurt fing daran zu verzweifeln an, daß es uns gelingen werde, das Ziel zu erreichen. Damals ließen die guten Freunde und theuren Verwandten sich's angelegen sein, mich zu warnen, ein schlimmes Ende zu prophezeien, mir zuzuraunen, mein Bräutigam spiele, mein Bräutigam vernachlässige sich, und als ich, wie selbstverständlich, von dem Unglücklichen so wenig lassen mochte, wie einst von dem lebenslustigen, frohen Mann, spotteten und lachten sie über mich. Ihre vergifteten Pfeile hatten doch ihre Schuldigkeit gethan, ich machte Kurt Vorstellungen, ich weinte und jammerte — thu' dies nicht, Hedwig, wenn Dein Bräutigam je anders handeln sollte, als Dir's wünschenswerth erscheint —, mit einem freundlichen, herzlichen Wort kannst Du ihn zu Dir zurückführen und zu sich selbst; aber Vorwürfe und Klagen verbittern. — Kurt entzweite sich mit mir, und eines Tages hatte er die Stadt verlassen. Er wolle schnell reich werden, schrieb er mir, denn sonst würden wir eisgrau, bis meine Bedingung erfüllt werden könnte."

Die Tante schwieg und barg ihr Gesicht in den Händen. Voll wärmsten Antheils hatte Hedwig gelauscht.

„Und hast Du nichts mehr von ihm gehört?" fragte sie.

„Nur einmal," sprach die Tante, „er schrieb mir aus Californien, er hoffe in einigen Jahren zurückzukehren und seine Braut zu holen. Ich habe nie wieder ein Lebenszeichen von ihm erhalten. Er hat weder Glück noch Stern gehabt, mein armer Kurt. — Als mich das Ableben meiner Verwandten unabhäng machte — es war manches Jahr nach seinem Verschwinden — reiste ich ihm nach. An seinem eingesunkenen vernachlässigten Grabhügel habe ich mit bitteren Thränen seine und meine verwüstete Jugend, unser armes, verpfuschtes Leben beweint. Er ist, ein einsamer und verbitterter Mann, in Armuth und Entbehrung gestorben, ich habe einsam und verbittert mit meinen Reichthümern weitergelebt, bis Du mir in's Haus geweht wurdest, wie ein Blatt im Sturm. Zu meinem Staunen habe ich erfahren, daß das verknöcherte, erkaltete Herz noch einmal für eine warme Regung empfänglich wurde. Du sollst nicht so unglücklich werden, Hedwig, wie ich es geworden bin. Mein Haus soll Dein Haus sein und das Deines Mannes. Ihr werdet es mit dem Sonnenschein Eurer jungen Liebe erfüllen, und mein verschattetes Leben wird in dem Anblick Eures Glückes freundlich abschließen."

---

# Aus der Hauptstadt.

## Margarine.

Von unseren Ministern für homöopathische Sozialreform ist, wie man hört, Keiner dabei gewesen. Die Excellenzen haben rechtzeitig im Pindterblatt ihre Müdigkeit und Abgespanntheit aller Welt verkünden lassen, und dieser ihr Zustand kann Niemand Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß sie fast ein halbes Jahr lang ununterbrochen gezwungen waren, ihre eigenen Reden erstens auswendig zu lernen, dann aber auch noch zu halten und mit anzuhören. Gewöhnliche Menschen hätten kaum die Hälfte dieser Strapazen ertragen. Wenn deshalb der Extrazug, den eine Altonaer Margarinefabrik von Berlin abgehen ließ, um ihren Kunden Gelegenheit zur Besichtigung der kolossalsten Butterfälschwerke der Welt zu geben, von keinem Mitgliede der Staatsregierung benutzt worden ist, so kann man dies wohl im Interesse unserer Surrogatcultur von Herzen bedauern, darf aber den jetzt badenden oder zu ihrer Erholung dichtenden Staatssecretären pp. keinen allzu schweren Vorwurf daraus machen wollen. Gewiß bin ich, im Gegensatz zu anderen Lehrern des Staatsrechtes, der Ueberzeugung, daß man auch als Excellenz noch lernen kann und daß die Technik der Margarinefabrikation in unseren Ministerien keineswegs immer auf der Höhe des Jahrhunderts steht, doch belehrt mich ein Blick in den von Jahr zu Jahr ungeheuerlicher anschwellenden Armee- und Civil-Pensions-Etat, wie polizeiwidrig und krampfhaft schon jetzt, trotz sechswöchentlichen Urlaubs und anderer Vergünstigungen, unsere höheren Beamten sich im Dienste des Vaterlandes aufreiben. Der starke Verbrauch an staatsmännischer Intelligenz, wohl hervorgerufen durch die beträchtliche Vergrößerung des deutschen Prestiges seit 1890 und die nach Bismarck's Abgang vorgenommene Erhöhung des Genie-Normalmaßes für leitende Kräfte, führt uns ohnehin auf abschüssige Pfade. Zeigt doch die Berufung Posadowsky's auf einen Posten, wo er beim besten Willen nichts leisten kann, weil er beim besten Willen nichts von ihm versteht, und auf den er sich während der noch verbleibenden drei Ferienwochen in der renommirtesten Staatsmänner-Presse immerhin nur mangelhaft vorzubereiten vermöchte, zeigt diese Berufung doch, daß die geheimräthlichen Capacitäten in mehreren Verwaltungszweigen bereits ausgestorben sind, und daß man zu unbefangenen, von keiner herben Erfahrung und keinem Professor der Nationalökonomie geprüften Candidaten greifen muß. Gute Naturbutter ist eben seit geraumer Zeit selten geworden, und man behilft sich darum allenthalben mit Margarine. Als mir ein so wenig wie möglich getaufter Herr, der sich in seinen Mußestunden mit dem Ankauf alter Kleider befaßt, neulich die Befürchtung aussprach, zum gerichtlichen Sachverständigen für das Schneidergewerk ernannt zu werden, lachte ich ihn aus; bei dem immer beängstigender werdenden Mangel an noch nicht pensionirten Persönlichkeiten jedoch würde es mich jetzt nicht mehr erstaunen, wenn er übermorgen die leitende Stelle im Cultusministerium übernähme. Ich kann ihn maßgebenden Persönlichkeiten und unverantwortlichen Rathgebern bestens empfehlen. Den nöthigen alten Ministerfrack hat er schon vor Jahren gekauft.

Jeder Mensch von Bildung empfindet es heutzutage als eine gesellschaftliche Verpflichtung, sich darüber klar zu werden, in was für einem Jahrhundert er eigentlich lebt, und ist ihm dies gelungen, dem Säculum auch gleich eine entsprechende Bezeichnung anzuhängen. Wir erfreuen uns deshalb schon eines tintenkleckfeuden, eisernen, Dampf-, elektrischen, papiernen und sonstigen Jahrhunderts, und es wird nicht unbescheiden sein, Manchem sogar eine kleine Freude bereiten, wenn auch ich von meinem gesetzlich gewährleisteten Bürgerrecht der freien Meinungsäußernng Gebrauch mache. Ich schlage vor, dies Jahrhundert das Margarine-Jahrhundert zu nennen.

In einer Rede, die derartig war, daß selbst Pindter wochenlang zögerte, sie in seiner (?) Norddeutschen Alt-gemeinen zu veröffentlichen, hat ein hervorragender Mitschuldiger an unserer heutigen Staatsleitung auf die angenehmen Verhältnisse hingewiesen, die uns vom neuen Course sowohl „innen wie außen" beschcert worden seien. Das persönlich gefärbte Regiment und System des alten Courses habe aufgehört; der neue sei in seinen Mitteln wählerischer und lenke wieder auf politisch sittliche Bahnen ein; die kalten Wasserstrahlen von früher blieben aus, und die Nation würde nicht mehr in Größenwahn und nationale Eitelkeit hineingehetzt. Des neuen Courses Verbindungen seien gesündere, auch stehe ihm das Volk näher. In der Rede, die Herr Mohr, der Besitzer oben erwähnter Margarinefabrik, beim Frühstückstisch seiner 1044 Extrazugsgästen hielt und die ich auffälliger Weise bis heute nicht im Reichsanzeiger abgedruckt fand, wurden genau dieselben Wendungen gebraucht. Margarine sei gesünder und schaffe gesündere Verhältnisse als Kuhbutter, wenigstens im Portefeuille des Fabrikanten. Das stark persönlich gefärbte Regiment der Kuh, die nur das aus ihrer Milch erzeugte Product, nicht aber auch ein mit Kühlmaschinen, Walzen und hydraulischen „Pressen" bearbeitetes Gemisch von Quellwasser, Nierentalg, Stearin und Speiseöl als Butter anerkennen wollte — dies Regiment habe aufgehört. Jetzt nehme man das Gute, wo es sich biete. Der neue Kunstbuttercours sei ferner in seinen Mitteln wählerischer als der alte, unverkünstelte. Denn bekanntlich sei der Urstoff der Margarine allerfeinstes Ochsenfett, während die Kuhbutter ihren Ursprung den Ausscheidungen eines nicht immer reinlichen, lebenden Thieres verdanke, die noch dazu auf mindestens anstößigem Wege an's Tageslicht gefördert würden. Es bedürfe wohl keiner Erwähnung, daß die früher beliebte Ausbeutung der Milchkuh eine freche Verletzung der öffentlichen Schamhaftigkeit involvire und in höchstem Grade unsittlich sei. (Lex Heinze.)

Der neue Cours schlage sein Object todt, ehe er mit ihm experimentire und sein Nierenfett verarbeite. (Herr Mohr ließ sofort nach Tisch erklären, daß er mit dieser Wendung absolut keine Anspielung auf den deutsch-österreichischen Handelsvertrag und die deutsche Landwirthschaft bezweckt habe. Ich glaub's dem kleinen Vocativus aber doch nicht.) Ebenso blieben beim Margarin-Regime die kalten Wasserstrahlen aus; es fürchte sich ja doch kein Mensch mehr davor. Das Volk werde nicht fürder in Größenwahn und Eitelkeit hineingehetzt, sondern nehme sich ein Vorbild an den äußerst bescheidenen Kräften, die seine Geschicke lenken. Die Verbindungen des Kunstbutter-Courses seien gesund, wie schlagend aus der großen Zahl verehrlicher ausländischer Gäste hervorgehe, die sich's sämmtlich auf seine Kosten wohl sein ließen. Er stehe, Dank niedrigst und äußerst calculirter Preise, dem Volke näher als sein Vorgänger, und die Begeisterung für Margarine sei so allgemein, daß breite Schichten der Bevölkerung sie heilig gesprochen, für unverletzlich erklärt und geschworen hätten, lieber zu sterben als sie anzurühren.

Ich muß Herrn A. L. Mohr in Altona-Bahrendorf für seine scharfen Ausfälle auf die Reichsregierung die volle strafrechtliche Verantwortung überlassen, kann aber nicht umhin, zu erklären, daß er ihre wunden Stellen mit glücklichem Witz bloßgelegt hat. Ich weiß nicht, ob der Margarineapostel Verse macht wie andere deutsche Staatsmänner mehr, die in der Weise Dichter von Gottes Gnaden sind, daß man bei der Lectüre ihrer Poeme Gott wiederholt um Gnade anruft. Ich weiß nur so viel, daß er mehr als Brot und Margarine essen, daß er mit dem harmlosesten Gesichte der Welt ganz allerliebste politische Satiren vom Stapel lassen kann. Wenn ich einmal sterbe, soll er meinen Pfeifenkopf, meine Mehlwürmer und meine alten Stiefel erben, damit er alles zu Margarine verarbeiten möge; und der Herausgeber der „Gegenwart" thut wohl daran, sich seine schriftstellerischen Dienste schon jetzt für alle Fälle zu sichern. Die Betrachtung unserer deutschen Politik vom Standpunkte des Margarinenthusiasten hat etwas bezwingend Großartiges und dabei Aristophanisches an sich, und die Theilnehmer am Mohr'schen Festmahl, deren gutem Geschmacke ich übrigens zutraue, daß sie auf das Wohl der Margarine zwar getrunken, aber nicht davon gegessen haben, sind mit einer ganz neuen philosophischen und politischen Weltanschauung wieder nach Hause gekommen. Die freisinnige Vereinigung, die sicherste Stütze des allerneuesten Courses, der patentirte Margarine-Liberalismus hat jetzt endlich den erfehnten „Rückhalt im Volke" gefunden; 1044 Extrazüglerstimmen sind ihm bei der nächsten Wahl sicher, und da Herr Rickert endlich wieder geheirathet hat, wird es ihm auch hoffentlich an jungem Nachwuchs nicht länger fehlen.

Nachdem das tiefsittliche Prinzip der Kunstbutter nun also wirklich voll und ganz zum Durchbruch gelangt ist, darf seine Bethätigung auf sämmtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens nicht länger verabsäumt werden. Das Surrogat muß auf der ganzen Linie siegen. Bisher begnügte man sich damit, es unter der Etikette „Schulreform" den Pädagogen, unter der Sensationsmarke „ethische Cultur" den Aethersgewölkeschwimmenflammensurium-Weltverbesserern zu offeriren; auch die Sonntagsheiligung-Imitation fand Käufer, obgleich wie gewöhnlich gutunterrichtete Freisinnsblätter noch zu viel echte Butter herausschmeckten. Im Ganzen aber könnte mehr geschehen. So sollte in der bereits von mehreren angesehenen Margarinstaatssecretären betriebenen Sozialreform endlich der entscheidende Schritt geschehen. Die überaus fleißigen Vorarbeiten lassen eine schnelle Durchführung des Werkes leicht erscheinen. Schon drucken Polizeibehörden allerlei niedliche Formulare, die sich liebevoll mit der politischen Führung ortsansässiger Arbeiter beschäftigen und „dem p . . . (dem Charakterisirten) auf keinen Fall in die Hände kommen dürfen", offenbar, damit ihn die Aufmerksamkeit der Behörden nicht eitel mache und damit er nicht in den Glauben versetzt werde, man bearbeite ihn schon jetzt für den großen Brockhaus. Mit diesen Führungszeugnissen ist meines Ermessens der wichtigste Schritt zur Lösung der sozialen Frage gethan, und wenn Herr v. Böttticher wirklich mal demissioniren sollte, — was kein Patriot und kein Bewunderer Friedrichs II. hoffen wird — so dürfte nicht irgend ein hergelaufener Bureaukrat der alten Schule ihm folgen, sondern der Polizeiwachtmeister, der die neuen Atteste ausgetüftelt hat. Wenn ich auch an und für sich wünschte, daß die Polizeibehörden sich die Langeweile lieber mit Skat- und Schafkopfspielen oder mit naturfreundlichem Hinausstarren zum Fenster als mit Arbeiterbiographien vertreiben möchten — denn ein honnettes Deutsch zu schreiben, ist ihnen ja doch von Amtswegen verboten — und wenn ich auch von meinem egoistischen Standpunkt aus die regere Verfolgung scheinbar nie einzufangender Verbrecher für angebrachter halte als die Verfolgung sozialdemokratischer, sonst aber unbestrafter Arbeiter, so erkenne ich deshalb doch die Nützlichkeit des eingeschlagenen Verfahrens an. Finden nämlich die gehörig gekennzeichneten Rothen, die weder auf Bamberger noch auf Herrn von Koseielski ihre wirthschaftlichen Hoffnungen stellen wollen, in staatlichen und besser noch, auch in allen privaten Betrieben keine Arbeit mehr, so bleibt ihnen als letzte Zuflucht ein schmerzloser Hungertyphus oder aber, wenn sie das abgekürzte Verfahren vorziehen, der jetzt bei Arbeitslosen mit Recht so beliebte Sprung vor die Locomotive eines dahindonnernden Eilzuges. In beiden Fällen wird langsam aber sicher die Sozialdemokratie ohne bismarckisch rohherzige Ausnahmegesetze vernichtet, und der neue Cours kann sich rühmen, immer nur mit geistigen Waffen, auf politisch sittlichen Bahnen das Lumpenproletariat bekämpft zu haben. Hinterher tischt man dann Margarine auf. Eben jetzt reichen mehrere Fractionen, die zu drei Vierteln aus Prinzen, Fürsten, Grafen, Baronen, zu einem Viertel aus gewöhnlichen „Vons" bestehen und sich deshalb volksthümliche Parteien und Vertreter der arbeitenden Bevölkerung nennen, der Regierung allerlei hübsche sozialreformerische Anträge ein, die schönste Margarine, die sich denken läßt. Unsere übermüdeten Excellenzen können also auch nach ihrer Rückkehr vom Urlaub ruhig weiter schlummern, die schlafraubende und unangenehme Mühseligkeit des Denkens wird ihnen von bewährten Volksfreunden abgenommen und die Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der Bedrängten kann nach allen Regeln der Kunstbutterung durchgeführt werden, ohne daß sie das Sopha zu verlassen brauchen.

Fast alle Parteien legen in ungemessener Zahl Rezepte zur Herstellung sozialpolitischer Margarine vor, und alle halten an dem bewährten Grundsatz fest, daß es nicht sowohl darauf ankommt, dem Pöbel etwas Solides und Nährkräftiges zu essen zu geben, als vielmehr darauf, ihm möglichst blauen, ja ultramarinblauen Dunst vorzumachen, in hübsch bemaltem Umschlag. Sogar Leo der Reformator steht am Faffe und buttert kräftig mit. Doch selbst hundert rührige Fabrikanten, hundert prasselnde Reklametrommeln und hundert begeisterte Journalschreiber bringen dem Publikum nicht die Ueberzeugung bei, daß Ochsennierenfett gesünder, idealer, humaner und wohlschmeckender als ganz gewöhnliche Kuhbutter ist. Das Volk richtet sich in seiner plebejischen Verständnißlosigkeit allein nach dem, was ihm sein Gaumen sagt, und der sagt zu alle den sozialpolitischen, kraftlosen Leckerbissen und Schmiereien sehr einfach: Pfui Teufel! Am Wege aber sitzt grinsend Tante Sozialdemokratie, die jeden Tag von „Eingeweihten" dreimal todtgesagt wird, was ihr vortrefflich bekommt, und sängt sich Stimmen . . .

O Jahrhundert der Margarine, der Lebensmittelverfälschung und der mit Blindheit Geschlagenen! Es ist kein Wunder, wenn die Affentheater und die Hanswurstbuden immer mehr veröden — unsere Wirthschaftspolitiker machen ihnen zu scharfe Concurrenz! Caliban.

---

## Offene Briefe und Antworten.

### Zum letzten Mal die Lebensversicherung.

Von einem Fachmann gegen einen Fachmann.

Geehrter Herr!

Den Grundgedanken der Erwiderung des Fachmannes auf einen Aufsatz von O. Hauffen in dem Sprechsaal der Nr. 33 der „Gegenwart"*) unterschreibe ich mit Freuden, aber wohl gemerkt, unter einer Voraus-

*) Den Druckfehler: „Wenn ein Versicherter kurz nach seinem Tode (statt Austritt) sterben sollte" . . . haben die Leser natürlich längst verbessert.

setzung: Der Zwang muß vom Staate ausgehen, der in der Fürsorge für das Wohl seiner Untergebenen seine höchste Lebensaufgabe besitzt und nicht von einer Actiengesellschaft, die zu dem Zwecke gegründet wurde, um Geschäfte zu machen, deren oberster Gesichtspunkt bei der Verwaltung die Rücksicht auf den eigenen „Verdienst" ist. Einem Privatinstitute sollte es nicht gestattet sein, durch eine gewisse Nöthigung wirkliche Lebensinteressen des Volkes fördern zu helfen, und wo das wie bei der Lebensversicherung doch der Fall ist, da zeigt es sich, daß dieser Zwang von den Instituten nur genußbraucht und unter Hintenansetzung der Interessen des Publikums zu eigenem Vortheil ausgebeutet wird. Man wird zugeben müssen, daß unter Umständen der Zwang, der durch die Gesellschaften ausgeübt wird, in der That zur Folge hat, daß die Beiträge weiter entrichtet werden und durch spätere Auszahlung des versicherten Kapitals der Zweck der Versicherung erreicht wird. Aber will der Herr Verfasser jener Erwiderung etwa behaupten, daß dieses die Regel ist? Der Zwang zur Weiterzahlung ist kein vollständiger, er besteht nur in der Unannehmlichkeit, bei vorzeitiger Aufgabe der Versicherung eines Theiles der eingezahlten und noch nicht verwendeten Gelder, eines Theiles der Prämienreserve verlustig zu gehen. Wer jedoch nicht länger die vierteljährlich oder monatlich vereinbarte Prämie erschwingen kann, muß wohl oder übel den Verlust in Kauf nehmen, und so kann der scheinbare Zwang das Aufgeben der Versicherung hier nicht verhindern. Aus meiner mehrjährigen Praxis kann ich aber behaupten, daß weitaus die meisten Versicherungen vor Auszahlung des versicherten Kapitals durch freiwilligen Rücktritt der Versicherungsnehmer gelöst wurden, und in allen diesen Fällen bereichern sich die Gesellschaften an einem Theil der Ersparnisse der Versicherten und zwar an einem nicht unbeträchtlichen. Millionen fließen auf diese Weise jährlich in ihre Taschen. Liegen nun irgend welche technischen Gründe für die Gesellschaften vor, einen Theil der Prämienreserven einzubehalten? Nein. Ein scheinbarer Grund wird bei den Todesfallversicherungen angeführt. Es wird gesagt, ohne die Abschreckung eines möglichen Verlustes würden die Gesunden die Versicherung vorzeitig aufgeben, die Kränklichen und Schwächlichen bei der Gesellschaft verbleiben, und so würde von Jahr zu Jahr der Versicherungsbestand verschlechtert werden. Weit gefehlt, die Gesunden pflegen in der Regel noch die wirthschaftlich Starken zu sein, während die Aufgabe der Versicherung gerade bei denen zu befürchten steht, die in Folge der Abnahme der Frische von Körper und Geist in ihren Einnahmen einen Rückgang zu verzeichnen haben. Und nun erst die Verluste bei den Aussteuer- und Altersversicherungen, die sich auch nach den Darlegungen des Herrn Fachmannes von der Sparkasse nur durch den Zwang der Fortsetzung der Versicherung unterscheiden. Hier ist das Einbehalten eines Theiles der Prämienreserven oder der Ersparnisse, an denen die Gesellschaften nicht die geringsten Rechte besitzen noch in höherem Maße als bei den Todesfallversicherungen versteckter Wucher, und die ganze Art und Weise, in der diese Erlebensversicherungen von den Gesellschaften betrieben werden, nichts anderes als Raubbau. Damit Wenige sich der Früchte ihrer Ersparnisse erfreuen können und dieses auch nicht in höherem Maße, als wenn sie ihre Gelder in einer Sparkasse angelegt hätten, muß die Mehrzahl der Versicherten vorzeitig eines Theils ihrer sauer erworbenen Spargroschen verlustig gehen. Heißt das etwa, zur Verbreitung versittlichender Ideen beitragen? Nein. Wenn in den letzten Jahrzehnten die Lebensversicherung sich in Deutschland Bahn gebrochen hat, wenn die Gesellschaften, die sich mit ihr befassen, sich eines in der That groß zu nennenden Aufschwunges erfreuen, so beweist das nur, daß das Bedürfniß, das Leben zu versichern, vorhanden ist, nicht, daß die Gesellschaften civilisatorisch gewirkt haben. Der Zwang zur Lebensversicherung ist unter den heutigen Verhältnissen heilsam. Aber er sollte vom Staate geübt werden nach dem Vorbilde der Arbeiterversicherung. So lange die Versicherung jedoch nicht verstaatlicht wird, sollte zum mindesten das Aufsichtsrecht des Staates verschärft werden. Die Entscheidungen über Mein und Dein sollten nicht einzelnen Versicherungsdirectoren überlassen bleiben, die von dem Reingewinn ihrer Gesellschaften ihre Tantièmen beziehen, und wie bei den Abzahlungsgeschäften, so sollte auch bei der Lebensversicherung die Gesetzgebung an's Werk gehen, um ungesunde Wucherungen gewaltsam zu entfernen.

Hochachtungsvoll

Ernst Kirchberg.

## Notizen.

Der Kampf der Geschlechter. Eine Studie von Franz von Nemmersdorf. (Leipzig, Max Spohr.) Ein interessantes Buch. Der Verfasser, welcher uns in früherer Zeit eine Reihe Romane und Novellen geboten hat, beschäftigt sich diesmal mit einem jener Probleme, welche unsere Zeit besonders in Athem halten. Es ist das Verhältniß der Geschlechter, das er sich zum Vorwurf einer ernsten, dennoch anregend geschriebenen Studie gemacht hat. Wenn er vom Kampfe der Geschlechter spricht, so ist er damit gewiß im Rechte, denn im Naturzustande finden wir überall den Kampf ums Dasein, und in Bezug auf das Verhältniß von Mann und Weib befinden wir uns heute, wenn nicht in vollem Naturzustande, so doch nur im Anfang einer Culturentwickelung. Franz von Nemmerswerth hat die Frage nach allen Seiten hin objectiv beleuchtet. Er hat sich, wie er mit Recht hervorhebt, dabei durchaus der baconischen Methode bedient, indem er jede Behauptung durch Thatsachen begründet, oder besser gesagt, aus den Thatsachen seine Schlüsse zieht. Alle jene Mißstände, an denen unser soziales Leben und unsere Familien kranken, werden hier in eine scharfe, oft grelle, aber durchaus richtige Beleuchtung gesetzt. Mit Leisetreterei ist bei der Behandlung solcher Fragen nichts gethan, und wenn der Verfasser manchmal ein kräftiges Wort spricht, das verletzen wird und verletzen muß, eben weil es eine wunde Stelle trifft, so können wir ihm dafür nur Dank wissen. So z. B., wenn er, was nicht oft genug geschehen kann, wieder einmal energisch betont, daß eine Ehe, welche nicht auf sittlicher Basis ruht, von der Prostitution absolut nichts voraus hat. Wir stehen ganz auf dem Standpunkt des Verfassers, wenn er die Ansicht vertritt, daß eine Reform unserer Gesellschaft nur dann möglich ist, wenn die Frau durch Arbeit und Bildung dem Manne ebenbürtig wird. Mit einem herben Humor setzt er auseinander, wie jene Abhängigkeit vom Weibe, vor der sich der Mann fürchtet, wenn er den Emanzipationsbestrebungen der Frauen entgegentritt, jetzt schon im vollsten Maße besteht. „Die arbeitstüchtigen Männer," sagt Nemmersdorf, „treten gewöhnlich dem anderen Geschlechte selbstbewußt, rücksichtslos, etwas hart gegenüber. Der Staatsmann, der wissenschaftliche Forscher, der Großunternehmer hält sich meistens für den geborenen Herrn der Erde, für den Herrscher von Gottes Gnaden, er ist es, der jede Erweiterung der Frauenrechte, jeder wissenschaftlichen Bildung der Frau entgegentritt. Theoretisch hält er die Frau für ein physisch und geistig schwaches, untergeordnetes Wesen, practisch bringen ihn seine im Kampfe des Lebens verbrauchten Nerven in thatsächliche Abhängigkeit, sei es selbst von der dümmsten der Matronen. Das ist eben die Ironie des Schicksals und das von uns stets festgehaltene Gesetz der Compensation." Und ebenso können wir Nemmersdorf nur beistimmen, wenn er den Frauen zuruft: „Es gibt nur eine königliche Heerstraße zur Freiheit, die heißt Arbeit und Erkenntniß." Interessant ist es nebenher zu bemerken, wie vielfach der aristokratische, in der vornehmsten Welt lebende Verfasser mit dem Sozialisten Bebel in dessen Buch über die Frau zusammentrifft, ein Beweis, daß es stets nur einen richtigen Weg für die Lösung sozialer Probleme geben kann, und daß die wahrhaft geistigen Frauen ihn jeder Zeit finden werden, unbeeinflußt von ihrer Stellung in Gesellschaft und Parteileben. Sacher-Masoch.

Rothes und blaues Blut. Von Heinrich von Reder. (München, Albert & Co.) Zwei kurze epische Dichtungen, welche ihren Stoff aus der Romantik und dem Realismus der Neuzeit entnehmen. Die erste Erzählung behandelt die Liebe eines Falkoniers von niederer Abkunft zu einem Edelfräulein aus der Zeit der Reiherbeize. Die zweite die Geschichte eines Fischermädchens am Starnberger-See, in welche Lieder über den Tod des Königs Ludwig eingeflochten sind. Es ist eine sinnige, formvollendete Gabe des Verfassers von „Wotan's Heer", der bekanntlich auch zu der literarischen Gesellschaft der „Krokodile" Münchens gehörte und sich an seinen berühmten Collegen Geibel, Schack, Heyse, Grosse gebildet hat.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen sowie bei Einsendung des Betrages direct von der Verlagshandlung zu beziehen:

# Schröter & Co.

Roman

von

**Conrad Alberti.**

Preis eleg. broch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

Der vorliegende Band bildet den vierten Theil von Alberti's großem Romancyclus „Der Kampf ums Dasein". — Schröter & Co. ist der Roman der Speculation. Er schildert den Kampf ums Dasein im Bezirk des Handels, er zeigt die Speculation als die natürliche Folge dieses Gesetzes. Durch den Kampf ums Dasein, der dem Kaufmann die Selbstbehauptung immer schwerer macht, muß der Handel mit Naturnothwendigkeit zur Speculation führen, die in 99 von hundert Fällen mit dem Ruin gleichbedeutend ist. Das Buch zeigt alle Vortheile von Alberti's glänzender Erzählungskunst. Er fesselt von der ersten bis zur letzten Seite und kann als ein Meisterwerk realistischer Darstellungskunst angesehen werden.

**Rich. Kahle's Verlag in Dessau.**

Soeben erschien:

## Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über

**Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.**

**Von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.**

**5. Auflage. — 10. Tausend.**

Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges." Dr. K. Ch.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

## Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

**H. Steinthal, Dr.**

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.

4 ℳ 80 ₰.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Leben

# Theodor von Bernhardis.

**Erster Theil:**

## Jugend-Erinnerungen.

Mit einem Bildnis der Geschwister Tieck.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 4.50. Elegant in Halbfranz gebunden: ℳ 7.—.

Bernhardis autobiographische Hinterlassenschaften umfassen zwei von einander wesentlich unterschiedene Aufzeichnungen: eine summarisch gehaltene (während der fünfziger Jahre niedergeschriebene) **Kindheitsgeschichte,** welche die Jahre 1805 bis 1818 umfaßt, und eine Sammlung von **Tagebüchern,** die von der Mitte der vierziger Jahre bis in die letzte Lebenszeit des Verfassers reichen; dieselben werden ungefähr 6 Theile umfassen und in rascher Folge erscheinen. Jeder Theil ist einzeln käuflich.

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

# Drei Jahre im hohen Norden.

**Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884.**

von

**Adolph W. Greely.**

Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.

Einzig autorisirte Ausgabe.

**Zweite Auflage.** Eleg. Broch. 7 M., eleg. geb. 9 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell-Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen, kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und **aufregendsten Erlebnisse** und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

# Zeitgemäße Betrachtungen.

Von

**Victor Ritter von Plazer.**

Preis broschiert 50 Pf., gebunden 1 Mk.

# Ein seltsam Spiel

oder:

# Deutschnational.

Lustspiel in fünf Akten

von

**Victor Ritter von Plazer.**

Preis broschiert 2 Mark, gebunden 2 Mark 50 Pf.

**Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Bestellungen auf die

# Einbanddecke

zum XLIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 9. September 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Ausstellungskrach von Chicago. Von R. Keßler. — Charcot. Von Dr. med. Albert Albu. — Die Bekämpfung des Slaventhums in Deutsch-Oesterreich. Von Max Philippsthal. — **Literatur und Kunst:** Deutscher Geist in Frankreich. Von Leo Berg. — Alexander Kaufmann. Von Ludwig Fränkel. — **Feuilleton:** Die heimliche Zusammenkunft. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Sergeant Schinderhannes. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Ausstellungskrach von Chicago.

Von R. Keßler.

Das Gebiet der großen Seen pflegt im Frühjahr von starken Stürmen heimgesucht zu werden. Im März dieses Jahres wehte es so stark an den Ufern des „alten Michigan", daß ein Hotel in der Nähe des Ausstellungsparkes umgeblasen wurde, kurz vor der Eröffnung. Es ist sehr windig in Chicago. Und vieles, was dort fest aussieht, ist in Wirklichkeit von Papier. Das flattert dann im Winde.

Wenn man genug Geld hat, um in Chicago ein Hotel zu bauen, so kann man auch zehn Hotels bauen. Das geht so zu. Wenn das eine Hotel fertig ist, so nimmt man eine Grundschuld auf dasselbe auf. Die Rückzahlung des aufgenommenen Kapitals wird neben der Grundschuld in eigenen Wechseln (Notes) versprochen. Man muß geschickt sein, wenn möglich einige Bürgen vorweisen können, das erste Hotel recht groß, wenn auch unsolide gebaut haben, dann gelingt es wohl, ebenso viel Geld darauf zu leihen, als es zu bauen gekostet hat. Mit dem so aufgenommenen Gelde baut man ein neues Hotel und so mit Grazie in's Unendliche. Hat man erst einige dieser Hotelkasten aufgestellt, so kann man auch gleich auf die Absicht borgen, ein neues zu bauen, indem man schon auf das Baugrundstück eine Grundschuld aufnimmt, welche das Grundstück und das künftige Gebäude deckt. Dies zu erreichen, muß man allerdings schon „smart" sein. Es gab aber nicht bloß Hotelunternehmerlawinen in Chicago als die Ausstellung bevorstand, sondern auch allerlei andere. Das amerikanische Recht, im Anschluß an das englische, hat es vortheilhaft gefunden, auch Hypotheken auf bewegliches Eigenthum zuzulassen, — chattel mortgages. So kann man z. B. das Inventar eines Cigarrenladens, einer Schankwirthschaft, eines Lebensmittelladens verpfänden, ohne die Sachen selbst wegzugeben, nur durch Ausstellen einer Urkunde. Freilich man muß Vertrauen dazu besitzen, aber, wenn dem gewiegten Verpfänder einige Beamte bei der Bank bekannt sind, wo er das Geld aufnehmen will, so bekommt er es schon. So kann man auch eine Gastwirthschaft auf die andere, einen Cigarrenladen auf den anderen gründen.

Dieser Kartenhausunternehmungen waren unzählige in Chicago in dem Jahre vor der Eröffnung der Weltausstellung. Man nannte das „worlds fair scheme" oder Weltausstellungsschemen, eine in der That sehr passende Bezeichnung. Es ist dasselbe wie die hohen Chicagoer Geschäftshäuser, die riesigen Spinnweben aus Eisenconstruction gleich, so geschickt mit Steinen verblendet sind, daß man sie für solide hält, während es in der That nichts Feuergefährlicheres geben kann als sie. Denn die Anfüllung der Gebäude mit Möbeln und Einrichtungsgegenständen, zuweilen auch Lagern leicht brennbarer Waaren, gibt Brennstoff genug, die Eisenconstruction aber leitet das Feuer viel besser und rascher, als es Holzconstruction thun würde und gefährdet auch durch das rasche Verbiegen in der Hitze die Standsicherheit des Gebäudes sogleich.

In diesen Riesenhäusern, die gleich einer Bienen- oder besser Wespenwabe in zahllose kleine Bureaus getheilt sind, hausen nun die zahllosen Geschäftsleute dieser vielversprechenden neuen Welt, ebenfalls nicht unähnlich den Wespen, die Hotelunternehmer, allgemeine Unternehmer, die alles verstehen, die Agenten. Man thut gut, eine vertrauenerweckende Geschäftsbezeichnung auf die Thür des Bureaus malen zu lassen, etwa „first national hotel Co. Capital $ 1,000,000". Auf ein paar Nullen kommt es dabei nicht an, es ist doch Alles Null. Ist man geschickt in der Erfindung solcher Aufschriften, kann man einnehmende Annoncen in die Zeitungen setzen und im Bureau mit Grazie die Füße auf den Schreibtisch legen, trotzdem aber in dem besuchenden Geschäftsmann die Meinung erwecken, daß man unermeßliche Geschäfte betreibe, so kann man solche Hotel- oder andere Unternehmungen auch wohl ohne irgend welches Geld anfangen. Man engagirt dann Theilhaber, die ein Kapital zu stiller Betheiligung einschießen, oder „manager" der noch nicht erbauten, ja noch nicht einmal begonnenen Hotels, von denen man sich eine Caution geben läßt, — es gibt viele greenhorns (Neulinge), die damit gefangen werden.

Auf so luftigen Grundlagen stand eine sehr große Anzahl von Unternehmungen aller Art in Chicago; sie entstanden massenhaft in dem Jahre vor der Eröffnung der Ausstellung und warteten nun des Segens der Besucher, die in den Hotels wohnen, die Cigarren rauchen, die Lebensmittel essen sollten. Aber sie kamen nicht, die Besucher, oder doch wenigstens in den ersten Monaten nicht. Und das genügte schon, um diese Unternehmungen zu Fall zu bringen, und den Ruin in weitere Kreise zu tragen, gleichwie eine fallende Telegraphenstange eine andere und diese wieder eine andere hinabreißt. Die Hotels standen leer, der Besitzer konnte seine eigenen Wechsel nicht bezahlen. Es wurde bekannt, daß die und die Bank diese Wechsel als Theil ihres Werthbestandes in Händen habe. Man fürchtete für diese Bank, die Aengstlichen nahmen ihre Einlagen heraus, die Bank wird zahlungsunfähig, alle die bei der Bank betheiligt waren, werden in ihrem Credit geschädigt, auch von ihnen fallen einige. Zahlreiche solche Vorkommnisse erzeugen ein allgemeines Mißtrauen gegen alle

Banken, riesige Entziehungen von Einlagen finden statt, die Banken, auch wenn sie sich halten, geben Niemand mehr neuen Credit, fällige Wechsel werden rücksichtslos von ihren Kunden beigetrieben, keiner verlängert, es fällt alles zusammen, was nicht ganz fest steht, der Krach ist da.

Die Wellen dieses örtlichen Krachsystems von Chicago wurden noch durch die Wellen zweier anderen Systeme verstärkt, von denen eines über die ganze Erde lief, das andere in den Vereinigten Staaten, aber nicht besonders in Chicago, seinen Ursprung hatte. In Australien war im April dieses Jahres eine so große Anzahl von Banken zusammengebrochen, veranlaßt durch Ueberwerthung der von ihnen beliehenen Grundstücke und anderer Vermögensstücke, daß es leichter war, zu sagen, welche Banken dort noch standen, als, welche dies nicht mehr thaten. Die Verluste in England waren ungeheuer. London, welches sonst periodisch große Massen amerikanischer Werthpapiere aufnimmt und wieder abgibt, und wenn es das erstere thut, praktisch an die Vereinigten Staaten Geld leiht, war in Folge des australischen Unglücks nicht im Stande, dies in diesem Frühjahr zu thun; die Folge war Geldknappheit. Das ist das Weltkrachsystem dieses Frühjahrs. Das mehr auf die Vereinigten Staaten beschränkte ist bekanntlich das durch die Sherman-Bill verursachte, welches den amerikanischen Staatsschatz zwang, Silber weit höher als der Marktwerth zu kaufen, und, mittelst Einschiebung des Certificate-Systems, Gold, aber zum Marktpreise, dafür zu geben. Die Folge war ebenfalls ein Mangel an dem international allein gültigen Zahlungswerth, dem Golde. So wirkte alles zusammen, um gleich nach Beginn der Weltausstellung eine peinigende Geldknappheit zu erzeugen. Die Wellen gingen am höchsten in Chicago, wo die drei Wellensysteme ihre Kraft vereinigten, und der so hervorgerufene Wellenberg hoch genug war, um sogar die eisernen Riesenspinnweben zu verschlingen.

Aber so wunderlich es klingt, alle diese schlimmen Erfahrungen werden, wir sind dessen sicher, nicht die Unternehmungslust in Chicago dämpfen, noch auch werden Schutzdämme errichtet werden, um dem Wellenanprall in Zukunft zu wehren.

Die meisten Besucher von Chicago werden darin übereinstimmen, daß Chicago außer der Weltausstellung gar nichts Anziehendes bietet, ja kaum einiges wirklich Interessante, daß die Weltausstellung selbst ein zwar riesenhaftes, aber künstlich aufgeblasenes und weit über Verdienst angepriesenes Unternehmen ist, daß also der schwache Besuch und darum der Weltausstellungskrach verdient ist — doch wird der Chicagoer Geschäftsmann seine Stadt für das größte Wunder der Welt halten und getrost zehn Kilometer von der Stadtgrenze in Baugrundstücken spekuliren oder Häuser aufbauen, in der festen Zuversicht, daß seine für ihn geliebte, für andere häßliche Stadt bald zehn Millionen Einwohner haben wird. Der amerikanische Unternehmungsgeist ist unverwüstlich, so lange er die Hülfsquellen seines gewaltigen Landes für unverwüstlich hält. An der Geschäftsthür der Vereinigten Staaten wird immer stehen „Kapital eine Eins mit unendlich vielen Nullen". Vielleicht thut Europa gut, doch nicht stiller Theilhaber zu werden. Denn die periodische Wiederkehr solcher Zusammenbrüche, wie der Ausstellungskrach in Chicago, ist für die Vereinigten Staaten wahrscheinlich.

Gehen doch manche Amerikaner so weit, diese Periode in bestimmten Zahlen, 10 Jahre, ausdrücken zu wollen. Das ist nun zu viel gesagt. Aber in der That sind die Bedingungen in dem Wesen des Amerikanerthums gegeben, welche für die Zukunft Aehnliches erwarten lassen. Es ist dort noch so viel unbesetzter Raum zur Bethätigung jeglicher Art von Arbeitskraft und Fähigkeit, so viel Stoff zu breiten Unternehmungen, so deutlich alles dies für Jedermanns Auge, daß es den Menschen dort gleichsam wie ein Zauber ergreift, daß er hastet und jagt nach dem so nahe und so verführerisch winkenden Reichthum, daß er sich nicht die Zeit nimmt, Grundlagen zu legen, welche nach der Erfahrung des Alters, der Geschichte allein den dauernden Erfolg wahrscheinlich machen. So wird sicherlich, nachdem der erste Katzenjammer über den Ausstellungskrach verflogen ist, die Jagd von Neuem beginnen, eine kühne Unternehmung immer noch von einer noch kühneren überboten werden, bis das allgemeine blinde Vertrauen selbst die hohlsten Pläne als sicher annimmt und dann endlich wieder ein Zusammenbruch erfolgt. Während bei uns die Erwerbsmöglichkeiten sich nur langsam mit dem Steigen der Cultur vermehren, liegen in den Vereinigten Staaten noch zahlreiche solche Möglichkeiten nur da zum Zugreifen. Darum muß bei uns in der Regel fast in jedem Beruf eine Vorbereitungszeit, Lehrlingszeit, durchgemacht werden, ehe der Erwerb beginnen kann. Das ist in den Vereinigten Staaten nicht nöthig. Wenn der junge Mann dort nur zwei Vornamen besitzt und sich z. B. J. M. Tompkins schreiben kann, so ist er befähigt zu jeglichem Beruf. Niemand wird es dort drüben einfallen, sich, weil er etwa Stiefel fabrizirt, Schuhmachermeister zu nennen. Sondern er bleibt lediglich J. M. Tompkins; er kann ja, wenn er heute Schuhe macht, morgen Gastwirth sein, übermorgen an der Börse in Eisenbahnaetien spekuliren und den Tag darauf Holz hacken. Es gibt dort nur amerikanische Bürger, Geschäftsleute, am besten, wie gesagt, mit zwei Vornamen, keine Berufsarten, viel weniger Berufsstände. Kraft der Eigenschaft als Geschäftsmann, kraft des selbstergriffenen Rechts solcher zu sein, ist Jedermann, oder es glaubt es doch Jedermann, zu jeglichem Berufe befähigt zu sein.

Hierin liegt das Geheimniß der trotz aller periodischen Rückschläge erstaunlichen Fortschritte der Republik jenseits des großen Salzwassers. Es ist nicht eigentlich Entwickelung einer Nation, sondern es ist Occupirung der Hülfsquellen eines immer noch halbleeren Landes, welches dem Europa-Entsprossenen dort das Gefühl der Freiheit aller seiner Kräfte verleiht. Die Vereinigten Staaten sind weder politisch, noch gesellschaftlich so frei wie es Deutschland ist, aber die Erwerbsmöglichkeiten sind dort viel zahlreicher. Die Amerikaner suchen sich selbst diese großartige Entwickelung als Verdienst anzurechnen, und sie auf Rechnung ihrer Fähigkeiten und ihrer Institutionen zu setzen. Aber es ist eine feststehende Erfahrung, daß gerade die erste, von Europa herüberwandernde Generation dort am besten gedeiht, wenn sie nach solider Vorbildung hier, dort plötzlich alle Kräfte regen kann. Die öffentlich rechtlichen Institutionen sind dort ungleich schlechter wie bei uns, und die höchst unvollkommenen, wenn auch äußerlich glänzenden Erziehungseinrichtungen verschlechtern die Nachkommen der Einwanderer gegenüber ihren Voreltern. Was die amerikanische Nation einmal für die richtende Geschichte werth sein wird, und was ihre Institutionen, das wird erst beurtheilt werden können, wenn die Periode der Occupation vorüber sein wird, und damit die Periode der Zusammenbrüche, von welchen der Ausstellungskrach in Chicago ein Beispiel ist.

---

## Charcot.

Von Dr. med. Albert Albu.

Die Franzosen verkörpern ihren Nationalstolz mit Vorliebe in ihren wissenschaftlichen Koryphäen, weil sie den Ruhm der „Grande nation" weiter als Generäle und Minister tragen. So war Chevreul Jahrzehnte hindurch der Abgott ihrer Verehrung, Pasteur ist heute ihr Nationalheros, und auch die Brust des jüngst verstorbenen Charcot füllte das erhebende Bewußtsein, der verhätschelte Liebling eines ganzen Volkes zu sein. Unwürdige hat das Vertrauen der französischen Nation nie getroffen, und auch Charcot verdiente voll und reich die Anerkennung und Verehrung, die er gefunden. Er hat wie wenig andere die Verbreitung französischer Wissenschaft gefördert, und er war ein Mehrer des Reiches der Wissenschaft überhaupt, wie ein Einziger sonst kaum zu sein vermag. Charcot war ein universelles Genie, das überall einen Treffer machte, wohin es zielte. Womit er sich auch beschäftigte, er sah sein

Mühen stets von Erfolg gekrönt, und immer waren es weite, neue Gesichtspunkte, welche er der Wissenschaft eröffnete. Er war reich an originellen Ideen, dabei von einer staunenswerthen Vielseitigkeit in seinen Auffassungen und von einer ungemein feinen Schärfe der Kritik, die wie ein haarscharfes Messer die Erscheinungen zergliederte. Bahnbrechend im besten Sinne des Wortes hat er gewirkt, ganz neue Wissenszweige hat er eröffnet, andere hat er von Grund aus umgestaltet, seine Anregungen haben auf Jahrzehnte hinaus die medizinische Forschung befruchtet. Dem Laien kann die Fruchtbarkeit seines universellen Genies nur in einer allgemein gehaltenen Skizze gezeigt werden.

Charcot's äußerer Lebensgang hat des Besonderen nicht viel dargeboten. Er war am 29. November 1825 in Paris geboren. Man hat sich redlich Mühe gegeben, einen des jetzigen Namenträgers würdigen Stammbaum desselben zu entdecken. Indessen sind die genealogischen Studien in der Familie der Charcot's nicht sehr ergiebig gewesen, es hat sich keine stolze Ahnenreihe gefunden, und Charcot mußte den Schmerz erleben, der erste berühmte Träger seines Namens zu sein. Er durchlief die Staffeln der akademischen Laufbahn im medizinischen Paris, wie andere begabte junge Leute. 1862 führte ihn das Glück in das große Frauenkrankenhaus der Salpétrière, an dem er bis zu seinem Tode gewirkt hat. Es sind drei verschiedene Gebiete der medizinischen Forschung, die Charcot in Angriff genommen und bereichert hat. Davon kommt der relativ geringste Antheil der inneren Medizin zu. Eine Eigenart Charcot's waren z. B. seine Jahre hindurch fortgesetzten Vorlesungen über die Krankheiten der Greise, die er zuerst in eine übersichtliche Darstellung gebracht hat. Daneben fesselten noch die chronischen Krankheiten im Allgemeinen sein Interesse, und er hat mehrfache Beiträge zu ihrer Diagnose, Pathologie und Therapie gegeben. Charcot's Namen tragen die von ihm aufgefundenen Krystalle im Auswurf von Asthmatikern, für den sie etwas Charakteristisches sind. Sie finden sich aber auch im Blute bei Leukämie, d. i. jener Bluterkrankung, in der die Zahl der weißen Blutkörperchen so stark vermehrt ist, daß sie der der rothen fast gleichkommt. Die chemische Natur der Charcot'schen Krystalle und ihre Entstehung ist noch nicht völlig aufgeklärt. In zweiter Reihe hat Charcot die pathologische Anatomie gefördert, deren Lehrstuhl er 1872 an der Pariser medizinischen Facultät übertragen erhielt. Hier galt sein Studium besonders den Krankheiten der Leber, der Gallenblase und der Niere. Was er zur Kenntniß derselben beigetragen, vermag nur der Fachmann voll zu würdigen.

Charcot's eigentliche Bedeutung liegt in seinen Forschungen auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten, insbesondere über die Hysterie und den Hypnotismus. Sie haben seinen Namen in aller Welt bekannt gemacht, und zwar erst zu einer ziemlich späten Lebenszeit, im Anfang der achtziger Jahre, als er sich mit diesen Dingen zu beschäftigen anfing, gelangte er zu seinem Weltruf und seiner Popularität. Die französische Regierung schuf für ihn 1882 eine eigene Professur für Nervenkrankheiten. Das Krankenmaterial der Salpétrière gab ihm reiche Gelegenheit zu seinen Untersuchungen, denen stets neue Ideen und Auffassungen zu Grunde lagen. Charcot besaß ein sehr scharfes Beobachtungstalent, hat einen intuitiven Blick für alles, was er sah, und übte dabei eine feine, klärende Kritik sich selbst gegenüber in allen seinen Forschungen. Die Salpétrière ist durch Charcot berühmt geworden. Hierhin strömten länger als ein Jahrzehnt die Jünger des Aesculap aus aller Herren Ländern, um Charcot's Vortrag am Krankenbett zu hören. Hier hielt er zweimal wöchentlich seine Vorlesungen über Nervenkrankheiten, zu denen er stets 500 bis 600 Zuhörer sah. Jeder Arzt, der zu Füßen Charcot's gesessen hat, pflegt stolz darauf zu sein. Mit der Krankenabtheilung der Salpétrière, die Charcot leitete, ist ein Laboratorium verbunden, das an Reichhaltigkeit und Vorzüglichkeit der Ausstattung in seiner Art kaum ein zweites in der Welt finden dürfte. Alle Errungenschaften und Künste von Wissenschaft und Technik sind hier in glänzendster Weise verwerthet; es findet sich all das, was nur ein Gelehrter einmal für Forschungen dieser Art brauchen könnte, u. A. zahllos modificirte Apparate für electrotherapeutische Zwecke.

Von Charcot's Arbeiten zur Neurologie seien zunächst die wichtigsten davon genannt, welche organische Nervenkrankheiten, besonders solche des Centralnervensystems (Gehirn und Rückenmark) zum Gegenstand haben. Die ersten im Jahre 1858 (mit Bouchard zusammen) betrafen die Hirnblutungen (sog. Schlaganfall), dann folgten eine Reihe von grundlegenden Untersuchungen über Erkrankungen des Rückenmarks, so vor Allem über die sog. amyotrophische Seitenstrangsclerose, die in Frankreich nach ihrem Entdecker „Charcot'sche Krankheit" genannt wird. Charcot hat auch nachgewiesen, daß viele Muskelatrophien (Ernährungsstörungen und Schwund einzelner Muskeln) ihre Ursache in Erkrankungen des Rückenmarks haben, während man sie bis dahin vielfach in den Muskeln selbst oder den peripheren Nerven gesucht hat. Die Kenntniß der Tabes dorsalis (Rückenmarksschwindsucht) bereicherte er durch die Beobachtung charakteristischer Veränderungen an den Gelenken solcher Kranken, der sog. Arthopathien, von den Engländern „Charcot's joints disease" genannt, welche seitdem die besondere Aufmerksamkeit der Aerzte erregt haben. Auch zur Kenntniß der spinalen Kinderlähmung, der multiplen Sclerose, der Paralysis agitans u. A. hat Charcot werthvolle Beiträge geliefert, die dauernde Bereicherungen unseres Wissens auf diesem Gebiete sind. Es gibt überhaupt kaum eine wichtige Krankheit des Nervensystems, deren Kenntniß Charcot nicht durch seine Arbeiten gefördert hätte. Sein eiserner Fleiß im Verein mit seiner scharfen Beobachtungsgabe schuf überall Neues und Fruchtbares.

Ein bahnbrechender Pionier wurde Charcot vor Allem für die Lehre der Hysterie. In das proteusartige Bild dieser Krankheit, welche in unserer Zeit fast zum Kreuz für das weibliche Geschlecht geworden ist, hat Charcot Ordnung und Klarheit gebracht. In der Salpétrière hatte er Gelegenheit, Musterfälle dieses undefinirbaren Leidens zu sehen und zu studiren. Es waren Beobachtungen an zwölf weiblichen Personen, welche seinen berühmten Arbeiten über die Hysterie zu Grunde lagen. Er analysirte den gesammten Complex bunter Erscheinungen, welche solche Kranke darbieten, fand noch neue bei ihnen auf, so namentlich die Hemianästhesie, d. i. die halbseitige Empfindungslähmung, beschrieb die sog. Hystero-Epilepsie als eine neue Form der Hysterie; die letztere selbst konnte er auch etliche Mal bei Männern feststellen. Mit dem Namen „grande hysterie" belegte er jene schwere Form der Hysterie, deren Opfer von Anfällen heimgesucht werden, welche auf ein Haar gewissen hypnotischen Zuständen ähneln. Durch Charcot weiß man auch, daß es in der That echt hypnotische Zustände sind. An diese hat in Frankreich zu Beginn der siebziger Jahre die wissenschaftliche Erforschung des Hypnotismus angeknüpft, und Charcot muß als ihr Begründer gelten. Er unterschied drei hypnotische Zustände bei den Hysterischen: 1) den kataleptischen Zustand, in dem der Körper unbeweglich ist und selbst in gezwungener Haltung völlig das Gleichgewicht behält, z. B. jede einmal gegebene Lage eines Gliedes dauernd innehält. Das ist die sog. Flexibilitas cerea. 2) den lethargischen Zustand, in dem Haut und Schleimhäute völlig unempfindlich sind und in den schlaffen Muskeln durch eine mechanische Reizung Zusammenziehungen und Krämpfe ausgelöst werden. 3) den somnambulischen Zustand, der sich aus dem zweiten meist so stufenweis entwickelt, wie dieser aus dem ersten. Die schlaffen Glieder können schon durch die leiseste Berührung, ein Streicheln der Haut, zu krampfhaften Bewegungen erregt werden, die durch einen neuen Reiz an anderer Stelle gelöst werden können, während die lethargischen Contracturen nur durch Reizung der antagonistischen Muskeln aufgehoben werden können. Das Studium des Somnambulismus, in dem der Mensch zur Maschine wird, indem er die Befehle des Experimentators automatisch, sicher und prompt ausführt, hat Charot's besonderes Interesse erregt, er hat sich darin mit außerordentlicher Hingabe vertieft und diesem Seelenzustande die sonderbarsten Geheimnisse aus dem inneren Leben des Menschen abgerungen. Die schematische Gliederung der hypnotischen Erscheinungen in

der von Charcot aufgestellten Form hat sich den Späteren, welche sie nachprüften, als in der Praxis undurchführbar erwiesen, und es ist auch im Laufe der Zeit von Charcot's Beobachtungen über Hysterie manches richtig gestellt, anderes ergänzt worden, aber es wird immer sein großes Verdienst bleiben, die erste Ordnung in das bunte Wirrsal der Beobachtungsthatsachen gebracht zu haben. Auf der von Charcot geschaffenen Grundlage hat sich die hypnotische Forschung zu üppigster Fülle, fast überreich entwickelt. Von der strengen Charcot'schen Schule aus der Salpétrière, der P. Richer, Ch. Féré, Dumontpallier, Regnard, Binet u. A. angehörten, hat sich später die sog. Nancyer Schule abgezweigt, die von Liébault und Bernheim begründet worden ist, die Wissenschaft vom Hypnotismus weiter ausgebaut hat und freilich von den Prinzipien des Altmeisters Charcot allmählich immer weiter abgekommen ist. Charcot hielt die Hypnose für eine experimentell hervorgerufene Neurose und studirte sie mit physikalischen Hülfsmitteln, die den Ansprüchen einer exakten Untersuchungsmethode wohl genügen konnten. Die Nancyer Schule aber ist allmählich zu der Suggestion als Erzeugungsmittel der Hypnose übergegangen, sie hat die umgekehrte Auffassung von Ursache und Wirkung und betrachtet im Gegensatz zu Charcot die Suggestion als das Wesentliche in der Hypnose. Aus dieser Verschiedenheit der Auffassung erklärt sich die Differenz ihrer Resultate zur Genüge. Die neuere hypnotische Forschung, namentlich auch in Deutschland, zeigt eine ganz entschiedene Neigung, sich der Nancyer Schule anzuschließen, welche das Problem der Hypnose weiter in die Untiefen des menschlichen Ichs hinein zu verfolgen geeignet erscheint, als Charcot's exakte Untersuchungsmethode. Auch in der Frage der Verwendung des Hypnotismus als Heilmittel unterschied er sich von den späteren Enthusiasten, welche in der Hypnose eine Panacee gefaßt zu haben glaubten. In seiner kritischen Zurückhaltung, die ihn vor Selbsttäuschungen bewahrte, war er schließlich zu dem Urtheil gekommen, daß die Hypnose und Suggestion einzig bei hysterischen Frauenzimmern im somnambulen Stadium Heilwirkungen zu erzielen vermögen.

Im nahen Zusammenhang mit dem Hypnotismus steht noch ein anderes Gebiet psycho-physiologischer Forschung, das Charcot mit angebaut hat, vielleicht das einzige, auf dem seine Saat keine dauernden Früchte getragen hat. Wir meinen die Metalloskopie und Metallotherapie. Schon seit dem Jahre 1848 hatte ein französischer Arzt Burcq die Behauptung aufgestellt, daß man durch Auflegen von Metallen auf die Haut bei gewissen Personen eine entsprechende Wirkung auf den Organismus hervorrufen könne. Die Sache wurden allenthalben sehr skeptisch betrachtet und unbeachtet gelassen, bis sich Charcot ihrer annahm, und sie ist dem alten Schicksal wieder verfallen, seitdem sich Charcot wieder von ihr abgewendet hat. Charcot hatte die sonderbaren Erscheinungen, welche Burcq beobachtet hatte, bei seinen Patientinnen in der Salpétrière bestätigt gefunden, und er war sogar in der Lage, in der Commission, welche die Société de biologie im Jahre 1876 zur Prüfung der Frage niedergesetzt hatte — außer Charcot gehörten ihr Luys, Dumontpallier und Regnard an — die metalloskopischen Thatsachen wesentlich erweitern zu können; er fand z. B. den sog. Transfert, d. i. die Uebertragung der Empfindung von der einen Körperseite auf die andere und drgl. An der Thatsächlichkeit dieser wunderbaren Erscheinungen ist kaum ein Zweifel zu hegen; man weiß aber heute, daß die Metalle an diesen Wirkungen sehr unschuldig sind, und daß es nichts auf dieser Welt gibt, was man hysterischen Frauenzimmern nicht suggeriren könnte. Die Metalloskopie und vollends die Metallotherapie ist selbst in Frankreich eine vergessene Episode in der Geschichte medizinischer Irrthümer.

Es erübrigt noch mit ein paar Zeilen Charcot's als Lehrer und Schriftsteller zu würdigen. Wort und Feder beherrschte er mit der gleichen Meisterschaft, und deshalb wurden seine Schriften ebenso gern gelesen als seine Vorträge gehört. Ein glänzender Stil, der sonst bei Medizinern so selten ist, zeichnete ihn in beiden aus. Eine klare, elegante Darstellung macht die Lectüre Charcot'scher Schriften stets zu einem anregenden Genuß. Von seinen zahllosen kleineren und größeren literarischen Arbeiten sind am weitesten verbreitet die „Leçons sur les maladies nerveuses faites à la Salpétrière", die in der medizinischen Welt epochemachend wirkten und in alle Culturſprachen übersetzt sind. Die Schrift „Localisations dans les maladies du cerveau et de la moelle épinière" errang den Preis der Pariser Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1872 war. Seinen Einfluß auf die Gesammtmedizin machte Charcot besonders noch durch die von ihm in's Leben gerufenen fachwissenschaftlichen Zeitschriften geltend, von denen die „Revue de medicine" auch in Deutschland weite Verbreitung gefunden hat.

An Auszeichnungen hat es Charcot nicht gefehlt, seine Landsleute haben ihn mit Ehrenbezeugungen überschüttet, er war u. A. Offizier der Ehrenlegion; aber auch das Ausland hat ihn stets in Ehren gehalten, und in der Geschichte der Wissenschaften wird der Name Charcot unvergessen sein.

---

## Die Bekämpfung des Slaventhums in Deutsch-Oesterreich.

Von Max Philippsthal.

Die in neuester Zeit immer heftiger werdenden Vorstöße des Slaventhums gegen das Deutschthum in Oestereich, die immer deutlicher zeigen, daß das deutsche Element bald vielleicht nicht mehr im Stande sein wird, auch nur seine Gleichstellung mit dem slavischen zu wahren und zu behaupten, lenken unsere Blicke auf's Neue wieder auf den Kampf, den die Deutschen um ihre Existenz schlagen. Vielfach ist in der Presse das jüngst erschienene, hochinteressante Werk eines Deutsch-Oesterreichers, des Freiherrn Armand von Dumreicher, „Südostdeutsche Betrachtungen" besprochen worden. Wenig, ja fast gar keine Beachtung dagegen hat die Schrift des Professors Heinrich Herkner in Karlsruhe, „Die Zukunft der Deutsch-Oesterreicher" *) gefunden. Und doch verdient gerade Herkner's Arbeit eine möglichst eingehende Berücksichtigung. Dumreicher ergeht sich, wie schon der Titel sagt, in Betrachtungen, die, mögen sie noch so scharfsinnig sein, doch immer nur die Ansichten eines Einzelnen wiedergeben und umsomehr ein persönliches Gepräge tragen, als sie die ganze Frage vorzüglich vom politischen Standpunkte aus betrachten. Vielleicht gibt gerade dieser Umstand die Erklärung dafür, weshalb Dumreicher's Buch weit größere Beachtung gefunden hat, als die Schrift Herkner's; denn noch immer steht bei uns, wenn eine Besserung gegen frühere Zeiten auch unverkennbar ist, im Publikum, wie in der Presse die Politik im Vordergrund des Interesses, noch immer hat man nicht genug einsehen gelernt, wieviel wichtiger die wirthschaftliche Frage ist, die erst den Untergrund abgibt, von dem aus eine bestimmte Politik getrieben werden kann. Herkner beschäftigt sich mit der Frage nach den wirthschaftlichen Verhältnissen der Deutschen und der Slaven; in seiner Schrift ist uns durch die Statistik eine klare und objective Erkenntniß der Verhältnisse ermöglicht; wir können die Ursachen erkennen, die das Slaventhum immer mehr anwachsen und erstarken lassen und mit dieser Erkenntniß erst sind wir im Stande die Möglichkeit einer Aenderung in das Auge zu fassen. Ist das Slaventhum wirthschaftlich stärker als das Deutschthum, ist es in der Lage der numerisch schwächer werdenden deutschen Bevölkerung stets neue Massen entgegenzustellen, dann nützt auch die beste deutschfreundlichste Parteipolitik nichts. Es handelt sich darum, an der Stärkung der inneren Kraft des Deutschthums zu arbeiten, seine ökonomische Macht zu stärken, sie zieht die der politischen unbedingt nach sich. Ist damit der Grundgedanken der Herkner'schen Schrift gegeben, so sind seine Ausführungen lehrreich und fesselnd genug, um zu einem genaueren Eingehen auf dieselben zu veranlassen.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse der deutsch-österreichischen

*) Wien und Leipzig, Leop. Weiß.

Alpenländer haben in einem Werke des Dr. M. Hainisch, „Die Zukunft der Deutsch-Oesterreicher“ *) eine vortreffliche Darstellung gefunden und eine Besprechung und Würdigung dieses Buches schickt Herkner seiner Schrift gewissermaßen als ersten Theil voraus, um sich selbst dann mit einer Untersuchung der Zustände seines engeren Vaterlandes, des deutschen Böhmens zu befassen.

Die statistisch erwiesene Thatsache „daß der Zuwachs der Bevölkerung in den vorwiegend slavischen Kronländern denjenigen in den deutschen Gebieten um das Doppelte, ja um das Dreifache überholt“, genügt, um zu zeigen, wie nothwendigerweise so das Deutschthum in der Monarchie immer mehr an Einfluß verlieren muß. Die Ursache für diese Erscheinung liegt bei den deutschen Alpenländern vorzüglich in der niedrigen Geburtsfrequenz der dortigen deutschen Bevölkerung. Der Grund, daß die Deutschen bei ihren höheren Lebensansprüchen weniger häufig als die Slaven zur Ehe schreiten, ist darum nicht stichhaltig, weil die Statistik lehrt, daß der Procentsatz der verheiratheten gebärfähigen Frauen innerhalb der deutschen Bezirke selbst ein sehr verschiedener ist. In den Alpenländern Salzburg, Deutsch-Tirol und Deutsch-Kärnten ist dieser Satz ein sehr niedriger 33,08, 29,66 und 25,37 Procent, während er sich in Deutsch-Böhmen mit 48,60 Procent der Geburtsfrequenz der slavischen Bevölkerung fast gleichstellt. Fragen wir nach den Ursachen dieser Erscheinung, so ist die Antwort darauf, daß in den deutschen Alpenländern — zum Theil bedingt durch die Bodenverhältnisse — das System der Einzelhöfe sehr in den Vordergrund tritt. Auf 5248 Gemeinden mit vorwiegenden Dorfsystem, kommen 3627 Gemeinden mit vorwiegendem Hofsystem. Dieses System hat zur Folge die Unselbständigkeit der dabei beschäftigten, natürlich fast ausschließlich unverheiratheten Knechte und Mägde. So ergibt sich aus dem Gesagten als nothwendige Folgerung, daß, um das Eingehen der Ehe zu erleichtern, die Geburtsfrequenz zu heben, gebrochen werden muß mit der einseitigen agrarischen Ausnützung der Alpenländer, daß sie erhoben werden müssen aus diesem niederen Zustande in den höheren der Agricultur — Manufaktur — Handelsperiode. Und wo wäre dies leichter zu ermöglichen als in den Alpengegenden, wo man, nach dem Vorbilde der Schweiz, durch Verbesserung der Verkehrsverhältnisse der Fremdenindustrie Eingang und Boden verschaffen kann, um mit deren Aufkommen einer großen Anzahl von Familien Existenzmöglichkeit zu verschaffen. Daß außerdem noch die bestehende Landwirthschaft selbst bedeutender Vervollkommnung und Verbesserung fähig ist, tritt als zweites förderndes Moment hinzu.

Hindert, wie eben gezeigt wurde, in den deutschen Alpenländern die einseitige agrarische Wirthschaft das stärkere Anwachsen der Bevölkerung, so sind es in den Industriebezirken des deutschen Böhmens traurige soziale Zustände, die das Deutschthum nicht zur Stärke kommen lassen. Ist dort die Geburtsfrequenz eine geringere als die der Bevölkerung in den slavischen Kronländern, so ist es in den deutsch-böhmischen Bezirken, trotzdem die Tschechen im Procentsatz weniger als die Deutschen durch zuwandernde Bevölkerung gewinnen, die große Kindersterblichkeit, bei keineswegs geringerer Geburtsfrequenz, die das Deutschthum schwächt und entkräftet. Das Bestreben des Unternehmers, aus möglichst geringem Betriebskapital möglichst hohen Gewinn zu erzielen, wird hier begünstigt durch die Arbeitsreservekräfte, welche die tschechische Bevölkerung ihnen stellt, der es möglich ist in Folge ihres niederen standard of life zu einem Lohne zu arbeiten, der dem deutschen Arbeiter eine Existenz entweder gar nicht oder nur unter außerordentlichen Entbehrungen möglich macht. Die nothwendige Folge dieses Zustandes ist, daß sich auch hier die „Auslese zum Schlechten“ vollzieht, daß, wer es pekuniär nur immer vermag, oder wer Vertrauen zu seiner Thatkraft und seinen Fähigkeiten hat, auswandert, um sich in einem wirthschaftlich höher stehenden Gebiet niederzulassen, das ihm bessere Daseinsbedingungen bietet. Er wandert aus und an seine Stelle tritt der Slave, der da noch vollkommen ausreichenden Lebensunterhalt findet, wo der Deutsche schon nicht mehr existiren kann. Bei dem zurückbleibenden Theil der Bevölkerung zeigen sich die traurigen Folgen der schlechten ökonomischen Lage in dem Rückgange der körperlichen Tüchtigkeit, wie er in erschreckender Weise bei den Aushebungen zu Tage tritt und vor Allem in der hohen Kindersterblichkeit. Um das Deutschthum zu stärken, müssen diese beiden Uebel beseitigt werden. Damit nun ist klar und deutlich gegeben, was Herkner mit den Worten ausspricht: „Die soziale Reform für die Deutschen Böhmens hat als ein Gebot der nationalen Selbsterhaltung zu gelten.“ Die soziale Frage ist zugleich die nationale. Mit dem begeisterten Reden von deutschem Sein und deutscher Art, mit der Pflege des deutschen Liedes und der Turnkunst, ja auch mit den, gewiß sehr anzuerkennenden Bestrebungen des deutschen Schulvereins ist es nicht gethan; man gehe doch nicht immer um den eigentlichen Kern der Sache herum, sondern habe den Muth, die Hand in die offene Wunde zu legen, weit genug klafft sie. Und hiermit, mit der Forderung durchgreifender sozialer Reformen ist zugleich eine Stellungnahme zu den Bestrebungen der Sozialdemokratie geboten. Was dieser Partei ihre immer zahlreicher werdende Anhängerschaft verschafft, ist hauptsächlich der Umstand, daß die Arbeiter sehen, daß keine andere Partei in so energischer Weise für ihre Interessen und Wünsche eintritt, wie jene. Erst wenn eine bürgerliche Partei sich bildet, die eine durchgreifende Reform des wirthschaftlichen Lebens als ihre Haupiaufgabe betrachtet, die nicht schon etwas Großes geschehen glaubt mit den halben Anläufen und ganzen Mißerfolgen, die bisher auf diesem Gebiete zu verzeichnen sind, dann, aber auch erst dann können wir fordern, daß der Arbeiter Vertrauen zu uns habe: „Der Worte sind genug gewechselt, jetzt laßt uns Thaten sehen“. Welch unendliches Gebiet der Bethätigung unseres guten Willens noch vor uns liegt, das kennzeichnet Herkner durch Anführung einiger Worte: Volksbibliothek, Volksbad, Fortbildungsunterricht, fachgewerblicher Unterricht, Haushaltungsschulen für junge Arbeiterinnen, Arbeitsvermittelung, gewerbliche Schiedsgerichte, Wohnungszustände, Wasserleitung, Canalisirung, Reform der Armenpflege, Fürsorge bei Arbeitslosigkeit. Ist die bürgerliche Gesellschaft gewillt, solche Verbesserungen in thatkräftiger Weise in Angriff zu nehmen, so sichert sie in demselben Maße ihre Stellung, wie sie die Position der sie bedrohenden Sozialdemokratie erschüttert und untergräbt. Im Einzelnen auszuführen, wie nothwendig diese Reformen sind, ist unnöthig; jeder Einsichtige weiß es. Nur auf die große Kindersterblichkeit als die Hauptursache des Rückganges der deutschen Bevölkerung und auf die Möglichkeit ihrer Bekämpfung sei hier hingewiesen. In dem statistischen Bericht der Stadt Aussig für 1886, den Herkner u. A. anführt, heißt es:

„Nach den Berichten der k. k. statistischen Centralcommission betrug die Kindersterblichkeit in ganz Oesterreich von 1873 bis 1877 25,6 Procent; für unsere Stadt ergibt sich in diesem Zeitraume ein Procentsatz von 35,5. Nach Körösi betrug die durchschnittliche Kindersterblichkeit von 1876 bis 1881 in Prag: 22,9, in Wien 18,45, in Frankfurt a/M. 17,33, in London 14,75, während bei uns von 1876 bis 1881 durchschnittlich 32,4 von 100 Lebendgeborenen wieder starben. Wir ersehen somit aus obiger Zusammenstellung, daß auch abgesehen von der hohen Geburtsziffer von dem in einem Jahre Lebendgeborenen in unserer Stadt selbst im Vergleiche zu Großstädten sehr viele Kinder dahin gerafft werden, und dürfte man, wie in den früheren Berichten bereits hervorgehoben, nicht fehlgehen, wenn man die Ursachen hiervon in den durch die große meist mit zahlreichen Kindern gesegnete Arbeiterbevölkerung bedingten ungünstigen Ernährungs- und Wohnungsverhältnissen sucht.“ Um diesen schrecklichen Zuständen zu steuern, ist das wichtigste Mittel eine durchgreifende Verbesserung der Wohnungsverhältnisse. Als Herkner seine Arbeit veröffentlichte, da war die inzwischen zu großer Anerkennung und Verbreitung gelangte Schrift von Paul Lechler (Stuttgart) *) noch nicht erschienen,

*) Wien, Franz Denticke.

*) Wohlfahrts-Einrichtungen über ganz Deutschland und gemein-

sonst hätte Herkner wohl Rücksicht auf die darin gemachten Vorschläge genommen. Lechler verlangt die Gründung von Wohlfahrtsvereinen in den einzelnen Gemeinden, „die Thätigkeit der Mitglieder ist als vollkommen unentgeltliche, ehrenamtliche gedacht." Nur die Wohlfahrts-Centralstelle, in der die Fäden der einzelnen Vereine, die sonst völlig unabhängig von einander arbeiten, zusammenlaufen, zählt besoldete Beamte. Hier wären die von den Einzelstellen einlaufenden Berichte zu sammeln und von hier aus könnten praktische Vorschläge auf Grund der Kenntniß der gesammten Erfahrungen gemacht werden. Zur Aufbringung der nöthigen Mittel constituiren sich die Wohlfahrtsvereine als Actiengesellschaften, während der Staat für Kapital und vierprocentigen festen Zins Bürgschaft übernimmt, ein Verfahren, das den Actien „die Sicherheit einer Staatsschuldverschreibung und die Bonität der Anlage für Mündelgelder" bietet. Mit diesem Kapital, gewonnen durch die Ausgabe der durch den Staat gesicherten Actien, sind geeignete Wohnhäuser für Arbeiter zu errichten, auch könnten die Wohlfahrtsvereine „durch gelegentliches Zusammenkaufen der schon bestehenden, auf Erzielung hoher Miethpreise berechneten Arbeiterwohnkasernen dem damit betriebenen Wohnungswucher Einhalt thun. Häufig würde ein solches Vorgehen gestatten, unbeschadet der Erzielung einer vierprocentigen Netto-Rente die Miethen auf die Hälfte ihres jetzigen Betrages herabzusetzen." *) Lechler hat bei seinen Vorschlägen die öffentlichen Verhältnisse im deutschen Reiche vor Augen; wir, stets gewohnt, in allen solchen Fragen die Initiative der Regierung zu erwarten, werden von Lechler darin bestärkt durch die wichtige Rolle, die er den Staat als Garanten des Kapitals spielen läßt. Die für das Zustandekommen des Unternehmens genügende Sicherheit böte wohl auch die einzelne Stadtgemeinde und damit ist gerade für Oesterreich, dessen Parlamente in Folge ihrer fortwährenden nationalen Zänkereien keine Zeit für wichtige Fragen übrig haben, den einzelnen Gemeinden ein großes Feld gemeinnütziger Wirksamkeit eröffnet. Hier könnten bedeutende, in ihren Folgen unendlich heilsame Reformen auf sozialem Gebiete geschaffen werden, ohne daß besondere Kapitalien geopfert zu werden brauchten. Hier wäre eine Stelle gefunden, wo die Gemeinden nützlich anfassen könnten; so gewänne in den Industriebezirken Deutsch-Böhmens das hart bedrängte deutsche Element neue Kraft und Widerstandsfähigkeit gegen das immer mächtiger werdende Slaventhum. „Wenn aber die Tschechen, wie so oft, das deutsche Beispiel nachahmen? Offen gestanden," sagt Herkner, „ein schönerer Wettkampf zwischen den feindlichen Brudernationen als der auf dem Gebiete volksthümlicher Sozialpolitik ließe sich gar nicht denken und wünschen. Wir meinen, daß man in Böhmen, wie in Oesterreich, dem nationalen Frieden am nächsten sein wird . . . sobald der nationale Sinn mehr in einer stillen, aber großen und werkthätigen Liebe zum eigenen Volke, als in der Bedrückung und dem Hasse des Fremden sich äußert."

Wir aber meinen demgegenüber, daß es nur nöthig sei, der deutschen Bevölkerung eine ausreichende Existenz zu sichern, denn dann wird sie, wie schon so oft, auf's Neue die Ueberlegenheit der germanischen Race über die slavische beweisen und vielleicht ist es ihr dann sogar möglich, die verlorene Suprematie wieder zu gewinnen.

nützige Actien-Gesellschaften. Ein Stück sozialer Reform von Paul Lechler. Stuttgart, W. Kohlhammer.

*) Professor Bücher (Leipzig) hat nachgewiesen, daß der Arbeiter den Quadratmeter Wohnfläche doppelt, ja dreifach so hoch bezahlt, als der Vermögende, der größere Wohnungen bewohnt, ohne daß jener dabei Luft und Licht in genügender Weise hat. — Wie ich höre, veranstaltet augenblicklich die Stadt Breslau eine Enquête über die Höhe der Miethspreise der Arbeiterwohnungen.

# Literatur und Kunst.

## Deutscher Geist in Frankreich.

Von Leo Berg.

„Die Schranken zwischen Deutschland und Frankreich sind gefallen;" ruft Jean Louis Lerminier 1846 in seiner Schrift über die „deutsche Poesie und französische Geistesdichtung" aus: „Die deutsche Poesie hat ihren Einzug in Frankreich gehalten und französische Bücher zogen über den Rhein. Die beiden Völker lesen einander und beurtheilen sich gegenseitig. Die beiden Nationalitäten, so verschieden veranlagt sie auch sein mögen, sind nicht mehr unverträglich."

Das geistige Deutschland ist für Frankreich geradezu eine Entdeckung der Frau von Staël. Im vorigen Jahrhundert wußten die Franzosen wenig von uns; Beachtung fanden im Allgemeinen wohl nur Leibniz und der Idyllen-Dichter Salomon Geßner, der in einigen Kreisen jenseits des Rheins begeisterte Aufnahme fand. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden zwar mehrere Werke in das Französische übertragen, deutsche Dichter, wie Klopstock, Schiller u. a. erhielten von französischen Revolutionsmännern das Bürgerrecht. Aber von einer tieferen Einwirkung konnte noch keine Rede sein. Während der Revolution selbst war man zu sehr mit anderen, gefährlichen Dingen beschäftigt, um Muße für fremde neue Literaturen zu haben. Und vorher konnte man schlechterdings keine Achtung vor dem geistigen Deutschland haben, da man sah, daß in Deutschland höchstes Gesetz war, die Franzosen nachzuahmen, und es in der deutschen Gesellschaft für vornehm galt, französisch zu sprechen.

Dem Mann, dem die deutsche Literatur ihre Größe verdankt, verdankt sie auch ihre internationale Bedeutung: Goethe, der nicht nur der erste moderne Geist großen Stils ist, sondern zum ersten Mal in Deutschland, überall über die nationalen Grenzen hinausgreift und aus sich eine europäische Total-Erscheinung ersten Ranges macht, und dessen Wirkung auch nicht auf Deutschland allein beschränkt bleiben konnte. Wie Goethe trotz aller Goethe-Philologie, Goethe-Gesellschaften, Goethe-Tage, Goethe-Jahrbücher u. s. w. in Deutschland nicht zu den gelesensten Dichtern gehört, aber im Stillen um so nachhaltiger und bedeutsamer wirkt, oft wo man es am wenigsten ahnt, so auch in Frankreich, wo er nicht zu den populären, wohl aber zu den einflußreichsten modernen Schriftstellern gehört. Diejenige Dichtung, welche der französischen Geistesrichtung unmittelbar nach der Revolution den markantesten Ausdruck verlieh, Châteaubriand's „René", ist ein directer Schößling des „Werther", der in Frankreich eine ganze Literaturgattung schuf, die subjectiv-psychologische Liebes-Novelle und lange Zeit bestimmend blieb. (Charles Nodier's „Le peintre de Salzbourg", Sénancour's „Obermann", Benjamin Constant's „Adolphe" u. a.)

Später war es namentlich die deutsche Philosophie, besonders Hegel, Feuerbach, Stirner, David Strauß, Bruno Bauer und vor Allen Schopenhauer und neuerdings Fr. Nietzsche, die deutsche Musik, von den Dichtern aber Heinrich Heine, welche den deutschen Geist über die Grenzen hinaus verbreiteten. Namentlich Heine ist einer der wichtigsten Vermittler, im Auslande der gelesenste deutsche Dichter, und schon deshalb sollten sich die Deutschen schämen, ihn in so brutaler Weise fortgesetzt zu beschimpfen und herabzusetzen.

Gegen die Mitte unseres Jahrhunderts hat die deutsche Literatur in Frankreich schon solch ein Ansehen, daß sich einzelne französische Autoren bereits mehr am deutschen als am gallischen Geiste bildeten. „Seitdem ich in Paris lebte," bekennt Guizot in seinen Memoiren, „waren deutsche Philosophie und Literatur mein Lieblingsstudium. Ich las Kant und Klopstock mehr als Condillac und Voltaire." Die französische Romantik vollends, ob dies gleich nicht immer gewußt und anerkannt war, stand unter deutschen Einflüssen. In seiner Vorrede zur

„Rheinreise" (Le Rhin 1842) ruft Victor Hugo emphatisch aus: „Deutschland, der Verfasser verhehlt es nicht, ist eines der Länder, die er liebt, und eine der Nationen, die er bewundert. Wenn er kein Franzose wäre, dann möchte er ein Deutscher sein!" Und noch während des Krieges, ja während der Belagerung preist er Deutschlands Größe und Gerechtigkeitsliebe:

Aucune nation n'est plus grande que toi ;
Jadis, toute la terre étant en lieu d'effroi,
Parmi les peuples forts tu fus le peuple juste.
(L'Année terrible.)

Der Gedanke einer Allianz Deutschlands mit Frankreich taucht in der Mitte des Jahrhundets häufiger auf. Deutschland und Frankreich haben gemeinsame Culturaufgaben, deren Ausführung nur ein kleinlicher Haß und Eifersüchteleien vereiteln, sagt einmal Saint-Marc Girardin. Und ähnlich Xavier Marmier: „Es ist Zeit, daß die Gehässigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich aufhören und einer loyalen Würdigung hüben wie drüben Platz machen. Der Genius der beiden Nationen ist so geartet, daß sie sich gegenseitig ergänzen: hier die Reflexion, dort die Praxis; dort das Studium, das die Thatsachen sammelt, die Wissenschaft, die sie analysirt, der philosophische Geist, der die Folgerungen zieht und die Theorien aufstellt; hier die Beweglichkeit, Unmittelbarkeit, das Leben; oft zu stürmisch und lärmend, aber oft feierlich und fruchtbar. Könnten diese zwei Nationen nicht unter denselben Gesetzen des Fortschrittes und der Civilisation wandeln? Und ähnlich Saint-René, Taillandier und viele Andere.

Nach dem Kriege wurden die Franzosen etwas zurückhaltender mit ihrer Bewunderung deutschen Geistes. Aber man täuscht sich hüben wie drüben, wenn man sich einbildet, die deutsche Literatur sei neuerdings den Franzosen entfremdet, eher könnte man sagen, daß sie innerlicher geworden sei. Ueber den Einfluß des deutschen Geistes auf die französische Literatur fehlte eigentlich bisher noch jede zusammenhängende Darstellung. Nur ein Docent in Zürich, J. Breitinger, hatte einmal, in seiner Antrittsvorlesung 1876, „Die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich", das Thema kurz gestreift.

Neuerdings hat ein Privatdocent der Universität Basel, Fritz Meißner, das gleiche Thema in einer Monographie eingehender behandelt. *) Eine recht tüchtige und fleißige Arbeit, die indeß weit hinter der Aufgabe zurückbleibt. Vor Allem ist das Thema viel zu äußerlich aufgefaßt. Der Verfasser stellt sich den Einfluß einer Literatur viel zu oberflächlich vor. Philologen gibt es in unserem Jahrhundert ja überall, und die Presse hat sich so entwickelt, daß sie immer eine ganze Reihe von Interessen, auch unpopulärer Art, absorbirt. Wohl kann es uns schmeicheln und erfreuen, zu hören, daß sich französische Kritiker lebhaft mit deutscher Literatur beschäftigten, sie emsig verfolgten und deutsche Geistesereignisse oft unbefangener und gerechter beurtheilten als wir Deutschen selbst, daß französische Journale sich gewissenhaft über deutsche Literaturströmungen berichten ließen. Aber das könnte uns doch nicht befriedigen. Die Bibliotheken philologischer Detail-Forschung über Shakespeare geben doch keinen Begriff von dem Einfluß, den Shakespeare auf uns geübt hat. Man kann ihn doch nicht nach dem Gewicht der kritischen und ästhetischen Makulatur beurtheilen wollen. Die haben auch Dichter hervorgerufen, welche nie tiefer gewirkt haben. Meißner hätte zeigen müssen, wie und wo die deutschen Geister von Frankreich Besitz ergriffen haben. Wie sie wirkten, was sie erweckten, was sie beförderten, wohin sich ihre Spuren verfolgen ließen, was ihr Eigenthum blieb und was ihre Art war. Freilich ein schwieriges Unternehmen, aber mindestens doch der Versuch mußte gemacht werden; statt dessen begnügt sich der Verfasser über französische Kritiker zu referiren und verfährt auch hier recht einseitig, indem er fast nur die Revue des deux mondes durchgeht, deren 60 Jahrgänge er allerdings mit heißem Bemühen studirt hat. Aber er hätte bedenken sollen, daß uns das im Allgemeinen gar nicht so recht interessirt. Dichter und Werke, die wir heute selbst nicht mehr kennen und beachten, die weder in Deutschland noch anderswo gewirkt haben, in französischer Beleuchtung reproducirt zu sehen, kann von gar keinem Belang sein. — Aber selbst Urtheile über echte Dichter wiederzugeben, hat für dieses Thema nur einen Zweck, wenn sie auch in Frankreich Einfluß gehabt haben. Und dabei kommt es gar nicht weiter darauf an, ob es große Dichter waren, wie Kleist oder volksthümliche Sänger, wie die Schwaben, wie Uhland, wie Körner, die alle schon, weil sie viel zu exclusiv deutsch waren, gar keinen Einfluß auf die französische Literatur haben konnten. Wie denn im Allgemeinen überhaupt die deutschen Dichter nicht den weltmännischen, europäischen Geist hatten, um unmittelbar im Auslande gelesen und gewürdigt werden zu können, wie unter den Franzosen selbst zuweilen kleinere Talente. Um so eingehender mußten die Dichter und Philosophen behandelt werden, deren Spuren verfolgt werden können, die in Frankreich Heimathsrecht besitzen oder besaßen, wie Geßner, Goethe, Heine, T. A. Hoffmann, Hegel, Schopenhauer, Feuerbach, Wagner, Nietzsche u. s. w. Auf das Besprochenwerden kommt es wirklich nicht so viel an, als sich Meißner einredet.

Die Urtheile, die er anführt, sind freilich oft recht erfreulich wegen ihrer Unparteilichkeit, meist aber keineswegs so treffend und geistreich, als Meißner uns glauben machen will. Oft unterstreicht er recht philiströse Meinungen, wie die Urtheile Taillandiers, dem Meißner überhaupt eine viel zu hohe Bedeutung und einen zu großen Platz einräumt, und Edgar Quinets von den üblichen Urtheilen in Frankreich ganz abweichenden Bemerkungen über Heine, über den sich Meißner geradezu die Goedeke'sche Bornirtheit zu eigen macht. „Sucht man gegenwärtig die Reihe seiner Schriften unbefangen durch, so muß man erschrecken vor der geistigen Oede und Leerheit derselben und zugestehen, daß er eigentlich auch nicht einen großen befreienden Gedanken aufgestellt hat", sagt Meißner in Uebereinstimmung mit Goedeke von Deutschlands geistreichstem Schriftsteller.

Aber nicht gegen Heine allein ist er ungerecht. Seine scheinbar objective, thatsächlich aber verständnißlose Zurückhaltung trifft auch ein größeres deutsches Literaturwerk, die „Nibelungen". Es wird Emile de Laveleye citirt: „Der deutsche Patriotismus hat die Kritiker geblendet, als sie die Nibelungen über die Ilias setzten. Das deutsche Epos ermangelt des Maßes, der richtigen Proportion und der Anmuth; die griechische Ilias ist viel künstlicher. Die Mythologie, nicht die Geschichte bildet seine Grundlage . . . Wie alle Epen den gleichen Gesetzen der Entstehung folgen, so sind die Nibelungen eine Compilation älterer Rhapsodien, wohl überlegt, aber nicht poetisch erfunden." Wozu Meißner bemerkt: „Wenn man auch Friedrichs des Großen sublime Verachtung der Nibelungen nicht theilt, so glauben wir, selbst auf die Gefahr hin, der Ketzerei bezichtigt zu werden, daß der französische Kritiker im Ganzen ein richtiges Gefühl besitzt, wenn er nicht in das gewohnte Lob über der Nibelungen Vortrefflichkeit mitzustimmen vermag."

Dies Urtheil zeugt mehr von Muth als von literarischer Einsicht. Die Bemerkung des Franzosen ist ziemlich oberflächlich, da niemand die Nibelungen ernstlich mit der Ilias hinsichtlich der kunstvollen Form wird vergleichen wollen. Was wir an dem Epos schätzen, ist ganz etwas Anderes, wovon weder der Franzose noch der Baseler Privatdocent eine Ahnung zu haben scheint.

Dagegen wird aber auch zuweilen ein wirklich schlagendes Urtheil, eine glänzende Darstellung deutscher Werke citirt, und namentlich auf zwei Stellen können wir hinweisen, wo deutsche Erscheinungen so frappant erklärt und so frei besprochen werden, daß diese Kritiken ohne Weiteres den besten deutschen Beurtheilungen derselben Erscheinungen beigezählt werden dürfen. Einmal eine Definition des Werther-Typus von Emile de Montégut, die wir wiedergeben wollen, um ihr auch in Deutschland Beachtung und Verbreitung zu verschaffen:

*) Der Einfluß des deutschen Geistes auf die französische Literatur des 19. Jahrhunderts bis 1870. (Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. Gebhardt und Wilisch.

„Ich habe den »Werther« sehr oft gelesen und jedesmal bin ich tief ergriffen worden. Ich liebe ihn stets von neuem. Werther ist die Reinheit selbst, er hat nichts gemein mit den Helden Lord Byrons, mit René und anderen solcher Gestalten sinnlicher Natur. Ich habe überhaupt Byrons Helden nie geliebt, weil sie keine wahren Menschen und nicht von unserer Zeit sind. In Byron bricht in flammenden Worten die Verachtung kleinlicher Verbrechen und der vulgären sozialen Verderbniß hervor; er liebt die großartig auftretende moralische Verdorbenheit und erfindet eine barocke unmögliche Welt, wo seine Lüsternheit Befriedigung finden kann, und wo das Verbrechen, der Ehebruch, Mord, Räuberei edel und großartig auftreten dürfen. Man tödtet da, aber man lügt nicht. Diese Typen sind Byron selbst, aber sie gewinnen meine Sympathie nicht. — Aber den Werther haben wir gekannt; er gehört unserer bürgerlichen Schicht an; die Schmerzen, die Kränkungen, die er erduldet, die haben auch wir gekannt. Er ist wahr, lebendig, er ist ein Bürger, der erste einer langen Serie bürgerlicher Helden, welcher der ritterlichen und aristokratischen Literatur ein Ende macht; er vertritt das Bürgerthum, das mit seiner Bildung, seiner reichen Gedankenwelt und seinem Gemüth den Reiz des Lebens bildet. Diese Neuerung verdanken wir Goethe mehr als Diderot, Lessing mehr als J. J. Rousseau, dessen St. Preux ein zweideutiger, fieberhafter, gemeiner, stolzer und serviler Geselle ist, wie Rousseau es selbst war.

Wie ideal ist in Goethe's Roman alles! Wie wahr sind die drei Charaktere und Werther vollends! Werther wäre unglücklich geworden, auch wenn er Charlotte nicht gekannt hätte, sie ist nur ein Zufall, der die Katastrophe beschleunigt. Werther's Unglück ist der Gegensatz zwischen seiner Stellung und seinen Gefühlen. Thätigkeit ist ihm unmöglich, er muß müßig bleiben, ist unfähig, Intriguen zu spinnen, sich zu bücken, zu lügen und zu schmeicheln, und so vergeht er in Unthätigkeit, er fühlt seine Unzulänglichkeit und das quält ihn. Nun findet er Charlotte, die kann ihn heben und retten; wenn sie dies aber nicht thut, so ist er verloren. Daher tödtet er sich. Das ist ein wohl vorbedachter Selbstmord; darum ist er aber auch so rührend und ergreifend, ein echtes Product unserer Zeit, die eine Uebergangsepoche ist mit allen einer solchen anklebenden Anläufen, Schrecknissen und Gespenstern. Ich liebe Werther, weil er eine offene edle Natur ist, ein Mensch wie wir." (Types modernes en littérature.)

Und noch glänzender fast ist die Charakteristik, die Heine durch Gérard de Nerval erfährt (Revue des deux mondes, Juli 1848), eine Charakteristik, die uns um so werthvoller ist, als die Heine-Literatur in Deutschland im Allgemeinen nur ästhetisches Altweiber-Geschwätz hervorgerufen hat:

„Heine ist ein malerischer und sentimentaler Voltaire, ein Skeptiker des 18. Jahrhunderts, bestrahlt vom bläulichen Silberlicht des deutschen Mondes. Er ist kein wilder Teutone und Franzosenfresser; Frankreich ist das Land seines Geistes. Der Rhein trennt eben nicht so vollständig, als man es sagt, die zwei Länder, oft fegt ein sanfter Wind aus Frankreich die nordischen Nebel jenseits weg und trägt einen Sang der Freiheit und des ewigen Unglaubens hinüber. Doch ist Heine's Satire nicht ganz lieblos; indem er die von ihm gemachten Wunden zu heilen sucht. Er ist grausam und zärtlich, naiv und treulos, skeptisch und gläubig, lyrisch und prosaisch, sentimental und spottsüchtig, leidenschaftlich und eiskalt, geistreich und malerisch, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär, ein Mann der Gegensätze, in Folge seiner pantheistischen Natur. Dabei stets eine unvergleichliche plastische Vollkommenheit. Er schneidet wie einen Block genuesischen Marmors die knorrigen ungeschlachten Stämme dieses alten unentwirrbaren dichten Waldes der deutschen Sprache durch, dem man bisher nur mit dem Beil und dem Feuer beikommen konnte; ihm ist es zu verdanken, daß man jetzt in diesem Idiome sich zurecht finden kann, ohne bei jedem Schritt durch Schlinggewächse und knorrige Wurzeln hundertjähriger Bäume aufgehalten zu werden . . . Er hat diesen Dialekt, den die Deutschen allein zu sprechen und zu schreiben vermochten, ohne sich jedoch selbst immer zu verstehen, in eine universelle Sprache verwandelt. Ein wenig später eingetreten in diesen literarischen Himmel, . . . hat er manche Fehler seiner Vorgänger vermieden . . . bei Heine gibt es nichts Langweiliges; von Wieland hat er die Sinnlichkeit, von Schiller das Gefühl, von Goethe die pantheistische Spiritualität, von sich allein seine unglaubliche Macht der Realität. Idee und Form sind bei ihm eins. Jeder seiner Sätze ist ein lebensvoller, glänzender Mikrokosmus. Es ist keine Lectüre mehr, es ist ein magisches Schauspiel, das er uns bietet. Für uns giebt es nichts Auffallenderes als diesen zugleich so französischen und so deutschen Dichter. Eine von Ironie funkelnde Seite bei ihm, die dem Candide von Voltaire konnte entnommen sein, hat als Gegenstück ein Märchen, das würdig wäre, in die Sammlung der Gebrüder Grimm aufgenommen zu werden, und kein vom Ritterthum und gothischer Kunst schwärmender Dichter, weder Uhland noch Tieck, noch Schlegel, deren Romantik Heine so oft verspottete, hat das Mittelalter so treu geschildert und so gut verstanden als er . . . Mehrere Balladen im »Buch der Lieder« geben das innerste Leben der vergangenen Zeiten wieder, trotz des spottenden Tones . . . »Die Wallfahrt nach Kevlar« ist ganz katholisch und religiös. In seinen Liebesgedichten hat Heine stets etwas Argwöhnisches, Besorgtes; die Liebe ist ihm wohl auch ein Garten, aber voll Giftpflanzen, Verrath, und überall droht der Tod . . die Strophen (der »Nordseebilder«) sind großartig wie der Ocean, und seine Rhythmen schaukeln wie die Wellen hin und her; aber statt der Nixen und Undinen erscheinen die griechischen Götter, Poseidon und die Tritonen. Im »Intermezzo« findet sich das Geheimniß seiner Liebesschmerzen. Aber Heine hat auch noch Höheres erstrebt; er hat die feudale Reaction bekämpft, die den lebendigen deutschen Geist im Staube der Vergangenheit begraben wollte. Er hat es eingesehen, daß von Frankreich her noch einmal das der Welt versprochene Licht leuchten sollte. Daher suchte er dieses zweite Vaterland auf."

Leider finden sich nur wenige der angeführten Beurtheilungen deutscher Geistesproducte auf der Höhe selbständiger, einsichtiger Kritik wie die von Montégut und Nerval. Aber das läßt sich auch aus den minderwerthigen Gelegenheitkritiken und besonders auch aus einzelnen thörichten, aber leidenschaftlichen Verunglimpfungen deutscher Werke erkennen, daß um die Mitte des Jahrhunderts bereits ein so lebhafter Austausch geistiger Erzeugnisse zwischen beiden Ländern bestand, daß wir weitaus nicht berechtigt sind, uns über die Ausländerei bei uns zu beklagen. Nur darin unterscheiden wir uns heute gründlich von den Franzosen, daß wir nicht mehr die geistige Energie der Aneignung fremder Literaturen haben, wie ehedem, zumal im vorigen Jahrhundert und zur Zeit der Romantik, und wie sie heute noch die Franzosen und Russen besitzen. Auf allem, was uns aus dem Auslande heute kommt, dem Guten wie dem Bösen, liegt der Fluch des Fremden, Unverstandenen, Gewaltsamen und Unnatürlichen. Einst verstanden sich die deutschen Dichter besser auf die literarische Colonisation, zu germanisiren und umzudeutschen, so daß es geschehen konnte, daß ein so eingefleischter Engländer wie Shakespeare ein guter deutscher Dichter wurde. Alles ward damals Goethisch, Heinisch, Kleistisch. Die Idee einer Weltliteratur, wie sie Goethe vorschwebte und wie sie die Romantiker verwirklichen halfen, begann ihrer Vollendung entgegen zu gehen. Da fingen die nationalen Einschnürungen an, und der schöne Traum war verflogen. Goethe, der gewiß ein so guter Deutscher war, als irgend einer unserer chauvinistischen Tantam-Schläger, wußte nichts vom nationalen Haß und zumal nichts gegen ein Volk, das uns in seiner Cultur so nahe steht, und dem wir so viel verdanken: „Ich hasse die Franzosen nicht, obschon ich Gott dafür danke, uns von denselben befreit zu haben. Wie könnte ich, für den die Civilisation und die Barbarei wichtige Dinge sind, wie könnte ich eine Nation hassen, die eine der civilisirtesten der Erde ist, und der ich einen so großen Theil meiner Entwickelung verdanke? . . . Der Nationalhaß ist ein besonderer Haß. Er ist immer in den untersten Regionen am kräftigsten und am heftigsten. Aber es gibt eine höhere Stufe, wo er verschwindet. Die Stufe entsprach meiner Natur, und lange, bevor ich das sechzigste Jahr erreicht, hatte ich mich fest darauf niedergelassen." —

Im Uebrigen aber irrt man sehr und ganz besonders Fritz Meißner, wenn er annimmt, seit 1870 wäre der geistige Einfluß Deutschlands auf Frankreich im Abnehmen begriffen. Fast ließe sich das Gegentheil behaupten. Die französischen Kritiker sind nur nicht mehr so unbefangen und wagen es auch nicht leicht, ihre Bewunderung für deutsche Geisteserscheinungen so begeistert auszusprechen. Der deutsche Einfluß läßt sich aber an der modernen und modernsten Richtung erkennen. Der Naturalismus fast aller Länder ist beinahe, so hart das klingt, ein Product Deutschlands und ist ohne Schopenhauer nirgends

zu erklären. Den schwerfälligsten Ernst, zum guten Theil die Weltanschauung, die symbolische Darstellungsweise, die philosophische Freiheitsidee, nicht zuletzt auch den verhängnißvollen Frauenkult haben die Naturalisten direct oder indirect von Deutschland übertragen bekommen. Einige, wie Bourget wehren sich heute mit einer Energie gegen Kant und Schopenhauer, wie gegen lebende Philosophen, so überwältigt fühlen sie sich noch. Auch drüben kann man also nicht immer so leicht mit fremden Erscheinungen fertig werden. — Aber selbst an der äußeren Anerkennung deutscher Werke fehlt es heute drüben nicht. Ueber Hegel, Heine, Schopenhauer, Wagner und neuerdings Nietzsche werden ganze Literaturen zusammengeschrieben. Unumwunden hat bis vor einigen Jahren Zola bei jeder Gelegenheit seine Hochschätzung vor deutschem Lebensernst und deutscher Wissenschaftlichkeit ausgesprochen. Man lese besonders seinen „Brief an die französische Jugend" (Le roman experimental), wie er gelegentlich der Aufnahme Renan's in die Akademie gegen französische Oberflächlichkeit raisonnirt, wie ein guter deutscher Patriot, und die Verdienste des Deutschen David Strauß energisch gegen Renan herausstreicht: „Wir sind vom deutschen Geiste geschlagen worden!" Das ist der Refrain dieser ernsten und wuchtigen Ermahnungsschrift.

Wenn aber der Einfluß deutschen Geistes im Auslande abnehmen sollte, dann werden wir es gerade den guten Patrioten zu verdanken haben, die gern Deutschland durch eine chinesische Mauer absperren möchten, und die es nicht begreifen können und fortgesetzt kurzsichtigen Geistes dagegen protestiren, daß es immer noch unbefangene deutsche Kritiker gibt, welche das Große groß nennen, auch wenn es vom Erbfeinde kommt und den herrschenden Sitten und Anschauungen nicht gerade entspricht, und das Kleine klein nennen, auch wenn es in Deutschland erschien, auch wenn es in bester Absicht geschaffen war.

---

## Alexander Kaufmann.

Von Ludwig Fränkel.

Nun ist auch der jüngste und einzig noch übrig gebliebene aus der Dichterschaar, die um 1840 in Bonn und Umgegend in gegenseitiger Anregung ein feuchtfröhliches Poetendasein führte, dahingegangen zum Lande, von wannen keine Wiederkehr. Es gibt gewiß manchen kundigen Freund unserer neueren Dichtung, an dessen Ohr der Name Alexander Kaufmann niemals schlug, und Viele werden seine Erzeugnisse, die in Anthologien Aufnahme fanden, aus demselben Grunde übergangen haben. Und doch gehört er zu den wenigen zarten Naturen der vormärzlichen Periode, die aus jenen Tagen fidelen Gläserklangs und heiterer Weinlaune in die bangende Gegenwart unenttäuscht und stillvergnügt hereinragen und in ihrer immer anspruchsloser gewordenen Persönlichkeit uns einen Typus jener sorglos friedlichen Zeit darstellen, die nun für ewig hinabsank. Damals, als der junge Detmolder Kaufmann Freiligrath am Rheine seine Leier zu exotischen Tönen stimmte, als Emanuel Geibel aus dem Norden herabkam und dem Minnesang in allen Skalen huldigte, da erscholl den schönen Strom entlang noch nicht der wüste Waffenlärm des confessionellen Haders und des politischen Gegenspiels, obgleich gerade damals Droste-Vischering, der streitbare Kölner Erzbischof, durch seinen Conflict mit der preußischen Regierung das Bewußtsein der Parteiunterschiede wesentlich verschärft hatte. Immerhin, in jenen Kreisen, denen unser Alexander Kaufmann in dem wunderlieblichen Bonn entwuchs, und in denjenigen seines späteren Verkehrs ebendaselbst, hörte man nichts von dem Feldgeschrei der bereits leise anhebenden fractionellen Agitationen. Ja, wenn es sich nicht aus gewissen rein äußeren Vorgängen seines Lebensganges ergeben würde, sein ganzes Wesen und dessen Ausdruck in poetischen Gebilden tragen so gar nichts Specifisch-Katholisches an sich, daß man fast erstaunt, wenn der zufällige Blick in Kürschner's allwissenden „Literatur-Kalender" das weiße Kreuz, diese gleichsam standesamtliche Religionsmarke des Literaten, entdeckt. Kaufmann hat auch niemals das Bekenntniß, mit dem er zufällig auf die Welt gekommen, mit unnöthiger Schroffheit hervorgekehrt, wie er überhaupt von festwurzelnden Ansichten zwar kein Hehl machte, sie aber auch nicht neugierigen oder profanen Augen zur Schau trug.

Er gehörte auch einer Familie an, die sich nicht hervorzudrängen brauchte und trotzdem mit Ehren bestand, einem jener alteingesessenen Bürgergeschlechter der Rheinlande, die an innerem und Bildungsadel genug in sich zu tragen meinten, als daß sie um die Gunst der Vornehmen hätten buhlen sollen. Ein ähnliches Gefühl waltete in den unmittelbaren Vorfahren Karl Simrock's, Kaufmann's älteren Freundes, der nicht nur ein unmittelbarer Landsmann von ihm war, sondern auch sein dichterisches Schaffen, sowie Richtung und Inhalt seiner Studien entscheidend beeinflußt hat. Simrock lebte seit 1832 auf seinem Landgute bei Menzenberg unweit Bonn, nachdem seine Berliner juristische Laufbahn in Folge des die Pariser Juli-Revolution feiernden Gedichts „Die drei Farben" früh einen unfreiwilligen Abschluß erlangt hatte. In Bonn besaß er nahe bei dem Kaufmann'schen Stammhause eine Stadtwohnung und bot so dem dichterischen Streben des Jünglings, zumal die Familien wohlvertraut waren, die Möglichkeit willkommenen Umgangs. In diesem alten Besitzthum war Alexander Kaufmann auch geboren, am 14. Mai 1817 (nicht 15. Mai 1821), mehr in Folge besonderer Bewandtniß ein wirkliches Bonner Kind wie alle seine Ahnen. Der Vater nämlich war zwar Sohn eines Hofkammerraths desselben Kurfürsten, in dessen Diensten der Vater Ludwig van Beethoven's (des in Kaufmann's „Zwei Rheinfahrten" so würdig gepriesenen Heimathbruders) gestanden, aber unter dem napoleonischen Regime zu Adendorf in der Eifel Maire gewesen und erst 1814 wieder nach Bonn übersiedelt. Hier hätte ihm, der im Französischen Recht durch Praxis und Studium genau Bescheid wußte, eine Professur an der neuen Universität gewinkt, wäre er nicht bald, noch nicht 38 Jahre alt, durch den Tod der Suche nach einem neuen Wirkungskreise überhoben worden. Alexander schickte man auf das Gymnasium, that ihn aber, da sein Körper für wissenschaftliche Arbeit nicht genug widerstandsfähig schien, lieber zu einem Buchhändler. Doch erwachte rasch der Drang zu der humanistischen Bildung in ihm, und nach dem durch Privatunterricht ermöglichten Maturitätsexamen wurde er im Mai 1838 als stud. jur. an der Universität der Vaterstadt immatrikulirt. Während dieser Vorbereitungszeit gerieth er mit dem Curator der Universität, dem hochbegabten und schnell emporgekommenen Schwaben Philipp Joseph von Rehfues, mit dessen Söhnen er jene Lectionen nahm, in nähere Berührung, und die hier gewonnenen Eindrücke müssen sehr nachhaltig in ihm fortgelebt haben. Denn auf das erst 1881 in der „Zeitschrift für preußische Geschichte" veröffentlichte gediegene Lebensbild des interessanten Mannes legte er besonderen Werth, wie sein starker Hinweis darauf in dem mir vor jetzt drei Jahren eingelieferten authentischen Material zu seiner revidirten Biographie in einem neu aufgelegten Conversationslexikon beweist. Sogleich hier möge seiner rührenden Bescheidenheit gedacht sein, die ihn dauernd begleitet hat; so war auch jener ihm behufs Durchsicht vorgelegte Ausschnitt der bisherigen Fassung, als er zurückkam, sonst gänzlich unglossirt, eine seltene Ausnahme in dieser Hinsicht.

Die Fachstudien auf der Hochschule fesselten ihn nicht, geschichtliche und literarische Dinge überwogen mehr und mehr in seinen Interessen, und dazu regte sich der Trieb zu eigenem dichterischen Gestalten immer nachdrücklicher und forderte sein Recht. Es war ein neidenswerthes Glück für ihn, daß er nicht sofort auf eine ernährende Unterkunft ausspähen mußte und dadurch Gelegenheit zum Verkehr mit dichterisch und wissenschaftlich maßgeblichen Kreisen fand, andererseits durch, allerdings verdiente, Protection aus diesen eine angenehme und sorgenfreie Lebensexistenz erhielt. Dieser überaus förderliche

Verkehr erstreckte sich außer auf Simrock, der ihn in die altdeutsche Sagen- und Alterthumsforschung einführte, namentlich auf die künstlerisch-poetische Gesellschaft „Der Maikäferbund", dessen Mittelpunkt der seit 1838 an der Bonner Universität lehrende Gottfried Kinkel und seine geistreiche und geistesstarke Gattin Johanna bildete. Einen hübschen Einblick in das lustige Treiben dieser schönheitsfreudigen Vereinigung gestatten von ganz verschiedenen Standpunkten aus die Schriften zweier ihren Theilnehmern Nahegestandener: Adolf Strodtmann's „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung" (1850) und Nikolaus Hocker's „Karl Simrock" (1877). Kaufmann knüpfte bald intime Bande zu den Mitgliedern an und betheiligte sich als „Rosenkäfer" auch fleißig an dem Vereinsorgane, nachdem er in dem von Freiligrath, Matzerath und Simrock 1840 herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuch" mit den Gedichten „Trennung" und „Heimkehr" debutirt hatte. Einem vorübergehenden, wohl beiderseits verursachten Mißverständnisse mit Kinkel verdankt man des letzteren gemüthvolles Gedicht „Einem Verlorenen". Kaufmann verbrachte damals theils in Bonn, theils auf dem seiner Familie gehörigen Sommergute bei Mondorf unvergeßliche Jahre, die auch einen reichen poetischen Ertrag hinterließen. Daß in diesen lyrischen Blüthen der herrliche Strom mit seinen unvergänglichen Uferreizen die Hauptrolle spielte, liegt auf der Hand.

Das Jahr 1844 brachte eine endgültige Wendung in Kaufmann's Leben. Auf Empfehlung seines Gönners, des berühmten Bonner Historikers Joseph Aschbach, übertrug man ihm die Erziehung des Erbprinzen Karl von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, die er anderthalb Jahre mit Geschick leitete. Doch kehrte er noch 1845 in Folge angegriffener Gesundheit heim und lag nunmehr mit frischer Hingabe den abgebrochenen historisch-antiquarischen Studien ob, copirte auch 1849 in Köln die alte Chronica praesulum und die deutsche Rathhauschronik behufs wissenschaftlicher Nutzung. In Berlin, wo er danach einige Monate verweilte, kamen ihm Alexander von Humboldt, Ludwig Tieck und andere einflußreiche Leute artig entgegen, machten auch den König Friedrich Wilhelm IV., der ja stets aufstrebende Individualitäten stützen wollte, auf ihn aufmerksam. Er sah auf der Rückreise noch Dresden und folgte dann einem Rufe der Vormundschaft seines mittlerweile zum Fürsten vorgerückten Pfleglings als Archivrath nach der fürstlichen Residenz Wertheim im äußersten Nordost-Baden.

In diesem kleinen, alten Städtchen, das sich in die vom Main und der hier in ihn mündenden Tauber gebildete Ecke hineinschiebt, hat Kaufmann seitdem gelebt und gewirkt. Wertheim liegt reizend am Fuße eines bewaldeten Berges, dessen rothe Sandsteinfelsen die ansehnlichen, theilweise gut erhaltenen Gemäuertrümmer des im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses tragen und erweckt mit den mehrfach alterthümlichen Häusern des 16. Jahrhunderts lebhafte Erinnerungen an den verflossenen Glanz der fürstlichen Selbständigkeit. Das war ein Boden, für Kaufmann wie geschaffen. Hier, im Buchengrün des Spessarts, des größten und schönsten deutschen Waldgebirges, vermochte sich seine schwächliche Constitution über Wasser zu halten, wo ihn sein Amt, das eigens für ihn eingerichtet war, in befriedigender Weise beschäftigte und zu ergebnißreichen Studien veranlaßte, aber nie überanstrengte. Er sah das Wohlwollen des Geschicks ein und bezeigte sich dankbar für dessen unverhofft ihm widerfahrene Gnade. Die historischen Local- und Territorialstudien der Landschaft hat er frisch wachgerufen und in systematische Bahnen gelenkt, daneben ihnen aus der eröffneten Sagenwelt auch für seine Muße manchen passenden Stoff abgewonnen, z. B. „Aus dem Spessart" und „Graf Johann von Wertheim" (dessen treffliches Grabdenkmal aus dem 15. Jahrhundert die dortige Pfarrkirche birgt). 1850, noch vor dem Umzuge in den bleibenden Aufenthaltsort, war seine erste Sonderveröffentlichung auf den Büchermarkt gelangt, eine Arbeit über den vortrefflichen Mönch Cäsarius von Heisterbach, den anschaulichen Schilderer der Kloster- und Klerusverhältnisse des 14. Jahrhunderts, den er bereits 1844 im „Niederrheinischen Jahrbuch für Geschichte und Kunst" liebevoll porträtirt hatte. 1862 trat das bei aller Gelehrsamkeit überaus fesselnde Werk wesentlich verstärkt hervor, und noch 1888 und 1891 eine deutsche Bearbeitung der „Wunderbaren und denkwürdigen Geschichten aus den Werken des Cäsarius von Heisterbach" („Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein"). Kaufmann hat den ehrwürdigen Chronisten, der sich in seiner engen Zelle doch seinen unumflorten Blick für die Pracht und Fülle der Heldenmären und volksthümlichen Ueberlieferungen nimmer hatte trüben lassen, sinnig nachempfunden und auch anderweit die bei ihm niedergelegten Materialien auszumünzen gesucht. So in den gefälligen „Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrock's Rheinsagen" (1862), denen er entsprechende Erläuterungen zu seiner eigenen Sammlung der „Mainsagen" (1853) anhängte, sowie in der sehr bereicherten und mit Quellennachweisen versehenen Neuausgabe von Simrock's „Geschichtlichen deutschen Sagen" (1886). Und vielleicht ist ihm gerade durch diese Zuneigung seines erkorenen Lieblings zur legendarischen und historischen Volkstradition diese selbst so innig an's Herz gewachsen.

Denn seine eigenen poetischen Schöpfungen bevorzugten von vornherein neben dem knappen landschaftlichen Stimmungsbild und der rein lyrischen Erotik — beide namentlich in kurzer Liedform — das Gebiet der Geschichtssage. Alle wichtigen Beiträge zur Kenntniß seines Dichtens bietet schon die erste Sammlung „Gedichte", 1852 zu Düsseldorf mit Illustrationen von B. Vautier erschienen. Sie spiegeln schon alle Seiten seines Talentes wieder: kecken Wurf und frische Stimmung im Natur-, Trink- und Minnelied, das öfters köstliche Laune verbrämt, sinnvolles Verständniß der alten Romantik, kernige Auffassung und gleichfalls häufig witzig und satirisch gefärbte Wiedergabe alter erzählender Stoffe. Letzterer Abschnitt enthält die werthvollsten Nummern, wie „König Trojan", „Der Vandalen Auszug", „Des heiligen römischen Reichs Einritt", „Die Mönche vom Johannisberg". Die beiden letztgenannten sind Musterstücke humoristisch-epischer Skizzen, die ersteren für den gedrängten Balladenstil in der Art Uhland's, den Kaufmann genau gekannt haben mag: seine wiederholten Hinweise auf dessen großartige mythologische Abhandlungen, ferner die feine Behandlung seiner „Münstersage" von Goethe's Straßburger Thurmgekritzel (beides in jenen „Quellenangaben" zu Simrock), endlich einzelne positive Anklänge beweisen diese ehrenvolle Anhänglichkeit. Eine solche äußerst lehrreiche freie Anlehnung zeigt Kaufmann's „Vor Sonnenaufgang"

„Es flieht der Nebel tiefes Grau,
Die Lerche rüstet sich zum Schlagen.
Jetzt wasch' den Blick im Morgenthau,
Die Sonnenröthe zu ertragen!"

an Uhland's „Maienthau":

„Auf den Wald und auf die Wiese,
Mit dem ersten Morgengrau,
Träuft ein Quell vom Paradiese,
Leiser frischen Maienthau . . .
Mit dem Thau der Maienglocken
Wäscht die Jungfrau ihr Gesicht,
Badet sie die goldnen Locken
Und sie glänzt von Himmelslicht."

Außer den letzten der entsagenden Liebesliedern an ein rheinisches Mädchen deuten „Scherze und Sprüche", die jene ehrliche Jugendminne etwas auf die leichte Achsel nehmen, darauf hin, daß sein Herz noch frei war, als er endgültig nach Wertheim wanderte. Und so ist ihm denn hier erst das rechte Liebesglück erblüht. Mathilde Binder, die Nürnberger Bürgermeisterstochter, die Kaufmann im September 1855 durch ihren Landsmann, den tiefgründigen Religionsphilosophen Georg Friedrich Daumer, zunächst brieflich kennen lernte, führte er im Lenz 1857 als Gattin in seine trauliche Amtswohnung, und an ihr gewann er nicht bloß eine Lebens- und Gemüths-, sondern auch eine Dicht- und Arbeitsgenossin. Als „Amara George" war sie schon damals dichterisch aufgetreten („Blüthen der Nacht", 1856), und 1858 gab das Ehepaar mit Daumer gemeinsam „Mythoterpe, ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch" heraus, das für aller dreier Befähigung, die verschiedenartigsten fremdsprachlichen Mythen unter Wahrung formaler Eigenthümlichkeiten dem deutschen Besitze einzuverleiben, glän-

zendes Zeugniß ablegte. Seiner Gattin, die 1858, wie Daumer, zum Katholizismus übertrat, mystische Anwandlungen hat Kaufmann nie getheilt, im Gegentheil auf sie mildernd eingewirkt, wie er andererseits an ihr die treueste Beratherin und Begleiterin bei allem Denken und Thun erworben hatte. Dafür sprechen auch die 34 Gedichte „An Amara", die in der neuen Ausgabe seiner Lyrik, „Unter den Reben" (1871) aufgenommen wurden, beredt genug.

Kaufmann hat fürder ein ruhiges Dasein geführt, in Gelassenheit und Beschaulichkeit. Ob er als junger Mann von der Theilnahme an öffentlichen Dingen mehr als geträumt hat, als er in der Vorrede zu seinen „Gedichten" von sich sagt:

„Er hat ein Herz für seiner Heimath Loos,
Ihm hat die Zeit manch' ernstes Lied gegeben,
Ernst, doch versöhnend, streng, doch ohne Zorn",

und

„Auch träumt er gern sich in die künft'ge Zeit,
Da Fürstenzwist und Völkerkampf geschlichtet?",

man mag's seinem sonstigen Charakter nach kaum vermuthen. Jedenfalls hat er während seiner gründlichen Inventarisirung des reichhaltigen, aber völlig ordnungslosen Wertheimer Archivs nirgends Anstoß zur Verfolgung der zeitgenössischen staatlichen und ähnlicher Bewegungen empfangen. In dieser regelmäßigen Arbeit, die selten ein Ausflug in die Heimath, nur einmal eine längere Reise — nach München — unterbrach, vertiefte und vervollständigte Kaufmann sein bedeutendes spezialgeschichtliches und culturhistorisches Einzelwissen, das er aber leider nur durch sorgsame Beihülfe bei fremden Forschungen und höchstens in kleineren Aufsätzen verwerthete. Seine erstaunliche Kenntniß der mittelalterlichen Sagen- und Culturgeschichte, die ihn Reinhold Köhler's, des geistesverwandten, vor einem Jahre verstorbenen Weimarer Oberbibliothekars, einschlägige Empirie schön ergänzen ließen, ist ebenso wie bei diesem Fachgenossen mit in's Grab gesunken, und bloß die Schrift über den „Gartenbau im Mittelalter und während der Renaissance" (1892) läßt ahnen, was wir jetzt vermissen. Diese seine letzte schriftstellerische That dünkt nochmals wie eine Brücke zu seinem steten Anknüpfen an die Natur, die ihn umgab. Hegte er doch selbst den kleinen Hausgarten am Taubersflusse, wenn der Frühling in's Land kam und freute sich dann alljährlich von Neuem der wieder erwachenden Schöpfung. Am Abend des 25. April hat er in seinem Gärtchen noch Verfügungen vorgenommen, eine Stunde später traf ihn der Schlag. „Die fröhliche, selige Maiennacht" hat er noch erlebt, aber nicht mehr geschaut und gefühlt. Seltsam jedoch, wie sich bewahrheitete, was er einst im kühnen Jugendübermuthe gesungen:

Es ist mein alter Freund
Der Lenz und wird noch leben,
Wenn längst auf meinem Grab
Sich Vöglein Zwiesprach geben;
Es ist der Freund, der treu
Mich einstens auch geleitet,
Wenn sich zur letzten Fahrt
Das Bahrtuch ausgebreitet.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die heimliche Zusammenkunft.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von J. S. G. Niesky.

Ein Rock ist uns erst recht, wenn er etwas getragen ist und sich dem Körper gut angepaßt hat; wie viel lieber sind uns vollends ein Paar Stiefel, nachdem sie eingetreten sind. Noch viel entsetzlicher ist die Gicht, bis man sich daran gewöhnt hat, und Krebs und Schwindsucht erfüllen uns mit Grauen und Entsetzen, wenn sie Einzug bei uns halten; — schließlich gewöhnt man sich auch hier an das Elend.

Nur eine Frau ist pikanter als neu. Man wird zu gleicher Zeit gerührt, froh und verlegen, wenn man spät Abends aus dem Theater oder aus dem Concert kommt und wir dann sehen, wie ein liebes, anständiges Frauenzimmer sich nicht schämt, um diese Zeit allein bei uns zu sein, und man fühlt sich so merkwürdig gehoben, wenn man zusammen Abends in die bekannte Restauration an der Friedens- oder Residenzstraße geht und dem Kellner auf sein gewöhnliches, vertrauliches oder einverstandenes Lächeln mit ernstem, hausväterlichem Blick von oben herab begegnet, welches ihm bedeuten soll: „Siehst Du, Louis, diesmal war es Ernst!"

In solcher Lage befand sich Olof Wimmermark diesen Herbst. Er fand es so entzückend, mit einem weiblichen Wesen allein zu sein, das vor wenig Tagen noch ein Mädchen in ihrer Familie gewesen, und er erröthete fast, wenn das Dienstmädchen herein kam und zufällig sah, wie er seine ihm angetraute Frau umarmte. Es war so seltsam, es ihr zu sagen, wenn er einmal wegging, um sich rasiren zu lassen, und fast romantisch muthete es ihn an, nach dem Mittagessen nicht zu wagen, seine Weste aufzuknöpfen.

Sie liebten sich so innig, daß sie sich nicht verwundert hätten, wenn auch die Hängelampe ihnen direct auf den Kopf gefallen wäre.

Sie hatten einen großen, viereckigen Eßtisch, aber immer hockten sie zusammen am einen Ende; sie hatten auch kein Buttermesser, sondern Jedes fuhr mit seinem eigenen Messer in der Butter herum, welches sie auch, nach der Art mancher Provinzler, oft in den Mund steckten, dann küßten sie sich, während sie aßen, so daß die Eierschalen herumfuhren, ähnlich wie der Flugschnee im December, und auch der Streuzucker verirrte sich vielfach auf den Teppich.

Wenn man sich so liebt, ist es höchst unangenehm, in der Tasche des Wintermantels, den man seiner Frau selbst geschenkt hat, ein kleines Billet auf Visitenkarte geschrieben zu finden, dessen Inhalt kurz also lautet:

Verehrte Frau, Sie haben ganz Recht, wir müssen nun jede Gelegenheit benützen, wo Ihr Mann abwesend ist, folglich erwarte ich Sie bestimmt morgen Vormittag um elf Uhr. Petrelli.

Armer, tief gebeugter Olof Wimmermark! Er erblaßte, zitterte und fuhr sich in die Haare; zudem bediente er sich verschiedener, allgemein bekannter Ausdrucksweisen, wie sie bei solch unangenehmen Ueberraschungen gebräuchlich sind. Dann ging er in sein Zimmer, warf sich auf das Sopha in einer den Sprungfedern wenig dienlichen Weise, und war ganz außer sich, wenigstens eine halbe Stunde lang. Und als er wieder zu sich kam, war es ihm, als müsse er sich schämen, daß sein Herz noch nicht gebrochen. Zugleich erhob er sich zu höchstgradigem Selbstbewußtsein. Er beschloß, bis auf das Weitere ganz harmlos zu thun, um nachher um so schwärzere Rache zu üben, zog seinen Ueberrock an, strich den Hut glatt, bürstete die Rockärmel und ging in das beste Eisenwaarengeschäft.

Mit finsterer Miene, zusammengepreßten Lippen und festem Schritt ging er an den Ladentisch und verlangte die besten Revolver zur Ansicht. Kaum hatte ein kleiner Ladendiener gehört, um was es sich handle, als er eilfertig die Leiter an die Regale schob und von oben herab gegen zwanzig Mordwaffen in Taschenformat zu gefälliger Ansicht vorlegte, mit 3, 4, 5 oder 6 Läufen, je nach Geschmack.

Olof legte den Zeigefinger an die Nase und machte einen raschen Ueberschlag über die Zahl der zu Erschießenden:

Petrelli, Lina und mich, also drei erwachsene Personen. — Aber da er im Schießen nicht viel Uebung hatte, fand er es zweckmäßiger, einen Reserveschuß für jede Person zu haben und verlangte demzufolge einen für sechs Schüsse.

„Zweiundzwanzig Mark!"

„Wäre es nicht so ganz wider allen Anstand gewesen, bei solch einer zarten Affaire zu handeln, so hätte er das Geld nicht ohne Weiteres hingelegt, aber nun tröstete er sich damit, daß es jedenfalls billiger sei, als die Doctorrechnung bei einer letzten Krankheit, und so steckte er den Revolver und die Patronen in seine Tasche. Dann fand er aber, daß der

Ladendiener eine fast lächerliche Miene annahm, als glaube er nicht an den völligen Ernst der Situation, weshalb er sich noch einmal umwandte und in schauerlichstem Ton sagte:

„Sicherer ist es immer, ich nehme noch ein tüchtiges Schlächtermesser dazu."

So ging er davon, die Taschen voll Mordwaffen.

Als Olof nach Hause kam, stand die elende, nichtswürdige Betrügerin mit einem entzückenden Spitzenkleid auf dem Leib und schnödem Verrath im Herzen vor ihm. So hinreißend war sie ihm noch nie erschienen. Olof küßte sie und that, als ob nichts wäre, als er aber an den scheußlichen Petrelli dachte, schmeckte dieser Kuß wie über Nacht abgestandenes Sodawasser mit einer Beimischung von Cigarrenasche.

Die kleine Frau aß, lachte, schwatzte und schmeichelte wie eine ehrbare Hausfrau mit dem besten Gewissen von der Welt. Aber heute trank Olof nur Wasser und hatte eine Miene höchster Verzweiflung, als stände ein ganzer Schlittschuhklub auf seinem schlimmsten Hühnerauge.

„Iß doch Olof!"

„Nein, ich danke!"

„Liebster, bester Mann, was hast Du nur? Hoffentlich bist Du nicht erkältet."

„Nein, das nicht!

„Bist Du böse auf Deine einzige liebe Lina?"

„Laß das!"

Da kamen dem gewissenlosen Weibe die Thränen in die Augen, als sie sehen mußte, wie unwirsch er war.

„Morgen gehe ich um neun Uhr auf das Comptoir und komme erst um drei Uhr wieder," sagte Olof.

Mit Schaudern sah er, wie ein Freudenblitz das Gesicht der Mutter seines zukünftigen Kindes erhellte. Aber sie suchte sich zu verstellen, ließ den Kopf sinken und sagte:

„Ich armes Wesen muß also fast den ganzen Tag allein sein!"

O Du Schlange! dachte Olof und griff in der Zerstreuung noch tüchtig in die Schüssel, um seinen Jammer zu betäuben.

Die Nacht war entsetzlich. Olof stöhnte und seufzte wie der Herbststurm, wenn er gegen hohes Gemäuer lospeitscht, und schwitzte, als solle er sein Studentenexamen machen. Lina fragte ihn, ob er Zahnweh habe, oder beim Knobeln verloren? ob er Ricinusöl nehmen wolle? ob er sie noch lieb habe, und ob er glaube, ein Senfpflaster würde ihm gut thun? Olof antwortete artig, aber abwehrend, und dachte, zärtlicher könne sie nicht sein, wenn gar Petrelli einen Kolikanfall habe.

Am Morgen nach dem Kaffee als Olof auf das Comptoir mußte, klopfte sein Herz wie ein Dampfhammer in der alten Zeit, als die Conjuncturen für Eisenproduction noch gut waren. Beim Abschied hielt er Lina fest in seinen Armen, und es dünkte ihn fast Schade, sie todt zu schießen. Aber ein Mann ist ein Mann, und eines Mannes Ehre darf man nicht ungestraft anfassen.

Auf der Karte hatte gestanden: „A. Petrelli, Commandeurstraße Nr. 27, 2 Treppen hoch." Ein Viertel nach 11 Uhr betrat also Olof Wimmermark das Haus, hielt die Hand auf dem Herzen und fühlte, wie die Thränen kommen wollten; um 11 Uhr 16 Minuten stand er in der ersten Etage und seufzte: arme, irregeleitete Frau!" nahm den Revolver, betrachtete ihn genau und zitterte; 11 Uhr 18 Minuten stand er vor der Thür und hörte zwei muntere Stimmen, von denen er die eine als Lina Wimmermark's erkannte; auf der Thüre stand: Axel Petrelli. Die Betrügerin da drinnen lachte und schwatzte:

„Ist's nicht zum Entzücken, daß mein Mann bis drei Uhr fort bleibt!? Nun haben wir vier ganze Stunden vor uns!"

„O Du Schlange!" knirschte Olof draußen vor der Thür, nahm das Schlachtmesser aus dem Papier, rieb es an seinem Hosenbeine tüchtig ab und trocknete sich die Augen mit dem Rockärmel. Horch! jetzt sprach der Verführer:

„Den kleinen Mund mehr hierher! Prächtig! und Ihr Mann ahnt nichts?!"

„Warte Du!" schnaubte Olaf draußen und faßte den Revolver krampfhaft, so daß die Gelenke in den Fingern knarzten.

„I bewahre! mein gutes Männel hat keine Ahnung von meinen Promenaden! O, wie lassen sich die verheiratheten Männer so leicht an der Nase herumführen! Das gibt einmal eine Ueberraschung! O, wie freute ich mich, als ich hörte, er bliebe so lange fort!"

„Hallo — o — öffnet!" schrie Olof mit Stentorstimme und schlug mit dem Schaft des Revolvers verzweiflungsvoll an die Thür.

„O weh, mein Mann! Wir sind entdeckt!" flüsterte die Treulose drinnen im Zimmer. Im selben Augenblicke stürzte Olof Wimmermark hervor, das Schlachtmesser in der einen und den Revolver in der anderen Hand.

In einem Sessel mitten im Zimmer saß Frau Lina Wimmermark, schön frisirt, in voller Toilette. Etwas links stand ein kleiner, magerer sechzigjähriger Greis mit fadenscheinigem Rock, an allen Gliedern zitternd. Auf der Staffelei vor ihm das halb vollendete Portrait von Frau Lina.

— — — Sollte zufällig Jemand Gebrauch haben für einen guten Revolver, so wird solcher sehr billig abgelassen bei Kaufmann Olof Wimmermark.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Sergeant Schinderhannes.

Eine Militärgerichts-Scene nach Einführung des öffentlichen Civilstrafprozeßverfahrens.

Vorsitzender: Meine Herren, bevor wir in die Verhandlung contra Schinderhannes eintreten, gestatten Sie mir ein paar Worte. Sie wissen wie ich, daß seit der grundlegenden Reform unserer Militärgerichte, die sich nun aller Annehmlichkeiten und alles Comfortes der Neuzeit, den Anwaltzwang inbegriffen, rühmen dürfen, daß seit dieser Reform von Bestrafungen wegen Soldatenmißhandlungen kaum noch die Rede ist. Gewandte Berufs-Vertheidiger, die unseren Angeklagten früher leider fehlten, haben es dank ihrer ruhelosen Wahrheitsliebe verstanden, in allen Fällen nicht nur den Gerichtshof, sondern auch die angeblich Verletzten von der engelhaften Reinheit und seltenen Tüchtigkeit der Beschuldigten so zu überzeugen, daß die Ankläger ihren Opfern regelmäßig weinend Abbitte leisteten und daß diese Opfer außerdem noch, als lange verkannte oder übersehene Perlen der Armee, einem rapiden Avancement verfielen. Während früher nur zielbewußte Militärposten außerhalb der Zeit auf Avancement rechnen durften, ist jetzt eine Anklage wegen gründlicher Soldatenmißhandlung der beste Weg zum Glücke. Hat es sich doch, abermals dank den Bemühungen schneidiger Vertheidiger, immer herausgestellt, daß die sogenannten Mißhandlungen nichts als Versuche waren, von den Irrlehren der Sozialdemokratie verseuchte Rekruten wieder gesund zu machen und zu wahrhaft freisinnigen Staatsbürgern zu erziehen. Dieser Umstand hat denn auch die unabhängige Presse allmählich davon abgebracht, aus gewissen Vorkommnissen fernerhin Kapital gegen die Militärverwaltung zu schlagen; überhaupt wurden ihr Soldatenmißhandlungen an dem Tage gleichgültig, wo man kein Geheimniß mehr daraus machte und sie als unentbehrlich zur Aufrechterhaltung der bestehenden Gesellschafts-Ordnung bezeichnete.

Ohne dem Gange der Verhandlungen vorgreifen und meinen Civilkollegen Concurrenz machen zu wollen, die in Sensationsprozessen der letzten Zeit auch immer schon von vornherein ihr Urtheil fertig hatten, möchte ich doch dem Wunsche Ausdruck geben, daß wir heute zu ähnlich befriedigenden und harmlosen Resultaten wie sonst gelangen mögen!

Staatsanwalt: Ich erlaube mir ganz gehorsamst — (Murren auf den Berichterstatter-Bänken.)

Vorsitzender: Sie sehen, die Herren dort werden bei Ihren langathmigen Reden schon ungeduldig. Also lassen Sie alle unpassenden Bemerkungen. — Herr Sergeant Schinderhannes, bekennen Sie sich auf Grund der Anklage schuldig, durch fortgesetzte Mißhandlungen und Chicanen aller Art den Tod des Kanoniers Wehmeyer verursacht zu haben?

Angeklagter: Nein, wenn ich bitten darf! Das heißt —

Vertheidiger (scharf): Reden Sie keinen Ton mehr, als ich Ihnen vorgeschrieben habe!

Vorsitzender: Das Wort hat nun zur Begründung der Anklage der Staatsanwalt. (Lärm.) Die Herren Berichterstatter der Presse wollen gütigst entschuldigen, daß ich diese lästige und in der That zeitraubende Formalität nicht umgehen kann; sie ist im Gesetze vorgeschrieben, aber ich hoffe, daß der Staatsanwalt Rücksicht auf die Stimmung der Bevölkerung nehmen wird.

Staatsanwalt: Ich werde mich kurz fassen. Die Sache liegt ja

einfach genug. Wehmeyer hat in hinterlassenen Briefen an seine Mutter und mehrere Freunde — (Unruhe.)

Vertheidiger (erregt): Ich bitte doch, Herr Präsident, nicht Privatsachen in einer öffentlichen Verhandlung zur Sprache bringen zu lassen. Die Oeffentlichkeit im Militärgerichts-Verfahren ist ja gerade darum eingeführt worden, um aller kleinlichen Geheimnißkrämerei ein für alle Mal ein Ende zu machen.

Vorsitzender: Sie, Staatsanwalt — das so 'was nicht noch 'mal vorkommt!

Staatsanwalt: Wehmeyer hat also, wie seine Briefe und wie Zeugenaussagen hinreichend beweisen, den Tod gesucht, um den grausamen Mißhandlungen seines unmittelbaren Vorgesetzten zu entgehen. Diese Mißhandlungen begannen an dem Tage, wo Wehmeyer hundert Mark, die er dem Angeklagten geliehen hatte, zurückforderte. Sergeant Schinderhannes brandschatzte überhaupt die Leute seiner Compagnie mit empörender Rücksichtslosigkeit. Da der Angeklagte die Wehmeyer betreffenden Thatsachen nicht in Abrede stellen kann, sich vielmehr nur damit zu entschuldigen weiß, daß der Verstorbene erwiesener Maßen in seiner Civilzeit keinen Groschen für antirevolutionäre Wahlfonds übrig hatte — (Rufe: Unglaublich! Pfui!) — so gehört ein hoher Grad von Einsichtslosigkeit dazu —

Vertheidiger: Ich bitte, mich vor den Beleidigungen des Herrn Vertreters der Anklage zu schützen!

Vorsitzender: Staatsanwältchen — beim nächsten Male gibt's zwei Tage Dunkel!

Staatsanwalt: Ich beantrage also, dem Sergeanten Schinder acht Wochen hinter einander vorsichtshalber jeden Tag zwanzig Pfennige von der Löhnung abzuziehen, damit er sich nicht mehr so üppig nähren und folglich auch wenigerderb zuhauen kann. (Protestrufe.)

Vorsitzender: Wir kommen zur Vernehmung der Zeugen. Gemeiner Kulicke, äußern Sie sich vorschriftsmäßig über die Behandlung, die Ihnen und Ihren Kameraden in der Compagnie von Seiten des Sergeanten Schinderhannes widerfuhr!

Kulicke: Die Behandlung in der Compagnie war mustergültig. Morgens um sechs wurden wir in unseren Daunenbetten, für die Sergeant Schinderhannes selbst die Kopfkissen gestiftet hatte, durch die Gesangsproductionen eines gemischten Chors geweckt, den Sergeant Schinderhannes selbst dirigirte. Dann ging's gleich in die Cantine, wo der Herr Sergeant für uns alle Frühstück spendirte. Wer selber zahlen wollte, bekam eine solche Ohrfeige, daß —

Vertheidiger: Kulicke! Ich warne Sie!

Kulicke: Nachher fragte der Herr Sergeant, wer von uns Briefe in die Stadt hätte; die trug er dann in seinen freien Stunden immer selber aus, um uns die Arbeit zu sparen. Kurz vor dem Mittag exerzirten wir spaß- und größeren Appetites halber ein Bischen, und wem schwierige Uebungen nicht gleich gelangen, dem kaufte der Sergeant ein Präsent aus dem Fünfzigpfennig-Bazar, damit er sich ein ander Mal mehr zusammen nehmen möge. Abends erhielten wir vom Herr Sergeant Theaterfreibillets und ein anständiges Taschengeld; wenn wir dann in die Kaserne zurückkehrten, hatte er immer schon unsere Stuben gefegt, unsere Betten gemacht und schaukelte oder sang uns in den Schlaf, je nachdem wir es wünschten.

Vorsitzender: Mensch, das ist ja aber der reinste Unsinn! Beruhen Ihre Angaben denn wirklich auf Wahrheit?

Kulicke: Nein, selbstverständlich nicht, aber so sagen wir gewohnheitsmäßig aus, wir haben das Beschwerderecht dazu.

Vorsitzender: Hat der Angeklagte auch Sie irgendwie tributpflichtig gemacht, Ihnen Geschenke abgezwungen oder sonst dergleichen?

Kulicke: Nie! Nie! Nie!

Vertheidiger (für sich): Der Kerl hat gut auswendig gelernt! (laut) Sergeant Schinderhannes war die Güte selbst. Zum Beispiel nahm er immer regen Antheil an Ihren Privatinteressen, nicht wahr, Zeuge?

Kulicke: Will ich meinen! Erst neulich, als mein Vater mir fünf Würste schickte, nahm er vier davon.

Vertheidiger: Esel! Danach habe ich Sie gar nicht gefragt. Ich will wissen, ob Sergeant Schinderhannes liebenswürdiges Interesse für Sie und Ihre Angehörigen zeigte?

Kulicke: Gewiß! Gleich als ich eintrat, fragte er, was mein Vater sei. Fleischermeister, erwiderte ich ihm.

Vertheidiger: Und da?

Kulicke: Da sagte er, das könne Jeder behaupten, so 'was müsse man durch Thaten beweisen.

Vorsitzender: Hm — Sie stellen das alles in einer Weise dar... Gemeiner Trampelmann, auch Ihnen soll der Angeklagte einen größeren Betrag abgeborgt haben?

Trampelmann: (schweigt.)

Vertheidiger (freundlich): Sie können es ruhig eingestehen, Trampelmann; da Sie nicht der Angeklagte sind, vermuthet man trotz Ihres Schweigens keinen Moltke in Ihnen! Sagen Sie also die volle Wahrheit, die mein Client keineswegs zu fürchten hat! Sie werden gern zugeben, daß Sie seit Jahren an Hämorrhoiden leiden und Ihren hochverehrten Herrn Sergeanten um ein Mittel dagegen baten. Er rieth Ihnen viel Bewegung an. Da Sie nun unter seinem milden Regimente fast den geschlagenen Tag über nichts zu thun hatten —

Trampelmann: Ja, den geschlagenen Tag über, das ist wahr! Meine Knochen wurden überhaupt nicht mehr heil, und mein Rücken —

Vertheidiger: Wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, wird der Herr Vorsitzende, dessen Energie wir Alle noch nicht kennen, Sie ganz gehörig in Strafe nehmen! Sergeant Schinderhannes war mit der ihm eigenthümlichen Philanthropie gleich bereit, Ihnen die nothwendige Bewegung zu verschaffen. Er that dies, indem er Ihnen fünfhundert Mark abpumpte. Da werden Sie lange nach laufen können, ehe Sie das wiederbekommen, bemerkte er dazu. Nicht wahr?

Trampelmann: Ja!

Vertheidiger: Sehen Sie!

Trampelmann: Er hat mich aber auch immer mit dem Ochsenziemer durch's Zimmer gehetzt —

Vertheidiger: Na selbstverständlich — der Arzt hatte Ihnen doch viel Bewegung verordnet!

Vorsitzender: Noch wird behauptet, der Herr Sergeant habe sich auch gegen Civilisten, die die Kaserne besuchten, besonders gegen alte Weiber und unmündige Kinder, in rohester Weise betragen. Indessen liegt hier meines Erachtens Nothwehr vor. (Bravo!) Das weibliche Geschlecht ist von allen Dichtern für überaus gefährlich erklärt worden, und seitdem ein Braunschweiger Vorschüler mit einer Hand voll Sand beinahe den schneidigsten Husarenlieutenant unseres Heeres in die Flucht gejagt hat und nur durch todesmuthigen Sturmangriff à la Vionville besiegt werden konnte, seitdem, meine Herren, ist die allgemeine Nothwehrpflicht in Permanenz erklärt worden.

Vertheidiger: Ich stimme dem Herrn Vorsitzenden voll und ganz bei. Der Soldat muß sich im Frieden auf seinen männlichen, ernsten Beruf vorbereiten können, und sagen Sie mir selber, kann eine franco-russische Armee furchtbarer sein als ein mit Sand und Federhaltern bewaffneter Quintaner?

Vorsitzender: Damit ist das Zeugenverhör beendet. Der Herr Staatsanwalt verzichtet auf's Wort zu seinem Plaidoyer. Ich bitte also, Rechtsanwalt!

Vertheidiger: Meine Herren, in der Verurtheilung der Soldatenmißhandlungen sind wir wohl Alle einig, nur die Verurtheilung der Mißhandler fällt uns so schwer. Es ist sehr unrecht, wenn man die Militärverwaltung noch immer für gewisse kleine Schäden verantwortlich macht — als ob sie nicht Papier genug auf die Abstellung solcher Uebelstände verschwendet und Erlasse genug provocirt. Der wüthende Haß, mit dem besonders die Sozialdemokratie sie verfolgt, ist auch mindestens ungerechtfertigt, die Militärverwaltung glaubt sich vielmehr den innigsten Dank gerade dieser Partei verdient zu haben: macht doch Niemand in Deutschland mehr Sozialdemokraten als sie. Meine Herren! Dank der Oeffentlichkeit unserer Verhandlungen, von der sich die freisinnige Partei mit Recht eine Abnahme der Verbrechen versprach, kann ich hier vor einem Kreise freigesinnter Männer sprechen, und ich fürchte nicht, von ihnen mißverstanden zu werden. Der Rekrut Wehmeyer hat durch Selbstmord geendet; das verargt man ihm und seinen Vorgesetzten. Meine Herren! Der ärmeren Bevölkerung, zu der auch Wehmeyer gehörte, sind fast alle Freiheiten genommen worden; sie seufzt unter stetig steigendem Drucke — wollen Sie ihr nun auch noch die Selbstmordfreiheit nehmen? Meine Herren, ich sollte meinen, was ich mit meinem Körper beginne, das geht verdammt Niemanden in der Welt etwas an, und wenn ich mir ein Privatvergnügen daraus mache, meinem Leben ein Ziel zu setzen — was kümmert das die Oeffentlichkeit, was eine zügellose Presse? (Sehr gut!) Es ist ja wohl wahr, in unseren Unteroffizieren steckt ein Gift, das die Mannschaften verdirbt; sie schimpfen zu viel, und vom Schimpfwort zum Schlage ist nur ein Hammelsprung — aber warum läßt man sie auch die stenographischen Verhandlungen des Reichstages lesen? Daß sie aus dieser Fundgrube für Verbalinjurien nur Schlimmes lernen können, liegt doch auf der Hand!

Im Lichte dieser Thatsachen erscheint mein Client so unschuldig wie nur möglich; es kommt hinzu, daß er sich zweifellos in der Nothwehr befunden hat, als er die Dummheiten eines dickköpfigen Rekruten mit Knüffen und Püffen parirte. Was dem Herrn Lieutenant von Bosse recht ist, muß meinem Clienten billig sein; ein kräftiger Rekrut ist doch immer noch ein anderer Gegner als ein siebenjähriger Hosenmatz!

Im Namen der schwer bedrohten Mannszucht unseres Heeres, die anscheinend ohne Prügel gar nicht aufrecht zu erhalten ist, im Namen der Gerechtigkeit bitte ich Sie (der Schluß seiner Rede geht in Beifallsrufen unter).

Der Gerichtshof spricht sich hierauf das Urtheil.

Timon d. J.

---

## Dramatische Aufführungen.

Menschen! Lustspiel in vier Aufzügen von Robert Kohlrausch (Lessing-Theater). — Der Oberst von Brauitz. Komödie in vier Acten von Rudolf Stratz. (Lessing-Theater.) — Verspielt! Der letzte Act eines Dramas von Richard Skowronnek. (Residenz-Theater).

Friedrich Nietzsche hat die feine Lehre gemünzt, daß man kein Dichtwerk vernichtender kritisiren könne, als indem man es an seinem Ideale messe. Ich will nun Herrn Kohlrausch, an dessen entgleistem Lustspiel „Menschen!" die Berliner Kritik nur zu rühmen wußte, daß sein Autor hübsche Feuilletons für den „Hannöverschen Courier" schreibe, ich will Herrn Kohlrausch nicht ohne Weiteres zu den Dichtern werfen, denn das könnte die Redaction des „Hannöverschen Couriers" erzürnen, die nun ein verbrieftes Recht hat, auf ihren Plauderer stolz zu sein; und wenn ich Zarathustra's Weisheit an Kohlrausch erprobe, ohne daß wir es hier doch

mit einem Dichter oder einem Dichtwerk zu thun haben, so geschieht es darum, weil seiner Schöpfung gegenüber jede andere Art der Kritik versagt. Hier also das Ideal der Handlung im Kohlrausch'schen Wustspiel.

Aus der maison de santé in Schöneberg und dem Städtischen Irrenhause sind mehrere Schwerkranke ausgebrochen, und es gelingt trotz aller Bemühungen nicht, ihrer wieder habhaft zu werden. Der eine dieser Unglücklichen, ein Baron Wesselbüren, ist mit derselben fixen Idee behaftet, dank welcher sich seiner Zeit der athenische Professor des Cynismus und verwandter Wissenschaften, Diogenes, einen berühmten Namen machte: wie dieser, weiteren Kreisen auch durch seine Schnoddrigkeit im Umgang mit gekrönten Häuptern bekannt gewordene Sonnenbruder und Sozialaristokrat sucht er nämlich mit der Laterne unter all den Leuten des Marktes „Menschen!" Während sein Treiben an sich harmlos und ungefährlich ist, leiden die übrigen Entsprungenen an wesentlich bedenklicheren Manien: der Aergste, ein früherer Hundescheerer, hilft jetzt miserable Theaterstücke mit glänzendem Applaus krönen, ein Geschäft, dessen Verdienst auf der Hand liegt; außerdem befaßt er sich mit Heirathsvermittelungen und, was weniger verbrecherisch ist, mit Erpressungen. Ein anderer erblich Belasteter lebt in dem Wahn, ein alter Edelmann zu sein, benimmt sich aber dabei wie ein invalider Stallknecht; weibliche Angehörige seiner Familie dämmern in ähnlichen Vorstellungen dahin und erschrecken ihre Mitmenschen dadurch, daß sie fortwährend unisono: „Curt, Curt!" rufen. Nun begiebt es sich, daß der bedauernswerthe Flüchtling Wesselbüren, die Berliner Friedrichstraße für ein evangelisches Mädchenheim haltend, hier nach Menschinnen sucht, deren eine seine Gemahlin werden soll; da er — denn die Berlinerinnen sind helle — keine Dumme findet, wartet er, bis sich eine in sein Haus verläuft. Und der Zufall will, daß gerade dieser kleine Pussel eine Tochter des entlaufenen Irren und Heirathsvermittlers Müllenthien ist. Baron Curt begiebt sich schnurstracks zu ihren Eltern, wo nun die vereinigten Narren ein wunderbares Narrenfest feiern; als es aber zum Aeußersten kommt, erscheint die benachrichtigte Polizei, hebt das ganze Nest aus und liefert die Insassen wieder in Schöneberg und Dalldorf ein.

Der helle Blödsinn dieser Handlung leuchtet gewiß auch dem kindlichsten Gemüthe ein; sie ist also geradezu ideal und ragt thurmhoch empor über all' die täglichen Lustspiel-Dummheiten. Leider hat der begabte Feuilletonist Kohlrausch den schweren Fehler begangen, ihre fastige Ursprünglichkeit zu verwässern; nur die Grundzüge läßt er bestehen, ändert aber zahlreiche reizvolle Einzelheiten und hat sich deshalb alle schlimmen Folgen selbst zuzuschreiben. So plagt ihn der Teufel, nicht Irrsinnige, sondern vernünftige Menschen oben skizzirte Handlungen ausführen zu lassen; er wähnt, daß sie an erschütterndem Humor und glänzender Frische gewinnen würden, wenn der gläubige Hörer alle Mitspielenden mit fünf gesunden Sinnen bedacht sieht. Demgemäß erscheint in seinem Lustspiel Baron Wesselbüren als ein edeldenkender Mensch, Mitglied mehrerer ethischer Gesellschaften u. s. w., von Aufklärung, Bildung und Generosität triefend; der verrückte Stallknecht avancirt zum wahrhaftigen Gentleman von altem Adel und alter Gicht, die Damen Eulalia und Kunigunde entpuppen sich bei Kohlrausch, der sehr leichtgläubig scheint, als wirkliche blaublütige Blaustrümpfe, und der gemeingefährliche Irre Müllenthien paradirt als Vertreter des arbeitenden Volkes. Man wird zugeben, daß eine stärkere Kraft als die des begabten Feuilletonisten, Kritikers u. s. w. vom „Hannöverschen Courier" an der Aufgabe, die tolle Burleske in ein Lustspiel umzugießen, erlahmen mußte. Man wurde, wie erklärlich, am Autor eines solchen Irren-Stückes selbst bald irre; sein Werk war weder Fleisch noch Fisch, halb gesprochene Hanlondramatik mit Excentric-Clowns, halb spießbürgerliche Nüchternheit, und fiel klanglos in den Orcus hinab, wo sie alle so sanft ruhen werden, die Todten dieser schwarzen Saison.

Zum Glück blieb natürlich trotz der Reinigungsversuche Kohlrausch's Unsinn, Einfältigkeit und Adolf-Ernst-Witz genug in dem Werke zurück, um auch verwöhnten Theaterbesuchern den Premièren-Abend zu einem unvergeßlichen zu machen. Nach der neuen Theorie vom guten Lustspiel, die leider ihren Lessing noch nicht gefunden hat und nur erst in den Köpfen unserer unermüdlich geachteten Dramatiker lebt, kommt bekanntlich alles darauf an, erstens, den Director zum Freunde zu haben, zweitens, verblüffende, zwerchfellerschütternde Situationen herbeizuführen; mit welchen Mitteln, ist gleichgültig. Eine Komödie wirkt um so komischer, je weniger Personen und Scenen darin vorkommen, die auch nur ein Fünkchen Lebenswahrheit durchlodert, die unter gewissen Umständen vielleicht in gewissen Theilen möglich sein könnten. Herr Kohlrausch zählt unter diesem Gesichtspunkte zu den glänzendsten und begabtesten Autoren der Neuzeit. Er ist ein solcher Meister in der großen Kunst, daß es ihm schwer wird, die unbedeutendste Figur seines Stückes einen menschlich oder gar vernünftig klingenden Satz sprechen zu lassen. Alles ist in's Uebermaß verzerrt, alles durch den Hohlspiegel gesehen. Mein Gott, hätte ich je geglaubt, daß die als phantasielos verschrienen Feuilletonprinzen solche Fratzen ersinnen können!

Herr Kohlrausch hat das sich gesteckte Ziel, alle anderen Wölfe zu überheulen, erreicht, und wenn er sein nächstes Machwerk mit dem armen, viel mißhandelten Titel „Posse" belegt, wenn er drei Dutzend uralte Witze mehr in den Dialog pfropft, egal wohin, dann werden die Blumenthal und die Ernst schweigend ihre Augurenhäupter vor ihm beugen. Nur couragirt, mein werther hannöverscher Courier, nur die letzte literarische Regung, das letzte Bischen Achtung vor dem eigenen Talente verleugnet, und Sie können, in üblicher Compagnieschusterei mit anderen Capacitäten, der langersehnte Messias des Schwankes werden! —

Eine weit bessere Recensenten-Comödie ist Rudolf Stratz': Der Oberst von Branitz. Mit seltenem Fleiß und seltener Accuratesse gearbeitet, bis auf's ß in allen Verästelungen durchdacht, krankt das Werk doch unheilbar an dem gar zu winzigen Conflicte. Eine Bohne mag man im Mistbeet begießen und unablässig zum Wachsthum reizen — sie wächst doch zu keinem Baume heran. Der Same, den Stratz in die Erde legte, bringt bei sorgsamster Pflege nur niedriges Schlinggewächs hervor; er lohnt die große Mühe des Gärtners nicht und noch weniger die Aufmerksamkeit des Publikums, das sein Wachsthum verfolgt. Ein zur Disposition gestellter Oberst hat in wuthschnaubender Broschüre all seinen Zorn über die Massenpensionirungen der letzten Jahre, die auch ihn aus liebem und gewohntem Wirkungskreis gerissen haben, niedergelegt; nun suchen ihn von der Veröffentlichung des unheilvollen Büchleins sein Bruder Joachim, sein früherer Vorgesetzter und eine regierende Excellenz, die ihren Sohn seinem Töchterlein vermählen will, abzubringen. An dem starren Eigensinn des alten Hitzkopfes aber scheitern alle vernünftigen Vorstellungen. Er wird sich und seine Familie unrettbar compromittiren, wird den Feinden der Monarchie Waffen schmieden, er, der loyale Mann; das Lebensglück seines Töchterleins wird er zerstören — es gilt ihm alles gleich, sein harter Schädel besteht auf Veröffentlichung des Pamphlets. Mit unleugbarem Geschick treibt Stratz die dürftige, undramatische Handlung langsam, folgerichtig zu ihrem Gipfelpunkte empor; da lenken nur selten die so beliebten „Episoden" vom Hauptgegenstande ab, da wird jede Wendung bestens verarbeitet, und nur manchmal — so im Gespräche der Excellenz mit dem Obersten über „stille Familien" — wird allzu aufdringlich und scharf motivirt. Der Minister weiß absolut nichts von den schriftstellerischen Sünden des Vaters der Braut; Stratz läßt ihn aber geradezu anzüglich werden, und der Oberst darf nicht 'mal etwas merken. — Die Armseligkeit des Sujets vermag der Autor trotz Aufwendung aller Kunst nicht zu bemänteln. Was ist uns Hekuba? Was diese Broschüre, diese drei oder vier Bogen Papier? Je gewaltigeren Lärm die Betheiligten darum machen, in je größere Erregung diese Lappalie so viel verständige Menschen versetzt, desto thörichter scheint uns die viel zu ernst genommene Dummheit des guten Obersten. Und unter diesem Gesichtspunkte wird der trutzige Alte zum dickköpfigen Narren, der Freiherr von Hastrell, Excellenz, der die Carrière seines Sohnes durch die Veröffentlichung einer schlechtgeschriebenen Broschüre vernichtet glaubt, zum servilen Leisetreter, und alle die anderen Personen, denen es gleichfalls mehr oder minder heimlich im Busen bang wird, scheinen uns ausgemachte Feiglinge. Stratz' Gabe zu charakterisiren ist nicht ganz klein, wenn sie auch häufig zu Clichés greift; er beweist das schlagend durch seine prächtigen uckermärkischen Krautjunker. Doch das heißeste Bemühen und das schönste Talent sind verloren, wenn eine im Organismus des Stückes thätige Gegenkraft, von der der Dichter kaum etwas ahnt, ihr Wirken hemmt und stört. So hier, wo die Handlung sich selber ironisirt.

Dabei zwingt aber die unleugbare Begabung des Verfassers, die elegante Sicherheit seiner Scenenführung, die saubere Methode der Arbeit ein lebhaftes Bravo ab, dessen Stärke er in Zukunft erhöhen kann, wenn er den Dialog natürlicher gestaltet, ohne alles derselbern, dieselbern, dasselbern, wenn er sich von erkünstelter Geistreichigkeit und allzu grobkörnigen, dabei bekannten Berolinismen fernhält. Wer keinen Wortwitz hat, soll ihn auch nicht heraufzupressen versuchen; er wird sonst fürchterlich. Der entzückende Uckermärker spaßt manchmal krampfhafter als ein Handlungscommis, der im Eisenbahncoupé die Aufmerksamkeit der Mitreisenden erregen möchte. Nichts aber schädigt den Lustspieldichter mehr als feierlich tiefes, bitterernstes Schweigen des Publikums nach einem Dialogschlager. Das wirkt noch lange, bis zum Actschluß nach.

Unter Blumenthal's „Zucht", der vielleicht ein zu „lieber" Director ist, verschlechtert sich die Schauspielertruppe des Lessing-Theaters in erschreckender Weise — sind es auch hier böse Beispiele, die gute Sitten verderben? Von dem einen Guthery abgesehen, der seinen Krautjunker mit einer Fülle individueller Reize ausstattete und einen prachtvollen ganzen Kerl schuf, wäre höchstens noch Reicher zu nennen, dem aber, wie ich schon neulich bemerken mußte, aristokratisch-elegante Typen nur mühselig gelingen. Reicher's große Bedeutung liegt auf einem ganz anderen, sternäheren Gebiete als auf dem Parkett. Wo dunkle, elementare Regungen und Kämpfe in der Menschenseele ihres Darstellers harren, da leuchtet sein Genius auf, da ist er der Begründer einer neuen deutschen Schauspielkunst und sollte uns theuer wie die Duse sein. Ueberall sonst aber thut er sein redlich Theil zum Gelingen des Ganzen, gibt fleißige Charakterstudien, wie andere tüchtige Acteurs auch, nicht viel mehr, nicht weniger, und es scheint bedauerlicher Weise, als solle ihm im Lessing-Theater keine würdigere Beschäftigung als an der Stätte seines früheren Wirkens winken. Das Stratz'sche Stück leidet just nicht an einer Ueberfracht von Vertiefung und Innerlichkeit; es gab dem Dichter Reicher nur einmal Veranlassung zu kräftigen Naturtönen, und bei diesem einen Mal holte er sich einen rauschenden Applaus auf offener Scene.

Alle übrigen Mitwirkenden in dem liebenswürdig behäbigen Stücke, das so recht für unsere stillen Hoftheater in Hanover oder Wiesbaden geschrieben scheint, hätten kaum in Frankfurt a. O. mit Glück debütiren können. Durch erfrischende Talentlosigkeit glänzte wieder Fräulein Wagen hervor, die ein elendiges Backfischchen des Herrn Stratz noch mehr verelendete und mit Theatermätzchen um sich warf, deren die Naive einer Dilettanten-Bühne sich geschämt hätte. Alles hohl, inhaltlos, krampfhaft erkünstelt; schnödes Simili. Freilich hatten ihre Partner, in Sonderheit die neuen Mitglieder des Ensembles, keinen Grund, auf sie herabzusehen . . .

Im Residenztheater, das nun ebenfalls in den Novitätenkrieg eingetreten ist, hat man mit Richard Skowronnek's „Verspielt!" ein erstes Vorpostengefecht geliefert; der historische eine Schwerverwundete blieb auf dem Felde, diesmal der Autor selbst. Der junge Herr, dessen Benedixiade „Palastrevolution" es im vorigen Jahre zu nichts Rechten bringen wollte, hat sich heuer die Sache ungemein leicht gemacht und ein geschwätzig seichtes Dramolet zusammen geprudelt, das in Verbrauchtheit

und Reizlosigkeit der Motive seines Gleichen sucht und — Gott bewahr das Haus! — einen neuen Philippi anzukündigen scheint. Fünf Zeilen aus dem Polizeibericht zum Einacter auseinandergezerrt, in der Sprache und der gedankenflachen Manier des Polizeiberichtes, ohne den leisesten Versuch verinnerlichender Charakteristik, ohne einen Hauch dichterischen Empfindens — solche Scharfrichterspäße werden das Residenz-Theater nicht von Paris befreien. Heinrich, der Schriftsteller, ist dem Spielteufel unrettbar verfallen, und während er aus dem Café übernächtigt nach Hause schwankt, pfändet der Gerichtsvollzieher seiner Gattin das letzte Mobiliar ab. Die beiden Gatten unterhalten sich dann in ausgesuchten Gemeinplätzen über zerstörtes Glück ꝛc.; Frau Anna erwähnt beiläufig, daß nach Heinrichs Tode dank der Versicherungspolice wenigstens für das Kind gesorgt sei, der unheilbare Spieler versteht den Wink, begibt sich in das Nebengemach, bums, es knallt, und Frau Anna kann aufschreiend zu Boden stürzen. So rohe Skizzen klingen viel besser, wenn sie nach der alten, traurigen Melodie gehen: „Gestern Morgen erschoß sich in seiner Wohnung der vierunddreißigjährige Schriftsteller Heinrich Jasomirgott. Nahrungssorgen sollen ꝛc. Die Leiche des Verstorbenen wurde nach dem Leichenschauhause gebracht." Wäre Herrn Rittners — etwas fahriges — Spiel nicht gewesen und der derbe Revolverschuß, so hätte das Morpheusstück übermüdeten Excellenzen gewiß gute Dienste gethan und ihnen zu dem Schlafe verholfen, den ihre Thaten und Maßnahmen uns öfter rauben. Als die anmuthigste Charge des Werkleins stellte sich ein hypersentimentaler... Gerichtsvollzieher dar, dessen „Naturtreue" jedem Studiosus Thränen der Sehnsucht und Wehmuth in's Auge getrieben hätte; ich wünsche Herrn Richard Skowronnek, daß er auch fürder keinen „Executor" kennen lernen möge, einstweilen hat er von dem Reden und Gebahren eines solchen Dieners der Gerechtigkeit erfreulicher Weise keine Ahnung.

Zum Schluß kam Herr Skowronnek wie gerufen, aber völlig ungerufen, und katzbuckelte; er mag selbst nicht gewußt haben, wofür. Die erstaunliche Geschwindigkeit, mit der er nach dem Fallen des Vorhanges auf der Bühne erschien, zeigt, daß er zum Distanzgänger bedeutend mehr Talent als zum modernen dramatischen Dichter hat . . .

---

# Notizen.

Die eiserne Maske. Zeitroman von F. Poths-Wegner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Blanstrumpfroman im Colportagestil. Von einem Zeitroman hat er nichts als das Costüm und die Zeitungsphrasen, die Hauptstadt, unter der Berlin gemeint ist, kann jede deutsche Residenz sein, und die Handlung ist so romanhaft und unwirklich wie nur möglich. Mit dem ersten Buch ist der „Roman" fertig, die ganze zweite Hälfte bildet ein Sammelsurium von sensationellen Vorgängen mit wechselnder Scenerie: Monaco und der Spieltisch, Rom und der Papst, Capri und Pagano's Hôtel, aber die Beschreibungen sind ohne Leben und Farbe, nüchterne Aufzählungen im Reporterstil, langweilig, schattenhaft und uninteressant, wie die Menschen, die sich darin bewegen. Auch sonst fehlt es an Aufregung nicht: Spazierritte mit hypnotischen Experimenten, soupers fins mit Degenstößen, Anarchistenversammlungen, Polizei-Razzias, eine nihilistische Banknotenpresse u. s. w., die unmöglichsten Verwickelungen sind gehäuft und der tollste Zufall erklärt sich in Permanenz. Dazu die affectirte Sprache aller Figuren, und zumal die sozialpolitischen Kannegießereien über Dinge, von denen die Verfasserin selbst keinen blauen Dunst hat. Und jeden Augenblick durchbricht sie die Objectivität der Handlung und stellt sich in schlecht stilisirten Monologen dem Leser vor: „Thörichter Knabe, was fliehst du aus dem Paradiese und lässest dein Glück hinter dir zurück? Wie kannst du den Verleumdungen der Welt, den Worten eines Unbekannten mehr Glauben schenken, als den treuen Augen dieses herrlichen Mädchens, in denen dir der Blick in ein tugendreines Herz offen lag? Hätte dich doch ein freundlicher Zauber das Unrecht, das du begangen hast, erkennen und dich den Schmerz sehen lassen, den du durch ein kränkendes Wort einem armen Frauenherzen zugefügt hast, das dich schon lange liebt und in unwandelbarer Treue an dir hängt! Doch die Zeiten sind leider vorbei, in denen gütige Feen solche Vermittelungen übernahmen. Der Realismus des 19. Jahrhunderts hat sie verscheucht und uns gelehrt, an das Böse zu glauben und am Guten zu zweifeln." Thurmhoch über diesem seichten Machwerk steht ein anderer Frauenroman der Verlagsanstalt: „Tante Jettes Pflegesöhne" von Alexander Römer. Da wird nicht mit der Actualität unkünstlerisch Sensation erregt, vielmehr ist Alles wahr und echt, einfach und interessant bis zuletzt. Die geschickte Erfindung, die Lebenswahrheit der Gestalten, die unaufdringliche Moral sind gleich lobenswerth. Namentlich die Figur der köstlichen alten Jungfer, die trotz ihrer Wunderlichkeiten das Herz auf dem rechten Fleck hat und mit ihrer gesunden Lebensanschauung immer das Beste trifft, ist ebenso unmittelbar aus dem Leben gegriffen, wie die Gestalten ihrer beiden Pflegesöhne, deren Schicksale den Inhalt des Romans bilden. Eine vortreffliche Lectüre ist auch die Novelle: „Felicitas" von R. Waldmüller (Ed. Duboc). Der Maler Bertram trifft in der Nähe des Wallfahrtsortes Heiligenblut mit der Gewissensbäu'rin Felicitas zusammen und entbrennt in heftiger Leidenschaft zu ihr. Felicitas lebt in Buße für eine That, die, obgleich sie ein glücklicher Zufall zum Guten gewendet, seit Jahren wie ein Alpdruck auf ihr liegt. Wie es dem Freunde und Begleiter schließlich gelingt, ihr Gewissen zu beruhigen, ihre Bedenken hinwegzuräumen und die Liebenden einander in die Arme zu führen, ist mit Feinheit und Humor erzählt, so daß das Buch mit seinen frischen Natur- und Menschenschilderungen im vollen Maße anspricht und fesselt.

Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen, von P. K. Rosegger. (Wien, A. Hartleben). Der oberösterreichische Erzähler bringt hier eine Reihe Erinnerungen an verschiedene Persönlichkeiten, vorwiegend seinem Heimathlande angehörend, zuvörderst an Ludwig Anzengruber, mit dem er einen langjährigen freundschaftlichen Verkehr gehabt, unmittelbar und brieflich. Sowohl gemeinsame Erlebnisse wie Briefe werden mitgetheilt, die den zu früh Dahingegangenen in bester Weise charakterisiren und einen überaus interessanten Einblick in sein ebenso eigenartiges wie grundgediegenes Gemüth gewähren. Neben ihm behandelt das Buch noch zwei spezifische Wiener Größen: die geniale Schauspielerin Josefine Gallmeyer und den jüngst verstorbenen Journalisten Friedrich Schlögl. Beide werden uns nicht in einer allgemeinen Würdigung ihrer Thätigkeit, sondern in ihren Beziehungen zum Autor selbst, aber in einer lebensvollen und anmuthigen Weise geschildert. Ein Gleiches gilt von Anastasius Grün, Ferdinand Kürnberger und Berthold Auerbach, von denen mancher hübsche oder doch eigenthümliche Zug erzählt wird. Bei den Gedenkblättern, die sich an die Namen Franz Stelzhammer, Gottfried v. Leitner, Emil Vacano, Jacob Schmölzer und Karl Morre knüpfen, dürfte die Mehrzahl der Leser in Deutschland eine größere Ausführlichkeit in der Darstellung wünschen, um den Werth des ihnen bewahrten Andenkens vollauf einsehen zu können, da das Wirken dieser Leute außerhalb Oesterreichs weniger bekannt ist. Reichliche Entschädigung dafür findet man in dem ansprechenden Essay über Rudolf Falb, der sowohl in seinem liebenswürdigen Verhältniß zum Autor, wie in seinen überaus interessanten Lebensschicksalen vorgeführt wird. Von diesen mögen bisher nur die wenigsten Zeitgenossen genauere Kenntniß haben, wiewohl der vielgenannte Forscher, ehemals ein Diener der katholischen Kirche und nunmehr zum Protestantismus sich bekennend, schon seit Jahren mit seiner Familie in der deutschen Reichshauptstadt angesiedelt ist.

w. b.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

**Einige Vorschläge zur**

**Reform der Strafgesetzgebung.**

Von

einem Schöffengerichts-Vorsitzenden.

Preis 1 Mark.

In allen Buchhandlungen zu haben.

**geläufige**

**Das Sprechen**

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl. u. franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

**Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,**
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

*Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

Soeben erschien:

**Die Mittel**

zu einer

**großartigen Hebung**

der

**Landwirtschaft, der Industrie, des Handwerks, Handels und Bankwesens des Deutschen Reiches.**

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis 80 Pfg.

Der Verfasser stellt, im Sinne J. H. von Thünen's, H. B. Oppenheim's u. A. ein volkswirthschaftliches Reformprogramm für das Deutsche Reich auf.

Leipzig. Roßberg'sche Hof-Buchhandlung.

**Carl Heymanns Verlag, Berlin W.**

Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

**Der Rechtsschutz**

gegen

**zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.**

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis ℳ 0,60 bar, postfreie Zusendung ℳ 0,65.

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen, sowie bei Einsendung des Betrages direct von der Verlagshandlung zu beziehen:

# Kants

## Erkenntnißtheorie und Metaphysik

in den vier Perioden ihrer Entwickelung.

Von

**Dr. Eduard von Hartmann.**

Preis broch. ℳ 4.—.

Diese Schrift bietet dem Publikum zum ersten Male eine genetische Darstellung der theoretischen Philosophie Kants unter Berücksichtigung der Ergebnisse der modernen Kantliteratur dar. Die vergleichende Darstellung der Lehren Kants in den verschiedenen Perioden seines Lebens erleichtert es dem Leser ungemein, die abschließende Stellungnahme desselben und sein Verhältniß zu Vorgängern und Nachfolgern zu verstehen. Wer über die Bedeutung Kants für die geschichtliche Entwickelung und für die gegenwärtigen Aufgaben der Philosophie Klarheit zu erlangen wünscht, wird in dieser Schrift einen brauchbaren Führer finden.

Ein neues Werk Eduard von Hartmanns bedarf einer besonderen Empfehlung nicht.

## HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Die Liebhaberkünste,**

ein Handbuch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben, von *Franz Sales Meyer.* 2. verb. u. verm. Auflage. Mit 260 Illustrationen. gr. 8°. Br. 7 M., geb. M. 8.25.

**Lederschnitt und Lederplastik,**

40 Vorlagen auf 32 Tafeln in Farbendruck mit Pausebogen (natürl. Grösse) nebst **Anleitung zur Lederplastik** nach neuerem vereinfachten Verfahren von *G. Büttner.* In Mappe M. 10.50.

**Neue Kerbschnittmuster,**

40 Tafeln qu. Folio mit ca. 200 Gegenständen, von *Clara Roth*, nebst **Anleitung zur Kerbschnitzerei.** In Mappe 11 M.

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

## Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe** der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

**Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?!** Preis 60 Pf.

**Bobert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit,** Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

**Staehely, J. A., Thales erwacht!** Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Bestellungen auf die

# Einbanddecke

zum XLIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 16. September 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Rußland im Zollkrieg. Von N. Syrkin. — Das „Klebegesetz" und das Volk. Von K. Leberecht. — Die Naturheilkraft. Von G. Friedrich. — **Literatur und Kunst:** Die wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands. Von Georg Steinhausen-Jena. — Auch ein „moderner" Roman aus England. Von August Weiß. — Gleichnisse in der abendländischen Literatur. Von Hugo Gruber. — Volksunterhaltungsabende von Gustav Manz. — **Feuilleton:** Fräulein Sokrates. Von Jules Lemaître. — **Aus der Hauptstadt:** Durchlaucht Aujust. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Rußland im Zollkrieg.

Von N. Syrkin.

Zwischen Deutschland und Rußland ist es anstatt eines Handelsvertrages zu einem Zollkrieg gekommen. Rußland hat gegen deutsche Einfuhrartikel erstens den Maximaltarif angewendet und alsdann einen Zollzuschlag von 50 Procent, von deutscher Seite ist der Tarif gegen Rußland ebenfalls um 50 Procent erhöht worden. Es ist somit zwischen beiden Nachbarstaaten ein Zollkrieg entbrannt, welcher den Handelsverkehr zwischen denselben, der ohnehin in der letzten Zeit wesentlich gesunken ist, auf ein Minimum zurückführen wird.

Der Zollkrieg ist auf dem Boden einer Umwandlung der Schutzzollpolitik in Rußland entflammt. Die russische Schutzzollpolitik hat sich in der letzten Zeit als immer verderblicher und die öconomische Entwickelung des Landes hemmend erwiesen. Es ist statistisch nachgewiesen worden, daß die Metallindustrie ebenso wie die Kohlenindustrie unter dem Einfluß der hohen Schutzzölle in Rußland keinen Fortschritt aufzuweisen hatten. Das Gleiche gilt von der Stahlindustrie. Die Zahl der Maschinenfabriken, Gießereien, Drahtnagelfabriken hat in den letzten Jahren keine Zunahme erfahren. Dagegen ist die Einfuhr von landwirthschaftlichen Maschinen nach Rußland im Steigen begriffen, ebenso wie die Metalleinfuhr, trotz der hohen Schutzzölle, keinen bedeutenden Rückgang erfahren hat. Diese allgemein bekannten Thatsachen hat man in Rußland nicht verkannt und man entschloß sich, das System der Handelsverträge und Zollermäßigungen zu betreten, um der Landwirthschaft und den Consumenten auf diese Weise zu Hülfe zu kommen. Frankreich, England und anderen Staaten gegenüber ist der Zolltarif von 20 bis 30 Procent ermäßigt worden, dagegen haben die gescheiterten Verhandlungen mit Deutschland zu einem Zollkrieg geführt, wie er in letzter Zeit zwischen Oesterreich und Rumänien, zwischen Frankreich und Italien und jetzt noch zwischen Frankeich und der Schweiz geführt wird. Durch den Zollkrieg erfährt der russische Handel eine Verschiebung zu Gunsten Englands und Frankreichs, dagegen hört der deutsch-russische Handelsverkehr fast gänzlich auf. Schon ohnehin hat der deutsch-russische Handel fortwährend abgenommen und sank von 412 Millionen Rubel im Jahre 1880 auf 291 Millionen Rubel im Jahre 1890, der Handelsverkehr zwischen Rußland und England dagegen weist auch jetzt schon eine Zunahme auf und stieg von 298 Millionen Rubel im Jahre 1880 auf 375 Millionen Rubel im Jahre 1889. Zwischen Rußland und Frankreich dagegen waren seit jeher die Handelsbeziehungen von geringer Bedeutung. So betrug in den Jahren 1888 bis 1891 die russische Ausfuhr nach Frankreich jährlich im Durchschnitt 16 Millionen Rubel, die Einfuhr dagegen aus Frankreich 43 Millionen Rubel. Der Zollkrieg mit Deutschland wird einen gesteigerten Verkehr mit Frankreich und England zur Folge haben.

Für die deutsche Industrie bedeutet die Schließung des russischen Marktes einen bedeutenden Verlust, der den Franzosen und Engländern zu gute kommt. Betrug doch immerhin die Ausfuhr nach Rußland im Jahre 1891: 103 Millionen Rubel, im Jahre 1890: 114 Millionen Rubel und im Jahre 1889: 124 Millionen, gegen eine entsprechende Einfuhr aus Rußland von 191 Millionen Rubel, 176 Millionen und 190 Millionen Rubel. Indessen wird man in Deutschland nach Mitteln suchen, um die einheimische Industrie, namentlich aber die Metallindustrie, welche auf Rußland so sehr angewiesen ist, auf irgend eine andere Weise vor einer Krise zu bewahren. Durch den Ersatz solcher Materialien bei Staatsanlagen, welche aus dem Auslande eingeführt werden, durch Eisen und anderes Metall, kann im Lande selbst eine gesteigerte Nachfrage auf die Artikel der Metallindustrie entstehen, so daß der russische Markt wenn auch nicht ganz entbehrlich werden, jedenfalls aber an Bedeutung verlieren würde. Was aber die Rohproducte russischer Provinzen anbetrifft, so sind in Europa und Asien noch zahlreiche andere Märkte vorhanden, welche Rohstoffe an Deutschland ebenso, wenn nicht noch billiger verkaufen können.

Bedenkt man aber, daß die russische Ausfuhr nach Deutschland eine bedeutend größere ist als die deutsche Ausfuhr nach Rußland, so kann man sich von den großen Verlusten überzeugen, welche Rußland aus dem Zollkrieg erwachsen. Die russische Ausfuhr besteht bekanntlich hauptsächlich in der Getreideausfuhr und die Einnahmen der russischen Eisenbahnen hängen auch meist davon ab, wie hoch die Getreideausfuhr sich beläuft. Deutschland galt bis zur allerletzten Zeit aber noch als der Hauptabnehmer des russischen Getreides, das nunmehr durch den Zollkrieg den deutschen Markt eingebüßt hat.

In dem Zeitabschnitt 1888 bis 1891 sind aus Rußland nach den 14 europäischen Staaten 1927 Million Pud Getreide ausgeführt worden, wobei auf Deutschland nicht weniger denn 536 Millionen Pud entfielen, also gegen 27 Procent der Gesammtausfuhr. Die Gesammteinfuhr Deutschlands an Getreide betrug in dem genannten Zeitabschnitt 904 Millionen Pud, es entfielen somit auf die Einfuhr aus Rußland 59 Procent der Gesammteinfuhr. In Bezug auf einzelne Getreidearten Rußlands galt bis vor Kurzem noch Deutschland als fast der

alleinige Abnehmer, wie dies aus folgender Tabelle zu ersehen ist.

| | Gesammtausfuhr Rußlands im Jahre 1891 | Ausfuhr nach Deutschland |
|---|---|---|
| | 1000 Pud | |
| Roggen | 83596 | 44580 |
| Buchweizen | 1798 | 1311 |
| Erbsen | 7114 | 5066 |
| Kleie | 7091 | 6983 |
| Hirse | 521 | 521 |

Der deutsche Markt dürfte für Rußland von um so größerem Werth sein, als sein Getreideexport nach anderen Ländern als Deutschland in den letzten Jahren sehr merkbar zurückgegangen ist. Die Getreideausfuhr aus Rußland betrug in 1000 Pud:

| | 1888 | 1889 | 1890 | 1891 |
|---|---|---|---|---|
| Nach Großbritanien | 170356 | 146283 | 122302 | 116537 |
| „ Frankreich | 67156 | 42722 | 39077 | — |
| „ Holland | 61485 | 54483 | 58710 | 56439 |
| „ Belgien | 33362 | 21948 | 18660 | 17267 |
| „ Spanien | 7251 | 5660 | 8071 | 1744 |
| „ Norwegen | 12827 | 11939 | 11360 | 9913 |
| „ Dänemark | 9545 | 8425 | 6717 | 6941 |

Im Laufe von vier Jahren nahm somit die Getreideausfuhr nach England um 31 Procent ab, nach Holland um 8 Procent, nach Belgien um 48 Procent, nach Spanien um mehr denn 75 Procent, nach Dänemark um 27 Procent, während die Ausfuhr nach Frankreich im Jahre 1891 ganz aufgehört hat. Die Getreideausfuhr Rußlands im Zeitabschnitt 1888 bis 1881 sank von 533 Millionen Pud auf 392 Millionen Pud und nur nach Deutschland stieg die Ausfuhr von 113 Millionen Pud auf 140 Millionen.

Die Ursachen dieser fortwährenden Verminderung der russischen Getreideausfuhr sind mehrfach erörtert worden. Rußland ist nicht mehr im Stande, mit Amerika auf dem Getreidemarkt zu concurriren, dazu kommen noch Indien, Australien und Chili hinzu, welche qualitativ viel besseres Getreide als Rußland nach den europäischen Märkten schicken. Wenn aber Rußland trotz seines schlechten Getreides den deutschen Markt behauptet hat, so verdankte es der günstigen geographischen Lage und den Handelsgewohnheiten und Verbindungen, welche die Königsberger und Danziger Kaufleute mit Odessa und Libau seit Jahren unterhielten.

Im Jahre 1892 haben sich aber die Verhältnisse für Rußland sehr wesentlich geändert. Wegen der Mißernte hat der russische Getreideexport wesentlich abgenommen. Deutschland sah sich in Bezug auf seinen Getreideimport auf andere Länder angewiesen. Es bezog im verflossenen Jahre an Roggen: aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas 136,000 To., aus Rumänien 24,000 To., aus Frankreich 46,000 To., aus Oestereich-Ungarn 34,000 To., aus der Türkei 86,000 To., aus Bulgarien 27,000 To., aus Serbien 9,300 To. Ein erheblicher Posten Korn aus Canada. Aus Rußland dagegen wurden nur 123,000 To. importirt, also etwa 15 Procent der Roggeneinfuhr aus Rußland im Jahre 1891. Die Roggeneinfuhr nach Deutschland aus den Donauländern weist im Jahre 1882 eine Zunahme von 250 Procent gegen die vorangegangenen Jahre auf. Im verflossenen Jahre bereits hat somit Deutschland seinen Bedarf an Roggen durch die Einfuhr aus anderen Getreide exportirenden Staaten als Rußland gedeckt. Von den im Jahre 1892 nach Deutschland eingeführten 548,000 To. lieferte Rußland weniger denn 25 Procent, während es ehemals fast den ganzen Bedarf an Roggen deckte. Eine erhebliche Abnahme in der Einfuhr nach Deutschland haben auch andere russische Getreidearten aufzuweisen.

Das verflossene Jahr hat somit gezeigt, daß Deutschland das russische Getreide, namentlich wenn es sich selbst einer guten Ernte erfreut, entbehren kann. Dagegen ist Rußland in seiner Getreideausfuhr vornehmlich auf Deutschland angewiesen und der Zollkrieg wird den ohnehin zurückgegangenen auswärtigen Handel Rußlands noch mehr sinken machen. Gerade in diesem Jahre, wo Rußland eine überaus reiche Ernte aufzuweisen hat, und der russische Bauer sich von seinen Calamitäten zu erholen beginnt, ist die Sperrung der deutschen Grenze für das russische Product, für die Landwirthschaft verhängnißvoll. Zwar steht es fest, daß die russische Getreideausfuhr nur auf Kosten des inneren Consums geschieht, indem der Bauer sich selbst das Brot durch Gartenmelde und Gras ersetzt und sein Korn auf den Markt bringt, indessen kann dieses chronische Hungern der russischen Bevölkerung nur durch eine Steigerung der Kauffähigkeit und eine öconomische Hebung des Volkes gemildert werden; eine Sperrung der Grenze kann aber nur direct entgegengesetzte Folgen haben. Jetzt schon sind in Rußland die Preise auf Getreide um 15 bis 20 Procent gesunken, so daß der russische Bauer durch die Versperrung des Absatzes für Getreide in diesem Jahre nicht minder große Verluste erleiden wird, wie in den Mißernten. Die russische Regierung sucht zwar Vorkehrungen zu treffen, um ein weiteres Sinken des Kornpreises zu verhüten, indem einerseits den Korneigenthümern Vorschüsse gewährt werden, andererseits aber in den vor nicht langer Zeit gebauten Elevatoren und Lagerhäusern der Ueberschuß der Ernte für das nächste Jahr durch Einmischung des Staates aufbewahrt wird. Es ist aber leicht einzusehen, daß nach einem Jahre bereits, namentlich wenn das nächste Jahr ebenfalls ein Erntejahr sein wird, dieses System für Rußland große Uebel zeitigen wird. Denn wird auch damals der Zollkrieg aufhören, so könnte Deutschland höchstens den Ueberschuß einer Ernte abnehmen, sollte aber auch der Ueberschuß der jetzigen Ernte auf den Markt kommen, so wird durch die Vergrößerung des Angebots gegenüber der Nachfrage der Roggenpreis so sehr sinken, daß in Rußland die Landwirthschaft Jahre lang hierunter zu leiden haben wird.

Bei einer günstigen Preisstellung kann zwar Rußland auch unter dem erhöhten Differentialzoll einen Theil seines Getreides indirect durch die Hülfe Deutschlands loswerden. Rußland könnte beispielsweise Holland, Belgien, Dänemark, England, die keine Zölle erheben, seinen Roggen zu eigenem Verbrauch überlassen, während die Käufer der Ursprungsatteste wegen ihren eigenen Roggen nach Deutschland senden. In diesen Ländern wird aber nur wenig Getreide erzeugt und eine kaum nennenswerthe Quantität nach Deutschland exportirt, so daß auf diese Weise nur ein geringer Procentsatz des russischen Getreides im Auslande Verwerthung finden könnte. Was aber Oesterreich-Ungarn und Frankreich anbetrifft, so erheben sie selbst einen Einfuhrzoll, so daß die Oesterreicher und Franzosen bei der Einfuhr nach Deutschland den doppelten Zoll, also 6,50 bis 7,50 Mark erlegen müßten, und es kommt somit auf die Preislage an, ob es sich dann noch verlohnen würde, den Austausch mit Rußland vorzunehmen. Jedenfalls hat Rußland formell immer die Möglichkeit, bei einer günstigen Preisstellung einen Theil seines Getreides durch Hülfe Deutschlands loszuschlagen. Allein die qualitative Verschlechterung des russischen Getreides und die geringe Unternehmungsfähigkeit des russischen Kaufmannes haben dem russischen Product im Kampfe mit seinen Concurrenten eine Niederlage bereitet und es erscheint aus diesem Grunde zweifelhaft, wenn nicht geradezu enorme Gewinne durch dieses Unternehmen erwachsen werden, daß Rußland einen Tausch seines Getreides mit den zollfreien Ländern wird anbahnen können.

Jeder Zollkrieg ist der Versuch zweier Staaten, auf dem Boden des öconomischen Kampfes von einander wirthschaftliche Vortheile zu erzielen. Rußland wollte durch die Versperrung des Absatzes für die deutsche Montaninduſtrie sich von Deutschland das Recht der meistbegünstigten Nationen erzwingen. Daß man aber in Deutschland mit einem Zollzuschlag antworten würde, erschien unglaublich, jedenfalls glaubte man, daß durch die Versperrung des Absatzes russischen Getreides nach Deutschland die Getreidepreise so sehr steigen würden, daß Deutschland diese Maßregel nicht für die Dauer würde aufrecht erhalten können. Dies hat sich aber als Irrthum herausgestellt, denn der Roggenpreis ist nach dem Zollkrieg nicht gestiegen, sondern vielmehr gesunken. Von der alten Ernte sind jetzt noch Riesenbestände aufgespeichert, und die jetzige Welternte hat alle Erwartungen übertroffen. In

Deutschland ist man nicht mehr auf russisches Getreide angewiesen und Deutschland hat somit gegen Rußland eine Gegenwaffe. Es ist dieses aber ein schlechter Trost für die deutsche Ausfuhr, wenn es auch bewiesen wird, daß Rußland unter dem Zollkrieg größere Verluste haben wird, als Deutschland. Die Abschaffung des Zollkrieges und Abschließung eines Handelsvertrages wird daher von den deutschen Industriellen ebenso wie von den russischen Landwirthen begrüßt werden, ja, man muß annehmen, auch von den Agrariern Deutschlands, deren Hoffnungen, durch die Differentialzölle den Getreidepreis zu steigern, sich nunmehr als nichtig erweisen.

## Das „Klebegesetz" und das Volk.

Von K. Leberecht.

Schon oft ist in der Weltgeschichte der Fall eingetreten, daß ein Wohlthäter der Menschheit erst den Zwang anwenden mußte, um seine Wohlthat in's Leben zu rufen. So kostete es harte Kämpfe mit den harten Köpfen, um die so nützliche Kartoffel beliebt zu machen beim Publikum. Warum auch nicht? Wenn die Kinder kleine Leute sind, warum dürfen die Leute nicht große Kinder sein, und auch ein sehr thörichtes Kind wird in der Regel doch nachträglich dankbar anerkennen, daß der erwachsene Erzieher das that, was das Kind nicht „wollte", und nicht das that, was es wollte.

Aber das Bild ändert sich doch sehr, wenn die Wohlthat in's Leben gerufen ist, und wenn der Thäter auch dann nicht die erwartete Anerkennung findet, sondern ein Wehegeschrei über sein Werk ausbricht. Zwar mancher Wohlthäter will sich auch dann noch nicht belehren lassen. Wenn die Thatsachen der Theorie widersprechen, so darf der Theoretiker nicht rufen „um so schlimmer für die Thatsachen". Wenn sich das Volk unter dem Klebegesetz unglücklich fühlt, so wäre es zugleich eine alberne und empörende Behauptung, daß das Volk eigentlich glücklich sei, aber nur nicht wisse, daß es glücklich sei. Besser wäre dann jedenfalls ein Volk, daß „tief unglücklich" ist, aber nichts davon merkt und sich einbildet, glücklich zu sein. Kurz: der Wille ist und bleibt des Menschen Himmelreich unter allen Umständen.

Oft aber kann noch ein anderer Fall eintreten, und der liegt unseres Erachtens beim Invalidengesetz vor — daß nämlich eine an sich höchst segensreiche Einrichtung durch verkehrte Nebenbestimmungen derart verballhornt ist, daß die Sache fast in ihr Gegentheil verkehrt erscheint, Wohlthat zur Plage wird. Ja es ist geradezu, als habe ein Mephisto seine Hand im Spiele gehabt, um der sozialen Entwickelung als ein schlechter Geburtshelfer eine derartige Wendung zu geben, daß das Volk sich ein für allemal von dem rechten Wege abwende. Denn der Weg ist zweifellos der wahre und führt zum Ziel, aber die Dornenhecken thun weh, weil die rechten Pionire fehlen. Nach rechts wird das Volk nicht wieder gehen, weil es weiß, daß da der Sumpf des Geschehenlassens liegt, und so wird es sich denn verzweifelnd nach links wenden, in den Abgrund des Communismus.

Was der Klebegesetzgeber gewollt hat, das scheint vielfach ein Geheimniß zu sein und bleiben zu wollen. Nichts gewisses weiß man nicht — Anfangs brachten die Zeitungen endlose Erläuterungen für die rathlosen Leser, Ausnahmen und Unterausnahmen wie bei griechischen Grammatikregeln, immer feiner wurden die Untersuchungen und Unterscheidungen, bis man es endlich aufgegeben hat, dieser Sphinx bis in den Magen zu sehen, und man die Sache gehen läßt, wie sie eben geht.

Nichtsdestoweniger lassen sich die Hauptwirkungen dennoch übersehen, und es gelingt, den verschlungenen Pfaden nachzukommen und den Faden zu entwirren, wobei man sich aber nicht wundern darf, daß die Wirkungen sich nach mehreren ganz verschiedenen Richtungen hin äußern, wie bei einem großen Stein, dessen Last auf mehreren Tragsäulen ruht.

Das Klebegesetz wirkt dem kapitalistischen System entschieden entgegen. Es würde selbst dann noch einen sozialen Ausgleich, natürlich nur sehr theilweise, herbeiführen, wenn die Lasten, wenigstens dem Scheine nach, am ungerechtesten vertheilt wären. Nehmen wir einmal an, der ärmste Arbeiter würde in der härtesten und rücksichtslosesten Weise besteuert, um für sein Alter zu sorgen, selbst alle Verwaltungskosten müßte er aus seiner Tasche bestreiten. Selbst dann würde immerhin ein gewisses Kapital sich zu Gunsten der Arbeiter ansammeln, das einerseits den Zinsfuß niederdrückt, und andererseits dem Arbeiter wenigstens einmal den Zins von der Lichtseite zeigt, nachdem er ihn lebenslänglich und tausendfach von der Schattenseite kosten mußte. Aber noch ein weiterer, sehr wichtiger Punkt spricht hierbei mit. Das sog. eherne Lohngesetz, mit dem früher der Communismus viel Staat machte, ist jetzt bei dieser Partei sehr in Ungnade gefallen wegen der Streikbewegungen. Aber leider ist das Lohngesetz, trotz der Ungnade, im Großen noch ebenso wahr und ehern als zuvor. Der unterste Stand als ganzer Stand hat bisher niemals über ein geringes Maß von Lohn, das sog. Existenzminimum, hinwegkommen können. Eben darum ist eine Steuer auf den untersten Stand, wenn auch noch so hart, nur scheinbar, weil sich der Lohn sofort um den Betrag der Steuer erhöhen muß, da unter dem Existenzminimum natürlicher Weise nichts Lebendes existiren kann. Um es einmal kurz, wenn auch theoretisch zu kennzeichnen: angenommen, der Lohn eines Arbeitsmannes beträgt in einer Gegend täglich nur 1 Mark, wovon er eben noch existiren kann. Nun werde eine furchtbare Kopfsteuer von 1 Mark täglich aufgelegt. Der Arbeiter wird dann weder von Nichts (1 Mark minus 1 Mark = 0) leben, noch wird er verhungern, sondern sein Lohn wird auf 2 Mark steigen, wovon er eine als Steuer bezahlt, und von der anderen das nackte Dasein fristet.

Wendet man diese Regel, die natürlich in der Praxis nur annähernd gilt, auf das Klebegesetz an, so ergibt sich, daß die ärmsten Stände in Wirklichkeit doch keine Beiträge zahlen, und es würde sich somit ein reiner Vortheil durch die Altersrente ergeben, sobald diese bedeutend höher ist als die frühere — Armenunterstützung.

Es fragt sich danach nur noch, ob es politisch gerade schlau war, die Aermsten in den Glauben zu versetzen, daß sie Beiträge zahlen. Offenbar ist, daß, wenn es überhaupt eine schlaue Täuschung gibt, die umgekehrte es wäre, nämlich daß alle furchtbar zahlen und steuern, aber in so geschickt versteckter Weise, daß Keiner etwas merkt. Z. B. bei den Zöllen auf Lebensmittel wird diese Methode vielfach als gutes Mittel zum Zweck angepriesen.

Da nun der arme Mann die Lasten des Klebegesetzes nicht trägt, so ist damit bewiesen, daß sie entweder vom Mittelstand getragen werden, oder vom großen Kapital.

Es ist schon jetzt vielfach erwiesen worden, daß die Armenlasten in Folge des Klebegesetzes sehr beträchtlich gesunken sind, und wer möchte bestreiten, daß diese Wirkung eine hocherfreuliche ist. Da aber die Armenlasten in erster Linie vom Reichthum getragen wurden, nicht zum geringsten Theile in freiwilliger Form durch die berühmten Wohlthätigkeitsveranstaltungen, so ist nicht nur anzunehmen, daß für das große Kapital der Nachtheil durch den Vortheil aufgehoben wird, sondern es ist sogar wahrscheinlich, daß das Großkapital sogar noch ein hübsches Geschäftchen macht, weil die Steuerschraube bisher noch nie so scharf angezogen ist, daß sie den wohlthätigen Testamenten u. s. w. annähernd gleichkommen könnte.

Sonach bleibt nur noch übrig, daß sich die Last des Klebegesetzes mit voller Wucht auf den Mittelstand wälzt. Sehen wir uns das heutige Leben näher an, so finden wir diese Wahrheit an tausend Ecken und Enden in überraschender Weise bestätigt. Der Mittelstand ist es, der klagt, der kleine Bauer, der kleinere und mittlere, aber nicht schuldenfreie Gutsherr, der kleine Handwerksmeister, die kleineren „Arbeitgeber" aller Art, die nicht minder mitarbeiten müssen als ihre Arbeitnehmer.

Bisher haben wir gefunden, daß das Klebegesetz zwar

proletarierfreundlich ist, aber im höchsten Grade mittelstandfeindlich, und daß der Mittelstand seine Lasten spürt, während der Proletarier belastet zu sein scheint, ohne belastet zu sein. Es bedarf keiner weiteren Erklärung, wie es kam, daß hier thatsächlich Wohlthat Plage ward.

Aber das Sündenregister ist leider noch nicht zu Ende. Zwei schwere Angriffspunkte fehlen noch. Erstens wirkt das Klebegesetz arbeithindernd, und ist so eine sehr zweischneidige Waffe besonders in einer Zeit, wo der Arbeitmangel so groß ist, daß schon die Gelegenheit zum Arbeiten als eine Wohlthat gilt, wenn auch bei schlechtesten Löhnen. Denn das Klebegesetz bestenert den Arbeitgeber nur so lange, als er arbeiten läßt, schreckt ihn also vom Arbeitenlassen ab, setzt eine Belohnung (Steuerfreiheit) auf Nichtarbeit. Wenn man nun noch bedenkt, wie gering und unsicher oft der Gewinn ist, so erschrickt man förmlich vor der gewaltigen Größe der Arbeitlosigkeit, die zu der schon vorher vorhandenen hinzutritt. Es ist leicht möglich, daß allein durch die vermehrte Arbeitlosigkeit aller Gewinn für den Arbeiter wieder verschwindet, während die Last leider nicht mitverschwindet. Denn da die Arbeit eine der wichtigsten Arten des Verkehrs (oder Tausches) ist, so muß jede Erschwernng der Arbeit eine allgemeine Last sein, der keinerlei Vortheil gegenübersteht.

Dazu kommt endlich noch, um das gefüllte Faß zum Ueberlaufen zu bringen, die kleinliche Belästigung, Schererei und Schinderei durch das Wunder der Neuzeit, die berühmte Klebemarke und die Karte, die Niemand verlieren darf. Auch bei Bellamy gibt es bekanntlich solche unverlierbaren „Kreditkarten". Vor diesem Gipfel der Zwecklosigkeit bleibt nichts übrig, als in Staunen zu versinken, und so sei denn hier auch unser Rest Schweigen.

Aber durch Nacht geht es zum Licht, der Mittelstand beginnt sich zu regen, und gerade das Klebegesetz ist wie ein Alarmschuß, wie ein Weckruf über alle deutschen Lande gefahren. Und Gott Lob, man weiß jetzt nicht nur, wo der Schuh drückt, sondern man sieht auch klar und deutlich, wie man den Hals drehen muß, um ihn aus der gefahrdrohenden Schlinge zu befreien. Der große Bund der Landwirthe, mag man sonst darüber denken wie man wolle, erwirbt sich ein großes Verdienst, indem er gerade diese Frage in Fluß bringt. Wenn auch noch nicht offiziell, so ist durch hervorragende Organe das Ziel der Reform klargelegt. Auch in einer großen Handwerkerversammlung, die erst kürzlich in Berlin tagte, brach sich eine Strömung Bahn, die mit der der Landwirthe eine hoch erfreuliche Uebereinstimmung beweist. Die schwerfälligen Bestimmungen des Klebegesetzes, wie es heute ist, können einen in den Zustand bringen, als ginge ein Mühlrad im Kopfe herum. Klar wird man darüber erst, wenn man das Klebegesetz kennt, wie es sein sollte.

Unsere Forderungen müssen lauten: 1) Kein Kleben mehr, 2) die Lasten werden weder vom Arbeitnehmer, noch vom Arbeitgeber als solchen getragen, sondern von den allgemeinen Reichssteuern, am besten durch eine neue Einkommen- und Vermögenssteuer, 3) kein kleinliches Abzirkeln von Grenzscheiden, sondern jeder ehrliche Deutsche ohne Ausnahme bekommt seine wohlverdiente Rente, soweit nicht gerichtliche Urtheile gegen ihn vorliegen, die ihn der Rente unwürdig und verlustig machen. Ein neues und sehr nützliches Strafmittel für gewisse Klassen von Strolchen wird dadurch gewonnen, nämlich theilweise, zeitweise oder gänzliche Aberkennung des Rentenrechtes. Dabei kann jedem Reichen das Recht bleiben, auf die Rente zu verzichten, wenn nicht, so mag man ihm in Gottes Namen die Kleinigkeit hinzufügen oder von seinen Steuern subtrahiren.

---

## Die Naturheilkraft.

Von G. Friedrich.

Seitdem Werke wie das „Buch vom gesunden und kranken Menschen" des unvergeßlichen Bock in das Volk eingedrungen sind und eine so beispiellose Anerkennung gefunden haben, ist es immer mehr üblich geworden, auch weiteren Kreisen die Geheimnisse der engeren medizinischen Zirkel zu eröffnen. Auch in den Kreisen der Fachleute selbst hat sich seitdem eine ganz andere Richtung, eine ganz neue Anschauung vom Wesen der Krankheiten und von der Art ihrer Heilung Bahn gebrochen. Gerade die hervorragendsten Aerzte sind es heute, die das Heil suchen in den einfachsten, unschuldigsten Heilmitteln, in wenigen natürlichen Vorgängen, und nicht in einer Unzahl heftig wirkender und den gesunden Menschen in seiner Gesundheit bedrohender Mixturen pflanzlicher und mineralischer Stoffe.

Die Heilkunde ist ein Zweig der einen großen Naturwissenschaft. Wie man erkannt und begriffen hat, daß nur eine einzige Urkraft in allen Naturkräften waltet, so kann es auch für den Kranken, der genesen will, im Grunde nur eine Heilkraft geben, die jedem Lebewesen innewohnende Lebenskraft, die allwaltende Naturheilkraft, die keinen Kranken vor seinem letzten Athemzuge verläßt.

Um an einem knappen Beispiele die ungeheure Macht der Lebenskraft unwiderleglich zu erweisen und zu erkennen, denke man an einen soeben Gestorbenen. Bekanntlich zeigen sich am Körper des Todten sehr bald sichtbare Spuren des erloschenen Lebens, die sog. Leichenerscheinungen. Die Kälte und Starrheit sind noch das wenigste dabei, viel tiefer greifend ist das, was oberflächlich nicht so schnell zu Tage tritt, das ist die gänzliche innere Zersetzung und Auflösung, der chemische Prozeß der Verwesung. Da nun der Eintritt der Verwesung stets mit dem des Todes zusammenfällt, so könnte man allerdings die materialistische Behauptung aufstellen, der Tod sei nur eine Folge, eine Nebenerscheinung der Verwesnng. Allerdings könnte man mit demselben Rechte behaupten, nicht das Licht werfe den Schatten, sondern der Schatten erzeuge das Licht, weil allemal, wenn wir unseren Schatten sehen, die Sonne scheint.

Für den unbefangenen Beobachter kann es jedoch nicht zweifelhaft sein, daß die Verwesung nur die Folge des Erlöschens des Lebenslichtes ist. Warum hält sich nun aber der Leib, nachdem die Seele entwichen ist, nicht unverändert bis in alle Ewigkeit oder wenigstens eben so lange, als die Theile einer zertrümmerten Statue? Weil unser Blut und Fleisch aus lauter chemischen Verbindungen besteht, die ein starkes Bestreben haben, sich zu trennen, sich anders zu gestalten. Unser Körper strebt fortwährend, zu Asche zu werden, zu dem Staube zurückzukehren, dem er entstammt. Und warum folgt er diesem Streben nicht schon bei Lebzeiten, wie ist es möglich, daß unser Leib sich nur eine Secunde, und nun gar mehrere Jahrzehnte unzerstört halten kann? Man entgegne hier nicht etwa, weil er bei Lebzeiten Nahrung empfängt, und sich so fortwährend wieder erneuern kann. Denn nichts wäre leichter, als einem Todten alle Nahrungsmittel gewaltsam oder künstlich in den Magen hinein zu pumpen, aber warum nimmt sie der Magen nicht mehr an? Weil eben alles in Unordnung ist, weil der einheitlich leitende, lenkende Wille fehlt. Die Lebenskraft ist ein Feldherr von wunderbarster Machtfülle, jedes kleinste Fäserchen gehorcht sofort seinem Wink und Willen, kein Theilchen des Körpers kann sich seinen Befehlen entziehen. Die Lebenskraft bändigt auch die auseinanderstrebenden Elemente des Körpers mit unerbittlicher Faust, sie allein ist es, die uns davor schützen kann, daß wir bei lebendigem Leibe in Verwesung übergehen, sie also heilt uns in jedem Augenblicke von der denkbar schrecklichsten und unheilbarsten aller Krankheiten. Welches Mittel wollte man wohl gegen ein solches Leiden versuchen? Zwar gibt es Flüssigkeiten, in denen abgestorbene Körpertheile vor der Verwesung geschützt werden. Aber gerade dieser Umstand legt ein beredtes Zeugniß für die Stärke der Lebenskraft ab. Denn alle unsere fäulnißwidrigen Mittel wirken

zugleich auf den lebenden Organismus als starke, unmittelbar tödtende Gifte. Dagegen die Luft selbst, unser Lebenselement, ist es, das jeden Körper, sobald das Leben aus ihm entwichen ist, in Verwesung übergehen läßt.

Aber mancher ist vielleicht geneigt, die allgemeine Erhaltung der Gesundheit durch unsere Lebenskraft nicht so recht anzuerkennen als eine besondere Leistung. Denn alles, was man alltäglich zu oft erlebt, verliert den Reiz der Neuheit und man hält es gern für selbstverständlich. Aber man kann auch an einer beliebig großen Zahl besonderer Fälle die Wirksamkeit der Naturheilkraft studiren, und oft mit Staunen erkennen, was sie zu leisten vermag.

Wir wären übel daran, wenn jeder kleine zufällige Schnitt oder Stich unser Leben vernichten müßte. Wir wären ebenso übel daran, wenn wir bei jeder kleinen Verletzung ganz besondere Mittel, ein ganz besonderes Verfahren anwenden müßten, um unser Leben zu retten. Wenn wir Arzt und Apotheker ebenso häufig aufsuchen müßten, wie z. B. Bäcker und Fleischer, dann würden wir schließlich auf den ganzen Kampf ums Dasein mit Vergnügen verzichten. Ein wahrer Segen ist es, daß die Naturheilkraft uns den größten Theil aller Sorgen abnimmt, und die meisten aller Gesundheitsstörungen aus eigenen Mitteln wieder in das rechte Geleise bringt.

Wenn wir uns z. B. in den Finger schneiden, so fließt zunächst aus der verletzten Stelle einiges Blut, und — damit hat auch der Heilungsprozeß schon begonnen. Denn das Blut gerinnt an der Luft und bildet so einen Pfropfen, der die Wunde nach außen hin abschließt. Zugleich umhüllt das Blut auch innen die Schnittflächen der Wunde. Das Blut ist der Lebenssaft, aus dem alle anderen, nicht flüssigen, Körpertheile sich erst abscheiden, denn Blut ist flüssiges Fleisch. Wie das geschieht, läßt sich schwer bis in alle kleinsten Einzelheiten hinein verfolgen, denn wer vermöchte der Naturheilkraft alle ihre Geheimnisse abzulauschen, da sie nur im lebenden Körper wirkt, an dem Experimente aus Gründen der Menschlichkeit ausgeschlossen sind! Aber bestimmt wissen wir, daß die Heilung des kleinsten Schnittes eine äußerst schwierige und zusammengesetzte Aufgabe ist, viel schwieriger als z. B. die Wiederherstellung einer gänzlich zertrümmerten kunstreichen Wachsfigur. Denn das Blut durchkreist unseren Körper in unzählig vielen sehr kleinen Capillargefäßen, deren ein kleiner Schnitt Tausende durchrissen nnd zerstört hat. Ebenso ist unser Fleisch aus zierlichen kleinen Fäserchen aufgebaut, wie das Mikroskop zeigt. Daß auch unsere Haut nicht einfach glatt wie eine Wachsfläche ist, kann man auch ohne Mikroskop schon sehen. Dieser kunstvolle Bau will sorgfältig wieder hergestellt werden. Man bedenke, welche heillose Unordnung namentlich in einem Röhrensystem angerichtet wird, wenn irgendwo ein Wasser- oder Gasrohr platzt oder eine Verstopfung entsteht! Und jetzt ist durch jenen Schnitt der Blutkreislauf gestört, der nicht einen Augenblick stille stehen darf. Aber das unmöglich scheinende, von der Naturheilkraft wird es möglich gemacht!

Das aus der Schnittwunde dringende Blut bildet nach der Selbstverstopfung der Oeffnung einen sog. Schorf, wie ihn jeder aus eigener Erfahrung kennt. Unter und dicht um den Schorf herum bildet sich eine entzündete Stelle. Auch diese Entzündung ist ein Heilungsvorgang, der nicht fehlen darf, wenn die Wunde wieder ordentlich „ausheilen" soll. Die Stelle ist geröthet, angeschwollen, fühlt sich warm und zugleich schmerzhaft an. Es findet hier ein erhöhter Blutzustrom statt, der die Ränder der Wunde anfrißt und das Fleisch auflöst, um dann neues Fleisch, neue Blutröhren und endlich eine neue Haut darüber zu bilden — alles genau so, wie es gewesen war, und ohne daß wir das mindeste dazu thun oder auch nur wissen. Beim gelehrtesten Arzte findet die Heilung nicht vollkommener statt als beim ungebildeten Australneger.

Ist endlich alles vollendet, so fällt der Schorf ab, und ein Stückchen neuer Haut wird sichtbar, das fast noch frischer und rosiger aussieht als das alte. Meistens bleibt allerdings eine kleine „Narbe" als Andenken zurück, und es läßt sich nicht leugnen, daß bei größeren Verstümmelungen nur ein theilweiser und nothdürftiger Ersatz stattfindet, gewissermaßen als Strafe für den Leichtsinn, der doch oft wenigstens mitschuldig ist.

Wenn man sich einen Splitter in das Fleisch gerissen hat, so ist es zwar das beste, wenn man ihn sofort wieder entfernen kann. Geschieht das aber nicht, so treten ähnliche Vorgänge ein wie bei der Schnittwunde, nur noch um ein gut Stück schwierigere. Nämlich der Splitter wird von Eiter umhüllt, eingekapselt und zu rechter Zeit aus dem Fleische herausgeschoben.

Wenn ein schwerer Stein auf den Fingernagel fällt, so wird dieser abgequetscht, es quillt Blut darunter hervor, und nach einigen Wochen löst sich der ganze Nagel los, und es wächst ein neuer, der zum Theil schon hervorsieht, wenn der alte abfällt.

Wenn ein Sandkorn in das Auge fliegt, so fühlt man, wie sich sogleich unwillkürlich scharfe Säfte absondern und vor dem Augapfel ansammeln, offenbar um die scharfen Ecken und Kanten des Sandkornes wegzubringen und abzuschleifen.

Wenn ein giftiger Stoff in den Magen gelangt, so stellt sich Erbrechen ein und befördert ihn schleunigst wieder nach außen. Ebenso wenn wir uns den Magen überladen haben. So scheint unser Magen klüger zu sein als wir selbst.

Wenn Staubtheile in die Stimmritze und in die Luftröhre gerathen, so erscheint sofort ein heftiger Hustenreiz, durch den mit explosionsartiger Heftigkeit aller Staub hervorgeschleudert wird.

Alle diese Beispiele betrafen Vorgänge, wo nur ein kleinerer Theil des Körpers örtlich angegriffen wird. Bei größerem Leiden wird der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen, und die Naturheilkraft macht alle Körperkräfte mobil gegen die angreifende Krankheit. Fast alle schweren Krankheiten beginnen mit allgemeiner Mattigkeit, denn die Hauptwaffe der Lebenskraft ist Schonung. Der erkrankende Mensch legt sich zu Bett und zieht sich von aller Arbeit zurück, denn er braucht jetzt alle Kraft des Widerstandes zur Vertheidigung seines Lebens. Auch gedrückte Stimmung und schlechte Laune tritt ein, der Leidende zieht sich zurück von allem lauten Verkehr und lebhaften Vergnügungen, er sammelt auch seine geistigen Kräfte für sich selbst. Endlich macht sich auch Eßunlust bemerklich, auch der Magen will jetzt Ruhe haben, und die Lebenskraft kann einige Zeit ohne Nahrung aushalten. Neue Nahrungsstoffe würden, weil sie nicht ordnungsmäßig verdaut werden können, die schlechten Säfte nur vermehren, darum ist gerade die Hungerkur oft von vortrefflicher Wirkung.

Die eigentliche Hauptwaffe aber, das grobe Geschütz der Naturheilkraft ist das Fieber. Jede größere Störung der Gesundheit, sie mag kommen von welcher Seite sie wolle, wird beantwortet durch ein mehr oder weniger heftiges Fieber. Man mag den verschiedenen Unterarten des Fiebers noch so gelehrte Namen beilegen, so kann man doch nicht verhindern, daß ein Fieber dem anderen so ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen. Die innere Hitze bringt einen gesteigerten Oxydationsvorgang im Blute zuwege, der zuerst die schlechten Säfte angreift, dann erst die guten, und dann erstere durch die Schweißabsonderung nach außen befördert. Besonders angenehm ist dieser Zustand für den Patienten keineswegs, und es ist für ihn oft noch das beste, wenn seine Sinne zeitweise in Delirien (Fieberwahn) versinken. Aber dennoch ist das Fieber nicht die eigentliche Krankheit, sondern ein Heilungsvorgang, eine Selbsthülfe der Naturheilkraft, die weit besser ist als alle andere menschliche Hülfe. Gefährlich ist es daher, wenn man die Heilkraft der Natur lahm legt, indem man das Fieber unterdrückt durch Mittel, wie Antipyrin, Antifebrin u. s. w. Vielmehr muß man das Fieber, wenn es nicht von selbst kommen will, möglichst zu erwecken suchen, z. B. durch kühle Abreibungen und darauf folgende warme Einpackungen.

Scheinbare und augenblickliche Erfolge lassen sich durch Antipyrin erzielen, indem das Fieber verschwindet, und die Leute glauben, daher sei nun der Kranke gerettet. Aber welche fürchterliche Lehren hat uns hierin die letzte Influenza-Epidemie ertheilt! Wieviel hohe Häupter mußten fallen, weil ihr Fieber

unterdrückt war, und gefährliche Nachkrankheiten, namentlich Lungenentzündung sich einstellten. Gegen diese wollte dann kein Mittel mehr helfen, und das Leben floh dahin! Wo aber die Naturheilkraft als Bundesgenossin anerkannt wurde, da machte ein wohlthätiges Fieber der Krankheit ein gründliches Ende und man wurde schnell und dauernd wieder gesund.

Die letzte Cholera-Epidemie gab dieselben Lehren. Die berühmten Cholera-Tropfen mochten wohl eine augenblickliche Betäubung der Schmerzen bewirken, aber sie verhinderten nicht, daß rund die Hälfte der Erkrankten sterben mußte, eine fürchterliche Zahl, und oft sogar noch mehr. Und man muß leider vermuthen, daß ohne die Cholera-Tropfen viel mehr Kranke hätten gerettet werden können. Denn solche Tropfen müssen dem schon auf das äußerste gereizten und geschwächten Darm vollends den Rest geben. Wo aber der Kranke tüchtig abgerieben und darauf eingepackt wurde, bis er endlich in Schweiß kam, da wurden in den schwersten Fällen die überraschendsten Heilungen erzielt, und zwar in unglaublich kurzer Zeit. Was konnten dagegen Kochsalzeinspritzungen, Creolin Pearson u. s. w. leisten! Sie bewiesen nur immer von neuem, daß „der Arzt kein Mittel gegen die Cholera" hat. Wohl! Der Arzt hat kein Mittel, aber er braucht auch keins, weil die Natur selbst ein Allheilmittel hat, das der Arzt nur zu benutzen braucht als ein gelehriger Schüler der Natur. Oder soll die Natur etwa vom Arzte lernen?

In welcher Weise der Arzt die Natur unterstützen und mit ihr zusammen arbeiten kann, erkennt man bei größeren Verwundungen, wo das Blut durch Zusammenpressen gestillt werden muß, damit sich der Verwundete nicht verblutet. Ferner müssen die Wundränder einander genähert werden, damit sie richtig wieder verheilen können. Bei Knochenbrüchen muß das verletzte Glied in die gerade Lage gebracht und in dieser befestigt werden, weil der Knochen sonst krumm wachsen würde. Alles das sind Fälle, wo man die Art und Weise, in der sich die ärztliche Hülfe bewegen kann, leicht erkennen kann. Aber wenn der Knochen nun nicht neu wachsen *will*, dann ist der Arzt ohnmächtig, da er einen neuen Knochen nicht einsetzen kann. Der Arzt kann nur die Zeit abwarten, bis der Knochen von Natur gewachsen und erhärtet ist, und dann — nimmt er den Verband ab!

Die Natur heilt ohne scharfgiftige Arzneien und ohne operative Eingriffe. Die gefürchteten inneren Wucherungen und Gewächse sind für das Messer des Chirurgen ein leider häufiges Operationsfeld. Mancher verblutet schon das erste Mal, mancher übersteht die erste Operation und verblutet erst bei der zweiten und dritten, mancher wird als geheilt entlassen und bleibt auch wirklich verschont — auf mehrere Wochen und Monate. Aber mehr als solche Galgenfrist kann das Messer des Operateurs leider selten gewähren. Es wäre auch sehr wunderbar, wenn sich ein inneres Gewächs, das sich einmal gebildet hat, nicht in ganz derselben Weise zum zweiten und dritten Male wieder bilden wollte!

Wenn man dagegen den Winken der Natur folgt, so sieht man, daß ein Gewächs, das sich ganz von selbst im Innern ohne Eingriff von außen gebildet hat, ebensogut sich auch wieder *zurückbilden* kann, von selbst und ohne Eingriff, d. h. ohne jede blutige Operation. Es gehört zu den schönsten Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft, daß es ihr gelungen ist, auch die merkwürdigsten Gewächse durch einfache und natürliche Mittel zu beseitigen, und zwar dauernd, also weit besser als es durch Operationen geschah.

Unsere Bewunderung für die Naturheilkraft kann nur noch gesteigert werden durch die neuere Bacillentheorie. Der wissenschaftlichen Bacillenforschung bleiben alle ihre Verdienste ungeschmälert, nur soll man nicht glauben, daß dadurch neue Mittel entdeckt werden könnten, um uns vor den Bacillen zu schützen. Wir brauchen auch gottlob keine neuen Mittel, weil die alte Naturheilkraft uns lebenslänglich vor den Bacillen gerade so gut schützt als vor der Verwesung. Niemals können die Bacillen uns krank machen, weil sie überhaupt nur in solchen Körpertheilen bestehen können, die schon erkrankt sind. Niemand kann an der Verwesung sterben, weil nur Todte verwesen. Wäre es anders, dann wären wir der Verwesung rettungslos verfallen, und ebenso den Bacillen. Denn wie sollte man wohl diesen winzigen Wesen zu Leibe gehen, die uns unablässig in Schwärmen von Millionen und Milliarden belagern?

Feinde ringsum! Tod und Verderben auf allen Seiten! Große und kleine Gefahren bedrohen uns unablässig, und wenn man sie alle aufzählt, sollte man meinen, es ließe sich in dieser Welt kaum länger als einige Minuten hintereinander leben. Und doch geht es, sogar wunderschön, wenn man nur nicht ängstlich ist und sich nicht bange machen läßt. Wer schwindelfrei ist, der fällt auch nicht.

Auch im Innern des Körpers finden ängstliche Gemüther, die jede Möglichkeit für eine Gefahr ansehen, eine unerschöpfliche Fundgrube von Gefahren. Wie uns von außen in jedem Moment ein Stein treffen kann, auf freiem Feld ein Meteorstein aus der blauen Luft, im Haus ein Erdbeben und Zusammensturz, so sind wir auch von innen her nicht einen einzigen Augenblick unseres Lebens sicher, da uns z. B. der Schlag rühren kann. Der gegenwärtige Augenblick zwar gehört uns noch, doch schon der nächstfolgende kann uns zerschmettern. Eins der vielen größeren Blutgefäße kann platzen, und — aus ist es. Es kann eine Darmverschlingung entstehen, auch könnten kleine Körper, die man trotz aller Vorsicht verschlucken kann, die Gedärme zerreißen. Einer soll sogar mit Sorgen eingeschlafen sein, daß er nicht während des Schlafens vergesse — zu athmen und so ersticken müsse.

An all diesen Ueberlegungen, die man sich nach Belieben fürchterlich ausmalen kann ist in sofern Wahrheit, als nur der allmächtige Schutzengel, der uns in unserer Lebenskraft gegeben ist, uns hindurchführen kann durch das Meer des Todes, das uns mitten im Leben umwogt.

Auch in den schwersten Krankheitsfällen wäre es daher kleingläubig und zugleich höchst unwissenschaftlich, wenn man jemals ganz verzweifeln wollte. Gefährliche Krankheiten gibt es zwar, aber die schlimmste Gefahr ist die Muthlosigkeit, und sicher ist uns der Tod niemals vor — dem höchsten Greisenalter. Kehrt dem Kranken Muth und Zuversicht zurück, so ist er schon halb geheilt. Mir wurde erzählt, daß einst ein ängstlicher Mensch vor lauter Grübelei krank wurde, und daß es wirklich sehr bergab mit ihm ging, bis der Arzt im Nebenzimmer den Angehörigen flüsternd mittheilte: bereiten Sie sich vor — heute oder morgen! Zufällig hörte es der sehr scharfhörige Kranke, aber einer jener merkwürdigen psychologischen Fälle trat ein, und statt der Verzweiflung kam ein gewisser Galgenhumor und Trotz über den „Sterbenden". Und so laut als ihm seine Kräfte gestatteten, rief er: ich brauche Sie also nicht mehr, Herr Doctor, bemühen Sie sich morgen nicht mehr. — Wirklich, am anderen Tage war alle Gefahr vorüber, und bald war er gesunder als je zuvor. Unglaublich ist das keineswegs, denn jeder kann unter seinen Bekannten eine stattliche Reihe finden, die schon einmal, wenn nicht mehrere mal, vom Arzt „aufgegeben" waren. Man nennt solche Leute „wissenschaftlich todt".

Ueber viele gesundheitliche Fragen kann man verschiedener Meinung sein, und es hat stets in der ärztlichen Wissenschaft Vertreter entgegengesetzter Richtungen gegeben. Aber über eins sollte man einig sein, daß man stets naturgemäße und möglichst einfache Heilmittel bei allen Krankheitsfällen anwenden soll, und daß man sich namentlich vor dem Gift und vor dem Messer hüten soll. Wie kann das einem Kranken nützen, was ein Gesunder nicht einmal vertragen könnte? Stets lerne man von der Natur, und man arbeite mit der Naturheilkraft Hand in Hand, nicht ihr entgegen.

Daher ist es mit Freude zu begrüßen, daß im deutschen Vaterlande eine kräftige Bewegung entstanden ist, die alle Verirrungen in der Heilkunde entschieden zurückweist, und nachdrücklich auf den einzigen vertrauenswürdigen Weg zur Gesundheit hinweist, wie ihn die Naturheilkraft selbst uns lehrt.

Daß dabei gewisse Uebertreibungen und Einseitigkeiten mit unterlaufen, ist zwar zu beklagen, aber nicht zu verwundern. Es gibt eben nichts Vollkommenes unter der Sonne, und man

muß zufrieden sein, daß sich auf dem gemeinsamen Boden auch abweichende Meinungen einträchtig zusammen gefunden haben zu einem großen deutschen Bunde für Gesundheitspflege und Naturheilkunde, der eine Macht geworden ist, mit der man rechnen muß. Durch alle deutschen Landestheile hindurch haben sich Zweigvereine gebildet, die rüstig und rührig an der Arbeit sind und für ihre Ueberzeugung kämpfen.

In den Schulen wird Belehrung über Gesundheitspflege ertheilt, und wenn auch manches Gute nur auf dem Papier stehen mag, so hat sich doch gegen früher Vieles gebessert. Auch die Presse hat es nicht an sich fehlen lassen, und dafür gebührt ihr großer Dank. Selbst große politische Tageblätter, haben sich ausdrücklich der Bewegung des Bundes für Gesundheitspflege angeschlossen. Hoffen wir, daß sich immer mehr einzelne Kräfte willig und thätig in den Dienst der einen, großen Naturheilkraft stellen.

---

## Literatur und Kunst.

### Die wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands.

Von Georg Steinhausen-Jena.

Für Bibliotheksdinge besteht in weiten Kreisen auch des gebildeten Publikums ein nur sehr mangelhaftes oder gar kein Verständniß. Ueber die Aufgabe wissenschaftlicher Bibliotheken, die doch Culturanstalten ersten Ranges sind oder sein sollten, über ihre Einrichtungen und Zustände, über ihren Nutzen und die an sie zu stellenden Anforderungen hört man hin und wieder sogar von gelehrtesten Männern Ansichten äußern, die völlig verkehrt sind, oder Fragen stellen, die verrathen, daß der Fragende keine Ahnung davon hat, was eine Bibliothek ist.

Trotzdem oder gerade deswegen möchte ich auf eine Schrift hinweisen, die anläßlich der Bibliotheksausstellung in Chicago erschienen ist. Im Auftrage des preußischen Unterrichtsministeriums hat der verdiente Göttinger Oberbibliothekar und Professor der Bibliothekshülfswissenschaften Dziatzko eine Arbeit unter dem unten angeführten Titel*) mit besonderer Berücksichtigung Preußens erscheinen lassen, eine Arbeit, die vortrefflich über alle einschlägigen Hauptpunkte orientirt. Außerordentlich klar und übersichtlich ist zunächst der historische Theil, auf den ich hier nicht näher eingehen will. Hervorheben möchte ich nur, daß die erste Bibliothek, die annähernd moderne Anschauungen verwirklichte und auch in ihren Einrichtungen sich sehen lassen konnte, die Bibliothek der in den Jahren 1736 und 1737 gegründeten Universität Göttingen war. „Hier kam zum ersten Male in Deutschland mit vollem Bewußtsein der Plan zum Ausdruck und zur Ausführung, die gesammte wissenschaftlich bedeutsame Literatur zu sammeln und der »freien und unbeschwerten« Benutzung in weitem Kreise zugänglich zu machen.“ Es herrschte eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Liberalität in den Benutzungsbestimmungen. Weiter war es die vortreffliche Katalogisirung, durch die sich Göttingen auszeichnete. Von Anfang an war ferner die Aufstellung der Bücher genau an die systematische Anordnung, wie sie in den systematischen Katalogen niedergelegt war, angeschlossen, ein System so richtig und zeitsparend, daß man schwer begreift, wie noch heute, z. B. in Würzburg, neben dem systematischen Katalog besondere Standortskataloge geführt werden können.

*) Entwickelung und gegenwärtiger Stand der wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands mit besonderer Berücksichtigung Preußens. Leipzig, Spirgatis.

An die eben genannten Punkte läßt sich nun zweckmäßig anknüpfen, um das Wichtigste der heutigen Organisation der deutschen Bibliotheken darzulegen. Von Göttingen abgesehen blieb man auch in unserem Jahrhundert auf einem veralteten und völlig unhaltbaren Standpunkte stehen. Von größerem Einflusse waren erst die organisatorischen Maßregeln, die Friedrich Ritschl, ein ziemlich allmächtiger Mann — philologische Professoren waren oft nur von Ritschl's Gnaden — an der Bibliothek zu Bonn durchführte. Seitdem kam auch die Reorganisation an den übrigen Bibliotheken in Fluß: in Preußen ist sie jetzt an den Universitätsbibliotheken, namentlich seitdem das Ministerium für die nothwendigen Geldmittel sorgte, bis auf wenige, bei denen aber die ersten reformatorischen Schritte bereits geschehen sind, durchgeführt, ohne daß damit eine weitere Entwickelung abgeschnitten wäre. Im übrigen Deutschland ist man vielfach weiter zurück. Beispielsweise sind die inneren Haupteinrichtungen der Bibliothek zu Jena völlig veraltet. Geld ist freilich überall das erste Erforderniß. Ueberhaupt besteht an den größeren Bibliotheken Deutschlands noch eine durchgreifende Verschiedenheit der Einrichtungen, und das Bedürfniß einer größeren, wenn auch nicht völligen Gleichmäßigkeit — ich halte gar nichts von dem Respect vor sogenannten historischen Einrichtungen — ist nicht zu leugnen.

Im Allgemeinen aber läßt sich sagen, daß zunächst über die Aufgabe der Bibliotheken an sich ziemliche Einigkeit besteht. Man ist beinahe durchgehends liberaler geworden. Es gibt noch hier und da Leute, die in jedem unbekannten Benutzer einen Spitzbuben sehen und in jedem bekannten einen solchen, der absichtlich Bücher ruinirt: aber es gibt nicht mehr viele. Es herrscht ein gewisser Ehrgeiz, möglichst hohe Benutzungszahlen anführen zu können. Vielfach ist das Bürgschaftssystem gemildert. Die Benutzung auswärtiger Bibliotheken ist sehr erleichtert. Namentlich ist hier für Preußen auf den neu eingerichteten regelmäßigen Leihverkehr zwischen einzelnen Universitätsbibliotheken und zwischen der Königlichen Bibliothek und allen Universitätsbibliotheken hinzuweisen. Dem Publikum sind dadurch viele Kosten erspart. Auch in Bezug auf die Versendung der Handschriften steht man in Deutschland durchaus und mit wenigen Ausnahmen auf einem vernünftigen Standpunkt. Daß die deutschen Bibliotheken neben dem Streben, ihre Schätze allgemein zugänglich zu machen, auch den Gesichtspunkt der Ergänzung und Vermehrung dieser Schätze nicht aus dem Auge lassen, ist selbstverständlich. Im Einzelnen bleibt hier freilich manches zu wünschen übrig; ganz abgesehen von dem Anschaffungsfonds, der nie groß genug sein kann. Einerseits wird häufig zu wenig dem augenblicklichen Bedürfniß des Publikums genügt, andererseits übersieht man oft, daß die zukünftige Generation auch ihre Anforderungen an den heutigen Bibliothekar stellen muß. Dem künftigen Literarhistoriker wird häufig auf den wissenschaftlichen Bibliotheken die gesammte schöne Literatur fehlen, die freilich nicht für die gegenwärtigen Leser, sondern für den zukünftigen Forscher angeschafft werden muß. Der Culturhistoriker der Zukunft wird oft vergeblich nach Zeitungen u. s. w. suchen. Doch das nebenher. Daß im Allgemeinen bei der Vermehrung mit der nöthigen Umsicht verfahren wird, dafür bürgt größtentheils der Umstand, daß die deutschen Bibliotheksbeamten sämmtlich academisch gebildet sind. Dziatzko hebt mit Recht dies als charakteristisch hervor.

In Bezug auf diese Beamten ist nun ein zweiter Punkt der neuen Organisation der Bibliotheken anzuführen. Der bibliothekarische Beruf ist selbständig geworden. Während früher Professoren dieses Amt nebenbei versahen, ist jetzt ziemlich allgemein — Dziatzko führt dies im Einzelnen aus — als Prinzip angenommen, Fachbibliothekare anzustellen. Damit ist einerseits die nöthige allgemeine Rücksichtnahme auf wissenschaftliche Bedürfnisse, andererseits eine bessere Pflege der inneren Organisation gegeben.

Hier handelt es sich in erster Linie um die Kataloge: und auch hier sind wichtige, aber freilich noch lange nicht genügende Fortschritte gemacht. Dziatzko hat seiner Schrift eine

von Dr. Molsdorf nach dem Schwenke'schen Adreßbuch zusammengestellte Tabelle beigegeben, aus der man ersehen kann, wie es heute an den deutschen Bibliotheken mit der Katalogisirung der Bestände steht. Ein alphabetischer Katalog über den Bestand ist wohl überall da: aber man ist in neuerer Zeit von dem früheren, auch in Göttingen angewandten Bandkatalog zu einem Katalog in Zetteln übergegangen. Beides hat seine Vorzüge und seine Nachtheile. Gegen den Bandkatalog führt Dziatzko mit Recht eine nicht genügende Ausnutzung des Raumes an: die meisten Blätter enthalten nur einen oder zwei Titel. So ist fast überall ein Zettelkatalog vollendet oder begonnen. Einen solchen haben von Universitätsbibliotheken nur Heidelberg, Tübingen und Jena nicht, in Heidelberg und Jena existirt er zum Theil von Dissertationen und Programmen.

Neben dem alphabetischen Katalog ist jeder wohlgeordneten Bibliothek ein systematischer Katalog von Nöthen. Es ist sehr häufig von großer Wichtigkeit, zu wissen, welche Bücher eine Bibliothek über einen bestimmten Gegenstand hat, nicht bloß für die Benutzung, sondern auch für die Vermehrung und sonst. Ein mir übrigens sehr sympathischer Gelehrter, der den systematischen Katalog für überflüssig hielt und zu mir sagte: „Die Hauptsache ist, daß ein Buch da ist," dürfte sich in großem Irrthum befinden. Einen systematischen Katalog besitzen von Universitätsbibliotheken nicht diejenige von Berlin, die der Königlichen Bibliothek gegenüber bisher arg vernachlässigt wurde, jetzt aber energisch reformirt wird, die zu Königsberg, Münster und Jena. Bei den drei preußischen ist er aber zum Theil bereits in Angriff genommen.

Wo ein systematischer Katalog ist, kann, wie erwähnt, ein besonderer Standortskatalog natürlich wegfallen. Das merkwürdige Beispiel vom Gegentheil in Würzburg habe ich schon erwähnt und füge noch München hinzu.

Will man dem alphabetischen und systematischen einen zweckmäßigen Katalog hinzufügen, so ist es ein Schlagwortkatalog, der namentlich den Gebrauch und die ausgiebige Benutzung des systematischen Katalogs erleichtert. Ein solcher Schlagwortkatalog ist z. B. auf der Greifswalder Bibliothek, die sich überhaupt durch musterhafte Einrichtungen auszeichnet, vorhanden.

Viel gearbeitet wird neuerdings an zweckmäßigen Handschriftenkatalogen, die an manchem Ort alles zu wünschen übrig lassen. Werth ist namentlich auf die Herausgabe gedruckter Handschriftenkataloge, die in Frankreich und England mehr gefördert ist, zu legen. In Preußen ist jetzt systematisch mit einer solchen Publikation begonnen.

Ueberhaupt haben die gedruckten Kataloge auch der Bücher viel für sich. Ueber den Gesammtbestand existiren sie nur bei wenigen Bibliotheken, z. B. in Karlsruhe. Neuerdings hat aber die Königliche Bibliothek in Berlin, die überdies gedruckte Jahresverzeichnisse der deutschen Universitäts- und Schulschriften herausgibt, auch begonnen, die Titel ihrer Eingänge drucken zu lassen und versendet sie an andere Bibliotheken. Damit ist aber zugleich der erste Schritt zur Einführung gedruckter Katalogtitel gethan, die überall verwendbar sind. Dziatzko bezeichnet diese gedruckten Titel mit Recht als schließlich doch unabweisbares Bedürfniß.

Die Nothwendigkeit, dem Publikum die Kataloge zugänglich zu machen, ist fast überall eingesehen worden, und vielfach hat das Publikum freien Zutritt zu denselben. In Halle steht ihm sogar ein zweites Exemplar des Zettelkatalogs völlig zur Verfügung.

Ein letztes Moment endlich der neuen Organisation ist das Gewicht, das man auf Ausstattung und weitgehende Benutzung des Lesesaals legt. Hier steht die Einrichtung des Lesesaals der Königlichen Bibliothek zu Berlin weit voran.

Nimmt man nun noch hinzu, was in neuerer Zeit für Bibliotheksbauten geschehen ist und erinnert an die Schöpfung einer eigenen Professur für die einschlägigen Wissenschaften (jetzt von Dziatzko bekleidet): so hat man die Hauptpunkte der neuen Organisation ziemlich beisammen.

Daß sich noch viel thun läßt, ist klar. Von den Besoldungsfragen, der langen Wartezeit der Beamten, will ich hier absehen; ich will nur anführen, was Dziatzko als wünschenswerthe Maßregeln hinstellt: „die unbedingte und leichte Zugänglichkeit der Kataloge für alle Benutzer, Fürsorge für alphabetische Stichwortregister zur Ergänzung unserer systematischen Kataloge, sofortige Erledigung der Bücherbestellungen während der Geschäftsstunden, erweiterte Oeffnungszeit, zum Theil größere Leseräume und Nachschlagebibliotheken, sowie Einheitlichkeit der Katalogisirungsgrundsätze." Um dieses Programm zu verwirklichen, wird es sich in erster Linie um Vermehrung des Personals handeln.

---

## Auch ein „moderner" Roman aus England.

Von August Weiß.

Im letzten Winter wurde in London das erste und einzige Stück George Moore's „The Strike of Arlingford" aufgeführt. „Wodurch sich diese realistische Arbeit von dem herkömmlichen Drama unterscheiden soll, scheint unerfindlich", sagt ein deutscher Bericht. „Daß der arme Secretär seine Augen zu der Tochter seines reichen Brotherrn erhebt — die Mär ist in den verschiedensten Formen so alt wie das Menschengeschlecht. Moore verquickte sie mit volkswirthschaftlichen Erörterungen, die wahrscheinlich vor der Kritik eines gewöhnlichen Redeclubs nicht Stand halten würden, führte aus des Apothekers Ibsen Lagervorrath eine Vergiftung mitsammt einer mordfrohen Jungfrau hinzu und nannte das ein realistisches Drama. Das Publikum sagte dazu mit Recht: einmal und nicht wieder." Gegenüber George Moore's Romanen hat sich das englische Lesepublikum ganz anders verhalten. „A Mummer's wife" zählt bereits über zwanzig Auflagen und hat den Verfasser für die darin enthaltene eindringliche Schilderung des Herabsinkens einer ehrbaren Frau aus der Mittelklasse in das armselige Zigeunerleben einer fahrenden Schauspielertrupppe den Titel des „englischen Zola" eingebracht. „A drama in muslin", das „the tragedy of enforced stagnant celibacy, with its double catastrophe of disease and vice" — also ebenfalls ein echt modernes Thema — ausmalt, hat auch bereits die siebente Auflage erreicht und „A modern lover" liegt vor uns in der vor Kurzem erschienenen achten Auflage.

Während der Lectüre von „A modern lover" fühlten wir uns unausgesetzt an die oben citirte Besprechung des „Strikes von Arlingford" gemahnt. Warum Lewis Seymour, der Held des Buches, gerade als ein „moderner" Liebhaber bezeichnet und dargestellt wird, ist wohl nicht zu begreifen. Der „schöne", innerlich aber ganz unbedeutende Mann, der sich durch Frauengunst unverdiente Ehren und Würden ergattert, ist wahrhaftig kein spezifisches Product unserer Zeit. Davon wissen frühere Jahrhunderte ganz andere Geschichten zu erzählen. Und die Frauen, die Seymour mit so vielem liebenden Eifer emporheben, sind die fin de siècle? George Moore hat sich da nicht einmal die Mühe gegeben, den Schein zu erregen, daß sie es seien. Man fühlt sich fast versucht, zu sagen, mit Recht, da die Geschichte Gwynnie Lloyd's, der ersten Geliebten Seymour's, zu dem ergreifendsten und besten gehört, was das Buch enthält, während Mrs. Bentham und wohl auch Lady Helen die am sorgfältigsten gezeichneten Gestalten darin sind. Und weiter: wie ist das Buch componirt? Die Schilderung einer Lawn Tennis-Partie, ferner die eines großen fashionablen Balles bei Mrs. Bentham, die eines Besuches dieser Dame bei Worth, endlich die des jour de vernissage im Burlington House (private view) u. A. dgl. nehmen darin einen Raum ein, wie sie ihn in dem richtigen fashionablen Roman — man denke z. B. an die Theatervorstellung in Ouida's „Syrlin" — immer eingenommen haben. George Moore kennt eben das englische Publikum und weiß, wie es sich für das Leben der upper ten thousand interessirt. Freilich stattet Ouida ihren Helden viel verschwenderischer aus — so einen sentimentalen

duke mit eighty thousand im Jahr hat sie flugs bei der Hand — aber der Geist ist derselbe und die Absicht keine bessere.

„A modern lover" ist nichts als althergebrachter, wirkungssicherer Inhalt mit einem neuen Anstrich versehen. Und dieser neue Anstrich ist so dünn und durchsichtig, daß sich der Dichter genöthigt sieht, uns immer wieder auf dessen Nam' und Art aufmerksam zu machen. Das geschieht in sehr geschickter Weise dadurch, daß wir von Zeit zu Zeit darüber unterrichtet werden, wie Seymour sich der Malerschule der „Moderns" gegenüber verhält, daß wir James Thompson, das Haupt dieser Schule, bewundern lernen: das und Anderes gibt George Moore genügenden Anlaß das Wort „modern" so oft zu gebrauchen, daß der naive Leser glauben mag, es habe auch mit dem Wesen dieses Romanes etwas zu thun. O, Du armes Gründeutschland! Geh' zu George Moore in die Schule! Das ist ein praktischer Engländer! Wie leicht ist es dem gelungen, den Dutzendleser für seine „moderne" Richtung zu kapern! Wenn George Moore uns doch wenigstens einen nur einigermaßen klaren Einblick in den von ihm geschilderten Kampf zwischen den drei Malerschulen der „Moderns", der „Mediaevalists" und der „Classics" gewähren würde, der im Jahre 1879 im Burlington House ausgefochten worden sein soll! Man könnte ihm dafür dankbar sein. Allein auch das ist Geflunker, was er da bringt. Wenn er spricht, ist uns oft, als ob sein Held Seymour zu uns spräche. Alles Thatsächliche, das uns die gewünschte Erkenntniß bringen könnte, verliert sich förmlich in der ironisch-pessimistischen Schilderung von Personen und deren Intriguen. Ja, dieser Pessimismus, der ist es ja insbesondere, der George Moore's Anstrich seine Farben geben soll!

Und in dieser pessimistischen Lebensanschauung läßt Moore seines Helden gedankenlose Frivolität wurzeln. Die Worte, in denen sich diese bei entsprechenden Anlässen ausspricht, bilden gleichsam die Gipfelpunkte des Buches. Wir wollen nur denjenigen Satz Lewis Seymour's anführen, den der Dichter selbst gleichsam als den Schlüssel zu dessen Charakter bezeichnet: „Flirtation, after all, is nothing; it only means making oneself agreeable." Zu diesen Worten gibt George Moore folgenden Commentar: „Er (Seymour) hätte sein Wesen nicht vollständiger zusammenfassen können. Der ganze Mann lag in dieser Phrase. Es war wie eine Skizze von Daumier und es gab den ganzen geistigen und physischen Charakter dieses modernsten aller Liebhaber." Nun ja, für Seymour und das Buch, dessen Held er ist, erscheint dieser Ausspruch allerdings charakteristisch, allein daß Seymour gerade ein so ganz besonders „moderner" Liebhaber sein soll, wie George Moore hier so entschieden behauptet, das werden mit uns wohl viele Leser bezweifeln. An einer anderen Stelle charakterisirt ihn George Moore, freilich nur so ganz nebenbei, viel richtiger. „Er (Seymour) war nur schlecht," heißt es da, „weil er nicht die Kraft besaß gut zu sein." Da hier das kostbare Wort „modern" fehlt, so kann aus diesen Worten auch der naivere Leser Seymour leicht als einen jener Helden erkennen, wie sie sich schon lange in dem Roman aller Nationen herumtummeln. Das Bestreben, durch solche geistreich sein wollende, und in so entschiedener Weise ausgesprochene Behauptungen verblüffen zu wollen, theilt George Moore mit dem freilich auf einem ganz anderen Boden erwachsenen Oskar Wilde. Nirgends versteigt George Moore sich freilich so weit, als im Beginn des zwanzigsten Kapitels, wo er die Aera Disraeli in folgender Weise charakterisirt: „Jedes Zeitalter wird in unserem Gedächtniß mit einem Schlagwort registrirt. Das Wort „organisiren" spricht den Inhalt des flüchtigen Kaiserthums aus, das Napoleon gegründet hat und der Regierung Lord Beaconsfields wird gedacht werden als der Zeit der professional beauty (etwa: von der Gesellschaft anerkannte Schönheit), deren ewige Apotheose sie ist." Wer muß da nicht mit hell auflachen? In deutscher — oder gar in französischer Sprache dürfte es kaum Jemand wagen, so etwas geschmacklos Geckenhaftes niederzuschreiben.

Von einem Standpunkt aus — und das ist freilich der der großen Masse der Leser —, müssen wir George Moore's Buch gelten lassen: es ist nicht langweilig. Es ist flach, erschreckend flach, aber es ist mit klugem Sinn für Alles, was wirksam ist, verfaßt und George Moore hat es verstanden, mit diesem Scheinproduct der modernen Richtung, wie an einem Gängelbande der neuen Schule manche Leser zuzuführen und für sie Interesse zu erregen. Dazu kommen noch die Erfolge seiner anderen Bücher — kurzum man muß mit dem Mann rechnen. Heute bedeutet der Name George Moore in England förmlich ein Programm.

---

## Gleichnisse in der abendländischen Literatur.

Von Hugo Gruber.

Die Vergleichungen oder Gleichnisse in der Literatur bilden einen wesentlichen Bestandtheil derselben. Wohl hat man seit längerer Zeit auf die Wortspiele, die der eine oder der andere Dichter anwendet, das Augenmerk gerichtet, die Gleichnisse aber, die er gebraucht, meist außer Acht gelassen; und doch verrathen sie gerade die ideale Veranlagung eines Autors, gerade sie gewähren andererseits einen klaren Einblick in seine Abhängigkeit von anderen.

Altfranzösische Dichter halten zuweilen den Gang der Handlung durch die von ihnen mit Vorliebe angewendeten Gleichnisse übermäßig auf; wenn wir ihre Werke lesen und zu dem Punkte kommen, daß sich Mann und Weib zu lieben beginnen — und wie wenige altfranzösische Dichtungen bringen dergleichen Episoden nicht — so fehlt wohl nur selten der Hinweis auf den Liebesgott und die Sendung seines Pfeils in das Herz der Betheiligten, nur selten die Schilderung von der Art der Verwundung, die er angerichtet. Aber auch der Kampf zeitigt seine Gleichnisse; so vergleicht der Dichter des Cliges (V. 1528 Ed. Förster), Chrestien de Troyes, das Durcheinanderfliegen der Geschosse mit der Mischung des Regens mit dem Hagel (con feit la pluie avuec la gresle). Aehnlich faßt Wace im Rou (vgl. Bartsch, Ch. d. l. f. S. 125 V. 12 bis 13) dasselbe auf, wenn er sagt: „Dichter flogen die Geschosse als Regen durch Wind (saëtes plus espessement voloënt que pluie par vent).

Nicht immer tritt eine solche Aehnlichkeit der Gedanken, wie in den ebenerwähnten Vergleichungen zu Tage, wenngleich gewisse Bilder, obgleich ein wenig verändert, immer wiederkehren. Wie oft hört man nicht in unseren Tagen — und in der „guten alten Zeit" war es nicht anders — von dem Kampfe, den die Welt bietet, reden; Aug. Silesius spricht es geradezu aus: „Ein Kampfplatz ist die Welt." Schon wesentlich entfernt hat sich Shakespeare von dieser Ansicht, wenn er die Welt im „Kaufmann von Venedig" I, 1 definirt: „Mir gilt die Welt nur wie die Welt, Graziano: Ein Schauplatz, wo man eine Rolle spielt (I hold the world but as the world, Gratiano; a stage where every man must play a part)." Und das Publikum, welches Zuschauerrolle vertritt, setzt sich aus „einem vielköpfigen Ungeheuer (A many-headed monster. Vicar of Wakefield, Ausg. v. Roquette, S. 193)" zusammen.

Daß einige Dichter die Vergleichungen weit herholen, beruht nicht immer auf der Verschiedenheit ihrer Gedankenwiedergabe. Von der tiefen Stille, die eine Versammlung, in welcher der Fürst ein Todesurtheil über den eigenen Bruder gesprochen, erfüllt, ist der Schritt zur Stille im Todtenreiche nicht weit (Mühler, Kaiser Otto I., 8, 2), unbedingt näher liegend als der Vergleich, „man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub" (ebend. 8, 3); da nimmt es Wunder, wenn so schlicht schreibende Dichter wie Erkmann und Chatrian in der bekannten Histoire d'un Conscrit (Ausgabe von Bandow S. 41) die Stille mit dem Fluge einer Fliege oder Mücke vergleichen (on aurait entendu voler une mouche). Daß sich die genannten Dichter in der Art ihrer Darstellung sehr ähneln, dürfte wohl nicht in Zweifel zu ziehen sein. Wir finden allerdings die zahlreichsten Vergleichungen bei solchen Dichtern, welche ihre prosaische Natur zu Gunsten der poetischen ver-

leugnen. Welche Zahl von Bildern bei Victor von Scheffel! Wie andere Poeten weiß er die Hoffnung in der Jugend zu malen, wenn er sie als „Thorheit, Himmel voll von Geigen" (Trompeter, 26. Aufl. Stuttgart 1874, S. 14) hinstellt, die Menge des genossenen Weins mit dem Tiber zu vergleichen („. . . und unbarmherzig trank, wie Tiber, ich den Rothwein" Trompeter S. 10). Aber er sucht auch entfernt liegende Dinge auf, um sie poetisch vergleichend zu verherrlichen; da zeigt es sich dann, daß er für dieselben Verhältnisse die verschiedensten Bilder anwendet. Wenn mehrere auf eine Ueberraschung warten, so erscheinen sie ihm

„Wie ein Häuflein reisig Kriegsvolk,
Das, des Feind's gewärtig, sich in
Sichern Hinterhalt gelegt hat . . ." (Trompeter, S. 134).

oder

„Wie der Scharfschütz,
Eh' das Treffen anhebt, sorgsam
Das Gewehr prüft, ob das Pulver
Nicht genäßt vom Thau des Morgens,
Ob der Stein noch Funken schlage."
(Trompeter, S. 134.)

Wenn er aber die weißen Wände des Stübchens mit guten, alten Freunden vergleicht (S. 209, Trompeter) oder vom Duft, welcher von einer genossenen Speise zurückbleibt, sagt, daß er sei

„Gleich dem Liede, drinn der todte
Sänger bei der Nachwelt fortlebt" (Trompeter, S. 37),

wenn ihm das Solo, welches dem Unisono folgt, so mild erscheint wie der Regenbogen nach schwerem Ungewitter, wenn der Donner ausgehallt hat, am zerriss'nen Wolkenhimmel (Trompeter, S. 136), so können wir uns nicht verhehlen, daß der Flug der Gedanken zuweilen die natürlichen Grenzen überschreitet. Aber andererseits sind gerade von Scheffel Bilder zum Eigenthum des Volkes geworden; ich erinnere hier nur an den schönen Vergleich, den er über die verschiedenen Menschen und ihr Verhältniß zu den Sitten und Gewohnheiten anwendet:

„Das Gebirg
Treibt andere Blumen als der Tiefensand."
(Trompeter, S. 13.)

Zuweilen hält sich ein Bild Jahrhunderte hindurch, ohne auch nur in etwas verändert zu werden; so spricht noch Dante (Paradiso VII, 26—27) von dem „Manne, der nicht geboren wurde" und meint damit den ersten Menschen, Adam:

„Freno a suo prode, qu'ell' uom che non nacque
Dannando sè, dannò tutta sua prole",

so haben vor ihm Dichter zu allen Zeiten und an allen Orten des Abendlandes von Adam diese Bezeichnung gebraucht, war es auch nur, um die Frage „Quis fuit mortuus, et non fuit natus?" oder, in mittelenglischen Wortlaut gestellt: „What mon dyed and was not born?" mit „Adam" zu beantworten (vgl. meine Anmerkung in der von mir herausgegebenen Schrift „Zu dem mittelenglischen Dialog Ipotis", Berlin 1887, S. 31).

Zuweilen ist die Vergleichung nur im Hinweis auf bekannte Verhältnisse zu erkennen; ein Beispiel hiervon liefert Scheffel im „Trompeter" S. 210), woselbst er den Abschiedsgruß, welchen er die Hauptperson sprechen läßt, mit dem Schwan, der seine letzte Fahrt unternimmt, in Zusammenhang bringt:

. . . „kennt Ihr das Land des Schwanen,
Der, im Herz die Todesahnung,
Einmal noch zum See hinausschwimmt?"

Das plötzliche Eintreten eines Umstandes lockt die Dichter zur Malerei besonders an; darum sei hier noch an letzter Stelle darauf hingewiesen. So vergleicht Tennyson in seinem Drama „Queen Mary" (Tauchnitz-Edition S. 51) den Flug der Gedanken Maries mit dem der Habichte (Renard sagt: „O Madam, You fly your thoughts like kites); aber auch das plötzliche Schwinden einer Sache hat durch Shakespeare im Hamlet (III, 2) eine Gleichstellung mit dem Schwinden der Frauenliebe („As woman's love") erfahren. Im schönen „Enoch Arden" findet der poeta laureatus Englands eine treffliche Uebereinstimmung des plötzlichen Todes mit dem plötzlichen Entkommen des eingekerkerten Vogels (Tauchnitz-Ed. S. 19):

„Like the cayed bird escaping suddenly,
The little innocent soul flitted away";

andererseits wird der Tod selbst oft als Vergleichungsobject herangezogen. Das Fließen des Flusses erscheint (Queen Mary p. 83) so schaurig, wie der Tod (It [= river] roll'd as black as death); die Stille, die plötzlich eintritt, gleicht dem Tode (mute as death; Queen Mary S. 72), der ruhige Mensch ist „still wie ein todter Körper" (quiet as a dead body; Queen Mary S. 32).

Die Bibel bildet eine der Hauptquellen für Vergleichungen; Shakespeare und Dante sind ebenfalls fruchtbar in der Hervorbringung derselben, weniger unsere deutschen Dichter. Wesentlich erleichtert wird der Ueberblick über jene Bilder in der Sprache durch ihre Vereinigung; dann aber erst kann diese erfolgreich für wissenschaftliche Untersuchungen werden, wenn sie auch auf die gegenseitige Abhängigkeit der einzelnen Dichter in jener Hinsicht Bezug genommen hat, wenn sie zu bestimmten Resultaten darüber gelangt ist, ob der betreffende Autor von der Quelle und den Vorbildern abhängig gewesen, oder ob seine dichterische Phantasie neue Vergleiche selbständig geschaffen hat. Dieses Resultat ist von einer stetig anwachsenden Sammlung zu erhoffen.

---

## Volksunterhaltungsabende.

Von Gustav Manz.

Es hat einmal Jemand ganz richtig gesagt, die moderne Uebersetzung des uralten Proletarierrufs „panem et circenses" müsse lauten: Arbeit und Erholung! Allerdings schlägt dieser Wunsch nicht immer in dieser kurz gefaßten Form an unser Ohr. Und noch *mehr* als die Forderung des Rechts auf Arbeit und auf Erholung, wie sie, oft in Mißverstand und Ungestüm, von den Mühseligen und Beladenen ausgesprochen wird, muß uns die ruhige Beobachtung der Thatsachen lehren. Da ergibt sich Folgendes: Der Arbeitüberlastete oder der Arbeitlose wird an einem entsprechenden Zuwenig oder Zuviel seiner Erholung laboriren. Er ist zu müde und wird stumpf, oder er ist zu wenig müde und lungert. Nur das richtige Arbeitsmaß zeitigt das richtige Erholungsbedürfniß und dessen vernunftgemäße Stillung. Und selbst diesen richtigen Wunsch nach angemessener Muße vorausgesetzt, wird immer eine künstliche Regelung des Bedürfnisses nöthig sein. Die Ungebildeten sind wie die Kinder. Das Bunte und Grelle sticht ihnen in's Auge, und von Allem möchten sie möglichst viel auf einmal haben. Wenn mit Augen- und Ohrenschmaus nicht auch Magenfreude und Kehlenbefeuchtung verbunden ist, sind sie nicht zufrieden. Daher die Vorliebe für Tingeltangel und Variété — daher die schwere Aufgabe des Spenders einer edleren Volkserholung. So leicht die einmal begeisterte Masse für eine einleuchtend gute Sache zu erhalten ist, so schwer ist der einleitende Kampf gegen seichte Gewohnheit und stumpfe Gleichgültigkeit. Die Taktik dieses Kampfes muß zunächst wesentlich im Entgegenkommen bestehen. Ohne daß es die Betreffenden merken, müssen sie durch die oder jene Aeußerlichkeit geködert werden, gerade wie z. B. neuerdings der Versuch gemacht wurde, wirklich gediegene Werke in der Vermummung des Colportageromans mit buntem Umschlag und lockendem Titelbild bei den geistig Unmündigen einzuschmuggeln.

Aus diesem Grundsatz ergibt sich eine Reihe practischer Regeln, von deren richtiger Handhabung das Gelingen jeglicher Thätigkeit auf dem Gebiete der künstlerischen Volksbildung abhängt.

Zunächst muß sich der Leiter derartiger Bestrebungen voll-

kommen bewußt sein, daß er nicht aus ganz besonderer Menschenliebe ein Uebriges thut, sondern daß er ganz einfach seiner Schuldigkeit nachkommt. Denn gleich dem Recht gibt es auch eine Pflicht des Stärkeren. Man ist längst darüber hinaus, die soziale Frage bloß als eine Suppen- und Magenfrage zu betrachten. Wer für Volkswohlfahrt, für angemessenen Arbeitstag, für Unfall-, Kranken- und Altersversicherung eintritt, der sorgt für das Werktagsdasein des kleinen Mannes. Wir sind aber soweit in der Humanität vorgeschritten, auch die lange begehrte „Sonntagsruhe" einzuführen. Diese Sonntagssteuer, die nunmehr Staat, Communen und Private den Arbeitnehmern für je sechs Tage Arbeit entrichten, ist allerdings nur ein geringer Theil jener verdammten Pflicht und Schuldigkeit. Der wahre Volksfreund wird sich sagen, daß jene Gesetzgeber, die das uralte Gebot der Sabbatheiligung in einen Gehorsam heischenden Paragraphen geformt haben, verpflichtet sind, auch für die würdige Nutzung der geschenkten Feierstunden Mittel und Wege zu weisen. Natürlich hat diese Kritik der Sonntagsruhe nichts gemein mit jener elenden Sophisterei des Pseudofreisinns, die gegen die neue Einrichtung loszieht, weil sie zu Völlerei und Verschwendung führe! Das kommt mir so vor, als ob man den Consum von Streichhölzern verbieten wollte, weil Feuersbrünste daraus entstehen könnten. Daß umgekehrt jetzt gerade, nachdem die nöthige Vorbedingung geschaffen ist, aus Worten Thaten zu machen wären, daß durch Volksunterhaltung und Volksbühne eine sonn- und feiertägliche Seelen-Unfall-Versicherung eingeführt werden könnte, daß es Pflicht sein müßte, vom Stamm Sonntagsruhe den üppigen Schößling Genußsucht abzuschneiden und das Pfropfreiß Erholung aufzusetzen — davon haben diese Herren natürlich keine Ahnung oder sie wollen keine haben. Es ist ein bezeichnendes Zeichen unserer Zeit, daß auch hier das Heil von unten kam. Erst nachdem die höchst ideale und höchst unpractische Volksthümelei der Hurrah- und Amenfestspiele Herrig'scher Art abgewirthschaftet und sozialistische Arbeiterbühnen sich selbständig organisirt hatten, deren Mitglieder die offizielle Table d'hôte verschmähten, um derbere und billigere Kost nach der Karte zu essen — erst da kam man droben auf den richtigen Gedanken, frei von jeder religiösen oder politischen Bezweckung dem Volke Kunst zu geben. Und diesmal wandte man sich thatsächlich an die wirklich Armen und führte, so in Berlin, bei derartigen Versuchen der Grundsatz den größten Billigkeit durch. Diese schon bei den Volksbühnen bewährte Maßregel führte auch hier zum Erfolg. Man hatte jeweils ausverkaufte Häuser, und es mögen z. B. in den 22 Veranstaltungen, die der Berliner „Verein für Volksunterhaltungen" im letzten Winter bot, insgesammt gegen 30,000 Besucher zugegen gewesen sein. Allerdings ist damit das „Wie" dieser Bestrebungen noch lange nicht erschöpft. Die von dankenswerthem Eifer beseelten Unternehmen dieser Art, wie sie u. A. auch in Düsseldorf, Leipzig, Dresden, Bremen, Kiel vorhanden sind, kranken meist an zwei Mißständen.

Das ist zunächst die Localfrage. Wer sollte nicht, gerade bei naiven Menschen, den bedeutsamen Einfluß des Milieus anerkennen? Zur Feiertagserholung gehören auch Feiertagsräume. Im Sommer, während die Volkserholung unter der lichten Himmelskuppel und auf dem Parkett von Wald, Wasser und Wiese stattfindet, ist für herzerhebende und sinneerquickende Umwelt genügend gesorgt. Aber im Winter? So lange einerseits die Miethe fremder Theaterräume zu Nachmittagsvorstellungen zwingt, nach denen der Abend möglicherweise doch wieder der Kneipe verfällt, andererseits musikalisch-declamatorische Unterhaltungen, wenn sie die gewollte Massenwirkung ausüben sollen, auch nur in gemietheten Brauereiräumen stattfinden können, deren Besitzer oder Pächter sich für Volksveredelung nur bei hoher Miethsumme oder beträchtlichem Bierconsum hergeben — so lange der winterlichen Erholung des Volkes keine eigenen Räume größter Ausdehnung und zweckmäßigster Einrichtung erstehen, so lange ist sie ein obdachloses Aschenbrödel. Es ist ein beschämendes Gefühl, gerade hierin das Volk, das man einmal das der Dichter und Denker benannt hat, von Ländern des nüchternen Calculs und der Lebensprosa überflügelt zu sehen. Was z. B. in London in dieser Hinsicht geleistet worden ist, kann nicht genug bewundert werden. Im Jahre 1882 hatte man Walter Besant's Roman „All Sorts and Conditions of Men", der zuerst die Idee des „Volkspalastes" aussprach, noch für utopistisch gehalten: am 28. Juni 1886 fand bereits im äußersten Osten Londons, in Mile End Road, die Grundsteinlegung, am 14. Mai 1887, unter Anwesenheit der Königin, die feierliche Eröffnung des großen „People-Palace" statt! Den Mittelpunkt desselben bildet ein mit einer Orgel versehener, auf 2500 Personen berechneter Saal. Um ihn gruppiren sich kleinere Ausstellungen und Vereinszwecken dienende Säle und Zimmer. Aehnlich ist das Haus der Londoner Arbeiterhochschule, die „Toynbee-Hall" in Witechapel, eingerichtet. Da finden sich, natürlich den besonderen Zwecken dieses Volksclubhauses entsprechend, neben größeren Sälen Bibliothekräume, Lese- und Spielzimmer, Laboratorien und Werkstätten. Aehnliche Häuser in Deutschland kommen immer nur bestimmten Vereinen (Handwerker- und Arbeitervereinen) zu Gute, nirgends aber befinden sich schon große Volksheime, deren Besuch über die Woche einem Jeden freisteht und deren idealster Zweck es wäre, in ihren lichten Räumen Feiertags Tausende von Familien zu gemeinsamem Kunstgenuß aufzunehmen. Solch ständige Heimstätten würden auch ein ständiges Publikum schaffen.

Denn eng zusammenhängend mit der Localfrage ist die andere: wie sind am leichtesten und in größter Masse die gewünschten Leute zu gewinnen? Offenbar durch richtige Organisation. Man hat ja bei uns die Erfahrung gemacht, daß nur die von unten bewerkstelligten Versuche auf die breite Masse, namentlich der Arbeiterbevölkerung, Eindruck gemacht haben. Alle von bürgerlicher Seite ausgehenden Bestrebungen sind ein ziemlich vergebliches Liebeswerben gewesen. Von Arbeitern war meist nur ein kleiner Bruchtheil unter den Zuhörern, das Gros war gebildet aus Handwerkern, kleinen Geschäftsleuten, Beamten, d. h. in überwiegender Majorität aus deren Frauen und Töchtern. Ebenso unleugbar ist es, daß überall da, wo eine Organisation geschaffen wurde, die den Betheiligten mehr bot als bloß das passive Recht des Zuhörers, der gewollte Kern eines Stammpublikums sich bildete, dem namentlich auch das männliche Element nicht fehlte. Ich sehe nicht ein, warum nicht die als gut bewährten Einrichtungen der hiesigen Volksbühnen, deren eines Prinzip, die Platzauslosung, später einmal, bei einem amphitheatralisch gebauten Volksschauspielhaus, zur Erleichterung der Arbeit leicht wegfallen könnte, auch anderwärts Nachahmung finden sollten. Es mag gerade das Fehlen dieses Grundsatzes der organisirenden Mitarbeit der Anlaß sein, der dem Berliner „Verein für Volksunterhaltungen" noch die gewünschte und verdiente Popularität vorenthält. Denn einem Verein gegenüber, dessen Fonds aus Beiträgen der Besitzenden gebildet wird, erhebt sich heutzutage gar leicht die argwöhnische Vermuthung tendenzpolitischer Hinterzwecke, selbst wenn die Thatsachen dem widersprechen. Und ferner entsteht sehr oft jenes um jeden Preis zu vermeidende Mißverhältniß wohl situirter Geber und schlecht situirter Empfänger. Nicht immer wird auch jener Herzenstact vorhanden sein, der die gebotenen Leistungen nicht als Almosen, sondern als Entgelt für entgegengebrachte Empfänglichkeit erscheinen läßt.

Mit der Frage des „Wie" hängt die des „Was" enge zusammen. Nur wer das Volk an sich herankommen läßt, wer genau seine Wünsche und Neigungen kennt, kann über das Passende und Angemessene entscheiden. Womit nicht gesagt sein soll, daß die populäre Kunst eine Kunst von Volkes Gnaden sei. Denn es wäre eine verkehrte Welt, in der die Erzieher die Zöglinge um die gewünschte Methode befragten. Nur ist wohl zu bedenken, daß man es in unserm Fall nicht mit Kindern, sondern Erwachsenen zu thun hat. Es ist in neuerer Zeit, mit dem Fortschreiten der Volksbühnenbewegung, soviel über den richtigen Spielplan geschrieben und gestritten worden. Auch hier kann nur practische Erfahrung, nicht Bücherweisheit das Richtige finden. Auch hier gilt auf jeden Fall der Grundsatz, daß das Beste gut genug sei. Welches Interesse und Verständniß der Proletarier selbst etwas schwer verdaulichen

Dramen entgegenbringt, haben mannigfache Erfahrungen bewiesen. Nur Fragezeichen- und Hypothesenstücke sind absolut zu vermeiden. Man soll und darf den Leuten, die Werktags von der Arbeit kommen oder Sonntags ihre Erholung suchen, nicht zu viel zu denken geben. Der Müde hat viel mehr Verlangen nach Unterhaltung als nach Belehrung. Uebrigens ist gerade die Pflege des gesprochenen Wortes neben der leicht zu genießenden Musik eine erfreuliche Erscheinung. Ich möchte sogar behaupten, daß gerade die durch reklamewüthiges Virtuosenthum herabgekommene Vortragskunst eine Neubelebung erfahren wird, wenn sie weiterhin denen, die keine Bücher lesen können oder mögen, die Dolmetscherin der Dichtung wird. Allerdings muß dann der Vortragende schlicht auftreten und das fällt eben Manchem unserer Koryphäen schwer. Daß aber die deutschen Künstler, mit anerkennenswerther Ausnahme z. B. der Berliner Schauspieler, mit ihrer Kunst geizen, ist eine bekannte Thatsache. Dr. E. Reich bemerkt in seinem gedanken- und geistvollen Buch „Die Kunst und die besitzlosen Volksklassen" ganz richtig, daß man sich höchstens einmal dazu herbeilasse, für die Armen, nicht aber, vor den Armen zu spielen. Fänden sich nicht immer wieder uneigennützige jüngere Künstler, denen es Freude macht, vor einem Parterre dankbarer Menschen ihre Flügel zu proben, so stände es schlimm um die Zukunft der Volksunterhalungen und dem entsetzlichen Dilettantismus wäre Thür und Thor geöffnet.

Da es aber schließlich gerade dem jungen, noch unbemittelten Künstler nicht zu verargen ist, wenn er Honorar für seine Leistungen verlangt, so ergibt sich in letzter Hinsicht auch für all die idealen Bestrebungen der Volksveredelung das lamentirende Leitmotiv: „thu Geld in deinen Beutel." Es sollte uns wiederum mit tiefer Beschämung erfüllen, daß man in den Ländern der skrupellosen Lebenspraxis auch hierin uns Gefühlsmenschen voraus ist. Für Ronacherei jeder Art sind bei uns Kapitalien zu finden. Theater, von außen sehr gefällig, frisch und neu, werden frivol gegründet und unter gewissenloser Ausbeutung des Künstlermaterials führen sie ein Schwindeldasein. Bierpaläste und Prunkcafés wachsen wie Pilze aus dem Erdboden — für deutsche volksthümliche Kunst haben die Oberen gar wenig übrig gehabt. Und doch — die Ronachereien wanken und krachen, mit Volksbühnen wäre sogar noch ein „Geschäft" zu machen. Die bevorstehende Begründung des Schillertheaters zu Berlin ist der erste wirklich merkbare Schritt zur Besserung. Mögen ihm weitere nachfolgen.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Fräulein Sokrates.

Von Jules Lemaître.

Der Pfarrer Dr. Frank Petermann, Prediger der reformirten Kirche in Lausanne, war ein strenggläubiger Geistlicher, den der Himmel mit neun Töchtern gesegnet hatte. Zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, zählte die Aelteste neunzehn und die Jüngste zehn Jahre. Die Mädchen waren alle hübsch, mollig und wohlgenährt. Die Natur hatte sich den drei Aeltesten gegenüber sogar freigebig gezeigt. Die zuerst zur Welt gekommenen Kinder führten biblische Namen: Lea, Noemi und Josabeth; den ihnen zunächst stehenden hatte man englische Namen beigelegt: Kate, Betsy und Norah; die drei jüngsten dagegen hatten romantische Namen: Leonore, Desdemona und Kunigunde. Alle Mädchen waren, wie schon bemerkt, hübsch oder mindestens pikant, und Lea, die Aelteste, zeichnete sich durch Schönheit, vielleicht sogar durch zu viel Schönheit aus. Sie war eine entzückende, sanfte Blondine, die bei ihren acht Schwestern sozusagen Mutterstelle vertrat und von dieser Zeit her einen Ausdruck von ernster Sanftmuth hatte, ein gewisses Etwas, das Ehrerbietung, Achtung und Vertrauen einflößte.

Die neun Töchter des Pastors hatten alles Mögliche gelernt, lernten noch oder bereiteten sich dazu vor. Die älteren hatten in den Schulen so viele Preise errungen, als überhaupt möglich war, und die Jüngeren besuchten zu gleichem Zwecke zahllose Unterrichtsstunden. Sie waren mehrerer Sprachen mächtig, was sie indeß durchaus nicht hinderte, auch in der Wirthschaft tüchtig zu sein. Als fürsorglicher Vater war Herr Petermann auch auf die Ausbildung ihrer gesellschaftlichen Talente bedacht. Noemi spielte Klavier, Josabeth die Geige, Kate die Flöte, Betsy besaß eine hübsche Stimme, Norah malte, Leonora declamirte voll Seele und Leidenschaft. Die beiden Jüngsten hatten zwar noch keine besondere Spezialität, berechtigten aber zu den schönsten Hoffnungen In Lea aber vereinigten sich alle Kenntnisse und Fertigkeiten, die ihre Schwestern einzeln hatten. Sie war in Allem beschlagen, ohne damit zu prahlen. Ueberdies spielte sie das Violoncell meisterlich. So hatte jedes Glied dieser Musterfamilie seine besondere Gabe, seine besondere Thätigkeit wie in einem Wandercircus, wo Vater und Kinder als Truppe zusammenwirken. Und die Familie Petermann hätte thatsächlich auf eigene Faust eine akrobatische Gesellschaft begründen können, denn sämmtliche Damen waren ausgezeichnete Turnerinnen, Reiterinnen, Fechterinnen und leisteten nebenher auch im Croquet- und Lawn-tennis ganz Hervorragendes.

— — — Ich habe bisher noch nicht von Frau Petermann gesprochen, so wenig machte sich diese schmächtige, kleine Dame bemerkbar. Wenn sie ihre neun Töchter auf Spaziergängen begleitete und in ihrem schwarzen, bescheidenen Kleide hinter den achtzehn hüpfenden Zöpfen einherschritt, hätte gewiß Niemand diesem bleichen, verkümmerten Gesichte, das dem einer von Unglücksfällen heimgesuchten Erzieherin glich, eine so entzückende Nachkommenschaft zugemuthet.

Dennoch erfreute sich Frau Petermann der besonderen Hochachtung der protestantischen Gesellschaft. Sie war nämlich die leibliche Schwester des seligen Pfarrers Agrippa Curchod, einer der Zierden und Leuchten der reformirten Kirche, der eine achtzehnbändige Geschichte des Protestantismus, ferner eine Sammlung von Predigten und mehr denn hundert Broschüren über die Möglichkeit einer Vereinigung der Vernunft und des Glaubens, der Naturwissenschaft und der Kirche hinterlassen hatte.

Wenn man sich die vielseitige Begabung der Nichten des hochwürdigen Agrippa vor Augen hält, wird man begreifen, daß es im Hause Petermann sehr lebhaft zuging. Einmal in der Woche setzte man den Freunden Thee vor. Dabei wurde musizirt, vorgelesen und machte man Gesellschaftsspiele.

Unter den jungen Leuten, die in's Haus kamen, befand sich auch ein Doctor, Otto Helvetius, ein schöner, feingebildeter Mann, heiter und zur Träumerei hinneigend. Er beschäftigte sich viel mit Lea, plauderte über alles Mögliche mit ihr und hatte ihr den Scherznamen „Fräulein Sokrates" beigelegt; er behandelte ihre Schwestern wie Kinder, Noemi mit einbegriffen, denn diese war ein Wildfang, die ihm gegenüber mit Absicht die übermüthigste Kindlichkeit hervorkehrte.

Im Laufe der Zeit begannen die Empfindungen der schönen Lea für Otto über das Maß der gesellschaftlichen Freundlichkeit hinauszuwachsen und einen weit höheren Wärmegrad anzunehmen.

Am Tage, wo Otto's Vater im Frack und weißer Kravatte Herrn und Frau Petermann „um die Ehre einer Unterredung bitten ließ", klopfte Lea's Herz so heftig und ungestüm, wie noch nie vorher.

„Nun, lieber Papa?" rief sie, nachdem Otto's Vater das Haus verlassen hatte, „willigen Sie ein?"

„Du wußtest es also?" entgegnete Herr Petermann verwundert. „Deine Mutter und ich glaubten steif und fest, daß er Deinetwegen komme!"

„Und nun begehrt er Noemi's Hand für seinen Sohn!" fuhr Frau Petermann fort. „Ich bin starr! Hattest Du eine Ahnung davon, Lea?"

„Wir wollen uns die Sache überlegen und den Allgütigen bitten, uns zu erleuchten," sagte der Pfarrer, die Augen gen Himmel aufschlagend.

„Geliebter Mann," warf die Frau Pfarrer ein, „ich stelle mir, wie immer, nur die eine Frage: Was hätte in einem solchen Falle unser guter Agrippa gesagt und gethan?"

Die arme Lea war einen Monat hindurch krank und schwermüthig. Nachdem sie sich erholt hatte, heirathete Otto ihre Schwester Noemi und entführte sie nach Bern, wo er eben Professor geworden war.

— — — Die Theeabende der Petermann's wurden wieder aufgenommen. Lea leitete wieder die Gesellschaftsspiele und ließ ihr Violoncell erklingen. Aber das Instrument stöhnte und ächzte, daß es einem ganz weh um's Herz wurde.

Eines Tages wurde ein junger französischer Maler eingeführt, ein braver, liebenswürdiger, schöner junger Mensch von fröhlicher Gemüthsart. Er hieß Petrus Carbonnel.

Er fühlte sich bald heimisch in der Familie, kümmerte sich indessen nur um die kleinen Schwestern. Er sprach kaum mit Lea und betrachtete sie nur verstohlen.

„Fürchten Sie sich vor mir, Herr Petrus?" fragte sie eines Tages lächelnd.

„Ja, mein Fräulein," entgegnete Petrus. „Sie sind so schön."

Lea wurde nachdenklich. Da Petrus' Benehmen gerade das Gegentheil desjenigen Otto's war, glaubte sie diesmal sicherlich geliebt zu sein. Sie fragte sich selbst, ob sie etwa in Petrus verliebt sei und bejahte es. Doch am nächsten Tage zog Josabeth die älteste Schwester bei Seite und sagte ihr geheimnißvoll:

„Lea, beste, süßeste Schwester, ich habe Dir ein großes Geheimniß anzuvertrauen! Herr Petrus sagte mir, er würde sich glücklich schätzen, wenn ich seine Frau werden wollte. Du, Lea, bist so klug — rathe mir: was ich thun soll?"

Diesmal wurde Lea nicht krank, aber am Tage von Josabeth's Trauung hatte sie ganz rothe Augen.

— — — Kurze Zeit danach erschien ein junger Pastor Namens Ary Michels, der Sohn eines Freundes. Er war sanft und ernst und hatte einen schönen Bart. Er gefiel Lea wegen seines ruhigen Wesens und seines klaren Urtheils. Aber sie war auf ihrer Hut. Sie war fest entschlossen, sich nicht mehr zu verlieben.

Michels war ein Meister in der Kunst, sein Gespräch und sein Benehmen dem Alter, dem Geschlecht und der Gemüthsart der Personen anzupassen, mit denen er verkehrte. Er war väterlich und gutmüthig mit Leonore, Desdemona und Kunigunde, zart und voll Respect gegen Norah, Kate und Betsy; artig und galant gegen Lea. Und Lea wurde immer nachdenklicher; denn er hatte weder Otto's überströmende Lustigkeit, noch Petrus' übergroße Zurückhaltung.

Herr Michels hielt in der protestantischen Kirche eine wirksame Predigt. Lea beglückwünschte ihn zu seinem Erfolg.

„Ach, sagte er, „nichts freut mich mehr, als die Anerkennung einer so frommen Seele. Daß ich es Ihnen nur gestehe, mein Fräulein: ich sprach nur für Sie!"

Lea war entzückt, aber noch am gleichen Tag überraschte sie den ehrwürdigen Michels im Garten, gerade im Augenblick, als er Kate die Hände küßte.

Diesmal erbleichte Lea nicht einmal mehr. Am folgenden Tage zankte sie Kate unter Küssen aus und hielt ihr die Unschicklichkeit ihres Benehmens vor. Den Rath ihrer großen Schwester befolgend, warf sich Kate vor Reue zerknirscht ihrem Vater zu Füßen und gestand ihm ihr Verbrechen und ihre Liebe. Und drei Wochen später war sie die glückliche Gattin des Herrn Pfarrer Michels.

— — — Ein volles Jahr verstrich, ohne daß ein ernsthafter Freier im Hause aufgetaucht wäre. Das machte den Petermann's schwere Sorgen, denn noch hatten sie fünf Töchter, die zu verheirathen waren. Lea wurde nämlich gar nicht mehr gezählt.

Ach ja, die Mädchen waren gewiß alle schön und gut erzogen, aber diese Vorzüge bedeuten wenig, wenn sich ihnen eine so schmale Mitgift beigesellt.

Da fragte sich eines Tages Frau Petermann: „Was hätte unser guter Agrippa gethan?" Und ohne Zweifel gab ihr darauf eine innere Stimme die gebieterische Antwort, denn die Petermann's packten ihre Koffer, um eine Entdeckungsreise anzutreten.

Herr Petermann führte seine Truppe in allen Städten umher, wo er Verwandte und Freunde besaß. Die Rundreise war von großem Erfolge begleitet. Betsy gewann einen Anwalt in Montauban; Norah eroberte einen Kaufmann in Havre, Leonore berückte einen Arzt zu Straßburg, und Desdemona nahm einen Gymnasial-Professor im Sturm.

Ach, was half es der armen Lea, auf ihrer Hut zu sein? So oft sich ein neuer Freier meldete, verfiel sie in den alten Fehler und glaubte stets, es gelte ihr, und jedesmal bohrte die Enttäuschung ihren Stachel mitten in ihr Herz. Sie war um so unglücklicher, als alle Welt sie zur Vertrauten, zur Rathgeberin erwählte, weil man sie über menschliche Leidenschaften erhaben glaubte.

Und weshalb ward man eigentlich nicht um sie? Ganz einfach, weil der erste Freier eine jüngere Schwester gewählt hatte, die Anderen folgten diesem Beispiel und warben um die jüngeren Mädchen der Reihe nach. Lea war die Aelteste und wurde, ohne daß sie es wollte, in die Rolle des Schutzengels des Hauses, der zweiten Mutter, der Tante gedrängt. Und dann war sie wirklich zu schön, zu vollkommen, zu gut, zu bescheiden, zu wenig kokett. Sie flößte so viel Bewunderung, so viel Achtung ein, daß man darüber vergaß, das Weib in ihr zu lieben.

Lea kehrte also mit Kunigunde allein nach Lausanne zurück.

— — — Sie nähte Wickelzeug für ihre Neffen und Nichten, deren Anblick ihr übrigens weh that, trotzdem sie ihnen von Herzen gut war. Niemand in ihrer Umgebung errieth ihren geheimen Kummer, und kein Mensch konnte sich erklären, warum ihr Violoncell so herzerreißende Töne von sich gab.

Um diese Zeit wurde Herr Müller, ein ernster, reifer, wohlhabender Beamter, ein regelmäßiger Gast des Petermann'schen Hauses. Er überhäufte Lea mit Aufmerksamkeiten. Oft sprach er mit ihr über die Uebelstände und Leiden des Junggesellenlebens, und sie errieth aus verschiedenen Andeutungen und Seufzern, daß er sich gerne verheirathen würde.

Er flößte ihr freilich keine besondere Leidenschaft ein, und schien auch ein wenig zu alt für sie zu sein (er zählte nämlich fünfundvierzig Jahre und sie sechsundzwanzig). Aber sie schätzte ihn sehr, und da sie dachte, sie würde mit diesem rechtschaffenen Manne nicht unglücklich sein, so wünschte sie, daß er seine Gefühte deutlicher erkläre.

Das ließ nicht auf sich warten. Eines Tages, als sie allein im Garten waren, faßte sich Müller ein Herz und sagte:

„Mein Fräulein, ich habe Ihnen eine heikle Frage vorzulegen und muß um Ihre Nachsicht bitten. Ich bin nicht mehr jung, aber wohlconservirt. Ich genieße die Achtung meiner Mitbürger und lebe in gesicherter Stellung. Ich fühle mich einer innigen Zuneigung, einer grenzenlosen Ergebenheit fähig. Glauben Sie, daß eine Frau mit mir glücklich sein könnte?"

„Gewiß, ich glaube es!" entgegnete Lea mit gesenktem Blicke.

„Aber sehen Sie" . . . fuhr Müller mit wachsender Verlegenheit fort, „Fräulein Kunigunde ist ein wenig jung . . . Glauben Sie, daß sie mich zum Gatten nehmen würde?"

Lea übermittete ihrer Schwester seinen Antrag. Die kleine, kaum sechzehnjährige Thörin fühlte sich ungemein geschmeichelt.

„Ueberlege es Dir wohl," sagte Lea, „Herr Müller zählt fünfundvierzig Jahre."

„Du bist neidisch, entgegnete die Kleine, „Du willst uns allen unsere Männer wegschnappen."

Lea war an jenem Abend bei einem reichen Fabrikanten zum Balle geladen. Sie sah in ihrem rosenfarbenen Kleide entsetzlich bleich aus. Ohne es zu merken, tanzte sie mehrmals nacheinander mit einem schönen Husaren-Offizier, und da sie halb todt in den Armen ihres Tänzers schwankte, fühlte sie nicht, daß er sie an sich preßte.

Der Husar mißdeutete das und murmelte ihr während der letzten Walzertour in's Ohr:

„Sie sind schön, wie eine Märchenprinzessin, mein Fräulein, und ich liebe Sie bis zum Wahnsinn. Ich bewohne eine kleine Villa Rue du Lac Nr. 6. Ich erwarte Sie morgen den ganzen Tag."

Lea's Augen funkelten, ihr ganzes Gesicht glühte, und dennoch bebte sie wie Espenlaub. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Mit einer ungestümen Bewegung riß sie sich aus den Armen des kecken Offiziers los.

In ihr Zimmer zurückgekehrt, öffnete sie ihr Fenster und lehnte sich hinaus, trotzdem sie ganz in Schweiß gebadet war. Eine namenlose Verzweiflung erfüllte sie. Sie wollte sterben; dann erinnerte sie sich der Erklärung des Husaren, und siehe da, dieses vernünftige Mädchen sagte sich: „Vielleicht!"

Und zum ersten Male klangen die ironischen Worte von ihren Lippen:

„Was würde der gute Agrippa an meiner Stelle thun?"

Doch plötzlich fühlte sie die kalte Nachtluft ihre nackten Schultern streifen. Sie legte sich fiebernd zu Bette.

Eine Brustfellentzündung raffte sie in drei Tagen hinweg. Sie starb, ohne ein Wort zu sprechen.

„Mein würdiger Freund!" sagte Pfarrer Winkelmann zum Pfarrer Petermann, als sie vom Friedhof heimkehrten. „Sie haben einen Trost in Ihrem Unglück: Ihre theure Tochter ist mit bewunderungswürdiger Resignation gestorben!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## Durchlaucht Aujust.

Einer unserer größten Dichter, ich weiß im Augenblicke nicht, ob es Goethe, Schiller oder Herr von Stephan war, hat sein deutsches Volk mit dem Weisheitsspruch beschenkt, daß die Cultur des Menschengeschlechtes zwar vorwärts ginge, aber auf Umwegen, auf einer Spirale. Jede Spiraldrehung wird von ihr in etwa hundert Jahren zurückgelegt, und so stünden wir gerade jetzt über den Ereignissen von 1793. Wohlgemerkt, über. Mich dünkt, das Axiom des Philosophen hat hier ein Loch. Wer bürgt mir dafür, daß wir auf dieser Schraube ohne Ende, „naturgemäße Entwickelung" genannt, nicht bereits lange am höchsten Punkte vorbeigekommen sind und nun gemächlich, ohne es zu ahnen, wieder thalwärts klettern? Daß wir, selbstverständlich unter anderen Lebensbedingungen, mit anderen Gedanken und Vorstellungen als sie unseren Großvätern eigneten, wieder ungefähr auf der Höhe von 1790 halten? Mit windigen Hypothesen hat man schon lange vor dem ersten Auftreten Virchow's alle Räthsel des Weltalls und des Menschheitlebens erklärt; sehen wir also zu, ob es nicht auch mit dieser geht. Da tobt heute wie vor Jahrhundertsfrist der Freiheitskrieg einer schmachvoll unterdrückten und niedergetretenen Kaste gegen ihre Bedränger; die mit Sätteln Geborenen bäumen sich abermals gegen die Sporenträger auf, nur daß man heute praetischer ist und nach solidem Brot, nicht nach undefinirbaren und verschwommenen Menschheitrechten schreit. Da begegnen wir wieder den humanen Staatsphilosophen und kosmopolitischen Aufkläreru, den Ethikern von anno Dazumal, den Leuten mit den verstaubten Schillerlöckchen. Da ist auch die übel berathene Monarchie, die heute zum Glück Kraft aus der Erde saugt, drin ihr unvergeßlicher Neubegründer ruht, die heute stolz auf ihre Ahnen sein und sie segnen kann, während die französische von 1790 sich ihrer schämen und sie verfluchen mußte. Da zeigt sich auch die alte Bornirtheit der höheren Gesellschaftsschichten, die mitten im Brande der Revolution noch keine Gefahr sah, auf „Gott und ihr Recht" vertraute, tänzelnd zum Richtplatz ging und noch beim Niederrasseln des Fallbeils glaubte, die ganze Geschichte wäre ein famoser kleiner Spaß. Da zeigt sich Durchlaucht Aujust wieder. Vor hundert Jahren arrangirte er all in seiner Harmlosigkeit Naumachien, Schäferspiele und Carousfels; heute tritt er vor einem streng aristokratischen Publikum als „dummer Aujust" auf und freut sich diebisch, wenn alle Morgenzeitungen von dieser seiner saßinablen Heldenthat in Sperrdruck Notiz nehmen. Was Luther und Fichte, die sich einst an den Adel deutscher Nation wandten und von ihm Rettung des Vaterlandes aus schwerer Gefahr, aus den Fesseln römischen oder französischen Geistes verlangten, für Augen machen würden, wenn sie einem Haufen blaublütiger Reprisenclowns, Bajazzos und leichtgeschürzter Schulreiterinnen die Rettung des Vaterlandes aus drängender sozialer Noth an's Herz legen sollten, das möchte viel, viel humoristischer zu schauen sein ats alle Schwänke, die Herr Blumenthal, und alle politischen Kunststücke, die

unsere wohl unterrichtete Obrigkeit noch dem Parkett der satten Schläfer vorgaukeln wird.

An und für sich ist nichts dagegen zu erinnern, wenn unser Adel seine historischen Aufgaben darin erblickt, durch Reisen zu springen, auf dem Kopfe zu stehen und mit Billardkugeln Jongleurkünste pfuscherhaft nachzumachen. In einer Zeit, wo Professoren der Sternkunde Theater gründen, ihre Kollegen von der Pathologie über Antisemitismus reden, Schneider kugelsichere Panzer construiren und Leute, deren hervorragende Bedeutung darin liegt, daß sie gelegentlich behaupteten, die Schulkinder lernten mehr als ihnen gut sei, Reichsschatzsecretärposten annehmen — in einer solchen Zeit darf man es einem unter Rossen groß gewordenen Edelmann nicht verübeln, wenn er den Herren Renz und Salamonsky Concurrenz macht. Dazu ist die Gewerbefreiheit nun einmal erfunden worden. Und setzt es sich ein fürstliches Mitglied des Herrenhauses, verzweifelt über den dortigen beständigen Mangel an vernünftiger Beschäftigung, in den Kopf, die Schweinezucht zu heben und Säue zu dressiren oder Ferkel zu A-B-C-Schützen zu machen, so darf ihm das Gesetz so wenig hineinreden wie der jungen Baroneß, die einer Hanlontruppe als Kautschukmensch beitritt. Jene Leute freilich, die an eine Mission des Adels in unserer ernsten Zeit glauben, die in ihm und dem würdevollen Betragen seiner Mitglieder das letzte Bollwerk gegen eine frech aufdringliche, vaterlands- und sittenlose Protzenplutokratie erblicken und von ihm werkthätige Hülfe erhoffen im erbitterten Ringkampf mit den Verderbern unseres Volkes — sie mögen vom Traum erwachen. Für einen Gürtelringkampf in der Manège ist unsere Aristokratie allenfalls zu haben, für einen geistigen nicht. Dem kleinen Häuflein adliger Männer, das tapfer seine Ideale verficht, vom Grafen Westarp und Freiherrn von Hammerstein bis zum Liebermann von Sonnenberg und Georg von Vollmar, mag man noch so feindselig gegenüberstehen, hohe Achtung darf ihnen kein ehrlicher Mann versagen; aber was bedeuten diese wenigen? Theilnahmlos dämmert die große Mehrheit ihrer Standesgenossen dahin und vergißt ganz, daß das Adelsprädikat schwerere Pflichten auferlegt als irgend sonst eine Würde. Wenn die Existenz von Elitebürgern überhaupt einen Sinn hat, dann ist es doch ganz gewiß nur der, daß diese Edelinge in erster Reihe berufen sind, dem Vaterlande zu *dienen*. Deutlich genug spricht sich dies Prinzip aus in der Einrichtung von Pairskammern und Herrenhäusern, in der Bevorzugung des Adels beim Armeedienst, in der Berufung gerade seiner Angehörigen zu den höchsten Staatsämtern. Das ist kein Nepotismus und kein Beweis eines schnöden Klassenregimentes, wie die Demokraten glauben machen wollen, das ist die Ausführung des klügsten aller Gesetze, verantwortliche Posten nur solchen Bürgern anzuvertrauen, die für ihre gute Verwaltung die größtmögliche Gewähr bieten. Lange genug war der Staat allein auf den Adel angewiesen, und so gewährte er ihm endlich geradezu ein Monopol. Die prächtige Junkeraristokratie unterm alten Fritz hat sich des königlichen Vertrauens in einer Weise würdig gezeigt, daß nur böser Wille oder totale Geschichtsunkenntniß ihr den Ruhm streitig machen können; mit dem Tode des großen Monarchen aber trat auch der Verfall ein, und nicht am letzten trägt ein sittenloser Fürst die Schuld daran. Ein Schlag in's Gesicht der Vernunft und ein Hohn auf die Gerechtigkeit aber werden alle Prärogative des Adels an dem Tage, wo seine Mitglieder ihre Bestimmung vergessen haben und nicht mehr Führer der Nation, sondern Drohnen oder Clowns sind. Der adlige Genießling steht noch weit unter dem Jobber aus der Thiergartenstraße, der vor der Vergangenheit, vor seinen hinterposenschen Haufir- und Schnapswirthahnen nicht zu erröthen braucht, und den das Volk verdient, so lange es sich ihn gefallen läßt. Gegen den Adel erhebt Niemand seine Hand und darf Niemand die Hand erheben, von den Gleichheitsmeiern und Zukunftskasernenpropheten abgesehen; dafür ist er aber auch gehalten, vor Gott und den Mitbürgern, sein Bestes zu thun und sich im Dienst des Vaterlandes aufzureiben. Er hat sein Todesurtheil an dem Tage unterschrieben, wo die Nation seiner nicht mehr bedarf, wo sie sich andere Führer an Stelle der Nachlässigen und Trägen gewählt hat, wo die Aristokratie die Aufmerksamkeit weiterer Kreise nur noch durch Skandalaffairen und Circusnarretheien auf sich zieht.

Es scheint in Wahrheit fast, als sei die Zeit der Marwitze, der Goertzke und Barfuse vorüber, als sei der märkische Junkerschlag nicht mehr wohlgelitten und nur der Hofadel noch in Mode, sowohl der auf -burg und -stein, wie der auf -ki und -ky endende. Unsere Aristokratie hat zum größten Theil mit den Traditionen ihrer Altvordern gebrochen, die insgeheim den König immer nur als primus inter pares betrachteten und die eigene Meinung ihm gegenüber in aller Loyalität, aber mit straffem Rückgrat verfochten. Heut wetteifert mancher Edle an Byzantinismus mit dem ärmlichsten Localreporter, heute fügt er sich endlich in jene Rolle, die der Roi Soleil seinem demüthigen Hofadel anwies. Dem Volke, dem Bauer, der in seinem Junker immer den Ritter ohne Furcht vor König und Menschen verehrte, gehen nun die Augen sehr rasch auf und er beginnt bereits, die alten Familien mit dem frischgebackenen Bankieradel in einen Topf zu werfen. Er bemerkt ja bei beiden die gleiche übertrieben noble Lebensführung, dieselben prunksüchtigen Neigungen, dieselben laxen sittlichen Anschauungen. Er bemerkt aber auch außerdem, daß der Adel gar nicht im Stande ist, auf die Dauer mit der Hochfinanz im Verschwenden gleichen Schritt zu halten, daß er zusammen bricht unter den Schulden, die seine üppigen Leidenschaften ihm aufbürden, daß er vom Herrn zum Zinssklaven herabsinkt. Wenn die Aristokratie heute den Walzer um's Goldkalb eifriger als sonst Jemand mittanzt, wenn sie an der Börse mit wahnsinniger Verwegenheit spekulirt und bei jedem Bankbruch obskurer Coulissiers Unsummen einbüßt, so läßt das ohne Weiteres darauf schließen, daß sie sich durch Gewaltmittel aus derangirten Verhältnissen befreien will; und von da bis zu Heirathen mit übelberufenen Gründertöchtern und zu „freundschaftlicher" Verbrüderung mit Gründersöhnen ist nur noch ein Schritt. Daß der Einfluß des Adels auf unser Volk unter solchen Verhältnissen allmählich gleich Null geworden ist, braucht nicht erst in Leitartikeln nachgewiesen zu werden, und Durchlaucht Aujust, der den Hutten und Sickingen folgt, kann die tollsten Clownspäße treiben, ohne fürchten zu müssen, der Sache seiner Standesgenossen noch wesentlich zu schaden.

Zu den Vorrechten einer der Vernichtung geweihten Kaste hat es immer gehört, daß Gott sie rechtzeitig mit Blindheit schlug, daß sie lachend in's Verderben gehen konnte. Diese lieben Leutchen, die ihr ganzes politisches Wissen dem Journal amusant und den Wiener Witzblättern verdanken, deren einzige — heute freilich schwer in's Gewicht fallende — Empfehlung ihre absolute Talentlosigkeit ist und die sich doch Manns genug glauben, nach wüst verlotterter Jugend die Geschicke eines großen Volkes leiten zu helfen; diese verschuldeten Lebemännlein, bleich wie der Tod, Kerle, wie sie im Buche stehen — bei Wucherern; diese Träger volltönender Namen, die sich rühmen, mit ihren Ahnen 700 Jahre zu repäsentiren, wobei die Ahnen die sieben und sie die Nullen darstellen; diese kleinen Durchläuchtings, die sich schon frühzeitig dem Ballet gewidmet haben und nun auch ihre Schwestern veranlassen, sich ihm zu widmen, zwecks Ermöglichung aristokratischer Circusvorstellungen — sie sind todtgeweihte Drohnen im Bienenkorb, Parasiten wie jene schlauen und geldstarken Raubthiere, in deren Tatzen sie gefangen liegen und die sie mit Hep hep! so gern verfolgen hören; sie sind staatsfeindliche Elemente, nur noch dem Namen nach aristokratisch. Sie mögen sich bei ihren Clownpossen königlich amüsiren, *adlig* nie.

Oft und gern wird in Festreden, bei Eröffnungsfeierlichkeiten und Banketten aller Art unsere Culturentwickelung dem berühmten, „pfeilschnell dahinrasenden Dampfroß" verglichen. Das Bild mag in gewisser Beziehung zutreffen. Aber diese Cultur ist jedenfalls keine Locomotive, die demuthsvoll mitten auf der Strecke hält, um erst eine adlige Parforcejagd über die Schienen brausen zu lassen; sie fährt donnernd in den Haufen hinein, zermalmt Jeden, der ihr nicht ausweicht oder auf ihr sitzt.

Unser Adel hat noch eine Zukunft, seine Sendung ist noch nicht erfüllt. Mag er hundertmal eine verstockte Einrichtung gescholten werden, es geht mit ihm wie mit der Monarchie, deren Gegengewicht er bedeuten soll: je mehr man ihr Wirken und ihre Verdienste studirt, desto weniger Kriegervereins-Begeisterung wird man für sie empfinden, aber desto nothwendiger und vernünftiger wird sie Einem scheinen. Gleich den Frauen sind bei all ihren Schwächen Adel und Monarchie immer noch das Beste, was in diesem Genre geschaffen worden ist. Ich gehöre zu den Optimisten, die von der gründlichen Ueberwindung des Manchesterthums einen neuen Weltenfrühling erhoffen; ich gehöre zu den Pessimisten, die auf die Abschaffung aller „verstockten conservativen" Einrichtungen keinen Pfifferling geben. Ganz im Gegentheil. So lange der Kapitalismus seine Zwingburgen baut, ungestraft gegen Millionen die Hungerfolter anwenden und scheußlicher unter unserm Volke wüthen darf als der dreißigjährige Krieg und die Hexenprozesse es gethan haben, so lange ist ein Stand unentbehrlich, der die höchsten Ehren für sich in Anspruch nimmt und sie der Plutokratie verweigert. Unser eigenes Interesse gebietet, ihm in diesen Rangstreitigkeiten zur Seite zu stehen; sein Interesse gebietet, sich des ersten Platzes im Staate würdig zu zeigen. Sonst übernimmt ihn die neue, tombackvergoldete Aristokratie, das geadelte Ausbeuterthum.

Hinter jeder Durchlaucht Aujust steigt ein Baron Hirsch empor.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Buckel-Hans (Jean Mayeux). Mimodrama in drei Bildern von Blanchard de la Bretesche. (Theater der Reichshallen.)

Der rauchgeschwängerte Zuschauerraum einer Spezialitätenbühne, dessen bescheidenere Plätze von fleißig biertrinkenden Herrschaften des Mittelstandes, dessen erste Ränge von einem hier Stammgastrechte ausübenden Theile unserer verlebten Lebejugend gefüllt sind; sehr viel ungeschickt geschminkte, straffgeschnürte Feindinnen des Männerbundes zur Bekämpfung der Unsittlichkeit, deren wohlgerundeten Leibern und selbstzufriedenen Mienen man die Segnungen der kommenden lex Heintze noch nicht anmerkt; auf den Brettern eine grausliche Excentric-Komödie, darin zwei Akrobaten in Roth einen dritten in Schwarz beständig wuchtig auf die Erde schleudern, daß es bumst. Publicus wälzt sich vor Lachen. Dann fünfzehn Minuten Liebesbörse — Tendenz flau —, und nach Schluß der Pause bei mittelmäßiger Musik ein romantisches Trauerspiel ergreifendster Art, ein Trauerspiel ohne Worte, aber voll sprühendem Geist und hinreißender Leidenschaft. Daß von der wahnsinnigen Hanlonpantomime zur fast aristophanischen Posse der Weg nicht übermäßig weit ist, haben Blum und Toché bewiesen; daß sie zur tragischen Dichtung vertieft werden kann, wollte uns vor einigen Jahren schon Carré an einem hübschen Beispiel darthun. Seine kunstvolle Schöpfung befremdete indeß das Wallnertheater-Auditorium, und der „verlorene Sohn" brachte es trotz der resoluten kleinen Odilon, die damals noch in Minneglück und allgemeiner Beliebtheit schwamm, leider nur zu einem Mißerfolge. Blanchard de la Bretesche's Mimodram „Buckel-Hans" dagegen ist wider die Stimmen einiger Gentlemen, die offenbar der französischen Schauspielertruppe ihre deutschnationale Abstammung und Gesinnung bemerkbar machen wollten, durchgedrungen.

Der Verwachsene, der körperlich Mißgestaltete ist eigentlich erst seit Victor Hugo literaturfähig geworden; das Thema reizte aber seitdem auch stärkere Poeten zu ganz besonderen Anstrengungen, und Paul Heyse zum Exempel hat im Balder, dem Kinde der Welt, seine rührendste Figur geschaffen. Die Dichter der Zukunft werden sich noch inniger mit diesen Unglücklichen befassen, noch eifriger in den dunklen Schächten ihrer Seelen schürfen. Nur langsam zwar verbleicht im Herzen des Volkes der Glaube an jenes mittelalterliche Dogma, wonach Rothköpfe und Mißgestaltete von Gott gezeichnet waren; je reger aber unser Mitleid für die Aermsten wird, die von allen bunten und von den sinnlich höchsten Freuden des Lebens nahezu völlig ausgeschlossen sind, je inniger, liebevoller wir diesen Enterbten entgegenkommen, desto reicheren Gewinnst — einen melancholischen Gewinnst freilich! — wird die Dichtkunst aus ihnen ziehen. Unzweifelhaft liegen hier Stoffe von bezwingender Großartigkeit noch ungehoben, bieten sich tragische Conflicte von erschütternder Gewalt, Gelegenheiten zu Seelensynthesen von eigenartigem, gespenstischem Reiz. Wie mag sich im Hirn einer Mißgeburt diese Welt spiegeln, welche Gedanken beschwört ihr eigener, elender Zustand in ihnen herauf? Quasimodo und Rigoletto bedeuten kaum mehr als erste, oberflächliche Streifzüge in dies nächtig finstere Gebiet. Ein Universum voll Spuk und Grauen, voll furchtbarer Leidenschaften und phantastischer, thränenreicher Schönheit thut sich hier für die Maupassant und A. Th. E. Hoffmann auf. Man denke nur, wie allein das erotische Problem hier in eine ganz andere, fremde Beleuchtung rückt, so daß wir seinen Windungen und Complicationen mit verdoppelter, athemloser Spannung folgen.

Bretesche beschäftigt sich nur mit ihm, und obgleich er naturgemäß, um sich verständlich zu machen, gezwungen ist, mit derben Mitteln zu arbeiten, obgleich er uns nicht entfernt so tief in die Herzensregungen seines Buckel-Hans eindringen lassen kann, wie es ein das Werkzeug der Sprache handhabender Dichter vermöchte, hat er es doch verstanden, die aus unheimlicher und heimlichster, süßester Poesie gewebte Quasimodo-Stimmung über sein Werk auszubreiten, hat er eine Seelenkenntniß, einen Reichthum des Ausdrucks und eine schöpferische Kraft offenbart, die den bescheidenen französischen Pantomimenschreiber hoch über die meisten unserer deutschen Realisten stellt. Und das trotz einer roman-, nein, einer märchenhaften Fabel, einer Fabel, die geradenwegs aus blutigen Kolportageromanen gekommen zu sein scheint, deren Ausführung aber ein Triumph packendster, erschütterndster Naturalistik ist. Mit den abscheulichen, von ihren Urhebern und anderen sonderbaren Schwärmern humoristisch genannten Erzeugnissen Angers und sonstiger Koryphäen verglichen, muß Buckel-Hans eine künstlerische That genannt werden, der beizuwohnen wahrscheinlich mehr Gewinn bringt, als wenn man noch sieben weitere Lustspielnovitäten dieses gesegneten Jahres erduldet.

Johanna von Heimburg, die sechzehnjährige Heldin des Mimodrams, geräth durch eine Verkettung höchst unwahrscheinlicher Zufälle, die der geschickte Berliner Bearbeiter, * * * Ballhorn mit Namen, noch unwahrscheinlicher gemacht hat, in eine Spelunke des äußersten Ostens unserer Stadt. Wenigstens weisen ein sehr „unrealistisch" angebrachtes Straßenschild und die angebliche Nähe des Schlesischen Bahnhofes darauf hin; in Wahrheit kann das Stück nirgendwo anders als in Paris spielen. Die Ausstattung der Kneipe, trotz Kaiserbilder und Weißbiers, das relativ anständige Betragen ihrer männlichen Gäste, davon Keiner ein Messerheld ist, die freche Grazie der Weibspersonen und die übermüthige gallische Laune, die von der galligen des Berliners so sehr absticht — sie alle strafen den geschmacklosen Bearbeiter Lügen. Ballhorn * * * hat seine Sache so gut gemacht, wie nach Bismarck's Meinung Herr von Bötticher: nämlich so schlecht, wie möglich; ihm wie anderen Berliner Autoren wäre anzurathen, das, was sie schildern wollen, 'mal spaßhalber ernsthaft eine halbe Stunde lang zu studiren. — Als Johanna, von einem Wüstling verfolgt, sich in das Schenkzimmer rettet, rast gerade nebenan, im „Ball-Sahlon", der Tanz; so übernimmt denn ein einzelner Gast die angenehme Arbeit, recht nach Berliner Art in kunstverständigem Ringkampf, drei Gänge, Obergriff, ohne Anwendung des Messers und ohne daß die zurückkehrenden Cumpane wie Wölfe über den Eindringling herfallen, ihn aus dem Hause zu werfen. Buckel-Hans, der halb Blödsinnige, den sein Bruder Lude vorher schmählich mißhandelte und der auch den anderen Gästen als Prügeljunge und als Zeitvertreib dienen muß, verliebt sich auf der Stelle in die reizende Fremde; und obgleich ihr der häßliche Krüppel anfänglich Entsetzen einflößt, lernt sie doch bald sein gutes Herz erkennen, schützt ihn sogar vor der Wuth seines viehischen Bruders. Da der Verfolger, der schöne Emil, vorm Locale immer wieder erscheint, will sich Johanna von Hansen's Mutter in ein Hotel geleiten lassen; die alte Kupplerin verschleppt sie aber in ihre eigene Dachwohnung, wo sie sie gefangen hält und die Bedrängte an den Unhold verschachern, vielleicht auch von ihren Verwandten ein Lösegeld erpressen will. Das verzweifelte Mädchen sucht Buckel-Hans, selbst traurig und angsterfüllt, mit plump-rührenden Scherzen aller Art zu erfreuen; er besorgt für sie die harten Arbeiten, die Madame Grothe ihr aufgetragen hat und versucht, wenn auch noch vergeblich, sie zu befreien. Verzückt blickt er in jedem unbewachten Augenblick auf das holde Kind; wenn ihm die Mutter Gottes erschiene, er könnte nicht seliger und verklärter dreinschauen. Ordentlich hübsch wird der häßliche Gesell bei seinem Göttinnendienst. — Ein neuer Anschlag des schönen Emils auf Johanna schlägt fehl; sie weiß dem Wichte so zu imponiren, daß er sich beschämt und ehrerbietig zurückzieht. Dann aber kehrt der rohe Lude heim, und nach einem urkomischen, lautlosen Trinkduett mit seiner Frau Mutter will der Berauschte das Aristokratenkind seiner zügellosen Gier opfern. Als die Gefahr auf den Gipfel gestiegen ist, springt durch's Dachfenster Buckel-Hans, der inzwischen die Polizei benachrichtigt hat, und sucht das Opfer den Klauen seines Bruders zu entreißen. Aber von einer Flasche vor die Stirn getroffen, stürzt er blutüberströmt zu Boden. Nun jedoch sorgen Polizeibeamte in Civil, mit gespannten Revolvern, für einen effectvollen Actschluß.

Im letzten Bilde, das vorm Schlosse des Grafen Waldheim spielt, vollzieht sich Buckel-Hansens Schicksal. Wohl aus Dankbarkeit hat man ihn im gräflichen Hause aufgenommen; nun aber muß er sehen, wie ein Anderer Johannas Liebe gewinnt. Da steigt wahnsinniger Zorn in ihm auf; er rast im Fieberkrampfe; er kämpft wie ein Verzweifelter, den Dämon in sich niederzuzwingen, und vermag doch nur auf Momente seiner Herr zu werden. Und als Johanna, der er seine aussichtslose Leidenschaft zitternd gesteht, ihn lustig auslacht, gräbt er ihr, außer sich vor Schmerz, Eifersucht und tollgewordener Liebe, das Messer in die Brust. Dann geht er hin und tödtet sich selbst.

Der wundersame Reiz des Dramas liegt natürlich nicht in der einigermaßen verbrauchten und an gewaltsam rohen Effecten reichen Handlung, sondern in der Art ihrer Veranschaulichung, in der mimischen Seelenmalerei, in der entzückenden Ausarbeitung jeder, auch der kleinsten Einzelheit. Man thäte, wollte man von diesen unendlich zahlreichen feinen Zügen einige lobend hervorheben, allen anderen Unrecht. Meister Bratesche handhabt sein Werkzeug mit verblüffender Geschicklichkeit; übermüthiger Humor und tiefste Tragik kommen in gleichvollendeter Weise „zum Worte"; man glaubt die Sprache der Geberden zu hören. Der rheinische Dr. Michel, der die Schauspieler lehren wollte, durch entsprechende Gesten und Grimassen Affecte in sich zu wecken, nicht umgekehrt ihr Mienenspiel der gerade auszudrückenden Leidenschaft anzupassen, hat so ganz Unrecht nicht. —

Mr. Vallot als Buckel-Hans unterstützte mit congenialer Kraft den Dichter und gab eine reife Meisterleistung von bezwingender Gewalt, aber auch die übrigen Hauptrollen lagen in den Händen von Künstlern, denen manche Berliner Schauspielgröße nicht die Schuhriemen lösen darf. Wenn die Vorstellung einen Wunsch übrig ließ, so war es der, daß ein gütiger Franzose uns nun auch zeigen möchte, wie man nicht nur der Pantomime, wie man sogar der Berliner Posse Sinn, Bedeutung und Inhalt verleihen kann. Diesen transrhenanischen Tausendfassas, scheint es, ist alles möglich, sogar das ganz Unmögliche.

## Notizen.

„Amerikanische Bilder" von J. Hoffmann. (Berlin, Siegismund). Der Verfasser redigirt seit vielen Jahren in Amerika eine deutsche Tageszeitung, den „Pittsburger Beobachter", und ist in dieser Stellung in der Lage gewesen, vielfache Beobachtungen zu sammeln und gründlicher zu sehen, als irgend ein aus Deutschland nach Amerika kommender Tourist. Er gibt eine farbenreiche Schilderung amerikanischen Lebens: politische und soziale Betrachtungen wechseln ab mit bunten Darstellungen über die amerikanischen Sitten, die Lebensweise, er schildert die amerikanischen Frauen, den Verkehr der Geschlechter und die Ehen. Besonders ist das Büchlein ein gutes Vademecum für Auswanderer und Touristen, die nach Amerika zu gehen beabsichtigen. Hoffmann gibt werthvolle Fingerzeige für die Aussichten der verschiedensten Berufe in der neuen Welt; dabei hebt er stets hervor, was den deutschen Gewohnheiten in Amerika fremdartig erscheint und deshalb besonders beachtenswerth ist. Da die allerdings schon halb verkrachte Weltausstellung in Chicago gegenwärtig viele Deutsche nach Nordamerika führt und das Interesse für dieses Land besonders rege macht, dürfte die Schrift gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt einen zahlreichen Leserkreis finden.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen, sowie bei Einsendung des Betrages direct von der Verlagshandlung zu beziehen:

**Der Schulmeister von Handewitt.** Erzählung von **Timm Kröger.** Preis broch. *M* 2.—, geb. *M* 3.—

Wer die Erzählung Timm Kröger's begonnen, kann sie nicht wieder aus der Hand legen bis er sie zu Ende gelesen. Darin äußert sich das echte und rechte Talent des Erzählers, der die tiefsten Saiten des Menschenherzens erklingen macht. Und zu alledem spielt die Geschichte in einer Gegend, deren einfach erhabene Naturbilder so ganz zu dem Tone des Erzählers passen — in der norddeutschen Tiefebene. —

**Das End' vom Lied.** Psychologische Geschichten von **Max Neal.** Mit einem Geleitwort von M. G. Conrad. Preis broch. *M* 3.—, eleg. geb. *M* 4.—

Max Neal ist ein hochtalentirter Darsteller des modernen Lebens. Die in diesem Bande vereinigten sechs Novellen und Skizzen: Eigenes Blut, Vergab, Ein sonderbares Frauenzimmer, Das alte Lied, Verdorbene Luft, Der Teufel im Weib, sind äußerst fein durchgearbeitete Kunstwerke.

**Visionen.** Skizzen und Erzählungen von **Oskar Panizza.** Preis broch. *M* 3.—, geb. *M* 4.—

Panizza betritt mit diesen Visionen noch entschiedener als früher das Gebiet der Mystik, welches er schon in seinen „Dämmerungsstücken", besonders in der hochpoetischen „Mondgeschichte" mit Glück beschritten hatte. Eigenthümlich an diesem aus den disparatesten Elementen zusammengesetzten Poeten ist die bei aller Phantastik der Stoffe, bei aller mystischen Vertiefung geradezu paradox wirkende realistische Behandlung und das Angreifen von Problemen, die heute sozusagen mitten auf der Straße liegen, mitten aus unserem sozialen Leben genommen sind.

**Decadence.** Novelletten v. **Karl Rosner.** Preis broch. *M* 2.—, eleg. geb. *M* 3.—

Die Novelletten Rosner's gehören sprachlich und inhaltlich zum Entzückendsten was man lesen kann. Besonders das so fein entwickelte Nervenleben unserer Zeit weiß er trefflich zu schildern.

Hochoriginelle Ausstattung. Reizender Titel. Büttenpapier.

---

**Das Sprechen geläufige**

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

**Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,**
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

☞ *Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

---

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

# Die Physiologie des Schönen

von

**Paul Mantegazza.**

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß** des **berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

---

**Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W. 64.**

Soeben erschien:

# Briefwechsel

des Generals

**Leopold von Gerlach**

mit dem Bundestags-Gesandten

**Otto von Bismarck.**

Geh. 5 M., geb. in Leinw. 6,20 M., geb. in Halbfranzband 6,50 M. — 22 Bogen Lex. Oct.

---

**Neuigkeiten von: RUDOLF BAUMBACH und HEINRICH SEIDEL.**

## *Abenteuer und Schwänke.*

Alten Meistern nacherzählt von **Rudolf Baumbach.**

13. Tausend. = **Ausgabe mit grosser Schrift.** = Reicher Bilderschmuck.

Gross Oktav. *Neuer prachtvoller Einband M. 4.—.*

Dieses kleine Prachtwerk eignet sich, wie auch die anderen bis jetzt erschienenen Baumbach-Ausgaben mit grosser Schrift, durch Gediegenheit des Inhalts, Schönheit der Ausstattung und sehr billigen Preis in erster Linie als Geschenk für feinere Kreise.

## *Neues Glockenspiel.*

Der Gedichte zweite Sammlung. Von **Heinrich Seidel.**

(Gesammelte Schriften. XI. Band.)

*Geh. M. 3.—, fein geb. mit Goldschnitt M. 4.—.*

Das Erscheinen eines neuen Bandes von Seidel's Schriften wird von seinen sehr zahlreichen Verehrern wiederum mit Freuden begrüsst werden; ist doch die Anerkennung dieses Schriftstellers in fortwährend stärkerem Wachsthum begriffen. Der Band enthält unter anderen Perlen der liebenswürdigen Seidel'schen Muse die vielfach öffentlich recitirten, berühmten Gedichte: „Die Musik der armen Leute" und „Krischan Rompagel in't Kunzert".

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

Ausführliche illustrirte Verlagscataloge mit Proben und Biographien stehen auf Verlangen umsonst und postfrei zu Dienst.

Verlagsbuchhandlung von **A. G. Liebeskind**
in **Leipzig,** Poststrasse 9/11.

---

# Die Gegenwart 1872—1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 23. September 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Strafgewalt des Parlaments. Von Justus. — Das Symptomatische der badischen Landtagswahlen. Von Ludwig Ilff. — Ein geistlicher Bekämpfer der Sozialdemokratie. Von Arnold Fokke. — **Literatur und Kunst:** Zola über sein Werk. Briefliche und mündliche Mittheilungen von J. van Santen Kolff. — Kunst und Individualität. Von Hans Schacht. — **Feuilleton:** Stilvoll. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Nicht königlich! Von Timon d. J. — Die Aufgaben des Schillertheaters. Von Gustav Rudolf Lorenz. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Margarine. Von A. L. Mohr. — Anzeigen.

### Die Strafgewalt des Parlaments.

Der arme Gesetzgeber, der berufen ist, im heiligen deutschen Reich den Schwachen vor dem Starken, den Guten vor dem Bösen durch die Machtgewalt des Staates zu schützen, darf auf den Lorbeeren der letzten Legislaturperiode, dem Sachwucher und der Prügelstrafe, noch nicht ausruhen. Er muß von Neuem an das Werk. Auf des bald vergessenen „Rectors aller Deutschen" würdigem Rücken scheint sich noch eine kleine Verfassungsrevision erheben zu sollen. — Die moderne Gesetzgebung, getreu ihrer Gewohnheit, sich an die Fersen einzelner Personen zu heften, aus vereinzelten Vorgängen legislatives Kapital zu schlagen, hat in dem Abgeordneten von Friedeberg-Arnswalde einen tiefen Born zu schöpferischer Thätigkeit entdeckt. In geschmackvoller Gruppirung umgeben bereits drei gesetzgeberische Versuche den unbedeutenden Schwätzer. Um eine Neuauflage der „Judenflinten" unmöglich zu machen, hat man ihm mit zwei schleunigst eingeschobenen Paragraphen — der bekannten „lex Ahlwardt" — in dem Gesetz, betr. den Verrath militärischer Geheimnisse, ein Denkmal gesetzt. Um die Zwanzigpfennigversammlungen mit den üblichen Brandreden und dem stets unsichtbaren „Actenmaterial" unmöglich zu machen, hat ein findiger Offiziosus kürzlich einen Vorstoß gegen die Versammlungsfreiheit angezeigt: man will die „Versammlungen mit obligatorischem Entré" von vorheriger behördlicher Concession abhängig machen. Um endlich der Wiederholung von Scenen vorzubeugen, wie sie die Sterbestunden des seligen Reichstags noch verdüstert hatten, unternimmt man jetzt einen geschickt eingeleiteten Angriff gegen die verfassungsmäßig gewährleistete Freiheit der Tribüne und der Presse. Bereits nach dem „Actenskandal" hatten ähnliche Gedanken schüchtern aus einzelnen Regierungsblättern hervorgelugt; durch die großen politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit sind sie aus der Oeffentlichkeit verdrängt worden, bis jetzt wieder die auffallende Meldung hervordringt, in Bundesrathskreisen beschäftige man sich mit Erörterungen über eine Erhöhung und Erweiterung der Strafgewalt des Reichstages und einer dementsprechenden Beschränkung der Freiheit der Berichterstattung.

Nach Artikel 30 der Verfassung des Deutschen Reiches darf bekanntlich kein Mitglied des Reichstages wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerungen zur Verantwortung gezogen werden, nach Artikel 22 können wahrheitsgetreue Berichte über die Verhandlungen des Reichstages ohne jede Verantwortlichkeit durch die Presse verbreitet werden. Als Disciplinarmittel erkennt die Geschäftsordnung des Reichstages dem Präsidenten lediglich den Ordnungsruf zu; äußerstenfalls kann dem Redner, wenn er in der nämlichen Rede zweimal ohne Erfolg zur Ordnung gerufen worden ist, nach vorgängiger Warnung durch den Präsidenten auf Beschluß der Versammlung das Wort über den vorliegenden Gegenstand entzogen werden.

Diesen Maßregeln will man eine Erweiterung nach englischem Muster geben. Verweis, Verpflichtung zur Entschuldigung und zum Widerruf, Ausschluß aus dem Parlament, nöthigenfalls bis zum Ende der Legislaturperiode, sollen die Mittel abgeben, um einem Mißbrauch der Verfassungsrechte auf der Tribüne Ziel und Damm zu setzen, um zu verhindern, daß Personen in höchster Stellung und von unantastbarem Rufe ungestört vor dem ganzen Lande der Bestechung, Unterschlagung und des Meineids beschuldigt werden können, ohne daß es dagegen eine andere Repression gäbe als den Ordnungsruf des Präsidenten.

Ist es nicht, als wenn die Zeiten des „Maulkorbgesetzes" vor unseren Augen aufsteigen würden, das Fürst Bismarck am 12. Februar 1879 dem deutschen Reichstage vorlegte, um den Ausschreitungen aus dem Schutz der Immunität und der Redefreiheit zu begegnen? Auch durch dieses Gesetz sollte der Reichstag die Handhabe erhalten, gegen ungebührliche Mitglieder einzuschreiten. Auch hier sollte — je nach der Schwere der Ungebühr — die Ahndung bestehen in Verweis vor versammeltem Haus, der Verpflichtung zur Entschuldigung vor dem Hause und in der Ausschließung aus dem Reichstag auf bestimmte Zeitdauer, die sich bis zum Ende der Legislaturperiode erstrecken konnte. Daneben lief die Vorschrift, daß Aeußerungen, welche der Rüge und Strafe im Reichstage verfallen waren, von der Aufnahme in den stenographischen Bericht, wie von jeder Veröffentlichung durch die Presse ausgeschlossen beiben sollten. Damals hießen die parlamentarischen enfants terribles, auf welche man die Vorlage zugeschnitten hatte: Most und Hasselmann. Damals sah man die Vorlage als eine Consequenz des im Jahr zuvor in Wirksamkeit getretenen Sozialistengesetzes, als eine Fortsetzung des Kampfes gegen die gefährlichen Tendenzen des Sozialismus an. Man wollte verhüten, daß die Tribüne des Parlaments dazu gemißbraucht werde, um ungestört und ungestraft „den Aufruhr zu predigen, zum Ungehorsam gegen die Staatsgewalt und gegen die Befehle der Oberen aufzufordern, die Klassen der Gesellschaft zu Gewaltthätigkeiten gegen einander anzureizen." Obgleich der Reichstag damals unter dem Zeichen der Ausnahmegesetzgebung stand, obgleich man es hier mit einem weit gefährlicheren, weit mächtigeren und weit würdigeren Gegner zu thun hatte, als es die heutige

rein antisemitische Agitation ist, wurde doch die Vorlage rundweg abgelehnt. Und unter der ablehnenden Majorität befand sich nicht etwa nur die durch Lasker's Einfluß beherrschte liberale Parteigruppe, zu ihr gehörte auch der größte Theil des Centrums, und ein großer Theil derselben Conservativen, welche für das Zustandekommen des Sozialistengesetzes eifrig ihre Hand erhoben hatten.

Als das mit großen Hoffnungen eingebrachte Gesetz eine so traurige Verabschiedung erfuhr, da konnte sich Fürst Bismarck nicht enthalten, der Versammlung die warnenden Worte zuzurufen: „Es wird die Zeit vielleicht kommen, wo Sie diese Vorlage in einem milderen Lichte betrachten und die Regierungen selbst zu einer Erneuerung auffordern werden. Die Zeit, glaube ich, wird zu Gunsten dieser Vorlage laufen."

Sollte Fürst Bismarck's prophetischer Seherblick sich auch hier gezeigt haben? Sollte der Rector mit der eisernen Stirn wirklich der „kommende Mann" sein, den der eiserne Kanzler bereits damals vorausgeahnt hatte? — —

Unsere ganze Verfassung hat sich aufgebaut auf der Idee des Repräsentativsystems, auf dem Gedanken, daß man dem Volke als einheitlichem Begriffe zugesteht, an der Gesetzgebung und Regierung des Landes theilzunehmen durch freigewählte Vertreter, welche dazu berufen sind, die dem Volke gewährten politischen Rechte zum Ausdruck zu bringen. Diese Abgeordneten sind nicht Repräsentanten einzelner Verbände, Berufsklassen oder anderer Gemeinschaften, sie vertreten vielmehr das ganze Volk in seiner Gesammtheit. Wenn nun die Existenz und Berechtigung der Repräsentativversammlung lediglich auf der Wahl des Volkes beruht, wenn die Versammlung selbst der Ausdruck des Volkswillens sein soll, ist es dann nicht ein innerer Widerspruch, zu sagen, eine solche Versammlung habe das Recht, eines ihrer Mitglieder auszuschließen oder die Rechte desselben zu vernichten? Die Repräsentativversammlung steht ferner als berechtigter freier Factor der Gesetzgebung neben der Regierung; sie hat als solche Controle und Kritik über die Maßnahmen und Einrichtungen der Regierung zu üben, sie hat, indem sie die Auffassung des Landes der Regierung gegenüber frei zum Ausdruck bringt, zugleich die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten von Seiten der Regierung zu prüfen — falls sie nicht mit ihnen einverstanden ist, zu tadeln und anzugreifen, falls sie ihnen beistimmt, zu stützen und zu vertreten. Soll aber eine solche Repräsentativversammlung diese hervorragende Stelle im Staatsleben ausfüllen, diese Rechte und Pflichten ausüben können, so muß ihr als erste Voraussetzung das unbedingt freie Wort, das Recht, öffentlich zu verhandeln und die Verhandlungen in ihrem vollen Umfange in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, gegeben sein. Es ist undenkbar, daß die innere, eigentliche, wesentliche Pflicht der Vertreter des Volkes ausgeübt werden kann, wenn dem Reichstage beliebige Schranken bezüglich dieser Rechte gezogen werden könnten und gezogen würden.

Sieht die Regierung aber in der Einräumung dieser Freiheiten eine solche Gefahr, fürchtet sie die Folgen, wenn ein Abgeordneter frei seine Ausdrücke wählen, Mißbräuche tadeln, die Regierung, auch die einzelne Person eines Ministers zu Recht oder Unrecht angreifen kann, fühlt sie sich den möglichen Ausschreitungen gegenüber so schwach: ja, dann sind die ganzen Grundlagen unserer Verfassung unmöglich, dann wird man, um nicht einer gefährlichen Halbheit und Verwirrung Raum zu geben, in freier politischer Entwickelung auch die nothwendigen inneren Consequenzen für unsere gesammte Verfassung von selbst ziehen müssen.

Eine freie Verfassung ist immer ein Zeichen höherer Entwickelung eines Volkes. Vor zwei Jahrzehnten hat die deutsche Regierung Cultur und Bildung im Lande für so weit fortgeschritten erachtet, daß Deutschland solche Verfassungsbestimmungen ertragen könne. Man hat bei dem Zustande unserer Cultur die erste, wichtigste und natürlichste Schranke der Redefreiheit in den Patriotismus, das Rechtsgefühl und die Gesittung des Einzelnen gelegt. Man hat erwartet, daß das Bewußtsein der Verantwortlichkeit dessen, was er sagt, und der Bedeutung, die das Wort gewinnt durch die Stelle, wo es gesagt wird, jedem Vertreter die Grenze seiner Handlungsweise setzen wird, und daß gerade, je höher dieses Recht der Unverletzlichkeit ist, um so größer auch die Pflicht der Mäßigung und Rücksichtnahme gegen Dritte sein wird. Durch welches Mittel wohl besser als durch die weitestgehende Freiheit könnten die extremen Parteien gezwungen werden, sich zu zeigen als das was sie sind, ihre Gründe bis zum Letzten vorzubringen, damit das urtheilsfähige Volk selbst bemessen kann, ob diesen Gründen eine Bedeutung inne wohnt, oder ob sie nur zu rein demagogischen Verführungskünsten und Agitationsmitteln verwandt werden sollen. Thatsache soll gegen Thatsache, Grund gegen Grund im vollsten Licht der Oeffentlichkeit stehen. Nur wenn diesen Parteien auch nicht der Schein eines Zwanges auferlegt wird, dann sind sie von der Entschuldigung der Vergewaltigung frei, dann wird ihrem Vorbringen der Heiligenschein der Unwiderleglichkeit genommen. Ein Rückgriff auf frühere Zustände würde zugleich einen Rückschritt in unserer Culturbewegung bedeuten, der, wie jeder Versuch, die Speichen der Weltentwickelung rückwärts zu drehen, entweder kläglich scheitern oder sich grausam rächen muß.

Die Freiheit der Tribüne, sie schlägt nicht nur Wunden, sie heilt sie auch. Sie gibt dem Angeschuldigten das erste und einzige Mittel, um die erhobenen Angriffe erfolgreich zurückzuweisen, sie als gewissenlose Verleumdungen zu kennzeichnen. Gegen verleumderische Anklagen politischer Industrieritter ist die Freiheit der Rede das beste Mittel, um sie schneller als sie gekommen wieder abwirthschaften zu lassen. Beschränkungen wie die vorgeschlagenen würden nur die rhetorische Heuchelei befördern, die von der Strafe Betroffenen mit den Strahlen des Martyriums umgeben, das dem Redner jedenfalls willkommener, seiner dunklen Sache jedenfalls förderlicher ist, als die Fortsetzung seiner Reden. Man schädigt den Angegriffenen durch die Ahndung seines Angreifers. Denn die Beschuldigungen, die in Rede und Gegenrede sofort eine glänzende Widerlegung erfahren könnten, würden, im Stillen geheimnißvoll sich weiterverbreitend, nur mehr an Bedeutung und vermeintlicher Wahrheit gewinnen. — —

Doch der Kernpunkt der ganzen Frage liegt noch auf einem anderen Gebiet. Soll doch, wie in dem Bismarck'schen Gesetzentwurf, mit der Erhöhung der Strafgewalt Hand in Hand gehen ein Verbot der Wiedergabe geahndeter Aeußerungen durch die Presse. Man erklärt es für einen wunderbaren Rechtszustand, daß nicht nur alles gesprochen werden dürfe, auch das Verbrecherische, ohne daß etwas anderes als der Ordnungsruf des Präsidenten, und höchstens, mit Zustimmung des Hauses, die Entziehung des Wortes erfolgen könne, sondern daß auch das gesprochene Wort frei in die Presse übergehen könne, und sogar gewissermaßen von Amtswegen durch die stenographischen Berichte im ganzen Lande verbreitet werde. Man gibt zu, daß das Publikum einen Anspruch darauf habe, wahrheitsgetreu über die Verhandlungen unterrichtet zu werden, einen Anspruch aber, auch die Excesse zu erfahren, die gelegentlich dieser Verhandlungen vorkommen, die strafbaren Vorgänge und der Rüge verfallenen Aeußerungen: einen solchen Anspruch will man ihm nicht zugestehen.

Ohne zunächst auf diese Aeußerungen näher einzugehen, müssen wir uns fragen: Ist denn nach Art der heutigen Berichterstattung und Oeffentlichkeit der Verhandlungen eine Bestimmung, wonach die gerügten Aeußerungen nicht zur Weiterverbreitung kommen dürfen, überhaupt praktisch ausführbar? Hunderte sitzen auf den Tribünen, hunderte in der Versammlung, welche als lebende Zeugen das Vorgefallene in ihren Kreisen mittheilen. Man kennt die Macht und Schnelligkeit, mit der sich gewisse Gerüchte weiterverbreiten, und diese Vervielfältigung ist viel schlimmer und geht in weit gefährlicherer Gestalt in das Publikum über als ein wahrheitsgetreuer Bericht. Durch tausend Poren wurde das, was man mit kleinlichen Polizeimitteln unterdrücken will, den Weg in die Oeffentlichkeit finden, und die Presse würde dadurch nur eingeübt werden in die Kunst zu verhüllen und zu verschleiern, um dem Publikum doch Alles

mitzutheilen, was dasselbe irgend wissen will. Man übersieht weiter, daß es auch eine ausländische Presse gibt, deren größere Organe ihre Vertreter auf der Tribüne haben und die man durch keine Mittel verhindern kann, die beanstandeten Scenen in ihre Blätter und durch diese auch in das Inland zu bringen. Selbst wenn man aber durch Massenconfiscationen dieser „Einfuhr" entgegentreten wollte, in welcher beschämenden Lage müßten wir in Deutschland alsdann sein, wenn im ganzen übrigen Ausland eine Aeußerung ungestört verbreitet werden kann, welche in die einheimische Presse keinen Einzug halten darf?

Ist damit schon die praktische Unausführbarkeit des Vorschlags erwiesen, so bleibt doch weiter die große Frage: Ist gerade die heutige Zeit dazu angethan, eine Beschränkung einzuführen, die im schroffsten Gegensatze steht zu dem Grundsatze, der sich im Lauf des letzten Jahrhunderts zu immer höherer Bedeutung durchgearbeitet hat: dem Prinzip der Oeffentlichkeit? Wir haben die Oeffentlichkeit im bürgerlichen Strafverfahren, für den militärischen Strafprozeß wird sie mit aller Macht angestrebt. Wohl kann die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden, wenn eine Gefahr für die öffentliche Ordnung oder Sittlichkeit zu befürchten steht; aber deswegen bleibt doch die unbedingte Oeffentlichkeit der Urtheilsfällung. Und nach der ausdrücklichen Bestimmung unserer Strafprozeßordnung muß in dieses Urtheil der Thatbestand aufgenommen, das gesammte thatsächliche Material klargestellt werden. Diese Urtheile sind im Tenor und in der Begründung jedermann zugänglich, mag es sich um Ministerbeschimpfung, Majestätsbeleidigung oder Hochverrath handeln. Welcher Widerspruch nun, wenn man für unsere parlamentarischen Verhandlungen den Gesichtspunkt zur Geltung bringen wollte: die verhängte Ordnungsstrafe kann wohl publizirt werden, aber derjenige Thatbestand, derjenige Vorgang, auf welchen die Strafe angewendet worden ist, soll mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt werden!

Gerade die ganze und volle Veröffentlichung ist das stärkste Controlmittel, welches geboten werden kann. Es wäre ein Unding, wollte man die Ausschreitungen extremer Parteien und Personen von dieser Controle befreien. Sind doch gerade die Excesse am meisten zur Charakteristik und Beleuchtung einer Partei geeignet. Mißbräuche der parlamentarischen Freiheit schädigen am meisten die Sache, in deren Vertretung sie vorkommen. Ausschreitungen, die sich gegen Sitte und Anstand, gegen die öffentliche Wahrhaftigkeit und die Grundlagen der Gesellschaft kehren, fallen schließlich auf Niemand anders zurück als ihren Urheber und die Partei, der er angehört. Für die Regierung selbst bringen sie oft mehr Nutzen als Schaden, schon darum, weil sie in außerordentlicher Weise zur Klärung und Hebung der politischen Begriffe und Entwickelung des Volkes beitragen, das bald politische Charlatane von echten Staätsmännern zu scheiden weiß.

Wenn man dieser natürlichen Kraft der Oeffentlichkeit entgegenhält, daß sie oft schon darum wirkungslos sei, weil es Zeitungen gäbe, die in tendenziöser Absicht den einen Theil ausführlich mittheilen, den anderen nur im Auszuge, mißliebige Stellen ganz weglassen oder unwahr entstellen, so dürfte gegen derartige Gebahrungen bereits das bestehende Recht genügende Remedur schaffen können. Straflos sind nur wahrheitsgetreue Berichte der Presse. Ein Bericht kann aber, wie auch das früherere Obertribunal angenommen hat, dann nicht als wahrheitsgetreu gelten, wenn er einige Reden dem Wort und Inhalt nach voll wiedergibt, aus anderen nur das Unwesentliche hervorhebt, in der sichtbaren Absicht, das Wesentliche derselben zu unterschlagen, oder wenn er gar Stellen der Verhandlungen nach Gutdünken der Farbe des Blattes gemäß verändert. Die Gerichte haben augenscheinlich auf diese Thatsachen noch zu wenig ihr Augenmerk gelenkt.

Doch man beruft sich auf die Einrichtungen fremder Staaten, auf England, Frankreich und Nordamerika, Länder in denen der Strafgewalt der Parlamente ein weit größerer Raum gewährt ist, als bei uns. So kann das englische Parlament, das Unterhaus, zum Theil auch das Oberhaus, vermöge seiner criminal jurisdiction Verweis, Geldstrafe, Haft und zeitweilige oder dauernde Ausschließung aus dem Hause gegen Mitglieder verhängen, welche sich strafbare Aeußerungen erlaubt oder sonst durch ihr Verhalten in oder außer dem Hause der Versammlung Unehre gemacht haben. Nach der Verfassung der Vereinigten Staaten können dort zwei Drittel jedes Hauses ein Mitglied ausschließen, und das Haus ohne zwei Drittel Mehrheit kann wegen ordnungswidrigen Benehmens strafen nach freiem Ermessen. In Frankreich sind die Bestimmungen nicht so weitgehend, aber einigen Punkten auch ziemlich einschneidend. — Kann indessen das Ausland wirklich für uns maßgebend erscheinen? Um auswärtige Zustände beurtheilen zu können, dazu genügen nicht die trockenen Gesetzesworte, man muß sie zugleich im Lichte der Geschichte und ihrer Gestaltung im Leben betrachten.

In England hat sich das Strafrecht gegen die Abgeordneten entwickelt aus dem allgemeinen Strafrecht des englischen Parlaments gegen jeden englischen Unterthanen. Diese Strafbefugniß ist in keiner Geschäftsordnung, in keinem besonderen Gesetz zu finden; sie ist lediglich ein Ausfluß derjenigen Macht, welche das Parlament über die Abgeordneten ebenso ausübt, wie über alle übrigen Unterthanen der Königin von England. Das praktische England hat dabei ganz andere Rücksichten im Auge. In England kann nicht, wie in Deutschland, ein Abgeordneter wegen entehrender Vergehen seines Parlamentssitzes für verlustig erklärt werden; und dafür soll durch die obigen Bestimmungen ein Ersatz geschaffen werden. Deshalb richtet sich dort auch der Grund des Ausschlusses in der Praxis nicht auf das Verhalten des Mitgliedes innerhalb des Parlaments, sondern vornehmlich auf unwürdige und entehrende Handlungen außerhalb des Parlaments. Ebenso übersieht man bei den französischen Vorschriften, daß dieselben eine weit ausgedehntere privilegirte Stellung zur Voraussetzung haben, als sie unser Reichstag besitzt, daß auch dort einem Abgeordneten gegenüber nicht durch den Richter mit der Absprechung der bürgerlichen Ehrenrechte ipso jure zugleich der Ausschluß aus dem Parlamente ausgesprochen werden darf, sondern daß immer erst die Kammer die Ausschließung des Mitgliedes anordnen muß. Im Uebrigen sind in England und Frankreich gewisse Vorsichtsmaßregeln wohl am Platze, weil dort vom ersten Dissens bis zu Beschimpfungen und Handgreiflichkeiten der Weg recht kurz ist. In Deutschland ist man kaltblütiger.

Zu Nordamerika aber darf man nicht seine Zuflucht nehmen. Ist es doch festgestellt, daß das amerikanische Parlament zum Beginn des Secessionskrieges häufig Mitglieder für die Dauer der Session entfernt hat, nur um entsprechende Abstimmungen herbeizuführen. — Gerade hiermit kommen wir auf eines der größten Bedenken. Die Möglichkeit der Ausschließung von Mitgliedern bildet eine stete Versuchung für die Mehrheit, ihre Macht über die Minderheit zu mißbrauchen und deren Zahl zu vermindern. Die jeweilige Regierungspartei kann, insbesondere in erregten Zeiten, dies Mittel benutzen, um, wie heute den gewerbsmäßigen Verleumder und demagogischen Aufwiegler, morgen denjenigen vor die Thür der Volksvertretung zu setzen, der mit vollem Recht scharfe Angriffe gegen Maßnahmen und Einrichtungen der Regierung erhebt.

Was haben auch die gesteigerten Ordnungsmittel in Frankreich, die strengen Zuchtmittel in England für eine Wirkung zu verzeichnen? Tumultuarische Auftritte, leidenschaftliche Aeußerungen, Verleumdungen, Angriffe gegen die Regierung und die Gesellschaft sind im französischen und englischen Parlament weit häufiger als bei uns, wo sie sich, wenn sie vorkommen, immer nur als ephemere Erscheinungen erweisen. Mag es in der kommenden Session auch heißer hergehen, mögen die neueingezogenen Männer der „schärferen Tonart" auch schärfere Pfeile senden, wir werden uns trotzdem gegen das angestrebte Strafen- und Beschränkungssystem, um unserer selbst, wie um der Würde unserer Vertreter willen, mit allen Kräften wehren müssen.

Justus.

## Das Symptomatische der badischen Landtagswahlen.

Von Ludwig Ilff.

Bevor das neue deutsche Reich aus den Siegen über den äußeren Feind und der friedlichen Einigung der Stammesbrüder geboren ward, ruhte das Schwergewicht unserer innerpolitischen Entwickelung im Zusammenwirken der Einzelregierungen mit ihren Landtagen. Jedoch schlief das parlamentarische Kleinleben dazumal im Ganzen gleichsam noch in den Windeln, und nur die preußische, höchstens noch die bayrische Volksvertretung zogen ein weitergehendes Interesse auf sich. Diejenige Preußens, weil da neben den internationalen und das gesammte Deutschland betreffenden Fragen die folgenschwere Entscheidungsschlacht zwischen dem conservativen und dem liberalen Prinzip um den Vorrang geschlagen wurde, die von Bayern, weil dort seit Anbeginn der constitutionellen Aera das Ringen der Ultramontanen mit der modernen Weltanschauung andauerte. Das Jahr 1871 verschob alle wichtigeren und tiefergreifenden Erwägungen, auch die das innere Staatsgetriebe angehenden, in den Reichstag, was die Bedeutung der deutschen Landtage erheblich beeinträchtigte. Seitdem widmet der Außenstehende außer dem des vorherrschenden Bundesstaats eigentlich nur noch dem bayrischen ein gewisses Quantum von Beachtung, eine Beachtung, die aber doch auch mehr in der Neugierde haften bleibt. Aber dieselbe eigenthümliche Unklarheit, die an den innerstaatlichen Verhältnissen Bayerns auch den Blick gleichgültiger Zeitungsleser unwillkürlich fesselt, die ständige Erwartung, es möge der ecclesia militans, der streitbaren Klerisei, die weltliche Machtstellung erstrebt, doch über kurz oder lang gelingen, einfach auf Grund der höheren Ziffer der römisch-katholischen Staatsbürger den Vertretern der gemäßigten Mittelrichtung das Heft zu entreißen, sie sollte das Auge an einem anderen Theile unseres Vaterlandes zum Verweilen einladen. Im Großherzogthum Baden scheinen die Vorbedingungen zur Gestaltung der inneren Dinge ganz ähnlich zu liegen. Auch hier wie in Bayern zählt die Bewohnerschaft rund $^2/_3$ Katholiken, $^1/_3$ Evangelische. Auch hier vermochte trotzdem und trotz des Ansturms des ultramontanen Heerbannes bisher eine gemäßigte Anschauung sich als Leiterin des Staatswesens zu behaupten. Aber eine genauere Betrachtung ergibt sofort den durchgreifenden Unterschied. Während nämlich im Königreich Bayern die clericale Partei schon einige Male in Folge ihrer drohenden Obstruction, die auf einer, wenn auch numerisch bloß schwachen Mehrheit fußte, die Geschäfte in die Hand und damit Gelegenheit bekam, ihre völlige Ohnmacht für den Fall starrer Aufrechterhaltung ihrer exclusiven Grundsätze überdeutlich zu erweisen, trat in Baden dieses Risico bisher noch nie ein, und es ist höchst lehrreich, an den Ursachen hierfür den unleugbaren Gegensatz zwischen den beiderseitigen Elementen, sowie die Eigenthümlichkeit der badischen Zustände sichtbar zu erfassen.

Die Erörterung dieser Punkte ist augenblicklich brennend geworden. Denn nachdem jetzt das Rescript des Großherzogs von Baden veröffentlicht ist, das für die Hälfte der Mitglieder der Zweiten Kammer Neuwahlen anordnet, hängt nun eben von letzteren der Entscheid darüber ab, ob künftighin oder wenigstens im Laufe der anhebenden Legislaturperiode das bisherige System fortbestehen, oder durch ein reichlich ultramontan verbrämtes abgelöst werden soll. Ein hitziger Wahlkampf steht unmittelbar vor der Thür, und ebenso folgenreich wie sein Ausfall für das nächste Geschick des Landes — man denke z. B. an die aus tausend Kehlen erschallende Parole von der Rückrufung der geistlichen, auch der Männerorden — ebenso hochinteressant ist er und gleichzeitig ebenso typisch für das fast allenthalben unverwischbare Aufbäumen des nach irdischer Gewalt lechzenden clericalen Gedankens wider die Staatsidee, die da die uralte These verficht: „Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist!" So wird also das heiße Ringen auf badischem Boden, das in den laufenden Wochen aus dem leichten Vorgeplänkel sich entfaltet, weit mehr in sich verkörpern als die Befriedigung des Gesetzesparagraphen, der einen factischen Ausdruck des Volkswillens in der Sprache des Stimmzettels vorschreibt. Daher rührt die ganz wesentlich erhöhte Bedeutung der bevorstehenden badischen Landtagswahlen. Es ist eine gebräuchliche Redensart geworden, von dem „liberalen Musterstaate Baden" zu sprechen, und in der That mag diese Bezeichnung insofern angebracht sein, als wohl selten unter gleich schwierigen Vorbedingungen so sicher und regelmäßig regiert und administrirt wird, wie in dem südwestdeutschen Großherzogthum. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß dies in allererster Linie das Verdienst des allbeliebten Landesfürsten ist. Großherzog Friedrich, eine kraftvolle, entschiedene und eindringliche, dabei aber überaus vorurtheilslose und gewinnende Persönlichkeit, hat seit seinem Regierungsantritt vor nun mehr als drei und ein halb Jahrzehnt mit Hülfe ganz ausgezeichneter Minister und im vollen Einverständnisse mit der weit überwiegenden Mehrheit der Volksvertretung den Staat ohne Laviren und Probiren in maßvoll modernen Bahnen vorwärts geleitet. Nie ließ er ein Mittel unversucht, die streitlustigen Gemüther zu versöhnen und die beiderseitige Hitze nach Möglichkeit abzukühlen. Es handelte sich da meist um einen Ausgleich confessioneller Differenzen, und auch gegenwärtig ruht in diesen der springende Punkt.

Die Situation, welche die Wahlen vorfinden und auf der sie sich aufbauen, ist nichts weniger als verwickelt, dafür aber zugespitzt genug. Ein Angriff gegen die seit bald drei Jahrzehnten am Ruder befindliche nationalliberale Partei soll auf allen Seiten erfolgen. Man kann die Schaaren, die wider die Linie der Ministeriellen anrücken, cum grano salis als einen stillschweigenden Bund der Demokratie aller Schattierungen betiteln. In der Front marschirt das ultramontane Aufgebot auf, die Masse derer, die sich unter das Banner der Caplanokratie schaaren. Vier Domcapitulare des Freiburger Erzstifts sind unter den sechs Unterschriften des zufällig an die Oeffentlichkeit gelangten Wahlrundschreibens. Das ist die gewaltige Abweichung im Naturell der clericalen Fraction in Baden von der in Bayern, daß sie radical, ausgesprochen demokratisch ist, letztere hingegen „patriotisch" heißt und sich danach zu benehmen sucht, conservative Allüren, gewinnende Formen bewußt herausbeißt, sei es um sich regierungsfähig zu halten und den Steg zu den Ministersesseln nicht abzubrechen, sei es aus angeborenem Triebe nach einem feineren Ton. Der gröbere Zuschnitt kennzeichnet alle Actionen der badischen Centrumsmänner, und dem entspricht auch jedes Manöver ihrer Führer, so namentlich ihres charakteristischen Hauptkämpen, des im Stammorte des Herrscherhauses, Zähringen, amtirenden Pfarrers Wacker. Daß diese „katholische Volkspartei", die sehr demonstrativ auftritt und ungemein kampfesfreudige Vorfechter besitzt, nicht längst obenauf ist, fällt angesichts der heutigen Verschärfung besonders auf. Sie war im vorletzten Landtage auf 9 unter 63 Abgeordneten zusammengeschmolzen, man bedenke, bei 62 Procent Katholiken auf 37 Procent Protestanten! Damals waren ferner je 2 Conservative und „Demokraten" vorhanden. Die letzten Wahlen reducirten in Folge des Cartells aller Gegner die Nationalliberalen, die den Rest obiger Ziffer stellten, auf 32, so daß die allerdings naturgemäß nie geschlossene Gesammtopposition nur um einen Mann geringer war. Von letzterer gehörten 22 den Ultramontanen, 6 den Demokraten und Freisinnigen, 3 den Deutschconservativen. Die Reichstagswahlen von 1890 vernichteten gleichzeitig mit diesem Rückgange die nationalliberale Vertretung Badens im deutschen Parlamente vollständig. Seitdem ist nun eine sichtliche Wandlung eingetreten. Die jüngsten Reichstagswahlen haben wieder 4 Nationalliberale nach Berlin entsandt, dazu Graf Douglas und die beiden regierungsfreundlichen Katholiken Decan Lender und den „parteilosen" Freiherrn von Hornstein, die mit nationalliberaler Hülfe die ultramontanen Mitbewerber aus dem Felde schlugen.

Jetzt hoffen nun die vereinigten Oppositionellen, die Jahrzehnte hindurch unerschütterte Mehrheit zu stürzen. Die Mittelpartei steht in diesem scharfen Strauß durchaus auf eigenen Füßen und kann nur von der Schaar der sonst zurückhalten-

den „ruhigen Staatsbürger“ auf Zuzug rechnen. Denn die wenigen badischen Conservativen sind ausschließlich Kreuzzeitungsmänner vom reinsten Wasser, Ultras und Feudale in der inneren Politik, die viel lieber den von ihnen begünstigten Antisemiten und den Ultramontanen die Hand reichen. Auch sind sie zu vereinzelt, um eine bemerkliche absolute Macht darzustellen. Jedoch bringen sie es stets auf zwei bis drei Mandate, da sie sich bald den Nationalliberalen, bald den Ultramontanen nützlich zu machen wissen und bislang bei jeder Wahl von beiden Seiten in gewissem Sinne umworben wurden. Leicht möglich, daß sie jetzt wiederum das Zünglein an der Wage bilden werden. Die heimische bürgerliche Demokratie, die sich gern „Linksliberalismus“ rufen hört, segelt in ganz radicalem Fahrwasser und zersplittert gegenwärtig noch ihre Kräfte durch Ausstoßung aller Anhänger der „Freisinnigen Vereinigung“, die sie als Verräther brandmarkt. Dieses Parteiconglomerat deckt sich nämlich etwa mit der norddeutschen „Freisinnigen Volkspartei“ Eugen Richter's und schließt auch die Gesinnungsgenossen der (Süd-)„Deutschen Volkspartei“ mit ein. Es bekämpft die derzeitige Regierung, weil diese wirklich liberale Reformen hindere, beziehentlich unausgeführt lasse. Endlich die Sozialdemokratie, die bloß in den paar Arbeitercentren, besonders in Mannheim (welche Hochburg sie aber bei der Reichstagsstichwahl verlor), dann Pforzheim, auch etwa Karlsruhe ein Gros hinter sich versammelt, kehrt hier die arg agitatorische Farbe heraus und wühlt fieberhaft.

Die Lage ist deshalb so kritisch, weil die gegenwärtige Regierung jetzt bloß über 32 der 63 Abgeordneten verfügt, nämlich die geschlossene nationalliberale Fraction. Es scheiden nun im Turnus 32 Vertreter aus: 18 Nationalliberale, 10 Ultramontane, 3 Freisinnig-Demokraten, 1 Conservativer. Büßt die erstgenannte Partei, auf die sich das Ministerium allein verlassen darf, auch nur einen einzigen Kopf ein, so ist's um das Walten der jetzigen Berather der Krone geschehen. Man sieht, es steht auf des Messers Schneide. Und die verschiedenen Widersacher rechnen stark sogar mit einem größeren Verluste der Ziffer, die die Gouvernementalen zur Zeit aufbringen. Wenigstens holen sie zu den größten Anstrengungen aus, den Vertheidigern des annoch maßgeblichen Regimes den Boden abzugraben. Gespannteste Aufmerksamkeit muß selbst der kühle und objektive Beobachter diesen Ereignissen schenken, die sich demnächst in des Reiches Südostecke am rechten Rheinufer abspielen werden. Sie ist wirklich voll gerechtfertigt. Den tendenzlosen und den vaterlandsliebenden Friedensfreund beschleicht dabei aber die mindestens ebenso berechtigte Sorge, ob bei einem solchen etwaigen Umschlagen der leitenden Prinzipien auch Ruhe und Ordnung unverletzt bleiben und nichts Erprobtes und Bewährtes aus den Fugen gehen wird.

In diesem Augenblicke ein einschneidendes Problem wie eine Aenderung der Wahlmethode in practische Berathung zu ziehen, erscheint doch kaum angebracht. Allerdings hat sich nun in Baden, wo die Landstände durch das mittelbare Verfahren erkoren werden, eine stets wachsende Bewegung für Einführung des directen Verfahrens, wie es für den Reichstag besteht, entwickelt. Der badische Landgerichtsrath Karl Gageur will nun in seiner materialreichen Schrift „Reform des Wahlrechts im Reich und in Baden“ (Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr) darthun, zwar nicht die Allgemeinheit des Wahlrechts, wohl aber die unterschiedslose Gleichheit sei von Uebel und diese insoweit einzudämmen, daß den Angehörigen einer zu umgrenzenden höheren Altersclasse eine doppelte Stimme zugebilligt werde, also ein Weg ähnlich dem soeben in Belgien endgültig gesetzlich fixirten, eingeschlagen werden müsse. Außerdem solle für die Wahlen nach Einer-Bezirken mit glatter Mehrheit das Verhältniß- oder Proportionalsystem eintreten, was etwa der französischen Listenwahl entspräche, und die damit erforderliche Unmittelbarkeit dürfe durchaus nicht vor den Vorzügen blind machen. Derartige Gesetzesnovellen wollen reiflich durchgeprüft sein und lassen sich nicht über's Knie brechen. So vertagt man vernünftigerweise auch jetzt den Entscheid darüber, und die Wahlvorbereitung dreht sich nur darum, ob die jetzigen Lenker des Staatsschiffes dem Ansturm der zielbewußten Gegnerschaft erliegen wird oder nicht. Das Resultat darf ja wohl gewissermaßen als typisch angesehen werden.

---

## Ein geistlicher Bekämpfer der Sozialdemokratie.

Von Arnold Fokke.

Grau, Freund, ist alle Theorie — — — ist einer von den Sätzen, die Jeder im Munde führt, die Jeder für sich, nur selten einer gegen sich anwendet. Welche Fluth von Schriften zur und gegen die Sozialdemokratie, und doch wie wenige aus der eigentlichen Praxis des Lebens geschrieben! Ich meine hier nicht bloß die Theoretiker von Fach, die Universitätsprofessoren, die von der Höhe ihrer Katheder herab die geduldige Menschheit mit den Gütern ihrer Gelehrsamkeit überströmen, sondern auch die große Klasse der Schriftsteller und Journalisten, welche, unmittelbarer als jene in's Leben gestellt, in der Erörterung actueller Daseinsfragen ihren Beruf finden. Gewiß ein schöner Beruf und deshalb unzähligen anderen vorzuziehen, weil er sich ohne allen Zwang an die Arbeit begiebt, die der individuellen Eigenart entsprechend ist. Und doch hat er dem Vorwurfe nicht entgehen können, daß er eigentlich ein verfehlter sei. Der Fürst Bismarck ist seiner Zeit zu diesem Verdict ohne Zweifel nur deshalb gekommen, weil er so viele Leute von der Journalistik in seinen Kram hineinreden lassen mußte, die von practischer Politik so wenig Ahnung hatten, wie die Katze vom Sonntag.

Nicht daß es anderswo gerade eben so schlimm wäre, aber wie viele von uns Schriftstellern, die täglich in die soziale Frage mit hineinreden, können von sich behaupten, daß sie es aus jener intimen Bekanntschaft mit den Bedürfnissen des Volkes thun, die sie zu Practikern stempelt? Wer von uns Allen steht in so engem Contacte mit dem Volke, daß er den wirklich lebendigen Pulsschlag desselben in seiner ganzen Unmittelbarkeit weiter zu geben vermöchte? Steckt uns die gelehrte, die theoretische Bildung nicht allzu tief im Blute, blickt nicht in jeder unserer Abhandlungen aus irgend einem Fenster, wenn wir es auch nicht wollen, so ein neckisches Teufelchen von wissensstolzer Ueberlegenheit hervor? Werdet wie die Kinder, heißt es an der Stelle, wo uns die Heiligung unserer Herzen anbefohlen wird: mich dünkt, daß wir auch in's Volk zurückkehren sollen, wenn wir ihm in Wahrheit in seiner Noth Hülfe bringen wollen.

Nur der kann helfen, der in und mit dem Volke lebt. In früherer Zeit war das vorzugsweise die Geistlichkeit, aber das ist seit Langem anders geworden. Mit und ohne ihre Schuld ist sie in eine Stellung zu ihren Pflegebefohlenen gerathen, die keineswegs beneidenswerth ist. Die große Mehrzahl der Menschen betrachtet sie ungefähr wie der Dramatiker Ibsen, bei dem alle Geistlichen nur die Träger der Unwahrheit und der Heuchelei sind. Aber mit nichten ist es so, daß, wie der deutsche Philister meint, der Pfarrer im evangelischen Deutschland dürres Holz am Baume des Lebens geworden sei. Noch gibt es viele wackere Männer unter ihnen, die tapfer Schritt mit der Zeit gehalten haben und in einer veränderten Welt dasselbe sind, was in der Vergangenheit ihre besten Vorbilder waren, die treuen Berather der ihnen anvertrauten Gemeinden nicht sowohl in den Bedürfnissen ihrer Seelen als auch ihrer Leiber. Man sollte meinen, daß ein Wort aus dem Munde eines solchen Geistlichen, in den wichtigsten Angelegenheiten des Volkes gesprochen, immer noch von großem Gewichte sein müßte: ich für meine Person stehe nicht an zu erklären, daß ich ihm von vornherein mehr Vertrauen entgegenbringe, als vielen geistreichen Essays und vielen gelehrten Abhandlungen.

Ein solches Wort ist der Vortrag, den vor nicht vielen Wochen der Superintendent Raydt in der hannoverschen Stadt

Lingen „über die Sozialdemokratie und ihre Bekämpfung“*) in einer an diesem Orte zusammengetretenen Bezirkssynode gehalten hat. Um nun gleich im Anfang einer etwaigen irrigen Meinung, die aus den Worten der Einleitung hätte entstehen können, entgegenzutreten, muß vorweg bemerkt werden, daß die Rede keineswegs nur aus der Praxis des Lebens gehalten worden ist, sondern daß sie auch eine ungewöhnliche Kenntniß nicht bloß der grundlegenden sozialdemokratischen Bücher und Schriften, sondern auch der ganzen einschlägigen Literatur aufweist. Nichts desto weniger ist die reiche Lebenserfahrung des Verfassers ausschließlich dasjenige, was der Broschüre das lebendige Interesse verleiht. Nicht, als ob derselbe diese Erfahrung in den Vordergrund drängte, im Gegentheil, kaum daß er ihrer Erwähnung thut, aber der ruhige, feste Gang der Erörterung, die Sicherheit des Urtheils, das in sich klar mitten durch das Widereinander der sich bekämpfenden Meinungen seinem Ziele entgegenschreitet, das beweist zu innigem Behagen des Lesers, daß hier nicht die angequälte Theorie, sondern wirkliches Selbsterleben das Ruder führt.

Pastor vulgaris heißt es in einem der neuesten Aufsätze, die zu der Alle und Alles bewegenden Frage geschrieben worden sind: in diesem Ausdruck tritt die ganze Mißachtung zu Tage, mit der alles von der Kirche und ihren Angehörigen zu der Sache Ausgehende vom Publikum aufgenommen wird. Es geschieht das unbesehens, ohne irgend welchen Ansatz zu einer Prüfung, auf welchem Untergrunde die literarische Erscheinung erwachsen sein könnte. Pastor vulgaris, der ganz gewöhnliche Land- und Stadtpastor, der mit seinem Gewäsch von Anno Toback in die frische Gegenwart hineinragt, wie verwittertes Steingetrümmer aus der Feudalzeit in das leuchtende Grün des letzten Frühlings. Aber nicht überall ist die Sache mit einem so billigen Scherze abgethan, und ganz besonders hier nicht. Die Bedeutung des Geistlichen, von dem hier die Rede ist, beruht nicht so sehr in seiner Kanzelberedtsamkeit, als in seiner Seelsorge und ganz besonders in der großen Thätigkeit, die er nach Außen hin entfaltet. Es gibt kein Interesse, das seine Gemeinde mit der umliegenden Welt nach irgend einer Seite hin verknüpft, an dem er nicht den regsten Antheil nähme und das er nicht zum möglichsten Vortheile derselben verträte. Aber auch dieses ist es noch nicht, was den eigentlichen Kern seines Wesens ausmacht. Das ganz natürliche Streben Raydt's geht dahin, Mensch mit Menschen zu sein und nur als solcher unter ihnen geltend zu machen, was Verstand und höhere Bildung, Vernunft und tiefere Einsicht vermögen.

Schon seit Jahrzehnten ist er in dem von ihm gegründeten Arbeiterbildungsverein thätig, um, so weit die Kraft seines Armes reicht, dem leidenden Volke in seiner Noth beizuspringen. Ihm ist es nicht von Lassalle und Marx her bekannt, sondern ein selbst erlebtes Naturgesetz, daß dort Rauch und Qualm sich sammeln, schließlich auch Feuer emporschlagen muß, wo auf der einen Seite ein hartes Ausbeutungssystem, auf der anderen lächerlich vornehm thuerische Absperrungswuth thätig sind, die Massen in eine unerträgliche Lage zu bringen. Auch weiß er, daß da nur der Sozialismus helfen kann, aber nicht die Vergesellschaftung allein in Absicht auf den Ertrag der materiellen, sondern auch der geistigen Arbeit eines Volkes. Vom Brote sollen wir leben, doch auch vom Worte. In vergangener Zeit ist ihm zwar auch dieses zugeführt worden, aber nur sehr einseitig in der Form des Dogmas, im Uebrigen galt es, die Massen dumm zu halten. Aber wenn nun Freiheit und Gleichheit nicht bloß abstracte Begriffe bleiben sollen, warum will man und mit welchem Rechte darf man sie von den Schätzen des Geistes fern halten, welche die Führer der Nation in unmeßbaren Mengen aufgespeichert haben? Man darf nicht sagen, daß zu ihnen wie zu einem Tempel der Zutritt Jedem offen stehe, es will gelernt sein, sie zu verstehen und zu genießen.

Durch wen aber kann das Volk, das bisher draußen stand, besser in die weiten Hallen der Kunst und der Wissenschaft eingeführt werden, als durch die, welche ein Verständniß davon schon besitzen? Eine triviale Wahrheit, und doch — — — wie viele haben sich denn mit dieser Erkenntniß auch die Pflicht schon klar gemacht, daß sie ihr Licht leuchten lassen sollen, nicht um des eigenen Ruhmes und des eigenen Vortheiles willen, sondern damit es in noch umdüsterte Herzen falle, die Finsterniß aufhelle und lebendige Wärme verbreite? Ihr sollet euer Licht nicht unter den Scheffel stellen, das heißt, ihr sollt euch nicht lieblos von der Welt abtrennen, sondern freundlich euch mittheilen und mit dem zum Herzen gehenden Worte die Leuchte eures Wissens in die Hütten zu den Elenden tragen. In diesem Sinne hat Raydt seinen Verein gegründet, in ihm ist er noch alle Zeit in demselben thätig. Religion als solche wird ebenso fern gehalten wie die Politik, und damit ist nicht minder widerwärtiger Frömmelei der Riegel vorgeschoben, als jener Absichtlichkeit, die mit Hurrahschreien sich breit macht. Unterhaltungs- und Vortragsabende, in angemessenen Zwischenräumen kleine Theatervorstellungen, das ist alles. Es ist alles, aber auch genug. Was kann man mehr thun, als unter Menschen sich menschlich geben und an seinem Theile den erstickenden Gedanken nicht aufkommen lassen, daß Reich und Gelehrt mehr Anspruch an das Leben habe, als Arm und Ungelehrt?

Aus solcher Praxis geht die Raydt'sche Theorie hervor. Der Anstoß zu dem Vortrage war von dem Consistorium gegeben worden, das durch Reskript an den Vorstand der Synode es dieser zur Erwägung gestellt hatte, wie nach ihrer Meinung die christliche Kirche sich dem mächtigen Vordrängen der Sozialdemokratie gegenüber zu verhalten habe. Wenn nun Raydt, ohne Vorrede auf den Kernpunkt der Sache eingehend, die Frage aufwirft, ob das Christenthum die Sozialdemokratie zu bekämpfen habe, oder nicht, so geht er an die Beantwortung derselben nicht eher, als bis er sich durch zwei wichtige Zugeständnisse die Wege dazu geebnet hat. In dem ersten räumt er unumwunden und ohne allen Vorbehalt ein, daß an der Nothlage, in welcher sich derzeit die menschliche Gesellschaft befinde, die Kirche nicht minder als jeder andere Factor im öffentlichen Leben ihren vollen Antheil an Schuld trage, und in dem zweiten ebenso ehrlich und offen, daß die Forderungen der Sozialdemokraten, soweit dieselben auf endgültige Befreiung aus der Gewalt des Kapitals sich erstrecken, nicht bloß volle Anerkennung verdienen, sondern daß auch die Männer, welche die Führer im Kampf seien, wegen der klaren Fassung dieser Forderungen sich ein großes Verdienst um die Menschheit erworben haben. Mit Erledigung dieser Vorfragen ist das Terrain klar gelegt, und alsbald beginnt die Erörterung des Hauptpunktes. Muß der Sozialdemokratie in ihren Bestrebungen auf die Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter durchaus Recht gegeben werden, so ist es etwas anderes mit ihrem revolutionären Drängen auf die radikale Umgestaltung des historischen Staates. Noch niemals hat etwas Gedeihen gehabt, was von den bisherigen Wurzeln seiner Kraft losgerissen und plötzlich auf die entgegengesetzten Voraussetzungen gegründet wurde. Außerdem fehlt der sozialdemokratischen Staatstheorie überhaupt jede praktische Voraussetzung. Wenn Raydt die Wahrheit dieses Satzes nachweist, so sagt er nichts Neues und wer möchte es auch, seitdem Schäffle „die Quintessenz des Sozialismus“ veröffentlicht hat? Aber wenn auch alt, so freuen wir uns doch an der Klarheit seiner Sätze. Ist der Mensch auch ein Wesen, daß zu seiner höchsten Vollendung nur ein Zusammenleben mit anderen von derselben Art, also nur im Staate, gelangen kann, so ist er andererseits doch auch ein Einzelwesen, das die ihm von der Natur verliehenen Rechte bis zu einem ganz bestimmten Punkte zu Gunsten von Anderen weder aufgeben kann, noch aufgeben darf. Der Mensch kann von vornherein nur für sich arbeiten, erst wenn er real oder ideal seinen Genuß von dieser Arbeit gehabt hat, kann der Ertrag derselben auch auf die Allgemeinheit übergehen. Auch darf er es nicht. Denn gesetzt, er könnte die von der Natur ihm eingepflanzte Selbstsucht vernichten, so würde er zugleich auch jeden Antrieb auf Arbeit und damit alle Möglichkeit zur Weiter-

*) Als Broschüre im Verlag der Kniep'schen Buchhandlung, Hannover, erschienen.

entwickelung im Zusammenleben der Menschen zu Grunde richten.

Die weitere Folgerung aus diesen Sätzen liegt auf der Hand. Jede Staatstheorie, die es sich beikommen ließe, dieses Naturrecht des Individualismus anzutasten, würde auch die natürlich auf ihm sich aufbauende Ordnung in Frage stellen, sie würde durch die Vernichtung des individuellen Interesses überhaupt jeden Staat unmöglich machen. Raydt kommt zu dem Schlusse, daß, wenn überall eine sittliche Weltanschauung sich gegen den Gedanken einer also geplanten sozialen Unordnung erklären würde, das Christenthum den vornehmlichsten Anlaß zu einem solchen Protest haben müßte. Für die christliche Sittlichkeit sei sie nicht einmal diskutabel, weil ihr die nothwendige Voraussetzung, eben die absolute persönliche Freiheit des Individualismus fehle.

So weit in aller Kürze der Inhalt der Raydt'schen Auseinandersetzungen: wir kommen zum Schluß, zu der Frage, mit welchen Mitteln denn nur der allgemein anerkannten Noth abgeholfen werden könne. Nach dem, was schon oben über die Thätigkeit Raydt's im öffentlichen Leben gesagt worden ist, ist es klar, daß dies keine mechanische sein dürfen. Er zieht allerdings die Kirche zur Hülfe heran, aber in ganz anderer Weise, als sie der Regel nach bis dahin dieselbe geleistet hat. In den Thesen, in welchen er am Schluß seine Forderungen zusammenzieht, verlangt er unter Anderem die Heiligung und Befestigung der Ehe und des Familienlebens, die Förderung von Sonntagsruhe und Sonntagsfeier in Gottesdienst und reinen Erholungen. Wenn sich dieses nun nicht so sehr weit von dem entfernt, was von jeher auf dem Programm aller Geistlichkeit stand, so mag man aus dem Folgenden sehen, von welchem Geiste die Forderungen dieses Pastors getragen werden. These drei und fünf lauten wörtlich, „die Fruchtbarmachung des Religionsunterrichtes in der Behandlung des Katechismus, sowie der Bibel auch mit Rücksicht auf die Bestrebungen der Sozialdemokratie „und" eine vorsichtige, aber unbedingt wahrhaftige Einführung der Jungen wie der Alten in die sicheren Resultate theologischer Wissenschaft, auch wenn dieselben überlieferten Kirchenlehren widersprechen sollten."

Mich dünkt, daß man diese Worte dreist ohne jeden Commentar lassen darf, aber es ist noch nicht alles mit ihnen gesagt. Leuchtet zwar die Freiheit der Stellung daraus hervor, die Raydt sich nach allen Seiten hin wahrt, so haben doch die darin bezeichneten Mittel nicht den actuellen Werth, der in den letzten Thesen enthalten ist. Mag hier nochmal erwähnt werden, daß Raydt wie im Leben so auch in seiner Schrift mit aller Energie für möglichste materielle Hebung des Arbeiterstandes eintritt. Das ideale Correlat zu dieser realen Förderung bildet den Inhalt seiner letzten Thesen. Hier verlangt er außer Bekämpfung der Genußsucht und Beförderung des Sparens, außer der Selbsthingabe jedes Einzelnen an Beruf und Gemeinde die Ueberbrückung der Standesunterschiede durch Pflege des Vereinslebens, durch eine liebevolle Behandlung der Dienstboten, durch die Beförderung gemeinsamer Schulanstalten u. s. w. Auch zu diesen Worten wäre eigentlich kein Commentar nöthig, aber ganz ohne Geleit sollen sie doch nicht verabschiedet werden. Es ist notorisch, daß sehr viele Arbeiterfamilien, obwohl sie materiell wohl gestellt sind, doch mit Begeisterung in dem Verbande „der Genossen" thätig sind. Zum guten Theile findet das in dem glühenden Hasse seine Erklärung, mit dem auf diese Weise das Volk der niederträchtigen Geringschätzung begegnen zu müssen glaubt, die es in der Regel bei den höheren Klassen findet. Von Raydt wissen seine Freunde zu rühmen, daß, wo er im Leben steht und wirkt, die Sozialdemokratie noch keinen Boden gewonnen hat.

## Literatur und Kunst.

### Zola über sein Werk.

Briefliche und mündliche Mittheilungen.

Von J. van Santen Kolff.

Da der erst vor wenigen Monaten zur Veröffentlichung gelangte Docteur Pascal noch immer das Actuellste in der Zola-Literatur bildet, dürfte es den Leserkreis dieser Zeitschrift interessiren, wortgetreue Auslassungen und Darstellungen des Médaner Großmeisters über seinen zwanzigbändigen Romancyclus kennen zu lernen, welche zu diesem Zweck aus an mich gerichteten Briefen, sowie mündlichen Interviewergebnissen während mehrfacher Besuche im letzten Juni in Zola's Pariser Hotel rue de Bruxelles 21 bis hier zusammengestellt werden sollen.

Am 7. Mai ward Fin unter der letzten Zeile des letzten Romans der zwanzigbändigen Riesenserie geschrieben. Welch' wonnevolles Aufathmen bei dieser endlichen Erlösung . . . Die Empfindungen eines Befreiten, der, von den Kerkerfesseln erlöst, im Freien die frische Luft mit erweiterter Brust „in vollen, in durstigen Zügen" in die Lungen einsaugt. Indem er sich mündlich weiter hierüber verbreitete, bezeichnete Zola seinen bisherigen Zustand, vom Sommer 1868 bis zu jenem 7. Mai 1893, als la prison où j'étais enfermé, le cachot où il me manquait d'air, où j'étouffais und dergleichen Ausdrücke mehr. Aehnlich mag dem Bayreuther Meister zu Muthe gewesen sein, als der letzte Tact der „Götterdämmerung" in Partitur gebracht war. Uebrigens hatten ja beide Künstler ihrem gigantischen Lebenswerk ein volles Vierteljahrhundert gewidmet.

Die Niederschrift des Docteur Pasqual beanspruchte einen Zeitraum von genau fünf Monaten; ward doch die erste Zeile am 7. December vorigen Jahres geschrieben.

„Sie wissen, daß ich nie mit mir zufrieden bin," so setzte Zola seine freiwilligen Beicht-Bekenntnisse fort, indem er sich etwas tiefer in seinem Louis XV.-Lehnstuhl zurücklehnte, ein Bein über das andere legte, sich den Zwicker zurechtsetzte, mit der Hand über die breite und hochgewölbte Stirn und durch das dunkle Haar hinstrich. „Sie müssen ja wissen . . . wie oft habe ich es Ihnen nicht wiederholt! das Gebären eines Buches ist für mich eine abscheuliche Marter, weil es mein gebieterisches Bedürfniß an Universalität und Totalität nie befriedigen kann. Ich möchte Alles hineinbringen, ich bin stets voller Verzweiflung über das beschränkte Feld der Verwirklichung. Daher meine Qualen in dieser nie gestillten Sehnsucht nach dem Ungeheuren. Niemand kann mehr als ich durch den Zweifel an sich selber betrübt und gepeinigt werden. Ich arbeite nur im Fieber, in der unaufhörlichen Angst, mich nie zu befriedigen. Ein schmerzhaftes Märtyrerthum.*) Was mich diesmal aber befriedigt, ist, daß ich glaube, eine gute Schlußfolgerung für den Gesammtcyclus gefunden zu haben. Es will mich bedünken, es sei mir gelungen, in das Buch das Nothwendige hineinzubringen, ohne die zahlreichen Fragen, welche sich dabei aufdrängen, zu umgehen. Es ist mit Recht und in Wahrheit das Ende der Rougon-Macquart, sowohl geschichtlich, als wissenschaftlich und philosophisch. Das sind drei häßliche Adverbien, die aber bestimmt und deutlich sagen, was ich bezwecke. Aber diesmal bin ich zufrieden. Wie soll ich Ihnen das klar machen? Ich freue mich, daß es mir gelungen, im Schlußbande alle vereinzelten Fäden zu vereinigen. Die Liebe zum Leben, zur Arbeit, zum glücklichen Vorwärtsstreben, die Liebe zum Kinde: das sich erhaltende, sich fortpflanzende Leben, das unbekannte Kind, der neue Sproß jenes schrecklichen Geschlechts der Rougon-Macquart, welches so viele Spitzbuben, vielleicht sogar etwas zu viel Schurken zählt: der

*) Vgl. Pierre Sandoz', des ideellen Doppelgängers Zola's, bereits eindringliche Selbstbekenntnisse hierüber im Künstlerroman l'Oeuvre: „Ah oui, je travaille, je pousse mes livres jusqu'à la dernière page; mais si vous saviez au milieu de quels tourments atroces . . ."

Messias oder der Antichrist des kommenden Jahrhunderts, die Verkörperung der Hoffnung, daß die Guten vielleicht noch kommen werden . . .

Der Ausgang ist weder starr noch steif, nicht herbe, nicht engherzig (sectaire); er öffnet im Gegentheil allen nur erdenklichen Lösungen die Thür: der rastlose Wiederbeginn des Daseins, die Hoffnung auf die unaufhörliche Entwickelung der Menschheit. Es ist ein Abschluß, der nicht eigentlich abschließt. Er bildet die Schnalle, er schnallt den Gürtel zu. Denken Sie an das uralte Symbol der Schlange, die sich in den Schwanz beißt! Es ist eine Art von Conclusion der Rougon-Macquart-Serie, welche nicht . . . wie soll ich sagen? vollständig, nicht endgültig im strengen Sinne des Wortes ist, da hienieden ja nichts wirklich endet. Kurz: ich bin zufrieden, weil der Schluß mir sehr umfassend scheint. Und darüber freue ich mich. Voilà!

. . . Sie fragen mich, ob ich viele Nachforschungen habe anstellen müssen, bevor ich zu schreiben begann. Germinal, La Terre, Au Bonheur des Dames, l'Argent und La Débâcle sind zweifellos die Romane, welche mir die meiste Mühe und Sorge verursachten. Die Ausführung meines neuen Buches war bei weitem leichter, wie Sie sich denken können. Hier hatte ich keine Massen in Bewegung zu setzen." Für Zola, der sich ein einmal fertiggestelltes Buch nie wieder ansieht — je ne me relis jamais —*) bestand der aufreibendste, langwierigste Theil seiner Vorstudien zum Doctor Pascal darin, den ersten, vierten und fünften Band seiner Romanserie nothgedrungen durchlesen zu müssen; und diese (La Fortune des Rougon, La Conquête de Plassans, La Faute de l'abbé Mouret) zwar vollständig, von der ersten bis zur letzten Zeile, während er sich dem zweiten und achtzehnten Bande gegenüber auf flüchtiges Durchblättern beschränken konnte. Galt es doch hier — in La Curée und l'Argent — lediglich, gewisse Einzelheiten über Vater und Sohn Saccard (Aristide und Maxime) aufzufrischen, welche er theilweise oder vollständig vergessen hatte. „Die mühseligste Arbeit war für mich das abermalige Durchlesen einiger Romane meines Cyclus, und zwar im Hinblick auf mehrere dramatis personae, deren Gestalten ich dort bloß skizzirt, nur in flüchtigen Umrissen hingeworfen hatte, und welche ich im neuen Buche wieder aufnehmen mußte, wie Félicité Rougon, die achtzigjährige Mutter, den Onkel Antoine Macquart, Adélaïde Fouque, die Urahnin des ganzen Geschlechtes, auf provenzalisch Tante Dide, welche, 104 Jahre alt, in der Irrenanstalt weiter vegetirt; schließlich Pascal Rougon selbst. Es ist für mich eine Marter, eine Folter, meine Bücher wieder zu lesen; es verstimmt mich und erfüllt mich mit grenzenloser Trauer. Dann möchte ich fast keinen Satz, keine Zeile unverändert stehen lassen. Und doch war ich diesmal genöthigt, mich dazu zu entschließen, da ich gar manche Seite vergessen hatte, und die ganze Serie ja in diesem Schlußband wiederkehrt. Es war für mich das aufreibendste Stück Vorarbeit, jenes wieder Durchlesen: eine mich anwidernde Aufgabe, sage ich Ihnen!"

Dann machte ihm die Herstellung des Stammbaums in seiner endgültigen Gestalt große Mühe, langwieriges Kopfzerbrechen. Da galt es, denselben auf's Genaueste zu revidiren, zu vervollständigen, indem nicht nur die im 16.—18. Bande des Cyclus neu hinzugekommenen, nachträglich geschaffenen Familienmitglieder der Rougons und der Lantiers**) nachzutragen, sondern auch die Einzelheiten in Betreff sämmtlicher Sprossen des unendlich weitverzweigten Geschlechtes näher auszuführen waren; schließlich war bei den noch lebenden zu erwähnen, was sie jetzt (1872—1874) treiben, welches ihr Beruf, ihre Thätigkeit ist, wo sie sich aufhalten, ob sie Kinder haben, wie jene Kinder beschaffen sind.*) „Das war somit ein Ausarbeiten, ein Ergänzen, ein Vervollständigen des famosen Stammbaums nach allen Richtungen, allen Seiten hin, und zwar fortgeführt bis zum Tage, wo dessen Schöpfer, dessen geistiger Urheber, Dr. Pascal Rougon stirbt. Auch habe ich den Stammbaum des Rougon-Macquart-Geschlechtes wieder aufnehmen müssen, den ich vor fünfzehn Jahren in une Page d'amour veröffentlicht hatte. Da er als das Werk, als die Schöpfung Pascal's zu gelten hat, habe ich ihn einer nochmaligen Durchsicht unterzogen und ihn vervollständigt: eine Arbeit, die mir unendliche Mühe gemacht hat. Außerdem habe ich mich mit den Ansichten, Auffassungen und Ideen der heutigen Wissenschaft über die Erblichkeit, mit ihrem seither gewonnenen Standpunkt in der Vererbungsfrage vertraut machen müssen. Folglich habe ich eine ziemlich beträchtliche Anzahl fachwissenschaftlicher Schriften über Medicin, Physiologie, Erblichkeit zu Rathe gezogen, studirt und ausgezogen." Außer schriftlichen und mündlichen Anfragen bei einem Fachmann der Medicin beschränkten sich Zola's Vorstudien auf einen achttägigen Aufenthalt in Aix-en-Provence unweit Marseille, dem „Plassans" der Rougon-Macquart, wohin er mit seiner Gattin, die ihn stets auf seinen Localstudienreisen getreulich zu begleiten pflegt, und einem Freunde reiste. Noch ein Reisegefährte macht, bei seinen Herrschaften im Eisenbahncoupé, diese Strapazen seit Jahren mit: der kleine, pechschwarze, vorlaute Kläffer und unverbesserliche Beißer Pinpin, mit den hell glitzernden Aeuglein, den weißen Zähnchen und der rothen Zunge. Obwohl, den 2. April 1840, zu Paris geboren — während eines dortigen mehrmonatlichen Aufenthaltes seiner Eltern — ist Zola bekanntlich zu Aix, wo seine Eltern lebten und sein Vater, der berühmte Ingenieur Francesco Zola aus Treviso bei Venedig, bestattet ward, erzogen, und daselbst entstanden nicht nur seine unzähligen ersten Gedichte, aus welchen nach einem Vierteljahrhundert eine Blumenlese veröffentlicht wurde**), sondern auch sein erster Roman. „Meine Reise nach Aix", erzählte Emile Zola weiter, „verband ich mit einem mehrwöchentlichen Aufenthalt zu Lourdes, während der Wallfahrten im September. Sie hat mir bei der Herstellung des milieu, der Landschaft u. s. w. viel genützt, da ich den Süden Frankreichs seit mehr als zwölf Jahren nicht wieder gesehen hatte. J'en ai rapporté une impression vivante et toute fraîche. Es galt weniger, daselbst neues Material zu suchen und neuen Stoff zu sammeln, als de réveiller et de raviver des souvenirs d'enfance et de jeunesse." Auf dieser Aixer Reise im vorigen Herbst fand er das Urbild des Pascal'schen Hauses. „Sie fragen mich, ob „la Souleïade" ganz erfunden ist? Keineswegs. Ich habe sie nach einem Gute bei Aix, in nächster Nähe der Stadt, entworfen, im Geiste aufgebaut und dann später im Detail ausgearbeitet. Uebrigens heißt „Souleïade" ja auf provenzalisch: sonnig, sonnendurchwärmt, ensoleillé!

Darin, daß mein Buch mit einer ihr Kindchen säugenden Mutter schließt, liegt keineswegs, wie Sie meinen, etwas „idealistisches"; im Gegentheil ist dies nach meiner Ansicht völlig realistisch. Ich schließe mit dem ewigen Wiederbeginn des Lebens, mit der Hoffnung, der Zuversicht auf die Zukunft, auf die unablässige Anstrengung des arbeitsamen Menschenthums. Es schien mir sinnreich und erhebend, diesem fürchterlichen Geschlechte der Rougon-Macquart einen letzten Sproß zu geben, das unbekannte Kind, vielleicht den künftigen Antichrist, vielleicht den künftigen Messias. Und eine Mutter, die einen Säugling an der Brust hält, ist das nicht das Sinnbild der fortgesetzten und dadurch geretteten Welt?

Der Schlußband wird keinen unbändigen Erfolg haben, ge-

*) Tout livre publié est un livre donné au public, un livre aux autres, schrieb Zola einmal. Er hat nie eines seiner Bücher der Mühe und der Kosten des Einbindens für würdig erachtet. Erst kürzlich hat seine Frau seine sämmtlichen Werke, in — so weit diese noch aufzutreiben waren — ersten Ausgaben, hübsch, mit Goldlettern-Titel auf dem Rücken als Ueberraschung, als Geschenk für ihn einbinden lassen. Als ich Frau Zola frug, ob ihr Gatte sich darüber gefreut, sagte sie: „Ich glaube schon; bei ihm weiß man ja nie genau, da er es nie zeigt, wenn er sich freut."

**) Jacques Lantier, Gervaise's Macquart's dritter (neu hinzugekommener) Sohn; Angélique sans nom, das Pflegekind der Hubert's, die uneheliche Tochter der Sidonie Rougon; Victor Saccard, Aristide's unehelicher Sohn; Louis, der uneheliche Sohn der Anna Coupeau (Nana).

*) Die zum Theil noch unklassificirbaren Kinder Octave Mouret's und Denise's, Etienne Lantier's, Jean Macquart's und Mélanie Vial's; schließlich der neugeborene Sproß von Pascal und Clotilde.

**) Als Beilage der Schrift: „Emile Zola; Notes d'un ami" von Paul Alexis (bei Charpentier).

räuschvoll, lärmend, wie derjenige der Débâcle. Ich werde mich aber freuen, wenn man findet, daß ich mein großes Werk ohne Abschwächung, ohne Erlahmen, ohne Nachlassen zu Ende geführt habe, und wenn man der Ansicht ist, daß dieser letzte Roman in Wahrheit den Abschluß der neunzehn übrigen bildet (le noeud qui arrête la chaine des dix-neuf autres). Ich habe versucht einfach und groß zu schließen."

---

## Kunst und Individualität.

Von Hans Schacht.

Die schöne Jahreszeit ist die Erntezeit der schönen Künste; was beim blassen Lichte des Winters in den Werkstätten der Kunst heranreifte, das wagt sich nun hervor an das goldene Licht der Sonne. Wenn die Blumen sich entfalten, öffnen sich die Kunstsäle; die künstlich geschaffene Farbenpracht wetteifert mit dem erneuten Glanze der Natur und fordert zu Vergleichen auf, wieviel von dieser, der Lehrmeisterin der Kunst, die beobachtende und schaffende Phantasie des Malers festzuhalten vermochte.

Dieser Forderung glaubt auch der größte Theil der Beschauer gerecht werden zu können; denn die Natur kennt ein Jeder, ein jeder weiß, wie die Sonne auf und untergeht, wie sie durch das Grün der Bäume schimmert, in was für Tönen sich die Ferne verliert, und daß ein Ziegeldach roth ist und ein Schieferdach blaugrau. Der Grad der Natürlichkeit entscheidet über den Werth der Leistung; je vollkommener die Täuschung, um so bewundernswerther die Kunst.

So die gemeine Meinung und danach die Urtheile.

Was aber das geübte Auge des Malers schaut, was für Ahnungen der Kunst durch seine Seele ziehen, das bleibt der Kritik des Beschauers meist ein Geheimniß. Hinter dieses zu dringen vermag oft noch weniger Jener, der mit der Brille ästhetischer Bildung bewaffnet, sich vor das Gemälde hinstellt.

Ein jeder Theil glaubt den Standpunkt der Kunst zu vertreten, jeder behauptet seine individuelle Auffassung, keiner berücksichtigt die künstlerische Individualität.

Aber auch diese, wenn sie sich im Nichtverstandensein gefällt, darin die hoffnungsreichste Knospe in der Dornenkrone der Kunst erblickt, geräth leicht dahin, sich in unerträglicher Weise breit zu machen; sie fordert oft laut eine Berechtigung, welche mit ihrer Leistung sich schwer vereinbaren läßt, und reizt dadurch zum Widerspruch.

Wir möchten daher gerne wissen, welche Rechte wir einer künstlerischen Individualität einräumen müssen, was wir als Offenbarung der Kunst, was als bloßen Ausfluß individueller Launen oder persönlicher Unfähigkeit zu betrachten haben.

Dem Versuche, eine solche Grenze zu ziehen, soll vorliegende Untersuchung gewidmet sein.

Der Beschauer unserer modernen Bilder-Ausstellungen und Kunstsalons wird bald genug inne werden, daß er mit der landläufigen Definition: die Kunst ist Darstellung des Schönen, nicht auskommt. Er wird irre an der Bestimmung der Kunst, hehre und angenehme Vorstellungen und Gefühle zu erwecken. Oft genug wird er sich sehr unangenehm berührt fühlen von Darstellungen, deren hervorragende technische Ausführung ihm ein bewunderndes Lob abzwingt.

Wie eine Erlösung aus seinen Zweifeln wird er das Wort begrüßen, das ihm etwa ein kunstverständiger Freund zuflüstert: Kunst ist potenzirte Individualität. Damit wäre so ziemlich ausgedrückt, daß Alles seine Berechtigung hat, was da hängt, daß die Gemäldeausstellung wirklich ein Tempel der Kunst ist und daß ihre Grenzen weiter sind, als die Jury sie zu ziehen für gut fand. Die „Zurückgewiesenen" haben recht, wenn sie protestiren, und es ist eine unnöthige Härte, daß das Publikum für seine 50 Pfg. Eintritt die „Freien" nicht noch mitgenießen darf.

Aber wo bleibt, bei dieser potenzirten Individualität, d. h. bei der schrankenlosen Willkür des Einzelnen, das Recht der Allgemeinheit? Die Kunst ist doch für Alle da, man will doch auch genießen, nicht nur kritisiren. Und soll es denn dem Maler erlaubt sein, uns alles, was ihm beliebt und wie es ihm beliebt, vorzusetzen, und wir haben nicht zu mucksen und müssen, wollen wir nicht zum mindesten als Dummköpfe gescholten werden, diese Offenbarungen seiner Individualität als Offenbarungen der Kunst hinnehmen? Oder sollen wir uns damit abfertigen lassen, das sei eben Geschmacksache?

Da ist der Haken; in diesem Kreise drehen wir uns immer. Vom Zwange der Regeln soll die Kunst befreit sein, und nach Regeln sehen wir uns immer um, damit wir nicht der schrankenlosen Laune des Geschmackes oder gar der Mode in die Arme fallen.

Hat denn nun die Kunst ihre Gesetze? Als Antwort darauf wird der Künstler mit lachendem Selbstbewußtsein an die Brust schlagen und ausrufen: Ja, aber hier sind sie, und andere gibt es nicht! Und der Chor der genialen Schmierer wird beifalljauchzend einfallen, und sie werden hingehen und nach den Gesetzen ihrer Unfähigkeit malen, aber es ersteht kein Kunstgebilde daraus.

Wie in der Philosophie das Suchen nach Wahrheit als höchste Tugend und einziger Lohn dahingestellt wird, so müssen wir in der Kunst das Streben nach dem Schönen als oberstes Gesetz anerkennen. Man erschrecke nicht! Es handelt sich nicht um ein bestimmbares, durch Regeln zu erfassendes, unwandelbares Schöne. Nein, es ist sogar etwas recht Wandelbares, beinahe wie die Wahrheit in der Philosophie; abhängig von dem Wandel der Zeiten, wird es von diesen angegriffen, und dennoch scheint das Schöne die Menschheit in stets gleicher Hoheit anzulächeln, ewig jung, denn die Menschheit schafft es sich immer von Neuem, aus sich heraus. Damit hätten wir den Punkt berührt, zu dem wir gelangen wollten. Das Schöne, als Gegenstand des künstlerischen Strebens, sollte jeder transcendenten Eigenschaft entkleidet werden, es sollte uns recht menschlich nahe rücken, daß wir es auf einmal in uns liegend vorfinden.

Verfolgen wir die Entwickelung der Kunst, so sehen wir, daß sie entsprungen ist aus dem Spieltriebe, diesem fruchtbarsten Keime der menschlichen Cultur; einem Spieltriebe, der nicht wie das Mäusejagen der jungen Katzen eine Vorübung für spätere Zwecke, eine Ausbildung sein soll, sondern lediglich der Unterhaltung dient. Der Ueberschuß des Menschen an intellectueller Begabung vertrug es, daß diese nicht nur eine sogen. praktische Verwendung fand, der Mensch lebte eben nicht nur vom Brod allein, und dadurch erhob er sich über das Thier.

Dieser Spieltrieb des Menschen äußerte sich in der Nachahmung belebter und unbelebter Gegenstände, bis die technische Fertigkeit soweit gediehen war, daß sie auch Erinnerungsbilder, Bilder der Phantasie festhalten konnte.

Die Behauptung, die Kunst sei tendenzlos, kann allein mit diesem Spieltriebe begründet werden, denn die Aeußerungen des Kunstsinnes wurden Anfangs ganz bestimmten Zwecken dienstbar gemacht. Der Mensch prägte sein Wohlgefallen an gewissen Linien und Formen, an gewissen Farbenzusammenstellungen in den Verzierungen seiner Geräthe und Wohnungen aus. Das Thier hingegen läßt sich bei seiner Thätigkeit lediglich durch die Zweckmäßigkeit bestimmen, und wenn wir die Regelmäßigkeit gewisser Baue, die Rundung mancher Vogelnester bewundern, so legen wir unseren Kunstsinn da hinein und erblicken Aeußerungen eines Schönheitsgefühles, das nur in uns existirt. Daß aber ein „prähistorischer Künstler" auch bloß an seine Unterhaltung dachte, beweist der Fund eines Mammuthknochens, der kaum als eine Geräthschaft anzusehen ist, und auf dem ein gewiß geniales Gemüth die ganz gut gelungenen Umrisse eines Mammuths einritzte.

Gegeben ist also der Nachahmungstrieb, gegeben ein gewisses Auffassungsvermögen, nach welchem der Mensch die Eindrücke seiner Sinne verarbeitet. Mit Kant zu reden, wäre das Schönheitsgefühl eine Kategorie unserer Sinne zu nennen; so wie sich unser Denken innerhalb bestimmter Verstandesformen bewegt, so auch unser Fühlen innerhalb bestimmter Gefühlsformen. Wie jene durch die Erfahrung und das Den-

ken, so werden diese durch die Sinne gelenkt. Die Art, wie unsere Sinne den Gegenstand übermitteln, wirkt bestimmend auf unser Empfinden. Gewisse Formen, gewisse Farbenzusammenstellungen müssen in ganz bestimmter Weise auf uns wirken, anziehend oder abstoßend, angenehm oder unangenehm. Darin liegt das ganze Geheimniß des Schönen an sich. Wenn nun Nordau dieses Angenehme mit dem Nützlichen verwechselt, und die Kunst demgemäß zu einem Ausfluß des Selbsterhaltungstriebes wird, so ist das nichts als ein geistreiches Spielen mit Worten, eine Art des Philosophirens, die der ganzen Schopenhauer'schen Richtung geläufig ist.

Wir haben demnach gesehen, daß die Kunst gesetzmäßig ist, aber nicht nach dem landläufigen Begriffe; sie ist es ihrem Ursprunge nach, der in dem Gesetze der Causalität beruht. Sie ist nichts Fremdes, in uns Hineingetragenes, mit einem Wort, sie ist nicht transscendent. Sie ist nothwendig und ewig als Thätigkeit, wandelbar und verschieden in der Form.

So erklärt es sich allein, warum die verzweifelten Anstrengungen der Aesthetiker, ein Kanon des Schönen aufzustellen, scheitern müssen, und ebenso die der Akademiker, welche für alle Zeiten gültige Regeln, Rezepte aufstellen möchten.

Mit dem Wandel unserer Organe muß sich ein Wandel in unserem Empfinden vollziehen. Dies wäre nicht der Fall, gäbe es eine Idee des Schönen. Die Kunst hätte dann nur verschiedene Grade der Erkenntniß zu durchlaufen, sie wäre eine Wissenschaft, was sie doch niemals sein soll.

Zwei Beispiele sind ganz besonders geeignet, unsere Vorstellung vom Wesen der Kunst und ihrer Entwickelung näher zu beleuchten und zu begründen.

Von allen Künsten hat sich wohl die Musik am weitesten entwickelt; sie ist auch am weitesten von jeder Verstandesthätigkeit entfernt, sie ist ganz Sinneseindruck, ganz Empfindung. Es läßt sich bei ihr am wenigsten denken. Die Fähigkeit, musikalisch zu empfinden, hängt ganz von der Beschaffenheit des Gehörs ab, dessen unendlich feine Klaviatur unendlich viele und feine Abstufungen der Tonempfindung zuläßt. Die qualitativen Unterschiede des Gehörs treten viel schärfer zu Tage als beim Auge. Im gewöhnlichen Leben wissen wir beim hundertsten Menschen noch nicht, ob er anders sieht wie wir, dagegen stellen wir Abweichungen der Tonempfindung sehr oft und bald bei Anderen fest.

Die Physik lehrt nun, daß ganz bestimmte Zahlenverhältnisse der Schallwellen als angenehm, d. h. musikalisch empfunden werden. Wir erfahren aber auch, daß nicht zu allen Zeiten dieselben Zahlenverhältnisse der Tonwellen gleich musikalisch wirkten. Diese Thatsache findet nur in einer Veränderung der Empfindungsfähigkeit, also des Organs, ihre Erklärung. Die Geschichte der Musik bestätigt diese Erfahrung durchaus.

Als die kühnen Tonverbindungen Wagner's auftauchten, wurde noch lebhafter Widerspruch laut, und doch drangen sie durch, weil sie von der Mehrzahl als musikalisch empfunden wurden. Die Wandlung war bereits vor sich gegangen; noch fehlte ihr der künstlerische Ausdruck. Sie fand ihn in Wagner's Genie. Wagner empfand in höherem Maße das, was die Anderen zu empfinden fähig waren, er unterschied sich von seinen Mitmenschen nicht qualitativ, sondern nur quantitativ. Dies ist ja das Wesen des Genies, daß es sich zum Ausdrucke der Allgemeinheit macht, zu einer Zeit, wo die Bedingungen zum Verständniß vorhanden, ein Ausdruck des neuen künstlerischen Empfindens noch nicht gefunden war. Wäre dem nicht so, hätte Wagner's Ohr allein diese, dann als anormal zu bezeichnende Wandlung des musikalischen Empfindens durchgemacht, so wäre er ein verkanntes Genie geblieben. Denn die Kunst muß im Empfinden der Allgemeinheit begründet sein; das individuelle Empfinden darf sich von dieser nicht wesentlich, sondern nur dem Maße nach entfernen. Diese Grenze bleibt der Individualität des Künstlers gezogen. Nur dann wirkt das Neue der Kunst als Offenbarung, zu der wir uns oft wiederstrebend, oft mit Entzücken, immer aber mit zwingender Nothwendigkeit bekehren.

Ein zweites Beispiel liefert uns die Entwickelung des Farbensinns. Auch hierin steht es fest, daß wir uns von den Alten unterscheiden, deren Sprache arm an Farben bezeichnenden Worten ist. Wird doch darüber gestritten, ob das homerische Zeitalter überhaupt einen Unterschied zwischen Blau und Schwarz zu machen wußte, während uns die von den Alten so bewunderte Farbe des Purpurs todt erscheint. Die meisten Menschen werden unter einem herrlichen Purpurmantel sich stets ein leuchtendes Roth vorstellen, so schön, wie es Griechen und Römer kaum herzustellen vermochten. Die Empfindungen und ihre Organe stehen eben in einer Wechselwirkung; die Entwickelung der Sinne steigert die Empfindung und umgekehrt, dadurch wird aber wieder eine Vervollkommnung der technischen Hülfsmittel bedingt, welche der Mensch stets vermehrt, um den gesteigerten Anforderungen seiner Sinne zu genügen.

Die Geschichte der Malerei liefert den besten Beweis hierfür. Farbenempfindung und Technik sind unbestritten vervollkommnet gegen früher. Auf dem Gebiete der Skulptur hingegen, auf welchem die Griechen zu unübertroffener Meisterschaft gelangt sind, scheint ein Fortschritt kaum möglich, unser Formensinn hat sich so wenig weiter entwickelt, als das einfache Handwerkszeug des Bildhauers einer wesentlichen Verbesserung fähig ist. Stoff und Werkzeug sind bei der Skulptur gegeben und keiner Vervollkommnung mehr fähig.

Anders auf dem Gebiete der Malerei. Hier ist das Werkzeug, dessen sich der Künstler zur Gestaltung seiner Vorstellungen und Empfindungen bedient, weit mannigfacher und von größter Wichtigkeit für das Gelingen des Kunstwerkes. Hier war mit geringen Mitteln nicht so Großes zu vollbringen, die Herrschaft der Farbe sollte erst später beginnen.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Farben, welche heute, dank der Chemie, hervorgezaubert wird, mußte nothwendig bildend auf das Auge wirken, die verfeinerte Wahrnehmung der Sinne ward ihrerseits zur Erfinderin.

Unsere modernen Meister haben nun auch, ganz einer natürlichen Entwickelung folgend, ihr Hauptaugenmerk auf die Farbenwirkung gerichtet, ihr wird die Form untergeordnet, die in Verbindung mit der Farbe nicht mehr alleinherrschend, nicht mehr bestimmend auftritt. Daher die Klage, es werde nicht mehr gezeichnet. Sogar der Holzschnitt, der früher so klare, herbe Linien aufwies, wird weich, verschwommen, zur abgetönten Fläche; er ahmt die Farbe nach. Ja, das Hervorheben der Strichelung, da wo wir Töne zu sehen gewohnt sind, z. B. bei Luft- und Wolkenbildungen, wirkt beinahe beleidigend auf unser Auge. Die Freude an alten Stichen ist daher meist nur eine anerzogene, erheuchelte, soweit sie nicht einem historischen Interesse dient.

Dieser Prozeß unseres Sehens wird nicht wenig begünstigt durch die Photographie und die mit ihr verwandten Vervielfältigungsmethoden. Hier ist alles Ton, sogar die Farbe wird empfunden oder vielmehr geahnt in den Abstufungen der Schattentöne. Nach der Schönheit der reinen Linie wird wenig gefragt.

Lehrreich sind in dieser Beziehung z. B. die Illustrationen der „Fliegenden Blätter", die diesen Vorgang in ihren verschiedenen Jahrgängen deutlich veranschaulichen.

Wenn es also dargethan ist, daß wir anders hören, anders sehen gelernt haben, dürfen wir da an die Beurtheilung moderner Kunstwerke mit altererbten Vorstellungen, mit eingetrichterten Grundsätzen herangehen? Diese Grundsätze und ästhetischen Regeln waren ja schon früher falsch, sie sind es heute um so mehr. Kein Gebildeter empfindet es als eine Zumuthung, wenn er beim Beschauen einer alten Gallerie sich in jene Zeit, da die Kunstwerke entstanden, zurückversetzen soll. Und nun sollen wir unsere Zeit nicht mit unseren Augen betrachten?

Weder der Geschmack des Einzelnen, noch bestimmter Gruppen, werden also die Kunst dauernd beeinflussen, noch weniger ihrer Entwickelung hemmend entgegen treten können. Damit sind aber auch die Grenzen der Individualität in der Kunst angegeben. Denn wo jene nur das sie besonders Auszeichnende hervorhebt, statt das Gemeinsame verstärkend aus-

zubilden, muß sie in einer von der Kunst abschweifenden Richtung verlaufen. Wohl mit Recht wird daher eine solche Individualität als unkünstlerisch empfunden und als lästige Hervorhebung abgelehnt. Ein echter Künstler kann dagegen wohl eine Zeit lang falsch verstanden, nie aber beleidigend aufgefaßt und empfunden werden.

Wir haben hier nur mit der künstlerischen Form, nicht mit dem ideellen Gehalt der Kunstwerke gerechnet. Dieser bedarf immer besonderer Betrachtung, die wir nicht in den Rahmen dieser Erörterung hineinziehen wollten.

Wir werden also nach dem bisher Gesagten das Streben derjenigen Künstler als berechtigt anerkennen müssen, welche für unser Bedürfniß nach Farbenempfindung den geeigneten Ausdruck suchen. Wer nun bei diesem Suchen keinen Beifall findet, der darf sich nicht damit entschuldigen können, er befinde sich eben allein auf dem richtigen Wege, er sei der allein Sehende. Denn gerade diese Anmaßung glauben wir hinlänglich widerlegt zu haben.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Stilvoll.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Autorisirte Uebersetzung von M. Langfeldt.

Die Strömbom'schen Herrschaften lebten glücklich und zufrieden. Das heißt, nicht so glücklich und zufrieden, wie während ihrer Verlobungszeit, denn sie hatte entdeckt, daß er für 150 Kronen Cigarren im Jahre aufbrauchte, und er war dahinter gekommen, daß sie eine Tante besaß, die eine kleine monatliche Hülfe von zehn Kronen brauchte. Aber sie empfand doch noch nicht, als könne sie ihn erwürgen, wenn er so dalag und laut schnarchte, während sie schon lange aufgestanden war; und ihm hatte noch keine innere Stimme zugerufen, auszugehen und sie mit dem Feuerhaken als Gesellschaft den ganzen Abend allein zu lassen, wenn sie darauf anspielte, daß nun die Gardinen schon wieder durch sein Rauchen verdorben seien.

Und deshalb, glaube ich, kann man in diesen finsteren Zeiten eine solche Ehe mit vollem Rechte sehr glücklich nennen.

Ihre Einnahme reichte für eine einfache Lebensweise vollkommen aus, und ihre Salonmöbel waren mit Heu gepolstert. Mit einem Worte, sie waren arme Leute, die sich zwar jeden Tag ein paarmal satt aßen, aber nicht so gute Gerichte auftischen konnten, um so viel zu essen, bis sie so steif wären wie die große Trommel am Tage der Generalmusterung.

Zwei Kinder hatten sie, und diese waren auch nicht gerade schmutziger, wie es andere Kinder ihres Standes Alltags sind. Kam ein Besuch, so wurde er immer von Papa an der Thür in Empfang genommen, und Mama nahm an jede Hand eines der Kleinen und verschwand. Darauf hörte man in den nächsten fünfzehn Minuten nichts anderes aus dem Schlafzimmer als Wassergeplätscher, einen knirschenden Ton (so, als ob Jemand den Faden, mit dem er eine Halskrause eingenäht hat, nicht abschnitte, sondern abbisse), einige kleine Klappse auf die zarte Haut und den kummervollen Ausruf: „Ach, Mama, Du bist so gräßlich!" Dann kamen die kleinen Strömbom's heraus, frisch gewaschen und gekämmt, und dufteten meilenweit nach billiger, wohlriechender Seife.

Aber Gott wollte nicht, daß dieses glückliche Leben von Bestand sein sollte, und deshalb schickte er Tante Louise in's Haus.

Tante Louise war eine alte, eckige, zähe Dame in den Siebzigen, und die einzige Hoffnung, daß sie diese Erde verlassen würde, beruhte auf der Aussicht, daß ihr Kinn und ihre Nase, die sich jährlich einander mehr näherten, zusammenwüchsen und sie am Athmen hinderten. Aber noch war ein Zwischenraum von einem halben Zoll vorhanden.

Sie erhellte sieben Wochen lang das Leben der Familie Strömbom und beschloß, ihnen beim Abschied ein schönes Geschenk zu machen.

Gerade in der siebenten Woche war Concursauction über den Nachlaß eines Grafen, und auf dieser wurde ein Trumeau, der 450 Kronen gekostet hatte, für 47 Kronen 60 Oere verkauft. Tante Louise kaufte ihn, ließ ihn zu Strömbom's bringen und reiste am folgenden Tage ab.

Bisher hatten Strömbom's nur ein Dienstmädchen gehabt, und die Frau hatte selbst nach dem Kinde sehen müssen, das heißt, sie ließ sie thun, was sie wollten und schritt nur persönlich ein, wenn sie zu viele Nadelpackete verspielten, schwere Dinge über sich rissen, sich mit Scheeren und Gabeln beinahe die Augen ausstachen, aus der Petroleumkanne trinken wollten oder gar Wasserkunst mit Papas großer Tintenflasche auf dem Teppich der besten Stube spielten.

Aber am Tage, nachdem Tante Louisens Trumeau eingetroffen war, sah die Mama den kleinen Karl vor dem großen Spiegel stehen und mit einem Holzscheite gefährliche Manöver machen. Sie zog ihn in ihre Arme, küßte ihn, nannte ihn „ihren lieben, bösen, unartigen Jungen" und erklärte Strömbom, er müsse ein Kindermädchen anschaffen. Das würde nicht viel kosten und wäre jedenfalls sparsamer gehandelt, als wenn man den Kleinen den theuren Trumeau von Tante Louise zerschlagen ließe.

Ein Kindermädchen kam also in's Haus, aber nach ein paar Tagen bekam Frau Strömbom ein niederschmetterndes Kopfweh, riß sich das Schnürleib auf, schrie nach Hoffmannstropfen, warf sich der Länge nach auf die Chaiselongne in der Schlafstube und geberdete sich wie eine Märtyrerin.

Nach vielen zärtlichen Fragen, wo es am meisten wehthäte, bekam Strömbom endlich zu wissen, daß das Schmerzliche in dem alten, ausgebleichten Salonteppich lag, der gar zu sehr gegen Tante Louisens eleganten Trumeau abstach. Ein solcher Spiegel dürfte eigentlich nur die rosige Zeichnung eines Brüsselers wiederspiegeln, der den ganzen Fußboden bedeckte.

Strömbom seufzte, entnahm den Sparkassenbüchern der Kinder 275 Kronen, und bald spiegelte sich ein halbechter Brüsseler Teppich von der nachgemachten Sorte, die man „prima Gewebe" nennt, in Tante Louisens Trumeau.

„Göttlich, meine Liebe," sagte Fräulein Sviskonstrut am nächsten Tage zu Frau Strömbom. „Wie sieht Ihr kleiner Salon hübsch aus! Ja, wirklich elegant. Denken Sie nur, wie schön es mit einem von den neuen, modernen Kronleuchtern werden würde; so einem, wissen Sie, der seine Kerzen und Prismen in dem schönen Trumeau spiegelt!"

Acht Tage später hing ein solcher auf Rechnung genommener Kronleuchter an der Decke des Strömbom'schen Salons.

Strömbom besaß Schönheitssinn. Er hatte mehrere Jahre lang in Upsala ein Colleg in Kunstgeschichte belegt, und bei Professor Nyblom in Aesthetik cum laude bekommen. Und jedesmal, wenn er in seinen Salon guckte, zog er die Augenbrauen zusammen und seufzte.

„Was ist's mit Dir? Du stöhnst ja wie ein Schlachtochse, der zu viel frischen Klee gefressen hat," sagte seine Gattin mild und freundlich.

„Meine Liebe, siehst Du nicht, wie sehr unsere alten Möbel gegen den feinen Teppich, den Kronleuchter und Tante Louisens Trümeau abstechen? Damit war die kleine Mama gleich einverstanden. Mit einem Satz war sie auf seinem Knie, schlang ein Paar dicke, rothe Arme um seinen Hals, drückte ihn an sich, daß es im Heu, womit das Sofa gepolstert war, prasselte und sagte: „Gott segne Dich, Strömbom! Du hast Geschmack und Schönheitssinnn!"

Es war ein altes, ehrliches Sopha aus dem Elternhause der Mama. Auf ihm hatte Natalie Strömbom, geborene Bomström als sechzehnjährige Jungfrau beim Lesen von „Schicksalsspiel" und „Schattenbilder" geschwärmt. Auf ihm hatte ihr Papa am letzten Sonntage seines Lebens gesessen und Eierbier getrunken. Auf ihm hatte Fräulein Natalie damals gesessen, als Assessor Strömbom sich erboten hatte, für ihre Zukunft zu sorgen, und auf ihm hatten sie und Strömbom wieder gesessen, als sie dem kleinen Papa in einer lauen Dämmerstunde zum ersten Male anvertraut hatte, daß die Strömbom'sche Erbfolge gesichert sei. Und vor noch nicht voll drei Jahren war das alte liebe Sopha neu mit Heu aufgepolstert und mit rothem Wollenzeug überzogen.

Dieses Sopha hatte berechtigte Ansprüche auf Hochachtung und Anhänglichkeit; aber als es nun hörte, daß die Herrschaft sowohl es selbst,

wie seine Vettern die Stühle verachtete, da brachen ihm vor Gram die Beine und der Rücken vor Kummer — und perdautz! lagen die Herrschaften Strömbom auf dem Fußboden.

Ein Divan wurde angeschafft, ein Wechsel geschrieben, Möbel von Birnbaumholz eingekauft, und die Beköstigung verschlechterte sich derartig, daß Strömbom in den Rathskeller gehen mußte, damit sein Verdauungsapparat aus Mangel an Uebung nicht ganz zu Schanden werde.

Aber dafür hatte auch Tante Louisens Trümeau die Genugthuung, eine Umgebung, die seiner würdig war, wiederzuspiegeln. „Eines muß zum andern passen."

Soll ich noch erzählen, wie neue Wechsel geschrieben wurden, um die übrigen Zimmer so stilvoll wie den Salon zu möbliren? Soll ich darüber berichten, wie man darbte, log und borgte, um hin und wieder Leute bei sich sehen zu können?" Denn was nützt alle Eleganz einer Wohnung, wenn niemand darum weiß.

Nein, es wird genügen, zu erwähnen, daß die kleine Mama auf ihrer eigenen Geburtstagsgesellschaft sah, wie Strömbom im Eßzimmer in der Büffetecke stand und Bürgermeisters Gouvernante küßte. Sie konnte es freilich nicht direct sehen; aber die Unglücklichen hatten den Reflex in Tante Louises Trümeau nicht in Rechnung gezogen.

Man glaubte allgemein, daß Strömbom's es zu Vermögen gebracht hätten.

Die Steuercommission verdoppelte Strömbom's Abgaben.

Die Frau des Bischofs kam und bat ihn, sich mit 25 Kronen in die Liste für die Erbauung von Haushaltungsschulen für die heranwachsenden Töchter der Kannibalen, einzuzeichnen. Die Köchin forderte höheren Lohn aus Anlaß der vielen Gesellschaften.

Der alte, reiche, kinderlose Onkel Johann schrieb:

„Da ich zu meiner Freude in Erfahrung gebracht habe, daß Du Dich selbst zu einer so hervorragend guten Stellung aufgearbeitet hast, daß Dein Haus jetzt eines der feinsten in Ugglenästa (Eulennest, Name einer kleinen Stadt in Småland) ist, so habe ich mit dem Gestrigen mein Testament zu Gunsten eines Prämienfonds für treue Dienstmädchen abgeändert."

Schließlich brach über Strömbom ein siebensach donnerkrachender Concurs herein. Alle die Herrlichkeiten kamen auf die Auction, und Tante Louisens Trümeau wurde für 75 Kronen dem jungen Stadtpfarrer, der sich kürzlich verheirathet hatte, zugeschlagen. Strömbom ging zu ihm hin und sagte: „Hüten Sie sich vor dem Spiegel, Pastor, der bringt kein Glück!"

Aber der Pastor verdrehte die Augen, strich sich das Haar aus der Stirn, seufzte, schloß dann die Augen, faltete die Hände und sagte: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Tante Louise gab gerade einen Kaffee, als der Brief mit der Nachricht von Strömbom's Concurs kam. Sie schlug beide Hände zusammen und schrie: „Ja, da sieht man, da sieht man, wie es geht, wenn Leute nicht verstehen sich einzurichten. Die sind außerdem noch sehr von den Verwandten unterstützt worden. Was mich betrifft, ich schenkte ihnen einen großen, außerordentlich schönen Trümeau."

---

# Aus der Hauptstadt.

## Nicht königlich!

Der letzte Act eines Etiquettenstreites.

### Erster Auftritt.

Der Leibarzt: Serenissimus haben allergnädigst geruht, wieder sehr schlecht geruht zu haben. Nichts schlägt mehr an. Morphium wirkt bei ihm wie Kaffee auf junge Frauen. Chloralhydrat hält er für ein Erfrischungsmittel und Caprivi's Reden für das interessanteste Product der jungeuropäischen Literatur. Selbst die Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung und Brugsch's Wanderungen durch die Welt, wo man sich ausgiebig langweilt, helfen nicht mehr!

Der Premierminister (entsetzt): Helfen nicht mehr! Ja was soll dann helfen?

Der Leibarzt: Fragen Sie mich nicht, Excellenz! Nicht eher werden Serenissimus die Ruhe ihrer Seele und ihrer Nächte wiederfinden, als bis unser — na, sagen wir Völkchen und mit ihm Deutschland, Europa, ja die Welt wissen, ob man unseren erlauchten Fürsten Königliche Hoheit anreden muß oder Hoheit schlechterdings!

Der Premierminister: Es ist wahr — diesem Zustande muß ein Ende gemacht werden. Unser — na sagen wir, Ländchen und mit ihm Deutschland, Europa, ja die Welt gehen zu Grunde, wenn wir uns nicht bald entscheiden: Königlich oder nicht königlich!

### Zweiter Auftritt.

Diener: Excellenz, eine Deputation von Vertretern aller Stände und Berufe wartet im Vorzimmer. Soll ich sie 'rausschmeißen?

Der Premier: Schmeißen Sie sie rein! (Geschieht.)

Sprecher der Deputation (mehrfacher, aber unbestrafter Millionär): Ew. Excellenz! Unter dero segensreichem Regimente fühlten sich bislang Mensch und Thier wohl, besonders das Thier; Industrie, Handel, Gewerbe und Strafgerichte hatten alle Hände voll zu thun, und unsere Fabriken waren übersüllt wie die Zuchthäuser. Jetzt aber ist im ganzen Reich eine Stockung eingetreten. Die auf unserem Volke lastende furchtbare Ungewißheit, wie es eventuell im persönlichen Verkehr Serenissimus den Herzog anzureden hätte, drückt alle Gemüther und alle Actienunternehmungen mit eherner Kraft zu Boden. Kein Industrieller wagt mehr, dem Hofe Offerten zu machen, aus Furcht, mit falscher Anrede einen unsühnbaren Verstoß gegen die Etikette zu begehen; die Bevölkerungsziffer nimmt rapid ab, weil in Ermangelung einer correcten Anrede keine Mutter dem Herzog Pathenstelle anzubieten wagt und das Gebären also keinen patriotischen Sinn mehr hat. Excellenz! Eine neue Zeit steigt herauf, eine neue Cultur; Fragen von ungeheurer Tragweite bewegen die Welt, soziale, ethische und sonstige Fragen, aber keine hält die Herzen in so athemloser Spannung wie diese: Königliche Hoheit oder nicht?

Der Premier (erschüttert): Meine Herren, gehen Sie! Sie haben mich zu Thränen gerührt! Ihr Jammer bricht mir das Herz, und wer mir das Herz bricht, den lass' ich einfach 'raus schmeißen! (Die Deputation verschwindet.) — Man rufe mir sofort die Mitglieder der Monarchenanredetiteloberprüfungscommission!

### Dritter Auftritt.

Der Premier (zur Commission): Sind Sie miteinander einig geworden, meine Herren? Königlich oder nicht königlich?

Der Minister des Aeußerlichen: Einfach: Hoheit, es geht nicht anders! Sobald wir von Königlicher Hoheit sprechen, bricht in Meiningen, wo sie längst neidisch sind, eine Revolution aus, Reuß ä. L. sagt sich vom Dreibund los, und die jüngere gründet eine Negerrepublik in Afrika.

Der Premier: Aber einfach Hoheit — das ist 'ne Roheit!

Hofmarschall von Kalb: Machen wir's kurz — geben wir den längeren Titel!

von Knopf, Unteroffizier der Reserve und Landgerichts-Oberpräsident: Wär' es nicht ein Ausweg, wenn Serenissimus preußischer Finanzminister würden und sich dann wie Scholz pensionieren und zum Lieutenant ernennen ließen? Oder besser noch, wenn Serenissimus sich den dissentirenden Mitgliedern des Centrums anschlössen und eins, zwei, drei Rittmeister würden? Ehrenvollere Anreden gibt's doch nicht!

Diener (meldet): Serenissimus der Herzog! (Die Commission verschwindet).

### Vierter Auftritt.

Der Herzog (bleich, abgemagert und nervös): Good morning!

Der Premier (für sich): Er weiß doch, daß ich kein Latein verstehe! (Pause).

Der Herzog: Nun, warum reden Sie mich nicht an?

Der Premier: Ich weiß ja nicht, wie! Königlich oder —

Der Herzog (bewegt): Es muß ein Ende gemacht werden. Diese Ungewißheit mordet mich. (Pause). Was gibt's sonst Neues?

Der Premier: Fräulein Mejo, die pikante Vorleserin beim Hochseligen, bittet um Rückberufung — sie meint, Serenissimus als Admiral a. D. müßten gerade wie Ihr Vorgänger jede Flotte lieben!

Der Herzog: Ich bin aber kein Schützenbruder wie er und folglich nicht so oft verschossen! — Also weiter!

Der Premier: Meiningen hat sich beschwert — es ist bei Serenissimi Einzug hier zu laut Hurrah gerufen worden; die Leute in den anstoßenden Ländern konnten bei dem Radau absolut nicht arbeiten!

Der Herzog: Ja, ja — es ist wahr — man hört's ja auch bis hierher, wenn sie in Meiningen regieren! Apropos, wenn wieder 'mal Staatsgeheimnisse verhandelt werden, thun Sie's mit gedämpfter Stimme und unten in meinem Weinkeller — ich möchte nicht, daß man's gleich in allen benachbarten Residenzen hört. Verstanden?

Der Premier: Zu Befehl, Euer kö — Euer Ho —

Der Herzog: Was gibt's sonst Neues?

Der Premier: Redacteur Bosshardt, eben aus dem Mustergefängniß zu Ichtershausen entlassen, ist dem Vereine deutscher Kriechthiere beigetreten und sendet Ihnen ein lyrisches Huldigungsgedicht!

Der Herzog: Pfui! Das ist eine unedle und gemeine Rache! Sofort lassen Sie den Kerl wieder nach Ichtershausen bringen! Sind sonst größere Unglücksfälle passirt?

Der Premier: General Caprivi ist von seinem Urlaub zurückge-

kehrt und hat die Leitung der Reichsgeschäfte wieder übernommen. Außerdem ist in Finsterbergen die englische Krankheit ausgebrochen!

Der Herzog: Ah! Eine loyale Bevölkerung! Das Land anglisirt sich ja recht erfreulich schnell! Wenn Sie nur unserem guten Gladstone ein Bischen mehr ähneln wollten!

Der Premier (verletzt): Sie entschuldigen — aber ich glaube nicht, daß er in der Politik viel mehr Fehler macht als ich!

Der Herzog: Er ist doch der größte Staatsmann des Jahrhunderts. So vielseitig! Oder können Sie etwa Holz hacken? Alberne Bücher über Homer schreiben? Eine Weltmacht ruiniren? Fließend englisch sprechen?

Der Premier: Nein — ich hab's noch nie versucht — aber wenn Serenissimus befehlen, würde es schon gehen!

(Ein Kabinetscourir bringt die Post.)

Der Premier (öffnet den ersten Brief und sinkt vernichtet zusammen): Die letzte Hoffnung todt! Ich hatte mich auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege, durch ein Inserat, an Diplomvermittler gewandt und dachte so zur „königlichen" Hoheit zu kommen — nun schreibt der Einzige, der sich gemeldet hat, ab. Alles verloren!

Der Herzog (seufzend): Also bloß Hoheit!! Hätt' ich doch damals die Million von Bismarck genommen . . .

Fünfter Auftritt.

Diener: Der freie Verband minorenner Könige ist eingetroffen, seine Glückwünsche darzubringen, ebenso der Vorstand des Vereins für Stellenvermittelung an unterhanlose Prinzen!

Der Herzog: Könige! Sind tausendmal willkommen!

Alexander von Serbien: Ew. königliche Hoheit —

Der Premier: Leider nicht königlich!

Alexander von Serbien: Hm!

King Bell jr. von Kamerun (zu den übrigen Vereinsmitgliedern): Na, Kinder, da hauen wir uns bald schön verplempert! Nicht 'mal königlich! Wenn das mein Vater wüßte! Wo doch sogar bei uns in Afrika jeder dritte Mann zum Skat Scepter und Krone trägt!

Alfons von Spanien: Etsch — etsch — nicht 'mal König!

Der Premier: Junger Mann — keine Majestätsbeleidigung!

King Bell jr. von Kamerun: Nu wissen Sie — bei uns beginnt die Majestät erst, wenn Einer den Reichsappel mit Insignien trägt! Majestätsbeleidigung — das könnte Ihnen so passen! Aber 'ne Majestät, die gar keine ist, kann man doch nicht beleidigen! Adje Sie! (Die drei Könige ab.)

Sechster Auftritt.

Der Herzog: Gott, der Bismarck hat's wirklich gut gemeint! Schade, um die Million! . . . (zum Vorstand des eintretenden Stellenvermittelungs-Vereins) Ah, zehntausendmal willkommen!

Prinz Peter Karageorgiewitsch: Entschuldigen Sie gütigst, daß wir Sie belästigen . . . aber in Deutschland bietet sich so Manches für noch scepterlose junge Leute . . . haben Sie nicht vielleicht einen abgelegten Thron oder 'ne ausrangirte alte Krone — es kann ja 'ne ganz alte sein, königliche Hoheit!

Der Premier: Einfach Hoheit!

Der Prinz: Ah — so . . .! So sieht's bei Ihnen aus! Bloß Hoheit! Aber Sie waren doch früher, in England, schon 'mal mehr! Wohl so 'ne kleine Strafversetzung hierher, was? Na dann freilich — dann entschuldigen Sie! (Mit dem Ausdrucke unsäglicher Ueberlegenheit ab.)

Siebenter Auftritt.

Diener: Es bittet unterthänigst um eine Audienz die „Speichelleckia for ever! Freisinniger Verein fur Unentwegtheit und gesunde Volksernährung!"

Der Herzog: Ah — meine Treuesten! Nun, die werden nicht abfallen! Sie mögen näher treten!

(Die Deputation tritt ein.)

Der Sprecher Meyer: Königliche Hoheit! Tag und Nacht träumten wir von dieser Stunde, wo es uns vergönnt sein würde, zum ersten Male dero königliches Antlitz zu schauen! Ich persönlich verlor meine Stellung darüber, weil mein Bureauchef das Träumen bei Nacht und Tag nicht leiden, sondern mich wenigstens Tags über zur Arbeit anhalten wollte. Wenn deshalb ein Ministerportefeuille für mich frei werden —

Der Herzog: Sprechen Sie nur ungenirt weiter, Meyer. Ihr Spleen läßt nichts zu wünschen ubrig.

Meyer (erfreut): Finden Sie? Ach, ich hoffe, noch ein ganzer englishman zu werden, unter dero Königlicher Hoheit weisem Regimente. Und wenn Sie zufällig hören sollten, daß wieder 'mal ein hoher Posten im Reichsschatzamt frei wird — nicht wahr, dann denken Sie an mich? Zu allem Anderen bin ich nämlich unbrauchbar; ich habe auch nichts gelernt.

Der Premier (theilnehmend): Sie gefallen mir! (zum Herzog) Die freisinnige Partei unseres Landes hat sich, Ihnen zu Gefallen, von dem Redacteur Bosshardt feierlich losgesagt. Herr Meyer, wohl ein talentirter Neffe Meyer's des Großen aus Berlin W., gab den Anstoß dazu.

Der Herzog: Wirklich!

Meyer: Ja wirklich, königliche Hoheit!

Der Premier (mild verweisend): Der Herr ist gar nicht königlich!

Meyer (stammelnd): Gar — nicht — königlich!! (in ausbrechendem Zorn) Ja, denken Sie denn, daß freisinnige Männer sich vor jedem kleinen Duodez-Fürsten demüthigen? Da sind Sie schief gewickelt! (commandirt) Un — ent — wegt! Links schwenkt! (Der Verein marschirt ab.) Gar nicht königlich! Ne, dann schon' ich meinen Bauch und rutsche nicht!

Achter (heftiger) Auftritt.

Der Herzog: Heda, Jean — besorgen Sie mir sofort ein Schlafwagenbillet nach Friedrichsruhe!

Der Premier: Um Gottes Willen — Hoheit machen sich unmöglich!

Der Herzog: Ich halte das hier nicht länger aus. Entweder, oder! Aut Caesar, aut nihil!

Der Premier (für sich): Jetzt spricht er schon wieder englisch! Da ist nichts zu wollen.

Der Herzog: Ich will Bismarck fragen, ob er sein Gebot noch aufrecht erhält — eventuell lass' ich 50 Procent ab — und dann wieder „königliche Hoheit" — und dann zu Schiff nach England!

Timon d. J.

---

## Die Aufgaben des Schillertheaters.

An die Gründung eines Theaters knüpfen sich regelmäßig der frommen Wünsche gar viele, in tönenden Phrasen fliegt das Lob des neuen „Kunstinstituts" durch das Land, wird besprochen und im Sinne der zielbewußt arbeitenden Reclame geglaubt. Stellen sich später Uebelstände ein, wird der angekündigte Curs gewechselt: die feste Basis ist da, soweit sie sich in deutschen Reichsmark ausdrücken läßt, und die Alles vermögende Macht der Gewohnheit vollendet alsdann das „Geschäft". In dieser Art vollzieht sich in den meisten Fällen eine Theaterschöpfung. Wer von Bühnenzuständen eine klare Anschauung erlangen will, hat deshalb von vornherein von jeder verklärenden Illusion frei zu sein, dafür aber eine starke Dosis jenes unverdorbenen Scharfblickes zu entwickeln, dessen das Mädchen im Märchen vom unsichtbaren Kleid sich rühmen konnte. Auch für das Theater ist von kundiger Hand ein Kleid gewoben worden, das nur in der Einbildung des Publikums Gestalt und Farbe annimmt, im Uebrigen aber in's Nichts zerrinnt.

Um so angenehmer berührt es den Beobachter, sieht er ein Werk entstehen, dem übertriebene schönrednerische Reclame vorläufig fernsteht und das sich fast nur als Product der Nützlichkeit und Nothwendigkeit darstellt: Das Schillertheater. Eben weil hierbei vom falschen, schimmernden Glanz der idealen Phrase Abstand genommen ist, kann es gesunde, triebfähige Keime enthalten, und vielleicht im Stande sein, die Reichshauptstadt zum Sitz einer reformatorischen Thätigkeit in Sachen des Theaters zu machen.

Zwei große Aufgaben haben die an der Spitze des wichtigen Unternehmens stehenden Männer zu erfüllen:

Das ernste Repertoir muß aus Dichtungen, entnommen der deutschen Gefühls- und Denksphäre, zusammengestellt sein, um die Zuschauer emporführen zu können aus der qualmenden Großstadt mit ihren erbitterten politischen und sozialen Parteikämpfen zur lichten, befreienden Höhe des vaterländischen Bewußtseins im umfassendsten Sinne. Den Gegenstand der weiteren Fürsorge bildet die kleine Welt der Schauspieler; sie hat ein Anrecht auf die Theilnahme des Kreises, für den sie ihre Kraft einsetzt.

Die erste Forderung befremdet wohl zunächst, weil scheinbar die üppig und frei wachsende dramatische Literatur durch die schnöde Scheere der Tendenz willkürlich beschnitten werden soll. Man könnte mir einwenden: „Wird dadurch dem Genius nicht eine genau vorgeschriebene Bahn angewiesen, gegen deren Benutzung er sich kraft seiner Natur sträuben muß?" Ei, das klingt sehr gigantisch und ist im Grunde doch nur gedankenlose Rede! „Niemand kann über seinen Schatten springen", lautet das alte Sprichwort, das auch in diesem Falle Recht behält, denn der Dichter steht in der Welt nicht als absolutes Einzelwesen da; sein Seelenleben ist stark befruchtet von dem seiner Zeitgenossen, seiner Zeit und — last not least — der Vergangenheit. Es findet eine stete Wechselwirkung, ein ununterbrochener Austausch statt. Auf die höchste Höhe poetischen Klarblickes und zugleich wahrster Originalität erhebt sich der Poet nur durch das Vermögen, die Welt und im Besonderen seine Zeit von dem Punkt aus zu sehen, an welchem das Herz seines Volkes schlagt. Er muß also deutsch dichten und denken, nur aus der heimathlichen Erde zieht er die Kraft zum künstlerischen Gestalten, die ihn zu begeisterndem Sang anfeuert und je mehr der Dichter sich in seinem Empfinden dem Heiligthum der deutschen Volksseele nähert, um so charaktervoller, um so wahrer wird sein Lied hineinschallen in die breitende Welt.

Eine vaterländische Dichtung in ihren unendlich reichen Ausstrahlungen, die alle lebendigen Fragen in den Zauberkreis ihrer Betrachtung hineinzieht, möchte ich erstehen sehen, im Gegensatz zur kleinlichen, verstandesmäßigen Dramenschriftstellerei. Kleinkramerei ist noch vielfach das Evangelium der „Kunst". Jeder Kärrner bläht sich auf, anstatt dem König das Feld zu räumen, dessen Werk wuchtig in die Zeit hineingebaut ist, weil es das Product einer ganzen Persönlichkeit bildet und daher lebendigstes Leben, weitblickende Größe athmet — weil es durch ehrliche, feste Gesinnung ein Rückgrat hat. Den Bestrebungen unserer Tage fehlt häufig (nicht immer!) dieses Rückgrat. Einseitig der nackten Verstandesbildung folgend, hat sich ein Theil des deutschen Volkes von der Wurzel

seiner Lebenskraft abgewandt, das Gemüth ist, wie seine göttliche Blüthe, die Religion, gestrichen aus dem Geistesleben so Vieler in der Gegenwart; damit ist eine Hülf- und Haltlosigkeit bei Millionen eingekehrt, die jeden Sonnenblick verscheucht und nicht Stand hält dem giftigen, mephistophelischen Hohn und Spott kalter Verstandesmenschen.

Nur Zeiten, die aus Mangel an nationalem Leben — wie die Schiller'sche — sich in die Theorien des Weltbürgerthums verirren konnten, oder Perioden der einseitigen philosophischen Betonung naturwissenschaftlicher Errungenschaften sich hingeben — wie die unsrige — können eine „Kunst an sich" gutheißen und die Tendenz verbannen. Meiner Ueberzeugung nach gibt es eine Kunst, die, wie der Bär im Winterschlaf, aus sich selbst die Lebenskraft saugt, überhaupt nicht; „ganz, scharfkantig muß der Mensch sein", heißt eines Dichters Wahrwort, und ich füge hinzu: Bestimmt erkennbare Ziele muß ein Kunstwerk verfolgen, hat es einen warmblütigen, in der hochaufrauschenden Woge des Lebens kräftig kämpfenden Sohn unserer Zeit zum Erzeuger. Bismarck hat es uns in der Realpolitik gezeigt und „Rembrandt als Erzieher" es klar und scharf ausgesprochen das Gesetz des Individualismus.

Die zweite der ersehnten Wirkungen des Schillertheaters bezieht sich auf den Schauspielerstand, und indem wir hierauf näher eingehen, betreten wir zum Theil wieder das Gebiet practischer Erwägungen. Um eine Verbesserung pecuniärer Verhältnisse handelt es sich bei der von mir gestellten Forderung nicht; die Gründer des Schillertheaters wollen diesen Punkt durch ganzjährige Verträge eliminiren; auch einer Bevorzugung vor anderen Klassen der Bevölkerung soll nicht das Wort geredet werden, da hierdurch der Eitelkeit neue Nahrung zugeführt, und der Schauspielerstand noch mehr in die weichliche Ausnahmestellung gedrängt würde, die ihn noch heute von der Gesellschaft, vom Bürger trennt. Eine Stelle gibt es indessen, an welcher der Künstler wehrlos den leider durch Gewohnheit mächtig gewordenen unglücklichen Zuständen unterliegt, weil er sich nicht selber helfen kann, und hier ist es meines Erachtens eine Pflicht der Humanität für die Leiter des neuen Theaters, helfend einzugreifen, und diese Stelle ist die Contractfrage.

Seit geraumer Zeit wird diese brennendste Frage behandelt auf den jährlichen Zusammenkünften der deutschen Bühnenangehörigen, den Delegirtenversammlungen. Geredet wird dort viel und namentlich „schön", guter Wille ist reichlich vertreten, aber das practische Ergebniß ist fast gleich Null, weil die Schauspieler keine Macht hinter sich haben und nicht geschlossen und disciplinirt genug auftreten, um wenigstens einen moralischen Effect auszuüben. Ihr natürlicher Gegner in dieser Angelegenheit, „der deutsche Bühnenverein", wird stets seinen Willen durchsetzen können, da er sich aus den Directoren, also den „Arbeitgebern" zusammensetzt, die eine erdrückende Capitalmacht darstellen, jederzeit das ungünstige Verhältniß von Angebot und Nachfrage zu ihren Gunsten benutzen können und keine geschäftliche Veranlassung haben, eine für sie so unvergleichlich vortheilhafte, wenn auch haarsträubende mittelalterliche Einrichtung wie die üblichen Verträge fallen zu lassen. Ein Dienstmädchen, das doch schwerlich auf der sozialen Stufe der Künstler steht, ist in Bezug auf seine Rechte, namentlich was die Kündigung anlangt, menschenwürdiger und moderner behandelt, als der Schauspieler. Ich rathe den Männern des Aufrufs zur Gründung des Schillertheaters, soweit sie die aufgezwungenen Gewohnheiten der Bühne nicht kennen, sich ein Exemplar der schon verbesserten sogenannten Bühnen-Genossenschaftscontracte zur Lectüre zu verschaffen, und bin gewiß, daß jeder der Herren die liebliche Paragraphensammlung entsetzt aus der Hand legt mit dem Ausrufe: „An unserem Theater soll mit diesem Zopf aufgeräumt werden." In der That, kann überhaupt Jemand einen Fortschritt zu Stande bringen, so ist es ein Theater, das für solche Neuerung bei seinem Publikum volles, sympathisirendes Verständniß findet, das gleichzeitig von der übrigen Theaterwelt unbeeiflußt leben kann, keinem gewaltsamen Druck von außen her unterliegt und deshalb einzig und allein in der Lage ist, Reformen practisch durchzuführen.

Erfolgreich gestaltet sich eine derartige Neuerung, die ein größeres Achtungsverhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Director und Mitglied, zur Grundlage hat, für's Erste nur, wenn die Wahl des Bühnenpersonals nach wesentlich modificirten Grundsätzen erfolgt. Mit schlechtem Material kann man nicht experimentiren, sollen Maßregeln getroffen werden, welche die Lebensader eines ganzen Standes betreffen, so wird nothgedrungen die Wahl der Persönlichkeiten von größter Wichtigkeit sein. Die Hauptfrage lautet selbstverständlich: „Entspricht das zu engagirende Mitglied unseren künstlerischen Anforderungen?" Damit dürfte man sich aber nicht begnügen; der altersschwache und unlogische Gemeinplatz: „Künstler und Kunstwerk sind von einander unabhängig," muß über Bord geworfen werden und demgemäß der starke Procentsatz derer von einer Anstellung ausgeschlossen sein, die seichten Kopfes und Herzens sich jeder, das mechanische Auswendiglernen der Rollen übersteigenden Arbeit entziehen und als „genial angelegte Künstler" gern im Sumpf waten. An das Schillertheater, insofern es ein Bürgertheater ist, gehören bürgerlich gesinnte Mitglieder; bürgerlich im besten Sinne des Wortes verstanden.

Jeder ernsthaft gesinnte Künstler weiß und beklagt es, daß so erschreckend wenig Männer mit normalem, d. h. bürgerlichem Privatleben und gediegenen Grundsätzen am Theater leben und wird mit mir einer Meinung sein, wenn ich von ganzem Herzen wünsche, daß eine Zeit kommen möge, in der viele sittlich und körperlich kraftlose Gestalten verschwinden, um wirklichen Männern Platz zu machen, für welche die Bühne mehr bedeutet, als ein Unterschlupf und Schutz gegen die solide, festgefugte Welt des Bürgerthums. Gebranntes Haar, wehende Locken und fliegende Künstlermäntel machen den Künstler eben nicht aus, am allerwenigsten aber eine „geniale", oder richtiger ausgedrückt, verlotterte Gesinnung. Wird hier an einer einzigen Stelle nur durchgreifend Wandel geschafft und gründlich mit dem alten Schlendrian gebrochen, daß der Mensch nebensächlich sei, wenn nur das Kunstwerk gut ist, so wäre in Verbindung mit zeitgemäßen Verträgen eine Errungenschaft in der Theatergeschichte zu verzeichnen von großer Tragweite und dem erlauchten Dichternamen „Schiller" eine Ehrung angethan, wie ich sie mir nicht besser und echter denken kann.

Berlin steht im übrigen Deutschland vielfach in dem Rufe, auf dem Gebiete der Kunst keine epochemachenden Strömungen zu zeitigen, jetzt aber ist die Zeit und Gelegenheit da, dieses Vorurtheil zu zerstören: heile der besonnene und dabei kunstverständige Bürger zweckbewußt und energisch den theilweise kranken Organismus der Bühne, gebe er sich selbst ein zukunftsreiches Programm, so werden viele noch in der Masse versteckte, gesund gebliebene Künstler auftauchen, und getragen von glühender Liebe zu ihrer Kunst, in jünglingsfrischer Begeisterung sich um das Schillertheater sammeln.

Gustav Rudolf Lorenz.

---

## Dramatische Aufführungen.

Die Erziehung zur Ehe. Eine Satire in drei Acten von Otto Erich Hartleben. (Neue Freie Volksbühne.) — Erlaubte Sünden. Lustspiel in drei Acten von Ambroise Janvier und Marcel Ballot. (Lessing-Theater.)

Daß die Bühne manchmal eine Kanzel ist, hört der geneigte Leser hier kaum zum ersten Male. Als ein nicht ganz unberühmter deutscher Autor — ich nenne seinen Namen nicht gerne in einem Bericht, darin auch vom Lessing-Theater die Rede sein muß — nun, als Gotthold Ephraim gezwungen ward, seine polemischen Streitschriften einzustellen, warf er sich, nach Aussage aller irgendwie achtbaren Literarhistoriker, der dramatischen Kunst nur deshalb in die Arme, um für seine Ideen von Freiheit und Toleranz das verehrliche Parquet zu gewinnen; und als Herr von Moser neulich wie andere Leute mehr der Jubiläomanie erlag und für seine Lustspiele den ersten Vorschuß auf unsterblichen Ruhm einstrich, konnte man allenthalben gedruckt sehen, daß er im Theater dem verehrlichen Parquet immer Frohsinn und Heiterkeit gepredigt habe. Mit der Kanzel hat's also seine Richtigkeit. Und darum entschloß sich auch Otto Erich Hartleben, seine etwas länglich gerathene Bierrede über die Erziehung zur Ehe von jenen Brettern herab zu halten, die nicht immer die Welt, sondern manchmal den Holzweg bedeuten.

Eine Gesellschaftssatire! Allerhand Achtung! Wir könnten dergleichen gebrauchen. Etwa wie sie in den besseren französischen Lustspiel-Schwänken mit so viel Geist und so viel rücksichtsloser Verwegenheit geübt wird, eine Satire, die nicht nur auf die kleinen Leute und auf kleine menschliche Schwächen gemünzt ist, sondern auch „mit echt herkulischem Muth sich an die Gewaltigen wagt". Wir in Deutschland verstehen uns schlecht auf diese Kunst des Hohlspiegels und Mikroskopes zugleich, die uns scharf sehen lehrt, die nicht, wie Schulmeister sagen, „die Umrisse des Objectes höhnisch verzerrt und durch groteske Uebertreibung wirkt," sondern vielmehr nur ein Theilchen des Objectes, ein paar besonders krankhafte Zellen unter's Glas nimmt und dies Präparat als typisch für den Bau des Gesammtkörpers ausgiebt. Der Satiriker ist der berufene Sittenprediger und der einzige Prophet, dem man in diesem skeptischen Jahrzehnt zu glauben geneigt ist, eben weil er mit lachendem Munde prophezeit; seine größte Kunst besteht darin, bedingte Wahrheit zu sagen, ahnungsvoll zu erkennen und mit grellen Farben zu schildern, wie der Krankheitsprozeß des Objectes sich entwickeln muß, wenn nicht rechtzeitig Heilung versucht wird. Die Satire steht also künstlerisch wie ethisch hoch über der Carricatur, die nur amüsiren und stacheln will, sie ist schon bittere Arznei, und wenn in Deutschland seit einiger Zeit der Anbau gerade politischer und gesellschaftlicher Satire mit erhöhtem Eifer betrieben wird, so mag dies unter anderen als bedeutsames Zeichen dafür gelten, daß die Reaction wider die Krankheitsstoffe im sozialen Organismus stark genug geworden ist, um berechtigte Hoffnungen auf Gesundung rege zu machen.

Die Satire bildet sich ein, sie könne 'was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren, sie sucht ihren Beruf darin, und so ist es nur folgerichtig, wenn sie auch von dem mächtigsten und wirksamsten Ausdrucksmittel der modernen Literatur, vom Drama, Besitz zu ergreifen trachtet. Sie vermag selbst in's Trauerspiel einzudringen und dort starke Wirkungen zu erzielen; aber ihr eigentlicher Platz wird immer der sein, den der Triumphator Aristophanes und seine großen Nebenbuhler ihr anwiesen: in der tollen, alle Schranken sprengenden, athenienſischen Komödie. Hier allein kann sie ihre ganze, ungeheure Schlagkraft entfalten. Otto Erich Hartleben aber, seinen Schwanktalenten nicht ohne Fug mißtrauend, hat uns statt einer verrückten Decadenzposse eines jener Wechselbälge beschеert, für die der „originelle" Untertitel erfindende Hauptmann die ganz thörichte und mit Bezug auf den Kollegen Crampton doppelt thörichte Bezeichnung „Komödie" austüftelte; darunter versteht man jetzt Stücke, die zu einem Drittel Schwankmotive, zum anderen Drittel Ansätze zum Charakterlustspiel, zum letzten Drittel tödtliche Langeweile enthalten. Herr Hartleben hat sich alle Freiheiten des Possendichters genommen, hat großmüthig darauf verzichtet, uns mit einer geordneten oder ausreichenden Handlung zu belästigen, hat unmögliche Caricaturen in

Bewegung gesetzt und sie einen theilweis unmöglichen, mit verbrauchten Witzen gespickten Dialog herunterhaspeln lassen; er hat uns aber dafür nicht gegeben, was wir vom Schwankdichter verlangen: überschäumende Lustigkeit. Seine Satire fliegt nicht, sondern kriecht; sie hinterläßt am Boden eine schleimige Spur. Sein Humor ist pedantisch, schwerfällig, trüb; er stellt sich oft zu spät ein und verletzt dann.

Hartleben will die Sünden der Bourgeoisie geißeln, die die reine Leibesblüthe ihrer Kinder bricht, ihre Seelen vergiftet und stumpfe, abgewirthschaftete Menschen in die Ehe schickt. Er repetirt uns in langem Cursum alle schneidenden Wahrheiten, die wir an anderer Stelle, auch von dem Universalphilosophen Nordau schon, gegen moderne Heirathen gehört haben. Er spricht keineswegs uninteressant, und wohlthuend bricht da und dort zwischen den erkünstelten Cynismen jugendliches Feuer kraftvoll hervor. Da läuft manche Feinheit mit unter, die freilich nur den Leser erquickt, während sie auf der Bühne dumpf verhallt; da fällt manch' schönes Wort, das wenigstens auf Secunden mit den unverzeihlich schweren Fehlern des Werkes versöhnt. Aber als Bühnenarbeit verdient es den Tod sans phrase. Frau Günther will ihren Hermann und ihre Suse zur gutbürgerlichen Ehe erziehen. Sie hat nichts dagegen, daß der äußerst robuste Bengel sich vorher gehörig austobt, das ist ihrer Meinung nach sogar gut für die spätere Ehe; aber er soll keinen Skandal veranlassen, sich nie länger als ein halbes Jahr lang mit einer ewigen Liebe befassen und Gefälligkeiten immer mit baarem Gelde, nie mit dem Herzen bezahlen. Fräulein Suse, ein ganz ausgewachsenes Dämchen, soll dagegen nicht 'mal wissen dürfen, daß es überhaupt „Geliebte" auf der Welt giebt. Wahrscheinlich ist ihr auch unbekannt, daß ungefähr die Hälfte aller Menschen keine Corsetts trägt und in Beinkleidern auf der Straße spazieren geht. Diese unglückliche Suse-Satire, die dazu noch in einer immerhin möglichen Scene aufsteigt, mag gleich jetzt zeigen, wie wenig Hartleben Caricatur und Satire zu scheiden weiß. — Hermann lebt mit Meta Hübcke, einem zweiten Aufguß der entsetzlichen Hannah Jagert, zusammen; durch Angeberei kommt die Mutter hinter seine Idylle und läßt sofort telegraphisch den Onkel aus Sachsen nach Berlin rufen, damit er ihrem Sohne den Kopf zurecht setze. Die kernige Dame würde mit dem waschlappigen Bengel, der seine Meta gleich beim ersten mütterlichen Ultimatum aufgiebt, sehr leicht selber fertig; aber der sächsische Onkel ist im Drama von Nöthen; sonst könnte Herr Hartleben eine hübsche Sammlung kleiner Bourgeois-Frivolitäten nicht an den Mann bringen, hätte keinen dritten Act und keinen „humoristischen" Sachsenspießer mit Pirna-Dialekt. — Meta wirft sich, wie das eine berechtigte Eigenthümlichkeit aller freien und klaren Mädchenseelen ist, zehn Minuten nach Hermann's Abgang in die Arme eines gutmüthigen Junkers, desselben, der schon bei Hannah Jagert eine so alberne Rolle spielen mußte; Herr Hartleben nennt diese Meta Buchhalterin, irrt sich aber, die freie Seele ist vielmehr Kellnerin und servirt im Café New-York. Nachdem sie sich im zweiten Act getröstet hat, knüpft ihr entlassener Geliebter mit dem entlassenen Stubenmädchen seiner Mutter ein Techtelmechtel an, wobei es zu wahrhaft betrübsam humorvollen Scenen kommt; der liebe Onkel aus Sachsen nimmt leider auch Theil, und dies ist der Komödie dritter Aufzug.

Was dem — wie gern anerkannt sei — ganz wider Hartleben's Gewohnheit fleißig durchgearbeiteten Werk jeden Bühnenerfolg versperren wird, das ist die unselige, enge Verquickung der Satire mit trockener Nüchternheit, das wirre Durcheinander köstlicher Finessen und plumper Rohheiten. Will man solche Zerrbilder, wie diese widerliche moralische Unholdin, die Frau Günther, durch sein Stück laufen lassen, so müssen nothwendig alle anderen Personen mit demselben Griffel gezeichnet werden, nicht aber dürfen wie hier wirkliche, lebendige Menschen neben ihr auftreten. Das erzielt eine schauerliche, unkünstlerische Disharmonie. Es ist eine unverzeihliche Geschmacklosigkeit, und Hartleben versündigt sich schwer an sich selbst, wenn er einem so unmöglichen Monstrum einen so wundervoll realistischen Typ gegenüberstellt, wie es dieser aus dem Großstadtboden mit allen Wurzelfäserchen in die Komödie hineinversetzte Hermann Günther ist. — Der Riß im Stücke zeigt sich überall und läßt keine einheitliche Wirkung aufkommen. Herrn Hartleben macht der Berliner Dialekt mit seinen witzigen Schnoddrigkeiten Spaß, und er wendet ihn gern an; statt aber nur eine der einzelnen Personen damit zu charakterisiren und zu beleuchten, läßt er sie in seiner Hilflosigkeit alle in diesem Jargon sprechen oder denken. Die Damen gebrauchen zwar die scherzhaft groben Gemeinplätze und die verstaubten Sterotypscherze des „echten" Berliners nicht, womit uns die Herren des Stückes traktiren, ebensowenig das den Dialog „geschmeidig machende": siehste, verstehste, i nu ne; aber ihre Ausdrucksweise an sich steht auf keinem höheren Niveau. Dadurch kommt eine ganz unrealistische Eintönigkeit in das nur scheinbar dem Leben abgelauschte Gespräch; jeder redet so, wie Herrn Hartleben hier in Berlin der Schnabel gewachsen ist; von Abstufungen und Unterscheidungen ist nirgendwo die Rede. Die Mannstädt, Ernst und Treptow, Herrn Hartleben überhaupt an Bühnengeschicklichkeit riesenhaft überragend, lassen sich dergleichen faux-pas in ihren Schandpossen nie zu Schulden kommen.

Sardou hat neulich anschaulich und reizvoll erzählt, wie er, dem man anfangs alles dramatische Talent absprach, zur Meisterschaft gelangte und der größte Routinier der Welt geworden ist; an ihm, der fünfzig Stücke geschrieben hatte, ehe er eines zur Aufführung einzureichen wagte, mögen sich unsere jungen Poeten ein Beispiel nehmen. Wie Sardou arbeiten die Pariser Autoren fast alle, arbeiten aber bei uns nur Sudermann und Fulda; es ist nicht allein höhere Begabung, was sie überlegen und groß macht, höherer Fleiß, höhere Gewissenhaftigkeit beim Schaffen ist es.

Als so ein sauber ciselirtes Bijou gallischer Herkunft präsentiren sich auch Janviers und Ballots „Erlaubte Sünden" (amants légitimes), ein Lustspiel genannter, derber Schwank der Bisson-Blum'schen Schule. Nicht die Originalität und Findigkeit der Autoren überrascht, sie arbeiten im Gegentheil oft mit verbrauchten Mitteln, mit Theaterbriefen, bergenden Vorhängen ꝛc.; aber die Sauberkeit ihrer Arbeit sichert den Sieg. Wunderhübsch ist die ansprechende Idee entwickelt: Vicomte und Vicomtesse Puyssec lechzen darnach, die von der gesetzeskundigen und sparsamen Schwiegermutter fast unantastbar sicher gestellte Mitgift des Frauchens in die Hände zu bekommen; dies ist aber nur möglich, wenn das verliebte Paar sich scheiden läßt, nur dann hat Madame freies Verfügungsrecht über ihr Geld. Man beginnt also die lustige Scheidungscomödie zu spielen, haßt und schmäht sich offiziell und genießt insgeheim all die entzückend sündigen Wonnen „illegitimer" Liebe. Nachdem aber die Schwiegermutter den Betrug aufgedeckt hat, bringt der Herr Vicomte durch verhängnißvolle kleine Dummheiten die Frau Vicomtesse dahin, daß sie nun allen Ernstes Scheidung verlangt. Jetzt aber glaubt natürlich niemand mehr an die Aufrichtigkeit der Scheidungsgelüste der einmal Ertappten. Um dies Centrum wirbelt eine Unmenge geistvoller oder doch komischer Einfälle, wirbeln fein ersonnene Figuren, echt Pariser Fabrikat: neben dem wahnsinnig verschwendenden, immer geldbedürftigen und ausgeplünderten jungen Edelmann des Papa Graf, der alle Vierteljahre einmal, wenn er seine Pension ausbezahlt erhält, als großer Herr lebt, dann durch Borg seine Existenz fristet, aber immer der hochelegante Gentleman bleibt und die eben gepumpten Louis'dor einem hübschen Kammerkätzchen für eine Rose in die Hand drückt. Dann der Pseudoaristokrat, die Blüthe der Finanz, der seine adligen Vorbilder nie erreicht und immer der für die fine fleur des Lebens verständnißlose Plebejer bleibt; Fannoche Langlois, die Ausgehaltene, ein Ideal göttlicher Dummheit und kostbarer Beschränktheit — nur leider von Fräulein Wagen's Mißverstand als dumme Bauerntrutsche erfaßt und alles komischen Reizes entkleidet. — Das Vaudeville amüsirte hauptsächlich durch die Einblicke, die es in die Märchenwelt der pschütten Pariser Bohème gewährt, durch die übersprudelnd lustige und doch so diskrete, wahrhaftige Schilderung dieser Welt. Vergleicht man mit Janviers so lebensvollen und drastischen Bildern die uns von deutschen Vaudevillisten — z. B. jüngst von Kohlrausch — gebotenen Schilderungen, so — — nein, so thut man besser, jeden Vergleich zu unterlassen!

---

# Offene Briefe und Antworten.

## Nochmals Margarine.

In Ihrer Nr. 35 bringen Sie einen Artikel über den Besuch meiner Berliner Geschäftsfreunde in meiner hiesigen Margarinefabrik. Die darin mitgetheilte Rede, welche ich beim Frühstückstisch an meine Besucher gehalten haben soll, ist vollständig erfunden, ich habe nur eine kurze Ansprache gehalten und für den Besuch gedankt, aber kein Wort über Politik gesprochen.

Ich bitte Sie, diese Mittheilung in der nächsten Nummer Ihrer Zeitschrift aufnehmen zu wollen.

Altona-Bahrenfeld.

Hochachtend

A. L. Mohr.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen, sowie bei Einsendung des Betrages direct von der Verlagshandlung zu beziehen:

# Das Laster.

Roman
von
**Friedrich von Stein.**

Preis broch. ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—

Das vorliegende Werk ist ein sozialer Roman im besten Sinne des Wortes. Der überaus scharf beobachtende (pseudonyme) Verfasser, der der höchsten Aristokratie angehört, schildert das Pariser Leben in farbenprächtigen und ungemein anschaulichen Bildern. Im Mittelpunkt des Gemäldes steht ein Freundestrio, von denen jeder auf seine Weise die Menschheit von den sozialen Schäden zu befreien sucht, und eine Frauengestalt, die, in Luxus und Wohlleben verkommen, in die niedrige Sphäre sinnlicher Leidenschaften herabsinkt. Er führt den Leser durch die Salons der Aristokratie und der höheren Halbwelt, in die Arena der Athleten und in die Dachkammer eines sonderbaren modernen Diogenes, aber immer bleibt seine Darstellung bei aller Wahrheit des Kolorits streng dezent. „Das Laster" ist ein hochinteressantes und spannendes Werk.

**Neuere Dichtungen von August Sturm:**

„**Lied und Leben**", Gedichte, Hamburg, Verlags-Anstalt.

„**Donat**", Drama, ebendaselbst.

„**Merlin**", Epos. Köhler, Gera-Untermhaus.

Soeben erschienen:

„**Reinhard Frei**", Schauspiel aus der Gegenwart. Naumb. a. S., Schirmer.

Im Verlage von **Ernst Asser, Strehlen** in Schles. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Brief Pauli an die Philipper**
in Bibelstunden
von
**Ernst Albertz,**
Pastor in Strehlen i. Schles.

Gr. 8°. 11 Bogen stark. Preis geheftet Mk. 2.—, in Original-Leinenband Mk. 3.—.

**Das geläufige Sprechen**

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

**Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,**
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

☞ *Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Leben
# Theodor von Bernhardis.

**Erster Theil:**
**Jugend-Erinnerungen.**

Mit einem Bildnis der Geschwister Tieck.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 4.50. Elegant in Halbfranz gebunden: ℳ 7.—.

Bernhardis autobiographische Hinterlassenschaften umfassen zwei von einander wesentlich unterschiedene Aufzeichnungen: eine summarisch gehaltene (während der fünfziger Jahre niedergeschriebene) **Kindheitsgeschichte,** welche die Jahre 1805 bis 1818 umfaßt, und eine Sammlung von **Tagebüchern,** die von der Mitte der vierziger Jahre bis in die letzte Lebenszeit des Verfassers reichen; dieselben werden ungefähr 6 Theile umfassen und in rascher Folge erscheinen. Jeder Theil ist einzeln käuflich.

## Für nach Italien Reisende.

# Italienischer Salat.

Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen
von
**Oscar Justinus.**

220 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

**Vossische Zeitung.** Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.

**Berliner Tageblatt.** Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.

**Berl. Local-Anzeiger.** Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.

**Norddeutsche allgem. Zeitung.** Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.

**Leipziger Tageblatt.** Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch erfunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

**Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.**

# Führer durch Wagner's Opern!

*Soeben erschienen:*

## Der Führer durch die Oper

**des Theaters der Gegenwart:** Text, Musik und Scene erläuternd.
Von **Otto Neitzel.**

I. Band. Deutsche Opern. 3. Abtheilung:

## RICHARD WAGNER's OPERN.

21 Bogen gr. 8°. Geh. M. 4.—, fein geb. M. 6.—.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsenduug des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Inhaltsanzeigen und Besprechungen der früheren Bände, sowie des „Führer durch den Konzertsaal" von *Prof. Dr. Kretzschmar,* auf Wunseh umsonst und postfrei.

Verlagsbuchhandlung von **A. G. Liebeskind**
in **Leipzig,** Poststrasse 9/11.

# Die Gegenwart 1872—1888.

**Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

**Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 30. September 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Schlüssel zur Volkswirthschaft. Von K. Schott. — Religion und Kirche. Von Ludwig Jacobowski. — **Literatur und Kunst:** Rudolph von Gottschall. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Ludwig Fürst. — Der Mysticismus in der modernen englischen Literatur. (H. Rider Haggard.) Von Ernst Heilborn. — Alexei Nikolajewitsch Apuchtin. Von Gustav Karpeles. — **Feuilleton:** Die Gehaltszulage. Von Albert Miller. — **Aus der Hauptstadt:** Le roi me reverra. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Schlüssel zur Volkswirthschaft.

Von K. Schott.

Die Volkswirthschaft ist eine durch und durch practische Wissenschaft, oder sie muß es wenigstens sein, wenn sie einen Werth beansprucht, wenn sie Wirklichkeiten behandeln will und nicht Trugbilder. Von den Thatsachen muß der Volkswirth ausgehen, um sie erklären zu können. Es hilft nichts, wenn der Eine gegen den angeblich zu hohen Unternehmergewinn donnert, ein Zweiter die zu hohe Grundrente als den Grund alles Uebels bezeichnet, ein Dritter in zu hohem Kapitalzins das Unheil erblickt, ein Vierter endlich über zu hohe Arbeitslöhne klagt. Verfolgt man einen volkswirthschaftlichen Irrthum bis auf seine letzte Wurzel, so gelangt man fast immer zu der Entdeckung, daß er dem mangelhaften Verständniß des Kapitalzinses entspringt. In der That ist der Kapitalzins bei Weitem die härteste aller Nüsse, die in der Volkswirthschaft zu knacken sind, und die größten, scharfsinnigsten Männer haben sich hier in den merkwürdigsten Irrgängen und Trugschlüssen bewegt.

Alle anderen Erscheinungen sind verhältnißmäßig leicht zu erklären, am einfachsten der Arbeitslohn. Denn der Lohn, auch wenn er in Baargeld ausgezahlt wird, ist gewissermaßen immer Naturrallohn, da das Geld die Stelle der Waare vertritt und selbst Waare ist. Waare aber ist erstarrte Arbeit, so wie umgekehrt die Arbeit nur Werth hat, insofern sie einen Werth, eine Waare hervorbringt, wie am einfachsten an der Akkordarbeit zu erkennen ist. Beim Arbeitslohn findet also stets ein Waarentausch statt, oder, was dasselbe ist, ein Arbeitstausch. Daß also jede Arbeit ihren Lohn will, folgt aus dem allgemeinen Satze, daß kein Dienst ohne Gegendienst, keine Leistung ohne Gegenleistung, keine Arbeit ohne Gegenarbeit erfolgt.

Von Unternehmergewinn kann man nur bei solchen Arbeiten reden, wo die Möglichkeit nahe liegt, daß trotz alles Fleißes und selbst trotz aller Genialität große Mißerfolge eintreten, also die Arbeit sehr schlechte Früchte trägt. Da liegt es auf der Hand, daß diesen Gefahren gegenüber auch glänzende Aussichten auf das Doppelte und Dreifache der durchschnittlichen Früchte winken müssen. Denn an Arbeiten, die im günstigsten Falle nur einen mäßigen Durchschnittsertrag liefern, wagt sich freiwillig kein denkender Mensch. Alle Tantièmen sind Unternehmergewinne. Wer theils auf festes Gehalt, theils auf Tantième angewiesen ist, der empfängt theils Arbeitslohn (im engeren Sinne), theils Unternehmergewinn.

Bodenrente ist der jährliche (durchschnittliche) Ueberschuß des Ertrages eines Grundstückes über sämmtliche Arbeitslöhne, die etwaige Mitarbeit des Nutznießers eingeschlossen, also der Reinertrag. Das klarste Bild gewinnt man, wenn der Bodenrentner in einem anderen Welttheil lebt und sich seinen Ueberschuß, die Differenz zwischen Ertrag und Arbeitslohn, von Zeit zu Zeit senden läßt, ohne mitzuthun. Nicht zu verwechseln mit der Bodenrente ist der Bodenpreis. Denn die Bodenrente kann steigen, während gleichzeitig der Bodenpreis sinkt, und umgekehrt. Während die Bodenrente etwas sehr natürliches ist, da der Nordpol niemals Bodenrente liefern wird, und die Ecke der Friedrichstraße Unter den Linden noch lange lange „unnatürlich" hohe Miethen liefern wird, so ist der Bodenpreis ein sehr merkwürdiges Ding. Jedes Grundstück nämlich, wenn es auch nur 25 Mark jährlichen Reinertrag liefert, stellt von Natur einen unendlich hohen Werth dar, nicht nur theoretisch, sondern practisch. Heute freilich wird kein Mensch 5000 Mark dafür zahlen wollen (es müßte denn in großstädtischer Baustellenspeculation sein, wo aber die zukünftige Bodenrente mitbezahlt wird), aber dennoch hat es schon nach 400 Jahren baare $400 \times 25 = 10{,}000$ Mark eingebracht.

Theoretisch würde die Summe nicht unendlich groß sein, da man nur bis zum Untergang der Welt rechnen darf. Nimmt man diesen nach zwei Millionen Jahren an, so wäre der wahre Werth jenes Grundstücks = 50 Millionen Mark. Daher sollte man zunächst meinen, ein Eigenthümer würde es nicht unter dieser Summe abgeben. Verkaufe er es aber gar für 10,000 Mark, so verkaufe er gewissermaßen die Erstgeburt um ein Linsengericht. Verpachtet der Eigenthümer sein Land, so wird er vom Pächter jährlich 25 Mark fordern, und endlich Rückgabe des Landes. Denn das Land gibt das Mehr von 25 Mark von selbst jährlich aus sich heraus, ohne dadurch kleiner zu werden.

Wir wollen hier einmal nur den Zusammenhang der Thatsachen ergründen, ohne auf die Frage der Gerechtigkeit Rücksicht zu nehmen. Wenn ein Theil der Menschen aus Grundbesitz jährlich 25 Mark bezieht, ein anderer Theil aber ohne Grundbesitz ist, so liegt darin thatsächlich eine gewisse Ungerechtigkeit, und es wäre der Billigkeit entsprechender, wenn lieber Jeder jährlich 12 Mark 50 Pfennig aus einem halb so großen Grundstück bezöge. Doch davon sei hier gänzlich abgesehen. Es wäre nicht undenkbar, daß ein Land von zwei Kasten bevölkert wäre, die von Natur geschieden, also physisch unfruchtbar bei Mischehen wären! Wenn nun die eine davon entschieden höher steht, auch die niedere mit ihrem Loose

durchaus zufrieden ist, so müßte man einen Prinzipienreiter unnatürlicher Gleichmacherei geradezu in's Irrenhaus stecken.

Wie kann es nun aber geschehen, daß Land für eine Summe käuflich ist, die kaum die Bodenrente weniger Jahrzehnte erreicht? Hält man etwa den Untergang der Welt schon nach so kurzer Zeit am wahrscheinlichsten? Nein, sondern man erwartet, daß das Kapital der Kaufsumme durch Ausleihen Zinsen und Zinseszinsen bringen soll. So soll die Natur sogar noch übertrumpft werden. Denn das Kapital kann bekanntlich immer mehr anwachsen, wenn man die Zinsen „zum Kapital schlagen" läßt. Aber das Land bleibt sich nur gleich, es wächst nicht. Selbst wenn ich die jährlichen Ernten unverzehrt lasse, so — verfaulen die Ernten. Nur mit großem Aufwand und Schaden kann man die Ernten theilweis in „Conserven" umwandeln und aufspeichern, aber auch das nur für eine sehr beschränkte Anzahl von Jahren. Niemals ohne großen Verlust! Will ich die 1000 Mark, die in 40 Jahren die Bodenrente von 25 Mark einbringt, wirklich genießen, so muß ich die Früchte annähernd so genießen, wie sie wachsen. Bei einigen Sachen, die besonders leicht verderben, tritt das am meisten hervor, im Grunde bleibt es überall wahr. Oder gibt es wirklich Dinge, die umgekehrt von der Natur die Eigenschaft haben, sich zu verbessern, ihren Werth von selbst mit der Zeit zu mehren? Allerdings eine unreife, schlechterdings noch ungenießbare Kirsche wird in wenigen Tagen ganz von selbst eßbar, wunderschön schmackhaft. Man wäre sehr thöricht, wenn man die Kirsche im unreifen Zustande sich herunterquälen wollte. Aber es wäre ein schmachvoller Rechenfehler, wenn man auf ähnliche Fälle den Kapitalzins begründen wollte! Denn — sind unreife Kirschen etwa einen Pfennig billiger als reife? Nein, durchaus nicht! Die unreifen Kirschen, natürlich am Baume gekauft, kosten genau so viel als die reifen, sobald man die Gefahr der Vernichtung durch Hagelschlag u. s. w. in Abrechnung bringt. Hält der Kirschbaum in Folge ungünstigerer Witterung nicht das, was die unreifen Kirschen versprachen, so muß der Händler die reifen Kirschen sogar viel billiger abgeben als er die unreifen am Baum gekauft hatte! Die Verkennung dieses Sachverhaltes beruht auf einer groben Gedankenlosigkeit, wie sie nur bei kleinen Kindern vorkommen sollte, die thatsächlich die Früchte unreif von den Bäumen essen.

Kurze Zeit nach der Reife werden nun die Früchte überreif, faulig und schimmelig. Jetzt verlieren sie natürlich wirklich an Werth, weil der richtige Zeitpunkt (zum Verspeisen) verpaßt und unwiderbringlich verloren ist. Aehnliches gilt mehr oder weniger von allen Waaren. Der wahre Werth einer Waare ist ihr Genußwerth im Höhepunkt, im günstigsten Augenblick zum Consum (Verbrauch). Vorher ist die Werthzunahme nur scheinbar, denn die Waare hat auch vorher schon den höchsten Werth, da sie ja eben nur für diesen Augenblick von Natur bestimmt ist. Erst der vorzeitige Genuß (durch Thorheit) kann sie entwerthen.

Nicht minder unverständig ist die Begründung des Kapitalzinses durch gewisse Weinsorten, die lange Jahre lagern und immer besser werden. Denn wenn hier wirklich der alte Wein theurer ist als der junge, so hat das umgekehrt eben in dem Kapitalzins erst seinen Grund! Wäre der Zins nicht, so würde der älteste Wein nicht im mindesten theurer als der jüngste. Ja, es ist sogar schade, daß heute mancher Wein zu jung getrunken werden muß, weil eben die Kapitalzinsen den besser schmeckenden älteren zu theuer machen.

Ergötzlich ist auch die Naivität, wenn man behauptet, daß Kapital wachse deshalb, weil man sich dafür ein Paar Kühe und Pferde kaufen könne, und aus diesen Paaren allmählich durch Fortpflanzung ganze Legionen würden. Daher müsse Jeder für geliehenes Kapital Zinseszinsen zahlen, oder nach gewisser Zeit ein Vielfaches zurückzahlen, weil er ja Viehzucht damit treiben könne! — Wirklich? Bei Ratten, Mäusen, Läusen und dergl. findet solche natürliche Vervielfachung wohl statt, aber vermehren sich auch die Hausthiere „von selbst"? Leider nicht im mindesten! Kuh und Roß wollen ihr Futter, ihren Kuhjungen und Stallknecht, ihre Behausung, ihren Grund und Boden, endlich auch ihren Thierarzt u. s. w. Verdoppelt sich das Rindvieh, so multipliciren sich alle Rechnungen mit zwei. Vermehrt sich aber mein Vieh sehr stark, so habe ich sogar Schaden, da dann der Viehpreis in meiner Gegend so sehr heruntergedrückt wird, daß ich besser gethan hätte, irgend eine andere Beschäftigung zu betreiben.

Der Boden beibt sich ewig gleich, alle Waarenwerthe vermindern sich sogar schnell und unaufhaltsam bis auf Null, wie kann also ein „Kapital" anwachsen? Offenbar nicht, weil ich Feldfrüchte oder Hausthiere dafür kaufen kann, denn die Kirsche kommt in den Magen und das Pferd zum Roßschlächter. Wenn ich aber den Kirschkern zuvor gepflanzt habe, oder die Kuh habe kalben lassen, so ist dazu Grund und Boden erforderlich, der neue Kirschbaum und der neue Stammbaum kommen nicht etwa „von selbst". Der Boden aber ist durch das Kapital an sich nicht käuflich, sondern erst durch die Zinseszinsen des Kapitals. Man muß sich also hier hüten vor Cirkelschlüssen. Aber selbst wenn man für ein Kapital Boden bekommt, so wächst der Boden keineswegs, er erhöht auch seinen Jahresertrag nicht, und es steht nicht einmal in meinem Belieben, die Erträge für die Zukunft aufzuspeichern. Ja selbst wenn das gelänge, so wären dies offenbar erst einfache Zinsen, während das Kapital Zinseszinsen bringt. Welcher riesige Unterschied das ist, dürfte bekannt sein, denn aus 1000 Mark werden zu 5 Procent in 200 Jahren 11,000 Mark bei einfachen Zinsen, bei Zinseszinsen aber 26,534,000 Mark!

Danach scheint das Kapital in der That eine Erfindung zu sein, die alle anderen überflügelt, und selbst die großartigsten physikalischen und chemischen Entdeckungen weit in Schatten stellt. Was brauchen wir Elektricität, wenn wir so im Golde schwimmen, und ganz von selbst schon immer reicher werden? Das Deutsche Reich, das jetzt eine Milliarde Schulden hat, könnte kurz entschlossen mal ein einziges Jahr lang die „Steuerschraube" scharf anziehen und eine Extra-Kopfsteuer von 20 Mark ausschreiben. Das gäbe gerade eine Milliarde. Die würde 200 Jahre auf Zinseszinsen gelegt und ergäbe dann ein deutsches Reichskapital von 26,534 Milliarden. Die würden dann „getheilt" unter die 200 Millionen Einwohner, die Deutschland im Jahre 2093 hat, und jedes Kind erhielte 132,670 Mark, eine Summe, die genügt, um für ewig das goldene Zeitalter anbrechen zu lassen. Jeder hat dann nichts weiter zu thun, als in eitel Wonne zu schwimmen und sich den Magen nicht zu verderben.

Offenbar ist ein solcher Reichthum undenkbar, und besonders ist es undenkbar, daß er sich aus einer einzigen Milliarde von selbst und von Natur entwickeln sollte. Nur wenn der Grund und Boden Deutschlands sich gleichzeitig multipliciren ließe, wäre Platz da für die wachsenden Viehherden und für das wachsende Saatkorn. Aber wohlgemerkt, auch die Menschen müßten sich entsprechend vermehren, denn das Hausthier allein thut es noch nicht, sondern jedes Hausthier braucht eine gewisse Aufsicht. Denkbar wäre dann nur, daß der Reichthum mit der Zahl der Einwohner wächst, aber nur so, daß auf den Kopf der Bevölkerung keine erheblich größere Werthsumme kommt. Ausnahmsweise und zeitweise kann dieser Fall wirklich eintreten bei der Besiedelung neuer Colonien.

In welcher Weise würden sich die nächsten Wirkungen äußern, wenn irgendwie eine größere Summe zurückgelegt würde, entweder vom Staate oder von der großen Mehrzahl der kleinen Leute? Die Sparkassen würden bald überschwemmt werden, die Hypotheken würden von den Grundbesitzern gekündigt werden, um andere von niederem Zinsfuß dafür aufzunehmen, und nicht viele Jahre, jedenfalls nicht viele Jahrzehnte würden darüber hingehen, bis man sich zunächst auf 1 Procent und immer kleinere Bruchtheile eines Procentes jährlich hinuntergehandelt hätte. Es würde endlich gar keine Möglichkeit mehr geben, sein Geld zinstragend irgendwo unterzubringen, d. h. die Möglichkeit würde insofern wohl da sein, als durch die Unzufriedenheit mit dem niedrigen Zinsfuß die gewagtesten Unternehmungen in's Leben gerufen werden, aber ein wirklicher Vortheil wäre nicht dabei, weil viele davon mit Verlust arbeiten müßten und auch die besten nur geringe Gewinne abwerfen könnten. Aber sichere Anlage wäre unmög-

lich, und die Vormundschaftsgerichte kämen in arge Verlegenheit. Auch durch Landkauf könnte man sich nicht mehr helfen, einfach weil Niemand mehr Land verkaufen will. Der Boden wird unbezahlbar, sobald das Geld seine Zinskraft verliert, während der Boden seine Fruchtbarkeit niemals verlieren kann.

Ist der Kapitalvorrath sehr groß, so sinkt der Zinsfuß und zugleich der Arbeitslohn. Denn es ist Ueberproduction vorhanden im eigentlichen Sinne des Wortes, so daß Betriebseinschränkungen, Arbeiterentlassungen u. s. w. stattfinden. Man zehrt von den Vorräthen. Wollte man noch viel arbeiten, so geschähe es weniger für den Magen, der schon genug hat, als für den Zahn der Zeit. An sich sind solche Zeiten der Ueberproduction die schönsten Zeiten, die man sich denken kann. Daß sie gleichwohl heute als „Krisen" berüchtigt sind, liegt nur an dem schrillen Mißverhältniß der Gütervertheilung. Hätten wir annähernd gleich viel, so wäre die Folge der Ueberproduction nur ein angenehmes Schlaraffenleben. Jeder, statt entlassen zu werden, entließe sich selbst für eine Zeit lang von einem großen Theil seiner Arbeit und machte Ferien, und die „Stellenlosigkeit" würde ihm ebenso wenig Sorgen machen wie einem Rentier, der sich zur Ruhe gesetzt hat. Heute muß der Arme zittern, wenn die Reichen so satt sind, daß sie seiner Sklavendienste nicht mehr bedürfen.

Je weniger Kapital vorhanden ist, um so höher steigt der Zins, und zugleich ist auch der Arbeitslohn sehr hoch. Je weniger schon da ist, um so mehr kann noch gearbeitet werden.

Der alte große Irrthum der Nationalöconomie lag auch darin, daß der niedrige Zinsfuß hohe Arbeitslöhne bringen sollte, während in Wahrheit der niedrige Zinsfuß den Arbeitslohn erniedrigt, weil der niedrige Zins allemal höherem Zinseinkommen und größerem Kapital entspricht! Je mehr Waarenwerthe an das Kapital fließen, um so weniger bleibt natürlich für den kapitallosen Arbeiter übrig. Ist aber der Arbeiter zugleich Kapitalist in einer Person, so ist der niedrige Arbeitslohn für ihn eine große Annehmlichkeit, weil er in Wahrheit nur viel freie Zeit für ihn bedeutet, und trotzdem größeres Einkommen als in arbeitsreicher Zeit, die dem Kapitalmangel entsprang, so daß trotz des hohen Arbeitslohnes das Gesammteinkommen doch geringer war.

Die vervielfältigenden Naturkräfte der Hausthiere und Culturpflanzen können als Kapitalzinsen nur ganz ausnahmsweise zur Geltung kommen, nämlich in neuentdeckten Ländern, wo der Urwald erst in Culturland umgewandelt wird. Sonst ist das natürliche Maximum an Kapital schon vorhanden, und bei gleicher oder annähernd gleicher Vertheilung müßte jede das Mittelmaß übersteigende Sparsamkeit sofort einen negativen Zinsfuß zur Folge haben, weil sich jedes Arbeitserzeugniß, auch wenn es nicht gleich benutzt wird, von Natur abzunutzen beginnt. Die einzige Ausnahme, der Boden, kann nicht erspart werden, weil er schon da ist.

Der Kapitalist ist immer frei, der kapitallose Arbeiter immer unfrei. Das Kapital ist in verhältnißmäßig wenig Händen angehäuft, daher bringt es Zinsen, woran bei annähernd gleicher Vertheilung gar nicht zu denken wäre. Ein Haus können sich die meisten Menschen nicht bauen oder kaufen. Daher müssen sie eine Wohnung miethen, wenn sie nicht bei Mutter Grün logiren wollen. Angenommen, das Häuschen kostet 10,000 Mark, die jährliche Abnutzung durch das Bewohnen kostet 150 Mark. Trotzdem kostet die Jahresmiethe nicht 150, sondern 550 Mark. Woher kommen die 400 Mark Unterschied?

Wenn wir gewissen Nationalöconomen glauben dürften, so käme es daher, daß kein Kapitalist sein Kapital (Haus) hergeben würde, wenn er nicht außer der Entschädigung für die Abnutzung noch eine besondere Summe, den Zins, erhielte. Untersuchen wir einmal diese Frage bei Licht. Richtig ist allerdings, daß jeder Hausbesitzer mit seinem Haus das thut, was ihm am meisten Vortheil und am wenigsten Schaden bringt. Nun hat er offenbar die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: 1) die Wohnung leer stehen lassen, 2) sie vermiethen. Ist das Haus unbewohnt, so wird es nicht von selbst besser, ja es hält sich nicht einmal, sondern durch Wind und Wetter geschehen jährlich nicht unerhebliche Beschädigungen, etwa 60 Mark (von 10,000). Vermiethet er es aber, und nehmen wir wie oben an, daß die Abnutzung durch Bewohnen, die natürlich größer ist, 150 Mark beträgt, so wird er zwar für 85 Mark nicht vermiethen, da er dann $150 - 85 = 65$ Mark Schaden hätte, also ungünstiger als beim Leerstehen. Aber für 95 Mark kann er schon vermiethen, weil sich sein Kapital dann nur um $150 - 95 = 55$ Mark abnutzt, beim Leerstehen aber um 60.

So liegen die Thatsachen. Weit entfernt, daß der Hausbesitzer mehr verlangen müßte als die Abnutzung, muß er nur verlangen mindestens den Unterschied der Abnutzung beim Bewohnen und beim Leerstehen. Sobald mehr Wohnungen da sind als Bewohner, und vor allen Dingen, sobald die Hausbesitzer sehr kapitalschwach, die Miether sehr kapitalstark sind so läßt sich die Richtigkeit erkennen. Allerdings ist auch noch nöthig, daß jede Partei wenigstens ihren eigenen Vortheil zu begreifen fähig ist.

Zum richtigen Verständniß des Ganzen ist es unumgänglich, noch folgende practische Lehre anzufügen. Wenn der Staat eingreifen will, so sind zwei Fälle denkbar, entweder er will den Zinsfuß erhöhen oder erniedrigen. Will er erhöhen, so wäre es sehr zweckwidrig, wenn er z. B. den Zins auf 8 Procent festsetzt („normirt") und alles billigere Ausleihen verbietet. Denn das hilft gar nichts. Vielmehr muß der Staat selbst Schulden machen bei den Kapitalisten, und so den Zins in die Höhe treiben. Die Zinsen werden durch jährliche Steuern aufgebracht, und zwar in Wirklichkeit von den Kapitallosen, da sie ja den Kapitalisten zufließen.

Will der Staat den Zins erniedrigen, so ist es zweckwidrig, hohe Zinsen zu verbieten. Dies ist häufig schon geschehen, obgleich jedesmal die Erfolglosigkeit die einzige Folge war. Psychologisch höchst merkwürdig! Wo der Staat die Armen schützen will, da greift er zu unsinnigen und lächerlichen Mitteln, er zieht feierlich einen — hölzernen Säbel. Wo aber der Staat die Armen noch ärmer macht, da trifft er in's Schwarze mit unfehlbarer Sicherheit! Es bedarf danach keines weiteren Beweises, daß die einzige Möglichkeit, den Zins zu ermäßigen, die ist, daß der Staat durch Steuern Kapital ansammelt und billig ausleiht.

---

## Religion und Kirche.

Von Ludwig Jacobowski.

Die Ethnologie hat bis jetzt keinen primitiven Stamm gefunden, welcher völlig ohne religiöse Empfindungen dahinlebte. Obwohl auf tiefer Stufe stehend, sind diese Empfindungen doch in solcher Stärke und in solchem Umfange vorhanden, daß sie das fruchtbare Erdreich für die Höherbildung der Religion selbst abgegeben haben. Vielleicht nirgends läßt sich die Entwickelungsgeschichte von Ideen so übersichtlich und lückenlos verfolgen wie in der Geschichte der Religionen. Vom primitiven Fetischismus bis zum geläutertsten Monotheismus ist eine einzige fortlaufende Linie, die beweist, daß das religiöse Bedürfniß ein ebenso naturnothwendiges wie universelles Besitzthum der menschlichen Seele ist. Eine Geschichte der Religionen dürfte nicht die kleinste brasilianische Jägerhorde übergehen, denn sie würde in dieser jene Ideen finden, welche cultivirt und verfeinert das Gerüst für die höchsten Religionssysteme abgegeben haben.

Einer Geschichte der Kirche dagegen fehlt dieser universelle Hintergrund, diese Fernsicht aus freier Höhe über die Totalität der Menschheit. Die meisten tieferstehenden Stämme würden unbeachtet bleiben müssen und im Grunde nur die Handvoll Culturnationen zu berücksichtigen sein, in denen sich ein volles kirchliches Leben constituirt hat. Das hat seinen

tiefen Grund. Die Religion ist das naturnothwendige Erzeugniß psychischer Faktoren, die Kirche dagegen etwas historisch Gewordenes, etwas Hinzugefügtes. Religion kann ohne Kirche bestehen, ohne Kirche wie es die Apostel bewiesen haben, ein Wunderleben an seelischer Intensität führen; Kirche ohne Religion ist etwas rein Aeußerliches, das Menschenhand schänden und zerstören kann, eine Ritterrüstung ohne Inhalt, durch die der Wind geht.

Im achtzehnten Jahrhundert, in jenem Zeitalter der rationalistischen Bibelforschung war es Mode, die Priester für die Verwechselung von Religion und Kirche verantwortlich zu machen. Gewiß ist ein Theil der Vorwürfe von Voltaire, Diderot, Holbach, La Mettrié und Anderen gegen die Priesterwirthschaft historisch berechtigt, aber die Hauptschuld an der Verkirchlichung der Religion trägt doch die Schwäche der menschlichen Natur selbst. Der Mensch ist ein Sinnenwesen, dessen äußere Erkenntniß dem Bewußtsein durch die Brücken der Sinnesorgane übermittelt wird. Erkenntniß durch die Sinne geht der inneren Erkenntniß vorauf. Religion ist aber im Wesentlichen innere Erkenntniß, Erkenntniß der Seele, der „Sphäre der Innerlichkeit" zugehörig, wie Hegel sagt, die auch noch der Taubstumme besitzt, der Idiot aber nicht mehr. Aeußere Erkenntniß wird allen Wesen zu Theil, denn sie drängt sich in abwechselungsreicher Fülle auch ungewollt dem Bewußtsein auf. Da ist es klar, daß alle Aeußerlichkeiten von den Sinnen heißhungrig aufgegriffen und befolgt werden. Sie nehmen dem Innenleben einen Theil der Arbeit ab und belasten die Sinne damit, die ungleich leichter functioniren als das schwere und tiefe Gemüths- und Gedankenleben. Einen Glaubenssatz mit ganzer inbrünstiger Seele umfassen, ist ungleich schwerer als eine äußerliche Thätigkeit ausüben, wie z. B. das Herunterbeten eines Rosenkranzes.

Das Gemüth gläubig zum heiligen Geist erheben, das bedeutete Seelenarbeit, die schwerer war, als den Blick zur Kirchendecke schweifen zu lassen, wo, wie es zuweilen wirklich geschah, an einem Drahte eine Taube durch die Kirche schwebte, als Sinnbild des heiligen Geistes. Christi Himmelfahrt schmerzlich nachfühlen, das war schwerer, als wenn das Auge sah, wie eine Holzpuppe, die Christus darstellte, in die Höhe gezogen wurde, indeß ein brennender Strohmann, d. h. der Teufel, von der Höhe hinabgestürzt wurde. Diese Sinnenfreudigkeit benutzte die Kirche: sie machte den umgekehrten Prozeß, um durch Aeußerlichkeiten Innerliches zu wecken. Deshalb war es tiefe Weisheit, wenn Gregor I., der Große (590 bis 604), die heidnischen Sitten der Deutschen nicht verwarf, um die Deutschen für das Christenthum zu gewinnen. Die Götzentempel sollten nicht zerstört, sondern Gott geweiht werden, die alten Opferstiere sollten weiter geschlachtet werden, nur zu Ehren Christi. Das Fest der Lupercalien in Rom verwandelte man in das von Mariä Reinigung. Das römische Fest des Wintersolstitiums am 25. December, einst der Ehrentag des Sonnengottes Mithra, wurde im vierten Jahrhundert zum Geburtstag des Heilands. Die Götter Wotan, Zin und Thonar wurden zu den Heiligen Michael, Martinus und Petrus; wo eine Wallfahrtstätte der Freja gewesen, wurde eine Kirche „Unserer lieben Frau" gebaut, und Siegfried der Drachentödter lebte im heiligen Georg wieder auf.

Selbst ein geistig so freier Mönch wie Bernhard von Clairvaux hieß es in seinen Schriften gut, wenn die Bischöfe die sinnlich geartete Menge, vorausgesetzt, daß sie es mit geistigen Mitteln nicht vermögen, mit materiellen zur Andacht stimmen. Freilich war von der Freude am Sinnlichen in der Religion bis zum Cultus des rein Aeußerlichen nicht weit. Und so sind die Klagen über allzu veräußerlichte Frömmigkeit so alt wie die Kirche selbst. Erasmus von Rotterdam meint (1501), daß die Frömmigkeit weder in Speise, Kleidung, noch in irgend einer Aeußerlichkeit bestehe; die „schmalkaldischen Artikel" betonen nachdrücklich, daß die Heiligkeit der Kirche nicht in Chorhemden, Platten, langen Röcken und anderen Ceremonien zu suchen sei, und Schleiermacher klagt, daß die religiöse Mittheilung der symbolischen Handlungen als Reizmittel benutzt werden, um das Gefühl hervorzubringen, das ihnen vorangehen sollte.

Die Verwechslung von Frömmigkeit und kirchlicher Ceremonie ist noch heute lebendig. Noch heute gilt ein Gang zur Kirche für Frömmigkeit, ein Fernbleiben für Gleichgültigkeit. In Toskana mußten noch vor ein paar Jahrzehnten die Beamten jährlich ihre österlichen Beicht- und Communionzettel abliefern, und Eduard Hanslick erzählt in seinen Jugenderinnerungen, daß im vormärzlichen Oesterreich die Studenten der Philosophie jährlich vier Beichtzettel abliefern mußten, welche wohlhabendere Studenten sich von ärmeren besorgen ließen, die gegen Entschädigung für andere zur Beichte gingen.

Dieser an der Peripherie der Menschen vegetirende Glaube nahm bald die todten Symbole für lebendige, die Anbetung der Ceremonien für religiöse Empfindungen, die Sphäre der Aeußerlichkeit für die „Sphäre der Innerlichkeit", gleichsam als sollte sich das boshafte Wort Lichtenberg's bestätigen: „Wenn Religion der Menge schmecken soll, so muß sie nothwendig etwas vom haut goût des Aberglaubens haben."

Jede Religion wurzelt im Kern des Menschen, in seinem Gemüthsleben. Die Religion, die sich dort fest eingraben will, muß irgend eine Gemüthslücke ausfüllen, irgend einen großen seelischen Hunger befriedigen. Dabei ist es gleichgültig, ob die Religion rein durch Anschauung und durch Gefühl wirkt, oder ob sie durch eine mächtige, z. B. ethische Grundidee den Geist des Menschen ergreift. Religionen mit Gefühlsbasis, das sind die Religionen im eigentlichen Wortsinne, Religionen mit Gedankenbasis, das sind die philosophischen Weltanschauungen. Beide haben dasselbe Ziel im Auge: Umfassendste Befriedigung des Causalitätsbedürfnisses und ein seelisches Gleichgewicht inmitten der Wirren des Lebens.

Es ist klar, daß alle Gefühls- und Intellectreligionen von ihrer eigentlichen Intensität verlieren müssen, wenn sie sich nach und nach hinter Ceremonialvorhänge zurückziehen. Je mehr Vorhöfe der Tempel hat, desto schwieriger wird die Anbetung im Allerheiligsten. Wo sich aus einer Religion oder Weltanschauung Institutionen zu ihrer Unterstützung bilden, da ist schon der Anfang vom Ende da. Denn all das Aeußerliche, das die Religionen den offenen Sinnen darbieten, zieht die Aufmerksamkeit vom Innenleben ab, also von dem einzigen und ewigen Verjüngungsquell jeder Religion. Nach und nach erstarren diese äußerlichen Institutionen, dem historischen Gesetz der Trägheit zufolge, zu festen hierarchisch wirkenden Symbolen, nach und nach zeigen sich die Religionen als äußerliche Machtwerthe, nach und nach verwechselt die naive Volksanschauung die eigentliche Religion mit ihrem äußerlichen Gewand, und vergißt darüber ganz, sich und ihr in's Herz zu gucken. Darin beruht das Wesen des Unterschiedes zwischen Religion und Kirche! Darin beruht aber auch gleichzeitig die ungeheure Macht aller religiösen Institutionen.

Jede reformatorische Bestrebung innerhalb der Religionen der Erde hat als letzten Urgrund einen energischen Appell an das eingeschläferte, verschüchterte und verbaute Innenleben und eine heftige Tendenz gegen die äußerlichen Formeln und Institutionen der Kirche gehabt. Alles Ketzerthum ruht in der Sehnsucht nach dem reinen, unverfälschten Erdreich des Glaubens, in dem Hasse gegen die Surrogate in der Religion.

Neben dieser psychologischen Ursache der Minderwerthigkeit der Kirche ist noch ein historischer Grund zu berücksichtigen. Im Anfange war die christliche Kirche nichts weiter als eine Gemeinschaft religiös gleichgesinnter Individuen, die nur für das überweltliche Heil lebte und sich im Unterschied wußte von allen irdischen Ordnungen, Gütern und Dingen. Aber aus dieser freien Gemeinschaft religiöser Menschen wurde eine Institution mit Rechten und Pflichten, mit Zwangsbestimmungen so weltlicher Art, daß ein evangelischer Priester, Pastor Habermann, nicht ohne Grund die Behauptung wagen konnte, die christliche Kirche sei überhaupt nicht christlich. In ihrer rechtlichen Organisation liege eine Verzichtleistung auf die volle Durchführung des Christenthums. Die stärkste Kluft zwischen Religion und Kirche und der Gipfelpunkt der Verweltlichung der Religion zeigt sich aber, wenn die Kirche als das Reich

Gottes überhaupt erklärt wird, wie es Katholiken und Lutheraner gethan haben, noch mehr aber, wenn die Kirche für eine volle politische Macht, gleich Frankreich z. B., angesehen wird, wie es vom Jesuiten Bellarmin geschehen ist. Und fragt man die Geschichte und sieht, wie Religion und inniger Glaube oft durch die Kirche aus der Kirche getrieben wurden, so versteht man den Verdammungsruf des holländischen Rechtsphilosophen Rauwenhoff: „Wehe der Religion wegen der Kirche!“ und versteht man, wie dieser der Kirche den Rath geben kann, nun der Gemeinde Platz zu machen, da sie ausgedient habe.

F. J. Stahl, der Verfechter des „christlichen Staates“, ist durchaus ein Anhänger der Kirche. Er weiß wohl, daß Emanzipation von der Kirche nicht Emanzipation vom Christenthum ist, aber in seinem innersten Herzen sieht er in der Kirche den Schutz und Hort der christlichen Ideen. Darum ist er ein erbitterter Feind aller Tendenzen, die nach der religiösen Seite zu und von der christlich-kirchlichen Seite hinweg gravitiren. Gewiß das Urchristenthum ist Religion im reinsten Sinne, aber ebenso gewiß ist das Christenthum des letzten Jahrtausends fast nur noch Kirche! Stahl verkennt eben durchaus, daß die Religionen ein gutes Stück gemeinsamen Erdreichs haben, und sieht in der Abwendung von der Kirche eine Abwendung von der Religion. Auf dem Wittenberger Kirchentag sprach er es aus: „Ich muß vor allem vor einem Schritte warnen, der sehr nahe liegt, und deshalb bereits von hochachtbaren Gliedern der Kirche begangen worden ist, den ich aber für einen entschiedenen Fehltritt halte. Es ist das die Einschränkung der kirchlichen Forderung in der Art, daß man, weil die christliche Grundlage des Staates doch nicht mehr zu halten sei, sich darauf zurückzieht, wenigstens die religiöse zu retten ... So darf die Kirche nicht handeln, es wäre das, wenn auch keine Verleugnung, so doch ein Mangel an Bekenntniß. Sie würde der Wahrheit vergeben, indem sie damit eingesteht, daß es einen neutralen Boden gebe, auf welchem, als dem gemeinsamen, sich das Christenthum mit den anderen Religionen findet.“

Stahl will nichts davon wissen, daß andere Religionen mit dem Christenthum Berührungspunkte haben können; das erscheint ihm als ein Abwenden von dem wahren Christenthum. Auch dieses Betonen der Exclusivität ist eine charakteristische Seite jeder Kirche, aber sie ist eine entschiedene Verfälschung der Religion. Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil, so hieß es das ganze Mittelalter hindurch, und so meint es auch Stahl. Die Religion ist toleranter als die Kirche. Außerhalb einer Religion gibt es noch Heil für Millionen und Abermillionen Menschen, bleiben doch alle innerhalb der Religion!

---

## Literatur und Kunst.

### Rudolph von Gottschall.

Zu seinem 70. Geburtstage.

Von Livius Fürst.

Heute begeht einer der hervorragendsten Schriftsteller der Gegenwart den Jubeltag der Vollendung seines 70. Lebensjahres, und diesen Tag nicht ohne eine Würdigung dieses um die deutsche Literatur vielfach verdienten Mannes vorübergehen zu lassen, ist eine Pflicht der Presse. Wir können dieser Ehrenpflicht um so freudiger entsprechen, als der, um den es sich hier handelt, noch keineswegs die Schattenseiten eines Jubilars darbietet, nämlich den merklichen Rückgang der Körperkräfte und der Leistungsfähigkeit, welcher oft recht gemischte Empfindungen in die Feststimmung hineinträgt. So Mancher, welcher diesen Tag erlebt, wird gefeiert um dessentwillen, was er war; so Mancher war schon ein Jahrzehnt von der öffentlichen Schaubühne in die beschauliche Stille eines Otium cum dignitate zurückgetreten. Dem lebhaft pulsirenden Treiben der Gegenwart entrückt, wirkt Mancher nur noch in der Erinnerung auf die Mitlebenden, die sich fast daran gewöhnt hatten, ihn zu den bereits Abgeschiedenen zu zählen. Ja zuweilen erscheinen die frischen Blumen, welche sich um einen halb verwelkten Lorbeer winden, wie eine fast unheimliche Mahnung an die Worte: „Sic transit gloria mundi“.

Wie ganz anders steht es um Rudolph von Gottschall. Mit der an einen Jüngling gemahnenden Frische und Productivität eines zwar völlig ausgereiften, aber von unveränderter Schaffenslust beseelten Schriftstellers und Dichters wirkt er noch heutzutage; seine Hand zittert noch nicht, aus seinem Auge blitzt noch das alte Feuer, sein Haar ist noch nicht völlig gebleicht, und seine Feder noch so gewandt wie vor 50 Jahren, als der Student sich zuerst durch seine freiheitsdürstenden „Lieder der Gegenwart“ mit einem Schlage als politischer Dichter bekannt machte. Ein ungebrochener Fleiß, ein unbeirrter Zug nach dem Idealen in jeder Form des Schriftthums, ein vornehmes Verschmähen aller krankhaften, seichten, trivialen Liebhabereien des Tagesgeschmackes, eine seltene Klarheit und Sicherheit des Urtheils sind ihm trotz seiner siebzig Jahre eigen geblieben. Und so sehen wir ihn als einen jener nicht zahlreichen, jener glücklicheren Poeten noch in voller Kraft unter uns stehen, ein Beispiel dafür, wie ein gesundes Schaffen die beste Hygiene des Geistes ist und diesen gesund erhält.

Gottschall war stets ein echtes Kind seiner Zeit. Wie Wenige verstand er es, ihren Regungen und Bewegungen zu folgen. Zu Breslau geboren, wo sein Vater Offizier war, jenem an geistigen Größen reichen Schlesien entstammend, das uns Männer wie Holtei, Laube und Freytag geschenkt hat, brachte er schon von seinen heimathlichen Eindrücken so manchen mit nach dem Rhein, wohin sein Vater versetzt wurde. Wenn Gottschall schon in seiner Jugendzeit die stimmungsvolle, an Geschichte und Sage reiche neue Umgebung auf sein dichterisch angelegtes Gemüth und seine lebhafte Phantasie wirken ließ, war dies nur natürlich. Dennoch ist kein zartbesaiteter Minnesänger aus ihm geworden, auch kein feuchtfröhlicher Scheffel-Typus. In den Strudel der Tagesfragen, in die Wogen der Politik riß es den jungen Stürmer und Dränger sehr bald, nachdem er mit den Seinen nach Königsberg übergesiedelt und dort immatriculirt worden war. Zum Juristen war er bestimmt und gewiß wäre er auch ein sehr gelehrter Professor des Rechtes geworden, dessen Doctor-Titel er sich errungen hat. Aber es kam doch anders.

Mit Eifer hörte er geschichtliche und philosophische Collegien, und wie sich sein historischer Sinn, seine philosophischen Anschauungen und sein ästhetisches Gefühl in dieser Zeit festigten, davon zeugen alle seine späteren Werke. Diese Vorschule war keine vergebliche, aber von seinem Ziele, dem Rechtsstudium, führte sie ihn etwas ab. Sein feuriger Geist konnte in jenen bewegten, gährenden Tagen der vierziger Jahre nicht am Corpus juris und den Pandekten Genüge finden. Die durch einen Friedrich von Sallet, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath und viele Andere gepflegte politische Lyrik nahm ihn ganz und gar gefangen. Er war damals ein rother Demokrat, dessen Ideale Johann Jacoby und Ludwig Walesrode in seiner Brust das grollende Echo des Schiller'schen „In tirannos!“ wachriefen. Der die Jugend beseelende Freiheitsdrang machte sich auch bei ihm in schwungvollen, kühn und herausfordernd gehaltenen Liedern von echt republikanischer Färbung Luft. Seine „Censurflüchtlinge“, die er anonym in der Schweiz erscheinen ließ, gaben gerade vor fünfzig Jahren hiervon einen Beweis. Frühzeitig dadurch berühmt, ja hervorragend an der damaligen liberalen Bewegung betheiligt, mußte er auch, wie Viele, die Kehrseite der Medaille kennen lernen. Er erhielt das Consilium abeundi. Seine poetische Frische und Kühn-

heit litt nicht darunter; er blieb, was er war, ein Tyrtäus der Partei. In Breslau wurde ihm zwar der Besuch der Vorlesungen gestattet, aber immatriculirt wurde er nicht; er mußte als „Wilder" hören. Braniß war es besonders, mit dem er in Fragen des Staates und Glaubens sympathisirte. Die Hegel'sche Philosophie, die epochemachenden Schriften eines Strauß, Feuerbach und Ruge erfüllten auch Gottschall, der gegen alle Rückschrittler und Halben mit jugendlicher Energie in Wort und Schrift eintrat. Die Folge war, daß er auch die Breslauer Hochschule verlassen mußte. Zu den Commilitonen, die ihm damals das Geleite gaben, gehörte auch Ferdinand Lassale, der ihm noch später in langjähriger Freundschaft verbunden blieb.

Einstweilen war es mit der Jurisprudenz aus. Gottschall aber goß seine Empfindungen jetzt in dramatische Form. Bei dem ihm befreundeten Grafen Reichenbach in Oberschlesien, wo er ein Asyl fand, dichtete er „Robespierre", eine Tragödie der Revolution, die, als er sie später in Berlin vorlas, großes Aufsehen erregte. Hier, wo er seiner Militärpflicht im Garde-Schützen-Regiment genügte, verkehrte er theils in den Vereinen, welche damals die emporkeimende „Saat der Freiheit" pflegten, bei den „Freimüthigen" und im „Rütli"; aber auch in den literarischen Salons eines Theodor Mundt, Varnhagen von Ense u. A. war er zu finden. Wo er konnte, suchte er seinen Durst nach dem Schönen und Idealen zu stillen, sich an dem schöngeistigen, literarischen Leben der tonangebenden Kreise zu betheiligen. Wenn er nicht als „Tendenz-Dichter" einseitig geblieben und hierin untergegangen ist, so hat sein Verkehr mit jenen geistigen Capacitäten gerade in dieser Zeit gewiß dazu beigetragen.

Interessant ist, wie Feodor von Wehl, sein Jugendfreund, den Gottschall von damals schildert: „Er war uns Allen weit und glänzend voraus. Es fiel ein seltener Schimmer auf seinen Weg, ein Schimmer von echtem Genie, aber er hatte sich zu ungestüm, zu heftig den Bewegungen seines Jahrhunderts hingegeben, war zu sehr in ihnen aufgegangen, um nicht endlich deren Wirren und Rückschläge zu empfinden". Seine damaligen Poesien athmen eine leidenschaftliche Gluth, ein edles Pathos, welche für eine gewisse Ueberschwänglichkeit und gährende Unruhe entschädigen. Dennoch enthalten seine damaligen Tendenz-Dramen: „Der Blinde von Alcantara," „Albertine von Méricourt," die „Marseillaise", sowie die „Rose vom Kaukasus" große Schönheiten. Besonders war sein Drama: „Ferdinand von Schill" von Bedeutung; es ist ein gut liberal-patriotisches Stück, das noch jetzt mit Beifall über die Bretter gehen würde. Der rasch berühmt gewordene Dramatiker und Dichter hatte in ihm den Juristen ertödtet. Er kam nicht aus den Conflicten mit der hohen Obrigkeit heraus. Leipzig wollte ihn nicht immatriculiren und der allmächtige preußische Minister Eichhorn ihm die Venia legendi nur geben, wenn er Beweise seines politischen Gesinnungswechsels lieferte. Da er dies weder konnte, noch mochte, so gab er die Idee einer academischen Laufbahn ganz auf und schloß seine Studien mit der Doctor-Promotion ab.

Auch zur practisch-juristischen Thätigkeit war Gottschall nicht geschaffen; das Literatenblut pulsirte dafür zu lebhaft in seinen Adern, aber der Puls wurde ruhiger. Mit seiner Dichtung: „Die Göttin," einer Episode aus der französischen Revolution, fand diese Sturm- und Drangperiode ihren Abschluß und es begann ein objectiveres, reiferes Schaffen, zu welchem ihm die drückende Ruhe des öffentlichen Lebens im Zeitalter der Reaction anfangs genug Muße gewährte.

In dieser Zeit entstand Gottschall's epochemachendes Werk: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" *), welches jetzt bereits in der 6. Auflage vorliegt, und den Verfasser von einer durchaus tendenzlosen neuen Seite zeigt, nämlich als einen der begabtesten Literarhistoriker der Gegenwart. Sein treffendes Urtheil, sein Scharfsinn und seine reiche Sachkenntniß fanden mit diesem Werke ebenso viel Anerkennung, wie der freisinnige, echt nationale Zug, welcher es erfüllt, und die wahrhaft glänzende Darstellungsform. Trotz der starken Subjectivität seines Urtheils ist es überaus wohlwollend und gerecht, oft tiefsinnig philosophisch begründet, stets fesselnd und interessant. Wie Wenige versteht er es, in bestimmten, festen Zügen ein literarisches Portrait zu entwerfen und jede Persönlichkeit von dem Hintergrunde ihrer Zeit und ihrer Lebensverhältnisse abzuheben. Begründete dies Werk den Ruf Gottschall's als eines gelehrten Literaturforschers, so zeigte ihn eine andere umfängliche Arbeit, seine „Poetik" als feingebildeten Aesthetiker. Die „Dichtkunst und ihre Technik" haben so Manche geschildert, aber Gottschall's Buch hat einen eigenen Reiz, denn es schildert nicht nur die Regeln und Gesetze des poetischen Schaffens, sondern erhebt sich auf breiter ästhetisch-philosophischer Grundlage, um, Dank seiner Belesenheit, als besonderen Schmuck eine Fülle von Beispielen aus der Poesie aller Völker und Zeiten zu bieten.

Neben diesen wissenschaftlichen Werken des Gelehrten trat der Poet nicht zurück, aber das wallende, stürmische Blut rollte ruhiger, gleichmäßiger. Die „Neuen Gedichte" zeigten die Gedankentiefe eines ausgereifteren Mannes; anstatt des politischen Wirbelsturmes durchwehte sie bald ein elegischer Hauch, bald eine Luftwelle, welche die Düfte der fernsten Zonen mit sich führte. Daneben aber wogte es majestätisch, wie die Brandung des Weltmeers. Alle diese Töne schlägt Gottschall in seinen nunmehr vom höchsten Adel des Ausdrucks beseelten Dichtungen an, die auch jetzt noch mit Vorliebe große, weltbewegende Fragen, philosophische Probleme und historisch bedeutende Persönlichkeiten behandeln.

Wer die epischen Dichtungen liest „Carlo Zeno" und „Maja", jenen dichterischen Lotosblumenkranz, der muß die stimmungsvolle Darstellungskraft, die farbenprächtige Sprache und die tiefsinnig-philosophische Gabe Gottschall's bewundern. Ein anderes, kriegerisches Epos „Sebastopol" klingt sehnsuchtsvoll in dem Traume ewigen Friedens aus, und das neueste erzählende Gedicht: „Merlin's Wanderungen" führt uns in das Sagengebiet des Mittelalters, zu dem Zauberer von König Artus' Tafelrunde. Ueberwiegen in der einen Dichtung die Reflexionen, so fühlt man sich in der anderen durch die culturgeschichtliche Treue, die spannende Gestaltung oder den Schwung weltbewegender Ideen angezogen.

Wiederum eine neue Phase seines Lebens und Schaffens begann um die Zeit, wo er 1862 von Breslau nach Leipzig übersiedelte, um hier für die Firma F. A. Brockhaus die Redaction der „Blätter für Literarische Unterhaltung" und der jüngst eingegangenen Revue „Unsere Zeit" zu übernehmen. Wir sehen ihn jetzt als geistvollen Essayisten und Kritiker beschäftigt, den Pulsschlag der Zeit verfolgen, die Production auf dem Gebiete der Dichtkunst, der Novelle, des Romans und Dramas würdigen und durch sein immer zutreffendes und geistreiches, nie schmeichelndes aber auch nie verletzendes Urtheil dem Verständniß gebildeter Kreise näher bringen. Wie verstand er es in dieser exponirten Stellung, jedem erfolgreichen Streben gerecht zu werden! Mit welchem Geschick wußte er gewisse Erscheinungen der neueren Literatur zu gruppiren und von höherem Gesichtspunkt aus zu analysiren, ihnen den gebührenden Platz in der Entwickelung modernen Schriftthums anzuweisen, Auswüchse in fein satirischer Weise zu bekämpfen und selbst sonderbaren reformatorischen Bestrebungen die beste Seite abzugewinnen. Ein Anderer wäre in dieser Thätigkeit, die schon allein die Arbeitskraft eines Mannes absorbiren kann, der Poesie untreu geworden; nicht so Gottschall, obwohl er sich nie seine Aufgabe leicht machte, sondern alles aufmerksam las, was er besprach.

In diesen 30 Jahren ist er gleichzeitig als Dramatiker thätig gewesen, dessen Werke nicht nur an Zahl imponiren — die Gesammtausgabe seiner Dramen füllt 12 Bände — sondern sich auch zum Theil auf den deutschen Bühnen als beliebte Repertoire-Stücke eingebürgert haben. Diese meist politischen Dramen, durchwebt von feinen Hof-Intriguen und Familien-Tragödien, gehören zu den literarisch werthvollsten Schöpfungen unserer Bühnenliteratur. Dabei ist Gottschall merkwürdig gewandt in der Verwerthung des ethnographischen

*) Verlag von Ed. Trewendt in Breslau.

Colorits. Ob das Drama in Indien spielt, wie der „Nabob", ob in Spanien, wie „Maria de Padilla", ob im Herzen Deutschlands, wie das echt vaterländische Stück „Auf rother Erde" — immer trifft er den rechten Ton, die passende Färbung. In den nächsten Tagen wird sein neuestes Drama „Gutenberg" das Licht der Lampen erblicken. Aber auch auf dem Gebiete der heiteren dramatischen Muse hat Gottschall unbestreitbare Erfolge errungen. Von seinen historischen Lustspielen haben „Pitt und Fox", eines der besten Parlaments- und Intriguenstücke, und „Die Diplomaten", eine feine Satire auf den Unfehlbarkeitsdünkel der Cabinetspolitik, sowie der in der Kronprinzenzeit Friedrichs des Großen spielende „Spion von Rheinsberg" sich als wahre Bereicherungen dieser Gattung erwiesen. Auch in seinen Lustspielen herrscht jene Noblesse eines Schriftstellers vor, welcher dem Schwank- und Possenhaften keine Concessionen macht, sondern es vorzieht, die Menge zu sich zu erheben.

Es erübrigt noch, Gottschall's Thätigkeit auf dem Gebiete des Romans zu gedenken, zu dem ihn besonders in den letzten zehn Jahren seine Begabung für das Epos hinüberleitete. Auch hier sind es vorwiegend Stoffe aus sturmbewegten politischen Zeiten, große Umwälzungen und Katastrophen oder soziale Bestrebungen, welche ihm den Hintergrund für geistreich erfundene, spannende Erzählungen liefern. Das „Fräulein von Saint Amaranthe", der im ersten schlesischen Kriege spielende Roman „Im Banne des Schwarzen Adlers", „Welke Blätter", eine Erzählung aus dem ostpreußischen Gebiete, die „Erbschaft des Blutes", für welche die Commune das Colorit abgab, sind rasch bekannt geworden und vielfach geschätzt. Andere, wie das „Goldene Kalb", die „Papierprinzessin", die „Welt des Schwindels", „Verschollene Größen", „Verkümmerte Existenzen" u. s. w. sind echt moderne Schöpfungen, aus weltbewegenden Tagesfragen hervorgegangen. Sie zeigen, wie Gottschall's Subjectivität doch stets im Lichte der Zeitströmungen sich anders wiederspiegelt, diese in sich aufnimmt und zu neuen Gestaltungen verarbeitet.

Wenn man den mit Orden, Titeln und dem erblichen Adel ausgezeichneten, vielgefeierten Jubilar von heute mit dem jungen ungestümen Breslauer Demokraten vor einem halben Jahrhundert vergleicht, so könnte man denken, daß Gottschall dem liberalen Princip, welches er damals bekannt, untreu geworden sei. Dies ist aber nicht der Fall. Nur ernstvoller, edler, ruhiger ist er geworden; aber durch alle seine Gebilde weht ein stürmisches Pathos und ein echter Drang nach freier Entwickelung der Völker und Staaten. Wo er kann, literarisch und practisch — letzteres besonders in seiner Leitung des Leipziger Schillervereins — hält er das Banner des Idealen hoch, ein würdiger Vertreter der nachklassischen Zeit. Seine Vielseitigkeit, seine Fruchtbarkeit, seine ungebrochene Kraft, seine anziehenden Lebensformen haben ihn, trotzdem oder weil er ohne jede Clique ganz seine eigenen Wege in stiller Arbeit gegangen ist, zu einem der vornehmsten Schriftsteller der Gegenwart gemacht, dessen Jubeltag unser Volk mitfeiern wird.

---

## Der Mysticismus in der modernen englischen Literatur.

(H. Rider Haggard.)

Von Ernst Heilborn.

Eine Villa inmitten weiten, sonnigen Gartens. Vor mir liegt eine Reihe photographischer Abbildungen aus dem Inneren derselben: ein mit zierlichem Luxus ausgestatteter moderner Salon; ein Zimmer, angefüllt mit seltsamen afrikanischen Curiositäten; ein Bibliotheks- und Arbeitszimmer voller Comfort, wiederum ganz modern, aber mit individuellem Gepräge. Zwei andere Bilder zeigen den Besitzer der Villa. Er hat das glatte, liebenswürdige Alltagsgesicht des Gentlemans mit echt englischem Schnitt der Züge. Auf dem einen Bilde steht er vor dem Eingang seiner Villa in Jagdkostüm mit Kniehosen, unter dem Arm die Doppelflinte. Auf dem anderen Bilde sitzt er auf den Stufen der Veranda: auf seinen beiden Knien hocken mit glückstrahlendem Gesichte seine beiden Töchterchen, die Arme um den Hals des Vaters gelegt. Der Besitzer dieses reichen, sonnigen Heims ist — H. Rider Haggard, der Hauptvertreter des Mysticismus in der modernen englischen Literatur.

Es ist Nebel in London. Graugelb lastet die feuchte, dumpfe Atmosphäre in den Straßen. Das Pflaster und die Mauern der Häuser sind mit glibbrigem Naß bedeckt. Rothgelbe Lichtkegel gehen von den Laternen aus, aber sie verlieren sich bald in der Finsterniß: das Licht vermag nicht die rauchgeschwängerte Atmosphäre zu durchdringen. Es ist, als ob das Leben erstorben wäre. Die vielstimmigen Geräusche der Straßen sind zu eintönigem dumpfen Rauschen herabgesetzt, das wie aus weiter Ferne herüber zu tönen scheint. Ab und zu sieht man vor sich Gestalten aus dem Dunkel auftauchen, die dann wieder in dem Dunkel verschwinden. Und diese Gestalten sind von übermenschlicher Größe, und die Züge der geschwärzten Gesichter blicken gespenstig drohend.

Man würde es begreifen, wenn England, das Land der Nebel, auch das Land des Mysticismus wäre. Denn der Trieb des menschlichen Herzens, der unter dem grauen Himmel des Nordens in der Mystik seine Befriedigung sucht, findet unter dem blauen Himmel des Südens in lustiger Märchenphantastik sein Genügen. Dem ist aber nicht so. Der Mysticismus widerstrebt dem englischen Nationalcharakter so sehr, daß Rider Haggard eine ganz eigenartige Erscheinung ist. Immer, wenn sich die englische Literatur auf sich selbst besonnen hat, hat sie in jenem Realismus, der thatkräftiges, frisches Leben treu zu erfassen sucht, ihr Heil gefunden. Der Mysticismus aber ist ein Kind der Sehnsucht.

Gewiß hat die Sehnsucht ebenso gut als die anderen Triebe des menschlichen Herzens ihr Recht, in der Kunst Befriedigung zu suchen. Und doch ist der Mysticismus in gewissem Sinne die Antikunst. Im Brennpunkt jedweden künstlerischen Schaffens steht der Mensch. Was das Leben immer versagt, das will die Kunst gewähren: den Einblick in die Tiefen des menschlichen Herzens. Sie will den Kausalnexus aufdecken, der von der ersten leisen Empfindung zur That führt. Aber der Mysticismus setzt nur an Stelle der vielen Fragezeichen, die das Leben stellt, ein größeres — sei es bedeutungsvolleres — Fragezeichen.

Der Mysticismus ist ein Kind der Sehnsucht. Frau Sehnsucht ist auch Rider Haggard's Muse. Aber die Sehnsucht kann doch nur dann ein Herz ganz in Besitz nehmen, wenn das Glück darin nicht wohnt. Rider Haggard's Weltanschauung ist eine glücklose. Er setzt Vertrauen in das menschliche Herz, aber er setzt kein Vertrauen in das menschliche Schicksal. Das Streben der Menschen ist gut, was sie erreichen meist ist schlimm. Die Schuld daran liegt nicht im Menschen, sie liegt in der Natur und in den überirdischen Mächten. „Eine Mutter mit steinernem Herzen," sagt er einmal, „ist unsere Erde, und Steine gibt sie ihren Kindern als täglich Brot. Steine für ihren Hunger und schlechtes Wasser für ihren Durst und Schläge als gute Kost." *) Und so ist das Leben im Grunde nicht lebenswerth, denn auch die eine große Sehnsucht, welche das menschliche Herz erfüllt, kann nie verwirklicht werden. „Sieg ist gut, aber Tod endet Alles und ist das Beste von Allem." **)

Vielleicht daß der Tod wirklich den Menschen zum Erlöser wird. So lange sie auf dieser Erde leben, tappen sie im Finstern umher. Beides fehlt ihnen, die Leuchte des Glücks und das Licht der Erkenntniß. „Erkenntniß ist für die Starken, wir aber sind schwach" ***), sagt Rider Haggard. Dabei ist die Sehnsucht nach Erkenntniß in ihm seltsam gepaart und verwachsen mit der Furcht vor Erkenntniß. „Erkenntniß,"

*) She. Tauchnitz Edition II, 139.
**) Nada The Lily. The English Library. S. 161.
***) She. I, 190.

sagt er ein ander Mal, „kommt früh genug; viele von uns sagen, Erkenntniß werde uns zu früh zu Theil und stürze uns in Verzweiflung. Es gibt keine Bitterniß, welche der Bitterniß der Weisheit gleich käme.“*) So umspielen Rider Haggard's mystische Spekulationen halb sehnsüchtig halb fürchtend die Thore der Erkenntniß. Jene Thore, welche nur der Tod den Menschen erschließt.

Wie wenn es doch eine Möglichkeit gäbe, vor dem Tode einen Einblick in das Geheimniß des Lebens und Sterbens zu gewinnen? Wäre dann der Tod nicht vermeidbar, wäre er nicht wenigstens für lange Zeit hinauszuschieben? Die Heldin in Rider Haggard's bedeutsamsten Buche „She“ hat das Feuer entdeckt, welches der Quell und die Nährkraft alles irdischen Lebens, im Schooße der Erde verborgen brennt. Sie hat sich in diesem Feuer gebadet, und es hat ihr vieltausendjährige Jugend verliehen und hat ihr Macht über Leben und Sterben der Menschen gegeben. So wandelt sie, die Wissende, unter den Unwissenden, aber die Erkenntniß hat sie nicht gut, nur furchtbar gemacht. Und auch all den anderen Gestalten, in die Haggard's weitschweifende Phantasie übermenschliches Wissen und Können hineingeträumt hat, werden durch die Erkenntniß ihren Mitmenschen nur zum Fluche. Als wollte Haggard das alte Bibelwort bewahrheiten, daß die Frucht vom Baume der Erkenntniß dem Menschen zum Verderben gereicht.

Die goldenen Früchte der Erkenntniß, mit denen Rider Haggard immer wieder dichtend spielt, sind Scheingold. Dem Golde gleich, welches übermüthige Geister in den Märchen den Menschen geben, und das sich bald in ihren Händen in Staub verwandelt. Die Phantasie kann wohl die alten Steine zu neuer Mosaik zusammenfügen, aber sie vermag nicht, neue Steine zu erschaffen. So führen auch die spiritistischen Spielereien, die in Haggard's Schriften immer wiederkehren, letzt allerletzt zu gar nichts. Die Geister von Verstorbenen werden gerufen, sie erscheinen unter allen Schrecken des Jenseits, aber was sie zu sagen haben, das verlohnt der Mühe nicht. Die Geister Lebender werden aus den Körpern losgelöst, sie werden in die Ferne geschickt, um Zeugen eines Vorganges zu sein, aber was sie sehen, das hätte jeder Sterbliche mit ein paar offenen Augen ebenso gut sehen können. Je mehr Rider Haggard mit seiner Farbenpracht und dem kühnen Spiel seiner Einbildung die Phantasie seiner Leser bewegt und erfüllt, desto stärker ist nachher die Reaction des Verstandes, blickt man von dem enttäuschenden Ziele auf die blumenreichen Wege dahin zurück.

Unter der Fülle des Flitterwerks verbergen sich nur einige wenige Körnlein ernst zu nehmender Weltanschauung in Rider Haggard's Schriften. Wie fast ein jeder Mystiker, steht auch der englische Dichter auf dem Boden des Dualismus. Geister und Körper gehören verschiedenen Sphären des Seienden an. Der Geist beherrscht den Körper bis zu der Stunde des Todes, er verläßt ihn sodann, um selbständig fortzuleben. Es ist eben auch die Weltanschauung Rider Haggard's, wie seine Dichtung, ein Kind der Sehnsucht. Die Sehnsucht sagt: es muß eine Unsterblichkeit geben; die Phantasie schafft die Vorstellungen nach dem Gebote der Sehnsucht. „Sicherlich,“ sagt Haggard, „ist das Weltall erfüllt von Geistern; es sind das nicht Kirchhofsgespenster in weißen Laken, es sind die unvergänglichen und unsterblichen Elemente des Lebens. Weil sie einmal gewesen sind, können sie niemals sterben, ob sie sich auch wandeln und wandeln immer und immer wieder.“**) Es ist die älteste Weltanschauung, welche die Menschheit erträumt hat, die Räthsel des Daseins zu lösen, zu der sich Rider Haggard zu bekennen scheint: die Lehre von der Seelenwanderung. Fast ist es, als ob die Menschheit die ganze Kraft ihres Ahnungsvermögens in dieser einen Lehre erschöpft hätte, zu der sich einer der klarsten der deutschen Denker bekannte; denn auch die Mystiker neuerer Zeiten haben sie immer wieder wiederholt, ohne Besseres an deren Stelle setzen zu können.

Rider Haggard aber hat die Lehre von der Seelenwanderung nicht vertieft, sondern verflacht. Er hat ihr ihren ethischen Kern genommen. Die Seelenwanderung bedeutete den Alten einen Läuterungsprozeß. Sie wird bei Haggard zu einem ewigen Einerlei, zu einem endlosen Immerwieder. Der Mensch kämpft seinen großen Kampf um das Idol seiner Sehnsucht, er unterliegt und er wird wieder geboren, um denselben Kampf fruchtlos wieder zu kämpfen. Die Sehnsucht verleiht dem Menschen Kraft, in den Kampf einzutreten, sie gibt seinem Leben den Inhalt, aber sie führt ihn auch in den Tod. Und welches ist die Sehnsucht, die so dem Menschen beides bedeutet, sein Ideal und seinen Untergang?

Es ist ein und dieselbe Sehnsucht, welche alle Menschen in Rider Haggard's Büchern beseelt. Mit Andrew Lang zusammen hat Haggard einen Roman geschrieben: „Die Sehnsucht der Welt“. Die Sehnsucht der Welt aber ist — die Liebe. „Die Liebe ist das Geheimniß der Welt: sie gleicht dem Stein der Weisen, den die Menschen suchten, und ist so schwer zu finden, als er; findet man ihn aber, so wandelt er alle Dinge in Gold.“*)

Und doch ist das, was er Liebe nennt und was ihm die Sehnsucht der Welt bedeutet, kaum des Namens Liebe würdig. Haggard hat einmal erzählt, wie die Idee zu seinem ersten Romane in ihm entstanden ist. In einer Kirche zu Norwood sah er eines Tages ein junges Mädchen. Der Anblick ihrer vollendeten Schönheit bestimmte ihn, sie, die er nicht kannte, zur Heldin einer Erzählung zu machen. Das ist für ihn charakteristisch. Was er Liebe nennt, das ist in Wahrheit nur Cultus der Schönheit. So ist es auch das heiße Verlangen nach der Schönheit, welches die Sehnsucht des Menschen ausmacht und ihn zu Grunde richtet. Die Schönheit aber ist nach Rider Haggard allmächtig. Die Heldin seines Romanes „She“ hat das Weib des Mannes erschlagen, den sie liebt. Die Todte zu rächen stürzt er sich auf sie. Aber sie lächelt nur und zieht den Schleier von ihrem Antlitz. Da fällt er ihr zu Füßen und fleht um ihre Liebe. „Sagte ich Dir nicht, daß Du in Kurzem zu meinen Knien kriechen würdest?“ erwiedert sie ihm. Denn die Schönheit, zu der Rider Haggard betet, ist nicht die naive Schönheit: es ist die Schönheit, die sich ihrer herzenbezwingenden Macht bewußt ist. Und darin offenbart sich der Mystieismus Haggard's als Symbolismus: deshalb mußte „Sie“ übermenschliche Kräfte und ewige Jugend erwerben, und deshalb ist auch die „goldene Helena“**) unsterblich, weil beide Gestalten die Schönheit selbst bedeuten. Die Schönheit aber kann nicht vergehen.

Die allmächtige Schönheit, wie Rider Haggard sie auffaßt, ist keine Venus; eher eine Astarte. Sie ist die Verderbenbringende. Alle, die dem Gebote der Sehnsucht gehorchend, sie zu gewinnen trachten, finden ihren Untergang. Sie ist das Prinzip des Bösen. Sie weiß, daß sie zu Grunde richtet und sie läßt doch ihren Sirenengesang ertönen. Ihre Liebe, denn der Beruf der Schönheit ist ihm die Liebe, ist egoistisches Verlangen, das nicht glücklich machen, sondern nur gewinnen will. Zuweilen hat Rider Haggard dieser Schönheit die göttliche Schönheit gegenüber gestellt. Aber auch die göttliche Schönheit führt in den Tod. Und wer immer ausgeht, die göttliche Schönheit zu suchen, verliert ihre Spur und endet in den Armen der Anderen: „er hat von dem Sterne geträumt und hat die Schlange gefunden.“***)

Deshalb kann bei Rider Haggard die Liebe nicht befriedigend sein, weil sie ihm die Sehnsucht bedeutet. Die Sehnsucht aber ist als solche nicht zu stillen. Sie ist ein Feuer, das durch sein Brennen immer neue Nahrung gewinnt. Und Rider Haggard hat einen tiefsinnigen Mythus gedichtet, das ewig Glücklose menschlichen Liebens zu deuten. Im Anfange waren zwei Wesen in Liebe vereint. Unsterblich wie die Götter lebten sie nur einander und mißachteten die Götter. Und durch die Gluth ihrer Liebe erwärmten sie das erstarrte Urübel zum Leben. Da verfluchten die Götter sie und machten aus den

*) Jess. Tauchnitz Edition. I, 80.
**) King Solomon's Mines. Tauchnitz Edition. S. 180.

*) Jess I, 85.
**) In „The World's Desire“. Tauchnitz Edition.
***) The World's Desire I, 10.

Zweien Drei. Und von Leben zu Leben, alle Ewigkeit hindurch ringen sie wieder Zwei zu werden, und sich in Liebe zu vereinen. Immer aber steht zwischen dem Manne und dem Weibe, die sich lieben, das andere Weib.

Der Anblick eines vollendet schönen Weibes hatte zuerst die mystischen Träumereien in Rider Haggard's Herzen wachgerufen; er hat sie später immer wieder in diese seine Lieblingsgestalten zurückgeträumt. Der Mysticismus geht bei ihm in die Charakteristik über. Die Gedanken und Thaten vieler seiner Frauengestalten sind in ahnungsvolles Halbdunkel gehüllt. Das hat etwas Fascinirendes, wie das Problematische immer fesselt. „Hier und da," sagt er, „gibt es ein menschliches Herz, von dem es nicht weise ist, den Schleier zu lüften — ein Herz, in dem viele Dinge schlummern, wie Träume in dem Hirn des Schlafenden. Lüfte nicht den Schleier, flüstere nicht das Wort des Lebens in die Stille, in der alle Dinge schlafen, damit nicht aus der Flamme des Schmerzes und der Liebe düstere Gestalten hervorgehen, leben und Dich schrecken!"*) Das hat den Anschein, mit den Erfahrungen des Lebens übereinzustimmen. Aber deshalb, weil uns im Leben vieles räthselhaft bleibt, ist es noch nicht gerechtfertigt, das Räthselhafte zu künstlerischer Absicht zu erheben. Wenn Jess, über deren Charakteristik der Schleier des Geheimnißvollen ausgebreitet ist, schnell entschlossen hingeht, den Widersacher ihrer Schwester im Schlafe zu ermorden, so geht dabei jedwede künstlerische Absicht deshalb verloren, weil ohne volles Verstehen ein Mitempfinden unmöglich ist. Gerade die Größe kann nur dann groß wirken, wenn sie bis in die kleinsten Züge durchsichtig ist.

Rider Haggard's Frauengestalten aber sind fast durchweg groß entworfen. Er hat tapfere und tollkühne Männer gezeichnet. Innerlich aber sind seine Frauen stets die stärkeren. Sei es, daß sie wie Nada, die Lilie, ihre Kraft im Dulden bewähren, oder wie Maya ganz ihrer Rache leben, oder wie andere übermenschliche, geheimnißvolle Kräfte sich zu eigen gemacht haben, das Ergebniß für den Gesammteindruck seiner Erzählungen ist immer dasselbe: sie sind es, welche die Männer zur That treiben und ihr Schicksal bestimmen. Und das ist charakteristisch. Auch für unsere Literatur hat es Zeiten gegeben, zu denen in allen maßgebenden Werken Frauen die Führerrolle zuertheilt wurde. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das ein Zeichen innerer Schwäche ist.

Nur bei andauerndem Gefühle eigener Ohnmacht kann ein Herz sich in die Mystik hineinflüchten. Und diese Schwäche, aus der der Mysticismus entsteht, kommt vor Allem in der Auffassung vom Menschen zum Ausdruck. Von dem Alten: „viel Gewaltiges gibt es doch nichts, das gewaltiger als der Mensch", ist bei Rider Haggard nichts zu spüren. Die freie, starke Menschlichkeit fehlt ihm ganz. Er hat die rechte Werthschätzung der menschlichen Natur verloren. Seine Weltanschauung weiß nur davon, daß an dem Leben und Sterben der Menschen nichts gelegen ist; daß der Mensch ein Mikrokosmos ist, davon weiß sie nichts. Dadurch erhält man das Gefühl, als fehle in seiner Welt das helle Sonnenlicht, das den Geschöpfen Frische und Lebensfreudigkeit verleiht. Denn auch über seinen starken Menschen hängt finstern Wolken gleich das drohende Geschick. Es ist dies die nothwendige Folge seines Fatalismus. Wie sich denn auch die andere Folge des Fatalismus in seinen Schriften kundgibt: die Grausamkeit. Er behandelt die Geschöpfe seiner Phantasie mit der wollüstigen Gewaltthätigkeit, mit der ein orientalischer Despot seine Unterthanen behandelt.

All das Gesagte aber hat nur für die eine Seite der schriftstellerischen Thätigkeit Rider Haggard's Geltung. Haggard hat zahlreiche Bände geschrieben, in denen von Mysticismus keine Spur zu finden ist. Aber auch in seinen mystischen Büchern überschleicht einen das Gefühl, als sei vieles davon nur aus Lust am Wunderbaren erträumt; als sei es nicht so recht Ueberzeugungssache. Um ganz Mystiker zu sein ist er doch gar zu sehr Engländer. Der practische Geist seines Volkes beseelt auch ihn. Auch sein Evangelium beginnt mit den Worten: im Anfang war — die That.

Als junger Mann ist Rider Haggard als Privatsecretär in Natal gewesen. Er hat später in Transvaal die Aufstände der Boers miterlebt. Wie der jüngere Kipling hat er das wilde Leben jenseits der gesetzlichen Norm kennen gelernt. Das ist für ihn als Schriftsteller wichtig geworden. Die großen Kämpfe, die wir in dem alten Erdtheil auszufechten haben, sind innerlicher Natur. Die Wege, die wir gehen, sind geebnet durch Tausende, die sie vor uns gingen. Wir kämpfen den schweren Kampf um die Existenz, aber unsere Waffe in diesem Kampfe ist die friedliche Arbeit. In dem südlichen Afrika ist das noch heute anders. Die Zucht des Gesetzes hat die Individualitäten noch nicht abgeschliffen. Das Leben des Mannes und seiner Familie beruht vielfach auf dem kräftigen Schutz der eigenen Hände. Die Leidenschaften wühlen nicht nur nach innen: man greift zum Messer oder zum Revolver, um dem Willen Geltung zu verschaffen. Die Kämpfe gegen die Eingeborenen und die Schlachten gegen die Aufständigen sind nicht wie unsere Kriege, in denen der Einzelne nur als Theil des Ganzen in Betracht kommt: individuelle Tüchtigkeit und Kraft ist dort das Ausschlaggebende. Das Alles aber hat Rider Haggard's zum Mysticismus neigende Phantasie mit großen und realen Bildern erfüllt.

Das südliche Afrika ist der Boden fast sämmtlicher Erzählungen Haggard's. Aus dem Abenteurer-Roman ist sein Roman hervorgegangen. Mehr als das: in gewissem Sinne ist er selbst Abenteurer-Roman. Die Männer, die er schildert, haben unwegsame Wüsten zu durchwandern, sie haben im Kampfe gegen reißende Thiere und wilde Völker ihr Leben zu vertheidigen. Was in ihnen nach innerem Ringen zum Wollen geworden ist, das haben sie im Kampfe mit starker Faust in Thaten umzusetzen. Und Rider Haggard ist ganz der Mann, Männer zu schildern, die in tollem Wagen, aber auch in starker That sich bewähren. Solche Charaktere weiß er real und schlicht und überzeugend darzustellen. Nur daß die äußerliche Kraftentfaltung nicht über die innere Schwäche hinwegtäuschen kann. Nur daß die Kraft seiner Starken immer dem Lächeln einer schönen Frau unterliegt.

Rider Haggard ist heutzutage einer der meist gelesenen Schriftsteller Englands. Seiner Doppelnatur entsprechend ist auch seine Stellung in der zeitgenössischen Literatur eine zwiefache. Mit Kipling und den jüngeren englischen Realisten steht er zusammen im Kampfe gegen den Feminismus, der in der englischen Literatur heute herrscht. Andererseits aber gehört er selbst mit seiner müden Sehnsucht und mit seinen romantisch-mystischen Träumereien zu denen, welche die Literatur verweiblichen.

In seiner Stellung in der zeitgenössischen Literatur gleicht der Hauptvertreter des modernen Mysticismus in England einem Januskopfe, der vorwärts und der rückwärts blickt.

*) Jess. I, 81.

## Alexei Nikolajewitsch Apuchtin.

Von Gustav Karpeles.

Ein russischer Dichter, der eines natürlichen Todes stirbt, der nicht verhungert ist oder erschossen wurde — das ist eine solche Seltenheit, daß sie wohl registrirt zu werden verdient. Alexei Apuchtin war ein solcher Mann, der vor vierzehn Tagen still, wie er gelebt, in St. Petersburg gestorben ist.

Apuchtin wurde am 26. (14.) November 1841 zu Bolchow im Gouvernement Orel geboren. Er stammte aus einer alten, aus Frankreich eingewanderten Adelsfamilie und fand seine Ausbildung auf der Rechtsacademie in Petersburg. Dann diente er im Ministerium des Innern. Zu Ende der fünfziger

Jahre erschienen seine Gedichte unter dem Titel „Dorfgeschichten"; sie erregten allgemeines Interesse und das Entzücken von Kennern der russischen Poesie, wie Turgeniew, Polonski u. A. Turgeniew schrieb darüber: „Wenn dieser junge Wein den Gährungsprozeß durchgemacht hat, so wird er ein göttlicher Trank werden." Nun hätte man meinen sollen, daß dieser schnelle Erfolg den jungen Dichter zu ferneren Schöpfungen angespornt haben müßte. Weit gefehlt! — Alexei ist ein echter Russe — und diese sind bekanntlich alle unberechenbar. Ja, es ist kaum zu glauben und für deutsche Lyriker gewiß unfaßlich: nach diesem großen Erfolge schweigt Apuchtin 25 Jahre mäuschenstill, ohne auch nur einen einzigen poetischen Seufzer von sich hören zu lassen. Dann nach einem Vierteljahrhundert gelingt es einigen Freunden, ihm etwas von seinen poetischen Geheimnissen zu entlocken, die nun in verschiedenen Zeitschriften erscheinen und wieder mit allgemeinem Beifall begrüßt werden. Und darauf legt sich dieser Mann hin und stirbt. Echt russisch!

In der neuesten Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons lese ich über den Dichter Folgendes: „Apuchtin schreibt wenig, hält sich vom politischen Treiben fern und besingt eine leidenschaftslose und stille Liebe." — Das ist wenig. In einer Notiz über den Dichter, die jüngst durch die deutschen Blätter ging, finde ich den noch lakonischeren Satz: „Viele seiner Gedichte besingen die unglückliche Liebe." Da haben wir's nun: Eine leidenschaftslose und stille, aber unglückliche Liebe. Aber jetzt wollen wir uns mit den Notizen des Lexikons und der Zeitungen nicht mehr begnügen und wünschen etwas mehr über den Dichter zu hören, zumal, da wir ja über russische Lyrik, Puschkin und Lermontoff ausgenommen, bekanntlich nicht allzuviel wissen.

Freilich das Vorurtheil, das man in unseren höheren Töchterschulen und auch anderswo gegen russische Poesie zu hegen geneigt sein möchte, dürfte dabei in Nichts aufgehen. Denn selbst unter dem Druck der Knute entfaltet sich die Blume der Dichtung, zunächst allerdings, nur als ein künstlich aufgezogenes Topfgewächs, aus „dem faulen Westen" eingeschleppt, sodann aber als natürliche Pflanze, auf heimischer Erde erwachsen und von russischer Sonne großgezogen. Die Steppe ist ihre eigentliche Heimath, das Leben und Lieben des Volkes ihr, trotz unzähliger Variationen, noch immer unerschöpftes Thema. So hat sie etwas von dem Riesen der griechischen Sage an sich, der nur durch die Berührung mit der Muttererde groß und stark wird.

Zu dieser Erkenntniß gelangte man in dem Rußland Peter des Großen aber erst sehr spät. Bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts, bis auf Puschkin, ist die russische Poesie nichts als eine exotische Pflanze. Puschkin war der erste russische Dichter, der die heimische Poesie entdeckte und verkündete, der erste auch, der die fremde Romantik mit dem russischen Volksgeist zu vermählen strebte. Seine Nachfolger schlugen aber wieder die breitgetretene Straße des Weltschmerzes und der Zerrissenheit ein, die Byron ihnen gezeigt und Puschkin geebnet hatte. Zum Glück für Rußland lebte bald darauf der Genius der Poesie in einem Dichter wieder auf, den die Muse der Heimath geküßt hatte, in Michael Lermontoff. Aber es bedurfte doch auch noch eines kritischen Gewitters, um die mit Romantik geschwängerte Luft des russischen Parnasses in den dreißiger Jahren zu reinigen. Dieses Gewitter ließ nicht lange auf sich warten; mit ihm zugleich hielt der Realismus seinen Einzug in Rußland. Man weiß, welche Bedeutung die realistische Strömung für die russische Romanliteratur hatte, und daß sie die Brücke bildete, die von der Generation der Romantik zu der des Naturalismus hinüber führt.

Aber die Lyrik ging bei diesem Streben ziemlich leer aus. Und doch hätte die tiefere Erkenntniß des Volksgeistes, die neue Aera des literarischen Lebens, ja, selbst das sich kräftig regende Slawophilenthum befruchtend auf die Lyrik wirken müssen. Dies ist aber nicht der Fall gewesen; die russische Lyrik bleibt hinter dem Roman, der Satyre, ja selbst hinter dem Drama zurück. Der allgemeine Charakter der neuen russischen Dichtung, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, setzt sich nach dem Urtheil des vortrefflichen Historikers der russischen Literatur, A. von Reinhold, hauptsächlich aus folgenden vier Strömungen zusammen, die theilweise einander ablösen, theils auch neben einander herlaufen: die einen Dichter dienen dem Cultus des Schönen, der reinen Kunst oder der entschwundenen Größe des Vaterlandes, die anderen huldigen den nationalen und Standesideen der Gegenwart, die dritten schlagen einen Ton bürgerlicher Tendenz an, indem sie mehr oder minder ergreifend das Elend des Volkes und der Gesellschaft zum Ausdruck bringen. Die vierten endlich geben sich einfach einer reflectirenden Ideenpoesie ohne bestimmte Tendenz hin, wie sie zu allen Zeiten und in allen Ländern ihre dienstwilligen Knechte findet.

Unter den Vertretern des reinen Kunstideals und der nachklassischen Richtung, deren Führer A. Maikow ist, finden wir endlich auch, nach dem langen Umwege durch die Geschichte der ganzen russischen Poesie unseren Alexei Apuchtin, als einen der Besten und Begabtesten. Er ist ein Pessimist und leidet, wie wir schon aus dem Conversationslexikon wissen, an einer unglücklichen Liebe. Das ist gerade genug, um ein Menschenleben zu verbittern. Nicht so bei Apuchtin. Sein Pessimismus verklärt sich zu einer milden Resignation, seine unglückliche Liebe wird ihm förmlich zu einer süßen Gewohnheit. Er hat nur zwei Saiten auf seiner Leyer, aber er weiß derselben doch sehr viele und sehr verschiedenartige, oft sehr anheimelnde Töne zu entlocken. Die sinnende Melancholie, die rührende Ergebung in das Unvermeidliche steht ihm sehr gut zu Gesichte und gibt seinem leidensvollen Antlitz einen Zug der Versöhnung. Er bleibt der Liebe treu, wie tief sie ihn auch verwundet, wie schmerzlich sie ihn auch enttäuschte . . .

Und glaube mir: je mehr im wilden Wehe
Du Dich verzehrst, die Seele siech und wund —
Um desto tiefer fühlst Du meine Nähe
Um desto lauter spricht zu Dir mein Mund!
Sei dankbar mir für Alles: für die Thränen,
Für jede Wolke, jeden Sonnenblick,
Für jeden Seufzer um getäuschtes Sehnen,
Für jedes kurze Wahn erzeugte Glück.
Und wenn, zermalmt vom Leben, Du voll Klage
Nach mir verlangst, komm' ich zu Dir auf's Neu —
Ich, die Gefährtin Deiner besten Tage,
Die alte Liebe, die Dir ewig treu!

Aber nicht immer steht ihm diese Gefährtin zur Seite; gar oft ruft sie der Dichter vergeblich an, wenn das Heer der schwarzen Gedanken bei ihm Einzug hält. Dann schlägt er die zweite Saite auf seiner Leyer an:

Fliegen, gleich schwarzen Gedanken, sie lassen mir Tags keine Ruhe;
Surrend und stechend umschwirren sie mich, was immer ich thue!
Kaum ist die Eine verscheucht von der Wange, der zuckenden Lider,
Kriecht das verhaßte Geschmeiß mir über das Angesicht wieder;
Kann weder denken, noch lesen . . . es sinken die Hände, die matten
Käme doch schneller der Abend, ach kämen die nächtlichen Schatten!

Schwarze Gedanken, gleich Fliegen, sie bringen mich Nachts um den Frieden.
Surrend und stechend umschwirren sie mich, den Schläfrigen, Müden!
Kaum ist der Eine verscheucht, so nagt schon ein Andrer am Herzen,
Weist mir mein Leben, so zwecklos verträumt in Wonne und Schmerzen; . . .
Kann nicht vergessen — muß lieben in glühenderem, tieferem Kummer...
Käme doch schneller die Nacht, die Nacht mit ewigem Schlummer!

Aber wer kann eines Poeten Herz ergründen — er bedauert es trotz aller schwarzen Gedanken nicht, daß er der Liebe zugeschworen und daß seine Seele ständig zu Tode betrübt ist. Er bedauert einzig und allein . . .

Daß spät ich die Liebe erkannt,
Daß ich wenig, zu wenig geliebt!

Er ist also unverbesserlich und es ist ihm nicht zu helfen. Mit seinem Pessimismus und seiner Liebe ist er zu Grabe gegangen. Er ist nicht der Erlöser der russischen Poesie geworden, und dieselbe harrt noch weiter des Genius, der ihre verborgenen Schätze erschließen wird. Denn ein reicher Quell der Poesie ist auf russischer Erde vergraben; es gilt nur ihn heben und in ein künstlerisches Bette zu lenken. Dies ist die Aufgabe einer künftigen Zeit, die den schönseligen Idea-

lismus der Vergangenheit, der die Wahrheit nicht kannte, und den trostlosen Pessimismus der Gegenwart, der die Schönheit verbannte, gleichmäßig überwinden und zu dem Urquell aller Dichtung, der Verklärung des Menschenlebens, sich wenden wird. Die Russalka, die Muse des russischen Parnasses, hat noch flammende Küsse ohne Zahl zu vergeben, und der Flügelschlag ewiger Poesie umrauscht die unwirthbare Steppe ebenso gut, wie das gelobte Land der Dichtung.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Gehaltzulage.

Humoreske von Albert Miller.

John Brown war bei der Centralbank in New-York Kassirer mit einem monatlichen Gehalt von fünfzig Dollars. Schon seit Jahren hatte er diesen Posten und zwar seit der Eröffnung der Bank, die gleich nach dem amerikanischen Bürgerkriege gegründet worden war und sich aus kleinen Anfängen zu der Bedeutung eines der ersten Institute der Union emporgeschwungen hatte. Leider hatte sich Herr Brown nicht mit emporgeschwungen. Allerdings genoß er das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten und war als erster Beamter einer so bedeutenden Bank eine geachtete Person, aber seine Hoffnungen auf Gehaltszulage hatten sich trotz seiner vieljährigen Treue noch immer nicht erfüllt. So war denn wieder einmal das Weihnachtsfest herangerückt. Die Bescheerung in Brown's Familie war ausgefallen, denn des Himmels Segen war ihm in einer Beziehung nicht versagt: der Kindersegen, der den meisten armen Familien zu Theil wird, war überreichlich auch auf ihn ausgeströmt, und mehr als ein halbes Dutzend kleiner Brown's hatte das Christkindlein zu beschenken. Aber der erste Januar brachte Herrn Brown die gewohnte Enttäuschung. Das neue Jahr sah ihn wieder für die lumpigen fünfzig Dollars monatlich an seinem Pulte tagtäglich gewaltige Stöße Banknoten zählen.

Wohlgenährt, wie immer sauber rasirt und elegant, hatten die Directoren der Centralbank eben ihre erste Jahressitzung geschlossen und waren im Begriffe, ihre Ueberröcke anzuziehen, um die draußen harrenden Equipagen zu besteigen, als der Präsident langsam seinen eleganten Pelzrock zuknöpfte und noch einmal an seine Collegen mit gleichgültigem Ausdruck die Worte richtete:

„Noch eins, meine Herren! Von unserem ersten Cassirer John Brown, den einige von Ihnen wohl kennen, ist mir ein Gesuch um Gehaltzulage überreicht worden. Wo ist er nur gleich? Hier nicht, auch hier nicht, wahrscheinlich verlegt, oder verloren. Aber das schadet nichts. Ich würde diese Angelegenheit überhaupt gar nicht erwähnen, wenn Herr Brown unter Anderem seine Forderung nicht mit der geradezu lächerlichen Bemerkung begründet hätte, daß bei den gesteigerten Geschäften immer größere Summen durch seine Hände gingen, wodurch er auch immer größeren Versuchungen ausgesetzt sei. Man solle doch seine Ehrlichkeit nicht so großen Gefahren aussetzen und ihm wenigstens so viel gewähren, daß er seine Familie nothdürftig erhalten könne. Ich, meine Herren, sehe aber gar keine Veranlassung, den Wünschen des Herrn Brown Folge zu leisten. Für die wenigen Stunden seiner rein mechanischen Arbeit wird er gut bezahlt. Und wenn der Dummkopf dafür extra belohnt werden will, weil er uns nicht bestiehlt, so werde ich ihn einfach darauf aufmerksam machen, daß wir, Gottlob, in einem civilisirten Staate leben und Gesetze haben, die Spitzbuben mit angemessenen Zuchthausstrafen bestrafen. Ich brauche nicht erst eine Extrasitzung des Directoriums dafür einzuberufen und werde Herrn Brown schon die treffendste briefliche Antwort zukommen lassen!"

„Ganz Recht," rief einer der Directoren, „citiren Sie ihm einfach den Paragraphen des Strafgesetzbuches über Unterschlagung und Diebstahl, das genügt."

„Sie können ihm auch noch schreiben," bemerkte boshaft ein anderer Gentleman, „daß es sich für einen Mann in so untergeordneter Stellung gar nicht schickt, eine so zahlreiche Familie zu haben." Lautes Gelächter hallte durch das glänzend eingerichtete Directorenzimmer, das wenige Minuten später leer war.

Am folgenden Morgen fand Brown einen Brief auf seinem Pulte und er las:

„Werther Herr! Vom Directorium unserer Bank habe ich den Auftrag, Ihr gestriges Gesuch um Gehaltzulage abzuweisen. Mit der, gelinde gesagt, eigenthümlichen Begründung Ihres Gesuches können wir uns ebenso wenig einverstanden erklären. Es ist wohl richtig, daß in Folge des gesteigerten Geschäftsganges größere Summen durch Ihre Hände gehen, aber Ihre Arbeit ist dadurch kaum größer geworden. Ihre Arbeitstunden sind nicht vermehrt worden, auch thun Sie nur, was Sie zu leisten im Stande sind, und was hundert andere Kassirer für das gleiche Gehalt — oder noch billiger — in anderen Geschäften auch leisten. Ihre Bemerkung über die gesteigerte Versuchung Ihrer Ehrlichkeit ist geradezu lächerlich. Wir werden uns wohl hüten, Ihnen eine Extravergütung bloß dafür zu bezahlen, daß Sie so freundlich sind, uns nicht zu bestehlen. Ihre Ehrlichkeit ist ja vorweg selbstverständlich, sonst hätten wir Ihnen das tägliche Brot nicht so lange schon gewährt. Auch würden wir Sie bei der kleinsten Unregelmäßigkeit sofort dem Staatsanwalt übergeben. Ihre Beziehungen zur Bank sind rein geschäftlicher Art, und Sie bekommen für eine bestimmte Arbeit den bestimmten Lohn, der nach Beschluß der Direction festgesetzt ist und nicht erhöht wird. Ihre Familienangelegenheiten können wir natürlich nicht berücksichtigen. Ich will mich gewiß nicht entfernt in Ihre häuslichen Angelegenheiten mischen, aber kann doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die meisten Subalternen heutzutage leider über ihren Stand leben, ohne etwas für kommende Tage zurückzulegen. Bei Ordnung und Sparsamkeit würden Sie und die Ihrigen mit Ihrem jetzigen Gehalte gewiß sehr behaglich leben können. Hochachtend . . ."

Die Directoren kamen einige Tage später wieder zu einer Sitzung zusammen, weil der Präsident vorschlagen wollte, auf welche Weise ein Baarüberschuß der Bank am nutzbringendsten anzulegen wäre. Die Sitzung war kaum eröffnet, als John Brown ohne anzuklopfen eintrat, dem Präsidenten einen Bogen Papier übergab und ebenso schnell wieder verschwand. Gleich nach seinem Verschwinden hörte man im Sitzungszimmer ein heftiges Durcheinanderreden, dann wurde die Thüre, die nach der Kasse führte, aufgerissen, und man vernahm die erregte Stimme des Präsidenten: „Bitte, Herr Brown!"

„Ich komme sogleich," hallte es ruhig von dem Pulte Brown's, der eben an einen Kunden einen Check auszahlte. Er prüfte nochmals langsam die einzelnen Banknoten, zählte sie dem Harrenden vor, trug ebenso langsam den Betrag in sein Kassabuch ein, schob ein Löschblatt auf das eben Geschriebene, legte seinen Federhalter auf den gewohnten Platz und verschwand gemächlich hinter der Thür des Directorenzimmers.

„Was heißt das, was auf Ihrem Zettel steht?" — „wir verstehen nicht" — „was sind das für Geschichten?" So tönten ihm mehrere Stimmen entgegen, die ihn gar nicht aus der Fassung zu bringen vermochten. Endlich sagte der Präsident: „Aber meine Herren, so kommen wir ja nicht an's Ziel. Hören Sie, Brown, wie verstehe ich das? Sie übergeben mir diesen Zettel mit der Bemerkung, daß sich in der Bank nur 9647 Dollars und 80 Cents an Baargeld befänden und daß ich schleunigst für weitere Baarmittel sorgen müsse, da sonst die Auszahlung in's Stocken gerathen müßte."

„Gewiß," sagte Brown, „Sie haben richtig gelesen, und ich brauche Geld, sonst muß ich die Leute abweisen."

„Aber sind Sie denn auf einmal verrückt geworden? Nach Ihrem gestrigen Kassenrapport hatten wir doch 259,648 Dollars baar vorräthig, und ich habe die heutige Sitzung eigens berufen, um diesen Ueberschuß nutzbringend anzulegen. Was ist denn aus der Viertelmillion geworden?"

„Die nutzbringende Anlage ist seit gestern überflüssig geworden," erwiderte der Cassirer trocken. „Es ist genau so viel da, wie auf dem Zettel steht, ich habe die nutzbringende Anlage selbst besorgt; allerdings vielleicht nicht nach Ihrem Geschmack, auch nicht zu Ihrem Vortheile, denn ich habe das Geld einfach gestohlen. Außer der Viertelmillion fehlen noch 20 Cents an der Summe; als ordnungsliebender Mensch, als welchen Sie mich seit Jahren kennen, muß ich Ihnen mittheilen, daß ich diese 20 Cents für Pferdebahnbillets ausgab, um die gestohlene Summe in Sicherheit zu bringen."

„Mensch, Sie sind wirklich wahnsinnig geworden," schrie der Präsident entsetzt.

„O nein, Herr Präsident; beunruhigen Sie sich nicht unnöthigerweise wegen meiner Gesundheit. Ich erkläre nochmals, daß ich das Geld gestohlen habe. Alles Klagen hilft Ihnen hier nichts; doch gebe ich Ihnen den Rath, sofort Geld zu schaffen, sonst muß die Bank noch heute ihre Zahlungen einstellen und sich bankrott erklären. Später können wir ja noch zur Genüge über meinen Diebstahl weiter verhandeln."

Zwei Directoren mußten wohl oder übel zu ihren Privatbanken eilen, um Geld zu beschaffen. Bis zu ihrer Rückkehr herrschte im Directionszimmer die größte Aufregung. Man ließ den ungetreuen Cassirer nicht aus dem Zimmer und drang — leider vergeblich! — in ihn, sich über den Verbleib des Geldes zu erklären. Er war wirklich der Einzige, der seine Fassung bewahrte.

„Meine Herren," sagte er kühl, „ich laufe Ihnen gewiß nicht davon. Lassen Sie erst die Herren mit dem nöthigen Gelde wieder hier sein, und ich gebe Ihnen dann weitere Aufschlüsse."

Endlich kamen die Herren mit dem nothwendigen Gelde zurück und sie händigten es dem Vicecassirer ein mit dem Bemerken, Herrn Brown's Anwesenheit sei bei der wichtigen Directionssitzung nöthig, und als die Herren wieder unter sich waren, hielt der Cassirer Brown folgende Rede:

„Meine Herren, ja, ich habe die Viertelmillion Dollars gestohlen. Als ich diesen Brief" — dabei zog er die vom Präsidenten erhaltene Antwort hervor — „empfangen und daraus ersehen hatte, daß Ihnen meine seit einem Menschenalter geleisteten Dienste keinen Heller werth waren, daß Sie mich nur wie eine Maschine behandelten, und daß Sie nur meine mechanischen Dienstleistungen glaubten bezahlen zu sollen, da sagte ich mir: Für Dich gibt's nur zwei Wege, entweder bleibst Du die Maschine bis zu Deinem Ende Deiner Tage und darbst mit Deiner Familie weiter, während Deine Brodherren im Ueberfluß schwelgen; oder Du endest mit einem Schlage Dein Elend durch eine unehrliche Handlang! — Nun, meine Herren, ich habe das Letztere gewählt; es war ja

so leicht: ich brauchte nur meine Hand auszustrecken, um in den Besitz eines großen Vermögens zu gelangen. Ja, ja, meine Herren, starren Sie mich nur so verzweifelt an, es nützt nichts; ich habe das Geld und werde es nicht wieder herausgeben. Ich hätte, um mich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, ja einfach nach Kanada flüchten können, mit welchem Staate wir keinen Auslieferungsvertrag haben, und ich wäre in Sicherheit gewesen, ehe Sie noch von Ihrem Verluste erfahren hätten. Das kanadische Klima ist indessen etwas zu rauh für meine schwächliche Constitution. Uebergeben Sie mich also nur ruhig dem Staatsanwalt. Man wird mich vor die Geschworenen stellen, ich werde mit Rücksicht auf unsere angenehmen Beziehungen, wie sich der Herr Präsident auszudrücken beliebte, mich schuldig bekennen, um Ihnen alle weiteren Instanzen und kostspieligen Anwälte zu ersparen. Man wird mich unter Ausschluß mildernder Umstände verurtheilen und zwar zum höchsten Strafmaße, das nach den Gesetzen zehn Jahre Zuchthaus beträgt. Bei guter Aufführung werden mir davon anderthalb Jahre geschenkt; ich bin ja das ruhige Sitzen und die gute Aufführung bei Ihnen gewöhnt, habe ich es doch in den siebzehn Jahren bei der Bank genügend gelernt. Wenn ich aus dem Gefängnisse entlassen werde, bin ich erst Ende der vierziger Jahre, also noch in bester Manneskraft. Dann bin ich mit meinem Vermögen von einer Viertelmillion Dollars ein gemachter Mann; ich werde fremde Länder bereisen, und man wird mich dort um meiner Freigebigkeit willen schätzen und achten, denn Niemand kennt meine Vergangenheit. Das Geld, das ich an einem so sicheren Orte untergebracht habe, daß es der beste Detectiv nicht aufspüren wird, eröffnet mir dann eine ununterbrochene Reihe von Genüssen, die mich für die paar Jahre Zuchthaus reichlich entschädigen. Es ist freilich traurig, daß ich während meiner Gefangenschaft die Zinsen eines so großen Kapitals einbüßen muß. Wenn ich bedenke, daß ich das Geld mit viereinhalb Procent per Jahr anlegen könnte, so betrübt mich die Thatsache, ein so kolossales Vermögen von 80,625 Dollars verlieren zu müssen. Andererseits tröstet mich wieder der Gedanke, daß ich, wenn ich ein ehrlicher Mann und hier in meiner Stellung geblieben wäre, selbst nicht einmal die Zinsen jener Zinsen in den nächsten achteinhalb Jahren sparen könnte, auch wenn ich mit meiner ganzen Familie gar nichts essen, nackt gehen und mein ganzes Gehalt jährlich bei Seite legen würde. Somit glaube ich eine ganz gute Spekulation gemacht zu haben, und bedanke mich bei Ihnen, meinen Herren, daß Sie mich durch Ihre Hartherzigkeit klug machten."

Die athemlose Bestürzung, die dieser Rede folgte, war unbeschreiblich. Die Directoren hatten im Laufe dieser Auseinandersetzung Zeit genug, zu der Ueberzeugung zu kommen, daß nicht etwa ein Irrsinniger vor ihnen stand, sondern daß Brown in allem Ernste gesprochen hatte. Auch war es ihnen sofort klar, daß eine Drohung mit den Gerichten zwecklos wäre und daß sie wirklich ihr Geld verlieren würden, wenn sie ihre Drohungen zur Ausführung bringen wollten. Sie legten sich daher aufs Bitten; er solle an seine Familie denken, die im Elende verkommen würde, wenn ihr Ernährer in's Zuchthaus käme. Doch Brown war auch darauf vorbereitet und erklärte einfach, daß seine Frau zu ihrem Vater, der eine Farm besitze, zurückkehren und durch ihre Arbeit ihren Lebensunterhalt für sich und die Familie schon verdienen würde. Alles Zureden und Bitten schien vergebens, und endlich ergriff Herr Brown, der Alles mit größter Ruhe über sich ergehen ließ, nochmals das Wort:

„Meine Herren, mit Rücksicht auf unsere angenehmen persönlichen Beziehungen, und da ich auch gerade kein allzugroßes Verlangen habe, achteinhalb Jahre im Zuchthause zu verleben, so will ich Ihnen einen Vergleich vorschlagen. Ich bin bereit, Ihnen die Hälfte der entwendeten Summe, also hundertfünfundzwanzigtausend Dollars unter folgenden Bedingungen zurückzugeben: 1. Sie geben es mir schriftlich, daß Sie mich nicht gerichtlich verfolgen werden. 2. Sie nehmen in der nächsten Directionssitzung einen Beschluß zu Protokoll, worin Sie Ihrem Bedauern Ausdruck geben, daß Herr John Brown, der Ihnen so viele Jahre hindurch in Treue gedient und sich Ihres Vertrauens in jeder Weise würdig gezeigt hat, in Folge einer eben gemachten Erbschaft aus Ihren Diensten tritt, und 3. Sie veröffentlichen dieses Vertrauensvotum in zwei der gelesensten Zeitungen der Stadt."

Ein Entrüstungsschrei erhob sich in der ehrenwerthen Versammlung, doch da die Directoren sahen, daß sie aus dem unerschütterlichen Brown nichts Anderes herausbringen würden, fingen sie an einzulenken. Hundertfünfundzwanzigtausend Dollars läßt man doch nicht so leicht fahren, und was wäre es für eine Genugthuung, wenn sie den Kassirer zwar einsperren, aber dafür den ganzen Verlust erleiden müßten? Einige Herren waren vorerst noch hartnäckig; man müsse ein Exempel statuiren, und was sonst der Redensarten noch waren, die da in der Wuth ausgestoßen wurden. Doch die unerbittlichen Zahlen und das Zureden der anderen Collegen brachten endlich die Annahme des gemachten Vergleichs beinahe zu Stande. Man wollte sofort an die Ausführung gehen, doch ganz bescheiden und schüchtern bemerkte Herr Brown, es wäre ihm peinlich, wenn er bei der Abfassung der lobenden Zeugnisse hier zugegen wäre. Auch könne er augenblicklich die Bank nicht verlassen, da die laufenden Geschäfte seine Anwesenheit erheischten, zudem müsse er erst seine Bücher in Ordnung bringen, da er doch morgen nach Einhändigung der hundertfünfundzwanzigtausend Dollars seinem Nachfolger Alles im besten Stand übergeben müsse. Auf morgen wollten sich aber die Herren Directoren erst gar nicht einlassen, sie mußten sich jedoch schließlich fügen, als Herr Brown bestimmt, aber ironisch bemerkte: „Sie werden mir schon bis morgen trauen müssen, haben Sie mir doch Ihr ungetheiltes Vertrauen so viele Jahre geschenkt, und traue ich Ihnen ja auch bis morgen, daß Sie mich inzwischen nicht einsperren lassen werden." Damit zog sich Kassirer Brown ruhig wieder in sein Zimmer zurück, setzte sich an sein Pult und arbeitete so eifrig, wie er es die letzten siebzehn Jahre gethan hatte.

Am nächsten Morgen hatten sich sämmtliche Directoren außergewöhnlich frühzeitig eingefunden und fragten den stellvertretenden Kassirer wiederholt, ob Herr Brown noch nicht erschienen sei. Endlich erschien er, begab sich sofort in das Directorenzimmer und nahm den Revers und die schriftlichen Zeugnisse mit Würde entgegen. Nachdem er sie langsam gelesen, wandte er sich an den Präsidenten mit den herzlichen Worten: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Ihre Lobesbezeugungen sind fast mehr, als ich erwartete. Hier händige ich Ihnen Ihr Geld ein!"

Mit zitternden Händen öffnete der Präsident das Packet. In schönen neuen Tausenddollarnoten zählte er die ersten Hunderttausend auf den Tisch, dann folgten Beträge in kleineren Bankscheinen, und es dauerte wohl an die fünfzehn Minuten, bis die einhundertfünfundzwanzigtausend Dollars dalagen. Aber noch war das Packet nicht erschöpft. Fast bestürzt zählte er weiter — und wieder folgten hundert Tausenddollars-Noten und noch weitere fünfundzwanzigtausend Dollars in kleineren Werthen.

„Aber das ist ja Alles," riefen er und die Anwesenden in freudiger Ueberraschung aus. „Sie haben ja die ganze Viertelmillion zurückgebracht!"

„Freilich," erwiderte Brown, „ich habe auch nie im Entferntesten daran gedacht, Ihnen etwas zu stehlen. Ich wollte Ihnen nur eine Lehre geben und Ihnen den Beweis liefern, welchem falschen Grundsatze Sie huldigen, indem Sie einem Menschen einen Bettellohn gewähren, den Sie Ihres vollen Vertrauens würdigen, und der mit einem Griffe sich ein Vermögen verschaffen kann. Der erste Kassirer einer Bank sollte nicht als bloße Maschine behandelt werden, dessen Arbeitstunden man ablohnt; nein, sein Vertrauensposten verdient eine besondere Berücksichtigung und dementsprechende Bezahlung."

Betroffen blickten die Directoren vor sich hin.

„Nach dem Vorgefallenen," fügte Brown hinzu, „wird die Bank wohl kaum noch Verwendung für mich haben. Ich bin daher bereit, meine Stellung zu verlassen und meine Bücher, die ich gestern abgeschlossen, meinem Nachfolger zu übergeben — denn den gestrigen Nachmittag brauchte ich nur für diesen Zweck und nicht etwa, weil ich das Geld weit herzuholen hatte; es lag ruhig in dem großen Kassenschranke drüben. Wenn Sie nicht zu bestürzt gewesen wären um nachzusehen, so hätten Sie sich schon gestern davon überzeugen können."

Herr Brown verließ festen Schrittes das Directionszimmer und setzte sich wieder auf seinen alten Platz, doch er arbeitete nicht, denn sein Haupt ruhte sinnend in seiner gestützten Hand. Kaum fünf Minuten hatte er so dagesessen, als er seinen Namen rufen hörte. Als er aufblickte, winkte ihm der Präsident, der in der Thüre stand: „Ach, Herr Brown, bitte noch einen Augenblick!" Wieder befand er sich im ehrwürdigen Kreise seiner Vorgesetzten, und der Präsident redete ihn mit folgenden Worten an:

„Herr Brown, die Art und Weise, wie Sie uns eine Lehre gaben, war etwas derb. Es liegt aber nicht in unserer Absicht, Sie dafür büßen zu lassen, doch würde das gegenseitige Verhältniß zwischen Ihnen und Ihren Vorgesetzten in Zukunft wohl unhaltbar sein. Um nun einen so fähigen Menschen nicht auf einem ihm nicht passenden untergeordneten Posten zu lassen, habe ich mich entschlossen, meine Stellung, die ich noch nebenbei als Director der xx Versicherungsgesellschaft bekleide und die ein Jahresgehalt von fünftausend Dollars einbringt, zu Ihren Gunsten niederzulegen. Es wird mir ein Leichtes sein, die Herren Directoren der Versicherungsgesellschaft für den Plan Ihrer Nachfolgerschaft zu gewinnen. Doch dürften noch einige Wochen darüber vergehen, welche Sie als Ferien der Ruhe widmen können."

---

## Aus der Hauptstadt.

### Le roi me reverra.

Es war ein Monat der beginnenden Bankbrüche und der Blamagen Graf Taaffe gestand, es ist nicht auszudenken, zum wievielten Male, seine völlige Unfähigkeit ein, Oesterreich zu regieren und das krampfhaft umklammert gehaltene Portefeuille aus den zitternden Händen zu lassen; was ihm an politischer Einsicht abging, suchte er zeitgemäß durch unpolitische Brutalität zu ersetzen und verhängte einen nicht mehr klein zu nennenden Belagerungszustand über die Centren des Böhmerlandes. Der Fortwurstler von Ellischau dachte mit Gewaltmaßregeln das Jungtschechenthum unterdrücken zu können etwa wie — Dr. Gregr nehme mir den Vergleich nicht übel — etwa wie die unverantwortlich thörichten Rathgebern ihr Ohr leihende Berliner Polizei die öffentliche Unzucht durch frühzeitigen Schluß der Nachtcafés zerschmettern wollte. Unsere Behörde bewies aber dem österreichischen Polizeiminister ihre geistige Ueberlegenheit dadurch, daß sie ein närrisches Reskript schleunigst zurücknahm, obgleich die freisinnige Presse wüthend wider dies Reskript gedonnert hatte; Graf Taaffe hingegen hielt seine Verfügung aufrecht, trotzdem der gesammte geldschmutzige Deutschliberalismus Wiens begeistert für sie eingetreten war. Und um dem Bankerott die Blamage auf dem Fuße folgen zu lassen, ward regierungsseitig ein 1871 ausgegebener Erlaß des Kaisers beschlagnahmt, der den Böhmen allerhand staatsrechtliche Annehmlichkeiten ent-

gegenkommend versprochen hatte und von ihnen zum Danke in kolossalen Auflagen verbreitet worden war.

Um dieselbe Stunde störte in England der „schwarze Streik", der Lohnkampf von hunderttausend Bergarbeitern wider ihre Bedränger, so sehr die Gemüthsruhe der mit Homerule und anderen Kinderspielen sich amüsirenden Gentlemen, daß Einer von ihnen allen Ernstes auf den finsteren Gedanken kam, mit kapitalistischer Mißwirthschaft versuchshalber 'mal ein Bischen zu brechen und die Verstaatlichung der Bergwerke vorzuschlagen. Auch in Frankreich sahen die ehrlichen Leute von Panama und die mit erdrückender Mehrheit wiedergewählten Spitzbuben der Nation erschreckt das gewaltige Anwachsen der sozialradicalen Parteien, den beginnenden Bankerott ihrer Räuberwirthschaft und thaten noch einmal das Mögtichste, mit krachendem Marinefeuerwerk und Rossiagebrüll den Schrei des Todtenvogels zu übertönen und das gutmüthige Stimmvieh in Chauvinismus und Wutki betrunken zu machen, es der Ablenkung wegen mit glühenden Sympathien für jenes Land zu erfüllen, dessen Regierung wieder 'mal französisches Geld braucht und dessen Einrichtungen bisher noch Jeder bewundert hat, der sie nicht persönlich kennen zu lernen brauchte.

Es war ein bankerottirlicher Monat, und für die hohe Politik bedeutete er ungefähr das, was vor zwei Jahren für Friedländer und Sommerfeld unreinlichen Andenkens jene Tage waren, da sie pompöse Extrazüge nach dem neugegründeten Seebad Binz abließen und unter Trompetenstößen, unter dem Beifallsgeheul einer preßbetheiligten Gaunerbande die letzte Anstrengung machten, dem drohenden Coneurse zu entgehen . . . Es war ein bankerottirlicher Monat. Wen tröstete es in so melancholischer Zeit, daß Herr Theodor Barth aus Posemuckel und Klein-Mutz Vertrauensvota für sein mannhaftes Auftreten empfing und daß Herr Richter freudestrahlend das 250,000. Exemplar seiner „Zukunftsbilder", Partiepreis billiger, verschenken konnte? Genügsamen Menschen macht zwar die lumpigste Bagatelle Spaß, und über Posemuckel und Klein-Mutz freut sich gewaltig der Comödiant, wenn man ihm Abends aus dem Parkett imposante Vertrauensvota in Gestalt lieblicher Lorbeerkränze reicht, die er Vormittags selber bestellt und bezahlt hat.

* * *

Die „versöhnende" Depesche, die Wilhelm II., leider zu spät von Bismarck's Erkrankung unterrichtet, aus Güns an den greisen Helden sandte, hat die freisinnige Presse aller Schattirungen mächtig erregt und den Kleinmuth in der Brust seine Spannkraft üben lassen. Wo die geeigneten Gourmets, vor denen Byzanz nicht zu zittern braucht, vorhanden waren, da erschöpfte man sich in Speichelleckereien vor des Kaisers Majestät, schrieb schwungvolle, poetische Leitartikel über seine humane Großmuth, sein tiefinneres Gefühlsleben, seinen zum Mitleid geneigten, sanften Charakter und vergaß nicht, der unerschütterlichen Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß an eine Rückkehr Bismarck's in's Amt unter keinen Umständen zu denken sei. Dem Kaiser hätte dies Schweifgewedel und knechtische Geschwafel sicher alle Freude an seiner vielbejubelten That verdorben, wenn sie wirklich nur eine über Nacht aufgegangene Blüthe edlen Gemüthes gewesen wäre. Schien es doch, als sollte ein politischer Jom Kippur mit all seiner obligaten Heuchelei gefeiert werden, so versöhntich und liebevoll klangen die Predigten und Episteln, mitten in dieser bankerottirlichen Zeit, wo die schönsten Staatspapiere fast noch rapider sinken als das Interesse unserer Bevölkerung an Parteizank und Landtagswahlen; schien es doch, als wollte man das kaiserliche Wort wieder einmal benutzen, um den Sprecher zum Proselyten aller Parteien zu machen.

Aber Wilhelm II. hat sich nicht geärgert, als er die säuberlich aufgeklebten und sorgsam durchgesehenen „Stimmen der öffentlichen Meinung" über seine Telegramme las, er hat im Gegentheil sehr vergnügt, vielleicht sogar sehr zufrieden gelacht.

Wir Anderen, die wir zu den 12,000 Mark des Goldbergerwahlfonds unser Scherflein nicht beigesteuert haben, verstehen seine Empfindungen. Wir haben deshalb, und dann auch, weil sich zum Jubelgeschrei jetzt die Zeit wenig eignet, unserer Herzensfreude über die Günser That keinen lärmenden Ausdruck verliehen. Wohl wissen wir dem Kaiser tausend Dank für sie. Nicht darum, weil diese Depesche uns beweist, daß der Monach fähig ist, begangene Irrthümer zu erkennen und wieder gut zu machen — es wäre eine Beleidigung für ihn, wollte man es regelmäßig festlich bejauchzen, wie man seltene, freudige Ereignisse bejauchzt, wenn er von einem jener Irrwege umkehrt, die jeder Mensch und auch er wandeln muß. In errore perseverare diabolicum, aber einen Irrthum ablegen macht uns noch nicht zu Engeln. Nein, wir freuen uns der Depesche aus patriotischen Gründen. Sie stellt die erste That des neuen Kurses seit drei und einem halben Jahre dar, mit der sich die Majorität der Besten unseres Volkes einverstanden erklären kann. Sie ist eine kluge, eine sehr kluge politische Maßnahme, so klug, wie man sie eigentlich vom neuen Kurse kaum erwartet hätte. Aber nicht umsonst weilt Graf Caprivi zur Zeit im Urlaub am Karlsbader Sprudel.

Die erfreulichen Früchte monarchischer Weisheit reifen bereits jetzt, wenn man den Preßstimmen trauen darf, die aus dem Süden zu uns dringen. Die Augen dort blicken wieder heller und freundlicher; man versucht, das gährende Mißtrauen wider Reichsregierung und Kaiser zu überwinden. Es war die höchste Zeit. Wer da weiß, welchen Schatz von Liebe der unvergeßliche Hohenzoller Wilhelm mit in's Grab nahm, wie der Süden Deutschlands ihn und Bismarck vergötterte, und wer damit noch im verflossenen Sommer die Popularität der Krone und ihrer Berather vergleichen mußte, dem stand fast das Herz still vor Schreck. So durfte es nicht weiter gehen. Und ich meine, das wußten nicht nur wir allein, die im bürgerlichen Leben stehen, das wußten auch einzelne unverantwortliche Rathgeber, und es gelang ihnen, den Kaiser zu überzeugen.

Graf Taasse wandte, um den völligen Ruin seiner Pfuscherpolitik zu verhüten oder doch zu drapiren, rohe Gewalt an; die Panamaleute stoßen Revancheschreie aus, schwenken russische Fahnen, um die Aufmerksamkeit der Simpel im Lande von dem fürchterlichen Pestgeschwür abzulenken, daran Frankreich sterben wird, wie andere plutokratische Republiken mehr.

Unsere Politik ist weiser. Weder wendet sie das Messer an, ihre Krankheit zu kuriren, noch schmerzlindernde Gifte. Sie appellirt an das Gefühlsleben des Volkes, sucht die Heilkraft der Natur wachzurufen.

Eine solche Heilkraft ist heute die Liebe Deutschlands zu Bismarck, zu Bismarckischem Geiste.

* * *

Der Bankerott des neuen Kurses steht vor der Thür. Längst ist uns die Hegemonie in Europa entrissen, was der leitende Staatsmann, als einzig originell Denkender unter fünfzig Millionen, für ein Glück hält; Feinde ringsum oder Freunde, die in ihrer kläglichen Zerrissenheit für uns viel eher eine Gefahr als eine Hülfe bedeuten. Das ist die militärische Seite unserer Stellung, und wenn Graf Caprivi mit Rickert's Beistand den letzten Krüppel an's Gewehr ruft, die deutschen Meere mit Panzerschiffen und Kreuzern bedeckt — was über ein Kleines der Fall sein wird — er kann unsere Stellung nicht mehr verbessern. Niemals noch hat sich in Friedenszeiten die Lage Europas so grundlegend geändert, wie in diesen letzten drei Jahren. Frankreich ist ein mächtiger Factor geworden; Rußland, das einst fast isolirte und auf unsere Freundschaft stolze, gelangte zu erdrückendem Uebergewicht. An begeisterten und waffenklirrenden Tischreden hat es nicht gefehlt bei den Manövern auf jenen Gebieten, die nur Dank Otto Bismarck deutsches Manöverterrain geworden sind; aber in Toulon wird man Revanche für Metz nehmen und sich um die Faseleien deutscher Schreibsklaven wenig kümmern, die der Verdauung ihrer Abonnenten zu Liebe Frankreich für bündnißunfähig und den Besuch des russischen Geschwaders für eine leere Höflichkeitsform erklären, während sie seiner Zeit die Bedeutung der Coweswoche und der früheren Besuche des Kaisers in England hundertfach übertrieben, wieder der ungestörten und gesunden Verdauung ihres Abonnenten zu Liebe.

Auch wirthschaftlich halten wir vor dem Abgrunde des Bankerottes. Daß man uns mit ungünstigen Handelsverträgen übers Ohr hieb und uns den Zollkrieg erklärte, ist nun zwar nicht die Schuld unseres verringerten Ansehens, ist allein die Schuld jener Männer, denen weiter nichts vorgeworfen werden kann, als daß sie seit drei und einem halben Jahr an der Spitze unserer Geschäfte stehen. Doch sind solche Niederlagen immerhin leicht zu verschmerzen. Wirklich unheilvoll dagegen sieht es in der inneren Wirthschaftspolitik aus. Da die sozialen Wirren sich mit Hülfe der Freisinnigen Vereinigung um so weniger lösen ließen, als Bamberger durchaus nicht mitmachen wollte, so hat man überhaupt Verzicht darauf geleistet und lebt, morgen wieder luftik, in den Tag hinein. Die einzigen Nachrichten, die über öconomische Maßregeln der Regierung in's Volk sickern, erzählen von Commissionssitzungen, wo „Milderung" der strengen Vorschriften über Sonntagsruhe, Aenderung der harten und profitfeindlichen „Paragraphen zum Schutze von schwangeren Frauen und jugendlichen Arbeitern" erwogen werden.

Dabei ziehen mit jeder Stunde drohendere Wetterwolken empor. Nicht lange mehr, und Herrn von Bodelschwingh's düsteres Wort, daß menschliche Macht den Ansturm der sozialen Demokratie nicht mehr zurückschlagen könne, wird ein Wahrwort geworden sein. Nicht lange mehr, vielleicht schon bei der nächsten Reichstagswahl, und die Mehrheit unseres Volkes erklärt sich für sozialistische und antisemitische Candidaten, d. h. für den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsunordnung.

Die Politik der Stumm nicht minder wie die der Lubasch führt zum Grèveplatz.

Wo weilt der Mann, der retten könnte, jetzt, so lange es noch Zeit ist?

Ich will dem Kaiser Rede stehen.

Der Mann ist nicht Bismarck, o nein. Völlige Aenderung der Weltlage, die Kränklichkeit hohen Alters, der Umstand, daß seiner Kraft Wurzeln in anderem Boden ruhen als in dem modern sozialen Gebiet, hindern ihn daran, heute das Werk da wieder aufzunehmen, wo er es am 18. März 1890 liegen lassen mußte. Zu kostbar ist dies Leben, als daß man wünschen dürfte, es in zerreibender, furchtbarer Arbeit, wenn auch zum Heile des Vaterlandes, rasch verbrauchen zu lassen. Der Fürst denkt gar nicht an eine Rückkehr in's Amt; er kennt die Zeit besser als Feinde und Freunde, die ihn unablässig den Gedanken daran nahelegen. Seine Antwort auf das kaiserliche Telegramm ist bedeutsam für Jeden, der gern zwischen den Zeilen liest. Mag immerhin der Monarch den Gang nach Kissingen antreten, im Sinne der Bismarck'schen Prophezeihung wird er seinen alten Kanzler niemals wiedersehen, und die freisinnigen Journalisten in Paris und Berlin haben eine solche Möglichkeit nicht zu fürchten.

Aber ein Mann wird erstehen, der Bismarck's Erbe übernimmt und sein Testament vollstreckt, der uns aus dieser wirthschaftlichen Conflictszeit zur Einigung und zur Macht führt, wie er es aus der militärischen that. Es wird das vielleicht kein Mann von seinem überragenden Genie sein, doch es bedarf dessen auch nicht, ist ja der Weg zum Ziele vorgezeichnet, sind doch Millionen bereit, ihn zu gehen; nur Bismarck's Schlagkraft, Bismarck's verwegener Muth müssen dem Nachfolger eignen und die Heldengesinnung, die zum Heile des Vaterlandes alles auf eine Karte setzt.

Noch nicht allzu lange ist es her, und im Bismarckmuseum zu Schönhausen hängen Beweise dafür, daß der Kaiser im alten Reichskanzler den Meister verehrte. Ist er ihm ein aufmerksamer Lehrling gewesen?

Hat er ihm, wenn schon nicht die hohen Kunstgaben, so doch den Stil, die Art zu schaffen abgesehen?

„Der Kaiser will sein eigener Kanzler sein." Wie, wenn er sich endlich anschickte, zu verwerthen, was er in seiner Lehrzeit profitirt hat, wenn er in diesem neuen Kanzler Bismarck wiedersähe? Den Bismarck, wie er geworden wäre, wenn ihn eine begnadete Mutter vierzig Jahre später der Welt geboren hätte, den Bismarck, der seine Lebensaufgabe nicht in der politischen Einigung, der politischen Machtstellung Deutschlands, sondern in seiner wirthschaftlichen gesehen hätte?

Alles steht heute auf des Messers Schneide. Die Ereignisse drängen zur Entscheidung. Der Kaiser kann noch Führer und Retter seines Volkes sein; der nach ihm kommt, nicht mehr. Und nur des muthigen Weiterwandelns auf jenem Wege bedarf es, den er betrat, als die Deputation der niedergetretenen Bergleute vor ihm stand, und neun Zehntel seines Volkes schaaren sich als Leibwache um ihn . . .

Die Günser Depesche wäre des Aufwandes an Druckerschwärze nicht werth, wenn sie nur eine beiläufige Höflichkeit bedeutete. Wenn sie aber wirklich der erste Schritt zur Umkehr sein sollte . . .

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Der Biberpelz. Komödie in vier Aufzügen von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater.)

„Das is unser Hauptmann, verstehen Sie, und wir haben ihn jroß jemacht — ja ja, wer hätte das damals jeglaubt!" jubelte hinter mir mit lauter Stimme ein verheiratheter Jüngling, ehe noch der Vorhang aufgegangen war. „Nu is er der Erste — sehen Sie sich bloß das Theater an — keiner fehlt, der 'was auf sich hält! 's wird ein Bombenerfolg! Wenn's die Leute bloß capiren werden — es ist nämlich zu geistreich!"

Die Leute haben ihn nicht capirt, den „Biberpelz". Seine epochale Größe und Tiefe nicht, seine literarische Bedeutung, seinen Witz. — So konnte man am Morgen nach dem düsteren Premierenabend überall da lesen, wo wahrhaft gebildete und begabte, auf der Höhe des Jahrhunderts stehende Männer die übliche vernichtende Kritik üben, wenn nicht am Autor, so doch am Publikum oder sich selbst. Das Parkett des deutschen Theaters, das sich sklavisch genug seinen Meinungsmachern beugte, sich eine ganze Stunde lang geduldig ennuyirte, dem Dichter der „Weber" zu Liebe, das sich sogar auf Commando begeisterte und über Wortwitze lachte, die in der Vorstadt entrüstet ausgepfiffen worden wären, dies Publikum mußte sich in den von ihm bezahlten Blättern die größten Grobheiten sagen lassen, weil es in's Theater gegangen war, ein Drama und nicht eine unendliche Reihe monotoner Genrebilder zu sehen.

In einer Ortschaft zwischen Stralau und Friedrichshagen wird erst Holz, dann ein Biberpelz gestohlen; der Amtsvorsteher läßt aber die Diebe entwischen, weil er's sich in den Dickkopf gesetzt hat, einer Majestätbeleidigung, die Niemand ausgestoßen hat, auf die Spur zu kommen. Wundervoll. So 'was kann passiren. Aber um diese, man muß eigentlich zugeben, simple Handlung zu gestalten, hat Herr Hauptmann vier lange Acte gebraucht, und als der Vorhang um dreiviertel zehn fällt, haben wir zwar ein anschauliches Bild der curiosen Menschen, die in der Komödie mitwirken, sind aber der Meinung, daß nun erst das eigentliche Stück beginne. Wir befinden uns im Irrthum, es ist vielmehr zu Ende. Man sieht nicht recht ein, warum Herr Hauptmann just vier Acte schrieb, warum nicht einen, warum nicht sechs, acht oder noch mehr, für eine ganze Woche genug; er brauchte nur außer Holz und Biberpelz noch andere Werthgegenstände stehlen zu lassen und hätte dann dramatischen Stoff die Menge gehabt. Indessen, bei den vier Acten und zwei Räubereien hat es sein Bewenden, und wer sich darüber wundert, thut gut, alle Bedenken für sich zu behalten, denn der gute Herr J. L. vom jubiläumsfrohen Börsen-Courir kriegt es sonst fertig und lächelt auf ihn herab, so recht höhnisch, und nennt ihn Schwarz auf Weiß einen ollen Banausen. Andere Mitternachtskritiker werden noch frötiger und citiren berühmte Stellen aus Büchmann, von der Dummheit, die siegt, und dem Verstand, der immer nur bei Wenigen gewesen ist. Der gebildete Mensch muß nämlich wissen, daß ein Drama jede Steigerung der Handlung, jede Handlung überhaupt entbehren und in den beiden letzten Acten von tödtlichster Langeweile sein kann, wenn es als „politische", „sozialpolitische ꝛc. Satire" angepriesen wird. Andernfalls gibt es aber auch sehr viele junge Leute, die für ein Billiges bereit sind, in bogenlangen Artikeln den bündigen Beweis zu führen, daß Hauptmann's neue Komödie eine starke Handlung und einen voll befriedigenden Schluß habe; man (das „dämliche" Publikum) sehe ihn nur nicht . . .

Es hieße ein schweres Verbrechen an dem Dichter und seiner Zukunft begehen, wenn man ihm verhehlen wollte, daß sein „Biberpelz" einen Rückschritt, einen Rückfall in pedantische Unarten bedeutet, wovon man ihn längst frei glaubte; daß dies Werk völlig werthlos ist, ein Sammelsurium von Caricaturen, schlechten Witzen, abgestandenen Possenschlagern und Operettenideen, daß er in dieser liederlichen Weise nicht fortfahren darf, soferu ihm noch Achtung vor seiner Kunst und seinem Publikum inne wohnt. Es muß jedem ehrlichen Menschen die Röthe der Scham in's Gesicht treiben, wenn man zu lesen bekommt, daß Heinrich von Kleist's göttliche Komödie vom zerbrochenen Krug nunmehr überwunden sei und sich hinter dem mit allen Mitteln neuer Technik gearbeiteten Biberpelz verstecken müsse. Man mache nur so weiter, und der Tag wird kommen, wo die Claque unreifer Knaben, die jetzt noch im Theater die Schüchternen und Bedächtigen tyrannisirt, mit brausendem Gelächter zum Thor hinausgejagt wird, wo auch der größte Einfaltspinsel die Falschmünzer der öffentlichen Meinung verachtet; man mache nur so weiter, und der „naturalistische Shakespeare" wird künstlerisch da scheitern, wo Grabbe scheiterte. Es verlohnte sich nicht, über ein in allen Einzelheiten so mißrathenes Drama, wie es der Biberpelz ist, nur ein Wort zu verlieren, wenn der Autor Schulze und nicht zufällig Hauptmann hieße; so aber muß hier der Nachweis erbracht werden, daß wir es diesmal mit einer kläglichen Verirrung des allzu rapid und achtlos schaffenden Dichters zu thun haben, daß sein Werk schon jetzt nichts mehr als Schnee des vergangenen Jahres ist.

Der Naturalismus sieht sein Ideal darin, ein Stück Wirklichkeit in der Camera der Kunst wiederzuspiegeln; wer eine Satire schreibt, geht mit der bewußten Absicht an die Arbeit, einer Tendenz zu Liebe die Wirklichkeit komisch zu verzerren. Von diesem Rechte des Satirikers hat Hauptmann reichen Gebrauch gemacht, und Niemand wird es ihm verargen; gleichzeitig aber sagt er sich damit für den vorliegenden Fall von den Regeln der „naturalistischen" Schule los, und es ist mehr als läppisch, wenn er trotzdem gewisse kleine Prinzipchen und Theorien der „Consequenten" ängstlich befolgt, auf dramatische Construction im, sagen wir, Ibsen'schen Sinne aber Verzicht leistet. Vielleicht ist dies ein neuer Beweis für die an dieser Stelle schon wiederholt ausgesprochene Behauptung, daß unser Dichter im Grunde ein geistvoller Novellist mit theatralischen Allüren und Bühneninstinkten, aber ohne eigentliche dramatische Ader ist; anders wären die schweren Fehler im Aufbau der Komödie kaum zu erklären. Indessen hat dem Stück nicht, wie die Cumpanei behauptet, seine saloppe Technik, sein Ausklingen ohne Ende den Hals gebrochen; nein, seine sogenannten Vorzüge, die übermäßig grelle Beleuchtung der Charaktere, ihre Verzerrung in's Unmenschliche, die triste Eintönigkeit der Stimmung tragen alle Schuld daran. Wer sich als Carieaturzeichner versuchen will, der muß mehr als drei Witze machen können, muß im Stande sein, seine Figuren in tausend Verrenkungen zu zeigen. Selbst ein Bismarck als Kladderadatsch-Zerrbild würde gelangweilt haben, wenn ihn der talentvolle Scholz in nur drei Nummern hintereinander immer in derselben Positur dargestellt hätte. Herr Hauptmann mißachtet als consequenter Realist die Gebote der Kunst; seine Personen wachsen sich nicht aus, sondern bleiben so, wie sie einmal geschnitzt sind, mehr Stereotypen als Typen, und was, in einen Act zusamengepreßt, des durchschlagenden Lacherfolges sicher gewesen wäre, muß, zu vieren auseinander gezerrt, verstimmen und langweilen.

Das ist's aber nicht allein, was die Hauptmann'sche Posse tödtet. Diese Menschen, diese Frau Wolff, der Schleicher Motes, der bornirte Amtsvorsteher, der btöde Diebsvater Julius sind ganz gewiß humoristische Figuren, und sie wirken anfänglich so, ohne Possenmätzchen, allein Kraft der von ihnen ausstrahlenden natürlichen Komik; aber je näher man sie kennen lernt und je öfter man sie reden hört, desto größeren Widerwillen rufen sie hervor, und endtich setzt sich die Antipathie in directen Ekel um. Da hört natürlich alle Empfänglichkeit für Humor auf. An sich betrachtet, ist fast jede Person der Handlung — pardon, des Dialoges geschickt gezeichnet, wenn auch in jener breiten, epischen Strichelmanier, die für die Tragödie wenig und für die satirische Posse schon gar nicht taugt; Dickens und Raabe wissen Spitzbuben mit weit einfacheren und doch weit saftigeren Farben als Herr Hauptmann zu malen; mit ihren komischen Gaunern verglichen scheinen die im Biberpelz auffallend matt und leblos. Hauptmann thut des Guten viel zu viel. Seine Wotffen ist gewiß eine entzückende Charge, so wenig ihr Urbild irgendwo, besonders aber in der sandigen Mark nicht, heimisch sein kann. Die rackert sich ab in mühsamer Arbeit, um emporzukommen, rührt die Hände von früh bis spät, ist liebenswürdig dabei und freundlich gegen jeden Menschen und weiß Jedem nach dem Munde zu schwatzen; wenn sie einen kleinen Bengel sieht, erinnert sie sich ihres verstorbenen Buben und bricht in Thränen aus. Auch auf Anstand, Sitte und Bitdung hält sie viel. (Den altbeliebten Possenscherz wieder aufzunehmen und einer Dörflerin Fremdwörterverdrehungen in den Mund zu legen wie „Farure machen", „Conferenz" statt Competenz und „Temperatur" statt Temperament, dafür hätt' ich Hauptmann eigentlich für zu — jung und zu „realistisch" gehalten; ebenso scheint mir, daß Heine im Ratcliff die Idee, Spitzbuben ihre Kinder Bibelsprüche abhören zu lassen, glücklicher und shakespearischer ausgebeutet hat.) Frau Wotff wäre das Ideal einer kleinbürgerlichen Hausfrau, wenn sie nicht mauste. Sie stiehlt, um zu erreichen, was mit der Arbeit allein heut zu Tage kein ehrticher Mensch vermag; sie will weiter kommen, ein kleines Vermögen machen, ein schuldenfreies Haus haben; sie ist eine wirthschaftliche Frau und nebenbei auch volkswirthschaftlich, denn armen Leuten nimmt sie nichts, „die Reichen aber können es vertragen". Ihre Diebstahlsgelüste, die also gar nichts Dämonisches an sich haben, sind die Ursachen ihrer Liebenswürdigkeit; ihr ganzes Wesen ist nichts als schnöde, gemeine Heuchelei, darauf berechnet, jeden Verdacht abzulenken. Hauptmann stellt dies zuweilen sehr aufdringlich dar, und wenn die Bewohner seines märkischen Dorfes nicht allesammt mit Blindheit geschtagen wären, würde die Wolffen sich mit ihrer übergroßen Katzenfreundlichkeit sehr bald selbst in's Verderben bringen. Wie die Verhältnisse aber in Wahrheit liegen und bei dem immer regen Mißtrauen der märkischen Bevölkerung hiette sich eine Frau Wotff, beiläufig gesagt, in unseren Schifferdörfern keine acht Tage lang; hier ist eine ganz andere Spitzbubenpolitik von Nöthen.

Neben der Heldin der Diebskomödie agiert des Ortes Amtsvorsteher, ein grausiges Schaf, patzig und großmäulig, unheimlich geschickt, alles

verkehrt anzufassen, einen großen Apparat für Dinge aufzubieten, die gar keinen Erfolg versprechen und darüber das Nächstliegende und Wichtigste zu vernachlässigen. Als grobe Caricatur betrachtet, verdient dieser Herr von Wehrhahn alles Lob; mehr soll er auch gewiß nicht sein, und darum ist es unnöthig, Herrn Hauptmann wegen ernst gemeinter Verhöhnung unseres Beamtenstandes zu verklagen. Hoffentlich will der Dichter auch die übrigen Typen nur als Zerrbilder, nicht als Charakterstudien bewundert sehen, und vielleicht weiß er den Klüglingen verwünscht wenig Dank, die in ein von Sachkenntniß entzückend freies Hallelujah über die Lebenswahrheit seiner Märker ausbrachen. Sollte ich mich dagegen irren, sollte Hauptmann wirklich Frau Wolff, ihren Mann, ihre Göhren und die übrigen Bewohner der Ortschaft für echte Berlin-Brandenburger ausgeben wollen, so bedaure ich, daß er vorm Niederschreiben seiner Komödie nicht Theodor Fontane gelesen hat, der die Mark sozusagen kennt und doch sozusagen auch ein Dichter ist, während Herr Hauptmann ganz offenbar nie einen tieferen Blick in das intime Leben unserer Schifferdorfbevölkerung gethan hat. Solches Gesindel, wie es Hauptmann vorführt, gibt es da nicht, auch ist im ganzen Drama nicht ein Zug, der echt märkisch wäre oder wirkliches Localcolorit hätte. Selbst der Dialekt darf keinen Anspruch auf Naturtreue und Urwüchsigkeit machen; zum Glück waren die Schauspieler einsichtsvoll genug, nicht Herrn Hauptmann's Schlesisch, Berlinisch und Platt zu sprechen, sondern die ertüftelten „Feinheiten" des Dialoges fallen zu lassen und den Jargon der Fernsprache anzuwenden. — In diesen Dingen ist, Ehre wem Ehre gebührt, Erich Hartleben dem Dichter der Weber doch „über". Ordinäre Schimpfreden und schmutzige Ausdrücke, daran der „Biberpelz" sehr reich ist, verleihen der Sprache noch lange keine lebendige Frische.

Hauptmann's Komödie ist ein unholdes Märchenspiel, und darum sollte man mit ihm wegen hundertlei kleiner Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten nicht rechten. Ein Subject wie der Streber Motes wird hier zu Lande nirgendwo in der Privatwohnung des Herrn Amtsvorstehers empfangen, sondern vom ersten Tage an unter polizeiliche Aufsicht gestellt; Diebstähle werden ruh- und rastlos verfolgt, bis der Thäter entdeckt ist, das ganze Dorf müht sich darum; kein Mensch läßt bei uns über Nacht Holz unbewacht auf der Straße liegen, und ein solcher Ton, wie ihn von Wehrhahn dem reichen Krüger und wie ihn Krüger dem Herrn Amtsvorsteher gegenüber anschlägt, ist in unseren Amtsstuben schlechterdings ausgeschlossen. Wehrhahn würfe den Bürger hinaus, und der angesehene Rentier beschwerte sich unverzüglich beim Minister. Alle diese Dinge mögen in Schlesien oder an der russisch-polnischen Grenze passiren, wo noch Knute, Rubel und Wutki herrschen; in der Mark sitzt ein bei aller Armuth zähes und steisnackiges Volk, das nur den König in Berlin kennt, sonst keinen. Gott sei Dank.

Die Posse wurde possenhaft gespielt. Engels, der demnächst mit der wahnsinnigen Whitechapel-Posse „Charley's Tante" auf Gastreisen gehen und sich als Clown bestaunen lassen will, stellte seine Fähigkeiten hierzu in's hellste Licht; aber es war gut, daß er den Amtsvorsteher mit tausend Mätzchen und Tricks à la Gugelhupf noch überhauptmannte, daß er bei jeder Erwähnung einer „höheren Person" die Augen verdrehte, unmögliche Gliederverrenkungen und Bleistiftschwenkungen vornahm — das Zerrbild wurde dadurch deutlicher und ärgerte weniger. Fräulein Lehmann fand sich Dank ihrer derben Natürlichkeit schließlich, wenn auch schwer, mit der Frau Wolff ab; im ersten Act freilich wußte sie den Ton eines märkischen Schifferweibes nicht zu treffen, und im dritten übertrieb sie noch die an sich schon unglaubhaften Eigenheiten der Dame. Am naturgetreuesten, so daß man fast an seine Existenz glauben konnte, stellte Pittschau den Schiffer Wolff, den idiotischen Sklaven seiner Frau, dar, und die kleine Retty, als frühverdorbenes Subjectchen, dreist und nicht gottesfürchtig, war zum Entzücken gar. Mit ihren schon besser dagewesenen Possenrollen, einem Amtsdiener und einem Amtsschreiber, fanden sich zwei sonst nicht eben hervortretende Mitglieder des Ensembles, Menzel und Senius, sehr anerkennenswerth brav ab, und der noch immer L'Arrongetreue, der ruhende Pohl in der Erscheinungen Flucht, gab als geistvoller Mann, sich dem Stil der Komödie anpassend, den Intriguanten Motes so operettenhaft, so carikirt wie nöthig.

---

# Notizen.

Es ist recht erfreulich, daß die Erinnerungen an den Krieg von 1870/71 immer häufiger Erscheinungen im Buchhandel hervorrufen, die mit ihren meist objectiven Schilderungen von den ebenso tendenziösen als hetzenden französischen Kriegsmemoiren wohlthuend sich abheben. „Bis in die Kriegsgefangenschaft" (Berlin, Karl Siegismund), von einem anonymen Verfasser, und „Das Dienst- und Kriegsjahr eines brandenburgischen Jägers 1870/71" von Theodor Prenzel (Rathenow, Babenzien) sind schmucklose Erzählungen des Selbsterlebten, reich an interessanten Thatsachen und ehrenvoll für den Geist im deutschen Heere. Der anonyme Verfasser wurde im Gefecht von Villersexel von seiner Compagnie abgeschnitten, gefangen und nach der Insel Oléron gebracht, wo er von der Rohheit und Rachgier unzählige Insulte erleiden mußte, aber auch edlere Züge zu verzeichnen fand. Bei dem brandenburgischen Jäger war der Kriegszug glücklicher; er hat ein Tagebuch geführt und zahlreiche Briefe geschrieben, und sein reiches Material gruppirt er zu einem lebensvollen Bilde, das nicht nur den militärischen Leser zu fesseln vermag. Frisch und echt sind auch die „Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870/71" von K. Zeitz (Altenburg, Geibel), von denen uns die hübsch illustrirten ersten Lieferungen vorliegen. Der Verfasser lebte vor Ausbruch des Krieges lange Jahre in Paris und machte als Freiwilliger und gemeiner Soldat den ganzen Feldzug mit, ohne je zuvor eine Muskete in der Hand gehabt zu haben. Aus zwanzig Gefechten und Schlachten kehrte er unverwundet und mit dem eisernen Kreuze geschmückt in die Heimath zurück. Von 1884—90 war er Mitglied des Reichstages. Die Beschreibungen sind anschaulich, die Darlegung der Erlebnisse einfach, bescheiden und voll Humor; die Schilderung der Schlacht von Sedan z. B. ein kleines Meisterstück, ebenso einige Bilder aus dem Quartier- und Lagerleben. Da er die französische Sprache vollständig beherrschte, sind seine Urtheile über Land und Leute ganz besonders von Werth. Er ist immer maß- und geschmackvoll, auch in jenen Lagen, wo die Entrüstung den Vers macht und der gerechte Haß durchblitzt. Hochinteressant ist auch das Werkchen: „Kriegserinnerungen eines Sanitäts-Offiziers der Landwehr" (Berlin, Gebr. Paetel), obwohl die geschilderten Erlebnisse an sich unbedeutend sind. Der Verfasser gibt ein treffliches Bild der äußeren Umstände, unter denen der Kriegsdienst sich auf einem preußischen Lazarethzuge abgespielt hat. Schätzbare Winke für das Sanitätswesen in künftigen Kriegen werden gegeben, und überall besticht die leidenschaftslose, ruhige Darstellung und die Gerechtigkeitsliebe und Objectivität in der Beurtheilung französischer Dinge und Menschen. Nein, wir Deutschen haben entschieden keine Anlage zum miles gloriosus oder zum Chauvinisten, ganz anders als unser westlicher Nachbar, wie dies auch das schöne Werk von Prof. Ed. Koschwitz in Greifswald wieder erhärtet: „Die französische Novellistik und Romanliteratur über den Krieg von 1870/71" (Berlin, W. Gronau), ein Buch, dem wir eine rasche Uebersetzung in's Französische wünschen, damit dies getreue Spiegelbild nationaler Verblendung und Rachsucht drüben ein Gefühl der Scham wecken möge. Mit echt deutschem Bienenfleiß hat der durch seine Studien über das mittelalterliche, wie das moderne Frankreich bekannte Verfasser Alles gesammelt, was er an französischen Novellen und Romanen über den Krieg ausfindig machen konnte und führt nun deren Inhalt in unterhaltender und anschaulicher Erzählung vor. Nur knappe literar- und culturgeschichtliche Bemerkungen begleiten die Inhaltsangaben, auf die das Hauptgewicht gelegt ist, und die, je nach dem Stoffe mehr oder minder ausführlich, immer ein klares Bild der besprochenen Erzählung gewähren. Man lernt so der Reihe nach Novellen kennen, worin französische Kinder, Jungfrauen, Frauen, Greise und Männer im kräftigen Alter ob der von ihnen verrichteten, manchmal allerdings recht zweifelhaften Heldenthaten gefeiert werden, dann Novellen, worin schlechte französische Patrioten oder die deutschen Landesfeinde verspottet werden oder in denen bereits der nächste Rachekrieg gegen Deutschland geschildert wird, endlich Novellen, worin tendenzlose Skizzen und Stimmungsbilder aus dem letzten Kriege enthalten sind. Hierauf werden Romane vorgeführt, in denen Kriegsschilderungen nur episodisch eingeflochten wurden, und ausführlicher solche, die in ihrem Gesammtinhalte sich mit Kriegsereignissen beschäftigen: Freischärlerromane, Spionenromane, Romane von in belagerten Städten Eingeschlossenen und von Kriegsgefangenen, Schlachtenromane u. s. s. Natürlich ist dabei Zola's „Débâcle" nicht vergessen. Aus den zahlreichen Analysen entwickelt sich von selbst ein anschauliches Gesammtbild des Eindrucks, den unser Heer in Frankreich zurückgelassen, von der Auffassung, die sich über den vergangenen Krieg in diesem Lande festgesetzt, ferner von den französischen Racheplänen und von der Art, wie für sie Stimmung gemacht wird. Der deutsche Soldat von 1870/71 erfährt aus dem Werke, wie sich die Thaten, an denen er Antheil genommen, in französischer Beleuchtung ausnehmen; der Culturhistoriker kann aus ihm erkennen, wie unglückliche Kriege auf ein besiegtes, stolzes Volk wirken, wie sich Kriegslegenden bilden und irrige Auffassungen zu Ueberlieferungen werden; der Literarhistoriker wird mit einem in Deutschland nur wenig bekannten Literaturzweige vertraut, der für die französische Literatur gegenüber der deutschen ungemein charakteristisch ist. Endlich kann Jeder aus dem Buche ein selbständiges Urtheil gewinnen, ob Deutschland gut daran thut, sich mit allen Kräften auf einen neuen Krieg zu rüsten. Einer zweiten Auflage des Buches, die nicht ausbleiben kann, wünschen wir ein Sachregister nach Verfassern und Titeln.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Imberg & Lefson in Berlin S.

**Dramatische Humoresken**

von

**Karl Bilke.**

Nebst einem Prologe: „Warum die Deutschen keine Komödie haben".

Preis elegant brosch. 4 *M*.

Die vorstehenden Humoresken zeigen den Weg aus den Niederungen der gegenwärtigen naturalistischen Dichtung zu den heiteren Höhen der Komödie.

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen, sowie bei Einsendung des Betrages direct von der Verlagshandlung zu beziehen:

**Neue Gedichte**

von

**Detlev Freiherr von Liliencron.**

Preis eleg. broch. *M* 4.—, eleg. geb. *M* 5.—

Ein neuer Band Gedichte Lilienerons wird Seitens der zahlreichen Freunde des hochoriginellen Dichters stets mit Jubel begrüßt. Und was Liliencron in diesem schmucken Bande bietet, das ist wieder ganz seine ursprüngliche Eigenart, die sich in glänzendster Weise in seinem fein ausgeprägten Naturſinn, seiner Gemüthstiefe und last not least in seinem Humor wiederspiegelt, der den Leser mit sich fortreißt, mag er wollen oder nicht.

**Carl Heymanns Verlag, Berlin W.**

Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

**Der Rechtsschutz gegen zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.**

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis *M* 0,60 bar, postfreie Zusendung *M* 0,65.

Soeben erschien:

**Die Arbeiterfrage in der deutschen Landwirthschaft**

mit besonderer Berücksichtigung der Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik. Von **Dr. Kuno Frankenstein.**

326 Seiten in Großoktav. Preis 6 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen Einsendung von Mk. 6,30 postfrei von der Verlagsbuchhandlung Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) in Berlin SW. 46.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

**Zeitgemäße Betrachtungen.**

Von

**Victor Ritter von Plazer.**

Preis broschiert 50 Pf., gebunden 1 Mk.

**Ein seltsam Spiel**

oder:

**Deutschnational.**

Lustspiel in fünf Akten

von

**Victor Ritter von Plazer.**

Preis broschiert 2 Mark, gebunden 2 Mark 50 Pf.

**Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Die kleine Odyssee.**

Eine Seegeschichte

von

**Heinrich Kruse.**

8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

Soeben erschien im Verlag von **FERDINAND ENKE** in **STUTTGART:**

**WUNDT, Prof. Dr. Wilhelm, LOGIK.**

Eine Untersuchung der Principien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Zwei Bände. I. Band: Erkenntnislehre. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. 15 *M*.

**Bekannte Glückscollecte A. GERLOFF, Nauen b. Berlin.**

Geduld und Ausdauer führen zum Ziel.

Für **nur 1 Mark** kann man obige **Bezeichnung erproben.**

**Gr. Quedlinburg. Pferdelotterie** schon 5. October.
**1500** Gw., Gesammtgw. **32500 M.**, Hptgw. **1 Equip. 4500 M.** w. und **13 Pferde. — 1 Original-Loos nur 2,10 M.**

**Gr. Geld-Lotterie.** Zieh. 6.-7. Octbr., 10.-11. Novbr., 14.-16. Decbr.
**15772** Geldgw., Gesammtgw. **294000 M.**, Hptgw. **50000, 20000, 1500 M.** u. s. w. — **1 Original-Loos** (gültig für 3 Zieh.) **6,30 M.**
Anth. $^1/_2$ 3,50 M., $^1/_4$ 2 M., $^1/_8$ 1 M.

**Gr. Frankfurter Pferdelotterie** schon 11. October. — **12000** Gw. Gstgw. **84000 M.**, Hptgw. **10 Eqp., 60 Pfd. — Orig.-L. nur 1 M.**

Porto 10 Pfg. Jede Liste 20 Pfg.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XLIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 7. October 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die sozialen Rückwirkungen des Großbetriebes. Von Eduard von Hartmann. — Die Beständigkeit der Reichstagswahlkreise. Eine statistische Studie. Von Richard Hirsch. — Kindergärten und Krippen. Von J. Sabin. — **Literatur und Kunst:** Herzog Ernst von Coburg-Gotha als Mäcen. Nach ungedruckten Aufzeichnungen. Von Hieronymus Lorm. — Der Roman eines englisch-französischen Zukunftskrieges. Von Heinrich Stegmann. — **Feuilleton:** Die verlooste Braut. Humoreske von Leopold von Sacher-Masoch. — **Aus der Hauptstadt:** Bismarck's Glück und Ende. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

### Die sozialen Rückwirkungen des Großbetriebes.

Von Eduard von Hartmann.

Aus rein wirthschaftlichem Gesichtspunkt ist der neben dem Handwerk emporgeblühte und sich weiter entwickelnde Großbetrieb ein reiner Gewinn; ob er es auch in sozialer Hinsicht ist, das bleibt zu erwägen, denn sein wirthschaftlicher Vorzug könnte mit überwiegenden sozialen Nachtheilen verknüpft sein. Für den Handwerkerstand bedeutet das Emporkommen des Großbetriebes ohne Zweifel eine schwere Krise. Daß viele Handwerksgesellen zu Fabrikarbeitern werden, würde keinen so großen Unterschied ausmachen, da die meisten es ja doch nicht zum Meister bringen. Aber auch manche Meister sinken zu Gesellen oder Fabrikarbeitern herab, weil ihre Produkte die Concurrenz mit der Fabrikindustrie nicht bestehen können. Dafür eröffnet sich freilich wieder für andere Gewerke ein erweitertes Gebiet und für mehr Gesellen die Möglichkeit, selbständige Meister zu werden. Wie bei allen solchen Verschiebungen, bereitet das Zurücksinken den einen mehr Unlust, als das Aufsteigen den anderen Lust. Aber solche Uebergänge vollziehen sich beständig aus den verschiedensten Ursachen im wirthschaftlichen wie im politischen Leben, leider nur zu oft auch ohne daß ein überwiegender Fortschritt damit verknüpft ist; wenn also, wie hier, ein sichtbarer Fortschritt damit verbunden ist, so müssen sie vom großen Ganzen doppelt geduldig ertragen werden. Wie alle Concurrenz, wirkt auch die des Großbetriebes mit dem Handwerk erziehlich, insbesondere auf den schwächeren Theil. Das in Schlaffheit, Indolenz und Schlendrian versunkene Handwerk wird kräftig aufgerüttelt und genöthigt, sich zusammenzunehmen und seine alten Untugenden (Unpünktlichkeit, Unfähigkeit zur Vorausberechnung von Zeit und Kosten, Hervortreten mit Nachforderungen über den verabredeten Preis hinaus u. s. w.) abzulegen oder doch zu mindern. Damit ist aber nicht nur dem Stande selbst, sondern auch dem großen Ganzen gedient; denn mit der Tüchtigkeit eines so wichtigen Gliedes gewinnt auch der ganze soziale Organismus und nimmt an Solidität der Functionen und an Promptheit ihres Ineinandergreifens zu.

Auf die Fabrikarbeiter wirkt der Uebergang zu immer größerem und größerem Betrieb zunächst und unmittelbar ungünstig, indem er die Vielseitigkeit der Beschäftigung und damit die Selbständigkeit jedes einzelnen durch wachsende Arbeitstheilung beschränkt. Aber indem der wachsende Großbetrieb genöthigt ist, immer mehr zu technischen Vervollkommnungen zu greifen und selbst erst vermittelst dieser lohnend und dadurch praktisch möglich wird, gibt er mit der Zeit den Arbeitern mehr zurück, als er ihnen genommen hat. Er muß nämlich immer höhere Ansprüche an die Intelligenz, Umsicht und Geschicklichkeit seiner Arbeiter stellen, wenn seine immer verwickelteren und immer subtileren Maschinen richtig und ohne Störung arbeiten sollen, und dadurch ist er genöthigt, sich eine immer intelligentere und geschicktere Arbeiterschaft heranzubilden und zu erziehen, der er selbstverständlich bei ihren größeren und besseren Arbeitsleistungen auch einen höheren Lohn bewilligen kann und muß. Einen so mühsam erzogenen, hohen Lohnes würdigen Stamm besonders leistungsfähiger, intelligenter geschickter, gebildeter und mit ihrer Stellung zufriedener Arbeiter sucht sich jede Fabrik möglichst zu erhalten, auch in schlechten Zeiten, wenn sie das Personal verringert; diese höhere Schicht des Arbeiterstandes gewinnt also in den Großbetrieben eine Stellung, die derjenigen des lebenslänglich angestellten Beamten, wenn auch nicht rechtlich, so doch praktisch nahe kommt. Staatsbetriebe könnten ganz wohl mit einer lebenslänglichen Anstellung solcher erprobter Vorarbeiter und mit einem System von Alterszulagen vorbildlich voranschreiten, während in Privatbetrieben gerade für diese die Minderzahl bildenden besten Arbeiter das System der Gewinnbetheiligung am Platze sein dürfte. So wirkt der Großbetrieb mittelbar und mit der Zeit auf die intellectuelle und wirthschaftliche Hebung des Arbeiterstandes hin und schafft innerhalb dieses Standes eine erbliche Elite von Bildung, Intelligenz und relativer Wohlhabenheit, welche hinter den kleinen Handwerksmeistern nicht mehr zurücksteht, sondern sie auf manchen Gebieten übertrifft. — Wenn man einen Blick auf die Arbeitsvertheilung und Lohnverhältnisse der in irgendwelchem fabrikmäßigen Betriebe Beschäftigten wirft, so findet man die größten Ungleichheiten von den ersten Vorarbeitern in den die größte Qualification erfordernden Leistungen bis herab zu den unqualificirten Tagelöhnern und Laufburschen oder weiblichen Hülfsarbeiterinnen. Diese Unterschiede sind mindestens ebenso groß und vielleicht größer, als sie in demselben Handwerk zwischen Meistern einerseits und Tagelöhnern und Lehrlingen andererseits obwalten; auch den Namen „Meister" findet man für die ersten Vorarbeiter in den Fabriken häufig beibehalten. Auf dieser wohlgegliederten Organisation beruht aber die Vollkommenheit der Function und der Producte einer Fabrik; wer diese durchgebildete Abstufung der Arbeit zwischen weit auseinanderliegenden Extremen antastet, der richtet die Leistungsfähigkeit des Großbetriebes zu Grunde. Dies thut aber die Sozialdemokratie, die alle Löhne demokratisch nivelliren und die meisterliche Elite des Arbeiterstandes auf das Mittelmaß herabdrücken will, ohne auch nur die

untersten Schichten der rohen Muskelarbeiter auf das Mittelmaß emporheben zu können. Eine solche Elite des dem Großbetrieb angehörigen Arbeiterstandes ist es, die in den englischen Gewerkvereinen sich Mustereinrichtungen geschaffen hat; Länder mit noch nicht so weit entwickeltem Großbetrieb können diese Einrichtungen wohl bewundern und beneiden, aber bis jetzt nicht nachahmen, weil ihnen die dazu erforderliche Arbeiteraristokratie in dem nöthigen Umfange vorläufig noch fehlt. Die minder qualificirten und unqualificirten Arbeiter werden von den äußerst exclusiven Trade-Unions mit Härte und Eifersucht fern gehalten; wo also die sozialdemokratische Lehre Wurzel geschlagen hat, die jede Aristokratie auch innerhalb des Arbeiterstandes verwirft, da ist auch die wirklich vorhandene Arbeiterelite genöthigt, ihre Kraft für die Verbreitung der revolutionären Propaganda zu verpuffen, die allen zugleich helfen soll, und doch keinem helfen kann. Erst wenn die besseren Arbeiter sich darauf besinnen werden, daß sie etwas Besseres sind als die gemeine Masse, und daß sie Narren sind, wenn sie sich um chimärischer Zukunftshoffnungen willen in den allgemeinen Gleichheitsbrei verrühren lassen, erst dann werden die Bestrebungen des höheren Arbeiterstandes zur Selbsthülfe auch bei uns ähnliche Erfolge erzielen können, wie sie bei den praktischeren und von keinem Doctrinarismus verblendeten Engländern schon längst erzielt haben. Eine weitere Bedingung dazu ist allerdings der unaufhaltsame Fortschritt des Großbetriebes, der auch die Elite der gebildeteren und besser entlohnten Arbeiter vergrößert.

Hieraus ergibt sich, daß auch die sozialen Wirkungen des Großbetriebes auf den Arbeiterstand im Vergleich mit den Zuständen des Handwerkes vor Entstehung der Fabriken keineswegs ungünstig sind, wenigstens nicht in der Industrie nach voller Durchführung des Großbetriebes und Ueberwindung der unvermeidlichen Uebergangskrisen. Die lautesten Klagen über elende und unwürdige Verhältnisse der Arbeiter erschallen gegenwärtig nicht mehr aus den Fabrikbezirken der Großindustrie, sondern aus den zurückgebliebenen Handwerken (wie z. B. der Bäckerei) und der Hausindustrie, und die Arbeiterstatistik bestätigt die Richtigkeit dieser Klagen. In den Bekleidungsgewerben sind allerdings auch im Großbetrieb der Fabriken theilweise noch schlimme Zustände vorhanden, aber fast nur auf solchen Arbeitsgebieten, wo entweder Frauen- und Kinderarbeit oder unbeaufsichtigte Hausindustrie die Löhne ungebührlich drückt und dadurch die Arbeitnehmer nöthigt, unvernünftig lange Arbeitszeiten von den Arbeitnehmern geradewegs zu erbitten. Wo dagegen der fabrikmäßige Großbetrieb sich von der verderblichen Concurrenz der Frauen- und Kinderarbeit und der unbeaufsichtigten Hausindustrie freigemacht hat oder seiner Natur nach einer solchen nicht unterworfen ist, da sind auch die Arbeitszeiten nicht übermäßig und die Löhne auskömmlich, und die Beschwerden richten sich, sofern sie nicht unbillig sind, auf ganz andere Punkte, nämlich zu strenge Disciplin, Willkürlichkeiten und Ueberhebungen der Unterbeamten, vermeintlich ungerechtfertigte Lohnabzüge und Strafgelder, kurz gegen angebliche Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen. Gerade der Umstand ist lehrreich, daß die Ausstände jetzt von den Arbeitern mehr und mehr als Waffe zur Verbesserung ihrer sozialen und politischen Stellung benutzt werden, und die Ansprüche auf höheren Lohn vor diesen vergleichsweise idealen Forderungen zurücktreten; denn er läßt erkennen, daß die Lohnfrage nicht mehr in erster Reihe steht, also in den betreffenden Großbetrieben für annähernd gelöst gelten kann. —

Anders liegt die Sache bei der Landwirthschaft. Hier vollzieht sich mit dem Uebergang vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb entschieden eine Verschlechterung der sozialen Stellung des Gesindes, die sogar auf die Gesindehaltung in bäuerlichen Wirthschaften eine nachtheilige Rückwirkung äußert. Während die Zunahme der städtischen Speisegelegenheiten schon vor der Entstehung der Fabriken die alte Sitte der Verköstigung der Gesellen durch den Handwerksmeister gelockert und allmählich gänzlich beseitigt hat, besteht in den ländlichen Wirthschaften die Nothwendigkeit fort, das unverheirathete Gesinde, sowohl in den großen, als auch in den kleinen Betrieben zu verköstigen. In den kleinen Bauerwirthschaften, die mit wenig Hülfskräften arbeiten, würde es gar nicht lohnen, für diese besonders zu kochen, und selbst in größeren Bauerwirthschaften hat sich noch strichweise die alte gute Sitte erhalten, daß das Gesinde, auch wenn es nicht mehr mit der Bauerfamilie an einem Tische speist, doch dasselbe Essen erhält, so daß die soziale Gleichstellung in dem wichtigsten Punkte aufrecht erhalten ist. Davon kann natürlich auf Rittergütern keine Rede sein; das Gesinde fühlt hier an der täglichen Nahrung seinen sozialen Abstand von der Herrschaft. Der wohlhabend gewordene Bauer ahmt dann gern diesem Beispiel nach und erhebt sich so von dem primus inter pares zu einem höher Gestellten, der das Gesinde seine Ueberlegenheit bei jedem Bissen fühlen läßt, ohne ihm doch an Bildung überlegen zu sein. Das unter patriarchalischen Verhältnissen zufriedene Hofgesinde des Bauern wird dadurch ebenso unzufrieden wie das des Rittergutsbesitzers.

Das Gesinde des Rittergutsbesitzers hat es zwar jetzt um vieles besser als seine Großeltern, aber es ist trotzdem um vieles unzufriedener. Denn seine Großeltern hatten noch keinen industriellen Arbeiterstand neben sich, den sie beneiden mußten; das heutige Gesinde aber sieht oder hört doch von der Höhe der städtischen Löhne, deren Werth es noch weit überschätzt. Hätten die ländlichen Arbeiter schon annähernd eine solche Organisation wie die Industriearbeiter, so wären in der Landwirthschaft schon die bedenklichsten acuten Krisen eingetreten. Jetzt dagegen schleppt die ländliche Arbeiterkrise sich chronisch hin, weil sie nicht noch nicht in Massenausständen zur Erntezeit, sondern in tropfenweisem Entlaufen nach den Industriebezirken vollzieht.

Dächte man sich alle ländlichen Arbeiter eines großen Rittergutes kleinbäuerlich so angesiedelt, daß jede Familie so viel Acker erhielte, als sie zu ihrer Ernährung brauchte und ohne fremde Hülfe bearbeiten könnte, so würde nur ein kleiner Theil des Rittergutes zur Vertheilung gelangen, und trotzdem aller Abzug ganz aufhören. Das unzufriedene ländliche Proletariat wäre mit einem Schlage in eine zufriedene Bauernschaft umgewandelt, und der soziale Druck, der jetzt auf ihnen lastet, wäre aufgehoben. Die ländliche Arbeiterfrage für den Rest des Rittergutes wäre damit freilich nicht gelöst; aber sie würde allmählich durch das Heranwachsen jüngerer Söhne der Bauernfamilien immer mehr gemildert werden, die in den väterlichen Wirthschaften keine Beschäftigung mehr finden und deshalb auf den Rittergütern suchen müßten. Sie würde ganz und gar aufhören zu bestehen, wenn das ganze Rittergut aufhörte, nämlich ohne Rest in kleinbäuerliche Besitzungen für gesindelose Familien zerschlagen würde. Auf demselben Boden, auf dem jetzt der unzufriedene und nach Staatshülfe jammernde Rittergutsbesitzer und sein murrendes Gesinde wohnt, könnte dann eine sehr viel mal größere, zufriedene Bevölkerung in ländlichen Kleinbetrieben hausen. Die heutigen deutschen Rittergüter liegen großentheils auf einem Boden, der früher mit zufriedenen Bauern besetzt war; sie sind theilweise erst durch das „Legen“ von Bauern in früheren Jahrhunderten erwachsen und vergrößern und arrondiren sich immer noch durch Aufkaufen von Bauernwirthschaften.

Hier ist offenbar der Uebergang vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb von der übelsten sozialen Nachwirkung gewesen, und die Rückkehr zu den früheren Zuständen würde in sozialer Hinsicht ein großer Gewinn sein. Denn der Bauernstand ist doch letzten Endes der Stand, in dem die Gesundheit, Kraft, Verjüngungsfähigkeit und Stabilität eines Volkes wurzelt; aus ihm muß es den Kern seiner Heere entnehmen, die es gegen innere und äußere Feinde schützen. Dauert der Abzug der ländlichen Arbeiter aus den nordöstlichen Provinzen noch drei Menschenalter so fort wie bisher, dann sitzen dort, wie in Livland, nur deutsche Herren unter einem fremden Volke, seien es nun Polen oder Kulis, und für das deutsche Vaterland sind diese Provinzen ebenso verloren, wie die russischen Ostseeprovinzen. Auch durch Ansiedelung von Großbauern, die mit fremdländischem Gesinde arbeiten müssen, wird diese Aussicht wenig gebessert; denn die Bauernkinder lernen doch von

dem fremden Gesinde rascher die fremde Sprache, als von den Eltern die Muttersprache. Entscheidend wirkt da nur die Ansiedelung von Kleinbauern, die ohne Gesinde fertig werden können, oder die Seßhaftmachung des herrschaftlichen und großbäuerlichen Gesindes als Häusler oder Eigenkäthner. Es muß dann dem Gesinde ein Häuschen und so viel Acker verliehen werden, daß der eigene Besitz ihm zwar die Unzufriedenheit nimmt und es an die Scholle fesselt, daß aber die Familie nicht genug davon zu leben hat, sondern nebenbei genöthigt ist, dem Herren oder Großbauern zu dienen.

Denkt man sich alles Gesinde in dieser Weise seßhaft gemacht, so wird die Gefahr einer fremden Einwanderung allerdings auch ohne Auftheilung des herrschaftlichen und großbäuerlichen Grundbesitzes in kleinbäuerliche Wirthschaften für den Augenblick beseitigt; aber die Erfahrung lehrt, daß solche Ansiedelungen von Käthnern zwischen großen Rittergütern weder die Arbeiter zufrieden machen, noch auch Bestand haben, wenn es in der Nachbarschaft an Bauerngütern oder an Arbeitsgelegenheit in ländlichen Industrien fehlt. Die Unmöglichkeit einer anderen Verwendung der Arbeitskraft als auf dem anliegenden Rittergute drückt die Löhne und stellt eine Art von thatsächlichem Hörigkeitsverhältniß her, das die heutigen Arbeiter nur äußerst widerwillig ertragen und dem sie sich gern durch Abzug oder Auswanderung entziehen. Auch sonst werden die sozialen Schwierigkeiten und Uebelstände des ländlichen Großbetriebes durch eine solche Lösung doch nicht beseitigt. Je mehr der Großbetrieb sich daran gewöhnt, mit landwirthschaftlichen Maschinen zu arbeiten, mit desto weniger Gesinde kann er auf demselben Boden auskommen. Der Großbetrieb muß also je länger, je mehr das Land entvölkern, und das Ende einer solchen Entwickelung wäre eine ganz ungleichmäßige Bevölkerungsvertheilung, so daß alles Volk in den Großstädten und Industriecentren und fast gar nichts in den ländlichen Bezirken säße. Der ländliche Großbetrieb würde mit einem Mindestmaß von Arbeitern die Nahrungsmittel für das in den engen Industriebezirken zusammengedrängte Volk beschaffen, aber keine genügende Zahl von Abnehmern mehr für die Industrieproducte stellen. Er würde dem Heere wohl noch Offiziere, aber nach dem Untergange des Bauernstandes keine hinreichende Zahl von Soldaten stellen, und die Industriebezirke wiederum würden zwar Massen zur Aushebung, aber nur einen geringen Procentsatz an Diensttauglichen stellen. Der körperliche Durchschnittstypus des Volkes würde bedenklich sinken und darunter auf die Dauer auch die Volksseele leiden. Der Markt für die gewöhnlichen Producte würde dem Productionsort zu weit entrückt, und damit eine ungebührliche Vergeudung an Transportkosten und ein zu großer Unterschied zwischen dem Preis am Orte der Production und dem der Consumtion entstehen.

Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß auch in der Landwirthschaft nur der Großbetrieb ein Maximum des Ertrages zu erzielen im Stande ist. Nur im Großbetriebe ist eine wahrhaft rationelle Bewirthschaftung, eine bestmögliche Vertheilung der Arbeitskräfte auf die verschiedenen Jahreszeiten, Felder und Fruchtarten, eine volle Ausnutzung der Maschinenhülfe und eine kapitalkräftige Amelioration des Bodens möglich, nur in ihm kommt die theoretische Schulung zur Geltung, nur in ihm ist eine intensive Bodenausnutzung im höchsten Maße zu erwarten. Allerdings besteht hier in so fern ein Unterschied, als der Großbetrieb in der Landwirthschaft schon durch die räumliche Ausbreitung des Bodens verhindert ist, in's Ungemessene zu wachsen, weil nur bei hinreichender Centralisationsmöglichkeit ein Großbetrieb in großartiger Ausdehnung Vortheile bringt. Nur räumlich an einander grenzende Güter lassen sich mit Vortheil von demselben Herren verwalten, weil nur auf solchen seine Oberleitung und Beaufsichtigung der Einzelverwalter häufig und intensiv genug eingreifen kann. Aber auch aneinandergrenzende Güter machen eine centralisirte Oberleitung illusorisch, wenn sie ein zu großes Areal umfassen. Der ganze Besitz erscheint dann zwar als ein großartiger Großbetrieb, ist aber thatsächlich doch bloß ein Aggregat von gewöhnlichen Großbetrieben, dessen Leiter zufällig Beamte eines und desselben Eigenthümers sind. Bei sehr großen Gutscomplexen fällt auch der Vortheil einer weitergehenden Arbeitstheilung fort, weil alle mögliche Theilung der landwirthschaftlichen Arbeit sich schon in mittleren Großbetrieben vollzieht. Latifundien gewähren also nicht nur keinen wirthschaftlichen Vortheil mehr im Vergleich zu großen Rittergütern, sondern sie haben den Nachtheil, daß der Eigenthümer jedem einzelnen Bestandtheile des Complexes weniger Sorgfalt zuwenden kann, vielmehr sich auf bezahlte Beamte verlassen muß. Was also von den wirthschaftlichen Vortheilen des landwirthschaftlichen Großbetriebes hier gesagt ist, bezieht sich nicht auf Latifundien und übergroße Herrschaften, sondern auf Rittergüter, die gerade groß genug sind, um allen Arten der landwirthschaftlichen Arbeitstheilung Raum zu gewähren.

So lange ein Volk mehr Acker besitzt, als es zu seiner eigenen Ernährung braucht, und mehr Früchte erzeugt, als es im Inlande verwenden kann, so lange thut es unbedingt gut daran, mindestens den für die Ausfuhr bestimmten Ueberschuß landwirthschaftlicher Producte durch Großgrundbesitzer erzeugen zu lassen, die bei gleicher Arbeiterzahl mehr Ausfuhrproducte erzeugen und im Tausch mit diesen mehr ausländische Güter in's Land ziehen können. In dieser Lage befand sich Deutschland ungefähr bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts; die bäuerlichen Landesproducte genügten für den Bedarf des ganzen Volkes und die gutsherrlichen waren für Ausfuhr verfügbar und bereicherten Deutschland durch andere Güter, die dafür in Tausch genommen wurden. Im Laufe dieses Jahrhunderts nahm mit der steigernden Bevölkerung die exportfähige Menge an Bodenproducten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ab, bis ungefähr im Jahre 1870 der Umschlag eintrat, daß Deutschland aus einem kornausführenden Lande ein korneinführendes wurde. Seitdem ist die Sehnsucht nach Bodenerwerb in den ländlichen Arbeiterkreisen und in den jüngeren Söhnen der Bauern fortwährend gestiegen, so daß für Kleinbesitz stellenweise schon reine Liebhaberpreise bezahlt werden. Seitdem ist eben auch der Widerstreit zwischen den wirthschaftlichen Vortheilen und den sozialen Nachtheilen des landwirthschaftlichen Großbetriebes ein immer schärferer geworden, der gebieterisch seiner Lösung zudrängt.

Handelte es sich um eine einfache Alternative, so wäre die Entscheidung schwierig. Aber auch dann könnte es nicht zweifelhaft sein, einerseits daß der Großgrundbesitz in den östlichen Provinzen großentheils zerschlagen werden muß, weil er dort mehr Raum einnimmt, als ihm aus sozialen Rücksichten gestattet werden darf, und daß andererseits in dem individualisirten Mitteldeutschland und Westdeutschland auf Erhaltung einer genügenden Zahl von einheitlichen Großbetrieben im Sinne von vorbildlichen Musterwirthschaften Bedacht zu nehmen ist. Im Allgemeinen würde der soziale Gesichtspunkt wegen der mit ihm verknüpften ethischen und idealen Interessen den Vorrang beanspruchen müssen vor dem bloß wirthschaftlichen, bei dem es sich doch nur um ein Mehr oder Weniger an materiellen Gütern handelt, um so mehr, als der Ertragsunterschied zwischen Großbetrieb und Kleinbetrieb in der Landwirthschaft lange nicht solche Bedeutung hat wie bei der Industrie. Durch die Liebe zu der kleinen eigenen Scholle, durch die aus ihr folgende Sorgsamkeit und Emsigkeit der Bearbeitung vermag der Kleinbetrieb allein schon ein gut Theil von dem Vorsprung wett zu machen, den der Großbetrieb mit bezahlten gleichgültigen Arbeitern und todten Maschinen vor ihm voraus hat. Ist aber gar ein Bauerngut groß genug, um die Wirthschaft mit eigenen Maschinen rentabel zu machen, so hat ein solcher Bauer, wenn er intelligent und geschult genug ist, um seine Maschinen selbst zu handhaben, einen großen Vorsprung voraus vor dem Großgrundbesitzer, der seine Maschinen durch bezahlte und gleichgültige Arbeiter handhaben, mißhandeln und verderben lassen muß. Die Hauptmasse des amerikanischen Getreides, dessen Concurrenz die europäischen Großgrundbesitzer drückt, stammt nicht aus Großbetrieben, sondern aus maschinenfähigen Bauerngütern.

Glücklicher Weise handelt es sich überhaupt gar nicht um eine schroffe Alternative, sondern zwischen den Extremen des ein-

heitlichen Großbetriebes und des isolirten Kleinbetriebes bleibt die Möglichkeit von Mittelgliedern offen, welche in größerem oder geringerem Maße die wirthschaftlichen Vortheile des einen mit den sozialen Vorzügen des anderen vereinigen.

Eine solche Verschmelzung sehen wir auch im landwirthschaftlichen Großbetrieb, wenn mehrere Rittergüter sich vereinigen, um gemeinsam größere industrielle Unternehmungen zur besseren Verwerthung ihrer Producte anzulegen, z. B. Zuckerfabriken, Brennereien, Stärkezuckerfabriken, die in kleinerem Maßstab für die Einzelgüter angelegt weniger rentabel sein würden. Wir sehen sie ferner in Bauergemeinden, wenn auf gemeinschaftliche Kosten landwirthschaftliche Maschinen beschafft und von den Gemeindegliedern der Reihe nach benutzt werden. Wie dort der landwirthschaftliche Großbetrieb sich in associativer Gestalt die Vortheile des industriellen Großbetriebes zu Nutze macht, so hier der landwirthschaftliche Kleinbetrieb die Vortheile des landwirthschaftlichen Großbetrieb. In dieser Richtung kann und wird aber noch viel weiter gegangen werden als bisher.

(Schluß folgt.)

---

## Die Beständigkeit der Reichstagswahlkreise.

Eine statistische Studie.

Von Richard Hirsch.

Der Rundgesang über das Reichstagswahlrecht, mag er in moll oder dur erklungen sein, ist im deutschen Blätterwalde verstummt. Wie im Dasein der Völker auf Epochen der nationalen Spannkraft und der lebendigen Praxis solche der stillen Gelehrtenarbeit folgen, so wiederholt sich hier das Bild im Kleinen, dem Schritte zur Wahlurne folgt die in Zurückgezogenheit gepflogene Ueberlegung über die Vergangenheit und die ernst oder leichtsinnig daraus gezogene Lehre, dem hitzigen Kampfe in der Tagespresse, in Flugblättern und Wahlreden folgen die kühleren Meditationen in Wochen- und Monatschriften.

So möge es auch hier geschehen!

Sieht man umher im Kreise der Politiker, Statistiker, der nationalöconomischen und staatsrechtlichen Schriftsteller, so ist die Umschau leider rasch beendet, überzeugungstreu und liebevoll geschützt, als selbstverständlich hingenommen, ernst als schädlich bekämpft, und instinktiv und ehrlich gehaßt in der öffentlichen Meinung und Discussion, ist das Kind des ersten deutschen Reichskanzlers von der ruhigeren Wissenschaft wie die lästige Folge eines jugendlichen Fehltrittes behandelt worden; die Welt sieht, daß es da ist mit allen seinen Vorzügen und Nachtheilen, doch sie beachtet es nicht; es tritt ihr auf Weg und Steg entgegen, sie geht naserümpfend zur Seite. Fühlte sich so der ältere Theil der Wissenschaft zu aristokratisch*), so sind die jüngeren Kräfte zu sehr von den alle Köpfe beherrschenden sozialen Fragen in Anspruch genommen und so kommt es, daß das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht zum deutschen Reichstage seit den Thesen und Antithesen, welche die rasch verflogenen liberalen Flitterwochen der jungen Reichseinheit hervorgerufen, nur hier einem kurzen glühenden Liebesstammeln, dort einer platonischen Versicherung der Treue, auf dritter Seite einer respectvollen Verbeugung begegnet, daß aber wenige, die Interesse am öffentlichen Leben nehmen, sich der Mühe liebevoll unterzogen haben, über die Kameraden ihres Lebens, die sie vom 25. Jahre ab gute und böse Tage hindurch begleitet, länger nachzudenken, als das tägliche Bedürfniß, activ: Wahlaufruf oder Versammlungsrede, passiv: das Gewissen des Staatsbürgers, mit sich bringt.

Und doch stehen nunmehr die Erfahrungen einer mehr denn zwanzigjährigen Wahlpraxis zur Seite, und doch hat jeder Deutsche, dessen Alter sich heute den Fünfzigern nähert und der sich stets seiner staatsbürgerlichen Pflichten bewußt war, schon neunmal den Gang zur Wahlurne gemacht, der zahlreichen Stich- und Nachwahlen nicht zu gedenken, von denen keiner verschont bleibt. Ich sage: 9 Wahlen, und kann hinzufügen: in 382 Wahlkreisen, denn die folgenden Betrachtungen sollen sich nur auf 382 Wahlkreise während des Verlaufes von 9 Legislaturperioden beziehen, sowohl die 15 elsaß-lothringischen Wahlkreise wie die Wahlen zum Reichstage des Norddeutschen Bundes sollen aus naheliegenden Gründen außerhalb des statistischen Gesammtbildes bleiben; ersteres, da anormale staatlich-politische Verhältnisse (und in solchen befindet sich jedenfalls ein annektirtes Grenzland) auch anormale politische Strömungen hervorrufen; letzteres, da selbst derjenige, der vieles von dem Intellekte der Massen erwartet, von der Wählerschaft während der politischen Fieberzeit jener Jahre kein allzu festes politisches Programm, keine allzu ruhige, von ungewöhnlichen Momenten unbeeinflußte Abgabe des Stimmzettels erwarten kann; es können also jene schwankenden Parteigruppirungen: „Freie liberale Vereinigung", „Linkes Centrum", „Bundesstaatlich-constitutioneller Verein", „Freie conservative Vereinigung", die mit der Errichtung des neuen Reiches verschwanden, außer Betracht bleiben.

Von den wenigen, die ihre zu Papier gebrachte Ansicht weiter ausgesponnen, ist der ehemalige Kanzler der Universität Tübingen, Gustav Rümelin, obwohl warmer Verehrer Bismarcks, einer derjenigen, welcher nach dem Vorgange Robert v. Mohls „einen verzweifelt schwierigen Stand" zu haben glaubt, „wenn er den Richter gegen den Vorwurf rechtfertigen soll, daß er durch Einführung des allgemeinen, gleichen, directen, geheimen Wahlrechts in die Reichsverfassung einen gewagten und unheilvollen Schritt gethan habe." In der aus dem Jahre 1880 stammenden Arbeit „Ueber den Wahlmodus für den Reichstag", die in seinen berühmten und feinsinnigen Essays „Reden und Aufsätze" enthalten ist, geht er dem bestehenden Rechte scharf zu Leibe. Eines seiner Hauptargumente gipfelt in folgendem Raisonnement (a. a. O. S. 288):

„Man durfte eine so wichtige Entscheidung nicht in die Hand von Massenwahlen legen, die von stets wechselnden Stimmungen beherrscht werden, die leicht von einem Extrem in's andere umschlagen, die sich bald in momentaner Unzufriedenheit über eine Stockung der Geschäfte, eine schlechte Ernte, oder Nebendinge, wie ein Gerichtskostengesetz, eine drohende unliebsame Steuer, zur Wahl von Umsturzmännern verhetzen lassen, bald wieder indolent und abgespannt sich den Weisungen der Bezirksbeamten und Ortsvorsteher willig fügen.

Denn das ist das sicherste und schlimmste Merkmal dieser directen Wahlen von vielen Tausenden völlig zusammenhangsloser Wähler einer großen Landschaft, daß ihr Ausfall sich fast bis zuletzt jeder Berechnung entzieht und an allen möglichen Zufälligkeiten hängt, daß Regen oder Sonnenschein am Wahltag, daß eine noch in den letzten Tagen geschickt ausgestreute Lüge oder Verleumdung den Ausschlag geben kann.

Wohl gibt es eine Anzahl Wahlkreise von ziemlich constanter Richtung. Dahin gehören vor Allem die des Centrums, weniger, weil hier der clericale Einfluß an sich unüberwindlich wäre, sondern weil hier eine nicht so rasch vorübergehende Verstimmung über die kleindeutsche Lösung des nationalen Problems nachwirkt. Aber in den meisten Wahlbezirken ist keine Richtung auch nur für ein paar Jahre ihres Uebergewichtes sicher. Von zwei nebeneinanderliegenden Wahlkreisen, in welchen kein Mensch irgend eine erhebliche Verschiedenheit der wirthschaftlichen, sittlichen, kirchlichen, sozialen Zustände zu entdecken vermöchte, kann gleichwohl der eine einen radicalen, der andere einen streng conservativen Abgeordneten in den Reichstag senden; bei der nächsten Wahl aber kann sich das umgekehrte Verhältniß ergeben. Es wird hier immer das Dichterwort in Geltung bleiben:

Die Menge schwankt in ungewissem Geist,
Dann strömt sie nach, wohin der Strom sie reißt."

Als Gustav Rümelin dies schrieb, hatte er vier Wahlen

*) Die Ausführungen von Frensdorff („Die Aufnahme des allgemeinen Wahlrechts in das öffentliche Recht Deutschlands") in der „Festgabe der Göttinger Juristenfacultät für R. v. Ihering", Leipzig 1892, bewegen sich in einer anderen als der hier vorgetragenen Richtung.

zum deutschen Reichstage erlebt, seitdem sind weitere fünf gefolgt, und es ist jetzt eher als damals an der Zeit, jene Worte an der eigensten Fachwissenschaft des Verfassers, an der Statistik, wie sie in der amtlichen „Statistik des Deutschen Reiches" niedergelegt ist, zu messen — um das Problem kurz zu bezeichnen — die „Beständigkeit der Reichstagswahlkreise" zu untersuchen, den Grad derselben festzustellen, um dadurch ein Bild der politischen Beschaffenheit der Bevölkerung zu gewinnen. Zunächst ergeben sich, hat man das Resultat aus den großen Tabellenwerken ausgezogen, mancherlei Schwierigkeiten der exacten Behandlung und die erste Frage ist zu beantworten: Wann ist ein Wahlkreis „beständig", wann „wankelmüthig" oder gar politisch „charakterlos" zu nennen, wann gleicht er einem Manne mit ruhigen, gefestigten Anschauungen, wann einem Jünglinge, der in Sturm und Drang seine politische Ueberzeugung wechselt wie Don Juan seine Angebetete, und von Ansicht zu Ansicht taumelt?

Als Prüfstein sei für die folgenden Betrachtungen die Parteistellung des im Wahlkreise siegreichen Candidaten angenommen; mit anderen Worten: Wird ein Wählerkreis während der neun Legislaturperioden durch dieselbe Partei, mag sie aus ersten, engeren oder Stichwahlen hervorgegangen sein, vertreten, so ist das höchste zu erreichende Maß von „Beständigkeit" erlangt, die anderen Abstufungen ergeben sich dann von selbst. Der Einwurf liegt nahe, daß dieses Merkmal kein zuverlässiges ist, daß die politische Beschaffenheit des Wahlkreises in hervorragender Weise durch die Summe der auf diese oder jene Partei abgegebenen Stimmen gekennzeichnet wird; widersprochen kann dem nicht werden, doch ist diese Summe keine zu unserem Zwecke statistisch erfaßbare Größe, ich müßte denn alle Stimmen eines jeden Wahlkreises feststellen und auf Grund ihrer Vertheilung den Wahlkreis einer der Gruppen zuweisen, doch wäre auch hier bei der unendlichen Verschiedenheit der Ergebnisse keine feste, ziffernmäßige Grenze zu finden, zum zweiten wäre das wichtige Moment, wie die Interessen des Wahlkreises in der Volksvertretung ihren Ausdruck finden, nicht berücksichtigt, die politische Signatur, die dem Wahlkreise durch Entsendung eines Reichstagsabgeordneten dieser oder jener Partei früher auf drei, jetzt auf fünf Jahre aufgedrückt wird, würde verwischt, da ja Abgeordneter und relative Wahrheit der bei der ersten Wahl abgegebenen Stimmen sich häufig nicht decken. Zum dritten wird aber die politische Beschaffenheit einer Wählerschaft dadurch näher auf Herz und Nieren geprüft, daß ich weiß, nicht nur für wen sie bei der ersten Wahl stimmt, sondern auch, welchen von zwei Candidaten sie für das „kleinere Uebel" hält; dieses wird, nehme ich den „Abgeordneten" als Einheit, mir bekannt, da derselbe ja immer, geht er aus Stichwahlen hervor, diesem Befunde als „kleineres Uebel" sein Mandat verdankt. Allerdings figuriren dann die zuerst der einen Partei zugefallenen Stimmen im Endergebnisse unter der Rubrik einer anderen, andererseits werden sich aber diese Verschiebungen in 382 Wahlkreisen während neun Wahlperioden annähernd ausgleichen; zuletzt sind auch die in den Stichwahlen geschlossenen Wahlbündnisse solche befreundeter Herzen, wenn auch hier und da eine unnatürliche Ehe nicht abgeleugnet werden soll. Sind also die tabellarischen Zusammenstellungen der für diese oder jene Partei abgegebenen Stimmen leidlich zum Rückschlusse auf ihre politische Macht brauchbar, so dürfte das politische Fractionsbekenntniß des Abgeordneten zur Feststellung der Beständigkeit der Reichstagswahlkreise den richtigsten Maßstab abgeben. — Stelle ich nun die strengsten Anforderungen, so ergibt sich, daß von 382 Wahlkreisen 103 ihrer Jugendliebe treu geblieben sind, daß sie in 22jähriger Ehe nie einem anderen den Vorzug gegeben haben vor dem, den sie zuerst „gewählt". Und vergleichbar dem katholischen Dogma von der Unlösbarkeit der Ehe ist es die katholische Partei, das Centrum, die hier die größten Erfolge aufweisen kann, ihr sind 58 Wahlkreise in den Jahren 1871–1893 treu geblieben, so daß, da das Centrum heute 103 Wahlkreise inne hat (nach der Zusammenstellung im „Reichsanzeiger" vom 30. Juni d. J., einschließlich der 7 Welfen, die ich für den ganzen Zeitraum ihm zugezählt), 56 Procent seiner Wahlkreise „alter und befestigter Besitz" sind; ihm folgt die kleine Fraction der Polen, der von 19 jetzt besessenen Wahlkreisen 9 stets angehört haben, so daß sie 49 Procent „beständige" zählen kann, sodann kommen die Nationalliberalen mit 11 von 49 (= 22 Procent), die Deutschfreisinnigen mit 8 von 36 (= 22 Procent), die Conservativen mit 12 von 74 (= 16 Procent), die Reichspartei mit 3 von 25 (= 12 Procent), sowie 3 Partieularisten.

Die Deutschfreisinnigen habe ich unter diesem ihrem alten Fraetionsnamen fortan und auch weiterhin zusammengefaßt, da, mag es in der politischen Praxis und im Detailkampf der Agitation und der Wahlvereine genug Trennendes zwischen „Freisinniger Volkspartei" und „Freisinniger Vereinigung" geben, für den Zweck dieser Darstellung, in der die Politik des Tages, wo Gegensätze unüberbrückbar erscheinen, an dem Zeitraume von mehr als zwei Decennien gemessen wird, diese Gegensätze verschwinden, und zur Beurtheilung der politischen Wandelbarkeit der deutschen Bevölkerung kein Unterschied besteht zwischen dem Wahlschlachtruf: „Hie Rickert!" und „Hie Richter!" Aber gerade die Deutschfreisinnigen bieten für eine statistische Darstellung noch weitere Schwierigkeiten. Im Jahre 1880 trennt sich, wie bekannt, die „Liberale Vereinigung" von den Nationalliberalen, figurirt 1881 zum ersten Mal im Wahlkampfe, um schon vor dem nächsten Apell an die Wähler — 1884 — sich mit der „Deutschen Fortschrittspartei" zum „Deutschfreisinn" zu vereinigen, jedoch vor den Wahlen 1893 diese Ehe wieder zu lösen und wieder in die Bestandtheile der „Freisinnigen Volkspartei" und „Freisinnigen Vereinigung" zu zerfallen. So scheinen viele Wahlkreise, die mit Fug und Recht den „beständigen" zuzuzählen sind, recht flatterhaft zu sein, als Beispiel für diese Kategorie diene der Wahlkreis Danzig 3, Stadt Danzig (heute durch Rickert vertreten), der in folgender Reihe im Parlamente vertreten war: nat.-lib. — nat.-lib. — nat.-lib. — nat.-lib. — lib. Vereinig. — Deutschfreisg. — Deutschfreisg. — Deutschfreisg. — Freis. Vereinig., oder Liegnitz 8, Hirschberg (heute durch Barth vertreten), das genau dieselbe Reihe aufzuweisen hat. — Jedoch nicht nur diejenigen Wahlkreise, die stets derselben Partei angehörten, rechne ich zu den „beständigen", ich füge vielmehr jenen 104 der ersten Kategorie noch weitere 3 Klassen hinzu. Die erste setzt sich aus solchen Wahlkreisen zusammen, deren Stetigkeit durch eine einmalige Entsendung eines anderen Parteiangehörigen nach Berlin unterbrochen wurde, die zweite bilden solche, die in neun Wahlen zweimal a) durch dieselbe Partei, b) durch je eine andere Partei besiegt wurden, die dritte Klasse umfaßt schließlich diejenigen Wahlkreise, die dreimal ihren Besitzstand verloren a) stets gegen dieselbe Partei, b) gegen zwei Parteien, sodaß die „Stammpartei" (wie ich sie nennen möchte) einmal von der Partei X, zweimal von der Partei Y besiegt wurde. Hier ziehe ich jedoch die Grenze, denn alle jene Wahlkreise glaube ich noch den „beständigen" zurechnen zu können, hingegen den etwaigen Fall c) der dritten Klasse, daß eine Stammpartei dreimal besiegt wird, jedoch stets von einer anderen Fraction, daß also sechsmal Partei a, je einmal Partei X, Y und Z siegen, ausschließen zu sollen und der letzten Klasse keine Aufnahme in die Reihe der „Beständigen" zu gewähren. So erhalte ich aus Klasse II: 66, Klasse III a): 15, b): 22, aus Klasse IV a): 13 und b): 16 Fälle, sodaß mit jenen 104 Wahlkreisen der Klasse I unter 382 Wahlkreisen sich 206 beständige ergeben.

Zählt nun jener ganze Rest von 146 Wahlkreisen zu jenen, von welchen Rümelin schreibt, daß in ihnen „keine Richtung auch nur für ein paar Jahre ihres Uebergewichtes sicher ist"? Gewiß nicht, denn in der zu den „Beständigen" gerechneten letzten Klasse III b) stand das Verhältniß immer noch wie 6 : 3 (resp. 6 a : 2 b : 1 c), sodaß keineswegs hier dieses Wort gilt. Hierzu kommt ein zweites wichtiges Moment: All' die unendlich vielen Fraetionen und Fractiönchen (ein Erbstück des deutschen Volksgeistes), die aus der Wahlurne auf die Bildfläche des deutschen Reichstages emporsteigen, wurden bisher getrennt gerechnet, sodaß eine Wandelung der politischen Gesinnung schon dann angenommen wurde, wenn der Wahlkreis statt eines Conservativen einen Angehörigen der Deutschen

Reichspartei, statt eines Deutschfreisinnigen einen Volksparteiler nach Berlin entsandte. Was oben von „Freisinniger Volkspartei" und „Freisinniger Vereinigung" gesagt wurde, gilt auch hier: Die unendlich vielen politischen Schattirungen mögen in der Praxis des Tageskampfes ihre Berechtigung haben (wie sie alle ihre sie wohl unterscheidenden Merkmale haben); zum Zwecke dieser Darstellung treten sie zurück; die zweite Aufgabe wird daher sein, zuzusehen, wie diese „Beständigkeit" sich ausnimmt, wenn man nicht mathematisch getrennte Fractionen, sondern politische Geistesströmungen als Kriterium der politischen Beständigkeit des Deutschen annimmt. Und ich möchte fünf solcher Richtungen unterscheiden. Von rechts nach links wären dies: 1) Deutsch-Conservative, Deutsche Reichspartei, Antisemiten, 2) Nationalliberale, 3) Centrum, Welfen und Polen, 4) Freisinnige Vereinigung, Freisinnige Volkspartei, Süddeutsche Volkspartei, 5) Sozialdemokraten. Doch auch bei dieser Zusammenstellung können sich andere Combinationen ergeben; wird z. B. die nationalliberale Stammpartei durch die Freisinnige Vereinigung unterbrochen, wird der Deutschen Reichspartei vorübergehend durch die Nationalliberalen, also der einen Partei durch eine zunächstliegende zeitweilig das Feld streitig gemacht, so soll dies der Beständigkeit des betr. Reichstagswahlkreises keinen Abbruch thun. Auf diese Weise, wenn man mehr das Bindende als das Trennende hervorhebt, mehr der Stille des Parteifriedens als dem Grollen des Parteikampfes Gehör schenkt, ergeben sich, lasse ich alle anderen Voraussetzungen dieselben wie die obigen sein, noch weitere 35 beständige Wahlkreise, die mit den 236 aus der vorigen Zählung erhaltenen ein Gesammtresultat von 271 Wahlkreisen oder 70 Procent aller in Betracht gezogenen ergeben. Allerdings muß hierzu bemerkt werden, daß häufig bei den zuletzt erhaltenen 35 Bezirken das Kriterium der Beständigkeit nicht allein aus dem Schwanken der Parteien, sondern auch aus der Reihenfolge dieses Auf- und Niedergehens gewonnen werden muß, daß von zwei Wahlkreisen, die dieselbe Art der Vertretung während neun Wahlperioden aufweisen, der eine den beständigen zugerechnet werden kann, der andere nicht, da hier die Fruchtfolge eine natürlichere war als dort.

Knüpfe ich nun speziell an die mehrfach citirten Worte Rümelin's von dem Uebergewichte einer Richtung auf ein paar Jahre an, so ergibt sich, lege ich wieder den strengeren Maßstab der Parteibezeichnung an, daß außer den als beständig im weitesten Sinne bezeichneten Wahlkreisen noch 57 eine „Stammpartei" aufzuweisen haben, die aus 9 Kämpfen fünfmal als Sieger hervorgegangen ist, daß es 34 Wahlbezirke gibt, in denen die „Stammpartei" viermal die Oberhand gewonnen hat. Es bleiben also von unserer statistischen Gesammtheit 20 Wahlkreise, von denen jenes Wort Rümelin's gilt, deren Einwohnerschaft, die sich allerdings in den zwei Decennien des jungen Reiches verjüngt hat, der Vorwurf der politischen Charakterlosigkeit nicht erspart werden kann. Auch hier kann man jedoch einwenden, daß die Ergebnisse wieder mehr zu Gunsten des bestehenden Rechtes ausfallen, wenn man den Begriff der Partei durch den Begriff der Geistesströmung ersetzt; häufig veranlaßt der Begriff „liberal" ohne nähere Fraktionsbezeichnung, daß man einen Wahlkreis als unbeständig oder charakterlos bezeichnen muß, dem man sonst durch seine Zuzählung zum Nationalliberalismus oder Deutschfreisinn, also zum „gemäßigten" oder „radikalen" Liberalismus eine bessere Note hätte geben können. Daß selbstverständlich trotz alle- und alledem häufig politische enfants terribles jeder Berechnung und Prophezeiung spotten, wer wollte das leugnen?

Wer hätte nicht gewußt, daß es Wahlkreise gibt wie Sachsen 5, der nach zwei fortschrittlichen Voten zweimal der Sozialdemokratie zutaumelt, dann zum Nationalliberalismus übergeht, um nach dreimaligem Stimmen für die deutschconservative Partei 1893 dem Antisemitismus in die Arme zu sinken? Wen wird das wundern? Daß das Reichstagswahlrecht, wenn es auch im Einzelnen sonderbare Blüthen sprossen läßt und merkwürdige Früchte zeitigt, die Gesammtprobe, die nicht am Einzelnen kleben bleibt, sondern ihren Blick über 2 Decennien gleiten läßt, bestanden, das ist gegenüber so vielen melancholischen Betrachtungen der letzten Zeit das Hoffnungsvolle für die Zukunft. Daß es in bonam oder malam partem sich ändern wird, wer wollte das prophezeien oder verneinen? Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß es sich dreimal bei den Wahlen zum deutschen Reichstage — 1878, 1887 und 1893 — nicht um Abgabe des Stimmzettels nach der politischen Gesammtgesinnung des Wählers, sondern um die Frage nach Ja oder Nein, um ein Plebiszit über eine bestimmte Forderung gehandelt hat, und daß dadurch größere Schwankungen, da mancher Wähler in der einen oder anderen Frage seiner Partei untreu wurde, entstanden sind als sie sonst zu verzeichnen gewesen wären.

Es darf ferner nicht aus dem Auge gelassen werden, daß wir grundsätzlich den Boden der Rümelin'schen Gesammtanschauung nicht verlassen haben, ohne zu untersuchen, ob ein Schwanken des Wahlkreises keinen Fortschritt, eine Aenderung des Votums keine größere politische Selbständigkeit bedeutet, da wir hier die Farbe einer Partei hätten bekennen müssen und dies bei dieser objektiven Untersuchung sollte vermieden werden.

Bei diesem kleinen Zahlenspiele hat sich gezeigt, daß auch hier Gustav Rümelin's eigene Worte, die in demselben Bande zu finden sind, sich bewahrheiten, daß für den Statistiker „während der Arbeit bloß durch ein genaues und wiederholtes Hinsehen und Vergleichen die anfangs todten Zahlen allmählich Sinn und Leben gewinnen", und daß der Statistiker an Hand seines allerdings zum Durcharbeiten recht trockenen Zahlenmaterials immer demjenigen gegenüber im Vortheil bleibt, der auf Grund seiner persönlichen Erfahrung und seines selbstverständlich beschränkten Materiales (und wie konnte es 1880 nach vier Wahlen anders sein?) Schlüsse zieht und Forderungen aufbaut. Allerdings mangelt auch den hier gefundenen Zahlen die statistische Vergleichbarkeit, man weiß nicht genau, ob „dies nun viel oder wenig ist, ob mehr oder weniger als früher und anderwärts", da Untersuchungen in derselben Richtung über andere Wahlsysteme nicht vorliegen; das ist jedoch sicher, daß eines der Hauptgeschenke, die am Geburtstage des jungen Reiches gegeben wurden, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, übersieht man die Resultate von 22 Jahren, die harten Worte Gustav Rümelin's und Robert v. Mohl's nicht verdient hat

---

## Kindergärten und Krippen.

Von J. Sabin.

Dem aufmerksamen Beobachter kann die Thatsache nicht verborgen bleiben, daß die Erziehung der Kinder eine gewissermaßen sozialistische Tendenz zeigt. Immer mehr und mehr bricht sich die Neigung Bahn, die häusliche Erziehung zu Gunsten der anstaltsmäßigen zurücktreten zu lassen. Während es z. B. noch vor einem halben Jahrhundert allgemein Sitte war, daß wohlhabende Eltern auf dem Lande und in ganz kleinen Ortschaften die Ausbildung der Kinder durch einen Hauslehrer oder eine Gouvernante besorgen ließen, übergibt man jetzt immer häufiger die Kinder zu diesem Zwecke einer Schule der nächsten größeren Stadt. Diese Art Sozialismus hat natürlich mit einem mechanischen Communismus nichts gemein, sondern ist im Gegentheil ein gesundes und erfreuliches Merkmal. In einer Zeit, die unter dem Zeichen des Verkehrs steht, ist es nothwendig, daß die Menschen von frühester Jugend an sich an einander gewöhnen. Bedenklicher mag es manchem erscheinen, daß auch die Erziehung der kleinen Kinder, die in dem noch nicht schulpflichtigen Alter stehen, den sich von Jahr zu Jahr vermehrenden Kindergärten überwiesen wird. Denn, so könnte man einwenden, dadurch wird die Frau ihrem eigentlichen Mutterberuf entzogen. Wer jedoch tiefer in die Verhältnisse eindringt, wird auch die Erscheinung als eine bedenkliche nicht erachten. Wie wenige Mütter haben eine genaue Kenntniß von der nothwendigen körperlichen und geistigen Pflege der kleinen Kinder. Wenn dagegen die Kinder nach einem be-

stimmten, anerkannt guten System in Kindergärten erzogen werden, so leitet das die Mütter gerade dazu hin, ihre Kinder auch außerhalb der Schulstunden in der eigenen Häuslichkeit in vernünftiger Weise zu beschäftigen und zu pflegen. Bei den gesteigerten Ansprüchen, welche heute schon an das junge Schulkind gestellt werden, ist es von Vortheil, wenn es von vornherein an eine gewisse körperliche und geistige Regsamkeit gewöhnt wird. In dieser Richtung haben die Kindergärten, namentlich die Fröbel'schen, einen segensreichen Einfluß ausgeübt. Dieser Einfluß ist um so höher zu schätzen, als die anstaltsmäßige Erziehung der in noch nicht schulpflichtigem Alter stehenden Kinder fast ausnahmslos in Frauenhänden liegt.

Interessante Aufschlüsse gibt hierüber der „Bericht des Sondercomités IX. der deutschen Frauenabtheilung bei der Weltausstellung in Chicago 1893". Derselbe ist unter Mitwirkung von Frau Henriette Schrader herausgegeben von Prof. Pappenheim, Emil Vogelsang, Otto Janke und verbreitet sich über Krippen, Kinderschutzvereine, Oberlinschulen, Bewahranstalten, Fröbel'sche Kindergärten, Kinderhorte und Anstalten zur Ausbildung von Kleinkinder-Erzieherinnen. Kindergärten finden wir in allen Großstädten, zahlreich auch in Mittelstädten und in vielen Kleinstädten. Je volkreicher eine Ortschaft, desto größer ist die Gefahr einer allzu planlos individualisirenden Erziehung innerhalb der Häuslichkeit, weil die Kinder wenig Gelegenheit haben, mit einander zusammen zu kommen. Hier wirken die Kindergärten sozial ausgleichend. Die Sache hat aber auch eine practische Seite. Durch die Thätigkeit als Kindergärtnerin wird den Mädchen aus dem Mittelstande ein Erwerbsfeld geöffnet, auf dem sie sich zugleich für ihren zukünftigen Mutterberuf auf das Beste vorbereiten können. Freilich ist die Bezahlung der Kindergärtnerinnen selten ausreichend zu vollständigem Lebensunterhalt, aber die meisten sehen diese Thätigkeit auch nur als Nebenberuf an, der ihnen einen Zuschuß zu den Unterhaltungskosten in der Familie gewähren soll. Dabei ist auch noch zu berücksichtigen, daß diese Beschäftigung in der Regel nur den halben Tag in Anspruch nimmt. Die Zahl der jährlich ausgebildeten Kindergärtnerinnen erster und zweiter Klasse kann auf mindestens 1500 geschätzt werden. Ein erheblicher Theil von ihnen erhält in Familien Anstellung, und es ist zu hoffen, daß die Bonne, gleichviel welcher Nationalität, mit der Zeit der deutschen Kindergärtnerin, von der nicht nur eine höhere Schulbildung, sondern auch eine pädagogische Ausbildung verlangt wird, den Platz vollständig räumt. Auch das wird einst dem Deutschen Fröbel als ein hervorragendes Verdienst um das deutsche Volk angerechnet werden.

Wir müssen zwei Arten von Kindergärten unterscheiden, Wohlthätigkeitsanstalten und Privatanstalten. Die ersteren, die zum Theil geistlichen oder religiösen Charakter haben, wie die Oberlinschulen, werden von Vereinen und Corporationen, häufig unter werkthätiger Förderung Seitens staatlicher und städtischer Behörden, unterhalten und sind für die Kinder der ärmeren Bevölkerung bestimmt; sie tragen vielfach die Bezeichnung Bewahranstalten. Die letzteren sind Erwerbsunternehmungen älterer Kindergärtnerinnen und erheben für jeden Zögling ein monatliches Schulgeld von 3 bis 6 Mark. Für die Arbeiterbevölkerung, deren Frauen nur selten den Kindern eine sorgsame Pflege angedeihen lassen können, sind die Bewahranstalten von besonderem Nutzen. Der Wohlthätigkeitscharakter macht sich hier insofern nicht in beschämender oder drückender Weise geltend, als ein geringes monatliches Schulgeld erhoben wird. Von welch' segensreicher Wirkung ist es aber, wenn einerseits die armen Kinder von wohlerzogenen Mädchen höheren Standes Pflege und Ausbildung erhalten, und andererseits Personen höheren Standes mit solchen niederen Standes täglich in Berührung kommen! Ein Eindruck, der sich im ganzen Leben nicht verwischen läßt. Und man muß es sagen, die Frau hat die ihr auf diesem Gebiete zugewiesene Aufgabe, mochte sie eine Berufs- oder Liebesthätigkeit darstellen, in so glänzender Weise gelöst, daß sie Jedermanns Bewunderung herausfordern muß. Wie viele Tausende von Kindern, auch aus den bemittelteren Klassen, sind für eine spätere, frische und freie Thätigkeit gerettet worden durch aufopferungsvolle Liebe des weiblichen Herzens! Man vergleiche zwei Kinder mit einander, von denen nur das eine den Kindergarten besucht, und man wird den ungeheueren Unterschied sofort erkennen.

Ganz der Liebesthätigkeit entsprungen sind die Krippen, die den Zweck haben, Kindern der ärmeren Bevölkerung im Alter bis zu zwei Jahren eine angemessene Pflege angedeihen zu lassen. Namentlich in den Großstädten und Industrieorten, wo die Kindersterblichkeit in so erschreckender Weise an Ausbreitung gewann, machte sich die Nothwendigkeit derartiger Einrichtungen geltend. Geistliche, Geschäftsleute, Lehrer, sowie Frauen aus allen Kreisen thaten sich zusammen, um die Noth, so weit es in Menschenkräften lag, zu lindern. Erstaunlich ist die Thatsache, daß in allen deutschen Gauen, wo sich das Bedürfniß herausstellte, die Gründung von Krippen rasch vorwärts schritt und noch schreitet. Unter den sorgsamen Händen ausgebildeter Kinderpflegerinnen werden die jungen Menschlein genährt und gewartet, und die außer dem Hause arbeitenden Mütter übergeben ihr Liebstes gern der Obhut der Krippen, in denen sie es wohl bewahrt wissen. Die Pflege ist in manchen Krippen unentgeltlich, in anderen wieder wird ein Pflegegeld erhoben, aber es bewegt sich stets in bescheidenen Grenzen und ist nie unerschwinglich. Kostet doch in gar vielen dieser Anstalten die tägliche Nahrung und Pflege nicht mehr als 10 bis 15 Pfennige. Auch hier sind ausschließlich Frauen thätig, Hausmütter und Pflegerinnen, und auch in dem überwachenden Vorstand sitzen zahlreiche Frauen, welche die Linderung der unverschuldeten Noth — und welches Kind ist schuldig? — sich zur Lebensaufgabe gemacht haben.

Die Erziehung kleiner Kinder will gelernt sein, wie viel auch das natürliche Gefühl dabei mit in Betracht kommen mag. Nicht zu weichlich und nicht zu streng, nicht zu äußerlich und nicht zu vergeistigt, diese Mittellinie inne zu halten, fällt erfahrungsgemäß schwer. Darum müssen diejenigen, die die Stellung von Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen einnehmen wollen, einen Lehrcursus durchmachen, sei es in einem Seminar, sei es unter der practischen Leitung einer Kindergarteninhaberin. Die Dauer dieses Cursus ist verschieden, von drei Monaten bis zu zwei Jahren. Wer Kindergärtnerin erster Klasse werden will, muß die zweite Klasse einer höheren Mädchenschule absolvirt haben, darf nicht über 15 Jahre alt sein und hat sich alle die pädagogischen Kenntnisse anzueignen, die zur erfolgreichen Ausübung des Berufs nothwendig sind. Von der Kindergärtnerin zweiter Klasse, der Kinderpflegerin, wird dagegen nur die Absolvirung einer Elementarschule verlangt. Die erste Forderung an die Kleinkindererzieherin ist die Verbindung eines ernsten Willens mit Freundlichkeit und Herzensgüte. Das sind gewiß Eigenschaften, die Jedem Achtung abzwingen müssen, darum sollten die Familien, die eine Erzieherin für die noch nicht schulpflichtigen Kinder annehmen, ihr eine angemessene Behandlung zu Theil werden lassen. Die Thätigkeit der Kindergärtnerin wissen wohl am allerbesten die Mädchen aus wohlhabendem Stande zu schätzen, die aus eigener Neigung sich in diesem Fache ausbilden lassen, um einst als Mutter auch die Kinder vernunftgemäß erziehen zu können. Daß es eine große Anzahl solcher Mädchen bereits gibt, kann nur mit Freude begrüßt werden.

## Literatur und Kunst.

### Herzog Ernst von Coburg-Gotha als Mäcen.

Nach ungedruckten Aufzeichnungen.

Von Hieronymus Lorm.

Practische Ordenjäger haben ihn niemals aus dem Auge verloren, den guten Herzog Ernst von Coburg-Gotha, wenn auch der Ernestinische Hausorden nur Hausmannskost unter den Leckerbissen ist, mit denen die menschliche Eitelkeit sich

füttern läßt in der Meinung, dadurch einen menschenwürdigen Inhalt zu bekommen. Allein auf jene Einfältigen, welche für Orden und Titel weder Sinn noch Gefühl haben — und wie großartig ist unser Zeitalter, daß es trotz der nivellirenden Revolutionen immer noch solcher Einfältigen nur wenige gibt! — auch die unbefangenen Beobachter der Tagesgeschichte haben das Leben und das Gebahren dieses Herzogs mit wohlwollender Aufmerksamkeit verfolgt, wäre es auch nur, weil er der Schwager der Königin von England war, der Bruder jenes Prinzen Albert, des Mannes seiner Frau, dem die Geschichte Großbritanniens in diesem Jahrhundert so manche familienhaft rührende und einigermaßen auch belächelnswerthe Episode verdankt.

Von diesen Beziehungen und von seiner Ergiebigkeit in Ausschmückung der Künstler- und Dichterfracke abgesehen, war der jüngst dahingeschiedene Herzog eine Spezialität unter den regierenden Fürsten. Im Staatsrath, auf dem Kriegsschauplatz und in der Musik Dilettant, war er, was selten genug ist, ein liebenswürdiger und anspruchsloser Dilettant, niemals geneigt, von seinen verschiedenen Versuchen, ein Weiser, ein Held oder ein Genie zu sein, viel Aufhebens zu machen. „Nehmt Alles nur in Allem, er war" — ein Gentleman.

Dem Geschlecht der Coburger hat von jeher bei aller Energie im Festhalten der Vortheile und Vorurtheile des Herrscherthums die Neigung innegewohnt, bürgerliche Gesinnung zu bethätigen, was vielleicht nicht am wenigsten dazu beitrug, die Coburger auf Throne zu bringen, oft in dem Augenblicke, als diese umzustürzen drohten. Herzog Ernst studirte in Bonn, was schon eine solide Grundlage für die Betheiligung an den allgemeinen Interessen der Nation bildet. In die sächsische Armee eingetreten, wurde er bis zum Generalmajor hinaufgerückt, machte Reisen in mehreren Welttheilen bis nach Afrika, vermählte sich 1842 und folgte zwei Jahre später seinem Vater in der Regierung. Für seine „engere Heimath" war seine bedeutendste That, daß er den Stürmen von 1848—1849 dadurch begegnete, die beiden Herzogthümer Sachsen-Coburg und Sachsen-Gotha mittelst einer gemeinsamen Verfassung zu vereinigen. Um dieselbe Zeit wurde ihm im Kriege gegen Dänemark und namentlich nach der Schlacht bei Eckernförde militärischer Ruhm zugetheilt.

Merkwürdig bezeichnend für den persönlichen Charakter des Herzogs ist sein Verhalten in den unerquicklichen Tagen, als nach dem für Oesterreich unglücklichen Ausgang des italienischen Feldzuges von 1859 in Deutschland das Nationalbewußtsein sich wieder zu regen begann. Es war das erste Mal, seit die niederschmetternde Reaction, die auf 1848 gefolgt war, mit der Auflösung der Deutschen Nationalversammlung und mit der Niederwerfung des badischen Aufstandes alle politischen Strömungen gelähmt hatte. Es handelte sich nicht mehr um die Freiheit, sondern um die Einheit der Nation, und die beiden Lager, in der sich die Kämpfe dafür spalteten, wurden damals „großdeutsch" und „kleindeutsch" genannt. Deutscher wären sie als österreichisch und preußisch bezeichnet worden, denn es galt zu entscheiden, ob Oesterreich neuerdings wie zur Zeit des Bundestages in die verbündeten Regierungen Deutschlands mit eintreten sollte, oder ob die „preußische Spitze", die keine Abstumpfung durch eine zweite deutsche Großmacht dulden konnte, den Sieg zu behaupten hätte. Das waren die jahrelang sich ausbreitenden Schatten, welche 1866 vorauswarf. Herzog Ernst hielt fest an Oesterreich, so lange das Kriegsgeschick nicht dagegen entschieden hatte, aber charakteristisch für ihn ist nicht bloß sein späterer Abfall, sondern auch seine gläubige Hingebung an den großen politischen Volksdilettantismus, wie er damals in den Schützen-, Turner- und Sängerfesten einen so schrecklich hohltönenden Ausdruck fand.

Die Anhänglichkeit an Oesterreich nährte der Herzog durch den Hinblick auf den in Preußen ausgebrochenen Verfassungsconflict, 1862, während gerade um dieselbe Zeit Oesterreich unter Schmerling sich anschickte, nach durchlebten Gegenrevolutionen in die Reihe der wahrhaft constitutionellen Staaten einzutreten, um dadurch möglicherweise einen populären Erfolg des von Oesterreich 1863 einberufenen Fürstencongresses in Frankfurt a./M. vorzubereiten, und an der Fürstengröße des lebhaft dafür eingenommenen Herzogs Ernst hätte es nicht gefehlt, um den geplanten Erfolg herbeizuführen. Man weiß, wie das Unternehmen an einem mit geheimen Gründen gekräftigten offenen Widerstand Preußens scheiterte, und hätte man gewußt, was bereits damals ungeachtet eines bevorstehenden Zusammenwirkens der Armeen beider Staaten für Schleswig-Holsteins Befreiung in der Berliner Kabinetskanzlei ausgebrütet wurde, man hätte sich erspart, den alten König Johann von Sachsen mit den Versuchen zu bemühen, die preußische Regierung oder eigentlich den preußischen Hof umzustimmen.

Gegen den letzteren hatte der Herzog Ernst auch durch seine Unterstützung der Throncandidatur des Prinzen Friedrich von Augustenburg in Schleswig-Holstein operirt und sogar seinen „Freund" Napoleon III. dafür gewinnen wollen — aber rien ne réussit comme le succès, und wie sich demgemäß 1866 die Dinge anließen, stand der Herzog mit seinem kleinen Truppencontingent „treu" an der Seite Preußens. So begleitete er auch den Feldzug von 1870—1871 und es machte beinahe den Eindruck des Grazioso in der spanischen Tragödie, wenn die thatenschweren Telegramme Wilhelms I. an die Königin Augusta von den Telegrammen des Herzogs an seine Frau begleitet waren, die immer mit den Worten schlossen: „Bin wohl."

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs*) sind anmuthig geschrieben und sie wären auch nicht ohne historische Bedeutsamkeit, wenn sie einen gewöhnlichen Sterblichen zum Verfasser hätten. Allein das Bewußtsein des Lesers, daß ein den herrschenden Souveränen gleichgestellter Fürst noch viel tiefer eingehende Offenbarungen auf der Zunge hat, um sie zu — verschweigen, lähmt einigermaßen das Interesse an dem Buche.

So wäre denn von dem staatsmännischen und kriegerischen Herzog genug gesagt, aber nicht in diesen Richtungen liegt seine Spezialität unter den regierenden Fürsten. Der Herzog hatte vorzugsweise das Prädikat des „kunstsinnigen" Förderers und Schützers, und er hatte sich es weniger durch die Begünstigung und das Hervorrufen großer Leistungen verdient, als durch seinen fast brüderlichen Verkehr mit schon früher berühmt gewordenen Künstlern und Dichtern. Welcher Mäcen er dem vortrefflichen Gustav Freytag war, ist aller Welt bekannt. Auch in Wien sah man ihn in vertrautem Umgang mit namhaften Vertretern des Kunstlebens. Es wird erzählt, wie er ein hohes, drittes Stockwerk nicht scheute, um der lieblichen Schauspielerin Louise Neumann und ihrer Mutter Amalie Haizinger einen Besuch abzustatten, wobei er das mühselige Erklimmen beklagte und die stets humoristisch gesinnte Frau Amalie ihn belehrte: „Der Weg zur Tugend ist steil." Seiner Freigebigkeit mit artistischen Ordensverleihungen ist schon gedacht, und auch in diesen spiegelte sich sehr häufig bei der Wahl der Decorirten der ihn charakterisirende Dilettantismus ab. Typisch aber für seinen Umgang mit Literaten, weil mir durch Aufzeichnungen des betreffenden Schriftstellers am meisten bekannt und vertraut, erscheinen mir des Herzogs Beziehungen zu Berthold Auerbach.

Schon lange war eine Art Freundschaft zwischen Beiden geschlossen, als Auerbach im Juli 1861 von Berlin aus über Gotha und Meiningen nach Kissingen reiste. Der ganz kurze Aufenthalt des Verfassers der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" in Gotha gab Anlaß, die schon erwähnte gläubige Hingebung an die hohlen Redensarten politischer Volksfeste — ein Cultus, der von beiden Männern mit gleichem Eifer betrieben wurde — in das rechte Licht zu stellen. Auerbach meldete sich gleich bei der Einfahrt in Gotha dem Herzog und mußte bei diesem Wohnung nehmen. Sie bestand aus prächtigen Appartements in dem ganz von Bäumen umhüllten Seitenhause des Schlosses und sobald er sich nur nach der Ankunft erfrischt hatte, fuhr er im Phaëton, dessen Pferde der Herzog selbst lenkte, nach dem Schießplatz des Schützenfestes.

Das war nun recht das Abbild damaliger Volksbewegung

*) Berlin, Wilhelm Hertz.

und ganz ein politisches Schauspiel, wie es selbst begabte Männer in jener Zeitstimmung liebten und ernsthaft behandelten. Ueberall, wo der Herzog erschien, wurde Hurrah und Hoch gerufen, der Herzog vertheilte die ersten Preise und leitete selbst eine Abstimmung unter freiem Himmel über einen streitigen Schießmodus. Auch Gustav Freytag hatte sich eingefunden; mit diesem und den Herren vom Comité ging Auerbach zur Festtafel.

Eine solche, bei der mit den bekannten „Strömen", in welchen der Champagner fließt, auch unversiegliche, aber minder erquickliche Redeströme in Toasten sich ergießen, bildete stets den materiellen Mittelpunkt ähnlicher Feste. Von einem geistigen Mittelpunkt, wenn nicht das hohle Wort „die Deutsche Frage" dafür gelten sollte, konnte aus dem einfachen Grunde nicht gesprochen werden, weil Niemand etwas Bestimmtes darunter zu denken wußte. „Die Deutsche Frage!" das war ein Wort, aber weder eine Richtung, die man einschlagen sollte, noch eine That, die man vor Augen hatte. Dennoch sollten von den Schriftstellern, die an dem Mahle theilnahmen, auf unaufhörlich stürmisches Verlangen Reden gehalten werden. Man hätte die Substantive: Einheit, Freiheit, Festhaltung, Volksthum, Deutschland ꝛc. ohne ein verbindendes und erklärendes Verbum einfach aneinander reihen können — und dieselbe „Begeisterung" wäre erzeugt gewesen, wie durch regelrechte Perioden.

Gustav Freytag war zu sehr „Aristokrat", um dem Drängen der Menge sein innerstes Denken zur Verfügung zu stellen; Auerbach mußte nachgeben und sprach, obgleich selbst dem Bann unerklärter Empfindungen verfallen, doch offen aus: „Die Geleise, die uns zum Ziele führen sollen, laufen so durcheinander verwirrend und sind so ausgefahren, daß nun Niemand mehr sagen darf, mein Weg allein ist der rechte."

Trotzdem Jubel! Man wollte eben um jeden Preis jubeln, eine Ursache dazu war Nebensache. Auerbach hatte am nächsten Morgen schwielige Hände von den unaufhörlichen harten Händedrücken und die Schultern thaten ihm ernstlich weh. Billigend auf die Achsel klopfen, hieß bei den begeisterten deutschen Sängern, Schützen, Turnern so viel, wie den Schultern Schläge versetzen. Die Ungarn drücken bei solchen Gelegenheiten ihren Enthusiasmus bequemer für den Gefeierten aus: sie nehmen ihn auf ihre eigenen Schultern und lassen die seinen ungeschoren.

Im darauffolgenden Winter, im Dezember 1861, fand der Herzog eine Veranlassung, Auerbach nach Coburg einzuladen. Ich entnehme den mir darüber vorliegenden Aufzeichnungen nur, was zur Charakterisirung des Herzogs dient, namentlich zur Kennzeichnung seiner vorurtheilsfreien Menschlichkeit überall dort, wo sein Respect vor geistigem Schaffen und künstlerischem Wirken durch große Erfolge des betreffenden Dichters oder Künstlers erweckt worden war. Die eigenthümlichen Empfindungen, die in solchen Fällen der Herzog in den von ihm Begünstigten hervorrief, gehören wie zur Biographie dieses in seiner Art seltenen Fürsten auch zur psychologischen Geschichte des Dichter- und Künstlerlebens, besonders in Deutschland. Denn in Frankreich und England gehört es mit zur Erziehung der Aristokratie, daß sie den Adel des Geistes dem Adel der Geburt gleichzustellen lerne, während in Deutschland die äußere sich noch immer von der inneren Vornehmheit wesentlich abschließt, wenn auch heutzutage in milderen Formen als noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts.

Der Leibmohr des Herzogs, ein imponirend schöner, großer Neger, empfing Auerbach, als er auf dem Bahnhof in Coburg eintraf, mit einer Hofequipage, und im fürstlichen Schlosse wurde er vom Oberstthofmeister in zwei prachtvolle, mit allem erdenklichen Comfort ausgestattete Salons geleitet, die seine von allem Geräusch entfernte Wohnung bildeten. Unendliches Behagen umfloß den Dichter mitten in einem bisher nicht gekannten Luxus. Da ein Dichter den Glanz irdischer Genüsse, wenn sie zugleich Repräsentanten artistischer Schönheit sind, anders auffaßt als andere Menschen, so fühlte sich Auerbach nach seinem eigenen Geständniß durch die neue Lebensausfüllung, die sich ihm jetzt aufthat, wie in ein Märchen versetzt, und jede Stunde tauchten neue poetische Gedanken, Gestalten und Pläne in ihm auf. Da mir jedoch in diesen Erinnerungen nur um die Persönlichkeit des Herzogs zu thun ist, so weise ich bloß auf die folgende Stelle der Aufzeichnungen hin: „Der Herzog ging mit mir auf mein Zimmer, und wir rauchten und sprachen da bis 1 Uhr. Er erzählte mir seine Jugendgeschichte, wie er mit seinem Bruder, dem Prinzen Albert, lebte in der Kindheit und dann auf der Universität, die Studien, die Abenteuer mit den verbotenen deutschen Farben, sein ganzes frühzeitiges wissenschaftliches und politisches Streben — dem schönen, starken Manne ging das Herz auf, und wir waren im Innersten heimisch bei einander und wollten uns gar nicht trennen."

Nur wenige Tage nach diesem Gespräch, in welchem der Herzog mit der größten Innigkeit von dem Leben und der Thätigkeit des „Prinzgemahls" erzählt hatte, kam die Nachricht vom Tode des letzteren und es ergab sich, daß dessen vorhergegangene Erkrankung genau in der Stunde jenes Gespräches sich eingestellt hatte. Viele Freuden, viele freundschaftliche Vertraulichkeiten, wie sie sonst einem titellosen Privatmanne an einem fürstlichen Hofe nicht zu Theil werden, genoß Auerbach in Coburg. Er nahm fast täglich das zweite Frühstück und das Diner mit dem herzoglichen Paare und war meistens der einzige Gast am Tische; er begleitete seine fürstlichen Wirthe bei Besichtigung neuer Stadtbauten oder der Einweihung neuer Staatsanstalten, und es wurde ihm doch die Zeit gelassen, sich in Einsamkeit zu sammeln und in seinen prächtigen Salons selbst wie ein Fürst zu leben. Die Herzogin wetteiferte mit ihrem Gemahl in Aufmerksamkeit und Herzlichkeit für den Schriftsteller. Indessen würde man fehl gehen, diese Gunstbezeugungen speziell aus dem Menschen- oder Dichterwerth Auerbach's abzuleiten, dessen etwaige Verdienste dabei gar gar nicht in Betracht kommen. Es war eben zur fürstlichen Gewohnheit geworden, ohne eigene Vertiefung, ohne selbständige Begründung denjenigen sich freundschaftlich zu nähern, deren Namen von der Mode gerade an die Oberfläche des Tageslebens gebracht waren. Wer gedenkt z. B. der Schriftstellerin Klara Bauer, die vor 25 Jahren allgemein in Deutschland beliebt war, als sie unter dem Pseudonym Karl Detleff Erzählungen aus der russischen Gesellschaft veröffentlichte? Sie erfreute sich am Hofe von Coburg derselben Auszeichnungen wie Auerbach. Sie erzählte mir in Dresden, die Herzogin hätte sich bei der ersten Begegnung so tief vor ihr verbeugt, daß es der Schriftstellerin körperlich schwer fiel, die von der Convenienz gebotene noch tiefere Reverenz zu machen. So mögen viele andere kleine Celebritäten die Gastfreundschaft des Schlosses Coburg genossen haben.

Gleichwohl nimmt dieser Mangel an Urtheil und geistiger Begründung im Verhalten zu vielgenannten Zeitgenossen dem Verkehre selbst nichts an seinem poetischen Werth und seiner psychologischen Bedeutsamkeit für Künstler und Dichter, auch wenn sie nicht Unsterbliches leisten. Der vertraute Einblick in die großartige fürstliche Freiheit von allen schweren Bedrängnissen des Lebens erhebt artistisch angelegte Naturen in eine märchenhafte Stimmung, als wäre das Glück zur Wahrheit geworden. Solches Verhalten von Seite regierender Fürsten gegen die abgeschiedene und äußerlich meistens so armselige Welt des Geistes und der Kunst gehört daher gewiß zu dem Höchsten, was der Mensch dem Menschen leisten kann, und übertrifft jede landläufige „Wohlthätigkeit".

Was der Herzog selbst als Künstler, d. h. als Componist geleistet hat, muß ich dem Urtheil Sachverständiger überlassen. Von allgemein künstlerischer Bedeutung jedoch wird seine letzte That bleiben, unmittelbar vor seinem Tode, die von ihm patronisirte musikalische Preisvertheilung. Wenn die beiden einactigen Opern, die den Preis gemeinsam gewonnen haben, in diesem Winter mit Erfolg über die Bühnen schreiten sollten, so wird der Donner des Beifalls den Geschützsalven gleichen, die über dem Grabe eines gefeierten und verdienstvollen Todten abgefeuert werden.

## Der Roman eines englisch-französischen Zukunftskrieges.

Von Heinrich Stegmann.

Es ist ein eigenthümliches Genre der Romanschreibung, das von unseren Stammverwandten jenseits des Kanals mit besonderer Vorliebe gepflegt wird, um in immer neuen Phantasiegemälden die Ereignisse eines kommenden Krieges aufzurollen. Als praktische Leute begnügen sich die Engländer aber nicht damit, in mehr oder minder wahrscheinlichen und charakteristischen Zügen derartige Zukunftsbilder zu zeichnen, sondern sie verfolgen auch jedesmal dabei den nützlichen Zweck, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Persönlichkeiten und des Publikums auf gewisse wirklich bestehende oder wenigstens gemuthmaßte Mißstände in der Wehrkraft des Landes hinzulenken und womöglich noch nebenher Propaganda für die eine oder die andere neue Einrichtung zu machen. Die bekanntesten und beliebtesten Werke dieser Art waren bis jetzt „Die Schlacht von Dorking“ und „Die Schlacht von Port-Said“. In die gleiche Kategorie gehört der neuerdings in Buchform erschienene Seeroman, „Der Kapitän der »Mary Rose«“, den der angesehene Berichterstatter der „Times“, W. Laird Clowes im letzten Jahre abschnittsweise in dem technischen Fachblatte „Engineer“ veröffentlicht hat. Die Tendenz dieses Werkes gipfelt darin, die thatsächliche Schwäche der augenblicklich im Mittelmeere vorhandenen englischen Seestreitkräfte mit ihren verhängnißvollen Folgen an das Licht zu rücken, auf allerlei Mängel der Mobilmachung und der Küstenvertheidigung Englands hinzuweisen, die Bedeutung der Torpedowaffe klar zu stellen und die Vorzüge eines gewissen Typs von gepanzerten Kreuzern hervorzuheben.

Um alle Schwächen der englischen Mobilmachung möglichst kraß zur Darstellung bringen zu können, läßt der Verfasser den Krieg in ganz unvorhergesehener und unvermuthet schneller Weise anläßlich einer Matrosenschlägerei in Toulon ausbrechen. Das französische Geschwader geht Anker auf und kreuzt dicht vor dem Hafen, um die englischen Schiffe, welche die Auslieferung der Schuldigen verweigern, am Fortgehen zu hindern. Als das englische Geschwader trotzdem in See geht, kommt es zu einem mörderischen Nachtkampfe zwischen den beiden Flotten.

Auf englischer Seite fechten elf Panzerschiffe, zwei Panzerkreuzer, ein Torpedorammschiff, zwei ungeschützte Kreuzer und zwei Avisos. Von französischen Schiffen nehmen siebzehn Panzerschiffe, zehn Kreuzer, fünf Torpedoavisos und neun Torpedoboote an der Schlacht theil. Die Franzosen erringen in Folge ihrer beträchtlichen Uebermacht, des Vorhandenseins von Torpedobooten auf ihrer Seite und der geschickten Verwendung der elektrischen Scheinwerfer einen glänzenden Sieg. Die Engländer verlieren fünf Schlachtschiffe I. Klasse, das Torpedorammschiff, einen Panzerkreuzer, zwei ungeschützte Kreuzer und ein Aviso. Der Rest entkommt in traurigem Zustande. Die französische Flotte hat nur den Verlust eines alten Panzerschiffes, eines großen Kreuzers und eines Hochseetorpedobootes zu beklagen. Die Trümmer des englischen Mittelmeergeschwaders flüchten sich nach Malta und Gibraltar. Die Seeherrschaft Alt-Englands im Mittelmeere ist vernichtet; die Franzosen sind dort Herren der See und haben die Auswahl des nächsten Angriffspunktes.

Es bedarf kaum einer so geschickten Feder wie der des Verfassers der „Mary Rose“, um die elementare Aufregung zu veranschaulichen, die sich bei der Nachricht von solchen Ereignissen des stolzen Britenvolkes bemächtigt. Aber noch weitere demüthigende Schläge soll es treffen. Der klägliche englische Mobilmachungsapparat functionirt gerade gut genug, um eine Handvoll zum Theil veralteter und mehr oder minder gefechtsunbrauchbarer Schiffe in nur unvollkommen besetztem und ausgerüstetem Zustande in den drei Kriegshäfen Plymouth, Portsmouth und Sheerneß zu versammeln. Die auf der Rhede von Spithead liegenden Schiffe sind noch damit beschäftigt, Munition, Kohlen und Proviant aus längsseit liegenden Prähmen überzunehmen, als eine aus Cherbourg gekommene französische Torpedoflottille mit bewundernswerther Schneidigkeit einen nächtlichen Angriff auf sie macht. Während einige an der Ostseite der Rhede erscheinende französische Torpedokreuzer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken, gelingt es den durch die schwierige Passage der Needles eingeschlichenen Torpedobooten, unter Vermeidung der Vorpostenfahrzeuge, von Westen her in zwei Colonnen ihre Attacke auf das vor Anker liegende gänzlich unvorbereitete Geschwader auszuführen. Fünf englische Panzerschiffe und zwei Kreuzer werden durch Torpedos vernichtet.

Diese ohne ihres Gleichen dastehende Vergewaltigung des englischen Kriegshafens und die Beunruhigung der Kanalküste durch die französischen Schiffe bringt das Maß des allgemeinen Unwillens gegen die englische Admiralität zum Ueberfließen. Letztere mit ihrem traditionellen Civilvorstande an der Spitze dankt ab, und die Geschicke der englischen Marine werden in die Hand eines bewährten alten Flottenadmirals gelegt, dessen vom Verfasser entstellter Name an denjenigen eines thatsächlich existirenden englischen Flaggoffiziers erinnert, welcher sich einer weitgehenden Beliebtheit erfreut und für einen der tüchtigsten Offiziere der britischen Flotte gilt. —

Nun tritt Bowling, der Held des Romans, in den Vordergrund. Er ist Lieutenant in der englischen Marine, ein tüchtiger und hoffnungsvoller junger Mann, dabei reich und mit der Tochter eines englischen Admirals verlobt. Er hat eine lange Depesche an die „Times“ gerichtet, worin er mit großer Ausführlichkeit die Vernichtung der englischen Mittelmeerflotte beschreibt, der er beigewohnt hatte. In Folge dieses Verstoßes gegen die Vorschriften erhält er die Entlassung. Sein ganzes Denken und Streben ist darauf gerichtet, die goldenen Offizierstressen wiederzuerlangen. Und dazu soll ihm die Ausführung eines schnell gefaßten Planes verhelfen. Bei Armstrong liegt ein vorzüglicher Panzerkreuzer, der für eine südamerikanische Regierung gebaut wurde und bei Ausbruch des Krieges fix und fertig ist, jedoch nicht abgeliefert werden kann, da die englische Regierung ihre Hand auf alle in den Häfen des vereinigten Königreiches befindlichen kriegstüchtigen Schiffe gelegt hat. Der Kreuzer, die „Valdivia“, ist der Admiralität für 300,000 Pfund Sterling zum Kaufe angeboten worden, doch hat die Regierung auf die Erwerbung des schönen Schiffes verzichten müssen, da sie nicht einmal im Stande ist, die schon vorhandenen Kriegsschiffe hinreichend zu besetzen. Bowling treibt in wenigen Tagen die Mittel zur Erwerbung des Kreuzers auf, indem er sich selbst mit seinem ganzen flüssigen Vermögen daran betheiligt, bringt mit Hülfe von Freunden, die in seemännischen Kreisen bekannt sind, und namentlich in Folge der wohlwollenden Unterstützung von Seiten des jetzigen Marineministers, seines alten Gönners, eine tüchtige Besatzung zusammen, und sieht sich so, als Commandant eines ausgezeichneten Kriegsschiffes, der Verwirklichung seines kühnen Planes schneller, als er gehofft hatte, näher gebracht. Die „Valdivia“ ist ein stählernes Doppelschraubenschiff von 6900 Tonnen Deplacement, dessen Maschinen bei natürlichem Zuge 8000 Pferdekräfte indiciren und dem Schiffe damit eine Geschwindigkeit von $17^1/_2$ Knoten verleihen, bei künstlichem Zuge aber 12,000 Pferdestärken leisten und eine Fahrgeschwindigkeit von 19 Knoten zu Stande bringen. In der Wasserlinie ist es, im Gegensatze zu der sonst in England üblichen Bauart, mit einem vollständigen Gürtelpanzer von 30 Centimeter Dicke versehen; außerdem ist es durch ein fünf Centimeter starkes Stahldeck geschützt und besitzt eine mit zehn Centimeter Stahlplatten gepanzerte Citadelle. Die Armirung des Kreuzers besteht aus vier 23-Centimeter-Kanonen, acht 12-Centimeter-Schnellladegeschützen, die paarweise in leichtgepanzerten Thürmen aufgestellt sind, zahlreicher leichter Artillerie und sechs Torpedorohren. Der Kohlenvorrath beträgt 400 Tonnen, welche hinreichen, um bei einer Fahrt von zehn Knoten eine Strecke von 7000 Seemeilen zurückzulegen. Zweifellos hat sich Mr. Laird Clowes den chilenischen Panzerkreuzer „Capitan Prat“ zum Vorbilde für Bowling's Schiff genommen, um ihn als Muster eines modernen geschützten Kreuzers hinzustellen.

Bevor das Schiff die Werft von Elswick verläßt, tauft Bowling's Braut auf seinen Wunsch das Schiff auf ihren Namen um. So wird aus der „Valdivia" die „Mary Rose", das Schiff, auf welchem der Held der Geschichte unerhörte Thaten vollbringen und reiche Lorbeeren gewinnen soll. Kaum zehn Tage nach dem Ausbruche des Krieges ist die „Mary Rose" seeklar. Es ist ein Kaperbrief für sie ausgestellt worden, und sie hat daher völlige Freiheit des Handelns; unabhängig von der Regierung kann sie dem Feinde jeden Schaden zur See zufügen. Doch ehe der Kreuzer aus der Tyne hinausdampft, hat Bowling ein Schreiben des Marineministers mit einer erst auf See zu öffnenden Einlage erhalten. Hierin wird er ersucht, der Regierung einen großen Dienst zu leisten, indem er einen Brief, der die allerwichtigsten Kriegspläne enthält, sicher und schnell nach Malta bringt.

Inzwischen hat die „Mary Rose" ihre Fahrt angetreten. Bowling will aus Dankbarkeit gegen den Marineminister, ohne dessen Hülfe er niemals einen so vorzüglichen Stab von früheren Seeoffizieren für sein Schiff hätte zusammenbringen können, unter allen Umständen versuchen, die geheimen Instructionen nach Malta zu bringen. Er hat aber auch Pflichten gegen seine Mittheilhaber an dem Schiffe und muß daher bestrebt sein, ihnen durch Prisengelder Einnahmen zu verschaffen. Die Gelegenheit, in dieser Beziehung erfolgreich thätig zu sein, bietet sich sehr bald. Von Newcastle hat die „Mary Rose" Kurs nach dem Canal genommen. Als sie in letzterem westwärts dampft, bemerkt sie beim Kap La Hague drei auf Havre zusteuernde Schiffe. Es sind dies der transatlantische Passagierdampfer „Normandie" und der Frachtdampfer „Paraguay", die von dem Kreuzer „Duguay-Trouin" begleitet werden. Beim Insichtkommen der „Mary Rose" suchen sie sich nach Cherbourg hineinzuflüchten, werden aber abgeschnitten. Der französische Kreuzer wird mit einigen wohlgezielten Schüssen manövrirunfähig gemacht und muß sich, ebenso wie die „Normandie", ergeben, während es der „Paraguay" gelingt, nordwärts zu entkommen. Die „Mary Rose" schleppt die beiden genommenen Schiffe als Prisen nach Plymouth hinein.

Nachdem es Bowling geglückt ist, in dieser erfolgreichen Weise für die pecuniären Interessen seiner Actionäre zu wirken, wendet er sich nunmehr der Verfolgung der Staatsinteressen mit ganzer Hingabe zu. Kaum hat er in Plymouth seine Prisen den Behörden zur Aburtheilung übergeben, als er auch schon wieder in See geht und mit vermehrter Fahrt, um die Zeitversäumniß einzuholen, der Straße von Gibraltar zudampft. Bevor er sich jedoch in das gewagte Unternehmen einläßt, die Blockade des Mittelmeerzuganges zu brechen, hält er es für nöthig, Kohlen aufzufüllen. Es ist ihm klar, daß, wenn es ihm glücken sollte, durch die französische Flotte hindurchzukommen, er aller Wahrscheinlichkeit nach verfolgt werden und unter Umständen genöthigt sein würde, die ganze Strecke bis Malta mit äußerster Geschwindigkeit zu dampfen. Dazu braucht er aber den höchsten Kohlenvorrath, den seine Bunker fassen können. Es gelingt ihm, einen von Gabun kommenden französischen Frachtdampfer abzufassen. Diesen taut er an die Mündung des Wadi Glang-Flusses an der marokkanischen Küste, und hier nimmt der Kaper den ganzen Kohlenvorrath des Franzosen über. Da der Dampfer keinen weiteren Nutzen für die „Mary Rose" hat — denn mit sich schleppen kann sie ihn nicht und, um ihn als Prise nach England zu schicken, müßte sie einen Theil ihrer für das bevorstehende Unternehmen unentbehrlichen Besatzung abgeben — so beschließt Bowling, ihn wenigstens für einige Zeit unschädlich zu machen. Er schickt seinen leitenden Maschinisten an Bord; hier werden einige kleine, aber wichtige Maschinentheile entfernt, und, ohne große Zerstörungen, ist das Werk verrichtet.

Nun geht's in die Straße von Gibraltar hinein. Es ist eine dunkle Nacht, und aus dem atlantischen Ocean rollt eine schwere Dünung in die Meerenge. Bowling hofft, daß die französischen Schiffe Schutz unter Land gesucht haben, und daß es ihm gelingen werde, unbemerkt hindurchzukommen. Mit einer Geschwindigkeit von nahezu 20 Seemeilen stürmt der Kaper, dessen Bug sich schaumsprühend Bahn durch die Wogen bricht, dem Eingange des Mittelmeeres zu. Da taucht plötzlich eine große, schwarze, bemastete Masse aus der Dunkelheit auf. Es ist einer der französischen Vorpostenkreuzer, die „Tage". Ein kurzes Gefecht mit diesem Schiffe, und die „Mary Rose" jagt, ihren Gegner verfolgend, ostwärts weiter. Doch noch zwei andere französische Schiffe, die Kreuzer „Cosmao" und „Coetlogon", werfen sich, durch die Raketensignale der „Tage" herbeigelockt, dem Kreuzer entgegen. Auch mit diesen entspinnt sich ein Feuergefecht, aber die „Mary Rose" setzt unaufhaltsam ihren Kurs fort. Auf einmal kommen unzählige Lichter voraus in Sicht. Es ist die große französische Flotte, welche, durch die wiederholten Signale ihrer Vorpostenschiffe alarmirt, im Anmarsch ist, und dabei fast die halbe Breite der Meerenge einnimmt. Mit aller Kraft dampfend, ist der englische Kaper in kurzer Zeit mitten unter den Franzosen. Im Zickzackkurse, bald diesem Gegner ausweichend, bald jenen angreifend, stürmt er durch die Flotte hindurch. Der Verfasser schildert hier einen Blockadebruch, wie er in der Wirklichkeit zweifellos vorkommen wird. Der Kaper weiß, was er will, und einen Zweifel darüber, daß es nur feindliche Schiffe sein können, die ihn umgeben, gibt es nicht. Er sucht sich durch die Masse der Gegner hindurchzuwinden und ihnen dabei soviel Schaden zuzufügen, wie möglich. Blitzschnelle Wendungen lassen ihn bald in dieser, bald in jener Position auftreten, und verführen seine Gegner zu der Ansicht, daß sie es mit mehreren feindlichen Schiffen zu thun haben. Es entsteht ein unbeschreibliches Durcheinander. Kein Schiff der Blockadeflotte weiß mehr, ob es auf einen Freund oder Feind feuert. Bowling verrichtet Heldenthaten. Der französische Kreuzer „Davaut" wird durch einen Torpedoschuß der „Mary Rose" vernichtet, das Panzerschiff „Terrible" und der Kreuzer „Tage" werden schwer beschädigt. Auch die „Mary Rose" erhält mannigfache Havarien, die jedoch — Dank der vorzüglichen Construction des Schiffes — dessen Gefechtsfähigkeit nicht wesentlich beeinträchtigen. In Folge der bewundernswerthen Energie und Entschlossenheit ihres Commandanten gelingt es der „Mary Rose", die französische Flotte thatsächlich zu durchbrechen. Als sie bereits aus dem Getümmel heraus ist, erepirt eine feindliche Granate am Commandothurm und richtet dort arge Verwüstungen an. Wie durch ein Wunder kommt Bowling mit dem Leben davon. Er hat zwar ein Auge eingebüßt und blutet aus zahlreichen Wunden; doch ist er bald soweit hergestellt, daß er die intellectuelle Führung seines Schiffes wieder übernehmen kann. Dieses wird von einigen der schnellsten Schiffe der französischen Flotte verfolgt. Es sind dies die Kreuzer „Cécille", „Alger", „Troude" und „Cosmao". Trotz des Vorsprunges, den die „Mary Rose" hat, sieht Bowling ein, daß sie verloren ist, wenn sie sich nicht auf die eine oder die andere Art ihrer Verfolger entledigt. Seine Besatzung ist bei dem Nachtkampfe decimirt worden, und die armen Heizer, welche seit Wadi Glang keine Ruhe mehr gehabt haben, können auf die Dauer das forcirte Fahren nicht aushalten. Bis zum nächsten Nachmittage setzt sich die Verfolgung ohne wesentliche Ereignisse fort. Die Maschine des „Cosmao" bricht zusammen, und dieses Schiff muß die Jagd aufgeben. Die übrigen Verfolger sind in Abständen von einigen Seemeilen im Kielwasser der „Mary Rose". Bei Anbruch der Dunkelheit erhöht letztere ihre Maschinenleistung auf das äußerste Maß, um den vordersten Franzosen, die „Cécille", zu einem gleichen Vorgehen zu veranlassen, und ihn dadurch noch weiter von seinen Hintermännern zu entfernen. Dies gelingt. Als die Entfernung groß genug ist, läßt Bowling die Fahrt der „Mary Rose" verringern, bis der Verfolger herangekommen ist. Im Einzelkampf wird die „Cécille" kampfunfähig gemacht, sodaß sie später die Flagge streichen muß. Der inzwischen ebenfalls herangekommene „Alger" wird durch einen Torpedoschuß in den Grund gebohrt. Die „Troude" macht sich aus dem Staube. — Zwischendurch hat eine Handvoll französischer Torpedoboote, die sich ebenfalls dem Kaper an die Fersen ge-

heftet hatte, den thörichten Versuch gemacht, ihn von hinten=her anzugreifen. Natürlich werden die Boote aufgerieben.

Mit der „Cécille“ im Schlepp, langt der Sieger glücklich in Malta an. Hier übergibt Bowling den wichtigen Brief dem Oberstcommandirenden, verkauft die „Cécille“, die unter dem Namen „Rose“ der englischen Flotte einverleibt wird, für eine hübsche Summe an die Regierung und läßt sein Schiff von der Werft in aller Eile ausbessern; denn schon bereiten sich neue große Thaten vor. Die geheime Ordre, welche Bowling nach Malta gebracht hat, enthält nämlich den Auftrag für die dort befindlichen Seestreitkräfte, an einem bestimmten Tage und zu bestimmter Stunde vor Gibraltar einzutreffen, um im Vereine mit der gesammten übrigen Flottenmacht Englands gleichzeitig einen Entscheidungskampf gegen die französische Seemacht zu liefern, und Gibraltar zu entsetzen. Wenige Tage nach der Ankunft der „Mary Rose“ in Malta geht das englische Geschwader, verstärkt durch die „Rose“ und die „Mary Rose“, Anker auf und trifft auch rechtzeitig bei Gibraltar ein. Hier findet eine Riesenschlacht statt. Die „Mary Rose“ verrichtet dabei abermals Wunderthaten, muß aber schließlich, um nicht zu sinken, auf Strand gesetzt werden. Die französische Flotte wird vollkommen vernichtet. Bowling wird zum Kapitän zur See befördert und heirathet seine Braut.

Trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen ist der Kapitän der „Mary Rose“ höchst interessant. Einzelne Episoden, wie der nächtliche Torpedobootsangriff vor Gibraltar und der Durchbruch durch die französische Flotte in der Meerenge sind wahre Cabinetstücke und lassen die große practische Erfahrung des Mr. Laird Clowes im Seekriege, d. h. im unblutigen Manöverkriege, erkennen. Abgesehen hiervon ist das Werkchen aber vor Allem wegen seiner Tendenz beachtenswerth. Unter der anmuthigen Form eines historischen Romans aus der nächsten Zukunft werden der englischen Regierung allerlei bittere Brocken vorgesetzt. Zunächst das gänzliche Versagen der antiquirten Admiralität. Schon seit längerer Zeit macht sich in England eine lebhafte Strömung gegen dieses Gebilde aus Olim's Zeiten und für eine sach= und zeitgemäße Reorganisation geltend. Namentlich für den Kriegsfall wünscht man die Leitung der Marineangelegenheiten in die Hand eines bewährten Practikers gelegt zu sehen. Auch die vielfachen Mängel der englischen Mobilmachung und das Fehlen gründlicher und zweckentsprechender Vorbereitungen zur Vertheidigung der nächstbedrohten Küstenstrecken, wie sie der Verfasser schildert, beruhen anscheinend auf Thatsachen und bedürfen entschieden einer baldigen Abhülfe. Von der größten Bedeutung ist aber zweifelsohne der Hinweis auf das ungünstige Stärkeverhältniß der englischen Seestreitkräfte im Mittelmeer zu der dort disponiblen französischen Flottenmacht. Gerade jetzt, wo sich dies Verhältniß durch die in Aussicht stehende Etablirung eines ständigen russischen Mittelmeergeschwaders, das seinen Stützpunkt in einem französischen Hafen erhalten soll, noch mehr zu Ungunsten Englands zu verschieben droht, ist die plastische Darstellung der Folgen, die sich aus der Unterlassung einer rechtzeitigen Vermehrung der englischen Streitkräfte im Mittelmeere ergeben können, besonders interessant. Dies ist die abstracte Seite der Tendenz des Buches. Die practische besteht in der Reclame, die der Verfasser — nicht ohne Grund — für die in der Wasserlinie durch einen vollständigen Gürtelpanzer geschützten Kriegsschiffe macht. Erst vor Kurzem hat der Unfall der „Victoria“ wieder bewiesen, daß ein partieller Panzerschutz in der Wasserlinie, trotz aller sonstigen starken Panzerungen des Schiffes von schwerwiegenden Folgen werden kann. Jedenfalls gibt ein Panzerdeck keinen genügenden Schutz gegen einen Spornangriff oder gegen eine sonstige Verletzung des sogenannten „lebenden Werkes“. Die Construction der „Mary Rose“, die sich mit beispiellosem Erfolge und ohne selbst einen wesentlichen Abbruch an ihrer Gefechtsfähigkeit zu erleiden, durch eine ganze Flotte feindlicher Panzerschiffe durchschlägt, ist das Resumé aus derartigen Erwägungen über die Constructionsprinzipien moderner Kriegsschiffe.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die verlooste Braut.

Humoreske von Leopold von Sacher=Masoch.

In dem kleinen Dorfe am Fuße des Appennin, wo Jahr aus, Jahr ein ein Tag dem anderen glich, entstand eine gewisse angenehme Aufregung jedesmal, wenn die jungen Burschen, welche zur Fahne geschworen hatten, abmarschirten, oder wenn sie nach beendeter Dienstzeit fröhlich, aus voller Brust singend, heimkehrten. So auch diesmal, wo die Ausgedienten zurückkamen und unter ihnen Giacomo Scalzi. Obwohl er armer Leute Kind war und nichts besaß, als seine schlanke Gestalt, sein hübsches Gesicht, seinen klugen Kopf und seine fleißigen Hände, so war er doch der Liebling aller Frauen und Mädchen, und jedesmal, wenn er durch die Dorfstraße schritt, wurden die Fenster geöffnet und Alles, was langes Haar trug, steckte die Köpfe hinaus und gaffte sich die Augen nach ihm aus. Wie vordem, ehe er des Königs Rock angezogen hatte, arbeitete Giacomo auch jetzt auf Tagelohn, hatte aber dabei, ob er nun auf dem Felde, im Weinberg oder sonst wo thätig war, stets das Ansehen eines verkleideten Prinzen, der nur zu seinem Vergnügen einmal unter das Volk gegangen ist.

Da alle Mädchen ihm nachliefen, mußte es ihm um so mehr auffallen, daß es nur eine im Orte gab, für die er gleichsam gar nicht auf der Welt war. Obwohl Giacomo nur ein wenig eitel, sonst aber ein guter Bursche war, so begann ihn das Betragen dieser Einen mehr und mehr zu reizen und gegen sie aufzubringen. Er fragte sich, mit welchem Rechte, sie, Marinona Boschi, allein ihm den Tribut verweigerte, den ihm das ganze weibliche Geschlecht zollte?

Es war wirklich unglaublich! Jedesmal, am Morgen wie am Abend, wenn er an ihrer kleinen, armseligen Hütte vorüberschritt, die einem Schwalbennester gleich an der Felswand klebte, und welche sie mit ihrer alten Mutter allein bewohnte, saß sie auf der Schwelle und stickte oder fertigte Netze an. Schön war sie, das mußte er ihr zugestehen, es lag wirklich ein eigenartiger Reiz in ihrem leichtgebräunten, frisch gefärbten Gesicht, das an den warmen Ton einer Goldrainette mahnte, in den mandelförmigen, dunklen Augen, die von langen, schwarzen Wimpern beschattet und von feinen Brauen überwölbt waren, in der klugen Stirne, um die der schwarze Scheitel so weich und üppig lag, in dem kleinen, etwas herben Mund, und der mittelgroßen, seinen Gestalt mit den runden, knospenden, jungfräulichen Formen. Aber gab ihr das ein Recht, stolz zu sein? War sie nicht ebenso arm wie er?

Anfangs begnügte sich Giacomo, ohne Gruß vorüber zu gehen, doch von Tag zu Tag nahm sein Aerger zu, und endlich gerieth er jedesmal in Aufregung, wenn er nur von der Ferne Marinona's rothes Mieder erblickte.

Einmal, als er bereits an ihrer Hütte vorübergegangen war, meinte er etwas vergessen zu haben und wendete sich plötzlich um. Da bemerkte er zum ersten Male, daß Marinona ihm mit ihrem Blicke gefolgt war, und jetzt, als er stehen blieb und in seinen Taschten suchte, spielte ein Lächeln um ihre Lippen, das ihn noch mehr aufbrachte als vorher ihre Gleichgültigkeit.

„Nun Jungfrau,“ begann er, „für wen bereitest Du das Netz? Fische zu fangen oder Männer?“

„Fürchte Dich nicht, Giacomo,“ erwiderte sie ruhig, „Du bist vor mir sicher; und wenn ich Dich zufällig fangen sollte, so würde ich Dich wieder freigeben!“

Dabei blieb es für diesmal. Doch von diesem Tage an stand Giacomo jedesmal stille, wenn er an Marinona's Hütte vorüberkam und neckte sie, und sie blieb ihm niemals die Antwort schuldig. Immer spitzer wurden ihre Redensarten, immer beißender ihre Witze, bis endlich jedesmal, wenn sie sich trafen, glühender Haß aus Beider Augen zu sprühen schien, und es im Ort als eine ausgemachte Thatsache galt, daß Giacomo Scalzi und Marinona Boschi Todfeinde seien.

Wieder einmal machte Giacomo vor der Schwelle des schönen Mädchens Halt, als er gerade aus dem Weinberg zurückkehrte. So müde er war, so konnte er es doch nicht lassen, wiederum mit ihr anzubinden.

„Nun, wie lange wirst Du noch sticken und weben und spinnen?“ fragte er höhnisch, „hast Du noch immer keinen Mann gefangen? Ich glaube, sie fürchten alle Deine böse Zunge, und so wirst Du wohl ewig hier auf dieser Schwelle sitzen bleiben!“

Diesmal gab Marinona keine Antwort. Sie senkte den hübschen Kopf noch tiefer über ihre Stickerei, nur das heftige Wogen ihres blüthenweißen Hemdes über dem rothen Mieder verrieth ihre heftige Bewegung. Während aber Giacomo, wie er glaubte, diesmal als Sieger den Kampfplatz verließ, hatte sie bereits einen Plan fertig, seinen Spott für immer zu Schanden zu machen, und obwohl arm, und ohne jede Aussicht auf Mitgift oder Aussteuer, einen Mann zu bekommen.

Die Idee, welche ihr gekommen war, und welche sie jetzt festhielt, war originell genug. Sie wollte sich, ihre Hand, ausspielen, wie man etwa eine schöne Arbeit oder etwas Aehnliches verlooft. Und warum nicht? Wurden die Heirathen hier im Orte oder sonst wo etwa aus Liebe geschlossen? Nein, man nahm die Mädchen ihres Geldes oder Besitzes willen, und diese wieder überlegten es sich, einen Mann zu nehmen, der nichts oder wenig hatte. Aber die Form, welche Marinona gewählt hatte, war denn doch gar zu selten und spaßhaft. Und so entstand eine nicht

geringe Aufregung in der ganzen Gegend, und gab es aller Orten Spottreden und Gelächter, als sie eines Tages kund machte, daß sie jenen heirathen wolle, der sie in der Tombola gewinnen werde. Sie gab zu diesem Zwecke tausend Karten zu dem Preise von zehn Lire aus. Das mußte die Summe von zehntausend Lire ergeben. Jeder, der auf diese lustige Art im Lottospiel um das schöne Mädchen warb, wagte nicht mehr als zehn Lire, derjenige aber, der als Sieger hervorging, gewann eine schöne, brave und fleißige Frau und eine Summe, welche genügte, um das ansehnlichste Bauerngut in der Umgegend anzukaufen.

So sehr über Marinona und ihre Tombola gespottet wurde, so fanden sich doch Bewerber in großer Zahl ein; Jung und Alt, Arm und Wohlhabend, Landleute und junge Handwerker aus den benachbarten kleinen Städten. Jeder kam, ehe er eine Lottokarte löste, in Marinona's Hütte, in die große Stube, in der sie in ihrem Sonntagsstaate saß, umgeben von ihren Arbeiten, die sie gleichsam als Beweise ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes bei dieser Gelegenheit ausstellte. Alle, die eintraten, bewunderten das Mädchen und ihre Stickereien gleichermaßen, und keiner ging fort, ohne zehn Lire zu opfern und eine Karte zu lösen; die unverheirathet waren, für sich selbst, und jene, die bereits Weib und Kind hatten, um damit ihre Söhne, ihre Verwandten oder Freunde zu beschenken. Und so kamen denn wirklich die zehntausend Lire zusammen, und wenn Marinona gewollt hätte, hätte sie wohl noch mehr zusammen bekommen.

Als das Geld beisammen war, sagte sich das kluge Mädchen, daß es besser sei, es sicher anzulegen und nicht etwa ihrem künftigen Gatten, der vielleicht leichtsinnig oder verschwenderisch war, so ohne Weiteres in die Hand zu geben; und so ging sie denn auf der Stelle zu einem Notar, und ehe noch zwei Wochen vergangen waren, wußte man bereits, daß Marinona Boschi Besitzerin eines großen, schönen Bauernhofes in dem benachbarten Dorfe geworden war. Hier gab es allerdings noch Manches zu verbessern und einzurichten; als aber Alles in Ordnung und Marinona mit ihrer alten Mutter in das neue Besitzthum eingezogen war, stand sie im ruhigen Gefühl des glücklichen Besitzes behaglich auf der Steintreppe und fütterte die Hühner und Tauben, die sie umflatterten, während ihre dunklen Augen zufrieden über Garten, Feld und Weingarten hinschweiften.

Da jedoch kein Glück auf Erden vollkommen ist, so mußte es gerade in diesem Augenblick geschehen, daß die alte Spina, auf ihren Stock gestützt, herankam, um Marinona Glück zu wünschen, und nachdem ihr diese ein Almosen gegeben hatte, ihr heimlich zuraunte, daß auch Giacomo Scalzi durch einen Freund für sich ein Lotterieloos hatte kaufen lassen.

„Was kümmert's mich," erwiderte Marinona, indem sie die rothen Lippen kräuselte; „wenn er zehn Lire überflüssig hat, um so besser für ihn! Ich würde mich nur sehr freuen, wenn er gewinnen würde. Der sollte mir zeitlebens den Teufel im Hause haben!"

Als jedoch die Alte sie verlassen hatte, ging Marinona mit heftigen Schritten, unter denen der Kies knisterte, im Garten auf und ab. Ihr war gar seltsam zu Muth. Sie wußte selbst nicht recht, ob sie sich ärgern sollte oder freuen. Sie ärgerte sich über seine Keckheit, aber sie freute sich bei dem Gedanken, ihn in ihre Hände zu bekommen, an ihm Rache nehmen zu können nach Herzenslust.

So kam der Tag der merkwürdigen Tombola heran. Der Notar, den Marinona dazu bestellt hatte, führte die Angelegenheit mit dem ganzen Ernst und der komischen Gravität einer ländlichen Amtsperson durch. Auf einer mit grünem Laub und Blumen geschmückten hölzernen Bühne befand sich die Urne mit den Nummern; daneben saß Marinona, reich geschmückt, und ließ ihre Blicke ruhig über die Schaar von Männern hinschweifen, welche sich vor der Bühne drängten, die Lottokarten in den Händen. Ein Waisenknabe begann, nachdem der Notar das Spiel eröffnet hatte, die Nummern zu ziehen. Der Notar verkündete sie mit lauter, gellender Stimme, und sein Schreiber trug sie in das vor ihm liegende Schema ein. Jede neue Nummer, die gezogen wurde, steigerte die Spannung. Wenn die Versammlung erst unruhig und ausgelassen gewesen war, so verstummte mehr und mehr das Lachen und die Ausrufe, und endlich, als jeder neue Zug die Entscheidung bringen mußte, herrschte athemlose Spannung, nur Marinona blieb ruhig. Sie machte den Eindruck, wie wenn das, was hier vorging, sie gar nichts anginge. Gleichgültig vernahm sie die gezogenen Nummern, gleichgültig blickte sie in das Gewühl der Spielenden hinein; nur einmal, als ihre Augen Giacoma trafen, der ganz im Hintergrunde, seine Karte in der Hand, bleich und erregt an einem Baume lehnte, zuckte sie unmerklich zusammen.

Endlich ertönte der Ruf: „Tombola!" Er kam weit aus den hintersten Reihen, alle Köpfe wendeten sich, und als der Notar sich erhob und fragte: „Wer ist der Gewinner? Er weise seine Karte vor!" theilte Giacomo Scalzi rasch die Menge und stieg die Stufen zu der hölzernen Bühne empor.

Während der Notar die Karte genau prüfte und mit dem Schema verglich, saß Marinona mit flammenden Wangen und blitzenden Augen da und riß ihr Taschentuch wüthend in Stücke. Unsonst, es war entschieden, das Schicksal hatte sie für immer mit Giacomo, ihrem Todfeinde verbunden. Viele eilten nun herbei, um dem auf so seltsame Weise vereinten Paare Glück zu wünschen; die Meisten mit einem Anflug von Spott, denn man wußte, daß Giacomo und Marinona sich haßten. Als dann unter Vorantritt der ländlichen Musik und des Notars, Alle zu dem Hause der verlooften Braut zogen, flüsterte diese Giacomo, an dessen Arm sie dahinschritt, zu: „Ich bin im Stande und erwürge Dich am Hochzeittage!"

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte er ebenso leise. „Gott hat uns für einander bestimmt, das Uebrige wird sich finden!"

Bis zum Tage der Trauung ließ sich Giacomo in Marinona's Hause nicht blicken, und erschien dann erst in der Kirche, wo er seine Braut erwartete. Nachdem der Priester sie vereint und gesegnet hatte, nahmen die Neuvermählten mit ihren Zeugen, dem Brautführer und der Brautjungfer in aller Stille ein Mahl in Marinona's Hause ein. Die Spannung, die sich zwischen Giacomo und Marinona geltend machte, ließ es bei dieser seltsamen Hochzeit zu keiner rechten Fröhlichkeit kommen, und so empfahlen sich denn auch die Gäste bei Zeiten, und als es Abend wurde, waren Giacomo und Marinona in der großen Stube allein.

Einige Zeit schwiegen Beide. Dann richtete sie die dunklen Augen auf ihn und fragte: „Weshalb hast Du mitgespielt, da Du mich doch haßtest?"

„Wer sagt Dir, daß ich Dich hasse?" erwiderte er ruhig. „Ja, geärgert hast Du mich genug!"

„Weil ich Dich nicht beachtet habe?"

„So ist es, denn Du hast mir vom ersten Augenblick nur zu gut gefallen, und da ich wußte, daß ich als armer Teufel Dich nicht heirathen konnte, selbst wenn Du mich wolltest, so trieb es mich fast gegen meinen Willen, Dich zu necken und zu reizen. Wenn Du mich aber wirklich hassest, Marinona, dann halte Dein Wort und erwürge mich, denn, weiß Gott, ich will lieber sterben, als ohne Dich sein."

Marinona hatte ihm bisher stumm in wachsender Erregung zugehört. Jetzt sprang sie auf, und indem sie die Hände hob, rief sie: „Ja, ich hasse Dich und werde Dich erwürgen, wie ich es Dir versprochen habe!" Während ihre Augen, wie es schien, im Zorne funkelten, ging sie auf ihn zu und legte die Arme um seinen Hals mit einer leidenschaftlichen, heftigen Bewegung — sie schien ihn in der That tödten zu wollen, aber im nächsten Augenblick hielt sie inne und sah ihn an — und dann hingen mit einem Male ihre Lippen an den seinen.

„Du hassest mich nicht?" waren die ersten Worte Giacomo's, als Marinona die Schlinge ihrer Arme gelöst und ihren schönen Kopf an seiner Brust geborgen hatte.

„Nein," murmelte sie, „auch ich habe Dich von Anfang an geliebt — und eben deshalb war ich so böse auf Dich!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## Bismarck's Glück und Ende.

Revue der wichtigsten Auslassungen des „Unentwegten Journals" zu Berlin.

I.

. . . Wenn das Murmelthier sich zum Winterschlafe niederlegt, pflegen unsere übermüdeten Excellenzen vom Sommerschlafe zu erwachen. Sie können diesmal mit ganz besonderer Zufriedenheit und Seelenruhe die Leitung der Geschäfte wieder übernehmen, denn erstens kann es schlimmer nicht mehr kommen, und zweitens hat neulich ein Mandarin aus dem Reiche der Mitte sich anerkennend über unsere Zustände ausgedrückt, die also sogar schon für China mustergültig geworden sind. — Was die politische Wintersaison an Ueberraschungen bringen wird, wissen wir trotz unserer zahllosen Correspondenten in allen Hauptstädten der Welt noch nicht, hoffen aber unsere Wahrsagerubrik, für die wir weder Mühe noch Kosten gescheut haben und auch fernerhin die größten Opfer zu bringen unweigerlich entschlossen sind, demnächst wieder eröffnen zu können. So viel ist sicher: Bismarck wird dem Lande nicht mehr schaden; die letzten Brücken zwischen ihm und dem Monarchen sind abgebrochen. Wir haben uns deshalb entschlossen, in den nächsten Wochen die schon wiederholt angekündigten „Enthüllungen aus dem Leben eines Blutmenschen" zu beginnen und damit die letzte verklärende Legende über Bismarck zu vernichten. Liegt ja jetzt endlich absolut keine Möglichkeit mehr vor, daß dies Ungeheuer doch noch einmal in's Amt zurückkehren und seiner sattsam bekannten unsittlichen Rachsucht die Zügel schießen lassen könnte. Wir bitten alle Liebhaber einer sensationellen und pikanten Lectüre, bei Zeiten an unsere Expedition den Vierteljahr-Abonnements-Betrag einzusenden, da wegen Ueberanstrengung unserer Maschinen neue Abonnenten nur in beschränkter Zahl aufgenommen werden können.

II.

So ist der letzte Kanonenschuß in Lothringen gefallen, ebenso der letzte Toast; achtunggebietend steht Deutschland an des Jahrhunderts Neige, und erschreckt stecken Frankreich und Rußland die rasselnden Schwerter wieder unter den Tisch, an dem unsererseits so viele herrliche Reden gehalten worden sind. Wie, fragen wir, die immer seine treuesten Anhänger waren, wie steht der neue Kurs nun da? Seine Feinde liegen zerschmettert am Boden, und Bismarck — pah, Bismarck! Eines groben Ver-

trauensbruches wegen haben wir unseren Hauptleitartikler gestern entlassen müssen, und da er sein umfangreiches Schimpfwörterlexikon leider mitgenommen hat, fehlen uns zu unserem Bedauern die genügend kraftvollen Ausdrücke, die wir dem abgethanen, elenden Nörgler von Friedrichsruh entgegenschleudern müßten. Wir versprechen unseren Lesern jedoch, das Versäumte im nächsten Quartal nachzuholen und sind bereit, schon jetzt Abonnements zu bekannt niedrigen Preisen . . . . . .
Bismarck ist jetzt todt, nicht nur moralisch, sondern auch politisch, die Thatsachen, die Weltgeschichte haben ihn gerichtert; am besten thäte er, den Staub von den Füßen zu schütteln und sich das Wort zu eigen zu machen, das der bekannte orientalische Kosmopolit Professor Löwenheim in Eisenach von sich gab: des Weisen Vaterland ist die Welt. Hier in Deutschland wenigstens hat er seine Rolle für immer ausgespielt. Das ist die Quintessenz der Metzer Tage.

Mit der Veröffentlichung der „Enthüllungen aus dem Leben eines Blutmenschen" beginnen wir am Montag nächster Woche.

III.

Es bedarf wohl nur des Hinweises auf das warnende Rundschreiben, Bismarck betreffend, das Graf Caprivi vor Jahresfrist versandte und von dem sich unsere Behörden nur langsam wieder erholen; des Hinweises ferner auf den Umstand, daß dem gewesenen Reichskanzler auf diesseitiges Betreiben der Eintritt in die Wiener Hofburg verschränkt wurde, daß ihm zu der Denkmalsenthüllung in Görlitz keine Einladung zuging — es bedarf nur dieser Notizen, um auch blödsinnigen Bismarckverehrern (wir wissen recht gut, dieser Ausdruck ist ein Pleonasmus) klar zu machen, daß alle circulirenden Gerüchte über Aussöhnung des Kaisers mit dem gewesenen Kanzler ärmlichen Reporterhirnen entsprungen sind. — Mehreren Anfragen diene zur Erledigung, daß technischer Schwierigkeiten wegen mit den „Enthüllungen aus dem Leben eines Blutmenschen" erst kommenden Mittwoch begonnen werden kann.

IV.

Das von Bismarck's Parteigängern beharrlich ausgesprengte Gerücht, der Kaiser wolle dem kranken Fürsten ein paar Trostworte telegraphiren, kennzeichnet sich als böswillige Erfindung, ja als eine Verleumdung der geheiligten Person des Monarchen, die man nicht ungestraft hingehen lassen sollte. In der That gehört eine grenzenlose politische Bornirtheit dazu, Sr. Majestät den Gang nach Canossa zuzutrauen, und bedauern wir ungemein, daß man mit solchen Nachrichten die monarchischen Empfindungen des deutschen Volkes zu untergraben wagt.

V.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", bekanntlich das Lieblingsorgan der gebildeten Klassen und deshalb vom Reichskanzler Caprivi gern zu offiziösen Auslassungen benutzt, dementirt heute mit Entschiedenheit das immer wieder auftauchende Gerücht eines kaiserlichen Telegramms an den Exreichskanzler.

Wie wir wiederholt versprochen haben, beginnen wir mit dem Abdruck der „Enthüllungen ꝛc." Mitte nächsten Monats.

VI.

Wir können dank unseren vorzüglichen Verbindungen mit den höchsten Kreisen mittheilen, auf welche Art das bedenkliche Gerücht von der „Versöhnung" eigentlich entstanden ist, und können gleichzeitig unseren Abonnenten einen lehrreichen Einblick in die unglaublich leichtfertige Arbeitsweise anderer, concurrirender Redactionen verschaffen. Einer unserer überarbeitetsten Staatsmänner, der außer wegen seiner sozialreformerischen Thätigkeit noch wegen seiner Jovialität berühmt ist und der beim Skat in seinem Stammlocal immer die neuesten Bonmots erzählt, da er Vormittags im Arbeitszimmer alle Witzblätter der Welt liest, hat sich den Spaß gemacht, die Ente vom Bismarcktelegramm zu verbreiten. So viel wir erfahren konnten, galt es eine Wette von 100 Flaschen Mumm, die die betreffende Excellenz, auf die gewissenlose Leichtgläubigkeit unserer Kollegen bauend, glänzend gewann.

VII.

Der Herzog von Lauenburg, Fürst Bismarck, machte gestern wieder seinen gewohnten Ausgang und nahm die Huldigungen des ungemein enthusiasmirten Publikums mit sichtlicher Befriedigung entgegen. Wir hoffen von Herzen, und mit uns jeder gute Patriot, daß der Einiger Deutschlands, dem nur Beschränktheit alle Verdienste absprechen kann, nach völliger Genesung ein Anderer werden und alle, wenn auch gut gemeinten, Nörgeleien unterlassen wird, durch die er doch nur eines erreicht: seinen unsterblichen Ruhm zu untergraben.

VIII.

Das auch von uns gemeldete und gleich angezweifelte Dementi der „N. A. Z." hat sich, wie nach den Anteeedentien dieses schäbigsten aller Reptilienblätter auch nicht anders zu erwarten stand, als völlig unwahr herausgestellt. Wir sind stolz darauf, unseren Lesern heut Abend eröffnen zu können, daß wirklich eine kaiserliche Depesche an Bismarck abgegangen ist. Ob sie nun die Frage der Existenz von Marsbewohnern oder des nächsten Durchgangs der Venus behandelt, wie von gut unterrichteter Seite behauptet wird, oder ob sie sich über die Wirkung der Schweizerpillen auf nüchternen Magen ausspricht, wie man uns privatim mittheilt, ob sie schließlich, was die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, Nachweise über die Wetterverhältnisse am Adriatischen Meere gibt — darüber wollen wir uns heute Abend, kurz vor Schluß der Redaction, nicht aussprechen. Unanzweifelbar aber ist die Thatsache selbst, und damit hat der Monarch den ersten Schritt zur Ueberwindung eines Zustandes gethan, den ganz Deutschland beweinte. Jeder wahre Patriot wird diesen Tag als einen Freudentag feiern und hoffen, daß Bismarck nun endlich aufhören wird, der Regierung Knüppel zwischen die Beine zu Werfen — um so mehr, als an seine Rückkehr in's Amt ja doch kein werständiger auch nur im Traume denkt.

IX.

Mit unverschämter Frechheit und jener schuftigen Niedertracht, die von jeher zu ihren unberechtigten Eigenthümlichkeiten zählte, wagt es die C. C., uns als Feinde des allverehrten Altreichskanzlers hinzustellen. Sie bedient sich zu dem Ende des unsauberen Hoogstraten-Kniffs, einige Stellen aus früheren Leitartikeln unseres Blattes aus dem Zusammenhang zu reißen und mit so verbrecherischen Fälschungen gegen uns zu wühlen. Die Freunde und Gesinnungsgenossen der verwichenen Herren Oehnigke und Goedke, bekannt durch ihre Bubenstücke, ersonnen, Männer zu verderben, mögen immerhin das Maß ihrer Verleumdung häufen, das Maß unserer Verachtung werden sie nicht erreichen. Wenn wir s. Z. die Politik des Fürsten Bismarck nicht immer und in allen Punkten billigen konnten, ja, es auch heute noch nicht vermögen — wir sind unerschrocken genug, dies gerade herauszusagen — so wissen wir uns doch mit unseren zahllosen Abonnenten eins in der Liebe und Verehrung für den Mann, der das neue Deutschland in deutscher Treue schuf und dessen Namen durch Aeonen glänzen wird. — Bei dieser Gelegenheit verweisen wir auf das Bismarck-Gedicht in der heutigen Unterhaltungs-Beilage, das unseren Standpunkt in poetisch gelungenster Form zum Ausdruck bringt und dessen glühende Begeisterung für den einzigen Mann wir voll und ganz theilen.

X.

. . . Wir können aus bester Quelle hinzufügen, daß der Kaiser während der Tage vor Absendung des Telegramms von ernsthaft zu nehmenden politischen Blättern nur den Kladderadatsch, das Journal amusant und unsere Zeitung gelesen hat, so daß wir uns vielleicht der freudigen Hoffnung hingeben dürfen, durch unsere sensationellen Leitartikel der letzten Zeit wesentlich zu der Versöhnung beigetragen zu haben. Diese Thatsache zeigt wieder so recht deutlich, wie einflußreich in ernster Zeit eine gesinnungstüchtige von starrem Doctrinarismus und alberner Prinzipienreiterei freie Presse ist, und um diesen Einfluß zu erhalten, zu erhöhen, ist es nothwendig, daß alle unsere Freunde den Abonnentsbetrag für's nächste Quartal schleunigst auf die Expedition bringen. Pferdebahn wird vergütet; neu hinzutretende Abonnenten erhalten ein paar Filzpantoffeln zum Schleichen gratis.

XI.

London, 3 Uhr N. (Privat-Telegramm). Sämmtliche hiesigen Morgenzeitungen drucken den gestrigen Artikel des „Unentwegten Journals", der unter dem Titel: „Des Kaisers größte Heldenthat oder Ein Evangelium im Telegraphenstil" die Versöhnung mit Bismarck feiert, als epochemachende Auslassung der hauptstädtischen deutschen Presse ohne Commentar nach.

XII.

Graf Caprivi hat verbürgten Nachrichten zufolge gestern seine Demission eingereicht, die Rückberufung Bismarcks an die Spitze der Regierung ist sicher. Wir beginnen übermorgen mit dem Abdruck eines grundlegenden Geschichtswerkes in siebzehn Bänden: „Heroische Züge aus dem Leben Bismarck's", das die Genialität des Säculummenschen in noch nie dagewesener, enthusiastischer Weise beleuchtet.

XIII.

. . . Wir nehmen Bezug auf die im heutigen Feuilleton abgedruckte 125. wissenschaftliche Abhandlung des Herrn Professors Dunstkopp über Deutung der kaiserlichen Depesche. Er hat deren Wortzahl diesmal mit ihrer Buchstabenzahl multiplizirt und daraus mit Hülfe kabbalistischer Formeln höchst interessante und schmeichelhafte Schlüsse auf die Edelherzigkeit sowie die ungemeine geistige Höhe des Altreichskanzlers gezogen. Wie wir gleich an dieser Stelle mittheilen wollen, zeichnen diese Eigenschaften übrigens auch unseren Verleger aus, der sich entschlossen hat, am Quartalsschluß jedem neu hinzutretenden Abonnenten ein baumwollenes Taschentuch mit den Brustbildern der drei B's, Bamberger's, Bismarck's und Barth's, zu verehren. Knörcke wird nur auf besonderes Verlangen geliefert.

XIV.

Friedrichsruh, 4 Uhr N. (Privat-Telegramm). Unser stellvertretender Chefredacteur ist heute unter neun Bewerbern als Stiefelputzer und Spucknapfreiniger in Friedrichsruh engagirt worden. (Vergl. das Leitgedicht in unserer heutigen Unterhaltungs-Beilage.)

XV.

Es ist nicht unsere Weise, zu denuneiren. Aber die Schamlosigkeit, mit der gewisse sozialistische und elericale Organe fortfahren, den Altreichskanzler zu beschimpfen und die Bedeutung der Kaiserdepesche herabzusetzen, muß jedem ehrlichen Politiker das Blut in Wallung bringen und macht den Ruf nach dem Staatsanwalt zum mindesten erklärlich. Wir sind keine Freunde von Gewaltmaßregeln, aber wenn sich unsere begeisterte Jugend hinreißen ließe, den professionellen Hetzern die Fensterscheiben einzuwerfen — wir wüßten sie darum nicht zu tadeln.

XVI.

Offiziell wird mitgetheilt, daß an eine Rückkehr Bismarck's in's Amt nicht zu denken ist, um so weniger, als der Fürst seines schwankenden Gesundheitzustandes wegen selbst eine dahingehende Bitte Sr. Majestät ablehnen müßte. Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir diesen Standpunkt von vornherein vertraten.

XVII.

Es zeigt sich wieder, wie berechtigt unsere kühle Zurückhaltung dem tollen Bismarckrummel der letzten Tage gegenüber war. Wir haben uns von Anfang an mit größter Schärfe gegen die ekelhafte Bauchrutscherei ausgesprochen, die Bismarck's Stern wieder im Aufgehen begriffen glaubte. — Die N. A. Z., bekanntlich hoch offiziös, und die Hamburger Nachrichten betonen heute gleichzeitig, daß durch die als bloße Höflichkeitäußerung zu betrachtende Depesche Sr. Majestät an dem Verhältniß zu Bismarck auch nicht das Geringste geändert sei.

XVIII.

(Briefkastennotiz.) Die Veröffentlichung der „Heroischen Züge aus dem Leben Bismarck's" wird in diesem Quartale nicht möglich sein, da wir auf allgemeines Verlangen unserer Abonnenten erst den neuen spannenden Roman: „Die Liebe des Betharen" bringen müssen.

XIX.

Kaum gesundet beginnt der Abgedankte von Friedrichsruh in sattsam bekannter, hämischer Weise von Neuem, der Regierung seines Kaisers Ungelegenheiten zu machen. Es ist unfaßlich, wie man schnöden Undank so weit treiben kann, und obgleich es nie unsere Art war, nach der Polizei zu schreien, müssen wir doch die Frage aufwerfen: was bedeutet solchem offenbaren Hochverrath gegenüber die „Propaganda der That", wie sie unsere geliebten und zum Theil polizeilich besoldeten Anarchisten neuerdings wieder in Wien zum großen Entsetzen der Sozialdemokratie betreiben? Bismarck muß endlich schweigen — und sollte man ihn mit Gewalt dazu bringen.

XX.

(Ist eine Doublette von III.), Caliban.

---

# Notizen.

Das gut eingeführte Kunstinstitut von W. Schultz-Engelhard in Berlin gibt soeben drei werthvolle Werke heraus, die sich als Vorlagen an malende und in Holzbrand arbeitende Dilettanten wenden. Die vier Folioblätter „Wandpaneelen" von M. Ludolff sind für die Ausführung in Oelfarben bestimmt, und die Rosen, Anemonen ꝛc. auf ihrem tiefbraunen Holzuntergrund zeigen in der Ausführung eine Farbenpracht, die an die brillantesten Blumenstücke der Preuschen erinnern. Poesievoll sind die „Vier Frühlingslandschaften" von G. Friedrich mit ihren zarten und feintönigen Stimmungen. Treffliche Muster bilden auch Horn's „Neue Holzbrand-Vorlagen". Menschen in stilvoller Renaissance und modern, Thiere und Blumen, zum Theil voll drolligen Humors, Embleme und Arabesken, — in jeder Familie werden die schönen Blätter Anklang finden.

Auch Brockhaus' Konversations-Lexikon, von dem eben der 7. Band erscheint, schreitet rüstig vor. Es werden darin Frankreich und den damit in Verbindung stehenden Artikeln nicht weniger als nahezu 300, durch 11 Tafeln und Karten illustrirte Spalten gewidmet, in denen das Gesammtwissen der Gegenwart über Frankreich zusammengefaßt ist. Das Militärische tritt hier überhaupt stark hervor, da der Band auch die Artikel „Geschosse" und „Geschütze" enthält. Auf gleicher Höhe stehen die naturwissenschaftlichen und geographischen Artikel. Der Kunst sind acht Tafeln gewidmet, darunter eine schöne Chromotafel, Rauch's berühmtes Berliner Monument Friedrich's des Großen, und ein Bronzedruck, die bekannte Erzthüre Ghiberti's in Florenz darstellend. Wie ausgezeichnet Handel und Volkswirthschaft bearbeitet sind, beweisen die Artikel über Freihandel, Gebrauchsmuster, Geld u. s. w. Interessant ist der Artikel Gemeindehaushalt, den eine Tabelle begleitet, aus der hervorgeht, daß unter allen europäischen Großstädten München die größten Einnahmen und Ausgaben per Kopf hat und daß die größten Ausgaben für Schulwesen (per Kopf) Frankfurt a. M. leistet.

„Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch von Rußland 1890—1891. Im Auftrage Sr. Kaiserl. Hoheit verfaßt von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Bruunhofer." (Leipzig, Brockhaus.) Der künftige Kaiser von Rußland läßt hier über seine in den Jahren 1890 bis 1891 durch ganz Asien unternommene Reise berichten, wo er nicht allein die berühmtesten Stätten uralten Geisteslebens kennen lernte, sondern auch die Schönheiten der tropischen Natur auf sich wirken ließ. Wir begleiten ihn von Gatschina nach Wien zum Besuche des Kaisers Franz Joseph und von dort nach Griechenland, wo Olympia die Reisenden besonders anzieht. Im Lande der Pharaonen werden wir mit den Schöpfungen der ägyptischen und arabischen Kunst bekannt gemacht; Indien mit den zahlreichen Stätten einer eigenartigen Cultur zieht an uns vorüber; dann besucht er die niederländische Colonie Java, von deren Vulkanen einer bestiegen wird. Die folgenden Lieferungen des groß angelegten und reich illustrirten Prachtwerkes sollen uns nach China und Japan geleiten, wo der Großfürst fast einem Meuchelmorde zum Opfer gefallen wäre. In Folge des Attentates wurden alle weiteren Pläne aufgegeben und die Rückkehr führte durch Sibirien, das eine eingehende Schilderung erfahren wird. Wir kommen auf das großartige Reisewerk nach seiner Vollendung zurück.

Der Name des Leipziger Verlegers A. G. Liebeskind hat bei allen deutschen Bibliophilen einen guten Klang, denn fast jedes seiner Verlagswerke zeichnet sich nicht allein durch seinen gediegenen Inhalt, sondern auch durch sein geradezu raffinirt geschmackvolles Gewand aus. Zierliche Elzevierausgaben in Pergamentband haben wir von ihm, die handlichen Goldschnittbändchen in Leinen und Kalbleder mit einem beliebten Dichter wie Seidel, Haushofer oder Hoffmann darin, illustrirte Prachtausgaben mit reizenden Lichtdrucken und Randzeichnungen, und neben den kleinen Baumbach-Bändchen neuerdings eine größere Ausgabe: feinstes Papier, künstlerischer Druck von Drugulin mit größeren Buchstaben und ein mit feinen Dentelles in Gold ornamentirter Umschlag. Auch in der neuen Ausgabe von Baumbach's Abenteuern und Schwänken bietet uns der Verlag nicht einen neuen Aufguß der berüchtigten Klassikerillustrationen, die dem Dichter fast immer Gewalt anthun, sondern nur ein stimmungverstärkendes Beiwerk von Randleisten nach Zeichnungen von Professor Paul Mohn, der als Schüler Ludwig Richter's für derlei volksthümliche Stoffe einen feinen Sinn und einen anmuthig gestaltenden Stift mitbringt. Die heiteren, sinnigen und immer schöngeformten Schwänke im treuherzig altväterischen Tone des Hans Sachs werden in dieser prächtigen Ausgabe gewiß in immer weitere Kreise dringen.

Liebe und Sport, Novellen von A. Herse. (Berlin, Verlag der „Splitter".) In A. Herse tritt uns in einer Reihe von Erzählungen: „Chriemhild", „Zusammengeschossen", „Das verständige Herz", und „Am Forst", ein neues, frisches Erzählungstalent entgegen. Der Verfasser, welcher vor Allem auf dem Gebiete des Sports zu Hause ist, versteht es, demselben interessante Motive von einer gewissen Poesie abzulauschen. Seine Gestalten sind aus dem Leben gegriffen und er versteht es, uns für ihre Schicksale warm zu interessiren. Die Darstellung ist durchaus lebendig und anregend. Besonders hübsch sind alle jene Schilderungen, welche sich auf Pferde, Sport und Jagd beziehen, ebenso wenig fehlt es an guten Naturbildern, welche beweisen, daß Herse mit der Natur wohl vertraut ist, und seine Eindrücke nicht aus zweiter Hand empfangen hat. Alles in Allem ein hübsches, anregendes Buch, das dem großen Publikum empfohlen werden kann. Sacher-Masoch.

Die neueste Ueberraschung des Verlegers Liebeskind in Leipzig ist die Kleine Ausgabe Liebeskind: allerliebste Elzevierbändchen, von denen uns das erste „Vasantasena oder Das irdene Wägelchen", übertragen von Dr. M. Haberlandt bietet. Der Verfasser, ein Wiener Gelehrter in Sanskrit und Persisch, von dem uns Liebeskind vor Jahren schon gesammelte Aufsätze über altindische Literatur brachte, hat das durch Pohl's Bearbeitung populär gewordene Schauspiel des Königs Sudraka noch einmal und diesmal nach dem Original übersetzt. Während der Berliner Possendichter aus dem Märchenspiele zwar ein effectvolles Bühnenstück schuf, dabei aber so ziemlich alle indische Localfarbe zerstörte, finden wir hier unausgesetzt das echteste altindische Leben in Gedanken und Wort, Stimmung und Ton, wenig Komödiantisches mehr, alles naive Kunst, die nichts vom Beschauer zu wissen scheint. Natürlich gibt auch Haberlandt nicht alle zehn Acte des riesenhaften Originals unverkürzt wieder, sondern hat, wie er bemerkt, „den Muth der Kürze, wo Sudraka die üppige Kraft der Länge hat", aber das Knochengerüst des Werkes ist unberührt gelassen und nur die Auswüchse und überwuchernden Ranken sind entfernt. Ein Vergleich mit der gleichzeitig bei Cotta Nachfolger erschienenen Verballhornung von Pohl, der übrigens die zu Grunde gelegte Fritze'sche Uebersetzung gar nicht nennt, wird jedem Freunde der Poesie sagen, wie hoch literarisch Haberlandt's Arbeit über dem Bühnenstücke steht.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben ist erschienen:

**Shakespeares Frauengestalten**

von

**Dr. Louis Lewes.**

27 Bogen in feiner Ausstattung.

Preis geheftet 5 ℳ, in Leinen gebunden 6 ℳ. In Halbfranz 7 ℳ.

**Kleine Schriften**

**politischen Inhalts**

von

**Lothar Bucher.**

22 Bogen.

Preis geheftet 5 ℳ, in Leinen gebunden 6 ℳ. In Halbfranz 7 ℳ.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Es erschien:

**Ketzerische Kunstbriefe in Italien.**

Nebst einem Anhange: Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen

von

**Dr. Heinrich Pudor.**

Preis 3 Mk. 20 Pf.

Verlag von **O. Damm, Dresden N.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

**Die Mittel**

zu einer

**großartigen Hebung**

der

**Landwirtschaft, der Industrie, des Handwerks, Handels und Bankwesens des Deutschen Reiches.**

Von

**Dr. Karl Walcker,**

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis 80 Pfg.

Der Verfasser stellt, im Sinne J. H. von Thünen's, H. B. Oppenheim's u. A. ein volkswirthschaftliches Reformprogramm für das Deutsche Reich auf.

Leipzig. **Roßberg'sche Hof-Buchhandlung.**

**geläufige**

**Das Sprechen**

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

**Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,**

Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

*Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

## Preisausschreiben.

Im Jahre 1894 begeht die Pianoforte-Fabrik

**Rud. Ibach Sohn, Barmen-Köln**

ihr hundertjähriges Jubiläum und wünscht ein dasselbe passend illustrirendes Gedenkblatt in Farbendruck den Geschäftsfreunden zur Erinnerung zu widmen. Behufs Erlangung eines künstlerisch hervorragenden Entwurfes für dasselbe eröffnet die Firma, in der Hoffnung, dadurch zugleich der Kunst zu dienen, einen allgemeinen Wettbewerb, zu welchem alle Künstler hiermit höflichst eingeladen werden. Es ist die Summe von

**2400 Mark**

ausgesetzt, welche in drei Preisen von ℳ 1000, ℳ 800 und ℳ 600 zur Vertheilung kommt. Die Bedingungen sind von **Rud. Ibach Sohn, Barmen, Neuerweg 40,** kostenlos zu erhalten. Das Preisrichteramt haben freundlichst übernommen:

Herr Professor **Hans von Bartels, München,**
„ Professor **Emil Doepler d. J., Berlin,**
„ Maler **Carl Gehrts, Düsseldorf,**
„ Architekt **Bruno Schmitz, Berlin,**
und als Vertreter der Firma
**Walter Ibach, Barmen.**

Die Entwürfe sind bis **20. Decbr. 1893 einschließlich** frei an die **Kunsthalle, Düsseldorf** einzusenden, woselbst sie nach beendigtem Preisgericht ausgestellt werden.

Barmen-Köln, October 1893.

**Rud. Ibach Sohn,**

Hof-Pianofortefabrikant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers.

**„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"**

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

## Romane von Theophil Zolling.

**Der Klatsch.**

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

**Vierte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**Frau Minne.**

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

**Dritte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**Coulissengeister.**

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

**Dritte Auflage.**

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

**In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 14. October 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Allerlei Wahlrecht. Von W. Waldau. — Die sozialen Rückwirkungen des Großbetriebes. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Zur Reise nach Freiland. Von Georg Busch. — Farbige Plastik. Von Professor Hermann Hosaeus. — **Feuilleton:** Börsenpanik. Von Theophil Zolling. — **Aus der Hauptstadt:** Der Zug nach Osten. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Allerlei Wahlrecht.

Von W. Waldau.

Während politische Einrichtungen in der Regel etwas Gewordenes sind und somit von Natur einen geschichtlichen Hintergrund und Untergrund besitzen, worin sie mit mehr oder weniger Zähigkeit festsitzen, so kann man dies von den Wahleinrichtungen schwerlich behaupten, am allerwenigsten von unserem heutigen Wahlrecht zum Reichstag. Alle unsere modernen Wahlmethoden sind etwas Gemachtes und nicht einmal etwas künstlich Gemachtes, sondern rohe, oberflächliche und ungeschickte Arbeit. Die Klagen über die Härten und offenbaren Paradoxien unserer Reichstagswahlen sind denn auch zahlreich wie Sand am Meer — da sind Wahlschacher, Fractionstyrannei, Sieg des Unverstandes und der Uebertreibung über maßvolle Weisheit, völlige Unterdrückung sämmtlicher Minoritäten u. s. w. Wir räumen ein, daß auch hier das kleinste Uebel vorzuziehen ist, und daß unser Wahlrecht das beste wäre, wenn es wenigstens wirklich der überwältigenden Majorität der deutschen Wähler als das beste erschiene. Aber das gerade bestreiten wir. Es sind nur Wenige, die heute in den trüben Fluthen fischen gehen und die darum mit lauter Stimme erklären, man „dürfe nicht an der Verfassung rütteln", d. h. das Wahlrecht nicht antasten. Als ob nicht ein gründlicher Neubau das sicherste Heilmittel gegen den Zusammensturz wäre.

Mit den bloßen Klagen freilich ist nichts geholfen, aber auch an Verbesserungsvorschlägen fehlt es nicht. So hat man statt der Wahlkreiseintheilung eine Wahl nach Ständen, statt der directen eine indirecte, statt der gleichen eine nach Bildung und Besitz vorgeschlagen u. s. w. Es gibt keinen besseren Vergleich für solche Todtgeburten als den bekannten Verein der witzigen Bierfeinde, die, um dem Bier den Garaus zu machen, in § 1 festsetzen, alles Bier wegzutrinken. Das ist nicht übertrieben, denn die Abschaffung der Stichwahlen, die man vielfach und mit großem Pathos verlangt hat, würde genau ebenso den Wahlschacher beseitigen, wie das Leertrinken aller Biertonnen das Dasein des Bieres beseitigen würde. Es mag noch so trivial klingen, aber es muß einmal heraus, daß die leergezechten Tonnen nur die Zahl der Brauereien vergrößern und deren Actienkurs erhöhen können, und daß in derselben Weise die Beseitigung der Stichwahl das alte Uebel, nämlich den Schacher mit den Stimmen und die „unnatürlichen" Wahlbündnisse, nur noch verschärfen muß. In einer Reihe von Wahlkreisen mögen drei Parteien sein, deren jede in jedem Wahlkreis 9000, 5000, 5000 Stimmen aufbringt. Dann ist die erste allerdings bei Weitem die stärkste von allen, während jede von den beiden schwächeren kaum über ein Viertel aller Stimmen zählt. Trotzdem kann es leicht geschehen, daß die erste Partei in allen Kreisen unterliegt, und die schwächeren sich in den Sieg theilen. Zur näheren Erläuterung braucht man nur anzunehmen, daß in einigen Wahlkreisen die zweite Partei 5001, die dritte Partei 5000 Stimmen hat, während in anderen Kreisen das umgekehrte Verhältniß stattfindet.

Man wird einsehen, daß solche Resultate im höchsten Grade ungerecht, ja entrüstend sind, besonders wenn die Thatsache hinzukommt, daß zwischen den schwächeren Parteien kein anderes Band der Einigung besteht, als Haß oder Rachsucht gegen die stärkste Partei. Aber man darf darum nicht aus dem Auge verlieren, daß das Stichwahlbündniß erst dadurch entsteht, daß nur zwei Candidaten da sind, deren Stimmen überhaupt als gültig gezählt werden. Wenn nun schon in der Hauptwahl die größere Stimmenzahl den entscheidenden Sieg verbürgen soll, so wird eben dadurch der unnatürliche Zwang zu Bündnissen, der heute erst in der Stichwahl das Regiment führt, schon auf die Hauptwahl selbst verschoben. Wo soll da die mindeste Besserung stecken? Heute kann doch wenigstens in der ersten Wahl jede Partei noch frei aufathmen. Wozu soll man eine Prämie aussetzen für die Parteien, die schon von vornherein die höchste politische Gewissenlosigkeit entwickeln? Man vergißt eben bei solchen kurzsichtigen Forderungen wie die auf Abschaffung der Stichwahl, daß die Hauptwahl selbst zur Stichwahl werden muß, sobald jeder vorher weiß, daß der zweite Wahlgang ausgeschlossen ist. Die Abschaffung der Stichwahl wäre in der Praxis die Abschaffung der Hauptwahl.

Aber eine kleine Verbesserung ließe sich thatsächlich erzielen, wenn im zweiten Wahlgang wie im ersten unbeschränkte Concurrenz wäre, so daß also zwar die relative (einfache) Majorität entscheidend wäre, aber nicht nur die zwei Candidaten in Frage kämen, die in der ersten Wahl die meisten Stimmen erhielten. Dieser Umstand wäre thatsächlich von nicht geringer Wichtigkeit. Denn jetzt herrscht schon in der ersten Wahl ein gewisser, wenn auch milderer Stichwahlzwang, insofern als jede Partei bestrebt sein muß, wenigstens bis in die Stichwahl zu gelangen. Es könnte der Fall eintreten, daß von den beiden conservativen Fractionen jede 4000, von den jetzigen drei liberalen Fractionen jede 3000 Stimmen erhielte, so daß die Liberalen trotz ihrer 9000 Stimmen von 8000 conservativen Wählern aus der Stichwahl verdrängt würden.

Der erste Wahlgang kann vernünftigerweise nur den Zweck haben, daß sämmtliche Parteien eine große Truppenschau über ihre Heerschaaren veranstalten können. Stellt sich dabei heraus, daß eine Partei stärker ist als alle anderen, so wird natürlich

eine zweite Wahl überflüssig, oder sie findet wenigstens in dem unsinnigen Wahlsystem, wie es heute einmal vorliegt, keinen Platz. Um so härter ist es aber, daß man den Parteien obendrein noch versagt, für die zweite Wahl beliebig neue Verabredungen nach freiestem Ermessen zu treffen.

Es wird auch leicht übersehen, daß die schwierige Unterscheidung zwischen löblicher Einigung „verwandter" Parteien und tadelnswerther Verbindung „widerstrebender" Parteien stets nur dem Gewissen des Einzelnen überlassen bleiben kann. Wer einen Conservativen für das kleinste Uebel hält, ist doch dadurch nicht etwa moralisch verpflichtet, einen Freiconservativen für das zweitkleinste Uebel zu halten. Er kann vielleicht gerade diesen für das größte Uebel ansehen, und unter Umständen sogar einen Sozialdemokraten vorziehen. Ebenso kann ein Sozialdemokrat einen Reactionär vielleicht für günstiger, d. h. für weniger ungünstig halten als einen Freisinnigen.

Im Allgemeinen kann man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man feststellt, daß die Frage: directe oder indirecte Wahlen? eine Geschmacksangelegenheit betrifft und folglich keine einseitige Beantwortung zuläßt. Einen gewaltigen Vorzug aber würde ein Wahlsystem besitzen, wenn es gelänge, eine einfache Einrichtung zu treffen, sodaß jeder nach Belieben entweder direct oder indirect wählen kann. Dies ist thatsächlich möglich und liegt so nahe, daß man sich wundern muß, wie es von Gesetzgebern übersehen werden konnte.

Es bedarf dazu nur der einfachen und gerechten Bestimmung, daß jeder Wahlmann (d. h. indirecte Wähler zweiter Stufe) bei seiner weiteren Abstimmung genau nach der Stimmzahl gerechnet wird, die er selbst erhalten hat. Jeder Urwähler sollte die Freiheit haben, entweder für einen bekannten Namen zu stimmen, der voraussichtlich Hunderttausende von Stimmen im ganzen Reiche erhält, oder irgend eine locale Berühmtheit oder auch eine unbekannte Größe aus seiner engsten Nachbarschaft und Bekanntschaft, zu der er aus irgend welchen Gründen ein besonderes Vertrauen hegt. Alles Uebrige erledigt sich fast von selbst, etwa in folgender Weise:

In jedem Wahlbezirk (Theil eines Wahlkreises) haben sich alle die Candidaten, die sich nur als Wahlmänner betrachtet wissen wollen, entweder sofort nachdem die Zählung am Abend des Wahltages beendigt ist, oder spätestens binnen 24 Stunden zu erklären, auf wen sie ihre Stimmen (natürlich genau nach der wirklich erhaltenen Anzahl!) weiter übertragen wollen. Nachdem sodann (meistens nach etwa vier Tagen) die größere Zusammenzählung innerhalb der Grenzen des Wahlkreises erfolgt ist, haben sich, ähnlich wie oben, binnen zwei oder drei Tagen alle die Candidaten zu erklären, die jenseit des einzelnen Kreises keine Aussicht auf nennenswerthe Stimmenzahlen zu haben glauben. Auch diese übertragen als Wahlmänner ihr Vertrauen oder das Vertrauen ihrer Wähler auf Namen von stärkerer und weiter reichender Zugkraft.

Offenbar ist es unmöglich, daß man einem kleinen Dorfe, wo ein noch so ehrenwerther Mitbürger von einigen hundert Stimmen zum Vertrauensmann erkoren wird, einen besondern Sessel im Reichstagssaale anweist. Eine gewisse Mindestzahl wird stets gefordert werden müssen, wo man Parlamente wählen soll. Daß jeder gewissermaßen sich selber wählt, ist nur beim Plebiscit ein erfüllbarer Wunsch. Das Plebiscit findet neuerdings begeisterte und immer zahlreichere Anhänger, und wenigstens könnte man es der Regierung als eine Ausnahmemaßregel ähnlich wie die Reichstagauflösung anvertrauen. Wenn nun aber eine volle Million von Wählern ihr Vertrauen nur einem Einzigen schenken will, so ist es eine Ungerechtigkeit, daß dieser Eine mit Gewalt auf das Herdenniveau des ganzen Parlaments herabgedrückt werden soll. Warum soll er, wenn er in zehn Wahlkreisen gewählt wird, auf neun verzichten? Warum sollen die Wähler von neun Wahlkreisen ihrem Herzen nicht ebenso folgen dürfen wie alle anderen? Oder ist ihre Einhelligkeit ein Verbrechen? Wozu künstlich dem Einen eine Hammelheerde schaffen, die ihm ja doch blindlings folgt, und wozu den Einen in Versuchung führen, daß er seine hohe Verantwortlichkeit auf neun andere abwälzen kann?

Die Entscheidungen im Reichstag würden offenbar weit gewissenhafter ausfallen, wenn nicht der einzelne Abgeordnete in der großen Masse der 400 verschwände, und schließlich ebenso zum Stimmvieh herabsänke, wie seine eigenen Wähler. Der Regierung würde es ungemein erleichtert sein, wichtige Aufschlüsse in vertraulichen Besprechungen zu ertheilen, ohne daß die Möglichkeit eines Verrathes an das Ausland zu befürchten ist. Aber die Möglichkeit wird fast zur Gewißheit, da sich bei sehr zahlreichen Versammlungen niemals vermeiden läßt, daß einige Heuchler und politische Falschmünzer sich einschleichen.

Jeder Abgeordnete (d. h. der die Mindestzahl der Stimmen überschritten hat) muß die Wahl haben, ob er den Ueberschuß an Stimmen weiter übertragen will, etwa bei achttägiger Bedenkzeit, oder ob er persönlich im Reichstage eine doppelte, zehnfache, zwanzigfache Stimme (nach seiner Stimmenzahl) in die Wagschale zu werfen vorzieht.

Damit sind die engen Klammern der Wahlkreise, obgleich sie äußerlich bestehen bleiben, innerlich und thatsächlich gesprengt, und der Reichstag wird das, was er doch wohl sein soll, nämlich eine Versammlung von Vertrauensmännern aus dem gesammten Volke, nicht aber aus Großstädten und aus Grupen von Dörfern. Dabei sind die berechtigten Einzelinteressen von Bezirken und Kreisen keineswegs ausgeschlossen. Denn wenn in einer Gegend die Localbestrebungen vorherrschen, so werden sie eben von selbst eine genügende Stimmenzahl für einen localen Vertreter zusammenbringen. Ueberwiegen aber die nationalen Wünsche bei weitem alle Sonderinteressen, so muß sich eben der Theil dem Ganzen fügen und unterordnen. Denn in alle Ewigkeit wird für jedes kleine Dorf kein Platz im Reichstage einer großen Nation frei sein, wie schon oben bemerkt wurde.

Die Wahl nach Ständen ist nicht weniger, aber auch nicht mehr werth als die nach Wahlkreisen. Das scheinbar so schwierige Problem wird durch die obigen Auseinandersetzungen auf überraschend einfache Weise gelöst. Danach steht es nicht nur im Belieben jedes einzelnen, ob er direct oder indirect wählen will — sondern jedem steht es auch ebenso frei, entweder local zu wählen, also gewissermaßen im Wahlkreise zu bleiben unter Vernachlässigung der besonderen Wünsche seines eigenen Berufsstandes oder auch einen Standesgenossen zu wählen, wobei er dann natürlich auf andere locale Wünsche oft Verzicht leisten muß.

Offenbar ist bei dem heutigen Wahlkreissystem die Möglichkeit der Standeswahl nur in der Theorie vorhanden, in Praxis aber unausführbar. Und das ist ebenso offenbar ungerecht, denn es ist doch kein Verbrechen, wenn einer seinen Stand etwas über Gebühr hochschätzt. Aber die einseitige Zwangswahl nach dem Stande würde genau ebenso ungerecht sein, weil keinem verwehrt werden darf, andere Stände ebenso hoch oder noch höher zu achten als den eigenen, den oft genug der Zufall bestimmt. Und wenn auch der freieste Entschluß die Berufswahl bestimmt, so wählt ein denkender Mensch doch nicht immer den an und für sich besten Beruf, sondern den für ihn besten, d. h. worin er am geschicktesten ist und daher am meisten Geld verdienen kann.

Eine neue Schwierigkeit würde sich erheben bei der Abgrenzung der Stände gegen einander, um so schwieriger, weil man schließlich doch keinem Einzelnen verbieten kann, sich selbst den Stand auszuwählen, zu dem er gerechnet werden will. Außerdem würden die Stände gerechter Weise nur nach ihrer Kopfzahl wählen können, wobei aber wahrscheinlich wieder die wenig zahlreichen sich bitter beschweren würden über Unterdrückung durch die sehr zahlreichen. Oder will man etwa versuchen, die Stände abzuschätzen nach ihrer Wichtigkeit für den Staat? Das hieße den Krieg Aller gegen Alle entfesseln. Kein gesunder Richter kann bezweifeln, daß alle Stände für die Gesammtheit genau gleichwerthig sind, ausgenommen die Stände der Bettler und Diebe.

Auch die berühmte Wahl nach „Bildung und Besitz" ist ein äußerst kurzsichtiger Plan, trotz der Empfehlung des jetzigen preußischen Ministerpräsidenten. Denn wie soll man

die wirkliche, praktische Bildung und Tüchtigkeit für die Gesetzgebungsmaschine messen? Etwa nach den Schulzeugnissen? Das wäre um so bedenklicher, als sehr häufig die Schulbildung leider im umgekehrten Verhältniß zur Tüchtigkeit für die Lebensschule steht. Oder soll man etwa die „Bildung" ausschließen und die „Unbildung" allein wählen lassen?

Und nun gar der „Besitz!" Zugegeben, daß das Wahlrecht im Verhältniß stehen muß zu den Leistungen des einzelnen Staatsbürgers an den Staat. Der eine zahlt 100,000 Mk. Jahressteuer, der andere mit allen indirecten Steuern nur 10 Mk. Folglich soll der erste auch größere Rechte haben, und zwar — so rechnen uns die Rechenkünstler vor — gerade 10,000 mal so viel, weil $100{,}000 = 10 \times 10{,}000$. Leider hat man dabei eine Kleinigkeit vergessen, nämlich die Steuer an Blut. Der Staat fordert nicht nur Opfer an Geld, sondern in der allgemeinen Wehrpflicht auch Opfer an Leib und Leben. Mag nun auch der Börsenfürst das Leben eines „Proletariers" sehr niedrig taxiren, so schätzt doch der Proletarier sein Leben ebenso hoch, als der Börsianer das seinige. Rechnen wir aber das Menschenleben gleich einer Million Mark, so ändert sich die obige Rechnung doch ein wenig: der eine zahlt 1,100,000, der andere 1,000,010 Mk., also darf der erste nur ein Wahlrecht haben, das um ein Zehntel das des zweiten übertrifft, aber nicht um das Zehntausendfache.

In Belgien experimentirt man augenblicklich mit einem seltsamen Zerrbild des allgemeinen Wahlrechts, dem Pluralwahlstimmensystem, wonach Bildung und Besitz eine doppelte und unter gewissen Umständen dreifache Stimme verleihen. Aber es gibt eine bessere Grundlage für eine Abstufung des Wahlrechts, nämlich nach dem Alter, und ferner eine bessere Anwendung, nämlich das Zweikammersystem.

Für einen waschechten Demokraten und Republikaner kann es eigentlich nur eine einzige und alleinseligmachende Kammer geben. Dennoch wird solchen Leuten hin und wieder vor ihrer Gottähnlichkeit bange, und da muß das Zweikammersystem der Retter in der Noth sein. Dabei geräth man aber sofort in eine arge Zwickmühle, da man offenbar beide Kammern nicht von denselben Leuten wählen lassen kann, weil sonst auch dieselben Leute in beiden Kammern sitzen würden und somit die doppelte Abstimmung nichts wäre, als eine überaus lächerliche Spielerei. So wird denn für die Erste Kammer allerlei aristokratischer, natürlich geldaristokratischer Aufputz hervorgekramt, und der Demokrat kommt in die traurigsten Gewissensbeklemmungen.

Der einzige natürliche Gradmesser der Lebenstüchtigkeit, und der zugleich für Niemand beleidigend sein kann, ist das Lebensalter, mit dem doch wenigstens im Allgemeinen wachsende Lebenserfahrungen vorausgesetzt werden können.

Man kann die Wahlfähigkeit nicht gut an die Erreichung des 30. oder gar 40. Jahres knüpfen, aber man kann recht wohl die über 50 Jahre alten Männer zu einem Senate absondern, ohne ihnen darum ein doppeltes Wahlrecht ertheilen zu müssen. Man könnte etwa festsetzen, daß das active Wahlrecht zum Reichstag nur Leute zwischen 25 und 50 Jahren haben, während das active Wahlrecht zum Senat nur Männern über 50 Jahren zusteht. Das passive Wahlrecht bleibt am besten unbeschränkt. Dann hätte man die sehr nützliche Erkenntniß, wie über jede einzelne politische Frage die älteren Leute für sich denken und wie die jüngeren unter sich gestimmt sind.

---

## Die sozialen Rückwirkungen des Großbetriebes.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Die Bauerngemeinden müssen in der rationellen Auftheilung und Zusammenlegung der Parzellen energisch fortfahren, damit nicht nur die Bewirthschaftung erleichtert, sondern auch innerhalb jedes Bauerngutes möglichst viel landwirthschaftliche Arbeitstheilung stattfinden kann. So weit dies aber nicht erreichbar ist, muß eine über die Einzelgüter übergreifende Arbeitstheilung stattfinden, die nach einem gemeinsamen Plane geregelt wird. Dieser Plan muß von einem landwirthschaftlichen Gemeindeausschuß berathen und festgestellt werden, der auch gemeinsame oder stückweise Amelioration beschließen und finanziren kann. Damit diese Beschlüsse dem modernen Standpunkt der Wissenschaft Rechnung tragen, müssen ihm akademisch gebildete Landwirthe und Culturtechniker Anleitung und Beistand gewähren; diese können entweder von den Kreis-, Provinzial- oder Landesbehörden im öffentlichen Interesse erbeten und abgeordnet, oder gegen private Entlohnung herangezogen werden, oder es können auch größere Gemeinden einen talentvollen Bauernsohn mit der nöthigen Vorbildung aus Gemeindemitteln studiren lassen, mit der Verpflichtung, dem landwirthschaftlichen Ausschuß der Gemeinde die so erlangten Kenntnisse zur Verfügung zu stellen.

Wie die Rittergutsbesitzer die Formen der Aktiengesellschaft oder Commanditgesellschaft auf Aktien benutzen, um industrielle Großbetriebe zu Gunsten der Landwirthschaft zu schaffen, so können es auch eine Anzahl von Bauerngemeinden. Jede einzelne Bauernschaft aber kann wiederum die Form der Genossenschaft mit beschränkter Haftbarkeit benutzen, um innerhalb ihrer Gemeinde Amelioration oder Maschinenanschaffungen zu ermöglichen, die im Interesse Aller liegen, aber die Kräfte des Einzelnen übersteigen. Das alte Mißtrauen der Bauern richtet sich im Allgemeinen nur gegen andere Stände, nicht gegen ihresgleichen, und der alte, zähe Eigensinn wird mit der Zeit mehr und mehr vor der zwingenden Nothwendigkeit des Fortschritts weichen und immer engerem und dichterem Zusammenschluß Raum geben. Von Wichtigkeit wäre es, wenn bei der Auftheilung von Rittergütern zu bäuerlichen Gemeinden durch den Staat ensprechende Vorbilder geschaffen würden, nach denen schon bestehende Bauerngemeinden sich richten können. Denn bei einer Neuschöpfung, in welche die neu eintretenden Glieder sich einfügen müssen, lassen sich weit leichter solche Organisationen herstellen, als bei bestehenden Gemeinden, wo jedes Glied sich der Neuerung widersetzen kann. —

In ähnlicher Weise werden sich auch in der Industrie die wirthschaftlichen Vortheile des Großbetriebs mit den sozialen Vortheilen vereinigen lassen, die auch hier in gewisser Hinsicht unleugbar dem selbständigen Kleinbetrieb zur Seite stehen. Wenn auch das Handwerk neben dem Großbetrieb immer fortbestehen, und der Großbetrieb mehr und mehr eine intelligente und hochgelohnte Arbeiterelite heranbilden wird, so ist doch nicht zu verkennen, daß ein selbständiges Wirken im eigenen, wenn auch eng umgrenzten Kreise festere Charaktere und selbstbewußtere Männer herausbildet als die stets beaufsichtigte Fabrikarbeit, in der auch der beste Arbeiter nur ein Rädchen in dem großen mechanischen Getriebe ist. Was wir bisher in dieser Richtung aufweisen können, entspricht freilich sehr wenig dem Ideal einer solchen Verbindung; die für Fabrikherren arbeitende Hausindustrie zeigt vielmehr gerade die erschreckendsten Bilder modernen Arbeiterelends. Aber dies darf uns nicht hindern, eine großartige Zukunftsentwickelung der Hausindustrie sei es im Dienste einheitlicher Großbetriebe, sei es in genossenschaftlicher Selbständigkeit zu erwarten, weil die Ursachen, welche sie jetzt hinter der Fabrikindustrie zurückstehen lassen, deutlich zu Tage liegen und ganz von selbst verschwinden werden.

Die Hausindustrie hat gegenwärtig die schlechtesten Löhne, und was immer damit zusammenhängt, die längsten Arbeitszeiten und die schrecklichste Ausbeutung der Frauen und Kinder, die nicht wie in den Fabriken durch Gesetze und Aufsicht geregelt werden kann. Sie wird ferner dadurch ausgebeutet, daß sich Zwischenpersonen zwischen dem Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, oft in mehreren Instanzen, einschieben, die alle eine Differenz der Accordpreise als ihren Gewinn einziehen und für die Arbeiter selbst nur einen Theil der vom Arbeitgeber gezahlten Preise übrig lassen (Schwitzsystem). Sie gehört endlich zum großen Theil solchen Gewerben an, die hinter den Ansprüchen der Zeit zurückgeblieben und von den Leistungen

des maschinellen Fabrikbetriebes überholt sind und eines langsamen Todes sterben (wie z. B. die Handweberei).

Nun ist es aber klar, daß alle diese Uebelstände daraus entspringen, daß die bisherige Hausindustrie bloße Handarbeit ist, oder doch für ihre Arbeitsmaschinen keine andere treibende Kraft als die Muskelkraft der Arbeiter benutzt. Dadurch ist es nämlich bedingt, daß die Hausindustrie vorzugsweise absterbenden Gewerbszweigen dient, daß sie in der Concurrenz mit einem übermächtigen maschinellen Fabrikbetrieb genöthigt ist, zu Hungerlöhnen zu arbeiten, um für ihre Producte überhaupt noch Abnehmer zu finden, daß sie zu übermäßigen Arbeitszeiten und zur Frauen- und Kinderarbeit greifen muß, um bei solchen Hungerlöhnen die Familien überhaupt noch am Leben zu erhalten, und daß sie ein durch Noth und Entbehrungen verkümmertes, abgestumpftes und verbittertes Geschlecht erzeugt. Mit solchen Menschen zu verkehren, ist für die von ihnen gehaßten und aller Schuld geziehenen Arbeitgeber keine Annehmlichkeit; sich mit ihnen herumzustreiten und die Meinungsverschiedenheiten wegen mangelhafter Arbeit oder zu viel verbrauchter Materialien in's Reine zu bringen, kann einem halbwegs gebildeten Menschen das Leben verleiden. Da ist es denn kein Wunder, daß die Fabrikanten sich den Aerger des Verkehrs mit den Arbeitern durch Aergerprämien abkaufen, die sie den Zwischenpersonen bewilligen.

Alle diese Uebelstände müssen verschwinden, sobald es gelingt, der Hausindustrie billige Triebkraft zuzuführen, die ihr gestattet, mit mechanisch betriebenen Arbeitsmaschinen zu produciren. Dann hört der Kampf mit überlegenen Concurrenten auf und geht in einen Kampf mit gleichen Waffen über. Dann steigen die Löhne der Arbeiter so, daß der Familienvater nicht mehr nöthig hat, selber übermäßig lange zu arbeiten, oder gar sein Weib und seine Kinder durch Arbeit zu entkräften. Dann ist die centrale Beaufsichtigung der Arbeitszeit sehr leicht, denn es braucht nur die Kraftzuleitung nach Verlauf der Arbeitsstunden abgestellt zu werden, um jedes Arbeiten über die Zeit hinaus unmöglich zu machen. Dann muß sich im Laufe eines Menschenalters aus dem verkümmerten und verbitterten Geschlecht wieder ein bildungsfähiges entwickeln, das vernünftig mit sich reden läßt und sich und den Arbeitgebern die Aergerprämien des Schwitzsystems erspart.

Nun ist in der elektrischen Kraftübertragung thatsächlich das Mittel für die Decentralisation des maschinellen Betriebes bereits gefunden; es kommt nur noch darauf an, die elektrischen Kraftmaschinen nicht mehr durch die Verbrennung unersetzlicher Kohlenvorräthe, sondern durch immer neu nachwachsende Naturkräfte zu treiben. Dazu gehört aber eine Centralisation der Industrie an den Wasserläufen und fluthbespülten Meeresküsten, soweit man nicht bessere Methoden findet, die überall verfügbare Windkraft billiger als bisher in Accumulatoren aufzuspeichern und somit auch indirect für windstille Zeiten practisch verwendbar zu machen. Sobald die schon jetzt sichtbare Lösung durch die Elektricität eine allen Ansprüchen an Billigkeit genügende Form gefunden haben wird, muß eine neue Aera der Hausindustrie beginnen, welche alle wirthschaftlichen Vortheile des Großbetriebes mit den Annehmlichkeiten und sozial-ethischen Vorzügen selbständigen Kleinbetriebes vereinigt.

Dies würde schon dann der Fall sein, wenn intelligente, gebildete, geschickte, ehrliche und weitblickend auf ihren dauernden Vortheil bedachte Arbeiter im Dienste eines Fabrikherrn zu Hause arbeiten und dabei alle Annehmlichkeiten des Familienlebens genießen, das durch solche Decentralisation eine neue Festigung im Arbeiterstande erfahren würde. Es würde in noch höherem Grade der Fall sein, wenn eine Arbeiterelite sich genossenschaftlich nach dem Vorbild der englischen Gewerkvereine zu einem Genossenschaftsvermögen emporarbeitet, das ihnen gestattet, daheim an Maschinen zu arbeiten, die der Genossenschaft gehören, mit Triebkraft, die die Genossenschaft liefert, und Waaren zu erzeugen, die die Genossenschaft vertreibt. Aus dem decentralisirten Maschinenbetrieb können sich eher als irgend wo anders echte Productivassociationen entwickeln, weil die decentralisirte Hausarbeit eine Menge Anlässe zum Streit der Genossenschafter beseitigt. Jeder arbeitet in seinem Heim als sein eigener Herr, gleichviel ob er dem Fabrikherrn oder der Genossenschaft seine Waare abliefert; aber im letzteren Falle hat er das stolze Bewußtsein, Mitbesitzer des Großbetriebes zu sein, für den er arbeitet, bei seinen Entscheidungen mitstimmen zu dürfen, und an seinem Geschäftsgewinn theilzunehmen.

Allerdings wird nur eine Arbeiterelite auf Grund jahrzehntelanger Vorarbeiten zu solchen Organisationen befähigt sein, und sie nur auf Grundlage der Vererbung der Tüchtigkeit und der Genossenschaftsantheile dauernd behaupten können. Es würde also in solchen Bildungen niemals eine allgemeine Lösung der Arbeiterfrage zu suchen sein, sondern nur eine aristokratische Blüthe des Arbeiterstandes, die seiner Masse als nacheiferungswürdiges und durch eigene Kraft und Ausdauer thatsächlich erreichbares Ziel und Vorbild vorzuhalten ist. Aber gerade damit wäre unendlich viel gewonnen, wenn das aristokratische Prinzip, das allein die Menschen zur Entwickelung ihrer Anlagen führt, auch innerhalb des Arbeiterstandes zum Siege gelangte, und das entwickelungsfeindliche und damit culturfeindliche demokratische Prinzip der allgemeinen Gleichheit und Gleichmacherei aus dem Felde schlüge. Eine erbliche Arbeiteraristokratie würden diese Genossenschaftler darstellen, nicht nur, weil sich ihre Genossenschaftsantheile sammt der daran geknüpften sozialen Stellung vom Vater auf den Sohn vererben, sondern auch, weil die persönlichen Eigenschaften, Anlagen und Talente dieser Elite in den Familien erblich bleiben und den Nachkommen die Concurrenz mit der von unten nachdrängenden Arbeitermasse erleichtern. Aber wenn es auch leichter ist, das Errungene zu behaupten, als es neu zu erringen, so ist doch auch das letztere nicht unmöglich, sondern steht überall der überlegenen Tüchtigkeit offen. Deshalb würde eine solche Arbeiteraristokratie niemals zur abgeschlossenen Kaste erstarren können, wie die mittelalterlichen Meisterinnungen; sondern immer neues Blut könnte nachströmen und immer neue Gewerkvereine könnten sich in dieser Weise zu Productivassociationen erheben, während von Zeit zu Zeit schlechtgeleitete alte Organisationen zu Grunde gehen und ihre Mitglieder nöthigen, bei Fabrikanten Arbeit zu suchen. —

Hieraus ergibt sich, daß Großbetrieb und Kleinbetrieb keineswegs Formen des Wirthschaftslebens sind, die bestimmt sind, einander auszuschließen, zu verdrängen und zeitlich abzulösen, sondern solche, die in den mannigfachsten Nünancen und Schattirungen neben einander zu gedeihen und mit einander zu verschmelzen berufen sind. So verwickelte Prozesse wie der wirthschaftliche pflegen sich nicht nach geradlinig abgezirkelten Schablonen zu vollziehen, sondern entfalten den Reichthum ihrer inneren Mannigfaltigkeit in dem Nebeneinander und Durcheinander und Uebereinander der verschiedenartigsten Bildungen, deren Gesammtheit erst das volle Bild organischer Lebendigkeit darbietet. Je höher aber ein Organismus sich entwickelt, desto complicirter wird er, während das Einfache nur in den Anfängen zu finden ist, aus denen er erwachsen ist. Desto mehr muß auch jede wirthschaftliche Theorie, die einen Fortschritt annimmt, mit einer solchen fortschreitenden Complication der wirthschaftlichen Gliederung und Formenmannigfaltigkeit rechnen und von vornherein Mißtrauen erwecken, wenn sie das nicht thut. Die Sozialdemokratie, die jedes private Kapitaleigenthum, sowohl individuelles, wie genossenschaftliches verwirft, kann jedenfalls einer solchen Formenmannigfaltigkeit in der künftigen Entwickelung nicht gerecht werden, sondern kennt nur eine einzige Form, den Staatsbetrieb des demagogisch geleiteten demokratischen Gemeinwesens, den sie bloß nicht mehr Staatsbetrieb, sondern Gesellschaftsbetrieb nennt.

## Literatur und Kunst.

### Zur Reise nach Freiland.

Von Georg Pusch.

Herr Dr. Theodor Hertzka nimmt es sehr übel, wenn man ihn einen Utopisten nennt. Er behauptet, sein soziales Zukunftsbild „Freiland" stehe keineswegs auf einer Stufe mit den phantastischen Staatsromanen, in denen wohlmeinende Weltverbesserer auseinandergesetzt haben, wie anders es auf unserer Erde aussehen könnte, wenn nicht die brutalen Thatsachen, sondern die Hirngespinnste der Staatsromanschreiber herrschten. Er habe nur zu dem Zwecke die erzählende Form zur Entwickelung seines öconomischen Systems gewählt, um „statt trockener Abstractionen ein möglichst lebensvolles Bild zu bieten, das in anschaulichen Vorstellungen deutlich mache, was bloße Begriffe doch nur in schattenhaften Umrissen darstellen können". Und er ist fest davon überzeugt, daß sein soziales Zukunftsbild sofort vom Papier in die Wirklichkeit übertragen werden kann, wenn nur eine genügende Anzahl thatkräftiger Menschen sich der Sache annimmt. Sogar den Boden, auf dem die Verwirklichung vor sich gehen soll, hat er schon ganz genau bezeichnet: das Hochland des Keniagebirges im äquatorialen Afrika ist dazu ausersehen, die Geburtsstätte „Freilands" zu werden, und schon in wenigen Wochen soll die erste freiländische Expedition abgehen, um die Vorbereitungen zur Gründung der freien sozialen Zukunftsgesellschaft zu treffen.

Nun, diese überzeugungsvollen Versicherungen und Ankündigungen unterscheiden Herrn Dr. Theodor Hertzka noch nicht von den Utopisten. Auch mancher von diesen hat ebenso fest und unerschütterlich an die Durchführbarkeit und weltbeglückende Kraft seiner sozialen Theorien geglaubt, aber die Wirklichkeit hat es nachher anders beschlossen, und gar manches stolze Schiff, das hinaussegelte nach dem gelobten Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist in dem Ocean der Thatsachen mit Mann und Maus elend untergegangen. Gleichwohl würde man Herrn Dr. Theodor Hertzka Unrecht thun, wenn man ihn ohne Weiteres mit den Utopisten in einen Topf werfen wollte. Denn wenn auch nur Wenige seinen felsenfesten Glauben an die Nothwendigkeit des Gelingens seines sozialen Experimentes theilen werden, so dürften doch weit mehr geneigt sein, zuzugestehen, daß es gelingen kann. Der Aufbau des Hertzka'schen Systems ist nicht nur künstlerisch so vollendet, daß es ein wahrer ästhetischer Genuß ist, die reinen Linien des uns hier vor die Augen gezauberten Tempels der Menschheit und der Cultur zu betrachten, sondern das Gebäude ruht auch auf einer so festgemauerten wissenschaftlichen Grundlage, und alle seine Theile sind durch eine so eindringliche Beweisführung in einander verankert, daß dem märchenhaften Gebilde, das nie und nirgends gewesen ist, eine starke innere Wahrscheinlichkeit innewohnt. Hertzka modelt sich nicht die Menschen nach seinen Wünschen zurecht, er gibt ihnen keine Eigenschaften, die sie nicht haben, und er nimmt ihnen keine, die sie haben, er macht die Menschen nicht übermäßig gut noch übermäßig klug, er nimmt sie nur gegen den Vorwurf in Schutz, daß sie übermäßig schlecht oder übermäßig dumm wären — welch letztere pessimistische Ansicht ja wohl auch ihre Vertreter hat und vielleicht sogar durch Zeugnisse der Geschichte einigermaßen gestützt erscheinen könnte. Nun, Hertzka ist der Meinung, daß die Menschen im Großen und Ganzen recht gut zu beurtheilen wissen, was ihnen nützlich ist — er stimmt darin mit allen Oeconomisten überein — und er meint ferner, daß sie auch demgemäß handeln werden, wenn sie nur daran nicht gehindert würden.

Von diesem Grundsatze ausgehend, fordert Hertzka die Beseitigung jedes Zwanges im wirthschaftlichen Leben und baut sein System auf dem Prinzip der Nichtintervention auf. Den Gedanken wird kaum Jemand utopistisch finden, denn er gehört zum festen Bestande der öconomischen Doctrin, er ist seit Adam Smith gang und gäbe, und er gilt als die Grundlage unserer heutigen Wirthschaftsordnung. Ja, er gilt dafür — aber ist er es auch? Mit nichten, sagt Hertzka. Dieser will die von der heutigen bürgerlichen Gesellschaft verkündigten Prinzipien, die Gleichberechtigung Aller im wirthschaftlichen Kampfe und die Anerkennung des Eigennutzes als der maßgebenden öconomischen Triebfeder erst verwirklichen.

Hertzka sucht die Lösung der sozialen Frage „in der Schaffung eines Gemeinwesens auf Grundlage vollkommenster Freiheit und wirthschaftlicher Gerechtigkeit zugleich, das ist eines solchen, welches, bei unbedingter Wahrung des individuellen Selbstbestimmungsrechtes, jedem Arbeitenden den ganzen und ungeschmälerten Genuß der Früchte seiner eigenen Arbeit gewährleistet." Behufs Gründung eines solchen Gemeinwesens soll auf bisher herrenlosem, aber fruchtbarem und zur Besiedelung wohlgeeignetem Gebiete (auf dem Hochlande des Keniagebirges) ein größerer Landstrich besetzt werden. Dort wird nun nach einer Uebergangsperiode, welche Hertzka auf eine sehr kurze Zeit bemessen zu dürfen glaubt, nach den Grundsätzen der freien Gesellschaft gewirthschaftet. Keinerlei Eigenthum an Grund und Boden, weder das eines Einzelnen, noch das der Gesellschaft, wird anerkannt, und ebenso sind die Productionsmittel herrenlos und stehen Jedem, der sich ihrer bedienen will, zur Verfügung. Zum Zwecke der Production, der landwirthschaftlichen wie der industriellen, bilden sich Associationen, die sich nach eigenem Gutdünken selbst verwalten und den Ertrag der Arbeit unter ihre Mitglieder je nach deren Leistung (also nicht zu gleichen Theilen, obgleich auch eine solche communistische Organisation nicht ausgeschlossen oder gar verboten ist) vertheilen. Die Arbeitenden produciren mit vereinten Kräften, wie es bei dem jetzigen Stande der Technik selbstverständlich ist — denn die Einzelproduction würde die allgemeine Armuth und einen Rückfall auf eine überwundene Culturstufe bedeuten — aber sie sind dabei freie, eigenberechtigte Männer und haben keinen Herren über sich. Diese freiländischen Associationen sind, wie leicht ersichtlich, keineswegs mit den Productivgenossenschaften nach Schultze-Delitzsch u. A. zu verwechseln, welche an dem Wesen der sogenannten kapitalistischen Productionsweise gar nichts ändern. In Freiland thun sich die Arbeitenden als solche, nicht als kleine Kapitalisten zusammen, und eben dadurch, daß sie keinerlei Arbeitgeber, weder eine Person, noch eine Genossenschaft, über sich haben, kann ihnen Niemand ihren vollen Arbeitsertrag streitig machen. „Diese Organisation der Arbeit ohne jeglichen Rückstand des altererbten Herrschaftsverhältnisses irgend eines Arbeitgebers ist das Grundproblem der sozialen Befreiung; ist dieses glücklich gelöst, so folgt alles Andere ganz von selbst."

Nun gehört aber zum Produciren Kapital — woher nimmt man das? Hier ist vielleicht der heikelste Punkt in der sozialen Colonialgründung Hertzka's. Denn so schön und so theoretisch correct auch die Erwartung ist, daß, wenn erst einmal der Betrieb im Gange ist, Freiland sehr bald allen Kapitalbedarf werde decken können, so kommt man doch nicht darüber hinweg, daß schon ein beträchtliches Anfangskapital nothwendig ist, um überhaupt mit der Gründung vorgehen zu können. Das ist keine Frage des Prinzips, die über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Hertzka'schen Theorien entschiede, sondern hier liegt nur die Entscheidung darüber, ob der Versuch, die Colonie „Freiland" in's Leben zu rufen, ernstlich unternommen werden kann. Hier nun zeigt Hertzka eine Zuversichtlichkeit, die stark an das Utopistische grenzt. In seinem Buche geht alles wunderbar glatt. Zu Tausenden strömen da die reichen Menschenfreunde herbei, welche Schenkungen für das Unternehmen machen, und die freiländische Expedition fängt mit einem so reichlichen Fonds an, daß sich durchaus keine erheblichen Schwierigkeiten ergeben. Nur während der ersten fünf Jahre muß die Gewährung der Kredite an die Associationen von der Zustimmung der freiländischen Verwaltung abhängig gemacht werden, dann aber ist der Reichthum Freilands so erstarkt und gesichert, daß jede Beschränkung in der Einräumung von Krediten fortfällt und alle bis dahin von den edlen und begüterten Menschenfreunden gemachten Zuwendungen zurückerstattet werden können. Ob es in Wirklichkeit auch so

gehen wird? Schwerlich. Bis jetzt wenigstens ist nicht viel von dieser zahlungsfähigen Begeisterung für das Freilandunternehmen zu merken. Hertzka's „Freiland"*) hat viele Leser gefunden, es ist in vier Jahren sechsmal aufgelegt worden, und die Zahl der Freunde des Hertzka'schen Unternehmens ist in stetigem Wachsen, aber die Gelder laufen durchaus nicht in dem Maße ein, wie er es sich ausgemalt hat. Die in Aussicht genommene Vorexpedition hat von einem Termin auf den anderen verschoben werden müssen, und sie ist nun in bedeutend geringerem Umfange geplant, als in dem Buche steht. Es scheint vorläufig den Freilandschwärmern so zu gehen, wie es häufig den Hausfrauen mit dem Kochbuche geht. Da wird über die Zubereitung der delicatesten Speisen Auskunft ertheilt: „Man nehme . . . man nehme . . ." aber woher man nehmen soll, das steht nicht darin, und an dieser Vorfrage können leider die schönsten culinarischen Talente scheitern. Und wenn Herr Dr. Hertzka nicht das Geld dazu bekommt, um Freiland auf eine gesicherte finanzielle Basis zu stellen, so wird eben die herrliche Colonie auch auf dem Papier stehen bleiben, wie die lucullischen Mahlzeiten in den Kochbüchern.

Nun, ein Kochbuch ist darum noch nicht schlecht, weil seine Anweisungen aus Geldmangel nur zu oft nicht ausgeführt werden können, und das Hertzka'sche System als solches fällt nicht, wenn die Gründung der Versuchscolonie wegen ungenügender Mittel undurchführbar sein sollte. Lassen wir also diese Frage auf sich beruhen, und nehmen wir mit Hertzka an, es wäre für den Anfang hinlängliches Kapital vorhanden, und Alles käme in das richtige Geleise.

Die freiländischen Associationen erhalten ihr Betriebskapital von der Gesellschaft zinslos vorgestreckt, müssen dasselbe jedoch in bestimmten Fristen aus den Productionserträgen zurückzahlen. Die Mittel dazu beschafft die Gesellschaft durch eine Steuer, zu welcher Jeder nach seinem Einkommen, d. h. nach dem Ertrage seiner Arbeit — denn anderes Einkommen gibt es in Freiland nicht — herangezogen wird. Diese Steuer, aus welcher auch die Versorgungsansprüche gedeckt werden (von denen weiter unten die Rede sein wird), ist anscheinend von enormer Höhe; Hertzka veranschlagt sie auf durchschnittlich 35 Procent des Einkommens. Er glaubt jedoch, daß sich Niemand dadurch beschwert fühlen würde, weil ihre Gerechtigkeit vollkommen einleuchtend sei. Denn Jeder steuert im Verhältniß des Ertrages seiner Arbeit, folglich in dem Verhältniß, in dem er selbst das Kapital der Allgemeinheit in Anspruch nimmt, und da die Steuern nicht zu unproductiven Zwecken verwandt werden, sondern den fortdauernden Aufschwung der Production befördern, so dienen sie wiederum dem Nutzen der Gesammtheit und somit jedes Einzelnen.

Denn in Freiland fallen Gesammtinteresse und Sonderinteresse stets zusammen — das ist der wohlthätige Erfolg des frei waltenden Eigennutzes. Jeder kann jeder Zeit in jede beliebige Association eintreten, bez. wieder aus ihr ausscheiden, und in dieser vollkommenen Freizügigkeit der Arbeitskräfte liegt die Gewähr, daß alle Arbeitskräfte so verwendet werden, wie es für sie selbst am nutzbringendsten ist, und wie es dem jeweiligen Bedarf am besten entspricht. Neben der schrankenlosen Freiheit der Bewegung ist vollkommene Oeffentlichkeit die Grundlage der Arbeitsorganisation. Damit man die Möglichkeit habe, sich dem jeweilig rentabelsten Productionszweige zuzuwenden, muß man jeder Zeit über die Nachfrage nach den einzelnen Erzeugnissen unterrichtet sein. Die Nachfrage kommt in den Preisen der Producte und in den Arbeitserträgen des betreffenden Industriezweiges zum Ausdruck. Hierüber gibt nun eine umfassende periodische Statistik Auskunft, aus der sich Jeder Rath holen kann, wie er in jedem Augenblick seine Arbeitskraft am lohnendsten verwerthen kann. Geschäftsgeheimnisse gibt es in Freiland nicht — nicht etwa, weil so etwas verboten wäre, denn Verbote, die den Interessen zuwiderlaufen, sind unsinnig und wirkungslos, sondern einfach deswegen, weil bei der dortigen Organisation niemand Sondervortheile aus Geschäftsgeheimnissen erringen kann. Jede neue Erfindung steigert selbstverständlich den Gewinn der Association, die sich ihrer bedient; diese Thatsache aber läßt sich schlechterdings nicht geheimhalten, und so werden alsbald der betreffenden Association neue Arbeitskräfte zuströmen, bis das Gleichgewicht in den Erträgen der verschiedenen Associationen wieder hergestellt ist. Somit steigert jeder Fortschritt der Production den allgemeinen Arbeitsertrag, und es bleibt doch, wenn auch niemand einen solchen Fortschritt für sich monopolisiren kann, genügender Anreiz, um den Unternehmungsgeist stets lebendig zu erhalten. Der freie Markt und die Oeffentlichkeit des gesammten Productionswesens schützen auch dagegen, daß unnöthige Dinge erzeugt werden; denn eine Association, die Waaren hervorbrächte, für welche kein Bedürfniß vorhanden wäre, würde keinen Gewinn haben, und ihre Mitglieder würden sich nothgedrungen bald anderen Erwerbszweigen zuwenden. Störungen des Marktes sind allerdings immer noch möglich, wenn nämlich durch die Ueberproduction im Auslande Massen von Waaren zu billigerem, als dem freiländischen Preise auf den Markt geworfen werden, aber ernstere Krisen können auch dadurch im Freiland nicht entstehen; denn bei der völligen Freizügigkeit regelt sich auch in solchen Fällen der Ab- und Zuzug aus einem Arbeitszweige in die anderen ohne erhebliche Schwierigkeiten. „Gleichwie es unmöglich ist, eine Flüssigkeit, die jedem Drucke oder Stoße nachgibt und ausweicht, aus dem Gleichgewichte zu bringen, so kann auch unsere (die freiländische) Wirthschaft, gerade wegen ihrer absoluten freien Beweglichkeit, nie ihr Gleichgewicht verlieren. In unnütze, störende Bewegung mag sie gebracht werden, aber die natürliche Schwerkraft stellt sofort das Gleichmaß aller Verhältnisse wieder her."

So functionirt unter dem Regime der Freiheit der wirthschaftliche Apparat in ganz automatischer Weise, ohne daß jene Sozialbureaukratie, die im sozialdemokratischen Zukunftsstaate Production und Consumtion überwachen müßte, und die einem diesen ganzen Zukunftsstaat von vornherein verleiden kann, einen Platz fände. Die Gesammtheit hat sich nicht hindernd oder anordnend in das Thun und Lassen der Individuen einzumischen, sondern die Behörden wirken nur belehrend und orientirend. „Die Meinung, es könne irgendwie nothwendig sein, von Staatswegen dafür zu sorgen, daß jene Dinge erzeugt werden, deren man gerade bedarf, läuft auf dasselbe hinaus, als ob man es für nothwendig hielte, das Wasser eines Flusses in Fässern und Tonnen thalab zu befördern, aus Angst, daß es andernfalls bergauf fließen würde." So herrscht ferner in Freiland die Harmonie der Interessen, die Adam Smith, der wissenschaftliche Pathe der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung, dieser prophezeite, und die trotz der krassen, entgegenstehenden Thatsachen noch immer von den staatserhaltenden nationalöconomischen Stubengelehrten als wirkliches Ergebniß der jetzigen angeblichen „freien Concurrenz" gefeiert wird. Freiland ist im Ganzen eine einzige große Productionsgenossenschaft, deren einzelne Mitglieder unabhängig von einander sind in allen Dingen, in einem Punkte jedoch zusammenhängen, nämlich im Ertrage ihrer Arbeit. Und so wird in Freiland auch ohne thörichte Gleichmacherei das Problem der Gleichheit in vernünftiger Weise verwirklicht. Die Arbeitseinkommen gestalten sich bei der freien Beweglichkeit im Großen und Ganzen gleichheitlich, und auch die Differenz des Ertrages zwischen geistiger und physischer Arbeit wird im Verlaufe der Entwickelung, wenn nicht verschwinden, so doch geringer werden. Diese Gleichheit aber stellt sich nicht dadurch her, daß die Talente, einem Geichheitsdusel zu Liebe, herabgedrückt würden, sondern durch die unter höherer Cultur eintretende Hebung des allgemeinen Niveaus. Auf die gewaltsame Gleichmacherei des Communismus ist Hertzka sehr schlecht zu sprechen — wobei er übrigens, was der Billigkeit halber bemerkt werden muß, manchmal den Communisten Ansichten zuschreibt, welche höchstens ganz ungebildeten und verblendeten Anhängern des Communismus eigen sind.

„Mit der Erkenntniß, daß es nur der vollkommenen Gleichberechtigung bedürfe, um Ueberfluß für alle zu schaffen, verfliegt der Communismus ganz von selbst, wie

*) Dresden, Pierson.

ein böser, beängstigender Traum. Man kann verlangen — wenn auch nicht durchführen — daß alle Menschen auf gleiche Brotrationen gesetzt werden, so lange man glaubt, daß der gemeinsame Reichthum, von dem wir alle zehren müssen, eben nicht weiter als für's liebe Brot reiche; denn satt werden wollen wir doch alle. Zu verlangen, daß jedem die gleiche Sorte und Menge Braten, Backwerk und Confect aufgezwungen werde, nachdem sich herausgestellt hat, daß genug für alle auch von diesen guten Dingen vorhanden sein könnte, wäre schlechthin läppisch." Und die glücklichen Freiländer haben Braten, Backwerk und Confect. Sie können mit Heine singen:

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrthen, Schönheit und Lust
Und Zuckererbsen nicht minder.

Denn die Freiländer kämpfen den Kampf um's Dasein nicht gegen einander, sondern mit einander. Bei ihnen unterjocht nicht ein Mensch den anderen und beutet ihn aus, sondern die Menschen verbinden sich, um sich die Kräfte der Natur dienstbar zu machen. Die Arbeiter sind dort Herren, deren wesentliche Thätigkeit darin besteht, die Arbeit der stählernen Sklaven, der Maschinen, zu überwachen und zu leiten. Und diese Sklaven „sind noch genügsamer als die Knechte des Auslandes, die doch zum Mindesten Kartoffeln zur Füllung ihres Magens und einige Lappen zur Bedeckung ihrer Blößen verlangen, während die stählernen Sklaven durch die Elemente beinahe kostenlos gespeist werden und ein wenig Schmieröl genügt, um ihre Glieder gelenkig zu erhalten." Die Maschinenarbeit hat in Freiland bedeutend größeren Umfang, als in der alten Welt; das ist Wirkung und wiederum Ursache des höheren Reichthums. In Freiland ist jede Maschine die Arbeit spart, auch rentabel, während unter der bürgerlichen Wirthschaftsordnung vielfach, und zwar in um so höherem Maße, je ärmer eine Nation ist, die menschliche Arbeitskraft billiger ist, als die mechanische.

Daß im Hertzka'schen Freiland eine Ueberproduction nicht möglich ist, daß dort vielmehr Production und Consumtion in gleichem Verhältnisse fortschreiten, ergibt sich aus der obigen Skizzirung des Systems. Die Art und Weise freilich, wie Hertzka darzulegen versucht, daß andererseits auch im Einzelnen Jeder nur so viel verzehren wird, als seinem Arbeitsertrage entspricht, ist nicht ganz frei von Unklarheiten. Der gesammte Geldverkehr soll in Freiland durch die Centralbank vermittelt werden. Das Geld ist in Freiland nicht abgeschafft, sondern es bildet nach wie vor das Werthmaß. Denn Hertzka theilt keineswegs den blinden Haß, den viele Sozialdemokraten gegen das Geld als solches hegen. In der That hat das Geld an sich mit der Ausbeutung gar nichts zu thun, wie auch keinerlei Schutzmittel gegen die Ausbeutung damit gegeben wäre, wenn man das Geld etwa durch Arbeitscertificate ersetzte. Gleichwohl ist in Freiland das Geld aus dem Privatverkehr so gut wie verschwunden, weil man es nämlich viel bequemer findet, alle Zahlungen durch Anweisungen auf die Centralbank zu begleichen. Die Centralbank spielt die Rolle eines großen Clearinghauses; sie schreibt dem Einzelnen sein Arbeitseinkommen gut und zieht davon seine Ausgaben ab. (Zu dieser Function genügen nach Hertzka im siebenten Jahre von Freiland bei $2^1/_2$ Millionen Einwohnern 1700 Angestellte der Centralbank.) Hierbei ist natürlich die Möglichkeit vorhanden, daß Leute, die nicht arbeiten, auf Kosten der Allgemeinheit einen ganz vergnügten Tag leben, aber Hertzka schlägt diese Gefahr nur sehr gering an, weil er überzeugt ist, daß Müßiggänger und Bummler den Reizen der freiländischen Institutionen nicht lange Widerstand leisten und sich sehr bald zur Arbeit bekehren werden. Auch ihm jedoch ist das Bedenken aufgestoßen, daß Einzelne aus angeborenem Leichtsinn über ihre Verhältnisse leben könnten. Da hilft er sich nun damit, daß er sagt, daß die Bank für übertriebenen Luxus natürlich keine Kredite gewähren würde. Wie aber soll das durchgeführt werden? Da müßte ja Jeder Jedermann kennen und über den Stand des Contos jedes Einzelnen bei der Centralbank unterrichtet sein, um eventuell einem Verschwender nichts zu verkaufen. Oder sollte etwa die Centralbank öffentliche Warnungen vor Verschwendern erlassen? Ein solch häßliches Polizeisystem will doch Hertzka jedenfalls nicht. Ich bin durchaus geneigt, zuzugeben, daß durch das Leben in einer so wunderschönen Gesellschaft, wie Hertzka sie ausmalt, die Menschen in jeder Beziehung veredelt werden würden, aber in dem soeben erwähnten Punkte scheint die sonst so treffliche Beweisführung Hertzka's doch ein Loch zu haben. Hierbei möchte ich auch darauf hinweisen, daß die ganze Praxis des freiländischen Checkverkehrs, wobei, wie gesagt, der Verkäufer gar nicht die Einkommensverhältnisse des Käufers prüfen kann, auf nichts Anderes hinausläuft als auf das von den sogenannten communistischen Anarchisten verfochtene freie Genußrecht, auf welches Hertzka zwar nirgends ausdrücklich zu sprechen kommt, das aber implicite offenbar von ihm verworfen wird, da er ja das Einkommen eines Jeden auf den Ertrag seiner Arbeit festlegen will. Und wenn dem so ist, so ist wieder die Frage gerechtfertigt, ob nicht das ganze Clearingsystem der Centralbank überhaupt überflüssig ist. Ich glaube übrigens nicht, daß in Wirklichkeit ein großer Unterschied sich zwischen dem freien Genußrecht und dem freiländischen Anrecht auf den eigenen Arbeitsertrag herausstellen würde, aber da in den lebhaften Debatten, die jetzt unter den verschiedenen sozialistischen und anarchistischen Richtungen über allerhand Zukunftstheorien geführt werden, auch die Frage des freien Genußrechts eine große Rolle spielt, so erscheint es mir interessant, auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

Die Verwaltung Freilands liegt in den Händen von zwölf Ministerien, deren jedem ein Fachparlament beigegeben ist. Für den Parlamentarismus im europäischen Sinne ist dort kein Platz; an die Stelle der „Volksvertretung", in welcher berufsmäßige Politiker meist ohne spezielle Sachkenntniß über alle möglichen Dinge und noch einige andere sich herumstreiten, treten Kollegien von Sachverständigen, deren Berathungen auf ihre betreffenden Ressorts beschränkt sind. In Freiland hat diese Einrichtung keinerlei Gefahr, denn bei der allgemeinen Harmonie der Interessen kann die Gesammtheit durch die Interessentengruppen nicht geschädigt werden, sondern sie kommt im Gegentheil am besten weg, wenn sie die Entscheidung über alle öffentlichen Angelegenheiten denjenigen anheimstellt, die am unmittelbarsten dabei interessirt sind. Im Uebrigen ist Freiland kein Staat, wie die Staaten der alten Welt. Die Behörden spielen nicht die Vorsehung für den beschränkten Unterthanenverstand, und demgemäß haben sie nicht die Macht- und Zwangsmittel der jetzigen Staaten. Militär gibt es nicht. Trotzdem ist Freiland nicht etwa wehrlos gegen ausländische Angriffe. Die jungen Männer werden, wie im alten Griechenland, in Gymnasien zu körperlicher Tüchtigkeit erzogen und bilden ihre Kräfte später in einer Art von Sportclubs zu höchster Vollendung aus. Hertzka erzählt Wunderdinge, wie die jungen Freiländer schießen, fechten, reiten und schwimmen können und auch der bestdisciplinirten Armee tausendfach überlegen sind. Ebenso braucht man dort keine Polizei und Justiz, denn Verbrechen kommen nicht vor. Die Freiländer sind keineswegs besondere Tugendbolde, aber es fehlt ihnen jeder Anreiz zum Verbrechen, weil sich die Interessen eines Jeden im vollkommensten Einklange mit dem Nutzen der Gesammtheit befinden. Man kann in Folge dessen auf den ganzen umständlichen Apparat verzichten, dessen die alten Staaten bedürfen, um eine Ordnung aufrecht zu erhalten, die von den meisten Bürgern eine wahrhaft heroische Entsagung und die Hintansetzung ihres eigenen Vortheils hinter ein angebliches Gemeinwohl fordert. Verbrecher in Freiland sind geistig oder moralisch Kranke und werden als solche behandelt.

Den Hauptposten des freiländischen Ausgabebudgets bildet der Titel „Versorgungswesen". Versorgungsberechtigt sind alle Frauen, alle Kinder, alle Männer über 60 Jahre und alle Kranken oder Invaliden, und zwar beziehen die versorgungsberechtigten Männer 40, die Frauen 30 und die Kinder 5 Procent des jeweiligen Durschnittseinkommens. Was die Greise, Arbeitsunfähigen und Kinder betrifft, so ist keine weitere Bemerkung über ihre Versorgungsansprüche nöthig, aber in der Behand-

lung der Frauenfrage unterscheidet sich Hertzka so sehr von allen anderen modernen Sozialpolitikern, daß er in diesem Punkte auf vielfachen Widerspruch stoßen muß. Hertzka verdammt so scharf, wie irgend Einer, die Jahrtausende alte Knechtung und Rechtlosigkeit des Weibes, er spricht das unerbittlichste Urtheil über die jetzigen Sittenzustände mit ihrer ehelichen wie außerehelichen Prostitution, und er erblickt auch keineswegs im Kochen und Waschen den idealen Frauenberuf, jedoch von den landläufigen Frauen-Emancipationsbestrebungen, welche die völlige Gleichstellung der Frau mit dem Manne bezwecken, will er nichts wissen. „Das Weib," so sagt er, „ist seiner physischen und psychischen Beschaffenheit nach nicht zu activem Kampfe um's Dasein, sondern einerseits zu dessen Fortpflanzung, andererseits zu dessen Verschönerung und Veredelung bestimmt. . . . Die Gleichberechtigung des Weibes dadurch verwirklichen wollen, daß man ihm gestattet, im Broterwerb mit dem Manne zu concurriren, ist ebenso nutzlos als verderblich; nutzlos, weil dem weiblichen Geschlechte als Ganzes genommen eine solche Befugniß, von welcher es nur in Ausnahmefällen wirklichen Gebrauch machen kann, doch nicht hilft; verderblich, weil das Weib mit dem Manne hier nicht concurriren darf, ohne seinen edleren, schöneren Aufgaben untreu zu werden. Und diese Aufgaben liegen nicht etwa in der Versorgung von Küche und Wäschespinde, sondern in der Pflege des Schönen in der gegenwärtigen Generation einerseits und der geistigen wie körperlichen Entwickelung des Nachwuchses andererseits. Das Weib muß daher nicht bloß in seinem eigenen, sondern ebenso im Interesse des Mannes und insbesondere in jenem der zukünftigen Geschlechter dem Kampf um des Lebens Nothdurft gänzlich entrückt werden; es darf kein Rad im Getriebe des Broterwerbs, es muß ein Juwel am Herzen der Menschheit sein." Darum beschränkt sich die Frauenarbeit in Freiland auf die Kindererziehung und die Krankenpflege, und nur in ganz vereinzelten Fällen ergreift eine Frau einen anderen Beruf. Verboten ist es den Frauen nicht, sich irgendwelchem Berufe zuzuwenden, aber die öffentliche Meinung in Freiland, und zwar besonders die der Frauen selbst, billigt die Frauenarbeit nicht. Hier ist es wohl gestattet, ein großes Fragezeichen zu machen. Mir scheint Herr Dr. Hertzka die moderne Frauenbewegung, die ein bedeutsamer Theil der großen sozialen Bewegung ist, nicht richtig zu würdigen, wenn er in Worten, die manchmal an die Troubadour-Romantik erinnern, von dem „Juwel am Herzen der Menschheit", von dem „süßesten, heiligsten Kleinod der Menschheit, dem Herzen des Weibes" und von der „Pflege des Schönen" (was soll man sich eigentlich unter diesem vagen Begriffe denken?) spricht, und schließlich auf staatliche Versorgung der Frauen hinauskommt. Die Frau braucht da freilich nicht auf die Männerjagd zu gehen, um einen Versorger und Ernährer zu ergattern, aber am Ende läßt sich doch die Gesammtheit der Frauen von der Gesammtheit der Männer aushalten — ja wohl, aushalten in dem ganz gewöhnlichen Sinne mit dem nothwendiger Weise daran haftenden Makel der gesellschaftlich decretirten Inferiorität des weiblichen Geschlechts. Sollte das wirklich das Endziel sein? Vielleicht fragt Herr Dr. Hertzka einmal Ibsen's Nora, wie sie hierüber denkt. . . .

In der Gestaltung der freiländischen Ehe scheint übrigens der Gründer von Freiland selbst seine Ansichten neuerdings etwas modificirt zu haben. In dem vor vier Jahren erschienenen Buche „Freiland" heißt es nämlich, daß die alleinstehenden Frauen eine Rente von 30 Procent des Durchschnittseinkommens erhalten, die verheiratheten Frauen aber nur eine solche von 15 Procent; „da im Haushalte die Thätigkeit der Frau immerhin mit einem Theile ihres Eigenbedarfs zu veranschlagen ist, so bedarf es, um dem Ehemanne die Versorgungslast abzunehmen, auch nur einer theilweisen Versorgung von Gesammtheitswegen." Dagegen wird in der vor Kurzem bei Reclam herausgegebenen Hertzka'schen Schrift „Eine Reise nach Freiland" nur davon gesprochen, daß jede Frau einen Versorgungsanspruch von 30 Procent des Durchschnittswerthes der freiländischen Arbeit hat, und die Einschränkung bezüglich der verheiratheten Frauen ist fortgelassen. Das kann kein Versehen des Verfassers sein, sondern es ist anzunehmen, daß Hertzka hier das Versorgungsrecht einer Revision unterzogen hat. Offenbar ist das deswegen geschehen, weil Hertzka den Widerspruch erkannt hat, der zwischen der eben citirten Bemerkung über die häusliche Thätigkeit der Frau und seiner sonstigen Darstellung bestand, und dann wohl auch noch aus einem anderen Grunde: wenn nämlich in der Bemessung der Rente ein Unterschied zwischen alleinstehenden und verheiratheten Frauen gemacht werden soll, so müßte selbstverständlich die Eheschließung irgendwie staatlich anerkannt sein, und so etwas scheint sich Hertzka in der That ursprünglich gedacht zu haben, denn an einer anderen Stelle von „Freiland" ist von „erforderlichen Formalitäten" zu einer Eheschließung die Rede. Da Hertzka nun in seiner späteren Schrift jenen Unterschied in den Versorgungsansprüchen der Frauen fallen läßt, so verzichtet er wohl auf irgend welche öffentlich-rechtliche Bedeutung der Ehe und nähert sich dem Standpunkte der freien Liebe. Die Ehe ist in Freiland ein freier Vertrag, der natürlich nur mit Zustimmung beider Theile geschlossen werden kann, der aber sofort durch den Willen eines Theiles gelöst wird — die Kinder gehen in allen Fällen mit der Frau. „Mein Mann ist," so sagt eine freiländische Frau, „weder der Herr noch der Versorger, sondern ausschließlich der Geliebte."

Ich kann hier nicht die freiländische Organisation, wie Hertzka sie darstellt, bis in alle Einzelheiten schildern, sondern ich muß da auf die Hertzka'schen Schriften verweisen, in denen der Leser auch die Widerlegung manchen Bedenkens finden wird, das ihm bei der obigen kurzen Skizzirung des Systems aufgestoßen sein mag. In sehr anziehender Weise malt Hertzka aus, wie der Arbeitsertrag und der Wohlstand Freilands stetig steigt*), wie schön und glücklich man in Freiland lebt, wie Jedermann die feinsten Diners genießt und die prächtigsten Ferienreisen macht u. s. w. Und dann erzählt er auch, wie die freiländischen Grundsätze schließlich über das System der Ausbeutung siegen, und wie die Sonne der Freiheit und Wohlfahrt über der ganzen Erde aufgeht und überall frisches keimendes Leben weckt, wo bisher nur die Disteln der Unvernunft und die Dornen des Hasses wuchsen. Das geht auf etwas curiose Weise so zu: Freiland wird im fünfundzwanzigsten Jahre seines Bestehens in einen Krieg mit dem zu einem gewaltigen Militärstaat herangewachsenen Königreich Abessinien verwickelt, und die freiländischen Jünglinge schießen die Abessinier so jämmerlich zusammen, daß ein Ruf der Bewunderung durch die ganze Welt geht. Die große Waffenthat imponirt auch den eingefleischtesten europäischen Militärfexen so sehr, daß sie jetzt auf einmal einsehen, ein Land, welches eine so brillante Leistung im Schießen erziele, müsse eigentlich doch ganz vernünftige Institutionen haben. Und nun beginnt man allgemein mit der Einführung der freiländischen Organisation. Diese gestaltet sich am glattesten in den politisch fortgeschrittensten und industriell entwickeltsten Ländern, während in den rückständigen Staaten, so besonders in Rußland und China, erst ein wüstes Metzeln und Guillotiniren Platz greift.

Das ist ein historisch richtiger Gedanke und jedenfalls einleuchtender, als eine Bemerkung, welche Hertzka an einer anderen Stelle beiläufig macht, nämlich die Bemerkung, daß die sozialen Einrichtungen Freilands „an sich mit fremden Regierungsformen ganz gut vereinbar" seien. Die Unrichtigkeit dieses merkwürdigen Satzes liegt auf der Hand. Wie kann die Freiheit, die Hertzka anstrebt, überhaupt mit irgend welchen Regierungsformen vereinbar sein, die doch gerade den Zweck haben, das Bestehende zu schützen und die Unterthanen am Gängelbande der Herrschenden festzuhalten? Was hätte z. B. ein königlich preußischer Schutzmann in Freiland zu thun, und

*) Einmal allerdings scheint es dem begeisterten Propheten der Zukunft so gegangen zu sein, wie dem Sänger der Vergangenheit, dem guten Homer, daß er nämlich ein wenig — geschlafen hat. Wie in „Freiland" erzählt wird, beträgt am Schlusse des fünften Jahres nach der Gründung Freilands der Ertrag einer Arbeitsstunde 6 Shilling. Dagegen bringt im siebenten Jahre, wie in der „Reise nach Freiland" berichtet wird, die Arbeitsstunde nur 5 Shilling. Aber Herr Dr. Hertzka, das werde ich Herrn Dr. Hertzka sagen, daß Sie zu behaupten wagen, der Arbeitsertrag wäre vom fünften bis zum siebenten Jahre nicht nur nicht gestiegen, sondern sogar gesunken!

welche Mission hätte dort etwa der Schah von Persien zu erfüllen? Nun, Hertzka macht jene sonderbare Bemerkung nur ganz beiläufig, ohne später darauf zurück zu kommen; er hat sich da wohl einmal von seinem Wunsche, möglichst viel Anhänger zu werben und Niemanden vor den Kopf zu stoßen, überrumpeln lassen. Aber im Interesse der Ehrlichkeit muß dagegen protestirt werden; die freie Zukunftsgesellschaft, die Hertzka anstrebt, schließt nothwendiger Weise alle überkommenen Regierungsformen ohne Unterschied aus, und ein Mann wie Hertzka sollte gar nicht den Versuch machen, diese Logik seiner Tendenzen zu verschleiern.

Gelinde Zweifel an dem Gelingen der Hertzka'schen Colonialgründung habe ich schon oben ausgedrückt. Hertzka glaubt, gerade auf diesem Wege am besten wirken zu können. Er schreibt: „Gleichwie jene englischen Independenten, die im siebzehnten Jahrhundert den Grundstein zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika legten, damit mehr und Besseres für die politische Freiheit der Welt thaten, als wenn sie in ihrer englischen Heimath verblieben wären und dort für die nämliche Sache vergeblich geduldet hätten, so glauben auch wir, mehr für die wirthschaftliche Freiheit zu leisten, indem wir hier (in Freiland) handeln, statt anderwärts thatenlos zu dulden." Gewiß wäre es unbillig, von Hertzka zu verlangen, daß er hier seine Ideen verwirklichen soll, weil das eben schlechterdings unmöglich ist. Aber Hertzka unterschätzt in seiner prophetischen Begeisterung anscheinend sehr bedeutend die Schwierigkeiten, die nun einmal einer solchen Colonialgründung entgegenstehen und auch, wenn der Plan an sich ganz durchführbar ist, ihn gar leicht zum Scheitern bringen können. Und schließlich wird doch hier das Rhodus sein, wo man springen muß, wenn man in eine andere Gesellschaftsordnung hinüber will.

---

## Farbige Plastik.

Von Professor Hermann Hosaeus.

Farbige Plastik, ein Schreckschuß für das kunstsinnige Publikum. Pfui, wie abgeschmackt, das erinnert ja an Terracotta und Wachsfiguren, welche Geschmacksverirrung! Derartige Aussprüche, die bei Anregung dieses Themas fast regelmäßig fallen, zeigen zur Genüge, wie viel Entgegenkommen diese neue Richtung in der Sculptur findet, wie auch hier wieder das alte Lied von der Beharrlichkeit ertönt, und doch ist wohl für keine Kunst, den heutigen Verhältnissen angemessen, vielleicht ein Umstand so wichtig, wie die Farbe für das Werk des Bildners. Wer heute durch die großen Kunstausstellungen wandert, kann leicht die Beobachtung machen, daß die Sculpturen sich bei Weitem nicht eines solchen Interesses des Publikums zu erfreuen haben, wie die Erzeugnisse der Malerei, ebenso wie der Besuch unserer Skulpturensammlungen nicht in einem annähernden Verhältnisse steht zu dem der Gemäldegallerien. Die Plastik ist mit einem Worte das Stiefkind des guten Geschmacks, ein trauriger Umstand, der keinen praktischen Nutzen ihrer ästhetischen Werke zuläßt, überhaupt für den Bildner fast eine Verschwendung von Zeit und Kraft bedeutet, was um so unberechtigter erscheint, als an innerem Werthe die Plastik der Schwesterkunst, der Malerei durchaus ebenbürtig ist. Der Grund für diesen Umstand liegt entschieden in dem Mangel an Farbe in der Bildhauerei. Fassen wir einmal die farbige Plastik von den beiden maßgebenden Gesichtspunkten in's Auge, vom theoretischen und ästhetischen.

Von dem ersteren aus hat sie jedenfalls eine Berechtigung als Kind des modernen Naturalismus, der die Kunst auf die Höhe eines geklärten realistischen Schaffens zu führen hat. Wenn man den heutigen Naturalismus angreift, so übersieht man meist, daß er das logische Resultat kunstgeschichtlicher Entwickelung ist, daß er eine völlig genügende Erklärung findet in den culturgeschichtlichen Aufgaben der Kunst, zu deren Lösung sie sich des verkörperten und geistig veredelten Denkens und Fühlens der Zeit bedient. Kunstgeschichte und Culturgeschichte sind zwei untrennbare Begriffe, beide stehen in gegenseitiger Wechselwirkung, da die Kunst stets ein treuer Spiegel für alle Empfindungen und Strömungen der Zeit ist, welche Spiegelbilder sie, mit der Macht gemüthvollen Lebens begabt, zurückstrahlt, um dadurch zu einem Förderer menschlichen Vervollkommnungsdranges zu werden. So sehen wir sie besonders die zwei Hauptfactoren sozialer Entwickelung, Kirche und Monarchie, auf ihrem historischen Werdegang begleiten und reflectirend ihr Wachsen, Gedeihen — und ihren allmählichen Niedergang nach erreichtem Ziele culturgeschichtlicher Bestimmung kundgeben. Getreulich verkörpert sie uns in der altasiatischen Kunst das Streben, dunkel geahnte Naturmächte dem nach ihrer Erfassung sich sehnenden Menschenverstande durch sinnliche Wahrnehmung näher zu bringen oder als Repräsentantin finsterer Despotien zu dienen, zeigt uns dann ferner in der hellenischen Kunst mit ihren Darstellungen aus der Götterwelt und dem mythischen Sagenkreise die höchste Vollendung jener religiösen Pluralsysteme, dann deren Niedergang in der römischen Kunst; wird hierauf der entwickelten Form des Christenthumes dienstbar, aus der sie endlich die Reformation, die Renaissance, erlöst. Die culturelle Aufgabe der Kirche ist nun zum größten Theil gelöst und die Kunst stellt sich jetzt der hierdurch mehr zur Geltung gelangten souverainen Fürstenmacht zur Verfügung, für deren Ueberreife sie dann nach einer geraumen Zeit kameradschaftlichen Zusammenlebens als Zeuge im Barock- und Zopfstyle eintritt. Die Folge jener Ueberreife, die revolutionären Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, sind zugleich ein Beweis dafür, daß die Monarchie als Führerin im sozialen Werdegange diese ihre culturgeschichtliche Aufgabe erfüllt hat, daß die bisher geführte Allgemeinheit allmählich allein auf dem Wege des Fortschrittes weiter zu wandeln beginnt.

Dieses Ringen nach entwickelteren Staatsformen, der ungestüme Vorwärtsdrang, ist das Charakteristicum unserer Zeit, und in diesem Umstand ist die Basis für unsere heutige Kunst geschaffen, die weder auf dem Boden der Kirche steht, noch sich im Gefolge von Fürsten und Großen findet, sondern in der Allgemeinheit wurzelt. Zwiefach wird sich hiernach die Form ihrer Aufgaben gestalten; einmal wird sie in ihren Werken an den Fortschrittsbestrebungen selbst Theil zu nehmen haben, zweitens wird ihre Bestimmung eine ethische sein und zwar ist diese letztere bei Weitem die größere, da sie sich mehr mit dem Wesen der Kunst deckt. Sie hat demnach als solche veredelnd und erziehend zu wirken, besonders auf jene Theile des Volkes, die nicht zum wenigsten durch die heutigen Verhältnisse zum Träger des Vorwärtsgedanken geworden sind; und damit hat sie sich zu den Factoren zu gesellen, die bestrebt sind, die sozialen Krisen in möglichst ruhigen Bahnen zu halten, für Evolution, nicht Revolution zu wirken, oder im ungünstigsten Falle einen Aufeinanderprall der Gegensätze möglichst abzuschwächen, indem sie die Rohheit des nach geistiger und leiblicher Nahrung verlangenden Proletariats durch geweckte edle Triebe dämpft oder ersetzt.

Fassen wir nun einmal unsere Plastik von diesem Gesichtspunkte aus in's Auge. Aus dem Gesagten geht hervor, daß in unserer heutigen Plastik, will sie ihren Aufgaben gerecht werden, keine antikisirende Richtung am Platze ist, daß das Werk des Bildners eine möglichst unmittelbar wirkende Form erhalten muß, die seinen Inhalt dem Beschauer leicht übermittelt. Unsere bisherige klassicistische Richtung machte die Plastik zu einem Luxusgegenstand der gebildeten Klassen und legte ihre Thätigkeit auf culturellem Gebiete einfach lahm, denn fremd und unverstanden bleiben den breiten Schichten des Volkes jene den Hauch griechischen Kunstlebens athmende Gebilde und Stoffe aus der griechischen Götter- und Sagenwelt, während sie eine kräftige, kernige Genre- und Geschichtsbildnerei und eine flotte wahre Porträtdarstellung überhaupt nicht zuläßt. Aus diesem Grunde ist unser heutiger Naturalismus, oder greifen wir kühn nach seinem angestrebten Ziele, Realismus, voraus mit Freuden zu begrüßen als Befreier vom Fluch des Epigonenthums und als Bürge für den vollen Arbeitsertrag der Plastik.

Ja, das mag alles von diesem Standpunkte richtig sein,

hören wir nun sagen, aber practisch, ästhetisch, nein, diese fatalen Wachsfiguren! Meistens stammen nun solche Bemerkungen von Leuten, die einfach überhaupt kein farbiges plastisches Kunstwerk oder nur ein sehr mittelmäßiges sahen. Aber besonders macht man gegen die farbige Plastik geltend, daß sie aus Stilgesetzen, d. h. Gesetzen, die aus dem Charakter des dem betreffenden Kunstzweige zugewiesenen Materials hervorgehen, ein Unding sei, daß das Reich der Bildhauerei die Form sei, die nichts mit der Farbe zu thun habe. Nun ist aber jedes Stilgesetz doch den Fortschritten der Zeit unterworfen, denn es wird sich stets nach der mehr oder weniger vorgeschrittenen Behandlungsweise des Materials — nach der Technik richten, und nach dem Grade, in welcher diese die Gestaltungsfähigkeit des Materials beherrscht. Ueberhaupt sollte man in Anbetracht des Standpunktes, den das heutige Kunstschaffen zur Natur einnimmt, mit Recht die Frage bezüglich der Bildhauerei aufwerfen, warum malt man überhaupt nicht, anstatt wie bisher zu sagen, warum soll man malen? Es ist ja selbstverständlich, daß jede bildende Kunst untrennbar mit der Natur verbunden ist, daß die Natur die unverrückbare Basis bildet, von der sie sich absolut nicht entfernen darf, will sie nicht in Unnatur ausarten, was schon dem Charakter des Kunstwerkes und seiner Bestimmung, in uns durch sinnliche Anschauung das Gefühl des Schönen zu erwecken, widerstrebt. Das alte, einzig wahre Vorbild Natur vereint nun aber miteinander Form und Farbe und widerspricht hierin der Willkür des Bildners, der mit der Gestaltung der ersteren sein Werk beschließt, ohne der letzteren eine Existenzberechtigung einzuräumen. Wollte man folgerichtig verfahren, so müßte man, so paradox es auch klingen mag, in gleicher Weise dem Maler das Recht der Farbengebung bestreiten. Das Reich des Malers ist die Fläche, das des Bildners der Körper, hierin liegt der Unterschied zwischen den beiden Schwesterkünsten, ein Unterschied, der aber eine gegenseitige Wechselwirkung, ein Hand in Hand gehen durchaus nicht ausschließt. Während die Plastik die von der Natur gebotenen Formen wirklich nachbildet, sucht sie der Maler durch Licht- und Schattenwirkung auf der Fläche plastisch zu gestalten, beide können ihr Ziel erreichen ohne die Farbe, natürlich müßte der Maler in der bloßen Zeichnung auf viele Reize Verzicht leisten, gerade so wie der Bildhauer es heute zu thun gezwungen ist. Wenn nun der eine hiermit nicht zufrieden, die Natur durch Hinzusetzen der Farbe getreuer wiederzugeben sucht, warum will man dem Anderen dies Recht bestreiten? Das heutige plastische Kunstwerk kann trotz der raffinirtesten naturalistischen Behandlungsweise ohne die Farbe nie so unmittelbar wirken, wie eine Schöpfung der Malerei, ein Umstand, der einmal dem Bildner seine ohnehin schwierige Aufgabe erschwert, andererseits ihn um die Anerkennung, d. h. den Erfolg seiner Arbeit bringt und ihm damit auch die materielle Grundlage entzieht.

Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß bei den vielseitigen Aufgaben der Plastik und der damit zusammenhängenden Wahl des Materials, eine Bemalung absolut nicht überall angebracht ist, daß man hier eben auf ein weiteres Stilgesetz Rücksicht zu nehmen hat, nämlich auf den Zweck, den das betreffende Kunstwerk zu erfüllen hat. Es wäre somit ein Unding, ein Denkmal oder plastische Arbeiten im Verein mit Außenarchitektur bemalen zu wollen. Abgesehen von der Unnatur verträgt das monumentale Bildwerk keine das Auge zerstreuende Farbe, wie auch ein Material wie Bronce oder carrarischer Marmor, das schon für sich selbst spricht, keine Bemalung zuläßt. Aber auf jenen Gebieten der Plastik, wo deren Werke durch möglichst getreue Naturwiedergabe ihr Ziel zu erreichen haben, als auf dem Gebiete der Portraitdarstellung, der Geschichts- und Genrebildnerei, besonders wenn der Künstler Reliefplastik wählt, würde eine Bemalung von gewaltigem Einfluß sein. Der Umstand, daß die farbige Plastik sich so schwer Anerkennung zu verschaffen vermag, liegt wie schon zu Anfang bemerkt, in dem Neuen, Unbekannten, und zweitens in dem sehr prosaischen Umstand, daß der Bildhauer heutzutage einfach nicht gelernt hat zu malen und sein Werk fremder Hand zur Vervollständigung überlassen muß. Ein großer Uebelstand, der wohl geeignet ist, den Werth eines Kunstwerkes herabzudrücken, denn es ist eine vollendete Arbeit nicht möglich, wenn fremde Hand einen Hauptbestandtheil dieser schafft. Das plastische Kunstwerk, wie es sich als Idee in der Phantasie des Bildners formt, ist das Product der Wechselwirkung von Form und Farbe, soll daher eine einheitliche Auffassung die Schöpfung beseelen, darf nur Einer Bildner sein.

Wo nun unter obigen Umständen ein Werk entstand, mag ein Vergleich mit Wachsfiguren, der übrigens bei einem wahren Kunstwerk nicht viel anwendbarer sein kann, als bei der Natur selbst, in mancher Hinsicht vielleicht zutreffen, und wir wollen ihn dem Kunstfreund gern verzeihen, wenn er in Zukunft weniger vorurtheilsvoll vor Werke dieser Richtung hintritt, und den kräftigen Vorwärtsdrang dieser Strömung, statt ihn von vornherein zu verwerfen, die Würdigung angedeihen läßt, die er in der That verdient.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Börsenpanik.

Von Theophil Zolling.*)

Ein heißer Tag an der Börse! Die drei großen Säle waren voll Lärm und Bewegung. Die Makler und Agenten tauchten in fieberhafter Thätigkeit überall auf und verschwanden in dem hastenden, heftig erregten, tosenden Menschenstrom. Barhäuptig oder den Cylinderhut auf dem Hinterkopfe, wimmelten alle die schwarzgekleideten jungen und alten Herren durcheinander. Es gab kein Plaudern oder ruhiges Gespräch mehr, man schrie oder flüsterte. Kurse und Papiere wurden ausgerufen und Zahlen flogen durch die Luft, wie auf einer Versteigerung, und weil man sein eigenes Wort kaum vernahm, so rief man es sich in die Ohren. Die Wissenden und die Wichtigthuer raunten mit Diplomatenmiene geheimnißvolle Ziffern, lächelten schlau, zuckten die Achseln und schoben sich Kurszettel, Depeschen und Schlußscheine zu. Und diese Zurückhaltung und Leisetreterei schien die Anderen nur noch mehr aufzuregen. Immer lauter wurde die wilde Jagd der vereideten und freien Makler. Da galt es, den Concurrenten zu überlönen, die Kurse zu treiben, die Kauflustigen anzueifern und zu bereden, die ertheilten Aufträge festzuhalten und neue zu erlangen, die Bewegung der Hausse zu leiten, Fernsprecher und Telegraphen spielen zu lassen. Die großen Bankiers und Disponenten der Fondsbörse saßen auf den mit ihren Firmatäfelchen versehenen Rohrbänken oder an den Schreibtischen unter den hohen Fenstern, durch welche mächtige Lichtwellen aus dem stillen Hof in das Getümmel fielen, und empfingen Berichte und Aufträge, ertheilten Rathschläge und Ordres und klatschten wohl auch über gleichgültige Stadtneuigkeiten, um sich vom Geschäft zu erholen und durch ihre Ruhe und gute Stimmung Vertrauen zu verbreiten.

Unter der Uhr, deren goldene Zeiger auf halb Zwei rückten, sah man eine stillere Gruppe von ergrauten Börsenmännern, die von Courtiers und Commis zwar umschwärmt, aber kaum erregt wurden, — kaltblütige Spekulanten und schlaue Concertzeichner, die sich nicht mehr verblüffen und überrumpeln ließen. Nur ein dicker, ältlicher Herr, das Haar von Pomade glänzend, an eine graue Granitsäule gelehnt, sprach etwas heftiger —, ein Baissier aus Temperament und Beruf, den dieser Hexensabbath mit immer stärkerem Mißtrauen erfüllte.

„Alles fauler Zauber!“ rief er mit lispelndem Deutsch, das den germanisch blonden Bart Lügen strafte und deutlich die morgenländische Abkunft verrieth. „Alles fauler Zauber! Noch vor Börsenschluß haben wir den Krach! Und das sage ich!“

Nun wurde endlich den umstehenden Freunden die ewige Zweifelsucht und Schwarzseherei zu viel. Sie suchten den Pessimisten zu bekehren, und ein eben herbeigeeilter Makler mischte sich in die Unterhaltung.

„Aber Herr Moritz,“ kreischte der schon heiser gewordene Schreier, indem er entrüstet die Bleifeder hinter's Ohr steckte und die Hände zusammenschlug, „heiß' ich einen ungläubigen Thomas! Liegt die Sache nicht so klar wie Tinte? Die Niederdeutsche Bank rückt mit der Emission der peruanischen Anleihe heraus ... Ist es nun so unnatürlich, daß der Herr Generalconsul für seine Emission Stimmung macht, indem er eine Hausse auf allen Märkten in Scene setzt?

„Das ist nicht natürlich, sondern ungesund!“ versetzte Herr Moritz, der ein arger Prinzipienreiter war.

„Selbst ungesund!“ rief der Andere, dessen Geduld zu Ende ging, und stürzte sich wieder in den Menschenstrom, denn jenseit der viereckigen

*) Das erste Kapitel aus dem soeben erscheinenden neuen Roman unseres Herausgebers: „Die Million“.

Schranken hatte er eine hohe Gestalt mit grauem Cylinderhute bemerkt, die von einem Kreise von Bankiers, Disponenten und Agenten umgeben war. Rasch brach er sich mit Hülfe rücksichtslos eingesetzter Ellbogen Bahn und näherte sich dem allmächtigen Bankdirector.

„Ein seltener Gast an unserer Börs'!" rief der Makler mit süßlichem Lächeln und erkundigte sich einschmeichelnd, ob der Finanzmann vielleicht einen Auftrag für ihn habe. Doch dieser schüttelte den leicht ergrauenden Kopf und strich gelassen mit der Hand über die glattrasirten Wangen. Dann warf er durch die goldene Brille einen ungeduldigen Blick nach dem Haupteingang, als erwartete er jemand. Aber die Kaufleute überließen ihn nicht lange seinen Gedanken und bestürmten ihn von allen Seiten mit ihren Fragen, denn er galt als treffliches Börsenorakel, das Vieles wußte und immer geschickt zu combiniren verstand. Heute war er indessen nicht gewillt, den forschenden Geistern Rede zu stehen. Meist antwortete er ihnen mit irgend einer gleichgültigen Bemerkung, die zu nichts verpflichtete, oder mit einer ausweichenden Gegenfrage. Es schien ihn wenig zu interessiren, daß London fest, Wien animirt, Paris kauflustig, daß der kranke Kaiser eine gute Nacht gehabt, daß Lombarden 65, Franzosen 109, Disconto 219, daß Fürst Saßnitz gestern Abend im Club 100,000 Mark im Baccara mit einem Pariser Journalisten verloren. Als aber ein mittelgroßer alter Herr, den Cylinderhut in der Hand, neben dem Thürhüter erschien, durchbrach er rasch den ihn umgebenden Kreis und eilte mit elastischen Schritten zum Eingang.

„Der Herr Commerzienrath gehört zu mir!" rief er dem Thürhüter schon von weitem zu, der sich mit einer Verbeugung entschuldigte. Dem Fremden aber mochten die Schwierigkeiten, die der Cerberus gegen seinen Eintritt erhoben, peinlich gewesen sein, denn eine jähe Röthe färbte sein Gesicht, so daß es jetzt in der Umrahmung des weißen Backenbartes weniger alt erschien. Der Bankdirector ging ihm mit vorgehaltenen Händen entgegen, was der Alte sehr geschmeichelt aufnahm, denn er verneigte sich einmal über's andere, immer mit einem Anfluge von schüchterner Unbeholfenheit. Doch weltstädtisch gewandt half ihm der Börsianer darüber hinweg, ergriff seinen Arm, hakte ihn in den seinigen ein und führte ihn so schnell, als es das Gedränge und die Rücksicht auf den Greis zuließen, in die Fensternische der Niederdeutschen Bank, wobei er mit ungeduldigen Handbewegungen die sich heandrängenden Geschäftsleute verscheuchte.

„Gott sei Dank!" rief er aus, als sie diese Insel inmitten der Brandung erreicht hatten. „Die Rotte Korah sind wir los. Aber bedecken Sie sich doch, Herr Commerzienrath."

Er setzte dem nicht gern unhöflich scheinenden Greise den Hut mit sanfter Gewalt auf den noch dichten Graukopf, und sie nahmen mit dem Rücken gegen das Fenster an dem viereckigen grünen Tische Platz. Der freundliche, aber noch nicht warme Aprilsonnenschein fiel nach einem Augenblicke der Verdunkelung durch leichte Regenwolken wieder in den Saal und goß über die nächsten Männergruppen seinen flimmernden Glanz, und der blanke braune Stuckmarmor an den Wänden warf den Schimmer wie ein Spiegel zurück, so daß der ganze Raum und alles Treiben darin wie in Licht gebadet schien. Doch nur zu bald mußte eine Wolke über das Stückchen Himmel ziehen, denn plötzlich erlosch das Sonnengold und sein Widerschein, und man sah von neuem nichts mehr als dunkle Männergestalten in einer von Staub, Dunst und Lärm erfüllten Säulenhalle.

Der Bankdirector machte den Fremden mit weisendem Finger auf den dreifach gegliederten Saal und seinen kunstvollen Bau, die Marmorgruppen und Säulen aufmerksam, aber das Haus schien seinen Freund weniger zu fesseln, als das betäubende Getriebe ringsum.

„Ja, das ist Handel und Wandel!" rief er aus. „Wer sein Leben lang wie ich nur Hand- und Maschinenarbeit verrichtete und verrichten ließ, erstaunt über diese Zauberwelt der modernen Million. Man spielt mit bloßen Begriffen, und ein Vermögen zerfließt einem zwischen den Fingern. Aber im Grunde wird hier doch das bewegliche Kapital der productiven Arbeit entzogen und nur der schnell gewinnenden Spekulation zugeführt. Der mühsam erworbene und beharrlich gesammelte Volksreichthum verfliegt in der Luft, ohne daß man nachweisen kann, in welchen Taschen der Niederschlag geblieben. Hab' ich Recht, Herr Generalconsul?"

Der Finanzmann warf aus seinen kalten, wasserblauen Augen einen ironischen Blick auf den alten Fabrikherrn, aber lächelte ihn gleich darauf freundlich an, um ihn nicht zu verletzen.

„Die Börse ist ein ganz nützlicher und segenreicher Regulator und Stützpunkt des wirthschaftlichen Lebens," wandte er ein. „Sie schafft den öffentlichen Kredit, gibt den Staaten und der Industrie ihre Millionen und zeigt der Sparkraft des Volkes sichere Wege und Stätten, wodurch die nationale Basis des Wohlstandes und der Steuerkraft gebildet wird. Freilich ist hier ein heißer Boden und man muß genau Bescheid wissen. Sehen Sie, ein bloßes Gerücht hat den Bienenkorb in Aufregung versetzt. Andere Gerüchte sind entstanden. Ob wahr oder falsch, gleichviel. Die Hausse ist da. Wohl dem, der sie zu nützen versteht, ehe es zu spät wird."

Zwei Makler hatten die Herren erspäht und drängten sich mit ihren Kurszetteln und Depeschen heran. Als der Director sie abwies, wandten sie sich an seinen Begleiter, der sie mit einem hülfeflehenden Blick auf den Freund loszuwerden suchte, doch fand er keine Unterstützung.

„Stellen Sie Ihr Glück auf die Probe," sagte der Consul. „Die steigende Tendenz ist nach meiner Berechnung fest, und Sie riskiren nichts."

Es bedurfte nur dieser Aufmunterung, um die Makler zu einem erneuten Ansturm zu veranlassen. Aus ihrem Munde kamen Börsenausdrücke, Zahlen, Namen, von denen der Fremde nichts verstand. Im Handumdrehen hatte er um zwanzigtausend Mark Effecten gekauft, und nach diesem Geschäfte gelang es dem Director nur mit Mühe, ihn von seinen Drängern zu befreien. Mit gutmüthigem Lächeln und der leisen Besorgniß, die Herren zu beleidigen, ließ er sich von dem Consul entführen, während die Anderen ihm neugierig nachblickten.

„Wen hat sich Lenz da herangeholt?" fragte der pessimistische Herr Moritz, der in diesem Augenblicke zu den Agenten trat.

„Commerzienrath Heller, Hohenzollernstraße 12," antwortete der Makler mit einem Blick in sein Notizbuch, das er jetzt mit dem scharf gespitzten Bleistifte verschloß. „Ich weiß aber mehr von ihm, denn ich arbeitete früher am Rhein als Baumwollener. Heller war durch dreißig oder vierzig Jahre Besitzer der jetzigen Union-Actienspinnerei in Burtscheid bei Aachen. Hat sein Schäfchen im Trocknen. So Stücker zwei, drei Millionen nach niedriger Schätzung."

„Was Lenz nur mit ihm vorhat?" brummte der unverbesserliche Moritz. „Der Alte mag sich in Acht nehmen. Wo Lenz hinkommt, da wächst kein Gras mehr. Der ist noch mit jeder Million fertig geworden."

Die Anderen hörten kaum auf die Unglücksunke, denn sie drängten sich schon wieder zu den Schranken der vereideten Makler, wo jetzt die Peruaner reißenden Absatz fanden.

„Peruaner achtzig!" rief es von allen Seiten. „$^3/_8$ Geld! $^1/_2$ Brief! 81 Geld! Nur Geld!"

Indessen kamen die beiden Kaufherren auf ihrem vielgenommten Rundgange durch den gewaltigen Bau weiter. Der Director führte den Greis rechts an die Schranken, hinter denen mit offenem Buch und gespitztem Bleistifte die „Pfuschmakler" standen, und hinüber zur Montanbörse, wo die letzten Kurse auf schwarzen Tafeln angekreidet waren. Er wurde nicht müde, seinem Begleiter die Organisation der Börse zu erklären, berechnete den Umsatz der täglichen Geschäfte, schätzte den jährlichen Ertrag der Provisionen und war objectiv genug, auch die Verluste im Börsenspiel ungefähr zu beziffern. Der Commerzienrath, auf seinen Arm gestützt und das Ohr ihm zugeneigt, hörte mit größter Aufmerksamkeit und wachsendem Erstaunen zu. „Wirklich! . . . unglaublich!" diese Aufrufe drängten sich immer wieder über seine Lippen.

Der Generalconsul weidete sich an diesem Erstaunen. Nein, für so naiv hatte er ihn doch nicht gehalten, als der Alte mit einer Empfehlung eines Kölner Bankiers in seinem Bureau in der Niederdeutschen Bank vorsprach und sich zugleich über einige zweifelhafte nordamerikanische Papiere — Alabama-Tennessee und Memphis City — erkundigte, sowie die letzten Ziehungslisten der Schwedischen Zehnthalerloose einzusehen wünschte. Während ein Commis die alten Nummern des Frankfurter „Actionär" heraussuchte, beeilte sich der Director, dem Commerzienrathe klar zu machen, daß er sein Vermögen in weniger altmodischen Werthen anlegen sollte, und gab sich alle Mühe, sein Mißtrauen gegen den „Giftbaum Börse" zu bekämpfen. Darum hatte er ihn auch zu einem Besuche des Merkurtempels in seiner Gesellschaft eingeladen. Und nun war er wirklich gekommen, und es traf sich ganz vortrefflich, daß er gerade in eine Hausse gerieth, die freilich Lenz selber vorbereitet hatte.

„Die Börse," sagte er, indem sie die leeren Verwaltungszimmer und die Restauration mit den beiden belagerten Büffets durchschritten, „ist das Herz der modernen Gesellschaft. Sie sehen nur das wüste Hin und Her, das Drängen und Schreien der Jobber, die Finanzmänner, die aus jedem Bankbruche bereichert hervorgehen, die getäuschten Actionäre, all diese feilschenden Krämer, die man mit der Peitsche aus dem Tempel treiben sollte. Aber aus dieser wilden Jagd nach der Million geht auch tausendfacher Segen hervor. Viele gemeinnützige Werke, die Seehäfen, Eisenbahnen, Docks, Kanäle, die durchbohrten Meerengen, die bekämpfte Hungersnoth, das Brot für jeden . . . das wäre alles nicht ohne die Börse."

Nach einem Blick in den Telegraphenraum und Journalistensaal drängten sie sich durch das Gewimmel der Productenbörse, die gleichfalls in hellem Aufruhr erschien. Drüben an der Längswand hoch ob dem Gewühl und Lärm war ein großes rundes Zifferblatt angebracht, aber der Zeiger wies nicht wie die Uhr drüben in der Actienbörse die bedächtig entfliehende Zeit unter den Schlägen einer lauten Glocke, sondern sprang keck und launenhaft zurück, in kurzen und langen Sprüngen und Zwischenräumen.

„Das sind die Drehungen der Windfahne auf dem Dach," erklärte Lenz seinem Begleiter, und dieser war der Ansicht, daß die Winduhr da oben, die den Getreidespekulanten das Wetter verkündete, so recht in diese Räume passe. Unerachtet des eben gehörten Lobliedes kam ihm der ganze stolze Bau wie ein windiges Schwindelnest vor, aber er verschwieg rücksichtvoll seine Gedanken.

Sie waren eben in den Mittelsaal zurückgekehrt, als ihnen unter der Arkadengallerie ein hochgewachsener junger Mann in tadellos sitzendem grauen Anzuge den Weg vertrat. Nein, dachte Heller, das ist kein Börsianer, sondern gewiß ein Offizier in Civil, wie der lange, gedrehte Schnurrbart verräth, der Hinterscheitel, das bis zur Stirne sonnenverbrannte Gesicht und das in's rechte Auge gedrückte Glas.

„Lothar," rief ihm der Consul entgegen, „Du hier?"

„Jawohl, Papa," antwortete der Offizier lustig, und Heller faßte jetzt den brünetten jungen Mann schärfer in's Auge und wunderte sich nur, daß ihm dessen Familienähnlichkeit mit Lenz nicht gleich aufgefallen war. Das war dieselbe schmale, spitze Nase, der fein geschnittene Mund, doch der Ausdruck offener, frischer, weniger diplomatisch zurückhaltend.

„Lieutenant Lothar von Lenz," sagte der Generalconsul, während Lenz seinen schlichten bürgerlichen Namen „Heller" rief und dem jungen Manne die Hand schüttelte. „Du wolltest ohne Zweifel Deine schöne Uniform nicht bei diesem Krämervolk enkanailliren," fügte er mit einem Blick auf seines Sohnes Civilistenrock hinzu.

„Nein, nicht darum," war die Antwort, „denn bei Dir und Deinen Freunden gibt es keine Kanaille. Aber ich bin in Begleitung . . . draußen im Wagen . . . Miß Leona, Du weißt ja . . ."

Der Consul erhob drohend den Finger. „Junge, Junge!" rief er mit falscher Strenge. „Also noch immer gute Freunde?"

„Ach ja!" seufzte der Offizier, und die Erinnerung an die tyrannischen Launen der vielumschwärmten Schulreiterin ging ihm wie ein Blitz durch den Kopf. „Sie wollte Dich um Rath fragen wegen ihrer Ungarischen Papierrente, ob sie verkaufen soll, und überhaupt wegen der heutigen Hausse, die ihr Hirsch telephonirt hat. Auch Peruaner will sie haben. Nur zu Dir hat sie Vertrauen. Also was soll sie thun?"

„Eine unverbesserliche Spielratte!" rief der Consul kopfschüttelnd. „Nur gut, daß sie sich von ihren wucherischen Wechselagenten befreien will. Sie hat bei ihren letzten Operationen eine Reihe größerer Verluste erlitten, so daß ihre weiteren Spekulationen zu einem Risico für uns führen. Wir werden sie auffordern müssen, ihr Depot bei uns zu verstärken."

„Vater," rief Lothar flehend, „sei kein Unmensch. So'n reizender kleiner Käfer! . . ."

„Hat Schulden wie ein Major," warf Lenz ein.

„Aber auch Freunde, die für sie gut stehen und sie unter allen Umständen über Wasser halten."

„Du etwa?" spöttelte der Consul.

„Bessere als ich," rief Lothar mit Ueberzeugung. „Fürst Saßnitz zum Beispiel . . ."

„Der gestern im Baccara 100,000 Mark verspielt . . ."

„Das weißt Du auch schon?!"

„Die Börse weiß Alles," antwortete der Consul trocken und winkte einen kleinen schwarzen Herrn heran, der am Tische der Niederdeutschen Bank ein Depeschenformular füllte und unter frauenhaft langen Locken einen starken Höcker umsonst zu verbergen suchte. Während der Chef sich halblaut mit ihm unterhielt, wechselten Heller und Lothar einige Worte.

„Papa ist nicht immer rosiger Laune," vertraute er dem alten Herrn an, „aber ich kenne ihn und weiß jedesmal genau, wie weit ich gehen darf. Natürlich wird diese neue Spekulation meiner Freundin auf mein Conto gebucht, dessen Saldo schließlich doch er begleichen muß. Aber dahin wird es ja nicht kommen, denn Leona wird sicher gewinnen. Sehen Sie, jetzt erkundigt er sich über die Bewegung der Kurse . . . ein Blick auf die Frankfurter Depesche, ein gedankenvoller Strich über die Stoppeln . . . Achtung, er combinirt! . . . Hat ihm schon, von Schiller. Jetzt gibt er die Ordre . . . was hab' ich gesagt? Und nun, die Copie für Miß Leona . . ."

„Lothar!" rief der Consul.

„O ich kenne ihn!" flüsterte der Lieutenant lächelnd. „Folgt noch eine Strafpredigt über jugendlichen Leichtsinn, aber es ist nicht böse gemeint."

„Lothar!"

„Da bin ich schon, Papa."

Heller beobachtete aus der Entfernung die leise Unterhaltung zwischen Vater und Sohn, die allerdings den programmmäßigen Verlauf zu nehmen schien. Geheuchelte Zerknirschung hier, nicht minder gut gespielte Strenge dort, dann ein Lächeln hüben und drüben, und der Zettel für Miß Leona ging von Hand zu Hand.

„Tausend Dank, Papa!" rief Lothar und schlug mit dem Spazierstöckchen an seine Waden, als wäre es eine Reitgerte — eine Gewohnheit vom Exerzier- und vom Rennplatz. Aber zuletzt gab es doch eine Ueberraschung, denn der Consul hielt seinen halb schon zum Gehen bereiten Sohn fest und sagte in wirklich hartem Tone zu ihm:

„Uebrigens erwarte ich, daß Du bei nächster Gelegenheit Dich von dieser Circusreiterin freimachen wirst. Sie zerstreut Dich und lenkt Dich von Deinem wahren Ziel ab. Du weißt, was ich meine. Du machst seit einiger Zeit Adelheid von Berkow lässiger den Hof. Ich brauche aber die Unterschrift ihres Vaters für eine hannoversche Operation. Also muß ich sie zur Schwiegertochter haben."

„Sie ist mir zu kalt und vernünftig," wandte Lothar ein und spielte verlegen mit seinem zimmtfarbigen Hut. „Aber ich werde Dir gehorchen, Papa." Und darauf gab er ihm die Hand, machte mit zusammenschlagenden Hacken vor dem Commerzienrath eine Verbeugung und verschwand eilig in dem Gewühl.

„Ich war wieder schwach," sagte Lenz lächelnd zu Heller, „aber es ist mein Einziger. Er ist gutmüthig und willig, und da er meine Kreise sonst niemals stört, so drück' ich gern ein Auge zu." Er ergriff den Commerzienrath wieder am Arm und führte ihn zum Fenster. „Wir wollen doch sehen, wie seine Schöne ihm dankt."

Sie gingen in eins der menschenleeren Verwaltungszimmer und stellten sich an's Fenster, das auf die Straße ging. Dort hielt ein leichter, offener Daumont, dessen feurige Schimmeljucker von einer eleganten, aber in schreiende Farben gekleideten, sehr schlanken Dame gelenkt wurden. Ihre großen, regelmäßigen Züge, die hochblonden Haare, rückwärts in einen schimmernden Zopf verflochten, und die kecken schwarzen Augen erschienen bei dem starken Auftrag von Schminke, der ihre Wangen bedeckte, noch auffallender und sehr herausfordernd. Ungeduldig blickte sie von Zeit zu Zeit nach dem Börseneingang, und in ihrer Hand zitterte die Peitsche. Da nahte Lothar von Lenz mit frohlockendem Gesicht und schwang den Zettel in der Rechten. Schnell entriß sie ihm das Papier, warf einen flüchtigen Blick darauf, zuckte geringschätzig die Schultern und schob ihn in's Mieder. Dann streifte sie mit der Peitsche leicht den Rücken ihrer Pferde, und ehe der über den ungnädigen Empfang erstaunte Offizier noch recht Platz neben ihr gefunden, rollte der Wagen der Spreebrücke zu und verschwand, wie vom Winde getragen, hinter den Bäumen des Lustparkes.

„Armer Junge!" sagte Lenz lachend. „Die Prinzessin scheint nicht zufrieden, aber den Gewinn, und wenn er noch so klein, wird sie pünktlich höchstselber einkassiren, dafür steh' ich. Doch Lothar muß mit ihr brechen, denn es ist eine gefährliche Person. Diesmal entsprach ich ihm noch. Man soll im Casino und im Club seinen Vater nicht einen Knicker heißen. Das könnte seinem Avancement Schaden bringen."

Er ergriff den Arm des Commerzienrathes, und sie gingen in die Halle zurück.

„Wohl eine kostspielige Ehre, einen Sohn bei der Garde zu haben?" bemerkte Heller, denn die Scene zwischen Vater und Sohn und zumal die blendende Erscheinung im Daumont hatten allerlei Gedanken in ihm geweckt. „Aber freilich," fügte er wie zur Entschuldigung seiner Verwegenheit hinzu, „der Herr Papa hat es ja dazu."

Der zerstreute Generalconsul schien ihn nur halb verstanden zu haben, nickte aber doch artig. Dann ließ er seinen Arm fahren und ging rasch in den vom Menschengetöse erfüllten Saal. Da trat der lockige Commis auf ihn zu. Sie wechselten einige Worte und der Buckel tauchte wieder in der Menschenfluth unter. Fragend sah Heller, der näher getreten, den Consul an.

„Die Hausse macht das Völklein nervös," war die Antwort, wobei Lenz vor seine goldene Brille noch einen Kneifer auf die Nase setzte um besser zu sehen. „Ihre zwanzigtausend Mark dürften schon jetzt einen ansehnlichen Gewinn repräsentiren."

„Wirklich?" rief Heller vergnügt.

Das Leben und Treiben schien in der That seinen Höhepunkt erst jetzt erreicht zu haben, trotzdem die Uhr bereits Zwei schlug. Doch fiel dem Commerzienrath auf, daß die gute Geschäftslaune von früher verschwunden war und einer gewissen Gereiztheit Platz gemacht hatte. Die Geberden waren ungestümer, die Ausdrücke heftiger, die lauten Stimmen heiser geworden und überschlugen sich im Geschrei, und schon gab es da und dort Vorwürfe, Wortwechsel, von der Hysterie des Spiels geballte Hände. Aber was war das? Da hielten sich ja zwei Börsianer drohend die Faust unter die Nase und überschütteten sich mit einer Fluth von Schimpfreden. Kaum gelang es den Umstehenden, die Streiter zu beruhigen und auseinander zu bringen. Natürlich war Herr Moritz, der ewige Baissier und Krakehler, der Störenfried.

„Was geht vor?" erkundigte sich der Bankdirector bei seinem buckligen Factotum und setzte wieder den Zwicker vor seine Brille, doch Herr Moritz mit hochrothem Gesicht, in dem jede Ader geschwollen war, hatte ihn gesehen und seine Frage gehört.

„Was es gibt, lieber Herr?" rief er ihm höhnisch zu und deutete auf seine vier Augengläser. „Sechs Augen und sieht doch nicht. Baisse gibt's! Die Peruaner futsch! Alles fauler Zauber, ich hab's immer gesagt, und nun hast Du mich doch reingelegt, zum erstenmal, wo ich à la hausse spielte. Pfui Teufel!"

Die Umstehenden schlossen einen Kreis um den aufgeregten Mann, und obgleich er fortfuhr, weitere Verwünschungen auszustoßen und wild um sich zu schlagen, so gelang es doch, ihn in's Freie zu schaffen, wo er sich an der frischen Luft beruhigen konnte. Aber sein Zorn schien auch auf Andere übergegangen, wenn er sich schon bei ihnen maßvoller äußerte. Lenz fing indessen noch genug drohende Blicke und leise Flüche auf und fand es gerathen, den heißen Boden zu räumen. Er führte den Commerzienrath seitwärts unter den Säulengang und erkundigte sich bei einem guten Bekannten nach der Ursache dieser Panik.

Nichts war einfacher. Die Rothschildgruppe, die der Niederdeutschen Bank feindlich gegenüberstand, hatte dem verhaßten Concurrenten einen schweren Schlag versetzt. Sie hatte sich durch ihre Vertreter und Agenten in Peru genau über die Absichten und Aussichten der Regierung erkundigen lassen, und all die dunklen Gerüchte, die seit einiger Zeit über die neue Anleihe in den bestunterrichteten Börsenkreisen herumgingen, hatten jetzt plötzlich Gestalt gewonnen. Depeschen von Lima und London mit den schlechtesten Auskünften wurden herumgereicht und eifrig besprochen. Die Niederdeutsche hatte in ihrem Prospecte uncontrolirte Angaben über die Staatsschulden gemacht, gewisse Posten waren verschwiegen, die Zolleinnahmen gefälscht worden, die neuen Silber-, Salpeter- und Goldminen schienen werthlos zu sein, die Guanolager waren längst in Paris verpfändet. Und indem diese bösen Berichte von Mund zu Mund gingen und in ihrem Rundlaufe sich verschlimmerten, sank der Kurs in wenigen Minuten von achtzig auf 60 Procent. Schon wurde der Generalconsul von den Vertretern der großen Bankhäuser umringt, die eifrig mit ihm die Sachlage erwogen. Gewiß, die Niederdeutsche mochte ja selbst von ihrem Agenten hinter's Licht geführt worden sein, aber bei einem solchen überseeischen Geschäft, meinte Bankier Mehlmeyer, schickt man einen Vertreter an Ort und Stelle, das sei man seiner Kundschaft schuldig.

„Ist alles geschehen," rief Lenz, ohne seine diplomatische Haltung einen Augenblick zu verlieren, so peinlich und aufregend auch der Auftritt für ihn sein mochte. „Ich bestreite die Richtigkeit all dieser leeren Gerüchte." Eine sachverständige Expedition und kostspielige Studien lauter sachmännisch geschulter Kräfte gingen voraus, denn der allgemeine Grundsatz, daß jeder ehrenhafte Kaufmann sich bemühen soll, seinen Abnehmern für gutes Geld auch gute Waare zu liefern, kann im Emissionsgeschäfte nicht ernst genug genommen werden. Nach diesem Grundsatz hab' ich auch hier gehandelt."

„Bestreiten Sie etwa," fragte Herr Mehlmeyer lächelnd, „daß Sie die Emission mit achtzig ausgaben, während Sie sie mit sechzig übernahmen?"

„Nein," war die Antwort.

„Ein horrendes Agio!" ging es entrüstet im Kreise herum.

„Die Niederdeutsche Bank," erwiderte der Director achselzuckend, „hat sich als Emissionshaus den Ruf erworben, daß ihre Gründungen Erfolg haben, sei es durch schnelle Kursentwickelung oder durch wirkliches Gedeihen der Betriebe. Darum bin ich beim Ansetzen des Verkaufspreises immer für den kühnen Griff, denn ich denke, die Käufer schätzen den Werth einer Actie hoch, wenn der Verkäufer sie selbst hoch schätzt. Uebrigens noch einmal, meine Herren, die peruanische Emission ist durchaus solide und wird trotz aller neidischen Concurrenz und des augenblicklichen Erfolges der Contremine Freunde finden."

Eben überbrachte ihm der Bucklige sehr günstig lautende Depeschen von den Börsen in London, Paris, Frankfurt, Wien, und er zeigte sie triumphirend herum. Dann eilte er, seinen Gast vergessend, der ihm schüchtern folgte, zum Tische der Niederdeutschen Bank und sprach eifrig mit seinen Angestellten. Er setzte sich und dictirte halblaut seine Maßnahmen. Depeschen, Briefe, Schlußscheine flogen hin und her, Boten kamen, und die Lehrlinge stürmten zum Depeschensaal und in den Telephonkeller.

Und noch immer stieg die Unruhe und das Unbehagen im Saal. Die Bewegung von fast unheimlicher Natur nahm an Umfang zu und riß auch die anderen Märkte mit sich in's Verderben. Alle Kurse fanken plötzlich, Niemand wußte warum. Auswärtige Börsen sandten große Verkaufsordres, und auch am Platz erfolgten von angesehenen Instituten bedeutende Abgaben. Tausend ungünstige Gerüchte schwirrten durch die Luft. Kaiser Friedrich sei gestorben, in Petersburg habe ein neues Attentat stattgefunden, London und Paris seien in Panik und ähnliche Enten. Aber wer hatte denn noch Zeit, all den Unsinn zu controliren? Verkaufen, nur verkaufen! hieß jetzt die Losung. Blindlings wurde Alles über Bord geworfen, was man kurz vorher eifrig erworben hatte.

Noch immer stand der Consul unentweglich im Sturm und bot ihm die Stirn. Er hoffte vor Börsenschluß die letzten Kurse zu retten, aber die Zeit verrann ohne sichtbaren Erfolg. Wie ein Feldherr nach verlorener Schlacht seine Reserven zusammenrafft und zu einem letzten Vorstoße dem übermüthig vordringenden Feind entgegenwirft, um, wenn auch nicht mehr den Sieg, doch einen geordneten, ehrenvollen Rückzug zu erstreiten und den Ansturm der Verfolger zu brechen, so hatte Lenz noch einmal einen Gegenstoß gewagt und große Beträge aus dem Markte genommen, um das rasende Fallen der Kurse aufzuhalten. Den goldenen Tintenstift in der Hand, die Augen hinter den doppelten Brillengläsern fest auf das Treiben im Saale gerichtet, jeden Schrei der Makler, jede Miene der Widersacher auffangend, saß er ruhig auf seinem Lehnstuhl und hielt dem stürmischen Angebote stand. Heller mit seinem schlichten Alltagsverstand erkannte etwas Großes, Unbegreifliches in ihm und bewunderte seine Ruhe und Energie, weil sie ihm selbst so gänzlich versagt waren. Mochte Lenz auch die heutige Schlacht verlieren, so gewann er doch jetzt einen treuen, überzeugten Freund und werthvollen Bundesgenossen.

Da tauchte das bucklige Factotum wieder aus der lärmenden Menge auf und drückte seinem Chef eine Kursdepesche in die Hand. Dieser warf einen Blick hinein und gab es zurück, worauf er sich lächelnd an Heller wandte, den er ganz vergessen zu haben schien.

„Der Kurszettel ist das Zifferblatt an dem Uhrwerke des politischen und wirthschaftlichen Lebens," sagte er, „aber man muß die Ziffern zu lesen verstehen und nie vergessen, daß oft auch unberufene Hände in das Räderwerk eingreifen und Unordnung schaffen. Doch solche Ruhestörer vermögen die Wirkungen realer Ursachen und Anlässe nicht auf die Dauer zu unterdrücken."

Diese beschwichtigenden Worte schienen für's erste ihre Wirkung auf den Commerzienrath zu verfehlen, der eine feine Andeutung, einen Wink vermuthete.

„Soll ich verkaufen?" fragte er, von der inneren Unruhe getrieben.

„Wenn Sie kein Vertrauen haben, gewiß," war die Antwort.

„Nun, ich gestehe offen, die Deroute ringsum hat mich nervös gemacht."

„Gut, dann nehme ich Ihre Effecten zu Ihrem Ankaufspreise."

„Sie verlieren also aus Rücksicht auf mich?"

„Rücksichten soll ein Finanzmann nicht kennen. Uebrigens wäre ich sie Ihnen schuldig, denn ich verleitete Sie zum Kauf."

Der Commerzienrath sah mit Bewunderung zu dem Spieler auf, der einige Worte auf ein Blockbuch schrieb, den Zettel herausriß und dem Alten reichte.

„Wenn Sie darauf bestehen," versetzte Heller, indem er fast beschämt über sein Mißtrauen den Zettel zu sich nahm.

„Ich kaufe noch tausend Stück zu," sagte Lenz dem herangewinkten Makler, der den Auftrag rasch notirte. Auch anderen Maklern, die herangekommen waren, ertheilte er ähnliche Kaufaufträge.

„Director Lenz kauft!" dieser Ruf pflanzte sich bald von Gruppe zu Gruppe fort. Man zollte dem Muthe des Spekulanten alle Achtung, aber die Stimmung blieb doch gedrückt. Nur wenige Kurse stiegen wieder um ein Weniges. Die Baisse behauptete das Feld.

Nach und nach legte sich auch der Sturm, schon weil die offizielle Börse geschlossen wurde. Die Uhr gellte mahnend von oben herab und in ihr Geläute heulten jetzt die langstieligen Handglocken der Börsendiener ihre schrillen Klänge. Die abgehetzten Schreier verstummten zuletzt, das Gedränge hörte auf, die Reihen lichteten sich und drüben klappten die Ausgangsthüren immer schneller auf und zu.

„Peruaner fünfzig!" schrie ein kühner Makler. Ein Hohngelächter antwortete ihm.

„Narren!" brummte Lenz und zog den Commerzienrath dem Ausgange zu, doch hallte ihnen noch der Ruf eines Pfuschmaklers nach:

„Peruaner fünfundvierzig!"

Aergerlich schlüpfte der Consul durch die selbstthätig sich drehenden Thüren und bemerkte erst draußen, daß sein Begleiter, der vor den Tourniquets sich nicht zu helfen wußte, zurückgeblieben war. Er kehrte also nochmals um, hieß ihn die Klinke fassen und schob ihn vor sich her durch die Thüre.

„Die Börse will mich nicht mehr los lassen," sagte der Alte mit gutmüthigem Lachen.

„Das ist ein Omen!"

„Nein, nein! Mir fehlt der Muth. Sie aber haben Nerven und Courage, alle Achtung!"

„Immer, wenn ich meinen Fetisch bei mir habe," erwiderte Lenz und strich seinem Commis, der ihnen gefolgt war, mit der Hand über den gekrümmten Rücken. „Nicht wahr, ein heißer Tag, Schwarzbach?"

„Hoffentlich bringt Ihnen mein Verdruß Glück, Herr Generalconsul," antwortete der Krüppel mit einer tiefen Verbeugung, wobei sein Höcker noch höher emporzuwachsen schien.

Lächelnd öffnete der Consul den Schlag seines Coupees, das links vor dem Gebäude am Ufer harrte, und nöthigte den Geschäftsfreund hinein, der bloß in einer Droschke zweiter Klasse hergefahren war. Einen Augenblick später rollten die Gummiräder über die Brücke dem Westen der Stadt zu.

Aber die beiden Kaufleute waren von dem erlebten Schauspiele zu mächtig erregt, um ihre Gedanken anderen Dingen zuzuwenden, und Lenz empfand das Bedürfniß, seinen Begleiter zu beruhigen und mehr noch sich selbst gewissermaßen zu rechtfertigen.

„Die besten Wirkungen entstehen oft aus den unsinnigsten Ursachen," sagte er. „Die Abenteurer haben mehr neue Länder entdeckt, als die vorsichtigen Küstenfahrer. Ganz rücksichtslose Geschäftsmänner verliehen der Industrie einen Aufschwung, an dem noch unsere Kinder und Kindeskinder sich erfreuen werden, ohne nach all den Vermögen zu fragen, die dabei zu Grunde gegangen sind, wie wir uns auch nicht mehr um die untergegangenen Schiffe grämen. Ich kenne Faiseurs der Börse, die Millionen schuldig geblieben sind, und denen die dankbare Nachwelt ein herrliches Denkmal errichten sollte."

Ein scheu fragender Blick flog aus den Augen des Alten auf den Sprecher, aber dieser redete wirklich mit dem Brusttone der Ueberzeugung und schob seine Rechte majestätisch in den Ausschnitt seiner Weste, als stände er schon auf dem marmornen Sockel, der schnöden Mitwelt zum Vorwurf und kommenden Geschlechtern zu dankbarer Verehrung.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Der Zug nach Osten.

Unter denen, die nicht „mitbrauchen", sind seit den lothringischen Manövern patriotische Männer in Ueberzahl erstanden, die es sich nicht nehmen lassen, Tag um Tag von Kronstadt und Toulon in halb verärgertem, halb verächtlichem Tone zu sprechen, als hätten Frankreich und Rußland kein Recht zu solchen Privatspäßen, als müßten sie sich vorher, wie sozialistische Vereine, denen nach einer Lassallefeier gelüstet, um Erlaubniß dazu an den commandirenden Mann hinter'm grünen Tisch in der Wilhelmstraße wenden und sich zum mindesten verpflichten, sämmtliche Spezial-Correspondenten der tonangebenden Berliner Blätter während des Flottenbesuches auf Staatskosten zu verpflegen und zu amüsiren. Die bedauerlich schlechten Musikanten glauben unser Auswärtiges Amt noch immer mit jener glänzenden Machtfülle und jenem Ansehen bekleidet, dessen es sich zu Lebzeiten des jetzt bekanntlich „todten Mannes" von Friedrichsruh erfreute. Sie gedenken mit vaterländischem Stolz der Tage, wo ein kalter Wasserstrahl aus einem noch so schmutzigen Gefäße hinreichte, um ganz Paris in Schrecken zu versetzen; sie bemerken gar nicht, daß die Pindter, denen Europa heute Beachtung schenkt, sämmtlich in Petersburg, in der Gegend des Newsky-Prospectes, wohnen, und sie empfinden es auch nicht, welche Schmach darin liegt, wenn wir Deutschen eine beiläufige Auslassung der zarischen Regierung, die die überschäumende und Herrn Witte peinlich werdende Begeisterung des Pariser Boulevardvölkchens etwas dämpfen soll, fast noch enthusiastischer bejubeln als diese Boulevardiers das Einrücken russischer Armeecorps in Berlin begrüßen könnten. Wir haben kaum Grund dazu, uns in täglich zweimal erscheinenden Witzblättern über die Russomanie der Franzosen lustig zu machen; nicht minder ängstlich als sie hängen wir an den Lippen des allmächtigen Selbstherrschers, und wenn aus seiner Umgebung 'mal ein Wörtlein verlautet, das hübsch geknetet und zugerichtet werden kann, daß es uns am Ende günstig klingt, dann thun wir's gewiß, dann überströmen wir in mehr als knechtischer, in republikanischer Dankbarkeit.

Der Schwerpunkt Europa's hat sich, kein Zweifel daran, nach Osten verschoben. Ganz allmählich, ganz unmerklich. Von Berlin schied er am 20. März 1890, an demselben Tage, da uns die Weltgeschichte Adieu und der Abgeordnete Pachnicke guten Tag sagte. Zur Zeit des Kampfes um die Militärvorlage befand er sich im Hinterposen'schen, in jenen Bezirken, aus denen die Freisinnige Vereinigung ihre Geldmänner und die Polenfraction ihre

ordenbedeckten und bilderreichen Kosciesko's holt. Von dort her kam das erlösende, ausschlaggebende Ja. Heute muß man den Schwerpunkt bereits in St. Petersburg suchen, und ich meine, über ein Kleines im Herzen des Panslavismus, beim Mütterchen Moskau. Amerikanische Narren, die Europa immer noch fleißig „kennen lernen" und „studiren", als hätten sie zu Hause nicht Corruption und Abgeordnetenhäuser genug, begeben sich dann statt in die wilde Schweiz in die neuerdings mit Recht so belobten Gefilde Sibiriens; Jakutsk und Tobolsk aber treten an die Stelle Marienbads und anderer sommerlicher Sammelpunkte der „Gesellschaft". Nicht in fünfzig Jahren, wie der etwas optimistische Napoleon annahm, aber in hundert wird Europa kosackisch geworden sein. Die slavische Invasion hört nach und nach auf, ein Märchen für unartige politische Kinder zu sein; sie schickt sich an, Thatsache zu werden, und läßt man den Dingen ihren Lauf, so ist der Tag vielleicht nicht fern, wo dieser erschrecklich kinderreiche Völkerstamm uns aus Europa fortfegt, wie wir es mit den Ureinwohnern thaten.

Im wohlverschanzten Schlosse von Gatschina thront der Slaven Oberster und Abgott, der schon jetzt mächtigste Mann der Welt. Glücklicher Weise ist er nicht auch ihr klügster, weitschauendster und entschlossenster. Wäre Alexander III. in demselben Maße unternehmungslustig und verwegen, wie er friedliebend und vorsichtig ist — man wird freilich vorsichtig, wenn man ein Vorli überstanden hat und auf Dynamitminen wandelt wie andere Leute auf Smyrnateppichen —, pulste in seinen Adern auch nur ein Tröpflein von dem heißen Blute der liebe- und eroberungsfrohen Katharina, so würden die Luftschlösser der Panamisten nicht auf Sand gebaut sein. Ein kluger und waghalsiger Slavenfürst, der der Zukunft Zeichen zu deuten vermöchte, holte schon jetzt, wo ihn das stärkste romanische Volk Europas dabei mit Leib und Seele unterstützen will, zum vernichtenden Stoße gegen das stärkste germanische Volk Europas aus; mit allen anderen, auch mit seinen jetzigen Verbündeten, hätte er dann leichtes Spiel. Aber Kaiser Wilhelm II. war im Recht, als er tischredend daran erinnerte, daß der alte Gott im Himmel, Gott sei Dank, nicht jungtschechisch denkt und es mit Deutschland im großen Ganzen wirklich immer recht gut gemeint hat; ich glaube sogar, der Monarch wird sich in der Erwartung, auch fernerhin von ihm unterstützt zu werden, nicht allzu gröblich täuschen. Die jetzige günstige politische Constellation ist verloren für eine Regierung, der die Fähigkeit abgeht, in den Sternen zu lesen und practische Astrologie zu treiben, und das schönste Amt taugt dem zu nichts, dem Gott keinen Verstand gab. Die Weltgeschichte gravitirt unverkennbar nach Osten, sie wendet sich von einer verrotteten, todtkranken Cultur, die zu feig ist, sich durch eine kühne Operation zu retten, an die frische, freche, ungewaschene Barbarei; sie legt alle Trümpfe in die Hand des weißen Zaren.

Ich weiß nicht, ob es unter die glorreiche lex Ahlwardt (Verrath militärischer Geheimnisse) fällt, wenn man den Dreibund eine practisch nutzlose Sache nennt. Wer indeß die Machtverhältnisse der europäischen Staaten sorgsam abgewogen und sich nicht auf die Schweseleien seines Leitartiklers verlassen hat, der vielleicht vor Jahresfrist noch als Commis in einer Lederhandlung oder als Polizeiberichterstatter für den localen Theil thätig war, dem wird ohne Weiteres die Erkenntniß aufgegangen sein, daß die vereinigten Streitkräfte des Dreibundes ohnmächtig sind denen Frankreichs und Rußlands gegenüber. Eine Allianz beider Reiche, habe sie nun Angriffs- oder nur Vertheidigungstendenz, wäre nach Lage der Dinge die fürchterlichste Gefahr, die dem Vaterlande seit dem Mongoleneinfall und den Türkenkriegen gedroht hat. Ich will gar nicht von den Imponderabilien sprechen. Vielleicht gleicht der Patriotismus unserer Soldaten die glühende, wild begeisterte Rachsucht der Franzosen, die Raublust und Anspruchslosigkeit der an Entbehrungen aller Art gewöhnten Kosacken im nächsten Feldzug aus. Vielleicht. Jedenfalls nur dann, wenn Alles gethan wird, unseren Soldaten ihr Vaterland und ihre Heeresgemeinschaft lieb und theuer zu machen, so daß sie willig den letzten Blutstropfen dafür verspritzen; wenn man endlich dem kapitalistischen Kannibalismus ein Ziel setzt, dieser volkvernichtenden Pest, die in jedem Monat Zehntausende unserer Brüder und Schwestern über's Weltmeer treibt, Tausend der Schwindsucht in die Arme jagt. Wenn man endlich die scheußlichen Rekrutenmißhandlungen mit grausamer Strenge, kriegsgerichtlich, sühnt, und bedenkt, daß ein „Stellvertreter Gottes", der seinen Untergebenen das Gewehr in die Hand drückt, sie zum Selbstmord zwingt, schlimmer ist und verächtlicher als ein Rowdy, der hülflose Passanten mit dem Messer anfällt. Wenn man endlich der Sozialdemokratie, die schon jetzt ganze Regimenter stolz zu den ihrigen zählt, den Boden abgräbt, nicht mit Polizeichicanen und bureaukratischen Rohheiten, sondern mit warmer, werkthätiger Menschenliebe, nach den Worten und Lehren des einzigen Mannes, der unserer verknöcherten Kirche seinen gebenedeiten Namen geben mußte. Dann, aber auch nur dann, werden unsere Armeecorps mit dem Bewußtsein in's Feld rücken, in Wahrheit ein Vaterland, nicht nur ein Rabenvaterland zu vertheidigen zu haben; dann, aber auch nur dann, werden Millionen willig und geduldig alle Schrecken des bevorstehenden, des fürchterlichsten Krieges tragen, den die Welt je gesehen hat. Es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man bezweifeln wollte, daß dieser nächste Krieg ein Volkskrieg sein wird, daß er allein siegreich durchgeführt werden kann, wenn Jeder mit dem ganzen Herzen dabei ist und freudig sein Letztes gibt. Es wird um Scepter und Krone, es wird um die Zukunft der Welt gewürfelt — wehe uns, wenn Parteileidenschaften oder zerschmetternde soziale Noth unsere Kämpen müd' und lustlos gemacht haben!

Freilich ist auch im entgegengesetzten Falle der Sieg noch nicht gewiß. Frankreichs und Rußlands Truppenmassen haben in hundert Schlachten ihre Standarten zum Triumphe geführt; von den Dreibundvölkern darf nur Deutschland eine kriegerisch tüchtige Nation genannt werden. Tu, felix Austria, nube. Die Italiener gar wird zweifelsohne Jeder gern ein schönes, kunstsinniges, liebenswürdiges Volk nennen, daß aber Tapferkeit und Kriegslust zu ihren hervorstechenden Eigenthümlichkeiten gehören, hat selbst Pindter noch nie behauptet, das sagen selbst die patriotischesten Hymnendichter der ewigen Stadt — ich zähle auch Leo XIII. dazu — nur ganz selten.

Ich will, um den Setzer nicht in Verlegenheit zu bringen, gern davon absehen, hier die unendlich vielen Nullen aufmarschiren zu lassen, aus denen sich heute Europas Armeen zusammensetzen; Zahlen beweisen gar nichts, und sogar Graf Caprivi machte sie lächerlich, ehe er in Folge plötzlicher Gedächtnißschwäche selbst der Zahlenwuth verfiel. Ob der Dreibund oder die francorussische Allianz um $^1/_4$ Million Streiter voraus ist — nitschewo, das ändert nichts, denn auch den kommenden Krieg wird nicht das letzte Aufgebot entscheiden. Es fragt sich allein: Mit welchem Geiste ziehen die Menschen in den Kampf?

Frankreich ist noch immer das reichste Land Europa's. Die soziale Bewegung hat zwar in ihm bedeutsame Fortschritte gemacht, steckt aber doch noch in den Kinderschuhen; der Bauer hat Geld, massenhaft findet sich der kleine, der 20,000 Franken-Kapitalist, der Rentier vulgaris. Frankreich hat eine der günstigsten Handelsbilanzen der Welt, zahlt in Europa die besten Löhne; es stellt für die erste und zweite Wagenklasse der Eisenbahn einen fast dreifach höheren Procentsatz von Reisenden als Deutschland. Selbst die Gaunercompagnie, die sich dort Parlament titulirt und die der freisinnige épicier noch immer in freisinnigem Dusel gewähren läßt, kann Gallien nicht so rasch zu Grunde richten, wie wir es patriotischer Weise wünschen müßten; immerhin verdienen diese unsere werthvollen Verbündeten alles Lob, und es ist durchaus gerechtfertigt, wenn deutschfreisinnige Organe ihr Möglichstes gethan haben, den ganzen Lesseps-Skandal als eine Machenschaft der französischen Ahlwardte hinzustellen. Deutschland durfte die gefährlichsten Feinde Frankreichs in ihrem Jammer nicht verlassen, das ist klar. — Rußland ist das ärmste Land Europas; weil aber seine Muschiks noch nicht zur Erkenntniß ihrer Armuth gekommen sind oder weil es, wie der Volkswirthschaftsverrath Barth behaupten würde, noch keinen Sozialistenzüchter à la Bismarck gehabt hat, blieb es bis heute von tiefgehenden wirthschaftlichen Kämpfen verschont. Wie Frankreich, sendet es eine compakte, mit ihrem Looße zufriedene und patriotisch hypnotisirte Menschenmenge in die Schlacht, die außer ihrem nackten Leben noch allerlei hübsche Kleinigkeiten zu vertheidigen hat: der seine Rententitel, der sein Hüttchen am Don. Betrachtet man dagegen Deutschland . . .

Auch Oesterreich zu betrachten frommt wenig. Es spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Dies Mischmasch von Nationalitäten, die zum Theil ganz offen mit Rußland und Frankreich sympathisiren und nur mit der Zwangsjacke zu vorübergehender Vaterlandsliebe angehalten werden können; diese mit jedem Tage gewaltiger anschwellende proletarische Bewegung, die den Jungschechen hier und da die Hand zu reichen sucht — sie hemmen die Schlagkraft des Staates auf das Gefährlichste, wenn sie sie nicht ganz aufheben. Italien seinerseits steht vor dem Bankerott. Unsere Börsenblätter verschweigen zwar diese interessante Neuigkeit noch und berichten dafür eingehend über den Distanzmarsch Berlin-Königs-Wusterhausen und den Nachlaß Jenny Stubels; sie nennen die interessante Neuigkeit sogar unwahr, folglich ist sie wahr. Das ausgepumpte Land kriegt auch anderwärts nichts mehr gepumpt. Giolitti vermag keine nennenswerthen Erträgnisse mehr aus neuen Taxen herauszuziehen, denn das Volk kann die alten nicht bezahlen, und die Bourgeoisie verwirft progressive Einkommensteuern grundsätzlich; nun reichen aber die bisherigen Einnahmen Italiens bei Weitem nicht hin, seine großen Ausgaben zu decken. Neun von acht geht nicht, da muß ich mir einen borgen, und weil Niemand borgen will, muß ich den Concurs anmelden. Oder aber abrüsten. Das italienische Volk selbst, hierin leider anderer Meinung als die deutschen Spezialcorrespondenten zu Rom, ist Oesterreich feindlich und dem Schwesterstaat Frankreich sehr freundlich gesinnt. Aigues-Mortes hat nur die studirende Jugend und die anarchistische Hefe des Pöbels aufregt; im Uebrigen verstand Jeder, daß es sich bei dem Blutbade nicht um Nationalitätenhaß, sondern um einen Lohnkampf handelte, und daß alle Schuld an den grausigen Vorgängen die rücksichtlose Profitgier des französischen Unternehmerthums trägt. Das italienische Volk ist verelendet und ausgepowert, wie kein zweites Culturvolk; die Zustände in den Reisjümpfen Venetiens und in der Campagna schreien zum Himmel, zeigen aber auch an, daß hier vielleicht zuerst die Stunde der neuen Zeit schlägt . . .

Und das sind unsere Bundesgenossen . . .

Der Dreibund war, als man ihn begründete, eine große und segensreiche That; heute, wo die Verhältnisse sich gänzlich geändert haben, wird Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage, kann er uns auf der einen Seite leicht gefährlich werden und auf der anderen wenig nützen. Es wird schwer halten, die nach Rußand laufenden, durchgeschnittenen Drähte wieder fest zu verknoten, aber die Reichsregierung wird den Versuch wagen müssen. Dem Zuge nach Osten vermöchte heute vielleicht ein diplomatisches Genie zu widerstehen; ein noch sehr anzweifelbares Talentchen kann und darf es nicht. Alle Kunst besteht jetzt darin, Frankreich oder Rußland zu isoliren, den Bund zwischen ihnen, der unnatürlich ist und Sprengfugen offen läßt, zu zerstören. Mit Frankreich einigte sich vielleicht Herr Wilhelm Liebknecht, der nicht sentimental ist und nicht am Elsaß hängt; wir Anderen sind auf die Verständigung mit Rußland angewiesen.

Eine neue Kaiserreise wäre freilich kaum das rechte Mittel dazu . . .

Timon d. J.

## Dramatische Aufführungen.

„Mauerblümchen". Lustspiel in vier Acten von Oscar Blumenthal und G. Kadelburg. (Lessingtheater). — „Madame Agnes". Lustspiel in drei Acten von Julien Berr de Turique. — „System Ribadier". Schwank in 3 Acten von Georges Feydeau und Maurice Hennequin. (Residenztheater.)

Die Provinz hat nun, was sie braucht, und müßte eigentlich zufrieden sein. Auf das Lessing-Theater richten sich, wenn der October in's Land zieht, die Blicke all der kleinen und kleinsten Theaterpaschas draußen, die daran gewöhnt sind, aus diesen heiligen Hallen Jahr um Jahr das Lachfutter für ihr verehrliches Publikum geliefert zu erhalten, „die sensationelle Lustspiel-Novität, in Berlin jeden Abend von den angesehensten Bühnen gespielt." Ingrimmig fluchend, denn so eine Mußarbeit, die man des lieben Brotes wegen schreibt, macht schließlich keinen Spaß mehr, ingrimmig fluchend setzten sich heuer die beiden „Dichter" Blumenthal und Kadelburg an den Kleistertopf nieder, und da die Provinz diesmal etwas Solides haben wollte, mit 'nem Bischen Rührung und 'nem Bischen altbackener Spießerphilosophie, entschlossen sie sich, von den sündigen Pfaden der Orientreise abzuweichen und nicht Bissyn, sondern die Birchpfeiffer zu imitiren. Und wie es Vorschrift ist beim Dichten, sammelten sie sich vorher, wie zum Gebete; sammelten sie sich aus schätzbaren antiquarischen Werken Lachpillen und Knallerbsen die Menge, forschten auch mit Fleiß, was Gutes wäre unter den Bühnenspäßen der Neuzeit. Da dies geschehen war, schufen sie rastlos vom Abend bis zum Morgen, und das Genie überkam sie mit Macht, Einen nach dem Anderen, Jeden zehn Minuten lang, und ihre Augen rollten in schönem Wahnsinn. Und es ward aus Abend und Morgen das Lustspiel „Mauerblümchen". Und Blumenthal und mit ihm ganz Berlin schauten es an, und sahen, daß es gut war, eigentlich viel zu gut für die „Kaffern da draußen".

Das in seinen Ansprüchen immer bescheidener werdende Premièren-Parkett, auch wohl „literarisches Publikum von Berlin" gescholten — entgleiste Studenten, Jobberer und ihre fetten Weiblein müssen sich eben viel Schimpf gefallen lassen! — dies Parkett hat der Scherenkömödie fröhlichen Beifall gezollt. Der fixe kleine Mann, der es von jeher so gut verstanden hat, alle Welt zu verhöhnen und die Anwesenden immer auszunehmen, verbeugte sich bewundernswerth ernsthaft vor seinen Bewunderern, und „berufene Federn", Sonntagsplauderer, Saling's und andere Adelsmenschen, haben die für die Provinz erforderlichen überschwänglichen Kritiken besorgt. Damit wäre die Sache für uns erledigt, denn die „Gegenwart" befaßt sich nicht mit theatralischen Handelsgeschäftchen und überläßt die Förderung von Lustspielfabriken auf Actien gern den hierfür besser eingerichteten Börsenblättern. Wenn wir trotzdem an dieser Stelle zu der Position „Mauerblümchen" das Wort ergreifen, so geschieht es nicht, um dem nüchternen und ennuyanten Machwerk, der bisher größten Stümperei Blumenthal's, einen kritischen Strick zu drehen, sondern einfach, um die Theaterdirectoren in der Provinz, die da genau wissen, daß wir ihnen klaren Wein einschenken, vor dem Reinfall auf das Lessingtheatermodell 1893 zu warnen.

Daß die Handlung des „Mauerblümchens" so arm und abgenutzt wie ein alter Kupferdreier ist, bedarf der Erwähnung kaum, bürgen doch dafür schon die Namen der renommirten beiden Autoren, denen noch kein Mensch üppige Erfindungsgabe zum Vorwurf gemacht hat. Daß jede witzige Wendung in plumpster Weise mit Paukenschlägen angekündigt wird, gehört zu Blumenthal's origineller Technik, und dem Provinzpublikum mag das gefallen; es entgeht ihm dadurch kein Scherz so leicht, es kann sich immer rechtzeitig zum Lachen rüsten. Daß die bestellten Sentimentalitäten und Putzstubensentenzen pünktlich geliefert werden, daß fast ein ganzer Act mit Variationen über allerhand ewige Wahrheiten von vorvorgestern ausgefüllt wird, so mit der Erörterung der Maxime Noah's, man solle nicht erst im fünfzigsten Jahre heirathen, mit der Weisheit Salomo's, Jugend liebe Jugend — dies beweist, wie gern Blumenthal und Kadelburg auf den billigen Ruhm verzichten, neue Ideen in die ruhige Provinz zu schleudern. Aber zweierlei wird man ihnen nicht so leicht verzeihen, die bleierne Langweile nämlich, die den dritten und vierten Act in eine trostlose Steppe verwandelt, die die Flachheit und Farblosigkeit der Charaktere, des Dialoges scharf hervortreten läßt, und dann die noch nie dagewesene Dreistigkeit, womit unsere glücklichen Autoren ihrer Schere diesmal freien Lauf ließen.

In der Provinz wird noch immer ungeheuer viel und ungeheuer gründlich gelesen. Seine Berliner Zeitung arbeitet man von A bis Z durch, sogar die Feuilletons genießt man, koste es auch drei Stunden Mittagsschlaf mehr. Abends erquickt man sich an dem Geiste der „Fliegenden Blätter"; besonders schöne Anekdoten lernt man auswendig und glänzt später damit am Stammtische. Recht gut. Aber gefährlich für Kadelburg und Blumenthal. Denn das Publikum kennt alle ihre Witze und scenischen Ueberraschungen, ehe es in's Theater kommt. Es hat sich z. B. schon sehr häufig an dem spaßhaften Nachweise erquickt, daß es geschäftlich unklug ist, eine reiche Frau zu heirathen. Denn sie kostet an Schmuck und Toilette meist mehr, als die Zinsen ihrer Mitgift eintragen. Oscar baut auf diesem uralten Feuillonschlager eine ganze Scene auf, eine dialectische Pyramide ähnlich beliebter Scherze, die in Berlin ja freilich jedes Gemüth erquickte, die in Neutomischel aber wahrscheinlich ausgepfiffen wird. Denn er hat die Unklugheit begangen, seine verstaubten Cynismen einem blutjungen Mädchen in den geschätzten Mund zu legen. So schamlose Dirnen liebt die öffentliche Meinung von Neutomischel in gut bürgerlichen Birchpfeifferiaden nicht, und wenn es, obstinat gemacht, Oscar rumiren will und all die alten Witze, die wahrscheinlich im nächsten Acte kommen werden, schon vorher in der Pause mit lauter Stimme erzählt, dann ist die Niederlage sicher und die Tantièmen bleiben aus. Denn in Wahrheit, wer wird in das theure Theater gehen, um den Geist von Vor-48 kennen zu lernen, jetzt, wo Saphir's Gesammelte Werke so billig zu haben sind?

Während hier die ältesten Possenmotive und Komödiantenmätzchen mit frisch vom Mühlendamm und anderswoher bezogenen Witzen aufgeputzt werden, hat der Director Lautenburg unweit der gotteslästerlich Lessingtheater genannten Kunsttrödelbude eine kleine Filiale errichtet, die dem großen Handelsmann Oscar Blumenthal leicht gefährlich werden kann. Vorläufig nur als Gastspiel, hoffentlich aber zum dauernden Aufenthalt ist das Residenztheater in's Neue Theater eingezogen und gibt jetzt Max Halbe's poesievolle „Jugend" allabendlich vor ausverkauftem Hause. Kein Wunder, daß die Bauernkomödianten von Schliersee mit ihrer Echtheit und Natürlichkeit im Wallnertheater so wenig Zulauf haben, wenn in Berlin die ergreifendste Wirklichkeit auf der Bühne schon längst Ereigniß geworden ist. Aber von naturalistischen Experimenten kann kein modernes Luxus-Theater leben, und darum hört man im angestammten Residenztheater die Narrenschellen des gallischen Humors lustig weiter klingeln. Der erste Versuch mißlang zwar, aber auch in seiner etwas altmodischen Possenhaftigkeit steht „Madame Agnes" thurmhoch über allen Hanswurstereien des Berliner Saphir. Es ist eine saubere literarische Arbeit, der Molière'schen Titelfigur nicht ganz und gar unwürdig, und so viel gallischer Geist und Humor blitzt darin auf, daß man die Unzulänglichkeiten der Scenenführung gerne vergißt. Die ersehnte gepfefferte Kost finden die Besucher des Residenztheaters dafür in dem neuesten Stücke, das zwei Dichtersöhne, der junge Feydeau und der junge Hennequin, zusammen verfaßt haben. Ein köstlicher Einfall, den wir übrigens ähnlich schon im „Seligen Toupinel" belacht haben, liegt dem System des Herrn Ribadier zu Grunde. Dieser biedere Lebemann bezaubert im vollsten Sinne nicht nur seine Freundinnen, sondern auch seine eifersüchtige Frau, indem er sie jedesmal, wenn er sie hintergehen will, mit seinem hypnotisirenden Blick einschläfert. Während er seine Abenteuer besteht, bleibt sie also erstarrt auf ihrem Lehnstuhl, und kehrt er mit dem Hahnenschrei nach Hause zurück, so braucht er sie bloß anzuhauchen, um ihren magnetischen Schlaf aufzuheben. Sogar dann, als sie Traum und Wirklichkeit kritisch zu prüfen anfängt, genügt sein verhexter Blick, um ihren Argwohn einzuschläfern. In ihrer „Transe" legt er ihr Hut und Schirm weg, und als er den Bann von ihr nimmt, hat sie den beabsichtigten Ausgang, der seine Untreue constatiren sollte, gänzlich vergessen, und mit Gemahl und Hausfreund lacht sie nun über den närrischen Traum, der ihr die tollsten Dinge, die im Grunde Wirklichkeit sind, vorgegaukelt hat. Der zweite Act, der diese zweite Hypnose bringt, ist von einer überschäumenden Lustigkeit, die den Erfolg des Abends allein schon entscheidet. Leider setzt der Schlußact etwas matt ein, weil die locale Komik des Weinhändlers vom vorstädtischen Lagerplatz in Berey nur in Paris verstanden wird. Doch gleich sind die Autoren wieder auf der Höhe. Des Weinhändlers Frau — die überschlaue Berliner Censur hat aus ihr seine Nichte gemacht! — ist Ribadier's Geliebte, und der kleine Mesmer hat sie ebenfalls zu scharf angesehen, in Folge dessen der Onkel von ihm das Rezept holen will, wie er sie wieder wach bekommen kann. Durch ihn wird Madame über das System Ribadier aufgeklärt, und sie schwört Rache dafür zu nehmen. Ganz einfach, indem sie mit der in allen Lustspielen bewährten Eifersucht operirt. Ribadier tobt auch richtig wie ein bengalischer Tiger, als ihm seine Frau vorspiegelt, ihr magnetischer Schlaf sei gestern von einem frechen Unbekannten mißbraucht worden. Einen Augenblick hat es den Anschein, als ob ein elender Lakai dieser Missethäter wäre, schon ist des unvorsichtigen Ehemanns Zorn Raserei geworden, aber da stellt es sich heraus, daß alles eine Vorspiegelung war und daß der Besuch des Eindringlings nur dem Kammerkätzchen galt. Herr Ribadier athmet auf, und man kann es den Verfassern halbwegs glauben, daß er seine Frau nie wieder einschläfern wird. Von der Elitetruppe des Residenztheaters wird der ausgelassene Schwank in solcher Vollendung gegeben, wie man es in Paris nicht besser sehen kann.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in Leipzig.

### Julian der Abtrünnige.

Geschichtlicher Roman von **Felix Dahn.**

3 Bände (Mit 1 Karte).

1. Band. *Die Jugend.* (337—355 n. Chr.) 284 Seiten.
2. Band. *Der Cäsar.* (355—361 n. Chr.) 489 Seiten.
3. Band. *Der Imperator.* (361—368 n. Chr.) 603 Seiten.

8°. geh. ℳ 21.—. Eleg. geb. ℳ 24.—.

Der Verfasser hat in diesem gleich nach Vollendung des Kampfes um Rom begonnenen Werke die religiösen, philosophischen und nationalen Kämpfe des vierten Jahrhunderts dargestellt, in denen sich von grossartigem, weltgeschichtlichem Hintergrund die echt tragische Gestalt Julians abhebt; die eigene Weltanschauung des Dichters fand dabei ihren Ausdruck in einem (geschichtlich bezeugten) germanischen Königssohn, der in die christliche wie in die philosophische Geistesbildung der Zeit völlig eingeweiht war.

Verlag von Imberg & Lessen in Berlin S.

### Dramatische Humoresken

von

**Karl Bleibtreu.**

**Nebst einem Prologe: „Warum die Deutschen keine Komödie haben".**

Preis elegant brosch. 4 ℳ.

Die vorstehenden Humoresken zeigen den Weg aus den Niederungen der gegenwärtigen naturalistischen Dichtung zu den heiteren Höhen der Komödie.

Neuer Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in Leipzig.

### Luise Dorothee

Herzogin von Sachsen-Gotha 1732—1767.

Von **Jenny von der Osten.**

Mit Benutzung archivalischen Materials.

**Mit 3 Silhouetten und 3 Bildnissen in Heliogravüre.**

VIII, ca. 440 S. 8°. geh. ℳ 7.50.
Eleg. geb. ℳ 8.50.

Dieses Büchlein giebt wie keins zuvor ein intimes, anmutendes Bild des geistigen Lebens der Rokokozeit. Der Hof zu Gotha war ein Mittelpunkt des französischen Bildungslebens der Aufklärungszeit, wie bald darauf Weimar für die klassische Blüthezeit deutscher Dichtung. Die Seele dieser Bewegung war Luise Dorothee, die geistvolle, vaterländisch empfindende Freundin Friedrich's des Grossen. Der grösste Theil des Buches besteht aus bisher unveröffentlichten Briefen und urkundlichen Schriften aus den Archiven zu Gotha und Berlin. In dem Briefwechsel mit Graf Manteuffel, mit Grimm, mit Voltaire und mit Friedrich dem Grossen ist mit mancherlei Aufschlüssen über die Correspondance littéraire Grimm's und über die diplomatischen Verhandlungen des siebenjährigen Kriegs vor Allem das Leben ihrer Zeit treu bewahrt. Die ebenbürtige Herausgeberin, der kaum ein Bild und Andenken an jene Glanzzeit des Gothaer Hofes unzugänglich geblieben ist, lässt die Quellen schön gefasst und ungetrübt fliessen.

### Bekannte Glückscollecte

**A. Gerloff in Nauen bei Berlin.**

**Für nur 1 Mark**
kann man obige Bezeichnung erproben.

**Gr. Darmstädter Pferde-Lotterie**
schon 18. October. Gesammtgew. **24000 Mark.** Hauptgew. i. W. v. **6000 Mark.**
1 Originalloos **nur 2 Mark.**

**Gr. Detmolder Pferde-Lotterie**
schon 18.—20. October. Gesammtgew. **60500 Mark.** 1 Originalloos **nur 1 Mark.**

**Gr. Ausstellungs-Geld-Lotterie**
schon 26. October. Gesammtgew. **117870 Mark** baar. Hauptgew. **100000 Mark** baar. 1 Originalloos **nur 1 Mark.**

*Jede Liste 20 Pfg. Porto 10 Pfg.*

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman

von

## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigen Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Falliment und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Man wolle sich zur Bestellung gefl. der Karte bedienen, die dieser Nummer der „Gegenwart" beigelegt ist.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

## Preisausschreiben.

Im Jahre 1894 begeht die Pianoforte-Fabrik

**Rud. Ibach Sohn, Barmen-Köln**

ihr hundertjähriges Jubiläum und wünscht ein dasselbe passend illustrirendes Gedenkblatt in Farbendruck den Geschäftsfreunden zur Erinnerung zu widmen. Behufs Erlangung eines künstlerisch hervorragenden Entwurfes für dasselbe eröffnet die Firma, in der Hoffnung, dadurch zugleich der Kunst zu dienen, einen allgemeinen Wettbewerb, zu welchem alle Künstler hiermit höflichst eingeladen werden. Es ist die Summe von

**2400 Mark**

ausgesetzt, welche in drei Preisen von ℳ 1000, ℳ 800 und ℳ 600 zur Vertheilung kommt. Die Bedingungen sind von **Rud. Ibach Sohn, Barmen, Neuerweg 40,** kostenlos zu erhalten. Das Preisrichteramt haben freundlichst übernommen:

Herr Professor **Hans von Bartels, München,**
„ Professor **Emil Doepler d. J., Berlin,**
„ Maler **Carl Gehrts, Düsseldorf,**
„ Architekt **Bruno Schmitz, Berlin,**
und als Vertreter der Firma
**Walter Ibach, Barmen.**

Die Entwürfe sind bis **20. Decbr. 1893 einschließlich** frei an die **Kunsthalle, Düsseldorf** einzusenden, woselbst sie nach beendigtem Preisgericht ausgestellt werden.

Barmen-Köln, October 1893.

**Rud. Ibach Sohn,**
Hof-Pianofortefabrikant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers.


Hierzu eine Beilage: Bestellschein „Die Million".

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 21. October 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Reform der Irrengesetzgebung. Von Justus. — Das Berufsgeheimniß der Aerzte. Zum Fall Schweninger. Von Dr. med. Julius Levin. — **Literatur und Kunst:** Aus dem modernen Musikleben. Von Heinrich Ehrlich. — Charles Kingsley als Lyriker. Von E. Beyer. — **Feuilleton:** Spermann, Kranz und Oberhofer. — **Aus der Hauptstadt:** Too long . . . Von Caliban. — Herbstausstellungen. Von Franz Servaes. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Reform der Irrengesetzgebung.

Selten ist eine ernste gesetzgeberische Frage durch Parteileidenschaft und die gehässigsten persönlichen Momente ähnlich von dem geraden Wege der wissenschaftlichen Discussion abgedrängt und demagogisch getrübt worden, wie die sogenannte Reform des Irrenwesens in Deutschland. Wir fragen uns vergeblich, warum gerade die antisemitische und extrem-conservative Partei eine Frage auf ihre Fahne geschrieben hat, welche das vornehmst-edelste Grundrecht, die Freiheit, jedes Unterthanen in gleicher Weise angeht. Als jüngst ein Mann, der, von fixen Ideen verfolgt, wahnwitzige Behauptungen gegen die Regierung Preußens und des Deutschen Reichs erhoben hatte, anstatt als Schuldiger dem Strafgefängniß, als Unglücklicher dem Irrenhause überliefert wurde: da wurde, statt von dem concreten Falle, in dem es sich zweifellos um einen Geisteskranken handelt, abzusehen und mit ruhiger Sachlichkeit die Bedenken eines Verfahrens zu prüfen, wonach Jemand eine freundliche Einladung zum Polizeiamt erhalten, dort von einer einzigen Person einem halbstündigen Verhör unterworfen und auf Grund dieses halbstündigen Verhörs in ein Irrenhaus gebracht werden kann, dieser Fall sofort zu einer hochpolitischen Action aufgebauscht; es wurden lärmende Volksversammlungen abgehalten und unter fruchtlosen Angriffen gegen die Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie und Mangelhaftigkeit der deutschen Irrengesetzgebung Resolutionen zur Unterbreitung an legislativer Stelle angenommen. Man wird es den gesetzgeberischen Körperschaften wohl nachfühlen, wenn sie nur ungern und mit Mißtrauen sich an Resolutionen heranwagen, aus denen unübertreffbare Rechtsunkenntniß, mehr als naive Urtheilslosigkeit, krankhafte Ueberreizung, Alkoholgenuß und Tabacksqualm nur zu deutlich herausschauen.

Im preußischen Herrenhause sind bekanntlich wiederholt Fälle zur Sprache gebracht worden, in denen angeblich gesunde Personen, die sich lästig gemacht, widerrechtlich entmündigt und ihrer Freiheit beraubt worden sind. Eine Commission, gebildet aus Laien, Juristen und Seelsorgern, hat das Verlangen nach einer vollkommen neuen, mit den denkbar möglichsten Vorsichtsmaßregeln ausgestatteten Irrenprozeß-Ordnung erhoben, um auf ihrer Grundlage diejenige Gesetzgebung, welche über die heiligsten Rechte der Persönlichkeit zu entscheiden hat, auf eine höhere, dem Rechts- und Sittlichkeitsgefühl entsprechendere Stufe zu bringen. Man will den Ausspruch des geistigen Todesurtheils nicht mehr dem Arzt und nicht mehr dem Richter anvertrauen, sondern in die Hand einer freigewählten Laiencommission legen, die aber auch nicht früher die Unterbringung in ein Irrenhaus verfügen dürfe, als eine vollständige Entmündigung vorangegangen sei.

Man mag weder die im Herrenhaus vorgebrachten Fälle für eine geeignete Grundlage, noch die von der Commission angeregten Vorschläge für die glücklichsten halten, so steht doch die Reformbedürftigkeit der heutigen Zustände für Jeden, der die einschlägige Materie nur einigermaßen zu übersehen vermag, in gewissen Grenzen klar vor Augen. Und wenn wir auch die Beunruhigung, die in Folge der heftigen Agitationen weite Kreise ergriffen, für leidig übertrieben halten und eine wirkliche Gefahr für die Freiheit der Gesellschaft auch in den heutigen Rechtszuständen nicht erblicken, so wäre es doch auf der anderen Seite Thorheit zu behaupten, daß eine Rechtsordnung die nöthigen Garantien gegen verhängnißvolle Irrthümer zu bieten vermöchte, welche in ihren positiven Sätzen sich aufbaut auf dürftige prozessuale Bestimmungen, Verordnungen der Einzelstaaten und Anstaltsreglements. Man bemüht sich umsonst, ein einheitliches System in diesem Rechtsconglomerat zu entdecken. Ueberall tritt uns jene Unsicherheit entgegen, wie sie das deutlichste Zeichen eines nahenden Werdeprozesses, eines Ueberganges vom Alten zum Neuen ist, jene Unklarheit, welche das Sterben der geltenden, die Geburt neuer Anschauungen leise ankündigt, jene „Pathologie des verletzten Rechtsgefühls", welche Ihering in seinem „Kampf um's Recht" so prächtig zu schildern weiß.

Die Aufgabe, welche dem Staate gegenüber geisteskranken Personen obliegt, ist eine dreifache. Er hat zunächst dem Geisteskranken in wirthschaftlicher und körperlicher Hinsicht seinen Schutz angedeihen zu lassen: er bestellt ihm einen Pfleger zur Verwaltung und Erhaltung seines Vermögens, er macht sich anheischig, ihm, wenn er nicht aus eigenen Mitteln erhalten werden kann, Unterkunft und ärztliche Pflege zu Theil werden zu lassen. Der Staat hat ferner die Gesellschaft vor dem Geisteskranken zu schützen, zu verhindern, daß derselbe Handlungen begehe, die trotz ihrer Gemeingefährlichkeit nur deshalb nicht von dem Strafrichter gesühnt werden können, weil dem Thäter mit der Vernunft zugleich das Bewußtsein sittlicher Pflichten, oder, technisch ausgedrückt, das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit seiner Handlungsweise fehlt: zu diesem Zwecke hat er staatliche oder doch unter staatlicher Aufsicht stehende Anstalten, in welche der Unglückliche gebracht werden muß, um nicht weiteres Unglück zu stiften. Der Staat hat endlich den angeblich Geisteskranken vor der Gesellschaft zu schützen, durch ein geordnetes gesetzliches Verfahren dagegen Vorsorge zu treffen, daß Personen, welche im Besitze ihrer Geisteskräfte sind, in den Verdacht der Geistes-

krankheit gerathen, für wahnsinnig erklärt und in eine Irrenanstalt gebracht werden.

In der Theorie lassen sich diese Theile des sog. Irrenrechts sehr schön auseinanderhalten, und Schröder hat in seinem „Recht im Irrenwesen" an der Hand des Prinzips der Verschuldung im privatrechtlichen und im Sinne des öffentlichen Rechts geistvolle Resultate über die Stellung des Irrenrechts in der Rechtswissenschaft, seinen Wirkungskreis und seine Haupttheile gefunden. Die erste practische Frage bleibt doch immer die: Wer ist geisteskrank? Und welcher Geisteskranke ist gemeingefährlich? Die entscheidende Antwort auf diese Frage hat nach dem heutigen Rechtszustand zunächst der Arzt zu geben, und erst auf Grund seines Gutachtens fällt die staatliche Behörde ihre Entscheidung. Der Arzt hat sein Gutachten zu geben nicht nach vorgeschriebenen Regeln, sondern nach den Grundsätzen seiner Wissenschaft. Un da werden einsichtsvolle Psychiater nicht leugnen können, daß der heutige Standpunkt der Wissenschaften über die Geisteskrankheiten keinesfalls ein hervorragender genannt werden kann und in seiner Entwickelung mit den übrigen Zweigen der Heilkunde nicht gleichen Schritt gehalten hat. So lange es sich um körperliche Krankheiten handelt, ist für den Arzt, der die Maschinerie des Körpers kennt, der störende Fehler leicht auffindbar. Anders liegt die Sache, wenn es sich um Störungen im psychischen Mechanismus handelt. Hier besteht die große Gefahr, daß auf der einen Seite Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit eine „Ungewöhnlichkeit" mit einer „Krankheit" verwechseln, daß auf der anderen Seite eine übertriebene Forschungssucht in Vermischung von Ursachen und Wirkungen wissenschaftliche Irrlehren aufstellt, deren geistreiche Thesen dann als Grundlagen neuer Forschungen dienen. Wir erinnern nur an den großen italienischen Psychiater, der mit dialektischem Blendwerk den gesunden Blick der Praxis in besorgnißerregender Weise künstlich zu trüben verstanden hat, dessen Lehren von dem Zusammenhang zwischen Irrsinn und Verbrechen auch in der criminalanthropologischen Schule Deutschlands schon arge Verwüstung angerichtet haben. So ist jener Zwiespalt zu erklären, welcher heute die ganze criminal-psychiatrische Wissenschaft durchsetzt. Während der Eine in jeder verbrecherischen Handlung zugleich einen geistigen Defect erblickt, sieht der Andere wirkliche Geisteskranke für Verbrecher an. Die alte Streitfrage der „Kleptomanie" liefert ein kleines, aber lehrreiches Beispiel. So weit hier ein Mangel an Vorbildung vorliegt, hat der Staat eine Abhülfe bereits zugesagt. Die Einzelstaaten werden, wie jüngst gemeldet wurde, Hand in Hand mit der Reform des Medizinalwesens durch obligatorische Vorschriften dafür Sorge tragen, daß die Ausbildung namentlich der meistentheils allein Ausschlag gebenden Kreisphysici nach der psychiatrischen Richtung hin die längst nothwendig gewordene Vervollkommnung erfahre.

Hiermit wäre etwas, aber auch nur etwas, gethan. Die Wissenschaft läßt sich nicht vor den Wagen der Gesetzgebung spannen. Und die Bedenken, welche der heutige Stand der Psychiatrie mit sich bringt, werden den Irrthum im Irrsinn so lange als unvermeidlich erscheinen lassen, so lange nicht nur das körperliche, sondern auch das rechtliche Moment dem Arzt anvertraut ist, so lange in ihm nicht nur der Arzt, sondern auch der Mensch im Arzt und der Richter zu gleicher Zeit angerufen und so durch Vermengung von Stellungen, die sich gegenseitig stützen und ergänzen sollen, in einer Person jenes hinkende, zwitterhafte Institut geschaffen wird, dessen Gefahren Gambetta's Irren-Gesetzentwurf vom Jahre 1870 zuerst in einem Lande zu bekämpfen versuchte, das sich ohnehin eines positiven Irrenrechtes rühmen kann.

Damit kommen wir auf die bedeutsame Frage der Hinzuziehung des Laienelements im Entmündigungsverfahren wie im Unterbringungsprozeß in eine Anstalt. Die Reichsregierung scheint gerade diesem Postulat gegenüber eine entschieden ablehnende Haltung einnehmen zu wollen. Was bisher über die sogenannte Reform der „Irrengesetzgebung" in Tagesblättern bekannt gegeben wurde, das deutet darauf hin, daß man sich mit der Abstellung einiger besonders kraß hervortretender Mängel im civilprozessualischen Entmündigungsverfahren begnügen will. In richtiger Erkenntniß eines Hauptfehlers wird insbesondere angestrebt, den § 598 der Civilprozeß-Ordnung, wonach die persönliche Vernehmung des zu Entmündigenden vor seiner Entmündigung in gewissen Fällen unterbleiben kann, dahin umzuändern, daß auf jeden Fall von Seiten des Gerichts, unter Zuziehung eines oder mehrerer Sachverständigen eine Vernehmung des angeblich Geisteskranken zu erfolgen habe, damit der Richter sich so auf Grund eigenen Augenscheines sein Urtheil bilden könne. Auch die Einführung der bisher mangelnden Revision als Rechtsmittel im Entmündigungsverfahren ist in Aussicht genommen, wodurch die Gesetzgebung jedenfalls dem Verdacht entgehen wird, als ob sie die Freiheit des Menschen geringer schätze als 1500 Mark. Darüber hinauszugehen und auch dem Laien dieselbe Macht einzuräumen, die ihm im Strafverfahren gewährleistet ist, hindert die altbekannte Furcht vor dem „Eingriffe in die grundlegende Systematik des bestehenden Civilprozeßrechtes" — ein neuer Beweis dafür, daß in Deutschland der Cultus der elegantia juris obenan steht, während die Bedürfnisse des practischen Lebens nur insoweit auf Berücksichtigung Anspruch erheben dürfen, als sie sich nicht vermessen, einen „Bruch des Systems" herbeizuführen. Wir wollen den Arzt keineswegs aus seiner Stellung verdrängen, er ist als Sachverständiger unentbehrlich; wir wollen ihn nur in die ihm gebührenden Schranken zurückweisen, den Richter zu unterstützen, nicht ihn zu vertreten. Wir wollen auch dem Richter keineswegs seine Befugnisse verkümmern, ihm soll die alleinige Leitung des Verfahrens nach freiem Ermessen zufallen. Aber neben diesen beiden Factoren verlangt in allen Fällen, in denen es sich um das höchste Gut der Persönlichkeit, die Freiheit des Menschen und um die Vernichtung seines moralischen Daseins handelt, auch das allgemeine Rechtsgefühl nach seinem Anwalt, den Geschworenen aus dem Volk. Die Oeffentlichkeit bedarf dieses Anwaltes zu ihrer eigenen Beruhigung.

Ein Blick auf das Verfahren, welches heute — abgesehen natürlich von dem freiwilligen Eintritt in eine Heilanstalt — für die Unterbringung von Geisteskranken in eine Irrenanstalt maßgebend ist, beweist mehr, als alle rechtsphilosophischen Darstellungen es vermöchten. Die nach dem heutigen Recht für die Unterbringung in eine Anstalt legalen Gründe sind zweifacher Natur. Entweder ist es das wirthschaftliche und private Interesse, welches Angehörige oder Bekannte veranlaßt, den Geisteskranken in eine Anstalt zu überführen, oder es ist das öffentliche Interesse, welches in dieser Richtung von den staatlichen Organen, zumeist der Polizei, wahrgenommen wird. Das Verfahren ist in beiden Fällen überaus „einfach". Im ersteren Falle genügt der Antrag eines Verwandten und das Zeugniß eines Arztes, daß die Person, für welche die Aufnahme begehrt wird, geisteskrank sei, im zweiten Fall — wir machen hier keinen Unterschied zwischen Irrenhaus und Beobachtungsanstalt, da selbst der kürzeste Aufenthalt da und dort den gleichen Effekt in der Beschränkung der persönlichen Freiheit erzeugt — genügt die Vernehmung durch einen Polizeiarzt und ein auf dessen motivirtes Gutachten erfolgender polizeilicher Inhaftirungsbeschluß. Es bedarf keiner Betonung, daß die „Einfachheit" dieses Verfahrens in einem grellen Mißverhältniß steht zu den Cardinalsätzen, die sich im öffentlichen Leben Deutschlands zu immer höherer Beachtung emporarbeiten. Nicht mit Unrecht hat Schröder auf die Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Inquisitionsprocesse hingewiesen. Der Untersuchungsproceß des einer Geisteskrankheit Verdächtigten ist ein reiner Polizeiproceß. Was ihm vor Allem fehlt, das ist: das Recht der Vertheidigung des Angeklagten und die Oeffentlichkeit. Sogar das polizeiärztliche Parere ist ein Geheimact, dem Verdächtigten wird die Einsicht in dasselbe verwehrt. Der Mangel einer Vertheidigung wirkt aber gerade hier um so schwerer, als der Verdächtigte durch den bloßen Umstand, daß er in dem Verdacht des Irrsinns steht, in eine begreifliche Aufregung geräth, die ihm Ruhe und Ueberlegung benimmt.

Man hat verlangt, daß der Polizei überhaupt das Recht,

die Unterbringung in eine Anstalt verfügen zu dürfen, genommen oder diese Unterbringung wenigstens von einer vorangegangenen Entmündigung abhängig gemacht werden solle. Dieser Vorschlag beruht auf einer Unkenntniß der Praxis und Verkennung des Lebens: denn ein Entmündigungsverfahren findet einmal nur bei solchen Geisteskranken statt, welche im Besitz von Vermögen sind — vermögenslose Leute würden also insoweit für rechtlos erklärt werden — andererseits nimmt das Entmündigungsverfahren, wenn es sorgfältig geführt werden soll, oft Wochen in Anspruch, in zahlreichen Fällen liegen aber die Umstände so, daß die sofortige Ueberführung eine Nothwendigkeit ist, um die menschliche Gesellschaft vor dem Irren, um den Irren vor sich selbst zu schützen. Dagegen dürfte auch in diesen dringlichen Fällen eine Vorschrift am Platze sein, wie sie in der Strafproceßordnung für die Fälle vorläufiger polizeilicher Festnahme vorgesehen ist, in welchen bekanntlich binnen 24 Stunden von dem zuständigen Richter die Haftnahme durch Beschluß bestätigt werden muß. In welcher Weise im Uebrigen die Hinzuziehung des Laienelementes, das Recht der Vertheidigung und die Sicherung der Oeffentlichkeit am förderlichsten erwirkt werden kann, das ist gerade in jüngster Zeit von berufener Seite an berufenem Orte ausgiebig erörtert worden. Besondere Beachtung verdient der Vorschlag von Professor Medem in Greifswald, wonach aus höheren Beamten des Kirchen-, Schul-, Medizinal-, Verwaltungs- und Justizdienstes Fürsorgeämter gebildet werden sollen, denen über jede Unterbringung einer Person in Erziehungshaft, Zwangserziehung oder Sicherungshaft sofort und demnächst periodisch Bericht zu erstatten ist. Diese Fürsorgeämter sollen über Art, Fortdauer und Aufhebung der Unterbringung jederzeit Beschluß fassen, sowohl auf Antrag Betheiligter, als von Amtswegen.

Zu der Nothwendigkeit einer Reform muß uns schon das beunruhigende Bewußtsein treiben, daß das Irrenrecht in Deutschland sich, international betrachtet, als das mangelhafteste herausstellt. Das österreichische Recht ist wenig besser, beruht aber wenigstens auf einem einheitlichen System. Nach englischem Recht ist die Aufnahme in eine Irrenanstalt nicht so durch ein complicirtes Verfahren als dadurch gesichert, daß man, neben einer streng durchgeführten Scheidung zwischen gefährlichen und ungefährlichen Geisteskranken, auch dem Momente der Beaufsichtigung und Inspection der Irrenanstalten durch unbetheiligte Männer aus dem Laienstande volle Rechnung getragen hat, so daß wenigstens in dieser Richtung das englische Recht nichts zu wünschen übrig läßt. Das französische Recht ist das relativ vollkommenste, und wenn wir diesem zum Schluß noch eine nähere Betrachtung widmen, so geschieht es, weil gerade die französischen Einrichtungen beweisen, wie man auch in Deutschland ohne gewaltsame Umwälzungen zu einer Vervollkommnung der heutigen Zustände gelangen kann.

In Frankreich kann der Präfect in einem motivirten Beschluß die Unterbringung eines Kranken in eine Anstalt anordnen, wenn derselbe die öffentliche Ordnung oder die Sicherheit von Personen gefährdet. Dieselbe wird aufgehoben durch Gerichtsbeschluß auf eine vom Geisteskranken selbst, seinen Vormund, einem Verwandten, einem Freund oder dem Staatsanwalt erhobene Beschwerde, ferner durch Beschluß des Präfecten und endlich sowohl durch die Gesundheitserklärung der Anstaltsärzte als auf Grund der Entlassungsforderung desjenigen, der die Unterbringung veranlaßt hat, es sei denn, daß der Präfect im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit die Festhaltung beschließt. Hat ein Kranker auf Antrag einer Privatperson Aufnahme gefunden, so hat der Anstaltsdirector innerhalb 24 Stunden dem Präfecten Anzeige zu erstatten; dieser benachrichtigt sofort den Staatsanwalt, der in Gemeinschaft mit dem Arzt den Gesundheitszustand des Eingelieferten persönlich zu untersuchen und dem Präfecten einen eingehenden Bericht von sechs zu sechs Monaten zu erstatten hat, worauf der Präfect über Fortdauer oder Aufhebung der Festhaltung beschließt. Der Präfect und die von ihm oder dem Minister ermächtigten Personen, ferner der Gerichtspräsident, der Friedensrichter und der Maire haben die öffentlichen und Privatanstalten von Zeit zu Zeit zu visitiren; der Staatsanwalt hat die öffentlichen Anstalten mindestens zweimal, die Privatanstalten mindestens viermal jährlich zu besuchen.

Finden wir hier auch einige der von uns aufgestellten Forderungen nicht verwirklicht, so besteht doch die Sicherheit dieses Verfahrens und sein ungeheurer Vorzug vor dem unserigen darin, daß es Vorsicht in der Aufnahme der Kranken und der Dauer ihrer Festhaltung nach jeder Richtung hin übt.

Justus.

---

## Das Berufsgeheimniß der Aerzte.

Zum Fall Schweninger.

Von Dr. med. Julius Levin.

Neuerdings ist in der Presse die Berichterstattungspflicht des Professors Schweninger an den Kaiser über die Gesundheit des Fürsten Bismarck erörtert worden. Mit Recht wurde von einigen Blättern darauf hingewiesen, daß dem Professor Schweninger gar nicht befohlen werden kann, über eine dritte Person ärztlichen Bericht zu geben, wenn diese gewisse Dinge zu veröffentlichen oder wenigstens zu offenbaren nicht für gut findet. Das Gesetz verbietet jeden Bericht und selbst den äußerlich unschuldigsten, wenn die anvertrauende Person, in diesem Falle also Fürst Bismarck, nicht damit einverstanden ist. Sonst wird freilich die Bemerkung: „Der Fürst ist wohl oder nicht wohl" den Berichterstatter kaum mit dem Gesetze in Conflikt bringen, denn ein Interesse der anvertrauenden Person wäre nicht ersichtlich. Wenn aber der Fürst lebensgefährlich krank war, was nach den in die Oeffentlichkeit gelangten Nachrichten wohl anzunehmen ist, so hatte Professor Schweninger sich sehr wohl die Frage vorzulegen, ob ein Interesse des Fürsten vorliegt, daß die Nachricht nicht öffentlich bekannt wird. Wenn man die politischen Verhältnisse in Betracht zieht, so würde selbst für den Fernerstehenden das Interesse des Fürsten Bismarck an der Geheimhaltung einer schweren, bei seinem vorgerückten Lebensalter doppelt schweren Erkrankung klar bemerklich sein. Für Professor Schweninger lag der Fall doppelt klar, und wenn Benachrichtigungen von Kissingen an das Kaiserliche Hoflager nicht erfolgt sind, so bedarf diese Thatsache an sich gar nicht der Entschuldigung. Denn es ist keine Frage, daß Professor Schweninger ein Berufsgeheimniß preisgegeben hätte, und zwar, solange der Fürst es nicht gestattete, unbefugt, d. h. straffällig. Unter solchen Umständen ist der Zeitmangel des an das Krankenbett des Fürsten gefesselten Arztes nur eine Entschuldigung für die Versäumniß des befugten Preisgebens eines Berufsgeheimnisses. Er hätte aber tausendmal soviel Zeit haben können, als er thatsächlich nicht hatte, und durfte doch nicht Bericht erstatten, wenn ihm die Befugniß nicht ertheilt war.

Wie man sieht, ist durch diesen Fall die Frage des ärztlichen Berufsgeheimnisses früher actuell geworden, als man gedacht hätte, und zwar in Kreisen, von denen man glauben sollte, daß sie selbst mit solchen juristischen Kleinigkeiten wohl vertraut sind. Es war daher eine sehr glückliche Idee des Dr. S. Placzek, in einer eben erschienenen Schrift über das Berufsgeheimniß des Arztes*) nicht nur seine Collegen, sondern auch die Oeffentlichkeit über diese Materie aufzuklären. Mit Recht macht der Verfasser, der übrigens einer der behandelnden Aerzte Friedrich Nietzsche's gewesen ist, auf eine Anzahl von Mißständen aufmerksam, die durch das Gesetz über das ärztliche Berufsgeheimniß gezeitigt werden, die sich aber, das kann nicht verschwiegen werden, noch bedeutend schärfer ausprägen dürften, wenn die genannte Schrift in weiteren Kreisen Verbreitung finden sollte. Das Publikum, das über die Verpflichtung der

*) Leipzig, Georg Thieme.

Aerzte, das Berufsgeheimniß zu wahren, fast gar nicht unterrichtet ist, ließ bis jetzt in den meisten Fällen, in denen es mit Erfolg die Bestrafung eines Delinquenten hätte bewirken können, die Sache auf sich beruhen. Sehr selten hat man von Prozessen gehört, durch welche Aerzte wegen Verletzung des Berufsgeheimnisses schuldig geworden sind. Und vielleicht in Folge dessen haben sich die Aerzte selbst weniger um ihre Verpflichtungen beregter Art gekümmert. Daß dieses aus bösem Willen geschehen ist, will ich nicht behaupten, es liegt aber in der Natur der Sache, daß gesetzliche Bestimmungen, die lange nicht angewandt werden, ihre Gültigkeit verloren zu haben scheinen, bis sie, zum Schrecken der Betheiligten, wie Todte aus dem Grabe aufsteigen und Unheil anrichten. Wenn sich also nach Veröffentlichung der Placzek'schen Schrift Prozesse wegen Verletzung des ärztlichen Berufsgeheimnisses häufen sollten, so wäre damit gewiß nichts Ersprießliches erreicht — wenigstens für den Augenblick nicht. Denn das in letzter Zeit ohnehin schon wenig angenehme Verhältniß zwischen den Aerzten und dem Publikum würde noch mehr getrübt werden, es würde ein Zustand erfolgen, bei dem beide Theile verlören. Blickt man aber weiter, so darf man jene Prozesse als ein gewissermaßen reinigendes Donnerwetter ansehen, dem beruhigende Klarheit folgen muß. Es wird sich dann herausstellen, daß der Paragraph 300 des Strafgesetzbuches gewisser Zusätze bedarf, um nicht zu jenen geworfen zu werden, die sich wie eine ewige Krankheit fortschleppen. Er lautet:

> Rechtsanwälte, Advokaten, Notare, Vertheidiger in Strafsachen, Aerzte, Wundärzte, Hebammen, Apotheker, sowie die Gehülfen dieser Personen werden, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Amtes, Standes oder Gewerbes anvertraut sind, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft.
>
> Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein.

Schon bei Betrachtung der objektiven Thatbestandsmerkmale, die der Paragraph erfordert, fällt es schwer auf, daß die Bestrafung eintritt, falls ein Interesse derjenigen Person, mit der der Arzt als solcher zu thun hat, an der Geheimhaltung erkennbar ist — selbstverständlich für den Arzt. Kommt es zu einem Prozesse, so wird es dem Richter anheimgegeben sein zu entscheiden, ob dem Arzte das Interesse der Person an der Geheimhaltung hätte erkennbar sein müssen oder nicht. Daß zur Straffälligkeit jede Art von Preisgebung des Geheimnisses, auch die zu wissenschaftlichen Zwecken, ausreicht, ist nur logisch und richtig. Schlimmer ist die Auffassung, daß auf das Wort: anvertrauen nicht das hohe Gewicht gelegt wird, daß also nicht nur ein Geheimniß gehütet werden soll, welches als solches mitgetheilt wird, sondern auch Thatsachen, „die der Arzt vermöge seiner eigenen Wissenschaft oder Erfahrung ohne Mittheilung von selbst erkennt". Es ergibt sich hieraus für den Arzt als das beste, über seine Patienten überhaupt zu schweigen, gar nichts zu sagen oder anzudeuten, wo nicht das Gesetz es ihm geradezu erlaubt zu reden, also bei Vernehmungen vor Gericht. Aber selbst hier ist noch nicht klar, ob nicht durch das Zeugnißablegen des Arztes diesem ein Straffall construirt werden kann, und Placzek gibt mit Recht den Rath: Wer also, so lange keine Plenarentscheidung des Reichsgerichtes vorliegt, absolut sicher gehen will, wird stets sein Zeugniß verweigern müssen — falls ihn sein pflichtgemäßes Erachten nicht dennoch zum Gegentheil zwingt.

Ja, das pflichtgemäße Erachten! Sehr schön gesagt, aber wer wird ihm folgen, wenn es nichts weiter nach sich zieht, als eine Strafe, unzählige Scherereien und Aergernisse nicht gerechnet? Gewiß wird sich eine große Anzahl pflichtbewußter Aerzte nicht abhalten lassen, selbst zu eigenem Schaden zu handeln, wie ihr Gewissen ihnen vorschreibt, aber niemals werden sie das bedrückende Gefühl los werden können, daß sie eine Gesetzesübertretung begehen, deren Folgen unbedingt wesentlichen Schaden bringen müssen. Es kommt dann eben zu einer unlösbaren Collision zweier Berufspflichten. Auf der einen Seite die gebotene unverbrüchliche Wahrung des anvertrauten Geheimnisses, auf der anderen die unbedingt erforderliche Mitwirkung des Arztes an der Förderung des Gesammtwohles. Erfüllt der Arzt seine Pflicht gegen das letztere, so begibt er sich in Gefahr mit dem Strafgesetzbuch in Conflict zu kommen, handelt er dagegen strikt nach dem Wortlaut des Gesetzes, so verliert er wohl seinen humanitären Lebenszweck aus dem Auge, vermeidet aber eine folgenschwere Gefahr. Der humanitäre Lebenszweck der Aerzte war diesen früher klarer als jetzt, da ihre persönliche Lage von Tag zu Tag schwieriger wird, da die Verhältnisse einen Jeden zwingen, an sich zu denken. Wie wenig Aerzte können sich den Luxus gestatten, ihren humanitären Lebenszweck zu betonen und die Folgen dieser ihrer Anschauung und des aus ihr resultirenden Handelns zu tragen! Denn der Thatsache gegenüber kann sich doch Niemand verschließen, daß jeder Arzt, und käme er auch in Folge edelster Motive mit dem § 300 des Strafgesetzbuches in Conflict, seine materielle Lage schädigt. Es gelangt eben zur Kenntniß der Personen, die ein Interesse daran haben, daß ihr Geheimniß unter allen Umständen gewahrt werde, wie wenig sie bei dem Betreffenden sicher sind, sie werden daher schon von vornherein einen Anderen in's Vertrauen ziehen. Die Person, deren Geheimniß preiszugeben er sich veranlaßt fühlt, geht ihm unbedingt verloren, indeß hat sie selbst ein zu großes Interesse daran, ihr Geheimniß nicht weiter entdeckt zu sehen, als daß sie von der Angelegenheit weiter Aufhebens machen sollte. Dies ist auch der Grund, warum es selbst bei erheblicherer Schädigung eines Patienten selten zum Prozesse kommt. Immerhin ist der Fall nicht auszuschließen, daß ein Geschädigter aus Rache, ohne weitere Rücksicht auf sich zu nehmen, den Arzt anzeigt. Alsdann dürfte auch die beste Absicht des Arztes vor Strafe und ihren Consequenzen nicht schützen.

Daß die Frage des ärztlichen Berufsgeheimnisses sich zu einer brennenden zu gestalten beginnt, ist eine Folge des Wachsens ärztlichen Wissens. Der Mediziner, der in früheren Zeiten gewissen Symptomen und Befunden fremd gegenüberstand, der mancher Erkenntniß entbehrte, die heute als ganz landläufig angesehen wird, war seltener in der Lage, ein Berufsgeheimniß preiszugeben. Die Erweiterungen des Wissens haben sich ganz besonders auf zwei Gebiete erstreckt, deren Pflege in der Praxis eine große Ausbeute von Geheimnissen zuläßt: das Gebiet der Geistes- und Nervenkrankheiten und das der Geschlechtsleiden. Und bei beiden liegt es klar auf der Hand, daß die auf ihnen gesammelten Erkenntnisse, soweit sie den Kranken angehen, möglichst geheim gehalten werden sollen. Es wird dem Patienten nicht viel daran liegen, wenn man von ihm hört, daß er Magenkatarrh hat, mehr schon, daß man nichts von einer eventuellen tuberculösen Anlage oder ausgebildeten Krankheit erfährt. Es giebt in der Praxis eine große Anzahl von Umständen, unter denen die Bemerkung eines Arztes, der und der sei tuberculös, sehr schweren Schaden dem Patienten zu bereiten im Stande ist. Wenn in einem solchen Falle der Geschädigte gegen den Arzt klagbar wird, hat er vollkommen Recht.

Am gefährlichsten sind für den Patienten aber unbedingt Indiscretionen bezüglich seines Geisteszustandes oder erworbener Geschlechtsleiden. Einzelne nervöse Erkrankungen dürfen auch nicht vergessen werden. Bei den beiden häufigsten, der Paralyse und der Rückenmarkschwindsucht, hat man bereits in sehr früher Zeit einzelne Symptome, die auf das Manifestwerden der ausgebildeten Krankheit schließen lassen, und deren genaue Feststellung dem Arzte zeigt, welches Schicksal dem nichtsahnenden Patienten bevorsteht. Im Ganzen machen im Frühstadium jener Leiden Befindliche noch den Eindruck gesunder Menschen, man stellt an sie Anforderungen, wie an solche und bringt ihnen entsprechendes Vertrauen entgegen. Die heillosen Veränderungen, die bald folgen müssen, sind dem Kundigen wohlbekannt, er muß aber schweigen, er muß wegen eines Menschen eine ganze Reihe anderer in oft verzweifelte Lage kommen lassen, denn § 300 des Strafgesetzbuches will es so. Auf die Geschlechtskrankheiten einzugehen, wäre heikel, wenn nicht der ernste Charakter der Zeitschrift es unbedingt gestatten würde. Gewisse Geschlechtskrankheiten sind deshalb von solcher Wichtigkeit, weil sie nicht nur für die künftige Mutter, sondern auch für das Kind gefährlich sind. Diese Krankheiten sind heilbar, werden auch in der Mehr-

zahl der Fälle geheilt, so daß ein großer Theil der von ihnen befallen gewesenen Männer heirathet, ohne der Gattin oder den Kindern Schaden zu bringen. Ein Theil der Fälle aber wird nicht geheilt, er bleibt krank und das Schlimme ist, daß die Betroffenen sich im Ganzen gesund fühlen und an alles Andere eher denken, als an die Aufgabe der Heirathsidee. Nun versetze man sich in die Lage des Arztes, der einen Patienten vor sich hat mit beginnender Paralyse oder beginnender Rückenmarksschwindsucht, man denke sich, er sollte zusehen, wie ein florid geschlechtskranker Mann im Begriffe ist, zu heirathen. Er soll das lange Siechthum des Patienten, die Leiden der Frau voraussehen, die, anstatt mit dem erhofften gesunden Gatten, mit einem Todescandidaten die Ehe eingeht; er soll die lange Reihe erblich belasteter Nachkommen vor sich stehen sehen, unschuldiger Wesen, die in geistiger und körperlicher Verkrüppelung geboren, eine Last der Erde werden; der Arzt soll diese ganze Kette fürchterlicher Verwickelungen vorher überschauen, und er soll schweigen, seine warnende Stimme ersticken müssen, nur weil § 300 des Strafgesetzbuches es so verlangt? Man wird zugeben, daß eine solche Nothwendigkeit zu den fürchterlichsten gehört, die denkbar sind. Denn er, dessen Aufgabe es ist, Krankheiten zu verhüten, muß stillschweigend zusehen, wie Krankheiten verbreitet werden, und anstatt ein Wohlthäter der Menschen zu sein, wird er, wenn auch gezwungen, an ihr zum Frevler. Es wird sich also fragen, ob es nicht möglich ist, das Berufsgeheimniß im Allgemeinen zu wahren, ohne daß den Anforderungen der Menschlichkeit geradezu in's Gesicht geschlagen wird? Diese Frage ist zu bejahen.

Der Arzt ist in allen Fällen *berechtigt*, sein Geheimniß zu bewahren. Selbst als Zeuge vor Gericht kann er Auskunft verweigern. Ebenso soll ihm das Recht eingeräumt werden, für gewisse Fälle das Geheimniß preiszugeben. Diese müssen als vorliegend angesehen werden, wenn durch das Bewahren des Geheimnisses *einer dritten Person eine schwere Körperverletzung droht*. Diese Voraussetzung ist entschieden erfüllt, wenn z. B. eine geschlechtskranke Person in die Ehe gehen will, ohne ihre definitive Heilung abzuwarten. Bei geistigen Erkrankungen, die für die Umgebung des Patienten Gefahren bringen, versteht sie sich von selbst, aber auch bei solchen, deren Träger etwa die Ehe eingehen will, muß der Arzt Auskunft geben dürfen. Es ist nämlich kein Zweifel, daß die der Ehe entsprießenden Kinder irgend welchen schweren geistigen oder nervösen Erkrankungen ausgesetzt sind, sie werden eben erblich belastet. Wenn das Gesetz das Verbrechen wider keimendes Leben so schwer ahndet und das noch ungeborene Kind, wie ein bereits lebendes, schützt, so ist es gar nicht einzusehen, warum der Schutz des Gesetzes nicht noch weiter sich erstrecken, und wie es Ungeborenes vor Tödtung behütet, Ungeborenes vor Erkrankung schützen soll, gegen die die Tödtung ein Kinderspiel ist? Denn diese geschieht an einem intelligenzlosen Individuum, jene Krankheiten aber befallen und richten lebende Menschen zu Grunde, die ihr Unheil schuldlos tragen, ihr Unheil, das verhütet werden könnte, wenn nicht das Gesetz in gewissem Sinne es in seinem Gedeihen schützen würde. Betont müßte in den restriktiven Zusätzen zum § 300 ausdrücklich werden, daß der Arzt für die Preisgebung des Berufsgeheimnisses unbedingt keine Extravergütung annehmen oder gar verlangen darf. Auf diese Weise würde das Odium, dem seine humane Handlungsweise da oder dort begegnen könnte, leicht vermieden werden können.

---

# Literatur und Kunst.

## Aus dem modernen Musikleben.

Von Heinrich Ehrlich.

### I. Das Musikproletariat und die Conservatorien.

Willst Du getreuer Eckart sein
Und Jedermann vor Schaden warnen,
S'ist auch eine Rolle, sie trägt nichts ein,
Sie laufen dennoch nach den Garnen.
Goethe.

Ich werde in einer Reihe von Artikeln manche tief eingreifende Mißstände des modernen Musiklebens besprechen. Von dem Grundsatze „nec laudare nec vituperare sed intelligere“ ausgehend, werde ich vor Allem die Thatsachen darstellen und erklären, prüfen, inwieweit manche Mißstände aus den obwaltenden Verhältnissen entstehen mußten, und ob sie zu beseitigen sind. In erster Reihe ist die Ueberwucherung der Musiklehranstalten und das daraus hervorgehende Musikerarmenthum in Betracht zu nehmen, dann das damit zusammenhängende Concertwesen und das Hervordrängen der Mittelmäßigkeiten, die Marktschreierei und ihre Vertreter, die Stellung der Kritik; in zweiter Reihe sollen dann alle die verschiedenartigen Hebel geprüft werden, die zur Beförderung der Mißstände in Anwendung kommen.

Als erste Wirkung meiner Betrachtungen erwarte ich offenes und geheimes Geschimpfe. Die Streber, jetzt die lautesten Rufer auf allen Gebieten, müssen ja selbstverständlich mit jedem Mittel — und sie sind in der Wahl durchaus nicht heiklich — Alles bekämpfen, was ihrem Streberthum im Mindesten hinderlich erscheint; die anständigen Leute aber, die mir gewiß in vielen Punkten beistimmen, werden dennoch meistentheils schweigen, um nicht in das Geschimpfe mit hineingezogen zu werden, und ich kann ihnen nicht Unrecht geben; nur wer gleich mir außerhalb der Strömung auf dem Ufer steht und das Getriebe mit ruhigem, sicherem Auge betrachten kann, darf seine Meinung entschieden aussprechen, weil er keine Folgen fürchtet. Eine Besserung der üblen Zustände, die ich mit aller *möglichen* Mäßigung darstellen werde, ist augenblicklich nicht zu erhoffen, denn sie sind wie jedes Zeitgebrechen in den allgemeinen sozialen Verhältnissen begründet, alles Warnen verhallt, so lange der Taumel dauert; meine Artikel sollen daher vorläufig nur ein Beitrag zur Geschichte der gesellschaftlichen Musikentwickelung bieten. Vielleicht dürften sie später in practischer Weise zur Geltung gelangen.

Daß die Musik die weitest verbreitete, die meist gepflegte Kunst ist, bedarf keiner Beweise. Daß die Zahl der Lehrer und der Lehranstalten immerwährend wächst, ist eine selbstverständliche Folge. Daß aber diese beiden Umstände eine gar nicht zu berechnende Ueberzahl an Berufsmusikern und zuletzt ein elendes Musiker-Proletariat in Deutschland nothwendig erzeugen müssen, das ist zwar manchen Fachleuten klar, wird aber von all' den jungen Leuten, die sich in die Musiklaufbahn drängen, und von deren Eltern nicht entfernt geahnt. Hier mögen nun Ziffern und Thatsachen den Betrachtungen vorausgehen.

Von den Lesern dieses Artikels werden wohl neunzehn Zwanzigstel die Zahl der Musikinstitute in Deutschland, besonders aber derer in Berlin, nicht ahnen, und daher die Ziffer ganz unglaublich finden; habe doch ich selbst sie unterschätzt, und erst durch genaue Prüfung die richtige Erkenntniß gewonnen. Es bestehen in der deutschen Reichshauptstadt 112, geschrieben Hundert und zwölf Musiklehranstalten, „Akademien, Conservatorien“ u. s. w. mit verschiedenartigsten Beinamen und Eigenschaftsworten, der Musiker-Kalender nennt sie alle. In der Rubrik „Wien“ verzeichnet der Kalender nur 33 derartige Institute; da aber in der musikreichen österreichischen Kaiserstadt, in welcher Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert gelebt und gewirkt haben, ganz bestimmt nicht weniger Klavier

gespielt, gegeigt und gesungen wird, als in Berlin, so ist es gewiß nicht hoch gegriffen, wenn ich die Zahl der Wiener Lehrinstitute auf die Hälfte der Berliner berechne, also in runder Ziffer auf 60. Ferner nennt das erwähnte Buch noch etwa 120—125 Musikschulen der verschiedenen Städte in Deutschland, ohne die großen staatlichen, „Königlichen" und vom Staate unterstützten Conservatorien, ohne die Haupt-Institute der großen Städte (Frankfurt, Hamburg, Köln u. s. w.).

Die Schüler der älteren und bewährten Conservatorien Berlins und der Königlichen Hochschule zählen nach Hunderten; statt nun eine Prüfung der Schülerzahl jedes einzelnen der anderen Institute vorzunehmen — eine langwierige und wenig lohnende Arbeit — will ich eine Durchschnittsziffer für alle annehmen, also fünfzig für jede Musikschule; 5600 für 112, die gleiche Ziffer für die Wiener Schulen, also 3000. Die im Kalender angegebene Schülerzahl der Königlichen Conservatorien in Köln, Dresden, Karlsruhe, Leipzig, München, Straßburg, Stuttgart und Würzburg ergiebt die Ziffer 4200. Ich rechne auf die 120 anderen kleinen Institute je 20 Schüler, das sind 2400. Alle österreichischen Städte außer Wien lasse ich unbeachtet, obwohl Prag, Budapest, Lemberg, Graz und Triest sehr wichtige Musikschulen besitzen, weil ich mir denke, daß ihre Schüler im Lande selbst zur Geltung gelangen können, und weil ja die von mir bereits angeführten Ziffern eine genügend große Zahl bieten, über 15000.

Nehmen wir nun an, daß bei dieser Zahl nur je dreißig von hundert Schülern die Musik als Beruf, die anderen siebzig aber nur um des Vergnügens, um der allgemeinen Bildung willen studiren, so bleiben noch immer 4500, die als Berufsmusiker in die Laufbahn treten. Und nehmen wir drei Jahre als Lehrzeit für die volle Ausbildung des Berufsmusikers und betrachten wir das Jahr 1890 als den Ausgangspunkt der Berechnung, so werden bis zum Jahre 1897 18000 Fachmusiker aus den verschiedenen Conservatorien hervorgegangen sein.

Und wie viele von ihnen sind gründlich gebildete Musiker? Die Mehrzahl der Musikanstalten mögen gewiß guten Unterricht ertheilen. Die verschiedenen Königlichen Conservatorien, deren Existenz durch staatliche Unterstützung vollkommen gesichert ist, die also nicht auf das Einkommen durch Schülerbesuch angewiesen sind, können nach gewissen Grundsätzen verfahren, denen sich die Schüler unterwerfen; auch die älteren Privat-Musiklehranstalten, deren Ruf durch Ausbildung bedeutender Künstler festgestellt ist, können einen gewissen festen Gang der Lehrmethode einhalten, und den Schülern Zugeständnisse verweigern, die der Richtung dieses Lehrganges widersprächen. Aber es giebt nicht allein nicht wenige Lehranstalten, die genöthigt sind, die einigermaßen begabten Schüler, die von ihren Eltern für Genies gehalten, nach deren Wunsche zu Virtuosenstückchen abzurichten, und von jeder gründlichen Bildung abzusehen, es giebt auch Lehrer, „Directoren", die in ihrem Unterrichte Dinge vollführen, die man recht lustig finden könnte, wenn sie nicht auf die Bildung der Schüler so traurig wirkten. Ich kann aus meiner Erfahrung zwei merkwürdige Fälle anführen: Es sind nun viele Jahre her, da gab ein Herr — man erlaube mir, den Namen zu verschweigen — ein Concert, in welchem er allerergötzlichste Schnitzer zu Gehör brachte, die ich auch in meiner humoristisch gehaltenen Besprechung nachwies. Ich hatte diesen Zwischenfall schon lange vergessen, da schrieb mir ein namhafter Musiker einen Brief — ich besitze ihn noch — mit dem Antrage einer Stelle in dem „Conservatorium", das jener Concertgeber gegründet hatte; dieses besteht noch heute, ein Zeichen, daß es Schüler in genügender Anzahl gefunden hat! Ein zweiter Fall: Der „Director" eines seit Jahren bestehenden Musikinstitutes führte mir seine „beste Schülerin" vor. Sie spielte eine Sonate von Beethoven mit ganz falschen Accorden im Mittelthema des ersten Satzes und mit demselben Fehler bei jeder Wiederholung; als ich ihr das bemerkte, meinte der Lehrer: „Ach, sie wird die Sonate wohl in einer schlechten Ausgabe studirt haben"! Sie begann das Finale, ich sagte ihr: „Liebes Kind, Sie nehmen ein viel zu schnelles Tempo", und sie antwortete: „Ach, das ist meinem Papa noch nicht schnell genug"! Es ließe sich hier noch ein langes Kapitel schreiben über manche junge Herren, die kaum der Schule entwachsen, schon „Directoren" werden, auf die Schiller's Distichon „Die Sonntagskinder" die beste Anwendung findet*); aber viel wichtigere Fragen verlangen jetzt ihre Erledigung: Welche Zukunft bietet sich den deutschen Fachmusikern, besonders den weiblichen? Wie müssen sich die jungen Musikbeflissenen auf ihre Laufbahn vorbereiten? Und welchen Weg müssen Eltern einhalten, wenn sie ein mit Talent begabtes Kind der Musiklaufbahn widmen und vor bittersten Enttäuschungen und glänzendem Elende bewahren wollen?

Die Ueberproduction ist heute auf musikalischem Gebiete dieselbe wie auf allen anderen; die von mir angeführten Zahlen beweisen das zur Genüge. Es müssen also selbst bedeutend begabte Kunstjünger darauf gefaßt sein, auch bei günstigen Erfolgen eine nur bescheidene, eine ehrenhafte aber nicht sehr einträgliche Stellung zu erreichen. Denn die äußerlichen Erfolge sind heute durchaus nicht mehr von den Leistungen allein abhängig, sondern in viel höherem Grade von der Art und Weise, wie diese Leistungen zur Geltung gebracht werden, durch Reclamen oder durch Begünstigung einflußreicher Persönlichkeiten in der Gesellschaft, in der Musikwelt oder Kritik. Manchen Vortheil mag ja auch das Gebahren des Musikers selbst erzielen, wenn er es versteht, die Gunst der Einflußreichen zu gewinnen; aber das ist doch auch ein äußerliches, nicht ein künstlerisches Moment. Daß ganz ausgezeichnete oder verblüffende Leistungen, Spezialitäten der Technik u. dergl. große Erfolge und auch Einnahmen erzielen, versteht sich von selbst; aber solche Ausnahmsfälle können nicht als maßgebende Norm für die Wahl des Musikberufes betrachtet werden, vielmehr als eine indirecte Aufforderung zum weiteren Nachdenken über die eigene Kraft, über das Ziel, welches man anstreben soll und zu erreichen hoffen darf. Der Kunstjünger muß an die Zukunft denken, die ihm bevorsteht, wenn er nicht Ungemeines, sondern nur künstlerisch Tüchtiges, Anerkennenswerthes leistet. Wohin soll er sich wenden, wo einen Wirkungskreis suchen, der ihm künstlerische Befriedigung und auch die Mittel gewährt, für ein vor kummervollen Sorgen geschütztes Alter zu sparen? Deutschland ist überfüllt, viele tüchtige Künstler, die bereits einen guten Ruf erworben haben, begnügen sich mit sehr bescheidenen Stellungen. In früheren Jahren haben gute deutsche Musiker in Rußland und Frankreich freundliche Aufnahme und in jeder Hinsicht angenehme Existenz gefunden; diese Länder sind ihnen nunmehr verschlossen. Engländer und Amerikaner kommen nach Deutschland, um sich hier für den Beruf im Vaterlande auszubilden und fremden Eindringlingen eine immer stärker werdende Concurrenz zu bieten. Und so gestaltet sich die Frage: Wohin sich einst wenden? für den jungen Kunstbeflissenen immer ernster und schwieriger.

Aber noch viel, viel ernster und schwieriger wird die Antwort auf die Frage, wenn diese an die jungen Musikerinnen tritt. Der junge Mann schlägt sich durchs Leben, gut und schlecht, und wenn es ihm nicht an Kraft und Ausdauer fehlt, und wenn ihn nicht besonderes Mißgeschick verfolgt, so wird er wohl früher oder später ein Ruheplätzchen finden, in dem er sich den Verhältnissen gemäß behaglich einrichtet. Aber was soll das junge Mädchen, das als Musikerin in die Welt tritt, beginnen, wenn ihr nicht günstige Umstände den Weg sehr erleichtern? An sie stellt die Gesellschaft ganz andere Forderungen, als an den Musiker, ihr Eintritt in die Welt unterliegt ganz anderen Vorbedingungen. Der junge Virtuose reist allein, wohnt im billigsten Gasthofe, ißt in dem einfachsten Speisehause; ist sein Anzug nicht auffällig schlecht, so giebt Niemand Acht darauf. Vom jungen Clavier- oder Geigenlehrer erwartet man, daß er guten Unterricht giebt und sich nicht anstößig benimmt. Wer kümmert sich um seine Herkunft, um seine Erziehung und sonstigen Verhältnisse? Die junge

*) Von den Musik-Parvenus, die mit wenigem Talente und vielem Gelde in die Musiklaufbahn treten und sich Stellung machen, werde ich gelegentlich sprechen.

Musikerin darf nicht ohne Begleitung reisen, kann nur in einem sehr anständigen Gasthofe wohnen und soll auf ihrem Zimmer speisen; als Lehrerin muß sie für geringeres Honorar mehr Geld für ihren Anzug ausgeben als ein Lehrer, und alle möglichen Erkundigungen über ihre Person, ihre Familie und deren Verhältnisse u. s. w. werden eingezogen, bevor man sie mit dem schlecht bezahlten Unterrichte der Kinder betraut. Wie viel Jahre der Arbeit, Mühe und Entbehrungen vergehen bis zur endlichen Feststellung einer halbwegs angenehmen Existenz! Wie traurig ist das Loos so vieler ganz guter Pianistinnen, die von den glänzenden Erfolgen der Menter, Essipoff, der (nicht genug gewürdigten) Kleeberg und der Technik-Specialistin Carreno geblendet, sich der Hoffnung hingaben, sie könnten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit ein gleiches Ziel erreichen, und die nun plötzlich die fürchterliche Erfahrung machen, daß man überhaupt Pianistinnen nur in seltensten Fällen gern hört! Doch noch immer ist das Loos der Clavierspielerin ein sehr günstiges zu nennen, gegenüber dem der Geigerin! Diese ist ganz und gar ausschließlich auf die Oeffentlichkeit angewiesen! Ein tüchtiger Geiger kann in irgend einem Orchester Unterkunft finden, es ist keine bemerkenswerthe Existenz, aber doch wenigstens eine Lebensfristung, er kann auch Unterricht ertheilen; aber was fängt die Geigerin an, wenn ihr nicht gut bezahlte Anwerbungen zur Mitwirkung in Gesellschafts-Concerten zukommen? Denn mit eigenen Concerten Gelderfolge zu erzielen, haben selbst die einst gefeierten Tua und die Senkrah aufgegeben. Und auch gute Concert-„Engagements" geben keine für Ersparnisse hinreichende Einnahmen, werden auch immer seltener.

Was soll ich nun von den Sängerinnen sagen? Von denjenigen, die nur in Concerten wirken, sind die noch immer große Joachim und die geniale Barbi die einzigen, die überall bedeutende Einnahmen erzielen; anderen Künstlerinnen mag es in der Stadt, in der sie leben, durch gesellschaftliche Verbindungen und persönliche Beliebtheit gelingen, alljährlich ein gut besuchtes Concert zu veranstalten, auch hier und da in einer fremden Stadt für Mitwirkung ein Honorar zu erlangen. — Betreffs der Theatersängerinnen kann ich nach meinen Erfahrungen als ehemaliger ständiger Kritiker mit gutem Gewissen fest behaupten: auch die bedeutenden bei großen Theatern angestellten haben viel zu erdulden, wenn sie nicht so hoch stehen in der Gunst des Publikums, daß die Intendanz oder Direction ihnen besondere Rücksichten schenken muß oder wenn nicht ganz besondere Einflüsse vorwalten. Und wie geht es erst Denen, die nur auf kleineren Theatern singen, die von Agenten und von deren Factoren abhängen? Freilich muß dieses glänzende Elend eine große Anziehungskraft ausüben, da es selbst von solchen gesucht wird, deren Verhältnisse ihnen gestatten, eine angenehmere bürgerliche Stellung einzunehmen. Ich werde auf diesen Punkt gelegentlich zurückkommen.

Das Ergebniß all dieser Thatsachen und Betrachtungen ist die dringende Mahnung an die Eltern aller zur Musik beanlagten Kinder: daß sie sehr ernsthaft überlegen, bevor sie den Knaben oder das Mädchen dem Musikerberufe widmen; daß sie darüber klar seien, wie heutzutage nur ein sehr großes Talent auf wirkliche Erfolge und erhebliche Einnahmen rechnen darf, und daß Jahre großer Mühe, gründlichen Studiums und bedeutende Ausgaben nothwendig sind, um ein solches Ziel zu erreichen; daß ein Wunderkind absolut keine Erfolge sichert*); daß nur der gründlichste, ernsthafte, zuerst von allem Aeußerlichen absehende Unterricht als Vorbereitung für eine wahrhaft künstlerische, ersprießliche Laufbahn angesehen werden darf; daß also nur die bewährtesten Musikanstalten oder Lehrer zu wählen sind, ie bei voller Erkenntniß der Nothwendigkeit ausgebildetster Technik die künstlerische Bildung als erste Bedingung betrachten; und daß endlich selbst bei günstigeren Erfolgen ein nicht ganz ausgezeichneter oder vom Glücke sehr begünstigter Künstler sehr viele Kämpfe zu bestehen, viele Enttäuschungen zu erwarten hat, bevor er endlich eine ehrenhafte — nicht eine glänzende! — Stellung erreicht, die ihm allenfalls bei vieler Arbeit eine für eine anständige Hausführung genügende Einnahme bringt.

*) In diesem Augenblicke bietet Berlin einen sehr bedeutsamen Beweis für die obige Behauptung. Ein neunjähriger Geiger, Arthur Argiewitz, weilt seit einigen Wochen hier; sein Spiel erregte nicht bloß die Bewunderung der Laien, sondern auch die des großen Meisters Joachim, der bei jeder Gelegenheit, auch dem Verfasser gegenüber, geradezu begeisterte Urtheile über diesen Knaben fällte. Der Vater wünscht nur so viel zu erwerben, um den Sohn ein paar Jahre ruhig studiren zu lassen und sich zu erhalten. Es ist ihm bisher nicht gelungen, ein volles Concert zu erzielen, dagegen hat im verflossenen Winter der Vater eines kleinen Klavierspielers Koszielski es verstanden, viel Geld einzunehmen, weil er zuerst Tausende für Reclamen, für Artikel mit dem Bildnisse des Kleinen ausgegeben hat. So steht es mit der Kunst!

## Charles Kingsley als Lyriker.

Von E. Beyer.

Charles Kingsley's Gedichte kommen uns als das Beste — nach des Dichters eigenem Ausspruch — zuletzt über den Kanal herüber. Sie sind soeben deutsch erschienen von Pauline Spangenberg, mit einem Vorwort von Pfarrer Bonhoff in Leipzig.*) Und als das Beste mögen sie auch uns auf dem deutschen Festland willkommen sein. Die uns von den Romanen „Alton Locke" und „Yeast" bereits als Kingsley-Interpretin wohlbekannte P. Spangenberg hat an den Gedichten ihre Kunst bewährt. Gehört doch eine tiefe und ernste Versenkung in den Geist eines in einem anderen Idiom redenden Geistes dazu, um seine Schöpfungen sinngetreu wiederzugeben, ja sagen wir lieber wiederzuschaffen. Leider hat die Herausgeberin die Veröffentlichung des Werkes nicht erlebt, dem sie ihre beste Kraft und alle ihre Liebe und Begeisterung für den Dichter gewidmet hat; sie wurde im Jahre 1892 ganz plötzlich den Ihrigen und ihrem Wirkungskreise entrissen. Sie war eine Idealistin im schönsten Sinn des Wortes, und hat darum auch Kingsley, den Idealisten und seine Gedankenwelt verstanden, wie keine andere Verehrerin des englischen Dichters und Denkers.

Doch nun zu den Gedichten selbst. Der englische Pfarrer und Sozialist Kingsley war eine Dichternatur von ursprünglicher Kraft. Sagt er es doch selbst, er fühle sich ein ganz Anderer, sowie er in's Versmaß gerathe: „wie einer Otter, die vom Lande zurück in's Wasser kommt, ist mir dann zu Muthe. Auf dem Ufer kann sie schnell genug laufen und sich mit den Hunden rasend herumbalgen; aber stürzt sie in's Wasser, dann erst wird sie schön und bewegt sich in der Ueberfülle der Kraft mit unbeschreiblicher Freiheit und Anmuth. . . Ich empfinde einen so starken Formensinn, dem ich immer zeichnend Luft gemacht habe; aber die eigentliche Sphäre dafür ist doch die Poesie, in welcher Musik, malerisches Gruppiren und geschichtliches Gestalten zusammenklingen." Obgleich diese Vorbedingungen für einen Dichter in hohem Maße in ihm vorhanden waren, widmete er seiner Muse dennoch nicht eben viel Zeit. Die practischen Aufgaben des Tages und die Anforderungen der Zeit hielten ihn davon ab, gewissermaßen „in höheren Regionen" zu leben. Die ganzen Lebensanschauungen der Gegenwart hießen ihn, sich näheren Pflichten, namentlich solchen für das Gemeinwohl, zu widmen. Er dichtete, wird von ihm berichtet, wenn ihn des Tages Last und Hitze matt und nervös gemacht, um die erloschenen Lebensgeister wieder in Fluß zu bringen, ja wenn er sich aufgeregt fühlte — dann aber über einen, vom Grund seiner Ermüdung ganz abweichenden Gegenstand, um so seine Elasticität wiederzugewinnen und sich zu des nächsten Tages Arbeit wieder munter zu machen. Auf diese Weise entstanden nicht viele zwar, aber seine besten Dichtungen. Um bei den größten zu beginnen, seien zuerst genannt: „Santa Maura", das Märtyrergedicht, das er selbst

*) Cassel, Th. G. Fisher & Co.

sein bestes nannte, und „Andromeda“, das antikisirende Heldengedicht, dessen äußerer Feilung er sichtlich die größte Sorgfalt zugewandt, an dessen keuscher Schönheit und olympischer Erhabenheit aber auch sicherlich kein für Poesie Empfänglicher vorübergehen wird, ohne sich daran zu laben und zu erheben. Die Leidensode „Santa Maura“ behandelt den Märtyrertod eines wegen seiner Ehe mit einem Bauernweib im Jahre 304 gekreuzigten Diacons; das treue Weib, das mit ihm den Tod erleidet, berichtet ihm am Kreuz von ihren ausgestandenen Leiden des Leibes und der Seele durch Folter und Verhör, und nimmt im Vergleich damit den Tod an seiner Seite und als Dienerin Christi als einen Gewinn hin. So hat der Dichter mit dieser Dichtung, die er gesteht vor Bewegung selbst nicht mehr lesen zu können, die er aber dennoch für das Beste hält, was ihm je gelungen sei, den Triumph der ehelichen Liebe feiern wollen, gegenüber dem, von trübem Bodensatz unterwühlten Cölibatsleben; er hat mit diesem Hymnus des Gottvertrauens die Idee des um Christi willen Leidens als Ziel hingestellt, auch noch der heutigen Menschheit, die von der Selbstverleugnung im christlichen Sinn gar wenig mehr wissen will. Es heißt das aber bei Kingsley, der so fromm und so frei war wie Einer in seiner religiösen Ueberzeugung, für eine Idee, für diese Ueberzeugung zu leiden, ein Martyrium, zu dem uns die Gegenwart wahrlich noch alle Tage Gelegenheit gibt. Die Schöpfungen der Kingsley'schen Muse wollen eben, das ist zu beachten, aus englischen Verhältnissen heraus ververstanden sein: „Wer den Dichter will versteh'n, muß in Dichters Lande geh'n.“ Kingsley sah sich umgeben von einem Hornissenschwarm papistischer Neigungen, denen ja das alte England zu jeder Zeit stark unterworfen war. Diesen zu begegnen, schrieb er Santa Maura; schrieb er auch sein geistliches Drama „Die heilige Elisabeth“, ebenfalls eine Verherrlichung des Familienlebens, des Mutterberufs, gegenüber all den asketischen Quälereien, die von Seiten der Priesterschaft (eines grausamen Conrad von Marburg u. A.) an dieser vermeintlichen katholischen Heiligen in's Werk gesetzt wurden, während und trotzdem diese thüringische Landgräfin längst in ihrem Herzen und zwei Jahrhunderte vor der Reformation, rein protestantische Neigungen, wie das Losringen von aller äußeren Autorität, und einen direeten Verkehr mit ihrem Gott, in ihrem Herzen nährte.

Es nimmt uns gar nicht Wunder, daß der Dichter von sich eingesteht, Santa Maura selbst nicht mehr lesen zu können, denn es ist eine Mark und Bein! erschütternde Schilderung all der erlittenen Grausamkeiten und Folterqualen. Es ist nämlich ein Kingsley'sches Charakteristikum, daß er da allemal furchtbar realistisch wird, wo er an tragische Momente und Heldenhaftigkeiten herankommt. Man denke an die Schlußscene in der „Hypatia“, wohl seinem gelungensten Romane.

Kingsley versteht es, Gedanken plastisch darzustellen, Licht und Schatten richtig zu vertheilen, wie auch die Farbengebung angemessen zu wählen; er versteht es, „wie man Massen gruppirt und Flächen unterbricht, Schatten gibt und Lichter aufsetzt, Dur- und Molltöne im Versmaß anschlägt, satte Farben mit zarten wechseln läßt; er weiß, wie Monotonie zu vermeiden und das Interesse zu fesseln ist, um durch die Spannung eine dauernde Ueberraschung zu verschaffen, und in der Ueberraschung die Spannung zu erhalten“: wie er selbst einen jungen Freund ermahnt, dies alles zu lernen, um ein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts werden zu können. Auf wie manche unserer Neulinge möchte Kingsley's bündiger Schlußruf zutreffen: „Ihre Gedanken sind richtig, kraftvoll und nützlich, nur augenblicklich noch zu nackt und kahl; und Sie müssen sich für diese Blößen Ihrer Kindlein erst Kleider verschaffen.“ Er aber kann sich nach diesem seinem eigenen strengen Maßstabe wohl messen lassen. Auch ist er ein Meister der Sprache. Er „gebraucht niemals zwei Worte, wo eines genügt“, um den Sinn klar zu geben.

Die „Andromeda“ behandelt einen antiken Sagenstoff, wie es denn auch Kingsley's Muse durchaus eignet, sich in den verschiedenartigsten Stoffen zu versuchen. Immer aber richtet er sich an denkende, andächtige Leser. Im homerischen Hexameter majestätisch, antik, hoheitsvoll bewegt sich seine Muse in der „Andromeda“, die wir für sein Bestes halten. Mit großer Begeisterung hat er diesen Stoff erfaßt und ihn an einem einzigen Tage gedichtet. Greifbar plastisch stehen alle Gestalten vor uns. Wie ergreifend ist der Mutter Schmerz, die ihr schönes Kind an den Felsen schmieden sehen muß, um Gott Poseidon, den sie beleidigt, zu versöhnen! Wie zartsinnig dann die Begegnung des in jugendlicher Kraft und Schöne strahlenden Perseus mit der in grausiger Einsamkeit schuldlos, aber edel leidenden Andromeda! Wie keusch Beider Herzensbund, den Palas Athene aus ihrer Götterhöhe feierlich weiht.

„Sanft und freundlich sprach sie; doch bebte die Maid, als die Göttin
Flocht behend, zartfingrig ihr Haar und schmückt' mit Juwelen
Arme, Knöchel und Ohr und legt' um die Schulter ein Halsband
Schwer, in Schmelz, ein Geflecht von Gold und dem Erze des Berges.
Freudezitternd erschaut sie das herrliche Werk des Hephaistos,
Tief im Aetna geschmiedet, wo Charis zur Seit' ihm, die Gattin,
Fügt zur Kunst den Geschmack, wenn er schafft für die Schwester Athene.
Dann um der Jungfrau Stirne befestigt Athene den Schleier;
Faltig fällt er zu Füßen gestranzt ihr, ein Wunder der Webkunst,
Den vor undenklicher Zeit schon webt' auf den Höh'n des Olympos,
Goldgarn ziehend am Stuhl, die Hand der geschickten Athene.
Jedes Geschöpf war gewirkt, wie's wimmelt im Schooße des Meeres;
Triton, Sirene, Delphin, Nereiden und Fische mit Pfeilen
Glänzten in farbigem Schein auf Purpurfalten des Mantels.
Eingewebt war die Stadt, wo Silbergreise im Richtstuhl
Thronen am Markt, in der Hand das Scepter, und sprechen den Richtspruch
Weise; drüber ist Themis; dabei, ferntreffend, Apollo.
Rings als Borte gewirkt war jegliches Erden- und Seekraut,
Eppich, Violen und Goldwurz, Weinlaub, Rosen und Lilien,
Meermoos, Tang und Korallen, die Blüthen und Palmen des Meeres.
Den nun gab sie der Heldenbraut als olympische Mitgift,
Hüllte der Jungfrau Glieder darein; die zitterte merklich,
Barg das Gesicht in der Hand; zu strenge blickte die Göttin;
Denn, wie die Fichte des Ida, die landwärts beuget der Westwind,
Neigt sie sich stattlich und hauchte die Maid an — unter dem Hauchen
Wuchs sie höher und schöner, und so sprach weise die Göttin:
»Muth und ein königlich Herz und Verstand der Unsterblichen Dein sei,
Daß mit Göttern Du redest und weichst nicht, wenn sie Dich anschau'n;
Fürchtest hinfort nicht Sonne, nicht Stern, noch die bläuliche Salzfluth,
Fürchtest nur uns, die olympischen Herrscher, die Freunde der Helden!
Daß Du Dein Volk, Dein Haus und Dich selbst führst, keusch und weise,
Bringest dem Gatten ein göttlich Geschlecht, bis Du stirbst und ich setze
Hoch an den Himmel als Stern Dich, ein Hoffnungszeichen dem Schiffer,
Breitend die Lilienarm' allnächtlich in himmlischen Höhen,
Neben Dir Vater und Gatte, der Held, und nahe die Mutter
Sitzt im Elfenbeinstuhl und flicht die ambrosischen Flechten.
Scheine die ganze Nacht! Genieße den Tag im Olympos!
Glücklich, ein Gast der Götter, mit gottgezeugtem Gemahle!

So wird dieser Dichter zum Sittenprediger seiner Zeit, in einer neuen, ganz für sich bestehenden Form: Was der Pfarrer auf der Kanzel sich müde gepredigt hat, den Leuten vorzuhalten, das bringt der Dichter im Gewande der Poesie so ernst wie anmuthend und in eindringlicher Weise zur Aussprache. Denn voran vor allen handgreiflichen sozialen Reformen geht ihm, dem Sozialisten Charles Kingsley, die sittliche Besserung der Menschheit, ohne die er eine dauernde, allseitig befriedigende Reform des sozialen Zustandes gar nicht denkbar findet. Wie wir früher an dieser Stelle bereits Gelegenheit nahmen hervorzuheben: „Der englische Sozialist hatte ein Herz für das Volk, für die Armen und Unterdrückten; ihnen galt ja im Grunde seine ganze Lebensthätigkeit.“ Auch in den Gedichten macht sich das bemerkbar, denen eine tiefere Bedeutung zumeist innewohnt. So ist es z. B. speziell der Sozialist, der ihm die Feder in die Hand gedrückt zu dem den Revolutionssturm vorankündenden „Tag des Herrn“, gedichtet im Jahre 1848, und gipfelnd in dem Weckruf: „Es handle, wer leiden gelernt!“ Soziale Schäden trifft hart und schwer ferner sein „Der schlimme Gutsherr“ aus dem Roman „Yeast“ (Gischt), oder auch das „Lied ans Alton Locke“ mit dem Entsetzensrefrain: „Arbeit oder Tod!“ Die Grausamkeit der Menschen unter einander findet ihre züchtigende Schilderung in dem Gedicht: „Die Reiterin“ in „Der Sand am Dee“; beweglich wird auch das Frauenloos geschildert in manchem anderen Gedankenbilde; so entstanden: „Die drei Fischer“, „Die Wittwe auf Deck“.

Die Reiterin.

(Sein letztes Gedicht, geschrieben während seiner Krankheit in den Rocky Mountains, Juni 1874.)

„Bist Du bereit zur Hürdenjagd, Lorei, Lorei, Lorie?
Trallilala, trallilala, trallie, trala, trallie —
Man schrieb Dich ein zum Kappenritt für heut in Coulterlie.
Du reitest doch die »Furie« beim Rennen öffentlich?!
So halt sie stramm und frisch voran und schaff' den Preis für mich!"
Sie hielt ihr jüngst gebor'nes Kind, die arme Frau Lorie:
»Die Furie kann ich reiten nicht und man verlangt das nie,
Die Furie will ich reiten nicht, hab's Kindlein auf dem Knie!
Erschlug sie doch zwei Männer schon, soll mich auch tödten sie?"
„Besteigst Du nicht die Furie, Lorei, Lorei, Lorie,
Und reitest Du die Furie nicht heut in Coulterlie,
Und setzest über'n Graben gut, gewinnst den Treffer mir —
Behalt' Dein Kind allein für Dich! nichts geb' ich ferner Dir!"
„Daß grausam auch ein Gatte sei", sagt trüb Lorie, Lorei,
„Laß grausam auch ein Gatte sei, weiß ich der Jahre drei!
Doch ach! die Furie reiten, wenn mein Kindlein schreit nach mir?
Und sterben dann beim Hürdensprung vor Aller Augen hier?"
Sie ritt die junge Furie, o! ein tapfres Weib war sie!
Wie stramm sie hielt und fast gewann das Ziel so rasch wie nie!
Doch an dem Bach, am Weidenstumpf, da stürzt sie hin und ach!
Die Bestie hat vor aller Welt getödtet sie am Bach!
Und Keiner, als das Knäblein, schrie um Frau Lorei, Lorie.

Wie Kingsley für der Menschen Weh ein besonders feines Ohr hatte, zeigt fast jeder seiner dichterischen Ergüsse. Seine besondere Verehrung für die Frauen, die Mütter gibt er in dem „Hexameter" überschriebenen Gedichte kund:

„Weile, Geliebte, nicht mehr bei Zellen, Abteien und Kirchen",

dann:

„Laß zu den Müttern, wie Faust, mich geh'n! zu den Quellen der Kräfte,
Die von der Wieg' uns ernährt, die Mütter uns sind in Verklärung,
Wenn in vollkommnerer Welt sich Seel' und Glieder erneuen,
Wenn sich alles verjüngt und der Mensch sein Eden erreicht hat."

Es ist nur natürlich, daß die Gedanken und Gedichte einer so frommen, einer „genesenen Seele" (um einen Ausdruck Holtzmann's zu gebrauchen) zumeist in's Ewige ausklingen, oder doch ihre Beziehung dorthin andeuten, wenn er gleich, was er auch immer dichtete, als Dichter dichtete und empfand, und nicht etwa als ein reimender Pfarrer im Talar oder gar ein theologisirender Dichter erscheint. Im Gegentheil. Alle, die ihn je predigen gehört, betonen die Ueberraschung, die man da erlebte, da man sich von seiner Würde auf der Kanzel keinen Begriff machen könne, wenn man Kingsley nur aus seinen Romanen kenne.

Ja, er ist so sehr Dichter, daß er schwer auch gegen die Gefahren und Klippen zu kämpfen hat, die einen solchen umgeben: nämlich mit einer unbändigen Phantasie und einer ausschweifenden Kraft. Nur seiner maßhaltenden Besonnenheit, seiner sittlichen Tüchtigkeit konnte es gelingen, diese beiden Schößlinge seiner reichbegabten Dichternatur im Zaum zu halten und durch die gewissenhafteste Ausübung seines Amtes auszugleichen. So ließ er seinem dichterischen Genie keineswegs die Zügel schießen, sondern enthielt sich oft des Dichtens, um den nächstliegenden practischen Aufgaben obzuliegen. Dabei war er auch melancholischen Anwandlungen zeitweise unterworfen: er hat sich ihrer u. A. einmal in den „Hypochondrischen Gedanken", auch in „Schwach und stark" zu entledigen gesucht. Da ist überhaupt keine Regung des Menschengemüths, die nicht in ihm dichterischen Widerhall gefunden oder die er doch sympathetisch sich anzueignen gewußt und in dichterisches Gewand gebracht hätte.

Auch der Naturfreund findet bei Kingsley seine Rechnung. Denn wie er im Menschenherzen die tiefsten wie die höchsten Töne anzuklingen versteht, so weiß er dem Leben der Natur seine Geheimnisse abzulauschen. „Andächtige Naturversenkung," schreibt er an einen Freund, „kann nur sittlich fördernd wirken; dahingegen ist oberflächliche Naturforschung der Spaten, mit dem der Satan die Wurzeln der Bäume ausgräbt, die verbrannt werden sollen! Darum erforschen Sie die Materie nicht um ihrer selbst willen, sondern als das uns zugewandte Gottesantlitz! Entdecken Sie ihr jede darin schlummernde Schönheitslinie, jede Gedankenverbindung, jede sittliche Betrachtung, jedes noch so unaussprechliche Gefühl . . . Versenken Sie sich in den Himmel, das Wasser, die Bäume, die Töne und Düfte der Natur! Jedes an sich ist schön" . . . Von solcher Naturbetrachtung sind seine Gedichte voll. Ein prächtiges Naturbild gibt uns auch die „Sappho" aus „Yeast" — wie harmonisch, wie stimmungsvoll webt und lebt da Alles, um die mit sich selbst Unzufriedene in die rechte Beleuchtung zu rücken, im Gegensatz zu der in sich selbst ruhenden Natur. Jedes Räupchen am Blatt, jedes Muschelthier am Strand erweckt ihm irgend einen sinnigen Gedanken, den er mit Gesang in eine Sprachmelodie überträgt. Er bedient sich jeder denkbaren Modulation des Versmaßes und des Reims, um die entsprechende Stimmung hervorzurufen, mit echtem Dichtergeschick, das es ihm mühelos zufließen läßt. Mit peinlichster Sorgfalt und Liebe dagegen feilt er an der denkbar vollendetsten Form. Kingsley spricht in verschiedensten Tönen: einmal humorvoll heiter (in den „Wasserkindern"), dann wieder tiefernst bis zu feierlicher Erhabenheit (in der „Palinodia"), nie jedoch leichthin tändelnd — hat doch selbst sein Humor einen ernsteren Hintergrund. Er scherzt nicht, um zu scherzen oder um sich zu vergnügen, sondern um dem, was er zu sagen hat, würdigen Nachdruck zu geben, dabei aber doch das Scharfe, das Bittere zu benehmen; denn Kingsley ist eine unendlich feinfühlige Seele und kennt die Menschenherzen. Endlich ist noch ein Zug seines Wesens, der aus seinen Gedichten so deutlich bemerkbar wird, nicht unerwähnt zu lassen: sein unerschütterlicher Glaube an das Gute in der Menschheit, an den endlichen Sieg des Guten in der Welt, der die ursprüngliche Frische und ewige Jugend mitcharakterisirt. Doch war dies kein seichter Optimismus bei ihm, sondern die tiefgegründete Weltbetrachtung, daß das Gute im Ewigen seine Wurzel habe, darum auch über diese Zeitlichkeit mit ihren Zielen hinausstrebe in ein Reich dauernder Werthe, und daß es des Menschen höchstes Ziel sei, ihm so nahe wie möglich zuzustreben. Vergeblich wird man in allen diesen Blättern etwas Weichlich-Verschwommenes suchen: überall weht ein klarer, ernster Gedankenzug, der sich um der Menschen höchste Angelegenheit dreht. Wir wünschen der Gedichtsammlung auch bei uns in Deutschland andächtige Leser.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Spermann, Kranz und Oberhofer.

Die heiligen drei Könige nannte sie ein Concurrent, der gegen sie nicht aufkommen konnte, aber er hatte gut spotten, heilig waren sie nicht, aber Könige in ihrem Geschäftszweige, das waren sie.

Merkwürdig erschien es, wie sie sich entschließen konnten, in Partnerschaft zu treten, so ungleiche Gesellen, als man sie sich nur vorstellen kann. Spermann, wenn auch im Geschäfte Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit selber, in seinem Privatleben ein Aufschneider, der es getrost mit Münchhausen hätte aufnehmen können, Kranz, die verkörperte Wahrheitsliebe (seine Widersacher behaupteten Grobheit) und Oberhofer, der gut zehn Jahre jünger als die anderen war, ein Romantiker voll phantastischer Grillen und Mondscheingefühle. Mit großen Hoffnungen waren sie in der sogenannten guten alten Zeit, da Reuß-Schleiz ein Vaterland war und Reuß-Greiz ein anderes, in New-York gelandet. Auf dem Dampfer trafen sie zusammen, und da sie zufällig die einzigen Deutschen unter

den Kajütenpassagieren waren, schlossen sie sich einander an, diesen innigen Anschluß dadurch bethätigend, daß sie in der ersten Stunde mit einander in Streit geriethen und streitend in den Hafen einliefen. Die Vorzüge ihrer verschiedenen Vaterländer bildeten lauter Zankäpfel zwischen ihnen. Spermann kam aus dem Norden, oder wie er sagte, „dem Haupte" Deutschlands, Kranz aus der Mitte, „dem Herzen", und Oberhofer nahm es gewaltig übel, daß für ihn, den Schwaben, wie die Andern hänselnd meinten, um den Vergleich vollständig zu machen, bloß der Magen übrig blieb, für ihn, die Poetennatur des Trios, die freilich, Dank der Seeluft an der Schiffstafel, einen mehr ausgiebigen als poetischen Appetit entwickelte! Seine zwei Genossen waren verheirathet, Kranz besaß sogar schon einen hoffnungsvollen Sohn, aber sie hatten ihre Familie „bis auf Weiteres" zu Hause gelassen. Der kaum 24jährige Oberhofer war unbeweibt, aber dafür besaß er etwas, das den Anderen fehlte, nämlich einen Onkel, der Eigenthümer des größten deutschen Laboratoriums für Arzneimittel war. Im Verlaufe ihrer Reise stellte sich heraus, daß alle Drei so ziemlich demselben Geschäftszweige angehörten; Spermann hatte etwas Vermögen, Kranz am meisten Erfahrung, da er durch mehrere Jahre Leiter einer chemischen Fabrik gewesen, und Oberhofer seinen Onkel. Noch bevor sie gelandet, kamen sie zu dem Entschluß, ihr Glück zusammen zu versuchen.

Der Plan wurde ausgeführt und glückte. Schon nach Jahresfrist konnten Spermann und Kranz daran denken, am eigenen Herd Feuer anfachen zu lassen. Da man noch am Anfange der später sehr erfolgreichen Laufbahn stand, wurde Genügsamkeit zur Pflicht. Ein Häuschen wurde für alle drei Partner gemiethet; Spermann in seiner Eigenschaft als Krösus bekam die untersten zwei Stockwerke mit der großen Küche, einem wirklichen Speisezimmer und Parlor oder vielmehr zweien, da er das Schlafzimmer mit Hülfe eines Zusammenklappbettes, das jeder Nichteingeweihte für einen gothischen Schreibtisch gehalten, gleichfalls in ein Staatsgemach umgewandelt; über ihnen richtete sich so gut es ging das Ehepaar Kranz ein, und unter dem Dach wohnte im großen Gassenzimmer der poetische Oberhofer, während die zwei Gartenstübchen den Kranz'schen hoffnungsvollen Sprößling und die ebenfalls Kranz'sche Küche beherbergten. Diese Einrichtung war sehr practisch und hätte sich nach Anbruch des tausendjährigen Reiches ohne Zweifel auch bewährt. Jetzt litt sie an einigen verdunkelnden Flecken. Wenn schon die Herren den ganzen Tag hindurch mit einander aushielten und dies auch in den paar Feierabendstunden und des Sonntags fertig bringen sollten, so liegt doch ein kleiner Unterschied darin, ob man im Geschäfte in Zahlen, Waarenproben und Briefe vertieft, oder in seinen Mußestunden einander Gesellschaft leistet. In diesen befiel Herrn Spermann das Großthun wie eine Krankheit, die hohen Verbindungen seiner Familie, die glänzenden Verhältnisse, die er draußen im Stiche gelassen, seine und seiner Frau Vorzüge, Reichthum und Bildung wurden in einer die Anderen äußerst niederdrückenden Weise in's Treffen geführt. Dem poetischen Partner hätte dies nicht viel verschlagen; in seine romantischen Phantasien, in beglückenden Gedanken an die holdselige Vertreterin edler Weiblichkeit, die gerade sein Herz gefangen genommen, vertieft, hörte er gar nicht zu, auch wenn man ihn und seine Familienangehörigen vollständig vom Erdboden auswischte, aber in Herrn Kranz regte sich sehr leicht die Galle, und seine beleidigte Wahrheitsliebe faßte und zauste den Münchhausen der Firma nicht mit Sammethandschuhen. Wenn sie sich müde gezankt, dann zerrieben sie den Dritten und sein Flötenspiel, seine blonden, braunen und rothköpfigen Ideale, für die er jeden Augenblick Feuer fing, ohne es doch je zum Werben und zu einer eigenen Hausfrau zu bringen. So wurden die Feierabende höchst ungemüthlich verlebt, aber die gemeinsame Thätigkeit, in welcher Einer auf den Anderen angewiesen erschien, löthete den zersprungenen Reifen immer wieder zusammen. Anders stand es jedoch mit den beiden Frauen, die tagaus tagein in vertraulichster Nähe mit einander verkehren mußten. Jede für sich war ein Muster von einer Frau und bereitwillig erkannte auch Jede die Vorzüge der Anderen an; aber sie wirthschafteten verschieden, hatten andere Ansichten und Liebhabereien: Frau Spermann las gern, was Frau Kranz im Stillen als Müßiggang und Mangel an hauswirthlicher Pflichttreue bekrittelte; Frau Kranz jedoch hatte eine Leidenschaft, ganz blanke Messingringe und Krähne zu immer leuchtenderem Glanz aufzupoliren, worüber sich Frau Spermann luftig machte.

Aber der eigentliche Zankapfel waren hier, wie sonst auch wohl unter allen zu nahen Nachbarn, die Sprößlinge und deren unausrottbare Untugenden. Der Hoffnungsvolle hatte eine Gewohnheit, die Treppen hinabzupoltern und mit unglaublicher Lungenkraft seiner Mama Wünsche und Aufträge zuzurufen, die auch den gefündesten Nerven verhängnißvoll werden mußte. Unerträglich oder, wie Frau Spermann sich ausdrückte, ein Nagel zu ihrem Sarge wurde er, als ihr kleines Töchterlein Lili, blond und rosig in einer Wiege neben dem gothischen Schreibtische schlummerte. Es war ein unruhiges, aufgeregtes Kind; hatte man es mit Aufgebot aller erdenklichen Künste eingeschläfert, dann schlug Gustav Kranz über seinem Köpfchen die Thüren zu, daß das Haus in seinen Grundmauern erzitterte, oder er fuhr auf Rollschuhen auf dem Pflaster herum, oder beging sonst eine Missethat. Als es zahnte, und die Eltern auf den Zehen herumschlichen, hatten ihn andere Hoffnungsvolle gerade in das Geheimniß eingeweiht, Frösche und Raketen mit möglichst lautem Knall abzufeuern. Die Klagen über den unbändigen Jungen nahmen kein Ende. Er wurde gescholten und gestraft — selbst das sehr anspruchsvolle Ehepaar Spermann gestand zu, daß Herr und Frau Kranz sich ganz correct benahmen — ohne jede Wirkung. Nur ist es nicht unmöglich, daß er schon damals die tiefgehende Abneigung gegen Lili einsaugte, die von der Kleinen voll erwidert wurde und später den beiden Familien so viel Kummer bereitet hat.

Die Reibungen wurden so unerträglich, daß sie eine Zeit lang den Bestand der Firma gefährdeten. Am übelsten war Oberhofer dran, er hatte die Stöße von rechts und links aufzufangen, und auch Gustav ließ es sich gleichfalls angelegen sein, ihm das Leben zur Last zu machen, denn wer sonst als der Wildfang konnte die Flöte verstopft, die Ideale edler Weiblichkeit, die unter Glas und Rahmen seine Wände zierten, herabgerissen, dem Gretchen durch zersprungene Stücke Glas unheilbaren Schaden bereitet, der Lorelei aber gar einen Schnurrbart aufgemalt haben? Eine Zeit lang ging Oberhofer in wahrer Manfred-Stimmung herum. Das Essen schmeckte ihm nicht, die kleine Lili, die eine besondere Vorliebe für den stillen, sanften Mann besaß, entlockte ihm kein Lächeln, zuletzt trat er vor die Ehepaare mit der Ankündigung hin, er wolle die Wohnung verlassen. Da kam den Familienvätern ein einleuchtender Gedanke. Herr Spermann brauchte entschieden mehr Raum, als ihm bisher zur Verfügung gestanden; denn wo sollte er seine Tochter, wenn sie einmal herangewachsen war, unterbringen, wo deren Gouvernante und den Steinway'schen Concertflügel, den er Fräulein Lili als passendes Angebinde zu ihrem zweiten Geburtstage zu kaufen beabsichtigte? Herr Kranz hinwieder war es vollkommen müde, sich über den Prahlhans zu ärgern, die Klagen seiner Gattin anzuhören und seinen Sprößling durch unaufhörliches Schelten und Strafen zu einem verstockten, heillosen Schlingel heranzubilden. Oberhofer könne es halten, wie er wolle, aber er werde bestimmt das Haus verlassen, erklärte er ohne weitere Begründung. Oberhofer blieb (seine Verheirathung mit einem der zahlreichen Ideale mußte ja nun doch ehestens erfolgen, da war es nicht der Mühe werth, vorher noch die verschiedenen Vermietherinnen der Stadt und ihre Schrecken kennen zu lernen), und Kranz mit Frau und Sohn siedelte in eine ziemlich entfernt liegende Wohnung über.

Merkwürdig! Seit dem Augenblicke, wo die kriegführenden Parteien etliche Straßenzüge zwischen ihre Heimstätten legten, schwebte ein Engel mit dem Oelzweig über ihren Häuptern. Die Frauen wurden intime Freundinnen, kaum verging ein Tag, ohne daß die Eine die Andere zu vertrautem Gedankenaustausch aufgesucht hätte, die heiligen drei Könige walteten in größter Eintracht in ihrem Geschäft neben einander, ja es ist ausgemacht, daß Kranz, wenn er Abends einen Besuch bei Spermann machte, dessen Lügen spaßhaft und unterhaltend fand und sie nicht mehr mit so kernigen Grobheiten, wie bisher, erwiderte. So arbeiteten die Leute manches Jahr neben einander fleißig fort und wurden wohlhabend, wie es ja auch vorauszusehen gewesen war. Doch etwas Anderes, was man auch vorausgesehen, traf nicht ein: Oberhofer wohnte noch immer in seiner mit gemalten Schönheiten geschmückten Stube, spielte die Flöte und schwärmte alle vier Wochen für eine andere Herzenskönigin. Im

Laufe der Jahre war er eine glänzende Partie geworden, und vorausssehende Mütter und für die Bedeutung der Zahlen in unserem Leben empfängliche Töchterlein hatten es wirklich nicht an Aufmunterung fehlen lassen, aber das Unglück wollte, daß ihn die erwachende Bewunderung für eine neue Sonne ungemein hellsehend für etwaige Flecken und Schattenseiten der Alten machte. Am Besten vertrug er sich noch mit dem heranwachsenden Töchterlein seines Partners. Ihre kleinen Launen, ihren Trotz und Eigensinn bemerkte er nicht, da er an sie gewöhnt war. Zudem mußte er sich geschmeichelt fühlen von ihrer unverändert freundlichen und zutraulichen Art. Wenn man es mit ihrem Benehmen gegen den jungen Kranz verglich, mußte es Einem vollends als wirkliche Auszeichnung erscheinen. Die beiden Kinder besaßen eine Abneigung gegen einander, die für deren Zukunft und Bestand der Firma schlimme Aussichten gewährte. Begleitete Lili die Mutter zu deren Freundin, dann verschwand der Junge sicher aus dem Hause und ward nicht wieder gesehen. Ihn selber nach Lili's Hause, dem Schauplatz so vieler Strafen und Predigten, zurückzulocken, erschien als ein Ding der Unmöglichkeit. Im Ganzen hatte er sich im Laufe der Jahre ziemlich civilisirt, und als er nach einigen Semestern Chemie, die er an einer deutschen Universität verbracht, zurückkehrte, hätte Niemand den jungen Bären von ehemals in ihm wiedererkannt. Nur dem antipathischen Fräulein Spermann gegenüber brach die alte Störrigkeit immer wieder hervor. Sie war hervorragend schnippisch gegen ihn, und er entschädigte sich durch vollständiges Uebersehen. Für alle Kränkungen suchte sie Trost bei ihrem alten theilnahmvollen Freunde. Herr Oberhofer, nun ein stattlicher Vierziger, aber noch immer von einer poetisch-romantischen Gemüthsart, war seit einiger Zeit auf einen vortrefflichen Gedanken verfallen. Die herangereiften Mädchen hatten ihn manche Enttäuschung kosten lassen, nun wollte er sich die Frau seines Herzens selbst heranziehen, den unbeschriebenen Tafeln ihres Geistes seine Gedanken und Gefühle einprägen, ihr Herz, ihr Gemüth formen und bilden. So viele Gedichtbücher, gereimte und ungereimte Novellen wie Lili hat wohl selten eine junge Dame als Angebinde bekommen.

Leider war er es selber, der durch einen unvorsichtig geschleuderten Stein sein schönes Glashaus in Trümmer legte. Herr Oberhofer hatte ein besonderes Talent und eine noch größere Vorliebe für das Veranstalten von Festlichkeiten. Auf seine Kosten wurde alljährlich der Gründungstag des Hauses auf das großartigste begangen. Im vorigen Jahr war ein Mißton in das schöne Fest gefallen, da Lili durchaus nicht neben Gustav Kranz sitzen wollte, und er selber durch gröbliche Nichtbeachtung der jungen Haustochter und eifriges Bemühen um andere Damen unerwünscht auffiel. Diese unliebsamen Vorkommnisse mußten heuer um jeden Preis verhindert werden. Wochenlang vorher sprach Oberhofer seiner Schülerin Vernunft ein, unermüdlich arbeitete er an dem störrigen Gustav. Die Festlichkeit sollte dadurch erhöhte Bedeutung erlangen, daß der junge Kranz seine Aufnahme in die Firma an diesem Tage feiern durfte, ihr zwanzigjähriges Jubiläum begangen wurde und Lili Spermann ihren achtzehnten Geburtstag, der einige Tage später fiel, eigenmächtig zurückverlegte. Bevor die fremden Gäste kamen, führte Oberhofer Gustav Kranz zu der jungen Haustochter hin und sprach feierlich: „Es hat Euren Eltern und Euren Freunden Kummer genug bereitet, daß Ihr Euerer kindischen Abneigung so weiten Spielraum ließet. Aber Ihr seid keine Kinder mehr. Schließt Frieden und gute Freundschaft."

Beide streckten, eingedenk seiner Lehren, die Hände aus. Da kam Oberhofer eine seiner höheren Ideen. Er fuhr zwischen sie: „Das ist nicht genug nach so langer und unvernünftiger Feindschaft. Eure Eltern sind nicht bloß Freunde, nein, sie sind einander geschwisterlich zugethan. Als deren einstige Erben sollt Ihr in ihre Fußtapfen treten."

„Recht, Kinder, gebt Euch den Friedenskuß," murrte Kranz in seiner Derbheit.

Lili fuhr heiß erröthend zurück und sah dabei ungewöhnlich hübsch aus, der ruchlose Gustav aber murmelte:

„Ich bin mit Vergnügen zu solcher Buße und Sühne bereit," und der Friedensapostel schickte sich an, eine weihevolle, dem Moment angepaßte Rede vom Stapel zu lassen. Aber der junge Chemiker beugte sich schnell herab und besiegelte den Friedensschluß in der undelikaten, aber von seinem Vater vorgeschlagenen Weise. Und nun ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges. Der gute Junge wurde roth und verlegen, Lili wollte ärgerlich werden, aber überlegte es sich noch und lächelte ihn an. Und etliche Minuten später saßen die zwei feindlichen Sprößlinge auf einem Sopha nebeneinander, und als die fremden Gäste kamen, mußte man sie anrufen, sonst hätten sie, vertieft wie sie waren, die Begrüßung vergessen.

Oberhofer ist noch immer nicht verheirathet, aber nach dem sehr schmerzlichen Sturz aus allen erträumten Himmeln faßte er sich wie ein Mann. Er will, wie er der von ihm hochverehrten Mutter Lili's im Vertrauen mittheilt überhaupt auf die Gründung seines eigenen Herdes Verzicht leisten (wo fände er unter den heutigen Frauen auch eine, die sein poetisches Gemüth zu würdigen verstände?), und wenn Lili und Gustav, die seit dem denkwürdigen Festabend nicht genug beisammen sein können und einander immer so unendlich viel zu sagen haben, daß auf keinem der anwesenden Mitmenschen ein Wörtchen mehr kommt, wenn Lili und Gustav, wie es fast den Anschein hat, die Bande der Firma noch etwas enger verknüpfen wollen, dann will ihr treuer und ein wenig lächerlicher Freund sie zu seinen Erben machen.

## Aus der Hauptstadt.

### Too long . . .

„A very merry and joeose speetacle, that Toulon flirt, but too long . . . too long!" wortwitzelte der wackere London boy, den ich nach jahrelanger Trennung Unter den Linden wiedersah und nach den üblichen Wohlseinsfragen natürlich sofort in's Gespräch über das Ereigniß dieser Tage, über die Touloner Festlichkeiten zog. „Too long . . ."

Der Mann hat Recht, aber ihm kann nicht geholfen werden. Seit Jahren hat kein politisches Begebniß Deutschland so in Erregung versetzt, und so lange, viel zu lange in Erregung versetzt wie dies Toulon. Wollte ich heute von irgend etwas Anderem als von der francorussischen Verbrüderung sprechen, die hochverehrten Leser boycotteten mich. Selbst der charakterfeste Graf Caprivi gäbe es auf, hier gegen den Strom zu schwimmen. Ein Taumel ohne Gleichen hat uns erfaßt, und kein französischer Staatsmann kann den Nachrichten über die Triumphe des Admirals Awellan (schreib Avellane) mit solcher Inbrunst lauschen und entgegen beben, wie es die gutgesinnten Bürger des Deutschen Reiches thun. Kaum je ist das süße Gift des Sperrdrucks auf der Leitartikelseite und der „Privattelegramme" auf der letzten Seite mit so enthusiastischer Gier wie in dieser Toulonwoche geschlürft worden. Die Mitarbeiter der illustrirtesten Witzblätter, die melancholischen Sonntagsplauderer der erbärmlichsten kleinen Journale und alle anderen scherzhaften Leute, die keinen Spaß verstehen und sich deshalb Humoristen nennen lassen — sie kommen ausnahmslos auf ihre Kosten. Da ist kein guter Deutscher, der sich heute nicht aufrichtig des unsterblichen Scherzes von den Talglichtern, so man auch Kosackenspargel nennt, oder der immer noch ganz gut zu verwendenden Bonmots über Wodki und Insectenpulver erfreute. Wie in modernen Lustspielen, sind auch bei der Polemik gegen Rußland die bejahrtesten Ladenhüter aus dem Anekdotenschatz der Kimbern und Teutonen erlaubt, und wer die gleich günstig nie wiederkehrende Gelegenheit benutzt, kann heute mit drei Meidingern und vier sackgroben Schimpfwörtern juvenalischen Ruhm gewinnen. Jetzt ist Alles möglich. Denn man muß wissen, der Krieg steht vor der Thüre, unweigerlich; sobald der letzten Sectflasche bei den Russenfesten der Hals, dem letzten Pariser Frauchen durch einen Vertreter des kinderreichen und malthusfeindlichen Moskowitenvölkleins das Herz gebrochen worden ist, kann es losgehen. Also, Ihr Hofnarren Sr. Majestät des Publikums, die Parole heißt: Toulon for ever; der Quark wird so lange breit getreten, bis Alldeutschland auch dies Gericht gründlich satt bekommen hat.

Die francorussische Mesalliance, es ist wirklich schade, macht jede Unterhaltung über andere Gegenstände für's Erste unmöglich. Und doch haben sich im Laufe der vergangenen Woche so viele hübsche, erfreuliche und lächerliche Dinge zugetragen, und doch waren unter den Notizchen, die unsere Zeitungen uns ganz nebenher, als Beilage zum Touloner Braten, servirten, manche von bleibendem Werthe. Es wurde genug Interessantes gedrahtet, um zehn Satirikern auf Wochen überreichen Stoff zu geben, und es wurde noch viel mehr und noch viel Interessanteres, wie üblich, nicht gedrahtet. Da erfuhr man „zu grenzenloser Ueberraschung", was an dieser Stelle schon vor Semesterfrist als wahrscheinlich hingestellt worden ist, daß Graf Taaffe nämlich, um den ewigen nationalen

Zänkereien ein Ende mit sozialistischem Schrecken zu machen, dem noch nicht genug gestraften und unglücklichen Oesterreich das allgemeine Wahlrecht aufbürden wollte; und da erfuhr man nicht, daß dieser unermüdliche Regierungsprogrammdichter es mit dem allgemeinen Wahlrecht so wenig ehrlich meint wie Seine selbstherrliche Hoheit der Zar mit der Franzosenfreundschaft oder Alexander Meyer mit der Mandatmüdigkeit, daß es ihm vielmehr nur darauf ankommt, sich Luft zu schaffen, den feigen Geldliberalismus des Staatsmannes Plener in's Bockshorn zu jagen und durch einen kühnen salto mortale, durch die Aufrollung gefährlicherer Fragen, dem jungtschechischen Ungestüm zu entgehen. Denn an die Annahme seiner Wahlreform glaubt der schlaueste Fuchs Oesterreich-Ungarns, und Deutschlands dazu, selber nicht. — Da erfuhr unser Volk des Ferneren, daß Wilhelm II. im Rominteer Jagdrevier leider nur drei Hirschböcke geschossen habe, eine Zahl, die allerdings klein ist, wenn man sie mit den Resultaten vergleicht, die die leitenden Staatsmänner des neuen Kurses im Bockschießen zu verzeichnen haben. Da erfuhr man aber nicht, ob der Handelsvertrag mit Rußland wirklich von denselben Stümpern vorbereitet wird, die Pindter in der Norddeutschen Allgemeinen über alle Maßen gelobt und demnach unmöglich gemacht hat. — Da erfuhr man, der Berliner Magistrat wolle zur Feier der Nichtvollendung der Müggelwerke und der unqualifizirbaren Tröbelei beim Bau dieser Anlagen einen Imbiß veranstalten, nicht etwa auf seine, sondern auf städtische Kosten; da erfuhr man aber nicht, und auch Herr Pineussohn, markthallenterrainberühmt, konnte leider keine Auskunft darüber geben, wie es möglich gewesen ist, daß ein Spekuläntlein die von Amts wegen geheimgehaltene Absicht des Berliner Magistrates, ein zweites Rathhaus zu bauen, erfahren und sich die benöthigten Grundstücke sichern konnte, erfuhr auch nicht, woher er die drei — — mal lobenswerthe Kühnheit haben mochte, vom kauflustigen Magistrat noch obendrein 50,000 Mark Provision zu verlangen, welche Provision doch von Anbeginn der Terrainspekulation her immer der Verkäufer zu zahlen hat. Da erfuhr man, daß Finanzminister Miquel einen Schlips zu vierzig Pfennigen das Stück trägt und erfuhr nicht, ob in der That auf Bitten der Freisinnigen Vereinigung von jeder Erhöhung der Börsensteuer Abstand genommen und dafür die Breslauer Vespasiansteuer in's Auge gefaßt worden sei. Und man erfuhr ferner, daß nun auch im weinfrohen Württemberg, wo einer alten Sage nach der jeweilige Souverän in Wäldern noch so groß sein Haupt jedem Unterthan kühnlich in Schoß legen darf, etwelche dieser Unterthanen sich zu einer — mit allem Respect sei es gesagt — Majestätsbeleidigung hinreißen ließen, von den Schwurgerichten aber, die den guten Dichter Uhland nicht blamiren wollten, spornstreichs freigesprochen wurden; dagegen erfuhr man nicht, ob wirklich zur Zeit der Futternöthe einer Deputation verzweifelter schwäbischer Bauern die erbetene Audienz bei ihrem Landesvater versagt wurde, weil . . . am selben Tage irgend ein Hofamüsement stattfand. Und so weiter.

Ich beanspruche nicht, daß man meinen Geschmack zu den guten zählt, aber ich nehme mir die Freiheit, offen und ehrlich zu erklären: Jede einzelne dieser spaßhaften Neuigkeiten der Woche ist zehntausendmal interessanter, zehntausendmal bezeichnender für unsere Zustände und wichtiger für unsere Zukunft als der lärmende Jahrmarktrummel von Toulon. Und daß zum Beweise führ' ich nur den Umstand an, daß sich mit ihnen keine Zeitung auch nur den zehntausendsten Theil so eingehend beschäftigt hat wie mit der farbenfrohen, bechampagnerten Haupt- und Staatsaction am Mittelmeer. Sie müssen sehr bedeutungsvoll sein, sonst schwiege man nicht von ihnen.

Der Presse ihren eigentlichen hohen Beruf vorzureiten, ob mit ernsthaftem oder scherzendem Wort, halt' ich für verlorene Liebesmüh; Niemand kann aus der Haut heraus, in der er steckt, Niemand in die Tiefe der Dinge steigen, wer kein Bergmann ist und obenein keine Abnehmer für seine Funde haben würde. Das p. t. Publikum will nur von lärmenden Aeußerlichkeiten hören und unterhalten sein; es bestellt sonst das Abonnement ab. Und wie Professor Sueß in seiner letzten — vielleicht in der That seiner letzten! — staatsmännischen Rede zu Wien sagte: Niemand betreibt Selbstmord aus Prinzip, auch die Presse nicht. Ich will deshalb gern zugeben, daß der Rummel von Toulon ganz gut für drei kernig-patriotische Leiartikel, vier humoristische Plaudereien (Talglicht — Wodki — Knute — Insektenpulver), fünf Originaleorrespondenzen und sechs poesievolle Stimmungsbilder gelangt hätte; aber damit scheint mir seine Ergiebigkeit auch erschöpft. Was darüber ist, ist vom Uebel, ist Geschmacklosigkeit oder verbrecherische Dummheit. Denn je verwegener man die Touloner und Pariser Begebenheiten aufbauscht, desto mehr erhitzt man die Phantasie des deutschen Lesers, erregt Instinkte, die dem friedlichen Nebeneinanderwohnen der Völker mindestens Eintrag thun. Es ist in Wahrheit sehr verwunderlich, daß just die Leute, die sich sonst nicht genug über „deutschen Chauvinismus" ereifern können, die jede nationaldeutsche Regung mit Hohn und Spott verfolgen und laut aufjauchzen, wenn ethische Unweise als des Weisen Vaterland die Welt proclamiren, daß gerade sie Alles thun, diesen Chauvinismus zu schüren, schäbiger Sensation und noch schäbigerer Spaltenfüllung wegen. Ist es denn wirklich erforderlich, in alle Welt die Albernheiten hinaus zu telegraphiren, die ein Pariser Panamist und Zuchthauscandidat auf Rußland toastend ausspricht, froh der Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Nation von seinen Spitzbübereien ablenken zu können? Das fleißige und intelligente, das sparsame und reutenschaffende französische Volk, Gogo, denkt an seinen Weinbau, seine Aecker, seine Gewürzkrämerei und seine Mobilien, aber nicht an Mobilmachung; es will seinen Wohlstand vermehren, und dazu ist bekanntlich der Krieg das ungeeignetste Mittel. Frau Juliette Adam sammelte für die Russenfeier ganze 125 Franken; die Sammlung der Pariser Presse nun gar brachte nicht den fünfzehnten Theil der erhofften Summe auf. Der Hetzer sind nur wenige; die Lesepspolitiker, die preßbetheiligten Journalisten hetzen, die Vaillant's und Guesde's nicht. Immerhin ist es Frankreichs Sache, wie und mit wem es sich amüsiren und Champagner trinken will. Warum aber uns zu Augen- und Ohrenzeugen all seiner Extasen machen? Was ist uns Awellan? Was sind uns die Schulzen der mehr oder weniger unbedeutenden Provinznester, die er passirt und wo dem Unglücklichen überall eine längere Rede auf die Brust gesetzt wird? Schlimm genug, daß er die geistarmen Phrasenclichés immer wieder geduldig mit anhören und in möglichst miserablem Französisch beantworten muß. Wozu aber telegraphirt man auch uns die belanglosen Dummheiten, die der geschätzte Maire von Tarascon schwätzt, als bedeutsame Symptome der öffentlichen Meinung Frankreichs; warum thut man sogar den Maires von Téterow, Schildbourghue und Schoeppenstèdte den Gefallen und veröffentlicht ihre Armseligkeiten in allen Morgenblättern der Residenzstadt Berlin? Der deutsche Philister liest das Alles mit Grausen; allmählich steigt in seiner Seele der furor teutonicus auf, die Kriegslust. Den klaffenden Riß zwischen den Völkern Europas verdanken wir zum größten Theil der Thätigkeit einer unverständigen Presse, der es nur darauf ankommt, aufregenden Lesestoff zu liefern und die Zahl ihrer Abonnenten zu erhöhen; sie vertieft diesen Riß noch mit jedem Tage. Unentwegt wird gestachelt und gehetzt, der heilige Namen des Vaterlandes mißbraucht und von einem Erbfeind geschwefelt, den es nicht gibt. Wenn dann Graf Caprivi, auch ängstlich gemacht und von der Zahlenwuth ergriffen, die Gelegenheit beim Schopfe packt und eine neue Militärvorlage und neue Marineforderungen einbringt, dann reißen die verehrlichen Redactionen entsetzt Nase und Mund weit auf, besonders den Mund, als säßen sie in einem Lustspiel Oscar des Blutigen, und Niemand will es gewesen sein und alle schimpfen mörderlich über den das Mark der Nation fressenden Moloch Militarismus. Graf Caprivi wird gut thun, jetzt die Leitartikel der Opposition über Toulon auszuschneiden und sorgfältig aufzubewahren; sie können ihm seiner Zeit als Motive für neue 60,000 Mann von unschätzbarem Nutzen sein.

Wie gefährlich eine Verbrüderung Frankreichs und Rußlands für uns ist, wurde hier in vergangener Woche nachgewiesen; die Russenpolitik Deutschlands muß durchaus in andere Bahnen einlenken, wir dürfen mit dem mächtigen Nachbarstaate nicht länger wie Hund und Katze leben. Der Zar, aller Könige Oberster, Bollwerk der monarchischen Idee in Europa, hat gewiß auch in den Tagen holder Jugendeselei, wo sonst alle Welt für Harmodios und Aristogiton schwärmt, keine republikanischen Anwandlungen gehabt; er ist heute freier als je von der Vorliebe für französische Zustände. Mich dünkt, schon der merkwürdige Umstand, daß er gedankenlos seine Flotte in den Touloner Hafen fast am selben Tage einlaufen ließ, wo vor hundert Jahren Marie Antoinette das Schaffot besteigen mußte, deutet darauf hin, wie wenig die russische Regierung über das Flottenspäßchen nachgedacht hat und wie wenig innere Bedeutung sie hineinlegen wollte; sonst würde das gewiß für einen Zaren doppelt ominöse Datum vermieden worden sein. Die Erklärung für Kronstadt und Toulon ist einfach und nüchtern genug, was die Pariser Lyriker auch singen mögen. Rußland war isolirt und brauchte Geld, darum näherte es sich der Republik, umarmte sie und knöpfte ihr dabei die goldene Uhr ab. Ist sein Sehnen gestillt, hat es Geld genug und wird von den monarchischen Großstaaten besser behandelt, dann kann La France sich auf die Gretchenrolle vorbereiten. „Sie war die Erste nicht . . ."

Die Festtage von Toulon sollten für jeden verständigen Deutschen ein anregender Nervenkitzel sein, nicht mehr. Unsere Zeitungen aber verwandeln mit ihrer klatschbasenhaften Weitschweifigkeit und ihrem gedankenlosen Zetergeschrei den Nervenkitzel in Ennui und Aerger; sie schlagen einen famosen Witz der Weltgeschichte, die Verbrüderung von Ost und West in Toulon, todt, indem sie zu oft und zu lange von ihm erzählen.

„A very merry and jocose spectacle, that Toulon flirt —" aber ein Journalistenstück, und deshalb — too long, too long!

Caliban.

---

## Herbstausstellungen.

Für jeden Kunstfreund war der vergangene Sommer besonders ereignißreich. Auch wer nicht loben wollte, hat wenigstens lernen müssen. Eine Scheidung ist erfolgt, zunächst äußerlich, zwischen Gesellschaften, aber schließlich doch weit mehr noch innerlich, zwischen Geistern, Begabungen, Ideen. Es ist nicht bloß, daß man bestimmter erkannt hat, was die moderne Kunst will, — was die Kunst will, das glauben wir jetzt deutlicher zu sehen. Fast könnte man antworten: die Kunst will — Künstler, weit mehr noch als Kunstwerke. Sie will weniger die abstracte Vollendung, als den lebendigen Pulsschlag. Sie sagt nicht: Mache dies und jenes — sondern: Lebe, dichte dich aus! Das Höchste, was Kunstwerke geben können, ist, daß wir den Menschen fühlen, der dahinter steht, und daß wir von seinen Schauern etwas nachempfinden, die ihn beseligten, als er schuf. Denn einzig, indem wir die künstlerische That in uns reproduciren, können wir das Kunstwerk in seinen Tiefen genießen. Das

Andere ist bloß Augenfreude, kennerhaftes Wohlbehagen, müßiges Epikuräerthum. Erst wer sich der Seele des schaffenden Künstlers bemächtigt hat, kann sagen, daß er von den Wirkungen der Kunst etwas an sich verspürt. Diese Künstlerseele ahnen wir auch vor unvollkommenen Kunstwerken, vor Bruchstücken z. B., oder vor Skizzen oder vor verdorbenen Ruinen wie Lionards „Abendmahl". Der Kunst aber gilt dieses alles gleich mit den ausgeführten Werken. Ihr ist eine raffaelische Federzeichnung nach einem nackten Jungen gerade so lieb, wie die sixtinische Madonna. Denn Künstlerseele liegt in dem Einen wie in dem Anderen.

„Nach Seelen dürstend wie nach Blut", sagt ein moderner Lyriker, Richard Dehmel. Das ist die richtige Künstlerempfindung, von der auch der „Kritiker" etwas in sich durchlebt haben muß, wenn er über Kunstwerke urtheilen will. Die Seelen aber, nach denen er dürstet, sind die Seelen der Künstler selbst, die ihrerseits nach dem Blut des Lebens gedürstet haben.

Kunsthändler sind bekanntlich Geschäftsleute, und Geschäftsleute sind niemals Idealisten. Wenn sie mit schlechter Kunst bessere Geschäfte machen als mit guter, so führen sie eben schlechte — und für den Kunstfreund bleibt die betrübsame Erkenntniß: Schlechten Kaffee will Niemand haben in einem civilisirten Lande, schlechte Kunst aber Jedermann — mit Ausnahme einiger Narren, die wenig in Betracht kommen.

Zuweilen auf diese Narren ein wenig Rücksicht zu nehmen, ist eine Liebenswürdigkeit der Schulte'schen Kunsthandlung, für die wir uns jeweilig dankbar zeigen. Leider aber war nach dem ereignißreichen Sommer der diesjährige Herbst wohl nicht der richtige Termin zu dergleichen Gemüthsbezeugung. Das wahrhaft vornehme und zahlungsfähige Publikum, das durch die Elser-Ausstellung und Anderes vom letzten Frühjahr erschreckt worden war, mußte erst durch die gewohnten Mediocritäten wieder versöhnt werden, ehe man vielleicht wieder mit etwas Beizendem kommen darf. Somit strahlen die Schulte'schen Wände von eitel Harmlosigkeit. Man sieht was man hundertmal gesehen, und man empfindet, was man hundertmal — glaubt empfunden zu haben. Von „Frucht des letzten Sommers" keine Spur. Niedergeschlagen ging ich durch die Säle, und still wieder hinaus.

Erst hinterher fiel mir ein, daß ich auch einige Gebhardt aus der Frühzeit des Meisters gesehen hatte. Aber hinter dem verstimmenden Eindruck des Ganzen waren sie wenig zur Geltung gekommen. Auch von Pradilla war einiges da, am feinsten die Skizze zu einem Deckengemälde, mit Genien und Putten im stürmischen Wolkenflug. Rochegrosse, der Meister des vielbestaunten Colossalgemäldes vom Untergang Babylons, war dagegen mit einem Hunnenbilde durchaus schwach und unwürdig vertreten. Und was sich „moderne Kunst" im besonderen nennt, mußte diesmal auf die Arbeiten des in Paris wirkenden Berliners Schlichting zurückflüchten, wodurch ihre Tendenzen nicht ins günstigste Licht gerückt wurden. Mir bangt ordentlich vor diesen Halb-Talentvollen und Halb-Ueberzeugungsvollen. Sie haben sich allerhand wirksame neue Pfiffe angeeignet, die von Anderen in schwerem Ringen haben erworben werden müssen, aber von der „Seele", nach der wir dürsten, gewahren wir kaum einen Hauch bei ihnen.

Lieber dann noch einen Alten, der seine Sache schlecht und recht heruntergepinselt hat, in braver Durchschnittsmanier und im Styl seiner Schule, aber dem man doch noch zuweilen die Freude anmerkt, mit der er sich was Lebensvolles herausgefischt hat. Von dem Schlage Einer war Georg Bleibtreu, der unlängst verstorbene Schlachtenmaler, dessen künstlerischer Nachlaß bei Amsler und Ruthardt zur Ausstellung gelangt ist. An den Kriegsbildern bin ich, ehrlich gestanden, rasch vorübergeglitten. Das plump Stoffliche drängt sich mir zu sehr darin auf, und ich bin nicht Militär genug, um daran Freude zu finden. Gerade bei Schlachtendarstellungen ist die Laienwelt mit möglichst wenig Kunst zufrieden, und gerade hier wäre doch vor Allem möglichst viel Kunst zu fordern, wenn es sich wirklich um Denkmäler nationalen Ruhmes, wie bei den alten Athenern etwa, handeln soll. In einzelnen Studienblättern aber zeigt Bleibtreu, daß er mit ganzem Herzen bei der Sache war. Ein paar schießende Franzosen z. B. haben mir eine weit lebendigere Sensation einer Schlacht gegeben, als irgend eines der ausgeführten Gemälde. Da war der Eindruck der mörderischen Umgebung auf den Gesichtern zu lesen und spiegelte sich wieder in der nervösen Anspannung des ganzen Körpers. So fühlt ein Mensch, wenn er im Kugelregen steht: das lag darin. Die hellste Lust aber scheint Bleibtreu empfunden zu haben, wenn er ein heftig erregtes Pferd malte. Er hat da eine ganze Anzahl höchst interessanter Bewegungsmotive beobachtet: einen Sprung auf die Seite, Sichumwenden zur Flucht, Sichüberschlagen, wilden Galopp. Das muß er mit ungewöhnlicher Sicherheit im Fluge erhascht haben, da er es mit packender Lebenswirkung darstellt. Dann, auf solchen wenig geschätzten Bildern, blitzt der Künstler in ihm auf, der oft auf berühmten Bildern vor dem Handwerker zurücktreten mußte.

Die geschlossenste und anregendste Herbstausstellung wird heuer, wie so oft, im Gurlitt'schen Kunstsalon geboten. Besonders erfreulich ist zu constatiren, daß auch nach dem Ableben ihres Begründers diese Firma mit Muth, Ausdauer und Geschmack dem sauren Ziele nacheifert, für die wahrhaft fortschrittliche moderne Kunst in der so sehr zurückgebliebenen Reichshauptstadt Anhänger zu werben. Wenn die jetzige Ausstellung ein Programm bedeutet, dann dürfen wir uns auf Gutes gefaßt machen. Da ist keine sogenannte „Richtung" protegirt, aber überall der Kunst das freie Wort verstattet, und man kann dabei die Erfahrung machen, daß der Gegensatz der Individualitäten durchaus keinen Mißton hervorbringt, sondern nur dem Gesammtbild mehr Fülle verleiht. Da ist Menzel mit einigen prächtigen Köpfen und Handstudien vertreten, wo jedes Strichelchen von der Gewissenhaftigkeit und dem Lebensblick erzählt, die diesen unablässig weiterstrebenden Meister schmücken. Da ist Liebermann, einst ein Menzelschüler, jetzt ein Menzelgegner, und beides von seinem Standpunkte aus mit Recht. Aber soll mir der Eine den Anderen verleiden? Soll ich den Alten nicht schätzen, weil ich sehe, daß gegen ihn der Junge seine Ziele verfolgt und verfolgen muß? Oder soll ich dem Jungen mein Geleit versagen, weil er es dem Alten versagt hat? Ich denke, in der Kunst ist einzig zu fragen, ob jeder an seiner Stelle mannhaft fortwirkt und seiner Natur treu bleibt. Jener Feinblick für das zerfließende Licht, den Liebermann sich erworben hat und auf den beiden ausgestellten Bildern bewährt, wäre bei Menzel unorganisch, weil bei diesem Künstler Alles auf kühle Bestimmtheit hinarbeitet. Er ist bei Liebermann organisch, weil das nervöse Temperament dieses Malers sich wie ein Funkenregen auf das von ihm beobachtete Weltstück ergießt. Zum Heil für sich hat er zugleich den zähen inneren Halt, um die Tausendfältigkeit seiner nervösen Empfindung sich nicht zersplittern zu lassen, sondern durch das Zwanggebot einer beherrschenden Stimmung in eine wirkungsvolle Einheit zu bannen. Hierdurch wirkt Liebermann's Malerei gegenüber der von Menzel als ein bedeutender Fortschritt. Denn Liebermann hat die Mittel, mehr zu sagen als Menzel, weil er die Kraft hat, sich freier seiner Empfindung zu überlassen. Noch mehr Empfindungsmensch, aber oft eine gefährliche Grenze streifend, ist Ury. Dieser Künstler ist von Farbeneindrücken dermaßen beherrscht, daß er den Blick für die bestimmte Form zuweilen fast verloren hat. Seine Actstudie eines vom Rücken gesehenen liegenden Mädchens ist fast nur ein Duett zweier Farben, eines lichten Fleischtones und eines energischen Roths. Das Widereinanderprallen dieser beiden Farbenwellen ist mit Verve und Temperament gemalt, und darin besteht der Vorzug des Bildes. Dafür ist aber die Zeichnung fehlerhaft und die Anatomie unmöglich, selbst wenn man gebührend berücksichtigt, daß das Modell nichts taugte und sich durch übertriebenes Corseteinschnüren die Körperlinien verdorben hat. Dem, was Ury fehlt, ist mit einem Studium von vielleicht nur wenigen Monaten abgeholfen. Aber diese Abhülfe ist dringlich, wenn der Künstler sich seiner starken Begabung entsprechend entwickeln soll.

Den Hauptanziehungspunkt der Ausstellung bilden einige Bismarckbilder von Lenbach. Man sieht sich nie satt daran, und diesmal vollends wird das Interesse noch dadurch gesteigert, daß man durch die Vergleichung eines Portraits von 1879 mit einem von 1893 einen Einblick in das reiche technische und innere Wachsthum dieses scheinbar so stetigen Künstlers thun kann. In vierzehn Jahren welches Emporringen zur Vollendung! Man verkennt beinahe die Vorzüge des älteren Bildes, wenn man die des jüngeren daneben hält. Die Durchgeistigung der Persönlichkeit, das Hervorwachsen der Gestalt aus dem Hintergrund, die Concentrirung der malerischen Wirkung sind bedeutend fortgebildet. Die Wucht des künstlerischen Eindrucks kommt einem persönlichen Erlebniß gleich. Noch lieber fast ist mir eine Bismarck-Skizze vom vorigen Jahre. Der Ausdruck, auf dem Bilde imponirend und kraftbewußt, ist hier mehr schwermüthig und nachdenklich, die Malweise durch die Herabdrückung des Nebensächlichen genial: so den Helm nach oben hin im Schatten verschwinden zu lassen und doch den Eindruck des Helmes hervorzurufen, ist nur einem großen Meister gegeben. Lenbach, der noch jüngst in markanter Rede gegen die neue Richtung Stellung genommen hat, scheint nicht erkennen oder zugeben zu wollen, wieviel auch er von dieser Richtung in sich aufgenommen hat und wie sehr er an ihrer Vollendung mitarbeitet.

Aber die Unterschiede schwinden hier ja mehr und mehr. Weit inniger als Lenbach ist Thoma den Alten, speciell den altdeutschen und altitalienischen Meistern verwandt. Aber dieser Maler rechnet sich zu den secessionistischen Modernen und wird mit Freuden in ihren Reihen begrüßt. Warum auch nicht? Modern ist Jeder, der starkes Lebensgefühl hat, mag dies auch mit mancherlei Regungen des Gegenwartgeistes in scharfem Hader liegen. Bei Thoma aber fesselt, je mehr man ihn kennen lernt, das sichere und ruhige Beharren auf sich selbst. Er ist nicht im mindesten ein Wippchenmacher. Er hat sich an den Alten herangebildet, und er ist trotzig-eigenartig genug, daraus nicht den mindesten Hehl zu machen. Wenn man seine vier Landschaften bei Gurlitt sieht, so ist es leicht zu sehen, was jeder beliebige Freilichtfex besser macht. Aber wer empfindungsbegabt ist, der fühlt auch heraus, was in keiner Schule und durch keine Technik zu erlernen ist: das poetische Aufgehen des Malers in der Natur, das, wie Bierbaum richtig bemerkt, etwas Volksliedhaftes hat.

Interessant war mir, einen Schüler Thoma's kennen zu lernen in K. v. Pidoll. Ich sage „Schüler", obwohl ich über das persönliche Verhältniß der beiden Maler nichts weiß. Aber wer Thoma'sche Portraits gesehen hat, muß vor den in Holzschnittmanier gemalten Bildnissen Pidoll's unmittelbar an diesen Meister erinnert werden. Zum Heil und zum Unheil. Denn die herbe Pracht der Charakteristik ist auch hier zu finden, zugleich aber auch eine, wie ich finde, etwas affectirte technische Unbeholfenheit, die dazu dienen soll, ein ehrwürdig archaisches Gepräge zu verleihen. Wozu das? Pidoll empfindet nicht so, oder vermag doch wenigstens weit Raffinirteres. Beweis: eine dämmerreich behandelte Abendlandschaft, vor der man an Stuck und die Schotten erinnert wird.

Auch Meister Liljefors begegnen wir bei Gurlitt, diesem rasch in Deutschland populär gewordenen Künstler. Diesmal hat er mitten im heimlichsten Gebüsch ein Nest junger Falken aufgestöbert, und die Mutter ist herbeigeflogen gekommen, eine Sperlingsbeute in den Fängen. Die junge Brut beugt sich aus dem Nest, gierig nach Atzung, und besonders einer der kleinen Schelme sperrt weit den Rachen auf, während die Augen blutdürstig funkeln: den Raubvogelcharakter hat hier Liljefors in dem unflüggen Patron wunderbar getroffen. Ueberhaupt ist das Bild ein so

echter Liljefors wie nur möglich, von wahrhaft köstlicher Naturintimität. Man begreift kaum, wie ein Mensch dergleichen belauschen kann. Nur ein ferner weißlicher Schimmer deutet das Licht der fremden Welt an.

Franz Servaes.

## Opern und Concerte.

„Gringoire". Oper von Victor Léon. Musik von Ignaz Brüll. — „Mara". Oper von Axel Delmar. Musik von Ferdinand Hummel. — „Die erste Wapurgisnacht". Von Felix Mendelssohn. (Königl. Opernhaus.)

Eine Oper, die heut in Deutschland componirt wird, hat vier Möglichkeiten zur Auswahl. Entweder sie hat einen selbständigen Stil — Beispiele nicht vorhanden. Oder: sie ist wagnerisch. Oder: sie ist neuitalienisch. Oder: sie ist gar nichts, nämlich ein Gemisch aus früheren Stylarten, eklektisch, farblos, individualitätlos, mit hundert Physiognomien und deshalb ohne Physiognomie.

Nach reiflicher Ueberlegung hat sich Ignaz Brüll für die letzte Gattung entschieden. Er schrieb den Einacter „Gringoire", nachdem er einen namenlos geistreichen Mann, Victor Léon, zur Textabfassung verleitet hatte. Victor Léon hatte im Verein mit einem Herrn von Waldberg auch ein Lustspiel gedichtet, das soeben den Besuchern des Deutschen Theaters versetzt worden ist, und niemand war geeigneter als dieser feine Kopf, dem deutschen Musikdrama rasch ein wenig auf die Beine zu helfen.

Das Banville'sche Schauspiel, dessen Prosa unser Léon in trauten Versen verklärt, besitzt eine wunderfam poetische Gestalt: den politischen Schnadahüpfler und Straßensänger Gringoire, der, halb verhungert und äußerlich ganz verlumpt, von tiefstem sozialen Mitleid erfüllt ist und nicht nur Muth in der Verzweiflung seiner Lage hat, sondern auch Humor und eine an's Herz greifende Feinheit der Seele. Es riecht nach Leichen in dem kleinen Drama Banville's, der doch in seine „Odes funambulesques" mit ihrem kostbaren, parodistischen Ulk hinreißende komische Wirkungen zu erzielen weiß. In feinem Gringoire steht der Galgen im Hintergrund, und arme Gehenkte baumeln traurig, vom Winde bewegt, über dem elementar aufleuchtenden Glück einer süßen, keuschen Mädchenblume und eines elenden genialen Schluckers. Und diese Contrastirung ist es, die den schmerzlich-schauerlichen Reiz des kleinen Dramas bildet.

Der Ausschlächter dieses Banville'schen Werkes hat die ganze Energie seiner Talentlosigkeit daran zu setzen gewußt, diesen Hauptreiz zu beseitigen. Er hält sich bloß an den nackten Stoff, an den Kern der Handlung, an die schlechthinnigen Begebenheiten, und bringt sie zum Ausdruck in gereimten Versen, welche theils Klapphorn, theils Wilhelm Busch sind, theils aber in einer fremden Sprache geschrieben, die aus Galizien zu stammen scheint, dem holden Lande, wo die Menschen nicht nur Haare auf den Köpfen tragen. Dort sagt wohl ein Mägdlein von dem erträumten Zukünftigen, meinetwegen auch zweimal hintereinander: „Es müßte eben sein der Rechte"; in Tours aber ist so melodisch-zwitschernde Wortstellung nicht wahrscheinlich.

Der König sitzt bei Banville im Beginn des Stückes im Gespräch mit der schönen Nicole und es ist nicht unbeabsichtigt, daß auch bei diesem leichten Flirt, bei den Galanterien eines verliebten Herrschers gegen eine schöne Wittwe von vierundzwanzig Jahren sofort ein unheimliches Thema angeschlagen wird und man von einem Gehenkten eine Anekdote erzählt. Olivier Le-Daim wird scharf mit einigen Mephisto-Strichen gekennzeichnet, der schreckliche Diener und Barbier des elften Ludwig. Gegen beide, den Barbier und den Monarchen, contrastirte der Dichter erst Frau Nicole, die Schlagfertig-Heitere. Schärfer contrastirt er dann gegen beide die kleine Loyse mit ihrer Zutraulichkeit und ihrer wildzarten, mädchenhaften Sehnsucht. Am schärfsten endlich den stolzen gequälten Gassenlumpen, den müden, humorvollen Hungerleider, der seine Spottlieder auf die Bluthunde singt. Gringoire wird hinaufgerufen, er zittert vor Frost und Hunger, er sieht die Speisen und Weine an der Tafel, er lechzt nach ihnen, denn ihr müßt wissen, sagt er, ich hatte immer Hunger, immer! Das geht ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre! Aber mit der Zeit wächst einem der Hunger über den Kopf! An jedem Morgen sagt' ich's dem Sonnenschein, an jedem Abend den bleichen Sternen: das ist also ein Fasttag! Die holden Sterne antworteten mir wohl, aber sie konnten mir nichts zu essen geben ... Er wird gepeinigt von Meffire Olivier, der ihm die Speisen zeigt und ihn nichts genießen läßt. Er singt schließlich die Ballade von dem Gehenkten und weiß nicht, vor wem er sie singt. Er soll sterben, wenn er nicht die Liebe der Loyse in einer Stunde gewinnt; der Krüppel die Liebe eines Prinzeßchens. Der König zeigt seine Raubthiernatur, als ihm schlechte politische Nachrichten gebracht werden. Man weiß: dieser Tiger, der nur zuweilen gemüthlich ist, wird den Sänger nicht schonen. In einer Stunde wird Gringoire kalt sein. Er singt vor dem Patrizierkind seine Ballade von den Armen, er spricht ihr von den verlassenen Stiefkindern des Lebens, von den Enterbten. Und sie weint. Er aber will sie nicht an sich ketten, ob er gleich merkt, daß sie ihn liebt. Sie soll nicht in seinen Jammer mitgezogen werden. Gringoire beschließt zu sterben. Da spricht das Mädchen für ihn ...

Der Libretto- und Lustspieldichter Léon hat den König aus einem gutgelaunten Wütherich in ein onkelhaftes Wesen verwandelt; der schreckliche Olivier ist bei ihm ein Nußknacker, der auf der Bühne unter den Augen schwarze Striche trägt. Der congeniale Ignaz Brüll aber hat an Ungeschicklichkeit alles ergänzt, was ihm sein Buchmacher zu thun noch übrig ließ, und auf gedrängten Raume geschickt ein Compendium musikdramatischer Fehlschüsse zusammengestellt. Die gleichmäßigste Monotonie herrscht in seiner Musik, und wie die Behandlung des Orchesters eintönig und altbacken ist, so zeigt er in der trivial-melodiösen Führung der Singstimmen, ausgeprägte Scheu vor Selbständigem und zärtlichste Anhänglichkeit an Dagewesenes, Veraltetes, Farbloses. Behagliche, bekannt klingende Melodien erschallen; die Motive sind zahlreich und nie bezeichnend; treffende musikdramatische Charakteristik fehlt ganz, dafür mehren sich in überfättigender Weise die „Nummern". Der Stil ist an einer Stelle wagnerisch — als Gringoire eine liebesbrünftige Vision erzählt —, sonst nähert er sich den geschätztesten Liedercomponisten unseres Jahrhunderts, in Deutschland und den angrenzenden Landen, und immer indifferent. Für eine Spieloper, für eine „muntere" Anspruchslosigkeit, wie das „Goldene Kreuz", mochte dieser Brüll'sche „Stil" canis a non canendo — vielleicht ausreichen; für ein Werk, wie das Banville'sche Stückchen, in dem es darauf ankommt, der Erde Weh, der Erde Glück auf knappem Raume durch Musik zu schildern, ist der Mann des Goldenen Kreuzes impotent. Als der Vorhang fiel, gingen mir die Worte durch den Kopf, die einst ein deutscher Humorist über ein deutsches Lustspiel gesagt hatte: „Die Langeweile muß elastisch seyn, da so viel davon in den engen Raum eines einzigen Aktes zusammengepreßt werden kann."

„Mara" dagegen läßt kaum Langweile aufkommen. Wie sollte das auch sein in einem Stück, das in einem so interessanten Lande wie Tscherkessien spielt. Da gibt sich Gelegenheit, unsagbar pittoreske Melodien anzubringen; und wirklich hat der Componist, Herr Ferdinand Hummel, gleich im Vorspiel eine Musik geliefert, von der man sofort weiß, daß sie entweder eine Gebirgslandschaft oder einen inneren Conflict darstellt. Im Stücke spielt sich ein innerer Conflict auf dem Hintergrunde jener Gebirgslandschaft ab, doch während die Felswände dank der vortrefflichen Inscenirung Tetzlaff's klar zu sehen sind, verbergen die Personen den inneren Conflict sorgfältig hinter den Coulissen ihres Herzens. Die Musik liefert aber den Commentar dazu. Und was für eine Musik! Auf eine Stufe mit Ignaz Brüll's zusammengequälten und zusammengeliehenen Melodiechen ist sie ganz gewiß nicht zu stellen. Sie ist eine keck hingepinselte Skizze, mit großem Talent orchestrirt, mit einem Talent, das sich alle Errungenschaften von Wagner's und Leoncavallo's Art klug und zu Nutze gemacht hat, das aber bei aller Kühnheit der Initiative eine unheimliche Routine verräth und vollständige Herzlosigkeit dazu. Die Ursache hierfür war zum Theil gewiß der Text.

Ein Schauspieler hat ihn gemacht; und ein Schauspieler zeigt sich in jeder Zeile. Ein Libretto mit einer solchen Häufung brutalster Bühnenkniffe wird man lange suchen müssen. Mara spielt mit ihrem Kleinen, der mehrfach sich versteckt und „Kuckuck" ruft. Nachdem der Knabe zur Ruh' gebracht ist, erscheint sein Vater, welcher den Namen Eddin trägt. Eddin hat einen Mann erschossen und wird verfolgt. Ein freundlicher Zufall will es, daß ein hohler Baum vor dem Häuschen steht, und die Gattin benutzt ihn, um Eddin zu verstecken. Die Verfolger nahen. Mara erfährt, daß der Erschossene ihr eigener Vater ist. Aber den Mann verräth sie doch nicht, denn Tscherkessen besitzen stets einen grenzenlosen Edelmuth, Seelenadel u. s. w. Die Verfolger erklären, dann ihren Sohn zu tödten. Neuer furchtbarer Conflict im Innern Mara's, aber da sie namenlos großmüthig ist, bedeutet sie die Feinde, sich bedienen zu wollen. Doch auch der Gatte besitzt einen unermeßlichen Edelmuth, er singt: „Ihr Tiger, weicht zurück", stürzt aus dem Baum hervor und versucht heldenmüthig gegen die Uebermacht zu kämpfen. Ach, vergebens. Er wird überwältigt. Zum Tode geht's, er hat's gewußt. Während einer Abschiedsscene erklingen Glöckchen im Thal vermöge eines hübschen Zusammentreffens von Umständen, so daß nie ein Abschied stimmungsvoller gewesen ist als der Eddin's und seiner Mara. Grausam, wie Tscherkessen sind, soll aber Eddin nicht einfach erschossen, sondern von einer Felswand gestürzt werden. Diese Schande mag er nicht überleben — will sagen: nicht erdulden. Und auch Mara nicht. Als Eddin oben auf der Felswand erscheint, ergreift diese im Ehrenpunkte sehr kitzliche Tscherkessin seine Flinte und schießt ihn todt. Der Ehre ist genug gethan. Nein, über diese Tscherkessen aber aber auch! Das Stück könnte jetzt aus sein, doch als Mara nach der verruchten und doch so großmüthigen That sich ein weniges auf dem Boden wälzt in Folge starker Gewiffensschmerzen, Seelenqualen und innerer Folterungen, siehe, da erscheint ihr Kleiner wieder und ruft — o blutige Ironie gegenüber einem zerrissenen Mutterherzen — ganz wie im Anfang: „Kuckuck! Kuckuck!" Worauf der Vorhang fällt.

Es scheint, als hätte die faustdicke Effectmache dieses Textes den Componisten angesteckt, der freilich schon in der Musik zum „Heiligen Lachen" gezeigt hatte, daß auch seine Seele nicht so ganz unschuldsrein und frei von der Vorliebe für Schlager und Mittelchen ist. Er konnte schon damals mit Riccaut de la Marlinière sagen: „Ick bin von die Ausgelernt'!" Im Vorspiel wird bei Mascagni eine Serenade hinter dem Vorhang gesungen; in der tiefer greifenden, denkwürdigen Tragikomödie vom Bajazzo und seinem treulosen Weib geschieht gleichfalls vor dem Beginn des Stückes etwas, das dem lauschenden Publikum gegenständlich vorgeführt wird. Diese Technik des prologischen Effects hat sich Hummel angeeignet, und seiner Natur entsprechend, die nicht zimperlich in der Wahl der Mittel ist, wird der Effect bei ihm ein Knalleffect. Es wird geschossen. Das Orchester führt das Vorspiel auf eine gewisse Höhe der Steigerung, crescendo, cres-

cendo, bis zu fff, — da, ein Schlag im Orchester, eine Fermate, und bums fällt der Schuß. Es ist natürlich derjenige des unglücklichen Eddin auf den Schwiegervater. Dann, als der Knall verhallt ist, wird weiter gegeigt ... Nichts kann die ganze Mache besser bezeichnen, als dieser Vorgang. Die Musik ist kühn, sie ist unverkennbar mit temperamentvoller Hand hingeschrieben, aber von einem Temperament, das nur aus den Nerven stammt. Hummel ist begabt, seine Musik ist vielleicht sogar keimfähig und zukunftreich, und sie ließe das noch sicherer vermuthen, wenn ihr Urheber kein kühler Graukopf wäre, sondern ein junger Mensch. Aber immer wieder wird man ihm sagen müssen: Du fragst mich lächelnd, was Dir fehle? Ein Busen, und im Busen eine Seele! Vorläufig ist er nur ein Sardou der Oper.

Nach alle dem wurde die erste Walpurgisnacht von Mendelssohn auf dem Theater vorgeführt. Sie hat nicht gefallen. Ich war doch ganz entzückt davon. Es ist schon viel, daß auf der königlich preußischen Hauptbühne so eine eclatante Blamirung der Christen geduldet ward, besonders da ein Jude die Musik und ein Heide den Text geschrieben hatte. Und die scenische Darstellung dieser Goetheschen „Cantate", die dem Publico von wegen fehlender Textbücher meist unverständlich blieb, war sehr glücklich. Nur der Abzug der dumpfen Pfaffenchristen hätte nicht so kurz sein dürfen. Die Chöre der Druiden aber klangen feierlich und rein zum Himmel empor, zum Himmel loderten die Feuer und die Fackeln, und das Häuflein der todtgeweihten Starken, Fröhlichen, Naturwüchsigen stand fest verbunden und verklärt unter den ernsten Klängen. Nach dem wilden Hummel und nach dem leisen Brüll war dieser Mendelssohn wie ein lieber Landregen, der besänftigt und die Nerven wieder abregt. Ein sanfter Heinrich, wie man in der Mark sagt, nach allerlei drückendem Zeug, nach wüstem, langweiligem Schwitzen und nach gewitterhaftem Bumbum. Instrumentiren kann er nicht, gewiß nicht; dramatisch ist er auch nicht; aber so oft er kommt, er ist edel und rein und deutsch, und man singt schließlich mit den Druiden: „Dein Licht, wer kann es rauben!"

## Notizen.

Den hohen Erwartungen, welche man an das Neuerscheinen von Meyer's Konversations-Lexikon knüpft, entspricht vollauf der soeben erschienene zweite Band. Wie klar der uns vorliegende Band die Bewegung der Gegenwart wiederspiegelt, zeigen die trefflichen Artikel über bedingte Verurtheilung, Berufung, Aesthetik, Bakteriologie, Bergsteigen, Auslieferung, Auswanderung, Banken, Bergbau ꝛc. Dem Wissenszweig der Astronomie ist ein neuer Artikel Astrophotographie (mit Abbildung) hinzugefügt worden. Die bildlichen Darstellungen sind ohne Ausnahme Musterleistungen der heutigen Illustrationstechnik und ihnen verdankt die neue Auflage die besten Bereicherungen. Gleichzeitig hat das Institut einige Neuauflagen seiner beliebten Reiseführer erscheinen lassen. Der 1. Theil der „Deutschen Alpen", die östlichen Gebirgstheile enthaltend, überrascht uns nicht nur durch die sorgfältige Nachtragung aller eingetretenen örtlichen Veränderungen, sondern auch durch die hinzugekommenen Spezialkarten, die sämmtlich von außergewöhnlicher Güte und Schönheit sind. Eine 5. Auflage wird auch die alte große Karte im Deckel durch eine bessere zu ersetzen haben, die deutlicher ist und die Eisenbahnen von den Flüssen unterscheiden läßt. Wir glauben endlich, daß die nicht mit Unrecht übervorsichtigen und daher unpraktischen Hotelcensuren früher oder später wieder dem Bädeker'schen Sternsystem weichen sollten, die viel bestimmter charakterisiren, auch wo sie fehlen, und in keinem Falle klagbar sind. Zu empfehlen ist ferner Meyer's „Schwarzwald", der wieder gründlich durchgearbeitet erscheint, und der schöne „Reiseführer durch Norwegen, Schweden und Dänemark". Das dem Nordlandreisenden unentbehrliche Reisebuch erscheint soeben in sechster Auflage. Den norwegischen Theil hat der Verfasser, Professor Nielsen in Christiania, selbst bearbeitet, während Dänemark und Schweden von ortsangesessenen Kennern des Landes sorgfältig revidirt wurden. Für den Nordlandreisenden bringt jetzt die Verlagshandlung einen „Schwedischen Sprachführer" von Erik Sellin in Stockholm heraus, kein Konversationsbuch oder Parleur im gewöhnlichen Sinne. Es bietet die verschiedenen Stoffgruppen nicht systematisch, sondern alphabetisch angeordnet und ermöglicht ein sofortiges Auffinden sowohl einzelner Wörter, als auch ganzer Gespräche, wodurch es sich von den berüchtigten Konversationsbüchern Bädeker's und ihren feurrilen Gesprächen, die man niemals brauchen kann, vortheilhaft unterscheidet.

Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin. Herausgegeben von Wolf von Metzsch-Schilbach. (Berlin, Siegismund). Der vorliegende Briefwechsel des Herzogs August Emil Leopold von Sachsen-Gotha und Altenburg mit der talentvollen Künstlerin Therese Emilie Henriette aus dem Winckel versetzt uns in die Jahre 1806—1811 und ist ein Beitrag zur Kunst- und Literatur-Geschichte des ersten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts. Herzog August, der in jungen Jahren vielfach mit Goethe in Verbindung gestanden, tritt als Rheinbundsfürst politisch für Napoleon I. ein, bleibt aber ein gut deutscher Fürst, der mit Begeisterung das Familienleben am sächsischen Königshofe schildert, mit banger Klage von Hessens Demüthigung, der Flucht des Königs von Sachsen und Napoleon's Siegeszügen spricht. Therese aus dem Winckel, die Herder „seine geliebte Seelentochter" nennt, ist die Tochter eines hohen sächsischen Offiziers und tritt als Schriftstellerin und Virtuosin auf der Harfe, als Lehrerin der Prinzessinnen des sächsischen Königshauses künstlerisch thätig in Weimar auf und reist zur Vervollkommnung ihrer Studien als Malerin nach Paris, wo sie persönlich mit Gérard, David und anderen gefeierten Künstlern verkehrt. Die Siegesfeste der Hauptstadt werden mit lebhaften Farben gemalt, in die Theater und Museen ja selbst in das Heim der Kaiserfamilie führt uns die Künstlerin ein. Als Malerin ist sie die treueste Anhängerin des Dresdener Meisters Gerhard von Kügelgen, dessen Freundschaft sie schließlich die des Herzogs opfert; und so ist denn auch dieser Briefwechsel eine Art Ergänzung zu den in vielen Auflagen erschienenen „Erinnerungen eines alten Mannes". Die Briefe sind ganz vortrefflich geschrieben und geben ein treues Bild der damaligen Cultur und der Kunstverhältnisse von Paris, Weimar und Dresden.

Die Kupferzeit in Europa. Von M. Much. Zweite, völlig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. (Jena, Costenoble.) Der Verfasser zeigt, daß sich die urgeschichtliche Bevölkerung Europas und der außereuropäischen Culturländer des Alterthums in unmittelbarem Anschlusse an den Gebrauch von Steingeräth, des Kupfers zur Anfertigung von Werkzeug und Waffen bedient hat, noch ehe sie ein anderes Metall als dieses und das zu Schmuck verwendete Gold gekannt hat. Er macht auch das geistige Band ersichtlich, das die Erscheinungen jener Zeit unter einander verbindet, und weist die innigen Beziehungen nach, die zwischen ihnen und dem durch die vergleichende Sprachforschung ermittelten Inhalte der sprachlichen Ueberlieferungen der Indogermanen bestehen. Aus diesen Untersuchungen ergeben sich die Anhaltspunkte für die Erschließung des Weges, der zur Entdeckung der Metalle und ihrer ersten Verarbeitung führte, für die Beurtheilung der Cultur der Indogermanen und für die Ermittelung ihrer Heimath in der Zeit, welche dem völligen Auseinandergehen in ihre verschiedenen Stämme und Zweige voranging. Das Buch wird allen einschlägigen Forschern und Antiquaren willkommen sein, umso mehr als es die neueren wissenschaftlichen Ergebnisse verarbeite und auch der illustrative Theil reich vermehrt ist.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

# Charles Kingsley's Gedichte

gesammelt und übersetzt von

**P. Spangenberg.**

Hochelegant mit Goldschnitt gebunden. Preis Mark 4.—.

Geschmackvoll broch. Preis Mark 3.20.

(Cassel 1893. Verlag von **Th. G. Fisher & Co.**)

Die vorstehend angekündigte Gedichtsammlung eignet sich in Anbetracht ihrer glänzenden Ausstattung ganz hervorragend zu Festgeschenken. Das Buch ist (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung zu beziehen.

---

**Rich. Kahle's Verlag in Dessau.**

Soeben erschien:

## Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über

**Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.**

Von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.

5. Auflage. — 10. Tausend.

Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges." Dr. K. Ch.

---

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

# Bibel und Religionsphilosophie.

## Vorträge und Abhandlungen

von

**H. Steinthal, Dr.**

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.

4 *M* 80 *Pf.*

---

## Bekannte Glückscollecte

**A. Gerloff in Nauen bei Berlin.**

**Gr. Gold- u. Silberlotterie zu Massow** (Pommern)

schon 20.—21. October. Gstgw. **259000 M.**, 6179 Gw. Hptgw. **50000, 25000 M.**, 1 Original-Loos nur 1 M.

**Gr. Rothe Kreuz-Lotterie** (Hamburg)

schon 25.—27. October. Hptgw. **50000, 20000, 15000 M.**, 6023 Gw.

1 Original-Loos 3,— M., 1/2 Anth. 1,75 M. 1/4 Anth. 1,— M.

**Gr. Geld-Lotterie**

schon 10.—11. Novbr. 1 Original-Loos 6,50 M., Antheile 1/2 3,50 M., 1/4 2 M., 1/8 1 M. Gstgw. **204000 M.**, Hptgw. **50000, 20000 M.**

*Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg. Bei Bestellung diese Zeitung nennen.*

---

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman

von

## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**

---

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Unter Nikolaus I.

und

# Friedrich Wilhelm IV.

Briefe und Tagebuchblätter aus den Jahren 1834—1857

von

**Theodor von Bernhardi.**

Mit einem Bildniß Bernhardi's in Heliogravüre.

gr. 8. Preis geheftet: *M* 7.—. Elegant in Halbfranz gebunden: *M* 9.50.

Dieser Band bildet zugleich die Fortsetzung des im Frühjahr unter dem Gesammttitel: Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's Band I. (Jugend-Erinnerungen) erschienenen Werks.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 28. October 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Verarmung des Mittelstandes. Von Georg Lippa. — Stimmungsbilder aus Rußland. Glossen eines Dreibündlers. — Staatswissenschaftliche Seminare. Von Cervus. — **Literatur und Kunst:** Moltke als Dichter. Von Gustav Karpeles. — Arne Garborg. Von Hans Schmidkunz. — **Feuilleton:** Die rothe Nelke. Humoreske von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Das Pfeifchen des kleinen Mannes. Von Timon d. J. — Director Jordan von der Nationalgallerie. Von Franz Servaes. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Verarmung des Mittelstandes.

Von Georg Lippa.

Schon seit einer Reihe von Jahren haben nicht nur sämmtliche politischen Parteien die Hebung des „kleinen Mannes" in ihr Programm aufgenommen, auch die Regierungen waren durch Inaugurirung der verschiedensten Reformen ehrlich bestrebt, dem Mittelstande zu Hülfe zu kommen. Nach endlosen Congressen, Enquêten und sonstigen Berathungen und nachdem man eine Unzahl kleinlicher Palliativmittel erfolglos ausprobirt, stehen wir indessen heute genau auf demselben Standpunkte wie je zuvor; ja, es hat sogar den Anschein, als ob sich der Niedergang der bürgerlichen Klassen in beschleunigtem Tempo vollziehen würde, sofern wir die Erscheinungen des practischen Lebens, sowie die beredten Ziffern unserer offiziellen Statistik nicht einfach mit Stillschweigen übergehen wollen. Die neuesten Vorschläge des deutschen Reichsministers für Handel und Gewerbe dürften nach dieser Richtung gleichfalls wenig Abhülfe schaffen, nachdem die seit dem Jahre 1883 in Oesterreich eingeführte Gewerbenovelle am besten bewies, wie wenig practischen Werth solche zünftlerische Anwandlungen besitzen. Die Resultate, die man mit diesem Gesetze im Verlaufe von zehn Jahren erzielte, werden vielmehr allseitig als derart verfehlt erkannt, daß dies ein genügender Fingerzeig für die Bestrebungen im Reiche sein sollte.

In welcher Weise der Abbröckelungsprozeß innerhalb des Mittelstandes vor sich geht, darüber belehrt uns die österreichische Statistik in einer solch' drastischen Art, wie es eine Zeitungspolemik niemals thun kann. Während nämlich im Jahre 1885 in den österreichischen Städtebezirken noch siebzig Personen von 1000 Einwohnern fl. 5 directe Steuern entrichteten (und daher Wahlrecht besaßen) ist diese Anzahl im Jahre 1891 auf 61 zurückgegangen. Im Laufe von sechs Jahren haben somit weitere neun Personen von siebzig, d. i. dreizehn Procent, ihre wirthschaftliche Selbständigkeit und dadurch auch ihr Wahlrecht verloren, weshalb man sie als politisch rechtlos füglich den Proletariern zuzählen kann.

Wenn wir die Ursachen betrachten, welche vereinigt an der fortschreitenden Verarmung der Bürgerklasse arbeiten, so müssen wir zwei Punkte in's Auge fassen. Der erste derselben ist dieser:

Die Leute, die nur über ein geringes Kapital verfügen, können als selbständige Betriebe mit der Fabrikindustrie in Folge der geringeren Productionskosten derselben nicht erfolgreich concurriren, vielmehr wird das Handwerk durch die fabrikmäßige Massenerzeugung immer mehr zurückgedrängt. Heutzutage ist eben nur noch die Großindustrie mit ihrer weitgehenden Theilung der Arbeit, der Verwendung zahlreicher Hülfsmaschinen, sowie einer systematischen Organisation von Arbeiter- und Beamtenschaft leistungsfähig. Abgesehen hiervon besitzt der Großkapitalist mit den zahlreichen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln viel mehr Widerstandsfähigkeit gegenüber den periodisch auftretenden Geld- und Handelskrisen, als der mit geringen Mitteln Arbeitende, da der Letztere beim Eintreten einer Absatzstockung, Versagen seines Credits und dergl. sofort unfähig wird, seinen kaufmännischen Verpflichtungen nachzukommen. Infolge dieser Umstände müssen zahlreiche dem Mittelstande angehörige Personen darauf verzichten, mit ihrem geringen ererbten oder ersparten Gelde ein eigenes Geschäft zu führen, und sie treten alsbald in die Reihe derjenigen, die für fremde Rechnung arbeiten. Hierdurch verringert sich aber ihr Einkommen sehr wesentlich, denn sie genießen von nun ab nicht mehr den vollen Ertrag ihrer Arbeitsleistung, sondern nur einen Theil derselben, weil doch der Arbeitgeber für sich einen Nutzen beansprucht.

Wenn man das Kapital nicht zur Führung eines Geschäftes oder Betriebes verwendet, so kann man es gegenwärtig nur in viel weniger vortheilhafter Weise anlegen, als früher, denn der erreichbare Zinsengenuß durch Hinterlegung in einer Sparkasse ꝛc. ist so minimal, daß er bei kleinen Summen wie 500 bis 5000 Mark praktisch gar nicht in Betracht kommt.

Hieraus ergibt sich, daß die Bedeutung eines kleinen Kapitalbesitzes, wie wir ihn meist bei dem Mittelstande antreffen, der Hauptsache nach auf den Vortheil eines Nothpfennigs reducirt erscheint; eben aus dieser Eigenschaft folgt aber, daß es nur einer kurzen Zeit der Krankheit, der Erwerbslosigkeit ꝛc. bedarf, um auch diesen letzten Rest früheren Wohlstandes verschwinden zu machen, womit das betreffende Individuum meist für immer aus dem Mittelstande ausgeschieden ist.

Dadurch, daß die Bürgerklasse nicht im Stande ist, der Großindustrie gegenüber die wirthschaftliche Selbständigkeit zu bewahren, drängen sich seine Mitglieder so massenhaft zu den besser dotirten Stellen heran, daß es unmöglich ist, Alle auf diese Weise unterzubringen, und die Söhne gar manches wohlhabenden Bürgers sinken deshalb direct zum besseren Arbeiter herab. Andererseits bewirkt diese Concurrenz, daß Diejenigen, die sich im Besitze der vorerwähnten Stellen befinden oder Jene, die erst dazu gelangen, sich mit geringeren Gehalten zufrieden geben müssen, da es doch nur naturgemäß ist, daß auch die menschliche Arbeit dem Gesetze von Angebot und Nachfrage unterliegt. Thatsächlich macht sich überall dort, wo man

durch persönliche, aber doch öconomisch unselbständige Thätigkeit ein besseres Einkommen zu erzielen vermag, eine derartige Ueberfüllung geltend (Aerzte, Beamte, Ingenieure ꝛc.), daß man mehrfach gezwungen war, künstliche Schranken aufzurichten, um den Andrang nach anderen Richtungen hin abzulenken.

Während es für den Mittelstand solchermaßen immer schwieriger wird, ein gleich großes Einkommen zu verdienen wie früher, wird derselbe andererseits immer mehr und mehr belastet; denn erstens ist die Lebensführung im Allgemeinen theurer geworden, indem die Preise gestiegen sind, und zweitens erhöht sich die Last der Steuern Jahr für Jahr. Ersteres scheint zwar im Widerspruche mit dem Ueberhandnehmen der billigeren Massenproduction zu stehen, doch ist eine Theuerung factisch vorhanden. Ich erinnere nur an die mehrfach in Reichstagreden vom Fürsten Bismarck gethanen Aeußerungen, in welchen er schildert, wie die indirecte Besteuerung der Lebensmittel von den Arbeitern auf die bemittelten Klassen abgewälzt würde und wie beispielsweise ein Paar Stiefeln ihm jetzt beinahe doppelt so viel koste wie ehemals.

Sowohl diese Theuerung als auch die Erhöhung der Steuerlasten verstärken die Wirkung der vorhin beschriebenen Verhältnisse, ja sie geben oft erst den Ausschlag, wie die zahlreichen Steuer-Executionen beweisen. Es ist leicht erklärlich, daß jede neue Steuer verhältnißmäßig am meisten den Mittelstand drückt, denn die Armen sind nicht ertragsfähig und die Reichen müßten — um es zu sein — ihrer kleinen Anzahl wegen in einem Grade besteuert werden, zu dem man sich bis heute nicht entschließen zu können scheint. Trotzdem muß darauf verwiesen werden, daß es unklug ist, in der bisher beliebten Methode der Steuervertheilung fortzufahren, denn wenn es im practischen Leben als falsch erkannt wird, Raubbau zu treiben, so muß doch wohl das gleiche für die viel complicirtere Wirthschaft des Staates gelten. Es heißt aber Raubbau treiben, wenn man einer Klasse von Staatsbürgern immer mehr Steuern aufbürdet, die schon in Folge anderer Gründe in einen harten Existenzkampf verwickelt erscheint.

Die fortschreitende Verarmung des Mittelstandes äußert sich in dem immer stärker werdenden Hinneigen zu radicalen Tendenzen, was immer die charakteristische Begleiterscheinung der Unzufriedenheit ist. Wir sehen daher, wie die Gegensätze sich nicht nur auf politischem Gebiete verschärfen, sondern daß auch bei Erörterung wirthschaftlicher Fragen die radicalen Theorien die zahlreichsten Anhänger für sich gewinnen. Nachdem sich das Kapital theils im privaten Besitz, theils durch Bildung von Actiengesellschaften in noch nie dagewesener Höhe in den Händen Einzelner vereinigte und auf diese Art eine natürliche Coalition bildete, sind die Arbeiter daran geschritten eine kolossale Verbindung zu schaffen, um für die Vertheidigung ihrer Interessen eine geeignete Waffe zu besitzen. Nunmehr erdröhnt von allen Seiten der Ruf, auch der Bürgerstand solle sich zu einer Coalition entschließen, indem die Vereinigung der einzelnen Gewerbe zu machtgebietenden Genossenschaften die Concurrenz mit der Großindustrie ermöglichen werde. Es sprechen aber die verschiedensten Gründe dafür, daß auch dieser Versuch, der Schwindsucht des Mittelstandes einen Damm entgegenzusetzen, erfolglos bleiben wird; es scheint vielmehr nur ein natürlicher und nothwendiger Entwickelungsprozeß unserer Gesellschaft zu sein, der mit den enormen technischen Fortschritten unserer Zeit zusammenhängt.

---

## Stimmungsbilder aus Rußland.

Glossen eines Dreibündlers.

Während Russen und Franzosen in Toulon und Paris theatralische Verbrüderungsfeste feiern, denen ohne Zweifel ein fürchterlicher Katzenjammer folgen wird, wollen wir Deutschen darüber nicht vergessen, daß die Russen auch unsere Brüder sind, freilich nur Stiefbrüder und der gemeinsamen Wurzel entfremdete obendrein. Es ist nicht deutsche Gewohnheit, unbequeme ethnographische Thatsachen von sich abzuweisen, wie es der nächste Blutsverwandte des Moskowiters, der Pole, in gleichem Falle mit Grazie fertig bringt. „Verwandt?!“ — fuhr ein polnischer Großgrundbesitzer auf, den ich eines Tages an die physische und und sprachliche Zusammengehörigkeit beider Völker erinnerte, und dem nach Maßgabe seiner Bildung das wirkliche Verhältniß gar nicht fremd sein konnte. „Verwandt!“ — und er rannte mit Verleugnung aller traditionellen Liebenswürdigkeit seines Stammes wüthend im Zimmer auf und ab — „oh, je vous prie, monsieur!“

Aber das war zehn Jahre nach der letzten Insurrection, als das Andenken an den „Henker von Wilna“ noch frisch in jedem polnischen Herzen lebte — und im Uebrigen mußte ich bei reiflicher Ueberlegung zugeben, daß dem russophoben Ausbruch meines Sarmaten immerhin ein Körnchen Wahrheit zu Grunde lag. Die Verwandtschaft der Sprachen zu leugnen, war eine Abgeschmacktheit, aber was das Blut betrifft, so durfte der Aristokrat der slavischen Völkerfamilie mit einem gewissen Stolz auf den zweifelhaften Stammbaum seines östlichen Nachbarn blicken, und daß dieser den feinen Herrn so oft mit plumpen Bauernstiefeln zu Boden getreten hatte, war nur ein weiterer Beweis seiner Unebenbürtigkeit. In der That sind die Russen ein Mischvolk, und das erklärt wohl einen Theil ihrer sonstigen nationalen Gebrechen. Hätten sie, wie es in dem die herrschende Klasse erzeugenden Norden bis in die jüngste Zeit hin geschehen ist, sich nur mit dem deutschen Stamme verbunden, so wäre das Ergebniß, in physischer Hinsicht wenigstens, gewiß ein günstiges gewesen, und man würde überall dem stattlichen Wuchs und den intelligenten Zügen begegnen, wodurch ein großer Theil des Adels sich auszeichnet. So aber ist nicht bloß im Osten und Süden alles tatarisch-mongolisch — „halbasiatisch“ — sondern merkwürdiger Weise auch im Westen. Man kann zwanzig Dörfer und Städte durchwandern, ohne, von Juden und Polen abgesehen, auf etwas Anderes zu stoßen, als auf kleine unansehnliche Gestalten, auf Gesichter von überraschender Häßlichkeit mit breit hervortretenden Backenknochen und mehr oder weniger schiefliegenden Augen. Um so mehr wundert man sich dann freilich, mitten in dieser Wüste plötzlich eine Oase voll stattlicher Männer, frischer und schlanker Dirnen mit angenehmen Zügen zu entdecken, aber wenn man seinen Begleiter, den jungen Grafen X, fragt, wie es denn komme, daß in Malodwinka so ganz andere Menschen wohnen, als ringsum in Tscherefka, Panjutinsk u. s. w., so antwortet er lachend: „Ja, in Malodwinka haben wir seit fast hundert Jahren gelebt!“ Und eine solche, wenn auch illegitime Veredelung der Rasse kann man sich im Interesse der ästhetisch gebildeten Menschheit wohl gefallen lassen.

Würde sie aber auch weiter, und auf unanstößigen Wegen, ausgedehnt, so wäre doch noch die Frage, ob sie zugleich eine geistige und sittliche Verbesserung mit sich bringen würde. Der russische Adel hat namentlich in letzterer Hinsicht wenig auf eine neue Generation zu vererben und das gemeine Volk, der Muschik, nicht viel mehr. Anlagen zu Gutem und Tüchtigem sind in reichem Maße vorhanden, von ihrer Ausbildung aber, von der strengen und sorgsamen Pflege, ohne die auch die schönsten Keime nur taube Blüthen hervorbringen, ist nirgends die Rede. Von einer erstaunlichen Receptivität, ebenso befähigt, jede körperliche Geschicklichkeit, wie jedes geistige Verständniß und Wissen sich anzueignen, lernt man in allen Ständen doch eigentlich nichts ordentlich und gründlich. Der Bauer begnügt sich am liebsten mit seinen fünf Fingern und einer alten Messerklinge, und der Gebildete kann von den drei oder vier Sprachen, die er hinlänglich für die Bedürfnisse des Salons — die französische in der Regel vollkommen — beherrscht, keine einzige grammatisch oder gar orthographisch schreiben. Von Natur harmlos und gutmüthig und im Grunde immer ein halbes Kind, artet der Russe unter dem Einfluß zügelloser Leidenschaften rasch in der entgegengesetzten Richtung aus. Jederzeit willig zu Opfern für die Dürftigen, wie zu gastfreier Aufnahme des Fremdlings, vergeudet er gedankenlos den eigenen

Besitz, je nach der Gesellschaftsklasse in Paris und Monaco, oder daheim in der Dorfschenke; und wer dorthin nicht reisen kann und diese nicht besuchen mag, entschädigt sich durch Orgien im abgelegenen Herrenhause, aber ebenso gern im Quartier der Garnisonstadt, sei es in veuve Cliquot oder in 80grädigem Spiritus. Voll natürlicher Pietät gegen Alles, was Achtung zu fordern berechtigt ist, verletzt er aus geringfügigem Anlaß auch heilige Pflichten in roher und selbst gewaltthätiger Weise. Das gesammte Volksleben ist eben auf Temperament, Stimmung, Zufall gestellt, nicht auf Grundsätze und bewußten Willen. Am deutlichsten aber tritt die allgemeine Haltlosigkeit in der Art hervor, wie die für Staat und Familie verhängnißvollen Laster in Rußland verbreitet sind und beurtheilt werden.

Ueber die diebischen Neigungen unserer Nachbarn sind schon ganze Bände geschrieben worden, aber die Verfasser hatten dabei fast ausschließlich die amtliche Welt und die Armeelieferanten im Auge. Bemerkenswerther als die gespannte Stellung dieser Kreise zum siebenten Gebot ist ohne Zweifel die Leichtigkeit, mit der auch die bessere Gesellschaft über unehrliche Gewohnheiten hinweggeht und sie höchstens mit einem scherzenden oder spöttischen Worte geißelt. Außer „Durak" (Dummkopf), dem beliebtesten und ja verhältnißmäßig gelinden Schimpfwort, kommt kaum ein anderer Ausdruck so häufig zur Anwendung als „Maschennik" (Spitzbube), und es hat, selbst bei directer Anrede, fast den Charakter der Beleidigung verloren. Da fährt man mit einem vornehmen, liebenswürdigen Ehepaar über Land und sieht einen Herrensitz von prunkendem, wenn auch etwas barbarischem Stil — italienische Renaissance und grüne Kirchendächer — von bebuschter Höhe herabgrüßen, eine um so auffälligere Erscheinung, als auch die Reichen ihren Sommeraufenthalt selten in „steinernen Häusern", meist in schindelgedeckten Lehm- oder Holzgebäuden nehmen. Auf die Frage nach dem Eigenthümer antwortet Ihre Excellenz mit heiterer Miene: „Graf O. Er war Gouverneur irgendwo im Osten, und als er genug zusammengestohlen hatte, kaufte er sich hier bei uns an!" Ein andermal besuchen wir den jungen Fürsten Y., der sich vor Kurzem mit der schönen Tochter eines Subalternen — eines adligen natürlich — verheirathet hat. In dem bei Cigaretten und Nalifka (Fruchtbranntwein) sich entwickelnden Gespräch kommen wir auch auf die junge Knäginja und ihre Angehörigen. „Ja," sagt Michail Nikolajewitsch kaltblütig, „mein Schwiegervater hatte sieben Kinder und gerade Einnahmen genug, um sich zweimal im Jahr seinen goldenen Kragen sticken zu lassen. Was sollte er machen? Er mußte stehlen!" Solcher Offenheit gegenüber muß dann in der That die Bestechlichkeit und sonstige Spitzbüberei der vielgeschmähten Tschinowniks in milderem Lichte erscheinen, der kleineren zumal, erbärmlich bezahlten und dabei zu wahrhaft lächerlichen Repräsentationspflichten verurtheilten. Wenn man einem Familienrathe beiwohnt, der die Mittel ausfindig zu machen hat, um von einem Angehörigen die gesetzlichen Folgen eines Vergehens abzuwenden; wenn dann die betheiligten Beamten nach dem Maße ihres Einflusses abgeschätzt, auch die Kosten einer Petersburger Reise, als der letzten Hülfe, mit Einschluß aller discreten Sporteln berechnet werden, bis zuletzt der Chef des Hauses mit dem verzweiflungsvollen Rufe aufspringt: „So viel habe ich nicht — bei Gott, so viel habe ich nicht!" — dann wundert man sich ja noch. Aber andere Fälle erscheinen um so einfacher und verständlicher. Man hat seinen Paß im Regierungsgebäude abzuholen und ist von Pontius zu Pilatus geschickt worden, ohne das unentbehrliche Schriftstück, das der „Gubernator" angeblich selbst unterschreiben muß, zu Gesicht zu bekommen. „Excellenz sind in die Kirche gefahren" — „Excellenz schlafen gerade" — „Excellenz sind heute nicht zu sprechen" — so lautet der Bescheid in den verschiedenen Schreibstuben, bis man endlich kühn genug ist, zum „Stolonatschalnik" (Kanzleichef) vorzudringen, der aus angeborener Liebenswürdigkeit oder mit Rücksicht auf die Geringfügigkeit des Gegenstandes die Erledigung auch wirklich für morgen oder übermorgen zusagt. In letzter Stunde finden sich dann allerdings noch mancherlei Schwierigkeiten: das Document ist verlegt — es muß noch Jemand unterschreiben — bleiben aber alle vielsagenden, fragenden oder schreckenden Blicke erfolglos, dann kommt der Paß am ersten Tische hinter der Eingangsthür zum Vorschein und gegen Entrichtung der gesetzlichen Gebühr in die Hände des Bestellers. Traurig und zornig zugleich blickt diesem dabei Meyer Gersch*) aus Brody über die Schulter und murrt: „Ich warte schon acht Tage!" — während ein Pisar (Schreiber) dem anderen zuraunt: „Der Jude soll doppelt bezahlen!"

Oder man kehrt auf einer Sommerfahrt mit Relaisgespann in einer Stanzia ein. Der Postmeister läßt sich ebensowenig blicken als seine Pferde, obwohl er deren fünfzig hält, mindestens die Rationen dafür bezieht. Auch die Ställe sind leer; nur ein paar lauernde Jämschtschiks (Postillone) drücken sich in der Nähe herum und antworten auf unsere Frage im breitesten bessarabischen Dialekt: „ni ma!" (es ist nichts da). Der Feldmarschall Graf Berg ist mit großem Gefolge durchpassirt, oder zwanzig Gäule sind eben zu Kronsarbeiten fortgenommen worden, während die übrigen dienstlich unterwegs sind, und was dergleichen Erklärungen mehr sind. Vor vierzehn Tagen war es einmal ähnlich gewesen, aber der unbekannte Reisende, der damals Vorspann verlangte, hatte sich als kaiserlicher Revisor entpuppt und dem überraschten Postmeister zunächst einen gewaltigen Schrecken eingejagt. Das nun in den schroffsten Formen beginnende Verfahren hatte trotzdem ein erfreuliches Resultat gehabt, da der gestrenge Chef bei der unter zwei Augen vorgenommenen Prüfung des Hauptbuches hinter jedem dritten Blatte einen Hundertrubelschein entdeckte. Unter uns befindet sich leider kein Revisor und wir müssen die fehlenden Rosse in landesüblicher Weise herbeilocken, wozu glücklicherweise ein geringerer Betrag genügt.

Und genau so steht es um die Sittlichkeit im engeren Sinne. Das Schlimmste ist auch hier nicht die Leichtfertigkeit oder Liederlichkeit an sich, sondern die vollständige Unbefangenheit, mit der man zu den eigenen Sünden sich bekennt und folgerichtig Anderen die ihrigen nachsieht. Auch im Gespräch berühren Personen verschiedenen Geschlechts die bedenklichsten Dinge oft genug ohne zu zögern und ohne sichtliches Erröthen; doch verlangt der „Gebildete" eine möglichst „geistreiche" Form. Ueber das Geschlechtsleben der niederen Volksschichten belehren russische Schriftsteller selbst, an ihrer Spitze Leon Tolstoi, in ebenso wahrer als erschreckender Weise. Wichtiger noch ist die Frage bezüglich der führenden Klassen.

Wo Rußlands Helden, die in der Schlacht den Tapferen keiner anderen Nation weichen, ihre Erholung und unter Umständen ihr unrühmliches Ende finden, hat der „große" Skobeljeff, das Ideal zweier im Deutschenhaß verbrüderter Völker, gezeigt. Wie Rußlands adlige Jugend vor der Verheirathung sich über ihr Alleinsein tröstet, kann man auf jedem Gutshofe sehen. Da stolziren, mit grellfarbigen Bändern und Korallenketten geschmückt, im gestickten Hemdchen oder sonst gegen den landesüblichen Schafpelz abstechend, ebenso viele bedauernswerthe weibliche Geschöpfe unter der übrigen Dienerschaft umher, als unvermählte Herren anwesend sind. Man kennt ihr Gewerbe, aber selbst die Damen des Hauses sind vorurtheilsfrei, oft auch gutmüthig genug, um sie zu beachten, ihren demüthigen Gruß zu erwidern und zuweilen ein freundliches Wort mit ihnen zu wechseln. Nach einiger Zeit werden sie mit etlichen Rubeln und ihrem bunten Flitterkram entlassen, um Anderen Platz zu machen, was übrigens von ihnen selbst, wie von ihren Familienangehörigen mit derselben Gleichmüthigkeit hingenommen wird, wie ihr früheres „Glück". Natürlich sind die Söhne gegen ihre Väter ebenso tolerant, wie diese gegen ihre Söhne, und den Frauen bleibt nichts übrig, als ihr Schicksal mit Ruhe zu ertragen oder Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Das wird zur Rechtfertigung des Satzes genügen, daß dem russischen Volke alle sittlichen Ideale abhanden gekommen sind. Sie fehlen ihm aber hauptsächlich deshalb, weil die

*) = Hersch. Das Russische kennt kein h und sagt consequenter Weise auch „Gogenloge" statt „Hohenlohe".

Mächte, denen andere Nationen ihre Pflege und damit den Kampf gegen die ungeschlachte Natur übertragen, in Rußland keinen Einfluß oder überhaupt noch keine Stelle haben. Wir erinnern uns nicht, in vier Jahren außerhalb der großen Städte einen einzigen Lehrer gesehen zu haben. Was auf dem Lande Unterricht hieß, lag in den Händen der Popen oder Diaconen, und diese armen Leute hatten in ihren geistlichen Seminarien so viel Zeit auf die Künste des An- und Auskleidens, des Lockenstrählens und des liturgischen Gesanges verwenden müssen, daß sie über Lesen und Schreiben, sowie das Verständniß der altbulgarischen Cultussprache schon für ihre eigene Person nicht hinausgekommen waren. Und so bestand denn auch die Unterweisung der Dorfjugend hauptsächlich in ihrer Ausbildung zum Kirchenchor, der ja in den orthodoxen Tempeln die Orgel ersetzen muß. Vieles ist nun allerdings in den beiden letzten Jahrzehnten für den öffentlichen Unterricht, oder wie es drüben heißt: „die Volksaufklärung" geschehen, in der Masse aber ist noch wenig von den Wirkungen der gutgemeinten Reglements und Ukase zu spüren.

Die Kirche selbst ist im Formelhaften erstarrt, so gut wie ihre Heiligenbilder, die mit sinnverwirrendem, oft freilich auch nur comödiantenhaftem Glanz die Gotteshäuser schmücken. Wahr ist es, daß sie ein Ceremoniell besitzt, so großartig und schönheitsvoll, namentlich was Erscheinung und Agiren der Priester betrifft, daß neben ihm das vielgepriesene des römischen Katholicismus verschwindet. Auch manche gute practische Einrichtung zeichnet sie aus, wie die Beweibtheit der Geistlichen bis zum Archimandriten hinauf. Aber der Mensch wird doch nicht bloß zur Unzucht versucht: er trinkt auch unter Umständen, spielt Karten — richtig oder falsch — und rauft mit seinen Genossen, und in all diesen Stücken unterscheidet sich der Pope nicht eben häufig von den Mitgliedern seiner Gemeinde. Und was die orthodoxe Kirche lehrt, ist mehr noch, als von Roms Weisheit sich sagen läßt, äußerliches Werk und todter Buchstabe. Woher soll da geistiges Leben, Aufschwung der Seele, woher sollen Früchte des Glaubens kommen? Vielmehr ist nichts begreiflicher, als die Hinneigung des Russen zum Sectirerthum, das in keinem Lande der Welt so wundersame, oft genug auch übelduftende Blüthen treibt. Denn das Gemüth verlangt sein Recht, und von seiner gottgesandten Führerin verlassen, geräth es nur zu leicht auf Abwege, die ebenso oft zu grausamster Ertödtung des Fleisches, wie zu seiner Vergöttlichung führen.

Was endlich die Wissenschaft, die theoretische wie die angewandte, betrifft, so haben die Erfolge, die das slawische Rußland — nicht bloß, wie früher, das russische Deutschthum — auf manchen Gebieten erringt, ohne Zweifel etwas Bestechendes, und nicht minder gilt das von der Rührigkeit, die das Reich in äußeren Unternehmungen, scheinbar auf den Pfaden und mit den Mitteln der Cultur, bekundet. Aber es handelt sich auch da um Dinge, die mehr glänzenden Schein als Wärme verbreiten, zur geistigen und sittlichen Förderung der Nation verschwindend wenig beitragen. Der wissenschaftliche Trieb an sich wurzelt weit mehr in der Neugier, als in der Wißbegier, in vielen Fällen aber in dem Vorwitz, der frivolen Neigungen zu Liebe das Dunkel der Dinge zu lichten sucht. Einzudringen in die Geheimnisse des menschlichen Körpers, wie in die fremder Länder erscheint als die verlockendste Aufgabe; Medizin und Geographie, die Naturwissenschaften überhaupt sind auf den Universitäten wie im practischen Leben bevorzugte Disciplinen, so weit nicht die Rechtsgelahrtheit als milchende Kuh den künftigen Tschinownik begeistert. Den heiligen Ernst, der die Wahrheit um der Wahrheit willen sucht, den eisernen Fleiß, dem die bescheidene Stille des Studirzimmers genügt, wird man schwerlich finden. Das rechte und wahrhaftige Kind der russischen Wissenschaft ist denn auch der Nihilismus; das Hauptcontingent ihrer Jünger bilden die zahllosen Dilettanten, die für sich zu Hause an und mit allem Möglichen „experimentiren", mit völlig ungenügender Vorbildung die Hochschule beziehen, um es dort mit Ach und Krach zum „wirklichen Studenten" zu bringen, oder auch in weiblicher, namentlich üdischer, Ausgabe fremde Universitäten unsicher machen.

Andererseits ist es gewiß bewundernswerth, wie Rußland seine politischen Grenzen nach Osten und Süden hin erweitert, wie es blitzschnell und thatkräftig ein asiatisches Volk nach dem anderen vor sich niederwirft und die Trümmer der Besiegten fast ebenso rasch in das Joch seiner Einrichtungen zwängt, zu denen auch Eisenbahnen von hundert Meilen Länge, Polizeimeister und orthodoxe Kirchen gehören. Es tritt uns hier wirklich ein großer Zug im russischen Wesen entgegen, an dem nicht deshalb gemäkelt werden soll, weil er für ältere Culturvölker immerhin etwas Ominöses hat. Aber welche Bildung kann Rußland denn schließlich Anderen bringen, wenn nicht seine eigene? Und deren Mittel, wie die kaukasischen Bergvölker und die Turkmenen der Oase Merw sie kennen gelernt haben, können seine eigene Sittlichkeit nur noch tiefer herabdrücken. Es mag, als moderner Godegisel, morsche Staatsgebäude stürzen, verrotteten Zuständen ein Ende machen; es mag den Wald rechten und den Boden reuten, damit ist seine Mission zu Ende, und was es weiterhin aus Eigenem aufrichtet, wird ebenso wenig Bestand haben, als dereinst Attila's goldblinkende hölzerne Königsstadt. Es sei denn, daß mit ihm selbst ein innerer Wandel sich vollzöge, aber mit dieser Aussicht darf vorläufig nicht gerechnet werden. Vielmehr geben die vereinzelten Ausnahmen, lautere, sympathische, gesunde Persönlichkeiten, wie man ihnen in der Literatur, im öffentlichen Leben, in der Gesellschaft noch immer begegnet, nur Anlaß, mit dem Dichter zu klagen: „O welch ein edler Geist ward hier zerstört!" Was hätte in Wirklichkeit aus dem russischen Volke werden können, wenn ein lebendiges und lebenschaffendes Christenthum seine angeborenen Gaben zur Entfaltung gebracht, wenn ein immerhin patriarchalisches, aber im Geiste unserer alten Preußenkönige geführtes Regiment an die Rolle des blinden und doch im besten Falle nur äußerlichen Gehorsams die sittliche und wirthschaftliche Zucht gesetzt hätte!

Aber gleichwohl: dieses Volk fühlt sich, und das ist die eigentliche Gefahr. Anstatt seine Mängel wenigstens zu ahnen, brüstet es sich mit eingebildeter Ueberlegenheit über die alten Nationen und weil es unter Umständen eine bemerkenswerthe Energie zu entfalten vermag, hält es sich für berufen, die Welt zu reformiren und als erste Vorbedingung dazu sie sich unterthan zu machen. Es wartet nur auf das Zeichen von Petersburg, oder vielmehr „Sanktpeterburk", wie die Stadt heute noch heißt, um vielleicht morgen schon als „Petrograd" oder „Petrowsk" das Schicksal von Dörpt und Dünaburg zu theilen.*) Und wenn die bewaffneten Massen erst über unsere schlecht bewahrte Ostgrenze hereinbrechen, beseelt von allen schlimmen Instinkten, wie der Krieg sie unzweifelhaft in einer zuchtlos gebliebenen Nation erwecken muß, dann stehen Schrecknisse bevor, wie sie seit dem siebenjährigen Kriege nicht über unser Vaterland gekommen sind. Der Deutsche schmeichelt seiner Phantasie ja gern mit dem Bilde des von Mutter und Großmutter gerühmten Kosacken, der die kleinen Kinder zu sich auf's Pferd hebt oder in Abwesenheit der weiblichen Familienglieder ihren Schlaf bewacht und ihnen zärtliche Wiegenlieder singt. Aber Mancher wird wohl auch von Zeitgenossen der Befreiungskriege noch das Wort gehört haben: „Lieber die Franzosen zu Feinden, als die Russen zu Freunden!" — im eigenen Lande nämlich. Und die Gutmüthigkeit der donischen Lanzenreiter, wie den ritterlichen Sinn russischer Offiziere in allen Ehren: wir ziehen es dennoch vor, die Unsrigen ihrer Gnade nicht preisgegeben zu sehen!

## Staatswissenschaftliche Seminare.

Schwitzende Geheimrathshäupter, greise Gelehrtenköpfe, Theorie und Praxis, haben sich schon weidlich mit dem Gedanken abgemüht, wie eine Reform unseres juristischen Studiums zu Stande zu bringen sei. Bei den meisten Erörterungen,

*) Wobei übrigens nicht verschwiegen werden soll, daß der so erstaunlich klingende Name „Jurieff" in Wirklichkeit der altrussische Dorpats ist.

wurden sie nun in dickleibigen, gründlichen Folianten, Essays oder Kritiken niedergelegt, spielte die Stellung der Staatswissenschaften im Rahmen des Trienniums oder Quadrienniums eine hervorragende Rolle. Wenn sich, wie zu erwarten, die wirthschaftlichen Interessen in Zukunft noch mehr wie heute mit rücksichtslosen Ellenbogenstößen in den Vordergrund der öffentlichen Discussion schieben, so ist die Frage des Laien nicht unberechtigt, wie die Kenntniß der materiellsten Wissenschaft, der Volkswirthschaftslehre, von denen erworben wird, die als ihr Studium ausersehen haben, „die menschlichen Dinge nicht zu beweinen, nicht zu belachen, sondern sie zu verstehen zu trachten", von dem angehenden Beamten, dem Handelskammersecretär, dem zukünftigen Professor, Publizisten oder Abgeordneten, kurz denen, welche die Führer der „öffentlichen Meinung" vor oder hinter den Coulissen der politischen Schaubühne zu werden gedenken.

In Vorlesungen und Seminare theilt sich der akademische Unterricht und während sich in ersteren alle Facultäten so ziemlich gleich bleiben, zeigen sich in letzteren die charakteristischen Unterschiede der Studienarten getrennter Wissensgebiete.

Der dem Nationalöconomen am nächsten stehende Jurist verfolgt in seinen Seminaren, mögen sich dieselben „Conversatorien", „Praktiken", „Exegeticen" oder anders nennen, meist den Zweck, in den beiden letzten Semestern (in denen er ja erst zu „studiren" anfängt) noch seine Kenntnisse in jenen Uebungen zu erweitern, an den „practischen Fällen", die dort vorgetragen werden, das „juristische Denken" sich anzuerziehen und in Frage und Antwort sich auf die drohende Inquisition des Referendarexamens vorzubereiten; nur verschwindend wenige gibt es, die aus reiner Liebe zur Wissenschaft sich am Schlusse ihres Studiums an die Abfassung einer größeren juristischen Arbeit heranwagen. Die Jünger der andererseits den Staatswissenschaften befreundeten Geschichte lenken in ihren Uebungen den Blick mehr auf vergangene Tage, Actenstücke werden aus dem Staube vergangener Zeiten hervorgezogen und Controversen über der Jetztzeit fernerliegende Dinge ausgefochten. Die „staatswissenschaftlichen Seminare" stehen bei der nahen Verwandtschaft zwischen diplomatisch-politischer Action und Sozial- wie Wirthschaftspolitik dem öffentlichen Leben am nächsten, hier fühlt man am stärksten den Pulsschlag des Tages, die Lehrer, die hier die Jugend heranbilden, auf die älteren Mitglieder ihren unmittelbaren Einfluß geltend machen, haben eine verantwortungsvolle und hohe Pflicht zu erfüllen.

Der Kreis, der sich ein oder zwei Abende der Woche für einige Stunden um den Professor — wenn älter an Jahren, meist Geheim- oder Hofrath — sammelt, besteht mehr wie in den anderen Räumen der alma mater aus reiferen Elementen: Doctoren der Rechte, die dem trockenen Fachstudium den Rücken wendend sich der neuen Braut stürmisch in die Arme werfen, Doctoren der Nationalöconomie, die unter Leitung eines bewährten Professors eine Arbeit unternehmen, die dessen Spezialfache (und deren gibt es unendlich viele im weiten Gebiete der Staatswissenschaften) entnommen ist, bemostere Studenten, die in den Geburtswehen einer Doctordissertation sich befinden, stellen das größte Contingent; aber auch ältere juristische Practiker, die schon in Amt und Würde sind, verschmähen es nicht, an den Uebungen theil zu nehmen und last not least Theologen, die von den Kirchenvätern abgefallen sind, Kaufleute, die im Bankfache arbeiten, überhaupt Leute, die schon auf manchen Lebenswegen gewandert, sammeln sich um den Stuhl eines berühmten Lehrers. Doch nicht überall ist die Gesellschaft so bunt, so interessant und anregend, auf der kleineren Universität mit den unbedeutenderen Namen überwiegt der gewöhnliche Studententypus, auf der größeren, die die ersten Männer des Faches aufzuweisen hat, die ja häufig auch eine politische Rolle spielen, wiederholt sich das Leben der Großstadt im Kleinen. Aber überall kann man die Wahrnehmung machen, wie von den mannigfachsten Seiten und den verschiedensten Berufen aus (studirten und unstudirten) die immer verwickelter sich gestaltenden Probleme des Staates, des Volkes und der Gesellschaft zum Studium der Staatswissenschaften führen, wie insbesondere die Arbeiterfrage, eine hier oder dort aufgelesene sozialdemokratische Broschüre der erste vielverschlungene, schmale Zickzackweg ist, der zur ruhigeren fachmännischen Beschäftigung mit den Problemen der Nationalöconomie führt. In dieser Richtung ist ein Erlebniß bezeichnend, das sich im Seminare eines unserer bedeutendsten Nationalöconomen zutrug. Es wurde ein Vortrag über die Bevölkerungsfrage gehalten. Der Professor warf dazwischen: „Wer von den Herren hat denn das Buch von Malthus gelesen?" Bis auf einige wenige allgemeines Schweigen. Darob Verwunderung in den Zügen des Herrn Geheimrathes, die bald einem sarkastischen Lächeln Platz machte. „Hm, dann will ich Sie einmal nach einem Buche fragen, das Sie sicherlich alle gelesen. Wer von Ihnen hat denn schon Bebels „Frau" zur Hand genommen?" Allgemeines, zustimmendes Gelächter war die Antwort.

Wie gelangt man nun in jene „heiligen Hallen"? Ueber der Eingangspforte derselben steht: „privatissime und unentgeltlich." Letzteres ist jedem, der rechnen muß, ein vertrauter Wohlklang, das erstere bedarf des Commentares, daß es so viel bedeutet, wie etwa: „Im engsten Familienkreise." Denn vergleichen wir den Hörsaal der Universität mit dem jedem geläufigeren Ballsaale, in den Excellenz den Oberpräsidenten wie den jüngsten, strebsamen Referendar, die Gattin des Geheimen Commerzienrathes wie die Frau des kleinsten Amtsrichters bittet, so bedeutet privatissime in dieser Uebersetzung: Excellenz lädt seine untergebenen „Kollegen" en petit comité ein. Während man im Hörsaale streng bei der Sache bleibt und sich an die Systematik seiner Vorlesung hält, während man seine intimste Herzensmeinung hier und da noch etwas in der Tiefe schlummern läßt, geht man im Seminare „mehr aus sich heraus", gibt einem „Spezialkollegen" einer anderen Hochschule einen kleinen Stich, erzählt hier eine Anekdote seines Lebens, ertheilt einem seiner Fachgenossen einen Seitenhieb wegen seiner einseitigen Auffassung einer Materie, kurz, spricht über dies und jenes, an die Stelle des Zunftzwanges des Kollegs tritt die Gewerbefreiheit von Rede und Gegenrede im Seminar. Und wie der, welcher zum engsten Familienkreise zugezogen wird, schon im Hause bekannt sein muß, so zeigt der Dozent durch jenes „privatissime" an, daß er vor Beginn der Uebungen einen Besuch in seiner Sprechstunde zu Hause erwartet, um je nach dem Eindrucke, den er gewinnt, den betreffenden Herrn anzunehmen oder abzuweisen. Man wird freundlich aufgenommen und das übliche Examen beginnt. Wievieltes Semester? (Ist man schon weiter, eventuell: Wo den Doctor gemacht? Mit welchem Thema?) Wo und bei wem haben Sie gehört? Auch bei mir? Was beabsichtigen Sie für die Zukunft? Welche Arbeit wünschen Sie zu nehmen? Eine theoretische, eine practische? Und wenn, Arbeiterfrage? Modern oder geschichtlich? u. s. w. So orientirt sich der Professor über Studien und Neigung, und nachdem er sich noch Namen und Personalien notirt hat, ist man in der glücklichen Lage, eine Audienz von einigen Minuten bis zu einer Stunde genossen zu haben. Das Thema, über das man zu arbeiten gedenkt, und das entweder vom Professor bestimmt oder vom Schüler frei gewählt wird, oder aus der Vereinbarung beider hervorgeht, wird formulirt, und der Termin, an dem es vor den anderen Mitgliedern vorgetragen werden soll, bestimmt. Selbstverständlich, daß die Arbeiten dem speziellen Bildungsgange und den besonderen Neigungen des Dozenten entsprechen, daß man gewerbepolitische Arbeiten bei Schmoller oder Schönberg, Karl Bücher oder Lujo Brentano, finanzwissenschaftliche bei Adolf Wagner oder Fr. J. Neumann beginnt, und daß man sich zu agrarpolitischen Studien Miaskowski, Meitzen oder Conrad aussucht; doch trotz dieser Arbeitstheilung bleiben im Rahmen eines Seminars noch genug Arbeiten, die sich auf den verschiedensten Gebieten bewegen. Auf diese Weise entstehen nur zu diesem Zwecke unternommene Compilationen ohne dauernden Werth, jedoch auch Anfänge von Dissertationen oder gar größeren Erstlingswerken. Eine Anzahl von Professoren geben die Arbeiten ihrer Schüler (manche vermischt mit denen älterer Gelehrter) in periodischen Sammelwerken heraus, so Schmoller die „Staats- und sozial-

wissenschaftlichen Forschungen", Knapp die „Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg", Conrad die „Sammlung nationalöconomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle" und eine Reihe namhafter Gelehrter unter der Redaction von Elster „Staatswissenschaftliche Studien", andere verhelfen ihren Jüngern zum ersten Verlage oder ziehen dieselben zu den Arbeiten des „Vereines für Sozialpolitik" hinzu.

Neben dem großen Vorzuge, daß die rasch hin- und herschwankenden Neigungen eines jugendlichen Kopfes, der bald sich in das Studium der Sozialdemokratie vertieft, bald der Streitfrage Monometallismus — Bimetallismus nachjagt, bald wieder das Wesen des „Kapitals" zu zergliedern sucht, durch den Einfluß eines bedeutenden Gelehrten Ziel und Richtung erhalten, steht das Uebel, daß zu der so oft mit Recht beklagten, bis ins Kleinste durchgeführten Arbeitstheilung in der Wissenschaft schon in frühen Tagen das Fundament gelegt wird, ein Nachtheil, der in späteren Jahren schwer wieder ausgeglichen werden kann. Hat der Lehrer gerade eine große Arbeit auf irgend einem kleinen Felde beendet oder ist er mit deren Abfassung beschäftigt, so liegt es ja nahe, einen Stab von Schülern in derselben Richtung zu beschäftigen, um sich von ihnen die Resultate seiner eigenen Forschung bestätigen zu lassen. Von anderer Seite hat man auf die Nachtheile zu früher wissenschaftlich-literarischer Production hingewiesen und gegenüber dem „Anleiten" und „Anregen" zu solchen Arbeiten mehr die selbständige Bethätigung und das eigene Pfadfinderthum hervorgehoben, ein Streit, der mit Fehden über Methodologie vermengt, wohl niemals ganz ausgetragen wird.

Ist man in die Schaar der Auserlesenen aufgenommen, so beginnen die wöchentlichen Uebungen, die meist vollzählig die Schüler um den Lehrer versammelt finden. Nach Beendigung des Vortrages, der in gewohnter Weise vor sich geht, meist abgelesen, seltener frei gehalten wird, werden die Schranken der Discussion eröffnet; doch nach allen Erfahrungen, die bisher gemacht wurden, sind die Ergebnisse derselben äußerst dürr, denn bei der oben angedeuteten Mannigfaltigkeit der Themata, die heute z. B. über „das nationalöconomische Programm Gambetta's", in acht Tagen über „Wehrsteuer" handeln, ist es selbst für die älteren und belesensten Teilnehmer unmöglich, Leuten gegenüber, die sich lange Wochen hindurch speziell zu ihrer Arbeit vorbereitet haben, das Feld der Debatte siegreich zu behaupten. So fällt der Löwenantheil des Kampfes und der Opposition dem Professor (er befindet sich dadurch auch einmal „in der Opposition") anheim, der im Schlußworte die in durcheinander gerathenen und häufig zerrissenen und falsch verknüpften Fäden der Debatte wieder entwirrend aneinanderreiht und die Ergebnisse des Abends resumirend zusammenfaßt. Bei der Kürze eines deutschen Universitätssemesters können auf einer großen Hochschule, wo bei den beliebtesten Lehrern die Zahl der Theilnehmer manchmal die 30 übersteigt, nicht alle zum Vortrage zugelassen werden, und so bleiben viele, welche auch nicht das Wort ergreifen, die stummen Gäste dieses Parlamentes. Aber auch im kleineren Kreise, in dem jeder einmal seiner Beredtsamkeit muß freien Lauf gewähren, ist die Wirkung des seminaristischen Unterrichtes nicht sowohl auf die wenigen Stunden des Programms beschränkt, als sie vielmehr nur die erste Stufe zur Anbahnung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler, zwischen einer im Aufstreben begriffenen und einer gefestigten Natur bedeuten. In diesem Sinne verdient die kleine Universität vor der großen den Vorzug. Wenn auch in letzterer der in vielfachen Nebenämtern beschäftigte Professor doch noch so viel Zeit erübrigen kann, um nach Schluß der Discussion dieselbe beim Biere in einem benachbarten Wirtshause fortzusetzen, bei der auch die schüchternsten Elemente warm werden, so spiegelt sich doch auch hier das Leben der Großstadt wieder: die Kreise zersplittern sich, man läuft zu einem bestimmten Zwecke zusammen, um ebenso rasch wieder auseinanderzugehen. Aber gerade hierin liegt wohl der Hauptwerth von seminaristischen Uebungen, daß sie einen Contakt herstellen zwischen den geistigen Bedürfnissen der Jugend und dem gereifteren Urtheil des Alters, daß gebend und empfangend beide Vortheil aus diesem Verkehre ziehen sollen. —

Von den 20 deutschen Universitäten besitzen 13 solche besonders eingerichtete, meist staatlich dotirte Seminare; eine mehr oder minder vollständige Handbibliothek, die nach der „Richtung" des dort tonangebenden Professors sich so oder so zusammensetzt, die angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften gewähren dem eifrigen Mitgliede meist Gelegenheit, bequem in den Räumen des Seminars zu arbeiten und sich die nöthigen bibliographischen Kenntnisse zu erwerben, die sich besser einprägen, wenn man ein Buch auch nur einmal zur Hand genommen hat; an den größeren Hochschulen sorgen Assistenten — ein Amt für Privatdocenten — dafür, daß die Bibliothek auf dem Laufenden erhalten wird.

Der Ruf nach Reform unseres Universitätsstudiums wird von allen Seiten — Lehrern und dem einsichtigeren Theile der Studentenschaft — lauter und lauter. Wenn man dem academischen Unterrichte große oder geringe Bedeutung zumißt, mehr von ihm oder mehr von dem selbstbildnerischen Studium des Einzelnen erwartet, das ist sicher: eine der Hauptgefahren für unsere academische Jugend, die viele Routiniers großzieht und wenige durchgebildete aufkommen läßt, ist die Zusammenhanglosigkeit, die zwischen dem Lehrer und den in den Großstädten sich immer mehr zusammendrängenden Studentenmassen besteht. Hier könnte eine Umbildung unseres academischen Unterrichtes nach Art der Seminare — wie dies die Statistiker (allerdings aus Anlaß der Eigenschaften ihrer Materie) vorgenommen — nur segensreich wirken; die academische „Freiheit" würde vielleicht dadurch beschränkt werden, es würde aber jenes viele Semester andauernde Herumschwanken des jungen Studenten ohne Stab und Stütze vermieden, indem man ihm wiedergäbe, was ihm das großstädtische Leben genommen, einen festen Halt an dem Lehrkörper der Universität und seinen Studiengenossen. Cervus.

---

## Literatur und Kunst.

### Moltke als Dichter.

Von Gustav Karpeles.

Dichtende Soldaten hat es zu allen Zeiten gegeben, wie seltsam auch die Verbindung des friedlichen Musendienstes mit dem rauhen Kriegshandwerk scheinen mag. Friedrich von Sallet, Franz von Gaudy, Hermann Neumann, Graf Alexander von Württemberg, B. von Lepel, um nur einige Namen aus der neueren Literatur zu nennen, waren dichtende Offiziere. Aber es ist interessant, daß die meisten Vertreter des Wehrstandes in der deutschen Poesie gerade immer die zartesten Töne anschlagen. Die Kriegs- und Siegeslieder gelingen ihnen lange nicht so gut, als die Lieder der Liebe, der Sehnsucht und des Weltschmerzes. Für einen Psychologen bietet sich hier ein dankbares Feld tiefgründiger Untersuchung. Und sicher werden alle diese Untersuchungen zunächst von dem Namen Moltke ausgehen und zu diesem immer wieder zurückkehren.

Es sind nun gerade zehn Jahre her, daß ich das Jugendwerk von Graf Moltke über Polen neu herausgeben durfte. Wie vieles hat sich inzwischen verändert! Der Schlachtenlenker, der sich damals mit rührender Bescheidenheit wie ein einfacher Soldat in die Reihe der Mitkämpfer und Mitarbeiter einer deutschen Zeitschrift stellte, ist inzwischen aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Und sein gesammtes geistiges Schaffen liegt nunmehr in stattlichen Bänden vereinigt und abgeschlossen vor uns. Was ich damals nach eingehenden Studien über dieses Schaffen sagte, kann heute jeder gebildete Leser ohne Weiteres selbst bestätigen, nämlich, daß Moltke's Styl und literarische Eigenart lebhaft an einen anderen, gleichfalls kriegsmuthigen Helden erinnere, an Lessing. Auch seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter: wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch

die ihr innewohnende Stärke. Bei gleicher Knappheit theilt er mit Lessing die gleiche Grazie in seiner Art zu sprechen und zu schreiben. Dieselbe Einfachheit, die gleiche Tiefe. Wort und Gedanke decken sich völlig und ohne Rest. Und allseitig wird heute anerkannt, daß Moltke nicht nur ein Held der Schlachten, sondern auch einer unserer ersten Schriftsteller ist. Mit inniger Theilnahme, mit lebhaftem Interesse hat das deutsche Volk die gesammelten Schriften seines neuen Classikers aufgenommen und vieles ist über dieselben von gelehrten und geistreichen Männern gesagt und geschrieben worden.

Nur ein Moment in diesem vielseitigen und merkwürdigen Schaffen ist bisher nicht genügend beachtet und erörtert worden. Und doch gehörte es zu den größten Ueberraschungen, die wir über diesen Helden des Schwertes und der Feder gemacht haben, als wir nach seinem Tode erfuhren, daß Moltke auch ein Dichter gewesen sei. Freilich, wem einmal das Glück zu Theil geworden war, in diese herrlichen, blauen Augen hineinschauen zu dürfen und die Rede dieses wundervoll klaren und überschauenden Geistes hören zu können, der wußte auch ohne alle schriftlichen Zeugnisse, daß Moltke ein Dichter war. Für weitere Kreise bedurfte es allerdings solcher Zeugnisse, denn diese mußten vorher eine Erinnerung und ein Vorurtheil aus ihrem Kopfe verbannen: die Erinnerung an den bekannten Vers, den wir alle schon in Quinta gelernt: „Inter arma silent musae“ und das Vorurtheil, welches die träumerisch sinnende Melancholie als das unentbehrliche Attribut eines jeden Dichters ansieht. Ja, Moltke war ein Dichter und die Zeugnisse seiner poetischen Begabung liegen in selbständigen Dichtungen wie in Uebersetzungen nunmehr vor. Prüfen wir diese Zeugnisse ohne jegliche Voreingenommenheit, so werden wir bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß den dichterischen Uebertragungen Moltke's eine größere Schöpferkraft innewohne als seinen eigenen poetischen Versuchen. Beschäftigen wir uns also zuerst mit diesen Uebertragungen.

Da ist es denn vor Allem interessant, bei einem Denker wie Moltke zu beobachten, wen er der Uebersetzung für werth hält. Nun denn, seine Wahl war wahrhaftig keine schlechte, als sie auf den irischen Sänger Thomas Moore fiel. Die Vorliebe Moltke's für diesen Dichter war mir schon bekannt, noch ehe ich von diesen Uebertragungen wußte. Sie begleitete den Helden durch das ganze Leben. Bis zu seinem 90. Jahre benutzte er die Mußestunden in seinem Tusculum zu Kreisau, um Gedichte von Thomas Moore mit „redlichem Gefühl“ in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Die Auswahl, die er dabei getroffen, ist in der That bezeichnend für die Richtung seines Geistes, wie für seine Gemüthsart; in wie fern aber Moltke seine Nachdichtungen gelungen, mögen die Leser nach den folgenden Proben selbst beurtheilen. Von den Stoffen, die Thomas Moore besingt, sind Moltke natürlich vor Allem Gott, die Natur, die Liebe und die Freundschaft sympathisch. Hören wir nun seine Uebertragungen. Das Walten Gottes in der Natur schildert das folgende Lied:

Das kühle Gras soll mein duftender Schrein,
Der Wind in den Bergen mir Orgelklang sein,
Mein Dom, soweit das Himmelszelt steht,
Und all mein Denken ein stilles Gebet.
Des Laubes Rauschen bei Mondenschein,
Soll meiner Andacht Beichtiger sein,
Wenn in tiefem Schweigen das endlose Meer
Lobpreiset des Herrn Macht und Ehr'!
Am Tage in sonniger Einsamkeit
Schau ich das Bild Seiner Herrlichkeit,
Und weiß bei der Stille der tiefen Nacht
Mein Gebet von Seinen Sternen bewacht.
Deine Werke, o Herr, sind die heilige Schrift,
Geschrieben mit flammenden Zügen von Licht,
In welcher mein staunendes Auge liest,
Wie groß, allmächtiger Gott, Du bist.
Ich las Deinen Zorn in der Gipfel Wallen,
Wenn Deine Donner vom Himmel erschallen,
Und las Deine Milde im Abendlicht,
Das zitternd durch goldene Wolken bricht.
Denn Nichts ist so leuchtend, so klar und so hehr,
Das nicht ein Bild Deiner Allmacht wär',
Von der Blume, die lieblich im Thal erblüht,
Bis zum Stern, der hoch am Himmelszelt glüht.
Und auch bei der tiefsten Finsterniß
Bin ich Deiner Gnade und Liebe gewiß
Und harre getrost in der dunkelsten Nacht,
Daß ein Strahl Deines leuchtenden Morgens erwacht.

Von den Liedern, die der Liebe Lust und Leid besingen, wählt Moltke mit Vorliebe diejenigen aus, welche in neckischer, liebenswürdiger Weise die kleinen Leiden schildern, die Gott Amor über die Menschen verfügt, oder auch solche, die eine feste Hoffnung, eine sichere Zuversicht an den Tag legen.

Wenn's wahr ist, was die Dichter sagen,
So sollen Amor und die Zeit
Ein einziges Paar Flügel tragen.
Wenn nun in frühlingshellen Stunden
Zwei junge Herzen sich gefunden,
Dann nützen Schwingen nicht dem Knaben
Der Graubart mag allein sie haben —
Und oh! wie hastig fliegt die Zeit.
Dies aber ist des Schicksals Tücke:
Dem Gotte fällt es plötzlich bei,
Daß jetzt an ihm das Fliegen sei,
Die Schwingen fordert er zurücke.
Die Zeit sie lastet nun wie Blei;
Dann deckt die rosenfarb'gen Auen
Ein Nebelfrost mit kaltem Grauen
Und oh! wie flieht die Liebe weit.

Die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik wird in wahrhaft schelmischer Weise in den folgenden Versen geneckt.

Sahst Du beim letzten Abendlicht
Auf Meeres Wogen fröhlich dicht
Die Schaar der Meerfrau'n schweben?
Erblicktest Du beim Mondenschein
Durch Epheuranken und Gestein
Unstäte Geister weben?
Und schautest Du im Waldesgrün,
Wo einsam mächt'ge Blumen blühn,
Die Elfen zum Tanz sich heben?
Sahst Du dies Alles? — Sicherlich,
Mein Freund, dann sahst Du mehr als ich!

Und nun noch ein kleiner Hymnus der Freundschaft:

Denk ich der Freunde froher Schaaren
Die sich geliebt in Einigkeit
Und vom Geschick nach wenig Jahren
Wie dürres Laub vom Sturm zerstreut,
Glaub ich zu wallen,
Durch Festes Hallen,
Doch ach! es erlosch der Kerzen Schein.
Verstummt sind die Reigen,
Ringsumher Schweigen,
Entflohen die Gäste, und ich — allein!
So eh' der Schlaf die Augenlider,
Mir schließt bei nächt'ger Einsamkeit,
Ruft er wehmüthige Bilder wieder
Aus schönerer Vergangenheit.

Ich schließe nun die Proben und kann das Urtheil über Moltke's Uebersetzungskunst getrost den Lesern anheimstellen. Sicherlich wird kein einziger von ihnen, so freudig er dies sonst bei anderen Gelegenheiten zu thun bereit ist, in diesem Falle dem großen Helden zustimmen, wenn er demüthig selbst bekennt: „Zuletzt wird man so vernünftig, daß man alle Begeisterung als eitel Mondschein über Bord wirft. — Meine Uebersetzungen sind Verstandessache; es gehört dazu, nur der eigenen Sprache mächtig zu sein.“ Dieses Bekenntniß richtet Moltke an seinen Bruder Ludwig in einem Briefe vom 19. März 1842. Auch Bruder Ludwig hat sich in poetischen Uebersetzungen versucht, und es heißt über dieselben in diesem Briefe weiter: „Deine stehen als Uebersetzungen niedriger, als poetische Schöpfungen weit höher. Sie sind oft wenig treu, aber stets ein Kunstwerk und verdienten wohl, vermehrt und veröffentlicht zu werden. Uebrigens sind die technischen Schwierigkeiten des Uebersetzens aus dem Englischen in's Deutsche und namentlich bei Byron oft unbesieglich. Dies liegt in einem Schönheitsfehler der englischen Sprache, der ihr zum Vortheil wird: in den vorherrschend einsilbigen Wörtern. Es ist meist unmöglich, in einer deutschen Zeile von fünf oder sechs Wörtern den Sinn einer englischen von doppelt oder dreifach so viel Wörtern wiederzugeben.“

Gerade diese Schwierigkeiten waren es aber, die einen Mann wie Moltke reizten, und wir haben oben gesehen, wie er dieselben siegreich überwunden hat. Das Feilen der Form,

die Schärfung der Gedanken, waren ihm eine Lieblingsarbeit, ein Reiz an sich selbst. Nichts ist interessanter, als die verschiedenen Varianten zu den oben mitgetheilten Gedichten zu lesen, die der Nachlaß gleichfalls mittheilt. Auch die poetischen Correcturen, durch die Moltke eine ihm zugeschickte Tragödie „Oithona" von Eugen von Jagow verbesserte, sind in dieser Beziehung sehr lehrreich.

Fragen wir uns nun, was Moltke zu einem Dichter wie Thomas Moore eigentlich so besonders hingezogen hat, so ist es gewiß vor Allem der Reiz gewesen, der in der eigenthümlichen Mischung von Schmerz und Trauer mit inniger Freude und heller Lebenslust über den Liedern dieses Dichters ausgebreitet ist. Auch die Art, wie Moore den nationalen Klagen seines Volkes tiefen Ausdruck verliehen, mußte auf einen Mann wie Moltke mächtig einwirken. Moore ist ein Dichter voll Phantasie und Geschmack, der eine Herrschaft über die Sprache ausübt, wie wenige vor ihm; er besitzt die hohe Gabe poetischer Schilderung und weiß sie in reichem Maße zu verwerthen. Kein Wunder, daß diejenigen, welche in den Zauberbann seiner Muse getreten, sich an der Wiedergabe dieser Lieder gern versuchen. Aber unter allen deutschen Uebertragungen dieser Gedichte, die ich kenne, hat nicht eine den Sinn des Originals so treu und schön wiedergegeben wie die von Helmuth Moltke.

Und nun kommen wir zu Moltke's eigenen poetischen Versuchen, die freilich weit hinter seinen poetischen Uebertragungen zurückstehen. Es sind meist lyrische Stimmungsbilder aus der Jugendzeit; er selbst sagt, man könne nur dichten . . .

Wenn Nebel noch die Welt verhüllen,
Die Knospe Wunder noch verspricht,
Wenn man die tausend Blumen bricht,
Die hier das Thal uns reichlich füllen:
Dann hat man nichts und doch genug
Den Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug.

Und so schreibt er dann auch als blutjunger Lieutenant an seine Mutter (Berlin, 15. November 1828): „Wenn es mir recht wohl geht (hier fällt mir sogleich der Esel ein), nun dann mache ich Verse und nur dann. Die Nachwelt hat also alle Ursache, mir Zufriedenheit zu wünschen." Er gibt auch der Mutter eine Probe von seinen Gedichten, in denen er seinen liebenswürdigen Wirth, den Grafen Kosboth, und dessen schönes Schloß in folgenden Goethe nachgebildeten Versen feiert:

Kennst Du die Flur, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind durch hohe Pappeln weht
In langen Reihn die goldne Rebe steht?
Dahin, dahin — lenkt die Erinnerung gern den Sinn.
Kennst Du das Schloß, es leuchtet fern sein Dach,
Hell glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Die Bilder sehen von allen Wänden drein
Als fragten sie: ist hier nicht herrlich sein?
Dahin, dahin so gerne die Gedanken ziehn.
Wohl kenn ich das Schloß mit hohem Dach,
Den schönen Park, das schimmernde Gemach.

Was nun der Drachen alte Brut („In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut") anbelangt, so ändert Moltke das frischweg ab in folgenden Vers:

Und der Bewohner Liebenswürdigkeit
Die allem erst den rechten Werth verleiht
Es waltet drin — für Schönes und für Gutes edler Sinn.

Er hat sich an Goethe emporgerankt und selbst, da er sich auf eigene Füße stellt, erkennen wir noch immer den Einfluß Goethe's, den Moltke Zeit seines Lebens mit Vorliebe studirte und citirte. Von seinen selbständigen Schöpfungen theilt er auch manches in den Briefen an seinen Bruder Ludwig mit, der selbst ein feines poetisches Empfinden hatte. Zwei dieser poetischen Versuche wollen wir hier mittheilen.

Räthsel.

Ein Bild des Lebens ist's, des regen Lebens,
Das aufwärts bald uns treibt und wieder abwärts strebt,
Das wie des Herzens Hoffen, wie unstätes Sehnen
Jetzt sinkt, jetzt steigt und schwindelnd hoch uns hebt.
Es trägt Euch unter Blüthenzweige. Staunend
Schaut über Wald und Flur der Blick. — Es schwebt
Auf Sturmesschwingen fort. — Doch in dem Augenblicke
Wo Ihr am höchsten steht, zichts wieder Euch zurücke.
Führts doch am Ende nur, von wo Ihr ausgegangen.
Dort sah ich jüngst zwei liebliche Gestalten,
Sie waren ineinander eng verschlungen.
Die Arme auf der luftgen Bahn umrungen,
Schien eines stets die andere zu halten.
Ein leichter Nachen trug sie auf den Wogen,
Mit flatternden Gewändern, wall'nden Haaren;
Und wenn es nicht zwei holde Engel waren,
So hatten Engelsbande sicher sie umzogen.
Durch die Orangenreihen blick' ich wieder,
Der Himmel hüllt uns rings in Wolkenschleier.
„Sie sind getrennt schon!" rauscht der Pappeln Wehn,
Aus blauen Augen fallen Thränen nieder
Ein Strahl nur, aus des Abendrothes Feuer
Scheint mir ein Bild von bald'gem Wiedersehn.

Auch des Räthsels Lösung finden wir in dem Briefe, der dieses Gedicht mittheilt. Da heißt es: „Daß es mir gut geht, kannst Du daraus schließen, daß ich Verse mache. Brühwarm, wie sie eben aus meiner Feder flossen, will ich sie Dir mittheilen, wenn ich Dir gesagt, daß die junge Comtesse ihre Freundin gestern fortbegleitet hat, daß sie sich sehr lieben und heute trennen, und daß wir sie oft zugleich in derselben Schaukel geschaukelt haben."

Das zweite Gedicht ist im Postwagen entstanden. Sicher ist die redende Person mit dem Dichter identisch, obwohl dieser dagegen von vornherein bescheiden protestirt. Dieses poetische Selbstbekenntniß lautet:

Ihr tadelt mich, daß ich oft störrisch schweige,
Der glatten Welt die düstre Stirne zeige,
Daß ich nicht so, nicht tief genug mich neige.
Den dürft'gen Scherz, Ihr wollt's, soll ich belachen,
Soll, welche Qual, wohl selber Späße machen,
Wenn mir der Sinn so voll von andren Sachen!
Und Ihr habt Recht! Man wird es bitter tadeln,
Daß ich das Flache, Niedrige nicht adeln,
Daß ich wie Andre oft nicht denken kann,
Daß ich der Tonkunst göttlich hohes Walten
Zu hoch für seichten Spott, wie Lob zu halten
Mich dreist erkühn'! — Wahr ist's, ich hab's gethan!
Allein ich wollte Niemand damit kränken.
Kann dieses Herz nicht immer klüglich lenken.
Und wie sie hart dagegen auch verfahren,
Das inn're Heiligthum, ich will's bewahren.
Glückselig wohl, wenn sich ein Wesen findet,
Das mich versteht, das eng sich mir verbindet.
Und kann's nicht sein — o, laßt mit mir vergehn,
Was außer mir doch Keiner mag verstehn.

Es kann Einer ein großer Dichter sein, ohne daß er auch nur eine einzige Verszeile zu Stande gebracht hat, und es kann Einer Bände von Gedichten zusammengeschrieben haben, und er bleibt doch ein —. Undichter. Moltke aber war ein Dichter im Vers wie in der Prosa und in der That!

Seine Gedichte in Prosa finden sich in den einzelnen Werken zerstreut. Ich hebe nur eines derselben hervor — aus dem Bericht über seine Expedition nach dem Euphrat und Tigris.

„In einer sternenhellen Nacht stand ich auf den Trümmern des alten Römerschlosses Zeugma. Der Euphrat glitzerte tief unten in einer felsigen Schlucht, und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Caesar und Julian im Mondschein vorüber; von diesem selben Punkte hatten sie das Reich der Chosroes jenseit des Stromes gesehen und gerade so gesehen, denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht, und die ich von des weiten Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab, sie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang dem indischen Weltmeere zu. Sie vermuthen aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte: ich stand da wie der alte Zecher —

— — Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth;
Ich sah ihn stürzen, trinken
Des Euphrat gelbe Fluth,
Die Augen thaten mir sinken —

Ich trank nie einen Tropfen mehr. Die Flasche hatte einen Fehler gehabt, sie war die letzte gewesen.

Hätte Moltke nicht ein Wort mehr geschrieben als dieses eine Stimmungsbild, so hätten wir ihn als einen gottbegnadeten Dichter erkannt, als einen Helden, der nicht bloß gewal-

tige Siege errungen, sondern auch die Höhen des Parnasses erklommen hat und als willkommener Gast bei den Göttern eingekehrt ist.

## Arne Garborg.

Von Hans Schmidkunz.

Das sogenannte kleine, in der That doch nicht so kleine Norwegen ist einerseits im Gegensatz zu Deutschland ein freies Land und trägt doch andererseits vielleicht mehr als das ketzergewöhnte Germanien einen Tyrannen in sich: die Frommheit und Sittlichkeit der öffentlichen Meinung. Im norwegischen Literaturleben kommt der Name des pietistischen Sectirers Hauge vielleicht ebenso oft und mit analogem Gewicht vor, wie im deutschen der Name des so ganz anderen David Strauß. Und der Kampf einer kleinen Freischaar gegen jenen religiösen und moralischen Druck ist es namentlich, was den thematischen Gehalt der jüngeren (nach-Ibsen'schen) Norwegerpoesie ausmacht. Man erinnert sich wohl noch des verschiedenen Schicksals jener drei Schriftsteller, die für ihre Abweichung von dem ungeschriebenen Gesetz (oder vielmehr für die Abweichung dieses von ihnen?) büßen mußten: Hans Jäger, der Dichter der „Christiania-Bohême", wurde eingesteckt, Christian Krogh's „Albertine" ward polizeilich verbrannt, und Arne Garborg verlor ob der „Mannsleute" seine Staatsrevisorstelle („die Mannsleute lassen wir laufen, aber die Albertine behalten wir uns", sagte angeblich die Polizei). Von diesen Dreien blieb Jäger (abgesehen von einem Ibsen-Buch) für weitere Kreise verschollen; Krogh setzte seinen anderen Beruf, den eines Malers, fort, und Arne Garborg, der sich auf seine später durch die „Kolbotten-Briefe" berühmt gewordene Gebirgsidylle am Savalen-See, „norderwärts der Civilisation", zurückgezogen hatte, entwickelte sich zu jener dichterischen Größe, die wir jetzt in den Seelenromanen „Bei Mama", „Müde Seelen", „Frieden" auch fern von seiner Heimath und fern von dem Boden ihrer Verhältnisse bewundern.*)

Im ersten dieser drei Bücher die volle Entwickelungsgeschichte eines jungen Mädchens bis zu der Zeit, von der es am Schluß heißt: „Da hatte das Krausköpfchen seine erste Falte"; der Werdegang eines Menschenkindes nach allen seinen Seiten, keine ausgelesen, keine verhüllt, jede betont soweit es ihr in Wirklichkeit gebührt, weder ein Zudecken noch ein aufdringliches Hinzeigen, nichts dazu, nichts weg. Im zweiten der Bücher der Entwickelungsschluß jener problematischen Menschen vom Jahrhundertsende, die zu schwach, auf eigenen freien Füßen den Kämpfergang durch die Plagen ihrer zweifelzerrissenen Seelen, ihrer alkoholzerfressenen Körper und ihrer unsicheren Beziehungen zur Außenwelt weiter zu wandern, sich irgendwie begraben; Gabriel Gram in der Pastorenreligion. Im dritten Romane das freiwillige Ende eines religiösen Paranoikers.

Mit einer fast verblüffenden Wendung tauchte also in Garborg's Schaffen das religiöse Problem auf, anscheinend als Triumph jener Mächte, denen einst der junge Bohêmien Urfehde geschworen. Was Wunder, daß die „Müden Seelen" von norwegischen Kanzeln herab als Bekehrungsmuster gepriesen und eilends zu drei Auflagen gesteigert wurden? Doch auch in ferneren Kreisen, die nichts mit norwegischen Pastoren zu thun haben, wunderte man sich über die Fortschritte des Dichters: die erhöhte Darstellungskraft, die inhaltlichen Wandlungen, der müd resignirte Zug nach Ruhe und Frieden sollten auf tiefe Wandlungen im Autor selbst deuten — und manchmal schon ward ich gefragt, ob ich denn nicht wisse, was eigentlich mit Garborg vorgegangen sei, welche innersten Neuerlebnisse, welche gedankenwendende Lectüre etwa den Menchen und Dichter verändert hätten.

Es bedarf nicht erst des Hinweises auf persönliche Kenntnisse, die solche Vermuthungen und Zumuthungen als thatsächlich irrig ablehnen und den Fragenden darüber beruhigen können, daß Garborg nach wie vor der alte Arne Garborg ist, daß er wie bisher seine norwegischen Urwaldwurzeln im eigentlichen wie im übertragenen Sinne mehr liebt als alten oder neuen Piet-, Quiet- und Mysticismus, und daß er nur eben das Seinige weiter und höher entwickelt hat. Es bedarf dessen nicht; wohl aber bedarf es eines Hinweises auf die unästhetische, kunstwidrige Denkweise, die sich in diesen Meinungen verräth. Es ist ähnlich wie bei der Anschauung des Publikums von Geisteskrankheiten. Sein Interesse geht darauf, daß sich der eine Kranke einbildet, Gott, und der andere, der Teufel zu sein; es sieht in solchen Ausartungen den Erfolg religiöser oder irreligiöser Strömungen, sei es im einzelnen Menschen, sei es im culturgeschichtlichen Ganzen. Der Psychiater hingegen weiß, daß seine Interessen anderswo liegen: die für ihn wichtigen Thatsachen sind die Störungen in den Formen, darin des Kranken Seelenvorgänge ablaufen, nicht in ihren Inhalten; und die wesentlichen Ursachen findet er nicht in dem Hin und Wider von Gedanken, sondern in den ererbten oder auch erworbenen Schädigungen der Lebensfunctionen. Auch wer die Geschichte Enoch Haave's liest, die Garborg's „Frieden" erzählt, interessirt sich zunächst dafür, wie Enoch über seine Sünden grübelt, Umkehr halten und Frieden finden will, wie seine Frömmigkeit der landläufigen Religiosität gegenübersteht, ob er Recht thut, Frau und Kinder in sein asketisches Gottesreich hineinzuziehen und zuletzt sich den Wellen anzuvertrauen, oder nicht. Wer indessen nicht als genießender Leser, sondern als Forscher an diese Passionsgeschichte herantritt, dem wird es keinen wesentlichen Unterschied machen, ob sie von religiösen oder etwa von sexuellen Ausschreitungen berichtet. Er wird sich vielmehr in den eigenthümlichen Seelenzustand des Individuums vertiefen, der eine haltlose Hingabe an gewisse hartnäckige Ideen zeigt, verbunden mit Unzugänglichkeit gegen Anforderungen des normalen Lebens; in die allmähliche Steigerung dieser Eigenart und zumal in das Anwachsen der Hallucinationen — von dem Traumbild mit Christi durchbohrter Hand angefangen bis zu den Spukgestalten, die zuletzt den Verfallenden überallhin begleiten.

Und ähnlich wie zu den Naturerscheinungen verhält sich das Publikum zu den Kunsterscheinungen und verhalten sich die ästhetisch Schaffenden und Urtheilenden dazu. Es ist der dargebotene Inhalt, was dem Publikum und einer unentwickelten Aesthetik die Hauptsache dünkt; es ist das Wie, die Form, in der ein Inhalt dargeboten wird, was des Künstlers und des geschulten Kunstphilosophen Sorgen ausmacht. Hier kommt noch ein neuer Umstand dazu: in die beifälligen und mißfälligen Gefühle, die sich beim Kunstgenießenden dem Inhalt zuwenden, wird auch der Künstler selbst einbezogen und wird für das, was da vorgeht, gewissermaßen verantwortlich gemacht; er scheint ein abscheulicher Kerl zu sein, nach den Abscheulichkeiten zu urtheilen, die er da vorführt, u. s. w. Wurde ja einst ein italienischer Operncomponist vom Kunstpöbel beinahe gesteinigt, als er einmal zur Abwechselung wagte, seine Figuren tragisch enden zu lassen; bei der nächsten Aufführung blieben sie denn auch lustig am Leben. An diesen Zwischenfall muß ich fast immer denken, wenn ich höre, wie ein Kunstwerk als solches „inhaltlich" beurtheilt wird.

„Was ist ihm Hekuba?" fragt Hamlet, den Schauspieler meinend. „Was ist ihm Décadence?" „Was ist ihm Pastorenfriede?" „Was ist ihm Betbrüderei?" — frage ich, Garborg meinend. Nichts Anderes ist es ihm, als je eins von den vielen Materialien, aus denen er seine Kunstgebäude errichtet. Und was ist der Unterschied zwischen seinen früheren und seinen späteren Bauten? Nicht ist es der Ursprung und die Qualität der Ziegel, sondern ihre kunstvollere Zusammenfügung ist es. Garborg brauchte keine Kirchendämmerung und keinen Literaturparfüm, um stufenweise weiter zu steigen, sondern nur eben das, was nun einmal des Künstlers Um und Auf ist: die Ausreifung seiner Technik.

Aber an dieser von Roman zu Roman mehr entfalteten Darstellungskunst, die eben, dem Leser unbewußt, die eigent-

*) Sie sind sämmtlich deutsch erschienen bei S. Fischer in Berlin.

liche Triebkraft seiner Hingabe an das Inhaltliche bildet, geht der undankbare Genießer meist unverstehend vorbei. Ich möchte nur ein Beispiel hervorheben, und zwar von Garborg's Meisterschaft, durch das richtige Maß zwischen Zuviel und Zuwenig die „rechte Wirkung", nicht einen „rechten Effect" zu erzielen. Welcher Künstler hätte nicht in seinem Werkzeugkasten auch den Contrast liegen, und welcher halbe Künstler hätte sich nicht auf jede Gelegenheit zu einer saftigen Gegenüberstellung geworfen, um nur ja dem Beschauer zu zeigen: „Siehst Du, das ist so, und das ist so" — und um nur ja mit solchen Bemühungen die Illusion dem erhofften Eindruck von seiner Geschicklichkeit zu opfern! Durch Garborg's „Frieden" zieht sich stetig das Gegenüber des religiösen Schwärmers und seiner vernünftigen Familie; nach Stellen aber, an denen ein Herausarbeiten der Contraste nur irgendwie fühlbar geworden wäre (etwa wie in Wagner's „Fliegendem Holländer" zwischen dem unirdisch ernsten Holländer und dem irdisch gemüthlichen Daland) sucht man hier vergebens. Garborg besitzt Kraft des Humors genug, um Gegensätze auch nach dieser Seite auszubeuten; hier jedoch wußte er, wie leicht die Hauptsache, das Bild des unheimlichen Verfalls, dadurch gelitten hätte. Enoch Haave hat zu Hause alle Reizmittel verboten, auch den Kaffee; eines Tages aber findet er seine Frau dennoch dabei. Nun stelle man sich vor, wie etwa ein Anderer bei dieser Contrastgelegenheit in's Groteske gefallen wäre. Garborg läßt sich nicht aus der Künstlerfassung bringen. Er schildert Enoch's Frau Anna:

Aber nun sollte er es kriegen —; sie war so böse; sie achtete gar nichts —:

„Ich wußte nicht anders, als daß ich auch sollte ein Wort zu reden haben in diesem Haus. Ich kam doch nicht nackt auf den Hof! — — — Aber . . ." erschreckt über den eigenen Muth, beeilte sie sich, wieder einzulenken. „Wenn kein Frieden zu haben ist, so . . . kannst Du ja Alles erdrohen; Du weißt, ich bin nur ein armes Weibsleut und . . . hab' keinen, um . . . mir beizustehen . . ." Die Thränen kamen; — „und wenn es schon so weit ist, . . . daß Du es nicht über's Herz bringst, . . . mir so viel zu gönnen . . ."

„Es muß rein irgend ein Teufelszauber in dem Kaffee stecken, daß Fleisch und Blut so an ihm hängt. Um so lieber solltest Du ihn opfern, — wie ich den Tabak opferte."

Er kam hervor und nahm den Kessel, ging dann zur Hinterthür.

„Wenn das nicht noch einmal übel ausschlägt!" rief sie entsetzt . . . „Es kann der Tag kommen, wo Du so arm wirst, daß Du um eine Tasse Kaffee bitten mußt, um Gottes willen . . ." Sie mußte sich anhalten, damit sie nicht umsank.

„Ich und Alles, was mein ist, stehen in Gottes Hand," sagte er fast eingeschüchtert. Dann ging er hinaus und schüttete den Kaffee auf den Misthaufen.

— Als er wieder hereinkam, lag Anna im Bett. Er verstand, was es war; sie wollte nach ihrer Frauenart ihn durch Schrecken zwingen; — aber er wollte seinen Weg mit Gott fortsetzen, und da ging es wohl vorüber.

Ich glaube, diese Stelle gibt ein gutes Bild auch vom Ganzen und von manchen einzelnen Kräften des Autors, z. B. von seiner Fähigkeit, Frauenseele darzustellen. Daß es sonst an der Kunst der überzeugenden Schilderung nicht fehlt, zumal an Garborg's Geschicklichkeit im Vorführen des Unheimlichen der Natur — des heulenden Sturms, der freudlosen Oede — dies dürfte einem Kenner seiner früheren Werke nicht neu sein. Hier ist es ein Stück elenden grauen Landes an der Westküste, dessen Zeichnung den Roman einleitet. „Die Nordsee, breit und frei, ungebuchtet, ungetheilt, — endlos. Schwarzgrün und salzig kommt es in gewaltigen Wogen aus den westlichen Strichen herangewälzt, getrieben von den Stürmen des Nordeises und des Kanals, seine mähnenweißen Wellenpferde aus dem Meeresnebel führend, so daß die brausende Hohlsee emporsteigt und mit ihrem tiefen, ewigen Orgelton aus den fernsten Abgründen donnert. Dann wirft es sich gegen den Strand und zerschellt in weißem Gischt, mit Geklatsch und Getose und langem Gebrüll, das in dumpfem Murren erstirbt." —

Was man bei Garborg nicht suchen darf, ist: Lesefutter. Abenteuerlichem Fabuliren weicht er aus. Ich wüßte auch nicht, was ich außer dem bereits Angedeuteten als „Inhaltsangabe" zu erzählen hätte. Er arbeitet sein einheitliches Thema mit gelehrter Gründlichkeit und Peinlichkeit aus — gelehrt freilich nicht im inhaltlichen Sinn eines Dahn, sondern im Sinne der erschöpfenden Methode. Vielleicht zu wenig leichtfüßig, zu „schwer"; vielleicht auch zu gewissenhaft die oft recht selbständigen Episodenfiguren ausführend. Das macht wohl die Knotenlosigkeit der Fabel; wir sind eben gewöhnt, das Milieu genau auf die Hauptbegebenheit zugestutzt zu bekommen, und werden leicht gegen Garborg's Hingabe an dieses — eine seiner wesentlichsten Eigenthümlichkeiten — unduldsam. — —

Der Dichter des „Frieden" hat eben ein Buch über Jonas Lie vollendet. Man darf wohl begierig sein auf die Art, wie Garborg seine künstlerische Macht über Individuen und über ihren Lebensboden auch dort bewährt, wo die Wirklichkeit als solche, nicht als Schein, abgebildet werden soll.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die rothe Nelke.

Humoreske von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.

Ach, wie geht es doch auf dieser Welt so seltsam zu! Da gibt es Menschen, die von frühester Jugend an nichts Anderes thun, als arbeiten und sich rackern. Sie sind immer bedacht, ihre Lage zu verbessern, und denken stets darüber nach, wie sie wieder ein paar Groschen gewinnen können, tragen ihre Kleider jahraus, jahrein und hoffen bald in der Lage zu sein, sich ein neues anschaffen zu können. Aber wie sie auch sinnen, niemals kommt das erhoffte Glück. Da gibt es wieder Andere, die ihr Leben genießen, jeden Tag reichlich essen, sich nach der neuesten Mode kleiden, jedes Jahr eine Reise machen und gar nicht darüber nachdenken, wie sie eigentlich dazu kommen, so mit Glücksgütern gesegnet zu sein. Und gerade solchen Leuten fällt das Geld von allen Seiten zu, daß sie gar nicht wissen, woher all dieser Segen kommt. Sie werden von Jedermann geachtet und leben ganz nach ihrem Wohlgefallen. Das nennt man Glück. Die Welt hat dafür noch andere Ausdrücke, aber ich denke, dem geehrten Leser genügt diese Bezeichnung vollkommen.

Ein solches Glückskind war auch Anders Lundqvist. Er konnte anfangen, was er wollte, Alles gelang ihm. Natürlich hütete er sich wohl, seine Finger zu beschmutzen. Darum geschah es auch, daß sein Papa, der Schmied war, es vorzog, diese Welt zu verlassen, ehe er noch seinen Vorsatz ausführen und den Sohn in die Lehre nehmen konnte. Da er nun ein großer Freund von Käse war, traf es sich, daß seine Mutter eine Ehe mit einem Käsereibesitzer einging. Als er älter war, bot ihm Herr Kryddelin in seinem Materialwaarengeschäft eine Stelle an, damit er das Geschäft erlerne und zugleich seine zweite Lieblingsspeise, nämlich Feigen, genießen durfte. Da er nun immer wieder aus seinen Kleidern herauswuchs und immer älter wurde, so zog er es vor, ein eigenes Geschäft zu gründen. In seinen Freistunden hatte er beobachtet, wie man es macht, um sich in der guten Gesellschaft correct zu benehmen, so durfte er bald überall erscheinen. „Wenn ich bitten darf, ein Glas guten Portwein!" Das hatte er sich zum Wahlspruch genommen.

Als er nun ein angesehener Kaufmann und nebenbei Stadtkassirer war, sagte eines Tages der Bürgermeister von Brackebo zu ihm: „Höre einmal, lieber Freund, möchtest Du Dir nicht die Welt ansehen? Wie leicht kommt man nach Stockholm und Umgegend! Die Mittel hast Du ja dazu. Ueberlasse doch Dein Geschäft ruhig einem Angestellten und reise in Gottes Welt hinaus!"

Um diesen Vorschlag zu überlegen, mußte er wirklich seinen Leibspruch vorbringen: „Wenn ich bitten darf, ein Glas guten Portwein!" und als der Wein gebracht und die halbe Flasche geleert war, war es ausgemacht, daß er reisen würde. Drei Tage darauf stand Herr Anders auf dem Perron des Bahnhofs von Stockholm, nachdem er noch verschiedene Erlebnisse mit dem Koffer und den Schachteln einer alten Dame in seinem Coupé gemacht hatte. Dann bestieg er den Hotelomnibus, erstand

von einer hübschen Verkäuferin eine große, dunkelrothe Nelke und fuhr frei und stolz in Stockholm ein. Sein erster Ausgang galt dem Klarakirchhof, und als er so dahinschritt, kam er sich vor wie ein europäischer Krösus, nicht wie ein kleiner Handelsmann aus Brackebo. Als er kaum die Friedhofsthür geschlossen hatte, eilte eine junge, zierliche Dame mit feinen Zügen und hochrothen Wangen auf ihn zu und verbeugte sich anmuthig, wenn auch hoheitsvoll. Da er nun in seinem Leben noch keine so vornehme und hübsche Dame gesehen hatte, so grüßte auch er freundlich und lächelnd.

„Erlauben Sie mir, mein Herr, die Frage, ob Sie auch nicht schlecht von mir denken, sonst muß ich mich gleich entfernen", sagte sie mit einem Blick aus ihren tiefblauen Augen. Ich glaube, wenn einem meiner Leser ein ähnliches Abenteuer passirte, er wäre doch im ersten Augenblicke sehr überrascht. Aber unser Anders, der schon so oft mit hübschen Kundinnen verkehrt hatte, nebenbei aber auch manches böse Scheltwort von alten Prinzipalen ertragen mußte, wenn er es einmal zu arg trieb, ergriff ohne Zögern die ihm entgegengestreckte Hand und sagte mit lächelnder Miene:

„Aber meine Gnädige, nur die allergrößte Hochachtung habe ich vor Ihnen und denke nur das Edelste von Ihnen."

„Ach, wie gut von Ihnen und tausend Dank!"

Dann kamen Augenblicke gegenseitiger Erörterung. Sie zeichnete mit dem Schirme Figuren in den Sand, und er überlegte, ob es denn wo anders auch so leicht sein könnte, Frauenbekanntschaften zu machen. Nach einigen Minuten erhob sie die Augen zu ihm und sagte:

„Mein Herr, gestatten Sie, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin die Wittwe Eugenie Carlsſohn, mein Mann hat das Zeitliche vor einem halben Jahre gesegnet und mein Vater hieß Petterſon. Mein Mann war Gürtler."

„Ich bin Kaufmann zu Brackebo und höre auf den Namen Lundqvist, unverheirathet und mein Wahlspruch lautet: »Wenn ich bitten darf, ein Glas guten Portwein!«"

Wie sie so dahingingen, gewahrten sie plötzlich einen anderen Herrn, auch mit rother Nelke, aber sehr mürrischem Gesicht. Darauf spazirten sie in eine Restauration und bestellten Portwein. Das erste Glas wurde auf das Wohl der neuen Bekanntschaft geleert und das zweite auf das Gedächtniß des seligen Gatten. Die junge Wittwe wurde immer vertraulicher, berührte oft mit ihrer feinen Hand die Nelke am Knopfloch und seufzte:

„O, Du süßes, herrliches Abzeichen!"

„Entschuldigen Sie, bitte, es ist gar kein Abzeichen, sondern nur eine harmlose Nelke, die ich mir kaufte, da ich ihren Geruch liebe."

„Nun, mein Herr, sagen Sie mir doch einmal, ob Sie meinen Schritt nicht gewagt finden?"

„Aber meine liebe Frau Carlsſohn, könnte ich denn eine liebreizendere Dame finden als Sie? Was sollte ich also da gewagt finden? Wünschen Sie nicht noch ein Glas?"

„Mein Herr, da ich Sie hoch achte und in der kurzen Zeit gemerkt habe, daß Ihr Charakter sehr ehrenwerth zu sein scheint, aber eine so wichtige Angelegenheit gründlich besprochen sein will, so bitte ich Sie, mich nach Hause zu begleiten."

„Ich würde Ihre Einladung gern annehmen, aber mein Gepäck ist schon im Hotel."

Doch die Wittwe bat immer wieder und so wanderten sie die Commandeurstraße hinauf, wo die Wohnung der Frau Carlsſohn lag. Anders Lundqvist kam die Situation doch recht komisch vor und er fragte sich, welches Ende die Geschichte wohl nehmen würde. Es war auch gar zu sonderbar, daß er gleich nach dem ersten kurzen Zusammensein seine Vermögensverhältnisse darlegen sollte. Das war ihm noch nie passirt bei all seinen Bekanntschaften mit jungen Damen, aber das waren auch alles nur Choristinnen oder arme Schneidermädchen. Vielleicht, dachte er schließlich, hat die Wittwe von ihrem Manne her große Waarenvorräthe, und ich soll sie dann in meinem Geschäft verkaufen. Als sie nun in dem Hause der Frau Carlsſohn angekommen waren und das Eßzimmer betreten hatten, ergriff er ihre kleine Hand und sagte:

„Meine liebe Frau Carlsſohn, würden Sie die Güte haben und mir zuerst einmal die Sachen zeigen, damit ich es nachher überlegen und den Werth schätzen kann?"

Da färbten sich ihre Wangen noch röther und sie sagte mit vorwurfsvoller Stimme:

„Mein lieber Herr Lundqvist, ich hätte nicht erwartet, daß Sie sich so deutlich ausdrücken würden."

Ehe er noch etwas erwidern konnte, öffnete ein nettes, junges Mädchen die Thür, und Frau Carlsſohn rief:

„Führe die Kinder herein!"

Unterdessen bat sie Herrn Lundqvist Platz zu nehmen, und kaum war dies geschehen, da erschienen drei wohlgekleidete Kinder. Mit Thränen in den Augen sah Frau Carlsſohn erst den neuen Bekannten und dann wieder ihre lieben Kleinen an und sagte dann:

„Hier stelle ich Ihnen meine Kinder vor."

„Das sind ja reizende Kinderchen! Gott sei Dank, Sie befreien mich wirklich von einer großen Sorge, und nun wollen wir auch noch eine Flasche Wein leeren."

Beim zweiten Glase sagte die Wittwe, jetzt könnte man wohl an die Geschäfte denken. Darauf verschwand sie, um gleich nachher wieder mit einem Stoß Papiere zu erscheinen. Sie legte sie vor Freund Lundqvist hin und sagte:

„Möchten Sie wohl Notiz davon nehmen, daß dieses Haus einen Werth von 20,000 Kronen hat, meine Haushaltung hier ist mit 10,000 Kronen versichert. Und wie sie aus den Bestimmungen meines Mannes ersehen, haben die Kinder ihr Erbtheil erhalten, und das Alles hier ist mein Besitzthum."

„Sie sind ja eine reiche Frau."

„Aber mein lieber Freund, so war es ja auch vereinbart?" erwiderte Frau Carlsſohn.

Ja, was war denn vereinbart? wieso denn? Er wollte aber erst warten, was da kommen würde. Indessen legte die junge Wittwe mit einer solchen Anmuth ihre Papiere wieder zusammen, daß er nicht widerstehen konnte und sie sammt den Papieren zu sich auf den Schoß nahm, sodaß sogar der selige Carlsſohn ein erstauntes Gesicht machte, der im Bild an der Wand hing. Doch die practische Frau Eugenie ließ die Liebe noch nicht gelten und sagte, wenn auch liebenswürdig, doch bestimmt:

„Nun, mein lieber Anders, sage einmal, wie ist es denn mit Dir bestellt? Mein süßes Herz, nach meinem letzten Abschluß am Ende des Jahres hatte ich eine Einnahme von nicht weniger als 6000 Kronen. Allerdings, mein bester Freund, macht man nicht jedes Jahr eine gleich gute Einnahme. Da ich Dir nun meine Verhältnisse klargelegt habe, so muß ich mich auch nach den Deinigen in Brackebo erkundigen. Was meinst Du zu einem Telegramm?"

„Wenn Du es willst, so habe ich nichts einzuwenden."

Das Telegramm wurde abgesandt, und da das Mädchen gleich die Antwort bringen sollte, so wollte er seine Braut umarmen, aber sie wehrte ihn mit den Worten ab: „Nein, mein lieber Freund, erst wollen wir warten, was das Telegramm meldet."

Dann kam das Telegramm und sie las: „Sehr solide, gebildet, schuldenfrei und ein verfügbares Vermögen von mehr als 40,000 Kronen." Da schmolz das Herz der Wittwe, und sie rief: „Nein, wie ich Dich liebe, mein Anders!" Und auch Herr Ludqvist widerstand nicht länger, sondern ließ gleich sein Gepäck in die Wohnung der Wittwe schaffen. Aber eins trübte ihr Glück: nämlich der Bruder des seligen Carlsſohn konnte nicht begreifen, wie sich eine Wittwe so schnell trösten konnte. Der glückliche Herr Lundqvist faßte ihn jedoch am Arm und sagte: „Schließen Sie Freundschaft mit mir, und wenn ich bitten darf, ein Glas guten Portwein!"

Auch die Mutter des Seligen kam, bedauerte die Kinder, weinte und sagte: „Ist das wohl ehrenwerth, einen guten Mann so schnell zu vergessen!" Doch Herr Lundqvist tröstete auch die Mutter und bat, sie zu seiner Familie zählen zu dürfen. Er meinte auch, die Zeit wäre lang genug gewesen, um sogar den Schmerz von Frau Carlsſohn heilen zu können.

Trotz all dieser Glückseligkeit konnte Herr Lundqvist noch immer nicht begreifen, bis eines Tages, da sie schon öffentlich verlobt waren, sie sich noch einmal die Stelle ihrer ersten Bekanntschaft ansehen wollten. Sie gingen also zum Klara-Kirchhof, als ein Herr auf Lundqvist zutrat und um eine

Unterredung bat. Sofort ließ Herr Lundqvist den Arm der Wittwe los, entschuldigte sich und sagte: „Was steht zu Befehl?"

„Wissen Sie nicht, mein Herr, daß Sie meine ganze Hoffnung zerstört haben? Nicht Sie, sondern ich war von der Wittwe beordert, hierher zu kommen und als Erkennungszeichen eine rothe Nelke zu tragen. Wären Sie nicht gekommen, so wäre ich heute ein glücklicher Mann."

„Was meinen Sie denn für ein Erkennungszeichen?"

„Nun, was denn sonst, als eine rothe Nelke."

Nun endlich sah der Glückspilz Lundqvist klar, lachte herzlich und rief: „Und nun, wenn ich bitten darf, nur ein ganz kleines Glas guten Portwein!"

## Aus der Hauptstadt.

### Das Pfeifchen des kleinen Mannes.

Eine Sitzung des Ministeriums.

Erste Scene.

Staatssecretär (der nix to seggen hat und nur des Decorums halber mitmacht): Dreiviertel auf Zwölf! Und ich habe meiner Frau versprochen, um Elf zum Lunch zu Hause zu sein! Das wird 'ne schöne Krisis geben! — Es ist hohe Zeit, daß wir anfangen! War Graf Caprivi schon da?

Diener: Alles schon dagewesen — nur Graf Caprivi noch nicht!

Herr von Schelling: Excellenz kehrte erst gestern von Karlsbad heim. Er hat bis heute früh in einem fort Strafanträge unterzeichnet und ist nun damit beschäftigt, eine Liste der Abgeordneten zusammenzustellen, die für die neue Tabacksteuer eintreten werden.

Posadowsky-Wehner: 's sieht böse damit aus. Ich habe schon nachgerechnet und gefunden, daß von den 400 Abgeordneten 398 während ihrer Candidatur den Wählern feierlich und in bindender Form versprochen haben, gegen jede Mehrbelastung der breiten Volksschichten bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen!

Staatssecretär: Na, Gott sei gelobt, dann ist uns also eine glänzende Majorität sicher, Sie süße Unschuld! — Was bloß meine Frau sagen wird! — 'ne Cigarre haben Sie wohl nicht zufällig bei sich?

Herr von Posadowsky-Wehner: Miquel hat mir gestern von der neuen Dreipfennigsorte eine Handvoll zur Probe gegeben — eine Göttermarke, sag' ich Ihnen!

Staatssecretär: Nee, danke, danke! Der Mensch versuche die Götter nicht.

Herr von Boetticher: Es handelt sich, damit Sie 's wissen, bei all diesen Steuervorlagen um lumpige zwanzig Stimmen — genau das Verhältniß wie im Sommer — die Antisemiten unter Ahlwardt und die Freisinnige Vereinigung unter Goldberger müssen uns retten! Da liegt der Hund begraben! Schlagen wir eine Börsensteuer vor, schnappt Goldberger ab, lassen wir sie fallen, Ahlwardt. Für eine Reichsmiethssteuer nach Berliner Muster, mit Progression nach unten, ist Goldberger zu haben, Ahlwardt wieder nicht. Aber was den Tabak anbelangt, da kriegen wir sie Beide. Den Führern der Freisinnigen Vereinigung kommt es nur darauf an, daß ihre Lieblingsmarken, die Henry Clay's, Upman's und die Havannah's über 250 Mark per Mille nicht allzu sehr vertheuert werden, und das erreichen wir durch Verdoppelung des Preises für die billigen Sorten; Ahlwardt dagegen raucht seit dem Fall Saling überhaupt nur noch selten und auch dann nur, wenn er muß.

Staatssecretär: Ja, dieser Ahlwardt! (Sieht nach der Uhr und wischt sich den Schweiß von der Stirn.) Ein doller Kerl! . . . Wenn nur meine Frau . . .

Thielen: So viel ist klar, wir stehen vor der Entscheidung. Rickert ist gestern Abend auf Bahnhof Friedrichstraße eingetroffen und hat sich sofort in's Reichskanzleramt begeben —

Staatssecretär: Ich denke, er ist mit 'ner Geschiedenen verheirathet?

Thielen: Ja doch — und?

Staatssecretär: Und gleich in's Reichskanzlerpalais, nicht erst zu seiner Frau? Kolossaler Charakter! Beneidenswerther Muth! Sehen Sie, das ist ein Mann von altem Schrot und Korn!

Thielen: Sodann hat man mir berichtet, daß heute Nacht Böckel von den Antisemiten ebenfalls im Hause Caprivi's gesehen worden ist!

Herr von Boetticher: Was Sie sagen! Gibt's da jetzt so hübsche Dienstmädchen?

Herr von Berlepsch: Machen Sie keine Witze! Uns Anderen ist gar nicht danach zu Muthe! Mir wenigstens — wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Wenn die neue Tabacksteuer eingeführt wird, dann bleibe Handelsminister und mache Rundreisen in den Industriebezirken, wer will! Die Leute zwingen Einen da immer, ihre Fabrikate zu probiren — und komm' ich zufällig 'mal in 'ne Fünfpfennig-Cigarrengegend — puh! Meine Herren, ich bin Familienvater und darf meine Gesundheit nicht leichtsinnig auf's Spiel setzen!

Herr von Heyden-Cadow: Ganz entschieden — die Uckermark lass' ich hinfort von meinem Unterstaatssecretär bereisen — der hat doch schon 'nen verdorbenen Magen, dem schadet's nichts mehr!

Zweite Scene.

Herr Pindter tritt auf.

Pindter: Meine Herren, ich komme aus der Kanzlei Seiner Excellenz — Graf Caprivi läßt Ihnen melden, daß er in wenigen Minuten hier sein wird. Es soll heut Abend in der Norddeutschen ein offiziöser Artikel aus meiner Feder erscheinen, den Excellenz eben gütigst auf grammatische Fehler durchsieht . . . Mein früherer Corrector ist, Gott hab' ihn selig, gestern Abend in der Charité gestorben.

Bosse: Na ja, was denn sonst? Oder glauben Sie, daß aus der Berliner Charité ein Mensch anders als todt herauskommt? . . . Uebrigens, Ihre Correctoren gehen alle sehr rasch ein. Was fehlte denn dem Kerl?

Pindter: Er mußte Tags über in unserer Druckerei zu viel Albernheiten lesen — da ergab er sich in seiner Verzweiflung dem Delirium tremens.

Bosse (zieht ihn bei Seite): Wenn Sie einen geheimen Rath von mir annehmen wollen —

Pindter (hingerissen): Geheimen Rath? Und Sie wollten wirklich so gütig sein? Ach ja, der Commissionsrath gefällt mir schon lange nicht mehr . . . Excellenz, ich bin Ihnen dankbar — so dankbar —

Bosse: Ja, wenn Sie einen geheimen Rath von mir annehmen wollen, so ist es der: Engagiren Sie für Ihre Redaction schleunigst, aber schleunigst den Verfasser der letzten Erlasse Seiner Majestät — der schreibt in ganz Deutschland das allerunglaublichste Deutsch!

Dritte Scene.

Herr Miquel, trällernd und rauchend.

Herr von Heyden-Cadow (schnüffelt): Entschuldigen Sie, Herr Kollege — also sind Sie wirklich, wie man allgemein behauptet, Aufsichtsrath der Ohlendorff'schen Guanowerke geworden?

Miquel: Aber warum denn das?

Herr von Heyden-Cadow (schnüffelt stärker): Es riecht ganz so . . .

Miquel: Ach Unsinn! Das ist nur die neue Fünfpfennigcigarre, das Pfeifchen des armen Mannes! (offerirt Herrn von Posadowsky-Wehner von seinem Vorrath.) Nehmen Sie nur, junger Mann, und sagen Sie mir ganz ungenirt Ihr Urtheil! Wie schmeckt Ihnen das Kraut? Genießbar, he? Es ist das nämlich eine Frage, die mit unseren Finanzen —

Herr von Posadowsky-Wehner (angstvoll): Ach lassen Sie nur, lassen Sie nur — Sie wissen ja, ich verstehe von Finanzfragen absolut nichts!

Miquel: Mich dünkt, diese Marke könnte noch ganz gut zehn Procent schlechter sein — (erbleicht und wirft die Cigarre fort) das brächte im Jahre wieder an die 300,000 Mark.

Herr von Posadowsky-Wehner: 300,000 Mark! 'n hübsches Sümmchen! Das wäre 'mal wieder ganz gut zu gebrauchen, nicht wahr, lieber Boetticher?

Herr von Boettticher: Ich muß Sie ein für alle Mal dringend bitten, solche Anspielungen zu unterlassen — das sind finanzielle Angelegenheiten, die —

Herr von Posadowsky-Wehner (verwirrt): O, das thut mir leid — es war wirklich nicht meine Absicht, Sie zu kränken — Sie wissen doch, in finanziellen Angelegenheiten bin ich unschuldiger als ein neu geborenes Kind!

Vierte Scene.

Der Herr Reichskanzler.

Graf Caprivi (eine Mappe mit unausgefüllten Strafanträgen unterm Arm): Meine Herren, entschuldigen Sie, daß ich so lange in Karlsbad verweilt habe — aber ich konnte den völligen Bankerott der freisinnigen Partei nicht in der Nähe mit ansehen. Er hätte mir das Herz gebrochen. Allseits guten Tag!

Herr von Boettticher: Guten Tag! Und kennen Sie schon den neuesten Witz über Sie, Excellenz? Was für ein Unterschied ist zwischen Ihnen und 'nem Krebs?

Graf Caprivi: Zwischen mir — und einem Krebs?

Herr von Boettticher: Ja! Der Krebs geht zurück, und Sie —

Graf Caprivi (zieht mit unerschütterlich ernster Miene einen Strafantrag hervor): Nehmen Sie sich in Acht! Ich bin gerade im Zuge! Bitte, Excellenz von Berlepsch, beginnen Sie mit dem Referat, wo wir vor zwei Monaten, ehe wir alle müde wurden, stehen geblieben sind!

Herr von Berlepsch: Die Weinsteuerfrage ist mittlerweile wohl erledigt; wir brauchen die Winzer nicht länger zu beunruhigen. Erfreulicher Weise wird aus allen Districten eine recht gute Ernte gemeldet, die Reblaus hat in diesem Jahr verhältnißmäßig wenig Schaden gethan —

Miquel: Nun ja — aber darum brauchen wir uns doch nicht auch zu genieren!

Graf Caprivi: Mit der Weinsteuer kann es wirklich nichts werden, lieber Hans. Ich habe vor dem ganzen deutschen Volke, in feierlicher Reichstagssitzung mein Wort darauf verpfändet, die wirthschaftlich schwächeren Schichten der Bevölkerung zu schonen, die Gegenstände des Massenconsums nicht zu vertheuern — und wie oft kommt ein Proletarier nicht in die Lage, zur Stärkung seiner Gesundheit, als Kranker und Reconvalescent, Champagner oder Tokayer trinken zu müssen! Also mit dem Wein, das geht nicht. Dagegen der Taback!

Bosse: Ob der allbeliebte kleine Mann nun gerade damit sehr zufrieden sein wird, wenn Sie ihm sein historisches Pfeifchen und seine Cigarren vertheuern —

Herr von Heyden-Cadow: Aber daran denkt ja kein Mensch! Secondelieutenant von Mayer, im Civilverhältniß Unterstaatssecretär und Finanzgenie, hat uns schon den Weg gewiesen. Man läßt die bisherigen Preise bestehen und macht die Cigarren kleiner. Probatum est! Auf so originelle und geistreiche Gedanken kommt wirklich immer nur ein Mayer. Es sind noch lange nicht genug Meyer in der Regierung und im Parlament! Und wenn ich 'mal abgehe, straf mich Gott, Meyer II muß mein Nachfolger sein!

Graf Caprivi (lächelt freundlich).

Der Staatssecretär: Nur geht mir, offen gestanden, Herr von Mayr nicht weit genug. Man gebe für dasselbe Geld wie früher nicht weniger, man gebe überhaupt keinen Taback mehr dafür. Rauchen ist ein imaginärer Genuß, wobei Qualm entwickelt, auf etwas Pflanzliches, Hartes gebissen und die Mundhöhle feucht gehalten wird. Lutscht man nasses Stroh und steckt es in Brand, so erzielt man ganz denselben Effect. Viele Leute rauchen gern die Pfeife. Es ist dies, nebenbei bemerkt, offenbarer Atavismus, Rückfall in die Windelzeit. Das Saugen macht den Herrschaften Spaß. Nun gut, sie sollen saugen. Muß denn aber gerade schwelender Taback in der Pfeife sein? Angewohnheit! Ein Stück Tuch von 'nem alten Rock thut es auch. — Beim Tabakschnupfen kommt es auf eine Reizung der Nasenschleimhäute an. Das besorgt man mit Sand oder Müll viel gründlicher. — Ob Jemand Taback kaut oder ein Stück präparirtes Sohlleder, kommt auch auf eines hinaus — im Gegentheil, das Sohlleder hält viel länger vor! Ich beantrage, durch Gesetz alle diese Surrogate einzuführen und von den Nutznießern die Summe zu erheben, die sie früher für ihre Tabaksgelüste verschwendeten!

Miquel: Wir Deutschen sind alle an viel zu gute Cigarren gewöhnt das ruinirt uns, das macht uns krank! Gedenken Sie nur Ahlwardt's! Als ihm Saling in Plötzensee eine Cigarre zusteckte, die er in seiner Eigenschaft als Bettler a. D. und Redacteur des „Kleinen Journals" wahrscheinlich selbst irgendwo geschnorrt hatte, wurde dem beliebten Volksmanne so schlecht danach, daß er alsbald mit all seinen früheren Grundsätzen brach. Nun bitt' ich Sie, ein Mann von der notorisch bescheidenen Lebensführung Ahlwardt's verträgt nicht 'mal eine Extramuros, sondern ist an Importen gewöhnt. Das geht nicht mehr so weiter. Es läßt den früheren Communisten in mir nicht schlafen, daß die ersten beiden Wählerklassen gar keine Prärogative, was Güte der Cigarren anbelangt, haben sollen. Das Pfeifchen des kleinen Mannes muß bedeutend schlechter gestopft werden, damit er zur Bescheidenheit der Väter zurückkehrt.

Graf Caprivi: Herr von Böttticher, äußern nun auch Sie Ihre Meinung! Sie haben während der ganzen Debatte noch nicht einmal den Mund aufgethan!

Herr von Boettticher: O doch! Ich habe während Ihrer Ansprache vorhin dreimal ganz deutlich gegähnt.

Herr von Posadowsky-Wehner: Wenn Sie gestatten — ich habe eine ganz brillante Idee —

Miquel: Behalten Sie sie nur, besteuern können wir sie doch nicht, weil von jeder Luxus- und Raritäten-Steuer Abstand genommen worden ist.

Herr von Hayden-Cadow: Meine Herren, ich finde, daß wir zwischen den Extremen, den Heubündeln, hin und her schwanken wie Buridan's Esel —

Graf Caprivi (zieht ein Strafantragsformular hervor).

Herr von Heyden-Cadow: — und wenn Excellenz Caprivi mir entgegenhält, daß es bei den vielfachen Meinungsverschiedenheiten im Publikum nicht möglich ist, kurzer Hand durchzugreifen, so kann ich ihm gegenüber nichts thun, als Götz von Berlichingen zu citiren —

Graf Caprivi (zieht noch ein Strafantragsformular hervor).

Herr von Heyden-Cadow: Aber Excellenz! Die berüchtigte Kraftstelle aus Goethe mein' ich ja gar nicht! Ich meine nur Goetzens eiserne Faust! Eine solche Faust muß citirt werden, um endlich Klarheit zu schaffen, wir müssen energisch durchgreifen und mit einem Schlage dem Streit ein Ende machen. Jeder Bürger schätzt sich nach Miquel'schem System selbst darauf ein, wieviel Geld er bisher jährlich in Rauch aufgehen ließ; diese Summe wird hinfort pränumerando von ihm erhoben, und er hat dafür das Recht, soviel wie er nur immer mag, von dem Kohl zu rauchen, den offiziöse Federn über die Tabakssteuerfrage geschrieben haben. Es ist Vorrath für Decennien da, und Pindter lebt noch.

Graf Caprivi: Ich beabsichtige keinenfalls, heute eine längere Rede zu halten. Dergleichen dringt dann zu leicht in die Oeffentlichkeit und übt seine natürliche Wirkung. Sie wissen aber, bei der jetzigen höchstgefährlichen Lage Europas darf die Wacht am Rhein nicht einschlafen. Deshalb stelle ich einfach den Strafantrag — pardon, den Antrag, die ganze Sache dem Reichstag zu überlassen. Er hat sich die Suppe eingebrockt, er mag sie auch auslöffeln. Und er wird es thun. Das ist ja das Schöne bei einer Volksvertretung, daß sie den armen Vertretern viel fixer und skrupelloser Lasten aufpackt, als die Obrigkeit wagen würde. (Bravo!)

Herr von Boettticher: Ja, ja, gewiß, überlassen wir alles dem Reichstag! Worüber wir seit sechs Monaten deliberiren, der erledigt's in drei Tagen. Der wird dem kleinen Mann das Pfeifchen schon auslöschen.

Herr von Posadowsky-Wehner (ad spectatores): Gott sei dank — ich hätt's auch nicht lange mehr ausgehalten, diese massenhafte Statistik, diese Zahlenkolonnen! So ein Reichsschatzamt ist ja ganz schön — wenn nur die ewigen Ziffern nicht wären! Timon d. J.

---

## Director Jordan von der Nationalgallerie.

Director Jordan von der Nationagallerie hält zuweilen in Berlin eine Rede. Die Damen, die ihm zuzuhören pflegen, versichern, daß er das ausgezeichnet verstehe und ein Meister der rhetorischen Färbung sei.

Auch spricht er diesen Damen meistentheils aus dem Herzen und findet die feingedrechselten Worte für das, was sie in ihrem weiblichen Ahnungsvermögen nur dumpf empfinden. Herr Jordan hat selbst etwas Ewig-Weibliches an sich, und schon längst ist er in der Kunst der Anwalt und Prophet idealer Jungfräulichkeit. Von dieser keusch-heiligen Gesinnung hat er auch in seiner letzten Rede, „bei der großen Jubelfeier im Verein der Künstlerinnen", erhebendes Zeugniß abgelegt. Er hat die Kunst der „Jungen", kraft seiner seraphischen Flammenzunge und seines Kunstdecernates im Cultusministerium, in alle Höllentiefen verstoßen. Und die Jungfräulein zu seinen Füßen hörten pochenden Herzens den Gewaltigen donnern, neigten scheu die Köpfe zusammen und flüsterten: „Er ist doch ein großer Mann."

Director Jordan von der Nationalgallerie ist ein gefährlicher Mann, trotz seiner ewigen Jungfräulichkeit. Er hat eine große Macht in Händen, und er ist ein treuer Gesinnungsgenosse des Academiedirectors Anton von Werner, des Schöpfers des unsterblichen Bildes von der ersten Reichstagseröffnung unter Wilhelm II. Was diese beiden Mannen, im Bunde mit dem Kritiker Ludwig Pietsch, ihrem ergebensten Schildknappen, zu Nutz und Heil der Kunstentwickelung Berlins bereits alles auf dem Gewissen haben, das zu erzählen bleibe künftiger Geschichtschreibung vorbehalten. Ich greife mir vorläufig nur den Einen heraus, den Mann der stilisirten Reden und Bewunderer der stilisirten Naturwiedergaben, den Kunstdecernenten im Cultusministerium und Director der Nationalgallerie, das einflußreiche Mitglied der Ankaufscommission für Kunstwerke und den ausflußreichen Lobpreiser abständiger Pfuschwerke.

Director Jordan von der Nationalgallerie hat in der Eingangshalle des ihm untergebenen Instituts eine Ausstellung der Neuerwerbungen dieses Jahres veranstaltet. Man kann davor herumspazieren und die Bilder sich gemächlich ansehen. Es sind zehn Stück, lauter Landschaften. Warum nicht? Eine hübsche Landschaft hat noch Niemand wehgethan, und zehn auf einmal sind ganz sicher ungefährlich. Freilich, es wird auch anderes gemalt in Deutschland und in der Welt . . . aber pst! . . . . man kann nie wissen, was dahinter steckt. Landschaften sind ungefährlich, und das ist gut.

Aber ganz im Ernst: ich hätte gegen die Anschaffung von zehn Landschaften, und wenn auch alle übrigen Kunstfächer dabei zu kurz kämen, nicht das Allermindeste einzuwenden, wenn durch diese zehn Bilder etwa die Hauptströmungen der modernen Landschaftsmalerei in hervorragenden Schöpfungen vertreten würden. Davon aber kann hier nicht im Mindesten die Rede sein. Unter den zehn Bildern sind einzelne, die als recht tüchtige Durchschnittsleistung bezeichnet werden können, worin auch von den modernen technischen Errungenschaften und der gewonnenen Verfeinerung des Auges und der Nerven redlich Gebrauch gemacht wird. Die Mehrzahl aber gehört einem überholten Kunststadium an und bietet heutzutage gar nichts Lehrreiches oder Interessantes mehr. Einige Bilder auch waren zu jeder Zeit und unter jeder Richtung einfach unbedeutend, weil individualitätlos und empfindungslos. Kein einziges Bild unter den zehnen spricht einen neuen Kunstgedanken aus, weder für heut noch für gestern. Das Talent wird geduldet, die Talentlosigkeit begönnert, das Genie ist ausgeschlossen: dies der neueste Standpunkt der löblichen Ankaufscommission der Nationalgallerie.

Ich sage: der neueste! Denn Gott sei Dank haben wenigstens vorübergehend auch andere Anschauungen geherrscht, und diesen freien Anwandlungen verdankt die National-Gallerie ihre ein oder zwei Dutzend echter Kunstwerke — ein schmales Sümmchen, wenn der Katalog (von 1891) 626 Gemälde, 122 Cartons und 79 Skulpturen aufzählt. Dementsprechend ist denn auch ein Rundgang durch die Nationalgallerie — Skandalgallerie sollte sie heißen! — ein trauriges Geschäft für jeden, der mit den Entwickelungen der europäischen Kunstbewegung unseres Jahrhunderts einigermaßen bekannt ist. Von dem Großen, was drei Generationen geschaffen haben, wie gering ist hier der Niederschlag! Von dem reichen Leben, das schöpferisch gezeugt wurde, wie wenig quillt hier uns entgegen! Aber von dem ewig Gestrigen, welche Schaaren, welche Heerden! Da mag das Herdenvieh dann weiden gehen und an trübem Wasser und dürren Halmen seine spärliche Nahrung finden!

Wenn ich ein bärbeißiger Pessimist und Volksfeind wäre, so würde ich sagen: „Auch gut. Eine Nationalgallerie ist stets nur für das Herdenvieh" — und diese Ansicht hätte vielleicht mancherlei für sich. Aber wenn ich mich genau prüfe, fühle ich mich einer solchen Liebllosigkeit doch nicht fähig. Im Gegentheil, dann fühle ich, wie ich glühend wünsche, daß das Beste, was auf der ganzen Welt an neuer Kunst aufzutreiben ist, in der National-Gallerie vereinigt wäre, damit dort für die künstlerische Bildung des Volkes und seiner Kunstjünger ein Schatz von unvergänglichem Werte aufgespeichert sei. Dann erkenne ich auch, daß, wenn die National-Gallerie ihre nationale Aufgabe erfüllen soll, sie an erster Stelle ihre nationalen Schranken fallen lassen muß, weil es eine lediglich deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts nicht gibt, sondern nur eine europäische. Oder sollen Politik und Chauvinismus auch auf dasjenige lichte Gebiet übertragen werden, wo Geister und Empfindungen frei sich bewegen und frei miteinander Verbindungen eingehen? Kann man den Wert der deutschen Kunst schätzen lehren, wenn man die Vergleichung mit fremdländischer Kunst abschneidet? Nicht, um den Patriotismus zu stählen — das mag die „Ruhmeshalle" besorgen! — sondern um den deutschen Kunstsinn zu bilden, ist die Nationalgallerie da. Sie soll zeigen, was die ringenden Culturvölker durch gegenseitige Befruchtung kraft ihres eingeborenen Rassetemperamentes für die Schöpfung einer neuen Kunst als Ausdruck für die Zeit, in der wir leben, beizutragen gewußt haben. Und sollte sich dabei herausstellen, daß das Scherflein Deutschlands etwas kärglicher bemessen war als das anderer Völker, insonderheit der bestgehaßten Franzosen, welche Sporen würde dann die Nationalgallerie der Nation ins Fleisch drücken, um das Versäumte nachzuholen und die volle Ebenbürtigkeit sich zu erringen!

Vom Director der Nationalgallerie aber wäre zu verlangen, daß er sich der Tragweite und Verantwortlichkeit seiner Stellung für die allgemeine Kunstentwickelung in einem tieferen Sinne bewußt wäre. Er muß vor Allem befähigt sein, die Bewegungen seiner eigenen Zeit mitzufühlen und der aufstrebenden, nach neuen Ideen, und neuen Ausdrucksmitteln ringenden Kunst seine starke Beihülfe zu leihen. Nicht das Sterbende einzubalsamiren, sondern das Lebensuchende emporzuheben, sei sein Ehrgeiz. Statt hochmüthig über die Bestrebungen der Jüngeren abzurtheilen, suche er sich lieber ein Verständniß dafür zu erwerben, was es heißt, „einen directen Weg bloß durch die Natur zur Kunst zu finden" (wie er in seiner Rede sagt). Genau dieses war das Ziel der Quattrocentokünstler, und hätte Herr Jordan damals gelebt, er würde nicht verfehlt haben, die kühnen Entdeckergeister auf die geheiligten ewigen Normen des Byzantinismus hinzuweisen, die Niemand verletzen dürfe, der die Weihen empfangen wolle. Solche Unkenrufe sind noch stets erschallt, wenn eine neue Blüthenpracht an's Licht wollte, und stets auch war es die Natur, losgelöst von aller Vergangenheitskunst, die den Anstoß zu neuem Suchen und die Verheißung neuen Friedens gab. Natürlicherweise, es war trotz alledem niemals die Natur allein, die eine neue Kunst empor zu treiben vermochte. So oder so hat die Tradition stets mitgewirkt, unbemerkt und im Stillen. Dies ist auch heute der Fall, und darum sollte man die Künstler ruhig in ihrem schönen Wahn lassen, daß sie einzig der Natur ihr Blut und Talent verdanken — denn dieser Wahn gibt ihnen ihre beste Schöpferkraft und Begeisterung. Ein Mann wie Jordan sollte aber wissen, wo auch in der neuesten Kunst die Tradition steckt, er sollte nicht in Verblendung — oder Böswilligkeit — leugnen, daß eine Tradition vorhanden ist. Es ist allerdings nicht die Tradition unserer deutschen Großväter, die die junge Kunst stark macht. Denn diese Tradition taugt nichts, sie führt auf kalte Spintisirwege, statt in die Wärme der Anschauung hinein. Wohl aber sollte Jordan erkannt haben — wenn er es denn zu fühlen nicht vermag — was die Vorkämpfer der neuen Kunst mit den großen Meistern des siebzehnten Jahrhunderts verbindet, wohl sollte er Kenntniß davon haben, daß gerade in der verketzerten französischen Kunst das ganze Jahrhundert hindurch eine ununterbrochene Tradition herrscht, und daß gerade auf dieser Tradition die Ueberlegenheit der Franzosen und ihre Berechtigung zur Führerrolle beruht. Wenn aber neben der Tradition auch etwas Selbständiges sich regt, wie die Entdeckung der freien Luft und des freien Lichtes, dann ist es ein wenig geistvolles Mittel, diese bahnbrechende und grundlegende Entdeckung dadurch herabzusetzen, daß man die ersten Ahnungen davon schon in den theoretischen Schriften Lionardo da Vinci's aufweist. Von der Theorie zur Praxis, welch ein weiter Weg! und wie erklärlich daher auch, wenn Lionardo das theoretisch Geahnte nicht gleich praktisch fruchtbar zu machen wußte. Die Freilichtmalerei wird durch solchen Hinweis wahrlich nicht kleiner, nur Lionardo wird größer gemacht — bei dem übrigens auch sonst manche Erkenntnisse vorgebahnt liegen, die erst unser Jahrhundert auszubauen und nutzbar zu machen wußte.

Das aber ist die ewige leidige Methode der alten Herren und Lästerer des Neuen: erst jammern sie darüber, daß die Tradition verloren gehe, und hinterher frohlocken sie, daß alles schon einmal dagewesen und das Neue gar nicht neu sei. Zuletzt werfen sie dann noch der sich unverdrossen mühenden und im Jubelschritt vorstürmenden Jugend Greisenhaftigkeit und Unfruchtbarkeit vor. Oh, die Ewig-Weiblichen an Logik!

Was unter solchen Umständen aus der Nationalgallerie werden muß, liegt auf der Hand: eine Schauweide für Spießbürger und eine Bestaltungskammer für Kunstleichen. Die diesjährigen Ankäufe sind davon lediglich ein Symptom. Andere Kunstsammlungen bewahren enge Fühlung mit der fortschreitenden Zeit, vor allen die doch wahrlich gegen die Vergangenheitskunst nicht spröde Dresdener Gallerie. Als im Mai unsere große Kunstausstellung erst wenige Tage eröffnet war, da zeigten bereits weiße Zettel die Ankäufe an, die Director Wörmann für das Dresdener Kunstinstitut gemacht hatte. Es waren vier Bilder, und ihre Meister waren: der Deutsche Klinger, der Schwede Liljefors, der Amerikaner Harrison und der Norweger Krohg. Es sind lauter Erwerbungen, zu denen man die Königsstadt an der Elbe aufrichtig beglückwünschen kann.

Und die Kaiserstadt an der Spree?
Sie hofft noch und harrt noch, die Närrin!

Franz Servaes.

---

## Opern und Concerte.

Freund Felix. Operette von Richard Genée und L. Herrmann. Musik von Richard Genée. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.) — Sataniel. Operette von C. Görlitz und Braun. Musik von A. Ferron. (Linden-Theater.)

Die Operette besteht leider immer noch. Diese Schmarotzerpflanze der Oper schien vor einigen Jahren bereits die galoppirende Schwindsucht zu haben, aber die Freude war verfrüht. Sie ist nicht wieder genesen, aber sie wurstelt ihr Dasein weiter, mit zäher Aufdringlichkeit. Und so lange dieses Musikdrama für Handlungsbeflissene besteht, muß man es wohl oder übel recensiren.

Es gab eine Zeit, da hatte sie ein Recht auf Existenz. Aber was damals lebte, hat mit der heutigen Beschaffenheit dieser Kunstgattung

nichts gemein. Die Offenbachiaden sind Anfang und Ende der Entwicklung. Das waren klassische Parodien, bei denen der Hauptwitz zunächst in der Textdichtung bestand, und die sich der Possenform genähert hatten. Mehr Musik war in der „Fledermaus" vorhanden, in welcher eine einfache und witzige Handlung durch unvergängliche Walzerrhythmen begleitet wurde. Die unselige Nachkommenschaft der falsch verstandenen Fledermaus ist die heutige Operette. Der Witz ist gewichen, die Ausstattung verstärkt, die Melodien gestohlen. Offenbach hat keinen Nachfolger gefunden.

Offenbach war recht zotig in seiner Musik, und deshalb ist es schade, daß er keinen Nachfolger gefunden hat. Wenn die Operette zotige Musik bietet, wird sie zwar kenschen Ohren Anstoß geben, aber sie wird wenigstens eine Eigenart haben. Die Operette wird dann das zotige Musikdrama sein, das ist wenigstens etwas. Das komische Musikdrama ist sie nicht: das ist die „komische Oper". Die Operette mit zotiger Musik würde also ein von anderen Gattungen bestimmt zu unterscheidendes Ding sein. Die heutige Operette ist das nicht, denn sie ist den Spuren Offenbachs nicht gefolgt, sondern denen eines glatten, ohrfälligen Walzercomponisten, dessen wienerisch-liebenswürdige Genialität in süßbanale Verwaschenheit im Laufe der Zeiten gewandelt worden ist. Man höre eine Operette der „Jetztzeit", und ich möchte den sehen, der nicht nach dieser zuckerig-trivialen Liebesmelodik Uebelkeit spürte.

Suppé ist im Laufe der Entwickelung zu nennen. Nicht als Bahnbrecher, sondern als schädliches Beispiel. Er ist in der Erscheinungen Flucht die zwitterhafteste Erscheinung. Niemand hat wie er so viel falsche Lyrik in die Operette gebracht. Er ist der Idealkomponist der empfindsamen Halbwelt. Mit seinem Liede „Hab' ich nur Da—i—ne Liebe", welches „zu reizend ist", hat er sich „für immer" in die Ohren und die Herzen „hineingeschmeichelt". Zugleich ist er als Folie neben Johann Strauß und neben Offenbach bemerkenswerth. Es ist der Mann der spröden Begabung und der unfreiwillig harten Melodik, die neben der spontanen, flüssigen Grazie des Wieners und dem scharf bezeichnenden, prickelnden Accent des Frankfurters doppelt in's Ohr fallen.

An diesen Suppé hat Herr Richard Genée angeknüpft, als er seinen „Freund Felix" schrieb. Es wird darin ein Lied gesungen, das jedesmal begeisterten Beifall beim Publikum findet, so oft es wiederkehrt — und es kehrt zwei- bis siebzehnmal wieder —, ein Einzelgesang über „die Liebe", der in kurzem Rhythmus gehalten ist und mit großem Geschick beweist, daß es möglich ist, eine Melodie zusammenzubringen, die zugleich gequält und zugleich gemeinplätzig ist. Beim ersten Hören könnte man sie dem „Altmeister" Suppé zuschreiben. Es wird zugleich das stärkste Gewicht auf die Erzielung „edel-schöner" Klangwirkungen gelegt, Chöre werden in Anspruch genommen, eine Prozession muß auftreten, italianisirende Weisen mengen sich mit Polkarhythmen, — mit einem Wort es ist „zu reizend". Der Text ist namenlos schalkhaft. Zwei Freunde sind in Italien. Der eine hat kein Geld, der andre will dem Freund an reichlicher Besitzlosigkeit nicht nachstehen. Da bekommt der eine ein Telegramm: Eine Erbtante ist gestorben. Beide jubeln auf; wenn die Noth am größten ist, erkranken die Erbtanten am heftigsten. Aber, o Schreck, die todte Tante bewilligt ihm das hinterlassene Kapital nur unter der Bedingung, daß er von den Töchtern des Verwalters auf dem heimischen Gut die häßlichste heirathet. Und er liebt doch mit der ganzen Gluth seines Herzens und der übrigen Gliedmaßen bereits eine Jungfrau, die in Italien seinen mittellosen Weg gekreuzt! Was will das werden?

Der arme, aber edle junge Mann begiebt sich nach Deutschland, um die Erbschaft anzutreten. Er lernt den Verwalter und seine Töchter kennen, deren er gerade sieben besitzt. Sie zeichnen sich nicht nur dadurch aus, daß sie alle gleich gekleidet sind, sondern auch dadurch, daß sie gleiche Namensendungen besitzen. Sie heißen nämlich Stine, Trine, Tine, Fine, Mine, Line, Pine. Brauche ich zu sagen, daß sich auf diese Weise ein geradezu aristophanischer Humor entwickelt? Entwickeln muß? Wenn der Verwalter seine Töchter ruft, in rascher Reihenfolge, oder wenn er sie vorstellt, das ist eine so grenzenlose, erschütternde Komik, daß sich fernerstehende Kreise kaum einen Begriff davon machen können.

Aber das Stück wäre nicht so schön, wenn nicht unser Held unter diesen Töchtern dieses Verwalters just seine italienische Angebetete wiederfinden würde. Der Himmel beschützt wahrhaft treue Liebe und ihre Triebe. Nun kommt es bloß noch darauf an, daß dieses schöne Mädchen für die häßlichste erklärt wird, damit unser Freund sein Vermögen behalten könne. Und auch das tritt ein. Sie selbst ärgert die Preisrichterinnen in einer anberaumten Schönheitsconcurrenz dermaßen, daß sie ihr den letzten Rang zuweisen. Nun findet Hochzeit statt, und wer würde nicht gerathen haben, daß zugleich der Freund unseres Freundes eine Schwester der Schwestern heirathet?

Schon im ersten Act wurde ich nachdenklich und blickte auf den Zettel. Da stand es auch: „Nach einer älteren Idee". Die ältere Idee stand mir bald lebendig vor den Augen. Als blutjunger Fuchs hatte ich einst in einem Wohlthätigkeitsschauspiel mitgewirkt. Es war von Angely, hieß „Von sieben die Häßlichste", und ich gab darin drei Rollen. Hier war aber nicht nur die „Idee" benutzt, sondern das ganze Stück war einfach übernommen, selbst die — mit Verlaub zu reden — Charaktere mit. Aber es ist sehr bezeichnend, wie moderne Operettendichter verfahren. Sie haben ganz einfach Verse aus der Prosa dieses verstaubten Großvaterstücks gemacht und Witze hinzuempfunden. Verse im Stil von „O nein, o nein, — das kann nicht sein" und Witze wie der folgende. Fräulein Elise Schmidt, eine Lieblingsschauspielerin der Berliner, schreit wiederholt einem Mädchen zu: „Raus!" und diese wird dann ein Räthsel genannt, „weil sie so schwer rauszukriegen ist". So jagt ein heiterer Scherz den anderen.

In „Sataniel" ist nicht einmal das der Fall. Dagegen bietet die Ferron'sche Musik eine reichhaltige und schätzbare Sammlung von Strauß'schen und Millöcker'schen Melodien mit kleinen Modulationen. Der Hörer wird in eine angenehme Spannung versetzt. Wenn die Melodie beginnt, kennt man sie natürlich, und man fragt sich: wo wird unser Tondichter abweichen? Und wenn dann die Modulation da ist, freut man sich. Es ist ein hübsches Gesellschaftsspiel.

Wenn Richard Genée, seinem Vorbild Suppé entsprechend, meist den Gefühlvollen macht, bewegt sich Meister Ferron fast ausschließlich in lustigen Tanzrhythmen. Oft genug hat dieser treffliche Kapellmeister Tanzcompositionen der vorzüglichsten Wiener Musiker dirigirt, und das „semper aliquid haeret" gilt sicher nicht bloß von den Verleumdungen. Auch den Mikado muß er einige Male dirigirt haben . . .

Der Text ist von Görlitz und Braun und natürlich wie Angely's Stück ebenfalls aus dem Französischen gestohlen. Diesmal sind es die „Mémoires du Diable" von Etienne Arago, nach Soulié's sechsbändigem Romane gleichen Namens — 1839! Ein niederträchtiger Hallunke will sich unrechtmäßiger Weise in den Besitz eines Schlosses setzen und die verwaiste richtige Erbin vertreiben. Da tritt ein jüngerer Mann mit rothgefüttertem Mantel auf. Ihn sehen und lieben war Seitens der verwaisten Jungfrau das Werk einer einzigen Arie. Das rothe Futter des Mantels kommt den Liebenden trefflich zu statten, denn nun steht nichts im Wege, daß die betheiligten Personen den Jüngling für den Teufel halten. Man glaubt gar nicht, wie zurückgebliebene Leute es noch giebt. Da außerdem eine Kellermeisterstochter, welche mehrfach behauptet, sie sei ein Schalk, ein wichtiges Document stiehlt, muß der ruchlose Edelmann, der nach dem Schloß strebte, das Feld räumen, und Schmach und Schande, Hohn und Spott folgen ihm. Es ist ihm aber ganz recht! Nun kann „die Welt in Bild und Tanz" ohne Hinderniß aufgeführt werden und Signora Elia ihre schönen Beine breit machen, während sie in der Luft gehalten wird, und so eine der sympathischsten Perspectiven eröffnen. Wie dann die Tscherkessen tanzen, die Ungarn, die Aelpler, wie dann der Dreibund aufmarschirt in Gestalt uniformirter Fräuleins, wie schließlich ein großes Gruppenbild geformt wird, — das alles ist so schön, daß man die Operette beinah vergessen könnte. „Zu reizend!"

## Notizen.

Am 29. October feiert Professor Gustav Engel seinen 70. Geburtstag, ein Mann, der seit vierzig Jahren als Gesanglehrer, Aesthetiker und Kritiker ohne Marktschreierei, ohne herausfordernde Haltung, ohne jegliches Mittelchen feuilletonistischer Zierlichkeit und schillernder Aeußerlichkeit nach allen Seiten hin in edelster, nachhaltiger Weise fördernd wirkt. Geboren in Königsberg, hat er seine Studien an der Berliner Universität vollendet, seine Laufbahn als Gymnasial-Lehrer am grauen Kloster begonnen, sich aber bald der Musik ganz zugewendet, zuerst seine Thätigkeit im Domchore und der Singacademie als Sänger, und dann als Lehrer am Kullack'schen Institute, seit 1874 an der Königlichen Hochschule entfaltet. Von seinen zahlreichen Schülern, deren an 300 an die Oeffentlichkeit getreten sind, will ich nur die hervorheben, deren Namen überall bekannt waren und sind: Frl. Malten und Frl. Laura Friedman an der Dresdner Hofoper, die Concertsängerin Jettka Finkenstein in Darmstadt, die Sänger Bulß und Krolop (an der Königlichen Oper), und Müller-Kamberg. Als Kritiker war G. Engel zuerst an der Spener'schen Zeitung angestellt, seit 1861 ist er an der Vossischen Zeitung thätig. In seinen Kritiken bewährt sich überall der gründlichst gebildete Musiker, mit dem edlen Grundsatze, das Gute und Große anzuerkennen, auf welcher Seite immer es erscheine; so hat G. Engel bei jeder Gelegenheit seine volle Unabhängigkeit von jedem Parteiwesen dargethan. Unter seinen vielen ästhetischen Arbeiten steht die 1884 erschienene „Aesthetik der Tonkunst" oben an; es ist ganz unbestreitbar das bedeutendste derartige Werk, das einzige, in welchem die Anschauungen der formalen und der idealistischen Schule in richtiger Beleuchtung erscheinen und zu einem Gesammtbilde vereinigt werden, das nur einem so gründlich philosophisch gebildeten Musiker gelingen konnte. Auch die in dem Werke gebotenen Analysen von Musikstücken sind unübertrefflich. Noch viele andere musikalische, auf mathematischer Grundlage beruhende Untersuchungen hat Engel in philosophischen Zeitschriften veröffentlicht.

Diese kurze Skizze wird genügen, um den Leser zu überzeugen, daß ein reiches, im besten Sinne des Wortes ersprießliches Leben am 29. October den siebzigsten Geburtstag erreicht, und daß der Wunsch, er möge noch lange weiter in voller Kraftthätigkeit gedeihen, nicht bloß dem Jubilar, sondern auch der Kunst dargebracht ist. Heinrich Ehrlich.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

**Zola's neuestes Werk!**

Soeben erschien:

**Doktor Pascal.**

Roman aus dem Französischen
von
**Emile Zola.**

2 Bde. Preis geh. ℳ 5.—; eleg. geb. ℳ 6.—.

Dieses Werk bildet den Abschluß und Schlüssel der berühmten Roman-Serie: „Rougon-Macquart". Die früheren Werke Zola's werden durch „Doktor Pascal" erst völlig klar und Jeder, der sie kennt, wird auch diesen Roman lesen müssen. Der hochinteressante Stoff — die Frage der Vererbung im Sinne der Darwinschen Theorie — ist so geistvoll und fesselnd behandelt, daß „Doktor Pascal" als

**das Meisterwerk Zola's**

angesehen werden muß.

Von **Emile Zola** erschien früher:

**Der Zusammenbruch.**

(Der Krieg von 1870/71.)

Roman.
Elfte Auflage.

3 Bde. Preis geh. ℳ 5.—; eleg. geb. ℳ 8.—.

**Das Geld.**

Roman.
Sechste Auflage.

2 Bde. Preis geh. ℳ 5.—; eleg. geb. ℳ 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen zu haben:

**De Wilhelmshäger Kösterlüd.**

Plattdeutscher Roman
von
**Felix Stillfried.**

2 Bände.

Preis geh. M. 5.40. Eleg. geb. M. 7.—

In seiner Frische der Darstellung, seiner originellen Charakterzeichnung, und in seinem anheimelnden gemüthswarmen Humor erinnert dieser Familienroman vielfach an **Reuter's Stromtid.**

**Frauenleben in der Vorzeit**

von Prof. **F. Bernhöft.**

Eleg. brosch. M. 2.—

Ein interessantes Büchelchen, welches das Brautwerben und das Eheleben der alten Culturvölker schildert und es in fesselnde Parallelen zu dem Liebesleben halbcivilisirter Völkerschaften stellt.

**Wismar.**

**Hinstorff'sche Hofbuchhandlung**
Verlags-Conto.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman
von
## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

# Preisausschreiben.

Im Jahre 1894 begeht die Pianoforte-Fabrik

**Rud. Ibach Sohn, Barmen-Köln**

ihr hundertjähriges Jubiläum und wünscht ein dasselbe passend illustrirendes Gedenkblatt in Farbendruck den Geschäftsfreunden zur Erinnerung zu widmen. Behufs Erlangung eines künstlerisch hervorragenden Entwurfes für dasselbe eröffnet die Firma, in der Hoffnung, dadurch zugleich der Kunst zu dienen, einen allgemeinen Wettbewerb, zu welchem alle Künstler hiermit höflichst eingeladen werden. Es ist die Summe von

## 2400 Mark

ausgesetzt, welche in drei Preisen von ℳ 1000, ℳ 800 und ℳ 600 zur Vertheilung kommt. Die Bedingungen sind von **Rud. Ibach Sohn, Barmen, Neuerweg 40,** kostenlos zu erhalten. Das Preisrichteramt haben freundlichst übernommen:

Herr Professor **Hans von Bartels, München,**
„ Professor **Emil Doepler d. J., Berlin,**
„ Maler **Carl Gehrts, Düsseldorf,**
„ Architekt **Bruno Schmitz, Berlin,**
und als Vertreter der Firma
**Walter Ibach, Barmen.**

Die Entwürfe sind bis **20. Decbr. 1893 einschließlich** frei an die **Kunsthalle, Düsseldorf** einzusenden, woselbst sie nach beendigtem Preisgericht ausgestellt werden.

Barmen-Köln, October 1893.

**Rud. Ibach Sohn,**
Hof-Pianoforte-Fabrikant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers.


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 44. Berlin, den 4. November 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Unsere Verfassung. Von Eduard von Hartmann. — Die polnische Agitation und die polnische Presse in Oberschlesien. Von M. Czech. — **Literatur und Kunst:** Zum Tode Gounod's. Von Heinrich Röckner. — John Brinckman. Von Albrecht Dau. — **Feuilleton:** Am Bord. Erzählung von E. Eschricht. — **Aus der Hauptstadt:** I. N. R. I. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

### Unsere Verfassung.

Von Eduard von Hartmann.

Die deutsche Reichsverfassung ist ein recht verwickeltes Gebilde. Den abstracten Idealisten, die stets möglichst einfache Schemata verwirklicht sehen wollen, mag dies ebenso mißfallen, wie jenen brutalen Realpolitikern, die nur Einen Willen gelten lassen wollen und in den mannigfachen Reibungen, wie sie ein verwickelter Mechanismus unvermeidlich mit sich bringt, nur Uebelstände sehen. Es fragt sich aber doch, ob eine sehr zusammengesetzte und verwickelte Verfassung den thatsächlich höchst complicirten Verhältnissen des modernen Lebens nicht besser Rechnung zu tragen im Stande ist, als eine einfache. Das Ideal der Verfassung ist zu suchen in der vertheilenden Gerechtigkeit, d. h. in einer solchen Gliederung der politischen Rechte, wie sie den thatsächlichen Machtverhältnissen, den staatlichen Leistungen und der politischen Befähigung der verschiedenen Bevölkerungsklassen, Stände, Berufe u. s. w. entspricht. Ein solches Ideal, in dem alle Gegensätze vertreten, aber harmonisch ausgeglichen sind, scheint in einem Großstaat eher realisirbar durch verwickelte, als durch schablonenhaft einfache Verfassungszustände. Die vermehrten Reibungen, die sich aus der Mannigfaltigkeit der zusammenwirkenden Glieder ergeben, muß man mit in den Kauf nehmen für den Vortheil, daß alle relativ berechtigten Ansprüche auch entsprechende Gelegenheit finden, sich geltend zu machen. Man mag danach trachten, diese Reibungen durch Verbesserung der Functionsbedingungen auf ein Mindestmaß zurückzuführen, aber man wird niemals hoffen dürfen, sie ganz schwinden zu sehen.

Das Deutsche Reich ist weder ein Einheitsstaat, noch ein rein föderativer Staat mit annähernder Gleichberechtigung der Theile. Der reine Einheitsstaat birgt in sich die Gefahr einer allzu straffen Centralisation und einer schablonenhaften Gleichmacherei, die keine Schonung für die berechtigten Eigenthümlichkeiten der Glieder kennt. Der Bundesstaat mit gleichberechtigten Gliedern läßt die staatliche Concentration, die für Recht und Verkehr wünschenswerthe Einheit, insbesondere aber die Zusammenfassung der vollen Kräfte in der auswärtigen Politik vermissen und gestattet Secessionsgelüsten zu weiten Spielraum. Für ein Staatengebilde, das einen ganzen Continent bedeckt, oder für einen bloß durch die Eifersucht der Nachbarn geschützten Kleinstaat mag diese Verfassungsform ungefährlich sein, für einen zwischen eroberungslustigen Großstaaten eingekeilten Großstaat wäre sie es sicherlich nicht. Für ein aus vielen verschiedenen Nationalitäten zusammengesetztes Reich mag der Föderalismus sich nach dem Verlassen der absolutistischen Regierungsweise zu guter letzt als unumgänglich für die Verhinderung des Auseinanderfallens erweisen; aber für ein in der Hauptsache einsprachiges Reich wäre er ein offenbarer Fehler.

In unserer Reichsverfassung ist der Föderalismus vorhanden, aber nicht als ein solcher thatsächlich gleichberechtigter Glieder, sondern als ein durch die überwiegende Macht des einen Bundesstaates, durch die Kaisermacht und durch die Personalunion zwischen beiden gebundener. Bei nomineller und rechtlicher Gleichstellung der verbündeten Regierungen drückt sich doch die Verschiedenheit ihrer thatsächlichen Machtstellung schon in der verschiedenen Stimmenzahl aus, die sie im Bundesrathe abzugeben haben, noch mehr in dem preußischen Vetorecht. Das moralische Uebergewicht Preußens ist aber weit größer, als es nach seinem Stimmenverhältniß im Bundesrath scheinen könnte. Noch auffälliger ist dies bei der Stellung des Kaisers, dem, abgesehen vom Heerwesen, verfassungsmäßig nur geringe Rechte beiwohnen, der aber moralisch eine dominirende Stellung einnimmt, wenn sein Träger einigermaßen dazu geschaffen ist, die Vortheile der Lage auszunutzen. Naturgemäß überwiegen nach kriegerischen Epochen im Zeitgeist die unitarischen Tendenzen, während nach längeren Friedensperioden die föderalistischen Neigungen im Volke zunehmen. Der Krieg macht eben die Vortheile einer straffen einheitlichen Machtzusammenfassung allzu deutlich, während die Gewöhnung an Frieden der Pflege der provinziellen Besonderheiten und Stammeseigenthümlichkeiten günstig ist. —

Das monarchische Prinzip ist in Deutschland in den Einzelstaaten, das republikanische in dem Gesammtstaat verkörpert. Die einzelnen Bundesstaaten sind mit Ausnahme der drei Hansastädte Erbmonarchien, das Reich dagegen ist eine Republik, deren Präsident den Titel „Deutscher Kaiser" (nicht „Kaiser von Deutschland") führt. Die Verleihung des Kaisertitels wurde vom Fürsten Bismarck hauptsächlich deshalb betrieben, damit „das Bundespräsidium" nicht für ewig ein unpersönliches Neutrum bliebe. Aber der Kaiser ist als solcher nicht Monarch, sondern nur Bundesfeldherr (Herzog) und Bundesvorsitzender; das Kaiserthum ist auch nicht eine an und für sich erbliche Würde, sondern Kaiser ist der jeweilige König von Preußen. Wäre in Preußen eine Aenderung des Erbkönigthums in ein Wahlkönigthum denkbar, so wäre fortan der gewählte preußische König deutscher Kaiser. Für das Volksbewußtsein hat sich allerdings dieses Verhältniß verdunkelt; es hält sich an die Thatsache der Erblichkeit und betrachtet demgemäß den Kaiser als erblichen Monarchen; ja sogar der Begriff der Legitimität

fängt nachgerade an, von dem preußischen König auf den deutschen Kaiser hinüber zu strahlen, der doch mit ihr gar nichts zu schaffen hat. Diese Verschiebung im Volksbewußtsein ist offenbar dem unitarischem Moment innerhalb des deutschen Föderalismus günstig, wogegen die Abneigung mancher süddeutschen Stämme gegen das Preußenthum auch das kaiserliche Ansehen in jenen Kreisen beinträchtigt. Dieser monarchisch-republikanische Mischlingscharakter des deutschen Reiches spielt bis in den Fahneneid hinein, in welchem der Rekrut Treue seinem Monarchen (Landesherrn) und Gehorsam dem Bundesfeldherrn (jetzt Kaiser) schwört. In der norddeutschen Bundesverfassung trat noch der republikanische Charakter ganz nackt zu Tage; in der deutschen Reichsverfassung ist er zwar der Sache nach geblieben, aber durch die zwei Worte Reich und Kaiser (statt Bund und Bundespräsident) verschleiert.

Niemand wird verkennen, daß es in der Monarchie dem Fürsten leichter als irgend einem Menschen in einer anderen Verfassung gemacht ist, Gutes zu stiften. Er hat keine mit dem Landesinteresse collidirenden Interessen, hat eine völlig gesicherte Stellung, die keine Nebenbuhler zu fürchten und keine Anhänger zu werben braucht, und kann durch sein Beispiel und durch seine Aufsicht und Anregung unendlich viel thun zur Hebung und Veredelung der Sitten, zur Erziehung und Erhaltung eines pflichttreuen und lauteren Heeres und Beamtenstandes und zur Förderung der Wohlfahrt und Bildung. Daß diese Leistungen der Monarchie mit der Civilliste theuer oder gar zu theuer bezahlt seien, glaubt niemand mehr, der die weit höheren Kosten für Präsidentenwahlen damit vergleicht und erwägt, daß diese keinen entsprechenden Culturerfolg verbürgen. Der empfindlichste Uebelstand der Monarchie ist die herkömmliche Verquickung der Legitimität mit der Landeskirche, die Solidarität von Thron und Altar, die unvermeidlich zu einer Begünstigung der Frömmelei und Heuchelei und zur Zurücksetzung und Verdächtigung der Unkirchlichen und Confessionslosen führt. Die schwersten Gefahren, die in der Monarchie schlummern, sind der Mißbrauch der Macht durch unfähige oder unwürdige Personen und das Sinken des Staates unter einem untüchtigen oder degenerirten Herrschergeschlecht. Die Gefahren werden offenbar durch eine Art Versicherung verringert, wenn ein Reich nicht von einem Monarchen beherrscht wird, sondern von einer Mehrheit. Es ist wahrscheinlich, daß diese Mehrheit für Wohlfahrt und Bildung mehr leisten wird, als ein einziger vermöchte, und daß unter ihnen immer einige sein werden, die sich durch Tüchtigkeit auszeichnen, so daß abwechselnd bald hier bald dort begünstigte Mittelpunkte der Cultur hervortreten. Auch die Fälle vollständiger körperlicher oder geistiger Unbrauchbarkeit werden sich in einer Föderation von Monarchien leichter und gefahrloser reguliren lassen als in einem Einheitsstaat, in dem keine gleichberechtigte und ebenbürtige Autoritäten neben den Regierungsunfähigen zu finden sind.

Auf diese Weise ist es wohl denkbar, daß das föderative Moment im deutschen Reiche der legitimen Monarchie eine beträchtliche Kräftigung und Verlängerung ihrer Lebensfähigkeit zuführt. Eine solche ist aber im Interesse der Cultur äußerst wünschenswerth. Wir können uns nicht genug gratuliren, daß wir im Gegensatz zu den abgelebten romanischen Dynastien noch eine reiche Zahl germanischer Dynastien von vorläufig gesichertem Bestande besitzen. Wo die Dynastien erst einmal durch Revolutionen entwurzelt sind, da hält es sehr schwer, sie nach neuer Auflanzung wurzelfest und standsicher zu machen. Wo aber gar die Dynastien völlig entartet oder ausgestorben sind, da ist die Schaffung neuer Herrscherhäuser fast so schwierig wie die Wiederbewaldung entwaldeter Gebirge, deren Erdreich vom Regen abgespült ist, und die Pfropfreiser aus noch vorhandenen Dynastien gewähren doch nur einen mangelhaften Ersatz. Gerade ein Bundesstaat von Monarchien kann ein aussterbendes Fürstengeschlecht weit eher durch Wahl aus dem Kreise der Bundesstaaten ersetzen, als ein Einheitsstaat es aus fremden Reichen vermag. Hoffen wir also, daß die Monarchien uns noch recht lange erhalten bleiben, da ihre Nachtheile von ihren Vorzügen weit überwogen werden, daß mit anderen Worten die Zeit, wo die in ihrer Gesammtheit unersetzbaren Dynastien dem allgemeinen irdischen Schicksal des sich Auslebens verfallen, für uns Deutsche noch recht fern gerückt bleibe. Sollte aber dieser Zeitpunkt eintreten, dann dürfen wir uns freuen, daß die republikanische Reichsverfassung uns den Uebergang in die fürstenlose Zeit erleichtern werde. Hoffentlich wird die Föderationsrepublik der Vereinigten Staaten von Europa als Schutzwehr gegen die Umarmung durch die künftigen Weltmächte Rußland und Nordamerika noch früher zu Stande kommen, als diese Katastrophe eintritt, so daß unsere Nachkommen dann schon in einer zwiefachen republikanischen Individualität höherer Ordnung geborgen sein dürften. —

Das Extrem des monarchischen Absolutismus, wie es in Rußland und der Türkei noch besteht, haben wir glücklich überwunden; während aber Frankreich, Italien und verschiedene Kleinstaaten aus dem monarchischen Absolutismus in den parlamentarischen gestürzt sind, ist uns in Folge glücklicher Kriege vorläufig auch dieses andere Extrem des parlamentarischen Absolutismus erspart geblieben. Von der Mitte des vorigen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts hat die parlamentarische Regierungsform Englands als das nachahmenswerthe Vorbild einer Verfassung gegolten, wobei nur übersehen wurde, daß die englischen Sitten und Verhältnisse ganz anderer Art waren als die continentalen. Im letzten Menschenalter hat sich in den Ansichten ein großer Umschwung vollzogen. In England selbst ist durch die Demokratisirung des Wahlrechtes und den wachsenden Einfluß der Irländer der vorher erträgliche parlamentarische Absolutismus nach Form und Inhalt immer unerfreulicher geworden und gibt den weiter blickenden englischen Patrioten bereits Anlaß zu den ernstesten Bedenken und schwersten Beklemmungen. Die continentalen Nachahmungen des englischen Parlamentarismus haben jedoch in noch weit höherem Grade dazu beigetragen, das Vorbild in der öffentlichen Meinung zu discreditiren, da sie großentheils politische Zerrbilder geliefert haben.

Ein parlamentarischer Absolutismus besteht überall da, wo das Parlament allein das Ministerium als einen Mehrheitsausschuß bestimmt und der Regent (Fürst oder Präsident) nur der Form nach die ihm vom Parlament aufgezwungenen Minister ernennt, sich auch dieser Ernennung nicht entziehen kann, wenn ihm die Personen noch so mißliebig sind. Daß wir vor diesem parlamentarischen Absolutismus bis jetzt gnädig bewahrt geblieben sind, wird von den besonnenen deutschen Politikern nachgerade als das größte Glück betrachtet, und nur der doctrinäre Liberalismus hält an dieser Verfassungsform als einem erstrebenswerthen Ziele fest. Es ist aber die Frage, ob diejenigen Parteien, welche die gegenwärtige Machtvertheilung zwischen Krone und Parlament aufrecht erhalten wollen, in Verbindung mit der Regierung auf die Dauer dazu im Stande sein werden, da die demokratischen Parteien den Parlamentsabsolutismus, den sie als Ziel nicht wollen, doch als Mittel- und Durchgangsstufe zum Volksabsolutismus anstreben und in diesem nächsten Ziel sich mit dem doctrinären Liberalismus einig wissen.

Sollten die Bestrebungen zur allmählichen Verminderung der Kronrechte und Vermehrung der Parlamentsrechte auch bei uns künftig bis zum Parlamentsabsolutismus führen, was bei dem Mißbrauch des finanziellen Bewilligungsrechtes wohl möglich wäre, so würde dies keine andre Folge haben als die, dem Rückschlag in monarchischen Absolutismus vorzuarbeiten. Allerdings würde dieser dann mehr in cäsaristischer Form auftreten und, wie es zu dieser gehört, den äußeren Schein der Parlamentsherrschaft oder Volksherrschaft wahren, deren Wesen er vernichtet hat. Es gilt also auch hier die uns geschichtlich erwachsene rechte Mitte und glückliche Mischung vor Ausschreitungen nach dem einen Extrem zu wahren, die nur einen Rückschlag nach dem anderen Extrem zur weiteren Folge haben würden.

Die Aristokratie ist in unserer Verfassung in mannigfacher Weise vertreten. Die Grundaristokratie dominirt in den ländlichen Kreistagen und Provinziallandtagen der Landestheile, in denen sie ansässig ist, und in den Oberhäusern der einzelstaatlichen Parlamente. Die Geldaristokratie findet in den

Einzelstaaten und Städten einen gewissen Schutz in dem Wahlcensus oder dem Klassenwahlsystem. Die Bildungsaristokratie ist vertreten in der Bureaukratie, ohne welche die Regierung nicht functioniren kann, außerdem noch in den Universitätsvertretern und Städteabgeordneten der Oberhäuser. Diese Vorrechte beziehen sich aber alle auf die Einzelstaaten oder ihre Glieder. Was das Reich betrifft, so ist die Bureaukratie, deren das Reich bedarf, verhältnißmäßig gering an Umfang, und im Reichstage hat die Aristokratie keinerlei gesetzliches Vorrecht.

Der aristokratische Faktor im Reich ist der Bundesrath, der die verbündeten Regierungen vertritt. Die Regierung jedes Bundesstaates, welche an sich selbst die Spitze seiner Bureaukratie darstellt, soll strenggenommen das Gleichgewicht der Bestrebungen aller verfassungsmäßig maßgebenden Faktoren repräsentiren, d. h. des Fürsten, des grundaristokratischen Oberhauses und des geldaristokratisch gefärbten Unterhauses. In der Hauptsache bleibt aber doch für die Abstimmungen im Bundesrath der Wille der Fürsten maßgebend, so daß der Bundesrath zugleich ein Fürstenhaus bildet, das nur nicht persönlich von dem Fürsten, sondern durch Vertreter beschickt wird. Die regierenden Fürsten der Bundesstaaten sind aber wiederum der Gipfel der deutschen Aristokratie, unter welcher die Könige und Großherzöge eine ähnliche Stellung einnehmen, wie im alten Reich die Kurfürsten. Die Spitze der deutschen Aristokratie muß hier zugleich als Vertreter der gesammten deutschen Aristokratie fungiren, die in der Reichsverfassung keine directe Vertretung hat. Ein Oberhaus zwischen Bundesrath und Reichstag, wie es von verschiedenen Seiten noch immer gewünscht wird, würde in der That den Geschäftsgang allzu verwickelt machen und über Gebühr erschweren.

Das demokratische Element findet in den Einzelstaaten und Städten seine Berücksichtigung in der untersten Wahlklasse, im Reiche in dem aus dem allgemeinen gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Reichstage. Bis jetzt hat der Einfluß der Grundaristokratie auf ihre Hintersassen, der Geistlichen auf ihre Pfarrkinder, der Geldaristokratie auf ihre Klientel und der Regierung auf die Regierten noch nicht ganz aufgehört, so daß die Reichstagswahlen noch keineswegs der unverfälschte Ausdruck des Willens der Wähler sind; auch ist die von der Bevölkerungsbewegung unberührte alte Eintheilung der Wahlkreise der Demokratie ungünstig. Die demokratischen Bestrebungen sind deshalb naturgemäß und mit Erfolg dahin gerichtet, die Wähler immer unabhängiger von äußeren Einflüssen bei der Abgabe ihrer Stimmen zu machen, und es ist nur eine Frage der Zeit, wahrscheinlich recht kurzer Zeit, daß die demokratischen Parteien im Reichstage die Mehrheit gewinnen.

Es findet sich also in den Einzelstaaten ein Uebergewicht der aristokratischen Volksbestandtheile, wie es sich aus einer aristokratischen Vergangenheit mit geschichtlicher Nothwendigkeit entwickeln mußte. Im Reiche dagegen besitzen die aristokratischen Elemente nicht dasjenige Maß von politischem Einfluß, das ihnen nach ihrer gegenwärtigen sozialen Bedeutung im Volksleben gebührt. Als die deutschen Einzelstaaten sich zuerst zum norddeutschen Bunde und dann zum deutschen Reich zusammenschlossen, wäre es allzu schwierig gewesen, den zu geringen demokratischen Einfluß in den Einzelverfassungen unmittelbar zu verstärken, und man zog es deshalb vor, diesen Mangel auf der einen Seite durch einen Ueberschuß auf der anderen Seite zu compensiren. Das Reich sollte durch seine stark demokratische Verfassung beim Volke populärer gemacht werden, und durch seinen demokratischen Charakter ein Hort der Einheit werden. Dabei wurde allerdings der partikularistische und fraktionistische Zug des deutschen Volkscharakters zu gering veranschlagt, ebenso wie die kluge Einsicht der im Bundesrath vertretenen Regierungen, die gar bald ihren Vortheil in der gesicherten Reichszugehörigkeit erkannten. Die beabsichtigte Compensation des demokratischen Zuviel und Zuwenig in Einzelstaaten und Reich hat sich bis jetzt leidlich bewährt, aber doch nur darum, weil die aristokratischen Parteien in Folge eines gewissen geschichtlichen Beharrungsvermögens bisher im Reichstage im Wiederspruch mit den Tendenzen und Grundlagen der Verfassung ihr Uebergewicht noch behauptet haben. Sobald hingegen die demokratischen Parteien im Reichstage die Mehrheit erlangt haben werden, muß die Demokratie ihre dadurch erlangte Macht naturgemäß dazu anwenden, auf dem Wege parlamentarischer Verhandlungen und Kapitulationen die ihr noch entgegenstehenden Hindernisse bei Seite zu räumen, also vor Allem eine gleichmäßigere und gerechtere Vertheilung der Wahlkreise nach den jetzigen Bevölkerungsziffern durchzusetzen, dann aber auch das im Reich erlangte demokratische Uebergewicht auf das Gebiet der Einzelstaaten und Städte hinüberzuspielen. Man wird sich dann bemühen, die Rechte der Oberhäuser möglichst zu beschränken und die Wahlberechtigungen zu den Unterhäusern und Gemeindevertretungen dem Reichstagswahlrecht möglichst anzuähnlichen. Die Demokratie wird niemals zugeben, daß ihr in der Reichsverfassung nur deshalb zu viel eingeräumt ist, um das Zuwenig in den Verfassungen der Einzelstaaten aufzuwiegen; sie wird stets das Reichstagswahlrecht als das allein gerechte und vernünftige Urbild hinstellen, nach welchem die zurückgebliebenen Verfassungen der Einzelstaaten und Städte zeitgemäß verbessert werden müssen. Es dürfte sehr schwer sein, diesem Drange Einhalt zu thun, wenn einmal erst im Reichstage die Demokratie zur sicheren Herrschaft gelangt ist und damit das Geldbewilligungsrecht für die wichtigsten Lebensbedingungen des Reiches in die Hände bekommen hat. Aber selbst wenn die demokratischen Umbildungsversuche auf dem Gebiete der Einzelstaaten und Städte erfolglos blieben, würde ein vorwiegend demokratischer Reichstag, der von seiner Macht im demokratischen Interesse rücksichtslosen Gebrauch zu machen entschlossen ist, allein schon eine große Gefahr für den Bestand des Reiches zwischen eroberungslustigen Nachbarstaaten sein. Denn es liegt in der Natur der staatlichen Entwickelung, daß mit der Zeit dem Reiche immer neue wichtige Gebiete zur einheitlichen Ordnung überwiesen werden, wofür dann den Einzelstaaten durch die Erweiterung der Staatsaufgaben überhaupt immer neue Bethätigungsgebiete zuwachsen. Damit muß aber die relative Wichtigkeit des Reiches immer mehr wachsen, also auch die Größe der Gefahr, die in einem überwiegend demokratischen Reichstag liegt.

Der Bundesrath wäre in solchem Falle unfähig, den demokratischen Tendenzen des Reichstages ein genügendes Gegengewicht zu bieten, insbesondere wenn er zugleich gegen Bestrebungen des Reichstages nach Erweiterung seiner parlamentarischen Befugnisse zu kämpfen hätte. Der Kaiser allein hätte dann, insofern er sich auf eine zuverlässige Armee stützen kann, die Macht, die Demokratie und den Parlamentsabsolutismus, zu überwinden, allerdings nur indem er sich mit dem Bundesrath, d. h. den verbündeten Fürsten einig weiß und als deren Beauftragter handelt. Wie der Parlamentsabsolutismus, sobald nur die geeignete Person dazu auftaucht, in monarchischen Absolutismus umschlägt, so muß auch eine jede sich rein ausgestaltende Demokratie in Cäsarismus umschlagen. Im deutschen Reich würde dieser Umschlag sich um so leichter vollziehen, als ein gewisser Cäsarismus bereits verfassungsmäßig gegeben ist. Das jetzt mit den anderen Factoren in harmonischem Gleichgewicht stehende cäsaristische Element bedürfte dann nur eines dominirenden Hervortretens, wie es durch einen energischen Träger der Kaiserkrone leicht erhalten kann, sobald die Umstände zu einer solchen That drängen. —

Die kaiserliche Gewalt im neuen Deutschland ist begründet worden durch zwei große, rasch aufeinander folgende unerhört glückliche Kriege und durch die Nothwendigkeit, das Errungene gegen starke übelwollende und mißgünstige Nachbarn vermittelst fortdauernder höchster Anspannung der militärischen Leistungsfähigkeit zu behaupten. Der deutsche Kaiser ist was er ist nur dadurch, daß er Imperator, d. h. oberster Bundesfeldherr ist, und daß er ein gegen früher unvergleichlich starkes und wohldisciplinirtes Heer zur Verfügung hat. Auf seinen Wink marschiren in wenigen Tagen drei Millionen geschulter Truppen auf, geführt von einem berufsmäßigen Offiziercorps und Unteroffiziercorps, die zusammen allein schon zahlreicher sind als die Soldatenheere früherer Zeiten, aber dabei weit zuver-

lässiger als diese. Daß er dabei auch Präsident der Reichsrepublik ist, verschwindet vor der Wichtigkeit der Imperatorstellung, in der die starken Wurzeln seiner Kraft stecken. Von höchster Bedeutung dagegen ist es, daß er seine Stellung nicht wie andere Cäsaren usurpirt hat, sondern sie verfassungsmäßig einnimmt, weil er legitimer Monarch des größten, im Bundesrathe ausschlaggebenden Bundesstaates ist, und daß er sich nicht um die Zukunft zu bemühen braucht, weil seinem Sohne dieselbe Stellung verfassungsmäßig gesichert ist. Dadurch bekommt zum ersten Male das cäsaristische Moment in der Reichsverfassung eine geschichtliche Stätigkeit, die es noch niemals in der Geschichte besessen hat. Der Hauptübelstand des Cäsarismus, die Unstätheit der usurpirten Herrschaft, ist dadurch für Deutschland beseitigt, während sie für Frankreich, Nordamerika u. s. w. fortbesteht.

Wir dürfen demgemäß hoffen, daß unsere Verfassung in ihrer cäsaristischen Beimischung das Heilmittel einer etwaigen demokratischen Entartung in einer bisher noch nicht dagewesenen Gestalt besitzt. Je stärker die demokratische Tendenz sich im Reichstage entfaltet und die aristokratischen Einflüsse überwuchert, desto mehr wird nothwendig das cäsaristische Gegengewicht sich entfalten. Wer dieses Emporwachsen des Cäsarismus mit allen ihm unvermeidlich anhaftenden Nebenerscheinungen (Scheinconstitutionalismus, Unitarismus, Militarismus, Byzantinismus u. s. w.) wünscht, der hat allen Grund, sich über das Anwachsen der demokratischen Einflüsse zu freuen, welche Wasser auf die Mühle des Cäsarismus leiten. Wer aber die gegenwärtige Verfassungsharmonie dem pseudodemokratischen Cäsarismus vorzieht, der wird das fortschreitende Umsichgreifen und Anwachsen der Demokratie mit Bedauern sehen, weil er weiß, wohin es allein führen kann und führen muß.

Soll dem Fortgang zum pseudodemokratischen Cäsarismus vorgebeugt werden, so gilt es, den Fehler zu verbessern, an dem unsere sonst so glücklich abgestimmte Verfassung krankt. Die Compensation des demokratischen Zuwenig und Zuviel in den Einzelstaaten und dem Reiche ist es, die ihrer Aufgabe auf die Dauer nicht gewachsen ist, wenn sie auch als Nothbehelf gute Dienste gethan hat, um die Reichsverfassung nur überhaupt einmal unter Dach zu bringen. Das Gleichgewicht zwischen dem verfassungsmäßigen Einfluß der aristokratischen und der demokratisch gesinnten Volksbestandtheile muß, wenn möglich, sowohl innerhalb aller Einzelstaaten, als auch innerhalb der Reichsverfassung selbst hergestellt werden, ohne daß das aristokratische Uebergewicht in diesem durch das demokratische in jener balancirt zu werden braucht. Die erstere Aufgabe ist sehr leicht, die zweite schwer zu lösen, weil sie im Gegensatz zu der demokratischen Zeitströmung steht. Aber sie ist doch lösbar für so lange, als im Reichstag noch nicht die demokratischen Parteien die unzweideutige und entscheidende Mehrheit erlangt haben. Wird dieser Zeitpunkt verpaßt, dann allerdings dürfte die Aufgabe unlösbar werden, da der Cäsarismus als solcher an ihrer Lösung kaum noch ein Interesse hat. Ob wir uns das kunstvolle Gleichgewicht unserer harmonischen Verfassung auch ferner bewahren, oder dem pseudodemokratischen Cäsarismus zusteuern, wird davon abhängen, ob die Lösung dieser Aufgabe rechtzeitig und in der rechten Weise in die Hand genommen wird.

## Die polnische Agitation und die polnische Presse in Oberschlesien.

Von M. Czech.

In der sonst so ruhig verlaufenden Wahlbewegung zum preußischen Abgeordnetenhause lenkt der schon bei den letzten Reichstagswahlen entbrannte Kampf zwischen Centrum und Polen in Oberschlesien immer mehr die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich. Mit der Motivirung, daß einzelne der bisherigen Vertreter Oberschlesiens im Landtage die Interessen der oberschlesischen polnischen Bevölkerung nicht genügend gewahrt hätten und daß man im Parlamente Männer zu haben wünsche, die für die Bedürfnisse ihrer Wahlkreise besseres Verständniß besitzen, insbesondere sich auch mit ihren Wählern in deren Muttersprache verständigen können, hat man polnischerseits in einer Reihe von Wahlkreisen an Stelle der bisherigen Centrumsabgeordneten ausgesprochene Vertreter des Polonismus als Candidaten aufgestellt, und zwischen den polnischen publicistischen Anwälten der letzteren und den clericalen Organen tobt die Preßfehde heftiger denn je. Der Bruch des oberschlesischen Polenthums mit dem Centrum ist nunmehr jedenfalls besiegelt, eine Thatsache, die nach verschiedenen Richtungen von schwerwiegender Bedeutung ist. Es sei daher gestattet, auf Grund langjähriger eigener Beobachtung und Erfahrung die Ursachen dieser für Viele mehr oder weniger unerwartet eingetretenen Vorgänge darzulegen.

Bis vor einigen Jahren war von einer „polnischen Frage" in Oberschlesien so gut wie gar nicht die Rede. Während die Wogen der politischen Parteikämpfe zwischen Deutschthum und Polenthum in den Provinzen Posen und Westpreußen seit langen Jahren schon, insbesondere in den Wahlzeiten, hochgehen, hat die katholisch-polnische Bevölkerung Oberschlesiens bisher in allen politischen Angelegenheiten dem Centrum unbedingt Heeresfolge geleistet, und die „polnische Frage" wurde in Bezug auf Oberschlesien nur gelegentlich im Parlamente insofern gestreift, als oberschlesische Centrumsabgeordnete, zumeist im Anschluß an die Beschwerden der Polen aus dem „Großherzogthum" (Posen), die Frage des polnischen Unterrichts und angeblich zu Tage getretene Mängel in der Ertheilung des deutschen Unterrichts zur Sprache brachten. Die Situation hat sich in den letzten Jahren vollständig geändert. Seit geraumer Zeit macht sich eine — neuerdings in rapidem Aufschwung begriffene — national-polnische Bewegung bemerkbar, deren Tendenz einerseits dahin geht, den ostwärts schreitenden Strom deutscher Sprache, Bildung und Gesittung unter allen Umständen in seinem bisherigen siegreichen Laufe aufzuhalten, ihn womöglich zurückzudrängen, und die andererseits gleichzeitig bezweckt, das Polenthum Oberschlesiens politisch selbständig und von seinen deutschen Glaubensgenossen unabhängig zu machen. Speciell in letzterer Richtung hat die Bewegung — ganz analog den Verhältnissen in der Provinz Posen und Westpreußen, wo sich die die Geistlichkeit und den Adel repräsentirende sogenannte polnische „Hofpartei" von der „Volkspartei" auf das Heftigste befehdet sieht — einen stark demokratisch-anticlericalen Charakter angenommen.

Was die Ursache dieser Bewegung betrifft, so wird dieselbe von betheiligter polnischer Seite als das Erwachen des allenthalben sich regenden Nationalitätsbewußtseins charakterisirt und die Weckung des letzteren direct der staatlichen Germanisirungsarbeit zugeschrieben. Seitdem man die polnische Sprache aus den oberschlesischen Schulen entfernt und den Kindern sogar das Polnisch-Sprechen in und außerhalb der Schule verboten habe, sei — so heißt es — bei den polnischen Eltern und Kindern eine natürliche Reaction eingetreten; sie seien sich jetzt erst ihrer Nationalität bewußt geworden, und dieses Bewußtsein habe sich allmählich zu einer national-polnischen Strömung ausgebildet. Thatsächlich liegen die Dinge ganz anders. Das Nationalitätsbewußtsein ist in dem oberschlesischen polnischen Volke nicht von selbst „erwacht", sondern es ist im Gegentheil in ganz energischer Weise geweckt worden, und der treibende Factor war nicht die Germanisirungsarbeit, sondern die oberschlesische polnische Presse, die unter der Leitung aus Posen eingewanderter Agitatoren in der letzten Zeit an Ausbreitung ungemein zugenommen hat und die jetzt auf die oberschlesische polnische Bevölkerung in nationaler Hinsicht einen geradezu unheilvollen Einfluß ausübt.

Bis vor sechs Jahren existirte in ganz Oberschlesien, abgesehen von dem mehr kirchliche als politische Interessen vertretenden, jetzt im zwanzigsten Jahrgang stehenden Gleiwitzer Blatte „Opiekun Katolicki" („Katholischer Hort") als einzige politische polnische Zeitung der 1867 von Miarka begründete,

durchaus auf dem Boden des Centrums stehende Beuthener „Katolik“ („Der Katholik“). Seitdem sind in Oberschlesien nicht weniger als sechs neue polnische politische Blätter begründet worden, von denen allerdings eines nach zweijährigem Bestehen eingegangen ist, während ein anderes dem in jüngster Zeit in's Leben gerufenen clericalen polnischen Organe Platz gemacht hat. Zunächst erstand in Königshütte die „Gwiazda Górnoszląska“ („Stern von Oberschlesien“), die gleichzeitig unter dem Namen „Gwiazda Piekarska“ („Stern von Piekar“) in Neu-Piekar erscheint, sich indeß, wie dies schon aus der eigenen Bezeichnung als „Organ des Verbandes oberschlesischer Arbeiter zu gegenseitiger Hülfe“ hervorgeht, mehr mit den wirthschaftlichen, als mit den politischen Verhältnissen der oberschlesischen Industriebevölkerung beschäftigt. Erst seit der von Posen aus erfolgten Gründung der „Nowiny Raciborskie“ („Ratiborer Nachrichten“, jetzt im fünften Jahrgang) und der „Gazeta Opolska“ („Oppelner Zeitung“, vierter Jahrgang) begann die „schärfere Tonart“, das Hinüberschielen nach Posen und der Kampf gegen den Clericalismus, der jetzt soweit gediehen ist, daß man sich von katholisch-kirchlicher Seite veranlaßt gesehen hat, in Ratibor an Stelle der an sich schon als Gegengewicht gegen die „Nowiny“ begründeten und durchaus centrumsfreundlich redigirten „Górnoszląska Gazeta Ludowa“ („Oberschlesischen Volkszeitung“), ein ausgesprochen clericales Centrumsorgan in dem „Kuryer Górnoszląski“) („Oberschlesischer Courier“) in's Leben zu rufen, dem noch eine weitere ähnliche Gründung in dem oberschlesischen Industriebezirk folgen soll. Nebenbei sei bemerkt, daß die Mähren Oberschlesiens von beiden Seiten gleichmäßig umworben werden und daß man clericalerseits mit der Absicht umgeht, auch in mährischer Sprache ein centrumsfreundliches Blatt herauszugeben.

Gilt der gesammten polnischen Presse Oberschlesiens die Förderung der polnischen Sprache und Schrift als Hauptaufgabe, so scheinen sich die beiden erwähnten Posener Gründungen direct die Verhetzung des polnischen Volkes gegen alles Deutschthum zum Ziele gesetzt zu haben. Diese Blätter sind es, die zu jeder, auch der indifferentesten Frage vom polnisch-nationalen Standpunkte aus Stellung nehmen, hierbei zu den äußersten Extremen gelangen und so unter vollständiger Verkennung der vorliegenden Verhältnisse thatsächlich großpolnische Propaganda treiben. Leider haben die Erfolge, welche die beiden Organe, insbesondere bei den letzten Reichstagswahlen, zu verzeichnen hatten, den Herausgeber des Beuthener „Katolik“ bewogen, sein bis vor Kurzem maßvoll redigirtes Blatt gleichfalls in das polnisch-chauvinistische Fahrwasser hineinzuleiten, sodaß sich dessen Haltung kaum mehr von der der „Nowiny“ und der „Gazeta Opolska“ unterscheidet.

Augenblicklich bilden selbstverständlich die Erörterungen über die Aufstellung der Wahlcandidaten das Hauptthema dieser Blätter, nachdem diese bereits seit Monaten ihre Leser über die Bedeutung der Landtagswahlen, über den Wahlmodus ꝛc. in tendenziösester Form belehrt haben. Der Kampf, den man durch die Aufstellung eigener Candidaten aufgenommen hat, gilt, wie erwähnt, ebenso dem Deutschthum, wie dem Clerus und dem Centrum. Nun haben bekanntlich die Hauptforderungen der Polen, insbesondere ihre auf die Wiedereinführung des polnischen Sprachunterrichts in den Volksschulen gerichteten Wünsche, bisher in der clericalen Partei die wärmsten Vertheidiger gefunden. Bis in die jüngste Zeit haben — abgesehen von dem in der polnischen Bewegung wenig rühmlich hervortretenden Major a. D. Szmula — Mitglieder des Centrums, wie Dr. Porsch, Letocha u. A., die oberschlesische polnische Presse im Abgeordnetenhause auf das Entschiedenste vertheidigt. Wenn jetzt ein Theil dieser selben Presse es unternimmt, so offen und rücksichtslos, wie dies bereits bei den letzten Reichstagswahlen geschehen ist und wie es in noch verstärktem Maße jetzt wieder geschieht, die Emancipation vom Centrum zu betreiben, so ist dies ebenso charakteristisch für das wachsende Selbstbewußtsein der polnischen Agitatoren wie für die gefährdete Stellung des Centrums auch in seinen bis dahin sichersten Wahlbezirken. Noch vor wenigen Jahren wären Auseinandersetzungen, wie sie zur Zeit zwischen den deutschen Organen des Centrums einerseits und dem chauvinistischen Theile der polnischen Presse Oberschlesiens andererseits an der Tagesordnung sind und die zum Theil in persönlichen Verdächtigungen und Beschimpfungen gipfeln, schon deshalb so gut wie undenkbar gewesen, weil man sich polnischerseits gescheut haben würde, damit zugleich die Centrumsfraction als die Vertreterin des katholischen Volkes und als die Vertheidigerin der katholischen Religion anzugreifen. Heute ist das Selbstbewußtsein der polnischen Hetzer so groß, daß sie trotz ihres angeblich streng katholisch-kirchlichen Standpunktes sich nicht scheuen, zum Zwecke der Verhetzung des polnischen Volkes gegen die katholische Geistlichkeit, ja selbst gegen den Fürstbischof Kopp die schärfsten Angriffe zu richten.

Abgesehen von den bereits gekennzeichneten Auswüchsen des polnischen Chauvinismus sieht die gesammte polnische Presse Oberschlesiens ihre Aufgabe in der Erhaltung und Kräftigung des Polonismus gegenüber dem Deutschthum. Demgemäß enthalten fast sämmtliche polnische Blätter in jeder einzelnen Nummer, sei es am Kopfe, sei es an einer anderen auffallenden Stelle Mahnungen wie: „Eltern! Lehret die Kinder polnisch lesen und schreiben“ oder „Polnische Mütter! Sorget dafür, daß Eure Kinder ihre Muttersprache nicht vergessen! Denket auch an den polnischen Gesang!“ oder „Eltern! Erziehet Eure Kinder zu guten katholischen Polen!“ Von diesem Standpunkte aus wird ein stetiger und erbitterter Kampf gegen die auf Befestigung des Deutschthums in den ehemals polnischen Landestheilen gerichteten Maßregeln der Regierung geführt. Uebereinstimmend wird dabei in ostensibler Weise betont, daß man an eine großpolnische Agitation gar nicht denke, zumal das oberschlesische polnische Volk sich in der Treue und Liebe zum preußischen Königs- und deutschen Kaiserhause mit den übrigen Bewohnern der Monarchie getrost messen könne. Es falle auch Niemand ein, gegen den Unterricht im Deutschen an sich zu protestiren; man wisse es sehr wohl zu schätzen, daß durch denselben die Verständigung mit den deutschen Landsleuten ermöglicht werde. Aber das, was mit dem deutschen Schulunterricht bisher erreicht worden sei, sei nur die Unbildung: die Kinder könnten, wenn sie aus der Schule entlassen würden, weder einen deutschen noch einen polnischen Brief schreiben, da sie das, was sie in der Schule gelernt hätten, in der polnischen Umgebung nur zu bald wieder vergäßen. In der Kirche könnten sie weder das deutsche noch das polnische Gebet- oder Gesangbuch gebrauchen, denn das erstere verständen sie nicht, das letztere könnten sie nicht lesen. Die Folge sei eine immer mehr überhandnehmende Zügellosigkeit der Jugend, die weder die Religion noch die Gesetze des Staates achte. Wenn man also die Wiedereinführung des polnischen Sprachunterrichts fordere, so geschehe dies lediglich im Interesse der religiösen und sittlichen Erziehung des Volkes und daher im Interesse des Staates selbst.

So plausibel diese Deductionen der polnischen Blätter klingen, so wenig sind dieselben substantiell begründet. Zunächst ist die Schulbildung an sich, wie schon die militärischen Nachweise über die stetig sich mindernde Anzahl der Analphabeten unter den ausgehobenen Rekruten auch speciell für Oberschlesien ergeben, ganz zweifellos nicht zurückgegangen. Nun mag zugegeben werden, daß sich unter der jüngeren Generation von Polen manche befinden, denen es schwer fällt, einen Brief an ihre Angehörigen zu schreiben. Aber ist dies — so fragen wir — früher, so lange der deutsche Sprachunterricht nur neben dem polnischen ertheilt wurde, etwa besser gewesen? Wer die oberschlesischen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, der weiß auch, wie schwer mitunter die von älteren Personen in dem entsetzlichsten „Wasserpolnisch“ geschriebenen Briefe zu entziffern sind. Solche Briefe können den von der polnischen Presse vielfach als Beispiele für die Folgen des deutschen Unterrichts veröffentlichten deutschen Briefen getrost zur Seite gestellt werden. Ganz dasselbe gilt von den Erfolgen des Unterrichts im Lesen. Einzelne besser veranlagte Kinder aber weisen heute gerade so vorzügliche Leistungen im Deutschen auf, wie sich früher einzelne in der Erlernung des

polnischen Lesens und Schreibens ausgezeichnet haben. Was aber vollends die Verwahrlosung der Jugend in Oberschlesien betrifft, so ist dieselbe unseres Erachtens in erster Linie eine Folge des Zusammenströmens großer Arbeitermassen in dem oberschlesischen Industriebezirk. Denn daß die Moralität in dem nicht-industriellen Theile Oberschlesiens seit Einführung des deutschen Sprachunterrichts sich verschlimmert habe, dafür bleibt die polnische Presse den Beweis schuldig. Die Zunahme der Delicte mit der steigenden Zahl einer auf einen verhältnißmäßig engen Raum zusammengedrängten Arbeiterbevölkerung ist aber eine so regelmäßig zu beobachtende Erscheinung, daß dieselbe nicht erst durch die geringere Fertigkeit im Lesen des polnischen Gebetbuches erklärt zu werden braucht.

Neben der polnischen Sprachenfrage sind es zumeist soziale Fragen, die von der polnischen Presse ausführlicher behandelt werden, und nach dieser Richtung freilich kann man der letzteren die Anerkennung nicht versagen, daß sie insbesondere gegenüber dem Werben der Sozialdemokratie um die polnischen Arbeitermassen diese, bisher wenigstens, von dem Anschluß an die rothe Internationale abzuhalten vermocht hat. Auch der bis jetzt erfolglose Kampf gegen die Sachsengängerei oder vielmehr allgemeiner gegen die übertriebene Wanderlust der Polen verdient Anerkennung, wenngleich die Mittel, welche man anwendet, um die polnische Arbeiterschaft um jeden Preis vor der Berührung mit den Deutschen abzuschrecken, keineswegs immer sehr loyale sind. Alle Bestrebungen, das Loos der Arbeiter zu erleichtern, finden in der polnischen Presse warme Unterstützung; auch zeigt dieselbe volles Verständniß für die staatliche Fürsorge für die Arbeiter, wie sie in den sozial-politischen Gesetzen zum Ausdruck gelangt ist. In den humanitären Bestrebungen gehen die Forderungen der polnischen Presse zum Theil sogar über das Maß des Berechtigten hinaus und streifen hart an die der Sozialdemokratie. Bei allen diesen Fragen aber wird der katholisch-christliche Standpunkt gewahrt, denn alle polnischen Zeitungen halten — wie dies bei dem so gut wie ausschließlich katholischen Bekenntnisse ihrer Leser kaum anders denkbar ist — einen streng katholischen Curs ein, und den Angelegenheiten der Kirche und der Religion wird daher auch ein verhältnißmäßig breiter Raum gewidmet.

Außer der periodischen Presse sind es die mannigfachsten Volksschriften, die in Masse theils von den einheimischen Verlegern, theils von der Posener „Czytelnia ludowa“ („Volksbibliothek“) unter die oberschlesische polnische Bevölkerung gebracht werden und zur Förderung des polnischen Nationalitätsbewußtseins beitragen. Auf Anregung der polnischen Presse sind vor einigen Jahren auch die ersten specifisch polnischen Vereine in Oberschlesien gegründet worden, und heute findet man in fast jedem größeren Dorfe ein „kółko“ oder „towarzystwo“, d. h. einen polnischen Verein. Da giebt es polnische Arbeiter- und Jünglingsvereine, Vereine von Gewerbetreibenden, Kaufleuten ꝛc. Wenn auch zugestanden werden muß, daß diese Vereine in wirthschaftlicher und moralischer Beziehung auf ihre Mitglieder fördernd wirken, so steht es doch andererseits fest, daß dieselben immer mehr zu politischen Parteizwecken mißbraucht werden und sich so allmählich zu Hauptstützen des chauvinistischen Polonismus ausbilden. Durch diese Vereine ist wieder — noch vor wenigen Jahren dem Oberschlesier etwas durchaus fremdes — das polnische „Liebhaber-Theater“ („Teatr amatorski“) nach Oberschlesien eingeführt worden. Zur Zeit findet fast an jedem Sonntag bald in diesem, bald in jenem Orte eine polnische theatralische Aufführung nebst darauffolgender geselliger Abendunterhaltung statt. Den Anregungen der polnischen Blätter ist es ferner zuzuschreiben, daß sich neuerdings in Oberschlesien ein verhältnißmäßig starker Zuzug von Gewerbetreibenden, Aerzten ꝛc. aus dem Posenschen bemerklich macht, die ihrerseits wieder die polnische Propaganda auf's Eifrigste betreiben. Diese Einwanderer selbst werden von der polnischen Presse auf das Kräftigste unterstützt und finden daher in Oberschlesien ein recht gutes Auskommen. „Podpierajcie go“ — ruft beispielsweise der „Katolik“ seinen Lesern mit Bezug auf einen jungen Arzt aus dem Posenschen zu — „bo on nasz rodak“ („Unterstützet ihn, denn er ist unseres Stammes!“).

Die Kosten der politischen Agitation der Polen hat bisher einzig und allein das Centrum zu tragen, und es ist daher sehr erklärlich, wenn die katholische Geistlichkeit über die immer mehr zu Tage tretende Unbotmäßigkeit ihrer sonst an den unbedingten Gehorsam gewöhnten polnischen Pfarrkinder geradezu entsetzt ist. „Wenn die Leute uns nicht mehr folgen“ — konnte man nach den Reichstagswahlen aus dem Munde manches oberschlesischen Geistlichen vernehmen — „so hört Alles auf; wem sollen sie dann überhaupt gehorchen?“ Diese Unbotmäßigkeit mag für den Klerus sehr unbequem sein, aber — so muß man fragen — ist nicht gerade die Geistlichkeit sehr wesentlich daran schuld, daß die Dinge in Oberschlesien sich so entwickelt haben, wie sie gegenwärtig dort stehen? Hat nicht der bei Weitem überwiegende Theil der katholischen Geistlichen der zunehmenden polnischen Agitation zunächst nicht nur unthätig gegenübergestanden, sondern dieselbe womöglich noch gefördert? Wird nicht eben noch in dem Wahlaufruf der schlesischen Centrumspartei mit den Aspirationen der Polen in geradezu unverantwortlicher Weise kokettirt? Nicht ohne Grund rühmen sich die chauvinistischen polnischen Blätter in ihrem erbitterten Kampfe gegen das neugegründete klerikale polnische Organ der fortdauernden Mitarbeiterschaft katholischer Geistlicher. Jetzt freilich, da sich der Ansturm der national-polnischen Propaganda gegen die Vormacht der Geistlichen selbst kehrt, dürfte die Abwehr sich weit schwieriger gestalten, als wenn man, wie dies sehr wohl möglich war, von kirchlicher Seite der Agitation von vornherein ein energisches Halt zugerufen hätte.

Bei der intensiven Wirksamkeit der oberschlesischen polnischen Presse und angesichts der Erfolge, die diese bereits aufzuweisen hat, liegt zweifellos die Gefahr nahe, daß die bisher geleistete deutsche Culturarbeit in Oberschlesien in absehbarer Zeit zu nichte gemacht werden könne. Thatsächlich ist das Polenthum Oberschlesiens längst aus seiner Defensivstellung herausgetreten und hat seinerseits die Offensive ergriffen. Dem Staate erwächst hieraus die dringende Pflicht, den schädlichen Einfluß der polnischen Presse mit allen zulässigen Mitteln zu bekämpfen. Dies aber kann nur durch energische Maßnahmen zur Stärkung der Position des Deutschthums erreicht werden. Ein großer Theil dieser Aufgabe wird der Volksschule zufallen, deren besonders sorgsame Pflege und Förderung unbedingt geboten erscheint. Im Uebrigen aber: videant consules!

---

## Literatur und Kunst.

### Zum Tode Gounod's.

Von Heinrich Röckner.

Mit Charles François Gounod verlor Frankreich seinen berühmtesten lebenden Tondichter, die musikalische Welt einen der talentvollsten Operncomponisten unserer neueren Zeit. Gounod, dessen glückliches, an Ruhm und Ehren reiches Leben ein rascher Tod am 18. October beendigte, war kein Meister ersten Ranges, kein bahnbrechendes Genie. Ihm war es nicht beschieden, neue Pfade in seiner Kunst zu eröffnen, die Oper ungekannten und ungeahnten Zielen zuzuführen. Gounod's Talent, so schön es war, kann nicht mit dem eines Rossini oder Meyerb er verglichen werden, welches Jahrzehnte hindurch die europäischen Bühnen beherrschte. Der jüngst verstorbene Meister hat in seinem künstlerischen Schaffen unter dem Einfluß stärkerer Naturen gestanden. Aber was er seinen Landsleuten schenkte, war immer musikalisch, geistvoll und vornehm. Auf den Höhepunkten seines Wirkens zeigt sein Talent sich immerhin stark

genug, um Schöpfungen zu bringen, welche die Mode auf dem Opernmarkt weit überdauern sollten. Gounod hat Frankreich ungefähr ein Dutzend Opern geschenkt, ferner eine Anzahl von Kirchencompositionen und außerdem kleinere Stücke, namentlich eine Reihe zum Theil durchaus espritvoller Sologesänge. Wenn von den letzteren auch so mancher seinen Weg in unsere deutschen Concertsäle gefunden hat, wenngleich sein Oratorium „Die Erlösung", sowie von seinen Opern „Der Tribut von Zamora" und „Romeo und Julie" auf deutschen Bühnen gegeben worden sind (letztere Oper hat sich auf einigen größeren Theatern sogar auf dem Repertoire erhalten), so ist Gounod für Deutschland doch im Wesentlichen nur der Componist des „Faust". Mit dieser Oper, die 1859 in Paris erschien, hat Gounod einen Siegeszug über sämmtliche deutschen Opernbühnen gehalten, mit ihr hat sich der Franzose Heimathrecht auf deutschem Boden erworben. Dem Componisten des „Faust" vor Allem gelten auch diese Zeilen der Erinnerung.

Ein kleines, aber nicht unwesentliches Musikstück hat allerdings schon vor dem „Faust" Gounod's Namen in Deutschland überall bekannt gemacht. Vor ungefähr vierzig Jahren erschien in unseren Concertsälen ein chant religieux und erwies sich als eine außerordentlich dankbare, effectvolle Composition, die nicht nur in Concertsaal und Kirche rasch Eingang fand, sondern in Deutschland an allen Orten und in den verschiedensten Formen, als Sologesang mit verschiedener Begleitung, als Orchestermusik, auf Geige und Violoncello, auf Flöte und Zither ertönte. Dieses sich rapide verbreitende Stück war Gounod's bekannte „méditation" über Bach's erstes Präludium aus dem „wohltemperirten Klavier". Mit überzeugender Kraft spricht die schnelle, geradezu übermäßige Verbreitung dieser Composition für die zwingende Macht einer echten, rechten, langathmigen Melodie. Welch' eine Entrüstung erhob sich nicht gegen dieses harmlose und dabei so wohllautende „Ave Maria" von Seiten der strengen Kritik, welche in der Benutzung von Bach's Präludium eine Art von Majestätsverbrechen gegen den ehrwürdigen Altmeister des Contrapunktes erblickte! Aber der Zorn half nichts ; Gounod's „Ave Maria" sang sich in die Herzen der dilettirenden Musikfreunde. Noch heute — nach vierzigjähriger großer Abnutzung — verfehlt diese Melodie, von einer schönen Frauenstimme in einem Kircheneoncert gesungen, nicht leicht, einen ergreifenden Eindruck auf die Hörer zu machen. Merkwürdig! Als Gounod's Meisterwerk, Faust, sich Deutschlands Theater zu erobern anfing, erhob sich gegen diese Oper wiederum ein Sturm der Entrüstung. Nicht sowohl gegen ihre Musik, als gegen die starke Anlehnung an Goethe's Faust wurde von einem großen Theil der Kritik lebhafter Protest erhoben. Gounod's Unterfangen, unseres Goethe Meisterwerk musikalisch wiederzugeben, wurde als ein zweites ästhetisches Verbrechen angegriffen. Auch hier blieb der Protest der Kritik ohne jede Wirkung. Im Fluge gewann Gounod's Oper sämmtliche Bühnen, um noch jetzt, nach dreißig Jahren, überall zum festen Bestand des deutschen Opernrepertoires zu gehören. Gounod hat weder Bach noch Goethe etwas zu Leide gethan. Seine Schuld ist es wahrlich nicht, wenn Bach's gesammte Werke noch immer unpopulär geblieben sind, wenn Goethe's Faust auf dem Theater noch immer nicht volles Verständniß findet. Der schönste Ausdruck von Gounod's aufrichtiger Begeisterung für die beiden gewaltigen deutschen Meister sind gerade die beiden Compositionen von ihm, die in Deutschland so überaus beliebt geworden sind: das „Ave Maria" und der „Faust".

Es ist unseres Erachtens noch nie mit Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß von der großen Anzahl von Compositionen, welche sich an Goethe's große Tragödie anlehnen und sie benutzen (als textliche Grundlage für Opern, Oratorien, als Programm für symphonische Musik), oder dieselbe verschönen wollen (als begleitende Musik zu dem Schauspiel selbst), nur einzig und allein Gounod's Faustmusik in weiteren Kreisen volle und begeisterte Aufnahme gefunden hat. Spohr's einst beliebte Oper Faust ist durch Gounod's „Margarethe" für immer verdrängt worden; die neueren Operncompositionen mit Grundlegung der Goethe'schen Dichtung (von Zöllner und dem Italiener Boito) haben keine Verbreitung gefunden, trotzdem sie durch Anlehnung an Wagner's Prinzipien vom Zuge der Zeit getragen werden. Wenig Anklang haben die Chor- und Orchesterwerke eines Berlioz, Liszt, Schumann und Wagner gefunden, welche mit Goethe's Dichtung zusammenhängen. Diese Werke, zumeist älter als Gounod's Faust, gehören unter den Schöpfungen ihrer Meister selbst durchaus nicht zu den verbreitetsten. Im Gegentheil: auf eine Aufführung von Schumann's „Faustscenen" kommen mindestens zehn seines Oratoriums „Paradies und Pari", auf eine Aufführung von Wagner's Faustouvertüre ein Dutzend Concertaufführungen des Meistersingervorspiels, der Holländerouvertüre. — Was die begleitende Musik zu Goethe's Faust von Radziwill, Lindpaintner, Lassen u. s. w. betrifft, so hat keine derselben einen durchschlagenden Erfolg erzielt; die Theaterleiter experimentiren bald mit der einen, bald mit der anderen. Das wäre nicht möglich, wenn eine derselben gleich Beethoven's Egmontmusik entscheidend gewirkt hätte. Gounod ist der einzige Componist, der bis jetzt mit Anlehnung an Faust entschiedenes Glück gehabt hat, dem aus dieser Verbindung der größte Erfolg seines Kunststrebens zu Theil geworden ist.

Das kann kein reiner Zufall sein, es muß einen inneren Grund haben. Dieser innere Grund ist auch vorhanden. Er ist darin zu suchen, daß Gounod für den Theil der Faustdichtung, der hauptsächlich oder einzig nach der Musik hindrängt, ein ganz specifisches, großes Talent besaß. Aus Goethe's gedankentiefer, herrlicher Dichtung, die nun ein Jahrhundert lang der Menschheit reichen Stoff zum Nachsinnen gegeben hat, fällt ein Stück heraus, daß sich vorwiegend und fast allein an unser Gefühl wendet. Es ist das die hochpoetische, tief ergreifende Episode, die man Grethchentragödie genannt hat. Dieser Theil des unsterblichen Werkes ist der einzige, der eigentlich dramatisch oder richtiger gesagt, bühnenwirksam ist, er ist auch der einzige, welcher für musikalische Gestaltung eminent günstig ist, letztere geradezu herausfordert. Gounod's kunstgeschichtliche Bedeutung liegt nun für uns Deutsche darin, daß er mit seinem zwar zarten, aber so poetisch feinen, sinnigen und doch auch sinnlichen Talent für die musikalische Wiedergabe der Gretchentragödie geschaffen war, wie keiner von den neueren Componisten. So viel Geistvolles und Schönes Gounod sonst geschrieben haben mag, so effectvoll Vieles im Faust ist, was mit Grethchens Liebestragödie nicht direct zusammenhängt (der Walzer des zweiten, der Soldatenchor des dritten Aetes), das höchste und schönste, was Gounod geleistet, sind die wundervoll süßen, melodischen und innigen, zum Theil auch heiß leidenschaftlichen Töne, welche die Liebesscenen Grethchens musikalisch darstellen. Mit diesen Tönen, die einer der schönsten, dramatisch ergreifendsten Dichtungen unseres Goethe zur Verherrlichung dienen, hat Gounod sich einen Ehrenplatz in den Herzen der Deutschen erworben. Wer so edle, schöne Musik schreiben konnte, der war immer, mag er auch Mängel gehabt haben, ein Fürst im Reich der Töne. Ja, mit Gounod stirbt einer der letzten Operncomponisten der naiven, vorwagnerischen Zeit, jener Componisten, die in des Wortes edelster Bedeutung sich in das Herz des Hörers gesungen haben. Es stirbt mit Gounod einer der letzten jener Componistenschaar, die am Anfange unseres Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt hat. Schumann, Chopin, Mendelssohn, Gade, Hiller, Robert Franz, Liszt, Richard Wagner, Gounod und Verdi. Ein Jahrzehnt umfaßt die Geburtsjahre aller. Nun sind sie alle dahin, bis auf den greisen Italiener. Vielfach haben sie der Kunst gedient, jene Männer, vielfach sich entgegen gearbeitet und bekämpft. Aber alle haben sie Theil an dem reichen, bewegten Musikleben, das die mittleren Jahrzehnte unseres Jahrhunderts (circa von 1830 bis 1880) zu einer manigfaltigen und wechselreichen Kunstepoche macht.

Auch Gounod's Name wird unter den Namen der Männer unvergessen bleiben, deren Aufgabe es war, nachdem die großen, gewaltigen Klassiker für immer verstummt waren, durch schöne Leistungen auf einzelnen Gebieten der Tonkunst das Werk jener Meister weiter zu führen und Sinn und Herz der Zeitgenossen auf edelste Art zu erfreuen.

## John Brinckman.

Von Albrecht Dau.

Es ist für jeden Freund plattdeutscher Poesie ein herzerfreuendes Zeichen, daß trotz mancher Unkenrufe von „Absterben des niederdeutschen Idioms“ und „Verringerung des Interesses für plattdeutsche Dichtung“ gerade in der Neuzeit sich wieder in weiteren Schichten der Gesellschaft unverkennbar eine gesteigerte Theilnahme den Erzeugnissen der plattdeutschen Muse zuwendet. Klaus Groth, der greise, aber jugendfrische Verfechter niederdeutscher Sprache und Poesie, der tief empfindende Liebling der ernsteren Muse, darf in seinem hohen Alter noch die stolze Freude erleben, seine Schöpfungen dem Publikum in einer Anzahl von stattlichen Bänden darzubieten. Sollte es da nicht auch an der Zeit sein, wieder einmal auf einen Landsmann und Zeitgenossen Fritz Reuter's hinzuweisen, der als Dichter des Humors unserem Reuter ebenbürtig, trotzdem noch heute nicht die verdiente Würdigung gefunden hat? John Brinckman meine ich, den bescheiden Zurückhaltenden, den wenig Genannten und wenig Bekannten, in dessen Werken*) sich aber die schönsten Perlen echt plattdeutscher Empfindungs- und Denkungsart vorfinden.

John Brinckman wurde am 3. Juli 1817 zu Rostock geboren, woselbst sein Vater Kaufmann und Schiffsrheder war. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und wandte sich später zunächst der Jurisprudenz zu, deren Studium ihn jedoch unbefriedigt ließ, so daß er sich in der Folgezeit der Beschäftigung mit den neueren Sprachen hingab. Später finden wir ihn in England und New-York wieder, in letzterer Stadt in der Stellung eines Secretärs im Bureau des brasilianischen General-Consulats. Wiederholte Fieberanfälle nöthigten ihn zur Rückkehr in die Heimath. Einige Jahre lang Hauslehrer, übernimmt er im Jahre 1846 eine Privatanstalt in Goldberg und wird 1849 an die Güstrower Realschule berufen, an der er über zwanzig Jahre thätig war. Brinckman starb in Güstrow am 20. September 1870. Die Ungunst der Verhältnisse allein hat ihm die Erfolge eines Reuter's von vornherein abgeschnitten; die Lorbeeren, deren sich sonst der Dichter von Gottes Gnaden erfreuen darf, ihm sind sie im Leben nicht geworden. Aber vergessen soll er nicht sein!

Hatte Klaus Groth schon den „Vagel Grip“ **) eine der absolut besten plattdeutschen lyrischen Gedichtsammlungen genannt, so steht ihm — und wohl uns allen — unter Brinckman's Prosadichtungen dessen Roman „Kasper-Ohm un ick“ am höchsten. Mit Recht nennt ihn Johannes Trojan „ein kleines Meisterstück, das seinen Verfasser zu einem der beliebtesten Dichter hätte machen müssen, soweit niederdeutsche Mundart verstanden wird,“ und eine der schönsten und schwerwiegendsten Empfehlungen sind die Groth'schen Worte: „Es ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeien darf: man wird ihn lesen, so lange man plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde und Verehrer wird wachsen mit den Jahren.“ Und in der That scheint des greisen Kieler Dichters prophetische Aeußerung ihrer Erfüllung nahe zu sein: brauchte die dritte Auflage des Romans noch volle vierzehn Jahre, bevor sie vergriffen war, so tritt heute bereits nach kaum dreijähriger Dauer die fünfte Auflage***) an die Stelle der vierten! Um so angemessener mag es erscheinen, in einer kurzen Skizze auf die hervorragendsten Schönheiten des „Kasper-Ohm un ick“ aufmerksam zu machen.

Vor Allem sind die Personen des Romans, der in dem Zeitraum 1801 — 1806 in Rostock, der Vaterstadt des Verfassers, spielt, mit der vollendeten Meisterschaft eines echt genialen Dichters gezeichnet. Die äußere Form ist die, daß der Autor den alten „Unkel Andrees“ bei einer Flasche „Schato Dikem“ seine Jugenderlebnisse erzählen läßt, und zwar mit einem so frischen Humor, daß sich Jung und Alt daran erfreuen muß.

Strenge genommen zerfällt der Roman stofflich in zwei Theile, von denen der erstere die Wechselbeziehungen zwischen dem Kasper-Ohm und seinem Neffen „Andrees, dem murdverbrannten Rebeller“ zur Basis hat, während die Schlußscenen (von Kap. 14 an) eine in den lebhaftesten Farben gehaltene Episode aus der Franzosenzeit bringen. Doch hat der Dichter es vortrefflich verstanden, beide Theile so zu einander zu stellen, daß die Einheitlichkeit des Ganzen — soweit von einer solchen die Rede sein kann — keine Einbuße dabei erleidet; sind doch auch hier die beiden mit einander verschwägerten Nachbarhäuser des Kasper-Ohm und der Eltern unseres Andrees der Schauplatz der Handlung geblieben. Daß aber der erste Theil von ganz besonders packender Wirkung ist, verdankt er nicht allein dem künstlerischen Geschick des Dichters, mit dem er die Wechselbeziehungen zwischen Oheim und Neffen durchgeführt hat, sondern vor Allem dem köstlichen Humor, der naturgemäß zu Tage treten muß, wenn ein Original, wie es Kasper-Ohm nach mehr als einer Seite hin ist, in Berührung tritt zu einem unbändigen Wildfang, der die tollsten Streiche hinter dem Rücken seiner Anverwandten verübt.

Wie die prächtige Figur des alten Onkel Bräsig in Reuter's Stromtid der Angelpunkt ist, um den sich alles dreht, so ist hier der an komischen Charakterzügen überreiche Kapitän Pött, kurzweg Kasper-Ohm genannt, die eigentliche Seele des Ganzen. „Oll Unkel Andrees“ zeichnet im Beginn seiner Erzählung den alten Herrn als „eenen stiwtakelten un strammen ollen Burßen, breed un vull äwer Boog (Bug) un Speegel as ne hollandsche Kuff, so mastig un eumplett as'n reguleren Schout by Nacht (holländ. Admiral), wenn he Sündags Morns Klock tein de Strat ruppe stürte na de Marigenkirch, dat Gesangbook ünner'n linken Arm, dat lange spansche Ruhr kort ünner den sülwern Knop in sin rechte Fust, den nigen drekantigen Hood up'n Kopp un'n Zopp achter'n Kopp as lang un dick as'n rökerten Spickaal to söß un dörtig Schilling.“ Dies behäbige Selbstbewußtsein, das schon sein ganzes Aeußere zur vollen Geltung zu bringen weiß, verräth sich auch in allen seinen Handlungen und Worten. Ist er doch ein Vertreter der gens Pött, und es ist die höchste Anerkennung, wenn er seinem Neffen zugesteht: „Jonge, Er hett doch mihr van dat echte Pöttenblot in sick, as ick mi dacht heww!“ Alles aber, was mit der Familie Pött zusammenhängt, hat den nöthigen Verstand von Haus aus mitgebracht, daher ihm denn auch schlechterdings nichts unmöglich ist; glaubt man es nicht, so ist ihm das „Fromaschi, as de Hollander seggt, oder seggt dat der Franzmann?“ Dies stark ausgeprägte Selbstbewußtsein schlägt nun oft in den drolligsten Eigensinn um. Als er zum Besuch nach dem Nachbardorfe Barnstorf zu seinem Bruder fahren will, und dieser ihm sein Gefährt anbietet, nimmt er den Stuhlwagen nicht an, sondern läßt sich trotz Widerrathens seines Bruders dessen Fuchswallach in die Stadt schicken, um hinaus zu reiten. Das mißlingt ihm aber gründlich, der Wallach wirft ihn ab und just in den Mühlenteich hinein. Die Einzelheiten dieser Episode sind ganz köstlich geschildert.

Seine klassische Grobheit im Vereine mit dem üblichen penetranten Blick muß selbst der herzogliche Kammerherr fühlen. Die Scene ist prächtig-originell. Kasper-Ohm hat soeben dem Herzog seine abenteuerliche Fahrt nach Batavia geschildert; während letzterer nun dem inzwischen herangetretenen Lakaien seine Pfeife hinhält, reicht Kasper-Ohm die seine dem Kammerherrn, den er für einen zweiten Bedienten ansieht, mit den Worten: „Na, denn stopp Er mi ok een!“ Als der ihm aber nur ein wüthendes Bête! zuruft und dann dem ob der Verwechselung überlaut lachenden Herzog folgt, da legt der biedere Kapitän los: „Bät! Wuraus Bät? He dor! Wat meent Er mit Bät? Ick will Em mal seggen, wat ick meen, Schpook!

*) Erschienen sind sämmtliche Prosaschriften Brinckman's im Verlage von W. Werther, Rostock, und zwar nach der jetzt getroffenen Neueintheilung „Kasper-Ohm un ick“ als erster Band, während der zweite den „Peter Lurenz bi Abukir, Voß und Swinegel, Höger up, Mottche Spinkus“ und den „Generalrheder“ umfaßt. „Uns' Herrgott up Reisen“ ist ausgeschieden worden und nur noch separat zu erhalten.

**) Brinckman's Vagel Grip wurde im Verlag von Opitz & Comp., Güstrow, 1859 herausgegeben.

***) Dieselbe wird jetzt voraussichtlich auch außerhalb Mecklenburgs viele Freunde finden; denn nicht nur, daß die Schreibweise der Reuter'schen angeglichen, also gemeinverständlicher geworden ist, auch die Fußnoten zur Erklärung ungebräuchlicher Ausdrücke sind vermehrt worden.

Ick meen, dat mi dat wunnern doon deit, wat der Herzog upstäds för Schnäsels (vorlanter Mensch) von Lawkeien hett! Wenn Er mi den Pip nich stoppen will, denn lett Er dat bliwen! Ick süll Em äwersten man as Kajütenwächter an Burd för een Reis' hewwen — ick wull Em Moritzen lirn! Dat meen ick, Kaptein Pött van der Anna Maria Sophia!" —

Aller Spaß hört aber bei ihm auf, wenn jemand an seiner Reise nach Batavia zu zweifeln wagt. Schon in einer bloßen Frage wittert er Unrath; als der lose Andrees — diesmal ohne Arg — ihn bei Tisch fragt: „Kasper-Ohm, up wecke Grad liggt Batavia?" Da „würd hei up eens verdeuwelt brun utseen, led Metzer un Gabel dal un schöt dwars äwer sinen Näsenspanker (Kneifer) son'n giftigen Blick na mi hen, dat ick dat nich utholten künn, vör mi up dat Dischlaken dalkiken müßt un al dacht: Nu sleit he Di an'n Hals!" Außer Rand und Band geräth er auch, als er bemerken zu müssen glaubt, daß der „Jonge" seinem Hause nicht die erforderliche Achtung erweist. Die Scene ist zu köstlich, um hier nicht kurz gezeichnet zu werden. Eines Tages stürzt der alte Herr voller Wuth zu seinem Schwager in's Zimmer und verlangt exemplarische Züchtigung des Jungen, der ihn nicht respectvoll begrüßt habe. Im Verlauf des Gesprächs fragt dann des Andrees Vater:

„Wo is dat denn passirt?"

„Wur dat passiert is? Tjusend Schepslast Tjevel! *) Disse klockendige Stunn, als ick Di segg, in min'n eegen Hus!"

„Is de Jung denn bi Di in Di'nn Hus west?"

„Ne, bi mi in dat Hus is er nich west!"

„Denn hest Du woll up'n Süll (Schwelle) vör Din Husdör stahn?"

„Ne, dor heww ick ok nich stahn!"

„Wat! Denn hest Du woll vör dat Finster seten?"

„Ne, ok dat nich!"

„Na, wo stünnst Du denn eegentlich, Brooder?"

„Na, wur skal ich denn stahn hewwen! Du fröggst mi am Enn noch, ob ick nich ut de Dackluk keken odder gor up den Schostein (Schornstein) stahn heww. Up den Armstool set ick, achter bi den Aben!" (Ofen).

„Aewerst, wenn Du up'n Armstool achter bi den Aben seten hest, Kasper, hett min Junge Di von de Strat ut jo ok nich seen künnt!" röp dor min Oll un lacht sick, dat em de Buk (Bauch) bewert. Kasper-Ohm nem dat äwerst hellschen krumm un schreg vuller Rasch:

„Donder un Blixen, Brooder! Stahn odder nich stahn, seen odder nich seen — der Jonge mot jo Respect vör dat Hus hewwen!" —

Damit eilt er wüthend fort und mault vierzehn Tage lang. Als Original im vollsten Sinne des Worts zeigt sich der alte Herr in der Erzählung, wie er dem Herrn Diaconus das als Neujahrsgeschenk gebotene Goldstück am Kaffeetisch in der Weise applicirt, daß er es vorher zwischen Ober- und Untertasse legt: das soll „Maneer" sein; des ferneren in dem Schreiben an den Marschall Murat, das die Ueberschrift trägt: „Dörchleuchtender Herr Herzog von Barg! Insonderheitgeborner Marschall Exellenzen!"

Alles in Allem genommen, ist der Kasper-Ohm eine prächtige Erscheinung: derb, wetterfest und knorrig wie die Planken seines Schiffes; von seltener Offenheit und Freimüthigkeit, wie es ein echter Seemann sein soll; eingenommen von seiner Persönlichkeit und Lebensstellung, die er jedoch mit der erforderlichen Würde zu repräsentiren versteht; dabei querköpfig und eigensinnig: kurz ein lebenswahrer Vertreter des echten Seemannstypus, wie man sie hin und wieder heute noch in unseren nordischen Seestädten antreffen kann.

Und nun der unbändige Wildfang, der „murdverbrannte Rebeller", der so oft nach Aussagen seines Ohms „vor Dämtz (Dömitz) rip is, vor der Höllenfohrt und der ewigen Verdammniß." Die muthwilligsten Streiche, wie sie nur ein durchtriebener Rostocker Junge von dreizehn bis vierzehn Jahren ersinnen und ausüben kann, sind bei ihm an der Tagesordnung. So überrascht ihn der gestrenge Ohm beim Höltendräting- (Haselnuß) spiel in der Kirche, zu dem er noch dazu seine kleine, gutmüthige Base (Greetenwäschen) verführt hat — und die Wirkung seines unverhofften Erscheinens ist eine niederschmetternde: „Greetenwäschen hadd sick in de Eck dal dukt as'n lütt Karnickel vör ne Bulldogg, un ick set in de anner Eck in mi tosam sackt as ne Rott (Ratte) in ne Tunn, wo de Kater in dat apen Spuntlock rinne kikt." Von vorzüglich drastischer Wirkung ist die nun folgende Scene, wie der Junge, trotzdem er eingesperrt worden ist, sich von den für den Handel nach Rußland auserlesenen Gravensteiner Aepfeln zu verschaffen weiß, sich dabei verräth und nun von dem argwöhnischen Kasper-Ohm aufgesucht und inquirirt wird. Dabei weiß der geriebene Bursche sich den Anschein zu geben, als ob er fleißig gelernt habe. Schnell sucht er den kürzesten lateinischen Satz heraus:

„En vulpecula, quam es astuta! les ick un äwersett dat mit: O Du Ochse, welch dickes Fell hast Du! — un dorup kek ick Kasper-Ohmen an, as ob ick em fragen wull, wat dat richtig äwersett't wir ore nich. Kasper-Ohm stünn en Ogenblick ganz äwerögt dor un kek mi mit sin grallen Kreihenogen an, as wull he üm de Eck von de Eloquentsch rümmer liken."

„Jonge, steit dat dor? — säd he — Wis mal her! Wur steit dat denn?"

„Dor steit dat, Kasper-Ohm!" säd ick un wist mit den Finger up de Reeg.

Kasper-Ohm füng an to bookstabiren a—s—as—t—u—tu—t—a—ta—astuta. Hast Du da, heet dat? Morblex! richtig, so mag dat heeten, wann dat nich anners heet. Dat is en eegen Kasu mit de Eloquentsch; mäanigmal heet dat so, männigmal heet dat aberst ok nich so." —

Sehr gelungene Partien sind noch die Erzählung von der Schlittenfahrt und von dem tollen Streich, den er als Führer der „Beduinen von der Ballastständ-Sahara" ausheckt und der dem gleichaltrigen spöttisch „Eikater" genannten übergelehrten und schüchternen Sohne des Professors Knallerballer für zwei Tage fast den Verstand kostet.

Beide letztgenannten sind schon Nebenpersonen des Romans und dienen dem Ganzen gewissermaßen mehr als humoristische Staffage. Der „Harr Perfesser", ein Intimus Kasper-Ohms, aus „Stoppel-Sachsen", wird recht oft zu einem opulenten Frühstück eingeladen, und bei einer solchen Gelegenheit soll er eines Tages auch „den Jongen mal examneren". Der aber macht glänzend Fiasko, und nun entlädt sich das Unwetter, das der Junge schon über sich losbrechen sieht, unerwartet über des schuldlosen Professors Haupt: „Harr Perfesser, Er fröggt em jo ümmer, wat er nich weet; wann Er to examneren versteit, Harr Perfesser, wat mi anfangt 'n bäten dubitanter to warden, so doo Er mi doch mal den Kumplesanzen ond frag Er em mal, wat er weet!" Der Professor drückt sich darauf schleunigst, und jetzt beginnt Kasper-Ohm selbst eine Prüfung in der Nautik, die der Junge vortrefflich besteht. Zum vollen Bruch aber kommt es, als der Professor nicht Naphtha von Thran unterscheiden kann, und als er gar den Jungen einen Frachtfuhrmannsjungen schilt und somit der Ehre der Familie Pött zu nahe tritt.

Auch die übrigen Nebenpersonen sind prächtig gezeichnet; vor allen Kasper-Ohms Frau, Kasper-Möhme, mit ihrer spitzigen Zunge, ihrer Zimperlichkeit, ihrem Geiz und ihrer originellen Sprache, einem Rostocker Missingsch, das eigentlich nur aus consequent verwechselten Kasus und den drolligsten Deminutivformen besteht; ebenso ihre Tochter, Greetenwäschen, ein heiteres, naturfrisches Kind, unverbildet und ohne jegliche Spur von Sentimentalität. Mit ihrer und des Andrees Hochzeit und dem gelungenen Toaste Kasper-Ohms auf das junge Ehepaar schließt der Roman ab.

Ein Wort noch über die Hauptperson des Schlußtheiles, über „Monsüre Butong".

Als nämlich der junge Andrees im Spätherbste 1806 von einer Seereise zurückkehrt, findet er in Rostock die Franzosen vor und unter ihnen den bei Kasper-Ohm einquartirten Tambourmajor Antoine Bouton. Es ist eine sehr ansprechende Persönlichkeit, die uns in wenigen kräftigen Strichen gezeichnet wird: eine forsche, stattliche Gestalt mit einem mastigen schwarzen Sappeurbart, trotz einiger Anwandlungen von Schwermüthigkeit, doch „'n heel lustigen un drulligen Kirl, un sin groten swarten Ogen segen so goodmöödig ut, as künn he keen Kind een Hor krümmen." Sein Eintreten für die Familie ruft die folgenschwersten Conflicte hervor: auf's äußerste gereizt, vergeht er sich schwer gegen die Disziplin und soll erschossen

*) Tausend Schiffslast Teufel! (schwedisch).

werden. Doch kommt es nicht zum Aeußersten, dank dem Eingreifen des jungen Andrees und der einstigen „Ballastständ-Piraten", die sich hier als wackere Burschе zeigen und wieder einmal beweisen, daß in einem echten Rostocker Jungen ein tüchtiger Kern steckt. Der Tambourmajor wird aus dem Zwinger entführt und — ein verwegenes Stückchen — bei Nacht und Nebel auf einem leichten Segelboote nach Falster gebracht. Auf Murat's Verwendung begnadigt Napoleon ihn später, und auch sämmtliche an der Affaire Betheiligte gehen straffrei aus.

Der ernstere Stoff, der hier der Behandlung zu Grunde lag, vertrug sich schwerlich mit dem tollen Humor der vorhergehenden Scenen; kein Wunder also, wenn der Tenor des ganzen zweiten Theiles ein wesentlich anderes Gepräge trägt. Man könnte versucht sein, zu glauben, daß die letzten Abschnitte in Folge dessen geringwerthiger seien. Das ist jedoch nicht der Fall. In der glücklichsten, echt genialen Weise hat Brinckman es verstanden, den übersprudelnden Humor durch die lebhafteste Darstellung zu ersetzen: die stete Spannung und Erregung, welche die wechselnden Stadien der Handlung in uns wachrufen, ist eine so tiefgehende, daß unser Interesse bis zum Schluß gefesselt bleibt.

Aus dem Gesagten geht schon zur Genüge hervor, daß der Kasper-Ohm un ick kein Roman im modernen Sinne des Wortes ist, am allerwenigsten aber ein Liebesroman. Eher möchte ich ihn mit einem oder dem anderen Roman des siebzehnten Jahrhunderts vergleichen. Die Handlung ist durchaus keine einheitliche, in sich abgeschlossene; Excurse und Episoden größeren und kleineren Umfanges sind ohne Zwang überall eingelassen; aber alle so vorzüglich erzählt und so launig gehalten, dabei die Gestalten so lebensfrisch und lebenswarm, und der unerläßliche Zusammenhang zwischen Episode und Haupthandlung, wenn auch locker, doch so ungezwungen vermittelt, daß man das, was man anderswo als eine Schwäche auslegen und bekritteln würde, hier ohne Murren in den Kauf nimmt und sich dadurch nicht im Mindesten den Genuß der Lectüre verkümmern läßt. Für die Recitation aber sind gerade diese Einzelabschnitte wie geschaffen: nur schade, daß niemand sie recitirt.

Aber auch die kleineren Prosaschöpfungen Brinckman's sind von hohem, dichterischen Werthe und oft von vollendeter Schönheit. Eine wahre Perle niederdeutscher Prosadichtung der ganzen Composition und Diction nach ist das Läuschen: „Voss un Swinegel odder dat Brüden (Recken) geiht üm," das von einer liebevollen Naturbeobachtung des Verfassers Zeugniß ablegt. „Peter Lurenz bi Abukir" erzielt durch das ans Ungeheuerliche streifende Selbstbewußtsein, mit dem der Held der Erzählung den Sieg der Engländer seinem Eingreifen allein zuschreibt, eine äußerst drastische Wirkung: Beide Stücke eignen sich ebenfalls besonders für den Vortrag. Dasselbe gilt von „Mottche Spinkus", einer köstlichen Pelzgeschichte, dessen einzelne Parthien von überwältigender Komik sind; schon die stete Verquickung des jüdischen Jargons mit dem Plattdeutschen wirkt äußerst lächerlich. Dem Reuterschen „Dörchläuchting" läßt sich allenfalls vergleichen Brinckman's „Höger up", die märchenhafte klingende Erzählung von einem Findelkinde, dem zähe Ausdauer und ein glücklicher Zufall den Adelstitel und eine schmucke Braut erringen. Recht hübsche Parthien bietet „Uns Herrgott upp Reisen"; es schildert die Erlebnisse Gottes und des Teufels auf ihrer Wanderung durch Land Mecklenburg; das Ganze ist etwas weit ausgesponnen, doch beleben einzelne eingelassene Episoden größeren Umfanges die Handlung. Ein Wort noch über den „Generalrheder". Ernste Töne sind es diesmal, die Brinckman anschlägt, indem er uns in lebhaften Farben ein Bild von den Schicksalen eines Rostocker Kapitäns entrollt und dabei auf das wunderbare Eingreifen Gottes als des Generalrheders hinweisen läßt. „De Generalrheder sitt baben in de Mars von de Welt un de verlett keen irlich Rostocker Radtkind, wenn Holland in Not sin füll" ist der die ganze Erzählung beherrschende Grundgedanke.

So sei denn John Brinckman allen Freunden eines urwüchsigen, kernigen und gesunden und eben darum so drastisch wirkenden Humors warm empfohlen; vielleicht, daß die Zeit nahe ist, wo auch seine Werke, trotzdem sich bisher kein Kräpelin oder Glöde für sie gefunden hat, ihren Weg in das deutsche Haus und damit die Anerkennung finden, die sie verdienen.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten

### Am Bord.

Erzählung von E. Eschricht.

Die beiden jungen Kameraden hatten Freiwacht und kramten zu ihrer Unterhaltung in den eng vollgepfropften Fächern ihres Spindes umher. Auf dem Deck war nichts Besonderes los; der Wind war still, das Mittelmeer blau, die Luft warm; zur Linken wälzten sich über der Horizontlinie wie eine ferne Feuersbrunst die Rauchsäulen des Aetna.

Das Schiff steuerte nordöstlich und die Küsten waren vertaucht. In Genua und Neapel hatten die Kadetten ihre kleinen Einkäufe gemacht, geführt vom Mittelmeer-Joseph, jenem ortskundigen Piloten, der sprachkundig, verschmitzt und gewandt das Mittelmeer befuhr. Niemand wußte, ob Joseph ein Korse, ein Italiener, ein Grieche, ein Portugiese, ein Araber war; er hatte darüber in seinem Leben so viel gelogen, daß er nun selbst nicht mehr zweifelsohne Bescheid wußte — er sprach alle Sprachen in einem bunten Gemisch, sogar Plattdeutsch; er war ehrlich in gewissem Sinn. Im Vorbeistreifen fand er freilich überraschend oft Dinge, die eigentlich doch nur selten am Wege zu liegen pflegen; außer hübschen Schmucksachen waren es mitunter Kleiderstoffe, schöne Tücher, Waffen; auch Papageien und Affen und Hunde liefen ihm zu; und mit seinem ernsthaften Gesicht sagte er: „me see him, me like him, me take him!" und unter dem Schutz dieser entschuldigenden Worte überließ er billig seine Waare, die er immer, trotz seiner schlanken Erscheinung, verborgen bei sich führte. Er kannte alle Häfen, alle Spelunken, alle Hotels, alle Händler; er patronirte die junge Schaar der Kadetten und Seekadetten, unterwies sie im Handeln und warnte sie: „If he ask ooas zwanzig Lire, betohl em fife!" Hinterher freilich kam ihnen wohl der Gedanke: „Vielleicht steht er hinter dem Händler trotzdem" — aber es that nichts; es kaufte und schacherte sich zu amüsant mit dem Mittelmeer-Joseph!

Diese kleinen Sachen sich gegenseitig zu zeigen, immer wieder aus und einzuwickeln, füllt die Mußestunden der jungen Menschen, die noch mit allen Fasern in der Heimath wurzeln; und die Verstauung der Geschenke in dem engen Spindraum wird mit gegenseitiger Unterstützung besorgt.

Thorax war mit dem halben Leib in sein Spind gekrochen, um die Befestigung eines Seesternes zu inspiziren, die der Mittelmeer-Joseph gemacht hatte.

„Er trocknet fein," sagte Thorax mit rothem Kopf heraus kriechend „— ist doch ein fixer Kerl! ob er wohl Araber ist? Ich weiß genau, daß vor einiger Zeit mein Onkel Heinrich uns von einem Joseph erzählt hat, der ihn in Alexandrien herumführte, und dort im Burnus gehüllt, mit einem ganz von Straußenfedern bedeckten Hut, mit schönen Waffen im Gürtel und großen Ringen im Ohr ihnen pathetisch erzählte, wie die Eroberung sich zutrug:

Venaient les Espagnoles, avaient des grands canones, faisaient bum—bum—bum— mais: Mirdaeh, andar, tutti! venaient les Anglais, avaient des grands canones, faisaient bum, bum, bum — mais: Mirdaeh, andar, tutti!

Venaient les Francais, faisaient: Turleretu, turleretu — tout etait perdu!

Ich wette jener Joseph ist unser Joseph — die großen Ohrringe hat er noch — der Burnus paßt hier freilich nicht her, darum hat er ihn vertauscht!"

„Höre," sagte nun Meding, „erzähl' mir doch einmal die Geschichte, wie Dein Onkel Heinrich meine Tante Eusebia beinahe geheirathet hätte; in meiner Familie sprechen sie noch manchmal davon — ich glaube, es thut ihnen sehr leid, daß die alte Excellenz, meine Großtante, die Sache zerstört hat. Heute ist es still hier unten — nun make up your mind und vertell mi dat!"

„Ja, ja, ich will auch! aber nie laß Dir etwas merken, mein Onkel Heinrich wird rasend, wenn an die Sache gerührt würde! Ich brauche Dir ja Onkel nicht zu schildern — kennst ihn ja, wie gut er ist, aber auch wie eigenartig er auf seinem Kopf besteht. Ich mache also keine Vorschilderung, sondern gehe gleich mitten in die Action hinein.

* * *

Zum Thore herein, im Schatten der bestaubten Linden ging mit rothem glänzenden Angesicht ein Offizier von der Marine, und das war mein Onkel Heinrich.

Glühendheiß lag die Septembersonne auf der volkreichen Stadt, und die bunte, staubaufwirbelnde Menge bewegte sich langsam und matt durch-

einander, und doch mit der echten Berliner Neugier den Offizier musternd, dessen kurze, breite Gestalt in voller goldfunkelnder Gala-Uniform, mit dem Dreimaster auf dem Kopf und dem gutmüthigen, schweißfeuchten Antlitz sich unter hörbarem Keuchen und Pusten schwerfällig weiter bewegte.

Er war noch ein Marinier der alten Schule, einer, der von der Wasserkante gebürtig, schon sein Segel zu führen verstand, wie er noch die Schulbank drückte; und, mein Junge — magst mir sagen was Du willst — Seemann und Seemann bleibt ein Unterschied; wir von der Wasserkante sind auch nicht geborene Gemsjäger!

Schön ist Onkel Heinrich nicht, elegant ist er auch nicht, aber prächtig und stämmig, einer der sein Schiff und seine See kennt!

Wie er nun so dahin steuert und dampfte und keuchte, legt plötzlich ein angeheiratheter Vetter, mein Onkel Axel, ein baumlanger Artillerielieutenant, ihm lachend die Hand auf die Schulter. Wie Onkel Heinrich sich langsam umdreht, wurde sein breites Gesicht durch ein großes Lächeln ordentlich verklärt, und der Andere sagte:

„Du liebe alte gute Schraubenfregatte, wo kommst Du denn her? So verdammt sein! Und — mein Gott, wie riechst Du — nach Lohse's Maiglöckchen — Du liebe, beste alte Haut, was ist mit Dir?"

„Na, na, na, schreit nur nicht so," beschwichtigt ihn Onkel Heinrich, „kommt nur, kommt nur — seht — seht — ja, ja, ja — ich will's Euch sagen, mein lieber, alter Kamerad; seht — seht, ich — komme soeben daher" — und er wies rückwärts mit dem Daumen zum Thore hinaus, „seht und ich habe mich schnurstracks gerade da verlobt!"

„Was zum Teufel," schrie der Andere, „Du bist wohl toll? Du Dich verlobt?" und er stemmte die Arme in die Seiten und schlug ein schallendes Gelächter auf.

Der Dicke war wie gepanzert gegen alle Ausfälle und Neckereien, so lange sie nicht böse gemeint waren; so machte er auch hier gute Miene zu bösen Spiel, herzlich und freundlich mitlachend, daß der Andere wieder über dies Lachen lachen mußte; und so lachten die Zwei eine ganze Weile, bis sich endlich der Kleine faßte und gleichsam begütigend seines Freundes Arm sanft schlug.

„Na, na, na! Seht, Ihr müßt nicht so lachen! Seht mal, seht mal, ich will es Euch wohl erzählen" — und er blickte hülflos rechts und links, als wolle er ein zum Erzählen passendes Local erspähen.

Der Kamerad von der Bombe begriff wunderbar schnell diese Blicke.

„Komm nur mit, Du; dicht vor dem Prinzenpalais, rechter Hand, ist in der kleinen Sackgasse ein superber kleiner Keller! Hamburger Küche — ich sage Dir, Kerl! Hummersalat oder Hammelrippchen à la Schunck! und ein Porter, wie Sahne! Schraub' Dich nur hier dwas herüber! Sieh mal — auf solchen exorbitanten Fall mußt Du ein nobles, nervenstärkendes Getränk setzen, denn Du und ein Frauenzimmer, und nun gar eine Verlobung! O Junge, Junge, wenn das Deine Mutter wüßte! Die alte Dame drehte sich noch „auf dem Pritter" im Grabe um und fänd' nimmer Ruh!"

Bald saßen die Beiden in einem kleinen, engen Cabinet, das fensterlos, still und kellerduftig sie vom tobenden Geräusch unter den Linden abschloß.

Sie ließen sich wohl versorgen mit Speisen und Getränk, und dann begann Onkel Heinrich also:

„Ja, seht mein Kind!" — das Kind knackte eben mit Kennermiene und Kennerzunge eine Hummerschaale aus — „seht mein Kind, das kam so — ich weiß auch bei Gott nicht, wie es möglich, und Ihr sollt sehen, daß es doch möglich ist.

„Wir geben also einen Ball am Bord, und sie war dabei mit ihrer Frau Mutter; sie gehörten zu den Honoratioren unter den Badegästen. Und seht, wie sowas denn so kommt, sie gefiel mir ausnehmend sehr; sie hatte ein hellblau seidenes Kleid an; ich mochte nie eine andere Farbe leiden als Blau! und dies Kleid rauschte und knitterte mir vor den Ohren und fühlte sich so weich an; na seht, und ich mochte wohl auch ein Bischen blau sein, ich hab' nie viel mit Frauenzimmern geredet; sie schien mir verdammt hübsch, auch nicht mehr so ein junges, gelbschnabeliges Ding! Und sie ist nicht dick, ich mag die Dicken nicht leiden," er seufzte leicht auf sein Bäuchelchen herab, „sie ist recht so schlank und lang — seht Kind — beinahe so wie Ihr, ein schlankes Vollschiff mit aller Takelage im Trimm!"

Der Lange schrie vor Lachen laut auf, und der Erzähler wartete höflich bis sich jener gefaßt.

„Und seht, sie sagte mir plötzlich, ich sollte am nächsten Morgen mit ihrer Frau Mutter sprechen.

Herr Du mein Gott! Die Angst, die ich an dem Morgen ausstand, vergesse ich nicht bis an mein Todtenbett: die sei meinem Erbfeinde erspart! Aber was half's! Ich warf mich in full dress und ließ mich melden. Verdammt nobel, sag' ich Euch, Alles so recht von altem Adel, so kühl, so vornehm und so vorsichtig.

Seht, mir hingegen liefen die Augen über — ich will doch solch einer lieben Kreatur mein ganzes Leben schenken, arbeiten und sorgen für sie, sparen und schaffen und sie lieb haben über Alles!

Aber da war keine Rührung! Sie sprachen darüber, als sollte noch eine Ballparthie veranstaltet werden; sie waren so rücksichtsvoll und nobel, daß ich mich ordentlich meiner heimlichen Thränen schämte.

Sie wollten sofort abreisen und hier Familienrath halten; denn die alte Excellenz schien, wie eine Pensionärin, die von verschiedenen Lehrerinnen bewacht wird, hier erst ein Dutzend andere Excellenzen als Kuratorium zu haben. Dann wollten sie mir schreiben und dann sollte ich kommen.

Ihr Brief kam gestern Nachmittag, ich rutschte sofort ab, habe mich die ganze Nacht durchschütteln lassen — seht, seht! — kam heute früh an, und Punkt neun Uhr war ich schon bei ihnen im Hause.

Aber die gallonirten Burschen, die wie zwei schuppige Drachen das Hausthor und die Treppe bewachen, schickten mich fort. Die sind beide auch so ahnenalt — wohl tausend Jahre; der an der Thür nickt immer, der oben an der Treppe schüttelt den Kopf — hören können sie Beide nicht.

Aber gerade so, wie sie sind, machen sie sich vornehm.

So bin ich denn umhergelaufen, bin in verschiedene Läden gegangen, immer hungerig und durstig; ich wollte hier den ersten Bissen an ihrem Tisch essen und aus ihrer Hand den ersten Trunk empfangen.

Na seht, Ihr lacht schon wieder; seht, seht! Ihr wißt schon, wie es kommt!

Aber nein, nein! So seid nur ernsthaft!

Da waren denn nun, als ich beim dritten mal, das zweite mal bestellten sie mich auf ein Uhr, vorgelassen wurde, zehn steinalte Damen und Herren, von denen Mehrere auch schon in höchst ungeeigneten Momenten schüttelten oder nickten.

Ein eisgrauer Landrath hielt mir eine Anrede und ertheilte mir das Familien-Ja.

Die alte Excellenz, welche meine Schwiegermutter ist, saß in einem gelbseidenen Sessel, mit Handschuhen an, die viel zu lange Finger hatten; die umgebogenen Spitzen starrten in die Höh', als wären sie zehn Lanzen der Abwehr.

Sie schlug mich mit ihrem Fächer auf die Hand und sagte:

„Mein lieber Kapitän, mon beau fils, Sie sind ein sehr rascher Liebhaber! Sie freien schon, wenn wir noch schlafen!"

Und nach diesen verschmitzt liebenswürdigen Worten kicherte meine Frau Schwiegermutter, leicht hüstelnd — und die ganze Ahnengallerie von alten Herrschaften kicherte und hüstelte.

Und hinter ihr stand mein Fräulein Braut, die ich so gern umarmt hätte, denn mir saßen schon wieder die verdammten Thränen in den Augen. Sie mochte das wohl ahnen, aber weil es wohl nicht guter Ton ist, so verhinderte sie meinen zweiten faux pas in ihrer stillen, sanften Art; sie reichte mir die Hand bis dicht an meine Lippen, und da verstand ich sie. Hätte sie nur wieder das blaue Kleid getragen! Aber sie war auch gelb angethan, wie die Fauteuils und ihre langen Locken schwammen mit dem Kleid zusammen.

Seht, Kamerad, mir war die Zunge trocken vor Hitze, Entbehrung und Aufregung — aber es gab nichts, mein lieber Sohn! Sie boten mir nur einen gelben Sessel an, der gerade unterm Kronleuchter stand; als ich zu dem aufblickte, sah ich, daß er in einem Gazesack steckte!"

„Mein Junge," dachte ich, „Du siehst gerade so dumm aus, wie ich! Ich kann auch kein Wort sprechen, und mein Licht steht auch ganz und gar unterm Scheffel. Ich wollte reden und wußte nicht was, der Schweiß rann mir vom Gesicht herunter, und meine frischen steifen Vatermörder senkten sich erschöpft — Du siehst mein Junge, wie elend sie niederhängen! Bald nun entfernte sich die alte Garde bis auf den Landrath, und es wurde beschlossen, daß ich mich heut Abend um acht Uhr zum Verlobungsfest einfinden soll. Ich fühlte nun wohl, daß man mich zum Tempel heraustreiben wollte — wenn auch nicht so unhöflich wie Belisar — es lag doch viel Unfreundliches und Abkühlendes in diesem Uebereinkommen! Zum Ueberfluß hatte sich mein Fräulein Braut auch schon davongemacht, und ich mußte wohl ohne Sang und Klang verschwinden, stand auch schon an der Treppe. Da ging leise eine Thür, und mein Fräulein Braut stand plötzlich vor mir und streckte mir ihre beiden weißen Hände entgegen, na, na, na, seht, Kamerad — da war's aus mit dem Vornehmthun, ich nahm sie recht herzhaft in die Arme und küßte ihren Mund! Nun hatte sie Thränen in den Augen und flüsterte mir zu:

„Sein Sie nicht böse, es ist ein wenig kalt und steif hier im Hause."

Ich sagte nichts, aber ich habe sie abermals geküßt, obwohl der alte Diener mit seinem Wackelköpfchen schüttelte, als hinge er am Drath!

Und nickend und grüßend schloß sie wiederum die Thüre leise zu.

Nun seht, Kamerad, na, da wurde mir seit jenem Ballabend zum ersten mal wieder das Herz leicht, und ich ging noch im seligsten Traum, als Ihr mich trafst. Sie ist ein ganz reizendes Mädchen, und ihre Augen sollen leben! Kommt, wir wollen Champagner auf dies Wort setzen und meiner Fräulein Braut sollen die Ohren klingen! Ich bin zu glücklich!"

* * *

Zwei Flaschen wurden im Eiskühler aufgetragen, und die beiden Herren machten sich bedächtig daran, sie mundrecht zu behandeln. Die Pfropfen ab und sanft gedreht; sie waren Beide still während der Arbeit.

„So! Habt Ihr Dienst, Kamerad?"

„Nein, mein Junge; ich geh' heut nicht von Dir und liefere Dich in Deiner Schwiegermutter Haus ab. So lange laß uns an diesem Platz weilen, dem Fußschemel olympischer Götter!

„Ja, ja, sehr gut, sehr gut! Und nun seht hier mein Kind, als ich heute früh umherlief, kauft ich meiner Fräulein Braut schon ein hübsches Schmückchen. Na — seht! Es fand sich zum Geben noch keine Gelegenheit — aber kommt schon, kommt schon!"

Er hielt ein Sammetkästchen mit funkelnden Brillanten auf blauem Grund an die Gasflamme, Perlen mit ihrem scheuen Glanz lagen dazwischen gestreut.

Der Lange lachte schon ein Bischen weinselig. Die Perlen in seinem Glase gefielen ihm offenbar besser; er blinzte vergnügt in den rosigen Schaum der Traube von Epernay.

„Sag mir Freund," sprach er dann, „warum eigentlich scheutest Du Dein Lebenlang die Frauenzimmer?"

„Ich hatte kein Glück bei ihnen und mein Unstern glänzte früh! Ich war noch ein Junge und lebte unter meiner Mutter züchtender Hand, da verliebt ich mich in ein durchreisendes Seiltänzermädchen. Es war ein wunderschönes, kleines, elfenartiges Ding, und hatte in seinem Gefolge die Garnison unserer Stadt und alle lustigen Kameraden, acht Meilen in der Runde. Ich sah sie immer und sprach sie nie; aber meine Liebe war ernst auf Tod und Leben — ich wollte sie heirathen. In den Ferien durft' ich auf ein benachbartes Gut zu Verwandten; ich verließ es zwei Taae zu früh, verkaufte alle meine Schulbücher für 1 Thaler 22 Silbergroschen, kaufte für diese Summe einen Ring mit einer Perle auf blauer Emaille, und marschirte in die sechs Meilen entfernte Kreisstadt, wohin die Seiltänzergesellschaft gezogen war. Ich kam Abends spät an, ging in die Bude, wo die Familie meiner Liebsten soeben nach der Vorstellung rastete. Palmyra hatte einen himmelblauen Flitterrock an, ein goldenes Band im Haar und kleine goldene Schuhe an den Füßen — sie sprang und tanzte und bog sich in ihren reizenden Hüften — ich war wie ein Verzückter. Ich sagte ihrem Vater, daß ich sehr reich sei, und seine Tochter heirathen wolle. Sie sprang auf mich zu und küßte mich, ich steckte den Ring an ihren Finger. Ich nannte meinen Namen und erzählte, daß ich nur noch eine Mutter habe, und daß ich Primaner sei und in zwei Jahren heirathen könne. Mein Schwiegervater hatte sich in eine rothe Gardine gewickelt, seine rothen Tricotbeine hatte er weit von sich gestreckt. Als er diese Wendung in meiner Geschichte vernahm, sprang er mit einem Satz auf und warf seine Arme und Augen himmelwärts.

„Meine Tochter, meine schöne Tochter! Soll sie ihre Jugend hinwerfen in Harren nnd Hoffen?"

Aber seine Tochter umhalste mich von Neuem und flüsterte mir zu:

„O, Du bist reich! Du wirst mich beschenken immersort, immersort, und geben mir Geld, sehr vieles Geld?"

Ich bejahte ihre Frage mit großer Zuversichtlichkeit; ich war so verliebt, daß ich in Gedanken meiner Mutter Kasse bestahl und falsche Wechsel machte; ich dachte: „Du deckst es Alles, wenn Du majorenn bist!" Ich küßte das schöne Mädchen noch vielmals und wurde nicht müde, ihr Geplauder zu bewundern. Sie sprach einen so süßen, kauderwelschen Dialekt; ihre Mutter war eine Spanierin von Geburt und hatte als Palmyra Anato im Anfang der fünfziger Jahre bei Renz die Welt beherrscht. Sie sprachen immer spanisch, wenn sie unter sich waren, erzählte das schöne Geschöpf, keine Sprache der Welt würde sie sonst lieben. Endlich mußten wir uns trennen, ich versprach ihr, früh am nächsten Tage Abschied zu nehmen.

Als ich aus der Bude trat, stand der volle Mond am Himmel und vor meinen Augen tanzten alle Sterne um ein einzig süßes Bild — ich war unbeschreiblich glücklich! Ich hatte Hunger und Durst, aber ich überwand diese ordinären irdischen Ansprüche vor dem Vollgefühl innerster Seligkeit, legte mich auf eine hölzerne Bank in den Anlagen vor der Stadt und versank, müde von dem langen Weg und höchster Wonne, in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Und die Sonne stand schon hoch, als ich endlich erwachte, nun war ich entsetzlich hungrig und wie zerschlagen an allen Gliedern. Ich machte Toilette im Freien, überwand mit Verachtung die gemeinen Triebe der Selbsterhaltung und suchte gesättigt von Hochgefühlen mein holdes Liebchen auf.

Ich trat ohne Anmeldung in den gemeinschaftlichen Familienwinkel, wo gerade gefrühstückt wurde. In allerhand Lumpen und Lappen, zwischen Bierkrügen und Waschschüsseln, Lichtstumpfen auf Flaschen und Resten des Abendbrotes hockte die Familie und genoß aus einer berußten Kanne den Morgenkaffee.

Mit zerzausten Haaren, im kurzen Unterrock und zerlöcherten Strümpfen saß mein Liebchen, die Füße auf einen zweiten Stuhl gelegt, aber sie gab bei meinem Anblick rasch ihre Position auf, und ehe ich mich dessen versah, klatschte sie mir ein paar Ohrfeigen in's Gesicht. Und von den wundervollen spanischen Lippen kreischte es im Berliner Jargon:

„I Du verdammtiger Junge, dat is ja nich 'mal 'n echter Ring! Laß Dir hier noch eenmal besehn!"

Und sie jagte mich wie Belisar zum Tempel hinaus; vor mir fiel in hohem Bogen mein armseliges Ringlein, und eine Fluth von Schmähreden folgte mir nach.

Ich ging nicht, nein, ich lief die sechs Meilen bis zu meiner Vaterstadt zurück, bald laut weinend, bald laut lachend, und nur einmal in einem kleinen Dorf sprach ich eine Bäuerin um frische Milch mit einem Stückchen Brot an und reichte der hübschen Dirne den Ring für die Kost. Es war halb ein romantischer Zug, halb eine poetische Genugthuung in diesem Ende meines Ringes, und ich kam als ein tief Gekränkter, als ein Welt- und Menschenverächter in meiner Mutter Haus zurück.

Dann verließ ich rasch die Schule, in herbem Kampf mit meiner lieben, treuen Alten, denn ich ging zur See! Die Mädchen mied ich wie Untiefen — ich war zu gründlich gescheitert.

Und so bin ich bis auf diese Zeit ein verständiger Mensch geblieben; doch mein' ich, nun sei es an der Zeit, mir eine Familie zu gründen."

Und der Kapitän schellte auf's Neue nach neuen Flaschen.

* * *

Sein Kamerad war inzwischen schon ein Bischen reichlich animirt, und da sie Beide von der Küste stammten, fing er an, plattdeutsch zu sprechen.

„Junge, Junge," meinte er, „noblesse oblige, mein Junge, Du büst man en Seekrewt!"

„Ach was," meinte der Kapitän, „mein liebes Kind — seht doch — diese Noblesse kann ja fordern — ich komme ihr nach! mein Fräulein Braut ist wundervoll, komm, laßt sie hoch leben, dreimal hoch!"

„Hoch mein Jung'! hol' Di sucht! is Dien Element? Un nu itt un drink!"

Die Sonne sank und die Laternen brannten; die vielen Menschen wogten in der Abendstunde durcheinander, von der Arbeit kommend die Einen, die Anderen, um endlich einen Athemzug in der frischer werdenden Luft thun zu können.

Die Zwei unten im Keller ahnten kaum das Verrinnen der Zeit.

„Bei Tisch wird man nicht älter," sagt das Sprüchwort.

„Bit Drinken öwer ward man jünger!" sagte der Artillerist.

Und der Artillerist hatte so viel Jugend geschlürft, daß er eine gewisse Steifheit angenommen hatte. Er war berühmt bei seinen Freunden wegen seiner angenehmen Heiterkeit und wegen seiner eleganten und gefälligen Manieren, die sich selbst dann nicht verleugneten, wenn er, wie jetzt, in vollen Zügen getrunken hatte.

Er saß nun kerzengerade da und schaute ernsthaft in sein Glas; seine Lustigkeit von vorhin war zum Kapitän hinübergezogen und stachelte diesen zu den tollsten Einfällen. Seine Uniform war ihm eng nnd heiß; er saß daher echt seemännisch in Hemdsärmeln. Er nannte zwischen kleinen Erzählungen und Anekdoten immerfort sein Fräulein Braut und auf dieses Stichwort leerten beide Herren jedesmal ihre Gläser.

Endlich — die Uhr war ein Viertel nach Sieben — beschlossen sie, schnell ein wenig zu schlummern, um vollkommen angemessen erscheinen zu können; denn es war bereits ausgemacht, daß der tactfeste Artillerist seinen Kameraden zum Fest begleiten müsse, und sich dort als ein Vetter rechtmäßig einführen.

So legten sie denn die schweren Köpfe gegen das Getäfel der Wand, und bald rauschte ein gewaltiges Sägen und Schnarchen bis an die Erdoberfläche hinauf!

Der pünktliche Artillerist erwachte in der achten Stunde, wie er meinte, und sah auf seine Uhr. Aber der unselige Weingott hatte seine Augen verblendet: er las zehn Minuten vor Acht, und es stand geschrieben: zwanzig Minuten vor Zehn; das Größenverhältniß der Weiser war ihm nicht klar geworden.

„Auf, auf, Kamerad, es ist Zeit."

Und sie knöpften die Röcke zu und schnallten die Säbel um. Der Kapitän war merkwürdig ruhig. Der Wirth ließ eine Droschke kommen, vom reich beschenkten Personal begleitet, stiegen die Herren ein. In diesem Augenblick kam dem Artilleristen eine illustre Idee.

„Beinahe," sagte er, „wär ich in der Mütze gefahren — ich kann ja nicht ohne Helm — behalten Sie die Mütze bis morgen hier, Herr Wirth!"

Ganz wie traumbefangen fuhren die Beiden ab. Sie bemühten sich, es sich gegenseitig klar zu stellen, ob sie etwas im Kopf hätten oder nicht, aber da sich Keiner auf Selbstbeurtheilung einließ, und das vom Anderen ihm Ertheilte günstig ausfiel, so beruhigten sie sich völlig, schwiegen und entschlummerten, bis das Anhalten der Droschke und der aufgerissene Wagenschlag sie ermunterte. Ohne Arg über Zeit und Umstände schellten sie am Portal.

Der alte Diener unten an der Thür nickte zuerst gewohnheitmäßig — da er aber sah, daß es zeitgemäßer war, über die späten Herren den Kopf zu schütteln, blieb er auf demselben Bewegungswege stehen mit einem hörbaren Ruck und bemerkte hämisch mit seinem greisenhaften Lächeln:

„Gesellschaft wartet seit zwei Stunden, wartet nur auf einen Herrn!"

Die frische Luft, die Fahrt — das erleuchtete Haus und die erwartungsvolle Erregung — Alles zusammen hatte den Beiden den Rest des Vorstellungsvermögens verwirrt, sie schwankten und klommen die Treppe empor.

Der alte Diener oben hatte es nun besser; er schüttelte den weißen Kopf fast vom Wirbel; dann riß er die Thürflügel auf und rief zwei Namen in den Salon.

Kerzen strahlten, ein betäubender Duft von frischen Blumen wogte ringsum; helle, seidene Gewänder rauschten und glänzten.

Beide Herren verneigten sich so tief, daß sie sich nur mühsam wieder erhoben. In diesem Augenblicke sah der Artillerist im Spiegel gegenüber seine lange Gestalt, ohne Handschuhe und ohne Helm in der Linken; er machte wortlos rechtsum kehrt und stürzte die Treppe hinunter in's Freie.

Der Kapitän ging festen Schrittes, aber ebenfalls stumm vorwärts bis mitten in den Saal, wo ein gelber Lehnstuhl stand. Eine dämmernde Erinnerung, der Kellner, der Artillerist — fuhren ihm verwirrend durch das Gehirn, und die heiße, dustende Luft benahm ihn völlig; er stieß ein kurzes Lachen aus und ließ sich in den Sessel sinken. Noch einmal erhob er das Gesicht, da gewahrte er über sich den funkelnden, brennenden Kronleuchter.

„Verflucht nobel, alter Freund — Licht raus unter'm Scheffel!" und er lachte gemüthlich, murmelte, schwieg — und entschlummerte. Als der Kapitän erwachte, fröstelte das herbstliche Morgenlicht durch die Vorhänge zu ihm in den Salon herein, über den Sessel und seine eigene hülflose Gestalt fort. Er stand langsam, nach Besinnung ringend, auf, und schaute um sich. Da stand der alte Kammerdiener schlafend am Thürpfosten zusammengeknickt. Ein Armleuchter mit tief herabgebrannten Kerzen verdämmerte sein mattes Licht in den Morgen. Nun erwachte auch der Diener und ergriff sofort den Leuchter, verneigte sich und öffnete die Thüre.

Auf der Schwelle fragte der Kapitän:

„Niemand mehr zu sprechen?"

Der Alte sagte kein Wort, aber er schüttelte immerfort und beleuchtete höflich die einzelnen Stufen, vor dem Kapitän niedersteigend. Der wendete sich noch einmal und warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Thür, die Mittags so leise sich geöffnet hatte — aber sie blieb fest geschlossen! Die moralische Vernichtung des Unglücklichen wurde sprachlos und wortlos vollzogen.

An der Hausthür stand der andere alte Diener, öffnete, trat zurück und verneigte sich stumm, dem Kapitän freien Durchgang gebend.

Der Kapitän zog die Börse, nahm ein paar Goldstücke heraus und warf sie ihm zu.

„Verflucht nobles Haus!"

Und damit ging er; der Alte sah ihm eifrig nickend nach, wie seine breite, gute Gestalt im dämmernden Morgengrau verschwand, um nie wieder in einem gelben Salon aufzutauchen."

* * *

„Also dies ist die Geschichte," sagte nachdenklich vor sich hinblickend Meding; „ich kann Dir nun noch hinzufügen, daß selbstverständlich die Sache einen gewaltigen Rumor bei den Meinigen hervorgebracht hat; und da der ganze Sturm damit schloß, daß sowohl Deinem Onkel Heinrich wie Axel gar nichts Uebles sonst nachgesagt werden konnte, hätten die Meinigen gern die zerrissenen Fäden wieder zusammengeknüpft, aber Dein Onkel Heinrich hat keinen Wink verstanden."

„Nein! schickte sich auch nicht für ihn! Die Blamage unter dem Kronleuchter war viel einschneidender als die mit dem Ring bei der kleinen Palmyra — Onkel Heinrich will nichts mehr von Damen wissen, wenn sie nicht seine eigene Mutter und Tanten sind. Nun müßte es schon nicht mehr von ihm ausgehen dürfen, wenn er freien sollte, sondern eine ordentliche, auf des Lebens Schwankungen ausgepichte Jungfrau, die aber zart, blond und dünn wäre, müßte schon sagen wie der Mittelmeer-Joseph: Me see him, me like him, me take him!"

„Höre Du, wenn ich nach Hause komme, will ich doch Tante Eusebia in diese Wunderformel einweihen."

Ein schriller Pfiff ertönte, es glaste acht Uhr — die Spindthüren flogen nur so in's Schloß und die Kadetten stürzten an Deck.

---

## Aus der Hauptstadt.

### I. N. R. I.

Wenn die erschrecklichen Religionsfeinde von Eisenach nicht wären, die Gentlemen, die auf kaltem Wege, vermittelst ethischer Gedanken und antikirchlicher Professorenreden das soziale Elend aus der Welt schaffen wollen, man wäre manchmal fast versucht, an ein neues Aufflackern religiöser Ideen zu glauben. In dieser Zeit trüber Gährung, wo die Volksseele angstvoll hin und her tastet und zwischen weltfernen Extremen rathlos schwankt, bedarf es vielleicht nur eines Mannes von bezwingender Gewalt, um mystische Strömungen zu entfesseln, von deren elementarer Kraft wir, die wir uns offiziell und deshalb bescheiden „Gebildete" nennen, keine Vorstellung haben. Wir, in unserer Aufklärung durchbohrendem Gefühle, wissen freilich Männern vom Schlage der Egidy und Wächter nur mit einem duldsamen oder auch spöttischen Lächeln zu begegnen; uns, die wir Bauernhäuser nur als Sommerwohnungen, Dorfkirchen nur aus lyrischen Gedichten und das Arbeitsweibervolk der Großstadt nur aus den Romanen siebzehnjähriger und sehr erfahrener Knaben kennen, uns ist ja nie eine Ahnung davon aufgedämmert, wie es in den wunden und zerstochenen Herzen von Millionen unserer armen Brüder und Schwestern ausschaut, was für ein Lichthunger, Durst nach göttlichen Gedanken gerade die Schwächsten quält . . . Was geht es auch uns an? Die Whitstables sind in diesem Jahre wieder billiger geworden, die francorussische Allianz wird hoffentlich Cognac und Caviar auch für das Durchfuhrland Germania wohlfeiler machen, und die Technik der einheimischen Sectfabrikation hebt sich zusehends. Wo gibt's da noch Grund zu Besorgnissen für uns? So an 25 bis 30 Jahre, viel länger leben wir Alten ja doch nicht mehr; und bis dahin wird das windschiefe Gemäuer, in Reichstagssitzungen auch „göttliche Gesellschaftsordnung" und „christlicher Staat" genannt, wohl noch aushalten. Und wenn wir mit etwelchem Bangen in die Zukunft blicken, dann ist es allein unserer lieben Kinderchen wegen, denn man kann nicht wissen, ob so'n verrückter Sozialist nicht just bei unserem Tode Confiscation aller Erbschaften vorschlägt und durchsetzt. Wenn dann unsere lieben Kinderchen nicht wie wir in der mitunter ganz angenehmen Lage wären, Whitstables mit Chablis zu begießen — was dann? Solche Ueberlegungen stören uns zuweilen, ich will es nicht leugnen, in dem für manche Verdauung durchaus nothwendigen Mittagsschlaf, und dann wünschen wir wohl von ganzem Herzen, das Volk möge bei Vernunft, es möge ihm die Religion erhalten bleiben, damit es nimmermehr auf so unchristlich-sozialistische Gedanken kommen kann. Um Uebrigen aber machen uns die gleichfalls aufgeklärten Witzblätter höllischen Spaß, die mit fanatischen Schwärmern, wie diesem Egidy, diesem Wächter, vergnügten Ulk treiben, mit diesen beiden Unglaublichen, die sich ihre schönen Carrièren verpfuschten, einer religiösen Idee wegen. Einer religiösen Idee! . . .

Das Berlin der letzten Wochen hat eine große Zahl religiöser Versammlungen gesehen; man glaubte sich in Reformationszeiten versetzt, wo überall, in den Schenken und den Aulen, Pulte aufgestellt und von früh bis spät lustige Disputationen abgehalten wurden, bis beide Parteien einen glänzenden Sieg davongetragen hatten. Synoden tagten in Berlin und faßten Beschlüsse von überwältigender Großartigkeit und historischer Bedeutung; so gegen jüdisch-evangelische Mischehen, gegen Schulunterricht am Sonntag, so über unentwegtes Festhalten am Apostolicum, und sie faßten keine Beschlüsse über Dinge, von denen heute jedes Kind auf der Gasse spricht und träumt. Man tritt leise . . . sehr leise . . . die evangelische Kirche und ihre betarlarten Oberen haben alle, alle Fühlung mit der Nation verloren. Bitterlich beschämt uns hierin der Katholizismus. Als ich im Sommer mit dem beliebtesten Kanzelredner einer industriereichen Welfenstadt den ausgedehnten Fabriken am Thore vorüberging und die Arbeiter ihn grüßten, sagte mir der geistvolle Mann: „Sie schlügen mich todt, wenn es Abend wäre und ich allein." Und dann hub er an, sein übervolles Herz auszuschütten und zu sagen, wie gar so gern er am Sonntag von seiner Kanzel herab für die Armen und Bedrängten spräche, im Namen des Gottessohnes von Nazareth, dessen Andenken wir schänden und dessen Lehren wir mit abscheulicher Bosheit absichtlich mißverstehen, in's gerade Gegentheil verkehren, und wie ihm doch der Mund verbunden sei und er die erkannte Wahrheit nicht künden dürfe. Von wegen der Superintendenten, der Synoden und ihrer hohen Gönner. Da ist unter unseren jungen Geistlichen, sofern sie Ohren haben, zu hören, und Augen, zu sehen, sofern sie nicht in Formelkram verknöchert sind und eine Kunst, kein Handwerk in ihrem Beruf erblicken, da ist Niemand, der nicht dem tapferen Edeling, dem Theodor Wächter, mit ganzer Seele zujubelte, und doch ist Niemand, der seine Bahn zu betreten wagte. Von wegen der Superintendenten, der Synoden und ihrer hohen Gönner. Der Theodor Wächter, Gott schütz ihn, wird nie eine Pfarrei bekommen, es müßte denn in der Tuchler'schen Haide sein, wo er keinen Schaden anrichten und selig in Christo verhungern kann. Es hätte die evangelische Kirche, wenn sie sozial, d. h. christlich gewesen wäre, Unerhörtes, Wunder hätte sie wirken können; sie hat nichts gethan. Sie beugte sich der Macht, nicht dem Erbarmen; sie hat die Rechte derer vertreten, die Jesus von Nazareth mit bitterbösen Gleichnissen bekämpfte, und für die Armen, seine Lieblinge, hat sie nur Stehplätze und vertröstende Worte gehabt. Nie und nimmer hat sie das Schwert für sie gezogen. Und darum ist es jetzt eingerostet und kann in die Rumpelkammer geworfen werden. Und darum horcht die Armuth nicht mehr ihrer Stimme. Aus einer streitbaren, virilen Volkskirche ist sie eine Erbauungsgesellschaft geworden, davon die Männer nur mit halbem Lächeln sprechen und darin alte Weiblein und sehr junge Mädchen sich Sonntags sittig gegenüber sitzen. Berlin hat im Laufe dieses Jahres den Grundstein zu zehn Kirchen legen sehen; es scheint, man will die kantische Philosophie gründlich ad absurdum führen, die da behauptet, es gäbe keinen absolut leeren Raum in der Welt, und hat deshalb zehn dauernd leere Räume auf einmal geschaffen. Mag sein, daß die neuen Kirchen aufgeführt wurden, um schönheitssinnigen Augen eine Freude zu machen; mag sein, daß man den sehr wenig schönheitssinnigen Berliner Freisinn damit ärgern wollte, und ich erkenne diese beiden Motive als ausreichend an. Daß aber die Erbauer gehofft haben, mit ihren hübschen Gotteshäusern neue Kirchengänger zu züchten, das will ich vorsichtiger Weise lieber nicht glauben. Denn für so naiv läßt sich heutzutage kein Mensch erklären, ohne sofort Injurienklage einzureichen.

Synoden und Kanzelpriester können, wollen und dürfen nichts für die Ideen des Nazareners thun, des I. N. R. I., des Königs, des Herrlichsten der Juden, um dessentwillen wir diesem Volksstamm viel zu Gute halten müssen und um dessentwillen er viel an uns sündigen darf, ehe wir unserer Dankesschuld ledig sind. Der Unsterbliche aber braucht das zünftige Priesterthum nicht. Es ist seltsam zu schauen, wie in Abständen von etwa drei Jahrhunderten immer wieder ein phantastisches Feuer aufflammt, dessen erste Brände er aus dem Inderland nach Judäa brachte, seltsam zu schauen, wie immer und immer wieder seiner Wahrheit Gluth in junge Herzen zischend niederfällt und die Pulse der Besten fieberisch hebt. Die religiösen Broschüren M. von Egidy's erzielten einen überaus glänzenden buchhändlerischen Erfolg, und wenn auch Tausende die Neugier trieb, just wie am Eröffnungssonntage Tausende in eine neue Kirche strömen, so griffen doch die Allermeisten nach den dünnen Heften in der geheimen, zitternden Hoffnung, hier eine neue, moderne Heilslehre zu finden. Das religiöse Interesse ist noch immer fast übermächtig groß, während das kirchliche völlig erloschen ist. Unsere besitzenden Klassen aber sollten Jubelpsalmen David's anstimmen vor Freude darüber, daß die Begründer der Sozialdemokratie dem Nicolai-Strauß in's Garn gingen und in ihrer Halbbildung und Begrenztheit oberflächlich genug dachten, um das Christenthum mit verbissener Wuth angreifen zu können. Der fatale Umstand, daß sich jüdische, mit den Lehren des Gekreuzigten unbekannte Herren zu Führern der Bewegung aufschwangen, hat die dem Nazarener feindselige Stellung der Partei wohl in erster Linie verschuldet. Durch ihre protzenhaft, à la commis voyageur, zur Schau getragene Irreligiosität entfremdet sie sich, wenn nicht dauernd, so doch auf lange, lange Jahre hinaus die gläubige Landbevölkerung, in deren Händen nun einmal die Entscheidung bei den Wahlen liegt und die, wie die erstaunlichen Erfolge der Antisemiten zeigen, wirthschaftlich radical denkt. Die sozialistische Partei hatte bei ihrem antikapitalistischen Programm absolut nichts mit der Staatsreligion zu schaffen; sie konnte daher, wie sie es neuerdings, ihren alten Fehler verbessernd, ja auch gethan hat, Religion für Privatsache erklären. Sie konnte aber mehr, viel mehr thun. Die Lehren Christi wären in ihrer Hand eine Waffe von fürchterlicher, zerschmetternder Wucht gewesen. Nicht ein Semit (man wird verstehen, in welchem Sinne ich das Wort gebrauche) und nicht ein Angehöriger der begüterten Klassen hätte die Bewegung in's Rollen bringen dürfen; ein Zimmermannssohn, ein Bergmannssohn mit Germanenblut in den Adern, ein Martin Luther hätte kommen müssen, und der Kampf wäre im Zeichen des Christenthums heute vielleicht schon siegreich beendet. Es gibt für eine wirthschaftlich-reformerische Partei keinen schöneren Fahnenspruch und kein vollklingenderes Programm als das — eigentlich pleonastische — Wort „Christlich-Sozial"; nur war freilich Herr Stöcker, wie er mit seinen jüngsten Synodal-Verkehrtheiten über die streikenden Bergleute allzu schlagend bewies, nicht Mannes genug, dies Banner zu entrollen. Eher als unsere

feig zögernden und sich ängstlich duckenden Ordnungsmänner kann die Sozialdemokratie es wagen, und nachdem sie mit der Jesu-Religion bereits formell Waffenstillstand geschlossen hat, sendet sie nun einen der Ihren aus, der mit dem Christenthum, dem wahren, dem Bergpredigt-Evangelium die noch abseits stehenden Massen für den sozialistischen Gedanken erobern will. Und mich dünkt, wenn des Menschen Sohn, der auf Golgatha starb, wiederkehren könnte, er ginge nicht in die Synode und wetterte nicht gegen jüdische Mischehen, Fortbildungsschulen und Zuchtlosigkeit der Arbeiterjugend, er träte nicht auf die Kanzeln prunkvoller Gotteshäuser und spräche von irdischem Jammerthal und von der Erbsünde, nein, er begäbe sich spornstreichs in die rauchigen Biersäle, wo das arme Volk Abends zusammenläuft und seinen Weisen, seinen Weisern lauscht, er stünde mit Theodor von Wächter auf einer Tribüne. Ist denn kein Uhde da, dies Bild zu malen? Der schwärmerisch entflammte Geistesheld im geflickten Kittel, mit den großen, blauen Augen in dem bleichen Antlitz, mit den Augen voll unendlicher Menschenliebe, voll Milde und Erbarmen, wie er seine neue Bergpredigt hinausruft in die polizeilich überwachte Volksversammlung? Und ist denn kein Dickens da, der in einem neuen Christmas Carol in Prose erzählen könnte, wie diese Versammlung aufgelöst und der kühne Sprecher in Untersuchungshaft gesteckt wird; wie am nächsten Morgen alle gut unterrichteten Zeitungen unter der Rubrik „Locales" eine kurze Notiz bringen, wonach ein sicherer Jesus aus so 'nem obscuren Provinznest — was kann aus Nazareth Gutes kommen? — auf Grund des § 999 vor die Strafkammer gestellt werden solle und harter Pön entgegen sehe. Einige Bemerkungen — die Zeile fünf Pfennig — über gewissenlose Nichtsthuer, die dem Arbeiter seinen sauer ersparten Groschen aus der Tasche ziehen und agitirend durch's Land streifen, die Bevölkerung zu maßloser, unsittlicher Unzufriedenheit und Begehrlichkeit aufreizend, würden sich dabei sehr schön machen, und wenn die Notiz zwischen einem spaltenlangen Reklameartikel für die Wertheim'schen Handwerkermörder-Magazine und einer Information stünde, wonach Commerzienrath Y) wieder 5000 Mark für eine Ballet-Tänzerinnen-Alters-Versorgung gestiftet hat, dann wäre mit apodictischer Gewißheit auf Zunahme des Abonnentenbestandes zu rechnen . . .

Die Geschichte würde dann mit der Mittheilung schließen, daß der Uebelthäter vom Landgericht zum Tode am Kreuz verurtheilt worden wäre und diese Strafe, da der Cäsar in Rom im vorliegenden Falle auf sein Begnadigungsrecht Verzicht leistete, denn auch erduldet hätte, am 18. März des Jahres 33 nach Christi Geburt, von Rechts wegen. Damit wäre die Geschichte aber nicht aus. Denn dieser Christus ist nicht gestorben. Er, der in Wahrheit der ewige Jude genannt werden müßte, der Ewige, Unsterbliche, Unbezwingliche, durchstreift noch immer die Welt und wird sie durchstreifen bis an's Ende aller Tage. Neulich ist er auch bei uns gewesen, in unserer Großstadtluft. Im fin de siècle-Berlin, dem ethisch-durchtränkten, dem Berlin der Goldberger und du Bois-Reymond wurden im Laufe der letzten Wochen unter schlechterdings ungeheurem Zulauf mehrere Volksversammlungen abgehalten, die sich mit der Frage beschäftigten, ob das Christenthum denn wirklich unvereinbar sei mit der Idee, die Armuth wirthschaftlich zu befreien und die Raubburgen im Lande zu zerstören. Weil ich in sozialistischen Zeitungen davon las und ein Entrée nach Belieben erhoben werden sollte, man also nicht zu befürchten brauchte, das grundsätzlich nur Freibillets benutzende elegante Premièrenpublikum anzutreffen, ging ich auch hin. Es sprach ein Jüngling-Mann, aus dessen Augen schwärmerische Liebe zur Wahrheit sprühte, eine jener begnadeten Naturen, die man früher oder später zu der Stätte hinaus führet, die da heißet Schädelstätte. Und er sprach wunderschöne Worte. Man müßte sie eigentlich in Versen wiedergeben, daß sie heller und bunter leuchten, in Tanzgewandungen müßten sie daher kommen, wie es Göttern geziemt. Christus ist der Armuth Freund und Parteiführer, der soziale Befreier, der Messias der Zukunft, an die wir Alle glauben; jeder rechte Sozialist ist auch ein rechter Christenmensch. So ungefähr sagte der Jüngling-Mann. Und Andere standen auf und redeten und zeugten von Gott, gleich ihm. Und ich sah, wie es verrätherisch funkelte in den Augen der Männer und Frauen um mich her, wie ein Gedanke, brennend roth, wie ein prächtiger Falter, langsam durch die Seelen schwebte. Ein bleicher Einsam saß neben mir, aus dessen großen, blauen Augen große Thränen niedersickerten, Thränen der Freude, wie sie ein junger Poet vergießt, dessen Dichtung nach langen, langen Jahren endlich einen Kreis begeisterter Freunde findet. Gerade als ich ihn aufmerksamer betrachtete, erhob sich ein Herr Vogt, kann auch Vogtherr geheißen haben, der ein Mann von vielen Graden war, ein altes Conversationslexikon zu Hause hatte, die gesammelten Reden Singer's auswendig kannte und deshalb zum M. d. R. erwählt worden war. Und selbiger Mann verstand nicht, worum es sich hier handelte, sondern hielt eine Rede, wie er sie Singer'n abgelauscht hatte, von Junkern und Pfaffen, Volksverdummung, einer reactionären Masse, abergläubischer Unvernunft, freier Forschung, Hochcultur und anderen Scherzen. Und wie er genugsam wiedergekäut hatte, ließ er abstimmen und siehe, die Mehrheit entschied sich für ihn.

Wie sie schon alleweg nach Hause eilten, begann der blasse Einsam an meiner Seite zu sprechen, erstaunlich aufrührerische Reden, voll Feuer und Tiefsinn. Einiges davon ist mir im Gedächtniß haften geblieben und ich will es trotz aller Staatsanwälte Berlins hier niederschreiben: „Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hinweg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln.

Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket.

Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besuchet.

Da werden sie ihm antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich gesehen hungrig oder durstig, oder einen Gast, oder nackend, oder krank, oder gefangen, und haben dir nicht gedient?

Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage Euch: Was ihr nicht gethan habt den Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr auch mir nicht gethan."

Es war eine schöne, wundersame und furchtbare Rede. Schade, daß ich sie nicht wortgetreu zu stenographiren vermochte. Wem aber daran liegt, sie in ganzer Ausdehnung kennen zu lernen, der findet sie in einem ziemlich weit verbreiteten Buche, dem sogenannten Neuen Testament, im Evangelium Matthäi, Kapitel 25. Vergleiche auch die vorhergehenden und die folgenden Abschnitte.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Man sagt! Lustspiel in vier Aufzügen von Victor Léon und Heinrich v. Waldberg. (Deutsches Theater.) — Chic. Schauspiel in vier Aufzügen von Alexander v. Roberts. (Berliner Theater.) — Schlierseer Bauerngastspiel. (Wallner-Theater.)

Vier Dutzend ausnahmslos sehr gute und ausnahmslos sehr alte Witze aus dem reichhaltigen Anekdotenschatze unserer vielhundertjährigen Cultur; Witze, deren Kenntniß man bei jedem Menschen von Bildung — und bekanntlich nehmen sich bei uns nur solche Leute Parkettplätze! — ohne Weiteres voraussetzen darf; Witze, an denen selbst Blumenthal und Kadelburg schamvoll vorübergingen. Dazu Motive aus den beliebtesten Lust- und Schauspielen der just verwichenen Literaturepoche, besonders viele aus dem „Tropfen Gift", dem „Galeotto", der „Cameliendame" — wie könnte da der Erfolg ausbleiben? Er blieb auch nicht aus, die Autoren Victor Léon und Heinrich v. Waldberg benutzten ihn sogar sehr nachdrücklich, den „Erfolg" von Paul Lindau nämlich. Und alle diese lieblichen Ingredienzen, liederlich gemischt und unsinnig gesellt, ergaben ein modernes Lustspiel, d. h. eine Diebskomödie im wahrhaften Sinne des Wortes, „Man sagt!" betitelt, und gleichwie „Mauerblümchen" ergötzte es Alle, die von der Direction gewohnheitsmäßig Freibillets bezogen. Dem mit unleugbaren Geschick abgeschriebenen Werke stehen zweifellos alle Provinzbühnen offen — es ist also einigermaßen verwunderlich, warum das Berliner „Deutsche Theater" sich mit ihm befaßte. Nur als ironisch-lustige Quittung über die Anzüglichkeiten mag's gelten, die Herr Adolf L'Arronge neulich, nach der Feier des zehnjährigen Bestehens seines Instituts einstecken mußte, neulich als alle befreundeten Organe ihm edlen Kunstsinn, Förderung des deutschen Dramas und eminenten directorialen Scharfblick vorwarfen — lauter Dinge, mit denen er sich authentisch nur höchst ungern und selten abgegeben hat. Herr L'Arronge ließ den ohnehin schlecht beschäftigten Berliner Stückemachern zu Anfang der Saison erbarmungslos sagen, daß er heuer keine Novitäten mehr annehmen könne, und das Lustspiel der zwei Wiener scheint demnach seine letzte große That zur Förderung des deutschen Dramas vorstellen zu sollen. Das deutsche Drama darf also wieder aufathmen.

Auch das Berliner Theater errang mit seiner ersten Novität dieser Saison keinen Erfolg, so wacker sich die vollzählig aufgebotenen Hausfreunde auch mühten. Alexander von Robert's „Chic" genanntes Schauspiel wäre vielleicht ein gutes Kassenstück geworden, denn es ist viel Ohnet und viel Gartenlauben-Bisquit darin, wenn der sonst leidlich bühnenerfahrene Practiker sich darauf beschränkt hätte, einen Hasen zu jagen statt ihrer zwei. Er wirft die oft erörterte Frage noch einmal auf, ob ein Ehrenmann ein Mädchen aus verrufener Familie heirathen darf, und außerdem will er die Auswüchse des chicken Lebens geißeln, farbige Gesellschaftsskizzen entwerfen, amüsante Typen vor uns hinstellen, die mit dem Thema nichts zu thun haben. Man sieht, er wandelt ähnlich abschüssige Bahnen wie die beiden Herren aus Wien, und daß auch sein Werk kläglich und ohne Rettung scheiterte, beweist wieder, wie wenig die Bühnengesetze mit sich spaßen lassen. Das Doppelgesicht des Roberts'schen Schauspieles tritt in jedem Akt, am schärfsten im ersten und — leider — im letzten hervor. Dutzende von Menschen wirbeln über die Bretter, die, statt der Entwickelung der Handlung zu nützen, sie vielmehr aufhalten; und so sehr hat sich der Autor in seine unglückselige Idee, zwei Fliegen mit einer Klatsche zu schlagen, verrannt, daß er dem Drama eine ganz falsche, unpassende Ueberschrift gab, die sich nicht auf den Stoff, sondern auf das Milieu bezieht, daß er auch am Ende die Moral der Geschichte, die Pointe, absichtlich fälscht, nur um die Ankündigung im Titel nicht Lügen zu strafen. Der Bankdirector Wahl ist, wie das jedem anständigen Börsenmann passiren kann, wegen gemeiner Betrügereien zu einer sehr langen Zuchthausstrafe verurtheilt worden; seine Familie, über die er so große Schande gebracht hat, legt seinen befleckten Namen ab und zieht zigeunerhaft, ruhlos von Ort zu Ort, um dem überall auftauchenden Gezischel zu entgehen. Mutter und Sohn haben die kleine Lux, ihren vergötterten Liebling, in vollkommener Unwissenheit über das Schicksal des Vaters erhalten und thun es auch noch, als ein berühmter, von Herrn Kraußneck unglaublich uncivilisirt gespielter Afrikareisender sie als sein heißgeliebtes Weib heimführt. Der Afrikamensch selber bekommt reinen Wein eingeschenkt und macht sich nur aus, daß ihn innerhalb fünf Jahren kein Mitglied der Familie beehrt. Das ist der Expositionsact. Stimmungsbilder aus der Gesellschaft überwuchern so stark, daß man erst kurz vor Fallen des Vorhangs merkt, wo Roberts hinaus will; und obgleich sie fast immer von ziemlicher Frische und grimmig lächelndem Witz sind — so wenn ein pschütter Kapitän, der Löwe des Corsos, ein Mann, den auch Lucias Mama gar zu gern für ihr Töchterchen gekapert hätte, als

Stallknecht und Hochstapler entlarvt wird — so lassen sie es doch zu keinem geschlossenen, starken Eindruck kommen. Im zweiten Acte leben Lux und ihr vergötterter Mann ein freundliches Familienleben, aber das Geklatsch der Menge draußen zischt häßlich hinein; man boycottet die junge Frau „ohne Namen" gesellschaftlich, kränkt sie in ausgesucht boshafter Weise. Unheimlich und gewitterschwül wird die Luft im alten, ehrenfesten Hause der Dollbergs; ein tragischer Conflikt steigt herauf . . . bis dann jählings Roberts' Vorliebe für satirische Seitensprünge dem Verfasser einen Schabernack spielt und eine Menge herzlich unbedeutender getreuer Nachbarn mit herzlich unbedeutendem Witz auf die Bühne gestellt werden. Nur lässig und in ganz oberflächlich theatralischer Weise nimmt Roberts gegen Ende des Actes das Thema wieder auf. Schließlich vermag Luciens Mutter der Sehnsucht nach ihrer Tochter nicht mehr zu widerstehen, sie eilt in ihre Arme, und nun kann die Sorma all ihre hinreißende Kunst und ihre Künste noch herrlicher als vorher schon brilliren lassen. War sie im ersten Act das jungfräulich leidenschaftliche Weib, im zweiten das entzückendste Lachtäubchen der Welt, so avancirt sie jetzt — alles das recht unvermittelt und ohne innere Wahrscheinlichkeit — zur Heldin, macht in heroischen Tönen, schweren Accenten. Sie ist eine große Künstlerin, die Agnes Sorma, vielleicht die größte, deren sich Berlin erfreut, aber sie weiß das allzugut, sie kokettirt damit. Und so gibt sie viel zu viel des Guten, erniedrigt sich zur Virtuosin. Es wäre schade, jammerschade um diese starke Kraft, die bisher aus so massenhafter weiblicher Unfähigkeit hervorleuchtete wie Sulamith aus der Töchterschaar Jerusalems. Es wäre schade . . . Auch der dritte Act, in dem Lux von ihrem Manne über die Vergangenheit aufgeklärt wird, endet ganz theatralisch: als der gute Afrikadurchquerer unvorsichtiger Weise vom Mitleid spricht, das er mit seinem Weibe gehabt hätte, geräth die Sorma, die schon vorher recht nach der Kunst geschluchzt und geweint hatte, in Extase, verschmäht das bewußte Mitleid und rennt aus dem doch recht behaglichen, wenn auch nicht chicken Hause Dollbergs.

Act vier spielt in Monte Carlo, und das ist eben das Unglück. Aber wie dürfte es Roberts auch versäumen, mit breiten Pinselstrichen das Leben und Lebenlassen in dieser wundersam schönen Räuberhöhle zu malen, die Nichtsnutzigkeit einer bis in's Mark siechen, vom Chic durchfaulten Sybaritengesellschaft gerade hier zu zeigen, im Brennpunkt aller Lasterhaftigkeit und Hochcultur! Der Act zerfasert in zahllose, nicht immer gut pointirte Epigramme, zahllose, nicht immer glänzende Bilderchen des Monaco-high life; was man sonst wohl „Fortschritt der Handlung" nennt, ist hier ganz nebensächlich, gewissermaßen nur aus Anstandsrücksichten, behandelt. Der Bankdirector a. D. und Vater Luciens hat sein zurückgezogenes Leben als Staatspensionär hinter sich und ist dabei, ein selbsterfundenes Spielsystem zu erproben; Lux soll für ihn setzen, und als sie ihm nach langem Weigern den Gefallen thut, erscheint Dollberg auf der Bildfläche. Die junge Dame stürzt in's Freie, er ihr nach, und rechtzeitig genug jagt sich der unverbesserliche Börsianer eine Kugel durch den Kopf. Damit ist den Anforderungen der höheren Sittlichkeit Genüge geleistet, und man zieht in Frieden heim. Weil aber in diesem letzten Acte nicht Frau Sorma, sondern die Figur des tollen Spielers so markant hervortrat, daß alle Anderen dagegen verblaßten, langweilte sich das Parterre und lachte fröhlich in den Ernst der Situationen hinein. Man darf ihm nicht Unrecht geben. Was da oben vor sich ging, war keine dramatische Handlung, war ganz äußerliche Birchpfeifferei, Ohnetlüge, sentimental und unwahr, künstlich zusammengeschraubt, wie's kein Theaterarbeiter schlechter machen konnte.

Mittlerweile sind auch die Schlierseer Bauern mit ihrem Impresario Conrad Dreher, dem beliebten Münchner Komiker, nach vierwöchigem Gastspiele wieder aus dem Wallnertheater abgezogen. Es ist den wackeren Naturkünstlern in Berlin eigen ergangen. Der erste Erfolg war lau, und zwei Wochen lang war das Wallnertheater fast so leer, wie das Lessingtheater, wenn „Mauerblümchen" gegeben wird. „'s Lieserl von Schliersee", „Protzenbauer", „Herrgottschnitzer", „Schlagring" und wie sie alle heißen, die echten oder nachgemachten Gartenlaubendorfgeschichten, von irgend einem plumpen Theatermann mit der Scheere und dem Kleistertopf verarbeitet, sind an der Spree so abgespielt, daß sie schon im letzten Winter, als die „Münchner" sie gaben, keinen Menschen mehr in's Centraltheater lockten, denn wer eins gesehen hat, kennt sie alle. Erst als Dreher sich entschloß, die ausgetretenen Wege der Neuert und Hermann Schmid zu verlassen und etwas Neues zu geben, da war ein ehrlicher Erfolg da und der Zuschauerraum von nun an gut besetzt. Der Dichter, Benno Rauchenegger, ist ebenso wenig wie Ganghofer ein Oberbayer und noch viel weniger ein Bauer, sondern ein höchst civilisirtes Memminger Stadtkind, k. b. Ministerialsecretär seines Amtes und Münchner Pflastertreter aus Neigung. Er ist vor Allem Humorist und Beobachter des städtischen Lebens an der Isar, wie er denn auch in seinen „Allerhand Münchner G'schichten" sein Bestes und in dem köstlichen Typus Nudelmaier eine komische Figur geschaffen hat, die zehnmal mehr Blut in den Adern und Humor hat, als die frostigen Berliner Caricaturen der Frau Wilhelmine Buchholz und ihrer Nachahmungen. Rauchenegger kam also erst auf Umwegen zu den oberländer Bauern oder vielmehr: sie kamen zu ihm. Weniger in ihren heimischen Bergen hat er sie studirt, als in der Isarstadt, wenn sie etwa, den rothen Schirm unter'm Arm, zur Dult oder zum Octoberfest pilgerten, oder, den Strumpf mit ihrem Sparpfenning in der Hand, zur Dachauer Bank . . . Uebrigens soll damit nicht gesagt sein, daß Rauchenegger das Gebirgsleben nicht auch gelegentlich als Tourist und Sommerfrischler genossen hat. Aber da liegt es eben. Er ist und bleibt immer der witzige Städter, der sich zu den heimischen Gebirgsknoten herabläßt und sie mit heißem Bemühen und überlegener Ironie beobachtet und mehr ihre Wunderlichkeiten, als ihr Herz erkennt. Als Dramatiker steckt er leider noch tief im Theatralischen und Conventionellen und knüpft lieber an Schmid als an Anzengruber an. In seinem „Jägerblut", wo er das Glück hat, die herkömmlichen Todfeinde, die Jager und die Schützen, in eine ziemlich interessante Handlung zu stecken, merkt man dieses „Von oben herunter" nicht so sehr, wohl aber in seinem „Ausgestoßenen", der einen faustdicken Auftrag von Tendenz hat. Da kommt Einer gerad' aus dem Zuchthaus, ganz wie in irgend einem Schauerspiel von Richard Voß, und führt uns rührsam vor Augen, daß die Sühne erst nach der verbüßten Strafe anfängt, nämlich in der sogenannten Freiheit — unter Polizeiaufsicht. Sogar eine Rede zu Gunsten der staatlichen Entschädigungspflicht gegenüber unschuldig Verurtheilten wird einem Bauer in den Mund gelegt. In diesem herzlich schlechten Stück, wo alles Wichtige im Zwischenact oder hinter den Coulissen vorgeht, zeigt es sich schlagend, daß Rauchenegger nur ein Erzähler, aber kein Dramatiker ist, daß er über seine scherzhaften allerhand G'schichten nicht hinauskommt und wohl auf das Zwerchfell, aber nicht auf das Gemüth einzuwirken weiß. Alles Ernsthafte und Sentimentale ist so unfreiwillig komisch, wie das Gewitter mit Donnerblech und Orchesterbegleitung mitten im 3. Act und steht womöglich noch unter dem berüchtigten „Schlagring". Aber sobald er seinem Humor die Zügel schießen lassen darf, stellt Rauchenegger seinen Mann. Der Gemeindediener, Nachtwächter und Leichenträger Kaspar ist ein kostbares Geschöpf. Im Grunde bloß eine Episodenfigur, die Soloscenen aufführt. So erzählt er im ersten Act seine Erlebnisse in München bei den Soldaten, wobei er auch vor bösartigsten Kalauern nicht zurückschreckt. Mehr im Rahmen des Stückes und scenisch wirksamer ist die Zeugenvernehmung, wo Kaspar das „Brodikoll" aufnimmt — ein „Nudelmaier" in bester Form.

Die Schauspieler — Pardon, denn sie wollen ja nur Dilettanten sein! — dürfen (wenigstens in allen Stücken, wo das Leidenschaftliche und Sentimentale nicht überwiegt) mit der Reisegesellschaft der „Münchner" und den stabilen Bauernkomödienspielern vom Gärtnerplatztheater kühnlich in die Schranken treten, und Director Hofpauer, der hochnäsig erklärte, er wolle mit diesem „immer gefährlicher aufschießenden Coulissendilettantismus" nichts gemein haben, ist ebenso im Unrecht, wie seine Collegen, die entrüstet ihre Rollen zurückschickten und die beleidigten Künstler markirten. Diese gespreizten Salontyroler können nämlich von den Schlierseer Komödienbauern noch recht viel lernen und in deren Studium wieder den Weg aus der Routine zur Natur zurückfinden. Gewiß, einen Charakterspieler wie den leider oft schrecklich sentimentalen Neuert haben die Schlierseer ebenso wenig, wie eine so geniale komische Alte wie Frln. Schönchen. Dafür kann sich die derbkomische Liebhaberin Lina Gaigl all in ihrer Unbeholfenheit und Ursprünglichkeit sehr wohl neben jenen Berufsschauspielern sehen lassen, so gut wie der Charakterspieler und Hausknecht Mathias Geiling, der Bäcker Dirnberger und die komische Alte Therese Dirnberger. Wohl kommt Manches bei diesen Dilettanten viel eckiger, steifer, ungeschlachter heraus, aber der Gesammteindruck ist künstlerischer, weil jeder seine eigene Volluatur auf die Bühne bringt und niemals theatralisch und unwahr wirkt. Darum stören auch die minder Begabten nicht, die (besonders auf der Damenseite) noch im blutigen Dilettantismus stecken geblieben sind. Die Echtheit ist sogar so weit getrieben, daß einer der Hauptspieler mit einem veritabeln Kropf prunkt und spricht und die Madeln ohne Ausnahme von rührend oberbayrischer Häßlichkeit sind. Alle aber, auch die reisenden und ständigen „Münchner", überragt der einzige Xaver Terofal. Er ist seines Berufes Metzger in Schliersee, ein künstlerisch ausgebildeter, doch nicht verbildeter Lieblingsschüler Dreher's, ein Kerlchen von einer aus der Quelle sprudelnden Heiterkeit, mehr Naturbursche als Charakterkomiker, in jeder Bewegung und jedem Worte spielfreudig und drollig ohne Aufdringlichkeit, und bei alledem ein entzückender tenorino, der seine Gstanzeln und Schnadahüpfeln wunderbar schmelzend vorträgt und immer discret aber treffsicher pointirt. Es wäre Schade, wenn diese außergewöhnliche Kraft wieder „Kalbelustechen" und der deutschen Bühne verloren ginge, denn er wird gewiß auch außerhalb der Bauernkomödie vorzüglich sein. Jedenfalls lohnte schon die Bekanntschaft mit ihm das Schlierseer Gastspiel, das sonst dem großen Berliner Publikum fast zu echt war. Schon die breite Miesbacher und Werdenfelser Mundart, welche Hofpauer und die Seinigen schlau einer schriftdeutschen Retouche unterzogen, um allgemeiner verständlich zu sein, war den meisten Zuschauern schlechterdings unfaßbar, und nur für den Gesang, das Citherg'spiel und den Schuhplattler der Haxenschlager zeigten sie sich empfänglich, was durch die hübsche Decorirung des Theaters mit Schützenscheiben und Tannzweigranken, mit dem aufgespannten rothen Familienknicker des Souffleurs und mit der dröhnenden Kuhschelle als Glockenzeichen für den aufgehenden Alpenfexen-Vorhang stimmungweckend unterstützt wurde.

Ob die Schlierseer wiederkommen werden, und ob es wünschbar wäre? Ich glaube nein. Die Urspünglichkeit ihrer Kunstübung würde ohne Zweifel unter ihrer Berufsschauspielerei zu Schaden kommen. Als Dilettanten bleiben sie der naiven Kunst und Natur näher. Nicht auf unsere Luxusbühnen, nicht in den Qualm der Großstädte gehören sie hin. Sie wurzeln fest nur im heimischen Boden. Dort im Oberland haben sie ein künstlerisches Daseinsrecht und sind nicht bloß ein Curiosum für bürgerliche Spießer. Und nur dort ist ein echtes deutsches Bauerntheater möglich, eine Volksbühne mit Volksstücken, von und für Bauern gespielt . . . das ländliche Leben ringsum, kerndeutsches Alpenvolk, der blaue See, die treuen Berge auf der Wacht, das Seehaus, die rohgezimmerte Schaubühne, überall lauschende und zechende Zuschauer, alle so verständnißinnig, durstig und dankbar, und über allem Volk mitten im Spiel die derbe Tyroler Cenz, beide Hände voller Bierkrughenkel, und ihr gesundes Organ: „Oes Buam und Menscher, habt's alle Bier?"

O süßer Laut der Heimath! würde Herr von Stritzow aus Berlin seufzen.

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**geläufige**
**Das Sprechen**

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in 42 Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

**Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,**
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

☞ *Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

**Verlag von Th. Knaur, Leipzig.**

**Weck, Von Heimath zu Heimath.**
Ein Lebensbuch in Liedern. gr. 8°. 300 Seiten. brosch. *M* 3,60, elegant gebunden mit Goldschnitt *M* 4,80.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

**Shakespeares Frauengestalten**
von
**Dr. Louis Lewes.**
27 Bogen in feiner Ausstattung.
Preis geheftet 5 *M*, in Leinen gebunden 6 *M*.
In Halbfranz 7 *M*.

**Kleine Schriften**
**politischen Inhalts**
von
**Lothar Bucher.**
22 Bogen.
Preis geheftet 5 *M*, in Leinen gebunden 6 *M*.
In Halbfranz 7 *M*.
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

**A. Gerloff, Nauen bei Berlin.**

**Gr. Pomm. Gold- und Silberlotterie**
schon 11.—13. November. Gestw. 63000 Mark. 3477 Gew. 1 Originalloos nur 1 Mark.

**Gr. Geldlotterie** schon 10./11. November und 14./16. December.
1 Original-Vollloos 6,50 Mark. 1/2 Antheile 3,50, 1/4 2, 1/8 1 Mark (alle für 2 Ziehungen gültig). Gesammtgew. 204000 Mark. 11420 Geldgew. Hauptgew. 50000, 20000 Mark. 1/1 Originalloos der Ziehung vom 10./11. November 4,20 Mark.

**Gr. Geldlotterie** schon 15. November.
Gestgw. 133000 Mark. 20000 Geldgew. Hauptgew. 40000, 8000, 3000 Mark. 1 Originalloos nur 2 Mark, 1/2 Anth. 1,10 M., 1/4 60 Pfg.

**Gr. Geldlotterie** schon 21. November.
Gestgw. 55000 Mark. Hauptgew. 25000, 10000 Mark u. s. w. 1 Originalloos nur 2 M. für 2 Ziehungen gültig. 1/2 Anth. 1 Mark. 1 Mark-Loose und Anth. je 11 Stück für 10 Mark, auch gemischt.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman
von
## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.
**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Photographische
**Brustbilder in Lebensgröße**
**(Kartonformat 72×60 cm), nach jeder kleinen Photographie**
für nur **Mk. 22,50 = öwfl. 14,—** einschließlich Passepartout. — Als **wertvolles Festgeschenk jeder Art,** sowie **beim Verluste** von **lieben Heimgegangenen** bildet ein derartiges photograph. Brustbild ein **monumentales Andenken.** Zahlreiche Anerkennungsschreiben bezeugen die vorzüglich künstlerische Ausführung. Prospekt gratis. Muster franko gegen franko gern zur Ansicht.
**Photograph. Kunstverlag** Carl Stange, **Frankenberg i. Sa. Leipzig. Berlin, SW.** Kochstr. 12.

## Für nach Italien Reisende.

# Italienischer Salat.

## Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen
von
**Oscar Justinus.**

220 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

**Vossische Zeitung.** Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.
**Berliner Tageblatt.** Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.
**Berl. Local-Anzeiger.** Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.
**Norddeutsche allgem. Zeitung.** Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.
**Leipziger Tageblatt.** Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch erfunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

**Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 11. November 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die diesjährigen Manöver in Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Deutschland. Von Miles. — Der Sturz des Grafen Taaffe. Von X. Wiener. — Schonzeit!? Ein Wort an den neuen Reichstag. Von Justus. — **Literatur und Kunst:** Bauernfeld's Nachlaß. Von Ernst Heilborn. — Eine neue poetische Form? Von Eugen Wolff. — Aus dem modernen Musikleben. Von Heinrich Ehrlich. II. — **Feuilleton:** Der Besuch im Waisenhause. Von S. di Giacomo. — **Aus der Hauptstadt:** König Pharo. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Staatswissenschaftliche Seminare für Nichtstudenten. Von Fr. Fischer. — Notizen. — Anzeigen.

### Die diesjährigen Manöver

in Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Deutschland.

Die alljährlich sich steigernde Mehrbelastung der Staaten des alten Continents durch die Vergrößerung ihrer Heere weist in jüngster Zeit eine völlig neue Phase auf, die darin hervortritt, daß nicht nur die Truppen der stehenden Heere, als der Kern der waffenfähigen Mannschaft, alljährlich in ihren neu zuwachsenden Jahrgängen kriegsmäßig ausgebildet, sondern auch die Streitkräfte der zweiten Linie, die Reserve und Landwehrformationen, einer weit intensiveren Wiederholung ihrer militärischen Ausbildung unterzogen werden als bisher. Bleibt dieses Streben, wie es den Anschein gewinnt, in der Zunahme begriffen, so wird der Druck der Belastung durch das Militärwesen offenbar den Schultern der Nationen immer fühlbarer werden, und es dürfte doch der Tag kommen, wo eine Krisis eintritt und dem Ueberwuchern des Militärwesens ein Ziel gesetzt wird.

In Bezug auf die Heranziehung der Truppen der zweiten Linie zu großen Waffenübungen hat Frankreich mit seinen régiments mixtes und in diesem und im Vorjahre mit derjenigen ganzer Reservedivisionen Schule gemacht. Oesterreich-Ungarn ist in diesem Jahre seinem Beispiele gefolgt und hat seine Landwehr in beträchtlicher Stärke zu den großen Uebungen bei Güns einbeordert, die im Umfange einer Truppenversammlung von 130,000 Mann unter den Augen des Kaisers Franz Joseph, des Erzherzogs Albrecht und des deutschen Kaisers stattfanden. Oesterreich-Ungarn hat somit, nach dem Vorgange Rußlands in Volhynien und Frankreichs in der Champagne, Armeemanöver abgehalten, und zwar, wie erwähnt, unter starker Betheiligung seiner Landwehr, die im Gegensatz zu den noch in diesem Jahre übenden Reserven des französischen wie auch des deutschen Heeres eine Miliz bildet.

In Frankreich wurden zu den großen Manövern des II. und III. Armee-Corps und $1^1/_2$ Cavallerie-Divisionen in der Normandie, zwei Reservedivisionen formirt und herangezogen, und eine Anzahl von Reserveregimentern übten bei den Manövern in der Dauphiné bei den übrigen Truppen. Es fand dort somit eine ungemeine, starke Aufstellung von Reserveformationen in diesem Sommer statt, während deutscherseits nur drei Reservebrigaden und zwar je eine beim VIII. und XVII. und dem zweiten bayerischen Armeecorps zur Einziehung und Theilnahme an den Manövern gelangten.

Die österreichisch-ungarischen Truppenübungen waren in ihrer Eigenschaft als Armeemanöver im Wesentlichen, Charakteristischen, Milizmanöver, getragen von den Verbänden des activen Heeres. Denn während man in Frankreich und Deutschland fünf- beziehungsweise dreijährig gediente Mannschaften der Reserve zu den Manövern einberufen hatte, waren dies im österreichisch-ungarischen Heere die Mannschaften der Landwehr, welche keine ein- oder mehrjährige active Präsenzzeit bei der Fahne, sondern gemäß den Bestimmungen des österreichisch-ungarischen Wehrpflichtgesetzes, nach einer einmaligen acht wöchentlichen (bei der Cavallerie zwölfwöchentlichen) Ausbildungsperiode nur eine oder einige vier- bis fünfwöchentliche Uebungen absolvirt hatten, von denen die eine allerdings unmittelbar hinter ihnen lag und an welche sich die Manöver sofort anschlossen.

Die österrreichisch-ungarischen Heeresmanöver und die bei ihnen betheiligten Landwehrtruppen haben allen fachmännischen Zuschauern einen vortrefflichen Eindruck gemacht; allein man darf sich nicht verhehlen, daß diese Landwehren nicht, wie die französischen und deutschen Reserven nach wenig vorbereitenden Tagen, sondern, wie bemerkt, erst nach einer vier- bis fünfwöchigen Vorübung, in's Gelände geführt wurden, so daß die Truppen in training waren und zweifellos schwache und kränkliche Elemente abgestoßen hatten. Somit war ihr Auftreten, überdies unter den Augen des eigenen Landes- und Kriegsherrn und angespornt durch die Gegenwart seines hohen Verbündeten geradezu glänzend und bot vielleicht Veranlassung, diese Miliztruppe in ihrem Werthe für den Fall einer plötzlich sie von Haus und Hof in den Ernst des Krieges wegreißenden Mobilmachung und sofortiger Verwendung im Feldkriege ohne vorhergegangene Aguerrirung zu überschätzen. Hierzu kam der günstige Eindruck, den das frische und kernige, wenn auch etwas kleine österreichisch-ungarische Heeresmaterial hervorruft, und das weit höhere Niveau, auf dem sich die österreichisch-ungarischen Landwehroffiziere als diejenigen der französischen Reserve befinden. Von erfahrener Hand, Erherzog Albrecht, geleitet, von zwar älteren wie die deutschen, aber höchst sachverständigen und routinirten, dabei völlig frischen vom Obersten aufwärts ebenso jüngeren Offizieren geführt, und ein einheitliches Angriffsverfahren bei der gesammten Infanterie befolgend, boten die manöverirenden österreichisch-ungarischen Truppen einen erfreulichen Anblick und leisteten Ausgezeichnetes. Die Infanterie war einschließlich der Honveds so zu sagen aus einem Gusse, und das etwas schematische Angriffsverfahren, welches sie verfolgte, erscheint vollkommen

für ein Heer berechtigt, welches mit so mannigfachen und noch immer auf keiner sehr hohen Bildungsstufe stehenden Nationalitäten zu rechnen hat, wie das des österreichischen Kaiserstaates. Ganz besonders vortheilhaft zeigte sich ferner dessen Cavallerie entwickelt. Die unübertroffene Einzeldressur und Pflege des Pferdes, sowie das ausgezeichnet leichte und ausdauernde Pferdematerial der österreichisch-ungarischen Reiterei sind bekannt und traten von Neuem wieder in Erscheinung; allein auch in Bezug auf den Aufklärungsdienst und die Führung erwies sich die Reiterei Oesterreich-Ungarns auf einer sehr hohen Stufe und ein Gleiches galt für die Honved-Cavallerie-Regimenter. Die Artillerie bewährte ihren alten vortrefflichen Ruf hinsichtlich ihrer guten Bespannung, Manövrirfähigkeit und richtigen Verwendung. Sie gab den großen Batterien den Vorzug und vermied, um ihre Wirksamkeit nicht zu beschränken, den häufigen Stellungswechsel. Ein gutes Zeichen für den offensiven Geist im österreichisch-ungarischen Heere bot die seltene Verwendung von Feldverschanzungen; da wo solche aber angewandt wurden, erfolgte ihre Anlage rechtzeitig und zweckentsprechend. Einige Neuerungen in der Verpflegung, der Verwendung des Telephons in Verbindung mit dem Feldtelegraphen, einer fahrenden Felddruckerei und der Befehlsexpedirung in den Hauptquartieren waren von geringerem Belang. Als Gesammtresultat aber ergab sich der Eindruck des frischesten und eifrigsten Strebens im gesammten Heere, bei denen besonders das Offiziercorps durch kriegsmäßige Einfachheit, Bedürfnißlosigkeit und Hingabe an seinen Beruf, bei großer wissenschaftlicher Regsamkeit vortheilhaft hervortrat.

Wesentlich anders gestaltete sich der Verlauf und der Eindruck, den die großen französischen Truppenübungen des zweiten und dritten Armeecorps zwischen Rouen, Beauvais und Clermont sur Oise hervorriefen. Obgleich neben vielem überschwänglichen Lobe der Truppen des activen Heeres und besonders seiner bei den Manövern vertretenen Reserveformationen an manchen Stellen der französischen Presse eine recht herbe Kritik nebenher lief, so hat sich doch erst allmählich in letzter Zeit zur Evidenz ergeben, daß die französischen Reservedivisionen auch in diesem Jahre wieder ein der Welt durch lobende Zeitungsberichte nur schlecht verhülltes Fiasco aufzuweisen hatten; obgleich man ihre Regimenter stellenweise mit 25 Mann Linie per Reserve-Compagnie auf Unkosten der activen Truppentheile ausgestattet hatte. Da sie derart von starken Liniencadres mit überdies einem Linienoffizier — meist dem Hauptmann — per Compagnie eingerahmt waren, so war man berechtigt, im Hinblick auf die bisherige fünfjährige Dienstzeit der französischen Reservisten jedenfalls eine ganz andere und weit bessere Leistung von den Reservedivisionen zu erwarten. Allein nur auf der Revue bei Beauvais hat sich die 43. und 46. Reservedivision bewährt, bei den Manövern selbst nicht. Vor Allem waren ihre Mannschaften nach zu kurzen Uebungen aus ihrem bürgerlichen Berufsleben in die immerhin ungewohnten Verhältnisse größerer Truppenverbände eingetreten und auf's Manöverfeld gesandt worden, so daß, da sie hier noch mit der Detailroutine zu kämpfen hatten, ihnen und ihren Offizieren der rasche Blick für die großen Verhältnisse abging. Man hofft in Frankreich durch eine längere Vorübungsperiode diesem Uebelstande zu begegnen, allein man verfällt damit in den anderen noch größeren Fehler, die Anforderungen, die ein plötzlich ausbrechender Krieg an die Mobilmachung und sofortige Marsch-, Manöver- und Gefechtsbereitschaft der Reservetruppen stellt, zu ignoriren. Wie kann besonders Frankreich, welches womöglich seine 19 Reservearmeecorps gleichzeitig mit seinen 19 Linienarmeecorps auftreten lassen will, an eine längere Vorübung der Reserven für diesen Zweck im concreten Falle denken? Als Hauptfehler aber der derzeitigen französischen Reserveformationen und somit der ganzen Schöpfung de Freycinet's stellte sich der Mangel an tüchtigen ihrer Aufgabe gewachsenen Offizieren und auch Unteroffizieren heraus. Man kann es bei der Unsicherheit und Ungeschultheit der französischen Reserveoffiziere den Männern vom Fach, den Troupiers, daher nicht verdenken, wenn sie am liebsten Linienoffiziere an deren Stelle sehen und eine gewisse Geringschätzung der Reserveoffiziere zur Schau tragen; die Organisation de Freycinet's versucht, neben der tüchtigen französischen Linienarmee eine tüchtige Reservearmee gleichzeitig aufzustellen. Dieser Versuch aber ist als im Wesentlichen gescheitert zu betrachten. Wohl weist die französische Armee einen weit stärkeren Etat an Offizieren und Unteroffizieren auf, wie z. B. die deutsche. Allein diese Zahl ist nicht stark genug, um mit ihr circa $1^1/_2$ hundert Reserveregimenter ausreichend zu besetzen. Nicht im Unrecht war daher General de Cools, der den Schaden der Unfähigkeit der Reserveoffiziere aufdeckte. Die sehr schwer zu beseitigende Lücke wird unseres Erachtens die Frage wieder dringender machen, ob es nicht schließlich doch besser ist, eine kleinere, in jeder Beziehung vorzüglich durchgebildete und leistungsfähige Armee zu besitzen, wie jene Schaaren von kurz ausgebildeten Mannschaften mit überdies vorwiegend sehr jungen unerfahrenen Offizieren; auf welche die heutigen Armeen mit der völligen Durchführung der zweijährigen Dienstzeit hinsteuern. Was die Leistungen der einzelnen Waffen bei den französischen Manövern betrifft, so erwies sich die Linien-Infanterie als tüchtige und sorgfältig ausgebildete, auf der Höhe der Zeit stehende Truppe, desgleichen die Cavallerie und Artillerie. Die Cavallerie vermied diesmal die vielen unnützen Bewegungen der Vorjahre und gelangte nur wenig zum Eingreifen in das Gefecht; wo dies jedoch erfolgte, geschah es mit Geschlossenheit, Ordnung und Energie. Die französische Artillerie behauptete ihren bisherigen ausgezeichneten Ruf. Es war bemerkenswerth, daß sie die Infanterieangriffe überall, wenn angängig, bis zur Ausführung des letzten Sturmanlaufes unterstützte, ein Verfahren, dessen Bedenken beim Manöver in Ermangelung der scharfen Munition allerdings nicht in die Erscheinung zu treten vermögen. Die französische Armee liebte von jeher das Schanzen und so zeigten auch die diesjährigen Manöver eine mannigfache Anwendung von Schützengräben, Batterie-Emplacements und sonstigen stärkeren Feldbefestigungen. Von den Hülfsdienstzweigen wurde ein ausgedehnter und erfolgreicher Gebrauch der Radfahrer beim Aufklärungs- und Sicherheitsdienst gemacht, desgleichen gelangten der Fesselballon und der Feldtelegraph mit Nutzen zur Verwendung. Das Verpflegungswesen bot dagegen Anlaß zu einigen Klagen und in hohem Maße war dies betreffs der Anordnung des Cantonnements und des Nachtlagers der Truppen der Fall. Hierin scheint große Unordnung geherrscht zu haben. Allein es ist zu berücksichtigen, daß die französische Heeresverwaltung sich erst so zu sagen durch die Schwierigkeiten in der Anlage großer Manöver hindurcharbeiten und die Erfahrungen darüber sammeln muß, welche man beispielsweise in Deutschland bereits seit einer Reihe von Decennien besitzt. Daß sich das französische Heer immer noch nicht von einem programmmäßigen, mehr oder weniger genau vorher bestimmten Verlauf seiner großen Truppenübungen frei zu machen vermochte, ist ein deutlicher Beleg dieses Mangels an Erfahrungen und bildete neben der Unfertigkeit seiner Reserveformationen das Hauptübel seiner diesjährigen Manöver.

Auch die deutschen Manöver waren lehrreich. Kriegsgemäße Anlage, annähernd kriegsmäßige Truppenstärken und ebensolche Verwendung derselben, bildeten die Hauptziele dieser Manöver, in deren Verlauf die Darstellung und Erprobung der die obere Heeresleitung betreffenden Verhältnisse besonderer Gegenstand der Berücksichtigung und Uebung war. Den Verhältnissen des Krieges entsprechend, waren General- und Spezial-Ideen für die verschiedenen Uebungstage einfach, und den Führern wurde innerhalb derselben ein weiter Spielraum für selbständiges Handeln und eigene Initiative geboten. Von einer programmmäßigen Festsetzung des Terrainabschnitts oder der Punkte, an denen der Zusammenstoß der Gegner stattfinden würde, wie bei den französischen Manövern, war daher bei den deutschen nicht die Rede. Die Dispositionen für die einzelnen Uebungstage waren unter großen Gesichtspunkten angelegt und die Cavallerie veranlaßt, zur Aufklärung weit auszugreifen. Tactische Aufklärung, Entwickelung zum Gefecht, Durchführung und Abbrechen desselben, sowie der Uebergang in den Zustand der Ruhe und Bivouacs, Cantonnements und

Vorposten waren kriegsgemäß, ebenso die Befehlsertheilung und deren Organisation, welcher unter Heranziehung des Feld-, und wenn angängig, auch des Staatstelegraphen, ganz besondere Berücksichtigung zu Theil wurde.

Der Hauptwerth der deutschen Kaisermanöver lag daher auf dem Gebiete der Heeresleitung; die taetischen Verhältnisse und die nur in geringer Anzahl bei ihnen auftretenden Reservetruppen — eine Brigade beim VIII. Corps — traten dabei mehr in den Hintergrund. Sie bildeten in erster Hinsicht eine gute Schule für die höheren Führer, deren Stäbe und für die verschiedenen Zweige der Heeresverwaltung. Im Besonderen sollten die Manöver bei Metz den weit ausgreifenden strategischen Aufklärungsdienst der Cavallerie und den Einfluß einer großen Festung auf in ihrer Nähe geführte Operationen und Kämpfe zur Darstellung bringen.

Was die einzelnen Waffen betrifft, so leistete die Infanterie recht Gutes, während der Aufklärungsdienst der Cavallerie bei den Manövern bei Metz im Vergleich zu demjenigen beim XIV. und XV. Corps am Rhein, zu wünschen übrig ließ. Das Eingreifen dieser Waffe durch ihre Attacke in's Gefecht war mit Ausnahme der Tage des 6. und 7. September ohne besonderen Erfolg, und die große Cavallerie-Attacke von zwölf Regimentern am 8. September gegen die 5. bayerische Infanterie-Division wurde in Bezug auf ihren Erfolg sehr verschiedenartig beurtheilt. Man hielt sie an mancher Seite für nicht durch die Verhältnisse geboten oder begünstigt und für im Ernstfalle mißglückt. Allein es bleibt zu erwägen, ob die Gelegenheit zu derartigen Massenangriffen der Reiterei in Anbetracht des Uebungszwecks der großen Manöver nicht auch dann benutzt werden muß, wenn auch nicht alle Umstände für den unbedingten Erfolg sprechen, da diese Gelegenheiten sich nur selten bieten. Die Artilleriewaffe leistete in Bewegungen, Stellungnahme, Feuerleitung und besonders in ihrem Zusammenwirken mit dem der Infanterie durchweg recht Gutes und den Pionieren war bei den Manövern am Oberrhein Gelegenheit zu einem von ihnen exakt, jedoch zu langsam ausgeführten großen Brückenschlage über diesen dort noch reißenden Strom geboten. Das Fahrrad gelangte auch bei den deutschen Manövern zur ausgiebigen Verwendung und die Anordnung, und daß ein Reglement für den Fahrraddienst entworfen werden soll, liefert den Beweis, daß es sich mit den diesjährigen Manövern das Bürgerrecht in der Armee erworben hat. Ein anderes neues Kriegshilfmittel, die Vorpostenhunde, gelangten bei den 4 Jägerbataillonen des XIV. Armeecorps mit Nutzen zur Anwendung, desgleichen der Fesselballon beim XVI. Armeecorps.

Somit erwiesen sich auch die deutschen Manöver als höchst lehrreich und lieferten den Beweis, daß unser Heer in seiner Ausbildung nicht stehen geblieben ist, sondern unablässig fortschreitet. Nach dem Vorgange der großen österreichisch-ungarischen Manöver wird es, wie verlautet, im nächsten Jahre einen Schritt weiter auf seiner Bahn der Gesammtausbildung thun und Manöver einer größeren Anzahl von Armeecorps im Armeeverbande, wie es heißt, in Norddeutschland abhalten, auf deren Verlauf und Ergebnisse man in militärischen Kreisen mit Recht gespannt sein darf. Die von einem englischen Blatte gebrachte Nachricht, daß derartige Manöver im Vereine mit der österreichisch-ungarischen Armee stattfinden sollen, enthält im Hinblick auf die Einquartierungs- und Flurschädengesetze ꝛc. der verschiedenen Länder, sowie selbst andere in Betracht kommende internationale und politische Rücksichten so viel Unwahrscheinliches, daß sie offenbar auf einem starken Mißverständniß beruht.

Miles.

## Der Sturz des Grafen Taaffe.

Von X. Wiener.

Im Hafen gescheitert, so schrieb man, als Graf Hohenwart am 30. October 1871 fiel. Er hatte bei den Neuwahlen einen Reichsrath zusammengebracht, dessen Majorität die Verfassungsrevision votirt hätte. Im letzten Moment, an der Schwelle des Sieges, stürzte ihn sein eigener Finanzminister, der alte Bureaukrat Ludwig Freiherr von Holzgethan. Nicht Beust und nicht Andrassy, Holzgethan überzeugte in dem entscheidenden großen Kronrathe den Kaiser, daß Hohenwart's Projecte und Heinrich Clam's böhmische Fundamentalartikel den administrativen Organismus Oesterreichs heillos ruiniren müßten. Der alte Finanzmann ging in seinem Vortrage das Staatsbudget Punkt für Punkt durch, um die Einwirkungen des Föderalismus auf dasselbe zu zeigen, und als er auseinandergesetzt hatte, daß vom Budget des Ministeriums des Innern nichts übrigbleiben würde, als die zwei Kapitel: „Centralleitung" und Ausrottung des Räuberwesens in Dalmatien, da unterbrach ihn der präsidirende Monarch mit den Worten: Also es geht nicht. Es ging nicht, aber Hohenwart ging einige Tage später.

Gleich diesem fällt nun auch Graf Taaffe im Augenblicke, da er den Sieg in Händen zu haben meinte. Zwar nicht ein College, aber der intimste seiner Intimen, Graf Hohenwart, ist es, von dessen Hand er den Todesstoß bekommen hat. Was die deutsche Linke durch Jahre mit unzweifelhaftem Aufwande von politischem und parlamentarischem Talente vergebens versucht hat, eine Rede des Grafen Hohenwart hat es bewirkt. Ob der deutsche Edelmann mit den sarmatischen Gesichtszügen gegen seinen Freund und Standesgenossen loyal gehandelt hat, mögen die beiden Herren untereinander ausmachen; uns kümmert nur das Resultat. Dieses aber ist der Sturz des Grafen Taaffe nach vierzehneinvierteljähriger Regierung. Als man den Fürsten Talleyrand wenige Tage vor der Julirevolution fragte, was denn nach den Bourbons kommen werde, gab er die Antwort: autre chose. Etwas anderes wird auch in Oesterreich kommen als das System Taaffe, das steht fest, vielleicht wird das andere auch nicht gut sein, leicht möglich ist es auch, daß es bald seinerseits wieder von einem Anderen abgelöst wird, aber es wird eben etwas anderes sein, und schon darum wird es besser sein als die Systemlosigkeit, die man System Taaffe genannt hat, als eine Politik, die, wenn sie vielleicht auch Anfangs von einer richtigen Grundidee ausging, allmählich dazu gelangt war, die politische Charakterlosigkeit zur Höhe eines Prinzips zu erheben und die Staatsautorität auf dem parlamentarischen Schacher aufzubauen.

Man weiß, wie das Ministerium Taaffe seiner Zeit entstand. Die deutsche Linke stand unbesiegt da, als sie unter dem geistigen Drucke Herbst's auf den Einfall kam — Selbstmord zu begehen. Sie erhitzte sich für das Türkenthum, sie opponirte der bosnischen Occupation, wenig fehlte und sie hätte vom Grafen Andrassy den Krieg gegen Rußland verlangt. Trotzdem wollte der Kaiser nochmals ein Cabinet der Linken berufen, aber Baron Pretis, der es bilden sollte und den Herbst selbst dem Kaiser dazu empfohlen hatte, erhielt von der Linken, sobald er zur That schritt, lauter Absagen, ein erster Versuch der Cabinetsbildung, den Graf Taaffe machte, mißlang, ein Interimisticum unter Herrn v. Stremayr wurde geschaffen, aus dem sich nach siebenmonatlicher Dauer (alle Provisorien in Oesterreich sind langlebig) das Ministerium Taaffe am 12. August 1879 entpuppte. Es war ein definitives und alle Welt prophezeite ihm eine sechsmonatliche Lebensdauer; es hat dann mehr als vierzehn Jahre gelebt.

Als es in's Amt trat, fand es eine wesentlich veränderte Situation vor; die im Sommer unter dem Provisorium vollzogenen Wahlen hatten der Linken eine schwere Niederlage bereitet, die Czechen waren außerdem in den Reichsrath getreten, die Majorität in diesem war verschoben, der Schwerpunkt war von links nach rechts gerückt. Als Graf Taaffe seinen ersten Versuch im Februar gemacht hatte, hatte er mit

Herrn v. Plener unterhandelt, als er sein Ministerium im August bildete, berief er vorwiegend Männer der Rechten herein und einer nach dem anderen mußten die der Linken angehörigen Politiker, die noch im Cabinet saßen, aus demselben scheiden, bis zuletzt das Ministerium „über den Parteien" allmählich ein Ministerium der Rechten, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in der That geworden war. Als der Ministerpräsident in dem Krakauer Professor Julian v. Dunajewski endlich einen Finanzminister, Mentor und parlamentarischen Debatter, gefunden hatte, wurde die Situation am besten dadurch gekennzeichnet, daß von der Ministerbank herab emphatisch verkündet wurde, man könne Oesterreich auch ohne die Vertreter der Deutschen regieren. Der Satz war auch keine leere Phrase; es wurde ja thatsächlich ohne diese, in vielen Stücken gegen diese regiert und es wäre weitergearbeitet worden in der eingeschlagenen Richtung, würde nicht ein höherer Wille als Dämpfer gewirkt haben. Man scheint im dynastischen und allgemein-staatlichen Interesse — und diese beiden fallen doch zusammen — es zuletzt bedenklich gefunden zu haben, die Deutschen zu sehr an die Wand zu drängen. Ein höherer Wille dictirte dem Ministerpräsidenten den böhmischen Ausgleich, den er geschickt in Scene gesetzt, durch ungeschickte Ausführung verpfuscht hatte. Anstatt nach geschlossenem Ausgleich sofort den böhmischen Landtag einzuberufen, ließ man den Jung-Czechen zwei Monate Zeit, den Widerstand zu organisiren, ein Theil des Feudaladels fiel eingeschüchtert ab, der Ausgleich war nicht über die ersten Stadien hinauszubringen; die jung-czechische Opposition wuchs riesengroß an. Eine Auflösung des Reichsraths sollte helfen, sie sollte die gemäßigten Elemente in die Majorität bringen, sie bewirkte nur das eine, daß der kluge Dunajewski, der erkannt hatte, daß seine Uhr abgelaufen sei, freiwillig ging, die Wahlen selbst fegten die Alt-Czechen weg, sprengten die alte Majorität der Rechten und führten in den Jung-Czechen ein Element in die Reichsvertretung, das unzweifelhaft eine Summe von Talent in sich birgt, aber bis jetzt dieses Talent nur in centrifugalem Sinne verwendet und das in das bisherige Planetensystem hineinstürmend, bis jetzt nur Störungen der regelmäßigen Umläufe und Bahnen bewirkt hat. Moralisch war das Ministerium Taaffe durch die Wahlen von 1891 eigentlich schon verurtheilt, aber getreu seiner berühmten Devise des „Durchfrettens" hat der Ministerpräsident sich sofort der Linken genähert und versuchte es eine Zeit lang mit ihr. Er näherte sich dann wieder der Rechten, man war schon gespannt darauf, in welcher Gestalt er heuer vor dem Parlament erscheinen würde, — „sera-t-il Dieu, table ou cuvette?" — er kam mit der Wahlreform und dem allgemeinen Stimmrecht und der bewährte Meister in hundert parlamentarischen Intriguen, der Mann, der das divide et impera zum Inbegriff aller Staatsweisheit gemacht und eine Partei an der anderen zerrieben hatte, sah sich plötzlich einem ehernen Wall gegenüber. Sein bester Freund erklärte sich gegen ihn, er war gerichtet und keine „Stimme von Oben" ließ das „Gerettet" vernehmen.

Das Ministerium Taaffe hat zwei bedeutende Leistungen aufzuweisen, es hat die Finanzen des Staates saniert und es hat den Anfang mit einer, wenn auch im Detail vielfach verfehlten, doch unzweifelhaft werthvollen sozialreformatorischen Gesetzgebung gemacht. Die finanzielle Sanirung ist das Werk Dunajewski's, des „österreichischen Sella", wie man ihn genannt hat, die sozialreformatorische Gesetzgebung ist das Werk der allmächtigen Hofräthe und Sectionschefs des Handelsministeriums, die den fünf Nullen, die in den letzten anderthalb Jahrzehnten die Ministerwohnung im alten Barbarastift bezogen. Bei beiden großen Werken hat Graf Taaffe nur passive Assistenz geleistet, mitzuwirken verbot ihm vor Allem seine Unkenntniß der einschlägigen Verhältnisse, seine krasse Bildungslosigkeit. Eine wahre Schicksalstragik liegt darin, daß im Augenblick, da er mit der, wenn auch verballhornten demokratischen Idee, der Wahlreform, kam, für ihn das Zügenglöcklein geschlagen hatte. Der Widerstand der Linken würde diese Wahlreform nicht zu Fall gebracht haben, die Empörung der Rechten bewirkte dies; diese Empörung aber galt vor Allem der Heimlichkeit und Tücke, mit der das Werk in Scene gesetzt wurde. Am Tage vor Einbringung der Wahlreform hat Graf Taaffe noch seinem treuesten Freund, dem Grafen Hohenwart, versichert, daß er an keinerlei ernste politische Action während des Tagungsabschnittes denke — Tags darauf schlug er die Einführung des allgemeinen Stimmrechts vor!

Und hier haben wir den springenden Punkt im Leben dieses merkwürdigen Mannes. Seine hervorragendste Eigenschaft ist die — keine Ueberzeugung zu haben. Er selbst hat als den Inbegriff seiner Staatsweisheit das „Durchfretten" bezeichnet, das von der Hand in den Mund leben. Dieser Opportunismus, gepaart mit einer souveränen Verachtung der Menschen, war der Leitstern seines Thuns und Lassens. Ein Jugendfreund des Kaisers und daher sich nach oben vollkommen sicher fühlend, hat er sich nach unten durch eine mit Affectation zur Schau getragene Bonhommie und durch eine Virtuosität im Versprechen und — Ableugnen des Versprechens das Leben leichter gemacht. Er war ein tüchtiger Administrator, geschickt, fleißig, arbeitskräftig, als echter Opportunist verträglich, dabei bildungslos, ohne tieferen Einblick in den Zusammenhang und den Lauf der Begebenheiten, ohne große Auffassung. Dieser Mann, der dreimal Minister und zweimal Premier eines großen Reiches war, ist nie über die Grenzen Oesterreichs hinausgekommen, spricht außer dem üblichen Gouvernantenfranzösisch keine fremde Sprache. Dieser Peer von Irland — er ist ja Viscount Taaffe of Corrn und Baron von Ballymote — versteht kein Wort englisch. Fast niemals sah man ihn in einem Theater, einem Concert, bei dem Vortrag eines großen Gelehrten; er hatte keinen Salon, frequentirte die Welt nicht. Sein Schreibtisch und — die kleinen parlamentarischen Conferenzzimmer, wo er mit Parteiführern unterhandelte und sie „überzeugte", genügten ihm. Er war kein Staatsmann, kein Parlamentarier, kein Dictator, er war ein geschickter politischer Detaillist und Kleinkrämer; als er das erste Mal sich an einer wirklich großen Frage, dem allgemeinen Stimmrecht, versuchte, machte er das lächerlichste Fiasco und fiel, man weiß selber nicht warum und über was. Man hat ihn einen Feind der Deutschen genannt; er hat dem Deutschthum in Oesterreich sehr schwere Wunden geschlagen, sein Feind war er gerade so wenig als er irgend Jemandes Freund gewesen war. Er regierte gegen die Deutschen, würde der Kaiser es heute befohlen haben, so würde er morgen mit den Deutschen regiert haben. Als junger Mann war er Ministercollege Herbst's und Giskra's, als bejahrter Mann war er der Gegner der Linken, würde aber auch mit ihr gegangen sein, wenn es sich gerade so gefügt hätte. Wer gar keine Ueberzeugung hat, dem kann man nicht nachsagen, daß er Jemandes Feind ist, außer vielleicht der politischen Moral.

Jetzt kommt wie schon gesagt: autre chose; eine Coalition kommt, derengleichen die Welt seit dem berüchtigten Bunde zwischen Lord North und Fox vor 110 Jahren nicht mehr gesehen hat. Ein hochclericales Ministerium mit zwei liberalen Ministern mitten darinnen, zieht am Horizont auf — Pegasus im Joch. Den Deutschen in Oesterreich kann nicht mehr viel geschehen, das ist auch eine Art Trost. Auf die moralische und widernatürliche Coalition zwischen North und Fox folgte die glorreiche Regierung William Pitt's. Der österreichische Pitt ist bis jetzt nicht gefunden, wenn er in unserem Parlament vorhanden sein sollte, so hält er sich wenigstens bis jetzt sorgfältig versteckt.

---

## Schonzeit!?

Ein Wort an den neuen Reichstag.

Noch ist das Morgenroth der neuen Legislaturperiode für das Deutsche Reich nicht angebrochen. Nur als gespenstische Schatten, sichtbar, doch ungreifbar, schreiten die Gesetzentwürfe daher, welche die kommende Aera des jungen Reichstages zu

neuem Leben erwecken soll. Schon vernimmt man von ferner das dumpfe Rollen der Reichsgesetzgebungsmaschine. „Gebt Schonzeit!“ hat jüngst im Organ der Schutzzollpartei, welches seit Jahren auf Seiten der Regierung steht, flehend ausgerufen. Schonzeit? Für wen? Für die Wirklichen Geheimen Räthe, welche schweißtriefend die frisch geölten Räder der Gesetzgebungsmaschine treiben müssen, bis aus dem rohen Material der fertige Entwurf, fein säuberlich nach Paragraphen geordnet und nett mit Motiven garnirt, gestaltet ist, oder für die große Masse des Volkes, dem man keine Ruhe läßt, die Reibungen und Mißhelligkeiten zu verwinden, welche jedes Gesetz, gleichviel ob brauchbar oder unbrauchbar, für eine gewisse Zeit nach sich zieht, das schuldlos, wie ein gehetztes Wild von Gesetz zu Gesetz geführt, die Uebelthaten einzelner ihrer Mitglieder mit einer „lex Heinze“, „lex Ahlwardt“ und „lex Mosse“ büßen muß.

Das ist ja der krankhafte Zug, der sich durch unsere ganze moderuste Gesetzgebung hinzieht, daß man in enger Kurzsichtigkeit über den täuschenden Schein des Symptoms die Tragweite seiner Beseitigung vergessend vereinzelte Vorfälle zum Vorwurf für gesetzgeberische Actionen nimmt, deren das Leben und die Praxis dann doch zu spotten pflegt; daß man, verführt von den frühreifen Rathschlägen ärmlichen Halbwissens, der unvollkommenen Erkenntniß der natürlichen Entwickelungsgesetze die Gewalt zu Gebote stellt, weil man nur die Opfer sieht, aber nicht die Vortheile, welche aus der verschlungenen Kette von Ursachen und Wirkungen hervorleuchten, gleichwie ein schlechter Arzt den „Krankheiten“ den Krieg erklärt, ehe er ihren ursächlichen Zusammenhang im gesunden Körper erkannt hat. — Große soziale Schöpfungen werden in den Hintergrund gedrängt von schwächlichen Gelegenheitsgesetzen, die einer Stimmung des Tages ihre Entstehung verdanken. In dem Criminalrichter läßt man den Sozialreformer, im Staatsanwalt den Weltverbesserer erstehen, und in dem Strafgesetzbuch glaubt man die Brücke gefunden zu haben, welche die verzweifelnde Masse hinweghelfen soll über die klaffende Lücke sozialer Schäden und wirthschaftlicher Schwächen.

Die Hoffnung, mit welcher so mancher Optimist die gewaltsam verendete letzte Gesetzgebungsperiode in ein besseres Dasein hinüber geleitet hatte, daß das Allheilmittel wachsender Erfahrung, bessernder Erkenntniß diesem Uebermaß einseitiger Impulse Ausdehnung und Intensität benehmen, diesen verhängnißvoll nach einer Seite treibenden Krankheitsstoff mehr und mehr einschränken würde, hat sich nicht erfüllt. Eine pietätvolle Nachfolgerin hat die Hinterlassenschaft übernommen, ohne Vorbehalt und ohne Benefiz des Inventars. Die alten, lieben Bekannten, welche bereits im verflossenen Parlament dazu auserkoren waren, beruhigendes Oel auf die Wogen sittlicher Verrohung und sozialer Zersetzung zu gießen, entsteigen von Neuem dem Schubfach des grünen Tisches, in unveränderter Gestalt oder mit geflicktem Gewande die alten Formen nothdürftig verdeckend.

Da erscheint in vorderster Reihe wieder das Kind der Heinze'schen Eheleute, ausgestattet mit all den Waffen einer culturfeindlichen Vergangenheit. Zu seinen alten Freunden sind unerwartet neue hinzugetreten. Es ist ein hochbedenkliches Zeichen für den Geist, der auch in unsere deutsche Juristenwelt Einzug hält, wenn Leute, wie Kronecker und Felisch, die beide mit dankenswerthem Eifer in vorderster Reihe gestanden hatten, als es vor wenigen Jahren galt, aus dem Keimen anthropologischer und soziologischer Forschungen eine schöpferische Criminalreform erstehen zu lassen, nunmehr in ihrem zum diesjährigen Deutschen Juristentage erstatteten Gutachten mit den von ihnen vorgeschlagenen Strafschärfungen ihrem eigenen Werke, der eine mehr, der andere weniger, den Boden abgraben. Zur Unterstützung der Schärfungsvorschläge wird von den Anhängern der Schärfungstheorie immer wieder die vulgäre Behauptung aufgestellt, daß die Rohheitsdelicte und die Vergehen gegen die Sittlichkeit eine fast unausgesetzte Zunahme aufzuweisen haben, welche nicht im Verhältniß zum Wachsthum der Bevölkerung stehen. Die Unrichtigkeit dieses Satzes ist bereits im Jahre 1886 durch Streng nachgewiesen worden, welcher auf Grund eingehender statistischer Untersuchungen zu dem Ergebniß gelangt, daß die Criminalität vergangener Zeiten, die doch unter der Herrschaft verschärfter Strafen standen, eine weit höhere gewesen ist als die heutige. So unbestritten das Wachsthum des jugendlichen Verbrecherthums ist, so bestritten ist die Frage der Zunahme der Brutalitätsdelicte. Wenn heute mehr Fälle dieser Art zur öffentlichen Kenntniß gelangen, so beruht dies zum größten Theil auf den hervorragenden Fortschritten der modernen Statistik und der Vervollkommnung und Ausbreitung der Tagespresse.

Wir geben gern zu, daß es Verbrecher gibt, deren sittliche Rohheit soweit geht, daß sie in dem Aufenthalt im Gefängniß keine Strafe, sondern eine bequeme Unterkunft sehen, die also nur durch verschärfte Mittel zu dem Bewußtsein der Strafahndung gebracht werden können. Nur dürfen diejenigen, welche hieraus ein Hauptmoment für die Nothwendigkeit von Kettenstrafen, Kostschmälerung, Dunkelarrest oder gar Prügelstrafen herzuleiten versuchen, nicht übersehen, daß es bereits heute für die Gefängnisse fast aller deutschen Staaten Disciplinarordnungen gibt, deren Bestimmungen zum Theil sehr erhebliche Strafverschärfungen enthalten. Der große Unterschied zwischen den jetzt bestehenden und dem projectirten Zustande besteht nur darin, daß jetzt die Strafschärfungen als Disciplinarmittel durch den Gefängnißvorsteher gegen solche Verurtheilte zur Anwendung kommen, die innerhalb der Gefängnisse nach der Verurtheilung sich vergangen haben, während künftighin diese Verschärfungen als Strafen im engeren Sinne durch Urtheil wegen des Charakters des Vergehens in der Hauptverhandlung ausgesprochen werden sollen. Man bedenke, welche Gefahren hierin liegen. Abgesehen davon, daß der Richter auf Grund des flüchtigen, vielfach trügerischen Bildes der Hauptverhandlung unmöglich ein Urtheil über die Individualität des Thäters, über sein Vorleben, die Motive seiner That und die sonstigen vielen Einzelheiten, die zur Charakterisirung der Strafthat und darum zu einem gerechten Spruch durchaus erforderlich sind, gewinnen kann, daß daher bei der mangelhaften Würdigung der Eigenart des Abzuurtheilenden jeder Versuch zur Abmessung von Strafschärfungen zu einem bedenklichen Fehlspruch führen muß: so bleibt weiter die verhängnißvolle Folge, daß die harte Strafe, welche im Voraus hat festgesetzt werden müssen, wenn sie sich hinterher als für die Individualität des Verurtheilten unangemessen herausstellt, keine Milderung mehr zuläßt; daß ferner die Schärfungen fortgesetzt werden müssen, mag der Gefangene auch einen noch so ernstlichen Besserungswillen oder ein noch so gutes Betragen innerhalb der Gefängnißräume an den Tag legen. Der Schärfungsgedanke ist eben unvereinbar mit der vornehmsten und edelsten Aufgabe der Zweckstrafe, der Besserung. Die verschärften Strafen müssen jedes Besserungsgefühl ersticken, trotzige Verbissenheit herausfordern, und den Kampf gegen die Gesetze, die Erbitterung gegen die Gesellschaft verstärken. Der Reuige wird zum Verzweifelten. Der Dunkelarrest verscheucht jeden Lichtstrahl dämmernder Erkenntniß, und mit der Zuerkennung der Kettenstrafe wird dem Verbrecher das Bewußtsein, noch ein Mensch zu sein, genommen. — —

Würdig sich anreihend sehen wir auch wieder den Stolz frommer Jünglingsvereine und ethischer Kaffeekränzchen, das „Trunksuchtsgesetz“ aus langem Scheintode auferstehen. Wir verzichten darauf, an dieser Stelle das Urtheil zu wiederholen, welches die Oeffentlichkeit gerade über dieses gesetzgeberische Product mit seltener Einmüthigkeit gefällt hatte. Die beste Schutzwehr gegen solche Decrete sozialer Verirrungen bildet der Instinkt der großen Masse, jener Instinkt, der als die Summe des Kapitals sittlicher Bildung im Volke sich aus eigener Macht zu den höheren Stufen reinerer Entwickelung emporbewegt.

Ihm schließt sich der „Entwurf eines Auswanderungsgesetzes“, das Heilpflästerchen auf der Wunde nothleidender Landwirthe, an. Auch dieser Gesetzentwurf gleicht der medizinischen Quacksalberei, welche ein Geschwür am Körper mit Salben bestreicht, statt die Ursache des Uebels, die unreinen Säfte zu entfernen. Die Thatsache, daß die Auswanderung

aus dem dichtbevölkerten Süd- und West-Deutschland sehr gering, aus dem dünnbevölkerten Ostdeutschland dagegen unverhältnißmäßig stark ist, muß jedem unbefangenen Beobachter zeigen, daß und in welchen ungesunden sozialen Zuständen der Sitz des Uebels zu erblicken ist, daß durch innere Kolonisation, durch Seßhaftmachung der Landarbeiter, durch verständige Theilung des Großgrundbesitzes, durch die Bildung von Rentengütern, durch genossenschaftliche Verbindung, kurz durch Herstellung eines selbständigen Bauernstandes wohl das Ziel erreicht werden dürfte — niemals aber durch ein Bevormundungssystem, welches nur allzu sehr an die vermeintlich überwundene Epoche des Polizeistaates erinnert. Man glaube nicht, daß der berüchtigte § 21 des Entwurfs, welcher die Familie nicht mehr auswandern lassen will, wenn es ihr beliebt, sondern nur, wenn sie von der Ortspolizeibehörde einen „Erlaubnißschein" erhalten und noch gewisse andere zwingende Vorschriften erfüllt hat, den Strom der Auswanderung in irgend nennenswerthem Maße vermindern wird. Der Auswandernde wird dadurch nur gezwungen, sich unter Umgehung der statuirten Belästigungen auf einem außerdeutschen Hafen einzuschiffen, sodaß auf der einen Seite jegliche Controle verloren gehen, auf der anderen die deutsche Rhederei den schwersten Schaden erleiden würde. Aus diesem „Erlaubnißschein" aber, welcher nur dann ertheilt werden soll, „wenn kein Grund zu der Annahme vorliegt, daß der Auswandernde sich durch die Auswanderung bestehenden privatrechtlichen oder öffentlichen Verpflichtungen entziehen will", schaut doch der Pferdefuß des Agrariers zu deutlich heraus. Der Großgrundbesitzer soll damit, vermöge seiner wirthschaftlichen Uebermacht und höheren Intelligenz, die Macht erhalten, mit dem ländlichen Arbeiter Verträge zu schließen, die ihn auf Jahre oder auf Lebenszeit an seine Dienste fesseln.

Da begegnet uns auch von Neuem der „Gesetzentwurf gegen die Abzahlungsgeschäfte". Daß der Entwurf in seiner früheren Fassung weit über das wirthschaftlich gerechtfertigte Ziel hinausgeschossen war und mit der bedingungslosen Beseitigung der „Verfallklausel" dem wirthschaftlich nothwendigen Abzahlungshandel zugleich die Bedingung zur Weiterexistenz genommen hatte, das hat ja nunmehr die Reichsregierung eingesehen, und der veränderte Entwurf soll deshalb „mit erheblichen Concessionen an den Abzahlungshändler" das Licht des Parlamentes erblicken. Worin diese „Concessionen" bestehen werden, ist noch nicht verrathen. Nach den Erfahrungen der letzten Jahre fürchten wir, daß man nach ihrer Veröffentlichung das Wort nicht mehr gebrauchen wird.

Die nächste Zeit wird uns vielleicht noch manche Ueberraschung bringen. Nur dasjenige, was der Volkswille erheischt, die wirthschaftliche Lage zur Nothwendigkeit macht: das wird unser Auge vergebens suchen. — Wo bleibt die Reform des militärischen Strafprozesses, die allein es vermöchte, den drohenden Conflict, der sich zwischen dem bürgerlichen Leben und Militarismus aufgebaut hat, die Hauptspitze zu benehmen? Heimlichkeit erzeugt Mißtrauen auf der einen, Willkür auf der anderen Seite. Daß aber gerade in diesen beiden Effecten der Sozialdemokratie die reichsten Früchte erstehen, das werden selbst diejenigen nicht leugnen, die in dem blöden Geiste eines ausgelebten Feudalismus großgezogen von der Oeffentlichkeit der Verhandlung eine Lockerung der Disciplin befürchten. — Wo bleibt die umfassende Criminalreform, die in die Strafcodificationen unserer Nachbarländer bahnbrechend Einzug gehalten hat? Die kurzzeitige Freiheitsstrafe, deren schädliche, außerhalb jedes rationellen Strafzweckes liegende Folgen die Erfahrung zur Genüge erwiesen hat, harrt ihrer Ablösung durch das Institut der „bedingten Verurtheilung". Die von Jahr zu Jahr dränend wachsende Zahl des jugendlichen Verbrecherthums ist der beredteste Ankläger des heutigen Strafensystems. — Wo bleibt die langerwartete Revision des Handelsgesetzbuchs, die vor länger als einem Jahrzehnt in Angriff genommen wurde, ohne daß bisher auch nur von dem geringsten Resultat etwas laut geworden wäre, trotz der vielfachen Anregungen aus gewerblichen, industriellen und juristischen Kreisen, wo die von dem redlichen Theil unseres Handelsstandes immer dringender gewünschte Reform unseres Actiengesellschaftsrechtes, unter dessen Mißständen das Erwerbsleben schwer zu leiden hat?

Eine Pflanze ist es, die in dieser unwirthschaftlichen Oase einsam ihr junges Köpfchen fruchttreibend emporreckt: das ist der angekündigte Gesetzentwurf, welcher die Entschädigungspflicht des Staates unschuldig Verurtheilten gegenüber zum Gegenstande hat. Es hat lange gedauert, ehe man den durch den bedeutsamsten Theil unserer sogenannten sozialpolitischen Gesetzgebung ziehenden Gedanken, daß der Betriebsunternehmer für jeden in seinem Betrieb, wenn auch ohne sein oder seiner Untergebenen Verschulden, entstandenen Schaden haftpflichtig sein müsse, auch auf den Staat in seiner natürlichen Eigenschaft als öffentlichen Großbetrieb in Anwendung zu bringen vermocht hat, ehe man aus der Thatsache, daß die Steuerleistung des Einzelnen ihrer Natur nach als Gegenleistung für Beschaffung des Rechtsschutzes und aller Bedingungen des sozialen Lebens gelten muß, sich zu dem Schluß verstanden hat, daß dem Staate dort eine Rechtspflicht zur Entschädigung zufalle, wo durch seine Organe — wenn auch ohne jedes nachweisbare Verschulden — dem Einzelnen bei Ausübung der Rechtspflege schwerer Nachtheil an Leben und Gesundheit, Freiheit und Ehre, Vermögen und Erwerb zugefügt worden ist. Wie trauernde Fragezeichen standen die alljährlichen Resolutionen des Deutschen Juristentags, die immer wiederkehrenden Anträge im Parlament hinter diesem ethischen Postulat des modernen öffentlichen Bewußtseins, das wie kein anderes geeignet und fähig ist, die Staatstreue der Gesammtbevölkerung zu festigen und ein gut Theil zum Ausbau des sozialen Friedens beizutragen. Die Vorlage wird sich auf das Mindestmaaß beschränken, alles, was über das Nothwendigste hinausgeht, streng ablehnen: So soll demjenigen kein Schadlosrecht zugesprochen werden, der im Wiederaufnahmeverfahren zwar keine Freisprechung, aber eine mildere Strafart erwirkt hat. So soll ferner die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft nicht berührt werden, trotzdem doch das Prinzip der Entschädigungspflicht für Schwächen und Irrthümer der Justizorgane das gleiche ist, mag nun der Schaden durch ein irriges Urtheil oder durch einen irrigen Haftbefehl des Gerichtsorgans entstanden sein. Immerhin muß man den Entwurf freudig begrüßen als die erste Etappe auf dem Wege zu weiteren Errungenschaften. Seine gesetzliche Verwirklichung drängt um so mehr, als leider die Statistik uns lehrt, daß die Fälle im Wachsen begriffen sind, in denen die Organe der öffentlichen Rechtspflege nach bestem Wissen und Gewissen zu Unrecht Unterthanen um ihre Freiheit gebracht, der bürgerlichen Ehren, der Achtung in der Gesellschaft beraubt haben. Wie schon aus dem Commissionsbericht von 1886 hervorgeht, sind in fünf Jahren von 326 durch Wiederaufnahme des Verfahrens angefochtenen Urtheilen der Strafkammer 141 durch sofortige Freisprechung erledigt worden. — —

Von juristischer Weisheit bis zum wirthschaftlichen Dilettantismus sind heute nicht mehr und nicht weniger Schritte erforderlich als vom Erhabenen zum Lächerlichen, — das brauchte uns nicht erst der junge Amtsrichter aus Zabrze in O.-Schl. zu beweisen, der jüngst in den „Preußischen Jahrbüchern" den unglückseligen Versuch machte, aus dem modernen Rechtsanwalt den „Zwischenhändler" zwischen dem „Producenten" des Rechts, dem Richter, und dem „Consumenten" desselben, dem rechtsuchenden Bürger, zu construiren; das brauchten uns auch nicht erst die Verhandlungen des letzten Deutschen Juristentags über die gesetzliche Behandlung der sogenannten „Differenzgeschäfte" zu lehren, die sich in ihrer Flüchtigkeit und Flachheit würdig an das von Professor Cosack erstattete Gutachten anschlossen. — Darum lasse man die Hand von der Klinke der Gesetzgebung. Reformen, die, von langer Hand vorbereitet, durch die Erfahrung anderer Länder gutgeheißen, durch die wirthschaftliche Lage des Staates, die soziale des Volks geboten, an der Pforte der Gesetzgebung um Einlaß pochen, sollen ein freudiges Willkommen finden, mögen sie auch ein ganzes „System" des heutigen Rechtes über den Haufen werfen. Für gesetzgeberische Versuche war niemals eine Zeit

ungünstiger wie die heutige. Mit der allmächtigen Zauberformel des unverfälschten Manchestermannes, der die wirthschaftlichen Gebilde zerschlagen hat, ohne neue an ihre Stelle zu setzen, läßt sich das verworrene Getriebe des Staates ebensowenig allein regeln, wie mit dem Lieblingswort des modernen Gesetzgebers, daß dem Staat die Aufgabe zufalle, den Schwachen vor der Uebermacht des Starken zu schützen. Beide Normen haben nur innerhalb gewisser Grenzen ihre Berechtigung. Immerhin bleibt es, mögen auch die starken Ausbrüche einer in die Tiefe gehenden wirthschaftlichen und sozialen Depression und Abkehr von unserem nationalen Leben auf eine gerechte Ausgleichung der aufgedeckten künstlichen Differenzen hinweisen, besser, einen Mangel in unserem öffentlichen Leben bestehen zu lassen, als ihn durch ein Gesetz ausrotten zu wollen, von dessen heilsamen Wirkungen man nicht überzeugt ist, das man gewissermaßen nur als Probe auf's Exempel benutzen will, ohne zu bedenken, welche Reibungen und Unzuträglichkeiten, welches Mißbehagen jede gesetzgeberische Neuerung im Volke erregt, welches Wanken und Schwanken sie in das ganze öffentliche Getriebe bringt. Es kann unmöglich Aufgabe des Staates sein, Experimente zu Gunsten einer noch so berechtigten „Interessenten"gruppe zu executiren, nur um den lügenhaften Moloch „öffentliche Meinung" zu besänftigen, die, herausgewachsen aus einem kritischen Empirismus, ohne Prüfung und Sonderung des Geschichtlich-Zufälligen und Logisch-Nothwendigen, ohne Kenntniß von dem innigen organischen Zusammenhang der scheinbar heterogensten Interessen in Staat und Gesellschaft, sich wirthschaftliche und soziale Reformgesetze ähnlich vorstellt wie die Reparatur eines Beinkleides oder eines Stiefels.

Darum und insoweit schließen auch wir uns dem Rufe an: „Gebt Schonzeit!" Justus.

---

## Literatur und Kunst.

### Bauernfeld's Nachlaß.

Von Ernst Heilborn.

Der Großvater in Hauff's „Phantasien im Bremer Rathskeller" ist ein kluger alter Herr. Von Zeit zu Zeit fühlt er das Bedürfniß, still bei sich Einkehr zu halten. Dann schließt er sich in sein Zimmer ein, ruft die alten lieben Gestalten aus vergangener Zeit vor seinen Augen wach, denkt dessen, was er erlebt und erfahren hat und „bewirthet sich an der langen table d'hôte der Erinnerung". Neben manchen lieben Namen muß er dann ein Kreuz malen, und manches Kreuz ruft wehmüthiges Gedenken in ihm wach. An solchen Tagen aber gehen die Diener vorsichtig auf den Zehen an der verschlossenen Thür vorüber und leise flüstern sie den Kindern zu: „der alte Herr hält seinen Schalttag."

Schalttag halten! Das ist das Gefühl, das einen überkommt, wenn man Bauernfeld's Nachlaß in die Hand nimmt und ihn, dessen heiteres Lachen man so oft von der Bühne herab vernommen hat, aus den stillen Blättern des Buches zu sich sprechen läßt. Noch ist es nicht lange her, daß er das Repertoire beherrschte und nimmer müde neue Dichtungen brachte. Und nur drei Jahre sind verflossen, seit der 88jährige Greis die Augen schloß. Und wie haben sich die Zeiten seitdem geändert! Ein neuer Pharao ist in Egypten aufgekommen und Bauernfeld's Dichtungen berühren uns heute schon fast wie ein altes Märchen, das man vor langen Jahren vernommen hat, dessen man sich dunkel erinnert und das man halb nur noch versteht. Ganz der alte Bauernfeld ist es, der aus seinem Nachlasse spricht; aber die, zu denen er spricht, sind Andere geworden.

Ein rechtes Aschenbrödel ist das deutsche Lustspiel immer gewesen. Die vornehmen Schwestern haben mit dem armen Ding nie etwas zu thun haben wollen und allen Schmuck und alle Ehren haben sie für sich in Anspruch genommen. Nur ganz heimlich und verstohlen hat das Aschenbrödel auf den Hofball schlüpfen dürfen. Aber der Königssohn, von dem das Märchen erzählt, ist doch nicht gekommen, seine Hand zu begehren. Nur ein vornehmer Mann aus dem Gefolge des Königs, ein Mann mit heiterem Lächeln und gefälligen Manieren hat sich des armen Dinges angenommen. Und da ist es kein Wunder, daß das Aschenbrödel, des langen Wartens überdrüssig, sich ihm in die Arme geworfen hat. Der vornehme Mann aber, der so das Aschenbrödel für sich gewinnen konnte, war Bauernfeld.

Kein seltsameres Hin und Her als die sogenannte Geschichte des deutschen Lustspiels! Und doch hat das moderne Lustspiel so verheißungsvoll als möglich mit Minna von Barnhelm bei uns eingesetzt. Und verheißungsvoll waren auch die Versuche der Sturm- und Drangperiode. Lenzens „Hofmeister" war gewiß kein gutes Lustspiel. Aber die Charakteristik darin war in ihrer Holzschnittmanier so überzeugend, und die eben nicht salonfähige, derbe Komik war stellenweise so packend, daß man sich sagen mußte, der rechte Mann muß aus diesen Anfängen zu schönem Ziele fortführen können. Aber der rechte Mann kam nicht. Schiller, der sich wiederholt mit Lustspielplänen trug, gab die Idee immer wieder auf, weil er die rechte Stimmung nicht finden konnte. So blieb das Aschenbrödel in der Blüthezeit deutscher Dichtung fast unbeachtet im Winkel stehen. Erst die Romantiker holten es wieder hervor. Aber Rechtes damit anzufangen wußten auch sie nicht. Theils diente es ihnen für ihre ästhetischen Klopffechtereien, theils war es ihnen eben gut genug, archaistische Stilübungen im Geschmacke des Hans Sachs und Jacob Ayrer damit zu treiben. Und ganz vereinzelt ragt aus der Production der Zeit Kleist's „Zerbrochener Krug" hervor, von dem Hebbel sagte, nur das Publikum könne solchen Stücken gegenüber durchfallen. Gerade so vereinsamt und losgelöst von der breiten literarischen Entwickelung wie in späterer Zeit Freytag's „Journalisten". Das Repertoire der Theater aber im Anfange des Jahrhunderts beherrschte die brav bürgerliche Rührseligkeit der Schröder und Iffland. Im Gegensatz zu ihnen erwuchs und bildete sich die literarische Persönlichkeit Bauernfeld's.

Man könnte ihn den letzten Romantiker nennen, den Bauernfeld. Dem „Bürgerlich" Iffland's setzte er sein „Romantisch" entgegen. Aber seine Romantik ist nicht das sentimentale Fräulein, das in den deutschen Wäldern seine Tage verträumt; sie ist Salondame geworden. Wie ein Moderner sucht Bauernfeld seine Stoffwelt in der Gegenwart; aber seine Gefühlswelt schwebt in dem luftigen Reich der Romantik. In dem Bürgerlichen sah er nur allzu leicht das Spießbürgerliche; er suchte für seine freieren Anschauungen und seine feineren Gefühle eine andere Sphäre und er glaubte sie in dem Salon zu finden. Er war ein innerlich vornehmer Mann und aristokratisch weltmännische Allüren mit einem Beigeschmack französischer Bildung zogen ihn an. Er kannte die sogenannte gute Gesellschaft und er liebte es, in der Beleuchtung sie zu betrachten, in der die zeitgenössische französische Literatur sie erblickte. Unter den bürgerlichen Hofräthen und alten Damen fühlte er sich eingeengt. Im aristokratisch leichtlebigen Cercle fand er sein heiteres, vornehmes Lächeln, das manchmal ein ganz klein Bischen frivol sein durfte.

Bauernfeld war weder Satiriker, noch war er Humorist. Er hat seine literarischen Gegner, vor Allen Saphir, auf die Bühne gestellt und er hat sich über sie lustig gemacht. Aber seinem Zahne fehlte das Gift. Er hat mit seinen Menschen gelacht und geweint. Aber das Lachen unter Thränen hat er nicht gefunden, weil die Thränen weder ihm noch seinen Gestalten aus tiefster Seele kamen. Er war wie ein reicher Herr, der viele Gäste zu sich einladet, um mit ihnen lustig zu sein. Die Trauernden und die Armen werden nicht zu Tisch gebeten. Und wenn man sie Umstände halber einmal nicht übergehen kann, so erwartet man, daß sie genügend Tact be-

sitzen werden, mit den Lachenden zu lachen oder wenigstens nicht zu stören.

Es ist ganz der alte Bauernfeld, der aus seinen jetzt veröffentlichten nachgelassenen Lustspielen spricht.*) Wie immer, die leichtgeschürzte, lustige Fabel, die flotten, leichtlebigen Gestalten, die scheinbar modernen, in Wahrheit keck romantischen Gefühle und, last not least, der anmuthig belebte, prickelnde Dialog. Eins der mitgetheilten Stücke, „Mädchenrache", kann füglich Bauernfeld's besten Schöpfungen beigezählt werden. Vielleicht deshalb, weil die lästige moderne Maske diesmal entschlossen abgeworfen ist. Noch einmal haben die Musen dem Dichter den Hippogryphen gestattet und er hat ihn in's alte romantische Land, nach Spanien, getragen. Unter dem blauen, sonnigen Himmel Spaniens spielt sich die lustige Studentengeschichte mit ihrer kecken Liebe und leichtem Grollen, mit ihren Verkleidungen und Scherzen ab. Dabei verdeckt das anmuthige leichte Versgewand discret die Mängel, während die Vorzüge unter der reizenden Hülle, halb versteckt, deutlicher sich zeigen.

Wie ein leichter Schatten liegt es auf anderen der mitgetheilten Lustspielchen. Die Mahnungen des Alters sind es, die schattengleich über sie hinweghuschen. Und das verleiht ihnen einen besonderen Reiz. Sie haben etwas von Sylvesterstimmung. Man fühlt es, wie der greise, lebensfrohe Dichter, um den es einsam und dunkel zu werden anfängt, in stiller, weiser Resignation sich einen Trost für seine letzten Jahre sucht. Es ist, als ob er sich selbst seinen Feierabend einläuten wollte. In dem kleinen Einacter „Im Alter", der auf eine Idee Octave Feuillet's zurückgeht, wird die traute Romantik verabschiedet, um stillerem Glück Platz zu machen. Nach langen Jahren fügte Bauernfeld somit lächelnd seinem „Bürgerlich und Romantisch" die letzte Correctur bei. Nicht mehr siegt der reiselustige, romantische Freund, sondern die stille, bescheidene Häuslichkeit behauptet ihr Recht. „Komm, Kätzchen, komm!" sind die Schlußworte des Stückes. Und in einem zweiten Einacter, „Der Alte vom Berge", wird solch häusliches Glück einem alten vereinsamten und verbitterten Manne vor Thores Schluß zu Theil. Er findet die Tochter, die er längst todt geglaubt hat, bereit, ihm in Gemeinschaft mit ihrem Bräutigam die letzten Jahre zu verschönen. Fast ist es, als ob Bauernfeld, da er still sein Sylvester beging, ganz im Geheimen noch auf ein Weihnachten hoffte.

Das Publikum, das Bauernfeld so oft zugejubelt hat, ist ein anderes geworden! Darum berührt uns Bauernfeld's Nachlaß wie ein Gruß aus der Vergangenheit, weil die Stimmungen und Gefühle, die er wachruft, für uns erstorben sind. Früher war das Alles für uns wahr, jetzt ist es uns zur Lüge geworden. Es ist, als träte mit einem Male Jemand in unsere ernste Gesellschaft und forderte uns auf, „Ringel, Ringel, Rosenkranz" zu spielen. Das heitere Lachen über poetische Nippes im Stile Bauernfeld's ist uns abhanden gekommen. Statt dessen haben wir das peinliche Gefühl der überall mangelnden Tiefe. Früher erschienen uns Bauernfeld's Charaktere wie glücklich herausgegriffene, flott skizzirte Typen. Wir verlangen heute nach Individualitäten, und so muthen uns seine Gestalten wie blutlose Schemen an. Seine Menschen sind nicht im Stande, die Conflicte ernst in sich auszukämpfen, und das macht die Conflicte selbst zu Schachproblemen. Das Pulver, das die Kugel treiben sollte, pufft als Feuerwerk in die Luft. In seiner letzten Dichtung „Die Hitzköpfe" hat Bauernfeld ein Mädchen zu Gunsten der Schwester auf die Hand ihres Bräutigams verzichten lassen. Aber man hat dabei nicht das Gefühl, als handele es sich um ein Lebensglück, sondern etwa um eine Quadrille à la cour. Das macht ernstes Mitempfinden mit Bauernfeld's Gestalten unmöglich: in den Scenen, in denen wir Herzenstöne zu hören erwarten, werden wir mit galantem Salongespräch abgefertigt. Die Lustspielwirkung Bauernfelds beruht auf einer Abstraction. Auf der Abstraction vom Ernste des Lebens.

In dem Nachlasse ist ein kleines Lustspiel mitgetheilt: „Die Verlassenen". Die Tante, eine Baronesse, die Nichte, eine Comtesse, stehen allein da. Beide verloben sich; die Tante mit einem närrischen Reise-Enthusiasten, die Nichte mit einem Manne, der sie liebt, den aber sie nicht liebt. Sie selbst liebt den bekannten liebenswürdigen Lebemann Bauernfeld's, der aber diesmal so leichtsinnig war, mit der Tante ein Verhältniß einzugehen. Man höre die letzten Worte dieses Lustspiels: „Was sagt' ich Dir, Nichtchen? Kopfüber oder gar nicht! Thu' mir's also nach. Laß Dich überrumpeln wie ich" — — „Dein Johann! Wenn Du ihn haben willst. Ich habe den meinen." Mit solcher Verlobung pflegt man heutzutage nicht ein Lustspiel zu schließen, sondern lieber eine Tragödie anzufangen.

Zum Theil ist es die Leichtlebigkeit des Oesterreichers, die in Bauernfeld's Lebensbetrachtung sich geltend macht. Bei allem vornehm Weltmännischen hat sein Lächeln etwas kindlich Heiteres. Er sieht den Ernst des Lebens nicht, oder er will ihn nicht sehen. Auch weiß er eine Weile darüber hinwegzutäuschen und glauben zu machen, es gebe nur Sonnenschein. Nachher aber tritt die Reaction desto stärker ein. Und deshalb muthen uns seine Stücke heute schon, bei aller Sympathie für die Persönlichkeit des Dichters, wie eine lang verjährte Mode an: das starke, befreiende Lachen fehlt ihm ganz. Er hat den Standpunkt nie finden können, von dem das menschliche Thun und Treiben so winzig, lächerlich, klein erscheint. Er war ein guter Freund für die Lustigen, aber ein schlechter Tröster der Betrübten. Nicht wer die Augen dem Unglück verschließt, nur wer sie weit aufmacht, kann zeigen, daß das Menschenleid nur deshalb so riesengroß erscheint, weil es der Mensch durch die Lupe seines kurzsichtigen Egoismus betrachtet.

Wer Schalttag halten will, für den ist Bauernfeld's Nachlaß das rechte Buch. In das heitere Lachen des lebenslustigen Dichters mischt sich die wehmüthige Stimmung, daß uns dies Lachen verloren gegangen ist. Es ruft die ewig neue Täuschung von der lustigen guten, alten Zeit wach, neben der die Gegenwart so nüchtern grau erscheint. Wer es aber in Werkeltagsstimmung liest, wird sich der Wahrheit nicht entziehen können, daß auch in Bauernfeld's liebenswürdigen Händen das deutsche Lustspiel ein armes Aschenbrödel geblieben ist.

Ob der Königssohn noch kommen mag, der es zu seiner Königin macht?

*) Eduard von Bauernfeld's dramatischer Nachlaß. Herausgegeben von Ferdinand von Saar. Stuttgart, Cotta Nachfolger.

## Eine neue poetische Form?

Von Eugen Wolff.

„Lebe!" Unter diesem Titel läßt Ferdinand Avenarius eine „Dichtung" ausgehen, die nach mehr als einer Richtung unser Interesse herausfordert.*) Schon die Imperativform des Titels deutet auf eine Tendenz, auf eine Tendenz freilich, die uns von vornherein sympathisch berührt. Fragen wir nach der rein poetischen Zulässigkeit dieser Tendenz, so erinnern wir uns deshalb gern jener Inschrift, welche Goethe's Wilhelm Meister im Saale der Vergangenheit findet und die in Wahrheit als Tendenz des ganzen Goethe'schen Meister-Romans gelten kann: „Gedenke zu leben!" Und sofort werden wir zugestehen, daß eine derartige Tendenz eine der wenigen ist, die der poetischen Unmittelbarkeit keinen Eintrag thun, weil Leben darzustellen und den Trieb zum Leben zu stärken, im eigenen Wesen der Poesie beruht. Als Goethe seine Mahnung: „Gedenke zu leben!" ertönen ließ, bediente er sich bezeichnender Weise des Organs eines Geheimbundes, der unter Leitung eines Weltgeistlichen steht; die düstere Lehre des Klosterglaubens: „Gedenke zu sterben!" — Memento mori! — ist es, gegen die er sein weltfrohes Evangelium richtet. Andere Feinde stehen

*) Leipzig, Reisland.

heute dem natürlichen Trieb zum Leben griesgrämig gegenüber; die Philosophie ist zu einer Macht erwachsen, und innerhalb derselben hat diejenige Richtung, welche von Religion vielleicht am weitesten entfernt ist, die Verzweiflung an der Welt proclamirt, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß hinter dieser Welt für den gläubigen Weltfremden das Jenseits, für den philosophischen Pessimisten der jüngsten Gegenwart — das Nichts steht. Ueberwindung des Pessimismus hieße danach die Aufgabe, welche dem modernen Dichter erwuchs, wenn er den Schlachtruf „Lebe!“ kampfmuthig aufnahm.

Spezifisch modern ist denn auch die Wendung, welche dem Lebedrang von Ferdinand Avenarius gegeben wird; und doch zeigt sich auch hier der wahre Dichter, indem eine Lieblingsidee der Gegenwart in allgemein menschliches und damit rein poetisches Gewand gekleidet ist. Der Held der Dichtung verliert unerwartet, gerade da er ein Heim zu begründen in Stand gesetzt, seine zärtlich geliebte Braut. Die Verzweiflung treibt ihn haltlos dem Selbstmord entgegen. Da verkettet ihn das Schicksal im äußersten Moment mit anderer Menschen Leid: er wird zum Retter des Jüngsten aus einer Familie, die den schnellen Wassertod dem Hungertode vorzieht. Wie aus den Wellen rettet er, als junger Arzt, seinen Schützling von der daraus erwachsenen lebensgefährlichen Krankheit, um in Nächstenliebe, denen helfend, denen geholfen werden kann, als Armenarzt sein und anderer Leben zu erhalten.

Dieser anspruchslose Gedankengang bildet den Rahmen der Erzählung. Der Erzählung? Freilich setzen wir uns mit dieser Klassificirung in Widerspruch zum Verfasser, der in seiner Dichtung „etwas von neuer Art“ sieht, „ein Beispiel von einer großen lyrischen Form, bei der wie bei Drama und Epos zu der Wirkung der Theile eine Wirkung tritt der Beziehungen zwischen den Theilen.“ Zur Beurtheilung dieses Anspruches braucht nur auf die Art verwiesen zu werden, in welcher der Dichter selbst damit seine Aufgabe beschränkt: „So mußte der Verfasser vor Allem dessen eingedenk bleiben, daß lyrische Dichtung zum Gegenstande im eigentlichen Sinne nur den Menschen haben kann, der in ihr spricht. Auf die Darstellung des Helden selber also hatte er alle Kraft zu verwenden. Er mußte sich davor hüten, Nebengestalten selbständig hervortreten zu lassen und z. B. der Versuchung widerstehen, das Bild der Gertrud (der Braut des Helden), dem Danke »weiterer Kreise« zu lieb, auszumalen.“ Im geraden Gegensatze dazu werden wir vielmehr diejenige Dichtungsart als dem Stoff angemessenste ansehen, welche die Vortheile desselben voll ausschöpft, demnach alle Elemente des Stoffes umfassend zur Gestaltung bringt. In der Isolirung auf das Seelenleben einer Person können wir nur einen, wenn auch freiwillig erkorenen Mangel der Behandlung unseres Stoffes sehen. Blicken wir deshalb weniger tief in die Seele Achill's oder Hermann's, weil Homer und Goethe sich nicht auf Ausmalung der Empfindungen ihrer Helden beschränkten, sondern in Gestaltenfülle und Handlungsreichthum schwelgen?

Aber Homer und Goethe! Wir wissen wohl, daß der epische Stil unserer Zeit von der klassischen Bahn immer weiter in romantisches Fahrwasser abtreibt, von jener plastischen Ruhe und Kraft der Antike zur lyrischen Beweglichkeit und Weichheit des Modern-Sentimentalischen hinüberstrebt. Verstehen wir somit aus der Tendenz der literarischen Entwickelung auch das Vorgehen unseres Dichters, gutheißen können wir es nicht. Statt den äußersten Schritt in der Auflösung jeder festen epischen Form zu thun, wäre unseres Erachtens ein Dichter von feiner Bildung und reifem Geschmack, wie Ferdinand Avenarius, berufen, dem Verschwimmen und Zerstückeln der poetischen Erzählung in Stimmungsbilder und Momentphotographien Einhalt zu gebieten. So kräftig unsere Dichtung aus den Tiefen der Menschenbrust schöpft, bleibt doch die Darstellung durch die vom Verfasser gewählten lyrischen Accente vorwiegend rein-seelisch, abstract und gestaltenlos. Ein Stoff, der in plastischer Darstellung umfassend verarbeitet werden konnte, huscht in ätherischem Gewande, stellenweise auch in bloßer Reflexion an uns vorüber.

Nur gut, daß der Dichter, trotzdem er seine besten Trümpfe aus der Hand gegeben, genug reifes und selbständiges Können besitzt, um wenigstens in lyrischem Kleide eine Art ansprechender Bewältigung des spröden Materials zu bieten. Nicht nur ist der bündig geschlossene Tagebuchton glücklich getroffen, vor Allem bedingte der Wechsel der Stimmung eine recht umfassende Beherrschung verschiedengearteter Formen. Sowohl in regelmäßigem Bau von Vers und Reim wie in Verwendung freier Rhythmen erzielt Avenarius kunstvolle Wirkungen ersten Ranges. Man lese nicht nur, sondern höre:

Hat sich zu Tod gekämpft der Herbst umher,
Liegt müd der Himmel auf der Welt und schwer,
Ist alles ausgestorben, stumm und leer,
Dann zeigst den Menschen Du Dich, Ahasver.

Oder andererseits:

Wer, selbstsüchtigen Schmerzes krank,
Verzweifelnd die Nacht nach Ruhe für sich,
Für sich allein todsuchend durchstreift —
Wohl ihm, trittst aus dem Dunkel
Halt gebietend entgegen ihm Du,
Mitleid!

Die Art, in welcher unser Dichter gerade durch Unregelmäßigkeit des Versmaßes musikalische Wirkung erzielt, kann als neuer Beweis für die Berechtigung des zeitgenössischen Strebens nach freierer metrischen Bewegung gelten:

Nun, was ich denke, süße Braut,
Dein Bild schwebt aus der Ferne
Düster darein, Dein Auge schaut
Sehnend zum Morgensterne.

Was die bedeutsamste Seite dieser kunstvollen Unregelmäßigkeit, dieser scheinbaren Disharmonie ausmacht, ist der Ausdruck des Charakteristischen, des Bezeichnenden, der damit an die Stelle des bloß Gefälligen, Harmonischen getreten ist. So bietet unsere Dichtung eines der heute zahlreichen Beispiele für das Ringen nach einer modern germanischen Versform, die dem Geiste der gemanischen Poesie entspricht.

Wie viele Klippen hatte Avenarius zu umschiffen, indem er unternahm, diese germanisch charakteristische Dichtweise auf die weitere Stoffbewältigung auszudehnen! Es galt danach eine künstlerische Ueberwindung des Naturalismus, der ja heutzutage auf der ganzen Linie neue, spröde Stoffe anschwemmt, ohne allzu oft die geschickte Hand zu finden, welche den ungehobelten Block künstlerisch behauen kann. Hier sind die heikelsten Momente durch das Medium einer klaren Künstlerseele gegangen, um in diesem Bade ihren Erdenstaub abzustreifen. Was Avenarius bietet, ist im besten Sinne geschmackvoll, und darum wissen wir ihm Dank, obgleich wir seinen Anspruch, eine neue poetische Form geschaffen zu haben, abweisen müssen.

## Aus dem modernen Musikleben.

Von Heinrich Ehrlich.

### II. Die Marktschreierei.

Es verhält sich mit der Musik-Marktschreierei wie mit der maßlosen Concert-Ueberhäufung; gegen Beides wird alljährlich mehr und mehr geeifert und Beides nimmt alljährlich mehr überhand; es ist auch nicht der geringste Anschein da, als wollte eine Verminderung eintreten;*) gegen diese Epidemie hilft kein prophylaktisches Gesundheitsamt.

Die Marktschreierei ist ebenso ein unvermeidliches Erzeugniß der Zeitverhältnisse, wie so viele andere wenig anmuthende Dinge. Sie ist so zu sagen eine demokratische Einrichtung, die Buhlerin um die Gunst der Menge; was im verflossenen Jahrhundert und zu Anfang des nun zu Ende gehenden die

*) Seit Anfang October werden in Berlin täglich drei, manchmal auch vier Concerte gegeben.

Gunst der Großen für viele Künstler that, das erreicht heutzutage die Reklame.

Vor etwa 120 Jahren war kein Erfolg eines Künstlers denkbar, wenn dieser nicht irgend welche hohe Protection genoß. Nur die italienischen Sänger und ganz besonders die Sängerinnen konnten jeglicher Protection entrathen; Italien galt ja als das alleinige Musikland, in dem selbst große deutsche Musiker (Gluck, Händel, Mozart) ihre Lorbeeren suchten; die berühmten Primadonnen Faustina Bordoni, Cuzzoni, Gabrielli u. A. erhielten die glänzendsten Honorare und durften sich Alles erlauben*), ohne die mindeste Gefahr für ihren Ruf und ihre Einnahmen.

Auch die deutschen Componisten zweiten Ranges, die in Italien zu Ruf gelangt waren, fanden überall geebnete Pfade. Hasse war nicht bloß als Gatte der Favoritin des Kurfürsten August von Sachsen, sondern auch als der beliebte italienische Componist sehr angesehen. Johann Christian Bach (der jüngste Sohn des großen Cantors) war Organist in Mailand, eilte nach dem Tode Händel's nach London und erhielt sofort dessen Stelle als Hofkapellmeister der Königin. Aber wer nicht aus Italien kam, der mußte sich hohe Protection gewinnen, noch mehr durch Devotion und Geschicklichkeit als durch Talent. Es gab zu jener Zeit kein eigentliches Publicum, von dem der Künstler Einnahmen erhoffen durfte, dagegen viele Adelige, die ihre eigenen Kapellen und Componisten hielten und gut bezahlten. Haydn war lange Zeit Kapellmeister des Fürsten Esterházy und die contractlichen Verpflichtungen stellten ihn nicht viel höher als einen Kammerdiener, erst nach seinen Londoner großartigen Erfolgen und Einnahmen durfte der alte Großmeister sich das „Er" verbitten. Der göttliche Mozart lebte in Wien in Noth und Sorgen, und konnte, wenn er auch sparsamer gewesen wäre, bei den geringen Einnahmen nie ein behagliches Dasein erreichen, während Salieri bedeutende Summen erwarb und eine sehr angenehme Stellung einnahm, bei großen Herren und auch bei dem in Musikdingen einflußreichen Kammerdiener Joseph's II. große Gunst genoß. Als Mozart von Fürst Lichnowski nach Berlin geführt wurde, verstand er nicht seine Interessen zu wahren, obwohl König Friedrich Wilhelm II. ihm wohlwollte; nach ihm kam Dittersdorff, der ließ sich bei (der Frau des Königl. Kammerdieners Rietz) der Frau Gräfin Lichtenau einführen, ihm wurde das Königl. Opernhaus und die Königl. Kapelle zur Aufführung seines Oratoriums überlassen. Es ließen sich noch viele derartige Thatsachen erzählen. Die hier angeführten beweisen zur Genüge, daß die „gute alte Zeit" nicht viel weniger Schattenseiten hatte als die schlechte neue.

Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts begann die starke Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche auch der Stellung der Künstler andere Schwerpunkte gab. Einestheils erlitten viele Hochadelige starke Einbuße durch die Revolutionskriege, andererseits kamen auch reiche bürgerliche Musik-Dilettanten zu Ansehen. Die Concerte in den adeligen Häusern hörten nach und nach fast ganz auf, an ihre Stelle traten die öffentlichen Dilettanten-Concerte, die sich auch nicht lange hielten, und seit dem Anfange dieses Jahrhunderts begannen die Componisten und ganz besonders die Virtuosen von hoher Protection abzusehen und sich mehr an das große Publicum zu wenden. Hiermit sei nicht etwa gesagt, daß aller Einfluß des Adels und der Hofgesellschaft verloren ging; er ist noch heute überall mächtig, und wer die Geschichte der Berliner Musikentwickelung in den letzten fünfundzwanzig Jahren kennt, der weiß, welche wichtige Rolle die Frau Gräfin Schleinitz, damals Gemahlin des verstorbenen Hausministers, jetzt mit dem österreichischen Gesandten in Petersburg verheirathet, eine Zeit lang spielte, daß Eckert's Berufung als Hofkapellmeister, die Ernennung Tausig's, meines unvergeßlichen Freundes, zum Hofpianisten großentheils durch sie angeregt und durchgesetzt ward. Und von Wien und Petersburg lassen sich ganz ähnliche Fälle berichten; in England, wo noch heute viele Concertgeber auf ihr Programm die Namen der hohen Damen setzen, die Billete genommen haben, „Under the immediate patronage of Her Grace, Her Ladyship" ꝛc. hat vor Jahren ein damals junger, herzlich unbedeutender Pianist die best bezahlten Unterrichtsstunden in der Aristokratie und glänzende Concerte in den Salons hoher Damen gegeben, weil ihn eine Herzogin, Obersthofmeisterin der Königin, als einen netten, bescheidenen jungen Mann überall empfahl. In jener Zeit existirte auch ein italienischer Tenorist, der in der Oper nicht ausreichte und seine Stelle aufgeben mußte, er sang in einem Hofconcerte, ward von der Königin sehr belobt und erwarb binnen drei Monaten 30,000 Mark durch Mitwirkung in den adeligen und in den von der Aristokratie besuchten öffentlichen Concerten. Und da, so lange es Künstler geben wird, Orden, die regierende Häupter verleihen, und Verkehr in der vornehmen Gesellschaft ihren Werth behalten, so werden auch die Gunstbewerbungen nirgends aufhören und verdienen keinen Tadel. Aber festgestellt muß das Eine werden, daß in der Neuzeit die wahrhaft hervorragenden Künstler, welche Hofgunst nicht genießen oder nicht suchen, dennoch zu glänzender Laufbahn und zu bedeutenden Einnahmen gelangen können, weil heutzutage das große Publicum über die Stellung eines Künstlers in der Kunstwelt entscheidet und nicht die Meinung einzelner hoher Persönlichkeiten; diese können ihm viele Vortheile zuwenden, aber nicht den Ruf verschaffen, der vom allgemeinen Urtheile abhängt; und in diesem Umstande liegt der erste Grund der Reclame.

Da die Hauptmacht in künstlerischen Dingen auf das große Publicum übergegangen ist, da, wie ich schon angedeutet habe, der Schwerpunkt der Stellung eines Künstlers gegenüber der Oeffentlichkeit nicht mehr in der Gunst hochgestellter Personen, sondern im Urtheile des großen Publicums liegt, so erscheint es selbstverständlich, daß vor Allem die Gunst dieses vielköpfigen Protectors angestrebt wird, daß alle Hebel, welche dessen Aufmerksamkeit anregt, in Bewegung gesetzt werden. Im Anfange des Jahrhunderts bis gegen die dreißiger Jahre trachteten die meisten reisenden Künstler, sich recht viele Empfehlungen an einflußreiche Persönlichkeiten der Städte, die sie besuchten, zu verschaffen, weil der Concertbesuch, beziehungsweise der Billetverkauf am besten bewerkstelligt wurde, wenn viele Personen in ihren Kreisen dafür wirkten. Damals waren auch die Verkehrsmittel ganz beschränkt, reisende Künstler fuhren mit der Post, oder wenn sie große Concerteinnahmen erzielten, im eigenen Wagen; die Strecke, die heute mit dem Eisenbahn-Schnellzuge in einer Nacht durchfahren wird, verlangte vier, und wenn das Wetter schlecht war, auch noch mehr Tage; der Künstler kam durchrüttelt und ermüdet an das Reiseziel und brauchte mehrere Tage Ruhe, bevor er an Concertgeben denken konnte.

Auch die geistigen Verkehrsmittel bewegten sich in engen Grenzen; es gab nur wenige Zeitungen, und diese gehörten größtentheils der schöngeistigen Richtung an und wurden ausschließlich in den gebildeten Kreisen gelesen; die Kritiken waren auch mit großer Gründlichkeit geschrieben, weil damals Schriftsteller und Leser mehr Zeit hatten, weil jene nicht von heute auf morgen berichten mußten, diese nicht beim Morgenkaffee ein halbes Dutzend Zeitungen mit verschluckten. Als jedoch die Posteinrichtungen besser, Reisen häufiger wurden, die Zeitungen sich vermehrten, da zeigte es sich bald, daß die Presse der wirksamste Hebel war für die Anregung der Aufmerksamkeit des großen Publikums. Zuerst gewann der Einfluß gründlich gebildeter und kühner, geistreicher Kritiker auf allen Feldern große Bedeutung. Als dann in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts die Zeitungen immer stärkere Verbreitung fanden und sich vermehrten, gewannen nach und nach auch jene Kritiker bedeutenden Einfluß, die weniger mit Gründlichkeit als mit Witz und elegantem Stile schrieben, die es verstanden, das Interesse der Leser nicht bloß für die Leistungen, sondern auch für die Persönlichkeit eines Künstlers anzuregen, und auf jenen ziemlich großen Theil des großen Publikums zu wirken, der beim Besuche von Concerten weniger vom Kunstsinn bestimmt wird, als von der Neugierde, einen viel

*) Die Faustina und die Cuzzoni prügelten einander auf offener Scene des Königl. Theaters in London. Das schadete ihnen gar nichts. Es gab Scherzgedichte (einige davon citirt Thackeray) und das war Alles.

besprochenen und gerühmten Mann zu sehen. Ganz besonders in den großen Städten Deutschlands, und am meisten in Wien, besaßen diese Gattung Kritiker bis zum Jahre 1848 eine unglaubliche Macht. Die politische Presse stand noch unter scharfer Censur; die „Augsburger Allgemeine", allenfalls die „Grenzboten", waren die einzigen Blätter, die hier und da Andeutungen und Wünsche in staatlichen Dingen wagten; das Interesse der Lesewelt concentrirte sich also auf die schöngeistigen Blätter und auf die Ereignisse im musikalischem Gebiete.

Das maßgebende und entscheidende Urtheil über einen Virtuosen, d. h. nicht über dessen Werth, sondern über seine Berühmtheit, wurde bis gegen 1860 in Paris gefällt; wer nicht „le baptême de Paris" erhalten hatte, dem fehlte ein wichtiges Blatt im Lorbeerkranze.*) Das Paris der dreißiger Jahre war ja auch der Sammelplatz aller Berühmtheiten, Victor Hugo, Lamartine, Alfred de Musset u. A. standen in ihrer Blüthe, die romantische Schule in der Malerei feierte Triumphe, Berlioz' Symphonie phantastique hatte selbst des edlen Robert Schumann hohes Interesse erregt, das er in seiner „Neuen Zeitschrift" kundgab; und was aus Paris über Liszt und seine Abenteuer verkündet war, was Georges Sand über ihn schrieb, das spannte die Neugier des deutschen Publikums auf's höchste. So war es denn auch natürlich, daß die Virtuosen aller Länder sich um die Gunst der Pariser Journale und der dort lebenden deutschen Berichterstatter bewarben, und daß die Reelame in der französischen Hauptstadt zuerst gegründet und gepflegt ward. Schon im Jahre 1843, also vor 50 Jahren, klagt Heinrich Heine in seinen Berichten an die „Allgemeine Zeitung" (in dem Buche Lutetia gesammelt) über die „Heuschreckenschaaren" der Klavierspieler, die jeden Winter nach Paris kommen, „weniger um Geld zu verdienen, als sich einen Namen zu machen, der ihnen in anderen Ländern desto reichlicher eine pecuniäre Ernte verschafft. Paris dient ihnen als eine Art von Annoncenpfahl, wo ihr Ruhm in colossalen Lettern zu lesen. Ich sage, ihr Ruhm ist hier zu lesen, denn es ist die Pariser Presse, die ihn der gläubigen Welt verkündet, und die Virtuosen verstehen sich mit der größten Virtuosität auf Ausbeutung der Journale und Journalisten. Sie wissen auch dem Harthörigsten schon beizukommen, denn Menschen sind immer Menschen, sind empfänglich für Schmeichelei, spielen auch gern eine Protectorrolle, und eine Hand wäscht die andere; die unreinere ist aber selten die des Journalisten, und selbst der feile Lobhudler ist zugleich ein betrogener Tropf, der nur zur Hälfte mit Liebkosungen bezahlt. Man spricht von Käuflichkeit der Presse, man irrt sich sehr u. s. w. Es ist kaum glaublich, wie demüthig die Virtuosen in den Zeitungsbureaux um die geringste Lobspende betteln, wie sie sich krümmen und winden." Und im Jahre 1844 schrieb Heine: „Den erschlichenen oder erbettelten Fetzen Feuilletonlob wissen die Kunstjünger zumal in Deutschland gehörig auszubeuten, und in der dortigen Reklame heißt es dann, das berühmte Genie, der große ** sei angekommen, der Nebenbuhler von Liszt und Thalberg, der Klavierheros, der in Paris so großes Aufsehen gemacht hat" u. s. w.

Ich citire Heine's Bemerkungen nicht allein um ihrer treffenden Wahrheiten willen, sondern auch, weil sie ein Muster jener oben erwähnten geistreichen rücksichtslosen Schreibweise bieten, die beim großen Publikum großen Anklang findet; seine Nachahmer, Saphir u. A., ersetzten das, was ihm von seiner genialen Behandlung der Sprache, von seiner schnellen Auffassungsgabe fehlte, durch oberflächliche Geistreichelei und größere Rücksichtlosigkeit. Das gilt auch noch heute, wo über Musik und Theater oft viel mehr Witze als gründliche Urtheile zu lesen sind, und ihr sehr dankbares Publikum finden.

Was Paris einst für die reisenden Virtuosen gewesen, das ist jetzt Berlin. Nicht ganz im gleichen Maße, da in Deutschland noch manche Residenzen und größere Provinzstädte ihre eigene einflußreiche Presse besitzen, hier und da sogar noch aus Eifersucht gegen die Reichshauptstadt nicht alle daselbst errungenen Erfolge unbedingt gelten lassen wollen. Aber im Ganzen und Großen ist doch Berlin maßgebend, und selbst nicht entschiedene Erfolge werden nach verschiedenen Seiten hin ausgebeutet, wenn auch nicht von den Künstlern selbst, von Freunden, von Secretären, Impresarii, Agenten und all den Leuten, die eben beim Anpreisen eines Künstlers ihr eigenes Interesse fördern. Da wird ein spanischer oder portugiesischer Virtuose, der hier ein paarmal mit ziemlichem, durchaus nicht mit glänzendem Erfolge aufgetreten war, in seinem Lande mit Hinweis auf ein paar aus dem Zusammenhange genommenen Lobesphrasen der Berliner Blätter als größer wie Rubinstein bezeichnet. Und wie oft sind an hiesige namhafte Kritiker Anfragen aus der Provinz gekommen, ob denn ihr Lob wirklich so überschwänglich gelautet hätte, wie es in manchem Circulare (ohne Angabe der betreffenden Zeitungsnummer) angeführt war?

Allerdings können die deutschen Reklamemacher nicht mit den amerikanischen verglichen werden, denn dort gebieten die Unternehmer, die einen Virtuosen in Ruf bringen wollen, über ganz andere Mittel, dort werden noch ganz andere Hebel angesetzt, die Vorpreisungen ganz anders in Scene gesetzt, lange vorbereitet und dann mit aller Kraft in alle Gegenden geschleudert; so konnte es gelingen, daß ein polnischer Pianist, der hier nur einen bedingten Erfolg errungen, nur von wenigen Kritikern (auch von mir) Lob erhalten, in Amerika über Rubinstein gestellt ward, an dessen Hüfte er nicht reicht. Immerhin zeigte es sich in den letzten Jahren, daß die Reklame auch in Deutschland überhand nimmt, daß jeder äußerliche Zwischenfall benutzt wird, um auf einen Künstler, mit dem Geschäfte zu machen sind, die Aufmerksamkeit zu lenken.

Die Reklame ist unausrottbar; ich habe sie vor vielen Jahren in einer Musikzeitung mit der Kunst des Juweliers verglichen, der einen Edelstein in die beste Fassung zu bringen versteht. Aber es werden jetzt auch die Simili-Brillanten in Umlauf gesetzt, und da muß man sich fragen, ob dem nicht einigermaßen Einhalt gethan werden kann? Ich werde dieser Frage in einem eigenen Artikel über die Wechselwirkung zwischen Künstlern, Publikum und Kritik eingehende Betrachtungen widmen.

*) Nur Joachim war der einzige große ausübende Künstler, der seinen Weltruf in England und Deutschland gewann.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Der Besuch im Waisenhaus.

Von S. di Giacomo.

Da man die für klug hält, die ihren Vortheil wahrzunehmen verstehen, so sagten die Nachbarinnen, und zwar die ältesten und erfahrensten, die Wittwe Carmela habe für ihre Kinder gesorgt, als sie nach dem Tode des Straßenkehrer und Fiakers Sellata, der ehedem ein Wirthshaus hatte, den ältesten Sohn in's Waisenhaus brachte, das Mädchen zu einer Schneiderin in die Lehre gab und nur den Jüngsten bei sich behielt, der ihr den ganzen Tag das bischen Leben aus der welken Brust saugte. Andere hinwieder, und zwar die jungen Nachbarinnen, die mit der ersten Mutterwürde alle Liebe auf ihre Kinder anzusammeln anfingen, sagten, daß diese die Freude des Hauses seien und daß man wirklich ein recht hartes Herz haben müsse, um sie wegzugeben.

„Wie könnt Ihr nur so allein sein?" fragte sie Nunziata Fusco, eine dicke Blondine mit einem kleinen Jungen auf dem Arm, so blond und dick wie sie selbst.

„Na, was meint Ihr denn?" klagte Carmela, „was hätte ich wohl machen sollen mit den drei Kleinen an der Schürze? Bedenkt doch, es sind drei Mäuler. Nanni kommt ja Abends von der Schneiderin heim

und bleibt Nachts bei mir. Sie lernt schneidern, sie ist jetzt groß. Freilich Peppino . . . dort ist es abscheulich, nicht wahr?"

Die Andere erwiderte: „Wenigstens ich hätte nicht den Muth gehabt. Ihr seht den Peppino nicht, er Euch nicht, und wenn er krank wird, wen ruft er dann?"

„Ihr wißt aber auch gar nichts! Er ist ja dort wie zu Hause, und es fehlt ihm nichts. Allerdings," fuhr sie weinend fort, „daran hatte ich nicht gedacht. Aber sie werden schon Aerzte und Medizin haben, und sollte er wirklich krank werden, so werden sie mich's wohl wissen lassen."

„Fällt ihnen nicht ein," meinte die Fusco und streichelte ihren Jungen, als wollte sie sagen: „den behalte ich; ich bin seine Mutter, und er braucht nie aus dem Hause zu gehen."

Die Wittwe ging nach Hause, um schnell ihren Kleinen zu küssen, der in der Wiege schlief; aber so heftig that sie es, daß sie ihn weckte. Er fing an zu weinen.

„Ruhig, Herzchen," . . . sagte sie, „wir wollen heute Peppino besuchen."

Der Winter war gekommen mit seinen dunklen und kalten Tagen. Im Hüttchen der Wittwe Sellata konnte man kaum vom Eingang aus das elende Bettchen sehen und die Risse in der Wand. Die Feuchtigkeit drang durch Mark und Bein; dort hatte sich auch Sellata seine Krankheit geholt. Aber die Wittwe hüllte den Kleinen gut ein, während sie selber sich in das schwarze Tuch wickelte, das ihm in der Wiege als Decke gedient hatte. Dann suchte sie den Hausschlüssel. Sie fand ihn in der kalten Asche des Kohlenbeckens. „Wir gehen zu Peppino," wiederholte sie, indem sie die Thür zumachte.

Die schmale Gasse mit ihren kleinen Kaufläden und dem regen Leben machte einen heiteren Eindruck. Ein breiter Sonnenstrahl fiel in der Ferne durch ein Quergäßchen und erfreute die Vorübergehenden, die hier gerne zum Plaudern still standen.

„Wohin?" fragte eine Nachbarin die Wittwe, „Spazieren?"

„Wir gehen zu Peppino," sagte Carmela und steckte den Schlüssel in die Tasche. — „Zu wem?" „Zu meinem Sohne Peppino, den ich in's Waisenhaus gebracht hatte, nach Sellata's Tode, Gott hab' ihn selig. Er hatte mir's an's Herz gelegt: bringe ihn dorthin, sagte er, damit er was lernt und zu Hause kein Brot ißt."

„Und nun wollt Ihr zu ihm?"

„Ich habe ihn seit drei Wochen nicht gesehen, er wird sich freuen. Haltet mich also nicht auf, meine Liebe."

Und sie ging weiter mit dem Kinde auf dem Arme, so daß ihr abgetragenes Kleid durch den Straßenschmutz schleppte. Aber in jenem sonnigen Theil der Gasse, wo einige Weiber zusammen schwatzten, traf sie die kleine Nanni, die neugierig die Auslage eines Zuckerbäckers betrachtete, der sich sonnte und mit halbgeschlossenen Augen seine Pfeife rauchte.

„Nanni," fragte die Wittwe, „wie kommst Du hierher? Was machst Du da?"

Das kleine Mädchen lief ihr fröhlich entgegen.

„Wir arbeiten heute nicht; die Lehrerin feiert ein Fest und hat uns fortgeschickt, weil ihr Bräutigam mit ihr über Land will."

„Wir wollen zu Peppino," sagte die Wittwe und nahm sie bei der Hand.

Es war kalt, aber klares Wetter und trockener Weg. Das kleine Mädchen stampfte mit den Füßen, um sich zu erwärmen, während sie der Mutter Kleid mit einer Hand festhielt, um sich vor Kälte zu schützen. Die andere hatte sie zwischen die Falten ihrer Schürze gesteckt. Ab und zu neigte sie den Kopf und fuhr sich mit dem Ellenbogen über die Stirn, um das Haar zurückzustreichen. Sie wollte die Hand nicht aus dem Tuche ziehen. „Sind wir noch nicht da?" fragte sie plötzlich.

„Dort unten," antwortete die Wittwe, „die Bäume dort, gerade gegenüber, da ist es."

„Ach so weit!" seufzte das Kind.

Am Ende der Domstraße trafen sie eine Nachbarin, die Hökerin. Die Wittwe sah sie nicht, denn sie wickelte gerade den Kleinen fester ein. Nanni aber rief ihr im Vorübergehen zu: „Wir gehen zu Peppino und kommen nachher wieder."

„Wer war das?" fragte die Wittwe und drehte sich um.

„Marianna," erwiderte die Kleine, „sie ging etwas kaufen."

„Komm," sagte die Wittwe.

Sie kamen müde an; die Kleine konnte nicht mehr weiter. An der großen Treppe des Waisenhauses gingen sie auf die Seite, wo ihnen die Sonne gerade in's Gesicht schien. Auf den Stufen saßen drei alte Bettler aus S. Gennaro im Gespräche mit einer Aepfelverkäuferin. Die Wittwe stand still und sah in den Korb.

„Kauft mir etwas ab, schönes Kind," rief die Händlerin. „Von diesen großen hier gebe ich drei für einen Soldo."

„Gern," sagte die Wittwe, „aber kann ich sie wohl mit heraufnehmen für meinen Jungen? Ist das wohl erlaubt?"

„Warum nicht? Es sind Aepfel und keine Kanonen. Ihr könnt sie ruhig mitnehmen. Wo soll ich sie hineinlegen?"

„Hier," sagte das kleine Mädchen und hielt seine Schürze auf, „ich trage sie."

Die Wittwe zahlte und stieg die Treppe zum Waisenhaus hinauf, hinter ihr das Kind, das ganz glücklich über die Aepfel war. Auf dem breiten Absatze blieb sie stehen und wußte nicht, wohin sie gehen sollte, denn es waren so viele Thüren da, und die Treppe führte noch höher.

„Ist es hier?" fragte das Kind.

„Ich glaube, wir müssen noch weiter hinauf. Wir wollen warten, vielleicht kommt Jemand, der uns Bescheid sagt."

Sie hörten oben auf der Treppe pfeifen und eine singende Stimme näher kommen. Gleich darauf erschien ein junger Mann, die Hände in den Taschen und unter dem Arm ein Buch. Auf dem Treppenabsatz angekommen, sah er die Frau und das Kind flüchtig an und ging dann singend weiter.

„Herr! Herr!" rief ihm die Wittwe nach.

„Was gibt's?" fragte er und drehte sich auf der ersten Stufe um.

„Wo meldet man sich, wenn man einen Knaben sprechen will? Ich habe meinen Sohn hier . . ."

„Um diese Zeit könnt Ihr Niemand sprechen. Aber vielleicht ist es doch möglich. Geht nur hinauf zum Schreiber."

„Wo ist das?" fragte die Wittwe schüchtern.

„Im zweiten Stock, die erste Thür rechts, das letzte Zimmer."

Nach sprechend stieg er hinauf und die Wittwe sah ihn nicht mehr. Aber von oben herab hörte sie noch seine Stimme: „Das letzte Zimmer, habt Ihr verstanden?"

„Jawohl, ja, Herr! Danke, vergelt's Gott!"

Der Secretär war ein Mann in reiferen Jahren und sah noch recht gut aus. Er trug eine goldene Brille und auf dem Zeigefinger einen schönen Ring und saß vor seinem Pulte, wo er verschiedene Papiere unterschrieb, die ihm ein Beamter der Reihe nach vorlegte. Im Zimmer befand sich ein Ofen, der eine angenehme Wärme verbreitete.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" fragte der Alte, indem er die Augen von den Papieren erhob und das kleine Mädchen betrachtete. Die Wittwe wußte nicht recht, was sie sagen sollte. „Ich bin Carmela Sellata, Eccellenza, ich möchte gerne, womöglich . . . ich habe meinen Sohn hier . . . er ist sieben Jahre alt . . . Guiseppe Sellata — — —"

„Lieber Gott, da müßt Ihr nicht hierher kommen!" rief der Alte, „das ist nicht das Sprechzimmer!"

„Es ist mir so gesagt worden, Eccellenza," murmelte die Frau erschrocken, „ich traf auf der Treppe einen jungen Herrn, der mir die Thür hier zeigte . . ."

„Aber doch nicht hier," wiederholte der Alte, „und dann ist jetzt keine Besuchsstunde." Die Wittwe blieb rathlos stehen.

„Wie sagtet Ihr, daß Euer Sohn heißt?" fuhr der Alte nach einem Augenblicke sanfter fort.

„Peppino . . . Guiseppe Sellata."

„Mazzia, seht gefälligst im Archivgebäude nach, ob Larisso da ist, und sprecht mit ihm wegen dieses Jungen oder noch besser, laßt ihn hierher kommen."

„Wie heißt er?" fragte der Beamte die Wittwe.

„Guiseppe Sellata."

Mazzia verschwand hinter einem Vorhang. Der Alte rückte die Brille zurecht, hauchte in die Hände und legte eine silberne Dose auf das

Pult. Die kleine Nanni hatte ihren Muth wiedergewonnen und näherte sich, um das große goldene Tintenfaß zu betrachten, und dann ging ihr Blick zu einem gläsernen Briefbeschwerer, worauf die Peterskirche mit der Kuppel zu sehen war.

„Setzt Euch," sagte der Alte plötzlich nach ziemlich geräuschvollem Schneuzen, „holt Euch dort aus der Ecke einen Stuhl, und setzt Euch." Dann öffnete er die Tabaksdose, nahm eine Prise, seufzte und sah die Wittwe scharf an:

„Was habt Ihr da im Arm?"

Sie schlug das Tuch zurück und zeigte den Kleinen, der ruhig schlief und ein Händchen auf die Brust gelegt hatte.

„Ein kleiner Junge?" fragte der Alte lächelnd, „wie hübsch er ist! Euer Sohn?"

„Jawohl, Herr Secretär."

Die kleine Nanni, welche sich von der Betrachtung des Tintenfasses losgerissen hatte, näherte sich nun, ihr Brüderchen zu betrachten. Sie erhob die Hand, um es zu streicheln.

„Scht!" sagte der Alte halblaut, „laß ihn, sonst wacht er auf. Deckt das arme Kind nur wieder zu!" Hinter dem Vorhang erschien Mazzia mit gleichgültiger Miene. „Nun?" fragte der Alte.

„Wenn der Herr Secretär mir einen Augenblick Gehör schenken möchte?"

„Was ist denn?" Er stützte sich auf die Lehne seines Sessels und stand auf, indem er nach dem rothseidenen Schnupftuche suchte: „Was gibt's, Mazzia?" Dann fiel der Vorhang, der sie nun Beide verbarg.

„Jetzt kommt Peppino gleich," sagte die Wittwe der kleinen Nanni.

„Jetzt kommt er?" wiederholte die Kleine halblaut.

Die Wittwe nickte mit dem Kopfe, die beiden Anderen sprachen noch hinter dem Vorhang, aber man konnte nichts verstehen. Plötzlich erschien der alte Herr wieder und näherte sich zögernd der Wittwe. Bei dem Pulte blieb er stehen, schob ein Heft unter ein Buch und hustete zwei oder dreimal.

„Hört mal, liebe Frau . . . um diese Zeit sind die Knaben nicht zu sprechen; ich hatte Euch ja schon gesagt, Ihr seid zu früh gekommen. Der Knabe ist jetzt . . ."

Er unterbrach sich, die Wittwe sah ihn an.

„Mazzia," wandte er sich dann hastig an diesen, „helft mir doch, ihr zu sagen . . ."

„Der Junge ist jetzt in der Schule," sagte Mazzia. Dann stellte er sich wieder an's Fenster und sah hinaus.

„Ja," sagte der Alte, „er ist in der Schule. Es geht dort sehr streng zu . . ."

Die Wittwe machte ein trauriges Gesicht. Sie drückte den Kleinen fester an sich und blieb stehen. „Ist es wirklich nicht möglich?" fragte sie schüchtern.

„Wie?" meinte der alte Herr verlegen, „ja ganz unmöglich. Ihr seid seine Mutter, nicht wahr?"

„Ja, Herr Secretär, ich bin seine Mutter."

„Es ist wirklich unmöglich, liebe Frau," stotterte er, „ich kann da nichts thun. Ihr müßt wieder umkehren. Wartet einmal . . . kommt am Montag wieder, das ist doch der Besuchstag, Mazzia?"

Mazzia sah gerade aus dem Fenster; er hörte nichts und gab keine Antwort. Die Wittwe erröthete. Langsam ließ sie ihre Hand in Nanni's Schürze gleiten.

„Verzeihung," stotterte sie, „ich hatte ihm etwas mitgebracht . . . ich wollte ihm diese Aepfel geben . . . entschuldigen Sie . . ."

„Gebt her," sagte der alte Herr.

Das kleine Mädchen hatte schon zwei Aepfel neben das schöne Tintenfaß auf das Pult gelegt. Er nahm den dritten und legte ihn dazu.

„Verzeihen Sie die Freiheit," murmelte die Wittwe.

„Nicht doch," erwiderte er sanft.

„Ich kann also Montag wiederkommen?"

„Ja Montag, aber später. Und kommt dann nicht zu mir, sondern geht zum Director; er wird Euch Bescheid sagen."

Die Wittwe griff nach seiner Hand, die er ausgestreckt hatte, um das kleine Mädchen zu liebkosen, und wollte sie küssen.

„Ach!" rief er ganz erschrocken, „schon gut, liebe Frau! Guten Morgen, guten Morgen . . ."

Sie waren fort. Der Alte war neben der Thüre stehen geblieben. Er hörte die Holzpantoffeln der Wittwe klappern, während sie die Treppe hinunterging, und dazwischen das Stimmchen des Kindes. Mazzia stand wieder vor ihm und fing an, ihm die Papiere zu reichen.

„Sachte," sagte der alte Herr, „wir haben keine Eile." Dann schüttelte er betrübt den Kopf. „Der Director wird es ihr am Montag sagen," murmelte er vor sich hin, „ich nicht, gewiß nicht; ich will nicht auf solche Art meinen Tag anfangen." Er wischte die Brille ab, setzte sie wieder auf, hustete, hauchte in die Hände und ergriff von Neuem die Feder. „Ja ja," seufzte er, „ach, du lieber Gott! . . . Gebt her, Mazzia!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## König Pharo.

Der deutsche Reichstag ist auf den 16. November nach Berlin einberufen; die mannhaft kühne Steuerverweigerung in erster und die Verbrüderung von Koscielski, Ahlwardt und Rickert in letzter Lesung, unterm Schutze des Mannes Caprivi, kann beginnen. Man darf auf eine Reihe anregender, vergnüglicher Tage gefaßt sein; und wenn bis dahin noch genügend viel neue, wenig gelesene Broschüren erscheinen, wird Herr Eugen Richter wieder mehrere glänzende Reden zum Besten geben, die von guten Gedanken Anderer strotzen und dem Publikum eine gedrängte Uebersicht aller nicht von Eugen ersonnenen politischen Sarkasmen der letzten vier Monate darbieten. Da er bei seinen Hörern gleiche Belesenheit voraussetzt, verzichtet er der Einfachheit wegen darauf, Quellen anzuführen, ganz wie Dr. Hermes märchenhaften Angedenkens, der jetzt vor freisinnigen Wahlmännern meine Witze macht. Auch Herr von Bennigsen bereitet schon eine längere, aber gediegene Abhandlung vor, mit der er den Gesichtskreis der M. d. R.'s erweitern will; nachdem er in vergangener Session die Kollegen mit einem ihnen bis dahin völlig unbekannten, sicheren Nietzsche vertraut machte, denkt er diesmal die grundlegenden Ideen Hegel's oder Rousseau's vorzutragen und sich so, wenn schon um weiter nichts, doch um die Fortbildung der Erwählten unserer Nation unsterbliche Verdienste zu erwerben. Bebel dagegen beabsichtigt, mehrere Windeln Miquel's vorvorzulegen und damit zu beweisen, daß dieser aller pupillarischen Sicherheit entbehrende Mann nicht immer von jener peinlichen Sauberkeit und zweifellosen Accuratesse war, die wir heute an seinen Steuergesetzen bewundern können. Die Böller stehen allesammt geladen bereit, das Land lauscht, es kann losgehen. Und abermals wird herrlich an den Tag kommen, welch' ungeheure Quantitäten „klassischer und naturwissenschaftlicher" Bildung, wie viel gesunder Menschenverstand von den kleinen Schätern im Reichstage mit so unglaublicher Geschicklichkeit vor den Augen der Welt verborgen wird, daß Niemand ihr Vorhandensein ahnt.

Besonders bei den Debatten über die Börsensteuer wird's hoch hergehen, und zwar auf beiden Seiten des verehrten Hauses. So viel sittliche Entrüstung und ausgeprägtes Tugendboldthum, so viel nationale Trauer über undeutsche Erwerbsgier und so viel bornirte Rathlosigkeit wird man lange nicht auf einem Haufen zusammen gesehen haben. Ich höre sie heute schon, die theilweis mit sehr knappen Mehrheiten und nur mit Hülfe allerlei unschuldiger Gewaltmittelchen erwählten Vertreter des Volkes. „Giftbaum — Ruin der Volksseele — Jobberbanden — Verführung des harmlosen Laienpublikums — niederträchtige, schamlose Gewinngier — Spielhölle in der Burgstraße — bluten, bis das Weiße kommt — keine Steuer hoch genug!" (Bravo, rechts. Rufe: Hannover, von Meyerinck! links) sagt mit echt adeliger Entrüstung ein ausrangirter

Gentleman, dessen Aeltester mit dem fadenscheinigsten Gesindel Rennplatzwetten abschließt und dessen Jüngster beim „ollen, ehrlichen Seemann" doch schon champagnert hat, vom Mittelgliede ganz zu schweigen, das ein nicht gerade arisches Wuchererlöchterlein liebend umwirbt. — Der adelige Volksmann macht es aber wenigstens kurz, was man von dem Hauptredner der vereinigten Opposition, Herrn Heinrich Rickert, leider nur selten behaupten kann. „Meine Herren!" beginnt Heinrich Rickert (rauschender Beifall in einer Ecke links) und verbreitet sich dann über die neuesten Gemeinheiten Ahlwardt's, über die Thatsache, daß Christus seine Bergpredigt aus dem Schulchan Aruch gestohlen hat und über das Berliner Schillertheater, über Villardwerthe, Tellersammlungen und den großen, liberalen Gedanken. Es ist dieser Gedanke, nebenbei bemerkt, der einzige, den er je gehabt hat; darum pflegt er ihn auch so, aus Besorgniß, er möchte sich in der Einsamkeit graulen und eingehen. Nach der Einleitung kommt Herr Rickert sodann auf den Hannöver'schen Prozeß zu sprechen. Mit feinem Taktgefühl vermeidet er, gleich den anderen Organen der freisinnigen Vereinigung, irgend welche Anspielungen auf das Glaubensbekenntniß der Verurtheilten, denn erstens ist Religion Privatsache, und zweitens kann in ganz Deutschland, von Eisenach und dem Bureau der ethischen Gesellschaft abgesehen, jeder nach seiner Façon selig werden. Ueberhaupt handelt er streng nach dem noch nicht erschienenen Programm seiner Partei, das sich entschieden für Unterstützung der wirthschaftlich Schwachen (in diesem Falle der Angeklagten) ausspricht, und wendet sich dafür mit um so größerer Energie gegen die schwer belasteten Belastungszeugen. „Hier, meine Herren (lebhafter minutenlanger Beifall Alexander Meyer's), zeigt sich Ihnen sonnenklar, wo die volksverwüstende Pest des Glücksspiels (hört, hört!) denn eigentlich die meisten Opfer fordert. Ich bin kein Vertheidiger der Ausschreitungen der Börse, ich verdamme sie (tiefes Stillschweigen in der Freisinnigen Vereinigung), aber ich möchte doch sagen, zehntausend mal mehr imponirt mir der geistvolle, in unablässiger, harter und aufreibender Denkarbeit stehende Kursspekulant (sehr gut! links), als der gewissenlose, adelige Hazardeur. Ich will nicht anklagen, meine Herren, will nicht von der Rednertribüne aus das Land aufwühlen; ich bin Mitglied der Freisinnigen Vereinigung, und wir machen seit der letzten Landtagswahl alles schriftlich ab. Mit dem Rechtsanwalt Fritz Friedmann, der hinreißend aufrichtig von sich auf Andere schließt und wahrscheinlich das Vorschußnehmen auch für eine gesellschaftliche Tugend hält, meine ich, daß wir ausnahmslos Alle dem Laster des Spieles huldigen. Aber gerade Sie (nach rechts) waren es, die unaufhörlich von einer Vergiftung unseres Volkslebens durch das Börsenspiel zeterten und die freigesprochensten wirkl. geh. Commerzienräthe in schnödester Weise beschimpften; gerade Sie führten beständig aufreizende Schlagworte von mühelosem, halb verbrecherischem Erwerb im Munde. Wie stehen Sie nun da? He?! Ein Adeliger, ein sogenannter nothleidender Landwirth der Hauptangeklagte, adelige Offiziere seine Spielkumpane, betrogene Betrüger im trauten, familiären Verkehr mit jungen Prassern und Verschwendern — wer von Ihnen hat da noch den bewundernswerthen Muth, meinem lieben Freunde Goldberger, der die Internationale Bank gegründet hat und auch sonst nicht weiß, weshalb er Commerzienrath geworden ist, seine finanziellen Transactionen in Schweizer Bahnen zu erschweren? Meine Freunde und ich beantragen deshalb, das Herz der Nation, die Börse, zu schonen und dafür das unsittliche Glücksspiel, das weiten Kreisen unseres Volkes nicht wenig Spaß macht, die Lotterie, mit Prohibitivsteuern zu belegen." (Bravo! bei den Sozialdemokraten.)

Herr Rickert wird, so weit ihn seine an's Geniale streifende Langweiligkeit nicht daran hindert, einen schlechterdings wunderbaren oratorischen Erfolg davon tragen, wenn anders nicht Eugen Richter ihm den Rang abläuft und nach der Sozialdemokratie und dem Antisemitismus auch den spielwüthigen Adel wissenschaftlich vernichtet. Ich erlaubte mir vor einiger Zeit an dieser Stelle etliche hier und da sehr übel aufgenommene Betrachtungen über die Durchlaucht Anjust; damals waren es bloße Clownpossen adeliger Männer, die sorgenvolle Worte wachriefen. Im Hannöver'schen Prozeß, auf den die Augen ganz Deutschlands gerichtet gewesen sein sollen, trat schwereres Verschulden zu Tage, aber es illustrirte unsere Zustände nicht schärfer, und die Augen ganz Deutschlands müssen Jahrzehnte hindurch über die Maßen blöde gewesen sein, wenn sie erst jetzt bemerken, daß nicht nur Enquêtecommissionen, sondern auch andere Dinge faul sind im Staate Dänemark. Dem „beleidigten öffentlichen Gewissen" wird die Satisfaction ja nicht vorenthalten bleiben; die Falschspieler bekamen bereits hohe Gefängnißstrafen, das einzige, was sie in ihrem Leben redlich verdient haben, zudictirt, und die beim Bluff erwischten Offiziere werden sich möglichst schlicht verabschieden. Und dann überzieht sich der Sumpf und der Spieltisch wieder mit frischem Grün, und Alles bleibt beim Alten.

Die eigentliche Moral der Geschichte will man nicht hören, männiglich macht sich für den Hausbedarf seine Spezialmoral zurecht, entrüstet sich eine Weile sehr sittlich und verfällt dann von Neuem in den großen Winterschlaf. Aber mag immerhin jedes Blatt und jeder Parteimann aus den Verhandlungen zu Hannover nur dem Gegner, nicht sich selbst einen Strick drehen — in Wahrheit prozessirte man dort nicht leichtsinnige und geldbedürftige Offiziere, die aus dem Jeu ein Geschäft machen und, wenn es eben angeht, gern fette Dumme plündern; noch prozessirte man internationale Gauner jüdischer Confession, nein, die fünf Männer saßen über unsere Gesellschaft zu Gericht. Eine unheimliche Farbe gewinnt im Lichte ihres Urtheils das Hetzwort Ahlwardt's, der sein sozialdemokratisches Herz entdeckt hat und, man sage was man wolle, einen ganz überraschend feinen Instinkt für die Empfindungen des deutschen Kleinbürgers besitzt, das Hetzwort: Wider Juden und Junker! Gerade die Schichten unseres Volkes, die in jeder Weise bevorzugt werden, die sogenannten gebildeten und wohlhabenden, die Zinstribut von uns Kopf- und Handarbeitern nehmen, sie mißbrauchen ihre Gewalt in schnödester Weise und thun alles, den sozialen Haß zu schüren. Die deutsche Armuth ist noch gesund im Kerne, hat noch Ideale, verachtet den Faullenzer und den Dieb und jeden, der nicht in redlicher Mühe sein täglich Brot erwirbt; wenn aber seine „berufenen Feldherren", wenn die von den Früchten seines Fleißes zehrenden oberen Stände fortfahren, das schamloseste Lasterleben zu führen und zu beweisen, daß die deutsche Bourgeoisie um kein Haar besser als die französische und italienische ist — was will das werden? Herr Pindter freilich läßt uns durch seinen besten Stilisten (Mr. Derselbe) beschwichtigend sagen, man dürfe es mit dem Spiel und anderen kleinen Scherzen so ernst nicht nehmen; bereits in den Urwäldern Germaniens sei Gut und Freiheit verwürfelt worden. Das ist wahr. Zur selben Zeit aber verrieth bereits ein Herr Judas Ischarioth seinen Herrn und Meister um dreißig Silberlinge — will Herr Pindter daraus etwa auch den Schluß ziehen, daß es historisch berechtigt sei, seine Ueberzeugungen von Fall zu Fall, wenn auch nicht um 30 Silberlinge, dem Bietenden zu verkaufen? Brave Professoren und Universitätsrectoren jammern gar rührend und herzbrechend über die totale Ideallosigkeit der gebildeten Jugend — das Ideal hat sich, Gott sei's geklagt, längst in die Vorstadtmansarden zurückgezogen, wo man billiger zur Miethe wohnt; Gneist und Schmoller, die ihre Kollegien immer gerade in den Frühschoppenstunden lesen, wettern gegen studentische Faulheit — unsere Arbeiterjugend, Jugend mitunter im grauen Kopf, zieht nach zermalmender Fabrikfrohn Abends noch in Bildungsschulen und wissenschaftliche Vorträge! O, wie bitter müssen wir uns vor unseren armen Brüdern schämen, wir Streber und Spieler und Diebe! Bei ihnen ein rührend emsiges Ringen nach Wahrheit, Wissen und Bildung, der recht verstandene Jesus von Nazareth ist ihr Herzog . . . Unser heimlicher Kaiser, von dem der Rembrandtmann in gar poetischer Weise 'was Weniges geistreichelte, heißt König Pharo.

Eine alte Weisheit, die man in den Gassen ausklingeln hört und über die man doch immer wieder in starres Erstaunen geräth. Man wird sich aber wie bisher auch fernerhin mit ihr von Fall zu Fall auseinandersetzen und je nachdem man Synodale, Grundadelsmann, Kriegsminister, Börsenhai, Einfaltspinsel oder gar Verehrer der Rickert'schen Muse ist, verschiedene Süßigkeit aus ihr ziehen. Den Synodalen spornt sie gewiß zu enthusiastischerer Thätigkeit im Traktatvertheilen an gemeine Soldaten, die für ihre Offiziere beten sollen, und zu Resolutionen gegen die Verderbniß minorenner Taglöhner, die nachgewiesenermaßen in Sonntagsnächten sehr gern einen Dreipfennigskat spielen; die 45 Wahlmänner der freisinnigen Vereinigung in Berlin leiten vielleicht eine Schneeballcollecte à la Buschhoff für den in Hannover freigesprochenen Max Rosenberg ein

und verlangen die Aufhebung der Branntwein-Liebesgabe, die die Gutsherren übermüthig macht und zum Kümmelblättchen verführt. Der Kriegsminister nimmt ausgiebige Versetzungen vor, und sehr gut gemeinte Verordnungen gegen Luxus und Jeu in Offiziercorps werden erlassen; der Agrarier nennt den Börsenhai, und der Börsenhai den Agrarier die Wurzel alles Uebels. Das geht so eine Weile, bis neue und interessantere Skandalaffären, scharf erotischen Beigeschmacks, auftauchen; Hannover geräth in Vergessenheit, wie Friedländer und Sommerfeld, wie der Bochumer Steuer- und Stempelprozeß, wie alle kapitalistischen Sünden in Vergessenheit gerathen, und König Pharo, der Absolute, regiert weiter.

Höherer Intellect, gediegenes Wissen, Reichthum an irdischen Gütern — sie sind nichts mehr als gute Gewehre für die Glücksjauhatz, als Lokomotiven für uns Stürmer und Dränger nach müheloſem und ehrlosem Gewinn. Alle Kreise der Gesellschaft, „vom Offizier bis herab zum Künstler" — auch ein Vertreter der Presse fehlte in Hannover unter den „Zeugen" nicht— nehmen inbrünstig und in ganz besonderer Art gewissenhaft daran Theil. Es ist der Triumph des „liberalen Gedankens", des „Manchesterprinzips", den wir, gar nicht staunend, erleben; die Goldgier demokratisirt unser Volk gründlicher als Revolutionen und Gesetze es vermöchten. Sie macht, wie Figura zeigt, alle Standesunterschiede rasch verschwinden; vorm Roulette, am Totalisator sind alle Preußen gleich, und nun gar beim Makao hat jeder das Recht, seine Meinung frei zu äußern — sofern er nicht kibitzt — und nach Kräften zu betrügen oder sich betrügen zu lassen. Im freien „Spiel" der Kräfte kann sich jedes Talent entfalten, die culturwidrigen Schwachen werden beseitigt, nur die zur Zuchtwahl (und auch für's Zuchthaus) geeigneten Starken bleiben übrig. Das ist echte Freiheit und Aufklärung, das ist die beste Staatsform: eine Jeurepublik mit dem König Pharo an der Spitze. Caliban.

## Offene Briefe und Antworten.

### Staatswissenschaftliche Seminare für Nichtstudenten.

Sehr geehrter Herr!

Der Artikel „Staatswissenschaftliche Seminare" in Nr. 43 wird jedenfalls vielen Ihrer Leser willkommen gewesen sein, da sie von einer Einrichtung erfahren, die vielleicht auch Nichtstudenten zugänglich gemacht werden kann. Wäre dies möglich, so geschähe es nur zum Nutzen des Vaterlandes und zum Schaden des Radicalismus jeder Art. Der Student und spätere Beamte oder Geistliche verkehrt meistentheils in Kreisen, die gebildet genug sind, um sich von Schlagwörtern nicht fangen zu lassen, während der Arbeiter- und mittlere Bürgerstand in dem Beamten immer einen Theil der Regierungsmaschine sehen und ihn deshalb auch immer mit Mißtrauen betrachten wird. Etwas Anderes ist es mit dem Kaufmann, dem Handwerker und Arbeiter. Eine Zeitungsnotiz entfesselt manchmal in der Werkstelle und im Geschäft eine sehr lebhafte Discussion über die verschiedensten Gebiete der Nationalöconomie. Welche segensreiche Wirkung kann hierbei eine auf wirklichem Wissen beruhende Meinungsäußerung thun, die, wenn auch wenig formvollendet, aus dem Munde eines Kollegen und Mitarbeiters kommt. Ein ähnlicher Gedanke ist schon einmal in Ihrem Blatte ausgesprochen worden und wurden da die sozialöconomisch gebildeten Gewerbtreibenden sehr treffend als Unteroffiziere der Bildung bezeichnet. Und wie soll denn das, was die Gelehrten von Fach ausdenken, in's Volk dringen, wenn nicht durch Heranziehung gewerblicher Kreise. An Theilnehmern zu den Vorlesungen würde es gewiß nicht fehlen. Ich verweise auf die Vorlesungen für junge Kaufleute, die auch bei den sozialwirthschaftlichen Fragen gut besucht sind, obgleich wohl noch viele zurückbleiben, da sie das Thema vom einseitigen Parteistandpunkt behandelt glauben. Man wird mir entgegenhalten, daß ja genügend Literatur vorhanden ist, um alle Wissensdurstigen zu befriedigen. Was nützt es aber, wenn diese Literatur dem weniger Bemittelten schwer zugänglich ist und ihm auch der Führer fehlt, der durch das Labyrinth von Schriften leitet und das Wesentliche von dem Bedeutungslosen scheidet. Hoffentlich fällt diese Anregung auf fruchtbaren Boden und ich bin gewiß, daß damit vielen Gewerbtreibenden und jungen Kaufleuten ein Herzenswunsch erfüllt würde.

Hochachtend Fr. Fischer.

## Notizen.

Dramatische Humoresken von Karl Bitz. (Berlin, Imberg & Lefson). Der Prolog zu dieser Sammlung dramatischer Werke ist unter dem Titel: „Warum die Deutschen keine Komödie haben" zuerst in diesen Blättern erschienen, und die gesunden Ansichten des Verfassers über die Möglichkeit eines deutschen aristophanischen Lustspiels haben damals mannigfache Zustimmung gefunden. Seine Thesen belegt der Autor nunmehr gleichsam mit drei dramatischen Arbeiten, von denen „Mein Mann schreibt Tragödien" ein bühnenwirksamer Schwank ist, der den Versuch einer Aufführung lohnen würde. Weniger sicher scheint uns dies mit der Dramatisirung einer goethischen Novelle aus Wilhelm Meister: „Wer ist der Stärkere?" mit dem komischen Motiv eines laut denkenden Menschen, der durch seine Eigenthümlichkeit die seltsamsten Verwickelungen hervorruft. Theatralische Zukunftsmusik finden wir leider noch in der aristophanischen Komödie, die uns Bismarck's Glück und Ende schildert, eine witzige und geistreiche dramatische Satire, die an die Platenschen Vorlagen erinnert und jeden Leser erheitern wird. Es gelangt gegenwärtig so manches unerfreuliche Fusel- und Gruselstück auf die Bühne, das den Versuch nicht lohnt und nur den Geschmack verdirbt. Vielleicht wagt es ein rühriger Director einmal mit den vorliegenden dramatischen Humoresken.

Kees Doorik. Von Georges Eekhoud. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der naturalistische Roman eines hochbegabten Vlamländers und eine der besten Veröffentlichungen der Verlagsanstalt. Kees Doorik ist ein Findelkind, das zu dem reichen Bauer Nelis Cramp in Dienst kommt und zum Manne heranwächst. Er verliebt sich in die junge Bäurin, die schon nach wenigen Monaten zur Wittwe wird, und sie erwidert seine Neigung, aber der Mann aus dem Findelhause ist ihr nicht genug und sie beschließt, einen reichen Bauernsohn zu heirathen. Kees tritt bei dem Bürgermeister, dessen Tochter eine Neigung für ihn gefaßt hat, in Dienst, aber sein ganzes Sinnen und Trachten gilt der Bäurin. Da bringt das Fest der „Gänseritter" ihn mit seinem Nebenbuhler zusammen, er geräth mit ihm in Streit und ersticht ihn. Am anderen Morgen wird er ergriffen und von Gendarmen fortgeführt. Das Ganze ist ein wunderbares Stück Cultur- und Seelenschilderung. Etwas tiefer, aber noch immer hoch genug für eine Unterhaltungsschrift steht „Ein Auserwählter". Roman aus dem Russischen von J. N. Potapenko. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Als bester Schüler einer geistlichen Akademie ist der Held des Romans die Hoffnung seiner Eltern und Lehrer, der Weg zu den höchsten geistlichen Würden steht ihm offen, er aber beschließt, sich dem Volke zu widmen, als armer Landpfarrer seine Freuden und Leiden mit ihm zu theilen und durch seine Lehren und sein Beispiel es aus seiner Erniedrigung zu erheben. Seine Freunde und Verwandten sagen sich von ihm los, sein Weib verläßt ihn, die edle Frau, die ihm bei seinem Werk hilft und ihn liebt, muß er zurückstoßen, um seine Pflicht nicht zu verletzen; er aber bleibt seiner Aufgabe treu und findet in der Liebe und Verehrung seiner Pfarrkinder den Trost und den Lohn für alle Leiden. Der ethnographische Werth entspricht durchaus der Kunst, womit die Charakterzeichnung durchgeführt ist, und die Lectüre hinterläßt einen durchaus erhebenden Eindruck.

Es bedurfte erst einer illoyalen Concurrenz, die sich des verlockenden Aushängeschildes: „Der kleine Brehm" bemächtigte, um dem Bibliographischen Institut in Leipzig den capitalen Gedanken einer volksthümlich verkürzten Ausgabe von Brehm's Thierleben nahe zu bringen. Jetzt liegt uns von dieser unvergleichlichen Volks- und Schulausgabe der dritte und letzte Band vor, und da können wir nur wiederholen, daß Richard Schmidtlein, der Bearbeiter, seine schwere Aufgabe gut gelöst hat. Noch überall spricht der unverfälschte Meister Brehm zu uns, nur Längen sind entfernt und die seitherigen Fortschritte unseres Naturwissens berücksichtigt. Es ist nicht zu verlangen, daß uns ein so billiges Werk lauter Chromotafeln biete, aber die reichlich beigegebenen Holzschnitte sind so schön, daß sie meist der farbigen Wirkung sehr nahe kommen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummer bestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Carl Reißner's Verlag in Leipzig.**

# Tiberius Gracchus.

Trauerspiel in 5 Aufzügen

von

**Paul Barth.**

Zweite, veränderte Auflage.

Preis: 1,50 *M*.

Sehr geeignet als Geschenk für Kenner des Alterthums, Studenten und Schüler.
Von der literarischen Kritik anerkannt.

---

Soeben erscheint bei **W. Werther** in **Rostock**:

# Kasper-Ohm un ick.

Roman in mecklenburg. Mundart

von

**John Brinckman.**

Fünfte Auflage. 3 *M* br., 4 *M* eleg. geb.

„Ich rathe Jedem, sich dies gute Buch zuzulegen, das bei jedem, der Sinn hat für wahren Humor und echtes, unverfälschtes Volksthum, ein unvergleichliches Behagen erzeugt." **Heinr. Seidel.**

---

# Vischer=

## Erinnerungen.

Äußerungen und Worte.

Beitr. z. Biogr. Fr. Th. Vischer's

von Ilse Frapan.

Mit Bild n. d. letzt. photogr. Aufnahme.

3 M., eleg. Lwdbd. 4 M.

G. J. Göschens Verlag, Stuttgart.

---

Im Commissionsverlag von **Ludwig Groß** in **Nürnberg** ist erschienen:

# Ja oder Nein.

Photographie=Album des Geistes und der Seele.

Ein modernes Erinnerungsbuch zum Einschreiben

von **Ludwig Aub.**

Mit Vorwort von **Georg Ebers** und **Schmidt-Cabanis.**

gr. 8°. In eleg. Einband m. Goldschn. *M* 3.—

---

Im Verlage von **Rob. Peppmüller** in **Göttingen** erschien:

## Prof. Ernst Haeckel in Jena

und seine Kampfweise.

Eine Erwiderung von **Prof. Otto Hamann.**

Preis *M* 1,20.

---

**Verlag von Th. Knaur, Leipzig.**

## Weck, Von Heimath zu Heimath.

Ein Lebensbuch in Liedern. gr. 8°. 300 Seiten. brosch. *M* 3,60, elegant gebunden mit Goldschnitt *M* 4,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

---

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman

von

# Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

---

Photographische

## Brustbilder in Lebensgröße

**(Karton 72×60 cm), nach jeder kleinen Photographie** für nur **Mk. 22,50 = öwfl. 14,—** einschließlich Passepartout. — Als **wertvolles Festgeschenk jeder Art,** sowie **beim Verluste** von **lieben Heimgegangenen** bildet ein derartiges photograph. Brustbild ein **monumentales Andenken.** Zahlreiche Anerkennungsschreiben bezeugen die vorzüglich künstlerische Ausführung. Prospekt gratis. Muster franko gegen franko gern zur Ansicht.

**Photograph. Kunstverlag** Carl Stange, **Frankenberg i. Sa. Leipzig. Berlin, SW.** Kochstr. 12.

---

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

# Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte

von

## Heinrich Kruse.

8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

---

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

## Shakespeares dramatische Werke.

Uebersetzt von Schlegel-Tieck, herausgegeben von **W. Oechelhäuser.** 1 Band von 941 Seiten Lex.-8°. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Preis eleg. gebunden **nur 3 Mark.**


Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 18. November 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Deutsch-österreichische Sorgen. Von Saxo. — Die gesetzliche Regelung des Bank-Depotwesens. Von Reg.-Rath Zeller-Darmstadt. — **Literatur und Kunst:** Leoncavallo's neueste Oper. („I Medici" in Mailand.) Von Rudolf Berger. — Neues von und über Leo Tolstoj. Von Wassilij Jerogow. — Ein vaterländischer Dichter. (Gustav Weck.) Von Ludwig Freytag. — **Feuilleton:** Jugendverirrungen. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Die Vereinigung der VI. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Eine Juste-Milieu-Kunstausstellung. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten. Von Luise Eißfeldt. — Notizen. — Anzeigen.

### Deutsch-österreichische Sorgen.

In Oesterreich ist man jetzt am Werke, einmal die Theaterdecoration zu ändern und den Deutschen damit weiß zu machen, es solle ein neues, ihnen wohlgefälliges Stück beginnen!

Was geschah dort? Graf Taaffe hatte die Absicht, das Deutschthum, die ihm lästigste Partei, zu vernichten. Er ist stets ein Mann von leichtem Herzen gewesen und daher war ihm jedes Mittel recht: hat Bismarck, hat der Papst die Demokratie gegen den Liberalismus ausgespielt, so konnte er, nachdem alle anderen Mittel versagten, dies auch thun. Er kannte die Deutschen genug, um zu wissen, daß, wenn es gilt für die Partei zu kämpfen, in den erhitzten Köpfen die Sorge um die Nation sofort schwindet. Der Corpsstudent ficht für seine Farben und wenn die ganze Universität darüber zu Grunde gehe und der deutsche Politiker für seine „höheren" Prinzipien, denen doch endlich der Sieg gehöre — Mann gegen Mann, jeder als Idealist, keiner von dem Prinzip entsagender wahrer Zielstrebigkeit, von tiefer gewurzeltem Idealismus erfüllt. Und es rechnete Taaffe sehr richtig, wenn nur erst die liberalen Deutschen Oesterreichs mit dem Sozialismus und Antisemitismus zu thun haben, in heißerer, schwererer, männerreicherer Wahlschlacht, so werde ihnen die Lust zur Opposition bald vergehen. Er brauchte sich ja nur umzusehen: die Tschechen sind schwach, eingekeilt zwischen fremde Nationen, angewiesen auf die Hülfe der anderen „Bedrückten". Aber sie greifen kühn um sich, sie wagen es, die Magyaren daran zu mahnen, daß ihre slovakischen Brüder nicht ungestraft geknechtet werden dürften. Man halte Umfrage dagegen bei Deutschen: Pst! Pst! Nur ja nicht die Magyaren ärgern und ja nicht thun, als wisse man etwas davon, daß dort am Plattensee und im Banat die Arbeit hundertjährigen deutschen Fleißes freventlich zerstört wird. Wir sind Politiker, wir dürfen uns nicht erlauben, in die inneren Verhältnisse Anderer hinein zu reden. Oder man sehe nach Berlin: Die Reichshauptstadt kämpft für oder wider Stöcker oder Richter. Ich glaube, einen Mann, der in einer Berliner Volksversammlung es wagte, über die nationale Zukunft unseres Volkes zu reden, dem würde man hell in's Gesicht lachen: was gehen uns die zehn Millionen Deutschen da draußen an, wir haben keine Lust und Zeit, uns um sie zu kümmern, wir sind Realpolitiker und stehen ja jetzt vor einem neuen Tabaksgesetz!

Taaffe war klug genug, zu wissen, daß man in Deutschland sein Wahlgesetz für einen „Fortschritt" halten werde. Wahlen auf breiterer Basis, Volkswahlen, nicht Gruppenwahlen! Das paßt ja in's System des Liberalismus. Wenn sich die Deutschen Oesterreichs dagegen sträuben, können sie sich des Abscheus von Rickert und Bamberger versichert halten. Ihre höhere Bildung muß endlich doch siegen — so lautete es ja auch bei uns, als die Sozialdemokratie auftrat; man belächelte ihre Erfolge; wir sind ja so intelligent, und endlich müssen wir deshalb doch recht behalten! So glaubt man auch jetzt noch in unverbesserlicher Thorheit. Und ich zweifle nicht, Taaffe hätte sein Wahlgesetz durchgebracht, wenn er nur den verhaßten Deutschen mit Schaden gedroht hätte.

Es hat ein Deutsch-Oesterreicher, dem es ernst um seine nationalen Sorgen, unlängst ein Buch geschrieben: „Süd-Ostdeutsche Betrachtungen"*), ein Buch voll stillem Zorn und großer Liebe für sein Volk, der besten Einer im Wiener Reichsrath: Armand von Dumreicher. Es ist ein Zeichen unserer Nation, daß ein solches Buch mit ein paar Recensionen von der Presse abgethan wird, weil es unbequem ernst und gänzlich unjournalistisch tief ist. Ein Buch, das echt politisch Stellung nimmt, das heißt ein solches, auf dessen Rücken nicht als Bild steht, in welches Parteifach es einzuordnen ist. Ein rein nationales Buch, deutsch empfunden, deutsch gedacht, deutsch sorgend. Es erkennt sehr klar, daß die Aussichten der Deutschen in Oesterreich deshalb so trüb sind, weil nirgends der Kampf vom ganzen Volk geführt wird: der großstädtische Radicalismus, sowohl der jüngere soziale, wie jener absterbende des Eugen Richter von Wien, der dort Kronawetter heißt, auf der einen Seite, der ländliche Ultramontanismus auf der anderen Seite, sind stärker als das Nationalgefühl. Wir hätten wohl Ursache, auf die „schlappen" Oesterreicher zu schimpfen, wenn wir selbst in solchen Fragen nicht noch unendlich viel weniger thatkräftig wären. Es gibt in Deutschland keinen einzigen Abgeordneten in irgend einer Kammer, der ein freies Wort zu Gunsten der Deutschösterreicher zu sagen wagte. Ich kenne unter allen deutschen Politikern nur einen echten Volksmann, der die höchste Noth des deutschen Volkes nicht nur erkennt, sondern es auch wagt, sie öffentlich zu bekennen. Und dieser einzige, bravste Mann ist Prinz Ludwig von Bayern. Der Fürst fühlt die Schmach, welche die Nation stumm erträgt.

Es gibt bei uns keinen Abgeordneten, der erkennt, daß über augenblickliche Bündnisse die nationale Zukunft an Bedeutung hinausragt; keinen Irredentisten, der den Muth hat zu sagen, trotz des Dreibundes erhoffe er die Befreiung von Trient und Triest; keinen Jungtschechen, der über den Bund

*) Leipig, Duncker & Humblot.

die nationale Zuneigung zu Rußland und die Freiheit seines Volkes erhebt; keinen „Unabhängigen“ wie jene im Reichsrath zu Pest, der unerschrocken die magyarischen Interessen über die Verträge stellt; keine politische Strömung, welche die Regierungen zwingt, die Politik nicht nur als ein Geschäft der Staaten, sondern als einen Ausdruck nationalen Strebens zu leiten; keinen Staatsmann, der erkennt, wie viel theurer Oesterreich unsere Freundschaft erkaufen müsse, bestände eine starke Gegnerschaft gegen seine deutschfeindliche Politik, der einsähe, daß das Gewicht Oesterreichs und Italiens gewaltig dadurch im Bunde steigt, daß sie Beide noch ein Eisen im Feuer haben und daß dieses Feuer tüchtig geschürt wird!

Und sorglos hätten aus Doctrinarismus und aus Gleichgültigkeit die Deutsch-Oesterreicher dem Taaffe'schen Vernichtungsstoß preisgegeben, theilnahmlos sehen wir den Vorgängen in Wien zu, ohne Schmachgefühl erkennen wir, daß es die Polen waren, welche die Deutschen retteten — wahrlich nicht aus Liebe, sondern in eigener Noth.

Es ist ein altes Lied, das Lied von der Freiheitsliebe der Polen! Nur fehlt ihm eine Strophe, welche diese Liebe genauer erklärt: Freisein heißt bei den Polen, in ihren Landen herrschen. Das freie Polen ist jenes, in welchem Deutsche, Juden und Ruthenen geknechtet werden können. Frei sein heißt auf polnisch Herr sein! Und diese Weisheit ist eine Macht. Das Taaffe'sche Gesetz hätte die Juden aus Lemberg und Brody, den heranwachsenden ländlichen Sozialismus, die nationalen Regungen der Ruthenen gestärkt. Es hätte dem Herrenthum der Polen geschadet. Und darum stürzten die Polen den Grafen Taaffe. Sie bewiesen der Regierung, daß man mit ihnen nicht umspringen dürfe, wie mit den Deutschen. Der erste Angriff auf ihre Vorrechte warf das Ministerium, welches 15 Jahre lang von den Deutschen befeindet wurde, über den Haufen.

Und Dumreicher hat sehr recht, wenn er prophetisch sagt, ein „Systemwechsel, der hin und wieder einigen rechtschaffenen deutschen Männern Einfluß im Cabinet gebe, würde die österreichischen Dinge nicht in andere Bahnen leiten.“ Im neuen Ministerium sind zwar mehr deutsche Namen, als polnische vertreten, aber das Ministerium ist mehr polnisch als deutsch. Da sind die Herren vom historischen Adel. Was wollen sie: Oesterreich erhalten! indem sie es fromm erhalten. Den Staat zusammenhalten durch das Mittel, durch das er entstand. Die Deutschen der Städte, die Ahnen der jetzigen Liberalen, waren nicht die Gründer des Staates, wie sie wohl glauben: die Gegenreformation und der Kampf gegen jede nationale Sonderregung hat Oesterreich geschaffen. Sie wollen ein dem Kaiser und der Kirche treues Volk, gleichviel ob dies tschechisch oder chinesisch redet und denkt, gleichviel ob es „gebildet“ oder „bigott“ sei, ob es an den „Culturfortschritten“ theilnehme oder in stiller Selbstzufriedenheit fortlebe.

Da sind ferner die Leute um Plener. Plener ist einer jener rechtschaffenen Männer, wie sie Dumreicher erwähnte, aber einer, der etwa mit von der Pforten und Varnbühler in seinem nationalen Empfinden auf einer Stufe steht. Er ist Deutscher, aber ist in tiefster Seele Partikularist. Er will Deutscher, aber auf keinen Fall „Preuß“ sein, er wird lieber seinen Kopf auf den Block legen, ehe er den Staat, dem er dient, über die Nation stellt, die ihn gebar, er wird nicht einen Moment zaudern, dem Kaiser sein Oesterreicherthum im Kampf gegen die Deutschen zu bethätigen, die die Nation, das Dauernde, über den Staat, die augenblickliche Lebensform der Nation oder eines Theiles zu stellen wagen.

Wird er den alten Wunsch der Deutschösterreicher durchzuführen die Kühnheit haben, nämlich die Trennung Galiziens von Cisleithanien, die Schaffung eines Staates, der nur das früher zum deutschen Bund gehörige Gebiet umfaßt, einen Theil, in welchem deutsche Herrschaft, deutsches Herrenthum jetzt vielleicht noch möglich wäre? Wird er von den Polen lernen, daß nationale Freiheit in der Wahrung der Volksmacht beruht und nicht auf Toleranz gegen von Natur Unduldsame sich aufbaut? Wird er nicht vielmehr ein sozialer Reformer werden wollen, der Oesterreichs Wohlstand dient und beileibe nicht einseitig seinen Volksgenossen? Und wird er nicht scheitern und in seinem Scheitern allen Feinden die Behauptung erleichtern, es seien die Deutschen zur Regierung nicht befähigt?

Wann endlich wird den Deutschösterreichern die Klarheit kommen, daß nur nationale Concentration ihr nationales Dasein erhalten, ja, sie im altgeliebten Staat existenzfähig erhalten werde? Nicht als Oesterreicher, nur als Deutsche werden sie wirken und leben können. Saxo.

---

## Die gesetzliche Regelung des Bank-Depotwesens.

Von Reg.-Rath Zeller-Darmstadt.

Geschäftliche Ausschreitungen der letzteren Zeit, insbesonders schwere Fälle betrügerischer Concurse, bei welchen Effecten-Depots nicht zurückerstattet werden konnten, haben auch auf dem Gebiete des Bankwesens den Ruf nach Hülfe durch die Gesetzgebung veranlaßt. Eine zahlreiche Literatur ist entstanden, auch der letzte deutsche Juristentag in Augsburg hat die Frage eingehend behandelt. Im geschäftlichen Verkehre treten zwei Arten von Depots hervor: die Aufbewahrung von Effecten, lediglich aus Sicherheitsrücksichten und zur sorgfältigen Beobachtung von Verloosungen, Couponsterminen, Convertirungen u. s. w., andererseits diejenigen Depots, welche theils directe Unterlagen für Vorschüsse, theils Sicherstellung für etwa entstehende Kursdifferenzen aus Börsenoperationen bilden. Bei beiden Arten bieten die Vorschriften des Strafrechtes über Unterschlagung oder Untreue, im Verkehre mit redlichen Geschäftsleuten, hinreichende Sicherheit. Schwieriger gestaltet sich die Frage, wie weit die Verfügungsbefugniß eines Bankiers über solche Effecten reicht, welche in seiner Eigenschaft als Beauftragter des Kunden in seinen Besitz gelangt sind und ob eine den Interessen des Bankkunden zuwiderlaufende Verfügung über diese Commissions-Depots strafbar erscheint. Hier liegt keine unmittelbare Hingabe des Depots vor, es kommt vielmehr in den Besitz des Bankiers durch Ankäufe und Verkäufe marktläufiger Werthpapiere, welche der Bankier in eigenem Namen, aber für Rechnung seiner Kunden abschließt. In diesen Commissions-Depots sitzt der wunde Punkt, auf diesem Gebiete bewegen sich die Mehrzahl jener beklagenswerthen Unterschlagungen. Solche Geschäfte wickeln sich in der Regel ab wie folgt: Der Bankier benachrichtigt seinen Auftraggeber von dem Ankauf der Effecten, wobei verschiedene Arten der Mittheilung üblich sind (Angabe der Nummern der angekauften Stücke und Anzeige der erfolgten Hinterlegung, einfache Nachricht des Ankaufs unter alleiniger Angabe des Nominal- und Geldbetrags nebst den üblichen Aufstellungen über Zinsen, Provision, Courtage u. s. w.). Nach dem allgemeinen Rechtsgefühl geht das mit dem Gelde des Kunden gekaufte Werthpapier sofort in dessen Eigenthum über; anders nach der Praxis der Bankgeschäfte. Ist es doch in Prozessen durch Sachverständige wiederholt als Handelsgebrauch hingestellt worden, daß die angekauften Effecten von dem Einkaufscommissionär dem Auftraggeber nicht wirklich übereignet werden, sondern daß ihm nur der Anspruch auf einen bestimmten Betrag der Effecten gutgeschrieben wird. Der Auftraggeber hat hiernach bis zur wirklichen Einhändigung der Stücke nur einen obligatorischen Anspruch auf Herausgabe, bei einem Concurse jedoch kein Aussonderungsrecht rücksichtlich der angeschafften Stücke, nur eine Forderung auf verhältnißmäßige Befriedigung aus der Masse.

Diesem geradezu gefährlichen Handelsgebrauche ist bis jetzt keine gesetzliche Vorschrift entgegengetreten, das deutsche Handelsrecht zeigt hier eine empfindliche Lücke. In der neuesten juristischen Literatur wird einstimmig zugegeben, daß die nöthige Klarheit darüber mangele, von welchem Moment an die in Commission angekauften Werthe, die Natur des Depots annehmend, in das Eigenthum des Kunden übergehen und damit dem Verfügungsrecht des Depositärs entzogen werden.

Hier muß die Gesetzgebung den Hebel ansetzen und den Commissionär zur Indepotnahme der angekauften Stücke für seinen Kunden binnen bestimmter Frist verpflichten. Der Berliner Rechtsanwaltverein trat dafür ein, daß die Indepotnahme eine zwingende sein müsse und jeder Bankier, sobald er das Commissionsgut in Depot genommen, civilrechtlich und strafrechtlich nach den Regeln über Eigenthumsverletzungen hafte. Noch genauer sind die Anträge des deutschen Juristentages und deren Wortlaut:

1. Personen (Kaufleuten, Vorstehern von Handelsgesellschaften und Genossenschaften), welche gewerbsmäßig Werthpapiere zur Aufbewahrung oder in Pfand nehmen, oder für fremde Rechnung anschaffen oder umtauschen, ist die Verpflichtung aufzuerlegen

a) solche Papiere, soweit sie nicht sofort den Empfangsberechtigten ausgeliefert werden, abgesondert unter erkennbarer Bezeichnung der Empfangsberechtigten aufzubewahren,

b) über alle Depots dieser Art ein besonderes Verwahrungsbuch unter genauer Angabe der Stücke und der Empfangsberechtigten zu führen.

2. Unbefugte Verfügungen über die aufbewahrten Werthpapiere sind auch für den Fall, daß sie nicht den Thatbestand der Unterschlagung oder Untreue enthalten, mit Strafe zu bedrohen.

3. Dem Einkaufscommissionär ist ohne Unterschied, ob er für seinen Auftraggeber Vorschüsse gemacht hat oder nicht, die Verpflichtung aufzuerlegen,

a) binnen einer angemessenen, aber kurzen Frist mit der Ausführungsanzeige seinem Kunden ein Verzeichniß der angeschafften oder von ihm selbst gelieferten Werthpapiere (Nummernaufgabe) zu übermitteln,

b) wenn er den Auftrag zur Beschaffung der Werthe aus seinem eigenen Bestand erfüllen will, dies spätestens zugleich mit der Ausführungsanzeige zu erklären.

4. Vereinbarungen, welche den zu 1 und 3 genannten Verpflichtungen zuwiderlaufen, oder dem Inhaber des Depots eigenmächtige Verfügungen über dasselbe zum eigenen Vortheil gestatten, sind nur soweit gelten zu lassen, als sie schriftlich und für jeden einzelnen Fall besonders getroffen sind.

5. Mit dem Zeitpunkte der Ueberlieferung oder Absendung der Nummernaufgabe, ebenso mit der Eintragung des angeschafften Werthpapiers in das Verwahrungsbuch, oder der Absonderung desselben für den Auftraggeber (1 a und b) ist diesem das Eigenthumsrecht an den hinterlegten Papieren zuzusprechen."

Beim einfachen Verwaltungsdepot geht der Bankier für seine Klienten keine geschäftlichen Engagements ein, er setzt für ihn seine Geldmittel sowie seinen Kredit nicht ein, was dagegen bei den mit dem Spekulationsdepot zusammenhängenden Geschäften stets der Fall ist. Letztere Depots entstehen auch zumeist dadurch, daß der Bankier Werthpapiere für den Klienten ankauft und den Kaufpreis ganz oder größtentheils auslegt, oder auch derart, daß der Klient dem Bankier Werthpapiere als Deckung für etwaige Kursverluste aus eingegangenen Spekulationen übergibt. Der Juristentag hat diese Unterscheidung der Depots nicht berücksichtigt. Er behandelt den ruhigen Kapitalisten, der sorglos seine Zinsen verzehren will, gleich mit dem Spekulanten, der nach Gewinn jagt und oft über veruntreute Depots jammert, während er über sein eigenes Spiel klagen sollte. Die Vorschläge des Juristentages haben ihre volle Berechtigung gewiß da, wo es sich um wirkliche Verwaltungsdepots handelt, sie widersprechen aber dem Wesen der Spekulationsdepots vollkommen. Im Geschäftsleben würde eine Bestimmung wie die vorgeschlagene durch den vom Juristentag selbst zugelassenen Ausweg der vertragsmäßigen Aufhebung der strengen Bestimmungen umgangen. Deshalb wäre die Gesetzgebung so einzurichten, daß sie, mit den gegebenen Verhältnissen rechnend, zwischen Verwaltungs- und Spekulationsdepots unterscheidet. Für erstere genügt das bestehende Recht vollständig. Es liegt bei der Hingabe von Geldern und Werthpapieren zur einfachen Verwahrung ein Aufbewahrungsvertrag gleich jedem anderen vor. Der Verwahrer haftet für die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes und macht sich im Falle eigenmächtiger Verfügung zum Nachtheil des Bankkunden der Unterschlagung schuldig. Beim Spekulationsdepot dagegen müßte die Thatsache der Belastung des Depots durch Vorschüsse des Bankiers und die Höhe der aufgenommenen Beträge darüber entscheiden, ob ein Bankier ein solches Depot weiter verpfänden kann oder nicht. Alle Effectendepots sind, wenn der Depotnehmer keine Forderung an den Depotgeber zu stellen hat, freies Eigenthum des Deponenten. Sie sind durch den Bankier abgesondert zu verwalten und die durch Nummernaufgabe spezialisirten Stücke müssen in einem Depotconto als Eigenthum des Kunden gebucht sein. Jede unbefugte Verwendung solcher Stücke durch den Depotnehmer wäre mit Strafe zu bedrohen. Dagegen können zur Deckung einer Forderung dienende Depots vom Depotnehmer verpfändet werden, wobei die weitergegebenen Effecten in ihrem Werthe die Höhe der Forderung nicht übersteigen dürfen. Nur wenn der Bankier selbst für ein gewährtes Darlehen auf solche Effecten eine dieses Darlehen übersteigende Deckung im Rahmen der bestehenden Usancen hinterlegt, kann er den gleichen Theil des Effectendepots seines Klienten über seine Forderung hinaus zur Weiterbelehnung verwenden. Jede weitergehende Verpfändung wäre der unrechtmäßigen Verwendung eines Verwaltungsdepots gleichzuhalten.

Die vorgeschlagenen Grundsätze würden unseres Ermessens zur Lösung der wichtigen Frage genügen, ohne dem Bankgeschäfte selbst hemmende Fesseln anzulegen. Die Hauptsache bleibt freilich, daß die Kapitalbesitzer selbst von den bequemen billigen Einrichtungen der großen Banken Gebrauch machen, und letztere durch Zweigniederlassungen dem Provinzpublikum die sichere Aufbewahrung und Verwaltung seines Besitzes bei möglichst vielen Stellen erleichtern. In solchen Maßregeln liegt ein größerer Schutz als in gesetzlichen Cautelen, welche der Entwickelung des Bank- und Depotgeschäftes, wenn sie nicht mit der größten Sorgfalt aufgestellt werden, leicht schaden können. Zum Schluß sei nur noch die Frage berührt, ob eine besondere gesetzgeberische Regelung des Bankdepotwesens geboten oder ob diese bis zur Revision des Handelsrechtes zu verschieben sei. Nach den Beschlüssen des Bundesraths sollen sich die Arbeiten über das Handelsrecht erst an die Entwürfe des Bürgerlichen Gesetzbuches anschließen. Bei dem bekannten langsamen Verlaufe der letzteren und dem drängenden practischen Bedürfniß erscheint die Erledigung der Depotfrage durch ein besonderes Reichsgesetz geboten.

---

## Literatur und Kunst.

### Leoncavallo's neueste Oper.

(„I Medici" in Mailand.)

Von Rudolf Berger.

Mailand, 10. November.

Interessant ist es zu beobachten, wie sich die Nationalität der Ausländer gegenüber den Werken Richard Wagner's äußert. Die Bewohner der Seinestadt wurde bei den ersten Aufführungen von heftigem Patriotismus befallen. In Spanien steht den Werken des Bayreuther Meisters eine verständnißlose Menge gegenüber, die noch in den Fesseln der altitalienischen Oper liegt. Ein sensationelles Ereigniß für Spanien war es, als Felipe Pedrell im Vorjahre die musik-dramatischen Ideen Wagner's proclamirte, ein culturgeschichtlich hoch bedeutender Act für die pyrenäische Halbinsel verspricht die Première seiner eigenen Oper „Los Pirineos" (Januar in Madrid) zu werden. Auch die Mailänder verzeihen ihrem Verdi nicht, daß er noch im späten Alter mit seinem „Othello" sich zur Bayreuther Schule bekannte. Seit diesem Ereignisse hat sich die italienische Composition mehr und mehr dem modernen Begriff des Musikdramas zugewendet, das eine möglichst ge-

treue Uebereinstimmung von Text und Musik als das Ideal der heutigen Oper betrachtet, und in Leoncavallo's „Medici" finden wir diese Anschauung in That umgesetzt.

Auch er hält für unumgänglich nothwendig, daß Dichtung und Composition von einer Person ausgehen müssen. Schon in seinen „Pagliacci" machte er einen Versuch, wenn auch keinen vollendeten, für seine Composition die Worte selbst zu verfassen, denn Italien ist arm an guten Librettisten. Mehr noch als dieser äußerliche Grund mag die tiefe Neigung Leoncavallo's zur Dichtkunst die Abfassung der „Medici" veranlaßt haben. Verse, wie dieses Textbuch vielfach aufzuweisen hat, sind ein sicheres Zeichen von Talent und poetischem Gemüthe, das unter der Leitung Carducci's für alles Edle begeistert wurde. Mit diesem inneren Reichthum begab sich Leoncavallo von Bologna auf die Wanderschaft, als er den größten Theil seines Vermögens für die Aufführung seiner glücklicher Weise unbekannt gebliebenen Erstlingsoper geopfert hatte. Auf einer langen Virtuosenreise durch Italien, Aegypten, Frankreich, Holland, England und Deutschland erwarb er sich das nöthige Kapital, um später als Componist unabhängig von dem Geschmacke des Publikums thätig sein zu können. Beinahe ergreifend ist es, zu sehen, wie der Künstler nach seinen Soireen noch bis tief in den Morgen an seinem genialen Plane einer Trilogie, ähnlich Wagner's „Nibelungen", arbeitete.

Zwei Eigenschaften sind für dieses Textbuch charakteristisch. Die erste ist eine poetische Beanlagung, die sich in einer blumenreichen, leidenschaftlichen Sprache äußert und uns für den Dichter einnimmt. Zugleich zeugen die zahlreichen gelehrten Anmerkungen, daß der Dichter die umfassendsten Vorstudien in der einschlägigen Literaturgeschichte gemacht hat. Dagegen läßt die Dichtung jene Wahrheit vermissen, welche wir der Vergangenheit schulden: die historische, die weltgeschichtliche Wirklichkeit, und dies ist ein Mangel, der den Kunstwerth der „Medici" wesentlich beeinträchtigt. Diese beiden Medicäer, welche er in dem ersten Theile seiner Trilogie zeichnet, sind höchst unbedeutende Persönlichkeiten, beinahe Dutzendmenschen. Nicht einmal als typische Charaktere ihrer Zeitepoche können sie gelten; ihr Relief ist zu wenig historisch. Von Lorenzo de Medici wird im Texte nur gesagt, daß er ein guter Poet gewesen sei, und doch ist er, wie die Geschichte erzählt, auch ein ausgezeichneter Gelehrter, ein Freund der schönen Künste, ein hervorragender Staatsmann gewesen. Davon erfahren wir hier im Drama nichts oder zu wenig, um ein lebenswahres Bild seiner Größe zu bekommen. Noch unbedeutender ist vom Autor der jüngere Medici, Giuliano, geschildert. Nur von seinen galanten Abenteuern erfahren wir, von seiner Liebe zu zwei Mädchen. Nach Leoncavallo's Schilderung ist er ein feiner Cavalier, der dem schönen Geschlechte gefährlich werden konnte, aber von seiner historischen Größe wird man dadurch nicht überzeugt. Auch in der Geschichte der Verschwörung gegen die Medici und ihren Motiven ist Leoncavallo nicht immer historisch, oder doch wenigstens nicht treu genug. Nach seiner Schilderung könnte man leicht versucht sein, der Verschwörung ähnliche Gründe unterzuschieben, wie sie in Schiller's Tell und anderen Freiheitsdramen maßgebend sind, Freiheitliebe und Tyrannenzwang. Dagegen zeigt sich des Dichters Begabung in den beiden Frauengestalten: Simonetta und Fioretta, von denen die erste ein Charakter mit den Zügen einer Kameliendame ist, die letztere aber den Kampf zwischen Freundestreue und Liebe zum Ausdruck bringt. Beide sind mit einem Bischen Realismus gemischt und dadurch zu einer ebenso poetischen als lebenswahren Schilderung geworden; ihre Darstellung erfordert bedeutende Schauspielerinnen.

Der Inhalt des Dramas ist in kurzem folgender: Giuliano de Medici liebt eine von unheilbarer Krankheit heimgesuchte Dame, Simonetta. Bei einem Ständchen wird diese von einem schweren Anfalle heimgesucht und bewußtlos vom Platze getragen. Simonetta's Freundin Fioretta sucht Giuliano zu trösten, verräth aber dabei ihre eigene Liebe zu Giuliano, der zu einem Stelldichein zu Fioretta kommt, während vor dem Palaste die Verschwörer ihren Racheplan verabreden. Simonetta belauscht die Verschworenen und rettet ihren Geliebten, obwohl sie erfährt, daß er ihr die Treue gebrochen hat. An den Folgen der Angst und des Seelenschmerzes stirbt Simonetta und auch Giuliano fällt, seines Schutzengels beraubt, unter den Dolchen der Verschwörer.

Die höchsten Effecte der Dichtung fallen zusammen mit den bedeutendsten Stellen der Composition, leider decken sich auch die schwächeren Theile des Textes und der Musik. Diese ist fast durchweg im Wagnerstile gehalten, doch gemildert und mit ansprechenden Melodien durchsetzt; man könnte sie als eine gute Uebersetzung in's Italienische aus der Sprache des Bayreuther Meisters bezeichnen. Nur an wenigen Stellen kommt das südländische Temperament zum Ausdruck, doch auch dann nur kurz die Nationalität des Componisten andeutend. Leoncavallo ist zu lange im Auslande gewesen, um in den Werken der altitalienischen Schule die höchste Vervollkommnung zu erblicken.

Die Oper beginnt mit einer kurzen Hornfanfare, die von den Bläsern des Orchesters wiederholt wird, während die Streichinstrumente den Grundaccord tragen. Das Hornsignal selbst ist charakteristisch und erfüllt in ansprechender Weise seinen Zweck: die Stimmung im Hörer zu erwecken, die ihn auf den ersten Dialog der Oper vorbereitet. Die ersten Sätze, welche bei offener Bühne gesungen werden, bilden die historische Exposition; es sind im Texte nur politische Gespräche, auch die Musik ist farblos. Während sich die Jagd unter Hörnerklang entfernt, erscheint Simonetta und singt ein Rispetto, ein Liebeslied; hinter ihr folgt Fioretta, Blumen pflückend. Die idyllische Stimmung des Bildes wird im Orchester durch ein Oboesolo vermittelt, das im Effect und in der Führung unmittelbar an „Tristan und Isolde" anklingt. Eine reizende Tonmalerei begleitet im Orchester ein Ritornell, wie es Leoncavallo bei seinem Aufenthalt in Frankreich kennen gelernt haben mag: „Fiorin di prato!" Es ist ungemein sangbar in seiner einfachen, sinngefälligen Construction; der Componist verwendet nämlich dazu die große Quart, die schon in Folge ihrer Seltenheit bei den modernen Tondichtungen sofort in die Ohren fällt. Unter anderem findet sie sich bei Berlioz, der sie z. B. in Gretchen's Lied (Faust's Verdammung) mit Geschick verwendet hat. Die Scene ist im Stile jener Schäferzeit gehalten, die uns längst ferne liegt und von lieblich idyllischem Charakter. Als Contrast zu der folgenden stürmischen Werbung Monteseccos um Simonetta ist sie ungemein wirksam. Der erste Act, bis zur Begegnung Giuliano's mit Simonetta, ist lyrisch gehalten, und wird auch dann nur vorübergehend dramatisch. Das beste Stück des ersten Aufzuges ist die Scene, in welcher Giuliano, begeistert von dem Ruhme des alten Hellas, denselben in seiner Vaterstadt wieder aufleben lassen will. („No dell' antica Grecia sogno la vita forte!") Die Schönheit der Composition, die unvergleichliche Wiedergabe durch den Tenoristen Tamagno und — last not least — die Vaterlandsliebe der Italiener riefen an dieser Stelle einen Beifallssturm hervor, wie ich weder bei der hiesigen Première des „Falstaff", noch sonst ähnliches erlebt habe. Am schwächsten ist in dramatischer und musikalischer Beziehung der zweite Act. Es wurde zwar das Ständchen Lorenzo's wiederholt, doch kam es während desselben beinahe zum Theaterskandal, da sich ein Theil des Publikums mit der gut organisirten Claque in Widerspruch setzte.

Zweifellos ist der dritte Aufzug musikalisch der bedeutendste; er ist es umso mehr als im Vorausgehenden weder das Ballet noch die Ohnmachtscene Simonetta's sich über das Conventionelle irgend erheben. Er beginnt mit den Gewissensbissen Fioretta's über den Verrath an ihrer Freundin. Eine wirksame Dreitheilung erhöht den musikalischen Eindruck des Septettes, welches den Hauptbestandtheil dieses Actes ausmacht. Man hat von der Mitte der Bühne den Ausblick auf den Ponte Vecchio in Florenz; auf der Straße, die sich zu dieser Brücke zieht, stehen die Verschworenen, welche Giuliano ermorden wollen. Rechts ist der Palast Simonetta's welche sie von der erhöhten Altane belauscht, während links Giuliano sich im Hause Fioretta's dem Zauber seiner neuen Geliebten

hingibt. Die Klangwirkung dieses getheilten Septetts ist großartig, die Stimmführung originell, die Orchesterbegleitung geistreich: zu gleicher Zeit hört man die Berathung der Verschworenen, den Monolog Simonetta's und das Liebesgetändel Giuliano's und Fioretta's, und doch herrscht trotz dieser scheinbaren Verwirrung eine harmonische Einheit, die ihren Schwerpunkt in der Stimmungsmalerei des Orchesters und in der dominirenden Stimme Giuliano's hat. Der Erfolg dieses Stückes war groß und dürfte bei der Aufführung in Deutschland gleichfalls erreicht werden. Dramatisch effectvoll ist auch der Schluß dieses Aufzuges, indem Simonetta von leidenschaftlicher Liebe zu Guiliano übermannt, ihn rettet, trotzdem sie ihn in den Armen ihrer Freundin überrascht, worauf sie todt zusammenbricht.

Im Zwischenspiele benutzt der Componist ein Mittel, das vor ihm Mascagni in der Ouverture zur Oper „Cavalleria rusticana" angewandt hat. Nach den einleitenden Accorden, im Orchester, tönt hinter dem verschlossenen Vorhange ein Credo der Priester mit Orgelton herüber. Acht Bässe deuten auf den religiösen Weiheact des letzten Aufzuges, der mit einem Stück beginnt, welches ähnlich wie das Septett des vorletzten in drei verbundene Sätze zerfällt: Gebet Fioretta's, das Credo und der Chor der Verschwörer. Die Stimmführung ist hier aber weniger selbständig, die ganze Mache lehnt sich allzu deutlich an Meyerbeer an. Das Orchester steigert sich allmählich, bis das Sanctus beginnt. Im Augenblicke der größten Stille ertönt der erste Schlag der Glocken, das Zeichen für die Verschworenen. Giuliano fällt unter ihren Dolchen; Lorenzo entkommt und gewinnt wie Antonius an der Leiche Cäsar's das Volk für die Rache und für seinen Thron. Wie im „Bajazzo" spricht auch hier wieder eine Person den Epilog, während das Volk sich entfernt; es ist Lorenzo, der den Thron der Medicäer besteigt:

„Del trono a me spianato hanno il cammin,
Tu mi vendica, o plebe, lo regno al fin!"

Der Erfolg der Novität ist schon in der Generalprobe unbestritten gewesen, so daß die Oper noch vor der ersten Aufführung für Berlin und Wien angekauft wurde. Während der Première selbst wurde Leoncavallo oft vor die Rampe gerufen; Mascagni wohnte ihr in einer Loge bei und spendete Beifall. Directoren und Kritiker aus aller Herren Länder waren anwesend, von Berlin der Oberregisseur der Kgl. Oper Carl Tetzlaff, vom Wiener Hofoperntheater Director Jahn und von London Director Harris vom Conventgarden. Nur Paris streikte, obwohl Mascagni's und Leoncavallo's „Unternehmer" Sonzogno bekanntlich zu den leidenschaftlichsten Französlingen gehört. Freilich darf man nicht vergessen, daß der Erfolg der Oper zum Theile durch die für italienische Verhältnisse glänzende, für deutsche ziemlich schäbige Ausstattung, sowie die Leistung Tamagno's erzielt worden ist. Wiederum zeigte es sich, daß Italien das Land der Tenöre, Deutschland die Heimath der Baritonisten ist: so großartig Tamagno's Stimme nach Klangfarbe und Kraft ist, so wenig ausgiebig war Beltrami (Bariton) als Lorenzo. Die Rolle der Simonetta wurde von Signora Sthele sehr hübsch gesungen und gespielt, während Tamagno, vom Publikum fortwährend verwöhnt und vergöttert, sich im Spiele nonchalant gehen ließ. Alles in allem kann Leoncavallo mit dem Erfolg und der Aufführung des ersten Theiles seiner Trilogie: Crepusculum (Medici-Savanarola-Cesare Borgia) zufrieden sein.

---

## Neues von und über Leo Tolstoj.

Von Wassilij Jegorow.

Der Patriarch von Jasnaja Poljana beschäftigt fortwährend die Aufmerksamkeit eines großen Theils des gebildeten Publikums, und zwar nicht nur in seiner Heimath, sondern auch in Westeuropa und Amerika. Alles was von ihm und über ihn geschrieben und gedruckt wird, findet Beachtung, wird besprochen, kritisirt, bewundert und angefochten, je nach dem Standpunkt des Beurtheilers. Manche seiner neueren Schriften riefen lebhafte Discussionen und Polemiken hervor und die Zahl seiner Anhänger und seiner Gegner wächst beständig. Jüngst beendete er wieder ein neues Werk „Das Reich Gottes in uns," dessen Inhalt zwar noch nicht bekannt, dessen Titel aber vielversprechend ist. Es erscheint nächstens in vier Sprachen zugleich und die von Dr. Loewenfeld in Berlin bearbeitete deutsche Ausgabe wird zuerst in Kürschner's „Aus fremden Zungen" und dann auch in Buchform veröffentlicht werden. Bevor wir nun im Stande sind, über dieses noch unbekannte Werk des berühmten Dichters und Denkers ein Urtheil zu fällen, möchten wir eine andere neue Arbeit Leo Tolstoj's besprechen, die unter dem Titel „Das Nichtthun" im Septemberheft der russischen Zeitschrift „Der nordische Bote" erschienen ist.

Die Veranlassung zu dieser Abhandlung gab die bekannte Rede Emile Zola's an die französische Jugend und ein Brief von Alexander Dumas, der das nämliche Thema behandelt. Zola tadelt in seiner Rede das Streben der französischen Jugend nach dem Mystischen; er empfiehlt ihr dagegen den Glauben an die Wissenschaft und an die Arbeit. Tolstoj erwidert darauf: „Herr Zola billigt es nicht, daß die neueren Lehrer der Jugend den Rath ertheilen, an das Undefinirbare, Unklare zu glauben und er thut wohl daran; leider aber empfiehlt er dieser Jugend einen anderen Glauben und zwar einen noch unklareren und undefinirbareren — den Glauben an die Wissenschaft und an die Arbeit."

„Zola hält es anscheinend für unanfechtbar und zweifellos, daß es eine Wissenschaft gibt, an die man glauben muß. Er verlangt, man solle im Namen dieser Wissenschaft arbeiten! Das Wort „Wissenschaft" hat aber eine sehr weite und unklare Bedeutung, so daß manche Menschen dasjenige für Wissenschaft, d. h. für eine sehr wichtige Sache halten, was andere, und zwar eine weit größere Anzahl, die ganze Arbeiterklasse, als unnütze Dummheiten ansehen. Wollte man behaupten, daß nur die Unwissenheit und Uncultur dieser Arbeiter, die den tiefen Sinn und den hohen Werth der Wissenschaft angeblich nicht begreifen, daran schuld sei, so thäte man ihnen unrecht, denn die Gelehrten sind ja selbst uneinig, was eigentlich unter Wissenschaft zu verstehen ist, was dem Gebiete der wahren Wissenschaft angehört. Einige von ihnen behaupten nämlich, die Philosophie, die Theologie, die Jurisprudenz, die Volkswirthschaft sind die vornehmsten Wissenschaften, die Naturwissenschaftler dagegen halten dies alles für werthloses, unwissenschaftliches Zeug. Was der Positivist für höchst wichtig hält, wird vom Spiritualisten, Philosophen und Theologen wenn auch nicht für schädlich, so doch für nutzlos oder mindestens unnöthig angesehen. Aber auch unter den verschiedenen Priestern derselben Wissenschaft gibt es solche, die ihr eigenes System haben und dieses für das allein richtige halten, während ihre ebenso competenten Gegner das diametral Entgegengesetzte behaupten. Es erscheinen auf jedem wissenschaftlichen Gebiete fortwährend neue Lehren, die häufig nur ein Jahr, höchstens einige Jahrzehnte anerkannt, und dann plötzlich, selbst von denen, die sie aufgestellt und verbreitet haben, als Irrthümer erkannt, verworfen und vergessen werden."

„Wir alle wissen, daß dasjenige, was von den Römern als ausschließliche Wissenschaft und als eine höchst wichtige Sache angesehen wurde, worauf sie stolz waren und dessen Mangel sie als ein Merkmal der Barbarei bezeichneten — die Rhetorik war. Darüber lachen wir jetzt, denn wir halten die Rhetorik nicht nur für keine Wissenschaft, sondern sogar für Firlefanz. Wir wissen ferner, daß die Scholastik, die man im Mittelalter als Wissenschaft und als eine höchst ernsthafte Sache betrachtete, jetzt ebenfalls verlacht wird. Ich glaube daher, es bedarf keines großen Scharfsinns, um zu beweisen, daß unter der großen Menge von Kenntnissen, die man heutzutage für höchst wichtig hält und die zu den wissenschaftlichen gerechnet werden, es auch solche gibt, über die unsere Nachkommen, wenn sie dermaleinst lesen, wie eifrig wir uns mit

unseren „Rhetoriken“ und „Scholastiken“ beschäftigten, d. h. mit Dingen, die wir als Wissenschaften behandeln — die Achseln zucken werden.“

In Bezug auf den Glauben an die Arbeit sagt Leo Tolstoj:

„Ich wundere mich schon lange über die sonderbare Ansicht, die namentlich in Westeuropa herrscht, daß die Arbeit eine Art von Tugend sei. Noch bevor ich die Rede des Herrn Zola gelesen hatte, staunte ich über diese der Arbeit vindizirte Bedeutung.“

„Nur ein vernunftloses, mit dem Streben nach dem Guten unbekanntes Wesen, wie die Ameise in der Fabel, kann die Arbeit für eine Tugend halten und stolz darauf sein.“

„Herr Zola sagt, die Arbeit mache den Menschen gut; ich dagegen habe stets das Gegentheil beobachtet. Die bewußte Arbeit, der Ameisenstolz auf unseren Fleiß, macht nicht nur die Ameise, sondern auch die Menschen grausam. Die größten Bösewichte der Menschheit waren immer sehr beschäftigt und geschäftig, sie konnten keine Minute ohne Thätigkeit oder Unterhaltung für sich allein bleiben.“

„Ist die Arbeit auch nicht ein Laster, so kann sie doch, ebenso wenig wie die Ernährung, als eine Tugend bezeichnet werden. Die Arbeit ist ein Bedürfniß, dessen Entbehrung Leiden verursacht, keinenfalls aber eine Tugend. Wollte man die Arbeit zu einem Verdienst stempeln, so wäre das ebenso absurd, wie wenn man die Ernährung des Menschen ein Verdienst oder eine Tugend nennen wollte. Daß in unseren Kreisen der Arbeit eine solche Bedeutung beigemessen wird, ist ein Beweis, daß man gegen den Müßiggang ankämpfen zu müssen glaubt, den man früher als Kennzeichen der Achtbarkeit betrachtete und der bei manchen reichen und wenig gebildeten Leuten auch jetzt noch als ein Merkmal von Anständigkeit gilt. Die Arbeit ist eine Uebung unserer Organe, sie ist für den Menschen eine Nothwendigkeit; das beweisen auch die vielen reichen Männer, Märtyrer des Turnens, Radfahrens, Ruderns, Schwimmens, Reitens u. s. w., die keine andere, zweckmäßige Beschäftigung ihrer Organe kennen.“

„Die Arbeit ist nicht nur keine Tugend, sie ist in unserer falschorganisirten Gesellschaft meist sogar ein die Sittlichkeit anästhesirendes Mittel, wie das Rauchen und Weintrinken, welches das Abnorme und Lasterhafte unseres Lebens vor uns selbst verhüllen soll.“

„Wie kann ich mich denn mit Ihnen über Philosophie, Sittengesetz und Religion unterhalten? Ich muß ja eine tägliche Zeitung herausgeben! Muß einen Eiffelthurm bauen! Muß in Chicago eine Weltausstellung veranstalten! Muß einen Kanal durch die Landenge von Panama graben! Muß den achtundzwanzigsten Band meiner Werke schreiben! Muß mein Bild, meine Oper beendigen! Würden unsere Zeitgenossen nicht die Ausrede haben, daß sie von ihrer Arbeit gänzlich in Anspruch genommen sind, so könnten sie nicht so leben, wie es thatsächlich der Fall ist. Nur weil sie durch unnütze und häufig sogar schädliche Arbeit die Widersprüche, unter denen sie leben, vor sich selbst verhüllen, können sie so leben, wie sie es thun.“

„Herr Zola sagt geradezu, daß die Arbeit das geeignetste Mittel zu diesem Zwecke sei. Seine Worte lauten: Die Arbeit ist nur ein empirisches Mittel, um ehrlich und möglichst friedlich durch's Leben zu gehen. Aber ist denn das zu wenig? Genügt es denn nicht, physisch und moralisch gesund zu sein und die Gefahr zu vermeiden, sich mit Hirngespinnsten plagen zu müssen, indem man die Frage löst, wie durch Arbeit das menschliche Glück zu erreichen ist?“

Eine ganz andere Meinung hat Leo Tolstoj von dem Briefe des Herrn Alexander Dumas. Er sympathisirt mit den Ansichten dieses berühmten Schriftstellers und nennt ihn sogar einen Propheten.

„Der Hauptunterschied zwischen dem Briefe von Alex. Dumas und der Rede von Emile Zola besteht darin, daß dieser die Menschen einschläfert, sie auf dem von ihnen betretenen Weg festhält, sie versichert, daß sie gerade dasjenige wissen, was sie wissen müssen; während Dumas' Brief die Menschen aufweckt, ihnen zeigt, daß ihr Leben durchaus nicht so beschaffen ist, wie es sein sollte und daß sie namentlich dasjenige nicht wissen, was sie eigentlich wissen müßten.“

Tolstoj erwähnt dann noch beiläufig den äußeren Unterschied zwischen Zola's Rede und Dumas' Brief. Dieser Unterschied besteht darin, daß jene Rede sich an die Jugend wendet und sich bei dieser gleichsam einzuschmeicheln sucht (er sagt, es sei das eine sehr gewöhnliche, widerwärtige Erscheinung unserer Zeit, wie die Sucht mancher Schriftsteller, den Weibern zu schmeicheln), während Dumas' Brief nicht an die Jugend gerichtet ist, dieser auch keine Complimente sagt, sondern im Gegentheil ihren beständigen Fehler, den Eigendünkel, rügt und ihnen lehrt, daß sie sich nicht einbilden dürfen, wichtige Personen zu sein und alle Macht in Händen zu haben. Er gibt nicht nur der Jugend, sondern auch den Erwachsenen und den Alten weise Lehren.

„Dumas glaubt ebenso wenig an den Aberglauben der Vergangenheit, wie an den der Gegenwart. Und daher, weil er weder an diesen noch an jenen glaubt, beobachtet und denkt er selbst und sieht nicht nur das Gegenwärtige, sondern auch das Zukünftige klar, wie es diejenigen sahen, die man im Alterthum Seher und Propheten nannte. Und mag das auch Jenen, die in den Werken eines Schriftstellers nur das Aeußerliche sehen, ohne seine Seele zu ergründen, noch so sonderbar scheinen: der nämliche Dumas, welcher die „Kameliendame“ und die „Affäre Clemenceau“ geschrieben hat, sieht in die Zukunft und prophezeiet! Wir stellen uns den Propheten in der Wüste lebend und mit Thierfellen bekleidet vor und können es nicht begreifen, wie ein Alexander Dumas Prophet sein kann. Aber Prophezeiungen, auch wenn sie nicht von den Ufern des Jordan ertönen, sondern am Ufer der Seine gedruckt werden, bleiben dennoch Prophezeiungen. Dumas' Worte sind allen Kennzeichen nach wirkliche Prophezeiungen: erstens, weil sie der allgemeinen Stimmung der Menschen, für die sie bestimmt sind, durchaus widersprechen; zweitens, weil die Menschen, welche sie hören, ihnen, ohne zu wissen weshalb, beipflichten; und drittens, hauptsächlich deshalb, weil seine Prophezeiungen zur Verwirklichung dessen beitragen, was sie voraussagen.“

„Je mehr die Menschen meinen, durch äußere, an und für sich und ohne ihr Zuthun wirkende Dinge zur Aenderung und Besserung ihres Lebens gelangen zu können, desto schwieriger vollzieht sich diese Aenderung und Besserung. Und namentlich darin liegt der Hauptfehler von Zola's Rede. Glaubt man aber an das, was Dumas prophezeit — nämlich daß die Zeit unbedingt und bald kommen muß, in der sich alle Menschen durch Liebe mit einander vereinigen und verbinden, und daß sie aus freiem Willen und in hingebender Liebe ihr gegenwärtiges Leben ändern müssen —, so wird diese Zeit um so bälder eintreten. Und dies ist der Hauptwerth des Briefes von Dumas. Zola räth den Menschen ihr Leben nicht zu ändern, sondern nur ihre Thätigkeit in der eingeschlagenen Richtung zu steigern; Dumas dagegen, der eine innerliche Aenderung der menschlichen Gesinnungen prophezeiet, flößt den Menschen das Gegentheil von dem ein, was Zola ihnen räth.“

„Dumas prophezeiet, daß die Menschen, nachdem sie Alles durchprobirt, schließlich und zwar sehr bald, das Gesetz „Liebet Euch unter einander“ ernstlich einführen, daß sie, wie er sich ausdrückt, von einer „unsinnigen, wahnsinnigen“ Liebe zu einander ergriffen werden. Er sagt, daß er jetzt schon, inmitten der drohenden Erscheinungen der Gegenwart, Anzeichen dieser keimenden Liebesstimmung erblicke, daß er sehe, wie die massenhaft bewaffneten Völker sich nicht mehr hassen, daß künftig im Kampfe der Reichen und Armen nicht mehr der Triumph des Siegers, sondern das aufrichtige Mitleid mit dem Besiegten, der Unwille und die Scham über den eigenen Sieg, die Oberhand gewinnen werden. Er sieht, wie er sagt, daß sich Centren der Liebesattraction bilden, daß sie wie Schneeballen wachsen und schließlich alles Lebende, was sich ihnen noch nicht angeschlossen hat, unweigerlich an sich reißen und daß auf diese Weise, durch einen allgemeinen Sinneswechsel, alles Böse, woran die Menschheit leidet, vernichtet wird.“ —

Wollten wir uns nun auf eine ausführliche Kritik dieser Ansichten einlassen, so fänden wir kein Ende. Ueber Leo Tolstoj's Lehren und Ansichten ist schon viel Tinte vergossen worden, es existiren darüber lange Abhandlungen und ganze Werke. Wir wollen hier nur constatiren, daß der Patriarch von Jasnaja Poljana seine längst bekannten Lehren mit der ihm eigenen Ausdauer und Ueberzeugungstreue festhält, weiter entwickelt und hartnäckig verficht. Leo Tolstoj ist ein entschiedener Gegner der materialistischen Weltanschauung, er wiederholt beständig das Gebot der allgemeinen Menschenliebe, der Selbstentäußerung, der Sittenreinheit, der Askese und der Lehre von der Vergeltung des Bösen mit dem Guten. Von alledem, was wir gemeiniglich als Fortschritt der Cultur bezeichnen, was aber seiner Meinung nach meist nur ein Fortschritt auf der Bahn des materiellen Freudenlebens, des Comforts, des Genusses und des physischen Wohlbehagens ist, will er entweder gar nichts wissen, oder er betrachtet diese Fortschritte als unwesentlich für das wahre Heil des Menschengeschlechtes. Daß diese Anschauungsweise des russischen Moralpredigers ihre Berechtigung in unserer materiellen Zeit hat, wer möchte das wohl leugnen? Aber wenn wir der Folgerichtigkeit seiner Lehren unsere Anerkennung auch nicht versagen, wenn wir seine Prinzipientreue auch bewundern, so können wir doch nicht umhin, ihn als einen Prediger in der Wüste zu bezeichnen, der gerade deshalb, weil er so streng und consequent sein Ziel verfolgt und von Compromissen durchaus nichts hören will, einen großen Theil des Einflusses, den er auf seine Zeitgenossen ausüben könnte, einbüßt. Wir geben gern zu, daß es ganz dem Charakter und der Sinnesart des Apostels und Volkslehrers entspricht, wenn er, anstatt durch Gefügigkeit und Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der Welt scheinbare Erfolge zu erzielen, fest und unerschütterlich auf die von ihm als ewige Wahrheiten anerkannten Lehren beharrt, daß er durch eiserne Consequenz einen stärkeren Eindruck hervorzubringen hofft, als durch schwächliches Hin- und Herlaviren zwischen den strengen Forderungen seines göttlichen Lehrers und Vorbildes und der lockeren und verschwommenen Moral seiner Zeitgenossen. Dessenungeachtet möchten wir aber dennoch behaupten, daß er weltklüger handeln würde, wenn er die Menschen nähme, wie sie sind, d. h. wenn er von ihnen nichts Unmögliches verlangte. Denn es ist ein Ding der Unmöglichkeit alledem zu entsagen, was die Menschheit im Laufe der Jahrtausende durch unermüdlichen Fleiß auf allen Gebieten des Wissens und Könnens errungen hat; es kann das wohl ein einzelner starker Charakter, wie Leo Tolstoj, niemals aber die große Menge. Nur wenn wir annehmen, daß er sich Christus als Vorbild erkor und seinem Lehrer auf dem eingeschlagenen Wege am besten nachfolgen zu können glaubt, begreifen wir es, daß er trotz aller Einwürfe und Widerlegungen, trotz Spott und Hohn, unbeirrt vorwärts schreitet, ohne sich von seinem Wege, den er für den richtigen hält, abdrängen zu lassen. —

In der „Nouvelle Revue" sind unter dem Titel „Familienleben des Grafen Leo Tolstoj" Erinnerungen des Bruders seiner Gattin erschienen, die viel Interessantes enthalten. Ferner wurde in Paris unter dem Titel „La famine" eine Sammlung von Briefen und Berichten veröffentlicht, in denen Tolstoj selbst seine Thätigkeit in den russischen Hungerdistrikten schildert. An zwei fast gleichzeitig in Frankreich erschienene Bücher möchten wir hier noch einige Worte anknüpfen.

Die Titel dieser Bücher lauten: „Tolstoy et la philosophie de l'amour" von G. Dumas und „Le Tolstoïsme" von Felix Schroeder. Beide Verfasser suchen zu beweisen, daß man in Tolstoj's schriftstellerischer Thätigkeit zwei von einander getrennte Perioden unterscheiden muß. Manche Leser behaupten, Tolstoj sei zwar ein genialer Dichter, er habe aber seit einer Reihe von Jahren kein künstlerisches Werk mehr geschaffen. Andere halten ihn für eine Art von Apostel, für einen Illuminaten und Mystiker; sie lassen das rein Künstlerische seines Wesens, den Romandichter Tolstoj, ganz unberücksichtigt. Dumas und Schroeder constatiren nun, daß Tolstoj, trotz der Metamorphosen, die er im Laufe der Jahre durchgemacht, stets der nämliche geblieben ist. Es sei ein Kennzeichen seiner Eigenart, daß Alles, was er schrieb und that, stets und ausschließlich seiner Naturbeschaffenheit, seinem inneren Sein entsprang. Er schuf große Kunstwerke, aber er gehört nicht zu den Künstlern, die vor Allem, was nicht ihre Kunst betrifft, mißachtend vorübergehen. Seine Romane, die von einer außergewöhnlichen, schöpferischen Kraft zeugen und die zu den Meisterwerken des menschlichen Geistes gehören, sind in seinen eigenen Augen nur Gelegenheitsdichtungen, Producte eines Kunstliebhabers. Vergebens forscht man bei ihm nach dem professionellen Zug, der den meisten zeitgenössischen Schriftstellern anhaftet. Die, welche über ihn urtheilen, Künstler, Schriftsteller und Kritiker von Profession, bewerthen ihn nach sich selbst, legen an seine Werke ihren eigenen Maßstab und sind daher insofern parteiisch, weil sie über ihren beschränkten Horizont nicht hinwegsehen können. Sie gleichen den Pferden mit Scheuklappen, die nur den vor ihnen liegenden Weg sehen. Der berufsmäßige Schriftsteller und Künstler hält die großen Schöpfungen seiner eigenen Branche für das Erhabenste, was der menschliche Geist hervorzubringen vermag; er stellt sie so hoch, daß ihm sogar der Heiligenschein für den Schöpfer solcher Werke nicht zu kostbar dünkt. Alle anderen Berufsarten, mögen sie auch noch so nützlich oder das Wohl der Menschheit fördernd sein, hält er für untergeordnet und minderwerthig. Wenn ein solcher Künstler auf seinen Beruf verzichten muß, so hält er das für das größte Unglück, für eine Degradation. Die Leistungen Anderer richtig und unparteiisch zu würdigen fällt uns schwer, unser enger Wirkungskreis verhüllt uns den unendlichen Raum, in welchem Andere wirken und schaffen. Leo Tolstoj kennt keine solchen Schranken, er gehört zu den Wenigen, die ohne Scheuklappen durchs Leben gehen, die den ganzen, unermeßlichen Horizont überblicken. Mißt man ihn mit dem Maßstab, den man an professionelle Naturen, an Spezialisten anzulegen pflegt, so beurtheilt man ihn entweder falsch oder man begreift ihn nicht. Das Urtheil vornehmer Müßiggänger und das banale Salongeschwätz über ihn kommt natürlich gar nicht in Betracht.

Leo Tolstoj's Integrität und seine harmonisch-abgeschlossene Persönlichkeit ist in Schroeders „Le Tolstoïsme" vortrefflich geschildert. Dieser Kritiker hält die Lehren des Weisen von Jasnaja Poljana nicht nur für beherzigenswerth und für das Wohl der Menschheit nützlich, sondern er beweist auch, daß sie mit den früheren, rein künstlerischen Werken des Dichters Tolstoj in organischem Zusammenhang stehen. Seine neueren Werke, in denen die von ihm propagandirten Lehren enthalten sind, stehen in Bezug auf Schönheit und Gehalt hinter seinen besten, schönwissenschaftlichen Leistungen keineswegs zurück. Im Entwickelungsgange Leo Tolstoj's ist weder eine Unterbrechung der Continuität wahrzunehmen, noch sind Anzeichen vorhanden, aus denen man auf ein Nachlassen seiner künstlerischen Schaffenskraft schließen kann. Schon in seinen früheren Kunstwerken liegen die Keime zu seinen späteren sittlichen und sozialen Lehren. Schroeder durchforschte Tolstoj's früheste Werke, um die Wurzeln zu finden, aus denen allmählich dasjenige emporwuchs, was man als Tolstoj's Morallehre bezeichnen kann, und es gelang ihm nicht nur diese Wurzeln aufzudecken, sondern er verfolgte auch die Spuren, welche von ihnen bis zu den letzten Ausläufern seiner Lehre hinführen. Er bezeichnet Tolstoj's spätere Schöpfungen als Producte, die aus dem Urquell seiner Philosophie hervorgesprossen sind.

Daß eine solche kritische Untersuchung der schriftstellerischen Thätigkeit Leo Tolstoj's allgemeine Anerkennung finden wird, muß allerdings bezweifelt werden, denn sie befriedigt weder diejenigen, welche in dem Verfasser von „Krieg und Frieden" und „Anna Karenin" den großen Dichter verehren und denen seine spätere Richtung als eine traurige Verirrung erscheint, noch Jene, die ausschließlich von seiner Sittenlehre erbaut sind und die seine Romane als Producte einer untergeordneten Thätigkeit ansehen. Die Kritik des Verfassers von „Le Tolstoïsme" ist nicht auf künstlerische oder philosophische Theorien gegründet, sie hat ihren Ursprung nicht im Kopfe, sondern im Herzen. Aber da sie sich auf einen höheren Stand-

punkt, als den einer Schultheorie stellt, so hat sie einen weiteren Horizont und man kann sie sogar als eine sittliche That bezeichnen.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Kritik auch ihre Schattenseite hat. Herr Schroeder, der seine Sympathie für Tolstoj nicht verhehlt, gibt selbst zu, daß er sich von seiner kritischen Methode allzuweit fortreißen ließ. Mag man die edlen und sittlichen Impulse Tolstoj's, sein Streben nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, sein Verlangen nach Brüderlichkeit, nach dem wahren Christenthum, das die tiefsten Lebensquellen zu ergründen sucht, auch noch so sehr bewundern und ihm dafür Hochachtung zollen, deswegen braucht man doch weder alle seine Forderungen als berechtigt, noch alle seine Postulate als unfehlbar zu halten. Im Buche des Herrn Schroeder ist aber die Begeisterung des Enthusiasten mit dem nüchternen und logisch unanfechtbaren Urtheil des Positivisten so sehr verquickt, daß eine Grenzlinie zwischen ihnen kaum zu finden ist. An eine unparteiische Kritik müssen nothwendigerweise strengere Forderungen gestellt werden. —

---

## Ein vaterländischer Dichter.

(Gustav Weck.)

Von Ludwig Freytag.

Es ist schon tausendmal auf die von Vielen beklagte, aber von Mehreren gepriesene Thatsache hingewiesen worden, daß unsere Zeit von der Lyrik nichts wissen will, und als den Hauptgrund hat man hervorgehoben, daß die Lyrik, die Poesie des Herzens und der Herzensstimmungen, nur dann in einem Volke zu blühen und von der allgemeinen Gunst getragen zu werden pflegt, wenn es ein politisches und soziales Stillleben führt. Das ist wahr; wenn der eherne Schritt gewaltiger Ereignisse durch die Welt dröhnt oder sich aus der Ferne ankündigt, wenn vollends, wie jetzt, die Welt vielleicht an der Schwelle eines Weltkrieges und einer Weltrevolution steht, dann will niemand auf die Lyra hören. Wer es aber doch möchte und wer sich noch darauf besinnt, daß der Mensch nicht bloß einen Kopf und einen Magen, sondern auch ein Herz hat, wendet sich trotzdem von der modernsten Lyrik ab, denn was hier auf dem literarischen Markte alles überschreit, ist das Umsturzlied und der Brunstruf des Naturalismus.

Ein Dichter, der seinem Ideal treubleibt und von dem Feinde kein Quartier nimmt, wie er ihm auch keins gibt, ist freilich nicht zu beneiden; je ehrlicher und treuer er conservativ ist, desto zuverlässiger weiß er, daß die hohen Stände und die jetzt noch Herrschenden, jetzt noch Regierenden ihm theilnahmlos gegenüberstehen — die Thatsache ist vorhanden, und wir haben sie als etwas Selbstverständliches entgegenzunehmen. Ist und bleibt aber heutzutage noch ein Dichter ritterlich und christlich conservativ, nicht aber byzantinisch, dann kann man sich darauf verlassen, daß er ein ganzer Mann ist. Und ein solcher ganzer Mann ist Gustav Weck.

Geboren ist er den 17. November 1842 zu Kobersheim im Kreise Torgau, lebte mehrere Jahre in Rußland und leitet heute das Realgymnasium in Reichenbach. Er hat 25 Jahre amtlicher Thätigkeit verdienstvoll zurückgelegt, und sie sind auch, soweit es das arbeitsvolle und sorgenschwere Amt eines preußischen Directors gestattet, zugleich den Musen gewidmet gewesen; keine Enttäuschung hat den Dichter seinen Idealen abwendig zu machen vermocht. Namentlich hat er die großen Jahre 1870/71 mit seinen Liedern begleitet, nachdem er (allerdings erst nach den Schlachten bei Metz) versucht hatte, den Eintritt in's Heer zu erlangen; auch seine späteren vaterländischen Dichtungen wurzeln großentheils in diesem Boden. Sie trugen ihm das besondere Wohlwollen des Kaisers Wilhelms I. ein, der die Widmung seiner „Königin Luise" (1884) annahm und ihm für dies Werk den Kronenorden verlieh. Neben dem Vaterlande aber ist Haus und Familie der eigentliche Kern von Gustav Weck's Dichtungen geblieben. Kritik und Publikum haben sich mit beiden Gruppen seiner Werke leider nur zu wenig beschäftigt (die erstere mehr zufällig und dann allerdings mit dem Ausdrucke höchster Anerkennung), denn Gustav Weck steht als Schriftsteller fast einsam, hat in der literarischen Welt wenig Freunde, und keine Koterie steht ihm zur Seite, um nach liberalistischer und naturalistischer Art für ihn die Lärmtrommel zu rühren; gerade diejenigen, deren selbstverständliche Pflicht es wäre, die hochgebildeten Kreise des Publikums auf den festbegründeten Werth seiner Werke hinzuweisen, gehen mit völliger Gleichgültigkeit an ihm vorüber. Trotzdem mehren sich die Auflagen, wenn auch langsam, und auch die Lesebücher fangen an, von unserem Dichter Notiz zu nehmen. Besonders schwer trägt er an dem Schicksal eines Buches, das nach seiner ganzen Art eines durchschlagenden Erfolges sicher gewesen wäre und welches, dank unseren unglaublichen Rechtsverhältnissen (von denen auch andere Autoren ein bitteres Lied zu singen wüßten!) und dem merkwürdigen Ungeschick der Verlagshandlung einfach literarisch zu Grunde gerichtet worden ist: „Unsere Lieblinge, ein Liederbuch für Väter und Mütter", wurde als Kinderbuch ausgestattet auf den Markt gebracht und erwies sich in dieser Gestalt natürlich trotz glänzender Besprechungen als verfehltes Unternehmen. Als indeß der Dichter nach zehn Jahren vorschlug eine entsprechende neue Ausgabe zu veranstalten, wurde ihm von der Verlagshandlung zugemuthet, zunächst für einige tausend Mark (die zuletzt auf ein einfaches Tausend ermäßigt wurden) den Rest der ersten Auflage anzukaufen; anderufalls wurde ihm die Zustimmung auch dazu versagt, das Buch etwa in einem anderen Verlage erscheinen zu lassen oder auch nur einzelne Stücke in eine neue Sammlung seiner Gedichte aufzunehmen. Natürlich hatte der Dichter nie einen Pfennig Honorar erhalten, und die unglückliche Ausstattung war ausschließlich eine verfehlte Idee der Verleger; das Buch brachte diesen in seiner gegenwärtigen Gestalt nichts ein, aber es blieb ihnen wenigstens die Genugthuung, demselben, bis sein Verfasser zahlte, den Zutritt in die Oeffentlichkeit vorzuenthalten, und sie sind juristisch in ihrem Rechte.

Zu Weck's älteren Dichtungen gehört „Wladimir, eine russische Geschichte in drei Gesängen".*) Eine rührende, schlichte Erzählung in einfachem, aber schönem Formengewande. Noch viel älter sind seine Lieder „Schleswig-Holstein", Mahnung in Liedern an Deutschlands Fürsten und Völker. Nebst einem Anhang: „Vor Leipzigs Thoren, Erinnerung an 1813." Das war aus der Studentenzeit, da in Preußen der preußisch Gesinnte in Bann und Acht gethan wurde; um so größer die Ehre für den muthigen jungen Dichter. Schon in diesen Jugendgedichten bewähren sich Weck's eigenthümliche Vorzüge: wundervolle, ja klassische Schönheit der Form, warmherziger, aber nie phrasenhafter Patriotismus, Reinheit der Gesinnung, männliche Kraft, frei von weichlicher Zerflossenheit und verschwimmender Sentimentalität. Und nun kam der große Franzosenkrieg. Welch eine Unzahl Tausender und Abertausender von Liedern „zu Schutz und Trutz" sind damals gesungen worden und wie ist der Literarhistoriker zu beklagen, der all die endlosen unfähigen Verse durchlesen muß! Der damalige patriotische Taumel der Verleger, die all den Schund druckten, hat etwas Rührendes; aber wer die historischen Volkslieder zum Gegenstande des Studiums erwählt hat, muß dies Martyrium zu würdigen wissen. Weck's deutsche Lieder „Krieg und Sieg"**) und die größere Zahl ausgewählter vaterländischer Dichtungen, „Durch Nacht zum Licht", der Erinnerung an seine unvergeßliche Mutter gewidmet, in einem Anhang und drei Büchern („Deutsche Schatten", „Deutsche Frühe", „Deutscher Tag")***) sind den Liedern Geibel's und Gerok's ebenbürtig. Wie es zugeht, daß diese herrlichen Dichtungen so wenig dauernden Ruhm davon getragen haben, ist

*) Görlitz 1871, H. Wollmann.
**) Zweite Auflage, Görlitz, E. Remer.
***) Ratibor, Friedrich Thiele.

begreiflich genug; wenn tausende von Sperlingen schreien, hört nur ein feines Ohr die Klänge der wenigen Nachtigallen hindurch.

Und nun erst „Unsere Todten, Deutsche Lieder und Romanzen.*) Ein kräftiges Gedicht, „Dem Lebenden", leitet die Sammlung ein. Fünfzehn Gedichte sind unserem unvergeßlichen Wilhelm I. gewidmet, acht Kaiser Friedrich III. dreizehn („Namen und Namenlose") zum Theil anderen um Deutschland verdienten Fürsten, und ein Anhang enthält neunzehn Kriegs-, Fest- und Erinnerungslieder, deren Compositionen besonders angegeben sind. Es sei uns vergönnt ein Gedicht hier wiederzugeben: Straßburg.

Nun sei uns gegrüßt mit jubelndem Schall
Du trotzige Burg, Du eiserner Wall!
Du Stadt des deutschen, hallenden Doms,
Du Stadt an der Marke des heiligen Stroms,
Geküßt von der Sonne fluthendem Licht:
Wir haben Dich nun und wir lassen Dich nicht!

In Deutschlands Krone blitzender Stein,
Wie konntest Du eigen dem Fremdling sein?
Wie konntest Du schmücken, Du Demant klar,
Des frechen Räubers prunkendes Haar?
Doch der falsche, gestohlene Reif zerbricht,
Wir haben Dich wieder und lassen Dich nicht!

Nun, Straßburg, halte Dich treu und gut,
Du bist erkämpft mit dem edelsten Blut!
Vor Deinen Mauern, an Deinem Thor,
Da wuchsen die Gräber der Helden empor,
Und der Todten schwörende Stimme spricht:
Wir rangen Dich los und wir lassen Dich nicht!

Nun, Straßburg, halte Dich gut und treu,
Die Lüfte der Heimath machen Dich neu;
Dich grüßt der Herzen jauchzende Lust,
Und die alte Liebe in unserer Brust!
Enthülle das trauernde Angesicht,
Wir nahmen Dich an und wir lassen Dich nicht!

Du Stadt auf den deutschen Namen getauft,
Mit Thränen entbehrt, mit Schmerzen erkauft,
Du bist es gewesen und sollst es sein:
Auf ewig deutsch, wie der deutsche Rhein!
Ob die Welt uns grollt, ob die Hölle ficht,
Wir lassen Dich nicht, wir lassen Dich nicht!

Unter den zahlreichen Gedichten ist keins, bei dem sich ein Nachlassen des dichterischen Feuers bemerklich machte, und jeder Leser wird das werthvolle Buch nicht nur mit ungeminderter Freude, sondern auch mit ungeminderter Spannung gerne immer wieder zur Hand nehmen.

Ein eigenartiges Meisterstück ist das in dritter Auflage 1892 in demselben Verlage veröffentlichte Buch: „Königin Luise, Vaterländische Romanzen", mit dem Porträt der Königin in Stahlstich. Der Dichter hat die schwierige Aufgabe gelöst, das Leben der edlen Königin in einer Reihe zusammenhängender Romanzen darzustellen; es ist ihm nicht eingefallen, einen unhistorischen Panegyricus zu schreiben, sondern er hat sich mit genauer Objectivität an die Thatsachen gehalten. So zerfällt das Werk, von Prolog und Epilog abgesehen, in drei Bücher (Segnend gesegnet, Aus Tagen des Leides, Durch Kreuz zur Krone) und enthält 48 Romanzen; eine große Anzahl von Anmerkungen macht den Schluß. Die wechselnden Verse von bewährter Schönheit waren in diesem Buche, welches jede gebildete Frau besitzen müßte, ganz besonders am Platze, und der Leser sieht mit Bewunderung, mit welcher Meisterschaft es der Dichter verstanden hat, selbst Briefen die edelste poetische Form zu verleihen.

Ein wahres Verhängniß, wie oben erzählt, ruht auf dem entzückenden Buche „Unsere Lieblinge". Ein Liederbuch für Väter und Mütter, illustrirt von Otto Försterling und Prof. Oscar Pletsch.**) Gebildete Väter und Mütter, welche an ihren unschuldigen Kleinen ihre hoffnungsvolle Freude haben, werden die liebenswürdigen Dichtungen (Elternglück und Elternsorge; Kindes Lust und Kindes Leid) mit Entzücken lesen, und mancher im Egoismus veraltete Junggesell wird mit Erstaunen und zugleich mit Rührung sehen, welch eine Fülle poetischer Empfindung die Kinder den Eltern bieten können. Wie muß der Dichter seine Kinder von der zartesten Kindheit an geliebt haben, daß er aus ihrem Dasein und selbst aus ihrer scheinbar geringfügigsten Lebensregung diese Gedichte schöpfen konnte! Greifen wir einige Strophen heraus, in denen das Kinderauge vom Dichter betrachtet wird:

O Kindesunschuld, Sabbatfriede,
Der aus dem See des Auges blickt,
An welchem, gleich dem Uferriede,
Die dunkle Wimper träumend nickt!
O heil'ger Spiegel, klar und eben,
Der Aetherstrahlen nur ergreift,
Als hätte körperhaftes Leben
Die sanfte Fläche nie gestreift!

Als wärst Du, eine lautre Quelle,
Noch kaum im stillen Thal erwacht:
Der Himmel dort und hier die Welle,
Dazu der Bäume grüne Nacht.
Da wehren gottgesetzte Schranken,
Des Waldes und der Felsen Hut,
Dem finstren Wandrer, dem Gedanken,
Zu trüben die geweihte Fluth.

Da athmet frischer, weht gesunder
Die Luft, die tausend Blüthen schwellt,
Und fern, wie ihre sünd'gen Wunder,
Verschollen liegt die dumpfe Welt.
Jenseits der Wipfel irrt ein Tosen
Und zuckt empor ein blendend Licht,
Doch alles Funkeln rührt und Kosen
An Deine keusche Tiefe nicht!

Und nun endlich das beste von allen: „Von Heimath zu Heimath". Ein Lebensbuch in Liedern.*) Hier haben wir den ganzen Dichter zugleich als Menschen und als Mann vor uns; hier thun wir einen Einblick in ein unendlich reiches Gemüthsleben; hier sehen wir das Werden, die Entwickelung, die Gärung und die endgültige Reifung seines Charakters und nehmen auch dann, wenn wir persönlich ihm fremd sind, an seinen seelischen Kämpfen und Siegen, an seinem Frieden und seinem Glücke einen herzenswarmen Antheil. Das ist ja eben die Aufgabe des echten Lyrikers, daß er ein solch unbedingtes Interesse zu erringen, ja zu erzwingen weiß! Das Buch zerfällt in fünf Abtheilungen. Die erste zeigt uns den Knaben und Jüngling, das zweite den Jüngling, wie er unter Ringen und Kämpfen zum Manne reift, das dritte den Gatten und Vater in seinem häuslichen Glücke. Das vierte erneuert die beiden früher bearbeiteten russischen Stoffe „Wladimir" und „Der Dämon", und das fünfte legt einen Erinnerungskranz auf das Grab eines zu frühe vollendeten geliebten Kindes. Von all den vielen Perlen dieses Buches hat mich eins, welches abzudrucken der Raum verbietet, „Der Besuch der Todten", am mächtigsten ergriffen; um aber doch wenigstens eine Probe aus diesem Buche zu geben, hebe ich das „Zu lieb?" heraus.

Ich hätte Dich zu lieb — so schiltst Du leis,
Und fast zu ernsthaft dünkt mich der Verweis.

Zu lieb? Warum? Weil ich Dich liebe, weil
Dein Leid mein Leiden und Dein Heil mein Heil?

Weil ich Dich hege wie ein Pfand vom Herrn,
Wie meinen Schatz und meiner Augen Stern?

Weil ich verzeihe Deine leichte Schuld
Und auch Dein Irren trage mit Geduld?

Doch mag es sein, und ist es Dein Begehr,
So lieb' ich künftig minder als bisher.

Ich mein' es ernst — nur sage mir zuvor,
Du Liebliche, die liebend mich erkor,

Du stolze Blume, die sich hoch gewiegt
Und dann in Demuth an mein Herz geschmiegt,

*) Drei Auflagen binnen Jahresfrist, Paderborn, Ferdinand Schöningh.

**) Glogau, Karl Flemming.

*) Leipzig, Th. Knaur.

Die mir geschenkt, was ihr das Liebste war,
Den Ring vom Finger und den Kranz vom Haar,

Die Heimathglück und manches theure Grab
Hin für ein sturmbewegtes Leben gab,

Nur mein zu sein, an mir zu hangen — sprich,
Mein süßes Weib, mein Lieb, wie liebst Du mich?

Was mir (und hoffentlich recht vielen Anderen) den Dichter so werth macht, ist allerdings in erster Reihe die Thatsache, daß wir in ihm endlich wieder einmal einen conservativen Dichter von unabhängiger Gesinnung besitzen; er ist kein byzantinistischer Streber, wie wir deren jetzt nachgerade genug haben, und Hintertreppen und Antichambres sind ihm freud. Besonders lieb macht ihn uns aber sein entschiedenes und offenbares Frontmachen gegen die fin de siècle-Tendenz gegen Realismus und Naturalismus; ich möchte sagen, er vereinigt in sich das Talent Geibel's und Gerok's, und der christliche, deutsche, keusche Geist, der aus seinen sämmtlichen Dichtungen spricht und sich zugleich mit wunderbarer Formschönheit verbindet, dieses echt Adlige und im edelsten Sinne Ritterliche in ihm fordert ganz naturgemäß dazu auf, das Wort Goethe's auf ihn und seine Dichtungen anzuwenden:

Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Jugendverirrungen.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.

Wenn Ihr von mir verlangt, ich soll Euch sagen, in welchem Verhältniß der Wäschevorrath eines Menschen zu seinen geistigen Anschauungen steht, so muß ich gleich am Anfang zugeben, daß ich es nicht weiß. Nur so viel weiß ich, daß ein Mann mit sechs Kragen und drei Paar Manschetten der Liebe bedürftig ist und daß sein Charakter freisinnig ist. Dagegen die Gleichgültigkeit gegen Frauen und die conservativen Anschauungen kommen erst mit dem dritten Dutzend Oberhemden, der theueren goldenen Uhr, dem schwachen Haarwuchs und dem Rheumatismus.

Der Freund unserer Erzählung, mit Namen August Elg, hatte nur drei Oberhemden, sechs Kragen und drei Nachthemden, war ein liebebedürftiges Herz, deshalb spielte er gern Pfänderspiele mit Küssen und ließ recht oft waschen und plätten. Eines Tages aber wußte er nicht, wo seinen Unterhalt hernehmen, weshalb er sich um eine Hauslehrerstelle bewarb, die ein reicher Holzhändler in Upsala frei hatte, der neben seinem großen Holzbesitze noch zwei unartige Kinder sein eigen nannte. Als er nun die Reise dorthin gemacht hatte, war der eine Kragen durchgeschwitzt und schwarz. Darauf wurde der zweite Kragen genommen, als er sich das Sägewerk ansah. Als er nun auch die groben Buben gelehrt hatte, wo all' die Städte liegen, wann der König Gustav Adolf gestorben ist, auch mit dem Buchhalter Brüderschaft getrunken und bei der Lehrerin der Kleinkinderschule Nachmittags Kaffee getrunken hatte, da war schon das zweite Oberhemd verbraucht. Im dritten stattete er dem Herrn Pfarrer einen Besuch ab, spielte Damenbrett und gründete einen Verein zum Besten der Arbeiter des Sägewerks. Dann versuchte er beim Backen die Haushälterin zu küssen und kam mit dem Roggenmehl in Conflict, daß das Hemd aussah, als ob er ein Kaminkehrer wäre. Beim Frühstück räusperte er sich, versuchte diplomatisch dreinzuschauen und fragte schüchtern: „Bitte um Entschuldigung: Wann wird . . . Wan w—ird — hi—er ge—waschen?" Da aber bekam der Lehrer von Frau Granlund einen harten Blick und sie erwiderte: „Mein lieber Herr Elg, Sie brauchen weder bei der Wäsche, noch beim Backen zu helfen." Als nun da wieder keine Hülfe kam, wendete er sich an den Buchhalter und sagte: „Freund, ich bin in Verlegenheit."

„O, wie schade!" wiederholte der. „Ich bin selbst in Verlegenheit, denn ich habe nicht mehr als 2 Kronen 50 Oere; wenn Dir die Hälfte genügt, so gebe ich sie gerne."

„Ich will ja kein Geld."

„Was denn? Hast Du die Kinder zu arg geschlagen?"

„Das ist es auch nicht. Heute habe ich nämlich meinen letzten Kragen an der wollenen Unterjacke befestigt und kein Mensch gibt mir Bescheid, wann hier gewaschen wird."

„Da mußt Du aus dem Hause waschen lassen."

„Aber wo?"

„Die Kleinkinderlehrerin thut es gern um siebzehn Oere pro Stück."

„Meine Wäsche hat aber so viel Schmutz, daß ich sie unmöglich einem jungen Mädchen geben kann."

„Wenn Du Deine Sache zartfühlend anbringst, dann geht es schon, und Noth kennt auch kein Gebot."

Als der Abend hereinbrach mit seinen Schatten, die Arbeiter heimkehrten, das Feuer in den Arbeiterwohnungen brannte, die Buben endlich begriffen hatten, daß Karl XII. ein berühmter Kriegsherr, ein für das Vaterland besorgter Monarch war, als der Prinzipal gemächlich aus der Pfeife rauchte, die Hausfrau ausgebesserte Strümpfe zusammenzog, die Locomobile ausruhte von ihrer Arbeit und schweigend schwarz vor dem Sägewerk stand: da ging unser Freund mit hochschlagendem Herzen und einem Packet unter dem Arm zur Kleinkinderlehrerin. Er klopfte bescheiden an und sagte: „Guten Abend, Fräulein. Ich will hoffen, daß Sie sich noch nicht zu Bett begeben und mir noch Einlaß gewähren." Darauf antwortete sie:

„Ich bin eine alleinstehende Person und besitze nichts als meine Ehre, auch fürchte ich sehr das Gerede der Welt. Soll ich etwa meinen Ruf in Gefahr bringen?" Darauf erwidert er in bittendem sanften Ton:

„O, mein Fräulein, meine Gedanken sind edel und rein. Warum erblicken Sie in mir einen Bösewicht?"

Seine Rede erweichte ihr Herz und sie sagte:

„Soll ich Ihnen öffnen, ohne daß es Jemand sieht? Vorher müssen Sie mir aber schwören, daß nichts Unrechtes geschieht." Und er erwiderte zitternd in der kalten Nachtluft:

„Schlagen Sie sich nur ein Tuch um und öffnen Sie mir, denn die Nacht ist kalt." Sie band sich ein Tuch um und öffnete endlich Herrn Elg ihre Thür. „Verzeihen Sie, liebes Fräulein, ich weiß nicht, ob ich nicht unbescheiden bin, wenn ich mein Anliegen vorbringe, aber seitdem ich hier bin, sind Sie immer so freundlich und nett zu mir."

„Ach, auch Sie haben mir außerordentlich zugesagt."

„Sie sind aber auch ein außergewöhnliches Mädchen."

„Auch Sie sind so ganz anders, als die anderen Männer, aber bitte, nehmen Sie doch auf dem Sopha Platz."

„O, ich bin so in Verlegenheit, Ihnen, die ich Sie so hoch achte, meinen Wunsch vorzubringen."

„Auch ich bin so verlegen, ich weiß nicht wie."

„Es gibt dunkle, ich muß sagen, schmutzige Punkte im Leben."

„O, Herr Elg, an so etwas denkt doch ein reines Mädchen nicht."

„Darum wollte ich gerade Sie bitten, mein liebes Fräulein, denn ich weiß sonst keinen Menschen hier in ganz Norrland, dem ich frei und offen sagen darf, was ich so sehnlichst wünsche, aber, wie gesagt, mein Fräulein, Sie dürfen sich nicht an die dunklen Flecke kehren."

„Jetzt aber keine Silbe mehr, mein August! Was kümmern mich die Flecke, ist doch sogar die Sonne nicht egal glänzend. Versprich mir nur jetzt Deine Liebe und schwöre mir Deine Treue!"

Damit umarmte sie unseren Freund, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, und ihre rabenschwarzen Haare kamen ihm in die Nasenlöcher, sodaß er niesen mußte. Und nun saß er da, und ihm war zu Muthe, als sei er direct vom Himmel in die Arme der Lehrerin gefallen. Konnte er aber auch jetzt noch als anständiger Mensch von seinem Begehren sprechen? Durfte er diese Person aus ihrer Verzückung erwecken? Und wer wäre im Stande gewesen, wenn er Nachts um zehn Uhr als junger, warmherziger Mann von einem jungen Mädchen umarmt worden wäre, dagegen Protest einzulegen? Und als nun August Elg nach einer Stunde von der Lehrerin kam, war er verlobt, und den Inhalt seines Packetes nahm die Frau des Maschinisten in Empfang, um ihn nachher sauber gewaschen wieder in seine Hand zu legen, denn unmöglich durfte er seine Braut um diese Gefälligkeit bitten.

Ein Jahr noch genoß Freund Elg die Freundschaft des Sägewerkbuchhalters und hielt in seiner Stube Versammlungen ab, worin er den Arbeitern von der Versimpelung der einzelnen Gemeinden sprach, der Kapitalistenliga den Tod schwur und den Arbeiterverein aufforderte, das Stimmrecht durchzusetzen. Daneben vergaß er aber auch nicht, der Kleinkinderlehrerin von seiner großen Liebe zu sprechen und sie wiederholt zu bitten, doch ja ihre Liebe geheim zu halten, damit nicht die Welt mit ihrer Klatschsucht den ersten Reif auf ihre junge Minne werfe. Wie nun aber auf dieser Welt Alles ein Ende nimmt, so auch der Aufenthalt unseres Freundes in Norrland. Eines Tages reiste er nach Upsala, um dort zu studiren. Zwar bekam er noch Briefe von seinem Freunde, dem Maschinisten, der von ihm hören wollte, ob die Revolution in den unteren Schichten noch nicht losbreche, vom Säger Kant, der wissen wollte, ob er schon etwas gethan habe, um die Macht des Geldes zu zerstören, von seiner ihn innig liebenden Amanda, die ihm Treue schwor bis an den Tod und durchaus wissen wollte, was seine Eltern zu seiner Liebe gesagt hätten. Zu meinem Bedauern muß ich gestehen, daß Herr Elg all diese Briefe in das Reich des Papierkorbes versenkte. Mit den Kapitalbesitzern war er in gutem Einverständniß und machte unter all diesen Erfahrungen sein Richterexamen. Zuletzt verlobte er sich noch mit der Tochter eines alten streng conservativen Kammerrathes.

Eines Tages nun wollte der Kammerrath mit Frau und Tochter eine Vergnügungsreise durch Schweden machen, und der Schwiegersohn sollte auch mit. Dieser schlug nun Dalekarlien als schönsten Punkt vor. Soviel er aber auch sagte, der Kammerrath war durchaus nicht von Norrland abzubringen. Auch wollte der Freund August gern einmal den Tännfors sehen, die Kammerräthin aber zog die Mitternachtsonne vor. Als sie eines Tages von der Eisenbahn weg mit dem besten Fuhrwerk einen Abstecher in ein Land machten, wo es noch keine Eisenbahnlinie gab, wurde dem Bräutigam sehr sonderbar zu Muth.

Er saß still in sich gekehrt da, den Hut tief in die Stirne gedrückt und klagte über Unwohlsein. Nun meinte der Schwiegervater, die frische

Luft nur könne dagegen helfen und überdies könne man unmöglich umkehren, denn hier in der Nähe liege ein großes Sägewerk, das müsse man nothwendig sehen.

„Ihr werdet doch nicht dahin fahren wollen? Dort wüthete ja die Diphtherie!"

„So, woher weißt Du denn das?"

„Und dann ist da eine — eine — na, da ist eine — — Brücke, die droht einzustürzen."

„Kutscher, sagt einmal, ist die Brücke des Sägewerkes unsicher?"

„O, mein Herr, da kann ein Eisenbahnzug darüber fahren!"

Der Kammerrath betrachtete immer erstaunter seinen Schwiegersohn, dem der Schweiß immer heftiger ausbrach, mit besorgtem Blick und fragte endlich: „was ist Dir, mein Lieber?"

„Heute Abend bekommst Du heißen Fliederthee, lieber August," sagte seine Gemahlin. Endlich war man beim Sägewerk angelangt und der Kammerherr ließ halten. Da kam ihm schon die alte wohlbekannte Locomobile entgegen, die Säge arbeitete wie immer und die Arbeiter quälten sich immer noch für die Kapitalisten.

Eben kam einer der Arbeiter vorbei, und als er August gewahr wurde, rief er seinen Freunden zu:

„Kommt her, Ihr Ungläubigen, die Ihr gesagt habt, unser Freund habe uns verlassen; er hat uns nicht verlassen, denn er kommt, um uns zu helfen. Also gebt ihm brüderlich die Rechte."

Die Frau Kammerräthin fiel in Ohnmacht, die Tochter fiel aus dem Wagen und der Herr Kammerrath wurde verlegen und sagte:

„Entschuldigen Sie, meine Herren, aber was sagten Sie?"

„Nun, Kinder, was sagt Ihr dazu! Bruder Elg will uns nicht mehr kennen. Du höre einmal, hast Du die Revolution jetzt fertig? Willst Du uns holen? Ist alles bereit? Nein, solch ein gemeiner Schuft! Haut ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen! — — —

Schnell fuhr der Kutscher weiter, um den Arbeitern zu entrinnen Zitternd rief Elg ihm zu: „Noch schneller!"

Die Kammerräthin aber hatte es vernommen und sagte: „Du willst hier befehlen? Langsam, Kutscher!"

Ganz in der Nähe, auf einem kleinen Hügel, standen vor einem ärmlichen rothen Hause etwa fünfzig hellblonde, braungebrannte Kinder in Reihe und Glied, und daneben commandirte eine Frau mit schmutziger Bluse bekleidet und rief mit scharfer Stimme:

„Arme hoch! raus! vorwärts marsch! streckt Euch nieder! her zu mir!"

Als sie aber den herrschaftlichen Wagen und darin August erblickte, ließ sie die Kinder stehen, stürzte herbei, umfaßte Herrn Elg mit beiden Armen und rief: „O, Geliebter meines Herzens, kommst Du endlich? — geht heim ihr Rangen! — wie habe ich mich gesehnt, und wie gebangt! — Ihr sollt heute einen freien Tag haben. — O, wie glücklich bin ich — Ist das Dein Vater und Deine Mutter? — Lärmt nicht auf dem Heimweg! — Hättest Du mir doch geschrieben! — Ich werde Euch anständiges Betragen beibringen, ihr Fratzen! — O, mein Glück, mein einzig Geliebter, vor lauter Freude bricht mein Herz!" — — —

Der Mensch kann viel verzeihen, aber nur bis zu einem bestimmten Punkte, dann nimmt es ein Ende. Zu meinem großen Schmerz muß ich berichten, daß Herrn Elg nicht verziehen wurde, trotzdem er nach einer halben Stunde in einem Einspänner fortfuhr. Wenn sich aber der Kammerrath und Herr August auf der Straße treffen, so schauen sie sich gar nicht an und gehen wie Fremde an einander vorüber.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Die Vereinigung der VI.

Die Tragikomödie spielt in der Thiergartenstraße, am Abend des letzten Urwahltages.

### Erste Scene.

Heinrich Rickert stürzt, vollkommen kahlköpfig und bartlos, über die in diesem Falle den Holzweg bedeutenden Bretter.

Heinrich Rickert: Triumph, Triumph! Nun kommt es ganz auf Dich an — was willst Du lieber sein: Frau Cultus- oder Handelsminister?

Madame Rickert: Heinrich, mir graut vor Dir! Wie siehst Du aus?

Rickert: Die begeisterten Wähler — wohin ich auch kam — jedem Vertrauensmanne mußt' ich ein Barthaar und jedem Parteiveteranen eine Locke von meinem Haupte geben! Ich kann Dir sagen, dem Admiral Avellan ist es nicht besser ergangen als mir: Rentomischel war mein Marseille, Bentschen mein Paris! Es kann uns gar nicht fehlen!

Madame Rickert (mißtrauisch): Admiral Avellan — Du! Hm! Und sind Dir die Damen auch so — so entgegengekommen wie ihm?

Rickert (lächelt sehr melancholisch): Die Damen! In dieser Beziehung weißt Du ja, daß ich ein ausgewachsener Pechvogel bin! (unterbricht sich) Es war noch keine Botschaft aus 'm Ministerium da? — Komisch! . . . Ob ich doch nicht lieber das Innere übernehme? (fährt fort) Ja, was die Damen anbelangt . . . Schade, daß Lichtner und Meyerinck nicht mehr jeuen! (galant) Denn seitdem ich Deiner Liebe gewiß bin, muß ich doch nach dem alten Sprüchwort kolossales Glück im Spiel haben! (Er schellt).

Menuetta, das Hausmädchen in Wadelstrümpfen: Excellenz befehlen?

Rickert (schmunzelnd): Noch nicht, Jettchen! Aber bald! Die gleißende Viper der Reaction ist zertreten, unser Sieg scheint gewiß . . . Was ich sagen wollte: Wenn Graf Caprivi anlangt, wird er sofort vorgelassen! (Es läutet draußen) Ach, da kommt gewiß das Postpacket mit dem Portefeuille — ich hab's ja gesagt, Eulenburg muß mir Platz machen, ich will nicht umsonst regierungsfähig geworden sein und mir meinen schönen Bauch weggerutscht haben! (stürzt ab.)

### Zweite Scene.

In der Thür begegnet ihm Pachnicke.

Rickert: Ach, Sie sind's bloß! Ich dachte wirklich, es wäre eine Deputation höherer Beamter aus dem Ministerium, die mir gratuliren wollten. Na, werden schon kommen. Und Sie, lieber Pachnicke, müssen in's Cultusministerium — anders thu' ich's nicht! Unterstaatssecretärchen, he? Oder wollen Sie lieber Landwirthschaft? Oder Schandwirthschaft, d. h. Finanzen? Oder Ministerium der öffentlichen Arbeiten? Wählen Sie!

Pachnicke: Oeffentliche Arbeiten? Nein! Sie wissen ja, ich schreibe nur anonym!

Madame Rickert: O, man erkennt den Löwen aber stets sofort an der Klaue!

Pachnicke (erbleichend): Klaue? Wie meinen Sie das? Ich will ja nicht leugnen, mein Stil läßt zu wünschen übrig, aber deshalb —

Madame Rickert: Ich wollte nur sagen, man merkt gleich ganz genau, welche Artikel von Ihnen sind.

Pachnicke: Nun ja, jeder Mensch hat seine Fehler — ich meine grammatischen . . . Und ich kann mich nun einmal nicht verstellen, ich bin ein ehrlicher Kerl!

Rickert: Also welches Ressort wollen Sie, endgültig?

Pachnicke: Gott, wenn's durchaus sein muß — eins, wo man möglich wenig zu thun hat und sich nicht so leicht blamiren kann . . . Am liebsten wär' mir schon das Hofmarschall-Amt.

Rickert: Wie steht's übrigens in Ihrem Kreise?

Pachnicke: Oberfaul . . . Heinrich, ich kann nicht dafür. An mir liegt's nicht. Ich sehe nicht umsonst so verschlafen aus. Ich habe seit Wochen Tag und Nacht von dieser Wahl geträumt. Ein ganzes Notizbuch voll geistreicher Einfälle hervorragender Autoren habe ich in den Versammlungen verpufft, habe gearbeitet wie . . . habe mich mit einem Worte selbst übertroffen!

Rickert: Na hören Sie, das will nicht eben viel sagen!

Madame Rickert (ängstlich): Wenn nur Danzig meinem Heinrich treu bleibt!

Pachnicke: Sei'n Sie ganz unbesorgt, gnädige Frau! Ehe die Danziger zur Vernunft kommen, das dauert noch lange!

Rickert (trotzig): Mögen sie — mögen sie uns fallen lassen — die Nation spricht sich selbst ihr Urtheil damit! Ich weiß ja, diese Dreiklassenwähler sind das dümmste Volk auf Gottes Erdboden!

Madame Rickert: Na, Gott sei Dank — dann werden sie Dich sicher wiederwählen!

### Dritte Scene.

Menuetta: Das Berliner Resultat, Excellenz!

Rickert (reißt ihr das Blatt aus der Hand): 45 Wahlmänner für uns! Davon zwanzig außerhalb des politischen Lebens stehende Greise, fünfzehn wider ihren Willen ereirte Sozialdemokraten, dann die drei Schreiber aus unserem Wahlbureau, und sieben Todte, die ihre Zugehörigkeit zur Freisinnigen Vereinigung nicht mehr ableugnen können.

Pachnicke: Wir sind also völlig zu Grunde gerichtet?

Rickert: Nun ja . . . in Berlin . . . aber die Provinz . . . da werden ja die Dummen nicht alle! Passen Sie auf, es kommt noch! Triumph! (Wiederholtes Läuten. Rickert stürzt an die Thür.)

Vierte Scene.

Bote: Ich komme in wichtiger Sendung aus dem Reichskanzlerpalais und —

Rickert (bleich vor freudiger Erregung): Wußt' ich's doch! — — So sind meine Forderungen angenommen? Melden Sie Sr. Majestät, daß ich dem ehrenvollen Rufe folgen und nur meine Kniehosen ausbürsten —

Bote: Nee, nee, lieber nich . . . man kann nicht wissen, bei den jetzigen Jeufeindlichkeiten ist vielleicht auch das Skatspiel oben nicht beliebt . . . Also kurz und gut, ich soll Ihnen einen schönen Gruß vom Kanzleisecretär Schulze im Reichskanzleramt bestellen, und ob es nicht möglich wäre, daß der Skat heute erst um acht Uhr losgeht. Seine Frau hat nämlich große Wäsche . . . Uebrigens soll ich Ihnen unter vier Augen noch sagen, daß von Ihrer Partei sechs ganze halbe Männer durchgekommen sind.

Madame Rickert: Sechs? Das ist 'ne hübsche, runde Zahl! Da fehlen ja bloß noch 214 an der Majorität!

Rickert: Pachnicke! !
Pachnicke: Rickert! ! } (Sie liegen sich weinend in den Armen.)

Rickert: Sechs Mann! Nun langt es nicht 'mal mehr zu 'ner ordentlichen Kegelpartie!

Pachnicke: Und wenn wir in's Panopticum wollen, kriegen wir keine ermäßigten Preise mehr!

Rickert: Ich hab's ja gesagt, es geht uns wie dem Hippopotamus!

Pachnicke (verletzt): Wie — wem? Erlauben Sie 'mal!

Rickert: Sie kennen die furchtbare Geschichte nicht? Das Nilpferd im zoologischen Garten, früher fidel, gedankenlos und vergnügt, fraß seit längerer Zeit nicht mehr und magerte sichtlich ab. Endlich starb es. Was fand man bei der Section? Der Magen war berstend voll von Speiseresten, der Verdauungstractus dagegen völlig leer — ein von dem Thierchen verschluckter Gummiball hatte die Verbindung zwischen beiden dauernd aufgehoben. (sinnend) Ist es nicht wie ein Wink des Schicksals? Das Nilpferd stellt den großen, liberalen Gedanken dar, der berstend volle Magen bin ich, und der Verdauungstractus ist Eugen Richter. Ein ganz treffliches Bild. Ich kriegte die Grobheiten zu schlucken, womit alle Welt den großen liberalen Gedanken fütterte, und Eugen Richter gab sie durch seine Organe wieder von sich. Alles ging gut, der liberale Gedanke gedieh in seinem Käfig auf's Beste, und ganz Berlin W., das ihn Tag für Tag bei Militärconcert bewunderte, freute sich deß. Auf einmal schluckte das Nilpferd den Gummiball der Parteispaltung — und Alles war futsch!

Pachnicke: Vortrefflich, ausgezeichnet — Sie sind ja ein Dichter, Heinrich!

Rickert (verdrießlich): Bitte, so'ne Anzüglichkeiten können Sie Herrn Träger sagen — mir nicht!

Pachnicke: Pardon! Aber gerade jetzt könnte die Partei einen begabten Lyriker recht gut brauchen — für eine stimmungsvolle Grabschrift!

Fünfte Scene.

Menuetta (führt $16^2/_3$ % der Freisinnigen Vereinigung im Landtag herein).

Rickert: Ihr Name?

Der Fremde: Kolisch, zu dienen!

Rickert: Kohlisch? Hm, Ihrem Namen nach müssen Sie ja für meine Reden ein großes Faible haben! Sagen Sie doch, war das nicht Ihr Kreis, wo ich vor beiläufig fünfzehn Jahren in mehreren Versammlungen sprach?

Kolisch: Zu dienen, nein! Denn sonst hätten die Leute ganz gewiß nicht freisinnig gewählt.

Rickert: Ja ja, mag sein. Und nun erinnere ich mich . . . Sehen Sie, Pachnicke, die Wahl Kolisch's ist so recht ein sprechender Beweis dafür, was schriftliche Agitation hilft. Ich ließ nämlich an 10,000 Personen des Wahlkreises auf dem Bureau Briefe schreiben und unterzeichnete sie alle eigenhändig — Herr Kolisch erhielt sie dann zur Vertheilung. Sie kamen Ihnen trefflich zu passe, was?

Kolisch: Zu dienen! Unser Käsegeschäft geht so gut, unberufen — wir haben kein Exemplar mehr!

Rickert: Hm! Ich sandte Ihnen doch vor der letzten Reichstagswahl ein in Leder gebundenes Exemplar meiner Reden. Haben Sie denn wenigstens damit ordentlich gewirkt?

Kolisch: Entschuldigen Sie — die sind noch nicht benutzt. Mein ältester Sohn brauchte im Sommer eine Pflanzenpresse — da haben wir Ihre Reden zu eingerichtet. Es ging famos. Der Junge läßt Ihnen vielmals danken. (Er sieht sich gemüthlich im Zimmer um) Ah — dies interessante Damenportrait — wen stellt es vor? (Grübelt nach, dann sehr zielbewußt.) Nun, ich kann mir's denken: es ist die Verkörperung der Freisinnigen Vereinigung!

Pachnicke: Warum das?

Kolisch: Nun — es schaut nach gar so wenig aus!

Rickert: Es ist ein Bild meiner Frau — als ganz junges Mädchen.

Kolisch: Ich sehe, sehe — wirklich vorzügliches Portrait — gewiß von einem alten Meister gemalt?

Pachnicke: Nun sagen Sie 'mal — stehen Sie auch wirklich voll und ganz auf dem Standpunkt der Freisinnigen Vereinigung?

Kolisch: Gott ja — wenn ich gerade nichts Besseres zu thun habe. Aber wir kommen nur wenig zum Schlafen. Unser Käsegeschäft —

Pachnicke: In sozialpolitischer Hinsicht, hoff' ich, sind Sie einer Revision des Parteiprogrammes nicht abgeneigt?

Kolisch: Gott — wenn's die Herren wünschen . . . Warum sollt ich Ihnen den kleinen Gefallen nicht thun?

Pachnicke: Sie glauben mit uns, daß der Collectivismus ein Unsinn ist, daß nur die freie Bethätigung aller Kräfte Volkswohlstand zu schaffen vermag. Neigen Sie nun aber mehr zu der Anschauung hinüber, daß gewisse reformerische Maßnahmen auf sozialem Gebiete unabweisbar sind, oder haben Sie sich davon überzeugt, daß —

Kolisch: Ja wohl!

Pachnicke: Wenn nun eine stark anschwellende Bewegung Confiscation alles Eigenthums verlangte, ist es da nicht besser, man beugt vor und beschwichtigt die Aufgeregten durch allerlei kleine Zugeständnisse, ehe man den schönen Kapitalismus zu Grunde gehen läßt? Da Sie selbst ein begüterter Mann sind, müssen Sie doch schon darüber nachgedacht haben, wie Sie eventuell auch Ihr Geld und Ihren Besitz schützen könnten!

Kolisch: Nun, sehr einfach: ich thu' es alles in einen von Ihnen verfaßten Leitartikel: hinter dem vermuthet kein Mensch 'was Werthvolles und den rührt Niemand an! (Es läutet).

Rickert auffahrend): Vielleicht versucht es Caprivi doch mit 'nem Coalitionsministerium . . . wirklich schade, daß unsere treuen Verbündeten von der Militärvorlage, die um Böckel, diesmal nichts gemacht haben!

Sechste Scene.

Die vier restirenden Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung unter Brömel.

Rickert (unruhig): Durch die Wilhelmstraße ist wohl Keiner von Ihnen 'gekommen? Haben Sie nicht an den Säulen gelesen, ob nicht irgendwo 'n Ressort verauctionirt wird? Das lange Warten, wissen Sie, das macht Einen ganz nervös! Wenn ich erwäge, daß es mir auch so gehen kann wie Herrn von Bennigsen, der seine Berühmtheit nur dem Umstande verdankt, daß seit 1867 bei jeder Kabinetskrise von vornherein betont wird, an seine Ministercandidatur sei nicht zu denken . . . Meine Herren, ich halt's in der Ungewißheit nicht länger aus — kommen Sie, lassen Sie uns die Ministerien besichtigen — wenn auch einstweilen nur von außen! — Jettchen, holen Sie eine Droschke zweiter!

Madame Rickert: Komm ich mit, Heinrich?

Brömel: Aber gewiß, Madame — was sollte denn unsere Fraction allein mit einer ganzen Droschke anfangen!

Timon d. J.

## Dramatische Aufführungen.

Jenseits von Gut und Böse. Schauspiel in drei Aufzügen von J. V. Widmann. (Berliner Theater.) — Arme Maria! Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. (Lessing-Theater.) — Der König von Thule. Schauspiel in einem Aufzug von Hans Hopfen. — Kain. Ein Mysterium von Byron. Frei übertragen und für die Bühne eingerichtet von Adolf L'Arronge. (Deutsches Theater.)

„O Zarathustra, Du Stein der Weisheit, Du Schleuderstein, Du Stern-Zertrümmerer! Dich selber warfst Du so hoch, aber jeder geworfene Stein — muß fallen.

Verurtheilt zu Dir selber und zur eigenen Steinigung: o Zarathustra, weit warfst Du ja den Stein — aber auf Dich wird er zurückfallen!" — — —

Sie ist in Erfüllung gegangen, die grausige Prophezeihung. Der Stein ist zurückgefallen auf sein Haupt, sein Schöpferhaupt, und hat ihn zerschmettert. Der wie ein sonnentrunkener Pfeil Unendlichkeiten zu durchschwirren dachte, der Alpenriese, der Dichterfürst, nun liegt er mit gebrochenen Schwingen unten im Staub, in der Nacht. „Ich bin dumm, ich bin dumm!" Das ist alles, was sein Gigantenhirn noch zu denken vermag. Seine königliche Seele aber ward ein Spott der Gassenbuben. Der Gassenbuben und des Bildungspöbels, der nun wohlfeile Rache nimmt an dem Gefesselten, des Bildungspöbels, den er mit Skorpionen peitschte wie Keiner vor ihm.

Der Stein, den er warf, hat den hohen Geist zerstört. Denn es war ein schwerer Stein, ein Demant, groß wie ein Felsblock. Und Herr J. V. Widmann aus Bern in der Schweiz, sein allerneuester Vernichter, thut ein Uebriges und wirft mit Kies nach dem Wunden, und in seinen entzaubernden, plumpen Fingern werden selbst die Diamanten des Königs zu schnöden Rheinkieseln . . .

„Jenseits von Gut und Böse" ist ein kolossalisches Buch, nutzbringend und erhebend zu lesen, wie eine Sophokleische Tragödie. Viel läßt sich darüber schreiben, mehr noch denken — doch bevor man das thut, muß man es eben gelesen und verstanden haben. J. V. Widmann hat das Buch total mißverstanden. Nietzsche selber ertheilte ihm lächelnd dies Zeugniß der Unreife. Aber von dem maßgebenden, spöttischen Wort des Dichters ganz abgesehen; jedem Leser Nietzsche's wäre es gewiß interessant zu erfahren, wo in aller Welt Zarathustra unter dem „Jenseits von Gut und Böse" tyrannunkulische Emotionen, Giftmorde, Ehebrüche und andere Verbrechen mehr verstanden wissen will. Wer das von ihm behauptet, der kennt den Basler Lyriker wahrscheinlich genau so wenig wie der Kritikus des Blattes für Jedermann aus dem Volke ihn kennt: diesem tüchtigen Feuilletonisten ist sogar der Name „Nietzsche" ganz unbekannt, denn er schreibt ihn bei viermaliger Erwähnung viermal falsch: Nietsche, Nitzsche, Nitzscheanismus und Nietz'scher . . . Feuilletons der Ignoranz muß man sich ja gefallen lassen; wenn aber ein Auchdichter die eigene Verbohrtheit dazu benutzt, polemische, dreiaktige Komödien aus ihr zu machen, und wenn er in solcher Komödie nicht sich, sondern einen Riesen ad absurdum zu führen versucht, dessen Geistes er nie einen Hauch verspürt hat und dem er mit seiner Diebslaterne beim besten Willen nicht in's Antlitz zu leuchten vermag, dann steigt wahrlich der Wunsch in Einem auf, man möchte Nasenstüver drucken lassen können . . .

Was an Nietzsche fesselt, was jeden gefangen nehmen muß, der sich noch ein Fünkchen poetischen Empfindens und poetischer Empfänglichkeit bewahrt hat, das ist ja nicht sein „System" und nicht seine „Philosophie". Man könnte vielmehr mit Leichtigkeit, fast Schritt für Schritt, nachweisen, wem er alles Rohmaterial verdankt, könnte nachweisen, daß die fundamentalen und so viel Geschrei erregenden Thesen vom Uebermenschen Stirner und Emerson, wenn nicht gar Schopenhauer, zu Vätern haben. Aber der Ideenreichthum dieses Nabobs sonder Gleichen, die Kunstfertigkeit dieses genialen Juweliers, sie erzwingen unsere Bewunderung und zwingen uns dann wie von selbst in den Bann seiner Gedanken. Das Uebermenschenthum ist eine Phantasmagorie, aber eine gewaltige, grandiose, hinreißende; an ihr vermochte sich der Genius des Basler Poeten zu entzünden, dem großen Thema verdanken wir die große Poesie und die große Weisheit, deren seine Bücher voll sind. Und darum schon — Respekt vor dem „System"!

In die Herzen der jungen Schriftsteller ist Nietzsche's Schaffen wie ein Feuerbrand gefahren; da läßt sich kaum Einer nennen, der völlig unabhängig, unbeeinflußt von ihm wäre. Mit scheelen Augen sieht, wer sich selbst ein König in der Literatur deucht, auf die glänzenden Erfolge des einsamen Gedankendichters; seine begeisterten Freunde machen ihm fanatische Feinde. Da sind, sieht man von den Universitäts-Schulfüchsen ab, die glatten Bursche von der Art eines Nordau, die mit gestohlenem und aus anderen Pfannen zusammengekratztem Fett breite Bettelsuppen für den Lesepöbel kochen und den Usurpator mit groben Schimpfreden entthronen wollen; da sind verehrliche Greise wie Herr Wilhelm Jordan, der mit jedem Jahre komischer dichtet und vom Briefkasten des „Kladderadatsch" gewiß nur aus Pietät geschont wird; da sind endlich die unerträglichsten, die nüchternen Vielschreiber, die „maßgebenden Kritiker," denen es unmöglich ist, Abends einzuschlummern, wenn sie sich vorher mit der „Idee des Tages" nicht endgültig abgefunden und sie „gebrandmarkt" haben.

Da ist der Mädchenschuldirector a. D. Widmann aus Bern in der ganz und gar nicht übermenschlichen, sondern sehr demokratischen Schweiz.

Er macht ein Stück, wie man wohl Stücke macht, wenn man zu viel und zu heftig gelesen hat. Immermann würde gesagt haben, er vomirt Dramen. Er borgt sich aus zehn Costüm-Verleih-Instituten grellbunte Flitter zusammen und versucht nachher, uns einzureden, seine geschmacklos scheckige Maskengarderobe sei das Gewand eines dramatischen Dichters. Wie er den Titel seines Schauspieles von Nietzsche entlehnt, so entlehnt er das Schauspiel selber anderen „geachteten Firmen". Grillparzer muß ihm die Einkleidung, das Gerüst liefern; nur daß wir beim jungen Rustan die heilsame Wirkung des Traumes und den Traum selbst glauben, bei dem überstudirten Kunstprofessor Widmann's dagegen nun und nimmer. — C. F. Meyer's prächtige Renaissance-Novellen werden mit bewundernswerther Dreistigkeit geplündert; jeder irgendwie hervorstechende Zug in der Malatesta-Komödie Widmann's ist Meyerisch, nur natürlich verballhornt und verwässert. — Prosaische Trochäen und Jamben voll weithergeholter und schwulstiger oder einfach „übernommener" Bilder sollen dem mühseligen Gestümper poetischen Schwung verleihen, machen aber seine Dürftigkeit und Hohlheit nur um so offenbarer. Da blitzt in der Einöde nie ein Fünkchen Eigenart auf, da rührt sich niemals der belebende Hauch eines selbständigen, selbstdenkenden Geistes. Es zeigt sich uns in prachtvollstem Typus der Bildungsphilister, wie er im Buche Nietzsche's steht, der Mann aus dem Lesecabinet, mit den drei vollgeschriebenen Notizbüchern; aus jedem Notizbuch klebt er eine Komödie zusammen und läßt nichts umkommen. Wie gaurisankarhoch aber steht der arme, kranke Denker und Poet mit seinem gestammelten „Ich bin dumm — ich bin dumm!" über dem physiognomielosen Compilator, der nicht müde wird, uns zuzuschreien: „O wie bin ich gebildet! Wie bin ich gebildet und geistreich!"

Herr Widmann weiß von einem Professor zu erzählen, der sich eingehend mit der italienischen Renaissance-Epoche beschäftigt und sich, wie in gewisser Beziehung Friedrich Nietzsche auch, allmählich in die verbrecherischen Uebermenschen jener Zeit verliebt hat. Doch nicht Cesare Borgia oder Cangrande oder Ezzelino, die drei Lieblinge Conrad Ferdinand Meyer's haben es ihm angethan, nein, man soll das Plagiat nicht sogleich bemerken und darum wird der Schatten des obskuren Sigismondo Malatesta, des Tyrannen von Rimini, heraufbeschworen. Mit Professor Pfeil schwärmt eine adelige Schwerenötherin für den kunstfreundlichen Tiger; sie meint es aber gar nicht ehrlich, will vielmehr nur den braven Professor seinem braven Weibchen abspenstig machen. Das Professorfrauchen verzweifelt auch alsbald daran, mit ihrer bescheidenen Kraft dieser „dämonischen Macht" Widerstand leisten und sich das Herz des Gatten bewahren zu können; sie plant ganz naturgemäß Selbstmord und nimmt — was kann alltäglicher sein? — ihrem Bruder das Arsenik weg, das er in seiner Stube nur so herumzustehen hat. Aber dieser Bruder! Der Afrikareisende wird, nachdem man in den Salons wegen der Massenhaftigkeit seines Auftretens keinen Staat mehr mit ihm machen kann, im Drama modern; auch bei Widmann taucht er auf und entpuppt sich als ein Herr von äußerst vielseitiger Bildung. Selbst von Nietzsche hat er in den Wüsteneien Central-Afrikas viel gehört und, da es dort leider keine Leihbibliotheken und orientirende Feuilletonisten giebt, wenig gelesen; er kann also weidlich auf ihn schimpfen und einen längeren Abriß der Lebensweisheit Hans Jedermanns im Kameruner Deutsch vortragen. Wie er nun von der Schwester erfährt, daß Professor Pfeil heut im Costüme Sigismondo Malatesta's auf einen Künstlerball gehen will, die adlige Schwerenötherin aber als Isotta, des Fürsten Geliebte, deretwegen er vor beiläufig 440 Jahren sein Weib vergiftete, da kommt ihm und Herrn Widmann ein famoser Einfall. Mit Hilfe einer betäubenden Cigarrette narcotisirt er den Professor, hält ihn so im Hause fest — diese Einschläferungsscene ist von hinreißender, wenn auch unbeabsichtigter Komik — und überläßt ihn dann dem Traumgotte. Auch nur an dem „unmodernen" Grillparzer gemessen, ist dieser Traum so unrealistisch und unträumerisch wie möglich, ohne alle morpheusinischen Mysterien dargestellt. Der Kunsthistoriker sieht sich als Held einer Renaissance-Komödie, darin Calderon, Shakespeare, Schiller, Grillparzer und C. F. Meyer glänzende Triumphe feiern; Malatesta's, des Uebermenschen, ganze Scheußlichkeit wird ihm klar vor Augen gestellt, und so sehr erschüttern den Edlen all die endlosen Redereien seiner Traumgestalten, daß er Gott dankt, als er endlich wieder erwacht und die Schwätzer los ist. Aus Erkenntlichkeit schwört er Nietzsche sehr pomphaft ab und zieht sein Weiblein reuevoll ans Herz; und wenn es nach J. V. Widmann ginge, wäre er nun wirklich für alle Zeit von der Neigung für sexuale Schlachtenbummelei und vom Uebermenschenthum eurirt . . . Ich unterlasse es, eingehend nachzuweisen, wie schemen- und schablonenhaft sämmtliche Charaktere gezeichnet, wie unwahrscheinlich alle Situationen, wie unwahrscheinlich besonders die Wandlungen im Gemüth des Helden sind; ich beschwere mich auch nicht über die duft- und geistlose, unsäglich trockene Exposition, über die basenhafte Weitschweifigkeit aller Personen des Traumspiels und die mit Monologen, Bemerkungen ad spectatores, Belauschungsscenen u. A. m. wirthschaftende, kindliche Technik des unbeholfenen Autors. Es ist ja nicht das Werk Herrn J. V. Widmann's, Friedrich Nietzsche ist es, der uns bei dem Handel interessirt. Wenn's aber den dichtenden Schweizer, der eigentlich aus Böhmen stammt, wieder 'mal dilettirt, Jemand mit ernsthaft gemeintem Drama zu vernichten, dann thut er vielleicht doch gut, etwa gegen den Sozialaristokraten Ahlwardt oder den Sitzredacteur Saling in die Arena zu sprengen; diesen Leuten ist er am Ende gewachsen, während er sich dem Riesen Nietzsche gegenüber nur sehr komisch ausnimmt.

Herr Widmann war und ist nichts; Richard Voß war einst etwas, wenn auch sein letztes, im Lessing-Theater aufgeführtes Schauderspiel „Arme Maria"! nicht mehr von verschwundener Pracht zeugt. Doch sei ihm um seiner Vergangenheit wegen diese schwere Sünde vergeben. Der müde Mann hat sich durch sein tolles Bestreben, die Effecte anderer Autoren immer noch zu überknallen, auf purpurne Greuel blutrothe Greuel und Niemögliches auf Niedagewesenes zu setzen, dichterisch ruinirt. Voß war nie ein Dramatiker, aber er war ein Theatraliker von seltenem Wagemuth und seltener Rücksichtlosigkeit; jetzt ist er, leider, nicht mehr als ein ernsthafter und blutdürstiger Clown. Sardou stieß ihn auf die

abschüssige Bahn, die er wandelt; von ihm lernte er, wie man nervenzerreißende Stoffe bühnengerecht macht, nicht um der Kunst, sondern um der frechen Dirne Sensation Willen; von ihm lernte er die unsagbar frivole und gewissenlose, dabei fast immer erfolgsichere Technik, aus vier bis fünf Acten vier bis fünf Foltergrade für das Publikum zu machen. Aber zweierlei lernte er nicht von ihm. Einmal die kecke Grazie des Pariserś nicht, der seinen Hörern immer rechtzeitig zu sagen wußte: Grauelt Euch nicht, es ist ja Alles Spaß; Ihr sollt nur was recht Aufregendes für Euer gutes Geld haben. Voß wollte stockernst genommen werden, mit all seiner Kolportagedramatik, und das verschuldete sein endliches, trauriges Schicksal: ausgelacht zu werden. Nächstdem aber hatte er noch ein Anderes nicht von dem Boulevardier gelernt. Sardou kennt Menschen und menschliche Verhältnisse, Sardou ist ein scharfer und wahrer Beobachter; Voß aber läßt seiner blutrünstigen Phantasie die Zügel schießen, alles, was er gibt, Charaktere wie Milieu, besteht nur und ist nur möglich in mitunter übgeschnappter, immer überhitzter Einbildungskraft. Er kennt keine Wahrheit, kein Maßhalten, keine kluge Steigerung; mit roth illuminirten Unmöglichkeiten fängt er an und endigt mit fingerdick geschminkten Lügen. In der „Armen Maria" versagten zu allem Unglück auch noch die Stimmungsmätzchen, mit denen er sonst seine „Siege" erfocht; so ging das Vorrei morir, darauf er gewiß große Hoffnungen gesetzt hatte, spurlos vorüber. Voß macht es in seinem letzten Stück der Kritik zu leicht, ihn und seine Schaffensweise zu verhöhnen, als daß man darauf eingehen dürfte; dichtet der kranke Mann aber noch eine solche Tragödie, dann ist er unwiderruflich todt. —

Zu den Dichtern, deren Romane man lobt, wenn sie Dramen schreiben, gehört seit einiger Zeit auch Hans Hopfen; sein „König von Thule" zeigt wenig von dem liebenswürdigen Talent des Epikers und Lyrikers und von dem eines Dramatikers schon gar nichts. Die im Vossischen Stil übermäßig starke Handlung, die recht gut für ein abendfüllendes Stück ausreichen würde, macht von vornherein alle Subtilitäten in der Motivirung, alle Feinheiten in der Seelenanalyse unmöglich und drängt so Hopfen aus seinem ureigensten Machtbereich. Eine kolossalische Tragödie rast binnen einer knappen Stunde an uns vorüber und hinterläßt, in ihrer rohen Thatsächlichkeit, nur wirre, unkünstlerisch grelle Eindrücke. Der König Magnus von Thule hat sein Land, das bisher nicht viel mehr als eine unwirthliche Seeräuberküste war, mächtig und geachtet, so gefürchtet gemacht, daß Niemand mehr mit ihm anzubinden wagt. Aber mit herzbrechendem Schmerze blickt er auf den Thronerben, den Prinzen Oger, seinen Sohn, der ein ausschweifend wüster Gesell ist, bei Saufgelagen und fahrenden Dirnlein seiner Jugend Kraft vergeudet und sicherlich das Land Thule wieder in den Abgrund stürzen wird, daraus Magnus es emporgezogen hat. Nun gilt im Reiche noch die altgermanische Anschauung, daß man mit 60 Jahren genug des Guten gethan habe und nach Walhalla eingehen könne; auch scheint dem Wiking der „Strohtod" im Bette verächtlich, wer ihn erleidet, schaut die Gefilde der Seligen nicht — auf dem Schlachtfeld oder als Selstmörder, an blutender Wunde muß gestorben sein, wen es nach ewigen Tafelfreuden gelüstet. Und der freche, übermüthige Oger, der gern im Purpurmantel, mit der Krone auf dem Haupt, saufen und raufen ginge, legt es an der Spitze seiner Cumpane dem Alten nahe, nun der Jugend Platz zu machen. Magnus, von unsäglichem Ekel gepackt, will ihm den kleinen Gefallen thun — wie er aber, nach kurzem Gespräch mit einem christlichen Missionar, den Todesthurm besteigt und sein Sohn ihm folgt, packt er plötzlich den wilden Burschen, der ihn noch jetzt mit spöttisch hämischen Reden reizt, um den Leib und schleudert ihn vom Thurm so wuchtig in's Land, daß ganz Thule erbebt. Dann schwört er den Walhall-Aberglauben der Väter ab und nimmt das Christenthum an. Neben dieser gigantischen Handlung des Einacters machen sich noch störende Liebesaventiuren breit und stehlen ihr den ohnehin engen Raum, der ihr zur Entfaltung bleibt; die angeschlagenen machtvollen Accorde klingen nicht lang und intensiv genug, um die Herzen zu erschüttern. Es ist schade um einen Vorwurf von so kühner Pracht; es ist schade, daß Hopfen sich nicht klar genug darüber war, ob er ihn parodistisch oder durchgängig mit blutigem Ernst gestalten sollte. Dadurch sind Brüche in die ohnehin oberflächlich silhouettirten Charaktere gekommen; wir leben und beben mit König Magnus nicht so, wie er es verdiente, und wir ärgern uns nicht genug über den allzu fidelen und derb humoristischen Oger. — Vor den Versen Hopfen's und ihrer Schlagkraft kann sich Herr Fulda verstecken. Die Sprachgewalt des Poeten ist schlechterdings bewunderungswürdig.

Am selben Abend wurde im Deutschen Theater Byron's Kain in einer L'Arronge'schen Bearbeitung gegeben. Obschon der Faustzerarbeiter an das Werk des britischen Königs mit etwas größerer Pietät und etwas größerem Geschick gegangen war, zerstörte er auch hier die wundersamen Farben und wischte den sammetenen Staub von den Fittichen der herrlichen Dichtung. Ihr philosophisch-phantastischer Inhalt, die düstere Großartigkeit dieses Kain, dieses Lucifer, all ihr hinreißender, prachtvoll blitzender und doch so tiefsinniger Redegang — das heißt, Byron selbst kam wenig zur Geltung, und ein weltschmerzliches Ausstattungsstück mit hübschen Decorations- und Maschineneffecten blieb übrig. Joseph Kainz gab sich mit dem Kain redliche Mühe, ohne ihn doch ausschöpfen zu können, ohne den phantastischen Glimmer, der das Haupt dieses grübelnden Titanen umwittert; Lucifer-Sommerstorff nun gar hat von byronischen Gedanken auch nie einen Abglanz in sein Herz fallen sehen. Der anerkennenswerthe Versuch L'Arronge's zeigt auf's Neue, daß Byron's gar nicht für die Bühne bestimmten Gedankendichtungen gelesen, nicht gesehen werden wollen.

## Eine Juste-Milieu-Kunstausstellung.

In Muther's demnächst vollendeter „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" ist sehr belehrsam zu lesen, wie auf das Hervortreten der schlagkräftigen und neuschöpferischen Generation von 1830 in Frankreich ein künstlich ausgeglichenes und ausgleichendes „Juste-Milieu" folgte, das die Errungenschaften der genialen Stürmer sich bedachtsam zu eigen gemacht hatte und mit Maß zu verwenden wußte.

Es scheint, daß in diesem geschichtlichen Vorgang ein allgemeines Entwickelungssymptom enthalten ist, das in früheren wie in künftigen Zeiten immer zu beobachten war und zu beobachten sein wird. Naturgemäß trifft es deshalb auch auf unsere Zeit zu, und speziell für unser liebes Berlin den Nachweis dafür zu erbringen, hat sich die Schulte'sche Kunsthandlung angelegen sein lassen, indem sie einer neugebildeten Gruppe von 31 Berliner Künstlern zu gemeinsamem Auftreten ihre durch die „XI" eingeweihten Räume überlassen hat.

Diese Ausstellung zu besuchen ist höchst empfehlenswerth, obgleich man wenig oder nichts Neues dort zu sehen bekommt und sich weder ärgert noch begeistert. Aber ich glaube, sie ist ein ausgezeichnetes Mittel, die Ungläubigen zu bekehren: sie legt auf's Untrüglichste dar, daß auch unsere Talente zweiten Grades mit dem bisherigen Gang der Entwickelung unzufrieden sind, dem Modernen die Thore geöffnet sehen wollen und durch mehr oder weniger kühnen Compromiß die weiteren Kreise der kauf- und kunstlustigen Laienwelt heranzuziehen gedenken.

Jeder nach seiner Kraft! Ich finde das Vorgehen dieser Leute durchaus lobenswerth. Die Meisten von ihnen werden sich über das Maß ihrer Fähigkeiten gewiß keinen Täuschungen hingeben, aber sie halten es für ehrenwerther, ihre begrenzte Begabung und ihr kleines Temperament in den Dienst einer tüchtigen und verheißungsvollen Sache zu stellen, als einer absterbenden Convention noch zu ein Bischen Abendröthe und ihrem eigenen Säckel zu zahlreicher klingenden Goldfüchsen zu verhelfen. Indeß, ich will für diesmal kein Geschäftsverderber sein. Ich glaube, auch finanziell kann sich das Unternehmen ganz gut lohnen. Nur mache ich aus meiner Ueberzeugung kein Hehl, daß es sich noch mehr lohnen würde, wenn die Bilder noch etwas geringwerthiger aber dafür „liebenswürdiger", „sympathischer" wären.

Es ist der brave, ehrenwerthe Durchschnitt, der sich hier zeigt, zusammengesetzt aus Mittelalterlichen und Jungen. Die Mittelalterlichen sind mehr maßvoll-gereift und lehnen sich an ältere Muster an, die Jungen gebärden sich ein Bischen radical und haben sich ihre Vorbilder unter den Neuesten gewählt. Alles ist wie es sein soll, ganz ohne Ueberraschungen — man hätte es diesen Sommer schon genau so vorhersagen können. Daher hat diese Ausstellung etwas ungemein Befriedigendes. Man geht nicht ohne innere Genugthuung hindurch.

Da ist der brave mittelalterliche Fechner, und er hat den braven alten Fontane gemalt. Fontane ist bedeutend genug, um bedeutender gemalt werden zu können. Aber sein liebes, altes Gesicht, mit den jugendlich leuchtenden Augen und dem feudalen Excellenz-Bart, erschließt sich auch schon dem Blick des tüchtigen Durchschnittsmalers. Dazu ist Fechner ein Durchschnittsmaler von der in jedem Betracht angenehmen Sorte. Zunächst ein prächtiger Mensch mit einem sprudelnden Humor und einem hülfebereiten Herzen. Sodann ein offenäugiger Maler, der ganz genau weiß, worauf unsere Zeit hinarbeitet, und der es sich nicht verdrießen läßt, immer noch ein Stückchen zuzulernen. Es hat etwas Kriegsplanmäßiges, wie er sich durch unsere hauptstädtischen Berühmtheiten durchmalt und wohl auch einmal einen Abstecher nach Braunschweig macht, um den braven alten Raabe abzuconterfeien. Aber da er es entschieden mit weniger Reclame und mit mehr Können als Vilma Parlaghy thut, so wüßte ich nicht einmal vom moralischen Standpunkt etwas dagegen zu erinnern. Sein Fontanebild ist eines seiner besten, weil intimsten. Es hat sogar in einem Zuge etwas sehr Fontanisches. Das ist in der Kopfhaltung, so ein ganz klein wenig in die Luft, halb keck, halb sinnend. Auch daß Fontane nicht vor dem Sitzen (oder hier war es vielmehr ein Stehen) seinen Schnurrbart hat in die Höhe streichen müssen, rechne ich dem Maler zur Ehre an. Der aufgestrichene wäre effectvoller gewesen — man hätte ihn sich wohl eher so „gedacht" — aber der herabhängende ist echter, und Fechner hat den echten gewählt.

Mit Schlabitz geht es traurig bergab. Vor Jahren hat ihm Hermann Helferich, der Feinste der Feinen, einmal viel abzugewinnen vermocht (ohne daß ich freilich schon damals hätte folgen können). Heute würde er sicherlich vor der Maskenstarre dieser Tirolerinnen und Tirolerbüblein sehr verdrießlich werden. Das ist nicht mehr rechtes Mittelmaß, sondern rechte Mittelmäßigkeit. Auch sonst ist diese Qualität vertreten, und Ernst Hausmann geht wohl noch etwas darunter, indem er zur Mittelmäßigkeit die Sentimentalität gesellt. Aus diesem Maler scheint nicht das zu werden, was man stellenweise von ihm erwartet hatte. Sein träumendes Mädchen macht ihn für mich fertig. Es wird sehr schwer fallen, sich nach diesem rührseligen Poesiemord wieder zu rehabilitiren. Auch mit Hermann Hendrich kann man diesmal nicht zufrieden sein. Nachdem er sich zuerst an Böcklin angelehnt hat, ist er jetzt ein wenig bescheidener geworden und versucht es mit Stuck. Von Stuck trennt ihn aber ein sehr Wesentliches: er kann nicht zeichnen. Seine Menschen und Meernixen haben Schlauchleiber. Damit können sie ja vielleicht vortrefflich schwimmen, aber sie können nicht leben und sehen überaus traurig aus, wenn sie sich so auf ihren Pseudo-Bauch über den Dünensand den „kosenden Wellen" entgegenschläuchen. Das Quantum Phantasie, das Hendrich besitzt, reicht nicht aus, um es in Stuck'scher Weise zu verschwenden. Man muß damit haushalten. Es ist zwar etwas da, aber es ist — juste-milieu.

Es hat keinen Zweck, die einzelnen Größen alle aufzuzählen, die sich in Landschaft und Viehstück oder im Genre uns zu erkennen geben. Am ansprechendsten ist für mich Franz Hochmann, der sich durch Prunklosigkeit und treuen Natursinn hervorthut. Zwei Maler indes sind zu charakteristische Zeiterscheinungen, um hier übergangen zu werden: Max Uth und Victor Freudemann. Beide machen den Eindruck strebsamer Talente und markiren den äußersten linken Flügel dieses zweiten Aufgebots.

Wie weit sie Eigenes zu geben vermögen, ist heute noch nicht festzustellen. Denn für jetzt haben sie erst Proben davon abgelegt, wie weit sie sich Fremdes anzueignen verstehen. Und das ist ein ganz respectables Stück. Da ich vermuthe, daß es sich um sehr junge Leute handelt, so sei dies ohne Vorwurf gesagt. Denn ein Jeder hat das Recht, bei Anderen zu lernen, obwohl es unklug ist, die Oeffentlichkeit zur Mitwisserin dieser Entwickelungsstadien zu machen. Es fällt hinterher doppelt schwer, die eigene Individualität, wenn sie sich klar herausgeschält hat, durchzusetzen. Max Uth, der selbst von älteren Kunstleuten wohlwollend behandelt wird, ist ein starker Beweis für das Talent Lesser Ury's, der von denselben Leuten erbarmungslos heruntergemacht wird. Denn es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß er diesem Künstler sein Bestes verdankt. Bis auf die weißen Rahmen, welche coloristisch-tiefen Landschaftsstücken eine fesselnd contrastirende Einfassung geben, sucht er durch seine geschickt arrangirten Naturstudien den Eindruck Ury'scher Bilder hervorzurufen. Wenn man dann außerdem noch am Horizont einer braungelben Haide ein paar weiße Häuser mit brennend rothen Dächern und darüber einen violett in violett gewühlten Himmel zu sehen bekommt, dann schießt man unwillkürlich darauf los, um den neuen Ury zu betrachten — um hernach eines kleinen Irrthums gewahr zu werden. Denn obwohl Uth seine Bilder viel sauberer ausführt als Ury, und so die rechte Mitte gegenüber dem selbstvergessenen Stürmer markirt, ist er doch lange kein so echter Maler als jener. Ihm fehlt eine Kleinigkeit: das Temperament, wenigstens so weit es ganz auf sich selbst angewiesen ist. Wo ihn Ury im Stich ließ, hat sich Uth daher bei Anderen Raths geholt, zumal bei Dettmann und bei Hans von Bartels. Ein Fischerhausinterieur ist Letzterem mit staunenswerther Einschmiegungsfähigkeit nachempfunden.

Freudemann hat bei den Schotten und bei den Norwegern gelernt, und außerdem geht er gleich Hofmann darauf aus, seine Farbenimpressionen symphonisch abzustimmen. Als echter Juste-milieu-Mann aber ist er bescheiden genug, statt des herausfordernden Hofmann'schen „Symphonie" das harmlose „Studie" zu wählen. Freilich hat seine „Studie in Blau" auch keine Märchenlandschaft, sondern reale Blumen zum Vorwurf. Sie werden mit ihren Vasen und Seidenpapierhülsen von dunklem Blau zu hellem Lila vertont, darum legt sich ein schmeißfliegenblau schillernder Rand. Ein anderes Bild könnte man eine Studie in Grün nennen. Es ist nach denselben Prinzipien gemalt und hat auch einen grünen Rahmen. Doch ist der Gegenstand diesmal eine bayerische Seelandschaft mit häuserbesetztem Ufer. Im Wasser schwimmt ein langer, weißer Kahn. Man wird sofort an das Bild des Schotten Lavery, „Die Brücke in Gretz", erinnert, das auf der letzten Ausstellung zu sehen war. Namentlich auch die Spiegelung des Ufers im Wasser hat etwas Schottisches. Doch ist das eine gute Schule, und Freudemann kann Manches darin lernen, vor Allem eigenes Sehen. Er ist vielleicht der Talentvollste der Juste-milieu-Maler und hat Lust am Experimentiren, wie auch die „verrückten" Formate seiner Bilder beweisen.

Ein Mangel der Elfer-Vereinigung war, daß die Bildhauerei gar nicht darin vertreten war, ein um so fühlbarerer Mangel, als die Plastik in Berlin verhältnißmäßig höher steht als die Malerei. Der neue Künstlerbund hat diesen Fehler vermieden. Er zählt auch Bildhauer in seinen Reihen, und diese zeigen sich, wie zu erwarten war, den Malern im Wesentlichen überlegen. Dies gilt indeß nicht von dem zumeist bestaunten Werke, der Felderhoff'schen „Niobe". Wer es nach der Antike noch wagen will, eine Niobegruppe zu componiren, der muß eine hohe Meinung seiner künstlerischen Bedeutung haben. Dafür ist dann von ihm zu verlangen, daß er etwas durchaus Eigenes und Ueberzeugendes, ja Packendes darbiete. Reinhold Felderhoff vermag dies nicht, weder das Eine noch das Andere. Seine Gruppe zeigt von einigen Seiten ein paar schöne Linien — damit ist gesagt, was zu loben ist. Die an sich nicht unglückliche Idee — Niobe mit einem vom Pfeil getroffenen Sohn im Arm — ist aber in ganz unzulänglicher, aus conventionellen Bewegungsmotiven zusammengesetzter Form wiedergegeben worden. Von modernem Leben, wie man es etwa bei Sinding oder Floßmann findet, keine Spur — alles schön erstarrte Pose. Der schlimmste Fehler aber ist der, daß Niobe zu jung geworden ist. Sie ist nicht Mutter, sondern Gattin. Der tief-leidensvolle Sinn des Mythus, sein eigentlicher Seelenzug ist damit verfehlt. Was gilt da noch alles Uebrige?

Die anderen Bildhauer der Gruppe präsentiren sich als Porträtisten. Ihre Leistungen sind fast durchweg gut, wie schon die Namen Harro Magnussen und Hans Latt zur Genüge beweisen: die Büsten dieser Beiden zeigen eine eindringliche und lebensvolle Charakteristik. Weniger bekannt ist Arthur Boué, der einen Freund als Kniestück (oder vielmehr Bauchstück) verewigt hat, in höchst kühner, auch vor dem Häßlichen nicht zurückbebender individueller Formensprache. Der eigentliche Matador der Vereinigung, und über das „Juste-Milieu" in manchen Zügen hinausragend, ist Hermann Hidding. Er hat eine in Marmor ausgeführte Büste ausgestellt, die neben seinen anderen Arbeiten als minderwerthig erscheint. Aber ersichtlich hat der Künstler sich in diesem Werke dem stolzen Zuge seines Naturells nicht frei überlassen dürfen. Sowie er das Familienwappen auf das Postament meißeln mußte, so mußte er auch die Familienauffassung im Gesicht ausprägen — und hierdurch mußte von der ersten Lebensfrische Mancherlei in Wegfall kommen. Um so ungezügelter tragen dafür die übrigen Köpfe die Handschrift des Künstlers. Hidding erfaßt den ganzen Menschen und stellt ihn mit irgendwelcher persönlichen Nüance ungemein charakteristisch vor uns hin. Geht man seiner Arbeitsweise in die Feinheiten nach, so bemerkt man allenthalben ein überaus geistvolles Scheiden zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem. Wie die Hauptzüge bestimmt und kräftig hervorgearbeitet sind, so müssen die Nebenzüge sich zweckdienlich und farbegebend einfügen. In allen aber waltet dasselbe Gefühl für den lebendigen Menschen, das auch dem scheinbar Unwichtigen sein Besonderes läßt und oft mit seiner Grazie zu schattiren weiß. Vorzüglich ist besonders ein weiblicher Kopf auf dünnem, abgeschnittenem Hals. Es liegt ein Ausdruck in diesem Gesicht, den man nicht wieder vergißt. Etwas von hochfahrendem Trotz und schlummernder Grausamkeit. Dabei eine ungemein feine, bestechende Geistigkeit über die Antlitzlinien ausgegossen. Man möchte dieser Frau gerne näher treten und sie auf sich wirken lassen. Aber man fühlt, daß man vor ihr auf der Hut sein muß. Da ist viel Reiz und viel Stachligkeit und gewiß auch schon etwas Ueberreife und lüsterne Neugier. Aber jener Zug des stolzen Aufsichselbststehens, den Hidding all seinen Menschen zuertheilt, fehlt auch hier nicht. — Sehr interessant ist ein angemaltes Flachrelief desselben Künstlers: Christus im Dornenkranz und Maria, zwei Profilköpfe, ein ungewöhnlich delicates Werk. Christus als schwärmerischer, vom Leidensstigma geadelter Asket, Maria als dessen Mutter, schmerzlich natürlich, aber stolz auch zugleich auf diesen Sohn, der für seine Idee zu sterben wußte.

Franz Servaes.

---

## Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr!

In Nr. 28 Ihrer „Gegenwart" sagt Fr. Servaes in seiner Betrachtung über Zola's Rougon Macquard: „Es bleibt ihm der Ruhm, zu den Hunderten von Romantodesarten noch eine neue pikante Nummer (Selbstverbrennung eines Säufers) hinzuconstruirt zu haben." Scherzes halber erlaube ich mir die Bemerkung, daß Marryat in „Jakob Ehrlich" und Dickens in „Bleakhaus" eine Trinkerin und einen Trinker auf gleiche Weise aus der Welt schaffen.

Ergebenst Luise Eißfeldt.

---

## Notizen.

Es ist uns eine wahre Freude, daß das treffliche Buch von Anton E. Schönbach: „Ueber Lesen und Schreiben" (Graz, Leuschner u. Lubensky) nun bereits in 4. Auflage erscheint. Sie ist stark erweitert und hat u. A. einige tiefgründige Zusätze über Sudermann, Fontane, Spielhagen, Saar ꝛc. erhalten. Alles in allem hat der „weltfremde" Grazer Professor, der als Nachfolger Wilhelm Scherer's in Aussicht genommen, aber den Berliner Universitäts-Byzantinern doch zu frei und selbständig war, in diesen formschönen Essays das Beste niedergelegt, was über unsere neue Literatur geschrieben worden ist. Hoffentlich wächst sich dieser Leitfaden der Lectüre in der nächsten Auflage zu einer Geschichte der deutschen Literatur der zweiten Jahrhunderthälfte aus, für die keiner so viel Kenntnisse, Unabhängigkeit und Geschmack wie Schönbach mitbringen würde.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien:

### Aus grauer Vorzeit.

Sechs Erzählungen aus dem ersten Jahrt. u. Chr.
Von **Franz Weber.**
14 Bog. Preis brosch. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.50.

In schwungvoller, poetischer Sprache sehen wir keltisches und römisches Leben am Fuße der Alpen, fränkisches und baiwarisches an den Höfen der Merovinger und Agilolfinger vor uns vorüberziehen, wir sehen den Uebergang zum Christenthum und den Kampf der neuen Anschauungen mit den alten germanischen noch in den Zeiten der Karolinger und den finstern Zug asketischer Lebensauffassung am Schlusse des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung.

**Verlag von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.**

---

Soeben erscheint bei **W. Werther** in **Rostock:**

### Kasper-Ohm un ick.

Roman in mecklenburg. Mundart
von
**John Brinckman.**

**Fünfte Auflage.** 3 ℳ br., 4 ℳ eleg. geb.

„Ich rathe Jedem, sich dies gute Buch zuzulegen, das bei jedem, der Sinn hat für wahren Humor und echtes, unverfälschtes Volksthum, ein unvergleichliches Behagen erzeugt." **Heinr. Seidel.**

---

Im Commissionsverlag von **Ludwig Groß** in **Nürnberg** ist erschienen:

### Ja oder Nein.

Photographie-Album des Geistes und der Seele.
Ein modernes Erinnerungsbuch zum Einschreiben
von **Ludwig Aub.**
Mit Vorwort von **Georg Ebers** und **Schmidt-Cabanis.**
gr. 8°. In eleg. Einband m. Goldschn. ℳ 3.—

---

**Verlag von Th. Knaur, Leipzig.**

### Weck, Von Heimath zu Heimath.

Ein Lebensbuch in Liedern. gr. 8°. 300 Seiten. brosch. ℳ 3,60, elegant gebunden mit Goldschnitt ℳ 4,80.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

---

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

### Mirèio.

**Provençalische Dichtung**
von **Frederi Mistral.**
Deutsch von **August Bertuch.**
Mit einer Einleitung von **Ed. Boehmer.**
8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—.

Früher erschien:

### Nerto.

**Provençalische Erzählung**
von **Frederi Mistral.**
Deutsch von **August Bertuch.**
8°. 182 S. 1891. br. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

---

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman
von
## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Man wolle sich zur Bestellung gefl. der Karte bedienen, die dieser Nummer der „Gegenwart" beigelegt ist.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

---

Photographische
## Brustbilder in Lebensgröße

**(Karton 72×60 cm), nach jeder kleinen Photographie** für nur **Mk. 22,50 = öwfl. 14,—** einschließlich Passepartout. — Als **wertvolles Festgeschenk jeder Art,** sowie **beim Verluste** von **lieben Heimgegangenen** bildet ein derartiges photograph. Brustbild ein **monumentales Andenken.** Zahlreiche Anerkennungsschreiben bezeugen die vorzüglich künstlerische Ausführung. Prospekt gratis. Muster franko gegen franko gern zur Ansicht.

**Photograph. Kunstverlag** Carl Stange, **Frankenberg i. Sa. Leipzig. Berlin,** SW. Kochstr. 12.

---

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

**Dr. Fr. Wollny,** **Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefassten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis ℳ 5.—

**Dr. Fr. Wollny,** **Ueber den Hypnotismus.** Nebst einem Anhange über die Todesstrafe nach neuem System. Preis 50 ₰.

**Dr. Fr. Wollny,** **In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

## Shakespeares dramatische Werke.

Uebersetzt von **Schlegel-Tieck,** herausgegeben von **W. Oechelhäuser.** 1 Band von 941 Seiten Lex.-8°. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Preis eleg. gebunden **nur 3 Mark.**


Hierzu eine Beilage: Verlag der Gegenwart.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 25. November 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die politische Lage in England. Von Otto Gaupp-London. — Zur Sperrbefestigung zwischen Metz und Saarburg. Von R. v. B. — **Literatur und Kunst:** Aus Theodor von Bernhardi's Tagebüchern. Von Bruno Gebhardt. — Felix Dahn's neuer Roman. Von Ernst Heilborn. — **Feuilleton:** Schinderliesel. Von Theodor Artopé. — **Aus der Hauptstadt:** Sympathie-Kuren. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Die politische Lage in England.

Von Otto Gaupp-London.

Wir stehen am Ende der politischen Windstille, die seit Wochen in dem durch die unerhörten parlamentarischen Stürme des Sommers ermüdeten Lande als ein Segen für Politiker und Nichtpolitiker geherrscht hat. Bereits haben die großen parlamentarischen Kanonen, ein Gladstone, ein Lord Salisbury, ein Mr. Asquith, ein Lord Randolph Churchill und wie sie alle heißen, wieder gedonnert; gleichsam die Eröffnung der Hauptschlacht, die nächstens im Parlament mit neuer Kraft aufgenommen werden wird. Der große Gegenstand des Kampfes zwischen den zwei Parteien ist nach wie vor Home Rule. Wir werden zwar im Rest der Session diesen Namen nicht mehr so häufig hören, die Sache selbst ist aber von Gladstone keineswegs aufgegeben, sie bleibt vielmehr das bestimmende Ziel für alle die tactischen Züge, die er in der nächsten Zeit machen wird, wie für alle Anstrengungen, mit denen die Opposition dieselben zu pariren versuchen wird. Der Umstand, daß von dem, was sich in den nächsten Wochen und Monaten im englischen Parlament abspielt, in letzter Instanz die Wahrung oder Zerreißung der Reichseinheit abhängt, verleiht den parlamentarischen Vorgängen in Westminster zur Zeit auch für das übrige Europa ein außergewöhnliches Interesse. Die Schwächung Großbritanniens und seine Herabdrückung zu einer Macht zweiten Ranges wäre ein Ereigniß von allergrößter Wichtigkeit für die internationale Politik Europas. Daß sie aber die nothwendige Folge der Aufrichtung eines nationalen Parlaments und einer selbständigen Regierung in Irland wäre, darüber waren bis Gladstone's plötzlichem Frontwechsel im Jahre 1886 alle bedeutenden englischen Staatsmänner einig. Home Rule wäre gleichbedeutend mit der Auflösung der Union, mit der Vernichtung des großen Lebenswerkes Pitt's, vielleicht des größten Staatsmannes, den England je hervorgebracht. Die Wahrung der Reichseinheit — das war bis vor Kurzem die tiefste Ueberzeugung eines jeden Engländers — ist für England eine Frage von Leben und Tod. Macaulay, dessen Liberalismus gewiß unverdächtig ist, hat dieser Ueberzeugung mit dem ihm eigenen Pathos folgenden Ausdruck gegeben: Der Widerruf der Union wäre ein tödtlicher Schlag für das Reich, und wir werden niemals in ihn einwilligen, niemals, sollten auch Gefahren das Land umstürmen, so groß wie die, die es bedrohten, als seine amerikanischen Colonien, Frankreich, Spanien und Holland gegen es im Bunde waren und die bewaffnete baltische Neutralität seine Rechte zur See in Frage zog, — niemals, sollte auch ein zweiter Bonaparte sein Lager gegenüber von Dover-Schloß aufschlagen, niemals, bis Alles auf's Spiel gesetzt und Alles verloren ist, niemals, bis die ganze Welt durch den letzten Kampf des großen englischen Volkes um seinen Platz unter den Nationen aus den Fugen gerathen ist." Ich glaube die Staatsmänner, die zu Gladstone's Fahnen schwören, thäten wohl daran, über diese tiefempfundenen Worte nachzudenken, bevor sie in der Todtengräberarbeit am eigenen Vaterlande fortfahren. — Ich möchte nun im Folgenden ein Bild von dem actuellen Stand des großen Kampfes geben, in dem sich die zwei Parteien mit dem Schlachtgeschrei „Hie Home Rule" „Hie Union" begegnen. Recapituliren wir zu diesem Zweck in großen Zügen die Ereignisse des Jahres. Das Unterhaus widmete bekanntlich mit Hintansetzung alles übrigen Geschäftes die ganze bisherige Session, über sieben Monate, der Home Rule-Bill und nahm sie nach erbittertsten Kämpfen, die zum erstenmale in der parlamentarischen Geschichte Englands zum Faustkampf ausarteten, unter unerhörtem Parteidruck und nach ungenirtester Knebelung der Redefreiheit mit einer Majorität von 34 Stimmen an. Die Wählerschaft, die bisher überzeugt war, daß jede wichtige Bill schon im Unterhaus sorgfältig und eingehend discutirt würde, weshalb sie in dem Oberhaus vielfach nur eine anachronistische Ueberflüssigkeit erblickte, sah sich in diesem Glauben bitter getäuscht. Obwohl mehr als die Hälfte der Bill undiscutirt blieb, haben die Gemeinen zu ihr Ja und Amen gesagt, paralysirt durch die Beredtsamkeit und den Dictatorwillen eines Mannes. Die Augen des Landes wandten sich zu den vielverhöhnten Lords, sie sollten es gegen Dictatorgelüste und Parteifanatismus schützen und ihm das letzte Wort in einer Angelegenheit reserviren, in der es niemals befragt worden war. Seltsame Ironie der Weltgeschichte! die aristokratischen Peers, die noch vor wenigen Jahren jeder Liberale als die wahren Feinde des Volkes und des Fortschritts denuncirt hatte, werden die anerkannten Vorkämpfer der Volksfreiheit, die wahren populären Helden. Das Oberhaus war der Situation gewachsen, es benützte die goldene Gelegenheit, die es dem radicalsten aller Ministerien verdankte, und befestigte seine im Lauf des Jahrhunderts schwer erschütterte Autorität auf Jahre hinaus. Nach einer viertägigen Debatte verwarf es mit der überwältigenden Majorität von 378 Stimmen (419 zu 41) Gladstone's irischen Beglückungsplan. Als die Entscheidung der Lords hinausdrang zu der Menschenmenge, die sich vor dem Parlament angesammelt hatte, erscholl ein Hoch nach dem anderen, und als Lord Salisbury, der Führer der unionistischen Majorität, das Haus verließ, begleiteten ihn begeisterte Cheers. Der Vorfall war bezeichnend.

Er drückte die Stimmung des Landes aus und kündigte eine Erscheinung an, die entschieden der wichtigste Factor der gegenwärtigen Situation ist. Das Land nahm die Entscheidung der Lords nicht nur ohne Murren, sondern mit einem hörbaren Seufzer der Erleichterung auf. Es war den Freunden der Home Rule-Sache absolut unmöglich, auch nur die kleinste Agitation gegen die „Lords, die dem Willen des Volkes widerstanden", auf die Beine zu bringen. Gladstone selbst beschränkte sich auf dunkle Drohungen, und die radicalste Presse kam in ihren Denunciationen nicht über die dünnsten und unrealsten Allgemeinheiten hinaus. Es war klar, die Wählerschaft ist der Home Rule-Bill gegenüber gleichgültig, wenn nicht feindselig. Diese Thatsache, die die Gladstone'schen Drahtzieher lange vorauserkannt hatten, muß heute auch der thatsachenscheue Eigensinn des G. O. M. anerkennen und sie muß seine Entschlüße wesentlich mitbestimmen. Was wird er nun thun? Auf den ersten Blick bieten sich ihm zwei Wege. Er kann sich dem Willen des Oberhauses und dem hinter diesem stehenden Willen Englands beugen und die Home Rulepläne fallen lassen, oder er kann versuchen, den Willen des Oberhauses zu brechen.

Der erstere Ausweg, so wohl er einem Minister, der immer mit seiner demokratischen Gesinnung prahlt, anstünde, ist ausgeschlossen. Denn Fallenlassen der Home Rulevorlage bedeutete nichts anderes, als augenblickliche Niederlage des Gladstone'schen Cabinets. Die 80 Iren, über die es heute verfügt, würden sich in diesem Falle augenblicklich mit der Opposition zu seinem Sturz vereinigen. Und selbst wenn die liberalen Unionisten und die gemäßigteren Conservativen zum Dank sich bereit erklärten, die liberale Regierung zu unterstützen, Gladstone selbst müßte resigniren; sein moralisches Ansehen hätte mit der endgültigen Niederlage der Home Rule-Idee einen nicht wieder gut zu machenden Stoß erlitten. Gladstone hat wiederholt die Gewährung von Home Rule für eine Angelegenheit von alles überschattender Bedeutung erklärt, er hat für ihre Durchführung seinen Namen und seine Ehre verpfändet, er hat sie die Krönung seiner politischen Laufbahn genannt, und die einzige große Frage, die ihm vor einem Zurücktreten in den wohlverdienten Ruhestand abhalte. Für Gladstone persönlich wäre Aufgeben von Home Rule politischer Tod. Sein Cabinet ist aber in erster Linie ein „Ein Mann Cabinet", keiner seiner Minister kann sich mit ihm im Entferntesten an politischem Einfluß und an Popularität bei den Massen messen. So lange er also lebt, kann die liberale Partei von ihrem jetzigen Standpunkt in dieser Frage nicht mehr zurück.

Es bliebe ihm also nur der zweite Weg. Er müßte versuchen, den Widerstand der Lords zu brechen. Auf das einfache und directe Mittel zu diesem Zweck haben ihn die Lords selbst aufmerksam gemacht. Sie haben ihre Verwerfung der Home Rule-Bill nicht so sehr mit ihrer persönlichen Abneigung gegen die in ihr verkörperte Politik, als damit gerechtfertigt, daß die letzte Entscheidung über eine Maßregel, die wie sie einer Revolution der Constitution gleichkomme, beim Lande liegen müsse. Das Land selbst aber habe nie eine Gelegenheit gehabt, sich über Gladstone's Politik zu äußern. Er habe sie vor der letzten allgemeinen Wahl wohlweislich geheim gehalten und sich darauf beschränkt, die Wählerschaft mit allgemeinen Phrasen, die der herrschenden demokratischen Sentimentalität schmeichelten, abzuspeisen. Wenn es also Gladstone mit der emphatisch wiederholten Erklärung, daß die Majorität des Volkes mit seiner Home Rulepolitik einverstanden sei, ernst ist, so braucht er bloß Neuwahlen anzuordnen. Fallen sie, wie es nach seiner Theorie nicht anders sein kann, zu seinen Gunsten aus, so wird sich das Oberhaus dem klaren Spruch des Volkes beugen, wie es dies immer gethan hat. Andernfalls setzte es seine Existenz selbst auf's Spiel.

Gladstone und seine Partei suchen der Logik dieser Forderung dadurch auszuweichen, daß sie behaupten, man dürfe dem Oberhaus nicht das Recht einräumen, eine Auflösung zu erzwingen. Offenbar eine faule Ausflucht. Wie wenn solch constitutionelles, ja rein theoretisches Bedenken je einen Parteiführer wie Gladstone vom Einschlagen eines Weges abgehalten hätte, der ihm die Erfüllung eines Lieblingswunsches versprach!

In der That liegt die Sache so, daß Gladstone so gut wie Jedermann weiß, daß das britische Volk in dieser Frage auf Seiten der Lords steht und daß er auf Home Rule allein hin niemals bei den Wahlen siegen kann.

Dazu kommt noch eins. Die Union war ein Vertrag zwischen Irland einerseits und Großbritannien andererseits. Ein Vertrag sollte aber nicht ohne die Zustimmung beider Contrahenten abgeändert werden. Nun hat aber auch bei den letzten Wahlen Gladstone die Zustimmung Großbritanniens zu seinen Plänen nicht erlangen können, insbesondere das Hauptland der Union, das eigentliche England, hat sie energisch zurückgewiesen. Hier sind die Zahlen der letzten entscheidenden Abstimmung im Unterhaus ungemein lehrreich. Bekanntlich wurde die Home Rule-Bill in dritter Lesung mit einer Majorität von 34 Stimmen angenommen (349 gegen 315). Nehmen wir dagegen die britischen Vertreter allein, so stimmten nur 269 für und 292 gegen sie; und lassen wir das keltische Wales und Schottland weg und sehen auf England allein, so hatte Gladstone gar eine Majorität von 70 gegen sich (265 gegen 195). Das Oberhaus ist also heute zugleich der Vorkämpfer des Stammlandes des britischen Weltreiches gegen die Sondergelüste seiner keltischen Bestandtheile. So lange es aber dies ist, ist seine Stellung unangreifbar. —

Die beiden logischen, man möchte beinahe sagen ehrlichen Auswege aus der Klemme, in die er durch die Haltung des Oberhauses gerathen ist, sind Gladstone demnach offenbar verschlossen. Es bleibt ihm nur ein Ausweg, und das ist die Fortsetzung der Politik, mit der er seit 1886 gute Geschäfte gemacht hat, der Politik der Nebelmacherei oder wie der Exminister Goschen es nannte, der unentwegten Mystification.

Nachdem Gladstone 1886 beim ersten Einbringen seiner Home Rule-Bill im Unterhaus eine entscheidende Niederlage erlitten hatte, hatte er sich vertrauensvoll auf Home Rule allein hin an das Land gewandt. Das Land hatte das Verdammungsurtheil des Hauses nur verschärft. Seitdem hat Gladstone seine Politik völlig geändert. Er hat allerdings, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Eigensinn, den Home Ruleplan absolut nicht fallen lassen, sondern ihn vielmehr zum Centrum seines ganzen politischen Denkens und Strebens gemacht. Er sah aber wohl, daß er nur auf indirectem Wege zum Ziel gelangen könne. Die Home Rule-Pille war zu bitter, allein hätte sie das Land nie verschluckt. Sie mußte verzuckert werden. Dazu diente das Newcastleprogramm, in dem die liberale Partei nach ihrer Wahlniederlage ihre Versprechungen condensirt hat. In ihm wurden alle möglichen Reformgesetze für alle möglichen Sectionen und Parteichen versprochen und die Home Rule-Bill nur im Prinzip genannt. Vor den letzten Wahlen wurden dann von allen Gladstone'schen Candidaten dieses Reformprogramm in allen möglichen Redewendungen angepriesen; Home Rule selbst aber nach dem Beispiel des Meisters, der sich ängstlich hütete, auch nur ein Wort über die Einzelheiten seiner neuen Bill verlauten zu lassen, nur in allgemeinen Phrasen, in denen viel von Freiheit, Gerechtigkeit, dem Segen der Selbstverwaltung ꝛc. die Rede war, erwähnt. Der Stimmenfang gelang; mit Hülfe der 80 Iren stürzte Gladstone die bewährte unionistische Regierung und ergriff im Besitz einer Majorität von 40 selbst die Zügel der Regierung.

Was folgte, sahen wir. Wieder ist beinahe ein ganzes Jahr mit einem unmöglichen und dem Lande unsympathischen Versuch nutzlos verschwendet und Irland mit der Weigerung der Lords vom Tage „seiner Befreiung" so weit entfernt wie zuvor. Eine Auflösung ist damit früher oder später nothwendig geworden. Gladstone selbst hat allerdings orakelhaft angedeutet, es gebe noch ein anderes Mittel, um die Lords gefügig zu machen. Er kann damit nur einen Pairsschub meinen. Da aber Gladstone, um im Oberhaus seine Minorität in eine Majorität zu verwandeln, mindestens 450 neue Peers brauchte, so ist kaum zweifelhaft, daß die Königin sich weigern würde, ihre Hand zu einem so revolutionären Unternehmen zu leihen,

bevor Neuwahlen sie über die Stimmung des Landes unterrichtet hätten. Mit Neuwahlen muß Gladstone also jedenfalls rechnen; sein ganzes Bestreben wird nur dahin gehen, sie nicht zum Referendum für oder wider Home Rule werden zu lassen. Er wird sie zu diesem Zweck so lange als möglich hinausschieben und wird suchen Zeit zu gewinnen, um durch populäre demokratische Reformgesetze die Aufmerksamkeit des Landes von dem Home Ruleproject abzulenken und den schlechten Eindruck der nutzlos verschwendeten Session zu verwischen. Zeit gewinnen ist für ihn eine Lebensfrage. Daher die unerhörten Zumuthungen, die er an die Ausdauer des Parlaments stellt. Bereits saß es dieses Jahr 165 Tage und nun soll es nach kurzer Vacanz bis in die Weihnachtstage weitertagen, um mit dem Unternehmerhaftpflichtgesetz etwas für die Industriearbeiter zu thun und um den neuen ländlichen Wählern, denen Gladstone seinen letzten Sieg verdankt, das Präsent der Parish Councils Bill zu machen, eine Bill, die den zwei Stützen, auf denen bisher die ländliche Selbstverwaltung Englands ruhte, dem Pfarrer und dem Gutsbesitzer den Garaus machen wird. Es ist kaum zu bezweifeln, daß es Gladstone's parlamentarischem Geschick gelingen wird, seine Majorität bis über's Jahr zusammenzuhalten. Er wird dann bei den Neuwahlen ohne Zweifel versuchen, den Ruf „gegen die Lords" zum Feldgeschrei zu machen. Der Ruf wird auch diesmal seine Wirkung nicht ganz versagen, vorausgesetzt, die Lords thun ihm den Gefallen, außer der Home Rule-Bill auch einige demokratische Reformbills, die er ihnen bis dahin hinaufsendet, zu verwerfen.

Die Stellung der Unionisten gegenüber dieser Tactik ist gegeben. Ihr ganzes Bestreben wird sein, die Home Rulefrage im Vordergrund des Interesses zu halten und Gladstone alle weitere Gesetzgebung, bevor er an's Land appellirt, so schwer als möglich zu machen. Sie müssen dabei aber sehr vorsichtig manövriren und vor Allem es vermeiden, durch zu offenen Widerstand gegen wirklich populäre Gesetze Gladstone Wind in die Segel zu treiben. Sie scheinen dies auch einzusehen. Ihre Führer haben bereits erklärt, daß sie den zwei großen Maßregeln, die das Parlament zunächst beschäftigen werden, im Prinzip sympathisch gegenüberstehen.

Man sieht, die beginnenden parlamentarischen Verhandlungen werden an das tactische Geschick der Führer große Anforderungen stellen, sie werden aber für das weitere Schicksal der Home Rule-Bill von entscheidender Bedeutung sein. Gelingt es den Unionisten, die Verführungskünste der G. O. M. zu durchkreuzen und die Augen des Landes für die eigentliche große Frage, von deren Entscheidung seine Zukunft als große Nation abhängt, offen zu halten, dann winkt ihnen im nächsten Jahr ein sicherer Sieg bei den Wahlen und für eine Reihe von Jahren ist allen separatistischen Bestrebungen ein fester Damm gesetzt.

---

## Zur Sperrbefestigung zwischen Metz und Saarburg.

Die unlängst mit Bestimmtheit aufgetretene Nachricht, der commandirende General des vierzehnten Armeecorps, Graf Häseler, habe den Kaiser bei Gelegenheit der kürzlich stattgehabten Manöver in der Umgebung von Metz für die bereits früher in militärischen Kreisen ventilirte Idee der Anlage von Sperrbefestigungen zwischen Metz und Saarburg gewonnen, läßt einen Blick auf die militärische Situation der deutschen und der französischen Streitkräfte an jenem Theil unserer Westgrenze und die Erörterung der Frage, ob die Anlage jener Sperrbefestigungen geboten ist, nicht unangezeigt erscheinen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in den leitenden französischen Heereskreisen von dem hohen Werth der strategischen Offensive, von der großen politischen und militärischen Bedeutung, den Krieg von Anfang an in Feindes Land zu tragen, ihn auf feindlichem Boden auf Kosten des Gegners zu führen und damit zugleich von vornherein das wichtige Prestige des Angreifers zu gewinnen, überzeugt ist, und vielleicht in einem concreten Falle sich der Hoffnung hingibt, noch für unsicher gehaltene Bundesgenossen womöglich wankend zu machen und einem Theil der unterworfenen, mit den neuen Verhältnissen noch nicht völlig ausgesöhnten Bevölkerung Gelegenheit zu bieten, sich der ihr aufgezwungenen Heeresfolge zu entziehen.

War zwar die Anlage der französischen Sperrfortkette und der Ausbau der großen Lagerplätze Verdun, Toul, Epinal, Belfort ursprünglich dazu bestimmt, den Aufmarsch der französischen Feldarmeen zu sichern und ungestört durch eine Invasion des östlichen Nachbarn sich vollziehen zu lassen, da man im Hinblick auf die traurigen Erfahrungen des Jahres 1870, der raschen und geordneten Durchführung der eigenen Mobilmachung auch in ihrer neuen verbesserten Gestaltung und der in seiner Gesammtheit noch unbewährten Leistungsfähigkeit des französischen Bahnnetzes nicht traute, so hat jedoch in den letzten Jahren eine derartige Entwickelung im Ausbau dieses Bahnnetzes, sowohl mit der Anlage ganz neuer, vorzugsweise strategischer Linien, wie der Verlängerung und besseren Verzweigung älterer Linien, und der Anlage neuer, fast überall doppelter Gleise stattgefunden. Es ist die Concentration der französischen Truppen an der Ostgrenze — wir erinnern an die demnächst sechs Infanterie- und drei Cavallerie-Divisionen zählenden Streitkräfte im Bereich des sechsten Armeecorps — eine derart dichte geworden, daß als das Endziel aller dieser Maßnahmen der französischen Heeresverwaltung die Ermöglichung, im Falle eines Krieges mit Deutschland die Offensive zu ergreifen, nicht ausgeschlossen erscheint. Auch die Dislocirung eines sehr beträchtlichen Theils der französischen Linien-Cavallerie in den Garnisonen von Sedan, Châlons s. M., Verdun und Luneville ꝛc. längs der Ostgrenze deutet auf dieses Ziel hin.

Es soll hiermit jedoch nicht gesagt sein, daß im Hinblick auf die beiden großen deutschen Lagerplätze Metz und Straßburg, welche, nahe der Grenze gelegen, zusammen circa 150,000 Mann französischer Truppen zur Einschießung erfordern würden, und auf den Vortheil, welchen es bieten kann, den Gegner in stark befestigten Stellungen anlaufen zu lassen, die französische Heeresleitung sich in jenem Kriegsfalle nicht dennoch zuerst zum defensiven Verhalten an der Sperrfortlinie entschließen könnte. Allein die Möglichkeit ist jedenfalls für Frankreich vorhanden, daß sich der Aufmarsch seiner Armeen vermöge seines heute vortrefflich entwickelten Bahnnetzes und der Sicherheit gegen jede empfindliche Störung desselben rasch genug vollzieht, so daß sehr starke französische Streitkräfte am Moselabschnitt versammelt sein und zum Angriff schreiten können, bevor völlig gleich starke Streitkräfte Deutschlands dort eingetroffen sind.

Mit dieser Möglichkeit aber muß die deutsche Heeresleitung rechnen. Sie resultirt einerseits aus der ungemein dichten Dislocation der französischen Streitkräfte an der Ostgrenze und der Nähe der äußerst starken Garnison von Paris wie anderer Plätze an derselben, andererseits aber aus der Anzahl der zweigleisigen und sonstigen zu dieser Grenze führenden durchgehenden Bahnlinien und endlich auch aus dem in neuester Zeit gut entwickelten französischen Secundärbahnnetz in den östlichen Grenzgebieten, welches besonders für die Schnelligkeit der Mobilmachung nicht unwesentlich in Betracht kommt.

Was die beiderseitige Truppendislocation der Grenzstrecke Metz-Saarburg, genauer Longwy-Cirey (südlich Saarburg), betrifft, so ist deutscherseits der Raum zwischen Coblenz — der unteren Mosel — der Südostgrenze von Luxemburg — der bezeichneten Grenzstrecke und dem mittleren Rheinabschnitte zwischen Schlettstadt (am Ill), Straßburg, Mainz und Coblenz, und französischerseits der gleichgroße Raum zwischen Longwy-Rheims-Châlons s. M., Troyes-Langres-Epinal-St. Dié, zunächst in Betracht zu ziehen. In diesen verschiedenen Räumen sind auf deutscher Seite ca. 92 Infanterie-Bataillone, 58 Escadrons und 65 Feldbatterien, französischerseits dagegen allerdings nur 71 Infanterie-Bataillone, hingegen 95 Escadrons und nur 39 Feldbatterien dislocirt. Ferner befinden sich in

dieser Zone auf beiden Seiten pro Infanterie-Regiment die vierten Cadrebataillone und französischerseits eine beträchtliche Anzahl Territorialtruppen, denen jedoch die deutschen Reserve- und Landwehrtruppen zwar nicht an Zahl, jedoch an Qualität mindestens gleichwerthig gegenüber stehen.

Allein zu diesen an Infanterie und Artillerie numerisch schwächeren französischen Truppen vermögen sehr rasch die starken Garnisonen von Paris, Dijon und Belfort-Montbéliard zu stoßen, von denen die erstere 32 Infanterie-Bataillone, 30 Escadrons und 50 Feldbatterien zählt und neuerdings durch eine viergleisige Bahnstrecke mit der Ostgrenze verbunden ist, während diejenige von Dijon sich auf vier Bataillone und ein Cavallerie-Regiment und die von Belfort-Montbéliard sich auf elf Infanterie-Bataillone, fünf Escadrons und fünf Feldbatterien beziffert.

Selbst wenn man, wie geboten ist, annimmt, daß ein angemessener Kern von Linientruppen für die Territorialbesatzungen dieser Festungen zurückbleiben muß, und ein beträchtlicher Theil der Festungs-Infanterie-Regimenter in den Befestigungen der Ostgrenze zurückgehalten wird, so würden die französischen Feldstreitkräfte der bezeichneten Zone und Festungen, vom Gesichtspunkte der beiderseitigen Truppendislocation, inclusive der von Paris, Dijon, Belfort aus betrachtet, mit an Zahl etwas stärkerer Infanterie und besonders mit numerisch überlegener Cavallerie, vielleicht auch Feldartillerie, auf der Linie Metz-Saarburg zu erscheinen vermögen, da auf deutscher Seite den Garnisonen von Paris, Dijon und Belfort-Montbéliard gegenüber nur die weit schwächeren Garnisonen von Frankfurt a./M., Karlsruhe, Stuttgart und deren nächster Umgebungen in Betracht kommen können.*)

Mehr jedoch, wie die Dislocation der beiderseitigen Truppen in den bezeichneten Räumen an sich, ist es die bessere Entwickelung des ostfranzösischen Bahnnetzes, welche eine raschere Versammlung numerisch etwas überlegener Streitkräfte an der bezeichneten Grenzstrecke gestatten kann.

Nicht weniger als sieben größere durchgehende zweigleisige Bahnlinien und fünf kleinere eingleisige Bahnen münden auf französischer Seite in der Nähe der Grenzstrecke Longwy-Saarburg, während auf deutscher Seite nur fünf zweigleisige durchgehende und fünf kleinerere eingleisige unmittelbar zu derselben führen. Diese Zahlen repräsentiren in diesem Gebiete eine nicht unbeträchtliche Ueberlegenheit des Truppentransports-Leistungsvermögens des französischen Bahnnetzes über das deutsche, die noch durch den Umstand eine Steigerung erfährt, daß eine der sieben großen durchgehenden französischen Bahnlinien in jüngster Zeit vier Geleise erhalten hat. Man kann somit die Leistungsfähigkeit des französischen Bahnnetzes in diesem Rayon, abgesehen von ihrer noch nicht durch die Praxis eines Krieges erfolgten Bewährung, hinsichtlich der zur Verfügung stehenden Schienenwege auf etwa um $^1/_5$ höher veranschlagen als diejenige des deutschen in dem Nachbargebiet. Wenn man auch einwenden könnte, daß es besonders im Eisenbahntransportwesen der practischen Erprobung der Truppentransporte unter den Frictionen der Mobilmachung, und der Bewährtheit eines vortrefflich geschulten und disziplinirten Eisenbahnpersonals, sowie der betreffenden technischen Anlagen aller Art bedarf, und daß Deutschland dieses Alles in unübertroffenem Maße besitzt, so entbehrt zwar Frankreich, mit Ausnahme der im Westen des Reiches vorgenommenen und mit ziemlichem Erfolg durchgeführten partiellen Erprobung der Mobilmachung der Streitkräfte eines Armeecorps und ähnlicher Proben für beträchtliche Theile der Garnison von Paris ꝛc. der Erfahrungen auf diesem Gebiete in umfassendem Maßstabe. Allein die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die französische Mobilmachung sich so rasch, wie sie beabsichtigt ist, und ohne Störung und der Bahntransport der Truppen zur Grenze sich ebenfalls in völlig geregelter und rapider Weise vollzieht, so daß ein starker Theil der französischen Streitkräfte vor der Linie Metz-Saarburg einzutreffen vermag, bevor eine ebenso starke Anzahl deutscher Truppen dort angelangt ist. Der aus dieser Möglichkeit für die Verhältnisse in Lothringen hervorgehenden, bereits Eingangs skizzirten Gefahr, würde jedoch deutscherseits durch die Anlage von Sperrbefestigungen auf der Linie Metz-Saarburg unbedingt vorgebeugt werden. Es erscheint die letztere um so erwünschter, als deutscherseits auch mit der stärkeren Zahl der in dem betreffenden französischen Grenzgebiet dislocirten großen Schlachteinheiten, der Divisionen, gerechnet werden muß.

Es kommen hier in erster Linie an der Grenze in Betracht die sechs Infanterie-Divisionen, welche binnen kurzem im Bereich des französischen VI. Armeecorps dislocirt sein werden. Es sind dies die bereits vorhandene elfte und zwölfte Infanteriedivision in Nancy und Reims, die 39. und 40. Infanteriedivision in Commercy und St. Michel, die Vogesen-Division in Remiremont und die demnächst zusammentretende Meurthe-Division. Außerdem garnisoniren in dieser Region die zweite, dritte und vierte Cavallerie-Division in Luneville, Châlons s./M. und Sedan (deren Regimenter in Sedan wir bei unserem Vergleich nicht mitrechneten), und die 13. Infanterie-Division des VII. Corps mit dem Stabsquartier Chaumont ragt in dieselbe weit hinein, so daß auf jenem Raume im Ganzen sieben Infanterie-Divisionen und drei Cavallerie-Divisionen dislocirt sind.

Auf deutscher Seite finden sich dagegen auf der entsprechenden Grenzgebietsstrecke nur fünf vollständige Infanterie-Divisionen, die 16. des VIII. Armeecorps, die 29. und 30. des XV. Armeecorps und die 31. und 32. des XVI. Armeecorps dislocirt. Diese Divisionen sind allerdings zum Theil an Infanterie-Truppentheilen etwas stärker als die französischen Divisionen und außerdem befindet sich in jener Zone die achte bayerische Infanterie-Brigade und der größere Theil der großherzoglich hessischen Infanterie-Division, beide nebst einigen Truppen der Spezialwaffen garnisonirt; allein der einheitliche Verband einer sechsten Infanterie-Division fehlt in jenem Raume und die deutschen Cavallerie-Divisionen müssen — allerdings kein schwieriges Geschäft — erst formirt werden. Es bleibt daher auf französischer Seite immerhin der Vortheil, zwei formirte Infanterie-Divisionen mehr als auf deutscher Seite — die Bildung der sechsten des VI. Corps als geschehen vorausgesetzt — und drei bereits formirte Cavallerie-Divisionen zu besitzen.

Zieht man ferner in Erwägung, daß die französische Heeresverwaltung im Falle der Mobilmachung fast unmittelbar mit den activen Linien-Armeecorps je ein ihnen entsprechendes Reserve-Armeecorps aufzustellen und in der ersten Linie, womöglich gleichzeitig zur Verwendung zu bringen beabsichtigt, so drängt sich allerdings die Ueberzeugung auf, daß eine Sperrbefestigungslinie zwischen Metz und Saarburg, die sich im Norden an Metz und dem nördlich dieser Festung gut vertheidigungsfähigen Moselabschnitt im Westen an die Vogesen lehnt, der deutschen Mobilmachung und dem deutschen Aufmarsch in Lothringen absolute Sicherheit gegen einen etwa plötzlich unternommenen französischen Vorstoß zu bieten vermag.

Betrachten wir die Linie Metz-Saarburg etwas näher, so scheint es nothwendig, die anzulegenden Sperrbefestigungen unbedingt vor die die beiden Festungen Metz und Straßburg verbindende Bahnlinie Metz-Château Salins-Saarburg zu legen, damit diese für die Verbindung zwischen Elsaß und Lothringen und den strategischen Aufmarsch der deutschen Streitkräfte wichtige Bahnlinie geschützt wird.

Die Entfernung zwischen dem südlichsten Fort von Metz: August von Württemberg und Saarburg beträgt in der Luftlinie gemessen gegen elf deutsche Meilen, sodaß etwa sechs bis sieben Sperrforts oder gedeckte sturmfreie Batterien genügen müßten, diesen Raum durch ihr Feuer zu beherrschen; allein das vorhandene Gelände ist derart beschaffen, daß die Zahl der Werke voraussichtlich eine größere sein muß.

Als besonders geeignete Hauptpunkte dieser zu befestigenden Linie stellen sich für die Anlage von Sperrbefestigungen in Gestalt von Sperrforts und gedeckten sturmfreien Batterien die folgenden dar: Die Höhen bei Verny an der Straße von Metz

*) Deutscherseits sind für die Festungen jener Zone ebenfalls zunächst Linientruppen als Kern der Besatzung zurückzulassen.

nach Noméný, welch das Seille-Thal weithin beherrschen, die zwölf Kilometer südöstlich gelegene Nordostspitze der Côte de Delme bei Moncheux, vielleicht mit einem die Schluchten des Beruptbaches bestreichenden Zwischenwerk bei Buchy. Die Südostspitze der Côte de Delme westlich Xocourt, die elf Kilometer südwestlich gelegenen Höhen nordwestlich Château Salins und diejenigen südöstlich dieses Ortes, die Höhen nordwestlich Bourdonnay, welche das Salines Bach-Thal beherrschen, sowie diejenigen zwischen Azondange und Dianne-Capelle und endlich die Höhen südlich Saarburg, welche den Einschnitt des Marne-Rhein-Canals und dessen Zugänge unter Feuer nehmen. Es würden somit auf der ganzen ihrer Geländebeschaffenheit nach ziemlich unübersichtlichen Strecke acht bis neun Werke vielleicht in Gestalt sturmfreier starker Batterien und an den besonders wichtigen Stellen von Panzerthürme enthaltenden Sperrforts erforderlich werden. Die ganze Anlage würde vielleicht noch nicht die Geldmittel erheischen, welche für ein einziges großes Panzerschlachtschiff erforderlich sind.

Die erwähnte oder eine ähnlich gestaltete Befestigungslinie würde neben dem absoluten Schutz des deutschen Aufmarsches an der lothringisch-französischen Grenze den völlig ungestörten Verlauf der Mobilmachung in Lothringen unbedingt sicher stellen und außerdem für die deutsche Offensive gegen die französische Sperrfortkette, sowie überhaupt, einen werthvollen Rückhalt und Basisverstärkung für die Operationen gegen Frankreich gewähren. Wir können uns daher im Prinzip, in der Voraussetzung, daß es in einer kommenden Periode möglich wird, die Mittel dafür ohne Beeinträchtigung der Durchführung wichtigerer Aufgaben bereit zu stellen, nur für diese Befestigung aussprechen. R. v. B.

---

# Literatur und Kunst.

## Aus Theodor von Bernhardi's Tagebüchern.

Von Bruno Gebhardt.

Theodor von Bernhardi war in seiner Wirksamkeit nur den engeren Kreisen der Gelehrten bekannt. Historiker, Nationalöconomen und vor Allem Militärschriftsteller bewunderten längst die Vielseitigkeit des Mannes und die trotzdem damit verbundene Gediegenheit des Wissens, Reife des Urtheils und Sicherheit der gewonnenen Ueberzeugung. Sein erstes Werk „Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigenthum angeführt werden", erschien schon 1849 und behandelt eine Reihe sozialpolitischer Fragen, die von der damaligen Wissenschaft noch durchaus unbeachtet geblieben waren. Sein großes Buch „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russischen Generals von Toll" (56—58), das weit mehr enthält, als der Titel verspricht, machte in der militärischen und politischen Auffassung der Befreiungskriege geradezu Epoche, brach mit der bisherigen Tradition in vielen Punkten und begründete urkundlich die richtigere Darstellung. Sein Hauptwerk war die Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31 (seit 1863), ein Werk, das zu den vortrefflichsten Leistungen der deutschen Geschichtschreibung gehört. Seine Darstellung des Wiener Congresses beispielsweise ist noch unübertroffen das Beste was über den Gegenstand geschrieben wurde. Sein Buch „Friedrich der Große als Feldherr" ist ebenfalls eine grundlegende Leistung. Kleine, nicht minder vorzügliche Arbeiten aus den von ihm gepflegten Wissensgebieten sind in den „Vermischten Schriften" vereinigt. Eine Zeit lang von 1866—71 hat Preußen die reichen Talente des Mannes für seine diplomatischen Geschäfte benützt. Sybel erzählt (5, 70 f.), daß 1866 Moltke nach Italien gehen sollte, um die militärischen Abmachungen zu treffen, daß er aber hier unentbehrlich war, und daß der treffliche, schon damals über Deutschlands Grenzen hinaus berühmte Kriegshistoriker Bernhardi nach Florenz gesandt wurde. La Marmora war nicht wenig entrüstet, daß statt eines Generals ein Doctor der Philosophie zur Besprechung strategischer Fragen erschien — und doch wie gut hätte der italienische Feldherr daran gethan des kriegskundigen Doctors Vorschläge zu befolgen! Die Mittheilung aus Bernhardi's Berichten lese man bei Sybel nach. Moltke nannte ihn den bedeutendsten militärischen Schriftsteller der Neuzeit; auf seinen Vorschlag wurde er zum Legationsrath ernannt und mit jener Mission beauftragt, ohne vorher jemals in irgend einer amtlichen Beziehung zur preußischen Regierung gestanden zu haben, blieb dann bis Ende 1869 der Gesandtschaft zu Florenz, von da bis 1871 der in Madrid beigegeben, um dann zu seinem gelehrten Stillleben in Kunnersdorf bei Hirschberg zurückzukehren. Er starb hochbetagt 1887. Aus seinem Nachlaß liegen nun Erinnerungen und Tagebücher in 2 Bänden*) vor, die sich bis 1857 erstrecken. Die Vorrede ist von dem Sohn des Verewigten, dem Major von Bernhardi, gezeichnet, der Herausgeber bleibt ungenannt, zeigt sich aber als ein außerordentlich kenntnißreicher und geschickter Schriftsteller, was besonders beim 2. Bande hervortritt, in dem der verbindende Text und die nöthigen Erklärungen aus seiner Feder stammen.

Der erste Band enthält in zusammenhängender Darstellung die Jugendgeschichte des Gelehrten. Theodor wurde 1802 als Sohn des ausgezeichneten Gelehrten August Ferdinand Bernhardi und seiner Gattin Sophie, einer Schwester Ludwig Tieck's, geboren. Sophie, in den Kreisen der Romantiker herangewachsen und selbst mit Erfolg literarisch thätig, verließ kurz nach der Geburt unseres Theodor das Haus ihres Gatten und siedelte nach Thüringen zu ihrem Bruder über. Die Ehe wurde später gesetzlich getrennt, und Sophie heirathete Herrn von Knorring aus Esthland, der dem jungen Theodor ein zweiter Vater wurde. Mit dem Herausgeber dürfen wir voraus schicken, daß der Sohn, trotzdem er bei der Mutter lebte und ihrem Einfluß überlassen war, nach Denkungsart, Anlage und Charakter dem leiblichen Vater nachartete. Die Jugenderinnerungen, die Tagebücher, die Lebensthätigkeit bieten auf allen Seiten Beweise dafür. In Rom, im Jahre 1805, beginnen die Erinnerungen des Knaben. Sie sind merkwürdig klar: kleine Erlebnisse, Wohnung und Gegend, Personen wie der Onkel Friedrich Tieck, Plattner, der Maler Müller, der Züricher Heinrich Keller, der Tiroler Donay, zuerst Mitkämpfer Hofer's, dann sein Verräther, stehen dem gereiften Manne, der die Memoiren schreibt, deutlich vor Augen. Von kirchlichen Festen, vom Carneval in Rom, weiß er hübsch zu erzählen. 1807 und 8 verbrachte die Familie in Wien. Hier tritt besonders Friedrich Schlegel in seiner Erinnerung hervor; von Frau v. Staël entwirft er folgendes kleine Bild: „Vor zwei Uhr Nachmittag stand sie nicht auf. Oft war ich in ihrem reich möblirten, nicht allzu hellen Schlafzimmer, mit ihrer Tochter Albertine an einem kleinen Tischchen mit Spielen beschäftigt, die ruhig sein sollten, aber dies nicht immer blieben, und sah, ohne mir weiter Rechenschaft davon zu geben, wie Frau von Staël unter dem hellblau seidenen Zelt ihres Bettes an ihren Werken arbeitete. Sie machte dabei in der That ein etwas absonderliches Bild. Schön war sie bekanntlich nicht. Nun lag sie da in Kissen, in einem weißen Nachtkamisol, gegen welches das bräunliche Colorit des Gesichts merklich abstach, und da hier auch der Turban fehlte, der sonst unfehlbare Schmuck ihres Hauptes, erhöhten die rabenschwarzen, aber glanzlosen, kurz abgeschnittenen Haare, die sich in widerspenstigen Locken um Stirn und Schläfen wirbelten, das Eigenthümliche dieses Anblicks. Sie schrieb in liegender Stellung auf kleine Blättchen Papier, die sie auf der Fläche der linken Hand hielt, während sie mit der Rechten die Feder führte; die Blättchen mußten dann später auseinandergesucht und geordnet werden." Im Jahre 1808 siedelte die Familie nach München über und blieb bis 1811 dort. Auch hier treten uns in den Schilderungen zahlreiche interessante Persönlichkeiten entgegen:

*) Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. I. Jugenderinnerungen, II. Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV. (Leipzig, S. Hirzel).

Graf Stadion, der österreichische Gesandte, ein würdiger Herr, gepudert, immer ganz schwarz gekleidet, dem deutschen Orden zu Ehren, dessen Comthurkreuz er trug; Bettina — die Schilderung ist zu hübsch, um wegbleiben zu können. „Eine der seltsamsten Erscheinungen, die je ein menschliches Auge gesehen hat. Sie war hübsch, klein, zierlich gebaut, hatte lebhafte dunkle Augen, und war mit einiger Anstrengung naiv und kindlich. Im wunderlichsten Aufzug, im einfachen Hauskleid, ohne Mantel, ohne Shawl, den damals üblichen Ridicule am Arm, schwärmte sie schon um 7 Uhr früh in den Straßen umher, lief den Leuten in die Häuser und war nicht wieder weg zu bringen. Grob sein half nicht, dadurch wurde man sie nicht los, wenigstens hat mein Onkel Ludwig Tieck vergebens das Aeußerste aufgeboten, was sich von dieser Art anständiger Weise leisten läßt. Sie wurde dabei immer kindlicher. Mehr als einmal drang sie früh morgens in das Zimmer meines an der Gicht geplagten Onkels, setzte sich auf sein Bett und unterhielt ihn auf das liebenswürdigste. Gleichviel, ob er dabei bis zur Wuth ungeduldig wurde oder nicht. Sie nannte alle Menschen Du, älteren Herren setzte sie sich gern auf den Schooß und machte ihnen Liebeserklärungen. Ganz unpassend aber war es, daß sie diese Possen auch mit dem ernsten Grafen Stadion trieb, der eben jetzt die wichtigsten Dinge von ernster Bedeutung beständig zu erwägen hatte. Seine Würde imponirte ihr nicht, um sich ihr zu entziehen; es blieb nichts übrig, als das wunderliche Wesen weltmännisch zu ertragen. Doch wollte das nicht ganz zwanglos gelingen." In engsten Beziehungen zu dem Hause seiner Eltern standen auch die Familien Fritz Jacobi und Schelling, und besonders der Philosoph gab sich viel mit dem aufgeweckten Jungen ab, auf dem die Kriegsereignisse damals, soweit sie München berührten, den tiefsten Eindruck machten. Merkwürdig und interessant ist es, wie die romantische Stimmung der Umgebung auf den Knaben wirkte, wie seine Kinderspiele unter diesem Einfluß standen, und wie der Greis in seiner Rückerinnerung im Ganzen sich ablehnend und überwiegend verurtheilend darüber ausspricht. In der That rettete ihn seine angeborene gesunde Natur vor dauerndem und allzu tiefem Versinken in jene entnervende Traumwelt, denn zu reiferem Bewußtsein gelangt, entzog er sich, wie in den folgenden Jahren sichtbar wird, energisch ihrem Einfluß. 1812 begab sich die ganze Familie nach Esthland auf das Stammgut seines Stiefvaters Arrokül. Die Zeit, die der werdende Jüngling hier verbrachte, ist zwar auch nicht ohne Nutzen für ihn gewesen, aber die ungeordnete Art seiner Erziehung, der Mangel an Leitung des eifrig nach Bildung Strebenden hatte doch bedenkliche Schattenseiten. Die Erinnerungen führen den Leser allerdings in eine Welt, so fremd und eigenartig, nicht ohne Reiz und in dieser Darstellung besonders fesselnd. Die Zustände des Landes und der Gesellschaft waren so ganz anders als in Deutschland, die Einwirkungen des Krieges von 1812 blieben auch nicht aus, merkwürdige Originale traten in den Gesichtkreis des Verfassers, aber vor Allem lernte er zwei Männer kennen, die in seinem Leben Epoche machen sollten: den General Toll, an dessen Thätigkeit eine seiner bedeutendsten schriftstellerischen Leistungen knüpfte und den Weltumsegler Krusenstern, aus dessen Hause er sich später die Gefährtin seines Lebens holte.

Für Bernhardi's individuelle Entwickelung sind besonders die Abschnitte „Studien und Bildungsbestrebungen" wichtig. An einem fortlaufenden Unterricht mangelte es gänzlich, autodidaktisch trieb er die alten Sprachen, die Bibliothek bot historische Lectüre, auch die Mathematik begann er ohne Anleitung, am eifrigsten wandte er sich damals schon der Kriegswissenschaft zu, in der Absicht, die militärische Laufbahn einzuschlagen. Die Mutter, wochenlang oft mit dem Sohn allein und beide auf einander angewiesen, führte ihn in Kunst und Poesie, nach der Auffassung der Romantiker, die sie auf's Innigste theilte, der allein würdige Lebensinhalt, ein; er lernte viel von ihr, er bewundert auch später noch ihren reichen Geist, aber seine Wege wandten sich bald anderen Zielen zu, und sein Urtheil über die ganze Romantik lautet, wie oben erwähnt, absprechend. Unter solchen Beschäftigungen waren die Jahre hingegangen, eine schwere Krankheit schloß gleichsam auch äußerlich die Epoche der Kindheit ab, der werdende Mann wandte sich ernsteren Studien zu. Hier hört auch die Selbstbiographie auf und an ihre Stelle treten für den Aufenthalt in Heidelberg, Paris und Berlin Briefe, für die Folgezeit äußerst interessante Tagebücher. Aus den Briefen spricht vor Allem die herzlichste Freude wieder in Deutschland zu sein; unter den Studien nehmen Geschichte und Staatsrecht jetzt die ersten Plätze ein. An interessanten Bekanntschaften mangelte es auch nicht, da er in Heidelberg durch die den Eltern befreundete Großherzogin Stephanie in den Dalberg'schen Kreis eingeführt wurde. Auch in Marienbad wurde er von Goethe überaus freundlich aufgenommen, eine der liebsten Erinnerungen Bernhardi's. 1834 schrieb er sein erstes Werk über die Beziehungen Rußlands zu Polen, das Beifall fand. Einen scharfen Einschnitt in sein Leben machte der 1833 erfolgte Tod seiner Mutter. Auf Wunsch des Stiefvaters kehrte er nach Esthland zurück und ging von da nach Petersburg, wo er von 1834—51 lebte. Für die Zustände unter Nikolaus I, für die Gesellschaft der nordischen Residenz sind die Tagebuchblätter aus dieser Zeit von hohem Werthe. Bernhardi steht allerdings den dortigen Verhältnissen durchaus nicht als kühler Beobachter gegenüber; sein Herz weilt in Deutschland, je länger, je mehr; mit deutschen Augen betrachtet er die ihn umgebende merkwürdige Welt und schonungslos zieht er den Schleier von Zuständen, die jetzt wohl auch aus anderen Quellen bekannt, damals in ganz Europa ungeahnt waren. Ob Freund, ob Feind der russischen Despotie, ob voll Freude oder voll Besorgniß, immer sah man in Rußland die unerschütterte Macht, da das ganze übrige Europa von Revolutionen erschüttert wurde; gläubig blickten die Reactionäre aller Länder zum Zaren als ihrem Hort empor — die Tagebücher aus der späteren preußischen Zeit bieten Beispiele genug — eine Anschauung, die erst durch den Krimkrieg geändert wurde, deren mangelnde Berechtigung die Bernhardi'schen Beobachtungen fast auf jeder Seite beweisen. Je trüber dort die Zustände wurden, je größer der Druck im Innern und der Hochmuth nach außen, der sich zum herbsten Schmerze des Patrioten besonders gegen Preußen geltend machte, desto mehr sehnte er sich fort. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten gelang es ihm endlich 1851 mit seiner Familie nach Deutschland überzusiedeln. Die nun folgenden Aufzeichnungen sind eigentlich für den deutschen Leser das Interessanteste.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin suchte er den Oheim Ludwig Tieck auf; die Gespräche, die er mit ihm hatte, werden dem Literaturhistoriker von Werth sein; der alte Romantiker urtheilt über Goethe in der auch anderwärts bekannten Art. Den ersten dauernden Aufenthalt nahm die Familie in Weimar. Außer den fürstlichen Herrschaften treten besonders Franz Liszt und die Fürstin Wittgenstein in den Vordergrund. Beide erscheinen in sehr trübem Lichte. An einer Stelle sagt er direct: „Liszt und Caroline gehören zu den Menschen, für die es sich im Leben nicht um eine Ueberzeugung handelt, sondern nur persönliche Interessen. Das Leben hat nicht ein Prinzip zur Grundlage, sondern nur ein persönliches Interesse zum Ziel, dem es sich ohne alle consequente sittliche Haltung zubewegt. Darum gibt es auch für dieses Paar nicht edle und unedle Menschen, achtungswerthe oder verächtliche, sondern nur nützliche und schädliche. Ganz folgerichtiger Weise verweilt sein Blick mit Wohlwollen auf dem Lumpen, den man gewinnen kann, während ihm der redliche Ernst sehr unheimlich und ungeheuerlich ist!" Im Uebrigen herrschte bei Caroline Wittgenstein eine recht polnische Wirthschaft. Auch Fürst Pückler-Muskau tauchte dort auf — „eine Carieatur, ein Siebziger in preußischer Generalsuniform, mit fabelhaft reichgelockter Perrücke, rabenschwarz gefärbtem collier grec und Schnurrbart — geschminkt und mit falschen Zähnen. Eine Menge Ordenssterne, und das Ordensband so kunstreich über die Brust gelegt und durch Stecknadeln festgehalten, daß es nicht einen einzigen Stern bedeckt. Dünne schwankende Beine und ein ungemein jugendliches séducteur-Wesen — eine höchst alberne Caricatur." Von Ottilie von Goethe erzählt

ihm Eckermann: „Sie war im vorigen Jahre nach dem Tode ihrer Mutter, 53 Jahre alt, hier; sie betrachtete ihre grauen Haare und sagte: „Ja, mein armer Eckermann, mit der Liebe ist es für mich vorbei!“ August und sie hatten beiderseits Liebesintriguen, es kam häufig zu Scenen und dem Alten gegenüber wurde geheuchelt und gelogen.“ — An derartigen Anekdoten, scharf zugespitzten Charakterschilderungen, treffenden Beobachtungen sind die Tagebücher außerordentlich reich, mehr noch in politischer Richtung als in literarischer. Als er sich das Landgut Kunnersdorf bei Hirschberg kaufte und dorthin übersiedelte, lebte er allerdings ziemlich vereinsamt; nur wenige Personen in Stadt und Land gefielen ihm und taugten zu näherem Verkehr. Aber die Einsamkeit wurde nicht selten durch Reisen nach Berlin, Breslau und anderwärts unterbrochen, mannigfache Bekanntschaften wurden gemacht, und vieles von den intimeren Vorgängen am Hof und in der Regierung drang zu seinen Ohren und wurde dem verschwiegenen Tagebuch anvertraut. Wie es nicht anders zu erwarten ist, war Bernhardi mit dem Gang der damaligen preußischen Politik auf's Aeußerste unzufrieden. Die Reaction in Staat, Kirche und Schule erpreßte ihm schmerzliche oder bittere Aeußerungen; politisch stand er den Altliberalen nahe, war besonders mit Vincke eng liirt.

Wir geben nun in bunter Reihe Proben seiner Betrachtungsweise — die Wahl ist schwer, denn das ganze Buch verdient gelesen zu werden. 1852 findet er, daß die Schmach ärger ist als zur Rheinbundszeit, damals gehorchte man einer tragischen Nothwendigkeit, jetzt kriechen die Fürsten freiwillig vor Kaiser Nikolaus. In Weimar klagt ihm der treffliche Minister Gersdorf, daß der Zollverein zerfällt, daß Rußland immer und immer sein Gewicht für Oesterreich in die Wagschale legt und erzählt, daß der Kurfürst von Hessen nach Paris gereist sei, um Louis Napoleon seine Tochter anzubieten. „Sollte das möglich sein?“ frage ich — er leidenschaftlich, fast schreiend: „Ueberrascht irgend eine Infamie Sie noch?“ In Berlin hat er besonders Gelegenheit, den Haß der feudalen Kreise gegen den Prinzen von Preußen und seine Gemahlin kennen zu lernen; Bernhardi hatte seit 1854 gewisse indirecte Beziehungen zu ihm, da seine Denkschrift „Rußland im März und April 1854,“ die er nach einem Warschauer Aufenthalt ausgearbeitet hatte, durch Harkort's Veranstaltung dem Prinzen überreicht worden war. Auf's Tiefste und Peinlichste wurde Bernhardi, der den Kaiser Nikolaus und sein Regiment genauer als die meisten in Preußen kannte, durch die Art berührt, wie hier von den Kreuzrittern der Tod des Zaren aufgenommen wurde. Seine Ansicht ist: „Preußen ist durch diesen Todesfall von seinem schlimmsten und gefährlichsten Feinde befreit,“ die Kreuzzeitung aber erschien mit einem Trauerrand, in der Partei sammelte man Unterschriften zu einer großen Beileidsadresse an die Kaiserin, Pastor Krummacher in Potsdam predigte am Begräbnißtage über den Text: „Der Kaiser ist todt!“ (Der Kaiser! der Kaiser par excellence — welcher Preuße möchte dabei nicht schamroth werden, setzte er hinzu). Gerlach sagte in der Kammer, der Tod habe in ganz Preußen den Eindruck gemacht, als ob ein Vater gestorben sei, die Gardeoffiziere und Aristokraten trugen Trauermedaillen mit dem Bildnis Nikolaus', und in Brandenburg wurde die Uniform des Verstorbenen in Prozession in die Kirche getragen. Vom König erfährt er die Aeußerung: „Ach was, Manteuffel! — Manteuffel ist mein Schuhputzer!“ und ein anderes Mal: „Was die Leute Alles von mir verlangen, das geht zu weit; was ich alles für Ansprüche ausgleichen soll!“ während alle Verständigen darüber verzweifeln, daß Preußen in die politische Rumpelkammer gestellt ist. Dagegen weiß er aus dem Munde des Prinzen von Preußen die Worte mitzutheilen: „Man kann es nicht leugnen, im Jahre 1848 sind von allen Seiten große Fehler begangen worden. Ich bin kein Frömmler, kein Pietist, meine Herren, aber ich habe einen frommen Glauben, und in diesem frommen Glauben habe ich die Ueberzeugung, daß auch das Jahr 1848 göttliche Fügung war; von Gott gesendet, damit wir Alle klüger würden.“ Die Prinzessin von Preußen äußerte zum Geschichtslehrer ihres Sohnes: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Sohn eine Geschichte der Völker vorgetragen haben, nicht nur eine Geschichte der Höfe.“ Kein Wunder, daß in den Kreisen der Kreuzritter die prinzliche Familie „die Demokratenfamilie“ genannt wurde. Von der inneren Wirthschaft weiß er bei den Wahlen von 1856 Manches zu erzählen. Der Landrath des Hirschberger Kreises hat den Bauern überall erzählt, der König habe befohlen, ihn zum Abgeordneten zu wählen; derselbe Herr lud zum Geburtstag des Königs alle Beamte zu einem Bankett ein, nur einen Kreisrichter, der den liberalen Aufruf unterzeichnet hatte, ließ er aus. Ja, er verklagte Bernhardi bei der russischen Gesandtschaft, er habe bei den Wahlen gegen ihn gestimmt, weil er russisch gesinnt sei. Das aufsehenerregende Duell, dem der einflußreiche Polizeipräsident Hinkeldey zum Opfer fiel, findet hier eine Darstellung, die ziemlich der jüngsten Enthüllung nahe kommt, und nach der Hinkeldey zum Opfer fiel, um den König zu decken. Reizend ist eine Anekdote, die Moltke betrifft. Als einmal in Gegenwart der jungen Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl auf einer Generalstabsreise die Rede auf Alexander von Humboldt kam, und General Reyher bedauerte, daß jener so alt sei, und fragte, wer ihn in der Umgebung des Königs ersetzen könne? antwortete Moltke: „Louis Schneider!“ „Man erschrak, es erfolgte eine allgemeine Stille; nach einigen Sekunden aber brach Alles in ein lautes Gelächter aus, in das die beiden Prinzen einstimmten.“ Während der spätere Kronprinz in Breslau lebte, wurde auch Bernhardi ihm bekannt und empfing den besten Eindruck von der Entwickelung des jungen Fürsten. Damals hatte er auch mit Moltke, den er schon längere Zeit kannte, eine ausführliche, höchst merkwürdige Unterhaltung, in der der spätere Feldmarschall sich so aristokratisch und vor Allem so katholisch gesinnt — „katholisch müssen wir doch Alle einmal wieder werden“ — zeigte, daß Bernhardi bedenklich wurde, den Prinzen unter solchem Einfluß zu sehen.

Doch genug der Proben aus den Tagebuchblättern! Sie zeigen uns ihren Schreiber als einen äußerst gescheiten Beobachter, als einen trefflichen Patrioten, als einen frei gesinnten Mann und führen uns in die Gedankenkreise und Tagesströmungen einer Zeit ein, die in Deutschland und vor Allem in Preußen nicht vergessen ist und nicht vergessen werden soll. Darin beruht auch der geschichtliche, der urkundliche Werth dieser Blätter.

## Felix Dahn's neuer Roman.

Von Ernst Heilborn.

Dem ewig zurückrollenden Stein des Sisyphus könnte man den Gang der Weltgeschichte vergleichen. Wie viele Bestrebungen auch die Menschheit zu verzeichnen hat, keine je ist zu ihrem Ziele fortgeführt worden. Der Vollendung nahe ist immer der Umschwung eingetreten, und immer hat die Gegenbewegung eingesetzt. So müht sich Sisyphus den Stein auf den Gipfel zu heben. „Da mit einem Mal stürzet die Last um; hurtig mit Donnergepolter entrollet der tückische Marmor. Und von vorn arbeitet er . . .“

Revolution und Reaction! Noch nie hat eine von beiden sich ausleben dürfen. Immer noch ist die eine von der anderen abgelöst worden. Und immer hat die Reaction den rothen Mantel der Revolution um die Schultern geschlagen und hat sich gerühmt, neue Wege zu führen. So gleicht die Weltgeschichte in ihrem ewigen Wechsel dem ständigen Auf und Ab von Fluth und Ebbe. Mag sein, daß es einen Fortschritt in der Menschheitsgeschichte gibt — vielleicht in intellectueller Hinsicht, wie Buckle annimmt. Aber er vollzieht sich unter den Wassern. Was die Wasser bewegt, das ist das ewige Sichablösen und Sichbekämpfen von Revolution und Reaction.

Auch in der Literatur. Selten nur ist es einer litera-

rischen Bewegung vergönnt gewesen, die Früchte zu voller Reife zu bringen, die sie angesetzt hatte. Darin sind alle literarischen Strömungen gleichwerthig: sie alle können zu den Höhen des vollendeten Dichtwerks hinanführen. Fast immer aber haben sich in den stillen Proceß des Reifens und Sichklärens einer Richtung die lauten und revolutionären Rufe der entstehenden Gegenrichtung gemischt. Immer sind die Wege, die letzt allerletzt zu dem sonnigen Bereich geklärter Kunst führen können, plötzlich verlassen worden und immer wieder hat man den Aufstieg von anderer, entgegengesetzter Seite aus versucht. Und irre ich nicht, so bereitet sich in neuester Zeit wieder solcher Umschwung vor. Noch ist es nicht lange her, daß der Naturalismus in Malerei und Dichtkunst die idealistische Richtung verdrängte. Langsam begann er zu erstarken und sich zu klären. An Stelle der revolutionären Phrasen traten ernste Leistungen, die namentlich für das Gebiet des Charakteristischen reiche Ernte in Aussicht stellten. Und schon macht sich die Gegenströmung bemerkbar! Unter revolutionärem Gepränge und mit dem Hurrahruf der Moderne bricht sich die denkbar reactionärste Strömung Bahn, der Mysticismus.

Aber durch das laute Rufen derer von heute und morgen klingen leise die Stimmen der unmodern Gewordenen. Oft klingen sie sympathisch; denn es ist nichts Marktschreierisches in ihnen und die Erinnerung verklärt. Ist es aber schlimm in dem Treiben des Tages ganz aufzugehen, so ist es schlimmer außerhalb der allgemeinen, und deshalb notwendigen, Entwickelung zu stehen. Wer nicht mit seiner Zeit fortschreitet, altert schnell. Selten aber ist der Geschmack der Zeit über einen seiner Lieblinge so schnell hinweggegangen, wie über Felix Dahn. Und es ist das jetzt doppelt augenfällig geworden, weil Dahn zum Helden seines neuesten Romanes denselben Mann gewählt hat, den Ibsen in den Mittelpunkt seiner tiefsinnigsten Dichtung gestellt hat: Julian Apostata.*)

Julian selbst stand an einem Wendepunkte von Revolution zu Reaction. Das Christenthum, damals ein revolutionär demokratisches Element, hatte in dem gealterten Römerreiche sauerteigartig um sich gegriffen. Es war von Julians Vorgänger Constantios zur Staatsreligion erhoben worden und war nahe daran, die allgemeine Religion zu werden. Da erwuchs aus neuplatonischem Mysticismus, der polytheistische Religion und hysterische Philosopheme zu schemenhafter Scheinexistenz vereinte, die Reaction. Julian stellte sich in ihren Dienst und verhalf ihr mit den Mitteln der Staatsgewalt zum Siege. Selten aber hat eine geistige Bewegung von Anbeginn so sichtbar den Keim des Todes in ihrer Brust getragen, wie diese Reaction. Ihr Pyrrhussieg vernichtete nicht, er stärkte den Gegner. Der Rückschlag erfolgte und begrub unter seinen Wogen Julian und sein Werk.

Als krankhaft schwächlichen Reactionär hat Ibsen Julian aufgefaßt. Ein siecher Mann in einer siechenden Gesellschaft. Ein Werkzeug nur in der Hand des Mystikers Maximos. Ein Mann, der sich zu Größtem berufen träumt und der in seiner nervösen Erregtheit von Selbstverherrlichung zu Selbstvergöttlichung forttaumelt und der sich der eigenen Ziele bei alledem nie klar bewußt ist. Wo Julian zu handeln glaubt, ist er nur ein Spielball in der Hand seiner Anhänger. Er glaubt zu schieben und er wird geschoben. Geschoben einerseits von den Führern jenes Neuplatonismus, der seine zerrüttete Phantasie reizt wie das Gift den Morphiumsüchtigen, geschoben andererseits von seiner korrumpirten, selbsüchtigen Hofgesellschaft. Auf der anderen Seite das breite, demokratische, revolutionäre Element! Auch dieses anfänglich durch die Macht verdorben und aus der Bewegung in Stagnation versetzt. Aber indem die Reaction es zurückdrängt, setzt sie die ruhenden Kräfte in Bewegung. Julian und die Seinen gehen unter, weil sie „den Jüngling wieder zum Kinde umschaffen wollten", und ihr Untergang bedeutet den Fortschritt.

Auch Felix Dahn hat in seinem Helden den Reactionär gezeichnet. Aber es ist der Reactionär, der vergeblich freilich, aber doch mit bestem Recht und aus lautersten Motiven eine verderbliche Zeitströmung bekämpft. In dem Christenthum sieht Dahn das staatzersetzende Element. Julian versucht die alte Römervaterlandsliebe wieder lebendig zu machen. Auch Dahn's Julian ist ein philosophisch unklarer Kopf, ein eitler Mann. Aber er ist ein durch und durch lauterer Charakter. Er opfert sich selbst dem Staatswohle und er sucht diese Opferfreudigkeit seinem Volke wieder zu geben. Die alte strenge und keusche Römertugend beseelt ihn und die Seinen und er glaubt, daß sie mit den alten Göttern zurückkehren würde. Das ist der Irrtum, den er mit seinem Leben bezahlt. „Ein großer Geist und eine edle Seele. Von manchem Wahn bethört, doch nie vom Unschönen. Das Gemeine hatte keinen Theil an dir. Abtrünnig von der Kirche, nicht von Gott! Der Frommsten Einer, welche je gelebt." Wie ein leuchtender Stern geht Dahn's Julian unter. Aber ihm zur Seite steht ein Freund, ein Germane. In dem verkörpert sich das religionslose, volksthümliche, moderne Staatsideal, der Fortschritt, die Zukunft.

Die breiten Massen des Volkes hat Dahn aus seinem Roman ausgeschieden. Die politisch demokratische Kraft des damaligen Christenthums hat er nicht erfaßt. Dadurch ist die Bedeutung des Kampfes verschoben worden und der Ausblick am Ende des Buches ist nicht der historisch naheliegende. Nur in wenigen geschichtlich bedeutenden Menschen hat Dahn die christliche Bewegung personificirt. Aber trotz dieser Beschränkung ist es ihm nicht gelungen, individuelle und lebensvolle Persönlichkeiten zu schaffen. Er ist in dem Typischen haften geblieben. Das macht sein neues Buch zu einem vor der Zeit veralteten. Aber gerade die Eigenschaften, die seinen Roman heute bedeutungsarm und marklos erscheinen lassen, haben seinerzeit die großen und starken Erfolge Dahn's begründet.

Auch für die deutsche Literaturgeschichte ist das Jahr 1870 zu einem entscheidenden geworden. Es hatte sich Jahre lang vorbereitet und Jahre lang hat es nachgewirkt. Es hat die realistisch volksthümlichen Tendenzen, welche Hebbel und Ludwig in's Leben gerufen hatten, jäh in der Blüthe erstickt. Es hat eine idealistische und theilweise patriotische Literatur hervorgerufen, deren Deutschthum leider mehr äußerlicher als innerlicher Natur war. Nicht aus tiefem Eindringen in das Volksleben der Gegenwart erstand diese neue Literatur: sie stellte das traditionelle und typische Volksthum der deutschen Vorzeit als ihr Ideal auf. Und eben weil sie nicht aus dem lebendigen und vielgestaltigen Leben schöpfte, sondern aus historischen Begriffen und Verallgemeinerungen ihre Stoffe und Charaktere herausdestillirte, darum haftet dieser Dichtung ein abstrakter und typischer Zug an. Das Interesse an Volksindividualitäten überwog das Interesse an menschlichen Individualitäten. Aber wenn auch oft die Phrase der Begeisterung das charakteristische, nüchterne Wort übertönte, es bebt zum mindesten in dieser Dichtung der starke Puls lebhafter Empfindung. Und wenn sich auch die einzelnen Gestalten in das Volkstypische verflüchtigten, es war das die rechte Dichtung für eine Zeit, in der das deutsche Volk seine Eigenart zum ersten Male nach Jahrhunderten vor fremden Nationen wieder geltend gemacht hatte.

Man muß Dahn aus dieser seiner Zeit beurtheilen, wenn man ihn gerecht beurtheilen will. Nicht nur, daß er auf seinem Standpunkt immer beharrt hat — seiner neuer Roman ist im Jahre 1877 begonnen worden. Und er ist so charakteristisch für jene Periode als denkbar. Dahn erweist sich auch in seinem neuesten Werke als schlechter Charakteristiker, aber als guter Völkerpsychologe. Die einzelnen Gestalten ermangeln der scharf gezeichneten Physiognomie. Sieht man sie aber im Geiste ihrer Nationalität nach zu Gruppen vereint, so geben dieselben ein geistreiches Bild der Völkerphysiognomien. Und wie man zu historischen Gemälden tiefe und gesättigte Farben wählt, so ist auch Dahn's Sprache die rechte, die großen historischen Begebenheiten und nationalen Gegensätze pathetisch wirksam zur Darstellung zu bringen.

Aber die Feststimmung des Siegesjahres ist längst verrauscht. Heilsame Ernüchterung ist auf den Jubel und die Selbstverherrlichung gefolgt. Die ersehnte Einigung Deutschlands und der Friede haben nicht nur Freuden, sie haben recht

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

ernste Aufgaben gebracht. Und wenn Dahn dem modernen Leser immer wieder Germanentüchtigkeit und Tugend im Fanfarenton verkündet, so wirkt das heute, was damals am Platze war, peinigend. So lange man Siegesfeste feiert, mag man auch den Siegeslorbeer um die Stirne tragen. Das moderne Alltagsleben hat keinen Raum dafür.

Gewiß, die Kunst soll national sein. Aber nicht in Verherrlichung der eigenen Nationalität — in Volksthümlichkeit soll sie diese Eigenschaft bewähren. So wenig steht die Literaturgeschichte immer mit der politischen Geschichte in Einklang: die historischen Ereignisse, die zur Einigung Deutschlands führten, haben die Literatur aus den volksthümlichen Bahnen in patriotisirende doch unvolksthümliche gedrängt. Ein Rückfall bei scheinbarem Fortschritt! Revolution und Reaction — wo liegt überhaupt der Unterschied zwischen beiden, außer in dem Standpunkt des Betrachtenden?

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Schinderliesel.

Von Theodor Artopé.*)

Das magere Kind mit dem blassen Gesicht, den großen glänzenden Augen und den schwarzen strähnigen Haaren war jedem bekannt. Wer zur Sentimentalität neigte, interessirte sich sogar für die Kleine. Denn ihre Mutter, eine wackere Frau, die in den Häusern angesehener Bürgerfamilien als Waschfrau gern gesehen wurde, war vor einem halben Jahre gestorben, und der Vater des Kindes, der Pächter der städtischen Abdeckerei, bis zum Tode seiner Frau als arbeitsamer Mann bekannt, hatte sich in letzter Zeit dem Trunke ergeben. Die Sittenwächter der Stadt waren entrüstet über den Lebenswandel des Menschen, und verschiedene Wohlthätigkeitsvereine erwogen seit längerer Zeit schon die Frage, ob es nicht angezeigt sei, das Kind in einer Rettungsanstalt unterzubringen. Die Erledigung dieser Angelegenheit schob sich aber immer weiter hinaus, da es bekannt geworden war, daß der Vater irgendwo geäußert hatte, das Kind lasse er sich nicht nehmen, sie möchten ihm lieber den Stall in der Abdeckerei bauen und das Haus in Stand setzen, sonst werde es ihm noch über dem Kopfe zusammenstürzen. Das Gerücht von diesen Forderungen des Abdeckers erhielt eines Tages durch die Stadtverordneten seine Bestätigung. Der Mann war wirklich um bauliche Instandsetzung des Gehöftes eingekommen, ferner um Ausbesserung des nahen Flußdeiches, der bei einer Hochfluth nicht mehr Stand halten werde, ja, der Mann war naiv genug, ein kleines Darlehn sich zu erbitten, um sein Geschäft wieder mit besserem Erfolge betreiben zu können. In der kleinen Stadt gerieth aber der Geist der Weisheit nicht erst über die Herren, wenn sie vom Rathhause kamen, man wußte schon vorher, zu rechter Zeit, was dem Gemeinwesen fromme. Die mit ungefüger Hand geschriebene Eingabe des Schinders, welche sonderbarer Weise im Bürgermeister einen warmen Fürsprecher erhielt, wurde mit großer Majorität ablehnend beschieden. Zugegeben wurde der reparaturbedürftige Zustand der Gebäude, mit der Renovation aber wolle man warten bis zum nächsten Jahre, wo die Pacht des gegenwärtigen Inhabers ablaufe, dann erst wäre es am Platz, eine gründliche Widerherstellung der Baulichkeiten vorzunehmen, um einen kapitalkräftigeren Unternehmer zu gewinnen. Damit war die Angelegenheit erledigt. Nur der Bürgermeister äußerte im Gasthause zum „Goldenen Frieden", wohin sich die Stadtvertreter nach der anstrengenden Sitzung begeben hatten, zu einigen in seiner Nähe sitzenden Herren: „Der Mann thut mir eigentlich leid, war sonst ein pünktlicher Zahler und tüchtiger Kerl, hätte ihn gern wieder auf's Trockne geholfen, — und der Teufel auch! elend genug sieht die Baracke aus, in der die Leute wohnen!"

„Bin in meinem Leben noch nicht draußen gewesen," erwiderte einer seiner Nachbarn, „wissen Sie, ich kann den Geruch nicht vertragen; übrigens, lieber Herr Bürgermeister, dort kommt mein boef à la mode — Sie begreifen, daß ich das Thema verlasse."

Es war überhaupt ein Unglückstag für das Stadtoberhaupt. Noch an demselben Abende verlor er einen Grand mit Vieren, ein scheinbar goldsicheres Spiel, über dessen interessanten Verlauf noch lange hin und her debattirt wurde.

Ja, es war eine elende Baracke, die Abdeckerei, unzweifelhaft! Das Wohnhaus war mit einem Strohdache versehen, das Stroh aber war verfault, mit Moos bedeckt. Die kleinen Fenster hatten ihre Durchsichtigkeit fast verloren, die zersprungenen Scheiben waren nothdürftig mit Papier verklebt oder von innen durch ein Strohgeflecht ersetzt. Drei ausgetretene Steinstufen führten zur niedrigen Hausthür, die nur lose noch in den Angeln hing. Und drinnen sah es noch viel trübseliger aus, zumal wenn ein strenger Winter ins Land zog, wie heuer. Schneidend kalt pfiff dann der Wind durch's schadhafte Fachwerk des Häuschens und der qualmende Ofen spendete wenig Wärme. Der Vater suchte sich in letzter Zeit dann durch einen kräftigen Schluck aus der Schnapsflasche zu erwärmen, die Kleine drängte sich an den Ofen; zu ihren Füßen lagen zwei abgemagerte Hunde, eng an einander geschmiegt. Sie waren dem Schinder zu beliebiger Verwendung übergeben worden. Der eine, Lux, war altersschwach und der andere, Box, ein großer häßlicher Köter mit struppigem Haar und kleinen giftigen Augen, hatte die Räude. Auch noch zwei unnöthige Fresser! Der Vater wollte sie schon einigemal „fortschaffen", aber den Bitten des Kindes, das sein kärgliches Mahl weichherzig mit den Kreaturen theilte, war es noch immer gelungen, Aufschub zu erwirken.

Die außergewöhnliche Kälte hatte sogar den stolzen Fluß jenseits des Dammes in stahlharte Fesseln geschlagen, und auf dem fußdicken Eise tummelten sich Schlittschuhläufer, lachendes, lustiges Volk. Der Fluß hielt das in seiner sanguinischen Weise für eine Verhöhnung, und mit schwerem, verhaltenem Ingrimm schob er seine Wasser unter dem blinkenden Eise dahin. Nur an wenigen Stellen, nahe am Ufer, hart an den Buhnen, war das glänzende Auge des Stromes sichtbar. Mit raschem, grimmigem Blicke überflog er die Eisdecke voll froher Menschen und, zornig aufschäumend, verschwand er dann wieder unter dem Eise: — er sann auf Rache.

In einer Märznacht sandte der Frühling seinen ersten Boten durch's Land, einen gewaltigen Sturm. Ein unwirscher Geselle, dieser Bote. Mit gierigem, warmem Athem fuhr er über die glitzernde Schneepracht auf Dächern, Bäumen und Feldern. Erst grämlich, dann erschreckt sank der Schnee in sich zusammen, überall tropfte und rieselte es, und durch die endlosen weißen Flächen draußen vor der Stadt hoben sich bald die schwarzen Rücken der Aecker. Zahllose Krähen bedeckten, Futter suchend, die bloßgelegten Erdstellen. Aus der feuchten, warmen Märzluft lösten sich schließlich Regentropfen, die, vom Sturme gepeitscht, mühselig den Boden erreichten. Mit stiller Freude hatte der Strom wahrgenommen, wie auch seine Eisfesseln morsch wurden; von Zeit zu Zeit prüfte er seine Kraft: Dann krachte es weithin in der Eisdecke und tiefe Risse entstanden.

An das kleine Fenster der Abdeckerei preßte sich ein schmales, blasses Kindergesicht; und zwei große, träumerisch blickende Augen schauten in die rasch niedersinkende Dämmerung hinaus. Die Hände stützten den Kopf, und über die blassen, mageren Finger fielen einige Strähne der schwarzen Haare. Am Himmel jagten die Wolken, der Regen troff, und, vom Winde herangeschleudert, perlte er unaufhörlich am Fenster nieder. In der Weidenniederung war es schon Nacht geworden. Gespenstisch hoben sich die Weidenköpfe aus dem dunstigen Sumpflande. Krähen strichen darüber hin, bald vom Winde hoch hinaufgehoben in die Luft, bald, auf den Schwingen des Sturmes getragen, pfeilschnell in der Ferne verschwindend. Aber die Augen der Schinderliesel sahen das Treiben der Krähen nicht; sie schienen weiter hinauszublicken in die Ferne, und dort mußten sie herrliche Bilder schauen, denn der Abglanz eines großen, stillen Glückes lag auf dem blassen Gesichte. Sie wartete mit Ungeduld auf den Vater, um ihn an ihrem Glücke theilnehmen zu lassen.

Auf dem schmalen Wege, der von der Stadt her immer neben dem Flußdamme sich hinzog, bis hinaus zur Abdeckerei, kam er schon unsicheren Schrittes; der starke Wind machte ihm viel zu schaffen, und die glasig dreinblickenden Augen vermochten die schmale Wegspur nur schwer noch zu erkennen. Endlich bellten die Hunde im Hofe, und das Mädchen fuhr aus seinen Träumereien auf. Es öffnete die Stubenthür und ging dem Vater entgegen, der, von den beiden Hunden umwedelt, die Steinstufen vorsichtig heraufschritt. Ein Blick genügte, das Kind erkennen zu lassen, daß der Vater betrunken war. Ein Schatten flog über das magere Gesichten: nun war's vorbei mit der gehofften Freude. Niedergeschlagen folgte es dem vorausschreitenden Schinder, der, die Mütze auf dem Kopfe behaltend, auf der Bank am Ofen sich niederließ. „Hier!" sagte er, indem er in die Tasche griff und ein Stück Wurst in fettigem Papier herauszog, — „Na?" — „Ich hab' schon Brot gegessen, Vater, die Wurst heb' ich mir auf zu morgen!" — „Jetzt gegessen wird!" befahl der Schinder energisch, „hab' ein paar Groschen verdient heute, gut damit! Mach Licht!"

Bald warf die Lampe ihr spärliches Licht über die rohe Tischplatte. Nun zog das Kind sich einen der wenigen Holzschemel heran und wickelte die mitgebrachte Wurst aus dem Papier. Dann begann es zu essen, erst mechanisch, fast mißmuthig und nur dem Gebote des Vaters gehorchend, aber bald mit sichtlichem Behagen, denn Wurst gehörte nur zu den fest-

---

*) Der Verfasser richtet soeben folgendes Schreiben an uns: „Heute lerne ich den Inhalt des in Berlin zur Aufführung gelangten Traumstücks: „Hannele" aus einer Recension kennen. Zu meiner nicht gerade angenehmen Ueberraschung finde ich zwischen meiner anspruchslosen Novelette und dem Gerhard Hauptmann'schen Stück mancherlei Anklänge und Aehnlichkeiten, die mir in den Augen Ihrer Leser schaden könnten. Sie werden mir gütigst bestätigen müssen, daß meine Skizze niedergeschrieben, ja längst in Ihren Händen war, bevor ich eine Ahnung von dem Inhalt des „Hannele" haben konnte. Verzeihen Sie die Belästigung, aber man wäre ein schlechter Vater, wenn man nicht auf den guten Ruf seiner Kinder hielte." — Gerne bestätigen wir dies, um unseren Mitarbeiter vor dem Vorwurf eines Plagiats zu schützen. Es ist eben ein neues interessantes Beispiel, daß gewisse Stoffe gleichsam in der Luft liegen und zwei unabhängig von einander schaffende Autoren ganz zufällig zur Ausführung anregen können. Wir verweisen unsere Leser zum Vergleich auf unsere heutige Besprechung des Hauptmann'schen Dramas. Die Redaction.

täglichen Speisen. Unter dem Tische hatten sich die Hunde aufgerichtet; sie witterten den leckeren Bissen. Mit gespitzten Ohren und vorgestreckten Nasen warteten sie auf ihren gewohnten Antheil. Aber die schmausende Kleine schien heute der beiden treuen Gesellen zu vergessen. Unruhig wechselten die Hunde ihre Plätze, schließlich stieß Box mit seiner Schnauze mahnend an das Knie seiner Herrin. Lux gab einen winselnden Ton von sich.

„Ruhig!" befahl der Schinder, aber die Kleine reichte verstohlen die Wursthaut hinunter, jedem sein Theil, und kraute dabei den struppigen Box. Dann wischte sie mit der Hand über den Tisch und zog ein Buch heran, das vorhin sorgsam auf die Seite geschoben worden war.

„Ach, Vater, aber das ist ein schönes Buch!" wandte sie sich jetzt mit glücklichem Gesicht zu dem Schinder und klopfte dabei nach Kinderart auf ihre Brust, als schmecke ihr etwas ganz besonders.

„Was für'n Buch?"

„Ein Märchenbuch," berichtete die Kleine eifrig, „da stehen alle Geschichten drin vom weißen Reh, vom Wurzelmännchen und von der Königin des Sees — ach, so schön! Der Lehrer hat es mir gegeben."

„Der mit dem rothen Barte?"

„Nein, der Herr Werner, und ich kann mirs behalten, ich habe schon den ganzen Nachmittag gelesen; die Geschichte von der Königin des Sees ist am schönsten; — kennst Du sie schon?" Der Schinder gab einen grunzenden Ton von sich, der ein Lachen bedeuten sollte. „Nicht? Dann will ich sie Dir einmal vorlesen, ja?"

„Meinetwegen," nickte der Vater mit sinkenden Augenlidern.

Die Kleine rückte die Lampe näher heran, schlug das Buch auf und begann:

„Es war einmal ein armes, armes Mädchen. Der Vater war ein Fischer und wohnte in einer kleinen Hütte an einem großen See; der See aber enthielt nicht viel Fische, so daß der Vater nur wenig verdiente. Die Mutter war viel krank und mußte oft im Bette liegen. So kam es, daß oftmals der Hunger Gast am kleinen Tische der Fischerleute war." Der Schinder rückte seinen Kopf in die Höhe, und die glanzlosen Augen blickten mit erwachendem Interesse hinüber auf die Leserin. „Das kleine Mädchen aber war ein gutes, frommes Kind, und darum hatten es auch alle Leute lieb." Der Zuhörer am Ofen nickte zustimmend mit dem Kopfe und rückte die Mütze vom Ohre, um besser hören zu können. „Eines Tages war die Mutter wieder krank und lag im Bette. Da sprach sie zur kleinen Tochter: „Geh hinunter an den See und hole den Vater, er kalfatert das Boot!"

„Was macht er?" unterbrach der Schinder die Leserin. „Kalfatert — hier unten steht's: er bessert das Boot aus." — „Hm, hm!" — „Da ging das kleine Mädchen hinunter an die Ufer des Sees; das Boot lag auf dem Sande, aber der Vater war nicht zu finden. Als das Kind so am Ufer stand, rauschte es plötzlich im Wasser, nahe zu seinen Füßen; ein großer Hecht schoß durch die Wellen, vor ihm her ein kleines Silberfischchen. In der Todesangst schnellte sich das Fischchen auf den Sand des Ufers, und der Hecht verschwand in der Tiefe. Als das Fischchen auf dem Trockenen zappelte und vergebens das Wasser zu erreichen suchte, eilte das kleine Mädchen rasch herbei, hob das Thierchen sorgsam auf und setzte es wieder ins Wasser. Im Augenblick war das Fischchen in der Tiefe verschwunden, aber an derselben Stelle tauchte eine wunderschöne Frau empor; ein Schleier silberglänzend wie das Schuppenkleid des Fischleins, umhüllte die Gestalt, und langes, seidenes Haar, grünschimmernd wie das Wasser des Sees, wallte an ihr hinunter, ein wunderliebliches Antlitz nickte dem Mädchen zu, und eine süße, freundliche Stimme sprach: „Sei ohne Furcht, mein Kind, ich war das Silberfischchen, das Du mitleidig gerettet hast, in Wahrheit bin ich die Königin des Sees. Ich weiß, daß ihr arm seid und daß Deine Mutter krank ist, komm, ich will dir Schätze geben, daß ihr reich werdet, und auf dem Grunde des Wassers wächst eine Pflanze, die lege deiner Mutter auf's Herz, dann wird sie gesund. Willst Du?" — Da blickte sich das Mädchen um, ob ihr Vater in der Nähe wäre, damit sie ihn erst fragen könne, was sie thun solle. Aber niemand war zu sehen. — „Fürchte nicht, mein Kind, daß Du ein Unrecht thust," hub die Königin wieder an, „ich will Dich nur belohnen und bringe Dich wieder herauf ans Sonnenlicht." Und die Wellen hoben die Königin näher und näher ans Ufer und sie streckte die weißen Arme herauf zum kleinen Mädchen und blickte sie so lieb und lockend an mit ihren blauen, freundlichen Augen, und leise flüsterte sie: „Komm! Komm!" Und das Kind sah nur nach dem bezaubernd schönen Antlitz und hörte nur die leise, lockende Stimme, und willenlos ließ es sich hinabgleiten in die ausgestreckten Arme der Königin. Diese drückte das Kind zärtlich an ihre Brust und lehnte ihre weichen Wangen liebkosend auf das Haupt des Mädchens, dann umhüllte sie es mit ihren grünen, dichten Haaren und dem silberfunkelnden Schleier und versank in der Tiefe. Vor den Augen schimmerte nur das silberne Gewebe des Schleiers, vor den Ohren brauste es erst, je tiefer sie aber sank, desto lichter wurde es um sie, und das Brausen wurde zu einem leisen, wohlklingenden Rauschen wie ferne Harfenmusik, und die Arme der Königin hielten sie fest und sorglich umschlungen wie die Arme einer liebenden Mutter. Dann schimmerte es aus der Tiefe herauf wie eitel Gold, immer lichter und sonniger ward es ringsumher, ein lachendes, blumiges Thal erschien unter ihnen, kleine Vögel mit rubin- und smaragdblitzenden Flügeln umflatterten singend und zwitschernd ihre niederschwebende Königin. Sanft ließ sie sich mit ihrer kleinen Last nieder mitten auf einer herrlichen Wiese. Auf den nahen Blumen schaukelten Schmetterlinge mit schillernden Flügeln und eine Schaar kleiner Kinder tanzten im goldenen Sonnenscheine einen fröhlichen Reigen. Als die Königin erschien, eilten sie herbei, und die Vögel setzten sich zutraulich auf die ausgestreckten Hände der jubelnden Kleinen, ließen sich liebkosen, flatterten davon und kehrten wieder. . . . ."

Schon einigemal hatte der Schinder lauschend den Kopf gehoben. Ihm war es gewesen, als hätte er durch die Nacht dumpf einen Schuß dröhnen hören, und noch einen und wieder einen.

„Soll ich warten?" unterbrach sich die kleine Leserin, als sie sah, wie der Vater aufstand, zum Fenster trat und durch die halberblindeten Scheiben hinausblickte.

„Immer fort!" befahl er mit rauher Stimme.

Und die Kleine las weiter, mit leuchtenden Augen, auf dem blassen, mageren Antlitz ein frohes, schimmerndes Roth. Leise drehte indeß der Vater den Wirbel des kleinen, papierverklebten Fensterflügels auf, unmerklich öffnete er es etwas und hielt das Ohr an den Spalt. Verworrener Lärm drüben von der Stadt her tönte bis zu ihm herüber, die braune Faust fährt über die Augen und aufmerksamer blickt er nun hinaus in die Nacht. Und ein grausiges Licht war es, das der flackernde, qualmende Lichtschein beleuchtete. Der Fluß hatte die Eisdecke gesprengt, mit donnerähnlichem Getöse; und die gewaltigen Eisblöcke erhoben sich zu letztem, verzweifeltem Ringen. Hochauf richteten sie die gepanzerten, blinkenden Riesenleiber, aber wie blutgierige Wölfe mit weißen, fletschenden Zähnen sprangen die Wogen ihnen in die Flanken und brachten sie zu Falle, und im Sturze zerschmetterten die Sinkenden zahllose ihrer schwächeren Brüder. Zischend und geifernd erklommen kleine Wellen schnellfüßig die geborstenen Glieder der Riesen, um mit ihnen ein kleinliches Rachespiel zu treiben. Mit heimlicher Freude sah der Fluß die Verwirrung, die er anrichtete, und als sein Feind schließlich in panikartiger Flucht den Rückzug antrat und sich drängend, schiebend, kreisend den Kampfplatz verließ, da überkam den Fluß ein wilder Siegestaumel. Mit gewaltigen Fäusten erfaßte er die Flüchtenden und schleuderte sie an die morschen Pfeiler der verhaßten Holzbrücke. Da kracht und splittert es blitzartig schnell durch das Holzwerk herüber und hinüber, von einem Ufer zum anderen, dann sinkt die Brücke rasch in sich zusammen. Hochauf schäumen die Wellen, die Eisschollen knirschen und ächzen, und mit ihnen gemeinsam treiben zersplitterte Balken, Pfosten und Bohlen in buntem Gewirr davon. Hei, das war eine Nacht! Mit siegestrunkenem Auge überblickt der Fluß das Schlachtfeld. Gern hätte er die ganze Stadt hinweggeschwemmt, aber der Damm war zu fest. Doch halt! — Dort unten blinkt ein schwacher Lichtschein aus dem Fenster der Abdeckerei. Dort ist der Damm schwach und zerwühlt von allerhand Erdthieren.

— — — Der Schinder lauscht noch immer mit gespannten Sinnen am kleinen Fenster. An sein Ohr tönt die Stimme seines Kindes, das von den Schätzen berichtet drunten im Reiche der Seekönigin, im Schranke knarrt ein Wurm. Plötzlich stiert sein Auge schreckhaft weit geöffnet hinaus in die Mondnacht. Diesseits des Deiches blitzt es am Boden auf, silberhell. Wie eine glänzende Schlange kriecht es am Deichfuße entlang, rechts und links, stumm und geschäftig. Immer breiter wird der schimmernde Streifen, er erzittert wie von unsichtbarer Hand bewegt. Der dunkle Erdwall schwebt in der Luft, geisterhaft; über ihm die helle Nacht, unter ihm das flüssige Mondlicht. Jetzt theilt er sich, zögernd erst, dann von drängender Fluth mit mächtigen Schultern gesprengt. Eine schimmernde, bewegliche, wogende Masse bricht in's Gelände. Aus dem Gewirr der Weidenstämme dringt zorniges Poltern und Krachen, ein Splittern und Knirschen, ein Gischen und Rauschen . . . Der Schinder greift in die Brusttasche, seine zitternde Hand findet die Flasche, er thut einen tiefen Zug und noch einen. Zwischen hinein klang die dünne Stimme seines Kindes:

„Uad als sich die Königin dem Hause näherte, sah das kleine Fischerkind, daß der Baum vor dem Fenster aus lauter goldenen Blättern bestand, die prächtig im Sonnenschein funkelten . . ."

Der Schinder wirft einen langen Blick auf das lesende Kind, dem die schwarzen Haare vor der Stirn schwanken — noch einen Blick wirft er hinaus auf die rasch andringende Fluth, dann werden seine schlaffen Züge fest, zwischen den Lippen blitzen die Zähne hervor, in den Augen flackert ein irrer Glanz . . . „da — hier!" sagt er, schwankend nähertretend zum Tische; seine ausgestreckte Hand hält die Branntweinflasche — „trink!"

Entsetzt fährt das Kind auf. Das hat der Vater noch nie gethan. In diesem Augenblicke springen die Hunde auf und kratzen winselnd an der Thür. „Trink!" befiehlt der Vater noch einmal mit heiserer Stimme, „die Seekönigin ist da!" lallt er weiter mit wahnwitzigem Lächeln im gedunsenen Gesicht. Er wankt näher heran. „Liesel, Du trinkst!" schreit er, „gut mein ich's mit Dir! Kein Mensch meint's gut mit Dir, alleine ich, ich!" Und seine braune Faust schlägt betheuernd auf die breite Brust. „Hier!" Dicht vor das Kind hält er die Flasche; mit widerlicher Aufdringlichkeit steigt der Fuseldunst aus der weiten Oeffnung. Das Kind schaudert, sein ohnehin blasses Gesicht wird farblos wie ein Todtenantlitz. Noch einen Blick wirft es auf den Vater, der den schwankenden Körper zu energischer Haltung zwingen will.

„Na?" brüllt er jetzt, auf den Tisch schlagend. Und das Kind setzt die Flasche an den Mund, es wollte nippen, aber Angst und Entsetzen liegen lähmend auf Leib und Seele, es weiß nicht mehr, was es thut. In vollem Gusse rinnt es hinab, wie Feuer brennt es schmerzhaft in Kehle und Magen, und ein Gefühl des Ekels erschüttert den Körper.

„He," fragt der Vater, „der is gut?" Dabei taumelt er an den Tisch, daß die Lampe umfällt; das Licht erlöscht. Nur der Mond wirft seinen Schein durch die trüben Scheiben. Mit der plötzlich eintretenden Dunkelheit ist die Angst des Kindes auf's Höchste gestiegen; es beginnt leise zu weinen. „Sei stille, Liesel," lallte der Vater, „wer meint's gut mit Dir, wie ich? Das verfluchte Leben ist aus, daß Du's weißt. Wir gehen zur Mutter, Liesel, hörst Du? Sie wollen Dich fortschaffen von mir, vom verfoffenen Vater, und die Pacht hört auf, und dann werden se, wenn ein Anderer Schinder ist, der Geld hat. Sie werden's sehen, daß

ich recht hab', das Häusel hält's nicht aus —" er lacht in wahnwitziger Genugthuung auf, „sie werden 's sehn . . . werden 's sehn . . . sehn werden se 's . . ." Vom Bette her, auf das der Trunkene gesunken, dringt widerliches Schnaufen und Stöhnen, dazwischen abgebrochene Worte, Lalllaute . . .

Die Kleine war an's Fenster geschlichen. Wie ein Schmetterling nach dem Lichte sich sehnt, starrt es hinaus in die helle Nacht. Die Hunde winseln hinter ihr, recken die häßlichen Körper in die Höhe, legen die Pfoten auf das Fensterbrett, spitzen die Ohren und winseln auf's neue. Aber das Kind hört nichts mehr; sein Auge sieht Wunderbares. Die häßlichen Weidenköpfe sind verschwunden, eine silberfunkelnde, schwankende Fläche dehnt sich vor ihren Augen, der schwarze Boden verschwindet, und weißes, glänzendes Land steigt herauf, höher und höher, näher und näher. Aber es schwankt, dieses Land, und Gestalten wachsen herauf, in's Mondlicht hinein . . . da und dort, und hier . . . überall! Und jetzt! Mit stiller Majestät erhebt sich aus dem Gewoge eine Frauengestalt, ein Mantel fällt von ihren Schultern in starren Falten, grünlich schimmert das Gewand, dann wieder blitzt ein Silberschein darüber hin: — die Seekönigin! Das ist ihr Gesicht oder ist's das Gesicht der Mutter, so freundlich und liebreich lächelte sie auch. Näher und näher, wie getragen von unsichtbaren Händen, schwebt die Erscheinung heran, stolz und hehr, dann wieder sich neigend und wiegend wie zu liebendem Gruße.

Ein traumhaftes Lächeln liegt auf den bleichen Zügen des Kindes. Sehnsüchtig preßt es das Gesicht an die trüben Scheiben, entgegen ihr, die sie hinabtragen wird in ein seliges Reich. Wie es rauscht durch die Nacht! Und vor ihr, rings umher, wohin sie blickt, flimmernde Gestalten. Langen nicht weiße Arme schon herauf? — Durch den Kopf tönt ein helles Summen und Klingen. Ist's Gesang? — Ist's Harfenton? — Aber die Augen sind müde, selig müde, wie damals, als noch die Mutter an ihrem Schlummerbettchen saß . . . sie will sie schließen, die Augen . . . fest schließen . . . und erst öffnen, wenn sie nahe der Wiese sein wird, auf der die Kinder spielen und die Vögel flattern . . .

Lautlos sinkt der schwache Körper zu Boden. Die Hunde springen heran und lecken winselnd das Gesicht der kleinen Herrin; aber die Kleine regt sich nicht mehr. Da dröhnt das Haus unter einem furchtbaren Anprall. Von der Wand herab fällt, mit lautem Krachen auf der Diele zersplitternd das einzige Bild der Stube, die Fensterflügel springen auf, wie von Geisterhand aufgestoßen, das lose Fachwerk berstet, zischend fahren Wasserstrahlen herein, durch's Fenster schäumt brausend eine gewaltige Woge. Die klaffenden Risse erweitern sich, die Wände weichen auseinander, und bald führt die hochbrausende Fluth die elenden Trümmer der Hütte mit sich fort. Aus dem kreisenden, knirschenden Wirrwarr und dem gurgelnden Wasser ringt sich ein einziges lebendes Geschöpf: Box, der mühsam aus den drängenden Eisblöcken sich hinaufrettet auf eine mächtige Scholle. Er schüttelt das Wasser aus dem struppigen Fell und die stäubenden Tropfen funkeln in der Mondnacht wie Silberperlen. Zitternd und triefend läßt er sich in dumpfem Furchtgefühl weiter tragen; nur einmal wendet er sich winselnd und mit unterdrücktem Bellen zurück nach der Stelle, wo die Abdeckerei gestanden.

Am folgenden Tage berichteten die Zeitungen von dem Deichbruche und dem Verluste zweier Menschenleben. Der Bau der neuen Abdeckerei wurde nach vier Wochen im Submissionsverfahren vergeben.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Sympathie-Kuren.

Zuweilen, wenn ich mich auf ein oder zwei Stunden in der angenehmen Lage eines Ressortministers befinde und an sogenannter Uebermüdung, in idealer Concurrenz mit Arbeitsunlust, leiden darf, habe ich darüber nachgedacht, was das wohl für ein Herr sein mag, der dem Kaiser die Thronreden schreibt. Anfänglich rieth ich auf einen Legationsrath, dann auf einen Mystiker mit Geheimrathstitel; manchmal schien ein Schulfuchs zwischen den Zeilen hervor zu gucken und am Ende sogar ein zu allerhand, von seinem Standpunkte aus geistvollen, Späßen geneigter Talleyrand im Westentaschen-Format. Ich vermuthete in dem Verfasser einen Legationsrath, weil diese Herren wegen ihrer dichterischen Ader nicht mit Unrecht allgemein gefürchtet sind und weil es ihnen leicht passiren kann, daß sie in den Bureaustunden zwischen zehn und drei aus Mangel an vernünftiger Beschäftigung dem chronischen Jambus anheimfallen. Wenn ihnen dann ihr hoher Chef um ½3 Uhr rasch noch eine neue lex auszuarbeiten gibt, vermögen sie sich aus den Armen der Muse nicht schnell genug loszureißen, und die Gesetznovelle wird genau so inhalt- und gedankenlos wie die poetischen Novellen des geachteten Autors. Aber ein Legationsrath kann hinwiederum die jüngste Thronrede nicht entworfen haben, weil sie erstens nicht in den jetzt so beliebten Knüttelversen gedichtet ist und zweitens aller poetischen Bilder entbehrt — weshalb sich auch der gemäldefreundliche Herr von Koscielski wenig lobend über sie ausgesprochen hat. — Ebenso konnte kein Mystiker mit Geheimrathstitel der Verfasser sein; denn obgleich für den Patrioten immer die Versuchung nahe liegt, hinter den nichtssagenden Worten einer Thronrede tief geheimnißvollen Sinn zu vermuthen, so mußte ich mir diesmal bei näherer Prüfung, wenn auch widerwillig, doch eingestehen, daß kaum von einem Sinn an sich und von geheimnißvollem Sinn nun schon gar nicht, die Rede sein konnte. Blieb also der Schulfuchs übrig und Talleyrand der Ganzkleine. Doch ein Schulfuchs schreibt, anderthalb Jahre nach Wustmann, kein so klägliches Deutsch mehr und versteht sich auch im Allgemeinen besser auf Satzbau — folglich war auch diese Hypothese, so viel sie sonst für sich hatte, hinfällig. Und ich sah mich gezwungen, einen Diplomaten als Verfasser anzunehmen, der wie sein großes Vorbild die Sprache dazu benutzen wollte, die Gedanken zu verbergen, und dem nur das eine, freilich unbedeutende Malheur passirte, daß er absolut keine Gedanken zu verbergen hatte.

Unter meinen lieben Lesern und schönen Leserinnen ist vielleicht Einer oder die Andere, so sich noch der antisemitisch-freisinnigen Vereinigung entsinnen, mit deren Hülfe Graf Caprivi seine letzte — d. h. noch lange nicht „letzte" — Militärvorlage durchdrückte. Unbekannt ist ihnen aber vielleicht (ja Kinder, warum lest Ihr keine ehrlichen Zeitungen?), daß am 15. Juni l. J. eine zerschmetternde Mehrheit von 1,100,000 Stimmen sich gegen die Vorlage erklärt hat. — Die Vergrößerung unserer Heersäulen war nothwendig geworden, Deutschland hatte die Hegemonie in Europa an den Zweibund, will sagen an den Zar Alexander, abgeben müssen, und außerdem ward unserer Landwehr vor der ganzen Welt eröffnet, daß sie positiv nichts tauge. Wir mußten also nothgedrungen in den sauren Apfel aus dem Reichskanzlergarten beißen. Und Talleyrand irrt ganz entschieden, wenn er ernstlich glaubt, der Bevölkerung sei mit der Erhöhung der Friedenspräsenzstärke eine Art wollüstiger Kitzel verursacht worden, und sie wisse nun gar nicht, wie sie ihrer freudigen Ueberraschung am besten Ausdruck verleihen solle. Die mannigfachen Beweise warmer Sympathie, deren sich der Kaiser auf seinen letzten Reisen im Reiche zu erfreuen hatte, sind ihm — entschuldigen Sie das nun folgende Jammerdeutsch, aber ich citire wörtlich — „eine Bürgschaft dafür, mit welcher Genugthuung die Nation es empfindet, daß dem deutschen Heere eine Organisation gesichert worden ist, in welcher die Gewähr für den Schutz des Vaterlandes und für die Erhaltung des Friedens beruht."

Das ist eine kühne Behauptung im Theaterkritiker-Stil, d. h. eine Behauptung ohne den leisesten Versuch und ohne die Möglichkeit einer Begründung; sie hält sich ungefähr auf der logischen Höhe eines anderen Passus der Thronrede, wo gesagt wird, daß es den energischen Bemühungen der verbündeten Regierungen zu verdanken sei, wenn die Cholera Deutschland in diesem Jahr mit ihrem Besuch verschont habe. Wer über das Wesen der Cholera und die Art ihrer Verbreitung auch nur zehn Zeilen im Meyer gelesen hat, wird die tragische Größe und die stoische Seelenruhe bewundern müssen, womit Talleyrand der Junge diesen Satz niedergeschrieben hat. Die Seuche des Jahrhunderts ist selbst siech und kraftlos geworden, sie kann nicht mehr so fidel rasen wie vordem — im anderen Falle würde sie, wenn man Pettenkofer und anderen Autoritäten trauen darf, sich um die reglementsschmiedenden Wirkl. Geheimräthe noch weniger als um Bazillennarren, Barackenbauten und ähnlichen Unfug kümmern. Was die Cholera so furchtbar machte, haben wir schaudernd an dem unglücklichen Hamburg erlebt: es ist das grausige Elend, darin die Massen schmachten, es ist der Proletarierschmutz und der gewissenlose Geiz gewissenloser Geldsäcke, die Trinkwasser aus Kloaken pumpen ließen und es der Armuth reichten. Unsere Regierung hat an dem Erlöschen und der Verhütung der Cholera etwa so wenig Schuld wie an ihrem Entstehen; und mit weitaus größerem Recht könnte man ihr das gänzliche Fehlen kapitalistischer Mißwirthschaft im Norden Grönlands, das Verschwinden der Wanzen aus unbenutzten Betten und das gute Gedeihen der Kartoffeln in diesem Jahr zuschreiben. Denn in allen diesen Dingen könnten Reglements vielleicht helfen, bei der Cholera ist's um Papier und Dinte schade. Aber Talleyrand will nicht umsonst ein gescheiter Mann sein; er hält sich auf der Höhe moderner Wissenschaft und versteht sich auf Suggestion, was man früher „Sympathie" zu nennen pflegte. Die leidende und leicht zu beeinflussende Menschheit glaubt gern, was ihr „Kapazitäten" sagen, und Deutschland läßt sich am Ende in heilsamer Sympathie-Kur suggeriren, daß seine derzeitige Krankheit gar keine Krankheit, sondern der Gipfel alles Glückes ist, daß es eine wahre Leidenschaft für neues Militär und höhere Abgaben habe und keinen höheren Wunsch als den verspüre, es möchte immer so weiter gehen wie eben jetzt.

Aber durch Sympathie-Kuren und Worte, Horatio, nichts als Worte, durch die schönste Suggestion wird dem Kranken nur vorübergehende Erleichterung verschafft; nachher tritt das Uebel um so schlimmer und verwüstender auf. Und der Tag wird kommen, wo man zur bitteren, giftigen Medizin greifen muß, wie die alte Schule voraussagt, oder zum chirurgischen Besteck, wie die schneidigen Messerhelden der Operateurclique, auch Kriegspartei genannt, behaupten, oder schließlich zur Vernunft, wie ein Häuflein klein befürwortet.

Die mannigfachen Beweise warmer Sympathie, die dem Kaiser nach Aussage der Thronrede jüngst entgegen gebracht worden sind und über die sich mit dem Monarchen jeder vaterländische Politiker von ganzem, ganzem Herzen freut, dürfen gleichwohl nicht als Aeußerungen der Volksseele über die militärischen Vorlagen und die sonstigen Regierungsthaten angesehen werden. Sie gelten dem Kaiser, dem Mann, auf den Deutschland seine Hoffnungen gesetzt hat; sie gelten mehr noch als der Gegenwart der Zukunft, und keinesfalls der Vergangenheit. Zieht man von ihnen das Hurrahgebrüll der Canaille ab, die heute dem Commerziensozialisten Singer die Pferde, wenn möglich auch Uhr und Portemonnaie ausspannt, morgen dem Sozialistentödter Eugen Richter zujauchzt, wenn er auf roth bebändertem Fohlfüllen, Wasserstiefel an den wohlgeformten Beinchen und eine Musikbande hinter sich, seinen Einzug hält; die gleich nachher vor

King Bell aus Kamerun die Mütze zieht und unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Militarismus!" der Wachparade in gleichem Schritt und Tritt voranmarschirt — zieht man diese Schnapsbegeisterung à tout prix ab, dann bleibt immer nur ein kleiner Rest wahrer und herzlicher Liebe zum Herrscherhause. Ich weiß nicht, ob der Anstoß zur dankbaren Erwähnung des enthusiastischen Empfanges in der Thronrede vom Kaiser selbst ausgegangen ist; es scheint mir so, denn sie bringt ein Bischen Leben und Frische in ihre Oede und entspricht dem Bilde, das an dieser Stelle wiederholt von dem Monarchen entworfen worden ist. Der „scharfe Geist" aber, den der Dichter Stephan, Excellenz, neulich in Gürzenich an Wilhelm II. rühmte, wird klar zu unterscheiden gewußt haben zwischen conventionellem und ehrlichem Hurrahgeschrei. Ich hoffe, er hörte recht viel von letzterer Art heraus. Dann hat sich, was ein Wunder zu nennen wäre, seit den Wahl- und Qualmonaten im Sommer die Stimmung des Volkes gründlicher, schneller und ursachloser als sonst im Laufe preußischer Geschichte geändert. Ich hoffe es, glaub' es aber nicht und erlaube mir, schäkernd mit dem Finger den Herren zu drohen, die für Se. Majestät die Zusammenstellung der Preßstimmen besorgen. Seit Juni ist nichts passirt, was den neuen Kurs hätte populär machen können. War schon die Militärvorlage Millionen von Wählern ein Gegenstand des Hasses, um wie viel mehr noch müssen es die neuen Steuerpläne sein, womit man täppisch schlau hinterm Berge gehalten hat, anscheinend, um den guten Kerlen in der Provinz die Ueberzeugung zu suggeriren, die nöthigen hundert Millionen würden schon aus der geliebten Börse oder sonst einem unerschöpflichen Märchenborn hervorsprudeln. Und jetzt erwähnt selbst die Thronrede Taback und „Wein" als vornehmste Besteuerungsobjecte, und das todtgepeitschte Wort von den „tragfähigen Schultern", dahinter Rickert und Böckel, dies edle Brüderpaar, ihre Feigheit verbargen, ist zu feinen noch lebenden Vätern versammelt worden. Der Taback muß bluten, gewiß, ich als Nichtraucher bin ganz entschieden dafür; aber nicht der Importenverdampfer, sondern der kleine Mann, der Gistnudeln qualmt, soll sich hinfort an schlechtere Sorten gewöhnen. Warum aber schweigt die gesammte Presse, ob sie nun für oder wider die mythische 40 Millionen-Liebesgabe ulkt, so gar feierlich still von der hübschen Idee einer Reichs-Einkommensteuer oder einer neuen progressiven Erbschaftssteuer, vermittelst derer man das Bischen Geld rasch zusammenbekäme? Warum versäumt der neue Kurs diese gleich günstig nie wiederkehrende Gelegenheit zur Entlastung der schwachen Schultern; warum übermüden sich unsere Excellenzen wieder muthwillig mit dem Austüfteln so complicirter Steuerkunstwerke, wie es die neuesten Schöpfungen Miquel's sind? Höre, Künstler, Du wirst mir zu künstlich . . .

Wenn es denn schon keine bei allen Ständen beliebte Steuer gibt, warum wählt man dann nicht eine, die wenigstens die breiten Massen befriedigt und sie vergnügt aufathmen macht: „Na, Gott sei Dank, die können zahlen — die haben's ja dazu!" Statt dessen bricht man ein klipp und klar gegebenes Wort, macht das Volk mit jedem Tage aufsässiger, ängstlicher und mißtrauischer. Und Jeder, der mit ihm verkehrt und just dann des Weges kommt, wenn keine Teppiche aus den Fenstern hängen, keine Guirlanden sich über die Straßen winden und kein Trompetengeschmetter zu Ehren des einziehenden Kaisers ertönt, wird betreten und kopfschüttelnd unterstreichen, was unlängst hier zu lesen stand: „Wer da weiß, welchen Schatz von Liebe der unvergeßliche Hohenzoller Wilhelm mit in's Grab nahm, wie der Süden Deutschlands ihn und Bismarck vergötterte, und wer damit . . . die heutige Popularität der Krone und ihrer Berather vergleichen muß, dem steht fast das Herz still vor Schreck."

Sympathie-Kuren, sollen sie in Wahrheit, nicht nur in den Augen der behandelnden weisen Männer von Erfolg begleitet sein, verlangen innigsten Contact zwischen dem Kranken und seinem Arzt. Es ist nicht genug, daß der Doctor das Fluidum zu spüren meint und dem Patienten seine Befriedigung darüber ausspricht, nein, der Strom soll den siechen Körper des Leidenden durchfließen, Hoffnung in seiner Seele wecken und junge Thatkraft . . . Wer in den Thronreden des neuen Kurses gewaltige Perspectiven sucht, wie sie sich in denen Bismarck's von Zeit zu Zeit zu Zeit mit bezwingender Großartigkeit öffneten, der wird's nie zum ehrlichen Finder bringen. Unsere Politik ist wirklich sehr langweilig geworden, Graf Caprivi hat Recht behalten. Die Staatsmaschine arbeitet nur noch mechanisch. Sie schafft Polizeigesetze für den Tag, erpreßt Mammon, daß die Leute quietschen, erledigt ihr bureaukratisches Pensum, schlecht und recht — öfter dies als jenes — aber die geistige Regsamkeit fehlt, der Kampf um eine herrliche, hochstirnige Idee, die Sorge um den morgigen Tag. Weiß Gott, ich möchte nicht Thurmwächter sein in Nebelland, und nicht Mitglied einer Regierung, die kein großes Ziel vor Augen hat — selbst um den Preis baldiger Pensionirung nicht.

Die Reichstagswahlen, die Landtagswahlen und die Stadtverordnetenwahlen in Berlin haben gezeigt, daß hier, wo gerade jetzt neben der schlechtweg sozialdemokratischen auch eine monarchische, begeisterungsfähige und mit dem Gedanken der Neuzeit gesäugte Jugend auf den Plan tritt, die jungconservative Bewegung erschreckend zurückgeht. Von 87,000 Stimmen, die wir 1887 um unser Banner versammelten, ist ihm nicht die Hälfte treu geblieben; von 14 Sitzen im rothen Hause bewahrt uns die kommende Stichwahl vielleicht nicht einen. Die conservative Partei im Lande, sofern sie sich nicht auf bäuerliche Schwerfälligkeit und Traumseligkeit stützt — sie wird das, bei der fortschreitenden Aufklärung und den Agitatorenmassen der Gegner nicht mehr lange thun können — verdankt ihre heutige Stärke allein dem antisemitischen, im politischen Deutsch: dem sozialen Sauerteige, womit der kluge Freiherr von Hammerstein und der bedeutungsvolle Tag von Tivoli sie durchsetzt hat. Nachdem sie aber ihre sozialreformerischen, in's volksthümlich grobe Gewand des Antisemitismus gehüllten Versprechungen einmal gegeben hat, muß sie schon der Selbsterhaltungstrieb zwingen, nicht wortbrüchig zu scheinen. Und da sie als Regierungspartei gilt, ist es die Pflicht der Regierung, ihr mit sozialreformerischen Thaten zur Einlösung des verpfändeten Wortes zu helfen. Aber davon spricht in der Thronrede kein Buchstab, kein Komma, kein Gedankenstrich. Grabstille ringsum . . .

Hier hört alle Sympathie auf. Und es wird fortgewurstelt, bis es gar nicht mehr anders geht, bis ganz Süddeutschland sozialistisch-antisemitisch, und ganz Norddeutschland antisemitisch-sozialistisch gewählt hat. Dann vielleicht setzen die Geheimräthe sich nieder und dichten eine neue lex . . .

Ein bekannter und allgemein beliebter Offiziosus meinte jüngst, in bombastischer Besprechung der wirthschaftlich reformerischen Thätigkeit des neuen Kurses, es würde, Ehrenwort darauf, allerlei Großes geplant, aber man müsse sich noch ein Bischen gedulden. Es wäre doch eine ewige Wahrheit: Gut Ding will Weile haben.

Ja. Aber leider ist dies die einzige Wahrheit, die man je aus seinem Munde vernommen hat.

Caliban.

---

## Dramatische Aufführungen.

Hannele. Traumstück in zwei Theilen von Gerhart Hauptmann. — Die Ahrenshooper. Vaterländisches Schauspiel in einem Aufzug von Axel Delmar. (Königliches Schauspielhaus.) — Der Erste seines Stammes. Lustspiel in vier Acten von Richard Skowronnek. (Lessing-Theater.) — Föhn. Schauspiel in fünf Acten von Franz Oppenheimer. (Residenz-Theater.)

Gerhart Hauptmann hat uns ein Weihnachtsmärchen geschrieben, eine richtige, kleine Feerie mit Ausstattungspomp, Maschinenkünsten und Musik; sogar die nöthige Poesie und die holden Märchenlügen fehlen nicht. Unsere schrecklich Klugen können das zwar nicht zugeben und dociren oder faseln 'was Weniges vom consequenten Re- und Natur-alismus, der nun auch die Welt des bisher so verhaßten Reimes beleckt und die „alte Kunstrichtung" völlig verdrängt, indem er sich ihres Handwerkzeuges bemächtigt. In Wahrheit aber zeigt der nun allmählich ausreifende und die Gipfel seines Könnens erklimmende Hauptmann, daß wir im Kreislauf ungefähr da wieder angelangt sind, wo wir anno 1885 ausgingen, daß wir im Sturm und Drang dieser acht Jahre keine neue Kunst und auch keine funkelnagelneue Kunstform gefunden haben, weshalb wir uns dazu bequemen, allmählich, von hinten herum, zur alten „Schablone" zurückzukehren. Er zeigt aber auch ein wenig mehr, zeigt, daß nicht ganz nutzlos ästhetischer Dunst gemacht und daneben fleißig gearbeitet worden ist: die gepuderte und verschminkte Literatur hat sich auf ihre rothen Backen besonnen, sich etwas neues Blut transfusioniren lassen und der Verlegenheit à tout prix den Krieg erklärt. Die Technik speciell des Dramas wagte eine Reihe muthiger Vorstöße, sich aus den Fesseln Kotzebue's und Blumenthal's zu befreien. — Nur allmählich wird es klar, daß Angreifer und Vertheidiger, „neue und alte Kunst", im Interesse der beiderseits guten Sache übertrieben und vor Allem übertrieben geschimpft haben; daß hier einmal ausnahmsweise das Heil in der Coalition liegt. Und die „Gegenwart", die ihrer Bestimmung gemäß auch in diesem literarischen Kampfe niemals das Banner einseitiger Parteinahme aufhißte, sondern alles von beiden Seiten gebotene Gute mit gleicher Freudigkeit anerkannte und alles Schlechte mit Peitschenhieben tractirte, gleichgültig, von welchem Schulgötzen es kam — die „Gegenwart" begrüßt den jungen Poeten an dem Punkte seines Entwickelungsganges, wo er jetzt angelangt ist, mit doppelter Freude. Er, in seinen Lehrlingsjahren der Radicalste und Verwegenste, der den „Bourgeois zu verblüffen" und zu erschrecken wußte wie kein Anderer, nun im Begriff, die Gegensätze zu versöhnen und aus dem blutrothen, wilden Revolutionär ein fein lächelnder, überlegter Reformator zu werden! Sein „Hannele" ist keine hinreißend großartige, ist nicht einmal eine gute Dichtung, aber sie birgt alle Keime einer goldenen Literaturzukunft. Sie ist wie das heisere Märzenlied des Singvogels, der seine rauh gewordene Kehle für den kommenden Frühling stimmt.

Der bisherige Entwickelungsgang Hauptmann's, von dem sozialen Drama Castan'schen Angedenkens bis zum Hannele, zeigt deutlich, wohin diese reichste und lernfähigste Begabung im jungen Dichter-Deutschland, sofern sie sich selbst treu bleibt, gelangen wird. Anfangs war es Hauptmann fast ausschließlich um die viel berufenen documents humains zu thun; er trug Beobachtungen zusammen, gleichgültig, ob sie für das just vorliegende Werk von Bedeutung oder ganz nebensächlich waren; er vertiefte sich in jedes Detail mit zärtlichster Liebe und erließ uns auch das Werthloseste nicht. Seine „Dramen" entbehrten dadurch aller künstlerischen Perspective, aller impostirten Lichter und feineren Schatten; sie mutheten wie Gemälde eines genialen Naturkindes an, das weder die ewigen noch die zeitlichakademischen Regeln seiner Kunst respectirte. Langsam nur stieg er empor; langsam nur befreite er sich von der Manier Anderer, von Ibsen, Holz und Schlaf, die er übertrumpfen wollte. „Einsame Menschen" und „Ein Friedensfest" waren noch Schülerarbeiten oder bloße Studienblätter. Dann im „Collegen Crampton" vernachlässigte er, mit jähem, aber sehr verständlichem Ruck nach rechts, zu Gunsten einer einzigen Person alle anderen Figuren des Schauspiels und bewies den Machern, daß er auch sudeln und flickschustern könne wie sie, dabei aber

wenigstens den Mittelpunkt des Dramas mit königlicher, verschwenderischer Pracht auszustatten wisse. Durch die colossalen „Weber", diese herzbezwingendste Dichtung unserer jungen Literatur, ging der Pfad des Einsamen zum „Hannele". Und wenn gleich die Beziehungen zwischen beiden Werken nur gering sind, wenn sie sich nur darin ähneln, daß Beide tiefes, dichterisches Mitleid für die Gequälten und Verlassenen durchwogt, wenn die trotz alledem dramatischen Weber das rein lyrische Hannele an Wucht und Nachhaltigkeit der Wirkung bei Weitem übertreffen: in einer Beziehung steht nach meinem Empfinden „Hannele" doch über ihnen. In den Webern ist die realistisch scharfe Beobachtung noch allzu sehr Selbstzweck, und die Braven, die damals den „Wirklichkeits-Abschreiber" schalten, hatten scheinbar nicht so ganz Unrecht; im Hannele aber gibt der prächtige Realismus Hauptmann's nur den festen Baugrund ab für eine gen Himmel strebende Dichtung, ist nur die Folie für eine Emaillemalerei zartester, feinster Art. Hier wirkt er nicht mehr vordringlich, ohne Noth aufgeklebt und deshalb unkünstlerisch; hier ist er mit dem Werk verschmolzen, Kupfer in der Bronce, und bis aufs letzte Tüttelchen unentbehrlich.

Wie das Gesindel im Armenhause sich zankt und amüsirt, wie es die Beute theilt und sich betrügt; wie dann das arme, aus dem Teich gezogene Mädel ins schmutzige Zimmer geschleppt, ausgefragt und „verhört" wird; wie des Dichters reife Kunst das Lumpenpack und die barmherzigen Pfleger, das Hannele selbst beleuchtet und ihre Charaktere rund und sicher vor uns hinstellt — dies alles heischt lauteste Bewunderung. Ja freilich, Hauptmann that Recht daran, so lange „im Naturalismus zu waten"; ihm — leider ihm allein unter so vielen — ist diese Watezeit zum reichsten Segen ausgeschlagen. Wer eine Scene zu ersinnen weiß wie die, wo das vierzehnjährige verschüchterte Kind sich im halben Fieber von dem geliebten Lehrer über die Gründe zu seiner Verzweiflungsthat ausfragen läßt, wo das auf den Tod verwundete Seelchen in Stammellauten mehr als in zusammenhängenden Worten all seinen Jammer erzählt und zugleich sein wundersam-phantastisches Traumleben verräth, wo dann die erotischen Empfindungen der Vierzehnjährigen aus ahnungslosem Herzen aufblitzen und sich mit religiösen, mystischen Vorstellungen vermählen — wer das zu schreiben vermochte, der ist ein großer Menschenkenner und ein größerer Poet; und man thut auf „anti-naturalistischer" Seite gut, ihn nicht mit den anderen Sudelköchen und Sudermännern in einen Topf zu werfen. Der Expositionsact im „Hannele", die lebenswahre Basis, auf der Hauptmann sein Traumstück errichtet hat, ist über alles Lob erhaben. Aber das Gebäude selbst, das wirkliche „Traumstück" . . . .

Hier hat sich Hauptmann in eigener Schlinge verfangen. Hier faßte ihn ein mächtiges Streben, dichterstark aufzusteigen, aber der Wunsch, mit unholden Jugendeseleien nicht zu brechen und auch fernerhin den Ehrentitel eines „consequenten Realisten" zu verdienen, hielten ihn am Boden fest. Und sein Genius, der bisher trotz tragkräftiger und farbenschöner Schwingen nie das Fliegen versucht hatte, flatterte einige Fuß über der Erde scheu hin und her, um den Freunden mit lustigem Sonnenfluge kein Aergerniß zu geben. Hauptmann hat in der „Hannele" dem Anschein nach nur wenige von den Schulregeln der Aesthetiker verletzt, die an ihn glauben und an die er glaubt; thatsächlich aber verging er sich fast gegen alle. Dadurch ward der zweite Act zu einem traurigen mixtum compositum, weder Fleisch noch Fisch, ein „ich möchte ganz gern, aber ich mag nicht". Dadurch sank das mit so schöner Kraft begonnene Werk zuletzt wirklich auf das Niveau einer Weihnachts-Ausstellung bei Kroll, eines ungeheuer viel Beleuchtungseffecte und Decorationspomp verschwendenden, geistvollen Melodrams. Hauptmann, der in seiner Consequenz ein Dorfkind keine himmlischen, hohen Ideen träumen lassen wollte, der sich aber gleichwohl nicht bedachte, ihm Verse von süß melodischem Fluß und poesiereiche Gleichnisse zu hören zu geben, wie sie dem Horizont des armen Geschöpfes ganz gewiß nicht angepaßt sind, mußte nothgedrungen irgendwie für eine dramatische Steigerung seiner dialogisirten Lyrik sorgen. Dies dadurch zu bewirken, daß er die Vision aus naiv kindlichen, geistig unbedeutenden oder gar flachen Vorstellungen allmählich in gedankliche Höhen erhob und besonders der in Metren und Reimen daherschreitenden Heilandsrede am Schlusse Inhalt und Tiefe verlieh, verbot ihm seine „Liebe zur Lebenswahrheit"; er nahm also zu allerhand opernhaften Mätzchen und Kinkerlitzchen seine Zuflucht, zu Weihrauch und Orgelklang, Engelschaaren in prächtigen Gewändern, mystischen Entzückungen und buntem elektrischen Licht. Nirgendwo erhob sich der zweite Act über das Conventionelle, niemals wandte sich all sein Wortklang und bunter Bilderschmuck an die Seele, er blieb immer nur Schauwerk für die rohen Sinne; selbst das psychologische Frage- und Antwortspiel: Kann ein unwissendes Dörflerkind das träumen oder nicht? verlor zuletzt, besonders, als man öfter mit Nein! antworten mußte, seinen Reiz, und Eintönigkeit blieb übrig, beginnende Langweile. Einem Schulprincip zu Liebe hat Hauptmann wieder die Dichterkrone geopfert, und doch ist in diesem Kampfe nicht einmal die Fahne gerettet worden. Er mußte sich von vornherein sagen, daß die Verkörperung eines Traumgesichtes dem „entschiedenen Realisten" nun und nimmer gelingen würde, daß es vielmehr eine Aufgabe wäre, für die seine Kunstmittel nicht ausreichten. Statt dessen versuchte er allen Ernstes, auch hier „lebenswahr" zu sein und die Fieberphantasien klein Hannele's nur mit solchen Erscheinungen zu bevölkern, diese Erscheinungen nur solche Reden führen zu lassen, die nicht über des Mädchens Gesichtskreis gingen. Was die Reden anbelangt, so mißlang ihm, wie schon oben erwähnt, sein Bemühen. So gebildet und in so wohllautenden Rhythmen, mit solchem Bilderprunk sprechen die Seraphine und der Heiland eines Hannele nicht. — Die Traumgestalten freilich stammten alle aus der Bibel, aus illustrirten Märchenbüchern und den eigenen Erlebnissen der Kleinen — aber so klar und raffinirt gewandt, so logisch ordnet der Traumgott die Handlung seiner Schauspiele niemals an, selbst bei Mathematikern und dramatischen Dichtern nicht. Da schießen die Fäden unter allen Umständen wirr durcheinander, da geschehen immer die tollsten Seitensprünge — in Hannele's Traum geht's nach ganz bestimmtem, unverrückbarem Plane aufwärts zur Apotheose. Anders aber hat's der „Idealist" Grillparzer, nurealistischer hat es der Naturalisten- und Nietzsche-Vernichter Widmann auch nicht gemacht.

Die oft getadelte, principienreitende Pedanterie Hauptmann's, der Schulfuchs in ihm hat dem Dichter einen bösen Streich gespielt, und dadurch, daß er sich so weit vergaß, seinen fundamentalen Irrthum durch allerhand Kunststücke und Jongleurtricks verdecken zu wollen, erlitt er mit seiner Hannele vor der ernsthaften Kritik eine demüthigende Niederlage, was ihm noch nie begegnet ist. Aber vielleicht hilft gerade sie ihm auf den rechten Weg, auf das Hochgebiet, das seiner wartet. Dem nach „Hannele" und unter dem Eindruck ihres „Erfolges" entstandenen Drama Hauptmann's müssen wir mit höchster Spannung entgegensehen; es wird entscheidend für seine Stellung in der deutschen Literatur sein. — —

Besonders nach der schwachen, zweiten Abtheilung des Traumstückes erntete der Dichter rauschenden Applaus, während der weit bessere erste Aufzug von dem verständnißlosen Publikum sehr lau aufgenommen wurde. Dies wunderbare Parkett im Schauspielhause hat es auch fertig bekommen, eine Hudelei, wie sie schlechter seit Jahren nicht mehr über die Berliner Bretter gegangen ist, „Die Ahrenshooper" von dem pseudonymen Maramann Axel Delmar, mit Hurrahgebrüll zu begrüßen und den Autor wiederholt vor die Rampe zu lärmen. Der wohl ebenso oft gerufene Gerhart Hauptmann wird die Ehre seitens eines solchen Parketts zu würdigen gewußt haben. . . Da ist eine opernhafte Handlung mit Librettschreiber-Oberflächlichkeit ausgeführt, ganz auf grelle Effecte und Pseudovaterlandsliebe von jener Sorte gestellt, mit der heutzutage leider jeder Bierwirth und jeder „Poet" Geschäfte machen darf. Steuermann Klaus hat den „Marengo", ein nach Danzig bestimmtes französisches Schiff, das Ordre zum Bruch des Waffenstillstandes an Bord trägt, auf den Sand laufen lassen; vierhundert Mann mit ihren Offizieren sind ertrunken, der präsumptive Schwiegervater des Mordspatrioten weigert sich, einen solchen Schuft zum Sohn zu nehmen; gleich nachher besinnt er sich aber, hißt an einem lange bereit stehenden Mast eine bereit gehaltene Preußenflagge mit bereit gehaltenem Blumenstrauß und läßt den inzwischen arretirten Klaus durch die Ahrenshooper Bauern und Fischer befreien, um ihn dann gerührt und versöhnt an's Schwiegervaterherz zu pressen. Adolf-Ernst-Gruppe, wiederholtes, überlautes Hurrah, Vorhang. — Wenn es nicht die sonst so feinsinnige Leitung des Schauspielhauses wäre, die sich der groben Geschmacklosigkeit schuldig gemacht hat, diese Parodie Wildenbruch's aufzuführen, man schwiege davon; so aber will ich im Namen deutsch empfindender Männer Protest dagegen erheben, daß auf dieser vornehmen Bühne Kunst und Vaterlandsliebe prostituirt werden. Nicht der leiseste Versuch einer Motivirung oder Charakteristik findet sich in dem dreisten Machwerk — Hurrah! „Mutters Thränen und Mutters Augen", widerlichste Sentimentalität im Munde eines greisen Seebären — Hurrah! drastischer Humor dadurch erzielt, daß man einem Witzbold immer wieder „fall nicht in die Schoten!" sagen und ihn von allen Mitspielenden Primtabak schnorren läßt — Hurrah! Ein Pensionatsfräulein als Schiffermädel; ein schwatzhafter maskirter Biedermann aus Galen'schen Romanen als Vertreter echten Deutschthums, als Seeveteran; Possen- und Schauspieltypen, wie sie Kotzebue und die Marlitt in vertrautem Bund gezeugt hätten — Hurrah! Das „Stück" hat aber einen Vorzug, der gerechter Weise hervorgehoben zu werden verdient: es ist nur einactig.

Auf diesen mildernden Umstand darf Herr Richard Skowronnek keinen Anspruch erheben; sein Lustspiel: „Der Erste seines Stammes" weilt länger und langweilt ausgiebiger. Doch auch er überrascht den unbefangenen Zuschauer in gewisser Weise angenehm: einmal durch die beneidenswerthe Fixigkeit, womit er, kaum gerufen, auf der Bühne erscheint, und dann durch seine blühende Jugend. In dem Verfasser eines Werkes, das ganz und gar aus den ältesten Schwarten und Schmökern gezogen ist, in dem Nachdichter des „bourgeois gentilhomme" vermuthet man einen hochbetagten Herrn, der die berühmten Lustspieldichter mindestens des 18. Jahrhunderts noch persönlich gekannt und bei Lebzeiten abgeschrieben hat; statt dessen erscheint ein Jüngling, wie er jünger noch keine Redactionsstube schmückte. — Vor zweihundert Jahren ungefähr war es ein Verdienst, die Narrheiten des adelssüchtigen Bürgerthums zu geißeln und die hochmüthige „Nobleſſe" zu verspotten; heute bewerben sich nur noch in den „Fliegenden Blättern" Commerzienräthe — immer solche jüdischer Abstammung — um den Freiherrntitel. Herr Skowronnek aber ist schlauer Weise nicht 'mal so modern, wie die schablonisirenden „Fliegenden", denn im Lessingtheater liebt man sich antisemitische Regungen befremdlicher Weise gar nicht; dafür aber liebt man es dort nach Neuberliner Art, alles zu verhöhnen, was nicht gleich für Geld zu haben ist und nicht im Kurszettel steht. Das Mitglied der freisinnigen Volkspartei, Richard Skowronnek, hat sich die geistespöbelhaften Instinkte seines Publikums zu Nutze gemacht. Niemals ist in einem modernen Lustspiel die adelsfeindliche Tendenz so faustdick und verletzend plump aufgetragen worden; in Skowronnek's Augen scheint das Wörtlein „von" nach florentinischem Muster Spitzbube und Gauner anzuzeigen, während die Tugend grundsätzlich Müller oder Levy heißt. „In China lebt ein Demokrat", singt das Volkslied; dieser Demokrat ist mit Richard Skowronnek identisch. Seine Rückständigkeit indeß und seine Parteimeierei hätten wenig zu bedeuten, wenn er zu amüsiren verstünde und ein halbwegs fideler Possenreißer wäre. Aber was er bietet, ist verstaubt und überall antiquarisch zu kaufen; keine originelle Situation,

keine lebensfrische und neue Figur erquickt, und einen geistloseren Dialog zu schreiben, würde selbst Herrn Philippi schwer fallen. Nächstdem verdient der liederliche Aufbau des Stückes, besonders der alberne, geschwätzige erste Act herben Tadel; und wenn ich nicht der Ueberzeugung wäre, Herr Dr. Blumenthal spielte so tragische Lustspiele nur, um für die seinigen Reclame zu machen, und nähme sie um so lieber, je schlechter sie sind, dann bäte ich ihn, in Zukunft doch wenigstens bei solchen Hintergrundstücken ordentlich „Roth aufzulegen". Denn abgesehen davon, daß es ein Göttervergnügen sein muß, in Skowronnek'schen Manuscripten ganze Scenen zu streichen, würde Dr. Blumenthal dadurch dazu beitragen, die dramatische Kunst vor dem Schicksal der deutschen hohen Politik zu bewahren: vor absoluter Langweiligkeit.

Auch aus dem Residenz-Theater ist diesmal nichts Erlaubliches zu melden. Mit völlig ungenügenden Mitteln, aber desto größerer Naivetät und mit völlig genügender Ahnungslosigkeit unternahm ein sicherer Dr. Oppenheimer den Versuch, Björnson's „Handschuh" dramatisch umzuwenden und ein neues Schauspiel „Föhn" daraus zurecht zu krempeln. Wehhalb es „Föhn" heißt? Man frage den Verfasser, weshalb er Oppenheimer heißt — und ein Narr wartet auf Antwort. Daß ein junger Mann nicht keusch und züchtig sein solle in Worten und Werken, ehe er heirathet, daß er sich vielmehr, im Gegensatz zu den Forderungen schwärmerischer Swawa's, vorher ordentlich austoben müsse, das erörtert mit wenig Bierwitz und allzu viel Behagen unser glücklicher Autor. Glücklich deshalb, weil er so viel schöne, freie Zeit, wie zum Schreiben eines Dramas gehört, so nutzlos verbringen darf. — Was am „Föhn" dilettantischer ist, der Aufbau der sogenannten Handlung oder Zeichnung und Entwickelung der Charaktere, darüber sollen die Familienmitglieder des Herrn Oppenheimer noch heut im Unklaren sein. Mögen sie. Sein dramatisches Talent wird ja ewig eine Familienangelegenheit bleiben . . .

## Notizen.

Christnachtphantasien. Von Julius R. Haarhaus. (Leipzig, H. Haessel.) Der Verfasser hat sich durch seine formvollendeten Beiträge im Cotta'schen Musenalmanach als Lyriker gut eingeführt und tritt nun hier unseres Wissens zum erstenmal als Erzähler auf. Eine pünktliche Fabuliergabe, überraschende Einfälle, gefällige Darstellung, Phantasie und Geschmack zeichnen diese beiden Erzählungen aus, die gewissermaßen zusammengehören. Es sind Weihnachtsmärchen im Sinne des herrlichen Boz, ohne dessen Lust an der Uebertreibung und doch nicht ohne Humor, mit einem starken Stich ins Phantastische und doch wieder fest auf dem Leipziger Boden von heute. Der Einfluß Hauff's, nicht so fast seiner Phantasien im Bremer Rathskeller, als seiner Conversationsnovellen und Märchen ist unverkennbar, und gerade deren romantisch-ironischer Ton klingt überall durch. Die Einleitung enthält eine prächtige Satire aus dem Buchhändlerleben und sticht durchaus nicht etwa disharmanonisch gegen die folgende romantische Charakterstudie des philosophischen Theaterschneiders und die rheinische Spukgeschichte ab, was allein schon eine künstlerische Hand verräth. Hier bildet auch die novellistische Pointe einen guten Abschluß, während in dieser Beziehung die zweite Geschichte von der verzauberten Katze etwas enttäuscht. Mit einem kleinen Zusatz ließe sich dem abhelfen und die fehlende dramatische Steigerung herstellen, indem der Erzähler nicht nur seine Tafelfreunde verliert, sondern auch seinen Häschern entspringt, die dann am Schluß, gerade wenn sich die Prinzessin wieder in die Katze verwandelt, einzutreten haben, und den Traum, der jetzt zu einem Alp wird, beenden. Der Verfasser ist ein Verschwender. Ein Anderer hätte aus diesen zwei Plaudergeschichten ein Dutzend Novellen gemacht; er aber wirft mit seinen Einfällen und Motiven geradezu um sich, so daß in diesem eigentlich feuilletonistischen Feuerwerk oft Manches ohne die verdiente Wirkung verpufft. Er muß auch als reicher Mann künstlerisch noch haushalten lernen und wird dann ein Meister sein. Aber auch dieser ungeduldige Erstlingswurf ist eine schöne Talentprobe und ein sonniges, sinniges Buch, so recht ein Weihnachtsgeschenk für literarische Feinschmecker und Kenner.

Ibsens Dramen. Sechzehn Vorlesungen von Emil Reich. (Dresden, Pierson.) Das vorliegende Buch hat vor Allem den Vorzug, den umstrittenen Scandinavier nicht von „rückständigen Gesichtspunkten" zu beurtheilen. Sein Verfasser, ein junger, unabhängiger Kämpfer für Zukunftsgedanken, wie er sich nennt, der besonders durch seine treffliche, jüngste Schrift „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Klassen" (Leipzig, Friedrich) Aufmerksamkeit auf sich lenkte, widmet es dem „hoffnungsfreudigen, siegesmuthigen neuen Geschlechte". Es ist überdies das erste Werk, das, mit eingehendstem Studium, Zug um Zug, das gesammte Schaffen des Dichters bis auf die neueste Zeit umspannt. Zerlegend und zusammenfassend führt es uns vom Fragmentarischen der Einzelschöpfungen zur Lebensanschauung, zum geschlossenen Ganzen, zum Lebenswerke des Dichters. Wir lernen es als Streben nach der Lösung eines großen Problems begreifen, wir sehen es in zwei Theile zerfallen, mit zerstörender, mit aufbauender Tendenz. Im ersteren gelangt der Dichter auf dem Wege einer tiefbohrenden Beobachtung „einer unerschrocken zersetzenden Kritik des wirklichen Lebens, zu dem Ergebnisse, daß die innerlich haltlos gewordene, doch von Staat, Kirche, Sitte noch fortgesetzt geübte geistige Bevormundung die eigentliche Quelle der moralischen Schlappheit und Duplicität, der aus innerer Hohlheit entspringenden Ueberschätzung des Aeußerlichen, des Scheinwesens sei, das er allenthalben als gültiges System gewahrt. Auf allen Gebieten, nicht zum mindesten dem der Freiheit, ruft ihn dies zu jenem Kampfe bis auf's Messer" gegen die Halbheit, gegen den „Geist des Accords", der seine ethische, erziehliche Bedeutung begründet. „Alles oder nichts!" ist seine Devise, wie die Brand's. Der zweite Theil ist die fruchtbare Anwendung des ersten, ist die von der Ueberzeugung „daß die Menschen Sittlichkeitsgefühl, Reinheitssinn wie einen Naturtrieb in sich tragen" ausgehende Gründung der Ethik auf die Freiheit, ist die Schöpfung des vorbildlichen, doch dem Leben nicht fremden Typus des „freudigen Adelsmenschen" mit dem „befreiten Geist" und dem „geläuterten Willen", den „durch Freude geadelten Sinnen". In ihm, der sich auf Geheiß des eigenen Innern in den Dienst eines Höheren außer ihm stellt und der, sich selbst die sittliche Weltordnung erschaffend, spricht: „Es gibt keinen Richter über uns, und deshalb müssen wir sehen selbst Justiz an uns zu üben", vollzieht sich die Versöhnung der beiden sich befehdenden Weltanschauungen, der autoritätsgläubigen und der „frei gewordenen"; durch ihn wird jenes von Kaiser Julian erträumte dritte Reich zur Wahrheit, das „seine lebendigen Quellen in Adams Haine hat und unter Golgatha". Zur Höhe dieser idealen Auffassung hebt der Dichter, in dessen reformatorischen Ideen Reich wohl nicht seine größte Bedeutung, doch die Krönung seines Gedankenbaues erblickt, die ganze soziale Frage. Nicht in den „Spezial-Revolutionen, Revolutionen im Aeußerlichen", in der „Revoltirung des Menschengeistes" liegt ihm deren eigentliche Lösung. Ihm ist die wahre Aufgabe die, alle Menschen zu Adelsmenschen zu machen, so viele wie möglich auf alle Fälle. Doch nicht von außen lassen sie sich adeln. Nur hierzu das Streben zu wecken, könne versucht werden. „Thun müssen sie es selbst. Durch eigene Kraft!" Der Verfasser feiert die Dichtung, in der Ibsen zum ersten Mal sein positives soziales Programm entwickelt, sich mit den streitenden Parteien auseinandersetzt, alle Für und Wider erwägt, in zwei Beispielen zeigt, was ihm Adelsmenschen sind und wie sie es werden, all sein Streben und Sehnen, seine ganze Seele kund thut, allen seinen Optimismus, und seinen, in der trüben Prophezeiung ausklingenden Pessimismus. Peter Mortensgård, der capabel ist das Leben ohne Ideale zu heben, sei der Häuptling und Herr der Zukunft! — Mit Recht nennt der Autor „Rosmersholm" als den Höhepunkt von Ibsen's Schaffen. Doch scheint er mir nicht ganz consequent vorzugehen, wenn er behauptet, Ibsen hätte in dieser Tragödie, wie überhaupt in den Dramen der dritten Periode, sich von jener Richtung auf grenzenlose Ueberschätzung der persönlichen Selbständigkeit und „Unabhängigkeit von jedem fremden Factor" freizumachen begonnen. Was gerade aus seinen Ausführungen klar hervorgeht, daß es das Merkmal seiner Philosophie, keine zweierlei Vernunft, keine verrückbaren Grenzen zu kennen, sich auch nicht eigentlich zu corrigiren, nur immer reicher zu differenziren, das nimmt er zurück, wenn er von einem zuviel, von einem Mehr oder Minder spricht. Wahrheit liegt Ibsen nur im Absoluten. Von seinem Individualismus gibt er auch kein Jota ab, wenn er seine ethischen Ideale aufstellt, ist ihm die Hingabe an dieselben, die ihm Sittlichkeitsmarionetten nicht verwirklichen, doch nur die Folge eines inneren Prozesses, die Emanation des freudigen Adelsmenschen. Nicht an seinem Mehr oder Minder von Härte scheitert Brand. Nur so kann er als Charakter vorgehen. Doch die Stimme von oben ruft ihm ihr „Ich bin Deus caritatis!" zu, weil er in geistlichem Hochmuth den Seelen überhaupt zu gebieten sich vermaß. Hätten wirklich in „Kaiser und Galiläer" die Lieblingsansichten des Propheten des Individualismus eine tragische Niederlage erlitten? Zerschellt nicht vielmehr der Machtwille selbst eines Weltenherrschers an dem Widerstande freier Herzen? Ja auch Don Quixote Werke, der gewiß wohlmeinende, richtet nur Unheil an mit seiner Manie, Vorsehung zu spielen, an der er selbst zu Grunde geht. Wodurch geschieht es, daß Peer Gynt, „sich selbst genug", nie die Persönlichkeit wird, die mütterliche Eitelkeit wie eigene in ihm sieht? Weil er von den gewohnten Anschauungen, von der Rücksicht auf die öffentliche Meinung sich nicht frei zu machen vermag, dem „großen Krummen" nicht entschlossen zu Leibe geht. Von ihm befreit ihn Solveig, die Liebe, wie ihn, den Gebirgssohn, die gesunde Naturmutter Aase und die Kuhschellen des Schwarzrocks im Fjäll — vor der schielenden Lebensklugheit, bewahrt. Doch was jene Beiden nicht fertig brachten, das bleibt dem „heimlichen Kaiser" dem Dünkel vorbehalten, der ihn nicht dazu gelangen läßt „sich selber treu" zu sein. Ebensowenig aber läßt sich in dem „geläuterten Sozialismus" Reichs, der „die wichtigste Aufgabe der Gesellschaftsorganisation darin erblickt; Jedem nach seinen Fähigkeiten den Platz anzuweisen, wo er der Menschheit die werthvollsten Dienste leisten kann" eine Fortentwickelung von Ibsens idealem Sozialismus erkennen, dessen Formel lautet: „Glück für Alle, geschaffen durch Alle, von Jedem erstrebt auf seinem eigenen, natürlichen Wege". Trotz aller Schwankungen in seiner Auffassung hat Reich ein gutes Buch und eine schöne Würdigung des Dichters, noch mehr des Denkers Ibsen geschrieben. Indem es von der kritischen Beleuchtung von Einzelwerken zu der von Fragen gelangt, welche die Menschheit am tiefsten berühren, die Zeit am tiefsten aufwühlen, erhebt es sich weit über das Niveau einer bloßen literar-historischen Forscherarbeit. Erich Holm.

In der allbeliebten, billigen „Sammlung Göschen" ist ein neuer Band erschienen, der eine Besprechung vollauf verdient: „Geschichte der deutschen Literatur" von Max Koch. Der Breslauer Professor bietet hier auf 200 Seiten eine deutsche Literaturgeschichte, die in Bezug auf Gruppirung des Stoffes, Uebersichtlichkeit, Charakteristik und Prägnanz ein Unicum genannt werden darf. Alle neueren Forschungen sind in nuce berücksichtigt, und einzelne Parthien, wie die über das mittelalter-

liche Schauspiel, die Tellenspiele und die englischen Komödianten, wirken fast wie Offenbarungen. Die eigentlichen Gebiete Koch's: Wieland, Gottsched, Grillparzer, Goethe, Schiller, die Romantiker und — Richard Wagner sind, wie begreiflich, besonders liebevoll behandelt, doch stets im abgemessenen Gleichgewicht und Zusammenhang mit ihren Zeitgenossen. Als Abriß und Handbuch ist das Werkchen unschätzbar.

Ja oder Nein? Photographie des Geistes und der Seele. Von Ludwig Aub. (Nürnberg, Ludwig Groß.) Der seltene Titel läßt kaum vermuthen, daß es sich um eine Privat-Enquête handelt, und daß dem Unternehmen ein sehr guter Gedanke zu Grunde liegt. Ebers und Schmidt-Cabanis haben dieses Stammbuch für Freunde und Fremde, Berühmte und Unberühmte, Große und Kleine eingeleitet, und die Fragen, die die Eintragenden mit Ja oder Nein beantworten sollen, sind so geschickt gestellt, daß wir ein wirklich charakteristisches Bild von ihnen und ihrem Denken und Fühlen, Thun und Lassen, ihren Neigungen und Meinungen über Politik, Religion, Literatur und Kunst gewinnen können.

Elisa. Von Edmond de Goncourt. (Berlin, L. Waldau.) Der berühmte oder berüchtigte Roman „La fille Elisa" ist eine Culturstudie über die moderne Prostitution, und trotz dem Uebergewicht von prosaischen und trivialen Documenten, die durch keine Zola'sche Symbolik gemildert und verklärt werden, ein ergreifendes Buch von tragischer Schauer. Einer der consequentesten naturalistischen Romane trotz einiger Lyrismen à la Victor Hugo, z. B. in der Einleitung, ein durch und durch ernsthaftes und bei aller Neugier keusches Buch, ein echter Roman der Zukunft, d. h. für denkende Männer. Die Uebersetzung von W. Lilienthal verdient eine gute Note.

Otto Neitzel's Führer durch die Oper (Leipzig, A. G. Liebeskind) liegt in seinem ersten Bande, der die deutsche Oper behandelt, vollendet vor. Dieser dritte Theil, der ausschließlich Richard Wagner gewidmet ist, steht seinen Vorgängern in Bezug auf geistreiche und gewissenhafte Durchdringung des Stoffes nicht nach und übertrifft sie sogar in mancher Beziehung. Es ist der weitaus beste populäre Wagner-Commentar, der je geschrieben wurde, und steht auch in stilistischer Beziehung hoch über dem abstrusen und langweiligen Bayreuther Deutsch der Wolzogen, Hagen und Genossen. Ueberall merkt man nicht allein den Denkenden, sondern auch den ausübenden Musiker und obendrein den Mann von Besonnenheit und Geschmack, dem es nirgend um blendende Unterschiebungen und willkürliche Auslegung zu thun ist. Als rückhaltloser Bewunderer des Meisters begibt er sich doch seines guten kritischen Rechtes nicht. Was uns seinen Commentar besonders lieb macht, ist der Vorzug, daß er die Musik Zug um Zug analysirt und dabei mit feinstem Verständniß auch die intimsten Schönheiten aufspürt, die selbst dem genausten Kenner oft nicht zum Bewußtsein gekommen sind. Sodann, daß er auch den, namentlich formell, nicht einwandfreien Text bespricht und sich für dessen Schwächen nicht blind erweist. Endlich aber, daß neben dem Musiker und Aesthetiker auch der practische Bühnenkenner überall durchbricht, der dem Theaterschlendrian unserer Opernhäuser, den Sängern, Kapellmeistern und Regisseuren muthig auf den Leib rückt. Das hindert ihn aber wieder nicht — zum Schrecken aller Wagnerpfaffen! — da und dort selbst Aenderungen und Streichungen zu empfehlen; ja von „Tristan" hat er sogar eine große Tabelle aller wünschenswerthen Kürzungen aufgestellt, die wir im Interesse des schrecklich langathmigen Werkes und seiner Volksthümlichkeit entschieden befürworten. Aber auch hier bleibt er maßvoll und ruft den vandalischen Beschneidern zu, sie möchten doch einmal zusammenrechnen, „wie viel Zeit durch ihre herkömmlichen Kürzungen im Lauf eines Abends gespart wird, oft nicht einmal eine Viertelstunde, der zu Liebe dem Zusammenhang und der Formschönheit Gewalt angethan wird." Auch diesen Band hat Felix Liebeskind mit gewohntem Geschmack ausgestattet und durch viel in den Text gedruckte Notenbeispiele practisch werthvoller gemacht.

Arius der Libyer. Ein Idyll aus der christlichen Urkirche. Aus dem Englischen übersetzt von Käthe Dolle. (Frankfurt a. O., Andres & Co.) Wir kennen den Verfasser dieses geschichtlichen Romans nicht, denn wunderlicher Weise nennt das Titelblatt nur die Uebersetzerin, aber wir vermuthen einen englischen Prediger und jedenfalls mehr einen Theologen als einen Historiker. Der Held ist Arius, der mit seinen Anhängern Jesum für einen bloßen Menschen erklärte und im vierten Jahrhundert einen großen Einfluß ausübte. Noch besser ist die Schilderung Constantins des Großen, dessen widerspruchsvoller Charakter hier eine eindringliche Analyse und eine Darstellung erfährt, die durchaus plastisch und künstlerisch wirkt. Der Tod des aus der Verbannung nach Constantinopel zurückkehrenden Arius schließt das umfangreiche Culturgemälde schön ab.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

---

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".


**Belletristische Novitäten**

aus dem Verlage der

**Deutschen Verlags-Anstalt**

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Der Eisenwurm.**

Roman von

**Robert Byr.**

2 Bde. Preis geh. ℳ 5.—; fein geb. ℳ 6.—

**Rahu.**

Roman von

**Gregor Samarow.**

3 Bde. Preis geh. ℳ 10.—; fein geb. ℳ 13.—

**Der gute Genius.**

Roman von

**E. Schmidt-Weißenfels.**

Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von H. Andres & Comp. in Frankfurt a. O.

**Arius der Lybier.** Ein Idyll aus der christlichen Urkirche. — Aus dem Englischen. — 8°. (372 S.) Preis 4 ℳ 50 ₰, eleg. gebd. 6 ℳ.

. . . ein Buch, daß mich in höchstem Grade interessirt und fesselt und das ich für eine ungewöhnliche, außerordentliche, bedeutende literarische Erscheinung halte . . ein Buch, das von allen Pastoren gelesen zu werden verdient, und das ich denselben als hochinteressant zur Lectüre empfehlen werde.. Hr. Pfarrer Eger in Nienstedt (in seiner Eigenschaft als Redakteur des „Theologischen Litteratur-Berichts").

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman

von

## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**

**Berlin W 57.**

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:

# Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. — Prospekte gratis.

Vornehmes Geschenkwerk.

Neue Ausgabe 1893 in 1 Band

**Klopstocks Leben u. Schriften**

von Fr. Muncker.

Prof. der Universität München.

M. 12.—, in fein. Bibl.-Bd. M. 14.—

Gegenwart: Diese geistvolle und feinsinnige Klopstock-Biographie zeigt sich uns überall als ein harmonisches, trefflich geschriebenes, **im besten Sinne populäres Werk.**

Stuttgart. G. J. Göschen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Angleich!**

Neuester Roman von

**Nataly v. Eschstruth.**

2 Bde.

Geheftet 8 M. Eleg. geb. 10 M.

**Ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk.**

Soeben erscheint bei **W. Werther** in **Rostock**:

**Kasper-Ohm un ick.**

Roman in mecklenburg. Mundart

von

**John Brinckman.**

**Fünfte Auflage.** 3 *M* br., 4 *M* eleg. geb.

„Ich rathe Jedem, sich dies gute Buch zuzulegen, das bei jedem, der Sinn hat für wahren Humor und echtes, unverfälschtes Volksthum, ein unvergleichliches Behagen erzeugt." **Heinr. Seidel.**

Im Commissionsverlag von **Ludwig Groß** in **Nürnberg** ist erschienen:

**Ja oder Nein.**

Photographie-Album des Geistes und der Seele.

Ein modernes Erinnerungsbuch zum Einschreiben

von **Ludwig Aub.**

Mit Vorwort von Georg Ebers und Schmidt-Cabanis.

gr. 8°. In eleg. Einband m. Goldschn. *M* 3.—

Photographische **Brustbilder in Lebensgröße**

(Karton 72×60 cm), nach jeder kleinen Photographie für nur **Mk. 22,50 = öwfl. 14,—** einschließlich Passepartout. — Als **wertvolles Festgeschenk jeder Art,** sowie **beim Verluste von lieben Heimgegangenen** bildet ein derartiges photograph. Brustbild ein **monumentales Andenken.** Zahlreiche Anerkennungsschreiben bezeugen die vorzüglich künstlerische Ausführung. Prospekt gratis. Muster franko gegen franko gern zur Ansicht.

**Photograph. Kunstverlag** Carl Stange, **Frankenberg i. Sa. Leipzig. Berlin, SW.** Kochstr. 12.

# Dichtungen

von

**Wolfg. Arth. Jordan.**

2. gesichtete und vermehrte Auflage. 12°. 175 S.

Geheftet 2 *M* 50 *Pf*, fein geb. 3 *M*, fein geb. mit Goldschn. 3 *M* 50 *Pf*.

Der durch den Vortrag der meisten dieser Dichtungen — z. B. der Balladen **Judith, Ruth, Orpheus, Achilleus, Fatme, Lotte, Botschaft, Seltene Liebe, Ein deutscher Landwehrmann** und der Humoresken **Frauenliebe, Nachtigall** — in vielen Gegenden Deutschlands wohlbekannte Verfasser dürfte nicht wenigen seiner Zuhörer, denen die seit Jahren vergriffene 1. Auflage nicht mehr zugänglich war, durch diesen kürzlich erschienenen Neudruck eine Freude bereitet haben. Um die Verbreitung durch Wohlfeilheit zu fördern, ist zugleich als 3. Auflage ein Abdruck auf dünnem Papier hergestellt worden, welcher geheftet 1 *M* 80 *Pf* kostet. Alle Buchhandlungen können das Werk auch zur Ansicht liefern.

Weimar. Verlag von **A. Duckschwert.**

Wichtige Neuigkeit.

**Henrik Ibsen's Dramen.**

Sechzehn Vorlesungen

von

**Dr. Emil Reich,**

Privatdocent an der K. K. Universität Wien.

Preis 3 *M*, geb. 4 *M*.

Von den hervorragendsten Kritikern glänzend beurtheilt.

Verlag von **E. Pierson** in **Dresden** und **Leipzig.**

Georg H. Wigands Verlag in Leipzig.

**Vortreffliches Festgeschenk:**

**BILSTEIN.** Sang und Sage aus dem Werrathal v. **Hans Elben** (Fritz Bode).

3. Aufl., mit künstlerischen Vignetten, Initialen etc. ausgestattet. Preis elegant gebunden M. 3.—.

Von demselben Verfasser:

**STOLBERG.** Eine Geschichte aus dem XV. Jahrhundert.

Preis elegant gebunden M. 3.—.

Zwei liebenswürdige und gleichzeitig kraftvolle kleine Dichtungen, durchweg in schöner und fast immer charakteristischer Diction gehalten, durchweht von warmer Heimathsliebe.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

**Prinzipien der Ethik**

und

**Religionsphilosophie Lotzes**

von

**G. Vorbrodt.**

Preis M. 3.—.

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."

„Polit."

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

**Drückt die Militärlast?**

Eine zeitgemäße Frage

besprochen von

**Dr. J. Jastrow,**

Privatdozent an der Universität Berlin.

Preis *M* —.50.

**L. Waldau's Verlag, Berlin C.**

Soeben erschien:

**Edm. de Goncourt.**

**Elisa (la fille Elisa).** Roman einer Verlorenen. Autorisirte deutsche Ausg. von **Willy. Lilienthal.** Preis eleg. br. 2 *M*.

Hierzu eine Beilage: Georg Weiß in Heidelberg.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 2. December 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Besteuerung der Börse. Von Justus. — Die Sozialisten im bayrischen Landtag. — **Literatur und Kunst:** Aus dem modernen Musikleben. III. Von Heinrich Ehrlich. — Zur Geschichte der Religionsphilosophie. Von A. v. H. — **Feuilleton:** Wie ich ein landwirthschaftliches Blatt redigirte. Von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt:** Caritas. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Besteuerung der Börse.

Von den drei B's an dem Finanzhimmel, den sich Herr v. Maltzahn erträumt hatte, sind zwei ihrem Erzeuger in stille Vergessenheit nachgefolgt. Ein einziges ist einsam stehen geblieben. Auch dieses war eine Zeit lang aus der Oeffentlichkeit entfernt worden. Herr Miquel hatte ihm seine spezielle Theilnahme zugesagt. Und leichtgläubig, wie das sonderbare Völkchen der Börse nun einmal ist, hatte es in fester Zuversicht auf seinen früheren Freund und Kollegen die geschärften Waffen, welche es gegen den vorjährigen Entwurf bereits erhoben hatte, wieder bei Seite gelegt. Wenn der kalte Wasserstrahl, den die Publikation der neuen Vorlage brachte, nicht wiederum in einem Kursrückgange, wie im vergangenen Jahr, seinen äußeren Ausdruck fand, so ist dies nur dem sehr einfachen Umstande zuzuschreiben, daß die Börse heute auf einem Zustande der Schwäche angelangt ist, die keine Steigerung mehr zuläßt, die willenlos Alles über sich ergehen lassen muß, und wenn es der Vernichtungsstoß wäre.

Es war ein fast tragikomisches Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit, wo die neue und verbesserte Auflage des Börsensteuergesetzes bekannt wurde, durch ein Münchener Blatt, welches bereits einmal einen tiefen Griff in den geheimnißvollen Säckel der nunmehr verendeten Börsen-Enquête-Commission gethan hatte, das neueste Resultat dieser Enquête an's Tageslicht gezogen wurde. Um den Terminhandel „auf den berufsmäßigen Börsenhändlerstand zu beschränken", will die Enquête-Commission die Einführung einer schwarzen Liste unter dem harmlosen Namen „Börsenregister" in Vorschlag bringen, welche alle diejenigen amtlich als Spieler und Agioteure kennzeichnen und an den Pranger des „Reichs-Anzeigers" stellen soll, die bis dahin noch immer nicht ihren Bankierberuf an den Nagel gehängt haben und sich vermessen, in rechtsgültiger Weise ein Zeitgeschäft eingehen zu wollen. Der Vorschlag verdient als Muster wirthschaftlicher Unreife eine besonders ausgiebige Beachtung; wir werden diesen zarten Stoff demnächst nicht mit einem zudringlichen kritischen Blick verschonen. Für jetzt sei nur auf den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen diesem Börsenregister und der neuen Börsensteuer hingewiesen. Auf der einen Seite setzt der Staat den großen Apparat einer Enquête in Bewegung, um die Mittel zu erforschen, durch die sich die Spekulation eindämmen ließe; um den Börsenhandel zu unterdrücken, läßt er, selbst auf die Gefahr hin, dem „ernstesten" Terminhandel den Todesstoß zu versetzen, ein Gewaltmittel nicht unversucht, das, wie das angedeutete, alle Grundsätze von Verkehrs- und Gewerbefreiheit über den Haufen werfen, eine ganze Klasse von Staatsbürgern von Amts wegen der gehässigsten Beurtheilung aussetzen muß. Und auf der anderen Seite entdeckt der Staat in der Börsenspekulation seine neue Lebensader, und die Pflicht seiner Existenz muß ihn zwingen, die Umsätze in Spekulationswerthen in möglichst großem Umfange am Leben zu erhalten. Was auf der einen Seite geächtet wird, das wird auf der anderen legalisirt.

Und doch, beide Maßnahmen entspringen aus einem Motiv: Herr Miquel hat es mit einer kleinen Umschreibung verrathen, als er in Frankfurt die Abordnung der Börseninteressenten empfing: die Börse muß bluten. Nur über den Körper der Börse geht der Weg zum Taback und zum Wein, und darum muß man dem Volke zu Liebe thun, was auch dem Lande schadet. — Niemals waren dem preußischen Finanzminister Zeit und Stimmung für seine Absicht günstiger. Das Vertrauen auf die Regierung sinkt in demselben Maße, in welchem die soziale Unzufriedenheit wächst, die aus dem Sumpfe des wirthschaftlichen Marasmus üppig emporwuchert. Dumpf vernehmlich dringen bis an den grünen Tisch die gährenden Wogen einer verzweifelnden Menge. Die große Masse braucht ein versöhnendes Opfer. Und wo sollte man dies besser finden als in dem „eitrigen Geschwür des Kapitalismus", wie Lassalle die Börse genannt hat, das dem Nationalvermögen jährlich Millionen entzieht, Tausende von „armen Privatleuten" jährlich an den Bettelstab bringt.

Die Börse ist ja nach dem Urtheil der staatsbürgerlich unreifen Menge nichts weiter als eine gesetzlich privilegirte Anstalt für gewerbsmäßiges Hazardspiel, oder doch wenigstens ein moralisch verwerfliches Glied im Zusammenhange der modernen Volkswirthschaft, der Spekulationshandel nichts Anderes als das Afterbild des nützlichen Handels, als eine unnütze Wucherpflanze, erwachsen aus der Sucht nach müheloſem Erwerb und der Leidenschaft des Spiels. Wie sollte die Masse auch anders denken, wenn sogar das offiziöse Organ der Regierung keinen Unterschied sehen will zwischen den Brettern, die die Geld- und Weltwirthschaft bedeuten und dem Parquet im Spielsaal von Monte Carlo, und sich in ihrem jüngsten kläglichen Versuch, die üble Atmosphäre aus dem Gerichtssaal zu Hannover mit frivolen Entschuldigungen zu zerstreuen, mit einer nahezu kindlichen Naivetät zu dem Satze versteigt, daß Makao und Roulette nur Waisenkinder seien gegen das Ultimogeschäft. Was nützte es, wollte man diesem Organ der Regierung die weltwirthschaftliche Bedeutung des Zeitgeschäfts, seine Nothwendigkeit für eine einheitliche Preisbildung, für die Ausgestaltung des internationalen Kredits und die Ausgleichung der Verkehrsverhältnisse vor Augen führen, wollte man

ihm klar legen, daß gerade die aus Spekulation und Kapitalanlage sich ergänzende und zusammenwirkende ununterbrochene Activität, die Bewegung der Kurse, die Leichtigkeit der Mobiliarisirung im Kauf und Verkauf heute, wo das bewegliche Vermögen eine so große Ausdehnung genommen hat, von unermeßlicher Bedeutung sind, nützlich Allen, welche Papiere haben und Geld bedürfen, Allen, welche Kapital anzulegen, Allen, welche Kapital zu beschaffen haben, um eine bestehende Industrie weiter zu entwickeln oder eine neue zu schaffen, nothwendig für den Staat, dem sie den Kredit beschaffen und aufrecht erhalten. Man streiche die Zeitkäufe — und wie viel Kilometer blieben übrig von dem Eisenbahnnetz, das heute die Erdtheile verbindet. Man streiche die Zeitkäufe — und wie wenige von den großen Unternehmungen, die heute dem menschlichen Geist und dem Culturfortschritt zum Siege verhelfen, hätten das Licht der Welt erblickt! Es hieße Worte verschwenden, wollte man weiter diesem Organ der Regierung vorführen, daß der Spekulationshandel auch in seinem inneren Wesen nicht das Geringste mit dem „Spiel" gemein hat, indem das Spiel stets dem blinden Zufall anheimgegeben ist, an dem menschliche Thätigkeit weder etwas zu ergründen, noch etwas zu ändern vermag, während jegliche Börsenoperation sich als ein Product geistigen Schaffens, logischen Nachdenkens über die den Gang der Preise bestimmenden wechselnden Chancen des Weltmarkts darstellt, so daß die schärfsten Anstrengungen der Intelligenz und des Urtheils nothwendig sind, um mit Erfolg belohnt zu werden, während gerade die Leute, welche von Gewinnsucht verführt falsche Schlüsse ziehen, sich Illusionen machen und leichtfertigen Combinationen hingeben, durch Nichterfolg und Ruin bestraft werden.

Der Leiter der preußischen Finanzen, der in den höheren Schichten der Bank- und Finanzluft groß geworden ist, kennt das Alles weit besser wie wir. Aber wenn es gilt, das heisere Geschrei der „öffentlichen Meinung", welche sich aus perfiden Depotunterschlagungen und dem Treubruch ausländischer Staatsgläubiger eine „Börsenfrage" construirt hat, zu besänftigen und bei der großen Menge ein günstiges Ohr für seine weiteren Steuerprojecte zu gewinnen, dann tritt der Finanzpolitiker und der Wirthschaftspolitiker in den Hintergrund, und es erscheint der kaltberechnende Verstand, der vor keinem Scheinexperiment zurückschreckt. Die Börsen zu schließen geht nicht gut an. Die Börsenspekulanten, wie es der selige Perrot vorgeschlagen hatte, am nächsten Baum aufzuhängen, würde mit den Gesetzen kaum in Einklang stehen. Nun so soll man wenigstens durch eine möglichst hohe Belastung dem Volke zeigen, daß man ihnen ernstlich die bösen Lüste verderben will.

Man brauchte es nicht erst an dem Jubel zu sehen, der die agrarische Presse beherrschte, als die wesentlichen Verschärfungen der neuen Börsensteuer bekannt wurden, daß es lediglich der Gedanke der Strafe ist, dessen Verwirklichung sie in der neuen Vorlage erblickt. Schon die Geschichte der Börsensteuer beweist uns, daß Anregungen dieser Art immer dann gekommen und auf fruchtbaren Boden gefallen sind, wenn eine Krisis ernsterer Art das Wirthschaftsleben getroffen und die Wogen der öffentlichen Erregung aufgewühlt hatte. Als im Jahre 1869 dem Reichstage des Norddeutschen Bundes der erste Entwurf zu einem Börsensteuergesetze vorgelegt wurde, da wurde er abgelehnt. Als später im April 1871 der conservative Abgeordnete Wilmans im Deutschen Reichstage einen Antrag auf Einführung einer Börsensteuer stellte, wurde er mit grausamem Hohn bedacht. Erst als im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1873 der „große Krach" zum Ausbruch gekommen war, da fing die Reichsregierung an, ernstlich über den Plan einer Börsensteuer nachzudenken, und der Bundesrath erhielt damals Gelegenheit, sich mit einer bezüglichen Vorlage zu befassen. Aber die wirthschaftliche Lage hob sich in überraschender Weise wieder, die Ausschreitungen der Spekulation geriethen allzu schnell in Vergessenheit, und damit verschwand auch die Börsensteuervorlage unter dem Geschäftstisch. Ende der siebziger Jahre machte sich ein neuer wirthschaftlicher Niedergang bemerkbar, und das Gesetz vom 1. Juli 1881 bedeutet den Abschluß der ersten Phase der Börsensteuergesetzgebung in Deutschland. Da das Gesetz nur einen Fixstempel von 20 Pf. resp. 1 Mark für Schlußnoten und Rechnungen aufstellte, so konnte es natürlich bei den Anhängern einer ausgiebigen Börsenbesteuerung, welches als wesentlichstes steuerpolitisches Erforderniß den procentualen Satz forderten, keine sonderliche Befriedigung hervorrufen. Dem immer dringender hervortretenden Verlangen, daß der Steuerbetrag mit der Größe des Umsatzes wachsen solle, wurde das Gesetz vom 29. Mai 1885 gerecht, welches neben einem Effectenstempel einen Werthstempel einführte, der, nach der Höhe des umgesetzten Objects, $^1/_{10}$ vom Tausend bei Effectengeschäften, $^2/_{10}$ vom Tausend bei Waarenumsätzen beträgt. Die Börsenwelt fügte sich langsam in diese Belastung. Und auch die andere Seite erklärte stillschweigend ihre Befriedigung, bis auf die in ungezügeltem Hochmuth überschäumende Schwindelperiode der Jahre 1889 und 1890 der Katzenjammer des Vorjahres folgte und der kalte Hauch einer Reaction mit geräuschvollen Schritten in immer weiteren Kreisen des Bürgerthums sich Bahn brach. Jetzt war wieder die Zeit gekommen, um demjenigen Institut von Neuem den Krieg zu erklären, das man für das Sinken des Unternehmungsgeistes, für die herrschende Rathlosigkeit und Verstimmung verantwortlich machen zu können glaubte.

Die geltende sogenannte „Börsensteuer" zerfällt, wie hervorgehoben, in einen Effectenstempel, der beim Eintritt des Papiers in den Verkehr erhoben wird, und einen Umsatzstempel, der bei jeder Wanderung des Papiers aus einer Hand in die andere erlegt werden muß. Der vorjährige Gesetzentwurf hatte sich auf eine Verdoppelung der Umsatzsteuer beschränkt, den Effectenstempel aber unberührt gelassen. Als nach Auflösung des Reichstags offiziöse Ankündigungen versicherten, daß die Regierung zwar auf eine höhere Besteuerung der Börse nicht verzichten, daß sie aber eine Form suchen werde, welche den Börsenverkehr weniger belasten werde, da glaubte man, daß die ernsten Vorstellungen, welche aus dem gesammten Handelsstand gegen die Gefahren einer mechanischen Erhöhung der Umsatzsteuer laut geworden waren, an maßgebender Stelle auf fruchtbaren Boden gefallen seien. Man hoffte insbesondere, daß der neue Leiter der preußischen Finanzen sich über den verhängnißvollen Fehler klar werden würde, wenn man die werbende Thätigkeit nicht nach ihrem Erträgniß besteuert, sondern die Thätigkeit selbst und dabei vergißt, wo die Wurzeln der Steuerkraft liegen: nicht in den Umsätzen, sondern in den Gewinnen der Börsenspekulanten; wenn man weiter in dieser Verwechselung der Begriffe den Verkehr mit einer Abgabe belegt, die unter allen Umständen als arbeiterschwerend wirken muß.

Um so peinlicher mußte der neue Entwurf überraschen, der nicht nur an den früheren Bestimmungen unverändert festhält, sondern noch darüber hinaus unvorhergesehene Verschärfungen einführt. Der neue Entwurf ist auch an dem Effectenstempel nicht ohne Beachtung vorübergegangen, er hat ihn für inländische Werthe verdoppelt, für ausländische sogar verdreifacht. Man braucht kein großer Börsenpolitiker zu sein um nicht die natürliche Folge dieser letzteren außergewöhnlichen Erhöhung übersehen zu können, über die sich die „Begründung" mit der allgemeinen Redensart hinwegsetzt, daß dies „in der ausländischen Gesetzgebung nicht ohne Vorgang" sei. Die soliden ausländischen Werthe werden durch die Verdreifachung des Stempels von den deutschen Börsen abgelenkt werden, die unsoliden, schwindelhaften Werthe aber trotzdem das Feld behaupten. Um den hohen Effectenstempel zu sparen, wird man unter Umgehung der deutschen Märkte, in Paris, Wien und London kaufen. Damit verliert die deutsche Börse ihre mühsam errungene Stellung im internationalen Geldmarkt, was natürlich auch ihre Leistungsfähigkeit für Aufnahme heimischer Anleihen stark beeinträchtigen muß. Man vergleiche nur einmal, welche Anschauungen die Reichsregierung in dieser Beziehung vor kaum einem Jahrzehnt kundgegeben hat. In der Begründung zum Steuergesetz von 1885 heißt es ausdrücklich:

„Die Zugänglichkeit der Deutschen Börsenplätze für diese (ausländischen) Papiere hat wesentlich zu der Erstarkung unseres

Kapitalmarktes beigetragen und damit die Ansammlung und Heranziehung von Kapitalien, die Befruchtung des deutschen Unternehmungsgeistes und den Kredit der deutschen Staaten in nicht zu unterschätzendem Maße gefördert."

Vor allem wird durch das Zusammenwirken der erhöhten Effectensteuer mit der Verdoppelung der Umsatzsteuer gerade diejenige bedeutsame und für den internationalen Zahlungsausgleich schlechthin nothwendige Thätigkeit, welche man unter dem Namen Arbitrage begreift, den schwersten Schlag erleiden. Die Arbitrage, welche weder auf den Kauf von Werthpapieren, noch auf Spekulation gerichtet ist, sondern lediglich die Ausgleichung der Preisdifferenzen zwischen den verschiedenen Börsenplätzen zum Ziel hat, ist damit der wohlthuendste Regulator des internationalen Marktes. Indem sie den Bedarf des einen Platzes durch Bezüge von einem anderen zu decken, dem Angebot des einen Platzes dort Unterkunft zu schaffen versucht, wo gerade die größte Nachfrage herrscht, indem sie ihre Wirksamkeit auch auf die möglichste Ausgleichung der Zinsunterschiede an den einzelnen Plätzen und die Ausgleichung der Zahlungen im internationalen Verkehr erstreckt, dient sie naturgemäß vornehmlich dem Handel in denjenigen ausländischen Anleihen, welche an den internationalen Börsenplätzen einen großen Markt haben. Wer bereits früher eine ernstliche Gefahr für die Arbitrage befürchtet hatte, der wird jetzt ohne Uebertreibung sagen können, daß sie nunmehr mit so hohen Differenzen wird zu rechnen haben, daß sie sich nothgedrungen von den deutschen Börsenplätzen zurückziehen und ihren Weg über andere Länder nehmen muß. Bereits nach Veröffentlichung des vorjährigen Entwurfes wurde von durchaus unbefangener Seite berechnet, das schon bei einer Verdoppelung der Umsatzsteuer die zu Gunsten des Reiches entstehenden Lasten vollauf soviel betragen würden, wie der Gewinn, welcher dem Arbitragehaus zufällt. Bei einer hinzukommenden Verdreifachung der Effectensteuer muß das Arbitragehaus mit sicheren Verlusten arbeiten. Damit wird die Arbitrage für Deutschland unmöglich gemacht oder dort, wo sie sich als eine Nothwendigkeit erweist, nur bei größeren Preisunterschieden eintreten können, hierdurch aber naturgemäß in unsolide Bahnen gelenkt. Wenn sie heute bei $^1/_2$ Procent Kursdifferenz eingreift, wird sie in Zukunft auf eine Marge von ein Procent oder mehr warten; so wird dem vielbekämpften und doch nicht zu bekämpfenden „Schnitt" des Commissionärs ein neuer Spielraum eröffnet.

Herr Miquel macht gern eine artige Verbeugung vor den Agrariern; auch in dem vorliegenden Entwurf kann er seine agrarischen Liebhabereien nicht unterdrücken, indem er unbegründeter Weise von dem erhöhten Stempel diejenigen Pfandbriefe ausnimmt, die als Darlehnsvaluta an Kredit nehmende Grundbesitzer gegeben werden. Da möchten wir ihn doch daran erinnern, daß es kein Anderer als der Reichskanzler Fürst Bismarck war, der in den Berathungen über das geltende Börsensteuergesetz zuerst darauf hinwies, daß er in dem Entwurf die nöthige Rücksichtnahme auf die auch von ihm als nützlich anerkannten Arbitragegeschäfte vermisse. Er schlug zur Schonung derselben vor, daß man die in ausländischer Währung zahlbaren Wechsel, sowie die Auszahlung an ausländischen Plätzen in fremden Valuten von der Steuer ausnehmen solle. Der Reichstag kam diesem Wunsche nach, sein weitergehender Antrag auf Exception auch der ausländischen Noten wurde indeß abgelehnt.

Der preußische Finanzminister kennt das Börsengeschäft auch insoweit gut genug, um nicht nur diese internationalen Schädigungen, sondern auch die inneren wirthschaftspolitischen Nachtheile der neuen Vorlage überschauen zu können.

Daß die Erhöhung der Börsensteuer eine erhebliche Verringerung in dem Umfange der Spekulation herbeiführen — damit also die Hoffnungen des Fiscus in grausamer Weise täuschen — wird, das wird selbst in der „Begründung" nicht bestritten. Ob aber mit dieser Verminderung der Quantität eine Verbesserung der Qualität der Spekulation Hand in Hand gehen wird, das dürfte doch stark zu bezweifeln sein. Die vergrößerte Abgabe mindert den Gewinn aus einer geglückten und erhöht den Verlust aus einer unglücklichen Spekulation. Wer wird nun daraufhin, daß das Geschäft weniger einträglich wird, seine Spekulation einschränken? Sicherlich nicht derjenige, der gewohnt ist, in ungemessener Weise sich zu engagiren und Verpflichtungen einzugehen ohne Rücksicht auf das verfügbare Vermögen und die Höhe des etwaigen Verlustes. Der „ernste" Geschäftsmann dagegen, der in anstrengender Thätigkeit aus kleinen Kursdifferenzen geringe Gewinne zu erzielen sucht, wird seine Thätigkeit, wenn sie weniger Vortheile verspricht, aufgeben oder vermindern. Auf diese Weise wird eine solche Maßnahme mit Nothwendigkeit das Gegentheil von dem erwirken, was eine verständige Börsenpolitik doch jedenfalls erstrebt wissen will: sie wird in demselben Maße wie sie die Quantität der Spekulation verringert, ihre Qualität verschlechtern.

Und man glaube nicht, daß die geplante höhere Belastung nur die Geschäfte der großen Banken treffen wird. Mindestens in demselben Maße wird das Geschäft der kleineren Firmen und vor Allem das Privat-Publikum darunter zu leiden haben. Der Commissionär, dessen Provision in Folge der wachsenden Concurrenz bereits heute auf ein Minimum herabgedrückt ist, kann die Abgabe nicht tragen; er ist gezwungen sie auf die Kundschaft abzuwälzen, die sich nun wiederum, soweit dies nach den Börsenordnungen angängig, zur Ersparung eines Stempels unter Umgehung des Commissionärs direct an den Makler wenden wird. Der Makler aber trägt nur einen Theil; für dessen Verdoppelung wird er ein Mehr an Courtage beanspruchen.

Wir übergehen die sonderbaren, aber für die Anschauungen der Regierung sehr bezeichnenden neustatuirten Controlvorschriften, welche jede Privatperson, die gewerbsmäßig Bank- oder Börsengeschäfte betreibt oder vermittelt, nöthigen, Organen der Behörde durch Vorlegung ihrer sämmtlichen Schriftstücke schonungslos ihre geschäftlichen Beziehungen und Geheimnisse behufs „Ueberwachung der Abgabenentrichtung" aufzudecken. Wie man auch die neue Vorlage wenden mag: der Finanzpolitiker wie der Wirthschaftspolitiker leiden in gleicher Weise mit ihr Schiffbruch, und auch der Sozialpolitiker kommt nur in verschwindendem Maße zu seinem Recht.

Das neue Gesetz kommt in einer Zeit, in der das Wirthschaftsleben der Nation auf das Aergste bedrückt ist. Unmuth und Unlust hemmen die Thatkraft und weisen den Unternehmungsgeist in die engsten Grenzen. Noch ist kein Sonnenstrahl zu ersehen, der einen freundlicheren Ausblick aus dieser dumpfen Atmosphäre schaffte. Mit Besorgniß blicken weite, angesehene Kreise des Bürgerthums — nicht etwa die allzeit sorglosen Tagesjobber der Börse — in die Zukunft; trübe Anzeichen deuten darauf hin, daß sich die soliden und anständigen Elemente der Bankwelt, der ewigen Anfeindungen und Verletzungen überdrüssig, allmählich von ihrer undankbaren Thätigkeit zurückziehen und den Ort, wo der Welthandel seinen Brennpunkt findet, zum größten Schaden für die Wirthschaft des Landes denjenigen überlassen wollen, welche durch unlauteres Thun die Erbitterung gegen das Institut der Börse großgezogen haben.

Man muß eben noch ganz von der gefährlichen Kinderkrankheit der „Steuerstrafe" befangen sein, um unter bewußter oder leichtsinniger Mißachtung dieser Sachlage dem Verkehr eine neue Wunde schlagen zu wollen. Justus.

---

## Die Sozialisten im bayrischen Landtag.

Inmitten des immerhin großen Lebens der deutschen Reichstagspolitik besteht eine Anzahl wunderlicher — bescheidener und unbescheidener — Idyllen: die Landtage der Bundesstaaten. Der Zusammenschluß der Theile zum Reichsganzen einerseits, die Souverainität der Staaten andererseits gibt diesen Landtagen — unter denen noch verschiedene Kreisräthe u. dgl. stehen — eine merkwürdige Halbheitsstellung zwischen wirk-

lichen Provinziallandtagen (z. B. denen Oesterreichs) und eigentlichen Reichsparlamenten (z. B. dem Reichsrath in Oesterreich und dem Reichstag in Ungarn, die beide trotz ihrer Ergänzung durch die Delegationen der Gesammtmonarchie und trotz dem, daß diese enger gefügt ist als der deutsche Reichsbund, zu „höherer" Politik berufen sind als die Parlamente der deutschen Bundesstaaten). Zu dieser Halbheit tritt nun noch ein idyllischer Zug, der wieder dem ganzen Reichsleben eine Halbheit aufdrückt: während Deutschland als Ganzes seinen Charakter als ein Kaiserreich der „heiligen Allianz" durch Einführung und zum Theil auch ehrliche Durchführung des allgemeinen, directen, geheimen (freilich in seiner Geheimheit nicht genug geschützten) Wahlrechts durchbrochen hatte, stehen die Einzelstaaten mit ihren Wahlrechten bekanntlich noch zumeist vor der Sündfluth. Doch auch hier sind die Unterschiede nicht zu übersehen: von der „Landesunion" der beiden Mecklenburg (die als „Ritterschaft" und „Landschaft" rein feudal und magistratisch ist) und dem eingestanden veralteten preußischen „Landtag" bis zu der „Ständeversammlung" des Königreichs Sachsen, deren „zweite Kammer" durch ihre directe geheime Wahl mit niedrigem Census bereits ein Stück Sozialismus aufgenommen hat, und den „Landständen" Württembergs, deren „Abgeordnetenkammer" 70 von 93 Mitgliedern aus directer geheimer und noch dazu allgemeiner Wahl erhält (freilich ohne Nutzen für Ultramontane und Demokraten), finden sich die mannigfachsten Abstufungen.

Unter solchen Umständen ist ein Drang nach Modernisirung nicht verwunderlich; verwunderlich ist eher, daß es damit so langsam vorwärts geht. Preußen bemüht sich bereits in actueller Weise nach Besserung, allerdings ohne Aussicht auf Fortschritt in Wesentlichem, und Baden, das längst in der öffentlichen Meinung vom „Bettelpreußenthum" zum „liberalen Musterländle" vorgerückt ist, erhielt von seinem ziemlich volksparteilichen Centrum einen entsprechenden Wahlaufruf, bestimmt, den bereits angebrochenen Nationalliberalismus vollends zu erstürmen. In analoge Bewegungen wurde nun auch Bayern hineingezogen; zum näheren Verständniß dieses neuen Zuges dürften freilich genauere Aufschlüsse nöthig sein als für andere Staatsverhältnisse.

Bayern nimmt ungefähr die Mitte des westlichen (des Cultur-) Europa ein. Dieser Umstand nützt ihm bedeutend, was den so leicht über München gehenden fremden Reiseverkehr und den Bestand an geistigen Gütern (Kunst u. s. w.) betrifft, schadet ihm aber dadurch stark, daß es gänzlich ein Binnenland ist. Und dazu tritt — vielleicht zum Theil nur eine Folge davon — der Charakter des Altbayern. Was dem Engländer, dem Skandinavier sein Wasser ist — eine Ursache der hinausstürmenden Beweglichkeit und wohl auch seines freiheitlichen Charakters — das ist dem Bayern das Bier: wenn auch nicht eben eine Ursache des Entgegengesetzten, so doch etwas wie ein Sinnbild davon. Zu einer Revolution schwingt man sich in Bayern wohl nur dann auf, wann einmal das Bier schlecht ist; und dazu muß es schon sehr schlecht sein. Aber wieder ernst: der Bajuvare — wenigstens der echte bayrische, im Gegensatz etwa zum österreichischen — ist wirklich ein Binnenländer mit stärkster Betonung seiner Grenzen. Er ist vor Allem kein Mensch des Reisens: die Bayern im Ausland sind zu den Ausländern in Bayern ein numerisch und qualitativ starker Gegensatz. Er ist demnach auch kein Colonisator, wie besonders der Sachse: gegen die Slaven drang dieser vor, jener nicht. Und was hier vor Allem in Betracht kommt: er ist der typische Kleinwirthschafter — der Kleingewerbtreibende, der Kleinbauer — und machte als solcher nicht jene modernen Wandlungen durch, die sich an die Entwickelung der Großbetriebe knüpfen. Fällt etwa einem Bayern, der bisher eine kleine Stelle in einer Werkstätte, Fabrik u. s. w. bekleidet hat, eine Erbschaft zu, so wird er sein Geld lieber noch als ein anderer Deutscher dazu verwenden, ein selbständiges Miniaturgeschäft zu kaufen und dabei zu Grunde zu gehen, als sich in der weiteren Welt umzuthun und daraufhin einen höheren Dienst zu suchen. Dieses Kleinbürgerthum mag manchen altväterlichen Zug der bayrischen Gesellschaft erklären, aber auch den Umstand, daß Bayern trotz eines ziemlichen Mangels an eigentlichem modernen Pauperismus bereits sehr mit der Noth des „kleinen Mannes" zu thun hat und auch abgesehen von dem großindustriellen Nürnberg schon stark (mit dem 14. Theil aller sozialistischen Stimmen) an der sozialdemokratischen Reichstagspartei betheiligt ist, namentlich durch die rein sozialistisch wählende Hauptstadt.

In dieser einheitlichen Weise läßt sich jedoch über Bayern als Ganzes keineswegs urtheilen. Ist es ja doch eine Zusammenfassung sehr verschiedener Stämme und Lebensrichtungen, sogar ohne rechte historische Gemeinsamkeit. Der Unterschied der drei Stämme (Bajuvaren im Südosten, Franken im Nordwesten, Schwaben im Südwesten) ist größer, als man in Norddeutschland annehmen mag; demgemäß auch die confessionelle Spaltung, welche sich einigermaßen in den Universitäten verräth, deren zwei (München und Würzburg) eine katholische Theologenfacultät haben, während eine (Erlangen) ausgesprochen protestantisch ist; und endlich der Gegensatz, den der Norden Bayerns einerseits durch seine größere Industrie, andererseits durch seine stärkere Reichsgesinnung gegen den Süden bildet. So ist z. B. der fränkische Bauer mehr „militärfromm" als der bajuvarische (zumal der niederbayrische); so ist Nürnberg — und etwa auch Ludwigshafen — ein echterer Boden für die Sozialdemokratie als München u. s. w.

Demnach zeigt sich Bayern in hervorragender Weise als ein Land der Gegensätze, Widersprüche und Buntheiten, was sich schon in dem guten, aus Stinkdorf und Weltstadt, aus Biedermeierei und modernstem Satanismus, aus Römischem und Norddeutschem, aus Bier und Nichtbier zusammengesetzten München verräth. Nur eins: man hält anderswo die „Mönchsstadt" (Monachia) gern für einen Hort des altbayrischen Ultramontanismus; das ist sie aber sehr wenig: in der „unteren" Gesellschaft herrscht sozialistische, in der „oberen" liberale Gesinnung vor der ultramontanen; der Altbayer ist, wenn auch sonst über den ganzen Staat als Beamter verbreitet, aus den höheren Stellen in München eher verdrängt, und die Universität wie die Academie der Wissenschaften machen geradezu einen norddeutsch-protestantischen Eindruck, woran zwei offiziell katholische Parteiprofessuren wenig ändern.

Diese Ungleichmäßigkeit bayrischer Verhältnisse prägt sich auch nach anderer Seite aus: sein bürgerliches Recht ist noch mannigfacher und verwickelter als das des übrigen Deutschland, und manche bayrische Städte haben nicht viel weniger Civilrechtsarten (worunter auch das österreichische vorkommt) als etwa Honoratioren. Durch all dies wird Bayern nicht nur ein Land der Buntheiten, sondern auch ein Land der vielen Umstände; und dieses ist es zum Theil schon unabhängig von jenen Mannigfaltigkeiten und Wirrungen. So lasten ob den civilen Verhältnissen seiner Bewohner der Begriff der „Heimath" (wogegen Preußen sich mit einem „Unterstützungswohnsitz" begnügt) und der — zu der sonst einheitlichen deutschen Ehegesetzgebung — hinzukommende „Eheconsens", dessen formelle, wenngleich nicht materielle, Schwierigkeit ein günstiger Boden für die häufigen Gewissensehen ist. Eine andere Gelegenheit für Umstandsmeierei bietet der Landtag; es dürfte nicht bald einen Landtag geben, vor den so viele unbedeutende Kleinigkeiten gebracht und in dem sie so schwerfällig erledigt werden, als es im bayrischen der Fall ist. Sogar die Verfassungsurkunde nimmt an dieser Umständlichkeit Theil. Man merkt leicht, daß diese Schwerfälligkeiten zum großen Theil als constitutionelle Sicherungen gedacht sind. Es ist ein sozusagen patriarchalischer Liberalismus, das Tanzen eines Schwerfälligen.

Jedenfalls hat Bayern mehr an Liberalismus in sich, als man von dem „schwarzen" Land vermuthen möchte. Vergessen wir nicht, daß Bayern zuerst unter den deutschen Staaten eine „Verfassung" erhalten hatte; seine Verfassungsurkunde datirt, nach den Vorstadien der Jahre 1808 und 1817, vom 26. Mai 1818, die Badens vom 22. August 1818, Württembergs vom Jahre 1819, Sachsens von 1831, Preußens von 1850, Oldenburgs von 1849 und 1852, Mecklenburgs von 19 . .? Versagen wir ihm auch nicht die Anerkennung, daß

seine Heimathsgesetzgebung eine entgegenkommende ist, daß es die Mündigkeit und das active Landtagswahlrecht bereits dem 21jährigen ertheilt (wodurch namentlich viele Studenten wahlberechtigt sind, während Preußen beide Rechte erst drei Jahre später gibt), daß Bayern unter seinen Reservatrechten zumal ein freiheitlicheres Militär-Strafverfahren besitzt, daß es neben dem bisher in der Majorität ultramontanen Unterhaus („Kammer der Abgeordneten") ein vorwiegend liberales Oberhaus („Kammer der Reichsräthe") besitzt, das schon manche Dunkelmännerei der Volksvertreter unter prinzlicher Mitwirkung verworfen hat, und daß es endlich, als Quadratur des Cirkels, seit fast einem Vierteljahrhundert trotz schwarzer Majorität von einer annähernd liberalen continuirlichen Regierung, die hauptsächlich wohl dem zweiten Ludwig zu danken ist, regiert wird — also in unparlamentarischem Liberalismus, in absolutistischer Verfassungstreue. Eine günstige Finanzlage („Ueberschußwirthschaft") vollendet die ungemüthliche Gemüthlichkeit.

Und in diese Mischung von demokratischem Bier und aristokratischem Wein fiel nun durch die heurigen Landtagswahlen der erste Tropfen sozialistischen Oels: fünf Sozialdemokraten, darunter die auch in weiterer Politik bekannten Herren Vollmar und Grillenberger, zogen in das idyllische Landhaus an der langweiligen Prannerstraße zu München ein (der Witz „zu München an der Prannerstraße" wäre gänzlich unzutreffend). Es sei uns vergönnt, diese Thatsache theils aus dem öffentlich Bekannten, theils aus unmittelbarem Einblick in die inneren Verhältnisse zu beleuchten, weniger kritisch als bloß beschreibend.

Der Einzug der Sozialisten trifft zusammen mit einer anderen, für jetzt gewiß einschneidenderen Aenderung der Landtagslage. Bisher waltete eine streng geschlossene ultramontane Majorität, allerdings nur von ganz wenigen Stimmen, und benützte ihre Macht zu Heldenstücken wie zur Vergewaltigung der Altkatholiken, zur Beschneidung des Kunstbudgets u. s. w.; man erinnert sich ja wohl noch des Philosophie-Radaus und der heiligen Kreuzzüge gegen den Naturalismus. Dieser Majorität stand eine formell ganz gleiche Minorität gegenüber, und diese beiden erschöpften fast völlig die Materie des Landesparlaments; also hatte das aus so bunten Widersprüchen aufgebaute Land auch noch den Extrawiderspruch eines mit nur zwei einfachen Farben gemalten parlamentarischen Bildes. Dieser Widerspruch, diese idealisirende Falschmalung der Wirklichkeit erzeugte schon lange einen Gegensatz zwischen Volk und Volksvertretung, der aber bei dem gemüthlichen Charakter der Landespolitik und bei der Steifheit der Wahlordnung nicht über die Zeitungsfläche und kaum über die Bierfläche hinauskam. Es ist fast zu verwundern, daß aufrichtige Liberale nicht nach den volksthümlichen Seiten der ultramontanen Partei hinüber- und vernünftige katholisch-Kirchliche nicht noch mehr von dem Parteizwang hinwegschielten, als es ohnehin geschah. Insbesondere war seit Langem die Gefolgschaft der Bauern (der „G'scheerten") hinter den wieder von oben commandirten Pfarrern eine künstliche Kittung; der Bauernschädel regte sich, weniger durch liberale Einflüsse, als durch den Eindruck mannigfacher wirthschaftlicher Nöthe, und selbst der niedere Klerus knurrte in gleicher Weise, wenn auch nur gelegentlich der Lectüre von Dr. Sigl's zwar streng römisch-katholischer, aber ebenso streng anti-patriotischer Zeitung, „Das bayrische Vaterland". Man konnte lange schon bemerken, daß der bayrische Bauer — es handelt sich zumeist nur um den mittleren und kleinen Bauer — weder ein rechter Schutzzöllner ist (besonders der Hopfenbauer), noch auch sonst zu den agrarischen Parteitheorien paßt. Indessen: „Liberal sind wir alle; aber wählen thun wir schwarz" — wie Karl Stieler seine Bauern sagen ließ, und wie es bei der nicht auf individuelle Selbständigkeit gerichteten Wirksamkeit der römischen Kirche begreiflich ist. Dieser Gegensatz nun zwischen den thatsächlichen Stimmungen auf dem Land und den Bestrebungen der dort bislang compacten schwarzen Parteimajorität scheint mir der Schlüssel zum Verständniß der jetzigen und nächsten res bajuvaricae und auch der springende Punkt der sozialdemokratischen Mitarbeit an diesen zu sein. Die Vermehrung des parlamentarischen Standes um die sozialistischen Mitglieder brachte und bringt jenen Gegensatz zur Erweiterung und größeren Sichtbarkeit; noch mehr: sie wird über augenblickliche politische Fragen hinaus geradezu den eigentlichen Sozialismus fördern, indem sie nachweist, daß der Bauer keineswegs so antisozialistisch ist, wie man nach Schäffle's Wort vom „anticollectivistischen Bauernschädel" meistens denkt, und daß ihm der Begriff einer Verstaatlichung und zum Theil selbst der einer sonstigen Expropriation kein unüberwindliches Schreckbild ist. Die sozialdemokratischen Führer haben auf ihren fleißigen Agitationsreisen genug Gelegenheit zu authentischen Erfahrungen und werden mit diesen wohl bald auch vor der Oeffentlichkeit nicht zurückhalten.

Es ist dies allerdings eine vorwiegend bayrische Seite der sozialdemokratischen Arbeit. Bisher und namentlich in Norddeutschland war es ja im großen Ganzen ein Irrthum, zu meinen, die Sozialisten wollten ihre Agitation unter die Bauern tragen; dies galt so wenig als eine Propaganda unter den Bürgern („Bourgeois"), mit denen für die proletarische Klassenanschauung der Bauer ungefähr gleich rangirt. Vielmehr galt es eine Propaganda unter den ländlichen Arbeitern, den eigentlichen Lohnarbeitern im Dienst der Grundbesitzer, jenen wirklichen Proletariern im Gegensatz zu den bäuerlichen Dienstboten und Knechten, die ja wesentlich am bürgerlichen Charakter ihres Hauses theilnehmen. Solche Objecte sozialdemokratischer Agitation sind vorwiegend in Norddeutschland zu finden, wo sie in manchen patriarchalischeren Gegenden geradezu noch in einer Art von leibeigener Abhängigkeit stehen. Ueber diese Agitationsobjecte geht nun die Partei mit der Zeit hinaus und dringt namentlich in Bayern gradeswegs zum selbständigen Bauern, zum Eigenthümer seiner Arbeitsmittel, also zum bisherigen Kampfobject des Sozialismus vor. Zwischen dem Main und den Alpen fehlen jene norddeutschen Landproletarier fast ganz; es gibt in der Hauptsache nur selbständige Bauern mit ihren etwaigen Dienstboten und Knechten, und diese Bauern sind vorwiegend mittlere und kleine, oft so kleine, daß sie neben ihrer eigenen Production manchmal noch im Dienst größerer bäuerlicher Besitzer förmliche Proletarierarbeit verrichten. Vielleicht werden diese Umstände noch einmal wichtige Mächte in der Geschichte des Sozialismus werden. Heute sind sie wenigstens Angelpunkte für das Verhalten der süddeutschen Sozialdemokraten; und Vollmar's mundartliche Reden, die er den bayrischen Bauern hält, und die natürlich an der Wurzel des ultramontanen Besitzstandes nagen, sind ein kleines, doch unverächtliches Stück aus der Landesgeschichte.

Allein die Sozialisten sind nicht der einzige Keil zwischen den ultramontanen Häuptern und den Bauern. Solche Keile mußten schon abgesehen von irgend welchem Sozialismus entstehen; und so kamen die „Bauernbündler" (im weiteren Reich „Bund der Landwirthe") auf, deren Johannes wohl „der" Dr. Sigl war, und deren Christus nun Dr. Ratzinger (mit dem Nationalöconomen Dr. Ruhland im theoretischen Hintergrund) ist. In eigentlich kirchlichen Fragen nicht eben Secessionisten, sind sie es doch gegenüber dem Centrum in wirthschaftlichen und anderen Fragen; sie waren es, die der ultramontanen Majorität eine Spitze abgebrochen haben (während die Sozialisten auf Kosten des Liberalismus aus den Städten kamen und in Nürnberg geradezu aus dem Mandat-Ehrgeiz des Bürgermeisters Nahrung zogen), und sie sind es, die den Sozialdemokraten eine sehr nahe Concurrenz machen, ihnen sogar einige Verluste bei den Reichstagswahlen beibrachten. Die Rivalität beider noch kleinen Parteien wird einen wesentlichen Bestandtheil der kommenden Ereignisse ausmachen.

Unter solchen Aussichten nun traten die fünf Sozialisten ihre Mandate an. Die Session begann nicht gerade im Stil einer neugeschaffenen Welt; ist ja doch die schwarze Majorität als antiliberale noch vorhanden und wird sich in kirchlichen Fragen, bei städtischen Bedürfnissen u. s. w. ziemlich bemerkbar machen, und verkündete ja doch die Thronrede fast nur unpolitische Einzeldinge, nicht einmal größere Forderungen für Kunst oder Wissenschaft, so daß eine abermalige Debatte über

höhere Cultur erspart bleiben dürfte. Nöthig wären solche Forderungen allerdings, um nicht bayrisches Geistesleben gänzlich von preußischem und anderem überflügeln zu lassen. Als Beispiel sei nur erwähnt, daß die der Berliner Staatsbibliothek an Bestand jetzt noch überlegene altberühmte Münchener an Dotation für Neuanschaffungen u. s. w. auffallend weit hinter jener zurückbleibt; und von Bauernbündlern ist nicht eben eine besondere Rücksicht auf derartige Angelegenheiten zu erwarten. So schien die alte Gemüthlichkeit Stand zu halten, und man konnte es von der heiteren Seite nehmen, daß die Blicke des Königs Max Josef I., des Vaters der bayrischen Verfassung, dessen Portrait den Sitzungssaal schmückt, nun auch auf sozialdemokratische Volksvertreter fielen. Vielleicht ist freilich gerade dieser Versuch, einen solchen Gegensatz komisch zu finden, selbst komisch.

Die Vertreter des Proletariats wußten, was sie zu erwarten, und was sie nicht zu erwarten hatten. Von jener Thätigkeit im größeren und zukunftsgeschichtlichen Stil, der sie im Reichstag und vielleicht auch in einem anderen Landtag nachgehen können, mußten sie hier absehen; und sie verstehen sich zu beschränken, da sie nicht nur dogmatische Idealisten, sondern auch virtuose Beherrscher der politischen Technik sind. Sie wußten, daß sie hier wenig Directes, aber um so mehr Indirectes leisten können, d. i. Beiträge zu ihrer sonstigen Agitation; sie verschmähten den Opportunismus nicht. So fand man sie sogar (in der Sitzung vom 6. October) als die einzigen Unterstützer des bauernbündlerischen Antrags auf eine Adresse an die Krone. Ihr Hauptstoß aber war der Antrag über Wahlrechtsreform. Die dreitägige Debatte (10. bis 12. October), die Ablehnung ihres sowie eines liberalen Vermittelungsantrags durch eine ultramontan-liberale Majorität, die disharmonischen Querstände (Verfassungsfrage u. s. w.), die eine Fortbewegung des genügend populären Gedankens aufgehalten hatten, das alles ist ja der aufmerksam horchenden Oeffentlichkeit nicht entgangen. Was vielleicht noch eigens zu betonen sein mag, ist zunächst das Uebermaß der Schäden des bisherigen, namentlich durch Indirectheit so schlimmen Wahlrechts. Dieses benimmt eben den Wählern das Vertrauen, den Glauben an das Finden ihrer Rechte, läßt sie in den Wahlen nur die Werke von „Machern" sehen und raubt ihnen so die Lust, zur Urne zu gehen; bei der letzten Wahl sollen in 71 Bezirken Oberfrankens überhaupt keine Wähler erschienen sein. Um so offenkundiger ist die Unbrauchbarkeit des Wahlrechts, als schon zweimal vor zwanzig Jahren, 1870 und 1874, Regierungsvorlagen eine Aenderung beabsichtigt hatten, jedesmal erfolglos. Diesmal galt es aus Geschäftsordnungsgründen nicht einmal einen eigentlichen Antrag auf die Wahlrechtsänderung, sondern nur einen, die Regierung zu einer solchen Vorlage aufzufordern, und noch dazu einen in seinen Vorschlägen recht milden; allein der Wille des Centrums, „möglichst bald sich jenen Berathungen zuzuwenden, welche die Hebung des wirthschaftlichen Wohles in practischer Weise bezweckten" (Abg. Geiger am 11. Oct.), und die merkwürdige Spaltung unter den Liberalen machten die Sache kurzer Hand zu nichte. Als Gewinner fühlen sich die Sozialdemokraten aber doch: sie haben wieder ein Stück volksthümlicher Agitation entfaltet — worin ihnen auch die gleichzeitigen Wahlrechtsbewegungen in Baden und besonders in Oesterreich helfen mögen — und bauen auf Wiederholung nach zwei Jahren im nächsten Landtag, und auf abermalige Wiederholung im übernächsten, von welchen Wiederholungen jede die Früchte ihrer Vorgängerin werde ernten müssen.

Nun noch die Absichten der Fraction für die nächste Zeit. Neben dem rostigen Landtagswahlrecht haust ein nicht minder rostiges Gemeindewahlrecht (aus dem Jahr 1869). Nicht genug, daß nur Bürger (nicht einfach Heimathsberechtigte) das active Wahlrecht in die Stadtkörper besitzen, haben mehrere Städte (zumal München und Nürnberg) die Bürgerrechtsgebühren ungebührlich hoch (in München bis hinauf zu fast dritthalb hundert Mark) angesetzt. Das einzige Fürth hatte schon 1869 die Gebühren aufgehoben, was aber vor etwa drei Jahren durch die verbündeten Nationalliberalen und „Auchfreisinnigen" wieder rückgängig gemacht wurde. Man kann freilich diese plutokratische Abschließung ebenso wie den Ansturm der Sozialdemokraten dagegen, denen sie ja großentheils gilt, verständlich finden und darf die Frage ihrer Abschaffung nicht unterschätzen. Haben ja doch städtische Gemeinderäthe aus mehreren Ursachen eine leichtere Möglichkeit sozialistischer Färbung, und weisen ja doch unsere Tage schon manches derartig angestochene Gemeindekollegium auf: in Frankreich das von Paris, von Roubaix, in Belgien neuerdings das von Brüssel, von Laeken, und in Oesterreich die zwar keineswegs sozialistische, aber pseudosozialistische, d. i. antisemitische Minorität des Wiener Gemeinderaths. So wird es über Localfragen hinaus auch zu prinzipielleren Problemen kommen.

Noch eine Fülle von Aufgaben haben sich die bayrischen Sozialdemokraten vorgesetzt. All' die Unzufriedenheit der kleinen Angestellten im Land soll in Beschwerdenform das sozialistische Sammelbecken füllen; die Lohnarbeiter in den Staatswerkstätten sollen Hülfe erhalten, da die für sie schon ausgeworfenen paar hundert tausend Mark erstens überhaupt erst nach einem Jahr und dann noch als ein all' zu Geringes und nach ungleicher Gunst vertheilt wurden; dazu die bevorstehenden Militärdebatten mit obligaten Mißhandlungsklagen u. s. w.

Außerdem aber bleiben noch zwei tiefer greifende Angelegenheiten. Die derzeitigen directen Steuern des Königreichs sind wieder ganz ein Abbild dieses verwickelten, umständlichen Landes, in welchem sich leicht ein Theil über den andern schiebt. Nicht genug an dem Nebeneinander von Einkommen-, Haus-, Gewerbesteuer u. s. w.; es bilden auch die Abstufungen dieser einzelnen eine Wirrniß. Der verschuldete Hausherr hat zunächst gleichviel Steuer wie der unverschuldete zu bezahlen, und dazu nimmt der Staat noch die Steuer von seinen Schulden (von der Hypothek), so daß also ein und dasselbe Geld doppelt besteuert ist. Der Gewerbetreibende mit Maschinen zahlt höhere Steuer als der ohne Maschinen, auch wenn das Geschäft jenes schlecht, das Geschäft dieses gut geht u. s. w. Hier soll nun eine einheitliche progressive Einkommensteuer helfen; aber während die Sozialisten diese als völligen Ersatz jenes Filzes von Bestimmungen beantragen, will ein anderer Antrag zwar auch eine solche Steuer eingeführt wissen, jedoch nur den alten Steuern, die bleiben sollen, aufgepfropft. Dieser Antrag stammt von dem Centrumsabgeordneten Dr. Jäger, auch sozusagen einem Concurrenten der Sozialisten, der sich anschickt, manche ihrer Besitzthümer an Plänen für sich und die Seinigen auszuschlachten. Von ihm steht eben, neben ähnlichen Vorschlägen des Bauernbündlers Ratzinger, eine Reihe agrarpolitischer Anträge auf der Tagesordnung. Zu den Vorkehrungen gegen Güterschlächterei, die hier einbezogen sind, beabsichtigen die Sozialdemokraten ein Amendement, betreffend Staatshülfe an die zur Uebernahme eines verschuldeten Gutes gezwungene Gemeinde.

So sehen wir, wie die sozialdemokratische Partei trotz der ihr gebotenen engen und eigenartigen Verhältnisse doch Anlaß findet, alle drei Hauptseiten ihres Programms auch in Bayern zur Entfaltung zu bringen: die demokratische, die sozialpolitische und ein wenig auch die eigentlich sozialistische.

---

## Literatur und Kunst.

### Aus dem modernen Musikleben.

Von Heinrich Ehrlich.

III. Die Frauen-Emancipation auf dem Klaviere. Die Musik-Amazonen.

Die Frage: ob Frauen alle jene Thätigkeiten, die früher als den Männern allein zukommend betrachtet wurden, nunmehr mit gleichem Rechte und gleicher Vollkommenheit ausüben

können, ist in manchen Einzelheiten noch nicht ganz entschieden; letztere in Betracht zu ziehen, liegt dem Zwecke dieses Artikels fern. Auf einem Felde, dem des Klavierspielens, ist sie vollständig bejaht und vielleicht nirgends tritt die Frauenemancipation mit so großer rein männlicher Entschiedenheit hervor; nirgends findet man weniger Weiblichkeit als bei den aller-allermeisten weiblichen Klavierspielern.

Von dem Mädchen oder der jungen Frau, die an das Concertinstrument tritt, kann derjenige, der nicht ganz zur verkehrten Welt gehört, einige Merkmale weiblichen Wesens fordern: Anmuth, Zartheit, freundlichen Ausdruck der Empfindungen, liebevolles Anschmiegen an die Composition, mehr Folgsamkeit für die Vorschriften des Componisten als selbständige Auffassung. Aber gerade das Verkehrte ist das Vorherrschende: große Kraft, colossale Geläufigkeit und Ausdauer sind die Eigenschaften, welche alle heutigen berühmten Pianistinnen (eine einzige ausgenommen) zur Schau tragen; und was die „Pietät" für die großen Componisten betrifft, so hat gerade die jetzt berühmteste, die nach dem Kauderwälsch der Concertagenten am meisten „zieht" — alle Namen werden später genannt werden — in der Nichtbeachtung des Charakters der Tonwerke ebenso Kolossales geleistet wie in der Technik.

Es ist bemerkenswerth, daß gerade zur Zeit, als die edelsten Begründer des modernen Virtuosenthums, Liszt und Thalberg, in vollem Glanze wirkten, auch die ... zwei Pianistinnen ihre Blüthe entfalteten, die noch große Virtuosität mit echt weiblich-musikalischem Wesen vereinigten, die edel große, unerreicht gebliebene Clara Schumann, und die nicht so hoch stehende, doch immerhin als ganz vortrefflich und vornehme Musikerin zu bezeichnende Wilhelmine Clauß-Szarvady.

Wer Clara Schumann nicht als Mädchen, als Clara Wieck gehört hat (seither sind freilich 54 Jahre verflossen), der hat absolut keine Ahnung von dem Zauber, den holdselige, mit großer Künstlerschaft gepaarte Weiblichkeit erzeugt. Im Hinblick auf den Zweck dieses Artikels muß ich von biographischen Einzelheiten absehen; nur zwei Urtheile aus Wien über Clara Wieck sollen hier citirt werden, denen wohl kein Leser, welcher Richtung er angehöre, die volle Gültigkeit bestreiten wird: von Liszt und Grillparzer. Der Großmeister alles Klavierspiels, schrieb im Mai 1838 an seinen Freund Lambert*): Ihr Talent hat mich entzückt; ein tiefes, wahres Gefühl, eine beständige, innere Erhebung. Und Grillparzer, Oesterreichs gefeiertster Dichter, richtete nach ihrem Vortrage von Beethoven's F-moll-Sonate die Verse an sie:

Ein Wundermann der Welt, des Lebens satt,
Schloß seinen Zauber grollend ein
In festverwahrten, diamantnen Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab;
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der heftig unberufnen Jagd.
Sinnvoll, gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die Finger in die weiße Fluth
Und faßt, und hebt, und hat's! — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blickt wie aus Augen ihr entgegen,
Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt, die Geister
Steigen auf und senken u. s. w.

Diese beiden Urtheile sind nicht allein herrlich schön und charakteristisch, sondern auch überhaupt die einzigen ihrer Art, nie mehr ist Aehnliches von einer Pianistin gesagt worden.

Clara Schumann ist unerreicht geblieben. Einen (durchaus nicht gleichen aus wahrhafter Begeisterung entstandenen, doch) als ehrenhaft anzuerkennenden Erfolg hat Wilhelmine Clauß Szarvady in den fünfziger Jahren errungen.

Sie war sehr gut musikalisch gebildet, besaß sehr schönen Vortrag, und ihr Aeußeres zeigte eine gewisse mädchenhafte Empfindsamkeit, die auch das Interesse der Damenwelt erregte. In Paris lernte sie auch ein wenig die richtige Manier, die Gunst der Kritiker zu erwerben; ein sehr einflußreicher Reporter in London, der ihr Anfangs nicht sehr geneigt war, weil er eine andere Pianistin protegirte, konnte dennoch, als er Fräulein Clauß zu Tische führte, den Thränen der jungen Künstlerin nicht widerstehen und versprach ihr bessere Kritiken; er hielt sein Wort.

Nachdem sie abwechselnd in London und Paris mit vielem verdienten Erfolge concertirt hatte, verheirathete sie sich mit Herrn Szarvady, einem in Paris ansässigen Ungarn, einem Correspondenten deutscher Zeitungen und Freund des Prinzen Plonplon.*) Er ist vor einigen Jahren gestorben, sie lebt noch heute in der Seinestadt.

Die Glanzzeit von Clara Schumann fällt in die Zeit der vierziger bis in die Mitte der sechziger Jahre;**) die der Wilhelmine Clauß-Szarvady dürfte noch bis in die Mitte der siebziger zu zählen sein. Aber es kam ein neues Pianistinnen-Geschlecht, das von den Mädchen Clara Wieck und Wilhelmine Clauß nichts wußte, die Frauen Schumann und Szarvady zur veralteten Schule zählte und eine ganz andere Art von Ruhm anstrebte, als den einer vortrefflichen Musikerin und ausgezeichneten Virtuosin; das vor Allem glänzen, imponiren, die Masse beherrschen wollte und das Musikalische, Künstlerische als Nebengabe betrachtete, die man allenfalls gelegentlich zeigen mußte, mit der aber weder viel Ruhm noch viel Geld zu verdienen ist. Zuerst erschien die Russin Annette Essipoff auf dem musikalischen Schauplatze, eine sehr interessante, sehr brillante, fast genial zu nennende Pianistin mit sehr schönem Anschlage, feurigem Vortrage und ausgezeichneter Technik, auch ist ihr rhythmische Festigkeit nachzurühmen. Sie spielte die schweren Stücke von Chopin und St. Saëns prachtvoll, auch elegante romantische Kleinigkeiten gelangen ihr sehr gut, ernstere, tieferes wahrhaftes Empfinden verlangende Musik lag ihr fern. Nach ihr kam Sophie Menter (geb. 1846), die Tochter eines vortrefflichen Cellisten und Musikers, Schülerin Bülow's und Liszt's; sie übertraf die vorher Genannte bedeutend an Kraft und Ausdauer, also in musikalischem Amazonenthum, aber ihre Wiedergabe klassischer Musik war noch schwächer als die russischer. Im Beginne ihrer Laufbahn erweckte sie die besten Hoffnungen, daß sie sich zur vortrefflichen Musikerin ausbilden würde, aber nach den glänzenden Erfolgen, die sie als Virtuosin erreichte, mochte sie es in jeder Hinsicht vortheilhafter gefunden haben, auf dem sicheren Wege weiter zu wandeln, als auf dem schwereren der wahren Kunst, der erst nach langem mühsamen Streben zu einem sehr ehrenhaften Ziele aber nicht mehr zu großen Einnahmen führt.

Solche sind ihr reichlich zugefallen; sie ist aus Rußland ruhm- und diamantenreich zurückgekehrt.

Jahre waren vergangen seit dem ersten Aufglänzen der Essipoff und Menter, keine Pianistin vermochte neben diesen Beiden dauernden Antheil des Publikums zu erregen. Da kam vor etwa drei Jahren ein deutsch-französisches Mädchen aus Paris, Clotilde Kleeberg, und die Freunde weiblicher Kunst waren entzückt, und hegten beste Hoffnung; endlich war wieder eine Klavierspielerin erschienen, deren Vorträge die Vorzüge des schwächeren aber schöneren Geschlechtes erkennen ließ. Sie spielte keine Stücke, deren Schwerpunkt in der physischen Kraft und Ausdauer liegt, sondern solche, die vor Allem musikalische Bildung und Empfindung verlangen, und die meisten dieser Stücke gab sie vollendet wieder. Sie stand nicht ganz auf der Höhe der Clara Wieck, sie spielte auch Manches mehr mit graziöser Koketterie als tiefer Empfindung; aber liegt nicht in anmuthigem Gefallenwollen mehr Weiblichkeit als im Herumfahren auf dem Klavier? Schumann's Concert, Phantasiestücke und Kinderscenen hat keine Pianistin vor und nach ihr edler und reizvoller vorgetragen. Sie ward vom musikalischen Publikum mit Entzücken, von der übergroßen Mehr-

*) Gesammelte Schriften. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

*) Ich habe Szarvady (Hirsch) gut gekannt, er war im Jahre 1845 der Erzieher (Hofmeister) meiner Neffen in Wien. Später wandte er sich der Politik und Börse zu und fand in Paris eine ziemlich behagliche Stellung. Er war sehr eitel, aber ein ehrenhafter Mann.

**) Damit sei nicht etwa gesagt, daß ihre Meisterschaft mit diesen Jahren beendet war; ihre Klarheit, Innigkeit des Vortrages hat sie immer bewahrt; noch in den achtziger Jahren hörte ich sie Beethoven's G-dur-Concert und Sonate 101 entzückend schön spielen. Nur in der Virtuosität ward sie von den „Modernen" überflügelt.

zahl der Berichter mit großem Lobe empfangen; es schien eine Zeit lang, als ob das schön Weibliche in der Kunst wieder zur Geltung gelangen sollte. Aber der Schein dauerte leider nicht lange; der mild-schöne Glanz dieses lieblichen Gestirns ward verdunkelt durch das elektrische Leuchten einer neuen Erscheinung, welche die Bedürfnisse und Anforderungen der großen Menge in viel höherem Grade erfüllte, Alles verblüffte und unterjochte, und nur den höchsten Effect anstrebte und erreichte: Therese Carreno!

Wie soll ich den Eindruck beschreiben, den diese Pianistin in mir erzeugte, in welchen Worten das künstlerische Urtheil über sie aussprechen? Ich will dem Leser eine kleine Geschichte erzählen. Kurz vor dem ersten Auftreten der Carreno war ich — einer alten Vorliebe für schöne Pferde und elegante Reiterkunst folgend — in den Circus Schumann gegangen. Unter den vielen Productionen war eine, die mich in höchstem Grade aufregte und mir unvergeßlich geblieben ist: Auf ungesatteltem Pferde sprengte eine Reiterin herein, eher häßlich als schön zu nennen, mit losem Haar und wildem Ausdruck in den Zügen und in leichtem Tricotanzuge, wenn ich nicht sehr irre, als Indianerin gekleidet. Sie saß nicht auf dem Pferde, sondern sie hing mit einem Fuße an demselben, der Körper schwebte fast horizontal in der Luft. Nachdem sie einige Male durch den Circus gerast war, wobei sie den Leib auf- und niederschwang, daß man immer glaubte, sie müßte stürzen, wurden Bretter hereingebracht und als Barrieren vorgehalten. Ueber diese ließ sie ihr Pferd im schnellsten Galopp springen, während sie in der oben beschriebenen Haltung des Körpers verblieb; bei der geringsten falschen Bewegung des Pferdes, oder wenn sie ihre Haltung um einen halben Zoll veränderte, mußte ihr Kopf durch die Gewalt der Bewegung an der Brüstung zerschellen; aber sie führte dieses Wagniß mit einer Sicherheit, mit einer Ruhe aus, daß sich das Grausen, mit dem ich Anfangs zusah, zuletzt in eine Art von Vergnügen verwandelte! Daß diese Reiterin niemals kunstgerecht zu Pferde sitzen, daß sie niemals ein ästhetisches Wohlgefallen erzeugen könnte, wie die einst berühmteste und um ihres Charakters willen höchstgeachtete Reiterin*) des Renz'schen Circus, die durch einen Sturz vom Pferde elend zu Grunde gegangen ist, war mir nicht einen Augenblick zweifelhaft; daß sie aber in ihrer Art Unvergleichliches leistete, und als ein Unicum dastand, mußte ich in vollstem Maße zugestehen. Und ist nicht schon der Umstand, daß alles, was ich hier erzählte, mir nach Jahren noch so lebhaft vor das Gedächtniß tritt — während nichts Anderes von jenem Abende erinnerlich blieb — ein Beweis von der Merkwürdigkeit dieser Erscheinung? Mit ihr möchte ich Therese Carreno vergleichen; was diese musikalisch geboten hat, ist mir entschieden nicht mehr erinnerlich; nur das Emoll-Concert von Chopin schwebt noch vor meinem Gedächtniß als eine vollkommene Verzerrung. Daß sie aber in Allem, was sie spielte, selbst in der eben angeführten Verzerrung, eine ganz merkwürdige Virtuosität, eine fast dämonische Kraft und Ausdauer entfaltete, und daß sie dabei, im Gegensatze zu allen brillanten Virtuosinnen, mit großer Ruhe am Klavier sitzt und durch ihr klassisches Profil den angenehmsten Eindruck erzielte, daß sie also eine Individualität, ein Unicum ist, kann auch der nicht leugnen, dem ihr Musikmachen nicht gefällt. Und daß sie jetzt die Pianistin ist, die am meisten „zieht" (nach dem Agenten-Kauderwälsch), habe ich schon früher bemerkt.

In neuester Zeit hat Frau Bloomfield-Zeisler aus Amerika verdiente, sehr günstige Aufnahme in Berlin gefunden; sie erinnerte vielfach an die Essipoff; ob es ihr gelingen wird, die Carreno „aus dem Sattel" zu heben? Ich bezweifle es, obwohl ich sie viel lieber höre.

Man fragt sich nun: wohin? wohin soll diese Hetzjagd der Virtuosinnen führen, welche Kunststücke werden sie noch entwickeln müssen, um zu „ziehen"? Die Antwort auf diese Frage ist schwierig, fast unmöglich. Die jetzige allgemeine Zersetzung und Verhetzung erlaubt nirgends an eine organische Entwickelung zu denken, warum also im Klavierspiel der Damen? Nur Eines mag hier festgestellt werden: daß die Lehrer, welche heute talentvolle Mädchen zu Virtuosinnen heranbilden, eine sehr große Verantwortlichkeit übernehmen; sie müssen mit Treibhaus-Hitze arbeiten, um rasche Entwickelung zu erzielen, die jungen Gehirne mit schwersten Compositionen beladen, um das große Publikum zu verblüffen, und müssen in dem jungen Gemüthe Hoffnungen glänzender Zukunft erwecken, die meistens unerfüllt bleiben, statt daß sie ihnen die endlosen Schwierigkeiten der musikalischen Laufbahn klar legen und sie vor Selbsttäuschung zu bewahren suchen!*) So tragen sie Mitschuld an dem Musikproletariat, das immer mehr und mehr sich entwickelt, an der Frauenemancipation nach der falschesten Richtung, an der weiblichen Klavier-Agonistik.

Daß diese Warnung jetzt nichts hilft, will ich jetzt gleich bemerken; doch darf sie deshalb doch nicht unausgesprochen bleiben!

*) Der Name ist mir entfallen.

## Zur Geschichte der Religionsphilosophie.

Wir besitzen zwei Werke, die für die Religionsphilosophie in Betracht kommen, das von Pünjer, welches sich aber mehr auf trockene Referate beschränkt, und das von Otto Pfleiderer, von dem soeben die dritte Auflage erschienen ist.**) Eine Geschichte der Religionsphilosophie zu schreiben, gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die ein Denker sich stellen kann, da er dazu ebensowohl das philosophische wie das theologische Gebiet beherrschen muß, und um ersteres zu können, vor allen Dingen philosophische Begabung besitzen muß. Dazu hat er mit der Ungunst der in den wissenschaftlichen Kreisen herrschenden Meinung zu kämpfen. Pfleiderer ist ein viel zu spekulativ veranlagter Kopf, um bei einer der jetzt herrschenden Richtungen Anschluß zu finden. Wer so freimüthig die Resultate seiner Forschungen zu verkünden wagt, der hat jedenfalls auf kirchlichem Gebiet, wo eine starre Ausschließlichkeit leider mehr und mehr den Ton angibt, keine große Partei hinter sich. Je höher ein Standpunkt und je schwieriger das Aufsteigen zu demselben, um so weniger wird er getheilt, und das Verständniß für ihn mindert sich nach dem Grade der Entfernung.

Pfleiderer bietet zunächst als „kritische Religionsphilosophie" Spinoza, Leibniz, Christian Wolff und die Aufklärung, den englischen Deismus, Lessing und Kant. Es sind eine Reihe mustergültiger Essays, die uns hier geboten werden. Die Schwierigkeiten des Stoffes sind überwunden, ohne daß der Leser merkt, welch' eine Masse Arbeit hinter diesem knappen Auszug aus dem System eines jeden Denkers steckt, denn ohne eine Klarlegung des Systems geht es in den meisten Fällen nicht ab. Die Metaphysik ist jedesmal kritisch behandelt, und da kommt es dem Leser zu statten, daß der Standpunkt des Verfassers ein so umfassender ist, daß er von ihm aus bequem die relative Gültigkeit der Anschauungen seiner Vorgänger zugestehen kann, ohne mit seinem Prinzip in Widerspruch zu gerathen. Es ist ein höchst interessantes Bild menschlicher Geistesthätigkeit, das da vor uns entrollt wird: zuerst die strenge Scheidung zwischen Philosophie und Theologie, wie sie noch

*) Vor mehreren Jahren gab eine junge Klavierspielerin ein Concert; vor demselben erschien eine Reklame von der bekannten empfindsamen Musik-Märchen-Tante, worin sie allerhand schöne Dinge von dem ehemaligen Kinde erzählte. Der Erfolg des Concertes war ein mäßiger, selbst die wohlwollendsten Kritiker äußerten sich zurückhaltend; man hörte seitdem wenig von der jungen Dame. Im verflossenen Jahre reiste eine mir befreundete Familie nach Chicago. Kurz vor der Abfahrt erhielt sie einen Brief dieser ihr ganz unbekannten Pianistin, mit der Bitte, daß sie sich ihnen anschließen dürfe, weil sie auch nach Amerika ginge, „um dort Lorbeeren und Gold zu finden". Die Familie mußte ihre Reise aufschieben, die Pianistin reiste allein — ihr Name ward von drüben nie genannt.

**) Berlin, Georg Reimer.

Spinoza aufrecht erhalten wissen wollte, da das Ziel der Philosophie Wahrheit, der Zweck der Theologie oder des Glaubens Gehorsam und Frömmigkeit sei, dann ein Aufgehen der Religion in Moral, verbunden mit einer gänzlichen Mißachtung der Kirche als ein Erzeugniß des Pfaffenthums und schließlich die verschiedensten Versuche einer Versöhnung zwischen beiden Disziplinen Hand in Hand gehend mit einer unbefangenen Würdigung des Christenthums. Bei der Besprechung des englischen Deismus mit seinen irreligiösen Ausläufern (David Hume) muß man die Objectivität der Wiedergabe bewundern, die sich nirgends einer gänzlichen Verwerfung schuldig macht. Die von einem platten Rationalismus nach der völligen Skepsis hinlaufenden Fäden sind mit großer Feinheit klargelegt, und ebenso gehört die Darstellung Lessing's und Kant's zu den besten Partien des Buches. Der Umschlag der Aufklärung in eine kritisch-spekulative Weltanschauung, wie sie später auf spezifisch theologischem Gebiet in den Nachfolgern Hegel's ihren wissenschaftlichen Ausdruck gefunden hat, ist der beste Beweis für die philosophische Begabung Lessing's, der Spinoza's Pantheismus dem Dualilismus Jacobi's vorzog, es aber doch verstand, eine innere Theologie und die Individualität zu retten, wodurch er Leibniz wieder näher trat, dessen Optimismus er auch theilt.

Bei Kant geht Pfleiderer geradewegs auf die Klarlegung der Widersprüche los, ohne sich wie die Neukantianer auf ein Vertuschen derselben einzulassen, und liefert dadurch einen werthvollen Beitrag zur Kantliteratur. Ihm erscheint die eigentliche Intention des Kant'schen Denkens auf einen absoluten monistischen Rationalismus, oder auf Erkenntniß der alleinigen Gesetzgebung der Vernunft im Reiche der Natur und der Freiheit hinzudrängen. Das Resultat der „Dialectik der reinen Vernunft", wonach es denknothwendige Ideen gibt, die dennoch keine objective Gültigkeit beanspruchen können, ist die Folge des skeptischen Elements in Kant's Denken, das seine Nachfolger immer mehr zu überwinden haben werden, wenn sie positive Leistungen hervorbringen wollen. Auch auf dem Gebiet der Religionsphilosophie kann man erst dann fruchtbringende Resultate erwarten, wenn der Dualismus zwischen Denken und Sein aufgehoben wird und die Postulate des Gemüths durch die kritische Anwendung der Vernunft nicht zerstört, sondern bestätigt werden.

Sehr ansprechend ist die Darstellung Fichte's, wenn wir auch nicht der Ansicht sind, daß derselbe eine solche Umwandlung, wie Pfleiderer sie annimmt, durchgemacht hat. Von Kant ausgehend, dessen Standpunkt er in der „Kritik aller Offenbarung" noch fast ganz theilt, schreitet Fichte durch den ausgesprochensten Substantivismus, der die Welt als eine Erscheinung des Ich darstellt, mit innerer Nothwendigkeit zum objectiven oder absoluten Idealismus fort und gesteht zu, daß das Gewissen die Annahme einer realen Welt selbständiger Wesen fordert. Damit stellte Fichte aber ebenso wie Kant ein Gemüthspostulat auf. Der Glaube ergänzt und „vertieft" das Wissen, welches nicht ausreicht, die Bestimmung des Menschen zu erklären. Fichte ist seinem Subjectivismus bis zuletzt treu geblieben, und wenn er zwei Welten annimmt, eine sinnliche und eine übersinnliche, so gilt ihm doch nur die letzte als wirkliche. Die erste ist ihm stets nur Product des Ich, wenn auch die Thätigkeit desselben, welche die Welt der Erscheinungen aus sich herausschaut, eine unbewußte ist, so daß das reflectirende Bewußtsein die Sinnenwelt schon vorfindet, wodurch eine unkritische Naivetät die Erfahrungsobjecte als Dinge an sich auffaßt. Allerdings wird in der „Bestimmung des Menschen" eine unendliche Vernunft oder ein unendlicher Wille angenommen als Bedingung und Grund der Geisterharmonie, was stark an Leibniz' prästabilirte Harmonie erinnert, aber die Sinnenwelt bleibt stets ohne Realität, nur eine Vielheit von Einzelwillen wird zugegeben, aber, und das ist charakteristisch für Fichte, nur um den moralischen Einwirkungen auf Andere Raum zur Entfaltung zu gönnen. Nicht die zwingende Logik der aus seinem eigenen Prinzip gefolgerten Grundsätze zwingt Fichte zur Anerkennung der Realität, sondern das Gewissen, welches seine Forderungen unerfüllt sieht, wenn alle Realität nur ein Traum ist. „Die Welt ist das versinnlichte Material unserer Pflicht." Wer sich so energisch wie Fichte in der letzten Darstellung der „Wissenschaftslehre" dagegen verwahrt, seiner ersten Lehre ungetreu geworden zu sein, dem darf man, wie Pfleiderer thut, keine durchgreifende Wandlung seiner Ansichten zusprechen. Beherzigenswerth für unsere Zeit ist die hohe Achtung vor der Metaphysik, die sich in allen Schriften Fichte's findet; interessant ist auch jene Stelle über Persönlichkeit und Selbstbewußtsein Gottes, wo Fichte diese Eigenschaften als menschliche Entstellungen des hohen Begriffs des Absoluten bezeichnet, um so mehr, als Pfleiderer selbst das Selbstbewußtsein des Absoluten gewahrt wissen will, wenn er auch die Persönlichkeit opfert.

In Schelling findet man die erste Versöhnung zwischen Erkennen und Sein und zwar vermittelst des Unbewußten, eines Prinzips, das in der modernen Philosophie dann zur vollen Geltung gebracht worden ist. Auch Schelling sieht die kirchlich-statutarischen Formen des Christenthums nur als Hülle an, die beseitigt werden muß, wenn der ewige, ideale Gehalt zum Vorschein kommt, der sich dann neue Formen aus dem Geist der Zeit herausbilden werde. „Es ist, als ob Christus den Schluß der alten Zeit machte; er ist bloß da, um die Grenze zu machen, — der letzte Gott. Nach ihm kommt der Geist, das ideelle Prinzip, die herrschende Seele der neuen Welt." Diese Worte weisen deutlich genug von einer Christusreligion auf eine Religion des Geistes hin, welcher Gedanke in der allerjüngsten Zeit ja auch seine systematische Ausführung gefunden hat. Die schöne Sprache Schelling's kommt in mehreren von Pfleiderer angeführten Stellen zur Geltung; ja es scheint fast, als ob von der Eleganz der Diction etwas in die Wiedergabe, die hier besonders anmuthend ist, übergegangen sei; wenigstens wird es Einem schwer, sich, trotz Pfleiderer's Opposition, dem Zauber des Schelling'schen Vorstellungskreises zu entziehen, unbeschadet aller Paradoxien und phantastischen Ausgeburten des hochbegabten Denkers. Es ist das Streben nach Lösung des alten Problems: „Wie kann aus der vollkommenen Einheit Gottes der Gegensatz der Endlichkeit hervorgehen, wenn derselbe nicht schon irgendwie in Gott als Potenz vorausgesetzt wird?" welcher hier zum ersten Mal einen Ausdruck findet, der überzeugend wirkt. Viel weniger ist dies bei Hegel der Fall, obgleich Pfleiderer diesen Abschnitt mit unleugbarer Vorliebe behandelt hat. Die Darstellung Hegel's ist dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß er der Ausgangspunkt für die allerverschiedensten Richtungen geworden ist, die noch jetzt tonangebend sind. Sie kommen im vierten Abschnitt unter dem Titel „die religionsphilosophischen Richtungen der Gegenwart" zur Besprechung, und hier zeigt sich, wie schwer es selbst für einen sonst vorurtheilslosen Kopf ist, zeitgenössische Bestrebungen zu würdigen. Pfleiderer's Kritik wußte bis jetzt trotz des von Haus mitgebrachten Maßstabes sehr wohl die Berechtigung jeder philosophischen Richtung zu erkennen. Es gehört zu der Selbständigkeit eines Denkers, daß er den Anspruch erhebt, in seiner Weltanschauung die momentan erreichbare höchste Stufe erklommen zu haben, und Pfleiderer's ganzes Werk basirt auf der Annahme, daß es eine Weltanschauung gibt, nach welcher alle anderen hingravitiren. Diese Weltanschauung ist der concrete Monismus, welcher der Religionsphilosophie die Aufgabe stellt, den begrifflichen Kern aus seiner vorstellungsmäßigen Hülle loszuschälen, eine Aufgabe, die Pfleiderer am reinsten in Biedermann's Dogmatik *) gelöst sieht. Die verschiedenen von Hegel sich abzweigenden Strömungen, denen man in dem späteren Stadium ihren gemeinsamen Ausgangspunkt kaum mehr ansieht, die kirchlich gesinnten Positivisten einerseits und die radicalen Naturalisten, die im unphilosophischen Materialismus endigen, wie Feuerbach und Strauß, andererseits, sind vortrefflich gezeichnet. Auch der Ausblick auf gleichzeitige Bestrebungen im Auslande, wo Comte in Frankreich, Stuart Mill und Herbert Spencer in England eine materialistische Philosophie gründen, die indeß

*) Berlin, Georg Reimer.

nach dem Vorgang Saint Simon's auch religiös-communistische Ideen enthält, ist sehr lehrreich. Mill erneuert eigentlich nur den alten Empirismus Locke's und ist deshalb populär in Deutschland, wo Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus" diesen Bestrebungen zustimmend entgegenkommt. Dieser ist der klassische Vertreter des sogenannten Neukantianismus und genießt ein hohes Ansehen als Begründer einer Richtung, deren Zurückgehen auf Kant schon mehr ein Drüberhinausgehen auf die Skeptiker und Empiriker des vorigen Jahrhunderts ist. Die Religion scheint ihnen werthvoll genug, um ihr eine bleibende Stelle im Herzen anzuweisen; vor den Gründen des Verstandes vermag sie aber nicht zu bestehen, sie ist eben lediglich Gefühlssache, und wer dies Gefühl nicht theilt, sondern die Vernunft um Aufschluß über den Grund aller Dinge angeht, der bekommt keine Antwort, und so ist der radicale Skepticismus doch das Ende vom Liede, mag Lange selbst die „unvergänglichen Ideen der Religion" noch so hoch feiern.

Schopenhauer ist mit einer für einen Theologen ungewöhnlichen Achtung behandelt. Pfleiderer gibt eine nahe Berührung Schopenhauer's mit der tieferen religiösen Weltanschauung zu. Um so verwunderlicher erscheint darum die scharfe Verurtheilung E. von Hartmann's, den Pfleiderer unter die Schopenhauerianer rubricirt, während er am ersten als ein Fortbildner Schelling's angesehen werden könnte. Das Einzige, was Hartmann mit Schopenhauer im Unterschied von Schelling gemein hat, der Pessimismus, gewinnt bei ihm doch eine so wesentlich andere Bedeutung, daß man ihn deshalb doch nicht den Schüler eines Meisters nennen kann, den er selbst auf das Entschiedenste bekämpft. Der concrete Monismus, dessen Erkenntniß Pfleiderer als das allein vernunftgemäße Ziel der Philosophie hinstellt, findet nicht allein in ihm selbst und Biedermann seinen Ausdruck, sondern ebenso folgerichtig aus dem eigenen Prinzip entwickelt auch in Hartmann. Der Pessimismus scheint nur eine zufällige Zuthat, der mit dem eigentlichen Prinzip des concreten Monismus nichts zu thun hat, obgleich Hartmann ihn selber mehr als billig in den Vordergrund zieht. Abstrahirt man von dem Pessimismus, so ist in der That nicht einzusehen, worin sich der concrete Monismus des Einen von dem der Anderen unterscheidet, es sei denn, daß Pfleiderer seinem Absoluten trotz Negirung der Persönlichkeit Selbstbewußtsein und Liebe retten will, worin Hartmann mit Recht einen Rückfall in den kirchlichen Theismus sieht, während Hartmann in der Endlichkeit des Weltprozesses nach vor- und rückwärts mit der Kirchenlehre übereinstimmt, wo Pfleiderer einen ewigen Prozeß annimmt. Die metaphysischen Prinzipien erinnern stark an Jacob Böhme und Schelling, mit denen beiden er die Auseinanderlegung des ewigen Urgrundes in Wille und Vernunft gemein hat; daneben unterscheidet er sich aber durch die scharfe Logik seiner Beweisführung, die namentlich in der Religionsphilosophie gegenüber den zweifelsüchtigen Elementen der Jetztzeit von hoher Bedeutung ist, genau und deutlich einerseits von der mystischen Dunkelheit seiner Vorgänger, andererseits von der rationalistischen Verflachung vieler Vertreter des liberalen Protestantismus. Dies alles scheint von Pfleiderer, mit dem Hartmann auch den erkenntnißtheoretischen Standpunkt theilt, nicht genug berücksichtigt worden zu sein, wogegen der Opposition gegen den Pessimismus ein Raum gegönnt worden ist, wie er sich nur durch persönliche Antipathie des Optimisten erklären läßt. Wenn Pfleiderer Hartmann des Dualismus zeiht, so kann dieser ihn mit Recht des Mißverständnisses beschuldigen, da die organische Einheit der Prinzipien gerade besonders stark von Hartmann betont worden ist und das ganze System nur aus dem concreten Monismus zu begreifen ist.

Der Uebersicht über die deutsche Religionsphilosophie hat Pfleiderer in der vorliegenden dritten Auflage noch eine kurze Betrachtung der gegenwärtigen Strömungen im Auslande folgen lassen, wozu ihm, wie er im Vorwort berichtet, die ausländischen Gelehrten das Material an die Hand gegeben haben. Es ist dabei die interessante, für den Kenner allerdings nicht neue Beobachtung zu machen, daß das ganze Ausland im Fahrwasser der deutschen Gedankenentwickelung segelt und eine um so höhere Stufe erreicht, je mehr seine Vorbilder sich auf der Höhe der Spekulation befinden.

In England kämpft auf kirchlichem Gebiet eine strenge Orthodoxie mit einer agnocistischen Philosophie, die allerdings den Angriffen gern aus dem Wege geht, indem sie, wie z. B. Herbert Spencer, die Unerkennbarkeit des Absoluten behauptet. Eigentlich wäre für England die Rietschel'sche Theologie das Zeitgemäße, und in der That haben die Lehren Hamilton's und Mansel's manche Aehnlichkeit mit der jetzt in Deutschland tonangebenden kirchlichen Richtung, während Carlyle eine ganz eigenartige Stellung einnimmt und in seinen pantheistischen Anwandlungen, sowie in seiner Geringschätzung der äußeren kirchlichen Formen, die ihm nur Gewänder der Idee sind, den Zeitgenossen weit voraus ist. Leider fehlt ihm der systematische Zug, der so manchem minderbegabten Philosophen zum Unglück geworden ist, und so bleiben seine Aeußerungen nur die genialen Lichtblitze eines bis zum Tiefsten dringenden Denkers, ohne einen Fortschritt in der geraden Linie anzubahnen. Daß aber England überhaupt noch solche Männer wie Carlyle hervorbringen kann, läßt darauf schließen, daß auch dort der wirkliche Tiefsinn des germanischen Geistes zum Durchbruch kommen und im Anschluß an die vorangegangene deutsche Spekulation den Sieg über die mechanistisch-materialistisch und kirchlich verknöcherte Richtung davontragen wird. Anläufe dazu finden sich schon in den Schriften der Gegner Spencer's, die, von Hegel beeinflußt, in der Ignoranztheorie Spencer's einen mit aller Logik und Thatsächlichkeit der Vernunft in Widerspruch stehenden Standpunkt erkennen, und sich das Verdienst erworben haben, auf diese Widersprüche in der schärfsten Form hinzuweisen. Ueberhaupt ist in England die Anerkennung Hegel's und die Erkenntniß, daß dessen Spekulation einen Fortschritt über Kant hinaus bedeute, viel verbreiteter als in Deutschland, dessen neueste philosophische Mode bekanntlich ein Zurückgehen auf Kant und sogar dessen Vorgänger anstrebt. Green und Seth gehen noch weiter, üben an Hegel selbst Kritik und stehen dem deutschen spekulativen Theismus sehr nahe. Caird kommt der Wahrheit des concreten Monismus am nächsten, indem er pantheistische Elemente heranzieht, kann aber seine theologische Herkunft nicht verleugnen, wenn er im Christenthum schon jetzt die höchste Ausbildung der Gottesidee sieht. In Martineau erreicht diese Stufe wohl ihren umfassendsten Ausdruck.

Das Streben nach einer freien, vorurtheilslosen Erforschung des Unendlichen findet in England überhaupt mehr Boden als in Deutschland. Ein beredtes Zeugniß dafür liefert die Stiftung der Gifford-Vorlesungen, die nur den einen Zweck verfolgen sollen, das Uebersinnliche im Zusammenhang mit dem Weltganzen zu erforschen. Für den nächsten Cyclus hat man den Verfasser unserer Religionsphilosophie als den hervorragendsten, jetzt lebenden Vertreter des deutschen spekulativen Theismus gewonnen, nachdem Max Müller das in Frage stehende Thema zu sehr unter dem Licht seiner Spezialwissenschaft betrachtet hatte, um zu einem befriedigenden Abschluß zu gelangen. Ob an einer deutschen Universität eine solche Stiftung überhaupt zur Annahme gelangen könnte, ist bei der augenblicklichen Abneigung der Theologen und Philosophen gegen jede freiere Discussion über das Göttliche sehr zweifelhaft.

In Frankreich nahm Victor Cousin im ersten Drittel dieses Jahrhunderts eine führende Stellung ein. Er suchte in popularisirender Form eine Versöhnung zwischen Wissenschaft und Glauben anzubahnen und hat manche treffende, aber nicht gerade neue Gedanken. Der ihm gegenüberstehende Positivismus kann noch immer auf eine zahlreiche Anhängerschaft rechnen, indeß gibt es auch dort Kreise, denen die nüchterne mechanische Weltanschauung mit ihrer Beschränkung der Erfahrung auf das sinnlich Gegebene auf die Dauer nicht genügt, obgleich im Ganzen mehr historisch als philosophisch gearbeitet wird. Neben Vacherot, der den Gott der Metaphysik von dem Gott der Religion trennen will, dann aber

doch in pantheistischen Ausdrücken die bloß gedankliche Existenz des religiösen Gottes zur wirklichen unwandelt, ist besonders Renan zu nennen, dessen Erklärungen des Absoluten an und für sich und im Verhältniß sich mannigfach widersprechen, je nachdem sein religiöses Gefühl oder sein kritischer Verstand überwogen hat.

In Italien herrscht auf philosophischem Gebiet eine größere Thätigkeit. Da ist vor Allem Rosmini zu nennen, der sich eingehend mit der Kategorienlehre befaßt hat, und die Kategorien des Seins als das Fundamentalprinzip aller Forschung hinstellt. Er ist nicht unbekannt mit der deutschen Spekulation, ebenso wie Mamiani, der in der „Religion der Zukunft" ein Aufgeben des katholischen Dogmas zu Gunsten der Lehren des Urchristenthums verlangt, und Gioberti, der auf seinem späteren Standpunkt erkannt hat, daß Vernunft und Sinnlichkeit keinen Gegensatz bilden, sondern daß die Vernunft schon in der Sinnlichkeit „eingewickelt" liege. Auch hat er einen Fortschritt über Hegel hinaus in dem Gedanken angestrebt, daß die Idee zwar die Realität des Endlichen unter den Bedingungen von Raum und Zeit setzt, aber nicht darin aufgeht, sondern als auf sich selbst bezogener Gedanke jenseits der Erfahrung bleibt.

Auch über die Arbeiten der Niederländer, Amerikaner und Skandinavier enthält das Pfleiderer'sche Buch noch manche interessante Mittheilungen, es würde aber zuweit führen, alle die Männer auch hier namhaft zu machen, deren Lebensarbeit in dem Ausbau religionsphilosophischer Gedanken ganz oder theilweise aufgegangen ist. Zum Besten einer unbefangenen Beurtheilung wäre es dringend zu wünschen, daß sich auch in dem Lager der Anhänger einer rein auf die Empirie beschränkten Weltanschauung einige Leser finden möchten, damit sie aus dieser rein historischen Darstellung die Belehrung schöpften, daß es außerhalb des Geltungsbereiches der Naturwissenschaft, die in den meisten Fällen ja doch nur Naturkunde bleibt, noch eine Geisteswissenschaft gibt, deren Reichthum noch lange nicht nach Gebühr erkannt und gewürdigt worden ist.

A. v. H.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Wie ich ein landwirthschaftliches Blatt redigirte.

Von Mark Twain.

Autorisirte Uebersetzung von Francis König.

Ich vertrat kurze Zeit den Redacteur eines landwirthschaftlichen Blattes, und zwar nicht ohne trübe Ahnungen. Ganz wie ein Mann, der immer auf dem Lande gelebt hat, den Befehl über ein Schiff nicht ohne trübe Ahnungen übernehmen würde. Indessen war ich in Verhältnissen, die mir eine Anstellung erwünscht machten. Der Redacteur des Blattes ging also in die Ferien, und ich nahm zu den gebotenen Bedingungen seine Stelle ein.

Wieder eine Arbeit vor mir zu haben, war mir ein köstliches Gefühl, und ich arbeitete die ganze Woche mit wachsendem Vergnügen. Wir druckten, und ich wartete mit einiger Aengstlichkeit den Erfolg meiner Bemühungen ab. Als ich gegen Abend die Redaction verließ, traten einige Männer und Knaben am Fuße der Treppe wie auf Befehl auseinander und ließen mich durch, und ich hörte, wie sie sagten: „Das ist er!"

Natürlich gefiel mir dieses sehr. Am anderen Morgen fand ich ähnliche Leute am Fuße der Treppe und hier und da auf der Straße, die mich mit Interesse betrachteten. Die Gruppen zertheilten sich, als ich mich näherte, und ich hörte einen Mann sagen: „Er sieht gut aus!"

Ich that, als ob ich diese Aufmerksamkeit nicht beachtete, aber insgeheim freute ich mich diebisch darüber. Ich ging die Treppe hinauf und hörte, als ich mich der Thür näherte, lustig schallendes Gelächter. Ich öffnete und erblickte zwei junge Männer, die Landleute zu sein schienen. Ihre Gesichter erblaßten, als sie mich sahen, und mit großem Geräusch sprangen sie zum Fenster hinaus. Ich war, offen gestanden, überrascht.

Eine halbe Stunde später trat ein alter Herr mit wallendem Bart und einem schönen, ziemlich ernsten Gesicht herein und nahm auf meine Aufforderung Platz. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. Er nahm seinen Hut ab und stellte ihn auf den Boden, dann zog er ein rothseidenes Taschentuch und ein Exemplar unserer Zeitung heraus, legte das Blatt auf seinen Schoß und fragte, indeß er mit dem Taschentuche seine Brille putzte: „Sind Sie der neue Redacteur?" Ich bejahte. „Sie haben noch nie zuvor ein landwirthschaftliches Blatt redigirt?"

„Nein," antwortete ich, „es ist mein erster Versuch."

„Dachte mir's. Haben Sie einige Erfahrung in der Landwirthschaft?"

„Nein, die habe ich nicht."

„Das sagte mir mein Instinkt," sagte der Alte, setzte sich die Brille auf und sah mich darüber weg mit strengen Blicken an, wobei er das Blatt zusammenlegte.

„Ich möchte Ihnen mittheilen, was mich auf den Gedanken brachte. Dieser Artikel hier. Hören Sie zu, ob er von Ihnen ist: »Rüben dürfen nie gepflügt werden, weil es ihnen schadet. Es ist besser, einen Jungen hinaufzuschicken oder den Baum schütteln zu lassen.« — Nun, was sagen Sie dazu?"

„Ich glaube, es ist richtig. Jedes Jahr werden Millionen über Millionen Scheffel Rüben lediglich dadurch verdorben, daß man sie in halbreifem Zustand pflückt; wenn man aber einen Jungen hinaufschickte oder den Baum schütteln ließe — —"

„Den Teufel auch! Rüben wachsen doch nicht auf den Bäumen!"

„Wirklich nicht? Nun — der Ausdruck war bildlich gemeint, nur bildlich. Jedermann wird verstehen, daß ich meinte, der Junge sollte die Ranke schütteln."

Der alte Herr fuhr auf, riß sein Blatt in kleine Fetzen und stampfte darauf. Dann zerschlug er Einiges mit seinem Stocke, sagte: ich sei dumm wie eine Kuh, ging und schlug die Thür hinter sich zu. Kurz, er benahm sich so, als ob ihm etwas mißfallen hätte, aber da ich nicht wußte was, so konnte ich ihm nicht helfen.

Bald nachher stürzte ein langer, blasser Mensch herein mit dünnen Hängelocken und achttägigen Bartstoppeln, die von den Hügeln und Thälern seines Gesichtes stachlich emporstanden. Er blieb unbeweglich stehen, den Finger auf den Lippen und Kopf und Körper in lauschender Stellung. Kein Laut zu hören — immer noch horchte er — nicht ein Laut!! Dann drehte er den Schlüssel der Thüre und kam behutsam auf den Zehen auf mich zu, bis er mich auf Armeslänge erreicht hatte. Nun blieb er stehen, studirte mein Gesicht eine Weile mit Interesse, zog ein Exemplar unserer Zeitung aus der Tasche und sagte:

„Das da haben Sie geschrieben. Lesen Sie mir's vor — schnell! Retten Sie mich. Ich leide."

Ich las, und während dessen konnte ich sehen, wie er sich erholte, wie die Spannung seiner Muskeln nachließ, die Angst aus dem Gesichte verschwand und Ruhe und Friede sich darüber ausbreiteten, wie Mondschein über eine öde Landschaft:

„Der Guano ist ein schöner Vogel, aber erfordert große Sorgfalt. Er darf nicht früher als im Juni und nicht später als im September bei uns eingeführt werden. Im Winter soll er an einem warmen Orte gehalten werden, damit er seine Jungen ausbrüten kann . . . Es ist offenbar, daß wir das Korn heuer spät pflanzen können. Deshalb ist es für den Farmer gerathen, wenn er schon im Juli statt August anfängt, seine Maiskolben zu setzen und seine Buchweizenkuchen zu pflanzen . . . Einiges über den Kürbis. Diese Beere ist sehr beliebt bei den Eingeborenen im Innern Neu-Englands, die sie der Stachelbeere zur Bereitung des Obstkuchens vorziehen und ihr als Kuhfutter den Vorzug vor der Himbeere geben. Der Kürbis ist das einzige eßbare Glied der Familie der Orangen im Norden, außer etwa dem Flaschenkürbis und einer oder zwei Arten Mispeln. Aber die Sitte, ihn in Vorgärten unter die Ziersträucher zu pflanzen, kommt immer mehr aus der Mode, denn es ist jetzt allgemein anerkannt, daß der Kürbis als schattenspendender Baum wenig zweckdienlich ist . . . Nun das warme Wetter naht und die Gänseriche zu laichen anfangen — —"

Der aufgeregte Zuhörer sprang empor, schüttelte mir die Hand und sagte: „Well, das genügt. Jetzt weiß ich doch, daß ich bei hellem Verstande bin, weil Sie es Wort für Wort so gelesen haben, wie ich. Als ich es nämlich diesen Morgen las, sagte ich zu mir selbst: Obgleich meine Freunde mich beständig unter strenger Aufsicht hielten, glaubte ich's doch nie, aber jetzt weiß ich, daß ich verrückt bin! — und dabei stieß ich ein Geheul aus, das man zwei Meilen weit hätte hören können, und stürzte hinaus, um Jemand umzubringen — weil ich wußte, daß es doch früher oder später dazu kommen würde. Also konnte ich ebensogut gleich damit anfangen. Ich las einen von diesen Sätzen noch einmal durch, um meiner Sache sicher zu sein, dann zündete ich mein Haus an und lief davon, machte auch schon mehrere Menschen zu Krüppeln und jagte einen anderen auf einen Baum, wo ich ihn mir leicht holen kann. Aber ich dachte, ich wollte im Vorbeigehen hier vorsprechen, um meiner Sache vollkommen sicher zu sein, und das ist ein Glück für den Burschen oben, denn ich hätte ihn auf dem Rückwege sicher getödtet. Leben Sie wohl, Herr, leben Sie wohl; Sie haben mir einen Stein von der Seele gewälzt. Mein Verstand hat einem von Ihren landwirthschaftlichen Artikeln Stand gehalten, und ich weiß jetzt, daß nichts ihn mehr in's Schwanken bringen kann. Leben Sie wohl, Herr!"

Mir war unbehaglich zu Muthe wegen der Verkrüppelungen und Brandstiftungen, denn ich konnte nicht umhin, mich als den indirecten Urheber derselben anzusehen. Aber diese Gedanken wurden rasch verbannt, denn der ständige Redacteur trat herein! Ich dachte bei mir: wenn er doch lieber nach Aegypten gegangen wäre, wie ich es ihm empfahl, dann hätte ich Gelegenheit gehabt, meine Kräfte noch mehr zu entfalten. Der Redacteur sah auch sehr traurig und verlegen aus.

Er bemerkte die Zerstörung, die der Alte und der Verrückte angerichtet hatten, und sagte dann: „Das ist eine schöne Geschichte! Eine Flasche mit flüssigem Leim und sechs Glasscheiben und ein Spucknapf und zwei Leuchter — alles entzwei, und wenn es noch das Schlimmste wäre. Der

Ruf unseres Blattes hat gelitten, ich fürchte, für immer. Es ist ja wahr, noch nie war die Nachfrage so groß und die Auflage so stark, aber wer wünscht, wegen Verrücktheit berühmt oder durch Geistesschwäche reich zu werden? Mein Freund, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, die Straße hier ist voll von Leuten, die Sie sehen wollen, weil sie glauben, Sie seien toll. Und nach Ihrem Geschreibsel ist das natürlich. Es ist eine Schande für die ganze Presse. Zum Teufel, was brachte Sie nur auf den Einfall, daß Sie ein landwirthschaftliches Blatt herausgeben könnten? Sie scheinen nicht einmal die allerersten Anfangsgründe der Naturkunde zu kennen. Sie sprechen von einem Pflug und einer Egge, als ob beide ein und dasselbe Ding wären, von der Mauserzeit der Kühe und empfehlen die Züchtigung des Stinkthieres wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften als Rattenfänger! Ihre Bemerkung, daß Miesmuscheln ruhig liegen bleiben, wenn ihnen etwas vormusizirt wird, ist überflüssig — ganz überflüssig, denn nichts stört sie in ihrer Ruhe. Miesmuscheln liegen immer still. Miesmuscheln scheren sich den Henker um Musik. Wenn Sie schon die Erwerbung von Unwissenheit zum Studium Ihres Lebens gemacht hätten, so würden Sie darin mit größter Auszeichnung den Doctortitel erworben haben. Ihre Bemerkung z. B., daß die Roßkastanie als Handelsartikel immer beliebter werde, ist einfach dazu angethan, unser Blatt zu Grunde zu richten. Ich wünsche, daß Sie Ihre Stellung aufgeben und sich Ihrer Wege scheren. Ich brauche keine Ferien weiter — ich könnte sie nicht genießen, wenn ich Sie auf meinem Platze wüßte, denn ich wäre immer in Angst, was Sie wohl jetzt für Böcke schießen. Ich fahre aus der Haut, wenn ich denke, daß Sie »Austernparks« unter die Rubrik: Landschaftsgärtnerei setzen. Also gehen Sie. Nichts auf der Welt könnte mich jetzt zu längeren Ferien bewegen. O, weshalb sagten Sie mir nicht, daß Sie gar nichts von der Landwirthschaft verstehen?"

„Es Ihnen sagen, Sie Kohlkopf?!" antwortete ich, „vierzehn Jahre bin ich Redacteur gewesen, und es ist das erste Mal, daß man mir einreden will, ein Mensch müsse etwas wissen, um eine Zeitung herausgeben zu können. Sie Kohlrübe! Wer schreibt denn etwa die dramatische Kritik für die Zeitungen? Ein Haufen emporgekommener Schuhmacher und Apothekerlehrlinge, die genau soviel von gutem Spiel verstehen, wie ich von guter Landwirthschaft. Wer bespricht die Bücher? Leute, die nie eins geschrieben haben. Wer fabrizirt die schweren Leitartikel über finanzielle Dinge? Leute, welche die beste Gelegenheit gehabt, nichts davon zu verstehen. Wer kritisirt die Feldzüge gegen die Indianer? Herren, die einen Mokassin nicht von einem Wigwam unterscheiden, die nie in die Lage gekommen sind, mit einem Tomahawk um die Wette zu rennen oder aus den verschiedenen Gliedern ihrer Familie Pfeile zu ziehen, um Abends ein Lagerfeuer damit anmachen zu können. Wer schreibt die Ermahnungen zur Mäßigkeit und erhebt ein Geschrei gegen die Trunksucht? Leute, die nicht eher wieder einen nüchternen Athemzug thun, als bis sie im Grabe liegen. Wer gibt die landwirthschaftlichen Blätter heraus, Sie Strohkopf? Leute, die in der Regel mit ihren Versen, Schmierromanen und Schauerdramen durchgefallen sind. Und Sie also wollen mich über das Redactionswesen belehren?! Herr, ich habe von der Pieke auf gedient und sage Ihnen, je weniger ein Mann weiß, um so größer ist der Lärm, den er macht, um so höher sein Gehalt. Wenn ich unwissend wäre, statt gebildet, unverschämt, statt schüchtern, dann hätte ich mir aus eigener Kraft einen Namen gemacht. Und damit genug, mein Herr. Da ich so behandelt worden bin, gehe ich gern. Aber ich habe meine Pflicht gethan und meinen Contract erfüllt, soweit es mir gestattet war, ihn zu erfüllen. Ich sagte, ich wüßte Ihr Blatt für alle Klassen interessant zu machen — und das habe ich gethan. Ich sagte, ich könnte Ihre Auflage um zwanzigtausend Exemplare steigern, und wenn ich noch vierzehn Tage Zeit gehabt, hätte ich es fertig gebracht. Und ich würde Ihnen die beste Klasse Leser verschafft haben, die je ein landwirthschaftliches Blatt hatte — nicht einen einzigen Bauer dabei, nicht ein einziges Individuum, das einen Wassermelonenbaum von einem Pfirsichstock unterscheiden könnte, und wenn's ihn das Leben kostete. Sie sind der verlierende Theil bei diesem Bruch, Sie nette Pflanze, nicht ich. Adieu."

Damit ging ich.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Caritas.

Ort: Das öffentliche Krankenhaus einer Lichtstadt in Central-Asien.

### Erste Scene.

Schnüffel, cand. med.: Wohin denn, Commiliton? Sie Biermörder hier?

Geilfuß, stud. med.: Nu ja, wissen Sie — bin heute 'n Bischen erotisch veranlagt — wollte am Abend in's Ballet gehen, aber Mammon fehlt — amüsire mich also gratis in Charité!

Schnüffel: Wieder 'was Pikantes im Gange?

Geilfuß: Und ob! Heut wird auf allgemeines Verlangen zum 25. Male vor studentischem Publikum die Erscheinung der Schamröthe an nacktem Mädchenkörper demonstrirt.

Schnüffel: Nackt? Ui jeh, da mach' ich mit! Aber sagen Sie bloß — so 'was könnte beim Laienpöbel doch böses Blut machen — wär's nicht besser, wenn der Professor die Schamröthe an seinem eigenen Leibe demonstrirte?

Geilfuß: Unsinn! Bei dem ist natürlich von Schamröthe längst keine Spur mehr vorhanden — sonst gäbe er doch nicht so seltsame Experimente zum Besten!

Schnüffel: 's sind doch verdammt patente Weiber auf unserer Station! Der Einen, so 'ner Rothharigen, mach ich momentan auf Mord die Kur —

Geilfuß: Den Mord will ich Ihnen schon glauben, aber die Kur — . . . Wenn Sie die Kur schneiden, ist's doch allemal umsonst und Kurpfuscherei! . . . Ah, der Herr Professor! Devotester Diener, Herr Professor!

### Zweite Scene.

Der Herr Professor: Guten Tag, guten Tag! Kennen Sie schon den neuesten großartigen Witz, den ich gemacht habe?

Schnüffel (unterthänig): Nein, Herr Professor! Bin aber kolossiv gespannt!

Professor (grübelt angestrengt nach): Verdammt . . . nun ist er mir entfallen . . . Schade, schade . . . Na, Sie müssen's doch aber wissen . . . Sie haben ihn doch schon vor acht Semestern von mir gehört!

Schnüffel: War's vielleicht der mit dem conservativen Organ?

Professor: Nein —

Schnüffel (eifrig): Dann kann's nur der über Fürst Bismarck und die Bright'sche Nierenkrankheit sein, Herr Professor! Mit diesen beiden Witzen wechseln Sie ja immer!

Professor: Ganz recht — der über Fürst Bismarck war's. Also hören Sie — — — Na, was gibt's denn schon wieder? Hat man denn keinen Augenblick zu wissenschaftlichen Erwägungen Ruhe?

### Dritte Scene.

Wärter: Ich führe den Kranken Meyer IV vor, wie befohlen — er kann sich aber kaum auf den Beinen halten!

Professor: Stillgestanden! Brust heraus! Augen rechts! Knie beugt! Rumpf vorwärts streckt! (Der Patient bricht zusammen.) Waschlappiger Patron! Das ist's eben — die Kerle schlampampen zeitlebens in Lina Morgensterns üppigen Volksküchen und können sich nachher natürlich an unsere einfache Kost nicht gewöhnen! (streng.) Es sind mehrere Beschwerden über Sie eingelaufen, Meyer IV — Sie verursachen Nacht für Nacht unerträgliche Rasselgeräusche — das war doch früher nicht, als Sie hier eintraten!

Meyer IV: Ich bin seitdem so abgemagert, Herr Professor — meine Gebeine klappern immer gegen einander.

Wärter: Vielleicht gibt man ihm etwas bessere Kost? — — —

Professor: Blödsinn! Wickeln Sie den Mann jeden Abend fest in Watte ein, damit das Klappern gedämpft wird! — Und was Ihre Magerkeit anbelangt, Meyer, und das kraftlose Essen, da trösten Sie sich nur — wenn Sie erst hinüber sind, soll Ihr Name in der Todtenliste fett gedruckt werden! (Der Patient wird abgeführt.) Hä hä, was Entfettungs-Curen anbelangt, da ist unsere Charité dem Schweninger doch über! (Die Studenten lachen krampfhaft.) Ja, ich weiß, weiß — ich bin wirklich sehr witzig! Unheimlich geistreich!

Schnüffel (faßt Muth): Sie sind der urkomische Bendix der Wissenschaft, Herr Professor, ungeschmeichelt! Und was mein Examen anbelangt, Herr Professor —

Professor: Ja, ja, Ihr Examen — Sie müssen aber nicht glauben, daß die Examina heute noch so kinderleicht wie zu meiner Zeit sind! (abschweifend). Da fällt mir ein — wie steht's eigentlich mit dem Boycott, den die Sozialdemokraten über unsere Anstalt verhängt haben? Hat er wirklich Einfluß auf unsere Krankenzahl? Sie führen ja wohl Listen über Ein- und Abgang der Patienten, Herr Kollege?

Der Herr Kollege: Wozu denn, Herr Professor? Es kommt ja doch Keiner lebendig wieder 'raus!

Schnüffel (dienstfertig): Ein gewisser Mangel an Material ist thatsächlich eingetreten — wir konnten gestern nur drei Mann zerschneiden, einen mußten wir uns für heut aufheben, sonst wäre er auch schon erlöst!

Der Kollege: 's wird wirklich graulich einsam in den Krankensälen — man meint beinahe, man wär' im Lessing-Theater!

Professor: Nu wenn schon — 's ist ganz gut — wir haben dann nicht so unvernünftig viel Todte in den Jahresstatistiken!

Dr. Würger: Ich finde im Ernst, es sterben viel zu viel von unsern Patienten. Vergangenes Jahr, hör ich, sind von 10,000 Eingelieferten 10,003 mit Tod abgegangen!

Professor: Na ja, es starben außerdem drei Wärter —

Dr. Würger: Ich für mein Theil habe, so lange ich hier practizire, im Ganzen nur fünf Todte gehabt. Ich bin freilich auch erst heute Morgen eingetreten.

Professor: Apropos, Herr Doctor, bevor ich's vergesse — das Curatorium möchte, ehe es Sie definitiv anstellt, einige Referenzen von Ihnen, aus Ihrer bisherigen Thätigkeit — ein paar Empfehlungen früherer Patienten —

Dr. Würger: Bedaure — die sind alle ausgestorben!

### Vierte Scene.

Wärter: Herr Professor — kann die Sprechstunde beginnen?

Professor: Immer rein mit die Kerls! Nu geht die Nörgelei wieder los! — Na, was wollen Sie denn?

Erster Patient: Ich habe mich zu beschweren, Herr Professor —

Professor: Natürlich, natürlich! Aber machen Sie keine faulen Redensarten — kommen Sie zur Sache!

Erster Patient: Ich fühle mich so unbehaglich und unsicher, so unheimlich in meiner Umgebung — das sind ja lauter mehrfach bestrafte Subjekte, Spitzbuben und Zuhälter —

Professor (überlegen): Messen Sie 'mal seine Temperatur!

Assistent (mißt): Normal!

Professor: Normal? Sonderbar! Bei normaler Temperatur solche Beschwerden?! Also Sie fühlen sich unbehaglich und unsicher? Das ist der größte Blödsinn, den ich gehört habe, selbst die Reden meiner Herren Kollegen eingeschlossen! Und wenn ich Ihnen nun sage, daß alle Ihre Mitgefangenen — pardon, Mitkranken ausnahmslos unter Polizeiaufsicht stehen! Kann man sich sicherer fühlen als im Kreise von Menschen, die sich der ganz besonderen Fürsorge unserer Behörden erfreuen? — Marsch, ab! Und Sie?

Zweiter Patient: Herr Professor, es ist in unserer Station so fürchterlich kalt — und man hat mir trotzdem meinen warmen Rock abgenommen und diesen dünnen Anstaltsrock angezogen, der keine fünfzig Pfennig werth ist. Ich —

Professor: Messen Sie seine Temperatur!

Assistent (mißt): Normal!

Professor: Normal? Unverständlich! Guter Mann, der Finanzminister Miquel trägt einen 40-Pfennig-Shlips, und Sie, ein Proletarier, ein Zuhälter, geniren sich, einen Rock für 50 Pfennige zu tragen? Lassen Sie sich doch nicht auslachen! Ab! — Na, was haben denn Sie da zu quengeln?

Dritter Patient: Ich muß mich in der That bitter beklagen — in meinem Bette hat sich seit Wochen ein Insektenschwarm angesiedelt — sie lassen mich keine Nacht mehr ruhig schlafen!

Professor: Seien Sie froh! Um so besser schlafen Sie bei Tage!

Patient: Herr Professor —

Professor: Sagen Sie 'mal, sind Sie nicht derselbe Quengelfritze, der sich erst neulich darüber beschwert hat, daß ihm so wenig Zerstreuung geboten werde? Und jetzt, wo wir Ihnen welche verschafft und die lieben Thierchen in Ihr Bett gesetzt haben — ja, was denken Sie sich denn eigentlich? Chicaniren lassen wir uns nicht!

Patient: Ich bitte also um einen Kammerjäger —

Professor: Und ich sage Ihnen, ein Kerl wie Sie ist keinen Schuß Insektenpulver werth! Marsch 'naus mit ihm! — Und was soll's mit Ihnen?

Vierter Patient: Habe gehorsamst zu melden: der Wärter Knergelbein hat mich wiederholt Gorilla, Chimpanse und Orang-Utang gescholten!

Professor: Wärter Knergelbein, ist das wahr?

Knergelbein (knirscht): Dem werd' ich's anstreichen! — Ja!

Professor (sinnend): Und Sie haben niemals Naturgeschichte studirt? Dann bewundere ich aufrichtig Ihre genaue Kenntniß der Darwin'schen Theorien! Aufrichtig!

Patient: Ferner hat mir der Wärter Knergelbein gestern eine Ohrfeige gegen!

Professor: Eine Ohrfeige! Sieh, sieh! Wissen Sie genau, daß es eine Ohrfeige war? Angeklagter — ich meine, verehrter Herr Zuhälter, das war keine Ohrfeige, das war 'ne neue Art Proletarier-Narcose! Sie können gehen! — Na, und was wollen Sie, Sie Krüppel?

Fünfter Patient (mehrfach amputirt): Ich hätte 'ne kleine Bitte, Herr Professor.

Professor (grübelnd, dann laut auflachend, zu seiner Umgebung): Wissen Sie, worin dieser Kerl und eene Rede Stöcker's sich ähneln?

Schnüffel (unterwürfig): Nein, Herr Professor!

Professor: Na, beide haben „weder Hand noch Fuß!"

Schnüffel: Famoser Scherz! — Wunderbar! Hinreißend! Echt attisches Salz! Lubliner kann sich mit seinem neuesten Lustspiel davor verstecken!

Professor (lächelt geschmeichelt, dann jovial zum Bittsteller): Na, was wollen Sie also, Vaterchen?

Patient: Herr Professor, ich bin ein alter, hinfälliger Mann — Sie sehen ja, ratzekahl und kein Zahn mehr im Munde — nu soll ich morgen wieder geschnitten werden, und es thut so mörderlich weh — wenn die gütigen Herren mir 'mal ausnahmsweise ein schmerzstillendes Mittel verordnen wollten —

Professor: Gut — wenn der Kerl wieder operirt wird, stecken Sie ihm ein Gebiß in den Mund, damit er den Schmerz verbeißen kann! (Allgemeine Heiterkeit.) Ab!

### Fünfte Scene.

Wärter: Melde ergebenst, das Essen ist fertig — wollen der Herr Professor die heutige Menage kosten?

Professor (schüttelt sich): Na, lassen Sie man — lassen Sie man — Sie wissen, im Fall eines Selbstmordes wird die Versicherungspolice nicht ausgezahlt — das darf ich meiner Familie nicht anthun! (Wärter ab.) Gott sei Dank! Meine Herren, ehe wir uns trennen, will ich Ihnen schnell noch die neuzeitlich reformirte Instruction für unsere Kranken zur gefälligen Begutachtung vorlegen — wir müssen schon der öffentlichen Meinung und des lieben Friedens wegen den Leuten entgegenkommen! Also hören Sie:

§ 1. Dem Kranken ist es verboten, Hunger zu haben. Dagegen ist es ihm erlaubt, die Menage immer äußerst schmackhaft zu finden und bei etwaigen Revisionen Ministern und Autoritäten gegenüber überschwänglich zu loben.

§ 2. Dem Kranken ist es verboten, Zeitungen zu lesen, die nicht auf dem politischen Standpunkt des Directors der Anstalt stehen. Dagegen ist es ihm erlaubt, sich alle Grobheiten ruhig gefallen zu lassen.

§ 3. Dem Kranken ist es verboten, sich unglücklich zu fühlen oder seinem Schicksal, das ihn in die Charité verschlagen hat, zu fluchen. Dagegen ist es ihm erlaubt, nach vorheriger Meldung bei der Inspection, das Zeitliche zu segnen.

§ 4. Dem Kranken sind Spaziergänge streng verboten. Dagegen ist ihm die Fahrt im Leichenwagen grundsätzlich gestattet.

§ 5. Dem Kranken ist es — (unterbricht sich) Wen bringen Sie denn da?

### Sechste Scene.

Wachtmeister: Zu Befehl — der dreifache Raubmörder und Dynamiterich Gottfried Nulpe, zum Tode durch's Beil verurtheilt, in Folge mildernder Umstände aber zu drei Wochen Krankenhaus begnadigt!

Raubmörder Nulpe (stürzt auf's Knie, außer sich vor Entsetzen): Erbarmen, Erbarmen, Herr Professor! Lieber den Tod! Lieber den Tod!

Professor: Und was ist's mit seinem Kameraden?

Wachtmeister: Ein ganz gefährlicher und verstockter Gauner — zehn Untersuchungsrichter haben nichts aus ihm 'rauskriegt! Er sitzt seit drei Jahren in Untersuchungshaft, doppelt so lange wie Polke und Löwy zusammen, hat Einzelarrest, Dunkelkammer, Rumfortsch, blauen Heinrich und Fesselung durchgemacht — gesteht aber nichts. Da hat nun der Herr Untersuchungsrichter an Sie gedacht —

Professor (lächelt stolz): Ich begreife, ich begreife . . . 'n paar Tage Krankenhaus, zuerst 'mal mit Vorzugskost . . .

Der Gauner (taumelt, total gebrochen): Ich — ich gestehe Alles!

### Siebente Scene.

Vereinsbote: Ich möchte mir erlauben, von dem Herrn Professor mehrere Beiträge einzukassiren . . . Humanitätsclub, 1,50 Mark per Quartal; Actien-Gesellschaft für ethische Cultur, 35 Pfennige; Verband für schmerzlose Hinrichtung geständiger Giftmörder, 1 Mark; Freie Genossenschaft für vorherige Betäubung des Schlachtviehs und Narcotisirung der Maikäfer bei Herstellung von Maikäfer-Spiritus, 20 Mark; Toleranzbund für naturgemäße Pflege reconvalescenter Regenwürmer und Blutegel, 50 Mark — — — Eigentlich komisch, Herr Professor, daß es keine solchen Mitleids-Vereine für anständige Menschen gibt —

Professor: Reden Sie keinen Unsinn — wissen Sie denn z. B. nicht, was Caritas auf deutsch heißt?

Vereinsbote: Auf Deutsch — in modernem Deutsch? Nein, das sag' ich lieber nicht, denn dann hängen Sie mir eine Injurienklage an den Hals!

Telegraphenbote (stürzt herein): Für den Herrn Professor!

Professor (öffnet die Depesche): Ah — ich bin zum Ehrenmitglied der Föderirten Vereine zur Bekämpfung unmenschlicher Grausamkeiten an gefangenen und verwundeten Matabelekriegern und Buschmännern ernannt worden . . . nun ja, kann ich ja annehmen, falls sie mich nicht als Krankenhausvorstand dorthin berufen . . .

Timon d. J.

---

## Dramatische Aufführungen.

Der Andere. Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau (Lessing-Theater).

Im Lessing-Theater, das heuer zu den fleißigsten und vom Unglück verfolgtesten zählt, jagen sich die Novitäten und suchen einander, wenn auch in keiner anderen Beziehung, so doch wenigstens an literarischer Werthlosigkeit, zu überbieten. Es darf uns nicht Wunder nehmen. Denn wie seine Stücke hinlänglich beweisen, ist Director Blumenthal ein ungemein belesener Mann und weiß sich Lesefrüchte auch trefflich zu Nutzen zu machen; so hatte er denn nach gründlichem Studium der Mär vom Hochzeitsvater zu Cana beschlossen, auch einmal neutestamentlichen Vorbildern nachzueifern und seinen Gästen bei Beginn der Saison gleich den süffigsten Dramenwein zu kredenzen, den Krätzer aber erst zu bringen, wenn sie allesammt trunken wären. Bedauerlicher Weise indeß wollten die zuerst entspundeten Tonnen nicht nach Vorschrift munden. Premièrenpublicum und „befreundete Kritik," die privilegirten Feinschmecker, geriethen zwar, wie es sich für Inhaber ständiger Freibillets geziemt, jedes Mal in das erforderliche helle Entzücken, die zahlende Plebs jedoch war durch böse Erfahrungen gewitzigt, sozusagen schlau geworden und blieb dem Orte fern, wo Kunst und Natur eines nur ist. Und immer leerer wurden die Bänke, daß man meinen konnte, den diätenlosen Reichstag vor sich zu sehen; in den Logenhöhlen wohnte das Grauen, und nach den Actschlüssen herrschte ein Schweigen im Hause, als wären hier Trappisten strengster Observanz versammelt. Selbst das hochgepriesene Mauerblümchen machte seinem Namen Ehre — die Eltern blieben damit sitzen; Niemand kümmerte sich um das reizlose Geschöpf, und auch die kaufmännischen Hülfsvereine nahmen nur widerstrebend Billets zu bedeutend ermäßigten Preisen. Und als Director Blumenthal sah, daß nichts mehr ging in Berlin als der königliche Spaß aus Old England, „Charley's Tante", wo massenhaft fallende Ohrfeigen in manch einsiedlerischer Rezensentenbrust ein verständnisvolles Echo fanden, da entschied auch er sich für das englisch-amerikanische Genre und gab ein Pendant zum Globe Theatre-Joke, gab eine London tragedy, genannt „Der Andere," ver-

übt von Paul Lindau. Eine Londoner Tragödie ist leicht zu bauen, viel leichter noch als eine Posse gleicher Herkunft; entweder nämlich bringt man im letzten Act ein richtiges Maximgeschütz, richtige Soldaten und Locomotiven auf die Bühne und läßt alle Helden niederknallen und rädern, oder man jagt dem Publikum mit Geister-Erscheinungen kalte Schauer über den Rücken. Auf die Maximkanone mußte diesmal für Berlin leider noch Verzicht geleistet werden, aber den Spuk kriegten wir zu sehen; und im nächsten Jahr, wenn unsere Literaturstimmen-Imitatoren erst die deutsche Posse auf das Niveau von Charley's Tante gebracht haben, wird Blumenthal auch das Kanonendrama folgen lassen.

Jeder Londoner Autor, ich wette, blickt mit schlecht verhülltem Neid auf das prachtvolle Sujet zu Lindau's neuem Schauspiel, dessen Grundgedanke übrigens unbestreitbares Eigenthum einer englischen Autorenfirma ist. Staatsanwalt Hallers hat sich überarbeitet und sein Nervensystem dadurch so zerüttet, daß er an der Schwelle des Wahnsinns steht; „ein Schritt noch," ruft ihm sein Arzt entgegen, „und Sie stehen jenseits ..." Der gelehrte Psychiater verordnet ihm sofortige, längere und absolute Ruhe, da er sonst für nichts einstehen könne. In einem fast endlosen Gespräch über Nerven und Nervenkrankheiten kommt nun die Rede auch auf jene unheimliche Menschengattung, deren Mitglieder ein Doppelleben im schrecklichsten Sinne des Wortes führen, so zwar, daß sie zur Nachtzeit traumwandelnd ganz „Andere" werden, die Erinnerung an ihr Tagesthun völlig verlieren und allerlei bösen Instinkten, die sonst verborgen in ihnen schlummern, folgen. Staatsanwalt Hallers erklärt solche Doppelwesen mit unfreiem Ich und alternirendem Bewußtsein für thörichte Hirngespinste jener im Dunklen tappenden Wissenschaftler, die alle Zuchthäuser durch Irrenhäuser ersetzt sehen möchten; ich pflichte ihm bei, aber leider verräth er uns fast gleichzeitig, daß er selbst ein „Anderer" ist. Und kaum haben sich die zahlreichen Besuche des Herrn Staatsanwaltes verabschiedet, da verfällt er der schönsten Katalepsie, löscht nach Verbrecherart, scheu und angstvoll, die Lichter, zieht einen schmutzigen Rock an, schlingt ein Foulard um seinen Hals und ängstigt durch grauses Benehmen und höchst schreckhafte Gesichtsverzerrungen die ganze, liebe Damenwelt im Parkett. Eins dieser zartbesaiteten Wesen that denn auch bei der Première dem Director den Gefallen, in eine tiefe Ohnmacht zu sinken; famosere Schreckenskammer-Reklamen gibt's bis heute gar nicht. — Stracks traumwandelt Dr. Hallers nun aus seiner Wohnung in den Verbrecherkeller, wo er seit funf Tagen Nacht um Nacht höchst somnambul verkehrt. Pro forma wundern sich die geehrten Spitzbuben darüber, daß die neue Acquisition so feine Stiefel und reine Wäsche, auch äußerst elegante Beinkleider trägt; aber weil's Paul Lindau will, müssen sie sich dumm stellen und dürfen nicht merken, was es mit diesem Unglücklichen auf sich hat. Herr Mitterwurzer a. G. thut alles, die Figur noch unwahrscheinlicher, die Dummheit der ahnungslosen Gauner noch bewunderungswürdiger zu machen; wer sich in Haltung, Geberden und Sprache so phantastisch wie er benimmt, ist in einer Verbrecherkneipe von vornherein unmöglich. Auf dem Theater leider nicht. Und nun häufen sich die Unmöglichkeiten. Der „Freiherr" — dies Hallers' Spitzname — wird von allen Einbrechern des höchsten Vertrauens für würdig gehalten, obgleich Niemand von ihm nichts weiß, obgleich die unglücklichen Einfaltspinsel von Spionen umgeben sind; ja, eine rothhaarige Kellnerin, die im Freiherrn den Staatsanwalt wieder erkannt, theilt dies ihren bedrohten Freunden nicht etwa mit, sondern verliebt sich in den abschreckend-häßlich aussehenden, spukhaften Nachtwandler, läßt sich von ihm sogar eine gestohlene Uhr aufschwatzen; schließlich verabredet die Bande mit Hallers allen Ernstes die Ausplünderung seiner eigenen Wohnung. Und während der Einbruch vor sich geht, erwacht der Kranke aus seinem Traumzustand, wird wieder Staatsanwalt und läßt den Complicen abführen; in recht plumper Weise, durch Hundermarkscheine, Rißwunden, Photographien und Kellnerinbesuche, durch lauter Aeußerlichkeiten, wird er schließlich zur Erkenntniß seines gespenstischen Treibens gebracht und der wackere Nervenarzt heilt ihn schleunigst mit Hilfe der immer beliebter werdenden Suggestion. Ein niedliches Mädel kriegt er obendrein als Zugabe mit in Kauf!

Die Handlung des Dramas ist seine Kritik. Und sie kritisirt vernichtender als schärfster Kunstverstand es vermöchte.

Ein solches Thema unter den Händen eines tiefsinnigen Dichters, eines Maupassant etwa, eines Edgar Poë oder des Gespensterhoffmanns, würde die fürchterlichsten Abgründe unseres Seelenlebens mit rothen Blitzen durchfunkeln; unsere studirten Psychiater, die Wagner aus Lenau's Faust, könnten bei diesem Stück in die Schule gehen und wenigstens ahnungsweise erkennen, wie nur das Genie den unbegreiflichen Windungen menschlichen Geistes nachzukriechen im Stande ist. Ob nun das schauerliche Doppel-Ich ins Reich der Fabel gehört oder ob die Gelehrten, die uns seine Existenz beweisen wollen, diesmal im Recht sind — dem modernen Poeten gäbe es in jedem Falle prächtige Gelegenheit, tausend allerfeinste Subtilitäten, die verborgensten Geheimnisse Psyche's zu entwickeln und zu enthüllen. Aber auch dem Londoner Schauerdramatiker, dem Seelenanalysen und Synthesen Zeitverderb sind, böte dieser Stoff mit seinen fürchterlichen Perspectiven die Grundlage zu einem Werk voll wahnsinniger Spannung, voll vernichtend grausamer, realistisch gezeichneter Thatsächlichkeiten. Lindau hat weder zum Poeten noch zum Schauerdramatiker die erforderliche Begabung, die Kraft, den Muth, die Phantasie. Er mißhandelt und zerstört das Problem, indem er es bald zu zaghaft, bald zu derb, immer ungeschickt anfaßt. Mag der „Andere" in Gottes Namen, wissenschaftlich betrachtet, baarer Unsinn sein — wenn Lindau es verstünde, ihn für die Länge eines Theaterabends zum Leben zu erwecken, so verdiente er Schöpferruhm; mag die Existenz des „Anderen" wissenschaftlich erwiesen sein — was Lindau uns von ihm erzählt, ist farblose, durchsichtige Lüge. Lessing leugnet nicht geradezu, daß es Gespenster gibt, er drückt sich sehr vorsichtig, eher positiv als negativ darüber aus; alles ist, was wir glauben, und wie ich dem Shakespeare seinen Hamlet sr. glaube, glaube ich dem Maupassant seinen Horla — Lindau's viel wissenschaftlicheres Gespenst wirkt nur auf meine Lachmuskeln. Der so geschickte Autor wollte hier über die Grenzen seiner Kraft hinausgehen, aber unser eleganter Salondramatiker ist solchem Vorwurfe nicht gewachsen, und beim Ringen mit ihm tritt seine Unzulänglichkeit in jeder Scene hervor. Selbst da, wo man ihn besonders stark glaubt. So ist die Erörterung über Nervenkrankheiten im ersten Acte — gewiß ein athemloses Interesse erweckendes Thema — über die Maßen langweilig, geschraubt, papieren. Die Gaunerscenen im zweiten Act entbehren aller Frische, alles Salzes, aller Lebenswahrheit; man merkt ihnen die langjährigen, fleißigen Studien nicht an, die Lindau doch gerade auf diesem Gebiete gemacht hat. . . Mit verächtlichem Achselzucken hat unsere Kritik seinem „dem vornehmen Berliner Geschmack unsympathischen" Stück glänzende Erfolge in den literarisch wilden Ländern England und Amerika prophezeit; aber zerschmetternd würde seine Niederlage gerade dort sein, dort, wo die Bühnentechnik für derlei Gruseldramatik auf dem höchsten Gipfel des Raffinements angelangt ist.

## Notizen.

Die Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Friedrich Kirchner. (Heidelberg, Georg Weiß.) Durch sein fast gleichzeitig herausgegebenes Buch über „Gründeutschland" hat sich der bekannte Berliner Gymnasialdirector heftige Angriffe zugezogen, und doch wird kein Leser sein Bestreben, gerecht und gewissenhaft zu urtheilen, leugnen können. Nur sein klassicistischer Standpunkt kann bemängelt werden, nicht aber sein ehrlicher Wille und Fleiß. Hier, wo es sich meist um nicht mehr umstrittene Größen handelt, ist Kirchner in seiner Kritik weniger anfechtbar. Auch diesen stattlichen Band kennzeichnen solides Wissen und sicheres Urtheil. Die Abschnitte über Heyse, Scheffel, Keller, Anzengruber sind vortrefflich. Auch die Biographie der hervorragenderen Dichter wird nach den besten Quellen berücksichtigt, der Inhalt der Werke gut erzählt, und wenn wir freilich wünschten, über dem ethischen Werth würde der ästhetische mehr betont, so verletzt Kirchner doch nie durch den schulmeisternden Frömmlerton eines Vilmar oder König. Nur einmal vergißt er sich, wenn er Eckstein's „mehr oder minder geistreiche Späße über die Lehrer" tadelt. C. F. Meyer schreibt sich keineswegs seit 79 Meyer-Ziegler, sondern nur im „Kürschner" ist er so angeführt. Keller's Sinngedicht ist auch nicht aus Lessing, sondern von Logau. Da Kirchner — übrigens nach Rud. v. Gottschall's Muster — sich selbst als Lyriker nicht zu charakterisiren vergißt, so hätte er manchen neuern und neusten Dichter auch nicht vergessen sollen. Eine zweite Auflage wird da manches Versehen gutmachen und mehr als einen Gernegroß wieder in die zweite Reihe zurückstellen müssen.

Elsässische Geschichten von Wilhelm Sommer. 2 Bände. (Basel, Benno Schwabe.) Der 1888 verstorbene Verfasser war unseres Wissens ein Kaufmann, den seine Geschäfte viel in alle Theile seines engeren Vaterlandes und in die benachbarte Schweiz führten, wo er die verschiedensten bürgerlichen Schichten und auch das niedere Volk des kernhaften allemannischen Stammes kennen lernte. Es war aber kein oberflächliches Sehen, sondern ein wahres Studium, wozu ihn seine scharfe Beobachtungsgabe und sein Sinn für das Volksthümliche besonders befähigten. Dafür sprechen diese nachgelassenen Geschichten, die er seiner Zeit in elsässer und schweizer Lokalblättern veröffentlichte und womit er sich rasch viele Verehrer erwarb. In ihm hat die deutsche Literatur ohne Zweifel einen ihrer befähigteren Volksschriftsteller verloren, der einen Vergleich mit seinen Landsmännern, den französisch schreibenden Erckmann-Chatrian und dem Deutschfranzosen Alexandre Weill, dem Freunde Heine's, nicht zu scheuen braucht. Gesund und frisch, von erstaunlicher Anschaulichkeit, einfach und wahr, interessant in jedem Zuge sind diese Erzählungen, aber auch künstlerisch gestaltet und in ihrer ganz tendenzfreien Weise, die nichts bestrafen oder beweisen will, das Werk eines echten Volksdichters. Wer Erckmann und Weill kennt, dem wird Sommer freilich nicht besonders neu scheinen, er ist aber gemüthvoller als jene, durch und durch deutsch und verfügt über einen Humor, der jenen fast ganz abgeht. Dabei nichts Romantisches, ein beinahe nüchterner Realist mit einem ungemein feinen Natursinn. Eine Geschichte, wie die vom Findling des Schulmeisters Wenzel und vom Schadchen Levy verdient in eine Mustersammlung volksthümlicher Novellen aufgenommen zu werden.

Wanderungen durch Japan. Von Ottfried Nippold. (Jena, Fr. Mauke.) Viel ist schon über Japan geschrieben worden, aber noch aus keinem Reisewerk haben wir einen so vollständigen, farbigen und plastischen Eindruck von Land und Leuten gewonnen, als aus diesen Reisebriefen und Tagebuchblättern. Da ist kein überlegenes Absprechen und Urtheilen, kein Nahezu und Ungefähr des Durchschnittsfeuilletonisten, sondern sinnvolles, belehrendes Verweilen und Vertiefen, das doch wieder die Leichtigkeit und Anmuth nicht ausschließt. Der Verfasser sucht die Erscheinungen ethnographisch und historisch zu verstehen und tiefe Menschlichkeit und Liebe spricht überall zu uns. Eine fesselnde Lecüre von Anfang bis zu Ende, die auch dem Kenner eine Fülle des Neuen bietet und dem Völkerpsychologen und Kulturhistoriker reiches Material an die Hand gibt.

Deutsche Redensarten. Erläutert von Albert Richter. (Leipzig, Rich. Richter.) Dieser sprachliche und kulturgeschichtliche Commentar ist so etwas wie ein volksthümlicher „Büchmann", denn es handelt sich um geflügelte Worte, deren Verfasser weder Gelehrte noch Dichter sind,

sondern das sprach- und bildschöpferische deutsche Volk. Der Verfasser ist Schuldirector in Leipzig und hat durch seine populären kulturgeschichtlichen Schriften vornehmlich der deutschen Historie seinen wissenschaftlichen Befähigungsnachweis für ein Quellenbuch der Redensarten längst erbracht. Es ist eine Freude, seinen etymologischen und kulturgeschichtlichen Untersuchungen zu folgen und zu sehen, wie gewandt er seinen Stoff beherrscht, die entlegensten Bezüge aufstöbert und doch nur selten gezwungen Auslegungen vorbringt und uns zuschieben möchte. Wer also die Herkunft und Bedeutung von Redensarten erfahren will wie „Schwein haben", „Hornberger Schießen", „zum Angebinde schenken", „ein X für ein U machen" u. s. w., den verweisen wir auf diese hübsch ausgestattete Schrift.

Das Epos der Gegenwart ist und bleibt der Roman, und doch werden noch immer alljährlich zahlreiche Epen geschrieben. Die Erfolge von Scheffel, Wolff und Baumbach eifern eben unsere Dichter immer wieder an, und wo sich ein innerer Drang des Talents kundgibt, da ist alle Warnung der Kritik überflüssig. Auch Fritz Bode ist ein Schüler Scheffel's und wie dieser von Haus aus Jurist — Amtsrichter in Arolsen. Das poesieverklärte Werrathal hat es ihm angethan, und in seiner Dichtung „Bilstein" (Leipzig, Georg H. Wigand) erzählt er uns eine ergreifende hessische Rittergeschichte aus dem 14. Jahrhundert. Mehr als die Handlung fesselt uns hier die lyrische Verbrämung des Stoffes und die Stimmungsmalerei, die zumal in den prächtigen Naturbildern am Anfang der einzelnen Gesänge durchaus wohlgelungen ist. Ebenso kernig ist das zweite Epos des Autors: „Stolberg", das die Kämpfe des Grafen Stolberg mit dem Bischof von Halberstadt in Form einer gut erfundenen und selten süßlichen Liebesgeschichte schildert. Auch hier bewundern wir die Beherrschung von Sprache und Reim, den Schmelz der lyrischen Einlagen, die knappe und eindringliche Gestaltung des Ganzen.

Theodor Körner's Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813. Aus der Originalhandschrift veröffentlicht von W. Emil Peschel. (Freiburg, Fr. E. Fehsenfeld.) Die Zeitungen brachten etwa vor Jahresfrist die Kunde, daß Körner's Tagebuch, das blutgetränkt dem gefallenen Heldenjüngling abgenommen worden, sich bei dem Grafen Fries in Mähren, dem Enkel der Baronin Pereira-Arnstein, Theodor's mütterlicher Wiener Freundin, wiedergefunden habe. Bald darauf verlautete, der Besitzer habe das theure Vermächtniß dem Körner-Museum in Dresden geschenkt, dessen Leiter nunmehr das Original hier veröffentlicht. Der historische Werth ist größer als der literarische, denn außer den Tagesnotizen und einigen interessanten Varianten zu bekannten Liedern bietet es nur unbedeutende Entwürfe und bisher unveröffentlichte Gedichte von mäßigem poetischen Werth. „Courage" ist voller Galgenhumor, und das grandiose „Lied von der Rache" reiht sich mit seinen blutrünstigen Versen an H. v. Kleist's Rachegesänge würdig an.

„Sühnt Blut mit Blut! — Was Waffen trägt, schlägt nieder!
'S ist alles Schurkenbrut!
Denkt unsers Schwurs, denkt der verrathnen Brüder
Und saust euch satt in Blut . . .
Gott ist mit uns! Der Hölle Nebel weichen,
Hinauf, du Stern, hinauf!
Wir thürmen dir die Hügel ihrer Leichen
Zur Pyramide auf!
Dann brennt sie an! und streut es in die Lüfte,
Was nicht die Flamme fraß,
Damit kein Grab das deutsche Land vergifte
Mit überrhein'schem Aas."

Die zum Theil mit Bleistift niedergeschriebenen Gedichte sind autotypirt wiedergegeben, Körner's Bild und Grab ebenfalls, und das verstärkt den schauerlich-wehmüthigen Eindruck dieser pietätvollen Publication. Hoffentlich wird Director Peschel nunmehr die längst versprochene Körner-Biographie nachfolgen lassen. Inzwischen ist eine neue Ausgabe von Körner's Werken von Hans Zimmer (2 Bände, Bibliographisches Institut, Leipzig) erschienen, die das Ergebniß einer fleißigen und auf Quellenkenntniß beruhenden Arbeit ist. Nachdem aus Anlaß der 100jährigen Geburtsfeier des Dichters eine ganze Reihe neuer Entdeckungen über Körner zu Tage trat, war es an der Zeit, daß eine neue Ausgabe alle diese bisher unbekannten Resultate der Forschung verwerthete. In diesem Sinne zeichnet sich die Zimmer'sche Bearbeitung dadurch aus, daß sie außer Einleitung und Anmerkungen einige bisher ungedruckte Gedichte enthält, die zwar ohne großen poetischen Werth, aber willkommene Beiträge zur Biographie und Charakteristik sind.


## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Verlag von Benno Schwabe in Leipzig.**

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**WILHELM SOMMER.**

**Elsässische Geschichten.**

2 Bände. 72 Bogen 8°.

Brosch. M. 8.—; eleg. geb. M. 10.80.

Dieselben haben in der gesammten deutschen Presse die anerkennendste Beurtheilung gefunden.

Soeben erschien in 2. Auflage:

**Der Frauen Natur und Recht**

von **Hedwig Dohm.**

Preis 2 Mark broch.

**Verlag von Friedrich Stahn, Berlin S. W.**
122a Wilhelmstrasse.

**Isolde Kurz**

**Phantasieen u. Märchen.**

Fein kartoniert M. 3.—

Bl. f. litt. Unterhaltung: Alles ist groß, männlich gedacht und gefühlt. — Die Sprache ist eine wunderschöne, vollklingend, rauschend und einschmeichelnd. Es wird wenig Prosaschriften geben, die es diesem Buche hierin gleichthun.

**Gedichte.**

Soeben erschienen: 2. vermehrte Aufl.

Gewählter Geschenksband M. 4.—

Allg. Ztg.: „Das sind Offenbarungen aus der Tiefe der Menschenseele von einer rückhaltlosen Offenheit und Deutlichkeit, die in der deutschen Litteratur ihresgleichen suchen dürften."

**Florentiner Novellen.**

Soeben erschienen: 2. Auflage.

Stilvoller Originalband M. 5.50.

Frankf. Journal: „Wie mit ihren Gedichten in die Reihe der ersten deutschen Dichterinnen, so ist Isolde Kurz mit diesen Florentiner Novellen in die Reihe der besten deutschen Novellisten getreten. . . ."

. G. J. Göschen, Stuttgart.

## Gediegene Weihnachtsgeschenke!

Verlag von Richard Richter in Leipzig.

**Pierkee.** Erzählung für junge Mädchen. Von W. Egbert. Mit einer Heliogravüre. Eleg. geb. ℳ 3.—

**Deutsche Redensarten.** Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. 2. verm. Aufl. Eleg. geb. ℳ 3.—

Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten."

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,**
Hohe Bleichen 34.

Soeben erschienen:

**Novalis.**

(Friederich von Hardenberg.)

Eine biographische Charakteristik von

**Just Bing.**

ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—

Die

**Philosophie des Metaphorischen**

in Grundlinien dargestellt von

**Alfred Biese.**

ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Pfleiderer, Otto,** Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart. **3. erweiterte Auflage.** M. 10.50.

**Biedermann, A. E.,** Christliche Dogmatik. **2. erweiterte Auflage.**

I. Bd. Der principielle Theil . . . . . M. 6.—.
II. Bd. Der positive Theil . . . . . M. 11.—.

Georg H. Wigands Verlag in Leipzig.

**Vortreffliches Festgeschenk:**

**BILSTEIN.** Sang und Sage aus dem Werrathal v. **Hans Elben** (Fritz Bode).
3. Aufl., mit künstlerischen Vignetten, Initialen etc. ausgestattet. Preis elegant gebunden M. 3.—.

Von demselben Verfasser:

**STOLBERG.** Eine Geschichte aus dem XV. Jahrhundert.
Preis elegant gebunden M. 3.—.

Zwei liebenswürdige und gleichzeitig kraftvolle kleine Dichtungen, durchweg in schöner und fast immer charakteristischer Diction gehalten, durchweht von warmer Heimathsliebe.

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:

# Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. — Prospekte gratis.

**Aus deutschem Hause.** Preisgekrönte Novelle von Arthur Freese. 2. Aufl. 8°. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

**Gespenster. Rübezahl.** 2 Novellen. Doris Freiin von Spättgen. 8°. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M. 20 Pf.

**Eine Wandlung.** Kampf u. Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. 2 Teile in einem starken Bande. Eleg. brosch. 7 M. 50 Pf., geb. 8 M. 70 Pf.

**Was sich das Volk erzählt.** Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. Ein eleg. ausgestatteter Band, Schwabacher Schrift mit Kopfleisten und Initialen. Brosch. 5 M., gebunden 6 M.

**Der Wahrheitsucher.** Neuester Roman von **Karl Emil Franzos.** 2 Bände. 8°. Brosch. 10 M., eleg. geb. 13 M.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
**Literarische Festgeschenke**
hervorragender Autoren.

**Ungleich!** Neuester Roman von **Nataly von Eschstruth.** 2 Bde. Geh. 8 M., eleg. geb. 10 M.

**Auf dem Wege zur deutschen Einheit.** Erinnerungen und Aufzeichnungen ein. Mitkämpfers. Von **Hans Blum.** 2 starke Bde. hocheleg. Oktav. 48 Bogen. Brosch. 10 M., eleg. geb. in 2 Ganzlwbe. 12 M 40 Pf., eleg. geb. in 1 Halbfrzbd. 12 M. 50 Pf.

**Exzentrisch.** Erzählung von Gräfin M. Keyserling. 8°. Brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

**Funken unter Asche.** 2 Novellen von Rein hold Ortmann. 8°. Brosch. à 2 M.

**Im Wald und auf der Haide.** Roman von C. Schroeder. 8°. Geh. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Wer eine zeitgemäße Reform unserer kirchlichen Zustände herbeiwünscht, wird gebeten, seine Adresse der Verlagshandlung von **W. Braner Nachf.** in **Frankfurt a./Oder** bekannt zu geben.

Im Verlage von **Rob. Peppmüller** in **Göttingen** erschien:

**Prof. Ernst Haeckel in Jena**
und seine Kampfweise.
Eine Erwiderung von **Prof. Otto Hamann.**
Preis ℳ 1,20.

**A. Gerloff, Nauen bei Berlin.**

**Gr. Weimar-Lotterie,** Hauptziehung 9./13. December.
Gesammtgew. **150000** Mark, **5000** Gew. Hauptgew. **50000, 10000** Mk. W. 1 Originalloos nur 1 Mark.

**Gr. Geldlotterie** schon 14./16. December.
Gesammtgew. **195000** Mk. **10420** Geldgew. Hauptgew. **50000, 20000** Mk., 1 Originalloos nur 6,50 Mk., 1/2 Anth. 3,50, 1/4 2, 1/8 1 Mk. (für 2 Classen gültig).

**Gr. Liegnitzer Silber-Lotterie** schon 15. December. Gestw. **75000** Mk., **3354** Gew., 2 Hauptgew. 1 Originalloos nur 1 Mk.

**Gr. Ausstellungs-Geldlotterie**
schon 16./18. December. Gesammtgew. 10200 Mk. 1 Originalloos nur 1 Mk.
1 Mark-Loose und Anth. je 11 Stück für 10 Mark, auch gemischt.
*Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.*

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman

von

## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Hierzu zwei Beilagen: E. A. Seemann in Leipzig und Fr. Manke's Verlag in Jena.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 9. December 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Die Anarchistenfrage. Von Karl Walcker-Leipzig. — Kriminalanthropologie und Strafrechtspflege. Von Dr. Albert Albu. — **Literatur und Kunst:** Die literarische Sittlichkeit. Von Hieronymus Lorm. — Aus dem Werther-Kreise. Von Ludwig Geiger. — **Feuilleton:** Mensch oder Offizier? Von Emil Roland. — **Aus der Hauptstadt:** Fromme Soldaten. Von Caliban. — Englische Neu-Idealisten. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Anarchistenfrage.

Von Karl Walcker-Leipzig.

Das schauerliche Bombenattentat von Barcelona und der Attentatversuch auf Kaiser und Kanzler, der von Orleans aus und wahrscheinlich eher von anarchistischer als chauvinistischer Seite in's Werk gesetzt wurde, hat den schon öfter angeregten Plan einer internationalen Verständigung gegenüber den Umtrieben der Propaganda der That neuerdings in den Vordergrund der öffentlichen Discussion gerückt. Die Initiative geht jetzt von der spanischen Regierung aus, und während sich die deutsche noch zurückhält, scheint die Angelegenheit von der Wiener Diplomatie gefördert zu werden. Die Frage ist nur, ob eine solche diplomatische Gesammtaction eine offenbar geistige Epidemie zu heilen vermag.

Noch im 18. Jahrhundert und am Anfange des 19. gab es in den politisch sehr zerstückelten Gegenden Süd- und Westdeutschlands gefährliche Räuberbanden. Die Zahl der Kleinstaaten betrug beinahe 300, es gab Reichsstädte und Abteien, deren Gebiet nur 1, $^1/_2$, ja $^1/_4$ Quadratmeile umfaßte. Die Räuber flüchteten nach vollbrachten Unthaten in andere kleine Territorien, wo sie ziemlich sicher waren; denn ein vereintes Vorgehen der vielen kleinen Regierungen oder Quasiregierungen war eine weitläufige, schwierige Sache. In der napoleonischen Zeit verschwanden fast alle diese winzigen Staaten von der Karte; die wenigen übrig gebliebenen, relativ größeren Staaten konnten sich leichter einigen, und die Räuberbanden wurden vernichtet.

Aehnlich dürften heutzutage von einem internationalen Vorgehen der Regierungen, Polizei- und Justizbehörden gegen die Anarchisten vielleicht Erfolge zu erwarten sein; obgleich dabei verschiedene juristische, politische und andere Schwierigkeiten zu überwinden sind. Der reichhaltige, von G. Adler verfaßte Artikel „Anarchismus" im ersten, 1890 erschienenen Bande des J. Conrad'schen Handwörterbuches der Staatswissenschaften und viele andere Quellen zeigen, daß es unter den sog. Anarchisten sehr verschiedene Elemente gab und gibt. Man muß namentlich drei Kategorien von Anarchisten unterscheiden, relativ harmlose Theoretiker, Ideologen wie Proudhon und Andere, ferner Leute, die mit Aufständen oder Attentaten drohen und trotzdem leere Schwätzer sind, endlich anarchistische Verbrecher, Männer der sogenannten Propaganda der That. Verbote solcher Schriften wie der Proudhon'schen sind in constitutionellen Staaten weder räthlich, noch irgend wahrscheinlich; Aufforderungen zu Aufständen, Attentaten und anderen Verbrechen sollen dagegen in allen Staaten, auch in constitutionellen Monarchien und in demokratischen Republiken, streng bestraft werden. Wenn englische, französische, schweizerische oder nordamerikanische Staatsmänner im Ernst oder auch ohne Ernst mit der Revolution von oben, mit einem Staatsstreiche, drohen wollten, so würden sie mit Recht streng bestraft werden. Ebenso wenig darf der Staat dulden, daß irgend welche Leute, z. B. Anarchisten, Sozialisten, Fenier, Jungtschechen mit der Revolution von unten drohen. Manche Staaten, z. B. Schweden und Norwegen, kommen für die Anarchistenfrage wenig in Betracht. Von den meisten Culturstaaten ist ein bereitwilliges Eingehen auf die häufig und von einflußreichen Männern geäußerte Idee eines internationalen Vorgehens gegen die Anarchisten zu erwarten. Dazu sind internationale Verträge nicht einmal unbedingt nothwendig. Ein thatsächliches Zusammenwirken der verschiedenen Staaten könnte ähnlich wirksam sein; besonders wenn die inländischen Polizei- und Justizbehörden das Recht erhalten, in dringenden Fällen direct, ohne Vermittelung der Gesandten und ausländischen Minister, mit ausländischen Polizei- und Justizbehörden zu verkehren; und wenn sprachkundige Polizeibeamte zur Ueberwachung oder zur Verfolgung ausländischer Anarchisten herangezogen werden. Absender von Drohbriefen oder von Begleitbriefen zu Höllenmaschinen können manchmal entdeckt werden, wenn Schriftproben aus diesen Briefen in viel gelesenen Zeitungen veröffentlicht werden. Die Handschrift des Verbrechers kann etwas Charakteristisches haben und trotz einer etwaigen Verstellung zu erkennen sein. Die Schweiz und Frankreich werden sich schwerlich weigern, zu geeigneten Maßregeln gegen die Anarchisten mitzuwirken. Die erstere bedarf schon aus handelspolitischen Gründen des Wohlwollens der Großmächte, und Frankreich müßte schon aus Rücksicht auf Rußland mitwirken. Ueberdies sind in Frankreich selbst gegen Franzosen von Ravachol und Anderen Attentate begangen worden. In England gibt es noch heute Politiker, welche aus pseudonationaler Prahlsucht, aus Doctrinarismus oder Radicalismus einem gewissen laissez faire in polizeilicher und strafrechtlicher Beziehung huldigen und die Begriffe Asylrecht politischer Verbrecher, Rede- und Preßfreiheit viel zu weit ausdehnen. Trotzdem dürfte England beitreten; denn es hat selbst von irischen Dynamitverschwörern zu leiden, und es bedarf aus vielen Gründen, z. B. wegen der russischen Machtentfaltung im Mittelländischen Meer, des Wohlwollens des Dreibundes. Am meisten Schwierigkeiten würde der Beitritt der Vereinigten Staaten machen; denn für die demokratische Partei sind irische Wahlstimmen sehr wichtig, für die republikanische Partei von etwas geringerer Bedeutung, aber eben-

falls nicht unwichtig. Trotzdem ist der Beitritt der Vereinigten Staaten möglich. Haben sie doch selbst wiederholt von Attentaten zu leiden gehabt. Man denke z. B. an die Ermordung A. Lincoln's und Garfield's, an die Attentate, welche 1886 und 1893 in Chicago stattfanden.

Einzelne herostratische Naturen wird es unter Anarchisten und Nichtanarchisten stets geben, aber die Zahl der Anarchisten kann durch geeignete Reformen wesentlich eingeschränkt werden; ähnlich wie in England die chartistischen Revolutionäre der 1840er Jahre ausgestorben sind. Die heutigen englischen Sozialdemokraten sind, trotz gelegentlicher radicaler Renommirphrasen, wesentlich gemäßigter, so zu sagen conservativer, als jene Chartisten. All' die zahllosen Reformen, die hier direct und indirect in Betracht kommen, laufen entweder darauf hinaus, mehr oder minder begründete Beschwerden abzustellen oder die Massen kritischer, politisch reifer zu machen als sie heute in der Regel sind. Namentlich solche Reformen sind in diesem Zusammenhange von Wichtigkeit, die eine deutlich erkennbare humane Tendenz haben, stark auf die Phantasie, auf das Gemüth wirken. Dahin gehören z. B. ein wirksamer Schutz von Frauen und Kindern gegen Mißhandlungen trunksüchtiger Ehemänner, ein ähnlicher Schutz von Soldaten gegen Mißhandlungen durch Vorgesetzte oder durch Kameraden, verschiedene Sicherheitsvorkehrungen gegen Unfälle. Zur geistigen und politischen Ueberwindung des Sozialismus und des Anarchismus ist es vor Allem nothwendig, daß Fürsten, Prinzen, Staatsmänner, große Rentiers u. s. w. sich eine edle Popularität erwerben, die Reformforderungen aller Parteien, einschließlich der Sozialisten und Anarchisten, nach den Originalquellen berufsmäßig studiren und für den berechtigten Kern einer Reformforderung selbst dann öffentlich eintreten, wenn die Vertreter der betreffenden Sache theilweise oder ganz auf der äußersten Linken oder Rechten stehen. Solche und ähnliche Ideen sind längst von Fenelon, vom Freiherrn F. A. von Moser, vom edlen Prinzgemahl Albert von England, von R. v. Mohl, Bluntschli und Anderen, ja sogar von dem Saint-Simonisten Enfantin vertreten worden und ihnen gehört die Zukunft. Es gibt hochwichtige Reformideen, die schon heute von den besten Köpfen der Freihändler, Schutzzöllner, Sozialisten vertreten werden. Dahin gehören z. B. die Idee einer gleichmäßigeren örtlichen Vertheilung der Industrie, des Handels und der Bevölkerung über das Reichsgebiet, der Bekämpfung der großstädtischen Uebervölkerung, kleinstädtisch-ländlichen Untervölkerung, die Forderung systematischer Be- und Entwässerungen ganzer Strom- und Landseengebiete, die Idee einer im Donaureiche germanisirend wirkenden Zolleinigung mit Oesterreich-Ungarn.

Sachkundige Aerzte behaupten, wohl mit Recht, gebildete Männer seien schwer oder gar nicht, ungebildete Arbeiter leicht zu hypnotisiren. Aehnlich kommt es darauf an, radicale Arbeiter aus ihrer sozialistischen oder anarchistischen Hypnose aufzuwecken. Man kann nicht jeden Arbeiter von der Wiege bis zum Grabe von Polizisten beaufsichtigen, so zu sagen bemuttern lassen; aber man kann den Volks- und Fortbildungsschülern von Jugend auf einen gewissen gebildeten Sinn, eine gesunde, selbständige Kritik beibringen. Dann werden sie über sozialistische und anarchistische Ideeologien und schwindlerische Verheißungen ebenso lachen, wie die gebildeten Klassen. Der Hauptdenkfehler des gutgläubigen, nicht geschäftssozialistischen Theiles der Sozialdemokratie besteht im dunklen Wahne oder Gefühl, daß die Arbeitslöhne unglaublich steigen würden, wenn nur erst die privaten Arbeitgeber durch die Verstaatlichung des Grund- und Kapitaleigenthums beseitigt wären. Die Sozialisten und die Anarchisten übersehen dabei, daß die Bäume auch dann nicht in den Himmel wachsen könnten, daß die Interessen der verschiedenen Arbeiterberufsklassen sich unter allen Verhältnissen feindlich, in gewissem Sinne unversöhnlich gegenüber stehen. Wenn ein noch so reicher Vater in seinem Testament einen Erben stark bevorzugen will, so kann das nur auf Kosten der übrigen Erben geschehen. Aehnlich wäre es im Staate der sogenannten Enterbten, im sozialistischen Staate.

Die fortschreitende Volksbildung wird die sozialistischen und anarchistischen Nebel ähnlich zerstreuen, wie die majestätisch, siegreich aufsteigende Sonne die Morgennebel zerstreut.

---

## Kriminalanthropologie und Strafrechtspflege.

Von Dr. Albert Albu.

Seitdem es eine Rechtswissenschaft gibt, haben die Anschauungen über Grund und Zweck der Strafe mannigfach gewechselt. Den Nützlichkeitstheorien sind die Gerechtstheorien gegenübergestellt worden: auf der einen Seite finden wir die Abschreckungs-, die Androhungs-, die Besserungs-, die Nothwehrtheorie des Strafrechts, auf der anderen Seite die absoluten Strafrechtstheorien, welche die Strafe als Selbstzweck, als Vergeltung für das begangene Unrecht betrachten. Kant und Hegel bekannten sich zu letzterer Auffassung und auch hervorragende moderne Kriminalisten, wie Professor Berner in Berlin, vertheidigen sie. Von all' diesen Theorien hat keine die allgemeine Zustimmung der Rechtsgelehrten gefunden — ein Beweis, daß keine von ihnen das Richtige getroffen hat. Als Ursache dieser unzulänglichen Vorstellungen über den Zweck der Strafe kann man den Mangel einer exakten Grundlage anschuldigen; eine solche zu gewinnen, schien für die Rechtswissenschaft noch bis vor Kurzem um so weniger zu erwarten, als die Aufklärungen, welche die exakten Naturwissenschaften auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens in den letzten Jahrzehnten gebracht haben, sichere Schlußfolgerungen selbst auf nahe liegende philosophische Gebiete nicht zu machen gestatteten. Mit ebenso großer Ueberraschung wie Freude wurde deshalb auch in Deutschland von vielen Strafrechtslehrern und practischen Juristen die Kunde von der Begründung einer positiven Strafrechtsschule in Italien vernommen, die seit etwa Mitte der achtziger Jahre ihre Theorien zu einer neuen Lehre verarbeitete. Diese positive Schule glaubt eine exakte, sichere Grundlage für das Strafrecht gefunden zu haben und nennt sich deshalb die positive. Diese Grundlage bietet ihr eine neue Wissenschaft, deren Ursprung gleichfalls in Italien ist: die von dem berühmten Turiner Irrenarzt Prof. Cesare Lombroso begründete Kriminalanthropologie. Lombroso's Lehre hat in den romanischen Ländern sehr schnell viele Sympathien sich erworben, L. hat in seinem Vaterlande, wie besonders noch in Frankreich zahlreiche Anhänger und eifrige Förderer seiner Lehren gefunden, und wie oben erwähnt, haben namhafte Strafrechtslehrer in Italien daraus Schlußfolgerungen gezogen, welche zu einer vollständigen Umgestaltung des jetzt üblichen Strafrechts drängen. Von diesem Gesichtspunkt aus verdient Lombroso's Lehre die allgemeinste Beachtung, die sie ja auch in Deutschland bereits nicht nur von Seiten der Psychiater und Gerichtsärzte, sondern auch der Richter und Gefängnißbeamten theilweis gefunden hat. Auf den internationalen kriminalistischen Vereinigungen war Lombroso's Lehre und deren practische Verwerthung schon Gegenstand eingehender Diskussionen. Es ist geradezu auffallend, daß diese Lehre in Deutschland bei den Juristen fast mehr Beachtung und Würdigung gefunden hat als bei den Aerzten. Die Ursache dieser bemerkenswerthen Erscheinung dürfte darin zu finden sein, daß die deutsche Wissenschaft, besonders die exakte Naturwissenschaft, stets allen Neuerungen gegenüber sehr zurückhaltend ist, sie wahrt sich ihre kühle Reserve, beobachtet und prüft kritisch, ehe sie mit ihrem Urtheil hervortritt, und kommt deshalb schließlich oft zu einem anderen Ergebniß als die Entdecker und Lobredner der neuen Wahrheit. So ist es dem Hypnotismus in Deutschland ergangen; das scheint hier auch das Schicksal der Kriminalanthropologie zu werden. Jahre lang hat die deutsche Wissenschaft überhaupt diesen neuen Zweig an ihrem Baum nicht beachtet, weder der Verein Deutscher Irrenärzte noch die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat

zu dieser wichtigen Frage bisher Stellung genommen. In den letzten Jahren haben sich nun doch die Aeußerungen deutscher Gelehrten zu dieser Frage gemehrt, und fast sämmtlich kommen sie zu einem absprechenden Urtheil. Am ausführlichsten begründet diese Absage der bekannte Kriminalist, Geh. Sanitätsrath Dr. A. Baer, Oberarzt am Strafgefängniß Plötzensee, dessen Werk: „Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung" auch eigene werthvolle Untersuchungen des Verfassers mittheilt.

Im Jahre 1876 veröffentlichte Lombroso sein berühmt gewordenes Buch: „L'Uomo delinquente", das nach der 3. Auflage 1887 in deutscher Uebersetzung erschien. Nach dem Muster Lombroso's hat eine ganze Reihe von Forschern umfassende anthropologische Beobachtungen an Verbrechern gemacht, denen man größtentheils das Prädikat naturwissenschaftlicher Exaktheit nicht absprechen kann. Schädel-Gesichtsmessungen u. dgl. sind mit all den Hülfsmitteln und Methoden der Forschung ausgeführt worden, die man nur fordern kann. Auch die Zahlenreihen sind zumeist groß genug, um daraus statistische Schlußfolgerungen ableiten zu können. Ob diese Schlußfolgerungen dennoch allgemein richtig sind, soll noch des Näheren weiter unten erörtert werden. Zum besseren Verständniß des Folgenden sei die Quintessenz der Lehre Lombroso's vorausgeschickt: Der Verbrecher unterscheide sich von anderen Menschen durch eine ganze Reihe organischer Merkmale, physischer wie psychischer Abnormitäten, Abweichungen in der Form des Schädels und seiner einzelnen Theile, in dem Aufbau des Gehirns, auch in den übrigen Skelettheilen, in dem Mangel gewisser Seelenfähigkeiten, Vorliebe für Tätowirungen u. dgl. m. Alle diese Anomalien seien specifische Merkmale für den Verbrecher, die sich einzeln und namentlich in ihrer Gesammtheit in ähnlicher Weise nur bei den wilden, uncultivirten Völkerstämmen und bei den prähistorischen Menschen finden. Deshalb stellt der Verbrecher nach Lombroso in der heutigen Menschheit einen besonderen Typus dar und zwar einen atavistischen Rückschlag, er ist der Vertreter einer niederen Menschenrasse, die sich noch erhalten hat umd fortzeugend sich erhält. Dies der Kern von Lombroso's geistreicher Theorie, die er durch ein stattliches Material von Beweisstücken als Thatsache zu erhärten versucht.

Die anatomischen Varietäten, die den Verbrecher kennzeichnen sollen, finden sich vornehmlich am Schädel: sie betreffen die Größe (Capacität) des Schädelinhalts, den horizontalen Umfang, den Längen- und Breitendurchmesser des Schädels, die Höhe und Breite der Stirn u. dgl. m. Eine hervorragende Bedeutung kommt der Schädelcapacität vor, weil sie als Maß für die Hirngröße dient. Nach den Messungen Lombroso's und seiner Schüler, die sich allerdings in diesem Punkte wie in vielen anderen nicht immer decken, zuweilen sich sogar widersprechen, sind bei Verbrechern die extremen Maße der Schädelcapacität, sowohl die abnorm niedrigen, wie die abnorm hohen, weit häufiger als bei normalen Menschen. Der Durchschnitt beträgt 1450 bis 1500 Cubikcentimeter, die Extreme sind 1100 bis 1200 und 1650 bis 1700. Diese abnormen Maße finden sich nun nicht in willkürlicher Spielart bei den verschiedenartigsten Verbrechern, sondern Lombroso hat für die einzelnen Verbrecherkategorien, die Mörder, Diebe ꝛc. spezifische Zahlengrößen festgestellt. Wir können verallgemeinernd vorausschicken, daß auch bei allen anderen den angeblichen somatischen und psychischen Kennzeichen solche Unterschiede zwischen den einzelnen Verbrecherkategorien aufgefunden worden sind. Räuber, Betrüger, Päderasten, Brandstifter, Falschmünzer und Faullenzer sollen sich mehr oder minder reinlich von einander scheiden durch die Differenz ihrer Perversitäten. Diese spezielle Entwickelung der kriminalanthropologischen Studien ist augenscheinlich eine Uebertreibung, welche ihnen allen Credit in den Augen aller kritischen Beurtheiler zu rauben geeignet ist. Ganz abgesehen davon, daß die Zahlen, aus welchen solche Schlußfolgerungen auf die einzelnen Gattungen der weitverzweigten Verbrecherzunft gezogen werden, viel zu klein sind, um überhaupt eine statistische Beweiskraft besitzen zu können, bestehen doch zwischen den einzelnen Verbrecherkategorien so zahllose Uebergänge und Combinationen, daß eine scharfe Abgrenzung der einzelnen ganz unmöglich wird. Die verbrecherische Neigung kommt nach Zeit und Ort und von vielen anderen Faktoren abhängig in der verschiedensten Weise zum Ausdruck. Bringt die Kriminalanthropologie überhaupt nur im Allgemeinen den Nachweis, daß der Verbrecher durch immer wiederkehrende Abnormitäten gekennzeichnet ist, so ist damit zwar auch noch nicht seine Veranlagung oder seine vom unentrinnbaren Schicksal getroffene Bestimmung zum Verbrechen dargethan, aber er verräth sich uns durch diese Kainszeichen als ein minderwerthig organisirtes Individuum.

Wir heben aus der Reihe dieser Anomalien zunächst noch die Größe des Horizontalumfanges des Schädels hervor. Dieselbe beträgt nach Welcker's Messungen beim normalen Menschen in seinen äußersten Grenzen 486 und 569 Ctm., im Mittel 521. Bei Verbrechern ist er im Allgemeinen kleiner, und namentlich die minimalen Größen unter 500 Ctm. finden sich sehr häufig, am meisten bei Mördern. Man will besonders aus diesen kleineren Maßen des Schädelinhalts und des Horizontalumfanges die Inferiorität des Verbrecherschädels deduciren. Daß gerade im Längenbreitenindex, dem werthvollsten Merkmal für die Kennzeichnung der Schädelform und des Rassentypus, beim Verbrecherschädel keine wesentlichen Unterschiede vom Normalen vorkommen, ist für Lombroso's Theorie von einem besonderen Schädeltypus der Verbrecher eigentlich schon allein ein vernichtender Urtheilsspruch. Wo Lang-, Mittel-, oder Kurzköpfigkeit besonders hervortritt, da ist sie fast immer aus der Rassenabstammung, nicht aus dem Verbrechen herzuleiten. Ebenso erklärt sich das Vorkommen der Varietäten „Hoch- und Flachschädel". Mehr Werth wird auf Höhe und Breite der Stirn gelegt, weil das Stirnhirn als Sitz der Intelligenz gilt. Man hat die minimalen Maße dieser Knochen bei Verbrechern weit häufiger gefunden als bei Normalen, z. B. eine Stirnbreite unter 110 Millimeter in 41,3 gegen 9% u. dgl. Deshalb gilt die geringere Entwickelung des Stirnhirns bei den Verbrechern einem Theil der Kriminalanthropologen geradezu als Dogma. Während das Stirnhirn eine mangelhafte Entwickelung, besonders in die Breite, zeigt, rage in dieser Richtung bei Verbrechern die hintere Schädelparthie in Folge stärkerer Ausbildung der Scheitellappen des Hirns hervor. Durch dieses Verhältniß des Stirnschädels zum Scheitelschädeltheil ist in Bordier's kühner Phantasie der moderne Mörder als der directe Nachkomme des Neanderthalmenschen gestempelt. Nicht nur am Hirnschädel, sondern auch am Gesichtsschädel der Verbrecher kommen auffällige Formen vor, die besonders bei den Maßen des Unterkiefers ganz außergewöhnlich sind. In Breite und Masse ähnelt seine Gestalt zweifelsohne sehr häufig der Form, wie sie sich bei den anthropoiden Affen und den rohen Naturvölkern findet. Als besondere Anomalien werden noch beim Verbrecherschädel genannt die unsymmetrische Bildung der beiden Hälften, das starke Hervorragen der Augenbrauenbogen und als besonders verdächtig die fliehende Stirn, das untrüglichste Kennzeichen des Vorzeitmenschen. Schließlich sollen bei den Verbrechern noch die Prognathie (Vorstehen der Kiefer), eine fast regelmäßige Begleiterscheinung der fliehenden Stirn, ferner die sonst so seltenen Schaltknochen, Nahtverwachsungen, die Knochenimpressionen u. A. m. weit häufiger sein, als bei normalen Menschen.

Dem Schädel entspricht im Allgemeinen auch sein Inhalt und so hat man denn auch an den Gehirnen von Verbrechern nach Abweichungen vom Normalen gesucht und sie in zwei Richtungen gefunden: im Gewicht und Bau des Gehirns. Hinsichtlich des ersteren erweisen sich aber alle Schlußfolgerungen als trügerisch. Die medizinische Forschung hat gerade bei dem Versuch, die geistige Fähigkeit nach der Masse des Gehirns abzuschätzen, manche bittere Enttäuschung erlebt. Die Behauptung, daß das Genie sich durch ein abnorm großes Hirngewicht auszeichne, ist niemals gründlicher widerlegt worden, als durch das Gehirn Gambetta's, das nur 1160 Gramm, soviel, als sonst nur Idiotengehirne wiegen, welche andererseits aber auch oft die höchsten Gewichte von 1600 Gramm und darüber erreichen. Man darf aus dem hohen Hirngewicht einiger Spitz-

buben ebenso wenig auf ihre Pfiffigkeit schließen, wie aus dem niedrigen Hirngewicht der Raubmörder auf ihre Stupidität. Glücklicher ist schon der Versuch, der vornehmlich von Benedict in Wien unternommen vorhanden ist, aus dem Bau der Windungen und Furchen das Verbrecherhirn zu diagnosticiren. Er gibt an, daß bei Verbrechern die Hinterlappen des Hirns so mangelhaft entwickelt sind, daß sie das Kleinhirn nicht decken, wie das sonst nur bei niederen Völkerstämmen und den anthropoiden Affen vorkommt. Ferner sollen beim Verbrecher die Furchen zwischen den Hirnwindungen ununterbrochen in einander übergehen, während sie sonst vielfach durch Lücken von Hirnsubstanz unterbrochen sind. Benedict veranschaulicht diesen confluirenden Furchentypus so: daß, wenn man sich die Furchen als Wasserstraßen denkt, ein in irgend einer Furche schwimmender Körper in alle anderen Furchen gelangen kann. Ein drittes Charakteristicum des Verbrecherhirns sei schließlich die abnorm weit entwickelte „Affenspalte", die den Scheitellappen vom Hinterhauptlappen trennt, beim Normalhirn aber nur schwach angedeutet ist. Die Benedict'schen Angaben sind vielfach widersprochen worden, namentlich aber die darauf aufgebauten Schlußfolgerungen, und so hat denn das Verbrecherhirn noch nicht das medizinische Bürgerrecht erworben.

Auch in der sonstigen körperlichen Organisation der Verbrecher finden sich noch mancherlei Abnormitäten, welche hier nur kurz besprochen werden können. In Größe und Gewicht des Körpers übertreffen die Verbrecher im Allgemeinen die übrige Bevölkerung, während ihr Ernährungszustand ein sehr schlechter ist. Auf die Entwickelung dieser Factoren haben zweifellos mannigfache soziale Ursachen einen entscheidenden Einfluß. Die Spannweite, d. h. die Entfernung eines Mittelfingers vom anderen bei seitlich ausgestreckten Armen ist bei Verbrechern größer als die Körperlänge, worin die Kriminalanthropologen eine sonst nur noch bei niederen Rassen vorkommende Thierähnlichkeit erblicken. Auch an Hand und Fuß des Verbrechers hat man fast gesetzmäßige Anomalien entdeckt. Von nicht zu leugnender Häufigkeit sind bei Verbrechern eine Reihe von Mißbildungen an einzelnen Körpertheilen, die man seit Darwin vielfach als atavistische zu betrachten geneigt ist. Auffallend sind vor Allem die Bildungsanomalien des äußeren Ohres: der zu hohe Sitz eines oder beider Ohren, das Anwachsen des Ohrläppchens, das sogenannte Henkelohr, das Morel'sche Ohr und das Darwin'sche Ohr, mangelhafte und fehlerhafte Entwickelung des Helix und Anthelix sind nach sicheren statistischen Zählungen bei Verbrechern — auch bei Geisteskranken — viel häufiger als bei ehrlichen Leuten. Auch Mißbildungen der Augen, der Gaumen- und Lippenbildung (Hasenscharte und dergl.), der Zahnstellung und dergl. kommen bei Verbrechern sehr oft vor. Bei dem Eifer, mit dem Lombroso's Schüler seine Studien aufgenommen, haben sie auch keinen Theil und keine Function des Körpers auf seine Anomalie beim Verbrecher zu prüfen versäumt, fast stets mit glücklichem Erfolge. Ottolenghi hat eine Erhöhung der Sehschärfe und eine Herabsetzung des Geruchsvermögens, Gradenigo eine Abstumpfung des Gehörs und des Geschmackssinnes bei Verbrechern constatirt. Im Allgemeinen schreibt man ihnen eine starke Verminderung der Sensibilität, der Empfänglichkeit für Sinneseindrücke und der Schmerzempfindung zu. Auf die Empfindungsstumpfheit führt man die angebliche Unverwundbarkeit der Verbrecher zurück. Eine große, praktische Bedeutung kommt auch den Tätowirungen der Verbrecher zu, deren Häufigkeit man gleichfalls auf die eben erwähnte Empfindungsstumpfheit zurückführt. In Wirklichkeit schmerzt aber das Tätowiren gar nicht sonderlich. Thatsache ist indeß, daß sich die Tätowirungen bei Verbrechern viel häufiger finden als in der freien Bevölkerung, namentlich bei einzelnen Individuen in gehäufter Zahl, und auch Inhalt und Ausführung der Tätowirungen unterscheiden sich merklich.

Die geschilderten körperlichen Stigmata allein machen noch nicht die „Naturgeschichte" des Verbrechers aus; den zweiten, ebenso wichtigen Theil derselben bildet sein psychischer Charakter. Es ist zweifellos, daß auch im Verstandes-, Gemüths- und Empfindungsleben der Verbrecherklassen eine tiefe Entartung Platz gegriffen hat, deren Eigenthümlichkeiten eben den Verbrecher oder die verbrecherische Anlage kennzeichnen. Lombroso, Benedict und Andere haben scharf gezeichnete Bilder von dem Seelenleben der Verbrecher entworfen, in dem trotz aller individuellen Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten unverkennbar gemeinsame Charaktere in großer Zahl hervortreten. Am wenigsten auffällig sind diese psychisch degenerativen Eigenschaften noch auf dem Gebiete der reinen Verstandesthätigkeit: sie treten hervor in dem grenzenlosen Egoismus einerseits, der gänzlichen Verachtung ihrer Umgebung und Mitwelt andererseits, in der kurzsichtigen Ausnützung des Augenblicks, in der Schwäche ihres Willens. Weit mehr machen sich schon die Kennzeichen des zerrütteten Gemüthslebens des Verbrechers bemerkbar: eine unverkennbare Gefühlsstumpfheit beherrscht ihn. Der Mangel jeder Mitempfindung für andere, die eigene Reuelosigkeit, der Leichtsinn und die Sorglosigkeit, die Gewissenlosigkeit, die ungezügelte Genußsucht, der Jähzorn, die Rachlust und die Grausamkeit, die Prahlsucht, die thörichte Eitelkeit und der unbeugsame Starrsinn: das ist das traurige Ensemble der gemüthlichen Regungen im Verbrecherherzen. Am stärksten aber ist der Defect des Verbrechers im sittlichen Empfinden, in der Moral. Er ist der geschworene Feind der Wahrheit, mit der Lüge steht und fällt der Verbrecher, er lügt, weil ihm die Wahrheit ein Hemmschuh in dem Fluge seines Gedankens und in der Ausführung seiner That ist. Der Verbrecher hat die Unterscheidung von Gut und Böse, Recht und Unrecht verlernt oder sie nie gekannt, jedes Streben liegt ihm fern, gemeine Triebe und niedrige Neigungen beherrschen ihn und bestimmen sein Denken, sein Fühlen und Handeln. Die Selbstsucht ist das erste und einzige Sittlichkeitsgebot des Verbrechers.

In engem Zusammenhang mit diesen Erscheinungen sittlicher Entartung sei kurz auch einer viel besprochenen Geistesstörung Erwähnung gethan, die auch bei Verbrechern beobachtet wird*): die sog. Moral Insanity oder das moralische Irrsein. Das Vorhandensein einer solchen Geistesstörung, die lediglich eine Erkrankung der moralischen Sphäre sein soll, wird von den deutschen Irrenärzten zumeist nicht anerkannt, wohl aber geben sie zu, daß die Perversität der moralischen Empfindungen mit anderen psychischen Störungen verbunden sein oder sogar dabei in den Vordergrund der geistigen Störungen treten kann. Es gibt in der Hirnrinde kein eigenes Centrum für den Sittlichkeitssinn und darum kann er allein auch nicht krankhaft gestört sein. Der moralische Schwachsinn findet sich fast immer nur bei Personen, welche auch sonst Zeichen von Entartung darbieten, und da diese zugleich als Zeichen inferiorer Entwickelung betrachtet werden, so kann man dahin gelangen, auch bei vielen Verbrechern, welche mit diesen Kainszeichen behaftet sind, den moralischen Schwachsinn als Ursache ihrer Handlungen anzusehen. In der Thatsache ist das Vorkommen dieses Irrsinns im Verein mit verbrecherischen Neigungen beobachtet worden, aber dennoch ist das Vorkommen so selten, daß daraus nicht ein causaler Zusammenhang abgeleitet werden darf. Ist der Verbrecher aber nachweisbar ein Geisteskranker — und leide er auch nur an Moral Insanity — so ist er als solcher anzusehen und zu behandeln. Ganz anders ist der Verbrecher zu beurtheilen, der im Besitz normaler, nur minder oder in einigen Richtungen besonders stark entwickelter, gleichsam in den äußersten Grenzen der physiologischen Breitengrade entwickelter Geisteskräfte ist.

Wie das gehäufte Vorkommen von Geisteskrankheiten unter den Verbrechern, so läßt auch die große Häufigkeit des Selbstmords unter ihnen den Schluß auf eine minderwerthige Organisation dieses Menschenschlages zu. Lombroso und seine Anhänger, die nach alter Erfahrung im blinden Eifer den Meister übertreffen, legen auf diese Thatsache einen

*) Auf die sonst bei Verbrechern vorkommenden Geisteskrankheiten, die Baer ausführlich bespricht, hier näher einzugehen, ist keine Veranlassung, da, was allerdings vielfach nicht genügend scharf erkannt wird, die Geisteskrankheiten der Verbrecher überhaupt nicht in das Gebiet der Kriminalanthropologie gehören, die sich nur mit der Physiologie, nicht mit der Pathologie des Verbrechers beschäftigt.

sehr großen Werth. Sie erklären die Selbstmordmanie der Verbrecher aus ihrer Gefühllosigkeit und Unempfindlichkeit gegen Schmerz. An diese Auffassung legt Baer die schärfste Kritik und er scheint gerade an diesem Punkte am glücklichsten in seiner zersetzenden Kritik, indem er für jene noch nicht einmal über jeden Zweifel erhabene Thatsache eine Reihe von Erklärungsgründen aufführt, die den erfahrenen Kriminalisten und Kenner der Gefangenhauszustände kennzeichnen und für jedes unbefangene Urtheil unendlich näher liegen als die angebliche Gefühlsstumpfheit der Verbrecher, deren sonderbarster Ausdruck sicherlich ein Selbstmordversuch wäre. Durch die eigene Geistes- und Gemüthsart der Verbrecher ist höchstens der Leichtsinn und die Frivolität ihrer Selbstmordversuche bedingt, diese selbst werden aber durch die Einflüsse ihrer sozialen Verhältnisse verursacht. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Deutung bringt u. A. die Thatsache, daß unter der milderen Form des modernen Strafvollzuges der Selbstmord in den Gefängnissen seltener wird im Gegensatz zu seiner steigenden Häufigkeit der Selbstmorde unter der freien Bevölkerung, für die sich der Kampf ums Dasein immer mehr erschwert. Baer kommt zu folgendem Schluß: „Die große Häufigkeit der Selbstmorde unter den Verbrechern ist eine Erscheinung, welche mit dem abnormen Vorkommen des Irrsinns und anderen somatischen und psychischen Anomalien bei ihnen darauf hinweist, daß die Verbrecherklassen eine minderwerthige Organisation besitzen, die sie im Kampf gegen die soziale Ordnung dem Untergange auch durch die eigene Hand preis gibt." Dieser Satz könnte auf den ersten Blick als eine einfache Bestätigung von Lombroso's Theorie betrachtet werden, doch ist er im Sinne Baer's nur so zu verstehen, daß der Verbrecher in Folge der durch abnorme Ernährung, Lebensweise, Erziehung, Umgang u. s. w. erworbene minderwerthige, psychische und körperliche Organisation im Kampf ums Dasein weniger Widerstand zu leisten vermag, als der Normalmensch.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung ist es von Interesse, die Anschauung eines anderen deutschen Arztes, der unlängst in einer Darstellung der Kriminalanthropologie*) auch darin seine eigene Meinung zur Sache äußert. Kurella sagt über die Entstehung des Verbrechens und der Verbrechernaturen: „So wenig wie eine Aenderung der Lebensbedingungen, das sog. Milieu, ein Individuum einer Art unmittelbar in ein Individuum einer anderen Art verwandeln kann, so wenig wir jemals unter noch so modificirten Verhältnissen einen Chimpansen in einen Gorilla sich verwandeln sehen, so wenig machen soziale Factoren einen normal veranlagten Menschen zum Verbrecher. In vereinzelten Fällen mag der Anschein entstehen, als hätten Leidenschaft oder Gelegenheit ein Verbrechen veranlaßt; soziale Momente wirken wohl auf das Individuum, werden dasselbe aber in seinen fundamentalen Eigenschaften nicht wesentlich ändern, die minimalen Modificationen, die der Einzelne durch das Milieu erfährt, müssen immer wieder auftreten, sich im Lauf der Generationen addiren, bis eine sozial bedeutungsvolle Aenderung des Typus zu Stande kommt. So sind es also die andauernden sozialen Leiden, die chronischen Uebel der Gesellschaft, die auf die Kriminalität wirken, weil sie durch unmerkliche Einwirkungen den innersten Kern des Menschen im Laufe der Generationen annagen; Misere, intelleetuelle und sittliche Verwahrlosung müssen so lange wirken, wie im Kirchenstaate, im Königreich Neapel, in Irland, in dem seit Jahrhunderten vom Grundadel ausgesaugten Polen, ehe ein ganzes Volk von dem „penchant au crime" durchseucht ist. Nur durch das Medium kleiner, kaum merklicher, durch Vererbung wiederholt gesteigerter Functionsänderungen wirkt das Milieu auf das menschliche Geschlecht; man verleumdet die Menschheit, wenn man in hohen Korupreisen, heißen Sommern und guten Weinernten zureichende Ursachen sieht, um normale Naturen zu einem Verbrechen zu bestimmen, oder wenn man annimmt, daß eine leidenschaftliche Verirrung den Organismus des Menschen so tief verändert, daß er einer erworbenen Neigung zum Verbrechen verfällt, um sie seinen Nachkommen als verbrecherische Instinkte zu vererben."

In den beiden auseinandergesetzten Anschauungen steht sich der alte und der neue Glaube gegenüber. Ob der neue siegen wird, erscheint mehr als zweifelhaft. Wenn er der richtige ist, muß er die weittragendsten Folgen nach sich ziehen. Er macht den Selbstzweck in der Strafe des Verbrechens illusorisch, er läßt ihn als gänzlich verfehlt und wirkungslos erscheinen. Derjenige, welcher durch seine organische Anlage mit unentrinnbarer Nothwendigkeit zum Verbrecher werden muß, kann nicht zur Verantwortung gezogen werden. Ihm gegenüber hat die Gesellschaft nur das Recht und die Pflicht, sich vor ihm zu schützen, ihn dauernd unschädlich zu machen. Die positive Strafrechtspflege ist nahe daran, die Existenz des Gelegenheitsverbrechers zu leugnen. Für sie sind die große Masse der Verbrecher, vor Allem die Gewohnheitsverbrecher, die rückfälligen und unverbesserlichen Verbrecher „geborene Verbrecher". Auch in dem Gelegenheitsverbrecher vermuthet diese Schule die angeborene Disposition. Die Consequenzen dieser Auffassung sind nicht ausgeblieben. In Italien haben insbesondere Ferri und Garofalo, zwei angesehene Juristen, eine systematische Reform des ganzen Strafrechts auf der Basis der Lombroso'schen Theorie gefordert, und die Grundzüge zu einer solchen Neugestaltung auch schon entworfen. Einige ihrer Forderungen sind: ausgedehntere Anwendung der Todesstrafe, lebenslängliche Internirung oder Deportation unverbesserlicher Verbrecher, Abstufung der Abwehrmaßregeln der Gesellschaft nach dem Grade der Gefährlichkeit des verbrecherischen Individuums, Ersatz der kurzen Freiheitstrafen durch Körperstrafe, Zwangsarbeit ohne Internirung u. dgl. m. Unter dem Einfluß der italienischen Rechtsschule hat in Deutschland besonders Dr. Krohne, der Director des Zuchthauses in Moabit, Bestrebungen ähnlicher Art seit einigen Jahren verfochten, und in diesem Sinne hat auch die deutsche Gruppe der internationalen kriminalistischen Vereinigung auf ihren Jahresversammlungen wiederholt namentlich die Reform der Freiheitstrafen gefordert. Ihre wichtigsten Vorschläge sind die „bedingte Verurtheilung", welche die zudictirte Strafe wegen eines ersten Vergehens erst im Falle eines neuen Delictes zur Vollstreckung kommen lassen will, ferner Ersatz der Bestrafung jugendlicher Verbrecher durch Zwangserziehung, sowie deren eventuelle gesonderte Internirung, Ausdehnung der Zwangserziehung auf verwahrloste Kinder, welche die Rekruten der Verbrecherarmee sind u. s. w.

Diese Bestrebungen werden zum großen Theil in allen Culturländern von Juristen getheilt, die der Kriminalanthropologie gänzlich fern oder gar gegenüber stehen — ein strikter Beweis ihrer Nothwendigkeit. Wenn deshalb die Lehren Lombroso's nur diese Wirkung gehabt hätten, daß sie die Schwäche des heutigen Strafrechts und Strafvollzugs zur allgemeinen Empfindung gebracht hätten, schon dann wäre Lombroso's langjährige mühevolle Arbeit nicht umsonst gewesen, ja aus dieser von ihm gegebenen Anregung wird voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten noch reicher Segen für die Strafrechtspflege fließen. Aber an den von ihm gepflanzten Baume ist noch eine ganz andere Frucht gereift, die er nicht gesät, die aber wohl die werthvollste von allen, die daran gewachsen, ist. Lombroso's Theorie vom „Delinquento nato" (geborenen Verbrecher) und vom „Verbrechertypus" wird als ein Irrthum der Wissenschaft voraussichtlich bald abgethan sein. Er hat uns nicht überzeugen können, daß es eine bestimmte minderwerthige Rasse unter uns gibt, die vermöge ihrer abnormen spezifischen körperlichen und geistigen Entwickelung zur Verbrecherklasse geboren ist; aber Lombroso hat das große Verdienst, das ihn von Juristen, Kriminalisten und Anthropologen unumwunden zugestanden wird, daß er zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die physische und psychische minderwerthige Organisation, welche sich bei der großen Masse aller Verbrecher findet, hingelenkt hat. Diese Organisation ist kein einheitliches und kein abgeschlossenes Ganze, aber sie setzt sich aus einem Complex von Erscheinungen zusammen, der mit geringen Variationen fast immer wiederkehrt. Der Unterrichtete

*) Naturgeschichte des Verbrechens. Von Dr. H. Kurella, Oberarzt der Provinzialirrenanstalt zu Brieg. Stuttgart, Ferdinand Enke.

kennt die Zeichen dieser Organisation und vermag sich daraus den Verbrecher mit großer Wahrscheinlichkeit, fast mit Sicherheit zu reconstruiren. Darin liegt der eminente kriminalpraktische Werth der Lombroso'schen Lehre von der spezifischen und minderwerthigen Organisation der Verbrecher. Man wird nicht mit Lombroso soweit gehen, aus diesen Zeichen allein das Verbrechen beurtheilen zu wollen, sondern man wird sie zusammen mit den individuellen Verhältnissen des Verbrechers zu einem Bilde ergänzen. Nicht mehr das Verbrechen, sondern der Verbrecher wird fortan in den Vordergrund der Betrachtung des Richters treten. Aus einer Fülle bekannter Degenerationszeichen an einem Angeklagten wird man berechtigt sein, Schlußfolgerungen auf seine verbrecherische Anlage oder Neigung zu machen, man wird auch z. B. aus der Reichhaltigkeit, dem Inhalt und der Darstellung der Tätowirungen nicht nur auf das Vorleben des Verbrechers, seinen Aufenthalt in Gefängnissen und dergl. rückschließen, sondern danach auch seine Gemüthsart und den Grad seiner Sittlichkeit beurtheilen können. Auch zur Recognoscirung von Verbrechern wird die Kenntniß der Lombroso'schen Anomalien und Entartungserscheinungen werthvolle Dienste leisten und die Möglichkeit bieten, das jetzt übliche allzudürftige Identificirungssystem vermittelst Verbrecheralbum, das die Polizei oft geradezu die schwersten Mißgriffe machen läßt, endlich über den Haufen zu werfen. Bekanntlich hat schon Bertillon in Paris seit einer Reihe von Jahren begonnen, die Identität der Verbrecher durch die Aufnahme einer Reihe anatomischer Merkmale, wie Länge einzelner Finger, Breite der Spannweite, Schädelbreite, Farbe der Regenbogenhaut und dergl. festzustellen. Diese Merkmale, insbesondere ihre Summe, sind bei allen Menschen verschieden, und deshalb ist auf Grund derselben eine viel sicherere Unterscheidung und Wiedererkennung ähnlicher Personen möglich. Wenn dazu die Lombroso'schen Maße und sonstigen Merkzeichen, z. B. die Tätowirungen kommen, dann wird das Bertillon'sche System eine gewisse Vollkommenheit erreichen. Es steht außer allem Zweifel, daß ihm die Zukunft in der Kriminalität gehört, und Lombroso hat seinen Antheil an diesem Fortschritt der Schutzmaßregeln der menschlichen Gesellschaft gegen ihre entarteten Brüder. Er hat darin geirrt, daß er das Verbrecherleben zur Schicksalstragödie stempeln wollte, aber das Körnchen Wahrheit liegt doch in seiner Lehre, daß wir den Verbrecher nicht nur zu verdammen, sondern auch zu bedauern haben, und daß die Strafe weder den Zweck der Rache, noch den der Abschreckung oder dgl. hat, sondern einzig und allein den Schutz der Gesellschaft gegen die Unholden aus ihrer Mitte bringen soll. Dies muß das leitende Grundprinzip der Strafrechtspflege in der Zukunft sein.

---

## Literatur und Kunst.

### Die literarische Sittlichkeit.

Von Hieronymus Lorm.

Neben der Production geht die Kritik einher, wie der Lauf des Mondes den Erdenlauf begleitet. Man hat wissenschaftlich nachweisen können, daß die Natur des kleineren Gestirns nicht ohne bestimmenden Einfluß auf einige Erscheinungen unseres Planeten wäre, aber selbstverständlich kann Niemand sagen, von welchen Einwirkungen die tellurischen Vorgänge des Erdkörpers auf die Geschicke des Mondes wären. Fast das gleiche Verhältniß hat sich zwischen der Production und der Kritik herausgebildet. Während die erstere unter dem Einfluß der Kritik, selbst wenn sie nur vorübergehende, die sogenannten „zeitgemäßen", Tendenzen verfolgt, unleugbar sich entwickelt oder wenigstens in einzelnen Richtungen gewonnen hat, ist die Kritik ziemlich unbeeinflußt von der Production geblieben.

Der Grund dafür ist einfach genug: Die Production hat fortwährend die ihr drohende Kritik im Auge, während diese nicht wieder eine Kritik zu fürchten hat. Sie bleibt sich selbst überlassen, kann ungeahndet die ausgelassensten Exzesse begehen und sich im Besitz einer autokratischen absoluten Herrschaft dünken, deren einziges Gesetz ihr eigenes Vergnügen bilden würde.

Wollte man eine Kritik der Kritik, d. h. ihre Geschichte schreiben und, um die Existenz einer solchen zu rechtfertigen, nur das Nennenswerthe behandeln, so wäre nicht lohnendes Material für einen ganzen Band vorhanden. Für Deutschland müßte man mit Lessing beginnen, welcher der Schöpfer der literarischen Kritik war, wie sein Zeitgenosse Kant der Schöpfer des philosophischen Kriticismus. Lessing's Thätigkeit hat man mit dem glücklichen geflügelten Wort einer productiven Kritik bezeichnet, weil in der That eine Regeneration der Poesie von ihr ausgegangen ist. Darüber ist jedoch schon zu viel geschrieben worden, als daß es nöthig wäre, noch einmal darauf einzugehen. Was folgt nun, das von gleicher Würdigkeit wäre und gleiche Würdigung verdiente? Goethe hat seine Shakespeare-Kritik, die ebenfalls Epoche machte, dem Roman „Wilhelm Meister" eingefügt, war aber damit an einen bestimmten Raum gebunden, und um sie später zu erweitern ist ihm von den Nachbetern, von „Shakespeare und kein Ende", die Lust benommen worden. Von den beiden Schlegel hat der eine in Beziehung auf protestantisch-englische, der andere im Hinblick auf katholisch-mittelalterliche Literatur bedeutende Kritik zu Tage gefördert, allein wenn diese nicht mehr das fluthende und pulsirende Tagesleben begleitet, wie bei Goethe's Shakespeare-Kritik die Rücksicht auf die Zukunft des deutschen Theaters von zeitgenössischem Werthe war, dann geht das spezifische Interesse für die Kritik in ein allgemeines für die Geschichte über.

Nun thäte sich für eine historische Kritik der Kritik ein weiter unfruchtbarer Weg bis zu Ludwig Börne auf. Dieser große Geist hätte in solcher Thätigkeit seinen Platz neben Lessing behauptet, wenn er nicht als edelherziger Märtyrer die glänzendsten Fähigkeiten, das ausgesprochenste Talent dem Mitleid für das politische Elend seines Volkes zum Opfer gebracht hätte. Nur noch wenige selbständige Bücher könnten in Erwägung gezogen werden, nicht zahlreich genug, um Material für den ganzen Band einer Geschichte der Kritik zu geben.

Vielleicht schlägt ein Leser mit erstaunter Entrüstung die Hände zusammen und fragt: Wo bleiben denn in dieser Aufzählung die umfangreichen, gediegenen, unsterblichen u. s. w. Literaturgeschichten, diese hochgethürmten Denkmäler literarischer Kritik! Ja, mit diesen beginnen gerade die schwerwiegenden Bedenken hinsichtlich der herrschenden literarischen Sittlichkeit oder vielmehr ihres Gegentheils.

Einem einzigen Menschenkopf, säße er auf den Schultern des Genies, und ein solches ist in der Regel am wenigsten mit Emsigkeit und Fleiß verbunden, ist es naturgesetzlich unmöglich, alle die Bücher ganz und deutlich in sich aufzunehmen, von denen in einer Literaturgeschichte die Rede ist. Jeder Mensch aber hat das Recht, wenn man sich überhaupt mit ihm befassen will, zu verlangen, daß in ihm die Welt beurtheilt werde, die er selber ist, wie viel mehr, wenn er dieser Welt in einem eigenen Buche geistige Gestalt gegeben hat. Da nun solche Urtheile über das Können eines Menschen hinausgehen, wenn sie sich auf eine ganze nationale Bibliographie beziehen sollen, so hilft sich der geistreiche oder tiefsinnige Literaturhistoriker dadurch, daß er statt der einzelnen Bücher ganze Richtungen kritisirt, ja sogar, solche Richtungen erst erfindet, um — was zwar in diesem Falle nothwendig, wenn auch nicht sittlich erlaubt ist — nur recht viele Bücher in eine und dieselbe Richtung zu bringen. Marie von Ebner-Eschenbach hat solche Manipulation in einer hübschen Parabel dargestellt. Eine Köchin, die Vanille kaufen wollte, trat in ein Geschäft, das sie für eine Gewürzkrämerei hielt. Die Wände waren bis zur Decke hinauf mit Schränken verkleidet und jeder Schrank hatte Abtheilungen und Unterabtheilungen, und diese wieder hatten Fächer und Fächerchen, Laden und Lädchen, und bis

zur kleinsten waren alle etiquettirt und numerirt. Am Tische saßen ernste und bebrillte Herren, die Püppchen verfertigten, nach Vorlagen der Bilder berühmter, bekannter, halbbekannter oder auch vergessener Dichter und Schriftsteller. Die Püppchen wurden mit Buchstaben und Nummern versehen, um in die correspondirenden Fächer und Fächerchen gethan zu werden.

Wer aber eine Literaturgeschichte studirt, der will die Originale und nicht die nachgemachten Püppchen kennen lernen. Noch weniger will er sich, um jene zu finden, die Etiketten der Fächer in's Gedächtniß prägen. Der Historiker kann, wie gesagt, nicht alle Einzelnen selbst kennen lernen, während sein Leser doch mit dieser Voraussetzung an das Werk geht. Es findet also eine Täuschung statt, die man als zu dem Gebiete der eigenthümlichen literarischen Sittlichkeit gehörig bezeichnen muß.

In der erwähnten Parabel trägt die Köchin einen Korb voll der angefertigten Püppchen mit nach Hause, die in gar keines der Fächer und Lädchen passen wollten. Auf dem Wege erheben sich diese ausgestoßenen Püppchen und stimmen einen wundersamen Gesang an, der ganz und gar nicht wie der einer Puppe mit aufgeklebter Etikette klingt. Das ist eine märchenhafte Satisfaction, die dem Dichter im wirklichen Leben niemals zu Theil wird, wenn er einmal dem literaturhistorischen Kramladen verfallen war; die Etikette wird ihm in den Redensarten und Gemeinplätzen der „Gebildeten" immer von Neuem aufgedrückt.

Indessen entschädigt hier einigermaßen, wenn auch nur als Nebensache, der eigene Geist des Geschichtsschreibers. Der Schadenersatz für die dem Publikum zugefügte Täuschung fällt jedoch bei der literarischen Tageskritik gänzlich hinweg. Sie behandelt oder mißhandelt ihren Gegenstand wie eine todte Sache, der man nicht wehthun kann, mit dem souveränen Belieben der altfranzösischen Könige. Eine Ausnahme wird höchstens durch den üblichen Personencultus bewirkt. Da es aber für die Zeitung bei weitem mehr Bücher zu besprechen als berühmte Namen zu feiern gibt, so begnügt sich der eilige Kritiker, wenn er nicht einfach todtschweigen kann, mit dem Lesen der Vorrede, des Inhaltsverzeichnisses und zufällig aufgeblätterter Stellen, und sein erleuchteter Geist hat schon das Ganze im Sacke. Selten ist er so aufrichtig wie der Redacteur in der Anecdote, der dem jungen Dichter sagte: „Ich habe Ihr Buch nicht gelesen, aber ich kenne es sehr genau," und auf die verwunderte Frage des Autors, wie dies möglich sei, gelassen hinzufügte: „Aus der Kritik, die ich darüber geschrieben habe."

Meistens aber ist eine derartige Kritik auch langweilig und der Leser derselben meint unwillkürlich, die ihm verursachte Langweile wäre die des besprochenen Buches. Die Unsittlichkeit liegt zu Tage, wenn man bedenkt, daß der Zeitungsschriftsteller für den mit jedem Worte gewissenhaften Rathgeber, Führer und Lehrer des Volkes angesehen wird. Es ist in einem „Weltblatt" vorgekommen, daß ein Tageskritiker Hermann Lingg's „Melusine" herabsetzte und den schönen Versen die noch schöneren Fouqué's bei Behandlung desselben Stoffes entgegenhielt. Bei näherem Forschen ergab sich, daß „Undine" von Fouqué gemeint war, die aber gar nicht in Versen geschrieben ist.

Der Beispiele wären noch viele anzuführen, allein mir ist es nur um die Grundursache zu thun, die in der sittlichen Erziehung unserer gebildeten Klassen überhaupt zu suchen ist. Uneinsichtig, völlig blind gegenüber der Mannigfaltigkeit, welche Natur und Schicksal, die ewigen über aller menschlichen Gesetzgebung stehenden Mächte des Daseins in die Motive menschlicher Handlungen legen, bestimmt die bürgerliche Moral des Pastors den Werth oder Unwerth sowohl der Ereignisse und Vorkommnisse in seinen nächsten Lebenskreisen als der Gestaltungen in Kunst und Poesie. Lachend rauschen Natur und Schicksal über die Dogmen-Weisheit hinweg und lassen das blödsinnige Erstaunen der Geistlosen zurück, wie es möglich war, daß die gewaltigen Urelemente des Daseins vor dem Herrn Pastor keinen Respect hatten und ihn sammt seiner Bäffchenweisheit umbliesen.

Der Pastor dictirt den Söhnen und Töchtern gebildeter Stände die Lebensregeln und die Weltanschauung. Wäre nur etwas von der wahren Beschaffenheit des Lebens und der Welt in den Lehren enthalten, so könnten sie immerhin Früchte tragen. Allein von jeher haben die kirchlichen Präceptoren aller Confessionen die nach uralter Ueberlieferung gebotenen Vorschriften der Religion für höher und wichtiger gehalten als die von der Erkenntniß jedes neuen Tages gebotenen Vorschriften der Sittlichkeit, mit traditioneller Schlauheit vorgebend, Religion und Sittlichkeit wären Eins und dasselbe. Mit den Dogmen der ersteren aber wird die mechanische Widerholung unbewiesener und unbeweisbarer Voraussetzungen abgewandelt, an deren Behauptung und Vortrag die Denkkraft nicht den mindesten Antheil hat, gemäß dem bequemen Geistesschlummer, welcher nicht nur die Neigung, sondern sogar die Pflicht der von der Kirche ausgesendeten Bekehrer ist. Die Lebendigkeit der Jugend bethätigt sich jedoch durch den regsamen Hunger des Geistes nach den neuen und frischen Erscheinungen jeder Stunde.

So hat die erziehungsbedürftige Jugend die richtige Aufnahmefähigkeit gerade für die Prinzipien der Sittlichkeit. Rings umher, rechts und links, in den Ereignissen des öffentlichen wie des Familienlebens, ist Alles vom Sonnenschein des Tages beleuchtet, um in den rechten Sehwinkel gerückt mit lebendiger Kraft in das menschliche Gemüth zu dringen. Dieser Stoff wird von den Akoluthen der religiösen Ethik bei Seite geschoben, um durch die leichenhaften Satzungen finsterer Dogmatiker ersetzt zu werden. Der Geist nimmt solche Nahrung nicht in sich auf, denn der Geist nährt sich nur vom Geiste; im Gedächtniß allein bleibt liegen, was Herz und Verstand sich weigern, zu empfangen. So kommt der Augenblick, in welchem der ungesättigte Geist wie in Verzweiflung die todte Last aus dem Gedächtniß wirft und mit ihr auch Alles, was sie angeblich mit einschließen sollte, nämlich die Prinzipien der Sittlichkeit. Fortan bleibt für die letzteren ebenso wie für die religiösen Vorschriften nur ein heimlich belachter conventioneller Gebrauch übrig, beide treten in den Dienst der bloßen Schicklichkeit. Man will vor der Welt nicht irreligiös und nicht unsittlich *scheinen*, und ist doch beides im Herzen. Durch diesen Freiheitsdrang des Geistes fühlt sich die Frivolität sogar gerechtfertigt, denn ohne einen Unterschied zu machen, wird mit den Lehren, die dem zur Selbständigkeit gelangten Geiste nicht mehr Stich halten, auch fortgeworfen, was sich unkenntlich mit ihnen verquickt und an sich einen ewigen Gehalt hat, auf welchen sich das ganze Menschenleben stützen könnte.

Die Weltgeschichte liefert zu diesem Text, zu der Ungehörigkeit der Vermischung von religiösen und ethischen Doctrinen, schon seit Jahrhunderten tragische und tragikomische Illustrationen. Freilich können diese Beispiele nur aus der Erziehung von Prinzen geschöpft sein, nicht aus dem Leben der bürgerlichen Familien, denn die Weltgeschichte beschäftigt sich nicht mit Leuten, die nicht unmittelbar in die Geschicke der Menschheit einzugreifen bestimmt sind. Allein gerade auf jenen sozialen Höhen, die sich von den Gebirgshöhen dadurch unterscheiden, daß man auf jenen nur den engsten Gesichtskreis hat und nicht weit und nicht viel überblickt, tritt der Unterschied zwischen religiösen und sittlichen Vorschriften, oder besser gesagt, die Werthlosigkeit der Letzteren, wenn sie in den Ersteren ganz aufgehen, am deutlichsten hervor. Man denke an die Lebensläufe der überaus frommen Bourbonen in Frankreich, die stets dafür sorgten, daß nach gehörter Messe der Weg zum Hirschpark kurz und bequem zu durchwandeln sei.

Im Wesen nicht viel davon verschieden und nur in zeitgemäß veränderten Formen sind auch anderwärts und später junge Prinzen in die Weltgeschichte eingetreten. Die hoffnungsvollen Jünglinge werden schon mit 18 Jahren mündig gesprochen und empfangen in diesem Alter, oder vielmehr in dieser Jugend, für ihre Neigungen und Handlungen eine Freiheit, die nur bis zu einem gewissen Grade durch übernommene militärische Verpflichtungen beschränkt wird. Bis dahin haben die Unmün-

digen eine durch Verbote und Aufsicht bewirkte strengsittliche Erziehung im strengkirchlichen Sinne genossen. Sie gingen nicht einmal zufällig an einem Betstuhl vorüber, ohne sich inbrünstig draufzuwerfen, was als der sicherste Beweis sittlicher Vollendung galt.

Endlich kommt der Augenblick der Befreiung und es tritt einer von zwei Fällen ein. Entweder der junge Mann ist nicht mit der Intelligenz versehen, daß er die Fesseln seines bisherigen Lebensganges als solche gefühlt hätte — und dann streift er die gelockerten Ketten nicht ab, ganz aufgehend in dem Bewußtsein, daß er seine Bedeutung für die Welt von der Gnade Gottes erhalten hat und sich daher nicht mehr selbst um eine andere Bedeutung zu bekümmern habe, als sie ihm durch die dem Verkehr mit ihm gewidmeten Ceremonien ohnehin zugewendet wird; oder der junge Mann ist mit Intelligenz versehen — und dann wehe! den Ketten und dem ganzen Kerker, worin man ihn bisher für ewig festgehalten zu haben glaubte. Mit dem Geiste, den ihm die Gnade der Natur verliehen, verwerthet er die Kenntnisse, die man seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte und beginnt zu diesem Zwecke zu lesen, was ihm nicht unter Approbation der höfischen Erziehungscensur vorgelegt worden war; vielleicht treibt er sogar ernste Studien mit dem plötzlich in ihm flüssig und lebendig gewordenen Geiste. Dieser beschränkt sich aber nicht auf eine der ganzen Welt sichtbare Thätigkeit, sondern arbeitet heimlich und rastlos an der Zerstörung seines Gegensatzes: des Geistlosen, all der Formeln, die ihm ein bloßer Gedächtnißkram gewesen waren. Darunter befindet sich aber auch, Dank der Verwandlung der höchsten Prinzipien des Denkens und Fühlens in bloße Glaubenssätze, was niemals zerstört werden sollte, wenn ein Mann aus innerem Stolze und nicht Kraft äußerer Würden hochaufgerichtet durch die Welt gehen will. Man forsche in der ganzen Geschichte der Höfe des 18. Jahrhunderts nach den Schicksalen geistreicher junger Prinzen! Meistens waren sie durch sittenlose Excesse hindurchgegangen, meistens einer inneren Verkommenheit anheimgefallen als Frucht einer Erziehung, die ihre ethischen Prinzipien nicht aus der Brust dessen selbst, den sie bilden wollte, sondern aus überkommenen Dogmen geschöpft hat.

Im gewöhnlichen Lebenslauf der Söhne und Töchter gebildeter Stände gestalten sich die Dinge nicht viel anders, nur daß die Resultate, aus ganz denselben Prämissen hervorgehend, nicht geeignet sind, die Aufmerksamkeit der Welt oder gar der Weltgeschichte auf sich zu lenken. Als Ausnahme sind die Gewohnheiten des journalistischen Treibens hervorzuheben, weil dieses sich ja ganz und gar seiner Natur nach selbst der Oeffentlichkeit aufdrängt.

So gestaltete sich eine eigenthümliche literarische Sittlichkeit, allein der Begriff hat noch eine andere Bedeutung. Man kann mit demselben Wort eine Sittlichkeit bezeichnen, welche der Literatur zu entnehmen wäre, soweit sie die Probleme der Ethik behandelt.

Eine den complizirten Verhältnissen der Zeit angemessene Moral ist nicht aus der Bibel heraus zu entwickeln. Sie liegt als unendliches Geheimniß oder als Geheimniß des Unendlichen, gerade so wie das Schöne, dem Menschenherzen eingepflanzt und haben einmal ganz äußerliche und geistlose Satzungen den Weg dazu verbaut, dann ist das Bewußtsein sittlicher Größe aus der Seele nicht mehr herauszubilden. Wohl aber brauchte es nicht so weit zu kommen, wenn frühzeitig genug in den Schulen des Volkes, namentlich in den Gymnasien, neben dem nothwendigen Katheder für Religion, auch ein Lehrstuhl für weltliche Moral und Ethik aufgerichtet würde. Vielleicht hätte man bei den Verhandlungen über die glücklich beseitigten Zedlitz'schen Schulanträge diesen Gedanken erfassen sollen. Auf den Universitäten ist Ethik als philosophische Disziplin ein Fachstudium, das nicht mehr zum Herzen dringt. Auf den vorhergehenden Schulen würde ein vernünftiges Lehrbuch rein weltlicher Art über die moralischen Pflichten und Stützen des Lebens sich dem Gemüth der Jugend so fest einprägen, wie jetzt eine Zeit lang das religiöse Dogma, nur mit dem Unterschiede, daß keine Zeit käme, um diese literarische Sittlichkeit aus den Herzen zu entfernen.

---

## Aus dem Werther-Kreise.

Von Ludwig Geiger.

Das Interesse der gebildeten, nicht bloß der gelehrten Welt an den Jugendschöpfungen Goethe's ist eher im Zu- als im Abnehmen. Aus diesem Grunde ist die Veröffentlichung einer kleinen Sammlung, die freilich etwas anspruchsvoll als ein Theil von „Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Literatur" auftritt, zu begrüßen.*) Die in dieser Sammlung vereinigten Stücke sind nämlich bisher übersehene oder absichtlich nicht mitgetheilte Briefe und Gedichte, Tagebuch-Aufzeichnungen des Wetzlarers J. C. Kestner, des Bräutigams der Lotte Buff. Sie stammen aus der schier unerschöpflichen Kestner'schen Autographensammlung, die schon, als sie im Gewahrsam des alten Herrn Kestner in Dresden sich befand, den Forschern zugänglich war und nun nach dem Tode des Eigenthümers als Bestandtheil der Leipziger Universitätsbibliothek der wissenschaftlichen Benutzung völlig offen steht. Die mitgetheilten Stücke enthalten hübsche Beiträge zur Charakteristik des damaligen Wetzlarer Kreises, und geben, namentlich einige Briefe Kestner's an seine Eltern und an seine Schwester, Aufschluß über sein Verhältniß zu Lotte. Wenn man bisher, einerseits durch die Schilderung Goethe's in Werther's Leiden, andererseits durch den bisher bekannten Briefwechsel zwischen Goethe und Kestner veranlaßt, den Amtmann Buff in den Vordergrund stellte, so wird durch diese Briefe die Mutter weit treffender geschildert, als dies bisher der Fall war. Der an diese mit der Anrede „Hochedelgeborene, insonders Hochzuehrende Frau Amtmännin" gerichtete Bewerbungsbrief Kestner's ist trotz seiner altväterischen Steifheit ein anmuthiges Stück, das den Respect vor der tüchtigen Frau verräth und die Liebe und Verehrung bekundet, welche die Genannte in ihrem Kreise genoß. Nicht die Mutter antwortete auf dieses Schreiben, sondern ein Freund, der später auch zu Goethe's Intimen gehörte, Gotter übernahm es in diplomatischer Weise, dem Bewerber seine guten Aussichten zu eröffnen; denn jedenfalls fühlte sich Kestner trotz der nicht ganz bestimmten Worte dieses diplomatischen Bescheides autorisirt, bei dem Mädchen selbst seine schriftliche Bewerbung anzubringen. Als kennzeichnende Probe für sein Schreiben und das ganze Verhältniß mag folgende Stelle mitgetheilt sein: „Mein Antrag geht also dahin: Ob Sie sich mit mir in eine ernsthafte Verbindung einlassen möchten; in eine Verbindung, welche, sobald es die Umstände und die Vernunft erlaubten, ein ewiges Band unauflöslich machte, das nur dem Ausschweifenden, dem Wankelmüthigen und Flatterhaften, dem, welcher die süße Harmonie zweier allein sich ergebenen Herzen nicht fühlen kann, sklavisch und lästig vorkommen wird, mir aber eines der größten unter den Glückseligkeiten des menschlichen Lebens zu sein scheint, wofern eine beiderseitige Bemühung sich vereinigt, um ein fortdauernd gutes Vernehmen, Eintracht, Gefälligkeit, Zufriedenheit und Zärtlichkeit in ihrer Lebhaftigkeit zu erhalten, wobei wir ein schönes nachahmungswürdiges Muster in Ihren lieben und mir deswegen allezeit unendlich verehrungswürdigen Eltern vor uns sehen."

Außer der Mutter tritt auch der Bruder Lotte's, Hans Buff, mehr in den Vordergrund. Er ist schon aus dem Goethe-Kestner'schen Briefwechsel als munterer Junge bekannt, der in Abwesenheit oder im Namen der Schwester gelegentlich die Feder führte und durch seinen glücklichen, nicht immer feinen

*) Blätter aus dem Werther-Kreis. Herausgegeben von Eugen Wolff. (Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Literatur II.) Breslau, Schottländer.

Humor ein getreues Bild seiner Umgebung zu gestalten wußte, die Freunde ergötzte. Sein erster Brief, von dem Goethe sagte: „Ihr Brief an die liebe Schwester hat mich so ergötzt, daß ich mich länger nicht halten kann, an Sie zu schreiben" wird hier mitgetheilt. Es ist wirklich ungemein ergötzlich, wie der noch nicht 15jährige Junge seine Geschwister und die Nachbarskinder charakterisirt, durchaus nicht zurückhaltend in seinen Ausdrücken, vielmehr intime Beschreibungen mit Vorliebe anbringend, aber von echtem Humor erfüllt und wohl fähig, ein überaus sprechendes Bild der kleinen häuslichen Scenen aus dem Buff'schen Hause zu geben. Er schreibt z. B.: „Der Fritz ist noch der Fritz, Niemand kann ihn besser bezwingen als Du. Vorgestern hatte er ein Duell mit der Friederike, er wehrte sich mit der Ofen-Gabel, und die Friederike mit der Feuerkluft. Heute morgen hat er sich mit dem Franz Carl Tapfer geprügelt, und die Mlle Dorthel oben drauf eine Sau gescholten. Dies sind seine Heldenthaten. Der Albrecht ist noch der alte Philosophische Phlegmaticus. Er gehet den ganzen Tag wie gewöhnlich mit der Schlaf-Betzel herum, bindet sich keine Strümpfe, und ist noch der vorige Schlump-Hanß."

Gewiß gehören Mutter und Bruder Lotte's zu dem Wertherkreise, selbst wenn man nicht der Ansicht ist, daß Lotte so völlig das Urbild der Heldin im Werther ist, wie man es früher annahm. Aber die Hauptpersonen sind doch andere. Auch von ihnen, nämlich von Goethe und Jerusalem, ist manchmal die Rede. Unter den Actenstücken, die Goethe betreffen, ist das wichtigste eine Schilderung Goethe's durch Kestner, die nicht bloß bedeutsam ist für die Art und Weise, wie man Goethe in jenen Kreisen überhaupt beurtheilte, sondern besonders zur Erkenntniß der Thatsache, daß Kestner einmal, allerdings in früher Zeit, Goethe geradezu verachtete und später wenigstens ihn mit Eifersucht verfolgte. Der folgende Abschnitt eines sehr großen Briefes an Lotte, in dem Kestner weit mehr den puritanischen Lehrmeister als den leidenschaftlichen Liebhaber spielt, ist so charakteristisch, daß er trotz seiner ziemlichen Länge hier mitgetheilt werden muß: „Jedoch aber muß ich ihnen als Freund (denn Sie wissen, daß ich nicht blos Ihr Liebhaber, sondern auch jenes bin, und ewig beides sein werde) als Freund muß ich Ihnen sagen, daß nicht alles Gold ist, was da glänzt; daß man sich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgesagt, oder nur darum gesagt werden, weil sie glänzend sind, nicht verlassen kann, und daran das Herz oft keinen Theil haben kann; daß es von einer Mannsperson schwer wird, sie ganz kennen zu lernen, wenn man sie nicht in einer ziemlichen Zeit und in mancherlei Situationen und Begebenheiten handeln gesehen hat, denn auf das Handeln kommt es an, nicht auf die schönen Worte; daß eine Mannsperson, welche man nur selten gesehen hat, vielleicht in denen von dieser selbst gewählten, ihr vortheilhaften Stunden, darum noch nicht vorzüglicher sein kann; daß bei einer Mannsperson schwer zu entscheiden ist, wann sie keiner Veränderung, keinem Wankelmuth mehr unterworfen ist, zumal wenn sie noch an keine gewisse Lebensart oder Beschäftigung gebunden ist; daß es keine Kunst ist, munter und unterhaltend zu sein, wenn man völlig sein eigener Herr ist, wenn man thun und lassen kann, was man will, daß jenes sich aber in ein mürrisches Wesen verändern kann, wenn dieses wegfällt, und eine vielleicht unangenehme Beschäftigung gewählt werden muß."

Ueber den unglücklichen Jerusalem selbst erfahren wir nichts Neues, wohl aber wird hier zum ersten Male von einem Augenzeugen eine Personalbeschreibung jener Frau Herd gegeben, um derentwillen Jerusalem den Selbstmord beging. In einer französischen Aufzeichnung Kestner's vom 25. Januar 1772 heißt es: „Sie ist eine schöne, ohne Widerspruch die allerschönste Frau aus allen Gesellschaftskreisen. Außerdem hat sie fast alle Eigenschaften einer vollkommenen Frau, ist wissenschaftlich gebildet, spricht französisch und italienisch, hat Geist, ein gutes Herz, einen treuen Charakter und ist außerdem trotz ihrer Schönheit so tugendhaft, daß kein Vorwurf sich an sie heranwagt. Ihr Mann ist äußerst eifersüchtig, obgleich man ihm nicht die geringste Veranlassung dazu gibt." Das Seltsamste ist nun, daß diese, wenn man so sagen darf, unfreiwillige Heldin des Goethe'schen Romans nicht nur diesen Roman gelesen, sondern sich sogar bei der wirklichen Heldin nach deren Meinung über den Roman erkundigt hat. Zu diesem Zwecke schrieb sie selbst an Lotte ein Billet. Leider ist uns weder dieses Billet, das für die Charakteristik der Frau von unvergleichlichem Werthe sein würde, noch Lotte's Antwort erhalten, wohl aber das Briefchen einer gemeinsamen Freundin, der uns auch sonst bekannten Aennchen Brandt, die am 24. Januar 1775 an Lotte schreibt: „Nun noch eine Bitte, liebe Lotte, und wenn Sie sie zum zweitenmal mir abschlagen, so gewähren Sie sie doch unserer lieben Herdin, ich schließe Ihnen hier ein Zettelgen von ihr bei; sie und ich wünschten Ihre Gedanken über Goethe's Roman zu wissen."

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Lotte einer solch' dringenden Bitte nachgekommen ist. Vielleicht bringt einmal ein glücklicher Zufall dies Urtheil, das zu kennen wahrlich nicht bloß Neugierde ist, an's Tageslicht.

Man kann nicht sagen, daß die Heldin von Goethe's Roman durch die hier analysirte Veröffentlichung in neuem Lichte erscheint, aber die Berichte sind willkommene Beiträge, um uns in jenen Kreis zu führen, in dem unser größter Dichter der Liebe Leid und Lust empfunden, und an eine Zeit zu erinnern, an die Goethe zeitlebens als eine der schönsten Perioden seines Lebens gedacht hat. Glaubt man wirklich, die Bedeutung dieses kleinen Kreises und der Wertherepoche zu erhöhen, wenn man, wie der Herausgeber thut, sich nicht damit begnügen will, daß Goethe das Bild dieses anmuthigen Mädchens im Roman verewigt, sondern vermuthen möchte, daß Lotte auch zu dem Gretchen im Faust einige Züge geliehen hat? Die Dichtung gewinnt durch solche Vermuthungen nichts, das Verständniß der Epoche gleichfalls nichts; wir wollen uns an der poetischen Verklärung genügen lassen, welche die Wetzlarer Lotte in dem Goethe'schen Roman gefunden hat.

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Mensch oder Offizier?

Von Emil Roland.

Es schlug zehn — draußen von der Domuhr der Hauptstadt, drinnen von dem zierlichen Schreibtischchronometer des Junggesellenzimmers. Draußen raste der Herbststurm über die Linden; drinnen prasselte das Kaminfeuer, breitete die lohenden Arme aus und leuchtete über all den bunten Luxus ringsum. Indifferent war dieser Luxus; man merkte Decorateurideen, Modegeschmack ohne selbständigen Zusatz; nur zweierlei besaß einen Hauch von Individualität, eine Art Zusammenhang mit dem Bewohner, die zwei einzigen Bilder, die von den Wänden sahen — rechts jener flammenumlohte Napoleon aus dem Brüsseler Musée Wiertz, jener irdische Entthronte, der hier, ein König der Hölle, mit ungerührtem Blick seine blutige Thatenscala überschaut — links ein schwimmendes Felseneiland, unendlich ruhevoll, mit einem Zuge klassischen Heidenthums und dem berühmtesten Cypressendunkel: Böcklin's Todteninsel.

Als es zehn schlug, trat Jemand ein. Eine ordenbesäte Excellenz war's, jene vielbeneideten, rothen Generalsstreifen an beiden Seiten, die heutzutage in so manchem Lieutenantstraum als Sehnsuchtsziel emporglühen. Er kam von der Tafel, von der Gunst der Großen, von der bewunderten, hellen Lichtseite seiner Existenz. —

O, es war etwas Berauschendes um solch eine Carrière, wie er sie gemacht — dies stete Emporklimmen von einer Staffel zur anderen, unbeirrt, festgewollt — am Anfang ein schlichtes Dutzenddasein, ein Schicksal, mit hundert Anderen gleichgetheilt — am Schluß der Nimbus der Berühmtheit, des Glückes, die Wonne eines durchgesetzten Willens, der Genuß des eigenen bewundernswerthen Selbst! Er trat an den Tisch, seufzend, denn der Stoß von Briefschaften erzürnte ihn; er hatte Ruhe gewollt; was da zu ihm aufschaute, sah nach Arbeit aus. Unwillig stöberte er in den Dienstsachen — er kannte die Siegel — Arbeit! Arbeit! bis spät in die Nacht. Da, was war denn das? Eine Todesanzeige, ein schwarzgeränderter Brief? erschrocken that er nicht; er hatte weder nahe Verwandte, noch sonst Jemand, der ihm nahe stand — aber schneller griff er doch danach als nach dem anderen. Er riß das Couvert auf und las: — Franz von Hauenstein, Hauptmann a. D., im Alter von zweiundfünfzig Jahren . .

Zweiunfünfzig Jahre — hm! Hauenstein hätte so gut noch sehr lange leben können — allerdings, Vergnügen am Leben, wie sollt er das noch gehabt haben, er mit seiner mißglückten Carrière, so mannigfaltigem Fiasco?

Hm — hm — er warf die Anzeige auf den Tisch, kleidete sich um und begab sich an die Arbeit. Es schlug elf — zwölf; ohne Pause saß er an dem Schreibtisch, den Kopf in die Linke gestützt, lesend oder mi eiliger, großer Handschrift Worte auf das Papier werfend.

Sein Gesicht hatte wenig Mienenspiel, nur daß der scharfe Blick der Augen zuweilen noch durchdringender ward als gewöhnlich, dabei kalter und starrer; ein Denkerkopf, aus dem der Verstand deutlich in jedem Zuge sprach; Lippen, Liebesworten fremd, wie zum Commandoruf geformt; ein schöner Mann trotz alledem, eine Heldengestalt fast, so groß und breitschultrig, aber einer von denen, an die es nicht gut ist „die sichere Hütte seines Glücks zu lehnen, gelockt von ihrer gastlichen Gestalt" — der Typus der modernen Carrière, für die man sich ganz zu opfern hat, ganz abzuschwören allen Nebendingen, Illusionen, kurzum, all' dem gefühlvollen Tand.

Nach Mitternacht war er fertig. Er schloß das Pult und trat zum Kamin, sich die Hände zu wärmen. Ein Blatt war auf den Teppich gefallen, ihm gerade vor die Füße. Er hob es auf — Franz von Hauenstein, Hauptmann a. D. — las er noch einmal. Ja! wie die Wege doch auseinandergehen! wie schnell man vergißt! Das war Jahre her, daß er zum letzten Mal an den armen Hauenstein gedacht hatte. — Er setzte sich neben das Feuer und lauschte seinem Geprassel.

Jahre waren es her, daß er ihn zuletzt gesehen — auf einer grün angestrichenen Bank im Stadtholz von H., eine wunderliche Gestalt, die Jeder in der Stadt kannte, der die Straßenbuben zuweilen nachliefen, für die gute Menschen ein Wohlwollen hatten, strenge Menschen ein Achselzucken. Er selbst kam damals mit zwei Offizieren vom Manöverterrain, frühmorgens, als der Thau noch auf den Moosen lag. Er hatte gerade glänzend „abgeschnitten"; die Majestät hatte ihn mit höchsteigenen Lippen belobt und die schlanken Cäsarensinger vom Pferde zu ihm herabgestreckt. Der Stolz schauerte noch in ihm nach und das Bewußtsein des Ich durchrieselte ihn wie eine schöne Wohlthat — da stand die grüne Bank am Wege. Ein Sonderling in verschabtem Ueberrock fuhr empor und grüßte; er sah es halb, griff gedankenlos an die Mütze und schritt dahin.

„Sahen Sie den?" fragte neben ihm der Adjutant. „Das war auch einer, der früher zu uns gehörte — man sollte es kaum glauben. Siebzig focht er mit bei Mars-la-Tour. Er war aus bester Familie, aber wunderlich war er von je; Ordre pariren mochte er nicht; dichten that er und solchen Unsinn. Dramen schrieb er, und sie fielen ihm durch — ja, wie kann man auch! Möglich, daß meine Dramen auch mißglückten, wenn ich welche schriebe, aber daß ich keine schreibe, das ist eben meine Tugend! Man hat ihn dann als Hauptmann pensionirt, und nun ist er eine der lebenden Uhren von H. geworden, geht jeden Tag drei Mal durch den Stadtpark unfehlbar pünktlich, und wer H. kennt, kennt auch den Hauenstein. Ein guter Kerl mag er sein, aber dienstuntauglich war er jedenfalls."

Hauenstein — der große Offizier, der dem schnellen Geplauder des rothköpfigen Adjutanten lässig gelauscht hatte, horchte gespannt auf. Er wandte sich hastig um. Vor der grünen Bank stand der Besprochene, die lebende Uhr von H., und sah den Schreitenden nach mit einem merkwürdigen Blick, halb Stolz, halb Kummer.

„Ja, Hauenstein," wiederholte verwundert der Adjudant.

Der andere zauderte. Alte Zeiten fielen ihm ein, zwei hellblaue Augen sahen aus der Vergangenheit zu ihm herauf, träumerisch, dienstuntauglich, aber gut und fromm — die Augen des Kriegskameraden von Siebzig, der neben ihm stand im Kugelgewitter von Mars-la-Tour . . . Sollte er ihm nicht die Hand drücken im Vorübergehen?

Nein! — der Impuls verflog — was sollte er ihm die Hand reichen, dem Hauptmann a. D., der sich unmöglich gemacht hatte durch das ridiculste, was es gibt, durch Tragödienschreiberei und Bühnenfiasco, der die Auspicien seiner Jugend thöricht verleugnete und sich Leben und Carrière verpfuschte wie ein Kind oder ein Thor . . . Und der jugendliche General reckte seine hohe Gestalt martialisch empor wie einer jener brandenburgischen Denkmalshelden, die auf den Berliner Plätzen stehen, stolz und gewaltig, in jener historischen Pose, in der sie zur Berühmtheit empormarschirt sind.

Das war Jahre her — seitdem hatte er nichts mehr von Hauenstein gehört, nicht mehr an ihn gedacht. Man hat heutzutage wenig Zeit für Personalia, wenn man ein großer Mann werden will. Geradeaus geht der Weg der Carrière, duldet keine Abschweife, kein Verweilen und Umschauen. All das verpaßte Glück, ungesungene Lieder, ungeträumte Träume, die daneben stehen, an denen es blind vorbeizuhasten gilt, all die Blumen, deren Duft man nicht trinken darf — muß die Wonne aufwiegen, die am Ziele winkt. Jenen wunderlichen Wanderern gleichen diese Streber des Erfolges, die beim Vorangehen nicht rechts noch links schauen, um erst oben die Landschaft zu genießen — an umbuschten Aussichten stürmen sie vorbei, die in ihrem intimen Reiz viel schöner sind als droben das volle Bild — aus den rauschenden Quellen trinken sie nicht — die duftenden Beeren pflücken sie nicht — und oben angelangt athmen sie auf, sehen sich um und sind zu abgespannt von der ruhelosen Hast, zu müde zum Genuß.

Ihm fiel ein, wie Franz von Hauenstein ihm einst mit solchen Ideen kam; sie lagen im ersten Manöver — blutjunge Lieutenants — nebeneinander im Bivouak. Die Kriegsknechte schnarchten ringsum; zuweilen rief ein blonder Friese im Traum den unmelodischen Namen seiner fernen Liebsten, zuweilen schüttelte sich in den Zweigen ein schlummermüder Vogel. Oben brannten die Sterne. Franz schwärmte zu ihnen hinauf und phantasirte wachend; er war ein hübscher, blühender Mensch damals, mit einem Minnesängeranflug, wie er eigentlich längst aus der Mode sein sollte und doch noch zuweilen — selbst in Regimentern — auftaucht.

„Laß doch die Sterne!" rief er damals dem Träumenden zu. „Was gehen sie uns an? wir wollen lieber daran denken, auf diesem Planeten einen guten Weg zu machen. Das liegt näher und ist vernünftiger."

„Vernunft!" lachte der Andere; „man sollte Dir dies Wort aus dem Lexikon nehmen! was ist ärmer auf der Welt als Vernunft!"

„Sie ist die Hauptsache —"

„Armer Curt! Du weißt gar nicht, wie arm du bist!" rief Hauenstein.

„Ich will weiterkommen!" versetzte er und hüllte sich fester in den Soldatenmantel. Das Lagerfeuer schimmerte über ihn hin; seine jugendlichen Züge zeichneten sich röthlich gegen die Nacht; der Andere starrte sinnend in sie hinein. „Zwanzig Jahre bist Du alt —" sagte er — „und mit dem Schwärmen schon zu Ende! eine Schülerflamme hast Du gehabt — das war alles — ich wette, fortan schwärmst Du höchstens noch für Napoleon —"

„Und für gutes Essen!" warf der Andere spöttisch ein; „Du weißt, ich bin Epikuräer!"

„Das könntest Du in zwei Jahrzehnten auch noch werden! bis dahin versuche es doch anders. Laß die Zeit nicht vergehen! Du könntest Dich sonst später nach Chimären sehnen, wenn ihre Tage hinab sind."

Der vor dem Lagerfeuer zuckte die Achseln. „Ich habe keine Lust zu Thorheiten; sie verpfuschen nur die Carrière — ich brauche meine Kräfte für andere Dinge und bin haushälterisch mit ihnen. Ich will mich nur im Dienst aufreiben; das Uebrige geht mich nichts an."

Franz Hauenstein seufzte. „Carrière!" sagte er, „o, über die böse Zauberformel!" er redete noch lange, so eindringlich er vermochte, aber der Freund schwieg. Da nahm er sein Notizbuch und schrieb Verse — ja, ein halber Narr war der Hauenstein von jeher gewesen!

Jahrelang war ihr Weg derselbe; zuweilen trennte sie ein Commando; wenn sie wieder zusammenkamen, freute sich Hauenstein, aber der Kamerad wurde mit jedem Jahr einsilbiger, gleichgültiger. Er tanzte ungern, er amüsirte sich nie; er war immer der gleiche, der nüchterne Vernunftsmensch, der viel schwieg und selten lachte, der Streber, der den vorgenommenen Weg zielbewußt emporging. Dann kam der Krieg, die bange, schöne Zeit — zuletzt Mars-la-Tour. Sie fochten nebeneinander — der blasse Hauenstein, der Sonne und Sterne zu lieb hatte, als daß er gleichgültig dem Kugelregen entgegenging, dessen Augen deutlich aussprachen, was die Lippe verschwieg: die Pein der Todesnähe, ein kaltes Grauen vor dem Flügelschlag des nahen Sterbens — und der Andere, dem mitten im Pulverdampf dasselbe überlegene Lächeln den Mund umzuckte, das er im Theater für geistreiche Wendungen hatte, bei der Offiziersmesse für Gefühlsergüsse verliebter Kameraden. An jenem Tage war es, daß Hauenstein den verwundeten Freund aus dem Getümmel trug und im Weggraben barg, vor dem Hinstürmen reiterloser Rosse den Blutenden schützend, daß in dem Augenblick, als er den Kameraden niedergleiten ließ, eine sausende Kugel ihn traf und zu Boden warf. Der Schrei, den Franz Hauenstein damals ausstieß, der Schrei eines Menschen, der das Leben lieb hat und nicht früh gewaltsam scheiden mag, war der letzte Laut, den der Freund noch wie aus weiter Ferne vernahm — bleierne, dumpfe Ohnmacht sank über beide — die Schlacht tobte neben ihnen weiter — mit rauschenden Fittichen schwang sich allmählich der Sieg aus den Blutlachen empor — das Ende kam, die Nacht, das finstre Bild der leichenvollen Wahlstatt — die Freunde verschlummerten Alles.

Der General dachte scharf zurück.

In den beiden Hauptscenen seiner Jugend stand jedesmal Franz Hauenstein neben ihm — damals in der finsteren Stunde von Mars-la-Tour, später in der hellsten, der Rückkehrstunde in die Heimath, beim Einzug in die jubelnde, von üppigen Kränzen geschmückte Garnison. Wie schön das war, durch das Vivat der jauchzenden Menge hinzureiten, von hundert feuchten Augen gefolgt, Augen, welche die großen Geschichten der Kriegszeit staunend von jenen Gesichtern lasen, die unter geschmückten Helmen lachend zu ihnen hinabsahen — Helden sie alle, die mitgetafelt hatten am seltenen Bankett, das Victoria ihren Söhnen gab, sie alle von dem allgemeinen Glücksnimbus angestrahlt, den Preußens Armee sich mit ihrem Herzblut erkämpfte.

Franz Hauenstein ritt an jenem Tag neben ihm, noch blaß, die Wunde noch unvernarbt an der Schulter, auf der die weiße Binde lag — wie niedergedrückt von einem großen Schmerz senkte er den Kopf; er konnte nicht sprechen, Thränen standen ihm in den Augen; er dachte der Opfer, die dieser große, kühne Rausch gekostet, und die Schatten zahlloser Gefallener versinsterten ihm das Bild. In dem Freunde aber saß verkörpert auf dem sicherschreitenden Braunen der Stolz des Siegers in seiner äußersten Selbstgewißheit, der Mann des Erfolgs, der nur des Ziels gedenkt, der Preuße, wie er nach 71 in Tausend von Exemplaren emporgeschossen ist, aufrecht und schneidig, zur typischen Figur werdend für sein Jahrhundert.

Von da ab gingen ihre Wege auseinander. Der Eine blieb, wie er immer gewesen, zufrieden, unpractisch und unverändert, zurückbleibend hinter der weiterstürmenden Zeit, der Andere aber schritt fort mit ihr, ein beneideter Springer, dem die Uebersprungenen in bewunderndem Groll nachsahen, ein Streber im kühnsten Sinne, einer von denen, welchen heutzutage das Glück gehört . . .

Bei einem Regimentsfest in H., zu dem er aus der Hauptstadt hergereist war, stand er Cercle machend in einem Kreis schmeichelnder Damen und ehrfurchtersterbender Militärs.

Der Krieg lag bereits ein Jahrzehnt zurück; man hatte längst andere Dinge zu denken als ihn. Der Rausch war verflogen; der geistige Schwung von damals hatte jenem lahmen Flügelschlag Platz gemacht, mit dem jetzt das gesellige Leben mechanisch von Monat zu Monat flattert.

Da trat Hauenstein auf ihn zu. Die Hand des Kriegskameraden streckte sich unbefangen nach ihm aus; das wohlbekannte, weltfremde Lächeln muthete ihn an wie etwas Warmes, Liebes — aber zugleich streifte sein kritikgewohnter Blick die ganze Gestalt — nein, das war nicht der stramme Preuße der Nachkriegszeit, mit dem die Schneidigkeit gleichsam geboren scheint — das war in erster Linie ein Mensch, in zweiter erst Offizier — nicht umgekehrt, wie es doch hätte sein müssen. Die Uniform hing ihm nachlässig über die schmächtigen Glieder; seine Sprechweise hatte etwas so langsam Gedehntes, nicht kurz und prompt, wie das Reglement will — er überfah das alles mit einem Blick — ja, so war es also doch wahr, was er gehört, daß Franz Hauenstein sich immer mehr verkommen lasse, daß er immer unbrauchbarer werde im Dienst — ja, so sah ein Mensch aus, der gedankenlos in den Tag lebt und alberne Nebendinge trieb, die ihn „um die Ecke" bringen konnten.

Sie wechselten ein paar flüchtige Worte. Die Zeit des großen Springers war kurz bemessen. Excellenzen haschten nach seinen Worten und Prinzen ließen ihre Gunst regnen auf ihn; erst nach dem Souper trat er noch einmal zu Hauenstein.

„Wie geht es Dir?" fragte er ihn mit jener auf der Hand liegenden Gemeinplätzigkeit, die er, der seinen Geist für wichtigere Dinge schonen mußte, in Unterhaltungen stets zur Schau trug.

„O, es könnte mir gar nicht besser gehen!" sagte Franz mit leuchtenden Augen.

„Wie, nicht besser? ich höre — Du —" die Albernheit wollte ihm kaum über die Lippen — „Du schreibst Stücke?"

„Ich habe auch meinen Ehrgeiz! er liegt nur auf anderem Gebiete als der Deine."

Der Andere sah sehr ironisch drein. „Erlebnisse wie Mars-la-Tour verpflichten!" sagte er streng. „Ich begreife nicht, wie man sich mit solch nutzlosen Chimären abgeben kann!"

Da wurde Hauenstein ernst. „Ich möchte nicht leben ohne sie!" entgegnete er. „Siehst Du, für all' Deine Orden gäbe ich keine einzige meiner Chimären hin. Mein Gott! der bunte Rock hier macht doch nicht Alles aus, wenn man nicht unter den blanken Knöpfen noch etwas Anderes trüge!"

„Das Bewußtsein des Ich!" sagte der Mann vor ihm.

„Nein, das meinte ich nicht — aber Du und ich werden uns jetzt nicht mehr verstehen, unsere Wege sind zu verschieden —"

„Gott sei Dank!" es entfuhr dem Anderen fast, und er fügte begütigend hinzu: „Du solltest am Ende doch einsehen, daß man auf anderem Wege weiterkommt."

Ein junger Prinz, der jüngste Secondelieutenant des in H. garnisonirenden Reiterregiments, umfackelte den großen Gast bereits länger wie ein Irrlicht. Hauenstein sah, daß seine Zeit abgelaufen war. Da schaute er dem alten Kameraden noch einmal voll in's Gesicht und sagte halb begütigend, halb entschuldigend: „Laß mich doch!"

Das prinzliche Irrlicht zog seine Kreise enger — sie sprachen sich niemals wieder . . .

Hauenstein ging ein Jahr später richtig „um die Ecke". Man hatte irgendwo seine Tragödie aufgeführt, es war ein großes Fiasco gewesen, das den Namen des Autors nicht den Göttern entgegentrug, sondern ihn lächerlich machte. Unter den Kameraden vergab ihm das keiner; eine Schlechtigkeit war ja nicht dabei, aber das Ridicüle ist immer das Schlimmste, und — Idealisten sind so abgeschmackt! Sie kannten ihn nicht mehr, sobald der Hauptmann a. D. den bunten Rock auszog. Eine seltsame Existenz wurde aus ihm, eine lebende Uhr, deren pünktlicher Lebenslauf Anderen die Stunden wies, eine typische Figur für die Stadt, in der er wohnte. Was er sich selber war, das wußte Niemand — wer fragt nach Idealen, noch dazu, wenn Jemand sie unter einem so abgeschabten Rock trägt wie er?

— — Es schlug Eins. Der General hatte lange geträumt, der alten, vergangenen Jugendfreundschaft seinen Obolus bezahlt. Todesanzeigen sind ein so gutes Memento für vergeßliche Kameraden.

Zweiundfünfzig Jahre war er geworden, als eine plötzliche Krankheit ihn niederwarf — ein früher Tod, aber allerdings! was hätte der arme Hauenstein noch zu leben gehabt? es war besser so . . . Er suchte das Couvert, in dem die Anzeige lag, um sie wegzuthun, aufzuheben. Die Erinnerung an Mars-la-Tour trug Schuld, daß er sie nicht verbrennen mochte; da fiel ihm ein Brief aus dem Umschlag entgegen; er öffnete — es war Hauenstein's Schrift. Ein Zettel lag dabei von fremder Hand. Der Bitte des nun Verstorbenen gemäß werde einliegender Brief, den dieser wenige Tage vor seinem Tode geschrieben, an die Adresse überfandt.

Er trat an's Feuer zurück. Wie seltsam ihn das anmuthete, dies unmittelbare Pfand von dem Vergessenen! Er las:

Lieber Curt! Laß mich noch einmal so Dich nennen; obschon die Kluft, die von jeher zwischen uns lag, immer breiter geworden ist. Nun kommt der Tod dazu und reißt sie noch weiter, aber wenn der dazwischen steht, darf ich wohl, was ich lebend nicht mehr wagte, noch einmal die Hand ausstrecken nach Dir!

Leb wohl, Curt! Denke noch einmal mein — dann verlange ich es nie mehr.

Als Du zum letzten Mal an mir vorbeigingst — im Stadtholz war's — hätte ich gern ein Wort von Dir gehört — ich wagte es nicht, Du weißt, weshalb: ich war ja ausgeschlossen von Deinesgleichen! Hab Dank, daß Du Dich noch einmal nach mir umgewandt haft! ich bin immer so stolz auf Dich gewesen, auch, wenn ich Dich nicht begriff. Wie Du höher, höher stiegst und immer höher, sah ich Dir bewundernd nach und freute mich, einst auf demselben Schlachtfeld neben Dir niedergesunken zu sein. Du hast zu meinem Glück gehört, und, Curt — ich war immer sehr glücklich. Keine Stunde in meinem Leben, die mir nicht eine Freude brachte, kein Weg ohne Blumen — ich habe alle gepflückt; weitergekommen bin ich da zwar nicht beim Wandern . . .

Nicht einmal, daß die Mitwelt den Beifall mir vorenthielt, hat mich gekränkt. Ich weiß, einmal kommt er doch! nach meinem Tode werden Menschen meine Werke lesen und mich verstehen. Wie Firdusi wird der Ruhm mich suchen — wenn ich nicht mehr bin.

Diese letzte Chimäre steht am Endthor meines Lebens; sie macht mir das Hindurchgehen leicht; ich weiß ja, jenseits wartet kein finsteres Thal! dort werden Chimären Wahrheit.

Leb wohl, und wenn Deine Stunde kommt, scheide auch Du so leicht und fröhlich, das Herz voll von Erinnerungsglück!

Franz Hauenstein.

— — — Also doch! Franz Hauenstein war glücklich gewesen — auf seine Weise. Lange hatte dem General nichts Eindruck gemacht; dies aber bewegte ihn. Wie konnte das sein? Er stand grübelnd da. Sterbende lügen nicht. Das war alles Wahrheit. Und er? Zum erstenmal hielt er Umschau, hinter sich, in sich, vor sich. Da war Alles, wie er es gewollt, klar, bestimmt, zielbewußt — aber . . . Der dienstuntaugliche Hauptmann a. D., den man — ausgestuft hatte, weil man ihn für einen Narren hielt, der mit seinem bittenden „Laßt mich doch!" abzweigte von der Heerstraße, auf der die Anderen gingen — glücklich gewesen war er trotz allem! Und gab es denn in *seiner* Erinnerung eine Stelle des Glückes? er suchte und suchte . . . das volle Menschenglück, gemischt aus Illusion und Traum, für Unsinn hatte er es gehalten sein Leben lang. Arm war er, unendlich arm! Erfolg und Ehren, ja, die hatte er erreicht! Blumen und Sterne hatte er übersehen. Durch das Leben stürmte er auf der Bahn des Ehrgeizes, nicht fragend nach dem Vergangenen, nicht glaubend an das Zukünftige, ein Vielbeneideter und doch ein Bettler!

Sein Blick fiel auf den brennenden Napoleon — das war sein Abgott gewesen, sein einziger! Er erschrak fast und flüchtete zu dem anderen Bilde. Da wurde er ruhiger — er starrte in das tiefe Dunkel der Cypressen, glaubte die Wellen spülen zu hören um die Todteninsel . . . Ah bah! seine Nerven hatten ihm einen Streich gespielt, weiter nichts! fort mit der Empfindsamkeit . . . und er warf Franz Hauenstein's Brief in die Flamme, während das rothe Licht wie mit magischem Hohn lebenswarm um seine blaßgewordenen Züge glitt.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Fromme Soldaten.

Auf dem monumentalsten Platze Berlins, dem klassische Bauten eine Weihe geben wie keinem anderen in dieser höchst modern und höchst nüchtern zusammengezimmerten Stadt, auf dem Platze, den das graue Königsschloß seit Jahrhunderten grüßt und den dermaleinst die schönste Kirche der Metropole noch ganz besonders zieren wird — für zehn Millionen kann man schon etwas verlangen, sogar architektonisches Genie — erhob sich eines grauen Novembertages feierlich ein mächtiger Altar. Und es fehlte an Wachskerzen nicht und anderem stimmungsvollen Schmuck; würdig und pomphaft fast stand das rasch aufgeschlagene Heiligthum da. Die ernste Stille des Gotteshauses herrschte ringsum; stolze Frömmigkeit und frommer Stolz lag auf den Gesichtern der Anwesenden. Nur der Gekreuzigte am Marterholz sah ein wenig gedrückt aus, als scheute er bescheiden vor der prangenden, in Waffen starrenden Umgebung zurück, in die ein einfacher, communistischer Ideen wegen hingerichteter Zimmermannssohn so gar nicht zu gehören schien.

Im weiten Kreise umstanden die zur Vereidigung commandirten jungen Rekruten der Residenz ihren kaiserlichen Kriegsherrn und lauschten seiner Ansprache. Tiefsinnige und gedankenvolle Worte, wie sie zu manchen Zeiten und Gelegenheiten Imperatoren an ihre Soldaten gerichtet haben, erwartete wohl Keiner von ihnen. Solcher Worte bedurfte es auch nicht; eine Stimmung lag über der Scene, ein ehrfurchtsvolles Grauen in den jungen Herzen, das ihnen jede Handbewegung, jeden Blick des Monarchen zu einer Offenbarung gestempelt haben würde. „Ich brauche christliche Soldaten, die ihr Vaterunser beten können." Und die Fahnen wehten dabei im Winde, die Kerzen flackerten, die Uniformen und Ordenssterne ringsum blitzten; der Gekreuzigte aber sah still vor sich nieder, wie vordem. Von fernher scholl, wie vertosende Brandung, der Lärm der Großstadt, die dissonanzenreiche und doch so wundersam schöne, gewaltige Musik einer neuen Zeit, *unserer* Zeit, in das Ohr der andächtigen Gemeinde.

* * *

Weil man ein Kaiserwort nicht drehen und deuteln soll, deshalb haben die „Organe der öffentlichen Meinung", auch wohl „siebente Großmacht" getauften Abonnenten- und Inseraten-Fängerinnen gewiß nicht

von der Altarrede des Monarchen geschwiegen. Denn dieser Preßordonnanz eines schon so lange begrabenen Herrschers, wie es der Weinsberger Conrad ist, schuldet man keinen Gehorsam. Kaiserworte sind dazu da, gedreht und gedeutelt zu werden, und so lange es keine Strafgesetzparagraphen dafür gibt, wird jede beiläufige Bemerkung, jeder after dinner-Scherz, jedes unbefangene, nur für die Nächstsitzenden berechnete Mot des Fürsten über Gott und Welt bis zur Erschöpfung paraphrasirt werden. Spricht der König dagegen auf offenem Markt, in feierlicher, großer Stunde, im eisernen Ringe seiner Gewappneten ein Wort, das nicht nur für die jungen Rekruten, das für die ganze Armee, ja für das ganze Volk bestimmt ist und wie ein Blitzstrahl Gemüths- und Geistesleben des Monarchen erhellt, das, mehr noch, der Zukunft Räthsel überraschend löst und klare Antwort auf tausend bange Fragen gibt, dann geht kein Rauschen durch die Blätter unseres Zeitungswaldes, dann schweigen die Klüglinge aller Orten und aller Parteien. Was ihnen die Kammerdiener zuragen, das Aufgeschnappte und Bedeutungslose, das wissen sie zu würdigen, zu Leitartikel- und Feuilleton-Serien zu verarbeiten; ein in die deutsche Welt hinausgerufenes Kaiserwort aber weckt nirgendwo ein Echo. Man schwieg es auch diesmal todt. Nur die Antisemiten wagten ein behagliches Schmunzeln, stießen sich vergnügt kichernd an und gönnten den Juden diesen Hieb von ganzem Herzen; hatte doch nach ihrer Meinung Wilhelm II. im antisemitischen Sinne gesprochen. Aber es war kaum nöthig, daß sich General Caprivi bei der erstbesten Gelegenheit, undankbar genug, auf die arme Reformpartei stürzte, die doch seine Militärvorlage gerettet hatte, wenn auch nur aus dem einfachen Grunde, den unerschwinglichen Kosten einer nochmaligen Neuwahl zu entgehen; es bedurfte kaum seiner allerdings wunderschönen Rede vom 30. November, um der politischen Welt zu zeigen, daß ein Finanzministerium Ahlwardt einstweilen noch immer zu den Unmöglichkeiten zählt. Denn nicht so eigentlich an „christliche" Soldaten hatte Wilhelm II. gedacht, o nein, der jüdische Einjährig-Freiwillige wird auch in Zukunft trotz seines Lessing'schen Menschenthums „müssen müssen"; fromme Soldaten verlangt der Kaiser für sein Heer.

Es ist falsch und leichtsinnig, tändelnd über diese, bei aller epigrammatischen Kürze doch so bedeutungsvolle Programmrede und ihre Begleiterscheinungen hinwegzugehen. Es genügt zu ihrer Erklärung wahrlich nicht, auf die Vorliebe des Monarchen für Pracht und Prunk, für imponirende Decoration hinzuweisen und die Vereidigung der Berliner Rekruten im Herzen der Stadt, unter freiem Himmel, vor geschmücktem Altare als eine neue Bethätigung jenes Geistes hinzustellen, der an allerlei phantastischem Mummenschanz Gefallen findet, der durch friedericianische Kostüme, durch Escarpins und Menuetts der Krone aparten Glanz verleihen will. Wie tief im Wesen Wilhelms II. auch seine Bemühungen begründet sind, des Hofes schimmernde Pracht zu erhöhen und — mit Hülfe eigenartiger, vor Nachahmung geschützter Mittel — davor zu bewahren, daß sie von dem wahnsinnigen Aufwand verdunkelt wird, den sich die Rothschilde der Bourgeoisie erlauben können; wie trefflich gerade das bunte, stolze Heer und ernste, weihevolle Kirchenhandlungen sich dazu eignen, die Herrlichkeit der monarchischen Idee wenigstens denen zu beweisen, die sehen und gaffen wollen, bevor sie glauben — im Lustgarten bediente sich der Fürst solches Gepränges nicht seiner selbst willen, sondern um den Eindruck der Programmrede zu steigern. Hier ging weit mehr als eine bloße Schaustellung vor sich; hier ward ein Regierungsgrundsatz verkündet, wichtiger hundertmal denn jene in den Kneipen viel zu viel und in den Zeitungen viel zu wenig besprochenen Sentenzen aus den ersten Jahren der Regierung Wilhelms II. Das Wort „Sic volo, sic jubeo" und die Einführung des Menuetts entsprang genau demselben Gedankengang, dem Wunsche, das äußere Ansehen der Krone zu erhöhen; mit der Forderung: „Ich brauche christliche Soldaten" aber tritt der Kaiser zum ersten Male als positiver Politiker vor die Nation. Denn Deutschland und insonderheit Preußen ist ein Militärstaat; unser Heer ist unser Volk, unser „theuerstes" Kleinod — um das zu erhärten, bedarf es nur eines Hinweises auf den diesjährigen Etat. Und weil in Deutschland thatsächlich die absolute Monarchie, durch das Jasagerecht des Reichstages mehr geschärft als gemildert, noch besteht; weil die Wendung „Regierung des Kaisers" und das darin ausgedrückte Abhängigkeitsverhältniß keine loyale Phrase, sondern Wahrheit ist, weil die Minister bei uns wirklich Diener des Souverains, nicht seine Berather sind, darum muß mit jeder ernsthaften Willensäußerung des Monarchen ernsthaft gerechnet werden. Der Kaiser will sein eigener Kanzler sein; Graf Caprivi führt nicht die Geschäfte, er wird geführt. Daher das Ungewisse, Unschlüssige, Schwankende in seinen Maßnahmen, daher die zahlreichen Widersprüche, in die er sich verwickelt, daher auch die unvermutheten, vielleicht schmerzhaften Correcturen, die er sich, wie beim Volksschulgesetze, gefallen lassen mußte. Während Bismarck Eigenpolitiker war, ist Caprivi stolz darauf, Werkzeug und Sprachrohr eines Höheren zu sein. In gewissem Sinne und um so mehr als wir gesetzlich keine „verantwortlichen" Minister haben, muß es deshalb heuchlerisch genannt werden, wenn die Feinde des heutigen Systems ihre wüthenden Angriffe, ihre Mahnungen und Bitten ausschließlich an seine Adresse richten.

Seit dem 18. März 1890 hört man viel von einem neuen Kurse sprechen; das Wort kann nicht in nautischem, kann nur im Börsen-Sinne gemeint sein. Ganz nach Börsenart tanzt er auf und nieder, hebt sich heut über Pari, um morgen tief darunter zu sinken, und wie bei einem Spekulationspapiere, dessen Schicksal von dem Gutdünken eines großen Geldfürsten abhängt, ist es unmöglich, seine Bewegungen auch nur mit einiger Sicherheit vorher zu bestimmen. Unsere Regierung arbeitete bisher nicht nach einem festen Programm; sie ließ sich daran genügen, die jeweiligen Entschließungen und Wünsche des Kaisers in Thaten, d. h. zumeist in Paragraphen, umzusetzen. Nun ist der Monarch wie alle temperamentvollen Leute ein Stimmungsmensch; augenblickliche Eindrücke vermögen viel über ihn, und es scheint ganz natürlich, daß seine Maßnahmen immer den Stempel der Umgebung tragen, darin er sich gerade befindet, daß Ton und Tendenz seiner für unsere heutige Gesetzgebung so wichtigen Reden, Erlasse oder Kabinetsordres nicht aus starrer, prinzipieller Anschauung, sondern aus momentaner Empfindung hervorgehen. Es wäre leicht nachzuweisen, daß der Monarch, obwohl Mitglied einer ganz bestimmten Gesellschaftsschicht und als solches in seinem Fühlen und Denken von vornherein an ganz bestimmte Satzungen gebunden, doch ein Anderer wird, sobald er freiere Luft athmet, neue Menschen sieht oder anderen als den alltäglichen Umgang pflegt. Sein Gespräch mit der Bergarbeiter-Deputation, seine Aeußerungen auf der Arbeiterschutz-Conferenz, seine Versuche in der Schulfrage, die unmittelbar auf seine Reisen folgenden, oft modern zu nennenden Unternehmungen der Regierung sind hinlängliche Beweise dafür. Das berühmte Telegramm an Bismarck entstand unter der Einwirkung der herrlichen Lothringer Manövertage, in der kaiserlichen Freude über seines Volkes Jubel und Begeisterung, welche Freude sogar noch in der Thronrede nachklingt . . . Es hat diese Art, wichtige Maßnahmen nicht in der Stille des Arbeitszimmers, nicht auf Grund ursächlich zusammenhängender Gedankenketten langsam zu ersinnen und zu beschließen, sondern sich von starken, schnellen, wenn auch immer hochherzigen Impulsen leiten zu lassen, ihre großen Vorzüge und ihre großen Gefahren. Sie ist der schwerfälligen Pedanterie einer bureaukratischen Regierung ein wirksames Gegengewicht, sie wird Mißstände fortkehren, an die nur Herkulesbesen sich wagen dürfen, aber sie hilft auch dazu, den Staatsorganismus nervös zu machen, sie nimmt der Regierungsmaschine alle Stetigkeit und läßt kein wahres Vertrauen zu den Maschinisten aufkommen. Unter Bismarck wußte jede Partei und jede Interessengruppe, wie sie daran war; es gab ein festes Centrum, um das sie alle kreisten, ein unverrückbarer Kurs wurde gesteuert. Heute geht alles wirr durch einander. Die Majoritätspartei von gestern wird morgen in den Winkel gestellt, von der Reichstags-Tribüne herab abgekanzlert und so schlecht behandelt, daß sie eben deutsch-conservativ sein muß, um geduldig bleiben zu können; die Reden des „leitenden" Staatsmannes finden lärmenden Beifall links, wo die Manchestermänner und die Republikaner, die wüthendsten Feinde der vom bäuerlichen und kleinbürgerlichen Mittelstand getragenen preußischen Monarchie, sitzen. Unendlich wichtige Gesetzesvorlagen werden mit Hülfe allerkleinster, oppositioneller Fractiönchen durchgedrückt. Der Reichskanzler ist vollkommen im Recht, wenn er Anfragen über die zukünftigen Wege „seiner" Politik nur mit größter Vorsicht beantwortet, denn er kennt diese Wege so wenig wie wir, und der Antisemit Oswald Zimmermann muß sehr naiv sein, wenn er glaubt, Julistimmungen correspondirten immer mit Decemberstimmungen . . .

Man hat in den dreieinhalb Jahren der Regierung Wilhelms II. jede seiner Handlungen, jedes seiner Worte dazu benutzt, deutscher Zukunft ein Prognosticon zu stellen, und man verfuhr damit ungefähr so weise, wie die wahrsagenden Weiblein, die eines Menschen Schicksal von der Karte abhängig machen wollen, die er zufällig zieht. Der Kaiser regierte bislang nicht wie ein Staatskünstler, nicht wie ein gefesteter Parteimann, sondern wie ein temperamentvoller, zu kühnen Wagnissen allzeit aufgelegter Offizier: Das war sein gutes Recht. Dem Volke zwar behagt ein solches Regiment mit nichten; der Bauernschädel schätzt nichts höher als Beharrlichkeit, und dem Bürgersmanne nun gar geht Zielbewußtheit über alles in der Welt. Sie mißverstanden den Monarchen, sie verloren das Vertrauen in seine naturgemäß unsicher tastende Regierung, die noch dazu fast ausschließlich aus Mittelmäßigkeiten bestand. Denn starke oder gar überragende Begabungen, Staatsmänner wie Goßler und Herfurth z. B. haben den Ehrgeiz, eigene consequente Politik zu machen, und das war nicht möglich im „neuen Kurse". Die Zeitungen beschränkten sich darauf, die sie selbst verblüffenden Aussprüche und Unternehmungen des Kaisers in Sperrdruck mitzutheilen und ihr verständnißloses Kopfschütteln vorsichtig in verständnißlose Begleitworte umzusetzen. Psychologie ist noch niemals Sache der Politiker gewesen, unsere Leitartikler leisten, was Vollkommenheit dieses Mangels anbelangt, geradezu Uebermenschliches, und weil im Kaleidoskop kaiserlicher Aeußerungen fast jeder Parteimann eine Farbe fand, die ihm entschieden gefiel oder entschieden mißfiel, machte man sich rasch, ein für alle Mal, ein Bild von ihm fertig. Aber der Kaiser hat das Unglück, fast nur von Pfuschern und Dilettanten conterfeit zu werden, ich erinnere an Vilma Parlaghi . . . Dem geistvollen Worte Bismarck's, daß jede Partei hoffe, den Kaiser noch einmal bei sich hospitiren zu sehen, darf die Ergänzung nicht fehlen: jede Partei fürchtet auch in ihm ihren unerbittlichsten Feind.

Jetzt aber, scheint's, sind die Regierungs-Lehrjahre des Monarchen vorüber. Schon seit längerer Zeit überrascht und erschreckt er nicht mehr durch unerwartete, ganz unconventionelle politische Aperçus; auf dem Felde der Staatskunst hat er die Luft an kecken Reiterattacken verloren; er beginnt sich ein festes Programm zu bilden. „Ich brauche christliche Soldaten, die ihr Vaterunser beten", ist ein Satz daraus, und da Programme ein homogenes Ganze zu bilden pflegen, deucht mir der Schluß auf den restlichen Text nicht allzu schwer. Dies Programm wird Hunderttausenden bittere Enttäuschungen bringen, frohe Hoffnungen werden in unabsehbarer Zahl zu Grabe getragen werden müssen. Nicht zuletzt die Hoffnungen derer, die von Wilhelm II. eine entschlossene Lösung der sozialen Schwierigkeiten unserer Tage oder gar die wirthschaftliche Befreiung seines Volkes erwarteten und die eine eminent moderne Auffassung der großen Fragen, die uns alle bewegen, bei ihm voraussetzten, und den Wagemuth genialer Jugend, der sich an die Spitze einer Culturbewegung stellt, der auf den Fittichen des Zeitgedankens unsterblichen Ruhm erobern will. Der Kaiser braucht christliche Soldaten, die ihr Vaterunser beten; unser fieberkrankes Deutschland braucht aber im eminenten Sinne „christliche" Männer, die mehr

als den mächtigen Vater im Himmel den armen Bruder auf Erden lieben. Der Kaiser glaubt seinem Volke den Geist der Väter, den frommen, demüthigen, enthaltsamen, bewahren zu müssen, zu können, ja er fordert ihn als unumgänglich nothwendig für das Werk, dessen Gedeihen ihm am Herzen liegt; wir wünschen aber unserm Volke den stolzen, begehrlichen Sinn, der nichts von Gott erbittet, sondern eigener Kraft alles verdanken will, wünschen ihm den freien Sinn der Kämpfer gegen Kapitalstyrannei, den Geist der Zukunft. Deutschland braucht christliche Soldaten für diesen unblutigen Kampf, Soldaten der Idee, denen der lang verborgene Sinn der goldenen Heilandslehren sonnenhell aufgegangen ist. Nein, die Soldaten beten nicht, sie streiten und eifern gleich dem Zimmermannssohn von Nazareth wider die Wechsler im Tempel, wider Wucherer, Zöllner und Reiche, die nicht in's Himmelreich kommen, es gehe denn zuvor ein Kameel durch ein Nadelöhr.

Da klafft der Unterschied zwischen der alten und der neuen Welt. Deutschlands Kaiser, es ist augenscheinlich, will nicht der Columbus sein, der uns in die heiß ersehnte neue Welt hinüberführt. Caliban.

## Englische Neu-Idealisten.

Das Tempo der modernen Kunstentwickelung ist ein außerordentlich rasches. Besonders für Deutschland, das allzulange abseits der europäischen Bewegungen gestanden hat, macht diese Hast sich sehr bemerklich. Das Kunsturtheil droht verwischt zu werden, so unvermittelt muß es in der Fülle gegensätzlicher Erscheinungen, die doch alle in ihrem Lande und in ihrer Zeit ein organisches Wachsthum hatten, von Position zu Position eilen, und soll dabei immer noch „seinen Standpunkt wahren". Noch sind es nicht viele Jahre her, da hatten wir alle Kräfte daran zu setzen, um dem Naturalismus und der Freilichtmalerei zum Durchbruch und zur Anerkennung zu verhelfen. Die ganze Basis des Kunstschaffens wie der Kunstbetrachtung wurde dadurch verschoben, eine neue Eroberung der Welt begann. „Natur" war unser Alpha und Omega, und wir verstanden darunter die rücksichtslose Wiedergabe der Wirklichkeit. Poesie, Schönheit, Tiefsinn, Gemüth wurden auf ein paar Jahre Worte von leerem Schall und Rauch, Phrasen, Lügen. Jeder auch noch so leichte Windzug, der von dorther kam, trieb in eine verkehrte Richtung und drohte uns wieder in's alte Fahrwasser zu verschlagen. Wir hatten so unendlich viel damit zu thun, richtig sehen zu lernen, Lufttönungen, Lichtspiele, Lebensmimen zu beobachten, daß wir für gar nichts Anderes mehr Sinn hatten noch haben durften. Wenn wir einmal zu Böcklin flüchteten, so thaten wir es verstohlen und waren fast geneigt, unserem modernen Gewissen die Sünde abzubitten, daß wir seinen rauschvollen Phantasien uns gefangen gaben. Wir hatten das „Sesam thu dich auf" noch nicht gefunden, durch das auch Böcklin, trotz Impressionismus und Freilichtmalerei, zu den erlösenden Männern der neuen Kunstära gehörte. Aber wir fühlten, daß wir das Wort einst finden müßten. Unser heimliches Ungenügen zischelte das uns zu.

Und nun rücken langsam und allmählich die englischen Neu-Präraffaeliten und Mc Neill Whistler mit seinen Traumschilderungen bei uns an und heischen Eingang und Verständniß. Weder das eine noch das andere dürfen wir ihnen verwehren, im Gegentheil, wir müssen die Thore weit öffnen, um sie ihren Einzug halten zu lassen. Ihre Art ist uns im Grunde gar nicht fremd, aber sie klingt etwas nach Vergessenheit. Und wir müssen überlegen, wie wir sie in Einklang bringen mit unseren durch den Naturalismus neugeformten Kunstanschauungen. Das ausgesprochene und vielfach nachgesprochene Wort von „Ueberwindung des Naturalismus" hat allein noch keine erlösende Kraft. Der Naturalismus muß nicht nur überwunden werden, er muß auch verschmolzen werden. Seine Lehren und Errungenschaften dürfen uns nicht verloren gehen. Sonst wäre die Zeit zu bedauern, die wir darauf verwandt haben, ihn uns anzueignen. Sonst träte die Gefahr uns wieder nahe, mit der Aufnahme eines neuen Idealismus die mühsam errungene Vereinigung mit der Natur abermals einzubüßen. Wohl gemerkt, dies wären die Lehren, die wir für unsere deutsche Kunstentwickelung uns aus den neuen Anregungen zu ziehen hätten. In ödes Spinnisiren dürfen wir nicht wieder zurückverfallen. Das Blut der mütterlichen Erde muß durch unsere Kunstschöpfungen rollen, auch wo wir auf's Neue dem Ideal zustreben. Der richtige Weg dazu ist auch durchaus bereits eingeschlagen: Klinger, Stuck, Exter, L. v. Hofmann haben ihn beschritten.

Indeß, diese Prinzipien einer heimischen Kunstpolitik haben keine Gültigkeit, wo es sich darum handelt, fremder Kunstweise in ihrer individuellen und nationalen Eigenart gerecht zu werden. Die neuen englischen Präraffaeliten bauen nicht auf dem Boden des Naturalismus. Diese ganze Strömung ist scheinbar fern an ihnen vorübergerauscht. Ich sage „scheinbar". Denn das haben sie doch nicht verhindern können, daß ein stärkerer Luftzug über den Canal hinüberwehte und seine Einwirkungen in Farbensprache und Lichtauffassung, wenn auch in seltsam mystisch gewandter Weise, zur Geltung brachte. Auch die — an den früheren Präraphaeliten gemessen — so viel stärkere Wucht und tiefere Sattheit des Vortrags und der Weltbespiegelung verräth, daß die Zeit vorwärts geschritten ist. So wunderlich daher ein Watts, Rossetti, Burne-Jones uns zunächst anmuthen mögen, sie gehören doch zu uns, und eine spätere Geschichtbetrachtung wird in ihnen vielleicht das sublimirteste Blut unserer widerspruchsvollen Gegenwart zu erkennen vermögen. Nur auf der Basis einer so organisch und hoch entwickelten Cultur, wie sie das Heimathland der Gentlemen und der Lawn-tennis-Plätze, der sauber gepflegten Landvillen und der phantastisch componirten Gartenanlagen producirt hat, vermochte eine Kunst von so raffinirter Blüthe und von einer zugleich so schroff-traditionellen und so eigenartig-bizarren Physiognomie zu entstehen.

Ich kann mich für heute nur auf einige Andeutungen beschränken und fasse dabei den seltsam-gewaltigen Edward Burne-Jones in's Auge, nach dessen Werken die Kunsthandlung von Amsler und Ruthardt eine Collection Photographien veranstaltet hat. F. G. Watts, den ich diesen Sommer in München in Originalen sah, habe ich mir übersetzen müssen; seine Sprache klang mir zunächst fremd und befremdlich. Burne-Jones hat mich unmittelbar gepackt, obwohl ich ihn nur in Reproductionen kennen lernte. Bei Watts hatte ich, ich möchte sagen: zunächst den Engländer zu überwinden, den steifen, gebändigten, metaphysisch-religiösen. Burne-Jones' Engländerthum berührte mich sehr vertraut; es erinnerte mich kurzweg an Shakespeare. Wie Nachklänge schauriger Balladen zieht es durch seine Bilder, an Macbeth und den König Lear gemahnend. Doch mit diesem Hinweis ist Burne-Jones weder erklärt noch geschildert. Er vereinigt mehrere Elemente in sich. Fast möchte ich sagen: er ist ein organischer Extrakt aus der ganzen Kunstgeschichte. Er hat mitunter eine Linienschönheit (beispielsweise in einem ausgestreckten Arm oder der Wendung eines Halses), die ihres Gleichen nur in der Antike findet, der er auch stofflich Vieles entnommen hat. In der Zeichnung schleierartiger, flatternder Gewänder, in der eigenthümlich jünglinghaften Grazie weiblicher Figuren und in der verträumt-sinnigen Haltung jugendseiner Köpfe lehnt er sich (in aller Selbständigkeit) an den von allen Prae-Raffaeliten ganz besonders bevorzugten Sandro Botticelli an. Aber auch Giorgiones dunkle Märchenseele blickt uns zuweilen aus einem Paar großer forschender Augen an oder klingt wie eine unsichtbare Melodie durch die Gesammtstimmung eines Bildes. Dann aber plötzlich stößt man auf ein Element, das Einen zunächst frappirt und beinahe chokirt: die steif-feierliche Würde des Byzantinismus tritt Einem entgegen, zuweilen verflüssigt und abgeschwächt in die nur wenig elastischere Formensprache des Orcagna. An diesen Meister des Trecento erinnert beispielsweise das „Dies domini" genannte Rundbild: ein jugendlicher Weltenrichter ganz in spiralförmig gedrehte Gewänder eingewickelt, deren Zipfel wie Wolkenstreifen fliegen, und umgeben von vier breitgeflügelten Engelköpfen, deren Fittiche die Aufgabe haben, den Raum peinlichst auszufüllen. Dem strengen Byzantinismus huldigt Burne-Jones vorzugsweise in gewissen Engelsgestalten, wie bei der Verkündigung oder der Anbetung der Könige. Da sieht man beide Male einen langen steifen Gesellen von Engel, dessen Füße gleichmäßig herabhangen, dessen Gewand in parallelen senkrechten Falten schmal herniederfällt, dessen Armbewegungen gemessen-feierlich sind, und dessen Flügel symmetrisch nach beiden Seiten stehen. Eine majestätische, ferne, gefühllose Welt tritt mit diesen Engeln in das Bild ein. Mag ihre Form byzantinisch sein, ihre Wirkung ist romantisch-grausig, und damit klingt etwas spezifisch Modernes an.

Modern ist Burne-Jones in seiner Gesammthaltung durch und durch. Die Formenwelt vergangener Jahrhunderte scheint er sich lediglich zu eigen gemacht zu haben, um sich damit ein Instrument zu schaffen, das er durch die leiseste Bewegung erklingen zu lassen vermag. Was er uns sagt, ist stets nur Ureigenes, und durch diese machtvolle Originalität des Inhaltes erhalten auch ältere Formen ein ungewöhnliches sieghaft-neues Leben. Das Modernste aber, das Burne-Jones hat, ist die Vibration. Hinter der majestätischen Ruhe seiner Bilder erzittert etwas, das alle Enttäuschungen und alle Wolluftqualen der modernen Seele kennt. Diese beherrschende Grundstimmung gibt seiner Kunst den tief-tragischen Charakter, wie Einem besonders einleuchtend wird, wenn man etwa den mehr humoristisch veranlagten Böcklin dagegen hält. Auf fast all jenen Bildern liegt ein Hauch von schwerer ergebungsvoller Fatalität. Der gleichgültigste Vorgang erhält dadurch etwas Bedeutungsvolles, Symbolisches. Besonders kennzeichnend für diese Art ist seine Darstellung zweier Backgammon-Spielerinnen. Ich kenne dieses Spiel nicht, aber ich vermuthe, daß es eine Art Schach oder Damenbrett ist. Bei Burne-Jones sieht man zwei ungewöhnlich mächtige Erscheinungen bei dunkelwolkiger Beleuchtung auf einer schmalen Terrasse einander gegenübersitzen. Die Eine von den Frauen will gerade einen Zug thun, bringt die Hand vor den Busen und blickt tief sinnend nieder. Die Andere hat etwas Helles, Schwärmerisches in dem Aufblick ihres jugendlichen, von kurzen Locken eingerahmten Gesichts. Der Gegensatz zweier Temperamente erschließt sich vor uns, aber mehr als das: der geschilderte Vorgang erhält etwas so Feierlich-Großes, als ob von dem Zuge, den die Frau dort thun wird, das Schicksal der Welt abhinge. So denkt man die griechischen Götter sich, wenn sie mit der Wage in der Hand den Untergang Trojas beschließen, oder die germanischen Nornen, wenn sie, unter der Weltesche sitzend, sich den Schicksalsknäuel gegenseitig zuwerfen. Das Merkwürdigste aber ist, daß diese pathetische Darstellung eines alltäglichen Vorganges nicht im mindesten lächerlich wirkt; der gewaltige Künstlergeist, der sich darin ausspricht, zwingt den Beschauer völlig in seinen Bann. Wer lange vor diesem Bild steht und es sinnvoll betrachtet, den befällt unwillkürlich ein Grausen und eine würgende Angst, als ob irgend etwas Schreckliches bevorstehen müßte. Und doch ist alles was er sieht, so haltungsvoll und kühlbezwungen!

Der Contrast zwischen einer vollendet selbstbeherrschenden äußeren Ruhe und innerer zitternder Erregung, dieser Triumph des kleinen Menschen über die in ihm lauernden tückischen Dämonen, dieses Mitsichherumtragen eines vollkommen bewußten, aber meisterlich im Zaume gehaltenen Wahnsinns, dieses lächelnde Hinüberschreiten über den Krater eines rauchenden Vulkans gibt den Werken von Burne-Jones jenes geheimnißvoll

Aufregende, das die Empfindungsfähigkeit der modernen Seele bis zum Zerspringen anspannt. Denn jene göttliche Ueberwindungskraft, wie Wenige tragen sie in sich, und wie Viele lechzen danach ihr Leben lang! Immer nur winkt sie als höchster Kampfpreis im zerrüttenden Gedränge unseres aufreibungsvollen Lebens. Und so schwellt es unsere Sehnsucht und zugleich unsere Angst bis zur höchsten Höhe, wenn wir bei Burne-Jones den Kampf ausgekämpft, den schweren Sieg gnadevoll errungen sehen. Still und ruhig schreitet „die Braut vom Libanon" zwischen Lilienstengeln dem Bach entlang, während hinter ihr aus dem Waldesdunkel zwei wilddämonische Genien sausend hervorfliegen und ihre Gewandfalten wie ohnmächtig langende Fangarme herüberwerfen. Mit göttlich-beseligtem Lächeln fliegt Eros einher, unbekümmert darum, daß „Saevitia" und „Crudelitas" seine grausen Begleiter sind und ihn anblicken mit verzerrten Fratzen. Bezwungen beugt sich der große Pan, der zottige Wilde, zur nackten, blonden, blendend-weißen Psyche, und, statt sie zu erschrecken mit jäh-dräuendem Aufsprung, küßt er sie auf ihre reine jungfräuliche Stirn. Auch das ist Tragik, doch gepaart mit sophokleischer Heiterkeit, dafür aber auf dem Untergrund einer immerwachen Sensibilität, die ganz und gar nicht antik, sondern die das Merkzeichen später überreifer Culturen ist. Burne-Jones' Figuren machen vielfach den Eindruck, als ob sie im Schlafe dahinwandelten. Ihre Selbstsicherheit hat etwas Berauschtes, Narkotisches . . .

Dies ist, was ich nach ersten Eindrücken über Burne-Jones zu sagen habe. Nur einige Töne schlägt es an in dem weiten Register dieser unvergleichlichen Künstlerpersönlichkeit. Es wäre verlockend mehr zu sagen. Aber es ist gut, sich zu bescheiden.

Von Whistler vollends muß ich heute ganz schweigen. Er ist auf dem Continent bekannter geworden als Burne-Jones, und man weiß, wie von ihm eine unendlich vergeistigte und empfindungsvoll verfeinerte Auffassung des Menschen und der Natur ihren Ursprung nimmt. Nur so viel sei bemerkt, daß die bei Amsler und Ruthardt ausgestellten Radirungen in ihrer zauberischen Zartheit unvergleichlich sind und die ungemeine Ausdrucksfähigkeit dieser noch lange nicht erschöpften Kunsttechnik auf's Neue erweisen.

Auch anderer, wie der trefflichen Radirer Herkomer, Haden und Legros muß ich geschweigen, desgleichen der Aquarellisten, die theilweise, wie Walter Crane und Robert W. Allon, Vorzügliches, theilweise aber auch recht Schwaches ausgestellt haben, worin sich mehr die englische Enge und Prüderie, als die altenglische Kraft und Frohsinnigkeit ausspricht.

Franz Servaes.

---

# Notizen.

Zerline Gabillon. Ein Künstlerleben, erzählt von Ludwig Hevesi. (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) Der glänzende Humorist Hevesi wäre der Letzte, uns eine schwerfällige dramaturgische Abhandlung über die Burgschauspielerin aus Güstrow mit analytischer Besprechung ihrer Hauptrollen zu geben. Solche unterhaltende Studien überläßt er den Rötscher, Lewald, Böttiger, Genschen und anderen Mimographen. Aber ein intimes, geistreiches Buch voll kluger Bemerkungen, wo neben dem zwerchfellerschütternden „Nein-Lachen" seiner Heldin auch die Thräne nicht fehlt, was wir von ihm erwartet haben, das hat er mit vollen Händen gespendet. Die temperamentvolle, elegante „Salonschlange", wie wir in Berlin den Rollenkreis der Gabillon nennen, auf der Bühne und im Leben, als Gattin und Mutter, als gastfreundlicher Hausgeist, Thierfreundin und Köchin, wie sie leibte und lebte, so ersteht sie wieder in diesem schön illustrirten Bändchen. Alle, die die prächtige „scharfe Dame" gekannt haben, werden sie hier „sprechend ähnlich" wiederfinden, und auch den Wiener Theaterkreisen Fernstehende dürften an dem feinen Künstlerpastell ihre Freude haben. Wie reizend plaudert Hevesie von der großen Schauspielerin, aber er schmeichelt nicht, und unter all den Rosen seines Stils verbirgt er kaum die Dornen des weltüberlegenen Satirikers. Die unbequeme Querulantin in ihrem ewigen Krieg mit dem wahlverwandt — liebenswürdigen Laube und ihre beiderseitigen Briefe im Wortlaut mit den vermittelnden Eingriffen ihres charakterstarken Ehemanns Ludwig Gabillon und des diplomatischen Oberstkämmerers, das ist ein Kapitel wie aus dem humoristischen Schauspielerroman eines neuen und besseren Scarron. Aber auch die Künstlerin als solche wird nicht vergessen, und Hevesi's knappe Charakteristik ist überreich an meisterlichen Zügen. „Ewig jung bleiben ihre Nerven-Humoresken. Man kann sie wohl so nennen, diese feinkomischen Stimmungs- oder vielmehr Verstimmungsbilder aus dem weiblichen Nervenleben. Die Vapeurs des vorigen und die Migränen des jetzigen Jahrhunderts, die Idiosynkrasien und halben Ohnmachten, kurz alles, wobei man früher zu englischen Salzen roch und jetzt den Geist des Antipyrins beschwört, spielte sie mit Passion. Die scharf satirische Note schlug sie an, wenn sie das Verschrobene so recht ad absurdum führen wollte. Sie machte für solche Rollen einen glänzenden Aufwand unsympathischen Wesens, so daß man ihr Alles verzieh. Ihr satirischer Geist wußte da verneinend zu schaffen und einen Charakter aus lauter negativen Zügen aufzubauen. . . Es ist ein Beweis von Geschmack, daß sie ihre berühmten Schwiegermütter niemals übertrieb. Diese armen Würdenträger der Familie sind seit Menschengedenken das Stichblatt der deutschen Lustspieldichter, die sich unausgesetzt mit dem Aushecken von Rezepten gegen Schwiegermütter besassen. . . Die französischen Schwiegermütter auf der Bühne sind lange nicht so spitz und hart; sie bleiben wohlerzogene Damen, obgleich sie einen Sohn oder eine Tochter verheirathet haben. . . Sardou's „Schwiegermama" (nicht -mutter) ist eine Rolle in jenen durcheinander wechselnden Farben, die ihr so gut zu Gesicht standen: ein Verzicht, der eigentlich begehrt, eine Braumutter, die unter obligatem Zögern in eine Mutterbraut übergeht, unter allerlei behutsamen Unvorsichtigkeiten und decent-pikanten Salonwidersprüchen." Aber wir müßten das ganze Buch ausschreiben, wollten wir alle die feinen, graziösen, tiefsinnigen und lustigen Einfälle des Verfassers herausheben.

Aus grauer Vorzeit. Sechs Erzählungen von Franz Weber. (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.) Wieder ein Schüler Joseph Victors, besonders in Bezug auf die Stoffwahl. In der Form ist er gewitzigter, denn es würde ihm nicht einfallen, ein ganzes Epos lang in vierfüßigen Trochäen zu singen, dem „kleinen Hundetrab" (Heine), den Scheffel nur durch seinen herzenbezwingenden, goldechten Humor erträglich machte. Weber wechselt also mit Versmaß und Reimen, und seine Dichtungen sind so knapp und schlagend, daß er uns niemals ermüdet. Aus dem 1., 4., 6., 8., 9. und 10. Jahrhundert holt er sich seine heroischen Stoffe, die er, wie in „Afra", oft mit einer überraschenden Schlußpointe zu versehen und uns menschlich nahe zu bringen weiß. Am besten hat uns die Geschichte des St. Galler Klosterschülers gefallen, der die nackte Schönheit mit Augen sieht und dafür vom Abt geblendet wird: „Da ward es Nacht in eines Künstlers Seele". Hier ist lapidarische Größe in Wort und Geist — eine ganz entschiedene Talentprobe.

Peru. Beobachtungen und Studien von E. W. Middendorf. (Berlin, Oppenheim [Gustav Schmidt].) Ein fast übermäßig großangelegtes Werk, das auf drei Bände berechnet ist, von denen der erste allein die Hauptstadt Lima behandelt und an 650 Seiten zählt. Der Verfasser hat als Arzt in drei verschiedenen Malen zusammen 25 Jahre in dem von Natur reich gesegneten und durch seine Menschen doch so unglücklichen Lande verlebt. An eine geschichtliche Uebersicht, wo der Bluthund Pizarro und die anderen Conquistadoren natürlich sehr übel wegkommen, reiht sich die Beschreibung von Lima, seines Straßenbildes und Klimas, seiner Bevölkerung Cultusstätten und Staatsgebäude und städtischen Anstalten. Von allgemeinem Interesse sind die Kapitel über Stiergefechte und Hahnenkämpfe, die der Verfasser keineswegs in Schutz nimmt und nur als nationale Merkwürdigkeiten beschreibt. Wir sind auf die Fortsetzung des Werkes gespannt, worin uns hoffentlich die Entdeckungsreisen des Autors im Landesinnern auf den Spuren des alten Incareiches viel Neues und Interessantes bringen werden. Auch über die Aussichten einer ausgiebigeren deutschen Colonisation hoffen wir von dieser autoritativen Seite Eingehendes zu hören.

Shakespeares Frauengestalten von Louis Lewes. (Stuttgart, Carl Krabbe.) Ein stiller Münchener Privatgelehrter bietet uns hier ein schönes, tiefgründiges Buch. Es ist nicht der erste Versuch einer Monographie der Shakespeare'schen Frauen und Mädchen. Der Engländer Jameson hat ganz denselben Stoff behandelt, und sein Buch ist in den vierziger Jahren sogar zweimal verdeutscht worden, das erstemal von keinem Geringeren als Lewin Schücking. Es ist ein etwas schönrednerischer Commentar, der ohne die prachtvollen Porträts von Charles Heath kaum genießbar ist. Auch Bodenstedts einschlägiges Buch wäre zu nennen, das manche geistreiche Bemerkung in etwas greisenhaftem Geschwätz enthält. Lewes' Arbeit verdient jedenfalls den Vorzug vor beiden, denn er folgt wie ein feinsinniger, warmherziger Interpret dem großen Dichter, schiebt ihm nie etwas unter, vermeidet alles gesuchte Geistreicheln und Polemisiren und holt sich seine besten Gedanken aus seinem Autor selbst. Besonders schön sind die Einleitungen über Shakespeares Leben, Zeitgenossen und Bühne, doch ist es auch ein wahrer Genuß, unter seiner Führung in die tiefsten Abgründe dieser Seelenschöpfungen zu steigen. Das Buch ist mit Geschmack ausgestattet und eignet sich als Festgeschenk für Damen.

August Trinius, Hamburger Schlendertage. — Im Frühlingssturme und andere Thüringer Geschichten. (J. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.) — Die beiden Bücher, die der Waltershauser Dichter uns neuerdings geschenkt hat, eignen sich prächtig dazu, weiter geschenkt zu werden; in ihrer waldfrischen Poesie, ihrem erquicklichen Humor und der vornehm-deutschen Denkart, die sie verraten, sind sie für den Familientisch wie geschaffen. Allen Thüringfahrern ist Trinius seit Langem ein guter Freund; er hat dies herrliche Stück Vaterland mit verständnißvoller Liebe in prächtigen Büchern geschildert, die Aufschluß über seine ganze Geschichte, malerische Schilderungen seiner eigenartigen Schönheit, seiner wackeren Bevölkerung geben. Nachdem er auch die Mark und andere historische Bezirke des Reiches abgewandert und in reizvollen Stimmungsbildern konterfeit hat, gibt er neuerdings markante Hamburger Skizzen, die der „herrschenden" realistischen Richtung zwar keine Concessionen machen, aber auch, wie schon ihr behäbig-freundlicher Titel andeutet, das Schwergewicht weniger auf photographische Genauigkeit der einzelnen Croquis, als auf poesievolle und gemüthliche Darstellung gelegt wissen wollen. Es sind hübsche, feingezeichnete Silhouetten; Thatsächliches und Erträumtes ist anmuthig, mit Künstlerhand verschmolzen, und auch der Hamburger selbst wird in der Trinius'schen Arbeit das geschickt retouchirte Charakterbild seiner Stadt dankbar, vielleicht lernbegierig erkennen. — Den echten Trinius zeigt uns sein Novellenband „Im Frühlingssturme", eine Reihe liebenswürdiger Geschichten, ohne alles Raffinement gearbeitet, geschmackvoll, unterhaltend und (was ihm der und jener übel nehmen wird) voll anmuthender Poesie. Man lernt Thüringer Land und Thüringer Volk, Bürger und Bauern, aus diesem

freundlichen Werke besser noch und schneller als aus den „Wanderbüchern" des Verfassers kennen, und ob er uns in seiner Heimath Vorzeit oder in die Gegenwart, in Dörfler- oder Städter-Kreise führt, immer liegt der Goldglanz keuscher Dichtkunst auf ihnen. Wer sich verlogene Nervensensationen, erotischen Schmutz und schwindsüchtige Leidenschaften in der Erzählung liebt, die Leserinnen der Jammerautoren Tovote und Co. werden bei Trinius ihre Rechnung nicht finden; aber unseren Frauen und Töchtern wird das neue Buch des feinsinnigsten und begabtesten Mitgliedes der Stifter-Schule eine rechte Weihnachtsfreude, ein Bringer vieler froher und genußreicher Stunden sein.

Neues Glockenspiel. Von Heinrich Seidel. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Als 11. Band seiner Gesammelten Schriften läßt Seidel eine neue Gedichtsammlung erscheinen, die wieder viel Schönes und noch mehr Liebenswürdiges enthält. Baumbach, Trojan, Seidel — diese drei Lyriker gehören zusammen. Sie sind von Heine ausgegangen, haben sich aber schnell von ihm frei und selbständig gemacht. Der erste ist vorzugsweise Humorist, aber bewußt und absichtlich, der zweite naiv und kindlich, der dritte vereinigt Beider Töne und schwingt sich zum reinen Lied auf, das den zwei anderen nur selten gelingt. Wie schön ist das folgende Glockenspiel!

„Was fühlst du in den Frühlingstagen
Den Schmerz im Herzen doppelt glühn?
Es kann die Welt nicht mit dir klagen,
Sie hat nicht Zeit, sie hat zu blühn.
Und hast du Trübsal zu verwinden,
Geh nicht zu Glücklichen im Leid,
Du wirst dich doppelt einsam finden —
Zur Trauer hat das Glück nicht Zeit.

Auch die humoristischen Sachen enthalten viel wohlgelungenes.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebr. Paetel.) Der als Mensch und Schriftsteller immer gleich vornehme Rodenberg ist neben Heyse unbestritten unser erster Reisefeuilletonist. Der uns so oft in „aller Herren Länder" geführt, am häufigsten wohl in sein Land der Sehnsucht — England, aber auch die seelenlose Stadt Berlin mit dem verschönernden Zauber seines Stils beschrieben und erhoben hat, gibt uns diesmal das Geleite in das englische und von Italienfahrern wenig heimgesuchte Malta. Auch hier nimmt er von seiner Palette die saftigsten, glühendsten Farben, Geschichte und Literatur (Schillers Entwurf) werden nicht vergessen und auch der politischen Verhältnisse wird gedacht, denn diese stets unzufriedenen Sicilianer schimpfen bekanntlich nach Noten über die englische Fremdherrschaft. Den etwas dürren Stoff erweitert Rodenberg durch die Beschreibung seiner Ausflüge nach Sicilien: Syrakus, Taormina, Girgenti, Palermo. Alles ist lebendig, farbenreich und interessant; am meisten hat uns die Ehrenrettung des großen Platen gefreut, dem in der Villa Landolini, unweit des altgriechischen Theaters in ewigem Frühling und von Lorbeeren umgrünt, wohl das schönste deutsche Dichtergrab geworden ist.

Halb. Roman von Käthe Schirmacher. (Leipzig, W. Friedrich.) Wir sind keine Freunde der Frauenzimmerromane, weil wir überall sehen, daß es sich fast immer nur um Imitationen der männlichen Schriftstellerei handelt. Das Beste und Intimste über ihre Psyche sagen uns ja diese Damen doch nicht. Aus dem vorliegenden Buch — nur ein Roman ist er nicht — kann aber auch mancher gefeierte Novellist noch recht viel lernen. „Lasset uns davon sprechen, o ihr Weisesten," heißt das Motto nach Friedrich Nietzsche, „Schweigen ist schlimmer, denn alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig." Die Heldin ist eine neroöse „Lebenskrüppelin", die an ihrer Unzulänglichkeit zu Grunde geht, — das Ganze nicht sehr unterhaltend, aber überreich an menschlichen Documenten, feinsten Beobachtungen und frappanten Bemerkungen.

Novellen von Ferdinand Kürnberger. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Wilhelm Lauser hat diese Novellen aus dem Nachlasse des kernhaften Wiener Feuilletonisten und Kritikers, eines feineren Johannes Scherr, herausgegeben, aber erfreulich ist eigentlich nur das ergreifende Stück: Schulmädchen und Hausfrau. Die anderen Geschichten sind gequält, unnatürlich, Thackeray-Humor zweiter Hand, alles Manier und Pose. Da halten wir uns lieber an die „Literarischen Herzenssachen" und die trotzig mannhaften Feuilletons in den „Siegelringen", dort können wir den Wiener Kraftmenschen bewundern und verehren und ihn auch liebgewinnen. Recht schwach ist, was die Verlagsanstalt von Mark Twain bringt: „Der amerikanische Prätendent", aber am Ende lernt uns diese Geschichte nichts Neues über den berühmten Humoristen, der über die kleine Humoreske hinaus es noch nie zur Meisterschaft gebracht hat. Ein gediegenes Kunstwerk dafür ist „Schicksal" von Louis Couperus. Der Holländer ist ein Zolaist, etwas ungeschickt noch in der Composition, aber concentrirter und schlagkräftiger als sein Vorbild.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

---

## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:

# Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. — Prospekte gratis.

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von:
**Wilhelm Hertz,** (Besser'sche Buchhandlung) **Berlin W.**

**Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestags-Gesandten Otto von Bismarck.** 355 Seiten Lexicon Octav geh. 5 *M*, in Leinewand geb. 6 *M* 20 *Pf*, in Halbfranz gebunden 6 *M* 50 *M*.

**Paul Heyse, Der Roman der Stiftsdame.** Billige Ausg. geh. 3 *M* 60 *Pf*, in hübschem Leinewandband 4 *M* 60 *Pf*.

**Paul Heyse, Gedichte.** 5. durchgesehene Auflage. Mit dem Bildniß nach Lenbach. Geheftet 3 *M* 60 *Pf*, gebund. mit Goldschnitt 5 *M*.

**Ricarda Huch, Erinnerungen von Ludwig Ursleu dem jüngeren.** Roman, geh. 4 *M*. In hübschem Leinwdbd. 5 *M*.

**Ottokar Lorenz, Goethe's politische Lehrjahre.** Mit einem Anhange: Goethe als Historiker. Geheftet 3 *M*, geb. in Leinw. 4 *M*.

**Friedrich Paulsen, Einleitung in die Philosophie.** 2. Aufl., geh. 4 *M* 50 *Pf*, in Leinw. geb. 5 *M* 50 *Pf*, in Halbfrz. geb. 6 *M*.

**Georg Simmel, Einleitung in die Moralwissenschaft.** Band II (Schlußband), geheftet 9 *M*, gebunden 9 *M* 75 *Pf*.

**Clara v. Sydow, Der Ausweg.** Eine Erzählung. Geheftet 4 *M*, hübsch gebunden 5 *M*.

Soeben erschien:

## Nachbarschaftsgilden.

**Ein Werkzeug sozialer Reform.**

Von Stanton Coit, Ph. D.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Elegant broschirt. Preis 2 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen Einsendung von M. 2,10 postfrei vom Verlag

Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin SW. 46.

**A. Gerloff, Nauen bei Berlin.**

**Gr. Weimar-Lotterie,** Hauptziehung 9./13. December.
Gesammtgew. 150000 Mark, 5000 Gew. Hauptgew. 50000, 10000 Mk. W. 1 Originalloos nur 1 Mark.

**Gr. Geldlotterie** schon 14./16. December.
Gesammtgew. 195000 Mk. 10420 Geldgew. Hauptgew. 50000, 20000 Mk., 1 Originalloos nur 6,50 Mk., ½ Anth. 3,50, ¼ 2, ⅛ 1 Mk. (für 2 Classen gültig).

**Gr. Liegnitzer Silber-Lotterie** schon 15. December. Gestw. 75000 Mk., 3354 Gew., 2 Hauptgew. 1 Originalloos nur 1 Mk.

**Gr. Ausstellungs-Geldlotterie**
schon 16./18. December. Gesammtgew. 10200 Mk. 1 Originalloos nur 1 Mk.
1 Mark-Loose und Anth. je 11 Stück für 10 Mark, auch gemischt.
*Porto 10 Pfg., jede Liste 20 Pfg.*

# Dichtungen

von

**Wolfg. Arth. Jordan.**

2. gesichtete und vermehrte Auflage. 12°. 175 S.

Geheftet 2 *M* 50 *Pf*, fein geb. 3 *M*, fein geb. mit Goldschn. 3 *M* 50 *Pf*.

Der durch den Vortrag der meisten dieser Dichtungen — z. B. der Balladen **Judith, Ruth, Orpheus, Achilleus, Fatme, Lotte's Botschaft, Seltene Liebe, Ein deutscher Landwehrmann** und der Humoresken **Finkenliebe, Nachtigall** — in vielen Gegenden Deutschlands wohlbekannte Verfasser dürfte nicht wenigen seiner Zuhörer, denen die seit Jahren vergriffene 1. Auflage nicht mehr zugänglich war, durch diesen kürzlich erschienenen Neudruck eine Freude bereitet haben. Um die Verbreitung durch Wohlfeilheit zu fördern, ist zugleich als 3. Auflage ein Abdruck auf dünnem Papier hergestellt worden, welcher geheftet 1 *M* 80 *Pf* kostet. Alle Buchhandlungen können das Werk auch zur Ansicht liefern.

Weimar. Verlag von A. Duckschwerdt.

Soeben erschien:

## Aus grauer Vorzeit.

Sechs Erzählungen aus dem ersten Jahrt. n. Chr.

Von **Franz Weber.**

14 Bog. Preis brosch. *M* 2.50, geb. *M* 3.50.

In schwungvoller, poetischer Sprache sehen wir **keltisches** und **römisches Leben** am Fuße der Alpen, **fränkisches** und **baiwarisches** an **den Höfen der Merovinger** und **Agilolfinger** vor uns vorüberziehen, wir sehen den Uebergang zum Christenthum und den Kampf der neuen Anschauungen mit den alten germanischen noch in den Zeiten der **Karolinger** und den finstern Zug asketischer Lebensauffassung am Schlusse des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung.

**Verlag von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.**

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

## Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Hermann Hettner.**

Dritter Theil: **Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.** gr. 8. geh.

Erstes Buch: Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen, 1648 bis 1740. Vierte verbesserte Auflage. *Preis 7 Mark.*

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen. Vierte verbesserte Auflage. *Preis 10 Mark.*

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman

von

## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**


Hierzu eine Beilage: T. O. Weigel Nachf. in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 16. December 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der englische Kohlenstreik. Von Otto Gaupp-London. — Das Problem des perpetuum mobile. Von Eduard Sokal. — **Literatur und Kunst:** Eine Enquete über den Antisemitismus. Von Hans Schmidkunz. — Historische Romane und Epen. — **Feuilleton:** Im Negligé. Von Carl Schultes. — **Aus der Hauptstadt:** Jourfix beim Bankier Pinkus Ehrlich. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Der englische Kohlenstreik.

Von Otto Gaupp-London.

Der große englische Kohlenstreik, dem letzten Monat nach mehr als vierteljähriger Dauer ein Friedensschluß, oder, um es vorsichtiger auszudrücken, ein Waffenstillstand ein Ende machte, bringt die Zahl der großen industriellen Kämpfe, die innerhalb der letzten vier Jahre das wirthschaftliche Leben Englands bis in seine Grundlagen erschütterten, auf neun; der Londoner Dockstreik, der „South metropolitan"-Gasstreik, der schottische, der walisische Eisenbahnstreik, der Streik der Durhamer Grubenarbeiter, der Lancashire Baumwollenstreik und allerneuesten Datums der Huller Dockstreik. Welch eine Unsumme industrieller Verluste und menschlichen Leidens suggestiren diese Namen! Und nun der Kohlenstreik, der sie alle an Größe der sich bekämpfenden Combinationen und an Intensität des angerichteten Schadens weit übertrifft. Und doch liegt seine eigentliche Wichtigkeit und Bedeutung nicht so sehr in dieser gradnellen Differenz, als in der Thatsache, daß in ihm von den Arbeitern zum erstenmale das Prinzip, das dunkel gefühlt schon in den vorangehenden Streiken die Grundlage ihrer Forderungen bildete, klar definirt wurde. Das Prinzip, für das die Grubenarbeiter kämpften, ist kurz gesagt das Prinzip des Minimallohnes. Als dieser Minimallohn ist, so verlangten sie, der gegenwärtige Lohnsatz anzusehen, und dieser Minimallohn hat als ein festes, nicht verrückbares Element in die Preisbildung einzutreten.

Der Kampf, der sich um dieses Prinzip abspielte, und in dem jetzt ein Waffenstillstand geschlossen worden, verdient auch in Deutschland alle Beachtung. Kapital und Arbeit sind internationale Mächte; jede Regelung ihrer Beziehungen, die sich in einem Lande durchsetzt, hat die Tendenz, international zu werden. Ein Sieg der englischen Arbeiter ist zuletzt ein Sieg der deutschen und umgekehrt. Ich möchte im Folgenden einen kurzen Rückblick auf den thatsächlichen Verlauf des Streites geben, dann so klar als möglich die Position der beiden Parteien definiren, und nebenbei einige charakteristische Züge des jetzigen Lohnkampfes anmerken. Ich werde so sparsam als möglich mit einem Urtheil über Recht und Unrecht der beiden Parteien sein, aus dem einfachen Grunde, weil es bis jetzt absolut unmöglich ist, zuverläßliche Daten, auf Grund deren ein gerechtes Urtheil möglich wäre, zu erlangen. So waren z. B. über die überaus wichtige Frage nach dem Durchschnittseinkommen, das die Grubenarbeiter in den letzten Jahren per Woche hatten, nur die widersprechendsten Angaben herauszubekommen. Beide Parteien hielten mit den Thatsachen zurück; die Arbeiter noch mehr als die Unternehmer. Letztere haben, was den Durchschnittsnettolohn pro Woche betrifft, bestimmte Zahlenangaben gemacht und sich erboten, ihre Angaben durch öffentliche Rechenführer, deren Ernennung sie den Arbeitern anheimstellten, prüfen zu lassen. Die Arbeiter haben das Anerbieten zurückgewiesen und sich durchweg auf vage Declamationen über Hungerlöhne, Riesenprofite ꝛc. beschränkt. Und nun zur Geschichte des Streikes!

Ende Juni gaben die Grubenbesitzer von Lancashire, Yorkshire, Derbyshire, Nottinghamshire, South-Staffordshire, North-Wales, Leicestershire, Sommersetshire und Gloucestershire ihren Arbeitern die nöthige vierwöchentliche Notiz, daß am 28. Juli die Löhne um 18 Procent (25 Procent von den 40 Procent, um die die Löhne über den „Standard" von 1888 gestiegen sind) reducirt werden sollten. Der District, in dem Notiz gegeben wurde, fiel zusammen mit der Einflußsphäre der „Miner's Federation of Great-Britain", einer der mächtigsten englischen Gewerkschaften. Sie beantwortete die Forderung der Unternehmer mit einem „Unmöglich", drohte, falls auf der Forderung beharrt würde, mit einem allgemeinen Streik, an dem alle ihre Mitglieder, auch solche, die keine Notiz erhalten, theilnehmen würden, und wies den Antrag der Unternehmer, die Sache einem Schiedsgericht zu unterwerfen, zurück; der jetzige Lohn sei Minimallohn, an dem kein Schiedsgericht der Welt etwas ändern könne. Am 28. Juli begann der Streik, an dem bald über 300,000 Grubenarbeiter theilnahmen. Der Versuch der Föderation, den Streik auch über Gebiete auszudehnen, die nicht zu ihrer Einflußsphäre gehörten, scheiterte; Durham, Northumberland, Schottland blieben, durch die Erfahrungen der allerletzten Zeit gewitzigt, an der Arbeit, und nur in Südwales flammte in Folge der Agitation der Föderation ein Streik auf, der aber schnell zusammenbrach. Bestand in dieser localen Beschränktheit des Streiks die Hauptschwäche der Arbeiter, so lag die große Gefahr für den Grubenbesitzerverein darin, daß die immer steigenden Kohlenpreise viele seiner Mitglieder zur Fahnenflucht verleiteten; doch waren auch im letzten Monat des Streiks noch reichlich 130,000 Arbeiter ausständig. Wiederholt angeknüpfte Aussöhnungsversuche und Vermittelungsvorschläge von Seiten Unbetheiligter scheiterten zuerst regelmäßig an der Hartnäckigkeit, mit der beide Parteien auf ihrem Standpunkte, die Unternehmer auf sofortiger Lohnreduction, die Arbeiter auf Anerkennung des letzten Lohnsatzes als Minimallohnes bestehen blieben. Erst auf der Conferenz vom 10. November waren sich die Parteien etwas näher gekommen; die Unternehmer verlangten nun nur noch eine 11procentige Lohnreduction (15 von den oben erwähnten

40 Procent) und schlugen vor, die streitige Summe, bis ein Schiedsgericht über die Lohnfrage entschieden, in eine Kasse zu zahlen, aus der sie, je nachdem die Entscheidung ausfalle, der einen oder anderen Partei zufließen solle; während die Arbeiter sich bereit erklärten, vom 1. April 1894 ab den Minimallohn auf 30, und nicht, wie bis dahin verlangt, auf 40 Procent über den „Standard"lohn von 1888 festzusetzen. An der Forderung der Anerkennung eines Minimallohnes scheiterten die Verhandlungen auch diesmal und der Streik dauerte noch eine volle Woche weiter, bis endlich im richtigen psychologischen Moment die Regierung einsprang und eine neue Conferenz unter dem Vorsitz Lord Rosebery's, der das Vertrauen beider Parteien genoß, vorschlug. Beide Parteien folgten der Einladung willig, sie hatten Beide den langen, opferreichen Streit satt und sahen eine Gelegenheit, zum Frieden zu kommen, ohne den demüthigenden ersten Schritt thun zu müssen. Die Conferenz endigte denn auch mit einem Compromiß, bei dem Beide beträchtliche Zugeständnisse machten, ein Compromiß, der aber, wie man sehen wird, kaum mehr als ein Waffenstillstand ist. Das große Zugeständniß der Unternehmer ist, daß sie den Arbeitern erlauben, zum alten Lohnsatz an die Arbeit zurückzukehren, wogegen die Arbeiter einräumen, daß dieser alte Lohnsatz nur bis zum 1. Februar und nicht, wie vorher verlangt, bis zum 1. April in Geltung bleiben solle. In der Zeit bis dahin soll ein Versöhnungshof (board of conciliation) gebildet werden, mit der Machtbefugniß, zu bestimmen, welcher Lohnsatz vom 1. Februar ab in Geltung sein soll. Der Versöhnungshof, der mindestens ein Jahr in Kraft bleiben soll, soll aus je 14 Vertretern der Grubenbesitzer und der Arbeiter bestehen, mit einem Vorsitzenden, der bei Stimmengleichheit die entscheidende Stimme hat. Der Versöhnungshof soll sich bei seinem ersten Zusammentreten am 13. December womöglich auf die Wahl des Vorsitzenden einigen, widrigenfalls soll derselbe vom Sprecher des Unterhauses ernannt werden. Dieser Compromiß hat jedenfalls das Verdienst, daß er dem augenblicklichen Stillstand, der die ganze englische Industrie immer schwerer zu gefährden drohte, ein Ende macht, und im Gebiet der Miners Federation wenigstens für die kommenden 14 Monate den industriellen Frieden sichert; es ist aber nicht zu verkennen, daß er mehr den Charakter eines Waffenstillstandes als eines dauernden Friedens trägt; einfach darum, weil er die Hauptfrage, um die sich der letzte Kampf drehte, ob nämlich die Löhne die Preise oder die Preise die Löhne bestimmen sollen, unentschieden läßt. Wie man sieht, hat der Vorsitzende des Versöhnungshofes in letzter Instanz zu entscheiden, welche Löhne im Gebiet der Föderation vom 1. Februar ab gezahlt werden sollen. Welches Prinzip aber soll ihn bei dieser Entscheidung leiten? Darüber hat die Conferenz absolut nichts bestimmt, und doch liegt in der Meinungsverschiedenheit über diese Frage die tiefste Ursache des ganzen Streites. Die Arbeiter kämpften für das Prinzip, daß die Löhne die Preise bestimmen müssen; ihnen zufolge hätte der Vorsitzende also nur zu untersuchen, welcher Lohn ein comfortables, menschenwürdiges Leben — denn das verstehen sie unter „living wage"; ein Lohn, der nur bare Existenz ermöglichte, ist kein „living wage" — gestattete und ihn demgemäß zu bestimmen. Die Unternehmer dagegen behaupten — und sie haben dabei die Lehren der klassischen Nationalöconomie auf ihrer Seite — die Löhne müssen sich nach den Preisen richten; der Vorsitzende hat also bei seiner Lohnfestsetzung den Marktpreis der Kohle, den ganzen Stand der Industrie und Alles, was den Profit der Unternehmer und die Bedingungen afficirt, unter denen die Gruben betrieben werden, in Betracht zu ziehen. Der künftige Vorsitzende, der es beiden Parteien recht machen will, wird eine schwere Aufgabe vor sich haben; denn der Standpunkt, von dem aus beide Parteien die ganze Frage ansehen, ist in Wirklichkeit ein diametral entgegengesetzter.

Die Unternehmer haben ihre Position gleich zu Beginn des Streiks in einem Manifest an das Publikum klargelegt. Sie erklärten einfach, der Zustand der Industrie erlaube ihnen nicht, die alten Löhne, die auf andere Marktverhältnisse basirt seien, weiter zu zahlen. Sie seien bereit, diese Frage einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Nicht nur habe seit 1890 die Nachfrage nach Kohle nachgelassen, sondern sie seien zudem einer gefährlichen Concurrenz Seitens der Gruben, die außerhalb des Gebiets der Föderation liegen, ausgesetzt; letzterer Factor in der Situation sei dadurch bedingt, daß die mit ihnen concurrirenden Districte über billigere Arbeit verfügten. In Northumberland, Durham, Südwales und in geringerem Grade auch in Schottland sei von den Arbeitern ohne Hinterhalt anerkannt worden, daß die Löhne von den Preisen abhängen müssen. Sie müßten daher, um gegen die niedrigeren Preise concurriren zu können, ihre Arbeit ebenso billig kaufen als ihre Nachbarn. Und es sei nichts als billig, daß die Arbeiter, die die guten Zeiten bis zu einer Lohnerhöhung von 40 Procent über den Satz von 1888 mit ihnen getheilt hätten, nun auch ihren Antheil an den schlechten Zeiten auf sich nähmen. Diese Forderung der Unternehmer scheint prima facie billig zu sein und die Weigerung der Arbeiter, über sie ein Schiedsgericht entscheiden zu lassen, hat das Publikum zuerst arg gegen sie voreingenommen.

Die Weigerung der Arbeiter war indessen von ihrem Standpunkt aus vollkommen verständlich. Sie bestritten nicht, daß die Kohlenindustrie in einer schlechten Lage und die Preise niedrige seien; sie behaupteten aber, daß daran allein die rücksichtslose Concurrenz, die zwischen District und District, Grubenbesitzer und Grubenbesitzer bestehe, schuld sei. Die Unternehmer seien nachweislich in letzter Zeit mit den großen Eisenbahn- und Gasgesellschaften, auf die allein ca. 16 Procent der ganzen einheimischen Kohlenconsumtion fallen, Schleudercontracte eingegangen, die notorisch, um profitabel zu sein, eine Lohnreduction voraussetzten. Sie, die Arbeiter, seien es satt, unter diesem sinnlosen Unterbieten der Unternehmer zu leiden und Hungerlöhne anzunehmen, nur damit große Actiengesellschaften höhere Dividenden zahlen könnten; sie lehnten daher ein Schiedsgericht ab, denn es sei nichts da, über das gerichtet werden könne; ihr jetziger Lohn sei der niedrigste, unter dem ein anständiges Leben möglich sei; sie seien daher entschlossen, ihn aufrecht zu erhalten, was immer auch die Marktquotationen sein mögen. Die Unternehmer müßten sich eben künftig daran gewöhnen, ihren „Standard of living" (Höhe der Lebenshaltung) als festes Element in die Kosten der Production eintreten zu lassen, und darauf ihre Preisberechnung basiren.

Wie gesagt, dieser Versuch, den Lohn auf eine professionelle Basis zu stellen, ihn den Schwankungen des Marktes zu entziehen und ihn in einer Höhe, die nicht bloß bare Existenz, sondern den Genuß gewisser Behaglichkeiten und Lebensannehmlichkeiten garantirt, als festen Posten in den Productionskosten zu behandeln, ist der interessante, charakteristische Zug des letzten Streikes. Die Frage, ob die Erfüllung dieser Forderung rein utopisch oder practisch möglich ist, wird in der nächsten Zeit von vielen Federn und Zungen lebhaft erörtert werden. Ich kann hier nicht näher auf sie eingehen, so viel scheint mir aber sicher, daß sie ungleich complicirter ist, als übereifrigen Freunden der Arbeitersache erscheint. Sie entfesselt ein Heer von Fragen. Wer hat zu bestimmen, was ein menschenwürdiger Lohn ist? Kann sich in einer Industrie auf die Dauer ein bedeutend höherer Lohnsatz halten, als der in anderen übliche? Was in Bezug auf die Concurrenz des Auslandes? Welche Wirkungen hätte eine Vertheuerung der Kohle auf den ganzen englischen Export? u. s. w. u. s. w. Auch das wäre jedenfalls zu sagen, daß ein Minimallohn auch einen Maximallohn im Gefolge haben müßte. Weigern sich die Arbeiter, eine Lohnreduction anzunehmen, wenn die Industrie darniederliegt, so können sie billigerweise, wenn die Preise steigen, auch keine Lohnerhöhung fordern. Dies würde natürlich eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende Anpassung des Lohnsatzes an veränderte Bedingungen nicht ausschließen; für einen vernünftig bemessenen Zeitraum aber müßte der Lohn der Arbeiter auch wirklich ein „fester" sein. Hätte damit der Unternehmer die Garantie, daß er sich für eine längere Zeit keiner neuen Lohnerhöhungsforderung ausgesetzt sähe, so wäre

er natürlich auch besser im Stande, schlechte Jahre mit guten zu balanciren. Für die Arbeiter ergäbe sich der unbezahlbare Vortheil, daß sie für einen längeren Zeitraum mit einem gleichmäßigen, stetigen Lohn rechnen könnten. Leider ist zu fürchten, daß die enthusiastischen Vorkämpfer des Minimallohns von dem entsprechenden Maximallohn nicht viel werden wissen wollen.

Ich möchte zum Schluß noch auf eine erfreuliche Erscheinung hinweisen, in der sich, wie mir däucht, der beendigte Streik vortheilhaft von ähnlichen Vorkommnissen in Deutschland unterscheidet. Es ist die durchaus loyale Weise, in der der große Kampf von Unternehmern und Arbeitern ausgefochten wurde; wenn es auch bei letzteren nicht ganz an bedenklichen Anzeichen einer Neigung zu Gewaltthätigkeiten fehlte. Beide Parteien kämpften entschlossen, aber nicht mit vergifteten Pfeilen. Insbesondere auf Seiten der Unternehmer war eine erfrischende Abwesenheit jedes arroganten und gehässigen Benehmens zu verzeichnen. Sie versuchten nirgends das Versammlungs- und Vereinigungsrecht der Arbeiter anzutasten, und sie weigerten sich nirgends, die erwählten Vertreter derselben anzuerkennen und mit ihnen auf vollkommen gleichberechtigtem Fuß zu verkehren und zu unterhandeln. Ich fürchte, daß in dieser Beziehung die Unternehmer in Deutschland noch Manches von ihren englischen Kollegen lernen können.

## Das Problem des perpetuum mobile.

Von Eduard Sokal.

Um das Ende des vorigen Jahrhunderts, also zu einer Zeit des größten Aufschwunges der exacten Naturwissenschaften, tauchte in Frankreich eine Reihe von Forschern auf, welche das geheimnißvolle Problem eines perpetuum mobile mit dem Aufgebot all' ihres Scharfsinns aufnahmen und in rastlosem Eifer auf immer neuen Wegen das verwegene Ziel zu erreichen suchten. Ein Kritiker, dessen Nüchternheit und Sachkenntniß über allen Zweifel erhaben ist, nämlich Hermann v. Helmholtz läßt in seinen „Vorträgen und Reden" der Erfindungsgabe dieser Männer die größte Anerkennung widerfahren und stellt einzelne von den fehlgeschlagenen Versuchen zu dem geistreichsten, was je auf dem Gebiete der physikalischen Forschung geleistet worden. Wenn auch der gigantische Kampf mißlang, so ist er doch gewiß nicht nutzlos vorüber gegangen; wie die himmelstürmenden und doch innerlich ohnmächtigen Flugversuche der Metaphysik einer klaren und kritischen Erkenntnißtheorie als Vorläufer dienten, in ganz ähnlicher Weise führte auch hier das negative Ergebniß zahlloser Versuchsreihen zu höchst folgenschweren und bedeutenden. Entdeckungen.

Die Aufgabe, die man sich stellte, war klar, deutlich umschrieben und von eminent practischem Charakter. Es galt eine Maschine zu construiren, die ohne Aufwand von menschlicher Arbeit, ohne Heiz- oder sonstiges Arbeitsmaterial zu gebrauchen, unausgesetzt thätig sein sollte. Angesichts mancher neueren Versuche, das Gesetz von der Erhaltung der Energie als eine ganz selbstverständliche, a priori einleuchtende Wahrheit darzustellen, ist es nicht uninteressant zu beobachten, wie die Erkenntniß dieses Gesetzes erst mühevoll und nach zahlreichen (im wörtlichen Sinne) kostspieligen Experimenten durchdrang. Ein letzter Ueberrest der damaligen Auffassung ist es, wenn bis zum heutigen Tage gewöhnlich der größere Nachdruck darauf gelegt wird, daß es unmöglich sei, Energie aus nichts zu schaffen, als auf das Corollar dieses Satzes, welches besagt, daß es ebenso unmöglich, Energie spurlos verschwinden zu machen, es ist dies gleichzeitig ein neuer Beleg für den rein empirischen Ursprung unseres Satzes, da es ja den Menschen stets mehr darauf ankam, Arbeitswerthe zu gewinnen, als zu verlieren. —

Allmählich brach sich bei einzelnen hervorragenden Geistern die Ueberzeugung von der Fruchtlosigkeit jener Versuche Bahn. Im Jahre 1824 stellte Sadi Carnot, der Vater des heutigen Präsidenten der französischen Republik, in seinen „Betrachtungen über die bewegende Kraft des Feuers" den Satz auf, bei allen Maschinen, die auf Umwandlung von Wärme in mechanische Arbeit beruhen, sei die Größe der aufgewendeten Arbeit einzig und allein vom Anfangs- und Endstadium des Prozesses abhängig, hingegen vollständig unabhängig von der Beschaffenheit der Zwischenstadien. Wäre dem nicht so, wäre es etwa möglich, in einer gewissen Weise ganz besonders vortheilhaft die Umwandlung von Wärme in Arbeit, in einer anderen die Rückverwandlung zu bewerkstelligen, so könnte man hiermit bei einer jeden Umwandlung einen Arbeitsüberschuß erzielen und es wäre dadurch die Möglichkeit eines perpetuum mobile geboten. Aus der Voraussetzung, daß ein perpetuum mobile unmöglich sei, leitet also Sadi Carnot sein berühmtes Gesetz ab.

Aber erst Hermann v. Helmholtz blieb es vorbehalten, die zerstreuten Andeutungen seiner Vorgänger zum Abschluß zu bringen und das wichtige Prinzip, das ihnen zu Grunde lag, in seinem vollen Umfange zu erfassen und auszusprechen. In seiner berühmten Schrift „Ueber die Erhaltung der Kraft", (1849) zeigt er, daß die Unmöglichkeit eines Energieverlustes oder -gewinnes sich sogar zwingend beweisen lasse, allerdings unter Voraussetzung, daß in der Natur bloß abstoßende und anziehende Kräfte, deren Intensität von der Entfernung abhängt, wirksam seien. Es ist nicht schwer, sich das Gesetz in diesem Falle vollständig evident zu machen. Denken wir uns zwei Atome allein im Weltall, so ist es ohne Weiteres klar, daß die einzige räumliche Beziehung, welche eindeutig durch sie bestimmt wird, ihre gegenseitige Entfernung ist. Von Richtung ꝛc. kann nicht gesprochen werden, so lange wir nicht mindestens ein drittes Theilchen zu Hülfe nehmen. Bei Annahme von binären Kräften (d. h. von Kräften, die nur zwischen je zwei Atomen wirken), kann also die Einwirkung zweier Theilchen auf einander einzig und allein auf ihrer gegenseitigen Annäherung oder Entfernung beruhen. Man erkennt ferner mit Leichtigkeit, daß in diesem Falle (der freilich nur einer unter unzähligen mathematisch möglichen ist) diejenige Lage der beiden Atome, in der sie thatsächlich auf einander die geringste Wirksamkeit ausüben, nämlich ihre größte Entfernung, gleichzeitig auch diejenige ist, aus der das größte Arbeitsquantum genommen werden kann (die Spannkraftreichste); denn die Arbeit ist gleich dem Producte aus der Kraft und dem Wege, also je größer die Entfernung, desto größer auch die Arbeit, die geleistet werden kann.

Der „Satz vom ausgeschlossenen perpetuum mobile" hat jedoch noch eine andere Bedeutung, die erst in neuester Zeit zur Geltung gekommen ist. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist zwar das allgemeinste analytische Prinzip der Naturforschung, sagt uns aber eben darum nichts über den wirklichen, thatsächlichen Verlauf der Erscheinungen. Die Energie des Weltalls bleibt in jedem Augenblicke constant, aber welches sind dann die Ursachen, welche den Ablauf der Naturerscheinungen eindeutig bestimmen, sie so und nicht anders auf einander folgen lassen, kurz jedem Naturvorgang seine Individualität verleihen? Es ist ferner klar, daß ein perpetuum mobile auch ohne Neuerschaffung von Energie möglich wäre, wenn eine fortwährende, ununterbrochene, ewige Umwandlung einer Energieform in die andere stattfinden könnte.

Auch in dieses dunkle und schwierige Gebiet hat in neuerer Zeit das Genie großer Männer einiges Licht gebracht. Durch die epochemachenden Arbeiten von Clausius u. A. wurde gezeigt, daß eine solche unumschränkte Verwandlung nicht stattfinde, daß es wohl möglich sei, ein gegebenes Quantum mechanischer Energie vollständig in Wärme zu verwandeln, daß aber eine Rückverwandlung von Wärme in Arbeit immer nur theilweise sein könne. Bei allen Prozessen, die in der Natur vor sich gehen, geht immer ein Theil der verwendeten Energie als ungeordnete Bewegung der Moleküle, die wir Wärme nennen,

verloren, welche ihrerseits das Bestreben hat, die vorhandenen Temperaturunterschiede auszugleichen. Auf diese Weise geht der Kosmos unerbittlich dem sogenannten „Wärmetode" (wie ihn der berühmte englische Physiker Thomson nannte) entgegen, in dem alle übrigen Energieformen in Wärme von gleicher Temperatur verwandelt sein würden.

Wir sind hier an der Grenze der physikalischen Forschung angelangt; ob und wie die Annahme eines solchen Wärmetodes, welcher (die unendliche Dauer des Weltalls vorausgesetzt) jedenfalls schon hätte eintreten müssen, sich widerspruchslos in unser Wissensgebäude einfügen lasse, wird die Zukunft zu zeigen haben.

---

## Literatur und Kunst.

### Eine Enquete über den Antisemitismus.

Von Hans Schmidkunz.

Wenn politische und andere Parteien eine Zeit lang sich ihre beiderseitigen Steine an den Kopf geworfen haben, dann tritt gewöhnlich einer der Objectiven auf, ein Schlachtenbummler, und studirt parteilos die Steine und Köpfe. So hat es der vielberufene Wiener Schriftsteller Hermann Bahr gemacht: er fuhr herum, interviewte mehrere (38) „bedeutende Leut" über das, was sie vom Antisemitismus halten, veröffentlichte die Antworten in dem (von ihm redigirten) Feuilleton der „Deutschen Zeitung" und gab sie jetzt gesammelt heraus.*) Der Ueberblick, den man dadurch über die Stellung von geistigen Führern der Zeit zu jener Frage gewinnt, ist in seiner Bequemlichkeit und Interessantheit gewiß dankenswerth. Fassen wir die Hauptsachen zusammen, so ergibt sich folgendes Ergebniß.

Vor Allem finden wir bei der überwiegenden Mehrheit der Gefragten eine ganz entschiedene Ablehnung des Antisemitismus. Nur drei Stimmen, also kaum 8 Procent, bekennen sich ausdrücklich zu ihm: am stärksten der Belgier Edmond Picard, der hofft, „daß sich das Volk doch endlich ermannen wird und der Tag nicht mehr fern ist, wo ich nicht mehr die Ehre haben werde, der einzige Antisemit in Belgien zu sein." Dann der verbannte Franzose Henri Rochefort: „Ich bin leidenschaftlicher, fanatischer Antisemit. Aber ich verwerfe jeden religiösen Antisemitismus und alle Ausnahmegesetze gegen die Juden." Aehnlich drittens der General der Commune Cluseret. Sonst nur Einige, die ohne Bekenntniß zum Antisemitismus ihm doch nahe stehen: so Ernst Häckel, ein wenig auch Adolf Wagner und etwas mehr Alphonse Daudet, der sich „so vaguement" Antisemit fühlt. Ein Ahlwardt wird allseits verurtheilt; gerade noch, daß Bebel seine Acten nicht ganz verwirft.

Zweitens: die religiöse Seite der Frage wird so gut wie ganz abgewiesen, und dafür die meistens öconomische in den Vordergrund gerückt. So gleich bei den ersten Interviewten, bei Friedrich Spielhagen und dem Abgeordneten Barth, und natürlich bei August Bebel. Und immer wieder der Refrain: „die Leute schimpfen auf den Juden und meinen den Kapitalisten" (Adolf Wagner); „man nennt den Juden und meint den Reichen" (Arthur Meyer vom „Gaulois" in Paris). Damit ist freilich nur so viel gesagt, als die öffentliche Meinung sich bereits selber gesagt hat. Neu ist aber, drittens eine hier hervortretende Einschränkung dieses öconomischen Deutens durch erneuten Hinweis auf die anscheinend schon ganz überwundene Rassenfrage.

So besonders Einer, von dem man es am wenigsten erwarten möchte, ein Nationalöconom: Gustav Schmoller; für ihn bleibt das Entscheidende „die Rassenfrage, die wohl eine gründlichere Untersuchung und Erforschung verdient, als sie bisher erfahren hat." Aehnlich ein anderer Nationalöconom, Wagner: „die soziale Frage ist ein Problem für sich, das mit den Juden nichts zu schaffen hat." Häckel betont das Fremde an den Juden, zumal bei der noch immer wachsenden „Macht des Nationalen", und schließt sich an Schmoller an. Mischehen werden als „das beste Mittel, alle Differenzen zu verwischen", von Buls, dem Bürgermeister von Brüssel, empfohlen. Ablehnend verhält sich zwar nicht gegen Nationalität, aber gegen Rasse als Schwerpunkt der Frage der französische Nationalöconom Anatole Leroy-Beaulieu: „Die deutsche Art, die Nationalität auf die Rasse zu stellen, scheint für unsere französische Gewohnheit so thöricht und reactionär, wie die russische Art, sie auf die Einheit der Religion zu stellen."

Viertens fällt auf, daß ziemlich allgemein den Juden selbst ein gut Theil der Schuld an der Sache beigemessen wird. Charakteristisch dafür ist die Aussage Wilhelm Foerster's, des Astronomen und Führers der „Ethischen Gesellschaft": „Für diese Zustände sind die Juden keineswegs allein verantwortlich, aber in den germanischen und slavischen Ländern haben sie einen sehr erheblichen Antheil an den dadurch entstehenden Nöthen und Leiden. Der Willens- und Geisteskraft der vielen edeldenkenden Juden liegt daher in erster Stelle die Verpflichtung ob, an der vernünftigen Umgestaltung unserer wirthschaftlichen Zustände kräftig mitzuarbeiten. Es ist erfreulich, zu sehen, wie viele dies begriffen haben und mit Hingebung am Werke sind." Die guten Eigenschaften der Juden bleiben nicht unerwähnt: das irische Bürgerthum „bewundert ihre unvergleichliche, wahrhaft fürstliche Wohlthätigkeit", wie der Ire Healy berichtet. Auffällig ist aber doch, daß die Kritiker der Frage sonst gar nicht näher darauf eingingen; auf die unschätzbare Ueberlegenheit z. B., die der Jude durch seine im Ganzen sehr sorgsame Hygiene über den alkoholpsychotischen Deutschen besitzt, über den Deutschen, der durch narcotische Begeisterung an der Hand seines Erbfeindes des Alkohols, den weniger begeisterten Feind — einen künstlich geschaffenen Feind — und seine irdische Nüchternheit zu überwinden glaubt.

Was aber den Leser recht sehr wundern dürfte, ist das fast völlige Fehlen zweier Gedanken, die doch unentbehrlich scheinen. Erstens der Einsicht, daß die ganze Frage nicht Eine, sondern eine Menge von Fragen ist, also nicht, wie fast immer, über Einen Leisten, sei es diesen, sei es jenen, geschlagen werden darf. Wozu noch dies kommt, daß jene Menge von Fragen sich wieder von Ort zu Ort, von Gelegenheit zu Gelegenheit u. s. w. in einigen ihrer Bestandtheile ändert; nur ein Stück von dieser Verschiedenheit leuchtet aus unserer internationalen Revue hervor, die neben den „antisemitischen" Ländern Deutschland und Frankreich drei vom Antisemitismus völlig freie Länder, Spanien, England und Skandinavien zeigt. Zweitens fehlt eine Beachtung der culturellen und ethischen Verschiedenheit zwischen Juden und Nichtjuden. Dem Alltagsblick, namentlich im Deutschen Reich, mag es ja scheinen, als sei jene Verschiedenheit bereits in der einheitlichen modernen Cultur aufgegangen; genaueres Zusehen zeigt sie uns doch wieder und zeigt sie zumal in dem Licht, in dem sie Richard Wagner und Friedrich Nietzsche geschaut. Jener wies am jüdischen Nationalcharakter und ihrem Gebahren einen Zug des Secundären, des Verwerthens fremder Production nach, das bei den Juden den Agenten-Eindruck hervorbringt; dieser zeichnete sie als die Nation des Hasses und Ressentiments, als das auserwählte Volk des großen unerbittlichen Egoisten Jehovah im Gegensatz zu dem großen unerbittlichen Altruisten, dem für Nietzsche so ungöttlichen Gott am Kreuz: Christus. Das alles sind Züge, die wenigstens für Viele in der That den Juden kennzeichnen, für die einen zu seinem Lob, für die anderen zu seinem Tadel. Eine Auseinandersetzung damit aber fehlt bei jenen reichlich drei Dutzend Beurtheilern fast ganz. Im Zusammenhang damit steht der Umstand, daß jüdischer Charakter vom jüdischen Milieu abhängt; hier läßt sich vielleicht be-

*) Der Antisemitismus. Ein internationales Interview. Berlin, S. Fischer.

merken, daß der Jude wesentlich anders ist, je nachdem er entweder ganz im unverfälschten Judenthum steckt — wo er wieder alle Stufen vom Edelsten bis zum Plebejischesten durchläuft — oder noch als Jude unter Juden im Verkehr mit den Nichtjuden aufgeht, oder endlich ganz in nichtjüdische Cultur eingebettet ist. Im dritten Fall verlieren sich die zum Antisemitismus drängenden Eigenschaften an ihm so sehr, daß fast entgegengesetzte zum Vorschein kommen; im ersten Fall sind jene Eigenschaften noch nicht so weit herausen, daß sie für seinen Nachar zum unabweisbaren Kampfproblem werden; im zweiten, dem Fall Oesterreichs, haben sie sich so voll entfaltet, daß das Ausbleiben eines Antisemitismus fast ein Wunder wäre. —

Soviel über die eigentliche Absicht der vorliegenden Antwortensammlung. Das Buch selbst läßt aber diese Absicht zum großen Theil zurücktreten. Schon nach einigen Interviews weicht das Interesse am Fragethema dem am Interview und am Interviewten selbst; wir vergessen fast den Antisemitismus und achten um so mehr auf die Persönlichkeiten seiner Beurtheiler. In der That bietet jene Documentenreihe zugleich ein Museum zeitgenössischer Porträts. Deutsche Schriftsteller, zumal Professoren, dann französische, spanische, belgische, englische, skandinavische Politiker und Künstler ziehen, meist mit ihrem individuellen Heim, an uns vorüber. Der Schausteller selbst bleibt scheinbar ganz im Hintergrund; und auch wer ein Buch des Stillturners Hermann Bahr grundsätzlich nicht lesen will, kann hier ohne viel Gewissensbisse eine Ausnahme machen, wie denn dieses Werk auch nicht recht ein Object der Kritik ist. Indessen steckt nun doch mehr Darstellungskunst drin, als Anfangs scheint. Die durchschnittlich nur 5 bis 6 Seiten langen Berichte geben ganz scharfe Bilder; die Wiedergabe der Antworten ist ersichtlich retouchirt. So wird Schmoller zuerst als Lehrer geschildert, an dem sich die Schüler freuten, „wie bedächtig und behutsam er jede Sache zu wenden und zu deuten wußte, bis jedesmal am Ende sich für und gegen glich und man die Entscheidung noch etwas verschieben mußte, weil die Frage augenscheinlich noch nicht reif war. So haben wir bei dem Meister der historischen Nationalökonomie sehr viel gelernt, bis wir zuletzt gar nichts mehr wußten.“ Und jetzt beginnt er „jeden Satz mit ‚Vielleicht‘; für ‚Nicht‘ wird ‚Kaum‘ gesagt und ‚Etwa‘ darf nicht fehlen. Wenn er es manchmal vergißt, so hört man es doch immer aus dem Tone.“ Damit vergleiche man nun den Sozialisten Cluseret, wie er mit dem Ansichtensäbel dreinschlägt: „Ich bin Freidenker, absoluter Freidenker, radicaler Freidenker“ u. s. w. Einen bedeutenden Gegensatz zu Schmoller bildet auch Wagner. „Er ist ein moralischer Impressionist, der jedem momentanen Drange gehorcht und immer mit allen Kräften und Trieben seine ganze Natur in den Dienst der letzten Empfindungen stellt. Aber diese wird jedesmal von seiner reizbaren, unduldsamen und herrischen Rechtlichkeit bestimmt, die nicht paktirt. Er sieht an jeder Reihe bloß den einen Punkt, der etwa heikel ist und einen Wehrlosen kränkt, und gegen ihn setzt er sich ein. Er ist immer gegen die Menge“ — und an diesen Hörnern faßt ihn der Interviewer. Wie er seinen Mitunterredner reizt und ärgert, und der wieder ihn; wie sie einander Widerreden und Grobheiten an den Kopf werfen; und wie dabei Wagner trotz seiner Wuth über den Zeitungsschreiber, dem man nichts ungestraft sagen darf, mit seinen Ansichten herausrückt — das ist gar ergötzlich. In ähnlicher Weise zankt sich der Autor mit seinem Freund, dem Anarchisten Mackay, herum.

Noch die verschiedensten Leute ziehen vorüber. Unter den alten Berühmtheiten erscheint Mommsen, dem der Antisemitismus „die Gesinnung der Canaille“ ist, dem er „wie eine schauerliche Epidemie, wie die Cholera“ erscheint. Unter den neueren Berühmtheiten die Muster eines Adels in mehrfachem Sinn: der „rothe Prinz“ Heinrich zu Schoeneich-Carolath und der Anreger eines „einigen Christenthums“, v. Egidy. Gewiß neu sind uns die Einblicke in's Spanische: von der spanischen Inquisition meint Rochefort, „die meisten Leute wissen gar nicht, daß sie ursprünglich gegründet wurde, um nach der Herkunft der jüdischen Reichthümer zu forschen.“ Zorilla aber erkennt in der einstigen Vertreibung der Juden den „größten Frevel an unserem Lande“, „ein unverzeihliches Verbrechen an der Zukunft unseres Volkes. Mit den Mauren hat man die Cultur vertrieben, mit den Juden die Industrie, den Handel, alle Mittel der bürgerlichen Wohlfahrt. Dieser selbstmörderischen Wuth schulden wir das unsägliche Elend unseres Volkes.“

Oesterreich fehlt ganz, vielleicht weil's dort die wenigste Gelegenheit zur parteilosen Betrachtung gibt. Nur Hermann Bahr selbst bietet, nicht ohne Störung der sonst erreichten Objectivität, einen Ersatz: für ihn bestätigt sich (im Schlußwort) aus der Kraftlosigkeit der Gründe für und gegen den Antisemitismus die (vorwortlich gegebene) eigene Definition: „Morphinismus der kleinen Leute,“ und bestätigt sich die Vermuthung, daß er „aus einer besonderen Disposition der Nerven kommt, als eine hysterische Begierde. Ergriffenheit durch eine Leidenschaft, Sturm und Rausch der Seele begehren viele. Weil sie in dieser verlassenen Zeit keine große Liebe finden, schlürfen sie die Narcosen des Hasses. Man müßte nur ein Ideal für sie suchen.“

## Historische Romane und Epen.

Der Maler und Vendômesäulenstürzer Courbet pflegte vor den Heiligenbildern seiner akademischen Gegner seine Schüler spöttisch zu fragen: „Er malt Engel — hat er vielleicht einen gesehen?“ Mit diesem alle Phantasie und Intuition, das dichterische Schauen leugnenden Worte könnte dem historischen Roman das Daseinsrecht leichtherzig abgesprochen werden. Es ist auch von hitzigen Kritikern mehrfach geschehen, und der unglückliche „Halbbruder des Dichters“, der ohnehin nicht aus der Prosa heraus kann, gilt auch heute noch Vielen besonders dann nicht für voll, wenn er archäologische Romane schreibt, die ja ebenso sehr die nüchterne Arbeit des Gelehrten als den göttlichen Leichtsinn des Dichters erfordern. Gleichwohl läßt sich die Production nicht abschrecken. Eine Zeit lang durfte sie um so eher der Kritik trotzen, als sie von der Gunst des Lesepublikums getragen war. Auch heute, wo die Beliebtheit der Ebers, Dahn, Wolff ihren Höhepunkt längst hinter sich hat und die Bücher schenkende oder empfangende Weihnachtsmaid nicht mehr so bereitweilig für diese egyptischen, römischen oder altgermanischen Culturgemälde sich begeistert, sind die historischen Erzählungen keineswegs auf den Aussterbe-Etat gesetzt, sie begnügen sich nur mit einem kleineren Publikum. Der historische Roman wird bleiben, gerade so, wie die längst todtgesagte Operette. Ein großes Talent genügt, um jederzeit auch diesen Todten neues, frisches Leben einzuhauchen.

Galvanische Zuckungen sind es allerdings nur, was wir in Georg Ebers' neuester Schöpfung: „Kleopatra“*) beobachten. Da zeigt es sich leider recht in die Augen springend, wie rückständig ein Theil der „Größen“ unserer Erzähler empfindet, wie sie des neuen Geistes nicht einen Hauch verspüren. Was hätte ein moderner Poet aus diesem prachtvollen Stoffe gemacht! Ein bezwingend großartiges Bild der sonderbar aus asiatischen und griechischen Elementen gemischten Cultur des märchenhaften Nillandes wäre geschaffen worden; dem Zusammenstoß zweier Zeiten, dem Untergang einer Welt hätten wir athemlos zuschauen dürfen. Was aber thut Ebers? Königin Kleopatra, deren „Rettung“ er versucht und die er, den Titel des Romans in einer altmodischen Vorrede noch dick unterstreichend, offiziell zur Heldin seines Werkes krönt, wird unter seinen Händen zum Fatum zweier herzlich gleichgültiger Liebesleute; die trockene Geschichte dieses Pärchens füllt den größeren Theil des Romans, und erst als er sich zu Ende neigt, tritt die Hauptperson einigermaßen in den Vordergrund. Sie kommt uns deshalb nicht näher. „Homo sum“, hat Ebers einen seiner Romane genannt, aber ihm ist Menschliches immer fremd geblieben. Die wunderschöne, sinnenheiße Buhlerin, die von allem Glanz decadenter Poesie umwitterte, gekrönte Nilhexe wird unter seinen Händen eine an Tugend und Philisterthum

*) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

reiche Königin-Mutter, die zwar viel auf ihre Schönheit hält, sich auch in allen Ehren das Vergnügen einer wilden Ehe gestattet, aber sonst sämmtlichen Pflichten einer braven, sentimentalen Frau und arbeitwüthenden Regentin nachkommt. Ach, diese „Rettung" der sündhaft herrlichen Messaline Alexandriens, die uns für ein sinnberauschendes, von den discretesten, feinsten Reizen umwobenes Meisterwerk der Natur die farblos langweilige, ehrbare Künstelei eines dichtenden Professors giebt! Sonst gießen Dichter von ihrer Poesie in den historischen Stoff, den sie sich erwählt; Georg Ebers aber will einen prächtigen Charakterkopf ohnegleichen, eine Sphinxschönheit, ein dämonisches Gedicht aus der an Poesie und eigenartigen Menschen so armen Weltgeschichte fortstreichen. Ein braves, heißliebendes, groß denkendes Weib mehr in der Historie – dessen bedarf es nicht, unsere Hofgeschichtschreiber haben schon für Hunderte dieser Art gesorgt; aber eine Kleopatra dürfen wir uns nicht „retten" lassen. Die Gründe übrigens, die Ebers für die historische Wahrheit seiner Darlegungen anführt, sind durchaus haltlos; was soll man z. B. dazu sagen, daß er die Hymne des Horaz an den siegreichen Octavian, worin Kleopatra eine „non humilis mulier" genannt wird, als Beweis für seine Theorien angiebt?! Er behauptet, Horaz hätte ungeheuer viel gewagt, als er Kleopatra ein „keiner Niedrigkeit fähiges Weib" nannte, hätte aber der Wahrheit zu Liebe selbst den Zorn des Triumphators nicht gescheut. Wie kurzsichtig! Gerade dadurch, daß der geistvolle Hymnensänger die besiegte Feindin als eine würdige und große Feindin hinstellte, erhöhte er den Ruhm des Siegers und sagte ihm die feinste Schmeichelei. Dieser eine Zug aber kennzeichnet Ebers' Verständniß für das Alterthum und das menschliche Herz. —

36 Bogen stark ist das Buch, und überall zeigt es deutliche Spuren rastlosen gelehrten Fleißes; niemals indessen taucht ein genialer Zug auf, der blitzartig die Zustände, die Zeitstimmung, die Personen beleuchtete. Tausend Details sind zusammengeleimt, doch kein einheitliches Bild ist daraus entstanden. Eine Menge Blumensamen im Schubfach — er liegt da, keimkräftig, wohl geeignet, wunderbare Blüthen zu treiben, aber die Muttererde fehlt, das Dichtergemüth, und die Sonne, das zeugende Genie. Ebers ringt mit seinem Stoff, daß man den Schweiß triefen sieht. Eine bleierne Langeweile lastet, Dank der unbeholfenen Art der Exposition, über dem ersten Theile des Buches; weitschweifige Beschreibungen, philosophistisches Geschwätz sollen mühsam eine Stimmung erzwingen, die der Dichter mit zehn Worten hervorzaubern würde. Bilde, Künstler, rede nicht!

In seinen Fußstapfen wandelt Alfred Dove in seinem breit angelegten Roman: „Caracosa".*) Es ist eine wahre Ueberraschung, denn der Sohn des großen Physikers hatte sich bisher als gelehrter Historiker trotz seiner dreimaligen Redacteurschaft bei den „Grenzboten", am „Neuen Reich" und der „Allgemeinen Zeitung" ausschließlich als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber bewährt. Nun steht der ordentliche Professor von ehemals plötzlich als Romandichter vor uns. Mit einigem Mißtrauen geht der Kenner seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter Friedrichs des Großen an diese dichterische Arbeit heran. Dort stand der Poet dem Geschichtschreiber nirgend im Wege, wird jetzt das umgekehrte Ereigniß werden? Aber nein, wir lesen und lesen und sind schon nach den ersten Seiten erstaunt über die leicht und anmuthig gestaltende Kraft und die Abwesenheit fast jedes gelehrten Zöpfchens. Daß der Herausgeber der Doppelchronik von Reggio in der italienischen Städtegeschichte der Frührenaissance genau Bescheid weiß, nimmt uns keineswegs Wunder, und wir unterfangen uns nicht, ihm einige willkürlich umgestaltete Facta auf's Kerbholz zu schreiben, denn es ist sein gutes Dichterrecht. Was uns aber mehr gilt: den Geist jener Zeit hat er mit intuitiver Kraft geschaut und darzustellen gewußt. Es ist ein großartiges Bild jener ereignißschweren Tage, da, mit Dante zu sprechen, in dem kleinen Bergnest Assisi „der Welt aufging eine Sonne", da Friedrich der Zweite von Hohenstaufen manches angstbebende oder fanatische Gemüth an den leibhaftigen Antichrist gemahnte, da auf das sinkende Kaiserthum der Streit der Patrizier und Tyrannunculi im Stil eines Ezzellino und seiner Nachahmer folgte, da das Unwesen der Ketzerrichter, Hallelujaschreier, Kinderprediger, Geißler und andere „Epidemien des Seelenlebens" Menschenopfer ungezählt forderte. In diese politisch-religiöse Umwelt stellt der Verfasser seine Heldin Caracosa, und es ist nicht, wie ihr Name vermuthen ließe, ein harmloses „liebes Ding", sondern eine echte Heldennatur, Richterin und Rächerin im Sinne Conrad Ferdinand Meyer's. Als die Waise eines als Ketzer hingemordeten Brescianer Edeln wird sie im Hause des nicht einmal verwandten Ritters di Adamo aufgenommen, und unfreiwillig bringt sie Unheil über Unheil in die Familie. Die zwei Söhne treten ihretwegen in den furchtbaren Orden der Bettelmönche, der eine aus Haß, der andere aus Liebe und ein dritter (natürlicher) Sohn fällt im Augenblick, wo sie ihn durch kaiserliches Rescript legimitiren läßt. Am Tage ihrer Hochzeit mit dem wackeren Leonardo Botieri wird sie zugleich Wittwe. Die verbannten Guelfen überrumpeln die Stadt, ihr Gemahl fällt ihm Zeikampf, und zuletzt will der neue Tyrann von Padua, Giberto della Gente (historisch Correggio geheißen), der sie aus der Stadt verweist, ihr und den Ihren auch noch Haus und Hof nehmen. Er ist der Mörder ihres Gatten, aber sie rächt sich — ein feiner Zug! — nicht heroisch an ihm, sondern überlistet ihn mit weiblicher Schlauheit, indem sie schnell und heimlich ihr Haus der Kirche vermacht. Voll heiterer Laune, siegesgewiß und groß, verläßt sie die Stadt und zieht auf eines der drei Schlösser ihres Verehrers Manfredo della Gente. Mit ihm schließt sie dort insgeheim einen neuen Herzensbund und stirbt auf der Höhe des harterkämpften Glückes durch einen Sturz vom Pferde, als sie einen Zug Flagellanten zur Umkehr bewegen will.

Es ist ein biographischer Roman. Wir begleiten die Helden von ihrem Eintritt in das Parmesaner Ritterhaus bis zu ihrem Ende. Kind, Jungfrau, bräutliche Frau, Geliebte — „aus der Kaiserin, dem Cherub, dem Engel des Gerichts war ein Weib wie andere, ein liebendes Weib geworden!" und immer steht sie plastisch und lebendig vor dem Leser. Es ist eine wirkliche dichterische Leistung, die volle Anerkennung verdient. Viel weniger ist der Held Ognibene gelungen. Anfangs begreifen wir ihn, und alles ist hübsch sauber motivirt und psychologisch vertieft. Zuletzt aber bekommt der ganze Charakter einen Knick. Der Sybarit und weltmännische Mönch ist ein anderer, als der Fanatiker, der dem väterlichen Fluche trotzt: er hätte auch unter dem Einflusse seines Bruders schwächer und schwankender gezeichnet werden sollen. Von den anderen Figuren ist vor Allem der wackere Guido di Adamo gut charakterisirt, nicht minder gelungen sind die komischen Typen, der philosophische Schuster Asdente, der das Wesen der Menschen an ihrem Pedal erkennt, der schwätzerische Barbier Cortopasso, die Klatschschwester Rica, ihr Mann aus der Portierloge und ihr Sohn Pinchilino. Nur schade, daß die Träger der weitverzweigten und zerfahrenen Handlung in dem Gewühle der Haupt- und Staatsactionen und deren Träger so oft verschwinden, daß es kaum noch gelingt, sie von einander zu unterscheiden. Manches ist vortrefflich, wie der Abschied des künftigen Mönchs von seiner Gattin, die nach dem Gebote gleichfalls den Schleier nehmen muß, der Besuch ihres Kindes im Kloster, der kaiserliche Elephant in Padua, die Erstürmung von Victoria, und wer den ersten Besuch des Kaisers bei Adamo geschrieben hat, verdient neben Freytag, Dahn und Taylor-Hausrath ehrenvoll genannt zu werden. Der Schluß fällt leider ab, wie denn überhaupt das Buch um die Hälfte zu lang ist. Dove versteht sich noch nicht auf die Composition. Seine Erzählung springt vor- und rückwärts wie die Echternacher Prozession. Wichtige Ereignisse werden erst nachträglich und nicht immer am richtigen Ort erzählt, und die Eintheilung in Bücher ist so willkürlich als möglich. Der erste Band schließt mit der weitläufigen Vorbereitung einer Entführung, von deren Mißlingen erst später flüchtig die Rede ist — ohne Zweifel, weil dort der Leser ganz furchtbar auf das Weitere gespannt werden soll. Dem Stil eines bloßen Weihnachts-

*) Stuttgart, Cotta Nachf.

märchens für höhere Töchter entspricht es ferner durchaus, daß über die illegitime Verbindung der schwer geprüften Heldin mit dem Gatten einer im Wahnsinn versunkenen aber annoch lebenden Frau so vorsichtig hinweggegangen wird, während es doch gerade an diesem Punkte galt, culturgeschichtlich Farbe zu bekennen und die Sittenlosigkeit der Zeit trotz aller Strafmöuche zu betonen. Wir glauben auch nicht, daß Caracosa's folgenschwerer Kuß im Thorweg als tragisches Motiv verwandt werden durfte. Die Italiener sind bekanntlich in ihrer Zärtlichkeit auch heute noch expansive Naturen, und die lockeren Parmesaner des 13. Jahrhunderts hätten über den Kuß, den ein fast zur Familie gehöriges junges Mädchen ihrem aus der Schlacht heimkehrenden Quasi-Bruder im Ueberschwange der Wiedersehensfreude gibt, gewiß nicht so strenge geurtheilt, wie etwa eine sittige deutsche Pensionatsjungfrau. Das scheint uns eine der wenigen Stellen, wo Dove in die historische Maskerade der Ebers und Wolff verfällt.

Er ist überhaupt noch ganz ein Erzähler der alten Schule. Mehr Dahn als Flaubert. Er stellt nicht dar, sondern erzählt, spielt den Erzähler. Die Handlung wird in breite und oft überflüssige und kleinliche Dialoge aufgelöst, und der verbindende referirende Text mit historischen Excursen und — was schlimmer ist — mit moralischen und anderen Betrachtungen ausgefüllt. Dove spricht noch höchst altfränkisch von „unserer Heldin" — „unsere Augen suchen das Haus" — ein Schritt weiter und wir sind wieder beim „lieben Leser" und der „schönen Leserin" angelangt. Manche dieser Bemerkungen sind recht hübsch, andere etwas weniger. Man höre z. B. folgende Belehrung, die vom Hundertsten in's Tausendste kommt: „In einer berühmten provenzalischen Tenzone jener Tage wird im Wechsel der Strophen das Problem poetisch hin- und hergeworfen, wer am meisten verliebt sei: der dem Drange nicht widerstehen kann, von seiner Dame allerwärts zu reden, oder, der ihrer schweigend gedenkt. Das deutsche Volkslied hegt darüber keinen Zweifel, es bezeichnet als die am heißesten brennende Liebe, die heimliche, von der niemand nichts weiß. Und gewiß verzehrt sich das rauchlose Pulver gründlicher, als das dampfende. Allein die explosive Mischung des menschlichen Gemüths hat eben von Natur verschiedene Grade, die wir Temperamente zu nennen gewöhnt sind. Sein Herz gehörte zu denen, bei welchen es, wenn sie im Feuer lodern, ohne den Qualm der Redseligkeit nicht abgeht" u. s. w. Oder: „An häuslichen Arbeiten ward damals äußerst wenig verlangt — keine verweichlichte Mama unserer Tage, kein practischer Arzt, der sich aus Mangel an Patienten auf Hygiene stürzt, hätte im 13. Jahrhundert Gelegenheit gefunden, die tiefsinnige Lehre von der Ueberbürdung der Schüler aufzustellen." Solche „herzige" Stellen à la Julius Wolff zerstören natürlich jede Stimmung, auch wo sie minder ironisch und geschmacklos sind. „Sie warf sich stolz in die dafür reichlich Raum gewährende Brust." Dazu kommt eine geradezu krankhafte Sprechwuth aller Personen. So wird uns beim Hochzeitfest, wo es doch viel Interessanteres zu schildern gab, der Wortlaut nicht einer einzigen Tischrede geschenkt. Und noch eins. Der Verfasser ist mit Spreewasser getauft, aber wozu müssen seine Parmesaner nun auch berlinisch reden? Wenn sie von „verheddern" sprechen — „es fehlt nur noch derjenige welcher" — „er ist drunter durch" ꝛc., dann fährt der Leser unwillkürlich mit einem entrüsteten „Nanu!" dazwischen.

Ein Dichter, der nicht wie Ebers und Dove der mühseligen Gelahrtheit bedarf, um uns in fremde Zeiten zu versetzen, sondern der mit dem Zauberstabe des Genius das Alte, Ueberlebte, Todte wieder auferstehen läßt, ist Richard Nordhausen. Er sieht wirklich Engel, mit Courbet zu reden. Uebrigens ist er nicht bei seinem Opus I. Schon vor ein oder zwei Jahren erschien ebenfalls im Leipziger Verlage von Carl Jacobsen sein epischer Erstling: „Joß Fritz der Landstreicher", der uns leider erst jetzt bekannt geworden. Er spielt in den Tagen des schwäbischen Bauernkrieges, und die Fülle markiger Gestalten, das lodernde Feuer, der hinreißende Schwung ließen von künftigen Gaben das Höchste erwarten. Der zweite und neueste Wurf des Dichters: „Vestigia leonis, Die Mär von Bardowiek" bedeutet die Erfüllung aller Hoffnungen. Der Anfänger hat sich vertieft und ist gereift; er beherrscht die Form besser, und auch der harmonische Aufbau der Handlung gelingt ihm vortrefflich. Da ist alles geschlossen und kraftvoll-sicher, kein Qualm der Redseligkeit, keine breiten Naturbilder stören hier den behaglichen epischen Fluß; auch die Liedereinlagen, die früher alle um einen oder zwei Verse zu lang und nicht recht sangbar waren, sind weggefallen. Nichts erinnert mehr an die Vorbilder Scheffel und Wolff. Von allen seinen jungen Mitstrebenden ist keiner so selbständig und originell ohne Orginalitätssucht. Diesmal hat er, gleich Alfred Dove, seinen Stoff dem 13. Jahrhundert entnommen. Was weiß das große Publikum von Bardowiek, dem preußischen Flecken, den sogar der allwissende Bädeker mit drei dürftigen Zeilen abthut! Etwas, aber nicht viel mehr, melden Brockhaus und Meyer: sie erwähnen brüderlich den blühenden Gemüsebau und Sämereihandel der heutigen Bewohner, daß das Nest durch drei Jahrhunderte die reichste Handelsstadt in Norddeutschland war, und daß Herzog Heinrich der Löwe, dem sie die Thore verschloß, sie bis auf den Grund zerstörte. Seine hohnvolle Quittung: Vestigia Leonis, die er in die Quadern des Domes einmeißelte, ist später in eine gothische Hallenkirche verbaut worden und noch heute zu lesen; sie bildet das Leitmotiv und den Titel dieser epischen Dichtung:

„Des Himmelstürmers Spur verweht im Sand,
Doch unauslöschbar soll durch Ewigkeiten
Des Rächers Löwenspur, Ihr Mörder, leuchten,"

mit diesen Worten wirft Heinrich selbst die herostratische Fackel in den Dom. Es geschieht aber hier nicht nur zur Strafe der verletzten Vasallentreue, sondern als Rache für den Tod seines natürlichen Sohnes Harald. Die herkömmlichen Kämpfe des Mittelalters zwischen Bürgerschaft und „Geschlechtern" sind ja keineswegs, wie man nach Dove glauben könnte, ein Vorrecht der italienischen Renaissance. Nordhausen hat den gleichen Jammer hübsch in der Nähe, hinterwärts der Lüneburger Haide, gefunden. So wogt denn auch in Bardowiek der Bürgerkampf hin und her, und der erste Gesang — warum Julius Wolffisch „Aventiure", da doch, zum Unterschied von diesem, der neue Dichter geschmackvoll weder mit „Tjost", noch mit „Sälde" ꝛc. cokettirt? — zeigt uns wirkungsvoll die ewige Antithese des Menschendaseins: im Prunksaal die hochzeitfeiernden Handelsherrn, unten vor dem Haus das hungernde Volk. Der Sturm gelingt unter der Anführung des aus der Fremde heimkehrenden Fürstenbankerts Harald. Natürlich gibt es zwischen Herren und Zünften nur einen faulen Frieden. Harald, der Sozialaristokrat, wird von seinen ungleichen Genossen mit Mißtrauen behandelt und sogar tückisch verwundet. Eine alte Liebe zu der eben vermählten „Geschlechterin" erwacht wieder in ihm, und während das Volk führerlos draußen kämpft, liegt der Ehrvergessene im Arm der Liebe, ganz wie wir es alle aus den „Hugenotten" kennen. Doch Maria ist die richtige Judith ebenso wenig, wie Harald ein Holophernes; sie berauscht und erschlafft ihn nur, aber tödtet ihn nicht. Indessen ist die Stunde versäumt. Zu spät besinnt er sich auf seine Pflicht und fällt im Einzelkampfe gegen die eindringenden Mannen seines Vaters.

Die Handlung spricht nicht gerade für eine besondere Erfindungsgabe, aber die Bilder und Gestalten, die der Verfasser daraus schöpft, sind um so höheren Lobes werth. Alle Farben und Töne stehen ihm zu Gebote. Das im Stile Hamerling's und Makart's entworfene Tableau der Hochzeit, der derbe Humor des Malers Heini Hoyer, die bei aller Schwüle doch keusche Schilderung der intimen Schönheit Marias und ihrer Verführungskünste, die lustigen Bilder aus Pascha Saladins Keller, der mädchenhafte Reiz Jussunde's und ihr Todesgang, die arg romantische Hexenküche, die grause Zerstörungskatastrophe mit Heinrichs überragender Heldengestalt, die Patrizier, Bürger, Handwerker — der Verfasser zeichnet alles mit ein paar Strichen lebensprühend vor uns hin. Am wenigsten gefällt uns noch der Held Harald selbst, der doch vom Dichter besonders liebevoll bedacht ist. Er leidet an einem Zuviel in der Charakteristik. Er soll ein „Sonnenaar"

sein, ein Kriegs- und Volksheld, zugleich aber auch ein stark-geistiger Grübler und Träumer. Ja, er wird mehrfach ein Dichter genannt, ohne daß uns der Grund für diese Unterstellung erklärt würde.

„Ich steig empor, ein Held im Streit
Und ein Poet von Gottes Gnaden" . . .

Es ist eben der gewöhnliche Fehler junger Dichter, daß sie sich mit ihrem Helden identifiziren, aber die hamletische Beimischung — vielleicht sollte sie recht modern complicirt sein? — nimmt der Figur die klare Bestimmtheit und macht sie nur noch zum Sprachrohr des Autors. Verstehen wir ihn recht, so beabsichtigte er, den epischen Kampf von außen in die Seele des Helden zu verlegen. Zu diesem Zweck hat er dessen Charakterentwickelung sorgfältig durchgeführt und mit psychologischen Geistesblitzen versehen, die seinen Helden oft genialisch durchleuchten. Es fragt sich nur, ob das Epos mit allen seinen poetischen Kunstmitteln eine solche Verinnerlichung verträgt. Unseres Erachtens ist das Drama mit seiner Vergegenständlichung durch die Schauspielkunst und der Roman mit der Möglichkeit subtilster Prosa-Analyse viel besser dazu geeignet. Nordhausen ist genöthigt, zu schwerfälligen Monologen und erklärenden Schilderungen zu greifen, wodurch die strenge epische Form fast gesprengt wird.

„O diese Zwerge, die im höchsten Rausch
Des Geistes, im verwegenen Sonnenfluge
Nichts als die blöde Gier nach Herrschaft sehen,
Nichts als gemeinen Lohndienst! Schweißte ich
Aus Sternen mir ein schimmernd Diadem,
Schlüg ich des Himmels nächtig schwarze Seide
In stolzem Faltenwurf um meine Glieder —
Sie glaubten noch, ich raubte all die Pracht,
Um sie beim Handelsjuden zu verkaufen.
Das ist's: was ich in tiefster Seele hüte,
Als prangend Kleinod — reine Menschenliebe,
Was mich zum Gott gemacht und mich gestärkt
Im Kampfe wider mich — mit plumpem Finger
Zerschlagen sie's, und Bleigewichte hängt
An meines Geistes Fittiche dies Volk."

Das ist ja Alles sehr schön gesagt, aber es überzeugt uns doch nicht, und wenn wir von der Dichtung scheiden, so bleibt trotz aller Rhetorik ein zweifelhaftes Bild zurück: ein renommistischer Schwächling, der nicht weiß, was er will, der bekannte Mann zwischen zwei Frauen, der sich für keine entscheiden kann, beide betrügt und im Buch wie im Leben Sympathie und Interesse verscherzt. Der Verfasser hätte jedenfalls den Widerstreit in der Seele des Helden äußerlich mehr objectiviren müssen. Da wäre es wohl besser gewesen, das auch heute noch furchtbare Bastardmotiv ganz in den Vordergrund zu stellen und vor Allem Heinrich den Löwen selbst als Gegenspieler statt als bloßen Popanz eingreifen zu lassen. Handelte es sich um ein Theaterstück, so wäre eine Begegnung zwischen Vater und Sohn im Feldlager unumgänglich nöthig und zugleich Kern und Höhepunkt des Dramas. Hier aber zeigt man uns nur die Reflexwirkung der gleichsam in den Zwischenact verlegten Unterhandlung zwischen Vater und Sohn. Referirend bloß erfahren wir etwas davon, und der intrigante Abt und der eifersüchtige Heini Hoyer sagen dem Harald noch lange nicht alles, was ihm der Vater sagen konnte. Dann mußte freilich der Conflict ganz anders aufgegriffen werden. Kein verbrieftes Recht auf Bardowiek sollte Harald von Anfang an besitzen: er müßte sich seine Fürstenkindschaft und seine Krone vom Löwen selber erst fordern. Dann hätte er natürlich in der Fremde, nicht in seiner Mutterstadt aufzuwachsen und erst jetzt als Volksbefreier das Geheimniß seiner Geburt zu erfahren. Nun, der Dichter hat anders entschieden und wird wohl seine besseren Gründe haben. Sicher ist, daß sein Sachsenherzog als spukhafter Vernichter der Stadt und Dämon ex machina, der nicht redet sondern handelt und durch die bloße Wucht seines Namens wirkt, eine gewaltige Erscheinung ist und das Werk mit einem starken Effect beschließt.

Hat uns der Dichter also fürs erste von der Möglichkeit eines psychologischen Epos noch nicht zu überzeugen vermocht, so gebührt ihm wenigstens das Verdienst, ein neues schönes Ziel gezeigt zu haben. Er, wie kein anderer, wäre berufen, es zu erreichen, denn seine poetische Kraft, seine Sprachgewalt und sein ernstes Streben befähigen ihn dazu. Auch seine formelle Meisterschaft ist groß. Keine falschen Reime, die trotz Platen auf unserem Parnasse noch immer wuchern, keine leeren, trivialen, gezwungenen Stellen, keine Flickwörter und keine Reminiscenzen, alles Eigengewächs! Die poetische Anschauung überträgt sich mit suggestiv zwingender Gewalt auf den Leser. Alles ist mit dem Auge eines Malers geschaut und wiedergegeben, Farbe und buntes Leben, sogar die Gedanken werden „brennendroth" und „golden" genannt, — „Und in der Weißgluth ihrer üppigen Träume umstrickt das Weib ein farbiger Gedanke . . ."

„Wie die Edelwachsfackeln blutroth überglühn
Der Kleider brennende Farbenpracht;
Dies schreiende Gelb, dies grelle Grün,
Dies tiefe Blau — wie es funkelt und lacht!
Und wie schmutzig daneben, elend zerlumpt,
Die Armuth, wie krank und todtenfahl —
Das üppige Lachen, das Flüstern verstummt,
Und mählich wirds still und stiller im Saal."

In diesem malerischen Elemente steckt das wesentlich Moderne dieser gedankenreichen und kerngesunden Dichtung. Es ist ein wahrer Segen, daß es noch junge Poeten gibt, die nichts von saloppem Obenhin und decadenter Verrücktheit wissen wollen. Es gibt aber auch unter den Alten nicht viele, die den Blankvers mit solchem Erzklang zu erfüllen und etwa ein Stimmungsbild wie das folgende zu dichten verstehen:

„Nacht, der schwarze Todtenvogel
Schwebt mit leisem Flügelschlage
Ueber der verträumten Welt.
Dichtes Dunkel hüllt die Gassen
Schweigend, traurig ein. Zuweilen
Tanzt ein Lichtlein durch die Ferne,
Wie ein Irrwisch spukhaft, dunstig . . .
Nebel quirlen um die schmalen
Zeilen und ein feiner Regen
Prickelt wie mit Nadelspitzen;
Von der Haide kriecht die Moorfrau
Jetzt heran, die grauj'ge Alte,
Und an jedes Hauses Thüre,
Drin der Tod will Einzug halten,
Pocht sie dreimal mit dem Finger."

So sehen wir also, daß in diesem Wettkampfe nicht der arme „Halbbruder des Poeten", der überhaupt kein Kunstganzes zu schaffen vermag, sondern ein sorgloses, aber echtes „Dichterlein, so ein verträumter Bursch und Sternenseher", den Preis gewinnt. Möge die Gunst der Lesewelt das Urtheil der Kritik gutheißen!

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Im Negligé.

Von Carl Schultes.

Werner vom Brohl, der in feinsten Schweizer Gardinen und Stickereien machte, das Prototyp eines feschen Rheinländers, stach aus der Legion von Reiseonkeln weit hervor. Daß er den siebziger Krieg mitgemacht hatte und Premier der Landwehr war, gab seinem Auftreten etwas gar Schneidiges, und das wahr sehr gut; denn seine Touren führten ihn bis weit nach Rußland hinein, wo der Mann gar oft auf sich selbst angewiesen ist. Er reiste für ein großes Haus der Ostschweiz, und seine Stellung war ansehnlich, da er seiner vortrefflichen Sprachkenntnisse wegen — französisch, englisch, polnisch und russisch waren ihm wie seine Muttersprache geläufig — sich als große Stütze seines Hauses zeigte, die man gerne für immer gefesselt hätte. Der Himmel und das Glück hatten es aber anders bestimmt! Wie es sich für den Vertreter eines so berühmten Hauses schickte, der noch dazu den deutschen Reserveoffizier in sich hat, zeigte er in seinen Manieren den Mann von Welt, der aber doch den übermüthigen Rheinländer nicht ganz verbergen konnte.

Werner vom Brohl — das vom schrieb er so flüchtig, das man es für von lesen konnte — war mit einem Worte ein durch und durch nobler Kerl, stets hochwillkommen bei den Kunden, denen er das Beste und

Neueste vorlegen konnte, ohne mit sich handeln zu lassen, und den seine nicht offiziersmäßigen Concurrenten als schneidigen Patron und Kundenwegfischer mit ungünstigen Augen ansahen und fürchteten. Ich lernte ihn erst kennen, als er nach zehn höchst anstrengenden Reisejahren sich in einer reizenden Villa, wo der Rhein am schönsten ist, zur Ruhe gesetzt hatte. Er konnte sich das leisten, wenn auch nicht ganz aus Eigenem, doch als Gatte der einzigen Tochter eines sehr reichen russischen Großkaufmanns. Gelegentlich einer Rheintour machte ich auf dem Drachenfelse seine Bekanntschaft und die seiner stolz-schönen, aber höchst liebenswürdigen Gattin. Nach eintägigem Beisammensein — mein süddeutscher Humor hatte mir rasch sein Herz gewonnen — schleppte er den alten Landsknecht „Nobleus-Coblenz", wie er kalauerte, in sein prächtiges und doch rheinisch-urgemüthliches Heim.

Bei einer vortrefflichen Rheinwein-Bowle saßen wir uns eines schönen Abends in der weinlaubumsponnenen Veranda der Villa allein gegenüber, da die Hausfrau mit der Kleinen, welche wie sie selbst Sonja (Sophie) hieß, sich zur Ruhe begeben hatte. Die Hängelampe wurde angezündet, die langen, duftigen Holländer glühten, und nach einer Sprechpause, in der wir der famosen Bowle alle Ehre angethan hatten, sagte Werner plötzlich ganz unvermittelt: „Verehrter Freund, Sie scheinen gar nicht neugierig zu sein! Es gefällt mir zwar sehr an Ihnen, aber sagen Sie offen: möchten Sie denn nicht gern wissen, wie ich zu meiner lieben, herzigen Bessaraberin kam?"

„Im Stillen, lieber Werner, habe ich mir allerdings diese Frage vorgelegt, aber nachdem ich das Vergnügen hatte, Sie etwas näher kennen zu lernen, sofort dahin beantwortet: durch schneidige Eroberung; denn ohne Weiteres wird Ihnen, obwohl Sie Katholik sind, ein orthodoxer Stockrusse sein einziges Kind nicht zur Frau gegeben haben!" meinte ich, doch er entgegnete lachend in seiner rheinisch-jovialen Weise:

„Erobert, ich? Ach, Du heiliger Bimbam! Sie hat mich geentert im . . . Negligé! Freilich, es war eine verteufelte Komödie, bei der es beinahe an's Leben ging. Na, stoßen wir an auf das Wohl unserer Lieben, und dann trinken wir immer noch Eins, während ich Ihnen das tollste Abenteuer erzähle, das wohl jemals ein Reiseonkel erlebte.

* * *

In dem halbcivilisirten bessarabischen Neste Kischenew, das wohl an 60,000 Einwohner und, was Sie besonders interessiren dürfte, ein prachtvolles Theater hat, ein Nest, das von Juden und Zigeunern wimmelt und seiner Schwefelquellen wegen berühmt ist, wohnte mein Hauptkunde für diesen südlichen Theil Rußlands, der Altbürger und Großkaufmann Boris Tschinowitsoff. Trotz den nicht weit entfernten Handelsstädten Odessa und Cherson hatte mein Kunde Alles von sich abhängig gemacht, was Bedarf an appretirten Schweizer-Gardinen und Stickereien hatte. Der schlaue Patron handelte im Großen, wie ich im Kleinen mit allem Möglichen und Unmöglichen. Es war das stets ein Riesengeschäft für mein Haus, und für mich fiel so nebenbei ganz Erkleckliches ab. Ich war ganz fein Mann, und als ich das letzte Mal nach Kischenew kam — keine Seele hatte eine Ahnung, daß es in Wahrheit das letzte Mal sein sollte — ließ er durch vier Zigeuner, die in seinen Diensten standen, meine Musterkoffer und mein eigenes Gepäck sofort nach meiner Ankunft aus dem Gasthofe in sein eigenes, großes Haus auf dem Platze Peter I. schaffen und zwar mit dem Bemerken: ich würde in keinem Gasthause auch nur einen Löffel Krautsuppe oder einen Tropfen Wein erhalten. Wenn ich also nicht verhungern und — was schlimmer sei — verdursten wolle, so müsse ich ihm schon die Ehre anthun, sein Gast zu sein. Stoßen wir an auf das Gedenken des prächtigen Alten, der über das Meer segelte, die Alpen durchquerte, an den herrlichen Rhein zu seinen Kindern kam, um hier . . , aus Sehnsucht nach seinem Steppenneste zu sterben! — „Na, allzu tragisch dürfen Sie das nicht nehmen, denn meine gute Sonja und ich glauben, daß es ihm im Stillen die heimathliche böse Sieben angethan hat!"

„Seine Frau?"

„Bewahre der Himmel! Die Gute schlummert schon längst, als mein Weibchen noch im Flügelkleide ging, im heiligen Kiew, nahe ihrer Schutz- und Namens-Patronin, der heiligsten Olga. — Nein, der alte Boris unterdrückte nämlich sein Heimweh jeden Tag mit sechs Fläschchen in richtiger Reihe. Erst ein Fläschchen Rüdesheimer, dann ein Fläschchen Aßmannshäuser, und so abwechselnd, bis die Zahl sechs voll war. Sein russischer Magen verlangte aber zum Schlaftrunke eine siebente Flasche, und da diese bitterer Pomeranzen-Likör von Lucas Boldt Erben in Amsterdam war, so nahm ihn schließlich dieses bittere Heimweh mit! — Aber nun weiter in meiner Geschichte. — Als ich damals, um nicht zu verhungern und zu verdursten, meinem Gepäck nachrannte, vertraute mir der Leibdiener des Alten, Peti, ein mit allen Wassern gewaschener Zigeuner, daß eigentlich Sonja Afanasia Olga, das einzige Töchterlein des Hauses, an dieser ehrenvollen Einladung schuld sei. Ein Hoch ihr für diesen süßen Einfall! — Doch weiter! Nach dem letzten unglücklichen türkisch-russischen Kriege, bei dem Väterchen Boris einen kolossalen Schnitt gemacht hatte, war in Bessarabien eine größere Menge von Truppen angesammelt, und die in Kischenew stehenden jüngeren Herren Offiziere hatten nichts Eiligeres zu thun, als nach dem Goldfischchen des gastfreien Großkaufmannshauses zu angeln. Die Herrchen machten sich jedoch bei der in einem deutschen Odessaer Pensionat erzogenen Sonja gar bald durch ihr maßloses Poculiren verhaßt. Ich hatte Sonja die letzten zwei Jahre, welche sie in dem Pensionate verbrachte, nicht gesehen. Als sie mir nun bei dem Eintritte in ihr Haus nach Landessitte Brot und Salz auf silbernem Teller bot, da sah ich mit weit aufgerissenen Augen statt des Backfisches, für den ich allerlei Krimskrams in meinem Privatkoffer mitbrachte, eine stolze, hochgewachsene Schöne vor mir stehen. Lächelnd neigte sie mir das schöne Haupt zum Wangenkusse entgegen. Das „Duschinka Sonja" (Liebchen Sophie), mit dem ich sie anreden wollte, blieb mir im Halse stecken, und ich muß wohl ein sehr dummerstauntes Gesicht gemacht haben, denn sie, wie der vergnügt schmunzelnde Alte neben ihr, brachen in ein herzhaftes Lachen aus. Es dauerte denn auch einige Tage, bis sich die alte Vertraulichkeit wiederfand, und endlich mußte ich vor ihr, ob ich wollte oder nicht, die Kinkerlitzchen aufbauen, die ich in meiner Ahnungslosigkeit für das Backfischchen Sonja mitgebracht hatte. Eine große Nürnberger Puppe, die correct Mama und Papa sagen konnte, versetzte das große Kind in helles Entzücken, und Sonja wurde nicht müde, dieselbe zu mir Papa und zu sich Mama sprechen zu lassen. — Das schoß mir in die Krone, und da wir gerade so schön allein waren, wollte ich mit der Thüre in das Haus fallen, als sie, meine Erregung bemerkend, mit recht herbem Gesichtsausdrucke sagte: „Depéchez vous, de vous marier, monsieur Werner. Vous êtes bien âgé!" — Das lautete in grobes Deutsch übertragen: „Alter Knopf, für Dich ist es auch zu spät zum Heirathen!" — Plumps, da fiel mir das Herz in die Schuhe und ich wurde stockvernünftig. Ich sprach von einem Ideal, das sich mir — bis zur Stunde — noch nicht hätte verkörpern wollen. Daß ich überhaupt nicht an's Heirathen denken könne, so lange ich in abhängiger Stellung sei; denn würde ich mich einmal beweiben, dann müßte ich auch aus eigener Kraft für mein Liebstes auf Erden ein kleines Paradies schaffen können. Mit durchdringenden Blicken sah mich nach dieser Erklärung Sonja an, reichte mir die Hand und sagte: „Sie sind der erste Mann, den ich so sprechen höre! Bisher war mir nur bekannt, daß die Frau für den zukünftigen Herrn Gemahl eine gefüllte Geldtruhe sein müsse. Gibt es viele Männer in Ihrem merkwürdigen Deutschland, welche so denken?" — „Noch gibt es eine gute Zahl ehrlicher Gesellen bei uns", entgegnete ich mit schlauer Zurückhaltung, „die meiner Ansicht sind, wenn ich auch nicht leugnen will, daß dieselbe im Abnehmen begriffen ist! Aber, verzeihen Sie, theuerste Sonja, daran sind zumeist die Frauen schuld, die auch bei uns immer mehr dem Luxus huldigen, und denen so ein erträumtes Paradies nie zu stilgerecht sein kann, während das meine und das gleichdenkender Männer sich in recht bescheidenen Grenzen hält."

„Une chaumière et son coeur" sang Sonja leise in spottendem Tone, dann fügte sie grundehrlich bei: „Mon cher, so ein tout petit paradis wäre auch nicht nach meinem Geschmacke, dazu bin ich leider zu modern erzogen!"

Damit endete die Unterredung und ich sah Sonja nicht wieder allein, da sie mir augenscheinlich keine Gelegenheit zu weiterer Aussprache geben wollte. Oft jedoch, ohne mich als eitler Geck aufzuspielen, sah ich, daß ihre Augen forschend auf mir ruhten. So kam denn der Tag meiner Abreise heran, nachdem ich dieses Mal in fabelhaft brillanter Weise meine Geschäfte, besonders die eigenen mit dem Alten, abgewickelt hatte, denn gerade bei den letzteren fand Sonja immer ein Muster schöner als das andere, und seinem Herzblatte zu Willen machte Boris laut lachend die unsinnigsten Bestellungen. Meine Ruhe seiner schönen Tochter gegenüber, die stündlich von jungen und alten Laffen belagert wurde, legte mich ihm aber auch an das Herz; denn er hätte blind sein müssen, wenn er nicht gemerkt hätte, daß Sonja mich mit anderen Augen betrachtete, als die glotzaugigen Hechte, die sie umschwammen. Um diesem Herzensgefühle nun einen Ausdruck zu geben, hatte er am Vorabende meiner Abreise ein großes Abschieds-Souper arrangirt. Nun muß ich bemerken, daß ich in Rußland meine Charge als Premierlieutenant ängstlich gehütet hatte; denn man fing bald nach dem siebziger Kriege daselbst schon an, Alles mit scheelen Blicken zu betrachten, was nur nach einem deutschen Offizier roch. Man gönnte es den Njemez nicht, daß sie die edlen Franzosen, die doch die lieben Russen bei Sebastopol recht schwer hineingelegt hatten, auf so gründliche Weise für alte und neue Sünden durchwichsten. Sonderbare Schwärmer! Aber natürlich ist es doch; denn diese beiden leichtlebigen Nationen berühren sich eng in dem Hebelpunkt: die deutsche Schulmeistergründlichkeit ist nicht nur das unnützeste, sondern auch das nichtswürdigst-frechste Ding auf der Welt!

Der Zigeuner Peti war mir am Nachmittage bei dem Einpacken meiner Sachen behülflich, und als ich einen Augenblick in das Nebenzimmer trat, sah ich bei raschem Zurückkehren, daß sich der Kerl an meinem Reisetagebuch zu schaffen gemacht hatte. Da ich aber wohl wußte, daß es da kein Geld zu mausen gab, sagte ich lachend: „Peti, da drinnen sitzen nur stumme Musikanten. Die klingende Zigeunermusik, die ich Dir bei dem Abschiede aufspielen werde zum Lohne für Deine Mühen um mich, soll Dich schon tanzen machen."

„O, verzaihen Gospodi, is Peti ehrliches Kerl, nur verflucht neugierig! Bitte, schenken mir Pani Wernerl nur ganz klaines Bild'l von sich. Das is Peti viel lieber als alles Geld!"

Der Kerl war also doch auf dem Mausepfade, wenngleich der Speck nur mein Contersei war; denn ich hatte wirklich in diesem Tagebuche einige Bilder von mir. In diesem Augenblicke, da ich die Zahl der Bilder richtig fand, fiel mir aber nicht ein, daß unter dem Bilde meiner guten Mutter, auf der Innenseite des Briefumschlages, sich noch eine Photographie von mir als Reservelieutenant mit dem Helm auf dem Kopfe befand. Auch Sonja hatte sich einmal, als mein Tagebuch offen auf dem Comptoirpulte ihres Alten lag, das Bild meiner Mutter lange Zeit höchst eingehend an dem Fenster besehen. Die Zahl der anderen Bilder war also richtig, und ich verabschiedete Peti, als wir mit dem Einpacken fertig waren, mit den Worten: „Auf so einem Bilde sollst Du in vollwichtigen Imperiales Dein Trinkgeld erhalten!" Da griff er an's Herz, als ob er dort etwas festhalten wollte, grinste vergnügt, machte einen komischen Bocksprung und fort war der Satan.

Das Souper, eigentlich verspätetes Diner, hatte bereits begonnen, als ich in den luxuriös eingerichteten großen Speisesaal trat. Vater Boris

und Sonja wußten, daß ich mir aus dem russischen Avant-Diner, das hier stehend eingenommen wurde, gar nichts machte. Diese Dutzende verschiedener Schnäpse und scharfer, eingemachter Sachen, die dem Russen den Appetit reizen, waren nichts für meinen correctgeschulten deutschen Magen, und ich hatte ein- für allemal darauf verzichtet. Mit einem brausenden „Urrah!“ wurde ich als Gastfreund des Hauses von der Gesellschaft empfangen. Dieselbe bestand aus fünf bis sechs Geschäftsfreunden des Hausherrn, nebst deren dicken Töchtern und noch dickeren Frauen, den Rest bildeten ungefähr ein Dutzend junge Offiziere aller Waffengattungen. Ein Gläschen Maraschino di Zara, welches mir Sonja schelmisch doch kredenzte, leerte ich mit einem guten Spruche auf das Wohlergehen des gastfreien Hauses, und dann ging es — mit nicht gerade orientalischer Würde — zu Tische. Sonja führte mich, mit unfreundlichen Blicken auf das entstehende Gewühl herabsehend, zu dem Ehrenplatze an dem oberen Ende der Tafel, während sie und ihr Vater mich flankirten, gleichsam um eine Scheidewand zwischen mir und der schon sehr aufgeregten Gesellschaft zu bilden.

Ich weiß nicht, welch ein Teufel den jungen, mongolisch aussehenden Kosackenoffizier Sascha Solupka ritt, der, neben dem Hausherrn sitzend, dessen Töchterlein mit frechen Blicken verschlang, zu sagen, als Champagner eingeschänkt wurde: „Monsieur Werner, dieses herrliche Getränk haben die deutschen Offiziere wohl zum ersten Male echt getrunken, als es sie in Frankreich nichts kostete?“

Sonja hatte mich mit ihrer Fußspitze berührt, als ich vor Zorn glühend mich eben erheben wollte, und entgegnete rasch: „Die machten es als Ausnahme so bei den Feinden, wie Du in der Regel bei Deinen Freunden!“

Besser hätte ich den nichtswürdigen Hieb nicht pariren können. Während ein wieherndes Gelächter die im freundschaftlichsten Ton gesprochene Bosheit begleitete, fand sich unter dem Tische die Linke des prächtigen Mädchens mit meiner Rechten zu einem kräftigen Drucke zusammen. Ganz konnte ich aber doch nicht schweigen, und so sagte ich, als Ruhe eingetreten war, indem ich mich an die ganze Gesellschaft wandte: „Es muß wahr sein, unsere Offiziere tranken, namentlich in Rheims, den Champagner wie Wasser, aber sie gönnten ihren Untergebenen auch etwas, und Alles wurde bei Heller und Pfennig bezahlt!“

„Woher wissen Sie das denn so genau?“ fragte Solupka spitz.

Wieder ein leiser Fußstoß meiner holden Nachbarin, der mich bestimmte zu antworten: „Aus dem Munde meines Bruders, der dabei war und die Requisitionslisten zu führen hatte.“

„So so?“ entgegnete Solupka, „ich dachte schon . . . Na, lassen wir das! Ihr Deutschen seid ja bekannt als die geborenen Rechner und Geschäftsleute. Haha, Ihr verkauft schließlich den Rock vom Leibe. Ja, ich bin sogar überzeugt, daß Alles, was Sie an sich tragen, Musterstücke sind, die auf der Stelle gekauft werden können!“

Nun schlug der rheinische Humor bei mir durch und ich antwortete dem Burschen, der sicher keinen Kopeken in der Tasche hatte: „Warum nicht, wenn sofort baar bezahlt wird, und eine ganz kleine Bestellung von einem Viertelduzend des gleichen Stückes folgt!“

„Stupai, stupai!“ (Voran!) schrie der Kosack. „Was kostet z. B. der Staatsfrack, den Du an hast, mein lieber Kaufmann?“

„Dreißig Silberrubel!“ entgegnete ich leichthin; denn ich dachte mit diesem Preise den Kerl zu schrecken. Dieser wendete sich aber an den Herrn des Hauses mit den Worten:

„Väterchen Boris, ich hab' nicht so viel kleines Geld eingesteckt, gib mir einen Hundertrubelschein und schreib's auf mein Conto. Der deutsche Herr hat wohl noch mehr zu verkaufen, und er kann auch das Viertelduzend Fräcke an Deine Adresse senden!“

Der Hausherr murmelte mir zu, indem er seine dicke Brieftasche seufzend hervorholte: „Unser glorreiches Erzväterchen Peter I. hatte Recht, als er sagte: »Ich brauche keine Juden in meinem Staate, denn jeder meiner Russen ist Jude genug!«“ und nochmals tief aufseufzend gab er dem Sascha das Verlangte.

Auch ich holte ein Taschenbuch heraus und notirte ernsthaft: „Drei ff Salonfräcke für den Kosacken-Lieutenant Sascha Solupka auf Rechnung des Großkaufmanns Boris Tschinowitsoff in Kischenew.“

Schon wollte ich mein Buch wieder einstecken, da schrie der nicht mehr nüchterne Halbasiate, indem er auf die Tafel mit geballter Faust hinschlug: „Stoi! (Halt!) Dein Frack ist mein! Zieh ihn aus!“

„Das geht über den Scherz!“ sagte Sonja, sich rasch erhebend. „Kommen Sie, meine Damen! Von solch' geistreichem Spaße bin ich keine Freundin!“ Mir aber flüsterte sie zu, indem sie mir die Wange zum Abschiedskusse bot: „Bester, um der heiligen Olga willen, verrathen Sie hier nicht, daß Sie deutscher Offizier sind!“ und laut fügte sie bei: „Leben Sie wohl, Werner, und seien Sie am letzten Abende nicht zu übermüthig!“

Wie vom Donner gerührt stand ich da, und als das liebe Mädchen mit den Damen sich entfernt hatte, war das Erste, was ich that: in mein Taschenbuch zu gucken. Richtig! Der Satan Peti hatte mein Bild als Offizier gemaust. Das konnte er aber nur auf Anstiften seiner Herrin gethan haben, die meine Photographie unter dem Bilde meiner Mutter entdeckt hatte, aber nicht den Muth besaß, es selbst zu stehlen. Nun, es war also in sicheren Händen, und ich brauchte keinen Verrath zu fürchten. Aber, bei den heiligen elftausend Jungfrauen in Köln am schönen Rhein, dann war ja das, was Sonja mir heimlich zuflüsterte, die deutlichste Liebeserklärung von der Welt! Und in meiner Glückseligkeit vergaß ich ganz die Warnung, welche in den Worten lag, die sie laut gesagt hatte. In übermüthiger Laune zog ich meinen Frack aus und schleuderte ihn dem nichtswürdig grinsenden Patron über die Tafel zu und schrie: „Das seidene Taschentuch, welches darinnen steckt, schenke ich Dir, Pani Solupka! Wenn Du auch keinen Gebrauch davon zu machen weißt, kannst Du es doch irgend einem Kammerkätzchen schenken und sparst Deine Kopeken!“

Ehe noch der Kosack sich besinnen konnte, ob das eine Artigkeit oder eine Grobheit sei, rief ein neben ihm sitzender spindeldürrer Linien-Lieutenant: „Kaufmann, Deine weißseidene Cravatte gefällt mir! Was kostet sie, aber billigst?“

Ich nahm meinen Shlips ab, warf ihn dem dürren Liebhaber zu, nachdem ich vorher die goldene Vorsteckнadel herausgezogen und in den Busenstreif meines Hemdes gesteckt hatte, und sagte mit halbem Lachen: „Die Nadel kannst Du wohl nicht bezahlen, den Shlips da schenke ich Dir! Ein Viertelduzend wird Dir aber zum Selbstkostenpreise mit $1\frac{1}{2}$ Silberrubel notirt. Bitte, um Deinen Namen!“

„Serjei Rakoff!“

„Gut! Also für Gospodim Lieutenant Serjei Rakoff ein Viertelduzend weißseidener Shlipse! Soll ich die Summe auch auf den Namen des Väterchen Boris notiren, oder läßt Du Dir's nach und nach von Deiner Gage abziehen?“

Der alte Opernwitz aus der Weißen Dame rief ein Lachgebrüll hervor, und das Trinkgelage, vom Souper war keine Rede mehr, nahm seinen Fortgang. Nur zu wohl bemerkte ich, daß der verwünschte Sascha, der sich wieder halbwegs nüchtern getrunken hatte, mich unter den Tisch bringen wollte, um irgend einen Kosackenscherz mit mir zu treiben. Aber dem weinfesten Rheinländer konnte er nicht beikommen, und so warf er meinem Nebenmanne, dem dicken Holzhändler Goluschin, ein Glas Rothwein an den Bauch und schrie dazu: „Tatja Goluschin, Deine miserable Sammetweste ist hin, kauf' Dir doch die von dem Njemez!“

Der Dicke lachte mit den Anderen über den famosen Kosackenwitz und sagte: „Kann ich!“ Rasch war der Handel abgeschlossen, ja Goluschin zahlte schwer schnaufend sofort die verlangten 36 Silberrubel mit 5 Procent Sconto und 6 Procent Zinsenabzug baar im Voraus für das weitere Viertelduzend.

Der Kosack hatte sich ebenfalls des Rockes entledigt, zog Shlips, Weste und Frack über sein grobes, schwarzes Hemde an, und brüllte vor Vergnügen: „So, jetzt bin ich ein franzosenfressender deutscher Offizier en civil! Das heißt, Du Njemez da drüben mußt mir erst Dein Augenglas verkaufen; denn ein Drittel der deutschen Armee soll ohne Brille nichts sehen, hat man mir gesagt!“

„Verkaufe nur ruhig, mein Sohn!“ sagte Papa Boris zu mir, „Du erhältst Alles von mir, bis zum letzten Kopeken; denn Du gefällst mir immer besser, Du bist ein echter Kaufmann!“ So machte ich denn gute Miene zu dem bösen Spiele, erwiderte auf die allzu deutliche Anspielung des Kosacken nichts, sondern verkaufte lachend: Uhr, Taschenmesser, Hosenträger, Stiefeln und — Hosen, so daß ich nur noch mit Hemd, Unterbeinkleidern und Strümpfen bekleidet war.

„Was kostet Dein Hemd, verdammter Spion? Herunter damit!“ brüllte Solupka und taumelte auf mich zu, um es mir vom Leibe zu reißen. Nun war aber meine Geduld zu Ende, und keiner Warnung mehr gedenkend, streckte ich den Halbwilden mit einem Boxerstoße auf den vollgepumpten Magen zur Erde. Indem ich vor dem mit blankgezogenen Degen auf mich eindringenden Herrchen zur Thüre retirirte und dem Ersten, der mir nahen wollte, einen silbernen Armleuchter an den Kopf zu werfen drohte, den ich von einem Nebentischchen genommen hatte, rief ich: „Einen Augenblick Geduld, Messieurs! Ich hole mir nur meinen Bulldog-Revolver, dann steht Ihnen ein deutscher Offizier zu Diensten!“

Alle Klugheit war zum Teufel. Ehe ich es mich aber versah, war eine Thüre hinter mir halb geöffnet worden, eine kräftige Hand riß mich auf den Vorsal hinaus, schloß rasch den Eingang zu dem Speisesal ab, zog mich in den Oberstock hinauf und schob mich in ein dunkles Zimmer mit den hastigen Worten: „Um aller Heiligen, still! Hier, lieber Herr, bist Du allein sicher vor den Wüthenden!“

Als ich in dem vollkommen dunklen Zimmer stand, mit den Füßen tief in weiche Teppiche einsinkend, hörte ich, daß auch hinter mir die Thüre abgeschlossen wurde, und ein ängstliches Gefühl bemächtigte sich meiner, das aber sogleich in die hellste Herzensfreude überging, als ein paar weiche Hände meinen unsicher umhertappenden Arm ergriffen, und eine ach! so liebe Stimme mir zuflüsterte:

„Lieber, Süßer, Wilder! Ich habe bei der Art des dummverliebten Sascha, der durch Verrath meines Kammermädchens Kenntniß von Deinem stolzen Soldatenbilde hatte, den Streit kommen sehen und den treuen Peti zur Hülfe auf die Lauer gestellt. Hier bei mir bist Du sicher, denn Peti erwürgt eher Jeden, als daß er ihn den Fuß über die Schwelle meiner Zimmer setzen läßt. Ich habe Dir so viel zum Abschiede zu sagen, Werner! Ach, wie ekeln mich diese rohen Menschen an! Gedulde Dich nur einen Augenblick, gleich werde ich Licht gemacht haben!“

„Um aller Erzengel nicht! Du bist mein Licht auch in finsterster Nacht, meine heißgeliebteste Sonja, aber ich kann mich in der Verfassung, in der ich jetzt bin, nur dann vor Dir zeigen, wenn Du erst . . . mein herzliebstes Weibchen bist!“

Da tastete Sonja nach mir . . . und floh mit einem leisen Schreckensrufe in die fernste Ecke des Zimmers. — „Heilige Olga,“ zitterte es endlich von ihren Lippen, „aber wie konntest Du, ein tapferer, deutscher Offizier, Dir von diesen Elenden Alles vom Leibe nehmen lassen?!“

Ich blieb wie eine Statue auf dem Flecke stehen und entgegnete flüsternd: „Ganz so schlimm, wie Du es Dir denkst, ist es nicht mit mir. Im Uebrigen, Herz meines Herzens, bedenke doch: der Wein, der tolle Uebermuth, dann der echte Kaufmann in mir, den Dein lieber Vater zum Ueberflusse noch hetzte, das Alles überwog den Soldaten, der aber doch schließlich zum Vorschein kam, und ohne Deine treue Hülfe durch den Peti stünde ich wohl jetzt den Leutchen da unten mit dem Revolver in der

Hand gegenüber, und hätte dem Sascha oder dem Ersten, der auf mich losgegangen wäre, eine Kugel durch den Schädel gejagt."

„Heilige Mutter von Kiew, das hätte Dich ohne Gnade nach Sibirien gebracht, wenn nicht gar . . . o, mich schaudert . . . Ja, hast Du denn gar nicht an mich gedacht, und was dann aus mir geworden wäre?" Und trotz meiner geringen Umhüllung fühlte ich mich von zwei himmlischen Armen umschlungen, und unter heißen Küssen vernahm ich das schluchzende Flehen:

„Du mußt den Soldaten, wie den Kaufmann von Dir thun, wenn Dein Weib — dafür betrachte ich mich von diesem Augenblicke an — nicht tief elend werden und vor der Zeit verblühen soll!"

Da konnte ich freilich nicht widerstehen, und mein fest an mich sich schmiegendes Weibchen in die Arme pressend, sagte ich: „Herzenskind, ich versprech' Dir Alles, selbst das Blaue vom Himmel herunter, aber erst muß ich aus dieser Mausefalle heraus sein, und für mein Steppenhühnchen ein eigenes Nest in der Heimath haben. Doch was wird Dein Vater dazu sagen?"

„Das findet sich Alles," antwortete Sonja, „aber jetzt schwöre ich bei allen Heiligen, Du wirst mein Mann!"

Sie entwand sich meinen Armen, öffnete leise die Thüre, die auf ihr Pochen schnell aufgeschlossen wurde, und horchte hinaus.

Peti, der wie ein treuer Hund bisher vor der Thüre gelegen hatte, sagte ohne Scheu ganz laut: „Gospodina, sie sind Alle fortgebracht worden, um ihre großen Räusche daheim auszuschlafen. Den Herrn haben Michel und Joszi in's Bett getragen, während er jammerte: Ach wie viel wird mich das kosten, um die liebe Gerechtigkeit stockblind zu machen! — Was befiehlst Du nun, mein Seelchen?"

„Höre mich an," sagte sie, „dies ist vor Gott und allen Heiligen mein Bräutigam. Du bringst ihn sicher nach Jassy, Deiner Heimath. Dorthin sind ja auch schon seine Koffer vergangenen Abend von dem Papa gesendet worden. In einer halben Stunde wird Werner reisefertig sein, und dann fort ohne weiteres Zögern. Mit meinen beiden kleinen Tartaren vor der leichten Sommertelega machst Du die hundert Werst leicht bis morgen Nachmittag, wo hier vielleicht erst Lärm geschlagen wird. Reisegeld hast Du genug. Werner's Pässe sind in Ordnung, wie ich von Väterchen weiß, und für einen Papierhunderter setzt Euch der Kosackenposten, selbst wenn die Hölle hinter Euch her wäre, mit eigener Lebensgefahr in der Zollfähre über den Pruth!"

„Die Hälfte thut's auch," entgegnete Peti mit Lachen, „denn es gibt ja nichts zu schmuggeln! Ich habe dieselbe Fahrt mit Väterchen Boris schon öfter unter — ha, ha — höchst gefährlichen Umständen glücklich gemacht."

„Gut, in drei Tagen erwarte ich Dich zurück!" Peti küßte den Saum ihres Gewandes und schlüpfte wie ein Wiesel zur Thüre hinaus. Ich ihm nach.

Wir brauchten Väterchens Garderobe nicht zu bestehlen, meine Reisekleider waren da, und beim Abschied enthüllte mir Sonja ihren Plan.

„Nur keine Sorge," tröstete sie mich, „in vier Tagen wird unser Skandal durch einen neuesten abgelöst sein, und wenn ich ihn selbst dadurch hervorrufen sollte, daß ich den Steppenwolf Sascha bei der nächsten frechen Vertraulichkeit als Dein treues Weib mit Ohrfeigen regalire. Väterchen muß mich, um das zu verhüten, nach Odessa zu unseren deutschen Freunden schicken. Von dort — in unserem heiligen Rußland läßt sich mit viel Geld Alles durchsetzen — fahre ich mit einem Levantedampfer nach Triest. Wir schreiben den 24. Juni alten Stils, am 1. August nach Deiner Rechnung bin ich bei der Mutter meiner deutschen Lehrerin in Wiesbaden. Wenn Du treu bist, holst Du mich dort ab, und nur der Tod kann uns scheiden!"

Sie hatte meine Hände ergriffen, die ich ihr im Entzücken entgegenstreckte, und legte ihr liebes, nun thränenfeuchtes Antlitz darauf.

„Dein Kriegsplan, mein Lieb, ist so vortrefflich, als ob ihn unser alter Moltke selbst entworfen hätte, aber . . . er hat eine bedeutende Lücke!"

Sonja stieß meine Hände zurück, schnellte empor und rief: „Hast Du vielleicht ein heimliches Liebchen daheim?"

Erst schlug ich eine Lache auf, da das aber meinen noch vor Kurzem so tapferen weiblichen Strategen nicht zu beruhigen schien, so sagte ich in tiefernstem Tone: „Pfui! Wie kannst Du glauben, daß ein ehrlicher Deutscher, ein Soldat dazu, so nichtswürdig handeln könnte, Deine heißesten Gefühle zu erwidern, während er anderweitig gefesselt ist? Ich dachte nur an Deinen guten Vater!"

„Wenn es weiter nichts ist, dann will ich Dir sagen, was er beginnen wird. Zweimal hat er schon Wiesbaden besucht, seiner Fußgicht wegen, wie er sagte. Ich weiß es jedoch besser. Er hat viel Geld in deutschen Papieren angelegt, und dann gefiel es ihm am Rheine so sehr, daß er dort immer eine Nachkur gebrauchen mußte, die freilich Alles wieder verdarb. Ohne mich hält er es hier nicht aus, und da er meinen festen Willen kennt, Dich auch in sein gutes Herz geschlossen hat und froh ist, daß mir hier Keiner gefällt, wird er uns sicher nachkommen! Er ist aber ein so schlauer Russe, daß er den Schlauesten übertrumpft. In aller Heimlichkeit wird er seine Geschäfte hier abwickeln, wenn auch mit leicht zu ertragendem Verlust, und eines schönen Tages wird er wie ein Schatten verschwunden sein. Ich schwöre Dir, so kommt es!"

„Ich kann nur sagen: Podal, Gospodi! (Gieb das, o Herr!)" entgegnete ich, und preßte mein Weibchen an mein fast zum Zerspringen hämmerndes Herz. Ein letzter, heißer Kuß, und verschämt lächelnd schob mich Sonja zur Thüre hinaus!

* * *

„Glauben Sie ihm nicht, der Wein läßt ihn so phantasiren!" tönte es aus einem Fenster oberhalb der Veranda durch das Weinspalier mit leisem Lachen herab. „Ich habe Peti schon Befehl gegeben, daß er Euch die gefährliche Bowle fortnimmt und die Lampe löscht! Es ist spät in der Nacht!"

„So?! Euer Gnaden haben gelauscht, um . . . einzig süße Stunden noch einmal zu durchleben? Aber, weißt Du, Duschinka, was unser herrlicher Schiller sagt? Der Wein erfindet nichts, er plaudert nur aus!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## Jourfix beim Bankier Pinkus Ehrlich.

Bildhauer, Musiker, Pianistinnen, Malerinnen und andere geldbedürftige Leute. Zuchthäusler a. D., Genies und Reichstagsabgeordnete. Criminalcommissare. Betrüger und Bankerotteure. Maßgebende Kritiker. Ein wiederholt vom Schwurgericht Freigesprochener. Die ersten Schriftsteller der Residenz. Unrechtsanwälte. Probirmamsells — na überhaupt die Weiber! Ein internationaler Spitzbube. Mit einem Worte: Die Geistesblüthe Berlins.

Erste Scene.

Der olle ehrliche Ehrlich: Wenn doch endlich 'mal diese Belustigungen ein Ende nehmen wollten! Da hatten's die früheren Brandenburger Raubritter bedeutend besser — die bauten ihre Burgen einfach in 'nen Sumpf hinein und waren dadurch vor Jourfix-Gästen geschützt. Unsereins aber . . . Gib mir 'mal den Schulchan Aruch herüber, Theodelinde, ich habe lange nichts mehr von Rickert gelesen — das beruhigt mich immer, da wird man die vielen Gedanken los —

Theodelinde: Renommir' doch nicht, Männchen! —

Ehrlich: Mein Koffer ist doch gepackt? Vergiß ja nicht, den Paß in die Ueberzieher-Brusttasche zu stecken und gleich Morgen früh am Comptoir 'nen Zettel anbringen zu lassen: „Wegen Todesfall geschlossen!" Ich hab's ja immer gesagt, meine Kunden werden erst nach meinem Hinscheiden merken, wie viel sie an mir verloren haben!

Theodelinde: Das werden sie!

Ehrlich (fährt auf): Was ist das für ein Gerassel auf der Straße? Etwa schon der grüne Wagen?

Theodelinde: Nein, die ersten Equipagen mit unseren lieben Gästen . . . Du bist jetzt immer so aufgeregt und nervös, süßer Pinkus . . . mußt nichts drauf geben . . . ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen!

Ehrlich: Ja — darum trink ich jetzt Abends auch immer 'nen Schlummerpunsch!

Zweite Scene.

Ehrlich: Ah, hoch willkommen, Herr Graf! Was bringen Sie mir denn da für einen lieben Gast mit?

Graf Knax: Gestatten Sie — Herr Paul Ehrlich . . . Herr Geheimer —

Ehrlich (verfärbt sich): Ein Geheimer? Also doch schon! Na, dann man immer los nach Moabit! (Gefaßt.) Ich bin bereit, Herr Commissar!

Graf Knax: Was wollen Sie denn, Alterchen? — Also Herr Geheimer Kanzleisecretär von Schulzensels!

Ehrlich (aufathmend): So . . . warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Daß Sie Einem immer so unnöthigen Schreck einjagen! — — (Er begrüßt einen neuen Gast.) Habe die Ehre, Herr Doctor!

Herr Doctor Zeilenschmier (mit dem Reifezeugniß für die Quarta, unterer Coetus): Die Ehre? Nanu? Seit wann denn? Sie sind doch erst neulich zu fünf Jahren Ehrverlust verdonnert worden! Aber was mir auffällt, Pinkus — Sie sehen wirklich schlecht aus — mir wird ganz flau . . . ich darf mir doch nachher 'ne Flasche Cognac mit nach Hause nehmen? Sie sehen wirklich so schlecht aus, daß . . .

Ehrlich: Ja, nehmen Sie nur! Er ist ja doch so unbezahlt wie möglich. Aber bringen Sie mir das Glas zurück — dafür krieg' ich im Produktenkeller noch immer zehn Pfennig bar!

Herr Doctor Zeilenschmier: Ja, was mir auffällt — Sie sehen recht elend aus — fehlt Ihnen etwas? Vielleicht Geld? Wenn Sie Geld brauchen sollten, sagen Sie's unverhohlen — wirklich, ganz sans gêne!

Ehrlich: Herzlichen Dank, nein — ich bin gerade jetzt sehr reichlich damit versehen!

Der Herr Doctor: So — dann können Sie mir bis zum nächsten Ersten gewiß fünfzig Mark pumpen? (Es geschieht.) Also wo hapert's denn bei Ihnen? Sie sehen so müde, so überangestrengt aus! Ihre alte Geistesfrische scheint dahin!

Ehrlich: Das ist wahr . . . Ich bin in letzter Zeit unglaublich zerstreut . . . Denken Sie, gestern gibt mir ein Kunde 20,000 Mark, für die ich ihm Consols kaufen sollte — was meinen Sie, daß ich in meiner Zerstreutheit that? Meiner Frau hab' ich ein Brillantcollier und mir 'nen Brillantring für das Geld gekauft!

Frau Professor Rumpelstilz (drängt sich herzu): Ist es denn wirklich wahr, Pinküschen — Sie erwarten heute Abend Paul Lindau?

Ehrlich: Ja — er will hier für sein nächstes Criminaldrama neue Gaunerstudien machen — er braucht eine elegante Verbrecherkneipe . . .

### Dritte Scene.

Der Herr Doctor: Ergebener Diener, Herr Assessor . . . Aber was ist Ihnen denn passirt — Sie lachen ja über's ganze Gesicht!

Der Assessor (ein Mummelgreis): Kein Wunder — Trauerfall in der Familie! Es ist mir 'ne unersetzliche und heißgeliebte Tante mit zwei Millionen gestorben . . . Nun der viele Mammon — ich weiß kaum, was damit anfangen!

Ehrlich: Sie können es ja bei mir einstweilen in Depot geben —

Der Assessor: Nee, lassen Sie man — ich bring' mein Geld schon selber durch — brauche keinen Bankier dazu!

Helene Goldstein (zum Doctor Zeilenschmier): Sie — wer ist denn das?

Doctor Zeilenschmier: Der? Der Assessor? Nu, das ist ein alter Herr aus unserem Corps —

Helene Goldstein: Ein alter Herr? Dem müssen Sie mich vorstellen . . . Sie wissen ja, ich kenne alte Herren und weiß sie zu schätzen . . .

### Vierte Scene.

Léon Lion, genannt der Löwy von Tarnowitz: 's Allerneuste — was sagen Sie dazu . . . Die Regierung von Argentinien schreibt mir heut 'nen Brief, nennt mich geehrter Herr College und bietet mir den großen Emissions-Orden für solche, die man laufen läßt, an!

Ehrlich: Allerhand Achtung — außer Ihnen trägt diesen Orden in Europa nur noch Athanas und der Leiter des deutschen Emissionsconsortiums für Süd-Amerika!

Léon Lion: Jedenfalls freu' ich mich diebisch, daß ich nun auch 'was in's Loch zu stecken habe!

Ehrlich (ahnungsvoll): Und dito der Staatsanwalt! . . . (bei Seite) Wie steht es, Hugo?

Léon Lion: Nu, wie soll's stehen — vor der Pleite!

Ehrlich: So melden Sie doch lieber gleich 'n glotten Concurs an —

Léon Lion: Lächerlich! Was nützt mich der Bankerott, wenn er nicht betrügerisch ist? Ich bin ein Genie, der Staatsanwalt wird's selber zugeben. Ich habe schon ganz andere Pleiten durchgemacht. Ich hab Ihnen ja die Firmen, wo ich arbeitete, schon genannt. Und in allen diesen von mir angeführten Häusern —

Ehrlich: Und wie angeführt!

Léon Lion: Ueberall hab' ich's schlau zu schieben verstanden. Nur in Paris — freilich, da wurd' ich zu zwei Jahren Mazas verdonnert —

Ehrlich: Ja — und das war auch das Einzige, was Sie in Ihrem Leben redlich verdient haben!

### Fünfte Scene.

Diener: Ein Herr ist da und wünscht Sie unverzüglich zu sprechen — er will sofort sein Depot zurück!

Löwy (kopfschüttelnd): Ich hätt's nie geglaubt — aber es gibt doch wirklich noch naive Menschen in der Welt!

Ehrlich: Führen Sie den Herrn in's Empfangszimmer!

Löwy: Empfangszimmer! Welche Ironie! Als ob von Ihnen schon jemals Einer etwas zurück empfangen hätte! (schäkernd mit dem Finger drohend) Pinkus, Pinkus — Sie überholen mich — mir scheint, Sie gehen ein Bischen zu scharf in's Zeug . . . man muß nicht Alles nehmen, Anderen auch etwas lassen —

Herr Doctor Zeilenschmier: Ach der — außer glühendem Eisen, Mühlensteinen und altem Sahnenkäse, der den Dieb verrathen könnte, ist nichts vor ihm sicher!

Dr. Fritz Friedmann: Na, alles was recht ist — in dieser Hinsicht aber muß ich meinen verehrten Freund wirklich vertheidigen —

Ehrlich: Um Gottes Willen, thun Sie das nicht . . . vertheidigen Sie mich nicht . . . Sie setzen mich ja diesem Herrn gegenüber sofort in's Unrecht!

### Sechste Scene.

Die Schaar der geladenen Gäste zieht, sich ehrerbietig verneigend, an P. Ehrlich & Co. vorbei. Man hört darauf Tafelmusik (von den ersten Componisten der Residenz), Tafelreden (Witze darin von den ersten Köpfen der Residenz) und Tellerklappern (ausgeführt von den ersten Künstlern und Literaten der Residenz) Und natürlich hat Keiner von ihnen auch nur die geringste Ahnung! Natürlich nicht.

### Siebente Scene.

Ehrlich (tritt zu einem Kreis jüngerer Talente): Na hören Sie, meine Herren — für das gute Essen heute und den vielen Wein, den Sie intus haben, entwickeln Sie verdammt wenig Genie! Sein Sie doch für meine Gäste 'mal ein Bischen geistreich, aber fix! Sie wissen doch, mein Haus ist das literarisch-künstlerische Centrum Berlins — äh — und es kommt mir auf ein paar Groschen nicht an! Wir leben hier auf großem Zinsfuß!

Die Gäste (verbeugen sich).

Ehrlich: Doch lassen Sie sich nicht stören — wovon sprachen denn die Herren eben?

Emanuel Quietscher, Lyriker: Wenn Sie gestatten — wenn es Ihnen nicht unangenehm ist — von den wahren Aufgaben der wahren, großen Kunst —

Ehrlich: Große Kunst! Wie heißt Kunst! Sich heutzutage nicht vom Staatsanwalt kriegen lassen, das ist 'ne große Kunst! Alles Andere — reiner Mumpitz!

Arno Jammermann, Kunstkriti- und Historiker, sucht seit Ostern 1884 durch Inserat einen Verleger für einen zweiten Band; Sehr richtig — sehr richtig — Sie geben uns die Kunstgeschichte in nuce! Ganz meine Ansicht — Sie werden sich erinnern . . . im ersten Band meiner Studien — wovon ich Ihnen vor vier Monaten ein Exemplar überfandte. Haben Sie vielleicht . . . den Brief darin gefunden, in dem ich . . . um 'ne kleine Preßbetheiligung bat? —

Ehrlich: Nu solche Dummheit — hören Sie bloß, wie konnt' ich denn ahnen . . . und wenn Sie einen Tausendmarkschein in das Buch gelegt hätten, er läg' noch drin . . . Bücher rühr' ich nicht an. Wir haben's Gott sei Dank dazu!

Edgard Bauchmichel, Tragöde: Was nun den Gegenstand unseres Gespräches betrifft —

Ehrlich: Meine Herren, ohne Umschweife gesagt: was soll uns die ganze Bildung? Was hilft es einem Menschen, wenn er den besten Unterricht genossen hat, und nie gebackene Austern und Burgunder? — Halten Sie sich heran, meine Herren! — (Mehrere junge Talente stürzen an's kalte Buffet) Die Kinder werden heute ganz falsch erzogen, passen gar nicht in den Kampf um's Dasein. Bei meinen mach' ich's anders. Die sollen sich nicht erst im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot stehlen müssen. Aber die haben auch Gaben . . . Gaben haben die Kinderchen . . . Mein Humbert hat mich gestern um zehn Mark beschwindelt, und ich hab's noch nicht gemerkt. Victorien hat mir 'ne Doppelkrone aus dem Portemonnaie genommen, und ich weiß heute noch nicht, wo sie geblieben ist. Léon, der Jüngste, drei Jahre ist er alt, spielt den ganzen Tag über betrügerischen Bankerott. Und mein Aeltester, der Einjährige —

Dr. Siebenklug, Reisefeuilletonist: Ja, Ihr Aeltester — der reine Moltke . . . nur ohne Moltke's Fehler — nicht so sparsam! Und Sie selber, Herr Ehrlich, Sie, das Ideal eines deutschen Mannes — Sie sind der anständigste und nobelste Charakter der Welt — ich nehm' es auf meinen Offenbarungseid! Darf ich vielleicht um 500 Mark bitten, Herr Ehrlich — morgen Abend bring' ich sie Ihnen wieder —

Ehrlich: Wofür brauchen Sie denn das Geld?

Dr. Siebenklug: Ich will morgen früh nach Amerika! —

### Achte Scene.

Alexander Lehmann, M. d. R.: Doctor Siebenklug sagt nicht zu viel — Sie sind ein ganzer Mann, Herr Ehrlich, der Bewunderung der Besten werth! Sie sind vollkommen! Wo gibt es frischere Hummern, besser temperirte Liebfrauenmilch in Berlin? Wo ißt man sich billiger satt als hier? Mein lieber Herr Ehrlich, ohne Widerrede, Sie gehören in's Parlament! Männer wie Sie —

Ehrlich: Das wäre! Besonders jetzt, bei der freien Eisenbahnfahrt — da könnte man seine Provinzkunden gratis besuchen —

Lehmann: Meiner Beihülfe sind Sie sicher! Sie haben nur zu wählen, theuerster Freund: Reichstag oder Landtag!

Ehrlich: Nun natürlich den Landtag, wo es Diäten gibt!

Baron Külpskopf: Und wenn Sie vielleicht auf das Adelsprädikat reflectiren, Herr Ehrlich — es gibt Mittel, einem Manne Ihrer Art —

Ehrlich: Nee, danke, danke — das hat keinen Zweck . . . das kostet viel Geld und nachher, wenn man zu Zuchthausstrafe verurtheilt wird, nehmen sie's Einem doch wieder ab! Da ist man immer der Geprellte —

Emanuel Quietscher: Gestatten Sie jedenfalls, theurer Gönner, daß ich im Namen der dankbaren, hingerissenen Versammelten eine improvisirte Hymne an Sie richte und so den Gefühlen der Liebe, Hochachtung und Verehrung für Sie, die unsere Herzen durchglühen, einen, wenn auch nur schwachen, Ausdruck verleihe:

Galiziens Krone, unverschämter Gauner —

Der Chorus: Oho! — Hört, hört! — Sehr wahr! (Unruhe.)

Emanuel Quietscher (fortfahrend);

Und frecher Diebe allerschlimmster Feind
Bist Du, der Kunst Mäcen, der Künstler Vater!
Der größte Spitzbub, den die Sonn' bescheint —

Chorus: Oho! Sehr wahr! Sehr wahr! (Lärm.)

Emanuel Quietscher (fortfahrend):

Kann Deines Namens hohen Ruhm nicht leugnen —

### Neunte Scene.

Ein Criminal-Commissar: Wer von Ihnen ist Ehrlich? (Stillschweigen.)

Helene Goldstein: 'n netter alter Herr — ich will mich doch 'mal vorstellen, vielleicht hat er Bedarf . . . Sie gestatten: Helene Goldstein!

Der Criminal-Comissar: Sehr angenehm! Der Polizeipräsident hat schon nach Ihnen gefragt! Und wo ist Löwy? (Er waltet seines Amtes.)

Löwy (betet): Führe uns nicht in Untersuchung! Sondern erlöse uns von dem Uebel! (Das Trifolium wird abgeführt.)

### Letzte Scene.

Dr. Siebenklug: Verdammt! Ich habe noch ein halbes Huhn am Buffet stehen . . . nun kann man doch anstandshalber nicht . . .

Herr Doctor Zeilenschmier: Zu dumm! Hätt' ich ihm doch bloß fünfzig Mark mehr abgepumpt!

Dr. Siebenklug: Mein halbes Huhn — wie mich das ärgert! Die Regierung nimmt aber wirklich keine Rücksichten auf anständige Leute —

Arno Jammermann, Kunstreferent: Kommen Sie nur, meine Herren — hier gleich vis-à-vis wohnt ein anderer Spitzbube — 'n Bischen anrüchiger — aber das Essen und der Wein ist viel besser als hier! Kommen Sie! (Man verschwindet.) Timon d. J.

## Dramatische Aufführungen.

Aus eigenem Recht. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. (Berliner Theater.) — Das Spiel mit dem Feuer. Lustspiel in einem Act von August Strindberg. (Lessing-Theater.) — Die Dragoner. Schwank in drei Acten von Bossu und Delavigne (Rosenfeld). (Residenz-Theater.)

Gleich nach dem großen Kriege ließ Ernst Wichert im heimathlichen Königsberg ein patriotisches Stücklein: „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister" spielen, das den guten Ostpreußen aber, ungeachtet ihrer empfänglichen Siegesstimmung, gar zu aufdringlich gefärbt und lehrhaft schien. Sie lehnten es daher dankend ab. Später kam Wildenbruch, und sein Genius „wandelte rauschend durch die märkischen Fichten", die eigentlich schnöde Kiefern sind; der theatralisch hochveranlagte Legationsrath verstand es besser, die Vaterlandsliebe der Gallerie zum Sieden zu bringen. Aus spottbilligen Prophezeihungen, Mosenthal'schen Sonnenaufgängen und knalleffectvollen Actschlüssen schuf er das brandenburgische Drama und erwarb sich den Beinamen eines Shakespeare der Uckermark. Ernst Wichert aber sah, daß es gut war. Und er nahm seinen Schöppenmeister wieder vor, verwildenbruchte ihn voll und ganz, erließ uns sogar die Jamben nicht — manche Leute bestreiten zwar energisch, daß „Aus eigenem Recht" in Blankversen geschrieben ist, halten den Dialog vielmehr für außergewöhnlich prosaisch; ich aber habe Wichert's metrische Anwandlungen ganz genau dadurch erkannt, daß seine Fünffüßler meist Sechsfüßler sind.*) An sich ist die Wildenbruch-Nachahmung nicht übel gelungen, und obwohl es mir wenig geschmackvoll scheint, Simili zu imitiren, muß man in diesen trostlosen Tagen doch für jede Auffrischung patriotischen Gefühles dankbar sein. Aehnlich hat gewiß auch der Kaiser gedacht, als er nicht nur die Generalprobe, sondern auch die Première des Wichert'schen Schauspieles besuchte. Denn der Kunstwerth dieses Stückes kann es keinesfalls gewesen sein, der ihn zu so aufopfernder That und zur Verleihung des Kronenordens 3. Klasse an den glücklichen Autor bewog.

Es handelt sich nämlich um eine Haupt- und Staatsaction üblicher Art, in der ein geschichtliches Begebniß so gedreht und gewendet wird, daß bei allen Actschlüssen und ganz besonders nach dem letzten Fallen des Vorhanges eine Aureole den als Helden verarbeiteten Fürsten prunkvoll umglänzt. Daß die historischen Schauspiele — leider! — so sehr in Verruf gekommen sind, daran tragen allein die Byzantiner Schuld, die die Geschichte zu öder Monarchenverhimmelung mißbrauchen, statt mit Dichterscharfsinn dem Hörer ihre wirklichen Lehren, ihre tiefen, leitenden Ideen zu entwickeln. Den Patriotismus pflegen ist gewiß eine löbliche, auch des Poeten würdige Sache, aber die richtige Reihenfolge muß gewahrt bleiben: mit Gott Apoll für Vaterland und König, nicht umgekehrt für König und Vaterland. Nun ist die Lichtgestalt des großen Kurfürsten noch immer von unendlichem Zauber umwoben, Wichert selber hat tactvoll genug die Tendenz nicht allzu dick aufgetragen, aber ein Bischen Geschichtsfälschung doch nicht unterlassen können. Er erzählt von dem Widerstande des eisernen Schöppenmeisters Rohde zu Königsberg gegen Friedrich Wilhelm I. Durch den Vertrag von Oliva ward Preußen aus der polnischen Oberhoheit entlassen und fiel an Brandenburg, zum großen Bedauern der Städter, die es alleweil gut gehabt hatten unter dem milden Szepter des Polenfürsten und erklärliche Scheu vor einem neuen Kurse empfanden. Mit gutem Grund. Denn der Kurfürst strich kurzer Hand aus ihren Privilegien, was ihm nicht in den Kram paßte; sein Vergnügen an Ländererwerb, an der Vergrößerung hohenzollerscher Macht ließ er sich durch vergilbte Pergamente nicht stören. Wichert unterschiebt nun im Wildenbruch'schen Hofstil dem Monarchen allerhand gewaltige, in die Zukunft schauende Ideen, von denen er beim besten Willen keine Ahnung haben konnte; von einer neuen Zeit und neuen Wahrheiten läßt er ihn sprechen, Kraft derer altes Recht Unrecht, reactionärer Unfug würde. Der Wichert'sche große Kurfürst kennt die Mission der Hohenzollern ganz genau, bis auf's letzte Tüttelchen; er sieht in die Zukunft, wenn auch zum Glück nicht in der naiv-abgeschmackten, schönrednerischen Weise der Wildenbruch-Monarchen. Ihm, dem Vertreter der neuen Zeit, stellt sich Schöppenmeister Rhode, der in seinem beschränkten Unthanenverstande kein Verständniß für das Wohl kommender Geschlechter hat, muthvoll entgegen; eine Weile lang bleibt es bei Wortgefechten, in denen der Bürger tapfer seinen Mann stellt, bis er sich endlich zu Dummheitem hinreißen läßt und wegen Hochverraths in lebenslängliches Gefängniß wandert. Eigentlich nur wegen hochverrätherischer Meinungen. Herrn Wichert war dies Factum äußerst unangenehm, aber er wollte den erwiesenen Thatsachen nicht geradezu in's Gesicht schlagen; so half er sich denn damit, daß sein Kurfürst dem p. Rhode in aller Form die Freiheit anträgt, daß der curiose Schöppenmeister dadurch zwar gerührt wird und sich mit seinem mächtigen Gegner versöhnt, aber doch in's Gefängniß zurückgeht, alldieweil er ein Mann des alten Kurses bleiben will. Dieser tiefe Blick in die Geheimnisse der Menschenseele macht dem Herrn Kammergerichtsrath alle Ehre.

Der Ausgang des Schauspiels zeigt hinreichend, wie schlimm es mit der psychologischen Begründung darin bestellt ist. Herrn Wichert stellen sich nur die äußeren Contouren seiner Menschen vor, von ihren Gedanken weiß er nichts. Er sieht ihre Thaten, erkennt aber nicht die Beweggründe dazu; er behilft sich mit Clichés, wo's an Seelenmalerei geht. Sein Stück bleibt darum völlig im Conventionellen stecken, ist ein Theaterstück mit theatralischen Situationen und Thealerhelden. Es interessirt durch die Vorgänge auf der Bühne; es bewegt aber nicht, denn alle die hübsch maskirten Sprechgruppen da oben sind inwendig von Stroh. Ich mag's nicht leiden, wenn dem Dichter sein Privathandwerk vorgehalten wird; die Pariser Vaudevillisten sind oder waren lange Zeit hindurch ausnahmslos wohlbestallte kleine Staats- und Eisenbahnbeamte; gerade die Begabtesten unserer Jungdeutschen leben nicht von der Kunst, sondern erwerben in allerlei bürgerlichen Berufen ihr Brot, und man ahnt nicht, daß der und jener gute Roman, diese und jene „schwungvolle" Dichtung von einem Börsenmakler, einem Confectionär, einem Arzt geschrieben worden sind — aber Juristenpoesien riechen immer nach Acten und Paragraphen. Wie Wichert den Conflict herbeiführt und löst — das kann nur ein Kammergerichtsrath. Für ihn gibt es nicht Individuen, tragische Helden, deren Gesetz ihr Charakter ist; für ihn gibt es ein feststehendes Recht, dem sich die Canaille zu beugen hat, oder sie muß in's Gefängniß. Daß dies Recht im vorliegenden Falle Herrscherwillkür, sogenanntes „eigenes Recht" ist, illustrirt seine formalistische, undichterische Anschauungsweise nur um so schärfer. Der Schöppenmeister Rohde würde unter den Händen eines Poeten eine markvolle Riesengestalt, ein furchtloser, hellsehender Kämpe für väterliches Recht geworden sein, hier bleibt er ein begrenzter Dickschädel, ein patziger Einfaltspinsel, der sich am Paragraphen aufspießt; Kurfürst Friedrich Wilhelm, weitaus ergiebiger und großartiger, wenn als Napoleon, als rücksichtslos vorwärts stürmender Gewaltherrscher gezeichnet, wird zum unausstehlichen Phraseur, der allerlei große Fragen mit wichtiger Miene anschneidet, über allerlei Dinge wunderfam klingendes Zeug schwatzt, mit der neuen Zeit cokettirt und schließlich doch wieder alte Privilegienbriefe unterschreibt. Er weiß recht gut, wie übel geplagt seine armen Bauern von der Frohn sind; er hält das den adeligen Herren pomphaft vor, aber nur, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Wenn sie sich seinem Willen unterwerfen, dürfen sie die Mitmenschen ruhig weiter schinden. — Dieser sehr unsympathische Zug in der Physiognomie des Wichert'schen großen Kurfürsten fehlt natürlich dem historischen; im 17. Jahrhundert war jedes Verständniß für soziales Elend verloren gegangen, Herr und Knecht glaubten an die göttliche Ordnung der Dinge, und Niemand fiel es ein, auch nur mit bloßem Worte daran zu rütteln.

Da Wicher's Kraft nicht ausgiebig genug war, den tragischen Vorwurf bis in seine letzten Consequenzen zu verfolgen und zu gestalten, mußte er auf allerlei Füllsel für sein fünfactiges Stück bedacht sein, und so erfreute uns u. A. das obligate Liebespaar. Sie, die Tochter Rohde's, er, ein Hauptmann des Kurfürsten; sie erst von ihrem Papa verstoßen, weil sie die Kunde von Conrad's Verwundung durch Papa auf's Schloß brachte, dann aber von ihm damit beauftragt, gewisse hochwichtige und hochverrätherische Papiere, die der Alte recht unvorsichtiger Weise trotz der heranziehenden Gefahr auf dem Tische liegen läßt, nach Warschau zum Polenkönig zu tragen. Der geliebte Hauptmann Conrad bemerkt, wie das geliebte Mädchen — sie heißt Barbara, und das in einem Jambendrama! — die verdächtigen Briefe hastig verbirgt; laut allerhöchstem Befehl will er sie ihr entreißen, aber Barbara fuchtelt mit einem Küchenmesser durch die Luft, daß dem Helden aus dreißig Schlachten aller Muth entsinkt und er statt entschlossen zu handeln, in einen Sessel fällt, sich verloren gibt und sich spornstreichs als pflichtungetreu seinem Obersten denuncirt. Wie wahr! Wie sehr dem Leben abgelauscht! — —

Einen psychologischen Kalauer, wie er im schönen Skandinavien der Entarteten gern erzählt werden mag, gab August Strindberg im Lessing-Theater zum Besten. „Das Spiel mit dem Feuer" weiß von einem Ehepaar, einem Dämchen und einem bildhauernden Männlein zu erzählen, das sich in die Ehefrau vergafft. Madame Kerstine erwidert sozusagen seine Gefühle; ihr Gemahl bittet sie, diesen Gefühlen keinen Zwang anzuthun und läßt die Liebenden allein. Es gibt solche Ehemänner; man weiß es aus dem schönen Liede: „Er soll dein Herr sein — wie stolz das klingt!" Nun kommt der Witz. Das illegitime Pärchen sieht sich tief in's Herz, überbietet sich in feinen, fein beobachteten Wendungen und erkennt zuletzt, daß es doch besser sei, nicht mit dem Feuer zu spielen und sich lieber ehelich weiter zu amüsiren. Seitdem Strindberg durch seine Heirath mit einem feschen Wiener Madel alle die blamirt hat, so an sein Gynäkophobenthum glaubten, ist er bei ganz besonderer Laune; im „Spiel mit dem Feuer" ulkte er das Publikum aber allzu dreist an, und es zischte. Die unbeholfen rohe Composition des Stückleins wäre ihm weniger verdacht worden, aber die freche Witzelei eines Jungverheiratheten über junge Liebe — die beleidigte, die empörte.

Es scheint wirklich, als verlören wir in Folge der jetzt beliebten und „realistisch" genannten liederlichen Constructionsweise unserer Bühnenschriftsteller allmählich wieder den Sinn für straffen und folgerichtigen Aufbau starker Handlungen; anders wäre es kaum erklärlich, daß ein im Residenz-Theater erstmalig aufgeführtes Fabrikat der Autorenfirma Bossu und Delavigne, früher Rosenfeld & Spier, getauft: „Die Dragoner" so widerspruchslosen Beifall gefunden hat. „Die Dragoner" müßten das Kopfschütteln über den nachgerade einschlafenden Pariser Witz noch vermehren, wenn es nicht authentisch wäre, daß diese Posse bisher in der ville lumière keine Unterkunft gefunden hat, und das ganz einfach darum, weil ihr Erzeuger ein Pariser vom Werder'schen Markt ist. Es fehlt dem Talmisch,wank so ziemlich alles zu einem Vaudeville alter, toller Art. Zwar die erste Hälfte des Stückes, wo eine noch sehr begehrenswerthe Schwiegermama sich an dem vor ihr zurückscheuenden Schwiegersohn in spe in der Weise rächt, daß sie sich mit seinem Burschen verlobt und jenen zu unaufhörlichen Demüthigungen zwingt, dieser erste und der halbe zweite Act sind trotz überflüssiger Einschiebsel und vieux jeu-Scherze recht amüsant. Alexander's groteske Boulevard-Komik, die zwischen Clownspäßen und raffinirtester schauspielerischer Kunst gewandt die Mitte hält und alle Register wirksamen Bühnenhumors im rechten Augenblicke aufzuziehen weiß, ließ ganz vergessen, wie wenig

*) Nur zwei Scenen sind in Prosa, wie ich aus dem soeben bei Carl Reißner in Leipzig erschienenen Buch ersehe.

seine Mitspielenden der freilich schweren Aufgabe gewachsen waren, allerlei Schablonen mit neuem, komischem Leben zu erfüllen. Als „die Autoren" aber gegen Ende des zweiten Aktes von dem niedlichen Einfall, den Burschen als Schwiegervater und den Offizier als Schwiegersohn agieren zu lassen, nicht länger leben konnten, diesen bisherigen Mittelpunkt der Handlung bei Seite schoben und in ihrer Hülflosigkeit allerlei Hanlonspäße trieben, da wichen die guten, lachlustigen Geister Bisson's von ihnen. Eine Tänzerin macht alle Damen des Stückes eifersüchtig, alle entschließen sich, ihre resp. Ungetreuen in der Wohnung dieser Dame zu überraschen, die resp. Ungetreuen entschließen sich, mit dieser Dame zu brechen und ihr zu dem Behuf eine Abschiedsvisite zu machen — und natürlich treffen alle, alle zur gleichen Stunde bei ihr ein und verstecken sich angstvoll vor einander. Dann stürzt ein schießwüthiger, bei Weitem nicht genugend komischer Mexikaner auf die Scene und feuert seinen Revolver ab, und nun brechen all die verborgenen Damen und Herren schreiend aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Gruppe, Aufklärung, Versöhnung; der Tänzerin, die grundsätzlich nur „zarte Andeutungen von Kostümen" trägt, wird es sehr heiß, und da in der Berliner Censur bekanntlich kein Cato mehr sitzt, enthüllt sie ihre für eine Debütantin recht ansprechenden Reize in erfreulich ungenirter Weise. Ueber dem prächtigen lebenden Bilde wallte der Vorhang immer wieder auf, und alle „Maßgebenden" der Berliner Kritik waren entzückt von dieser neuesten Gabe „echt gallischen Witzes". Wir werden recht bescheiden. . .

## Notizen.

Der Weihnachtsbüchermarkt beginnt, und unsere Buchhändler, die das ganze Jahr hindurch über die geringe Kauflust des „unliterarischsten Volkes der Welt" Klage führen, hoffen trotz der schlechten Zeiten unentwegt gläubig wenigstens noch auf ein günstiges Ende. Mögen die Wackeren nicht enttäuscht werden, denn die Schuld der Verleger ist es wahrlich nicht, wenn auch der Buchhandel danieder liegt. Reich und geschmackvoll haben sie ihre Waare hergestellt und ausgeputzt, und wenn auch manches Prunkkleid nur einen dürftigen Inhalt birgt, so ist doch im Ganzen und Großen das literarische Niveau mindestens nicht gesunken. Nur die Kinderliteratur scheint zurückzugehen. Da haben wir die herkömmlichen Schnurren aus dem berühmten Verlag der Münchener Fliegenden Blätter, die, weil sie einmal mit Wilh. Busch, Oberländer und Meggendorffer etwas „gemacht" haben, nun immerfort die nämlichen Bilderscherze bis zum Ueberdrusse copiren. Es fällt ihnen nicht ein, mal bei unseren lieben Nachbarn Umschau zu halten und sich aus der Fremde anregen zu lassen. Da ist z. B. der Pariser Caran d'Ache, dessen Manier sich gewiß in's Deutsche übersetzen ließe, aber freilich! dazu braucht es vielen Geist und echten Humor. Dann wieder andere Verleger, die, wie Otto Spamer, ihre nämlichen Bilder durch alle ihre Novitäten peitschen, oder wieder andere, die kerndeutschen Märchen und Liedern billige englische Clichés beigeben. Höheres Streben verräth der Verlag von Richard Richter in Leipzig; seine Mädchenbücher zumal, wie Egbert's „Vierklee" zeigt in Text und Bild jenen künstlerischen Einklang, der auch die fabulirfrohe Jugend angenehm berühren muß. Allen Jugendschriften voran schreitet aber K. Thienemann's Verlag, Anton Hoffmann in Stuttgart. Hätten wir in Deutschland einen Pestalozzi- oder Fröbel-Preis für gute Kinderbücher, dieser Verlag würde sich wohl die meisten Prämien holen, denn jeder Band ist ein pädagogisches Muster der Unterhaltung, Belehrung und Augenfreude. Da finden wir einmal die allbeliebten Indianer nach Kapitän Mayne-Reid, Marryat, Murray, De Foe: „Skalpjäger", „Prärievogel", „Pirat", „Robinson", die nun einmal zum eisernen Bestand unserer Knabenliteratur gehören, aber der Text ist zum deutschen Originalwerk geworden, und als Bilderschmuck sehen wir ganz vorzügliche Drucke, denn daß das Kinderauge Farben sehen will, hat Niemand besser begriffen, als dieser Verleger. Wie sehr er dabei bestrebt ist, den Kreis immer weiter zu ziehen, zeigt der schmucke Band: „Onkel Toms Hütte", dem berühmten Sklavenemancipationsroman der Beecher-Stowe geschickt nacherzählt. Wir möchten hier auf eine noch uneröffnete Quelle aufmerksam machen, die unseren Knaben reiche Unterhaltung und Anregung bieten würde: die prächtigen Romane von Sealsfield-Postl, die sich sehr leicht für die Jugend bearbeiten ließen. Von den Erwachsenen ist Sealsfield leider und sehr zu Unrecht fast vergessen; wir würden uns freuen, wenn der großartige Reise- und Sittenschilderer eine zweite Jugend — bei der Jugend erleben würde. Das Schönste aus Thienemann's Verlag ist in diesem Jahre jedenfalls sein „Deutsches Knabenbuch" und „Deutsches Mädchenbuch", eine Zweitheilung des bisherigen allbeliebten „Buch der Jugend". Es war wohlgethan, diese Simultaneität aufzuheben, denn Knaben und Mädchen haben nun einmal nicht die nämlichen Interessen, also was sollen die ersteren mit Haushaltungsaufsätzen und die letzteren mit Kriegsgeschichten behelligt werden? Jetzt hat jedes Geschlecht sein Buch für sich. Die Jungens finden belehrende Unterhaltung und unterhaltende Belehrung in spannenden Erzählungen, einem kleinen Lustspiel von H. Stökl, geschichtlichen, geographischen und astronomischen Aufsätzen, Spielereien und Denkübungen; und den Mädchen hat Frida Schanz sinnige Geschichten, Sprüche, Spiele, Gedichte ausgewählt, sogar ein Kapitel Kunstgeschichte fehlt nicht, um ihren Geschmack zu bilden, und an Handarbeiten und allerlei Häuslichem ist kein Mangel. Die Illustrationen, in Holz geschnitzt oder bunt, sind von unseren ersten Künstlern und in fast sinnverwirrendem Reichthum ausgestreut, der Druck deutlich, das Papier holzfrei, und im Text macht sich ein gutes Deutsch überall angenehm bemerkbar. Es sind zwei Jugendbücher, die ihresgleichen suchen.

Die deutschen Stammbücher des 16.—19. Jahrhunderts. Von Robert und Richard Keil. (Berlin, G. Grote.) Ein schönes Stück deutscher Culturgeschichte in Sinnsprüchen. Die Brüder Keil haben mit Fleiß aus dem reichen Schatze der Weimarer Bibliothek geschöpft, aber auch andere Büchereien und sogar Familienarchive durchmustert, und das Ergebniß, wie es in dem vornehm ausgestatteten Bande vor uns liegt, ist eine reiche Ausbeute voll poetischen, historischen, sittengeschichtlichen und nicht zuletzt deutsch gemüthlichen Werthes. Es sind nicht die herkömmlichen Albumsprüche unserer Jugendzeit, die sich wie eine ewige Krankheit von einem Album durch's andere schleppten, sondern nur die originellsten und zutreffendsten ausgewählt, die uns die Zeit, den Schreiber, den Bucheigenthümer charakterisiren. Besonders zahlreich sind die moralischen Betrachtungen vertreten: Religion, Philosophie, Recht, Natur, die Lebensweisheit unseres Volkes leuchtet überall aus diesen vergilbten Blättern, und an kernigem Rath und wohlgemeinten Ermahnungen an die Jugend fehlt es nicht. Aber auch der Humor kommt zum Wort, und Witz und Scherz in alten Schwänken und Schelmenweisen finden im Stammbuch eine willkommene Heimstätte. Es war jedenfalls ein schöner Gedanke, diese windverwehten Blätter zu Ehren unserer Allvordern und dem heutigen Geschlechte zur Ergötzung hier zu sammeln. Geschichte und Culturhistorie haben überdies ihren Nutzen davon. Das Studentenleben des Mittelalters mit seinen Schlägereien und Saufgelagen, aber auch mit seinem ernsten Studium steigt vor uns auf, die Soldateska des 30jährigen Krieges greift ungewohnter Weise einmal aus Freundschaft zum Gänsekiel, die Begeisterung für den alten Fritz und die französische Revolution bricht durch, dann Jena und Leipzig, d. h. die Stimmung des Hasses und der Rache in leichten, aber blutrünstigen Versen. Daß die Liebe in diesen Büchern der Freundschaft einen großen Raum einnimmt, ist selbstverständlich, aber auch die Lebensweisheit unserer Großen: Luther, Goethe, Schiller, Jean Paul . . . Wie charakteristisch sind die zwei folgenden Eintragungen in Walther v. Goethe's Stammbuch! Erst der sentimental-geistreiche Jean Paul: „Der Mensch hat drittehalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er." Und nun sehen wir, wie der kernhafte und kerngesunde Geheimrath und Großvater Faust-Goethe diese wunderliche Eintragung liest, den Kopf schüttelt und gleich aus dem Stegreif ihre Wirkung aufzuheben eilt mit seinen großen, schwungvollen Schriftzügen:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ueber tausend hat der Tag.
Söhnchen, werde Dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!

Sehr lehrreich ist auch Keil's alles Historische erschöpfende Einleitung über Wesen, Blüthe und Vergehen der Stammbücher, die zuletzt von den Stammblättern, Silhouetten und endlich vom Photographiealbum abgelöst wurden.

Deutsche Culturbilder aus sieben Jahrhunderten von Julius Bintz. Zwei Bände. (Hamburg, Otto Meißner.) Culturhistorische Feuilletons aus den Hamburger Nachrichten und dem Nachlasse des verdienten Schulmannes, ohne geistreichelnde Kunststücke und stilistische Schlager, einfach, sachlich, aus dem Vollen einer geschichtskundigen Seele geschöpft. Bintz hatte Sinn und Witterung für allgemein fesselnde und eigenartige Stoffe aus der Geschichte unseres Volkes, und wenn er seine Schätze sauber renovirt und aufgeputzt vor uns hinsetzt, so kann man sicher sein, daß er immer etwas Interessantes bringt für Kenner und Laien, Fachleute und Unterhaltungsbedürftige. Es ist in der That bewundernswerth, wie er zu erzählen und zu fesseln weiß und seinen guten Humor nie verliert. Mag er die Sage von Berthold Schwarz, der das Pulver ebenso wenig als die Schießwaffen erfunden hat, zerstören, uns vom Klosterleben im 14. Jahrhundert berichten, einem Reisenden aus der Lutherzeit oder aus dem 17. und 18. Jahrhundert nacherzählen, wunderliche Gerichtsbräuche und Modenarreteien geißeln, von Fürstenhöfen und Studentenkrawallen berichten und über Volkswitz und politische Verse aus den Befreiungskriegen uns aufklären, immer weiß er unsere Neugier und Lernbegier wachzuhalten. Dabei fallen allerlei hübsche Bemerkungen ab wie die folgende: „Oftmals wird eine Zeitperiode durch irgend ein Eigenschaftswort, das in ihr besonders beliebt war, charakterisirt. In der Periode des jüngsten politischen und wirthschaftlichen Aufschwunges unseres Volkes ist alles „schneidig" oder „stilvoll"; in der Periode der Revolutionszeit tröstete sich der Deutsche für alle Mißhandlung mit dem Schlagwort „bieder"; im vorigen Jahrhundert der Sentimentalität war alles „anmuthig", „sanft" und „angenehm". Wir empfehlen die beiden Bände als würdiges populäres und — billiges Seitenstück zu Gustav Freytag's classischen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit".

Schiller's Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung von Karl Schmidt. (Paderborn, Ferd. Schöningh.) Diese große Briefsammlung enthält nur bisher ungedruckte und so gut wie unbekannte und von keinem Schillerbiographen benutzte Schätze. Sie beginnen mit dem Jahre 1810, also nach dem Tode des Dichters, und schließen 1856, mit dem Tode des Sohnes Karl. Der Verfasser hat gut daran gethan, die Briefschaften nicht unverkürzt abzudrucken und alles uns nicht weiter Interessirende auszuschließen. Mit Tact und Feingefühl hat er sich seiner Aufgabe entledigt, wenn wir auch seine große Aengstlichkeit übertrieben finden, die ihn manche Persönlichkeiten unterdrücken ließ. Immerhin, seine umsichtige Arbeit beruht auf guten literarhistorischen Kenntnissen, die sich in der biographischen Einleitung und den zahlreichen Fußnoten und Erläuterungen zeigen. Man kann da nur sagen, welche prächtige Leute, diese Nachkommen Schiller's! Die herrliche Frau Lotte, immer geistig

regsam, edel und schreiblustig, der wackere Kölner Appellationsrath Ernst, der später geadelte Stuttgarter Oberförster Karl, ihre Frauen und Kinder — alle sind sie des großen Dichters werth. Welch ein Unterschied, wenn wir an Goethe's Nachkommenschaft denken, den schwachen, leichtsinnigen August und dessen Söhne, die grämlichen, kranken, alten Junggesellen! Es ist ein rührendes Familienbild, das Schiller's Hinterlassene zeigen. Die braven, charakterstarken, mitten im praetischen Leben bewährten Söhne, die das Andenken ihres Vaters hochhalten und ihre Mutter auf den Händen tragen. Besonderen Antheil verdienen Lottens zahlreiche Bilder aus der Weimarer Gesellschaft und die zahlreichen Mittheilungen über Goethe und seine Kreise, alles ohne literarischen Anspruch, flüchtig, wahr und scharf hingeschrieben. Wie Kotzebue als russischer Spion mißliebig und entlarvt wird, das Wartburgfest, der Streit um Schiller's Schädel, den die Söhne entscheiden sollen. Goethe's Name kehrt immer wieder. „Von Geld darf man nie mit ihm reden", versichert Caroline v. Wolzogen; „da wird er ängstlich und starr." Und dann die edle Charlotte an ihren Ernst: „Es freut mich, daß Du Goethe herzlich und in Freiheit siehst. Man ahnt hier nicht, welchen Reichthum der Umgang mit ihm gewährt, da er durch äußere Bedingungen so oft gehemmt wird. Ich glaube, daß Dein Vater ihn am reinsten erkannt und geliebt hat, wie er ihn" . . . Kurz, wir können das schöne Buch wo immer aufschlagen, es zeigt uns nur edle schöne Menschen, die uns den Tod des Nationaldichters, der so früh aus ihrer Mitte scheiden mußte, auch im rein menschlichen Sinne nur um so tiefer bedauern lassen. Wir empfehlen das pietätvolle Schillerbuch als sinniges Festgeschenk ganz besonders.

Traum der Liebe. Verse von Peter Kempgens. (Düsseldorf, Vereins-Druckerei.) Der Düsseldorfer Redacteur ist ein echter Rheinländer, was er schon damit beweist, daß er in der journalistischen Tretmühle seinen frohen Sinn und sein offenes Gemüth, sowie die gnadenvolle Kunst, in Liedern sich auszuleben, nicht eingebüßt hat. Schon um deswillen berühren uns seine Verse in ihrer frischen Natürlichkeit und Ungezwungenheit durchaus angenehm. Am besten gelingt ihm der volksthümliche Romanzenton, wie im „Tannhäuser", doch auch die Sonette enthalten manches Schöne: die Naturbilder schlagen mit Glück stimmungsvolle tiefere Töne an, und von den Balladen ist „Thanatos" wenigstens in der Tendenz Lingg's großartiger „Pest" verwandt. Auch zarte, innige Klänge sind ihm vertraut, z. B. „Eldorado":

Holder Jugendschöne unbewußter Drang
Wandelt sich in Töne. Sieh, es ist Gesang.
Aber soll die Menge bieten willig Ohr,
Da sie im Gedränge Herz und Sinn verlor?
Ach die Erde glühet rings von eitel Gold —
Aber sag, wo blühet Blume Wunderhold?


## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

**Aus deutschem Hause.** Preisgekrönte Novelle von Arthur Freese. 2. Aufl. 8°. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

**Gespenster. Rübezahl.** 2 Novellen v. Doris Freiin von Spättgen. 8°. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M. 20 Pf.

**Tina Marolt.** Kampf u. Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. 2 Teile in einem starken Bande. Brosch. 7 M. 50 Pf., geb. 8 M. 70 Pf.

**Was sich das Volk erzählt.** Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. Ein eleg. ausgestatteter Band, Schwabacher Schrift mit Kopfleisten und Initialen. Brosch. 5 M., gebunden 6 M.

**Der Wahrheitsucher.** Neuester Roman von Karl Emil Franzos. 2 Bände. 8°. Brosch. 10 M., eleg. geb. 13 M.

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**
**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**
**Literarische Festgeschenke**
**hervorragender Autoren.**

**Ungleich!** Neuester Roman von Nataly von Eschstruth. 2 Bde. Geh. 8 M., eleg. geb. 10 M.

**Auf dem Wege zur deutschen Einheit.** Erinnerungen und Aufzeichnungen ein. Mitkämpfers. Von Hans Blum. 2 starke Bde. hocheleg. Oktav. 48 Bogen. Brosch. 10 M., eleg. geb. in 2 Ganzlbde. 12 M 40 Pf., eleg. geb. in 1 Halbfrzbd. 12 M. 50 Pf.

**Im Wald und auf der Haide.** Roman von G. Schroer. 8°. Geh. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

**Eccentrisch.** Erzählung von Gräfin M. Reventlow. 8°. Brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

**Fanden unter Asche.** 2 Novellen von Heinz Ortmann. 8°. Brosch. à 2 M.

**Sakuntala.** Nach dem Indischen des Kalidasa. Brosch. 2 M.

---

Neuigkeit 1893.

**Die deutschen Stammbücher**
des 16. bis 19. Jahrhunderts.
Ernst und Scherz, Weisheit und Schwank in Original-Mittheilungen zur deutschen Kultur-Geschichte
von Robert und Richard Keil.
337 Seiten. 8°-Format. Broch. M. 6.—, Halbfrz. M. 7.50.
Berlin S.W. G. Grote'scher Verlag.

---

Im Verlage von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart ist soeben erschienen:

**Berline Gabillon.**
Ein Künstlerleben
erzählt von
Ludwig Hevesi.
Mit Illustrationen von Helene Bettelheim-Gabillon und 2 Porträts.
Elegant geheftet ℳ 3.60, elegant geb. ℳ 4.80.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

Soeben erschienen:

**Leipziger Philosophen.**
Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart.
Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert von Dr. Moritz Brasch.
XXVIII, 371 Seiten. Vornehm ausgestattet.
Preis des Werkes M. 4.—; eleg. geb. M. 5.20.
Verlag von Adolf Weigel, Leipzig, Wintergartenstraße 4.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

**Deutsche Kulturbilder**
aus sieben Jahrhunderten
von Dr. Julius Bintz.
2 Bände 5 ℳ.
Otto Meissner, Verlag in Hamburg.

---

Soeben erschien in 2. Auflage:

**Der Frauen Natur und Recht**
von Hedwig Dohm.
Preis 2 Mark broch.
Verlag von Friedrich Stahn, Berlin S.W.
122a Wilhelmstrasse.

---

Im Verlage von Rob. Peppmüller in Göttingen erschien:

**Prof. Ernst Haeckel in Jena**
und seine Kampfweise.
Eine Erwiderung von Prof. Otto Hamann.
Preis ℳ 1,20.

**geläufige**

**Das Sprechen**

Schreiben, Lesen u. Verstehen der **engl.** u. **franz.** Sprache (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **42** Aufl. vervollk. Orig.-Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

**Langenscheidt'sche Verl.-Buchhandlung,**
Berlin SW 46, Hallesche Strasse 17.

*Wie d. Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben Viele, die nur d. Briefe (nicht mündl. Unterr.) benutzten, das Examen als Lehrer d. Engl. u. Franz. gut bestanden.*

Verlag von Imberg & Lesson in Berlin S.

**Dramatische Humoresken**
von
**Karl Bilke.**

Nebst einem Prologe: „Warum die Deutschen keine Komödie haben".
Preis elegant brosch. 4 *M*.

Die vorstehenden Humoresken zeigen den Weg aus den Niederungen der gegenwärtigen naturalistischen Dichtung zu den heiteren Höhen der Komödie.

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

**Weck, Von Heimath zu Heimath.**
Ein Lebensbuch in Liedern. gr. 8°. 300 Seiten. brosch. *M* 3,60, elegant gebunden mit Goldschnitt *M* 4,80.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Staatl. garant. grosse Geld-Lotterie!**

Haupt-Gewinn ev. **500,000 Mark** baares Geld!

Im Ganzen kommen in wenigen Monaten zur Verlosung:

**10 Millionen und 816,425 Mark.**

Nur Gewinne werden gezogen und zwar:

1 Gew. von ev. **500000** Mk., 1 Prämie v. **300000**, 1 Gew. à **200000**, 1 à **100000**, 2 à **75000**, 1 à **70000**, 1 à **65000**, 2 à **60000**, 1 à **55000**, 2 à **50000**, 1 à **40000**, 5 à **20000**, 3 à **15000**, 26 à **10000**, 56 à **5000**, 106 à **3000**, 254 à **2000** Mk. u. s. w.

**1. Ziehung 20.—21. Decbr. 1893.**

Ich empfehle

**Original-Glücks-Lose**

1/8 **Orininal-Los I. bis III. Klasse** kostet **nur 4,50 Mark.**

Amtliche Pläne gratis und franco. Gefl. Bestellungen werden prompt und verschwiegen ausgeführt.

**Bekannte Glücks-Collecte**

**A. Gerloff,**

**Nauen bei Berlin.**

**Gewinne werden sofort ausgezahlt,** sowie Erneuerungs-Lose und Gewinnlisten drei Tage nach Schluss einer jeden Ziehung zugesandt.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben wurde vollständig:

GUHL und KONER

**Leben der Griechen und Römer.**

**Sechste vollständig neu bearbeitete Auflage.**

Herausgegeben von
**Richard Engelmann.**

Mit 1061 in den Text gedruckten Abbildungen.
Gebunden in Leinwand mit Lederrücken.
**Preis 20 Mark.**

Ein treueres und dennoch leichtverständliches grosses Gemälde der gesammten Thatigkeit des alten Kulturvolkes ist wohl noch niemals geboten worden. Der Leser fühlt sich durch die reizende Schilderung, die sich oft auf classische Dichtungen und Geschichtswerke stützt, um die Hellenen als Erbauer ihrer Städte, Burgen und Tempel, als Kriegs- und Seehelden, als einfache Bürger, in Ausübung ihrer mannigfachen, oft schon hoch entwickelten Gewerbe, als Künstler u. s. w., in allen Lebensaltern und Stellungen vorzuführen, ebenso mächtig angezogen, als wie durch den überreichen, nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen ausgewählten Bilderschmuck.
„Wochen-Rundsch. f. dram. Kunst u. Litter."

Verlag der Düsseldorfer Vereins-Druckerei, Düsseldorf.

Soeben erschien:

**Traum der Liebe**

Verse von **Peter Kempgens.**

**Preis elegant gebunden 6 Mark.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

**Die Million.**

**Roman**
von
**Theophil Zolling.**

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Man wolle sich zur Bestellung gefl. der Karte bedienen, die dieser Nummer der „Gegenwart" beigelegt ist.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

Unterzeichnete Verlagsbuchhandlung empfiehlt allen Freunden einer guten heiteren Lectüre:

**„Alraunwurzeln."**

Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein.

von **Josef Wichner.**

2. Aufl. 304 Seiten. Preis 1 *M* 60 *Pf* brosch., 2 *M* 40 *Pf* gebd.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, eventuell auch vom Verleger **Heinrich Kirsch,** Wien I., Singerstraße 7.


Hierzu eine Beilage: Verlag der Gegenwart.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 23. December 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Kriminalpolitische Reformen. Von Justus. — Die „New-Australia"-Genossenschaft. Von Franz Paetow. — Literatur und Kunst: Das Wiener Volkslied. Von Emil Maria Steininger. — Geschichtschreiberei und Propheten. Von Alfred Stoeßel. — **Feuilleton:** Die Gefahren der Liebe. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Radieschensamen. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

### Kriminalpolitische Reformen.

Das neueste Vierteljahrsheft der Statistik für das Deutsche Reich enthält die vorläufigen Mittheilungen über die deutsche Kriminalstatistik für das Jahr 1892. Die Ziffern reden eine erschreckende Sprache. Es hat sich die Zahl der Personen, die wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze verurtheilt sind, gegen das Vorjahr von 391,064 auf 422,326 vermehrt. Das ergibt eine Zunahme um 31,262 Personen, oder nahezu 8 Procent. Uebereifrige Moralisten und amputationslustige Sozialchirurgen sind bereits dabei, auf die wachsende Verrohung und Entsittlichung des Volkes, die sich in diesen Zahlen kundgibt, hinzuweisen und Kirche und Schule auf der einen Seite, Prügelstrafe und Lattenschlafen auf der anderen, als Allheilmittel dem kranken Volkskörper zur geneigten Beachtung zu empfehlen. Man hüte sich, der Menge zur Last zu legen, was mit doppelter Wucht auf ihre Leiter zurückfallen muß. Wer den Schuldigen suchen will, der wende den Blick von der Anklagebank hinweg zu dem grünen Tisch, wo die Normen gesetzt werden, die den Richter einzwängen in das Netz veralteter Schulbegriffe und, anstatt ihm die Mittel zu geben, um sich in lebendigem Denken eine neue soziale Begriffswelt zu erschließen, ihn nöthigen, in orthodoxer Starrheit die überlieferten Dogmen mit den Waffen eines überlebten Geistes aufrecht zu erhalten und zu entfalten. Wer wollte klagen, daß die Träger des staatlichen Strafrechts ohne Auge für die sozialen Erscheinungen der Gegenwart immer mehr zu berufsmäßigen Aburtheilern herabsinken: der Gesetzgeber zwingt sie ja, abseits zu stehen von dem vorwärts eilenden Strom des geschichtlichen Lebens, theilnahmlos zu bleiben gegen Alles, was unsere moderne Gesellschaft im Innersten bewegt und durchwühlt.

Das auf den veralteten Prinzipien einer von rechtsphilosophischen und staatsabsolutistischen Gedanken durchtränkten Schule aufgebaute deutsche Strafrecht kann in dem sozialen Lichte der Gegenwart seine morschen Grundlagen kaum mehr verbergen. Die realen Verhältnisse weisen den Gesetzgeber gebieterisch darauf hin, sich seiner sozialen Mission bewußt zu werden. Mag auch das Prinzip des krassen, jedes Restchen eines vergangenen Absolutismus ängstlich festhaltenden Staatsorganismus noch mächtig in der modernen Staatsidee fortleben: hinter dem grünen Tisch steht der Mann im blauen Kittel, mit drohender Miene und schwieliger Faust, und er ist es, der mit führender Hand den Griffel des Gesetzgebers leitet. Wenn sich gerade auf dem Gebiete des Kriminalrechts die Consequenzen der zu Gunsten der besitzlosen Volksklassen verschobenen gesellschaftlichen Machtverhältnisse bisher am wenigsten gezeigt haben, so muß doch die ganze kriminalreformerische Bewegung der Gegenwart immer augenfälliger auf die Beachtung des sozialen Momentes im Strafrecht, auf die Bekämpfung des Verbrechens als soziale Erscheinung hindrängen. Es gehört eben die ganze ungeschickte Starrheit unseres inmitten einer Welt von Veränderungen unbeweglich bleibenden Conservativismus dazu, um vor diesem Zeichen der Zeit die Augen zu verschließen und durch die Vernachlässigung aller derjenigen Reformbestrebungen, welche den sozialen Gedanken im modernen Strafrechtssystem zum Ausdruck bringen wollen, ein verderbliches Gift in den Volkskörper zu setzen, das durch die heilsamsten Lehren der Volkswirthschaft nicht ausgetrieben werden kann. Die Internationale kriminalistische Vereinigung, welcher jedenfalls das Verdienst gebührt, zuerst thatkräftig dem bestehenden Strafensystem den Fehdehandschuh hingeworfen und auf den schon von Mittelstädt mit einer bei ihm ungewohnten Schärfe verfochtenen handgreiflichen Zusammenhang der Strafrechtsreformfrage mit der sozialen Frage, des soziologischen Standpunktes mit dem juristischen bei der Beurtheilung von Verbrechen und Strafe hingewiesen zu haben, wird noch mehr Anerkennung finden, wenn sie weniger mit den ungereiften Ideen talentvoller Referendare prunken und sich dadurch auf internationalen Congressen verdiente Zurücksetzung zuziehen, wenn sie ferner mehr nach Innen als nach Außen arbeiten und damit aus einer Strebervereinigung zu einer strebenden Vereinigung werden wird.

Unter den oben mitgetheilten Zahlen befindet sich eine Rubrik, die eine besonders ernste Beachtung herausfordert. Es ist dies diejenige, aus der sich die erhöhte Zunahme des jugendlichen Verbrecherthums, d. h. von verurtheilten Personen zwischen 12 und 18 Jahren, von 42,240 auf 46,488, also ein Wachsthum von über 10 Procent ergiebt. Ein Blick in die Reichskriminalstatistik der letzten Jahre ergiebt, daß die Zahl der jugendlichen Verbrecher sich seit dem Jahre 1882 — dem ersten Erhebungsjahre dieser Statistik — bis zum Jahre 1889 sich um rund 20 Procent erhöht hat. Die Zahl ist in den Jahren 1890 und 1891 um weitere 10 Procent gewachsen. Wenn nun das Jahr 1892 eine noch stärkere Erhöhung bringt, wobei noch hinzukommt, daß von dieser Vermehrung vorzugsweise die allerjüngste Klasse von Kindern, zwischen 12 und 15 Jahren, betroffen ist, so offenbart sich uns in diesen Zahlen ein trauriges Bild sittlicher Verkommenheit; man kann es den Herausgebern der Statistik nicht verargen, wenn sie angesichts dieser Ergebnisse ihren vorjährigen Zahlen den Satz hinzufügen: „Die jugendlichen Delinquenten sind die

Rekruten einer Verbrecherarmee, gegen welche die Strafmittel des bestehenden Rechts sich als machtlos zu erweisen scheinen."

Des bestehenden Rechts! — Wenn Kinder, herangewachsen, den Strafgefängnissen verfallen, so ist die Ursache fast stets in einer mangelhaften Erziehung, in einer Verwahrlosung Seitens der Eltern zu suchen. Es muß daher eine der ersten und vornehmsten Aufgaben des Staates sein, die elterliche Erziehung in gewissenhafter Weise zu überwachen und, wo es nothwendig erscheint, an Stelle der Eltern die erziehliche Ausbildung der Jugend zu übernehmen. Ein rechtzeitiges staatliches Eingreifen wird es verhindern, daß Kinder, der elterlichen Obhut ledig, in einem unreifen Alter nur auf sich selbst angewiesen, in den Schlamm sittlicher Verkommenheit gerathen. Wenn nun so traurige Folgen zu Tage treten, wie die oben angeführten, muß dies nicht ein trübes Streiflicht auf die Erziehungsthätigkeit des Staates werfen? Muß sich da nicht von selbst der Gedanke aufdrängen, daß die bestehenden Gesetze sich als unzureichend erweisen, um die heranwachsende Jugend vor sittlichem Verfall zu bewahren, indem sie ein staatliches Einschreiten nicht in all den Fällen gestatten, in denen das Interesse für die jugendlichen Delinquenten und vor Allem das öffentliche Interesse, das Interesse für die übrige menschliche Gesellschaft es erheischt?

Nach preußischem Recht soll das Vormundschaftsgericht, wenn Eltern ihre Kinder grausam behandeln oder zu Bösem verleiten, oder ihnen den nothdürftigen Unterhalt versagen, von Amts wegen sich der Kinder annehmen und dieselben auf Kosten der Eltern anderen, zuverlässigeren Personen anvertrauen. Daß diese Vorschriften dem Bedürfniß auch nicht annähernd entsprechen, bedarf keiner Betonung. Der practisch wichtigste und häufigste Fall, daß Eltern, schuldhafter Weise oder durch drückende äußere Verhältnisse genöthigt, die Erziehung der Kinder vernachlässigen, ohne sie gerade zu Bösem anzuhalten, und daß durch diese Vernachlässigung das Kind sittlich gefährdet wird: dieser Fall wird durch die obige Bestimmung überhaupt nicht berührt. Nimmt man hinzu, daß die staatliche Zwangserziehung auf Kosten der Eltern geschehen soll, daß diese aber meist zu den untersten Klassen der Bevölkerung gehören, daher weder gewillt noch im Stande sind, die Kosten zu tragen, so leuchtet die ganze Unzulänglichkeit der obigen Normen ein, und die Erfahrung hat denn auch ihre Bedeutungslosigkeit für die Praxis in vollem Umfange bestätigt.

Hierzu kommt das Gesetz vom 13. März 1878, nach welchem Kinder, welche im Alter von 8—12 Jahren eine strafbare Handlung begangen haben, durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht werden können, wenn die Unterbringung mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der strafbaren Handlung, die Persönlichkeit der Eltern oder sonstigen Erzieher des Kindes, und auf dessen übrige Lebensverhältnisse zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung erforderlich ist. Als erste Voraussetzung wird also hier, neben anderen gewichtigen Bedingungen, verlangt, daß bereits eine gesetzlich strafbare Handlung von dem Kinde begangen ist, daß also bereits die Scheidewand durchbrochen ist, welche der Staat erst errichten und festlegen soll. Sache des Staates sollte es doch sein, der aufkeimenden Verbrecherneigung entgegenzuarbeiten. Wie verträgt es sich damit, wenn für ein Einschreiten bereits das Vorliegen eines Verbrechens verlangt wird? Hier kommt die staatliche Oberaufsicht zu spät. Thatsache ist es denn auch — jeder Vormundschaftsrichter wird es bestätigen — daß eine große Anzahl von Anträgen auf Zwangserziehung in Familien oder Anstalten von dem Vormundschaftsgericht lediglich deshalb zurückgewiesen werden muß, weil der Nachweis einer bereits begangenen „strafbaren Handlung" nicht erbracht werden kann.

Die Gesetzgebung kann sich nicht länger der Frage einer Reform auf diesem Gebiete entziehen. Der Grundgedanke einer solchen Reform, der insbesondere in einer verdienstvollen Schrift von Aschrott scharf präcisirt worden ist, liegt in dem Satze enthalten, daß das staatliche Eingreifen in die elterlichen Erziehungsrechte überall da eintreten muß, wo sittliche Verwahrlosung vorliegt, gleichgültig, ob den Eltern an der Verwahrlosung eine Schuld beizumessen ist, gleichgültig, ob dieselbe bereits zu einer strafbaren Handlung des Kindes geführt hat.

Alles Mühen um Verminderung der Kriminalität muß eitel bleiben, so lange nicht die Arbeit bei der Jugend begonnen wird. Die Verstopfung der Quellen, aus denen die Uebelthat entspringt, ist weit werthvoller als alle Dämme, die der Strafrichter und Gefängnißbeamte mit den Mitteln der Repression errichtet. Zunächst und vor Allem gilt es also, die Jugend zu retten, bevor sie den Pfad des Verbrechens beschritten hat. Erst in zweiter Linie wird es sich fragen, was nach begangenem Verbrechen zu geschehen hat, um den jugendlichen Delinquenten wieder zu einem brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Hier wird eine rationelle Kriminalpolitik von dem Grundsatz ausgehen müssen, daß jeder, auch noch so kurze Aufenthalt des jugendlichen Verbrechers im Gefängniß und das dadurch hervorgerufene Zusammenleben und Bekanntwerden mit verderbten Altersgenossen für das ganze spätere Leben des Betroffenen unverwischbare Folgen haben, daß jede Bekanntschaft mit dem Gefängniß die noch unentwickelten Verbrecheranlagen zur vollen Entfaltung bringen muß. Man wird daher dem neuerdings mit aller Entschiedenheit auftretenden Vorschlage, den Beginn der Strafmündigkeit auf das 14. Lebensjahr hinaufzurücken, unbedenklich zustimmen müssen. Mag immerhin die Medizin uns lehren, daß mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre die Adolescenz zu beginnen pflege; die sozialen Zustände beweisen ein Anderes. Mit dem 14. Jahre tritt der Minderjährige aus der Schulzucht und aus der Famile in das Erwerbsleben. Hier ist die soziale Grenze für die strafrechtliche Verantwortlichkeit. Man wird aber auch den strafmündigen jugendlichen Verbrecher möglichst von einer kurzen Freiheitsstrafe fernhalten müssen. Während der kurzen Strafzeit kann der bessernde Einfluß der Strafzucht in keiner Weise zur Geltung kommen, während diese Zeit, wie gesagt, gerade ausreicht, um die beste Vorbereitung für eine künftige Verbrecherlaufbahn zu erhalten. So verfehlt daher auch der Erlaß des preußischen Justizministers vom 17. April 1887 war, in welchem unter Hinweis auf diese Gefahren die Staatsanwaltschaften angewiesen wurden, darauf hinzuwirken, daß gegen jugendliche Verbrecher auf höhere Strafen erkannt würde, „welche allein zur Besserung derselben führen könnten": so wenig ist auf der anderen Seite damit gethan, wenn man sich lediglich auf eine Erweiterung der Geldstrafe und des Strafmittels des „Verweises" für diese Klassen der Verbrecher beschränkt. Zur Entrichtung der Geldstrafe wird es den Eltern in der Regel an den erforderlichen Mitteln oder an dem nothwendigen Willen fehlen, so daß die substituirte Freiheitsstrafe dann doch in ihre Rechte tritt. Der „Verweis" aber pflegt in den weiten Schichten des Volkes doch nur als eine besondere umschriebene Form der Freisprechung angesehen zu werden, so daß ihm eine Strafwirkung nach keiner Richtung hin innewohnt. Wie in mancher wirthschaftlichen Hinsicht wird sich auch hier unser Blick auf des verständigen Englands Einrichtungen lenken müssen. In England ist in den Jahren 1871 bis 1891 trotz einer Vermehrung der Bevölkerungszahl um rund 7 Millionen die Zahl der mit Gefängniß Bestraften in diesem Zeitraum um 32 Procent, die Zahl der mit Zuchthaus Bestraften um 54 Procent gesunken. Das dort bereits vortrefflich erprobte System der Unterbringung in einer Erziehungsanstalt — industrial schools — oder Besserungsanstalt — reformatory schools — je nach dem Grade des begangenen Verbrechens, durch Strafurtheil, wird sich bei uns auch für solche Strafmündige eignen, welche gemäß § 57 des Reichs-Strafgesetzbuchs bei Begehung der Handlung „die zur Erkenntniß ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht besessen haben".

So wäre für die jugendlichen Verbrecher durch die Errichtung von Erziehungs- und Besserungsanstalten ein Ersatzmittel für die kurzzeitigen Freiheitsstrafen gewonnen.

Daß aber ein solches auch allgemein seinen Einzug in das moderne Strafensystem halten muß, das wird uns klar, wenn wir auf der einen Seite bedenken, daß seit einer Reihe von Jahren zwei Drittel aller von deutschen Gerichten verhängten Gefängnißstrafen die Dauer von einem Monat nicht übersteigen, wenn wir auf der anderen Seite die betrübenden sittlichen und sozialen Nachtheile in's Auge fassen, welche der Vollzug der kurzen Freiheitsstrafe mit sich führt. Wer einmal — und sei es auf noch so kurze Zeit — das Gefängniß gekostet hat, der trägt zeitlebens das Brandmal der Ehrlosigkeit an der Stirn. Mit Mißtrauen tritt man ihm auf Schritt und Tritt entgegen, und wie tief er auch seinen Fehltritt bereuen mag, täglich muß er von Neuem sein Vergehen büßen. Für die menschliche Gesellschaft ist ein solcher Mensch oft verloren. Was ist aber die Folge davon? Eine verminderte Selbstachtung des Bestraften. Gerade diese aber erstickt die wirksamsten Impulse, welche den Bestraften von nochmaligem Conflict mit dem Strafgesetz abhalten. Sie vernichtet das Ehrgefühl und schwächt damit die Scheu vor dem Gefängniß, die zu verschärfen eine hohe und verständige Pflicht ist. Hierdurch aber läuft der aus dem Gefängniß Entlassene Gefahr, wieder auf die Bahn des Verbrechens zu gerathen, ja, er wird trotz aller guten Vorsätze auf diesen Weg förmlich hingedrängt, wenn er nach Verbüßung seines Vergehens auf allen Seiten, wo er sich auch um Arbeit und Beschäftigung bemüht, Beschämung und Erniedrigung erfährt.

Ein ganzer Berg von Literatur bezeugt, welche tiefen Wurzeln die Bewegung für die Beseitigung oder doch Veränderung oder Einschränkung der kurzen Freiheitsstrafen bereits in den weitesten Kreisen der Nation geschlagen hat. Unter den Vorschlägen welche da auftauchen, verdienen genannt zu werden: Strafarbeit ohne Einsperrung; erweiterte Zulässigkeit der Geldstrafen und Friedensbürgschaft. Bei aller Anerkennung der guten Absicht wird man sich indessen bei näherer Betrachtung dieser Vorschläge der Befürchtung nicht verschließen können, daß sie eine befriedigende Reform nur mit einer vollkommenen Aenderung unserer gesammten Strafgesetzgebung vermögen, daß damit ihrer Durchführung ein gewaltiger Hemmschuh gelegt, zum Mindesten ein allzu langes Ziel gesetzt ist. Um so bereitwilliger wird man da nach einem Ersatzmittel greifen, von dessen Einführung die bestehende Gesetzgebung nur in äußerst geringem Maße berührt wird, da es nur den Strafvollzug betrifft, dessen Durchführung daher in jedem Augenblicke möglich ist: nach der bedingten Verurtheilung.

Die bedingte Verurtheilung soll bei geringen Vergehen zur Anwendung kommen. Ihr Wesen ist in kurzen Zügen ein doppeltes. Sie gibt dem Richter die Ermächtigung, unter gewissen Voraussetzungen auszusprechen, daß die von ihm erkannte Freiheitsstrafe vorläufig nicht zur Vollstreckung gelangen, daß die Strafe vielmehr für verbüßt erachtet werden soll, wenn der Verurtheilte sich binnen einer bestimmten Frist keines weiteren Vergehens gegen das Strafgesetz schuldig macht. Erfüllt der Betroffene diese Verpflichtung nicht, verletzt er während der Erprobungsfrist wiederum ein Strafgesetz, so soll die ersterkannte Strafe an ihm ebenso vollstreckt werden, als wenn er niemals einen bedingten Straferlaß bewilligt erhalten hätte.

Der Gedanke der bedingten Verurtheilung ist zuerst in England und Amerika zur practischen Durchführung gelangt und hat sich von dort aus einen großen Theil des europäischen Continents, zunächst Belgien, dann Frankreich und endlich die Schweiz erobert. Am besten lassen sich bisher die fruchtbaren Erfolge der neuen Strafart in Belgien übersehen. Nach dem geradezu meisterhaft ausgearbeiten belgischen Gesetz vom 31. Mai 1888 ist der Richter ermächtigt, den Vollzug einer Freiheitsstrafe auszusetzen, wenn der Schuldige bisher wegen eines Verbrechens oder Vergehens nicht verurtheilt worden ist und die erkannte Freiheitsstrafe sechs Monate nicht übersteigt. Die Strafaussetzung wird für eine vom Gericht zu bestimmende Bewährungsfrist ausgesprochen, welche fünf Jahre nicht übersteigen darf. Erleidet der Verurtheilte während dieses Zeitraums keine neue Verurtheilung wegen eines Verbrechens oder Vergehens, so soll die Bestrafung als nicht erfolgt gelten; im anderen Falle werden beide Strafen vollstreckt. Die Regierung ist verpflichtet, den Kammern alljährlich über die Wirkungen der eingeführten Maßregel Bericht zu erstatten. Nach dem die ersten 13 Monate der Geltung des neuen Gesetzes umfassenden Berichte wurden insgesammt 13,195 bedingte Verurtheilungen ausgesprochen; hiervon kam in nur 246 Fällen Rückfall vor. Während der folgenden 12 Monate wurden 14,309 Personen bedingt verurtheilt, unter welchen sich nur 332 eines Rückfalls schuldig gemacht hatten. Mit vollstem Recht fordert daher der belgische Justizminister Le Jeune die Richter auf, noch ausgedehnteren Gebrauch als bisher von dieser Einrichtung zu machen, da schon die bis jetzt vorliegenden Resultate bewiesen hätten, daß das Mißtrauen und die Furcht, welche man bei Einführung des neuen Prinzips gehabt habe, unbegründet gewesen seien. Auch die Resultate des englischen Gesetzes von 1887, welches allerdings wesentlich andere Voraussetzungen aufstellt, lauten übereinstimmend günstig. Ebenso werden von Amerika, namentlich aus Boston, durchaus befriedigende Nachrichten gemeldet. Ueber die Ergebnisse in Frankreich, wo die bedingte Verurtheilung erst durch Gesetz vom 26. März 1891 eingeführt worden ist, läßt sich natürlich ein abschließendes Urtheil noch nicht gewinnen, indessen ist von Seiten der französischen Regierung der wohlbegründeten Erwartung Ausdruck gegeben worden, daß das neue Institut sich als eine Maßregel von hervorragendem sozialen Nutzen bewähren wird.

Es liegt ja auch für jeden Verständigen auf der Hand, welche gewaltige Förderung der Humanität und Sittlichkeit eine solche Einrichtung mit sich bringen muß. Sie bewahrt den anständigen Mann, die ehrbare Frau, den jungen Burschen, das unschuldige Mädchen, welche ein leichteres Delict begangen haben, vor dem Aufenthalt im Gefängniß; sie hält damit all die sittlichen und sozialen Schädigungen von ihnen ab, welche mit einem solchen Aufenthalt verbunden sind. Sie bedeutet aber auch für den Verurtheilten einen psychischen Zwang, sich fortan eines anständigen Lebens zu befleißigen. Der bedingt Verurtheilte fühlt sich gehoben, wenn er sieht, daß man ihn noch nicht verloren gibt, daß man noch eine bessere Zukunft von ihm erwartet. Wenn ein Verbrecher für die menschliche Gesellschaft noch irgend zu retten ist, so ist dies der einzige Weg, um ihn auf den Pfad der Sittlichkeit zurückzuleiten.

Nicht länger mehr darf Deutschland abseits stehen. Hier einigt sich die Stimme des Sozialpolitikers mit der des Kriminalpolitikers zu einem mächtigen Akkord, der nicht ungehört am Ohr des Gesetzgebers verhallen kann. Die Reichsregierung würde sich eine schwere Vernachlässigung zu Schulden kommen lassen, wollte sie noch weiter zaudern, den genügend gereiften Reformideen auf dem Wege der Gesetzgebung aus dem schwanken Boden der Theorie den Weg in das Leben zu bahnen.

Justus.

---

## Die „New-Australia"-Genossenschaft.

Von Franz Paetow.

Vor einiger Zeit brachten die Tagesblätter die überraschende Nachricht, daß sich unter Ansiedlern und Arbeitern in Australien eine große, tausende von Mitgliedern in sich vereinigende Genossenschaft gebildet habe, deren Zweck es sei, in Paraguay eine genossenschaftliche Colonie zu begründen. Bislang galt Australien als ein von europäischen Auswanderern bevorzugter Erdtheil, und das rasche Emporschnellen der dortigen wirthschaftlichen Verhältnisse schien die Berechtigung jener Anschauung zu bestätigen. Allein auch dort zeitigte das grenzenlose Hasten nach schnellem und wenn möglich mühelosem Gewinn für den ruhig schaffenden Ansiedler und die Arbeiter Zustände, die unhaltbar für diese Klasse der Bevölkerung wurden, und

nun den Anlaß gaben, daß in deren Kreisen der Gedanke an eine Ansiedelung in einem anderen Erdtheile Wurzel faßte. Gefördert wurde der Plan durch die, sei es in der Entstehung begriffenen oder bereits bestehenden genossenschaftlichen Colonien und Gemeinwesen, deren Mitglieder sich auf dem Boden der Genossenschaft die Vorbedingungen zu einer gesicherten Werkthätigkeit, und zur Befreiung von der Furcht vor dem Mangel schaffen wollen.

Die Regierung von Paraguay hat der Genossenschaft, die den Namen „New Australia Co-operative Settlement Association“ führt, ausgedehnte Ländereien, unweit Asuncion und liegend am Flusse Tibiwari zur Verfügung gestellt, deren klimatische Verhältnisse als äußerst günstig geschildert werden. Am 16. Juli schifften sich über 200 der Genossenschaft angehörende Personen in deren eigenen Schiffe „Royal Tar“, unter Führung des Vorsitzenden William Lane nach Paraguay ein; sie bilden den Vortrupp, dem bald andere Schaaren nachfolgen werden.

Jene Pioniere sind wohl erfahrene Ansiedler, die durchaus geeignet sind, in einem neu zu cultivirenden Landstriche zu leben. Es fehlt ihnen keineswegs an Geldmitteln, denn jeder Genosse mußte £ 50, (gleich Mark 1000) außer £ 10, (gleich Mark 200) Ueberfahrtgeld einzahlen. In die Genossenschaft werden nur solche Arbeiter aufgenommen, die nie als „blackleg“ — Streikbrecher — aufgetreten sind und die einer Gewerkschaft angehörten. Im Uebrigen enthalten die von der Genossenschaft angenommenen Grundsätze und statutarischen Bedingungen die folgenden Erklärungen:

In Anbetracht, daß so lange als der Eine von dem Anderen abhängt, um arbeiten zu dürfen, und so lange als die Menschheit nicht zu der Erkenntniß gelangt, daß wahre Freiheit und wahres Glück unmöglich sind, in Folge der durch die Ungewißheit des Erwerbes herbeigeführten Selbstsucht, und daß es deshalb für alle das Beste ist, sich gegenseitig gegen jede Möglichkeit sozialer Verschlechterung zu sichern, und ferner, in Anbetracht, daß Schwäche, Unwissenheit und Unentschlossenheit der Gesellschaft im Allgemeinen das größte Hinderniß zur Begründung einer wahren gesellschaftlichen Ordnung sind, in der jeder Bürger vor dem Mangel geschützt ist und die ihm Gelegenheit bietet, seine Fähigkeiten auf's Höchste zu entwickeln, wie sie echte Menschlichkeit nur zu entfalten vermag: — ist es wünschenswerth und geboten, daß durch eine Gemeinschaft, in der alle Arbeit gemeinsam zum Besten Aller geleistet wird, der Beweis erbracht werde, daß unter Verhältnissen, die es dem Einen unmöglich machen, den Anderen zu knechten, und in der als erste Pflicht eines Jeden die Förderung des Wohlseins Aller gilt, Mann und Frau so in Behaglichkeit, Glück, Zufriedenheit und Regelmäßigkeit leben können, wie es in einer Gesellschaft, in der Niemand heute sicher sein kann, ob seine Kinder nicht morgen darben müssen, unbekannt ist.

Die Organisation der Gesellschaft beruht auf collectivistischer Grundlage, wenn sie auch in einigen Punkten sich der communistischen vielleicht nähert. Es scheint aber in der Absicht der Genossen zu liegen, sich dem Communismus fern zu halten und ihre Selbständigkeit sich möglichst zu wahren. Immer aber soll an dem Grundsatze festgehalten werden, echte Nächstenliebe überall walten zu lassen und auszuüben. Die Erzeugung und Vertheilung der Güter stehen nur der Gemeinschaft zu, sie geschehen für sie und durch sie. Die Gemeinschaft überwacht auch die Arbeit ersparenden Genossenschaften; sie erhält die Kinder, die aber in der Pflege der Eltern bleiben; es liegt ihr die Errichtung und Erhaltung der sanitären und der Erziehung gewidmeten Anstalten ob; sie sammelt die dazu benöthigten Mittel an. Die Vertheilung des Reingewinns erfolgt gleichmäßig unter alle Erwachsene ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter, Beschäftigung oder physische oder finanzielle Befähigung.

Alle Genossen haben sich zur getreuen Beobachtung der Gesetze des Landes zu verpflichten; innerhalb der Genossenschaft bildet das Ballotement aller Erwachsenen die höchste Autorität. Streitigkeiten zwischen Genossen werden nach Billigkeit durch einen von beiden Theilen ernannten Schiedsrichter geschlichtet. Eine Fünfsechstel-Mehrheit aller Erwachsenen entscheidet über den Ausschluß eines Genossen wegen andauernder und unverzeihlicher Benachtheiligung der Wohlfahrt der Gemeinschaft. Sämmtliche Beamte werden immer nur für die Dauer eines Jahres gewählt. Die Person eines jeden Genossen ist in Bezug auf Ansichten, Religion, Rede und Muße unverletzlich und nicht minder in allen Angelegenheiten, wobei die Person Anderer nicht berührt wird. Beide Geschlechter haben gleiche Rechte in der Genossenschaft.

Wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, enthalten die Grundsätze und die statutarischen Bestimmungen der Genossenschaft im Großen und Ganzen die Ideen, deren Verwirklichung auch von ähnlichen Unternehmungen in Nordamerika erstrebt wird. Die Genossen wollen sich auf freiem Grund und Boden durch ehrliche und brüderliche Arbeit eine sorgenfreie Existenz verschaffen, sie wollen sich keine Schlösser bauen, wohl aber kleine Landhäuser, in denen Friede und Glück eine Stätte finden; sie wollen keinen müßigen Luxus treiben, aber durch fleißige Arbeit ein gutes Auskommen erzielen; jeder Genosse soll sein eigenes Heim haben in dem die Ehe heilig gehalten wird.

Die Genossenschaft handelt im vollen Einverständniß mit der Arbeiterorganisation in Australien und ist von allen dortigen großen Ansiedlervereinigungen anerkannt worden. Sie findet demnach in einer ausgedehnten Arbeiterbewegung einen nicht zu unterschätzenden Stützpunkt und da ihre Genossen bereits unter sich einen zielbewußten, festen Zusammenschluß gefunden und unter energischer Leitnng ihrer Führer verwirklicht haben, so bietet sich ihr immerhin keine ungünstige Aussicht. Sie kann auch die von ähnlichen Unternehmungen in Nordamerika gemachten Erfahrungen verwerthen zur Ueberwindung der Kinderkrankheiten, die jenen nicht erspart blieben und die auch sie zu überwinden haben wird. In einzelnen sozialistischen Kreisen Englands verfolgt man die Entwickelung dieser auf's Großartigste geplanten Arbeitercolonie mit um so größerer Theilnahme, als schon seit Jahr und Tag dort auf die Errichtung einer ähnlichen Genossenschaft von einflußreichen sozialistischen Führern hingearbeitet wird. Sie würde auch schon verwirklicht sein, wenn nicht deren Anhänger dabei mit allergrößter Vorsicht vorangingen, um jeden Mißerfolg, insbesondere den aus Mangel an materiellen Mitteln, zu vermeiden.

---

## Literatur und Kunst.

### Das Wiener Volkslied.

Von Emil Maria Steininger.

Eine klare, milde Sommernacht. Wären die großen Bogenlampen nicht, deren aufdringlich grelle Strahlen unsere Nerven ärgern, wir würden die lebendige Lichtfluth förmlich fühlen, die der Mond verschwenderisch über das Wiener Kronjuwel, den poetisch schönen, schweigenden Prater ausgießt. Schweigenden? — Jawohl. Dort, wo hinter sicherem Gehege Rehe, Hasen, Fasane und anderes Waidgethier schläft, wo wettergraue Eichen und Buchen ihre Häupter im Nachtwinde neigen, dort stört nichts die heilige Stille, ein Sommernachtstraum umfängt Allmutter Natur; ihr Schlummerlied singen die Wellen der Donau, die sich dahinwälzen, endlos und ewig. Vor Jahrtausenden horchte ihm der Skythe; es weckte in seiner Barbarenbrust ein sanfteres Echo; auch auf seine Lippen zwang sich ein Lied, vom Waldesrauschen, vom Mondlicht, von seinem Schwerte, vielleicht auch von seiner Liebsten, denn ewig ist Kampf, ewig die Liebe, ewig auch das Lied. So lang' Menschenherzen schlagen, lebt die Liebe, dichtet sie Lieder, und kaum hat ein Volk ausgesungen, entsprießt dem anderen neuer

Reim und neues Saitenspiel. Wohl dem Sänger! Verheißungsvoll locken ihn süße Frauenlippen, Fürsten und Edle umdrängen ihn, das Volk jauchzt ihm zu:

„Nur aussa mit die tiafen Töu' . . .!"

Ach! . . .

Eine klare, milde Sommernacht im Prater — wohl, aber nicht am weltfernen Stromufer, sondern im Garten von „Alt-Wien". Es ist „Internationale Theater- und Musik-Ausstellung". Man ahnt Fremde, welche vergleichende Studien über das Nachtleben in den europäischen Großstädten anstellen wollen, und man bietet, was man hat und kann, auch manches, was man nicht hat und nicht kann. Und in den Kampf der Wagen und Gesänge wirft die Dichtkunst, die ewige, ewig sich erneuende, neue Namen und neue Lieder. Eingekeilt zwischen Bäumen und Gasttischen staut sich die Menge — ein kurzes, nervöses Geklapper mit den Biergläsern — pscht! pscht! — ein Barde des Volksgesanges besteigt das Brettel, neigt sich schmunzelnd zu den „Schrammeln" nieder, die mit Geige, Flöte, Guitarre und Harmonika zum Einsetzen bereit sind — erwartungsvolle Stille — ein dröhnendes Räuspern der biergewohnten Kehle, ein paar einleitende Accorde — und nun schmettert „a neuch's Lied" hinaus in die Praterluft:

I bin die höchste Quintessenz
Vom urwüchsigen Wean,
Und singen is mei Leidenschaft,
Das thu ich gar so gern,
Da kenn' i kein Schenira
Und fahr' tartarisch füra.
Mei Wahlspruch ist und bleibt
Bei jeden Liad und beim Couplet:
Nurr! — aussa mit die tiafen Töu'
Und aufiknall'n in d' Höh'!

Ist das nicht ein Schlager? — Tosender Beifall besagt's, und jauchzend singen sie den Refrain mit, die jungen und alten „Drahrer":

„Nurr! — aussa mit die tiafen Töu' . . .!"

Einer „aus dem Reich" raunt seinem Landsmann zu: „'n prächtiges Volk, diese Wiener, nich?!" — „Stimmt! Schneidig — und gemüthlich —" — „Urgemüthlich, det muß man —" — „Pscht! pscht!" Der Barde hat einen tiefen Zug aus dem Literglase gethan, das ein Mäcen ihm dargeboten, und setzt sich nun in Positur für die zweite Strophe, ein Verslein für die holde Damenwelt:

„Die Frau von Schachtelhuber
Unterstützt ein' jungen Mann,
Damit er für ihr Geld
Das Waldhorn spielen lernen kann,
Wenn er's bei ihr thuat blasen
Macht's a verliabte Nasen,
Legt ihren Arm um seinen Hals
Und seufzt hab'n 's a Idee.
Nurr —! aussa mit die tiafen Töu' . . .—"

Andächtiger Zuhörer, schau' um Dich! Die alten Drahrer schmunzeln, die jungen blinzeln sich verständnißinnig an und knurren vor innerem Behagen; der fesche Scheibenpflug-Karl stößt sein Knie sanft an dasjenige der Pimeskern-Tinerl, seiner „angehenden Braut" — Jung und Alt wälzt sich vor Vergnügen. Es ist aber auch zu „fesch", was der „feine Hecht", der Wiesberg, da wieder ausgeheckt hat, und seine „Dichtung" ist voll der feinsten Beziehungen. „Die Frau von Schachtelhuber" — jeder Wiener sieht sie augenblicklich vor sich, die kokette „vierstöckige Hausfrau" mit der ihre welken Reize verklärenden Wertheim'schen, wie sie eine verliebte Nase macht, den strebsamen Waldhorn-Jüngling umhalst und seufzt. Das „hab'n 's a Idee" — das im Verlagsexemplar graphisch gar nicht hervortritt — ist der Wink mit dem Zaunpfahl, für den bestimmt, der etwa noch so naiv sein sollte, daß er den haut goût nicht witterte, der in der Aufforderung zur Ungenirtheit beim — „Waldhornblasen" liegt:

„Nurr —! aussa mit die tiafen Töu' . . .!"

Aber auch auf die Lippen der zarten Comtesse B. zaubert das neueste Zötlein ein heiteres Lächeln; darf sie doch hier, im Kreise von Standesgenossen reinsten Wassers, genau so menschlich fühlen wie die misera plebs contribuens. An ihrem Tische sitzen lauter zweifellose Cavaliere — Offiziere mit dem Kammerherrenschlüssel, junge Diplomaten und Fideicommissbesitzer, die „Blüthe der Gesellschaft" — und wenn auch Mama bei Noël & Pattard zurückgeblieben ist, so darf sie doch sorglos sein, denn die um das Goldvögelchen rivalisirenden Ritter sehen einander scharf in die Karten, und schließlich ist „man" ja in „seiner" Ausstellung und kann sich schon einmal ein Bischen gehen lassen. Daß das Gift, einmal eingeimpft, weiter frißt und zu den bekannten skandalösen Katastrophen in den hohen und noch viel höheren Kreisen führt —

„Pst! nur nicht moralisiren!" höre ich da einen gefühlvollen Urwiener grollen, der jedem Thierchen sein Plaisirchen gönnt. „Das Bisserl Hetz' —" — Sehr richtig! Ich bin schon wieder still, höre andächtig den Walzern zu, die in der Pause die weltberühmten Schrammeln aus ihren Instrumenten lockten und die einen in die Füße und in's Herz gehen, daß einem so „gwiß-gwaßi" und „wurlert" wird, und habe dann bald wieder die Freude, mich an der Gastlichkeit meiner Landsleute zu erbauen. Sie sind immer artig und aufmerksam gegen Fremde, nehmen bereitwillig ihre guten und schlechten Eigenschaften an — letztere am liebsten — verarbeiten sie unglaublich rasch und präsentiren sie dann dem Gaste in verändertem Kleide und mit allem Stolze des feschen Wienerthums. Dort oben tauchen sie soeben auf, die Repräsentanten des unverfälschten Wiener Blutes: Edi und Biedermann, im kurzen Sacco, das grüne Wirthskäppchen auf den klugen Köpfen — obgleich sie als wirkliche Gastwirthe auf der „Sängerwarte" bei Dornbach kein Glück gehabt haben — die runden Gesichter vor Behäbigkeit glänzend. Sie verneigen sich dankend für das stürmische Begrüßungsklatschen und singen einen geistlosen Gassenhauer, der für sich allein auch keinen besonderen Eindruck hervorbringt. Aber der Refrain! Es ist ja Ausstellung, und es gibt wirklich Fremde; darum also:

„Tra-ra-ra-bum-di-äh . . .!"

Ob es witzig ist, ein paar zusammenhanglose Silben — die möglicherweise für Alt-England einen Sinn gehabt, für uns aber ganz gewiß keinen — achtmal zu wiederholen und hierauf den ganzen achttaetigen Musiksatz „mit Text" unisono noch einmal herunter zu leiern, das mögen die Götter wissen; aber, die Hauptsache, es gefällt außerordentlich. An die Tausend Menschen oder noch mehr, worunter alle Nationen, Stände und Klassen des Erdballes, spenden frenetischen Beifall und fallen jauchzend, brummend, pfeifend und brüllend ein:

„Tra-ra-ra-bum-di-äh . . .!"

Kurz, es ist eine „Grand-Hetz'!" Das Lied wird da capo verlangt und ruft die ausgelassenste Lustigkeit hervor; ja einige angeheiterte Urwiener gerathen in jene Stimmung, die nur wir allein auf dem weiten Erdenrund kennen, und die Einer, der Blut von unserem Blute und Fleisch von unserem Fleische war, mit den klassischen Worten:

„Verkauft's mein G'wand,
I fahr' in' Himmel!"

für ewige Zeiten illustrirte. In dieser Stimmung ist dem Wiener von Geblüt alles auf der Welt Wurst, was nicht wienerisch ist. Er hört und sieht nur Wien, „die Stadt der Lieder", die alle Städte der Welt überstrahlt, und ist in der denkbar günstigsten Präparation, um das Lied zu verdauen, das Edi und Biedermann, die Wirthe wundermild, ihm mit rührendem Augenaufschlage und obligatem Hand-auf's-Herz-legen vornäseln:

„A gut's Glaserl Wein und a Schunken dazur,
Guitarr und Harmonika, das war schon gnur,
Mehr hat man net braucht draußt beim heurigen Wein,
Jetzt thut's freilich anderster sein.
Statt 'n pickfüßen Holz spielt jetzt schon Militär,
Statt Tanz kommen's mit'n Richard Wagner daher,
Das Dudeln und Paschen beim heurigen Wein
Thut längst aus der Mode schon sein.
Jetzt heißt jedes Beuscherl Grand Etablissement,
Da drin schaut a Gast oft den andern net an.

O du alter Stephansthurm, o du blauer Donaustrand,
Ist denn das uet mehr das Wien? Dort wo uns're Wiege stand?
Von einer G'müthlichkeit ka Spur,
Wo man hinschaut sieht man nur
And're G'sichter, and're Leut',
Pfürt di Gott du alte Zeit."

Ja, es ist wirklich ein Jammer! Daß das Glaserl Wein und „die Schunken" auf Nimmerwiedersehen im unersättlichen Rachen des Steuersäckels verschwunden sind und das Manchesterthum, die maschinelle Production, die Handelsverträge und ähnliche Segnungen uns auch die Hoffnung rauben, solche gastronomische Herrlichkeiten in absehbarer Zeit wieder genießen zu dürfen; daß die Weisen des Staates auch gar keine Mittel finden können, um uns wieder zu ihnen zu verhelfen — das steht zwar in diesem Volksliede nicht und es scheint auch den edlen „Dichter" Karl Lorens weiter nicht zu berühren; aber daß man beim heurigen Wein — den man, sinnig mit „sein" gepaart, in einer Strophe zweimal ausschenken kann — nicht mehr „paschen" darf, ja, daß man — die Haut schaudert einem! — dort sogar mit Richard Wagner's Musik kommt: das ist entsetzlich; das gibt zu denken, und es muß den loyalen Staatsbürger geradezu „zu Haß und Verachtung aufreizen", daß nicht einer, nicht ein einziger von unseren Deputirten den Muth findet, in einer geharnischten Interpellation das Gesammtcabinet dafür verantwortlich zu machen und wenigstens in einer Resolution, wenn nicht in einer Gesetzesvorlage, entschieden zu verlangen, daß einer solchen Vergewaltigung des Volksgeistes ein Ende gemacht werde.

Richard Wagner beim Heurigen! Ja, wer soll da noch unsere Kleinen lehren: Dudeln, Paschen und die Schrammeln ehren? — Nicht einen einzigen „Tanz" für Guitarre und Harmonika hat dieser Richard Wagner componirt, und dennoch wurde er beim Heurigen gehört! Und von Militärcapellen! Ja, wo ist denn unser Kriegsminister? — Und in wessen Ressort gehört denn eigentlich die Gemüthlichkeit, von der keine Spur mehr ist? — Armes Wien! Keine Schunken, dafür aber Richard Wagner — du bist tief gesunken! Nicht wahr ist's! Denn einige Straßen weiter, in einem der bekannten Wirthshäuser, die sich berufsmäßig mit der höheren Fructificirung der Volkspoesie befassen, singt derselbe Carl Lorens:

„Ein alter Weaner geht zur Ruh',
Für ewig schließt er d' Augen zu;
Die Seel' steht vor der Himmelsthür',
Da sagt der Petrus: »Hörst, sag' mir,
Willst du zu uns in's Paradies?«
Da gibt's dem Weaner gleich an Riß. —
»Was Paradies?« thut er ihn frag'n,
Du willst wahrscheinlich Himmel sag'n?«
Mein lieber Petrus, glaub' mir's g'wiß:

Refrain:

Will Einer wissen heut' noch ganz g'wiß,
Wo's Paradies auf Erden z' finden is,
So braucht er nur zu uns nach Oest'reich geh'n,
Dort find't er d' Stadt, so herrlich schön. —
Dort, wo die schöne blaue Donau rauscht,
Dort, wo der Stephansthurm mit d' Engerln plauscht,
Wo man noch 'was von Nächstenliebe hört,
Dort ist der schönste Fleck der Erd'!"

Dazu auf dem vom Musikverlage Rebay & Robitschek herausgegebenen Meisterwerke ein prachtvolles Titelkupfer: Ein Mann, durch den schmalrandigen Cylinder, den Stock unter'm Arm, das kurze Sammetsacco und die quadrillirten Hosen als Wiener charakterisirt, fordert mit einer herablassenden Geste St. Petrus, der sich nachdenklich den Bart streicht, auf, hinunterzuschauen auf das „goldene Wean", das von Sonne und Sternen gleichzeitig beglänzt wird. Man sieht also, daß nicht nur die Wurst, sondern auch die Dichtkunst des Herrn Lorens zwei Enden hat; das eine — wegen drohender Erdrosselung der Heurigen-Gemüthlichkeit durch Richard Wagner — zu Tode betrübt, das andere himmelaufjauchzend, weil die schöne blaue Donau rauscht, der Stephansthurm mit den Engeln plauscht und auch, weil man noch etwas von „Nächstenliebe" hört. Aber auch das Lamentabel über die verflossene Schunken ist — mit Verlaub! — erlogen, denn ein anderer Liebling der heurigenumflossenen Muse, E. Herzog, erläßt ein kategorisches Dementi:

„Was kümmert mich auf Erden
Die liebe Wassernoth,
I trink' ja nur mei' Wein'l,
Tunk' ein mei' Stück'l Brot,
Wird's Rindfleisch wieder theuer,
Kauf' i a Schunken mir,
Siech i a saub're Grete,
So hupf' i glei mit ihr,
Sag' lieber Schatz,
Gib mir an Schmatz.

Refrain:

I bin a echter Weana,
So nach'n alten Schlag,
Der nur a ferme Gaude
Und a a Wein'l mag."

Na also! wozu der Lärm? — Die Approvisionirungscommission des Gemeinderathes kann aufgelöst werden, die Grenzsperre gegen die rumänischen Ochsen mag für ewige Zeiten bestehen bleiben, Theuerungsenqueten im Parlamente, Aushülfen für Staatsbeamte, die Hunger leiden, Brotvertheilungscomités für Arbeiter, die dasselbe thun, sind überflüssig geworden, und die sämmtlichen Sozialreformer, vom Papst angefangen bis herab zum Fürsten Liechtenstein und der Adelheid Dworzak können sich harmloseren Dingen, z. B. der Lectüre der Marlitt'schen Romane oder der lyrischen Gedichte von Hermann Hango und Franz Christel zuwenden; denn — sobald das Rindfleisch wieder theurer wird, kaufen wir uns „a Schunken". So löst einfach in der Welt sich die soziale Frage! Und wir sehen wieder einmal, daß all' unser Wissen nur Stückwerk ist, und daß wir noch immer bis an's Hirn im Erdschlamme stecken, während das wahre Genie die schwierigsten Fragen so leicht behandelt, wie der Wiederentdecker Amerikas sein berühmtes Ei, und zur staunenden Verwunderung sämmtlicher Spatzenköpfe Europas den Adlerflug zur Sonnenhöhe nimmt. Wenn das Rindfleisch theurer wird, kauft man Schinken: das ist einfach, klar und verständlich. Wer es nicht trifft, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Uebrigens ist diese Art, gewisse Fragen von allgemeinem Interesse à la gordischer Knoten zu lösen, einer großartigen Ausgestaltung fähig, was der Dichter-Philosoph gleich in der nächsten Strophe seines unsterblichen Werkes zeigt.

„Ob's aus an sein' Cigarrl
Ziag'n glei' an ganzen Zopf,
Das is mir ganz Pomade,
I rauch' mei' Ulmerkopf."

Und wirklich ist in einem Ulmerkopf noch niemals ein Zopf gefunden worden, obgleich sonst in Oesterreich und anderswo bei einem Kopf sich allenthalben ein dazugehörender oder entbehrlicher Zopf findet, was übrigens für die heimische Dichtkunst von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

„I lass' mi a nöt druck'n,
In gar kein Tramwaywag'n,
I hab' zwa g'sunde Baner,
Dö können mi no trag'n.
Schaun's an nur mi,
Was? i bin i!"

Probatum est! Ich habe dieses Rezept wiederholt angewendet, und ich versichere den geneigten Leser, daß meiner innersten Ueberzeugung nach Herr Herzog wirklich die leidige Tramwayfrage aus der Welt geschafft hat. So oft ich jetzt sehe, daß ich auf einem Tramwaywagen nicht einmal außen hängend mitkommen kann, gehe ich zu Fuß; ich befinde mich sehr wohl dabei und empfehle meinen Mitbürgern — Seine Excellenz, den Herrn Statthalter, dem die Ueberfüllung der Pferdebahn schon schlaflose Nächte bereitet haben soll, nicht ausgenommen — auf's Wärmste: Gehet hin und thuet desgleichen! Ich bin dem Dichter tief zu Danke verpflichtet und bewundere ihn; nur Eines — er möge mir diese bescheidene Anmerkung ja nicht übel nehmen! — Eines will mir nicht recht in den Sinn: warum er gerade bei diesem Exempel auf die schöne poetische Steigerung verzichtet hat, die sich im Ver-

hältnisse des Rindfleisches zum Schinken ausdrückt und im gegenwärtigen Falle etwa mit Tramway und Fiaker illustrirt werden könnte. Etwa so:

„I lass' mi a nöt druck'n,
In gar kein' Tramwaywag'n,
I kauf' mi an Fiaker,
Der wird mi fescher trag'n!"

Das macht doch eine ganz andere Wirkung! Mit welchem Respecte würde dann der arme Häring im Tramwayfasse zu dem Propheten aufschauen, der sich einfach einen Fiaker kauft, und welchen imposanten Hintergrund würde erst dieser Fiaker zu dem stolzen Worte abgeben: „I bin i!" — Niemand würde dann so vermessen sein, etwa zu vermuthen, dieser „I" wäre ein Anderer, sozusagen das Nicht-I, das ziemlich weit in der Welt herumgekommen ist, andere Menschen, andere Sitten kennen gelernt hat und nun plötzlich wieder heimkehrt und sich seinem Ur-I gegenübersieht. Erstaunt, zweifelnd betrachtet das Nicht-I sein großes Vorbild, das „I". Wie sieht es aus? — Bitte, Herr Herzog wird es uns sogleich beschreiben:

„I geh' net nach der Mode,
Trag' all'weil nur an Huat,
Mit fingerbreite Krämpen,
Der steht mir keck und guat,
A Sack'l ganz von Sammet,
A Masch'n muaß i hab'n,
Und mit der harben Schäler
Lass' i mi einst begrab'n" . . .

Der Herr Herzog muß es wissen! Er wird sich vermuthlich auch selber einmal begraben lassen, und damit er es auch erlebt, sich nicht etwa vorzeitig verkühlt, wird er gestatten, daß ich ihn hiermit ein Bischen „zudecke", aber „weanerisch", das versteht sich, denn

„Weana san ma, Weana bleib'n ma,
Und als Weana woll'n ma sterb'n!"

Was „weanerisch" ist, das ist ja eben so ganz anders, so ganz grundverschieden von dem Charakter der umliegenden Welt, Oesterreich mit eingeschlossen; das hat ja eine ganz eigene Art, Façon, Manier, eine — ach! unsere Volksdichter bezeichnen das viel besser:

„Das is halt weanerisch,
Weanerisch, weanerisch!
Das hat an Schan,
An eigenen Schan!"

Oder, wie ein Anderer aus dieser großen Zunft analysirt, der sein Opus dem Journalisten Julius Löwy, dem Vater des „goldenen Weana-Herzens" gewidmet hat:

„Ja, so an Chic und so an Schaner,
Den hat sonst kaner,
Wie unseraner,
Als was ma anschaut hat an Kern,
D'rum lob ich mir
Mein gold'nes Wean!"

Wem sollte da das Herz, das goldene, nicht aufgehen vor Hochgefühl, daß er ein Enkel ist, und daß er in der Stadt der Väter zu Hause ist, wo es immer Sonntag und immer am Herde sich dreht der Spieß.

„Der klanste Bua, voll Hamur, der singt schon harbe Tanz,
Geht's Ein'm schlecht, und net recht, es ist Alles eins.
D' Maderl'n resch, alle fesch, d' Frauen brav und gut,
D' Männer so, comme il faut, so ist's echte Wienerblut.
Ehrlich treu, helfen glei' wann wo was fehlt;
Mit ein' Rath, mit der That, mit Gut und Geld,
So san's g'wohnt miteinand in der Weanastadt.
Hocherfreut, jederzeit sing' ich voller Seligkeit;
Die Stadt, wo ich geboren bin voll heißer Liebeslust,
Mit frohem Herz, mit heit'rem Sinn, mit dankerfüllter Brust:
Nix auf der Welt hab' ich so gern,
Wie dich mein schönes, mein goldenes Wean,
Dir g'hört mein Herz zu jeder Zeit,
Du bist mein Stolz und mei einzige Freud';
In ernster Zeit, in heit'rer Stund'
Liebt dich mein Herz, ewig lobt dich mein Mund.
Nix auf der Welt hab' ich so gern,
Wie dich, mein goldnes Wean."

Dieser sprachliche und prosodische Galimathias ist vom Volkssänger Schmitter „gedichtet" und von der „Mirzl" gesungen worden. Die Rache des Himmels ist denn auch nicht ausgeblieben: wir haben zum goldenen Herzen nun auch die goldene Währung (sammt Agio) bekommen, und es ist die Frucht der heimischen Dichtkunst, wenn es in unseren Taschen heller und immer heller werden und bleiben wird. Ob auch in unseren Köpfen? — Es ist leider nicht zu hoffen; diesem Wienerthum, dessen Bornirtheit schon zum Himmel stinkt, ist nicht mehr zu helfen. Es hat sich in einen Kirchthurmpatriotismus verrannt, der die berühmten Bürger des Vormärz, die vor der Hofspritze den Hut zogen, weit hinter sich läßt und sich nur dann befriedigt fühlt, wenn es eine Gelegenheit zum Auf-dem-Bauch-kriechen gibt, sei es nun der Stephansthurm, oder die schöne blaue Donau, oder die Fürstin Metternich, oder ein neu angestrichener Flügel vom Burgthor. Wer es nicht glaubt, dem sei noch folgende Probe heimischer Dichtkunst empfohlen, die ich ihm ohne Commentar vorsetze:

„Und ist es einmal dann Beschluß,
Daß ich gar scheiden soll,
Dann servus liebe Vaterstadt,
B'hüt' Gott und leb' recht wohl!
Dem Schicksal aber dem sei Dank,
Das mich dazu erkor'n,
Und ich ein Kind von Oest'reich bin,
Das hier in Wien gebor'n.

Refrain:

So bleib' mein Wien in Oesterreich
Die schönste Stadt, der keine gleich,
Und sie noch bleibt wie's lebt und is'
Mei Vaterstadt, mei Paradies."

Wer die letzten vier Zeilen ohne Schaden für seine Gesundheit verschluckt, dem kann auch die Cholera nicht mehr schrecklich sein. Er verdient wirklich, daß man ihm noch ein Draufgeld zahlt, ein feines Couplet von dem feinen Herrn Krakauer, das im Carltheater von der Bühne herab gesungen und stürmisch applaudirt worden ist:

„Grüß Gott! mein holdes Weibchen,
„Süßes Turteltäubchen!"
So kommt Ab'nds ein Ehemann nach Haus.
Die Gattin unterdessen
Bringt ihm 's Abendessen
Und so setzt er liebend sich zum Schmaus. —
„Wo—os? So a Kraut a g'welchtes
Und so a G'selchtes,
Wo ma' nix als lauter Fetten sieht,
Und hart wie Stein der Knödel,
I han Dir'n glei' am Schädel — —"
Jetzt, die wahre Liebe ist das nicht!

Und dies geschah nicht etwa in einer Localposse, die mit derben Mitteln arbeitet und zum Theil arbeiten muß, sondern in der leider auch in Berlin bekannten Operette „Lachende Erben" von Charles Weinberger, dem Liebling der feinen Kreise Wiens, dem bei der Première mehr Kränze auf das Podium gereicht worden sind, als ganz Deutschland für das Begräbniß Friedrich Schiller's aufgebracht hat.

Ja, der gute Jenaer Professor hat eben seine Zeit nicht verstanden, und darum ist er auch arm gestorben. Unserem Herrn Krakauer wird das nicht passiren; ihm bezahlt der Verleger, nachdem er um solch ein Opus mit mehreren Concurrenten gerauft hat, hundert baare Gulden! Ob Schillern seine sämmtlichen Gedichte so viel eingebracht haben? — Ich habe seine Rechnungsbücher nicht eingesehen, aber es dürfte erlaubt sein, daran zu zweifeln. Dafür leben wir aber auch in einer anderen Epoche, in einer großen Zeit, die große Männer gebiert und sie zu schätzen weiß. Uns spendete sie: Alexander Krakauer, Herzog, Merkt, Lorenz, Schmitter, Wiesberg e tutti quanti und die Schrammeln, und sie erhob uns zu dem Wienerthum pur sang, das sich in den genannten Geistern erfüllt.

Mag draußen eine Welt in Trümmer gehen; mögen die Völker, bis an die Zähne gerüstet, sich ein Sedan um's andere bereiten; mögen die Cabinete dem haferbreifressenden Bauern den letzten Thaler auf neue Waffen und Uniformen

abzapfen; mag das Dynamit Tausende friedlicher und wehrloser Bürger hinwürgen und die rothe Internationale am Rande ausgebrannter Kohlengruben einen infernalischen Cancan tanzen; mag der Nationalgeist immerhin trauernd sein Haupt verhüllen, wenn er die Söhne des neunzehnten Jahrhunderts hinter flatternden Kirchenfahnen zum Sturme gegen Heimath und Vaterland laufen sieht; ja, mag der Genius der Menschheit blutige Thränen weinen, wenn er Millionen und aber Millionen Enterbter in dumpfen Kellerlöchern, auf faulem Stroh, mit wüthendem Hunger an Schuhsohlen nagen sieht — das Alles ist uns Wurst! Wir freuen uns der Dichter, die wir haben, weil wir sie verdienen, und —

„Gengan halt nach Nußdorf 'naus,
Da gibt's a Hetz, a G'stanz',
Da hör'n ma lauti Tanz' . . .!"

Und wem's nicht recht ist, der ist — „a fader Kerl!"

## Geschichtschreiber und Propheten.

Von Alfred Stoeßel.

Es war zu Ende des Jahres 1793. Nur wenige Wochen waren es her, seit das stolze Haupt einer Königin blutüberströmt von den schönen Schultern gesunken war, und wie langsam, wie es die Zeit mit sich brachte, die Nachricht von dem Unerhörten in die Lande drang, mag manch ein biederer Philister in seinem erschrockenen Herzen, gleich jenem Dresdner Rathsherrn, 55 Jahre später, ausgerufen haben: „Ja, dürfen denn das die Pariser?" Mit gespannter Erwartung sah man dem neuen Jahre entgegen und mit noch gespannterer dem immer näher rückenden neunzehnten Jahrhundert. Phropheten standen auf an allen Ecken und Enden, und der Untergang der Welt und der Anbruch eines neuen, goldenen Zeitalters wurden gleich laut und eindringlich geweissagt.

Nun neigt das Jahrhundert sich mit Riesenschritten wieder seinem Ende; aber noch immer warten wir vergebens auf jene Wunderzeit, wo alle die großen Worte zur Wahrheit werden sollen, mit denen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts so verschwenderisch um sich geworfen, und immer noch hält der alte, solide Bau, das Weltgebäude, zusammen, allen Stürmen und Weissagungen zum Trotze, ohne die geringste Miene dazu zu machen, in sich zusammen zu brechen, jede Spur hinweg zu tilgen von dem, was jemals in ihm lebte und webte.

Ein neues Jahrhundert steht vor der Thür; aber nicht erwartungsvoll sehen wir ihm entgegen, was es uns wohl bringen wird, wie dies am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts unsere Vorfahren einsteus gethan. Denn die großen Worte sind verweht. Wehmüthig nimmt sich und bescheiden dasjenige aus, was zu Thaten von ihnen geworden ist, und wer auf die rückläufigen Strömungen der Zeit sieht, kann nicht umhin, sich zu fragen: Wird das kommende Jahrhundert von all' den hochfliegenden Hoffnungen noch etwas mehr übrig lassen, als die bloße Erinnerung?

Die großen Worte sind verweht! Und wenn auch ein kleines Häufchen unentwegt die Fahne der Freiheit noch hoch hält, wenn wir an großen Worten auch heute noch immer gerade keinen Mangel leiden, es will Niemand mehr richtig an sie glauben, und diejenigen am wenigsten, die mit dem Brustton der Ueberzeugung überlaut sie verkünden. Was waren unsere Voreltern doch für beneidenswerthe Idealisten, und was für unverbesserliche Pessimisten sind wir seitdem geworden! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die Proclamirung der Menschenrechte und das Fest des höchsten Wesens! Wie ein Traum kommen uns alle diese Dinge vor, wie der Traum eines naiven, kindlich-einfältigen Gemüths; und ein Lächeln umspielt unsere Lippen, ein Lächeln, wie das des gereiften, überlegenen Mannes über die unklaren, verworrenen Phantasien des weltunkundigen Knaben.

Wie ist das nur gekommen, diese Wandlungen der allgemeinen Stimmung von dem „Himmelaufjauchzen", das unsere Vorahnen vor hundert Jahren durchzitterte, bis zu dem „zu Tode betrübt", unter dem wir jetzt leiden?

Das ist eine lange, aber lehrreiche Geschichte, und verdienstvoll ist es, sie zu erzählen, uns dem „Allzuviel dadurch zu entreißen, das die Gegenwart uns bietet, in der wir heutzutage völlig auf- und untergehen", und uns zur Einkehr zu zwingen und Umschau.

Gleich drei Bücher sind es auf einmal, die dieser Aufgabe sich unterziehen, und die dem Jahrhundert die Leichenrede halten, ehe es noch völlig dahingeschieden ist. Ludwig Salomon*) erzählt uns vorzugsweise die politische Geschichte der letzten hundert Jahre, übersichtlich und klar, objectiv und fesselnd, und nur ab und zu einmal läßt er auf das philosophische, künstlerische, namentlich aber auf das literarische Leben der Zeit interessante und eingehende Sachkenntniß verrathende Streiflichter fallen; Fritz Schultze**) sucht mehr den philosophischen Inhalt des verflossenen Saeculums auszuschöpfen; und Julius Duboc***) ist bestrebt, wie schon in dem ersten Theile seines vor vier Jahren erschienenen „Hundert Jahre Zeitgeist" auch in dem nun vorliegenden zweiten Theile seines Werkes den psychologischen Zusammenhang der Ereignisse nachzuweisen.

Das „Psychologische" interessirt uns immer am allermeisten, und deswegen schon — aber freilich nicht nur deswegen — sei Duboc's Werk hier an erster Stelle besprochen.

Mag eine objectiue Darstellung der Geschehnisse das Zeitbild auch am echtesten und unverfälschtesten wiederspiegeln, mag der Versuch, die Geschichte psychologisch zu zergliedern oft zu einem Schematisiren verleiten, und oft zu einem unmerklichen Verrücken des wahren Mittelpunktes der Ereignisse; man kann dem Zauber doch sich nicht entwinden, der darin liegt, die intimsten seelischen Vorgänge alle zu belauschen, die einer Handlung vorausgehen, gleichgültig ob es ein Individuum ist, dessen Inneres sich uns enthüllt, oder die Nation.

An der von Duboc eingeschlagenen Methode liegt es darum sicherlich zum großen Theile, daß sein Buch uns so zu fesseln vermag, vom Anfang bis zum Ende und selbst da, wo man mit allen Kräften ihm widersprechen möchte. Es sind ganz neue und originelle Gesichtspunkte, unter denen uns die Geschichte der verflossenen hundert Jahre in seinem Werke sich aufrollt; aber sie ergeben sich ungezwungen und natürlich und nehmen uns im Augenblick deshalb für sich gefangen.

Das Verhältniß zwischen Regierenden und Regierten am Anfange dieses Jahrhunderts bezeichnet Duboc als patriarchalischen Despotismus. Der Vater, der Landesherr, züchtigte, wenn ihm dies für angemessen erschien, die Unterthanen, seine Kinder, und diese rieben sich wohl die schmerzhaften Stellen, nahmen aber im Uebrigen die ertheilte Strafe hin mit der Bescheidung des Unmündigen in das, was ihm zukommt, mit wirklicher, und nicht bloß mit stumpfer Ergebung.

Aber allmählich wuchs das Kind doch heran, und ungestüm genug forderte es in Frankreich seine Rechte. In Deutschland aber zerbrach es wohl die Kinderstube, in der es allzulange nur gehalten wurde, nachdem es sich besonnen hatte, daß es ihrer eigentlich doch schon entwachsen sei; aber das Band, das es an seine Landesväter knüpfte, vermochte es nicht so ohne Weiteres zu durchschneiden. Im Gegentheil. Es trat nur in ein geändertes Verhältniß zu ihnen mit geänderten Ansprüchen; aber fester als je hielt auch der erwachsene Sohn zu seinem Vater. Er wollte siegen „mit Gott für König und

*) Deutschlands Leben und Streben im neunzehnten Jahrhundert. Stuttgart. Levy & Müller.

**) Der Zeitgeist in Deutschland. Seine Wandlungen im neunzehnten und seine muthmaßliche Gestaltung im zwanzigsten Jahrhundert. Leipzig, Ernst Günther's Verlag.

***) Hundert Jahre Zeitgeist, II. Theil. Eine Umschau an des Jahrhunderts Wende. Leipzig, Otto Wigand.

Vaterland", und wenn der König rief, wollte keiner bei Seite stehen und „alle, alle kamen".

Aber mit Gewalt wollten die Fürsten das Volk wieder in die Kinderstube zurückführen, und strenger denn je forderten sie nun alle die Abgaben und Ehrenbezeugungen ein, die ihnen freiwillig vordem erwiesen wurden. Ein Gefühl innerer Empörung in den, wie sie dachten, nunmehr Mündigen war die Folge davon, das zu bekämpfen die Fürsten jetzt angriffsweise vorgingen und sich so erst einen Feind erschufen, der vorläufig noch gar nicht vorhanden war. Denn wie ein herangewachsenes Familienglied, das sich durch vorzügliche Führung der ihm neu zugewachsenen Rechte werth erweisen möchte, war auch der gute, deutsche Michel auf's Eifrigste bemüht, durch seine Thaten zu zeigen, daß er nicht nur der kleinen Zugeständnisse, die er für sich begehrte, sondern selbst des höchsten Vertrauens würdig sei. Allein solche Gemüthszüge im Volke begegneten keinerlei Verständniß auf Seite der Herrscher; der patriarchalische Despotismus wandelte sich in den bornirten, und eine Schreckensherrschaft, die nun folgte, hat es sich mit ihrem berüchtigten Demagogenhetzen angelegen sein lassen, auch die letzten Fasern, mit denen die Fürsten im Herzen des Volkes wurzelten, möglichst alle auszureißen. Ganz ist dies ihnen freilich trotz alledem nicht gelungen. „Seid gerecht, ihr Völker, und eure Fürsten werden es nicht aushalten, allein ungerecht zu sein", hatte Fichte der Nation zugerufen, und er hatte damit eigentlich nur ausgesprochen, was diese selbst dachte. Dem Vater gegenüber durfte man nie vergessen, daß er eben doch der Vater war, und mußte seinen Groll unterdrücken, sich um alles nicht überheben.

Aber es hat sich gezeigt, daß diese Anschauung nur Chimäre war, Chimäre, wie das Vertrauen, das man in die Kraft der neuen Wahrheiten setzte, daß man dachte, sie müßten siegreich und von selbst sich allerorten Bahn brechen. Man jagte Idealen nach. Die Freiheit der Meinungsäußerung, die Tilgung verjährten Unrechts, die Emanzipation der Leidenden und Gedrückten, von allen diesen Dingen und vielen anderen noch sprach man ohne Unterlaß. Aber das war es ja eben. Man sprach davon, das erste deutsche Parlament war ein Redeparlament allerersten Ranges, und den Blick immer nach oben, nach den höchsten Zielen gerichtet, merkte man nicht, wie der Boden, auf dem man 1848 über Nacht plötzlich zum eigenen nicht geringen Erstaunen sich befunden hatte, nun unter den Füßen allmählich wieder dahin zu schwinden begann, und daß zur Realisirung so vieler schöner Dinge es an einem vor Allem gebrach — an der nöthigen Macht dazu. An diesem idealchimärischen Charakter scheiterte die Erhebung des bewegten Jahres, und jene Verwirrung trat ein, der erst Bismarck's Realpolitik ein Ende bereitete.

Mit Bismarck's Auftreten erfährt nach Duboc's Ansicht der Despotismus nun abermals eine Wandlung, er wird zum nationalen Despotismus. Bisher war die deutsche Frage immer eins gewesen mit der Freiheit. Jetzt trennte sich die nationale Seite in der deutschen Frage von der liberalen. An Stelle der Idealpolitik, die so arg sich diskreditirt hatte, tritt nun eine Realpolitik, an Stelle chimärischer Vorstellungen die nüchterne Abschätzung der gegenseitigen Kräfte, eine Interessenrechnung, der Cultus des „berechtigten Egoismus", dessen Devise es war, nichts zu verschenken, sondern sich selbst bestmöglichst zu versorgen.

Und enttäuscht und unbefriedigt im höchsten Grade von so vielen großen Worten, die doch niemals zu Thaten geworden, wie man war, fand, zumal nach dem niegeahnten Erfolg der Bismarck'schen Politik, die Methode derselben überall den lebhaftesten Anklang. Hatte man früher von Freiheit gesprochen, jetzt redete man nur noch davon im Sinne von Verkehrsfreiheit. War aber diese einmal die große Losung des Tages geworden, dann ergab sich daraus die Erhebung der Verkehrspriester, in erster Linie also der Juden, der durch jahrelange Gewöhnung und Vererbung im Handel am findigsten und unermüdlichsten, in die erste gesellschaftliche Rangklasse als eine unvermeidliche, logische Nothwendigkeit. Die Gründerperiode brach an, jene Zeit, in der alle guten Geister des Rechtes, der Ehre und der Tugend ꝛc. wie mit Stumpf und Stiel ausgerottet schienen, und ihre Folge war wieder das rasche Emporblühen der Sozialdemokratie und des Antisemitismus, von denen die erstere lange schon die Methode der Macht- und Realpolitik sich zu Nutze gemacht und in Lassalle ihren Bismarck gefunden hatte.

Dem Zuge der Zeit, der allgemeinen Materialisirung, vermochte auch das geistige Leben nicht zu widerstehen, und auch in Kunst und Literatur weicht der Idealismus jetzt immermehr dem siegreich vorwärtsstürmenden Realismus.

Das ist in seinen gröbsten Umrissen das Bild, das Duboc uns von dem seinem Ende zuneigenden Jahrhunderte entwirft; und mag man mit Bezug auf Einzelheiten auch manchen Einwand auf dem Herzen haben, mag man in wichtigen Fragen auch just auf dem entgegengesetzten Standpunkte stehen, als der Autor, es wird seine glänzende Wirkung doch auf Niemanden verfehlen, der alle die tausendfältigen und scheinbar divergirendsten Strahlen des nationalen Lebens, all das verwirrende Vielerlei zum ersten Male hier wie in einem Brennspiegel vereinigt findet.

Nicht mit gleichem Lobe kann man des Werkes von Fritz Schultze gedenken. Schon der Umstand, daß der Verfasser vier Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes von Duboc's Arbeit seinem Buche nicht nur einen ähnlichen Titel gibt, sondern auch, wie Duboc, seine Darstellung anhebt mit dem Jahre 1781, mit dem Erscheinen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft", schon dieser Umstand wirkt bei einem selbständigen Denker, als der Schultze sich in seinem Werke bis zu einem gewissen Grade immerhin doch gibt, nicht recht geschmackvoll, und auch den guten Eindruck seines klaren, und vor Allem gemein-faßlich gehaltenen Referates über die, namentlich philosophischen Strömungen der verflossenen hundert Jahre verwischt Schultze zum Theil wieder durch die Prophezeiungen, zu denen er sich am Schlusse seines Werkes verleiten läßt. Zwar das eine der Kriterien, die Tolstoj jüngst, der Patriarch von Jesnaja Poljana, und selbst ein Prediger in der Wüste, als für eine wahre Prophezeiung charakteristisch bezeichnet hat, ist auch den Schultze'schen Weissagungen eigenthümlich: sie widersprechen fast durchwegs der allgemeinen Stimmung der Menschen. Aber dafür fehlt ihnen auch das zweite Haupterforderniß, um ihre Echtheit zu erweisen, das Tolstoj darin erblickt, daß die Menschen, die sie hören, ohne zu wissen warum, ihnen beipflichten müssen. Schultze wird nicht Viele finden, die das Zukunftsbild, welches er entrollt, gläubig aufnehmen werden, schon weil die Voraussetzungen, auf denen es beruht, irrige sind.

Das Papstthum scheint Schultze die größte Gefahr für den Bestand der jetzigen Ordnung zu sein. Im Kampfe mit dem Staate um Macht und Herrschaft sind seiner Ansicht nach kräftige, weltliche Monarchen der Kirche ein Hinderniß. Sie wird daher den Sturz derselben durch die Sozialdemokratie begünstigen, schon deswegen, weil sie in einer Republik durch das Stimmrecht der von ihr geleiteten Massen ihre Absichten leichter verwirklichen kann. Die siegreiche Sozialdemokratie wendet sich aber nach der Zertrümmerung des jetzigen Staates auch gegen das Papstthum, und nach einem langen, erbitterten Kampfe zwischen den beiden ersteht, etwa um das Jahr 2000 — das Datum hat Bellamy auf dem Gewissen — ein neuer Vernunftstaat und eine neue Vernunftreligion.

Aber wenn der Einfluß des Papstthums auch nicht unterschätzt werden soll, die Kraft, die Schultze ihm zutraut, besitzt es lange nicht mehr, und kaum wird es sie wohl jemals wieder erlangen. Und wann hätte es sich noch verbunden mit den Armen und Schwachen zum Kampfe gegen die Starken und Mächtigen? Kirche und Sozialdemokratie sind schon heute vielmehr die erbittertsten Gegner, getrennt durch eine tiefe und unüberbrückbare Kluft, und selbst unter dem stärksten Drucke der Verhältnisse würde man sie wohl kaum je Hand in Hand zusammen gehen sehen.

In seinem Hasse gegen den Katholizismus, nicht in der Furcht vor demselben, begegnet sich übrigens Schultze mit Hans Blum in dessen eben erschienenen Buche „Geschichte des

Deutschen Reiches zur Zeit Bismarck's" *), das wegen des Umstandes, daß Bismarck selbst dem Verfasser über viele Ereignisse und Verhältnisse eingehende Erläuterungen und Aufschlüsse ertheilt haben soll, schon sehr viel Staub aufgewirbelt hat, sich aber auch Widersprüche und Berichtigungen, und zwar nicht nur von gegnerischer Seite, zahlreich hat gefallen lassen müssen. An dem Werke Bismarck's, an dem Charakterbild des eisernen Kanzlers, möchte Blum, zumal die Jugend, begeistern und stärken, und mit großer Liebe, aber nicht immer mit dem gleichen Geschicke sucht er seine Aufgabe zu lösen. Von vornherein bekennt er offen seinen Parteistandpunkt, und an keiner Stelle seines Buches macht er den Versuch, denselben etwa unter dem Deckmantel der Objectivität zu verbergen oder zu verschleiern. Nirgends legt er sich irgend welche Schranken auf; nirgends ist er bemüht, das Feuer seiner Parteiüberzeugung irgendwie zu dämpfen, und seine Darstellung gewinnt in Folge dessen eine Lebendigkeit und Wärme, die namentlich in dem fesselnd geschriebenen Kapitel, das von Bismarck's Verabschiedung handelt, wohl mitzureißen im Stande ist. Aber wächst Bismarck's Größe wirklich, indem man seine Gegner alle mit Gewalt verkleinert, wie Blum dies thut? Oder ist nicht vielmehr jeder Sieg um so höher anzuschlagen, über einen je gewaltigeren Widersacher er errungen wird? Wer in der Sozialdemokratie nicht viel mehr sieht, als eine Bande verthierter Verbrecher, wer den Katholizismus direct verantwortlich macht für Ausschreitungen, wie das Attentat Kullmann's, dem hat Parteileidenschaft doch in allzustarkem Maße den Blick getrübt, daß er das klare Sehen darüber verlernt hat. So wird denn, was Vorzug auf der einen Seite ist, die rückhaltslose, subjective Färbung zum nicht geringen Fehler auf der anderen Seite. Die Begeisterung für den ersten Kanzler des Deutschen Reiches zu schüren, sie zu höheren Flammen noch emporlodern zu lassen, wird Blum wohl gelingen, wenngleich die Menge der Désaveus, die er sich selbst von Freunden des Fürsten geholt, dem zu widersprechen scheinen; sie jedoch auch in den Reihen der Widerstrebenden zu erwecken, wird ihm schwerlich glücken, eine Aufgabe, auf die der Autor freilich wohl von vornherein verzichtet hat. So wird sein Buch nicht zur Ueberbrückung der mächtigen Gegensätze beitragen, die unsere Zeit zerklüften, als vielmehr zu ihrer Verschärfung und Vertiefung.

*) Leipzig, Bibliographisches Institut.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Gefahren der Liebe.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.

Fräulein Louise Alm war einmal sehr jung gewesen, viel jünger als die meisten jungen Damen, denn sie hatte wirklich noch an Männertreue geglaubt, und das thun heutzutage nicht mehr viele. Im Stillen wollen sich die jungen Mädchen schon verloben und denken dabei: lieber eine heimliche Verlobung, als gar keine. Mit der Zeit werden sie dann immer kälter und vorsichtiger mit ihren Liebkosungen und berechnen Alles gerade so genau, als ob sie bei einem Wohlthätigkeitsfeste Knackmandeln für arme Kinder zählen würden. Manchmal ändert sich freilich ihre Meinung: dann werden sie viel wärmer, zärtlicher, sogar feurig, aber wer traut dann einem an Erfahrung reichen Mann? Dann fügt es sich wohl zufällig, daß eine Tante etwas vergessen hat, die Schneiderin etwas fragen will, auch wohl ein Uhrmacher gerade im Hause beschäftigt ist und zwar immer dann, wenn der Mann in Zärtlichkeiten sich ergehen will. Dann erhebt sich ein Jammern und Klagen: „O, mein Adolf, Du hast meinen guten Ruf zerstört!" Da nun aber ein junger Mädchenruf nicht brockenweise zusammen zu tragen ist, auch nicht durch Seetflaschen überdeckt werden kann, sondern oft von dem Uebelthäter, der durch Zärtlichkeiten oder Naschereien, schlimmstenfalls auch durch ein neues Kleid oder einen Pelzmuff sich loszukaufen hoffte, vor dem Standesamt und mit einer Wohnung von 5—6 Zimmern und Zubehör und Köchin gesühnt werden muß. Nur Louse Alm war nicht so überlegt. Niemand wußte um ihr Verhältniß zum Referendar Lührmann, als nur der liebe Gott, der stilllauschende Mond und der süße Traumgott, der sie Abends begleitete, wenn sie sich ruhig zu Bett begab. Obwohl auch bei ihr kluge, alte Tanten zum Besuch erschienen, so war doch Fräulein Louise so schlau, ihnen nichts von ihrer Bekanntschaft zu sagen und sie nicht zu bitten, im geeigneten Augenblicke hervor zu brechen. Fräulein Alm war wirklich zu harmlos. Da geschah es nun, wie es täglich sich zuträgt, der Herr Referendar zog aus und mit der neuen Wohnung kam auch die neue Liebe in sein Herz.

Er begann ein Verhältniß mit der Tochter des Landraths und hoffte auch hier so leichten Kaufes fortzukommen, indem er ihr nur ein Geschenk machte, eine halbechte Kette etwa oder Aehnliches. Doch das Fräulein war nicht so harmlos. Als er eines Tages wieder ein Plauderstündchen mit ihr im Salon verbrachte, wo er von den neuesten Haarmoden, von all der Seligkeit, die ein weiches Frauengemüth einem Mann spenden könne, von dem Himmel auf Erden, der sich in einem sanften Auge spiegele, von treuergebener Liebe, die bis über das Grab währe, und von all den Dingen sprach, die ein junges Mädchenherz beben machen, da öffnete sich die Thür und das Brüderchen Willy sah herein, um sofort wieder zu verschwinden. Draußen aber berichtete das Bürschchen:

„Mutter, war es nicht gestern, daß Emma ein neues Kleid erhielt?"

„Gewiß, mein Kind!"

„Warum nimmt denn Onkel Lührmann der Schwester heute schon wieder Maß? er sitzt bei ihr und nimmt ihr gerade so Maß um die Taille, wie gestern die Schneiderin."

Da war es nun geschehen. Diesmal half Alles nicht! Der Herr Referendar mußte sich öffentlich verloben und schließlich heirathen. Dann wurde er Assessor beim Gericht, bekam nach und nach fünf Mädchen, eines immer skrophulöser, als das andere, und schließlich erschien gar noch eine Bonne im Hause. Sie war von Frau Emma engagirt worden, als der Mann gerade eine Sitzung im Schwurgerichtssaal hatte.

Als er Mittags nach dem Essen im warmen Zimmer saß und den Kaffee trank, öffnete sich die Thür, und herein kam zuerst ein dragonerblaues Kleid, darüber ein rother Lockenkopf und ein bleiches, recht weißes Gesicht voller Sommersprossen. Die Hausfrau stellte vor: „Mein Mann — unsere neue Bonne, Fräulein Louise Alm."

Es ist ja wahr, daß ein erfahrener Mann viel ertragen kann. So kann z. B. ein Pfarrer das Aufgebot seiner Jugendliebe mit einem Anderen vier Sonntage hinter einander von der Kanzel herunter vorlesen, oder ein Richter eine Jugendgeliebte als Kindesmörderin verurtheilen, oder ein Brautführer auf der Hochzeit auf seine einstige Auserwählte ein Hoch nach dem anderen ausbringen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Ein Mann bringt Alles fertig, aber unmöglich kann er bei seinen eigenen Kindern eine verrathene Geliebte als Bonne sehen, ohne zu erschrecken. Ihr sollt aber nicht etwa glauben, daß Louise Alm als ein brav erzogenes Mädchen mit Vorsatz eine Stellung in dem Haushalt eines Mannes angenommen hätte, der sie um ihr junges Lebensglück betrogen hatte, aber hier bei uns in Schweden ist der Name Lührmann so oft vertreten, daß sie nicht wissen konnte, daß es gerade das Haus des Uebelthäters war, in das sie eintrat. Das war eben ein Unglück. Der Herr Richter wurde von Tag zu Tag elender, so daß die Anzüge zuletzt so weit wurden und ihm so schlaff herunterhingen, wie sein ehemaliges Versprechen dem Fräulein Alm gegenüber. Auch die Bonne litt unsäglich und sah den Richter bei Tisch so grimmig an, als wollte sie jeden Löffel Suppe in Ricinusöl erster Güte verwandeln. Die Frau Amtsrichter wurde zuletzt noch eifersüchtig und sah bei Tisch aus, als ob Jemand auf ihrem Magen mit eisenbeschlagenen Schuhen Walzer tanzte. Sogar die fünf jungen skrophulösen Damen machten zuletzt Gesichter, als hätte ein Schulmeister auf den Landkarten die Berge recht deutlich verzeichnet, damit die Kinder die Erhöhungen von dem flachen Lande unterscheiden sollten. Die ganze Familie sah, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie ein Bankdirector aus, der in Erfahrung gebracht hat, daß einer seiner reichsten Depotgeber sein Geld wieder haben will. Und dazu machte die Bonne ein Gesicht, als ob sie immer sagen wollte: ich wäre eigentlich dazu berufen, die Mutter dieser skrophulösen Kinder zu sein!

In solchem Zustande verging Woche auf Woche. Der November kam und nichts änderte sich. Eines Tages jedoch traf der Herr Richter Fräulein Alm auf der Straße, als sie gerade mit einer Flasche in der Hand die Apotheke verließ. Erröthend blieb er stehen und fragte: „Es geht Ihnen doch gut?"

„Ausgezeichnet, und es wird nicht lange währen, so wird es noch besser," antwortete sie mit einem Blick auf ihr Fläschchen. O, das war ja schrecklich! Kein Zweifel, das arme Mädchen wollte sich vergiften! und alles nur seinetwegen! Aber wie bekam sie nur das Gift? Heutzutage, wo man kaum ein paar Tropfen gegen Erkältung ohne Rezept bekommt!

Beim gemeinschaftlichen Nachtessen sah Fräulein Louise ganz furchtbar entschlossen aus, und als man die Hafergrütze verspeist und die Tochter Jenny das Abendgebet gesprochen hatte, und man sich gegenseitig gute Nacht wünschte, da ging auch Fräulein Alm ruhig und würdevoll hinaus. Dem armen Amtsrichter aber war es zu Muthe, als müßte er wieder wie damals sein erstes Todesurtheil unterschreiben, und damals wurde dem jungen Richter die Freude, daß der König den Verbrecher begnadigte. Aber was würde hier werden? ... Als er sich zur Ruhe begeben wollte, horchte er an Fräulein Alm's Thür, und richtig hörte er da ein Geklapper von Flaschen. Um Gotteswillen! Er legte sich aber dennoch zu Bett und die Frau Amtsrichter auch. Aber vorher erließ sie noch eine Straf-

predigt, daß Bonnen nicht wie Fürstinnen zu behandeln seien, daß sie überhaupt Geld für Wirthschaftssachen brauche, und daß sie an einem Herzleiden laborire und den Lenz nicht erleben werde, aber die Bonne würde dann ihre Nachfolgerin, denn er scheine ja sehr ihre Haare zu lieben, die wie ein recht reifes Wachholderbeerbeet aussähen. Endlich ermüdete sie von all dem Toben und schlief ein.

Der Herr Amtsrichter konnte und durfte nicht schlafen. Jetzt gerade konnte Fräulein Alm sich tödten. Er wälzte sich auf seinem Lager herum, wie von Furien gepeitscht. Endlich ertrug er es nicht länger, stand leise auf, zog seinen Hausrock an, schlüpfte in die Morgenschuhe und ging geräuschlos bis zur Kammer der Bonne. Aber seine liebe Frau erwachte auch und sah sich verlassen. O, dieser Elende! In ihrer weißen Schlafjacke stürzte sie ihrem Manne nach und kam gerade recht, um zu sehen, wie er das Zimmer der Bonne mit dem Ausruf: „Louise, das darf nicht geschehen!" erstürmte.

„Ehrloser!" schrie die theure Hausfrau und stürzte auf ihn los, daß die Zipfel ihrer Jacke wie Mercurflügel auseinander stoben. Aber welcher Anblick bot sich ihnen dar! Vor dem flackernden Kaminfeuer kniete Fräulein Louise, arg decolletirt, nur mit einem Anstandsrock bekleidet, den ganzen Kopf in einer Schüssel vergraben, worin eine graue Salbe verrührt war. Auf dem Betttische aber stand eine Flasche mit folgender Aufschrift:

Untrügliches Färbemittel, damit rothe Haare eine schöne braune Farbe erhalten.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Radieschensamen.

Vom Frieden auf Erden und seliger, fröhlicher Weihnachtszeit zu sprechen wird auch diesmal den oft recht unchristlichen Deutschverderbern nicht schwer fallen, die für geringes Gehalt entsprechend geringe Weisheit „an leitender Stelle" von sich zu geben haben. Gegen Ende December, wo der Berliner Magistrat usancemäßig den bestehenden Nothstand ableugnen läßt, wo die Arbeiterentlassungen beginnen, dem Bürgermeister sehr nahestehende Leute Aufrufe für allerlei verhungernden Mob unterschreiben und die Zahl der Selbstmorde sich verdoppelt, wo Rickert triumphans zum letzten Mal vor den Ferien schönrednert und seine einzige Fähigkeit, die Regierungsfähigkeit, in hellstem Licht erstrahlen läßt — mit einem Wort, kurz vorm Christfeste kommt eine versöhnliche Stimmung auch über den unversöhnlichsten Agrarier- und Bismarckhasser. Sanftmuth und Liebe, reines Suttnerthum athmen dann die viergespaltenen Zeilen; alle injuriösen Anmerkungen, alle durch Schimpfereien geistreich gemachten Artikel werden „bis nach den Feiertagen" zurückgestellt — Frieden auf Erden und den Lesern ein Wohlgefallen, damit sie sich nicht zu lange beim politischen Theil aufhalten, in nicht zu tiefen Nachmittagsschlaf versinken und Zeit zum Studium der diesmal ganz besonders reichhaltigen Annoncenbeilagen gewinnen. Aber ich fürchte sehr, daß der feierlichste Sperrdruck und die schönsten Citate aus berühmten Weihnachtsdichtern heuer keine calmirende Wirkung ausüben werden. Die Welt ist ganz unweihnachtlich erregt, verängstigt und friedlos; Mord und Brand, Bombenelement überall, der Abonnent zittert, denn Vaillant-Marchal, der Philosoph, lebt noch! Seit sechs geschlagenen Stunden hat ihn kein Original-Correspondent interviewt. Was mag der Gewaltige planen? Welche Gedanken mögen sein Schöpferhirn durchwogen? Sind ihm die sauren Bohnen mit Schweinebauch, die er gestern zu Mittag aß, gut bekommen? Wie hat er geschlafen? Und wie steht's — verzeihen Sie — mit seiner Verdauung? Seit sechs Stunden ist kein Privat-Telegramm über Vaillant in Berlin eingetroffen, selbst sein Portrait und sein Facsimile konnten im Feuilleton noch nicht veröffentlicht werden. Quartalschluß ist nahe, der Anarchismus modern, Marchal-Vaillant der von hundert unbekannten Dichtern und Schauspielern beneidete Held des Tages; man riskirt ein Viertel aller Abonnenten, wenn man sie über die Lebensäußerungen dieser armseligen Bestie nicht auf dem Laufenden hält. Anarchistenschrecken und Frieden auf Erden — das gibt keinen Weihnachtsreim.

Unter grellen Pulverblitzen, bei unheimlichster Beleuchtung geht dies schwarze Jahr zu Ende. Es war ein Mene Tekel für uns, für Alle, die noch in der Macht sitzen; es war ein Mene Tekel, dessen letzte Züge wir mit schlotternden Knien und todtenblaß anstarrten. Die Magier kamen, doch keiner verstand, zu deuten die Flammenschrift an der Wand. Man hat sich zu helfen gesucht und, wie immer, wenn Begriffe fehlen, ein Wort erfunden, eine Schublade gezimmert, darin alle die politischen Mordthaten der letzten Zeit untergebracht werden. „Anarchismus" steht auf der Etiquette und ein Todtenschädel darunter mit zwei gekreuzten Beinen. Ob sich in Sizilien das ausgehungerte, in Wahnsinn und Verzweiflung getriebene Volk nach Bluthundweise auf ein paar unglückliche Gensd'armen stürzt und sie buchstäblich in Stücke reißt; ob in Barcelona ein ordinärer Verbrecher aus purer Lust am Morde Bomben in das Parkett wirft und harmlose Mitgeschöpfe zu Krüppeln macht; ob französische Chauvinisten Spaßbomben unter der falschen Etikette: „Radieschensamen" an Kaiser und Kanzler von Deutschland senden, aber doch menschenfreundlich und wohlerzogen genug sind, das Pulver darin vorher naß zu machen; ob schließlich die französische Kammer mit Schuhnägeln tractirt und der russische Zar mit einer Platzpatrone erschreckt wird — alles ist Anarchismus. Und die Parteimänner, statt ehrlich zu untersuchen, wie denn all dieser blutige Unfug zu erklären sei und welches wohl seine treibenden Ursachen sein mögen, begnügen sich damit, im Stil des gealterten Mommsen von einer „geistigen Epidemie, schrecklicher als die Cholera" sprechen und sich gegenseitig zu Cumpanen, Vätern und Großvätern der ausländischen Mordbrenner zu stempeln. Herr von Bennigsen schiebt in einer staatsmännischen und mit falschen Citaten prunkvoll geschmückten Rede denen um Bebel die Schuld zu; die um Bebel stimmen ein nicht ganz vom Herzen; kommendes Hohngelächter an und nennen den Anarchismus das verhätschelte Lieblingskind unserer findigen Polizei. Damit basta. Jedenfalls ist Alles in der Verurtheilung der anarchistischen Greuelthaten einig: wer sich entrüsten kann, der thut's mit feierlichstem Pathos und läßt Schimpfreden drucken, wie man sie sonst nur auf den Fischmärkten und im Reichstage zu hören bekommt. Daran läßt sich's die Mehrzahl unserer „denkenden" Politiker genügen. Eine außergewöhnlich vernünftige Zeitung, die Neue Preußische, hat noch den guten Einfall, vor dem unaufhörlichen Journalgewäsch über die Ravachol und Vaillant zu warnen. Burschen dieser Art kitzelt es, wenn alle Blätter der Welt von nichts als von ihnen und von ihren Unthaten zu erzählen wissen; und der Wunsch, in ähnlicher Weise von sich reden zu machen und wie sie zu Helden des Tages gekrönt zu werden, weckt in zehn anderen eitlen Verbrecherherzen „anarchistische" Gedanken. — Eine Kollegin der Kreuzzeitung fühlt gleichfalls das Bedürfniß, den Schrecken mit positiven Vorschlägen zu bekämpfen und bringt die Prügelstrafe in empfehlende Erinnerung. Obgleich auch ich es lieber sähe, wenn statt unserer braven Rekruten Anarchisten grausam gemißhandelt würden, möchte ich doch wünschen, die geniale Anschauung, Fanatiker könnten durch die Knute gebessert werden, bliebe auf die gesegneten Gefilde Rußlands beschränkt. Die Gefahr liegt sonst nahe, daß sich ein lexdichtender Geheimrath in müßiger Stunde der Idee bemächtigt, sie ausbaut und neben den Anarchisten auch andere Feinde der bestehenden Ordnung liebreich bedenkt. Zur Belebung der parlamentarischen Debatten möchte es kaum beitragen, wenn dem Führer der Opposition an gewissen Ehrentagen, wo er sonst Geldspenden von begeisterten Anhängern zu empfangen gewohnt war, fünfundzwanzig aufgezählt werden, von Rechts wegen; und so viel Vorzüge die asiatische Praxis, mißliebigen Volksmännern statt freier Eisenbahnfahrt und Diäten Stockprügel zu verabreichen, auch haben mag, das durch Herrn von Bennigsen's Reden sinkende Ansehen des Reichstages könnte auch sie kaum heben.

Wer Krankheiten im Volkskörper allein durch Gewaltmittel austreiben will, wer gespenstischen Erscheinungen gegenüber auf sein Schwert, seine Knute, seine brutale Macht pocht, verräth seine Ohnmacht. Verräth, daß er statt eines Politikers ein Stümper und ein schlechter Rechner ist.

Der von den anarchistischen Mordbuben schwer bedrohte Staat von heute, diese Kampfgenossenschaft, handelt recht, wenn er sich wider die Wahnsinnigen zur Wehre setzt und sie ohne Weiteres niederschlägt. Dagegen ist nichts zu erinnern. Die Hyäne, die Kreuzotter mag tausendmal darauf hinweisen, daß sie in ihrer Art das Beste wolle, daß sie für ein

ewiges und hohes Ideal, die individuelle Freiheit, unentwegt das Banner schwinge, daß sie nichts fordere als das unveräußerliche Recht aller Creatur, sich ungehindert ausleben zu dürfen, daß sie voll und ganz für die liberale Theorie vom freien Spiel der Kräfte eintrete — man wird ihr dennoch, wo man ihrer habhaft wird, den Kopf zerschlagen. Aber Hyäne und Kreuzotter sind ungesellige, einsiedlerische Raubthiere, die weder die Vereins- noch die Preßfreiheiten für sich ausnützen und deren Vernichtung deshalb nicht gar so schwer fällt; mit dem Anarchisten hat's die Natur sozusagen besser gemeint. Will der Staat consequent sein und sie mit Stumpf und Stiel ausrotten, so darf er nicht die Männer der That, nein, furchtbarer noch muß er die Vordenker dieser That verfolgen. Der Geist schafft sich immer neue Werkzeuge. Und ob er zu Tage tritt in den sublimen, phantastischen, halb ironischen Schriften Stirner's, ob er aus den schwärmerischen Moralphilosophien des guten Doctor Wille, aus den unpoetischen Faseleien des trockenen Schotten Mackay spricht; ob in brüllenden Volksversammlungen hohl declamirende und Grimassen schneidende Auchanarchisten wie der Allerweltsknabe Landauer den Radieschenfamen streuen oder ob kreischende Weiblein ihnen das unverdaute Zeug nachplappern — die immer mehr verzerrten, durch immer unreinere Canäle fließenden Phantasmagorien und Philosophismen sickern endlich, rechter Gedankensenkstoff, in Gestalt frech-sinnlofer Phrasen in unreife Herzen, in Idiotengehirne. Hier setzen sie sich zur „That" um. Was Stirner, Emerson und Nietzsche Kraft ihres Genius vermochten: die Abschüttelung aller Autorität, aller Sklavenmoral, das können die geistig Armen natürlich nur mit Nitroglycerin und kleingehackten Eisenstücken erreichen. Will der Staat mit dem Anarchismus tabula rasa machen, so muß er ihn mit den Wurzeln ausreißen, der Idee muß er das Haupt abschlagen. Und das gelang noch niemals mit des Schwertes Schärfe.

Man kann die Sphinx nur tödten, wenn man ihr Räthsel löst. Was ist denn der Anarchismus? Wo ist er? Wem nützt und wem schadet er?

Unsere Regierung hat in aller Form erklärt, daß sie keinen Anlaß sehe, ihrerseits neue antianarchistische Maßregeln zu ergreifen. Wenn man hoffen dürfte, daß Graf Caprivi der geplanten internationalen Liga nicht nur deshalb fern bleiben will, weil die ernsthaften Sprengbombardiere Berlin bisher verschonten, sondern daß er es auf Grund minder oberflächlicher Erwägungen gethan hat, so müßte ihm das hoch angerechnet werden. Für Deutschland entfällt in der That jeder Grund zu Maulkorb- und Knebelungsgesetzen; der elende Versuch, den wir vor Jahren mit der Dynamitlex Reinsdorff machten und durch den kein einziger Anarchist, dagegen viel harmlose Menschlein in's Unglück kamen, mag uns Warnung für alle Zeiten sein. Wir haben in der unheilvollen Aera Puttkamer, die nur politisch Farbenblinde „conservativ" nennen können, die in Wahrheit aber der conservativ-monarchischen Idee auf's Furchtbarste geschadet hat, allzu lange mit brennenden Lunten und Sprengbomben gespielt; die gerichtlich nachgewiesenen, gottverfluchten Lockspitzeleien der Naporra und Consorten, die seltsamen Schiebungen und „Zufälle" beim sogenannten Niederwalddenkmalattentat hätten sehr leicht dem Throne unauslöschlichen Schaden bringen können, während sie der an diesem gewissenlosen Unfuge ganz unschuldigen Sozialdemokratie keinen Abbruch gethan haben. Bei uns in Deutschland und ebenso im Reiche John Bull's, wo die Möglichkeit eines ehrlichen wirthschaftlichen Kampfes gegeben ist, macht der Anarchismus keine Fortschritte; hier sind die Schwarmgeistereien und Hallucinationen originalitätssüchtiger Querköpfe unschädlich. Da aber setzen sie sich in Thaten um, da findet der Radieschensamen, mit dem die Franzosen unsere Anarchisten offenbar zu gleichem fröhlichen Thun begeistern wollten, fruchtbaren Boden, wo der brutale Kampf Aller gegen Alle noch schrankenlos tobt, wo erbarmungslose Ausbeutung, Raub und Mord am Armen noch nicht vom öffentlichen Gewissen gebrandmarkt sind — wie bei uns, füge ich muthig, dankbar und hoffnungsvoll, mehr des Werdenden als des schon Gewordenen denkend, hinzu. Anarchismus ist übergeschnapptes Manchesterthum, ist die Caricatur des „großen, liberalen Gedankens", ist freies Spiel der Kräfte, unmenschliches Wüthen des Habenichts gegen den Nimmersatt, ist der unausbleibliche Lohn für die jahrzehnte-, jahrtausendelange, unmenschliche Knechtung des Habenichts durch Nimmersatt. Raskolnikow war der erste Anarchist. Mene Tekel sind die Mordthaten, die uns jetzt Woche um Woche erschrecken; mögen sie mahnen, mögen sie bessern, so lange es noch Zeit ist! Unter anarchistischen Zuckungen leidet am meisten die französische Gauner-Republik, das Land der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wo die Obrigkeit mit dem vergossenen Blute ihrer hungernden und streikenden Bürger beschmutzt, gebrandmarkt ist für alle Zeiten, wo die herrschende Kaste zwar Milliarden für sich stahl, zwar Dutzende von Gesetzen zu ihrem schäbigen Vortheil gab, aber nichts, gar nichts für das arbeitende Volk gethan hat, wo noch jüngst Ministerpäsident Dupuy zur höheren Ehre des Großkapitals eine vertrauliche Hetzproclamation gegen die Bergarbeiter erließ, mit der verglichen Eulenburg's gutgemeintes, wenn auch verständnißloses Rundschreiben wie Schäferlyrik klingt. In dem unglücklichen, bankrotten Italien, das nicht einmal mehr so viele ehrliche Männer hat, wie zur Bildung eines lumpigen Ministeriums gehören und dessen Bevölkerung Hungerrevolten macht; in dem ausgeplünderten Spanien, in Oesterreich, das nun der Plener zu Grunde regiert — da überall macht sich der Anarchismus breit. Und seltsam: seine Kraft ist überall direct proportional dem Einflusse des Liberalismus — ach, schäuden wir dies schöne, einst so vollklingende und seitdem so viel mißbrauchte Wort nicht — seine Kraft ist überall dem Einflusse des geldschmutzigen Manchesterthums proportional. Wo der „Deutschfreisinn" recht eigentlich zu Hause ist, in Frankreich, in Italien, in Spanien und Oesterreich, da bebt alle Welt mit Recht vor den Anarchisten; wo man ihn zerschmettert hat, wie in England, das jetzt radical-demokratisch, antiwhiggistisch und recht antimanchesterlich denkt, wie in unserem Vaterlande, da hat man nur ein vergnügtes Lachen für ihn.

Sein Samen fällt überall auf steinigen Boden, wo die Ehrfurcht vor dem Leben, dem Gute und dem Glück des Mitmenschen noch besteht oder wieder erweckt wird, wo man nicht zuläßt, daß der Reiche den Armen völlig zermalmt und frißt, wo man Gitter zieht gegen die Hyäne Großkapital und Gräben aufwirft zum Schutze des kleinen Eigenthums. Der Anarchismus ist nicht, wie ewige, noch immer hoffnungsvolle Minister-Aspiranten von der Tribüne des Reichstages herunter glauben machen wollen, eine Folge wirthschaftlich reformerischer, schlichtweg sozialer, Bestrebungen, nein, er ist der nackte Zwillingsbruder des Mammonismus. Er drapirt sich nicht wie der mit bunten Fetzen und Gesetzen, er weiß nicht so schön und staatsmännisch zu schwätzen wie der, aber er steht auf dem Boden seines Programmes: Jeder schade dem Mitmenschen so viel er kann, morde und stehle nach Leibeskräften; Mitleid und Menschenliebe sind Rokoko-Ideen; wer am meisten fremdes Glück vernichtet und die meisten Raubthiergewohnheiten angenommen hat, gilt als Vornehmster. Und der Anarchismus verleugnet seine brüderliche Gesinnung mit nichten: durch sein bloßes Auftreten schadet er den Feinden des Großkapitals auf's Schwerste, hindert und lähmt sie im Kampfe wider den Ausbeuter. Nach jedem anarchistischen Attentat befestigt sich erwiesenermaßen die Stellung einer mammonistischen Regierung; jedes anarchistische Attentat schreckt Tausende von sozialen Reformideen zurück und gewährleistet die fernere Herrschaft des Großkapitals. Wem nützt es? fragt mit dem Kriminalisten der politische Psycholog, wenn er berufen ist, ein Verbrechen aufzuklären.

Ginge der Radieschensamen auf, so erstickte er das Pflänzlein Wunderhold, das soziale Heilkraut, an dessen Gedeihen gerade jetzt die Besten aller Nationen arbeiten, schöbe um Jahrzehnte die heiß ersehnte Entscheidung, den Sieg hinaus. Denn nicht den Anarchismus träfen die Ausnahmegesetze; der ist einstweilen unvermeidlich und wird, allen Anfechtungen zum Trotz, um so üppiger in's Kraut schießen, je schneller die Kapitalsconcentration und die Proletarisirung der Massen fortschreitet. Die Ausnahmegesetze dienten nur dazu, dem anämischen Manchesterthum frisches Blut einzuspritzen. Sie träfen also indirect und doch mit zerschmetternder Wucht das um seine Befreiung ringende, nach Frühlingsluft lechzende, deutsche Volk.

Caliban.

## Dramatische Aufführungen.

Die kluge Käthe. Lustspiel in vier Aufzügen von Hans Olden. (Schauspielhaus.)

Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nicht nur im ernsten Hause am Kastanienwäldchen, wo Johannes Miquel ethisirte Abgaben ersinnt und den Leuten mit mehr als 3000 Mark Einkommen hohe Steuern als ein Gebot höchster Sittlichkeit darstellt — auch im Ressort seines „Kollegen" Hochberg geht sie um.

Herr Hans Olden recte Oppenheim hat ihre Annehmlichkeiten zu kosten bekommen. Der junge Mann, der während seiner von Mißerfolg gekrönten schauspielerischen Laufbahn klar erkannt hatte, daß schlechte Stücke schreiben viel leichter ist, als gute darstellen, sah sich im vergangenen Jahre gemüßigt, über moderne Frauenbildung „geistreich" zu reden; seine Verirrung fand in einem vieraktigen Lustspiel, „Die kluge Käthe", ihren beklagenswerthen Abschluß. Die Titelheldin dieses Gedankenwerkes kehrt nach mehrjähriger Abwesenheit frisch aus dem Bildungsinstitut in ihr heimathliches Neustadt zurück und macht sich nun daran, die ganze Neustädter Welt umzukrempeln. Sie hat von Nietzsche, dem Unvermeidlichen, wie von allen anderen Modernen „alles gelesen"; sie ist mit neuzeitlichen, selbstverständlich unverdauten, Ideen überfüttert, steht auf der Höhe des Jahrhunderts und brennt darauf, die guten Neustädter zu sich zu erheben. Und wahrhaftig — wie dumm diese Provinzialen noch immer sind! — es gelingt ihr im Handumdrehen, sie sämmtlich toll zu machen. Die biederen Verwandten der klugen Käthe schwören ihre alten, verstaubten Ideale ab und lassen sich von des Backfischleins „wirrer Sozialkritik" (so nennt es der Autor geschmackvoll selber) blenden und betäuben; Onkel Chocoladenfabrikant, der am Sedantage die Festrede halten soll, besinnt sich über Nacht eines Besseren, vernichtet sein mühsam ertüfteltes Werk und setzt dafür eine confuse Sammlung neumodischer Käthchen-Redensarten. Im modernen psychologischen Lustspiel darf es ja Niemand Wunder nehmen, wenn sich ergraute, ehrenfeste, fertige Männer eins, zwei, drei von übergeschnappten, unreifen und ganz polizeiwidrig albernen Schwätzerinnen zu gefährlichen Narretheien verleiten lassen, ohne daß Liebe im Spiel wäre. Käthchen zieht wie den Onkel auch Tante, Vetter u. s. w. in ihren Bann, und kein Mensch kann sagen, ob sie am Ende aus Neustadt nicht ein Anarchistennest gemacht hätte, wenn der bewußte, ewige Doctor Franz nicht gewesen wäre, den sie anfänglich, all in ihrer Klugheit und auf Grund tiefsinnig moderner Erwägungen, an eine ältere Dame verheirathen wollte, später aber selbst zum Manne nimmt. Doctor Franz nämlich zähmt die Widerspänstige, wenigstens versucht Herr Olden uns das einzureden, und macht aus der eitlen und oberflächlichen Närrin ein braves Hausmütterchen, wenigstens versucht uns Herr Olden auch das einzureden. Daß der Autor der „Ilse" und des „Glückstifters" einen anspruchslos hübschen Dialog zu schreiben und niedliche, manchmal sogar selbst erdachte Witzchen und Aphorismen drin anzubringen weiß, soll ordnungshalber auch bei dieser Gelegenheit erwähnt werden; aus einem an sich vielleicht recht ergiebigen, runden und netten Possenstoff, mit unmöglichen, possenhaften Kleinstadtluft-Figuren aber ein vornehmes Lustspiel herzustellen, mißlang ihm selbstverständlich trotz aller theatralischen Geschicklichkeit. Das Aufeinanderprallen zweier grundverschiedener Welten komisch wirkfam auszubeuten, scheint wahrhaftig Monopol der Franzosen zu sein; aus dem Gegensatz an sich weiß Olden kein Witzkapital zu schlagen, ja nicht einmal seine Personen sind komisch, nur ihre Dummheiten. Aber vier Akte lang über nichts als Albernheiten lachen sollen — wer vertrüge das? Dem aufgeklärten Spießer mag es eine Lust sein, alle die ernsten und schwierigen Probleme, die uns bewegen, in's Blödsinnige verzerrt zu sehen und ihre Caricaturen bejubeln zu können, glaubt er dadurch doch mit den Problemen selbst fertig geworden zu sein; und die alte Lustspiel-Pointe, der Frauen Streben nach Erkenntniß und Bildung durch den Hinweis auf den Kochtopf lächerlich zu machen, findet immer noch ihr dankbares Publikum.

Sie mag auch dem Grafen Hochberg ungemein sympathisch gewesen sein. Und so wäre Herrn Olden's Spekulation auf den schlechten Geschmack hier wie in Wien gelungen, wenn ihm die ausgleichende Gerechtigkeit nicht einen Knüppel zwischen die Beine geworfen hätte. Hans wußte gar wohl, was dem Parquet gefällt: die Kleinstadtluft des Geistes, aber er dachte nicht darüber nach, was der Intendanz behagt: das Vaterländische. „Axel Delmar's" nationalmiserable „Ahrenshooper", Wichert's jambische Greuelthat hatten ihm nicht verrathen, woher der Wind weht, und er vermaß sich, in seiner klugen Käthe 'was Weniges über Sedan zu ulken. Da das der Herr Generalintendant hörte, erschrak er und mit ihm die ganze Theaterkanzlei. Die Première des antinationalen Lustspiels mußte verschoben werden, der Autor den zweiten Akt, eben den Sedanakt, „kürzen"; und auch dann ging es mit seinem Werke wie, einem Dichterwort zufolge, mit des Lebens Mai: es kam einmal und nicht wieder.

Die klugen Käthchen Berlins aber gönnen dem unklugen Hans aus Weimar diesen Nasenstüber.

---

## Notizen.

Der Kunsthandel im Buchhandel und seine vereinten Erzeugnisse, die sogenannten Prachtwerke, sind bei dem diesjährigen Weihnachtsmarkte in Quantität und Qualität minder hervorragend betheiligt, als in früheren und besseren Zeitläuften, so daß wir, den Haufen herkömmlicher Anthologien und Bilderbücher übergehend, für die Besprechung der wirklich Neues und das Beste enthaltenden Werke eines kleinen Raumes bedürfen. Originell ist z. B. der Wildenbruch-Kalender, den das Kunstinstitut von W. Schultz-Engelhardt in Berlin herausgibt: zwölf Monatsblätter mit reizenden Bildchen in Chromolithographien, wo Putten, Blumen und Vögel die einzelnen Monate im Wechsel der Zeiten darstellen. Nur schade, daß Wildenbruch's poetisch sein sollender Text zu diesen farbenfrohen Bildern sich meist nur in den trivialsten Bonbonversen gefällt:

„Hauch ab die kalte Erdennacht,
Mit deinem Flammenmunde!
Lacht in das Herz mir, Augen lacht!
Daß ich, daß ich gesunde!"

Auch Georg Böttcher's „Heitere Tafelkarten" (Leipzig, Giesecke & Devrient) dienen einem practischen Zweck. Hier athmen die Verse wenigstens Humor, und der früh verstorbene Maler Julius Kleinmichel hat allerliebste Kinderscenen voller Gestaltungskraft und naiver Heiterkeit geschaffen, die in ihrer schönen Farbenausführung ganz dazu angethan sind, unsere Geselligkeit künstlerisch zu verschönern. Verwandten Geistes ist „Der Mutter Tagebuch", herausgegeben von Amalie Baisch (Stuttgart, K. Thienemann). Die Herausgeberin gibt nur das Schema und regt mit ihren hübschen Sinnsprüchen und den entzückenden Kinderbildern Ludwig v. Kramer's die jungen Mütter an, die leibliche und seelische Entwickelung ihres Lieblings mit mehr oder weniger Schriftstellertalent zu schildern und so als theures Andenken festzuhalten. Wenn sich unsere Mütter entschließen könnten, ein solches Haus- und Familienbuch zu führen, wie viel Hoffnung, Hingebung und Liebe könnte da verewigt werden und auf dem Lebenswege der Erwachsenen noch als Leitstern dienen! Dabei ist das schöne Buch reich an practischen Rathschlägen und mütterlichen Winken. Größe- und Gewichtstabellen laden zum Ausfüllen der Rubriken ein, und hygienische Verhaltungsmaßregeln ersetzen für leichtere Fälle den Hausarzt. Und noch ein Mütter- und Kinderbuch eigener Art! „Unsere Kinder", Skizzen aus dem Pestalozzi-Fröbelhause zu Berlin, von Fritz Grotemeyer (Berlin, Herm. Walther). Diese Lichtdrucke in eleganter Mappe reproduciren 36 werthvolle Skizzen eines echten Künstlers, der das Kinderleben in dem segensreichen Fröbel'schen Garten, einem refugium mitten im weltstädtischen Elend und Lebensdrang, mit seinen fast momentphotographischen Impressionen festgehalten hat. Die Protectorin des Kindergartens, die Kaiserin Friedrich, hat dazu eine Vorrede geschrieben, die ihrem Geist und Gemüth hohe Ehre macht und die in Facsimile wiedergegeben ist. Und so sehen wir denn die großstädtischen Kleinen in Feld und Wald, in Haus und Hof, arbeitend und spielend, aber auch unter den Augen der hohen Protectorin, ehrerbietig und voll kindlicher Neugier, gleichsam nach der Märchenkrone ausschauend und doch lebhaft angeheimelt unter dem Banne dieser großherzigen Kinderfreundin. Und die Kinder sind nirgend schöner gemacht und stilifirt; sie wirken all in ihrer schlichten Natürlichkeit, ergreifende Gestalten moderner Armuth, auf die ein Strahl der Menschenliebe fällt. Da ist namentlich ein ergreifendes Bild: „Nach Hause!" ein dunkler Thorweg, die Kindergärtnerinnen verabschieden ihre Schutzbefohlenen, und noch mit freudestrahlenden Gesichtern, das ganze junge Herz voll dankbarer Liebe, geht es hinaus auf die Straße und in's kalte, unfreundliche Heim. Wahrlich, die Kaiserin-Wittwe hat Recht: „Eine edle Menschheit bedingt eine wahrhaft glückliche Kindheit."

Bilder zu Goethe's Dichtung und Wahrheit. Von Carl Theodor Reiffenstein. (Frankfurt, Heinrich Keller.) Das prächtige Werk ist der Goethe-Gemeinde längst bekannt, nun aber wendet es sich mit dieser billigen vierten Auflage an das große Publikum, dem es statt der theuren photographischen Bilder nicht minder meisterliche Lichtdrucke bietet. Es sind nach Reissenstein's eigenen Forschungen dargestellte Bilder von den Stätten, wo Goethe seine Kindheit verlebte. Nur wenige dieser Gebäude, Gärten und Plätze haben sich in unveränderter Gestalt in unsere pietätlosen Tage herübergerettet, also galt es ein fleißiges Studium der Frankfurter Baugeschichte von Merian ab bis heute, und was uns hier geboten wird, sind künstlerisch ausgeführte Architekturen und Landschaften von einer absoluten Zuverlässigkeit. Da sehen wir das ehrwürdige Geburtshaus in der Hirschgasse vor und nach dem Umbau von 1755, den kleinen Hof mit dem Brunnen:

„An diesem Brunnen hast auch Du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt" . . .

vor der Hausthüre das vergitterte Gehäuse, wo Frau Aja mit den Nachbarn plauderte und Wolfgang das Geschirr zerschlug, sein Dachstübchen mit der Aussicht auf Gärten und Wiesen, „sein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt", dann Klinger's ärmliches Häuschen, des Großvaters Stadtschultheißen Haus und Garten, das kleine Theater, wo der Dichter die Franzosen agiren sah, Lili's Haus, vor dessen Gitter er von der Straße aus die singende Geliebte belauschte. Ueberall klingt es uns entgegen:

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
Ist eingeweiht."

Amerika. Eine allgemeine Landeskunde von Professor W. Sievers. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Das treffliche Werk sammelt die Amerika-Literatur in einem Brennpunkt und erspart uns eine ganze Bibliothek. Aufbau, Bodengestalt und Bewässerung des Continents, seine Menschen, Pflanzen und Thiere, Staaten und Colonien, Geschichte und Verkehrsleben von heute — alles in schöner, bewegter Darstellung und mit buntem Bilderschmuck. Besonders die Landschaftsbilder sind künstlerisch in Entwurf und Ausführung, und die Karten verdienen kein geringeres Lob. Als Festgeschenk empfiehlt sich auch Meyers Handlexikon des Allgemeinen Wissens in einem Band. Damit ist das Bibliographische Institut wieder zu den Anfängen seines Handlexikons zurückgekehrt, das erst auch nur einen Band hatte, dann mit den Jahren immer umfangreicher wurde, bis es jetzt in drei Bänden vorliegt, die sich als Mittelausgabe zwischen die große und eben dies einbändige Handlexikon einschieben. Dieser Einbänder enthält keine Illustrationen und Karten, ist aber ein ungemein geschickter und practischer Auszug der größeren Ausgaben und wird in Fällen, wo der „Kleine Kürschner" zu aphoristisch und die dreibändige Ausgabe schon zu umfangreich ist, z. B. auf Reisen und für Lesezimmer gute Dienste leisten.

Leipziger Philosophen. Portraits und Studien von Moritz Brasch. (Leipzig, Ad. Weigel.) Ein Buch, das weniger enthält, als der Titel verspricht, und doch wieder mehr. Wer eine zusammenfassende pragmatische Geschichte der Leipziger Universitäts- und Privatphilosophen und ihrer Lehren erwartet, mag nur halb befriedigt werden, denn die früheren Leipziger Philosophen Thomasius, Platner, Crusius, Gottsched, Gellert, W. T. Krug, Wendt, Weiße werden nur kurz in der Einleitung erwähnt und Männer, wie den Historiker Carl Biedermann und den Nationalöconomen Roscher erwartet man kaum an dieser Stelle. Es sind eben gelegentliche Essays meist auf Grund neu erschienener Bücher; so ist das Kapitel über Roscher eine Besprechung der bekannten Schmoller'schen Jubiläumsschrift über den Senior der deutschen Staatswissenschaft und nebenbei ein ganz selbständiger Essay über die Geschichte der deutschen Nationalöconomie mit den glänzend entworfenen Charakteristiken Lorenz von Stein's und Schäffle's. Brasch beherrscht den philosophischen Stoff bis in's Kleinste, mag er nun den Begründer der Psychophysik Fechner, Ueberweg-Heinze und die philosophische Historiographie oder Rud. Seydel's spekulativen Theismus oder Wilhelm Wundt behandeln. Er excellirt auch in der Kunst, die verzwicktesten metaphysischen Systeme in allgemein verständlicher Weise kurz darzustellen, und nebenbei fallen geistreiche Einfälle, wie die durchaus berechtigte Vertheidigung des gegenwärtig viel zu sehr unterschätzten 18. Jahrhunderts und seiner Aufklärung. Wir können das Buch bestens empfehlen.

Unter dem russischen Scepter. Von Friedrich Meyer von Waldeck. (Heidelberg, Carl Winter.) Der Heidelberger Professor war bekanntlich Jahrzehnte lang Redacteur und Universitätslehrer in Petersburg und kennt also Land und Leute im östlichen Nachbarland aus Erfahrung. Er ist ein begeisterter Lobredner des Kaisers Alexander II. und auch von Nicolaus I. weiß er manches Gute hervorzuheben. Von besonderem Interesse sind seine Erinnerungen an die deutsche Colonie in Petersburg, zumal während des deutsch-französischen Krieges und dessen Reflexwirkung auf den russischen Deutschenhaß, dem eine eigene Untersuchung gewidmet wird. Von Bedeutung ist auch die Studie über die Nihilisten. Meyer von Waldeck huldigt mit dem bekannten französischen Nationalöconomen Leroy-Beaulieu der Ansicht, daß dem Nihilismus in der großen Masse des Volkes der Boden fehl und daß die ganze Bewegung keine ernste Gefahr für Rußland bilde. Selbstverständlich treffen wir Meyer auf der Seite der gemaßregelten Balten, wenngleich er deren größten Fehler nicht verschweigt: ihre Unart, ihre geistige Ueberlegenheit den Russen allzu gern in unliebenswürdigster Weise hervorkehren. Allgemein fesselnd und historisch bedeutsam ist seine Unterredung mit dem Kanzler des Norddeutschen Bundes 1867. „Der Russe wird den Deutschen nie entbehren können," äußerte Graf Bismarck. „Der Russe ist ein sehr liebenswürdiger Mensch. Er hat Geist, Phantasie, ein angenehmes Benehmen, gesellige Talente — aber täglich auch nur acht Stunden arbeiten und das sechs mal in der Woche und fünfzig Wochen im Jahr — das wird in Ewigkeit kein Russe erlernen. Ich habe es dem Fürsten Gortschakow gesagt: Ihr Wohlwollen für Preußen haben Sie billig; Sie sind darauf angewiesen, mit diesem Nachbarn Freundschaft zu halten. Preußen ist das Tampon zwischen Frankreich und Rußland, und wenn Sie ein Bündniß mit Frankreich in Aussicht stellen, so kann sich Preußen nur darüber freuen. Eine solche Allianz wäre die sicherste Gewähr, daß Sie uns Frankreich vom Leib halten, denn uns können und dürfen Sie nichts thun ... Es wäre eine große Thorheit von Rußland, wenn es die Ostseeprovinzen entnationalisiren und russifiziren wollte. Es würde sich dadurch des Stammes ehrlicher Staatsdiener berauben, den es von dort bezieht ... Was sollte uns auch dieser lange, vorgeschobene Streifen, zwischen dem Meere und Polen, ohne Hinterland — ein Nichts, für das wir die ewige Feindschaft Rußlands eintauschen würden. Nein, es ist besser so. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen müssen auch in Zukunft der Guano sein, der jene große russische Steppe düngt. Auch wäre den Bewohnern jenes Landstrichs durchaus nicht damit gedient, wenn sie preußisch würden. Unsere preußische Verfassung mit lettischen und esthnischen Urwählern wäre für die kurischen und livländischen Barone, wie ich sie kenne, ein sehr zweifelhaftes Vergnügen."

Der namentlich durch Klein's „Geschichte des Dramas" bekannt gewordene T. O. Weigel'sche Verlag in Leipzig ist nach seiner Uebernahme durch einen Tauchnitz immer mehr auf naturwissenschaftliche Gebiete gedrängt worden. In diesem Verlag erschien vor Jahr und Tag das ausgezeichnete Werk von Eberhard Fraas „Scenerie der Alpen", das die Entwickelungsgeschichte des mitteleuropäischen Hochlands zum erstenmal im Zusammenhange behandelt. Dort erscheint auch jetzt eine grundlegende Entwickelungsmechanik der Organismen: „Gestaltung und Vererbung" von Wilhelm Haacke, eine tiefgründige Darstellung, die sich namentlich gegen den bekannten Freiburger Professor Weismann und seine Descendenztheorie wendet, aber doch nirgends in unerquickliche Polemik ausartet, sondern die freie Ausgestaltung einer geistreichen und wohlbegründeten Theorie immer im Auge hat. Weismann hält nur eine Vererbung von Keimen für möglich, die evolutionistisch im Organismus präformirt sind, während Haacke die von seinem Gegner geleugnete Vererbung erworbener Eigenschaften als möglich und sogar als mechanische Nothwendigkeit nachweist. Es ist eine Lectüre für Fachleute, aber auch als Studium für denkende Naturfreunde mit tieferer Vorbildung zu empfehlen. Populärer ist Ernst Koken's neues Werk: „Die Vorwelt und ihre Entwickelungsgeschichte", das die Ergebnisse der Geologie und Paläontologie zu einem einheitlichen Bilde vereinigt. Die Ereignisse und Erscheinungen der Erdgeschichte, also aus jenem Gebiete, wo statt der menschlichen Stimme die Steine sprechen, sind vom cambrischen und silurischen System an bis zur Erscheinung des quartären Menschen verfolgt, und die Schlußbetrachtung endet mit einem Hinweis auf die unlöslichen Widersprüche des Darwinismus und einem unerschrockenen Ignorabimus. Das Erwachen des Lebens bleibt also ein Mysterium, über das wir nur Vermuthungen anstellen dürfen. Wasser und Land sind seit undenkbar langen Zeiträumen von Organismen bewohnt. Als die Gneisdecke sich bildete, konnte noch kein lebendes Wesen athmen; als die Gesteine der cambrischen Formation sich niederschlugen, begruben sie die Reste einer gestaltenreichen, hochentwickelten Thierwelt. Hier liegt eine Lücke, die wir, schon weil uns das Meer so viel verdeckt, wohl nie ganz überbrücken werden.

Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Meister Justinus und seiner Rikele Sohn Theobald erzählt hier aus dem väterlichen Hause manches Liebe und Denkwürdige. Nicht nur der prächtige alte Schwabe, der so schöne Lieder zu dichten und Seherinnen und Besessene magnetisch und homöopathisch zu heilen verstand, lebt mit seiner rührigen Hausfrau in diesen Blättern der Erinnerung wieder auf, auch die Freunde seines geistlichen Hauses halten noch einmal Einkehr, Berühmte und Unberühmte, Prosamenschen und Genies, Dichter und Musiker, Kranke und Gesunde. Da ist einmal eine lustige Gallerie von komischen Käuzen aus Weinsberg und weiterher, wie der „trinkbare" Dichter und Oberamtsrichter Ganzhorn, der Freund von Freiligrath, Scheffel und Eichrodt, oder der Barometerfüßler oder Kertbeny (Benkert), Pumpgenie und Uebersetzer, denn oft stiegen auch schlechte Gesellen vor dem berühmten Geisterthurm ab und lohnten die Gastfreundschaft auf ihre Weise. Kein Wunder also, daß man zuweilen im Kernerhause mißtrauisch war und z. B. den etwas zweifelhaft aussehenden Freiligrath anfänglich für irgend einen Spaßvogel und Schwindler hielt. Anderen ist es besser ergangen. Uhland, Schwab, Mayer, Mörike waren die Hausgötter, und viel Gemüthvolles erzählt uns Theobald Kerner von ihnen. Aber auch von Lenau, der im Geisterthurm seinen Faust dichtete, wird Interessantes berichtet und sein krankhaftes, aber auch etwas theatralisches Wesen geschildert. David Strauß und seine unglückliche Ehe mit der durchaus ehenwerthen Sängerin Schebest, eine Jugendliebe des Aesthetikers Vischer, der das Verhältniß etwas summarisch mit tönenden Versen auflöste, Emanuel Geibel mit seiner Geisterfurcht, die sentimentale Emma Niendorf, die saloppe Frau von Chezy, der Karschin Enkelin, die poetische Seherin von Prevorst, über deren hysterische Visionen Justinus ein vielverbreitetes Buch geschrieben hat, der König Gustav IV. von Schweden im Exil, Frau von Krüdener, die in Weinsberg die Heilige Allianz begründet, Mesmer und sein Baquet, das im Kernerhaus in hohen Ehren stand, der zierliche Varnhagen, der Lotteriezahlen träumende Nationalöconom List, der kranke Dichter Wilhelm Müller und endlich der Erzähler selbst, der auch als Dichter in des Vaters Fußstapfen geht und mit diesem schönen Buche auch sich selbst ein Denkmal gesetzt hat.

Dichtungen von Wolfgang Arthur Jordan. Zweite vermehrte Auflage. (Weimar, A. Zuckschwerdt.) Der Verfasser hat sich als Recitator bekannt gemacht und unter anderem dabei auch seine Gedichte vorgetragen, die sich auf solche Weise manchen Verehrer gewannen. Auch ohne die Kunst des Rhapsoden sind diese gesammelten Lieder gleichwohl ihres Erfolges gewiß, obgleich das Papier ein schlechter Wärmeleiter ist und gegen die Wirkung der beseelten, zum Herzen gehenden Stimme nicht aufkommen kann. Mehr als die rein lyrisch gemeinten und die etwas gezwungeren humoristischen Verse haben uns die poetischen Erzählungen und zumal die Balladen, z. B. „Orpheus" gefallen. Hier ist Wohlklang, Schwung und Gedankentiefe, und wir können uns wohl denken, daß auch die schauerliche „Geistermesse" im lebendigen und kunstvollen Vortrag einen bedeutenden Effect erzielen muß, denn die Stimmungsmalerei und Klangwirkung ist mit geradezu raffinirten Mitteln herbeigeführt. In dieser Beziehung ist es ein Pendant zu Bürger's „Lenore", dem beliebten Paradestück von Kainz und anderen Recitatoren. Eine dritte Auflage müßte mehrere formelle Härten noch auszumerzen haben, doch sind die Reime durchweg rein. Von den sinnigen Liedern gefiel uns am besten „Vergänglichkeit":

Was flüstert im Winde
Das Gras? — „Ich verschwinde."
Das Blümlein? — „So frühe
Ich schon verblühe!"
Das Blatt? — „Ich verwehe."
Das Herz? — „Ich verstehe."

Führer durch den Concertsaal. Kirchliche Werke. Von Hermann Kretzschmar. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Nach seinem

meisterlichen Führer für Concertbesucher bietet Kretzschmar hier den Freunden kirchlicher Musik sein sachkundiges Geleit an, wobei er eine geradezu grandiose Kennerschaft entwickelt. Kaum ein Werk unter allen seit dem 16. Jahrhundert entstandenen kirchlichen Tonschöpfungen ist vergessen. Heinrich Schütz, der verschollene Altmeister deutscher Tonkunst, wird in seinen „Sieben Worten" und der „Historia von der Auferstehung Christi" gewürdigt, ausführlicher Bach's Johannes-, Matthäus-, Lukaspassion. Graun's „Tod Jesu", ein Lieblingswerk des Alten Fritz, Beethoven's „Christus am Oelberg", „Die sieben Worte" von Haydn, Kiel's „Christus" werden ebenfalls, letzterer ein wenig kurz, beschrieben. Vortrefflich ist Bach's H-moll-Messe gewürdigt, doch will der Verfasser von den einschlägigen Schöpfungen von Haydn und Mozart nicht viel wissen. Beethoven wird namentlich mit seiner D-Messe, deren Zergliederung zwölf Seiten umfaßt, gefeiert. Schubert's As- und Es-dur-Messen, Cherubini's D-moll-Messe nicht minder gelobt. Liszt's Grauer Festmesse heißt er zutreffend „improvisirend componirt" in einem Freskenstil, der beim einmaligen Hören seinen Zweck verrichtet, aber einem eingehenderen Studium nicht Stand hält. Die Requiems von Mozart und Cherubini, dann Kiel und Berlioz, auch das Deutsche Requiem von Brahms finden eingehende Berücksichtigung, doch trübt sich darob sein Blick für Verdi's Todenmesse mit nichten. Kurz, Musikdirector Kretzschmar hat seine Aufgabe mit Glück gelöst und verdient den Dank aller Musikfreunde und Kenner.

Deutsche Fürstinnen. Von Lili v. Gizycki, geb. v. Kretschmann. (Berlin, Gebr. Paetel.) Die Verfasserin war in Folge ihrer Verbindungen mit dem Weimarer Hofe schon öfter in der Lage, uns aus der klassischen Weimaraner Zeit zu erzählen und dabei aus den Quellen zu schöpfen. Auch dieser Band, der das Porträt der Tochter Carl August's, der Großfürstin Maria Paulowna und der Herzogin Helene von Orleans zeichnet, enthält reiche briefliche Mittheilungen aus jener Epoche. Die drei Essays sind mit Wärme und Gewandtheit geschrieben und nicht unwichtige Beiträge zu unserer Literatur- und Kulturgeschichte, die sich von selbst besonders weiblichen Lesern zum Feste empfehlen. Ein Namenregister würde das schöne Buch auch für die Fachmänner nützlich und bequem machen.

Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. (Leipzig, Fr. W. Grunow.) Literargeschichtlich bietet dieser Briefwechsel zwischen dem jungen Schücking und seiner um sechzehn Jahre älteren, tantenhaften Freundin und Beschützerin nicht eben viel. Er schickt ihr fleißig Balladenstoffe zum Bearbeiten, sieht ihre Gedichte kritisch durch und verfolgt kühl und strebsam seinen Lebensweg. Sie ist ein echtes Weib im guten Sinne, warmherzig, gefühlvoll, immer besorgt um ihren jungen Freund, auch zärtlichere Regungen schwört sie nicht ab, unterwirft sich ihm ganz und verbittet sich einmal ernsthaft das „gefährliche" Du. Das Ende vom Lied ist, daß er ihr seine Verlobung mit der Romandichterin Luise v. Gall anzeigt, worauf sich der Briefwechsel bis 1846 freundlich fortschleppt und dann einschläft. Als psychologische Studie ist diese Correspondenz aus einer stillen Zeit und aus weltentrückten Kreisen hochinteressant, ein wundervoll echter biographischer Roman in Briefen, und wenn unsere erste Dichterin, die Droste, als solche dabei nichts gewinnt, so wird sie uns doch von ihrer rein menschlichen Seite fesselnd und liebenswerth.

---

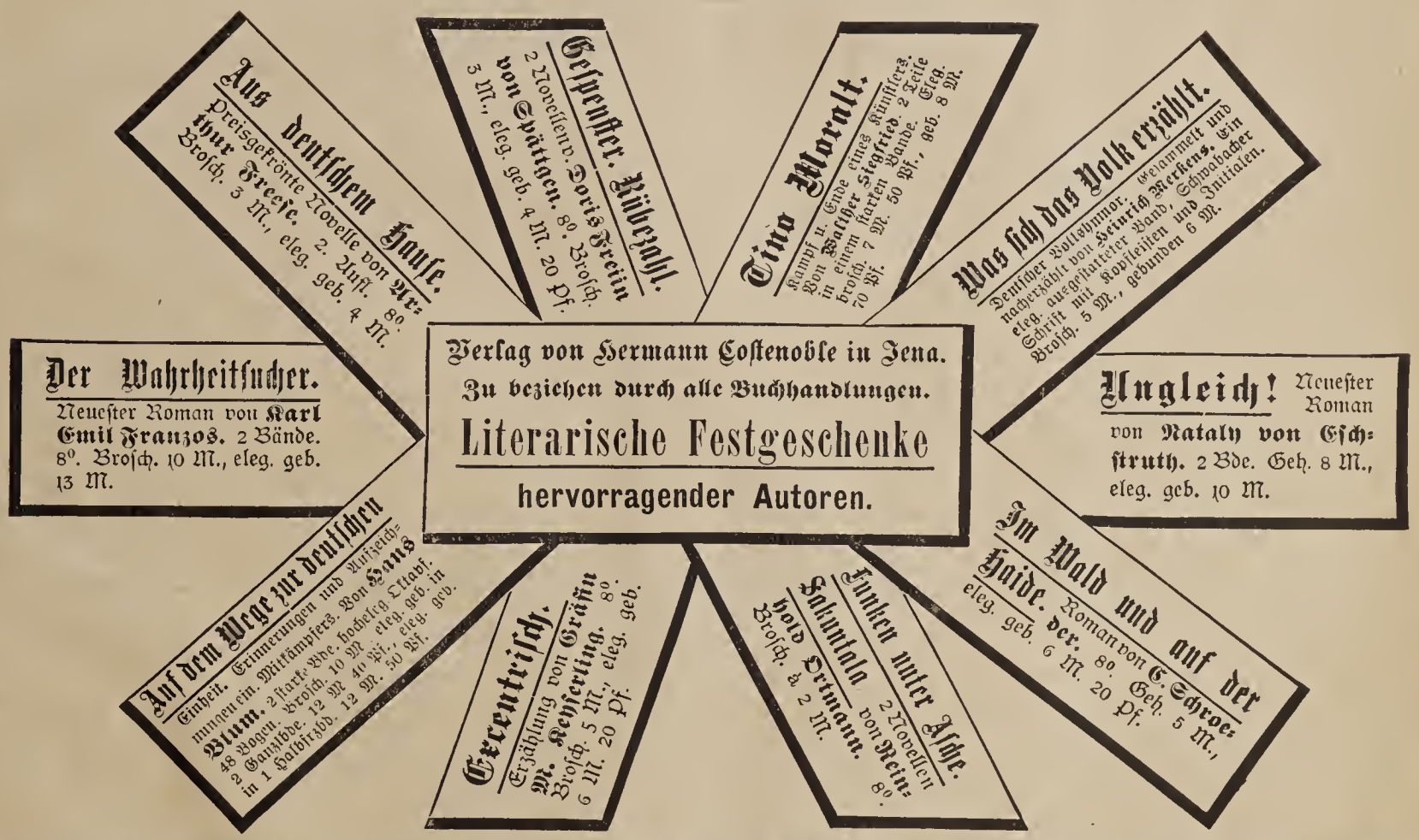
Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W. Culmstrasse 7.**

---


## Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".




## Abonnement
auf das
**I. Quartal 1894.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit nächster Nummer 52 schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um sofortige Erneuerung, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:

# Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890. Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. — Prospekte gratis.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

## Blücher.

Seine Zeit und sein Leben.

Von **Johannes Scherr.**

Vierte,
vom Verfasser noch durchgesehene Auflage.
In drei sehr eleg. Halbfranzbände
geb. *M* 14 50.

**Ein vornehmes Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt.**

Soeben erschienen:

## Leipziger Philosophen.

Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart.

Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert von Dr. **Moritz Brasch.**

XXVIII, 371 Seiten. Vornehm ausgestattet.
Preis des Werkes M. 4.—; eleg. geb. M. 5.20.
**Verlag von Adolf Weigel, Leipzig, Wintergartenstraße 4.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Werthvoll für jeden Literaturfreund.**

Soeben ist erschienen:

## Schillers Sohn Ernst.

Eine

Briefsammlung mit Einleitung.

Von Dr. **Karl Schmidt,**
Oberlandes-Gerichts-Rath.

Mit Bildnissen und 2 Handschriften von Schiller und Goethe.

Ein starker Band br. 6 *M*, geb. 7,60 *M*.

Ein höchst werthvoller Beitrag zur Schillerliteratur.

Das Werk enthält nur bisher noch ungedruckte Briefe; die Handschriften waren bisher noch nicht veröffentlicht.

**Ferdinand Schöningh in Paderborn.**

Verlag der Düsseldorfer Vereins-Druckerei, Düsseldorf.

Soeben erschien:

## Traum der Liebe

Verse von **Peter Kempgens.**

**Preis elegant gebunden 6 Mark.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

Roman

von

## Theophil Zolling.

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.

**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

## Deutsche Kulturbilder

aus sieben Jahrhunderten

von **Dr. Julius Bintz.**

2 Bände 5 *M*.

**Otto Meissner, Verlag in Hamburg.**

Neuigkeit 1893.

## Die deutschen Stammbücher

des 16. bis 19. Jahrhunderts.

Ernst und Scherz, Weisheit und Schwank in Original-Mittheilungen zur deutschen Kultur-Geschichte

von **Robert** und **Richard Keil.**

337 Seiten. 8°-Format. Broch. M. 6.—, Halbfrz. M. 7.50.

Berlin S.W. G. Grote'scher Verlag.

Bestellungen auf die

## Einbanddecke

zum XLIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage: K. Thienemanns Verlag in Stuttgart.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 30. December 1893. Band XLIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

**Inhalt:** Der Niedergang der Volksvertretung. Von Eduard von Hartmann. — Quittungsstempel. Von J. Jastrow. — Literatur und Kunst: John Tyndall. Von Otto Gaupp-London. — Aus dem modernen Musikleben. IV. Von Heinrich Ehrlich. — Feuilleton: Die Unglücksgaloschen. Von Georg Falkenheim. — Aus der Hauptstadt: Auf der Agrarierhatz. Von Timon d. J. — — Dramatische Aufführungen. — Neues von Franz Stuck. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

### Der Niedergang der Volksvertretung.

Von Eduard von Hartmann.

Es läßt sich schwerlich bestreiten, daß in den letzten beiden Menschenaltern das Ansehen der Parlamente in allen Culturländern stark gesunken ist, am meisten aber in Deutschland, wo der Gegensatz zwischen der Begeisterung über die neue Errungenschaft rasch einer kläglichen Ernüchterung Platz gemacht hat und in eine unberechtigte Unterschätzung des Prinzips der organisirten Volksvertretung überhaupt umzuschlagen droht. Zum Theil liegt das allerdings daran, daß vor und nach dem Jahre 1848 allzu hoch gespannte Erwartungen an die Parlamente geknüpft wurden, so daß diese unschuldig daran sind, wenn sie ihnen nicht entsprechen konnten; zum Theil liegt es aber auch an einer fehlerhaften Organisation unserer Volksvertretung.

Zunächst hat man sich überzeugt, daß der Staatshaushalt mit Parlamenten minder sparsam geführt wird als von einer gewissenhaften Bureaukratie ohne parlamentarische Controle. Das kommt daher, weil das persönliche Verantwortlichkeitsgefühl der Minister und Ministerialdirectoren geschwächt wird, und die Voranschläge der Einnahmen und Ausgaben minder haushälterisch aufgestellt werden, sobald die Verantwortlichkeit für die Bewilligung auf die Volksvertreter abgewälzt wird. Da diese ihre Sparsamkeitsanwandlungen in der Regel darin zeigen, daß sie nothwendige Ausgaben beschneiden, so gelangt die Regierung, sobald sie dies befürchten muß, nothwendig zu der Praxis, die Forderungen über das nothwendige Maß zu erhöhen, damit auch die beschnittenen Bewilligungen sicher für das Unentbehrliche ausreichen. Wo dann die Beschneidung zufällig unterbleibt, da ergeben sich allzureichliche Bewilligungen, für welche das Parlament die Verantwortung trägt, und welche der von der Verantwortung entlasteten Regierung natürlich für die Verwaltung sehr bequem sind. Es kommt hinzu, daß die verschiedenen parlamentarischen Fractionen und Interessengruppen bald hier, bald dort die Regierung zu Mehrausgaben hindrängen, die sie ohne solche Anregung und moralische Rückendeckung unterlassen oder wenigstens noch hinausgeschoben hätte.

Besonders schwierig ist es, im Palament eine Einigung über die Art der Deckung für bewilligte Ausgaben zu finden; da alle einmal bewilligten Steuern dauernd forterhoben werden können, so ist am leichtesten immer noch die Verständigung über eine provisorische Deckung durch Anleihen. Deshalb ist die Abwälzung der Gegenwartslasten auf die Schultern der Zukunft recht eigentlich ein Krebsschaden, der durch die Parlamente genährt und gepflegt wird. In guten Jahren ist das Drängen der Parlamente in erster Reihe auf Steuererleichterungen, in zweiter Reihe auf Steigerung nützlicher Ausgaben gerichtet, um dadurch nach Popularität zu haschen; in schlechten Jahren werden die Deficits mit Anleihen gestopft. Alles das kommt unter absoluten und rein bureaukratischen Regierungen auch vor, aber in geringerem Maße, weil die Beamten auf eine längere Amtsdauer hinausblicken als die Abgeordneten, die gar nicht wissen, ob sie in der nächsten Legislaturperiode wieder gewählt werden und deshalb weit leichtsinniger auf den Augenblick wirthschaften. Auch trägt der Beamte die volle Verantwortlichkeit für sein Ressort allein, während die auf so viele Abgeordnete vertheilte Verantwortlichkeit auf jeden einzelnen eine so klein Portion kommen läßt, daß sie selbst ein zartes Gewissen kaum beschwert.

Die parlamentarischen Debatten, denen das Volk anfänglich wie den Offenbarungen höchster politischer Weisheit begierig lauschte, sind immer mehr zu gehaltlosen Redeturniren herabgesunken, in denen bekannte Parteischablonen auf concrete Gegenstände angewandt werden. Jeder Kundige weiß vorher, was die verschiedenen Parteien über diese oder jene Frage reden werden, und hat deshalb gar kein Interesse mehr daran, das behagliche breite Geschwätz der stereotypen Figuren genauer zu verfolgen. Die stenographischen Berichte werden nur von Parlamentariern manchmal benutzt, um einen Gegner bei einer gethanen Aeußerung festzunageln; die ausführlichen parlamentarischen Berichte in den großen Zeitungen gehören zu den am wenigsten gelesenen Theilen derselben. Die kleineren Zeitungen begnügen sich bereits mit sehr knappen Auszügen aus den Verhandlungen und geben höchstens im Parteiinteresse die von ihren Parteigenossen gehaltenen Reden etwas ausführlicher wieder. Nur bei Vorlagen von großer Wichtigkeit, deren Entscheidung auf des Messers Schneide ruht, werden die Parlamentsverhandlungen vom Publikum eifrig verfolgt, aber nicht so sehr um die Argumente der Redner zu durchdenken, sondern um aus den Reden Schlüsse zu ziehen auf das wahrscheinliche Schicksal der Vorlage bei der Abstimmung.

Niemand im Volke glaubt mehr daran, daß die Abgeordneten ihre Entschließungen rein nach ihren persönlichen, gewissenhaften Erwägungen über das dem ganzen Vaterlande Heilsame treffen, wie es ihre Pflicht wäre. Jeder weiß, daß die Mehrzahl der Abgeordneten willenloses Stimmvieh sind, eben so gut wie die Mehrzahl der Wähler. Einige Fractionen werden von Dictatoren mit eiserner Strenge absolutistisch regiert, andere aristokratisch von einem Kreise angesehener politischer Persön-

lichkeiten. Ueberall aber unterwirft sich die Mehrzahl der Abgeordneten gerade in wichtigeren Fragen unter Verzicht auf eigenes Denken den von den Führern getroffenen Entscheidungen. Die Fractionsführer sind also die eigentlichen Volksvertreter, die modernen Volkstribunen, die meistentheils auch den Löwenantheil der Debatten an sich reißen. Es käme ungefähr auf dasselbe hinaus, wenn nur diese Führer das Parlament bildeten, und bei den parlamentarischen Abstimmungen eine Stimmenzahl in die Wagschale würfen, die der auf sie gefallenen Stimmenzahl der Wähler proportional wäre.

Die Führer der Fractionen entscheiden sich nun aber auch nicht mit alleiniger Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes, sondern aus ganz anderen Gründen. Zuerst kommt das Parteiinteresse, das unbedingt dem Interesse des Vaterlandes voransteht; dann kommt der parlamentarische Schacher mit den übrigen Parteien und mit der Regierung, der ebenfalls durch das Parteiinteresse bestimmt wird, aber oft auch den Parteien erhebliche Opfer und Preisgebungen ihrer Grundsätze auferlegt, um irgend eine Stärkung ihrer äußeren Machtstellung dafür einzuhandeln. In dritter Reihe finden dann die Stimmungen und Wünsche der Wähler Berücksichtigung; denn viele, manchmal alle Mandate verdanken die Fractionen den Stimmen von Wählern anderer Parteien, die bei einer Neuwahl anderen Candidaten zufallen würden, wenn die Lebensinteressen der unterstützenden Partei verletzt würden. In sehr umstrittenen Wahlkreisen müssen sich die Candidaten immer häufiger auf eine ganze Reise von Punkten verpflichten, so daß sie im Widerspruch mit der Verfassung zu bloßen Sprachrohren der Wählermassen herabsinken. Diesen imperativen Mandaten müssen die Parteiführer dann Rechnung tragen, wie ungern sie es auch thun mögen. In vierter Reihe sind endlich persönliche Antipathien gegen einzelne Minister oder Führer anderer Fractionen maßgebend für die Entschließungen der Fractionsführer. Nicht selten scheitert die für das Gedeihen des Staates nothwendige Verständigung zwischen verschiedenen Fractionen nur an dieser persönlichen Antipathie der Führer (z. B. des Centrum gegen die Nationalliberalen). Häufig genug werden Minister hartnäckig bekämpft und schließlich auch wohl gestürzt durch solche persönliche Antipathien der Fractionsführer, andere durch Sympathien gehalten, auch wenn es aus rein sachlichen Gesichtspunkten unverständlich erscheint.

Sehr gesunken ist in allen Parlamenten in den letzten Menschenaltern sowohl der äußere Anstand und Verkehrston, als auch die durchschnittliche geistige Bedeutung und Capacität. Die Parlamente haben gelitten theils unter dem Anwachsen der demokratischen Bestandtheile von geringerer Erziehung und Bildung, theils durch das Gefühl der auf ihnen ruhenden Geringschätzung des Volkes. Nur so lange die Parlamente sich ausschließlich aus der Aristokratie ergänzten, konnte man einen aristokratischen Ton von ihnen erwarten. Nur so lange die frische Begeisterung und der unerschütterte Glaube an die eigene Würde und Wichtigkeit die Volksvertreter aufrecht erhielt, konnten sie sich dem corrumpirenden Einfluß des langen Zusammensitzens in großen Versammlungen auf die guten Sitten entziehen. Werden doch ernsthafte Männer wieder kindisch, wenn sie in reiferen Jahren noch einmal die Schulbank drücken müssen; wie sollten sie nicht auch zu Albernheiten und kindischer Lust an thörichten Späßen verleitet werden, wenn sie Tag aus Tag ein die Parlamentsbänke drücken müssen. Wie sollte eine dauernde Zusammenpferchung von so viel Haß und Mißverständnissen nicht schließlich auch in Reden und Benehmen zu Tage treten! So ist denn in den letzten Menschenaltern in allen Parlamenten eine gewisse Verrohung, Erschlaffung, Gleichgültigkeit gegen Wahrung feiner geselliger Formen, ein rücksichtsloses Sichgehenlassen eingerissen, wie es der Mißachtung aller Fractionen gegen einander und der Gehässigkeit vieler gegen einander entspricht. Bei gleichgültigeren Verhandlungen fällt die Theilnahmlosigkeit, Unaufmerksamkeit und Rücksichtslosigkeit der Anwesenden gegen die Redner auf, bei wichtigeren und erregten Debatten der Mangel an Beherrschung der Affecte, die persönliche Gehässigkeit des Streites und die Unzulänglichkeit der Disciplin zur Wahrung der Würde des Hauses. Bis zu Ohrfeigen, Prügeleien und Revolverschüssen ist es ja bei uns noch nicht gekommen, aber lange wird das wohl auch nicht mehr auf sich warten lassen, wenn es so weiter bergab geht. Das Ende ist dann der Zustand, in welchem über Meinungsverschiedenheiten nicht mehr die Mehrheit der Stimmen, sondern die der Fäuste entscheidet, wie bei den sozialdemokratisch-anarchistischen Congressen.

Aristokratische Naturen von feinerer Empfindung fühlen sich in unseren Parlamenten schon lange nicht mehr wohl. Die anständigen Leute fangen an, eine Scheu davor zu bekommen, daß man sie als Candidaten aufstellen könnte, wenn nicht ihre Eitelkeit stärker ist, als ihre Abneigung gegen die parlamentarische Atmosphäre. Alte, ehrenwerthe Parlamentarier, die sich ihren Jugendidealismus lange gerettet hatten, ziehen sich von einem Schauplatz zurück, der immer weniger behaglich wird, oder sie werden von den Wählern bei Neuwahlen im Stich gelassen. Die geistigen Capacitäten, die früher unseren Parlamenten zur Zierde gereichten, sterben aus, und neue drängen sich um so weniger nach diesen Räumen, als die inhaltlich bedeutendsten Reden wirkungslos verhallen, wenn sie nicht in irgendwelche Parteischablone und Parteitactik hineinpassen. Die Aufklärung der öffentlichen Meinung, die Stätte für das Aufkeimen neuer gesetzgeberischer Gedanken, das Vorberathungsstadium für die neuen Gesetzentwürfe, das alles hat noch niemals in den Parlamenten gewohnt, es ist aber jetzt mehr als je in die Bücher- und Zeitschriftenliteratur und in juristische, volkswirthschaftliche und andere wissenschaftliche Vereine hinübergerückt.

Der Ersatz, der für die aristokratischen Naturen und geistigen Capacitäten in die Parlamente einrückt, ist doppelter Art. Auf der einen Seite sind es Leute, die von den Centralstellen der Parteien den Wählern empfohlen werden, d. h. Nullen, welche die Führer hinter sich selbst anhängen wollen, bewährte Anhänger der Partei mit möglichst wenig Gelüsten zu selbständiger Meinungsäußerung. Auf der anderen Seite sind es Streber, die sich in der kleinen Localpresse oder in örtlichen Vereinen als Schreier und Schwätzer, als Fanatiker der Kirchthurmsinteressen oder als demagogische Hetzer hervorgethan haben, und von localen Strömungen innerhalb der Wählerschaft auf den Schild erhoben werden. Diese können manchmal den Parteiführern recht unbequem werden, aber sie müssen mit ihnen rechnen. Aus ihnen entspringen auch die neu auftauchenden parlamentarischen Parteien, die sich der Dictatur der altangesessenen Volkstribunen entzogen haben. Sie sind es am meisten, die den parlamentarischen Ton auf eine immer tiefere Stufe herabstimmen. Sie liefern den Stamm zur Bildung einer Klasse von professionellen Parlamentariern, wie sie in anderen Ländern (z. B. Nordamerika, Frankreich) schon besteht, und in erster Reihe die Wirkung hat, den anständigen Leuten die Theilnahme am politischen Leben zu verleiden.

Die gleiche Wirkung haben die Unannehmlichkeiten, denen sich ein Candidat aussetzen muß. Es ist nicht jedermanns Geschmack, von Ort zu Ort zu reisen, überall in verräucherten Bierlocalen nächtliche Reden zu halten, sich von Parteigegnern und Radaubrüdern fortwährend unterbrechen, überschreien und zuletzt niederbrüllen zu lassen, und Zeuge von Prügeleien in den Volksversammlungen zu sein, in die er widerwillig mit hineingezogen werden kann. Die Aussicht darauf, faule Aepfel oder Bierseidel an den Kopf geworfen zu bekommen, durch Hinterthüren oder Fenster flüchten zu müssen, und dann doch noch auf der Straße erwischt und durchgeprügelt oder mit Messern gestochen zu werden, ist nicht für Jeden verlockend. Wer sich aber solchen Unannehmlichkeiten nicht aussetzen mag, der hat bei dem allgemeinen gleichen Wahlrecht gar keine Aussicht mehr, gewählt zu werden, es sei denn, daß eine Fractionsleitung ihn in einem ganz sicheren Wahlkreise aufstellen läßt, weil sie ihn in der Fraction nicht missen mag. Unsere gegenwärtige Organisation der Volksvertretung im Reiche macht es den anständigen Leuten zur Pflicht, in solcher Weise um ein Abgeordnetenmandat Spießruthen zu laufen, wenn sie nicht auf jeden Einfluß im Reichsleben verzichten und der Demokratie das Feld ohne Kampf überlassen wollen. Die Folge

davon kann auf die Dauer nur die sein, daß gesinnungslose Miethlinge, die sich den aristokratischen Parteien als rednerische und schriftstellerische Landsknechte verdungen haben, die Vertretung dieser Interessen gegen die Demokratie im Reichstage zu führen haben werden, wie wir es in anderen Ländern gesehen haben. Gegen diese dürfte dann freilich die fanatisch gesinnungsvolle Demokratie ein leichtes Spiel haben.

Ein besonderer Grund für den Niedergang der Parlamente ist ihre Größe, welche das Debattiren nur dann gestattet, wenn alle Mitglieder von der Würde ihres Berufes durchdrungen sind und gute Erziehung, Selbstbeherrschung und rücksichtsvolles Benehmen zeigen. Das englische Parlament war selbst für eine aristokratische Versammlung viel zu groß; die ihm nachgebildeten continentalen Volksvertretungen, obwohl geringer an Mitgliederzahl, lassen den Uebelstand der Größe um so mehr hervortreten, einen je weniger aristokratischen Charakter sie haben. Große Parlamente brauchen große Säle, in denen nur starke Stimmen sich ohne Anstrengung deutlich vernehmbar machen können; die Durchschnittsorgane bleiben in ihnen schwer verständlich, die schwachen und undeutlichen ganz unverständlich. Die Folge der Schwerverständlichkeit der meisten Redner ist die rasche Ermüdung und Unaufmerksamkeit der Zuhörer, die dann wieder zu Sonderunterhaltungen und anderen Geräuschen verleitet. Die Ruhe und Stille ist überhaupt um so schwerer aufrecht zu erhalten, je größer eine Versammlung ist; die Unruhe erschwert aber wiederum das Verstehen der Durchschnittsredner und steigert dadurch rückwärts wieder die Unaufmerksamkeit. Eine Versammlung, in der wirklich sachgemäß discutirt werden soll, darf nicht mehr als 200 Mitglieder zählen; besser aber ist es noch, wenn sie unter 100 bleibt.

Gegen die heutige Größe der Parlamente spricht auch der Umstand, daß ein Volk selten so viel geeignete Männer enthält, um alle Abgeordnetensitze passend zu besetzen, insbesondere, wenn die Abgeordneten keine Diäten beziehen. Dies fällt um so schwerer in's Gewicht, in einem Reiche, das neben dem Reichstage noch eine Menge von Landesparlamenten besitzt, und für alle passende Männer braucht. Die Folge ist dann die gleichzeitige Ausübung mehrerer Abgeordnetenmandate durch dieselben Personen; hierdurch wird aber wieder das kaum zu umgehende Tagen von Reichs- und Landesparlamenten zu einem empfindlichen Uebelstande. Die vielen Mitläufer der Fractionen haben thatsächlich gar keinen Zweck; die wirkliche Arbeit sowohl im Plenum, wie in den Commissionen wird doch von weniger als 100 Abgeordneten verrichtet, und diese Minderheit ist zugleich maßgebend für die Abstimmungen der Uebrigen.

Gegenwärtig liegt die eigentliche Arbeit in den Subcommissionen oder bei den Referenten der Commissionen, und die eigentlichen Discussionen vollziehen sich theils in den Commissionen, theils in den Fractionsversamulungen. Die Plenardebatten sind dagegen meist nur aufgezäumte Paradepferde, die keines Abgeordneten Entschließung beeinflussen. Die Commissionsdebatten besitzen aber nicht denselben Grad von Publicität wie die Plenardebatten; wenn sie diese ganz ersetzen sollten, so würde damit ein Hauptzweck des Parlaments, die Oeffentlichkeit der Aussprache als Sicherheitsventil für Volksverstimmungen beeinträchtigt werden. Deshalb geht es nicht wohl an, die Plenardebatten auf den Regierungsvertreter und den Commissionsreferenten zu beschränken und dann gleich zur Abstimmung zu schreiten. Sachlich aber würde allerdings dadurch dasselbe wie jetzt und auf kürzerem Wege erreicht. Darum konnte ein so erfahrener alter Parlamentarier wie der Präsident von Kirchmann diesen Vorschlag ernstlich aufstellen und begründen.

Die meisten Abgeordneten kommen gar nicht zu Wort, oder sagen nur ganz Ueberflüssiges; sie fühlen, daß das Haus sie doch nur als Mitläufer der Fractionen oder als lästige Sprachrohre von Kirchthurmsinteressen geringschätzt. Kein Wunder, daß sie sich überflüssig und unbehaglich fühlen in einer Versammlung, in der sie nichts bedeuten und sich bloß langweilen. Am liebsten sitzen sie zu Hause und warten, bis der Telegraph sie zu wichtigen Abstimmungen beruft. So entspringt aus der übermäßigen Größe der Parlamente nicht nur die Schwierigkeit einer sachlichen Discussion, sondern auch die Neigung der Abgeordneten zum Absentismus und die nachgerade chronische Beschlußunfähigkeit der Parlamente bei unvorhergesehenen Abstimmungen oder bei solchen über minder wichtige Punkte. Die Diätenlosigkeit mag die ohnehin schon vorhandene Neigung zum Versäumen der Sitzungen noch verstärken, aber, wie das preußische Abgeordnetenhaus beweist, ist die Zahlung von Tagegeldern kein genügendes Mittel, sie zu bekämpfen.

Das Volk fühlt instinktiv heraus, daß die Achtung der Abgeordneten selbst vor ihrem Beruf im Sinken ist und nicht mehr sehr hoch steht. Es braucht nicht erst einer Sitzung beizuwohnen, um sich von dieser bedauerlichen Thatsache zu überzeugen; die Parlamentsberichte der Zeitungen genügen dazu vollständig durch ihre Mittheilungen über stetige Beschlußunfähigkeit, über die Rücksichtslosigkeit der Redner gegen einander und gegen die Würde des Hauses und über die Rücksichtslosigkeit der Zuhörer gegen die Redner. Das Publikum kann unmöglich dauernd die Achtung bewahren gegen eine Institution, der von einem großen Theil ihrer Träger nicht die gebührende Achtung gezollt wird.

Die Parlamente in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung sind endlich nicht der treue Ausdruck des Volkswillens. Ein großer Theil der Wahlberechtigten enthält sich der Abstimmung nicht nur aus politischer Gleichgültigkeit, sondern auch schon dann, wenn in ihrem Wahlkreise kein ihnen genehmer Candidat aufgestellt ist, oder wenn der ihnen genehme keine Aussicht hat zu siegen. Nur Parteien von demonstrativ agitatorischem Charakter legen sich die Unbequemlichkeit auf, für bloße Zählcandidaten Stimmen abzugeben, um in der Wahlstatistik mit hohen Ziffern zu paradiren. In der Urstimmenwahlstatistik kommen deshalb die demokratischen Parteien weit besser fort als die aristokratischen. Wenn die Fraetionsverhältnisse im Parlament denen in den Urstimmen entsprächen, so würden sie auch noch ein falsches Bild des Volkswillens geben, um wie viel mehr, da sie selbst das nicht thun. Ein vornehmer Mann, der sich in's Wahllocal bemühen soll, um neben seinem Kutscher und Stiefelputzer seine Stimme abzugeben, verzichtet häufig lieber auf die Ausübung eines so dürftigen verfassungsmäßigen Rechtes, um so eher, wenn er keine Aussicht hat, daß sein einer Stimmzettel gegen diejenigen der vielen anderen Leute in's Gewicht fällt. Er verzichtet ebenso auf die Ausübung seines Wahlrechtes, wie er auf die Ausübung des Rechtes verzichtet, sich in Wahlversammlungen als Candidaten aufzustellen. Es liegt in der menschlichen Natur, sich gegen die Ausübung von Rechten zu sträuben, die so beschnitten und verkümmert sind, daß sie zu einem Hohn auf die thatsächlichen sozialen Verhältnisse herabgesunken sind. Wer billiger Weise 1000 Mark beanspruchen zu können glaubt, aber nicht erlangen kann, der verzichtet wohl auch auf die Annahme von zehn Mark, die man ihm als Abfindungssumme bietet. Bei dem preußischen Wahlverfahren wirkt aber wiederum die lange Dauer und Umständlichkeit der Verhandlung so abschreckend, daß Leute, deren Zeit kostbar ist, sich schwer entschließen, sie der Wahl zu opfern.

Unsere Wahlkreise sind einerseits zu ungleich, andererseits zu groß. Die von Anfang an vorhandene Ungleichheit hat sich durch die verschiedene Volksvermehrung im Laufe der Zeit so gesteigert, daß sie gegenwärtig die schreiendsten Ungerechtigkeiten aufweist. Die Regierung und die aristokratischen Parteien scheuen vor einer zeitgemäßen Berichtigung zurück, weil eine solche wesentlich den demokratischen Parteien zu Gute kommen würde, die ohnehin schon durch das Reichswahlgesetz allzusehr begünstigt sind. Sie lassen lieber den Stachel der Ungerechtigkeit in der Volksseele sitzen, weil sie mit Recht der Ansicht sind, daß eine Revision der Wahlkreiseintheilung nur in Verbindung mit einer organischen Revision des ganzen Vertretungssystems vorgenommen werden darf, und sie sich an an eine solche vorläufig nicht heranwagen.

Die Wahlkreise sind zu groß. Einem Candidaten wird es dadurch zu schwer gemacht, sich in allen Orten seines Wahlkreises persönlich vorzustellen, oder sein Programm gedruckt an

alle in Betracht kommenden Wähler zu versenden. Innerhalb vieler Wahlkreise vermischen sich jetzt zu verschiedene Berufsklassen mit entgegengesetzten Interessen, z. B. städtischen und ländlichen. Daher kommt es, daß zu viele Parteien in einem Wahlkreise Candidaten aufstellen und die Entscheidung immer mehr in die Stichwahlen und ihre oft unnatürlichen Wahlbündnisse und Stimmenschacher fällt. Je kleiner die Wahlkreise sind, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß die in den einen unterlegenenen Parteien dafür in anderen zum Siege gelangen, daß also das Fractionsverhältniß der gewählten Abgeordneten demjenigen der abgegebenen Urstimmen nahe kommt. Je größer dagegen die Wahlkreise sind, desto größer wird das Mißverhältniß zwischen Ergebniß und Volkswille, desto schlechter insbesondere die Aussicht solcher Parteien auf angemessene Vertretung, die wie die gebildeten Klassen in allen Wahlkreisen zerstreut wohnen, aber überall eine Minderheit bilden.

Die Durchschnittsgröße unserer Wahlkreise ist dadurch gegeben, daß die Bevölkerung des Reiches, durch die Zahl der Abgeordneten dividirt, die Bevölkerungsziffer eines Wahlkreises ergiebt. Wäre die Zahl der Abgeordneten kleiner, so würde der Uebelstand der zu großen Wahlkreise noch schlimmer werden; wären die Wahlkreise kleiner, so würde der Uebelstand einer zu großen Abgeordnetenzahl in's Unerträgliche vergrößert. Es besteht also hier offenbar ein Dilemma zwischen zwei Uebelständen; dieses ist aber erst herorgerufen durch den Grundsatz der directen Wahl, so daß dieser als der letzte Grund dieser Schwierigkeiten anzusehen ist.

Es ergiebt sich aus dieser Betrachtung, daß die verfassungsmäßigen Zustände in unserer Volksvertretung keineswegs ideal und vollkommen sind, vielmehr in mancherlei Hinsicht eine Revision sehr wünschenswerth erscheinen lassen. Es fragt sich nur, in welcher Weise sich an dem Gegebenen bessern läßt, ohne das vorhandene Gute zu zerstören.

---

## Quittungsstempel.

Von J. Jastrow.

Man kann im politischen Leben öfter die Beobachtung machen, daß die Energie, mit der eine Maßregel erörtert wird, im umgekehrten Verhältniß zu der Größe des Personenkreises steht, den sie betrifft. Die Tabak- und Weinproducenten haben dafür gesorgt, daß über die Tabak- und Weinsteuer aller Orten gesprochen und geschrieben wird. Auch von Seiten der Börse ist gegen die Erhöhung der Börsensteuer Sturm gelaufen. Allein die geplante Quittungssteuer, welche nicht bloß diese selben Berufsstände, sondern außerdem alle anderen interessirt, hat bisher zwar wohl eine gelegentliche Mitbesprechung aber noch kaum eine genügende selbständige Beleuchtung gefunden.

Keineswegs kann als Grund hierfür die Aussichtslosigkeit dieser Steuer angeführt werden. Die Quittungssteuer ist nicht Gegenstand eines besonderen Gesetzentwurfs; sie läuft in der Reichsstempel-Novelle neben der Börsen- und Lotteriesteuer einher. Und da von allen Steuerentwürfen gerade diese beiden die meiste Aussicht auf Annahme haben, so ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß das deutsche Volk ganz nebenbei auch den Quittungsstempel erhält. Nach der Geschäftsordnung unserer Parlamente stände, selbst wenn in der Commissionsberathung dieser Theil des Gesetzentwurfes fiele, dem nichts im Wege, daß im Plenum in der zweiten, oder selbst noch in der dritten Lesung im Wege eines Amendements die neue Steuer wieder eingefügt würde.

Es kommt daher nicht bloß darauf an, für oder wider die Quittungssteuer sich auszusprechen, sondern auch diese Steuer bis in ihre Einzelheiten hinein durchzusprechen. Diese Aufgabe fällt der uninteressirten Presse gerade deswegen zu, weil hier das Heer von Fachzeitschriften, welches sich die Besprechung von Spezialsteuern zur Aufgabe macht, versagt.

Der Entwurf will jede Quittung über einen Betrag von mehr als 20 Mark mit einem Stempel von 10 Pfennig belegen. Die Abgabe ist an sich nicht bedeutend; wenigstens wird aus ihrer Höhe allein ein Grund zu einer absoluten Gegnerschaft noch nicht abgeleitet werden können. Aber von sehr großer Bedeutung ist die Frage, ob der Kreis der stempelpflichtigen Papiere in einer genügend klaren und practisch brauchbaren Weise abgegrenzt ist, um den Bürger nicht in allzu häufigen Conflict mit der Steuerbehörde zu bringen. Was ist eine Quittung? § 29a des Entwurfs antwortet darauf:

> „Als Quittung im Sinne dieses Gesetzes gilt jedes Schriftstück, in welchem der Empfang einer Geldsumme von dem Empfänger dem Geber gegenüber oder die Tilgung einer auf Zahlung gerichteten Verbindlichkeit von dem Gläubiger dem Schuldner gegenüber bescheinigt oder anerkannt wird."

Nach dieser Definition ist also nicht bloß ein solches Schriftstück als Quittung anzusehen, welches sich ausdrücklich als Quittung bezeichnet, welches an äußerlichen Merkmalen (wie z. B. an einem verwendeten Formulare oder an der gewählten hergebrachten Form) als solche kenntlich ist, sondern jede formlose, selbst rein gelegentliche Aeußerung, aus der hervorgeht, daß Zahlung geleistet ist. Das einzige Merkmal, welches das Gesetz für Quittungen als wesentlich aufstellt, ist, daß sie schriftlich sein muß. Danach fällt also namentlich auch die briefliche Mittheilung über eine eingegangene Geldsumme, über die Tilgung einer Schuld ꝛc. unter den Begriff der Quittung, wie dies auch im Gesetze weiterhin ausdrücklich gesagt ist.

Nun ist diese Einbeziehung der brieflichen Mittheilungen für die Steuerverwaltung etwas sehr natürliches. Mit dem Quittungsstempel werden nicht etwa, wie mit anderen Steuern, Nebenzwecke verbunden; er soll einzig und allein zur Aufbringung von Geldmitteln für den Reichsfiskus dienen. Da sagt sich nun eine Steuerverwaltung, welche die Quittungen besteuert, von diesem Standpunkt aus mit Recht: der Grund, der für die Stempelpflichtigkeit einer formulirten Quittung spreche, gelte in demselben Maße für die Quittung in Form eines Briefes, in Form einer gelegentlichen Notiz ꝛc. Umgekehrt aber liegt die Frage für den, dem die Steuer auferlegt werden soll. Der Bürger geht seinen Geschäften nach, ohne an die Steuerverwaltung zu denken. Er kann und muß es ertragen, daß er ab und zu an seine Pflichten als Steuerzahler erinnert wird. Allein es hat seine Grenze, wieweit diese Erinnerungen gehen sollen, wieweit man von dem guten Willen, ja auch nur von dem Gedächtniß des Gewerbtreibenden erwarten kann, daß er sich diese Pflicht vor Augen halte. Wenn ein Kaufmann, der gewohnt ist, über geleistete Zahlung Quittung auszustellen und also in Zukunft gewohnt sein soll, auf dieselbe eine Stempelmarke zu kleben, einmal statt einer Quittung auf dem üblichen Formular einen Geschäftsbrief schreibt, der nichts als den Eingang der Zahlung meldet, so kann ohne Zweifel von ihm verlangt werden, daß er sich bewußt sein soll, hier einen Brief statt einer Quittung geschrieben zu haben; in dem Verlangen, daß er auf einen solchen Brief eine Stempelmarke setzen solle, läge noch keine Ungehörigkeit. — Fraglicher ist es schon, ob man das Gleiche verlangen kann, wenn der Kaufmann in einem längeren Geschäftsbrief mitten unter Erörterung von Meinungsverschiedenheiten über die Qualität gelieferter Waaren, unter Offerten von Neuheiten der Saison u. a. m. als einen Punkt unter vielen auch erwähnt, daß die letzte Geldsendung eingegangen sei. Das hieße dem Kaufmann zumuthen, nach Einführung des neuen Quittungsstempels jeden Geschäftsbrief daraufhin zu prüfen, ob er vielleicht eine Empfangsbestätigung enthalte. — Gehört es bei dem Kaufmann immerhin noch zu seinen gewerblichen Berufspflichten, sich um die Stempelpflichtigkeit von kaufmännischen Schriftstücken (wenn auch bisher nicht gerade in so weitem Umfange) zu kümmern, so fehlt jede derartige Veranlassung in freundschaftlichem Briefwechsel. Und doch soll nach dem Entwurf ein gemüthlicher Brief von Freund an Freund stempelpflichtig sein, wenn er gelegentlich auch eine Mittheilung über eine eingegangene Geldsumme enthält. Aber mehr als das, es muß sich nicht gerade um eine wirkliche

Geldzahlung handeln. Auch wenn der Brief gerade ausspricht, daß man Geld nicht erhalten habe und nicht erhalten wolle, weil man die Schuld gegen empfangene Gefälligkeiten aufrechnen oder sie überhaupt erlassen wolle, so ist der Brief gleichwohl stempelpflichtig. Wenn also ein Freund an einen anderen schreibt:

„Wegen der 30 Mark, die Du mir aus unserem letzten Semester „schuldest", laß Dir nur keine grauen Haare wachsen! Ich behalte ja ebenso die Pandekten, die Du mir damals zum Examen gegeben hast, und wir sind also quitt,"

so soll er verpflichtet sein, vor Absendung des Briefes eine Stempelmarke aufzukleben. Thut er es nicht, so soll der glückliche Empfänger des Briefes nach Eintreffen desselben nichts Eiligeres zu thun haben, als eine Stempelmarke zu kaufen und sie binnen drei Tagen aufzukleben, widrigenfalls auch er sich einer Geldstrafe von 20 Mark schuldig macht.

Zeigen nun diese Fälle, bis zu welchen Harmlosigkeiten sich die Stempelpflicht erstrecken soll, so bietet das entgegengesetzte Extrem, die feierlich formelle Urkunde mit einem Quittungsstempel von 10 Pfennigen, zuweilen einen nicht minder komischen Contrast. Wenn Jemand ein Rittergut im Werthe von einer Million Mark gekauft, darüber eine schriftliche Urkunde in aller Form Rechtens errichtet, und in derselben bemerkt, daß der Kaufpreis bereits gezahlt sei, so unterliegt der Kaufvertrag in Preußen einem Stempel von 1 Procent des Kaufpreises, d. h. in diesem Falle einem Stempel von 10,000 Mark. Es ist nun doch wirklich viel verlangt, daß Käufer und Verkäufer, nachdem sie 10,000 Mark Stempel entrichtet haben, sich noch dessen bewußt werden sollen, daß in dieser Urkunde ja auch außerdem eine Quittung über den gezahlten Kaufpreis enthalten sei, und also zu dem preußischen Stempel von 10,000 Mark noch eine Reichsstempelmarke von 10 Pfennigen geklebt werden müsse. Und dennoch wird dies in dem Gesetzentwurf (§ 29g) allen Ernstes verlangt.

Nicht im Gesetze selbst, aber im Tarif findet sich in der Rubrik: „Berechnung der Stempelabgabe" folgender Satz:

„Wird mehreren Personen oder von mehreren Personen in einem Schriftstück Quittung geleistet, so ist, sofern diese Personen nicht in dem Verhältniß von Gesammtverpflichteten oder Berechtigten*) stehen, die Abgabe von jedem einzelnen Quittungsposten zu berechnen."

Diese Bestimmung soll nun wiederum nicht bloß von den förmlichen Quittungen, sondern auch von formlosen Bemerkungen in Briefen gelten. Wenn also in dem obigen Freundschaftsbrief, den wir uns etwa von einem Referendar an einen Kollegen geschrieben denken, der Zusatz gemacht wird:

„Grüße mir Deinen nicht minder gewissenhaften Stubenkollegen, und sage ihm, wegen seiner 30 Mark und seiner grauen Haare ganz dasselbe. Sind zwei Rappiere etwa weniger werth, als ein Pandekten-Lehrbuch?"

dann genügt es nicht einmal, wenn der juristisch gebildete Absender wirklich eine Stempelmarke auf den Brief klebt; er muß sich sogar dessen bewußt werden, daß in diesem verhängnißvollen Gruß eine zweite Quittung an einen zweiten Verpflichteten enthalten ist, und den Brief mit zwei Stempelmarken versehen. —

In den Motiven wird betont, der Gesetzentwurf habe es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die Steuer derart zu gestalten, daß sie durch ihre Anlage nicht vexatorisch werde, und fügt hinzu: „dieser Absicht entspricht die vorgeschlagene Fassung des Begriffs Quittung." Mich erinnert dies sehr stark an die Instructionsstunde, in welcher der Lieutenant auseinandersetzt, daß die Patrouille den widerstrebenden Arrestanten zum Nachfolgen zwingen müsse, „zunächst in schonender Weise, unter Benutzung des Kolbens."

Der Verfasser der Motive hätte sehr wohl daran gethan, eine andere Begriffsbestimmung der Quittung zu nennen, welche vexatorischer sein könnte. Wie es nur noch eine einzige Behandlung gibt, die schonungsloser ist, als die mit dem Kolben, nämlich das sofortige Todtschießen, so hätte es auch nur noch eine Möglichkeit gegeben, die Begriffsbestimmung der Quittung zu verschärfen, indem man das Merkmal der Schriftlichkeit weggelassen und dann allerdings auch die bloße mündliche Quittung besteuert hätte.

Der Verfasser des Entwurfs schwärzt sich übrigens unnöthig an. Er hat das Vexatorische dieser Begriffsbestimmung keineswegs übersehen und hat sich sogar Mühe gegeben, durch besondere Befreiungen die allzu allgemeine Fassung seiner Definition etwas zu mildern. Ist dieses Bestreben anzuerkennen, so ist zu bedauern, daß es nicht genügenden Erfolg zeigt. Nach dem Tarif sind vom Stempel befreit:

„Quittungen, aus denen sich ergibt, daß die Hingabe der Geldsumme . . . auf verwandtschaftlichen Beziehungen oder auf Freigiebigkeit beruht."

Die Motive machen darauf aufmerksam, daß danach (vorausgesetzt, daß kein besonderes Vertragsverhältniß vorliegt) befreit bleiben: „alle Zahlungen, die auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen, z. B. von Eltern an Kinder geleistet werden . . ., sowie endlich auch alle Geldleistungen außerhalb des Familienverkehrs, die ohne Vorhandensein einer Verbindlichkeit erfolgen. — Auf diese Weise wird unter Anderem erreicht, daß Empfangsbekenntnisse in dem nicht geschäftlichen Briefwechsel der Regel nach von der Pflicht einer Stempelverwendung frei bleiben." Hier ist nun zwischen dem Wortlaut des Gesetzes und dem Wortlaut der Motive ein feiner Unterschied, der von dem gewöhnlichen Leser heute noch nicht bemerkt wird, nach etwaiger Einführung des Gesetzes ihm aber sehr zur Empfindung gebracht würde. Das Gesetz will Quittungen nur dann befreien, wenn die verwandtschaftliche Beziehung ꝛc. sich aus der Quittung selbst ergibt. Die Motive meinen, daß auf Grund dessen der Stempel wegfallen würde, wenn das verwandtschaftliche Verhältniß der Grund der Zahlung ist. Nun hängt es aber offenbar vom Zufall ab, ob das verwandtschaftliche Verhältniß, das den Grund der Zahlung bildet, in einer gelegentlichen brieflichen Bemerkung zur Erwähnung gelangt oder nicht. — Der Leser wird geneigt sein, diese Unterscheidung für eine arglistige Wortklauberei zu halten. Und ich müßte sie in der That als eine solche anerkennen, wenn ich sie als das Product meines Scharfsinnes ausgeben könnte. Aber diese Unterscheidung spielt in der heutigen Stempel-Jurisprudenz eine große Rolle. Inwieweit zum Zwecke der Stempelberechnung auch Umstände angeführt werden können, die aus der Urkunde selbst nicht ersichtlich sind, ist vor den Gerichten fraglich. Da ist denn die Fassung des gesetzlichen Wortlauts ( Quittungen, aus denen sich ergibt, daß die Hingabe der Geldsumme . . . auf verwandtschaftlichen Beziehungen . . . beruht) offenbar kein Zufall; diese Fassung ist der Erfahrung eines kundigen und findigen Stempelfiskals entsprungen, welcher sehr wohl weiß, daß der Stempelfiskus dem Publikum gegenüber keine sicherere Position hat, als die gesetzliche Zusicherung des „quod non est in actis, non est in mundo". — Gesetztenfalls aber, diese Bestimmung würde beseitigt, und die Befreiung wirklich für verwandtschaftliche Zahlungen allgemein durchgeführt, so käme es noch immer auf den Begriff der Verwandtschaft an. Nach juristischer Definition bin ich mit der Schwester meiner Frau nicht verwandt, sondern verschwägert; mit deren Ehemanne (meinem Schwager) bin ich nach der Ausdrucksweise der Juristen weder verwandt noch verschwägert, sondern stehe zu ihm angeblich in gar keinem Familienverhältniß. Gesetztenfalls, es würde in solchen Fällen interpretirt werden, daß, wenn auch nicht Verwandtschaft im juristischen Sinne, so doch „verwandtschaftliche Beziehung" vorliege; glaubt man wirklich, daß unsere Juristen so weit gehen werden, diese verwandtschaftlichen Beziehungen (die in unserem Volke oft in der wärmsten und herzlichsten Weise gepflegt werden) auch dann anzunehmen, wenn sie in weiteren Gliedern der Auffassung der Juristen und der Gesetzbücher noch mehr widersprechen? Und in jedem Falle blieben die zahlreichen freundschaftlichen Beziehungen völlig ungeschätzt. — Wenn es sich nur um die Frage handelte, ob 10 Pfennige Stempel zu zahlen sind oder nicht, so brauchte man sich darüber nicht weiter aufzuregen, daß in Fällen der Freundschaft der

*) Gemeint ist: „Gesammtberechtigten".

Stempel gezahlt wird, in Fällen der Verwandtschaft nicht; man könnte im Zweifelsfalle den Stempel auch einmal mehr als weniger zahlen. Allein darum handelt es sich nicht. In erster Linie ist die Frage, ob denn dem Stempelpflichtigen seine Pflicht überhaupt zum Bewußtsein kommt, oder ob er in Ermangelung eines äußeren Erinnerungszeichens der Stempelstrafe verfallen solle. Wenn die Motive meinen, daß durch die obige Ausnahme der nichtgeschäftliche Briefwechsel „der Regel" nach von der Stempelpflicht frei bleibt, so ist dies erstens sehr fraglich (es gibt zahlreiche Personen, die gar keine Familienbriefe und sehr viele Freundschaftsbriefe schreiben); wenn es aber wahr ist, so muß man sich doch erst recht klar machen, daß bei einer solchen Regel die Ausnahme völlig unhaltbar wird. Wenn ein Gesetzgeber meint, dem Volke die Verpflichtung auferlegen zu können, bei Absendung jedes Briefes die Stempelpflichtigkeit zu prüfen, so kann er sich viel eher Aussicht auf practische Durchführung seiner Vorschrift machen, als wenn er durch seine Bestimmungen die nichtgeschäftlichen Briefe in der Regel befreit und gleichwohl hofft, daß im Ausnahmefall der Absender daran denken werde, daß sein Brief eine Quittung enthalte.

Will man überhaupt den Quittungsstempel so construiren, daß er im practischem Leben durchgeführt wird und nicht die im Volke ohnedies vorhandene Neigung zu Stempeldefraudationen durch sinnlose Anforderungen noch steigert und gewissermaßen heiligt, so bleibt nur der umgekehrte Weg übrig, als der, den der Gesetzentwurf eingeschlagen hat. Man muß eben als Quittung nicht jedes Schriftstück bezeichnen, das gelegentlich von geleisteter Zahlung spricht, sondern als Quittung muß nur die förmliche Ausstellung einer Bescheinigung über geleistete Zahlung gelten. Der Gesetzgeber kann daneben bestimmen, daß der Brief, der absichtlich geschrieben ist, um an Stelle einer förmlichen Zahlungsbescheinigung zu treten, ebenfalls stempelpflichtig ist; und in solchem Falle bliebe es der Stempelbehörde überlassen, den Beweis für ihre Behauptung zu führen. Dies entspräche ungefähr der Praxis, die in Preußen heute für den Vertragsstempel gilt. Ueber dieselbe hinauszugehen und bloß um das Reich vor einer Defraudirung des Quittungsstempels zu schützen, von der bisherigen Beschränkung des Urkundenstempels auf förmliche Urkunden ganz abzusehen und eine neue Stempelpflichtigkeit der Briefe zu erfinden, das ist ein selbst in unserer Stempelgeschichte geradezu unerhörtes Vorgehen.

Welch geringe Vorstellung der Verfasser dieses Gesetzes von der Bedeutung klarer, einfacher Normen hat für ein Gesetz, das zu seiner Durchführung doch auf die verständnißvolle Mitwirkung des ganzen Volkes angewiesen ist, zeigt sich auch sonst gerade in den Stempelbefreiungen. Nach Nr. 7 sollen stempelfrei sein:

> „Quittungen über Lohn- und Gehaltsbezüge solcher Personen, die zu einer der nach dem Gesetz, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889 versicherungspflichtigen Klassen gehören."

Man könnte die vielbesprochene Klebekarte sehr wohl als ein deutlich wahrnehmbares Merkmal bezeichnen: wer im Besitz dieser Versicherungskarte ist, dessen Lohn ist stempelfrei. Allein, die Motive belehren uns darüber, daß der Nachdruck auf dem Worte „Klassen" liegt. Ein fünfzehnjähriger Fabrikarbeiter ist wegen seines jugendlichen Alters noch nicht klebepflichtig. Gleichwohl gehört er zu der Klasse der versicherungspflichtigen Personen; seine Tagelohnsquittung soll also auch stempelfrei sein. Dasselbe gilt z. B. von Personen, die bereits in den Rentengenuß eingetreten und in Folge dessen nicht mehr klebepflichtig sind, aber gleichwohl ja noch arbeiten, Lohn beziehen und Quittungen ausstellen können. Mit dieser sehr wohlwollenden Erweiterung ist nun aber das deutlich wahrnehmbare Merkmal weggefallen. Merkt sich die Bevölkerung, daß die Lohnquittung frei ist, wenn der Geldempfänger klebepflichtig ist, wie soll sie damit fertig werden, daß die Befreiung auch in manchen Fällen gelten soll, wo der Inhaber keine Klebekarte besitzt. — Hatte sich der Gesetzgeber davon überzeugt, daß es aus Gründen der Gerechtigkeit gar nicht möglich ist, die Stempelfreiheit auf die Fälle zu beschränken, wo der Arbeiter versicherungspflichtig ist, hat er sich also davon überzeugt, daß Stempelfreiheit und Versicherungspflicht mit einander nichts zu thun haben, daß der Arbeitslohn stempelfrei sein soll, bloß weil er Arbeitslohn ist, dann hätte er auch den Muth haben sollen, seine Definition so zu fassen. Aber „Arbeiter" und „Arbeitslohn" sind nicht gesetzlich fest begrenzte Begriffe, und der Verfasser meinte seines Amtes gut zu walten, wenn er die Definition so aufstellte, daß niemals ein Jurist im Zweifel sein würde, ob ein ihm vorliegender Fall unter die Ausnahme gehöre oder nicht. Das ist ein Mangel, der unaufhörlich in unserer Gesetzgebung zu beobachten ist, daß gar kein Unterschied dazwischen gemacht wird, ob ein Gesetz für Juristen bestimmt ist oder für das Volk im Ganzen.*)

Abgesehen von den Aergerlichkeiten und Unklarheiten, wird auch die kleine Geldangabe an sich nicht so leicht zu tragen sein, wie man dies von zehn Pfennigen annimmt. Für den Verkehr der größten Großkaufleute kann ein Fixstempel von zehn Pfennigen zwar als Geldlast nicht drückend sein, und der Krämer wird auch von einer Steuer, die erst bei 20 Mark ansetzt, nicht allzu oft betroffen. Das Heer der mittleren Geschäftsleute aber wird schwer daran zu tragen haben, und zwar verschieden schwer, je nachdem das Geschäft viele kleine oder wenige große Zahlungen mit sich bringt. Von einer Mühle bei Trier machte kürzlich eine Statistik die Runde durch die Zeitungen: sie empfängt monatlich 350—400 Zahlungen, wofür an Quittungsstempeln zu zahlen wären: 35—40 Mark monatlich oder rund 4—500 Murk jährlich. Die Ueberwälzung auf die Kunden ist eine Aufgabe, die immerhin erst geleistet sein will. Wenn von einer Postanweisung das Deutsche Reich bei der Einzahlung 20 Pfennig Porto und bei der Auszahlung 10 Pfennig Quittungsstempel erhebt, so kann das Volk dies nur als eine Vertheuerung der Postanweisungen um 50 % empfinden.

Ich will trotzdem nicht behaupten, daß der Quittungsstempel eine an sich unzulässige Abgabe sei. Einer jeden Abgabe haften gewisse Ungerechtigkeiten und Nothwendigkeit an. Sie sind desto leichter erträglich, je breiter das Object ist, welches die Abgabe zu tragen hat, und je geringer in Folge dessen die Abgabe normirt werden kann. Nun ist das denkbar breiteste Object der Besteuerung die Geldzahlung. Es hätte also sehr wohl einen Sinn, wenn ein Staat die Geldzahlung als solche, sei es allgemein, sei es auch nur bei Gelegenheit der Beurkundung durch eine Quittung zum Object einer kleinen Steuer macht. Darum hat die Quittungssteuer zur Vermeidung der viel complicirteren, unübersichtlichen, lästigeren und ungerechteren anderen Stempelabgaben ihre ganz gute Berechtigung, und ich halte es auch für möglich, in Zukunft einmal eine Quittungssteuer so zu construiren, daß ihr Ertrag allein uns von der ganzen Misere der heutigen Stempelabgaben (abgesehen von einigen aus besonderen Gründen beizubehaltenden, wie z. B. dem Immobiliarstempel) befreit. — Umgekehrt, wenn ein Staat all und jede schrifliche Erklärung besteuert, so wird für ihn kein Grund bestehen, gerade die Quittung frei zu lassen. Wenn der Oesterreicher gewöhnt ist, für jeden Vertrag, für jede Verabredung, ja schon für bloße Bittschriften an die Behörden einen Stempel zu bezahlen, wenn der österreichische Kaufmann kein neues Contobuch anlegen kann, ohne sich vorher mit der Stempelbehörde in Verbindung gesetzt zu haben, so ist es für ihn keine drückende Pflicht, eben auch auf jede Quittung die gewohnte Stempelmarke zu kleben. Aber einem Lande wie Deutschland, das an einer

*) Die übrigen Befreiungen betreffen namentlich: Quittungen über empfangene Darlehen oder Schenkungen; über Gelder, die der Empfänger nur als Vermittler empfängt, um sie weiter zu geben; ferner Quittungen im inneren Verkehr eines und desselben Geschäfts; Quittungen über Zinsen der Reichs- und Staatsanleihen; über Steuern, Gebühren und ähnliche Zahlungen, die auf öffentlich-rechtlichen Verpflichtungen beruhen; über Gehälter der Beamten; Quittungen auf Schriftstücken, die bereits einen Reichsstempel tragen; Quittungen über Rückzahlungen aus Sparkassen; über Unterstützungen, Krankengelder, Beerdigungsgelder, Wittwen- und Waisengelder ꝛc.

regel- und sinnlosen Stempelgesetzgebung krankt, eine neue Last gerade in der Form des Quittungsstempels aufzuerlegen, dazu liegt zum Mindesten keine Veranlassung vor.

Soll der Quittungsstempel Gesetz werden, so ist erforderlich, ihm einen völlig anderen Charakter zu geben. Es muß das bisherige Prinzip aufrecht erhalten werden, daß nur die förmliche Urkunde, nicht aber das gelegentlich hingeschriebene Wort besteuert wird. Es kann außerdem das tägliche Leben von dieser Steuer befreit und die ganze Stempelpflicht in den Bereich des geschäftlichen und des außerordentlichen Vorkommnisses gerückt werden, wenn man die Grenze der Stempelpflicht höher rückt, und zwar nicht etwa bloß ein klein wenig höher als auf 20 Mark, sondern in eine ganz andere Sphäre. Bestimmt man etwa, daß nur Quittungen über 1000 Mark der Stempelpflicht unterliegen, daß für diese aber die zehn Pfennig nicht pro Quittung, sondern für jede tausend Mark zu zahlen sind, so kann der Ertrag einer solchen Steuer annähernd der gleiche sein, ohne daß dem Geschäftsleben und dem brieflichen Familienverkehr eine derartige Fessel auferlegt würde.

Das richtige Vorgehen wäre übrigens eine derartige Umarbeitung des Gesetzentwurfes nicht. Gesetze, die in das tägliche Leben eingreifen, sollen nicht im Handumdrehen gemacht werden. Es geht über das Maß parlamentarischer Arbeitsleistung hinaus, wenn ein Parlament es unternimmt, derartige Gesetze neu zu machen (und um eine Neuarbeit würde es sich hier handeln). Da die ganze sogenannte Reichsfinanzreform keine Eile hat, so kann das deutsche Volk doch wirklich verlangen, daß ihm seine Steuergesetze mit Sorgfalt ausgearbeitet werden. Legt eine Regierung einen Steuergesetzentwurf vor, der weder an sich mit genügender Sorgfalt bearbeitet ist, noch auch insbesondere mit genügender Rücksicht auf das praktische Leben, so sollte der Reichstag grundsätzlich derartige Entwürfe a limine abweisen.

---

## Literatur und Kunst.

### John Tyndall.

Von Otto Gaupp-London.

In Professor Tyndall, der am 4. December im Alter von 73 Jahren verschied, hat Deutschland einen warmen Freund und die deutsche Wissenschaft einen ergebenen Verehrer verloren. Tyndall hat es Deutschland nie vergessen, daß er ihm seine eigentliche wissenschaftliche Ausbildung verdankte. Er ist mit hervorragenden Vertretern deutscher Wissenschaft in stetem Verkehr geblieben, er hat verschiedene Werke seines Freundes Helmholtz dem englischen Publikum zugänglich gemacht, er hat die Verdienste deutscher Gelehrten englischen Herabsetzungen gegenüber — so insbesondere die Robert Mayer's gegen Angriffe der Prof. Thomson und Tait — immer auf's Wärmste vertheidigt und er hat noch in späten Jahren einen endgültigen Beweis seiner Hochachtung für deutsche Universitäten abgelegt, als er den Ertrag seiner amerikanischen Vorlesungstour, volle 180,000 Mark, in hochherziger Freigebigkeit zu einem Unterstützungsfond für amerikanische Studenten hergab und dabei den Wunsch aussprach, die Zinsen möchten dazu verwandt werden, zwei amerikanischen Studenten ein vierjähriges Studium an einer deutschen Universität zu ermöglichen; drei Jahre sollten dem Lernen, eines selbständigem Arbeiten gewidmet werden. Deutschland hat Tyndall's Vorliebe durch dankbare Anerkennung seiner Thätigkeit erwidert und kein geringerer als Helmholtz hat seine Schriften in Deutschland eingeführt und damit auch vielen Nichtnaturwissenschaftlern zu unvergeßlichen Stunden verholfen. —

Für England ist mit Tyndall eine der charakteristischsten Figuren des Zeitalters der Königin Victoria von der Bühne abgetreten; ein wissenschaftlicher Forscher ersten Ranges und zugleich ein enthusiastischer Wahrheitsprediger von unübertroffener Kunst der Darstellung in Schrift und Rede. Die „Times" sagt in ihrem Nachruf: „Wo Tyndall vor zwanzig Jahren stand, stehen heute die Bischöfe." Sie hat damit den Punkt, in dem die eigentliche Bedeutung Tyndall's beruht und der seinen Namen vor dem vielleicht gelehrterer Mitforscher zu einem bleibenden machen wird, in epigrammatischer Form auf's Glücklichste hervorgehoben. Denn daß heute die Bischöfe da stehen, wo er vor zwanzig Jahren stand, ist sein Werk mehr als das irgend eines anderen Mannes. Wenn kurz nach dem Erscheinen „des Ursprungs der Arten" ein kräftiger Luftzug in die Stickluft englischer Orthodoxie drang und überall sich ein Verlangen nach neuen Anschauungen und neuen Symbolen regte, sah sich Tyndall bald in die Reihe der Vorkämpfer der Wissenschaft gedrängt. Seine glänzende Darstellungsgabe, sein unerschrockener und streitbarer Sinn, sein Verlangen, überall die philosophischen Consequenzen der neuen Naturanschauung zu ziehen, und vor Allem sein Enthusiasmus für das, was er als wahr erkannte, befähigte ihn vor Anderen zu einer führenden Stelle in den Schlachten, die die Wissenschaft in den letzten vierzig Jahren siegreich ausfocht. Sein Name ist und wird daher immer zusammen genannt werden mit dem eines Darwin, eines Huxley und Spencer, den großen wissenschaftlichen Lichtern des glänzenden victorianischen Zeitalters. Übertreffen ihn diese drei Denker in der Aufstellung origineller und weittragender Theorien, so ist er ihnen mehr als gewachsen im Finden und Ausdenken immer neuer Illustrationen und Experimente, die Sinn und Bedeutung wissenschaftlicher Wahrheiten auch dem blödesten Auge klar machen müssen; sie haben vielleicht die Substanz der Wissenschaft mehr bereichert als er, sicher aber nicht ihre Literatur. Man sagt nicht zu viel, wenn man Tyndall ein Genie im Darstellen und Verdeutlichen wissenschaftlicher Wahrheiten nennt, das seinesgleichen sucht. So poetisch war seine Einbildungskraft, so klar und lebhaft seine Darstellung, so glücklich seine Illustrationen, daß sich seine Schriften über die scheinbar trockensten Stoffe bei aller wissenschaftlichen Solidität und bei strengstem Festhalten am Erwiesenen doch oft wie Märchenerzählungen lesen. Tyndall's machtvolle und bestrickende Darstellung hat Tausenden in England die Wahrheiten der Wissenschaft näher gebracht, die sonst stumpf und theilnahmlos an ihnen vorbeigegangen wären. Tyndall war mit einem Wort der geborene „apostolus ad gentiles".

Man kann sich die Umwälzung im öffentlichen Geist, die zum großen Theil Tyndall's Werk ist, nicht besser vergegenwärtigen, als wenn man an das ungeheure Aufsehen denkt, das seine berühmte Adresse auf der Jahresversammlung der britischen Association in Belfast im Jahre 1874 in ganz England erregte, ein Aufsehen, das diesen Vortrag zu einem wichtigen Markstein in der Geschichte des Darwinismus gemacht hat. Wir verstehen heute kaum mehr, warum diese ganze Aufregung. Der Geist, in dem der Vortrag gehalten ist, ist derselbe, in dem Fr. Lange seine Geschichte des Materialismus schrieb. Tyndall schildert das Wachsthum moderner Wissenschaft, er gibt einen Ausblick auf ihre Ziele und er skizzirt des Näheren die reformirende Bedeutung, die die junge Entwickelungstheorie für alle Gebiete menschlichen Lebens und Glaubens haben muß. Und darum alle die unzähligen entrüsteten Entgegnungen, die sich bis zur Forderung einer Verfolgung des Gelehrten wegen Gotteslästerung verstiegen! Daß er einen groben Materialismus und einen moralzersetzenden Atheismus predige, war noch nicht der schlimmste Vorwurf, der gegen Tyndall geschleudert wurde. Und doch war der Aufsatz höchstens das Bekenntniß eines Agnostieismus, eines demüthigen sich Bescheidens vor den letzten Geheimnissen, wie ihm heute die meisten Gelehrten huldigen. Von grobem Materialismus und dogmatischem Atheismus keine Spur. Tyndall hatte allerdings erklärt: „Ich sehe in der Materie das Versprechen und die Möglichkeit jeder Form und Qualität des Lebens." Er

hatte aber sorgfältig hinzugefügt: „Unsere Bewußtseinszustände sind bloße Symbole einer äußeren Entität, die sie hervorbringt und in der Ordnung ihrer Aufeinanderfolge bestimmt, deren nähere Natur uns aber immer verschlossen sein muß . . . Der ganze Prozeß der Entwickelung ist die Manifestation einer Macht, die menschlichem Intellect absolut unerforschbar ist.“ In Bezug auf dieses letzte Geheimniß hat er sich Goethe's schöne Worte zu eigen gemacht:

Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie Du willst!

In der That der Verehrer eines Emerson und Fichte, der warme Freund eines Carlyle und Helmholtz, ein grober Materialist! Heute sind diese Vorwürfe alle verstummt, und wer sie erhübe, machte sich selbst im orthodoxen England lächerlich. Die Thatsachen und Theorien, für die Tyndall in Belfast eintrat, sind heute das Eigenthum der erleuchteten Theologen aller Schulen, und „wenn die wissenschaftliche Welt Englands heute frei ist von Schisma, und die Nothwendigkeit, die Cardinalgesetze der Physik unumwunden anzuerkennen, von Niemand bestritten wird, so verdankt sie dies dem großen Lehrer Tyndall.“

Liegt Tyndall's Hauptbedeutung in seiner Thätigkeit als unübertrefflicher Lehrer und Prediger neuer Wahrheiten, so wäre es auch höchst ungerecht, ihn als selbständigen Forscher gering anzuschlagen. Seine Untersuchungen über die Natur des Diamagnetismus z. B., sowie die über die Beziehungen von Gasen und Dämpfen zu strahlender Hitze werden immer einen ersten Rang einnehmen unter den klassischen und epochemachenden physikalischen Arbeiten des Jahrhunderts. Tyndall hat sich nicht gleich anderen großen Physikern auf ein beschränktes Gebiet seiner Wissenschaft concentrirt, dazu war er ein zu philosophisch angelegter Kopf. Sein Streben ging nicht so sehr darauf, einzelne physikalische Probleme um ihrer selbst willen oder wegen ihrer Bedeutung für die Technik zu lösen, als von allen Seiten auf die Grundfrage der Naturwissenschaft, die Frage nach der molekularen Constitution der Materie und nach der Natur der Wechselwirkung der Kräfte, deren materielles Substrat sie ist, neues Licht zu werfen. Fast alle seine Werke sind Beiträge zur Lösung dieser Frage, so, um nur einige der bedeutenderen zu nennen, „Wärme als eine Form der Bewegung“, „Krankheit und Staub“, die „Schalllehre“, „Formen des Wassers“, „Untersuchungen über den Diamagnetismus“, die „Electricität“ und andere. Seine Originaluntersuchungen über das Verhalten von Gasen und Dämpfen zu strahlender Hitze hat er in dem ersten der genannten Werke, in dem er die moderne Wärmetheorie erläutert, zusammengefaßt und voll in den interessanten Untersuchungen über Diamagnetismus entwickelt. Seine „Schalllehre“, in der er die Luftwellenbewegung in ihrer Verbindung mit den Eigenschaften und der Constitution der verschiedenen Formen der Materie erläutert, enthält eine Reihe interessanter neuer Experimente, insbesondere über Schall und Nebel. In dem Werk über „Krankheit und Staub“, das zur Zeit seines Erscheinens großes Aufsehen erregte, und viel unbegründeten Widerspruch hervorrief, und das sein Interesse an der Frage der „spontanen Erzeugung“ hervorgebracht hatte, gab er den Experimenten Pasteur's über Gährung, Verwesung und Bakterienbildung eine interessante Erweiterung und Bestätigung. Tyndall gab mit dem Werk, das im Januar 1870 erschien, in England den ersten Anstoß zur Keimtheorie der Krankheiten; er hat in demselben, nebenbei gesagt, schon damals Prof. Koch auf Grund einer Lectüre seiner ersten Schrift, der über den „Anthrax-Bacillus“ eine erfolgreiche Laufbahn prophezeit. Sein Lieblingsstudium und vielleicht sein bleibendstes Werk sind seine Untersuchungen über Gletscher und ihre Bildungen. Er begann seine Beobachtungen bereits 1856 und hat sie für den Rest seines Lebens eigentlich ununterbrochen fortgesetzt. Unter verschiedenen neuen Entdeckungen, die das Resultat dieser Studien waren, will ich nur hervorheben, daß er als Erster bewies, daß die Vorwärtsbewegung der Gletscher nicht auf die Sommermonate beschränkt ist, sondern auch im Winter stattfindet, Messungen, die er mitten im Winter 1859 auf dem Mer de Glace bei Chamounix unter den schwierigsten Umständen vornahm, ermöglichten ihm, diese vielumstrittene Frage endgültig zu lösen.

Ich habe im Obigen kurz die geistige Bedeutung des verstorbenen Gelehrten zu würdigen versucht, ich möchte zum Schluß noch etwas auf sein Leben und sein Wesen eingehen. Das äußere Leben eines Gelehrten wie Tyndall ist gewöhnlich schnell erzählt. Tyndall stammte aus einer englischen Familie, die vor 200 Jahren aus Gloucestershire nach Irland ausgewandert war und dort zahlreiche Zweige getrieben hatte. Tyndall's Vater gehörte zur ärmsten Klasse kleiner Handelsleute, er war aber ein Mann, dem allgemein große Denkkraft und Unabhängigkeit des Charakters nachgerühmt wird, ein würdiger Nachkomme jenes William Tyndale, der seiner religiösen Überzeugungen wegen den Henkerstod erlitt. Daß der alte Tyndall kein gewöhnlicher Mann war, beweist schon, daß er seinen Sohn John, der ihm im Jahr 1820 in einem kleinen Flecken bei Carlow geboren wurde, trotz seiner Armuth bis zum 19. Jahre in der Schule ließ. Als er sie verließ, besaß er neben einer Eingeweihtheit in alle Finessen der Controverse zwischen Protestanten und Katholiken gute mathematische Kenntnisse, die er im Dienst der Landausmessungscommission, in den er zunächst trat, wohl verwerthen konnte. Er verstand das Geschäft eines Feldmessers practisch und theoretisch von Grund aus, als er sich im Jahre 1843 dem Eisenbahnbau zuwandte. Die in den folgenden Jahren ausbrechende Eisenbahnmanie, die ihn eine kurze Zeit in ihre Kreise zog, hätte ihm glänzende pecuniäre Aussichten eröffnet. Bald aber ekelte das Getriebe seinen selbstlosen Sinn an und im Jahre 1847 nahm er, vornehmlich in der Absicht, Gelegenheit zum Weiterstudium zu gewinnen, eine Stelle als Mathematiklehrer in dem berühmten Queenswood College (Hants) an. Dort lernte er den jetzigen Prof. Frankland kennen, der seinen in Bezug auf Naturwissenschaften noch ganz unbebauten Geist in die Anfangsgründe der Chemie einführte. Tyndall hat uns selbst erzählt, wie während dieser Zeit die Schriften Carlyle's, Emerson's und Fichte's seinen Enthusiasmus für deutsche Wissenschaft erregten und in ihm den Entschluß reifen ließen, nach Marburg zu gehen, dem Bunsen's neueste Entdeckungen damals großen Glanz verliehen. Die folgenden 4 Jahre, in denen Tyndall unter Bunsen, Stegmann und Knoblauch Chemie, Physik und Mathematik studirte, sind seine eigentlichen Lehrjahre als selbstständiger Forscher. Nachdem er mit einer Arbeit über Schraubenoberflächen promovirt hatte, zog ihn der Ruf des berühmten Physikers Magnus 1851 nach Berlin. Hier kam er in nähere Berührung mit Helmholtz, du Bois-Reymond, Clausius, Poggendorff, Ehrenberg und anderen Koryphäen deutscher Wissenschaft. 1853 gab er auf eine Einladung Bence Jones hin, der von ihm in Berlin gehört hatte, sein erste Freitagabendvorlesung in der „Royal Institution“ in London. Der große Erfolg, den er hatte, und die warme Empfehlung Faraday's verhalf ihm noch im selben Jahre zur Professur für Naturphilosophie an derselben Anstalt. Als dann der Direktor der Anstalt, der von ihm hochverehrte Faraday, dem er später in seiner Schrift „Faraday als Entdecker“ ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, im Jahr 1847 starb, wurde er sein Nachfolger. Erst im Jahre 1887 zwang ihn seine erschütterte Gesundheit einen Posten niederzulegen, den er mit beispiellosem Erfolg 40 Jahre lang bekleidet hat. — Tyndall hatte wie jeder rechte Mann Freunde und Feinde in guter Zahl. Jene gewann ihm sein selbstloser Sinn und die unerschütterliche Geradheit seines Wesens, diese sein Haß gegen alle Vorurtheile und alle geistige Knechtschaft, ein Haß, der wenn sein heißes irisches Blut ins Wallen kam, auch vor kräftigsten Ausdrücken nicht zurückscheute. In dieser Beziehung machten besonders seine politischen Auslassungen Aufsehen; ein fanatischer Unionist hat er seinem alten Freund Gladstone seine Schwenkung in der Homerulefrage nie verziehen und ihn in zahlreichen offenen Briefen als Landesfeind und Verräther denuncirt. Es sagt alles für die Bedeutung des Mannes, daß auch seine Feinde in den Chor derer, die seinen Tod beklagten, einstimmten, daß auch sie willig

anerkannten, daß er eine Lücke gerissen, die nicht leicht auszufüllen, daß er England um einen Mann von vorbildlicher Reinheit und Stärke des Charakters und großer Klarheit und Fruchtbarkeit des Geistes ärmer gemacht.

---

## Aus dem modernen Musikleben.

Von Heinrich Ehrlich.

### IV. Concert-Influenza und Shoddy-Musiker.

Seit mehreren Jahren bewegt sich das Leben auf den meisten Gebieten in Widersprüchen, in grellsten Gegensätzen; warum soll die Musik allein verschont bleiben? Was in der Kunst vorgeht, ist ja eine Wiederspiegelung der Zeitideen, der höheren und niederen, die der Dichter, Musiker, Maler durch sein Werk verklärt, erhöht, oder herabwürdigt, erniedrigt.

Nur durch die in allen Regionen herrschenden extremen Gegensätze einerseits, durch die Ueberproduction andererseits, läßt sich die fast unbegreifliche Erscheinung einigermaßen erklären: daß, obwohl immer mehr und mehr neue bedeutende Künstler hervortreten, doch noch immer mehr elendes Musik-Shoddy sich im Concertsaale breit macht, daß, obwohl die Concerte immer weniger Erträgniß und mit seltenen Ausnahmen nur Deficit bringen, doch die Zahl der Concerte immer zunimmt.*)

Vor dreißig Jahren wurden in Berlin während eines ganzen Jahres gerade so viel Concerte — die der Königl. Kapelle und die Oratorien der Singakademie und des Sternschen Vereins mitgerechnet — gegeben, als jetzt in sechs Wochen: 75—80**). Vor dreißig Jahren begann Hans von Bülow seine ruhmvolle Laufbahn als Pianist und Dirigent, Rubinstein weilte noch in Petersburg, Tausig war noch nicht erschienen, d'Albert kam aus der Wiege; Joachim lebte in Hannover, Sarasate war in Deutschland ganz unbekannt. Sänger- und Sängerinnen-Concerte gab es gar nicht. Nun könnte man doch folgerichtig annehmen, daß zu der Zeit, als die vielen großen und berühmten Künstler noch nicht erschienen waren oder noch nicht in vollem Glanze strahlten, die kleineren Musikleute, die Mittelmäßigkeiten, viel mehr in der Oeffentlichkeit wirkten, weil sie ja mehr Geltung hatten, weil sie noch nicht durch Größen verdunkelt wurden? Aber es geht der Logik im Concertsaale wie in anderen Sälen. Gerade in der eben beschriebenen Zeit, als selbst Mittelmäßigkeiten noch zu den Besseren gerechnet werden konnten, haben niemals ganz unbedeutende, ganz mittelmäßige Musikmacher, wie deren heute in unzähligen Concert-Ankündigungen paradiren, sich in die Oeffentlichkeit gewagt; sie würden vom Publikum ausgelacht, von der Kritik vernichtet worden sein und hätten niemals irgend welche Bedeutung als Lehrer erlangen können. Heute ist das anders. Selbst solche Shoddy-Musikmacher, die bei den Kennern ironisches Lachen erregten und von der gesammten Presse bei verschiedenen Gelegenheiten als ganz Unfähige bezeichnet worden waren, geben ganz unverfroren weiter Concerte, werden Directoren oder Lehrer in gewissen Musik-„Conservatorien", den modernsten Shoddy-Schülerfabriken. Welche Generation von Musikern durch solche Leute herangebildet wird, mag der Leser selbst ermessen.

Ein Rückblick auf die Entwickelung solcher fauler Zustände läßt manches Culturhistorisch-Anregende finden. Vor dreißig Jahren mußten Künstler, die in großen Städten Concerte gaben, und nicht sehr großen Ruf mitbrachten, erst in Beziehung zu den örtlichen gesellschaftlichen und künstlerischen Verhältnissen treten, bevor sie auf Erfolg in der Oeffentlichkeit sicher rechnen durften. Sie mußten an einflußreiche und musikliebende Familien empfohlen sein, die ihnen dann weitere Kreise öffneten, mußten bei den bedeutenderen Künstlern Umgang und Anerkennung suchen. Diese Vorbereitungen nahmen nicht bloß einige Zeit in Anspruch, sie waren auch unzertrennlich mit bedeutenden Leistungen verbunden. Welcher Nichtskönner durfte es wagen, den eben angedeuteten Weg zu betreten, oder ihn durch Marktschreierei ersetzen zu wollen?*) Dann war auch selbst das Anordnen eines Concertes mit Weitläufigkeiten verbunden, die Saalmiethe, die Ankündigungen in den Zeitungen, alle die unerläßlichen Kleinigkeiten, deren genaue Beachtung ein solches Unternehmen verlangte, beanspruchten viel mehr Zeit und Mühe als jetzt. Denn selbst die gefälligste Musikhandlung, die den Künstler aller persönlichen Besorgung dieser Nothwendigkeiten überhob, gebot damals noch nicht über die vielen leichten Verkehrsmittel, welche die Concurrenz seither geschaffen hat. Concertdirectionen, Agenturen, Annoncenbureaus gab es nicht. Dann mußte auch für künstlerische Mitwirkung gesorgt werden; die Concerte, in denen der Künstler allein auftrat, waren noch nicht Mode, und es existirte auch noch nicht die Legion männlicher und weiblicher Musikmacher, die alle Agenturen belagern, um nur in irgend einem Concerte mitwirken, in die Oeffentlichkeit treten zu können. Der Weg zum Ruhme war damals ein langsamerer, man fuhr mit Dampf nur auf der Eisen- nicht auf der Kunstlaufbahn; die Hetzjagd nach dem Erfolge, das gegenseitige Sichüberbieten in verblüffenden äußerlichen Wirkungen war noch nicht im Schwange; dagegen konnte der Künstler, der Ruf erlangt hatte, mit Sicherheit lange Dauer des mühsam Erworbenen erhoffen, hatte nicht zu besorgen, daß die Aufmerksamkeit des Publikums durch immerwährenden Wechsel der Erscheinungen von ihm abgelenkt ward.

Das ist nun Alles anders geworden. Die berühmten Künstler bedürfen keiner Empfehlungen, die Lobpreisungen der Zeitungen ersetzen dieselben vollständig, und die Agenten sorgen schon dafür, daß der Ruhm überall verkündet werde; diese Künstler haben auch keine Zeit, viel gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen, denn sie eilen von Ort zu Ort, um Concerte zu geben, ihren Ruhm und ihre Einnahmen zu mehren, und während der Monate, in denen die Musik die Oeffentlichkeit beherrscht, leben manche Künstler fast nur in der Eisenbahn und im Concertsaale, wenn sie dann irgendwo einen Aufenthalt von einigen Tagen nehmen, so ist es mehr um Ruhe zu gewinnen, als um Gesellschaften zu besuchen. Und was nun die minderwerthigen, die unbedeutenden betrifft, die hüten sich vor dem Auftreten in der Oeffentlichkeit ihr weniges Können in gesellschaftlichen Kreisen zu zeigen. Wie werden nun jetzt Concerte gegeben?

Lange vor dem Beginne der Musikzeit, schon in den ersten Sommermonaten müssen die Vorbereitungen getroffen, vor Allem ein Saal gemiethet werden, denn bei der jetzigen Hetzjagd nach der Oeffentlichkeit ist die Nachfrage eine so starke, daß die Säle mit Anfang des Winters bis weit in den April voraus genommen sind. Auch gebrauchen die Concertagenten, die ansässigen wie die auswärtigen, die Vorsicht, daß sie schon mit Ende einer Saison für die nächste die Säle „belegen", um dann für bedeutendere Künstler, deren Concertanordnungen ihnen übertragen sind, die günstigsten Tage zu wählen. Man kann also ohne diese Agenten kein Concert mehr geben. Diejenigen Künstler, welche die Gunst des Publikums genießen, haben sich um nichts zu kümmern, sind ihres Erfolges und ihrer Einnahme sicher, obwohl diese letzteren bei den jetzigen schlechten Geldverhältnissen — mit seltensten Ausnahmen — nicht auf der glänzenden Höhe früherer Jahre stehen. Mit den berühmten fremden Künstlern habe ich mich also in diesem Artikel nicht weiter zu beschäftigen, von ihnen wird später einmal die Rede sein, bei den Betrachtungen über die Concert-Agenten und die Musik-Jobberei. Auch die tüchtigen einheimischen Künstler, denen die gesellschaftlichen Beziehungen die Sicherheit eines gut besuchten Concertes ge-

*) Man könnte sagen, es geht mit den Concerten wie den Staatsschulden; je mehr darüber geklagt wird, um desto mehr werden gemacht.

**) Ich berechne nach genauer „statistischer" Prüfung.

*) In den 60er Jahren kam ein Pianist Satter aus Amerika, wollte mit Humbug Erfolge erregen und wurde verlacht. Heute könnte er mit mehr Chance arbeiten.

währen, kommen hier nicht in Betracht. Diese Gattung Concerte waren immer dieselben und werden es bleiben. Wie aber müssen die noch unberühmten Bedeutenderen, die zu Ruf kommen wollen, zu Werke gehen? Und nun gar die Unbedeutenden, die da glauben, daß, wenn nur ihr Name auf der Ankündigungsseite der Berliner Zeitungen gelesen wird, die Provinz sie schon für sehr bedeutend hält?

Vor Allem müssen sie eine Summe Geldes in die Hand nehmen, um ihr Concert zu bezahlen; je nach der Ausdehnung ihres Programmes oder dem Bestande ihrer Kasse mag diese Summe größer oder kleiner berechnet werden. Gestattet ihre Kasse den Luxus eines ganz vornehmen Concertdeficits, dann nehmen sie die Singakademie und das Philharmonische Concert, und genießen das Vergnügen, im günstigen Falle — d. h. wenn für einige hundert Mark Billete verkauft werden — 1000—1200 Mark aus ihrer Tasche zu zahlen. Im Gegenfalle, wenn ihre Mittel solchen Luxus nicht erlauben, verzichten sie auf das Orchester, nehmen auch einen kleineren, weniger kostspieligen Saal und haben daher nur einen geringeren Verlust zu erleiden. Das zahlende Publikum erweist sich fast immer ganz theilnahmlos; die Ueberzahl der Concerte, sowie die schlechten Verhältnisse haben bei den Musikfreunden Ermüdung und Unlust herbeigeführt; sie beschränken ihren Concertbesuch auf eine gewisse vorausbestimmte Zahl, über die sie nur in ganz besonderen Fällen hinausgehen. Ja, selbst die Leute, denen Freibillets zugesandt werden, zeigen sich nicht immer geneigt, der Einladung zu folgen, und viele Concerte neuer unbekannter oder bekannter unbedeutender Musiker, ja sogar mancher tüchtiger Künstler bleiben leer, weil eben die Unlust auch die nicht zahlenden Musikfreunde fern hält. So steht es jetzt mit den geldlichen Resultaten der Concerte.

Und wie gestaltet sich das künstlerische? Hat ein Concertgeber oder eine Concertgeberin bei dem ersten Auftreten wirklich Bedeutendes geleistet, so kann ein zweites und drittes nicht etwa vollen Ersatz der Unkosten oder Gewinn erzielen — das geschieht nur in den seltensten Fällen, wenn ganz hochbedeutende Künstler erscheinen — aber doch den gewonnenen Ruf befestigen, erhöhen und verbreiten. Dann erwacht das Interesse der Musikwelt in den verschiedenen Theilen Deutschlands, dann trachten die Agenten überall für die neu aufgetauchte Berühmtheit zu wirken, dann bringen sie es dahin, daß deren Concerte in den Provinzen erfreuliche Einnahmen erzielen und die musikalischen Vereine in den bedeutenderen Städten den Künstler oder die Künstlerin zur Mitwirkung für angemessenes Honorar berufen. In dieser Weise übt ein künstlerischer Erfolg aus der deutschen Reichshauptstadt seine Wirkung in die Ferne. Aber wie sehr wenige derartige Fälle sind zu verzeichnen, wie verschwindend klein ist ihre Zahl gegenüber der von mittelmäßigen oder Mißerfolgen?

Die Hälfte der Concertgeber, die in den verflossenen anderthalb Jahren aufgetreten sind, gehörten zur Gattung des Musik-Shoddy mit etwas mehr oder weniger äußerlicher Herrichtung (Appretur), denen gegenüber die Kritik sich immer mit denselben nachsichtigen Wendungen behilft, dann kamen einige mit Doctor- und anderen Titeln appretirte Herren, die in ihrer Provinz als große Lichter gelten, das nun in der Hauptstadt leuchten sollte, und bei deren Beurtheilung die Kritik viel mehr vom gelehrten Wissen, als vom leistungsfähigen Können sprach; endlich waren auch noch einige zum absolutesten Shoddy zu zählen, die selbst des nachsichtigen Beurtheilers Geduld zum Reißen brachten. Und unter diesen befanden sich solche, die mit einem einmaligen totalen Mißerfolge sich nicht begnügten, sondern noch einmal hervortraten, um wieder von Publikum und Kritik verurtheilt zu werden. Es muß also eine Concert-Influenza herrschen, die den einmal Behafteten immer wieder befällt!

Es ist wahrhaft ergötzlich, die Gründe zu vernehmen und zu prüfen, welche auf den verschiedenen Seiten für das Entstehen dieser Epidemie vorgebracht werden, über den Bacillus, der die Krankheit hervorbringen soll. Viele Musiker und Kritiker sagen: „Nur die Concertagenten sind schuld; sie mustern eine Masse Leute auf, Concerte zu geben, damit sie ihre Procente und sonstigen Nebenverdienste in die Tasche stecken; in solcher Weise kommt eine Masse Musikschund aus allen Gegenden, Leute, die es niemals wagten, hier aufzutreten, wenn es ihnen nicht durch die Agenten so leicht gemacht würde, und wenn diese ihnen nicht ganz falsche Hoffnungen erweckt hätten." Die Agenten sagen dagegen: „Die vielen Conservatorien schicken alljährlich eine Masse Schüler aus, die alle öffentlich gehört sein wollen; wir thun nichts, als die Bestellungen ausführen, eine Kunstcensur können wir uns nicht anmaßen. Jeder, dem eingeredet wird, er spiele gut Klavier oder Geige oder singe schön, auch derjenige, dem es gar nicht gesagt wird, und der es sich einbildet, setzt sein ganzes Streben darein, vor die Oeffentlichkeit zu treten; wenn die Leute durchaus ihr Geld verspielen oder versingen wollen, so ist es nicht unsere Aufgabe, sie daran zu verhindern. An der Kritik wäre es, diesem Treiben entgegenzutreten." Welche Partei hat Recht? Beide! Ich fühle mich durchaus nicht berufen, den Vertheidiger der Agenten abzugeben und werde diesem eigenthümlichen Produete des modernen Musiklebens einen eigenen eingehenden Artikel widmen, ganz besonders ihre Anforderungen an die Kritik; nur feststellen will ich hier, daß nicht ihnen die ganze Schuld an der Concert-Influenza aufgebürdet werden darf, daß thatsächlich eine unbezähmbare Begierde nach der Oeffentlichkeit vorherrscht, von der besonders das schöne Geschlecht ergriffen ist. Ich kenne Fälle, in denen der Lehrer Schülerinnen auf das Dringendste vom Concertgeben abgerathen, ihnen dargelegt hat, daß sie als gute Musikerinnen durch Unterricht-Ertheilen eine angenehme Stellung gewinnen könnten, daß ihnen ein guter Erfolg im Concertsaal nicht in Aussicht gestellt werden kann, und ein nicht günstiger viel mehr schadet als der günstigste nützen kann. Aber die Warnung war vergeblich, das Concert mußte durchaus gegeben werden, der Mißerfolg blieb nicht aus — und ward nicht einmal als heilsame Lehre angesehen! Es geht manchen dieser Damen wie den Mücken, die um eine Lampe summen; wenn sie auch verjagt werden, sie kehren immer wieder, bis sie sich ganz und gar versengen.

Ich könnte nun allenfalls begreifen, daß eine junge Dame, die Schauspielerin werden will, durch kein Abrathen umgestimmt, durch keinen Mißerfolg abgeschreckt, von thörichten Hoffnungen geheilt werden kann. Das Theaterleben, und was so drum und dran hängt, die halb poetische Ungebundenheit, der Umgang mit verschiedenartigsten Menschen, auch die Gelegenheit, so oft den Anzug zu wechseln, die äußere Erscheinung zu verändern, übt ja auf junge Gemüther einen solchen Reiz, eine solche Anziehungskraft, daß vernünftige Vorstellungen dagegen wirkungslos bleiben; das „Lampenfieber" bedeutet im Sprachgebrauche Furcht; und doch sehnen sich so viele junge Mädchen selbst aus guten Familien nach diesem Fieber! Was aber in aller Welt mag manche bewegen, durchaus das nüchterne Brettergerüst eines Concertsaales aufzusuchen, und selbst nach ungünstigem Erfolge dahin zurück zu kehren?!! Dieses psychologische Räthsel ist nicht durch die Liebe zur Musik allein zu erklären, auch nicht durch die Eitelkeit, es müssen eben ganz eigenthümliche, zeitliche, geistige Miasmen wirken.

Sei dem nun wie immer, Eins steht fest: Das jetzige Concerttreiben führt zum Ruine des wahren Musiklebens. Die ganz großen Künstler werden immer Anerkennung, Erfolge und bedeutende Einnahmen gewinnen. Aber viele nicht ganz bedeutende, aber tüchtige und ehrenhafte Musiker bleiben unbeachtet, wenn sie nicht über große Geldmittel gebieten, um die Concerte zu bezahlen, durch welche sie sich bekannt machen wollen. Ja selbst wenn ihre Verhältnisse diesen Luxus gestatten, werden sie nur sehr selten das angestrebte Ziel erreichen und müssen vom Glücke begünstigt oder von irgend einem sehr geschickten Agenten besonders gut bedient werden, denn das große Publikum ist jetzt abgestumpft, gleichgültig, sogar mißtrauisch. Selbstdenken, künstlerisch erwägen und urtheilen, ist vielen auch sich musikalisch gebildet dünkenden Leuten nicht bequem, sie wollen verblüfft, gepackt, mit- (nicht hin-) gerissen sein. Für die Künstler, deren Individualität sie anweist, eine andere, wenn

auch edlere Richtung einzuschlagen, ist die Concert-Influenza die gefährlichste Gegnerin. Ob die Kritik diese schlechten Zustände beseitigen, besseren den Weg bahnen kann?

---

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Die Unglücksgaloschen.

Auch eine Weihnachtsgeschichte.

Von Georg Falkenheim.

„Vergnügte Feiertage, Herr Registrator!"

So'n Unsinn! Als ob ein Registrator schon je vergnügt gewesen wäre. Linke wischt seine Feder ab und räumt auf seinem Pult auf, indem er die Markenkasse in die Ecke schiebt, dafür aber das Tintenfaß doppelt einschließt. Vergnügte Feiertage! Die Feiertage sind doch nicht zum Vergnügen da. Ganz und gar nicht. Das sollen Tage der Weihe sein — der — der inneren Heiligung. Er putzt seinen Kneifer und hängt ihn dann statt des Lineals an die Wand. — Aber so sind die jungen Leute jetzt, ohne Sinn für höhere Pflichten gegen sich selbst. Na — und überhaupt diese Supernumerare! Ja, wo ist denn nun der Kneifer? Ach so!

Unterdessen hat er das Bureaujacket mit Rock und Ueberzieher vertauscht. Noch ein Aermelstrich über den geradkrämpigen Cylinder, natürlich in der falschen Richtung, und dann tritt Herr Registrator Linke auf die Straße.

Daß er heute noch zerstreuter ist als sonst, daran ist dieser Schröter mit seinen vergnügten Feiertagen schuld. Ein ganz acceptabler Mensch, der Schröter, ein Bischen husch — husch — obenhin, eben noch sehr jung. Kommt auch alle Augenblicke nach dem Radirmesser. Aber zuverlässig bei der Arbeit und politisch indifferent. Wie er sie haßt, diese Kannegießer, diese Volkstribunen in der Westentasche!

Ein abscheuliches Wetter, man müßte sich wirklich Gummischuhe kaufen; das Wasser steht ja förmlich auf den Straßen. — Vergnügte Feiertage! Na ja — aber was hat er eigentlich davon, er verkehrt ja mit keinem Menschen. Die alte Hanke, bei der er seit zehn Jahren wohnt, ist doch nicht zu rechnen.

In seinem Zimmer fällt sein Blick gleich auf ein Packet. Was kann das sein? Wer sollte ihm etwas schicken? Nanu! ein paar Gummischuhe, sehr elegant — das scheint ja gar ein Weihnachtsgeschenk — eine Geschäftskarte der Schuhwaarenfabrik Robert Rank & Sohn — hier endlich noch eine Karte: „Mit herzlichen Wünschen zum Feste und ergebenem Gruße. Wolfgang Schröter, Supernumerar."

Ja, wie kommt denn der Mensch dazu? 's ist eigentlich — — — Ein sonderbarer Kerl, aber sehr nett, sehr aufmerksam, konnte man ihm eigentlich gar nicht zutrauen. War zwar immer schon recht zuvorkommend, namentlich, wenn er nach dem Radirmesser kam. Man muß sich aber revanchiren, kaufen wir ihm ein hübsches Messer.

Linke zieht sich wieder den Ueberzieher an. Ihm ist ganz sonderbar zu Muthe, es hat sich eben so lange Niemand um ihn gekümmert. Und nun schickt so ein junger Mensch ein Paar Gummischuhe, weil man einmal über das Dreckwetter geflucht hat. Aber es macht auch Spaß, für einen Anderen etwas einzukaufen, man fühlt wieder einmal einen gewissen Zusammenhang mit seinen Mitmenschen.

Mit Wohlbehagen fährt er in den linken Ueberschuh.

Aber nun schnell, sonst werden die Geschäfte geschlossen.

Linke stürmt die Treppen hinab, der rechte Gummischuh sieht ihm, einsam mitten im Zimmer stehend, erstaunt und indignirt nach.

* * *

Linke sitzt im Café. Sein Pilsener ist noch nicht angetrunken, aber schon schaal, und ebenso schaal scheinen ihm heute alle Journale. Es ist hier so leer und ungemüthlich, wer geht aber auch am Heiligabend in's Café? Er legt die „Gegenwart" aus der Hand und starrt eine Weile in's Leere. Ob sich der Schröter über das Messer freuen wird? Es war wohl das eleganteste im ganzen Laden. — Nun steht auch da drüben der Dicke mit dem Hohenzollernmantel auf: jetzt bin ich also glücklich der einzige Gast hier. Hol's der Geier, 's ist zu langweilig, ich geh' nach Hause. Brr, und ein Wetter! Was ist denn das, ich hinke doch nicht gar? Donnerwetter, ich hab' den rechten Gummischuh verloren!

Vielleicht steht er im Café.

„Bedauere lebhaft, Herr Registrator kamen bereits in einem Gummischuh!"

In einem Gummischuh! Was das für ein Deutsch ist, ich hab' doch nicht drin gesessen, aber ich glaube, der Kerl von einem Kellner macht sich über mich lustig. Jetzt nach dem Messergeschäft! Es läuft sich so schlecht mit ungleich langen Beinen. Eben wird zugemacht.

„Verzeihung, habe ich bei Ihnen nicht einen Gummischuh stehen lassen?"

„Thut mir sehr leid. Sie sehen, hier ist keiner und so viel ich weiß, verließen der Herr unseren Laden noch auf beiden Gummischuhen."

Auf beiden Gummischuhen! Wo die Leute nur diese widerwärtigen Präpositionen her haben. — Ich bin aber auch ein vierdimensionaler Schlemihl, schenkt man mir schon 'mal 'was — — — Diese verdammte Humpelei, alle Leute sehen sich nach mir um. Der Kanal kommt mir gerade recht, ich werde doch nicht so albern sein und mich mit einem einzigen Gummischuh herumschleppen.

Plums!

Er will nicht untergehen, er schwimmt, er verhöhnt mich noch. Na endlich.

Etwas erleichtert setzt Linke seinen Weg fort. Es ist ja schade um die schönen Ueberschuhe, aber schließlich ist der Verlust doch nicht unersetzlich, der Schröter braucht auch nichts davon zu erfahren. Inzwischen ist er nach Haus gekommen und öffnet sein Zimmer, aber in der Thür bleibt er entsetzt stehen, und vor Schreck läßt er das Wachsstreichholz fallen, das auf der Erde weiterqualmt.

Mitten im Zimmer steht, genau wie vorhin, der rechte Gummischuh, nur seine Indignation hat einem ganz unmotivirten, vergnügten Grinsen Platz gemacht.

Linke ringt nach Fassung. Endlich schließt er die Thür und macht Licht. Seine stille Wuth geht allgemach in Wehmuth über, er hebt den Gummischuh auf, stellt ihn vor sich auf den Tisch und verliert sich in trübselige Betrachtungen. Ist er nicht selbst ein solcher einschichtiger Schuh — ohne Nutzen im Leben — ohne Selbstzweck — ohne Pendant?

Er holt Schröter's Messer aus der Tasche, zieht das Ledersutteral ab und prüft eine Schneide nach der anderen am Fingernagel, die größte, eine starke, ciselirte Klinge, an dem Gummischuh; das geht gleich durch und durch, na ja, weiches Material; ob's aber auch die Sohle schneidet? Ganz leicht, nur durch den Hacken geht es etwas schwerer; ein gutes Messer!

Der Schuh ist in drei ungleiche Stücke zerlegt, zwei größere und ein kleines: das ist doch wenigstens ein Pendant — — —

Alte, halbvergessene Erinnerungen überkommen ihn — aus einem Stück Oberleder versucht er ein weibliches Profil herauszuschneiden, was ihm aber nicht sonderlich gelingt.

Diese Schnippelei hat gar keinen Sinn, das Vernünftigste ist, man geht zu Bette.

Im Traume erscheinen ihm die beiden Gummischuhe, die mit einander ein wüthendes Messerduell ausfechten, daß die Fetzen herumfliegen.

* * *

Am anderen Morgen weckte ihn die Hanke, es wünsche ihn Jemand zu sprechen. Seine noch halb schlafenden Augen unterschieden einen kleinen, zusammengehutzelten Mann in ärmlicher Kleidung, der einen etwas verquollenen Gummischuh aus einem Zeitungsbogen herauswickelt. Mit einer Alkoholstimme versichert ihn sein Besuch, daß er den Schuh heute früh aus dem Kanal gefischt, aus dem Stempel die Firma des Fabrikanten ersehen und von diesem erfahren habe, daß ein solches Paar gestern an den Herrn Registrator gesandt sei.

Blutenden Herzens entlohnt Linke den ehrlichen Finder und betrachtet mit einer gewissen abergläubischen Scheu die kläglichen Reste seiner schönen

Gummischuhe, als erwartete er, daß sie sich nach so viel Wunden und Schabernack vor seinen Augen endlich wieder in ihre wahre Gestalt zurückverwandeln müßten.

Da kann er lange warten.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Auf der Agrarierhatz.

Ein wüster Sylvestertraum.

Tagesordnung: Gründung der von Eugen Richter in der Debatte über die Handelsverträge vorgeschlagenen neuen großen Ordnungs-Partei.

Erschienen sind die Chefs und Unterchefs der Caprivi'schen Mehrheit.

Erster Abgeordneter: Na, Herr Kollege — Sie haben sich aber in der letzten Zeit im Reichstag sehr wenig sehen lassen!

Zweiter Abgeordneter: Muß doch sehr bitten . . . keine Sitzung versäumt!

Dritter Abgeordneter: Nun, ich für mein Theil — ich habe Sie auch nie im Plenum gesehen!

Zweiter Abgeordneter: Ja, wissen Sie — seitdem in Paris die Bombe in den Sitzungssaal geschleudert worden ist, halte ich mich grundsätzlich nur noch am Buffet auf. Ich bin Familienvater . . .

Vierter Abgeordneter: Nee wirklich, diese Pariser Bombe — famoser Vorwand, Sitzungen zu schwänzen! Sonst erkundigte sich meine Frau regelmäßig bei irgend einem Gegner, ob ich auch nicht bummele und Damenbedienung der Debatte vorzöge; jetzt aber hat sie mich selber himmelhoch gebeten, für die ersten acht Wochen nicht mehr in den Reichstag zu gehen und mein kostbares Leben muthwillig zu gefährden. (Glocke des Präsidenten.) Na, meiner Frau zu Liebe bin ich darauf eingegangen — und Sie können überzeugt sein, ich besuche grundsätzlich nur noch ganz bombensichere Locäler! (Glocke des Präsidenten.)

Herr von Bennigsen: Meine Herren! Durch allerhöchstes Vertrauen zum Minister dieses Ressorts — pardon, von Ihnen zum Vorsitzenden dieser Versammlung gewählt, stehe ich nicht an, Ihnen in einer durchdachten und von großen Gesichtspunkten ausgehenden Rede meinen staatsmännischen Dank zu sagen. Ihre Wahl, meine Herren, ehrt Sie. Meine Herren, ich darf von mir ohne Uebertreibung behaupten, daß wenige Namen so oft im Munde der Nation gewesen sind wie der meinige. Seit 1867 wurde bei jedem Ministerwechsel in sämmtlichen Journalen meine Candidatur für das Portefeuille als sicher hingestellt, und jedesmal hat der Reichsanzeiger gleich darauf ausdrücklich betont, daß Niemand auch nur im Traum daran gedacht habe, mir ein Portefeuille zu übertragen. Auf diese Weise bin ich, verzeihen Sie, eine Berühmtheit geworden. (Beifall.)

Graf v. d. Decken: Als welfisch denkender Mann und treuer Cumberländer benutze ich gern die Gelegenheit, unserem hochverehrten Herrn Vorsitzenden gleich jetzt mein tiefstes Mißtrauen auszudrücken.

Singer: Als klassenbewußter Arbeiter (Ruf: Sehr wahr!) kann ich nur bedauern, Herrn v. d. Decken's Gefühle in diesem Punkte so voll und ganz theilen zu müssen. Unser hochverehrter Herr Vorsitzender — Gott gebe ihm hundert Jahr! — ist mir und meiner Partei schon kein Dorn mehr, nein, eine wahre Siegessäule, ein Zehnmillionendom im Auge! (Richter und Kröber applaudiren.)

Herr von Koscielski (eintretend): Sie entschuldigen, meine Herrschaften, daß ich so spät komme. Aber bei Schulte ist ein neues Kaiserbild ausgestellt — da wollte ich doch auf jeden Fall nachsehen, ob der Rahmen für meinen blauen Salon paßt. Im Uebrigen schließe ich mich den Herren Vorrednern aus tiefstem Herzen an.

Herr von Bennigsen: Diese Uebereinstimmung in Ihren Ansichten deucht mir ein günstiges Omen, mehr noch, ein Beweis, daß wir auch in allen anderen zur Berathung stehenden Fragen eine Einigung erzielen werden. — Ehe wir nun in die Tagesordnung eintreten, ist es mir — pardon — ein Bedürfniß, eines Vorfalles zu gedenken, der in der deutschen Geschichte nicht seinesgleichen hat und auf's Klarste beweist, daß Altruismus, Nächstenliebe und Mitleid in deutschen Herzen noch nicht völlig erstorben sind. Verehrte Anwesende! Der Abgeordnete Rickert hatte gelegentlich der Handelsverträge das Wort. Nichts war dagegen zu machen. Er hätte wieder 'mal seine natürliche Begabung zum Hausleerer in's hellste Licht stellen und drei Stunden lang keinen Gedanken zu haben brauchen, aber er that es nicht. Er verzichtete auf das Wort. Meine Herren! Der Abgeordnete Rickert und auf das Wort verzichten — so 'was ist ja noch nie dagewesen! Ehren wir den Mann, der sich nicht dazu entschließen konnte, uns mit seinen Anschauungen zu langweilen, den Mann, der sich heldenhaft selbst bezwang, und hoffen wir, daß er auch heut im Kampf mit seinen bösen Instinkten obsiegt! (Donnernder Beifall) —

Ferner, meine Herren, ist ein Schreiben eingelaufen, worin zwei lyrische Dichter den Mitgliedern der neuen großen Ordnungs-Partei eine Sammlung der jetzt so beliebten Citate anbieten und Preiscourante beifügen. Sie alle wissen, meine Herren, wie sehr ein unpassend angebrachtes und möglichst falsches Citat die ganze Rede schmückt und welchen Eindruck es bei den Wählern hervorruft, die es schon 'mal wo anders und in richtiger Lesart gehört haben. Genannte Firma bietet Ihnen ein reichhaltiges Sortiment in Citaten und macht auf Wunsch Auswahlsendungen; angebrochene Dutzende werden aber nicht zurückgenommen, bereits mehrfach gebrauchte billiger berechnet. Der Preis differirt zwischen dreißig Pfennigen und einer Mark per Dutzend; am billigsten sind die lateinischen und griechischen, bei denen es auf Genauigkeit absolut nicht ankommt, da sie doch kein Mensch versteht; dann Citate aus Freiheitsdichtern, schließlich als die theuersten: ironisch vernichtende Aussprüche der Klassiker. Proben gratis und franco. Nur metrische Grobheiten werden nicht zur Ansicht verfandt, sondern müssen sofort baar bezahlt werden.

Singer: Als klassenbewußter Arbeiter protestire ich gegen eine eben gefallene Aeußerung des Herrn Vorsitzenden, aus der man folgern könnte, daß Nächstenliebe und Mitleid vornehmlich bei Herrn Rickert zu finden seien. Meine Herren! Blicken Sie auf mich! Ich bin von glühendster Liebe für die Bedrückten erfaßt und lasse es an Liebeserklärungen wahrhaftig nicht fehlen; so viel Mitleid wie ich —

Ein Abgeordneter: Reden wir doch nicht von solcher Bagatelle!

Herr von Bennigsen: Wir kommen zur Sache. Ich ertheile Herrn Eugen Richter das Wort.

Eugen Richter: Die gefräßige und unersättliche Habsucht der champagnernden Agragrier, die ihr Anlagekapital durchaus mit 2 % verzinsen und sich nicht wie die Industrie mit dem fünf- bis zehnfachen Betrage begnügen wollten, diese junkerliche Gier hat nicht nur eine neue Spaltung der Freisinnigen Volkspartei verhindert, die bereits im Werke war und den Effectivbestand meiner Anhänger auf mich und Knörcke beschränken sollte, sie hat sogar die große neue Ordnungspartei geschmiedet, eine Mehrheit, worauf Graf Caprivi sich stützen kann, wenn er sich nicht zu fest anlehnt. Meine Herren! Wie sich das Prinzip der Coalition spinnefeindlicher Parteien bewährt hat, sehen Sie an dem liberalen Musterland Oesterreich, wo dank ihm der Pleuer im Nu erreicht hat, wonach unser hochverehrter Herr Vorsitzender noch immer vergebens schmachtet. Der Coalitionsgedanke ist so verblüffend einfach, daß man sich wundern muß, warum ich nicht längst als Zweiter darauf gekommen bin. Der Ausführung meiner Idee stellen sich überhaupt nur zwei Schwierigkeiten entgegen. Die eine ist das Programm der neuen Partei. Nun, Sie wissen schon, ein Programm ist nur so lange brauchbar, sturmerprobt und sieghaft, als es den Führern nicht läftig fällt. Die neue große Ordnungspartei wird mit leichter Mühe aus den unterschiedlichen Programmen der coalirten Fractionen alle Punkte fortstreichen können, die den Mitverschworenen verdrießen möchten — Versöhnung sei unser Feldgeschrei! Ich denke, wir einigen uns schnell auf einige Sätze, die sowohl unsere nationalliberalen Freunde (Hört, hört!) wie Herrn Singer befriedigen. So zum Beispiel: Hinfort sollen nicht allein die Armen im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod essen. Nein, auch der Reiche soll im Schweiße seines Angesichtes ihr Brod essen. — Das Asyl für Obdachlose und andere Wohlthätigkeits-Einrichtungen für die nicht besitzenden Klassen genügen längst nicht mehr dem Bedürfniß.

Es ist deshalb mit aller Energie dafür zu sorgen, daß den höheren Beamten vollkommen ausreichende Dienstwohnungen zugebilligt werden und daß die Tattersall-Unternehmungen staatliche Subventionen erhalten. (Bravo!) Sie sehen, mit dem Programm hat es nichts auf sich — vereint uns alle ja der brennende Haß gegen die schwelgenden Junker, gegen die vom Champagnerpfropfen zerknallten, mit Austerschalen und Caviartönnchen gedeckten Strohdächer des Ostens! Was aber den schon erwähnten zweiten Punkt anbetrifft — na, das ist ja eigentlich selbstverständlich; Sie wählen mich zum Führer unserer Ordnungspartei und schwören auf der Stelle, unter allen Umständen Ordnungs-Ordre zu pariren!

Herr von Bennigsen: Wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheidt, man wär' verfucht, Methode in der Tollheit zu vermuthen, sagt wohl ungefähr einer meiner Lieblingsdichter. Das ist augenscheinlich: die neue große Ordnungspartei, die schon Schiller, wenn ich nicht irre, im Glockengießer von Breslau, mit den schönen Versen besingt: Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter —

Singer: Unsinn! Ich protestire! Erstens gibt es keine Heil'gen. Zweitens keine Himmelstöchter. Drittens, wenn es welche gäbe, könnten wir klassenbewußten Arbeiter sie nicht als segensreich gelten lassen!

Rickert: Meine Herren! (Der Saal leert sich.) Die Annahme, daß der liberale Gedanke, verglichen mit den Schwingungen des Lichtes im leeren Raum, und der Toleranz Nathans des Weisen, wenn man sie direct auf die Thatsache bezieht, daß die Feuerländer nur rohes Fleisch genießen und die transcendentalen Hirngespinnste Kant's nun und nimmer übereinstimmen werden mit der Lehre, daß saure Gurken auch Compot seien (sehr wahr!) — meine Herren, die Annahme also, der große liberale Gedanke sei nicht im Stande, auf dem Gebiete der Viehzucht befruchtend zu wirken oder den Einfluß des Mondes auf den Wohlgeschmack marinirter Häringe in Frage zu stellen, ist hinfällig. (Lebhafter Beifall.) Denn vergleichen Sie die malthusianischen Theorien von der Circumpolarbewegung eines Ochsenfrosches um seine eigene Wagenachse und ziehen den Umstand in Betracht, daß die unsittliche Habgier der Agrarier an sich mit der wissenschaftlich festgestellten Existenz objectiv denkender Käsemilben so wenig zu thun hat wie meine Beredtsamkeit — (Donnernder Beifall. Der Redner wird beglückwünscht). Ja, ich bin aber noch lange nicht fertig, meine Herren —

Herr von Bennigsen: Verderben Sie doch nicht wieder Ihre guten Beispiele von früher mit bösen Sitten! Meine Herren, kommen wir zu einem Ergebniß! Es handelt sich also um Schaffung einer dem Grafen Caprivi durch Dick und Dünn folgenden, allen Kraut- und Roggen-Junkern feindlichen Truppe — (Bravo! bei den Polen.)

Graf v. d. Decken: Was soll dies Bravo bedeuten? Es verletzt mich, daß Herr von Bennigsen gerade Ihnen zu Gefallen spricht — in der Coalition darf Niemand bevorzugt werden —

Kröber: Und wenn wir uns nicht gleich über die Impffrage einigen, macht die süddeutsche Volkspartei nicht mit. Auch der Vegetarismus —

Rickert: Das sage ich Ihnen gleich: sollten Sie sich wider Erwarten nicht entschließen können, die Mittheilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus zum täglich erscheinenden Organ der Coalition zu erheben und Mann für Mann darauf zu abonniren —

Herr von Bennigsen: Ja, meine Herren, wenn Sie alle durcheinander reden wollen — vielleicht schweigen wenigstens zwei von Ihnen auf einmal — wie soll ich sonst Ordnung stiften?

Singer: Ach was! Dergleichen ist in einer Ordnungspartei doch mindestens überflüssig!

Herr von Bennigsen: Ihre Bemerkungen veranlassen mich, mein Portefeuille . . . pardon, das mir anvertraute Amt eines Vorsitzenden in Ihre Hände zurückzulegen.

Richter: Ich beantrage, dem Herrn Vorsitzenden für diese Handlung den Dank der Versammlung zu votiren. (Es geschieht.) Er erweiste damit dem Vaterlande einen ähnlichen Dienst, wie ich es zu thun hoffe, wenn ich mich dereinst endgültig so von der Politik zurückziehe, wie heut von Ihnen! (Ab.)

Singer: Es fiel hier eben das Wort „Vaterland". Als klassenbewußter Arbeiter muß ich ganz entschieden Protest dagegen erheben, daß man ordnungsparteiliche Sitzungen zu öder Stimmungsmacherei und mordspatriotischem Gefühlsdusel mißbraucht! Hier endigt mein Mandat! (Ab.)

Abbé Winterer (allein): Sehr wahr! Die neue, große Ordnungspartei wird über solche deutschthümelnden Späße erhaben sein, oder sie wird nicht sein! Was ist des Deutschen Vaterland? Ein schlecht gereimtes Gedicht ohne alle Gedankentiefe! Die neue große Ordnungspartei, hoffentlich unter meiner Führung, muß mit all den junkerlichen Idealen und verstaubten Begriffen aufräumen . . . Deutschland kann sich zu einem liberalen, antiagrarischen Musterstaat nur entwickeln, wenn es wider die Ostelbier Hülfe und Anschluß bei den mächtigen Nachbarstaaten sucht. Ich schlage Frankreich vor! Denken Sie sich ein Departement Berlin von Nancy aus regiert — was wir für billigen Cognac hierher kriegten, gänzlich zollfrei . . . Welcher Segen! Und die Junker und die Bauern, die nicht gutwillig verhungern wollen, hätte der Herr Präsect sämmtlich nach Neu-Guinea zu deportiren . . . So denken Sie doch ungefähr auch, Graf Eulenburg? Timon d. J.

---

## Dramatische Aufführungen.

Der ungläubige Thomas. Schwank in drei Acten von Carl Laufs und Wilhelm Jacoby. — Ein Millionär a. D. (La cigale chez les fourmis.) Lustspiel in einem Act von Labiche und Legouvé. (Lessing-Theater.)

Director Blumenthal hat nun einen Schwank, der für die Saison ausreichen könnte, der aber einen schweren Fehler besitzt: er ist nicht von ihm. Darum ward seine Première in die Weihnachtswoche, zwischen zwei Duse-Abende, gelegt, und darum ging schon seine erste Wiederholung vor einem, wenn ich schmeicheln will, zu zwei Dritttheilen leeren Hause vor sich.

Herr Wilhelm Jacoby interessirt sich sehr für Pariser Literatur, und so kam es, daß ihm im Laufe des vergangenen Jahres Feydeau's kostbares „Système Ribadier" in die Hände fiel, dessen unübertrefflich komischer, ja genialer zweiter Akt Jacoby's Gemüth bestach. Eilends theilte er, ich weiß nicht, ob mit Quellenangabe, dem Mainzer Lachegott Laufs die prachtvolle Idee mit; der gute, ehrliche Laufs hielt sie wahrscheinlich für noch nie dagewesen und begann auf ihrer festen Basis ein Possenwerk zu zimmern. Es gerieth ihm wohl. Sein „Ungläubiger Thomas" ist Nachguß, ist die Umkrempelung des Systems Ribadier, ganz offenkundig, aber Laufs' Humor wußte die entlehnte Form mit eigenem Wein zu füllen und den Trunk vollmundig zu machen. Ein gefälliger Zufall wollte, daß seine Schöpfung den unfreiwillig-komischen „Anderen" von Paul Lindau ergötzlich persifflirte, daß er just mit dem Problem, daran der Sensationsdramatiker sich schweißtriefend, erfolglos zerarbeitet hatte, ebenso spaßhaft wie gewandt Fangeball spielte.

Laufs Schwank verdient ernst genommen zu werden; es steckt ein respectables, fleißiges Stück Arbeit darin. Die Handlung: Ein unglücklicher Familienvater, von seinen, dem Spiritismus voll und ganz ergebenen Angehörigen zur Verzweiflung gebracht, beschließt, sich für alle Unbill zu rächen und die Wundergläubigen mit ihres eigenen Schwertes Schärfe zu schlagen. Ein occultistisches Werk (Verlag Karl Siegismund, Berlin) belehrt ihn darüber, daß es möglich sei, einem Menschen durch Suggestion alle Erinnerung an seine Vergangenheit zu nehmen. Vom hypnotischen Schlaf erwacht, wird er alles, was ihm bis zu dieser Stunde begegnet, radical vergessen haben: Ehe, Frau, Kinder und sonstige Aergernisse. Auf diese glorioſe Theorie baut Ignaz Döll seinen Plan. Er läßt sich hypnotisch einschläfern und suggeriren, daß die Vergangenheit aus seinem Gedächtniß ausgelöscht sein solle; er täuscht den Magnetiseur und die andächtig zuschauende Gemeinde, und spielt sich als folgsames, sensibles Medium auf. Als aber der unterhaltende Spaß zu Ende geführt und Ignaz Döll, dessen totale Vergeßlichkeit die lieben Angehörigen ungemein belustigt, wieder enthypnotisirt werden soll, da will er nicht, erklärt vielmehr, mit dem vollkommenen Verlust seines Gedächtnisses sehr zufrieden zu sein, und verläßt spornstreichs die Wohnung, um als freier Mann eine Nacht zu durchbummeln.

Der nun folgende zweite Act ist ein hübsches Pendant zum zweiten Act des oben erwähnten Systems Ribadier. Nicht wie der von überwältigender Situationskomik strotzend, nicht so reich an feiner Satire, nicht so unheimlich geschickt gesteigert, aber doch schlagkräftig genug, um den Lacheffekt des schon sehr lustigen ersten Aufzuges zu übertrumpfen. Der Brief eines holländischen Jungfräuleins, mit dem Ignaz Döll in Wien außerehelichen Amüsements nachging, ermöglicht hier einen brillanten Abschluß der tollen Irrungen und Wirrungen. Madame Döll erbricht

das Schreiben, und Herr Ignaz Döll, der sich jetzt als Baron Westermann geberdet, spart zornige Schimpfworte wider den ungetreuen Gatten nicht. Und da 's Girtje in ihrem Billet dem Freunde mittheilt, daß sie zur Zeit im Centralhotel, Zimmer 33, wohne, ertheilt er, Baron Westermann, sich die Mission, Madame Döll's Gemahl von dem gefährlichen Mädchen fern zu halten und — selbst zu ihr zu gehen. Wenn in diesem Act nicht ein äußerst langweiliger und blasser Schwiegersohn in spe sein Wesen triebe, der nachher den Papa Döll entlarven und sein Töchterchen heimführen muß, so verdiente er Lorbeeren. Trotz mancher allzu dick unterstrichener Scherze und vereinzelter geschmackloser Wendungen bedeutet er den Höhepunkt unserer einheimischen Schwankliteratur.

Mit ihm ist aber das Thema auch erschöpft; die Citrone gibt keinen Tropfen Saft mehr her, und nun sieht sich Lauss gezwungen, uns statt der einen erlaubten, grundlegenden Unmöglichkeit deren mehrere zuzumuthen. Er begibt sich ganz auf das Gebiet der Brandon-Thomas-Scherze, die London und neuerdings auch die feinsten Kreise Berlins so über die Maßen ergötzen; er gestattet sich Clownspäße à la Charley's Tante. Denn daß der nicht übermäßig originelle Versicherungsagent Schimmel sich von dem schrecklich witzlosen Schwiegersohn in spe beschwatzen läßt, Döll's Hausjaquet anzuziehen und darin den Papa Döll zu markiren; daß nachher ein alter, auch schon allzu oft dagewesener Jugendfreund aus Sachsen diesen Schimmel für den richtigen Döll, den richtigen Döll aber für einen Schwindler hält; daß zu allem Ueberfluß der eigentliche Baron Westermann, dessen Namen Döll usurpirt hat, Schimmel's Frau verfolgt und Döll nun für seine Sünden büßen muß — alle diese aufgewärmten Possenspäße erwärmen nicht mehr. Lauss hat sich ihrer bedient, um zu füllen; man erkennt das deutlich daran, wie er die ergiebigsten Motive unter den Tisch fallen läßt, nachdem er über den todten Punkt hinaus ist und die, ziemlich nüchterne, Entzauberung des Helden vornehmen kann. Am dritten, am schwersten Act des Schwankes ist, wie hundert Andere, auch Lauss gescheitert, und nur oberflächliche Beurtheiler vermag sein auch in precärster Lage nie den Muth verlierender Humor darüber hinwegzutäuschen.

Nichtsdestoweniger gebührt dem „Ungläubigen Thomas" ein vollgerüttelt Maß ehrlichen Lobes, darf er Dank seiner technischen Qualitäten Anspruch auf ernsthafte und eingehende Würdigung auch an dieser Stelle erheben. Denn wenn der Schwank von heute auch nicht musenhoffähig ist und seine Verfasser deshalb mit Fug von allen denen über die Achsel angesehen werden, die ein oder zwei Jamben- und soziale Dramen daheim im Pult liegen haben: selbst die Gestrengsten und Literarischsten können bei Lauss über das Wie der Mache lernen. Er ist kein Künstler, nur ein Kunsthandwerker, gewiß. Aber zur Zeit der Blüthe deutschen Gewerbes entwickelte sich der Künstler immer erst aus dem Handwerker, und auch um unsere Dramenindustrie stünd' es wesentlich besser, wollten die jungen Autoren die Regeln des Handwerks studiren, ehe sie sich Künstler nennen.

Labiche's letzte Arbeit, die stimmungsvolle Blüette „Une cigale chez les fourmis", ging der Lauss'schen Tollheit voran und verbreitete im Theater die behaglich frohe Temperatur, deren just eine Posse bedarf. Else Lehmann debütirte in der Rolle des anmuthigen Rentiertöchterleins Henriette. Ich hätte sie gern etwas weniger derb und zielbewußt, dafür etwas mehr mädchenhaft gesehen; ein so ausgezeichnetes Frauenzimmerchen wie das Kind der Ameise Chameroy muß auch beweisen, daß sie nicht die Landpomeranze ist, für welche man sie ausgibt. Die lebensfröhliche und lebenskundige Grille, die unversehens ins Haus der philiströsen und sparsamen Ameisen kommt und sie die hohe Kunst des Geldausgebens lehrt, spielte Reicher mit gutem Gelingen, wenn auch in den Schlußscenen zu kühl, zu gesucht elegant. Warum wohl der ansprechende Titel des Scherzes in einen Kalauer Blumenthal'schen, d. h. alten Gepräges umgewandelt werden mußte?!

---

## Neues von Franz Stuck.

Franz Stuck ist ein Götterliebling. Ihm ist vergönnt, überall die reifen Früchte von den Bäumen zu schütteln, die vordem, durch rauhe Frühlingsstürme hindurch, haben zum Keimen gebracht werden müssen. Er steht mit dreißig Jahren auf einer Sonnenhöhe der Kunst und — des Ruhmes, die Gleichbegabte oft mit sechzig Jahren noch kaum erklimmen durften. Und er ist vielleicht derjenige unter unseren jüngeren Künstlern, der die beste Zukunft für sich hat.

Jetzt wird uns, zu Weihnachten, ein Publikationswerk auf den Tisch gelegt, das des jungen Meisters bisheriges Schaffen mit ungefährer Vollständigkeit reproducirt, und das dadurch die Persönlichkeit des Künstlers wie in einem Brennspiegel vor uns erglühen läßt.*) Ein Text ist dazu geschrieben von dem Stuck-kundigsten Manne der jungen Schriftstellerwelt, von dem phantasie- und temperamentverwandten Otto Julius Bierbaum. Die Reproductionen umfassen nicht bloß Gemälde und plastische Arbeiten, sondern auch Holzschnitte, Radirungen und Zeichnungen. Sie geben die Originale trefflich wieder, und wo Farben angewendet wurden, ist dies in geschmackvoller und tactvoller Weise geschehen. Außerordentlich dankenswerth sind die zahlreichen Wiedergaben Stuck'scher Aktstudien in Röthel: sie vermitteln uns nicht bloß die unmittelbarsten Natureindrücke in ihrer ganzen Frische und stählernen Kraft, sondern sie zeigen uns auch, aus welch solidem Arbeitsgrund dieser jetzt so leichtschaffende Künstler hervorgesprossen ist. Echt stuckisch und stimmungsvoll ist auch der Einband: auf schwarzem Grunde dieser quadratische Goldblock mit dem Namenszuge des Künstlers in stilvoll ausgeschnittenen Buchstaben, und darüber, langschwänzig und streckatzig, die geschmeidig ruhende Sphinx mit ihrem unverkennbaren Stuck-Profil unter der ägyptischen Haube.

Indeß es gibt auch einiges zu mäkeln, und ich würde es für unrecht halten, dies zu verschweigen. Zu beginnen ist gleich mit dem vorangestellten Stuck-Bildniß von Lenbach. Es zeigt die Grenze des großen Porträtisten so deutlich wie nur wünschenswerth: dieses manchmal fast zur Schablone gewordene Hinarbeiten auf einen pittoresken Eindruck, diesen gewaltsamen und vergewaltigenden Charakterisirungsdrang, der das stille Hinhorchen auf die intimen Individualitätszüge zu ertödten vermag. Dieser spanische Jüngling mit dem Togamantel, das ist nicht mehr der protzig-frische und naiv-selbstbewußte bayerische Bauernsohn Franz Stuck, das ist ein von Lord Byron behexter moderner Grande in effectvoller Lenbach-Beleuchtung. Warum hat man nicht ein Stuck'sches Selbstbildniß das Werk eröffnen lassen?

Zu rügen ist ferner die Auswahl von Reproductionen nach den „Fliegenden Blättern". Sie ist doch gar zu unkritisch geschehen. Mancherlei Einfälle, Beobachtungen und Schnurren werden uns da in Großquart-Format wieder vorgetischt, die weder besonders witzig, noch besonders gut, noch besonders kennzeichnend sind. Man sieht es ihnen an, daß der junge Künstler sich gerade einmal in Geldverlegenheit befand und nun das erste Beste hinhaute, das ihm in den Sinn kam. Manch Köstliches müssen wir dagegen vermissen oder in kleinen Dosen genießen.

Endlich der Bierbaum'sche Text! Er hat viele Vorzüge: Frische, Phantasie und Wärme der Hingabe. Aber ich vermag nicht, ihn unbedenklich zu finden. Zunächst scheint mir der Ton nicht getroffen: er ist nicht monumental genug für ein so monumentales Werk. Ich meine nicht, daß Bierbaum hätte schreiben sollen wie ein deutscher Professor oder wie ein beförderungslustiger Privatdocent. Aber er mußte das gar zu Feuilletonistische meiden, das Zufällige, Vorüberschwirrende, Launenhafte. Das Ganze macht den Eindruck, als ob es nicht nach einem durchgearbeiteten Plane, sondern auf gut Glück geschrieben wäre. Aber wenn das „gut Glück" nur einmal sich nicht hold erweist? Dann kommen Querheiten und Unzulänglichkeiten und Geschmackwidrigkeiten in ein Werk, die dessen reinen Genuß bedauerlich trüben. Ich sage dies Bierbaum aufrichtig heraus, weil ich ihn ganz ungewöhnlich schätze und für sehr entwickelungsfähig halte, und weil ich deshalb nicht wünsche, daß er sich einreden möge, eine gewisse Art von Lüderlichkeit sei etwas besonders Modernes oder gar Geniales. Ich schätze den Improvisationsstil dort, wo er hingehört. In dieses Buch aber gehört er ganz und gar nicht hin, und das Ganze hat darunter zu leiden. Und so sei es denn unumwunden vermerkt: Stuck's Persönlichkeit ist in dieser Textabfassung nicht so greifbar und concentrirt herausgekommen wie sie herauskommen mußte. Durch tändelndes Spazierengehen und gelegentliches lyrisches Verweilen sei alles Einzelne auch noch so empfunden und schön herausgekommen, wird es niemals gelingen, eine Künstlerindividualität an ihren Saugwurzeln zu fassen und organisch aus ihrem angestammten Erdreich vor uns erwachsen zu lassen. So fein daher auch Bierbaums Organe gestimmt sind für die liebevolle Aufnahme der einzelnen Stuck'schen Schöpfungen, ich muß ehrlich gestehen, daß ich nicht weiß, ob er ihn an seinem innersten Kernpunkt fest und unentreißbar gepackt hat. Sonst könnte er ihn, meiner Ansicht nach, weder in vielem so sehr überschätzen, noch in vereinzelten Fällen so übel herunterputzen.

Bierbaum nennt an einer Stelle Stuck „den immer Paradoxen". Ich wüßte kaum ein Wort das unzutreffender für diesen geradlinigen, wie ein Urgranit sich aus der Muttererde heraufarbeitenden Künstler wäre. Stuck steht in unserer Zeit da wie eine klingende Memnonsäule neben einem von Bülow geleiteten vielstimmigen Orchester. Er hat von unserer Cultur nur das Allernothwendigste in sich aufgenommen. Er wurzelt fest und unverrückbar im Primitiven. Er ist ein Künder aus der Menschheit Kindertagen.

Dabei ist er keineswegs ein träumender und nebelhafter Germane, wie Munch etwa mit seiner grenzenlosen Verachtung gegen jegliche feste Form, sondern in seiner Kunst steckt ein keltisch-romanischer Rassezug mit dem Instinkt für die wohlthätige Gebundenheit an einfache beherrschende Formgesetze. Fast jede seiner Compositionen läßt sich auf feste lineare Elemente und geometrische Verhältnisse zurückführen, und nicht zuletzt findet deren reizvoll klare Uebersichtlichkeit hierin ihre Erklärung. Stuck liebt nicht im Mindesten das Wirre, Krause, reich Nüancirte oder zart Verfeinerte. Klare, geschlossene Massen bewegt er gegen einander. Himmel, Wasser und Erde sind streng geschiedene Reiche und fließen nicht in einander über. Es genügt zu ihrer Wiedergabe die simpelste Andeutung, wie auf jenem Bilde der Nymphenverfolgung, wo ein gelber Streifen den Strand, ein tiefblauer Streifen das Meer und ein graublauer Streifen den Himmel markirt. Das Bild „Es war einmal" ist, vermuthlich nach dem Verhältniß des goldenen Schnittes, in eine untere dunkelgrüne (Rasen-) Fläche und in eine obere orangegelbe (Abendhimmel-) Fläche geschieden; nur seitlich durchbrechen einige dunkle Bäume, und in der Mitte die helle, sich zum Froschprinzen herabbeugende Prinzessin die strenge Anordnung. Selbst auf einem so ganz in lauschige Dämmerstimmung getauchten Naturstück, wie der wundersam poetische „Forellenweiher", zeigt die Grundanlage ein geometrisches Eintheilungsprincip: das größere untere Rechteck ist für Buschwerk und Weiher, das kleinere obere für den weißlichen Himmel bestimmt; dahinein ist unten der Teich in Form eines Kreissegmentes gelegt, während oben der durchscheinende Tag gegen das überragende Baumdickicht durch eine Diagonallinie abgegrenzt wird. In-

*) München, Dr. E. Albert & Co.

des wird dieses mathematische Gerippe nur dem kalt analysirenden Verstande sichtbar. Kunst und Empfindung haben alles gethan, es dem genießenden Auge zu entrücken. Doch halte ich die Constatirung dieser Verhältnisse für wichtig, weil uns dies in die Structur der mit rudimentären Größen und festen Proportionen arbeitenden Phantasie des Künstlers einen aufschlußreichen Einblick thun läßt.

Für Stuck's kunstgeschichtliche Würdigung ist dieses Ergebniß nicht unwichtig. Die älteste Kunst ging bekanntlich bei ihren ornamentalen Bestrebungen zumeist von geometrischen Figuren aus — und dieses ornamentale Bewußtsein der archaischen Künstler scheint in Stuck wiedererwacht zu sein und seinen künstlerischen Charakter wesentlich zu bestimmen. Gewiß, er hat auch Berührungen mit dem impressionistischen Naturalismus und mehr noch mit der modernen Phantastik, wie sie etwa von Böcklin und Klinger repräsentirt wird. Aber er ist doch seiner eigentlichen Natur nach ein Stilist, und zwar, gleich jenen archaischen Künstlern, mit hervorstechenden ornamentalen Neigungen. Dadurch legt er auch seinen ausschweifendsten Einfällen von vornherein ein festes Zügelband an. Ich glaube, daß die frühe Schulung in decorativen Arbeiten, die Stuck genossen hat, mit einem in seinem Blut schlummernden Urtrieb zusammengetroffen ist und sich in organisch-glücklicher Weise verbunden hat. Betrachte ich Stuck's Kopf, so überrascht mich darin, von der darin wohnenden Vitalkraft abgesehen, der massive Bau und die hartkantige Form, dazu eine gewisse hieratische Feierlichkeit des Ausdrucks (durch die nur zuweilen der moderne Schelm hindurchblitzt). Dieser Kopf ist wie das Broncewerk eines reif-archaischen griechischen Meisters, in dem noch altorientalische Einflüsse leise nachklingen: z. B. die dicken Lippen, die geradezu etwas Aegyptisches oder auch Assyrisches haben. Und etwas von ägyptisch-assyrischer Feierlichkeit und Formenstrenge geht durch Stuck's ganze künstlerische Anschauungen und künstlerische Leistungen.

Hierzu gesellt sich indes ein zweiter, schier entgegengesetzter und doch organisch-verwandter Zug: eine Art barbarischer Wildheit, die das Blut in stürmischen Stößen durch die Adern jagt und zu heißer Wollustbefriedigung und lachender Lust an fremdem Leid treibt. Diese absolute Sentimentalitätlosigkeit, die bis zur Mitleidlosigkeit geht, und die aus schwellender Lebenskraft und Drang nach ungehemmter Lebensbethätigung quillt, ist das andere Erbe, das Stuck aus der Menschheitswiege empfangen hat. Die primitiven und organischen Regungen der Thiermenschnatur, die in uns Anderen so vielfach gebrochen und abgeschwächt worden sind, sind bei Stuck ungebrochen und in jugendlich funkelnder Kraft vorhanden. Er hat, wenn ich so sagen darf, etwas Kentaurenhaftes in seinem Naturell. Ich muß, wenn ich ihn vor mir sehe, immer an das Nietzsche'sche Wort denken, das wie eine Prophezeiung auf ihn erscheint: „Lachende Löwen werden kommen."

Als ein lachender Löwe hat Stuck so manche seiner Bilder gemalt: den Kentauren, der den Hirschmenschen durchpfeilt; den andern Kentauren, der in blinder Brunst an dem blonden neckischen Kentaurenweibchen vorbei jagt; den geilen Satyr, der wie ein Kater die Katze, die schreiend forteilende Nymphe verfolgt; die kämpfenden Faune, die mit den Hornköpfen widereinanderstoßen und dabei wie ein paar bayrische Boxer die Fäuste ballen; selbst auch den Paradiesesengel, der so gar nichts von der traditionellen weiblichen Holdseligkeit an sich hat, sondern als ein stämmiger Bursch vor uns steht gleich dem Donatello'schen St. Georg. Ferner gehört dahin Stucks fast kindliche Freude an schwellender Muskelkraft, wie beim löwenwürgenden Samson, und an athletischer Durchbildung des jugendlichen Manneskörpers wie beim „Sieger" und bei seiner vielbegehrten Broncestatuette. Selbst solche verblüffende Geschmacktosigkeiten wie der kopflos daliegende todte Orpheus sind auf diesen Grundzug seines Temperamentes zurückzuführen.

Ich breche ab. Denn es liegt mir nicht daran, eine erschöpfende Charakteristik Stuck's zu bieten. Sondern ich wollte bloß die Basis aufweisen, auf der sich meiner Ansicht nach der konstructive Aufbau dieser fremdartigen Künstlerpersönlichkeit erheben müßte.

Franz Servaes.

---

# Notizen.

Moment-Wörterbuch. (Berlin, Trowitzsch & Sohn.) Ein Handbuch der deutschen, englischen, französischen und italienischen Sprache in einem Band — eine wahre lexicographische Musterleistung, die unsere aufrichtige Bewunderung erregt. Als System ist sehr einfach und sinnreich das durchlaufende Alphabet zu Grunde gelegt, so daß wir also wirklich momentan viersachen Aufschluß finden, z. B.: Haus; house, building, lodging, family; maison, bâtiment, logis, famille; casa, magione, famiglia und zum Rückübersetzen bei jedem dieser Worte wieder dasselbe in veränderter Reihenfolge. Wohlgezählte zwölf Wörterbücher sind also bequem in eines zusammengedrängt — für Zeitungslesen, Reisende, überhaupt für jeden im geistigen oder practischen Leben Stehenden ein wahrer Schatz. Druck, Papier und das handliche Format verdienen alles Lob.

Friedrich Theodor Vischer. Vortrag von Theobald Ziegler. (Stuttgart, G. J. Göschen.) Der Schwabe widmet dem Schwaben eine feinspürige Charakteristik, die uns den Menschen, den Aesthetiker und den Dichter bestens aus Abstammung, Heimath, Entwickelungsgang und Milieu erklären hilft. Dabei erfahren wir manches Neue, denn Ziegler war als Tübinger „Stiftler" des jungen Professors Vischer Hörer, und die vielen Ecken und Schrullen des knorrigen Mannes, der im Grunde eine tragische Natur war, findet hier pietätvolle Entschuldigung. Sehr zutreffend wird Vischer als Redner charakterisirt: „Vischer, der freilich ein Meister der Sprache war und oft fast fischartisch souverän damit schaltete, hatte sich eine gewisse wichtignehmende Manier des Redens angewöhnt, die uns stockend, mühsam vorkam . . . Er sah sich sozusagen beständig über die Schulter, sah sich beim Reden selber zu, ob er es auch gut mache; namentlich auf ganz bestimmte Ausdrücke und Wendungen legte er Gewicht, und daher kam es ihm darauf an, diese am richtigen Ort anzubringen und damit zu wirken. Das nahm dann seiner Rede die Freiheit und vor Allem die Einfachheit und Natürlichkeit des guten Redners und gab ihr etwas Reflectirtes, Gequältes, Gesuchtes, er nahm es wirklich zu ernst damit, er markirte zu viel, er unterstrich im Reden — im künstlich Reflectirten ging die Natur, ging vor Allem das Schlichte und Einfache verloren." Ziegler schließt „nicht mit dem entschuldigenden Wort: es muß auch solche Käuze geben, sondern mit dem Wunsch: möge es Deutschland nie an solchen Männern fehlen!"

Heitere Erzählungen von Karl von Heigel. (Berlin, Gebr. Paetel.) Drei Humoresken: ein lustiger Redoutenscherz, eines reichen Ehepaars Flucht vor dem Mammon, ohne den es aber nicht allzu lange geht, und das heitere Urbild seiner früher in's Tragische hinübergespielten älteren Novelle: „Die Veranda am Gardasee" — alles flott erzählt, munter und anspruchslos, eine liebenswürdige Unterhaltung und heitere Erholung.

Novalis (Friederich v. Hardenberg). Eine biographische Charakteristik von Just Bing. (Hamburg, Leopold Voß.) Endlich wieder einmal eine erfreuliche literarhistorisch-ästhetische Monographie ohne philologische Akribie und ohne Lesartenkram, einfach, sachlich, aber in die Tiefe steigend, wo das reine poetische Gold liegt, und einem wunderlichen, aber echten Dichter und Träumer nachempfindend und ihn ganz wieder zum Unsrigen machend. Der fromme Novalis war eine reine, aber schon etwas decadente Erscheinung, für die wir gerade heute etwas mehr Verständniß mitbringen. Bing ist der rechte Führer in die süßen Mysterien dieser eigenartigen Individualität.

Das Mittelalter. Herausgegeben von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, Hch. Schmidt und Carl Günther.) Es ist ein bekannter Freund, der uns aus dem reichen Bilderschmucke dieses Prachtwerkes grüßt: die archäologischen Bücher des Bibliophile Jacob (Paul Lacroix), wie sie Firmin Didot in Paris in den letzten dreißig Jahren herausgegeben hat. Der Leipziger Verlag war aber wohlberathen, als er Lacroix's stellenweise dilettantischen Text einem deutschen Gelehrten zur Neuherausgabe unterbreitete, dessen tiefes Wissen auf dem Felde der Culturgeschichte des besten Rufes sich erfreut. Unter seiner Feder ist die Arbeit des Franzosen fast ein ganz neues Werk geworden, durch und durch deutsch und wissenschaftlich, aber doch nicht langweilig und pedantisch. So erfreuen wir uns denn des unvergleichlichen Bilder- und zumal Miniaturenmateriats, das meist aus den reichen Schätzen der Pariser Nationalbibliothek gezogen wurde und in Deutschland wenig bekannt ist. Hoffentlich liegt das Werk bald vollständig vor und folgen die übrigen Lacroix-Bände, besonders das 18. Jahrhundert und das Directoire, alsdann nach.

Aus dem Reiche der Frau Musica. Von August Lesimple. (Leipzig, Carl Reißner). Der Verfasser ist ein ehemaliger Buchhändler und alter Musikliebhaber, der mit Richard Wagner und anderen großen Componisten auch persönlich befreundet war. Ein anspruchsloser Nachtrag zu seinen Erinnerungen sind also die vorliegenden zehn Skizzen, bei denen uns der warmherzige Vortrag am meisten besticht. Er plaudert anmuthig über Mozart, Rossini, Meyerbeer, Kapellmeister Guhr, Schumann, Zöllner's Faust u. A., feiert auch den Kölner Tenoristen Emil Götze — vorsichtigerweise schreibt er das Datum: 1890! — und erzählt von seinem Freunde Heinrich Dorn, der ihn sogar einmal besang:

„Magst Du Dich auch einfach nennen,
Müßtest dennoch Du bekennen,
Daß kaum passend Dir der Stempel
Eines wirklichen Lesimple."

Von Gerhart Hauptmann's Traumdichtung „Hannele" ist bei S. Fischer in Berlin eine illustrirte Ausgabe erschienen, wir glauben aber nicht, daß es als Weihnachtsbuch viel gekauft wurde, denn dazu sind die Skizzen von Julius Exter mit allen ihren barocken Geschwacklosigkeiten und Verzeichnungen doch nicht einladend genug. Meister Uhde selbst, dem das Drama nachempfunden ist, hätte es illustriren sollen. Davon abgesehen, ist uns eine Lectüre lieber, als eine Bühnendarstellung, die allen Schmelz von der poetischen Schöpfung abstreifen muß, besonders wenn das 14jährige Kind, wie in Berlin und Wien, von stark angejahrten Damen gegeben wird.

---

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

# Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

## Abonnement
auf das
**I. Quartal 1894.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer 52 schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

---

## Deutsche Kulturbilder
aus sieben Jahrhunderten
von **Dr. Julius Bintz.**
2 Bände 5 *M*.
**Otto Meissner, Verlag in Hamburg.**

---

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,**
Hohe Bleichen 34.

Soeben erschienen:

## Novalis.
(Friederich von Hardenberg.)
Eine biographische Charakteristik von
**Just Bing.**
*M* 4.—, geb. *M* 5.—

---

Die
## Philosophie des Metaphorischen
in Grundlinien dargestellt von
**Alfred Biese.**
*M* 5.—, geb. *M* 6.—

---

**A. Gerloff** in **Nauen** bei **Berlin.**

### Grosse Ulmer Geld-Lotterie
16. Januar u. folgende Tage. Gesammtgew. **342000** Mk., **3180** Geldgew., Hauptgew. **75000** Mk. 1 Originalloos **3** Mk., ½ Anth. **1,75** Mk., ¼ **1** Mk.

### Grosse Brandenburger Pferde-Lotterie
6. Januar. Gesammtgew. **11500** Mk., Hauptgew. **2500** Mk. = 1 Wagen mit 2 Pferden und 8 Reitpferde. 1 Originalloos nur **3** Mk.

### Grosse Geld-Lotterie
25. Januar. Gesammtgew. **116000** Mk., **8073** Geldgew., Hauptgew. **30000** Mk., **2** à **10000** Mk. u. s. w. 1 Originalloos nur **3** Mk., ½ Anth. **1,75** Mk., ¼ **1** Mk. (für 3 Ziehungen gültig).
**1** Mk.-Loose und Anth. je **11** Stück für **10** Mk., auch gemischt.

---

Soeben erscheint in unserem Verlage:

# Die Million.

## Roman
von
## Theophil Zolling.

**Vierte Auflage.**

Zwei Theile in einem Bande. 32 Bogen 8°.
**Preis geheftet Mk. 6, elegant gebunden Mk. 7.**

Wie Freytag's „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich großartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Culturgemälde stimmungsvoll ein, und daran schließen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Streik und Boykott, Sozialistenversammlung, Falliment und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Circus bringen bunte und heitere Scenen in die spannende Handlung, und die nüchterne Zahlenwelt schließt auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

**Verlag der Gegenwart.**
**Berlin W 57.**

---

**Verlag von Benno Schwabe in Leipzig.**

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## WILHELM SOMMER.
## Elsässische Geschichten.
2 Bände. 72 Bogen 8°.
Brosch. M. 8.—; eleg. geb. M. 10.80.

Dieselben haben in der gesammten deutschen Presse die anerkennendste Beurtheilung gefunden.

---

Soeben erschienen:

## Leipziger Philosophen.
Porträts und Studien aus dem wissenschaftlichen Erben der Gegenwart.
Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert von **Dr. Moritz Brasch.**
XXVIII, 371 Seiten. Vornehm ausgestattet.
**Preis des Werkes M. 4.—; eleg. geb. M. 5.20.**
**Verlag von Adolf Weigel, Leipzig, Wintergartenstraße 4.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

Bestellungen auf die

# Einbanddecke

zum XLIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

3 0112 062051195